THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
GEG
v.51-52

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

**Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

AUG 11 1979

AUG 24 1979

L161—O-1096

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/gegenwartwochens5152unse

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift

für

## Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

**Theophil Zolling.**

Einundfünfzigster Band.
(Nr. 1—26.)

Berlin 1897.
Verlag der Gegenwart.

# Register.

## Einundfünfzigster Band.

### 1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.


Seite

Der Anarchismus. Von Eduard von Hartmann . . . . 2
Der slavische Zug nach dem Westen. Von Arthur Dix . . . 33
Unser Juristendeutsch. Von Lector . . . . . 37
Die National-Socialen. Von Hermann Sachtler . . . . . 49
Die Lage in Oesterreich. Von Austriacus . . . . . 65
Zur württembergischen Verfassungsreform. Von Eduard Engels 81
Die Coulissen der Socialdemokratie. Von Nestor . . . . . 97
Türkische Reformen. Von Spectator . . . . . 113
Die deutsche Flotte vor Kreta. Von Nauticus . . . . . 145
Der Angriff auf die Universität . . . . . 161
Die Sicherheit von Constantinopel. Von Rogalla von Bieberstein . . . . . 193
Die Kampfmittel gegen die Socialdemokratie. Von Eduard von Hartmann . . . . . 209
Die Auflösung der Provinz Posen. Von Kurd von Strantz . 225
Die Organisation des Handwerks und Kleingewerbes. Von Benno Hilse . . . . . 241
Beamtenbesoldungen. Von P. Asmussen . . . . . 257
Der Kampf um Asien. Von N. Syrkin . . . . . 305
Die Krise in Oesterreich und das föderalistische Programm. Von Julius Patzelt . . . . . 321
Die National-Socialen. Von F. Goldenbaum . . . . . 337
Die Eidesfrage. Von Professor Fr. Thudichum (Tübingen) . 387
Der griechisch-türkische Krieg. Von R. von Bieberstein . . . 401


### 2. Naturwissenschaftliches und Medicinisches.


Das Unerkennbare. Von Ludwig Büchner . . . . . 4
Entdeckungen der Himmels-Photographie. Von Wilhelm Stoß 6
Zur Oekonomie des Lebens. Von Paul Müller (Wien) . . 35
Die Verflüssigung der Luft. Von Wilhelm Stoß . . . . . 100
Die Beulenpest. Von Dr. med. Richard Drews . . . . . 131
Cuvier in Deutschland. Von Gottfried Zielsdorff . . . . 134
Drei Briefe von Emil du Bois-Reymond. Mitgetheilt von Adolph Kohut . . . . . 148
Volksheilstätten für Lungenkranke. Von Dr. med. Georg Liebe 181
Ueber Blutvertheilung im thierischen und staatlichen Organismus. Von Ludwig Büchner . . . . . 212
Das Wesen der Röntgenstrahlen? Von L. Mann . . . . . 290
Zur Bekämpfung der Decadence. Von R. von Lendenfeld . 308


### 3. Vermischte Aufsätze.


Zur Frage der Schnellfeuergeschütze. Von R. von Bieberstein 17
Die akademische Frau. Von A. v. H. . . . . 18
Die Erscheinungen der Seele. Von Rudolf Kleinpaul . . . 22
Volkshochschulen. Von Wilhelm Rein . . . . . 51
Aus den Memoiren des Bundesrathes. Von J. Müller-Hornung . . . . . 55
Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit. Von Carl J. Plagge . 67
Vom heiligen Rußland. Von Karl Waidenhammer . . . 84
Zu Melanchthon's 400. Geburtstag. Von Max Fleischmann 101
Aus den geheimen Acten des Rheinbundes. Von Hans Gerstenbergk . . . . . 115
Die Effectenbanken. Von Midas . . . . . 129
Aus der Schleswig-Holsteiner Geheimgeschichte. Von J. Müller-Hornung . . . . . 146
Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes. Von Lector . 163
Das Wiener Kriegsarchiv über 1866. Von G. F. Brandl . . 178
Ein socialistisches Experiment. Von Paul Ernst . . . . . 194
Die Natur und die Frauen. Von Bianca Bobertag . . . 197
Elektrische Hauptteisenbahnlinien. Von W. Berdrow . . . . 227
Anarchistische Ethik. Von Hans Schmidkunz . . . . . 243
Die antike Humanität. Von Eduard von Hartmann . 245. 265
Gegen die schriftstellernden Officiere. Von v. S. . . . . 258
Nordisches Studententhum. Von Wilhelm Bolin . . . . . 259
Ländliches Bildungswesen. Von Hugo Böttger . . . . . 273
Ueberbürdung und Ermüdung. Eine Schulfrage. Von Lector 275
Sollen wir unsere Cavallerie vermindern? Von einem preußischen Stabsofficier . . . . . 289
Aus alten Familienerinnerungen . . . . . 298
Zur Universalgeschichte des Glaubens. Von August von Amsberg . . . . . 323
Ehrendoctoren und andere Mißbräuche. Von Jacob Mähly . 338
Der Mißbrauch der Statistik. Von Arthur Dix . . . . . 353
Der Respect vor dem geschichtlich Gewordenen. Von P. Chr. Elsenhans . . . . . 354
Bimetallistische Utopien. Von Justus Ichenhaeuser . . . . 369
Die Wiener Frauenarbeitsenquête. Von Paul Ernst . . . . 371
Idealismus und Positivismus. Von Ludwig Büchner . . . 373
Wolff und Reuter. Von Paul Dehn . . . . . 385
Der Rückgang der französischen Bevölkerung. Von F. Schotthoefer . . . . . 386
Die neuesten Wandlungen der Judenfrage. Von S. Lublinski 403


### 4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.


Wie man es macht! Humoreske von Ernst Clausen . . . . 12
Die Nachbarn. Von Alfred von Hedenstjerna . . . . . 29
Die Schwester. Von D. Staack . . . . . 43
Die Majestätsbeleidigung. Von Gustav Beßmer . . . . . 58
Welt-Geheimniß. Von Friedrich Roeber . . . . . 77
Der Heilige. Von Domenico Ciampoli . . . . . 88. 105
Die „Fram" in der Polarnacht. Von Fridtjof Nansen . . 123
Was ist Liebe? Von Potapenko . . . . . 139
Bei einer Tasse Kaffee. Von Emilia Pardo-Bazán . . . 155
Das Ende. Von Carol Weiß . . . . . 171
Kaiser Wilhelm I. Zum 23. März 1797—1897 . . . . . 177
Sommerregen. Von D. Staack . . . . . 187
Sein Ehrentag. Von H. v. Beaulieu . . . . . 204
Hoheit in Nöthen. Von Gustav Bessmer . . . . . 218
Die hübsche Anna. Von Alfred von Hedenstjerna . . . . 236
Ostern. Von Friedrich Roeber . . . . . 244
An gebrochenem Herzen. Von P. Haun . . . . 251. 268. 282
Einmal im Jahr. Von Anton Tschechow . . . . . 301
Allarm! Von Armand Silvestre . . . . . 315
Das Kind. Von Alfred von Hedenstjerna . . . . . 332
Die schwarze Perle. Von Léon Tinseau . . . . . 347
Wenn das Licht verlöscht. Von Lars Dilling . . . . . 362
Der Kummer. Von Anton Tschechow . . . . . 378
Ein modernes Mädchen. Von Gyp . . . . . 395
Der Ehefeind. Von Charlotte v. Schöler . . . . . 410
Aus der Hauptstadt: Von Caliban: Der Rückzug der oberen Zehntausend 13. Die Freiherren des Cartells 45. Platt-Deutschland 60. Die rothe Klappe 90. Gomorrhaglanz 125. Bravo links 140. Bei festlicher Beleuchtung 156. Edle und Unfreie 172. Die Hundertjahrfeier 189. Vergessenes Vergessen 237. Glückwunschmacher 253. Der todte Punkt 316.


278693

Seite

Reibenstein 333. Caprivi's Gespenst 349. Aristophanes wider Willen 380. Tausch als Erzieher 397. Hans im Glück 412.
— Von Timon d. J.: Der Streik der Börsen-Jobber 30. Bismarck-Bohlen's Hochzeit 77. Das Flotten-Manöver 220. Die neue Odyssee 270. Die Höllenmaschine 284. Ein vaterlandsloser Hallunke 302. Die politische Polizei 364.
— Von Prinz Vogelfrei: Jubelfeier 1. Zurück auf die Schanzen! 108. Kanzlers Geburtstag 206.

### 5. Literarische Aufsätze.

#### a. Essays.

Richard Wagner und Georg Herwegh. Mit ungedruckten Briefen von Wagner, Herwegh, König Ludwig II. ꝛc. Von Theophil Zolling . . . . . 8. 26
Von Spielhagen's Kunst. Von Arthur Goldschmidt . . . 23
Alexander Dumas fils als Moralist. Von A. Brunnemann . 39
Dichtende Berliner Studenten. Von Arthur Elvesser . . . 42
Wilhelm Jordan. Von Ludwig Klages . . . . . 68
Dante's Spuren in Italien. Von Emil Kurzbauer . . . . 72
Ein Professor und Journalist. Von Wilhelm Brandes . . 75
Eduard von Hartmann's Kategorienlehre. Von Arthur Drews . . . . . 86. 103
Ein deutscher Humorist. Von Emil Kurzbauer . . . . . 121
Gottfried Keller in seinen Briefen. Von Hans H. Huber . . 150
August Bungert. Ein Sendschreiben an ihn von Josef Schrattenholz . . . . . 166
Arno Holz und sein neues Drama. Von Franz Servaes . . 183
Erinnerungen an Emil Rittershaus. Von Karl Stelter . . 202
Ein Jesuit als Romanschriftsteller. (Pater Coloma.) Von Felix Poppenberg . . . . . 216
Daniel Sanders. Von Friedrich Düsel . . . . . 234
Gustav Flaubert's Briefe. Von A. Brunnemann . . . . . 262
Julius Sturm. Von A. Tielo . . . . . 280
Die Aesthetik des Tragischen. Von Paul Seliger . . . . 294
Die Tagebücher der Brüder Goncourt. Von A. Brunnemann 310
Gustav Theodor Fechner als Humorist . . . . . 312
Das literarische Jung-Wien. Von Gustav Gugitz . . . . . 325
Isolde Kurz. Von Karl Bienenstein . . . . . 328
Kabbalistische „Faust"-Forschung. Von F. A. Loubier . . . 343
Ferdinand Gregorovius und die Gräfin Lovatelli. Von Otto Stoeßl . . . . . 346
Neues von Grillparzer, Raimund und Bauernfeld. Von Max Speier . . . . . 355
Gustav Renner. Von A. K. T. Tielo . . . . . 359
Der „kunterbunte" Liliencron. Von Franz Servaes . . . 375
Zur Religionsphilosophie. Von A. v. H. . . . . 392
Ein Vorbild der Versunkenen Glocke. Von Sigmar Schultze . 406
Pierre Loti als Pilger. Von Paul Remer . . . . . 408

#### b. Bühne und Bühnenkritik.

Alte und neue Schauspielkunst. Von Theodor Lessing . . . 340
Zu Emanuel Reicher's Wiener Gastspiel. Von Alfred Neumann . . . . . 390
Dramatische Aufführungen: Jenseits der Liebe (Stratz) 15. Der lange Preuße (Stratz) 15. Der Frauenjäger (Feydeau) 15. Marcelle (Sardou) 15. Wer war's? (Philippi) 47. Jedem das Seine (Kanzler-Fischer) 47. Harakiri (Kempner-Hochstädt) 47. Der Schuß (Presber) 47. Frau Lieutenant (Ferrier-Mars) 62. Wiederkehr (de Curel) 62. John Gabriel Borkman (Ibsen) 93. Amants (Donnay) 94. Meerleuchten (Ganghofer) 127. Vor der Ehe (Hans L'Arronge) 127. Das Ordensband (Feydeau-Desvallières) 127. Die Zeisige (Heinemann) 127. Der Sohn des Khalifen (Fulda) 157. Der Gymnasialdirector (Zabel-Bock) 174. Mutterrechte (Weber) 174. Hairan (Wilbrandt) 174. König Saul (Haustein) 207. Tropenkoller (Fischer) 207. Der

Seite

Herr Abbé (Meilhac-St. Albin) 207. Associés (Gandillot) 207. Die Athenerin (Ebermann) 222. Willehalm (Wildenbruch) 223. Kinder der Bühne (Hoyer) 223. Trilby (Potter) 254. Seine officielle Frau (Jesnitzer) 255. Am Ende (Ebner-Eschenbach) 319. Grete's Glück (Marriot) 319. Die Brüder (Lindau) 319. Vaterfreuden (Hirschberger-Klitscher) 319.

#### 6. Bildende Künste.

Die Wereschtschagin-Ausstellung. Von Fritz Stahl . . . . 92
Bilder von Baluschek, Brandenburg und Ury. Von Franz Servaes . . . . . 110
Ueber die Ergänzung von Antiken. Von Johannes Gaulke . 117
Muncácsy und sein letztes Bild. Von Franz Servaes . . . 142
Louis Corinth und die „XI". Von Franz Servaes . . . . 158
Die Großproduction in der Kunst und das Concurrenzunwesen. Von Bildhauer Johannes Gaulke (Berlin) . . . . . 169
Berliner Architektur. Von Joh. Gaulke . . . . . 190
Die Berliner Akademie. Von Fritz Stahl . . . . . 198
Das Zeichnen nach Gyps. Vierzehn Künstler-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, L. Knaus, Johannes Schilling, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, F. v. Defregger, Wilh. Busch, A. Fitger, Hans Thoma, Max Liebermann u. A. . . . . 200
Das Zeichnen nach Gyps. Noch fünfzehn Künstler-Gutachten von Arnold Böcklin, Fritz Schaper, Gabriel Max, Fritz von Uhde, Franz Stuck u. A. . . . . 215
Das Begas'sche National-Denkmal. Von Franz Servaes . . 222
Die Gypsfrage und andere Kunstfragen. Von Anton von Werner 229
Der Maler der decadenten Frauen. Von Franz Servaes . . 271
Programm-Malerei. Von Franz Servaes . . . . . 286
Die Große Berliner Kunstausstellung. Von Franz Servaes 318. 335. 365. 414.

#### 7. Musik.

Franz Schubert und Karl Löwe. Von K. Zitelmann . . . 53
Von der Concertsaison. Von Erich Urban . . . . . 97
Gounod als Schriftsteller. Von Charles Rheinboldt . . . 118
Neues von Robert und Clara Schumann . . . . . 136
Hans von Bülow als Schriftsteller. Von Georg Thiele 232. 249
Opern und Concerte . . . . . 239
Johannes Brahms. Von Hedwig Abel . . . . . 247
Johannes Brahms. Von Paul Marsop . . . . . 277
Ferruccio Busoni. Eine Studie aus dem Concertsaal. Von Hedwig Abel . . . . . 377
Opern und Operetten: Enoch Arden (Naumann) 239. Der Cognackönig (Wagner) 413. Toledad (Andran) 413. Geisha (Sidney Jones) 413. Haschisch (Chelius) 413.

#### 8. Notizen.

Bierbaum 351. Bilz 94. Bunsen 95. Dis 143. Ehrenberg 366. Engel 382. Epstein 415. Fischer 63. Kuno Fischer 191. 367. Hebert 94. Henckell 367. Heyse 63. Holm 415. Kahle 399. Kronenberg 367. Kürschner 399. Kusahl 383. Lienhard 383. Pfister 415. Saar 382. 415. Schiller 383. Schultz 415. Seidel 223. Sombart 415. Sperling 383. Vaihinger 367. Vorster 319.

#### 9. Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal Lassalle und Herwegh 63. Nochmals der Sport und die höheren Schulen. Von H. Th. Matth. Meyer 142. Goethe's Faust ein kabbalistisches Geheimbuch? Von F. A. Loubier u. Heinrich Düntzer 159. Fürst Bismarck über Kaiser Wilhelm 207. Zum letzten Male die Gypsfrage. Von Fritz Stahl 255. Eine Goethe-Correctur. Von einem Mitarbeiter 287. Wo sollen wir unsere Nationalfeste feiern? Von Dr. Grävell van Jostenoode 350. Nochmals die Faust-Correctur. Von Woldemar Freiherr von Biedermann 382.

№ 1. Berlin, den 2. Januar 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Jubelfeier. Von Prinz Vogelfrei. — Der Anarchismus. Von Eduard von Hartmann. — Das Unerkennbare. Von Professor Ludwig Büchner. — Entdeckungen der Himmels-Photographie. Von Wilhelm Stoß. — **Literatur und Kunst.** Richard Wagner und Georg Herwegh. Mit ungedruckten Briefen von Wagner, Herwegh, König Ludwig II. ꝛc. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton.** Wie man es macht! Humoreske von Ernst Clausen. — **Aus der Hauptstadt.** Der Rückzug der oberen Zehntausend. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

# Jubelfeier.

So hört und staunt! Ein Haus, dahin der Klang
Der Glocken all' aus Höh'n und Tiefen drang;
Wo sich zu mächtigem Accord vereint,
Was feindlich sonst und unvereinbar scheint;
Ein frei Asyl, das immer offen stand,
Für Wahrheit, Recht, Freiheit und Vaterland —

Ein Kämpfer, der in langer Jahre Zug
Allzeit voran des Wissens Waffen trug,
Der vorbereitet — stark und schlachtenhart —
Der Zukunft Größe durch die Gegenwart,
Fern der Parteiwuth und dem Eigennutz,
Der Uebermächt'gen Feind, der Schwachen Schutz —

Ein Wissender und dennoch kein Pedant,
Ein freier Spötter, doch kein leichter Fant:
Der hohlen Tagesgötzen lacht er gern,
Die Sterne liebt er, nicht den Ordensstern . . .
Ein Wochenblatt, darin der Literatur,
Der armen Kunst sogar Recht widerfuhr —

Es ward ein Blatt so seltener Gestalt
In Deutschland fünfundzwanzig Jahre alt!!

Prinz Vogelfrei.

## Der Anarchismus.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn die socialdemokratische Doctrin mit dem Glückseligkeitsziel des Liberalismus Ernst zu machen versucht und darüber die Freiheit in unerträglicher Weise zerstört hatte, so versucht der Anarchismus dasjenige zum Selbstzweck zu erheben, was im Liberalismus nur Mittel gewesen war, die Freiheit. Freiheit und Anarchie sind gleichmäßig negative Begriffe, die ganz dasselbe bedeuten, nämlich die Ledigkeit von jedem Herrschaftszwang, sei es anderer Menschen, sei es übermenschlicher Mächte, sei es eines allgemeingiltigen und verbindlichen Gesetzes. Die positive Seite, die der negativen anarchistischen Freiheit entspricht, ist lediglich die grundlose Willkür, das launenhafte Belieben, die absolute Zufälligkeit des Wollens oder Nichtwollens und des eventuell Gewollten, die unbeschränkte Selbstherrlichkeit des Ich, oder die Souveränität des Individuums. Jedes Gesetz, das sich dem Individualwillen aufzuerlegen versucht, gilt nun als abzuwehrende Freiheitsbeschränkung; jedes Ideal, das sich über die subjective Laune zu stellen und als zu realisirende Norm aufdrängen will, wird als idealogisches Hirngespinnst, als äffendes Trugbild verworfen. Das Allgemeine ist nun berechtigungslos gegenüber dem Einzelnen, die Menschheit oder das Volk gegenüber dem Menschen, der sich als Ich, d. h. als ein Ganzes in sich selbst fühlt; jede Rechtsordnung erscheint nun als anmaßende Vergewaltigung des Einzelnen durch die überlegene Macht der Vielen.

Eine Selbstbestimmung nach vernünftigen, selbstgegebenen Gesetzen ist eben so unmöglich wie Unterwerfung unter ein heteronomes Gebot; denn die freie Willkür läßt sich eben so wenig durch sich selbst wie durch etwas Anderes im Voraus binden. Der Wille jedes Augenblicks ist souverän und darf keine Schranken anerkennen, die er sich selbst in einem vergangenen Augenblick gezogen hat, wenn er nicht gegen das Princip der Freiheit verstoßen soll. Alle aus der individuellen Anlage stammenden Tendenzen, die den Willen an Regeln binden und in feste Bahnen lenken möchten, widersprechen dem Freiheitsprincip und müssen von diesem aus bekämpft und unterdrückt werden. Insbesondere gilt dies für solche Tendenzen, die den Eigenwillen in den Dienst fremder Zwecke oder gar des Allgemeinen spannen möchten, z. B. für die socialen Instincte und durch die Vorfahren erworbenen moralischen Gefühle, für den sittlichen Tact und Geschmack, vor Allem aber für den Vernunfttrieb, der sich als Sinn für Wahrheit, Ordnung, Gerechtigkeit, Billigkeit und Zweckmäßigkeit äußert.

Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daß der Individualwille kraft seiner Freiheit zufällig einmal auch das Gemeinwohl, oder die Humanität, oder die Religiosität oder Sittlichkeit zum Inhalt wählt; aber wenn er solchen Idealen dauernd dient, sie irgend welche Macht über sich gewinnen läßt, dann ist es mit seiner Freiheit vorbei, und er ist zum Sclaven jener Ideen geworden. Jedenfalls kann er eben so gut das allgemeine Verderben, die Menschenquälerei, die Gottesverachtung, den Teufelscultus und die Bosheit zum Inhalt seines Willens machen; denn es giebt kein Merkmal mehr, durch das ein Vorzug des einen Inhalts vor dem anderen festzustellen wäre. Nichts hat mehr einen Werth oder eine Berechtigung im objectiven oder absoluten Sinne; aller Werth des Augenblicks entspringt nur aus dem zufälligen Umstande, daß das Wollen dieses Augenblicks in seiner grundlosen Willkür dieses zu seinem Inhalt zu nehmen beliebt hat. Darum hat jetzt nicht einmal mehr die eigene Glückseligkeit einen selbstständigen Werth an sich, sondern nur sofern der Wille sie zufällig gerade erstrebt; wenn es ihm beliebt, sie verächtlich von sich zu stoßen und seine Sache auf Nichts zu stellen, so hat sie gar keinen Werth mehr, und wenn er asketische Selbstquälerei vorzieht, so ist damit ihr diametrales Gegentheil als das zeitweilig allein Werthvolle gesetzt. Lehre und Unterweisung ist auf diesem Standpunkt nur im negativen Sinne möglich, nämlich als Warnung vor freiheitstörenden Einflüssen, die sich unvermerkt einschleichen könnten. Da das Freiheitsprincip die schlechthin unvernünftige Willkür ist, so ist sein eigentlicher Antipode das Vernunftprincip, der Rationalismus, sowohl als bewußter Rationalismus wie in allen seinen unbewußten Verkleidungen. Alle sogenannte Vernunftwahrheit ist nun der schlimmste Trug und Wahn, und die allein wahre Wahrheit besteht in der Anerkennung der unvernünftigen Freiheit als alleinigen praktischen Princips. Wo so die Vernunft principiell verpönt werden muß, kann nicht mehr vom Erkennen, sondern nur noch von einem Spielen mit Einfällen und gedanklichen Phantasien die Rede sein, die den Schein von Erkenntnissen vorspiegeln.

Daß die absoluten Selbstherrscher und Tyrannen von jeher eine über dem Gesetze stehende Souveränität für sich beansprucht haben, ist bekannt; aber der Liberalismus hat diesen Anspruch auch von jeher verworfen. Carlyle's Heroencultus hat zuerst für die Heroen der Menschheit eine solche Ausnahme zu rechtfertigen gesucht, aber auch wesentlich im Sinne des Liberalismus, um die Wohlfahrt der von ihnen Geleiteten und Regierten schneller und kräftiger zu fördern, als es auf andere Weise möglich gewesen wäre. Stirner nimmt die Souveränität, die Carlyle nur den Heroen zuschreibt, für jedes Ich in Anspruch, wiegt sich dann aber doch wieder in den Wahn, als ob die Individuen von ihrer unbeschränkten Freiheit bloß einen friedlichen und freundschaftlichen Gebrauch machen würden. Nietzsche zerstört diese Illusion, indem er das anarchistisch-souveräne Individuum als den bestialischen Tyrannen, als den völlig rücksichtslosen Uebermenschen enthüllt, dem die ganze Menschheit nur gleichgiltiges Material zur Befriedigung seiner Launen ist. In diesen beiden Denkern hat sich die klare Herausstellung und theoretische Durchbildung des anarchistischen Princips vollzogen. Was dagegen von revolutionären Politikern für die Theorie des Anarchismus geleistet ist, kommt nicht über unklar tastende Versuche hinaus. Stirner und Nietzsche werden künftig eine ähnliche Bedeutung für die Anarchisten haben, wie Marx und Engels für die Socialdemokratie gehabt haben und noch haben, und wie Adam Smith, Bentham, Mill und Feuerbach für den Liberalismus gehabt haben. In allen drei Fällen dienten die Theoretiker den Männern der Praxis als Wegweiser.

Bei Stirner und Nietzsche ruht der Anarchismus auf der erkenntnißtheoretischen Grundlage des transscendentalen Idealismus. Wenn das Ich der (obwohl vergängliche) Schöpfer seiner selbst und die Welt bloß sein Bewußtseinsinhalt und Erkenntnißobject ist, so verfährt es nur folgerichtig, wenn es sie auch in praktischer Hinsicht als sein Object, sein Eigenthum, sein Geschöpf behandelt, und mit ihr in souveräner Willkür eben so rücksichtslos und scrupellos schaltet wie der Träumende mit seiner Traumwelt. Während Fichte den erkenntnißtheoretischen Idealismus hauptsächlich als ein Mittel zur Sicherstellung des ethischen Idealismus ergriffen und festgehalten hatte, gebührt Stirner und Nietzsche das philosophische Verdienst, die wahren praktischen Consequenzen des erkenntnißtheoretischen Idealismus an's Licht gestellt und ihn dadurch für jeden Besonnenen ad absurdum geführt zu haben. Die Anarchisten aber verstehen diesen Zusammenhang gar nicht, halten sich nur an Stirner's und Nietzsche's Lehre von der Selbstherrlichkeit des Ich und verpflanzen dieselbe auf den Boden des naiven Realismus, wo sie zu einer thörichten Ungeheuerlichkeit wird.

Wenn alle Menschen zahme Hausthiere, liebreiche Engel, oder reine Vernunftwesen wären, so wäre die Gefahr der Anarchie nicht groß; da aber in jedem Menschen neben dem Engel ein gut Theil Bestie und ein Stückchen Teufel schlummert, so wird die Zertrümmerung aller Schutzdämme der Rechtsordnung und Sittlichkeit in nur zu Vielen die Rohheit

und Bosheit erwecken, um sie rücksichtslos an den Nächsten auszulassen. Die friedlichen und sanften Naturen werden dann gar nicht umhin können, ebenfalls zum Hammer zu werden, wenn sie nicht bloß geduldiger Ambos bleiben wollen, d. h. die Folge der Anarchie ist der Krieg Aller gegen Alle, der Cultur und Wohlfahrt zugleich vernichtet. Daran liegt aber gar nichts, weil doch Alle nun wirklich ihre Freiheit nicht nur haben, sondern auch ausüben, d. h. weil so allein das anarchistische Princip wahrhaft realisirt ist.

Mit diesem Ergebniß ist für Andere das Princip eben so gerichtet, wie das socialdemokratische. Der Anarchismus ist zwar das folgerichtige Endergebniß einer Weltanschauung, die das Individuum für etwas in sich Selbstständiges, Ganzes, Substantielles ansieht, anstatt für ein Glied eines größeren Ganzen, das nur in dieser Gliedlichkeit seine Existenz hat, und die dabei doch den Eudämonismus als Illusion überwunden hat. Die Absurdität des Endergebnisses beweist auch hier nichts weiter als die Irrthümlichkeit der Voraussetzung, von welcher ausgegangen worden ist. Der Anarchismus kann selbst in den Köpfen seiner Anhänger nur dadurch bestehen, daß er einen Jeden in die Täuschung wiegt, alle Menschen außer ihm selbst würden einen ganz harmlosen Gebrauch von ihrer Freiheit machen, sobald nur erst die jetzigen freiheitfeindlichen Zustände beseitigt wären. Er entlehnt deßhalb dem Liberalismus das Princip der freien Association, das dort seine gute Begründung in der gemeinsamen Wohlfahrtsbeförderung hat, hier aber nicht nur der Begründung, sondern auch der unentbehrlichen Voraussetzungen ermangelt. Denn die Freiheit der Betheiligten wird durch die Association nicht gefördert, und die Wohlfahrt ist jetzt an und für sich gleichgiltig. Bestand haben kann aber jedwede Association, z. B. als Ehe oder Arbeitsgesellschaft, nur dann, wenn jeder Theilnehmer seinen Willen vertragsmäßig für längere oder kürzere Zeit bindet; dies ist aber nach dem anarchistischen Princip unmöglich. Mein Wille von morgen kann nicht durch den von heute seiner Freiheit beraubt werden; und doch hat jede Entschließung der anderen nur dann einen Sinn, wenn sie auf meine vertragsmäßige Freiheitsbeschränkung rechnen kann. Niemand wird Dem Geld leihen, der seinen Willen nicht zur Rückzahlung binden kann, kein Weib sich einem Manne hingeben, der sich ihrem Kinde nicht als Vater verpflichtet fühlt; keine Genossenschaft kann bestehen, in der alle Theilnehmer wie in einem Taubenschlag ein- und ausfliegen.

Wer sich dem gegenüber auf die Güte der menschlichen Natur verläßt, setzt ein abstractes Ideal der Humanität an Stelle der rauhen Wirklichkeit und beugt das anarchistische Princip unvermerkt unter dieses zu realisirende Ideal. In der That ist der Anarchist schon jetzt auf keine Weise am Gebrauch seiner Freiheit zu hindern, wenn er die Folgen nicht scheut; selbst wenn er in's Zuchthaus gesteckt wird, steht es ihm ja jeden Tag frei, auszubrechen oder seinen Mitgefangenen und Aufseher todt zu schlagen. Wenn also der Anarchist die Staats- und Gesellschaftsordnung bekämpft, so ist es nur, weil er es vortheilhafter findet, sich bei seinem rücksichtslosen Freiheitsgebrauch bloß der ungeordneten Selbsthülfe der Verletzten und nicht der geordneten Selbsthülfe der Gesellschaft auszusetzen, oder weil er seine Willkürherrschaft leichter einer unorganisirten Vielheit von Einzelnen als einer organisirten Gesellschaft aufzwingen zu können hofft. Das ist aber schon ein Herausfallen aus dem Princip, nach welchem es nur auf die Freiheit des Freiheitsgebrauchs, aber nicht auf die Folgen dieses Gebrauchs und noch weniger auf die Leichtigkeit und Gefahrlosigkeit ankommen soll, mit welcher der Eine über die Andern seine Herrschaft ausüben kann. Nur der Starke und Herrschsüchtige hat ein Interesse an der Auflösung aller Ordnung und an der Herstellung des Krieges Aller gegen Alle; aber selbst von den Starken hat es wieder nur der Stärkste, und die Andern täuschen sich, wenn sie ein Jeder sich selbst für den Stärksten halten.

Wer nun trotzdem von der Richtigkeit des anarchistischen Princips überzeugt ist, der kann diese Ueberzeugung entweder still für sich behalten und, soweit es ihm beliebt, danach handeln, oder er kann es sich zur Aufgabe machen, diese Ueberzeugung durch Wort und Schrift zu verbreiten, oder er kann allein oder in Verbindung mit Gesinnungsgenossen versuchen, die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung zu zerstören, um der Anarchie Raum zu schaffen. Welche Entscheidung zwischen diesen Möglichkeiten er trifft, ist aus dem anarchistischen Princip nicht abzuleiten, sondern Sache der individuellen Willkür; da der erste Fall eine Parteibildung ausschließt, so bleiben nur die beiden letzten zu betrachten, die man als den zahmen und wilden, oder rosenrothen und braundrothen Anarchismus unterscheiden kann.

Gewöhnlich denkt man bei Anarchismus nur an die letztere Spielart, aber mit Unrecht. Alle revolutionären Parteien haben jeder Zeit die Kampf- und Zerstörungsmittel benutzt, die die Kriegs- und Zerstörungskunst ihrer Zeit ihnen darbot; darin unterscheidet sich der Anarchismus also nicht von anderen revolutionären Parteien, und es ist nicht seine Schuld, daß unsere Zeit ihm wirksamere Zerstörungsmittel liefert, als die bisherige Geschichte kennt. Frühere Revolutionäre kehrten ihre Zerstörungsmittel allerdings nur gegen bestimmte Gewalten, der wilde Anarchismus gegen alle und jede Gewalt; darum erscheinen seine Attentate den anderen Parteien so gänzlich ziellos und planlos. Andere Revolutionäre wurden noch durch irgend welches Gesetz, Sitte oder Religion gebunden, die Anarchisten durch gar keine; darum sind sie in der That Leute, von denen man sich der ungeheuerlichsten Verbrechen versehen kann. Aber es ist darum keineswegs gesagt, daß man sie auch von ihnen zu gewärtigen hat; dies ist nur so lange der Fall, als ungebildete Menschen mit überreizter Phantasie und erblicher psychopathischer Belastung an aller Hoffnung auf Besserung der ihnen unerträglich scheinenden Zustände verzweifeln, und die Nachahmung verbrecherischer Vorbilder ihre ansteckende Kraft auf sie entfaltet. In ruhiger veranlagten Völkern und Volksschichten braucht der Anarchismus durchaus nicht solche excentrische Thaten zu zeitigen, durch die er sich selbst in den Augen der großen Mehrzahl bloß schadet. Sobald gebildete und idealistische Kreise sich ihm zuwenden, wie dies neuerdings mehr und mehr der Fall ist, tritt der zahme, rosenrothe Anarchismus der geistigen Propaganda in den Vordergrund.

Was diesem nun seine werbende politische Kraft verleiht, kann nur ein Uebermaaß von herrschendem Zwange sein, gegen das er die natürliche Reaction darstellt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir seit dem letzten Menschenalter angefangen haben, unter einem Uebermaaß von Herrschaft auf allen Gebieten zu leiden, welches sich aus einer überhasteten Gesetzgebung entwickelt hat. Um die Unterlassungssünden des Liberalismus wieder gut zu machen, hat eine Schnellfabrication von Gesetzen stattgefunden, die ein Uebermaaß von Maßregelungen, Vielregiererei und tödtendem Schreibwerk herbeigeführt hat. Zu viel hat man durch strafrechtliche Regelung eindämmen wollen, wo es besser der automatischen Selbstregulirung überlassen geblieben wäre; die Folge davon ist ein übermäßiger Procentsatz bestrafter Staatsbürger und die schwindende Scheu vor strafrechtlicher Verurtheilung. Die Menge der Gesetze und Verordnungen ist nicht nur für den Laien, sondern beinahe auch schon für den Beamten unübersehbar geworden, ähnlich wie in Frankreich vor der Revolution, und vielleicht das Schlimmste ist, daß sie bei uns nicht bloß auf dem Papiere stehen, sondern von einem gewissenhaften Beamtenthum nach Möglichkeit, aber mit wenig Rücksicht auf die concreten Verhältnisse, befolgt werden. Der Sinn für das Wesentliche, für Einfachheit, praktische Brauchbarkeit und sinngemäße Sachlichkeit der Anwendung ist in bedenklichem Maaße geschwunden; der Buch-

stabe und die Schablone werden aber um so lästiger, je verwickelter das Leben und je mannigfaltiger die Aufgaben der Verwaltung werden. Die Polizeiaufsicht hat sich immer unerfreulicher in alle Verhältnisse des Lebens eingedrängt, und die Art, wie ihre untergeordneten Organe sich ihrer Pflicht entledigen, trägt häufig nicht dazu bei, diesen Zwang weniger empfindlich zu machen. Ueberspannung in der Strafrechtspflege, der Regierung, der Polizeiaufsicht, der Gesetzgebung, ja sogar in der Schule, das ist die Signatur unserer Zeit; als Folge ergiebt sich die geistige Uniformität der unter gleichen Bedingungen lebenden Individuen, die Abschleifung der Individualitäten und selbstständigen Charaktere, die schwindende Fähigkeit und Neigung zur Initiative und Selbsthülfe, in allen Verlegenheiten das Warten auf Staatshülfe, das allgemeine Drängen zur Staatskrippe und den Beamtenstellungen, die sinkende Unternehmungslust.

Da ist es kein Wunder, daß Bestrebungen Anklang finden, die sich gegen die Hyperarchie wenden, und da jede Gegenbewegung über ihr Ziel hinauszuschießen pflegt, so mag man es auch dem Antihyperarchismus verzeihen, wenn er sich zum Anarchismus übertreibt. Die Opposition gegen den Zwangsstaat hat der Anarchismus mit dem Liberalismus und der Socialdemokratie gemein. Aber er begreift es, daß gerade das Wohlfahrtsprincip des Liberalismus es gewesen ist, welches den Staat in diese Vielgeschäftigkeit hineingetrieben hat, weil der Liberalismus mit seinen eigenen Mitteln seinem Princip nicht Genüge thun konnte. Und an der Socialdemokratie gerade hat sich der Anarchismus entzündet, weil ihm ihre terroristische Zwangsgesellschaft nicht minder unerträglich schien als der Zwangsstaat. Gesetzt der Fall, die Socialdemokratie hätte ihr Ziel erreicht und die alten Parteien vernichtet, müßten wir dann nicht Alle zu den Anarchisten gehen?

Aber auch von dieser Eventualität abgesehen, stellt der Anarchismus dem nächsten Jahrhundert eine große und wichtige Aufgabe: die Vereinfachung und praktischere Gestaltung der Gesetzgebung, Rechtspflege, Regierung, Polizeiverwaltung u. s. w. Es taucht damit ein ganz neuer Kreis von Problemen vor unsern Blicken empor, die sehr der Beachtung werth sind, und deren Lösung auch dann nicht unmöglich scheint, wenn man den werthvollen Kern unserer staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung festhält und weiter ausbildet. Es handelt sich darum, den rasch für neue Bedürfnisse gezimmerten provisorischen Nothbau, in dem wir uns beengt und gedrückt fühlen, durch eine, allen Bedürfnissen Rechnung tragende und darum wohnliche und behagliche Dauerconstruction zu ersetzen. In diesem Sinne erneuert der Anarchismus die eine Seite des Liberalismus, den Kampf gegen allen nicht schlechthin unentbehrlichen Zwang und Maßregelung, die Freiheitssehnsucht, aber nicht mehr um der Wohlfahrt willen, sondern um ihrer selbst willen. Sache der übrigen Parteien ist es, dafür zu sorgen, daß diese Bestrebungen nicht ihr berechtigtes Maaß überschreiten oder gar zu thörichten Experimenten führen; Sache der Vorsehung bleibt es, die Illusion des Freiheitsprincips eben so wie die des Glückseligkeitsprincips als Vorspann für den Culturproceß teleologisch zu verwerthen.

So stellen sich uns Socialdemokratie und Anarchismus als die beiden Spaltungsproducte des Liberalismus dar, die sich bei seiner Auflösung nothwendig entwickeln mußten. Daß die Socialdemokratie sich um ein Menschenalter früher herausschälte, ist darin begründet, daß sie das Ziel des Liberalismus festhält und nur sein Mittel verwirft, und daß sich erst die Unerreichbarkeit des Zieles auch auf anderem Wege herausgestellt haben muß, bevor man dazu kommen kann, das Ziel ganz preiszugeben und das von der Socialdemokratie verworfene Mittel als Selbstzweck hinzustellen. Socialdemokratie und Anarchismus sind gleich utopistisch und in positiver Hinsicht gleich unfruchtbar. In negativer Hinsicht aber, durch Kritik der bestehenden Zustände und Aufdeckung ihrer Schäden können sie trotzdem segensreich wirken, indem sie andern Parteien den Anstoß geben, an die vorhandenen Uebelstände die bessernde Hand zu legen.

---

## Das Unerkennbare.

Von Professor Ludwig Büchner.

Es würde amüsant sein, wenn es nicht zu ermüdend wäre, die Menge von Geist aufzuzählen, welche angewendet worden ist, um die arme mißleitete Menschheit unter dem Druck der Phantome ihrer Kindheit zu erhalten. Immer hat man dahin gestrebt, eine geistige Ursache zu entdecken, welche ohne jede Rücksicht auf das materielle Dasein den Entwickelungsgang des Weltalls leitet und beherrscht. Aber die Wissenschaft kennt keine Entwickelung außerhalb dieses Daseins, und alle Versuche entgegengesetzter Art enden in träumerischen Visionen. Daher jener bekannte Conflict zwischen religiöser und wissenschaftlicher Weltanschauung, welcher die ganze Menschheitsgeschichte durchsetzt und um so dringender oder drohender wird, je weiter die Wissenschaft in der Erklärung natürlicher Zusammenhänge nach Maßgabe des Causalitätsgesetzes oder des Verhältnisses von Ursache und Wirkung voranschreitet. Zwar werden fortwährend Versuche gemacht, beide Denkrichtungen auf einer mehr oder weniger rationelle Weise miteinander zu vereinigen; aber der Widerspruch zwischen dogmatischer Theologie und moderner Wissenschaft ist zu groß und ernsthaft, als daß er auf künstliche Weise überbrückt werden könnte. Man hat sich daher auf andere Weise zu helfen gesucht, indem man empfahl, das Gebiet des religiösen Glaubens ganz von der gefährlichen Infection durch das Wissen entfernt zu halten und jedes der beiden Gebiete unabhängig von dem andern zu bearbeiten. Den größten Vortheil von dieser Trennung hatte die Wissenschaft selbst, indem sie nunmehr ihre eigenen Wege gehen konnte und sich nicht mehr genöthigt sah, fortwährend mit religiösen Vorstellungen pactiren zu müssen. Aber andererseits konnte sie auch nicht den Wunsch hegen, einen förmlichen Gegensatz oder Kriegszustand zu dem durch Jahrtausende geheiligten religiösen Glauben hervorzurufen.

Aus diesem Dilemma haben die Engländer, welche ja ein praktisches Volk sind, einen sehr bequemen Ausweg gefunden, welcher, wenn auch logisch sehr angreifbar, ihren Gelehrten erlaubte, auf ihrem Gebiete ohne jede Verletzung des Causalitätsgesetzes, aber auch ohne Verletzung des religiösen Gefühls voran zu gehen. Es ist die bekannte Unterscheidung zwischen sog. Primär- und Secundär-Ursachen, wobei der Forscher oder Gelehrte sich nur mit den letzteren zu beschäftigen hat, ohne jedoch die Existenz einer alle secundären Ursachen beherrschenden Primär-Ursache in Frage zu stellen. Auf diese Primär-Ursache braucht sich seine Forschung nicht zu erstrecken; sie liegt auf einem Gebiete, das dem Glauben, der Religion und der Theologie vorbehalten bleibt. Auf diese Weise hat der englische Gelehrte sein Gewissen salvirt, ohne mit den religiösen Bedürfnissen seiner Zeit, und vielleicht auch seinen eigenen, in Conflict gerathen zu müssen.

Freilich konnte man sich auf die Dauer nicht verhehlen, daß diese Theorie im Grunde nur eine Verlegenheits-Ausflucht war und der Logik unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzte. Dieses mag Veranlassung dafür geworden sein, daß man neuerdings nach dem Vorgange des berühmten englischen Philosophen Herbert Spencer und unter Anwendung einer etwas größeren Dosis von Resignation die Theorie von der Primär-Ursache in diejenige des Unknowable oder

Unerkennbaren umwandelte. Die Existenz der Primär-Ursache als solcher wurde festgehalten, aber zugleich zugegeben, daß dieselben unsern Erkenntnißmitteln völlig unzugänglich sei — womit freilich der Theologie in Bezug auf ihren Gegenstand jede wissenschaftliche Berechtigung abgesprochen war. Eine indirecte Kriegserklärung, welche durch die frühere Theorie vermieden werden sollte, gegen theologische Anschauungen war damit ausgesprochen. So angesehene Namen, wie Charles Darwin oder Thomas Huxley u. s. w. schlossen sich der Theorie an, welche auch als „Agnosticismus" bezeichnet wurde und ihren Anhängern den Namen der „Agnostiker" eintrug. Bei dem Besuche, welchen Verfasser dieses im Jahre 1881 (also nur ein halbes Jahr vor dem Tode des großen Mannes) Herrn Darwin auf dessen Landgut machte, vertheidigte der Letztere mit Wärme diesen Standpunkt gegenüber meinen und meines Begleiters (Dr. Aveling) mehr atheistischen Anschauungen. Nachdem die Sache theoretisch genügend erörtert war, ging er auf ihre praktische Seite über und meinte, daß nichts dabei gewonnen würde, wenn es uns gelänge, die Massen für unsere Ideen zu gewinnen. „Dieses Alles", sagte er, „ist sehr gut für guterzogene, gebildete und denkende Menschen, aber sind die Massen reif dafür?" Wir hätten entgegnen können, daß sog. Nützlichkeitsgründe der Wahrheit und ihrer Aufsuchung gegenüber gar nicht in Betracht kommen könnten, und daß sich die letztere überdem bis jetzt immer und überall als der Menschheit nützlich erwiesen habe. Aber wir begnügten uns damit, das Argumentum ad hominem in Anwendung zu bringen und ihm vorzuhalten, ob nicht dieselben Fragen, welche er jetzt an uns richte, seiner Zeit auch an ihn selbst gerichtet worden seien, als er sein unsterbliches Werk über den Ursprung der Arten veröffentlichte? Gar Viele hätten damals gemeint, es wäre besser für die Menschheit gewesen, wenn diese revolutionären Wahrheiten nur wenigen Urtheilsfähigen mitgetheilt worden und der großen Menge verborgen geblieben wären. Neue oder umwälzende Ideen würden immer gefürchtet und als gefährlich für die Oeffentlichkeit angesehen, während sich hinterher das Gegentheil herauszustellen pflege. Aber er selbst hätte glücklicher Weise diese Furcht nicht getheilt und die Massen als reif für die Annahme seiner Ideen erachtet. Hätte er geschwiegen oder nur für die Intimen der Wissenschaft geschrieben, so würde der große Fortschritt des menschlichen Denkens, der durch ihn angeregt worden sei, vielleicht noch lange haben auf sich warten lassen oder vielleicht auch gar nicht gemacht worden sein. So aber sei sein eigenes großes Beispiel eine Ermuthigung für jeden Denker, dasjenige, was er für wahr halte, der Welt bekannt zu geben.

Uebrigens hatte sich Darwin schon früher förmlich zur Theorie des Agnosticismus bekannt; denn in einem Briefe an Fordyce vom Jahre 1879 heißt es wörtlich: „Ich bin kein eigentlicher Atheist. Der Name ‚Agnostiker' würde wohl die beste Bezeichnung für meinen Seelenzustand sein."

Daß dieser Standpunkt von Seiten des englischen Freidenkerthums nicht unangefochten bleiben konnte, war zu erwarten. Ein mit D unterzeichneter Artikel in dessen Hauptorgan „National Reformer" erklärte bei aller Hochachtung vor Spencer's philosophischen Fähigkeiten und Verdiensten seine Erfindung des Unknowable für einen Mißgriff, welcher die wirkliche Lösung des Räthsels nicht fördere, sondern im Gegentheil hindere, indem wir nun glaubten, die Lücken unserer Weltlehre mit einem hochtönenden Wort ausgefüllt zu haben. Es mag recht unangenehm sein, sagt der Artikelschreiber, daß unsere Karte des Weltalls so viele weiße Stellen enthält; aber wenn dieses mit dem wirklichen Stand unserer Kenntnisse zusammenstimmt, wie wollen wir es bessern, als dadurch, daß wir unsere Kenntnisse erweitern? Nicht durch lächerliche Beseitigung unserer Schwierigkeiten, indem wir dieselben an ein „Unerkennbares" verweisen, sondern durch ehrliche und nüchterne Befolgung der Wege vernünftiger Wahrheit und vernünftiger Pflicht kann der Kampf gewonnen und die Menschheit weiser und glücklicher gemacht werden.

Der englische Autor hätte, wenn er mit deutscher Philosophie vertrauter gewesen wäre, dem hinzufügen können, daß das Unknowable des Herrn Spencer nichts Neues, sondern eine alte Erfindung der speculativen Philosophie ist. Es ist mehr oder weniger gleichbedeutend mit dem Kant'schen „Ding an sich", mit der Hegel'schen „Idee", mit dem Schopenhauer'schen „Willen", mit dem Hartmann'schen „Unbewußten" oder dem Ignorabimus des eben verstorbenen Du Bois-Reymond und so mancherlei anderen Bezeichnungen, welche man zu allen Zeiten erfunden hat, um dem bekannten Asylum ignorantiae einen wohlklingenden Namen zu geben. Schon das berühmte „Prakriti" der Inder oder die platonischen Ideen lassen sich auf einen ähnlichen Gedankengang zurückführen, dessen frühester Anfang in der bekannten und zum Theil die erste Entstehung religiöser Ideen vermittelnden Scheu oder Furcht des Urmenschen vor dem Unbekannten gesucht werden mag. Je weiter oder umfangreicher dieses Gebiet des Unbekannten ist, um so größer ist auch die Versuchung, das Unerkennbare dafür verantwortlich zu machen, während umgekehrt jeder Fortschritt des Wissens das Gebiet des Letzteren zurückdrängt. Mit jedem Schritt, den die Wissenschaft vorwärts macht, weicht Gott oder die Erklärung aus dem Unerkennbaren einen Schritt zurück. Vielleicht liegt die ganze Schwierigkeit der Frage in der nicht genügenden Trennung oder Unterscheidung, welche man zwischen den Begriffen des Unerkannten und des Unerkennbaren macht. Vortrefflich spricht sich über diesen Punkt ein Artikel über das Unknowable in der in Chicago erscheinenden monistischen Zeitschrift „Open Court" vom monistischen Standpunkte aus. Das Unbekannte, so setzt derselbe auseinander, ist in keiner Weise das Unerkennbare; denn unsere Unwissenheit über einen Gegenstand rechtfertigt nicht die dogmatische Versicherung, daß er überhaupt unerkennbar sei.

Der Glaube an das Unknowable ist der bezeichnende Zug des Agnosticismus, und dieser Letztere ist eben so wohl dualistisch wie supranaturalistisch. Er trennt die Welt in zwei verschiedene Existenzen, d. h. in die natürliche und erkennbare Welt und in das unerkennbare oder mystische Reich, welches entweder jenseits der Natur liegt oder sich dergestalt mit derselben verwebt, um ihre offenbarsten und durchsichtigsten Erscheinungen dunkel und räthselhaft erscheinen zu lassen.

Der eigentliche Vater des Agnosticismus ist weniger Spencer als vielmehr Kant, welcher die Welt in die unsern Erkenntnißmitteln allein zugängliche Erscheinung und in das unerkennbare Ding an sich trennte.

Wenn Kant nachwies, daß alle Erkenntniß relativ, und daß absolute Erkenntniß unmöglich ist, so ist er unzweifelhaft im Recht. Aber wenn er, um die alte Theologie zu retten, die Erkenntniß einschränkt, um Raum für den religiösen Glauben zu schaffen, so geht er zu weit. Die Existenz eines Dinges ist nur möglich, in so weit sich dasselbe manifestirt, während eine absolute Existenz ohne Manifestation eine Nicht-Existenz, eine contradictio in adjecto oder eine Unmöglichkeit ist. Dieser Gedanke liegt wohl auch dem Hegelschen Paradoxon zu Grunde: „Existenz und Nichtexistenz sind identisch."

Die Welt besteht nicht aus Dingen, welche in einem Nebel begraben sind; und Natur-Erscheinungen sind nicht Wirkung transseendenter Ursachen aus übernatürlichen Quellen. Die Natur ist ein Ganzes für sich, und alle ihre Erscheinungen sind durch das Causalitätsgesetz unter einander verbunden, welches Gesetz gleichbedeutend ist mit der mathematischen Formel: „Ein mal Eins ist Eins" oder mit der Identität im Wechsel. Dasselbe besagt, daß bei jedem Wechsel der Dinge die Elementar-Atome dieselben bleiben, und daß nur die Form durch Umsetzung derselben wechselt.

Das Causalitätsgesetz, welches Niemand leugnet, ist auch die Ursache dafür, daß die Natur erkannt werden kann, und daß wissenschaftliche Forschung nichts Anderes bedeutet als Aufsuchung der Ursachen von Wirkungen. Es giebt gar viele Probleme, welche noch nicht gelöst werden konnten, und unzählige Dinge, von denen wir noch nichts wissen; aber es giebt keine Erscheinungen in der Welt, welche an und für sich unbegreiflich wären. Die Natur ist erkennbar, und das Wesen der Natur ist Verständlichkeit; es giebt keine über- oder außernatürliche Existenz jenseits der Natur.

Der gewöhnliche Einwand der Agnostiker gegen die Ablehnung des Unknowable ist der, daß Niemand erklären kann, was Materie an und für sich ist. Wir wissen, was Metall oder Holz ist; aber das letzte Wesen oder Princip von Metall oder Holz ist unerkennbar.

Dieser Einwand zeigt, wie dualistisch der Agnosticismus ist. Der Agnostiker oder Derjenige, welcher diesen Einwand erhebt, betrachtet das Holz einerseits als ein erkennbares Ding mit Eigenschaften, welche experimentell nachgewiesen werden können. Aber auf der andern Seite vermuthet er hinter oder neben diesem erkennbaren Dinge eine unbekannte Wesenheit, welche Materie heißt. Und diese unbekannte oder unerkennbare Materie soll die Ursache der erkennbaren sein, welche in diesem Falle Holz oder Metall heißt!

Das Wort „Materie" ist eine Verallgemeinerung oder ein Symbol, abstrahirt von allen verschiedenen Arten derselben, aber es bezeichnet nicht ein für sich bestehendes, geheimnißvolles Wesen.

Dasselbe gilt für alle sonstigen Verallgemeinerungen, welche nur dann geheimnißvoll werden, wenn man sie in Folge eines Mißverständnisses als wirkliche Dinge neben oder außerhalb derjenigen betrachtet, von denen man sie abstrahirt hat.

Ein anderer Einwand der Agnostiker bezieht sich auf die Unbegreiflichkeit des Unendlichen, welches man zugleich als den Gegenstand religiöser Verehrung betrachtet. Auch Professor Max Müller scheint in seiner Erklärung des Begriffs „Religion" dem beizustimmen. Indessen ist dabei so wenig Geheimnißvolles, wie bei den übrigen Abstractionen. Es ist einfach ein mathematischer oder arithmetischer Begriff oder Proceß ohne Begrenzung. Einerlei ob wir unseren Blick nach den Weiten des Himmels und dem Milchstraßenring oder in das Innere eines Tropfens von Quecksilber richten, nirgends finden wir eine Begrenzung, welche unserer Phantasie verbieten würde, weiter vorzudringen. Das unendlich Kleine ist so wenig ein Dasein für sich, wie das unendlich Große und eines so wenig geheimnißvoll wie das andere.

Das Unknowable ist ein Dogma in dem negativen Glauben des Agnostikers, welcher sich an dasselbe wie an ein Heiligthum anklammert. Er schließt, daß dasselbe existiren muß, weil der Mensch nicht die Gesammtheit der Natur erfassen oder die letzte Ursache der Erscheinung begreifen kann. Das Weltall im Großen wie Kleinen ist für ihn so wunderbar und voll Geheimniß, so unbegreiflich, daß wir nothwendig an die Existenz des Unknowable glauben müssen. Aber die Natur ist, wie gesagt, nicht an sich unerkennbar; sie ist es nur in relativem Sinne. Der Agnostiker giebt dies zu, findet aber, daß die Ursache der Welt unerkennbar sei. Indessen ist es eine Thorheit, nach einer Ursache der Welt zu fragen, da sofort die Frage nach der Ursache der Ursache die Erreichung eines Endzieles unmöglich macht. Die Existenz ist eben eine Thatsache und weiter nichts.

Das Unknowable muß als eine Personification oder wenigstens als eine Substantiation einer abstracten Idee betrachtet werden. Goethe sagt irgendwo, daß „der Mensch selten ahnt, wie anthropomorphistisch er ist".

Der Glaube an das Unknowable bildet vielleicht, wie A. Comte sagt, in der großen psychologischen Entwicklung der Menschheit den natürlichen Uebergang zwischen dem Standpunkt des alten theologischen Glaubens und dem wissenschaftlichen Positivismus. Der sicherste Weg, um aus dem Irrgang des agnostischen Unknowable herauszukommen, ist die Feststellung des Erkennbaren. Die Natur mit allen ihren reichen und wunderbaren Werken liegt innerhalb der Sphäre des Erkennbaren; auf Fragen nach der letzten Ursache aller Existenz giebt es, wie gezeigt wurde, keine Antwort.

Man hat die menschliche Seele in Folge dualistischer Mißkennung als übernatürlich angenommen, weil sich dieselbe weit über alle übrigen natürlichen Existenzen erhebt. Aber trotz dieser Erhebung bleibt auch sie Natur — nur Natur einer höheren Art oder Ordnung.

Wenn die Natur als solche wunderbar ist, so ist es am wunderbarsten, daß ihre verwickeltsten und am schwersten zu durchschauenden Erscheinungen eben so wunderbar einfach in ihren letzten Ursachen und Zusammenhängen sind. Die zu lösenden Probleme, die sie uns aufgiebt, sind zahllos, das Feld der Forschung ist unbegrenzt. Aber alle Probleme sind lösbar, soweit es die Ursachen natürlicher Erscheinungen betrifft; ein Unknowable kennt die Natur nicht. —

Soweit der Engländer von seinem streng monistischen Standpunkt aus! Er mag Recht haben in Allem, was die natürlichen Zusammenhänge des Daseins oder die natürliche Weltordnung betrifft. Aber das letzte Räthsel des Daseins, über welches die Menschen niemals aufhören werden, sich die Köpfe zu zerbrechen oder die ewige Frage nach dem Warum? ist damit nicht gelöst. Will man dieses Räthsel mit dem Namen des Unknowable bezeichnen, so wäre an und für sich nicht viel dagegen einzuwenden, wenn kein Mißbrauch mit dem Wort getrieben und dasselbe nicht benutzt wird, um theologischen Dogmen oder metaphysischen Hirngespinnsten als Grundlage zu dienen. Freilich liegt die Gefahr eines solchen Mißbrauchs sehr nahe, wenn auch nicht von Seiten der Theologen und Philosophen, welche es wohl vorziehen werden, ihre alten und bequemeren Bezeichnungen beizubehalten. Ob das Wort in seinem Geburtslande mehr Aussicht hat oder haben wird, als bei uns, sich dauernd zu erhalten, ist uns unbekannt. Das Losungswort des deutschen Freidenkerthums bleibt nach wie vor dasselbe:

„Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehn;
Doch das Wie ist sonnenklar,
Wenn die Welt wir recht verstehn."

---

## Entdeckungen der Himmels-Photographie.

Von Wilhelm Stoß.

Während wir fast jedes Jahr durch neue Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften auf der Erde überrascht worden sind, ist in den großen Entdeckungen am Himmel schon lange ein Stillstand eingetreten. Wohl werden alljährlich neue Kometen und Planetoiden entdeckt, wohl werden Fernrohre von immer größeren Dimensionen gebaut — eine epochemachende Entdeckung ist seit der Anwendung der Spectralanalyse zur Erforschung der Constitution der Himmelskörper nicht wieder gemacht worden. Und doch hat uns das zu Ende gehende Jahr mancherlei neue Kunde auch aus dem fernen Weltraume gebracht. Zumeist verdanken wir sie der Verwerthung der Photographie zur Erforschung des Himmels. Wie viele andere Wissenschaften hat auch die Astronomie sich die Photographie mit großem Erfolge dienstbar gemacht.

Die Versuche, Himmelskörper zu photographiren, wandten sich naturgemäß zuerst unserem nächsten Nachbar, dem Monde, zu. Die Mondphotographien, die die französischen Astronomen

Loewy und Puiseux hergestellt haben, übertreffen nicht nur alle bisherigen Mondkarten an Deutlichkeit, sondern gestatten auch Schlüsse auf die Beschaffenheit und Entstehung der Mondrinde. Nach Ansicht der genannten Herren wäre die Mondrinde, wie sie sich auf den im Mai dieses Jahres der Pariser Akademie vorgelegten Bildern widerspiegelt, folgendermaßen entstanden: Auf der Anfangs vollkommen flüssigen Mondkugel bildeten sich zuerst durch Abkühlung Schlacken, die schwimmend ihre Lage veränderten und mit einander verschmolzen. Die Verbindungs- und Bruchlinien sind sichtbar geblieben und ordnen sich nach regelmäßigen Systemen, die auf den Photographien deutlich zu erkennen sind. Eine zusammenhängende Rinde bildete sich. Die Laven häuften sich unter dem Einfluß verschiedener Kräfte an bestimmten Stellen an. Spalten bildeten sich und Lava drang durch sie an die Oberfläche. Die erstarrte Lava erscheint jetzt als zusammenhängende Ebene. Die Rinde wurde fester. An einzelnen Stellen fanden in Folge inneren Druckes Anschwellungen statt, denen Abstürze folgten. So entstanden die großen Ringgebirge. Die Erhebungen wurden seltener, Senkungen dagegen fanden weiter statt. So entstanden die „Meere". Das Vorhandensein von weißen Flecken und Streifen, die ohne Unterschied die Meere, Hochebenen, Wälle und das Innere der Ringgebirge bedecken, beweist das Vorhandensein einer Thätigkeit, die jünger ist, als die Erstarrung der Oberfläche der „Meere". Man muß deßhalb eine Periode annehmen, in der wegen der zunehmenden Dicke der Rinde nur noch kleine Eruptionen stattfanden. Da sich aus der Höhe der Ringgebirge schließen läßt, daß der Mond seine vollständige Abkühlung noch lange nicht erreicht hat, sind weitere vulcanische Ausbrüche nicht unmöglich. Mit Hülfe der Mondphotographien würden sie leicht zu constatiren sein.

Auf andere Weise ist Herr Abney dem Monde mit dem photographischen Apparate näher gerückt, indem er die Helligkeit des Mondlichtes mit Hülfe der Photographie bestimmte. Bisher hatte man die Helligkeit des Mondlichtes nur geschätzt, so Wollaston gleich $\frac{1}{800\,000}$ vom Sonnenlicht, Bougeur auf $\frac{1}{300\,000}$, Zöllner auf $\frac{1}{618\,000}$ vom Sonnenlicht. Diese verschiedenen Werthe lassen schon die Unzulänglichkeit der bisherigen Methode erkennen. Herr Abney hat nun im Chamounixthale und in England in klaren Nächten photographische Messungen angestellt. Er setzte kleine quadratische Flächen der Platte verschiedenlange einer Lichtquelle aus, wodurch er eine Scala zunehmender Dunkelheit herstellte. Indem er dann das Mondlicht auf gleich große Flächen wirken ließ, ergab sich das Licht des 50° hoch stehenden Mondes im ersten Viertel gleich dem Lichte einer Standardkerze in 5,32 Fuß Entfernung oder 0,035 Standardkerzen in 1 Fuß Abstand. Das Licht des Vollmondes in einer Höhe von 35 Grad war gleich 0,116 Standardkerzen in 1 Fuß Entfernung, in einer Höhe von 43 Grad gleich 0,266 Standardkerzen in 1 Fuß Entfernung. Außer der Helligkeit des Mondlichtes bestimmte Herr Abney auch die des Sternenlichtes. Zur Berechnung der photographischen Intensität des gesammten Sternlichtes wurde bei möglichst klarem Himmel und ganz freiem Horizonte eine Platte in horizontaler Lage exponirt. Dabei ergab sich, daß bei einer Exposition von $1^1/_2$ Stunden das Sternlicht 11,2 Mal so stark photographisch wirkte, wie eine Kerze in 10 Fuß Abstand bei einer Exposition von 1 Minute, so daß also das gesammte Sternlicht in jener Nacht gleich 0,001515 Standardkerzen in 1 Fuß Entfernung war. Sternlicht und Mondlicht mit einander verglichen ergab, daß das Sternlicht 200 Mal photographisch schwächer wirkt, als der Vollmond.

Von den Planeten ist der Jupiter photographirt worden, um die Bewegungen der Oberflächenmassen dieses Planeten zu bestimmen. Im Jahre 1879 erschien auf dem Jupiter ein großer rother Fleck. Sein Auftreten und seine fortschreitende Bewegung beweisen, daß entweder die Oberflächenmasse des Planeten in Bewegung ist oder daß der Planet selbst rotirt. Nach Zusammenstellung aller Beobachtungen hat Herr Williams jetzt constatirt, daß sich neun atmosphärische Strömungen auf dem Jupiter bestimmt unterscheiden lassen. Sie umkreisen den Planeten vollständig. Die Grenzen der einzelnen Zonen hat Williams nach eigenen Beobachtungen und nach Jupiterphotographien von der Lick-Sternwarte festgestellt. Die erste nördlichste Zone zeigt eine kleine Beschleunigung der Rotation seit 1862. Die zweite Zone, die etwa dem zweiten dunkeln Gürtel nördlich vom Aequator entspricht, hat dieselbe Bewegung, wie die des rothen Fleckes. Die dritte Zone enthält die viel schneller sich bewegenden schwarzen Flecke, die 1880, 1881 und 1892 gesehen wurden. Die vierte Zone mit weißen und schwarzen Flecken zeichnet sich durch die Beständigkeit der Geschwindigkeit seit ihrer Feststellung im Jahre 1787 aus. Die fünfte Zone ist die der großen Aequatorialströmung, die Cassini in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entdeckt hat. Die sechste und siebente Zone rotiren so schnell, wie der rothe Fleck, der in der siebenten Zone liegt. Die achte Zone bewegt sich gleichmäßig, die neunte und südlichste verhältnißmäßig schnell. Eigenthümlich ist, daß sämmtliche Strömungen keine Bewegung nach den Polen hin zeigen und daß sie scharf gegen einander abgegrenzt zu sein scheinen. — Ebenfalls auf photographischem Wege hat Herr Belopolsky die Drehungsgeschwindigkeit der Aequatorialzone des Jupiter ermittelt. Jeder Stern hat bekanntlich sein bestimmtes Spectrum. Diese Spectra photographiren zu können, ist ein bedeutender Fortschritt in der Himmelskunde. Durch Berechnung der Verschiebung der einzelnen Spectrallinien gegen die Linien des mitphotographirten Wasserstoffspectrums hat sich als Drehungsgeschwindigkeit der Aequatorialzone des Jupiter 11,42 km in der Secunde ergeben.

An den Linien des Spectrums eines Sternes lassen sich die Stoffe erkennen, die in der Atmosphäre dieses Sternes enthalten sind. So weiß man schon lange, daß die Sonnenatmosphäre Wasserstoff, Eisen, Magnesium, Natrium und andere Stoffe enthält, dagegen war es noch nicht möglich, mit Sicherheit Kohlenstoff und Sauerstoff in ihr nachzuweisen. Das ist um so auffallender, da die Erde diese Stoffe in großer Menge enthält und man allgemein annimmt, daß die Erde, wie alle Planeten, ein losgelöstes Sonnenstück sei. Wie Herr Trowbridge gezeigt hat, können die Kohlenstoff- und Sauerstofflinien im Sonnenspectrum wohl vorhanden, aber von den überaus zahlreichen und starken Eisenlinien verdeckt sein. Er photographirte den Abschnitt des Sonnenspectrums, der Spuren von durch Eisen verdeckten Kohlenstofflinien enthält, und unmittelbar darunter das Spectrum reiner Kohle und des eines Gemisches von Kohle und Eisen. Aus den Photographien war ersichtlich, daß etwa 30 Procent Eisen neben 70 Procent Kohlenstoff das Kohlenstoffspectrum vollständig auslöscht. Diese Menge Eisen in der Sonnenatmosphäre würde demnach ausreichen, um das ganze Kohlenstoffspectrum unsichtbar zu machen.

Ebenfalls mit Hülfe der Photographie suchte Herr Scheiner in Potsdam Aufschlüsse über die Constitution der Fixsterne zu erhalten. Jede dieser, in ungeheurer Form strahlenden Sonne hat ihr eigenes Spectrum. In den photographischen Aufnahmen dieser Spectra fand Herr Scheiner gewisse Uebereinstimmungen, so daß er die Fixsterne nach ihrem Spectrum in verschiedene Classen einteilen konnte. Nach Herrn Scheiner haben wir uns einen Fixstern als einen Glasball vorzustellen, um den sich über seiner Lichtsphäre noch eine sehr beträchtliche Atmosphäre wesentlich von Wasserstoff befindet. Die Temperatur dicht über den obersten Schichten der Lichtsphäre ist vergleichbar mit der stark gespannter elektrischer Funken. Alle anderen Metallgase außer dem Wasserstoff befinden sich noch innerhalb der Lichtsphäre. In Folge der Wärmeausstrahlung in dem Weltraum findet ein Zusammenziehen der den Stern ausmachenden Gase statt. Das

macht sich dadurch bemerkbar, daß Dämpfe von Magnesium und Natrium sichtbar werden. Der Proceß des Zusammenziehens schreitet immer mehr vor. Die Wasserstoffatmosphäre nimmt immer mehr an Mächtigkeit ab. Die Temperaturdifferenzen der oberen Schichten der Lichtsphäre werden immer beträchtlicher. Schließlich ist bei den Sternen der letzten Classe die Temperatur so weit heruntergegangen, daß sie mit der des elektrischen Lichtbogens vergleichbar geworden ist, so daß sich chemische Verbindungen dauernd erhalten können.

Zahlreiche Fixsterne zeichnen sich durch mehr oder weniger schnelle Helligkeitsänderung aus. Auch diese Veränderlichkeit ist jetzt auf photographischem Wege festgestellt worden. So hat Herr Pickering auf der Harvard-Sternwarte zehn veränderliche Sterne neu oder wieder entdeckt. Die Schwankungen in der Helligkeit werden durch photographische Aufnahmen in bestimmten Zwischenräumen erkannt.

## Literatur und Kunst.

### Richard Wagner und Georg Herwegh.

Mit ungedruckten Briefen von Wagner, Herwegh, König Ludwig II. ꝛc.

Von Theophil Zolling.

Die Betheiligung am Dresdner Maiaufstande zwang den Kgl. sächsischen Hofcapellmeister Richard Wagner zur Flucht in's Ausland. Anfangs Juli 1849 traf er in der Schweiz ein und erwarb sich schon im October das Bürgerrecht der Stadt Zürich, wo er sich mit seiner Frau Minna geb. Planer zu dauerndem Aufenthalte niederließ. Die ersten Jahre war er vornehmlich schriftstellerisch thätig; nebenbei hielt er vor einem auserlesenen Zuhörerkreise Vorlesungen über dramatische Kunst, dirigirte einige Concerte der Züricher Musikgesellschaft und stand einen Winter lang, als seine Schüler Hans von Bülow und Carl Ritter als Capellmeister am Actientheater wirkten, zu dieser Bühne in näheren Beziehungen. Der kleinen Universität hatte die niedergeworfene deutsche Revolution manche bedeutende Lehrkraft zugeführt, und aus diesen akademischen Kreisen holte sich Wagner mehrere Freunde. Da war Gottfried Semper, der große Baumeister, der Physiologe Moleschott, der Rechtslehrer Osenbrüggen, der Philologe Köchly, Theodor Mommsen und besonders der Germanist Ludwig Ettmüller, der dem Dichtercomponisten des „Tannhäuser" und „Lohengrin" auch als Lehrer freundschaftlich entgegenkam. Er war ein wunderlicher Sachse, hoch und hager, mit wallendem Bart, und lief immer mit einem altdeutschen Wams und Barrett herum; mit einem wahrscheinlich altnordischen Helm ist er auch in Heinrich Kurz' Literaturgeschichte abgebildet. Der von Uhland hochgeschätzte Gelehrte war im Nebenamt Dichter und hatte ein endloses Epos in Nibelungenstrophen verfaßt, das den vielversprechenden Titel trägt: „Kaiser Karl der Große und das sächsische Jungfrauenheer, Ein Beitrag zum unvergänglichen Ruhme der Frauen in 23 Liedern von Frauenlob dem Jüngern", ferner drei allitterirende Epen, von denen er „Das verhängnißvolle Zahnweh oder Karl der Große und der heilige Goar" in den ersten Jahren von Wagner's Züricher Aufenthalt dichtete. Der Componist besuchte eine Zeit lang fleißig Ettmüller's Vorlesungen und ließ sich privatim von ihm über die Edda, den Stabreim und verwandte Dinge belehren.

Freundschaftlichen Anschluß fand Wagner auch außerhalb der Hochschule. Die Achtundvierziger Johannes Scherr, Seeger, Rollett, der Militärschriftsteller Wilhelm Rüstow und Andere hatten gleichfalls eine Freistätte hier gefunden, und der Hamburger Journalist François Wille und seine Gattin Eliza geb. Slomann, eine Tochter des reichen Rheders, hatten sich sogar in der Nähe am See auf dem Landsitz Mariafeld angesiedelt, der bald zu einem Treffpunkt der Züricher Literatur-, Kunst- und Freiheitsfreunde wurde. Auch Gottfried Keller, der Schweizer Dichter, verkehrte mit den Musikern Heim und Wilhelm Baumgartner zuweilen als Gast in diesen deutschen Kreisen, aber die eigentliche Hauptperson war neben Wagner der Dichter Georg Herwegh, der nach dem mißlungenen Badischen Freischaarenzug aus Paris ausgewiesen worden war und über Italien 1851 nach Zürich kam. Sehr bald lernte er Wagner kennen, der sich ihm freundschaftlich anschloß. Der Zukunftsmusiker hatte damals nach dem Siegfried und der Walküre gerade die Rheingolddichtung vollendet und las das Ganze erst in Mariafeld, dann in Zürich einem geladenen Publicum vor. Der Erfolg war zweifelhaft. Semper fand es fürchterlich. Keller meinte: „Der reine Ettmüller!" Herwegh blieb schon nach dem ersten Abend fort und beschwerte sich, von Wagner zur Rede gestellt, über verschiedene ihm unsympathische Gäste. Bald darauf schrieb Wagner dem zürnenden Freunde:

Bester Freund!

Ich bin nicht im Mindesten verstimmt über Ihr Ausbleiben von meinen Vorlesungen — höchstens über Ihr Ausbleiben von meiner Wohnung — da ich so angegriffen bin, daß ich fast gar nicht mehr ausging, und wenn ich eine kleine Promenade machte die verfl. 3½ Treppen des Hôtel de Herwegh ernstlich scheute. Bei dieser Gelegenheit fiel mir wiederholt ein, ob es denn von mir zu Ihnen nicht gerade eben so weit sei, als von mir zu Ihnen — oder vielmehr umgekehrt.

Beiläufig: die Leute, die Sie chockirt hatten, wurden nicht von mir eingeladen, sondern von Andern mitgebracht! — Uebrigens hatte meine Einbildungskraft vor diesem mir unsichtbaren größeren Publicum einen weit günstigeren Spielraum, als vor dem mir leider zu sichtbaren der Familie Wille: ich habe mir durch Hülfe meiner Illusion ganz wohl behagt.

Hier ist auch Ihr Exemplar.

Adieu!

Ihr

R. Wagner.

23. Februar 1853.

Beigelegt war dem Briefe ein Exemplar der auf Verfassers Kosten gedruckten Nibelungendichtung mit der eigenhändigen Widmung:

Seinem Freunde Georg Herwegh
Zur Fortsetzung von Richard Wagner.

Zürich, Februar 53.

Im Vorwort verwahrt sich der Verfasser dagegen, daß die Dichtung „als bloßes Literaturproduct betrachtet werde, namentlich für den Fall, daß eines der nur an Freunde vertheilten Exemplare einem ihm ferner stehenden Unbekannten oder Unverpflichteten in die Hände fallen sollte, der es etwa als solches in den Kreis publicistischer Besprechung zöge." Bei Herwegh waren derlei (vielleicht doch nicht so ganz unerwünschte) Indiscretionen kaum zu fürchten, denn er hielt diese gesprochene und gedruckte Bekanntmachung des fremdartigen Textes für unklug. Weder der mystische, langwierige Stoff noch die ungeschlachte Form sagten dem Dichter zu, doch er zweifelte nicht, daß es dem genialen Musiker gelingen werde, das „Stabreimgestammel" in symphonischer Tonfluth flüssig und natürlich erscheinen zu lassen. Den gleichen ungünstigen Eindruck gewann von der Broschüre auch Frau Emma Herwegh, die damals mit den Kindern aus Italien nach Zürich übergesiedelt war. Das wieder vereinigte Ehepaar bezog ein reizendes Heim am Abhang des Zürichberges, erst im Kirchbühl, dann im nicht minder hochgelegenen Sonnenbühl. Hier, in dem kleinen Salon, der zeltartig tapezirt war und von Liszt la tente royale getauft wurde, ging auch Wagner mit seiner Minna ein und aus. Dort war es, wo der Dichtercomponist Schopenhauer's Philosophie kennen lernte, die einen so tiefen Eindruck auf ihn und sein Schaffen ausüben sollte. Auf Herwegh's Schreibtische fand er einmal „Parerga und Paralipomena", schlug das eben erschienene Buch auf und brach in lautes Gelächter aus. Er war gerade auf

das böse Capitel über die Frauen gestoßen. „Der muß Minna gekannt haben!“ rief er aus, las weiter und weiter, und als er arg verspätet nach Hause eilte, bestellte er sich in der Buchhandlung von Meyer und Zeller Alles, was von Schopenhauer erschienen war. Von nun an wurde dieser Philosoph sein Steckenpferd, und zwar in so heftigem Maaße, daß er mit seinen wilden Interpretationen seine besten Freunde in die Flucht schlug. Zumal Herwegh, der in der Philosophie ebenfalls Politiker war und darum Feuerbach vorzog. Noch in einer anderen Wissenschaft beeinflußte er den Freund. Der sprachenkundige Dichter besaß als ehemaliger Tübinger Stiftler und Student nicht nur in den alten Sprachen die besten Kenntnisse; auch das Englische und Französische beherrschte er virtuos, während Wagner nur französisch und zwar immer mangelhaft und mit einem fürchterlichen sächsischen Accente sprach. Eine Eigenthümlichkeit Herwegh's war, daß er die Lectüre eines beliebigen Wörterbuchs dem unterhaltendsten Roman vorzog. Von dieser Kunst wünschte nun Wagner zu profitiren, und bald wurde er auch mit seinen dilettantischen wie hartnäckigen Versuchen im „Sprachwurzelausziehen“ der Schrecken seiner Bekannten. Und besonders seiner herzensguten Frau, die Herwegh beschuldigte, ihren ohnehin confusen Mann noch ganz verrückt zu machen. Dann tobte sich Wagner's Leidenschaftlichkeit in unerquicklichen Eheklagen aus, bis endlich der Streit durch einen Dritten geschlichtet wurde, der neben dem Hunde Peps der Liebling des kinderlosen Ehepaares und ein Genie war, das fünf Tacte aus Beethoven's Neunten mit nicht geringer Präcision pfeifen konnte. Es war der Papagei, der mit lauter Stimme schrie: „Richard Wagner ist ein böser Mann!“ Das Compliment hatte ihm Frau Minna beigebracht.

Am 18., 20. und 22. Mai 1853 fanden im Züricher Theater die denkwürdigen Wagner-Concerte statt, die der Meister selbst leitete. Das Orchester war auf 72 Mann verstärkt, die Züricher und benachbarten Sängervereine wirkten mit. Aus der ganzen Schweiz strömten die Hörer herbei. Begeistert äußert sich auch Frau Herwegh: „Die Wirkung Wagner's auf sein Orchester und den Sängerchor war elektrisirend und das künstlerische Ergebniß für mich so überraschend, daß ich, der noch das wundervolle Ensemble des Pariser Conservatoriumorchesters unter Habeneck's Leitung in frischer Erinnerung stand, in Erstaunen darüber gerieth, wie es einem Dirigenten gelingen konnte, mit vielfach schwachen und meist dilettantischen Kräften eine so einzige Kunstleistung zu erzielen. Wer diesen unvergeßlichen Aufführungen beigewohnt, mußte glauben, daß es aus lauter Kräften ersten Ranges zusammengesetzt war. Die Begeisterung der Zuhörer war denn auch so groß, daß einer der am wenigsten kunst- und musikverständigen Freunde unseres Kreises während der Pausen in Begleitung eines Dieners mit einem Waschkorbe voll der schönsten Blumen von Loge zu Loge ging und von dort aus seine Spende in herrlichen Bouquets auf die Bühne werfen ließ. Wagner's Triumph war unbestritten überwältigend.“

Wagner's wohnten damals im Zeltweg, einer sich am Fuße des Zürichberges hinziehenden vorstädtischen Straße mit hübschen Häusern und Gärten. Frau Minna stand dem kleinen Hauswesen als freundliche Wirthin vor und hieß jeden Besucher willkommen, namentlich ihre sächsischen Landsleute Ettmüller und Semper mit ihren Frauen. Im October kam Liszt mit seiner Freundin, der Fürstin Carolyne Wittgenstein, nach Zürich, um dort Concerte zu geben. Er verkehrte viel mit Wagner und bei Herwegh's, die er von Paris kannte, und im „Königszelt“ wurde gespielt, gesungen und vorgelesen. Liszt lobte besonders den Text zur „Walküre“, tadelte aber die Zankscene zwischen Wotan und Brünnhilde, gegen deren Maßlosigkeit in Ausdruck und Ausdehnung sich sein ritterlicher Sinn sträubte. Er hielt Wagner vor, daß es eines Gottes unwürdig sei, eine Frau so lange auszuschelten, und auch das Publicum würde wenig erbaut davon sein. Aber Wagner war nicht zu überzeugen und wies jede Concession mit Heftigkeit ab. „Ja ja,“ bemerkte Herwegh, „gerade das hat Wagner aus seinem Herzen geschöpft, nicht wahr, Frau Minna?“ Emma Herwegh aber flüsterte Liszt in's Ohr: „Lassen Sie ihn doch! Das Publicum ist für Wagner kein entscheidender Factor. Wenn er die Scene in Musik setzt, wird er die störenden Längen schon von selbst beseitigen.“ Und so geschah es dann auch.

Im Mai 1854 war „Rheingold“ componirt, und sofort rief Wagner seine Freunde zusammen, um ein Urtheil über seine Schöpfung zu vernehmen.

Montag früh.

Lieber Freund!

Wenn Dir's noch möglich ist, Herrn Hubert's täglichen Hausfreund zu besuchen, so komm' doch nächsten Donnerstag Abend (mit Deiner Frau) zu uns: es soll dieß — falls Wille's nicht absagen — der längst von mir intentionirte Abend werden.

Ich bitte Dich, die beiliegende Komödie von Karl Ritter*), schnell einmal durchzulesen. Du wirst diesem damit einen Gefallen thun, und ich habe mir vorzuwerfen, seinen Wunsch, Dir das Stück zu zeigen, ein Jahr über unerfüllt gelassen zu haben.

Vermuthlich sehe ich Dich morgen, um u. A. das Stück wieder von Dir abzuholen, das ich noch Semper geben möchte.

Adieu — Du Gespensterseher!

R. Wagner.

Das von Herwegh gefürchtete Gespenst war wohl Jacob Venedey, Heine's „Kobes“, der sich damals in Zürich herumtrieb und auch bei Wille und Wagner verkehrte. Jedenfalls war der Componist nichts weniger als sicher, ob Herweghs kommen würden, und so erließ er denn schon folgenden Tages eine lustig „kalauernde“ Einladung.

Madame Herwegh.

Molto bello
Sehr schön
Très bien
— — — — Also Donnerstag
„„Wille und Vorstellung.““

R. Wagner.

Der Vortrag fand wirklich statt, und Herwegh war der Meinung, daß die Stabreime in der That durch die sie umhüllende herrliche Musik annehmbarer geworden. Seine Gemahlin schreibt: „Wagner am Clavier, sein eben entstandenes Musikdrama spielend, singend, erklärend, war ein ganz eigener Genuß. Dann verschwand das kleine Männchen mit der krummen Nase und dem Altweiberkinn und dem komischen Sächseln, und wir sahen nur seine in Genialität funkelnden Augen, seine Begeisterung, seine übermenschlichen Bühnengestalten in einem Meer von Wohllaut.“

Wagner schwebte schon dazumal der Plan eines Mustertheaters für seine Opern vor, in Zürich oder vielleicht näher der deutschen Grenze, etwa in Basel. Bis heute ist seinen Biographen unbekannt geblieben, daß er sich damals förmlich um die Direction des Züricher Actientheaters beworben hat. Das Protokoll des Theatercomités vom 6. Februar 1854 schließt mit dem Satz: „Endlich wird der Versammlung noch die erfreuliche Kunde gebracht, daß Herr Richard Wagner die Geneigtheit ausgesprochen hat, die Direction zu übernehmen, falls man sich über die Bedingungen einigen könne.“ Zürich erwies sich auch in diesem Fall als zu klein für Wagner. Es wurde ein anderer Director gewählt, mit dem man sehr schlimme Erfahrungen machte. Aber Wagner ließ es die Herren nicht entgelten und erklärte sich sogar bereit, den Tannhäuser im nächsten Winter selbst in Scene zu setzen. Mit der ihm eigenen Energie führte er trotz aller Hindernisse die Sache durch, und der Erfolg entsprach den großen Vorbereitungen. Am 17. Februar 1855 wurde der Tannhäuser

*) Der oben genannte Karl G. Ritter (1830—1891), ein Schüler Schumann's, genial veranlagter Musiker, schrieb auch eine Theorie des deutschen Trauerspiels und viele Dramen.

vor brechend vollem Hause mit begeistertem Beifall aufgeführt. Abermals hielt Wagner darauf, daß alle seine Freunde anwesend waren. Er schrieb an Herwegh:

1855.

Ich lade Dich und Deine Frau für Morgen zum Tannhäuser in die große Mittelloge ein, wo mir einige Billets zur Verfügung gestellt sind; solltest Du etwa schon Billets genommen haben, so suche sie wieder los zu werden.

Ich sehe Dich morgen Nachmittag bei Dir.

Dein

R. Wagner.

Den Erfolg kennzeichnet der Umstand, daß die Oper sechs Mal gegeben werden konnte, ein noch nicht dagewesenes Ereigniß in der damals kleinen Stadt. Das flößte Wagner neuen Schaffensmuth ein, und die Composition der „Walküre" machte Riesenfortschritte. Leider ließ sich das folgende Jahr (1856) schlecht an, denn Wagner kränkelte bis in den Sommer hinein. Im Herbste kam Liszt wieder mit der Fürstin Wittgenstein und deren Tochter, nachmaligen Fürstin Hohenlohe, nach Zürich und verkehrte viel mit den Freunden. Am 22. October wurde sein 46. Geburtstag im Hôtel Baur am See gefeiert. Es war große Gesellschaft geladen, denn es galt die musikalische Première der Walküre. Wagner, Liszt und die stimmbegabte Gattin des Musikdirectors Heim waren die Dollmetscher des Werkes. Der Beifall war laut und herzlich. Nach dem Concert brachte Wagner einen Toast auf Liszt aus und schloß mit den Worten: „Den Musiker kennen Alle, aber was er als Freund ist, das weiß nur ich." Das schöne Wort wirkte auf die Anwesenden um so überraschender, als Wagner dafür bekannt war, nicht an zu großer Dankbarkeit zu leiden. Im November begleitete er Liszt auf der Rückreise bis St. Gallen, wo sie ein Concert gaben, dem auch Herwegh's beiwohnten, und dann wurde die Composition des Siegfried begonnen, der im nächsten Sommer schon bis zu Ende des zweiten Aktes gedieh. Plötzlich erklärte Wagner, in seiner bisherigen Wohnung nicht mehr arbeiten zu können, weil sich in der Nähe ein Schlosser niedergelassen hatte, aus dessen Werkstatt den ganzen Tag ein nervenreizendes Hämmern und Feilen erscholl. Vergeblich stellte Wagner den Meister zur Rede: „Aber lieber Mann, hören Sie doch mit Ihrem Rumoren auf; ich kann so nicht arbeiten." Der Handwerker zuckte die Schultern. „Herr Capellmeister, Sie schlagen ja auch den Tact, und ich verbiete es Ihnen nicht!" Dabei beharrte der biedere Schweizer, so daß Wagner nichts übrig blieb, als sich nach einer anderen Wohnung umzusehen. Ein guter Freund wußte Rath. In der Vorstadt Enge am See hatte ein deutschamerikanischer Wagnerianer, der jüngst verstorbene Großkaufmann Otto Wesendonck, eine große Besitzung. Er hauste mit seiner Gemahlin und den Kindern in der prächtigen Villa; daneben stand aber noch ein unbewohntes schönes Oekonomiegebäude. Flugs ließ es der Besitzer wohnlich einrichten und stellte es dem Meister zur Verfügung, der ohne langes Besinnen die Einladung annahm. Schon nach wenigen Tagen zog Frau Minna mit Mann, Peps und Papagei ein, und ein glückliches, sorgenfreies Leben begann für Beide unter dem Schutz ihres hochherzigen Mäcens, der Wagner auch sonst in geradezu fürstlicher Weise unterstützte. Die folgenden Zeilen Wagner's sind ein Zeugniß all' dieser „Herrlichkeit".

Lieber Herwegh!

Ich sehe wohl, ich muß mit einer wohlconditionirten Einladung kommen, um Dich ein Mal auf mein Asyl herauszulocken. Somit bitte ich Dich und Deine liebe Frau, Sonntag Abend bei mir zu zubringen. Kommt nicht spät — ich meine so um 6 Uhr — damit Ihr unsere Herrlichkeit noch bei Tage inspiciren könnt.

Herzlichen Gruß

von

Deinem

Enge, 5. Juni 1857. Rich. Wagner.

In diesem glänzenden Heim entfaltete der Meister eine erstaunliche Thätigkeit. Hier entstand das Werk, von dem er irrthümlich glaubte, es würde sich, weil es nur ein paar Gesangskräfte und gar keinen Chor erfordert, im Fluge die deutschen Bühnen erobern: Tristan und Isolde. Schon im Herbst 1857 wurde die Composition in Angriff genommen, und noch ehe der Winter vergangen, war auch schon der erste Akt componirt und instrumentirt. Wagner brannte darauf, seinen Freunden das neue Werk vorzuführen, und schriftliche Einladungen ergingen für einen der nächsten Abende in die Wesendonck'sche Villa. Herwegh und Frau, Professor Semper, Gottfried Keller und das Ehepaar Ettmüller fehlten nicht. Nach dem Text folgte das Tristanvorspiel, das Wagner auf dem Clavier vortrug. Wahrscheinlich weil die vorhergehende allzulange Vorlesung die Eindrucksfähigkeit erschöpft hatte, war die Wirkung nicht so hinreißend, wie Wagner erwartet. Nur eine Verehrerin des Meisters strahlte vor Begeisterung, und sie setzte denn auch Herwegh die Pistole auf die Brust mit der Frage nach seiner Meinung. „Gnädige Frau," erwiderte der Dichter ausweichend, „ein einmaliges Hören genügt mir nicht, um über ein solches Kunstwerk ein Urtheil abzugeben," worauf die Dame, die eine ihrem Entzücken entsprechende Antwort erwartet hatte, sich mit den pathetischen und doch nichtssagenden Worten Luft machte: „Allerdings, es ist eines jener tiefen Werke!" Es war gar kein Zweifel, daß das allzu lange und lyrische Drama die Hörer fremdartig berührt und ihnen geradezu mißfallen hatte. Auf dem Heimweg, ohne die schuldige Rücksichtnahme auf Wagner und seine Gastfreunde, machte sich die Enttäuschung rückhaltlos Luft. Frau Herwegh gestand, daß ihr zu Muthe sei, als wäre sie stundenlang über einen Knüppeldamm gefahren, worauf ihr Gatte ziemlich kleinlaut bemerkte: „Ja, das ist mir heute auch so vorgekommen." Gottfried Keller stand unter derselben Depression und brummte seine Zustimmung auf dem ganzen Wege vor sich hin.

Plötzlich zerstörte „der Neid der Götter", wie Frau Wille in ihren Erinnerungen*) erzählt, das Glück dieses Stilllebens. Frau Minna erkrankte und wurde in die aarganische Kaltwasserheilanstalt Brestenberg geschafft. Vergeblich suchten die Freunde zu vermitteln, den Scandal zu vertuschen. Harmlos meldet Herwegh am 15. Mai der Fürstin Wittgenstein, daß Wagner den Erard'schen Flügel endlich empfangen hat. „Je vois Wagner souvent — grâce au départ de sa femme, de son perroquet et même de son chien. Il est parfaitement bon, doux, sympathique," — worauf die Fürstin im selben Ton antwortet: „Cela m'a été une excellente nouvelle d'apprendre que Wagner devient bon enfant. Il y gagnera autant en sérénité intérieure que les autres en agrément." Aber der Bruch war nicht mehr zu verkleistern. Frau Minna kehrte noch schwer leidend von Brestenberg zurück, um gleich darauf die Schweiz für immer zu verlassen. Ihr letzter Eindruck von Zürich war kein angenehmer. Der Kutscher, der sie zum Bahnhofe fahren sollte, lenkte trotz aller Proteste in den Hof seines Fuhrherrn ein, und der gab sie und ihr Gepäck erst dann frei, als sie ihm die Rechnung von 255 Francs, die ihr Gemahl schuldete, beglichen hatte. Sie konnte sich gerade noch in den abgehenden Zug stürzen und übersah in Folge dessen den guten Karl Tausig, der ganz allein da war, von der unglücklichen Frau Abschied zu nehmen.

Wagner's Bleiben war nun auch nicht länger in Zürich. Er empfahl sich bei Herwegh's und den anderen Freunden und reiste allein nach Venedig, wo er den Winter zubrachte. Ende März fuhr er in die Schweiz zurück, diesmal nach Luzern. Es war das Kriegsjahr 1859, aber Wagner ließ sich in seiner Arbeit nicht stören, während der unentwegte Politiker Herwegh mit seinem Fühlen und Denken mitten in den welthistorischen Ereignissen stand und eine starke journalistische Thätigkeit entwickelte. Fast täglich brachte das

*) Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Berlin, Gebr. Paetel.

Züricher Intelligenzblatt Leitartikel und andere Mittheilungen aus seiner Feder, namentlich Neuigkeiten vom italienischen Kriegsschauplatze, die ihm von Rüstow und Schweigert, die unter Garibaldi fochten, sowie von hervorragenden italienischen Patrioten zukamen. Wagner kümmerte sich um die Welthändel wenig, denn der dritte Akt des Tristan lag ihm ausschließlich am Herzen. Immerhin interessirte ihn das Schicksal des lieb gewordenen Venedig, und da er um Herwegh's Mitarbeiterschaft am Intelligenzblatt wußte, so abonnirte er auf das Züricher Abendblättchen. Besonderen Spaß machte ihm ein launiger Leitartikel, den Herwegh anonym am 15. Juni unter dem Titel: „Ein Sturm in einem Glas Wasser oder die süddeutsche Aufregung" veröffentlichte. Er warnte ernstlich seine süddeutschen Landsleute, die „in so stolzen Colonnen d. h. Zeitungscolonnen aufmarschiren", um Oesterreich zu helfen und das in der Lombardei engagirte Frankreich anzufallen, denn einmal wäre diese Invasion nicht so leicht, dann sei sie ohne Preußen nicht durchzuführen, ferner würde sie wohl einen sofortigen Friedensschluß zwischen Oesterreich und Frankreich zur Folge haben, worauf dann beide sich gemeinsam gegen Deutschland wenden, den Raub theilen und die alte Reaction heraufbeschwören würden. Vielmehr solle man Napoleon sich ruhig in Italien „die Finger und alles Uebrige" verbrennen lassen, denn der italienische Krieg sei ganz gewiß nur der Anfang seines Endes. „Eine neue große Wendung aller Dinge steht bevor," schloß der Artikel. „Wird sie Männer finden? Oder werden die Deutschen den bekannten Satz, daß die Revolution ihre Kinder fresse, noch einmal auf den Kopf stellen, wie im Jahre 1848, wo die Kinder die Revolution gefressen haben?" Wagner gefiel der geistsprühende Aufsatz so gut, daß er sich gleich hinsetzte und dem Freunde schrieb:

Luzern, 15. Juni 59.

Sage, hab' ich Recht, daß der heutige Artikel im Intelligenzblatt (wie mancher Aehnliche vorher) von Dir ist? Mir hat er wieder ungeheuer gefallen: der Ton ist ganz famos getroffen. Irre ich demnach nicht, so bist Du jetzt in vollem Eifer. Auch ich bekümmere mich um den Spectakel mehr, als er eigentlich werth ist.

Wollen wir einmal das Zeug ein wenig discutiren?

Ich bin immer zu Hause im Schweizerhof.

R. Wagner.

Herwegh trug Bedenken, seinen revolutionären Beobachterposten und dessen geheime Verbindungen zu verlassen, auch dann noch, als der Freund dringender einlud.

Luzern, 17. Juni 59.

Bis Ende dieses Monates habe ich Raum, um Dich bei mir zu bequartiren; dann wird's schwerer.

Wollen wir einmal ein Paar Tage klatschen, so bring' Dir nur für den Vormittag etwas Lecture mit: im Uebrigen sei mein Gast.

Melde mir's auch vorher.

Anzeige erwartend

ein Abonnent des Intelligenzblattes.

Herwegh verzichtete für's Erste auf den Besuch bei dem Freunde, und sandte ihm gleichsam als Ersatz seinen poetischen „Gruß zum Eidgenössischen Schützenfest", das vom 6.—12. Juli in dem von österreichischen Internirten wimmelnden Zürich abgehalten wurde. Es ist eines seiner besten Gedichte, womit er siegreich mit Gottfried Keller in die Schranken trat.

„Wetterumzogen brausen die Wogen,
Aber die Sterne sie sind Dir gewogen!
Steure, Du Schweizer, im Völkerorkan,
Ruhig, wie Tell ihn gesteuert, den Kahn"....

Schon am Tage nach der Veröffentlichung erhielt der Dichter einen Brief von dem bekannten Intelligenzblatt-Abonnenten.

3. Juli 1859.

Aber liebster Mensch! Du wirst ja ganz jung wieder! Dein heutiges Gedicht ist wundervoll, ich schreib' es Dir sofort nach der Lecture! — Das sind gute Stimmungen, wo man so bereit ist, den Anschein hoch aufzunehmen und ihm den Stempel des Echten aufzudrücken. Die Welt sieht dann wenigstens für uns erträglich, auf Augenblicke sogar schön aus. Und was will man hoffen von dieser elenden Welt, wenn wir sie nicht dann und wann in guter Laune schön sehen?

Jedenfalls kommt dann mindestens bei Leuten Deiner Art ein schönes Gedicht heraus, was dann mehr werth ist als die ganze reale Eidgenossenschaft.

Dein

R. Wagner.

Die nächsten Jahre führten die beiden Freunde nicht mehr zusammen, aber Herwegh beobachtete aus der Ferne doch mit innigem Antheil das mühevolle Emporsteigen des Freundes und ließ ihm ab und zu eine journalistische Handreichung zu Theil werden. So unmittelbar nach dem Pariser Durchfall des Tannhäuser, als er die noch immer von der Erinnerung an die Züricher Mustervorstellung schwärmenden Schweizer im Intelligenzblatt vom 19. März 1861 über die Zettelungen der Feinde Wagner's aufzuklären suchte. „Jämmerlich wäre es, wenn wir, denen Wagner so viel Freude bereitet hat, unser Jahre lang festgehaltenes wohlbegründetes Urtheil über die großen Schönheiten im „Tannhäuser" durch eine mit aller Hinterlist herbeigeführte Niederlage desselben in der Pariser Oper beirren ließen. Tant pis pour les Parisiens! wollen wir sagen. Und auch dort in Paris ist bei dem Charakter des Publicums und der Energie Wagner's, die schon manchem Sturm die Stirne geboten, ein Umschlag des Urtheils mehr als wahrscheinlich. Er ist gewiß."

Nach der Pariser Niederlage ging der unverdrossen gegen eine Welt kämpfende Meister hoffnungsreich den Leidensweg weiter. Zwar schien es einen Augenblick, als hätte er den Gipfel seines Calvarienberges erstiegen, denn das Vaterland öffnete sich dem Verbannten wieder, doch erst die vergeblichen Kämpfe um Tristan in Karlsruhe und zumal in Wien bezeichnen den Höhepunkt seines Mißgeschickes. Von seinen Gläubigern bedrängt, läßt er Ende März 1864 seine Wohnung in Penzing im Stich und kommt abermals wie ein Flüchtiger in die Schweiz. Aus den Erinnerungen von Eliza Wille wissen wir, daß er incognito reiste und fast versteckt in Mariafeld wohnte. Die Freundin thut darüber unnöthig geheimnißvoll; das Incognito hatte indeß sehr naheliegende Gründe, denn Wagner hatte zu allen Wiener Verpflichtungen auch noch in Zürich bedeutende Schulden hinterlassen. Wenn er sich trotzdem heimlich in die Gegend wagte, so war es, weil er von Wille's oder von seinem alten Mäcen noch Hülfe erhoffte. In beiden Erwartungen sah er sich getäuscht. Wille's Freundschaft ging niemals über einfache Gastlichkeit hinaus, und das liebe Häuschen in der Enge erschloß sich ihm als Asyl nicht wieder. Daß man ihm dort gleichwohl etwas freundlicher gesinnt war und sogar eine Art Versöhnungsfeier beging, beweist der folgende Brief.

Montag früh.

Lieber Herwegh!

Zeig' daß Du ein vernünftiger Freund bist, und komm' meiner Bitte, welche ich zugleich mit der Familie Wesendonck an Dich richte, den heutigen Abend bei uns zu verbringen, unbedingt und freundlich nach.

Ich möchte so gern wieder einmal mit Dir zusammen sein, kann mich aber in Zürich selbst nicht sehen lassen, weil sonst der Zweck meines sehr kurzen Aufenthaltes — Erholung nach großer Strapaze — vereitelt werden müßte.

Also: Du kommst?

Gewiß! Herzlich grüßt

Dein

Rich. Wagner.

Doch jetzt war das Maaß des Leidens voll, und ein märchenhaftes Glück wurde dem Dulder zu Theil. Herr v. Pfistermeister, der Privatsecretär des Königs von Bayern, der den von seinem Monarchen vergötterten Meister schon vergeblich in Wien und Mariafeld gesucht, fand ihn in Stuttgart und geleitete ihn sofort nach München. Alles, was Wagner in seinen kühnen Träumen gehofft und mit der ganzen Kraft seines Genies erstrebt, sollte sich jetzt verwirklichen. Der königliche Schwärmer

nahm sich begeistert seiner an, der Plan eines Wagnertheaters wurde bei Freund Semper bestellt, und die Mustervorstellungen begannen in München. Unterdessen wurde Herwegh in die Tragödie seines Freundes Lassalle verwickelt. Der Arbeiterführer erbat sich in seiner Noth eine Empfehlung an Wagner, damit dieser als „allvermögender Günstling" sich beim König dafür verwende, daß der bayerische Gesandte Doenniges in die Heirath seiner Tochter mit dem Socialisten willige. Vierzehn Tage vor seinem Tode kam dieser mit seinem Empfehlungsbriefe zu Wagner. „Ich kannte Lassalle noch gar nicht", berichtet der Meister; „bei dieser Gelegenheit mißfiel er mir innigst: es war eine Liebesgeschichte aus lauter Eitelkeit und falschem Pathos. Ich erblickte in ihm den Typus der bedeutenden Menschen unserer Zukunft, welche ich die germanisch-jüdische nennen muß." Konnte er also in dieser Angelegenheit Herwegh nicht gefällig sein, so erinnerte er sich doch im nächsten Jahre seiner, als die Tristanaufführungen heranrückten.

Lieber Herwegh!

Am 15., 18. und 22. Mai finden wundervolle Aufführungen von Tristan und Isolde hier statt.

Herzlich bitte ich Dich zugegen zu sein.

Melde wenn und wann Du kommst, damit ich für Platz sorge. Bringe jedoch auch Semper mit: — am Ende macht es ihm doch auch Spaß, trotzdem die Geschichte ihm zu ernst dünkte.

Herzlichen Gruß!

Dein

Richard Wagner.

München, 7. Mai 1865.

Es war Herwegh abermals versagt, Wagner zu besuchen. Um den Züricher Freunden jedoch einen Begriff von seinem Glücke zu geben, theilte der Meister ihnen zwei schwärmerische Briefe des Königs an ihn mit. Eliza Wille bringt den ihr geliehenen in den „Erinnerungen" nicht; ein späterer Brief nach der ersten Tristanaufführung ist von Frau Malvina Schnorr von Carolsfeld, der ersten Isolde, in ihrer Veröffentlichung der Briefe Wagner's (1883) nur erwähnt, aber „auf Wunsch des hohen Herrn" nicht abgedruckt. So sei er denn hier aus Herwegh's Nachlaß wiedergegeben, da zehn Jahre nach dem Tode des königlichen Verfassers von einer Indiscretion wohl keine Rede mehr sein kann.

Erhabener göttlicher Freund!

Kaum kann ich den morgigen Abend erwarten, so sehne ich mich nach der zweiten Vorstellung schon jetzt. Sie schrieben an Pfistermeister, Sie hoffen, daß meine Liebe zu Ihrem Werke durch die in der That etwas mangelhafte Auffassung der Rolle des Kurwenal v. Seiten Mitterwurzer's nicht nachlassen möge! — Geliebter! Wie konnten Sie nur diesen Gedanken sich aufkommen lassen? Ich bin begeistert, ergriffen. Entbrenne in Sehnsucht nach wiederholter Aufführung! —

Dies wunderhehre Werk,
Das uns Dein Geist erschuf.

Wer dürft' es sehen, wer erkennen, ohne selig zu preisen? Das so herrlich, hold, erhaben mir die Seele mußte laben! — Heil seinem Schöpfer, Anbetung Ihm! — Mein Freund, wollen Sie die Güte haben, dem trefflichen Künstlerpaar zu sagen, daß seine Leistung mich entzückt und begeistert hat; meinen herzlichen Dank, wollen Sie ihn den Beiden künden? Ich bitte Sie, erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe! — Nicht wahr, mein theurer Freund, der Muth zu neuem Schaffen wird Sie nie verlassen, im Namen Jener, bitte ich Sie, nicht zu verzagen, Jener, die Sie mit Wonnen erfüllen, die sonst nur Gott verleiht! Sie und Gott! Bis in den Tod, bis hinüber nach jenem Reiche der Weltennacht, bleibe ich

Ihr

treuer Ludwig.

Berg, den 12. Juni 1865.

Adr.: Dem Wort- und Tondichter
Richard Wagner

München.

Wenn dieser verzückte Brief „Parcival's" — so nannte Wagner im engen Freundeskreise den König — von einer krankhaft mystischen Exaltation spricht, so ist daran zu erinnern, daß Wagner damals ganz im nämlichen Tristanstil schwelgte, wie seine vertraulichen Briefe an die Freundin Eliza Wille bezeugen. Da schreibt er ihr einmal: „Gestern war ich vor Erstaunen über das Wunder dieses himmlischen königlichen Freundes so ergriffen, daß ich nahe daran war, vor ihm hinzusinken." Nicht mit Unrecht schüttelten die republikanischen Freunde über solche Verstiegenheit die Köpfe und meinten: Das kann nicht dauern! Und schon nach wenigen Monaten brach in München das Unwetter gegen den „Günstling" los. (Schluß folgt.)

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Wie man es macht!

Humoreske von Ernst Clausen.

Karl Wilms sitzt in seinem Zimmer an einem Holztische. Ihn friert trotz übergezogenem Paletot, weil er kein Geld mehr besaß, Kohlen zu kaufen, und weil die Stimmung eines vor vierundzwanzig Stunden vom wüthenden Vater der Geliebten an die Luft gesetzten Werbers überhaupt frostiger Art ist. Das liegt in der Natur der Sache. Es ist wohl noch niemals ein Heirathsantrag beim Vater der Erwählten in poetischer Stimmung gemacht worden, selbst von Demjenigen nicht, welcher eine sogenannte angesehene Stellung, zehntausend Mark Revenüen und ein Bändchen im Knopfloch hat. Ist die Liebe groß, gewaltig, brennend, glühend, so steht der Werber vor einem Eisblock, der ihm geduldig zuhört, zuweilen etwas sarkastisch lächelt, als wollte er sagen, „man kennt das!", und schließlich trocken wie Alaun fragt, „auf welche materielle Grundlage wollen Sie die Zukunft meiner Tochter gründen?" Für ideale Grundlagen der ewigen Liebe, des Nichtlebenkönnens ohne Sie, von einer bis in den Tod währenden Leidenschaft hat ein Schwiegervater überhaupt niemals Auffassung. Fängt der Werber die Sache ganz geschäftsmäßig an, legt er seinen unteren materiellen Zustand, die Glücksgrundlagen klar hin, so läuft er Gefahr, nicht verstanden und durch die Worte unterbrochen zu werden, er möchte sich weiter keine Mühe geben, er, der Vater, suchte keinen Geschäftcompagnon. Also, wie soll man es anfangen? Halb poetisch, halb geschäftsmäßig, das ist sehr schwer, und es bleibt empfehlenswerth, sich vorher ein Concept zu machen.

„Mein lieber Herr!" hatte Leonore's Vater gesagt, „ich frage, was verdienen Sie? — Nichts. Was sind Sie? — Nichts. Sie behaupten zwar Schriftsteller zu sein, das ist fast noch weniger als nichts. Sie wollen sich einen Namen machen? Gut, thun Sie das und wenn Sie ein Mal in fünften Auflagen arbeiten, so kommen Sie wieder. Ich lese sechs der verbreitetsten Familienblätter und fand in keinem derselben Ihren Namen."

„Aber Leonore, Ihr Kind, das Glück Ihrer Tochter —", hatte Karl Wilms gestammelt.

„Mein Kind ist so gut erzogen, daß —" und dann folgte die bekannte Pointe, welche bei allen Vätern dieselbe ist, wenn sie diese Bedenken eines Freiers niederschlagen wollen. Von der Folgsamkeit seiner Tochter, herbeigeführt durch seine vortreffliche Erziehung ist jeder Vater felsenfest überzeugt. Also jetzt friert Wilms innerlich und äußerlich. Der Briefträger hat zum Ueberfluß heute Morgen zwei von Redactionen zurückgewiesene Manuscripte abgeliefert und der Autor überlegt, ob er nicht besser thäte, mit dieser Maculatur den Ofen zu heizen. Im Corridor poltert und flucht Jemand.

„Donnerwetter, ist das hier eine Dunkelheit! Wohnt hier Karl Wilms?" schimpft eine Stimme. Wilms stürzt zur Thür fast mit der hirnverbrannten Hallucination, daß ein Verleger nach ihm fragen könnte.

„Mit wem habe ich die Ehre?" fragt er in das Dämmerdunkel eines Berliner Vorsaals hinaus.

„Na, da bist Du ja, Karl; endlich finde ich Deine Räuberhöhle. Kennst mich wohl nicht mehr?"

„Gustav Wittkopf!" ruft dieser freudig überrascht; der also Genannte ist ebenfalls Schriftsteller, hat seinen ständigen Wohnsitz in Wien, Rom, Paris, London oder Berlin, trägt einen Cylinder, hat sich fast alle Haare wegamüsirt oder von Innen herausrasirt, und hüllt sich in einen Pelzmantel, welchen er auf Wilms' Ersuchen nicht ablegt.

„So," meint der berühmte Wittkopf, nachdem ihm Karl seine traurige Lage auseinander gesetzt hat. „So also steht die Sache, und ich habe gewartet wie die Katze auf der Mausejagd, ob irgend Etwas von Dir auf dem Büchermarkte erscheinen würde. Wir sind ja hier unter uns, Dich habe ich immer für einen kolossalen Kerl gehalten. Du hast im kleinen Finger mehr Phantasie, als ich in diesen Pelz einwickeln kann, Du hast in jedem Haare Deines Schädels mehr Genie, als ich im ganzen Kopfe, von den Haaren gar nicht zu reden. Es muß da irgend wo ein Haken sitzen, he?" Dabei greift er ohne Weiteres nach den Post-

sendungen auf dem Tische und fährt fort: „Das Einzige, was bei diesen Redactionen anerkennenswerth ist, besteht in der tadellosen Verpackung zurückgesandter Manuscripte. Kein Wunder! Man hat dafür eine besondere Persönlichkeit angestellt.“ Dabei reißt er den Umschlag ziemlich brutal auf und legt das Manuscript auf den Tisch. „Sehen wir ein Mal, mein alter Junge, woran die Sache liegt. Wie ist es, liest Du meine Romane?“

„Nein, Gustav, weißt Du, meine Zeit — ich habe es einmal versucht!“

„Du meinst, man kann nichts daraus lernen?“

„O, das wollte ich eigentlich damit nicht sagen.“ Gustav kneift die Augen zu, zieht eine Grimasse und legt dem Anderen die Hand auf die Schulter.

„Karlchen, Du gefällst mir, obgleich ich in keinen Salon treten kann, ohne daß mich jeder Backfisch wegen meines letzten Romanes ankrakehlt. Ich arbeite nämlich kolossal; ich arbeite so, daß ich jetzt nicht mehr weiß, was eigentlich in meinen Romanen vom vorigen Jahre steht.“

„Gustav, mache keine schlechten Witze. Du wirst doch eine Arbeit, die man mit dem Herzblut schreibt —“

„Karlchen, Du gefällst mir immer besser,“ unterbricht ihn Wittkopf lachend, „wenn ein moderner Schriftsteller mit dem Herzblut schreiben wollte, müßte er eine Constitution wie ein Elephant besitzen. Man schreibt mit Kaisertinte und vom Herzblut lebt man. Also fangen wir an. Titel? —“ Er blickt seinen Freund entsetzt an. „Mensch, bist Du verrückt?“

„Wieso, Gustav, vorläufig noch nicht, es müßte denn heimlich sein. Aber ernstlich, Du nennst diesen Roman ‚Das Beste siegt‘?“

„Ja warum nicht? Der Titel stimmt mit dem Inhalt überein.“

Gustav bekommt einen Lachkrampf. „Nein, mein Junge, so geht das nicht. Also zunächst einen Titel!“

„Aber Du kennst ja den Inhalt gar nicht!“

Wittkopf macht nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand und denkt einige Secunden nach. „Also sagen wir zum Beispiel: Hurrah oder Null oder Syntax oder Die rothe Farbe! Nein ‚Hurrah‘ gefällt mir am besten, nennen wir Deinen Roman Hurrah!“

„Aber das hat ja mit dem Inhalt gar nichts zu thun!“

„Kindskopf!“ antwortet der Andere und beginnt zu lesen. Wilms betrachtet dabei das etwas nervöse Gesicht seines Freundes aufmerksam und entdeckt in dessen Zügen ein krampfhaftes Zucken, welches sich schließlich in einem schallenden Gelächter Luft macht.

„Aber erlaube, Gustav, der Anfang ist weder humoristisch noch satirisch!“ Dann fährt er fort:

„Ha, ha, über diese erste Seite hat noch kein Redacteur oder Verleger hinweggelesen. Du fängst so an: ‚Sie hielt den Kopf in die Hand gestützt. Die Sonne lachte über ihrem Haupte und tauchte Gartenhaus und Wiese in ein strahlendes, helles Licht. Auch über den blonden Scheitel des Mädchens glitten ihre Strahlen und zauberten hübsche, leuchtende Reflexe unter den lockigen, blonden Stirnhaaren heraus auf die frischen weichen Wangen.‘ Das ist unmöglich, mein Junge. Du schilderst ja Alles wie es ist, wie es jeder Mensch sieht. Ich kann mir schon denken: Sie ist natürlich gut, er noch besser, und Beide zusammen am besten. Und diese Einleitung machst Du in zehn Zeilen ab? Außerdem sprichst Du von ihrem Haupte. Das geht nicht. Also, ich würde ungefähr so anfangen:

— — — ‚Es lastete. Eine süße, flimmernde, in Milliarden Luftatomen brütende Sonnenhitze lastete. Die Sonnenstrahlen zeichneten in dieser vom Erdboden aufflirrenden Luft alle Linien des Hauses in doppelten Reihen, selbst das Staketholz des Gartenzauns schien in dieser tanzenden Hitze einen zitternden Reigen aufzuführen. Es war eine merkwürdige Sonne! Nicht wie gewöhnlich, nein, so, wie man dieselbe fast niemals erblickt, in einem von Dunstschleiern weißlich überzogenen Himmel schwimmend und trotzdem hell scheinend, als fiele ihr Licht durch milchweißes geschliffenes Glas.‘

‚Mein Gott!‘ Klea seufzte. Sie wandte den Körper in der zwischen zwei riesigen Buchen gestreckten Hängematte träge zur Seite. Es war eine wollüstige, schlangen-katzenhafte, matte Beweglichkeit in der Art, wie sie den Körper so drehte, daß nun die Sonne voll auf ihr Gesicht fiel und die weißen scharfen Zähnchen unter der kurzen Oberlippe, wie milchweiße, bläuliche Perlen glänzen ließ. Hei, Sonne, wie lachst Du? Gräbst Dich hinein mit Deinen Gluthhänden in diese wie von innerem Feuer zitternden Frauenhaare! Haare, die eigentlich nicht schwarz, nicht braun, nicht blond waren, welche zu wechseln schienen mit jeder Beleuchtung und jeder Gemüthsbewegung. Im elektrischen Lichte brannten sie roth, konnten in der Dämmerung schwarz, im Mondlicht wie Silberfäden glänzen. Sie seufzte! — Sie riß nervös an den Aermeln ihres leichten mattgelben Gewandes, sie zerrte an der Gürtelschnur. ‚Mein Gott diese Hitze!‘ Scheu glitt ihr Blick über das Blaugrün der jungen Buchen, dann griff sie entschlossen mit den Händen hinauf, um den weichen Kaschmirstoff von der Brust zurückzuschlagen. Heiß fluthete der Sonnenschein über die Wellenlinien, welche sich ihm entgegendrängten. Ja, sie haßte diese Hitze und doch — fühlte sie sich wohl darin. Es war ihr als müßte sie sich wälzen in diesen heißen Lichtbädern, erstickend fast, alle Nerven erschlaffend und doch so süß, so matt!“ — — —

„Um Gottes Willen!“ schreit jetzt Karl Wilms und springt vom Stuhle auf, „das ist ja heller Blödsinn!“

„Nein, Karlchen, das ist moderner Romanstil!“

„Man muß verrückt sein!“ schreit Wilms und hält die Hände an den kalten Ofen.

„Sehr richtig, das ist man auch. Dem Verfasser that es nichts, oder sehe ich geistig gestört aus?“

„Nein, bis jetzt noch nicht!“

„Nun, also, mein Junge. Willst Du mit mir zusammen den Stoff so umarbeiten? Es lernt sich ungeheuer rasch. Wer weiß, vielleicht profitire ich Anregung dabei, denn diese brauche ich in ungeheueren Mengen. Deßhalb gehe ich in die Irrenhäuser, laufe in Volksversammlungen, wandere zur Morgue, steige auf Berge, fahre in Bergwerken ein und riskire mein Leben in Luftballons!“

„Aber, Wittkopf, ich habe mehr Stoffe, als ich bewältigen kann.“

„Kannst wohl lachen. Also der Roman heißt Hurrah und morgen geht die Arbeit los. Ich wette meinen Kopf, daß dieses Buch in einem Jahre sechs Auflagen erlebt. So nun wollen wir frühstücken.“

Wittkopf wurde beim Frühstück so begeistert durch den Gedanken, endlich einmal wieder einen Stoff unter die Feder zu bekommen, daß er mit Karl zusammen Kohlen bestellte und mit zehn Importen in der Cigarrentasche seinen Freund in dessen Wohnung begleitete. Sie arbeiteten bis in die späte Nacht hinein. Als Gustav nach einigen Wochen Abschied nahm, um in Paris Anregung und in London Abregung zu suchen, hatte Karl Wilms einen Vorschuß von fünfhundert Mark in der Tasche, welchen ihm sein Verleger beinahe aufdrängte. Er war ein gelehriger Schüler. Es las nie mehr in den Classikern, sondern nur modernste Romane und besuchte fleißig Vorlesungen über Nervenkrankheiten. Nach einem Jahre war er ein berühmter und wohlhabender Mann, hatte immer noch Stoffe im Kopfe und wollte trotzdem Leonore heirathen.

Der Vater begrüßte ihn auf sehr freundliche Art. „Verflixter Kerl — Sie — ganz verflixter Kerl! Nein — Ihr letzter Roman. Alle Wetter! Ich halte die Hände darüber, daß meine Tochter ihn nicht liest. So ein Mensch!“

Der Alte geht lachend und kichernd hinaus. Leonore fliegt herein an Karl's ideale Brust, aber er verpflichtet sie auf Ehrenwort, niemals einen seiner Romane zu lesen. Er heimst ruhig den Beifall Anderer ein, aber von seiner Frau, nein, er möchte sich vor ihr nicht schämen. Gustav Wittkopf bekam als Dank für seine rettende That eine von Frau Wilms eigenhändig gestickte Schlummerrolle.

Er benutzt das Geschenk zwar nie, aber er schöpft daraus den Stoff zu einem großartigen Roman, in dessen letztem Capitel sich der Held mit der Schlummerrolle der Geliebten, aus welcher ihm der feine Duft ihrer Haare entgegenströmt, durch Ersticken das Leben nimmt.

## Aus der Hauptstadt.

### Der Rückzug der oberen Zehntausend.

Weihnachten ist wieder gewesen. In den Berliner Kirchen, die der Magistrat und Herr Singer so verabscheuen, weil sie zum größeren Teile gegen ihren Willen gebaut worden und in diesem Sinne vielleicht Schlagschatten der kommenden Spreepräfectur sind, in den Berliner Kirchen und Kirchlein erklang wieder aus gläubigen Herzen das fromme Lob des Gottessohnes. Was der Weltweise von Nazareth im letzten Grunde wollte, der Menschheiterlöser, davon schwiegen seine Priester, und die lauschende Gemeinde hörte nichts davon. Ihr ward vielmehr ein süß romantisches Märlein erzählt, eine mittelalterlich ausgeschmückte Legende: Das Kind aus Sternenland in der Krippe, der Stern über'm Hause und Gesänge himmlischer Heerschaaren. „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ hallte der Choral. Durch Christus ist der Erde endlich Friede geworden, durch Christus die Menschheit endlich vom Banne befreit, predigten feierlich die Priester. Und die sonntäglich geputzten Leute zu Füßen der Kanzel glaubten ihnen. Sie empfanden bei den Worten der Verheißung die Schauer ewiger Seligkeit, und es störte sie im mystischen Genusse nicht die drlugende Aufforderung des ernsten Mannes im Talare, am Feste des Herrn auch der Armen zu gedenken; selbst zu geben, da ihnen so überreich gegeben ward. Denn unter ihnen war Keiner, der nicht irgend einem Wohlthätigkeitsvereine angehörte, einem Club für Weihnachtsbescheerung bedürftiger Kinder, und Mancher hatte sogar ein Uebriges gethan und in der molligen Stimmung des Heiligen Abends dem verkrüppelten Straßenbettler fünf, vielleicht selbst zehn Pfennige zugeworfen.

Weihnachten ist das Fest der Geschenke. Wer hat, spendet Anderen vom Ueberflusse. Es ist ein schönes Fest, denn Wohlthun bringt nicht nur Zinsen, es erregt auch angenehm wollüstigen Nervenkitzel. Elenden Creaturen wie ein gütiger, rettender Engel zu erscheinen, sich im Lichte ihrer dankbaren Blicke zu sonnen, sie in dem stolzen Gefühle, eine gute

That gethan und wie ein Edelmensch gehandelt zu haben, verlassen zu können — diese feine, lieblich streichelnde Empfindung ist unter Brüdern ihre zehn bis hundert Mark werth. Man bedauert und verachtet Harpagon, der sich so vornehme Lebensfreude nicht zu schaffen vermag, und man preist die weisen Einrichtungen des Schöpfers, der gottgewollten Ordnung. Wenn es keine Armuth gäbe, könnte man ihr nichts schenken, ganz abgesehen von den anderen, robusteren Annehmlichkeiten, die wir oberen Zehntausend dem Vorhandensein der Crapüle verdanken.

Außerhalb der dämmerigen, wohlgeheizten Kirchenräume, die eine sonore Stimme mit freundlichem Märchenzauber füllt, beginnt sich freilich eine neue Weihnachtslehre Bahn zu brechen. Nicht daß wir den Bruder beschenken sollen, hat des Menschen Sohn verkündet. Denn der Bruder ist von Fleisch und Blut wie wir, mit denselben unveräußerlichen Rechten begabt wie wir, der Erde Herrlichkeiten und Genüsse gehören ihm so gut wie uns. Wenn wir ihm, der in schmutzigem Elend frohndet, deßhalb von unserm quellenden Reichthum spenden, so beschenken wir ihn nicht, so üben wir keine Tugend, sondern erstatten ihm höchstens einen Bettel von dem zurück, was wir ihm im Laufe des Jahres frech gestohlen haben. Er schuldet uns keinen Dank, wir vielmehr sind seine Schuldner, und allein seine Feigheit, seine reine Thorheit läßt uns noch immer im Besitze ursurpirter Macht, usurpirten Gutes.

Der romantische Schleier, der mild schimmernd den Weihnachtsbaum umfließt, der die grelle Wahrheit verhüllt und trügerischem Flitterkrame den Schein des Lebens verleiht, das farbige Gespinnst zerreißt. Hohnlachend schleudert uns die Gabe in's Gesicht, den wir beschenken wollen. Und die Gesellschaft, die sich allmälig daran gewöhnt hat, dem vierten Stande gegenüber das ganze Jahr hindurch weihnachtlich zu fühlen, die sich gar nicht schöne, wenn auch billige Geschenke genug wußte für das armselige Vorstadtkind, sie gelangt zu der Erkenntniß, daß all' ihre Gebefreundlichkeit den begehrlich schreienden Bengel nicht zu heißen Thränen rührt. Zehn oder zwanzig Jahre lang haben wir jetzt bereits socialpolitische Weihnachten. Wollte man all die Wohlthaten aufschreiben, die die herrschende Classe im Laufe dieser Zeit der dienenden erwiesen hat, so gebrauchte man ein meterlanges Stück Papier. Es muß selbst Weichherzige und versöhnlich Gesinnte erzürnen, wenn sie statt empfindsamen Dankes für ihre großen Opfer immer nur den beständig lauter werdenden, dreisten Ruf nach Recht, nach gleichem Rechte vernehmen.

Eigene Gedanken mögen durch des Kaisers Sinne gezogen sein, als er zur Weihnacht im Kirchenstuhle saß und den wohlgefügten Worten, den wohlfrisirten Thesen seines Hofpredigers folgte. Was er in den Jahren seiner Regierung vollbracht und versucht hatte, ward ihm gegenständlich, während der Diener Gottes von der Menschenliebe und Barmherzigkeit des Heilandes sprach. Diese Menschenliebe und diese Barmherzigkeit — ihm waren sie kein stiller Vorwurf. Nicht umsonst hatte er einst die Predigten Stöcker's, des socialen Eiferers, vor allen anderen bevorzugt. Der goldene Traum vom Arbeiterkönigthume hatte einst sein junges Herz erfüllt, die finstere Noth der Bedrängten sein grenzenloses Mitleid wachgerufen. „Ich bin entschlossen, zur Verbesserung der Lage der deutschen Arbeiter die Hand zu bieten," hatte er am 4. Februar 1890 dem Fürsten Bismarck geschrieben. Eine Verständigung unter den Regierungen aller Länder wollte er anbahnen über die Möglichkeit, den Wünschen und Bedürfnissen der Arbeiter entgegen zu kommen, die im Ausstande der letzten Jahre und anderweitig zu Tage getreten waren. „Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern", hieß es in einem am selben Tage ergangenen kaiserlichen Erlasse an den Handelsminister, „sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten betheiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern . . . befähigt werden." Dem gleichen Wunsche in gleich scharf gefaßter Form gab der Kaiser wenige Tage später in der Rede Ausdruck, womit er den preußischen Staatsrath eröffnete.

Das war die Weihnachtsstimmung, an der heute noch kleine Kreise von Besitz und Bildung festhalten. Der deutsche Kaiser aber hat inzwischen zu erkennen geglaubt, daß sie einer anderen weichen muß. In Hamburg schwebte während der Weihnachtszeit ein Streik, in dem die Oberhand zu behalten beide Theile sich erbittert mühten. Die Schiffsarbeiter waren wenigstens geneigt, ihre Forderungen von einem Schiedsgerichte prüfen zu lassen und sich seinem Spruche zu unterwerfen; die Rheder lehnten jede Verhandlung auf dieser Grundlage ab, das heißt, sie traten klipp und klar dem Wunsche entgegen, den des Kaisers Majestät vor kaum sechs Jahren deutlich ausgesprochen hat. Trotzdem schlug sich im Reichstage der perennirende Minister für Socialreform, Herr v. Boetticher, auf ihre Seite, und ergriff Partei in einem Lohnkampfe, bei dem keine Regierung Partei ergreifen sollte. Denn es ist nicht allein dies, daß Lohnkämpfe jedem weitausschauenden Staatsmanne von Herzen lieb sein müssen — zeigen sie doch an, daß die unteren Volksschichten ihre Lebenshaltung verbessern wollen, also aus jener blinden, faul zufriedenen, träg ergebenen Dumpfheit erwacht sind, die eine Nation eben so sicher zu Grunde richtet wie verrückter Luxus und freche Begehrlichkeit der oberen Zehntausend. Herr v. Boetticher ist ein verantwortlicher Regierungsmann, der über den Parteien und Classenkämpfen stehen soll; er hat nicht das Recht, einem Privatmanne gleich seine persönliche, unmaßgebliche Meinung vor der Oeffentlichkeit zu äußern. Es ehrt ihn, daß er so entschieden für die reichen Rheder eintritt, er, den sein Schwiegerpapa doch gründlich aller Wohlhabenheit entkleidet hat, aber staatsklug ist solche Selbstverleugnung nicht. — Kurz nach der Rede des Herrn v. Boetticher meldeten die Zeitungen, auch der Kaiser hätte sich über den Hamburger Ausstand geäußert. Es beruht wohl auf einem Zufalle, daß der Minister v. Boetticher auch dies Mal vollkommen der veränderten Meinung seines Herrn war. Wilhelm II. hat nach den bisher nicht widerrufenen Angaben der Blätter seine Freude darüber ausgesprochen, daß die Hamburger Arbeitgeber kräftigen Widerstand gegen die unberechtigten Forderungen der Ausständigen geleistet hätten. Der Monarch soll ferner den Gedanken einer Coalition der Arbeitgeber eingehend ausgesponnen und die Ansicht geäußert haben, durch die Bildung einer solchen Coalition würde allen Verführungen und Verhetzungen mit Erfolg entgegengetreten werden können.

Die tief einschneidenden Unterschiede zwischen diesen Darlegungen und den entsprechenden Sätzen in den kaiserlichen Erlassen von 1890 sind unverkennbar. Wilhelm II. steht kraft seiner Fürstenwürde außerhalb alles Parteilebens und über den Männern, die in seinem Namen die Regierung führen. In diesem Sinne ist auch er Privatmann, und seine Aeußerungen über politische Fragen haben zunächst nur das Gewicht, das der Anschauung eines Privatmannes innewohnt. Aber die temperamentvolle Eigenart des Monarchen, der selbst sein Reichskanzler sein will, der entscheidende Einfluß, den Wilhelm II. auf seine verantwortlichen Rathgeber ausübt, bringt es mit sich, daß jede Willensmeinung des Königs auch die Gestaltung der inneren deutschen Angelegenheiten entscheidend beeinflußt. Jene unwidersprochene und unergänzt gebliebene Journalnachricht zeigt die socialpolitische Entwickelung des Monarchen bis zu einem gewissen Punkte abgeschlossen. Die Rheder, die das Schiedsgericht verweigerten, hat kein Tadel aus fürstlichem Munde getroffen; die Forderungen der Ausständigen sind unberechtigt genannt, die Schiffsherren wegen ihres kräftigen Widerstandes belobt, ihre Standes- und Besitzgenossen zur Bildung einer weitausgreifenden Coalition ermuntert worden. Die gründliche Abkehr von dem weihnachtlichen Programm des Jahres 1890 ist unverkennbar. Wer hinfort vom socialen Kaiserthum reden will, hat kein Recht mehr, sich auf jene nun inhaltlos gewordenen Worte zu berufen. Wilhelm II. hat einen anderen Weg zur Beendigung des wirthschaftlichen Krieges beschritten. Und die oberen Zehntausend, die ihm 1890 nur zögernd, verdrossen folgten, werden jetzt unter seiner Führung mit Pauken und Trompeten den Rückzug antreten. Der holde Weihnachtstraum ist ausgeträumt, die grobe Wirklichkeit des Alltags verlangt ihre Rechte.

Einer Gesetzgebung, wie sie 1890 inaugurirt wurde, mußten andere bedeutsame, grundstürzende und neuen Grund legende Reformen folgen. Gebieterisch verlangte sie, die Grundmauer zur wirthschaftlichen Befreiung, Ausbau und Krönung des Hauses. Wilhelm II. mag die glorreiche Fortführung der Arbeit am hochgethürmten Palaste damals geplant haben, und deßhalb ging Bismarck, der sich die glückliche Vollendung eines so gewaltigen Werkes nicht zutraute. Bismarck's Schritt war folgerichtig. Er übersah alle Consequenzen, daneben aber übersah er vielleicht auch die Möglichkeit, daß der Bau sehr bald in's Stocken gerathen könnte. Er glaubte vielleicht nicht, daß schon sechs Jahre später die mühsam gelegten Fundamente überflüssig und störend geworden sein, und in die Luft gesprengt werden würden.

An Freiherrn v. Stumm, dem Herzog und Truchseß der hinter Schloten und Fabrikmauern verschanzten oberen Zehntausend hat Wilhelm II. einen eifrigen Berather und Freund gefunden. Freiherr v. Stumm ist stolz auf seine Abstammung von schlichten Hammerschmieden, stolz auf seinen sozusagen selbst erworbenen Reichthum. Ein Mann, der in harter, theilweis körperlicher Arbeit aufgewachsen ist und es dank ihr zu Millionen, zum Besitz eines eigenen kleinen Reiches gebracht hat, ein solcher self made man verachtet naturgemäß die rein geistige Thätigkeit. Verachtet sie, weil er sie nicht kennt und versteht. Er sieht in den Gelehrten, die nicht nach Geld, die allein nach der Wahrheit trachten, alberne Tröpfe; die Ergebnisse ihres Mühens belächelt er als wirre Phantome versessener Stubenmenschen. Ihm selbst dagegen sind nach seiner Ueberzeugung der Welten Räthsel kund, er blickt, all in seiner Empirie, in die Tiefe der Dinge und ist ein Heros der Volkswirthschaft, ohne je Hörsaalbänke gedrückt zu haben. Diese beneidenswerthe Frohnatur, der es auch an sonstigen, mehr sachlichen Vorzügen nicht fehlt, dieser Mann der harten Praxis war recht geeignet, rosenrother Weihnachtsphantasie ein Ende zu machen. Unter den Hofherren, nebenbei auch unter den Ministern gab es, den einen Miquel ausgenommen, gleichfalls Niemanden, der die langstieligen Werke der Nationalökonomie zu seiner Lieblingslectüre gezählt hätte; wenn man sich schon einmal mit einem Buche tödtlich langweilen wollte, thaten es Phili Eulenburg's Skaldengesänge eben so gut. Dem Ehernen aus Saarbrücken gelang es, zu überzeugen und zu siegen, ohne daß ihn jemals Einwürfe der Wissenschaftler auch nur Minuten lang in Verlegenheit gesetzt hätten.

Eine reinliche Scheidung ward soeben vollzogen. Die herrschenden Classen haben schwer zu haltende Positionen aufgegeben, Versöhnlichkeit und Poesie sind bei Seite geschoben worden, wie der geplünderte Fichtenbaum nach Neujahr in die Rumpelkammer wandert. Und die sociale Frage wird wieder zu dem, was sie in Wahrheit ist und als was Bis-

marck sie instinctiv immer behandelt hat: zu einer Machtfrage. Hier heißt es, für oder wider Partei nehmen. Unhaltbar ist auf die Dauer die schöne Stellung des Vermittlers, der im süßen, weihnachtlichen Hochgefühle die Streitenden vergleichen, dem Einen Geschenke spenden, den Andern an seine Christenpflichten erinnern und es im Grunde doch beim guten Alten lassen will. Der Deutsche Kaiser hat darum Recht gethan, als er den Hamburger Rhedern seine Zufriedenheit zu erkennen gab. Alle Zweifel und Unklarheiten sind nun gehoben; dem Kaiser gleich müssen sich nun auch die Unterthanen erklären, und ihre Erklärungen dürfen weder Hörner noch Zähne haben.

Weihnachten ist gewesen, und das betäubende Arom verwelkender Nadeln, rothbäckiger Christäpfel und mandelbestreuter Pfefferkuchen weicht aus dem Hause. Nun gilt es, in Zukunft eine bessere Weihnacht zu feiern, eine Weihnacht, deren rosiger Dämmer und deren Zuckergußglück nicht beim Tagesgrauen in Nichts zerrinnt. Es gilt, den Rückzug der Zehntausend, den sie jetzt übermüthig und mit Freuden antreten, in eine Flucht umzuwandeln. Erst dann wird Frieden auf Erden sein und den Menschen ein Wohlgefallen, wenn das klare Weihnachtsevangelium klar und lauter ausgelegt wird, ohne schwebelndes Gedüftel, ohne Mitleidsschauer und beleidigende Barmherzigkeit. Die Geschichte aber wird es dem Deutschen Kaiser, so oder so, hoch anrechnen, daß er auf diesem Gebiete entschlossen mit allerhand nebelhaftem Romanticismus gebrochen hat. Sie fragt ja nicht nach den Gedanken der Menschheitführer, die thatsächlichen Ergebnisse solcher Gedanken ätzt sie in's Metall ihrer Tafeln. Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Jenseits der Liebe". Schwank in drei Aufzügen von Rudolf Stratz. (Lessing-Theater). — „Der lange Preuße". Schauspiel in vier Aufzügen von Rudolf Stratz. (Kgl. Schauspielhaus). — „Der Frauenjäger". Schwank in drei Akten von Georg Feydeau. (Residenz-Theater). — „Marcelle". Schauspiel in vier Akten von Victorien Sardou. (Neues Theater.)

„Jenseits der Liebe" hat seine Erstaufführung im Lessing-Theater erlebt, in demselben Hause, das vor nicht zu langer Zeit Stratz' nachdenkliches Officierstück ungemein gleichgiltig aufnahm. Wenn der Autor aber glaubte, daß es nur nöthig wäre, banaler und langweiliger zu werden, um den Kunstnachrichtern am Kronprinzenufer zu imponiren, so irrte er einigermaßen. Zwar der Gemeinplatz hätte gezogen oder wäre doch verziehen worden, für das Ennui aber rächten sich die Freibilletler. Herr Stratz hat Sardou's vielgeliebte Cyprienne mit Eifer und Verständniß gelesen. Das macht ihm Ehre, berechtigt ihn aber noch nicht dazu, die lustige Komödie auf den Kopf zu stellen. Cyprienne spielt mit der Scheidungsidee, so lange eine Scheidung unmöglich ist; in dem Augenblicke jedoch, wo der Gesetzgeber die Pforte zur ersehnten Freiheit öffnet, verliebt sie sich sterblich in den Gemahl und schlürft selig die Wonnen der Knechtschaft. Bei Stratz dreht sich das bischen Handlung um ein bereits fix und fertig geschiedenes Ehepaar. Das Paar liebte sich innig, aber daß es sich heirathete, daß sie sich ihre Leidenschaft contractlich gaben, war ein Fehler. Man begegnet sich nach einiger Zeit zufällig wieder im fashionablen Seebade, neue Neigung erwacht in ihrem wie in seinem resp. Busen. Sobald jedoch ernsthaft von einem zweiten Ehebündniß zwischen ihnen die Rede geht, beginnt der alte Zank, thun sie sich wieder dieselben Aergernisse an, die vor Kurzem zu ihrer Scheidung führten. Und rechtzeitig noch erkennen Beide, daß ihre Passion für einander nur im Freien, fern allen Fesseln, gedeihen kann, daß für sie jenseits der Liebe, in der Atmosphäre ruhiger Freundschaft der beste Platz ist. Zum Glück findet sich ein entzückender Staatsanwalt, der anscheinend von Nebenregierungen so wenig wie sein wortgewaltiger Berliner College wissen will und der geschiedenen Schönen den in ihrer peinlichen Lage doppelt nöthigen Trost in reichem Maaße spenden wird.

Der dritte Akt des Schwankes hätte ganz fehlen, der erste und zweite hätten zu einem Aufzuge zusammengezogen werden müssen, dann wäre ein wärmerer Erfolg möglich gewesen. Für die vom Autor beliebte Fassung reichten der dünne Stoff, das rasch erschöpfte Motiv nicht aus. Ein paar hübsche Episodenfiguren, so der als Badegast daherstolzirende Oberkellner, vermochten den Mangel an seelischer Vertiefung und wirklicher, komischer Handlung nicht vergessen zu machen. Die Sache verlief völlig im Sande breiten Geschwätzes.

Hatte Stratz im Lessing-Theater der blasirten Menge eine reine Plauderkomödie schenken wollen, so versuchte er im Königlichen Schauspielhause das Glück mit gerade entgegengesetzten Mitteln zu haschen. Hier warf er dem Publicum, das für sein Geld je mehr, je lieber sehen und anstaunen will, ganze Wagenladungen von Stoff an den Kopf. Den Inhalt des „Langen Preußen" getreu wiederzugeben, wäre eine Aufgabe für Leute mit eisernen Nerven und kolossalem Gedächtniß. Auch als verzwicktes Thema für Examenarbeiten ließe sich diese Aufgabe verwenden. Ich erinnere mich noch dunkel, daß u. A. Napoleon todtenstumm über die Bretter wandelte, zwischen der Leibwache seiner Mamelucken hindurch, so daß dem Zuschauer nur seine geniale Rückseite sichtbar wurde. Außerdem that sich ein preußischer Officier hervor, der danach brennt, die Schmach von Jena mit Franzosenblut abzuwaschen. Er liebt nebenbei eine polnische Gräfin, und die schöne Polin liebt ihn. Wanda heißt sie übrigens. Nun ringen anmuthig mit einander preußischer und polnischer, männlicher und weiblicher Patriotismus. Der Preuße kommt flüchtend auf Wanda's Schloß, und weil sie für ihn glüht, versteckt sie ihn vor den Wälschen, deren Kaiser doch das zerschmetterte Polenreich wieder aufrichten will. Der Liebe Opfer scheint umsonst, der Preuße wird trotz seiner schützenden Verwaltertracht entdeckt; es ist ein Glück, daß der Franzmann, der sich in das Geheimniß drängt, selbst vor Wanda auf den Knieen herumrutscht, ꝛc. ꝛc. Nachmalen nimmt der Mordskerl, der lange Preuße noch an den Vorbereitungen zu einem Attentate auf Napoleon Theil, zeigt seine hypnotischen Kräfte von vortheilhafter Seite, bringt aber Wanda doch nicht so tief in die Trance, daß er sie daran hindern kann, seine meuchlerischen Ideen zu verrathen. Jetzt soll der Rächer von Jena zum Tode geführt werden. Indessen versteht er es mit geriebener Schlauheit, vorher rasch noch ein Duell zu provociren, die Vollstreckung des Urtheils wird hinausgeschoben, Kanonen donnern, die Schlacht von Eylau beginnt, der Sünder aber findet Gelegenheit, seinen Häschern zu entfliehen und an der Bataille Theil zu nehmen. Man darf erwarten, daß der lange Preuße spätestens anno 1814 die bis dahin polnische Patriotin Wanda zu einer kleinen Preußin gemacht hat.

Von einer dramatischen Handlung im eigentlichen Sinne ist auch in diesem Stücke keine Rede. Die interessanten Begebenheiten jagen sich, ohne aus den Charakteren zu fließen oder doch wenigstens in irgend welchem inneren Zusammenhange zu stehen. Es kam Stratz allein darauf an, eine Fülle derber Sensationen zu geben und im Hui aufregender Vorgänge durch die groben Reize ganz äußerlicher Spannung zu siegen. Wieder lehnte er sich an Sardou an, der in seinen noch immer berühmten Effectdramen das Kunststück wirklich fertig brachte, für Holzpuppen und ihre fürchterlichen Abenteuer beinahe fieberhaftes Interesse zu erwecken. Aber der Preuße fabricirt einen plumpen Colportageroman, wo der Franzose mit luftiger, kecker Phantasie amüsirt und fesselt. Kleine Vorzüge des Stratz'schen Stückes, die saubere Durcharbeitung so mancher Einzelheit, der gewisse, draufgängerische Zug und der Sinn für verblüffende Ueberraschungen sollen nicht verschwiegen bleiben, sie bieten aber keinen annähernden Ersatz für die Trostlosigkeit und Kunstverlassenheit des Ganzen.

Zur Weihnacht spendete Director Lautenburg in seinen beiden Theatern dem neubegierigen Publicum die neuesten, berlinisch versittlichten nouveautés de Paris, doch das sonst so dankbare zeigte sich dies Mal wenig erkenntlich. Im Residenztheater hatte der gutgemachte, erste Akt von Feydeau's Dindon die Lacher auf seiner Seite; dem zweiten mit seinem nun nachgerade zu oft aufgebauten Freihafen-Hôtelzimmer und dem landesüblichen Wirrwarr darin war man schon weniger hold, und den öden letzten Aufzug rettete nur Herrn Alexander's sieghafte, sich ersichtlich vertiefende und auswachsende Komik. Die bewußte junge Frau geräth im neuesten Feydeau an den bewußten, übel berufenen Ort nicht in Folge unwiderstehlicher Passion zu Opernmaskenbällen, sondern aus rasender Eifersucht auf den ungetreuen Gatten, den sie in all seiner Niedrigkeit beobachten will. Dem Amant, der sie in den schlimmen Gasthof verschleppte, entgeht sein süßes Opfer heuer nicht deßhalb, weil ihm in der Trunkenheit wiederholt schlecht wird und er das Local eiligst verlassen muß, sondern weil er an einem furchtbaren Kater laborirt und darüber die glühende Leidenschaft vergißt. Die unumgängliche Komödie, die dem Ehemanne diesmal feierlich vorgespielt wird, ist nicht frei nach der Cameliendame, sondern nach Francillon erdacht. Und so weiter. Daß elektrische Klingeln in einem Divan verborgen sind und bei passend unpassender Gelegenheit jedes Mal greuliches Geläut erheben, darf auch kaum als überraschend neuer Einfall geehrt werden, zeigt aber wenigstens deutlich das Bocksbein des frechen Pariser Vaudevillisten, dem die Berliner Censur im Uebrigen seine sozusagen guten Ideen mit scharfer Scheere vom Leibe geschnitten hat. „Es war die beste Stelle."

Ueber Sardou's neues Stück läßt sich nichts sagen und schreiben, als was man schon hundert Male von Sardou überhaupt gesagt und geschrieben hat: Zufallsdramatik, Zaubertheatralik, Sensationsmacherei, das absolute Theater. Wie „Onkel Sam" ist auch „Marcelle" für Amerika gelieferte Schleuderarbeit, Exportwaare, zu schlecht für Paris und gewissermaßen auch für Berlin. Wieder wird der Zuschauer vier Akte lang gequält und mit ihm die keusche Schwester eines Spielers, die vor Gericht, um den Bruder zu retten, den Verlust ihrer Ehre beschwört. Das zieht sich der schwarze Intrigant zu Nutzen, um sie zu zwingen, seine Frau oder ähnlich zu werden. Gott, wie aufregend! Aber der Teufelskerl Sardou hat eins zwei drei die bekannte Allerweltsfremdin aus „Familie Benoiton" ꝛc. zur Hand, den Dumas'schen Malsonneur, aber in Weiberröcken, und ihre Aufgabe ist es, wenn die Noth am größten ist, die Unschuld zu erkennen, zu proclamiren und an's schwiegermütterliche Herz zu drücken. Der treffliche Director Lautenburg, der wenige Tage zuvor sein 25jähriges Schauspielerjubiläum feierte, hat so viele dramatische Künstlertalente aufgefunden, großgezogen und zu Etwas gemacht — das Deutsche Theater und alle übrigen Berliner Bühnen leben von seinem Entdeckertalent —, daß wir über die unheilvolle Darstellung der „Marcelle" mit all' ihren Entgleisungen und Zwischenfällen gerne den Mantel der Liebe breiten. Gerade wie über das ganze Stück auch.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsch-Amerikanische

**Krieger-Zeitung.**

**Wm. Weber,**
Editor and Publisher.
Belleville, Ills., U. S. A.

Die deutsch-amerikanische Krieger-Zeitung, das Organ des deutschen Kriegerbundes von Nord-Amerika, hat es sich seit dem 1. Oktober 1896 zur Aufgabe gemacht, alle Bestrebungen für die Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten und den anderen überseeischen Ländern unparteiisch und energisch zu unterstützen. Zu diesem Zwecke werden hervorragende Vertreter des Deutschtums in der ganzen Welt als Mitarbeiter angeworben, aber auch in der ganzen Welt Abonnenten gesucht. Wer sich über die deutschen Brüder im Auslande, ihre Lage, ihre Anstrengungen, ihre Bedürfnisse aus erster Quelle unterrichten und gleichzeitig das Werk der Krieger-Zeitung befördern will, der abonniere darauf. Sie kostet in allen Ländern des Weltpostvereins jährlich 6 Mark und erscheint alle vierzehn Tage als sechzehnseitiges Heft, gross Oktav, auf gutem Papiere gedruckt.

Bestellungen und Geldsendungen (Postanweisung) sind an **Wm. Weber,** Krieger-Zeitung, Belleville, Ill., U. S. A. zu richten.

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Verlag von Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung) Berlin W. 9.
**Beiträge**
zur
**Deutschen Culturgeschichte**
von
**Herman Grimm.**
Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

**Die Lage in Ost-Asien**
von
P. Chirol.
Preis M. 2.80 inklusive Porto.
**Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin**
61. Unter den Linden 61.

**Schönstes Geschenk f. Architekten, Ingenieure u. Freunde der Baukunst.**
BERLIN UND SEINE BAUTEN.
1896.
Drei Bände. 210 Bogen 4°.
Mit 19 Tafeln, 2150 Abbildungen im Text und 4 Karten.
**Preis 60 Mark.**
In 2 feinen Leinenbänden mit Lederrücken und Lederecken **72 Mark.**
Illustrirte Probebogen (16 Seiten) kostenfrei.
**Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.**
**Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W. 8,** Wilhelmstr. 90.

*Verlag von H. Bechhold in Frankfurt a. M.*
*Neue Kräme 19/21.*

Vom 1. Januar 1897 erscheint die neue Zeitschrift:

**DIE UMSCHAU**

**Uebersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst.**

Jährlich 52 Nummern.
Preis vierteljährlich M. 2.50.
Postzeitungspreisliste No. 7221 a.

**Die Umschau** ist die erste populärwissenschaftliche Wochenschrift, welche über **alle Gebiete** berichtet.

**Die Umschau** zählt die ersten Kräfte zu ihren Mitarbeitern u. a.: Prof. Arrhenius, Leo Berg, Dr. M. Buchner, Felix Dahn, Geh. R. Ebstein, Dr. O. Ehlers, Prof. Eulenburg, Prof. F. Freytag, Prof. Furtwängler, Prof. S. Günther, William Huggins, Prof. Jurisch, Kurd Lasswitz, Cesare Lombroso, Justin Mc. Carthy, Prof. Victor Meyer, Prof. Fr. Ratzel, Dr. Hugo Riemann, Prof. Schuegans, Prof. Alwin Schultz, Prof. K. von Stengel, Prof. A. Wiedemann, Graf Wilczek, Prof. Wislicenus, Dr. O. Zacharias.

**Die Umschau** ist gediegen ausgestattet.

**Die Umschau** ist gemeinverständlich geschrieben.

**Probenummern gratis und franko.**

*Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.*

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Die Gegenwart 1872–1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Abonnement
auf das
**I. Quartal 1897.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das I. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 2. Berlin, den 9. Januar 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Zur Frage der Schnellfeuergeschütze. Von Oberstlieutenant a. D. R. von Bieberstein. — Die akademische Frau. Von A. v. H. — Die Erscheinungen der Seele. Von Rudolf Kleinpaul. — **Literatur und Kunst.** Von Spielhagen's Kunst. Von Arthur Goldschmidt. — Richard Wagner und Georg Herwegh. Mit ungedruckten Briefen von Wagner, Herwegh, König Ludwig II. ꝛc. Von Theophil Zolling. (Schluß.) — **Feuilleton.** Die Nachbarn. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Der Streik der Börsen-Jobber. Von Timon d. J. — Anzeigen.

### Zur Frage der Schnellfeuergeschütze.

Von Oberstlieutenant a. D. R. von Bieberstein.

Die schon seit einigen Jahren in latentem Zustande vorhandene Schnellfeuergeschützfrage ist, wie es scheint, durch die Mittheilung des Kriegsministers über eine eventuell bevorstehende 177 Millionen-Forderung für eine neue Artillerievorlage, insofern in's Rollen gekommen, als der französische Kriegsminister, augenscheinlich in Folge dieser Mittheilung, dem obersten Kriegsrath eine 200 Millionen erfordernde Schnellfeuergeschützvorlage unterbreitete und dessen Zustimmung erhalten hat. Unter diesen Umständen kann es bei dem Bewilligungseifer der französischen Kammer für alle Militärcredite fast als gewiß gelten, daß sie die betreffende Forderung, wenn sie ihr vorgelegt wird, annimmt. Nur die Aussicht auf eine in den nächsten Monaten auch in Frankreich bevorstehende neue Marineforderung von ähnlicher Höhe vermöchte diesen Entschluß der französischen Kammer vielleicht zu hemmen, weit eher dagegen eine erneute Erklärung deutscherseits, mit der Einführung der Schnellfeuergeschütze nicht eher vorgehen zu wollen, bis in Frankreich deren Annahme definitiv entschieden ist. Diese Erklärung würde unseres Erachtens im jetzigen Moment von entscheidender Bedeutung werden und die Ausgabe von 200 Millionen noch einmal von uns abwenden können. Ohne diese ist jedoch die Annahme der Schnellfeuergeschützforderung durch die französische Kammer so gut wie gewiß.

Auf der ganzen Linie unserer Officiösen und in den sie in diesen Punkten unterstützenden Organen wird für die Schnellfeuergeschütze gegenüber den bisherigen eingetreten, als wenn die Überlegenheit der ersteren eine ganz selbstverständliche wäre. Die Schnellfeuergeschützfrage liegt jedoch keineswegs so einfach wie etwa die zwischen Einzelladergewehr und Repetir- d. h. Schnellfeuergewehr. Ganz andere Verhältnisse sprechen beim Schnellfeuergeschütz gegenüber dem derzeitigen Geschütz mit. Wenn auch die Construction beider Schußwaffen, der Schnellfeuergewehre und Schnellfeuergeschütze, auf dasselbe Ziel, eine intensivere Schußwirkung in wichtigen Momenten des Gefechts, wie z. B. zur Herbeiführung der Entscheidung oder zur Abwehr derselben oder gegen sich bietende besonders wichtige Ziele, wie auffahrende Batterien, sich entwickelnde Infanterie, attakirende Cavallerie ꝛc. abzielt, so unterliegt ihre Wirkung dennoch verschiedenen Bedingungen. Die erste ist bei den Geschützen ein rasches Einschießen auf die richtige Distanz, und dasselbe hängt von der Beobachtung des Crepirens der Artilleriegeschosse am Ziel ab, während diese Beobachtung beim Infanteriegewehr in der Regel gleich Null und daher gegenstandslos ist. Für diese Beobachtung ist jedoch ein Artilleriegeschoß erforderlich, welches eine genügende weithin sichtbare Sprengwolke erzeugt, und daher ein Geschoß von stärkerer Sprengladung mit besonders rauchstarkem Sprengpulver. Ein kleines Geschoß aber liefert selbst mit jenem Pulver eine zu geringe Sprengwolke, um besonders auf die weiteren Entfernungen beim Einschießen auf die richtige Distanz, selbst mit guten Fernrohren, sicher beobachtet werden zu können. Schnellfeuergeschütze aber bedurften bisher ihrer ballistischen Anforderungen halber des kleineren Calibers und der kleineren Geschosse, und zwar einerseits aus dem Grunde, um den Rücklauf des Geschützes möglichst zu verringern und dadurch das Feuer zu beschleunigen, da das Wiedervorbringen des Geschützes in die Feuerstellung damit thunlichst reducirt wird, und andrerseits um eine größere Anzahl von Geschossen für ihren größeren Geschoßverbrauch mitführen zu können. Die zur Zeit geführten Geschütze, beiläufig bemerkt, mit völlig neuem, erst vor Kurzem ergänzten Rohrmaterial, die in Bezug auf ihre ballistischen und übrigen Eigenschaften völlig auf der Höhe der Zeit stehen, gestatteten vermöge ihrer größeren, im Crepirpunkt leicht zu beobachtenden Geschosse Schnellfeuergeschützen gegenüber ein weit rascheres und sichereres Einschießen, und sie waren daher in diesem für die Wirkung entscheidenden Punkt jenen völlig überlegen. Schnellfeuergeschützbatterien vermöchten von ihnen mit Geschossen überschüttet zu werden, noch bevor sie zum richtigen Einschießen und zur Wirkung gelangt wären. Die Ansichten über den Werth der Schnellfeuergeschütze sind daher zur Zeit in der Armee noch sehr getheilt, und Vergleichsschießen auf den Schießplätzen haben sogar die Ueberlegenheit der Wirkung der bisherigen Geschütze über die Schnellfeuergeschütze zweifellos ergeben. Nun ist es in neuerer Zeit französischerseits gelungen, mit dem Leport- und Canet-Geschütz ein Schnellfeuergeschütz zu construiren, das den Rücklauf mittelst einer neuen elastischen starken Bodenbremse völlig beseitigt, und vermöge dieses Umstandes und beschleunigten Ladens mittelst einer Geschoß und Cartouche verbindenden Metallpatrone und zugleich vereinfachter Abfeuervorrichtung durch einen Hahn, ein rapides Schnellfeuer von wie angegeben rund 20 Schuß in der Minute und darüber gestattet. Eine in ihren Principien ähnliche Construction ist deutscherseits von Krupp her-

gestellt und zugleich das Caliber der Schnellfeuergeschütze vergrößert und dem der bisherigen Geschütze annähernd gleich hergestellt worden. Somit erscheint allerdings die bisherige Ueberlegenheit der in der Armee geführten Geschütze betreffs des Calibers, der Geschoßbeobachtung und Wirkung erheblich vermindert, und der Vortheil der gesteigerten Feuergeschwindigkeit der Schnellfeuergeschütze sich als Moment der unbestrittenen Ueberlegenheit zu ergeben. Allein diese Steigerung schließt die bedenkliche Gefahr des rascheren Verschießens der Munition in sich, und dieselbe ist in der Aufregung des Gefechts, selbst bei den strictesten Bestimmungen über die Feuerleitung und Oekonomie des Munitionsverbrauchs, nicht ausgeschlossen. Dieser ernste Nachtheil haftet daher den Schnellfeuergeschützen an und er springt um so mehr in die Augen, wenn man berücksichtigt, daß pro Geschütz 30 Schuß in der Protze, 50 in der ersten Staffel, 62 in der zweiten Staffel und im Ganzen fünf Kartätschen und somit nur 147 Schuß in unmittelbarer Nähe einer Batterie vorhanden sind, während die übrige Reserve-Munition eine Meile zurück ist. In acht Minuten kann jedoch diese gesammte Munition, wenn sie unmittelbar bereit gehalten wird, durch Schnellfeuer verschossen sein. Es ist daher sehr die Frage, ob es überhaupt zweckmäßig ist, ein Geschütz, welches einen so raschen Munitionsverbrauch gestattet, einzuführen. Betrachtet man ferner die Ueberlegenheit des Schnellfeuers der Schnellfeuergeschütze über das Schnellfeuer der bisherigen Geschütze näher, so ergiebt sich diese als eine keineswegs so gewaltige, um ihre sofortige Einführung unter Verwerfung des vorhandenen sehr guten Materials zu rechtfertigen. Auf der Feldartillerie-Schießschule wurden von allerdings besonders ausgesuchten und eingeübten Mannschaften etwa 20 Schuß in der Minute mit dem jetzigen Geschütz beim Schnellfeuer, jedoch ohne Wiedervorbringen des Geschützes nach dem Rücklauf abgegeben. Diese Schußzahl vermag zwar von der übrigen Artillerie nicht erreicht zu werden, allein man erhält immerhin 15 Schuß per Geschütz in der Minute als eine gute Durchschnittsleistung. Das französischerseits neu construirte Schnellfeuergeschütz giebt, wie von dort berichtet wird, 20 Schuß in der Minute ab; eine ähnliche Schußzahl kann auch die Feuergeschwindigkeit unseres Schnellfeuergeschützes erreichen. Denn mag das Oeffnen des Verschlusses, das Laden und Abfeuern, vermöge einer ähnlichen Patrone und Hahnes wie beim französischen Geschütz auch noch so schnell erfolgen, so müssen doch gegen zwei Secunden auf dasselbe gerechnet werden, und etwa eine Secunde auf das Richten, da, selbst bei Aufhebung eines jeden Rücklaufs, das Geschützrohr beim Abfeuern einen solchen Stoß erhält, daß es aus der scharfen Richtung nach dem Ziel herauskommt und von Neuem gerichtet werden muß. Somit würden sich bei $2^1/_2$ Secunden per Schuß ca. 20 Schuß in der Minute abgeben lassen, und selbst wenn, wie verlautet, eine der des Revolvers ähnliche Trommel am Verschlußtheil des Rohrs die Geschosse bereits eingesetzt enthält, muß die Trommel nach je 4—6 Schuß wieder gefüllt und muß nach jedem Schuß gerichtet werden, was besonders für die weiteren Entfernungen unerläßlich ist. Somit ist die Ueberlegenheit des Schnellfeuergeschützes im Schnellfeuer keine so bedeutende, um aus diesem Grunde die Verwerfung eines völlig neuen vortrefflichen Geschützmaterials, wie das derzeitige unserer Feldartillerie zu rechtfertigen, und dies um so weniger, als die Gefahr der Munitionsverschwendung bei den Schnellfeuergeschützen eine ernste ist. In Bezug auf materielle Wirkung des einzelnen Schusses ist das Schnellfeuergeschütz, solange es nicht das Caliber von 8,8 cm unseres derzeitigen Geschützes erreicht, dem letzteren unterlegen, und die in Frankreich angeblich erzielte größere Rasanz seiner Flugbahn ist für ein Artilleriegeschoß von keiner so großen Wichtigkeit wie für die Geschosse der Infanterie, wenn auch die Lage des Streuungskegels der Sprengpartikel in Folge ihrer ebenfalls eine etwas rasantere wird.

Einen ausschlaggebenden Factor vermag daher die Ausrüstung eines Heeres mit Schnellfeuergeschützen in einem Kriege um so weniger zu bilden, als dessen Entscheidung von einer sehr großen Anzahl anderer Factoren mit bedingt wird, unter denen ein etwas schneller feuerndes, überdies mit der Gefahr des zu raschen Munitionsverbrauchs behaftetes Geschütz keine entscheidende Rolle spielt. Wir siegten im Jahre 1870 ungeachtet einer weit inferioren Bewaffnung unserer Hauptwaffe, der Infanterie, allerdings unterstützt von einem dem des Gegners sehr überlegenen Geschütz. Allein der Infanterie fiel dann doch die Hauptarbeit an dem Ringen im Kampfe zu. Die Regierung nahm keinen Anstand, obgleich die Ueberlegenheit des Chassepotgewehrs bekannt war, mit einer weit minderwerthigen Infanterie-Waffe den Kampf aufzunehmen. Daher entbehrt es heute des triftigen Grundes, wenn man mit Salbung auf die Verantwortung hinweist, die darin liege, die Feldartillerie mit einer minderwerthigen Waffe in den Krieg ziehen zu lassen. Wir betonen in dieser Hinsicht nochmals, daß die Schießplatz-Resultate eine überlegene Gesammtwirkung der in Händen befindlichen Geschütze über die Schnellfeuergeschütze ergeben haben. Es liegt daher, sollte auch inzwischen ein neues überlegeneres Schnellfeuergeschütz construirt sein, keine zwingende Veranlassung vor, dem möglichen Beispiele Frankreichs in der Einführung der Schnellfeuergeschütze schon jetzt zu folgen. Hat doch Rußland ein Jahrzehnt mit der Einführung seines Repetirgewehrs gewartet, obgleich die politische Situation des mitteleuropäischen Continents während jenes Zeitraumes eine weit weniger friedliche war als die heutige, und ist seine Armee auch heute erst nur zu einem geringen Theil mit dem 3 Linien-Repetirgewehr ausgerüstet. Die Ueberlegenheit eines Heeres über ein anderes setzt sich aus einer Reihe so zahlreicher Factoren zusammen, daß eine etwas, jedoch nicht wesentlich überlegene Bewaffnung nicht einmal der Hauptwaffe, der Infanterie, kein ausschlaggebendes Moment bei einem Kampfe dieser Heere bildet. Wenn aber ein Zeitpunkt vorhanden ist, in dem wir mit unseren Rüstungen nach so enormen das Land schwer belastenden Mittelaufwendungen für dieses Gebiet, ein mäßigeres Tempo einzuschlagen vermögen, so ist es der heutige, unseres Dafürhaltens nicht nur durch das Pariser Ausstellungsjahr von 1900 begrenzte. Rußland ist in Ostasien vollauf engagirt und nächstdem in seiner Orientpolitik der Pforte, Armenien und den Balkanstaaten gegenüber, es denkt nicht daran, Frankreich zu einem vom Zaun gebrochenen Revanchekrieg seinen Beistand zu leihen, und die Einführung von Schnellfeuergeschützen in der französischen Armee vermag an dieser Disposition nichts zu ändern. In Frankreich aber dürfte man es sich doch auch noch sehr reiflich überlegen, auf dieses secundäre geringe Uebergewicht einer Waffe hin, einen Krieg zwischen Zweibund und Dreibund heraufzubeschwören. Das seit 25 Jahren und auch für die Zukunft friedfertige Deutsche Reich wird ja bei jedem ihm drohenden Angriff von den übrigen Dreibundmächten unterstützt; es vermag daher heute sehr wohl mit seiner Schnellfeuergeschützbewaffnung noch zu warten, bis sein derzeitiges neues vortreffliches Feldartilleriematerial im Wesentlichen aufgebraucht ist, um erst alsdann die neue 200 Millionenausgabe zu machen. Wozu halten wir unsere ungeheure Militärmacht und schlossen wir feste Bündnisse und verfügen wir heute über die geeinte Kraft des Reiches, wenn uns jede etwas bessere Waffe eines Nachbarheeres in Aufregung zu versetzen droht.

## Die akademische Frau.

Wir befinden uns im Zeitalter der Wissenschaftlichkeit. Die Wissenschaft, sonst das höchste Ziel einiger erleuchteter Geister, hat ihre Grenzen allmälig so erweitert, daß der

Anspruch, ihr Jünger zu sein, von Zahllosen erhoben wird ohne Unterschied des Alters, des Berufs und letzthin auch des Geschlechts. Seit etwa 10 Jahren hat die Sehnsucht „wissenschaftlich" zu werden, das weibliche Geschlecht ergriffen. Die Ueberschätzung der durch den Besuch der höheren Schulen erlangten positiven Kenntnisse, die Unklarheit über das, was man heutzutage unter allgemeiner Bildung versteht, der intellectuelle Hochmuth, der sich mit den bisher erlangten Erwerbszweigen nicht mehr zufrieden geben will, hat es den Vorkämpfern der Frauenemancipation thunlich erscheinen lassen, auch für das weibliche Geschlecht den Anspruch auf einen „wissenschaftlichen" Beruf zu erheben. Mit Ueberspringung aller Mittelglieder verlangt man kaltblütig die Zulassung zum Universitätsstudium als ein natürliches Recht. Anstatt die vorhandenen Mädchenschulen durch strengere Systematisirung und Verlängerung der Schulzeit zu heben, fordert man gleich Mädchengymnasien und Gleichberechtigung der weiblichen Abiturienten mit den männlichen. Anstatt abzuwarten, wie sich das Gros der Mädchen bei dem Experiment einer ausgedehnteren und gründlicheren Schulbildung verhält, will man die Sichtung sofort auf einem höheren Niveau vornehmen; der abstracten Theorie von der gleichen geistigen Befähigung beider Geschlechter folgend, ohne sich klar zu machen, daß das Gut und Blut von Tausenden von Existenzen dabei auf dem Spiel steht.

Diese Uebereilung hat allerdings einen sehr triftigen Grund: die sociale Noth der weiblichen Jugend der höheren Stände. Diese sociale Noth hat zwei Seiten, eine materielle und eine intellectuelle, und aus der Verquickung beider gehen jene Forderungen hervor, deren Maaßlosigkeit die besonnenen und weiterblickenden Köpfe erschreckt. Die materielle Noth fordert bei der zunehmenden Ehelosigkeit der gebildeten Stände das Ergreifen eines Berufes auch für die Töchter, und man sieht sich nach neuen Erwerbsgebieten um, da die alten alle überfüllt sind und gesellschaftlichen Ansprüchen nicht genügen. Die intellectuelle Noth fordert eine höhere Bildung, um den Forderungen an ein menschenwürdiges Dasein, wenn die Hoffnung auf Ehe sich nicht verwirklicht hat, gerecht zu werden oder in der Ehe die Frau dem Manne näher zu rücken.

Diesen ernstgemeinten Bestrebungen der Frauen nach einer umfassenderen Bildung entgegenzukommen, ja sie hervorzulocken, wo sie noch schlummern, ist eine sehr wichtige Pflicht der pädagogischen Kreise, die keineswegs so kurzer Hand mit dem Hinweis auf Küche und Kinderstube als der eigentlichen Sphäre des Weibes abgethan werden darf; es folgt daraus noch lange nicht, daß man eine so weit gehende Forderung wie die des Universitätsstudiums anzunehmen braucht, namentlich wenn diese Forderung sich auf staatlich unterstützte Mädchengymnasien und die Zulassung der weiblichen Abiturienten zu allen Universitäten richtet.

Erklären läßt sich das Verhalten der Kämpferinnen für Frauenemancipation aus der Wellenbewegung der geistigen Entwicklung überhaupt. Unser Zeitalter fordert auf allen Gebieten die anstrengendste Arbeit, auch auf dem geistigen. Die den Männern zugemutheten Anstrengungen steigern sich in den sogenannten wissenschaftlichen Berufen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und nur das Bewußtsein, einem höheren Stande anzugehören, entschädigt in vielen Fällen für die aufgewendeten Bemühungen. Was Wunder, daß dieses Bewußtsein Formen annimmt, die dem weiblichen Theil der höheren Stände anstößig werden. Der Hochmuth des männlichen Geschlechts, ein so hervorragender Charakterzug desselben, fußt auf dem sehr soliden Grunde der wirklich vorhandenen Ueberlegenheit auf allen Gebieten des Wissens. Hinter den raschen Fortschritten der Männer sind die Frauen, für deren Erziehung seit mehreren Decennien nichts Erhebliches geschehen ist, bedeutend zurückgeblieben. Daher die intellectuelle Noth aller der älteren Frauen, denen es an Kraft und Energie zum Selbststudium gebricht, weil sie in der Jugend auf der Schule nicht gelernt haben, wie man lernen muß, und die nun nach einer leichtherzig und hoffnungsselig verbrachten Jugend die geistige Leere ihres Daseins schmerzlich empfinden.

Vor hundert Jahren suchten und fanden die höherstrebenden Frauen in dem schöngeistigen Verkehr und der Correspondenz mit gleichgestimmten Männern und dem Schreiben von Tagebüchern ihr Genüge; das Gefühlsleben machte sich in gesteigerter Empfindsamkeit Luft, und die ästhetische Betrachtung des Lebens, sowie eine gewisse dichterische Verklärung verdeckte die innere Hohlheit des Daseins mit mehr oder weniger Erfolg. Heute ist man praktischer und nüchterner. Die exacte Empirie hat die gefühlsmäßige Betrachtung verdrängt, und Frauen wie Rahel, Bettina, Karoline von Günderode, Karoline Schlegel, Charlotte von Kalb u. s. w. liefen heute Gefahr, von ihrer besorgten Familie in eine Kaltwasserheilanstalt gesteckt zu werden. Demgemäß geht auch das Streben der modernen Frau nicht auf einen Gefühlsaustausch mit anderen schönen Seelen, sondern auf die Aneignung eines ernsten und strengen Wissensstoffes. Sie will „wissenschaftlich" werden wie der Mann, dessen Ueberlegenheit bei erwachendem Selbstbewußtsein anfängt, ihr lästig zu werden, und steckt sich ihr Ziel genau neben dem des Mannes. Da diese Bewegung von einer Reihe intellectuell sehr begabter familienloser Frauen geleitet wird, an deren idealen Beweggründen nichts auszusetzen ist, darf man ihr die Beachtung nicht versagen. Aber die Verallgemeinerung individueller Bestrebungen heißt den Bogen zu straff spannen. Man kann in Bezug auf Mädchengymnasien und Universitätsstudium nur eins zugeben: den Versuch in bescheidenem Maaßstabe. Findet sich in den höheren Ständen, was sehr unwahrscheinlich ist, eine genügende Anzahl Mädchen, die die pecuniären Mittel, die Begabung haben, um das Abiturientenexamen zu bestehen, so liegt kein Grund vor, ihnen die Immatriculation zu verwehren. Die freigewerblichen Berufe des Arztes, Rechtsanwaltes und Technikers könnten ihnen nach bestandenem Examen ohne Weiteres freigegeben werden, von den staatlichen der Oberlehrer- und theologische Beruf, die sich beide im Grunde besser für das weibliche Geschlecht eignen als der ärztliche.

Welcher Ort nun aber auch das Studium sei, eins muß dabei streng gefordert werden: die Trennung der Geschlechter. Am besten wäre es, wenn man eine ganze Universität z. B. eine der kleinen Mitteldeutschlands wie Gießen den Frauen unter der Führung von tüchtigen Lehrern überließe. Es mag sein, daß die Gefahren eines gemeinschaftlichen Studiums beider Geschlechter bei allen denen, die sich aus reiner Begeisterung demselben gewidmet haben, verschwindend gering sind; die sittlichen Gefahren liegen aber selbst bei dem sexuell weniger reizbaren germanischen Temperament so sehr auf der Hand, daß man ihnen besser aus dem Wege geht. Vor Allem ist es das medicinische Studium, das gebieterisch die Isolirung fordert; hat man aber erst eine Facultät zum ausschließlich weiblichen Gebrauch eröffnet, so können die anderen in Frage kommenden leicht nachfolgen. Die Eröffnung polytechnischer Kurse könnte man so lange vertagen, bis genügender Andrang auch dazu sich bemerklich machte; bis jetzt ist es noch nicht bekannt geworden, daß der Ehrgeiz der Frauen sich auch auf diese Studien richtete.

Vor uns liegt ein Buch, betitelt „Die akademische Frau", Berlin 1897 bei Hugo Steinitz, welches 122 Gutachten wissenschaftlicher Autoritäten Deutschlands über die Befähigung und die Berechtigung des weiblichen Geschlechts zum Universitätsstudium enthält. Der Herausgeber und Sammler dieser Gutachten, Herr Arthur Kirchhoff, hat sich dadurch ein unläugbares Verdienst erworben. Die Vorrede enthält sehr beachtenswerthe Fingerzeige. Im Ganzen können die Frauen mit den ihnen ausgestellten Zeugnissen zufrieden sein. Wie die Fragestellung eine doppelte war, so ist auch die Antwort zumeist eine doppelte.

Ueber die Befähigung zum akademischen Studium äußern sich mit verschwindenden Ausnahmen, unter denen der Berliner Chirurg von Bergmann, die Historiker Busolt und Caro und der Astronom Seeliger sich durch die schroffste Ablehnung auszeichnen, fast alle Gefragten günstig, und die stattliche Anzahl von 75 Gelehrten spricht sich sogar unbedingt für die Zulassung zum Universitätsstudium aus. Wir finden darunter gewichtige Namen wie die Mediciner Czerny, Rosenbach, Binz, von Rindfleisch, Eulenburg, Olshausen, die Juristen Kohler — dessen kurzes Gutachten zu den für die Frauen schmeichelhaftesten gehört — und Dernburg, die Philosophen Döring, Baumann, Euken, Preyer, Wundt, die Theologen Pfleiderer, von Soden und Strack, den Historiker Lindner, die Nationalökonomen Brentano, Cohn, die Mathematiker Klein, Stumm, Schein, Meyer, welcher eine kurze Uebersicht aller in der Mathematik ausgezeichneten Frauen giebt, und Förster, der von einem reicheren Geistes- und Arbeitsinhalt auch des weiblichen Geschlechts eine größere Vollkommenheit der Beziehungen der Geschlechter untereinander erwartet. Neben diesen ehrenvollen Zeugnissen befinden sich etwa 24 Auslassungen, welche die Begabung der Frau ziemlich hoch stellen, aber sich aus ethischen und volkswirthschaftlichen Gründen gegen die Zulassung zum Studium wehren. Hier sind die Namen Schweiger, Cohn, Trendelenburg, Senator, Leyden zu nennen. Den pessimistischen Ansichten über die Verwendbarkeit der „studirten" Frau begegnen wir übrigens auch schon in der ersten Gruppe. Es befinden sich darunter sehr Wenige, die den so vielfach verbreiteten Illusionen in Bezug auf eine durch die Studien zu erreichende pecuniär bessere Lebensstellung neue Nahrung geben; die meisten sind davon durchdrungen, daß die Frauen ihr Loos durch die Studien nicht wesentlich verbessern werden, sehen aber darin keinen Grund, den ehelosen Frauen deßhalb die Pforten der Universität zu verschließen.

Für die Beibehaltung des Berufs auch in der Ehe sprechen sich nur sehr Wenige aus, die in den gesundheitlichen Störungen nur vorübergehende Hemmungen der Berufsthätigkeit, wie sie eine längere Ferienreise etwa auch mit sich bringt, sehen wollen. Sie vergessen, daß der häusliche Beruf einer Ehefrau mit Erledigung der Geburt nicht sein Ende findet, sondern daß die Pflege der kleinen Kinder eben so wohl in ihr Thätigkeitsfeld gehört wie die Führung des Hauswesens und die Erziehung der älteren Kinder. Eine ganz besonders kräftige und dabei organisatorisch veranlagte Frau wird vielleicht im Stande sein, durch fremde Hülfe Hauswesen und Erziehung besorgen zu lassen, während sie mit kurzen Unterbrechungen neben dem Gatten einem außerhäuslichen Berufe nachgeht, aber selbst dies kann doch nur da der Fall sein, wo die durch den Beruf erlangten Einnahmen erheblich größer sind als die durch diese Lebensweise verursachten Ausgaben, und die Zahl der Kinder eine beschränkte bleibt. Für jüngere Wittwen und kinderlos bleibende Frauen eignet sich ein praktischer Beruf indeß sehr gut.

Auffallend ist die große Zahl der Mediciner, die sich mit der schärfsten Ablehnung gegen die Zumuthung der weiblichen Collegialität äußern. Außer von Bergmann, der sich auf keine Begründung einläßt, hegen auch die Professoren Wendel, Erb, Runge, Kehrer, Riegel, Orth und Landois, denen sich die Juristen Sachau und Gierke anschließen, eine sehr geringe Meinung von der in Aussicht gestellten neuen Schülerinnenschaar. Landois sieht die tiefste Erschütterung des ärztlichen Standes voraus, wenn das unumschränkte Gebiet der ärztlichen Thätigkeit dem weiblichen Geschlecht zum freien Wettbewerb eröffnet wird und will die Frauen auf eine helfende und unterstützende medicinische Thätigkeit und auf die Zahnheilkunde beschränken. Er schlägt einen zusammenhängenden Fachunterricht vor, der sich an die höhere Töchterschule anschließen könne. Also eine Art höheres Hebammen- und Heilgehülfenstudium. Auch Professor Munk ist für die Einrichtung einer Art Seminar für ähnliche Zwecke und will ebenfalls nichts von Mädchengymnasien wissen. Professor Riegel geht so weit, daß er den ärztlichen Beruf für „dem ganzen Denken und Fühlen des Weibes zuwiderlaufend, das Weibliche im Weib entwürdigend" ansieht. Prof. Orth, der die Befähigung der Frauen zugiebt, ist der Ansicht, daß die Frauen in der Praxis versagen, weil sie der ruhigen, rein sachlichen Erwägung, der raschen Entschlüsse und des energischen Handelns in verantwortungsvoller Lage nicht fähig seien. Er verneint außerdem die Bedürfnißfrage in Bezug auf weibliche Aerzte. Prof. Lewin fürchtet, daß durch das Studium die Weiblichkeit und die zur Ehe nöthigen Eigenschaften geschädigt werden, und wünscht aus diesem Grunde keine weiblichen Mediciner. Prof. Orth ist dafür, daß „das Weib für akademische Studien und Berufsarten in geringerem Maaße veranlagt ist als der Mann; daß es aus Gründen seiner ganzen körperlichen und seelischen Organisation ebenso wie aus Gründen seines eigentlichen nächsten Berufs als Gattin und Mutter nicht im Stande ist, auf jenen Gebieten in den Concurrenzkampf mit dem Mann einzutreten und mit Erfolg zu bestehen." Ausnahmen giebt Orth natürlich zu. Prof. Wendel meint, daß die Nervosität und Neurasthenie durch das Studiren sehr gefördert werden würde, hält von der geistigen Begabung der Frau nicht viel und möchte nicht die ohnehin schon große Zahl der nur mäßig begabten Studenten um einen erheblichen Procentsatz vermehrt sehen. Prof. Runge sagt: „Ich halte das Durchschnittsweib für körperlich und geistig unfähig, den Beruf als Arzt zu erfüllen. Ausnahmen mögen vorkommen. Das Weib ist gebunden an ewige Gesetze. Man erleichtere die Eheschließung und eröffne den Ehelosen Berufsarten, die ihrer Weibnatur entsprechen: Krankenpflege, Erziehung, Hebamme, vielleicht Apotheke u. s. w."

Wir haben mit Absicht die gegnerischen Stimmen der Mediciner ausführlicher zu Worte kommen lassen, weil das Bestreben der Frauen in erster Linie gerade auf den ärztlichen Beruf gerichtet ist. Man übersieht dabei, daß das diesem Beruf vorausgehende Studium einen solchen Aufwand von fast an Brutalität grenzender Nervenkraft verlangt, daß nur die größte Ueberwindung und Selbstbeherrschung feiner geartete Frauen vor der Fahnenflucht schützen kann. Wenden sich doch schon viele Studenten in den ersten Semestern wieder von dem Studium ab, weil ihnen der Anblick und das Wühlen in den halbverwesten Leichentheilen zu großes Mißbehagen erregt. Man denkt sich unter dem ärztlichen Berufe der Frau mit Vorliebe die Behandlung der Frauen- und Kinderkrankheiten, ohne sich klar zu machen, daß auch auf diesen Gebieten der operative Eingriff die stärksten Anforderungen an die Nerven- und Körperkraft stellt. Mit der zarten seelischen und gemüthlichen Einwirkung ist es selbst in der Kinderpraxis nicht gethan, geschweige denn in der Frauenpraxis. Das sollten diejenigen bedenken, die jetzt so eifrig nach weiblichen Aerzten rufen, als ob nichts leichter wäre als die Ausbildung zu diesem so überaus schweren Beruf und seine erfolgreiche Ausübung.

Die widersprechendsten Aeußerungen stehen in dem Kirchhoff'schen Buche oft dicht hintereinander. Man kann sich darüber manchmal des Lachens kaum erwehren, denn die vernichtendsten Urtheile werden mit derselben Unfehlbarkeit abgegeben wie die anerkennendsten Lobsprüche; der Eine beruft sich eben so gut auf die Erfahrung wie der Andere. Aber der Gesammteindruck, den das Buch hinterläßt, ist doch der, daß die Ansicht der in der Wissenschaft führenden Kreise sich einer Vertiefung der weiblichen Bildung nicht mehr so abgeneigt zeigt wie vor etwa 30 Jahren. Um so befremdender ist es, daß der Cultusminister Bosse das in allen besseren Töchterschulen eingeführte zehnte Schuljahr wieder beseitigen will. Für Berlin ist es bereits abgeschafft und anderswo zur Abschaffung „empfohlen". Auf der einen Seite Errichtung von

Privatgymnasien und Zulassung der Zöglinge desselben als „Wilde“ zur staatlichen Reifeprüfung, so daß der letzte Herbst uns die ersten weiblichen Abiturienten bringen konnte; auf der anderen Seite eine Verkürzung des ohnehin so dürftigen Schulunterrichts! Wie vereint sich das mit einander! Es müssen im Cultusministerium verschiedene Strömungen vorhanden sein, die mit einander keine Fühlung haben.

Und doch scheint es die höchste Zeit, auch für den Mädchenschulunterricht den veränderten Zeitanschauungen Rechnung zu tragen. Die zunehmende Ehelosigkeit der höheren Stände ist eine Thatsache. Das durch sie heraufgeführte Elend wird durch die ebenfalls zunehmende Wohlhabenheit der Mittelclassen, die sie in den Stand setzt, den Töchtern ein, wenn auch nur dürftiges Auskommen zu hinterlassen, gemildert; aber die Drohnenexistenz dieser Frauen bleibt nichts desto weniger ein beklagenswerthes Uebel, und der Mangel der in der Jugend nicht erlangten Bildung schafft geistige Misèren der traurigsten Art. Könnte man den Unterricht an den Töchterschulen um zwei Jahre verlängern, so daß die jungen Mädchen nicht vor dem 18. Jahre die Schule verließen, so wäre zweierlei gewonnen: die Gewöhnung an regelmäßige Arbeit bis zu einem Alter, wo die Selbstbestimmung die äußere Zucht ersetzen kann, und das Fundament einer gründlichen Bildung, auf dem leichter fortgebaut werden kann als auf der jetzt üblichen. Der berühmte Schopenhauer'sche Standpunkt, wonach das Weib seinen Verstand schon mit 18 Jahren bekommt, ist auf das Entschiedenste zu verwerfen. Die Frau besitzt diesen zweifelhaften Vorzug vor dem Manne nicht; ihre Urtheilsfähigkeit entwickelt sich im Gegentheil langsamer als beim Manne, dessen größere formale Bildung ihn viel eher in den Stand setzt, logische Schlußfolgerungen zu ziehen, als es der Frau nach dem jetzt üblichen Bildungsgange möglich ist.

Die Gewöhnung an geistige Beschäftigung macht jeden Menschen ernster; sie wird auch bei den Mädchen bessere Früchte zeitigen, als die nur mit Putz, feinen Handarbeiten, einigen Privatstunden, in denen nichts gelernt wird, und Vergnügungen ausgefüllten Jugendjahre sie jetzt zu Tage bringen. Bleiben die Mädchen dann unverheirathet, so werden sie im Stande sein, sich ihr Leben durch geistige Fortbildung befriedigender zu gestalten, und ihre geschulte Arbeitsfähigkeit wird im Dienst der Wohlthätigkeit viel segensreicher wirken können als bisher, wo der geringste Zwang zur Arbeit unmuthig abgewiesen wird. Der intellectuellen Noth wäre durch einen gründlich vertieften Schulunterricht die Grundlage entzogen. Freilich, die Stufe der „Wissenschaftlichkeit“ wäre damit nicht erreicht. Wer diesem Phantom nachjagt, wird auf unsere Vorschläge mit Geringschätzung herabsehen. Diesen Streberinnen kann nur die harte Erfahrung die Augen öffnen. Sie werden den Unterschied zwischen reiner und angewandter Wissenschaft und die Einsicht, daß Letztere sich von den rein praktischen Berufen in der mehr oder weniger handwerksmäßigen Art der Ausübung sehr wenig unterscheidet, erst kennen lernen, wenn sie ihr Leben daran gesetzt haben, den ihnen jetzt vorschwebenden Illusionen zu folgen.

Es ist eine entschiedene Ungerechtigkeit, daß man für die Töchter so wenig differenzirte Schulen hat, während man für die Söhne Mittelschulen, Realschulen, Oberrealschulen, Realgymnasien und Gymnasien errichtet. Unsere Vorschläge gehen dahin, den Schulunterricht auf zwölf Jahre auszudehnen. Um nicht den Vorwurf der Ueberbürdung auch der weiblichen Jugend heraufzubeschwören, wäre der Unterricht auf drei bis vier Stunden zu beschränken, jedenfalls auf der Oberstufe, wo Rechnen, Singen, Religion, Zeichnen und Turnen wegfallen kann. Ein reichlicheres Maaß häuslicher Arbeiten, vor Allem die Forderung häuslicher Lectüre, muß den Schulunterricht ergänzen, wiederum besonders auf der Oberstufe, wo der Stoff erst anfängt, zur geistigen Selbstthätigkeit zu reizen. Die Forderung des Wegfalls des Religionsunterrichts — wenn er sich nicht streng auf Kirchengeschichte beschränkt — ist es aber gerade, der eine Neugestaltung des Mädchenschulwesens den maßgebenden Kreisen so unsympathisch macht. Die Verdrängung des Rechnens durch die Mathematik hätte schon im neunten Schuljahre spätestens zu beginnen; die Weltgeschichte könnte sich bei einer reichlicheren Stundenzahl in Culturgeschichte erweitern, im Deutschen müßte man den Aufsatz tüchtig ausbilden, und wem die formale Bildung des Verstandes sehr am Herzen liegt, der könnte auch ein paar Jahre der lateinischen Grammatik widmen, wofür natürlich bei Fortsetzung des Unterrichts im Englischen und Französischen nicht so viel Zeit angesetzt werden kann, wie bei den Knabengymnasien. Es kommt überhaupt weniger darauf an, was gelernt wird — ich möchte allerdings den bloßen Memorirstoff ausscheiden — sondern wie gelernt wird. Der Verstand soll ausgebildet werden, und von der unendlichen Fülle des Wissenswerthen das zur Aneignung ausgewählt werden, was den geistigen Blick erweitert und von dem Alltäglichen abzieht. Schon Jean Paul sagt: „Die Frauen müssen viel Geist haben, daß sie ihn nicht verlieren bei ihren Beschäftigungen, die so wenig geeignet sind, ihn zu fördern.“

Nun, die neue Schule soll ihr Streben darauf richten, den weiblichen Geist so zu vertiefen, daß keine Beschäftigung ihm später seine Schwungkraft auf die Dauer lähmen kann. Diejenigen Mädchen, die sich zur Lehrerinnenprüfung vorbereiten wollen, würden nach dem zehnten Schuljahre abgehen, diejenigen, welche das Gymnasium besuchen wollen, mit dem neunten beziehungsweise sechsten, ebenso diejenigen, deren Eltern zu unbemittelt sind, oder die sofort in das gewerbliche Leben eintreten wollen. Für eine Ausbildung im Häuslichen bleibt vom achtzehnten Jahre noch Zeit genug übrig.

Wenn es gelänge, die maßgebenden Kreise für diese Pläne zu gewinnen, so würde das Schreckensgespenst der studirenden Frau mit einem Schlage weit in den Hintergrund treten. Das, was die Frauen zu ihrer Agitation treibt, ist der sehr ehrenwerthe Bildungsdrang. Weil man in dem Vorurtheil unserer Zeit befangen ist, daß die höchste Bildung nur auf den Universitäten zu erlangen ist, verlangt man kühn die Zulassung zum akademischen Studium, weil man aber mit den bloß intellectuellen Ansprüchen nicht durchzudringen vermag, schickt man die materielle Noth als wirksames Agitationsmittel in's Feld. In Bezug auf die durch ein akademisches Studium verbesserte materielle Lage der Frauen können wir nicht umhin, uns höchst skeptisch zu verhalten. In vielen Fällen wird das Einkommen nicht die Höhe der auf die Ausbildung verwandten Kosten decken, und die Wohlfahrt des Ganzen wird vielleicht eher geschädigt als gefördert werden. Auch das Glück der Frauen wird durch die in Aussicht stehenden neuen Berufe keineswegs den erhofften Zuwachs erfahren, aber alles das kann und wird erst zur Erkenntniß kommen, wenn die theoretische Erörterung der harten Erfahrung Platz gemacht hat.

Wie in Bezug auf die Befähigung der Frauen, so sind die Stimmen in dem Kirchhoff'schen Buche über die Verpflichtung des Staats zur Errichtung von Mädchengymnasien auch hier einander höchst widersprechend. Wenn es sich um die Bedürfnißfrage des Staates oder der Gemeinde handelt, so ist sie allerdings entschieden zu verneinen, denn an tüchtigen Kräften fehlt es in keinem Fach. Etwas Anderes aber ist es, wenn man die Aufgabe des Staates darin sieht, die Cultur auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen. Das geschieht aber nicht, wenn man einen so bedeutenden Factor, wie die geistige Mitwirkung des weiblichen Geschlechts übersieht. Es ist nicht nöthig, mehr als ein bis zwei Privatmädchengymnasien, zur Probe, zu gründen, aber die Hebung des Gesammtbildungsstandes der Töchter aus den höheren Ständen ist für das deutsche Volk ein so unabweisliches Bedürfniß geworden, daß man sich der Erfüllung desselben auf die Dauer nicht entziehen kann. Da das Collegewesen bei

dem familienhaften Sinn der Deutschen keine Aussicht auf Erfolg hat, so bleibt es Sache der Töchterschule, den ersten Schritt vorwärts zu thun, und da der staatliche Stempel nirgends so hoch geschätzt wird wie in Deutschland, so sind alle Bestrebungen darauf zu richten, den Staat zu einer möglichst schnellen und gründlichen Verbesserung seiner höheren Töchterschule aufzufordern, die dann als Muster für alle Uebrigen gelten können. A. v. H.

---

## Die Erscheinungen der Seele.

Von Rudolf Kleinpaul.

Leben und Tod zu vermengen; der Welt abzusterben, um ewiglich zu leben; das Grab als ein Paradiesthor und den Todestag als den wahren Geburtstag zu betrachten: das ist christliche Philosophie. Wenn wir geboren werden, so leben wir noch nicht recht, wir müssen erst wiedergeboren werden; und auf das Leben folgt das Leben, wenn wir erst einmal todt sind. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Daher in den Katakomben den Todten fort und fort empfohlen wird — zu leben; vivas in Deo! *ζήσαις ἐν Κυρίῳ*! — heißt es auf den Gräbern, wie anderwärts: leb' wohl! —

Es giebt aber auch ein Wort, das auf das Diesseits und das Jenseits gleichmäßig zu passen scheint, nämlich das Wort Seele. Eine Seele ist zugleich etwas Lebendiges und etwas Todtes. Einerseits beseelt sie die Natur und erweckt sie gleichsam zum Leben. Andererseits sprechen wir von den Seelen der Verstorbenen, der Abgeschiedenen, der vor uns Gewesenen, die in den Zwölf Nächten wüthend durch die Luft ziehen und zu deren Gedächtniß die Kirche Allerseelen feiert. Wie viele Seelen hat ein Kirchspiel? Zehntausend? — Aber wer zählt die Seelen, die Odysseus im Hades trifft, die Anime, die die drei Reiche in Dante's Komödie bevölkern? — Wie, sterben denn die Menschen etwa nicht, oder sind sie schon alle todt? —

Das scheint ein vollkommener Widerspruch zu sein, geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren. So seltsam, wie daß einmal Leiche auch den lebendigen Leib bezeichnen konnte. So doppel- und gegensinnig wie das Wort bleiben, das heute am Leben bleibt, morgen in der Schlacht bleibt. Und doch muß es eine Brücke gegeben haben, auf welcher die Seelen gehen und wie im Thale Josaphat vom Leben zum Tode gelangen mochten. Denn Niemand widerspricht sich, und die Antiphrasis ist veraltet.

Was heißt Seele? — Unter den werthlosen Etymologien, die von den Stümpern der Wortdeutekunst mit unermüdlicher Ausdauer vorgebracht werden, befindet sich auch eine von diesem alten Worte. Die Seele soll, o, ihr ahnungsvollen Engel! — mit der See zusammenhängen. „Bei dem Worte Seele," sagt Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit, „sah der Deutsche noch das rastlose Wogen der bewegten See vor sich, welcher er die unablässig arbeitende Gewalt seines Innern verglich." Dergleichen poetische Einfälle haben wohl die Deutschen der Gegenwart, aber nicht die Deutschen der Vergangenheit gehabt. Die Etymologie des Wortes Seele ist außerordentlich einfach, und man muß sich wundern, daß noch Niemand darauf gekommen ist, wo doch so viele lehrreiche Begriffe in den andern Sprachen da sind.

Sowohl die griechischen als auch die lateinischen, die hebräischen, arabischen, russischen Ausdrücke für Seele sind ja absolut durchsichtig. Sie bedeuten durchgängig den Athem und den Hauch, den Lebensodem. Wer sieht nicht, daß die griechische Psyche nach dem *ψύχειν*, dem Hauchen oder Blasen, das Hagion Pneuma nach dem *πνεῖν*, der Spiritus nach der Exspiration und der Inspiration benannt ist? Daß das lateinische Animus mit *Ἄνεμος*, Wind, zusammenhängt, wie *θυμός* mit Fumus? — Denselben Sinn hat das hebräische Rucha, das arabische Nefs und das russische Duscha, Alles zugleich Wind- und Seelenworte. Das Athmen erscheint ja als das hauptsächlichste Symptom des Lebens, mit dem Athem entweicht das Leben, wie es mit dem purpurnen Blut dahinströmt. Von vornherein läßt sich also vermuthen, daß auch unsere Seele von jenem eigenthümlichen Luftzug, der Athmung, hergenommen sei. Und so ist es auch; Seele lautete althochdeutsch: Sêula und gothisch: Saiwala, dieses gothische Saiwala aber ist analog gebildet wie das lateinische Sibilus oder wie das mundartliche Subulo, das einen Flötenbläser bezeichnet. Oder wie das Verbum sufflare, von dem im Französischen souffler und Soufflet abgeleitet ist, das abgeschmackter Weise aus subflare erklärt wird, aber sicher nur eine Nebenform zu subulare darstellt (wie sifilare, französisch: siffler eine zu sibilare). Die Seele ist also nach germanischer Anschauung ein Pfeifchen oder eine Flöte, was auf dasselbe hinausläuft, wie Psyche und Animus.

Die See, gothisch: Saiws beruht vielmehr auf einer Tonmalerei wie das lateinische saevus, womit die Wildheit des schäumenden, geifernden, den Speichel aufziehenden Thieres bezeichnet wird. Thiere und Menschen schäumen vor Zorn und Wuth und ziehen dann den Geifer mit einer schlürfenden Athembewegung ein, zu deren Ausdrucke das S dient — dasselbe thut die Brandung, die von den Klippen niederträuft und gleichsam in regelmäßigen Athemzügen ebbt und fluthet. Gleich einem Ungeheuer liegt das Meer am Ufer, in seinem Innern schlägt es wie ein Herz, die Wasser, die sie hinunterschlang, die Charybde jetzt brüllend wiedergab. Bei Vergleichen der großen und der kleinen Welt hat der Forscher immer von der letzten, als der unmittelbar bekannten auszugehen, schon daraus kann man sich abnehmen, wie ungeschickt es ist, die See zu einem Bilde der Seele zu stempeln. Nicht vom Winde hat der Mensch gelernt, den eigenen Odem zu bezeichnen, sondern dem Winde leiht er die eigenen Pausbacken. Und niemals würde er für das Auf- und Niederrauschen der Fluth einen Ausdruck gefunden haben, wenn er nicht an seinem eigenen Schlunde ein Modell gehabt hätte. Bleiben wir bei der Seele, der athmenden, blasenden, pfeifenden Seele und sehen wir zu, wie sich die Vorstellung derselben weiter gestaltete.

Sie mußte ein Ding sein, das tief im Innern steckte, ein Art Eingeweide wie eine Häringsseele. Wir würden heut zu Tage nicht in Zweifel sein, wie wir die Seele zu nennen hätten — die Seele wäre die Lunge gewesen, das sieht doch Lehmann; aber wer wußte in Urzeiten etwas von einer Lunge! — Wer wußte überhaupt etwas von einem Eingeweide, einem Organ, das mit dem Organismus entstehe und vergehe. Von solchen Errungenschaften war man noch himmelweit entfernt. Wenn der Athem stockte, so glaubte man nicht, daß ein Organ seine Thätigkeit einstelle — man dachte, daß ein eigenes Wesen, das Athmungsthierchen den Körper verlassen habe, und daß dieser in Folge dessen todt sei. Noch heute öffnet man die Fenster, wenn Jemand gestorben ist, um die Seele wie einen Vogel hinauszulassen — als einen Vogel oder als einen Schmetterling oder als ein Engelchen mit Schmetterlingsflügeln hat man sich die entfliehende Seele gern gedacht. Als die heilige Jungfrau Reparata, die Schutzpatronin von Florenz, zu Cäsarea enthauptet ward, sahen die Christen, wie ihre Seele in Gestalt einer weißen Taube gen Himmel flog. Indessen Flügel paßten offenbar nur für die freigewordene Seele, wenn sie dem Thal der Erden entschwebte, ein seliger Engel dort zu werden; so lange sie noch in den irdischen Leib gebannt war, durchaus nicht. Das Thierchen in unserem Innern mußte ganz anders aussehen — dünn und langgeschwänzt; es mußte wie die Seele einer

Gänsefeder oder wie die ebenerwähnte Häringsseele aus dem Fische herauszuziehen sein. Als zum Beispiel wie ein Mäuschen, das ja zufällig singen und pfeifen kann; oder wie eine Schlange, die zischt und pfeift; oder wie ein Wiesel. Das sind die Seelenthiere, wie sie zum Thore des Mundes ein- und ausgehen und wie sie in dieser Gegend bald oben, bald unten, bald vorn, bald hinten gesehen worden sind; denn sie eignen sich nicht allein dazu, aus dem Munde herauszuschlüpfen, sondern auch unter Umständen wiederhineinzukriechen.

Ach! mitten im Gesange sprang ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde, sagt Faust erschrocken. Das ist ein altes Motiv, daß die Seele im Traume als Maus zum Mund herauskommt und draußen spazieren geht; dem heiligen Guntram, König von Burgund, einem Merowinger soll das auf der Côte d'Or passirt sein, auch einem schlafenden Landsknechte im Gefolge des Erzbischofs zu Reims schreibt es die Sage zu, die Geschichte wird mit vielen Abänderungen erzählt. Genau so ließ der Aberglaube im Mittelalter schlafenden Weibern die Gebärmutter und zwar als Kröte aus dem Mund entweichen und wieder zurückkehren; denn die Gebärmutter hat man ebenfalls von Alters her für ein lebendes Thier im Menschen, für eine Mutter in der Mutter angesehen. Es existiren eine Menge wächserner und eiserner Kröten, welche die Gebärmutter darstellen, die als Votivbilder unter anderen wächsernen menschlichen Gliedmaßen in den Kirchen aufgehängt worden sind und sich jetzt in den Sammlungen, z. B. im Museum zu Wiesbaden und im bayrischen Nationalmuseum zu München finden. Der Unterschied ist nur der, daß der Kröte ein reales Eingeweide, eben die Gebärmutter entspricht, die Seele dagegen in unserem abstracten Sinne nur der Phantasie angehört.

Der Tod bestand nun nach der groben Bildlichkeit der Altvordern darin, daß das Athmungsthierchen fort und über alle Berge war und nicht mehr zurückkehrte wie im Schlafe. Der entseelte Leichnam sah aus wie ein leerer Vogelbauer, der Canarienvogel war heraus; hätte er sich aber sonst gut gehalten, so würden sich die Hinterbliebenen drein gefunden haben wie in den Verlust eines Vögelchens. Die Todten hätten dann wie Wachsbilder herumgestanden. So aber wendete sich das Blättchen. Mit der Seele ging nachgerade das ganze Individuum bis auf die Knochen flöten und unter halb abschreckenden, halb widerlichen Erscheinungen die Auflösung des blühenden Leibes vor sich, sofern derselbe nicht vom Feuer verzehrt oder von Raubthieren gefressen ward. Es erfolgte abermals eine Trennung: erst machte sich die Seele aus dem Staube, dann schwand, indem Fäulniß und Verwesung eintrat, auch das Fleisch, nur das Gerippe blieb. Knochen, Leder und Backsteine sind bekanntlich so gut wie unzerstörbar. Dieser Vorgang mußte dem mit Oxydationsprocessen unbekannten Menschen womöglich noch räthselhafter erscheinen als das Ausbleiben des Athems; er mußte einen viel tieferen Eindruck auf ihn machen und ihn zu ganz anderen Folgerungen treiben. Von der Seele hatte der Wilde in Wirklichkeit niemals etwas gesehen; aber auf dem hingestreckten Leibe, der jetzt in die Lüfte ging, beruhte ja das ganze Bild des Verstorbenen, wie er bei Lebzeiten gewesen war und jetzt in der Erinnerung fortlebte. Und sothanes Bild veränderte sich zusehends, es ward unheimlich entstellt, es verbreitete den Leichengeruch, es zerfloß. Was ward aus diesem Leichnam, wo kam das Fleisch hin, welch ein Wunder begab sich hier? — Wiederum schien es undenkbar, daß es nun auf einmal mit Allem aus sein solle: wenn die Seele nicht todt, sondern nur ausgegangen war, so ging auch der Rest nicht unter, indem er den Weg alles Fleisches ging.

Die Analogie sprach dafür, daß das Fleisch die Gebeine verließ, wie vorhin die Seele den Körper verlassen hatte; und daß es sich mit der vorangegangenen Seele zu einem neuen Wesen vereinigte. Es ward ein eigenartiges, haltloses Ding, ein Schemen ohne Rückgrat und ohne Schwere, ein Geist daraus, der die Gestalt des Menschen, wohl auch seine Tracht, namentlich seine letzte Kleidung, das Todtenhemd besaß, aber übrigens wie aus Luft gewebt war, weil ihm die Knochen fehlten. Seines unangenehmen Verhaltens wegen war man geneigt, ihm böse Absichten unterzuschieben. So ein Ding nannten die Alten einen Schatten oder ein Bild, ein Eidolon, die Deutschen ein Gespenst, das heißt: ein Blendwerk; und es konnte nicht fehlen, daß diese Begriffe mit dem der Seele vielfach zusammenflossen. Schon Homer macht zwischen der Psyche und dem Eidolon keinen Unterschied.

Aber man würde sehr irren, wenn man, wie das gewöhnlich geschieht, Psyche und Eidolon identificiren und das Gespenst für eine Erscheinung der Seele selber halten wollte, wie oben die Maus. Die Seele, die entflohen ist, haftet nur jetzt noch an der Larve, weil die Letztere noch als lebendig gedacht wird, und da eben das Leben das Merkwürdige an dem Ding ist, nimmt es geradezu den Namen des Lebens an. Die Kraft, bisher an den Stoff gebunden, hat sich emancipirt und den schäbigen Rest der Persönlichkeit aufgesogen, so daß sie nun wesentlicher erscheint als früher. Die Gespenster sind gleichsam die Lebendigen schlechthin, weil sie dem Tode zum Trotze noch leben sollen und vom Volksglauben mit der Lebenskraft, die aus dem alten Körper heraus ist, ausgestattet werden; wer nämlich einmal eine Seele vom Körper ablöst und einen Athem außerhalb desselben für möglich hält, der hat gleichsam die Unsterblichkeit in der Tasche.

Man kann die Seele mit einer schönen Frau vergleichen, von der nicht viel gesprochen wird, so lange sie hübsch züchtig zu Hause bleibt; sobald sie sich hervorwagt und in der großen Welt herumtreibt, fängt der Klatsch an. So wird die Seele unter normalen Umständen nicht weiter beachtet und ruhig bei ihrer gewohnten Beschäftigung am Blasebalg gelassen; die thörichten Speculationen über ihr Wesen gehen an, wenn sie sich außer dem Häuschen sehen läßt. Das thut sie manchmal im Traume, gemeiniglich aber erst im Tode, und damit ist den Vermuthungen Thor und Thür geöffnet. Das geht so weit, daß man sie dann gesehen haben will und ihre Figur ausführlich beschreibt, wo sie doch niemals gewesen ist. Denn eigentlich verhält sich die Sache so, daß sie überhaupt Niemand gesehen hat, daß sie nur aufhört zu arbeiten, daß man sie in ihrem Stübchen nicht mehr hört, und daß daraus die Menschen schließen: die gnädige Frau möge ausgegangen sein. Daß sie gestorben sein könne, kommt den Leuten nicht in den Sinn, und doch träfe das wirklich zu. Es ist wahrlich ein eigenes Schicksal für eine Frau, im Leben nicht aus dem Hause zu kommen und zu Hause zu sterben und dennoch fort und fort gesehen zu werden. Man nennt das die Erscheinungen der Seele.

## Literatur und Kunst.

### Von Spielhagen's Kunst.

Von Arthur Goldschmidt.

Ein neues Werk Spielhagen's gewährt stets einen hohen literarischen Genuß. Man freut sich der souveränen Herrschaft des denkenden und berechnenden virtuosen Künstlers über die Mittel seiner Kunst, der brillanten künstlerischen Consequenz in der Durchführung seines Planes, des sorgsamen äußeren Realismus. Was man aber bei ihm vermißt, das ist offenbarungstiefer Realismus, hinreißende innere Natürlichkeit. Der Geist der Romanpoesie, des Buchmenschenthums, geht auch in den beiden soeben erschienenen Novellen um, einer, mit meisterhafter Ueberwindung technischer Schwierigkeiten,

grandios inscenirten tragischen Liebesgeschichte „Mesmerismus“ und einer mit keckem, geistreichem Witz componirten Tendenzerzählung „Alles fließt“, in der Spielhagen sich in seiner glänzenden Weise über Kunstauffassungen, Stile und Entwickelung der Kunst ausspricht. Es ist interessant, daß der Dichter eine Vertreterin des Naturalismus den tiefen „principiellen“ Gegensatz zwischen der — trostlosen — vérité vraie des Naturalismus als Spiegelbildes der Welt und der — beseligenden — „idealisirenden“ classischen Kunst mit ihren gesteigerten Gestalten, in einer Herzens- und Geisteskrisis schmerzlichst empfinden läßt. Als ob, nach dem schönen Wort Grillparzer's, die arme Kunst nicht ewig gezwungen wäre, zu betteln von des Lebens Ueberfluß!

In seinem neuen Roman „Zum Zeitvertreib“, hat Meister Spielhagen sein für ihn unerschöpfliches Lieblingsthema variirt; wieder begegnen uns die so wohlvertrauten Gestalten der verführerischen, schönen Aristokratin und des in seiner Art glänzenden bürgerlichen Liebhabers. Der stattlich schöne, schöngeistige Held der tragisch endenden Liebesaffaire, Gymnasialprofessor Albrecht Winter, der eine selbst für Spielhagen'sche Verhältnisse ungewöhnlich üppige Rhetorik des Gefühls entwickelt, repräsentirt den Urtypus des Spielhagen'schen Helden. Albrecht nimmt am Schlusse seine Liebe, die ihm den Tod bringt, als Irrthum seiner Phantasie zurück; er erklärt in dem Abschiedsbriefe an seine Frau diese Verirrung daraus, daß er unter dem dämonischen Bann seiner nach Schönheit und Grazie lechzenden, an ihren Einbildungen sich berauschenden idealisirenden Dichterphantasie stehe. Diese „Leidenschaft der Schönheit“ spielt, wie später gezeigt werden soll, eine große eigenthümliche Rolle in der Dichtung Spielhagen's. Weitaus interessanter als der wenig reizvolle verstiegene Professor ist die Gestalt des praktisch mit dem Leben sich abfindenden Weltkindes, Clotilde von Sorbitz. Für den Idealisten Albrecht Winter bedeutet seine Liebe die Erfüllung seines höchsten Traumes, sie ist bei ihm die große Leidenschaft, die über sein Lebensglück entscheidet; für Clotilde ist sie nur eine Episode mehr in ihrem an Triumphen reichen Dasein. Die schöne Sirene hat seit jeher mit Männerherzen gespielt, weniger aus einem Mangel an Herz, als aus einem Ueberschuß an Geist, der bei ihr zu capriciösem, anspruchsvollem Egoismus führt. Der Eine war ihr zu dumm, ließ es zudem an Geschmack in seiner Kleidung fehlen, was das Entscheidende für sie war; ein Anderer war ihr zu klug, zu incommensurabel klar und harmonisch. Als sie bei ihrem Spiele ihr eigenes Glück verspielt hatte, wurde sie nicht gerade genügsamer und gewissenhafter. Die Liebe zu Albrecht löst eine im Gange befindliche Flirtation ab; sie unterliegt dem stärksten Zauber, dem Zauber der Persönlichkeit, der Persönlichkeit eines schönen geistvollen Mannes, dessen thaufrischer, jungfräulicher Liebesenthusiasmus für sie (die Dreiundzwanzigjährige) von magischem Reize ist. Aber dieser Zauber verliert sich, sobald Albrecht ihr fern ist; dann steht sie ihrer Liebe, dem Geliebten, mit der Ironie der Weltdame gegenüber; dann sieht sie mit den Augen des hochmüthigen Kreises, in dem sie lebt, und betrachtet ihr faible für den Schulmeister als ridicüle Geschmacksverirrung. Clotilde spielt dämonisch flach und frei, fin-de-siècle-haft mit der Liebe und ihren Surrogaten; auf ihre Lebensauffassung haben Milieu und Erziehung eingewirkt; als socialer Typus ist sie recht fein charakterisirt. Sie ist aufgewachsen in einer Sphäre des Leichtsinns und der Leichtlebigkeit und hat sie nie verlassen, sie sucht sich in der Welt, in der sie sich rasend langweilt, zu amüsiren, wie sich alle Welt um sie amüsirt, oft noch viel scrupelloser als sie. Ihr weltmännischer Gatte läßt ihr einen weiten Spielraum; insbesondere die Freiheit, zu Nutz und Frommen seiner Carrière mit einflußreichen Excellenzen zu coketiren und zu flirten; aus eigenem Recht nützt sie diese Freiheit zu ihren Gunsten aus. Ihre Liebe zu Albrecht entpuppt sich als Flirtation, obwohl sie nach den objectiven Symptomen und Wirkungen Liebe ist; sie steht nicht nur unter dem Bann übermächtiger, sich impulsiv äußernder Gefühle, nicht nur flackern höhere Empfindungen in ihr auf — sie compromittirt sich auch in waghalsiger Weise, was für sie als Dame von Welt mehr als Alles bedeutet; doch das ist schließlich Sache des Temperaments. Aber der klaffende Riß zwischen ihrer Charakteristik und ihrem Verhalten läßt sich nicht überbrücken. Von ihrem reifsten und klarsten Beurtheiler, dessen Blick durch tiefe — zugleich sehr kritische — Liebe geschärft ist, werden ihr herrliche Gaben des Geistes und auch des Herzens nachgerühmt. Jedoch gerade an entscheidenden Stellen offenbart sich eine grenzenlose Aeußerlichkeit, ja Niedrigkeit ihrer Natur — worüber all' ihre humoristische Anmuth nicht hinweg zu täuschen vermag — dirnenhafte Kälte und dirnenhafte Gesinnung, die von jener Herrlichkeit doch gar zu weit entfernt ist. Der Schluß des Romans ist äußerlich sehr wirkungsvoll; der pathetische Fluch, den die schlichte Gattin des von Clotilde getäuschten Liebhabers eine Stunde nach seinem Tode auf sie schleudert (sie sucht sie eigens dazu auf); der Contrast, in dem diese Scene zu der kurz vorher sich bekundenden leichten, cynischen Auffassung der Dinge von Seiten Clotilde's steht — das ist sehr effectvoll, aber auch sehr theatralisch componirt.

Man bewundert stets die Kunst Spielhagen's, kommt aber leider nie dazu, sie zu vergessen; es liegt nicht in seiner Art, einen vergessen zu machen, daß man einen Roman liest. Viele Momente wirken zusammen. Vor einer näheren Betrachtung einzelner Werke des Meisters sei ein Blick auf seine theoretischen Ansichten geworfen. Er leitet das Recht zu fabuliren, von dem er den ausgedehntesten Gebrauch macht, aus der Lust zu fabuliren, dem Urquell aller epischen Dichtung her; er tritt ein für das corriger la vie zu Gunsten des von ihm proclamirten höchsten Zweckes epischer Poesie, ein Weltbild in möglichster Idealität und Totalität zu geben. Den Zwecken des Dichters als Culturschilderers und Culturwarts muß sich der Realismus der Charaktere unterordnen; die Verkörperung seiner Tendenzen ist nur zu oft mit einer flagranten Verletzung der Wahrscheinlichkeit, der Bescheidenheit der Natur erkauft. Spielhagen betont ferner scharf das ästhetische „Gesetz der idealen Consequenz“. „Die Poesie soll eben logischer sein als das Leben ... Die Wirklichkeit kann nicht consequent sein, wenn sie sich erhalten soll; die Poesie muß es sein und erhält sich nur dadurch.“ Dieses „Gesetz“, in dem Spielhagen das Wesen der Kunst im Gegensatz zum Leben erblickt, ist oft genug nur ästhetische Convention; eine Convention, deren verhängnißvolle Wirkung so manches Mal bei ihm zu spüren ist.

Der Held seines Romanes „Selbstgerecht“*), der sich im Uebrigen einer äußerst robusten seelischen Constitution erfreut, nimmt sich das Leben aus rein theoretischen Motiven; mit zwingenden rechtsphilosophischen Vernunftschlüssen deducirt er sich seine Verpflichtung zum Selbstmorde und zieht die Consequenzen seiner Reflexionen — der Staatsraison zu Liebe. Das ist „Literatur“ — nicht der einzige Tod aus Literatur in diesem Roman. Auch die Frau, die er liebte und die ihn liebte, hat lange vor ihm freiwillig mit dem Leben abgeschlossen, da ihre peinliche Bedenklichkeit den Liebenden das Natürlichste, die eheliche Vereinigung nicht erlaubte, Helene aber die Qual ungestillter, eheloser Liebe nicht zu ertragen vermochte. Das Martyrium einer unbeschreiblich furchtbaren Ehe hat sie mit heroischer Kraft erduldet, theatralisch-sentimental flüchtet sie aus der Welt, als ihr die Sonne des Lebens zu leuchten anfängt. Sie wählt einen Selbstmord auf natürlichem Wege, läßt sich als Krankenschwester aufnehmen; die verwöhnte vornehme Dame ist der anstrengenden

*) In Engelhorn's Allgemeiner Romanbibliothek. Alle anderen Romane und Novellen bei L. Staackmann in Leipzig.

Arbeit ungewohnt, zudem leidet sie an einem ererbten Herzfehler — was Wunder, daß sie ihren Willen erreicht! Auf ihrem Sterbebette legt sie dem Geliebten mit der ganzen heiligen Angst ihrer Mutterliebe an's Herz, daß er nicht auch sterben dürfe, um ihres (Helenens!) Kindes Willen weiter leben müsse. Eine sonderbare Heilige!

Diese Baronin Helene ist eine in mancher Beziehung für Spielhagen's Art charakteristische, typische Gestalt; er häuft alle möglichen Qualitäten auf sie; er liebt das Schöne und Glänzende und stattet seine Lieblinge in diesem Sinne mit verschwenderischer Fülle aus, um sie zu „ästhetisch eminenten Figuren" zu machen, wobei denn freilich mehr Figuren herauskommen als Menschen, die durch das realistisch Individuelle bezaubern, „das so wunderbar ist". Bei den schlichten Menschen, die den stolzen ästhetisch eminenten Elitenaturen als Folie dienen, vermißt man dagegen gar oft die verklärende Liebe des Dichters. Man vergleiche nur den Abstand zwischen der — dichterisch und künstlerisch — höchst stiefmütterlich und kalt behandelten Elfriede und der zur Göttin emporgehobenen Helene. „Mit den Göttern soll sich nicht messen irgend ein Mensch" ... Helene ist von leuchtendstem Romanzauber umflossen, sie ist märchenhaft schön, geistreich wie der Künstler, der sie geschaffen hat. Von einer ebenfalls sehr geistvollen Dame in einem Spielhagen'schen Werke (die nur eine Nebenrolle spielt), wird einmal gesagt, daß sie in ihrem kleinen Finger mehr Verstand habe, als die holde Desdemona in ihrem hübschen Köpfchen. Das ist recht bezeichnend. Bei Spielhagen dominiren, mehr als einem lieb ist, die Geistreichen-Allzugeistreichen, die geistreichen rhetorischen Seelen und Gemüther.

Von jeher beherrscht ihn die Neigung, complicirte Ausnahmenaturen zu zeichnen; seine durch psychologische Intuition nicht genügend gezügelte Phantasie führt ihn in das Reich des Künstlichen, Phantastischen, Wunderbaren, in dem „die wahren, echten Wunder" nicht zu Hause sind. Da Charakter und Fabel in unlöslichem Zusammenhang stehen, und Spielhagen sich überdies an der Lust zu fabuliren berauscht, finden sich bei ihm recht künstlich verwickelte Geschichten. Bewundernswerth ist die kühn combinirende Gewandtheit in der Verknüpfung, die Kunst, mit der er dem Künstlichen den Schein des Natürlichen zu geben, den „interessanten" Geschöpfen seiner Phantasie Blut, Romanblut einzuflößen weiß, doch wie unendlich viel mehr bedeutet es, all' dieser Künste nicht zu bedürfen!

Da ist z. B. Miß Anne Curtis im „Neuen Pharao", in dem der Dichter den materialistischen, unfreien Geist der Neuzeit geißelt. Miß Anne, ein Opfer dieses Geistes, das sich gegen ihn empört, ist ein Wesen von profunder Unnatur! Die erstaunliche Romantik ihres Stammbaumes steht in Harmonie mit der wilden Romantik ihres Charakters. Sie ist eine Quinterone, d. h. ihr Urgroßvater war ein Vollblutneger; er wurde für seine Liebe zu einer Weißen zu Tode gemartert. In ihrem Geiste, ihrem Gefühle, lebt noch etwas von der Bitterkeit einer unterdrückten Rasse. Ihr Vater, eine Bestie in Menschengestalt, ist der Typus scrupellosesten amerikanischen Glücksjägerthums; der zur Zeit der Geschichte Millionen erschwindelnde Börsenspeculant ist früher Sclavenhändler gewesen, und als sich das nicht mehr rentirte, Goldgräber in Californien; er hat außer den Opfern seines Sclavenhandels ungefähr ein Dutzend Morde auf dem Gewissen und, als es einmal nicht anders ging, ist er zum Menschenfresser geworden; seine Frau, die ihn gerade zu dieser Zeit besuchte, wurde halb wahnsinnig, als sie hinter den Charakter der vorgesetzten Mahlzeit kam. Acht Jahre später — erzählt Miß Anne — wurde sie in's Leben gesetzt „von dem Mörder und der Halbwahnsinnigen, dem Manne, der mit Sclaven gehandelt, der Frau, die einen Sclaven zum Großvater gehabt hat". Von ihrer halb idiotischen Mutter bis zur Uebersättigung verwöhnt, von dem niedrigen Charakter ihres Vaters angeekelt, flüchtet sie sich mit ihrer gigantischen Phantasie in das Reich der Träume. Für sie, die umschwärmte Tochter eines Millionärs, ein neunzehnjähriges Mädchen — von berückender, Aufsehen, ja einen Auflauf erregender Schönheit — ist die Welt todt, wie sie abgestorben ist für die Welt, so schwer es ihr auch wird ihrem lockenden Glücke gegenüber: es ist ihr nicht vergönnt, es zu genießen. Denn sie ist dämonisch. „In meiner Seele ist Nacht, mein Herz verglüht, und Wermuth ist auf meinen Lippen." Sie versteht sich, ihre dämonische Natur, manchmal selbst nicht (wie könnte sie auch!); der Dämon in ihr treibt sie, sich über den Räthseln des Lebens halb wahnsinnig zu grübeln, „ein Dämon, groß und wild und unbezähmbar, wie der Samum, der Afrikas Flammenstirn umsaust". Und des Träumens ist sie müde; sie verachtet es als „Phantasiespiel gut genug für Dichter, die nur halbe Männer sind". Sie fühlt es tief, daß die Welt aus den Fugen ist — und sucht den Mann, den ganzen Mann, den freien Mann, frei von Furcht vor Himmel und Hölle, den wahren Mann, den Mann der That, der die Welt wieder einzurenken, die Menschheit zu erlösen berufen und im Stande sei. Als sie ihn — in Deutschland — gefunden zu haben glaubt, „den Teufel Hartmuth", giebt sie sich ihm mit Leib und Seele hin; nach der unausbleiblichen Enttäuschung geht sie in den Tod ... Spielhagen hat ihrem gestörten edlen Geiste den ganzen Glanz seiner Ideenfülle, seiner scharfen Dialektik und pompösen Sprache geliehen; das macht Anne interessant, aber nicht wahrer. Es lohnt sich nicht, an ein solches Monstrum sein Mitleid zu verschenken!

In ganz anderer, unendlich viel feinerer Weise unrealistisch ist Isabel in dem glänzenden Roman „Sonntagskind". Auf das verführerisch Widerspruchsreiche in ihr scheint das tiefe Wort Goethe's von der Poesie im Unterschiede zur Prosa anwendbar, daß sie durch die Phantasie Dinge entstehen lasse, die für den Verstand ewig problematisch blieben — nach Gesetzen, denen der Verstand nicht beikommen könne und solle — doch es scheint nur so. Indem der Dichter die Gegensätze, die Widersprüche in ihrer Natur bis zum höchsten Grade steigert, indem er Isabel von vornherein über die Wahrscheinlichkeit emporhebt, opfert er dem Glänzenden das Natürliche, das Natürliche in dem hohen Sinne Goethe's verstanden; doch feiert der Künstler einen Triumph, der ihr poetische Einheit durch die souveräne Grazie ihrer bestrickenden Persönlichkeit zu geben weiß.

Schon als halbes Kind, als vierzehnjähriges Mädchen ist Isabel ein Wunder. Aus niedrigen elenden Verhältnissen in eine hocharistokratische Umgebung versetzt, acclimatisirt sie sich Dank der ihr eigenen genialen Lebenskünstlerschaft und ihrem Geiste im Nu. Sie wird der Mittelpunkt des Kreises, mit dem sie mit innerem Uebermuth und doch weltkluger Diplomatie spielt. Die Menschen sind ihr durchsichtig wie Glas; sie hat einen untrüglichen Instinct für die Schlechten und die feinste Empfindung für die Tiefe der Guten. Sie ist eine geborene Komödiantin, die mit Vergnügen und Humor in der bald von ihr durchschauten Komödie des Lebens, der Gesellschaft — die ihr Lebenselement ist — mitspielt, doch ohne ihr Herz zu engagiren, in dessen letzter Tiefe ein lebhaftes Gefühl für das Ideale glüht. So reich und künstlich legt der Dichter die Gestalt an, in der er eine tiefe Idee verkörpern will: „Kind der Welt, wie sie scheint, kann sie wohl ihre Feennatur verleugnen, sich nicht von ihr lösen." Um sie diesem Charakter getreu durch's Leben zu führen, macht er von dem Rechte, sie widerspruchsvoll fühlen und handeln zu lassen, den freiesten, ausgiebigsten Gebrauch.

Verzehrende Gefühlsgluth und mephistophelische Verstandeskälte, oberflächlichster Leichtsinn und tiefsinniger Pessimismus sind bei ihr vereinigt; sie ist erfüllt von der Sehnsucht nach der blauen Blume und fühlt sich nur wohl und heimisch in der Welt des glänzenden Scheines, dem sie andererseits wieder ironisch gegenübersteht; sie ist von dämonischem Egoismus

beseelt und der höchsten Entsagung, hyperidealster Selbstlosigkeit fähig; sie ist ganz Aeußerlichkeit und von tiefer Innerlichkeit — und sie hat ein geniales Verständniß für beide Welten, für das Zwiespältige ihrer Natur, das Feen- und Weltkindelement. Sie opfert einem Gatten, den sie nicht liebt, Jahre ihres Lebens, verurtheilt sich in asketischer Erfüllung traurigster Pflichten zu klösterlicher qualvoller Zurückgezogenheit; dem Manne, den sie liebt, will sie ein kurzes, volles Liebesglück bereiten, obwohl sie weiß, daß sie ihr Leben preisgiebt (in Folge einer verhängnißvollen physischen Anlage); doch macht sie das gebrachte Opfer werthlos, indem sie sich ihrem Hange zu egoistischer flacher Leichtlebigkeit dämonisch rücksichtslos hingiebt — und sie thut all' dies mit voller Bewußtheit, in ihr ist keine Spur von Naivetät.

Es gehört eine eminente Kunst dazu, über die Künstlichkeit eines solchen Charakters hinwegzutäuschen; es ist nichts Geringes, daß der Dichter Isabel eine Grazie zu verleihen vermochte, die über alle Widersprüche anmuthig hinweggaukelt. Wie verklärt er auch ihre Gestalt! Er gesellt der inneren Feenhaftigkeit die äußere zu. Isabel ist nicht nur schön; sie ist die ihrer Schönheit sich selig bewußte Schönheit in Person; sie ist die Poesie des Weibes, die verkörperte verwirrende, beglückende Poesie. Von Jugend an huldigen ihr Alle; die Männer umschwärmen sie, auch die Frauen verwöhnen sie. In welcher naiv übertreibenden Weise der Künstler die äußere Wirkung ihrer Schönheit schildert, davon möge folgende Stelle einen Beweis geben: „Die Menge der Badegäste (in Karlsbad) war sehr enttäuscht, als heute ihr bewunderter Star an seiner gewöhnlichen Stelle am Marktbrunnengeländer nicht erschien. Man meinte, auch wenn heute ihr Hochzeitstag sei, hätte sich die Göttin(!) noch ein Mal ihrem anbetenden Volke (!!) zeigen müssen."

Entsprechend ist ihre Eroberung der Seelen; sie reißt sie — obwohl sie sich völlig passiv verhält — durch den bloßen Zauber ihres Wesens aus ihren Bahnen und sie werden zu selig-unseligen Trabanten ihrer dämonisch-engelhaften Person. Da die Wirkung, die sie ausübt, im Verhältniß zu ihrer Idealisirung steht, kommen gar seltsame Liebesritter und -Sclaven heraus! In welcher Welt ist man! Wie viel Schönheit — Isabel repräsentirt sie durchaus nicht allein — wie viel Geist und wie viel Liebe drängt sich in der kleinen Welt dieses Romanes zusammen!

Es ist interessant Anfang und Ende der Spielhagen'schen Dichtung zu vergleichen; zu verfolgen, wie übermächtig die eingeborene Schönheitsliebe des Künstlers in ihm rege ist, und ihm treu geblieben ist, wie sie ihn dazu drängt, Schönheitsgestalten zu schaffen und ästhetisch angelegte, schönheitsdurstige Seelen, die sie bewundern. Es tritt schon in Klara Vere scharf hervor; Paul in „Auf der Düne" wird von der Schönheit seines Nebenbuhlers zu enthusiastischer Bewunderung hingerissen: „Seine Seele trank die Schönheit wie die durstige Pflanze den Regen des Himmels; er berauschte sich in ihr; er fand in ihrem Genuß jene Ekstase, jene bacchantische Begeisterung, die andere nur in den mystischen Tiefen der Religion oder in den sonnigsten Augenblicken der Liebe finden . . . mit den Göttern soll sich nicht messen irgend ein Mensch!" Auch Oswald in den Problematischen Naturen steht ganz unter dem Bann des künstlerischen Schönheitssinnes, „er läßt sich von seiner leidenschaftlichen Liebe für malerische und plastische Schönheit in einer Weise beherrschen, daß sein Gefühl des Wahren und Guten dabei Gefahr lief, nicht unterdrückt, aber doch getrübt zu werden." Er — wie auch Melitta — ist dem Schönheitsdämon magisch unterthan — und welche Objecte bietet ihm der Dichter! Die psychologische Unmöglichkeit, welche Spielhagen selbst in der Geschichte seines Helden constatirt und mit der Jugend des Verfassers entschuldigt, nämlich das Tempo im Wechsel seiner Liebesgefühle ist einzig und allein auf den Schönheitscultus Oswald's in seiner Ueberspannung zurückzuführen. Ist es aber etwa natürlicher, wenn (in „Was will das werden"?) ein Knabe von tiefstem, weichstem Gefühle sich über die systematische Herzlosigkeit seiner unnatürlichen Mutter mit deren Schönheit tröstet?

Auch in den „Stummen des Himmels" kreist die Handlung so zu sagen um die Schönheit eines geistreichsten Mädchens, einer deutschen Gouvernante. Ihr hoffnungsloses Liebesverhältniß mit einem verheiratheten Rittergutsbesitzer bildet den Ausgangspunkt des tragischen Conflictes; im Handumdrehen verwickelt sich die Geschichte, mit gnädigster Hülfe des Zufalls, der dem fabulirlustigen Dichter unentbehrliche Dienste leistet; doch der Zufall ist nur der Vermittler, die Ursache der Verwickelungen ist die verführerische, äußere und innere Schönheit Eleonorens; die Herzen der Männer und Frauen fliegen ihr entgegen. Ein hochadliger Magnat macht ihr in demüthigster Schüchternheit einen Heirathsantrag; ein Chilene, ein Japaner, ein Russe verlieben sich rasend in sie, der Japaner macht auf den Russen aus Eifersucht einen Mordanfall! In welcher Welt ist man wieder! Und diese Verwickelungen, die dazu dienen, die schöne Heldin auf ein hohes Piedestal zu heben, wirken auf Entwickelung und Ausgang der Liebesgeschichte ein. Die Lebens- und Herzenstragik, so einfach in ihrer Poesie und ihrer Prosa, wird durch Complicationen, denen der Stempel des Fabulirten aufgeprägt ist, nicht gerade vertieft.

Als künstlerischer Kämpfer im Dienste freiheitlicher, menschheitlicher Ideale hat sich Meister Spielhagen unvergeßliche Verdienste erworben; künstlerische Gestaltungskraft zeichnet seine Werke aus und das Streben nach künstlerischer Vollendung adelt sie, doch das Höchste fehlt ihm: man kann ihm als Seelen- und Lebenskünder und -Deuter nicht vertrauen.

---

## Richard Wagner und Georg Herwegh.

Mit ungedruckten Briefen von Wagner, Herwegh, König Ludwig II. ꝛc.

Von Theophil Zolling.

(Schluß.)

Was Eliza Wille in ihren als 77jährige Greisin niedergeschriebenen Aufzeichnungen von Wagner in der Schweiz erzählt hat, ist von der Erinnerung verklärt, Manches wird vertuscht, Vieles mit Absicht modificirt. Im Lichte des noch lange nicht druckfähigen Briefwechsels der Züricher Freunde erscheint Alles viel weniger ideal. Menschliches, Allzumenschliches! Wagner wurde in Mariafeld erst heimisch, als er sich in Zürich unmöglich gemacht hatte. Von Herwegh entwirft Frau Wille aus persönlichen Gründen fast ein Zerrbild. Ihren Gatten erhebt sie zum Glied eines freundschaftlichen „Trios", das nie existirt hat. Wille paßte schlecht zu dem feinbesaiteten, vornehmen Herwegh, und ein Schrecken erfaßte diesen jedes Mal, wenn der ehemalige Journalist mit hoher Selbstbefriedigung seine Lieblingsgeschichte erzählte, wie er in Venedig einen Gondelier, der auf seine deutsche Frage nach irgend etwas sich mit „Non capisco, Signor" entschuldigte, mit den Worten niedergedonnert habe: „Kennt Ihr die Sprache Eurer Herren nicht?!" Auch Wagner machte sich viele Feinde, denn das Exil macht reizbar und verbittert. Von Herwegh's intimstem Freunde, dem edlen Rüstow, ist ein Brief vorhanden, worin er seine Theilnahme an einem Ausfluge verweigert, wenn Wagner mitkomme. Er nennt ihn einen herzlosen Egoisten, der sich wie ein hysterisches Weib geberde, alle seine Freunde brandschatze und hintergehe und, wenn ihm dies nicht gelinge, mit Hohn und Verachtung von ihnen spreche. „O diese Taschenausgabe von einem Manne und dieser Foliant von Eitelkeit, Herzlosigkeit und Egoismus!" schreibt einmal Frau Emma Herwegh. „Keine Spur von

Großmuth und Mitgefühl, kein Drang, den kämpfenden Collegen beizustehen, wie der herrliche Liszt, der immer Alles für Andere hingab." Es ist freilich die Frage, ob Wagner ohne seinen stahlharten Charakter, seine schroffe Rücksichtslosigkeit, sein grandioses Ichgefühl sich am Ende doch so siegreich aus Noth, Neid und Dunkelheit dahin emporgekämpft hätte, „wo sein Wähnen Frieden fand."

Sicher ist, daß Keiner hingebendere, selbstlosere große Freunde fand als er. Neben Liszt, Bülow, Tausig steht auch Herwegh. Als Journalist und Dichter hat er unverdrossen für ihn und seine Sache gekämpft, ohne je auf Dankbarkeit zu rechnen. Wenn man ihn oft in Zürich vor Wagner's Medisance warnte, die auch ihn nicht schone, so zuckte er die Schultern, denn die Größe des Musikers versöhnte ihn mit dessen Menschlichkeiten. Zunächst interessirte ihn neben dem Künstler der Demokrat, Revolutionär und Politiker. Schon in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft, am 3. December 1851, schreibt Herwegh an den Philosophen Ludwig Feuerbach, dem Wagner seine Schrift: das Kunstwerk der Zukunft gewidmet hatte: „Ich möchte wohl, daß Du Dich entschlössest, einmal einen Sprung in die Schweiz zu machen, kann aber leider kein anderes Motiv für Dich anführen, als mein persönliches unbeschreibliches Verlangen, das freilich Wagner im höchsten Grade theilt. Seit mein Freund Bakunin todt ist, kenne ich keinen Menschen mehr, der ein wirkliches revolutionäres Naturell, nach den Gefühlen wie nach der Verstandesseite hin, besitzt als Dich und Wagner." Und an seine Frau, die damals mit den Kindern in Nizza lebte, schreibt er: „Du wirst in Wagner nicht nur einen der größten Musiker aller Zeiten, sondern auch einen der freiesten Menschen kennen lernen." Herwegh, der auch als Dichter ganz von der Politik besessen war, merkte freilich bald, daß Wagner je länger je mehr allen revolutionären Drang nur noch auf musikalischem Gebiete bethätigen wollte. Immerhin blieben der gemeinsamen Interessen und Sympathien noch genug. Obwohl kein ausübender Musiker, besaß Herwegh doch, wie schon seine Verse beweisen, das Gefühl, eine starke Empfänglichkeit für Musik. Freilich schien ihm Manches bedenklich, denn was Wagner in der Ton- und Bühnenwelt anstrebte, war ja so ganz anders, als die bisher geliebte Tonwelt der deutschen Classiker und Italiener. Jedenfalls erkannte er sofort Wagner's musikalisches Genie in seiner ganzen Größe und fand sich wider Willen auch von dessen Theorien gefesselt, so daß er ihm öfter journalistisch zu Hülfe kam.

In Herwegh's Nachlaß finden sich noch weitere Spuren von Wagner's Züricher Exil 1849—1858. So ein in rothes Leder gebundenes Exemplar seiner damaligen Streitschriften, darunter die anonyme erste Ausgabe des „Judenthums in der Musik, von Freigedank". „Wagner'sche Broschüren" steht mit der kleinen, regelmäßigen und wie gestochen feinen Schrift des Meisters darauf. Auch in dem schönen Briefwechsel von Georg und Emma Herwegh, der leider der Oeffentlichkeit noch entzogen ist, kommt der Dichtercomponist öfter vor. Im Sommer 1855 fühlte sich Wagner angegriffen und wurde von seinem Arzte nach St. Moritz zur Cur geschickt. Herwegh schloß sich ihm an. Ueber die Reise der beiden Freunde sind wir aus den folgenden Briefen des Dichters an seine Gattin unterrichtet.

18. Juli 1853.

Mein lieber, guter Schatz!

Um das Vergnügen, Dir zu telegraphiren, bin ich durch den Himmel schändlich betrogen worden. Fast wären wir selbst nicht nach Chur gelangt. Glücklicher Weise hatte denn auch die Post keinen Platz mehr für mich auf den nächsten Tag, und so haben wir beim angenehmsten Regenwetter den Tag in Chur durchgebummelt. Ein Brief von Liszt läßt Dir „alles Freundschaftlichste und Wahre sagen, was er für Dich fühle". Das freut mich — darum schreib' ich's Dir.

Von Abenteuern weiß ich ohne dies Nichts zu berichten.

Den Julier haben wir bei Sonnenschein überstiegen, von dem hier weniger zu sehen ist, was den Aufenthalt Wagner's bedeutend abkürzen könnte. Wir waren heute einige Stunden weiter gefahren nach Samaden, Bevers, Zuz, um den Bernina zu Gesicht zu bekommen. Der wollte sich aber auch nicht sehen lassen und so wollen wir ihm denn direct zu Leibe gehen und die schönste Blume, die ich dort finde, sollst Du unmittelbar bekommen. Es sind dies ungefähr die einzigen Geschenke, die Dir Dein ungalanter Schatz zu machen versteht. Er trägt wohl manch' Anderes mit sich herum, will aber nichts versprechen — und zwar, weil er seiner diesmal gewisser ist als je.

Thor's Hammer ist eingetroffen und ich will mich einstweilen auf's Steinklopfen verlegen. Wer weiß, wozu ich's noch brauchen kann?

Den lakonischen Brief meines Sohnes will ich ein ander Mal beantworten. Gieß' ihm etwas Musik in's Ohr — es ist gar zu traurig, wenn nicht irgend ein künstlerisches Element in die Kinder gebracht wird. Ich denke aber, das kleine Ungeheuer soll's darin dem großen zuvor thun.

Adieu, liebe, treue Seele. Ja, ich bin froh, götterfroh, daß ich Dich wieder bei mir habe. Den Kindern so viel Küsse, als Dir allein.

Dein Georg.

Wagner kommt, um Dich zu grüßen.

St. Moritz, 31. Juli 1853.

Mein lieber Schatz!

Ich schreibe nicht, weil ich wüthend bin — und zwar diesmal auf mich selbst. Ich verachte mich, ob meiner grenzenlosen Feigheit, die mir bis jetzt nicht erlaubt hat, mich loszureißen. Hab' aber keine Sorge, das Wunschbeutelchen wird zu Ende gehen, und dann muß es sein.

Die Kocherei, die Dich so amüsirt, ist am Ende doch höchst unschuldiger Natur. Ob man Wurzeln statt Gras frißt, wie die anderen Sterblichen hier — was liegt daran? Ich lasse Wagner das Vergnügen, sich einmal recht gründlich krank zu euriren — er wird's schon satt bekommen und damit auch seine Hypochondrie los werden. Ich bin in einem Stück das Gegentheil von ihm — er beschäftigt sich nur mit sich selbst, ich beschäftige mich gar nicht mehr mit mir.

Wir haben viel Spazierfahrten — auch eine fast gefährliche Tour auf den Gletschern gemacht, die ich obstinater Weise auf den Sonntag verlegte, während Wagner auf dem Samstag bestand. Das ist Wasser auf Deine Mühle. Deinen italienischen Sänger anbelangend, so gesteht Wagner seine vollkommene Rathlosigkeit. In Dresden war früher ein vortrefflicher Gesanglehrer Della Casa oder ähnlich. Wagner weiß aber nicht, wo derselbe hingekommen. Garcia in Paris, auch der Lehrer von Johanna Wagner, ist jedenfalls das Ausgezeichnetste, was sich in den fünf Welttheilen finden läßt.

Wenn ich Dir nur sagen könnte, wie froh ich sein werde, erst wieder im Postwagen zu sitzen. Schatz, lieber Schatz. Auch weiß ich, daß Dir mein letzter Brief Freude gemacht. Siehst Du, ich erfahre Alles wieder. Minna fand, daß Wagner lange nicht so zärtlich schreibe. Das begreife ich aber auch!

Ich habe so viel welke Blumen auf dem Tische liegen, daß ich auf's Gerathewohl ein Blatt abpflücke, zum Zeichen, daß ich, wo ich auch war, immer bei Dir gewesen.

Unser Sohn soll singen, viel singen, bis er Violine anfangen kann. Töne selbst hervorbringen, nicht sie sich fertig geben lassen, wie von dem Piano — da entscheidet sich's, glaube mir, ob der Mensch überhaupt musikalischen Sinn hat.

Dein Georg.

Zum Verständniß der „Kocherei" sei nachgetragen, daß Wagner, der bekanntlich auch in den Tafelfreuden den raffinirten Luxus liebte, sich von Frau Minna allwöchentlich die theuersten Leckerbissen in primeurs senden ließ — eine Feinschmeckerei, die Herwegh nicht theilte, und womit der einfache Liszt den sybaritischen Freund gern aufzog. Am Ende der St. Moritzer Cur kehrte Herwegh aus Graubünden nach Zürich heim, indeß Wagner nach Norditalien bis Genua zog. Es ist aus einem Brief aus späterer Zeit bekannt, was ihn plötzlich nach Hause trieb: „schlaflos in einem Gasthofe von Spezzia ausgestreckt, kam mir die Eingebung meiner Musik zum Rheingold an; und sofort kehrte ich in die trübselige Heimath zurück, um an die Ausführung meines übergroßen Werkes zu gehen."

Auch Herwegh's Muse hat dem großen Musiker mehr als einmal gehuldigt. Anfangs 1865 wurde Semper, mit dem Wagner schon in Dresden und Zürich viel über Theaterbau gesprochen, nach München gerufen und zur Berathschlagung über das zu errichtende Nibelungen-Theater vom König empfangen. Er erhielt den Auftrag zu Plänen für eine Bühne mit unsichtbarem Orchester und amphitheatralischem Zuschauerraum, und sein Vorschlag einer provisorischen Construction dieser Art in einem Flügel des Münchener Aus-

stellungsgebäudes wurde genehmigt. Als nun diese Audienz den Feinden dazu diente, alle Schleusen eines Zeitungsscandales zu öffnen, kam Herwegh mit einem in vielen Blättern abgedruckten Gedichte Wagner zu Hülfe, indem er den König beschwor, bei seinem künstlerischen Willen zu verharren.

„Sachsen bessert Waldheim aus,
Preußen flickt am Kölner Dome,
Baue Du ein Opernhaus,
Junger Fürst am Isarstrome!

Mach' Musik! und laß beim Krug
Den Philister Pfeifen stopfen;
Mach' Musik! die Muse trug
Niemals einen Kranz von Hopfen.

. . . Mach' Musik, wie ehedem
Juda's edle Potentaten;
Sie regierten so bequem
Mit dem Tactstock ihre Staaten" . . .

Und als der Münchener Sturm losbrach und der Aufenthalt dort dem Meister immer unbehaglicher wurde, da erließ Herwegh sein prachtvolles satirisches Klagelied an den Freund:

Vielverschlag'ner Richard Wagner, aus dem Schiffbruch von Paris
Nach der Isarstadt getrag'ner, sangeskundiger Ulyß!

Ungestümer Wegebahner, deutscher Tonkunst Pionier,
Unter welche Insulaner, theurer Freund, .geriethst Du hier!

. . . Die Philister, scheelen Blickes, spucken in den reinsten Quell;
Keine Schönheit rührt ihr dickes, undurchdringlich dickes Fell.

Ihres Hofbräuhorizontes Grenzen übersteigst Du keck,
Und Du bist wie Lola Montez dieser Biedermänner Schreck.

„Solche Summen zu verplempern, nimmt der Fremdling sich heraus:
Er bestellte sich bei Sempern gar ein neu Komödienhaus!

. . . Ja, trotz allen Deinen Kniffen, wir versalzen Dir die Supp';
Morgen wirst Du ausgepfiffen, vorwärts, Franciscanerclub!"

So in Prosa und in Reimen heult der wilde Bajuvar,
Und es heulen die „Geheimen": „Bayerland ist in Gefahr!"

Wie die Narren Dir's verübeln, wie's den Pöbel baß verdrießt,
Wie er seinen Schmutz in Kübeln schimpfend über Dich ergießt!

. . . Weil des reichen Schachs Kameele zeitig angelangt einmal,
Eh' Firdusi seine Seele ausgehaucht in Noth und Qual;

Weil einmal ein goldner Regen in den Schooß des Künstlers fällt —
Ruinire meinetwegen alle Könige der Welt!

. . . Nur empfehl' ich Dir das Eine: Bist Du fertig, sag' Ade!
Warte nicht, bis man die Steine an den Kopf Dir wirft — O weh!

Suche niemals mehr auf solcher Erde Dir ein Lorbeerblatt,
Hinge gleich das Vließ der Kolcher über jedem Thor der Stadt!

Wagner folgte richtig dem Rathe seines Freundes und verließ das ungastliche Land, um wieder in Luzern in der Stille Unvergängliches zu schaffen. Als im Mai 1866 der König plötzlich von München verschwand und heimlich in Luzern bei seinem Musicus auftauchte, da feierte Herwegh dieses Ereigniß in einem Scherzgedicht, das Wagner viel Spaß bereitete.

. . . Der Reitknecht fuhr mit seinem Herrn
Nach Zürch hinunter bis Luzern,
Wohl in das Land des Tellen,
Gesegnet mit Hötellen.
Der Herr sprach: „Tel est mon plaisir,
Und Richard Wagner find' ich hier.

Sei mir gegrüßt, Du Thronjuwel,
Mir lieber, als ein Kronjuwel,
Ich bleib' in Deiner Villa.
Ist heut' nicht dies illa,
Der einst das Leben Dir verlieh
Zum Schrecken aller Musici?"

. . . Und Land und Ministerium
Schimpft auf das Schwanenritterthum.
Auf Wagner, Bülow, Venus,
Auf's ein und andre genus,
Der König in der Republik
Vertreibt die Zeit sich mit Musik.

Krieg oder Frieden? Wie Ihr wollt!
Er denkt an Tristan und Isolt,
Denkt an Isolt und Tristan —
Was geht ihn Deutschlands Zwist an?
Ich glaub', in diesem Wagner haust
Wohl gar der Hexenmeister Faust.

Der Fürst schwelgt mit dem Troubadour
In Dur und Moll, in Moll und Dur;
In seinem Nachtsack schleppt er
Nicht Krone und nicht Scepter —
Am dritten Tag erst fällt ihm bei,
Daß er der Bayern König sei.

. . . Laut jubelt Bajuwaria
Da sie den König wieder sah,
Mit Fußvolk und mit Reisigen.
Gottlob! daß von den Dreißigen
Nicht eine einz'ge Majestät,
O Michel, Dir verloren geht!

Als nach dem Kriege allen politischen Verbannten Amnestie gewährt wurde, öffnete sich Deutschland auch für Georg Herwegh. Er zog nach Baden-Baden, wo er seine letzten Jahre verlebte. Es war ihm eine große Freude, als er nach langer Zeit wieder einmal einen Brief Wagner's empfing.

Luzern (Hof Triebschen), 13. September 1871.

Lieber Herwegh!

Vor'm Jahre warst Du — ich glaube fast — der Einzige, dem ich in einem besonderen Briefe meine Trauung mit Cosima meldete: es bestimmte mich dazu ein tiefer, herzlicher Drang. Der Brief, welchen ich — auf eine jedenfalls irrige Mittheilung hin — nach „Badenweiler" adressirt hatte, kam mit zahlreichen Endossements als Zeugniß für seine Unbestellbarkeit an mich zurück. Ich hob ihn auf, um ihn Dir gerade in diesem Zustande nochmals zuzuschicken, sobald ich Deine richtige Adresse erfahren haben würde. Hierfür wendeten wir uns hauptsächlich an Richard Pohl: dieser antwortete aber gar nicht, endlich aber einmal über das ihn Betroffene einzig, so daß ich es glaubte aufgeben zu müssen. Neulich kam Loën hier durch, welchen ich in seiner Eigenschaft als Shakespeare-Präsident sofort um Bericht über Deinen Aufenthalt anging: er meinte: „in Durlach" — wisse es aber nicht genau. Endlich mußte Pohl noch einmal herhalten, und richtig gelang es endlich, Dein indicirtes Domicil zu erfahren. Der für Dich aufgehobene Brief, war endlich aber — verloren gegangen! —

Das ist die eine Geschichte. —

Nun möchte ich aber doch einmal etwas von Dir erfahren: dazu möchtest Du mir verhelfen.

Wie Du vielleicht gelegentlich vernommen hast, lebe ich seit Jahren eigentlich außerhalb der Welt: aber da, wo ich lebe, solltest Du uns einmal besuchen; Du kannst hier erträglich unterkommen.

Meiner Frau habe ich im Laufe der Jahre mein Leben erzählen müssen, und zwar in die Feder, mit welcher sie es nachschrieb. Auch meine Züricher Zeit ist aufgezeichnet: da kommst Du denn viel und wichtig vor. Aber auch ohne dies denke ich an Dich, wie wenig ich sonst an Erlebtem zu haften liebe. Gott, welcher Plunder liegt da hinter Einem! Alles zerstiebt wie angebrannter Zunder beim Angreifen der Erinnerung. Da ist es denn von Werth, wenn man sinnend und fühlend an einem Guten zu haften vermag. —

Ich bitte Dich, laß von Dir hören! Was willst Du von mir wissen? —

Von Herzen

Dein

Richard Wagner.

Dieser schöne Brief Wagner's ist zugleich der letzte eines Briefwechsels, der niemals sehr rege war. Herwegh war ein zu lässiger Briefschreiber, der sich fast immer nur der Feder seiner Frau bediente, und Wagner war von seinen künstlerischen Herculesthaten so in Anspruch genommen, daß er für Freundesbriefe außerhalb seiner Interessen keine Zeit hatte. Auch politisch standen sie schon lange nicht mehr im gleichen Lager. Herwegh blieb ein rother Republikaner und billigte den Kaisermarsch und andere Huldigungen Wagner's vor den Großen dieser Welt eben so wenig, wie seine Ausfälle auf das besiegte Frankreich. Herwegh's letztes Freundschaftszeichen war zwei Jahre vor seinem Tode das Gedicht, das er im Februar 1873 nach Wagner's Triumphen im Berliner Concerthause mit einem herzlichen Gruße nach Bayreuth sandte:

Die nüchterne Spree hat sich berauscht
Und ihren Verstand verloren:
Andächtig hat Dir Berlin gelauscht
Mit großen und kleinen Ohren.

Viel Gnade gefunden hat Dein Spiel
Beim gnädigen Landesvater,
Nur läßt ihm der Bau des Reiches nicht viel
Mehr übrig für Dein Theater.

Wärst Du der lumpigste General,
So würd' man belohnen Dich zeusisch:
Genügen laß Dir für dieses Mal
Dreihundert Thälerchen preußisch.

Ertrage heroisch dies Mißgeschick
Und mache Dir klar, mein Bester,
Die einzig wahre Zukunftsmusik
Ist schließlich doch Krupp's Orchester.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Nachbarn.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Sie bewohnte ein Dachkämmerlein mit steilen Treppen, war verwaist und gab wohlfeilen Clavierunterricht. Wenn sich mein verehrter Leser eine schwierigere Lage für ein junges anspruchloses Mädchen denken kann, so steht es ihm frei. Wenn er es aber nicht kann, so bemerke ich noch, daß sie außerdem eine leichte Neigung zur Schwindsucht hatte und sehr schwärmerischer Natur war. Aber was konnte sie dafür, daß ihre Mutter einstmals eine Leihbibliothek hatte? Wer weiß, ob Napoleon, wenn seine Mama eine Leihbibliothek gehabt hätte, sich nicht auch lieber mit der Lectüre von Abenteuern unterhalten und dafür Europa in Ruhe gelassen hätte. Wer weiß auch, ob die Welt dann anders sein würde? Der Allmächtige oder die Bestimmung, vielleicht aber auch der wohlfeile Miethzins hatte zufällig zwei junge Leute, einen Techniker und einen blonden Candidaten, zu Zimmernachbarn gemacht. Mußte es nicht schwer sein für ein einsames Mädchen ohne Erfahrung, mit ihrem auf Theilzahlung entnommenen Clavier so ganz für sich in so verführerischer Nachbarschaft zu wohnen? Wußte sie denn, ob die Meinung und Anschauungen ihrer unteren Nachbarschaft auch so edel wären, wie die ihrigen? Könnte nicht die Diele schlecht sein, und sie durchbrechen lassen? Und wenn alle diese Zufälle ausblieben, konnte es nicht einmal geschehen, daß die jungen Leute eines Abends etwas heiter nach Hause kamen und Lieder ertönen ließen, die nicht für das Ohr eines reinen Mädchens geschaffen waren? Aber die Vorsehung beschirmt ja hauptsächlich die Waisen, und auch der Fußboden war tadellos. Da also die Zufälle nicht eintraten, begann sich Fräulein Julie, wenn sie von ihren Ausgängen heimkehrte, doch ein wenig für die neuen Miether zu interessiren. Eines Tages kam ihr der Gedanke, sich doch auch einmal einen solchen Briefkasten zuzulegen, wie ihn die Eltern ihrer Schüler hatten. Vielleicht hätte ihr Jemand eine Mittheilung zu machen, z. B. die beiden Herren im unteren Stockwerk. Es wäre doch besser, als wenn die Herren sie einmal auf der Treppe ansprechen würden, und ihr guter Name dadurch in Verruf käme. So schaffte sie sich also am nächsten Tage einen Briefkasten an. Volle zwei Wochen blieb er immer leer. Aber eines Tages, als sie wieder von ihren Stunden heimkehrte, leuchtete ihr schon auf der Treppe etwas Helles aus dem Kasten entgegen. Nun fiel ihr mit einem Male ihre schutzlose Lage wieder auf's Herz, und wie erstaunt ihre Eltern gewesen wären, wenn sie Briefe irgend eines Herrn in Empfang genommen hätte. Zitternd und mit klopfendem Herzen öffnete sie den Kasten, aber siehe da! kein zärtliches Briefchen blickte ihr entgegen, sondern nur eine Rechnung der Schneiderin. Fast reute es sie, daß es nicht ein Wort des einen oder anderen Herrn aus der zweiten Etage war. Ihre Zurückhaltung war wohl kindisch? Hatte sie nicht genug Vertrauen zu sich selbst? Wieviel junge Mädchen, die lange nicht so viel Energie besaßen, amüsirten sich und sprachen auch einmal mit Herren. War ihr Leben und Treiben überhaupt richtig zu nennen? Mußte nicht heut oder morgen eine Aenderung eintreten? So grübelte sie oft darüber nach, bis eines Tages, als sie wieder heimkehrte, etwas Weißes aus dem Kasten leuchtete. Im ersten Augenblicke war sie beklommen, dann aber siegte die Neugier, und mit Eifer öffnete sie den Brief, der Folgendes enthielt:

Herrlichstes aller Mädchen!

Entschuldigen Sie, daß ich mir erlaube, Ihnen mitzutheilen, welchen tiefen, unvergeßlichen Eindruck Sie auf mein Herz gemacht haben. Wenn Sie Erbarmen mit mir haben, so gönnen Sie mir bei unserer nächsten Begegnung nur einen Blick, der mich glücklich und zufrieden stimmen wird. — Arthur.

Die Aufwartefrau wurde herbeigeholt, aber trotz aller Fragen und trotz der Tasse Kaffee, ihrem Lieblingsgetränke, wußte sie doch nicht zu sagen, ob der Techniker oder der Candidat sich dieses Namens erfreute. Damit aber der Schreiber sie nicht wieder belästigen sollte, vermied sie es streng, irgend einem Herrn in die Augen zu sehen. Zu gern hätte sie freilich errathen, wer der Schreiber sei. Vielleicht war es der Techniker, der sie oft mit seinen blauen Augen so schwermüthig ansah. Bald folgte aber ein zweiter Brief:

Liebling!

Jetzt ertrage ich es nicht länger. Wenn Sie ein Herz besitzen, so bestimmen Sie ein Beisammensein. Ein Wink von Ihnen, wenn wir uns wieder begegnen, wird mir genügen. Arthur.

So sehr nun auch Julie darüber nachdachte, so konnte sie sich doch nicht erinnern, jemals gelesen zu haben, daß es jungen Mädchen, die einer solchen Aufforderung Folge geleistet hätten, gut ergangen wäre. Im besten Falle mußten sie schwere Prüfungen mit hartherzigen stolzen Eltern bestehen, wenn der Herr Sohn es nicht vorzog, sie in Noth und Schande zu lassen, worauf sie dann immer weiter in's Elend geriethen, bis sie endlich, um der Sache eine Ende zu machen, freiwillig in den Tod gingen, nachdem sie vorher noch ihrem Verführer verziehen hatten. Dies Alles überlegte sich Fräulein Julie, und als sie die jungen Herren wieder auf der Treppenstufe traf, benahm sie sich so kalt, als ob sie eine Bildsäule wäre. So wenig sie aber auch seinen Briefen Gehör schenkte, um so mehr war sie in Sorgen, daß der Schreiber in einer trüben Stunde Hand an sich selbst legen würde. Darum bat sie auch recht ängstlich ihre Wirthin, doch ja die Wäscheleinen gut einzuschließen, damit nichts den Lebensüberdruß erleichtern könnte. Nun erschien aber der dritte Brief:

Julie!

Jetzt ertrage ich es nicht länger! Wenn ich Sie bis heut' Abend nicht sprechen kann, wenn auch nur, um Abschied zu nehmen, so werden meine irdischen Liebesqualen heute Nacht durch einen Schuß ihr Ende finden. Punkt sieben Uhr wirst Du dann einen Schuß hören. Denke dann, daß es derjenige ist, der stolz gewesen wäre, sich nennen zu dürfen Dein

Arthur.

Jetzt besann sie sich, wie oft sie in Romanen aus Mama's Leihbibliothek gelesen hatte, daß solche Leute immer sehr hartnäckig waren und ihr Leben immer so, wie sie vorausgesagt, geendet hatten. Da es aber schrecklich gewesen wäre, einen verschuldeten Selbstmord auf dem Herzen zu haben, so ging sie kurz entschlossen zu Bekannten, um sich zu vergewissern, ob ein Techniker eine Frau und womöglich Familie ernähren könnte. Es wurde ihr die Gewißheit, daß dies der Fall sei. Wenn man bescheiden lebt, so hat man sein Auskommen, und wenn der Mann geschickt ist, so können sie auch noch etwas zurücklegen. Froh über diese Auskunft ging sie heim, und der Zufall wollte es, daß der Techniker auch gerade des Weges kam. Schnell lief sie auf ihn zu und flüsterte: „Mein Herr, ich erwarte Sie heute Abend um sieben Uhr!"

Dann eilte sie in ihr Zimmer, räumte und putzte voll Eifer, nur um ihr hochklopfendes Herz zu beschwichtigen.

Kurz vor Sieben erschien der Techniker und erkundigte sich nach ihrem Begehr.

„Aber mein Herr, Sie sollten das am besten wissen, denn Sie meldeten sich auf sieben Uhr an."

„Das ist ein Irrthum, verehrtes Fräulein, denn Sie selbst wünschten mich zu sprechen!"

Da schlug die Uhr sieben.

„Um Gotteswillen, Sie haben mir also nicht geschrieben!" aber im selben Augenblicke krachte unten ein Schuß, und als Fräulein Julie aus ihrem Zimmer stürzte, dem Pulvergeruch nach, da fand sie den blonden Candidaten ausgestreckt auf dem Canapé liegen, todtenbleich, die Pistole in der Hand. Laut schreiend warf sie sich über ihn, und rief: „Gestorben für mich! O, mein Arthur, nur ein einziges Mal erwache!"

Da es ihm nun doch leid that, so erwachte er ihr zu Gefallen, um aber dann gleich zu rufen: „Alles vergebens! Du Grausame bist daran Schuld! Jetzt endlich, wo es zu spät, bist Du gekommen! Aber die Kugel sitzt im Kopf und keine Hülfe ist mehr nöthig!"

„Ich sehe ja gar nicht, daß Du blutest, lieber Arthur, zeige mir doch Deine Wunde!"

„Bin ich wirklich nicht verletzt? Ja, ja, mein Arzt hat immer behauptet, daß ich an Blutarmuth leide."

Da sie aber Beide nichts entdecken konnten, so verlobten und heiratheten sie sich. Nach der Taufe ihres Kindes fragte Julie aber doch: „Lieber Arthur, wie war das eigentlich damals mit der Pistole?"

„Ja weißt Du, mein Kind, unsere Familie liebt so sehr das Leben, und da ist es leicht möglich, daß ich vergessen habe zu laden!"

# Aus der Hauptstadt.

## Der Streik der Börsen-Jobber.

Einer unserer jüngeren Berliner Theaternachrichter würzt seine kritischen Auslassungen, deren dramaturgische Unbeträchtlichkeit sogar seinem sonnenhellen Gemüthe nicht ganz verborgen geblieben ist, ständig mit neckischen Witzen über männliche Kraft, frauliche Empfänglichkeit und ehelichen Segen. Indem er so geistreiche Nachtcaféspäße dem freundlichen Spießer zum Morgenkaffee servirt, hofft er ihn in angenehme Erregung zu versetzen und dann für den übrigen Inhalt der Recension leicht Verzeihung von dem Hypnotisirten zu erlangen. Der vielversprechende Lessing'sche Erbe fußt dabei auf dem Erfahrungssatze, daß Herrenabend-Anspielungen da am sichersten wirken, wo man mit Scherzen fürlieb nehmen muß, weil man leider nicht mehr Ernst machen kann. Der Lessing'sche Erbe bildete sich offenbar etwas darauf ein, sein ältliches Börsianer-Publicum gut zu kennen. Und mit tödtlicher Ueberraschung wird deßhalb gerade er die Meldung vernommen haben, daß die Mitglieder der Berliner Productenbörse einhellig beschlossen hätten, vom ersten Tage der neuen Aera an, gleichzeitig mit dem Inkrafttreten der Börsenreform den altvertrauten, lieb gewordenen Hallen fern zu bleiben. Da offenbarte sich unvermuthet die lange kunstreich verleugnete Mannheit! Reckenhafter Trutz, ein viriler Geist ersten Ranges loderte aus den dunklen Augen der zum Aeußersten gereizten Börsenmänner. Männer! Seit endlosen Jahren zum ersten Male wieder verdienten sie diesen Ehren-Titel. Und nicht nur brodlose Choristinnen des Lindentheaters, nein, die gesammte öffentliche, entschieden freisinnige Meinung reichte ihn ihnen unter enthusiastischem Jubelgeschrei und vollkommen spesenlos dar.

In der That sucht man vergebens ein Analogon in der Weltgeschichte. An die alten Raubritter zu erinnern, die ihr nutzbringendes und volkswirthschaftlich unentbehrliches Handwerk auch in dem Augenblicke aufgaben, als die Kugeln der neu erfundenen Karthaunen die Burgmauer beklopften — dieser Hinweis wäre ungerecht, wenn auch gern zugestanden werden soll, daß er im Einzelnen überraschend viele Aehnlichkeiten zwischen den beiden zum Vergleiche herangezogenen Objecten aufdeckt. Indessen darf doch nicht übersehen werden, daß sich den Raubrittern nach der Liquidation ihrer ohnehin wenig einträglichen Firmen alsbald die Salons des vornehmen Bürgerthums öffneten, wo sie durch schleunigste Vermählung mit gut erzogenen Rotüre-Töchtern den Einnahmeausfall rasch wieder hereinbringen konnten. Und das, ohne sich einer directen Lebensgefahr wie früher auszusetzen. Anders ist es mit den Männern von der Getreidebörse. Sie verzichten gutwillig auf die bevorzugte Stellung, die ihnen Staat und Gesellschaft eingeräumt hat, sie geben die Wege frei, die sie bisher beherrscht, entlassen die Tausende aus ihrem Joch, die ihnen bisher gefrohndet haben. Und keinerlei Ersatz winkt ihnen dafür. Es ist ja wahr, eine neue Zeit, die sich angeschickt, alle Räuber aufzuknüpfen, hat ihre Kanonen vor der Burg aufgefahren, und es ist seitdem nicht mehr so mollig wie bisher in dem alten Gemäuer. Aber die Entsagungskraft der por ultimo handelnden Geisteshoroen ist darum nicht minder bewunderungswürdig, und die jähe Bestätigung der von mir immer nur leise gehegten Hoffnung, daß es noch Männer in Deutschland gebe, ist darum nicht minder erfreulich und glorreich.

Freilich müssen dem Opfermuthe und der Selbstverleugnung des Individuums im Interesse der Allgemeinheit gewisse Grenzen gezogen werden. An sich giebt es zweifellos keinen schöneren Anblick als den eines glattrasirten Börsianers, der sich um seiner Ehre willen, mit exaltirtem Standesbewußtsein plötzlich in's Privatleben zurückzieht und sich dort von seinen Zinsen, statt von anderer Leute Depots, redlich nährt. Auch braucht man nicht darum besorgt zu sein, daß die weniger bemittelten Exjobber fern der Burgstraße und den Geschäften etwa Entbehrung leiden und die hohen Kartoffelpreise nicht erschwingen möchten. Hat doch eine Reihe von Productenbörsen Monate lang durch zu niedrige Notirungen dafür Sorge getragen, daß Getreide aller Art recht billig, billiger als der Bauer es herstellen konnte, zu haben ist, so daß eine Hungersnoth in Kornspeculantenkreisen für's Erste kaum zu befürchten steht. Was aber den ausgebrochenen Jobberstreik so gefährlich und von nationalökonomischen Gesichtspunkten aus bedauerlich macht, ist die Thatsache, daß er dem Vaterlande eine Menge unschätzbarer Intelligenz und Arbeitskraft entzieht. Und vielleicht nicht einmal nur vorübergehend entzieht. Schon sind Drohungen laut geworden, daß die Berliner Börse nach London oder Paris gehen wolle. Ich für meinen Theil habe es verlernt, mich auf schöne Versprechungen zu verlassen, die Engländer jedoch scheinen besagte Drohung ernst zu nehmen und Maßregeln dagegen ergreifen zu wollen. Wenigstens hat Mr. Labouchère im Parlamente eine Bill eingebracht, worin die Regierung aufgefordert wird, wegen betrügerischen Bankrotts, Wechselfälschung, Unterschlagung u. s. w. mit Gefängniß oder Zuchthaus vorbestraften Ehrenmännern den Eintritt in's Britenreich zu verwehren. Die Berliner freisinnige Presse, die theils Jubiläen, theils Sylvester feierte, hat es in erklärlicher Katerstimmung ganz vergessen, diese neue heimtückisch vorbereitete Erschwerung des reellen Börsenhandels nach Gebühr zu geißeln und darauf hinzuweisen, daß die Hetzpest nunmehr aus Deutschland auch nach den Gebieten der englischen Krone verschleppt worden ist. Sei dem nun, wie ihm wolle: die Thatsache bleibt bestehen, daß sich die Pflastertreter der Burgstraße bei uns nicht mehr wohl fühlen, daß die Aufsehen erregende Handlung neu erwachter Männlichkeit, der Exodus der Vierhundert aus der Productenbörse, nur ein erster Schritt auf abschüssigem Pfade ist. Gesundet Freiherr v. Marschall nicht bald völlig von den Nachwehen seiner angestrengten Zeugenschaft und legt im Vereine mit Herrn v. Böttticher das längst erwartete Auswanderungsgesetz vor, so wird die Gefahr dringend, daß sich schon in diesem Jahre kein Mensch mehr an Emissionen von Actien betheiligen kann, die 149 kosten, unter Brüdern aber mindestens 59 werth sind und den glücklichen Käufer mit der frohen Zuversicht erfüllen, daß eher alle Aufsichtsräthe der Welt freiwillig auf Erhöhung ihrer Bezüge verzichten, als daß diese Actien jemals auch nur die bescheidenste Dividende bringen. Der partielle Jobberstreik wächst sich zum allgemeinen aus, und die sociale Frage, die Graf Eulenburg, Freiherr Stumm und Herr von Kiderlen-Wächter nicht zu beantworten vermochten, trotzdem sie seit 1890 jeweilig Pommery zusammen trinken, die sociale Frage erfährt neuerdings eine Complication. Ganz abgesehen davon, daß sich Ideologen, wie Herr v. Hansemann, grollend aus der Oeffentlichkeit zurückziehen und mit ihrem Rathe in volkswirthschaftlichen Dingen sicher sparsamer sein werden, als der gehässige und aufdringliche Agrarier in Friedrichsruh. Welch ein Verlust das wäre, geht schlagend aus einer Punschrede hervor, die der berühmte Tödter gebratener Rebhühner und Leiter der Disconto-Commandit-Gesellschaft neulich über den Socialismus hielt. Diese Bewegung, sagte er, wahrscheinlich beim achten Glase, ist in der Abnahme begriffen. Wir seien hier ganz ruhig. Die beste Sicherheit gegen den Socialismus sei immer noch eine starke Regierung und ein stramm gehorchendes Heer.

Ich betonte vorhin, daß dem Vaterlande sowohl unschätzbar viel Intelligenz wie Arbeitskraft verloren gehen würde, wenn es seine Bankiers und Speculanten verlöre. Ich wiederhole diese Behauptung, weil ich sie durchaus nicht beweisen kann; die Wiederholung aber wird den freundlichen Leser von ihrer Richtigkeit überzeugen. Bedenklicher noch ist der Umstand, daß die wahrhaft vornehme Berliner Gesellschaft und die hochentwickelte Thiergarten-Cultur zu Grunde gehen müßten, falls Banken und Börsen wirklich ihre Thore schlössen. Hermann Sudermann hat ein gutes Drama geschrieben, und es ist deßhalb durchgefallen und verschollen, Sodom's Ende hieß es. Die munteren Skizzen des finanzaristokratischen high life darin sind all in ihrer Derbheit, trotz ihrer dick aufgetragenen Farben weitaus das Beste, was ein moderner Sittenmaler dem modernen Berliner Leben abgelauscht hat. Ich weiß nicht, ob Hermann Sudermann bei Pinkus Ehrlich ein- und ausgegangen ist: ich halte es für mehr als wahrscheinlich, duftete doch bei Pinkus Ehrlich

die geistige Blüthe der Reichshauptstadt. Ganz allein unsere Bankiers sind es, unsere wagemuthigen, kühnen Courscondottieri, denen der neuzeitige Berliner Salon Geburt, Bestand und Ansehen verdankt. Außer ihnen versteht sich Niemand auf die Anrichtung und, was nicht unrichtig ist, auf die Bezahlung üppiger Mahlzeiten. Nur ihre schöpferischen Hirne sind befähigt, immer neue phantastische Austerngerichte zu ersinnen, die so erbärmlich schlecht schmecken und so wahnsinnig viel Geld kosten. Was den Wein anbelangt, so geben sie in diesem Falle bescheiden zu, daß sie selbst lieber essen als trinken. Aber für ihre Gäste sorgt die fachmännische Zunge des ein bischen herabgekommenen Hausbarons, den sich jede anständige Bankiersfamilie hält. Ueberladener Magen ist die beste Grundlage feiner und anregender Geselligkeit. Abraham, der die beiden Engel mit Kalbsbraten und Kuchen bewirthete, darf in jeder Hinsicht als Schutzheiliger unserer Berliner Salons gelten und gefeiert werden. „Speise ging aus von dem Starken, und Süßigkeit von dem Fresser," bemerkte auch der entschieden freisinnige Gegner alles Philisteriums, Landtagsabgeordneter Simson, der sich von späteren Fractionsgenossen vortheilhaft dadurch unterschied, daß der Eselskinnbacken, womit er die Philister schlug, nicht sein eigener war.

Verschwänden die Terminspieler aus den Villen im W., so wäre damit das Schicksal Berlins besiegelt, sein mühsam erworbener und aufrecht erhaltener Weltruf in Kunst- und gelehrten Sachen vernichtet. Der gebenedeite Grundsatz der Centralisation, durch den allein Deutschland in Abhängigkeit von seiner Hauptstadt erhalten werden kann, bräche mit eins in sich zusammen. Nur durch die Thiergartensalons, wo talentvolle Jobbersprößlinge einflußreichen oder gar maßgebenden Männern der Oeffentlichkeit begegneten, haben wir eine Berliner Kunst bekommen; man wollte eine haben, und bums, hatte man eine. Naive Seelen bilden sich immer noch ein, in den Kaffeehäusern, bei matter Limonade unter staubigen, verräucherten Putzdecken, würden die Leute auf zwei bis drei Jahre unsterblich gemacht, und die hoffnungsvollen, ebenso unerfahrenen wie jungen Literaten drängen sich deßhalb begierig an die Quellen der schwarzen Brühe. Sie ahnen nicht, daß die Pythien, die hier orakeln, falsche Prophetinnen sind und nur in seltenen Fällen eine kurze Notiz, nie einen Premier in's Feuilleton einschmuggeln können. Die wahre Berühmtheit, die dauernde, ehrenvolle, wird unter vier Augen in den mit allem Comfort ꝛc. ꝛc. ausgestatteten ersten Etagen des Westens gemacht. Von hier aus gingen sie ihren lorbeerbestreuten Pfad, die herrlichen Genies, denen wir momentan, unter der Bedingung mindestens zweier Freibillets in der Woche, zujauchzen. Besitz und Bildung vermählen sich hier und zeugen Euphorion, Tausendmarknoten und die bewußte, ebenso gefürchtete wie geistvolle Feder bestimmen gemeinsam nach übertischtem Mahle, wer von den jungen Leuten als ragende Größe und wer als Hoffnung der deutschen Kunst auftreten soll. Keiner, der zur Höhe dringt, er habe denn diese Weihen empfangen. Es ist nicht abzusehen, was aus unserer Literatur wird und aus den sonstigen Künstchen, wenn der Terminhandel und die damit verbundenen Soupers en petit comité aufhören. Josef Lauff allein kann doch nicht den ganzen Ruhm mit sich herumschleppen. Dazu protegirt ihn meines Wissens auch nicht die kleinste fette Muse des Berliner Parnasses. Der rheinische Poet hätte Herrn Sudermann die Herodiasidee gar nicht so fix wegzuschnappen und so gottsjämmerlich zu verschandeln brauchen. Selbst glänzende Talentlosigkeit hilft dem wenig, der in den patricischen Bankgeschlechtern der Metropole keine Tante sein eigen nennt.

Es sind aber nicht nur die Delicateß- und Kunstwaarenhandlungen, die unrettbar dem Bankrott entgegensteuern, wenn die Raubattentate unter Zuhülfenahme von Schlußscheinen allmälig ganz aufhören; es ist nicht nur die tiefe Erniedrigung Berlins und daraus entspringend das sichere Emporkommen der mit so großem Rechte verachteten Provinzstädte München, Leipzig, Dresden, Köln, was uns in diesem Falle an Schrecklichem bevorsteht. Derlei Schläge wären zu ertragen, wenn sie auch bitter schmerzen. Aber heiligere Güter sind bedroht. Die unheilvolle Umwälzung würde nämlich, und das ist das Aergste, auch auf das sittliche Bewußtsein des deutschen Volkes vernichtend wirken. Bisher achtete man den leichten, wenn auch dann und wann unlauteren Erwerb, verehrte den nie zu fassenden Gauner, der auf Gummirädern fuhr, und betete den Baukdirector an, der bei Vorlegung der Bilanz stolz darauf hinweisen konnte, daß er im Laufe des vergangenen Jahres durch Emission argentinischer, portugiesischer und griechischer Werthe zehntausend bescheidene Sparer-Existenzen zu Grunde gerichtet habe und deßhalb in der glücklichen Lage sei, den geschätzten Actionären zehn dreiviertel Procent Dividende geben zu können. Es liegt dringende Gefahr vor, daß diese strenge Auffassung Dank dem finsteren Fanatismus der Agrarier und dem dadurch gekitzelten Ehrgefühl der Börsenbesucher einer laxeren Moral Platz machen wird. Die irrige Auffassung, daß man arbeiten müsse, um zu essen, wird zur Verachtung aller besseren Elemente führen, die der Meinung sind, nach der Arbeit Anderer sei gut ruhen. Haß und Verfolgungssucht werden die Volksseele schädigen und verdüstern. In Vergessenheit wird die helle, freundliche Lehre gerathen, daß die Arbeit nicht Selbstzweck, sondern höchstens Mittel zum Zweck, daß es wohlverstandene Menschenpflicht sei, sich das Leben gut und schön zu machen. Die schmutzige Arbeit den Maschinen und den Thieren, uns aufrecht Schreitenden dagegen reine Freude und behaglicher Genuß! Das Beispiel der täglich zwischen ein und drei Uhr Nachmittags zum Wechslertempel rollenden Männer mit rosig runden Backen hatte die ehrliche Arbeit bereits etwas in Verruf gebracht und die Menschheit dem letzten Ideale, dem absoluten Nichtsthun, erfreulich angenähert. Mit einem Schlage ist jetzt auch in dieser Beziehung die Cultur sozusagen um Jahrhunderte zurückgeschleudert worden.

Und man muß den Börsenfachleuten Recht geben, wenn sie all' diesen Gehässigkeiten, diesen Angriffen und Vorurtheilen gegenüber die Geduld verlieren. Die Lage beginnt für sie nachgerade unerträglich zu werden. Man sollte es ihnen billiger Weise nicht verargen, daß sie das rund herausjagen. Auch der Krebs meinte, daß die Temperatur immer unausstehlicher würde, als das Wasser im Kessel zu sieden begann.

Den Streik der Jobber gegenstandslos zu machen, wertherzeugende und kräftige Elemente ihrer Art dem Ganzen zu erhalten, sollte aus all' diesen Gründen herzliches Bestreben der unparteiischen Patrioten sein. Vielleicht ist noch auf dem nicht mit Unrecht beliebten Wege der Massenpetitionen Abhülfe zu schaffen. Auch einem Staatsstreiche, dessen Gespenst sie bislang freilich erbittert beschimpfte, würde die Börsenpresse ausnahmsweise nicht abgeneigt sein, wenn er einem so guten Zwecke gälte. Ohnehin deucht die Speculation auf Volksthümlichkeit den in Speculationen wohlerfahrenen Freisinnsorganen verfehlt, seitdem sie nicht mehr die Massen, sondern ihren Annoncen nach zu schließen nur noch die Massenfen hinter sich haben. Und den Bankiers muß bald geholfen werden, so oder so. Niemand zahlt für Prospecte und andere Inserate so gute Nettopreise wie sie. Der Retter aber muß, es sei nochmals gesagt, bald erscheinen. Denn über ein Kleines möchte, wenn man die schmollende Börse thatenlos im Winkel stehen läßt, selbst den dummen hauptstädtischen Abonnenten klar werden, was der aufgeklärte, letzte Bauer in Hinterpommern längst weiß: daß kein Streik so segensvoll, so im schönsten Sinne gerecht und begrüßenswerth wie der eben inscenirte Streik der Börsen-Jobber ist. Timon d. J.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag der Roßberg'schen Hof-Buchhandlung in Leipzig.

Soeben erschien:

**Karl Marx.**

Gemeinverständliche, kritische Darlegung seines Lebens und seiner Lehren.

Von

**Dr. Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig, ordentlichem Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin.

**Preis 1 Mark 20 Pf.**

Deutsch-Amerikanische

**Krieger-Zeitung.**

**Wm. Weber,**

Editor and Publisher.

Belleville, Ills., U. S. A.

Die deutsch-amerikanische Krieger-Zeitung, das Organ des deutschen Kriegerbundes von Nord-Amerika, hat es sich seit dem 1. Oktober 1896 zur Aufgabe gemacht, alle Bestrebungen für die Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten und den anderen überseeischen Ländern unparteiisch und energisch zu unterstützen. Zu diesem Zwecke werden hervorragende Vertreter des Deutschtums in der ganzen Welt als Mitarbeiter angeworben, aber auch in der ganzen Welt Abonnenten gesucht. Wer sich über die deutschen Brüder im Auslande, ihre Lage, ihre Anstrengungen, ihre Bedürfnisse aus erster Quelle unterrichten und gleichzeitig das Werk der Krieger-Zeitung befördern will, der abonniere darauf. Sie kostet in allen Ländern des Weltpostvereins jährlich 6 Mark und erscheint alle vierzehn Tage als sechzehnseitiges Heft, gross Oktav, auf gutem Papiere gedruckt.

Bestellungen und Geldsendungen (Postanweisung) sind an **Wm. Weber,** Krieger-Zeitung, Belleville, Ill., U. S. A. zu richten.

Thüringisches

**Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.

Director Jentzen.

Gustav Fischer, Verlag, Jena.

*Dr. W. Sombart,*

Professor an der Universität Breslau.

***Socialismus***

*und*

***sociale Bewegung***

im **19. Jahrhundert.**

Preis: kart. 2 M., gebund. 2.50 M.

# Bismarcks Nachfolger

## Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

FASCHINGS-NUMMER 27. FEBRUAR

**JUGEND**

*Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben.*

Preis für das Quartal **3 Mark.**

Preis der einzelnen Nummer **30 Pfg.**

Herausgeber: GEORG HIRTH

Redakteur: FRITZ v. OSTINI.

Einzelne Probenummern, Plakate (Kleine) und Jugend-Lesezeichen stehen durch jede Buchhandlung oder durch den unterzeichneten Verlag kostenlos zur Verfügung.

Die **Leipziger Illustr. Zeitung** vom 24. Oktober 1896 schreibt: „G. Hirth hat in der „Jugend" eine Wochenschrift geschaffen, wie sie ähnlich in Deutschland noch nicht zu finden war. Frei von Pedanterie, frei von Rücksichtnahme, in vornehmer Selbstherrlichkeit behandelt sie alle Fragen in Kunst, Literatur, Politik und Leben, und mit dem sonnigen Lächeln des blonden Helden Siegfried rückt sie allem antikünstlerischen, moralinsauren Gebaren auf den Leib. Sie will sorglose Fröhlichkeit überall hintragen, sie will uns Menschen vor dem Altwerden und dem Philisterwerden bewahren, sowie auch in die alten und verstaubten Herzen den Funken jugendlichen Lebens werfen. Möge sie in dieser schönen Aufgabe die Gunst des Publikums unterstützen wie bisher." — Die Münchner „Jugend" steht im Vordergrunde des künstlerischen Interesses. Von den Einen freudig begrüsst, von den Andern lebhaft bekämpft, wird diese Zeitschrift jedenfalls sehr viel beachtet.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen, Postämter und Zeitungs-Agenturen.

Obige Zeichnung erschien auch als Plakat in Gold- und Farbendruck und steht gegen Einsendung von 30 Pfg. franco zu Diensten.

**G. Hirth's Kunstverlag in München.**

Schönstes Geschenk f. Architekten, Ingenieure u. Freunde der Baukunst.

**BERLIN UND SEINE BAUTEN.**

1896.

Drei Bände. 210 Bogen 4°.

Mit 19 Tafeln, 2150 Abbildungen im Text und 4 Karten.

**Preis 60 Mark.**

In 2 feinen Leinenbänden mit Lederrücken und Lederecken **72 Mark.**

Illustrirte Probebogen (16 Seiten) kostenfrei.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.**

**Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W. 8,** Wilhelmstr. 90.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 3. Berlin, den 16. Januar 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der slavische Zug nach dem Westen. Von Arthur Dix. — Zur Oekonomie des Lebens. Von Paul Müller (Wien). — Unser Juristendeutsch. Von Lector. — **Literatur und Kunst.** Alexander Dumas fils als Moralist. Von A. Brunnemann (Paris). — Dichtende Berliner Studenten. Von Arthur Eloesser. — **Feuilleton.** Die Schwester. Von D. Staack. — **Aus der Hauptstadt.** Die Freiherren des Cartells. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

### Der slavische Zug nach dem Westen.

Von Arthur Dix.

Die Vertreter des entschiedenen „laisser faire, laisser aller“ in der deutschen Polenpolitik führen als ersten und letzten Grund stets in's Gefecht, es wäre lächerlich, sich vor der „Hand voll Polen“ so zu fürchten, es hieße, die Kraft des deutschen Völkerthums allzu gering anschlagen, wenn man überhaupt an eine polnische Gefahr glaubt. Die Kraft des deutschen Volksthums soll also diese „Hand voll Polen“ ganz von selbst unschädlich machen, wahrscheinlich durch rastloses Aufsaugen. Wie steht es denn aber eigentlich mit dieser ganz unschädlichen „Hand voll Polen“? Einige Tausend in Westpreußen und Posen, nicht wahr, und damit ist die Sache für das ganze Reich erledigt? — Nun, fragen wir doch einmal die Statistik! Dieselbe thut uns zunächst kund und zu wissen, daß sich unter den 29955281 Einwohnern Preußens (1. Dec. 1890) 2765101 Personen mit polnischer Muttersprache befanden, dazu 54443 Kassuben — ein ganz ansehnliches Häuflein. Bei der großen Liebe der Ultramontanen für das Polenthum ist die Confessionsfrage von so hoher Bedeutung, daß wir dieselbe hier gleich mit in Rechnung ziehen wollen. Unter den 2765101 Polen befanden sich 241000 Evangelische, unter den 54433 Kassuben nur 1136. —

Wie aber vertheilen sich diese Polen über das Land? vielleicht die wichtigste Frage, die wir hier zu betrachten haben! Die Statistik giebt uns darauf eine jedenfalls für manchen Leser überraschende Antwort, indem sie die kolossale Betheiligung der Polen an der Binnenwanderung aufdeckt. Doch zunächst die nackten Zahlen: Von der ortsanwesenden Bevölkerung waren (am 1. Dec. 1890) in Westphalen 8324 männliche und 6245 weibliche Personen aus Westpreußen, 10925 männl., 2950 weibl. aus Posen, 14076 männl., 7523 weibl. aus Schlesien, zusammen rund 50000 Personen aus den genannten drei Provinzen; ferner in Sachsen — man bedenke, im December, also zu einer Zeit, da die eigentlichen Sachsengänger schon wieder in ihrer östlichen Heimath weilen — 5743 männl., 3774 weibl. aus Westpreußen, 18362 männl., 11294 weibl. aus Posen, 23371 männl., 12856 weibl. aus Schlesien, zusammen rund 75000 Personen; in Berlin 26290 männl., 31592 weibl. aus Westpreußen, 36231 männl., 40645 weibl. aus Posen, 64357 männl., 59157 weibl. aus Schlesien, zusammen gegen eine Viertelmillion, d. i. ein Sechstel bis ein Siebentel aller Einwohner Berlins; in Rheinland endlich 5634 männl., 4083 weibl. aus Westpreußen, 5459 männl., 2103 weibl. aus Posen, 11370 männl., 5090 weibl. aus Schlesien, zusammen gegen 33000 — Alles in Allem über 400000 Personen in den genannten Bezirken aus den drei Provinzen, die am stärksten mit polnischer Bevölkerung besetzt sind und die wir kurzweg die polnischen Provinzen nennen können, ohne mißverstanden zu werden. Ehe wir näher auf den Antheil der Deutschen und Polen, der Katholiken und Evangelischen an dieser kolossalen Binnenwanderung eingehen, sei gleich noch erwähnt, daß in ganz Preußen 23722 männl. und 19317 weibl. Personen aus Rußland ansässig waren, und zwar 2885 männl., 2564 weibl. in Westpreußen, 3433 männl., 3310 weibl. in Posen, 3731 männl., 3142 weibl. in Schlesien, sowie 821 männl. und 585 weibl. in Rheinland. Nun zur Vertheilung der Bekenntnisse und der Sprachen in den verschiedenen Provinzen.

Von den Einwohnern Westpreußens waren 717532 Personen katholisch, 681195 evangelisch. Unter den Katholiken befanden sich 223000 mit deutscher Muttersprache, 16000 mit deutscher und polnischer (bezw. kassubischer) Muttersprache, während von den Personen mit deutsch-polnischer Muttersprache nur 3000 evangelisch waren; rein polnische Evangelische gab es nur in einer Zahl von 4500 Personen, rein polnische Katholiken, der Kern des eigentlichen, unentwegten Polenthums, 426000; hierzu gesellen sich ebenbürtig die 52800 reinen Kassuben. In Posen waren 1164067 Personen katholisch, 542013 evangelisch; unter den Katholiken befanden sich 122000 mit deutscher, 8000 mit doppelter Muttersprache; 1800 Deutsch-Polen waren evangelisch, ebenso 14000 reine Polen, während 1033000 reine Polen katholisch waren. Schlesien zählte 2247890 Katholiken und 192216 Evangelische; hier befinden sich auch unter den Deutschen sehr viele Katholiken — doch darf man die große Polenliebe derselben nicht vergessen! — nämlich 1227000; ferner gab es 38000 deutsch-polnische Katholiken und 6700 solche Protestanten, 54000 rein polnische Evangelische und 920000 rein polnische Katholiken. — Nun die übrigen Bezirke! In Berlin befanden sich 2400 deutsch-polnische und 10400 rein polnische Katholiken, in Westphalen 1600 deutsch-polnische und 16400 rein polnische Katholiken, ferner 1000 deutsch-polnische und 7700 rein polnische Evangelische; in Rheinland 2100 deutsch-polnische und 4500 rein polnische Katholiken, daneben 300 deutsch-polnische und 1000 rein pol-

nische Evangelische; in Sachsen 1500 deutsch-polnische und 19000 rein polnische Katholiken, daneben 2100 rein polnische Evangelische. Von den im ganzen Staat lebenden Polen waren 241000 evangelisch. An Slaven kommen noch hinzu: 1486 rein polnische Oesterreicher, überwiegend in Schlesien, 839 reine Russen, jedoch Deutsche Reichsangehörige, zumeist in Ostpreußen, und 1567 russische Unterthanen, davon 607 in Westpreußen, 123 in Berlin und 264 in Hessen. Von Wichtigkeit sind endlich die in den verschiedenen Landestheilen vertretenen Altersstufen der Polen; während im Osten alle Altersstufen in normalem Verhältniß vertreten sind, kommen im Westen fast nur die Stufen vom 10.—40. und in Berlin ganz überwiegend vom 20.—40. Lebensjahre in Betracht; in Westphalen aber giebt es auch etwa 3500 rein polnische Kinder unter zehn Jahren. —

Was lehren diese Zahlen? —

Zunächst ist die große Binnenwanderung zu bemerken, die aus den östlichen Provinzen nach Berlin, Sachsen und den westlichen Provinzen stattfindet, wobei die vorübergehende Sachsengängerei außerdem noch ganz außer Acht gelassen ist; an dieser Binnenwanderung nehmen die Polen einen sehr regen Antheil; ihre Bedeutung ist gegenwärtig für den Osten sehr viel größer als die der Auswanderung, deren Abnahme hier gleichfalls ziffernmäßig nachgewiesen sein mag; im ersten bis dritten Quartal 1891 wanderten aus dem ganzen Reiche 90603 Personen aus, von denen 11626 aus Westpreußen, 15468 aus Posen waren, zusammen gegen $^1/_3$ aller Auswanderer; 1892 waren es aus dem Reich 92956, aus Westpreußen 11229, aus Posen 13567, zusammen mehr als $^1/_4$; 1893 aus dem Reich 71853, aus Westpreußen nur noch 5522 und aus Posen 6857, zusammen nur etwa $^1/_6$; 1894 wurde die Abnahme sehr stark, es wanderten aus dem Reich 31175 Personen aus, aus Westpreußen 1426, aus Posen 2237, zusammen nur noch etwa $^1/_9$; das Verhältniß blieb 1895 annähernd gleich — aus dem Reich 27409, aus Westpreußen 1462, aus Posen 1880; 1896 ist ein Rückschlag besonders in Posen eingetreten; aus dem Reich wanderten 27867, aus Westpreußen 1552, aus Posen 2972 Personen aus — zusammen wieder etwa $^1/_6$; doch wurde bereits im dritten Vierteljahr des laufenden Jahres (1896) das alte Verhältniß wieder erreicht, indem Westpreußen und Posen zusammen nur noch $^1/_9$ aller deutschen Auswanderer stellten. Aber man bedenke den gewaltigen Strom bis zum Jahre 1892, wie er aus diesen ohnehin so dünn bevölkerten Provinzen abfloß! Die überaus schlechten Erfahrungen der aus Amerika Zurückkehrenden, die traurigen Schilderungen derer, denen es an den Mitteln zur Rückkehr fehlte, besonders die durch die innere Colonisation geschaffene Aussicht auf Landerwerb in der eigenen Heimath hat inzwischen den Strom mehr und mehr aufgehalten. Da wir gerade einmal bei der inneren Colonisation sind, sei noch einmal in aller Kürze auf ihre Wirkung auf die Ausbreitung des Polenthums eingegangen. Die Ansiedlungscommission hat bisher*) 141 Güter von 87811 Hektar für 52935076 und 35 Bauernwirthschaften von 1393 Hektar für 941510 Mark, zusammen 1,64 vom Hundert des Gesammtareals der Provinzen Posen und Westpreußen, angekauft und davon in den ersten zehn Jahren ihrer Wirksamkeit 76 v. H. zur Besiedelung ausgelegt; von den Käufern stammen 320 aus Westpreußen, 390 aus Posen, 197 aus Westphalen, 83 sind russische Rückwanderer; unter den durchweg deutschen Ansiedlern befanden sich 2828 Evangelische und 131 Katholiken; es ist sehr erfreulich, sogar absolut erforderlich, daß die Evangelischen sich in starker Ueberzahl befinden, da die Katholiken in gar zu enge Berührung mit ihren polnischen Glaubensgenossen kommen und von diesen nur zu leicht aufgesogen, polonisirt werden.*) Von den durch die Generalcommissionen angesiedelten Rentengutsnehmern waren bis Ende 1895 3233 deutsch und 1630 polnisch, doch wird das Uebergewicht der Deutschen noch viel geringer, wenn man bedenkt, daß sich 2828 Evangelische und 2182 Katholiken gegenüberstanden; ist die starke Unterstützung, die Aufreizung des Polenthums durch die Ultramontanen, durch den katholischen Clerus, gleichviel, ob er polnisch oder selbst deutsch ist, doch der dunkelste Punkt in der ganzen Polenfrage. Man ist in Westpreußen und Posen gewöhnt, Polenthum und Katholicismus als identisch anzusehen, und die beiden Begriffe werden geflissentlich vermengt, je nachdem die Polen ihren Glauben als Deckmantel brauchen oder der Clerus mit dem polnischen Kalbe pflügen will; wo das Polenthum erst in der Mehrzahl ist, da saugt zunächst die katholische Kirche die wenigen Evangelischen auf, und dann hat das Polenthum gleichzeitig das ganze Deutschthum ertödtet; in der am Ende des Reformationsjahrhunderts evangelischen Kassubei z. B. überwiegt jetzt vollständig der Katholicismus und dehnt sich fortgesetzt aus; allein im Kreise Karthaus hat die katholische Kirche (gleich Polenthum) von 1871—90 um 3344 Seelen zugenommen. Von dem Gebahren des polnischen Clerus — und zu ihm gesellt sich leider eine große Schaar Renegaten — ließen sich arge Stücklein erzählen, allein derartige Einzelheiten würden hier zu weit führen. Leere Redensarten sind es darum aber wahrlich nicht! Bemerkt sei noch, daß nach der neuesten Volkszählung gegenüber dem Stande von 1890 der Bestand der Katholiken um 7,3, der der Evangelischen nur um 5,8 v. H. (im ganzen Staate) gestiegen ist. „Katholiken" heißen natürlich auch alle jene Polen, denen der Geistliche allsonntäglich von ihren ehemaligen polnischen Königen anstatt von dem himmlischen König predigt und wüthenden Deutschenhaß anstatt der christlichen Liebe und Versöhnung. — —

Für die Ausbreitung des Polenthums in den einzelnen Bezirken giebt übrigens die Statistik noch einen sicheren Aufschluß in Gestalt der Volksschul-Statistik. Im Jahre 1886 sprachen von den Schülern nur polnisch (als Muttersprache) im Regierungs-Bezirk Danzig 43 v. H, Marienwerder 36, Posen 64, Bromberg 47, Breslau und Liegnitz 23, Oppeln 57 v. H. aller Schüler, im ganzen Staate 9,90 v. H. Im Jahre 1891 hatten die Verhältnisse sich ein wenig zu Gunsten des Deutschthums gebessert, da nur noch 9,55 v. H. aller Schüler rein polnisch waren. Auf dem Lande ist das Polenthum sehr viel stärker vertreten, im Regierungs-Bezirk Posen z. B. bis über 73 v. H.; im Westen steigt die Zahl nirgends über 0,15 v. H., doch ist sie in Westphalen sehr stark gestiegen; waren 1886 nur 0,02 v. H. aller Volksschüler Polen, so waren es 1891 schon 0,14; deutsch und polnisch waren insgesammt 1886: 1,43, 1891: 1,52 v. H., in Westphalen 1886: 0,13, 1891 aber 0,46 v. H. und in Sachsen 1886: 0,04, 1891 schon 0,13 v. H. Immer wieder zeigt sich also die Zunahme der polnischen Elemente in Westphalen und Sachsen; in Schaaren haben sich die Polen dort fest angesiedelt, in Schaaren kommen sie alljährlich vorübergehend, als Saisonarbeiter, hin, besonders nach Sachsen; in der Heimath, wo sie inzwischen sehr nöthig gebraucht werden, müssen sie schließlich durch russisch-polnische Arbeiter ersetzt werden, von denen wieder manch Einer im Lande bleibt. In den Jahren 1892—95 ist die Zahl der in den landwirthschaftlichen Betrieben des Ostens beschäftigten fremden Arbeiter von 19505 auf 27249 gestiegen; daß viele von ihnen sich trotz aller Verbote hier fest ansiedeln, ist bekannt; von Zeit zu Zeit erfolgt auch gelegentlich ein kleiner Abschub, eine Massenausweisung dieser russischen Polen aus einzelnen Kreisen. — Angesichts all' dieser Thatsachen hat man wohl ein Recht, von einem slavischen „Zug nach dem Westen" zu sprechen, einem Zuge, der in Rußland über die deutschen

*) Siehe Conrad's Jahrbücher, 1896, Heft V. Jena, Gust. Fischer.

*) Vergl. meinen Artikel in Nr. 14 der „Gegenwart" (Bd. XLIX).

Ostseeprovinzen dahingefahren ist, der von Rußland aus weiter strömt, in die deutschen Grenzprovinzen hinein, einem Zuge, der von den deutschen Grenzprovinzen im Osten über das ganze Reich sich erstreckt, bis hin zum fernsten Westen. Und damit ist's nicht gethan, daß auf demselben Flecken nun eben „eine Hand voll" Polen anstatt der Deutschen sitzt; nicht nur Leute eines anderen Stammes sind es, sondern vor allen Dingen Leute einer niedereren Culturstufe, Arbeiter von größter Bedürfnißlosigkeit, die überall auf die Preise, die Cultur, den Standard of life drücken; denn einen weniger anspruchsvollen, weniger von der Cultur beleckten Arbeiter braucht man gar nicht zu suchen — es ist nicht nöthig, in die Ferne zu greifen, auf die Gefahr hinzudeuten, die uns aus einer Ueberschwemmung mit chinesischen Kulis droht — wir haben ganz genug an der näher liegenden Gefahr einer Ueberschwemmung mit — slavischen Kulis.

Es ist ein circulus viciosus: Der polnische Arbeiter zieht aus auf den höheren Verdienst, der ihn im Westen lockt; dort macht er deutsche Arbeiter entbehrlich, drückt die Preise und die Cultur herab, verpflanzt das Polenthum in rein deutsche Gebiete; daheim kommt die Zeit, da er unentbehrlich ist; hohe Löhne für deutsche Arbeiter kann der Grundbesitzer nicht zahlen — also kommen die russisch-polnischen Hülfskräfte, drücken die Cultur noch mehr herab, vertreiben die deutschen Arbeiter und auch die polnischen Vettern, denen sie an Bedürfnißlosigkeit noch überlegen sind — diese gehen wieder nach dem Westen — im Osten fehlen wieder mehr Kräfte — es kommen wieder mehr Slaven über die Grenze — — — und so fort im ewigen Kreise. Auch im Westen setzt sich das Spiel wieder fort; denn die Polen haben einen ungeheuren Kinderreichthum, und wenn auch ein sehr hoher Procentsatz in frühester Jugend stirbt, so bleibt doch immer noch eine starke natürliche Vermehrung, und in Folge ihrer fatalen Bedürfnißlosigkeit kommen diese polnischen Kinder leichter fort als die deutsche Proletarierjugend; geht das reine Polenthum im Allgemeinen auch nicht so stark vorwärts, wie man glauben könnte, vielmehr scheinbar ein wenig zurück, so vermehrt sich doch um so stärker das deutsch-polnische Element — d. h. die Zahl derer, die zwar das Glück haben, von frühester Jugend auf zwei Sprachen zu beherrschen, im Herzen aber stets polnisch bleiben; zudem zeigt die vorhin angeführte Volksschulen-Statistik ja deutlich genug die Zunahme der fest ansässigen Polen in Sachsen und Westphalen. —

Das Polenthum zwingt uns zu doppeltem Kampf. Einmal zu einem nationalen, dem Kampf um das Deutschthum; ihn kann man nun und nimmermehr führen, wenn man um die Gunst des allzeit polenfreundlichen Centrums buhlt! Dann aber auch zu einem schweren wirthschaftlichen Kampf; denn die billigen Arbeitskräfte allein thun's wahrlich nicht, sie sind nichts weniger als ein Segen, wenn sie die deutschen Arbeiter vertreiben und die Cultur herabdrücken, wenn sie zwar eine billige Production zulassen, gleichzeitig aber — in Folge der Bedürfnißlosigkeit dieser polnischen Arbeitermassen — den Consum bedeutend verringern, wenn sie den Markt nur füllen, ohne selbst von ihm zu nehmen. Dazu würden chinesische Kulis auch genügen!

---

## Zur Oekonomie des Lebens.

Von Paul Müller (Wien).

Die beiden großen Grundgesetze, die unsere moderne Naturwissenschaft beherrschen, das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und der Erhaltung der Kraft, sind beide im Wesentlichen ökonomischen Inhaltes. Lehrt uns das eine die Unzerstörbarkeit, aber freilich auch die Unerschaffbarkeit der Materie, so zeigt uns das andere, wie jedem Gewinn an Arbeit auf der einen Seite ein gleichgroßer Verlust an Arbeitsfähigkeit, auf der anderen entsprechen muß, so daß es uns nimmer gelingen kann, die Gesammtenergie des Weltalls zu vermehren oder zu vermindern: wir zwingen die bewegten Wassermassen des reißenden Gebirgsbaches, ihre lebendige Kraft an die Schaufelräder der Mühlen, der großen Hammer- und Walzwerke abzugeben, oder durch Vermittelung von Dynamomaschinen Elektricität und Licht zu produciren; aber langsam und träge windet sich der Bach dann durch die Ebene fort: seine Arbeitskraft ist erschöpft. — Wir benutzen die chemischen Affinitäten der Kohle zum Sauerstoff, um Wärme zu erzeugen, die wir wieder in unseren Dampfmaschinen in mechanische Arbeit umsetzen — aber als Endproducte dieses Verbrennungsprocesses erhalten wir die unverbrennliche, und daher für uns nicht weiter verwerthbare Kohlensäure, deren Kohlenstoff erst wieder zur Feuerung verwendet werden könnte, wenn er unter Aufwendung eben jener Energie, die er bei der Oxydation frei werden ließ, von dem Sauerstoff getrennt würde. Kurz, da es uns unmöglich ist, irgend welche Energieform aus Nichts zu schaffen, so bleibt uns nichts übrig, als dem Arbeitsvorrath, den wir in der Natur vorfinden, jene Bahn und Richtung anzuweisen, die für unsere Zwecke am vortheilhaftesten ist, und eine Energieform in eine andere überzuführen, je nach unserem praktischen Bedürfniß.

Hat sich die Erkenntniß dieser Gesetze für das Verständniß zahlloser Erscheinungsgebiete der unbelebten Natur als von der größten Fruchtbarkeit erwiesen, so hat sie vollends für eine Mechanik des Lebens erst eine sichere Grundlage geschaffen, und den bisher so vagen Vorstellungen Präcision und wissenschaftliche Strenge verliehen. Sind wir freilich von einer Erklärung auch nur der einfachsten Lebensäußerungen des thierischen Organismus noch unendlich weit entfernt, so ist uns doch der Weg, den wir zu betreten haben, klar vorgezeichnet, und daß derselbe bereits zu theoretisch wie praktisch hochbedeutenden Thatsachen geführt hat, hoffe ich im Verlaufe dieser Betrachtungen zeigen zu können.

Alle Thiere, von der Amöbe an bis hinauf zu den höchsten Wirbelthieren und bis zum Menschen, zeigen die gemeinsame Eigenschaft, daß sie gewisse complicirte chemische Verbindungen, Eiweißkörper, Kohlehydrate (Stärke, Zucker ꝛc.) und Fette in sich aufnehmen, um sie, nachdem dieselben dem Organismus ihre Dienste geleistet haben, in Form von höchst einfachen Verbindungen, Kohlensäure, Wasser, Ammoniak wieder abzuscheiden. Solange diese Lebewesen noch im Wachsen begriffen sind, ist die Menge der ausgeschiedenen Stoffe nothwendig eine geringere als die der eingeführten, da ja ein Theil derselben zur Anbildung neuer lebendiger Substanz im Thierleibe zurückbehalten wird. Auf der Höhe der Entwickelung aber, nach vollendetem Wachsthum des Thieres verläßt aller Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff ꝛc., der die Nahrungsmittel bilden half, wieder den Organismus, und es drängt sich somit von selbst die Frage auf, was denn eigentlich die Aufgabe derselben im Thierleibe sein könne, wenn sie schon substanziell nichts zu dessen Aufbau beitragen. Die Antwort auf diese Frage giebt uns ein Vergleich der Nahrungsmittel mit den Endproducten des Stoffwechsels. Die Eiweißkörper, Fette, Kohlehydrate sind relativ sauerstoffarme Verbindungen, im Vergleich zu den mit Sauerstoff gesättigten, Kohlensäure und Wasser. Enthält zum Beispiel Eiweiß ca. 21 — 23,5 % Traubenzucker ca. 53,3 % Sauerstoff, so enthält die Kohlensäure 72,7 %, das Wasser 88,8 % und daraus geht klar hervor, daß, welches auch die zum größten Theil noch unbekannten Veränderungen und Umwandlungen sein mögen, die diese Stoffe im Blute und in den Geweben erleiden, jedenfalls das Endresultat dasselbe ist, als wenn man dieselben direct mit Sauerstoff sich verbinden ließe, d. i. auf offenem Feuer verbrennen würde. Denn auch dann erhält man aus Kohlehydraten und Fetten als End-

producte Wasser und Kohlendioxyd, aus den Eiweißkörpern außerdem noch Ammoniak. Nun wird aber bei jeder Verbrennung bekanntermaßen Energie in Form von Wärme frei, und es ist somit nur eine selbstverständliche Folgerung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, daß bei der Oxydation der Nahrungsmittel innerhalb des Organismus genau dieselbe Wärmemenge auftreten muß, wie bei der Verbrennung außerhalb desselben; und nur diese Energiemenge kann es logischer Weise sein, die durch die Nahrungsmittel dem Organismus zur Verfügung gestellt wird. Thatsächlich geht auch hier ein großer Theil derselben in Wärme über, die bei den Warmblütern dazu nöthig ist, um die Temperatur ihres Körpers constant zu erhalten; ein anderer Theil aber muß in die mechanische Arbeit der Muskeln umgesetzt werden und andere wichtige Körperfunctionen bestreiten. Man erkennt daraus, wie berechtigt somit der so oft gebrauchte Vergleich der Organismen mit der Dampfmaschine ist: auch diese bedarf zur Erhaltung ihrer Leistung der fortwährenden Speisung mit brennbaren Materialien; auch hier wird durch die Verbrennung Energie in Form von Wärme frei, welche, indem sie das Wasser des Kessels zum Verdampfen bringt und dessen Spannung bedeutend erhöht, sich in die Bewegung des Kolbens umsetzt und schließlich durch Schwungräder und Transmissionen nach Außen übertragbar wird. Und wie man zum Verständniß der Dampfmaschine nicht gerade nöthig hat, alle Räder, Hebel und Schrauben zu kennen, die der Mechaniker zur praktischen Durchführung seiner theoretischen Grundidee anbringen muß, so kann man auch, ohne den Weg der einzelnen Stoffe im lebenden Organismus auch nur annähernd verfolgen zu können, doch einen tiefen Einblick in den Grundplan seiner Function gewinnen.

Der Werth, den die Nahrungsmittel für den Organismus besitzen, bemißt sich nach dem Gesagten direct nach der chemischen Spannkraft, die dieselben repräsentiren, nach der Wärmemenge, die man durch deren Verbrennung erhalten kann, und diese ist eine leicht zu messende Größe. Man braucht nur, wie es Frankland gethan hat, die Oxydation in einem Calorimeter vorzunehmen, in einem Apparate, der gestattet, direct aus der Menge des geschmolzenen Eises die Wärmemenge zu bestimmen, die bei dem Verbrennungsprocesse frei wird, um zu erkennen, daß

1 g Fett bei vollständiger Oxydation zu Kohlensäure und Wasser ca. 9,3

1 g Kohlehydrat 4,1

große Calorien liefert, d. i. jene Wärmemenge, die man nöthig hat, um 9,3 beziehungsweise 4,1 kg Wasser von 0° auf 1° C. erwärmen zu können.

Für die Eiweißkörper, für welche dieselbe Bestimmung durchgeführt wurde, ist aber, wenigstens soweit der menschliche Organismus in Betracht kommt, noch Folgendes zu bedenken. Derselbe vermag nämlich die Eiweißkörper nicht völlig bis zur Bildung von Kohlensäure, Wasser und Ammoniak zu oxydiren, sondern er scheidet dieselben größtentheils in Form von Harnstoff, zum kleineren Theil in Form von Harnsäure ꝛc. ab; Stoffe, welche selbst noch weiter oxydirbar sind, und somit noch einen Verbrennungswerth repräsentiren. Dem Organismus kommt somit nicht die ganze Spannkraft, die in den Eiweißkörpern aufgehäuft ist, zu Gute, da er ja einen Theil derselben im Harnstoff unausgenützt ausscheidet, sondern nur die Differenz der Verbrennungswerthe des Eiweißes und des daraus entstandenen Harnstoffes. Man nennt diese Differenz den physiologischen Verbrennungswerth des Eiweißes. Er bemißt sich zu 4,1 großen Calorien.

Um nun einen Einblick in die Oekonomie des menschlichen Stoffwechsels zu erlangen, was naturgemäß nicht nur für die Theorie, sondern im hohen Grade auch für die Praxis von Bedeutung ist — man erinnere sich nur, von welcher Wichtigkeit diese Frage z. B. für die Armeeverpflegung ist — sind zahlreiche Versuche von den verschiedensten Forschern, unter Anderen auch von Moleschott, darüber angestellt worden, welche Menge von Nahrungsmitteln ein Erwachsener innerhalb 24 Stunden zu sich nehmen muß, um sich dauernd im Stoffgleichgewicht zu erhalten, d. i. um an Gewicht weder zu- noch abzunehmen. Wie vorauszusehen, hängt diese Menge, abgesehen von individuellen Schwankungen, wesentlich davon ab, ob während der Versuchszeit Arbeit geleistet wird, oder ob sich der Beobachtete während derselben vollständig ruhig verhält, in welchem Falle der Stoffverbrauch natürlich ein viel geringerer ist. Als Resultat dieser Versuche hat sich nun ergeben, daß bei völliger Ruhe an Eiweißstoffen ca. 70 g, an Fetten 28 g, an Kohlehydraten 310 g; bei mäßiger Arbeit: an Eiweißstoffen 130 g, an Fetten 84 g, an Kohlehydraten 404 g; bei starker Arbeit aber an Eiweißstoffen 137 g, an Fetten 117 g, an Kohlehydraten 352 g aufgenommen werden müssen, um die Stoffausgaben des Körpers völlig zu decken; oder, wenn wir mit Hülfe der oben angeführten Verbrennungswärmen die Energiemenge berechnen, die diese Nahrungsmittel repräsentiren, so erhalten wir für den Zustand völliger Ruhe 1818 Calorien
für mäßige Arbeit 2970 „
für starke Arbeit ca. 3100 „ als Energiebedürfniß des Organismus.

Die Differenz der für den Zustand der Ruhe und für starke Arbeit gefundenen Werthe stellt uns, wie selbstverständlich, jene Energiemenge dar, welche bei der körperlichen Arbeit verausgabt wurde: 1282 = 3100 — 1818 Calorien. Daß alle diese angeführten Zahlen nur Mittelwerthe aus zahlreichen Versuchen bedeuten, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Man darf nun aber nicht glauben, daß diese 1282 Calorien sämmtlich in mechanische Arbeitsleistung umgesetzt worden seien. Es nimmt nämlich die Temperatur der Haut bei starker Arbeit nicht unbeträchtlich zu; Gesicht und Körperhaut röthen sich durch reichlichere Blutfülle, und damit muß die Wärmeabgabe nach Außen bedeutend zunehmen. Auch über diese Wärmeausstrahlung der Haut liegen Bestimmungen vor. So hat sich gezeigt, daß bei ruhigem Verhalten innerhalb 24 Stunden ca. 1700 Cal. durch die Haut an die kühlere Umgebung verausgabt werden, daß aber der Wärmeverlust während der Muskelarbeit beträchtlich ansteigt und durch andere Einwirkungen, z. B. durch den Einfluß kühler Luft selbst das Dreifache des ursprünglichen Werthes erreichen kann. Wir werden somit nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß bei der körperlichen Arbeit die Wärmeabgabe ungefähr um ein Drittel erhöht sei, daß also 566 Calor. mehr an die Umgebung ausgestrahlt werden, als im Ruhezustand. Auf die mechanische Arbeit entfallen somit nur 1282 — 566 = 716 Cal., und diese repräsentiren einen Arbeitswerth von 716 · 425 = 304300 Kilogrammmetern, da eine Calorie 425 Kilogrammmetern entspricht. Das ist aber thatsächlich die Arbeit, die ein kräftiger Mann im Tage leisten kann, wenn er angestrengt durch acht Stunden thätig ist; denn als mittlere Tagesleistung gilt allgemein eine solche von 300000 Kilogrammmetern. Diese Uebereinstimmung der aus obigen Versuchen abgeleiteten und der direct bekannten Arbeitswerthe liefert uns somit eine vollgiltige Bestätigung unserer Annahmen über die Function der Nahrungsmittel im Organismus.

Von selbst drängt sich uns nun im Verlaufe dieser Betrachtung die Frage auf: wie verhält es sich mit der Nahrungszufuhr, die bei rein geistiger Arbeit das Stoffgleichgewicht zu erhalten im Stande ist? Denn daß eine geistige Anstrengung gegenüber absoluter körperlicher und geistiger Ruhe das Nahrungsbedürfniß erhöhen muß, bedarf keiner weiteren Begründung. Directe Versuche hierüber liegen nun zwar meines Wissens nicht vor, dennoch können wir aber — mit der nöthigen Reserve — interessante Schlüsse auf folgendem Wege gewinnen. Ein gesunder, ausschließlich geistig thätiger Mensch, ein Student zum Beispiel, wird im All-

gemeinen nicht viel weniger Nahrung zu sich nehmen, als ein mäßig angestrengter körperlicher Arbeiter; er wird also ca. eine Energiemenge von 2970 Calor. in seiner Nahrung seinem Organismus zur Verfügung stellen. Da er aber nun im Zustande körperlicher und geistiger Ruhe nur ca. 1818 Calor. bedarf, um seinen Bedürfnissen zu genügen, so muß die Differenz 2970 — 1818 = 1152 Calor, die wir, da exacte Werthe ohnehin auf diesem Wege nicht zu erhalten sind, auf 1000 Calor. abrunden wollen, für die geistige Arbeit in Anspruch genommen werden. Und da diese Betrachtung nur beabsichtigt, darzulegen, von welcher Größenordnung ungefähr die der geistigen Arbeit entsprechende Energiemenge sein dürfte, und nur einen approximativen Ueberschlag geben will, der der Anschauung als Anhaltspunkt dienen kann, so können wir in der Specialisirung unserer Annahmen noch weiter gehen. Setzen wir voraus, jener Student befinde sich etwa vor einem Examen, und arbeite in einem Tage 100 Seiten eines Lehrbuches gewissenhaft durch, so wird, da seine geistige Tagesleistung nach dem Obigen 1000 Calor. entspricht, der auf das Studium einer Seite entfallende Mittelwerth sich auf ca. 10 Calor. beziffere, das heißt, er wird hierbei eine Energiemenge aufwenden, welche, in Wärme verwandelt, im Stande wäre, 10 kg Wasser von $0^0$ auf $1^0$ zu erwärmen.

So weit gelangt man mit der consequenten Durchführung unserer modernen Anschauungen über die Verwerthung der Nahrungsmittel im Organismus. Daß damit aber keine, auch nur annähernde Werthschätzung der geistigen Arbeit, sondern höchstens ein Maaß für die aufgewandte Anstrengung gegeben ist, liegt auf der Hand. Ist doch die geistige Anstrengung eines Newton kaum eine größere zu nennen, als die eines gewöhnlichen Sterblichen, und liegt doch das Geheimniß des Genies und seiner unerhörten Erfolge gerade in der seltenen Kunst, mit dem geringsten Arbeitsaufwand das Höchste zu erreichen, alle Kräfte auf ein Ziel zu concentriren, und keine unnütz zu vergeuden. Schon Darwin hat es ausgesprochen, daß dem genialen Menschen keine qualitativ anderen Kräfte und Fähigkeiten zu Gebote stehen; und wir können hinzufügen, auch quantitativ ist die von demselben umgesetzte Energiemenge keine wesentlich größere — aber wie bei allen unseren Maschinen, selbst den vollkommensten, nur ein kleiner Theil der mit der Kohle eingeführten Energie wirklich nutzbar gemacht werden kann, und der größte Theil auf nebensächliche Widerstände verloren geht, so ist es auch bei unserem Denkmechanismus; und derselbe wird um so mehr zu leisten befähigt sein, je geringer diese nutzlosen Nebenausgaben sind. Jedes Denkgenie ist zugleich ein ökonomisches Genie.

---

## Unser Juristendeutsch.

„Noch heute gilt in einem großen Theile unseres Vaterlandes ein Recht, das in lateinischer Sprache geschrieben ist. Es ist im corpus iuris civilis und canonici enthalten und wurde im Mittelalter in Deutschland aufgenommen. Diese Aufnahme ist eine höchst merkwürdige geschichtliche Thatsache. Nicht trefflicher kann man sich darüber äußern, als es Ihering gethan hat: „Eine seltsame Erscheinung! Ein todtes Recht zu neuem Leben erwachend; ein Recht in fremder Zunge, zugänglich nur den Gelehrten, im Leben überall auf Widerstand stoßend und sich dennoch den Zutritt und den Sieg ertrotzend!" Das Recht in Latein ist aber gar nicht das, was unserer Jurisprudenz so sehr schadet. Im Gegentheil: das corpus iuris hat unsere Rechtswissenschaft erst zu dem gemacht, was sie ist. Ganz anders steht es mit dem Latein im Rechte. Das Latein oder das Unverständliche im Rechte liegt nicht in einzelnen falschen Wortbildungen, sondern in dem mangelhaften Stil, der unsere Gesetze, Lehrbücher und Gerichtsentscheidungen verunziert und verdirbt. Dieser Stil unterscheidet sich von der Schreibart eines Livius in keiner Weise: er ist völlig lateinisch und durchaus undeutsch. Er ist ein labyrinthisch verworrenes Kauderwelsch, dessen Verständniß jedem Nichtjuristen verschlossen ist, wie ein Buch mit sieben Siegeln. Die Jurisprudenz ist damit zur Geheimwissenschaft geworden. Wir sind in die Zeit der altrömischen Pontifices zurückversetzt. „Kein Gebiet des menschlichen Wissens ist in unserer bildungsstolzen Gegenwart so ausschließliches Eigenthum einer kleinen Menschenclasse, als die Kenntniß dessen, was Rechtens ist!" So rief vor einigen Jahren ein Greifswalder Professor aus. Bei dieser Selbstverherrlichung war es ihm aber gänzlich entgangen, daß die Juristen an dem Unheil selbst Schuld sind. „Denn wir schreiben und reden, wie es eines Deutschen unwürdig und für einen Deutschen unverständlich ist. Damit er aber dieses nothwendige Verständniß sich verschaffen kann, müssen die Rechtsvorschriften doch wenigstens so abgefaßt sein, daß jeder Gebildete sie ohne Weiteres verstehen kann. Es dürfen ferner alle Rechtsauslegungen — sie mögen nun in Lehrbüchern oder Gerichtsentscheidungen enthalten sein — dem Verständniß nicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Namentlich aber sollten die Urtheile des Reichsgerichts klar und einfach geschrieben sein. Denn sie sind für die Rechtsprechung von so anerkannt grundlegender Bedeutung, daß der Richter zum Theil auf sie schwört und sie blindlings anwendet, ohne zu prüfen, ob sie hinlänglich begründet sind. In der guten Begründung liegt aber doch allein der Werth einer solchen Vorentscheidung." So schreibt Dr. jur. G. von Klaeden in seiner interessanten Brochure: „Das Latein im Rechte" (Frankfurt a. O., Hugo Andres & Co.). Er hat freilich einen gewaltigen Gegner, Windscheid, den bekannten Mitarbeiter am bürgerlichen Gesetzbuch. Die Angriffe der Laien gegen den Stil des Entwurfes, der zu diesem Werke gemacht war, veranlaßten Windscheid, in einer seiner Pandektenvorlesungen Folgendes zu behaupten: „Gesetzbücher werden nicht für den Laien gemacht, sondern für den Richter. Der Werth eines Gesetzbuches liegt darin, daß es für den Richter verständlich ist. Der Laie braucht es nicht zu verstehen."

Diese Sätze klingen hart und beleidigend und beruhen auf einem bedauerlichen Irrthum, meint v. Klaeden. Die Forderungen der Laien, ein leichter verständliches Gesetz zu schaffen, sind völlig mißdeutet; wohlwollend ist die Interpretation keineswegs. Niemand wird doch verlangen, daß das Gesetz so geändert werde, daß es dem Laien verständlich und dem Richter unverständlich werden soll, d. h. so, daß auch die technischen Ausdrücke verschwinden sollen. Das wäre ja eine unsinnige Forderung! Der vernünftige Sinn jener Ansprüche kann nur der sein, daß die Gesetze für beide Theile — für den Richter wie für den Laien — brauchbar werden sollten. Dies durchaus wünschenswerthe Ziel ist aber, wie v. Klaeden zeigt, in der That erreichbar.

Daß übrigens jene Klagen wirklich begründet sind, und daß der Satz: der Laie kann unsere heutigen Gesetze beim besten Willen nicht verstehen, richtig ist, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Kein Jurist bestreitet das. Ja er selbst seufzt bisweilen über den abscheulichen Stil. Man sehe bloß einmal einen Richter, der das preußische Zwangsversteigerungsgesetz vom 13. Juli 1883, die Entscheidungen des Reichsgerichts oder Windscheid's Lehrbuch vor sich hat. Nach dem ersten Durchlesen sagt er in 50 von 100 Fällen sicher mit einem gewissen Galgenhumor: „Ganz klar scheint mir die Sache nicht zu sein." Der Jurist hat aber auch bisweilen seine Freude. Ueber die verkehrte Ausdrucksweise seufzt er nicht bloß, sondern er lacht auch darüber. Man denke hier nicht an das wundervolle Herbarium von Stilblüthen, das Ihering in seinem Buche über Scherz und Ernst in der

Jurisprudenz und an anderen Orten so trefflich gesammelt und geistvoll zusammengestellt hat. Man denke vielmehr an einen Fall, der deßwegen besonders merkwürdig ist, weil der Jurist hier lacht, ohne zu wissen, weßhalb. Das geschieht bei den selbstverfaßten Eingaben der Laien und bei der Sprache der Laien vor Gericht. Die Anzeigen und Klageschriften klingen oft überwältigend komisch und über die sonst so würdevolle Amtsmiene des Richters oder Staatsanwaltes gleitet ein verklärendes Lächeln. Woher nun diese Wirkung? Antwort: Diese Schriftstücke und Reden sind dem Juristendeutsch nachgebildet. Gleichzeitig fehlt es aber an dem juristischen Inhalt. Es entsteht so eine höchst eigenthümliche Ausdrucksweise. Da klagt z. B. Jemand wegen Herbeiführung von Obdachlosigkeit oder wegen Verletzung gegen fremdes Eigenthum. Damit meint er weiter nichts, als daß der Vermiether ihm die Thür verschlossen habe oder daß er von Jemandem bestohlen worden sei. So würde er sich auch ausdrücken. Er hat aber selbst in irgend einer Weise bereits mit dem Gericht zu thun gehabt — als Zeuge, Kläger oder Beklagter — und da hat er denn gehört und gelesen, daß eine so einfache und natürliche Sprache bei den Juristen nicht üblich ist. Kann man es ihm verargen, wenn er deßhalb seine Worte denen des Juristen anzupassen sucht? Die Noth, der zu erhoffende Vortheil bringt ihn dazu, sich nach den Eigenthümlichkeiten derer zu richten, von deren Spruch er sein Wohl und Wehe abhängen sieht. Diese Erscheinung ist gar nicht lächerlich, sondern in hohem Grade wehmüthig. Sie zeigt, wie sehr die Jurisprudenz, die angeblich eine „Wissenschaft des täglichen Lebens" ist, sich von diesem Ziele so weit entfernt hat: der Jurist redet, aber Niemand versteht seine Worte. Wir unterschreiben jedes Wort dieser v. Klaeden'schen Ausführungen. Diese beantworten aber auch sehr richtig die Frage nach der Heimath dieses lateinelnden Juristendeutsches: Gymnasium und Universität. Und was für Deutsch bekommt der arme Jurist nicht sonst auf der Hochschule zu hören und zu sehen! Wie diese Milch juristischer Denkart auf sein ganzes Sein und namentlich auf seine Ausdrucksweise einwirkt, ist nicht schwer zu errathen. Mit dem so vervollkommneten Stile tritt der Jurist in den hellen Tagesglanz der Praxis hinaus. Jetzt wird er ein Staatsanwalt oder ein Richter, der „nur dem Gesetze unterworfen" ist. „In ganz anderer Weise, wie dieser Ausdruck in § 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes gebraucht ist, haben Richter und Staatsanwälte sich selbst dem Gesetze unterworfen: sie haben ihren eigenen Stil dem des Gesetzes nachgebildet. Zum Theil war dies nicht beabsichtigt. Unsere Gesetzgebung ist zu umfangreich, als daß Jemand sämmtliche Bestimmungen im Kopfe haben könnte. Der Jurist, der das Recht anzuwenden hat, muß also immer und immer wieder die Gesetzbücher, Commentare, Reichsgerichtsentscheidungen u. s. w. nachschlagen und darin lesen. Der Stil, den er dort findet, theilt sich ihm unwillkürlich mit. Er gewöhnt sich daran und bringt ihn zur Anwendung. So erbt das Juristendeutsch sich wie eine ewige Krankheit fort! Zum Theil ist die Nachbildung des Stils auch direct beabsichtigt. Sie hat ihre Quelle in verschiedenen Bestimmungen der Strafproceßordnung und des Gerichtsverfassungsgesetzes."

Thatsache ist jedenfalls, daß der Jurist in Anklage, Eröffnungsbeschluß, Urtheil u. s. w. an den Wortlaut und Stil des Gesetzes sich bindet, sich ihm sclavisch unterwirft! Bildet hierbei nun der Gesetzestext einen schon an sich langen und schwülstigen Satz, so muß dieser Fehler durch die Einflickung concreter Angaben und durch die Aufnahme in einem andern Satz nothwendig wachsen. Diese Aufnahme wird herkömmlich mit dem unschuldigen Wörtchen „daß" eingeleitet. Kommen nur gar zwei oder mehr Gesetzesstellen in Betracht, so ergiebt deren Zusammenstellung einen monumentalen Satzbau. Man erblickt eine Satzpyramide: oben ist sie spitz und klein, nach unten zu wird sie immer breiter und am Schlusse verläuft sie im Sande! Klaeden bringt folgenden Fall: Ein Reisender tritt in einen Berliner Stiefelladen. Mit dem Hut in der Hand bittet er um eine kleine Unterstützung, indem er collegial bemerkt, er sei ebenfalls Schuster. Dadurch rührt er den Meister, der in die Tasche greift, um dem Bettler ein Zweipfennigstück zu spenden. Da erscheint ein Schutzmann. Dieser stellt fest, daß der Wanderer kein Schuster, sondern ein Schlosser ist und nimmt ihn in seine Obhut. — Dieser kleine Gegenstand wirft, von der Morgensonne der Jurisprudenz beschienen, gigantische Schatten. Die Anklage lautet nämlich: Der Schlosser August Julius Carl Fröhlich, ohne festen Wohnsitz, zur Zeit zu Berlin in Untersuchungshaft, geboren am 20. Mai 1875 zu Gohlis bei Leipzig, evangelisch, Sohn des Arthur Fröhlich und der Adelheid geb. Traurig, nicht Soldat gewesen, ledig, nicht kostenzahlungsfähig, nicht vorbestraft, wird angeklagt, zu Berlin am 14. September 1896 durch ein und dieselbe Handlung erstens gebettelt, zweitens den Entschluß, in der Absicht, sich einen rechtswidrigen Vermögensvortheil, nämlich ein Almosen, zu verschaffen, das Vermögen eines anderen, des Schuhmachermeisters Siegfried, dadurch zu beschädigen, daß er durch Vorspiegelung der falschen Thatsache, Schuhmacher zu sein, einen Irrthum erregte, durch Handlungen bethätigt zu haben, welche einen Anfang der Ausführung dieses beabsichtigten, aber nicht zur Vollendung gekommenen Vergehens enthalten, Uebertretung bezw. Vergehen gegen die §§ 361 Nr. 4, 263, 43, 73, 77 St.-G.-Bs., worüber Beweis: Geständniß." Dieses Sätzchen zu verstehen, giebt v. Klaeden ein Mittel. Man nehme verschiedene Buntstifte und unterstreiche die zusammengehörigen Satztheile mit gleichen Farben. Man erhält dann ein Bild, das aussieht, wie eine Landkarte des alten heiligen römischen Reiches. Kann die Strafproceßordnung je gewollt haben, daß solche Sätze gebaut werden? Und nun kehrt der Wust mindestens zwei Mal — bei Voruntersuchungssachen sogar vier Mal — wieder. Welche Papier- und Zeitverschwendung!

Nicht weniger wie Staatsanwälte und Richter werden durch die ungeschickte Fassung des Gesetzes andere Leute berührt, denen die Ausführung der Normen obliegt. Das gilt namentlich von der Polizei. Ein Beispiel giebt § 16 des verflossenen Socialistengesetzes, das somit nicht nur böses Blut, sondern auch bösen Stil gemacht hat. Diese Bestimmung lautet: Das Einsammeln von Beiträgen zur Förderung von socialistischen oder communalistischen, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen sowie die öffentliche Aufforderung zur Leistung solcher Beiträge sind polizeilich zu verbieten. Das Verbot ist öffentlich bekannt zu machen. Die Beschwerde findet nur an die Aufsichtsbehörden statt. Der erste Band der strafrechtlichen Reichsgerichtsentscheidungen zeigt in Nr. 11, welchen stilistischen Wert jene Bestimmung gehabt hat. Hier wird eine Verfügung des Berliner Polizeipräsidiums abgedruckt, die so klingt: Es ist auf Grund des § 16 des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. October 1878 das Einsammeln von Beiträgen zur Unterstützung von Vereinen, Instituten und Privatpersonen, welche durch die Ausführung des gedachten Gesetzes betroffen sind oder in Zukunft etwa betroffen werden, sowie die öffentliche Aufforderung zur Leistung solcher Beiträge für den Polizeibezirk von Berlin verboten. Zwischen „es ist" und „verboten" sind 57 Wörter geschoben! Hätte sich § 16 des Socialistengesetzes geschickter ausgedrückt, so hätte die Polizei nicht so ungewandt reden können. Das Gesetz konnte lauten: die Polizeiverwaltungen haben folgendes Verbot öffentlich zu erlassen: „das Einsammeln von Beiträgen, wodurch die Umsturzbestrebungen der Socialdemokratie gefördert werden oder gefördert werden sollen, ist verboten. Ebenso ist es untersagt, öffentlich zur Leistung solcher Beiträge aufzufordern (§ 16 des Ges. vom 21. Oct. 1878)." —

Der Jurist schleppt ganze Wagenladungen voll Ballast

mit sich. Er zieht mit ungeheurem Gerassel gegen Mauern von Pappe. Wie einfach klingen folgende Sätze: Der Amtsvorsteher ist die eigentliche Ortspolizeibehörde. Bisweilen ist der Gemeindevorsteher seine Hülfspolizei, nämlich dann, wenn er einer Unordnung seines Amtsbezirks durch vorläufigen Zwangsbefehl vorbeugt. Hierbei wird der Gemeindevorsteher durch den Amtsdiener unterstützt. Dieser ist ein bloßer Diener des Gemeindevorstehers, also keine Polizeibehörde (§§ 29, 59, 62 der Kreisord.). — Band 1 Nr. 4 der Reichsgerichtsentscheidungen drückt das gelehrter und verkehrter so aus: Der Amtsdiener ist ein untergeordnetes Hülfsorgan des Amtsvorstehers und nur in die Hände des Letzteren ist im Bereich der Kreisordnung vom 13. December 1872 (G. S. S. 661) nach den §§ 59 und 62 daselbst die Polizeiverwaltung für den Amtsbezirk derart gelegt, daß nach § 29 daselbst auch der Gemeindevorsteher als Organ des Amtsvorstehers für die Polizeiverwaltung in Fällen, wo die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit ein sofortiges Einschreiten nothwendig macht, das dazu Erforderliche vorläufig anzuordnen und ausführen zu lassen, berechtigt und verpflichtet ist. (Jetzt weiß jeder Amtsdiener genau, welche Stellung er einnimmt!) Der vierte Theil der Wörter ließ sich ersparen, wodurch die Sache zugleich vier Mal klarer wurde. Allerdings waren mehr Sätze erforderlich. Ist das aber ein Fehler? Die Kürze einer Ausführung beruht nicht auf der Zahl der Sätze, sondern auf der Zahl der einzelnen Wörter. Offenbar ist der Jurist anderer Meinung. Denn sonst gäbe es für sein Streben, möglichst Alles in einem einzigen Satze zu sagen, keine Erklärung.

Der Richter ist unabhängig und „nur dem Gesetze unterworfen". Er braucht sich weder von den Parteien noch von Vorgesetzten etwas befehlen zu lassen. Er erkennt im Namen des Königs für Recht: es soll der Richter mit dem König gehen, denn Beide stehen auf der Menschheit Höhen! Wenn der Richter spricht, so äußert er seine Meinung nach bester Ueberzeugung: ein Mann — ein Wort! Ist er seiner Sache nicht gewiß, so soll er schweigen nnd sie sich, wie ein altes Weisthum sagt, 123 Mal überlegen. Hat er aber seine Ueberzeugung gewonnen, so soll er sie unbekümmert um Gunst und Mißgunst mit kurzen, klaren Worten heraussagen. Steht man auf diesem Standpunkte und ist man von der Würde seines Amtes durchdrungen, wird man nicht sagen: nach diesen Ermittelungen und Erwägungen hat das Gericht nicht nehmen zu müssen geglaubt, daß der Einwand des Angeklagten, den P. unabsichtlich geschlagen zu haben, gerechtfertigt erscheine; es ist vielmehr der Meinung gewesen u. s. w. Das sind Floskeln! Die einzige Fassung, die der Würde des Richterstandes entspricht, ist die: das Gericht hat hiernach angenommen, daß der Angeklagte den P. absichtlich geschlagen hat. Außerdem wirkt jene scheinbar zartfühlendere Ausdrucksweise auf den Angeklagten auch nicht freundlicher ein:

Man spricht vergebens viel, um zu versagen:
Der Andre hört von Allem nur das Nein!

„Der Wegfall unnützer Worte", schließt v. Klaeden, „macht den Stil auch verständlicher. Viele Eingaben an Behörden werden damit überflüssig, zahlreiche Hin- und Herfragen unnöthig. Gleichzeitig wird das Studium des Rechts erleichtert, der Fortschritt der Wissenschaft befördert. Das Volk versteht seinen Richter und seinen Staatsanwalt eher und besser; es faßt größeres Vertrauen zu ihm und zu der Rechtspflege. Die Rechtswissenschaft wird Gemeingut des deutschen Volkes; sie ist dann in Wahrheit das, was sie jetzt nur im Kopfe des Theoretikers ist: eine Wissenschaft des täglichen Lebens!" Lector.

## Literatur und Kunst.

### Alexander Dumas fils als Moralist.

Von A. Brunnemann (Paris).

„Ich bin weder ein Gott, ein Apostel, noch ein Philosoph. Ich bin Jemand, der vorübergeht und zuschaut; Jemand, der sieht, fühlt und nachdenkt und der, was er sieht und was ihm auffällt, in der klarsten, kürzesten und geeignetsten Sprache niederschreibt . . . Ich bin stets vollkommen aufrichtig, und würde lieber mühsam mein Fleckchen Erde bebauen, statt ein Wort zu schreiben, was ich nicht denke. So verletze ich oft das Herkommen, die festgestellten Meinungen, die Vorurtheile, jenes ‚Was wird man dazu sagen' — worin sich die Gesellschaft, so gut es angeht, bewegt, und das sie sich nicht nehmen lassen will, weil es für sie nichts Schrecklicheres giebt, als gestört zu werden".

So beurtheilt sich Alexander Dumas Sohn im Vorwort zum „Fils Naturel" und sucht seinen Antheil an den geistigen Strömungen der Jetztzeit festzustellen. Sein Biograph wird diese Worte einmal durchaus unterschreiben können. Er wird nur hinzusetzen, daß Dumas dabei eine ganz bestimmte Gesellschaft im Auge hatte, und sich's zur Aufgabe machte, ihren Reformator zu spielen.

Der jung aufstrebende Dramatiker hatte sich vorwiegend die mit falschem Glanze übergoldete Welt moralischer Gesunkenheit genau angesehen. Er war Pessimist, erkannte, daß es möglichst traurig um die Dinge stand, daß die Menschheit krank war, und fühlte sich bald zu der hohen Mission eines Weltverbesserers und Seelenarztes berufen. Und während eines halben Jahrhunderts hat er nicht aufgehört, treffliche, wenn auch homöopathisch starke Heilmittel anzupreisen. Vor Allem kämpfte er gegen die Ungerechtigkeit der Gesetze, eine heuchlerische Moral und irrige Vorurtheile.

Durch einen selten schnellen Erfolg begünstigt — zum Theil, weil er der Sohn des alten Dumas war, zum Theil auch, weil er mit großer Kühnheit bisher unerlaubte Dinge auf der Bühne vorzuführen wagte, — sah er sich bald in der glücklichen Lage, seine persönlichen Meinungen und Anschauungen zu freier Geltung bringen zu dürfen. Er wollte die Stimme des Predigers in der Wüste so laut als möglich erheben, um von dem ganzen Sündenbabel gehört zu werden. Talent und Neigung zeigten ihm die Bretter als günstigste Kanzel für seine Bußpredigten. Mit unermüdlichem Eifer schenkte er ihnen ein Sittendrama nach dem anderen, worin der Moralist den wirklich für Bühnentechnik genial veranlagten Dramatiker allmählich erdrückte. Durch keck entworfene Bilder moralischer Verderbtheit angelockt, strömten die Sünder herbei, um sodann mehr überrascht als erbaut das Gute triumphiren zu sehen und „des Pudels Kern" in Gestalt einer in geistreichstem Essaystil geschriebenen These zu erkennen. Die in der strengen Schule naturalistischer Wahrheitsoffenbarung gebildete jüngere Generation begreift nicht mehr, wie man Dumas fils Jahrzehnte lang in den überschwänglichsten Worten als Dramatiker feiern konnte. Heute, wo das Leben nicht lebendig und wahrheitsgetreu genug dargestellt, die geheimsten Regungen der Psyche nicht sorgfältig genug erlauscht werden können, erscheinen die Thesenstücke gezwungen und unnatürlich Oft würden sie sogar ungenießbar sein, zeigten sie nicht in hohem Maaße den feinen, prickelnden Geist, den glänzenden Stil französischer Eliteschriftsteller. Daneben macht ein trügerischer, ganz äußerlicher Realismus die nur Dumas'sches Leben athmenden Personen äußerlich glaubhaft, und eine brillante dramatische Technik versteht es, treffliche Actschlüsse zu schaffen und die Spannung bis zum letzten Augenblicke zu steigern.

Die „Dame aux Camélias" ausgenommen, worin Dumas Alles, was seine 20jährige Seele bestürmte, mit jugendlicher

Begeisterung und ohne unangenehm moralisirenden Beigeschmack niederlegte, sind seine Dramen von „Demi-monde", bis „Francillon" ausgesprochene Thesenstücke. Echte Menschen von Fleisch und Blut, deren Fühlen und Handeln mit innerer Naturnothwendigkeit aus ihrem Charakter hervorgeht, treffen wir nur selten an. Wohl räuspern sie sich und spucken wie wir — denken und handeln aber, wie es ihnen ihr Schöpfer zur Bekräftigung seiner These einbläst. Als glaubhaftes Sittenbild nehmen wir „Le demi-monde" aus. Mit großer Meisterschaft wird hierin jene zweifelhafte Gesellschaft geschildert, die zwischen zwei Welten — die der oberen Zehntausend und der Courtisanen — schwebt. In ihren äußeren Formen ist sie von Ersterer nicht zu unterscheiden, weist aber fast alle moralischen Gebrechen der Letzteren auf, und bedeutet für die Weltdame ein Sinken, für die Abenteuerin ein Emporkommen. Ferner schuf Dumas ein Stück Leben von traurigster, aber überzeugendster Wahrheit in der „Visite de noces". Dieser Einakter ist eine beißende Satire auf die Nichtachtung, die der Pariser Lebemann den geheiligten Banden der Ehe gegenüber an den Tag legt. Schließlich sind ihm noch einige köstliche, ganz glaubwürdige Typen gelungen: der alte Graf de la Rivonnière (Un père prodigue), der als unverbesserlicher aber gutherziger Verschwender dem alten Dumas zum Verwechseln ähnlich sehen soll, Monsieur Alphonse, Madame Guichard (Monsieur Alphonse) und de Ryons (L'ami des femmes). Ihnen kann langes Leben prophezeit werden. Die übrigen Gestalten dürften für den zukünftigen Sittenschilderer des zweiten Kaiserreichs und der dritten Republik werthvoll sein, doch wird er sie erst genau auf ihre untrügliche Echtheit hin untersuchen müssen.

Soviel von Dumas' dramatischer Thätigkeit, über die schon viel Tinte geflossen ist. Uns soll hier vorwiegend der Moralist interessiren.

Dumas Moralist! Der Verfasser der Cameliendame, der Fürsprecher der Courtisane, dem von der Censur einst die ärgsten Vorwürfe gemacht wurden, und den man einstimmig als unmoralisch verschrie! Zu diesen und ähnlichen Aussagen werden sich viele deutsche Leser berechtigt glauben. Kennen sie doch nur die durch internationale Bühnengrößen gleichfalls international gewordene Cameliendame. Sie mögen bedenken: Dumas schrieb dieses Stück, das übrigens am meisten von innerlicher echter Gefühlswärme durchdrungen ist, als Zwanzigjähriger, und binnen acht Tagen, um seine Schulden bezahlen zu können. In seinem genialen Vorwort zu einer Prachtausgabe von „Manon Lescaut", dem berühmten Sittenroman des Abbé Prévost, kommt der in vollster Reife stehende Dichter nochmals auf sein Erstlingswerk zurück. Damals, erklärt er uns, sei er nur für jene Courtisanen eingetreten, die bei aller Gesunkenheit noch selbstlos zu lieben verstanden, eine verschwundene Generation, deren letzte Vertreterin die unglückliche Marie Duplessis, das Vorbild zur Cameliendame war.

Alle darauf folgenden Dramen, es sind deren fünfzehn, sollen eine bestimmte Frage aufwerfen und lösen. Dumas ist dabei nur insofern unmoralisch, als er mit rücksichtsloser Offenheit alle Schäden der Gesellschaft von den ersten Bühnen Frankreichs herab ausposaunt — um sodann dagegen zu eifern. Heute, wo der Naturalismus, gegen welchen er sogar ankämpfte, sich nicht scheut, auch die letzten Hüllen der Wohlanständigkeit — und nicht lediglich in moralisirender Absicht — fallen zu lassen, entsetzt sich Niemand mehr darüber. Zudem wird der Verfasser niemals roh oder gemein in Darstellung und Sprache, so niedrige Leidenschaften seine Gestalten auch beseelen mögen.

Wie aber kam der Sohn eines dem derb gesunden Lebensgenusse fröhnenden père prodigue dazu, Moralist zu werden? In einem Briefe an Cuivillier-Fleury, der das Vorwort zum Sensationsstück: „La femme de Claude" bildet, finden wir die Lösung dieses anscheinenden Widerspruches.

Von einem leichtsinnigen, verschwenderischen Vater adoptirt, nachdem er als natürlicher Sohn eine ziemlich freudlose Kindheit verlebt hatte, sah er sich mit achtzehn Jahren der Genosse der Freuden des kraftstrotzenden väterlichen Riesen. In das Heidenthum des modernen Genußlebens geschleudert, war er bald übersättigt. Er fühlte, daß ihn die Natur nicht zum gedankenlosen Genießen, sondern zu grübelndem Beobachten geschaffen hatte, ein Charakterzug, den die Vereinsamung seiner Kinderjahre noch besonders stark entwickelte. Sein objectives Beobachten machte ihn bald zum Pessimisten. Er sah, wie der anscheinend üppig grünende Baum des Lebens um ihn her bis in's Mark verfault war und wie bösartige Schmarotzer überall an seinen noch gesunden Trieben nagten. Doch statt sich mit Ekel von diesen vergifteten und verderbten Erscheinungen abzuwenden, erzitterte in seiner Seele ein unendliches Mitleid wieder. Längst, ehe der russische Roman und die zart besaiteten Mitleidsverkündiger und Buddhaschwärmer Frankreichs die Theorie der Vergebung in die moderne Literatur einführten, hat Dumas Milde und Vergebung als Grundbedingung zur Heilung der furchtbaren Schäden der Gesellschaft gepredigt. Besonders stark tritt dieser Zug im Vorwort zu „Les idées de Madame Aubray" und in dem Stücke selbst auf. Die Gesellschaft pflegt von einem untergehenden Gliede, das sie erst in's Verderben gelockt hat, mit entsetzlicher Gleichgiltigkeit zu sagen „Encore quelqu'un qui se noie, tant pis pour lui."

„Verblendete!" ruft jedoch die edelherzige Madame Aubray aus, „seht Ihr denn nicht, daß die landläufige Moral der Gesellschaft nicht mehr genügt. Wir müssen zur Barmherzigkeit und Versöhnung zurückkehren. Vergebung und Mitleid müssen wieder an's Werk gehen!"

Mit einem für seine Jugend seltenen frühreifen Blicke hatte Dumas erkannt, daß die zerstörenden Elemente nothwendige Producte einer zunehmenden Verlotterung der Sitten waren, und, von einem furchtbaren Fatalismus getrieben, fast instinctiv ihr Vernichtungswerk fortsetzen mußten. Alle unter glänzender Tünche verborgene Schmach und Schande reizte ihn eher zum Weinen als zum Lachen, und der weibliche Theil jener verkommenen Gesellschaft rührte sein mitleidiges Herz viel stärker als seine Sinne. Da er kein Erbtheil an die schönen Sünderinnen zu vergenden hatte, betrachteten ihn diese als harmlosen Freund: „Celui qui ne compte pas." So spielte der jugendliche Dumas schon früher die Rolle eines „Freundes der Frauen", die er später in so geistvoller Weise mit der Figur de Ryons' auf die Bühne brachte. (L'ami des femmes, 1864). Niemand genirte sich vor ihm. Er ward Zeuge furchtbarer Seelenqualen, echter Verzweiflung und aufrichtiger Thränen. Er ward der Beichtvater mancher Baronne d'Ange (Heldin des Dramas „Demi-monde"), die auf Tod und Leben kämpfte, um sich wieder in eine geachtete Gesellschaftssphäre emporzuheben, die aber vergangene Schuld wie mit bleiernen Gewichten erbarmungslos in die Tiefe zog. Dieser Rolle als Frauenfreund und Beichtvater ist Dumas übrigens sein Leben lang treu geblieben. Adrien Marx erzählt uns vom Dumas intime, er empfange öfters Besuche von Damen, die ihn um Rath und Beistand anflehten, weit öfter aber von dem Historiographen einer Marguerite Gauthier (Dame aux Camélias) Absolution für ihre Sünden begehrten. Zeigte er aber warme Theilnahme für die Irregeleitete (la femme devoyée) und versagte er ihr niemals Rath und Schutz, so sprach er stets offen seine Verachtung für „la femme déclassée" aus. Auch ward er ein warmer Fürsprecher der aufkeimenden Frauenbewegung und unterstützte sie durch einige beachtungswerthe Brochuren, als sie mehr Rechtsschutz forderte und die Abschaffung gewisser grausamer Satzungen des Code Napoléon beantragte.

Von einer Fülle reformatorischer Ideen überwältigt, wählte er ferner den Roman und den Essay zu deren Ver-

breitung. Als Romanschriftsteller ist Dumas sehr wenig bekannt, weil er fast all' seine Stoffe später dramatisirte. Sie machten dann auf der Bühne mehr Glück und drängten ihre ursprüngliche Fassung gänzlich in den Hintergrund, z. B. die Dame aux Camélias und Diane de Lys. Eine anmuthige Erzählung gab er in der Dame aux Perles; sie enthält seine eigene Herzensgeschichte, die Liebe zu einer russischen Fürstin, die später seine Gattin wurde. Der „Fall Clémenceau" ist das Bedeutendste, was er unter dieser Form geboten hat. Er machte berechtigtes Aufsehen: ein Mal wegen der darin enthaltenen Schilderung der Seelenqualen seiner eigenen Kindheit, die an die rührende Schlichtheit eines Dickens erinnert. Zweitens warf er darin zum ersten Male die Streitfrage auf: Ist der Mann berechtigt, ein Weib, das ihn mit falscher Tugend umgarnt hat, ihn dann betrügt, sein Lebensglück und seine Schaffenslust zerstört, und ohne eine Spur von Reue zu triumphiren meint, zu tödten? Dumas beantwortet diese Frage mit ja.

Der geniale Bildhauer Pierre Clémenceau hat sich durch eigene Kraft nach leidenvoller Kindheit vom verachteten Bastard bis zum gefeierten Künstler emporgearbeitet. Er hat aus Liebe ein bildschönes junges Weib geheirathet und ist ihm nie eine Secunde untreu gewesen. Doch Iza, ein moralisches Ungeheuer ohne Seele, hintergeht ihn auf das Schändlichste. Sie will ihn auch, nachdem er sie von sich gestoßen, wieder in ihre Netze ziehen. Er fühlt, daß sie, die sein Lebensglück zerstörte, auch seine Schaffenskraft ertödten wird, und befreit sich von dieser verführerischen Schlange durch Mord. Der Ausgang des Romans, die Schilderung Iza's, erinnert stark an Sensationsromane der guten alten Zeit. Diese äußerste Consequenz des Ehebruchs; die Forderung: tödte! hat Dumas Jahre lang beschäftigt. Er bringt sie in der „Femme de Claude" auf die Bühne; er schreibt für sie ein glänzendes Plaidoyer in der Brochure „L'homme-femme", die mit Recht heftigsten Widersprüchen begegnete, denn hierin ging der Sittenrichter Dumas zu weit.

Die glänzenden Vertheidigungsschriften dieser Thesen sind unseres Erachtens das Bedeutendste seiner schriftstellerischen Leistungen. Wir finden sie als Vorworte zu seinen Dramen. Ihre Abfassungszeit fällt in Dumas' beste Schaffensperiode und sie berühren alle Fragen des Gesellschaftslebens mit den Tragödien von Schuld und Unglück, die sich in seinen Tiefen abspielen.

Fast ausschließlich (das Drama: La question d'argent, 1857, ausgenommen) behandeln seine Werke das Verhältniß des Mannes zum Weibe: die Liebe. Selten nur läßt er die Liebe in ihrer hohen, veredelnden Bedeutung hervortreten, sondern er schildert sie in ihren Gefahren und verhängnißvollen Folgen. Mann und Weib, die sich gegenseitig in der idealen Aufgabe, nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft heranzubilden, unterstützen sollten, haben in der verpesteten Gesellschaft des modernen Lebens diese hohen Ziele ganz aus den Augen verloren. Sie wollen nur genießen, und durch ihre blinde Genußsucht stürzen sie sich und tausend andere Unschuldige mit in unrettbares Verderben. Die Gesetze aber sind der zunehmenden Demoralisation eher förderlich als hinderlich. Sie lassen das Verbrechen ungeahndet, verdammen die Bethörten, ja die gänzlich Unschuldigen zu namenlosen Leiden, oder stoßen sie gar als Paria aus. Das französische Gesetz verbietet bekanntlich das Suchen der Vaterschaft eines natürlichen Kindes, und als Dumas gegen gewissenlose Gatten und Gattinnen eiferte, durfte in Frankreich die Ehe noch nicht geschieden werden.

Im Vorwort zum „Ami des femmes" heißt es: „Wenn der Mann vorwärts strebt, ist das Weib im Fortschritt begriffen. Wenn er stehen bleibt, geht es zurück. Steigt er empor, so erhebt es sich — steigt er aber herab, so muß es sinken." Und hierauf folgt der harte Vorwurf gegen seine Zeit: „Jetzt aber ist der Mann im Niedergehen." Und darum ruft Dumas mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln: Meide die Sünde! Vermagst Du es nicht, so mache Deine Vergehen nach Kräften wieder gut! Heirathe die Mutter Deines Kindes und, ist dies unmöglich, so legitimire Dein verlassenes Kind und erziehe das Schuldlose zu einem tüchtigen Menschen! (Le fils naturel, 1858; Les idées de Madame Aubray, 1867). Richte die Gefallenen wieder auf! Vergieb den Reumüthigen und überwinde die Vorurtheile einer egoistischen Gesellschaft durch erbarmende Liebe! (Les idées de Mad. Aubray, 1867; Monsieur Alphonse, 1873; Denise, 1885.)

Seid Ihr Euch der wahren Mannespflicht voll bewußt, Ihr jungen Männer, so heirathet einfache, gemüthstiefe, pflichttreue Mädchen, die eine ruhige Heiterkeit, das Zeichen von Gesundheit des Leibes und der Seele besitzen! (Francillon, 1887) Ihr Verfallzeitler aber, Ihr Müßiggänger mit zerrütteten Nerven und zerrütteten Grundsätzen: Ihr seid des liebenden, opferfreudigen Weibes nicht werth. Der Genuß hat Euch vor der Zeit gealtert, und da Ihr Euch zu keiner befreienden That aufraffen könnt, so verfallt dem unersättlichen Raubthiere des Genusses, dem gesunkenen Weibe, das Euch vollends aussaugen wird bis auf's Mark! Gegenseitig sollt Ihr Euch vernichten, damit die Gesellschaft von lästigen Schmarotzern befreit werde! (Le demi-monde, 1859; Un père prodigue, 1859; Préface de Manon Lescaut, 1875 und l'Etrangère, 1876.) Hat sich jedoch diese lüsterne, buntschillernde Schlange unter falscher Keuschheitsmaske in Dein Heim eingeschlichen und zerstört sie nicht nur Dein Lebensglück, sondern vergreift sich auch an den Früchten Deiner jahrelangen, mühseligen Arbeit, dann schrecke vor dem Furchtbarsten nicht zurück: tödte sie! (L'affaire Clémenceau, 1866. L'homme-femme, 1873. La femme de Claude, 1873.)

Auffallend ist die verhängnißvoll zerstörende Macht, die Dumas dem fascinirenden, dämonischen Weibe ohne Moral, ja ohne Seele zuschreibt. Im „Homme-femme" und im Vorwort zur „Femme de Claude" schildert er es als Alles verschlingende Bestie mit den grellsten apokalyptischen Farben. Hier werden wir nur allzudeutlich an das „Cherchez-la-femme" der Franzosen erinnert. Die ganze Dumas'sche Auffassung des Liebeslebens überhaupt kennzeichnet den Romanen und wird den deutschen Leser befremden. Wir können uns für keines seiner Liebespaare erwärmen; nicht eines besitzt Züge jener idealen Liebenden, die die Poesie aller Zeiten unsterblich gemacht hat. Im thatkräftigen Handeln erblickte Dumas das Ziel des Lebens, und die Liebe erschien ihm als Hinderniß des Thuns, ja aller freien Entwickelung des Individuums. „C'est l'amour qui inspire les grandes actions et qui empêche de les accomplir" läßt er Ryons im „Ami des femmes" sagen; und von diesem Satze geht sein ganzes moralisirendes Werk aus. Aber diese mit wenig Ausnahmen nur in ihren sinnlichen Eigenschaften geschilderte Liebe sollte vermöge eines negativen Verfahrens Mann und Weib abschrecken und auf eine ideale Auffassung der Liebe und Ehe hinweisen; die bei Dumas in dem Ausspruche gipfelt:

„Ich habe einen Herrn über mir: Gott! Ich habe einen Besitz: die Erde. Ich habe ein Mittel, sie zu bebauen: die Arbeit. Ich habe einen Bruder: den Menschen. Ich habe eine Gehülfin: das Weib!"

Sieht man davon ab, daß Dumas bisweilen vereinzelte Abnormitäten als typische Gestalten darstellte, und von dem besonderen Fall eine allgemeine Regel herleitete, so müssen wir seine großen Verdienste rückhaltlos anerkennen. Und diese sind: Seine edle Aufrichtigkeit und Gerechtigkeitsliebe. Der literarische Werth seiner Werke muß jetzt in vieler Hinsicht als unzulänglich erscheinen; ihr moralischer Gehalt ist von den Ideen des edelsten Denkers aller Zeiten nicht übertroffen worden. Ja, vergleicht man ihn mit den ethischen und neu-idealistischen Bestrebungen der gegenwärtigen Literaturperiode, so kann man sagen: Alexander Dumas fils eilte seiner Zeit voraus.

## Dichtende Berliner Studenten.

Von Arthur Eloesser.

Die deutschen Musenalmanache sind mit der Wiedergeburt unserer Lyrik entstanden, als das erwachende Nationalbewußtsein sich zuerst in deutschthümelnder Empfindsamkeit gegen die Herrschaft französischer Galanterie, gegen das Anakreontische Gegängel richtete, als die Dichtung, erfrischt und getragen von der wiedererstandenen alten Volkspoesie, das elementare Gefühl gegen kalte Allegorie und moralisirende Didaktik entfesselte. In die Almanache ergoß sich der neue, volle Strom des Lyrismus; sie wurden ein regelmäßiger Bestandtheil des literarischen Marktes, mit Spannung erwartet, mit Begierde verschlungen, und die fast unübersehbare Production die am Ende des 18. Jahrhunderts auf diesem Gebiete entfaltet wurde, spricht für eine lyrische Aufnahmefähigkeit unserer Altvorderen, mit der sich die Gegenwart trotz günstigeren ökonomischen Verhältnissen nicht im entferntesten messen kann.

Heute ist der Name Musenalmanach veraltet, er hat einen fremden gelehrten Klang. Aber so oft junge Leute sich verbinden, um ihre poetischen Producte unter gemeinsamer Flagge in die Welt zu senden, geben sie ihrer Sammlung noch gern den alten historischen Titel, der mit dem Aufschwung unserer Literatur untrennbar verknüpft ist. Im vorigen Jahre erschien in Göttingen, der Stadt des ältesten und berühmtesten Musenalmanachs, ein neuer, der aber nur aus einem abgeschlossenen akademischen Kreise stammte und sang- und klanglos vorüberging. Die Berliner Studentenschaft hat dieses Unternehmen auf breiterer Grundlage wieder aufgenommen, und da die Sammlung durch einen öffentlichen Aufruf am Schwarzen Brett zu Stande kam, so ließ sich erwarten, daß hier ein zutreffendes Bild von dem Empfindungsleben der akademischen Jugend in Rhythmen und Reimen entstehen würde.

So ein Lyriker führt ja unter Commilitonen kein beneidenswerthes Dasein! Wer einen Roman oder ein Drama verfaßt hat, er mag noch so ungedruckt und unaufgeführt sein, genießt doch in seinem Kreise einen gewissen Respect, der Lyriker gilt aber selten als Wesen höherer Art; denn jeder deutsche Jüngling bildet sich ein, seinen Vers bauen zu können, wenn er nur Lust oder Zeit dazu hätte. Der Lyriker empfiehlt sich sogar einem gewissen Mitleid, als ein schwächliches Geschöpf, das den eingeborenen Trieb zum Reimen nicht unterdrücken konnte. Das Versemachen gilt nicht gerade als Charakterfehler, so doch als bedenkliches Zeichen noch vorhandener jugendlicher Unreife. Da erscheint zwischen den bunten Placaten der Couleuren, zwischen den stets bekleckstten, vielfach durchstrichenen Offerten der Antiquare, zwischen den mit merkwürdigen Orthographien angebotenen freundlich möblirten Wohnungen plötzlich der spornende Aufruf zur gemeinsamen poetischen That — und Hunderte von lange gehegten mit Vaterliebe gepflegten Manuscripten flattern auf den Tisch der muthigen Herausgeber. Aus den verzagten heimlichen Lyrikern wird eine cameradschaftliche beherzte Colonne; der Einzelne erhebt sich zum Bewußtsein historischer Würde, und mit Recht; denn so ein Almanach, er mag ausfallen wie er will, ist immer die wichtige Aeußerung einer Generation, zum Wenigsten ihrer Wünsche und Träume.

Die moderne Psychologie interessirt sich ja besonders, nicht für die reife, gewordene, sondern für die noch unbestimmte, werdende Persönlichkeit. Das Leben stumpft ab. Der Mann wird zur Einseitigkeit, zur Beschränkung gezwungen, er muß aus der Fülle der Eindrücke das Störende, entfernter Liegende abweisen, wo die Jugend sich willig hingiebt, mit biegsamerem Intellecte den widerspruchsvollsten Tendenzen folgt. Ein unscheinbares Ereigniß, das später vielleicht bedeutungslos vorüberginge, wirft hier unverhältnißmäßige, ungeheuerliche Projectionen. Die Impressionsfähigkeit der jungen Seele ist unbegrenzt, aus dem Samenkorn eines dürftigen Erlebnisses entfalten sich wilde phantastische Blumen, wie sie kein Gärtner gezeugt. Sie duften, locken und schwinden nur langsam aus dem dämmernden Traumlande der Jugend. — Die letzten Jahre haben uns eine Reihe von jugendlichen Bekenntnißbüchern gebracht, in denen die erste Kindheit, dann das erwachende Bewußtsein der Jugend dargestellt wurde, und man hat diese Bücher voll lyrischen Reizes, wo die kleinen Leiden zu Tragödien werden, als wahre menschliche Documente willkommen geheißen. Mancher der jungen Autoren hat später enttäuscht; es giebt solche, die nur einmal ein eindrucksvolles Buch schreiben, weil der melancholische Reiz dieser unmittelbaren kunstlosen Producte nicht das Eigenthum des Schriftstellers, sondern die Poesie der Jugend selbst war. Sie sind reich an inneren Schätzen, solange sie noch jugendlich überschätzen dürfen. Man steht solchen Büchern anspruchslos gegenüber. Wenn das Bekenntniß aus ihnen naiv hervorbricht, wenn wir die ersten Flügelschläge der jungen Seele fühlen, dann nehmen wir gern eine mangelnde Technik, die unbewältigte Menge des rein Stofflichen mit in den Kauf; ja diese Mängel gehören zum Charakter des Ganzen, sie bürgen uns für die innere Echtheit.

Mit ähnlichen Erwartungen greift man zu dem Almanach Berliner Studenten*), um nach beiden Seiten enttäuscht zu werden. Vergebens sucht man hier die in solchen Sammlungen sonst unvermeidlichen Intermezzos von jugendlichen Stammeleien, überschnappendem Pathos, von komisch verrenkten Formen. In dem ganzen Bande ist keine lyrische Raserei, kein Gedicht, das nicht maßvoll im Ausdruck, sauber in der Form wäre. Man möchte den Herausgebern für das Fehlen dieser Mängel fast gram sein. Sollten sie nach der formalen Seite zu streng gesichtet haben? Oder besitzen wir bereits die schon von Goethe vorausgesagte Cultur der Sprache, die jedem Geschickten erlaubt, aus einem Allgemeingut an fertigen poetischen Wendungen zu wirthschaften? Ein Lyriker präsentirt sich ja allerdings in Gesellschaft mit wenigen Producten besser, als wenn er allein ein ganzes Buch füllt. Wer sich mit einigen Gedichten als liebenswürdigen Menschen vorstellt, der kann mit einigen Dutzenden unerträglich sein. In diesem Almanach stellt sich eine Reihe von liebenswürdigen jungen Leuten vor, die von ihrem Rechte auf Jugend keinen maßlosen Gebrauch machen. Aber wo sind die charakteristischen Erscheinungen? Die Meisten von ihnen dichten, wie man vor fünfzig oder hundert Jahren auch gedichtet hat, sie singen von Dingen, die der Lyriker immer besungen hat, von todten und untreuen Geliebten, von Sternen und Waldesrauschen. Es sind zeitlose Blumen, wie sie jedes Jahr erblühen können. Der Almanach ist charakteristisch durch das, was er nicht enthält. Er hat keinen Zeitcharakter, kein Localcolorit, er könnte eben so gut in Marburg oder Greifswald entstanden sein. Von den Nöthen der Gegenwart, von ihren socialen Zuckungen, von ihren moralischen Beklemmungen ist diese Lyrik nicht erfüllt. Vom brausenden Leben der Weltstadt ist nichts darin, nichts von der Poesie des himmelhohen Studentenstübchens, das von grauen, verrußten Hofmauern eng umschlossen ist, über das die Telephondrähte dahingehen, in der Sonne glitzernd, geheimnißvoll klirrend, während aus der Tiefe der Straße der betäubende Lärm zugleich lockend und drohend emporsteigt. Diese Gedichte machen fast alle den Eindruck, als ob sie in den Ferien entstanden seien, aus den idyllischen Freuden des Elternhauses, beim Wiedersehen der lieben Menschen, der vertrauten Natur. Diese sanfte Ferienlyrik sollte die sittlichen Besorgnisse der Alten beschwichtigen, oder haben die Studenten, die sich den Freuden des Großstadtlebens hingeben, das Dichten verlernt? Ein Berliner Almanach ohne Bummel- und Kneippoesie, ohne Verherrlichung der Kellnerin! Heiliger Otto Erich Hartleben!

*) Schuster & Löffler. Berlin 1896. Herausgeber sind Gottlieb Fritz, Rudolf Kassner, Emil Schering.

Fehlt dem Almanach auch stürmische Jugendkraft, Uebermuth und eigentlich studentischer Charakter, so ist er doch sympathisch und werthvoll durch eine Menge stimmungsvoller, wohllautender Gedichte, die von den Herausgebern sehr geschickt geordnet sind. Von den dreiunddreißig Mitarbeitern können hier nur Wenige hervorgehoben werden. Die Sammlung eröffnet gleich sehr hübsch Hans Brennert mit zarten, melodischen Versen, die er im Waldesdämmern erträumt hat — Träume von Sehnsucht, die den Genuß noch fürchtet. Die Schlange warnt ihn, wenn die Sinne locken. Kräftiger, entschiedener wird sein Ton in dem lebensfrohen Gedicht „An meinen Schädel". Ein Dramenfragment und eine Skizze hat er beigegeben, aber ohne gestaltende Kraft. Sie sind noch lyrischer als seine Lyrik. Von Liebe und Tod, von der Untreue seiner Schönen und den daraus entstehenden Schmerzen singt Carl Bulcke in den bekannten Tönen. Ein gutes Gedicht ist ihm in „Junge Morgenstunde" gelungen. Das erwachende Lebensgefühl, wenn der junge Tag den faulen Schläfer weckt, ist hier sehr anmuthig zum Ausdruck gekommen. Eine zarte, sinnige Poetennatur ist A. Tielo. Seine Liebeslieder „Deine Hand" und „Junge Leiden" sind fein empfunden, zart hingehaucht. In seinen Bildern aus Litthauen athmet die Schwermuth der Landschaft, herbstlich melancholische Weisen, die wie fallende Blätter im Winde verwehen. Jeder Ton ist echt, jede Stimmung aus der Seele der Landschaft geboren. Ihm gelingen in schlichter Form malerische und musikalische Wirkungen, Farben und Töne vereinigen sich zu harmonischem Zauber.

„Wolkenflucht und feuchter Nebelflor,
Fluthgerieſel träumerisch und träge,
Und verhallend, fern, im Haidemoor
Ziehen müde, matte Ruderschläge.

Schweigen dann und schwanker Schattengraus,
Tief im Röhricht huschende Gespenster,
Und allein nur wacht ein Fischerhaus
Mit dem trüben, dämmerrothen Fenster."

Die Verse von Tielo gehören zu den besten im Almanach. An inniger Empfindung steht ihnen das liebenswürdige Gedicht „Heimkehr" nahe, von einem der Herausgeber, Gottlieb Fritz. Es ist bedauerlich, daß er sich selbst nicht mehr Platz eingeräumt hat. In freien Rhythmen, wie sie die moderne Lyrik schier in liederlicher Fülle hervorbringt, ergeht sich Ernst Schur. Dieser ist nicht mehr literarisch so unberührt wie die Anderen; er arbeitet absichtsvoller, bewußter, mit den Mitteln der modernen Technik. Er singt nicht mehr naiv, er will den Inhalt des Gefühls darstellen. Er versucht, zu vergeistigen, mit der eigenen Empfindung als Beobachter zu spielen. In einem kürzeren Dialoge will er ein Recitativ der Seelen componiren, er strebt in den Mysticismus hinein; die weiße Callablüthe, die rothe Feuerlilie gehören schon zu seinen Requisiten. Die Herausgeber haben ihm einen weiten Spielraum gelassen, aber er beweist nur größere literarische Routine, das eigene Talent muß sich erst beweisen.

Am vielseitigsten in Formen und Stoffen tritt Paul Viktor auf. Dieser stammelt offenbar keine Erstlinge mehr, er blickt schon auf eine Vergangenheit zurück. Die Reihe seiner Gedichte zeugt von der Entwicklung einer Persönlichkeit. An seinen Producten hat das Leben schon einen stärkeren Antheil, er versucht auch zu gestalten, schwankende Gefühle in feste Formen zu zwingen. Seine Gedichte haben eine gewandte Diction, ohne der persönlichen Marke zu entbehren. Echt empfunden, einfach und doch kunstvoll gestaltet ist die „Gewitternacht". Hier erfrischt ein Hauch von Sinnlichkeit, der bei den Anderen oft schämig verdeckt ist. Ein Dramenfragment „Savitri", nach der Episode des Mahabharata, verräth wiederum lyrisches aber kein dramatisches Talent. Es liest sich wie ein Libretto. „Der Brief an den lieben Gott" ist ein süßliches Product. Kindergeschichten sollten nur sehr alte oder sehr erfahrene Leute schreiben. Als Specialität sind sie meistens unleidlich sentimental. Auch die zehn Gedichte in Prosa, mit denen E. Schering den Almanach schließt, sind eine Specialität, blasse Impressionen eines feinen, aber unproductiven Kopfes.

Unter den Beiträgen sticht eine Erscheinung hervor, erstens, weil es eine studirende Dame ist, Maria Malczewska, zweitens, weil sie allein der Wissenschaft ihr Lied geweiht hat oder vielmehr deren Vertreter Erich Schmidt.

„Der Musenalmanach Berliner Studenten" hat keine große Ueberraschung gebracht, keine Erscheinung von zweifelloser literarischer Zukunft gezeitigt, aber sämmtliche Beiträge, von denen wir nicht alle besseren hervorheben konnten, beweisen Maaß und Geschmack. In dem ganzen Buche ist kein schlechtes Gedicht. Wer eine Reihe frischer, liebenswürdiger Persönlichkeiten kennen lernen will, der nehme das hübsch ausgestattete grüne Bändchen zur Hand, auf dessen Titelbilde ein Student dem Liede der Muse andächtig lauscht. Das Motto aus Effi Briest „Ich habe meine Jugend" trägt der Almanach mit vollem Rechte. Die Sammlung ist „unserem alten und unserem jungen Meister" Theodor Fontane und Gerhart Hauptmann gewidmet. Die Widmung macht den Herausgebern alle Ehre, aber vor einem Musenalmanach hätte man vielleicht einen anderen Namen erwartet. In dieser Erkenntniß hat einer der Beiträger, H. Spiro, unserem herben Lyriker Detlev von Liliencron mit einer schwungvollen Huldigung die schuldige Reverenz erwiesen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Schwester.

Von D. Staack.

„Na Kochsch, Du gehst ja mit die Nase in die Luft, wie die Springers auf'm Holzmarkt mit ihre Beine! Was snupperst Du denn?"

„Pannkoken!" sagte die Angeredete trocken, — „Es geht mich mit meine Nase wie Jäger Otto mit sein' Hund, wenn er'n Hasen spürt! Da is bei Brümmer's was los! Ich laß' mich das nich nehmen! Kuk mal, was das da blau zu'n Fenster rauskömmt!"

Beide Weiber sahen über den Weg hinüber auf das kleine Eckhäuschen, das sich von vorn wie der reiche und von seitwärts wie der arme Mann aus dem Märchen gab, wenn auch der Reichthum nur durch weißgestrichene Fensterrahmen, blanke Scheiben mit Tüllgardinen und goldgeränderte Blumentöpfe markirt war. Seitwärts, aus einem offenen, vorhanglosen Fenster quoll brenzlicher Speckgeruch auf die fast dörflich einsame Straße. Auch wurde die schmale Hausthür bis zur Wand aufgerissen.

„Nachmittags Klock Fünfe un Pfannkuchen backen, — da werr nu mal'n Mensch aus klug!" sing Kochsch wieder an. Sie wohnte in dem altväterischen Bauernhause schräg gegenüber und kein Topf in den Nachbarsküchen war ihr fremd.

„Wer't lang hält, lätt't lang hängen!" sagte die Andere hämisch. „Bloß daß mich nich ganz klar is, wie Karl Brümmer jetzt dickauf Schmalz hätt'! Sitzt da mit sieben Kinder un was das Lüttst is, kriegt noch'n Buddel!"

„Ja, der arm' Kerl hat sich zu'n zweiten Mal in die Brennnetteln rein gesetzt —" nickkopfte die Nachbarin. — „Erst lad't er sich 'ne Wittfrau mit zwei lüttje Deerns auf'm Puckel! Aus lauter Barmherzigkeit! Bloß, weil daß sie swach war un die Kinder ihm dauerten, un ihr Vater, der ja von's Gerüst fiel — er war ja auch'n Mauermann —

*) Bonbons.

sein' besten Freund gewesen war! Na, er hat ihr gut gepflegt, un das ging ja auch sonst. Abers die Zweite hat erst den richtigen Tritt auf sein' Diele gebracht. Hatt' bloß nich lange Bestand. 'n lütt Handvoll Jahre un sie muß ihm bei das Letzte bass wegsterben! — Na, un Karlin? Die tanzt Freund Hein mal über Nacht aus der Thür 'raus!"

Vier Kinder stürmten drüben mit lautem Halloh auf den Weg, wie gestochen von Uebermuth und Ausgelassenheit. „Hurrah! Hurrah! die Buntje's*) soll'n leben!"

„Un Zucker un Appeln un Pfannkuchen daneben! Hurrah! Hurrah! Hurrah."

„Habt Ihr Euch in Cumpanieschaft Ein'n angeduselt oder was is bei Euch los!" fragt Kochsch gierig.

Die Kinder drängen sich eifrig sprechend an sie heran. „Wir hab'n Pfannkuchen gehabt!"

„Stina hat Pfannkuchen backt!"

„Ick harr Ji Mulschell'n anröhrt!" sagt Kochsch mit drohendem Nicken. — „Stina is rein nich klug! Nachmittags Klock fünfe —"

„Sie war auch was fühnsch*) —" grinste der siebenjährige Aelteste, — Aber's Karlin sagt: „Wenn Du noch 'n Ei hast un 'n paar handvoll Mehl, — sagt Karlin, — denn gieb sie das man. Ich muß uns' Lütten noch mal vergnügt sehn!"

„Un Buntjes! Das hat auch noch Buntjes gelohnt! Weiße, gelbe, grüne Buntjes! Die Buntjes soll'n leben! Hurrah!"

„Bun Karlin! Hujah —!" kräht Fieken wichtig.

„All' Vier nach die Reihe gab sie die Hand —"

„Als wenn sie abreisen will! Un kann mich kriechen!" lachte Fritz. — „Denn zu'n reisen, — Donnerschlag, kuk mal Fieken, das's Schockelad', — warrasstig!"

Er nahm ein braunes, schmieriges Klümpchen aus dem Mund und zeigte es triumphirend herum. Die beiden Frauen sahen sich bedeutungsvoll an. Jedes ging schweigend seine Wege.

— — — Stina Meiners sitzt an der Wiege und singt.

Leise surrend klingt es durch den niedern Raum.

Eia bramm suf' —
Wo wohnt denn Peter Krus?
In de Rosmarienstrat,
Wo de lütten Deerns up Tüffeln gaht.
Eia bramm suf' —

Endlich ist Alles ruhig. Man hört nur das Windrauschen in den hohen Pappeln, welche jenseits des Weges auf dem Judenkirchhof in die Luft ragen. Die beiden Schwestern sind in der Nebenkammer beisammen. Karlin hat sich auf ihrer Lagerstatt halb aufgerichtet und die Andere zu sich niedergezogen.

„Die Kinder war'n Nummer ein," — sagt sie. — „Nun bist Du an die Reihe! Ich muß mir bloß sputen, daß ich das fertig bring'! Wenn denn nachher das Sterben losgeht, stärk' ich mir an Eure vergnügten Gesichter —"

Sie sinkt erschöpft zurück, Stina schluchzt. Draußen halten sich die Kinder zum Reigenspiel an der Hand. Leiser Singsang tönt herein, weich und getragen —

Es wollt' ein Jäger früh aufsteh'n,
Dreiviertel Stund' vor Sonnaufgeh'n —

Klein Fieken's helle Stimme klingt scharf aus dem Chor heraus. Selbst jetzt im Leid folgt Stina der hübschen Melodie. Da schlägt das junge, kinderhafte Geschöpf, das früher sang und sprang wie der Vogel auf dem Zweig, die langbewimperten Lider in die Höhe und lächelt sie an.

„Du wirst mein Lebtag nix bei die wilden Gören und darum mußt Du weg, Stina-Süster, —" meint sie altklug und eifrig. — „Weg un heirathen, je eh'r, je lieber! Stina Meiners un Fritz Bruns sind zwei, die sich sehen lassen können! Rück nich weg, Stina, Du hast ihn doch lieb, wenn Du auch den Kopf schüttelst un ihn abgetrumpft hast nach Nöthen! Wegen Geschen-Mudder natürlich! Weil sie'n Haus hat un große Fenster un feine Gardinen! Un weil wir arm sind, — un viele Kinder, — nu ein ganz lütt is un ein ganz krank. Un die schön zusäßen ohne Dich! Meinst Du wirklich, ich wüßt' nich was Deine Gedanken sind?" Sie umfängt die Schwester und küßt sie innig. Auch in ihren Augen glänzt es jetzt feucht. Leise spricht sie weiter. „Ich hab' da ja immer an denken müssen, Euch Beiden noch zusammenzubringen. Bleibt die Geschichte so stehn, hab' ich in mein' Kuhle kein' Ruh'! — Un Du kriegst 'n guten Mann, mein alt Stina-Deern, wenn Geschen-Mudder auch schimpft, daß er 'n Lüderjahn wird! Er strömt nach Grotmann's 'rauf un strakelt der Deern, der Anna, das glatte Fell! Er, der sie all' zu Hauf' haben könnt', und sie, die Jeden aufnimmt, der bei ihr anklopft! Das thut er aus Trotz, — Du brauchst nich zu weinen —!" Sie schweigt ein Weilchen. Dann sagt sie schwer und langsam, als wenn sich einer auf einen steilen Berg hinaufquält: „Wenn er reinkömmt, um nach mir zu sehen, is er mit seine Gedanken bei Dir! Sein Herz steigt ihm in die Augen, un mit diese Augen sucht er Dich! Immer un immer bloß Dich —"

Sie beißt die Zähne zusammen, um stark zu bleiben. Mit Augen voll Qual und Sehnsucht und leidenschaftlichen Begehrens schaut sie hinaus auf die grüne Wirrniß des alten Friedhofes, auf die grauen Pappelstämme vor goldenen Abendwolken. Stina ist mit einem Ruck in die Höhe gefahren. Sie meint, ihr müsse das Herz still stehn. Karlin, dies Kind! Und die Qual —. Ihr steht ein großes Entsetzen in den Augen. Urplötzlich denkt sie wieder an sich selbst und wie sie gegen die Natur gesündigt. Sie reißt sich den Halskragen auf, ihr ist zum Ersticken heiß. Sie ängstigt sich um das, was sie versäumt hat, und trägt schwer an der Schuld gegen ihn. — Die Leidenschaft für den Zurückgestoßenen gährt mächtig in ihr auf. Es giebt kein künstliches Zurückdämmen mehr. Und daran ermißt sie die Qual der Andern. Sie sinkt vor'm Bett nieder und zieht das feine Gesichtchen der jungen Schwester an ihre Brust.

„Mein' Karlin, — mein' arm Karlin —" murmelt sie. — „Mein liebe Deern, — mein gutes, sötes Lütt —!"

Karlin's schwacher Körper wird von heftigem Schluchzen durchschüttelt. „Ich bin 'n schlechte Deern!" stößt sie aus. — „Un wenn ich nich sterben müßt, wär' ich noch viel schlechter geword'n! Ich hätt' geflunkert un Schlechtes gesagt, um ihn von Dich abzubringen! Un wenn ich das doch nich hätt' möten*) können, wär' ich in's Wasser gesprung'n! — Ich hätt' mein' Vater un all unse Kinder für ihn in Stich gelassen! Ich hätt' das nich gekount wie Du! Ich hab' mich ja gefreut un in'n Stillen gelacht, daß so'n großen Kerl so dumm is un glaubt Du magst ihn nicht!"

Stina weiß nicht, was sie sagen soll. Sie nimmt immer das Geschick auf sich. Ihr Gemüth ist der Schirm, unter dessen hochgewölbtem Dach sie einherwandelt. Deßhalb hält sie Wolkenbrüchen Stand. Nur daß sie vom Gehen gegen Sturm und Wind müde wird, daß ihr kein Freudensünkchen den weiten Sorgenrock verbrämt, — diesen Postenmantel, der lang und schwer hinter ihr herschleift und gierig auf ein Hineinwachsen lauert. Karlin liegt still in den dicken Kissen. Sie athmet schwer. Auf ihren Wangen brennen rothe Flecke. Da knirscht der Wegsand. Es geht Jemand eilig dicht am Fenster vorbei. „Schnell, — bring' ihn her!" ruft sie hastig. Sie zupft sich das Kränschen an ihrer buntgetüpfelten Jacke in die Höhe und legt sich anders zurecht. Stina durchfährt ein Zittern. Ihr ist der Hals wie mit Stricken zugeschnürt. Sie geht hinaus und steht ihm fassungslos an der Hausthüre gegenüber. Er hat eben den mächtigen Schlüssel hinter dem grünen Fensterladen hervorgeholt. Mutter Gesche's Versteckplatz für Allerlei, wenn sie aus ist.

„Nich aufschließen!" hastet sie. — „Schließ nicht auf, — Karlin, — komm mit mich, Fritz! Flink!"

*) wild.

*) zurückhalten.

Sie hat die Hand auf seinen Arm gelegt. Beide sehen sich an. Sie ist erfüllt von Reue, Angst, Begehren. Und schämt sich zugleich, an etwas Anderes zu denken, als an Karlin, die so elend ist.

„Stina —“ sagt er drohend — „wist Du mi narr'n?“

Sie schüttelt den Kopf. Ihr wird heiß und kalt. „Erst nach Karlin,“ flüstert sie drängend. „Flink, — flink!“

Sie gehen eilig über den schmalen Flur, durch die große Stube mit der Kochstelle, der Wiege und den beiden breiten, plumpen Betten. Karlin sieht ihn über die Schwelle treten. Wie sie den Mann da liebt! Wie ihre Augen bewundernd und voll Respect den jungfrischen, kraftvollen Körper messen! Sie weiß, es steckt ein starker Wille darin. Was der in sein Herz geschlossen hatte, gab er nicht wieder her. Sie seufzte tief auf. Das war ein Apfel, der nicht für sie wuchs. Sie hatte ihn immer in den Zweigen hängen sehen und sich daran gefreut. Ohne, daß sie es selbst so recht gewußt. Bis sie eines Tages die Hand darnach ausgestreckt —

„Fritz, komm mal dicht 'ran —“ sagt sie. Sie ist so schwach, daß sie sich nicht aufrichten kann. „Du, Stina hat Dir was weis gemacht, — sie hat Dich immer gewollt! Bloß daß wir arm sind und sie unsf' Kinder nicht sitzen lassen wollt' un Geschen-Mudder 'n großen Beutel voll auf die Sparcasse hat —“ Sie spricht sich eine Last herunter. Als sie abgewälzt ist, macht sie die Augen zu. Das will sie nicht mit ansehen: Wie er sich schnell nach Stina herumdreht und wie sie eng zusammenstehen und Eins das Andere Aug' in Aug' versteht. Man hört die drei Menschen kaum athmen. Es ist wie eine Erlösung, daß hinten im Stall die halbwüchsigen Rinder, die Geschen-Mutter aufzieht, laut zu brüllen anfangen, weil sie die Abendkost wittern.

„Stina un Fritz! Geschen-Mudder un Vater!“ flüstert die Kranke. „Vater hat 'n bischen was Gutes verdient! Wegen Mudder un uns! Mit seine Zweite is erst die Freude in's Haus 'reingezogen! — War das immer 'n Glück! Wie die lüttjen Dinger an ihm 'raufkletterten und er ihr reiten ließ auf die Knie! Un sie dabei sangen wie nix Guts —

Lütt Fieken wull riden un harr ok keen Tohm!*)
Lütt Fieken wull riden un harr ok keen Tohm!
Moder nehm 'n Hemdensohm un gev ehr den als Tohm!
Kunn nu riden! Kunn nu riden!“

Sie hat halblaut vor sich hingesungen. Es klingt so fein und lieblich, als wenn ein Maiblümchen mit seinen Glocken in den Frühling hineinläutet. „Fritz, — Stina, wißt Ihr das noch? Un wie Lütt Fieken dabei gejucht hat?“ Mit dem alten Sprühfeuer in den Augen beginnt sie den anderen Vers:

„Lütt Fieken wull riden un harr ok keen Hoot!
Lütt Fieken wull riden un harr ok keen Hoot!
Modern nehm 'n swarten Pott, sett ehr den up'n Kopp!
Kunn nu riden! Kunn nu riden!“

Einen Augenblick später kommt Geschen-Mutter herein. Sie prallt zurück. Es ist so merkwürdig still in der schmalen Kammer. Fritz und Stina stehen dicht am Bett. Sie halten sich fest an der Hand und Karlin sieht mit wehmüthigem Lächeln von Einem zum Andern: „Das is 'n Brautpaar!“ sagt sie.

Er nickt. „Wenn Du das nich haben willst, thu ich das doch! Gieb Dein Geld wem Anners!“ Karlin streckt ihre Hand nach Geschen-Mutter aus. „Freuen thu Dich, daß Du ihm los wirst!“ ruft sie heiter. „Er soll zuerst auf Deine Hochzeit tanzen!“ Geschen Bruns sieht sich rathlos um. Das Kind ist zu krank, um sie zum Narren zu halten. „Is unsf' Vater nich noch 'n ganz hübschen, stattlichen Menschen?“ fragt Karlin. — „Un wenn er das Geld nicht mehr für Docter un Afftheker auszugeben braucht, hat er sein' guten Verdienst. Mein' Geschen-Mudder mit ihr' feste Hand un ihr weiches Herz kann gut mit unsf' Kinder aus. Das is besser, als Jungvieh aufziehn! Das Lüttje kann Stina erst nehmen, wegen das Geschrei un weil Du so 'n Gepösch un Gehäbel nicht mehr gewohnt bist. Wenn's laufen kann, kommt es unter Deine Fuchtel, denn Stina rührt die Wiege denn woll für 'n eigen Kind, — sein Kind —!“

Noch einmal kostet sie den bitteren Trank unerwiderter Liebe. Dann rafft sie sich auf. Ihr ist bange, daß sie nicht fertig wird. „Sag' ja, mein' Geschen-Mudder,“ flüstert sie. „Wir schlagen zwei Fliegen mit einen Schlag!“

Die lebensfrische, gesunde Frau, die noch keine Fünfzig auf dem Rücken hat, drückt Karlin die Hand. „Wenn Dein Vater das will!“ sagt sie. Ihr graut vor dem Alleinsein und sie hat die Kinder lieb.

Eine Stunde später, als die Sonne hinter den hohen Bäumen versinkt und die vier Kinder mit heißen Gesichtern vom Spielen nach Haus kommen, stirbt Karlin. In Fritz Brun's Armen. Vater, Mutter, Schwester zu Häupten.

„Sie war was zu gut für die Welt,“ sagt Geschen, „un auch was zu hell! Wie hätt sie das sonst so fertig gebracht!“

*) Zaum.

## Aus der Hauptstadt.

### Die Freiherren des Cartells.

In den Berliner Gerichtssälen mehren sich die Zeugen ersten Ranges, die klagenden Aristokraten, die in eigener Sache auftretenden hohen Herren, denen nachsichtige Präsidenten das Wort bis zur physischen Erschöpfung gestatten. Nicht mehr der Vorsitzende leitet in solchen Fällen die Verhandlung, und nicht der Staatsanwalt mehr ist der öffentliche Ankläger: Beider Functionen übernimmt der redegewaltige Herr Zeuge ersten Ranges, und weil er in eigener Sache erscheint, darf ihm die zu so schwierigem Werke unbedingt erforderliche Unparteilichkeit getrost zugestanden werden. Wir sehen hier zweifellos eine bedeutsame Neuerung in unserem Proceßverfahren sich vorbereiten, und da wir der Verfassung zufolge im Staate des gleichen Rechtes für Alle leben, werden die Freiherren Marschall und Mirbach sicherlich Nachahmer schaarenweis auch in den Kreisen minder hochgeborener Zeugen finden. Allzu billig, allzu unschwer wären die Satiren, die sich dann schreiben ließen, und da Excellenz Schönstedt kein besonderer Freund von Satiren sein soll, ist anzunehmen, daß er der Zeugentyrannis mit rauher Hand ein Ende macht, ehe sich die so beliebte Volksseele noch recht in die Vorzüge des neuen Verfahrens eingelebt hat.

Es waren anscheinend keine gewaltigen Widersacher, zu deren Bekämpfung die Freiherren Marschall und Mirbach ein gerütteltes Maaß sittlicher Entrüstung aufbrachten und derentwegen sie sich in so ungeheure Kosten von Eloquenz stürzten. Der ragende Staatssecretär, dem ein einfältiger Criminalcommissar den wohlverdienten Schlaf raubte, und der bedeutende Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin, der sich von einem Winkelblättchen bis zur Raserei ärgern ließ — diese modernen Herculesse haben processualisch, so möchte man auf den ersten Blick meinen, keine Thaten vollbracht, deren sie sich ihren arbeitberühmten Ahnen gegenüber rühmen könnten. Der Eine zerschmettert mit wuchtiger Keule armseliges Gewürm, das sich schlecht und recht von allerlei Aas nährt; er, der allweil Aufrechte, Unerschütterliche, der doch heldisch einem Bismarck trotzte, gesteht zu, daß er vor dem Schreibergesindel um Tausch die Flucht in die Oeffentlichkeit ergriffen habe. Und so furchtbar strengt ihn der Kampf mit Flöhen an, daß er nachher fast eine Woche lang das Bett hüten und sodann in Locarno winterfrischeln muß, auf den Tod erschöpft, ein gebrochener Sieger. Noch ist vom Freiherrn Mirbach ein Gleiches nicht berichtet worden, und da die ihm huldigenden Demokratenblätter nichts Ungünstiges über seinen Gesundheitszustand berichtet haben, darf der Menschenfreund wohl annehmen, daß wenigstens diesem hohen Beamten der herrliche Triumph nicht die Verdauung gestört hat. Er schlug einen phantastischen Redacteur zu Boden, dem es mit seinen Mären wie der guten Scheherazade geht: nur ein einziger Zuhörer kommt und bezahlt das Abonnement. Er, der Freiherr v. Mirbach, reitet geharnischt in die Schranken wider einen Schwein- oder Schwemmhagen, einen hungrigen Zeilenschreiber, der früher Provinz-Singern frohndete, ein angesehener Genosse war und sich nachher von Ahlwardt's blöder Beredsamkeit begeistern ließ. Ungemein scharfe Worte, wie sie sonst freiherrlichem und oberhofmeisterlichem Munde nicht entriefeln, strömen dem zornmüthigen Cavalier aus der Seele; von dem immer höflich bleibenden Angeklagten muß er sich dafür eine nach Lage der Sache nicht tadelnswerthe Zurechtweisung gefallen lassen. Diese ungeheure Rüstung — was soll sie? Was geht hinter den Coulissen vor? Man braucht nur das Schlachtfeld zu überblicken, um auf alle Fragen eine freilich befremdende Antwort zu erhalten.

Als Freiherr v. Marschall den Leckerl erlegt hatte und todesmüde in sein Zelt getragen worden war, grüßten den Sieger mit Donnerton die Posaunenbläser links, sandte ihm die Blüthe der Thiergarten-Demokratie als Freundesgruß ihren berauschendsten Duft. Es war nicht Liebknecht'sche Freude darüber, daß der verhaßten politischen Polizei ein kräftiger Degenstoß versetzt worden war, denn die Thiergarten-Demokratie liebt unsere Polizei aus denselben Gründen, die Herrn v. Hansemann bewegen, ein stramm gehorchendes Heer zu lieben. Beiden Institutionen verdankt der Millionär nach seiner innersten Herzensmeinung allein den ungestörten Genuß der Halbjahrcoupons. Der Berliner Freisinn hat längst mit seiner Witterung erkannt, daß jeder dröhnende Triumph Marschall's eine neue Niederlage des alten Kurses, eine Schlappe der agrarischen und sonstigen, zum Mittelstande gehörigen Wirthschaftsreformer bedeutet. Und dem Staatssecretär, der sich doch allweil stockconservativ nennt, winkt im Preßurwalde kein anderer gangbarer Weg als der, den ihm der Berliner Talmiliberalismus gebahnt hat. Seine Flucht in die öffentliche Meinung wäre nutzlos gewesen, wenn nicht die Börsenpresse mit rastlosem Eifer öffentliche Meinung für ihn gemacht hätte. Das anscheinend paradoxe Wort Bismarck's von den officiösen Demokraten gewinnt im Lichte dieser Thatsachen eine überraschende Bedeutung.

Interessanter noch ist das Verhalten des Freiherrn v. Mirbach. Der oberste Hofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin darf sich zwar dem gewiegten Biebersteiner an politischer Einsicht nicht vergleichen, aber was dem Staatssecretär des Aeußeren aus kluger Ueberlegung erwächst, das kommt ihm instinctiv, gleichsam im Schlafe. Uebel berüchtigte Freisinns-Blätter haben die Partei des Herrn v. Mirbach ergriffen, er weiß nicht recht, weßhalb, und er trägt keine Schuld daran. Aber in jener reizenden Naivetät, die unseren jugendlichen Liebhaberinnen immer mehr abhanden kommt und dafür allmälig zum Attribute der Männer der Oeffentlichkeit wird, erklärt er sich die ihm günstige Stellungnahme gewisser Zeitungen damit, daß sie idealistisch für Wahrheit und Recht eintreten. Ein Gerichtssaal ist kein Lacheabinet. Wohl nur deßhalb hat der groteske, unfreiwillige Humor des Freiherrn v. Mirbach keinen Heiterkeitssturm hervorgerufen. Immerhin zeigt seine lustige Werthung einer Presse, über die das Urtheil seit Jahren feststeht und die keine Gelegenheit, es zu bestätigen, vorübergehen läßt, welche Gefahren die neuerdings beliebte unbeschränkte Redefreiheit hochgestellter Zeugen mit sich bringt. Nicht nur, daß sie sich selbst und die Autorität überhaupt durch komische Vorträge empfindlich schädigen, sie verwirren auch mit ihren frohgemuth abgegebenen, gar nicht zur Sache gehörigen und unbegreiflich irrigen Urtheilen die innere Politik, erschweren die von fast allen Seiten angestrebte reinliche Scheidung.

Ich muß immer wieder betonen, daß mir die Berliner Kirchenbauten des Freiherrn v. Mirbach ein reines Vergnügen bereiten. Sie schmücken zumeist die Straßen, die sie wirksam abschließen, sie verschönern das trostlos nüchterne Gesammtbild der Miethscasernenstadt, und sie ärgern, was mir am meisten Spaß macht, den unglaublich aufgeklärten Communalfreisinn. Aergern ihn, obgleich einige seiner Besten Herrn v. Mirbach bei seinem regen Schaffen alle Zeit redlichen Beistand geleistet haben. Die Arbeit des Oberhofmeisters der Kaiserin verdient also den Beifall aller kirchlich, ästhetisch und politisch modern gesinnten Leute. Und weil ich Herrn v. Mirbach diesen Beifall willig und nicht zum ersten Male spende, gerade deßhalb kann ich nicht umhin, Manches in der Art und Weise seines Wirkens ungehörig zu finden. Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche ist dem Andenken des einzigen Monarchen gewidmet, und billig sollte Keiner irgendwie am Denkmale mitbauen dürfen, der den geliebten Verstorbenen jemals zu kränken versucht und solche Kränkung nicht später herzlich bereut hat. Von der Socialdemokratie aber ist der greise Monarch fortgesetzt in so unfagbar unfläthiger Weise beschimpft und verhöhnt worden, sogar dem Todten hat man unablässig so viel Schmutz auf den Grabhügel geworfen, daß diese Partei an der Ehrung Wilhelm's I. nicht hätte theilnehmen dürfen, selbst wenn ihr der Wunsch darnach gekommen wäre. Doch dieser Wunsch kam ihr natürlich nicht. Und nun erlebt die große Gemeinde, der das Andenken des Weißbarts heilig ist, daß Herr v. Mirbach obscure socialistische Stadtverordnete, daß Herr v. Mirbach sogar Herrn Singer zu bewegen versucht, glimpflich mit dem großen Todten zu verfahren, wenn die Kirchenbauangelegenheit im Berliner Stadtparlamente zur Sprache käme! Der Oberhofmeister der Gemahlin unseres Kaisers hat in bester Absicht gehandelt, als er den beispiellosen Schritt that, doch die beste Absicht ersetzt nicht mangelnden Herzenstact und mangelnde Klugheit. Die Mitglieder der Berliner Stadtverordneten-Versammlung sind nicht immun, und die Staatsanwälte, die jede scheinbare oder wirkliche Beleidigung des regierenden Kaisers mit erstaunlicher Ausdauer verfolgen, würden jede Beleidigung des theuren Fürsten, der seinem Enkel doch erst die Kaiserkrone eroberte und sicherte, ohne allen Zweifel kraftvoll gerächt haben. Ihnen zur Seite hätte die öffentliche Meinung gestanden, und die Socialisten sind nachgerade schlau genug geworden, um keine rohe Dummheit zu begehen, die neuen Ausnahmegesetzen den Weg ebnen könnte. Des Freiherrn v. Mirbach Besorgniß war also ganz und gar unbegründet. Sie entsprang seinem von wahrhaftem Feingefühl nicht gemäßigten Uebereifer, seiner politischen Unkenntniß und der Unfähigkeit, politische Stimmungen zu werthen. Ein nicht minder bedauerlicher Mißgriff war es, daß Herr v. Mirbach für den Bau einer evangelischen Kirche jüdische Rechtsanwälte und Bankiers zu interessiren suchte. Es kann nur eine lahme Ausflucht genannt werden, wenn man darauf hingewiesen hat, daß die Kaiser Wilhelm Gedächtniß-Kirche nicht sowohl ein Gotteshaus, sondern ein Nationaldenkmal sein solle. Herr v. Mirbach hat sein hohes Renommee nicht als Nationaldenkmal-Errichter, sondern ausschließlich in seiner Eigenschaft als Kirchenbauer erworben. Und so wenig selbst tolerantgesinnte Christenmenschen die Thorheit begehen werden, Sammlungen für Synagogen-Baufonds einzuleiten, ebenso wenig wird der Bekenner einer anderen Religion freudigen Herzens Geld für evangelische Gotteshäuser hergeben. Er fügt sich vielleicht aus taktischen Erwägungen dem vermutheten Drucke, aber im Grunde seiner Seele wird er den Bittsteller tactlos und aufdringlich nennen.

Das Vorgehen der Freiherren v. Marschall und v. Mirbach, ihre Stellung zur freisinnigen Presse und die hohe Gunst, die sie bei dieser Presse genießen, wäre schlichtweg unerklärlich, wenn die Regierung, deren wir uns zur Zeit erfreuen, wirklich modernen conservativen Anschauungen huldigte, wie sie sich den Anschein giebt. Thatsächlich giebt es aber nur einen Mann dieser Richtung im Cabinet, Herrn Miquel. Unerklärlich wäre dann die schwächliche Haltung des Ministeriums den Productenbörsenjobbern gegenüber, die eine beispiellos freche Gesetzverletzung noch Tag für Tag in ihren Zeitungen höhnisch preisen und allen Ernstes behaupten, ihre schnell neu gegründeten Productenbörsen wären deßhalb keine Börsen und ständen außerhalb des Gesetzes, weil sie sich Freie Vereinigungen nennen. Unterm Hochdrucke der Volksmeinung, die stürmisch wirthschaftliche Reformen begehrt und Jeden über den Haufen wirft, der sich ihr entgegenstellt, bringt die deutsche Regierung zaghaft kleine Gesetzentwürfe ein, schlägt zaghaft mühevoll ausgeklügelte Heilmittelchen und Latwerge vor. Doch nicht zu stark darf der Trank sein, und wenn der Reichstag ihn kräftiger einbraut, gießt ihn das Cabinet Hohenlohe lieber fort. Alle Mitglieder des Ministeriums bis auf den einen Miquel sind zeitlebens streng conservative Männer gewesen; wenn sie jedoch im Reichstage sprechen, glaubt man entschiedene Freisinnige zu hören, die, nur der Noth gehorchend, dem Volke geben, was es heischt, und die dabei für den zurückgebliebenen Liberalismus retten möchten, was noch zu retten ist. Ein sonderbares, doch nicht eben allzu geheimnißvolles und undurchschaubares Spiel. Das Räthsel löst sich nämlich sogleich, wenn man die Genesis des Terminhandelsverbotes in's Auge faßt. Als der kühne Gedanke im Reichstage auftauchte und eine, wenn auch sehr starke, Zufalls-Mehrheit fand, sperrten sich die Regierungsvertreter mit krampfhafter Angst dagegen. Die Ablehnung des Antrages durch den Bundesrath war todtsicher, als plötzlich das kaiserliche Wort bekannt wurde: „Wenn der Terminhandel so schädlich ist, dann verbieten Sie ihn doch!" Und der kurze Satz bewirkte Wunder.

Herr Oberstaatsanwalt Drescher hat betheuert, gegen das Gerede von Nebenregierungen vorgehen zu wollen, weil er eine Majestätsbeleidigung darin erblicke. Wer die Existenz einer Nebenregierung predige, werfe damit dem Kaiser Energielosigkeit und Schwäche gegen einen ihn einengenden und seiner Rechte berauhenden Ring vor. Herr Oberstaatsanwalt Drescher hat die Nebenregierungsidee gründlich mißverstanden. Im Ernste wird er selber nicht annehmen, daß irgend Jemand, irgend ein Politiker auf der ganzen Welt den impulsivsten und willenskräftigsten Monarchen der Energielosigkeit bezichtigen wolle. Wenn von einer Nebenregierung just unter conservativen und reformatorisch gesinnten Männern verworrene Rede ging, beabsichtigte man damit offenbar die Meinung auszudrücken, daß hinter der officiellen Regierung junge, bei Hofe gut angeschriebene Kräfte ständen, die noch rückhaltloser als die jetzigen Minister nach dem Willen des Kaisers zu regieren wünschen. Mit dem Getuschel über sogenannte Nebenregierungen soll also das gerade Gegentheil von dem behauptet werden, was Herr Drescher vermuthet. Es besteht die Ueberzeugung, daß des Kaisers Majestät eine Cartellpolitik angebahnt wünsche, die alle gemäßigten Elemente vereinigen und zum Kampfe gegen all' und jeden Radicalismus führen soll. Zunächst gegen die Socialdemokratie, dann weiter gegen die stürmischen Reformer auf der äußersten Rechten. Seit 1890 haben sich die socialpolitischen Ansichten des Kaisers grundlegend geändert, und diese schwerwiegende Thatsache, die unter allen neueren Ereignissen in der inneren Politik den ersten Rang einnimmt, wird nur deßhalb nicht genügend beachtet, weil die maßgebende Presse geschickt genug den Lesepöbel noch immer auf Herrn v. Tausch hetzt. Einschneidende Aenderungen stehen bevor, oder könnten bevorstehen, wenn ein gewisses großes Hinderniß nicht wäre. Rickert's Haud voll Freisinniger, die Mannen v. Bennigsen's und die des Gewaltigen v. Saarbrücken, dann die Helldörfer und die wahrscheinlich rasch bekehrten plötz- und stöckerlosen Conservativen sollen den Kern der neuen Mehrheit bilden. Alle die Männer, die man gemeiniglich zur Nebenregierung rechnet und von denen man mit Recht oder Unrecht annimmt, daß sie sich der Gunst des Monarchen erfreuen, stehen politisch auf dem Standpunkte des neuen Cartells. Und es ist so interessant wie possirlich, die Anstrengungen der Mehrheit unserer wirklichen Minister zu würdigen, die sich all' in ihrem Ureonservatismus diesem Standpunkte nach Möglichkeit anzunähern trachten. Sie wittern Morgenluft wie der Berliner Thiergarten Freisinn, und wahrlich, die verwegensten Träume und Wünsche gingen in Erfüllung —

Wenn das große, graue Hinderniß nicht wäre, die Reichstagswahl von 1898. Sie wird den kaum begonnenen Aufmarsch der neuen Verbündeten mitleidlos zertrümmern. Zwar beherrscht der Alliirte auf der Linken unwiderstehlich die Presse, und er wird das schneidige Instrument mit verzweifelter Kraft für das kommende Cartell ausnutzen.

Aber seine Macht auf die Gemüther hat er verloren; das Volk liest seine gewürzten Localnachrichten und seine theuer bezahlten Romane, seine Leitartikel dagegen überschlägt es gähnend. Die unerhört günstige Position, in die der senile Freisinn ganz ohne sein Zuthun gerathen ist, vermag er nicht mehr auszunützen, so gewaltig voll von „künftigen Wahlsiegen mit Hülfe der Getreidehändler“ er den Mund auch nimmt. Der Wählertroß der übrigen Mittelparteien ist gleichfalls gering; Wahlsiege blühen ihnen nur, wo die Stumm ihr strenges, die Krupp ihr mildes Scepter schwingen, oder wo sich alle deutschen Parteien in der Stichwahl gegen Polen, Elsässer und Dänen vereinigen. Was die Conservativen ohne den Bund der Landwirthe sind, wird ihnen die Februarversammlung der Bauern klar machen, und wenn sie diesen Zaunpfahlwink nicht beherzigen, das Ergebniß aller Wahlen im Osten. So eröffnet sich denn den Hoffnungsreichen, die auf der breiten Chaussee des Cartellgedankens zur Höhe aufklimmen, oben ein betrübender Ausblick. Und fast möchte man meinen, daß die beiden Freiherren allzu voreilig ihre brennende Bereitschaft verrathen haben, der künftigen Mehrheit, die es nie werden wird, ihre Dienste zu leihen. Herr von Mirbach zwar hat sich nichts dabei gedacht, als er trutziglich gegen die Radicalen rechts zu Felde zog; er lebt so vollkommen in den neuen politischen Ansichten, die bei Hofe herrschen, daß sie ihm selbstverständlich Theile seines Wesens geworden sind. Vom klugen Bibersteiner indeß sollte man weiseres Thun erwarten. Er weiß sehr gut, daß nur ein verbessertes Wahlgesetz dem Cartelle zum Siege verhelfen kann; aber er weiß auch, daß ein verbessertes Wahlgesetz nur auf dem nicht mehr ganz passirbaren Wege der Octroyirung zu erlangen ist. Und der Schlaue ist zu schlau, um für Staatsstreiche zu schwärmen, die bloß halbe Arbeit machen. Er schwärmt wahrscheinlich überhaupt nicht für Staatsstreiche. Dergleichen Wagehalsigkeiten sind seiner glatten, ruhigen Bureaukraten-Natur zuwider; er findet sie gewiß verächtlich kunstlos, um nicht zu sagen, bismärckisch roh. Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Wer war's?“ Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Philippi. (Lessing-Theater.) — „Jedem das Seine“. Schwank in drei Akten von T. Kanzler und Hans Fischer. (Lessing-Theater.) — „Harakiri“. Schwank in vier Akten von Max Kempner-Hochstädt. (Theater des Westens.) — „Der Schuß“. Schauspiel in drei Akten von Rudolf Presber. (Berliner Theater.)

Hei lebet noch, hei lebet noch und wackelt mit dem Schwof! Jahre lang ist er, immer höflich und immer bereit, das auf die Bekanntschaft gar nicht begierige Publicum mit tiefen Bücklingen zu begrüßen, von Mißerfolg zu Mißerfolg gestürmt. Schon hofften die Kunstfreunde, daß er sich endlich einmal um die deutsche Bühne verdient machen und nichts mehr für sie schreiben würde, als sein „Dornenweg“ Herrn Mitterwurzer an der Wiener Burg gefiel und dem Autor wenigstens im molligen Eisleithanien auf dritthalb Wochen berühmt machte. Seitdem hat der Muth in Philippi's Brust neue Spannkraft geübt, und das Schauspiel „Wer war's?“ wurde uns beschieden.

Man weiß, daß Herr Philippi immer hoch actuell ist, soweit ein armer Dramendichter, dessen Stücke zunächst zwei bis drei Jahre möglichst ungelesen in den Theaterkanzleien herumliegen, hochactuell sein kann. Er hat den Tod Kaiser Friedrich's, sodann eine sensationelle Diebstahlsgeschichte und heuer den Fall Kotze besungen; Lützow-Leckert werden wohl ebenfalls seiner gehässigen und minder fruchtbaren als furchtbaren Phantasie nicht entgehen. In „Wer war's?“ handelt es sich um anonyme Briefe, die ein Baron geschrieben haben soll, die aber thatsächlich aus der gewandten Feder einer Frau Professorin herrühren, alswelche bewußten Baron liebt. Der unschuldig verdächtigte Baron fordert wuthentbrannt einen seiner Verleumder, denn es ist selbstverständlich, daß Herr Philippi sich die hochactuelle und auf allen anständigen Bühnen spukende Duellfrage nicht entgehen lassen darf. Nun muß die Professorin ihr Unrecht eingestehen, sie thut es sehr ausgiebig und in einem Zeitungsdeutsch, um das Alexander Meyer den congenialen Dramatiker bitter beneiden muß. Ihr Gemahl kriegt auf diese Weise heraus, daß sein Weibchen dem Herrn Baron auch nicht ganz gleichgiltig sein kann; hat der erlauchte Aristokrat doch um ihre Briefschreibemanie gewußt und dennoch jene Duellforderung gestellt. Was bleibt dem guten, hochberühmten Professor übrig, als nun seinerseits der Ehre Genüge zu thun und dem Freiherrn den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen? Aus noch unaufgeklärten Gründen wird indeß auch aus diesem Zweikampfe nichts, Schrader, Kotze und Compagnie gehen mit heiler Haut aus den gefährlichen drei Akten hervor, und der beruhigte Zuschauer kann mit der Ueberzeugung nach Hause trotten, daß Herr Philippi erstens noch immer ein ungemein freisinniger und aufgeklärter Mann, zweitens aber trotz Hauptmann ein geborener Märchenpoet ist.

Denn er erzählt weitschweifig-beredt, wie Sindbad der Seefahrer, von Leuten und Landen, die er nie geschaut hat. Ich weiß nicht, ob manche Tuchhandlungscommis und kleine Makler Barone und Geheimräthe zu ihrem täglichen Umgange zählen, ich weiß nur, daß Herr Philippi nie ein Exemplar von diesen achtbaren Menschensorten kennen gelernt haben kann. Zur Zeit giebt irgendwo im Süden oder Südosten Berlins eine echte böhmische Schmierenbande Gastvorstellungen. Unter dröhnendem Gelächter des hauptstädtischen Pöbels mimen die armen Kerle ein tieftrauriges, tragisches Kreuzfahrer-Ritterdrama, wobei sie die ganze Inbrunst ihrer Seele ausströmen, und wer nur immer unter'm Striche Morgens und Abends geistreich sein und den Lesemob zum Lachen kitzeln muß, reibt sich an den bedauernswerthen, elenden Tölpeln. Spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Der fixe und anstellige Herr Philippi aber muß von den böhmischen Komödianten gelernt haben, wie man Ritter darstellt; ich wenigstens kann mir nicht denken, daß die Aristokraten des Parodietheaters komischer als sein Baron Romberg wirken. Die übrigen Figuren des Stückes sind von verbrecherischer Langeweile. Alles Theater, ältestes Theater; nirgend auch nur ein Versuch, die Puppen menschenähnlich zu machen. In dieser mühsam zusammengestoppelten, sentimentalen Jämmerlichkeit erfrischt kein lebendiger Hauch, nicht einmal ein verblüffendes, keckes Wort wagt sich hervor und rüttelt den Hörer wenigstens für Secunden auf. Eins freilich muß dem Autor zugestanden werden: seines Stilgefühl. Der liederlich ersonnenen Handlung fehlt liederlicher Weise auch jede Begründung, und die Motive, aus denen heraus Philippi's Personen sündigen und sühnen, entsprechen dem geistigen und seelischen Inhalte dieser Personen. Hier wie dort ein totales Nichts, Oede in der höchsten Potenz. —

Herr Hans Fischer hat am fidelen „Rabenvater“ mitgearbeitet. Ein guter Schwank bedeutet ein tüchtiges Stück Arbeit, und nach der Arbeit ist gut ruhen. Während der behaglichen Ruhepause schrieb Herr Fischer im Vereine mit anderen Gentlemen andere Possen; sie sind naturgemäß zum Einschlafen. Zuletzt kam der Dichter auf die Idee, einen Romanmacher und einen Hausagrarier die Gattinnen tauschen zu lassen und nun zwischen den neuen Paaren so viele Verwirrungen anzustiften, daß sie schließlich von Herzen froh sind, als „Jedem das Seine“ geworden ist. Welcher verrosteten Scheere Herr Fischer diese Idee verdankt, hat er aus Schonung für seine Vorgänger nicht gesagt. Er hat vielmehr die ganze Blamage auf sich genommen. Es ist schon solchen Opfermuthes wegen Unrecht, ihn hart zu striegeln. Und mir persönlich gilt noch als besonders milderuder Umstand die Erwägung, daß der oder die Dichter Monate lang ihr armes Hirn zermarterten, um einem so abgedroschenen, tristen Stoffe die nun doch einmal erforderlichen lustigen Seiten abzugewinnen. Sie sind hart genug bestraft durch das bleierne Ennui, das das Schreiben von vier Akten dieser Art naturnothwendig hervorrufen muß.

Im sterbensmüden Theater des Westens producirten sich am Neujahrstage zwei merkwürdige Specialitäten: ein Solokomiker auf der Bühne, der das verkaterte Publicum nach jedem Aktschlusse durch ungeschickte Verbeugungen zum Lachen zu reizen suchte, vorher aber durch Schwankwitze und Situationsscherze tieftraurig gestimmt hatte; und ein dicker, schwarzer Herr auf der Galerie, der ein Flagellant zu sein schien und rastlos klatschend seine ohnehin riesigen Handteller in unförmige Eierkuchen verwandelte. Der Solokomiker nannte sich Max Kempner-Hochstädt, von dem Flagellanten ward behauptet, daß es sein Bruder, sein Schneider oder sein Stubennachbar wäre. Der Name dieses in Entsagung geübten Dulders konnte leider für die Nachwelt nicht festgestellt werden. Herr Kempner hat sich bisher weiteren Kreisen literarisch nur durch eine Sammlung ekelhafter Zoten (Ausstattung à la Cigarrenkiste) bekannt gemacht; da dies Geschäft den erhofften Gewinn nicht abwarf und die Leiter des Theaters in der Kantstraße anscheinend unter keiner Bedingung ein Exemplar des Buches kaufen wollten, beschloß er, sich an ihnen zu rächen und ihren Bankrott zu beschleunigen. Seine Nachethat heißt „Harakiri“; es soll ein Schwank sein. Sowohl diese Bezeichnung wie der Titel sind mir bis heute unverständlich geblieben. Es spielt da eine Lieblingshündin eine Rolle, die ein Maler rettet; die Frau eines Corvettencapitäns, die sich Wittwe nennt und nachher schaudernd ihrem plötzlich heimgekehrten Manne gegenübersteht; ferner ein Referendar von unnennbarer Gemeinheit der Gesinnung, der aber unseren Autor pyramidal humoristisch dünkt. Auch Onkel Bräsig in widerlicher Verkeumpeurung tritt auf. Aus diesen und anderen muffigen Speiseüberresten hat Kempner den noch übrig gebliebenen Abonnenten des Theaters ein üppiges Nachtmahl bereitet. Ihm selbst schien es zu gefallen und zu schmecken; das Publicum, soweit es nicht schon nach dem zweiten Akte eingeschlafen oder verstört nach Hause geeilt war, zischte. Das aufopfernde Thun des schwarzen, fetten Herrn auf der Galerie bewog jedoch in selbiger Nacht die Direction, einen Waschzettel zu versenden, wonach „der große Erfolg des neuen Schwanks Harakiri sie bewogen habe, diese Neuheit für den morgigen Montag, für Dienstag und Freitag anzusetzen“. Ich weiß nicht, ob der Flagellant auch zu diesen endgiltig allerletzten Aufführungen der so erfolgreichen Neuheit erschienen ist. Es hätte dies amtlich festgestellt und ihm bescheinigt werden müssen. Denn sogar das finstere, schwärmerische Mittelalter hätte in diesem Falle an Selbstverleugnung und Martyrsucht nicht seines Gleichen gesehen.

Ueber die jüngste Novität des Berliner Theaters, das dreiaktige Schauspiel eines jungen Frankfurter Redacteurs, des Sohnes von Hermann Presber, lohnt sich eigentlich ein kritisches Urtheil kaum noch, denn das Stück, das nie lebendig war, ist nur ein paar Male hier gegeben worden und jetzt unwiderruflich todt. Es war ein ganz verworrenes Drama voll angelesener Dinge, romantisch und altväterisch im Grunde, aber nach Ibsen's Beispiel modisch verschroben und verkrüppelt, dabei aber leider bis zuletzt langweilig Frankfurter Norwegisch! Wenn der Verfasser sich in Zukunft entschließen kann, nicht immer nach fremden Mustern zu arbeiten, so ist vielleicht etwas von ihm zu erwarten. Vorläufig ist er noch Anempfinder und Dilettant.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag der Roßberg'schen Hof-Buchhandlung in Leipzig.

Soeben erschien:

**Karl Marx.**

**Gemeinverständliche, kritische Darlegung seines Lebens und seiner Lehren.**

Von

**Dr. Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig, ordentlichem Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin.

**Preis 1 Mark 20 Pf.**

Deutsch-Amerikanische

**Krieger-Zeitung.**

**Wm. Weber,**

Editor and Publisher.

Belleville, Ills., U. S. A.

Die deutsch-amerikanische Krieger-Zeitung, das Organ des deutschen Kriegerbundes von Nord-Amerika, hat es sich seit dem 1. Oktober 1896 zur Aufgabe gemacht, alle Bestrebungen für die Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten und den anderen überseeischen Ländern unparteiisch und energisch zu unterstützen. Zu diesem Zwecke werden hervorragende Vertreter des Deutschtums in der ganzen Welt als Mitarbeiter angeworben, aber auch in der ganzen Welt Abonnenten gesucht. Wer sich über die deutschen Brüder im Auslande, ihre Lage, ihre Anstrengungen, ihre Bedürfnisse aus erster Quelle unterrichten und gleichzeitig das Werk der Krieger-Zeitung befördern will, der abonniere darauf. Sie kostet in allen Ländern des Weltpostvereins jährlich 6 Mark und erscheint alle vierzehn Tage als sechzehnseitiges Heft, gross Oktav, auf gutem Papiere gedruckt.

Bestellungen und Geldsendungen (Postanweisung) sind an **Wm. Weber,** Krieger-Zeitung, Belleville, Ill., U. S. A. zu richten.

Thüringisches

**Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.

Director Jentzen.

Gustav Fischer, Verlag, Jena.

***Dr. W. Sombart,***

Professor an der Universität Breslau.

***Socialismus***

*und*

***sociale Bewegung***

im **19. Jahrhundert.**

Preis: kart. 2 M., gebund. 2.50 M.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

FASCHINGS-NUMMER 27. FEBRUAR

**JUGEND**

***Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben.***

Preis für das Quartal **3 Mark.**

Preis der einzelnen Nummer **30 Pfg.**

Herausgeber: GEORG HIRTH

Redakteur: FRITZ v. OSTINI

Einzelne Probenummern, Plakate (kleine) und Jugend-Lesezeichen stehen durch jede Buchhandlung oder durch den unterzeichneten Verlag kostenlos zur Verfügung.

Die **Leipziger Illustr. Zeitung** vom 24. Oktober 1896 schreibt: „G. Hirth hat in der „Jugend" eine Wochenschrift geschaffen, wie sie ähnlich in Deutschland noch nicht zu finden war. Frei von Pedanterie, frei von Rücksichtnahme, in vornehmer Selbstherrlichkeit behandelt sie alle Fragen in Kunst, Literatur, Politik und Leben, und mit dem sonnigen Lächeln des blonden Helden Siegfried rückt sie allem antikünstlerischen, moralinsauren Gebaren auf den Leib. Sie will sorglose Fröhlichkeit überall hintragen, sie will uns Menschen vor dem Altwerden und dem Philisterwerden bewahren, sowie auch in die alten und verstaubten Herzen den Funken jugendlichen Lebens werfen. Möge sie in dieser schönen Aufgabe die Gunst des Publikums unterstützen wie bisher." — Die Münchner „Jugend" steht im Vordergrunde des künstlerischen Interesses. Von den Einen freudig begrüsst, von den Andern lebhaft bekämpft, wird diese Zeitschrift jedenfalls sehr viel beachtet.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen, Postämter und Zeitungs-Agenturen.

Obige Zeichnung erscheint auch als Plakat in Gold- und Farbendruck und steht gegen Einsendung von **30 Pfg.** franco zu Diensten.

**G. Hirth's Kunstverlag in München.**

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mauerstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 4. Berlin, den 23. Januar 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die National-Socialen. Von Hermann Sachtler. — Volkshochschulen. Von Professor Wilhelm Rein (Jena). — **Literatur und Kunst.** Franz Schubert und Karl Löwe. Von K. Zitelmann. — Aus den Memoiren des Bundesrathes. Von J. Müller-Hornung. — **Feuilleton.** Die Majestätsbeleidigung. Von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** Platt-Deutschland. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten. — Notizen. — Anzeigen.

### Die National-Socialen.

Von Hermann Sachtler.

Ein Theil der evangelischen Pastoren fühlt bekanntlich den Beruf in sich, im Interesse des sogenannten vierten Standes eine politische Rolle zu spielen und auf Grund der christlichen Moral unser soziales Leben umzugestalten. Die National-Socialen, wie sich die jungen Christlich-Socialen unter Naumann's Führung nennen, haben vor Kurzem erst in Erfurt einen Congreß abgehalten, in welchem sie zwar die Nothwendigkeit des Einflusses der christlichen Moral auf die gesunde Entwickelung unserer staatlichen Einrichtungen behaupteten, ohne indessen über die Art, wie ein solcher Einfluß auf die Gesetzgebung zu erzielen sei, sich klar zu werden. Die Führer der Bewegung sind ehrlich genug einzugestehen, daß sie selber über die Ziele, die sie verfolgen, nicht ganz klare Vorstellungen besitzen; ihr religiöser Sinn, ihr Mitgefühl mit den wirthschaftlich schwachen und in materiellen Sorgen verkümmernden Nebenmenschen verleitet sie zu dem Glauben, daß es möglich sei, christliche Gebote in Rechtsgrundsätze umzusetzen. Dieser Glaube ist indessen ein irrthümlicher, weil das höchste, alle übrigen umfassende Sittengebot der christlichen Lehre lautet: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst", das Recht aber erst da anfängt, wo die Liebe aufhört. Für Eheleute, die in völligem Einvernehmen miteinander, in der Liebe zu einander leben, bedarf es keines Eherechtes, für friedfertige Nachbarn keines Hausrechtes, für ehrliche und einander völlig vertrauende Kaufleute keines Handelsrechtes ꝛc. Das staatliche Recht hat sich nicht aus religiösen Motiven herausgebildet, sondern aus Verstandesgründen, aus der einfachen Ueberlegung, daß das natürliche Recht des Stärkeren Jeden in die Gefahr bringen kann, unterjocht zu werden, weil Niemand vor dem Kampfe mit einem Stärkeren, als er selber ist, sicher sein kann. Das Recht entspringt also gerade dem Gegentheil von Liebe, es entspringt der Furcht und ist lediglich etwas Conventionelles, nicht aus Sittlichkeitsgründen Entstandenes. Alle Aenderungen und Verbesserungen des Rechtes laufen darauf hinaus, für die Allgemeinheit giltige Gesetze aufzustellen, welche den größtmöglichen Schutz gegen die brutale Gewalt des von der Natur geistig oder körperlich Bevorzugten dem Schwächeren zu gewähren geeignet erscheinen, aber nicht etwa aus Mitleid für den letzteren, sondern weil Jeder seine eigene Schwäche fühlt und auf den Halt an der Gesammtheit angewiesen ist.

Nun könnte man einwenden, daß bei dem heutigen Stande der Culturentwickelung und der sittlichen Reife der Menschen es an der Zeit sei, bei der Abgrenzung der Rechtssphäre des Einzelnen, wie der einzelnen Gemeinschaften und Stände das Mitgefühl und die Menschenliebe an die Stelle der Furcht vor dem Stärkeren zu setzen, es liegt aber in der Natur des Rechtes, daß es Dasjenige, was es dem einen Theil gewährt, einem anderen erst nehmen, den Letzteren also in seinem Recht beschränken muß. Wer ist nun sittlicher Richter darüber, ob bei einer Erweiterung des Rechtes auf der einen und einer Beschränkung desselben auf der anderen Seite das Maaß der vermehrten Zufriedenheit auf der Ersteren dasjenige des vermehrten Leidens auf der Letzteren aufwiegt? Niemand vermag die seelischen Vorgänge, die jede Rechtsverschiebung hervorruft, zu beurtheilen, es ist deßhalb Niemand in der Lage auf Grund irgend einer Sittlichkeitslehre derartige Verschiebungen zu fordern. Das Recht bildete sich von Anfang an dadurch aus, daß eine Anzahl schwacher Naturen sich gegen einen oder einige Starke zusammenschloß, um die Letzteren durch die vereinigten Kräfte in Schranken zu halten, und speciell auch unsere modernen socialen Verhältnisse können nur — wie das ja auch die Erfahrung lehrt — durch Zusammenschluß der wirthschaftlich Schwächeren verändert, im rechtlichen Sinne verbessert werden. Neue Rechtsanschauungen und Rechtsgrundsätze, seien sie socialer, seien sie nationaler Natur, werden daher immer nur aus Kämpfen heraus geboren; sittliche Factoren können nur darauf hinwirken, daß diese Kämpfe möglichst wenig grausam und vernichtend sich gestalten.

Wenn demnach schon die christliche, eben so wenig wie eine andere Moral im Stande ist, unser Recht mit seinen Beziehungen auf das wirthschaftliche und soziale Leben umzugestalten und man in der That das Wort „Christlich-Social" als Unsinn bezeichnen kann, weil jede sociale Gesetzgebung eine Veränderung des öffentlichen oder privaten Rechtes involvirt, so wäre es doch falsch, die Möglichkeit des Einflusses des Christenthumes oder im weiteren Sinne der Religion überhaupt, auf die staatliche Entwickelung zu leugnen. Es ist indessen nicht die christliche Moral, welche einen solchen Einfluß auszuüben im Stande ist, sondern die geistige Erkenntniß, die dem christlichen Glauben entquillt. Moralische Grundsätze gelten für die Beziehungen des Menschen zum Menschen, für die Beziehungen des Staates zu den Staatsgliedern können nur Gründe der geistigen Erkenntniß in

Frage kommen, sei die Erkenntniß nun dem Verstande oder der Phantasie entsprungen, wissenschaftlicher oder idealer Natur. In der Politik kann als Verstandeserkenntniß nur die Erfahrung in Betracht kommen, denn die Verstandeserkenntniß a priori hat es lediglich mit der formalen Logik sinnlicher Anschauung, nicht aber mit der Logik der Thatsachen, noch viel weniger mit dem Lebensinhalt zu thun. Die Erfahrung kann naturgemäß in der Gesetzgebung, wie in der Politik überhaupt, nur eine bescheidene Rolle spielen, weil jede Zeit nach originellen politischen Bildungen ringt, der Menschengeist nach immer neuen gesellschaftlichen Formen drängt, während die Erfahrung doch immer nur auf Institutionen zurückgreifen kann, die sich unter anderen Zeitverhältnissen und anderen Geistesströmungen bewährt haben: Verhältnisse und Strebungen, die immer nur in wenigen Beziehungen einen Vergleich mit der Gegenwart zulassen. Eine klare und zielbewußte Politik kann nur da getrieben werden, wo eine hohe Idee mit starkem Glauben festgehalten und verfolgt wird. Verfolgt der Staatsmann oder Politiker keine umfassende Idee, so wird er zum bloßen Empiriker, der auf's Gerathewohl gesetzgeberische Versuche anstellt und der leicht dem Drängen wirthschaftlicher Gruppen oder politischer Coterien in Bezug auf ihre selbstsüchtigen Wünsche nachkommt, weil er keinen kritischen Maaßstab für die Berechtigung solcher Wünsche besitzt.

Die höchsten Ideen nun über die Bestimmung der Menschen und über das Ziel der gesellschaftlichen Entwickelung liefert unstreitig die Religion. Ihre Glaubenssätze — natürlich nicht die dogmatischen Spitzfindigkeiten der Kirchen, sondern der Kern der Religionslehren — müssen auch die leitenden Sätze einer weisen Politik bilden. Die höchste Idee des Christenthums ist die, daß sie uns mit unerschütterlicher Gewißheit die dereinstige Vergöttlichung des Menschengeistes in Aussicht stellt, die dadurch erreicht wird, daß das Individuum sittlich über sich selbst hinaus wächst und die Schranken überwinden lernt, welche dem natürlichen Menschen durch seine räumlich und zeitlich begrenzte körperliche Beschaffenheit gezogen sind. Derjenige Gesetzgeber, der stets die Idee der Vergöttlichung des Menschengeistes — mag er sich dieselbe im Uebrigen vorstellen, wie er will — bei seinen Plänen und Entwürfen im Auge hat, wird nie ein verfehltes und in seinen Wirkungen schädliches Gesetz erlassen.

Da man die sittlichen Eigenschaften den Menschen nicht von außen her eingeben, sondern dieselben nur durch Beispiel erwecken und stärken kann, so ist es zunächst durchaus verkehrt, dem Staat die Rolle eines Erziehers der Staatsglieder zuzutheilen; Erzieher ihrer Völker sind allein die sittlich großen Menschen, die Dichter und Weisen, deren Autorität die Völker anerkennen. Mit dem Polizeiknüttel das Volk versittlichen zu wollen, ist ein um so thörichteres Unterfangen, als dasjenige, was sittlich ist, nicht von der Polizei, sondern eben nur von großen und edlen Geistern entschieden werden kann.

Die über die Festsetzung und Abgrenzung der Rechtssphäre des Einzelnen, wie der einzelnen Verbände und über die Gewährung des Schutzes der Individuen in ihren Rechten hinausgehende Aufgabe des Staates kann nur darin bestehen, Einrichtungen zu schaffen, welche dem Einzelnen die Arbeit an seiner sittlichen Vervollkommnung erleichtern. Der Rechtsschutz bietet selbst schon den Menschen die erste Möglichkeit ihrer höchsten Aufgabe sich zu widmen. Diese Aufgabe verlangt aber in weiterer Folge vor Allem völlige Geistes- und Gewissensfreiheit, sowie Freiheit des Handelns, soweit das letztere eben nicht in die Rechtssphäre Anderer übergreift und damit zum Unrecht wird. Neben der geistigen Freiheit und der Freiheit des Handelns ist es das Gefühl der Verantwortlichkeit, welches das sittliche Bewußtsein zu stärken geeignet ist. Nur aus diesem Gefühl heraus bilden sich sittliche Charaktere, die die Menschheit ihrem höchsten Ziele näher führen. Soweit sich die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen auf die wirthschaftliche Thätigkeit bezieht, wird der Grad der Verantwortlichkeit dem der wirthschaftlichen Unabhängigkeit entsprechen. Es ist deßhalb Aufgabe des Staates, möglichst viele wirthschaftlich unabhängige und selbstständige Existenzen zu schaffen, und die Lohnarbeit, die das Gefühl der Verantwortlichkeit vermindert, möglichst einzuschränken. Im Sinne einer den höchsten Zielen zustrebenden staatlichen Entwickelung ist daher die Marx'sche socialistische Lehre absolut zu verwerfen, weil diese die wirthschaftliche Selbstständigkeit für nichts achtet, vielmehr im Interesse einer gleichmäßigen Gütervertheilung alle Menschen wirthschaftlich abhängig vom Staate machen will. Die Entwickelung wird gerade den entgegengesetzten Weg nehmen, den die Socialdemokraten beschritten haben. Das Gefühl der wirthschaftlichen Unabhängigkeit und der Verantworlichkeit für den Erfolg seiner wirthschaftlichen Thätigkeit ist besonders in den charakterstarken Naturen rege, die ihren geistigen und sittlichen Kräften etwas zutrauen, während die schwächeren sich der Verantwortlichkeit, die die wirthschaftliche Selbstständigkeit mit sich bringt, gern entziehen. Die unselbstständig, auf die Verantwortung eines Dritten hin ausgeführte Arbeit kann folgerichtig auch nur Lohn, nie Gewinn abwerfen, da das Gewinnen die Uebernahme eines Risicos voraussetzt. Es werden deßhalb auch die Bemühungen, zum Ausgleich socialer Gegensätze die Lohnarbeiter am Gewinn der Unternehmer participiren zu lassen, keinen Erfolg haben, einfach deßhalb nicht, weil die Verantwortung für das Gedeihen eines Unternehmens nicht gleichzeitig vom Unternehmer und den Arbeitern getragen werden kann. Wir kommen der Lösung der socialen Frage eben nur durch eine Verminderung der Lohnarbeit und eine Vermehrung der wirthschaftlich selbstständigen Existenzen näher, d. h. allerdings durch eine theilweise Aenderung des heutigen Wirthschaftsbetriebes, die aber ohne eine wesentliche Aenderung des heutigen Rechtszustandes zu erreichen ist.

Die sociale Frage hat überhaupt zurückzutreten gegenüber der Frage der allgemeinen und umfassenden Volksbildung. Die Tiefe der geistigen Erkenntniß erleichtert den Glauben an die einstige Erlösung, d. i. die Vergöttlichung des Menschengeistes und im Sinne der christlichen Lehre kann die ganze nachchristliche Entwickelung nur den Zweck haben, durch eine zunehmende Welterkenntniß den Menschen den Glauben an die Erlösung zu erleichtern und zu stärken. Christus selbst war eben so stark im Glauben, daß er eines größeren wissenschaftlichen Apparates, als er zu seiner Zeit existirte, zur Freimachung seines Geistes nicht bedurfte. Für die nach Christi entstandenen und entstehenden Geschlechter kann es sich nur um die Erweiterung und Vertiefung des Wissens handeln, welche schließlich den Glauben an die Erlösung für die Menschen bis zur Gewißheit steigert und die auch eine zunehmende Steigerung der wirthschaftlichen Kräfte und der socialen Harmonie im Gefolge haben muß. Die vornehmste Aufgabe des Staates ist deßhalb die Zugänglichmachung aller Bildungsmittel und aller wissenschaftlichen Errungenschaften für die Masse des Volkes. Wenn durch die Zuführung der Bildungselemente zum Volk politische Krisen und revolutionäre Strömungen entstehen, so ist daran nicht die Wissenschaft Schuld, sondern die Thatsache, daß auf dem Gebiete des Unterrichts und der Volksbildung in früheren Zeiten zu viel vom Staate verabsäumt worden ist, die wissenschaftliche Ausbildung des Volkes mit den Errungenschaften der führenden Geister nicht gleichen Schritt gehalten hat. Es macht sich in Folge dessen gerade in unserem an wissenschaftlichen Eroberungen so reichen Jahrhundert die Halbbildung breit, die die Köpfe verwirrt und die einseitige Fachbildung, die den Bildungsdünkel zeitigt. Die Verbesserung des Unterrichts und die Hebung der Volksbildung im Allgemeinen sind die erste Bedingung eines wirklichen Culturfortschritts.

Als eine weitere wichtige Forderung einer vom christlichen Geiste durchdrungenen Politik hat eine leichtere Benutzung der modernen Verkehrsmittel, vor Allem eine wesentliche Verbilligung der Fahrpreise für den Personenverkehr auf den Eisenbahnen zu gelten. Man mag hier verwundert fragen: Was haben die Eisenbahntarife mit dem Christenthum zu thun? In der That doch mehr, als man wohl von vorn herein anzunehmen geneigt ist. Die verstärkte Möglichkeit, den jeweiligen Aufenthaltsort zu wechseln, Raum und Zeit leicht zu überwinden, ist eins der hervorragendsten Mittel, dem Geist die Last des trägen Körpers vergessen zu machen und die Welt auch äußerlich überwinden zu lernen. Nach dieser Richtung hin wird heute vom Staate gerade bei uns in Deutschland arg gesündigt; die größte technische Errungenschaft des Jahrhunderts in erster Linie in den Dienst einer blöden Staatsökonomie statt vor Allem in den der menschlichen Cultur zu stellen, ist eine unverzeihliche Thorheit.

Wir können an dieser Stelle selbstverständlich nicht erschöpfend auf die Gesichtspunkte eingehen, welche sich für den Christen in Bezug auf die staatlichen Einrichtungen ergeben, wir konnten im Vorstehenden nur anregend wirken und zeigen, daß das Christenthum für den, der es recht versteht, wohl geeignet ist, auf die Entwickelung des modernen Staates günstig einzuwirken, wenn auch die christliche Moral mit den Grundbedingungen und Grundprincipien des Staates nichts zu thun hat.

---

## Volkshochschulen.

Von Professor Wilhelm Rein (Jena).

Sonderbar, wie manche Ideen und manche Schlagworte in einem Volke plötzlich aufkommen, aufgegriffen und weiter gegeben werden. Keiner will dann zurückbleiben; Jeder will auf der Höhe der Zeit stehen, mit „milieu“, „fin de siècle“ und „Volkshochschule“ um sich werfen. Namentlich fängt die Sache an, interessant zu werden, wenn die politischen Blätter sich dieser Dinge bemächtigen. Sie wollen natürlich erst recht mitthun und immer mit dem Allerneuesten sich auseinandersetzen. Und da ist es ebenfalls sehr interessant zu sehen, welch' sonderbare Wendungen die Dinge annehmen, je nachdem die Beleuchtung wechselt, unter denen sie betrachtet werden. Für den aufmerksamen Beobachter, der den Anfang geschaut hat und dann der immer wachsenden Bewegung wachsam gefolgt ist, hat es beinahe etwas Belustigendes, die auftretenden Stimmen an sich vorüberziehen zu lassen, bemüht, echtes vom geborgten Pathos, innere warme Hingabe von äußerer, geschickter Mache scharf zu scheiden. Und wirkt es nicht geradezu komisch, wenn in der Ferne bereits der Streit um Ursprung und Geburt auftaucht, noch ehe das Kind zu erstarken begonnen hat?

Und so ist es doch bei der „Volkshochschule“. Allerdings nicht Wenige mögen dabei überhaupt noch gar nicht wissen, um was es sich handelt. Ihnen kann man auf die Sprünge helfen, wenn man sie an die Volkshochschulen Dänemarks erinnert, die 1894 ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert haben, oder an die University Extension in England, die etwa mit der Entstehung unseres Reiches zusammenfällt. Aber möglicher Weise weiß der gute Deutsche nichts von Beidem, wiewohl er sehr gelehrt ist, vielleicht auch schon Dänemark und England bereist hat. Ehe man in Deutschland von den dänischen Volkshochschulen hörte, hat's gerade fünfzig Jahre gedauert, und ehe die University Extension-Bewegung ruchbar wurde, ungefähr zwanzig. Das stimmt etwa zu dem bekannten Satz, daß es in Deutschland gewöhnlich 200 Jahre dauert, um eine Dummheit abzuschaffen, 100, um sie einzusehen, 100, um sie zu beseitigen. Nun, um nicht ungerecht zu werden gegen eigen Fleisch und Blut, ist wohl hervorzuheben, daß das Tempo in den letzten Jahren sich etwas beschleunigt hat, aber merkwürdig bleibt's doch, daß uns Deutschen zwei so eigenartige und für das geistige Leben unserer Nachbarvölker so bedeutsame Strömungen lange, lange Zeit ganz unbekannt geblieben sind. Aber freilich diese Strömungen berührten das wirthschaftliche Gebiet nicht, ließen den Geldbeutel unberührt, spielten sich ja auf dem harmlosen Felde der Volkserziehung ab. Und da haben's wir Deutsche ja so herrlich weit gebracht, nach allgemeiner Meinung so weit, daß man bei uns einen Menschen, der nicht lesen und schreiben kann, mit der Laterne suchen muß. Da brauchen wir Deutsche doch nicht erst nach auswärts zu sehen, zumal wir so viel Geld für Erziehungssachen übrig haben, daß Herr Miquel den Anfangsgehalt für einen Lehrer sogar auf 900 Mark jährlich festsetzen konnte. In den Ferien steht es den Lehrern außerdem frei, nach Hamburg zu gehen und als Hafenarbeiter zu dienen, die ja so merkwürdig hohe Löhne erhalten sollen, daß ein Amtsrichter sie darum beneiden könnte.

Also wozu denn auf das Ausland sehen, da wir im eigenen Spiegel uns so vortheilhaft ausnehmen? Trotzdem ist es geschehen, weil einige Deutsche sich die Freiheit nahmen, auf die erzieherischen Bestrebungen des Auslandes aufmerksam zu machen. Und so gab dieses dem Deutschen wieder einmal eine Anregung. Waren's die Dänen, oder die Engländer, oder beide zusammen — kurz, man fing an, ihren Spuren zu folgen, erröthend, daß man so spät es gethan, daß man wieder einmal nachhinkte. Der Mensch ist eben nach Aristoteles das nachahmungslustigste Geschöpf, und der Deutsche soll es vor Allem sein. Gehört — gethan: Die Volkshochschule entstand; nein, nicht doch, erst entstand die „Volkshochschulfrage“. Aber, um abermals nicht ungerecht zu sein, wir kennen doch einige Stellen im Reiche, wo erst etwas der „Volkshochschule“ Aehnliches aus dem eigenen vaterländischen Boden entsprossen ist und dann erst, nachdem das Ding schon ein gut Stück gewachsen war, sah man, daß es derselben Art zugehöre, wie die Einrichtungen in England und Dänemark, daß es in den Bereich der „Volkshochschulfrage“ hineinfalle.

Dieser Bereich ist nämlich ziemlich umfassend. Kein Mensch weiß eigentlich genau anzugeben, was man unter „Volkshochschule“ zu verstehen hat. In Dänemark weiß man ganz genau, was unter „Volkehojskoler“ gemeint ist, und in England ganz gut, was man unter „University Extension“ meint. Wie mir scheint, haben wir aus Dänemark nur den Namen übernommen, denn eine Volkshochschule im dänischen Sinne giebt's nirgends auf deutschem Boden (S. Comenius-Blätter 1896, Nr. 7/8). Und eine „Universitäts-Ausdehnung“ — wenn man so sagen darf — im englischen Sinne giebt es ebenfalls nicht, höchstens schwache Ansätze dazu. So bunt unsere Landkarte aussieht, so bunt sind die individuellen Versuche, die da und dort auf deutschem Boden sich hervorwagen. Das ist echt deutsch; mit der Zeit findet sich dann auch das Gemeinsame zusammen. Vor der Hand sucht man es aber mit dem gemeinsamen Namen „Volkshochschule“ zu decken.

Worin bestehen nun diese Versuche und worauf erstrecken sie sich? Der gemeinsame Gedanke ist dieser: Es soll Gelegenheit zur Fortbildung gegeben werden für alle die, die der Schule entwachsen sind. Das ist ein guter und nützlicher Gedanke, der wohl berechtigt ist, vor Allem, seit wir das allgemeine directe Wahlrecht besitzen. Denn das setzt doch urtheilsfähige Menschen voraus und keine Heerden. Die Schulen allein können die Volksbildung nicht besorgen, sie müssen die Jugend häufig in einem Alter entlassen, wo die politische Bildung erst anhebt und anheben kann. Darum erwächst für die Gebildeten unter den Erwachsenen die Pflicht, sich der Ungebildeten ihrer Generation anzunehmen. Diese Pflicht wollen vielleicht Manche nicht an-

erkennen, theils aus Hochmuth, theils aus Faulheit, theils aus Härte. Sie wünschen sich eine dumme Masse, die lenkbar ist; ihnen ist das Heerdenvieh gerade recht. Hierin finden sich Kirchliche und Unkirchliche friedlich zusammen. Ihnen vor Allem ist die Volkshochschul-Bewegung sehr unbequem und sie versuchen, sie mit Spott und Hohn lächerlich zu machen, indem sie das Populariſiren der Wissenschaften für gleichbedeutend erachten mit Verflachung und Seichtigkeit.

Dem steht nun die Thatsache gegenüber, daß die altconservativen Universitäten in England, Cambridge und Oxford, an die Spitze der Volkserziehung getreten sind und die Führung übernommen haben. Wie in anderen Dingen ist uns England auch in diesem Betracht um ein Menschenalter, wenn nicht mehr, voraus. An den englischen Hochschulen kam seit der Mitte des Jahrhunderts immer mehr das Gefühl zum Durchbruch, daß sie ein Sonderleben führten, neben dem die Entwickelung des Volkes in eigenen Bahnen sich vollziehe. Sie hatten das deutliche Bewußtsein, immer mehr in das Hintertreffen zu gerathen, die Beziehungen und den Einfluß auf den Volksgeist, seine Bestrebungen, seine Arbeiten, seine Wünsche zu verlieren. Um nun den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, mit breiteren Volksschichten Fühlung zu gewinnen und sie zu beeinflussen, rief man unter dem Namen University Extension eine Einrichtung in's Leben, die diesen Zweck verfolgt, Hochschule und Volk enger aneinander zu binden. Und unter Volk verstand man nicht nur die Gebildeten, sondern Alle waren geladen, in echt christlichem Sinne, die Krüppel und die Lahmen, Alles, was man an den Hecken auflesen kann. Und für Alle wurde der Tisch gedeckt, Jedem nach seinem Geschmack und nach seiner Fähigkeit zu verdauen. Eifrig ist man bemüht, die Einrichtung, eine Volkserziehung im großen Stil durch die Universitäten, immer mehr zu vervollkommnen, immer lebensfähiger zu gestalten. Und in Deutschland? Sind unsere Hochschulen zugleich Volkshochschulen? Nein. Und warum nicht? Weil man eine Schwächung des wissenschaftlichen Charakters unserer Universitäten fürchtet, eine Herabwürdigung der Hochschule, die der wissenschaftlichen Forschung zu dienen hat und nicht der Populariſirung. Das mögen andere Leute besorgen, die den Beruf in sich fühlen, so sagt man. Dagegen kann man zunächst einwenden, daß Forschung und Lehre seit Alters an unseren Hochschulen mit einander verbunden sind. Und ein Glück, daß sie diese Doppelaufgabe besitzen, daß Forschung und Lehre sich hier die Wage halten. Wenn aber die Lehre jetzt schon bereits ein gut Stück unserer Hochschularbeit ausmacht, so wäre nur noch eine Verständigung darüber herbeizuführen, wieweit man diese Lehre ausdehnen solle. Soll sie beschränkt bleiben auf die akademischen Bürger, oder ausgedehnt werden auf weitere Volkskreise? Für das Erstere werden die sprechen, die die Hochschullehre mehr wie eine Art Mysterium betrachten, das nur gut Vorbereitete erfassen können; für das Zweite werden die eintreten, die da meinen, die Hochschulen dürften sich nicht vornehm zurückhalten, wenn das Bildungsbedürfniß der breiteren Massen an ihre Thüren klopft und Einlaß begehrt; die der Ueberzeugung sind, die Universitäten können diese neue Aufgabe auf sich nehmen, ohne im Geringsten ihrem bisherigen Berufe untreu zu werden, ja, die sogar weitergehen und sagen, daß die Arbeit der Hochschulen an Kraft, Leben und Schönheit gewinnen wird, wenn sie engere Fühlung mit den geistigen Strömungen der Gegenwart gewinnt als bisher. Auch an Schönheit? Gewiß. Vor dem Volke lernen die Docenten reden; in ihren Auditorien lernen sie es vielfach nicht. Oder will dem Jemand widersprechen?

Nun scheint auch für Deutschland die Zeit gekommen zu sein; der Bann ist gebrochen. Wien hat begonnen; in dem Reyher'schen Handbuch der Volksbildung kann man darüber nachlesen (Stuttgart 1896). München folgte nach (s. die Münchener Neuesten Nachrichten 1896, 567, 596 und 598; National-Zeitung 1896, 742), Leipzig und andere werden sich anschließen, nachdem, wie oben gesagt, Ansätze im Einzelnen schon früher vorhanden waren, die allerdings mit den Universitäten selbst nur eine lockere, mehr äußere Verbindung haben und auch in Bezug auf den Zuhörerkreis nur an die gebildeten Schichten sich wenden. So sind in Jena seit 1889 „Fortbildungskurse" während des August von Docenten eingerichtet worden, die sich auf die Naturwissenschaften, Philosophie, Pädagogik, Geschichte, Literatur ꝛc. erstrecken und namentlich für Lehrer und Lehrerinnen des In- und Auslandes berechnet sind und auch von solchen zahlreich besucht werden. (Siehe Norddeutsche Zeitung 1896, Nr. 421; The Practical Teacher 1896, Sept. The Bloomington School Journal, 1896, Sept. u. a.). Ferner hat Greifswald ähnliche Kurse während des Juli in's Leben gerufen. Sie umfassen: Literatur, englische und französische Sprache, Philosophie, Volkswirthschaft, Geschichte und Geographie.

Neben diesen mehr privaten Unternehmungen stehen dann solche, die von Vereinen ausgehen: so von der Comenius-Gesellschaft (Jena), der Humboldt-Akademie (Berlin), dem evangel.-socialen Congreß, den Volksbildungsvereinen u. s. w.

So zieht sich in den letzten Jahren über das Reich ein Netz von Einrichtungen, die der Bildung des Volkes in den verschiedenen Schichten und auf verschiedene Weise dienen wollen. Das Erfreulichste dabei ist das Eintreten unserer Universitäten in diese Bestrebungen. Denn

1. ist hierdurch der Gefahr der Verflachung der Volksbildung am ehesten vorgebeugt. Die Docenten schöpfen aus dem Vollen. Nur wer das kann, sollte an der Populariſirung der Wissenschaften theilnehmen. Deßhalb ist es aber auch Pflicht der Docenten, dieser Arbeit sich zu widmen und sie nicht Anderen zuzuschieben. Denn gethan werden muß sie; unsere Zeit verlangt es.

2. Es wird hierdurch gewährleistet, daß die Fortbildungsarbeit gut organisirt wird, nämlich so, daß immer Abschnitte aus den Wissenschaften, die in Frage kommen, in gründlichen, anregenden und zusammenhängenden Kursen vorgetragen werden. Einzelvorträge, wie sie in den Volksbildungs-Vereinen u. s. w. so beliebt sind, dienen mehr der Unterhaltung, als der Belehrung, können also höheren Zwecken einer wirklich gediegenen Fortbildung nicht entsprechen.

3. Mit den Kursen müssen sodann Volksbibliotheken und öffentliche Lesehallen in Verbindung gesetzt werden, wie dies z. B. in Jena durch die Comenius-Gesellschaft mit Hülfe der Carl-Zeiß-Stiftung in vortrefflicher Weise ermöglicht worden ist.

Alle diese Anfänge sind freudig zu begrüßen. Es steht zu hoffen, daß die Bewegung immer weiter greifen und unserem Volke gute Dienste leisten wird, nicht bloß nach der Seite der Vertiefung und Ausbreitung des Wissens, sondern auch nach der Seite der Gesinnung durch Weckung und Ausbildung des selbstständigen Urtheils in den Köpfen der jetzt noch vielfach Urtheilslosen. Diejenigen stecken sich das Ziel zu niedrig und erscheinen zu flach, die auf eine bloße Aufklärung mittelst größeren Wissenerwerbs hinzielen. Das hat für den Einzelnen und für die Gesammtheit wenig Werth, ja kann sogar verderblich wirken, wenn die Bildung der Gesinnung ganz und gar ausgeschlossen sein soll. Die Volkshochschulen Dänemarks können uns zeigen, was geschehen muß. Man lasse sich nicht durch Stimmen beirren, die da meinen, die Vortragskurse sollten ausschließlich intellectuell wirken; ästhetische, sittlich-religiöse Themata seien ausgeschlossen, weil sie stets dem Argwohn einer bestimmten Tendenz ausgesetzt blieben und den Beigeschmack eines socialen und politischen Classenfanges erhielten. Ich weiß, es giebt heutzutage sehr viele ängstliche Gemüther, die immer nach allen Seiten hin Verbeugungen machen, um ja nicht in den Verdacht zu kommen, daß sie selbst eine feste Ueberzeugung haben. Solche

Leute müßten nach obiger Meinung als Volksbildner die geeignetsten sein; nach unserer Meinung aber sind sie die unbrauchbarsten. Nur charaktervolle Männer mit festen, bestimmten, klaren Ueberzeugungen sollten hier eintreten; nur sie können überhaupt Eindruck machen. Und das soll doch durch die Fortbildungskurse geschehen, sonst brauchte man das Volk nur an Bücher zu verweisen. Wenn verlangt wird, daß z. B. Geschichte vorgetragen werden soll, ohne jede persönliche Stellungnahme, so daß nur geschichtliche Kenntnisse weitergegeben werden, so ist das eine verwerfliche Forderung, abgesehen davon, ob sie verwirklicht werden kann. Wer es aber wirklich fertig brächte, sollte jeder Erziehungsthätigkeit fern gehalten werden, weil seine Sache so verwässert ist, so ohne alles Herzblut, daß Niemand davon sich angezogen fühlen wird. Mit der Nationalökonomie, mit der Literatur, mit der Ethik und Psychologie ist es nicht anders. Laßt hier nur feste Standpunkte zum Ausdruck kommen mit aller Energie — aber sorgt dafür, daß das nächste Mal Andere an die Reihe kommen, die ein Recht haben, gehört zu werden, und überlaßt es der guten Sache, durchzudringen nach dem Wort des alten Gamaliel. Aber den Rath geben, möglichst charakterlose Kurse einzurichten, denn das sind doch solche ohne alle Tendenz, ruft beinahe den Gedanken wach, daß nur charakterlose Personen an ihnen wirken sollen, um ein recht charakterloses, verblasenes und verwaschenes Geschlecht heranzubilden. Das würde schnurstracks dem Geiste derer entgegenlaufen, unter deren Namen die Kurse hie und da unternommen werden, wie z. B. dem des Comenius oder dem Pestalozzi's. Die Kurse könnten dann einer Verödung anheimfallen, die bald den Tod nach sich ziehen würde.

## Literatur und Kunst.

### Franz Schubert und Karl Löwe.

Von K. Zitelmann.

Kaum zwei Monate sind verstrichen, seit der hundertjährige Geburtstag Karl Löwe's die Nachwelt zu dankbarer Ehrung des großen Balladenmeisters aufrief, und heute schon feiern wir denselben Gedenktag seines größeren Kunstgenossen Franz Schubert, dessen Andenken wir um so mehr Kränze der Liebe und Verehrung schulden, als die Mitwelt sie ihm einst grausam vorenthielt.

Zwischen Löwe und Schubert lassen sich viele Parallelen ziehen. Brendel sagt in seiner bekannten Geschichte der Musik: „Löwe ist auf diesem Gebiet (Balladen und Gesänge) für Norddeutschland, was Schubert in dem seinigen für Süddeutschland. Ich sage damit nicht, daß jener den Boden seiner Wirksamkeit ausschließlich in Nord-, dieser in Süddeutschland gefunden habe — — — Ich bezeichne damit die Geistesrichtung, den Charakter der Werke Beider." Und weiter: „Schubert und Löwe gehören noch der Zeit des Ueberganges, der Zeit an, in welcher die gegenwärtige Epoche sich vorbereitete."

Diese Zeit des Ueberganges kann man auch in der Musik als die der Romantik bezeichnen, welche damals die Literatur beherrschte. Die Tieck, Novalis, Eichendorff und ihre Schule, welche die Einheit der Poesie mit dem Leben verkündigten, die alten Sagen- und Märchenschätze unseres Volkes aus ihrer Vergessenheit hervorholten und einen Blüthenregen inniger Gefühlslyrik über Deutschland ausschütteten, übten auf die beiden noch ganz in den Classikern wurzelnden und an ihnen geschulten Componisten eine mächtige Wirkung aus, die sich bei Schubert in der Composition seiner unzähligen Lieder offenbart, die jeder Empfindung, jeder Stimmung Ausdruck geben. Löwe's phantasiereicher Geist hinwider ward durch die neu erschlossene Sagen- und Märchenwelt auf's Höchste angezogen und angeregt. Er besaß eine innige Liebe zur Natur, mit der er von seiner frühesten Kindheit an auf sehr vertrautem Fuße stand. Ihre Stimmen und Töne verkörperten sich ihm unbewußt zu all' den Fabelwesen, die ihm aus der romantischen Poesie der Zeit entgegentraten und denen doch erst seine reizende Musik das rechte Leben einzuhauchen wußte. Er erzählt selbst, wie ihm während einer Nachtwache, die er als Freiwilliger auf den einsamen Wällen abzuhalten hatte, die Ballade Elvershöh in den Sinn kam, als er, von Müdigkeit befallen, einzuschlafen im Begriffe stand, und er sich nun so eins mit dem Helden derselben fühlte, daß die Musik wie von selbst in ihm entstand und, indem sie ihn wach erhielt „bis der Hahn anfängt zu krähen", ihn, wenn auch nicht vor der Verzauberung durch die Elvershöher Spukgeister, doch vor dem Arrest behütete.

Wenn Schubert und Löwe so in der Kunst zusammengehören, so bietet auch ihr persönliches Leben viele Analogien, nur daß Löwe der ungleich Glücklichere der Beiden war. Ihm war es vergönnt bis über die Grenzen hinaus, welche der Psalmist bezeichnet, zu wirken und zu schaffen, während Schubert schon mit 31 Jahren der Erde entrissen ward, die noch das Größte von ihm hätte erwarten dürfen. Und ward auch Löwe's volle Bedeutung während seines Lebens nur von engeren Kreisen voll gewürdigt, er rang sich doch aus der Armuth seiner Kindheit bald empor zu gesicherter äußerer Lage, er stand in angesehenem Amt und großer Wirksamkeit, das Glück der Liebe war ihm hold, er war umgeben von Frau und Kind. Und die Natur hatte ihm eine so anziehende Persönlichkeit verliehen, daß ihm die Herzen zuflogen und der Erfolg ihm sicher war, wo immer er sich zeigte. Schubert dagegen ward von den Gütern dieser Welt nichts zu Theil. Beständig mit Noth und Mangel ringend, in seinen Bemühungen um ein Amt stets abgewiesen, in seiner Liebe unglücklich, mit einem unschönen Aeußeren und einem schüchternen und zurückhaltenden Wesen begabt, das sich geltend zu machen nicht verstand, war er ein Stiefkind des Glückes. In der That, Schubert ist eine der tragischen Gestalten, an denen die deutsche Nation besonders reich zu sein scheint, welche die Welt mit den herrlichsten Gaben des Genius wahrhaft überschütten und dennoch unerkannt und unbeachtet auf Dornenpfaden gehen, bis ihr früher Tod den Mitlebenden die Augen öffnet, über das, was sie verloren. Wohl bedeckt man ihre Bahre mit Kränzen, wohl preist man sie dann, und in alle Winde hinaus klingt der Name des armen Genius, der während seiner Erdentage umsonst nach einem bescheidenen Blatt vom Kranze des Ruhmes, umsonst nach dem Verständniß und der Anerkennung seines Volkes gerungen. Zu spät! Jetzt frommt der Lorbeer ihm nicht mehr. Und die Menge tröstet sich schnell über ihre große Sünde mit der stolzen, reichen Hinterlassenschaft, die der Todte ihr vererbt, und selbst die Gebildeten, die geistig Hochstehenden beruhigen sich mit dem bequemen Wort: „Im Schaffen selbst liegt ja das höchste Glück; kein äußerer Mißerfolg kann diese Freuden zerstören." Sie bedenken nicht, daß der Ton des Resonnanzbodens bedarf, um zu klingen; daß die schaffende Kraft sich erst voll entfalten kann, wenn eine gläubige Gemeinde ihren Offenbarungen lauscht, daß auch der Genius müde wird von stets vergeblichem Hoffen, daß er erlahmt im steten Kampf mit materieller Noth.

Das Traurigste ist in Schubert's Falle, daß auch die größten Geister seiner Zeit achtlos an ihm vorübergingen. Mehr als ein halbes Hundert von Goethe's Gesängen componirte Schubert, und gerade diese Lieder gehören zu seinen unsterblichen Werken. Trotzdem blieb eine Sendung derselben an den Dichterfürsten völlig unbeachtet, der, ganz unter

Zelter's Einfluß stehend, ja auch den demüthig sich ihm nahenden Beethoven verkannt hat. Erst der vollendeten Kunst der Schröder-Devrient, die kurz vor Goethe's Ende diesem den Erlkönig vorsang, gelang es, dessen Beifall wenigstens für diese Composition zu gewinnen. Beethoven aber, der dieselbe Stadt bewohnte, wie der mit schwärmerischer Verehrung zu ihm aufschauende Schubert, lernte erst auf dem letzten Krankenlager einige Werke des jungen Kunstgenossen kennen, die ihn so sehr entzückten, daß er sich nicht mehr von ihnen trennen mochte. Nun bedauerte er, Schubert nicht früher begegnet zu sein, und erschöpfte sich in Lob und Antheilnahme. So erfüllte sich Schubert's heißer Wunsch, dem Meister nahen zu dürfen, in letzter Stunde, da Beethoven schon sterbend war. „Auf's Tiefste erschüttert schied Schubert von ihm, dem er wenige Tage später das letzte Geleite gab," erzählt La Mara in ihren Musikalischen Studienköpfen. „Als er mit seinen Freunden Lachner und Randhartinger vom Begräbniß zurückkehrte, füllte er die Gläser und leerte das erste auf das Gedächtniß des Heimgegangenen, das zweite auf den, der ihm zunächst folgen würde. Er feierte so sein eigenes Gedächtniß. Noch ehe ein zweites Jahr sich vollendete, ruhte er selber zur Seite der geweihten Gruft."

Wie Löwe, ist auch Schubert der Sohn eines selbst sehr für Musik begabten Volksschullehrers, der mit überreichem Kindersegen beglückt war. Löwe's Vater brachte es aber nur auf zwölf Kinder, während Schubert's deren neunzehn besaß. Beide sind Kinder der Armuth und Löwe erhält sich sogar von seinem zehnten Jahre an selbst. Beide beginnen sie als Chorknaben ihre Laufbahn, und ihr musikalisches Genie offenbart sich sehr früh und setzt ihre Lehrer in höchstes Erstaunen. Aber während Schubert's enorme künstlerische Begabung und Productivität seine übrigen Fähigkeiten und Interessen zu verzehren scheint, so daß er es nur zu einer mittelmäßigen Schulbildung bringt, entwickelt sich Löwe zwar unregelmäßig und ganz sich selbst überlassen, doch viel reicher, und setzt sich auf die Gymnasialbank zu einer Zeit, da Schubert, sich willenlos dem Zwang der Verhältnisse fügend, schon in den Fesseln seines mühseligen Hülfslehreramtes schmachtet.

Zwar ist Löwe alle diese Jahre hindurch darauf angewiesen, sich durch Stundengeben zu erhalten, aber sein glückliches Naturell findet sich mit heiterm Humor in alle Anstrengungen und Entbehrungen, die für ihn keine zu sein scheinen. Er bezieht die Universität Halle, um Theologie zu studiren, singt seinen Commilitonen „auf seiner Bude", in eine Wolke von Tabaksrauch gehüllt, seine Balladen vor und musicirt mit den Töchtern der ersten Familien Halles. Dem liebenswürdigen und schönen Jüngling, dem genialen Sänger und Componisten öffnen sich alle Thüren und Herzen, und er hat im Verkehr mit der Elite der Universität Gelegenheit, sich die Vielseitigkeit der Bildung und die Leichtigkeit der gesellschaftlichen Formen anzueignen, die Schubert fehlten. Als er dann das erste Heft seiner Balladen, das Erlkönig, Edward und Oluf enthält, veröffentlicht, die den jungen Componisten schon auf der Höhe der Meisterschaft zeigen, da fällt ihm auch das Amt ungesucht sogleich zu. —

Es ist wieder eine Analogie zwischen Schubert und Löwe, daß es der Erlkönig ist, der beider Namen zuerst in die musikalische Welt hinaus trug. Mehr als irgend eine andere seiner Compositionen hat Schubert's Erlkönig, der mit dem Löwe's um die Palme streitet, dazu beigetragen, dem Componisten die Herzen zu erobern. Ein Freund desselben las diesem eines Tages Goethe's Gedicht vor, und Schubert, der ganz verzückt zugehört, schrieb sogleich die Musik nieder, die das Werk einer kurzen Nachmittagsstunde war. Nichts beweist besser das intuitive Verständniß Schubert's für Poesie. Dieser achtzehnjährige Volksschullehrer, der allen literarischen Interessen fern steht, componirt einige der schönsten und tiefsten Gedichte des auf der Höhe des Lebens stehenden Goethe, wie den Erlkönig, die Lieder Mignon's und des Harfners, mit einer congenialen Kraft und Empfindung, die weit über seine Jahre geht. Ueber 100 Lieder, darunter auch der Wanderer, entstehen in dieser Epoche und gestatten uns einen Einblick in die Leiden und Schmerzen des Jünglings, der sich aus der Misère seines eine stete Folter für ihn bedeutenden Berufes emporrettet in die reinen Sphären seiner Kunst und sich in einer fieberhaften Productivität erschöpft. Es giebt kein Gebiet musikalischen Schaffens, auf dem er nicht damals schon Herrliches geleistet hätte. Fast unbegreiflich dünkt es uns jetzt, daß noch sechs Jahre vergingen, ehe eins seiner Lieder sich auf dem Programm eines öffentlichen Concerts zeigte, und alle Versuche, Verleger für sie zu finden, scheiterten. Im Jahre 1821 entschloß sich endlich ein Kunstfreund, Dr. von Sonnleithner, den Erlkönig auf eigene Kosten herauszugeben und durch Subscription bei seinen Freunden das Erscheinen weiterer Hefte zu ermöglichen. Zwölf Hefte wurden auf diese Weise veröffentlicht und verbreitet, und ergaben alsbald einen Gewinn, der des Componisten Lage wesentlich verbesserte. Ist so Schubert's Erlkönig um vier oder fünf Jahre älter als der Löwe's, so ist doch dessen Composition die zuerst erschienene. Es ist aber zweifellos, daß die beiden Componisten zu der Zeit nichts von einander wußten.

Unter den zahllosen Werken Schubert's ist der vielen Opern und Singspiele noch besonders zu gedenken, an die der Componist sein ganzes Herz hängte. Eine durch seines Freundes, des Hofsängers Vogl, Vermittelung ihm übertragene Composition der Posse „Die Zwillinge" ging über die Bühne des Kärnthnerthortheaters, erlebte aber trotz beifälligster Aufnahme nur sechs Aufführungen, und nicht besser erging es dem Melodram „Die Zauberharfe". Die Kritik tadelte „die grellen Harmoniefolgen und das fortwährende Moduliren, das zu keiner Ruhe kommen lasse", wie La Mara berichtet, und machte das Werk todt, das Schubert selbst unter seine gelungenen zählte. Die Oper „Alfonso und Estrella", zu der Schober den Text gedichtet, und auf die der Componist und seine Freunde die größten Hoffnungen setzten, brachte es gar nicht zur Aufführung. Alle Bemühungen in dieser Richtung scheiterten, und erst 30 Jahre später gelang es Liszt, der über dies Werk einen warmen Aufsatz geschrieben, es auf die Bühne zu bringen. Ueberhaupt gebührt Liszt und Schumann das Verdienst, dem Componisten zur Würdigung verholfen zu haben, den sie den Größten nach Beethoven nannten. Auch der zweiten großen Oper Schubert's, Fierrabras, war kein besseres Schicksal beschieden. Die Administration des Hoftheaters löste sich auf, bevor das schon angenommene Werk zur Aufführung kam. Nur die Operette „Der häusliche Krieg" hat, wenn auch spät und lange nach des Componisten Tode, ihren Lauf über die Bühnen Deutschlands gemacht. Auch seine 7 Symphonien, seine schönsten Quintette und Quartette fanden zu seinen Lebzeiten nicht den Weg in die Oeffentlichkeit. Von allen seinen zahllosen Werken sind damals nur etwa 100 Lieder und einige Klavier- und Kammercompositionen bekannt geworden. Ein einziges Mal trat er, dem Drängen seiner Freunde folgend, als Concertgeber vor das Publicum und führte ein halbes Jahr vor seinem Tode einige seiner Werke den Wienern vor. Das glänzende Ergebniß forderte zu einer Wiederholung auf; diese kam aber erst nach seinem Scheiden zu Stande und lieferte die Mittel, dem Unsterblichen einen Grabstein zu setzen. Eine geplante Concertreise nach Pest, zu der ein paar Freunde ihn dringend aufforderten, sowie ein Besuch bei Freunden in Graz, mußte theils seiner angegriffenen Gesundheit wegen, theils aus Mangel an den nöthigen Mitteln aufgegeben werden. Klingt das nicht wie Hohn, wenn man bedenkt, daß der Verleger des „Wanderer" an dem einen Liede bis zum Jahre 1861 27000 Gulden verdient hat?

Wilbrandt erzählt in einer reizenden Novelle „Der Mitschuldige" von einem armen Knaben, der auf ein Fest geräth

und hungernd auf den Augenblick harrt, da auch er von den unbekannten Leckerbissen essen darf. Da naht der Diener mit der Torte, die er herumreicht; alle im Zimmer befindlichen Gäste langen zu. Des Knaben Herz pocht vor Freude, denn jetzt muß auch an ihn die Reihe kommen, — doch der Diener schreitet in stolzer Verachtung an dem bescheidenen Knaben vorbei. Und das wiederholt sich fortwährend in seinem Leben: die Torte geht immer dicht an ihm vorüber. Auch an Schubert, scheint es mir, ist sie vorübergegangen. Als der erste kleine Erfolg, die Hoffnung, aus seinem unbeachteten Dunkel sich hinauszuwinden, ihm blühte, starb er.

Löwe hat in Bezug auf seine Opern, deren er eine ganze Anzahl geschrieben, Schubert's Schicksal getheilt. Nur eine von ihnen: „Die drei Wünsche", Text von Raupauch, ist auf verschiedenen Bühnen mit Beifall aufgeführt worden. Mehr Glück hatte er mit seinen Oratorien, die große und gerechte Erfolge errungen haben, wenn sie auch unserm jetzigen Geschmack nicht mehr ganz entsprechen. Die Texte stammen meist von Ludwig Giesebrecht, mit dem Löwe in Stettin innig befreundet war, und den er als Dichter außerordentlich verehrte. Die Werke, welche meist weltgeschichtlichen Inhalts sind, entfernen sich weit von den Bahnen des classischen Oratoriums; sie sind dramatisch und oft ein wenig opernmäßig gestaltet, und das melodiöse Element herrscht vor. In allen finden sich Partien von großer Schönheit, und es ist überaus schade, daß diese mit den jetzt schon fast vergessenen Werken der Oeffentlichkeit verloren gehen.

Auch eine außerordentliche Productivität war Löwe mit Schubert gemein. Schier unerschöpflich floß seine Erfindungsgabe; die Melodien strömten ihm zu, und vergleicht man die Arbeiten mancher neuerer Componisten, die mühsam nach Motiven zu suchen scheinen, mit den seinen, so erkennt man recht die Fülle von Löwe's Begabung, die nie in Verlegenheit gerieth, sich immer neu offenbarte und bis in sein hohes Alter nicht erlahmte.

Löwe's bleibendes und wesentliches Verdienst liegt indessen in seinen Balladencompositionen. Er ist es, der für die Ballade die vorher umsonst gesuchte vollendete Form fand, der eine neue Kunstgattung schuf, und hier tritt er Schubert, der für das Lied bedeutete, was er für die Ballade, würdig an die Seite, während er sich in Bezug auf seine Orchester-, Kammer- und Claviercompositionen mit diesem nicht messen kann. Schubert hat auf allen diesen Gebieten neben weniger Werthvollem Meisterwerke geschaffen, die zu dem Schönsten gehören, was unsere Musikliteratur besitzt. Ich erinnere nur an seine letzte große Symphonie, an das Forellenquintett, an das D-moll-Quartett. Am bedeutendsten ist er aber doch als Liedercomponist. Vor ihm hat nur Beethoven Lieder im modernen Sinne geschrieben, aber Schubert übertraf den größten aller Componisten auf diesem Felde des Schaffens, sowohl was den Reichthum, als was die Verschiedenartigkeit seiner Gaben betrifft. Die süße Lyrik, das subjective, individuelle Leben, das Schubert's Lieder auszeichnet, besaßen die Beethoven's noch nicht. Liszt sagt: „Er verstand die ganze Quintessenz von Gefühl, alle Leidenschaft aus wenig umfangreichen Gedichten zu entwickeln, er verlieh dem Gedicht Gewalt des Ausdrucks, blendenden Glanz, wunderbare Zartheit und Farbenschmelz." Und er hebt hervor, daß die Verbindung edler Dichtung mit der Musik, die innige musikalische Durchdringung des Wortes erst mit Schubert beginne. Mit Schubert und Löwe, denn dieselben Vorzüge wie Schubert's Lieder besitzen Löwe's Balladen. Sie enthalten einen solchen Reichthum an Melodie, an dramatischer Kraft und lieblicher Lyrik, sie sind so stimmungsvoll und treffen so sehr den Ton der Dichtung, deren Schönheiten sie uns erst in das rechte Licht zu setzen scheinen, daß man ihren Componisten mit Recht „den norddeutschen Schubert" nennen kann. Diesen Namen gab man ihm schon in Wien, als er im Jahre 1844 auf einer seiner Kunstreisen dort Triumphe feierte. Löwe hatte einen herrlichen Tenor und war ein Meister des Vortrags; wenn er selbst seine Balladen sang, übte er eine unwiderstehliche Wirkung aus und riß stets seine Zuhörer zu begeistertem Beifall hin. In einem seiner Briefe aus der österreichischen Kaiserstadt schreibt er: „Die Wiener setzen mich über ihre besten Sänger, über ihren besten Schubert", und weiter berichtet er von einem Abschiedsfest, das ihm zu Ehren veranstaltet und von etwa 200 Personen besucht war: „Vesque von Püttlingen (bekannt als Hoven, Componist) brachte meine Gesundheit aus und nannte mich den norddeutschen Schubert. Ich dankte darauf in einer Gegenrede, in welcher ich bemerkte, daß ich diesen Ehrennamen erst zu erstreben bemüht sein werde."

Hat es Löwe auf der Höhe seines Lebens nicht an Erfolgen gefehlt, so war er doch in seinem Alter und Jahre lang nach seinem Tode ein von seinem weiteren Vaterlande Vergessener. Daß die Balladen meist einen für sein eigenes Organ berechneten außerordentlichen Stimmumfang erfordern, ist vielleicht einer der Gründe, der viele dieser wundervollen Compositionen verhindert hat, so allgemein gesungen zu werden, wie sie es verdienen. Erst ganz allmälig hat Löwe sich Bahn gebrochen, und jetzt, da ein Jahrhundert verstrichen ist seit seiner Geburt, feiert er eine wahre Auferstehung. In seiner Geburtsstadt Löbejün bei Halle, in Kiel, wo er starb, und in Stettin, wo er über vierzig Jahre gewirkt, errichtet man ihm Denkmäler, eine Ehre, die Schubert bereits 1872 zu Theil wurde. Jetzt aber bedarf es deren nicht mehr, um das Andenken der beiden Componisten lebendig zu erhalten. Sie sind Lieblinge des deutschen Volkes geworden: jedes Kind kennt ihren Namen und singt die Lieder und Balladen, die sie in unerschöpflicher Fülle über die Welt ausgeschüttet haben und die ihnen Unsterblichkeit sichern.

---

## Aus den Memoiren des Bundesrathes.

Von J. Müller-Hornung.

Eine Geschichte des Bundesraths brauchen wir unbedingt, um den Auf- und Ausbau des Reichshauses überblicken zu können, aber sie fehlte uns bis vor Kurzem. Der Grund, weßhalb sich für den Reichstag schon viele Federn gefunden haben, für den Bundesrath aber noch keine einzige, liegt darin, daß die Reichstagsverhandlungen vor Jedermanns Augen liegen, während der Bundesrath seine Verhandlungen, wie der alte Bundestag, im Princip heimlich, sagen wir besser, nicht öffentlich erledigt. Die Plenarsitzungen des Bundesrathes finden ebenso wie die Ausschußsitzungen mit Ausschluß der Oeffentlichkeit statt. Es giebt keine Bundesrathsstenographen, das Protokoll über seine Verhandlungen führt ein schweigsamer Geheimrath, die Drucksachen des Bundesrathes sind geheim. Verschiedene Bitten der Bibliothek des Reichstags um Ueberweisung eines Exemplars der Bundesrathsverhandlungen haben abgeschlagen werden müssen. Selbst ein dem Reichskanzler so nahestehendes Institut, wie die Reichsbank, besitzt die Bundesrathsverhandlungen nicht. Sie werden nur in einer beschränkten Auflage gedruckt und von allen Besitzern sorgsam unter Schloß und Riegel gehalten. Dieses Princip der Heimlichkeit hat sich aber in praxi nicht durchführen lassen. Die Reichsregierung fühlte gleich von Anfang an das Bedürfniß, das Publicum wenigstens über den Gang der Bundesrathsberathungen im Allgemeinen zu orientiren, sie verfaßte selbst kleine Referate über jede einzelne Bundesrathssitzung, die sie dann in die ihr nahestehenden Blätter lancirte. Damit nicht genug, wurde das Publicum auch mit den wichtigeren Vorlagen bekannt gemacht, die das Präsidium oder einzelne Bundesregierungen

dem Bundesrath zur Beschlußfassung unterbreiteten. Dies hatte zum Zweck, für die betreffenden Vorlagen, die demnächst den Reichstag beschäftigen sollten, Stimmung zu machen und durch eine geschickte Beleuchtung dafür zu sorgen, daß Vorurtheile, die gegen eine gesetzgeberische oder administrative Maßregel bestanden, zurücktraten. Bei Begründung des Norddeutschen Bundes wurde mit diesen von Amtswegen ausgehenden Publicationen ziemlich vorsichtig verfahren; die Zeitungen erhielten meist nur eine knapp gehaltene Inhaltsangabe der betreffenden Vorlagen und einige Erläuterungen aus den Motiven. Später wurde hiermit liberaler verfahren und die officiöse, d. h. der Regierung dienende Presse häufig in den Stand gesetzt, den vollen Wortlaut von Bundesrathsdrucksachen abzudrucken. Als es sich darum handelte, für die neue Zoll- und Handelspolitik von 1879 Propaganda zu machen, wurde hiervon in ausgiebigster Weise Gebrauch gemacht. Eine Anzahl anderer Drucksachen ist durch andere Canäle in die Oeffentlichkeit gedrungen. Mitunter waren es Bevollmächtigte zum Bundesrath, die den Inhalt einzelner Drucksachen die ihnen nahestehenden Zeitungscorrespondenten einsehen ließen; in einem Falle hat ein Beamter die Hand zur Veröffentlichung einer Bundesrathsdrucksache geboten. Sobald die eingeleitete Untersuchung seine Schuld ergeben hatte, wurde ein Disciplinarverfahren über ihn verhängt, das mit Entlassung aus der von ihm in einer obersten Reichsbehörde bekleideten Stelle endigte.

Nun liegt endlich der erste Versuch einer Geschichte des Bundesrathes vor. Der bekannte Historiograph des Bismarck'schen Hauses, der Geheime Regierungsrath H. v. Poschinger, hat ihn mit gewohntem Fleiß und Verständniß unternommen. Nicht allein für den Autor, sondern auch sachlich ist es wohl begreiflich, daß Bismarck die Hauptperson ist, um die sich Alles gruppirt, auf den jedes Interesse sich concentrirt. Es ist gar nicht nöthig, daß Poschinger sich dafür bei seinem Publicum entschuldigen zu müssen glaubt, wenn er schreibt: „So fern mir der Zweck liegt, Bismarck in diesem neuen Werke zu verherrlichen, so wird es doch unbewußt und ungewollt ein neues Blatt in seinem Ruhmeskranze. Bismarck hat das Uhrwerk, das wir uns jetzt näher besehen wollen, geschaffen, er hat es in Bewegung gesetzt, und die Hälfte von dem, was der Bundesrath erledigt hat, trägt seinen gewaltigen Stempel; im Vergleiche mit ihm zeigen sich auch die bedeutsamsten seiner Mitglieder wie Nebenfiguren; solange Bismarck den Vorsitz im Bundesrath führte, war sein Wille der entscheidende. Mit dämonischer Kraft führte er den Bundesrath an die Stelle, die er für gut fand. Und trotz alledem hat das Ansehen des Bundesrathes unter Bismarck nicht gelitten, weil der Weg, auf dem er dem Kanzler folgte, eben stets der richtige war."

Der bisher vorliegende erste Band*) betrifft den Bundesrath des Norddeutschen Bundes 1867—1870. Hier war die Behandlung besonders schwierig. Was Poschinger bei Bearbeitung dieses Werkes am meisten vermißte, war jegliches Material über die einzelnen Mitglieder des Bundesrathes. Man findet wohl ihre Namen im Reichs-Gesetzblatt, Reichsanzeiger und im Handbuch für das Deutsche Reich aufgeführt; allein irgend welche Personalnotizen über die Mitglieder sucht man, wenn diese nicht zu den Berühmtheiten unter den Staatsmännern zählen, vergebens. In den Parlamentsalmanachen findet man biographische Notizen hinsichtlich des unbedeutendsten Socialdemokraten; eine gleichartige Arbeit hinsichtlich der Bundesrathsmitglieder fehlt, oder steht doch wenigstens nur für eine ganz beschränkte Zeitperiode zur Verfügung. In dem Conversationslexikon, wo man versucht ist, Belehrung zu schöpfen, ist der Bundesrath auf das Stiefmütterlichste behandelt. Das Brockhaus'sche Conversationslexikon kennt, um nur von dem Bundesrath des Norddeutschen Bundes einige Persönlichkeiten herauszugreifen, weder v. Liebe, der doch zu den bedeutsamsten Köpfen dieser Körperschaft zählte, noch beispielsweise die Staats-, bezw. Cabinetsminister v. Watzdorf, v. Larisch, v. Bertrab, v. Seebach, v. Harbou, Heldmann, v. Oheimb, den Senator Curtius und den kürzlich verstorbenen Gesandten Dr. Krüger. Hier gilt es also wirklich, eine Lücke auszufüllen.

Es wird für eine spätere Zeit besonders auch wichtig sein, zu wissen, welche Berührungspunkte zwischen Bismarck und den einzelnen Mitgliedern des Bundesraths bestanden haben; man darf hierbei nicht bloß an gesellige Beziehungen denken, denn mit vielen von ihnen hat der Kanzler unter vier Augen auch geschäftlich manche bedeutsame Unterredung gepflogen. Diejenigen Mitglieder des Bundesraths des Norddeutschen Bundes, die noch am Leben sind, haben Poschinger's Arbeit meist bereitwillig gefördert; bezüglich des einen und andern bereits Dahingegangenen ist ihm bei Zuratheziehung des literarischen Nachlasses manches historisch Beachtenswerthe zur Verfügung gestellt worden. Am Werthvollsten ist die ihm von der betheiligten Seite ertheilte Erlaubniß, einzelne Briefe, die Bismarck an seine Collegen im Bundesrath gerichtet hat, veröffentlichen zu dürfen. Lassen sie auch einen hochpolitischen Inhalt vermissen, so sind sie doch immerhin bedeutsam zur Charakteristik sowohl des Briefschreibers als der Empfänger. Besonders dankbar muß man dafür sein, daß der anhaltische Staatsminister, Wirkliche Geheime Rath Dr. Sintenis, über seine Erlebnisse in Berlin Aufzeichnungen gemacht hat, die als eine überaus wichtige historische Quelle betrachtet werden müssen, und hier nach Poschinger's schönem Buch auszugsweise mitgetheilt werden sollen.

Der Staatsminister Dr. Sintenis hat keine Memoiren im gewöhnlichen Sinne des Wortes hinterlassen, dagegen war er sich, als er von seinem Herzog 1866 betraut wurde, als Vertreter Anhalts bei der Festsetzung des Norddeutschen Verfassungsentwurfs mitzuwirken, der Bedeutung dieses Commissoriums sofort bewußt und berichtete während seines ganzen Berliner Aufenthaltes den Seinigen Alles, was dieselben nur irgendwie interessiren konnte.

Mit Hülfe aller guten Wünsche zur glücklichen Reise kam Sintenis am 12. December 1866 „ohne Anstoß" in Berlin an und fand im „Hôtel de Russie" das bestellte Quartier zur Befriedigung vor. Noch am selben Tage giebt er eine Beschreibung desselben und dann Tag für Tag eine Schilderung aller seiner Erlebnisse. Er berichtet über Temperatur und Wetter, wie er geschlafen, wo er gespeist, wie viel er verzehrt, wen er Tags über gesprochen hat, und all' die Anfechtungen, denen seine Gesundheit bei dem Mangel des häuslichen Comforts ausgesetzt gewesen ist. Weitaus der größte Theil der Correspondenz wird aber durch seine politischen Erlebnisse ausgefüllt, sowie durch eine Beschreibung einiger officiellen Festlichkeiten, die ihn mit den verschiedensten politischen Persönlichkeiten in Berührung brachten.

Immer und immer wieder beklagte sich Sintenis bitter darüber, daß die Bevollmächtigten oft Wochen lang in Berlin unthätig dasitzen mußten, daß sie von Preußen nicht mit der ihnen gebührenden Rücksicht behandelt würden, und daß Preußen schließlich ihre Vota nur insoweit berücksichtigte, als ihm dies gut dünkte. Poschinger ist der Meinung, daß Preußen die Absicht, die Vertreter der Bundesstaaten zu verletzen, jedenfalls ganz fern gelegen hat. Wenn die Verhandlungen schleppend geführt wurden und die nach Berlin gesandten Minister dort ungebührlich lange zum Nichtsthun verurtheilt wurden, so lag die Schuld auch nicht an Bismarck, sondern an Herrn v. Savigny, der, wie ja auch von anderer Seite versichert worden ist, der Aufgabe eines Leiters der Ministerconferenzen entschieden nicht gewachsen war. Die Delegirten übersahen außerdem sicher den complicirten Weg, den ihre Desiderien durchzumachen hatten, bis Savigny im

*) Fürst Bismarck und der Bundesrath. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Stande war, sich definitiv zu den zahlreichen einzelnen Amendements zu äußern. Erst gingen sie zur Cognition der preußischen Ressortminister, dann hatte das Staatsministerium und Bismarck darüber zu befinden, und demnächst war die Entschließung des Königs einzuholen, der bei seiner bekannten Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit noch oft Rückfragen stellte und einzelne Punkte näher aufgeklärt wissen wollte. Ueber alles dies konnten leicht Wochen vergehen, die allerdings den Ministern der fremden Staaten, denen die Arbeit zu Hause auf den Nägeln brannte, als ein wahres Martyrium erschienen.

Sintenis schildert die erste Zusammenkunft. Was schon öfter vergeblich erstrebt worden, bemerkte der König, solle von Neuem versucht werden; die Ereignisse und Erfolge hätten ihn weit über seinen Willen fortgerissen, er hoffe aber das Beste für Deutschland, wenn seine Bundesgenossen ihm zustimmten; freilich werde es ihnen einige Opfer kosten. Dies der kurze Sinn seiner längeren freien Rede. „Dann ging er uns im Einzelnen durch. Hierauf zog er sich zurück und Bismarck führte uns den prachtvollen Treppenbau hinauf in einen Saal, in dem sich viele Hofbeamte befanden und in den bald die Königin hereinrauschte. Sie ließ sich uns ebenfalls einzeln vorstellen und war in der Rede ungemein gewandt und sehr gesprächig. Auffallend hingegen war die Schweigsamkeit der Kronprinzessin und des Kronprinzen (andere Prinzen waren nicht da). Wie mir auf Befragen gesagt wurde, sei das so deren Sitte aus Deferenz und Devotion gegen die Eltern ... Die Pracht der Tafel war groß, die Wasserflaschen standen auf hohen, silbernen Untersätzen, nicht aber gab es für Jeden eine Caraffe Tischwein*), auch goß sich Niemand selbst ein; dies verrichtete stets ein Lakai. Alle Gläser ohne Ausnahme geschliffen; lauter silberne Teller. Die Speisen ungemein schmackhaft, viele davon kann ich nicht nennen.

Beim Kaffee waren die Majestäten über die Maaßen gnädig. Der König sprach lange zu mir und Herrn v. Lauer**) über Politica, nachdem er zuvor an einem heitern Gespräch theilgenommen, welches durch den Umstand hervorgerufen war, daß sich Lauer und v. L. hier trafen, von denenen Ersterer dereinst den Letzteren im Examen hatte durchfallen lassen (Lauer war Mitglied der preußischen Examinationscommission). Der König ging so offen heraus, daß ich wirklich frappirt war. So zum Beispiel sagte er: Wenn der König von Hannover mit Sicherheit hoffe, daß in zwei Jahren Alles in den vorigen Stand gesetzt sein werde, so solle er doch das abwarten und nicht die Gewissen seiner Unterthanen beschweren. Ferner sagte er, er habe so lange mit dem Entschluß wegen des Krieges gerungen, noch beim Abschied zur Königin auf deren Frage, wann sie sich wiedersehen würden, erwidert: Vielleicht zu Weihnachten — daß er durch den Erfolg nach drei Tagen seinen Kleinmuth als von der Vorsehung in einer Weise beschämt erkannt habe, daß er von deren Walten augenscheinlich überzeugt worden sei. Er sprach hier so ganz als einfacher Mensch, daß ich mich nicht enthalten konnte zu bemerken, ihm müsse das doch eine außerordentliche Beruhigung sein.

So ging das fort, und Lauer, der vielleicht ein Glas zuviel getrunken, ließ den König gar nicht aus dem Gespräch los. Ich war daher froh, daß die Königin mich von rechts her in die Unterhaltung zog, so daß ich aus dem königlichen Gespräch loskam und mit Ihrer Majestät auf das transatlantische Kabel gerieth. Auch dies nahm ein Ende, wobei die kronprinzlichen Herrschaften fortwährend im Schweigen verharrten. Zuletzt verwickelte sich der König in die Schleppe der Königin, worauf dieselbe mit einer diese schrecklich unbequeme Mode anklagenden Rede schied.

Bevor ich schließe, noch ein Wort über Bismarck. Den habe ich mir anders gedacht, nach den ehemaligen Erfurter Eindrücken. Er ist sanft, mild, spricht auch stets in höchster Freundlichkeit, aber freilich auch mit nicht geringer Bestimmtheit — zum Beispiel zu dem älteren Karolinaer.*) Entweder haben den Grafen Bismarck seine Krankheit und seine Erfolge gezähmt und ihn äußerst liebenswürdig gemacht, oder er verbeißt nur seine Kraft, wie ein nicht bloß erträglich civilisirter, sondern vollkommen wohlerzogener Löwe. — Irgend eine äußerliche Veränderung ist nach den fortwährenden Fragen seines täglichen Umgangs (zum Beispiel v. Thile's) an Unsereinen, die Bismarck längere Zeit nicht gesehen haben: „Wie finden Sie Bismarck?" ohne Zweifel vorgegangen, und trotz seiner stattlichen Erscheinung in Generalsuniform kommt er mir doch so durchgeistigt vor, wie wenn ihm bald etwas ganz Absonderliches widerfahren könnte.

Mit Moltke, dem ich mich sogleich vorstellen ließ, unterhielt ich mich unter allen Gästen am längsten. Dabei machte er mir die tröstliche Eröffnung, es sei darauf gerechnet, daß die kleinen Staaten gleichmäßig wie Preußen Truppen stellen müßten, also zum Beispiel Anhalt in einem Kriege wie dem letzten ($3^1/_3\,\%$) 6600 Mann! Gott bewahre uns davor! — Moltke sieht durchaus einem theologischen Professor ähnlich, der das Lachen verlernt hat, ohne darum etwa griesgrämig zu erscheinen. Seine Miene und sein Ausdruck kann bei Sadowa kein anderer gewesen sein als heute Abend bei Lord Loftus.

Voller Galgenhumor sind Sintenis' Berichte über den damaligen arbeits- und endlosen Berliner Aufenthalt der Kleinstaatenminister. Seine Bemerkung: wir führen hier eine Art Badeleben, — ist sprichwörtlich geworden und kommt sogar in den „Kladderadatsch". „Wer sich nicht Arbeit von Hause schicken läßt, der hat nichts zu thun als zu flaniren, zu dejeuniren, wieder zu flaniren, zu diniren und dann in irgend ein Theater zu fahren. Und dazu morgen: Sonntag! — Ob man heute etwas wissen wird? — Man vermuthete gestern eine neu amendirte Vorlage, die Savigny nach den formulirten Anträgen machen lasse durch Lothar Bucher, jetzt königl. preußischer Legationsrath; 1848 weggejagter Revolutionär, intimer Freund von Kinkel und Consorten. Der sitzt mit uns Abgesandten in einem Saal und schreibt nieder, was wir nicht zu lesen bekommen. Wie mag sich Mancher darüber amüsiren. „Zuweilen wird Sintenis auch sehr bitter, so wenn er schreibt: „Der Coburger Vertreter v. Seebach wollte wissen, die morgende Sitzung sollte nur dazu dienen, Preußen zu beauftragen, das Parlament einzuberufen, und — was kaum glaublich — demselben den Entwurf der Verfassung prout jacet, also ohne unsere, respective vor unserer Zustimmung vorzulegen. Die Sitzung habe heute Abend schon sein sollen, aber Savigny sei zu einer Soirée bei Seiner Majestät geladen.

So wird man behandelt! Und v. Seebach erkannte es als richtig, als ich auf die Stelle aus „Janchon" verwies:

„Wir Andern aber fistuliren
Als Balgentreter hintendrein!"

Da nun aber, und wenn nun aber die Preußen machen, was ihnen gut dünkt, dies auch können, ohne daß wir mucksen, wozu treiben wir uns hier herum?" —

In einer folgenden Sitzung wird über eine an Preußen zu ertheilende Vollmacht verhandelt, das Parlament zu eröffnen und den „bis dahin von den Regierungen zu vereinbarenden Entwurf" vorzulegen und zu vertreten. Hierauf wird von Savigny mitgetheilt, nächste Woche werden die eigentlichen Sitzungen mit bestimmten Erklärungen beginnen, und zwar, wenn kein anderer Tag gewünscht werde, den Montag. „Jeder schwieg in dem Wunsche, nur fertig zu werden. Wann

*) Am Dessauer Hofe war es Sitte, daß jeder Gast eine Caraffe Tischwein vor sich hatte.

**) v. Lauer-Münchhofen, Präsident der schaumburg-lippischen Landesregierung.

*) Gemeint ist der Vertreter von Reuß ä. L.

aber die Sache zu Ende kommen wird, das weiß kein Minister noch Geheimrath. Aber — mein Diener hat es entdeckt! Den 23. gehe die Sache zu Ende. Und wer ist die Quelle? — Savigny's Bedienter!! Der hat es den übrigen Ministerialboten verrathen, und damit stimmt die Aussage des Dieners des sächsischen Gesandten überein. Prächtige Situation, dies durch die Bedienten zu erfahren!" Ist das nicht lustig, daß die Kammerdiener die einzigen Wissenden sind? Und sie behalten denn auch Recht.

„Es sind ja auch nun morgen drei Wochen verflossen, seit wir hier sind, und da gewinnt es doch den Anschein, daß etwas habe geschehen müssen. Denn warum entzieht Preußen 20 Ministern ihren heimischen Functionen so lange? Vielleicht will man den Beweis führen, wie unnöthige Personen wir seien, denn wir haben in der That gebummelt und gar nichts geleistet. Freilich wird das Jeder nur im Vertrauen bekennen! aber die Diener sind ja erfahren genug, die Thätigkeit, respective das Faulenzen ihrer Herren zu beurtheilen, und werden davon nicht schweigen. Preußen andererseits wird calculiren: Nun, nachdem wir Alles seit 4—5 Wochen erwogen haben, was von den Kleinen vorgebracht worden, sind wir zur vollen Reife unserer Propositionen gelangt, und nun ist die Sache en gros, vielleicht en bloc abzumachen. Was nicht ganz klar ist, behalten wir in der Hand; unsere Bundesgenossen müssen ja diese schließlich doch küssen." Endlich wird aber die Sache doch zum Abschlusse gebracht, und die mürbe gewordenen Minister werden in Gnaden aus Berlin entlassen.

Der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich zeigte Bundesrath und Reichstag in Harmonie in dem Bestreben, Bismarck das große Werk seines Lebens, das Deutsche Reich, vollends aufrichten zu helfen. Gegründet war es von Bismarck eigentlich schon im Herbst des Jahres 1866. Die vier Jahre bis zum Kriege haben aber bewiesen, daß die Verfassung, die Bismarck demselben provisorisch gegeben, ein politisches Meisterstück war, und daß er die Gewalten zwischen dem Oberhaupte, den Bundesfürsten und der Volksvertretung richtig vertheilt hatte. Es ist ein ehrenvolles Zeugniß, wenn Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 19. April 1870 den Bundesrath „eine Art von Palladium" nennt, „eine große Garantie für die Zukunft Deutschlands".

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Majestätsbeleidigung.

Von Gustav Beßmer.

Der Abend war der erste der drei „politischen Abende", die Staatsminister von Vierbach allwinterlich veranstaltete. Die Salons des Ministers waren eine Art Vorschule für den oppositionslustigen Theil der Kammermitglieder des Großherzogthums. Hier waren sie gezwungen, die Attitude des Volkstribuns abzulegen, gesellschaftlich mit dem Gegner zu verkehren und in der Regel waren sie gerne dazu bereit. Neben allem „Männerstolz vor Königsthronen" fühlte man sich dennoch geschmeichelt, von Graf X. oder Excellenz Y. in ein politisches Gespräch gezogen zu werden; „Freiheit" und „Volkssouveränität" waren Schlagworte, die ganz gut in die verräucherte Luft einer Wahlversammlung paßten — reichlich angebracht, hatten sie schon Manchem zum Siege verholfen — im Ministerpalais waren sie vom Uebel.

Der Minister und Wirth theilte sich, so gut es anging, zwischen den Gästen. Während er mit einem Betheiligten über die geplante Nebenbahn sprach, schielte er schon nach einem Paar ultramontaner Kämpen, das mit einem Fortschrittler über die Frage der geistlichen Schulaufsicht in Streit gerieth. Er brauchte die „Heiligen", er brauchte das „Weltkind", so gab er denn beiden Theilen Recht, ein Verfahren, das er erprobt und vortrefflich befunden hatte.

Die erste Stunde des Beisammenseins war verstrichen; die Geladenen hatten sich in zwanglosen Gruppen in die verschiedenen Salons vertheilt; geräuschlos ab- und zueilende Diener boten Erfrischungen an; für Freunde compacterer Genüsse war ein Buffet aufgestellt. Die mattgeätzten Tulpen der elektrischen Beleuchtungskörper verstreuten ein mildes versöhnliches Licht; in Nischen und Ecken luden grünüberdachte Fauteuils zur Ruhe und Aussprache ein. Hier hatten zwei politische Gegner sich auf dem „materiellen Boden" einer neuen Steuer gefunden, dort saß ein Kleeblatt in einen politischen Schacher um andere „Volksinteressen" vertieft; mitten hindurch wandelte der Minister, huldvoll gegen die Getreuen der Krone, verbindlich und höflich gegen die Gegner. Die feinsten Nuancen wußte er in den Händedruck zu legen, mit dem er hin und wieder besonders eifrige Stützen der Monarchie beglückte; Kenner dieses Druckes vermochten daraus nicht nur zu entnehmen, ob ein Orden für sie in Sicht war, sie wußten sogar den Grad desselben zu bestimmen.

Auf seiner Rundtour war der Minister in den letzten der fünf Salons gelangt. Unter dem Eingange wurde er durch einen Geheimerath seines Ressorts aufgehalten; mit dem linken Ohr hörte er auf den vor ihm Stehenden, das rechte war im Salon. Er kannte die trockene leidenschaftslose Stimme, die drinnen das Wort zu haben schien — und er scheute sie, im Geheimen natürlich; öffentlich fürchtete er nur Gott und den Landesfürsten. Dieser Rechtsanwalt Keil war nun schon zum vierten Mal Mitglied der Kammer; als Sprecher der Opposition hatte er der Regierung schon manche schwere Stunde bereitet.

„Das Gegentheil dürfte gelten," hörte er die Stimme sagen, „das Anwachsen der Majestätsbeleidigungs-Processe wirkt eher schädlich. Die Menge ist geneigt, einen guten Theil der Verurtheilten für politische Märtyrer zu halten. Von den Fällen grober Beschimpfung spreche ich hier nicht; die Sorte von Beleidigern wäre durch Verachtung — etwa noch Namensaushängung und Aberkennen der bürgerlichen Ehrenrechte — genügend bestraft. Aber Haft! . . . Ein Knote betritt das Gefängniß, ein Gebrochener oder ein neuer Todfeind des Bestehenden verläßt es."

Auf dem linken ministeriellen Ohr drohte der Geheimerath in der Schilderung der Vorzüge seines Neffen vom Allgemeinen in's Besondere überzugehen. War auch nur die Hälfte des Gesagten wahr, dann durfte die Regierung diese Kraft sich nicht entgehen lassen.

„Allem nach sehr qualificirter junger Mann," sagte der Minister, sich zu einem Lächeln bemühend, „vielleicht, daß sich Gelegenheit findet —" Im Grunde hegte er ein Vorurtheil gegen „Neffen"; die Erfahrungen, die er mit ihnen machte, waren nicht die besten.

Dem Geheimerathe war es gelungen, seinen Rücken in eine rundbogenartige Form zu bringen.

„Excellenz sind die Güte in Person . . . Wenn ich Excellenz einen Vorschlag unterbreiten dürfte . . ."

„Morgen, morgen, mein lieber Geheimerath!"

Der Oheim des qualificirten jungen Mannes gab Raum, der Minister trat in den Salon; ein dicker Läufer dämpfte seine Schritte; eine marmorne Psyche, die aus einer Gruppe von Blattpflanzen emporstieg, verbarg ihn den Blicken der Anwesenden.

„Für mich liegt die Frage einfach," sagte eine fettig klingende Stimme. „Wer die Ehrfurcht gegen den Landesfürsten verletzt, ist kein Patriot, und wer kein Patriot ist, gehört eingelocht." Der Sprecher, ein Oekonomierath und Abgeordneter seines Bezirks, lehnte sich zurück und zehrte für den Rest des Abends von dem Bewußtsein, eine Rede gehalten zu haben.

Der Minister war langsam vorgetreten.

„Eine Auffassung, der ich mich anschließe", sagte er wohlgefällig. „Offenbar war sie auch die der Gesetzgeber; sie wollten nicht nur das Vergehen, sie wollten auch die Gesinnung treffen."

„Excellenz urtheilen etwas streng," sagte der Vater des Themas lächelnd.

Der Minister hatte seine staatserhaltende Miene aufgesetzt.

„In einer Frage, wie dieser, kann man nicht zu streng urtheilen," gab er gemessen zurück.

„Sehr wahr!" murmelte der geheimeräthliche Oheim des Vielseitigen im Brustton tiefster Ueberzeugung; er war dem Minister gefolgt und glaubte im eigenen, wie in des Neffen Interesse nicht schweigen zu dürfen.

Dr. Keil zuckte die Achseln. „Vor einigen Tagen wurde mir ein Fall erzählt," sagte er, zum Herrn des Hauses gewandt, in liebenswürdigem Tone, „der Beleidiger ist persona grata der betreffenden Regierung, ja, er hat Aussicht, dies in noch höherem Grade zu werden."

„Unmöglich!" rief der Geheimerath.

„Wohl ein Akt politischer Rache," sagte die Excellenz ablehnend.

„Sicherlich!" secundirte ein anwesendes Glied des Landadels.

Dr. Keil streifte die Asche seiner Cigarre ab.

„Excellenz irren," sagte er noch liebenswürdiger, „die Beleidigung fiel im Beisein von Männern, die es sich — öffentlich jedenfalls — zur Ehre anrechnen, treue Unterthanen des angestammten Herrscherhauses zu sein ... Nebenbei bemerkt, spielt die Geschichte nicht bei uns, auch nicht in unserem weiteren Vaterlande; der Ort der Handlung liegt jenseits unserer Reichsgrenzpfähle."

„Ah! ... Also sehr weit entfernt?" lächelte der Minister, sichtlich erleichtert.

„Ja ... *sehr* weit," sagte der Anwalt, mit einem Blicke über die Anwesenden. „Wenn Excellenz wünschen, bin ich bereit, den Schleier etwas zu lüften."

Die Excellenz zögerte; im Stillen wünschte sie den Anwalt und sein verfängliches Thema zu allen Teufeln, allein — er war ein Gegner, mit dem man sich stellen mußte.

„Ich bitte," sagte sie, gute Miene zum bösen Spiel machend. „So tief ich als Bürger eines monarchischen Staates solche Vorfälle beklage, so glaube ich doch, daß ein Besprechen derselben unter Umständen nicht inopportun ist."

Die Mehrzahl der Anwesenden beeilte sich, dieser Auffassung beizupflichten; zwei anwesende Agrarier blickten nach dem Ausgang und stellten Erwägungen an, welchen Eindruck ihr plötzliches Verschwinden machen würde. Der Geheimerath suchte aus seiner Verblüffung über den Bescheid des Ministers herauszukommen, es gelang ihm aber nur halb.

„Ich verdanke die Kenntniß des Falles einem Collegen, einem Jugendfreunde," nahm der Anwalt wieder das Wort, „er hat die Gewohnheit, mir hin und wieder besonders interessante Fälle seiner Praxis zu unterbreiten ... Der Bericht ist in einem Briefe enthalten; ich erhielt ihn bei Weggang von zu Hause und habe ihn im Coupé gelesen. Ich werde mir nun gestatten, Sie mit dem Wortlaut der betreffenden Stelle bekannt zu machen." Er griff in seinen Frack und holte ein Bündel Schriftstücke hervor; der Minister beeilte sich, seine Staatserhaltende auszubessern und die Wirkung des Faltenwurfs in einem Spiegel der Gegenüberwand zu prüfen; der Geheimerath war bemüht, ihn zu copiren. Inzwischen hatte der Anwalt Ordnung in den papierenen Wust gebracht, den Brief gefunden und auf seinen Knieen ausgebreitet. Noch ein einleitendes Räuspern und er begann:

„So habe ich vor wenigen Tagen einen Fall gehabt, der den Fachmann, den Politiker und den Menschen in mir in Collision brachte. Am Morgen hatte ich dem Personal aufgetragen, mich nur in wichtigen, in Ausnahmefällen, stören zu lassen — ich hatte die Acten einer verwickelten Proceßsache zu studiren — am Mittag ließ sich ein Herr melden: die Angelegenheit, die ihn herführe, sei eine ungewöhnliche, er müsse mich persönlich sprechen. Na, Andere hatten das Lied schon vor ihm gesungen, um dann mit einer Bagatelle herauszurücken. Ich wollte ihn abweisen lassen; es war zu spät, er hatte sich bereits durch die Thürspalte gedrängt und begonnen, sich vorzustellen: Rentner X. Allein mit mir, theilte er mir mit, daß er die Gewohnheit habe, allabendlich eine bestimmte Weinwirthschaft aufzusuchen und daselbst einige Stunden zu verbringen. Ich eröffnete ihm, daß mir diese Thatsache völlig gleichgiltig sei; er ließ sich jedoch nicht abbringen. So erfuhr ich denn, daß in besagtem Restaurant sich dann und wann eine kleine Gesellschaft hervorragender Bürger und Politiker zusammenfinde und daß mein Client bei der letzten dieser Gelegenheiten — wider Willen — Zeuge gewesen sei, wie ein Abgeordneter und Inhaber verschiedener Ehrenämter eine grobe Beleidigung des Landesfürsten ausgestoßen habe. Der Beleidiger sei nicht etwa betrunken gewesen, wohl aber habe die ganze Gesellschaft „angesäuselt" geschienen. Mein Client befürchtete nun, ein Unterlassen der Anzeige könne ihm unter Umständen Bestrafung oder doch schwere Unannehmlichkeiten zuziehen.

„Ich erkärte ihm, daß ich gegen eine strafrechtliche Verfolgung derartiger Vergehen sei und jede dahinzielende Anzeige als Denunciation betrachte. Er theilte mir den Namen des Beleidigers mit. Ich sprang auf, bezwang mich aber und trat zum Fenster; mein Client sollte die Erregung, in die seine Mittheilung mich versetzt hatte, möglichst wenig gewahr werden. Der Politiker in mir fieberte ... Wenn ich den Mann aufforderte, Anzeige zu erstatten! ... Ein Glied der Regierungspartei unter Anklage der Majestätsbeleidigung, einer Majestätsbeleidigung, ausgestoßen in einem Kreise, der als Hort der Monarchie galt! ... Die bloße Nachricht würde einer Bombe gleich wirken, einer Bombe in das Lager Derer, die zur Schau getragene Devotion und Kritiklosigkeit tagtäglich als ‚allein echten' Patriotismus priesen. Der Beleidiger war einer ihrer Chorführer gewesen.

„Und Du selbst, mein Bester? ... Wo bleibt Deine Ueberzeugung? frug ich mich. Vor wenigen Augenblicken hast Du sie volltönend ausgesprochen. Aendert sich die Sachlage dadurch, daß es sich um einen Gegner handelt! ... Willst Du die Reinheit Deiner Ansicht, die Du so manches Mal schon verfochten, dem Hohne der Andersdenkenden ausliefern! ...

„Und zuletzt, zu allerletzt, wie dies nun einmal im Leben so ist, kam auch der Mensch in mir zu Wort, losgelöst von politischen und beruflichen Gesichtspunkten. Das war ein Mann, Gatte und Vater — ein Wort aus meinem Munde konnte ihn, konnte die Seinen in's Verderben stürzen; ein Fall von der Höhe, auf der er stand, war stets und für immer vernichtend. .. Welches aber war das Vergehen, dessen er sich schuldig gemacht hatte?! ... Ein in der Weinlaune gesprochenes Wort! ... Mein Entschluß stand fest. Nicht die Schonung des gesellschaftlich Hochstehenden lag mir am Herzen — von Parteilichkeit wußte ich mich dieses Mal frei — um die Schonung des Menschen war es mir zu thun. Wie die Verhältnisse lagen, würde ich einem einfachen Arbeiter gegenüber nicht anders gehandelt haben.

„Also blieb nur das beleidigte Gesetz. Dieses Gesetz aber wurde geübt durch die regierenden Kreise, deren wohlgesehenes Glied der Beleidiger war. Ein Vorgehen gegen ihn zwang Jene zu einem Schnitte in's eigene Fleisch, schonte ich ihn, so schonte ich Jene mit. Ich habe meinem Clienten diese Seite der Angelegenheit nicht vorenthalten; der Gute hat begriffen und mir — Thränen in den Augen — gedankt. Anstoßen, anstoßen gegen ‚Oben', das wollte er nicht, ‚aber ganz und gar nicht, wie er mir versicherte. Na, den Eindruck hatte er mir auch nicht gemacht.'"

Der Vorlesende faltete den Brief und steckte ihn wieder zu sich; einige Augenblicke hindurch lag Schweigen über dem teppichverhängten Raum und seinen Insassen; aus dem anstoßenden Salon drang Stimmengewirr, untermischt mit Lachen. Der Minister hatte sich zurückgelehnt, seine schmalen, sorgfältig gepflegten Hände ruhten auf den Seitenlehnen des Fauteuils; die Staatserhaltende hatte sich aufgelöst und dem Ausdrucke tiefer Zufriedenheit Platz gemacht.

„Ihr Freund scheint eine etwas boshafte Feder zu führen," begann er mit heiterer Ruhe, „inwieweit mit Recht, das vermag ich nicht zu

beurtheilen; weiß ich doch nicht, um welches Land es sich handelt. . . Irre ich nicht, sagten Sie, es sei sehr weit entfernt, dieses Land?"

„Gewiß . . . sehr weit, Excellenz," wiederholte der Anwalt, mit einem lächelnden Blicke über die Anwesenden hin.

Um die Mundwinkel der Excellenz zuckte es unwillkürlich, das Gleiche war bei der Mehrzahl der Anwesenden der Fall; nicht daß es am Willen zum Glauben gefehlt hätte — ganz im Gegentheil! . . die Geschichte durfte sich auf dem Monde ereignet haben — aber sie war auch in der Nähe ganz gut denkbar. Selbstverständlich hütete man sich, dies auszusprechen, und wenn man sprach, so geschah es, um der Befriedigung Ausdruck zu geben, daß „so etwas" im Lande unmöglich sei; „geradezu undenkbar", sagte die Excellenz, „vollkommen undenkbar", bestätigte der Anwalt und der mußte es ja am besten wissen.

Das Eintreten eines Dienerpaares mit Erfrischungen verbot ein Weiterverfolgen des Themas, ein anderes, neues wurde aufgeworfen; die Excellenz ergriff es mit Geschick und raschem Verständniß und breitete es über den ganzen Raum aus. Man besprach das Befinden des Erbprinzen; er hatte einer Casinoeinweihung beigewohnt und sich bei der Gelegenheit eine Unpäßlichkeit zugezogen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß die Excellenz im Besitze der „allerjüngsten" Nachrichten über den Zustand des hohen Kranken war, somit die Besorgniß der Gäste etwas lindern konnte. Dem Ausspruch der beigezogenen Aerzte nach war die Wiederherstellung des hohen Patienten in sichere Aussicht zu nehmen. Der Appetit zwar war noch schwach — zu Mittag hatten Königliche Hoheit drei Sardinen in Oel und eine halbe Flasche Gerolsteiner Schloßbrunn zu sich genommen — allein die Zunahme der Kräfte war doch offenbar.

Die Freude über diese Nachricht war groß und allgemein; selten noch waren an einem Abend so viele Betheuerungen treuester Unterthanengesinnung gefallen und man pflegte in diesen Räumen hierin nicht gerade zurückhaltend zu sein. Am lautesten war der Geheimerath. Mit vor Rührung halb erstickter Stimme gab er eine Anekdote aus den Jugendtagen des Erbprinzen zum Besten; Lachen und Bravorufe belohnten diesen Erzähler. Man kannte die Anekdote, man kannte den — Erfinder, allein man wollte lachen, man wollte gerührt sein.

— — — — „Es war nicht nur erhebend, es war eine Demonstration," sagte die Excellenz anderen Tages und an anderem Orte.

## Aus der Hauptstadt.

### Platt-Deutschland.

Am 18. Januar des vergangenen Jahres, am Tage des großen Ordensfestes, von dessen Segen auch ihm noch ein buntes Vöglein in den Schooß geflattert war, starb in dem gärtenreichen und überhaupt wohlbegüterten Berliner Vororte Pankow der Landgerichtsdirector Brausewetter. Sein Andenken ist nicht gesegnet, denn er hatte es mit der tonangebenden Presse verschüttet und ihr wiederholt seine Mißachtung deutlich ausgedrückt. „Ich kenne Sie, aber Sie imponiren mir nicht," hatte er zu den Federgewaltigen mit jenem jungen Börsencommissar gesagt, den die für jede Beleidigung mimosenhaft empfindliche siebente Großmacht noch immer ob seines frevlen Leichtsinns schmäht und verfolgt. Und auf die Tintentyrannen war sein kurz angebundenes Epigramm gemünzt gewesen, das geriebene Fälschungskunst nachher zur sinnlosen Faselei eines armen Narren gestempelt hatte: „Es giebt keine öffentliche Meinung." Herr Brausewetter hat den Kampf mit den freisinnigen Scheerenschwingern nicht siegreich zu bestehen vermocht; noch kein Sterblicher ist in diesem Kampfe siegreich gewesen. Ein stiller Mann, ruht er draußen auf verschneitem Friedhofe, und über ihn hinweg rast der Gegner zu neuen Triumphen. Es giebt eine öffentliche Meinung, unumstößlich hat man's seither den Zweiflern bewiesen, und das Gute an ihr ist, daß man sie Schwarz auf Weiß getrost nach Hause tragen kann. Und wenn sich Herrn Brausewetter's Geist den veralteten Luxus gönnt, nächtens umzugehen, so wird er mit einigem Erstaunen bemerken, welche Fortschritte die seiner Zeit von ihm verlästerte und verleugnete öffentliche Meinung seit Jahresfrist gemacht hat. Nur die Postwagen der Nachtzüge braucht Brausewetter's Geist zu besteigen; gefällt es ihm, in derselben Verkleidung, die Herrn von Tausch auf seinen postalischen Untersuchungsreisen zwischen Berlin und Friedrichsruh selbst vor scharfen Augen deckte. Eine stattliche Reihe von Eilpacketen wird Brausewetter's Geist in der Ecke des Wagens aufgestapelt sehen. „An die Redaction des Posemuckler Großen Anzeigers", „an den Verlag des Neuen Volkskämpfers für Klein-Mutz und Umgegend", so und ähnlich lauten die Adressen. Die Packete fühlen sich schwer wie Blei an, und sie haben durchaus das Recht dazu. Enthalten sie doch auf Platten gezogene öffentliche Meinung, sind sie doch bestimmt, den Posemucklern wie den Klein-Mutzern wörtlich die politischen, wirthschaftlichen, künstlerischen und sittlichen Anschauungen zu übermitteln, denen die Berliner Centralredaction augenblicklich huldigt. Endlich wird die Lichtstadt im ganzen Umfange Herz und Kopf der Nation werden. Draußen in der Provinz braucht hinfort Niemand mehr zu fühlen und zu denken. Auf das Komma genau erhält nunmehr der deutsche Mann in Ost und West, Nord und Süd von Berlin aus vorgeschrieben und vorgedruckt, wie er sich im Herzen zu den großen Fragen der Neuzeit zu stellen hat. Morgens in aller Herrgottsfrühe bringt der Posteilbote die in Matern gegossene ewige Wahrheit für den eben anbrechenden Tag dahergeschleppt, und der früher Redacteur genannte Plattendirigent hat nichts zu thun, als sie unbeschädigt der Druckmaschine zu übergeben. Zum ersten Frühstück schon genießen dann die Posemuckler und Klein-Mutzer die geistsprühenden Leiter, die sarkastischen, antiagrarischen Entresilets, die formvollendeten Feuilletons der ragenden Berliner Engros-Journalistik. Mag sein, daß sie Anfangs fortwährend mißmuthig schnüffeln oder gar behaupten, ein unerträglich widriger Dunst steige aus den noch feuchten Blättern auf, mephitischer Geruch von der Art, die der erste deutsche Interviewer und Schutzgott aller Männer unter'm Strich, Heinrich Heine, während seines Besuches bei der Rhedergöttin Hammonia eingehend kennen lernte. Ein Gemisch aus Juchten, Kohl und billigen, streugen Parfüms, wie sie Abends die Friedrichstraße durchdusten; Hauch der cloaca maxima, durch Druckerschwärze und Patschouli gemildert. Aber die guten Provinzialen, die sich schon an so viel gewöhnt haben, werden sich auch an das neue eau de Berlin gewöhnen und sich schließlich nicht darüber wundern, wenn ihr alter Kreisblatt-Redacteur in's Arbeitshaus überführt wird oder der Landarmenpflege zur Last fällt. Es mußte so kommen, werden sie sagen. Hätte der plumpe Bursch etwas von seinem Berufe verstanden, so wäre er wie Andere längst nach Berlin gegangen, dem Mittel- und Brennpunkte aller geistigen Interessen Deutschlands. Die Provinz, die ist gut genug dazu, Nahrungsmittel zu erzeugen und das Heer immer neu zu gebären. In ihr existirt man, leben aber kann man nur in der Hauptstadt.

Unsere Zeit liebt sich auf der Bühne die Märchenspiele, und das ist wohl der Grund dafür, daß Freytag's Journalisten noch immer fleißig gegeben und noch immer leidlich gern gesehen werden. Die Wirklichkeit weiß nichts mehr von den Typen, die des Dichters freundlich-sentimentaler Humor schuf, und sie lächelt der begrenzten, kleinbürgerlichen Denkart, aus der heraus jene petrefacten Zeitungsschreiber dachten und handelten. Moderne Journalisten kennen keine sachlichen Gegensätze mehr und eigentlich auch keine persönlichen. Es fällt ihnen so wenig wie einem Großkaufmann oder einem weitausschauenden Industriellen ein, für sogenannte Ideen zu fechten. Sie haben klug und kalt das Geschäft im Auge, und sonst nichts. Vorvorgestern, da war es vielleicht noch Mode, mit Zähigkeit an einer politischen Meinung zu hängen und mit der oder jener unverwirkbaren Weltanschauung zu protzen. Geschmackvolle Leute hüten sich jetzt vor derlei Lächerlichkeiten. Alle Leidenschaft ist komisch, alle Einseitigkeit schädigt den Reingewinn.

Dies einfache Raisonnement hat die unpolitischen Zeitungen geschaffen und groß gemacht. Heute ist schon kein Oertlein mehr, das nicht seinen hauptstädtisch geleiteten General-Anzeiger hat. Als Herr Mosse vor nun fünfundzwanzig Jahren die deutsche Zeitungswelt revolutionirte, mußte die Profitsucht noch schamhaft eine Maske tragen und die braven Ideale hatten der Annonce als Gardedamen zu dienen. Herr Scherl schob die Unbequemen ganz bei Seite. Dem Lesepöbel Lesefutter und Spiele, derbe Sensationen und Originalcorrespondenzen; im Uebrigen kostet jedes Wort sechs Pfennige, in der Ueberschrift zwanzig. Scherl's Ruf sinkt inzwischen gemach zu Thale, und die Hintermänner treten auf den Plan. Es war eine schöne und herzbezwingende That, Berlin dem Localanzeiger zu erobern, aber mein Vaterland muß größer sein. Erst wenn die ganze Nation ein einziges Blatt hält und völlig nivellirt worden, wenn im Froschmolluskenbrei der Unparteilichkeit jegliches persönliche Empfinden und Denken erstorben, aller geistiger Kampf durch ein Machtwort des Directors der Großen Berliner Preßactiengesellschaft mit eins beendet ist, erst dann hat die Zeitung ihren Beruf ganz und gar erfüllt. Auf einer versandtfähigen Druckplatte Alles vereint, was unser Volk träumt und sinnt, will und wünscht; uniformirte Parteilichkeit; bis zur Bewußtlosigkeit gesteigerte Objectivität, die nichts weiter soll als der heiligen Annonce Bahn brechen — dies alles ermöglicht und errichtet das Deutschland der Zukunft, Platt-Deutschland.

Es wäre zu viel gesagt, wollte man behaupten, daß die politische Zeitung an sich der Versimpelung entgegenarbeite, aber daß die Unparteiischen und ihre Erben, die kopflosen Blätter, zur Verdummung weiter Schichten das Meiste und Letzte beitragen, wage ich für meinen Theil nicht zu bestreiten. An den Stammtischen kannegießert der Philister, und die einzige Wohlthat, die er damit sich und der Allgemeinheit erweist, besteht in dem erfreulich starken Consum von Bier, dieses lobenswerthen Industrieproductes. Und dennoch steht der politisirende Hohlkopf, selbst wenn er vom Abzugbier zum Glase Wasser, von der verräucherten Kneipe zur Reichstagstribüne fortschreitet, unendlich erhaben über dem Typus jenes Staatsbürgers, zu dem die unparteiischen Zeitungen ihre Leser erziehen wollen und erziehen. Das moderne Staatsideal kann nur durch die rastlose Mitarbeit aller Bürger des Landes erreicht werden; bleibt solche Mitarbeit aus, so ist die neuzeitliche Staatsform auf die Dauer nicht zu halten. Es hat Schweiß und Mühe genug gekostet, wenigstens einen Bruchtheil der Bevölkerung so weit zu bringen, daß er nicht mehr geradezu als Stimmvieh bezeichnet werden darf. Die Local- und General-Anzeiger stellen selbst diese kleine Errungenschaft wieder in Frage, entwöhnen den klatschlüsternen, allein auf Mordgeschichten, Sittlichkeitsverbrechen und Nachrichten aus der Gesellschaft dressirten Leser wieder der minder amüsanten politischen Kost, stumpfen ihn für alle Fragen des öffentlichen Wohles ab und stehlen ihm so von hinten herum seine armseligen paar staatsbürgerlichen Rechte. Man braucht nicht einmal Judas zu sein, um für fünf Groschen monatlich erspartes Abonnementsgeld die Zukunft zu verrathen; die süße Gewohnheit spielt die Kupplerin bei der neuen Liebschaft.

Das Zeitungsschreiben ist Jedermann freigegeben. Allmälig wird, wie auf allen Gebieten der gepriesenen Gewerbefreiheit, aus der Wohlthat eine Plage; das Großcapital reißt die Gerechtsame an sich und mißbraucht sie zu Werken, davon die schwärmerischen Schöpfer der liberalen Wirthschaftspolitik in ihren verstiegensten Träumen nichts ahnten. Bosshafte Ironie der Ereignisse fügt es, daß im nächsten Jahre, wenige Monate vor der Reichstagswahl, zum fünfzigsten Male der Tag wiederkehrt, da man Barricaden thürmte, da im Pulverdampfe die neue Zeit heranzog. Die Achtundvierziger haben nicht voraussehen können, daß der gefährlichste Feind ihrer volkaufrüttelnden Bestrebungen just aus den Reihen der Preßhelden erstehen würde, denen sie doch die Fesseln abnahmen, zu deren Gunsten vornehmlich sie ihr Blut verspritzten. Aber die Kampfs- und Schmalz-Gesellen, der ganze große Metternich haben nicht so viel zur Versimpelung und Verkindlichung der deutschen Nation beigetragen, wie der eine August Scherl, dessen wohlgetroffenes Conterfei in der „Depeschensaal" genannten Schreckens- und Trödelkammer des Berliner Local-Anzeigers an würdiger und passender Stelle aushängt.

Jahrelang haben die freisinnigen Wortführer, wenn sie unter sich waren, mitleidlos jeden Naiven verhöhnt, der den Zeitungsverlag nicht allein vom Standpunkte des guten Geschäftes betrachtete, der im Zeitungsschreiber gläubig den Lehrer der Nation verehrte und — was unverzeihlich war — die Consequenzen aus diesen Ansichten ziehen wollte. Den allzu Klugen und allzu Gewerbefreien wird jetzt vor ihrer Gottähnlichkeit bange, aber wie Sindbad der Seefahrer werden sie den Meergreis nicht mehr los, den Scherl, dem sie selbst ihren breiten Rücken willig zum Sitze darboten. Seitdem der Profit jährlich geringer wird, den ihnen ihre Werke zur Erzeugung öffentlicher Meinung abwerfen, finden sie wieder hohe Töne zum Preise der vergilbten Ideale ihres Handwerks und klingende Worte der Entrüstung über die grobmaterielle Concurrenz. Doch es scheint, als hätten sie ihre Rolle ausgespielt. Plattdeutschland, das zu Ehren des gebenedeiten Mammons entseelte, tritt sichtbar in die Erscheinung. Nicht nur die Presse selbst, nein, männiglich, der Politik treibt, hat sich daran gewohnt, sie zu Gunsten seines Geldschranks zu treiben. Es gilt im aufgeklärten deutschen Reiche nicht wie im barbarischen Rußland oder im clericalisirten Belgien für eine Schande, als erwählter Vertreter des Volkes abzustimmen über öffentliche Fragen, deren Beantwortung mit Ja oder Nein dem eigenen Beutel Schaden oder Vortheil bringen könnte. Weit mehr als ein Drittel der Mitglieder der Berliner Stadtverordneten-Versammlung besitzt Pferdebahnactien, aber es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Herren ausnahmslos die Stirn haben werden, das scandalöse Monopol der Gesellschaft zu verlängern. Der nationalliberale und mit Gefängniß vorbestrafte Margarinefabrikant Mohr, oder, wie er sagt, sein Procurist, hat in aller Harmlosigkeit entschiedene politische Gegner durch Telegramme aufgefordert, bei der Abstimmung über das Margarinegesetz anwesend zu sein und die Regierungsvorlage zu Falle zu bringen. Das Gefühl, es sei unanständig und gezieme einem Politiker nicht, seine privaten Interessen denen der Allgemeinheit voranszustellen, ist völlig verloren gegangen. Alles wird zum Geschäfte, und Alles wird allein darauf geprüft, ob es dem Geschäfte einigen Nutzen bringen kann.

Bewußt oder unbewußt wirken diese Profitpolitiker in Presse und Parlament für das neue Cartell, von dem hier letzthin die Rede war. Sie verdummen und verflachen die Wählerschaft, ziehen ihre Blicke ab von schwer erkämpften Rechten und machen sie geneigt, der Fahne dessen zu folgen, der ihr ungestörte philiströse Ruhe und Pflanzenschlaf verspricht. Oft geht verworrene Rede von einer finsteren Reaction, die angeblich Junker und Pfaff planen; die wirklich gefährliche Reaction aber, der die rasch mächtig gewordene „unparteiische" Presse gedankenlos Handlangerdienste leistet, erwächst aus den Reihen des neuen Cartells. Seinen Anhängern und Verfechtern muß darum zu thun sein, das Volk nicht zur Erkenntniß der Macht gelangen zu lassen, die ihm das allgemeine Wahlrecht verleiht. Ihm durch einen Staatsstreich dies Recht zu nehmen, daran wagt von jenen kleinen und ängstlichen Politikern Niemand zu denken, aber ihm sein Recht dadurch zu entwinden, daß man es sacht aus der Uebung bringt, das scheint weisere Weisheit. Und in der That ist, immer auf's Neue sei es wiederholt, nichts so geeignet, die Nation gleichgiltig gegen das ihr vom Weißbart und von Otto Bismarck geschenkte Juwel des Reichstagswahlrechtes zu machen, wie der Bestand und die Blüthe öffentlicher Blätter, die das wichtigste Organ des öffentlichen Lebens, die Politik, ihren Leser bellachinisch fortzaubern.

Von der Centrumsfraction ist eine neue Auflage der lex Heinze herausgegeben worden; doch wider die Verwüster der politischen Einsicht unseres Volkes, wider die eigentlichen Schuldigen an dem Verfall unserer politischen Sittlichkeit richtet sich kein Paragraph. Und dabei ist die nervöse Feinfühligkeit eines Volkes in allen öffentlichen Angelegenheiten für seinen Fortbestand und seine Größe so wichtig, wie die Tugend seiner Töchter, die sittliche Reinheit seiner Söhne. Der Zuhälter, der vom Laster der ihm frohndenden Dirne fett wird, und der Zeitungs-

verleger, der seine Millionen dem systematisch betriebenen Verderb des Volksgewissens und des Volkscharakters verdankt — wodurch unterscheiden sie sich graduell von einander?

Statt der lex Heinze wäre ein Gesetzentwurf, der das Inseratwesen verstaatlichte, ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen. Das große Berliner Plattenzeitungs-Unternehmen hat weiter keinen Sinn und keinen Zweck, als die Monopolisirung der Inserate zu Gunsten von Privatunternehmern — was hindert den Staat, nun seinerseits zuzugreifen? Moral gegen Unmoral! Auch muß die Presse wieder frei von der Kugel am Beine, der Annoncenbeilage, muß wieder eine moralische Anstalt werden können. Die Verleger lassen bei ihren fünfundzwanzig-ꝛc.-jährigen Jubiläen diese letztere Nothwendigkeit in Vers und Prosa regelmäßig so feierlich ernst betonen, daß man getrost annehmen darf, auch sie, die ehrlichen, treuen Idealisten, ersehnten von ganzem Herzen eine gründliche Hebung des Niveaus ihrer Blätter. Fürst Hohenlohe sollte sich, ehe er den neuen Männern endgiltig Platz macht, rasch noch durch eine kleine Legislaturthat dies Verdienst um die Nation erwerben. Platt-Deutschland, das widerwiderwärtige, ist dann nicht möglich. Und manches Andere auch nicht. Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Frau Lieutenant". Schwank von P. Ferrier und A. Mars. Musik von G. Serpette und V. Roger. (Thalia-Theater.) — „Die Wiederkehr". Schauspiel in drei Aufzügen von François de Curel. (Lessing-Theater.)

Es ist ein seltenes Vergnügen, wenn die Kritik einmal von Herzen loben darf und von einem volksthümlichen Mustertheater reden kann, das in ehrlichem und eifrigem Streben fast mit jedem neuen Stück einen Sieg erringt. Aber auch das neue Thalia-Theater hat schwer zu kämpfen. Es hat sich im Heim des glücklicher Weise verflossenen Adolf Ernst-Theaters aufgethan, das mit seinen Ausstattungsposseu den Geschmack der Berliner nach Kräften verdorben hat. Gegen diesen genius loci kämpft Director Hasemann bisher vergeblich. Was hilft es ihm, daß jede Première mit einem unverfälschten Erfolg endet, wenn sich schon die zweiten Aufführungen trotz der Lobsprüche der um jeden Credit gekommenen Tageskritik vor leerem Hause abspielen? Und dabei hat er eine Truppe, um die ihn sämmtliche Berliner Bühnen beneiden können. Gleich vier Komiker allerersten Ranges, wie den Charakteristiker Deutsch, der einem Girardi und Schweighofer nichts nachgiebt, einen drolligen Naturburschen, wie den jungen Junkermann, einen nunteren Liebhaber wie Herrn Sachs, der die Rollen Alexander's und manchmal besser als dieser spielt, und den trockenen, nur allzu sehr „weanernden" komischen Vater Ewald. Die Damen stehen zwar nicht auf gleicher Höhe, aber die Regie ist so vorzüglich und das Zusammenspiel so vollendet, daß man in Berlin sonst nirgend gleich abgerundete und erfreuliche Vorstellungen sieht. Namentlich im Wiener Volksstück. Es ist das Verdienst Herrn Hasemann's, die talentvollen Schüler Anzengruber's und Nestroy's in Berlin eingeführt zu haben. So lernten wir des Raimund-Preisdichters Karlweis „Goldene Herzen" kennen, eine vorzügliche Satire auf die moderne Wohlthätigkeit und ihre Reclamesucht. Der Leichenbittereinfall eines fingirten Todes, der schon Misch's „Nachruhm" verdüstert, gelangt hier durch die gelungene Delobelle-Figur eines verkommenen Malers — von Herrn Deutsch meisterlich gespielt — zu reiner tragikomischer Wirkung. Da sahen wir ferner das Volksstück von Victor Léon: „Gebildete Menschen", das in jeder Beziehung hoch über den gespreizten Biedermaiereien von L'Arronge steht. Die Handlung gemahnt wie eine uralte Kalendergeschichte: Die beiden feindlichen Brüder mit den in einander verliebten Kindern, der Reiche ungebildet, aber gutmüthig, der Arme gebildet und eingebildet, und am Schlusse dann Versöhnung und Verlobung. Aber wie ist das in hübsche, anheimelnde Scenen gefaßt, in schlichte, natürliche, rührende und lustige Worte gekleidet, in prächtigen Charakteren und Volkstypen gestaltet, wie gesund, fein und derb und stets wahrhaft humorvoll ist das Alles! War es zu gemüthreich, zu süddeutsch für die Berliner? Wäre das lebensfähige und lebenswürdige Genre nicht etwa durch Gesangseinlagen wirksamer zu machen? Freilich dürften es dann keine possenhaften Couplets sein.

Weniger glücklich ist das Thalia-Theater mit seinen französischen Schwänken. Die „Zwei Schwiegersöhne" von Maxime Boucheron hätten freilich auch im Residenztheater nichts „gemacht," aber solche Tollheiten müssen auf alle Fälle mit parodistischer Laune rasch heruntergespielt werden. Noch viel kläglicher war das Pariser Vaudeville: „Prima Ballorina" von Blum und Toché in der Verwienerung von Hugo Wittmann und Carl Weinberger. Eine freche Grundidee, aber in's Spießbürgerliche einlenkend, trotz einiger satirischer Ausfälle, und die Musik wahlverwandt ohne Originalität und Glanz. Da war das „Wetterhäuschen" (Weather or no) nach Adrian Roß von Hermann Hirschel viel besser. Der bekannte Trick der lebendigen Puppen aus Adam's „Nürnberger Puppe", Offenbach's „Contes d'Hoffmann", „Coppelia" und der „Puppenfee" ist auf zwei Barometerfiguren übertragen. Nichts Lustigeres, als wenn die plaudernden und singenden Holzpuppen je nach dem Stande des Wetters aus ihrem Häuschen und wieder hinein gedreht werden und schließlich vor das Proscenium hopsen. Nur schade, daß die Musik des Engländers Selby nicht auf der Höhe des hübschen Einfalls steht. Kaum eine Gesangsnummer zeigt jene Melodienfrische, die ein solches Scherzspiel verlangt. Dagegen scheint das Thalia-Theater mehr Glück zu haben mit seiner letzten Novität: „La dot de Brigitte". Schon einmal — im Wallnertheater — hat Director Hasemann mit einem ähnlichen Vaudeville, der „Miß Helyet", einen großen Erfolg errungen, aber diese Frau Lieutenant ist bei aller Munterkeit und Ausgelassenheit doch frei von Cynismus. Abermals ein Militärstück, wie sie jetzt auf dem französischen Theater wieder beliebt sind, während der Pariser nach dem Kriege keine Uniformen auf der Bühne sehen wollte. Eine heimliche Lieutenants-Ehe, ein Vocativus von Oberst, allerlei lustige Disciplinarvergehen und Mißverständnisse bilden die Elemente der Handlung, die nicht, wie bei den meisten Schwänken und Operetten, mit dem vorletzten Akte Höhepunkt und zugleich eigentlichen Schluß findet, worauf der letzte Akt im Sande verläuft und so dem ganzen Stücke den Erfolg verkümmert. Hier ist gerade der dritte Akt der beste. Auch musikalisch. Er gipfelt in einer Baccarat-Partie, wo Oberst und Lieutenant zusammen spielen, wobei ein Jeder in seinem moralischen Katzenjammer an den Andern verlieren will, und der Lieutenant am Ende wider Willen die zu seiner Ehe erforderliche Caution gewinnt. Und wie flott wird das reizende Stück in der Dresdnerstraße gemimt und gesungen! Aber Volksstück, Schwank, Charakterkomödie oder Operette — Hasemann's Töchter und Söhne sind in allen Fächern Künstler.

Ein klug aufgebautes Antithesenstück, dessen Verfasser mit feinen, halb lustspielmäßigen, halb beinah tragischen Gegensätzen weise und elegant zu wirthschaften versteht, hat dem Lessing-Theater den ersten Erfolg der Saison eingetragen. François de Curel ist den Berlinern bekannt oder vielmehr unbekannt durch das werthvolle Gastspiel Antoine's im Residenztheater; damals führte der Erfinder der Freien Bühnen seinen hiesigen Nachahmern Curel's nachdenkliches Adelsschauspiel Les fossiles vor. Unser Dichter, der freilich bei Licht besehen keiner ist, hat sein Wesen und seine Technik seitdem nicht geändert. Ein starker Schuß Sentimentalität giebt dem Gebräu den Grundgeschmack, wälscher Feuilleton-Humor, der nicht durch Thränen lächelt, sondern Wehmuth und forcirte Lustigkeit unvermittelt neben einander stellt, erzeugt die Blume des Trankes, und für die pikante Würze sorgen etwa ein halbes Dutzend frech sexueller Witzchen. Curel's Heldin hat vor langen, langen Jahren ihren Mann und ihre beiden Töchter verlassen, weil der geliebte Gemahl sie schändlich betrog. Einsam in der Verbannung hat sie ihren Schmerz ausgeweint und ertragen gelernt. Es störte sie nicht, daß die Pariser Welt Arges über sie tuschelte, die Geflohene für geisteskrank oder für etwas Schlimmeres hielt und durchaus nicht glauben wollte, daß Niemand die Leiden ihres freiwilligen Exils theile. Allmälig wächst Gras über die Wunde, wie Herr Fritz Friedmann sagen würde. Die Betrogene hat sich in ihr Geschick gefunden, und als der Ehemann endlich einen Boten zu ihr sendet und ihr Generalpardon, kostenlose Rückkehr in den Schooß der Familie bietet, da fällt es ihr schwer, die Wiener Stille zu verlassen. Allerlei Gerüchte, die ihr zu Ohren dringen, bewegen sie aber schließlich doch, Leben und Treiben der Ihrigen einer Ocularinspection zu unterwerfen. So sieht sie ihren Mann und ihre Kinder wieder. Der Wackere hat seinen auch Anfangs nur äußerst gering gewesenen Schmerz längst am Busen eines Dämchens vergessen, die den Töchtern sozusagen die Mutter ersetzen muß. Er ist im Laufe der Jahre nicht schöner, ansehnlicher und geistvoller geworden, und die in ernster Abgeschlossenheit gereifte Frau vermag es nicht mehr zu begreifen, daß ihr dies komische Fettklümpchen in Beinkleidern einst beinahe das Herz brechen konnte. Ueberlegen tritt sie vor ihn hin und findet es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu widersprechen, als er sie mit väterlicher Güte, verzeihungs- und erbarmungvoll zu behandeln wagt. Die Ironie dieser Scenen ist köstlich. Vergangenheit und Gegenwart bilden zusammen den Hohlspiegel, der die Gestalten der nächsten Angehörigen Frau Anna's humoristisch verzerrt und befreiendes Gelächter in der vergrämten Seele auslöst. Und lachend ginge sie nach Wien zurück, wenn ihre Töchter nicht wären. Für sie fürchtet das wiedererwachende Mutterherz; der tägliche Anblick des abscheulichen Weibes, das noch immer provisorisch Stelle und Bettstelle der Hausfrau inne hat, muß auf die Dauer den jungen Geschöpfen verderblich werden. So eröffnet die Heimgekehrte denn den Feldzug zum Heile ihrer Kinder und ringt sich zu dem Gedanken durch, ihre liebe Einsamkeit aufzugeben, selbst das theure Gut zu verwalten, das der Mann leichtfertig gemein verkümmern läßt. Es giebt noch einen frischen, fröhlichen Kampf, darin die vornehm Erhabene alle Register ihres Witzes und ihrer Ironie spielen läßt, bis weichere Gefühlsregungen auch bei ihr sieghaft durchbrechen und sie am Ende sogar dahin bringen, daß dem beschämten Manne die Aussicht auf eine reinliche Zukunft an ihrer Seite winkt.

Ueber dem ganzen Stücke liegt jene milde Abendstimmung, die Paul Lindau neulich vergebens zu erhaschen trachtete. Gewiß ist das Problem gesucht und barock, nicht urkräftig aus der Tiefe eines großen Dichterherzens geflossen. In der Ausgetüfteltheit des Stoffes wie in der spielerischen Behandlung der Einzelheiten verräth sich mehr der sinnirende Mann von Geist, dem es Freude macht, einen ungewöhnlichen Fall aufgespürt zu haben und auszugestalten, als der mit seinen Personen lebende und leidende Poet. Dementsprechend ist die Sprache oft die der eigentlich überwundenen Thesenstücke, langathmig und papiern geistreichelnd, und die sehr klug erdachten, sehr feinen, allzu feinen Contrastwirkungen lassen keinen Augenblick vergessen, daß man Theater, recht interessantes Theater freilich, sieht. Bei der jetzigen Dürre auf dem Felde der dramatischen Production, insonderheit bei dem elenden Zustande des Lessing-Theaters, hat man indeß allen Grund, für Darbietungen wie das Werk Curel's aufrichtig dankbar zu sein.

## Offene Briefe und Antworten.

### Noch einmal Lassalle und Herwegh.

Obwohl in der „Gegenwart" Nr. 50 die socialdemokratische Fälschung völlig klar gestellt war, finden die Genossen Wilhelm Blos und Franz Mehring doch noch die Zeit und Lust, in einem 3spaltigen Feuilleton des „Vorwärts" und einem Artikel von $3^1/_2$ enggedruckten Seiten der „Neuen Zeit" auf den erledigten Streit zurückzukommen. Da sie nur ihre Blamage bescheinigen und sachlich gar nichts Neues vorbringen können, so ist vielleicht ein boshafter Freund im Recht, der für ihre überflüssigen Stilübungen das beliebte Zeilenhonorar verantwortlich macht, auf das auch socialdemokratische Lohnschreiber nicht gerne verzichten. Auf ihrem lärmenden Rückzuge rächen sie sich damit, daß sie, wie die Chinesen auf der großen Retirade, statt mit Kugeln mit Fäcalien schießen. Bei dieser wohlriechenden Arbeit gerathen sich die Tapferen nun gegenseitig in die Haare. Herr Mehring nennt das Arbeiter-Bundeslied eine „allzu sclavische Nachahmung Shelley's", und der „Vorwärts" beschuldigt ihn, dieses harte Urtheil aus Dühring's „Größen der modernen Literatur" abgeschrieben zu haben. Und während Herr Blos zwar zugiebt, daß das Grablied für Lassalle wirklich elend und nicht von Herwegh sei, aber er kenne eine frühere, noch nicht von den Abschreibern verderbte Form, auf die er sich nur nicht besinnen könne (!), — wird er gleichzeitig von Herrn Mehring der Unwahrheit überführt, denn der von ihm aufgefundene erste Druck im Arbeiterblatt „Der Nordstern" v. 4. Sept. 1864, der ohne Herwegh's Unterschrift ist, zeigt wörtlich ganz dieselbe schülerhafte Fassung, in der wir das Gedicht aus Henckell's „Buch der Freiheit" mittheilten. So wird jeder dieser Socialdemokraten vom zweiten abgethan. Als lachende Zuschauer wollen wir sie dabei nicht weiter stören. Z.

## Notizen.

Das Räthsel des Lebens und andere Charakterbilder. Von Paul Heyse. (Berlin, W. Hertz.) Wie fast alljährlich, brachte auch die jüngste Weihnacht eine Gabe aus der Feder des Dichters. Seine diesmalige Spende darf vielleicht, weil es sich nicht um eigentliche Novellen handelt, als eine Auswahl von Studien angesehen werden, die einen Einblick in seine Erzählungskunst selbst gewähren. Das Geheimniß dabei ist wahrlich nicht neu: es sind „Griffe in's volle Menschenleben"; aber daß es mit dem bloßen „Anpacken" nicht gethan ist, zeigt sich hier unverkennbar. Auch hier kommt es auf das „Wie" an, und weil dies bei den mitgetheilten Beobachtungen aus dem Bereich der eigenen Erfahrung stets mit dem wohlgeübten Blick des Künstlers stattfindet, gestalten sich die Vorkommnisse aus der Wirklichkeit zu ansprechenderen Bildern, als solches bei einer bloß passiven Aufnahme von Alltäglichkeiten der Fall wäre. Von den sieben treffend als Charakterbilder bezeichneten Erzählungen gehören vier den Münchener Erlebnissen des Dichters an. Das erste davon führt uns einen Mann vor, den die Natur zum Dichter bestimmt haben mochte; es dazu auch wirklich zu bringen, ward dem Biedermann durch den gesammten Verlauf seines Lebens entschieden versagt. Aber auch wo bei wahrhafter Begabung und sonstigen förderlichen Umständen ein falsches Ziel verfolgt wird, bleibt das beste Können und Wollen ein unfruchtbares. Dies erweist sich an dem letzten der Charakterbilder, wonach das Buch selbst benannt worden. Hier handelt es sich um einen Musiker, der seine Kräfte im Bestreben, seine Kunst auf den Standpunkt des „Symbolismus" zu heben, aufreibt. Daß der Autor anläßlich dieser Persönlichkeit seine Ansichten über das Verhältniß der Tonkunst zu den übrigen Künsten des Näheren darlegt, wird man ihm Dank wissen. Aus den Münchner Künstlerkreisen wird uns ein Kupferstecher vorgeführt, den Begabung und Ausbildung zur vollen Meisterschaft beriefen; völliger Mangel an nöthigem Selbstvertrauen haben ihn jedoch abgehalten, seine vor wenigen Vertrauten kund gewordenen Leistungen der übrigen Menschheit zur Mitfreude zu überlassen. Uebermäßige Gewissenhaftigkeit bringt aber auch den braven Mann um sein Lebensglück, von dessen Schicksalen das vierte der Münchener Charakterbilder handelt. Seinen häufigen Streifereien im bayrischen Gebirge entnimmt der Dichter die Geschichte eines ehrsamen Bauern, dem ein für umfassendes und tiefgehendes Denken beanlagter Verstand zum Fluch in seiner gegebenen Lebensstellung werden sollte. Den Rheingegenden, wo Heyse seine Studienjahre zugebracht, verdankt er die Bekanntschaft eines auf jede Art hervorragend beanlagten und entwickelten weiblichen Charakters, dem gleichwohl durch den Verlauf der Umstände das echte Lebensglück versagt worden war, ohne daß Noth oder Unglück mitgewirkt hätten. Diese beiden Lebensmächte haben dagegen einen wesentlichen Antheil an den Geschicken des Schwesterpaares, die wir in der letzten der hier enthaltenen Erzählungen kennen lernen. Sie hat Sorrent zum Schauplatz und eine ganze Reihe echtitalienischer Charakterköpfe als Staffage. Den vielen Freunden des Dichters genügt unser flüchtiger Hinweis auf das in hohem Grade ansprechende Buch, das ihn zugleich von einer neuen, gleichsam intimeren Seite zeigt. Was es im Uebrigen auszeichnet, gehört zu dem, was wir an allen seinen Büchern hochschätzen: das einfache, klare, wohlklingende Deutsch. w. b.

Die Entstehung des Socialen Problems. Von Arnold Fischer. (Rostock, C. J. E. Volckmann.) Lorenz von Stein in seinem Werke: „Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich" stellt die sociale Frage als den Interessenkampf zweier Volkselemente: des Bürgerthums und des Arbeiterthums, dar, in welchen noch Momente anderer Art hineingreifen. Fischer versucht die Entstehung dieses Gegensatzes aus dem Gang der europäischen Cultur darzustellen und nachzuweisen, warum er sich entwickeln mußte, oder mit anderen Worten, weßhalb dieser Gegensatz eine naturgesetzliche Erscheinung ist. Die einzelnen, eine neue Entwickelungsstufe einleitenden oder führenden Personen der socialen Frage sind nicht die Ursachen der von ihnen ausgehenden Bewegungen, sondern nur Erscheinungen bestimmter Entwickelungsstufen, die sich in ihnen ihre Organe schaffen. Das geht schon daraus hervor, daß jede dieser Persönlichkeiten in seinen Vorgängern, oder anders ausgedrückt, in der vorangegangenen Culturstufe, ihre Voraussetzung hat. In dem vorliegenden 1. Theil schildert der Verfasser sehr geistreich Entstehung und Wesen der Civilisation, dann die verschiedenen Culturperioden bis zur Gegenwart, die er theilt in die des reinen Empfindens, der freien Vernunft (bis zur französischen Revolution) und in die der reinen Vernunft, die er auch noch in der gegenwärtigen Entwickelung der Epoche aufzeigt. Mancher Zusammenhang ist noch unklar. Liegt das ganze Werk vor, so kommen wir ausführlich darauf zurück.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Manstelnstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Ein Bürgermeister**

und **Amts-Vorsteher,** mit 26jähr. vorwurfsfreier Dienstzeit **in einer Verwaltung,** 53 Jahre alt, im Besitze vorzüglicher Zeugnisse von Militär- und Civil-Behörden, vertraut mit dem gesammten staatlichen und communalen Steuer- und Kassenwesen, cautionsfähig, wünscht Eintritt als Hilfsarbeiter bei einer Amts- oder Gemeinde-Verwaltung oder Berufsgenossenschaft, oder bei einer Actiengesellschaft als Kassenbeamter oder Bureau-Vorsteher in der Umgebung Berlins.

Des Bewerbers letzte Wahl erfolgte vor 3 Jahren in dem bedeutendsten Vororte Berlins als Hilfsarbeiter im Gemeinde-Vorstand; es konnte ihr aber wegen damaliger Familien-Verhältnisse nicht Folge geleistet werden. Gef. Offerten unter **B 3** an diese Zeitschrift erbeten.

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Deutsch-Amerikanische
**Krieger-Zeitung.**

**Wm. Weber,**
Editor and Publisher.
Belleville, Ills., U. S. A.

Die deutsch-amerikanische Krieger-Zeitung, das Organ des deutschen Kriegerbundes von Nord-Amerika, hat es sich seit dem 1. Oktober 1896 zur Aufgabe gemacht, alle Bestrebungen für die Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten und den anderen überseeischen Ländern unparteiisch und energisch zu unterstützen. Zu diesem Zwecke werden hervorragende Vertreter des Deutschtums in der ganzen Welt als Mitarbeiter angeworben, aber auch in der ganzen Welt Abonnenten gesucht. Wer sich über die deutschen Brüder im Auslande, ihre Lage, ihre Anstrengungen, ihre Bedürfnisse aus erster Quelle unterrichten und gleichzeitig das Werk der Krieger-Zeitung befördern will, der abonniere darauf. Sie kostet in allen Ländern des Weltpostvereins jährlich 6 Mark und erscheint alle vierzehn Tage als sechzehnseitiges Heft, gross Oktav, auf gutem Papiere gedruckt.

Bestellungen und Geldsendungen (Postanweisung) sind an **Wm. Weber,** Krieger-Zeitung, Belleville, Ill., U. S. A. zu richten.

**Die Lage in Ost-Asien**
von
**F. Chirol.**
Preis M. 2.80 inklusive Porto.
**Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin**
61. Unter den Linden 61.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bismarcks Nachfolger**

Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Schönstes Geschenk f. Architekten, Ingenieure u. Freunde der Baukunst.
**BERLIN UND SEINE BAUTEN.**
1896.
Drei Bände. 210 Bogen 4°.
Mit 19 Tafeln, 2150 Abbildungen im Text und 4 Karten.
**Preis 60 Mark.**
In 2 feinen Leinenbänden mit Lederrücken und Lederecken 72 Mark.
Illustrirte Probebogen (16 Seiten) kostenfrei.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.
**Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W. 8,** Wilhelmstr. 90.

**Die Gegenwart 1872–1888.**

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die
**Einbanddecke**
zum 50. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 5. Berlin, den 30. Januar 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Lage in Oesterreich. Von Austriacus. — Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit. Von Carl J. Plagge. — **Literatur und Kunst.** Wilhelm Jordan. Von Ludwig Klages. — Dante's Spuren in Italien. Von Emil Kurzbauer. — Ein Professor und Journalist. Von Wilhelm Brandes. — **Feuilleton.** Welt-Geheimniß. Von Friedrich Roeber. — **Aus der Hauptstadt.** Bismarck-Bohlen's Hochzeit. Von Timon d. J. — Von der Concertsaison. Von Erich Urban. — Anzeigen.

### Die Lage in Oesterreich.

Bei den alten Aegyptern wurde über die verstorbenen Könige Todtengericht gehalten, bevor denselben die Ehre eines rituellen Begräbnisses zugestanden wurde. Die Richter waren naturgemäß Zeitgenossen der Verstorbenen, gestern noch deren Unterthanen. Es wird erlaubt sein, zu bezweifeln, daß ihr Urtheil in allen Fällen ein unbefangenes war. Ferdinand Lassalle sagt im „System der erworbenen Rechte", daß nichts für ein Volk schwerer sei, als „sich selbst in seiner Substanz zu erkennen", und er hat niemals einen wahreren Satz niedergeschrieben. Vielleicht sind wir Bürger des habsburgischen Reiches am allerwenigsten berufen, an der Jahreswende seine politische Bilanz zu ziehen, uns fehlt eben die nöthige Unbefangenheit. Aber da wir das, was sich in Oesterreich begiebt, am eigenen Leibe fühlen, so sind wir doch keinesfalls ganz incompetent. Unlängst wurde ein Brief Bismarck's an Kaiser Wilhelm I. veröffentlicht, worin er schrieb, er sei (neben Friedenthal) der einzige Minister, der persönlich das Gefühl habe, „regiert zu werden", und darum halte er sich für competent, in gewissen Dingen mitzureden. — Das ist schließlich auch unser Fall.

Für Oesterreich, im engeren Sinne des Wortes, wird 1896 denkwürdig bleiben, als das Jahr, in dem neue Gesetze in einem Quantum fertig gestellt wurden, das wohl in einem so kurzen Zeitraume noch niemals erreicht worden ist. Es ist ein legislatorisches Kometenjahr, das hinter uns liegt. Je älter ich geworden bin und je mehr ich viele „Städte und Länder der Menschen" gesehen habe, desto skeptischer bin ich gegen die Weltbeglückung durch Paragraphenfabrication geworden, ich unterlasse es daher, die erstaunliche Menge von neuen Gesetzen, die das „sterbende Parlament" fertig gestellt hat, hier zu analysiren. Von der Steuerreform, die übrigens erst 1898 in Kraft tritt, wird viel erwartet. Sancho Pansa meint einmal, es scheine ihm, es kämen immer dieselben Hunde, nur mit anderen Halsbändern — „los mismas perros, con otros collares". Ich fürchte, daß trotz der Steuerreform dieselben Wölfe wie bisher dieselben Lämmchen scheeren werden, nur daß höchstens ein oder das andere pfiffige Lämmlein, das früher durchzuschlüpfen wußte, sich in den Maschen des neuen Gesetzes fangen wird. Eines der neuen Gesetze enthält übrigens eine wirkliche Reform — das neue Heimathsgesetz nämlich, wodurch der Grundsatz der Ersitzung des Heimathsrechtes, den Schmerling aus der österreichischen Gesetzgebung gestrichen hatte, wieder hergestellt wird. Zwei Drittel der österreichischen Bevölkerung sind nämlich bis jetzt heimathlos in dem Sinne gewesen, daß sie nicht heimathsberechtigt oder, wie wir sagen, „zuständig" in der Gemeinde sind, in der sie domicilirten. Kein Anspruch auf Armenversorgung dort, wo man geboren ist oder lebt, nichts — der Gesetzgeber verwies den Heimathlosen einfach an seine Ursprungs-Gemeinde, die er vielleicht nie gesehen hatte, in der eben sein Vater oder Großvater oder Urgroßvater vor hundert oder mehr Jahren die „Zuständigkeit" erworben hatte! Die Aufnahme in den Gemeindeverband war ganz in die Willkür der Gemeinde gestellt. In Oberösterreich haben die Rathsweisen einer Stadt, wie constatirt wurde, dem Bürgermeister, der darum ansuchte, die „Zuständigkeit" verweigert! Zum Bürgermeister war er ihnen gut genug, zum Mitbürger nicht, würde der Mann finanziell heruntergekommen sein, hätte er allenfalls mit sammt seinen communalen Ehren auf den „Schub" gebracht werden können. Man konnte eine Fabrik mit 2000 Arbeitern an einem Orte haben, aber heimathsberechtigt war man dort deßwegen noch nicht. Diesem Unsinne, der übrigens erst von 1863 datirt, hat das Gesetz ein Ende gemacht. Aber — Skeptiker, wie ich nun einmal bin — erinnere ich mich hier der Bemerkung Buckle's in seiner „History of civilisation", daß die besten Gesetze eben diejenigen seien, durch die alte Gesetze aufgehoben würden ... Die Rückkehr zu den theresianischen und francisceischen Rechtsverhältnissen ist im gegebenen Falle ein Fortschritt; das Paradoxe ist hier nüchterne Wahrheit.

Das politisch bedeutsamste aller neugeschaffenen Gesetze ist die Wahlreform. Die Leser wissen, worin sie besteht; das Schmerling-Lasser'sche System der „Interessenvertretung" wird beibehalten. Angefügt wird eine „allgemeine Wählerclasse" mit allgemeinem Wahlrecht, in der aber auch die privilegirten Wähler der oberen Classen das Wahlrecht haben werden. So haben wir eine Art von Classenwahlrecht mit Doppelstimmrecht. Das System ist neu, man wird erst urtheilen können, wenn man es in der Wirklichkeit sehen wird. Es hat indessen neben manchen Mängeln doch zwei gute Eigenschaften: Es giebt Jedermann das Stimmrecht und beseitigt damit das Gerede vom Wahlunrecht. Und es giebt dem Proletariat nicht die Möglichkeit, die Besitzenden zu majorisiren. Selbst wenn das Proletariat alle 72 Mandate der „allgemeinen Wählerclasse" erobern sollte, würde es erst ein Sechstel aller Mandate inne haben. In Wahrheit werden

die Socialisten, wenn's hoch kommt, 12—15 Mandate erobern und sie können, solange das neue Wahlgesetz gilt, niemals die bürgerlichen Classen mundtodt machen. Auf einem Umwege wirkt das neue System etwa wie der „Proporz". Theoretisch läßt sich das ganze System, das Graf Badeni und Minister Rittner ersonnen haben, kaum begründen, praktisch hat es den Vorzug, daß es durch den Reichsrath zu bringen war, nachdem Taaffe und die Coalition mit ihren Vorschlägen Schiffbruch gelitten hatten. So wird 1896 denkwürdig bleiben, dadurch, daß ein conservatives österreichisches Beamtenministerium das „suffrage universel" bei uns eingeführt hat.

Die zwei großen inneren Verlegenheiten, mit denen Graf Badeni noch zu Jahresbeginn zu kämpfen hatte, die „Wiener Frage" und die böhmische Frage sind im Laufe des Jahres 1896 nicht gelöst, aber durch Compromisse vorläufig aus der Welt geschafft worden. So wie die Ferdinande und Leopold I. mit der Pforte, hat Graf Badeni mit den Gegnern keinen Frieden, sondern nur einen Waffenstillstand geschlossen, aber diesen in der Hoffnung, daß sich aus dem Waffenstillstand der Friede herauswachsen werde. In beiden Fällen hat er opportunistisch gehandelt, wahrscheinlich deßhalb, weil er nicht anders konnte. Seine Politik gegenüber der christlich-socialen Bewegung und Dr. Lueger war nicht logisch; praktisch war sie freilich. Im Herbst Lueger die Bestätigung als Bürgermeister versagen und ihn im Frühjahr zum Kaiser führen, das giebt einen schreienden Widerspruch, über den die officiösen Beschönigungen nicht weghelfen. Hier kann Graf Badeni sich nur auf zwei Argumente berufen: Die Wiener Winterwahlen zeigten, daß es sich in der christlich-socialen Bewegung nicht um Strohfeuer, sondern um eine tiefgehende Bewegung handle, die zu bekämpfen schon aus dynastischen Rücksichten bedenklich erscheinen mußte, und die Rücksicht auf den Fortgang der parlamentarischen Arbeiten im Reichsrath machte einen Compromiß unerläßlich, ohne den das Abgeordnetenhaus wie in der Coalitionsära plötzlich lahm gelegt gewesen wäre. Wie gesagt — der logische Sprung bleibt trotzdem unleugbar, Graf Badeni aber mag wohl mit Benjamin Disraeli denken: „There is no repartee like a good majority at the division." Eine stattliche Majorität bei der Abstimmung ist die beste Replik. Diese Majorität hat er sich erst möglich gemacht, indem er mit den Christlich-Socialen pactirte. So hat er auch mit den Jung-Czechen einen modus vivendi gefunden. Diese sind heute nicht mehr, was sie waren, sie haben sehr viel Wasser in ihren brausenden Wein gethan. Man kann wirklich sagen, daß die Führer der Partei diese und ihr eigenes Volk in den letzten Jahren politisch erzogen haben. Die Eim, Kaizl, Kramarz haben den Muth gehabt, den Parteiströmungen gelegentlich entgegen zu treten, und die alte Erfahrung hat sich bestätigt, daß die Massen sich von starken Charakteren beherrschen lassen. Schon zur Zeit des Coalitionsministeriums dachte man in hohen Kreisen an die Herstellung eines modus vivendi in Böhmen, aber das unglückliche Coalitionscabinet sah in böhmischen Angelegenheiten nur durch die Brille des Statthalters Grafen Franz Thun, der, ein begabter Mann, sich für einen zweiten Bismarck hielt, weil er gelegentlich die Opposition anzuschnauzen verstanden hatte. Thun hatte sich mit dem Ausnahmszustand in eine Sackgasse verrannt und da er den Waffenstillstand nicht machen konnte, ließ er auch nicht zu, daß die Centralregierung ihn mache. Graf Badeni emancipirte sich von seinem Statthalter, (was in Oesterreich, wo Vieles anders ist, als anderswo und wo die Subalternen gelegentlich die Höheren führen), keineswegs so einfach war, und er hob den Ausnahmszustand auf, worauf der Ausnahmsstatthalter in der Versenkung verschwand. Seitdem hat er sich mit den Jung-Czechen so zu stellen gewußt, daß der Abg. Kramarz den Reichsrath mit einem Plaidoyer für den Dreibund überraschen konnte. Die illegitimen Söhne der Moskaupilger von einst sprechen von der deutschen Allianz, genau so wie ein Abgeordneter von Wien oder Graz — tempora mutantur et nos mutamur in illis.

Vor Kurzem hat eine merkwürdige, politische Episode von sich reden gemacht und seltsame Unterströmungen gezeigt, die bei uns vorhanden sind. In einem Wiener Blatte, das vor Kurzem neu umgestaltet wurde, erschien ein Artikel, in dem ungefähr besagt wurde, Oesterreich-Ungarn müsse sich ein zweites Eisen in's Feuer legen und auch einen Draht, der nach Rußland führe, suchen. Das war doch der wirkliche Sinn des Artikels — denn bloß zur Abwehr einiger ungebührlicher oder schnoddriger Ausdrücke norddeutscher Blätter, von denen allerdings eines so geschmacklos war, Oesterreich den „Schutz" Deutschlands zu versprechen, brauchte man nicht gleich mit Breitseiten zu schießen. Das betreffende Blatt — „Die Reichswehr" — gehört einem protestantischen Reichsdeutschen, der erst seit einigen Jahren in Oesterreich naturalisirt ist. Man schrieb dem Blatte officiöse Beziehungen zu — die Regierung verwahrte sich heftig dagegen. Vom Grafen Badeni weiß man, daß er wie neunundneunzig von hundert österreichischen Polen, Dreibundsmann à tout prix ist — seine guten Beziehungen zum Grafen Eulenburg sind notorisch. Von wo kommt nun die „Unterströmung"? So weit man sich ein Urtheil bilden kann, giebt es in Oesterreich eigentlich nur eine Partei, die gegen den Dreibund ist, die clericale von der strengen Observanz. Sie würde sich noch zur Noth mit Deutschland stellen, aber die Freundschaft mit Italien kann sie nicht acceptiren. Wie soll eine Partei, die die Besetzung Roms als ein Sacrileginm betrachtet, eine politische Combination billigen, die Oesterreich eventuell in die Lage bringen könnte, für die Integrität Italiens, zu dem doch auch Rom gehört, das Schwert zu ziehen? Das kann diese Partei nicht, will sie sich nicht selbst dementiren. Aber bisher hat sie unter dem Druck der gemäßigten Elemente in der Sache geschickt lavirt, ist selten oder nie offen gegen die bestehenden Bündnisse aufgetreten. Und sie hat ihre Organe in der Presse, wie käme sie dazu sich eines liberalen, ja manchmal fast demokratischen Blattes zu bedienen? Das stimmt nicht recht. Aber gleichviel, woher die Gegenströmung kommt, sie ist da und vielleicht wird sie im nächsten Abgeordnetenhause, in das die Volksstimmung unmittelbar hineinschlagen wird, sich fühlbarer machen als bisher. Vielleicht nimmt sie auch die beliebte Form des „Kampfes gegen den Militarismus" an, wodurch es den Socialdemokraten möglich gemacht würde, bei einer Sache mitzuwirken, die ihnen sonst vielleicht relativ gleichgiltig wäre.

Für 1897 steht aber freilich die große Sorge des wirthschaftlichen Ausgleichs mit Ungarn für Oesterreich im Vordergrunde. Das übertrifft an Bedeutung alles das, was im Laufe des Jahres 1896 gethan wurde. Freilich der politische Ausgleich von 1867 — die Gesammt-Reichsverfassung mit den gemeinsamen Ministerien, den Delegationen ꝛc. — blieben aufrecht, auch wenn der wirthschaftliche Ausgleich scheiterte, Ungarn sich als eigenes Zollgebiet constituirte, seine eigene Zettelbank schüfe u. s. w. Aber es liegt auf der Hand, daß die Monarchie einen solchen heillosen Riß doch nicht ertragen könnte; die wirthschaftliche Trennung müßte politische Consequenzen haben. Der wirthschaftliche Pact muß also erneut werden, und ihn so zu erneuen, daß nicht Oesterreich abermals der opferbringende Theil ist, ihn so zu erneuen, daß Ungarn vor Allem eine, wenn nicht der Gerechtigkeit, so doch der Billigkeit entsprechende Quote übernimmt, das ist eine staatspolitische Aufgabe erster Qualität. Bis jetzt hat sich Graf Badeni als ein sehr geschickter politischer Opportunist und sein ungarischer College Baron Banffy als ein glücklicher politischer Naturschwimmer erwiesen. Ob sie wahre Staatsmänner sind und welcher der geschicktere von beiden ist, das wird uns 1897 zeigen.

Austriacus.

## Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit.

Von Carl J. Plagge.

Unter den wirthschaftlichen Erscheinungen der Gegenwart ist die zunehmende Arbeitslosigkeit eine der wichtigsten. Das Angebot der Production ist häufig größer, als der Bedarf der Zahlungsfähigen, und findet das Product keinen Absatz, so entstehen Arbeitsstockungen, Krisen, welche die traurige Kehrseite der modernen Production bilden. In vielen Industriezweigen wird die menschliche Arbeitskraft durch Maschinen ersetzt. Was früher dem fleißigen Handwerker Stunden mühevoller Arbeit kostete, wird jetzt von der Maschine in wenigen Minuten erledigt; das hat natürlich auf die Gestaltung des Arbeitsmarktes einen ungeheuren Einfluß. Würde der Großbetrieb überall durchgeführt, so könnten nach einer Berechnung von Losch in Deutschland 2 653 443 Arbeitskräfte entbehrt werden. Doch auch ohne in diese extremen Berechnungen zu verfallen, sehen wir täglich, daß Erfindungen und Verbesserungen technischer Hülfsmittel großen Einfluß auf die Zunahme der Arbeitslosigkeit haben. In New York hat sich nach amtlicher Statistik in Folge arbeitsparender Maschinen die Zahl der Schreiner um 15% vermindert, Knopfmacher giebt es heute um einige 20% weniger als vor einigen Jahren, Hemdenmacher 33%, Bäcker und Conditoren 20%, Möbelarbeiter 35%, Setzer 41%, Schriftgießer 50%, Seidenbandweber 40% und Holzschnitzer 62%.

Die Arbeiter gehen mit Vorliebe nach den großen Städten. Sie wissen, daß die Löhne in der Stadt höher sind, das Leben freier und angenehmer als auf dem Lande. So entsteht auf der einen Seite ein Ueberfluß von Arbeitskräften, während andererseits das platte Land und die kleinen Industrieorte unter Mangel an Arbeitern leiden. Und wenn die Industrie schwere Krisen durchzumachen hat, oder ein Unternehmen in Folge von Todesfall, Brandunglück, Concurs oder sonstiger finanzieller Schwierigkeiten aufgelöst wird, so liegen von heute zu morgen Tausende von Arbeitern brodlos auf der Straße, nicht zu gedenken der Lohnkämpfe, die oft noch größere Calamitäten zur Folge haben. Zu dieser Schaar ohne ihr Verschulden arbeitslos gewordener Leute kommt eine große Zahl Arbeitsscheuer und Arbeitsunfähiger, auch muß man zeitweise die sogenannten Saisonarbeiter zu den Arbeitslosen rechnen. Von Letzteren seien hier nur erwähnt die Bauarbeiter, die Gärtner, die Rohrleger und Binnenschiffer, deren Arbeit bei eintretendem Frostwetter sofort aufhört, während viele Buchdrucker und Brauer während der Sommermonate ohne Beschäftigung sind. Die Galanteriewaarenindustrie, in der Hunderttausende von Handwerkern für den Export arbeiten, hat von Sommer bis Weihnachten viel zu thun, dann aber hört die Nachfrage auf und die Arbeit ruht. Rohtabakarbeiter haben ihre Saison von Mitte März bis Anfang December; kurz, bei einer großen Zahl von Productionszweigen muß mit der Thatsache gerechnet werden, daß in Folge klimatischer Verhältnisse, Modeneigungen und veränderter Bedürfnisse viele Leute im Jahre arbeitslos sind.

Der preußische Major a. D. Hans von Meyerinck, einer unserer thätigsten und einsichtsvollsten Socialpolitiker, hat im Verlage von Gustav Fischer in Jena eine Schrift unter dem Titel erscheinen lassen: „Praktische Maßregeln zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit", die wir unseren Lesern nicht warm genug empfehlen können. In lichtvoller, nirgend ermüdender Weise giebt er zuerst eine Darstellung der bisher in den Culturländern angewandten Mittel und knüpft daran seine eigenen Reformvorschläge für Deutschland. Seine wohlüberlegten, auf Grund langjähriger Praxis formulirten Maßregeln, um die bei uns angewandten Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit weiter auszubilden und zu verbessern, verdienen auch vor einem größeren Publicum geprüft und besprochen zu werden.

Er behandelt die Frage der Verpflegungsstationen und Arbeitercolonien, deren Verminderung er einer Vermehrung der Zahl der Corrigenden gleichstellt. Ganz besonders fesselnd und beherzigenswerth sind aber seine Betrachtungen über die Arbeitsnachweise, und seine Reformvorschläge scheinen uns gerade nach dieser Hinsicht so vortrefflich, daß wir sie hier im Auszug wiedergeben, nicht ohne die Hoffnung, daß sich an dieser Stelle eine Discussion daran knüpfen werde. Nach v. Meyerinck's Ansicht kommt es weniger darauf an, ob die Arbeits-Nachweise communale oder gemeinnützige sind, Hauptsache ist und bleibt doch immer, daß sie fleißig benutzt werden, und daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer Vertrauen zu der Unparteilichkeit und Sachverständigkeit der Leitenden haben — und dies kann in Beiden erreicht werden. Auch die Frage, ob der Arbeits-Nachweis kostenlos sein soll oder nicht, scheint ihm belanglos. Im Allgemeinen dürfte gegen eine kleine Gebühr nichts einzuwenden sein, denn jede nützliche Leistung ist einer Gegenleistung werth. Unter allen Umständen muß aber Sorge getragen werden, daß die einzelnen Mitglieder der Commission sich nicht direct in die Geschäftsordnung einmischen, da sonst leicht der Verdacht der Parteilichkeit aufkommen könnte, auch scheint es bedenklich, daß die Satzungen mehrerer communaler Arbeits-Nachweise vorschreiben, bei Strikes die Vermittelung für das betreffende Gewerbe einzustellen. Es wird zwar vielfach behauptet, daß gerade diese Forderung der Gerechtigkeit entspräche, weil sonst die Stellung der Arbeiterschaft gegenüber den Arbeitgebern zu sehr litte, aber erstens haben die Arbeits-Nachweise nicht die Aufgabe, Lohnstreitigkeiten zu schlichten, und dann müßten, wenn eine solche Maßregel Erfolg haben soll, alle deutschen Arbeits-Nachweise ihre Thätigkeit für das betreffende Gewerbe einstellen, denn ohnedem ließe sich der Arbeitgeber seine Leute anderswoher kommen. Auch müßte ihm noch durch Gesetz das Inseriren verboten werden. Es liegt auf der Hand, daß solche Gesetze gänzlich unmöglich sind und somit erscheint es selbstverständlich, daß die Vermittelungsstellen von Strikes keinerlei Notiz nehmen.

Eine Individualisirung, wie sie Dr. Freund und Dr. Corvey fordern, dürfte zu complicirt und zu theuer sein; eine Vermittelung durch die Post ist in einem kleinen Ländchen wie Luxemburg, wo es sich nur um wenige Leute handelt, gewiß sehr angebracht, aber in einem größeren Staate wäre sie kaum durchführbar. Dagegen erscheint der Moeller'sche Vorschlag, eine Reichs-Centralstelle in Berlin zu errichten, an welche jede Woche von allen Bureaux genaue Berichte über Arbeitsangebot und -Nachfrage geschickt werden, sehr gut. Nur dürfte es sich zur besseren Durchführung empfehlen, daß jede Provinz resp. jedes Land diese Centralisirung vornimmt und dann das Resultat an die Reichs-Centralstelle weiterberichtet. Auch ist es sicher angebracht, daß Letztere eine kostenlos zu verbreitende Zeitung herausgiebt, in der die Arbeitsverhältnisse genau behandelt werden. Hier würde sich zeigen, wie oft auf dem großen Arbeitsmarkte ein locales Ueberangebot von Arbeit einer unbefriedigten Nachfrage in weiter Ferne gegenübersteht. Dieser Ausgleich könnte von Staatswegen herbeigeführt werden. Im nachgewiesenen Bedürfnißfalle müßte den Arbeiterfamilien ermäßigte oder sogar kostenlose Uebersiedelung zu Gebote stehen. Auch über den Arbeitsmarkt fremder Länder könnte diese Zeitung berichten. In dankenswerther Weise werden ja jetzt schon von unseren Behörden ab und zu ähnliche Mittheilungen veröffentlicht, meist enthalten sie aber nur Warnungen vor dem Auswandern. Warum den reiselustigen Arbeitern nicht auch die für sie günstigen Conjuncturen mittheilen? fragt v. Meyerinck. Dieser Gedanke ist nicht neu, denn ein im Jahre 1865 von drei gemeinnützigen Vereinen eingerichteter Arbeits-Nachweis zu Stuttgart vermittelt von jeher Arbeitsgesuche auch für das Ausland. Nach seinem letzten Geschäftsberichte von 1894/95 hat er während seines 30jährigen Bestehens 513 112 Leute in Arbeit gebracht, darunter Aufträge

erledigt für Bayreuth, Genf, Kopenhagen, Linz, London, Marseille, Moskau, Odessa, Petersburg, Riga, Turin, Warschau und Wien. Auch in Basel werden Arbeitsvermittelungen für das Ausland vorgenommen.

Zur Verminderung der vielen Rückfälle, deren Zahl nach der Reichscriminalstatistik zwischen 50 und 75% schwankt, müßte nach v. Meyerinck für das ehrliche Fortkommen der Corrigenden nach der Entlassung besser gesorgt sein. Die Lage derselben ist schlimmer, als die aller anderen Sträflinge, denn die Arbeitgeber begegnen ihnen mit größerem Mißtrauen wie den Zuchthäuslern, und die Ortspolizei sucht sich auf Grund des Freizügigkeitsgesetzes entlassene Corrigenden möglichst fern zu halten. Der zur Entlassung Kommende muß seinen späteren Aufenthaltsort angeben und die betreffende Ortspolizei wird davon in Kenntniß gesetzt. Sobald diese Mittheilung indeß eintrifft, zugleich mit dem Ersuchen, dem Betreffenden behülflich zu sein und ihm seinen Kräften entsprechende Arbeit zuzuweisen, erfolgt gewöhnlich die Antwort, die bezeichnete Person sei an dem Orte unbekannt, Angehörige besäße sie daselbst nicht und Arbeit wäre nicht vorhanden. In Köln wurden z. B. in einem Monat von der Landespolizei acht Beschlüsse erwirkt, durch welche acht Corrigenden der Aufenthalt in der Stadt verweigert wurde und diese Beschlüsse den Betreffenden kurz vor ihrer Entlassung zugestellt. Was soll solch ein Mann nun Anderes anfangen, als so lange vagabundiren, bis er aufgegriffen und von Neuem in's Arbeitshaus gesperrt wird? Hier fehlt eine bestimmte, strenge Ministerialvorschrift, wonach dem entlassenen Corrigenden die Wahl seines späteren Aufenthalts und das Betreten eines Bezirks zum Nachsuchen von Arbeit unter keinen Umständen verwehrt werden darf, bemerkt v. Meyerinck mit Recht.

Ein weiterer Uebelstand liegt in der bedingungslosen Auszahlung des verdienten Arbeitslohnes an den zu entlassenden Sträfling. Angenommen, derselbe fände wirklich Gelegenheit zur Arbeit, so wird er sie gewiß nicht benutzen, solange er Geld und damit die Aussicht hat, das Leben auf seine Art zu genießen. Auch Leute, die im Allgemeinen nicht arbeitsunwillig sind, wollen sich diese Erholung gewähren — ausgestoßen wie sie sind, finden sie ihre Cumpane nur in der schlechtesten Gesellschaft, im Trunke werden die guten Vorsätze vergessen, und das alte Vagabundenleben beginnt von Neuem. Nun hat das preußische Ministerium unter dem 22. October 1885 dringend anempfohlen, den Ueberverdienst nur ratenweise abzuzahlen; diese Bestimmung ist aber den meisten Anstalten eine Last. In der Regel erhält der Sträfling sein ganzes Geld gleich nach der Entlassung und mit diesem die Weisung, sich so schnell wie möglich davon zu machen.

Sehr empfehlenswerth findet es der Verfasser, wenn zwischen Detention und Entlassung noch ein Uebergangsstadium, eine Beurlaubung stattfände, während welcher der Corrigend der Anstaltsdisciplin unterstellt bliebe. Dies ist im Königreich Sachsen der Fall und hat sich sehr gut bewährt. Durch einen derartigen, über die Entlassung hinausgehenden Zwang wird mancher sonst verlorene Mensch wieder zur redlichen Arbeit erzogen. Diese Beurlaubung erfolgt der Regel nach auf ein Jahr, kann aber auf mehrere Jahre verlängert werden; sie wird auf die Dauer der Nachhaft nicht angerechnet — der Corrigend bleibt der Anstaltsdisciplin unterstellt und kann bei schlechter Führung jeden Tag wieder eingezogen werden. Von der Beurlaubung wird nur abgesehen, wenn der Sträfling durch hervorragend gute Führung sich ein Vertrauenszeugniß erworben hat.

Major v. Meyerinck faßt am Ende seiner Studie seine praktischen Maßregeln übersichtlich in folgendes Ergebniß zusammen: Ein Recht auf Arbeit kann der Staat den Arbeitslosen nicht gewähren, wohl aber hat er die Pflicht, Arbeitsgelegenheit, so weit es in seinen Kräften steht, zu schaffen. Hierzu muß er als Uebergang mehr Arbeiter-Colonien und Verpflegungs-Stationen errichten und Gründungs- und Verwaltungskosten selbst tragen. Er muß durch Ankauf und Cultivirung von Oedland neue fruchtbare Domänen herstellen und durch Parzellirung und Dauerverpachtung Arbeitswillige in feste Arbeit bringen. Die Arbeitsnachweise sind zu centralisiren und Arbeitsangebot und -Nachfrage ist von Staatswegen zu regeln. Die Arbeitshäuser muß der Staat übernehmen und einheitlich reformiren und in ihnen nur verkommene, arbeitsscheue Elemente aufnehmen. Schließlich soll er durch strenge Bestimmungen die Gemeinden anhalten, daß sie für die bedürftigen Land- und Ortsarmen, Greise, Krüppel ꝛc. besser sorgen als bisher, und diese nur in Correctionshäuser stecken dürfen, wenn sie die Armenunterstützung zurückweisen oder fortgesetzt betteln. Nothstandsarbeiten gelten als Armenunterstützungen. Ganz auf Kosten der Gemeinde sollen nur die leben, die gänzlich erwerbsunfähig sind. Alle Anderen müßten je nach ihrer eventuellen Arbeitsfähigkeit durch leichte Arbeiten, wie Straßenkehren, Federreißen, Tütenkleben, Wergzupfen, Kaffeelesen ꝛc. zu ihrem Lebensunterhalte beitragen.

Ist die nothwendige Reform in der von Major v. Meyerinck angedeuteten, gewiß noch sehr verbesserungsfähigen Weise durchgeführt, so wird der preußische Wahlspruch suum cuique im besten Sinne des Wortes zur Wahrheit — dem Arbeitsscheuen das Arbeitshaus, dem Erwerbsunfähigen ausreichende Unterstützung und dem Arbeitswilligen das Beste, was dem Menschen zu Theil werden kann: Ehrliche Arbeit.

## Literatur und Kunst.

### Wilhelm Jordan.

Von Ludwig Klages.

Es ist ein wehmüthig ergreifendes Bild: ein Dichter, der sich selbst überlebt hat. Sein „Lied ertönt der unbekannten Menge", deren Seele am Anblick des Gegenwärtigen hängt und darüber vergißt die Großthaten seiner längst verflossenen Schaffenszeit. Die Nachwelt erst weiß neidlos urtheilend zu sondern; die Meisterwerke seiner Vollkraft und die Versteinerungen aus der Neige seines Lebens.

Zu den wenigen wahrhaft großen deutschen Dichtern nach Goethe gehört der Ostpreuße Wilhelm Jordan. Ihm ist das herbe Geschick widerfahren, schon erworbenen Ruhm in Vergessenheit hinsinken zu sehen. Ein vereinsamter Greis ragt er ehernen Hauptes in eine neue unruhige Zeit, die ihn nicht mehr versteht. Im Gespräch des literarischen Tages wird sein Name selten und mit jener halb spöttischen, halb mitleidigen Betonung genannt, welche etwa sagen zu sollen scheint: ein guter Mensch — ein mittelmäßiger Musikant — aber wer kümmert sich noch um ihn?! Der Bildungsphilister erinnert sich bestenfalls, in der Jugend einmal in Jordan's „Nibelunge" gelesen zu haben — gewöhnlich kennt er nur seine mißlungenen Romane und sieht ihn in einer Reihe mit so normal begabten Zeitgenossen wie Dahn, Ebers ꝛc. Es ist unmöglich, in wenigen Zeilen auch nur die Grundlinien eines so reichen Lebens und Schaffens zu verzeichnen. Nur angedeutet werden soll in großen Zügen, was als das Vergängliche, was als das dauernd Bedeutende in den Leistungen dieses Dichters zu betrachten sei.

Jordan wurde geboren am 8. Februar 1819 in dem kleinen ostpreußischen Städtchen Insterburg. Er war der Sprößling einer alt angesessenen Familie, in der kernhaft deutsche sittliche Grundsätze wie manches ehrwürdige Hausgeräth fortzuerben pflegten. Bereits vier Geschlechter hin-

durch gehörten seine Vorfahren dem Theologenstande an. Auch er wurde erzogen in Rücksicht auf spätere Ausübung des Pfarrerberufes. So erläutern sich leicht aus Abstammung und Umwelt diejenigen Elemente seines Wesens, die der klaren Entfaltung seines künstlerischen Genius so lange hemmend im Wege standen, die selbst in seinen reifsten Werken nur mühsam gefesselt erscheinen und oft den reinen Genuß beeinträchtigen. Bis auf die Höhen seines Schaffens begleitete ihn als durch Blut und Erziehung zur grundwesentlichen Richtung seiner Natur gehörend der Glaube an einen höheren unpersönlichen Zweck alles menschlichen Thuns und vornehmlich des dichterischen Schaffens. Die Dichtung war ihm stets nur Mittel zur Verwirklichung der im Weltplan angelegten Endabsicht: Hervorbringung des leiblich und seelisch vollkommenen Menschen — des gottgleichen Menschen. Den Kanzelberuf, zu dem man ihn ausersehen, hat er nie völlig verleugnet. Seine Werke predigen, wenn auch, wie er meinte, einen neuen Glauben, eine neue Moral. Der Denker und Erzieher ist ein zu wesentlicher Bestandtheil der Seele dieses Mannes, als daß wir ihn einfach gegen den Dichter vernachlässigen könnten. Darum ein paar Worte über die Geschichte und den Sinn der Jordan'schen Weltanschauung.

Aus den ursprünglich streng protestantisch religiösen Vorstellungen seiner frühesten Jugend, die er mit der ganzen schwerfällig ernsten Zähigkeit des norddeutschen Wesens in sich aufgenommen hatte, riß ihn bald nach Antritt seiner 1839 in Königsberg begonnenen theologischen Studien die Lectüre der damals Aufsehen erregenden Werke von David Strauß. Er entsagte der Theologie und wandte sich nach langwierigen Kämpfen mit seiner tief erbitterten Familie der Philosophie zu. Es war gerade die Glanzperiode des Hegelthums. Ein volles Jahr lang besuchte er die Vorträge des dort lehrenden Professors Rosenkranz und war bemüht, sich in den verschlungenen Irrgängen dieses Systems zurechtzufinden; jedoch ohne Erfolg. Dafür war sein Geist zu klar, zu sehr auf die concrete, mehr sinnlich erfaßbare Seite des Lebens gerichtet. — Gleichwohl sollten ihm auch aus diesen Studien einige Eigenthümlichkeiten des Denkens bleiben. Seine große Neigung zu sinnbildlich deutenden Auffassungen des Weltverlaufs — überhaupt jene ideologisch construirende Art, wie sie überall in den leitenden Grundideen seiner Nibelunge in seinen ästhetischen Meinungen über die Entstehungsbedingungen des Epos ꝛc. hervortritt — darf wohl größtentheils aus der Beschäftigung mit den Denk-Gewohnheiten des Fichte-Schelling-Hegel-Trios hergeleitet werden. Als dritte Phase seiner wissenschaftlichen Bemühungen muß dann die sehr energische Hinwendung zu den Erfahrungswissenschaften, vor Allem zur Natur-Erforschung bezeichnet werden. — Er war der Erste unter gleichstrebenden Zeitgenossen, welcher die bisherige Philosophie durch eine alle Einzelthatsachen zusammenfassende Weltbeschreibung ersetzt wissen wollte. In verschiedenen scharf durchdachten Aufsätzen hat er sozusagen den Plan des Humboldt'schen Kosmos vorweg entworfen. Hiermit haben wir das Rohmaterial beisammen, aus welchem er das Gebäude seiner Weltanschauung errichtete. Sein germanisches Familiengefühl, die tief in seinem Temperament liegende Strenge der sittlichen Selbstbescheidung war die Neigung, welche Richtunggebend die Schlußsätze seines Denkens bestimmte. Sein grüblerischer Wahrheitswille ließ ihn die naturwissenschaftlichen Aufschlüsse als passende Bausteine wählen. In dem gewissermaßen metaphysischen Theil seiner Anschauung bemerken wir ein unverhältnißmäßiges Zurücktreten der sogenannten Persönlichkeit gegen das in's Unendliche erweiterte Weltall. Die Erde ist nur eine unter zahllosen bewohnten Welten — der Mensch von den im Weltraum vorhandenen Wesen vielleicht eines der geringsten. Man befand sich ja in der Rückwirkung gegen den Subjectivismus der Romantik, welche den Menschen und das Willkürspiel seiner Vorstellungen zum welterzeugenden Mittelpunkte ihrer Betrachtungen zu machen liebte. Hieran knüpft sich sowohl bei Jordan wie auch bei den anderen Vorläufern des wissenschaftlichen Materialismus die auflösende Kritik des christlichen Jenseitsbegriffes und damit die Verlegung des Richtpunktes menschlichen Strebens aus dem Himmel auf die Erde. Die Weltflucht der katholischen Romantik sieht sich abgelöst durch die weltbejahende Lebensfreude; der Genußmensch durch den That- und Willensmenschen. Aber dieser bedarf noch des Bewußtseins der Unentbehrlichkeit für den Verlauf des allgemeinen Geschehens — er steht erst halb auf sich selbst — seine Gegenwart bleibt noch Mittel — die Rücksicht auf die Lebenskräfte zukünftiger Geschlechter hat die Antriebe des persönlichen Wollens zu regeln. — Wie ersichtlich, gelangte Jordan, indem er seinen ursprünglichen sittlichen Neigungen eine naturphilosophische Grundlage zu geben suchte, ziemlich früh zu einer Vorwegnahme jener heute unter dem Namen einer evolutionistischen Ethik allgemeiner gewordenen Ideen, welche im Wesentlichen als Anwendung der besonders von Darwin über die Entwickelung der Arten ausgesprochenen Meinungen auf das Gebiet der sittlichen Grundsätze bezeichnet werden müssen. Thatsächlich ist bereits aus seinen Jugendwerken die Theorie vom „Kampf um's Dasein" als der Entwickelungsbedingung der lebenden Wesen und ihrer seelischen Fähigkeiten unschwer herauszulesen. — Eigenartig und für Jordan überaus bezeichnend ist nun der Versuch, diese mehr rationalistische Seite seines Denkens in Einklang zu bringen mit den so lieb gewordenen Lehren des Christenthums. Es würde zu weit führen, seine oft in gesuchte Deuteleien verfallende Auslegung des christlichen Glaubens bis in's Einzelne zu verfolgen. Der Liebhaber kunstreicher Systeme möge sich aus der „Erfüllung des Christenthums" selbst unterrichten. Hier sei nur gesagt, daß er das dem menschlichen Fortschritt dienende Streben für den Ausfluß einer göttlichen Urkraft hielt, die vor unausdenklichen Zeiten sich in den Stoff ergossen, um sich durch zahllose Gestaltungen schließlich wieder zum Urquell zurückzuläutern. Das vom Christenthum verheißene Gottesreich nahm er im Sinne eines auf Erden zu errichtenden Reiches menschlicher Allmacht, Schönheit und Vollkommenheit. Aus dem Menschen mehr und mehr den in ihm schlummernden Gott zu befreien, dazu waren ihm Dichtung, Kunst und Glauben die vornehmsten Werkzeuge:

Ja, Gott ward, die Welt vom Bösen
Loszuringen, Fleisch und Bein.
Doch der Mensch muß Gott erlösen,
Und aus Neid und Noth befreien.

Den kirchlichen Cult und die Träume des Dichters faßte er als symbolisch einkleidende Mittheilungen der gleichsam nach unaussprechlichen höchsten Wahrheiten auf. Nicht das Spiel der Leidenschaften vor uns zu entrollen, war ihm letzte Aufgabe des Dichters — sondern durch dasselbe sichtbar zu machen das sittliche Walten einer unerfaßlichen Weltweisheit. Nicht als einen im gaukelrisch schweifenden Reigen seiner Phantasien trunkenen Romantiker, sondern als den tiefen Weisen, der Wissen und Leben hinter sich hat und was noch kein Wort umspannt, wenigstens in den tenden Gesängen verkündet — so dachte er sich den Dichter. Schon in dem 1854 erschienenen Demiurgos, einem dreibändigen Gedichte, hat er diese seine Lebensanschauung anknüpfend an die mythologischen Vorstellungen des Gnosticismus in ihrer Gesammtheit ausgesprochen und sie seitdem sein ganzes Leben hindurch ohne die mindeste Abänderung festgehalten. — Es ist klar, daß ein so überwiegend aus sittlichen Absichten entstandenes und mit so viel doctrinärer Ausschließlichkeit aufgestelltes System seiner künstlerischen Entfaltung nicht günstig sein konnte. Der schon erwähnte Demiurg — wiewohl reich an geistvollen Gedanken und

formenschönen Versen — ist als Dichtung wenig genießbar. Die Personen sind Begriffsallegorien. Nur in selten eingestreuten Liedern tritt hie und da das intim Menschliche hervor. Der Grundplan seines reifsten Werkes „Der Nibelunge" läßt niemals die moralphilosophische Absichtlichkeit vermissen. Worte und Thaten seiner Helden haben außer ihrer natürlichen stets noch eine tiefere, sinnbildliche Bedeutung. Wie bei Homer und Dante ist alles Menschliche seltsam verflochten mit den geheimnißvollen Begebenheiten einer göttlichen Ueberwelt. Aber was bei Homer meist als naiver Glaube und was bei Dante oft als verhüllende Mittheilung der vom Dichter wirklich noch nicht völlig enträthselten Gemüthsgeheimnisse erscheint, das ist bei Jordan gewöhnlich klar bewußte Ideensymbolik. Fast mühsam ringend wälzt der schwerflüssige Strom seiner Dichtung die gewaltigsten Blöcke grüblerischer Gedanken, die, wenngleich aus der Unterwelt der Seele gebrochen, doch gar zu sehr durch die Macht gelehrter Bildung behauen und geglättet sind. Besonders unkünstlerisch wirkt die überall sich vordrängende Absicht, der sogenannten Zuchtwahl das Wort zu reden. Jene natürlichen, scheinbar grundlos aus dem Unbewußtsein hervorbrechenden Triebe, deren Schicksal im Widerstreit mit der gesellschaftlichen Welt einen so wesentlichen Theil aller Dichtung ausmacht, werden bei den Jordan'schen Menschen oft im Keim schon ihrer Unmittelbarkeit entkleidet und mit allerlei verstandesmäßigen Rücksichten auf die Erzeugung zukünftiger Geschlechter vermengt. — Man darf wohl annehmen, daß ein Theil der unter den Gebildeten bestehenden Abneigung gegen eingehende Befassung mit den Jordan'schen Werken auf Rechnung der aus seinem Denker- und Erzieherthum fließenden und das Eindringen in seine Dichtung so sehr erschwerenden Mängel zu setzen sei. Wir müssen sie als das Zeitbedingte abziehen, ehe wir uns dem Genuß einer unvergänglichen Poesie überlassen können.

Nachdem Jordan selbstständig als Dichter sich durch die Welt zu schlagen beschlossen hatte, begann für ihn ein äußerst stürmisches, den ungeheuersten Kraftaufwand erforderndes Leben. Nur die nordische Hünenstärke seines Körpers und die unablässige Zähigkeit seines Wollens konnten ihn vor dem Untergange bewahren. Er war in höchst lebhafter Weise mitverflochten in die politischen Wirren der vierziger Jahre und Anfangs auf der Seite der revolutionären Elemente anzutreffen. Nach seiner im Jahre 1842 erfolgten Promotion finden wir ihn erst in Berlin, dann in Leipzig, dann in Bremen. Die Jahre 1844 und 45 gehören zu den schwersten seines Lebens. Beinahe mittellos hatte er nach langjähriger Verlobung seine als Primaner erkorene Braut heimgeführt und nur mit Aufbietung fast übermenschlicher Kräfte mochte es gelingen, selbst verfolgt und gehetzt, den Lebensunterhalt für Weib und Kind zu schaffen. Wir sehen ihn betheiligt an den verschiedenartigsten literarischen Unternehmungen. Seine geistige Concentrationskraft soll so bedeutend gewesen sein, daß er ein Werk an zehn Stellen zugleich fortzusetzen im Stande war. 1848 und 49 hält er als Mitglied des Frankfurter Parlaments politische Reden in der Paulskirche. Daneben versah er das Amt eines Ministerialrathes in der Marineabtheilung und wurde als solcher nach der Versteigerung der deutschen Flotte pensionirt. — Hierdurch war ihm dauernd seine Existenz gesichert. Er ließ sich fortan in Frankfurt nieder und lebte nun ganz seinem dichterischen Schaffen. Während jener begebnißreichen Zeit seines Lebens wurden fertig gemeißelt zwei Züge seines Wesens, die in allen seinen Dichtungen eine so hervorragende Rolle spielen: Die vaterländische Begeisterung und der weltfreudige Grundton, welcher in dem Glauben gipfelt, daß alle Hemmungen und Qualen gleichsam nur auf die Steigerung der Lebenskräfte dessen abzielen, der sie zu überwinden hat.

Jordan ist ein Mensch von mächtigem, ausdauerndem Fleiß. Die Zahl seiner Werke ist außerordentlich groß. Einen nicht geringen Theil derselben bilden Uebersetzungen: so die des Sophokles, der Shakespeare'schen Sonette, des Homer, der Edda. Er hat sich im Lustspiel und in der Tragödie versucht, hat einen Band lyrischer Gedichte: Strophen und Stäbe herausgegeben, hat seine Weltanschauung theils in dichterischer (Demiurgos, Andachten), theils in prosaischer Form (Erfüllung des Christenthums) ausgesprochen, seine ästhetischen Ueberzeugungen anschließend an seine Bemühungen um die nordgermanische Mythologie in verschiedenen hochwerthvollen Werken niedergelegt (Epische Briefe, Episteln und Briefe, Der epische Vers der Germanen, ferner das Kunstgesetz Homer's) und ist noch im späten Alter vorwiegend auf dem Gebiet des Romans thätig gewesen (Die Sebalds, Zwei Wiegen). Jede dieser Hervorbringungen würde eine Monographie für sich beanspruchen — hier kommt es uns darauf an, den wesentlichen Elementen des Dichters gerecht zu werden, und die finden wir ausnahmslos beisammen in dem dichterischen Hauptwerke seines Lebens: Der Nibelunge. Es ist seine größte, es ist im Grunde seine einzige Dichtung; sie allein verbürgt uns seine Meisterschaft.

Wie nicht selten bei großen Dichtern zeigt es sich auch bei Jordan, daß seine ästhetischen Theorieen wenig in Einklang stehen mit den Vorzügen seines Schaffens. Das Beste seines Schaffens verdankt er der von ihm so sehr bekämpften Romantik. Die Romantiker selbst haben kaum jemals das Geheimniß des Märchenzaubers mit solcher Kunstfertigkeit zu verwenden gewußt wie Jordan. Wer sich der wundervollen Musik seiner Stabreime unbefangen hingiebt, der sieht sich bald in eine Welt neuer, tiefer Schönheit versetzt. Die Dinge stehen klar, ja scharf umrissen vor ihm — aber eine andere, eine geheimnißvolle Sonne hängt über der Bühne der Begebenheiten. Eine unerhörte Magie der dichterischen Stimmung waltet über allem Geschehen. Man erlebt einen reichen, fesselnden Traum. Man glaubt seinen Sinn zu ahnen und sucht doch vergebens nach dem enthüllenden Wort. Der Dichter versteht es, den Nebeln des Nordens düstere Sturmgestalten entwachsen zu lassen und dem Dröhnen der Meeresbrandung unheilkündende Stimmen zu leihen. Die ganze Natur von dem Treiben der Wettermächte an bis hinein in ihr stillstes Pflanzenleben erfüllt eine ahnungsvolle Lebendigkeit. Sein durch und durch gefühlsmäßiger — wenn auch grüblerischer — Pantheismus hilft noch vertiefen den Hintergrund des Räthselhaft-Unbegreiflichen. Eine gewaltige und dennoch nordisch herbe Pracht strahlt uns aus den hineinverwobenen Bildern der germanischen Runenpoesie entgegen. Erhöht noch wird die schwerlastende, ahnungsreich bange Wucht der Stimmung durch die vom Dichter mit Meisterkunst erweckte Erwartung einer drohend nah bevorstehenden ungeheuren Vernichtung alles Seienden — der Götterdämmerung.

Auch da droben ist Drangsal
Und droht mit Vernichtung.
Auch am Himmel — so hör' ich
Erloschen schon Lichter.
Und die stolzesten Sterne
Erwartet Zerstörung.
Auch die Nacht wird einst nahen,
Der kein Morgen mehr nachfolgt.
Denn die Sonne wird siech
In kommenden Sommern.

Wie die Romantiker, liebt es auch Jordan, die Folge der Begebenheiten zu unterbrechen durch eines fahrenden Sängers sagenhafte Verkündungen, die ihrerseits wieder mit der eigentlichen Handlung in bedeutungsvollem Zusammenhange stehen. Und hier, wo wir uns ganz im Bereich der „Traum- und Zauber-Sphäre" befinden — hier eben ist Jordan's Kunst am meisten bewunderungswürdig. Mit Vorliebe wird zum Mittelpunkte solcher Märchen ein mit Wunderkräften ausgerüstetes Kleinod gemacht, so der „Antwaranaut,

der Unheilring Niblung's" oder der Gürtel der Meer-Maid Mechthild. Welche Macht der Traumpoesie liegt doch in der Geschichte der durch Liebe zu menschenhaftem Leben erlösten Nixe, die abendlich beim Sinken der Sonne die oberste Locke vom Scheitel sich scheeren und abgewendeten Hauptes über das Schilf hin in den Waldsee werfen muß.

Das nehmen die Nixen und Nymphen des Teiches — Und reihen zierlich rothe Korallen — Auf jedes Härchen; Denn solch ein Halsband — Lehrt sie verstehen die Stimmen der Vögel. — Wenn sie dann lauschen dem Liebesliede — Das beim Nahen des Sommers die Nachtigall flötet — Dann regt sich berauschend die wohlige Wärme — Des höheren Reiches im kühlen Körper — Der Wasserbewohner; dann fühlen sie weiblich, — Erheben gen Himmel die weißen Hände — Und möchten steigen empor zu den Sternen — Dann durchglimmt sie ein Funke des Glücksgefühles — Das unter dem Monde nur Menschen vergönnt ist; — Dann verklärt sich ihr Neid bei der Nachtigall Klage — Zur unsäglichen Sehnsucht, als hätten sie Seelen.

Aber hier muß nun auch sogleich hervorgehoben werden, was Jordan wirklich scharf unterscheidet von den meisten Romantikern: es ist die nahezu beispiellose Plastik seiner Sprache und seiner dichterischen Gemälde. Schon die Wahl des Stabreimes als Kunstform kennzeichnet uns den zur Deutlichkeit, zur Schärfe des Ausdruckes strebenden Dichter. Die Musik des Verses ist ihm nur Mittel, um seine Träume „wesenhaft wirklich" zu machen. Die Durchsichtigkeit des Satzbaues, die Fähigkeit, uns zu zwingen, sofort beim ersten Lesen den Sinn durch die Betonung zu treffen, ist eine unvergleichliche. In der Handhabung der von ihm zuerst wiederentdeckten epischen Langzeile hat er einen solchen Grad von Meisterschaft erlangt, daß wir zu behaupten geneigt sind, er sei nach Goethe unter den deutschen Dichtern der größte in der Beherrschung der Sprache gewesen. Wir haben Platen dabei nicht übersehen. — Wie aus Granit gehauen ziehen Gestalten und Bilder an uns vorüber. Nur ein Beispiel sei vergönnt: die schmachvoll betrogene, die trauernde, doch nun zum Rachegroll erwachende Brunhilde am nächtlichen Rheinufer.

Im Westen erlosch das letzte Leuchten — Der Abendröthe. Am rauschenden Rheine — Die lockige Stirn mit der Linken stützend, — Den Ellenbogen gelehnt auf den Irrblock, — Den hier am Ufer das Eis der Urzeit — Vom Raub aus den Alpen zurückgelassen — So stand am Gestade, selber ein Steinbild — Die Tochter Helgi's. Der Tiefe des Himmels. — Enttauchten die Sterne. Langsam entsteigend — Dem buschigen Baumrand des Malgenberges — Und fast noch erfüllt, erhob sich feurig — Die Scheibe des Mondes. Schon fiel ihr Schimmer — Allmälig erbleichend mit zitterndem Blinken — Als ein strahlender Streif in die Mitte des Stromes, — Und immer noch stand sie in gleicher Stellung. — Jetzt regt sie sich endlich. Sie hebt die Rechte — Und ballt sie zur Faust. Sie krallt die Finger — Der lehnenden Linken; sie beißt sich die Lippe. — Die Spitze des Blocks (vom Blitz einst gespalten — Und seitwärts gerückt, doch in Sicherheit ruhend — Auf breiter Schwelle mit haftender Schwere) — Vom Zucken im Arm bewegt sie sich zitternd — Und leise krachend. Mit krausigem Krampfe — Durchschwillt urplötzlich die lange verschwundene — Hünische Kraft die Glieder Brunhildens. — Die dräuende Rechte nordwärts reckend — Ruft sie murmelnd: Mantelträger, — Wehe Dir, wehe Dir, wenn es wahr ist!

Dieses Bild enthüllt uns auch bereits eine dritte nicht minder wesentliche Seite seiner Kunst: nämlich die Neigung seiner Phantasie zum Gigantischen. Seine dichterische Auffassung der Welt ist eine durch und durch steigernde — auch im rein quantitativen Sinne. Man hat ihm hieraus häufig einen Vorwurf gemacht, zumal Anstoß genommen an der durchweg hünenmäßigen Art seiner Menschen. Aber ganz und gar mit Unrecht; denn sie ist bei ihm nicht das übliche sogenannte Idealisiren, sie gehört vielmehr so ganz zu seiner Persönlichkeit, wie nur immer etwa die übermenschlichen Linien seiner Bildhauerwerke zum Wesen Michel-Angelo's. Nur ein sehr geringes Maaß von feinerem Unterscheidungsvermögen konnte Jordan unter die classischen Epigonen einreihen. In dem rein dichterischen Theil seiner Leistungen ist er eine sehr originelle und zwar völlig nordische Erscheinung. Wenn man durchaus Einflüsse finden will, dann suche man sie bei den romantischen Dichtern, vorzüglich Amadeus Hoffmann, aber nicht bei unseren Classikern. Dem mehr als menschlichen Kraftreichthum der Jordan'schen Helden entspricht auch die Welt, in der sie sich bewegen. Es ist ein und derselbe Zug einer auf das Kolossale gerichteten Phantasie, welcher die Drachen tödtenden Halbgötter hervorbringt und die mit ungeheurem Leben beseelten Sterntiefen des Weltalls in den Gang der Ereignisse zieht. Weite und weltferne Größe ist in allen landschaftlichen Schilderungen. Man lese die Schilderung der den Tod der Helden begleitenden Sonnenfinsterniß.

... Am Himmel oben — Erlosch jetzt eben der letzte Lichtsaum — Der Sonnensichel. Da fuhr ein Sausen — Durch alle Wipfel. Vom fernsten Westen — Schossen im Nu die nächtlichen Schatten — Zum äußersten Osten ꝛc. Die beiden mächtigsten Gestalten, die Jordan geschaffen, sind Brunhild, die ehemalige Walküre, und Hagen, der „heillose Held der Hölle, den markerschütternd zum Häßlichkeitsmuster die Götter gemodelt". In dem Letzteren möchten wir die bedeutendste Leistung der Jordan'schen Gestaltungskraft erblicken. Wie dieser Mann — ursprünglich mit hoher Kraft der Seele und des Körpers ausgestattet, aber frühe einäugig geworden durch einen Lanzenwurf und scheußlich entstellt durch die Blattern — allmälig mehr und mehr Neid und Mißtrauen in sich angehäuft hat; wie er von der im Kampf eroberten Geliebten verschmäht wurde; wie Verachtung und glühender Haß in ihm gewachsen sind; wie er schließlich alles Sieghaft-Schöne nicht ohne heimlich glimmende Mordlust wahrnehmen kann und sich zuletzt in die Rolle einer ihm vom Schicksal zu Theil gewordenen Bestimmung des dämonischen Vernichters hineinlügt — das ist mit großen, eindrucksvollen Strichen gezeichnet.

Tief erschütternd wirkt es, wenn er vor Brunhild, dem ihm an Größe verwandten Weibe, selbst seines Wesens Tiefen enthüllend in der auf Siegfried's Ermordung abzielenden Unterredung mit den Worten endet:

> Wir sind nicht so sehr als es scheint verschieden,
> Wir suchten dasselbe, das führt uns zusammen,
> Wie entgegengesetzt unser Gang auch gewesen,
> Weil Hagen häßlich, Brunhilde schön ist.

Wenn man sich in die Größe dieser Gestalten vertieft wird man berechtigt finden, daß der Dichter stets mit hohem Selbstbewußtsein für seine Schöpfung eingetreten ist. Noch unlängst glaubte er Nietzsche beschuldigen zu müssen, die Lehre vom Uebermenschen seinem Hagen entlehnt zu haben. Es mag sich daraus erklären, daß über ihn und seine Werke oft hämischer Spott ergangen ist. Wir sind gewiß, daß eine unbetheiligte Zukunft solchem die gebührende Stelle anweisen wird. Seine Meinungen werden als aus einer bestimmten Zeit und Umgebung hervorgewachsen der Vergessenheit anheimfallen — seine Nibelunge wird unter den wenigen großen deutschen Dichtungen des 19. Jahrhunderts genannt werden.

## Dante's Spuren in Italien.

Von Emil Kurzbauer.

Es ist ein schönes Zeichen für den unverwüstlichen Idealismus unseres Volkes, daß wir nicht nur unsterbliche Meisterwerke lieben, ergründen, durchforschen, sondern unsere Verehrung auch auf den Dichter und Alles, was ihn persönlich betrifft, übertragen. Die Stätte, die ein großer Mensch betrat, erscheint uns eingeweiht und heilig. Mit Ehrfurcht betreten wir die Stadt der großen Weimaraner, und jeder Italienfahrer gedenkt Goethe's. Erst neulich hat der feinsinnige Julius Haarhaus ein hübsches Buch voll italienischer Reiseskizzen: „In Goethe's Spuren" (Leipzig, Naumann) herausgegeben, aber auch für fremde Dichter fanden sich bei uns pietätvolle Pilger in ihren Fußtapfen. So wurden neuerdings gleichzeitig von zwei Seiten Dante-Spuren gesucht. Der preußische Oberstlieutenant z. D. Paul Pochhammer giebt bei Rauftein in Zürich eine enthusiastische kleine Schrift: „Dante in der Schweiz" heraus, worin er eigentlich ohne rechten Anhalt besonders Graubünden als Danteland feiert, und der treffliche Uebersetzer des „Inferno" Alfred Bassermann veröffentlicht in Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg seine Wanderungen und Untersuchungen: „Dante's Spuren in Italien," nach Inhalt und Form, Text, Bildertafeln und Druck ein Prachtwerk, das seinen Namen verdient. Mit dem liebenswürdigen Leipziger Feuilletonisten und Märchenerzähler Haarhaus oder dem fleißigen Dante-Dilettanten in Uniform ist freilich der Heidelberger Forscher nicht zu vergleichen. Er ist ernster, tiefer, schwerer, besonders im kritischen Theile seiner Interpretation, der oft etwas künstlich und kühn und nicht ohne Vorbehalt aufzunehmen ist. Wir überlassen ihn der zünftigen Dantekritik, zu deren besten Leuchten neben Witte, König Johann von Sachsen, Scartazzini und Wegele sich nun auch Bassermann stellt. Nur von dem, was ein gebildetes Publicum, nicht der Gelehrtenzunft angehörige Leser interessiren kann, beschäftigen wir uns hier.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, einen topographisch-literarischen und einen künstlerischen. Dort zieht der Wanderer durch das Danteland und beschreibt die Oertlichkeiten der Dichtung; hier untersucht er die Beziehung Dante's und seines Werkes zu den Schöpfungen der bildenden Kunst. Selbst auf die Gefahr hin, dem Verfasser weh zu thun, müssen wir gestehen, daß dieser künstlerische Theil der schwächere ist, so viel Schönes er auch enthält. Er erläutert die in 67 Lichtdrucktafeln wiedergegebenen Wandgemälde aus Sta. Maria Novella in Florenz, aus dem Pisaner Campo Santo, von Padua, Orvieto u. s. w., die Miniaturen der Codices, die Handzeichnungen der Uffizien, den Berliner Botticelli und verfolgt bis in die Neuzeit hinein alle die fruchtbaren Anregungen Dante's, zumal bei Carstens, Genelli, Delacroix, Doré, den er unterschätzt, und Alfred Rethel, dem er vor allen anderen Künstlern die Eigenschaft eines rechten Interpreten Dante's zuerkennt. Für diesen Theil hat er in Volkmann (1892) einen Vorgänger vom Kunstfach, den er nicht immer erreicht, aber der Schluß ist wieder ein Glanzstück: eine Betrachtung über die Art und Weise, wie ein künftiger Illustrator Dante's an die große und noch nicht gelöste Aufgabe, dem unsterblichen Werke ganz gerecht zu werden, herauzutreten hätte.

Vor Bassermann hat schon der Franzose Ampère in seinem „Voyage dantesque", den Theodor Hell 1840 übersetzte, Dante's heroische Landschaften in der heutigen Wirklichkeit gesucht. Aber es war mehr ein feuilletonistischer Reisender, der einen guten Einfall rasch und liebenswürdig mit Wanderstock und Tagebuch ausführt. Bassermann ist nicht allein gelehrter, sondern auch für Poesie empfänglicher und schreibt trotz aller historischer, archäologischer, philologischer und ästhetischer Controversen mindestens ebenso gefällig und anschaulich, dabei aus wärmerem Herzen und tieferem Empfinden. Der Dichter ist ihm nicht nur interessant, wie dem Franzosen, er liebt ihn. Und Liebe braucht es schon, um in Italien bei Sonnenbrand und Scirocco die entlegensten Burgen, Thäler und Einöden nach Dante's Spuren zu durchstöbern.

Aber folgen wir dem kundigen Wanderer auf seiner Pilgerfahrt! Sie geht von dem „Mittel- und Angelpunkte des ganzen Weltsystems Dante's" aus, von Rom. Hier wird uns die Anwesenheit des Dichters in der Ewigen Stadt scharfsinnig und durchaus überzengend nachgewiesen. In Florenz findet Bassermann den „Mittelpunkt von Dante's Empfinden" und überall im Arnothale seine Spuren, im Casentino, wo Dante nach Bassermann's Meinung die Schlacht bei Campaldino 1289 mitgefochten hat. Dann geht es nach Pisa, Lucca, Pistoja und über die Apenninen in die Romagna, in die Mark Ancona und nach Umbrien, wo die Tradition von des Höllenwanderers Anwesenheit in den drei Klöstern am Catria, bei Gubbio und in Assisi erzählt. Die Hohenstaufenstätten Ceprano und Tagliacozzo, dann Bari, Crotona und Messina hat Dante offenbar aus eigener Anschauung gekannt, und dasselbe gilt von Siena mit dem „eitlen Volk", von den vom Fieberhauch verpesteten Maremmen, vom Gebiete der Lunigiana, wie vom Thale der Magra. Wie schon früher Carriere Dante's Darstellungsweise treffend als eine solche gerühmt hat, deren „plastische Bestimmtheit das Auge des Jägers, Malers oder Naturforschers voraussetzt," so weist Bassermann immer wieder auf die Schönheit und Prägnanz von Dante's Naturschilderung hin. Ganz Anschauung und lebendiges Leben ist z. B. eine Stelle, die auf Ravenna oder doch auf die Umgebung von Ravenna Bezug nimmt, die Schilderung, wo den Dichter der Morgenwind in den Gotteswald auf der Höhe des Reinigungsberges an die rauschenden Pinien des Waldes von Chiassi gemahnt.

Da traf ein Hauch die Stirne mir gelinde
Herwehend wandellos nach seinem Ziel
Nicht stärkern Stoßes als von sanftem Winde,
Davon das Laub in leichtem Zitterspiel
Anhob sich insgesammt dorthin zu neigen,
Wohin des heil'gen Bergs Früh-Schatten fiel,
Doch ohne sich dabei so stark zu beugen,
Um droben in den Wipfeln abzubringen
Die Vöglein ihre ganze Kunst zu zeigen.
Laut jubelnd lassen ihren Gruß sie klingen,
Den mit dem Frühwind sie im Blattwerk tauschen,
Das tief den Grundbaß raunet ihrem Singen.
So wie von Ast zu Aste schwillt das Rauschen
Hin durch den Pinien-Wald an Chiassis Strand,
Läßt Aeolus den Süd die Schwingen bauschen.

Und nun geleitet uns der treffliche Uebersetzer an die Oertlichkeit, die dem großen Dichter vorgeschwebt, in den Pinien-Wald, der eine starke Stunde süd-westlich von Ravenna beginnt und als verhältnißmäßig schmaler Streif der Küste entlang bis nach Cervia zieht. „Sonst sind all' die stolzen Bauten dieses wichtigen Seeplatzes vom Rad der Zeit zu Staub zermahlen und in eine weite monotone Fläche eingeebnet. Nur die Pineta steht heute noch aufrecht und rauscht ihr altes tränmerisches Lied wie vor zweitausend Jahren. Zwar auch sie zeigt traurige Spuren der Vergänglichkeit. Auf der Nordseite gegen Ravenna besteht der Wald auf eine weite Strecke aus unscheinbarem Gestrüpp, aus dem nichts Anderes als Reisig-Holz gewonnen werden kann, und auch mehr waldeinwärts trifft man vielfach bedenkliche Lichtungen und verhältnißmäßig viele Stämme von kränklichem Aussehen. Ein harter Frost im Winter 1880 auf 81 und große Waldbrände sollen an diesem Niedergang die Schuld tragen. Vielleicht fehlt auch der heutigen Forstverwaltung die glückliche Hand, um solche Schäden bei Zeiten wieder zu tilgen. Trotzdem verfehlt der Wald nicht seinen gewaltigen Eindruck, oder vielleicht gerade deßwegen. Ich muß gestehen, daß für meinen Geschmack die Pinie kein Baum

ist, der sich in großer Versammlung von seines Gleichen gut präsentirt. In den wohlgepflegten Pinien-Wäldern an der anderen Seite des Stiefels bei Viareggio oder in Gombo bei Pisa habe ich immer diesen Eindruck gehabt. Einzeln oder in Gruppen von drei oder vieren in die Landschaft gestellt, ist die stolze Schönheit dieser hochragenden breiten Wipfelkronen von einer Wirkung, die das ganze Bild adeln kann. Wo sie sich in Masse finden, hebt ein Stamm die Wirkung des anderen auf, und das endlose Einerlei der Hochstämme unter dem gleichmäßig fortlaufenden Dach der Aeste erregt eine quälende Empfindung verträumter Melancholie, ähnlich wie die deutschen Föhren-Wälder. Da mögen nun hier gerade die vom Zahn der Zeit gerissenen Lücken der Schönheit des Waldes zu Gute kommen. Da, wo die Pinien auf Lichtungen als Individuen hervortreten, wo der Spiegel der stillen Wasserläufe die Landschaft freier und mannigfaltiger macht, ist der Wald von einem unvergleichlichen Zauber."

Dante ist übrigens nicht der einzige Dichter, dessen Name mit diesem Pinien-Wald verknüpft ist, belehrt uns Alfred Bassermann. Auch der zweite Heros aus der Morgenzeit der italienischen Literatur, Boccaccio, nennt ihn. Das landschaftliche Interesse ist bei dem Novellen-Erzähler nicht so ausgebildet wie bei dem Sänger des weltumfassenden Epos, dessen helles Auge das Größte und Kleinste in der Natur mit gleicher Liebe und Schärfe beobachtet. Für Boccaccio sind die Personen und Handlungen das Wichtigste, und der Ort der Handlung ist nur mit ein paar leichten Strichen skizzirt, so auch der Pinien-Wald von Chiassi, der in der düster gestimmten Erzählung von Nastagio degli Onesti und der grausamen Tochter des Traversaro den Hintergrund zu der gespenstigen Mädchen-Jagd bildet. Aber trotz des Skizzenhaften weiß der Erzähler als echter Künstler seiner Landschaft schon greifbare lebenswahre Form zu geben, und wer die Novelle wieder liest, nachdem er die Pineta gesehen, ist überrascht, wie treu alle Linien der Zeichnung dem Urbild entsprechen. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß Boccaccio in dieser Novelle, die von einem Selbstmörder handelt, die Hauptsituation offenbar aus dem Dante'schen Kreis der Selbstmörder entlehnt hat, die Hetzjagd mit den Höllenhunden. „Er sah durch ein gar dichtes Gebüsch von Hecken und Dornen eine schöne Jungfrau gegen seinen Standort im Laufe daherkommen, nackt mit zerzaustem Haar und ganz zerfleischt von den Aesten und Dornen, weinend und laut um Gnade flehend, und zudem sah er ihr zur Seite zwei große wilde Fanghunde, die hart ihr nachsetzten und sie immer wieder grausam anpackten, wo sie sie erreichten." So erzählt Boccaccio, und von der zum Lustmahl in die Pineta geladenen Gesellschaft gebraucht er die Wendung: „Und die wilden Laute der gehetzten Jungfrau begannen zu Aller Ohren zu dringen". Bei Dante aber lesen wir:

Im Glauben weit're Kunde zu erlangen,
Verharrten wir dem Stamme zugekehrt,
Als Laute plötzlich uns zu Ohren drangen,
Wie sie auf seinem Stand der Jäger hört,
Wenn Sau und Treiben nah und näher jagen
Und brausend durch den Busch die Meute fährt.
Und sieh! da kamen nackend und zerschlagen
Links her so schnell geflohen ihrer Zwei,
Daß Alles sie zerkrachten in den Hagen.
... Im Walde wimmelt es von schwarzen Hunden,
Die scharf und flüchtig hetzen gleich den Bracken,
Die eben von der Koppel losgebunden.
In Jenen, der sich niederduckte, hacken
Die Zähne sie um, Glied für Glied zerfetzt,
Sich mit dem blut'gen Leib davon zu packen.

So geht das Gold der Dichtung von Hand zu Hand und macht Manchen reich, der es zu sammeln versteht, aber das wahre Verdienst gebührt doch Dem, der es durch eigene Kraft aus dem Schacht der Erde gefördert hat, bemerkt Bassermann. Ganz aus zweiter Hand stammt der Besitz eines anderen Dichters, dessen Name genannt zu werden pflegt, wenn man von dieser Pineta spricht, des Engländers John Dryden. Seine Erzählung „Theodore and Honoria" spielt ebenfalls im Wald von Chiassi oder „Chassi", wie ihn der Engländer fälschlich nennt. Aber die Schilderung des Schauplatzes ist ebenso gewissenhaft dem reichen Schatz des Italieners entnommen wie der Vorgang selbst. Dryden's Erzählung ist einfach eine Versification der eben besprochenen Novelle Boccaccio's und durch keine lebendige Beziehung mit unserer Pineta verknüpft. Dagegen hat wieder ganz aus dem Eigenen geschöpft Dante's modernes Wiederspiel unter den Dichtern, Byron. Auch dieser große Verbannte hat durch seinen Genius die Stätten geweiht, die sein unstäter Fuß betrat, und auch die Pineta trägt seine Spur tief eingedrückt:

O süße Dämmerstunde! so allein
Im Fichtenwald, an öden Meeres Schwelle,
Dem Saume zu Ravennas altem Hain,
Der wurzelt, wo einst adriat'sche Welle
Umschäumt der letzten Kaiserburg Gestein.
Forst ewig grüner, den Boccacc's Novelle
Und Dryden's Sang bevölkert hat für mich,
Wie hatt' ich lieb die Dämmerstund' und dich.
Nur Grille zirpt, des Fichtenwalds Genoß,
Der eitel Sang des Sommerdaseins Länge,
Sonst regt kein Laut sich, ich nur und mein Roß
Und ob den Wipfeln Vesperglocken-Klänge.
Den wilden Jägersmann, Onesti's Sproß,
Die Höllen-Hatz, ihr Wild, der Schönen Menge,
Die dran gelernt, Treuliebsten nicht zu flieh'n,
Sah dämmernd ich durch meine Seele zieh'n.

Dante giebt in drei Zeilen ein schlichtes, lebendiges Bild des rauschenden Waldes, Byron läßt uns in zwei Stanzen die wogenden Gedanken und Stimmungen mit empfinden, die der Wald in ihm anregt. Dort die Dichtkunst im Stande der Unschuld, hier, nachdem sie vom Baum der Erkenntniß gekostet, wie Bassermann geistreich bemerkt.

Als begabter Dichter und Nachdichter fühlt er sich congenialisch am Meisten von jenen Stellen der Himmlischen Komödie angezogen, wo er Dante's Herz zu fühlen glaubt, das Persönliche, die Gelegenheitsdichtung, das Erlebte in all' den poetischen Vermummungen, Legenden und Symbolen. Auch zu der Frage über des Dichters Verhältniß zu den Frauen ist Bassermann genöthigt, Stellung zu nehmen, wobei er sich mit Recht gegen unseren ersten Danteforscher wendet. Der Graubündener Scartazzini hat, nachdem er schon in früheren Bemerkungen seine Mißbilligung über Dante's Wärme für Francesca hat durchblicken lassen, in seinem kleinen Dante-Commentar sich gegen diese Verherrlichung des Ehebruches mit einer Schärfe ausgesprochen, die nicht mehr unbeachtet bleiben kann: „Die Episode wurde und wird bewundert als eine der schönsten der Divina Commedia. Aber man wird nie leugnen können, daß hier der Ehebruch des Paolo und der Francesca moralisch schön gefärbt ist in einer Weise, die wenig ziemlich erscheint für einen Mann „genährt an der Brust der Philosophie". Paolo und Francesca sind gewiß zwei Ehebrecher, „wie sie im Buch stehen", und als Typen dieser Sünde werden sie ja auch vorgeführt. Bei ihm und bei ihr ist das Maaß der Schuld voll gehäuft. Sie haben ihre Gatten- und Elternpflicht sträflich verletzt um ihrer sündhaften Liebe willen. „Ja seht! Dafür sind sie nun todt," würde Mephisto sagen, und in der Hölle obendrein. Und dahin hätte sie Dante sicher nicht geschickt, wenn er nicht gefunden hätte, daß sie den Platz verdient haben. Aber hier wie sonst steht er nicht nur als Richter, sondern auch als Dichter seinen Sündern gegenüber: Als Richter verurtheilt er den Gottesleugner Farinata in den glühenden Sarg und den schlimmen Rathgeber Ulyß in die Flammenhülle. Als Dichter läßt er uns den prometheischen Geist bewundern, der ihr Verhängniß gewesen, der sie aber noch in der Hölle adelt. Und so zeigt er uns auch Paolo und Francesca von der Höllenwindsbraut dahingeführt zur Strafe für ihre sündhafte Liebe. Zugleich aber lehrt er uns auch verstehen,

welch' holdes Sinnen, welches Sehnen
Sie hat geführt zum schmerzensreichen Gang.

Dante erfaßt das Tragische in dem Schicksal seiner Sünder, er versetzt sich in ihre Seele, und aus dieser tief innersten Kenntniß heraus zeigt er uns, wie Alles gekommen ist, warum es unweigerlich gerade so hat kommen müssen. Verstehen ist hier Verzeihen, und der Dichter nimmt innerlich Partei für Paolo und Francesca. Caïna harret des Gianciotto, der allerdings der betrogene Gatte ist, der aber auch den Besitz seiner Gattin durch eine Niedertracht erschlichen hat und dessen Rohheit nicht im Stande war, sich ihre Liebe zu erwerben. Und die beiden Liebenden, welche die Naturgewalt der Leidenschaft über alle Schranken der Gesellschaftsordnung hinweg zu einander gerissen hat, weil sie eben an Adel und Schönheit des Leibes und der Seele für einander geschaffen sind, werden durch Nacht und Grauen auf den Fittigen eines Sturmes dahingetragen und genießen in der Verdammniß der Hölle noch die Seligkeit, die ihnen kein Teufel rauben kann, daß ihre Seelen „nie sich werden lassen". Mit einem Wort: Dante läßt die poetische Gerechtigkeit walten. Ueberdies geräth Scartazzini durch den Eifer seiner echt pastorlichen Entrüstung in einen merkwürdigen Gegensatz mit sich selbst. Bei Besprechung der Frage, ob Dante's Beatrice identisch sei mit der Beatrice Portinari, der Frau des Simone Bardi, sowie bei Beurtheilung des Verhältnisses Dante's zu den Frauen überhaupt, geht Scartazzini immer von der Voraussetzung aus, Dante, der Verfasser des Poema sacro, sei von einer so über allen Zweifel erhabenen herben Strenge der sittlichen Auffassung gewesen, daß eine solche Verirrung wie die Liebe zu einer verheiratheten Frau oder gar die zahlreichen späteren Liebschaften, die von Dante überliefert sind, bei ihm etwas ganz Undenkbares sei. „Da hätte am Ende Dante's Beatrice doch die verehelichte Bardi sein können? Und seine eigene — wenn auch noch jugendlich reine — Leidenschaft für eine verheirathete Frau wäre am Ende mit der Grund gewesen, warum der Dichter für das unselig selige Liebespaar so wundersam herrliche Worte gefunden hat? Und Boccaccio hätte am Ende doch wieder recht, daß Dante gar nicht so sittenstreng gewesen sei, sondern daß im Gegentheil in seinem Herzen ‚die Sinnlichkeit einen weiten Raum eingenommen habe'? Und dann wäre am Ende auch Dante's Neigung für die kleine Gentucca in Lucca vielleicht etwas mehr gewesen als ein platonisches Verhältniß, und die Alpenmaid im Casentino deßgleichen, wenn auch mit einem Kropf, wie Boccaccio zu erzählen weiß, und die Grausame mit den blonden Flechten erst recht nicht? Wer weiß es?" Im weiteren Verfolg seiner Polemik kann es sich Bassermann nicht versagen, aus der an die Blonde gerichteten Canzone eine Strophe anzuführen:

Hätt' ich die blonden Flechten erst gegriffen,
Die Geißel mir geworden sind und Ruthe,
Ich thät' mir drin zu Gute
Vom Morgen an bis zu den Vesper-Glocken,
Und mitleidslos wär' ich und ungeschliffen
Und scherzte mit recht bärenmäß'gem Muthe,
Und wie gepeitscht ich blute,
Wollt' ich, mich rächend, tausendfach frohlocken
Und in ihr Gluthenaug', das aus den Locken
Den Brandpfeil schießt, das Herz mir zu versengen,
Wollt' fest den Blick ich drängen
Zur Rache, weil sie immer mich gemieden,
Und dann gäb' ich mit Lieb' ihr wieder Frieden.

„Ist das kühl überlegte Allegorie oder ist es die derbe Liebeslust, die an der Welt mit klammernden Organen hält?" fragt Bassermann. Und wenn Dante selbst der Canzone nachträglich eine gran theoretische Deutung hätte geben wollen, dieser Furcht sieht man es unverkennbar an, daß sie auf des Lebens goldenem Baum gewachsen ist. Wenn dem aber auch so wäre, wer darf es dem Genius zum Vorwurf machen, wenn die Gluth der Schöpferkraft, die ihn durchwogt, die ihm eingeboren ist, auch in überschäumender Sinnlichkeit die Schranken durchbricht, zwischen denen der temperamentlose Spießbürger ohne Seelenkämpfe hinlebt?

Besonders interessant sind die Dante-Spuren jenseit der heutigen italienischen Staatsgrenze. Daß Dante in Verona geweilt, ist verbürgt, und Bassermann prüft die bekannten Zeugnisse für Dante's Verhältniß zu Cangrande und dessen Hofstaat, von dem der zürnende Dichter wahrscheinlich in Unfrieden schied. Mögen die Gelehrten darüber streiten, die Intuition eines neueren Dichters hat wohl auch hier das Richtige getroffen: Conrad Ferdinand Meyer in seiner wundervollen „Hochzeit des Mönchs", wo der ernste, herbe, strenge Dante als Erzähler auftritt, ein Heimathloser . . . Und über Verona hinaus geht die danteske Reise, zu dem im Inferno geschilderten Bergsturz, um welche Ehre sich drei Halden an der Etsch streiten. Am Ueberraschendsten zeigt sich aber Bassermann's Spüreifer in Pola und zumal im Karst. Seine Hypothese, daß mit dem Berge Tabernik jedenfalls der Javornik bei Adelsberg gemeint sei, daß Dante die Wunder der Tropfsteinhöhle und des Zirknitzer Sees mit leiblichen Augen geschaut und in seiner Dichtung verwerthet habe, viel eher als die von der Tradition erkorene Tolmein-Grotte, das ist wissenschaftlich schwer zu beweisen, aber jedenfalls geistreich und bestechend. Mögen die „Dantepfaffen" ihn darob verketzern! Jedenfalls wird durch diese Hypothese die des oben erwähnten Pochhammer, der in der Schweiz durchaus ein Danteland erblickt, abgethan. Die alpine und infernalische Scenerie kann Dante auch in den Julischen Alpen und ihrer Unterwelt kennen gelernt haben, die wilde Vegetation, die Einöden und Steinwüsten, die Nebelsonnen und den Höhenrauch. Der Nothreim alpe auf talpe (Maulwurf) beweist nichts, und das Vorbild seines Höllengletschers mit seinem das Bersten des Eises lautmalenden criech findet sich nicht nur in Wallis und Bünden. Die Tyroler und Julischen Berge boten dem Dichter nicht nur zur Winterszeit der Eisregionen genug als Modell. Auch Pochhammer's Ueberzeugung, daß Dante die eigenartige Gestaltung des Fegfeuerberges dem Vesuv entnommen, thut Bassermann kurzer Hand mit dem Hinweise darauf ab, daß der Vesuv zu Dante's Zeit eine ganz andere Gestalt als heute hatte und eben kein Feuer spie.

Und endlich treten wir mit dem Dantepilger an die Grabstätte des Dichters. Die Stadt Ravenna hütet stolz und eifersüchtig ihren Schatz, und die Glieder der stillen großen Dante-Gemeinde sind von jeher dorthin gewallfahrt, um in begeisterter Andacht dort zu weilen. Bassermann muß gestehen, daß ihm der geweihte Ort nicht geredet hat, noch weniger wie das Kenotaph in Sta. Croce zu Florenz und daß er noch selten eine Stätte so baar des Geistes gefunden habe, an den sie mahnen soll, wie Dante's Grab in Ravenna. „Wenn es doch dem Beschützer Dante's, Guida da Polenta, vergönnt gewesen wäre, das Grabmal auszuführen, mit dem er den Dichter zu ehren plante. Ja, wenn nur die „arca lapidea", der steinerne Schrein, in dem Dante's Leiche beigesetzt worden war, unberührt geblieben wäre. Dann würde noch etwas vom Geist des Jahrhunderts sein Grab umschweben, wie es uns selbst von der einfachsten Grabplatte mit verwitterten Wappen und Inschriften so manches Großen und Wackern aus alter Zeit anweht. Aber die Verehrung Dante's, die im Lauf der Jahrhunderte immer mehr wuchs und an seiner Asche nachzuholen suchte, was die Mitwelt an dem Lebenden versäumt hatte, schmückte und besserte so lange an dem Grabe, bis von dem Ursprünglichen jede Spur ausgetilgt war und jetzt etwas dem Wesen des Dichters durchaus Fremdes, Unerfreuliches vor uns steht." In dem Grabmal selbst, das Bernardo Bembo, der Vater des Cardinals, als venezianischer Pretore von Ravenna 1482 durch Pietro Lombardo ausführen ließ, erkennt Bassermann eine Musterleistung jener venezianischen Kunstrichtung, die durch kleinliche Pracht zu ersetzen sucht, was ihr an großen Gedanken fehlt.

Das Relief-Porträt Dante's, das den Hauptschmuck des Grabes bilden soll, verräth zwar in der Ausführung den geübten Künstler, ist aber seinem geistigen Gehalt nach nichts weiter als eine Vergrößerung der bekannten Miniatur-Initiale der Codices „Dante am Lesepult". Zudem ist es von einer so schweren Marmorumrahmung eingefaßt, bei der die reichsten Steinarten gleichsam als Fournir-Hölzer und Füllungen verwendet sind, daß die flache, feine Sculptur davon fast erdrückt wird. „Der Kuppelbau, mit dem im Jahre 1780 das Grab überwölbt wurde, giebt uns dagegen eine Geschmacksprobe der nüchternen classicistischen Richtung, die zu Ende des vorigen Jahrhunders als Katzenjammer auf den Rococo-Rausch gefolgt war, glatt und elegant und nichtssagend, etwa das Gegentheil aller der Eigenschaften, die den Todten charakterisirten. Das Einzige aber, was an der ganzen Grabstätte an Dante's Zeit gemahnt, die Inschrift, die vermuthlich ein ravennatischer Freund des Dichters verfaßt hat, hätte füglich auch vergehen können. Mit ihren barbarischen gereimten Hexametern beweist sie nur, daß man auch im Verkehr mit einem Dante nicht dichten lernen kann invita Minerva."

Bassermann berichtet, daß nicht nur das Grabmal des Ruhelosen, selbst der Kern desselben, die Gebeine nicht zur Ruhe kommen sollten. Der Haß verfolgte sie: der kühne Wortführer des Kaiserthums entging mit genauer Noth der Gefahr, noch nach seinem Tode durch den päpstlichen Fanatismus als Ketzer verbrannt zu werden. Und die Liebe verfolgte sie: seit die Stadt Florenz die Größe ihres Sohnes erkannt hatte, strebte sie mit allen Mitteln darnach, Dante's Gebeine in ihre Mauern zurückzuführen. Was nun die Ursache war, der Haß oder die Liebe, Thatsache ist, daß Dante's Gebeine keine Ruhe hatten. Bei den Bauarbeiten, die beim Herannahen der Centenarfeier für Dante im Jahr 1865 an der Grabcapelle vorgenommen wurden, fand man an der Außenseite der Kirche vermauert eine Tannenholz-Kiste mit Gebeinen, die durch eine Aufschrift mit der Jahreszahl 1677 als die Gebeine Dante's bezeichnet waren, und bei der bald darauf vorgenommenen Eröffnung des Sarkophags in der Madonnen-Capelle wurde das Grab thatsächlich leer gefunden bis auf Knochenstaub und welke Lorbeerblätter. Die Wiederauffindung von Dante's Gebeinen erfüllte ganz Italien mit Begeisterung. Feierlich wurden sie bei dem Jubelfeste vor der andächtigen Menge zur Schau gestellt und sodann wohlverwahrt in der alten Arca beigesetzt. Skeptiker können es zwar auffallend finden, daß die Tannenholz-Kiste zu gar so gelegener Zeit, gerade wie bestellt für das Centenarium, an das Tageslicht kam; sie können, selbst wenn sie einen frommen Betrug nicht annehmen wollen, doch fragen, ob denn die armen Gebeine auf ihrer schicksalsreichen Wanderung durch die Jahrhunderte auch sicher vor jeder Verwechselung bewahrt worden sein mögen. Scartazzini zeigt drohend von ferne das Gespenst der Kritik, die, wie er sagt, 1865 „in diesem ungeheueren Meer von Schriften, von Jubel, von Enthusiasmus, von Wonne" ertrunken sei, und man weiß in der That nicht, ob es ganz leicht wäre, gegen einen ernsthaften Angriff die Echtheit der Reliquie zu vertheidigen. Doch, was verschlüge es?

Der große Cäsar, todt und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.

„Dante's Leib löst sich irgendwo in seine Atome auf, seine Feuerseele ist zurückgekehrt, von wannen sie gekommen ist, uns aber bleiben die Werke seines Geistes, und diese Spur von seinen Erdentagen wird nicht in Aeonen untergehen."

Bassermann's Prachtbuch ist neben Julian Klaczko's stark ultramontan gefärbten „Florentiner Plaudereien" die beste Schrift zur Einführung in das Studium Dante's und in die Liebe zu ihm. Wir sind dem Verfasser und dem Verlage für das monumentale Werk dankbar und haben dabei nur den einen Wunsch, es möchte — weniger monumental sein. Format und Schwere sind eher für das Riesenfräulein von Niedeck berechnet, als für bequeme Findesiècler. Und für die Menge ist es zu theuer. Hoffentlich beschcert uns Carl Winter zu Weihnachten eine handliche, billige Volksausgabe, wenn auch ohne Bilder. Alfred Bassermann's Kunst der Schilderung macht sie entbehrlich.

---

## Ein Professor und Journalist.

Von Wilhelm Brandes.

Ein gelehrter Feuilletonist — das war der 1887 verstorbene Wiener Professor Ferdinand Lotheißen, der bei vielen Lesern der „Gegenwart" als stets willkommener Mitarbeiter noch in gutem Andenken stehen wird. Daß nun von seinem Hauptwerke der „Geschichte der Französischen Literatur des 17. Jahrhunderts" (Wien, Carl Gerold's Sohn) eine neue Auflage erscheint, trotz des ziemlich hohen Anschaffungspreises, das ist einer der spärlichen Lichtblicke in unserer literaturfeindlichen Zeit. Aber das schöne Buch verdient auch sein Glück, denn es ist das Muster einer populären und doch streng wissenschaftlichen Arbeit, ein Erzeugniß rastlosen deutschen Gelehrtenfleißes, eines gediegenen Geschmackes und formell einer ansprechenden, geistvollen Behandlung.

Der bekannte Wiener Kritiker Dr. Moritz Necker, Lotheißen's Schwiegersohn und ebenfalls ein Mitarbeiter dieser Blätter, hat diese unsere beste französische Literaturgeschichte in ihrer neuen Auflage nicht nur auf das Sorgfältigste redigirt und nach Lotheißen's Handexemplar ergänzt, sondern auch dem ersten Band eine pietätvolle biographische Einleitung vorangeschickt, die über den Werdegang des geistig hervorragenden und doch so bescheidenen und milden Mannes viel allgemein Interessantes erzählt. Da sehen wir, wie der Darmstädter Advocatensohn nach den Studentenjahren als Gymnasiallehrer und Erzieher wirkte, in Büdingen seine treffliche Gattin, eine Tochter des Sophokles-Uebersetzers Thudichum, heimführte, dort als liberaler Mann gemaßregelt wurde und 1863 als Institutslehrer nach Genf übersiedelte. Hier arbeitete er sich in das französische Schriftthum ein und correspondirte für die Feuilletons deutscher Blätter. Seine in Geist und Form mit den Essays Karl Hillebrand's verwandten Feuilletons über Gestalten aus der französischen Literatur erregten Aufsehen und waren zumal damals, vor dreißig Jahren, wo das deutsche Correspondentenwesen in Paris noch nicht so entwickelt war, wie heute, von großem Werthe. Denn Lotheißen schöpfte aus dem Vollen. Er hatte sich in der reichen Bibliothek der société de lecture in Genf, wo die französische Literatur der letzten siebzig Jahre fast vollständig vertreten war, gründlich umgesehen; mit einer anmuthigen leichtfüßigen Form verband er die Einsicht des Culturhistorikers. Es war ihm redlich darum zu thun, vermittelnd zwischen Deutschland und Frankreich zu wirken, auf die hoch gespannte politische Stimmung, welche dem großen Kriege von 1870 lange vorherging, mildernd einzuwirken. Diese Tendenz verfolgte er in einem seiner bedeutendsten Essays, im Feuilleton über Jules Favre. Er schickte es mit einem Briefe dem auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Führer der republikanischen Opposition gegen Napoleon III. zu, der seine Friedensliebe und Achtung der deutschen Nation und ihrer Einheitsbestrebungen in der Adreßdebatte des Jahres 1866 öffentlich ausgesprochen hatte: „La France tiendra la main à l'Allemagne", hatte Favre gesagt; „elle lui dira que desinteressé désormais de toute espèce de projets de

conquête, elle se sent assez forte pour faire avec elle une loyale alliance. . . . Nous voulons être pacifiques, sachons tout d'abord d'être libres." Diese Worte hatten im gut deutsch gesinnten Lotheißen gezündet, und er schrieb Favre:

„Oui, Monsieur, avec une France libérale et pacifique, ne luttant avec une Allmagne unie, libre et pacifique aussi, que par le terrain de progrès et de l'humanité — voilà la politique que tous les hommes éclairés devraient souhaiter et préparer, autant qu'il est en leur pouvoir. Voilà aussi la raison pour laquelle j'ai écrit mon article: j'ai voulu montrer à mes lecteurs l'image d'un patriote français et d'un grand orateur qui ne connaît pas de haine contre une nation voisine, qui au contraire parle éloquemment pour l'alliance des deux peuples."

Auf dieses Feuilleton und diesen Brief antwortete Jules Favre umgehend am 17. März 1867 Folgendes:

„Merci, Monsieur, pour toute bienveillante sympathie. Je crois n'en être pas tout-à-fait indigne si j'interroge mon désir ardent de maintenir la paix entre les nations qui forment la grande famille Européenne en developpant en elles le sentiment de la liberté qui seul peut les garantir de luttes sanglantes et d'effroyables déchirements.

Malheureusement l'Allemagne s'écarte de cette voie de salut — elle semble se placer sous le régime du sabre et de s'armer contre nous. De son côté notre gouvernement humilié par les derniers évènements cherche une aventure. Tout ceci m'inquiète fort et dans la très-humble partie qu'il m'est donné de prendre à cette rédoutable question, il ne dépendra pas de moi que les deux peuples n'échappent aux mauvaises tendances de leurs chefs.

Je ne conserverai pas moins avec une grande sympathie pour la noble Allemagne un souvenir très-vif de votre bienveillance et vous prie d'accepter en échange l'expression de mes sentiments dévoués.

ce 17 mars 1867. Jules Favre.

Der Brief bietet ein gutes Stimmungsbild aus der schwülen Gewitterluft der Zeit vor dem Kriege. Zwei Idealisten feindlicher Nationen versuchen, sich über die Köpfe der Anderen hinweg die Hände zu reichen — aber es kann nicht zu mehr als dem Austausch persönlicher Artigkeiten kommen.

Noch während des Krieges siedelte Lotheißen nach Wien über, wo ihm bei der geplanten Reform der Realschulen eine wichtige Rolle zugedacht war. Aber wie es bei allen neuen Unternehmungen zu gehen pflegt, so hegte man in Oesterreich von den Erfolgen des modernen Sprachunterrichts in den Realschulen übergroße Erwartungen. Er erfüllt ja auch in der That seinen pädagogischen Zweck, wenn er freilich nicht, wie die inzwischen gemachten Erfahrungen lehren, all' das leisten kann, was man sich anfänglich von ihm versprach. Für die Ausführung der leitenden Ideen der damaligen Unterrichtsreform war indeß Ferdinand Lotheißen so geeignet, wie kaum ein Anderer; denn er theilte damals selbst die Ueberzeugungen von dem großen pädagogischen Werth des modernen Sprachunterrichts. Auch er war als Lernender und Lehrer von der classischen Philologie ausgegangen und im Laufe seiner Studien und pädagogischen Praxis zu Ansichten gelangt, die mit denen der Wiener Reformer übereinstimmten. Bezeichnend für seine Denkweise ist auch der folgende Zwischenfall.

Im Januar 1867 hatte er ein Feuilleton über die Insel Candia veröffentlicht, die damals im Aufstand gegen den Sultan war und den Anschluß an Griechenland anstrebte. Hier sprach er die Meinung aus, daß die alten Griechen wohl nicht viel anders als die Neuhellenen gewesen sein dürften, mag nun Fallmerayer mit seiner Theorie von dem vorwiegend slavischen Blut der Neugriechen Recht haben oder nicht. Und er schloß diese Auseinandersetzung mit einem ironischen Seitenblick auf die Philologen: „die in ihrem Zorne schrecklich sein können, und die in ihren Fehden durchaus nicht mit attischer Feinheit kämpfen." Es war nämlich gerade zu der Zeit viel Zank in der philologischen Welt, und Lotheißen's tadelnde Bemerkung hatte ihre gute Berechtigung. Aber er mußte wohl vermuthen, daß sein Schwiegervater Georg Thudichum, der doch auch ein Philologe war, und den er so hoch verehrte, den kleinen Ausfall nicht angenehm empfinden könnte. Denn er ergriff in einem Briefe aus Genf, 13. Januar 1867 die Gelegenheit, sich über seine „ketzerischen Ideen" des Näheren und mit aller Offenheit auszusprechen. Er schrieb:

„. . . Ich war nie ein wirklicher Philologe, konnte mich nie für Cicero begeistern und habe manchmal ganz absonderliche Gedanken über das heutige Gymnasialstudium. Ich bewundere wie nur Einer die Größen der classischen Literatur und möchte um keinen Preis Homer, Sophokles oder Horaz aus der Schule verbannt haben — aber ich meine manchmal, wenn man das Studium der alten Sprachen beschränkte und dafür die modernen wissenschaftlich betriebe, wenn man die deutsche und französische Grammatik, die deutschen, englischen und französischen Schriftsteller vornähme und erklärte — es käme mehr dabei heraus. Ein Massillon, ein Chatam, ein Mirabeau, Berryer, Favre wiegen einen Isokrates, einen Cicero auf, haben größeren Einfluß auf die Jugend, denn sie stehen uns näher. Die Griechen hatten nur ihren Homer und ihre griechischen Dichter, an denen sie sich bildeten." Und um seine Meinung durch ein Beispiel zu erhärten, legte er diesem Briefe die Abschrift eines Passus aus der Predigt Massillon's an den jungen König Ludwig XIV. bei, desselben Redners, über den er auch in seiner Literaturgeschichte zehn Jahre später so warm schrieb.

In den letzten Jahren blieben dem trefflichen Manne keine Sorgen erspart. Es lagert etwas wie der Schatten einer Tragödie auf diesem Gelehrtenleben. Je mehr Ansprüche der rastlose Mann an sich selbst stellte, je mehr Widerstand er seinen körperlichen Gebrechen leistete — er litt viel an Migräne und seine Brust war seit jeher zart und empfindlich — um so härter verfuhr mit ihm das Schicksal, das ihm auch die Gattin und einen Sohn raubte. Wenn Lotheißen in seiner Literaturgeschichte dem skeptischen Pessimismus Larochefoucauld's zustimmt, oder wenn er in der Biographie Molière's den „Misanthrope" mit Nachdruck feiert und überhaupt den tragischen Ausgang dieses glanzreichen Dichterlebens ergreifend darstellt, so hört man, wie Necker bemerkt, das eigene Gemüth Lotheißen's mittönen. Molière war nicht am wenigsten auch darum sein Lieblingsdichter, weil er vom Leben so enttäuscht ward und dennoch in den Formen der guten Gesellschaft, als ein ganzer Mann den Kummer seiner Seele zu bemeistern wußte. Das war nach Lotheißen's Geschmack. Auch er litt, duldete und schwieg — wofern ihn nicht seine Bücher verriethen. Und dieses bekämpfte Leid, das sich nicht äußerte, gab im Verein mit der Milde und Güte, die seinem Wesen von jeher eigen waren, der Persönlichkeit Lotheißen's in seinen letzten Lebensjahren, auf der Höhe seiner literarischen Production, ein eigenes Gepräge. Es wird seinen Schülern und Freunden unvergeßlich bleiben, und der wachsende Kreis seiner Verehrer wird noch manche Neuauflage seiner Schriften nöthig machen.

# Feuilleton.

Nachdruck verboten.

## Welt-Geheimniß.

Von Friedrich Roeber.

So sprach Dschelab-Eddin zu seinem Knaben,
Der von ihm Unterweisung wollte haben:

Nicht bete Du zu Ahriman, dem Bösen,
Auch nicht zu Ormudz, um Dich zu erlösen —

Nein, bete zu dem unerschaff'nen Einen,
In dem sich Ahriman und Ormudz einen.

Er ist die Wolke, die den Frühlingssegen
Gießt auf die Flur im milden Frühlingsregen;

Die Nahrung giebt den klaren Wasserquellen,
Und läßt am Rebenhang die Traube schwellen.

Die düstre Wolke auch, den Sturm gebärend,
Das Land ringsum verwüstend und verheerend.

Er ist es, der dahin braust im Gewitter,
Und mäht den Wald, so wie das Korn der Schnitter!

Er ist der Apfel purpurgleich geröthet,
Und ist der Wurm, der ihn zerfrißt und tödtet!

Der Unerschaff'ne regt Dich zum Erbarmen,
Brichst Du Dein Brod mit Siechen und mit Armen;

Und er auch läßt den Mörder ohne Beben
Zum blut'gen Stoß den scharfen Stahl erheben!

Er ist das ew'ge: Aus dem Nichts Entstehen
Und ist das ew'ge: In das Nichts Vergehen.

Nicht forsche nach, — vergeblich ist Dein Fragen,
Des Räthsels Lösung wird Dir Keiner sagen.

In einem alten Weda kannst Du lesen,
Verborgen bleibt es den erschaff'nen Wesen,

Und der selbst weiß es nicht, in dessen Hut
Die Erde und der weite Himmel ruht.

# Aus der Hauptstadt.

## Bismarck-Bohlen's Hochzeit.

I.

Graf Dusedan: Eine zu komische Antwort, nicht wahr, meine Herren?

Der Brautvater: Hinreißend ulkig! Es muß ein Weib von Geist gewesen sein.

Graf Dusedan: Wenn ich ehrlich sein soll, gefiel mir am Besten daran, daß das Frauenzimmer gleich meine natürliche Vornehmheit merkte und deßhalb durchaus nicht an mein Journalistenthum glauben wollte.

Der Bräutigamvater: Herr Graf gestatten — aber nach dem Ausspruch Marschall's giebt es immerhin noch einige aristokratisch veranlagte Zeitungsschreiber. Theodor Reuß z. B. —

Graf Dusedan (verächtlich): Das hat der Freiherr nur gesagt, um für den Fall seiner Demission einen Rückhalt an Mosse zu haben.

Der Brautvater: Sie meinen, daß er dann in die Redaction einzutreten beabsichtigt?

Der Bräutigamvater: Als Mitarbeiter an den kleinen Anzeigen, nicht wahr? Hahaha!

Der Bräutigam (tritt zu der Gruppe): Graf Dusedan hat gewiß keinen Witz gemacht, Papa, daß Du so heiter bist!

Graf Dusedan: Lassen Sie sich nur erzählen, junger Freund! Die Sache ist die: Neulich soupire ich mit einer sehr eleganten Dame, aber höchst elegant, im chambre séparé. Fragt sie mich, was mein Beruf sei. Journalist, antwortete ich. Es fiel mir im Augenblick nichts Vernünftigeres ein.

Der Bräutigam: Sehr erklärlich.

Graf Dusedan: Journalist? antwortet die Dame. Eh, das glaub' ich nicht. Höchstens ständiger Mitarbeiter an den Kleinen Anzeigen! „Ehrbare Damenbekanntschaft wird gesucht." Hahahaha! Wirklich sehr gut!

Baron Schnappsack: Weil wir gerade vom Journalismus reden — Herr Graf wissen doch, daß ich unserem lieben Lieutenant hier und seiner anmuthigen Braut die Hochzeits-Zeitung herstellen werde?

Graf Dusedan (sieht ihn starr an): Hochzeits-Zeitung?

Baron Schnappsack: Ich habe mir bei den besten Schriftstellern Berlins die geistvollsten Bonmots dazu bestellt. Zum Beispiel eine Scherzfrage: Was ist der Unterschied zwischen dem Lämmergeier und dem Storche? Nun, Sie errathen es doch nicht. Der Lämmergeier holt kleine Kinder, der Storch dagegen —

Herr v. Wippdich: Das ist einfach reizend. Und wird die ganze Zeitung so sein?

Graf Dusedan (hat bis dahin mühsam an sich gehalten, zu Schnappsack): Auf ein Wort, Herr Baron! (Die Beiden flüstern in der Ecke mit einander, peinliches Stillschweigen.)

Der Bräutigamvater (nach einer langen, langen Pause): Abscheuliches Wetter heute —

Herr v. Wippdich: Verdammt, Sie nehmen mir das Wort vom Munde fort!

Der Bräutigamvater: Ahem. Haben Sie die neue Primadonna vom Opernhause schon gehört?

Herr v. Wippdich (schielt zu Graf Dusedan hinüber): J— a. Aber ihre Stimme klingt zu wenig protegirt —

Graf Dusedan (kehrt mit dem Baron zurück, sehr ernst): Wir unterhielten uns eben wegen der Hochzeits-Zeitung mit einander —

Baron Schnappsack (zum Brautvater): Weiß Gott, ich hätte sie riesig gern gemacht. Aber, (zum Bräutigam) nicht wahr, Du giebst mir doch Recht — die Zeitungen haben sich in letzter Zeit so ruppig benommen . . dieser Fall Lützow . . diese Sache mit dem Zarentoast . . Der Herr Graf Dusedan theilen mir eben gütigst mit, daß nach seinen Informationen in höchsten Kreisen seitdem eine nur zu begründete Mißstimmung gegen all' und jede Zeitungsschreiberei vorhanden ist —

Herr v. Wippdich: Ich begreife vollkommen. Unter solchen Umständen halte ich es denn allerdings nicht für opportun, durch eine, wenn auch noch so harmlose und geistvolle Hochzeits-Zeitung unangenehme Erinnerungen zu wecken . .

Graf Dusedan: Thun wir, als gäbe es den Journalistenpöbel und das Journalistengezieser gar nicht! Sie wissen, es ist jetzt ohnehin von allen Hoffesten streng ausgeschlossen. Sehen Sie, meine Herren, seitdem unverzeihliche Sachen wie die Enthüllungen in den Hamburger Nachrichten vorgekommen sind —

Der Brautvater (stößt einen kleinen Schrei aus).

Der Bräutigamvater (tödtlich erschrocken): Herr Graf, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen. Der Hintermann jenes Blattes . . vielleicht erinnern Sie sich, daß er — daß sein unschuldiger Sohn entfernt mit uns verwandt ist —

Graf Dusedan (versteht nicht): Es giebt in jeder Familie mißrathene Gesellen und Thunichtgute. Ich denke nicht daran, Ihnen aus dieser bedauerlichen Thatsache einen Vorwurf zu machen.

Der Bräutigamvater (fährt zögernd fort): Wir glaubten, daß es Unrecht wäre, den armen, bedauernswerthen Sohn, der unter den unverzeihlichen Preßsünden seines Vaters ohnehin schwer leidet, diese Verbrechen entgelten zu lassen —

Der Brautvater (zitternd): Wir haben ihn zur Hochzeit eingeladen!

Graf Dusedan (eisig): Eingeladen? Den Sohn eines Journalisten, eines hämisch oppositionellen Schmierfinken zu einem Feste geladen, auf dem . . . Undenkbar! Sie treiben mit Entsetzen Scherz. Lassen Sie mir Zeit, mich zu erholen! (Große Gruppe. Der Vorhang fällt langsam.)

II.

Der Bräutigamvater: Es freut mich von Herzen, Ew. Excellenz melden zu können, daß die getadelte, unbedachte Einladung zurückgezogen worden ist und Alles sich zum Besten gewandt hat.

Graf Dusedan: Très bien. Aber damit sind nach meinen Informationen noch nicht alle Steine des Anstoßes aus dem Wege geräumt. Es werden, besorge ich, auf der Hochzeit allerhand Leute erscheinen, die durch ihren bloßen Namen unangenehm an jenen gehässigen, alten Journalisten erinnern, und ich fürchte, ich fürchte, daß dies an höchster Stelle ungemein peinlich berühren möchte.

Der Bräutigamvater: Es ist uns selbst unsagbar unangenehm — aber unsere Familie führt doch nun einmal den, wie ich gern zugebe, fatalen Namen, und wir Alle werden ihn führen bis an unser Lebensende.

Graf Dusedan: Ich bedauere in Ihrem Interesse, daß das Leben nicht zwei Enden wie die Leberwurst hat. Aber Sie werden sich in die Verhältnisse fügen müssen. Bedenken Sie doch nur, wie oft das bloße Nennen eines verhaßten Namens selbst ganz gewöhnlichen adligen Menschen alle Freude an einer Festlichkeit verdirbt — und nun sollen auf einer Feier, die die höchste Stelle mit ihrer Gegenwart beehren will, zahllose Leute erscheinen, die fortwährend mit dem Namen jenes Tiefgesunkenen angerufen werden müssen? Ich spreche hier allein aus meinem Empfinden heraus, und ich muß sagen, auf mich würde dergleichen den Eindruck einer sorgfältig vorbereiteten, illoyalen Demonstration machen!

Der Bräutigamvater (stammelnd): Von dieser Seite habe ich die Angelegenheit noch nie betrachtet. Aber ich erkenne sehr gut, daß Sie Recht haben. Und da uns natürlich an Niemandes Besuch so viel gelegen sein kann, wie an dem unsres allergnädigsten Herrn —

Graf Dusedan: So werden Sie die Consequenzen ziehen und mit sammt den Namensvettern ausbleiben. Ich bedaure sehr, daß die Herren ohne ihre Schuld um einen hohen Genuß kommen, doch noch mehr ehre ich Ihr Tactgefühl und Ihre patriotische Entsagungsfähigkeit. Wir brauchen Leute von Ihrer catonischen Art. Ich glaube, Sie kriegten es unter Umständen sogar fertig, ein Ministersauteuil auszuschlagen —

Der Bräutigamvater: Wenn ich Hoftapezierer wäre, weßhalb nicht?

III.

Der Bräutigam: Mein Vater wird also der Feier gleichfalls fern bleiben?

Graf Dusedan: Ihr Vater ist das Zartgefühl und die hingebende Unterthanentreue selbst. Mit Aufopferung der eigenen Person erspart er der höchsten Stelle jeden Verdruß, vermeidet es, wenn auch blutenden Herzens, trübe Erinnerungen wachzurufen. Sie sollten ihm nacheifern, junger Mann!

Der Bräutigam: Ich? Aber ich muß doch dabei sein. Ich bin doch der Bräutigam . . .

Graf Dusedan: Sie müssen? Ein Schmierfink Namens Lessing — ich glaube, er sitzt sogar im Reichstage, zwischen Rickert und Knörcke — hat doch neulich erst, freilich mit Bezug auf die Einjährig-Freiwilligen, gesagt: Kein Mensch muß müssen! Und Sie in Ihrer jugendlichen Verwegenheit leugnen das? Sie wollen einen Eclat heraufbeschwören, ja, wie ich nach meinem Dafürhalten annehmen muß, allerhöchste Ungnade auf Ihr ganzes Haus? Haben Sie keine Brüder, die um Avancement flehen? Keine testamentmachenden Onkel, die Ihre dreiste Froude, Ihre respectlose Aufdringlichkeit auf Grund der Vererbungstheorie bitter rächen würden?

Der Bräutigam: Ich sehe das ja Alles ein — aber schließlich möchte ich bei meiner eigenen Heirath doch gerne dabei sein!

Graf Dusedan: Erst kommen die Pflichten gegen Krone und Vaterland, dann kommt eine ganze Weile lang gar nichts, und dann kommen allenfalls die eigenen Wünsche. Ja, wenn Ihr Name nicht wäre! So jedoch bleibt Ihnen nach meiner Meinung, wollen Sie anders dem schönsten Feste Ihres Lebens durch Anwesenheit des Fürsten erst den rechten Glanz und Inhalt verleihen, weiter nichts übrig, als dem Feste nicht beizuwohnen. Und schließlich können Sie als simpler Lieutenant doch nicht verlangen, daß der oberste Kriegsherr Ihnen zu Liebe von einer Feierlichkeit ausbleibt, an der theilzunehmen er sich nun einmal gnädig entschlossen hat!

Der Bräutigam: Ich beuge mich Ihrer höheren Einsicht.

Graf Dusedan: Sie erleichtern mir mein schweres Amt. Ich wußte ja, daß ich, wenn auch auf weitere keine, so doch auf Ihre Subordinationsgabe rechnen durfte. Und ich werde Ihnen das nie vergessen, ich bin kein Undankbarer. Wenn Frau und Kinder, Vater und Mutter, Bruder und Schwester Sie verlassen sollten, so flüchten Sie zu mir — es soll mir auf einen Cognac nicht ankommen!

IV.

Der leere Hochzeitssaal.

Der Fürst: Ich begreife nicht — wo bleiben denn Braut und Bräutigam?

Graf Dusedan: Es deuchte mir heilige Pflicht, dafür zu sorgen, daß keinerlei Mißton in die Versammlung käme — und da die Braut doch immerhin durch ihre bloße Erscheinung unangenehm an den Bräutigam hätte erinnern können, und der Bräutigam den bewußten Namen trägt, so gab ich ihr den Rath, gleichfalls auszubleiben. Ich meine, man könnte statt ihrer einfach ein anderes Paar trauen, damit wir uns wenigstens nicht umsonst bemüht haben.

Der Fürst: Außer den Eltern des Paares vermisse ich auch die Gäste —

Graf Dusedan: Ebenfalls mein Arrangement! Die Eltern eines solchen Paares waren per se unmöglich, und die Gäste hätten doch immerhin unter Umständen daran gemahnen können, daß sie zur Hochzeit eines Mannes mit dem bewußten Namen gekommen sind.

Der Fürst (ungeduldig): Und ich hatte mich gerade darauf gefreut, den Grafen Herbert nach dem Wohlbefinden seines alten Vaters, meines treuen Dieners, fragen zu können!

Graf Dusedan (findet nicht gleich Worte. Nach einer Weile, kopfschüttelnd): Solche Leute, die den König am liebsten schachmatt setzen möchten!

Der Fürst: Sie sind nicht Schachspieler, Graf?

Graf Dusedan: Zu Befehl, nein!

Der Fürst: Ich dachte es mir. Denn ein Schachspieler hat das Brett im Kopfe, während Sie und Ihresgleichen es vor dem Kopfe haben.

Timon d. J.

## Von der Concertsaison.

Es gehört zu den liebsten Gewohnheiten eines Musikreferenten, das mannigfaltig sich gestaltende, raschem Wechsel erliegende Concertleben mit dem Auf- und Niederfluthen des Meeres zu vergleichen. Hier wie dort majestätische Wellenberge, die stolz erhobenen Hauptes heranbrausen, zwischen ihnen müd' und leise ein stilles Wellengekräusel, in seiner Geringfügigkeit kaum bemerkt, — und was dann zurückbleibt, wenn die Wasser sich verlaufen? Viel unnützer Tang, manche schmucke, lieblich schillernde Muschel, und vielleicht nur eine Perle!

Als vorzüglichste Pflegestätten vornehmer Orchestermusik großen Stiles nehmen wie bisher die Symphoniesoiréen der Königl. Capelle und die Philharmonischen Concerte (unter Arthur Nikisch) das stärkste Interesse des kunstpflegenden Publicums in Anspruch Beigelegt ist anscheinend der heftige Streit der Weingartner- und Nikischverehrer um die Oberherrschaft ihrer geliebten Häupter; das „hie Weingartner, hie Nikisch" verstummte endlich, nachdem es nur zu lange uns in den Ohren gegellt. Man hört sich eben Herrn Weingartner im Opernhaus, Herrn Nikisch in der Philharmonie an, jeden nach seiner Eigenart schätzend. Die Verschiedenheit schon ihrer künstlerischen Darbietungen fordert es dringend, allen unfruchtbaren Parallelen, bei denen schließlich nur die Kunst leidet, aus dem Wege zu gehen. Weingartner weiß ein fest gegliedertes, ihm treu ergebenes Publicum sich zur Seite; er geht weniger als Nikisch Aufsehen erregenden Neuheiten nach, Solisten hält er — von besonderen Fällen abgesehen — ganz fern. In der Philharmonie dagegen ringt man heiß um die Wiedererlangung einer Gefolgschaft, die seit Bülow's Tode immer mehr sich zerstreut. Das Programm der Symphoniesoiréen ist im Grunde genommen ein classisches, doch werden moderne Meister hierüber nicht ganz vernachlässigt; eine Lustspielouverture von Rezniçek, dem feinsinnigen „Donna Diana"-Componisten, die symphonische Dichtung „Seemorgen" von Max Schillings, Rimsky-Korsakoff's „Scheherazade" und vor Allem die „Symphonie pathétique" von Tschaikowsky erschienen an dieser Stelle in ausgezeichneter Interpretation.

Ueber die Tschaikowsky'sche Symphonie möchte man erst gar nicht zu reden anfangen, fürchtend, nicht enden zu können vor einer solchen Fülle der Erfindung und reichen Kunst. Sie ist weder „frei nach Nietzsche" noch sonst Jemand, nur frei nach der eigenen, blühenden Inspiration des früh verstorbenen russischen Meisters. Ein königliches Werk! Die begeisterte Zustimmung, die ihm auf seinem Siegeszug durch die Welt gespendet wurde, mag als ein Zeichen der Zeit gedeutet werden gegenüber dem Richard Strauß'schen „Zarathustra", dem Clou des IV. Philharmonischen Concertes. Die „Zarathustra"-Episode war eine ganz allerliebste Geschichte, deren noch mit ein paar Worten zu gedenken ist. Wie ein Blitz fuhr die Kunde unter die Kritiker, Richard Strauß habe ein philosophisches Buch in Musik gesetzt; man denke, componirte Philosophie! Die Verwirrung war allgemein, selbst fortschrittlich Gesinnte glaubten diesen Weg nicht mit gehen zu dürfen. In jenen Tagen sah man die Aermsten mit philosophisch nachdenklichen Mienen herumlaufen, aus aller Augen — sprach Zarathustra; in der Königl. Bibliothek war für einige Wochen der „Artikel Nietzsche" ausverkauft — und das hatte mit seinem Werk Richard Strauß gethan. Da fand Jemand das erlösende Wort, Nietzsche's „Zarathustra" sei Philosophie in dichterischem Gewande, und an diese Dichtung Zarathustra knüpfe der Componist an; man athmete auf. — Strauß hatte nicht umsonst vorher den „Tyll Eulenspiegel" geschrieben, ein bischen Eulenspiegelei saß ihm noch beim „Zarathustra" im Nacken, und ich kann mir wohl denken, wie er von München aus so heiter das Treiben der unglücklichen Kritiker mit angesehen, die sich auf einmal so philosophisch vorkamen, mit dem „Uebermenschen" zu Bett gingen, von den „Hinterweltlern" träumten, mit der „großen Sehnsucht", dies alles recht bald doch verstehen zu können, aufstanden und dann plötzlich die „Genesung" fühlten, als sie durch die Entdeckung des „Jemand" jeder Schwierigkeit überhoben waren. Im „Tyll Eulenspiegel" giebt es aber auch eine sehr beherzigenswerthe Stelle, nämlich die, wo Tyll für seine Schandthaten elendig aufgeknüpft wird — caveat Riccardus, ne . . . Man hatte sich also unwillkürlich auf den richtigen Standpunkt gestellt, Strauß' jüngste Schöpfung abgezogen vom Programm als reine Musik zu hören und zu beurtheilen. Warum hieß denn nun diese Tondichtung „Zarathustra", warum nicht eben so gut „Faust?" Weil Nietzsche eben modern ist und in der Illustrirung eines seiner bekanntesten Bücher etwas lag, was ein klein wenig nach Sensation roch. Oder gab es Strauß in einem naiven Rundschreiben nicht selbst zu, daß er ganz „frei" (man beachte das „frei!") nach Nietzsche gearbeitet, viel eigenes „hineingeheimnißt" und den Titel „Zarathustra" eigentlich nur als Marke aufgeklebt? Rein musikalisch betrachtet zeigte uns der „Zarathustra" den alten Richard Strauß mit allen seinen glänzenden Vorzügen und großen Mängeln; bewunderungswürdig ist seine Orchestrirung und die Kunst der motivischen Entwicklung; der Anfang des „Zarathustra", mystisch-seierlich auf dem tiefsten Ton der Orgel, dem tiefen C der Bässe und dem leisen Wirbel der großen Trommel sich aufbauend, gehört zu den gewaltigeren Eingebungen überhaupt. Hier glaubt man wirklich den Uebermenschen zu erkennen, wie er schrankenlos den Blick in das Unendliche wirft, „Chaos in der Brust, einen tanzenden Stern gebären zu können."

Neben Richard Strauß erweckte größeres Interesse nur noch ein Satz aus der „Sommernachtstraum-Symphonie" von Gustav Mahler, der eine wesentliche Abklärung gegen früheres zeigte; der akademische Herr Gemsheim, ein ungarischer Jüngling Ottokar Novacek, an dessen delirantem „Concerto eroico" der treffliche Ferruccio Busoni sich verblutete, und E. Humperdinck mit zwei Fragmenten aus den „Königskindern" vermochten nicht tiefer anzuregen. Marcella Sembrich und Pablo Sarasate fanden wieder ihr großes, begeistertes Publicum; — wie gern doch wandelt man noch auf den blumigen Wiesen des „bel canto"!

Von der Höhe seines Ruhmes ist der Stern'sche Gesangverein herabgestiegen und hat dem aufstrebenden jungen Siegfried Ochs Platz machen müssen. Jugend, hervorragende Begabung und ein ausgeprägter Sinn für das Moderne hat den Künstler hierin unterstützt; im letzten Winter freilich ruhte er sich auf seinen Lorbeeren etwas stark aus, und es thut vielleicht gut, ihn in aller Freundschaft und Verehrung auf das Programm hinzuweisen, mit dem der „Philharmonische Chor" einst in's Leben trat: vorzüglich die zeitgenössische Literatur berücksichtigen zu wollen. Die Novität des ersten Concertes „Jephta" von Carissimi, mag sie noch so interessant und musikalisch werthvoll gewesen sein, war in ihrer ehrwürdigen Aeltlichkeit von 300 Jahren vom Zeitgenössischen doch etwas gar zu weit entfernt. Gewiß ist es schwer, Werke ausfindig zu machen, deren künstlerischer Gehalt die ungeheuren Mühen einer Einstudirung rechtfertigen könnten; Herr Ochs sollte sich einmal bei den modernsten Franzosen umsehen und den Namen Chabrier, Pierné und Vincent d'Indy seine liebevollste Aufmerksamkeit widmen. Wie glücklich diejenigen, die gestützt auf eine willig folgende, treu anhängende Gemeinde den ewigen Sorgen um Neuheiten überhoben sind! Sie alle, die Lilli Lehmann, Barth Genossen, Zajic-Grünfeld und Joachim brauchen nur den Ruf ergehen zu lassen, um die Getreuen vollzählig um sich versammelt zu sehen; hier will man ja gar nichts Anderes hören, als die vielgeliebten, altgewohnten Klänge, mit denen man so gut vertraut ist. In diesen Kreisen wird noch am reinsten gedient dem Genius von Beethoven, Mozart, Schubert und Schumann. Dem Joachim-Quartett freilich ist in der jüngsten Zeit durch die Vereinigung des Böhmischen Streichquartetts ein ebenbürtiger Rivale erstanden. Die hinreißende Leidenschaft des Vortrags, eine wunderbare Ausgeglichenheit im Zusammenspiel der feurigen Slaven und nicht am wenigsten ihr modernes Repertoire übten auf das durch Joachim etwas zahm erzogene Berliner Publicum eine überwältigende Wirkung aus. Natürlich war man auch bei diesem edlen Wettstreit wie in der Frage Weingartner-Nikisch sofort mit Vergleichen und leidenschaftlichem Für und Wider bei der Hand, übersehend, daß der classisch abgeklärte Stil Joachim's einem Kunstwerk ebenso gerecht zu werden vermag, wie der empfindungsstarke, farbengluthende des „Böhmischen Quartetts". Unter den neueren Meistern pflegten die Böhmen besonders ihren gefeierten Landsmann Anton Dvorak, der ihnen im letzten Concert auch die Freude bereitete, der glänzenden Aufführung seines As-dur-Quartetts (op. 105) persönlich beizuwohnen und den Trefflichen dankend die Hände zu schütteln.

Unübersehbar groß war die Anzahl ausländischer Künstler, die nach Berlin gekommen, die Gunst unserer Musikkenner zu erstreiten. Zum ersten Mal erschienen die Herren Flisch (Violine), in Paris gebildet, und Ossip Gabrilowitsch (Clavier), ein junger, hochbegabter Russe; ihre Vortragsabende gehören zu denen, die Bleibendes schufen. Alexander Petschnikoff täuschte sich über die — wenigstens vorläufigen — Grenzen seines Könnens, als er das Beethoven'sche Violin-Concert unter Nikisch spielte; doch, wer Bach so stilrein zu interpretiren weiß, wird sicherlich auch in den Genius des anderen großen B eindringen lernen.

Erich Urban.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".


Im Verlage von **J. H. Stargardt** in **Berlin** ist erschienen:

**Ein toller Tag.**

Litterarische Posse mit Gesang und Tanz in vier Akten

von **Karl Bilz.**

Preis brosch. 2 Mk.

Eine anmuthige und geistvolle Satire auf die **moderne** Richtung in unserer Litteratur.

In demselben Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

**Gomorrha's Ende.**

Litterarische Komödie in drei Akten mit Illustrationen von **Georg Heil.**

Preis brosch. 1,50 Mk.

Der

**Intendant in tausend Nöthen.**

Posse mit Gesang und Tanz.

Preis brosch. 2 Mk.

Der Verfasser giebt in den vorstehenden Komödien den Humor, welchen unsere gegenwärtigen litterarischen Zustände so reichlich erregen, einen liebenswürdigen Ausdruck.

**Ein Bürgermeister**

und **Amts-Vorsteher,** mit 26jähr. vorwurfsfreier Dienstzeit **in einer Verwaltung,** 53 Jahre alt, im Besitze vorzüglicher Zeugnisse von Militär- und Civil-Behörden, vertraut mit dem gesammten staatlichen und communalen Steuer- und Kassenwesen, cautionsfähig, wünscht Eintritt als Hilfsarbeiter bei einer Amts- oder Gemeinde-Verwaltung oder Berufsgenossenschaft, oder bei einer Actiengesellschaft als Kassenbeamter oder Bureau-Vorsteher in der Umgebung Berlins.

Des Bewerbers letzte Wahl erfolgte vor 3 Jahren in dem bedeutendsten Vororte Berlins als Hilfsarbeiter im Gemeinde-Vorstand; es konnte ihr aber wegen damaliger Familien-Verhältnisse nicht Folge geleistet werden. Gef. Offerten unter **B 3** an diese Zeitschrift erbeten.

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

**Die Lage in Ost-Asien**

von

**P. Chirol.**

Preis M. 2.80 inklusive Porto.

**Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin**

61. Unter den Linden 61.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Schönstes Geschenk f. Architekten, Ingenieure u. Freunde der Baukunst.**

BERLIN UND SEINE BAUTEN.

1896.

Drei Bände. 210 Bogen 4°.

**Mit 19 Tafeln, 2150 Abbildungen im Text und 4 Karten.**

**Preis 60 Mark.**

In 2 feinen Leinenbänden mit Lederrücken und Lederecken **72 Mark.**

Illustrirte Probebogen (16 Seiten) kostenfrei.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.**

**Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W. 8,** Wilhelmstr. 90.

**Die Gegenwart 1872–1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Bismarcks Nachfolger**

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 50. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 6. Berlin, den 6. Februar 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Zur württembergischen Verfassungsreform. Von Eduard Engels (Ulm). — Vom heiligen Rußland. Von Karl Waidenhammer. — **Literatur und Kunst.** Eduard von Hartmann's Kategorienlehre. Von Arthur Drews. — **Feuilleton.** Der Heilige. Von Domenico Ciampoli. Autorisirte Uebersetzung von M. Nolte. — **Aus der Hauptstadt.** Die rothe Klappe. Von Caliban. — Die Wereschtschagin-Ausstellung. Von Fritz Stahl. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Zur württembergischen Verfassungsreform.

Von Eduard Engels (Ulm).

Als das neue Deutsche Reich gegründet wurde und die deutschen Staaten auf einen großen Theil ihrer Souveränität zu Gunsten Preußens verzichteten, da war es außer dem lebhaften Verlangen nach Einigung des Vaterlandes ganz besonders die Einführung des allgemeinen gleichen und directen Wahlrechts, was die breiten Massen der Bevölkerung, zumal in Süddeutschland, für die sich vollziehende Neuerung gewann und begeisterte. Das allgemeine Wahlrecht war in der That eine Errungenschaft, die auch von solchen Leuten mit zufriedenem Schmunzeln eingestrichen werden durfte, welchen die Hegemonie Preußens an und für sich von jeher ein Dorn im Auge gewesen war. Man hatte dies Recht ja freilich da und dort einmal besessen, damals, in dem sog. „tollen Jahr", als so Manches sich zum Besseren wenden wollte. Aber die Aera der Staatsstreiche, die auf jene Zeit folgte, hatte längst wieder die alten, verrotteten Zustände zurückgeführt und Niemand hoffte mehr auf eine frische Märzbrise, die den Plunder der Reaction von dannen fegen würde. Allgemach hatte man sich in das Unvermeidliche resignirt. Da fiel nun plötzlich, wie ein heller Sonnenblick, der Glanz der neuen Reichsverfassung in die deutschen Gaue, und sofort lebte die politische Schaffenslust der Nation wieder auf, sofort wandten sich alle Augen voll zuversichtlicher Erwartung auf das Berliner Parlament. Hier hoffte man, werde das fortgeschrittene Zeitbewußtsein sich folgerichtiger und freier ausleben können, als in der Enge der verkrüppelten Zustände daheim, von hier, wähnte man, würden eines Tages auch den Einzelstaaten die goldenen Aepfel in den Schooß rollen, die auf ihrem eigenen Erdreich nicht mehr gedeihen wollten.

Leider hat sich von diesen schönen Träumen nur ein kümmerlicher Bruchtheil verwirklicht. Statt der Nation ein Entbinder ihrer tiefen Lebenstriebe zu sein, wurde der Reichstag zu einem Knotenpunkte offener und latenter Gegensätze, die, indem sie sich selbst gegenseitig paralysirten, den Stillstand alles Lebens herbeiführten. Was auch immer man versuchte, und wie eifrig man auch arbeitete, es wollte sich ein durchgreifender, großer Zug in der Politik nicht einstellen, ein Unisono aus dem Dissonanzenwirrwarr sich nicht auslösen. Und so ist denn das Reichshaus nach und nach verödet, das Interesse selbst der Parlamentarier geschwunden, und wenn sich hier und da Klagen über den „Absentismus" der Volksboten melden, so machen selbst diese nicht den Eindruck allzustämmiger Ueberzeugungsenergie. Man richtet den Blick nicht gerne auf die Stätte schmerzlicher Enttäuschungen, man überläßt den Reichstag seinem Geschick. Dagegen wendet sich neuerdings den Einzellandtagen ein erneutes Interesse zu. Will man das Heil, das man vom Reiche einst erwartet, dem Reiche selber bringen, nachdem man es in stiller Wirksamkeit daheim erzeugt?

Ganz besonders lebhaft macht sich die Sorge um die Angelegenheiten des engeren Vaterlandes in Württemberg bemerkbar, wo man überhaupt niemals so überschwängliche Erwartungen auf das Reich gebaut hat, wie in den übrigen Bundesstaaten. Württemberg besaß schon seit dem Jahre 1868 das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht und hatte in staatsrechtlicher Hinsicht jedenfalls keinen Anlaß, die Unterordnung unter Preußen als einen besonderen Fortschritt zu feiern. Gab es sich gleichwohl dem allgemeinen Rausch von Patriotismus und Vertrauensseligkeit Anfangs hin, indem es eine große „deutschparteiliche" Mehrheit in den Reichstag entsendete, so ließ es mit der Zeit einen Reichstagssitz um den anderen an die Demokraten übergehen und kehrte an Stelle eines ihm unnatürlichen Altruismus sein überaus kerniges Stammesbewußtsein von Jahr zu Jahr deutlicher hervor. In die Weite zu schweifen vermag der Schwabe, der mit der Festigkeit eines Naturkindes an seiner Heimath haftet, überhaupt nicht auf die Dauer, und da er mit den Norddeutschen innerlich nur wenige Berührungspunkte hat, so gewann sein bäuerliches Mißtrauen gegen alles Fremde sehr bald die Oberhand über ihn und er vertiefte sich mit der ganzen verbohrten Zähigkeit seines Wesens in seine alte, liebe Kirchthurmspolitik.

In politischen Dingen äußerst gewitzt, mochte er erkennen, daß ein zeitgemäßer Fortschritt unter den herrschenden Zeitläuften weit bequemer im Kleinen als im Großen zu fördern sei. Seitdem nämlich der Schwerpunkt des socialen Rathens und Thatens der Nation auf Berlin concentrirt ist, hat sich die Last der Verantwortung auf Seiten der einzelnen Bundesstaaten unzweifelhaft bedeutend verringert. Es ist bei den Letzteren also eine gewisse Vergrößerung der Bewegungsfreiheit eingetreten, die ihnen erlaubt, ohne allzugroßes Risico selbst Experimente zu wagen. Klänge es nicht frivol, man könnte den Einzelstaaten geradezu die Rolle von Versuchsstationen für das Reich zuweisen, mit dem Beruf, die für das Letztere geplanten Reformen einer praktischen Vor-

prüfung zu unterziehen. Wie dem aber auch sei, jedenfalls speculirten die Schwaben nicht ungeschickt, wenn sie die veränderte Lage der Dinge zur Erreichung gewisser alter Volkswünsche hinsichtlich ihrer Staatsverfassung glaubten ausnützen zu sollen. Diese Wünsche knüpften besonders an zwei Punkte an: an die Beseitigung der Ersten Kammer und an die Umwandlung der Zweiten in eine reine Volkskammer.

Die erste Kammer ist in Württemberg ein „Herren"-Haus in des Wortes verwegenster Bedeutung. Sie setzt sich zusammen aus den Prinzen des königlichen Hauses (zur Zeit fünf), aus den Standesherren (z. Z. 20) und aus einigen vom König zu Mitgliedern ernannten Junkern. Da sie durch die Constitution von 1819 in durchaus correcter Weise eingeführt wurde, so kann man dieser Kammer die Existenzberechtigung wohl kaum streitig machen. Gleichwohl steht sie für das naive Rechtsgefühl des Volkes nicht gerade auf sehr festen Füßen. Vor 1819 hatte Württemberg nämlich nur eine einzige Kammer, bestehend aus den Abgeordneten des Volkes und einigen Vertretern des Clerus. Die Ritterschaft hatte aus dem einfachen Grunde keine ständischen Rechte besessen, weil sie sich der württembergischen Staatshoheit nicht unterworfen, sondern die Vorzüge der Reichsunmittelbarkeit genießen wollte. Als der Adel sich dann zu Anfang des Jahrhunderts aber doch dazu entschloß, die Lasten des Landes mitzutragen, d. h. seine ganz gewöhnliche Pflicht und Schuldigkeit als Staatsbürger zu thun, da glaubte die Regierung in ihrer Freude über diese Bekehrung, ihn in einer Weise belohnen zu sollen, die den egoistischen Charakter seiner Handlungsweise völlig verkannte und obendrein auf eine Hintansetzung des Bürgerthums hinauslief. Damals schon kostete es gewaltige Anstrengungen, um den Widerstand des Volkes gegen die ganz und gar unberechtigte Privilegirung der Edelleute zu besiegen; heute aber vollends, nachdem auch die letzten Spuren der Standesvorurtheile im Volksbewußtsein geschwunden sind, vermag nicht einmal die Autorität des Gesetzes und die Macht des Gewohnheitsrechtes die Schwaben davon abzuhalten, in der Ersten Kammer einen öffentlichen Scandal zu erblicken.

Diese Kammer hat sich übrigens auch in sich selber bereits überlebt Ihre Mitglieder sind zum großen Theil gar keine Württemberger mehr! So z. B. der österreichische Minister Windischgrätz als Besitzer eines kleinen Gehöftes in Oberschwaben. Die Fürsten von Fürstenberg sind ebenfalls Kraft ihres in Württemberg gelegenen Grundbesitzes Mitglieder des Herrenhauses. Der Erbe dieses Grundbesitzes, Max Egon Fürst von Fürstenberg hat sich zwar entschlossen, österreichischer Staatsbürger zu bleiben; nichts desto weniger aber wird er württembergischer Gesetzgeber. Zum Reichstag kann er nicht gewählt werden, weil er kein deutscher Reichsbürger ist, aber Standesherr der Ersten Kammer in Württemberg ist er doch und hat damit mehr Einfluß auf die Gesetzgebung dieses Landes, als mehrere Tausend württembergische Bürger zusammengenommen. Aehnliche Beispiele ließen sich noch viele anzählen und es wäre kein übler Witz des Schicksals, wenn nächstdem einmal neben den Oesterreichern und Holländern, die auf den Stühlen des Herrenhauses in Stuttgart sitzen, auch einmal ein Franzose Platz nähme ... Zu allem Ueberfluß beziehen die Standesherren aus dem Säckel der Steuerzahler auch noch Diäten, und zwar auch für diejenigen Sitzungen, denen sie nicht beiwohnen. Ja, die Erste Kammer empfängt auch dann Taggelder, wenn nicht sie, sondern die Zweite Kammer versammelt ist, wobei es dann sehr lustig ist, zu erfahren, daß die letztere durchschnittlich vier Mal so viele Sitzungen jährlich abzuhalten pflegt wie das Herrenhaus. Das Allerschönste aber ist unstreitig dies: Die Angehörigen der Ersten Kammer haben das Recht der Stimmenübertragung, d. h. sie können einen beliebigen Vertreter erwählen, der sie in der Ständeversammlung vertritt. Der Volkswitz hat dieses famose System bereits dahin ausgedeutet, daß er nur noch von den „Geisterstimmen" der Ersten Kammer redet. In der That sind der „Geister" in dieser Kammer meist mehr anwesend als der ersten Standesherren.

Was die Zweite Kammer anbetrifft, so setzt dieselbe sich zusammen aus 70 Abgeordneten des allgemeinen Wahlrechts und aus 23 Privilegirten, worunter 13 Ritter und 9 Cleriker. Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises auf die Monstrosität einer solchen Zusammensetzung. Außer Württemberg kennt meines Wissens bloß noch das Großherzogthum Hessen eine derartige Vermischung von gewählten und privilegirten Gesetzgebern. „In dem Verfassungsleben Württembergs," hat schon Uhland gesagt, „fehlt insbesondere noch der ungetheilte Ausdruck der Volksmeinung, d. h. eine reine, volksthümliche Wahlkammer, ein Uebelstand, der dem nothwendigen, vertrauensvollen Zusammenhang des Volkes mit seinen Vertretern und der Wirksamkeit der Letzteren den erheblichsten Eintrag thut." Und selbst ein Adeliger, der Graf von Bissingen, hat s. Z. anerkennen müssen: „Man nennt das bestehende Recht der Ritterschaft, für sich einen Platz in dieser Kammer einzunehmen, ein Privilegium, ein Vorrecht; ich möchte es aber zugleich ein privilegium odiosum, ein gehässiges Vorrecht, nennen, denn dadurch, daß wir verfassungsmäßig das Recht haben, in diesem Saal zu erscheinen, ist uns zugleich das Recht genommen, durch eine Volkswahl hier einzutreten."

Als die Ritterbank in der zweiten Kammer etablirt wurde, berief man sich vorzugsweise auf die staatsbürgerliche Eintracht, die durch eine allzuscharfe Absonderung des Adels vom Bürgerstande nicht zerrissen werden sollte. Auf das gleiche Argument beruft man sich auch heute noch in reactionären Kreisen, aber allenthalben erkennt man an, daß der Adel zu stark in der Volkskammer vertreten sei. Seit 1819 ist nämlich einerseits die Zahl der dem Ritterstande angehörigen Personen zurückgegangen und andererseits ist die der Gesammtbevölkerung erheblich gewachsen. Den etwa 1000 Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels von 1819 stehen heute deren kaum 800 gegenüber. Dagegen hat die Ziffer der württembergischen Staatsangehörigen sich von 1400000 auf ca. 2000000 vermehrt. Hieraus ergiebt sich, daß im Jahre 1819 ein ritterschaftlicher Einwohner auf 1400 sonstige Einwohner kam, während jetzt ein solcher auf 2500 kommt. Wenn also die Verfassungsurkunde von 1819 den 70 Abgeordneten der allgemeinen Wahlen 13 ritterschaftliche Privilegirte beigesellte, so müßte, entsprechend dem heutigen Stande der Bevölkerung, die Zahl der Adeligen Deputierten auf etwa 3 reducirt werden, d. h. auf einen Betrag, den der Adel selbst wohl freiwillig aufgeben würde.

Hinsichtlich der Abänderungsbedürftigkeit der Verfassung waren denn auch seit langen Jahren Regierung und Bevölkerung einig. Das ergab sich u. A. aus den Thronreden vom 22. October 1891 und vom 10. Januar 1893. Aber erst im Jahre 1894 trat das Ministerium Mittnacht mit einer Reformvorlage in die Oeffentlichkeit und zwar, was gleich vorab bemerkt werden muß, mit einer sehr dürftigen. Schon in den Motiven erklärte die Regierung, daß sie einer ausschließlich aus den Abgeordneten des allgemeinen Wahlrechts gebildeten Kammer die Zustimmung versagen müsse, und von einer Einführung des Einkammersystems wollte sie erst recht nichts wissen. Statt die Adelskammer zu beseitigen, vermehrte sie sogar die Zahl ihrer Mitglieder von 33 auf 45, und nur insofern wurde sie den Volkswünschen einigermaßen gerecht, als sie das System der Stimmübertragung durch dasjenige der Stimmvertretung durch den Sohn ersetzte. Bezüglich der zweiten Kammer brachte der Regierungsentwurf eine Verminderung der Privilegirten von 23 auf 15 und als Ersatz für die Ausscheidenden eine Reihe von Vertretern der Landwirthschaft und des Handels.

Selbstverständlich genügten den Volksboten solche kärg-

lichen Abschlagszahlungen nicht. Insbesondere verdroß es sie, daß in demselben Moment, wo man alten Privilegien den Krieg erklärte, neue Privilegien (für Handel und Landwirthschaft) sanctionirt werden sollten. Die Debatten führten denn auch zu keinem Resultate: die Regierungsvorlage wurde zurückgezogen, der Landtag heimgeschickt. Aber die Discussion förderte doch eine Reihe von Momenten zu Tage, die für die Weiterentwicklung der Verfassungsbestrebungen bedeutsam wurden.

Den Herrn von der Ritterbank erklärte ein Adeliger, Dr. von Goetz: „Sie gefallen sich selbstverständlich in der beati possidentes. Aber, meine Herren, ich möchte Sie doch bitten, nicht allzu schroff auf ihrem alten Schein zu bestehen, nicht allzu sehr dem Geist der Zeit gegenüber sich zu sperren. Ich bin gewiß weit entfernt, Ihnen mit etwas zu drohen, aber wenn Sie die Verhältnisse unbefangen würdigen, so werden Sie sich selbst der Einsicht nicht verschließen können, daß, wenn jetzt die Commissionsanträge an Ihrem Widerstand scheitern, wohl eine zukünftig zu erwartende Regierungsvorlage mit Ihren Vorrechten weniger schonend verfahren wird." Den Demokraten, die in einem Antrag Payer die eine Volkskammer gefordert hatten, hielt derselbe Redner entgegen: „Für die Führer der Linken erwächst, nachdem sie die jetzt erreichbaren Verbesserungen abgelehnt haben, die heilige Verpflichtung, nun auch mit der Forderung der reinen Volkskammer blutigen Ernst zu machen. Sie wird sofort nach den Neuwahlen alle Hebel in Bewegung setzen müssen, um für die reine Volkskammer Zweidrittelmajorität in den beiden Kammern zu bekommen und die widerstrebende Regierung zur Capitulation zu zwingen. Sie wird aber nicht verkennen, daß dieser Feldzug eben so langwierig als schwierig werden wird."

Die Regierung äußerte sich in bedeutsamer Weise über das allgemeine Wahlrecht und wies auf das Proportionalwahlsystem als Correctiv des allgemeinen Stimmrechts hin. „Wir konnten es nicht als grundsätzlich richtig anerkennen," erklärte der Ministerpräsident, „die Bildung des wichtigsten Vertretungskörpers ausschließlich der nackten Ueberzahl der Individuen auszuantworten unter der Fiction, daß diese Individuen sich alle gleichstehen an Einsicht, an Selbstständigkeit, an Patriotismus. Wir befürchten, daß bei der Alleinherrschaft des allgemeinen Wahlrechts sehr wichtige Interessen ideeller und wirthschaftlicher Art unvertreten oder nicht gehörig vertreten bleiben werden. Und wir können nicht einmal glauben, daß das allgemeine Wahlrecht stets freiheitlich wirken würde. Die Geschichte hat es gezeigt, daß es zu einseitiger Classenherrschaft und zur Vergewaltigung beachtenswerther Minoritäten führen kann. Man konnte aber daran denken, sich zu Gunsten des allgemeinen Wahlrechts zu entscheiden, mit einer Correctur, wie sie mannigfach in der Schweiz besteht, wie sie in Italien bestanden hat, aber wieder verlassen wurde, wie sie in Belgien beschlossen wurde, wie sie aber namentlich in unserem Nachbarstaate Baden von den verschiedensten Seiten im Abgeordnetenhause empfohlen wird; man konnte sich fragen, ob es nicht anginge, in diesem Hause nur gewählte Vertreter des allgemeinen Stimmrechts zuzulassen, aber unter Anwendung des Minderheitsvertretungs- oder des Proportionalwahlsystems."

Herr v. Mittnacht ahnte damals, als er diese Aeußerung that, ganz gewiß nicht, wie bald sich dieselbe in Thatsachen umsetzen würde. Nachdem aber die Kammer aufgelöst worden war und bei den Neuwahlen die Anhänger der reinen Volkskammer die von Herrn v. Goetz an sie gerichtete Mahnung in glänzender Weise erfüllt hatten — es zog eine Oppositionsgruppe von über 50 Abgeordneten in den Landtag ein — da erfüllte sich in Wirklichkeit das dem Adel angedrohte Schicksal, daß „eine zukünftig zu erwartende Regierungsvorlage mit seinen Vorrechten weniger schonend verfahren werde," indem ein gegen Ende des Jahres 1896 von der Regierung ausgearbeiter Verfassungsentwurf die zweite Kammer thatsächlich in eine reine Volkskammer umwandelte und zwar unter Aufnahme des Proportionalwahlverfahrens für den an Stelle der ausscheidenden Privilegirten zu beschaffenden Ersatz. Dieser Regierungsvorschlag steht gegenwärtig in Württemberg zur Discussion. Er wird, wie die Aeußerungen der Parteiführer und der Presse mit Sicherheit schließen lassen, von den Ständen genehmigt werden. Ist dies geschehen, so werden die Kammern sogleich aufgelöst und Neuwahlen ausgeschrieben. Württemberg wird dann unter allen deutschen Bundesstaaten das liberalste, oder, wie Herr v. Mittnacht meint, das „am meisten demokratische" Wahlsystem haben.

Ob aber dieses Wahlsystem, dieser Ausbund von Liberalismus aus Demokratismus zugleich wohl auch ein Ausbund an Vortrefflichkeit sein wird? Gewiß, er beseitigt die alten Privilegien, aber er setzt neue an ihre Stelle. Der Ersatz für die scheidenden 23 Privilegirten soll nämlich in der Art geschaffen werden, daß jedem der 4 Kreise, in welche das Land Württemberg zerfällt, eine gewisse Anzahl der erledigten Mandate zugewiesen wird, die er dann auf dem Wege der Listenwahl nach Maßgabe des „Proporz" neu zu vergeben hat. Es ist aber klar, daß bei einer solchen Listenwahl ganz andere Elemente Aussicht auf Erfolg haben, wie bei der Einzelwahl, die jeden Candidaten naturnothwendig in eine enge Berührung mit seinen Wählern bringt; und wenn auch der Unterschied zwischen den Erwählten beider Systeme kein so durchgreifender sein wird, wie zwischen den bisherigen Privilegirten und den Abgeordneten des allgemeinen Stimmrechts, so wird er sich doch bemerkbar machen und der Volkskammer einen ihrer wesentlichsten Charakterzüge, den der Einheitlichkeit, benehmen.

Noch wichtiger aber erscheint mir Folgendes, worauf der jetzige Kammerpräsident Payer in der Verfassungsdebatte vom Jahre 1894 aufmerksam gemacht hat. Auf die oben gestreiften Ausführungen des Herrn v. Mittnacht erwiderte er damals: „Der Herr Ministerpräsident hat, glaube ich, nicht genügend betont, daß die Einführung des Proportionalwahlverfahrens die Folge haben mußte, daß das Band zwischen dem Gewählten und seinen Wählern, das Band des gegenseitigen Vertrauens zerschnitten werden müßte. Und auch das muß man, gerade, wenn man Parteimann ist, sagen, daß eine der schwersten Schattenseiten jeder Form dieses Wahlsystems die sein muß, daß eine Parteiherrschaft und ein Parteiterrorismus in's politische Leben eingeführt würde, von dem wir Gott sei Dank keine Ahnung haben. Das Wahlsystem ist noch nicht das idealste, in welchem überhaupt gar keiner gewählt werden kann, ehe er eingeschworen ist auf das Programm einer Partei, keiner gewählt werden kann, der aus einer solchen Partei ausgetreten ist, weil er seine Befriedigung innerhalb derselben nicht gefunden hat. Ich fürchte, daß die Hoffnungen, die an dieses proportionale Wahlsystem sich knüpfen sollen, als ob dann die Aeußerungen der wüsten, häßlichen Agitation, der Untergrabung der Zucht, Autorität und Sitte, als ob dann die Unruhe, die jetzt überall im Lande gefunden wird, als ob Alles dann gemildert werden könnte, wenn man nur zu diesem Wahlsystem übergeht, sich in's Gegentheil verkehren könnte."

Es ist merkwürdig, daß heute gerade die Partei, welcher Herr Payer angehört, die Demokratie, es ist, welche am lebhaftesten für den Entwurf der Regierung in die Schranken tritt. Nachdem aber in jüngster Zeit auch die Gegner der Vorlage, die Nationalliberalen, sich zu dem Standpunkt der Demokratie bekehrt haben, kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß hier taktische Gründe maßgebend sind, denen eine verständige Volksvertretung sich nicht entziehen kann. Wahrscheinlich fürchtet man, daß die Regierung nach Ablehnung ihres jetzigen Anerbietens auf weitere Versuche zur Aenderung der Verfassung überhaupt verzichten würde und

da nimmt man denn gerne das Wenige, was sie bietet, um nicht mit leeren Händen heimgehen zu müssen. Die Schwaben haben in dieser Hinsicht ihre Erfahrungen gemacht, besonders im Jahre 1819; damals hätte man weit mehr erreichen können, als man thatsächlich erreicht hat, wenn man nicht allzu halsstarrig gewesen wäre. Bei der Abstimmung über die damalige Verfassungsvorlage meinte Ludwig Uhland elegisch „Mancher wird Manches vermissen" und Schott tröstete sich damit, daß der Entwurf wenigstens „das Wichtigste, den Keim seiner fortwährenden Ausbildung" in sich trage.

Nun, Mancher vermißt auch in der heutigen Vorlage Manches, aber der Keim fortwährender Ausbildung dürfte auch in ihr nicht zu verkennen sein. Und so wird denn die Kammer wahrscheinlich mit ähnlichen Gefühlen ihr Placet dazu geben, womit Uhland im Jahre 1819 das seine gab, indem er äußerte: „Ich könnte Ja und Nein sagen; ich sage Ja."

---

## Vom heiligen Rußland.

Von Karl Waidenhammer.

Gleichsam als Gesandte der öffentlichen Meinung sind eine Menge englischer, französischer und deutscher Journalisten zur Krönung Nikolaus' II. gereist, um das Abendland über das Morgenland aufzuklären. Unter ihnen hat aber wohl Keiner so gut beobachtet, gesehen und gehört und über seine Wahrnehmungen Bericht erstattet, als der kleine, feine, nervöse Mann, der für die „Neue freie Presse" nach Rußland reiste und der auch den Lesern der „Gegenwart" kein Fremder ist, Friedrich Schütz. Man merkte es seinen Feuilletons an, daß da nicht allein ein politischer Schriftsteller von Beruf sprach, der in den Irrgärten der Diplomatie den Ariadnefaden nie verliert, sondern auch ein scharfblickender Menschenkenner und poetisch gestimmter Naturfreund. Seine Schilderungen von Land und Leuten verdienen das Prädicat „meisterlich", und seinen bewegten Scenerien, z. B. von dem tragischen Schreckensfeld am Chodinka, merkt man an, daß der Verfasser von Haus aus eigentlich Dramatiker ist, dessen Stücke mit Beifall über die Bühnen gingen. Dies Dramatische zeichnete namentlich seine Interviews aus, wo es eine bedeutsame Person lebendig zu porträtiren und charakteristisch sprechen zu lassen gilt. Am liebsten ertheilt er denn auch seinen Figuren das Wort, und es sind lehrreiche, bezeichnende Monologe, die er etwa einem General Kirejew und anderen hervorragenden und wohlunterrichteten Leuten in den Mund legt. Da erhalten wir auf jeder Seite wichtige Aufschlüsse über Rußlands Werden und Wollen, über die Zarenfamilie, das Ministerium, Witte, den verstorbenen Lobanow, über geistige, wirthschaftliche und militärische Strömungen, äußere und innere Politik, die Slavophilen, die Judenfrage, die polnische, baltische und andere Fragen. Namentlich interessirt ihn das heilige Rußland, das Rußland der Heiligen. Tolstoi und Pobedonoszew. Sein Besuch im Hause des Heiligen Synods ist fast von dramatischem Reiz. Erst die Umwelt: der Thürhüter im Scharlachmantel, die Bittsteller aus allen Classen, Popen, Beamte, Bauern, eine vornehme verschleierte Dame in Schwarz. Und der Ceremonienmeister klopft, wie ein französischer Regisseur, mit dem Stabe, die Thüren springen auf, und der Held, der russische Papst erscheint: klein, hastig, bescheiden, mit stechenden Augen — einem alten Bureaukraten oder Professor ähnlich. Und er spricht:

„Man sagt, ich sei es, der in Rußland die Einführung einer Constitution verhindert hat, nachdem der verewigte Alexander III. den Thron bestieg. Handelte es sich damals darum? Es war in jener traurigen Epoche nur von der Berufung einer Versammlung die Rede, die ziemlich unbestimmte Ziele hatte. Man denke nur, in welcher Verwirrung dies geschah. An der Leiche seines ermordeten Vaters hatte ich dem Sohne zu rathen. Es ist nicht meine Art, meine Ueberzeugungen zurückzuhalten; ich verberge sie nie! Das ist auch meine Pflicht! Das Diplomatisiren, die heuchlerische Verstellung kann nach meiner Meinung unter Umständen das größte Verbrechen werden. Eben diese Offenheit, diese Gewissenhaftigkeit gegenüber meinem eigenen Gewissen ist wieder eine Ursache der großen Zahl meiner Feinde. Unbekümmert darum habe ich immer gehandelt. Das, was damals geplant wurde, und sollte es auch nur die gemäßigteste und im conservativen Sinne gehaltene Veränderung bringen, war ein Unglück — es war mehr — es war der Tod Rußlands! Das habe ich offen ausgesprochen. Wie die Dinge lagen, hielt ich jede Nachgiebigkeit für bedenklich. Mit geringfügigen Concessionen in ähnlichen Situationen haben alle gefährlichen Umwälzungen begonnen. Sehen Sie doch, wohin man anderwärts dadurch steuert, blicken Sie nach Frankreich oder, was näher liegt, nach Oesterreich, wo die Herrschaft der geistig unbedeutendsten Fractionen den gesunden Menschenverstand um das Staatsinteresse bedrohen! Heute wie damals bin ich der Ueberzeugung: derlei paßt für Rußland nicht! Concessionen, wie sie Loris-Melikow vorschlug, haben das Schlechte, daß ihre Rücknahme nicht erfolgen kann, auch wenn sie die Erwartungen und Hoffnungen, die an sie geknüpft wurden, nicht erfüllt haben; selbst wenn das Volk zur Erkenntniß gelangt, daß das versprochene Glück ausblieb, wird es nicht den Muth haben, einer Rückkehr der früheren Staatsgrundlagen zuzustimmen. Diese Auffassung erklärt meine Haltung in jenen bangen Tagen, aber sie war nicht die Ursache der Entscheidungen, sie hat nur bestärkt in denselben. Ich verdiene deßhalb nicht, als das Schreckbild genommen zu werden, als welches man mich hinstellen will. Ich liebe mein Volk und mein Land wie irgend Jemand in Rußland, ich werde es nie mit Bewußtsein auf eine falsche Bahn führen — auch nicht auf die des Panslavismus, wie ein drittes Schlagwort heißt, mit dem man mich zu bekämpfen sucht. Es ist ein albernes Wort! Nur die Gegner Rußlands können es erfunden haben.

„Panslavismus! Was will er und was soll er? Glaubt man wirklich, daß ein vernünftiger Mensch bei uns der Ansicht sein kann, Rußland soll alle slavischen Länder und Völkerschaften in sich aufnehmen?! Wir wissen, was wir sind; wir fühlen das Bewußtsein unserer Macht. Wir wollen nicht mehr sein! Wir sind das größte Slavenreich? Soll uns das nicht genügen können? Wir haben als Slaven nationale Sympathien für die anderen Slaven, wir wünschen, daß es ihnen nach zwei Richtungen wohl ergehe, nach der religiösen und nach der sprachlichen. Ist dem so schwer in anderen Staaten Rechnung zu tragen? Gewiß nicht, und auch in Oesterreich nicht; nur dürfen dort nicht jesuitische Bestrebungen maßgebend sein. Es hat den Anschein, daß dies jetzt sehr der Fall ist. Die Regierung ist gewiß nicht, weder offen noch geheim, für sie, aber sie schwankt häufig, und während dessen kommen die immer nach dem nämlichen Ziele strebenden Jesuiten vorwärts. So erkläre ich mir zunächst die Verhältnisse in Galizien und in der Bukowina. Ich halte die Jesuiten dort für völlig schrankenlos, Alles unterstützt sie, die Beamten, der Adel und die Leute, welche Carrière machen wollen; deren giebt es nicht wenig in Polen ... Es ist kein Vortheil für Oesterreich, daß es die Polen so uneingeschränkt wirthschaften läßt. Ich wünschte, offen gesagt, und zwar im Sinne unserer religiösen und nationalen Empfindungen, daß dies nicht immer so bliebe, ich wollte auch, daß die liberalen Ungarn den Gleichberechtigungsgedanken ihren Slaven gegenüber besser und energischer vertreten würden. Auch hier wäre der Vortheil nur bei ihnen! Solche Wünsche leugne ich nicht, aber aus ihnen

panslavistische Tendenzen abzuleiten, ist thöricht und falsch, sie bestehen nicht bei uns. Wir sind zufrieden mit dem, was uns das Geschick gegeben hat!"

Und dann ein anderer Heiliger, der Einsiedler von Jasnaja-Poljana, Graf Lew Tolstoi. Hören wir ihn, wenn er über unsere neue Literatur spricht!

„Wie seltsam, daß die Siege von 1870 so unglücklich auf die deutsche Literatur gewirkt haben. Mir pflegen Sudermann und Hauptmann einige Freude zu bereiten, Beide schon deßhalb, weil durch sie Ibsen in den Hintergrund gedrängt wurde. Mit ihm geht es mir wie mit Manchem, was die Welt thörichter Weise begeistert. Ich verstehe ihn und den Cultus nicht, den seine Anhänger treiben. Vielleicht wirkt das Dunkel seiner Worte, hinter dem er seine Absichten zu verbergen pflegt, auf sein Publicum; mir hat keines seiner Stücke Erhebung. Freude, ja auch nur Interesse eingeflößt. Aehnlich ergeht es mir mit dem neuen Wagner. Man gab jüngst „Siegfried" in Moskau, denn der Gouverneur ist ein Anhänger von Wagner's Richtung. Ich habe immer nur einen halben Akt dieser beschreibenden Musik ertragen. Welche Langeweile! Ich halte die „Nibelungen" für das schwächste der großen Epen. Wagner hat sie in seiner sogenannten Dichtung noch verschlechtert und dazu eine Schilderungsmusik gemacht, die nur den Moment im Auge behält. Ich meine, jeder Mensch von Fertigkeit und Reimkunst kann zu den Tönen einer Beethoven'schen Symphonie leicht ein paar Verse schmieden; deßhalb ist er kein Dichter. Nur eine bestimmte poetische Idee verleiht literarischen Werken ihre Bedeutung. Den Mangel an Concentration, an innerem, natürlich entwickeltem Streben zu klar faßbaren Zielen finde ich bei Ibsen wie bei den letzten Sachen Wagner's. Mir erscheinen sie nur uninteressant."

So fesselnd es ist, Tolstoi, dem das Wort leicht und absichtslos von den Lippen fällt, zu hören, so schwer wird es Fr. Schütz, einzelne seiner Aeußerungen in voller Treue wiederzugeben. Er liebt starke Ausdrücke. Manchmal glaubt man einem wiedererstandenen Brutus, dann wieder einem der unerschrockenen Kirchenväter zu lauschen, denen es unter ihrer härenen Kutte ernst war mit dem Christenthum und die als leidenschaftliche Revolutionäre die Welt zu erobern suchten. Und dann wieder weiß der Wiener Journalist schweigsamen Diplomaten und vorsichtigen Bureaukraten die Zunge zu lösen, und Krieg und Frieden wird erörtert und die leidige orientalische Frage geprüft und besprochen.

„Wir haben unsere Ziele," erklärt ihm ein russischer Politiker ganz offenherzig, „im Orient nicht aufgegeben. Wir wissen, daß wir den Schlüssel für das Schwarze Meer gewinnen müssen. Wir brauchen ihn zu unserem Schutze, wie zu dem der Völkerschaften, die uns vertrauen, aber der Moment ist nicht günstig für so weitreichende Pläne. Man hat angeblich in unserem Interesse wiederholt die Frage angeregt, ob den Mächten das Durchfahrtsrecht durch die Dardanellen nicht gewährt werden sollte Wir wollen das nicht, weil wir den gegenwärtigen Zustand, der alle Staaten ausschließt, als den günstigeren ansehen. Wenn die Türkei zerfallen muß, so kann dies nicht spät genug für uns geschehen. Dieser Meinung entspringt der Gegensatz in der Auffassung Rußlands und Englands; dieses will, daß der Funke in das orientalische Pulverfaß fliege, wir möchten die unvermeidlichen Zwischenfälle begrenzen; der Eine will die Fragen gegen den Sultan, der Andere mit ihm und wenn irgend möglich nicht zu seinen Ungunsten lösen. Wer für die Ruhe Europas ist, wird den Standpunkt Rußlands fördern müssen."

Das russische Friedensbedürfniß, belehrt uns Schütz, ist eine kluge Berechnung der politischen Wirkungen nach Außen, es wird auch durch die innere Lage des Reiches bedingt; ungelöste Fragen hemmen seine Bewegungsfähigkeit. Der Bauernstand verarmt nach seiner Befreiung, der Adel ist von der Bodenkrise mehr als in einem anderen Lande getroffen. Man ersann alle erdenklichen Mittel zu seiner Rettung; der Staat belehnte die Ernten, die Darlehenswerber fanden nicht die Mittel, das Pfand auszulösen; er gründete eine Adelsbank, die Vorschüsse derselben machten den Finanzminister zum Herrn unermeßlicher Grundgebiete; er gewährte seinen Schuldnern Erleichterung auf Erleichterung, um die Massenversteigerungen von Gütern hintanzuhalten; man setzte die Eisenbahntarife für die Agrarier herab; nun beginnt ein Theil derselben Einspruch zu erheben, weil die billigeren Tarife den Grundbesitzern auf dem Boden der ergiebigen „schwarzen Erde" viel zu große Vortheile gegenüber den unter ungünstigeren Bedingungen Producirenden einräumen. Und zu all' diesen materiellen Sorgen gesellen sich politische. Die Intelligenz strebt nach wie vor, einen höheren Antheil an dem öffentlichen Leben zu gewinnen. Der Ausflucht, daß dies Gift für Rußland wäre, schenken nur die Vertheidiger des absolutistischen Herkommens Glauben. Die Masse ist wohl stumpfsinnig in Rußland. Nirgends in Europa erscheint sie bereitwilliger sich unterzuordnen. Ihre demüthige Art liegt in den ältesten Bräuchen des Landes; in den Volksspielen folgt seit jeher die Sympathie nicht dem triumphirenden Sieger, sondern dem, der sich diesem unterwürfig zu zeigen versteht; selbst die Regungen des Herzens schmiegen sich an diese Auffassung. „Die Neigung der Seele ist das schönste Gefühl, sie braucht, um fortzudauern, Hiebe wie ein staubiger Rock", meint ein Sprichwort; aber diese Demuth zeigt doch häufig Wandlungen. Im Staube kriechend, das Haupt zu Boden geneigt, conspirirte der Russe. So entstanden die von den Bojaren geführten Empörungen, wie die folgenden revolutionären Zuckungen; so erhob in unseren Tagen der Nihilismus sein Haupt. Niemals hätte er seine drohende Macht erreicht, wenn er nicht in den Aemtern, in den Stuben der Bauern und Bürger, im Salon des Adels Mithelfer gefunden hätte, die nach einem Lichtblicke der Freiheit lechzten!

„Die Organisation der Nihilisten ist zerstört," seufzen die versprengten Anhänger dieser Partei, auch die Volkstheilnahme mangelt ihnen, weil ganz Rußland mit einer hoffentlich ungetäuschten Erwartung an den Sieg der guten Absichten Nikolaus' II. glaubt. An ernsten Wetterzeichen fehlt es trotzdem nicht. Am Tage der Krönungsfeste erhob sich außerhalb Moskaus in allen Städten das Volk. Ueberall gab es wilden Tumult. Man rief: „Gott schütze den Zar!"; aber mit dem johlenden Hohngeschrei: „Die Hüte ab!" warf sich plötzlich die Menge auf die verhaßten Reichen, eine Volksdemonstration begann, die eine unerwartete Kraft verrieth.

Bald darauf gelang es einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Führern, achthunderttausend Arbeiter zu einem geschlossenen Widerstande zu organisiren. Er spottete durch zwei Wochen allen Gegenmaßregeln der Regierung. In dem grauen Petersburger Polizeihause nächst dem Nikolaus-Monumente gab es ernstbange Stunden. Die Reliefs dieses ehernen Kaiserdenkmals erzählen, wie vor Jahrzehnten russische Volksbewegungen niedergeworfen worden. Damals hielt das trunkene Volk, welches dem Zar das Wort Constitution in's Ohr schrie, die fremde Bezeichnung für den Namen der Gemahlin des Großfürsten Konstantin, der Zar mußte sich nur zeigen und der Aufstand war zu Ende; heute ist der armseligste Bewohner der Hauptstadt politisch reifer. Sollte die Sturmglocke wieder tönen, das Feuer dürfte gefährlicher werden, meint Fr. Schütz.

Während der Krönung Alexander's II. weilte Moltke in Rußland. Die Uebelstände von heute bestanden damals in größerem Maaße; das Reich stand unmittelbar unter dem Eindrucke der Niederlagen des Krimkrieges. Dennoch sah das scharfe Auge dieses urtheilssicheren Beobachters neben dem Fremdartigen und Abstoßenden viel Rühmliches. Die Armee „mit ihrer zähen, kaum für möglich gehaltenen Willenskraft und ihrer bedingungslosen Subordination, die ungewöhnliche Treue und Vaterlandsliebe des Volkes, die mächtige Unter-

stützung aller staatlichen Forderungen durch eine dem Kaiser gehorchende Geistlichkeit" fesselten seine Aufmerksamkeit. „Diese Züge," schreibt er, „bezeichnen das Volk. Wenn man bedenkt, daß der Kern dieser Nation, die Großrussen, sechsunddreißig Millionen Menschen einer Abstammung, eines Glaubens, einer Sprache, die größte homogene Masse Menschen in der Welt bilden, so wird man nicht zweifeln, daß Rußland eine große Zukunft vor sich hat." Möchten diese Worte jenen im Ohre tönen, die auf russischen Schlachtfeldern leichte und mühelose Erfolge erwarten.

„Den Krieg," hörte Schütz in Petersburg wiederholt bemerken, „will Niemand von uns. Ihn wünschen nur drei Elemente: die Ultramontanen, welche die weltliche Herrschaft des Papstes wieder aufrichten möchten; die Polen, die von der Neubelebung ihres Königreiches träumen, und die Engländer, welche so gerne Zuschauer europäischer Händel sind. Der Staatsmann, der diesen Bestrebungen Folge leistet, wird den Fluch der Nachwelt ernten!" Verdient die Wahrheit dieser Worte nicht Beachtung? Es giebt Politiker, welche, wie die Brüder des Deutschen Ordens, das Anwachsen der Macht Rußlands als eine Gefahr der europäischen Cultur betrachten. „Die Russen," sagte der rumänische Minister Bratiano vor Jahren zu Schütz „wollen unsere ganze Civilisation vernichten, um an ihre Stelle neue Culturbegriffe zu setzen." Damals scheint ihm der Wiener Journalist geglaubt zu haben, heute ist er anderer Meinung. Jetzt schreibt er: „In Rußland selbst empfängt man solche Eindrücke, die nur den Prahlereien slavophiler Hitzköpfe entsprechen, nicht. Im Gegentheil, die Culturwelt erscheint hier vom europäischen Geiste beherrscht, dessen Heroen auch für Rußland lebten; die Civilisation, die sich nur später einwurzelte, ist nicht wesentlich von der unseren verschieden. Die Intelligenz wächst unablässig, allerdings bleibt trotzdem das Mißverhältniß ihrer Zahl zu der des ungebildeten Volkes erschreckend genug; so lange es fortbesteht, ist die Erstickung jeder ernsten Bestrebung des Fortschrittes nur zu leicht möglich. Wird er auf die Dauer zurückzuhalten sein? In diesem Fragezeichen liegt Rußlands Zukunft."

Es ist recht erfreulich, daß Schütz' russische Stimmungsbilder und Momentphotographien aus dem vergänglichen Wiener Tagesfeuilleton in die bleibende Literatur der Buchausgabe übergegangen und nunmehr gesammelt unter dem Titel: „Das heutige Rußland", (Leipzig, Duncker & Humblot) erschienen sind. Das Buch hat einen großen culturgeschichtlichen und rein historischen Werth und ist noch von anderer höherer Bedeutung, denn es dient der Wahrheit, der Aufklärung und der Freiheit, vor Allem aber dem Völkerfrieden.

## Literatur und Kunst.

### Eduard von Hartmann's Kategorienlehre.

Von Arthur Drews.

Wenn beide, die Naturwissenschaften sowohl wie die Geisteswissenschaften, das ganze Gebiet des erfahrungsmäßig gegebenen Seins durchmessen, wenn sie alle einzelnen Dinge erkannt, den Zusammenhang sämmtlicher Erscheinungen begriffen und diesen auf seinen gesetzmäßigen Ausdruck gebracht, wenn sie auf diese Weise die ganze Fülle der Wirklichkeit gedanklich fixirt, sie gleichsam in das Netz des logischen Begriffes würden eingefangen haben, so würden doch immer noch gewisse Elemente übrig bleiben, die in einem solchen System keine Unterkunft gefunden hätten. Diese Elemente sind die allgemeinsten Beziehungen, unter denen wir alle Gegenstände betrachten können, und welche seit Aristoteles als „Kategorien" bezeichnet werden. Alle realen Wissenschaften handeln bloß von den Erscheinungen als solche, ihren gesetzmäßigen Beziehungen und Zusammenhängen; inwiefern es aber berechtigt ist, solche Beziehungen überhaupt anzunehmen, und was dieselben ihrer Natur nach sind, das fällt außerhalb der gewöhnlichen wissenschaftlichen Untersuchung. So beruhen alle Wissenschaften auf der Voraussetzung eines causalen Verhältnisses zwischen den Dingen, auf die Ergründung dieses Verhältnisses und der zu ihm gehörigen Glieder laufen letzten Endes alle ihre Untersuchungen hinaus; und doch ist die Frage nach dem Wesen der Causalität in den Umfang ihres eigenthümlichen Gebietes nicht eingeschlossen. In ähnlicher Weise sind Qualität und Quantität, Gesetz und Kraft, Raum und Zeit ꝛc. solche allgemeinen Beziehungen, die überall Anwendung finden, wo überhaupt nur von Wirklichkeit die Rede ist, und ohne deren Gebrauch eine Erkenntniß dieser letzteren nicht möglich ist. Wie die Nerven den Körper, so durchziehen diese Begriffe die gesammte Wirklichkeit und bilden gleichsam das „logische Gerüste der Welt" oder das Schema, worin der ganze Inhalt des realen Seins hineingebaut ist. Gerade deßhalb hat aber auch keine einzelne Wissenschaft, die vom Realen handelt, Veranlassung, jenen Begriffen ihre Untersuchung zuzuwenden, weil sie eben allen Wissenschaften gemeinsam sind. Wollte wirklich irgend eine der vorhandenen Wissenschaften, etwa die Naturwissenschaft, sie zu ihrem Gegenstande machen, so würde das nicht bloß ein Widerspruch gegen die natürlichen Principien dieser Wissenschaft sein, sondern eine solche Untersuchung würde auch leicht zu einseitig oder zu eng ausfallen, weil sie sich nach dem besonderen Standpunkte der Wissenschaft richten müßte. Oder wer sieht nicht, daß z. B. der Begriff der Kraft auf naturwissenschaftlichem Gebiete eine ganz andere Bedeutung hat, wie auf demjenigen des Geistes? Wollte man aber andererseits die Kategorien gar nicht untersuchen, so wäre das, wie man wohl gesagt hat, nicht anders, als wenn man den thierischen Organismus untersuchen wollte, ohne sich um das tragende Skelet und das Nervensystem zu bekümmern, das alle einzelnen Theile im Gehirn verbindet. Man kann aber nicht sagen, daß jene Begriffe von selbst einleuchtend und keiner Untersuchung bedürftig wären; denn die Ansichten der verschiedensten Denker gehen über ihre Natur und ihre Bedeutung zum Theil sehr weit auseinander. Also können jene allgemeinsten Begriffe der Wirklichkeit auch nur in einer besonderen Untersuchung behandelt werden, und diese ist es, die man mit dem Namen einer „Kategorienlehre" bezeichnet.

In der Regel pflegt man die Kategorienlehre nur als einen integrirenden Bestandtheil entweder der Metaphysik oder der Erkenntnißlehre aufzufassen, das Letztere überall dort, wo das Interesse sich darauf concentrirt, welche Bedeutung die Kategorien für das Zustandekommen unserer Erkenntniß haben, und ob ihnen auch außerhalb unseres erkennenden Bewußtseins irgend welche Geltung in einer Sphäre von realen Dingen zukommt, das Erstere dort, wo diese Geltung feststeht und es nur darauf ankommt, auszumachen, wie das eigenthümliche Wesen der Kategorien beschaffen ist, und wie sich dieselben zu einander verhalten. Es ist klar, daß diese letztgenannte Behandlung der Kategorienlehre eine besondere Ansicht über das Wesen der Realität voraussetzt. Denn da die Kategorien bloß Beziehungen und Verhältnisse von realen Dingen, nicht aber selbst solche Dinge sind, da sie mithin von Natur bloß ideell und logisch, nicht aber reale Wesenheiten sind, so können sie nur unter der Bedingung eine metaphysische und objective und nicht bloß subjective und erkenntnißtheoretische Bedeutung haben, wenn das Reale so beschaffen ist, daß es sich logischen Bestimmungen unterordnet. Das kann es aber nur, wenn es selbst logisch

ist, wenn mit anderen Worten die logische oder ideale Bestimmtheit ein wesentliches Moment der realen Existenzen bildet. Eine Weltanschauung, wie der Materialismus, für den die stofflichen Atome das allein Reale und Wesenhafte, die logischen Bestimmungen dagegen bloß accidentielle und zufällige Producte ihrer Aeußerungen sind, eine solche Weltanschauung kann niemals auf den Gedanken verfallen, eine metaphysische Bedeutung der Kategorien anzunehmen. Ganz ebenso aber müssen auch diejenigen Philosophen, die, wie Schopenhauer und Bahnsen, ein unlogisches Weltprincip behaupten, auf die Ausführung einer Kategorienlehre im metaphysischen Sinne verzichten, weil das Logische für sie nur ein bloßer Schein innerhalb der Sphäre des Unlogischen ist, dessen Zustandekommen sie auf keine Weise erklären können. Wohl aber muß naturgemäß eine derartige Kategorienlehre die größte Bedeutung haben innerhalb einer Weltanschauung, die das Logische selbst mit dem Realen gleichsetzt, d. h. in einem System des Panlogismus, wie Hegel ein solches in großartigster Weise ausgeführt hat. Hier ist das subjective Denken, sofern es sich nur recht versteht, als solches zugleich das objective Sein, es besteht also gar kein Unterschied zwischen den Realen der Metaphysik und den Vorstellungen in unserem Bewußtsein. Hegel's sogenannte „Logik" ist daher sowohl Logik im gewöhnlichen Sinne (und Erkenntnißtheorie), wie Metaphysik, und daher fällt hier die erkenntnißtheoretische Bedeutung der Kategorienlehre mit der metaphysischen Bedeutung derselben unmittelbar in Eins zusammen.

Wenn das Reale als ein bloß Logisches begriffen werden soll, so müssen die Dinge aus den Kategorien, die Kategorien aber selbst aus dem Logischen entwickelt werden. Eine solche Ableitung und Bewegung innerhalb des Logischen ist nicht möglich, so lange dasselbe in seiner reinen Identität verharrt, d. h. so lange kein Gegensatz da ist, der das Logische veranlaßt, sich in seine Momente zu zerlegen, seinen Inhalt aus sich heraus zu setzen. Dieser Gegensatz zum Logischen aber kann nur ein Unlogisches sein, worauf das Logische sich anwendet und ohne dessen Vorhandensein es leer bleiben und zu keinen Bestimmungen führen würde. Nun kann aber dies Unlogische im panlogistischen System, wo es eben bloß ein Logisches geben soll, nicht außerhalb des Logischen, sondern nur in diesem enthalten sein: das Logische muß selbst das Unlogische in sich hervorbringen, und dieses kann nur der Widerspruch sein, den das Logische setzt, um ihn beständig selbst zu überwinden; die Selbstbewegung des Logischen muß folglich dialektisch sein. Es ist bekannt, daß die Widerspruchsdialektik Hegel's trotzdem nicht im Stande ist, die gegebene Mannigfaltigkeit des Seins aus dem reinen Begriff des Logischen abzuleiten. Hegel hat neben dem Widerspruch auch dem Zufälligen, als einem relativ Unlogischen, einen Platz in seinem System einräumen müssen, obwohl nicht einzusehen ist, wie das Logische dazu kommen sollte, ein solches Zufälliges zu produciren, er hat endlich die logische Idee nach Entfaltung ihrer kategorialen Bestimmungen „außer sich" gehen, sie in die Räumlichkeit oder Zeitlichkeit eingehen lassen müssen, die logisch eben so wenig zu begreifen sind, wie die Intensität der Kraft im realen Weltprocesse.

Es ergiebt sich hieraus, daß das relativ Unlogische, d. h. das Unlogische, wie es vom Logischen als Moment seiner selbst gesetzt wird, als solches nicht im Stande ist, die erfahrungsmäßig gegebene Wirklichkeit zu erklären. Mag immerhin das Logische auf Grund des Widerspruches den ganzen Inhalt der Hegel'schen Logik aus sich entwickeln, so ist doch dieser Inhalt bloß abstracter Art, d. h. er enthält nur die Gesammtheit leerer Kategorien in ihrem systematischen Zusammenhange, ohne damit über die Sphäre des Begriffs hinauszukommen. Die Wirklichkeit in Raum und Zeit, diese Mannigfaltigkeit sich auf einander beziehender und auf einander wirkender realer Existenzen, die als solche erst den Inhalt der Kategorien bilden, bleibt für das rein Logische unerreichbar und ist nicht, wie Hegel will, aus einer bloß relativ unlogischen, sondern nur aus einer absolut unlogischen Antithese zu verstehen. Es ist der fundamentale Irrthum Hegel's, der aus seiner Vermengung und Verwechselung des absoluten göttlichen mit dem endlichen menschlichen Denken entspringt, als ob das absolute Denken vor seiner Entäußerung zur Weltwirklichkeit sich bloß in den kahlen Bestimmungen seiner Logik bewegte. Denn die Kategorien, die den Inhalt dieser Logik bilden, sind dies doch erst im Hinblick auf ihren realen Inhalt. Wenn aber die concrete „verwirklichte Idee", die Idee, wie sie sich in die Natur entäußert hat, um im bewußten Geiste wieder zu sich zu kommen, wenn diese Idee nur erklärlich ist aus jener absolut unlogischen Antithese, dann können auch die Kategorien nur als rein logische Beziehungen zwischen dem Logischen und seinem absoluten Gegentheil verstanden werden.

Das ist nun also die Aufgabe der Kategorienlehre, wie dieselbe seit dem Scheitern des Hegel'schen Panlogismus bestanden hat, „die Kategorialfunctionen zwar als logische Determinationen des Logischen und im Logischen, aber zugleich als Beziehungen des Logischen zum Unlogischen zu begreifen, und zwar nicht zu einem vom Logischen in irgend welcher Weise gesetzten (bloß relativ) Unlogischen, sondern zu einem ihm coordinirten und mit ihm gleich ursprünglichen (absolut unlogischen) Princip." Diese Aufgabe konnte bisher von keinem der nachhegel'schen Denker erkannt und aufgenommen werden, weil die Einen, wie die Anhänger Hegel's (Weiße, Gustav Engel) den Panlogismus im Princip festhielten und die Hegel'sche Kategorienlehre nur durch Aufnahme gewisser Bestandtheile zu verbessern suchten, die Anderen, die sich an Schopenhauer anschlossen, von einem ursprünglichen logischen Princip neben und außer dem unlogischen Willen nichts wissen wollten (Wundt). Diejenigen Denker aber, die, wie der jüngere Fichte, Ulrici ꝛc., Idee und Willen als gleichberechtigte und durch eine gemeinsame Substanz verbundene Principien erkannten, faßten jene doch nicht als den Gegensatz des Logischen und Unlogischen und gelangten über psychologischen, anthropologischen und logischen Interessen nicht zum Ausbau einer besonderen Kategorienlehre.

Es war daher Eduard v. Hartmann vorbehalten, das Problem in dem hier entwickelten Sinne aufzunehmen. Denn er allein unter allen modernen Philosophen war durch die Principien seiner Metaphysik befähigt, den Kern und die Bedeutung der erwähnten Aufgabe zu durchschauen. Ist doch eben diese Metaphysik nichts Anderes als eine Synthese des Hegel'schen Panlogismus mit der Schopenhauer'schen Willenslehre, indem in ihr die beiden Attribute der absoluten Substanz als Logisches und Unlogisches verstanden werden. Aus diesem Grunde ist Hartmann's jüngst erschienene „Kategorienlehre" (Leipzig, Haacke) mehr als die Ausfüllung einer Lücke, die bisher in seinem System bestanden hat; sie ist zugleich ein wahrer Fortschritt in der Lehre von den Kategorien überhaupt, ja, im Grunde der einzige namhafte Fortschritt, welchen diese seit Hegel's Logik gemacht hat. Dies Zugeständniß ist ganz unabhängig davon, ob man im Einzelnen mit den Hartmann'schen Ausführungen übereinstimmt. Denn wenn es in der Wissenschaft im Allgemeinen und in der Philosophie insbesondere schon etwas werth ist, ein Problem nur richtig erkannt und formulirt zu haben, dann kommt dem neuesten Werke Hartmann's unzweifelhaft eine sehr hohe philosophische Bedeutung zu, was höchstens nur die abweisen können, die überhaupt den wissenschaftlichen Werth der Metaphysik bestreiten.

Im Grunde hatten wir bisher überhaupt noch keine „Kategorienlehre". Wie oben bereits hervorgehoben wurde, pflegten die Kategorien entweder nur in der Logik und Erkenntnißtheorie oder in der Metaphysik behandelt zu werden, ohne daß der Lehre von ihnen irgend welche selbstständige

Bedeutung zukam. Es ist aber klar, daß auf diese Weise die eigentliche Bedeutung der Kategorien bei Weitem nicht die ihr angemessene Würdigung erlangen konnte. Denn die mögliche Geltung der Kategorien erstreckt sich nicht bloß auf die unmittelbare Welt unserer Vorstellungen, die subjectiv ideale Erscheinungswelt, womit es die Erkenntnißtheorie zu thun hat, sondern eben so auch auf die objectiv reale Welt der Dinge an sich, die den Inhalt unserer Vorstellungswelt bestimmen und welche in der Natur- und Geistesphilosophie behandelt werden. Nimmt man aber an, daß auch diese Welt, wiewohl erkenntnißtheoretisch transscendent, doch metaphysisch immanent ist, daß sie, anders ausgedrückt, nur die objectiv reale Erscheinung eines identischen metaphysischen Wesens ist, wie es den Gegenstand der metaphysischen Principienlehre bildet, dann ist die Frage unabweislich, inwiefern auch auf dieses die Kategorien Anwendung finden.

Ein Werk, das die Kategorien in jeder der genannten Hinsichten systematisch durchzuarbeiten versucht und ruhig abgewartet hätte, wie viel dabei für Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie resp. Psychologie und Metaphysik an Gewinn abfallen möchte, ein solches Werk hat bisher nicht existirt. Es ist nun das Verdienst von Hartmann, die Kategorien endlich einmal zum Gegenstand einer nicht bloß gelegentlichen, sondern ausdrücklichen Untersuchung gemacht zu haben. Sein Werk also behandelt die Kategorien erstens in der subjectiv idealen, zweitens in der objectiv realen und drittens in der metaphysischen Sphäre und bietet demgemäß erstens eine Erkenntnißtheorie am Leitfaden der Kategorien, zweitens eine kategoriale Grundlegung der Naturphilosophie und drittens eine Metaphysik im engeren Sinne. Eine jede Metaphysik zerfällt nach Hartmann in metaphysische Kategorienlehre und metaphysische Principienlehre. Die Letztere ist von ihm in seiner „Philosophie des Unbewußten" als letztes Ergebniß naturphilosophischer und psychologischer Untersuchungen dargestellt, in den Zusätzen der späteren Auflagen, sowie in seinen apologetischen Erläuterungsschriften näher ausgeführt und nachträglich an der Ethik, Religionsphilosophie und Aesthetik gemessen und bestätigt. Indem nun in seinem jüngsten Werke das gleiche Resultat als etwas vorgeführt wird, was aus der bloßen Durcharbeitung der Kategorien herausspringt, so verhält sich die „Kategorienlehre" zu seiner „Philosophie des Unbewußten" ähnlich wie Hegel's „Logik" zu seiner „Phänomenologie des Geistes".

Was versteht nun Hartmann unter einer Kategorie? Die Antwort lautet: „Eine unbewußte Intellectualfunction von bestimmter Art und Weise, oder eine unbewußte logische Determination, die eine bestimmte Beziehung setzt." In dieser Definition liegt bereits die Lösung des Problems enthalten, das seit Kant so viele Denker beschäftigt und so viele Erörterungen hervorgerufen hat, des Problems nämlich, ob und inwiefern es möglich ist, eine unmittelbare oder aprioriische Erkenntniß der Kategorien zu erlangen. Auch nach Kant sind bekanntlich die Kategorien Intellectualfunction, die vor aller Erfahrung oder a priori in unserem Geiste bereit liegen und durch Ordnen und Zusammensetzen des Empfindungsstoffes die Erfahrung in engerem Sinne, d. h. diesen unmittelbaren Inhalt des Bewußtseins setzen. Wiewohl also alle Erkenntniß in uns erst durch die Kategorien zu Stande kommt, so glaubt doch Kant an die Möglichkeit einer unmittelbaren Erkenntniß dieser aprioriischen Bedingungen unserer Erkenntniß, oder vielmehr er schwankt zwischen der Annahme einer aprioriischen und einer aposteriorischen Erkenntniß der Kategorien, und seine Nachfolger haben sich je nach ihrer besonderen Stellung bald für diese, bald für jene Seite der Alternative entschieden. Diese Frage erledigt sich, sobald man einsieht, daß die Kategorien als solche unbewußte Functionen sind, daß sie folglich, weil sie selbst vor allem Bewußtsein und unabhängig von der Form des Letzteren sind, höchstens nur mit ihren Resultaten, nämlich durch gewisse formale Bestandtheile des Bewußtseinsinhalts, in die subjectiv ideale Sphäre eintreten können, ohne indessen damit aus der Sphäre der Unbewußtheit selbst herauszutreten. Dann kann die bewußte Reflexion aus dem ihr fertig gegebenen Bewußtseinsinhalt die Beziehungsformen, die bei seiner Formirung mitgewirkt haben, zwar durch Abstraction wieder herausschälen und damit Kategorialbegriffe gewinnen; allein diese Operation ist als solche a posteriori, und es ist widersinnig, mit dem Bewußtsein unmittelbar die vorbewußte Entstehung des Bewußtseinsinhalts belauschen, d. h. die aprioriischen Functionen unseres Geistes auch a priori erkennen zu wollen.

Die Kategorialbegriffe, wie Kant sie in seiner Kategorientafel aufgezählt hat, sind bloß die Bewußtseinsrepräsentanten der inductiv (a posteriori) erschlossenen unbewußten Kategorialfunctionen. Damit beantwortet sich zugleich auch die Frage, inwiefern von einem „Angeborensein" der Kategorien die Rede sein kann. Daß die Kategorialbegriffe uns nicht angeboren sind, ist selbstverständlich, denn sie sind erst aus der Erfahrung durch Abstraction gewonnen. Allein eben so wenig sind die unbewußten Kategorialfunctionen uns angeboren, denn diese sind nur a priori gesetzt, insofern sie das Prius alles Bewußtseinsinhalts bilden. „Sie sind die Bethätigungsweisen der unpersönlichen Vernunft in den Individuen, also ihrem Ursprung nach superindividuell, wenn auch als concrete Functionen zu dieser individuirten Functionengruppe gehörig; angeboren kann nur eine größere oder geringere Empfänglichkeit der Centralorgane für die Aufnahme dieser die Empfindungen formirenden Functionen sein. Aber auch ein Ansichsein im Sinne von präexistenten Formen, die im absoluten Geiste bereit lägen, darf den Kategorialfunctionen nicht zugeschrieben werden, sondern sie sind in jedem Falle logische Determinationen ad hoc, die nur darum formal gleichmäßig ausfallen, weil das Logische seine Identität mit sich selber wahrt und bei gleichen Gelegenheiten auch zu gleichen logischen Determinationen gelangen muß. Die Kategorien sind nicht metaphysische Schubfächer der absoluten Vernunft, sondern logische Selbstdifferenzirungen der logischen Determination, die logische Determination ist aber selbst die Function des Logischen oder der absoluten Vernunft, so daß die Kategorien erst an und mit der unbewußten Function gesetzt werden und nicht etwa ihr Prius sind."

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Heilige.

Von Domenico Ciampoli.

Autorisirte Uebersetzung von M. Nolte.

I.

Die geheime Gesellschaft „Thonpfeife" war wieder einmal in Cinga Gagnocchi's Schenke versammelt, aber ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit herrschte nicht der Teufelslärm, der den vielgeplagten Landjägern von Montaspro oft so viel zu schaffen machte. Im Gegentheil, die Leute saßen stumm da, als ob sie nur für das Heulen der Tramontana in den Gebirgsschluchten Ohr hätten. Hin und wieder jedoch streichelten sie ihre „Thonpfeifen" mit wilden Blicken, die drohend loderten und tausend Schreckniſse ahnen ließen. Es waren ihrer Sieben: sieben echte Galgengesichter. Bei verschlossener Thür las ihnen das schöne blonde Kind des Wirthes aus einer Zeitung vor, und was sie las, mußte ihnen wohl nahe gehen, denn es betraf sie selbst. In dem dichten Tabaksqualm jenes dumpfen, dunkeln Raumes, inmitten jenes Gelichters schien das Mädchen wie ein Sonnenstrahl in einer Räuberhöhle. Sie las

mit bebender Stimme Worte, die sie vielleicht selbst kaum verstand; aber sie war doch ganz und gar davon überzeugt, daß sie in diesem Augenblick die wichtigste Person im ganzen Zimmer sei. Ihr Vater, der selbst nicht lesen konnte, folgte ihrer jeden Bewegung mit aufmerksamen, gespannten Blicken.

„Eine große Verbrecherbande macht augenblicklich die Gegend von Montaspro durch alle Arten von Vergehen, Raub, Einbruch, Erpressung, Straßenräubereien und dergleichen mehr unsicher, so daß Leben und Habe der dortigen Anwohner auf's Aeußerste gefährdet erscheint. Unser tapferer Landjäger Galletti, unser vortrefflicher Landrichter Tiralongo und unser unermüdlicher Ortsvorsteher, dem die wohlverdiente Ehrenbezeigung hoffentlich bald zu Theil werden wird, versuchen vergebens, die Spur der Uebelthäter aufzufinden. Vergebens wird die Stimme der öffentlichen Meinung gegen solche schurkischen Thaten laut; vergebens regt sich der Verdacht, wird ein Hinterhalt geplant, werden Wachen gehalten! Die Verbrecher scheinen das magische Horn des Recken Astolf zu besitzen, nach Belieben machen sie sich unsichtbar, aber sie hinterlassen Spuren, schmerzliche Spuren, und wo sie vorübergegangen sind ... aber was rede ich von Vorübergehen, da sie hier doch, wie es scheint, dauernden Aufenthalt genommen haben! Mit jedem Tage wächst ihre freche Verwegenheit; zuerst begnügten sie sich damit, Federvieh zu rauben, so daß mancher Hühnerstall entvölkert wurde und sogar die Eier schon im Preise stiegen; dann wurden sie von Füchsen zu Wölfen, warfen sich auf die Heerden, raubten den Hirten und ihren Hunden zum Trotz Lämmer, Ziegen und sogar Kühe. Hiermit noch nicht zufrieden, unternahmen sie in einer dunklen, stürmischen Nacht einen Angriff auf den wohlgefüllten Keller unseres hochehrwürdigen Pfarrers, Don Michele di Nunzio, und, da sie nun mit Speise wohl versehen waren, wußten sie sich zu den Kellern unseres obenerwähnten Herrn Ortsvorstehers Zugang zu verschaffen und hießen so viel Wein mitgehen, daß Bacchus selbst und eine Schaar seiner Verehrer wohl daran genug gehabt hätten. Unserm hochgelahrten, aber nicht sehr kräftigen Herrn Rechtsanwalt, Doctor Angelo Terlenghi, wurde ihr Besuch ebenfalls zu Theil; man fand ihn Morgens ganz kunstgemäß geknebelt und auf einem Tische festgebunden; die Diebe hatten ihm Alles geraubt, was er mit großer Sparsamkeit — böse Zungen nennen es Geiz und Wucher! — in dreißig Jahren angehäuft hatte. Der älteren, allein stehenden Dame, Donna Pompilia Marinetti, ging es nicht besser, die Diebe ließen sie im bloßen Hemde mit ihrem Rosenkranz zurück, wovon sie einen so argen Schrecken gehabt hat, daß sie nach dem Pfarrer hat schicken müssen. Ich will hier nicht weiter von den Prügeln erzählen, mit denen die Bösewichter den Steuereinnehmer und einen Zollbeamten tractirten, ich will nur noch hinzufügen, daß in der Schonung des Grafen Riccardoni schon mehrmals Bäume von ihren Aexten geschlagen wurden, und daß auch die Gemeinde-Waldungen Spuren ihres vandalischen Treibens aufweisen. Es ist wahrhaftig an der Zeit, diese gefährliche Bande unschädlich zu machen. Möge die Regierung baldigst dafür Sorge tragen, sonst werden auch die geweihten Stätten nicht mehr sicher vor ihren raubgierigen Händen sein! Es wäre zu wünschen, daß man die Nachforschungen auf das benachbarte Dorf Boviero ausdehnte ... Montaspro ist kein Räubernest!"

„Bravo, bravo! Ausgezeichnet!" riefen die Räuber von Montaspro lautlachend im Chor. „Aber er hat doch nicht alle Streiche angeführt! Es fehlen ja noch so viele ... Ach, der gute Herr Lehrer!"

„Dies Blatt hat mich auf einen guten Gedanken gebracht!" rief plötzlich Rocco de Santorresi aus, der trotz seiner Jugend der Anführer der Räuberbande war. „Gehen wir! Draußen sag' ich's Euch. Ja, dann kann der Lehrer in der „Abendpost" einen wunderprächtigen Streich erzählen!"

Sofort brachen Alle auf; der Wirth, der mit Bedauern seine wohlhabendsten Kunden gehen sah, strich seiner Tochter über den blonden Scheitel und wünschte den Herren gute Nacht und viel Glück auf den Weg.

„Hört!" sagte Rocco, als sie sich hinter einer verfallenen Hütte vor dem Wind geborgen hatten. „Ich hatte selbst gar nicht daran gedacht! Das Blatt hat mir erst die Augen geöffnet!"

„Na, so sprich doch, denn wir sind ganz auf dem Trockenen ..." warf ein Alter mit widerwärtigem Affengesicht ein.

„Was sagt ihr dazu, wenn wir den heiligen Antonius mitgehen heißen?"

Aber da stutzten Alle und zuckten die Achseln. Der heilige Antonius war der in der ganzen Umgegend am meisten gefürchtete Heilige. Von Kindheit an hatten die Männer furchtbare Dinge von ihm gehört; er veranlaßte Sturm, Gewitter- und Hagelschlag, Dürre und Theuerung, von gebrochenen Gliedern und sonstigen Unfällen gar nicht zu reden; und dieses Alles aus Rache, weil ihm zu viel geflucht wurde, oder sich nicht genug Andächtige vor seinem Altar einfanden. Um ihn der Gegend geneigt zu machen, hatte man ihm zu besonderen Ehre sein Standbild in Silber ausführen lassen und hatte ihm eine mit Diamanten besetzte Bischofsmütze aufgesetzt und eine mit anderen Edelsteinen übersäete Stola umgehängt. Mit jedem Jahre wurde der Heilige reicher, denn die Frommen steckten ihm Ringe an die Finger, bis an die Nägel hinan und schlangen ihm goldene Ketten um den Hals mit Anhängseln von Edelsteinen, die schier zum Erstaunen waren.

„Wie? Ihr habt Angst?" sagte Rocco, mit den Händen in den Taschen und verächtlich vorgeschobener Unterlippe. Er hatte einen wunden Punkt berührt. Die Schurken riefen gleich, daß sie Muth genug hätten, einem Landjäger den Helmbusch zu stehlen, geschweige denn ein Standbild ... Nur, man hätte schon von so vielen Wundern gehört, und es könnte doch passiren, daß der Heilige sie zu Steinbildern oder zu Salzsäulen verwandelte. „Oho!" höhnte Rocco, der schon Soldat gewesen war und etwas Weltkenntniß besaß. „Ja, mit Euch Feiglingen kommt man durch den Hungertod in's Paradies ... Geht nur, geht! Aber kommt mir auch nicht vor Augen, wenn der Streich ausgeführt ist, denn ich schicke Euch gleich zum Priester zur letzten Oelung!" Er wandte sich zum Gehen, aber die Anderen klammerten sich an ihn. Nun gut, ja, sie wollten auch dabei sein, aber wie sollte man es anfangen. Der große silberne Heilige war keine Kleinigkeit, die man in der Tasche bergen konnte, und wenn sie dabei erwischt wurden, daß sie den Heiligen forttrugen, würden sie sicher noch vor der Zeit zum Teufel geschickt.

Rocco dachte ein Wenig nach, dann sagte er: „Laßt mich nur machen. Findet Euch morgen Abend in der Schenke ein und Ihr werdet sehen." Als die Anderen durch die dunklen Gassen des Dorfes entschlüpft waren, ging Rocco auf den „Platz", wo zu später Stunde „unser tapferer Landjäger Galletti" spazieren zu gehen pflegte, in der Hoffnung, Diebe zu fangen. Kaum sah Rocco diesen, als er bitterlich zu schluchzen anfing und sein Taschentuch an die Augen führte, innerlich ganz sicher, daß der alte Soldat ihn bald nach dem Grunde seines Kummers fragen würde. In der That hieß es bald: „Was fehlt Dir, Rocco?"

„Ach, laßt mich, ich bin in Verzweiflung! Meine Frau ... das heißt Filomena, liegt seit heute Früh im Sterben; ich kann es nicht mehr mit ansehen, es ist zu schrecklich!!"

„Die Aermste! Freilich sie sah schon seit einiger Zeit sehr blaß aus."

„Es wird ein Wunder sein, wenn sie die Nacht durchlebt!" Der Landjäger seufzte; dann versuchte er ihn zu trösten, indem er das Gespräch in andere Bahnen lenkte, und fragte ihn, ob er nichts entdeckt habe. „Je nun, was soll ich sagen? Ich hab's ja rein vergessen," entgegnete Rocco, der, um die Obrigkeit zu täuschen, versprochen hatte, bei den Nachforschungen nach der Verbrecherbande behülflich zu sein. „Man sagt, daß vier oder fünf Räuber aus Boviera morgen Nacht auf der Aronabrücke den Postwagen anhalten und ausplündern wollen ... Ich weiß nichts Gewisses, aber wenn es Euch gelänge, sie auf frischer That zu ertappen, wäre das ein großartiger Fang."

Der Landjäger stützte die eine Hand auf seinen Degen und drehte

mit der anderen seinen langen Schnurrbart zu einer scharfen Spitze. „Gut," sagte er endlich. „Vielen Dank. Und wir wollen hoffen, daß Filomena sich doch wieder erholt." Als er um die Straßenecke war, brach Rocco in Gelächter aus und rieb sich vergnügt die Hände. Der erste Schritt war gethan; die Landjäger würden auf die falsche Fährte gehen, während er und seine Getreuen den Heiligen entführten. Jetzt galt es, die zweite Komödie, die der sterbenden Frau, in's Werk zu setzen, und dann diese Nacht gut zu schlafen, damit er in der nächsten wachen könnte.

Als er sein armseliges Häuschen betrat, saß Filomena am Fenster und spann im unsicheren Licht einer Straßenlaterne; sowie sie ihn kommen hörte, zündete sie die Lampe an, und in ihrer Freude, daß er so früh heimkehrte, sagte sie mit ängstlicher Miene, leise: „Guten Abend, Rocco!"

Rocco setzte sich und brannte sich eine Pfeife an. Verstohlen blickte er dann auf die arme magere, blasse junge Frau mit den wachsbleichen Händen, die sich wirklich langsam aufzehrte, die gute Seele, die ihm sogar ihre Thränen verbarg. Sie zehrte sich auf, weil sie die Nächte wachend zubrachte, in höchster Spannung ihn erwartend, stets in bebender Furcht, daß er ihr todt in's Haus gebracht würde, eine Kugel im Herzen; sie war bleich und abgezehrt vor Kälte und Hunger, denn sie wollte nichts anrühren von dem geraubten Gut. Und er mit seinem Raubthierherzen quälte sie noch dazu. — Aber jetzt, bei allen Heiligen, von heut' Abend an wollte er gut und liebreich gegen sie sein. Während sie Feuer anlegte und ein wenig Abendessen bereitete, umschwärmte er sie zärtlich wie in der ersten Zeit, als ihre Liebe noch jung und sie sehr verliebt gewesen waren. Draußen heulte ein eiskalter Wind, da war's so recht behaglich, drinnen im Haus ... Ja, wenn er, Rocco, ein vornehmer Herr wäre, wenn ihn sein Vater nicht mit ein paar Hellern und seinem Fluch vor die Thür gesetzt hätte, dann würde er zu Haus bleiben und da festere Wurzel fassen wie eine Eiche im Wald ... Aber so mußte er Tag und Nacht umherschleichen wie ein Raubthier, stets mit der Gefahr des Zuchthauses vor Augen. Und doch, wenn Mena, seine liebe Mena, nur wollte, so wären sie mit einem Schlage reich ...

„Ich?" fragte das Weib und näherte sich ihm mit einem leidenschaftlichen Licht in den traurigen schwarzen Augen.

„Ja, Du ...," er faßte sie an der Hand, zog sie zu sich auf seinen Schooß, streichelte ihr zärtlich das Haar und setzte ihr freundlich auseinander, daß sie morgen Abend spät, den Priester nöthig haben, ihn rufen lassen müsse ...

„Für Dich würd' ich auch mein ewiges Seelenheil drangeben," antwortete sie von der ungewohnten Zärtlichkeit weich gestimmt, und ergeben beugte sie das Haupt, während zwei große, bittere Thränen ihr die Wangen herabrannen.

II.

Der Sacristan saß in Cinga Gagnocchi's Schenke, und auf seinem purpurrothen Angesicht mit der furchtbaren Trinkernase war helle Freude zu lesen; sein kahler Kopf glänzte im Lampenschein, als er sich lachend über drei große Krüge alten, duftenden Weines beugte. Er hatte soeben die ganze Gesellschaft „Thonpfeife" beim Morraspiel besiegt, und ihre Mitglieder standen nun um ihn her und musterten ihn mit halb pfiffigen, halb verdrießlichen Blicken. Aber er zeigte sich großmüthig; er ließ Gläser kommen und schenkte nach jedem zweiten Glas, das er selbst leerte, seinen überwundenen Gegnern eins ein. Das war ein Fest, ein Anstoßen, ein Gelächter! Der schwere Wein regte die Geister an, und der Sacristan machte, sein Glas erhebend, seinem Herzen in einem ohne jegliches r gestammelten Kirchenlatein Luft: „Vinum opus Dei!" schrie er. „Vinum laetificat cor meum ... Veni, columba mea, sponsa de Libano" ... Und mit kleinen, thränenfeuchten Augen schien er die Herrliche von der rauchigen Zimmerdecke herabflehen zu wollen.

Der Wirth rauchte mit ernsthafter Miene, und Rocco, der für Zehn lärmte, warf hin und wieder einen Blick auf die Straße, die nach der entfernten Brücke über die Arona führt. Plötzlich schlüpfte das blonde Kind des Wirthes wie ein Schlänglein zur Thür hinaus, nur vom Vater beachtet. Der Sacristan wurde beim Trinken immer gerührter, zumal die Rede auf seine verstorbene Frau kam; zwischen seinen tiefen Zügen erzählte er von ihren letzten Augenblicken, von den Sterbesacramenten, dem Begräbniß und den Seelenmessen ... Ja, sie war eine vortreffliche Frau gewesen, wenn sie nur nicht ein solches Mundwerk gehabt hätte, was der liebe Gott ihr verzeihen möge ... Alle hörten ihm andächtig zu, rauchten schweigend und nippten vorsichtig an dem letzten Glas; in der allgemeinen Stille hörte Rocco die Landjäger vorbeimarschiren, die sich zum Hinterhalt nach der fernen Aronabrücke begaben. Die Nacht war dunkel, und schwere Wolken am Himmel drohten mit Regengüssen, die an eine Sündfluth erinnern konnten. Plötzlich flog die Thür auf, und keuchend stürzte die kleine Wirthstochter wieder herein: „Rocco, eile Dich, lauf! Deine Mena stirbt und verlangt nach dem Priester ..."

„Ich wußte es," sagte Rocco düster; „ich war ja eigens hierher gegangen, um den Gram herunter zu spülen. Kommt Ihr, Tittu?"

„Gewiß, sogleich! Ich hole eben Stola und Ciborium aus der Kirche, dann wecke ich schnell Don Michele, und wir kommen gleich. Geh' Du nur immerhin voran!" Rocco verschwand, und der Sacristan schwankte in die Kirche.

Die Gesellschaft „Thonpfeife" folgte ihm von fern, barfuß, im Schatten der Mauern. So wie sie ihn die Kirche betreten sahen, und noch ehe er drinnen Licht gemacht hatte, schlüpften sie alle schnell hinein und versteckten sich in den Beichtstühlen, hinter Pfeilern und auf der dunklen Orgeltreppe, indem sie den Athem anhielten und das Lachen verbissen. Als der Sacristan endlich alles zu den Sterbesacramenten Nöthige bei einander hatte, schloß er die Kirche ab und ging zum Wohnhaus des Pfarrers hinüber, den er durch kräftige Fußtritte gegen die Hausthür zu wecken suchte. — (Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Die rothe Klappe.

Wenn Herr Paul Singer gegen Ende des Monates von dem Vorsteher der Religionsgenossenschaft, die ihn den ihrigen zu nennen die Ehre oder das Vergnügen hat, um den usuellen Beitrag erleichtert worden ist, pflegt ihn regelmäßig ein heiliger Zorn zu übermannen. Religion wird zwar im Eisenacher Programm wegwerfend Privatsache genannt, aber sie wirkt doch immer noch in anerkennenswerthem Maaße auch auf öffentliche Männer, auf rasende Parteiführer sogar. Nach Empfang der Quittung über seinen Monatsbeitrag wird es Herrn Singer stets von Neuem klar, wie freidenkerisch gesinnt, wie unabhängig von allem Dogmencult und kindlichem Aberglauben er ist. Und dann übt der Muth in der Brust seine verhängnißvolle Spannkraft, dann erträgt der frühere Chef des Welthauses Gebrüder Singer nicht länger den lastenden Gedanken, daß es allenthalben in der Welt noch rococohafte Vorurtheile giebt, verrostete Vorrechte und unschmackhafte Extrawürste, unschmackhaft wenigstens für alle die, denen sie nicht gebraten werden. Es drängt nach solchen Erwägungen den leider etwas wulstig gerathenen Vorkämpfer des geknechteten Proletariates einschließlich der ausgesogenen Mäntelnäherinnen, dem Drachen des finsteren Köhlerglaubens noch vor'm Abendbrod ein für alle Mal den Garaus zu machen, und er belehrt von der eigenen sittlichen Höhe und von der Höhe der Reichstagstribüne herab die in eben so veralteten wie verrotteten Anschauungen befangene, reactionäre Masse dergestalt gründlich, daß mit ihm verglichen sogar das Ollendorf'sche

Plattenzeitungs-Unternehmen an Wichtigkeit für die Aufklärung und Erleuchtung der Menschheit einbüßt.

Ich weiß nicht, ob Herr Paul Singer schon zu jener Zeit so besorgt um das Wohlergehen arbeitender Damen und so galant gegen sie war, als sein Socius Herr Rosenthal hungernden Mäntelnäherinnen den bekannten, grenzenlos gemeinen Rathschlag ertheilte. Jedenfalls berührt das mannhafte Eintreten des bedeutenden Politikers vom Werder'schen Markte für die Interessen beleidigter Telephonistinnen ungemein sympathisch, und dem Ruhme seiner Heldenhaftigkeit geschieht nur wenig Abbruch durch den Umstand, daß er erstens als bürgerlicher Junggesell zarter für die Weiblichkeit empfindet als ein verheiratheter feudaler Generalsecretär des Unionclubs, und daß er zweitens seine kühnen Angriffe gegen Herrn von Auerswald auf der bomben- und auch vor anderen Dingen sicheren Tribüne des Reichstages wagte. Herr von Auerswald ist den vielgenannten weitesten Kreisen nicht ganz so bekannt wie der Sportdirector Mosino. Den etwas eigenartigen Ton im Umgang mit Menschen, dessen er sich befleißigt, möchte ich, um eine Privatklage seitens der Pferde zu vermeiden, nicht auf seine Thätigkeit in Roßställen zurückführen. Er hat einer abgehetzten Telephonbeamtin, die er offenbar für sich gewinnen wollte, das im Briefsteller für Liebende allerdings nicht verzeichnete Wort „Sie dummes Schwein" durch den Draht zugesäuselt. Da indeß nach dem Ausspruche des M. d. R.'s Pachnicke das Schwein der ganze Reichthum des kleinen Mannes ist, und der kleine Mann zur Zeit von allen maßgebenden Persönlichkeiten ungemein eifrig umworben wird, kann die Telephonistin Auerwald's geistreiche und kühne Metapher unmöglich übel deuten. Auch sein bescheidener, in epigrammatischer Form ausgedrückter Zweifel an ihren geistigen Fähigkeiten beleidigt kaum in einem Jahrhundert, das sogar Kammerherren und Flügeladjutanten bisweilen den Titel eines scharfsinnigen Genies verweigert. Entkleidet man die Singer'sche Rede all' solcher nicht zur Sache gehöriger, ausschmückender Details und sieht sich nach dem Kerne der Wattur um, so bleibt der gerechte Zorn wider die rothe Klappe übrig. Die rothe Klappe fällt im Haupttelephonamt, sobald „etwas Hohes kommt", sobald Gentlemen vom Stande und von der Bildungshöhe Auerwald's dringend Anschluß begehren. Es wird dann Dampf dahinter gemacht und Alles gethan, die vornehmen und distinguirten Fernsprecher vor der Crapüle zu befriedigen. Herrn Singer steckt der radicale Freisinn noch so im Blute, daß ihn diese rothe Klappe im tiefsten Herzen empört. Als waschechter Socialist wäre es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, über sie zu lachen und die Todtengräber, die sich selbst das Grab graben, ruhig ihre Arbeit thun zu lassen. Aber der Kleinbürger ist stärker als der Revolutionär. Und eine Bevorzugung, die für den ernsthaften Mann nur heitere Seiten hat, wird von dem sich trotzig geberdenden Spießer zu einer cause célèbre aufgebauscht.

Karl Marx, all' in seiner weitsichtigen Verbissenheit, oder Ferdinand Lassalle, der Erfüller Heine's, hätten den Einzelfall verallgemeinert und der rothen Klappe an sich gespottet. Und nicht als Waffe gegen Junkerthum und Pfafferei, gegen Monarchie und Bureaukratie wäre ihnen das Symbol lieb gewesen: ein Schwert wider die talmiliberale Weltanschauung hätten sie sich daraus geschmiedet, eine lustige, eine schneidende Anklage wider die zu Geld gekommene Rotüre, die Freiheit und Gleichheit in schön gestickten Buchstaben auf ihren Sonntagnachmittagsbannern zu stehen hat und deren Mitglieder doch sehnsüchtiger noch als Orden und Commerzienrathstitel eines für sich erwünschen: die rothe Klappe, die Bevorzugung vorm Nachbar Meyer oder Hirsch.

* * *

Der deutsche Reichstag hat ein Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb angenommen, und im preußischen Abgeordnetenhause wird die Regierung demnächst feierlich aufgefordert werden, der erdrückenden Uebermacht der großen Waarenhäuser, dieser ungesunden Wucherung, mit einer Umsatzsteuer zu begegnen. Obgleich Herr Miquel geadelt worden ist, sitzt er doch dem Anscheine nach fester als je in der kaiserlichen Gunst, und so steht zu hoffen, daß die klug und stark begonnene Steuerreform organisch weiter ausgebaut wird. Blüht auch ferner frisch wie greisender Wein das Alter des alten Herrn, der sich so schaffensfreudig fühlt und der, scheint es beinahe, allmälig die von Bismarck noch vermißte pupillarische Sicherheit der Augen gewinnt, so wird die Rückwärtsrevision der schmählich ausgearteten, handwerkermordenden Gewerbefreiheit eines schönen Tages beherzt in Angriff genommen werden. Und nichts ist interessanter als die Thatsache, daß der einzige Liberale, der es zum viel angestrebten Portefeuille gebracht hat, auch der einzige Liberale geblieben ist, der mit der Zeit fortzuschreiten, seinen Liberalismus von Innen heraus zu modernisiren verstanden hat. Der närrische Haß, womit die gesammte Freisinnspresse den Erneuerer der preußischen Finanzen, die Hoffnung der gewerbsfleißigen Stände beglückt und durch diesen Haß in seiner Stellung unerschütterlich macht, beweist deutlicher als alle Abonnentenverluste und alle Wahlresultate den völligen Ruin dieser Fractiönchen, die Aussichtslosigkeit der possirlichen Einigungsversuche.

Ihre Presse hat abgewirthschaftet und wird nur noch so weit ernst genommen, wie ihre Annoncenbeilagen reichen. Gierig recken bereits die Erben Kopf und Arme, und die Erben beschleunigen die Auflösung der Kranken, indem sie ihr gegenüber alle Errungenschaften und Künste des manchesterlichen Liberalismus wirken lassen, indem sie sie mit denselben Giften versehen, die von den freisinnigen Apothekern aus der Schule Cobden's so begeistert und lungenkräftig Jahrzehnte lang angepriesen worden sind. Freies Spiel der Kräfte, verschärft durch die rothe Klappe. Im freien Spiele der Kräfte richten sich, es ist wahr, die Kleinen selbst zu Grunde, und der Geldstarke hat eigentlich nur nöthig, behaglich zuzusehen. Manchmal aber preßirt es ihn, und er möchte ein Uebriges thun. Und dann ist die rothe Klappe von Nutzen, die der manchesterlich zerregirte Staat willig Jedem einrichtet, dem es an der nöthigen Brutalität, sie zu erzwingen, nicht mangelt.

Das Berliner Plattenzeitungs-Unternehmen, von dem hier kürzlich die Rede war, wird todtsicher die deutsche Provinzpresse und das im wahren Sinne deutsche Geistesleben der Provinz erwürgen. Es mag die Redaction in noch so kleisterbeschmutzten und nur an Scheerengymnastik gewöhnten Händen ruhen; der Verlag mag noch so grobe Fehler begehen, mit noch so übertriebenen Profiten arbeiten — der Sieg ist ihm bei hinreichender Geldkraft in absehbarer Zeit gewiß. Aber die Säemänner von heute Morgen wollen bereits heut' Abend ernten. Und sie erreichen, was sie wollen. In freier Concurrenz, selbstverständlich; unter peinlich genauer Beobachtung aller einschlägigen Gesetze und Reglements. Die rothe Klappe fällt herunter; die Berliner Preßbleicompagnie braucht Gewalt gegen jeden, der nicht willig ist. Weigert sich in Dusterthal hinterem Berge der tapfere kleine Verleger des Dusterthaler General-Anzeigers, hinfort auf dem geistigen Plattfuße der Berliner zu leben, so läßt man ihm vier Wochen Bedenkzeit, und setzt ihm dann, bleibt er starrköpfig, einen neuen Dusterthaler General-Anzeiger mit sieben Beiblättern, zum halben Preise, auf die Brust. Die rothe Klappe, der rothe Strick.

Es ist wie eine tückische Knebelung, ist wie ein Mord, hundert bescheidene freie Existenzen werden versclavt, tausend tüchtige, denkkräftige, unabhängige Männer aus Amt und Brod gejagt, damit die Commanditgesellschaft in Berlin gleich einen erträglichen Halbjahrsabschluß machen kann. Wir stehen, alle mit gleichen Rechten begabt, alle zu denselben Lasten verpflichtet, am Telephon, aber da fällt die rothe Klappe, da „kommt etwas Hohes". Und der Staat besorgt die Verbindung zuerst . . .

* * *

„Die Presse ist heut' einstimmig in der Anerkennung seiner Leistungen, man kann sagen; er hat keine Kritiker mehr, er hat nur noch Bewunderer . . . Ein Liebling-Concert ist heute ein Saison-Ereigniß, dem beigewohnt zu haben, zum guten Ton gehört . . . Einmal zog die ganze Horde (Herr Liebling und seinesgleichen) am Goethe-Schiller-Denkmal vorbei, und Einer meinte, es wäre doch an der Zeit,

Arm in Arm mit den beiden Geistesheroen das Jahrhundert in die Schranken zu fordern. Ich (der Liebling), stets ein guter Turner, schwang mich über den Rücken zweier Freunde empor und haranguierte nun vom Sockel, neben den beiden broncenen Ehrenmännern (Goethe und Schiller!!) stehend, die deutsche Nation. Erst am hellen Morgen trauten sich meine Freunde wieder heran. Sie wollten sich über mich lustig machen; ich sagte ihnen aber, ich sei glücklich, wenigstens zwei Stunden meines Lebens in einer meiner würdigen Gesellschaft verbracht zu haben."

Im engsten, privaten Cirkel, d. h. in einer hiesigen Wochenzeitung, deren Abonnent standhafter zu sein scheint als Andersen's Zinnsoldat) hatte ein musikkritikbeflissener Herr die oben wiedergegebenen Auslassungen pathologisch genannt. Es war das ein schwerer Schimpf für den Redacteur des Berliner Tageblattes, dem der Liebling-Artikel an Stelle des Ulk beigelegen hatte, und ein schwererer Schimpf noch war es für den Verfasser des Aufsatzes, einen in seiner Familie wohl bekannten Schriftsteller Namens Kurt Steinfeld. Herrn Liebling dagegen ging die ganze Sache nichts an. Kein Künstler, auch der mittelmäßigste, sogar Herr Liebling nicht, ist für geschmackloses Lob verantwortlich, und Kurt Steinfeld, der die hohen Satz- und Papierkosten nicht gescheut hatte, um dem Pianisten und Menschen Liebling eine Weihnachtsfreude zu bereiten, wäre gewiß Manns genug gewesen, sogar sein noch viel theureres Blut für den geliebten, verehrten, bewunderten ꝛc. Freund zu vergießen. Nichts desto weniger übernahm Liebling gegen allen Banquiergebrauch die Functionen seines Procuristen, und indem er die Hausknechtsmanieren getreu copirte, die er auf seinen Musikantenfahrten in allen Hôtels zur Genüge kennen gelernt und offenbar gründlich studirt hat, überfiel er meuchlings den harmlosen Recensenten und ohrfeigte ihn. Er hat eben keine Kritiker mehr, wie andere Leute; er hat nur noch Bewunderer. Und er wacht eifersüchtig darüber, daß Niemand sein Recht der rothen Klappe antastet.

Ueber Prügeleien kann man ja gern verschiedener Meinung sein. Ich für meinen Theil verdamme sie nicht durchaus, sie stählen Nerven und Muskeln, und besonders im Winter, wo kein anderer Sport möglich ist, betreibe ich sie mit einiger Vorliebe. Leider ist mir persönlich noch kein empörter Pianist in den Weg gekommen, was mir auch nicht ganz wünschenswerth erscheint, da ich die Ehre habe, bereits wegen allzu gründlicher Maffirung eines frechen Bürschleins vorbestraft zu sein. Auf jeden Fall hauen gesittete Menschen ihren Nachbarn nur dann die oft recht heilsamen Ohrfeigen herunter, wenn sie von dieser ihnen nothwendig erscheinenden körperlichen Uebung vorher gebührend Anzeige erstattet haben. Selbst die homerischen Helden, die ihre Gegner ärger beschimpften, als die Herrn Collegen im Reichstage es gegenseitig thun, fielen doch nie aus dem Hinterhalte über einander her. Aber hochstrebende deutsche Pianisten von dem Verwandten- und Freundeskreise Liebling's wähnen sich über den gewöhnlichen Ohrfeigen-Codex erhaben. Für sie giebt es die rothe Klappe. Für sie sind die Ausnahmen da. Herr Liebling ist so recht das Prototyp des Thiergartenfreisinnigen, ist das echte Kind der Schicht, aus der er am 22. Januar 1865 — man sehe im Conversationslexikon nach, ob das Datum stimmt, denn genau weiß es Liebling selbst nicht — hervorgegangen ist. Der tiers état, der instinctiv gieriger noch als Feudaladel und Clerus nach Auszeichnungen lechzt, der eitle Roturier, der rings um sich Bedientengesichter, Speichellecker und rothe Klappen sehen will — in den Sprößlingen des mundklugen Berliner Spießerthums brachte er seine letzte, nicht dustigste, dafür aber taubste Blüthe hervor . . .

Die rothe Klappe ist zum Bilde unseres socialen und wirthschaftlichen Lebens geworden. Daß sie daneben über ein Kleines nicht auch zum Regierungsgrundsatze wird, wie es den Anschein nehmen will, davor behüte uns das kommende Jahr der Hoffnung. Denn es dürfen keine Fehler mehr gemacht werden, abgesehen von den stilistischen in Kurt Steinfeld's objectiven Aufsätzen und in der Berliner Correspondenz.

Caliban.

## Die Wereschtschagin-Ausstellung.

Wereschtschagin macht wieder eine Tournée durch Europa, nachdem er seit einem Jahrzehnt nichts hat von sich hören lassen. Sein Name wurde nicht mehr genannt, aber er war nicht vergessen. Dazu war denn doch die Sensation, die seine ersten Züge erregten, zu groß gewesen. Er hatte sich nie damit begnügt, mit einem oder auch nur mit wenigen Bildern sich vorzustellen, hatte sich nie unter die Anderen gemischt, immer trat er allein auf, immer mit einem mehr oder minder runden Hundert seiner Arbeiten. Er drängte auch der kunstfremden Masse dadurch seinen Namen auf, und da er überdies mit seltsam grauenvollen Stoffen die Seelen erschütterte, erreichte er sogar, daß mit dem Namen sich ein Begriff verband, was von den Großen unter den Alten und Neuen so wenigen nur gelungen ist. Noch für solche, denen Böcklin nur ein leerer Schall ist, ist Wereschtschagin etwas. Der Klang weckt Bilder von weiten Schlachtfeldern im Schnee, mit verzerrten Leichen bedeckt, an die gierig die Aasvögel sich machen.

Die stoffliche Eigenart seiner Kriegsbilder, die bunte Pracht seiner exotischen Schilderungen wirkten übrigens damals auch auf die Feineren so stark, daß man sich dem Eindruck nur schwer entziehen, kaum zu einer ruhigen Würdigung des rein künstlerischen Gehalts kommen konnte. Auch die Gegner wandten sich fast nur gegen Excesse des Realismus oder das, was man in jener harmloseren Zeit darunter verstand: wir haben seither Anderes zu kosten bekommen.

So war Wereschtschagin eine europäische Berühmtheit geworden. Und da er Maler war, so galt er natürlich als einer ersten Ranges.

Es ist eine merkwürdige Sache um den Schatz von Urtheilen aller Art, die wir im Laufe unseres Lebens ansammeln. Wir haben vor Jahren ein Buch gelesen, ein Bild gesehen, wir sind einem Menschen begegnet und haben einen tiefen Eindruck davongetragen. Wir hegen ihn treu, und wenn von dem Buch, dem Bild, dem Menschen die Rede ist, bekennen wir ihn. Er gehört zu dem, was wir stolz unser geistiges Ich nennen. Wir können ja nicht in jeder Phase unserer Entwicklung, von jedem neuen Standpunkt aus, den wir gewinnen, unsern ganzen geistigen Besitz revidiren. Es ist schon schwer genug, nur zu den Hauptfragen immer wieder die entsprechende Stellung zu finden. Und deßhalb ist es sehr natürlich, daß jeder von uns eine schwere Last von todten Urtheilen mit sich umherschleppt. Manche tragen nur solche. Es sind die Rückständigen, geistig Todten. Aber auch wer sehr sauber ist und diese Keime der Verwesung, diese Urtheilsleichen, gern entfernt, hat oft nicht die Möglichkeit. Deßhalb wird er jede mit Freuden begrüßen.

Wereschtschagin hat vor zehn Jahren in unserem Urtheil eine bestimmte Stellung erobert. In diesem Jahrzehnt gerade haben wir auf dem Gebiet der Malerei unendlich viel erlebt, den Sieg des Impressionismus und seine Ueberwindung durch die Schotten. Unser Geschmack hat mancherlei Wandlungen, unser Auge eine unerhörte Verfeinerung erfahren. Es ist nicht nur gute Gelegenheit, das alte Urtheil durch ein neues zu ersetzen, sondern auch, eine interessante Erfahrung zu erleben, in einem Augenblick, in einem unmittelbaren Eindruck zu erkennen, wo wir in den zehn Jahren hingekommen sind. Denn der Künstler ist derselbe geblieben.

* * *

Der Künstler ist derselbe geblieben. Viele sind freilich anderer Meinung. Denn, so sagen sie, damals malte er die Greuel des Krieges, eines Krieges, den er sah, jetzt malt er historische Scenen, und es ist kaum eine Schlacht darunter. Nun, das ist natürlich künstlerisch ohne Bedeutung, und nur ein Beweis, wie sehr der erste Eindruck vom Stofflichen bestimmt war.

Wereschtschagin hat sich in seinem Katalog vortrefflich charakterisirt. Indirect natürlich. Ich greife ein unscheinbares Büchchen heraus: „Nr. 13. Eine junge Schneiderin in Wologda. Sie bekommt monatlich 1½ Rubel (= 3 Mark) Gehalt." Was soll diese Notiz? Man könnte versucht sein, an socialistische Tendenz zu denken, wie man früher bei dem Maler an kriegsfeindliche dachte. Wenn nicht die Mamsell ganz schmuck und zufrieden darein schaute. Und wenn nicht ähnliche Angaben sich fänden, die auch nicht die entfernte Möglichkeit einer solchen Deutung haben. Das Durchschlagende ist, daß er zu einem Bild einer Kirchenvorhalle Geschichtliches über den Bau, die Art der Bemalung, fügt, ja daß sogar eine Anmerkung über die strengere Kirchendisciplin mitläuft. Also will er nur belehren? Ich glaube auch das nicht. Die Sache ist einfach, daß ihn nicht nur als Maler die Welt interessirt. Er erlebt sie als universaler Mensch und hat den Drang, sein ganzes Erleben mitzutheilen. Er hat ein Büchlein geschrieben, in dem er die Lebensschicksale seiner interessantesten Modelle mit den Porträts giebt. In solchen Notizen und in diesem Buch spricht sich sein Streben deutlich aus, aber auch, wo er auf die Hülfe des Worts verzichtet, ist Wereschtschagin in erster Reihe immer Erzähler. Man findet bei Menzel etwas Verwandtes, der auch immer mehr giebt als das reinmalerische Interesse erheischt. Nur daß er nie über Kreis und Mittel des überhaupt bildlich Sagbaren herausgeht.

Wereschtschagin hat sich gegen den Vorwurf der Tendenzmalerei oft vertheidigt. „Ich will für Alles lieber gehalten werden als für einen Tendenzmaler," hat er in Paris gesagt. Und er hat nach seiner letzten Ausstellung in Berlin in einem Brief an Ludwig Pietsch das

noch näher ausgeführt. Er hat nie Glauben gefunden. Man durfte ihm glauben. Hätte der ehemalige russische Officier etwas von der wilden Schönheit entdeckt, die dem Kriege von denen geliehen wird, die ihn nicht kennen, er hätte es geschildert. Aber er hat nichts davon gefunden, eben so wenig wie Tolstoj, der in Krieg und Frieden so scharf gegen diese conventionelle Anschauung sich wendet. Er hat auch damals einfach erzählt, was er erlebt hat; ist es grauenhaft, um so schlimmer für den Krieg. Er erlebt ungemein intensiv; kein Wunder, daß er ungemein eindringlich erzählt.

* * *

Nun ist dieser Erzähler ein Maler, er erzählt im Bilde. Und es ist gar kein Zweifel darüber, daß er das Handwerkliche seiner Kunst beherrscht wie Wenige, daß er ein großer Könner ist. Er bringt die Sache immer getreu bis in's Kleinste, immer anschaulich und greifbar heraus. Es ist dabei gleich, was er schildert, er ist ungeheuer vielseitig: Die beschneite Steppe und das goldstrotzende Innere einer Kirche gelingen ihm gleich gut.

Nur kommt er in Allem über einen gewissen Punkt nicht heraus. Seinen Bildern fehlt die Geschlossenheit und die Schönheit der Farbe, das eigentlich Malerische, das Artistische dieser Kunst. Er erinnert auch darin an Menzel, nur daß der deutsche Meister in seinen besten Werken wenigstens diesen Mangel überwunden hat. Auch der Grund ist bei Beiden derselbe: der Erzähler steht dem Maler im Wege. Wenn der Maler fertig wäre, hat der Erzähler noch viel zu sagen: so stört er die Harmonie. Solche Künstler sind die eigentlichen Naturalisten, die Natur steht ihnen höher als die Kunst, ihr Werk hat keine Einheit, wenn die Wirklichkeit keine hat.

Das hängt vom Zufall ab. Wer in erster Linie Maler ist, wozu eine entschiedene Einseitigkeit der Anschauung gehört, der kann nicht anders als malerische Motive wählen. Er ist blind für Alles, was in irgend einem anderen Sinne interessant ist. Im besten Falle unterscheiden sie, was sie als Menschen und was sie als Maler interessirt. Künstler wie Wereschtschagin kennen weder diese feine Unterscheidung noch diese Blindheit: sie malen, was sie in irgend einem Sinne fesselt. Unter den elf Napoleonbildern ist ein Bild, das vom artistischen Standpunkt den Namen verdient.

Nun kann solchen Künstlern das Malerische mit den anderen Mitteln durch die Schule zufließen. Gerôme aber, der Lehrer Wereschtschagin's, hatte es nicht, wie es in seiner Zeit überhaupt nur Wenige hatten. Man verstand damals nicht, die Luft zu malen, und trotzdem Wereschtschagin's neuere Bilder einen gewissen Einfluß moderner Art verrathen, hat er das nie gelernt. Seine Bilder sind tief, da er die Perspective der Linie beherrscht, aber der tiefe Raum ist luftleer. Das trägt auch dazu bei, das Bild zerfallen zu lassen.

Vor Allem bleibt er dadurch der Landschaft das Letzte schuldig. Und versucht er, in einer Skizze die bloße Impression zu geben, so löst sich Alles in Nebel auf; die Dinge verlieren ihre Gegenständlichkeit.

* * *

Wereschtschagin kommt dies Mal historisch. Er giebt zu seinem Cyklus, dessen Held Napoleon ist, eine lange Einleitung und zu jedem Bilde eine ausführliche geschichtliche Erläuterung. In den beiden Bildern, die Aufstand und Verurtheilung russischer Bauern darstellen, erzählt er eine ganze Geschichte.

Man sieht, er ist als Historienmaler derselbe wie als Genremaler. Man könnte beinahe sagen: er führt die ganze erzählende Malerei ad absurdum.

Napoleon interessirt ihn. Aber er will das Legendäre, das die Person umgiebt, für uns untrennbar mit ihr verbunden ist, nicht annehmen. Wieder muß man an Tolstoj's „Krieg und Frieden" denken: wer es gelesen hat, braucht die literarischen Ausführungen des Malers kaum. Am bezeichnendsten für ihn ist, wie er sich mit den anderen Napoleonmalern auseinandersetzt. Sie haben ihn im grauen Mantel gemalt, im Dreimaster und dünnen Stiefeln, während er in Wirklichkeit sich in einen langen Zobelpelz hüllte, eine Pelzmütze mit Ohrenklappen und warme Stiefel trug. Er hat natürlich Recht. Aber der eingemummte kleine, dicke Herr, von dem wir nur die geröthete Nasenspitze zu sehen bekommen, ist eben nicht mehr Napoleon. Die Wirklichkeit schlägt die Wahrheit todt. Der Historiker schneidet dem Künstler das Wort ab.

Oft wählt er Motive, die man ohne Erklärung nicht versteht. Er malt die Scenen, die Wendepunkte in einem Drama „Napoleon" bedeuten würden. „Schlechte Nachrichten aus Frankreich." Napoleon sitzt, in trübes Sinnen verloren, in einem Prunksaal, in dem sein Feldbett aufgeschlagen ist. Das Bett, der Saal, das Sinnen sogar ist echt. Aber daß es das Sinnen ist, das die Nachricht von einem in Paris entdeckten Complot hervorruft, wird der beste Kenner dieser Geschichte nicht wissen können. Ebenso ist es mit der „Erwartung der Bojarendeputation" und dem „Vorwärts oder Zurück?"

Aber diese beiden Bilder sind künstlerisch die besten. Und man kann sie empfinden, ohne viel über den bestimmten Moment zu grübeln. Das Letztgenannte zeigt einen Kriegsrath in einer Bauernhütte, aus rohen Balken gezimmert. Der Kaiser brütet über einer Karte, die Marschälle stehen bewegungslos umher. Darin ist historische Stimmung. Und da nur eine Lichtquelle da ist, das Fenster, die Ecken also dunkel, so ist hier auch die malerische Einheit gegeben. Das Andere ist in der Landschaft hervorragend: wie durch den zerreißenden Nebel im Licht der Wintermorgensonne Moskau erscheint.

* * *

Für die Russen nimmt Wereschtschagin eine Ausnahmestellung ein, für Europa kann er eine solche nicht behaupten. Mit Matejko möchte man ihn auf eine Stufe stellen, trotzdem er mehr Geschmack hat; sein Landsmann Rjepin ist ihm schon nach unserem Gefühl überlegen.

In der Geschichte der Kunst wird er seinen Platz unter den Malern haben, die in der Schilderung exotischer Natur zugleich das eigene Streben nach Realismus und das Bedürfniß der Menge nach Romantik befriedigten, und unter den Historienmalern, die vom Costümbild à la Piloty zu vertieften Schilderungen à la Menzel übergingen. In beiden Eigenschaften gehört er in ein Capitel von der modernen Kunst, in deren Entwickelung wir stehen, und die nach ganz anderen Richtungen hin ihre Ziele hat.

An seinem starken Können, an reizvollen Einzelheiten wird Jeder von uns seine Freude haben. Zu den großen Malern in unserem Sinne werden wir ihn stellen können. Fritz Stahl.

---

## Dramatische Aufführungen.

„John Gabriel Borkman." Schauspiel in vier Aufzügen von Henrik Ibsen. (Deutsches Theater.) — „Amants", Comédie in fünf Akten von Maurice Donnay. (Lessing-Theater.)

An dem stürmischen Beifalle, der hier zu Lande contractgemäß den Theater-Magussen aus Norden und Westen gezollt wird, hat es nicht gefehlt. Der Antheil-Scheindirector Abrahamsohn war sogar in der glücklichen Lage, für den abwesenden Dichter von Herzen danken zu dürfen, und die von den Zeitungen abgesandten Kunstnachtwächter hatten diesmal leichte Arbeit, leichtes Spiel: Für einen Ibsen giebt es wie für andere Thurmhohe keine Kritik mehr, giebt es nur noch Bewunderer.

Dennoch ist der Abend nicht durchaus glatt verlaufen. Zischen und Heiterkeit an gefährlicher Stelle hätten ein paar Mal beinahe die Stimmung selbst denen verdorben, die sonst gern mit der „Gemeinde" gehen, und nur die eherne Strenge, die argwöhnische Aufmerksamkeit der führenden Ibsenisten vermochte jeden Aufstandsversuch im Keime zu ersticken.

Henrik Ibsen ist alt geworden, und je mehr sich der Kranz seiner Jahre verdichtet, um so machtvoller drängt es ihn, das Letzte zu sagen, was er weiß und sinnt. Der mit feiner und starker Kunst allen Regungen, allen verworrenen Träumen der modernen nervösen Psyche nachging, hat sich nun vorbehaltlos dem Studium der kranken Seele gewidmet: im Ungesunden, im Pathologischen glaubt er die tiefsten Geheimnisse der Menschennatur aufspüren zu können In Rosmersholm schon spuken die mystischen Schauer, denen dann die Frau vom Meere, denen der allzu hoch strebende Baumeister Solneß erliegt. Und es ist dem Dichter in diesen Werken gelungen, seine Zuhörer mit dem räthselhaften Grauen zu erfüllen, das eine anschaulich und nicht auf offenem Markt erzählte Gespenstergeschichte noch immer auch in den Aufgeklärtesten wachruft. Bei John Gabriel Borkman freilich versagt ihm dies Vermögen. Henrik Ibsen ist alt geworden. Früher schuf er Wirklichkeitsdramen, hell beleuchtete, tagesklare, und mit unnachahmlicher Kunst ließ er dann in diese lichten Scenen unvermuthet die finstere Spukwelt hineinragen. Keiner von denen, die auf den Brettern wandelten, glaubte an Geister und Geistermysterien, und doch lagen sie allsämmtlich unentrinnbar in ihren Banden. Und doch bestimmten nicht sie, die hochgemuthen oder schwachen, immer aufgeklärten Jahrhundertsmenschen, ihr Geschick, sondern die Albe thaten's, die dunklen Mächte in ihnen. John Gabriel Borkman ist anders componirt. Ein weltfernerer, gebrochener Greis spricht unablässig die Geheimsprache des Magiers; und Ibsen ermüdet nicht, eingehend liebevoll jeden Irrwahn, jeden verstiegenen Traum, jede wirre Vision des Kranken zu verzeichnen. Aber nur der arme Narr, nicht der Geisterseher wird uns gegenständlich. John Gabriel Borkman ruft kein kaltes Entsetzen, keine zitternde Neugier mehr wach, leuchtet in keinen nachtdunklen Abgrund des Lebens, sondern langweilt schlecht und recht. An Gespenster, die stundenlang reden müssen, um den Zweifler von ihrer Existenz zu überzeugen, an solche Gespenster glaubt man nicht.

Ein Anderes kommt hinzu, die Illusion vollends zu vernichten John Gabriel Borkman ist ein scandinavischer Sonnenheld. Seine Depotträubereien können sich kühn den erfreulichsten Streichen unserer Thiergartengrößen an die Seite stellen. Freilich stiehlt er nicht, um

mit dem Raube ein freches Luderleben zu führen, ihn peitscht vielmehr der Geist, er wähnt sich zu solchem Thun berechtigt, weil er erst mit Hülfe der ihm anvertrauten Werthe das gewaltige Werk seines Lebens zu Ende führen kann. John Gabriel will nichts für sich. Die Millionen, denen er befiehlt, sollen das weite Land ringsum befruchten, unerhörten Segen in jede Hütte bringen. Und nur das Bewußtsein, daß dies alles seine Schöpfung, daß er der Beherrscher dieses Reiches ist, daß sich Niemand auch nur entfernt an Macht mit ihm messen kann — nur dies stolze Königsgefühl heischt er als Lohn. Man muß es sagen, solche visionäre Bankdirectoren sind einigermaßen selten, auch in Norwegen. Im Allgemeinen verdächtigt man gerade diesen ehrenwerthen Stand einer allzu weit gehenden Neigung, in die eigene Tasche zu arbeiten; man traut ihnen alles Andre eher als mystische Empfindungen und poetische Wahngebilde zu. Jeder beliebige andere Beruf stellt und erträgt Phantasten, der des praktischen Mathematikers aber schließt solche Menschen von vornherein und nachdrücklich aus. Vielleicht hat Ibsen nach dem Beispiele Zola's die gewaltigste Macht unseres Culturlebens, das rothe Gold und seine sinnbethörenden Lockungen künstlerisch gestalten wollen. Dann aber muß gesagt werden, daß er die große Aufgabe verkehrter überhaupt nicht anfassen konnte.

Der schlimme Grundfehler, der dem ganzen Stücke ohne Weiteres die innere Wahrscheinlichkeit raubt, wird nicht gemildert durch Vorzüge der dramatischen Structur, durch eine Fülle kräftig bewegter, lebensvoller Scenen, durch den Reichthum tiefer Menschen- und Seelenkenntniß, der Ibsen's Dramen sonst schmückt. Schon in Klein-Eyolf ließ die Handlung fast Alles zu wünschen übrig. Sie verlief jeden Augenblick im Sande. John Gabriel Borkman zeigt andere, schlimmere Fehler. Statt des einen Helden giebt es hier drei oder vier, und die Ergebnisse, die allerromanhaftesten Begebnisse, häufen sich verwirrend. Zunächst verlangt Borkman unser Interesse, der gefangene Wolf, den es nach Freiheit und Kampf gelüstet und der doch zu schwach ist, sie zu ertragen. Umständlich wird er abgeschildert, jede Einzelheit seines Wesens breit reflectirt; ihn zu kennzeichnen und zu contrastiren, dienen ganze Akte, ganze Personen. Aber neben Borkman selbst, neben dem zu Grunde gerichteten tiefen Tränner fesselt den Dichter die heitere Sorglosigkeit und Genußfreude des einzigen Sohnes John Gabriel's. Die Liebesgeschichte dieses jungen Mannes nimmt einen unverhältnißmäßig großen Raum im Stücke ein, hat jedoch mit seiner Idee nicht das Allergeringste zu thun und stürzt den ohnehin dürftigen, schlecht fundamentirten Bau. Daß Erhard Borkman und seine beiden Weiber im Schlitten komischer wirken als Ibsen es beabsichtigte, ist eine Sache für sich und zeigt, daß der Symbolismus auf der Bühne eng gezogene Grenzen hat, — Grenzen indeß, die selbst ein erfahrener Meister wie Ibsen nicht genau kennt. Die breite Ausmalung von Erhard's Liebelei macht dazu nicht einmal den Eindruck, als ob sie ursprünglich irgendwie bestimmt gewesen sei, dem Charakter- und Seelenbilde John Gabriel's Folie zu geben. Sie erscheint vielmehr herzlich ungeschickt und obenhin eingefügt, mit dem bloßen Zwecke, den vier Akten die gehörige, nun einmal wünschenswerthe Länge zu verleihen.

Und an dieser Länge fehlt es denn auch nicht. Weit weniger noch als die vorhergegangenen Dramen seines Alters eignet sich die neue Schöpfung Ibsen's für die Bühne. Sie ist leblos, kalt, uninteressant. Innere wie äußere Handlung rücken kaum von der Stelle. Die sonst mit großer Feinheit gearbeiteten Expositionsscenen leiden doch unter einem Zuviel, ich möchte sagen, unter der Aufdringlichkeit der Charakteristik. Die Scenen zwischen dem alten Dichterkanzlisten, Borkman's letztem Freund, und ihm selbst, von denen sich der Dichter zweifellos viel versprochen hatte, üben keine besondere Wirkung, weil sie weder für die Charakteristik noch für die letzte Entwicklung Borkman's von besonderer Bedeutung sind. Was den dritten und den vierten Akt anbelangt, so möge in Vermeidung schärferer Ausdrücke gesagt werden, daß sie bei der Lectüre gleichgiltig lassen, bei der Aufführung dagegen geradezu ungeduldig machen. Alles in Allem ist John Gabriel Borkman wahrlich kein neuer Ruhmestitel für den Dichter, und die ihn damit trösten wollen, daß über dies sein Werk nicht die Kritik der Mitwelt, sondern die Literaturgeschichte entscheiden wird, vergessen von dem Staube zu reden, der jetzt schon fingerhoch auf dem Drama liegt.

In dem sinkenden Schiffe, das die Ratten — Sudermann und nun bald auch die Hauptratte Blumenthal — eine nach der andern verlassen, im Lessingtheater hat eine französische Truppe zum allgemeinen Erstaunen eine Woche lang volle Häuser erzielt. Es war wohl mehr eine unerklärliche Modenarrheit, die Tout-Berlin wieder in jene verödeten Räume lockte, deren Stammpublicum Blumenthal mit seinen Jammerstücken zumeist eigener Mache hinausgegraulet hatte. Denn die Güte der Truppe erklärt das Wunder allein nicht. Die „Gesellschaft Marcelle Josset" und ihr Stern, die genannte Madame Josset, können mit ihrer Musterkarte von Sarah Bernhardt, Brandès, Coquelin, Le Bargy und anderen Pariser Theatergrößen abgegucktes Mätzchen nur solchen Berlinern imponiren, die, wie unsere lieben Mitternachtkritiker, mit ihren französischen Sprachkenntnissen bei dem kleinen Plötz stehen geblieben sind. Auch Monsieur Antoine, der dem kritischen Geschlenther als Urheber aller Freien Bühnen theuer ist, aber in Paris und anderswo nur als ein mittelmäßiger Provinzschauspieler geschätzt wird, ingleichen die declamatorische Madame Patry oder Coquelin, der schülerhafte Sohn des berühmten Ersten und Neffe des unbedeutenderen Zweiten seines Namens, sie waren alle sammt und sonders den Gang in's Lessingtheater nicht werth. Es gab eigentlich nur einen interessanten Abend, als nämlich die fünfaktige Comédie von Maurice Donnay: „Amants" gemimt wurde, deren deutsche Uebersetzung kurz vorher von der Censur des hohen Polizeipräsidii zur Aufführung in Berlin nicht zugelassen worden war. Das Stück verdient, mit Molière zu sprechen, weder den Ueberschwang des Eifers noch die Entrüstung. Die auf fünf Akte verteilte magere Handlung variirt das allbekannte Pariser Thema der maîtresse légitime. Claudine, in musterhaft „legitimer" wilder Ehe lebend, weigert sich, ihren alternden Grafen und zumal dessen aufblühende Tochter zu verlassen, um ihrem jungen Geliebten zu folgen. Das Stück stellt nun in vier langen Akten das Auf und Nieder dieses sozusagen leidenschaftlichen Kampfspiels dar und zeigt uns im fünften das Glück im Siege über sich selbst: alles Vergangene ist nur noch ein Gleichniß, eine Erinnerung, schmerzlich-süß wie das ganze Leben. Also eine mehr lesens- als sehenswerthe Plauderkomödie, worin sich der ehemalige Mitarbeiter der „Vie parisienne" in seiner ganzen munteren Liebenswürdigkeit, kecken Geistesanmuth und melancholischen Gefühlsperversität etwas selbstgefällig giebt. Jedenfalls war die hier gefeierte Bekehrung zur bürgerlichen Sitte wirklich kein Polizeiverbot werth.

## Notizen.

Das religiöse Gefühl im Werke Richard Wagner's. Von Abbé Marcel Hébert (München, Aug. Schupp). Wir gestehen, daß wir diese ziemlich umfangreiche Schrift nicht ohne Mißtrauen zur Hand nahmen, denn wir argwöhnten die Arbeit irgend eines unverbesserlichen Jesuiten oder sonstigen ultramontanen Fanatikers, der das Märchen vom verkappten Katholicismus des Parsifal-Componisten selbstgefällig wiederholen würde. Wir wurden aber angenehm enttäuscht, denn der geistliche Verfasser vertritt zwar überall seinen katholischen Standpunkt, aber nirgends in einem dogmatischen oder kirchlichen Sinn. Der freie fromme Geist eines Fénélon und Bossuet durchweht das Buch, und sogar die Dialektik erinnert nur selten an den priesterlichen Stand des Verfassers. Ein ganz genauer Kenner des Wagner'schen Lebens und Strebens, spürt der Autor mit feinem Verständniß nach dem religiösen Untergrund der Lebensanschauung und Kunst des Dichtercomponisten. Der Plan des „Jesus von Nazareth" wird analysirt, dann der Text von „Nibelungenring", „Tristan" und „Parsifal", wie auch die theoretischen Schriften, und überall findet der Abbé den Untergrund des gemeinsamen Christenglaubens, wobei freilich die gewaltige Einwirkung Schopenhauer's gründlich verkannt und unterschätzt wird. Auch der Einfluß des negirenden Feuerbach, dem Wagner eine seiner Schriften widmete, sollte einem religiösen Kritiker nicht entgehen. Alles in Allem und trotz unserer Ausstellungen ein lesenswerthes Buch, das A. Brunnemann mit so feinem Sprachverständniß übertragen hat, daß man ein deutsches Originalwerk zu lesen glaubt.

Es scheint, daß bei uns in Deutschland jetzt „der wahren Komödie Sternbild in erfreulichem Licht der Erneuerung" steht — mit Platen in der Schlußparabase seiner „Verhängnißvollen Gabel" zu reden. Wenigstens machen sich allerlei Bestrebungen bemerkbar, unsere Posse zur sogenannten höheren Komödie zu erheben, d. h. als Form zur dramatischen Behandlung der Interessen der Literatur und Politik zu benützen. Von Karl Bilß, welcher uns schon vor einiger Zeit mit ein paar wohlgelungenen Literaturkomödien beschenkt hat, ist neuerdings wieder eine literarische Posse: „Ein toller Tag" (Berlin, J. A. Stargardt) erschienen. An sich sind solche Dichtungen sicher zeitgemäß: die Gegenwart bietet auf allen Gebieten reichlichen Stoff für den Humor, und es würde mit der Cultivirung jener Dichtungsgattung unzweifelhaft eine empfindliche Lücke in unserer Literatur ausgefüllt werden, welche selbst von Ausländern, wie Lewes, bemerkt worden ist. Nach ihm fehlt es den Deutschen im Streite der Ansichten und Parteien am

unbefangenen Humor, d. h. theoretisch sind sie gleich bei der Hand, einen solchen Humor zu fordern und zu preisen; wenn es aber darauf ankommt, ihn praktisch zu bethätigen, sich dem Spaße des Satirikers und Komödienschreibers gegenüber harmlos und tolerant zu beweisen, so gerathen sie mit sich selbst in Widerspruch. Goethe selbst ist für diesen inneren Widerspruch ein glänzendes, aber keineswegs sehr erfreuliches Beispiel. Wie schön klingt es, wenn er am 22. Juni 1808 an Zelter schreibt: „Wie lächerlich ist's, aus einer ästhetischen Sache eine Parteisache zu machen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache spaßen und spotten kann, ohne sie deßwegen zu verachten und zu verwerfen!" Aber wenn er im Leben Gelegenheit hatte, diese löblichen Grundsätze der Toleranz zu bethätigen, diesen Forderungen des Humors in billiger Weise praktisch nachzukommen, so übte er gern das Gegentheil. Als 1803, zur Zeit der Blüthe der Gall'schen Schädellehre, ihm Jemand ein Lustspiel: „Der Schädelkenner", in welchem jene Lehre harmlos verspottet ward, für das Weimar'sche Theater einreichte, lehnte es der weise Autor des obigen Ausspruchs sofort ab, indem er mit der ganzen pedantischen Steifheit, die ihm in solchen Fällen eigen war, erklärte, man sei nicht gewillt, die respectablen Bemühungen eines Mannes wie Gall „lächerlich und verächtlich" machen zu lassen! Mit dieser Intoleranz der deutschen Parteien in Kunst, Wissenschaft und Politik gegenüber dem unbefangenen Humor wird, fürchten wir, auch ein Erwachen der deutschen Komödie schwer zu ringen, wird auch die Komödie von Karl Bitz zu kämpfen haben. Es werden dazu die Leistungen unserer „Modernen", zwar etwas scharf, aber doch im Ganzen billig und richtig im Lichte des Humors gekennzeichnet. Ein reichgewordener Gärtner aus der Umgebung von Berlin, Millionär und dabei Besitzer zweier liebenswürdiger Töchter fühlt das lebhafte Verlangen, denselben auch eine, ihrem jetzigen Reichthum entsprechende Bildung zu Theil werden zu lassen. Zu erreichen hofft er dies Ziel am besten durch das zwar etwas ungewöhnliche, aber begreifliche Mittel, wenn er zwei Schriftsteller, deren kritische und erzählende Thätigkeit in seinem Tagesblatte ihm auf's Aeußerste imponirt haben, vermögen könnte, seinen Kindern eine Art Conversationsstunden zu geben, ihnen des modernen Lebens höchsten Schliff beizubringen. Die beiden Herren, Anfangs von dem Vorschlag frappirt, gehen doch, im Hinblick auf das ihnen daraus vermuthlich erwachsende Amusement, zuletzt lachend darauf ein. Sie besuchen den Rentner in seiner Berliner Wohnung und wissen ihn in einer Unterredung mit seinen Töchtern durch einschmeichelnde Darlegung der Grundsätze der „Modernen" —

„Der Blumen Duften, das Arom des Düngers
Beschreibt mit gleicher Kraft die Poesie des Sängers
Moderner Kunst —"

so sehr für sich einzunehmen, daß er sie einladet, sogleich mit ihm nach seiner Villa am Jungfernsee zu fahren, dort einen Tag in dichterischem Gespräch zu verleben und ein Fest — Stumpf's Siegesthaten bei Bronzell, die er dem Jubiläumszuge der Zeit entsprechend festlich begehen will — mit ihm zu feiern. Die beiden Schriftsteller, welche sich in die hübschen Mädchen natürlich verliebt haben — folgen der Einladung. Ihre Thaten und Schicksale auf der Villa, ihre Kämpfe mit den beiden eigentlichen Geliebten Dorotheens und Elsens, den Gärtnergehülfen Odebrecht und Rinkhart, möge der „gütige" Leser zu seiner Erheiterung selbst nachlesen. Höchst amusant und anregend sind die dazwischen eingestreuten literarischen Debatten und Anspielungen, so namentlich nach vollbrachter Siegesfeier, das Gesellschaftsspiel, in welchem Jeder der Theilnehmenden einem Andern das Taschentuch mit einem Reime zuwirft, den dieser dann mit einem „Verschen aus der neuesten Literatur" erwidern muß. Bierbaum, Lilieneron, Dörman, Falke, Henckell werden dabei allerdings scharf gestreift. Schließlich endet sich die Sache für die zu einem allzu kühnen Attentat hingerissenen Schriftsteller freilich ziemlich tragisch. Wie der Dichter auch den Ernst mit dem Scherz zu verbinden versteht, beweise folgendes, von den beiden Mädchen bei der Siegesfeier gesungene Liedchen, welches Deutschland, wenn auch nicht gerade ganz das Bismarck'sche Deutschland, mit warmem Patriotismus feiert:

„So lange nur der Athem geht,
Bis daß mein Herze stille steht,
In Leid und Freuden, unverwandt,
Gedenk' ich dein, mein Vaterland!

Du liebes Land, du großes Land!
Du Volk von ewigem Bestand!
Von der Tyroler Alpen Schnee
Bis zu dem stillen märk'schen See!

Durch deines Geistes Kraft gestählt
Nicht nur von Waffen, ungezählt,
Durch freier Männer Hut bewacht,
So blüh' und wachse deine Macht! . . ."

Einführung in das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Ein Leitfaden zum Selbstunterricht. Von Fr. Bunsen (Rostock, Wilhelm Werther.) Ein systematischer Ueberblick über Inhal und Bestimmungen des Gesetzbuches. Es ist kein Commentar, sondern eine einfache, klare und erschöpfende Darstellung des deutschen bürgerlichen Rechts der Zukunft. Der vorliegende erste Band giebt in der Einleitung die Entstehungsgeschichte des Bürgerlichen Gesetzbuches, behandelt sodann die Geltung desselben nach Raum und Zeit, das Verhältniß des Bürgerlichen Gesetzbuches zu den Reichsgesetzen und zu den Landesgesetzen, schließlich den Allgemeinen Theil und das Recht der Schuldverhältnisse. Jedes einzelne Rechtsinstitut wird bis in seine Einzelheiten an der Hand des Gesetzes und des Einführungsgesetzes verfolgt und erläutert, und dabei das jetzt giltige Recht mit dem, was in Zukunft Rechtens sein wird, in Vergleich gestellt, daneben werden die Uebergangsbestimmungen und diejenigen Bestimmungen des Einführungsgesetzes, welche in den vom Bürgerlichen Gesetzbuch geregelten Materien Ausnahmen für das Landesrecht vorbehalten, erläutert, wodurch die Arbeit auch für die Praxis besonders werthvoll erscheint. Die Darstellung vermeidet jede Polemik, sie ist lediglich positiver Art. Daß ein so ausgezeichnetes Hülfsbuch beim Studium des Bürgerlichen Gesetzbuches allen Juristen — Richtern, Verwaltungsbeamten, Rechtsanwälten ꝛc. — willkommen sein muß, liegt auf der Hand.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage von **J. H. Stargardt** in **Berlin** ist erschienen:

**Ein toller Tag.**

Litterarische Posse mit Gesang und Tanz in vier Akten

von **Karl Bilz.**

Preis brosch. 2 Mk.

Eine anmuthige und geistvolle Satire auf die **moderne** Richtung in unserer Litteratur.

In demselben Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

**Gomorrha's Ende.**

Litterarische Komödie in drei Akten mit Illustrationen von **Georg Heil.**

Preis brosch. 1,50 Mk.

**Der Intendant in tausend Nöthen.**

Posse mit Gesang und Tanz.

Preis brosch. 2 Mk.

Der Verfasser giebt in den vorstehenden Komödien den Humor, welchen unsere gegenwärtigen litterarischen Zustände so reichlich erregen, einen liebenswürdigen Ausdruck.

**Ein Bürgermeister**

und **Amts-Vorsteher,** mit 26jähr. vorwurfsfreier Dienstzeit **in einer Verwaltung,** 53 Jahre alt, im Besitze vorzüglicher Zeugnisse von Militär- und Civil-Behörden, vertraut mit dem gesammten staatlichen und communalen Steuer- und Kassenwesen, cautionsfähig, wünscht Eintritt als Hilfsarbeiter bei einer Amts- oder Gemeinde-Verwaltung oder Berufsgenossenschaft, oder bei einer Actiengesellschaft als Kassenbeamter oder Bureau-Vorsteher in der Umgebung Berlins.

Des Bewerbers letzte Wahl erfolgte vor 3 Jahren in dem bedeutendsten Vororte Berlins als Hilfsarbeiter im Gemeinde-Vorstand; es konnte ihr aber wegen damaliger Familien-Verhältnisse nicht Folge geleistet werden. Gef. Offerten unter **B 3** an diese Zeitschrift erbeten.

Thüringisches **Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

**Die Lage in Ost-Asien**

von

**P. Chirol.**

Preis M. 2.80 inklusive Porto.

**Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin**

61. Unter den Linden 61.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Schönstes Geschenk f. Architekten, Ingenieure u. Freunde der Baukunst.**

BERLIN UND SEINE BAUTEN.

1896.

Drei Bände. 210 Bogen 4°.

**Mit 19 Tafeln, 2150 Abbildungen im Text und 4 Karten.**

**Preis 60 Mark.**

In 2 feinen Leinenbänden mit Lederrücken und Lederecken **72 Mark.**

Illustrirte Probebogen (16 Seiten) kostenfrei.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.**

**Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W. 8,** Wilhelmstr. 90.

**Die Gegenwart 1872–1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.**

**Bismarcks Nachfolger**

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 50. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 7. Berlin, den 13. Februar 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Coulissen der Socialdemokratie. Von Nestor. — Die Verflüssigung der Luft. Von Wilhelm Stoß. — Zu Melanchthon's 400. Geburtstag. Von Max Fleischmann. — **Literatur und Kunst.** Eduard von Hartmann's Kategorienlehre. Von Arthur Drews. (Schluß.) — **Feuilleton.** Der Heilige. Von Domenico Ciampoli. Autorisirte Uebersetzung von M. Nolte. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Zurück auf die Schanzen! Von Prinz Vogelfrei. — Bilder von Baluschek, Brandenburg und Ury. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Coulissen der Socialdemokratie.

Eine Kraftquelle des Geistes nennt Nietzsche in seinen neuesten Paradoxen den Socialismus, wobei er die Erregung lobt, die dieser den weitesten Kreisen mittheilt. Auch Werner Sombart in seinem schönen Büchlein: „Socialismus und sociale Bewegung" (Jena, Gustav Fischer), drückt sich ähnlich aus. Aber Erregung ist doch nicht Verhetzung, wie sie zumal von der Socialdemokratie gewerbsmäßig betrieben wird, nicht Aufreizung zu Classenhaß und Contractbruch en masse. Der Denkzettel, den die Socialdemokratie bei dem verunglückten Hamburger Ausstand erhielt, der die sämmtlichen deutschen Streikcassen auf lange hinaus geleert und die Gewerkschaften in Schulden gestürzt hat, wird die Actionsfähigkeit der „zielbewußten" Anarchisten wohl auf lange hinaus lähmen. Das ist eine gute Gelegenheit, um hier einmal an der Hand eines richtigen Arbeiters, keines Renommirarbeiters, einen Blick hinter die Coulissen der „organisirten" Partei zu werfen. Unser Gewährsmann ist der Kieler Werftarbeiter Theodor Lorentzen, der in seiner verdienstlichen Brochure: „Die Socialdemokratie in Theorie und Praxis" (Kiel, Lipsius u. Tischer) die socialdemokratischen Parteizustände scharf beleuchtet und dafür die gewohnten Verfolgungen der „Genossen" erduldet hat.

Bekanntlich leugnet die Partei bei jedem verlorenen Streik, gehetzt zu haben, so auch wieder bei dem unseligen Hamburger Ausstand. Wie es bei einem solchen in der Regel zugeht, schildert der Arbeiter der Kaiserlichen Werft sehr drastisch. Ihm sind Fälle bekannt, in welchen die Streikenden nicht den vierten Theil von dem bekamen, was ihnen vorher versprochen worden war. „Aber die Herren vom Vorstande, durch deren Hände die Parteigelder flossen, saßen tagein tagaus, solange nur der Streik anhielt, im Vereinslocal und vertrieben sich ihre kostbare Zeit mit Kartenspiel; da das aber doch zu trocken wurde, so mußten die Herren Schnaps und Bier trinken; das Trinken macht auch nicht allein satt, schließlich verlangt der Magen doch auch mal etwas Festes; wer kann es da den Herren verdenken, wenn sie sich auch etwas Schönes auftischen ließen. Das ist ja nun ganz gut und schön und den Herren wohl zu gönnen, wenn nur ihr Appetit gut gewesen. Ich habe mich aber doch fragen müssen: Wer muß das bezahlen? Ich nicht, auch nicht von Anderen gehört, daß diese es gethan, wohl aber vernommen, daß die Herren meistens vor Ausbruch des Streiks wenig oder gar keine Ersparnisse hatten. Die Beantwortung meiner Frage kann ich ruhig jedem Denkenden überlassen; ich will nur bemerken, daß die Streikenden wöchentlich 3—5 Mark Unterstützung erhielten, anstatt der versprochenen 15 Mark. Noch sonderbarer und räthselhafter wird es klingen, wenn ich sage: Es sind Fälle vorgekommen, daß einzelne solcher Vorstandsmitglieder erst nach einem mißlungenen Streik auf einen grünen Zweig gekommen sind. Nur in den seltensten Fällen tritt diese Erscheinung so offenkundig zu Tage, daß die Behörden sich damit beschäftigen können; aber so ganz selten ist es doch nicht passirt, daß Socialdemokraten von den eigenen Genossen denuncirt worden sind, das Geld, welches sie für nothleidende Genossen mittels Sammelbogens zu Wege brachten, für sich selbst verbraucht zu haben. Nur den einen Fall aus den vielen will ich erwähnen, wo der socialdemokratische Zeitungsredacteur die Gelder unterschlug, welche er für die Familien der nach seiner Behauptung unschuldig verurtheilten Genossen Schöder u. s. w. gesammelt hatte."

Es giebt kaum ein Gewerbe, für welches nicht irgend eine Vertrauensperson oder Lohncommission im socialdemokratischen Hauptorgan den Anspruch erhebt, der Centralpunkt zu sein, durch welchen auf dem Wege der Arbeitseinstellung höhere Lohnsätze zu erzielen sind. Töpfer, Maler, Instrumentenmacher, Confectionsarbeiter, Holzarbeiter u. s. w., sie alle sollen des Segens theilhaftig werden, welchen die gewerkschaftliche Organisation zu vermitteln sich anheischig macht. Gerade die Ueberfülle von Streikdrohungen ist es, welche das Vorgehen der Führer der socialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung verdächtig macht. Im Großen und Ganzen, versichert Lorentzen, verfolgen die Arbeitseinstellungen nur das Ziel, die Arbeiter in die nothleidenden Gewerkschaften hineinzutreiben. „Es ist längst bekannt, daß „die Motten" in die Gewerkschaften gerathen sind, und daß es mit denselben statt vorwärts bedenklich rückwärts geht. Da ist dann die Aussicht auf Erlangung besserer Lohnbedingungen ein bequemes Mittel, um Propaganda zu machen, zumal es den Vortheil finanzieller Wirksamkeit besitzt. Durch die Einrichtung der Streikmarken und Streikkarten ist es dem Arbeiter ja so ungeheuer bequem gemacht, sein Geld pfennig- und nickelweise an die Organisation los zu werden. So hofft man, die Ebbe in den Gewerkschaftscassen zu beseitigen. Es handelt sich also reinweg nur um eine Speculation auf die Taschen der Arbeiter."

Haben die Socialdemokraten mittels ihrer Gewerkschaft und deren Anhänger die Mehrzahl der Arbeiter einer Fabrik

auf ihrer Seite, dann wird mit den nichtsocialdemokratischen Arbeitern kurzer Proceß gemacht; dieselben sind von nun an den brutalsten Drangsalirungen ausgesetzt. Insbesondere thun sich hierbei die organisirten Arbeiter auf das Unrühmlichste gegen die nichtorganisirten, die persönliche Freiheit liebenden Mitarbeiter hervor. Wie häufig kommt es doch vor, daß diese freiheitliebenden, für gleiches Recht strebenden Arbeiter einfach erklären: Mit diesen nichtorganisirten Arbeitern wollen wir nicht zusammen arbeiten, darum müssen sie entlassen werden, sonst streiken wir. Den socialdemokratischen Agitatoren ist ein verlorener Streik viel lieber, als ein gewonnener! Denn der verlorene Streik hinterläßt stets einen tiefen Groll gegen den Fabrikherrn und diesen Groll wissen die Socialdemokraten nicht nur zu entfachen, sondern auch zu nähren. Das Unglück der Arbeiter muß also den Socialdemokraten dienen und nicht diese den unglücklichen Arbeitern! Es gilt vor allen Dingen, die Massen unzufrieden zu machen; denn die Socialdemokratie ist ja, wie ihre Führer selbst gesagt haben, „die Partei des objectiven Hasses!"

Erst vor einigen Tagen haben die Führer den Renommir-Normalarbeitstag im Reichstag wieder auf's Tapet gebracht und dabei viel zum Fenster hinaus geredet. Lorentzen versichert nun aber, daß die Mehrheit der Arbeiter davon gar nichts wissen will. Das beweist am schlagendsten die große Lauheit bei Unterzeichnung der Petition für den Achtstundentag. „Die Unterschriftsbogen lagen wahrlich lange genug aus und doch bekam man keine genügende Zahl von Unterschriften zusammen. Dies hätte eigentlich doch den Agitatoren ein deutlicher Beweis dafür sein müssen, wie wenig man sich in Arbeiterkreisen für den Achtstundentag interessirt. Dennoch haben sie keine Mühe gescheut, die Zahl der Unterschriften zu vermehren; fast bei den Haaren haben sie uns Arbeiter zur Unterschrift herbeigezogen. In unsere Wohnungen sind sie mit den Bogen gekommen und waren nicht wieder los zu werden. Da haben dann natürlich Manche unterschrieben, die es sonst nicht gethan hätten, die Einen dachten vielleicht: Es kostet ja nichts, die Mühe ist gering und es könnte möglicher Weise doch von Nutzen sein; die Anderen dachten vielleicht: Mit den Wölfen muß man heulen! und um der eigenen Ruhe Willen unterschrieben sie. Allzu gewissenhaft wurde es mit den Unterschriften nicht genommen, denn wer etwa selbst nicht schreiben konnte, durfte Andere damit beauftragen." Der Achtstundentag entpuppt sich immer mehr als eine von englisch-französisch-deutschen Socialdemokraten ausgeheckte Agitationsmache zur Durchkreuzung der im Zuge befindlichen ernsten socialpolitischen Arbeit. Selbst die sonst radicalen Arbeiter wollen nicht immer von der Achtstundenarbeit etwas wissen. In Frankreich ist die hierüber angestellte Enquête vollständig gescheitert. Mehr als Dreiviertel aller auf die parlamentarischen Vorfragen eingelaufenen Antworten lehnten den Achtstundentag ab. In England haben sich die organisirten Arbeiter schon mehrfach gegen den Achtstundentag ausgesprochen und in Deutschland liegt die Sache ebenso; denn die Arbeiter fürchten die mit der Einführung des Achtstundentages nothwendig verbundene Lohneinbuße. Trotzalledem behaupten die Socialdemokraten immer noch, der Achtstundentag sei nothwendig, damit der Arbeiter Zeit gewänne, sich geistig auszubilden. Lorentzen meint, das thäte wohl Manchem nöthig, aber wie viele thun es denn, die es schon jetzt ganz gut thun könnten? „Seht Euch doch einmal die Fortbildungsschulen an. Wenn die Knaben die Schule verlassen und bei einem Meister in die Lehre treten, dann werden sie gehalten, die Fortbildungsschule zu besuchen und doch müssen häufig Lehrlinge bestraft werden, weil sie dem Unterricht fernbleiben. Wenn sie aber erst Geselle oder Gehülfe geworden sind, wie Viele denken dann noch an freiwillige Fortbildung? Ich glaube unter Hundert kaum Einer. Was die Socialdemokraten aber als geistige Ausbildung betrachten, ist sogen. Socialpolitik. Derjenige Arbeiter, der wie ein willenloses Vieh hinter ihnen herläuft und allenfalls noch ein bißchen in Socialismus schwatzen kann, der ist geistig ausgebildet. Das wirkliche Wissen ist alles Unsinn. Da könnte man doch fragen, woher es komme, daß jetzt bei zehn- und elfstündiger Arbeit noch so Viele Zeit haben, in den Wirthshäusern herumzubummeln? Ist das vielleicht auch „geistige Ausbildung"? Wenn die Socialdemokraten nicht endlich einmal dem Alkohol energisch zu Leibe gehen, dann kann man nicht die Befürchtung unterdrücken, daß mit der verkürzten Arbeitszeit und gleichem Lohn nur ein erhöhter Wirthshausbesuch eintreten wird."

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß die Socialdemokraten, die so sehr für die achtstündige Arbeitszeit und Aufhebung der Accordarbeit agitiren, in ihren eigenen Betrieben, und deren giebt es ja jetzt eine ganze Menge (Zeitungsdruckereien, Bäckereien, Consumgeschäfte u. s. w.), doch nicht die achtstündige Arbeitszeit eingeführt haben; ja es wird stellenweise noch gar über zehn Stunden gearbeitet, die doch augenblicklich die eigentliche Normalarbeitszeit sind, ja in einigen Geschäften bis zu 18 Stunden. Ebenso hat die Socialdemokratie auf viele im Privatbesitz befindliche Arbeitsstellen als Arbeitgeberin einen solchen Einfluß, daß es nur eines Winkes bedürfte, um alle durchführbaren Wünsche zu verwirklichen. Ist also die Socialdemokratie wirklich, wie sie stets betheuert, Gegnerin der Accordarbeit, so müßte doch in allen der Partei gehörenden oder doch von derselben abhängigen Institnten und Arbeitsstätten außer dem achtstündigen Arbeitstag nur Lohnarbeit eingeführt sein. Bereits auf dem vorjährigen Parteitage in Frankfurt a. M. wurde ein Antrag angenommen, in welchem verlangt wurde: „In allen Druckereien, in denen Parteiblätter hergestellt werden, ist die Accordarbeit abzustellen, denn Accordarbeit ist Mordarbeit!" Wie so viele andere Beschlüsse dieser socialdemokratischen Parteitage, die nur von Jahr zu Jahr als Schaugepränge gefaßt werden um die rebellischen Massen zu beruhigen, ist auch dieser vorhingenannte Beschluß nicht ausgeführt worden. Selbst in der Druckerei des Hauptblattes „Vorwärts" ist weder die achtstündige Arbeitszeit eingeführt, noch die Accordarbeit abgeschafft. Nicht einmal die Nachtarbeit hat man in den socialdemokratischen Druckereien abschaffen können. Es wurde hervorgehoben, daß der „Vorwärts" und das „Echo" in Hamburg die Nachrichten sonst nicht früh genug bringen könnten. Also bloß um die Neugierde ihrer Leser zu befriedigen und nicht einen halben Tag länger auf die Probe zu stellen, müssen die Arbeiter dem Princip untreu werden und die sonst als so unheilvoll und demoralisirend geschilderte Nachtarbeit verrichten! Die Accordarbeit kann angeblich nicht abgeschafft werden, weil die Arbeiter sonst nicht genug verdienen. Wer hindert sie denn daran, den Arbeitern ihren Lohn dementsprechend zu erhöhen? fragt Lorentzen. Als zielbewußte Genossen werden sie doch in Lohn eben so fleißig arbeiten, wie früher in Accord; oder sollten sie es ebenso machen wie ihre Genossen von der „Schleswig-holsteinischen Volkszeitung", die ja laut Bericht des Elmshorner Parteitages zu viel Zeit mit Biertrinken und Frühstücken vertrödelten?! Am Geldpunkt kann es doch auch nicht liegen, denn der „Vorwärts" hat laut Bericht im letzten Jahre 55 536 Mark Ueberschuß gehabt. Die achtstündige Arbeitszeit ist ja auch nur ein Recept für die Bourgeois, nicht für die Socialdemokraten! Es sind nur ganz wenige Ausnahmen, wie z. B. die drei Stereotypeure des „Vorwärts", welche theoretisch achtstündige Arbeitszeit haben; dabei haben dieselben schon in 14 Tagen nicht weniger als 200 Ueberstunden gehabt, das macht pro Kopf und Tag $5^1/_2$ Stunden, so daß jeder thatsächlich $13^1/_2$ Stunden arbeitete. Hätte man dagegen die achtstündige Arbeitszeit aufrecht erhalten, so wären zwei arbeitslose Stereotypeure zur Arbeit gelangt. Der Arbeitsausschuß des „Vorwärts" ist sogar in dieser Hinsicht vorstellig geworden. Lorentzen heißt es einen Scandal, daß gerade die Geschäfte der „einzigen

Arbeiterpartei" die berechtigte Forderung der Arbeiter auf Verkürzung der Arbeitszeit so in Mißcredit bringen.

Sehr possirlich sind auch die Ausplaudereien, wie die socialdemokratischen Wahlen zu Stande kommen. Ein Dickens könnte einen komischen Roman daraus machen. Gewaltthätigkeiten, Bestechungen und grobe Beeinflussungen aller Art sind da an der Tagesordnung. Welch' schmutzige Sachen aber bei den Boycottirungen manchmal im Verborgenen mitspielen, davon kann man mehr als ein socialdemokratisches Organ erzählen lassen, z. B. das Braunschweiger Socialistenblatt, wodurch uns bekannt wird, daß auch in Braunschweig die Genossen wegen des Bierboycotts hart aneinandergerathen sind. Das dortige socialdemokratische Organ erhob sogar gegen die Leiter und Mitglieder der Boycottcommission den Vorwurf, daß sie von einer Concurrenzbrauerei, von der Feldschlößchenbrauerei in Dessau, bezahlt worden seien. „Wir sind die Allerletzten," so schrieb das Blatt, „welche nicht jedem Genossen jeden Verdienst gönnen würden. Aber das darf unter keinen Umständen geduldet werden, daß Leiter eines Boycotts sich von unboycottirten Brauereien für ihre Bemühungen bezahlen lassen." Solche schmutzige Geschichten spielen nur zu oft bei den Boycotts eine Rolle, nur dringen sie nicht immer so klar an die Oeffentlichkeit.

Bekanntlich kann man nie so ganz klar und deutlich erfahren, wie es eigentlich im Zukunftsstaate bestellt sein wird. Die Socialdemokraten sagen nun freilich: Männer aus dem Volke, die selbst wissen, wie dem Volke zu Muthe ist, werden die Regierung übernehmen; diese werden dann besser wissen, wie das Volk zu behandeln ist, als die bisherigen Beamten. Das klingt ja ganz schön, aber unser Gewährsmann glaubt nicht daran und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er in seinem Leben zu häufig gesehen hat, wie diese sogenannten „Leute aus dem Volke" es machen, wenn sie es zu Etwas bringen. „Wie kommt es, daß mitunter in einer Fabrik, in welcher früher die Leute gut behandelt wurden, jetzt mit einem Male die Arbeiter schlecht behandelt werden? Hat die Fabrik etwa einen neuen Besitzer bekommen? Nein, der Besitzer ist noch der alte, aber es ist ein neuer Meister angestellt worden. Der frühere Meister hat zwar die Arbeiter streng, aber doch gerecht behandelt; der jetzige dagegen schindet die Leute und läßt sie nichts verdienen. In einer anderen großen Fabrik, in der für jeden einzelnen Berufszweig ein besonderer Meister angestellt ist, kann man fast immer beobachten, daß der eine Meister seine Leute wie Menschen behandelt, während der andere sie ärger als das Vieh schindet. Woher diese ungleiche Behandlung? Es sind doch Beides Leute aus dem Volke! Wie in den Städten in den Fabriken, geht es auf dem Lande auf den Gütern. Dort klagen die Tagelöhner: Unser Herr ist ganz gut, aber der verd ... Vogt! Was war der Mann denn früher? Arbeiter wie wir, nur daß er Glück gehabt hat und Etwas geworden ist. Wo bleibt da aber die bessere Behandlung durch die Männer aus dem Volke?" Daß die Socialdemokraten, wenn sie an's Ruder kämen, es nicht besser machen würden, davon liefern die Zustände in den socialdemokratischen Betrieben deutliche Beweise genug. Ueber die in Concurs gerathene socialdemokratische Genossenschaftsbäckerei in Berlin wurde von den Arbeitern in öffentlicher Versammlung geklagt, wegen der erbärmlichen Behandlung. Kein dickbäuchiger, Arbeiter ausbeutender Bäckermeister ließe seinen Gesellen eine solche Behandlung zu Theil werden, wie die von den socialdemokratischen Genossen eingesetzten Geschäftsführer es beliebten. In Hamburg trug sich ein noch schlimmerer Fall zu. In der dortigen Genossenschaftsbäckerei kam es sogar zu Arbeitseinstellungen, weil die Gesellen von der socialdemokratischen Geschäftsleitung, trotz vermehrter Anforderungen an die Arbeitskraft des Einzelnen, sich nicht nur widerrechtliche Lohnkürzungen und Abzüge gefallen lassen mußten, sondern sogar Arbeiten verrichten mußten, wie sie kein „Beourgeois-Meister" von seinen Gesellen verlangen würde. Der Geschäftsleiter Laufkötter blieb seinem Namen treu und machte sich unter Mitnahme der Casse auf die Strümpfe.

So sind die von innerer Ueberzeugung triefenden Socialistenführer, die tagtäglich einen erbitterten Kampf gegen den Capitalismus führen! Als ein strafwürdiges Verbrechen schildern die Wortführer des Classen- und Massenkampfes das Anhäufen großer Capitalien. Sie sind schnell bei der Hand, über die Unproductivität solcher Capitalanhäufungen zu jammern und suchen darin einen Diebstahl am Nationalvermögen nachzuweisen. Das geschieht in socialdemokratischen Versammlungen und in schön erdachten Parlamentsreden. In der nüchternen Wirklichkeit aber sehen, nach Lorentzen, Feinde des Capitals anders aus. „So ist bekannt, daß der verstorbene Socialdemokrat Friedrich Engels ein Vermögen von einer halben Million Mark hinterlassen hat. Anläßlich der letzten Lassalle-Feier traten u. A. als Wortführer gegen den „fetten Besitz" vor den jubelnden Proletariern auch die Genossen Auer, Stadthagen und Keßler auf, die alle Drei „Besitzende" sind. Auer, der „Staatsanwalt" der Partei, hat eine Einnahme von 6—7000 Mark (Proletarier haben bekanntlich nicht so viel); Stadthagen, der nicht wegen seiner politischen Thätigkeit aus dem Rechtsanwaltsstande entfernte jetzige Redacteur des „Vorwärts", hat in Berlin eine Wohnung, die ein Proletarier fürstlich nennen würde; Regierungsbaumeister a. D. Keßler ist ja wohl auch nicht „a. D." wegen seiner politischen Thätigkeit geworden; nicht jeder Bourgeois soll sich leisten können, was er sich leistet; die Hetzereien bei den Bauhandwerkern müssen eben ein schönes Stück Geld einbringen. Alles nette Proletarier! Dazu kommen noch, um einige weitere Beispiele anzuführen, der alte Liebknecht mit 7200 Mk. festem Gehalt und 3000 Mk. Nebeneinkommen (französische Zeitungen), der Privatdocent Dr. Arons, der drei bis vier Ministergehälter verzehren kann, sowie endlich der reiche Buchdrucker Dietz in Stuttgart (Abgeordneter für Hamburg), der mit einem mittellosen Reichskanzler nicht tauschen würde; Bebel ist trotz seiner theuren Wohnung und großem Aufwand ein sehr vermögender Mann und sogar Schweizer Gutsbesitzer geworden; Genosse Vollmar kann sich als Wohnung die herrlichste Villa leisten; der von anarchistischen Anwandlungen angekränkelte Dr. Benedict Friedländer hat einen Palast in der Regentenstraße in Berlin; Genosse Dr. Schönlank hat 5000 Mk. festes Gehalt; der Schriftsetzer Fischer (Abgeordneter für Berlin II) hat nicht weniger; dazu beziehen die Meisten Parteidiäten als Abgeordnete zum Reichstag."

Wenn socialdemokratischen Blättern „von oben" kommende Actenstücke auf den Redactionstisch geweht werden, so sind andererseits durch eben solchen Zufall socialdemokratische Rechnungen ihren Gegnern in die Hände gefallen. Aus diesen ergiebt sich, daß, wer nicht ohnehin im festen Solde der Partei steht, für die Agitation ganz erkleckliche Vergütungen herauszuschlagen weiß. Lorentzen spricht hier nicht von den Parteigrößen, die von den Hauptstädten aus das Ganze leiten, sondern von den Machern fünften und sechsten Ranges, welche in Provinzialstädten ihr Werk treiben. Es liegen Rechnungen vor, welche beweisen, daß diese sich ihre Bemühungen für die Wahlen mit täglich 10 Mk. und Eisenbahnkosten bezahlen lassen. Daß solche Vergütungen auf Leute, die sonst mit einem Lohne von wöchentlich vielleicht 20 bis höchstens 25 Mk. auskommen müßten, einen großen Reiz ausüben, neben den abwechselungsreichen Ausflügen von Ort zu Ort, liegt auf der Hand.

Wir verweisen unsere Leser für die anderen interessanten Aufschlüsse auf die Brochure selbst. Der wackere Werftarbeiter, der eine starke Familie zu erhalten hat und nur am Sonntag etwas für seine Bildung thun kann, ist ein grimmiger Feind der „Arbeiterverführer". Er sieht vielleicht ein wenig zu schwarz,

auch in die Zukunft. Vor blinder Vertrauensseligkeit warnt er besonders. Er nennt es vergebliche Mühe, wenn gewisse Leute gleich von jedem Zank innerhalb der socialdemokratischen Partei eine Spaltung oder den Verfall erwarten. Selbst wenn diese inneren Streitigkeiten zu einer zeitweiligen Spaltung führen sollten, wird die Partei in getrennten Hälften ruhig auf ihrer Bahn weiter fortschreiten, um schließlich vereint zu schlagen. Die inneren Streitigkeiten können aber niemals der Partei gefährlich werden, sondern höchstens den Parteihäuptern. „Ob die Führer nun Bebel oder Vollmar, Schippel oder Quark heißen, ist für uns gleichgiltig; sie sind und bleiben die Führer der revolutionären Partei. Der einzige Unterschied ist höchstens der, daß die Einen als ehrliche Socialdemokraten direct auf das Ziel lossteuern, während die Andern als Bauernfänger wie die Katze um den heißen Brei herumschleichen und den Bauern vom Landprogramm und den Städtern vom Zukunftsstaat vorschwatzen. Das Ziel ist genau dasselbe, nur der Weg zum Ziel ein wenig anders." Wir denken mit Sombart, wenn denn doch Kampf sein muß, so werde mit ehrlichen Waffen gestritten, ein gesitteter und civilisirter Kampf auf dem Boden des bestehenden Rechtes. Die englische Entwickelung sollte uns als Muster dienen. Dann brauchen wir um die Zukunft unserer Cultur nicht zu bangen. Nestor.

---

## Die Verflüssigung der Luft.

Von Wilhelm Stoß.

Bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts setzten Philosophie und Naturwissenschaft als selbstverständlich voraus, daß die drei Aggregatzustände der Körper von einander unabhängige Urformen der Materie seien. Der Erste, der diesen Glauben in's Wanken brachte, war Faraday. Im Frühling 1823 erwärmte er eine Verbindung von Chlor und Wasser unter Druck in einer geschlossenen Glasröhre. Die Verbindung schmolz bei Blutwärme, ein gelber Dunst erfüllte die Röhre, worauf der Inhalt sich in zwei verschiedene Flüssigkeiten schied. Ein Dr. Paris trat zufällig in das Laboratorium und spottete über den unvorsichtigen Gebrauch von unreinen Gefäßen. Beim Abfeilen des einen Endes der Röhre explodirte der Inhalt und die ölige Masse verschwand. Früh am nächsten Morgen erhielt Dr. Paris die folgenden Zeilen: „Verehrter Herr! Das Oel, das Sie gestern bemerkten, war nichts Anderes, als flüssiges Chlor. Ihr ergebener Faraday." Das war die erste Verflüssigung eines Gases. Die Wand zwischen Flüssigkeiten und Gasen war durchbrochen. Die Gase waren nicht, wie man Jahrhunderte lang geglaubt hatte, permanent, sondern Flüssigkeiten mit sehr niedrigem Siedepunkte. Faraday setzte seine Versuche fort und verflüssigte durch starken Druck und künstliche Abkühlung noch mehr Gase. Seinem Beispiele folgten Davy, Natterer und Thilorier. Letzterer stellte 1835 flüssige und feste Kohlensäure in großen Mengen her. Dagegen gelang es nicht, selbst bei Anwendung des größtmöglichen Druckes — Natterer steigerte ihn bis zu 3000 Atmosphären — Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenoxyd und Stickoxyd zu verflüssigen. Wasserstoff, auf $^1/_{480}$ seines Volumens zusammengepreßt, zeigte keine Spur von Verflüssigung. Demnach, so mußte man schließen, gab es also doch noch permanente Gase. Aber Faraday, der genialste Erfinder unseres Jahrhunderts, eilte auch hier seinen Zeitgenossen weit voraus. Im Jahre 1845, als er vergeblich versucht hatte, den Sauerstoff unter starkem Druck und einer Temperatur von — 110° C., die er durch Verdunsten von fester Kohlensäure und Aether unter der Luftpumpe erzielte, zu verflüssigen, erklärte er, daß sich die genannten Gase nur deßhalb nicht verflüssigen ließen, weil man noch nicht im Stande sei, die dazu nöthige tiefe Temperatur zu erzeugen.

Nach mehr als 30 Jahren, 10 Jahre nach Faraday's Tode, wurde dieser Ausspruch bestätigt. Zahlreiche andere Arbeiten im Gebiete der Molecularphysik hatten mit Nothwendigkeit dahin gedrängt, die Ansicht von der Permanenz der Gase aufzugeben. Die drei Aggregatzustände konnten nicht selbstständige, sondern nur scheinbare Formen derselben Materie sein. Dies wurde am gewichtigsten in den sechziger Jahren von dem Physiker Andrews ausgesprochen. Seine Verflüssigungsversuche führten ihn zu dem Schlusse, daß der gewöhnliche Gas- und gewöhnliche Flüssigkeitszustand nur weit von einander getrennte Arten ein- und desselben Zustandes seien. Für die permanenten Gase liege der Augenblick des Ueberganges vom gasförmigen in den flüssigen Zustand, ihr „kritischer Punkt", wahrscheinlich weit unter der niedrigsten bisher erhaltenen Temperatur. Der Ruhm, Faraday's und Andrews' Ansichten zuerst bestätigt zu haben, gebührt den Physikern Pictet und Cailletet. Pictet stellte 1877 bleibende Mengen von flüssigem Sauerstoff her, indem er unter einem Drucke von 320 Atmosphären die Temperatur desselben durch verdampfende Kohlensäure bis auf — 140° erniedrigte. Während sich dieser Forscher mehr der praktischen Verwerthung seiner Erfolge zuwandte, setzten andere Physiker, besonders Wroblewsky, Olszewski, Dewar, später Hampson und Linde die Versuche, die noch als permanent geltenden Gase zu verflüssigen, mit immer besserem Erfolge fort. Bis heute sind sechzehn Gase verflüssigt worden, von denen drei farbig sind, nämlich Sauerstoff und Ozon blau und Chlor orangegelb. Allen Versuchen liegen zwei Methoden zu Grunde. Die ältere, von Olszewski und Dewar vervollkommnet, erzielt die tiefen Temperaturen durch schnelles Verdunsten flüssiger Gase, besonders des Aethylen, der Kohlensäure und des Stickstoffoxyduls, die neuere (Hampson, Linde) benutzt das durch Ausdehnung abgekühlte Gas selbst zu seiner weiteren Abkühlung. Olszewski und Dewar streiten seit einigen Jahren um die Priorität ihrer Entdeckungen. Obschon auch andere Physiker, namentlich in englischen Zeitschriften, zu diesem Streite Stellung genommen haben, hat er für den Fortschritt der Wissenschaft selbst keine Bedeutung. Nach den letzten Publicationen der genannten Forscher beträgt die kritische Temperatur des Sauerstoffes, d. h. die Temperatur, unterhalb der das Gas anfängt, sich zu verflüssigen, — 118,8°, der kritische Druck, d. h. der Druck, bei dem die zur Verflüssigung erforderliche Temperatur relativ am höchsten ist, 50,8 Atmosphären, sein Siedepunkt, d. h. die Temperatur, bei der das flüssige Gas unter gewöhnlichem Luftdruck zu verdampfen beginnt, — 181,4° C. Das flüssige Gas ist bläulich. Stickstoff hat eine kritische Temperatur von — 146° bei 35 Atmosphären kritischem Druck. Das flüssige Gas siedet bei — 194,4° und gefriert bei — 214°. Die Flüssigkeit ist farblos. Luft hat bei 39 Atmosphären Druck die kritische Temperatur — 140° und siedet bei — 191,4° C. Die flüssige Luft ist nahezu farblos mit einem schwachen bläulichen Schimmer. Die Verflüssigung der Luft ist es, die jetzt diesem Zweige der Physik ein allgemeineres Interesse zugewandt hat, obschon Caillettet, Olszewski, Dewar u. A. schon seit einer Reihe von Jahren die Luft nicht bloß verflüssigt und verfestigt, sondern auch die physikalischen Eigenschaften der flüssigen Luft geprüft haben. Dewar gebrauchte drei concentrische Gefäße, von denen er das eine mit flüssigem Stickstoffoxydul, das nächste mit flüssigem Aethylen, das letzte mit Luft füllte. Die durch Verdampfen der beiden flüssigen Gase erzielte Kälte verflüssigte die Luft bei verhältnißmäßig geringem Druck. In gewöhnlichen Gefäßen siedete sie sehr schnell, in Steinsalzgefäßen nahm sie sphäroidalen Zustand an. Sie erwies sich als schlechter Elektricitätsleiter. Obschon der Siedepunkt des flüssigen Stickstoffes 8° unter dem des flüssigen Sauerstoffes liegt, werden bei Verflüssigung der

Luft beide Bestandtheile zugleich flüssig bei einer Temperatur, die zwischen den Siedepunkten beider liegt. Die im luftverdünnten Raum fest werdende Luft war klar und durchsichtig.

Obschon das Verfahren von Olszewski und Dewar diese guten Resultate erzielt hatte, wurde es in der Verflüssigung von Sauerstoff und Luft durch eine neue Methode übertroffen, die ebenfalls, wie es scheint, gleichzeitig zwei Forscher unabhängig von einander entdeckten, der Engländer William Hampson und Professor Linde in München. Die Priorität der Methode ist ohne Zweifel Herrn Hampson zuzusprechen, der sich dieselbe im Mai 1895 in England patentiren ließ, während Linde sie erst im October desselben Jahres publicirte. Hampson wandte sie zuerst zur Erzeugung großer Mengen flüssigen Sauerstoffs, Linde zur Erzeugung von flüssiger Luft an. Nach einer Mittheilung in der Zeitschrift „Nature" führte Hampson sein Verfahren einer größeren Gesellschaft in der Sauerstofffabrik von Brin in London vor. Er ließ den Sauerstoff unter einem Druck von 120 Atmosphären durch drei concentrische Rollen engen Kupferrohres hindurchgehen. Beim Austritt durch eine sehr feine Oeffnung, die durch zwei verstellbare Messerschneiden gebildet wurde, wurde das Gas durch Ausdehnung stark abgekühlt. Das so abgekühlte Gas passirte nun den Raum, in dem sich die das comprimirte Gas enthaltenden Röhren befanden, und kühlte dasselbe ab, so daß es bei seiner Entweichung kälter wurde, als vorher. Dieser Kreislauf — Abkühlung, Entweichung, stärkere Abkühlung — setzte sich so lange fort, bis die Siedetemperatur des Sauerstoffes — 180° erreicht war. Der Apparat lieferte in 4 Minuten 7 Cubikcentimeter flüssigen Sauerstoff. Das entspannte Gas ging nicht verloren, sondern wurde durch ein besonderes Rohr in die Pumpe, aus der der Apparat gespeist wurde, zurückgeführt.

Genau auf demselben Principe beruht der Apparat, mit dem Herr Linde kürzlich seine vielbesprochene Verflüssigung der Luft in Berlin ausführte. Die durch einen Elektromotor bewegte Compressionspumpe trieb die unter dem Drucke von 175 Atmosphären verdichtete Luft erst in eine eiserne Flasche, von da in ein System dünner Röhren, die von etwas weiteren Röhren umgeben waren. Die aus den dünnen Röhren austretende Luft kühlte sich durch Ausdehnung ab, floß durch das äußere Röhrensystem, kühlte die comprimirte Luft in den inneren Röhren dabei ab, diese trat erheblich kälter aus, als vorher, kühlte die nachfolgende comprimirte Luft weiter ab und so fort, bis auch hier die Siedetemperatur von — 190° erreicht war. Die verflüssigte Luft sammelte sich in einem Behälter an, aus dem sie durch ein Cautschukrohr abgezapft wurde. Auch hier wurde das entspannte Gas durch ein zweites Rohr in die Luftpumpe zurückgeführt, so daß die Anfangstemperatur der Luft schon beträchtlich tief war. Das Verfahren hat vor dem älteren unzweifelhaft Schnelligkeit, Billigkeit und Gewinnung großer Quantitäten flüssiger Gase voraus. Wir dürfen deßhalb mit Recht auf die Verwerthung dieser neuen Methode die besten Hoffnungen setzen. Außer Industrie und Handel, die die flüssige Luft bald als vorzügliches und billiges Abkühlungsmittel benutzen werden, kann auch die Wissenschaft hoffen, daß es mit Hülfe der flüssigen Luft endlich gelingen werde, das einzige noch permanente Gas, den Wasserstoff, zu verflüssigen. Alle Versuche hierzu sind bis jetzt resultatlos geblieben. Pictet's flüssiger Wasserstoff, den er 1879 erhalten zu haben glaubte, war sehr wahrscheinlich flüssiges Kohlenoxyd und Kohlensäure, die der Wasserstoff zugleich mit Wasser enthalten zu haben scheint. Olszewski und Natanson haben theoretisch berechnet, daß die kritische Temperatur des Wasserstoffes — 233°, sein Siedepunkt — 243° C. beträgt. Zwar kann man in luftverdünntem Raum siedenden Stickstoff bis auf — 225° abkühlen, ihn aber nicht als Abkühlungsmittel benutzen, weil er sich dabei in eine schlecht leitende, schneeige Masse verwandelt. Durch schnelles Verdunsten der flüssigen Luft im evacuirten Raume läßt sich sehr wahrscheinlich die zur Verflüssigung des Wasserstoffes nöthige Temperatur erreichen, wenn es nicht gar gelingen sollte, das Hampson-Linde'sche Verfahren selbst auf den Wasserstoff anzuwenden. Auch damit werden wir noch nicht am letzten Ziele sein. Wie der Mensch immer auf's Neue in die eisige Region des Nordpolarlandes vordringen wird, bis er den Nordpol selbst erreicht hat, so werden auch die Physiker nicht ruhen, bis sie den absoluten Nullpunkt der Temperatur, nämlich — 273° C, erreicht haben, bei dem sich die Molecüle in absoluter Ruhe befinden, d. h. die Körper vollkommen wärmelos sind.

---

## Zu Melanchthon's 400. Geburtstag.

Von Max Fleischmann.

In protestantischen Häusern wird man häufig dem Bilde Melanchthon's in reifem Mannesalter als Seitenstück zu Luther's Bild, wie es Meister Lucas Cranach für Jahrhunderte festgelegt zu haben scheint, begegnen; und da das Erinnerungszeichen dort in erster Linie dem Reformator gilt, so wird man die Wahl der Cranach'schen Schöpfung nicht mißbilligen können. Wer aber in Melanchthon den Geistesgewaltigen ehrt, den wird bei Weitem mehr der dreißigjährige Melanchthon in des geistesverwandten Dürer Kupferstiche anziehen, mag er auch die bescheidene Unterschrift tragen:

Viventis potuit Durerius *ora* Philippi;
*Mentem* non potuit pingere docta manus.

Ein schmales Gesicht mit einer, wie Ernst Moritz Arndt behauptet, das Genie kennzeichnenden kühn gebogenen Nase, mit tiefliegenden hellen und blitzenden Augen — darüber eine mächtig vorgebaute Stirn, auf der die „zornige Ader" angedeutet ist — sitzt auf langem Halse und schmächtigem Körper. „Von seiner äußerlichen Gestalt und seinem Ansehen haben wir bald abgesehen," berichtet Luther nach seinem ersten Auftreten in Wittenberg an Spalatin; eine Schulter pflegte er auch ein wenig nachzuziehen, eine Haltung, deren Nachahmung übrigens eine Zeit lang in Wittenberg sogar für chic galt: kurz, auch im Aeußeren das gerade Gegentheil von Luther, dem Bauernenkel, ist Melanchthon, der Sohn des gesuchten Waffenmeisters Schwarzerd, das Stadtkind aus dem kurpfälzischen Bretten. Und es ist nicht gleichgiltig, daß die Stimmführer der Reformation ebenso aus der geknechteten Bauernschaft wie aus dem selbstbewußten Bürgerthume hervorgegangen sind.

Für den ersten Unterricht wurde ein Hauslehrer berufen; denn auch die Schule in Bretten belegte Luther's Satz von den „Kerkern und Höllen": in ihren Räumen herrschte die Krankheit der Lebemänner, und schwerlich war höhere Weisheit dort zu gewinnen als die praktische „sin schuld uff schriben und läsen" unter bedrohlichem Ruthenbeistande, wie es uns Holbein in einem 1516 für einen Schulmeister gemalten Aushängeschilde so getreulich verzeichnet hat. Die Nothwendigkeit eines energischen Volksschulunterrichts mit weiter gestecktem Ziele ergab sich ja erst aus der Reformation mit der Möglichkeit und dem Erfordernisse des Bibellesens, und erst hierdurch wurde im Abendlande in weiteren Schichten ein geistiges Leben erweckt, das im Morgenlande mit entsprechendem Ausgangspunkte sich schon längst an die Bestimmung, daß jeder Gläubige den Koran gelesen und abgeschrieben haben müsse, angeknüpft hatte. — Im Alter von zehn Jahren verlor Melanchthon seinen Vater und wurde in das Haus seiner Großmutter, einer Schwester Reuchlin's, nach Pforzheim gebracht. Reuchlin, der damals Richter des

schwäbischen Bundes im nahen Stuttgart war, kam häufig hinüber und pflanzte in den Knaben die Liebe für die griechische Sprache, für deren Studium dieser selber später die maßgebende Grundlage schuf.*) Mit zwölf Jahren bezog er die Universität Heidelberg noch als Philippus Schwarzerd de Bretten; erst nachher nahm Reuchlin an dem gut bürgerlichen Namen die humanistische Taufe vor und wandelte ihn in Melanchthon, den sein Träger seit 1531 ständig in der leichteren Form Melanthon gebrauchte. Mit 14 Jahren war Melanchthon Baccalaureus, und mit 21 Jahren wurde er von Reuchlin als Professor der griechischen Sprache nach Wittenberg empfohlen.

Am 29. August 1518 hielt er hier seine epochemachende Antrittsvorlesung de corrigendis adolescentiae studiis, worin er sein Programm als Humanist gegenüber den Scholastikern scharf entwickelte. Da zeigte sich eine wissenschaftliche „Feuerseele" nach Luther's Herzen: der Bund der augenscheinlich so ungleichartigen Männer war bald geschlossen; denn knapp sechs Wochen darauf gedenkt Luther in sehr ernster Stunde — zwei Tage vor dem Verhör durch Cajetan — in einem Briefe an den jugendlichen Gelehrten ihrer „gemeinschaft, die mir aus der massen lieb und tröstlich ist gewesen". Luther begleitete er 1519 zur Disputation nach Leipzig und flüsterte ihm hier solch' treffliche Hülfe zu, daß er den Dr. Mayer alias Eck zu dem ungeduldigen Zwischenrufe veranlaßte: „Tace tu, Philippe, ac tua studia cura, ne me perturba!" Der erzürnte Disputator griff Melanchthon in der Folge heftig an, als dieser den Verlauf der Disputation brieflich Oekolampadius mitgetheilt hatte; Melanchthon erwiderte, und damit betrat der bisherige grammaticus den Kampfplatz der Theologen, den er nie mehr verlassen durfte. Ein einziges Mal nur, gleich am Anfange (1522), als er der Schwarmgeister nicht Herr werden konnte und Luther unverhofft von der Wartburg wiederkehrte, da dachte Melanchthon ernstlich daran, sich von der Theologie zurückzuziehen; doch Luther hielt ihn. Und so gehörte Melanchthon von 1526 bis an sein Lebensende zwei Facultäten an, mit der Verpflichtung, in beiden zu lesen. Er hat mehr als diese Verpflichtung erfüllt; er hat nicht bloß, wie dies noch im vorigen Jahrhundert Brauch war, seinen Studenten Dissertationen geschrieben, sondern auch vielen Professoren die Vorträge disponirt, ja einzelnen ihre Vorlesungen völlig ausgearbeitet. Für diese Arbeitslast reichte die Zeit aber nur aus, wenn er den Tagesdienst um 2 Uhr Nachts begann, was bis in die letzten Lebensjahre seine Gewohnheit blieb. Hiervon kam wohl auch das körperliche Mißbehagen, das ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat. Er freilich schob es auf die Speisezubereitung, die seinem süddeutschen Magen nicht behagte; „es ist zu erbarmen," schreibt er einmal, „wir haben in diesem armen elenden Nest keinen rechten victum. Ist nichts gutts zu bekommen: und wenn man schon etwas hat, so kocht man's nicht recht. Omnia sunt barbarica." Diesem Uebelstande glaubten seine Freunde abzuhelfen, als sie ihm, der hierfür keine Zeit hatte, in der gleichalterigen Bürgermeisterstochter Katharina Krapp eine Lebensgefährtin aussuchten: *datur* mihi uxor *Ἀλκαρεΐνη Κράπτ* sagt Melanchthon charakteristisch in einem Briefe.

Zur Verehelichung mit dem Mitgliede einer weitverzweigten altsässigen Wittenberger Familie drängte aber besonders Luther, da er, und nicht ohne Grund, hoffte, Melanchthon, den seine Mutter nach Bretten verheirathen wollte, hierdurch für immer mit Wittenberg zu verbinden. Und Luther brauchte Melanchthon als Freund, als unersetzlichen Helfer bei der Bibelübersetzung und als Gelehrten von Ruf, der fünf Mal so viel Studenten wie früher nach Wittenberg zog — und als Träger der neuen Kirchenlehre wieder von dannen ziehen ließ. Als besten Begleiter gab ihnen Melanchthon ja schon 1521, obgleich er erst kurze Zeit, — und noch gar nicht officiell — der Theologenfacultät angehörte, sein aus Vorlesungen über das „allerlauterste Evangelium", den Römerbrief, entstandenes dogmatisches Lehrbuch auf den Weg, die loci communes rerum theologicarum, nach Luther's Urtheil „das beste Buch nach der heiligen Schrift", das auch über 100 Auflagen erlebte.

Seine wissenschaftliche Genialität hatte der junge Professor wohl hiermit bewiesen; zum religiösen Genie, das immer einen gewaltigen Volksmann, einen populären Charakter verlangt, fehlte ihm aber Alles. Das hatte Melanchthon schon durch sein Verhalten beim Auftreten der Bilderstürmer dargethan und zeigte auf's Neue in dem Gutachten „wider die Artikel der Bauerschaft" (1525), in dem es heißt: „Das Begehren, von der Leibeigenschaft befreit zu werden, hat keinen Schein. Ja, es wäre von nöten, daß solch ein wild, ungezogen Volk, als die Deutschen sind, noch weniger Freiheit hätten, denn es hat. Es ist ein solch mutwillig, blutgierig Volk, die Deutschen, daß man's billig viel härter halten sollt."

Diesen Mangel hat Melanchthon in den Augen seiner Zeitgenossen freilich mehr als wett gemacht durch die unerreichte Fruchtbarkeit in Schriften für die evangelische Sache, deren vollständige Aufzählung an dieser Stelle unterbleibe.

1530 faßte er für den Augsburger Reichstag jene confessio ab, die noch heute die dogmatische Grundlage der protestantischen Lehre bildet und der Ausgangspunkt für die Regelung der staatlichen Verhältnisse im westphälischen Frieden war. Sie erregte durch die klare (erstmalige) Zusammenstellung der Unterschiede beider „Religionen" und durch die gar nicht lutherische, vorsichtige, ja entgegenkommende Sprache ein ungeheures Aufsehen. Durch ganz Europa wanderte sie bald in Uebersetzungen, und selbst die Uebertragung in's — Jüdisch-Deutsche mußte sie sich gefallen lassen. Sie wurde das Programm für alle folgenden Disputationen, und ihr Schöpfer ist ständiger Verfechter fortan: Luther als Geächteter hatte ihm in Augsburg zum ersten Male die Führerschaft überlassen müssen, aber Melanchthon war nicht mehr nach seinen Anweisungen aufgetreten, ja er hat seinen Ansichten zuwider gehandelt. Seine versöhnliche Anschauung hatte er dem Cardinal Campeggio in einem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesenen Briefe ausgesprochen, in dem von einer „geringfügigen Abweichung in den Riten" die Rede ist, bei der doch die römische Kirche, der sie „bereit seien, zu gehorchen" ein Auge zudrücken könnte. Melanchthon hatte sich von Luther zu emancipiren begonnen.

Ueberallhin, nach England und Frankreich, Polen und Preußen begehrte man ihn, doch sein Landesherr ließ ihn nicht weiter als bis nach Berlin reisen (1538 und 1539), wo er Joachim II. eine neue Kirchenordnung aufstellte, und (1543) nach Köln, wo der Erzbischof Hermann die Reformation einführen wollte. In die Zwischenzeit (1540) fällt eine schwere Krankheit Melanchthon's. Er hatte nämlich in Uebereinstimmung mit Luther und von ihm veranlaßt, dem Landgrafen von Hessen, auf sein dringendes Verlangen, neben seiner — gelinde gesagt — ungeliebten Gattin noch Margarethe von der Saala zu ehelichen, den geheim zu haltenden Beichtrath ertheilt, daß dies in der Schrift nicht geradezu verboten sei. Als trotz dieser Auskunft Philipp die Margarethe heirathete und deren Mutter nichts Eiligeres zu thun hatte, als diesen in der Stille vollzogenen Akt auszuplaudern, da verfiel Melanchthon, der sich durch diesen häßlichen Handel selbst vernunftaltet wähnte (deformatus

*) 1518 kam seine griechische Grammatik heraus, die 200 Jahre in den protestantischen Gymnasien herrschte. Seine lateinische Grammatik galt bis 1734 in Sachsen. Eine hebräische Grammatik ist handschriftlich vorhanden. — Auf die durch seinen „Unterricht der Visitatoren ꝛc." (1528) angebahnte Umwandlung der verrotteten Klosterschulen in humanistische Gymnasien (seine Schüler Johannes Sturm in Straßburg, Valentin Trotzendorf, Rector der „philippischen" Schule in Goldberg) sei hier nur hingewiesen.

quodam odioso negotio nennt er sich in einem Briefe an Camerarius), in ein schweres Leiden, aus dem ihn nur des mitschuldigen Luther kraftvoller Zuspruch rettete — Luther vergalt ihm damit den scharfen Eifer, mit dem Melanchthon einst die persönlichen Angriffe eines römischen Pseudonymus gegen Luther und das Ketzerurtheil der Sorbonne zurückgewiesen hatte, einen Eifer, durch den er sich überdies von seinem Großoheim Reuchlin für immer getrennt hatte.

Leider ist es nicht zu leugnen, daß später zwischen Melanchthon und Luther, so sehr beide auch persönlich an einander hingen, allmälig eine Entfremdung eingetreten ist, seitdem Melanchthon in seiner Lehre vom Abendmahl und der Prädestination nicht mehr die Meinung Luther's theilte. Als diese Abweichung 1543 in den Kölner Reformationsverhandlungen wieder zu Tage trat, da durcheilte das Gerücht vom völligen Bruch der beiden Männer ganz Deutschland, und Melanchthon's Briefe aus jenen Tagen strafen es nicht Lügen. Er sagt dort einmal: „Ich bin ein stiller Vogel und würde nicht ungern aus diesem Arbeits- und Zuchthause gehen, wenn er mich drängen wird" und ein ander Mal: „In Kurzem wirst Du hören, daß ich gleich Aristides von Athen von hier verbannt bin." Das Zerwürfniß trat außerdem zu einer Zeit ein, wo Melanchthon auch schwere Schläge im eigenen Hause trafen. Da hatte sich sein ältester Sohn als 19jähriger Student in Leipzig ohne Zustimmung des Vaters in einer von Luther verpönten Weise verlobt; da war ferner seine älteste Tochter in das Vaterhaus geflüchtet, weil sie ihr Gatte, der gefeierte lateinische Dichter Georg Sabinus, aus Aerger über Melanchthon's laue Unterstützung bei seiner Candidatur um das Königsberger Rectorat mißhandelt hatte; und als Sabinus seine Frau unter den ausgeklügeltsten Bedingungen wieder zu sich nahm, da ließ er bei Melanchthon seine Kinder zurück.

Mit Luther's Tode wurde Melanchthon's Stellung trotz oder vielleicht wegen der Alleinherrschaft noch schwieriger; denn die kleinen protestantischen Päpste witterten in und construirten aus Allem, was er that, einen Gegensatz zu Luther. Seine Gedächtnißrede auf Luther wurde frostig gescholten; daß er Luther's Werken eine anerkennende Lebensbeschreibung vorausschickte, daß er sich seiner Witwe und Waisen annahm, nicht beachtet, dagegen einer seiner Briefe an den kurfürstlich-sächsischen Rath von Carlowitz (vom 28. April 1548) hervorgezerrt, in dem Melanchthon von der „häßlichen Knechtschaft", die er zuvor hätte ertragen müssen und von der großen Streitlust (*φιλονεικία*) Luther's berichtet.

Der Brief fällt in ein Jahr, das dem Hasse gegen den „Leisetreter" eine reiche Nahrung zuführte. Der Name „Augsburger Interim" besagt genug. Gehässige Verblendung übersah freilich, daß ihn der Kurfürst Moritz zur Annahme des Interims drängte, daß er es nur mit Abänderungen annahm und daß er es nur für ein Provisorium hielt. Allerdings war er nicht von dem Chorhemdkoller der Ultralutherischen beseelt und gab gern in gleichgiltigen Dingen nach, wenn er dadurch Großes, die Einigung der Confessionen zu fördern glaubte. Seine versöhnliche Haltung*) stieß bei den norddeutschen Theologen auf kein Verständniß, sie galt für eine schwächliche katholische Regung. Man erinnerte sich plötzlich, daß seine loci communes unter dem Verfassernamen Ippofilo da Terra negra eine Zeit lang gar als römisches Lehrbuch benutzt waren, daß er Luther's Verehelichung durchaus nicht für eine „Weihe der Kraft" erachtet, daß der Cardinal Jacobus Sadoletus es einmal gewagt hatte, ihm einen — unbeantwortet gebliebenen — schmeichelhaften Brief über seine Kenntnisse in der antiken Literatur zu schicken, vor Allem aber wurde der erwähnte Brief an den Cardinal Campeggio ausgebeutet. Neben diesen bunt herausgegriffenen Einzelheiten boten Synergismus und Abendmahlslehre die ständigen Angriffspunkte. Amsdorf, Flacius, Westphal, Stankarius, Agricola, Osiander u. A. haben durch ihre zumeist in ausfälligem Tone kundgethane Gegnerschaft gegen Melanchthon eine traurige Berühmtheit erlangt, und seltsamer Weise hat sich — in noch fortwirkender Vollstreckung eines gerechten Urtheils — die vox populi aus ihrer Mitte die Ausdrücke „Fläz" und „Stänker" gewählt.

Wie wund mußte der Mann gehetzt sein, der kurz vor seinem Tode auf einem Zettel, als „Ursache, weßhalb ihm vor dem Tode nicht bangte", den Satz niederschrieb: discedes a peccatis, liberaberis, ab aerumnis et a rabie theologorum!

Doch die rabies theologorum tobte über seinem Grabe weiter. Gelang es auch nicht, ihn in dem lutherischen Symbolum, der Concordienformel, 1577 ausdrücklich zu verdammen, so wurde wenigstens seine rühmliche Erwähnung gestrichen. Im Jahrhundert des Glaubenskrieges riß Leonhard Hutter in einer öffentlichen Disputation Melanchthon's Bild von der Wand und trat es vor Aller Augen mit Füßen; das zweihundertjährige Jubelfest der confessio Augustana brachte eine Anzahl von Dissertationen und Gelegenheitsschriften mit den bezeichnenden Titeln „de timore Ph. M.", „de Philippi Leisetreten", „de vario animo Philippi" ꝛc. Indeß sind seiner Gegner immer weniger geworden: aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sei nur der Hauptpastor Goeze in Hamburg noch genannt — seltsam, wie Melanchthon ein Rächer in dem Manne erstand, der gleich Leibniz sein Ideal in der Rückkehr zu einer Universalkirche sah, in dem verketzerten Manne der drei Ringe, in Lessing.

*) Die übrigens andererseits keineswegs so weit ging, daß er mit den Freimaurern sympathisirte, wie auf Grund einer Urkunde von 1535 behauptet wird Die Urkunde ist gefälscht.

## Literatur und Kunst.

### Eduard von Hartmann's Kategorienlehre.

Von Arthur Drews.

(Schluß.)

Gehen wir näher auf den Inhalt des Hartmann'schen Werkes ein, so behandelt dasselbe zuerst die scheinbar einfachste aller Kategorien, nämlich die Qualität. Allein schon hier ergeben sich namhafte Schwierigkeiten für eine jede Weltanschauung, die den gegebenen Inhalt der Wirklichkeit entweder, wie Schopenhauer, aus dem bloßen Willen oder, wie Hegel, aus der bloßen logischen Idee glaubt ableiten zu können. Denn die einfachste psychologische Besinnung lehrt, daß der Wille sowohl als reine Thätigkeit wie in seinen passiven Modificationen der Lust und Unlust wohl Unterschiede der Intensität, aber niemals solche der Qualität zeigen kann. Die sinnlichen Qualitäten blau oder roth, süß oder bitter, warm oder kalt, die verschiedenen Unterschiede der Töne u. s. w. mögen noch so viel Beimischungen von Lust und Unlust in sich enthalten; sie sind doch ihrem Wesen nach etwas ganz Anderes als diese rein subjectiven Schwankungen des Gefühls und sind in ihrer objectiven Beschaffenheit aus noch so viel Häufungen und Vermischungen von bloßen Gefühlsunterschieden nicht abzuleiten. Allein eben so wenig sind sie aus der bloßen Function des Logischen als solchen zu erklären; denn diese ist rein formaler Art, die sinnlichen Qualitäten dagegen sind inhaltliche Beschaffenheiten, an welche die Form des Logischen als solche nicht heran reicht. Nun giebt es aber kein Ding in der Wirklichkeit, das nicht mit irgend welcher Qualität behaftet wäre. Eine jede Weltanschauung, wie die Willensphilosophie oder der Panlogismus,

welche die Qualität aus ihren Principien nicht ableiten kann, scheitert daher nothwendig schon an diesem ersten Anfang ihrer Welterklärung und vermag sich nur durch ein absichtliches Ignoriren über diese fundamentale Unzulänglichkeit hinwegzusetzen. So begreift man, daß in der historischen Entwicklung der Philosophie insbesondere der Panlogismus immer den Sensualismus als natürliche Reaction gegen seine abstract formale Principienlehre hervorgerufen und dadurch seinem geraden Widerspiele, dem Materialismus, Vorschub geleistet hat.

Hier ist nun von Hartmann der Weg gezeigt worden, wie die Qualität, die als solche immer nur an der Empfindung haftet, aus höheren Principien abgeleitet werden kann, ohne daß es nöthig ist, die sinnliche Empfindung selbst, wie der Sensualismus, als ein Letztes und Ursprüngliches anzusehen. Hartmann geht hierbei von der sogenannten einfachen Empfindung aus, zeigt diese als Synthese von Empfindungen der niederen ein Individuum constituirenden Elementarindividuen auf und führt die Empfindungen der Letzteren auf Intensitätsunterschiede zurück, die innerhalb des Bewußtseins der Elementarindividuen bestehen. Diese Unterschiede der Intensität nun sind, wie die Untersuchung der Tonempfindungen ergiebt, nichts Anderes als Unterschiede des Gefühls der Lust und Unlust. Da nun aber Lust und Unlust nicht selbst etwas Ursprüngliches und Letztes, sondern Modi oder Unterschiede des Willens sind, so wird mit dieser Darlegung die Qualität als das gemeinschaftliche Product des logischen und unlogischen Princips nachgewiesen.

Die Bedeutung dieser Ausführungen Hartmann's liegt hiernach eben so wohl auf metaphysischem wie auf psychologischem Gebiete, ja sie scheinen bestimmt, auf dem letzteren eine gründliche Umwälzung alter eingewurzelter Anschauungen hervor zu bringen, vorausgesetzt, daß deren Vertreter sich die Mühe nehmen, das von Hartmann ausgesprochene Princip in seinen Consequenzen auszudrücken. Enthielte daher sein neuestes Werk nur diese einzige Untersuchung, sie würde ihm einen der hervorragendsten Plätze unter allen Erzeugnissen der modernen philosophischen Gedankenarbeit sichern. Nun ist aber die „Kategorienlehre" überreich an solchen Ausführungen, die auf dunkele und schwierige Probleme der Psychologie, Naturphilosophie, Metaphysik u. s. w. ein neues und vielfach überraschendes Licht fallen lassen. Ich übergehe die lichtvolle Darstellung der Quantität des Empfindens sowohl in ihrer intensiven Form wie als extensive Empfindungsquantität oder Zeitlichkeit, wo gewisse bedeutsame Ergebnisse der modernen physiologischen Psychologie auf ihren eigentlichen Kern untersucht, in den Zusammenhang der allgemeinen philosophischen Thatsachen eingereiht und zur Ausführung eines umfassenden Weltbildes verwendet werden. Ich erwähne auch nur im Vorübergehen die Art und Weise, wie Hartmann die extensive Quantität des Anschauens oder die Räumlichkeit auf eine unbewußte synthetische Intellectualfunction zurückführt und, als erkenntnißtheoretischer transscendentaler Realist, im Gegensatz zu Kant die objective oder genauer transscendente Giltigkeit des Raumes nachweist. Hier sind nicht bloß die Ausführungen über den leeren Raum, sondern auch über die von Hartmann behauptete Endlichkeit des Raumes von besonderem Interesse. Nimmt man hierzu noch die Behandlung der Räumlichkeit in der metaphysischen Sphäre, wo der Raum auf seine ontologischen Principien zurückgeführt und als das Resultat einer „synthetischen Geometrie" des Absoluten aufgezeigt wird, so stellt dieser Theil des Hartmann'schen Werkes über die Kategorien des Anschauens in demselben Sinne die metaphysische Grundlegung einer dynamischen Naturphilosophie dar, wie man denjenigen über die Kategorien des Empfindens als metaphysische Grundlegung der Psychologie bezeichnen kann.

Die bisher besprochenen Kategorien bilden zusammen die „Kategorien der Sinnlichkeit". Auf sie folgt die Darstellung der „Kategorien des Denkens", und zwar erstens der „Urkategorie" der Relation, sodann zweitens der Kategorien des reflectirenden und drittens des speculativen Denkens. Die Zweiten zerfallen in solche des vergleichenden (Identität, Gleichheit, Verschiedenheit, Limitation, Negation, Nichtsein u. s. w.), des trennenden und verbindenden, des messenden, schließenden und modalen Denkens. Die Dritten endlich umfassen die Causalität, die Finalität oder Teleologie und die Substantialität.

Es versteht sich, daß die Darstellung der Kategorien des reflectirenden Denkens sich eben so eng an die Logik anschließt, wie diejenige der Kategorien der Sinnlichkeit und des Anschauens an die Psychologie und die Naturphilosophie. Hier wird daher unter Anderem auch die Lehre vom Begriff, Urtheil und Schluß, der Satz der Identität, vom ausgeschlossenen Dritten, des zureichenden Grundes und vom Widerspruch, sowie die sogenannte Methodenlehre (Deduction und Induction) abgehandelt, Alles natürlich mit Rücksicht auf seinen kategorialen Werth und die Bedeutung, welche diese logischen Formen auch außerhalb des subjectiven Denkens in der Sphäre der Dinge an sich und des metaphysischen Wesens haben.

Die größte Bedeutung in metaphysischer Hinsicht kommt natürlich den Kategorien des speculativen Denkens zu. Hartmann behandelt, wie schon erwähnt wurde, zuerst die Causalität, und zwar zunächst in der subjectiv-idealen Sphäre. Er legt ihren Unterschied von der Vorstellungsassociation dar, weist ihre Unbewußtheit nach und zeigt, daß es in erkenntnißtheoretischer Hinsicht nur eine transscendente Causalität, aber nicht eine immanente Causalität der bloßen Vorstellungen geben könne, wie Kant dieselbe aufgefaßt hat. In der objectiv-realen Sphäre erscheint die Causalität als eine allumfassende und universelle, deren einzelne Momente und Bedingungen von Hartmann aufgezeigt werden, und die an die Form der Zeitlichkeit gebunden ist. Dies leitet alsdann zu der berühmten Frage nach der Wechselwirkung von Leib und Seele über, wie sie den wesentlichsten Inhalt des Causalproblems in der metaphysischen Sphäre ausmacht. Auch hier ist dem vielverhandelten Gegenstande eine Reihe von neuen und fruchtbaren Gesichtspunkten abgewonnen. Gegenüber der Ansicht des psychophysischen Parallelismus, wie sie von den meisten Philosophen heute im Anschluß an Spinoza und Fechner vertreten wird, erkennt Hartmann die Möglichkeit einer causalen Vermittelung zwischen den materiellen und bewußtgeistigen Functionen desselben Individuums an und zeigt die Bedingungen auf, unter denen sie vollziehbar sein kann. Mit dieser Annahme einer „allotropen" Causalität, wie Hartmann sie bezeichnet, wird indessen der Parallelismus nicht überhaupt gelengnet, sondern er wird nur ergänzt und zugleich berichtigt, so daß sich also die Hartmann'sche Lösung des fraglichen Problems als eine Synthese darstellt zwischen der Auffassung der spinozistisch-gefärbten Philosophie und des gesunden Menschenverstandes, der selbst nicht an der Möglichkeit einer Wechselwirkung zwischen Geist und Körper zweifelt. Die Ausführungen Hartmann's über heterogene und homogene, über allotrope und isotrope, transscendente, transeunte und transsubjective Causalität dürften geeignet sein, die verschiedenen im Causalproblem enthaltenen Seiten endlich einmal reinlich von einander zu unterscheiden und werden hoffentlich in Zukunft vielen Mißverständnissen und Verwechselungen vorbeugen, welche die Behandlung jenes Problems bisher so außerordentlich erschwert haben.

Wenn die Causalität heute wohl von keiner Seite einem ernsthaften Widerspruche ausgesetzt ist, so ist das um so mehr mit der Finalität und Substantialität der Fall. Pflegt man doch beiden heute vielfach die Bedeutung von Kategorien überhaupt abzusprechen, indem die erstere von der modernen Naturwissenschaft, die letztere von Denkern, wie Wundt und Paulsen nach dem Vorgange der theistischen und panlogistischen Philosophie als bloße Vorspiegelung unseres subjectiven Verstandes ohne alle objective und reale Bedeutung

verworfen wird. Hartmann's ruhige und tiefdringende Behandlung der fraglichen Kategorien erscheint daher mehr als alles Andere berufen, auf den Zeitgeist klärend einzuwirken und viele Vorurtheile und Mißverständnisse hinwegzuräumen. Es ist ja von vornherein selbstverständlich, daß eine Philosophie, die das Logische selbst als Weltprincip begreift, nicht auf die Teleologie, eine Philosophie, die dem logischen Princip ein unlogisches zur Seite ordnet, nicht auf die Substantialität verzichten kann. Es kann sich demnach für sie nur darum handeln, wie weit die Geltung dieser Kategorien reicht und diejenigen Gründe auf ihre Berechtigung zu untersuchen, die von ihren Gegnern wider sie vorgebracht werden. Daß es Hartmann in hohem Grade gelungen ist, den Nachweis der wahrhaft kategorialen Natur der Finalität sowohl, wie der Substantialität zu erbringen, und beide einer zufälligen Zeitströmung gegenüber wieder in ihre alten Rechte einzusetzen, wird Niemand leugnen können, der diesen Theil seines Werkes aufmerksam studirt und der sich nicht bereits in sein Vorurtheil so weit eingesponnen hat, daß alle Gründe und Gegengründe bei ihm nicht mehr verfangen. Die Ausführungen über die Finalität liefern die Ergänzung zu den naturphilosophischen Partien des Hartmann'schen Werkes, die Darstellung der Substantialität aber faßt die Gesammtheit der Kategorien in ihrem Einheitspunkte zusammen und leitet sie zu ihrem höchsten metaphysischen Gipfel empor, in welchem alle Relation und damit auch die Möglichkeit der Kategorien aufhört.

Ueberblicken wir von diesem Gipfel aus das ganze Werk noch einmal, so stehen wir unzweifelhaft vor einer erstaunlichen Leistung. Man kann sagen, daß Hartmann mit ihm erst recht eigentlich das Fundament gelegt hat, auf welches sich der Bau seines philosophischen Lebenswerkes gründet. Wenn irgend ein Einwand von gegnerischer Seite — und wer insbesondere von den officiellen Vertretern der Philosophie befände sich nicht auf dieser Seite? — gegen die Philosophie des Unbewußten bisher berechtigt schien, so war es der, daß Hartmann es unterlassen habe, die kategorialen Grundbestimmungen seiner Weltanschauung als solche durchzuarbeiten. Daß dieser Vorwurf zwar im Grunde hinfällig war, darüber konnte unter denjenigen kein Zweifel sein, die sich eingehender mit der Hartmann'schen Philosophie beschäftigt und sich die Mühe genommen hatten, die einschlägigen, an zahllosen Stellen verstreuten Ausführungen und Bemerkungen Hartmann's zu sammeln und mit einander zu vergleichen. Diese wußten längst, daß Hartmann's Grundbegriffe so fest und so wohlbegründet seien, wie diejenigen irgend eines andern Philosophen; aber freilich konnte man es jenen Anderen, zumal bei dem vielfachen Vorurtheile gegen die Philosophie des Unbewußten, auch kaum verargen, wenn sie den Mangel einer zusammenhängenden Darstellung bekrittelten und als Einwurf gegen die Hartmann'sche Philosophie benutzten. Hier ist nun eine solche Darstellung in systematischer Form, ein Werk von solcher Fülle und Tiefe der Ideen, solcher Weite des Gesichtskreises und zugleich von solcher Klarheit und Vollkommenheit der äußeren Darstellung, daß die ganze zeitgenössische Katheder-Philosophie ihm nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat — da wird man gespannt sein dürfen, wie die Vertreter derselben sich von jetzt an gegen die Philosophie des Unbewußten verhalten werden. Wenn die Stellung eines Philosophen in der Geschichte der Philosophie sich wesentlich nach seinem metaphysischen Standpunkte richtet, der letztere aber am meisten durch seine Auffassung der Kategorien bestimmt wird, so wird man von jetzt an bei einer Darstellung der Hartmann'schen Philosophie sich wesentlich an die „Kategorienlehre" halten müssen, die im Zusammenhange mit dem „Grundproblem der Erkenntnißtheorie" den wesentlichsten Kern dieses Lehrgebäudes ausmacht.

Und worin beruht nun, um es noch einmal zusammenzufassen, die eigentliche Bedeutung des neuen Werkes von Hartmann? Diese liegt nach meiner Ansicht darin, daß es nicht bloß, wie oben schon hervorgehoben wurde, die Lehre von den Kategorien selbst einen Schritt weiter führt, sondern daß es in seiner Behandlung der verschiedenen Kategorien alles Dasjenige in sich verarbeitet und zur Einheit zusammenfaßt, was die gesammte Speculation seither an werthvollen und bleibenden Gedanken hervorgebracht hat. Nicht umsonst hat Hartmann selbst eine (bisher noch unveröffentlichte) „Geschichte der Metaphysik" mit besonderer Rücksicht auf die Kategorienlehre geschrieben, die gleichsam die historische Vorbereitung zu seinem jüngsten Werke bildet. Hier hat er Gelegenheit gehabt, sich bei seinen Vorgängern umzusehen und seine eigenen Ansichten an den ihrigen zu prüfen und zu vergleichen, um dadurch in den Stand gesetzt zu sein, selbst das Höchste auf diesem Gebiete zu leisten. So schließt denn das zu Ende gehende Jahrhundert mit einem philosophischen Werke ab, das die verschiedenartigsten Strahlen der bisherigen Gedankenentwickelung, wie in einem einzigen klaren Brennspiegel, sammelt. Mögen andere Arbeiten auf diesem Gebiete in Folge ihres mehr populären Gegenstandes eines größeren augenblicklichen literarischen Erfolges und einer allgemeineren Anerkennung von Seiten des Publicums sicher sein: die Hartmann'sche „Kategorienlehre" hat den Ruhm, *die bedeutendste philosophische Leistung seit Hegel's „Logik"* darzustellen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Heilige.

Von Domenico Ciampoli.

Autorisirte Uebersetzung von M. Nolte.

(Schluß.)

Nach geraumer Zeit erschienen Priester und Sacristan in der Hütte der Sterbenden. Ein trübes Lämpchen erhellte den Raum nur wenig; Rocco kniete schluchzend neben dem Bette und hatte sein Haupt auf die Hand seiner Frau gebeugt. Filomena, die bleich und unbeweglich, mit geschlossenen Augen ausgestreckt lag, schien wirklich schon todt zu sein; sie antwortete auf keine Frage, gab überhaupt kein Lebenszeichen von sich und ließ es geschehen, daß der Priester mit rauher, schlaftrunkener Stimme ihre Seele dem lieben Gott befahl. Als er sie mit Weihwasser besprengte, fuhr sie freilich zusammen, schauderte und wäre beinahe aufgesprungen, aber es war nur ein Augenblick ... Jetzt regte sie sich schon nicht mehr. Im Fortgehen warf Don Michele einen mitleidvollen Blick auf die Frau und auf Rocco und murmelte: „Die Aermste!" Dann eilte er, vom Sacristan begleitet, heim, um so bald wie möglich die unterbrochene Nachtruhe wieder aufzunehmen.

„Vortrefflich, ausgezeichnet!" rief Rocco aus, als die Beiden fort waren. „Ich schwöre Dir, dieß ist der letzte schlimme Streich, nachher will ich bei Dir bleiben und immer nur thun, was Du willst." Filomena richtete sich auf und drückte leidenschaftlich seinen Kopf an ihre von Angst und Sorgen abgehärmte Brust; sie sprach kein Wort, denn Thränen erstickten ihre Stimme; dann sank sie wieder zurück und barg ihren schmerzenden Kopf auf das Kissen, aber es war ihr, als ob sie wirklich sterben sollte, als Rocco sie verließ und draußen durch die dunkle Nacht davoneilte. —

Auf das verabredete Zeichen, ein leises, schlangenähnliches Zischen, machten ihm seine Genossen die Kirche auf und schaarten sich um ihn. Die Kirche, die nur von zwei am Altar des Heiligen angebrachten, verlöschenden Kerzen erhellt war, schien in dem geheimnißvollen Halbdunkel riesengroß; die Heiligenbilder in ihren Nischen schienen Wache haltende

Gespenster zu sein, die jeden Augenblick herabsteigen konnten; das Knarren einer Bank oder das Vorbeihuschen einer Schaar Mäuse klang, als ob sich Grabplatten verrückten und Särge knackten; oben zwischen den Balken des Dachstuhles und in den Bogen des Schiffes bewegten sich alte geweihte Ornate und Banner im leisen Zug, als seien es Kleider von Erhängten; und dort in den Beichtstühlen, wo sie sich schon bei Lebzeiten versteckt hatten, schienen sich die alten, längst verstorbenen Priester zu verbergen und bereit zu sein, gegen die Diebe zu donnern, wie sie früher von der Kanzel aus gegen Sünder gedonnert hatten. Der heilige Antonius stand ruhig und hoheitsvoll auf seinem goldenen Sockel, weißschimmernd, eine Hand trotzig ausgestreckt, die andere auf die Brust gelegt, wie um die Kleinodien der Stola zu vertheidigen; kühn und drohend stand er da, die Mitra aus der hohen Stirn gerückt, mit einer sicheren, kampfesmuthigen Miene, als wolle er sagen:

„Vorwärts, Ihr Herren, nur heran! Wenn Ihr muthig genug seid, hier stehe ich und erwarte Euch!"

Rocco ging keck bis an das Standbild heran; die Anderen folgten ihm widerwillig. Der Heilige blickte ihn fest und gelassen an wie ein Mensch; auf der bleichen Lippe zitterte ein wehmüthiges, mitleidiges Lächeln, und die ausgestreckte Hand schien zu beben, da sie sich bemühte, den Räuber fern zu halten. Das Licht der beiden Lampen erhellte ihm das fahle Antlitz und übergoß es mit der schreckenvollen Majestät eines Apostels, vor welcher Rocco ein recht unbequemes Zittern in den Gliedern empfand; er zögerte sogar, wie von heiliger Scheu ergriffen, das Standbild zu berühren; tief innen flehte und mahnte eine leise, sanfte Stimme, wie von fern, wie das bebende Stimmlein seines greisen Mütterchens: Thu es nicht! Berühre nicht dies heilige Bildniß! Wirf Dich auf die Kniee und bete, daß der Heilige Dir helfe, des bösen Gedankens Herr zu werden; oder wenn Du das nicht willst, so fliehe, fliehe ... — Er wandte sich und sah all' seine Genossen bleich und wie angewurzelt stehen; alle hörten sie vielleicht dieselbe sanfte, mahnende Stimme, alle waren im Bann kindlicher, abergläubischer Furcht. Wenn sie nun durch ein Wunder plötzlich versteinert würden und ein ewiges, warnendes Schauspiel bilden müßten allen Pilgern, die dies Heiligthum besuchten, durch Jahrhunderte, in alle Ewigkeit? Nein, und tausend Mal nein, die Sache war unmöglich! Die tiefe Stille der Nacht erhöhte noch alle Schrecknisse. Sie sahen sich verstohlen um, jeden Augenblick fürchtend, entdeckt zu werden! Und dann die Augen des Heiligen! Wie furchtbar durchdringend sie blickten, diese weit offenen, starren Augen ...

Die Feigheit der Genossen entzündete jedoch in Rocco neuen Muth; mit abgewandtem Gesicht, als ob er einen Faustschlag erwartete, streckte er seine zitternde Rechte aus und ergriff die des Heiligen: sie war eiskalt, aber unbeweglich. Zitternd wie Espenlaub, mit schlotternden Knien nahm Rocco ihm jetzt Ringe, Stola und Halsketten ab, die er eilig in die Taschen und in das offene Hemd schob. Ihm schwindelte, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, die eiskalten Edelsteine auf seiner Brust waren ihm wie Dolchstiche, es galt, rasch zu sein, diesem Zustande ein Ende zu machen und ohne Lärm das Bildniß hinauszutragen. Er ermunterte also die Genossen. Weßhalb zögerten sie noch? Sie sahen es ja doch, der Heilige rührte und regte sich nicht? Wollten sie vielleicht dableiben und sich vom Morgengrauen und von den Landjägern überraschen lassen? Helfen sollten sie ihm und dann rasch fort. Mit großer Anstrengung wurde das Standbild gehoben und vier Leuten auf die Schultern geladen; der Alte öffnete die Kirchthür und so verließ der heilige Antonius seine geweihte Stätte!

Rocco ging etwa zwanzig Schritte voran; das ganze Dorf schlief; über die Berge stürmte der brausende Wind dahin; hier und dort heulte ein Hund im Stall, und eine schwarze Katze huschte von Haus zu Haus. Der Heilige wurde bei jedem Schritt schwerer, die Schultern der Träger waren lahm und wund, aber die Furcht vor Entdeckung siegte über das lastende Gewicht und die Ermattung; so waren sie bald draußen im freien Felde, von Hecken geborgen, und hielten anfathmend Rath, was zu thun sei. Sie wurden darüber einig, ihn nach der Bärenhöhle zu bringen, um ihn später einzuschmelzen. Dort in jener einsamen, mitten im Walde gelegenen Höhle, aus der Teufel und Hexen hervorgehen sollten, würde ihn selbst der liebe Gott nicht finden können. Sie, die Räuber würden spornstreichs in's Dorf zurückkehren und als Erste einen gewaltigen Lärm schlagen; Rocco sollte die Landjäger an der Aronabrücke treffen und seine Führung anbieten, um den Verdacht abzulenken, ja, er sollte sogar sagen, er habe eine Schaar aus Boviero mit einer schweren Last durch das Dunkel entweichen sehen.

Der Wind wurde stärker, auf den schutzlosen Richtwegen über die kahlen Felsen trieb er ihnen Staub und dicke Regentropfen in's Gesicht; von fern grollte der Donner, und hin und wieder erleuchteten fahle Blitze auf Augenblicke den Weg. Als sie den Wald betraten, fing der Regen an in Strömen niederzurauschen. Rocco verfluchte alle Heiligen im Kalender, besonders, um seinen Genossen Muth zu machen; aber diese wollten sich plötzlich ausruhen und legten den heiligen Antonius sanft auf's Gras. Bei jedem Blitzstrahl sahen sie seine furchtbaren Augen starr auf seine Räuber gerichtet, als wollte er sagen: „Ihr sollt es noch büßen! Ich räche mich!" Und die Räuber sahen sich an mit der stummen Frage, ob es nicht besser sei, die gefährliche schwere Last liegen zu lassen, wo sie lag, und selbst heim und zu Bett zu gehen. Aber Rocco, der Teufelskerl, ließ ihnen keine Ruhe.

„Auf, Brüder, laßt uns gehen!" mahnte er nach kurzer Zeit. „Jeder Aufenthalt bringt Gefahr."

Sie brachen wieder auf; der Weg wurde immer steiler, die Baumstümpfe und Ginstersträuche immer häufiger, die Träger stolperten und schwankten bei jedem Schritt. Gewiß, der Heilige zeigte seine Macht; mit Wind hatte er begonnen, ihnen darauf Regen gesandt und wer weiß, ob er sie nicht noch durch einen Blitzstrahl zu erschlagen beabsichtigte! Die Dunkelheit hatte dermaßen zugenommen, daß sie sich unter einander nicht mehr erkennen konnten, und obgleich sie den Wald ganz genau kannten, kamen sie nur langsam vorwärts, schweißtriefend, und vom Schmutz des Waldweges über und über bespritzt. Endlich hatten sie die Bärenhöhle erreicht; aber ihre Oeffnung war von Brombeersträuchen, Brennnesseln und Schlingpflanzen so überwuchert, daß die Räuber darauf verzichteten, sich hindurchzuarbeiten und ungeduldig nur den Heiligen in das Loch warfen. Man hörte das dumpfe Geräusch eines weit hinrollenden Körpers, dann nichts mehr als das Getöse des Regens auf dem dichten Blätterdache, das wie das Rauschen eines Sturzbaches klang.

„Nun Adieu," sagte Rocco, „ich laufe auf dem Richtwege nach der Arona, wo die Landjäger im Hinterhalte liegen ... Die müssen sehen, wie treu ich ihrer Sache diene, lasse ich doch sogar mein todtkrankes Weib allein, um sie auf die Fährte der Räuber zu bringen ... Geht Ihr nach Hause, Euch ausruhen! ... Morgen werden wir für den heiligen Antonius sorgen." Und er verschwand wie ein Schatten im Walde, während die Anderen den Weg nach dem Dorfe einschlugen. „Jetzt möge der Teufel uns gnädig sein," sagte der Alte, „denn auf den Beistand der Heiligen ist nicht mehr zu rechnen."

## III.

Als am andern Morgen der Sacristan die Kirche betrat, um die Frühglocke zu läuten, sah er den heiligen Antonius nicht mehr an seinem Platze; er rieb sich die Augen, da er fürchtete, noch betrunken zu sein, aber der Heilige war wirklich nicht mehr da. Er suchte überall in den anderen Nischen, in der Sacristei — vergebens! Der Heilige war und blieb verschwunden. Da lief er in seiner Verzweiflung an die Glocke und läutete Sturm. Es war ihm eine Erleichterung, die schwere Glocke mit fieberhaften, heftigen Bewegungen in Schwung zu bringen und das ganze Dorf zusammenzurufen. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, er wußte nicht, war's ein Wunder, war's ein Raub, aber sicher war es, der heilige Antonius von Montaspro, der auf hundert Meilen hinaus berühmteste Heilige, war verschwunden ... Die Dorfbewohner, die eben erst ihre Betten verlassen hatten, oder die gerade in's Feld an

die Arbeit gehen wollten, glaubten zunächst, es sei Feuer ausgebrochen, und eilten mit Heugabeln, Stricken und Leitern bewaffnet herbei. Frauen trugen ihre Kinder sorgsam in den Armen, und junge Mädchen blickten schlaftrunken zum Fenster hinaus. Die Landjäger kehrten soeben von ihrer vergeblichen Expedition zurück und warfen sich mit aller Gewalt in die Menge. Don Michele erschien in Hemdsärmeln auf seinem Balcon. Alle stürzten schreiend in die Kirche, und bald wußte das ganze Dorf die traurige Nachricht.

Ein langer, wilder Wehschrei erhob sich, die Frauen rauften sich die Haare, die Männer drohten und fluchten. Rocco de' Santorresi war Einer der Ersten, der Rache schrie: man mußte den Heiligen um jeden Preis wieder erlangen, *ihren* Heiligen, ihren großen, wunderthätigen Heiligen ... Es entstand, Keiner wußte recht wie, das Gerücht, daß die Räuber aus Boviero, dem feindlichen Nachbardorfe, seien, und sofort schlugen die Verwegensten, die Gesellschaft „Thonpfeife", vor, dorthin zu eilen, das ganze Dorf in Brand zu stecken und dem Erdboden gleich zu machen ... Der Ortsrichter eilte herbei und suchte die Aufregung damit zu beschwichtigen, daß er sagte, die Obrigkeit würde die Verbrecher schon ausfindig machen und der gerechten Strafe überantworten; aber Jene glaubten nicht mehr an die obrigkeitliche Macht, und seine Worte wurden von Widerspruch, Geschrei und Beleidigungen übertönt. Darauf hielt der Ortsvorsteher eine Rede, aber seine Worte verhallten ungehört. Erst als Don Michele vom Altar aus ihnen zurief, daß es nutzlos sei, viel Lärm zu machen, und daß sie lieber niederknien und beten sollten, daß der Heilige, der ja so viele Wunder wirke, schon selbst zu ihnen zurückkehren würde und daß er, ein Priester Gottes, die kirchenschänderische Hand verfluche, die das verehrte Bild entführt habe: da erst wurden die Gemüther etwas ruhiger. Die Meisten knieten vor den Altären nieder, die Aengstlichen kehrten heim und besprachen dabei den Fall, die Schwätzer und die Muthigen bildeten vor der Kirchthür kleine Gruppen. Unterdessen wurden Boten an die benachbarten Dörfer geschickt, Telegramme an den Unterpräfecten und die Spitzen der Behörden ausgefertigt und mehrere Leute vor Gericht vernommen, kurz, als endlich die Sonne hoch am Himmel stand, und man glaubte, allerlei entdeckt zu haben, wußte man weniger als vorher, wenn man auch mehr darüber redete ... Das hinderte aber den schriftstellernden Schulmeister nicht, einen langen Brief an die „Abendpost" zu schreiben, in welchem er neben anderen Gemeinplätzen in einer nicht ganz unverbrauchten Phrase daran erinnerte, „er sei weder selbst Prophet noch Sohn eines Propheten" und habe doch in der letzten Correspondenz vorhergesagt, „daß nicht einmal die geweihten Stätten vor den Räuberhänden sicher seien". Diese unvorsichtigen Worte ließen in ihm später beinahe einen Mitschuldigen vermuthen. Während nun, die albernsten Märchen betreffend, das wunderbare Verschwinden des Heiligen von Mund zu Mund gingen, verloren die Diebe ihrerseits keine Zeit und fanden sich Einer nach dem Andern auf einsamen Wegen an der Bärenhöhle ein. Flugs machten sich Einige daran, im Tuffstein eine Art Heerd zu construiren, auf dem der Heilige eingeschmolzen werden sollte; Andere hingegen holten vorsichtig Holzklötze, dürre Zweige, Späne, Reisig und ein paar Holzkohlen herbei als Nahrung für das Feuer.

Gegen Abend war Alles bereit. Der heilige Antonius stand wie ein Märtyrer vergangener Zeiten gelassen auf dem Scheiterhaufen. Die große, im Felsgeklüft versteckt gelegene Höhle hatte zwei Ausgänge, die sowohl als Schornsteine für den Rauch dienten, als auch bei einer etwaigen Ueberraschung den Dieben die Flucht erleichtern konnten. Als die ersten unsicheren Flammen emporzüngelten, huschten unheimliche Schatten über die feuchten Wände der Höhle, das Antlitz des Heiligen verdüsterte sich, dann war plötzlich Alles in dichte Rauchwolken gehüllt und endlich brachen die Flammen gewaltig los, das Bildniß ganz umhüllend, als ob der arme Heilige sich mitten in der Hölle befände. Die Gesellschaft hatte sich in die Arbeit ehrlich getheilt': Zwei schürten das Feuer und warfen ohne Unterlaß Feuerung nach, Zwei hielten am einen und Zwei am anderen Höhleneingange Wache, um sofort Allarm schlagen zu können, wenn irgend Jemand sich blicken ließ, und Rocco, der nach Montaspro zurückgekehrt war, ging dort vom Café „Schwalbe" in Cinga Cagnocchi's Schenke und von der Schenke in die Apotheke, um Allen, die es hören oder auch nicht hören wollten, zu erzählen, daß seine Frau letzte Nacht im Todeskampfe gelegen habe, und daß er trotzdem in Gemeinschaft mit den Landjägern einen großen räuberischen Ueberfall des Postwagens, der auf der Aronabrücke geplant war, hintertrieben habe. Wer hätte nun wohl den geringsten Verdacht gegen ihn, Rocco, hegen können? Gegen ihn, der in einer Gruppe Dorfbewohner stand und mit frommem Augenaufschlag meinte: Könnte das Verschwinden des Heiligen nicht auch ein Wunder sein? Ist nicht das heilige Haus von Loreto Tausende von Meilen her durch die Luft gepflogen? Und wenn ein Haus fliegen kann, warum sollte es da ein Heiliger nicht können, wenn es ihm gefällt? Und endlich, wer konnte sagen, daß er ganz von Sünden frei und der Gegenwart des Heiligen würdig sei?

Als Alle wohl hatten begreifen müssen, daß er die reinste, frommste Seele auf der ganzen Erde sei, suchte er sein Haus auf, warf sich, ohne seiner Frau ein Sterbenswörtchen zu antworten, auf sein Bett und schlief einige Stunden ganz fest. Filomena beobachtete ihn lange in höchster Verwunderung über diese merkwürdige Seelenruhe; *sie* hatte ja den ganzen Tag in Thränen zugebracht in Verzweiflung darüber, daß sie zu dem Raube behülflich gewesen war, schaudernd vor den Drohungen der aufgeregten Volksmenge. O, wenn sie nur hätte weit, weit fliehen können in jene alte, armselige Hütte, wo *er* sie ihren alten Eltern entführt hatte! Wenn sie auch nur den Gatten hätte von dem bösen Wege zurückhalten können! Aber nein, es war Alles verloren, sogar das ewige Seelenheil, und sie fühlte den Fluch auf ihrem Haupte lasten. Sie weinte nicht mehr, die Sinne waren ihr verwirrt, wie in Fieberphantasien. Warum war sie denn dazu verurtheilt, so viel zu leiden? Warum ließ sie die liebe Mutter Gottes nicht sterben? Sie war so schwach und abgespannt, daß sie kaum noch Athem holen konnte ... und jeden Tag, jede Nacht mußte sie jenen Menschen erwarten, weil sie ihn so über Alles lieb hatte und für ihn Leib und Leben und ihr höchstes Gut geopfert haben würde. Leise, den Athem anhaltend, beugte sie sich über ihn, küßte ihm den braunen, kräftigen Kopf und die Locken und sah ihn dabei mit unendlich liebevollem Blick an ... Wie war er kräftig und schön, welch' breite Brust, welch' nervige Arme! Und wenn er nun eines Tages auf frischer That ertappt würde? Wenn er gefesselt in einen dunklen Kerker geworfen oder gar hingerichtet würde? O, nein, nein, lieber Herrgott im Himmel, nur das nicht! Sie schauderte so heftig, daß Rocco erwachte. „Was machst Du, Mena?" — „Ich sehe Dich an." — „Geh schlafen!" — „Und Du?" — „Ich muß aus; noch diese Nacht." — „Und dann?" — „Dann ... ziehen wir nach Amerika ... da werden uns die Leute in Ruhe lassen. Jetzt, gute Nacht!"

Er wandte sich zum Gehen, aber Filomena umklammerte ihn: Nein, nein, sie wollte nicht, daß er ginge, ihr ahnte Unheil! Er möchte nur Alles an die Anderen geben, denn gewiß, gewiß, über kurz oder lang würde der Heilige sich rächen ... Rocco machte sich lächelnd los, küßte sie auf den Mund und verließ sie. Einen Augenblick schwankte sie noch mit weitgeöffneten Armen, dann raffte sie sich plötzlich auf und stürzte ihm nach in die dunkle Nacht hinaus. Sie folgte ihm, der behutsam wie ein schwarzer Schatten dahinglitt, sich hier im tiefen Düster eines Kastanienwäldchens und dort hinter hohen Hecken verbergend, hier ein Bächlein überspringend, dort einen Felsen erklimmend. Wenn sie ihn aus den Augen verlor, beschleunigte sie keuchend den Schritt, in der größten Furcht, ihn ganz zu verlieren, und sie fühlte sich muthiger, wenn sie ihm nahe war, obgleich ungehört und ungesehen. Im Walde verdoppelte sich ihre Angst und Noth, ihre Kleider blieben in Dornbüschen hängen, und sie riß sich die Hände blutig in vergeblichen Versuchen, sich zu befreien, sie stolperte über lose Steine und Baumwurzeln und lehnte ermattet gegen Baumstämme; aber sie hielt sich nicht auf: wohin nur ihr Gatte eilte? Würden ihre Kräfte ausreichen, um ihm zu folgen, und würde sie nicht vorher todt niedersinken? Nicht die

Qualen und Beschwerden des Weges waren ihr zur Last, sie befürchtete nur, kraftlos niederzusinken und nicht mehr mit ihm das Ziel zu erreichen, ihn zu retten, oder doch mit ihm zu sterben. Plötzlich verlor sie ihn wirklich aus den Augen, sie horchte — kein Laut! Hatte die Erde ihn verschlungen? Da war sie auf einmal von einer Rauchwolke umringt und mußte, wie sehr sie sich auch gegen den Reiz sträubte, laut husten; im selben Augenblick wurde sie von vier nervigen Fäusten gepackt:

„Wer bist Du?“ fragte eine wilde, rauhe Stimme.

„Mena — Rocco's Weib . . .“ — „Was willst Du hier?“ — „Meinen Mann.“

Mehr todt als lebendig schleppten die Männer sie in die Höhle, wo es zum Ersticken heiß war. Mitten in einem riesengroßen Kohlenfeuer zerschmolz langsam der heilige Antonius. Den Kopf hatten ihm die Räuber herabgerissen, weil selbst noch im Feuer die Augen so unheimlich starrten . . . Rocco hätte am liebsten seine Frau tüchtig ausgescholten, aber sie bot einen so bejammernswerthen Anblick dar! Vor dem Haupte des Heiligen niedergekniet, barg sie das Angesicht in den Händen und weinte herzzerreißend vor Angst und Rührung. O ja, gewiß würde der Heilige die Frevler strafen! Und sie selbst, die stets so gläubig gewesen, sie konnte diesen Anblick ertragen, ohne todt niederzusinken! Das flüssig gewordene Silber rann in mehrere kleine, in den Tuffstein gehauene Vertiefungen ab und war so roth, daß es strömendem Blute glich . . . Plötzlich kam der unglücklichen Frau ein Gedanke: sie wollte der Kirche wenigstens dies Haupt wiederbringen und so den Frevel mildern, vielleicht auch Vergebung erlangen . . . Nein, in's Feuer sollten sie dies heilige Haupt nicht werfen, das würde sie nicht ertragen können! Sie nahm es ehrerbietig auf, küßte es und kniete dann in einer dunklen Ecke zum Beten nieder . . .

Rocco war ganz damit beschäftigt, mit Hülfe der Anderen die Silberbächlein in ihr richtiges Bett zu leiten und achtete daher nicht mehr auf sie; er sah nicht, wie sie leise die Höhle verließ, hörte nicht, wie die Büsche hinter ihr zusammenschlugen und den Höhleneingang wieder verbargen . . . Draußen im Freien bekam sie wieder neuen Muth und lief wie eine Wahnsinnige, das Haupt des Heiligen in der Schürze wohl geborgen; es schien ihr, sie könne auf diese Weise sowohl ihren Gatten erlösen, als auch das gestohlene Gut zurückerstatten . . .

Als sie in Montaspro anlangte, wurde gerade die Frühglocke geläutet; ihr klang's wie Freudengeläute bei einer Procession. Rasch schlüpfte sie in die Kirche, setzte den Kopf auf den Hochaltar und eilte nach Hause mit fliegendem Athem und wirrem Haar. Im Laufe des Morgens verkündete Don Michele di Nunzio das Wunder: der heilige Antonius war aus den kirchenschänderischen Händen der Räuber entwichen und heimgekehrt in seine fromme Gemeinde. Und richtig! Ueber der Stola ragte wieder das weißschimmernde Haupt, hoheitsvoll und ohne Vorwurf . . .

## Aus der Hauptstadt.

### Zurück auf die Schanzen!

Es war eine äußerst feierliche Veranstaltung, ein Tag von der Sorte, die man, ob es Einem paßt oder nicht, in bleibender Erinnerung behält. Im Saale des Wintergarten-Specialitäten-Theaters, der freilich an den Anblick halsbrecherischer Productionen auf dem gespannten Seile, phantastischer Gliederverrenkungen und komischer Eiertänze gewöhnt ist, an der Stätte harmlosen Spießeramüsements hatte sich vom deutschen Freisinn versammelt, was noch kriechen und athmen konnte. Alle diese Mannen waren ebenso durchdrungen vom Ernste der Minute wie vom eigenen Werthe, von Toleranz, Aufklärung und herzinniger Volksfreundschaft. Zwar fehlte der Spaßmacher nicht, und johlendes Gelächter widerhallte im Raume, als plötzlich sämmtliche Lampen erloschen und der Abgeordnete für Jauer schmunzelnd erklärte, dies wäre die Finsterniß, die Stöcker im Lande verbreiten wolle. Im großen Ganzen aber blieb die festliche Würde gewahrt. Eugen Richter und Herr Heinrich Rickert hatten sich gefunden, aus Secession und Fortschritt war die große deutschfreisinnige Partei hervorgegangen, die hundert und einige Sitze im Reichstage inne hatte. Dabei gab es nichts zu lachen, wahrhaftig nicht. Und weil Jeder eine Stimme hatte und fest entschlossen war, sie unter allen Umständen in die Wagschale zu werfen, schwieg keiner der anwesenden Deputirten, als der zu Ehren des Tages, natürlich von Albert Träger, gedichtete Weihecantus stieg:

Aus den Zelten auf die Schanzen!
Alle vorwärts, Mann für Mann!
Jeder schließe sich dem Ganzen
Opferfreudig dienend an!
Die den Arm euch lähmend bindet,
Löst der Zwietracht Bann und Hast!
Auch das Schwerste überwindet
Deutscher Muth und deutsche Kraft.

Herr von Forckenbeck, der arbeitsame Oberbürgermeister von Berlin, hatte kurz vorher den nun gleich vom Partei-Barden in Reime gebrachten Schlachtruf: Zurück auf die Schanzen! ausgestoßen und, um der Bismarck'schen Wirthschaftspolitik den Gnadenstoß zu geben, die Antikornzoll-Liga nach englischem Muster gegründet. Es ist das Kriterium des landläufigen Freisinns, daß er alle seine liberalen und constitutionellen Gedanken billig aus England bezieht, leider immer vierzig Jahre zu spät und immer erst an dem Tage, wo sie jenseits des Canals nicht einmal mehr im Ansehen von Ladenhütern stehen. Die Wahlen hatten den beiden freisinnigen Fractionen nicht unerhebliche Verstärkungen eingetragen, der gemeinsame Haß wider Bismarck, die überragende Persönlichkeit des alten Kanzlers brachte sie zusammen und spielte den Kuppler bei der späten Liebschaft. Eugen Richter besonders stieg der Bismarck-Antagonismus, dem allein er seine politische Stellung und Bedeutung verdankte, zu Kopfe. Alle anderen Gegensätze vergaß er, schob alle anderen Wünsche zurück, um sich ganz der Bekämpfung und Vernichtung des Kanzlers widmen zu können. Bismarck erlag nicht seinen Schleuderspeeren, und auch Herr Liebknecht hat den Alten nicht zur Strecke gebracht, obgleich er sich dieser That neulich in Holland mit vollen Backen rühmte. Im Sturze aber riß der Gewaltige Herrn Richter und die große freisinnige Partei mit sich. So lange er, in der unbändigen Vollkraft seines Willens, die Kessel feuerte, war ein Eugen Richter dem Deutschen Reiche vielleicht so nöthig gewesen, wie der Maschine das Dampfventil. Die Caprivi und Genossen bedurften keines Reibungswiderstandes, Richter's Ruhm verblaßte, als Bismarck's Stern nur noch einsam leuchtete. Der Kluge spürte das wohl und suchte die überschüssige Kraft, deren er nun zur Bekämpfung des mächtigen Feindes nicht mehr bedurfte, an minder gefährlichen Objecten auszutoben. Herrn Rickert's Passionswochen begannen, der häuslichen Scenen im Freisinnslager ward kein Ende mehr. Die verärgerten Ehegatten benutzten die erste als die beste Gelegenheit, sich zu trennen. Daß die Frau, von Herrn Rickert dargestellt, für's Militär erglühte, brachte den Mann Richter besonders in Harnisch und erleichterte ihm die Scheidung.

* * *

Schlecht und recht hat sich der Freisinn seitdem durch die Welt geschlagen. Ihm stand eine starke, eine noch immer starke Presse zur Seite, und wenn auch Wahlkreis um Wahlkreis, Blatt um Blatt fiel, so verlor er doch nicht die Hoffnung auf bessere Zeiten. Daß sich in den Urnen immer weniger Stimmen für seine Candidaten, ja, daß sich zuweilen sogar keine Candidaten mehr fanden, schob er auf die vorübergehende Verständnißlosigkeit der Massen, auf den Einfluß gewissenloser Hetzer, der morgen siegreich überwunden sein mußte, auf die Fehler der

Regierung und der Menschheit an sich — nur nicht auf die eigenen. Alle Parteien in der Runde sah er Mauserungsprocesse durchmachen; er allein blieb der Alte voll und ganz und unentwegt. Er bemerkte, daß das Centrum eifrig Mittelstandspolitik betrieb, daß die Conservativen erst den Antisemitismus, dann die Bauernbewegung für sich ausnutzten, daß selbst unter den Nationalliberalen eine agrarische und reformerische Richtung erwachte. Aber diese Wandlungen deuchten ihn verächtlich, und um so höher schätzte er sein Beharrungsvermögen. Kamen gut freisinnige, wohlmeinende Männer, wie der Eisenacher Dr. Harmening, und versuchten, der Partei neues Ideenblut einzuspritzen oder sie doch wenigstens ein bißchen modern aufzuputzen, dann machte man kurzen Proceß mit ihnen. Inmitten einer allgemeinen Erneuerung, einer grundstürzenden und grundlegenden Zeit mumificirten sich die beiden linksliberalen Fractionen, wurden zu wahrhaft stockconservativen. Rathlos sahen sie ihre letzte Macht schwinden, sahen just die Volkskreise, die ihre Kerntruppen bildeten, mit fliegenden Fahnen in's feindliche Lager übergehen. Jede Neuwahl machte ihre kleine Schaar weiter zusammenschmelzen. Der Liberalismus wurde im Parlamente zu einer quantité négligeable. Und in einer Einsichtslosigkeit, die auf den ersten Blick unbegreiflich scheint, thaten seine Führer nichts, diesen beschämenden Zustand zu ändern.

Die um Rickert freilich, denen es zunächst an den Kragen ging, entwickelten zeitweilig nervösen Eifer, krankhafte Arbeitslust. Ihnen konnte es gar nicht schnell genug auf die Schanzen zurückgehen. Indeß beschränkten sie sich darauf, die alterprobten Mätzchen noch einmal zu machen, die Gründung von Wahlvereinen, demokratischen Tractätchenblättern, die Entsendung von revolverbewaffneten Reiseaposteln, überhaupt die Verschleuderung von Unsummen Geldes zu betreiben. Der Thiergartenliberalismus kann sich's ja leisten. Aber nicht der kleinste Erfolg lohnte die blutigen Mühen. Und heut' ist im ganzen Freisinnslager kein Mensch, der nicht genau weiß, daß die Wahlen von 1898 zum Mindesten der Gefolgschaft Barth's und weiland Bamberger's den Hals umdrehen werden. Fliegende Angst hat sich der leitenden Männer bemächtigt, und um sich vor'm Untergange zu retten, vergessen sie allen instinctiven Widerwillen und Haß, flüchten sie reumüthig an Eugen Richter's Busen zurück. Aber der Grimme ließ bereits durch seine Schildknappen verkünden, daß er nicht Willens wäre, sich contractlich an einen Leichnam zu ketten. In Wahrheit ist er froh, wenn er 1898 selbst über den Berg kommt, und all' sein Sinnen und Trachten geht bereits nur dahin, für die schrecklichen Wahlen leidlich gerüstet sein. Dem Recken, der die Verlängerung der Legislaturperiode auf fünf Jahre einst so erbittert bekämpfte, wäre jetzt auf einmal die dreißigjährige weit lieber als die fünfjährige. —

Der Freisinn gebietet noch über eine stattliche Zahl von Intelligenzen. Neben wenigen wangenblassen Theoretikern stehen Leute an seiner Spitze, die das Leben und das Volk, seine Herzenswünsche und seine Stimmungen kennen müssen. Es ist schwer zu glauben, daß diese Männer im Ernste eine Rettung ihrer Partei von den albernen Maßnahmen erhoffen, die Herr Rickert von Zeit zu Zeit trifft. Sie wissen vielmehr genau, wo das Uebel sitzt und wie ihm abzuhelfen ist. Aber sie wagen das erlösende Wort nicht, oder sie hegen keinen Zweifel mehr daran, daß es für dies erlösende Wort bereits zu spät ist.

* * *

Augenblicklich durchtobt die linksliberale Presse, die sich auf dergleichen trefflich versteht, ein wuchtiger Sturm; täglich verstärkt schallt aus ihren Spalten der Schrei nach Einigung aller Freisinnigen empor. Noch einmal will diese Presse ihre Macht erproben, noch einmal ihre letzte Kraft aufbieten, um die Fractionen vom Untergange zu erretten, die nur noch Dank ihrem Gelärm und ihrer Trompetenmusik ein Scheinleben führen. Die Annoncenverleger auf der Linken geben sich, wenn sie ihre Rechnungsbücher abschließen, keinerlei Illusionen hin. Die freisinnigen Fractionen sind unmöglich ohne sie, hängen ganz und gar von ihrem guten Willen ab; andererseits aber braucht die freisinnige Journalistik eine entsprechende Partei, für die sie Tag um Tag begeistert und selbstlos eintreten kann. Sie wüßte sonst wahrhaftig nicht ein noch aus. Den erschreckenden Rückgang der freisinnigen Anschauungen hat den Verlegern die letzte Bilanz zahlenmäßig und unwiderleglich bewiesen; sie müssen den völligen Zusammenbruch befürchten, wenn nicht auf der Stelle die äußersten Anstrengungen gemacht werden. Darum dröhnt Abends wie Morgens unablässig der Ruf des guten Attinghausen aus den Palästen der Mosse, der Lessing und Co. Darum wird der kleine Rest freisinniger Wähler, — „Wählermassen" im phantasiereichen Jargon des Berliner Journalismus — der sich unter den Lesern der Mosse- und Lessing-Blätter noch findet, künstlich sieberhaft aufgeregt und rastlos gegen die der Einigung widerstrebenden Führer gehetzt. Und darum ist der Eintrachtsschrei plötzlich in der Mitte des Januarmonates erschollen, nachdem die Buchhalter ihren Chefs die ersten, niederschmetternden Nachrichten über den Rückgang des Abonnenten- und Inseraten-Ertrages gebracht hatten.

Die geschäftsklugen Herren vergessen, daß nothwendig der Freisinn an seinen Zeitungen, die freisinnigen Zeitungen an ihrer Partei zu Grunde gehen müssen. Die sich gegenseitig zu einer Großmacht emporschraubten, ruiniren sich nun gegenseitig. Auch das ist eine Nemesis. Je schneller und bodenloser das Ansehen der beiden Fractionen sinkt, desto allgemeiner, desto gründlicher wird naturgemäß der Rückgang der für sie einstehenden Blätter sein. Der Lese-Philister liebt es ohnehin nicht, sich ständig in Gesellschaft einer lächerlich dürftigen Minorität zu befinden. Nur kurze Zeit hält er unglücklichen Feldherren die Treue, nachher schwimmt er um so vergnügter mit dem Strome. Die Zeitungen ihrerseits, gezwungen, ausschließlich nach dem Geschmacke der großen Inserenten, im Sinne der plump-capitalistischen Annoncen-Weltanschauung zu schreiben, hindern dadurch die Partei, ihr ödes Manchesterthum abzustreifen, sich durch ein gesundes und volksthümliches Wirthschafts-Reform-Programm zu verjüngen. Ein Keil treibt und zermalmt den anderen.

In den Hirnen etlicher geplagter Politikmacher mit vierteljährlicher Kündigung hat sich auf Befehl der Verleger die fixe Idee festgesetzt, daß die kommenden Wahlen schon darum günstig für den Freisinn ausfallen müssen, weil die vorhergegangenen ihm ausnahmslos schweren Abbruch gethan haben. Wohl lösen sich in England Whigs und Tories mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit in der Herrschaft ab. Aber jenseits des Canales handelt es sich um lebensstarke, mit dem ganzen Inhalte ihrer Zeit angefüllte Parteien, deren vornehmstes Streben darin besteht, allen wechselnden Bedürfnissen des Tages zu genügen, die Wünsche der Nation früher als der Gegner zu erlauschen und, ihm den Rang ablaufend, sich zu ihrem Herold zu machen. Der versteinerte deutsche Liberalismus hat so hohe und freie Kunst nie verstanden. Und die sich zu seinen Wortführern weihen und wählen ließen, die, ohne zu erröthen, die fröhlichen, tapferen Schwärmer von 1848 ihre geistigen Ahnen nennen, haben in Wahrheit den liberalen Gedanken geschändet, verrathen und verkauft. Mißbraucht haben sie ihn für die verwüstenden Zwecke des Großcapitalismus; nicht sein Unsterbliches und Erlösendes, seine Irrthümer haben sie betont und hoch gehalten. Mit blinder oder vielleicht auch mit gar nicht blinder Zähigkeit vertheidigen sie die sogenannten liberalen Wirthschaftsgesetze, deren Schädlichkeit und Staatsgefährlichkeit heute doch in jeder Kossäthenhütte klar erkannt ist. Zum schmierigen Hausknechte des Jobberthumes ward von ihnen die liberale Idee herabgewürdigt, der goldene Gedanke, davon die Besten unseres Landes Jahrzehnte lang geträumt und gesungen haben, der die ganze, heilige Sehnsucht zweier Menschenalter einschloß und darstellte . . .

* * *

Der Liberalismus an sich ist noch nicht für alle Zeiten abgelöst, wie manche Weltweise glauben machen möchten. Besonders in einem Staate, dessen Regierung allen Ernstes ein Umsturzgesetz, wie das Köller'sche, vor die Kammer bringen konnte, hat er seine Mission noch nicht erfüllt. Aber wer heute in Wahrheit liberal denkt und empfindet,

muß seine Bundesgenossen weit rechts suchen. Im Centrum, unter den Conservativen sammeln sich die Heerhausen, die das gequälte Handwerker- und Bauernvolk, diesen Kern der Nation, wirthschaftlich und damit geistig befreien wollen. Keine Hand rühren zu solchem Werke die Vertreter des landläufigen Liberalismus, sie bekämpfen es sogar mit steigender Erbitterung. Spotten ihrer selbst und wissen nicht, wie.

Es ist nur eine Frage der Zeit, ob und wann die freiheitliche Volkspartei kommt. Ansätze dazu sind allenthalben vorhanden, und an Versuchen, sie zu begründen, fehlt es nicht. Diese Volkspartei, die jetzt unterm Schutze des aufgeklärten Conservatismus heranwächst, wird das Testament des Liberalismus erfüllen. Zurück auf die Schanzen! Besser als die paar kläglichen Mannen um Rickert und Richter wird sie das unverletzliche, allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht und die in der Verfassung pomphaft verzeichneten, leider arg heruntergekommenen und verschandelten Freiheiten zu schützen verstehen. Niemand aber wird die Wiedergeburt des Liberalismus freudiger, rückhaltloser begrüßen als die, denen für seine heutige, jämmerliche Entartung kein Tadel zu hart, kein Spott zu scharf ist. Und dann hat auch die Stunde der vielberufenen Einigung aller Anhänger und Bekenner der liberalen Idee geschlagen, dann wird für feierlich freudige Zusammenkünfte der Gläubigen wieder Ursache und Neigung vorhanden sein. Daß Albert Träger für jene Feste in keine nach bekannter Melodie zu singende Leitgedichte ausbrechen wird, ist ein Anlaß und ein Anreiz mehr, sie herbeizuführen und zu begehen.

Prinz Vogelfrei.

---

## Bilder von Baluschek, Brandenburg und Ury.

In Gurlitt's Kunstsälen ist es 'mal wieder recht still. Man erschrickt fast, wenn man einen Menschen dort auftauchen sieht, meint, er müsse sich wohl verirrt haben. Denn drüben im alten Reichstagsgebäude drängt sich jetzt Alles zusammen, was irgend auf Gesellschaften und Bällen über Kunst ein Wörtchen mitreden möchte — und die anderen Ausstellungsräume müssen darum veröden. Das Auftauchen Wereschagin's, des „großen" Russen, über den von anderer Seite schon berichtet wurde, ist so recht ein mondänes Ereigniß. So wie vor zwei Wintern die Barrison's, so „muß" man jetzt Wereschagin gesehen haben. Aeltere Damen in schwerer Besuchstoilette, bekneiferte und unbekneiferte Fräuleins verschiedenster Lenze drängen sich dort die langen Bilderreihen entlang. Oder sie sitzen an Tischen und blättern mit ehrfürchtigen Mienen in dickleibigen Albumfolianten, wo nicht gar in französisch oder englisch erschienenen Memoiren des großen Mannes. In Ecken unter Palmen wird getuschelt und gescherzt. Da tritt der Herr Lieutenant oder der Herr Assessor hinzu und fragt, wie die letzte Schlittenpartie bekommen sei, oder wann man sich wieder auf dem Eise treffen könne. Selbst ehrwürdige weißbärtige Herren tauchen auf, in geheimräthlichen Cylindern, gerathen in Entzücken vor gemalten Uniformen und geflunkerten Sonnenuntergängen und verrathen dadurch ihre Zugehörigkeit zu der in Berlin so weitverbreiteten Caste schwergeplagter Menschenkinder, die sonst für den Besuch von Kunstausstellungen „leider, leider keine Zeit haben." Kurz, es ist ungefähr dasselbe Publicum, das man im vorigen Winter Unter den Linden bei Vilma Parlaghy zu Gast sehen konnte.

Vilma Parlaghy und Wassili Wereschagin (Pardon: Wereschtschagin!) — ja, das sind noch ein paar Leute, für die man in Berlin sich interessirt. Daß sie mit Kunst nicht allzuviel zu schaffen haben, ist dabei wohl ihr bester Empfehlungsbrief. Sie schenken bequeme Sensationen, bei denen man sich in angenehmster und durchaus schicklicher Weise aufregen kann, ohne doch die Unbequemlichkeiten eigenen Nachdenkens auf sich nehmen zu müssen. Ein pikantes Gruseln weckt dieser Russe, und dann hat ja auch Ludwig Pietsch zwei Artikel über ihn in die „Vossische Zeitung" gesetzt, die fast so interessant zu lesen waren wie Hofball- oder Presseball Berichte. Damon saß und blies die Flöte — und die galanten Schäfer und Schäferinnen der Berliner Gesellschaft fingen an zu tänzeln. Vergnügten Fasching, meine Herrschaften!

— — — — —

Also, bei Gurlitt drüben war's still. Wer Etwas sehen wollte, hatte Muße und Bequemlichkeit, sich die Sachen recht gründlich anzusehen. Es waren allerhand interessante Leute da. Ich nenne zwei: Hans Baluschek und Martin Brandenburg.

Beide sind noch nicht völlig durchgereift und geklärt. Sie bieten dafür den aparten Reiz des gährenden Wachsthums. Für die jungberlinische Malerei bedeuten Beide — sie stehen etwa um die Mitte der Zwanzig! — schon seit Jahren unsere besten und schmeichelndsten Hoffnungen.

Bei Baluschek liegen Fehler und Vorzüge ganz besonders offen zu Tage. Im vorigen Jahre verstimmte er durch die Kreidigkeit und Stumpfheit seiner Farbentöne. Dies Mal will er uns die Farbe nicht schuldig bleiben. Aber sie keimt nicht empor aus dem tiefsten Wurzelgrunde seines Wesens. Sie wirkt nicht als animalisches Erlebniß, als instinctive Nothwendigkeit. Und darum bedeutet sie bei Baluschek keinen reinen ästhetischen Werth. Weil nachempfunden und anempfunden, wirkt sie hart, seelenlos, zufällig. Sie ist überall gleichsam festgefroren in den Localtönen, spinnt sich nicht aus zum harmonisirenden Gewebe, das das Ganze geheimnißvoll-wundersam überspinnt. Sie könnte fehlen, und Manches würde besser sein.

Baluschek ist eine helle klare Natur, frohherzig und beweglich, und überall im Leben drin. Das Leben interessirt ihn, das will er fassen, weniger in seinen großen symbolischen Zügen, als in seinen individuellsten, momentansten und packendsten Aeußerungen. Und er will dieses Leben reproduciren: dazu ist ihm die Kunst ein Mittel. Nicht aber — diesen Unterschied, glaub' ich, wird man festhalten müssen! — will er aus originärem Drange die Kunst und braucht dazu das Leben als Mittel. So bebaut er ein beschwerliches, gefährliches Grenzgebiet, eben das gleiche, auf dem etwa in Paris die Forain, Steinlen, Willette heimisch sind, und auf dem sich bei uns meist nur halbe und bedenkliche Talente versuchen. Baluschek aber ist auf diesem Grenzgebiet zwischen Kunst und Journalismus vollkommen zu Hause; er kann dort seine Natur mit wundervoller Sicherheit und Schöpferfülle ausleben; er findet für witzige Beobachtungen und für phantastische Schnurren die rascheste ausgiebigste Verwendung; und er schenkt uns vor Allem etwas, das wir noch nicht haben: er kann für Berlin und seine Dependenzen, mit dem Zeichnerstift in der Hand, der große, zuverlässige und unterhaltende Culturhistoriker unserer Zeit werden.

Denn dies Berlin kennt Baluschek in seiner ganzen Breite und Tiefe, bis in seine Hintergründe und Schlupfwinkel hinein. So, denke ich mir, hat Guy de Maupassant einmal Paris gekannt, mit diesem Blick für das Intim-Charakteristische und für das Selbstverrätherische in der Physiognomie ganzer Stadtviertel und Vororte. „Zwischen O und W" nennt Baluschek seine erste, durch ihre souveräne Sicherheit frappirende Skizzensammlung. Und zwischen O und W geht seine ganze Kunst ironisch-heiter hin und her, auch zwischen dem Oh! und Weh! von Freud und Leid. Denn das ist wohl die individuellste Note bei Baluschek: eine überaus pikante Mischung von pessimistisch angehauchter Weltskepsis und von strotzend-gesundem, verschmitzten Auges lachendem Freudedrang. Dies giebt ihm Beides: die Fähigkeit zur andachtvollen, still empfangenden Versenkung in die Dinge, und auch wieder zum spöttischen resignirenden Drüberstand. Und wenn ich vorhin sagte, daß er aus seinem Urtriebe heraus mehr zum Leben als zur Kunst geführt werde, so darf ich an dieser Stelle hinzufügen, daß er in der Bethätigung dieses Urtriebes sich doch wieder ganz als Künstler erweist: er läßt nicht das Leben Herr über sich werden, sondern er macht sich selbst zum Herrn des Lebens.

Ein lächelnder, denkender Menschengeist spricht überall aus diesen Reproductionen. Und alle haben eine subjective epigrammatische Zuspitzung. Sie suchen nicht das Flüchtige und Zufällige; sie wollen aus der Einzelerscheinung einen Sinn herausdestilliren. Das könnte nicht jedem Künstler erlaubt sein; aber diesem Künstler, gemäß seiner besonderen Eigenart, ist es erlaubt. Er thut ja auch dem Leben keineswegs Gewalt an — dafür hat er es viel zu gewissenhaft studirt, viel zu verliebt in's Herz geschlossen! — aber er combinirt die einzelnen Lebenszüge, er wählt sich das besonders Prägnante, Widerspruchvolle, Bizarre heraus, und zeigt sich dabei immer ein wenig als Satiriker. Etwa beim „Ordensritter", dem befrackten Herrn, der, müde und schläfrig wie ein Hund, durch die blaue Schneenacht heimwärts trottet, den Dünkel des Salonlöwen in den Schnurrbartspitzen und die Flitterpracht der Cotillonorden auf den Frackaufschlägen. Oder bei den „Singknaben", armseligen im Frühsommer noch verfroren dreinblickenden Hungerleidern, denen alles ferner liegt als Frömmigkeit und Sangeslust, auf den jugendlich-illusionslosen Gesichtern Stumpfheit, Trotz, Freudlosigkeit und verbrecherische Niedrigkeit. Oder das unsäglich traurige Bildchen, wo unfrische blasse Proletarierkinder auf düstrem Hof um ein schwachbelaubtes Bäumchen ihren Ringelreihen tanzen: „Im Mai, im Mai, da laßt uns alle fröhlich sein, im wunderschönen Ma—a—ai!" Und so vieles Andere noch. In jedem Einzelfalle aber beweist Baluschek eine bewundernswerthe Kenntniß der Berliner Typen, woher er sie immer genommen hat, und sei's aus Verbrecherkellern und Zuhälterkneipen. Und oft weiß er durch eine einzige Eigenthümlichkeit, einen bummligen Gang mit baumelnden Armen, einen schräg in die Stirn gerückten Hut, einen pfiffig zusammengeknissenen oder lüstern schiefgezogenen Mund, die stärkste Illusion von Charakteristik hervorrufen. Und all Das, unmittelbar, aus erster Hand dem Leben entnommen, und unvergeßlich durch Natürlichkeit, Selbstsicherheit und Prägnanz.

Schwieriger zu fassen als Baluschek ist Martin Brandenburg, weil er gährender, unberechenbarer ist. Und man schwankt in seinem Urtheil, weil man echt künstlerisches Erfassen neben blödem Nachplappern, kühne, selbstvergessene Eigenart neben anspruchsvoller Schnörkelei erblickt. Eine burleske Phantastik scheint ihm noch am besten zu Gesicht zu stehen, und da muß er recht ausgelassen sein dürfen, so was man

„genialisch-verrückt“ nennt. Nur ob sich auf diese exceptionelle Note ein Zukunftslied wird componiren lassen, scheint zweifelhaft.

Auch vor dem „Tiefsinn“ möchte ich den jungen Künstler warnen. Der ist oft so billig wie Brombeeren und führt von den eigentlichen Aufgaben der malerischen Kunst leicht bedenklich weit ab. Und nun gar Tiefsinn im Narrengewande —! Der ist nur den Allerauserlesensten gestattet und wird auch denen meist im Schlaf bescheert. Ihn sich aber gewissermaßen als Programm vorsetzen, ist ein Unding und führt in die Sümpfe.

Ich wünsche aber aufrichtig und von Herzen, daß Brandenburg Festland unter sich gewinnen möge. Er hat ein schönes Talent und ein stattliches Können. Und gewiß werde ich mich auch über seine Witzigkeit und Tollheit gerne freuen, wo sie naiv bleibt. Aber er muß mit äußerster Strenge an sich arbeiten, um das Gefährliche in sich niederzuzwingen.

Diesmal empfing ich von zwei Bildern einen Eindruck. Das Eine ist eine phantastische Schnurre, „Der Ritter, der suchte —“. Es stecken große malerische Qualitäten in dem Bilde, gehaltene, gedämpfte Farbentöne, aber mit welcher Sicherheit hingesetzt! Und dann diese wirklich geistreiche und schalkhafte Ironie auf die Liebesempfindungen! — eine märchenhaft-duftige Donquijoterie! Das zweite Bild ist noch bedeutender. „Bierdunst“ lautet sein etwas abschreckender Titel. Indeß die Wiedergabe des Bierdunstes, einmal rein als malerisches Problem genommen, ist hier mit erstaunlicher Sicherheit gelungen. Und dabei handelt es sich um lauter Ungreifbares. Die dumpfe qualmige Stube, das trübe schwelende Gaslicht, dies allein macht es nicht. Es muß auch etwas von der Seelenstimmung der vom Bierdunst Benebelten in dem Bilde ausgedrückt sein, so was „Verschwiemeltes“ in der ganzen Atmosphäre — und auch das ist dem Maler gelungen. Dazu wirkt die Gesellschaft, obgleich es harmlose Studenten sein mögen, direct unheimlich. Alle haben so was Geisterhaftes, oder mehr noch Larvenhaftes. Einer geht, während die Anderen halb-betäubt sich rekeln und schnaufen, wie ein hoher, gespenstischer Kater über die Stuhlreihe hinter den Tischen. Ein Anderer redet, aber Keiner hört ihm zu; es ist als lalle er bewußtlos in's Leere. Und oben in einer weißen Lünette allerhand bizarrer Teufels- und Fratzenkrimskrams, wie Froschlaichen durcheinander wimmelnd; die fürchterlichen, dräuenden Visionen des Katzenjammers ... Möge Brandenburg selber aus seiner Kunst niemals diesen Katzenjammer erfahren! —

Anderthalb Jahrzehnte steht Lesser Ury bereits unter den Kämpfenden. Im vorigen Jahre hatte er mit seinem „Jerusalem“ seinen ersten großen Erfolg. Wird ihm sein gewaltiges Triptychon „Der Mensch“ in diesem Jahre den zweiten bringen?

Vermuthlich werden sich die Gegner an gewisse Aeußerlichkeiten halten, um den singulären Werth dieser Kunstschöpfung herabzusetzen. Sie werden finden, daß die drei Theile dieses Riesenwerkes jeder für sich zu sehr als Einzelbild behandelt sind, und daß dadurch, rein-coloristisch genommen, keine harmonisch-weiche Gesammtwirkung herauskommt. Vor Allem aber werden sie die Muskelbehandlung der Mittelfigur, eines trotzig zum Himmel aufblickenden Giganten, als übertrieben, schwülstig, incorrect tadeln. Und sie werden gewiß wieder sagen, daß Ury keine Akte malen könne.

Gut, Akte hat Ury uns nicht gemalt. Akte nicht, aber — nackte Menschen. Menschen, die sich wirklich ganz nackt vor uns gebärden. Die mit einem solchen Uebermaaß von Empfindung geladen sind, daß sie der Zuschauer nicht gedenken, die ihre Nacktheit beschauen können. Auf jedem Bilde ein einzelner nackter Mensch, allein mit sich und mit seinem Schicksal.

Geheimnißkrämerei ist nicht dabei. Das Ganze ist so einfach und so ewig wie der Tag und die Nacht. Der Jüngling, der sich sehnt; der Mann, der auftrotzt; und der Greis, der verzichtet hat. Von symbolistischen Requisiten nicht die Spur. Und doch das Ganze ein Werk von erhabener erschütternder Symbolik. Ein Confessionswerk, in dem eine starke und zähe Persönlichkeit in brausenden Rhythmen das Lied vom Leiden, Wähnen und Kämpfen der Menschheit singt.

Ganz von Zukunftsträumen besessen, entrückt in eine visionäre Welt des Ruhmes und des Ehrgeizes, hat der Jüngling sich hingeworfen an's Herz der Natur, geheimnißvoll durchrieselt von den Kraftströmen der All-Mutter Erde. Noch liegt auf dem Boden des Waldes der Dunst der Frühe. Aber mit jubelnden Lichtströmen, eine Allvergolderin, ist die Sonne durch das junge Grün gebrochen und streut mit verschwenderischer Hand ihre Wunder um sich her. Kostbare Farbenspiele, prismatisch schillernde Lichtkringel, zittern über den Waldboden, gleich als lägen da Edelsteine, Rubine, Saphire und Smaragden. Auch über den nackten Leib des Jünglings, der, selbstvergessen, entzückt, in die Ewigkeiten emporstarrt, gleiten die lockenden Lichtzauber. Er sieht sie nicht. Aber in seiner Seele arbeitet ihr bunter Schein, als eine bunte phantastische Märchenwelt voll stürmischer Verheißungen.

Der Mittag des Lebens ist da — und, von sengender Gluth gebräunt, steht der Mann am blautiefen Meer, würgt die Arme im Krampf ineinander und reckt sich auf, in seiner ganzen Prometheidenwildheit, wider den kalt-prächtigen Himmel seiner Götter. Er hat die Hand des Schicksals bereits gefühlt. Er weiß, wie sie drückt und lastet, wie sie zerdrücken will. Aber unterwerfen wird er sich nicht. Er fürchtet weder Götter noch Schicksal. In ihm lebt die Seele der Giganten, die auch in den Menschen des Michel Angelo lebte, und diese treibt ihn hinaus zu immer erneutem Ringkampf, und mag auch Fluch und Vernichtung drohen. — Dieses Mittelbild ist von einer geradezu unerhörten Wucht, herausfordernd, titanisch, daß Werk eines Mannes, der die Räder des Lebens sich über den Leib hat gehen fühlen, und der dennoch ungebrochen immer wieder aufgestanden ist, ein Heros des Leidens.

Ungebrochen, aber freilich nicht unversehrt. Und wenn die trüben Stunden kommen, — und sie kommen oft — dann sieht er das Ende, da der Mensch, trotz alles Anstemmens, dennoch dem Schicksal unterlegen ist. In grauer Wüste kauert, einem gespenstischen Uhu gleich, ein magerer, erstarrter Greis. Bart und Haar hängen verwildert. Der gebrochene Blick ist ganz nach innen gekehrt. Hinter ihm versinkt die Sonne, immer noch der glühende purpurne Ball, der auch seiner Jugend erstrahlt ist. Denn das Leben bleibt das gleiche, unaufhörlich sich selber gebärend, ob der Mensch emporsteigt, ob er zu Grunde geht.

Man sieht: der Erfolg von „Jerusalem“ hat Lesser Ury weder optimistischer noch — nachgiebiger gemacht. Er bleibt was er war: der Kämpfer für seine Ideale.

Franz Servaes.

## Notizen.

Deutsches Wörterbuch von Moriz Heyne. Kleine Ausgabe. (Leipzig, S. Hirzel). Dieser Auszug aus der dreibändigen Ausgabe wendet sich an das große Publicum, im Besonderen aber an Lehrer und Beamte, denen das große Werk zu theuer und umfangreich ist, und die nur haben wollen, was sich auf den jetzigen Sprachgebrauch bezieht, ohne gelehrte etymologische und sprachvergleichende Beigaben, und in kürzerer Fassung auch hinsichtlich der Belege. So ist denn hier das rühmlichst bekannte Werk auf ein Drittel eingeengt; die Ausführungen über Herkunft und Urverwandtschaft der Worte, sowie die Nachweise des Gebrauchs in älterer Sprache (mit Ausnahme der Bibelsprache, die berücksichtigt geblieben ist) und die Belege aus Schriftstellern sind großentheils weggefallen, letztere, um durch andere, namenlose Beispiele des Sprachgebrauchs, ersetzt zu werden. Nur charakteristische oder weitbekannte Stellen der Schriftsteller werden unter ihren Namen angeführt. Dagegen sind in dieser kürzeren Fassung beibehalten die Angaben der Formen eines flectirten Wortes und die allseitige Beleuchtung des heutigen Sprachgebrauchs; auch der Hinweis, wenn ein angeführtes Wort ein Fremd- oder Lehnwort ist. Besonders dankenswerth ist, daß auch die neueren besseren Schriftsteller wie Freytag, Keller, C. F. Meyer, Heyse berücksichtigt wurden, nicht aber das verwilderte Zeitungsdeutsch von heute. Nachdem das Sanders'sche große und kleine Wörterbuch vielfach unzulänglich und veraltet ist, haben sich Verfasser und Verleger des „Heyne“ um unser geliebtes Deutsch doppelt verdient gemacht.

Berichtigung. Um einer Verwechslung vorzubeugen, tragen wir nach, daß der Artikel in Nr. 45: „Eine Reform der technischen Hochschule“, welcher unter Quellenangabe die Prof. Riedler'schen Vorschläge im Auszuge mittheilt, Herrn Professor Dr. Albert Paalzow (London) zum Verfasser hat.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage von J. H. Stargardt in Berlin ist erschienen:

**Ein toller Tag.**

Litterarische Posse mit Gesang und Tanz in vier Akten

von **Karl Bilz.**

Preis brosch. 2 Mk.

Eine anmuthige und geistvolle Satire auf die **moderne** Richtung in unserer Litteratur.

In demselben Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

**Gomorrha's Ende.**

Litterarische Komödie in drei Akten mit Illustrationen von **Georg Heil.**

Preis brosch. 1,50 Mk.

Der

**Intendant in tausend Nöthen.**

Posse mit Gesang und Tanz.

Preis brosch. 2 Mk.

Der Verfasser giebt in den vorstehenden Komödien den Humor, welchen unsere gegenwärtigen litterarischen Zustände so reichlich erregen, einen liebenswürdigen Ausdruck.

Thüringisches **Technikum Ilmenau** für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister. Director Jentzen.

**Ein Bürgermeister**

und **Amts-Vorsteher,** mit 26jähr. vorwurfsfreier Dienstzeit **in einer Verwaltung,** 53 Jahre alt, im Besitze vorzüglicher Zeugnisse von Militär- und Civil-Behörden, vertraut mit dem gesammten staatlichen und communalen Steuer- und Kassenwesen, cautionsfähig, wünscht Eintritt als Hilfsarbeiter bei einer Amts- oder Gemeinde-Verwaltung oder Berufsgenossenschaft, oder bei einer Actiengesellschaft als Kassenbeamter oder Bureau-Vorsteher in der Umgebung Berlins.

Des Bewerbers letzte Wahl erfolgte vor 3 Jahren in dem bedeutendsten Vororte Berlins als Hilfsarbeiter im Gemeinde-Vorstand; es konnte ihr aber wegen damaliger Familien-Verhältnisse nicht Folge geleistet werden. Gef. Offerten unter **B 3** an diese Zeitschrift erbeten.

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Bessersche Buchhandlung) **Berlin W. 9.**

**Beiträge**

zur

**Deutschen Culturgeschichte**

von

**Herman Grimm.**

Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Schönstes Geschenk f. Architekten, Ingenieure u. Freunde der Baukunst.**

BERLIN UND SEINE BAUTEN.

1896.

Drei Bände. 210 Bogen 4°.

**Mit 19 Tafeln, 2150 Abbildungen im Text und 4 Karten.**

**Preis 60 Mark.**

In 2 feinen Leinenbänden mit Lederrücken und Lederecken **72 Mark.**

Illustrirte Probebogen (16 Seiten) kostenfrei.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.**

**Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W. 8,** Wilhelmstr. 90.

**Die Gegenwart 1872–1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 50. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 20. Februar 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Türkische Reformen. Von Spectator. — Aus den geheimen Acten des Rheinbundes. Von Hans Gerstenbergk. — **Literatur und Kunst.** Ueber die Ergänzung von Antiken. Von Bildhauer Johannes Gaulke (Berlin). — Gounod als Schriftsteller. Von Charles Rheinboldt (Paris). — Ein deutscher Humorist. Von Emil Kurzbauer. — **Feuilleton.** Die „Fram" in der Polarnacht. Von Fridtjof Nansen. — **Aus der Hauptstadt.** Gomorrhaglanz. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

### Türkische Reformen.

Das orientalische Pulverfaß scheint wieder einmal nahe daran, in die Luft zu fliegen und ganz Europa in Brand zu stecken. Die plötzlich auflodernde Begeisterung des griechischen Volkes für die Stammes- und Glaubensgenossen auf Kreta hat die griechische Regierung veranlaßt, den Prinzen Georg an der Spitze seiner sechs Kanonenboote in die kretischen Gewässer zu entsenden, damit er die Ausschiffung türkischer Truppen hindere und die Aufständischen zum Mindesten moralisch unterstütze. Dadurch sind die diplomatischen Berechnungen der europäischen Staatsmänner arg durchkreuzt. Ein türkisch-griechischer Krieg droht auszubrechen, der sich nur mit Mühe localisiren ließe, denn in Macedonien und anderswo im osmanischen Reiche gährt es, der unsichere Cantonist auf Bulgariens Fürstenthron möchte sich bei erster Gelegenheit die Königskrone holen, und auch die serbischen und bulgarischen Brüder wünschen ein paar Blätter der türkischen Artischocke. Kommt es aber zum Theilen, dann werden auch die zunächst betheiligten Großmächte compensirt sein wollen. Frankreich giert schon lange nach einem Protectorat über Kreta und betrachtet Syrien als zu seiner Interessensphäre gehörig, Rußland strebt nach einem europäischen Mandat zur Besetzung und gelegentlichen Verschluckung des türkischen Reiches, England will ebenfalls, wie gewöhnlich, im Trüben fischen, und Oesterreich ist zum Marsche nach Salonichi bereit. Nur das Deutsche Reich, das keine Front nach dem Orient besitzt, ist in der angenehmen Lage, als ausschlaggebender Zuschauer von allen Betheiligten umworben zu sein. Wird unsere Regierung, die sich schon einmal im fernen Osten — nach dem Vertrage von Schimonoseki — prellen ließ, diesmal den Maklerlohn einzufordern verstehen? Oder wird es überhaupt noch einmal gelingen, im Interesse des Weltfriedens die Theilung der Türkei auf spätere Zeit zu verschieben oder gar dem altersschwachen „kranken Mann" eine neue Lebenskraft einzuflößen? Dann muß Europa die Verwaltung des türkischen Staates für's Erste in die Hand nehmen und die stets nur immer versprochenen Reformen selbst durchführen, denn daß die Türkei von sich aus zu diesem Werke der Reorganisation nicht mehr fähig ist, bestätigen alle Kenner der Verhältnisse am Goldenen Horn. So wieder ein schon längere Zeit in Konstantinopel etablirter Deutscher, Karl Küntzel, der seine langjährigen Erfahrungen in einer bei Carl Reißner in Dresden erschienenen, sehr empfehlenswerthen Brochure: „Abdul Hamid II. und die Reformen in der Türkei" niedergelegt hat. Nach einer ausführlichen Charakteristik des schlauen Despoten und seiner durch und durch verfaulten Regierung kommt er zu dem Ergebniß, daß der Sultan die Reformen nicht will oder, auch wenn er wollte, nicht durchführen kann. Das Bild, das der wohlunterrichtete Verfasser entwirft, ist geradezu Grauen erweckend. Ueberall Corruption, böser Wille, überall der lähmende Einfluß des Regimes Abdul Hamid's. Ueberall finden wir die großartigsten Ansätze zu Reformen in europäischem Sinne und dann wieder das Alles erdrückende reactionäre Princip. Die enormen Kosten, welche selbstverständlich jene Neuerungen mit sich bringen, repräsentiren von Anfang an ein todtes Capital, das durch Anleihen im Auslande beschafft wird, und die Zinsen, welche der Staat garantirt hat, sollen die Steuerzahler des Reiches, in erster Linie die arme muhammedanische Landbevölkerung, aufbringen. Dieser aber wird auf der anderen Seite die Möglichkeit genommen, durch kräftigste Ausnutzung der Vortheile, die jene Neuerungen bieten, sich finanziell zu stärken und eine Entschädigung zu suchen. Die Folge davon sind eine geradezu sagenhafte Armuth der unteren Classen und das vollständige Verschwinden des Bürgerstandes. Berücksichtigt man nun noch die sonderbare Einrichtung, daß die Beamten mehrerer Ministerien sich selbstständig von den Geldern besolden, welche kraft ihrer Stellung durch ihre Hände gehen, so kann man sich denken, welche Summen spurlos bei Seite geschafft werden. Eine ungeheure Last für das unglückliche Land liegt auch in der Höhe der Civilliste, sowie den hohen Gehältern der obersten Beamten- und Militärchargen. Während die erstere im Jahre 54 Millionen Franken beträgt, bezieht der Großvezier ein Einkommen von 500000 Franken, die Minister und Marschälle bis 200000 Franken und darüber.

Wenn in Europa so wenig Klarheit über die Bedeutung der Person Abdul Hamid's herrscht, so hat dieser Umstand in dem großen diplomatischen Geschick, den hervorragenden Fähigkeiten dieses merkwürdigen Herrschers seinen Grund. Die landläufige Ansicht, daß er ein von übelgesinnten Günstlingen mißleiteter und vor Europa zitternder Schwächling sei, wird von Karl Küntzer als irrig bezeichnet. Abdul Hamid verdient einen bevorzugten Platz in der Weltgeschichte, freilich leider im übelsten Sinne! Er ist viel zu klug, um sich öffentlich als reactionär und culturfeindlich zu zeigen. Im Gegentheil, sein Land ist, seitdem er regiert, mit allen Ein

richtungen moderner Staaten geradezu überschwemmt worden. Es wurden Eisenbahnen gebaut, es wurde ein Heerwesen, vornehmlich nach deutschen Grundsätzen, geschaffen, man hat Häfen angelegt, die Wohlfahrtseinrichtungen verbessert und einen Verwaltungsapparat eingerichtet, genau wie in jedem europäischen Staatswesen. Für Ackerbau und Landwirthschaft, für Vieh- und Pferdezucht, für Weinbau, für Kunst und Wissenschaft hat Abdul Hamid, wenigstens äußerlich, viel gethan, und diesem Umstand verdankt er das Renommé, ein erleuchteter, reformfreundlicher Herrscher zu sein. Bei alledem aber lag ihm nichts ferner, als die Absicht, seinen Unterthanen wirkliche Segnungen zu bereiten, denn das Gute, das er schuf, hat er durch paralysirende Maßnahmen immer wieder vernichtet. Die Eisenbahnen können sich nicht rentiren, schon weil das Verbot des freien Reisens besteht. Auch die unsinnige Quarantaine, die im Jahre sicherlich zehn Monate ein Vilajet gegen das andere abschließt, macht einen einigermaßen regen Passagier- und Güterverkehr zur Unmöglichkeit. Handel und Industrie liegen in Banden, denn es kann sich Niemand ohne kaiserliche Erlaubniß auch nur einen Schafstall erbauen, geschweige denn eine Fabrik eröffnen. Den Instructeuren, welche für Armee und Marine, für alle Zweige der Verwaltung mit hohem Gehalt engagirt worden sind, wird es von vornherein zur Unmöglichkeit gemacht, sich wirklich nützlich zu erweisen. Es wird ihnen klar gemacht, daß sie zwar pünktlich ihre Bureaustunden besuchen und alle Freitage bei dem Selamlik dem Großherrn ihre Huldigungen darbieten, im Uebrigen aber möglichst still und thatenlos ihre Gelder verzehren sollen. Das aber ist bequem und daher kann man sich nicht wundern, wenn solche Weisungen auch auf fruchtbaren Boden fallen.

Wenn ein Mitglied der deutschen Militärmission, Goltz Pascha, wirklich etwas Großes und Ganzes zu leisten vermochte, so hat ihn dafür der Sultan auch stets mit argwöhnischen Augen betrachtet und ihm Hindernisse in den Weg gelegt, wo er nur konnte. Die ungetheilte Verehrung, welche der deutsche Officier bei seinen türkischen Untergebenen, namentlich den jüngeren Officieren, genoß, hätte allein schon genügt, um den Großherrn ihm feindlich zu stimmen. Auch im Heereswesen geschah nur das, was vom Yildiz Kiosk aus nicht verhindert werden konnte, und jetzt, da Goltz Pascha in sein Vaterland zurückgekehrt ist, wird Vieles wieder einschlafen und rückgängig gemacht werden, was er mit ungewöhnlicher Kraft und Klugheit durchzusetzen verstanden hat. Am Tage seines Scheidens aus Konstantinopel wurde z. B. die Prügelstrafe an den Militärschulen, von deren Abschaffung Goltz Pascha vor dreizehn Jahren den Antritt seines Dienstes als Director derselben abhängig gemacht hatte, wieder eingeführt. Auf Betreiben des genannten Officiers kaufte die Türkei schon vor Jahren 800000 Mausergewehre bester Construction nebst Munition aus deutschen Fabriken an*), als Ersatz für das veraltete Henry Martini-Modell, welches bis dahin nebst dem Snider- und Winchestergewehr die Bewaffnung der Infanterie ausmachte. Diese sind aber bis heute der Truppe noch nicht ausgehändigt worden, sondern rosten in den Arsenalen. Kommt es zum Kriege, dann werden sie vielleicht verteilt, und die Truppe zieht mit einer Waffe in den Kampf, die sie noch niemals in der Hand hatte. Vom türkischen Soldaten verlangt sein Kriegsherr nur, daß er sich unbedingt ruhig verhält. Die Unterbringung, Bekleidung und Beköstigung ist daher im Allgemeinen keine schlechte zu nennen. Daß der Sold hin und wieder unregelmäßig gezahlt wird, liegt an den allgemeinen mißlichen Finanzverhältnissen. Dafür wird aber auch Niemand pensionirt; wer ein Gehalt einmal bekommt, der behält es bis an sein Lebensende. Noch schlimmer steht es bei der Marine. Alle Bemühungen des ehemaligen deutschen Capitäns Kalau vom Hofe scheitern an dem passiven Widerstande des Ministeriums.

„Der Sultan ist übrigens den Orienttouristen keine unbekannte Erscheinung. Sie kennen ihn vom Selamlik, jener von echt orientalischem Pomp begleiteten Freitagsparade, her und haben bei dieser Gelegenheit den Herrscher der Osmanen, im großen Halbwagen sitzend und selbst das mächtige Schimmelgespann lenkend, gesehen. Sie haben mit Hüten und Tüchern gewinkt, der Sultan hat freundlich hinaufgenickt zu den Fenstern des für fremde Zuschauer errichteten Pavillons und ihnen dann durch einen goldbetreßten Kammerherrn seine kaiserlichen Grüße und gleichzeitig eine Tasse Thee und herrliche Cigaretten, mitunter für diesen und jenen sogar einen Medjidjeorden 4. Classe überreichen lassen. Das alles existirt für einen einfachen Paradebummler wo anders nicht, und darum ist man entzückt von dem liebenswürdigen Herrscher der Muselmänner. Mancher Künstler oder Gelehrte hatte am Ende auch noch die Ehre einer persönlichen Audienz, einer langen Unterhaltung mit dem Großherrn, deren Verlauf einem Zeitungsreporter mitzutheilen ja stets von besonderem Reize ist. Immer sind sie des Lobes voll über den erleuchteten, aufgeklärten Padischah, der so kluge Gespräche geführt, ein so großes Wissen, solche gediegene Bildung dabei verrathen, und zum Schlusse sogar versichert hat, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als sein Reich dem Abendlande gleich zu machen, und daß die bezüglichen Reformen in vollem Gange seien. Solche Audienzen von mehr oder weniger berühmten Ausländern tragen viel dazu bei, das falsche Bild noch zu erhärten, das man sich in Europa von Abdul Hamid gemacht hat. Das weiß jener sehr wohl und wird sich natürlich hüten, seinen günstigen Ruf selbst zu zerstören. Im persönlichen Verkehr mit Ausländern ist er daher von gewinnender Liebenswürdigkeit, und namentlich die Botschafter sucht er durch ausgesucht höfliches Wesen sich zu verpflichten. Sein Verhalten jedoch ist keineswegs aufrichtig, es soll ihm vielmehr nur dazu dienen, daß er thun und lassen kann, was er will. Die traurigen Thatsachen aber sprechen nur zu deutlich dafür, daß der Einfluß der europäischen Vertreter am Goldenen Horn ganz illusorisch ist. Sie alle lassen sich immer noch von dem schlauen Intriganten im Yildiz Kiosk täuschen, sie glauben seinen Versicherungen und denken immer noch, durch ihn etwas erreichen zu können. Kommen nämlich irgend welche streitigen Fälle, dann verspricht der Sultan Alles, was von ihm verlangt wird, und die sich ‚versammelnden' Botschafter glauben, etwas erreicht zu haben. Es entgeht ihnen aber, daß Effendimis schon lange alle Anordnungen getroffen hat, um im Geheimen seine officiellen Befehle zu widerrufen." Schon daß Abdul Hamid es wagen kann, auf die Entrüstungsmeetings und Collectiv-Verbalnoten in Betreff der armenischen Greuel mit einem Gesetz über Bewaffnung sämmtlicher Muhammedaner zu antworten, zeigt, daß er vor Europa nicht den mindesten Respect mehr hat, und eigentlich kann es nicht Wunder nehmen, daß dem so ist. Auf dem Boden der Zwietracht unter den „six impuissances"*) wurzelt seine Kraft. Durch schlaues Laviren zwischen den einzelnen Mächten, namentlich zwischen England und Rußland, hat er jedes Vorgehen eines einzelnen seiner Gegner verhindert. Während er sich demonstrativ in dieser oder jener Angelegenheit auf die Seite des einen stellt, spielt er gleichzeitig dem anderen einen bösen Streich, um bei der nächsten Gelegenheit das umgekehrte Spiel zu treiben. War es Zufall, daß er wenige Tage nach dem Empfang des ihm vom deutschen

*) Der Verdienst, welchen die deutsche Waffenindustrie, vornehmlich Mauser, Ludwig Löwe und Krupp durch die Lieferungen an die Türkei gehabt haben, beziffert sich auf etwa achtzig Millionen Mark. Während bis in die achtziger Jahre ausschließlich französisches Material angekauft wurde, gelang es Goltz Pascha, der deutschen Industrie jenes ergiebige Erwerbsfeld zu eröffnen.

*) Diesen Spottnamen haben die Levantiner schon lange den sechs Signaturmächten beigelegt.

Kaiser geschenkten Bildes die Raubmörder in Freiheit setzte, welche vor einiger Zeit einen deutschen Forscher auf Kreta erschlagen hatten? Er wollte Rußland und Frankreich damit zeigen, daß ihm die deutsche Freundschaft gleichgiltig sei. Kann man sich einen größeren Hohn denken, als daß er jetzt jene beiden Soldaten, welche im Sommer vor der englischen Botschaft in Therapia unschuldige Armenier niederschossen, zu Unterofficieren in der kaiserlichen Leibgarde befördert? Die ganze internationale Presse regte sich über diesen Vorfall damals grenzenlos auf und verlangte energische Bestrafung der Schuldigen. Jetzt schweigt man sich aus über den Vorfall. Warum? Weil es am bequemsten ist, meint Küntzel.

Als eine der bedenklichsten Folgen der Unthätigkeit Europas ist es zu betrachten, daß das Ansehen des Sultans bei seinen muhammedanischen Unterthanen ständig im Wachsen begriffen ist. Das kann ja auch nicht anders sein, wenn die Mosleminen, die im Grunde uns Franken doch als ein höchst minderwerthiges Geschlecht ansehen, merken, daß sie ungehindert Tausende von Christen todtschlagen können, ohne daß deßwegen auch nur ein einziger europäischer Soldat marschirt. Der Sultan verfehlt denn auch nicht, dieser Ansicht zum Siege zu verhelfen. In dem Buche, welches er über sich hat schreiben lassen „Comment on sauve un empire", setzt er seinen Unterthanen seine Machtstellung, wie folgt, auseinander: „Europa ist in zwei große Lager getheilt. Der Dreibund steht Rußland und Frankreich vollkommen gleichwerthig gegenüber. Der Sultan aber verfügt über eine Million vortrefflicher Streiter, und der, auf dessen Seite er sich mit seiner Armee stellt, wird den endlichen Sieg davontragen. Beide Parteien versuchen mithin, ihn zu sich hinüberzuziehen, und, um diesen Zweck zu erreichen, ordnen sie sich jedem seiner Wünsche unter. Mithin ist der Sultan der mächtigste Herrscher der Welt, die Türkei nach wie vor der einflußreichste Staat!" Je mehr nun dieser mit vollem Bewußtsein proclamirte Unsinn Glauben bei den Muselmännern findet, desto leichter werden sie zu Uebermuth und Willkür gegen die Christen geneigt sein, und das ist um so wichtiger, da das Regime Abdul Hamid's sich im Grunde direct gegen das Europäerthum wendet. Ersichtlich liegt es in seinem Interesse, die Augen der muhammedanischen Welt von ihrem eigenen Elend abzulenken, sie mit irgend etwas so zu beschäftigen, daß sie nicht zum Nachdenken über sich selbst gelangt. Hier kam ihm nun die im Volke gegen das schachernde, aussaugende Armenierthum herrschende Strömung auf halbem Wege entgegen. Heute existirt, wie Küntzel versichert, in Konstantinopel kaum noch eine Meinungsverschiedenheit über die Entstehung der ersten blutigen Ausschreitungen gegen jenes armselige, von gewissenlosen Agitatoren verführte Volk, von dem seit den Ereignissen von Talori im Herbst 1894 beinahe der zehnte Theil seine Unklugheit mit dem Leben hat büßen müssen. Begreiflich ist es, daß, nachdem die Armenier angefangen hatten zu revoltiren, auch andere christliche Völkerschaften, die nationale Sonderziele auf ihr Schild geschrieben haben, sich gegen die Regierung des Sultans erhoben. Alle diese Bewegungen sind die logische Folge des auf Aussaugung und Erpressung gerichteten Systems der letzteren, und deßhalb wird Abdul Hamid ihnen allen mit denselben Mitteln entgegentreten, mit welchen er der Armenier Herr geworden ist.

Europa war thöricht genug, hierzu die Hand zu bieten, indem der Plan auftauchte, die Insel Kreta zur Zeit der Blüthe des dortigen Aufstandes zu blokiren. England hat sich, indem es diesem Vorhaben energisch entgegentrat, unstreitig ein großes Verdienst erworben. Sonst hätte nämlich Effendimis allmälig so viel muhammedanisches Militär nach jener Insel geschafft, bis das streitbare christliche Element sich in der Minderzahl befunden hätte. Alsdann hätten allgemeine Metzeleien „die Ordnung bald wieder hergestellt". Wenn aber die Kretenser nicht mit Feuer und Schwert zur Botmäßigkeit gezwungen werden, dann lassen sie sicherlich nicht eher nach, als bis die von ihnen verlangten berechtigten Reformen nicht nur dem Schein nach, sondern thatsächlich eingeführt sind. Das aber ist es, was die europäische Diplomatie vom Sultan verlangt! Sie begeht jedoch einen großen Rechenfehler dabei! Der Sultan ist gar nicht mehr in der Lage, jene Reformen auszuführen, selbst wenn er den besten Willen dazu hätte!

Wollte sich jetzt, wo es an allen Ecken und Enden seines Reiches unheimlich brodelt und gährt, Abdul Hamid eines Anderen besinnen, dann dürften, wie Küntzel ferner ausführlich nachweist, seine Tage bald gezählt sein. Die geringste Concession an die Armenier hat unfehlbar die Erhebung mancher anderen christlichen Elemente zur Folge. Erreichen aber die „Christenhunde" wirklich verschiedene Freiheiten, welche die Muselmänner nicht besitzen, dann hat er auch bei diesen seine Rolle ausgespielt. Darum kann und darf der Sultan nicht reformfreundlich sein, darum wird er nach wie vor auf alle Freiheitsbestrebungen mit wüstester Reaction antworten. Unter keinen Umständen darf er sich die Sympathien seiner Glaubensgenossen verscherzen, deßhalb ist die Christenhetze schließlich seine ultima ratio. Mit den Armeniern ist er fertig geworden, nun kommen vielleicht die Griechen an die Reihe, schließlich aber diejenigen Abendländer, deren Vertretung im Yildiz Kiosk am schwächlichsten ist. Es sind schon einmal bedenkliche Ausschreitungen gegen die Italiener in Smyrna vorgekommen.

Unser Gewährsmann ist der Meinung, daß das schaurige Völkerdrama im Südosten unseres Erdtheils sich weiter entwickeln und Ereignisse zeitigen wird, gegen welche die Bartholomäusnacht an politischer Bedeutung vielleicht, an Blutigkeit sicherlich bei Weitem zurücktritt. Leider sagt er uns nicht, wie diesen Ereignissen vorgebeugt werden kann, aber er spricht es deutlich aus, daß nur die „jammervolle, auf unbedingte Erhaltung des Friedens gerichtete Politik Europas hieran die vornehmste Schuld trägt". Wenn die gegenwärtigen Dinge auf und vor Kreta nicht noch dies eine Mal pacificirt werden, so wird freilich nichts Anderes übrig bleiben, als die Türkei und vor Allem den Sultan unter europäische Curatel zu stellen oder das ottomanische Erbe so friedlich wie möglich aufzutheilen.

Spectator.

---

## Aus den geheimen Acten des Rheinbundes.

Von Hans Gerstenbergk.

Die unselige deutsche Kleinstaaterei hat in den trüben Rheinbundzeiten ohne Zweifel ihren niedrigsten moralischen und patriotischen Tiefstand erreicht. Der Schöpfer des Rheinbundes, Napoleon, besaß eine vollständige Kenntniß von all' dem, was die menschliche Natur reizt; alle ihre niedrigeren Eigenschaften: Habsucht, Mißgunst, Rachegelüste, Selbstsucht, wußte er in seinen Dienst zu stellen und durch sie seine Leute an sich zu ketten. Von ganz besonderem Geschick, von einem Tiefblick ohne Gleichen zeugte die Einrichtung des Rheinbundes. Selten wohl hat Napoleon, der Menschenkenner, einen so glücklichen Griff gethan als in der Stunde, da er die von jeher bestehende innere Verwandtschaft zwischen dem wirklichen Wesen der deutschen Mittelstaaten und dem Rheinbundgedanken praktisch ausgestaltete und zugleich gewissermaßen verewigte dadurch, daß er sie gegen alle deutschthümlichen Anläufe sicher zu stellen wußte. Das den Namen gebende politische Gebilde ist nach kurzer Zeit entschwunden, aber geblieben ist das Erziehungswerk. So geschickt und genau angepaßt erwies sich der politische Gedanke den Neigungen und der Eigenart deutscher Mittel- und Kleinstaaten.

Für den König von Württemberg, für den gewaltthätigen

und rücksichtslosen Mann, der selbst gerne verletzte, mit dem persönlich und diplomatisch schwer zu verkehren war, der rechthaberisch sich unbeliebt machte im französischen Hauptquartier wie in allen anderen Geschäftsstuben, der, vertrauend auf seinen überlegenen Geist, von Niemand Rath begehrte, Niemand ein gutes Wort gab, — für den hatte auch jetzt in der Stunde der Gefahr Niemand Sympathien übrig. Dies bestätigt auch Pfister. Besonders amüsant sind die Eifersuchtskomödien, die sich hinter den Coulissen zwischen den Rheinbundskönigen abspielen. Der bayrische Maxl hatte sich so sehr in seine Rolle eingelebt, daß das „Reich" Bayern der glückliche Erbe der deutschen Vormacht Preußen sei, daß er das kleine Württemberg gar nicht wollte aufkommen lassen. Sein „Wallenstein" Wrede behandelte den schwäbischen Kriegsgenossen mit ausgesuchter Grobheit. Dem König Friedrich von Württemberg hatte die Vertheilung der Machtverhältnisse eine Führerrolle, wie er sie seinem überlegenen Geiste angemessen finden mochte, versagt. Dafür entschädigte er sich durch peinlichste Aufrechterhaltung der Ansprüche auf Gleichberechtigung, wobei er seine ganze Unverträglichkeit an den Tag legte, alle seine übertriebenen Vorstellungen von souveräner Unfehlbarkeit und Hoheit, Vorstellungen, die immer wieder neue Nahrung fanden durch den Vergleich mit den französischen Vorbildern der Jetztzeit wie der vergangenen Jahrhunderte. Bayern seinerseits aber setzte voraus, daß es durch die heimlich betriebenen Vorarbeiten zum Vertrag von Ried und durch seinen frühzeitigen Anschluß an die Verbündeten einen Vorsprung gewonnen habe, der ihm eine hegemone Stellung in Süddeutschland sichere und ihm erlaube, die Vermittelung zwischen den noch im Lager des Rheinbundes stehenden Staaten und den Mächten zu übernehmen. In diesem bis zu einem gewissen Grad berechtigten Streben sah sich Bayern wiederum durch die österreichische Politik verdrängt, welche nicht gewillt war, einen anderen Einfluß als den österreichischen bei den Staaten des südlichen und mittleren Deutschlands aufkommen zu lassen.

So urtheilt auch der neueste Historiker jener napoleonischen Epoche, der Generalmajor z. D. Dr. Albert Pfister.*) Er hatte das Glück, daß ihm für seine Studien bisher unbekannte oder nicht vollständig ausgebeutete Quellen eröffnet wurden. Seine Darstellung betrifft zwar nur die Zeit vom Zuge nach Rußland bis zum letzten deutschen Waffengang unter französischer Herrschaft und Oberleitung, aber sie gestattet uns so viele Einblicke in das Elend der vornehmlich süddeutschen Rheinbündelei, daß die gewissenhafte und schön stilisirte Arbeit eine grundlegende Bedeutung gewinnt. Viel Neues durfte der Verfasser namentlich dem Kgl. württembergischen Hausarchiv aus den Jahren 1812—1815 entnehmen, sowie den Urkunden des württembergischen Kriegsministeriums. Besonders wichtig aber sind die Mittheilungen aus der Privatregistratur des Königs Friedrich von Württemberg, der von den elenden Zaunkönigen des Rheinbundes ohne Zweifel der verächtlichste und undeutscheste war. Prachtvoll, wenn auch mit schneidender Schärfe, hat ihn Treitschke einmal charakterisirt als einen dicken ruchlosen Herrn im Muschelwagen, gefolgt von den Genossen seiner unnatürlichen Lüste, wie Heinrich III. von Frankreich von seinen Mignons. Pfister geht aus naheliegenden Rücksichten weniger streng mit ihm in's Gericht. Er beschönigt zwar nichts, aber verschweigt doch Manches. So schreibt er z. B. von ihm: „Wegen seines nach allen Seiten hin abweisenden und kalten Wesens warf man dem König Friedrich besondere Vorliebe für Napoleon und für Frankreich vor. Mit Unrecht. Der selbstbewußt sich auf seinen Staat und auf sich allein beschränkende Mann fühlte für Niemand außer sich Vorliebe oder Sympathie; seine Neigung aber, seine Bundesgenossenschaft wandte er Demjenigen zu, der ihm seine Selbstherrlichkeit im eigenen Lande sicher stellte und ihn nicht quälte durch Unternehmungen und Maßregeln in Gemeinschaft mit den anderen benachbarten Fürsten; der seine eigenen Einrichtungen im militärischen und Verwaltungsdienst ihm beließ und sie nicht in Berührung und Vermengung mit anderen Interessen brachte. Diese Eigenwirthschafterei, auf schwäbisch Eigenbrötelei, erschien dem König als der kostbarste Theil seiner Souveränität. Wer daran rührte, rief sofort seinen heftigsten Widerstand wach; es trat das später sehr deutlich zu Tage. Am französischen Dienst schätzte er das Schonen des Eigenwillens, das Napoleon, der Menschenkenner, bis zu einem gewissen Grade übte. Aber ein Verehrer Napoleon's, ein Schwärmer für seine und Frankreichs Sache war Friedrich nicht; er war ein Verehrer von Niemand und von keiner Sache oder Angelegenheit, die außerhalb seines persönlichen Kreises lag. Man hat ihn undeutsch genannt; mit Recht. Denn wahrhaft deutsch gesinnt zu sein, bereit zu Opfern für die gemeinschaftliche deutsche nationale Sache, diesen Vorzug der Gesinnung konnten damals doch nur wenige Männer in Anspruch nehmen, welche zumeist sich um die Person des Freiherrn von Stein gruppirten. Im Kreise der deutschen Fürsten aber mochte solche deutsche Gesinnung kaum vertreten sein, und auf welche Weise hätte sie denn auch emporwachsen sollen nach der miserabeln Zeit der letzten Jahrzehnte des alten deutschen Reiches, nach der Erziehung der Gemüther im Rheinbundsysteme, nach dem Kampfe Aller um das Dasein, um die Fortexistenz der einzelnen Dynastien, der mühsam zusammengehaltenen Staaten? Mit einem einzigen Schlag konnte das sich nicht ändern. Aber zu beklagen ist es, daß so außerordentlich lange Zeit von den Befreiungskriegen an vergehen mußte, bis deutsche Gesinnung endlich durchzudringen vermochte. Der Kampf um das eigene Dasein, die Erziehung im Rheinbunde haben die Gemüther befangen erhalten. Und so dürfte es geboten sein, unsere heutigen Anschauungen von deutscher Gesinnung, unsere Anforderungen an dieselbe nicht allzuweit nach rückwärts zu tragen."

Ganz vortrefflich weiß Pfister die diplomatischen und militärischen Operationen klarzulegen in ihrem innersten Wesen, und es ist für jeden deutschen Leser ein wahres Vergnügen, den Proceß des napoleonischen Zusammenbruches an der Hand eines zuverlässigen Führers zu verfolgen. Da sehen wir, wie nach dem Untergange der Großen Armee die Rheinbündler in immer schwierigere Lage geriethen. Besonders die drei würdigen Könige von Napoleon's Gnaden. Von dramatischem Reiz ist der aus dem Stuttgarter Hofarchiv gezogene Bericht des württembergischen Geschäftsträgers Grafen Beroldingen, der (nach) Dennewitz und Wartenburg) im Auftrage seines geängsteten königlichen Herrn damals nach Dresden reiste. Am 5. October 1813 kam er zur Audienz bei Napoleon und berichtet darüber vom gleichen Tage:

„Die Unterredung war mannigfaltig und seine Fragen sehr gehäuft, so daß ich nicht im Stande bin, mich ihrer aller zu erinnern und hier nur so viel anführen kann, als meinem Gedächtniß eingeprägt geblieben ist. — Ich wurde um 10 Uhr Vormittags in des Kaisers Cabinet geführt und blieb dreiviertel Stunden bei ihm allein. Ich habe meine Antworten stets so eingerichtet, wie ich solche dem Allerhöchsten Interesse angemessen zu sein geglaubt habe. Das Benehmen des Kaisers schien auf ein hohes Vertrauen in Eure Majestät zu deuten. Als ich eingeführt wurde, schien er ziemlich heiter und redete mich folgendermaßen an: ‚Seit wie lange sind Sie von Stuttgart abgereist?'

‚Seit ungefähr drei Wochen, Sire.'

‚Ich weiß es, die Straße ist durch den Feind beunruhigt; ist das Schreiben, das Sie mir gebracht, nach Ihrer Abreise abgesandt worden?'

‚Nein, Sire, Seine Majestät der König hat es mir selbst in Ludwigsburg eingehändigt.'

*) Aus dem Lager des Rheinbundes. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

‚Es ist jedoch von altem Datum!‘

‚Ich glaube vom 7. des verflossenen Monats.‘

‚Ist der König Ihnen unruhig vorgekommen?‘

‚Nein, Sire, aber sehr bekümmert wegen der großen Verluste, welche seine Truppen in der letzten Zeit erlitten haben.‘

‚Ich glaube es wohl, ich bin darüber auch recht betrübt, aber zu einem kleinen Theil ist er selbst schuld daran.‘ Nun führte Napoleon aus, wenn man seine Truppen alle auf einem Haufen haben wolle, so müsse man es eben auch hinnehmen, wenn Alle zusammen derselbe Unstern treffe. Die württembergische Brigade Normann sei gut davon gekommen, weil sie bei einem andern Corps stand. Er selbst nehme die Leute aus allen Departements bunt durch einander, damit bei einer großen Bataille nicht ein einziges Departement allzu sehr leide. —

‚Wo ist Graf Normann heute?‘

‚Ich habe ihn verlassen zwischen Borna und Grimma.‘ (Südlich von Leipzig.)

‚Ihr König hat außerdem noch zu Hause 8000 Mann Infanterie und 2000 Reiter stehen.‘

‚Sire, er hat nur 4000 bis 5000 Mann Infanterie sammeln können, lauter Rekruten oder Depotsoldaten und 800 Reiter, die Garden mit einbegriffen.‘

‚Wie sind sie bewaffnet?‘

‚Schlecht.‘ Sie hätten ganz alte Gewehre aus dem Ludwigsburger Arsenal erhalten.

‚Wird der König sein Land mit diesen Truppen schützen können?‘

‚Ich glaube, daß sie hinreichen werden, um das Land zu decken nach der Seite von Tirol und Vorarlberg.‘

‚Gut. So ist Ihr König also nicht in Unruhe. Sein hiesiger Gesandter schreibt ihm eine Menge dummer Geschichten, die ihn beunruhigen könnten; Ihr Gesandter scheint Angst für seine Person zu haben.‘

‚Er ist nicht Soldat, Sire.‘

‚Wohl, aber er sollte nicht alle umgehenden Gerüchte glauben. Haben Sie in Stuttgart schon von der Neutralität Bayerns sprechen hören?‘

‚Nein, Sire; aber auf der Reise hat man davon gesprochen.‘

‚Wo denn?‘

‚Ich erinnere mich nicht mehr, war es in Gotha, Erfurt, Weimar oder in Leipzig.‘

‚Ich versichere Sie, es ist nichts Wahres daran. Haben Sie Nachrichten von Ihrer Division?‘

‚Ja, Sire. Ich habe einen Officier in Leipzig getroffen, der mich von der Schlacht am 3. October benachrichtigt hat.‘

‚Wie? Sie wissen es schon? Ja, der Feind hat seinen Uebergang ausgeführt. Endlich werden wir eine Schlacht haben, welche Alles entscheiden wird. — Was sagt man in Gotha, in Weimar? Was sagt der Herzog von Weimar? Ist er immer noch ein wenig preußisch? Man glaubt ohne Zweifel, ich sei von Dresden abgereist und ein verlorener Mann. Eine Schlacht wird darüber entscheiden. In welchem Stande haben Sie die Festung Erfurt gefunden?‘

Von nun an ließ sich der Kaiser in eine lange Unterredung über den Zustand dieser Festung mit mir ein, worauf er mich entließ und den badischen General Schäffer eintreten hieß, der nur einen Augenblick bei ihm blieb. — Den Courier habe ich mit der größten Vorsicht und heimlich abgesandt mit diesem Bericht, weil man von französischer Seite äußerst attent zu sein scheint. — Die Truppen marschiren von Dresden Leipzig zu. Die Umgebungen des Kaisers wollen zwar die Abreise leugnen und sprechen von Jagden, die sie morgen oder übermorgen abhalten wollen. Es geht aber nach Leipzig. — Der Herzog von Bassano (Maret, Minister der auswärtigen Angelegenheiten) ist noch hier in Dresden und führt seine gewöhnliche Sprache: Alles geht gut, wir haben die besten Aussichten und so fort. Die erzwungene Heiterkeit in der Umgebung des Kaisers ist auffallend. Wenn es zu einer Schlacht auf dem linken Ufer der Elbe käme, so könnte der Augenblick einer allgemeinen Flucht sehr nahe sein, denn der Geist der Armee, höchstens die Garden ausgenommen, ist zu tief gesunken. — Soeben erzählt ein Officier der Garde, daß die Neutralitätserklärung Bayerns dem Kaiser von Zwickau aus zugesandt worden sei.“ Das war der Anfang vom Ende. Die Leipziger Völkerschlacht machte auch den napoleonischen Satrapien ein Ende.

Jetzt, zu Ende des Monats October 1813, schien König Friedrich recht isolirt und preisgegeben zu sein. Mit einer gewissen Schadenfreude mochten Wrede und Hruby die an sich schon üble Lage noch durch kleine persönliche Bosheiten vermehren. Pfister schildert Alles sehr amüsant.

Ohne in ihrem Wesen, in ihren Anschauungen, in ihrem Verhältniß zu einander irgend etwas geändert zu haben, traten die Rheinbundstaaten in den neuen Deutschen Bund hinüber. Mit starr ausgebildetem Particularismus, dazu jedes einzelne noch so kleine Land eingehegt durch Zollschranken, getrennt von einander durch Vorurtheile und Mißtrauen, so standen diese Länderstücke in wirthschaftlichem und politischem Bruderkriege sich gegenüber. Eine Riesenarbeit mußte es für die Zukunft sein, die Getrennten nur einigermaßen einander zu nähern, eine Unmöglichkeit aber, sie zur Einheit zu verschmelzen ohne Gewaltakt. Preußen, das den Hauptanstoß zum Sturze des corsischen Popanz gegeben, hat auch die damalige Einigung in erster Linie ermöglicht. So armselig auch das Dach war, unter das mit Aufrichtung des Deutschen Bundes sich die Nation untergebracht sah, so muß doch, nach Pfister's Darlegung, selbst diese bescheidene Schöpfung als die höchste, im Augenblick mögliche Leistung anerkannt werden. Jahrzehnte aber mußten vergehen, bis endlich die Völker Europas, die Nachbarn besonders, zu ihrem nicht geringen Erstaunen vernahmen, die deutsche Nation sei gewillt, sich nicht mehr von den Fremden bevormunden zu lassen, sie beachsichtige, einen einheitlich zusammengefaßten nationalen Willen zum Ausdruck zu bringen und ihren Platz unter den großen Mächten einzunehmen; Jahrzehnte mußten vergehen, angefüllt mit revolutionsartigen Anläufen, Rückschlägen, Stockungen, Einsprachen des Auslandes, Annäherungsversuchen der einzelnen Staaten unter einander, — bis mit dem Jahre 1866 die letzte Armee der ehemaligen Rheinbundstaaten, versehen zugleich mit allen Kennzeichen der alten Reichsarmeen, auseinandergesprengt war, um dem Verlangen nach nationaler Einheit und Größe unter Führung des allein berechtigten Staates Platz zu machen.

## Literatur und Kunst.

### Ueber die Ergänzung von Antiken.

Von Bildhauer Johannes Gaulke (Berlin).

Zum zweiten Mal hat die vom Kaiser veranlaßte Concurrenz um die Ergänzung der sog. tanzenden Mänade mit einem glänzenden Fiasco geendet, wenn auch drei Künstler sich eines überzuckerten Erfolges rühmen können. Angesichts dieser betrübenden Thatsache muß sich jedem die Frage aufdrängen, ob nur die concurrirenden Künstler dieser Aufgabe nicht gewachsen sind, oder ob die Ergänzung einer Antike außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt. Der erste Theil dieser Frage ist durchaus nicht im verneinenden Sinne zu beantworten. Wir treffen unter den Concurrenzentwürfen eine große Anzahl fleißig studirter Arbeiten, die auf ein tüchtiges Können hinweisen, dagegen — und hier liegt

der Schwerpunkt — harmoniren die ergänzten Theile in keiner Weise mit dem vorhandenen antiken Torso. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, als gehören die oberen Extremitäten überhaupt nicht dieser Mänade an, sie wachsen nicht harmonisch aus dem Körper heraus, noch kann man behaupten, daß sie dazu beigetragen haben, die herrliche Linienführung und die wunderbare Form der Antike zur größeren Geltung zu bringen. Und dies wäre doch für eine Ergänzungsarbeit die conditio sine qua non.

Von allen im Museum ausgestellten Arbeiten gebe ich doch dem nicht ergänzten Modell den Vorzug und ich glaube, daß es auch den hervorragendsten Künstlern und tüchtigsten Kennern des classischen Alterthums nicht gelingen wird, die Idee ihrers Schöpfers zu ergründen, was doch die Vorbedingung zu einer befriedigenden Lösung der Aufgabe wäre. Wir wissen nicht, welche Thätigkeit die Figur ausgeübt hat, noch wissen wir, ob es gerade eine tanzende Mänade gewesen ist. Aus der Bewegung allein läßt sich solches lange noch nicht folgern, selbst wenn die Herren Kunstgelehrten von Fach und scholastischer Bildung es mit einem feierlichen Ernst behaupten, wie nur einer, der bei der Taufe des Kunstwerkes Pathen gestanden hat. Nur zwei der eingelieferten Entwürfe weichen von dieser allgemeinen Auffassung ab, hier ist die Figur nicht als Tänzerin, sondern als Jongleuse dargestellt worden. Diese Anschauung ist insofern nicht unbegründet, als der auf der linken Brust befindliche Ansatz auf alles Andere eher, als auf einen Stützpunkt der Hand oder eines Instruments hindeutet. Denn erstens ist er im Original ziemlich winklig ausgearbeitet, was gewiß nicht geschehen wäre, wenn er lediglich als Stützpunkt dienen sollte; zweitens wäre es unverständlich, weßhalb der Schöpfer der Mänade den Stützpunkt grade an einem nackten Körpertheil angebracht hätte, während er doch das nebenliegende Gewand zu diesem Zweck hätte verwenden können. Eine derartige Ungeschicklichkeit kann man dem Schöpfer eines der schönsten Werke des classischen Alterthums unmöglich zutrauen. Die beiden Entwürfe zu einer jonglirenden Figur zeigen auch zur Genüge, daß der vorhandene leicht bewegte Torso sich auch für diesen Zweck verwenden läßt; jedenfalls ist diese Auffassnng mindestens ebenso berechtigt, wie die bisher geltende einer tanzenden Mänade. Hätten sich die concurrirenden Künstler nur etwas weniger um alle über dieses Thema bereits veröffentlichten Tiraden gekümmert, sondern selbst über die Conception nachgedacht, wäre vielleicht eine geringere Zahl händeringender Jungfrauen eingeliefert worden. Sicherlich wäre man aber der Lösung der Aufgabe um etwas näher getreten. Aus allem ergiebt sich, daß die antike Figur — nennen wir sie Mänade oder sonst wie — nicht mit Naturnwendigkeit das Metier einer Tänzerin ausgeübt zu haben braucht. —

Hieran anknüpfend, will ich weiter die Frage erörtern, inwieweit wir überhaupt berechtigt sind, Antiken zu ergänzen und welchen praktischen und künstlerischen Werth ein derartiges Beginnen hat. Ich habe schon vorher als die Vorbedingung zur Ergänzung einer Antike die Vertrautheit mit dem Gedankengang ihres Schöpfers gefordert, denn nur in diesem Fall würde man ein positives Resultat erzielen können. Da nun diese Vorbedingung fast immer fortfällt, so darf sich die Ergänzungsarbeit immer nur auf die Körpertheile beschränken, deren Bruchstellen auf den gesammten Zusammenhang hinweisen. Die Reliefdarstellungen der Gigantomachie vom Tempel zu Pergamon im Berliner Museum würde demnach von allen unseren Antiken für die Ergänzung allein in Betracht kommen, da aus der Bewegung der einzelnen Figuren und Fragmente die Absicht des Bildhauers zur Genüge hervorgeht. Die Ergänzung einer derartigen größeren Composition wäre immerhin eine dankbarere und interessantere Arbeit als die einer einzelnen Figur, deren Bestimmung man nicht einmal kennt. Zu welchen lächerlichen Experimenten und traurigen Resultaten die Restaurirungswuth auch an anderen antiken Gegenständen geführt hat, lehrt uns eine ganze Reihe Gefäße der im Museum für Völkerkunde befindlichen Schliemannsammlung. Dieser verdienstvolle Forscher hat leider auch nicht der Versuchung widerstehen können, seine Funde zu reconstruiren und er hat dadurch zu mancherlei irrthümlichen Vorstellungen über die Form der antiken Gefäße die beste Handhabe geboten. Dem beobachtenden Besucher wird die willkürliche, oft unsinnige Ergänzung der Gegenstände nicht entgangen sein, als ein untrügliches Zeichen einer schöpferischen Phantasie, aus einem Scherben ganze Töpfe zu reconstruiren. Aber wer in aller Welt hat denn Herrn Schliemann Näheres über die Form und die Größe der Gegenstände mitgetheilt! Aus den Fragmenten läßt sich beim besten Willen nichts, absolut nichts folgern und ihre Verfertiger ruhen schon lange in den Gefilden Trojas oder Griechenlands. —

Alles hier Gesagte behält aber auch bei der Ergänzung eines antiken Kunstwerkes dieselbe Geltung. Darum fort mit diesem kostspieligen Sport! Wir wollen keine modern zurechtgestutzten Antiken schaffen, sondern es uns an den vorhandenen Fragmenten genügen lassen und uns an ihren künstlerischen Schönheiten erfreuen. Wer kann behaupten, daß das ganze Kunstwerk eine größere Schönheit aufzuweisen hatte als seine einzelnen Theile! — Ein jeder Bildhauer wird an den eigenen Werken die Beobachtung gemacht haben, daß oft der Torso als Einzelleistung betrachtet, größere künstlerische Qualitäten in Bezug auf Form und Linienführung aufweist als die ganze Figur. Und noch mehr verhält sich dies bei der Antike, die einzelne Form kann uns heute noch als Muster dienen, während die oft recht langweilige Anlage und Linienführung der Figur unserer Kunstanschauung nicht mehr gerecht wird. — Von diesen Gesichtspunkten betrachtet, ist jede Ergänzungsarbeit der Antike eine nicht geringere Kunstbarbarei, als die Vollendung einer Novelle oder eines Dramas eines verstorbenen Dichters durch einen andern Autor. Schreiber dieses ist durch den eigenen Versuch — er hat an der Mänadenconcurrenz sich selbst betheiligt — zu dieser Anschauung gelangt.

Vielleicht gelingt es mir durch diese Zeilen auch noch andere zu bekehren und mit mir inbrünstig zu beten: Pater peccavi.

---

## Gounod als Schriftsteller.

Von Charles Reinboldt (Paris).

Der Componist des „Faust" war im Nebenamt ein gar fingerfertiger Schriftsteller, besonders als das Alter sich einstellte und die musikalische Schöpferkraft nachließ. Da wuchs immer mehr sein Eifer, seine eigenen und fremde Werke zu commentiren, Vorreden zu Freundesbüchern zu schreiben und zu wohlthätigen Zwecken Vorträge zu halten. Auch über Mozart's Don Juan hat er ein Buch geschrieben, worin jeder Tact erläutert und verhimmelt wird. Ein französischer Kritiker, der treffliche Wagner-Biograph Adolphe Jullien, behauptet freilich, daß dies nur zu dem Zwecke geschah, um den göttlichen Meister, der ihm nicht mehr schaden konnte, auf Kosten des „charlatan en musique" zu erheben, der ihm mit „Lohengrin" und „Walküre" sogar auf der französischen Bühne Concurrenz machte. Die deutsche Ausgabe von Gounod's Schriften**) giebt uns Gelegenheit, dem Schriftsteller Gounod näher zu treten.

*) In seiner geistreichen Musikkritikensammlung: Musique. Mélanges d'histoire et de critique musicale et dramatique. Paris, Librairie de l'Art.

**) Charles Gounod. Aufzeichnungen eines Künstlers. Autorisirte Uebersetzung von E. Bräuer. Breslau, L. Frankenstein.

Das Interessanteste sind ohne Zweifel seine Jugenderinnerungen, worin er seinem Vater, der ein beliebter Zeichner war, und seiner früh verwittweten Mutter, der armen Clavierlehrerin, ein pietätvolles Denkmal errichtet. Da sehen wir, wie Gounod lange zwischen dem Beruf eines Priesters, Malers oder Musikers schwankte, dann bei Cherubini, Paër, Halévy und einigen Musikern von deutscher Herkunft fleißig studirte und Riesenfortschritte machte. Er errang den prix de Rome, und nun beschreibt er seine glücklichen Römer Lehrjahre unter der väterlichen Leitung des Malers Ingres. Eine hübsche Zeichnung, die sich in Jullien's genanntem Buche findet, zeigt uns den schmächtigen Jüngling vor Pils' Staffelei, den Cylinder auf dem Kopf und Pinsel und Palette in den Händen, seiner „Jugendleidenschaft" fröhnend. Dann schildert Gounod ansprechend seine Reise nach Wien, wo er, von Otto Nicolai freundlich unterstützt, mehrere seiner Compositionen hören ließ und ein Requiem und eine Messe componirte. In Berlin lag er ein paar Wochen krank darnieder, dann trat er die Heimreise über Leipzig an. Seine römische Freundin Frau Hensel gab ihm eine Empfehlung an ihren Bruder mit, und Gounod widmet Mendelssohn einige dankbewegte Seiten.

„Mendelssohn empfing mich außerordentlich liebenswürdig. Ich gebrauche absichtlich diesen Ausdruck, um einen Begriff von der Freundlichkeit zu geben, welche dieser große Mann einem jungen Burschen gegenüber an den Tag legte, der in seinen Augen doch nichts weiter als ein Schüler sein konnte. Ich kann sagen, daß sich Mendelssohn während meines viertägigen Aufenthaltes in Leipzig fast nur mit mir beschäftigte. Mit der lebhaftesten und aufrichtigsten Theilnahme erkundigte er sich nach meinen Studien und Arbeiten; ich mußte ihm meine letzten Versuche auf dem Clavier vortragen und er sagte mir die wärmsten, unschätzbarsten Worte der Belobigung und Ermuthigung. Ich will nur eins derselben erwähnen, auf das ich zu stolz gewesen bin, als daß ich es jemals vergessen hätte. Als ich ihm das Dies irae aus meinem Wiener Requiem vorgetragen hatte, sagte er, indem er auf eine fünfstimmige Composition, ohne Begleitung, wies: „Mein Freund, unter dem Stück könnte Cherubini stehen!" Ein solches Wort aus dem Munde eines solchen Meisters ist ein wahres Ehrenzeichen, das man mit größerem Stolze trägt, als manches Ordensband ... Er war ein Organist erster Größe und wollte mir einige der zahlreichen und bewunderungswürdigen Compositionen, die der große Bach für das Instrument, auf dem er ein unerreichter Meister war, geschrieben hatte, vortragen. Er ließ zu diesem Zweck die alte Orgel von St. Thomas, auf welcher Bach einst selbst gespielt hatte, untersuchen und in Stand setzen, und hier vernahm mein Ohr zwei Stunden lang Wunderwerke der Musik, von denen ich nie geträumt hatte. Um seiner Liebenswürdigkeit die Krone aufzusetzen, schenkte er mir eine Sammlung Bach'scher „Motetten", wie er denn überhaupt für Bach, bei dem er von Kindheit an in die Schule gegangen, und dessen großes Oratorium, die „Matthäuspassion", er mit vierzehn Jahren auswendig dirigirte und begleitete, eine heilige Verehrung hatte."

Ganz besonders fesselnd erzählt Gounod von seinen Theaterwerken, von denen die ersten Versuche lauter Fehlschläge waren. Auch „Faust" hatte keinen durchschlagenden Erfolg, war aber unter seinen Werken für die Bühne dasjenige, welches bis dahin den größten Beifall geerntet hatte. „Ist damit zugleich gesagt, daß es meine beste Leistung ist? Ich weiß es nicht. Jedenfalls dient diese Erfahrung zur Bestätigung meiner Ansicht über den Erfolg, nämlich, daß derselbe viel mehr das Ergebniß einer Reihe glücklicher Umstände und günstiger Vorbedingungen, als der Maßstab und Beweis für den inneren Werth eines Bühnenwerkes ist. Durch äußere Vorzüge wird die Gunst des Publicums erobert, durch innere wird sie gestärkt und festgehalten. Es ist nur allmälig möglich, die unzähligen Factoren, welche bei einem Theaterstück zu berücksichtigen sind, ihrer Bedeutung nach zu erfassen und ihrer Form nach ganz zu begreifen. Die dramatische Kunst gleicht der Kunst des Porträtmalers: wie der Maler ein Gesicht oder eine Pose wiedergiebt, so soll sie Charaktere darstellen; sie soll all' die Züge, all' die beweglichen, flüchtigen Nuancen festhalten, die in ihrer Gesammtheit ein Charakterbild, das heißt eine Person, ausmachen. In diesem Sinne sind die unsterblichen Shakespearegestalten, wie Hamlet, Richard III., Othello, Lady Macbeth geschaffen, Gestalten, welche den in ihnen verkörperten Typus so vollendet zum Ausdruck bringen, daß sie in der Erinnerung wie Wesen einer lebendigen Welt wirken; weßhalb man sie auch mit Recht „Schöpfungen" nennt: Diesem Gesetz ist die dramatische Musik unterworfen, ohne dasselbe kann sie nicht bestehen. Ihre Aufgabe ist, bestimmte Physiognomien darzustellen. Was jedoch die Malerei dem geistigen Auge gleichzeitig vorführt, das kann die Musik nur nacheinander ausdrücken: daher bleibt der erste Eindruck so oft nicht haften."

Von den späteren Opern hatte keine den Riesenerfolg von „Faust"; weder „Mireille", noch „Romeo" schlugen nachhaltig durch. Sie werden sich auch schwerlich weit in's künftige Jahrhundert hinüber retten. Gounod, der den halben Erfolg aller seiner späteren Schöpfungen nie überwand, ist denn auch mit Bezug darauf sehr wortkarg und bricht seine „Memoiren" bald ab. Um so dankenswerther ist es, daß der deutsche Verleger dem Buch eine Anzahl interessanter Briefe Gounod's zur Ergänzung beigegeben hat. Sie sind meist in Rom geschrieben; noch fesselnder aber sind die englischen Briefe während des deutschfranzösischen Krieges. Gounod ist ein viel zu guter Patriot, um nicht von den Ereignissen schmerzlich bewegt zu sein, aber er vertritt doch auch wieder gelegentlich die höheren Mächte der Menschlichkeit. So schreibt er einmal aus London:

„Ich fühle mich nicht gedemüthigt, nein, sondern über das schreckliche Unglück, das unser armes, theures Frankreich trifft, bis in die tiefste Seele erschüttert! Mein Schmerz ist so groß, daß ich mir zu jeder Stunde des Tages die Frage vorlege, ob nicht denen, die sich des Glückes und der Ehre rühmen können, unser Land vertheidigen zu dürfen, eine leichtere und süßere Pflicht zu Theil geworden ist, als die, welche uns zugefallen ist, und die Keiner von uns erfüllen würde, wenn er darüber erröthen müßte. Ach! Schon auf dieser einen Seite seiner Geschichte hat Frankreich sein edles Blut zu opferwillig und heldenmüthig hingegeben, mein armer Freund, als daß die Schande derer, die nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht sind, auf andere fiele, als auf sie selbst. Heutzutage gebührt der Ruhm und das Verdienst eines Sieges mehr den Maschinen als den Menschen (dieser Krieg ist vielleicht das erste Beispiel dafür in der Weltgeschichte!) und von diesem Gesichtspunkte aus werden auch die Niederlagen und die Besiegten beurtheilt werden. Preußen war nicht tapferer als wir, wir waren nur unglücklicher als Preußen! Je länger dieser verheerende, durch Hochmuth entfesselte Krieg dauert, desto mehr nagt der Kummer um mein armes Land an meinem Leben, und alles, was mein Blick gewaltsam von meinem Frankreich ablenken will, das empfinde ich als eine Beleidigung, als eine Schmähung, und nicht als eine Wohlthat. Du unglückliche Erde! Du elende Wohnstätte der Menschen, wo die Barbarei nicht allein herrscht, sondern wo sie wie ein Ding des Ruhmes herrscht und die reinen und wohlthätigen Lichtstrahlen des einzig wahren Ruhmes, des Ruhmes der „Wissenschaft", der „Liebe" und des „Genies" verdunkelt. O Menschheit! Noch bist du über der ungeheuerlichen Mißgestaltungen des Chaos und die unnatürlichen Gräuel des eisernen Zeitalters nicht hinaus! Anstatt zum Wohle der Erdbewohner das Eisen in den Boden zu versenken, stößt Du es in das Herz Deines Mitmenschen, um ihn von seinem Boden zu verdrängen! Barbaren! Barbaren! ..."

Weniger erquicklich sind die philosophisch sein sollenden Aufsätze, in denen uns Gounod nur allzu lebhaft daran erinnert, daß er einmal im Begriffe stand, Priester zu werden und eine clericale Erziehung genossen hat. Das ist dann der Gounod der zweiten Manier, der Freund der überspannten Mrs. Weldon, der Componist des langweiligen „Polyeucte" und von „La Mort et la Vie", der ultramontane Apokalyptiker, der nur noch im Prophetenton schreibt, unklar, schwülstig, hymnisch. Bloß der hübsche Passus zum Lobe der Arbeit sei hier erwähnt.

„Die Arbeit eine Beschwerde! Eine Quelle der Gefahr! Ach, wie wenig muß man sie erkennen, um ihr ein derartiges Unrecht zu thun! Nein, man darf sie weder dieser Undankbarkeit, noch dieser Grausamkeit beschuldigen; sie zahlt hundertfach die ihr geweihten Kräfte zurück, und im Gegensatz zu den Finanzoperationen ist es hier der Zins, welcher das Capital bringt. Wenn es auf der Welt einen ohne Unterlaß — und Gott weiß wie mannigfaltig — thätigen Arbeiter giebt, so ist es zweifelsohne das Herz. Von der steten Regelmäßigkeit seiner Schläge hängt die Regelmäßigkeit unserer Athmung, sowie der Umlauf des Blutes ab, welches nach so wunderbar weiser Anordnung jedem der Organe die verschiedenen, zur Unterhaltung ihrer Functionen nothwendigen Stoffe zuführt und zuertheilt, und selbst während unseres Schlafes, und ohne einen Augenblick still zu stehen, rollt sich dieses herrliche Zusammenspiel ab. Was würde das Herz sagen, wenn man auch ihm rathen wollte, nicht so viel zu arbeiten, sich etwas Ruhe zu gönnen, mit einem Worte, sich zu zerstreuen? Wohlan! Was für das Leben des Körpers das Herz ist, das ist die Arbeit für das Leben des Geistes; sie ist die Ernährung, Athmung und Circulation der Verstandeskraft. Wie jede Art Gymnastik, ermüdet sie nur Diejenigen, welche nicht darin geübt sind. Man hat die Arbeit als Züchtigung und Strafe dargestellt; sie ist Glückseligkeit und Gesundheit. Man vergleiche ein Stück bebautes, fruchtbares Land mit einem Brachfeld und entscheide, ob nicht da, wo Cultur und Ueberfluß ist, auch Freude und Glück zu finden sind. Nein, nicht die Arbeit tödtet, sondern die Unfruchtbarkeit; Productivität heißt Jugend, heißt Leben."

In solchen Partien zeigt sich Gounod von der sympathischsten Seite als ein Mann von Herz und Geist. Auch für seinen Gönner und Freund, den vielverkannten Berlioz, tritt er höchst temperamentvoll in die Schranken.

„Berlioz war ein Mann aus einem Stück, ein ganzer Mann, der sich weder zu Concessionen noch zu Transactionen herabließ; er war von dem Schlage der Alkestis*); natürlich hatte er gegen sich das Geschlecht des „Orontes" und Orontes giebt es, Gott weiß, recht viele! Man fand ihn launisch, mürrisch, bissig und was dergleichen Sachen mehr sind! Doch hätte man neben dieser bis zur Empfindlichkeit und Reizbarkeit gesteigerten Empfindsamkeit auch all' die aufreizenden, erbitternden Erlebnisse, all das persönliche Mißgeschick und die tausenderlei Zurücksetzungen und Abweisungen, die jene stolze, gemeiner Gefallsucht und feiger, niedriger Schmeichelei unfähige Seele erdulden mußte, in Anschlag bringen müssen! Wenn seine Urtheile Denen, die sie trafen, hart und allzu streng erschienen sind, so kann man wenigstens nicht sagen, daß das Motiv derselben je die Eifersucht gewesen wäre. Diese schnöde Regung war mit der auf's Hohe und Edle gerichteten Veranlagung dieser großmüthigen, biederen Natur unvereinbar. Berlioz war einer meiner tiefsten Jugendeindrücke. Er war fünfzehn Jahre älter als ich; zur Zeit also, wo ich als neunzehnjähriger Bursche unter der Leitung Halévy's auf dem Conservatorium Composition studirte, war er vierunddreißig Jahre alt. Ich erinnere mich, wie mächtig damals die Persönlichkeit Berlioz' und seine Werke, die er häufig in dem Concertsaal des Conservatoriums proben ließ, auf mich wirkten. Kaum hatte Halévy meine Arbeit corrigirt, so verließ ich schleunigst die Classe und kauerte mich in einen Winkel des Concertsaales, wo ich mich an dieser seltsamen, leidenschaftlichen, convulsivisch zuckenden Musik berauschte, die mir den Einblick in ein neues, farbenprächtiges Land erschloß. Eines Tages wohnte ich der Probe der Symphonie „Romeo und Julia" bei, welche kurze Zeit darauf zum ersten Male aufgeführt werden sollte. Ich war von dem gewaltigen Finale, der „Aussöhnung der Montecchi und Capuletti" dermaßen ergriffen, daß sich der ganze herrliche Satz des Pater Lorenzo: „Jurez tous par l'auguste symbole!" meinem Gedächtniß eingeprägt hatte.

Einige Tage darauf besuchte ich Berlioz und trug ihm auf dem Clavier den ganzen obigen Satz vor. Er machte große Augen und, indem er mich unverwandt ansah, fragte er: „Wo zum Teufel haben Sie denn das her?"

„Aus einer Ihrer Proben," gab ich ihm zur Antwort. Er glaubte, er hörte nicht recht."

Recht hübsch eifert Gounod gegen die in Künstlerkreisen viel verbreitete Ansicht daß, wer von dem Werke eines Collegen Gutes sagt, nothwendiger Weise Schlechtes denken müsse, — und umgekehrt. „Kann man denn nicht Talent oder Genie besitzen, ohne daß man diese Gaben einem Anderen absprechen muß? Hat Beethoven Mozart geschadet? Wird Rossini Mendelssohn vernichten? Glaubt Ihr, wie Celimène sagt: „Daß Der gelehrt nur ist, der recht versteht zu schmähen?" Ihr fürchtet wohl, es sei kein Platz mehr für Euch da? Was das anbelangt, da könnt Ihr unbesorgt sein; im Tempel des Ruhmes werden stets mehr Plätze leer bleiben, als eingenommen werden. Ist einer für Euch bestimmt, dann kann er Euch nicht verloren gehen. Die Hauptsache ist, daß Ihr davon Besitz zu ergreifen versteht. Doch darum macht man sich keine Sorgen. Man fürchtet nur, man werde nicht der Erste sein. Großer Gott! giebt es auf der Welt Etwas, das dem wahren und echten Verdienst nachtheiliger ist, als dieses beständige Nörgeln und Sichkümmern darum, daß ein Anderer vielleicht mehr werth sein könnte, als ich: es ist wieder die böse Geschichte von der Eigenliebe, die sich die Rechte und Pflichten der Liebe anmaßt. Begeistern wir uns für unsere Kunst! Vertheidigen wir herzhaft und ehrenhaft einen Jeden, der muthig und ritterlich für sie eintritt; hemmen wir nicht den Lauf der Wahrheit, indem wir ihr die „Fesseln der Ungerechtigkeit" anlegen; dem Gefühl des Volkes können wir keinen Einhalt thun: was wir ihm heute eifrig zu verhehlen suchen, hat es morgen doch erfahren; das einzig Ehrenhafte ist, wir bahnen dem Urtheil der Nachwelt, dem vox populi, vox Dei den Weg; sie ordnet die Reihen nicht nach parteiischen oder, was noch schlimmer wäre, nach eigennützigen Gesichtspunkten, sondern sie richtet in unfehlbarer, ewiger Gerechtigkeit. Die Wahrheit verschweigen heißt den Beweis liefern, daß man sie nicht liebt; sich unglücklich fühlen, weil ein Anderer ihr mehr genützt hat, als man es selbst im Stande war, heißt den Beweis liefern, daß man die Ehre, die nur ihr allein gebührt, für sich beanspruchen wollte. Verbreiten wir Licht und Wahrheit so viel wir können; es ist davon niemals genug in der Welt."

Nach diesem schönen Grundsatze hat Gounod sich auch Saint-Saëns angenommen. „Er ist eine musikalische Kraft, wie ich deren keine zweite kenne. Er ist allen Anforderungen gewachsen, für alle Ansprüche ausgerüstet. Er weiß in seiner Kunst wie kein Anderer Bescheid; die Meister kann er auswendig; er beherrscht das Orchester spielend, ebenso wie er spielend Klavier spielt, — damit ist Alles gesagt. Er besitzt ein äußerst seltenes Darstellungsvermögen und ein erstaunliches Aneignungs- und Assimilationstalent: er könnte, je nachdem es von ihm verlangt würde, ein Werk à la Rossini, à la Verdi, à la Schumann oder à la Wagner componiren; er kennt sie Alle von Grund aus und ist darum vielleicht vor

*) So der deutsche Uebersetzer. Gemeint ist natürlich Molière's Misanthrop Alceste.

der Versuchung sicher, einen derselben nachzuahmen. Der Gedanke, daß seine Werke möglicher Weise keinen Eindruck machen könnten (die stete Angst der verzagten, kleinmüthigen Seelen!), peinigt ihn nicht; er hält sich von aller Uebertreibung fern, ist daher weder ausgelassen noch ungestüm und bewegt sich niemals in der Emphase. Ohne der Sclave einer einzigen zu sein, macht er sich alle Methoden und Darstellungsmittel zu Nutze. Saint-Saëns ist kein Pedant; eben so wenig wie er gravitätisch oder überschwenglich ist: dazu ist er noch zu kindlich und schon zu gelehrt. Er hat kein System, gehört keiner Partei, keiner besonderen Secte an: er wirft sich nicht als Reformator von diesem und jenem auf, er schreibt, was er fühlt und versteht. Mozart hat auch nichts reformirt, ich wüßte nicht, daß er darum als Künstler weniger hoch stände. Ein ferneres Verdienst Saint-Saëns' ist, daß sich seine Musik im Tact bewegt und sich nicht alle Augenblicke in jenen albernen Ruhepausen ergeht, in Folge deren eine musikalische Composition des festen Gerüstes entbehrt und in Affectirtheit und Empfindelei ausartet. Er ist ein Musiker vom großen Schlage: er zeichnet und malt seine Tonbilder mit der Hand eines Meisters; und wenn die Ursprünglichkeit darin besteht, daß man Andere nicht nachahmt, dann war er der ursprüngliche Künstler: er glich Niemandem, als sich selbst."

Der Leser wird ohne Zweifel herausfühlen, daß diese Lobreden auf Saint-Saëns einige versteckte Anspielungen auf Wagner enthalten. Nun, sie haben weder dem deutschen Meister geschadet noch den beiden französischen Meistern genützt. Die Nachwelt wird ja auch nach Gounod's obiger Versicherung ein jedes Ding auf seinen ihm gebührenden Platz stellen.

---

## Ein deutscher Humorist.

Von Emil Kurzbauer.

Seit einiger Zeit giebt der Tyroler Dichter Rudolf Heinrich Greinz bei H. Haessel in Leipzig eine humoristische Bibliothek heraus, die der Jahrhundertwende grämliche Weltanschauung nach Kräften aufzuheitern strebt. Schon das erste Bändchen, das Peter Schunk's gelungenen Versuch einer volksthümlichen Verdeutschung des „Don Quijote" in Knittelreimen enthielt, war ein schönes Zeugniß der glücklichen Finderkunst von Herausgeber und Verleger. Der neueste Band aber enthält die Entdeckung eines noch größeren Talentes, das denn auch schon in einer süddeutschen Zeitung als „unser einziger Humorist" gefeiert wird. Da wir noch den Meister Wilhelm Raabe besitzen, der unbestritten das Beiwort des Einzigen verdient, so erheben wir Einspruch gegen solche Ungerechtigkeit, aber das hindert uns nicht, an A. Schuster und seinem Erstling: „Aus dem Tagebuche eines Höhlenmolches" unsere ungetrübte Freude zu haben. Schuster — wir wissen nicht, ob ein Pseudonym — gehört zu den echten Humoristen mit der lachenden Thräne im Wappen. Seine Väter sind der empfindsame Sterne, der incommensurable Jean Paul, der „mittägliche" Reisende Thümmel, der geniale Spötter Heine, der Keller des „Grünen Heinrich", A. E.-Friedrich Vischer und der Chronist der Sperlingsgasse. Freilich ist er weniger phantastisch, realistischer, verständiger, mit einem Worte moderner. Er steckt sich in die Haut eines wohlbestallten, ehrbaren Amtsrichters, der zugleich wie sein Vischer'scher College, der militärische Kauz Einhard, ein Stück von einem Philosophen und Dichter ist. Da lebt er als Beamter in dem reizlosen Landstädtchen Staubheim, ein Philister unter Philistern und doch unter Larven die einzig fühlende Brust. Er vergleicht all' die dummen, eitlen, nichtigen Staubheimer mit einem Chor Frösche — nicht von Aristophanes — und erinnert sich dabei dunkel, daß sie nach Darwin zu der Sippe der Molche gehören. Nun giebt es aber einen Molch, der seit uralter Zeit in lichtlosen Höhlen haust, so daß seine Augen nach und nach verkrüppeln, weil er sie in seiner ewigen Finsterniß nicht nöthig hat. Man nennt das Anpassung. Und nun geht unserem beschaulichen Richter ein Licht auf: wenn man in Staubheim lebt, muß man sich anpassen, ein Höhlenmolch werden, ein Staubheimer. Der Entschluß ist kurz, der Proceß der Anpassung lang, denn ein Poet fällt immer wieder in seine Natur zurück. Deß zum Zeugen dies sein Tagebuch.

Es ist also die ergötzliche Historie von Einem, der ein Höhlenmolch werden wollte und doch kein Talent dazu hat. Vischer's Einhard kämpft den Kampf gegen die Tücke des Objects, die Koboldstreiche des Zufalls. Das ist etwas Anderes. Viel eher denkt man an Raabe's Abu Telfan, der aus Afrika zu ärgeren Hottentotten in die deutsche Heimath zurückkommt und hier erkennt, daß die Wilden und der Halbverwilderte doch bessere Menschen sind. Auch der Staubheimer Amtsrichter kann partout nicht verphilistern, versimpeln, Heerdenmensch oder Höhlenmolch werden und hat immer wieder komische Rückfälle. Das macht: er besitzt noch immer den Smaragd des Nero. Was ist das? Hören wir seine Erklärung!

„Plinius erzählt, daß der Kaiser Nero die Gladiatorenkämpfe durch einen Smaragd betrachtete. Heute habe ich eine gelehrte Untersuchung eines Professors in Zürich über die wichtige Frage gelesen, was Nero mit diesem Smaragd wohl bezweckt hat. Nach einer weit verbreiteten Meinung — als ob jeder Schusterjunge eine Meinung über den Smaragd des Nero hätte — war der Smaragd eine Concavbrille und zwar für Kurzsichtige. Der Züricher Professor weist nach, daß Nero gar nicht kurzsichtig gewesen ist; er weist dies nach, wie es sich gehört, ohne Phantasie, ohne Abschweifung, ohne Geist — mit einem Worte: exact. Gotthold Ephraim Lessing hat sich im 45. antiquarischen Briefe mit derselben Frage befaßt, und er kommt zu demselben Schlusse. Eigentlich hätte also der Züricher Professor seine Untersuchung sparen können. Aber Lessing war für uns Exacte vom 19. Jahrhundert zu geistreich. Dem hat der Professor abgeholfen. Der Smaragd des Nero soll eine Conservationsbrille gewesen sein, ein Schutz für kranke Augen. Auch darin sind Lessing und der Professor gleicher Ansicht. Aber warum hat er sich denn gerade die Gladiatorenkämpfe durch den Smaragd angesehen?

Es giebt dafür nur eine Erklärung: Auch einem römischen Kaiser mögen zu Zeiten unerfreuliche Gedanken gekommen sein; mitten aus dem Glanze des Hofes ist gewiß zuweilen erschreckend deutlich die Vorstellung aufgestiegen, daß auch ein Kaiser am Ende doch nicht unsterblich war, und daß es einmal mit seiner Cäsarenherrlichkeit zu Ende sein müßte. Wie konnte dieser unerfreulichen Deutlichkeit besser abgeholfen werden, als wenn man sich die große Arena durch einen Smaragd betrachtete? Feiste Senatoren mit mächtigen Wampen und breitgezogenen Mäulern wie ungeheuere Laubfrösche; schöne üppige Römerinnen, mit tausend Teufeln in den Blicken, grün, grasgrün, wie der Neid selbst. Und da unten hüpften die grünen Gladiatoren und zapften sich grünes Blut ab. Ja, so konnte sich der allmächtige Cäsar einbilden, die ganze Welt, Menschenlust und Menschenqual, und der Tod selbst, wären nichts als ein lustiges, grasgrünes Puppenspiel, erfunden von einem dienstwilligen Künstler zur Unterhaltung für den Herrn der Welt. Freilich, auf die Dauer hat es nicht geholfen; es ist gekommen, wie es Nero in nüchternen Stunden vorausgesehen hat: er ist todt, und von der ganzen Cäsarenherrlichkeit sind nur noch ein paar Mauern da. Aber ein Stückchen von dem Smaragd haben viele von uns, und es ist ein köstlicher Besitz. Es giebt Menschen, die in dieser Welt, auf die wir doch nun einmal angewiesen sind,

nichts als Ungerechtigkeit, Schmutz, Verworfenheit, Jammer und Noth sehen. Man sagt, sie sähen durch eine graue Brille. Das ist nicht wahr: sie sehen durch gar keine Brille. Sie sehen die Dinge in ihrer ernsthaften, unfreundlichen Wahrheit, es fehlt ihnen der Smaragd des Nero."

Dieser Smaragd, den die Kinder alle besitzen und von den Großen nur die Dichter, eignet aber nicht dem werdenden Höhlenmolch, und so kommt es, daß er nur zu oft als ein Grillparzer'scher „Graunzer" die Welt all in ihrer Häßlichkeit sieht, die Staubheimer in ihrer Dummheit und die lieben Deutschen überhaupt in ihrer wahren Gestalt. Sogar im Festtaumel verleugnet sich keinen Augenblick der unerbittliche Beobachter und schonungslose Kritiker.

„Wie traurig sieht sich so ein Sedanfestzug an!" ruft er einmal. „Ist dies das deutsche Volk? Wo sind die oberen Zehntausend des Besitzes und des Geistes? Die Einen halten ihre Mittagsruhe, beklagen sich über Lärm und Staub und glauben, sehr vornehm zu sein. Andere stehen wohl wie ich in trüben Gedanken am Fenster und wundern sich, wie es möglich ist, daß die Menschen noch immer vergnügt sein können. Wo sind die Enterbten der Gesellschaft, die Arbeiter? Grimm und Hohn in den Gesichtern, sehen sie den Zug vorbeimarschiren. Sie denken daran, daß damals auch ihres Gleichen, so gut wie die Väter der jungen Bourgeois, Gut und Leben eingesetzt und, wie das Loos fiel, Beides verloren haben. Beides, denn wie oft brachte ihren Familien der Tod des Ernährers Armuth und Elend. Sie ziehen das Facit aus dem, was ihnen die Siege gekostet und gebracht haben, und die Rechnung will nicht stimmen. Aber der schmerzlichste Anblick sind die Jünglinge, die wie gepreßte Soldaten im Zuge schleichen. Ist es möglich, daß die Helden von 1870 dies Geschlecht gezeugt haben? Diese geckenhaft aufgeputzten Knaben mit den hochmüthigen, blasirten Gesichtern, ohne den leisesten Hauch von Jugendfrische, die sich schämen, die es tief, tief unter ihrer Würde halten, in Reih' und Glied durch die Stadt zu ziehen, das ist die deutsche Zukunft? Wenn dies Alles die verheißenen Früchte der großen Siege sind, dann wehe über das vergossene Meer von Blut! Glücklich, wer hinter dieser Welt voll Gier und Ueberdruß, voll Leid und Hunger, eine bessere Zukunft, eine Welt der Harmonie aufsteigen sieht. Wem aber der Smaragd vor dem Auge fehlt, dem sieht die Zukunft anders aus: zu Zeiten etwas weniger Noth und Zwiespalt, dann auch wieder mehr. Das ist der ganze Unterschied."

Oder eine Parallelstelle aus dem Tagebuch des Höhlenmolches!

„Da hab' ich in dieser Feriennuße ein großes, langes Buch gelesen, das jetzt in jedem Boudoir auf dem Tische aus Japan liegt. Es heißt so recht imperatorisch: „Die Waffen nieder!" Und es verspricht, das goldene Zeitalter dem erstaunten Publico leibhaftig vorzuführen, wenn man endlich so vernünftig ist, die stehenden Heere abzuschaffen. Natürlich hat das eine Frau geschrieben, und eine prächtige alte Dame muß es sein, die Frau von Suttner. Wenn ihr nur ja Niemand den Smaragd vom Auge zieht! Sie hat viel durchgemacht im Leben, und wenn sie mit ihrem Schmerze und ihrer Trauerkleidung, die sie niemals ablegt, ein wenig kokettirt, so hat sie ihn doch gewiß auch sehr geliebt, ihren „einzigen" Friedrich, der es so grundehrlich meinte mit dem Weltfrieden und vielleicht eben so klug war wie Frau von Suttner selbst. Und das will viel sagen, meint Frau von Suttner. Generale und Minister hat sie politisiren hören und dabei immer gewußt, daß sie mehr davon verstand, als alle Cabinete Europas zusammengenommen. Denn leider sind die Menschen dumm und führen Kriege, ohne zu wissen weßhalb. Nur Frau von Suttner hat es durchschaut, daß der ganze Krieg von 1870 überflüssig war, denn die spanische Thronfrage war gar kein casus belli. Wie würde die gute Dame durch die Einsicht gekränkt, daß wir Alle ganz gut wissen, weßhalb in Wahrheit Kriege geführt sind, und daß sie selbst zu den Wenigen gehört, die nicht wissen oder nicht wissen wollen, daß der Franzose bis 1870 an der tête der Völker marschirte und den Deutschen nun einmal nicht neben sich dulden wollte, mochte auf dem spanischen Throne ein Hohenzoller oder der Sultan von Fez und Marocco sitzen! Wie würden der Frau von Suttner die Augen schmerzen, wenn sie die Wahrheit sehen müßte; daß nämlich gerade das, wogegen sie den Kampf ihres Lebens geführt hat, die stehenden Volksheere, viel bessere Friedensgarantien bilden als die Söldnertruppen, die vom Kriege lebten, mit denen die Fürsten machen konnten, was sie wollten! Und wie würden der guten Dame gar die Augen übergehen, wenn sie endlich ihren weltbeglückenden Plan durchgesetzt hätte! Wir haben die Soldaten ganz abgeschafft, und überall werden Feste abgegessen und Reden gehalten. Frau von Suttner sitzt auf einem Podium mit Palmenarrangement, und ein langer Festzug defilirt an ihr vorbei und singt (die Melodie ist ja bekannt):

Wir brauchen keine stehende Armee,
Keine stehende Armee!

Nachher sitzt die Dame etwas abgespannt, aber doch stillselig in ihrem Boudoir und träumt von ihrem Völkerfrieden — aber was soll der Lärm auf der Treppe? Die Kammerjungfer stürzt herein: „Ach, gnädige Frau, sie kommen!"

„Laß sie nur kommen, thörichtes Mädchen, ich werde sogleich das Schiedsgericht berufen!"

Da kommen sie schon herein und klopfen nicht einmal an, die Sansculotten, die Dynamitarden, die Anarchisten. Nicht genug, daß sie die Teppiche schmutzig trampeln, nein, sie schlagen auch Alles, was sie nicht mitnehmen, in Trümmer, und sagen, das wäre ganz in der Ordnung, denn sie erkennten kein Eigenthum an. Sie unterstehen sich sogar, über das Schiedsgericht, mit dem Frau von Suttner droht, unehrerbietige Bemerkungen zu machen, die schlechten Menschen; denen scheint ja nichts heilig zu sein!

„Polizei, Polizei," stöhnt die arme Frau. Ja, wo ist die Polizei? Unten liegt sie in den Gossen, und was nicht todtgeschlagen ist, das hängt man fein säuberlich an die Laternen. Was dann kommt, ist schwer vorauszusagen; jedenfalls wird eifrig todtgeschlagen, und der Zustand der Menschheit ist nicht ganz so, wie sich Frau von Suttner den ewigen Frieden gedacht hatte. Endlich kann es nicht anders kommen: die Intelligenz siegt — nach blutigem Kampfe, denn die Aufrührer kämpfen für Freiheit und Leben — und die Ordnung wird hergestellt. Aber wie soll man sich für die Zukunft sichern? Es hilft nichts, sagt die Intelligenz, wir müssen unsere Wehrkraft organisiren. Und da wären wir ja wieder bei der stehenden Armee, nur daß in der Zwischenzeit ein wenig Cultur und Leben zerstört ist. So sieht die Wahrheit aus: sehr ernsthaft, gar nicht rosig, gar nicht phantastisch; nichts von Abrüstung und Volksverbrüderung, nichts von neuen, unerhört glücklichen Zeiten. Frau von Suttner aber würde diese Wahrheit blenden, wie die Sonne den Maulwurf."

Man sieht, es ist noch ein weiter Weg bis zum blinden, stumpfsinnigen Höhlenmolch. Aber nicht immer ist er so grimmig. Manchmal spielt er liebenswürdig mit seinen närrischen Einfällen.

„Jeder große, selbstständige Stil hat sich aus dem einfach Zweckmäßigen entwickelt. So der griechische Tempel aus den Baumstämmen, die sich in ein Säulensystem verwandelten, die romanische Bauweise aus dem Rundbogen, aus dem dann das Bedürfniß nach Beseitigung der Massen den gothischen Spitzbogen machte. Früher verstand es sich von selbst, daß Jeder, der Anspruch auf Gesellschaftsfähigkeit machen durfte, ein Cavalier war — ein Reiter. Da mag denn zur gelben Lederhose die kurze Reitjacke, wie die Jockeys sie tragen, eine sehr zweckmäßige Tracht gewesen sein. Und es war durchaus folgerecht, daß man auf den Einfall kam, diese Reitertracht

als die dem Cavalier, auch wenn er zu Fuß ging, charakteristische einzuführen. Nur freilich mußte man Concessionen machen. Der bürgerlichen Pedanterie, die allmälig die ritterliche Natürlichkeit verdrängte und aus dem hellen Cavalier einen dumpf klingenden Gentleman machte, war jene pralle Lederhose anstößig. Man setzte sogenannte Schöße an die Reitjacke. So war es gethan: der Frack war geschaffen. Aber den großen Kunststilen möchte ich ihn doch nicht anreihen. Es scheint mir sogar nicht ausgeschlossen zu sein, daß ihn unsere Enkel weder schön noch wohlanständig finden werden."

Oder wenn er wieder gnädig gelaunt ist und das Glück hat, in den Ferien den Staubheimern zu entfliehen und in den Bergen allein mit der erhabensten, gewaltigsten Natur Zwiesprache zu halten, dann ist auch der Poet wieder da, der begeisterte Schilderer des Ursprünglichen und Ewigen in der Welt.

„Ich sehe uns zu nächtlicher Stunde aus der Schutzhütte aufbrechen. Die Bergriesen in der Runde schlafen im Mondschein, noch unnahbarer aussehend als am Tage. Dann ist es, als hätte Jemand in den schneebedeckten Spitzen ein rothes Licht angezündet, das seltsam mit dem weißen Glanz des Mondes contrastirt. Immer tiefer dehnt sich der Feuerschein von den Gipfeln aus über die Berge herab, immer tiefer weicht der Mond zurück. Und wie die Sonne hervortritt, hat sie ihn schon besiegt. Aus der weißen Scheibe, deren Glanz noch eben die Thäler füllte, ist ein mattgrauer Flecken geworden, verschwindend am äußersten Firmament. Jeder Grashalm glitzert von Thautropfen, in jedem Tropfen glitzert das Sonnenlicht. Unten im Thal wogen geballte Nebelmassen wie fließendes Silber; sie werden vor der allsiegenden Sonne vergehen. Heiliges Licht, heiliger Morgen! Wer die Sonne noch nicht im Hochgebirge aufgehen sah, kennt den Morgen nicht. Wie braust der Sturm auf der schwindelnden Bergeshöhe! Unten brütet der Hochsommer, wir aber hüllen uns fest in die Mäntel, und die Hände sind erstarrt vor Kälte. Welch ein Schauspiel! Wenn alle Maler der Vergangenheit und der Zukunft, ausgerüstet mit allen Farben, die dem Menschenwitz erreichbar sind, sich ihr Leben lang an dem einen Bilde abmühten, wie würde es verblassen neben dieser Wirklichkeit! Da liegen die gewaltigen Eisriesen der Ortlergruppe, breit und wuchtig hingegossen, und doch aufragend in Himmelshöhen; und über, hinter ihnen der unermeßliche Aether des blauen Sommerhimmels, von dem sich der Schnee blendend abhebt. Weiter nach dem Thale hin ein unabsehbares Gewimmel rosiger Berggipfel, Zwerge neben den Eisriesen, und doch jeder Einzelne eine freie Höhe. Sie sind in ein Meer von Luft getaucht, die wie von dem erhabensten Künstler mit zartem, duftigem Blau getränkt ist. Tief unten ahnen wir das erwachende Tagesleben der Menschen."

Es ist Schade, daß A. Schuster das Tagebuch plötzlich abbricht, allerdings mit dem Versprechen, uns vielleicht später einmal etwas daraus mitzutheilen. Der Amtsrichter, der so todesmuthig auf Freiersfüßen ging, sich in reisende Ungarinnen verliebte und mit nachfühlender Wehmuth die wunderschöne Gestalt des alten Stachus aufzeichnete, einen Kauz aus der großen Familie der Leibgeber, Schoppe und Katzenberger, jeder Zug Leben, Natur und Kunst, ist lange noch kein Höhlenmolch, und es lohnt sich seine weitere Entwickelung zu verfolgen bis zu seiner Erlösung. Vielleicht durch die Liebe oder einfach durch den Tod.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die „Fram" in der Polarnacht.

Von Fridtjof Nansen.*)

Es sah wirklich aus, als ob wir jetzt (September 1893) ernstlich eingefroren wären, und ich erwartete nicht, daß die „Fram" eher aus dem Eise wieder herauskommen würde, als bis wir auf der anderen Seite des Pols wären und uns dem Atlantischen Ocean näherten. Der Herbst war schon ziemlich weit vorgeschritten, die Sonne stand von Tag zu Tag niedriger am Himmel, und die Temperatur war in stetigem Fallen. Die lange Winternacht kam heran — die gefürchtete Nacht. Uns blieb nichts zu thun übrig, als uns für sie vorzubereiten, und so verwandelten wir unser Schiff, so gut wir konnten, allmälig in ein behagliches Winterquartier. Gleichzeitig trafen wir alle Vorsichtsmaßregeln, um uns gegen die vernichtenden Einflüsse der Kälte, des Treibeises und der sonstigen Naturkräfte zu sichern, denen wir, wie uns prophezeit war, unterliegen müßten.

Das Steuerruder wurde in die Höhe geholt, damit es nicht durch die Eispressungen zermalmt würde. Dasselbe beabsichtigten wir auch mit der Schraube zu thun, allein da dieselbe mit ihrer eisernen Umkleidung sicherlich zur Verstärkung des Achterendes des Schiffs und besonders des Ruderpfostens dienen würde, so ließen wir sie an ihrer Stelle. Auch mit der Maschine hatten wir ziemlich viel Arbeit; jeder einzelne Theil derselben wurde herausgenommen, geölt und für den Winter weggelegt; die Schieber, Kolben und Wellen wurden untersucht und gründlich gereinigt. Alles dies geschah mit der allergrößten Sorgfalt. Im Raume machten wir Platz, um dort eine Tischlerwerkstätte einzurichten; die Mechanikerwerkstelle hatten wir im Maschinenraum, die Schmiede war anfänglich auf Deck und später auf dem Eise; die Klempnerarbeiten wurden meist im Kartenzimmer, die Schuhmacher-, Segel- und verschiedene andere Arbeiten im Salon vorgenommen. Und alle diese Beschäftigungen wurden während der ganzen Dauer der Expedition mit Luft und Liebe ausgeführt. Von den empfindlichsten Instrumenten bis herab zu den Holzschuhen und Axtstielen gab es nichts, das nicht an Bord der „Fram" gemacht werden konnte. Als wir fanden, daß es uns an einer Lothleine mangelte, wurde auf dem Eise eine großartige Reepschlägerei eingerichtet, die sich als ein sehr nützliches Unternehmen erwies und gute Kundschaft fand.

Jetzt begannen wir auch die Windmühle aufzustellen, die die Dynamomaschine treiben und uns elektrisches Licht liefern sollte.**) Solange das Schiff in Fahrt war, wurde die Dynamomaschine von der Schiffsmaschine getrieben, allein schon seit langer Zeit hatten wir uns in unseren dunkeln Cabinen mit Petroleumlampen begnügen müssen. Die Windmühle wurde an der Backbordseite auf dem Vorderdeck, zwischen der großen Luke und der Rehling errichtet, doch dauerte es mehrere Wochen, ehe dieser wichtige Apparat in betriebsfähigen Zustand gesetzt war. Wir hatten zum Treiben des Dynamo auch ein Göpelwerk mit-

*) Aus der in den nächsten Tagen erscheinenden sechsten Lieferung der autorisirten deutschen Ausgabe von Nansen's reich illustrirtem Originalwerk: „In Nacht und Eis" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Der norwegische Polarforscher, der mit allen seinen Gefährten nach drei bangen Jahren glücklich heimkehrte, hat zwar den erstrebten Nordpol bekanntlich nicht erreicht, aber doch den von ihm vorausgesagten warmen Golfstrom am Pol thatsächlich entdeckt, die Schiffsbaukunst für die arktische Welt vorbildlich festgestellt und andere wissenschaftliche Fragen der Lösung nähergeführt. Aber der geniale Forscher und praktische Officier ist auch ein gewandter Schriftsteller, ein trefflicher Erzähler und Schilderer. Unsere Leser werden dies bestätigen. D. Red.

**) Während der endlosen Polarnacht — mehr als 500 Tage — wurde von dieser Windmühle elektrisches Licht erzeugt, das zu ernster wissenschaftlicher Arbeit, zu Messungen und Beobachtungen am Himmel, auf dem Eise und in der See leuchtete. Auf dem Grunde dieser Tiefsee — das vermuthete Festland existirt am Nordpol nicht — entdeckte Nansen Temperaturen über Null, während die Expedition bis zu 60° Kälte erdulden mußte. D. Red.

gebracht, weil ich geglaubt hatte, daß es uns insofern von Nutzen sein könnte, als es uns Bewegung verschaffen würde, wenn es sonst keine körperliche Arbeit für uns gäbe. Allein diese Zeit kam nie, und daher wurde das Göpelwerk nie benutzt. Es gab immer Etwas, das uns beschäftigte, und es war auch nicht schwer, für Jeden Arbeit zu finden, die ihm genügende Bewegung und so viel Ablenkung verschaffte, daß die Zeit ihm nicht unerträglich lang schien. Da war die Sorge für das Schiff und die Takelung, die Untersuchung der Segel und des Tauwerks u. s. w.; Proviant aller Art mußte aus den Kisten im Raume geholt und dem Koch übergeben werden; es mußte Eis — gutes, reines Süßwassereis — gesucht und nach der Küche getragen werden, wo es zu Koch-, Trink- und Waschwasser geschmolzen wurde. Ferner gab es, wie bereits erwähnt, in den verschiedenen Werkstätten immer Etwas zu thun. Einmal mußte „Schmied Lars“ (Pettersen) die Davits des Großbootes, die im Karischen Meere durch die Wogen verbogen worden waren, wieder gerade machen; dann mußte ein Haken, ein Messer, eine Bärenfalle oder ein anderer Gegenstand geschmiedet werden. Der Klempner, wiederum „Schmied Lars“, hatte einen großen Blecheimer zum Schmelzen des Eises in der Küche zusammenzulöthen. Der Mechaniker, Amundsen, hatte Auftrag, das eine oder andere Instrument, vielleicht einen neuen Strommesser herzustellen; der Uhrmacher, Mogstad, hatte vielleicht einen Thermographen zu untersuchen und zu reinigen oder eine neue Feder in eine Uhr zu setzen, während der Segelmacher Ordre haben konnte, Geschirre für eine Anzahl Hunde anzufertigen. Ferner mußte Jeder sein eigener Schuhmacher sein und sich selbst Segeltuchstiefel mit dicken, warmen Holzsohlen nach dem neuesten „Modell Sverdrup“ anfertigen. Dann kam wieder für den Mechaniker Amundsen der Befehl, aus Zinkblech einen Vorrath von neuen Notenscheiben für das Harmonium anzufertigen, die eine nagelneue Erfindung des Leiters der Expedition waren, während der Elektriker die Accumulatoren-Batterien, die in Gefahr des Einfrierens waren, zu untersuchen und zu reinigen hatte. Als endlich die Windmühle fertig war, mußte sie bedient, nach dem Winde gestellt werden u. s. w. Und wenn der Wind zu stark war, hatte Einer an der Mühle hinanzuklettern und die Segel zu reffen; bei dieser Winterkälte keine sehr angenehme Beschäftigung, die mit vielem Hauchen auf die Finger und Reiben der Nasenspitze verknüpft war. Hin und wieder kam es auch vor, daß das Schiff ausgepumpt werden mußte, doch wurde dies immer seltener erforderlich, da das Wasser rund herum und in den Fugen des Schiffes gefror. Die Pumpen wurden daher vom December 1893 bis zum Juli 1895 nicht angerührt. Das einzige erwähnenswerthe Leck während dieser Zeit befand sich im Maschinenraume, war aber von keinerlei Bedeutung; es waren nur jeden Monat einige Eimer Eis vom Boden des Schiffes loszuhauen und aufzuhissen.

Zu diesen mannigfaltigen Beschäftigungen kam nun noch als die wichtigste von allen die Vornahme der wissenschaftlichen Beobachtungen, die vielen von uns beständige Thätigkeiten. Mit der größten Arbeit verknüpft waren natürlich die meteorologischen Beobachtungen, die Tag und Nacht alle vier Stunden und während einer beträchtlichen Zeit sogar alle zwei Stunden angestellt wurden; sie hielten einen, manchmal auch zwei Mann den ganzen Tag in Thätigkeit. Scott-Hansen war die Oberaufsicht über dieses Departement übertragen, und sein regelmäßiger Assistent war Johansen, bis im März 1895 Nordahl an dessen Stelle trat. Bei Nacht wurden die Beobachtungen von Demjenigen vorgenommen, der gerade die Wache hatte. Etwa jeden zweiten Tag stellten Scott-Hansen und sein Assistent, wenn das Wetter klar war, die astronomische Beobachtung an, durch welche der Schiffsort bestimmt wurde. Dies war sicherlich diejenige Arbeit, die vor allen Mitgliedern der Expedition mit dem höchsten Interesse verfolgt wurde, und es war durchaus nichts Ungewöhnliches, die Cabine Scott-Hansen's, während er seine Berechnungen machte, von müßigen Zuschauern belagert zu sehen, die das Resultat zu erfahren wünschten, ob und wie weit wir seit der letzten Beobachtung nach Norden oder Süden getrieben waren. Von diesem Resultat hing in hohem Maaße die an Bord herrschende Stimmung ab. Zu bestimmten Zeiten hatte Scott-Hansen auch Beobachtungen vorzunehmen, um die magnetische Constante in diesen unbekannten Regionen zu bestimmen. Diese Beobachtungen wurden anfänglich in einem zu diesem Zwecke besonders errichteten Zelte, das rasch auf dem Eise aufgeschlagen wurde, angestellt; später bauten wir eine große Schneehütte, weil diese nicht nur zweckentsprechender, sondern für den Beobachter auch behaglicher war.

Für den Schiffsarzt bot sich weniger Beschäftigung. Er wartete lange und vergeblich auf Patienten und mußte schließlich die Hoffnung auf solche aufgeben und sich in der Verzweiflung an die Behandlung der Hunde machen. Einmal im Monat hatte er auch seine wissenschaftlichen Untersuchungen vorzunehmen, die darin bestanden, daß er jeden Mann wog, die Blutkörperchen zählte und die Stärke des Blutpigments schätzte, um die Zahl der rothen Blutkörperchen und die Menge des rothen Farbstoffs, des Hämoglobins, im Blute eines Jeden festzustellen. Diese Arbeit wurde ebenfalls mit ängstlichem Interesse verfolgt, da Jeder aus dem erhaltenen Resultate schließen zu können meinte, wielange es noch dauerte, bis er vom Scorbut befallen würde.

Unter unsern wissenschaftlichen Aufgaben müssen auch erwähnt werden die Bestimmung der Temperatur des Wassers und des Salzgehaltes in verschiedenen Tiefen, die Sammlung und Untersuchung der in diesen nördlichen Meeren gefundenen Thiere, die Bestimmung der Elektricitätsmenge in der Luft, die Beobachtung der Formen, des Wachsthums und der Stärke des Eises, sowie der Temperatur der verschiedenen Eisschichten, die Untersuchung der Meeresströmung unter dem Eise u. s. w. Die Oberaufsicht über dieses Departement hatte ich.

Endlich ist noch die regelmäßige Beobachtung des Nordlichts zu erwähnen, zu dessen Studium wir ausgezeichnete Gelegenheit hatten. Nachdem ich mich eine Zeit lang dieser Arbeit unterzogen hatte, nahm mir Blessing diesen Theil meiner Pflichten ab, und als ich das Schiff verließ, übertrug ich ihm auch alle übrigen Beobachtungen, die mir oblagen. Einen nicht unbedeutenden Theil unserer wissenschaftlichen Arbeiten bildeten das Lothen und das Fischen mit dem Scharrnetze. Bei größern Tiefen war das eine Aufgabe, bei welcher Jeder mithelfen mußte, und bei der Art und Weise, wie wir die Arbeit später verrichten mußten, gab uns eine Lothung manchmal Beschäftigung für mehrere Tage.

An Bord unterschied sich ein Tag nur sehr wenig von dem andern: die Beschreibung eines einzigen ist daher in allen Einzelheiten von irgendwelcher Bedeutung eine Schilderung aller. Um 8 Uhr standen wir auf und nahmen das Frühstück ein; es bestand aus Hartbrod (Roggen- und Weizenbrod), Käse (holländischem achtpfündigem, Chester, Schweizerkäse und Mysost oder Molkenkäse), in Büchsen eingemachtem gesalzenem Rind- oder Hammelfleisch, Frühstücksschinken oder in Büchsen conservirten Zungen aus Chicago oder geräuchertem Speck, Kabeljau-Kaviar, Anchovis-Rogen, ferner Hafermehl- oder englischem Schiffsbrod nebst Orangen-Marmelade und anderem Fruchtgelee. Drei Mal in der Woche hatten wir auch frischgebackenes Brod und oft Kuchen irgendwelcher Art. Was unser Getränk betraf, so hatten wir anfänglich täglich Kaffee und Chocolade; später bekamen wir jedoch Kaffee nur zwei Mal, Thee zwei Mal und Chocolade drei Mal wöchentlich. Nach dem Frühstück hatten einige Leute für die Hunde zu sorgen, ihnen Futter zu geben, das für jedes Thier aus einem halben Stockfisch oder ein paar Hundekuchen bestand, sie loszumachen oder sonstige Arbeiten zu verrichten, die für sie geschehen mußten. Die Uebrigen machten sich an ihre verschiedenen Aufgaben.

Jeder mußte der Reihe nach eine Woche in die Küche, um dem Koch beim Aufwaschen zu helfen, den Tisch zu decken und aufzuwarten. Der Koch selbst hatte unmittelbar nach dem Frühstück den Speisezettel für das Mittagessen zu entwerfen und sogleich mit den Vorbereitungen dazu zu beginnen. Einige von uns pflegten einen Spaziergang über die Eisschollen zu machen, um frische Luft zu schöpfen und den Zustand und Druck des Eises u. s. w. zu untersuchen. Um 1 Uhr versammeln sich Alle zum Mittagsmahl, das gewöhnlich aus drei Gängen besteht: aus Suppe, Fleisch und Nachtisch, oder Suppe, Fisch und Fleisch, oder Fisch,

Fleisch und Nachtisch oder manchmal auch nur aus Fisch und Fleisch. Zum Fleische hatten wir stets Kartoffeln und entweder frische Gemüse oder Maccaroni. Wir stimmten alle darin überein, daß die Verpflegung gut sei: sie würde zu Hause wohl kaum besser, vielmehr für einige von uns vielleicht schlechter gewesen sein. Wir sahen aber auch aus wie gemästet; Einer oder Zwei fingen sogar an, sich ein Doppelkinn und einen Schmeerbauch zuzulegen. In der Regel circulirten bei Tische mit dem Bockbier Geschichten und Scherze.

Nach dem Mittagessen pflegten die Raucher unserer Gesellschaft, wohl gefüttert und zufrieden, sich nach der Küche zu begeben, die auch als Rauchzimmer diente, da der Tabak in den Cabinen außer bei festlichen Gelegenheiten verpönt war. Dort vergnügten sie sich mit Rauchen und Plaudern; es wurde manche Geschichte erzählt, und nicht selten erhob sich auch ein hitziger Disput. Dann kam für die meisten von uns eine kurze Siesta, worauf Jeder sich wieder an die Arbeit machte, bis wir um 6 Uhr, wenn das regelmäßige Tagewerk vollbracht war, zum Abendessen gerufen wurden.

Das Abendessen war fast dasselbe wie das Frühstück, nur daß als Getränk stets Thee diente. Später wurde wieder in der Küche geraucht, während der Salon sich in einen stillen Lesesaal verwandelte, in welchem von der werthvollen Bibliothek, die edelmüthige Verleger und andere Freunde der Expedition zum Geschenk gemacht hatten, reicher Gebrauch gemacht wurde. Hätten die freundlichen Geber uns hier fern im Norden Abends um den Tisch sitzen sehen können, wie die Köpfe in den Büchern und Bildersammlungen vergraben waren, hätten sie wissen können, wie unschätzbar uns diese Gefährten waren, sie würden sich durch das Bewußtsein belohnt gefühlt haben, ein wirkliches Geschenk gemacht und wesentlich dazu beigetragen zu haben, die „Fram“ zu der kleinen Oase zu machen, die sie in dieser ungeheuern Eiswüste bildete.

Gegen $7^1/_2$ oder 8 Uhr wurden Karten oder andere Spiele hervorgeholt, mit denen wir, in Gruppen um den Tisch im Salon sitzend, uns bis tief in die Nacht hinein beschäftigten. Der Eine oder Andere mußte sich an das Harmonium begeben und mit Hülfe des Kurbelhandgriffs einige unserer schönen Stücke vortragen, oder Johansen holte seine Ziehharmonika herbei und spielte uns viele hübsche Weisen vor. Seine Haupteffecte erzielte er mit „O Susanna“ und „Napoleon's Marsch über die Alpen in einem offenen Boote“. Gegen Mitternacht legten wir uns in die Cojen, nachdem die Nachtwache gesetzt war. Jeder hatte eine Stunde lang Wache. Die schwierigste Arbeit auf derselben scheint das Schreiben der Tagebücher und der Ausguck gewesen zu sein, wenn die Hunde bei Anzeichen von in der Nähe befindlichen Bären anschlugen. Außerdem mußte die Wache alle zwei oder vier Stunden in die Tonne steigen oder sich auf das Eis begeben, um im Thermometerhaus die meteorologischen Beobachtungen vorzunehmen.

Es giebt nichts so wunderbar Schönes wie die arktische Nacht. Es ist ein Traumland, in den zartesten Tönen gemalt, die man sich denken kann; es ist in Aether verwandelte Farbe. Ein Schatten verschmilzt in den andern, so daß man nicht weiß, wo der eine endigt und der andere beginnt, und doch sind alle vorhanden. Keine Formen; Alles ist schwache, träumerisch gefärbte Musik, eine weit entfernte, lang gezogene Melodie auf gedämpften Saiten. Ist nicht alle Schönheit des Lebens erhaben und zart und rein wie diese Nacht? Gebt ihr glänzendere Farben und sie ist nicht mehr so schön. Der Himmel gleicht einer großen Kuppel, die im Scheitelpunkt blau ist und sich abwärts in Grün, dann in Lila und Violett an den Rändern abschattirt. Ueber den Eisfeldern lagern kalte violettblaue Schatten mit helleren blaßrothen Tinten, wo hier und dort ein Grat den letzten Widerschein des entschwindenden Tages auffängt. Oben im Blau der Kuppel scheinen die Sterne, die den Frieden verkünden, wie es diese unveränderlichen Freunde stets thun. Im Süden steht ein großer rothgelber Mond, umgeben von einem gelben Ringe und leichten goldenen Wolken, die vor dem blauen Hintergrunde schweben. Jetzt breitet das Nordlicht über das Himmelsgewölbe seinen glitzernden Silberschleier aus, der sich nun in Gelb, nun in Grün, nun in Roth verwandelt; er breitet sich aus und zieht sich wieder zusammen in ruheloser Veränderung, um sich dann in wehende vielfältige Bänder von blitzendem Silber zu theilen, über welche wellenförmige glitzernde Strahlen dahin schießen; dann verschwindet die Pracht. Im nächsten Augenblicke erschimmert sie in Flammenzungen gerade im Zenith, dann wieder schießt ein heller Strahl vom Horizont gerade empor, bis das Ganze im Mondschein fortschmilzt. Es ist, als ob man den Seufzer eines verschwindenden Geistes vernähme. Hier und dort sind noch einige wehende Lichtstrahlen, unbestimmt wie eine Vorahnung — sie sind der Staub von dem glänzenden Gewande des Nordlichts. Aber jetzt nimmt es wieder zu, es schießen weitere Blitze empor, und das endlose Spiel beginnt auf's Neue, Und während der ganzen Zeit diese Todtenstille, eindrucksvoll wie die Symphonie der Unendlichkeit.

Ich habe nie die Thatsache begreifen können, daß diese Erde eines Tages vergehen und öde und leer sein soll. Wozu in diesem Falle denn all' diese Schönheit, wenn kein Geschöpf vorhanden ist, um sich daran zu erfreuen? Jetzt beginne ich zu verstehen. Dies ist die zukünftige Erde — hier sind Schönheit und Tod. Aber zu welchem Zwecke? O, was haben alle diese Himmelskörper zu bedeuten? Lest die Antwort, wenn ihr könnt, am sternenbedeckten blauen Firmament!

## Aus der Hauptstadt.

### Gomorrhaglanz.

Wo die Wellen des Todten Meeres den Süden grüßten, im blühenden Thale Siddim an der Karawanenstraße, lag die schöne Stadt. Sie war die herrlichste und reichste unter vier herrlichen und reichen Schwestern. Vom Mittelländischen Oceane her, durch den Jordanfluß, kam auf phönikischen Schiffen unermeßliches Gut geschwommen, und in Gomorrha ward es ausgetauscht gegen die Schätze des weiten, mittäglichen Hinterlandes. Der Handel blühte in den vier Städten wie nirgend sonst und nie vorher. Es gab damals keine behördlich überwachte, von den Leitartiklern und den Deputirten rechts wie links weidlich ausgebeutete Statistik, und wenn es eine gegeben hat, dann ist sie untergegangen, wie Zunder verbrannt in der fürchterlichen Katastrophe, von der die Genesis und Hosea berichten. Aber ohne Weiteres darf angenommen werden, daß die Handelsbilanz von Sodom und Gomorrha ihres Gleichen in der Welt suchte, daß ihr Durchgangsverkehr den der ragenden Plätze des Auslandes beschämte. Gewaltiger Reichthum floß den scharfsinnigen und wagemuthigen Kaufherren zu. Und mit jedem neuen Goldbarren, den sie schmunzelnd in ihre Keller trugen, wuchs der politische Einfluß, das Ansehen des freisinnig regierten Gemeinwesens. Anfänglich zwar hatte sich das Bauernpack im vorhin erwähnten Hinterlande einigermaßen gegen das Uebergewicht der städtischen Herren gesträubt, hatte sogar Versuche gemacht, erträglichen Lohn für seine Feldarbeit, sein Korn und seinen Wein zu erlangen. Aber so dreistes Begehren war immer kurzer Hand abgewiesen worden. Mit Recht betonten die volkswirthschaftlich hoch gebildeten Kaufleute, daß ja erst durch ihre mühvolle und aufreibende Thätigkeit der Ackerertrag in Geld umgesetzt würde, daß ohne ihre Beihülfe, ihren Weltmarkt und ihre Beziehungen zum Auslande das Getreide der Bauern rein gar nichts werth wäre, ungenutzt auf den Feldern versaulen müßte. Die Bauern besaßen zu allen Zeiten und aller Orten den noch heute mit Fug berüchtigten Dickschädel, aber die Wahrheit dieser Deductionen leuchtete ihnen doch ein. Wenigstens von jenen Jahren ab, wo Mißwachs und Heuschreckenfraß sie dermaßen herunterbrachte, daß sie bei der Gomorrhaer Länderbank größere Anleihen machen und wie landesüblich verzinsen mußten. Einige störrische Köpfe, die Bauernbünde zu gründen unternahmen und zeitweilig den maßgebenden Kreisen von Gomorrha ernsthaft unbequem wurden, schlug man rasch entschlossen ab; andere wieder jagte man von dem ohnehin überschuldeten Hofe und verschaffte ihnen dann großmüthig eine erträglich besoldete Ruderknechtsstellung auf den gewaltigen Trieren. So kam es, daß zuletzt im Hinterlande kein Zweifel mehr an der Weisheit des herrschenden Systems bestand, daß jedermann mit Vergnügen seinen Zins in die prächtige Stadt trug oder, wenn ihm das einmal nicht möglich war, in den nahen Palmwald ging und sich erhängte.

Gomorrha's Glanz nahm derweilen rastlos zu. Schimmernder Luxus that sich in der Stadt auf, und die Sitten erfuhren eine ungeahnte Verfeinerung. Im zweiten Buche Mose kann man bequem das Nähere darüber nachlesen. Es gab keine Freiheit, deren sich die glückliche Stadt nicht erfreute. Höchstwahrscheinlich bestand auch das Dreiclassenwahlrecht. Die Bankiers wählten in der ersten, die selbstständigen

Kaufleute in der zweiten Classe; die dritte ward von ihren Handlungsgehülfen gebildet. Da die Wahl selbstverständlich öffentlich war, machte kein Handlungsgehülfe je aus seinem Herzen eine Mördergrube; die dritte Abtheilung wählte immer am entschiedensten freisinnig und loyal zugleich. Einmal candidirte ein reformerisch gesinnter Antiphöniker, und ein wahlberechtigter Mann aus Zebojim gab ihm seine Stimme. Er wurde auf der Stelle todtgeschlagen, und den Candidaten ließ der hohe Rath in's Meer versenken, wo es am tiefsten und salzigsten war. Seitdem gab es nie wieder eine Opposition in Gomorrha, vielmehr drang die liberale Liste in alle Ewigkeit einstimmig durch.

Vielmehr, sie wäre in alle Ewigkeit durchgedrungen, wenn sich nicht zufällig eines schönen Morgens etwas Unangenehmes zugetragen hätte. Gomorrha war die ganze Nacht hindurch kreuzvergnügt gewesen. Niemals noch hatte man selbst in dieser prachtverwöhnten Metropole so viel sonnige Luft, so trunkene Wonne gekostet. Galt es doch, das Gedenken des Begründers der Stadt, daneben das fünfhundertjährige Jubiläum der Construction des ersten Kauffahrteischiffes und nebenbei die Gefangennahme und Hinrichtung des letzten Führers der Ackerheloten zu feiern. In allen vornehmen Familien beging man das hohe Fest mit üppigen Schmäusen und üppigeren Tänzen. Die Stadt war auf Kosten des Rathes in ein Meer von Licht getaucht, allüberall schossen rothglühende Naphtabrunnen aus der Erde; lächelnd spiegelte das stille, blanke Meer den berauschenden Glanz Gomorrhas zurück. Und als die Nacht langsam entwich, der Wein verraucht war und die müden fin de siècle-Elegants taumelnd von ihren schwellenden, rosenbedeckten Pfühlen, von den heißen Lippen, den weißen Gliedern wunderschöner Sclavinnen Abschied nahmen — die Ganzraffinirten hatten sich in die Viehställe zurückgezogen — siehe, da . . .

Aber lassen wir den objectiven Historiker sprechen, der die Genesis geschrieben hat.

„Und die Sonne war aufgegangen über der Erde."

„Und Jahveh ließ regnen über Sodom und Gomorrha Schwefel und Feuer von Jahveh vom Himmel herunter."

„Und er wendete um die Städte und den ganzen Umkreis der Städte und alles aus der Erde Hervorsprossende."

„Und es stand auf Abraham am Morgen und ging hin zu dem Orte, wo er gestanden war vor dem Antlitze Jahveh's."

„Und wendete sein Angesicht nach allen Seiten des Landes des Umkreises und schauete, und siehe, es stieg auf eine Rauchsäule der Erde, gleich der Rauchsäule eines Ofens."

* * *

Es wäre Unrecht, zwischen den Culturcentren des neunzehnten Jahrhunderts und jenen von Gott umgekehrten, verschütteten Städten eine Parallele ziehen zu wollen. Gleichen sie doch dem Thale Siddim nur insofern, als sie ebenfalls reich an „Brunnen Asphaltes" sind. Im Uebrigen ragen in ihrem Bannkreise zahllose Häuser Gottes auf, ihre Bewohner sind fromm und herzensgütig, und Sodomie wird mit Zuchthaus bestraft. Man darf also — ohne alle Ueberhebung und Eitelkeit — schon aus inneren Gründen vor dem furchtbaren Schicksale jener Handelsemporen am Todten Meere sicher sein. Noch angenehmer und ungleich beruhigender ist es, daß z. B. in der sandigen Mark Brandenburg alle Vorbedingungen für deart unangenehme Naturereignisse fehlen. Berlin liegt lange nicht so ungünstig wie Gomorrha. Erdbeben und seismische Zuckungen sind hier seit Urzeiten nie beobachtet worden. Der Kreuzberg ist kein vulkanisches Gebirge wie die Felsgegend von Moab es war. Ueberfluthungen durch das Meer braucht gleichfalls Niemand zu besorgen. Dennoch scheinen ärgerliche Katastrophen, wie die im Jahre 1750 vor Christi, die das Thal Siddim, „den Garten Gottes", in den schaurigen Salzmorast der Sabcha verwandelte, für alle Zukunft absolut ausgeschlossen.

Und man darf getrost, furchtlos darf man den Gomorrhaglanz in's Auge fassen, der wie prächtiger Verwesungsschein über den modernen Weltstädten liegt.

Wieder neigt sich eine Cultur sacht dem Untergange entgegen. Eine sittliche Gewähr für ihre Dauer bietet sie, die auf gemeinem Eigennutz errichtet ist und zu ihren Fundamentalgesetzen die mitleidlose, gesetzlich erlaubte Unterdrückung des Schwachen durch den Starken zählt, so wenig wie die Cultur der Semiramis, Nero, Attila und Dschingis Khan geboten hat. Wieder sind die Städte überstark geworden, riesige Wuchergewächse, die das Land aussaugen und vernichten. Wieder ist der Träger aller Cultur, der Mutterschooß aller Menschengröße, das Bauernthum, ein Gegenstand gründlicher Verachtung, wieder ist der Bauer dem boshaften Spotte parfümirter Asphalttreter, der quetschenden Ausbeutung des Zwischenhändlers preisgegeben. Wieder hungert die ehrliche Arbeit, wieder narrt man sie mit frechverlogenen Gesetzentwürfen, die ihr Schutt bieten statt nährenden Brodes. Die Zahl der Zwangsversteigerungen bäuerlicher Güter nimmt jährlich zu; häufiger immer knallen die Revolverschüsse, mit denen bankrotte Handwerker ihrem verpfuschten, an Mühseligkeit so überreichen, an Seligkeit so armen Leben ein Ende machen. Unheimlich schwillt mit jedem Tage die Zahl der Heimathlosen, der wilden Unzufriedenen an. Ein Viertheil aller Männer im Staate ist bereits entschlossen, die Zügel der Regierung bedingungslos in die Hände abenteuerlicher Phantasten zu legen, die den gewaltsamen Umsturz alles Bestehenden für das einzige Heil- und Rettungsmittel halten. Grausam erweckender Haß trennt die Stände und Classen, Mensch ringt gegen Mensch, wüthender Neid mit niedriger Habsucht, rasende Begehrlichkeit mit verstocktem Geize. Wohl sammeln sich hier und da ein paar verträumte Idealisten und halten sich im engsten Kreise gedankenschwere Reden über die Möglichkeit einer grundlegenden Besserung. Aber die Machthaber zucken gelangweilt die Achseln über ihr närrisches Thun, und das Volk nennt sie argwöhnisch bezahlte Schwindler. Denn Niemand glaubt mehr an die Redlichkeit des Andern, und dieser Unglaube ist durchaus berechtigt.

Während so in den Tiefen, unter der Oberfläche Zerstörung und Verwesung ihr Werk thun, strahlt nach Außen der alte, bethörende Glanz. Ja, die fortschreitende Vernichtung im Innern erhöht noch das phosphorische Leuchten. Handel und Wandel gedeihen in fast unerhörtem Maaße, während doch der Baum, auf dem sie mistel- oder lianenartig wachsen, im raschen Absterben begriffen ist. Der Prunk und die Sittenlosigkeit der oberen Zehntausend, zwei Dinge, die ohne einander nicht leben können, nehmen kaum minder rasch zu. Und selbst das politische Ansehen des Reiches hält sich, wenn auch nicht auf der alten Höhe, so doch zum Mindesten auf anständigem Niveau. Die Maschine, die einmal gewaltigen Antrieb erhalten hat, läuft noch Jahre lang leer weiter. Der Dampf ist längst ausgegangen, aber man hört sie klappern.

Und das ist genug in den Tagen des Gomorrhaglanzes.

* * *

Die Massen des Volkes stehen bereits jeder Politik gleichgiltig gegenüber, die nicht blutrünstigem Radicalismus huldigt. Den führenden Männern läuft man zu, die, ob nun rechts oder links, das gellendste Geschrei erheben und die wildeste Haß, die wahnwitzigsten Versprechungen machen. Herr Ahlwardt hat immer erträglich gute Witterung gehabt; nicht ohne Grund schiffte er sich dieser Tage nach Bremerhaven ein. Und die staatserhaltenden — den alten manchesterlichen Staat erhaltenden —, die ruhig conservativen Elemente sind sich ihrer Schwäche so bewußt, daß sie Rettung nur noch von raschgeschlossenen Vereinigungen der bedrohten Parteien, von Cartellen und Wahlbündnissen erhoffen. So suchen sich die versprengten Freisinnigen vor der andringenden Fluth zu flüchten; indem sie, Wasserstiefler und Wadenstrümpfler, in eine Korkweste zu schlüpfen versuchen. Emsig werden daneben Cartellpläne von den aufgescheuchten Leuten auf der Rechten gewälzt. Fürst Bismarck empfahl eine Allianz der vier Fractionen, von denen man es sich allenfalls versehen kann, daß sie unter Umständen einen Finger für die Interessen des werkfleißigen Mittelstandes rühren könnten. Der Kaiser soll angeblich den Wunsch nach einer Cooperation beider conservativen und der nationalliberalen Partei ausgedrückt haben. Sein Cartellgedanke hat nicht die Durchführung wirthschaftlicher Reformen, sondern die Schaffung eines politischen Großdeutschland im Auge. Daß die Bismarckische Idee weitaus tiefer, weiser und dazu leichter durchführbar ist, liegt klar auf der Hand und bedarf keiner Erörterung. Selbst wenn die drei Parteien, deren der Kaiser Erwähnung gethan haben soll, für einen Zusammenschluß zu haben wären, selbst dann wohnte dieser Phalanx keine Siegeskraft inne, ist sie doch schon im heutigen Reichstage zur Minderheit verdammt. Und 1898 würde diese Minorität, die jetzt noch allenfalls achtunggebietend ist, zu einer lächerlich unbedeutenden zusammenschrumpfen. Was in den Kriegslagern rechts vom Centrum an seine eigene politische Zukunft glaubt, das hütet sich klüglich, allzu enge Freundschaft mit rückständigen, dem sichern Verderben geweihten Nachbarn einzugehen. Selbst kaiserliche Gunst und kaiserliche Wünsche, die sonst Befehl sind, vermögen den Widerwillen des Lebensstarken wider die Todtkranken nicht zu überwinden. Ein der conservativen Partei aufgezwungenes Cartell mit den Waffenfreunden von 1887 würde sie unweigerlich in zwei Hälften auseinanderfallen machen. Des Kaisers Majestät erhält ihre Informationen über die Stimmung im Volke nicht von klugen Politikern. In der That, diesen Politikern muß alle Einsicht fehlen; oder aber es fehlt ihnen etwas noch viel Werthvolleres als Weisheit und Scharfblick. Die Ausübung seiner Herrscherpflichten und der Verantwortung, die Wilhelm II. nach seinem Worte vor Gott und vor der Geschichte übernommen hat, wird ihm unsagbar erschwert durch die falschen und thörichten Stimmungsberichte der Helldorff, der Stumm und ihrer Genossen. So ist es gekommen, daß der Kaiser in patriotischer Begeisterung den großen Gedanken eines großen, auch zur See unbesiegbaren Deutschlandes in das Volk schleudern konnte, ohne daß auch nur ein Wellchen sich regte. Tief wird diese scheinbar stumpfe Theilnahmlosigkeit das Gemüth des jungen Monarchen verletzen. Und es wird Niemand sein, der freimüthig vor ihn hintritt und ihm sagt, weßhalb sein Volk nicht für Marinecartelle und den Bau von Kriegsflotten zu haben ist, weßhalb jetzt ganz andere, finsterere Sorgen es beschäftigen.

Der Glanz militärischer Macht, der ein im Innern zerrüttetes, fieberndes Reich, ein unzufriedenes, krankes Volk schmücken soll, ist Gomorrhaglanz.

* * *

In allen Fahnenfabriken wird mit Hochdruck gearbeitet, die Seifensieder schichten schlanke Illuminationslichte bergehoch, und den Guirlandenbindern schwindelt vor dringenden Bestellungen schon jetzt der Kopf. Deutschland, das neue Reich, rüstet sich, die Jahrhundertfeier seines Begründers zu begehen. Märchenhafter Glanz wird an jenem Tage über der Hauptstadt des mächtigen Landes liegen, märchenhafter Glanz die folgende Freudennacht zum Tage machen. Und nur die Frage bleibt offen, ob der schlichte, strenge Greis, dem aller Lärm und farbenbunter

Pomp auf den Höhen wie in den Tiefen gelten soll, ob der Weißbart den 22. März dieses Jahres nicht lieber durch ernste Einkehr würdig begangen sähe. Vielleicht wäre der Hohe, der sich rauschenden und kostspieligen Festen immer abgeneigt zeigte, der Meinung gewesen, daß wir ganz und gar kein Recht dazu hätten, in der bedeutungsschweren Stunde wehmüthiger und niederdrückender Erinnerung zu jubeln, festzuessen und anmuthig zu tanzen.

Es schimmert ein Glanz über'm Reich. Aber es ist nicht der Glanz, der 1871 um unsere Fahnen floß. Und es ist nicht der Glanz, den das Glück in den Augen zufriedener, froher Menschen entbrennen läßt. Es ist fast wie der Glanz, der dem vernichtenden Erdbeben im Thale Siddim spukhaft voranging. Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

Meerleuchten. Schauspiel in vier Aufzügen von Ludwig Ganghofer. — Vor der Ehe. Schauspiel in drei Aufzügen von Hans L'Arronge. — Das Ordensband. Schwank in drei Aufzügen von G. Feydeau und M. Desvallières. (Alle drei Stücke im Lessing-Theater.) — Die Zeisige. Lustspiel in vier Aufzügen von Heinrich Heinemann. (Kgl. Schauspielhaus.)

Ganghofer's illustrirte Hochlandromane sind ein beliebtes Weihnachtsgeschenk geworden, und ganz besonders das sonst nie Bücher kaufende Wien stürzt sich für diesen Autor in Unkosten. Man hat Anzengruber gehabt, aber Mosenthal darüber nicht vergessen. Und Ganghofer erneuert geschickt den heiß verehrten Ritter S. M., den Dramatiker schmelzender Bauerngefühle, der Auerbach für widerwärtig realistisch hielt. Mosenthal's Sonnenuntergänge und verhallendes Klosterglockengeläut sind noch heute mustergiltig, und in unserer Zeit, wo die Coulissentechnik doch ein gutes Stück vorwärts gekommen ist, machen sie sich sogar weit hübscher als in den sechziger und siebziger Jahren. Fabelhaft natürliche Beleuchtungseffecte, Sturm, Donner und Blitz finden sich in reicher Auswahl denn auch beim Schüler des Meisters. Selbst eine Amsel fehlt nicht, und ein paar richtige Gebirgsleute traten auf, kostbar naiv in ihrer gepumpten Lodennaivetät. Das Bißchen Mimililüsternheit stellt sich ebenfalls zu guter Stunde ein; komisch-ergreifend beklagt ein Brautpaar, der Jäger und Postexpeditors Hannchen, daß ihre anticipirten Ehefreuden demnächst von recht unerwartet ausgiebigem Erfolge gekrönt werden sollen. Außer Hannchen und dem Leibjägerlein läuft noch ein zweites Liebespaar flötend durch das Drama; es ist schwer zu entscheiden, welches von Beiden reizender und unechter costümirt ist. Beschäftigen wir uns daher nur mit dem Paare, das dem Drama sozusagen Sinn und Inhalt, jedenfalls aber den Namen gegeben hat.

Fritz von Wangen und seine geliebte Elisabeth sind fünfhundert Mal süßer als Sacharin. Fritz ging als kraftverzehrter Jüngling hinaus in die Welt, Drachen zu bestehen und möglichst viele fremde Meere kennen zu lernen. Sein nüchterner, correcter Bruder blieb daheim und brachte das total zerrüttete Majorat in mühevoller Arbeit wieder empor. Daheim blieb auch die bewußte Elisabeth. Ihr jungfräulich Herz in schneeweißer Brust gehörte der Fritzischen Siegfriedsnatur; da er aber auf tropischer Fluth schwamm, ließ sie sich zureden und nahm Bruder Robert, den Mustermann. Es ist eine ruhige, im Ganzen zufriedene, wenn auch etwas übertrieben dürstige Ehe. Da kehrt Fritz zurück. Ohne daß er's selber weiß, hat die Sehnsucht nach Elisabeth ihm den Weg gezeigt. Und wie die Beiden im finstern Hag poesie- und geistvoll miteinander plaudern und Fritz ausführlich die Historie der unangenehmen Ahnfrau seines Geschlechtes erzählt, die den eigenen Mann deßhalb in den Abgrund stieß, weil er ihre Schwester auch sehr nett fand — mitten in den geheimnißvollen Schauern des Waldes erkennen die beiden jungen Leute, wie es ihnen um's Herz ist. Glücklicher Weise wohnt ihnen Pflichtgefühl ersten Ranges inne. Das Weib verstummt mitten im lachenden Jubel neu aufgegangener Leidenschaft, und der Mann scheut die fünfzig Pfennige Spesen nicht, die ein Telegramm kostet: er depeschirt an sich selbst, daß sein Urlaub beendet sei und er schleunigst auf's Meer zurück müsse. Im Unwetter stürmt er davon; die Frau aber legt schweigend eine Blume auf den Tisch, wo der Herr Gemahl Robert gerade Eintragungen in sein Hauptbuch macht.

„Meerleuchten" heißt das Schauspiel, weil die Liebe im vorliegenden Falle mit dem aus jedem Lexikon bekannten Phänomen wirklich ganz überraschende Aehnlichkeit hat. Romantischer Zauber umschimmert den Ocean, überirdischer Glanz allerwegen, in den Wellen, am Himmel — aber kaum eine Stunde lang währt das bezwingend grandiose Schauspiel. Es wäre angenehm, könnte man dasselbe von Herrn Ganghofer's dramatischer Arbeit sagen.

Darf man der feuilletonistisch breit ausgesponnenen, an den so berühmten schönen Stellen überreichen Rührseligkeit Ganghofer's wenigstens den Vorzug nicht absprechen, daß es bauernschlau componirt und für den einflußreichen Jungferngeschmack geschickt gemischt ist, so beansprucht Herr Hans L'Arronge, der Sohn seines Vaters, selbst dies dürftige Lob nicht. Gäbe es irgendwo in der deutschen Welt eine sittlich hinreichend angefaulte Unter-Tertia — in der nicht einmal ein Genie wie Leckert zu sein brauchte — und setzte ihr die Aufgabe, aus dem L'Arronge'schen Stoff ein dreiaktiges Drama zu machen, so würden zwei Drittheile der Jungen etwas weit Gediegeneres fertig bringen als der junge Hans Vor der Ehe steht die junge Frau Marie, der mütterliche Liebe so lange zugesetzt hat, bis sie sich entschloß, einem reichen Hallunken das ersehnte Jawort zu geben. Ihr Unglück will es, daß sie erst am Hochzeitstage selbst die ganze Lumpenhaftigkeit des Gemahls erkennt. Dieser sette Schurke hat nämlich Frau Marie's beste Freundin schnöde verführt und in die Fluthen des Königsees gejagt. So Einem kann sie natürlich unter keiner Bedingung angehören. Und Hans sorgt auch schon für einen Ausweg. Der Bruder jener verrathenen Freundin nämlich liebt Madame Marie, und Madame Marie liebt ihn höflicher Weise wieder. Es ist klar, daß trotz des entschiedenen Tones der einschlägigen Reichstagsdebatten Mariens Mann und Freund ein grausiges Duell mit einander haben; die Unschuld, eben der Freund, sinkt verwundet zusammen, Marie eilt spornstreichs in sein Krankenzimmer und bietet sich ihm an. Schlimmsten Falls ist sie sogar durchaus geneigt, auf die nochmalige Bekanntschaft mit dem Standesbeamten Verzicht zu leisten. Aber nun lehre uns Jemand die Männer kennen. Der Freund dankt bestens für die liebenswürdige und gut bemusterte Offerte. Er will angeblich Mariens guten Ruf nicht zerstören. Er ist ein elender Spießbürger, unfähig, die sittliche Größe einer solchen Marie zu begreifen. Und angewidert von den platten Alltagsgedanken, der geistigen Verschrumpftheit des Geliebten spaziert sie seelenstark gleichfalls in's Wasser.

Es scheint, daß L'Arronge senior seine Hand im Schauspiele gehabt hat. Manche Scenen zeigen die schlecht leserliche Klaue des Löwen, und schon im ersten Akte wird sentimentalisch dasselbe Rührei mit sadem Kartoffelsalat servirt, das Adolf, der Papa Hansens, für seine Hörer immer bereit gehalten hat. Oefter freilich noch vermißt man die wenigstens technisch gewandten Finger des alten Herrn. Und der Exceß von Dilettantismus, den dies Stück darstellt, wird dann unerträglich. Alles ist aufgelesen, nachempfunden, und dann stümperhaft, oberflächlich zusammengeflickt. Nirgendwo blitzt ein Fünkchen Leben auf, nirgendwo zeigt der Autor auch nur eine Spur selbstständiger Beobachtungsgabe. Es ist ja vielleicht erklärlich, daß Oscar Blumenthal in schöner Raserei Alles thut, um seinem Nachfolger ein Haus übergeben zu können, in das grundsätzlich kein nicht gerade trappistisch veranlagter Mitbürger mehr hineingeht. Aber meines Erachtens braucht er zur Erreichung dieses Zieles nicht das Geringste zu thun, er darf sich in der Hinsicht vielmehr getrost auf die Fähigkeiten des kommenden Directors verlassen.

Seitdem Oscar Blumenthal die eigene Production heilsam eingeschränkt hat, will er den Beweis erbringen, daß andere Leute auch miserable Lustspiele schreiben oder abschreiben. Der Franzose Feydeau mußte dem ehemals so gewandten Vivisector als Versuchskaninchen dienen. Er hat den Schwank „Das Ordensband" in einer der ernsthaftesten Lagen seines Lebens verfaßt und sich bei der Arbeit vollkommen den Umständen angemessen betragen. Eine lendenlahme Satire auf die brennende Sehnsucht nach der Ehrenlegion; die Irrwege, die der wackere Bürger wandeln muß, ehe er am Ziele eintrifft, und vorher der besonders scherzhafte Spaß, daß statt des Mannes die Frau decorirt wird — dies bildet den geistigen Gehalt der Pariser Komödie. Wären der Dialog mißduftiger gewesen und die Cochonnerien minder streng ferngehalten worden, so hätte das Werk immerhin Freunde, oder, wie der neidlose Director den hingerissenen, tobenden Vorklatschern Ganghofer's sinnig zurief, eine „sympathische Aufnahme" gefunden. Da es aber dieser Ingredienzien entbehrte, so wurde das Zischen am Ende allgemein.

Glücklicher kam Herr Heinemann aus Braunschweig davon, der die soliden Abonnenten des Königlichen Schauspielhauses für lockere Zeisige und die bewußte, liebenswürdige, man weiß nie, ob mehr junge oder mehr reiche Wittwe, interessiren wollte. Herr Heinemann spielt selber fleißig Schau, so daß es nicht verwunderlich ist, wenn er erschütternd lustige Situationen stets in Hülle und Fülle auf Lager hat. Nur sollte er dann auch mit ihnen herausrücken. Will man schon eine gedrängte Uebersicht aller erfolgreichen Situationsscherze und Aktschlüsse des letzten Decenniums bieten, so ist man als honoriger Kerl verpflichtet, ihnen nicht durchgängig die Spitze abzubrechen. Es geht wirklich nicht an, alle Pointen der begehrten Anekdoten, die man aufhorchsamen Leuten vorträgt, zu verschlucken. Herr Heinemann wird doch nicht satt daran, aber der Zuhörer wird dessen bald satt. Wenigstens der Zuhörer, der sich außerhalb des Abonnentenkreises unserer Königlichen Schauspielbühne befindet.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".


Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

**Model, Paul,**

**Die großen Berliner Effektenbanken.**

Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben und vervollständigt von Dr. em. **Ernst Loeb.**

Mit einer Vorrede von Professor Dr. **Ad. Wagner** und einem biographischen Geleitworte von Dr. **O. Köbner.**

Preis: 5 Mark.

Litterarische Angebote für unsere

**Süddeutsche Feuilleton-Korrespondenz**

im Umfange von 60 bis 250 Druckzeilen sind uns stets willkommen und finden umgehende Erledigung.

**München,** Von der Tannstr. 18.

**Franke & Haushalter**
Verlagsbuchhandlung.

**Ein Bürgermeister**

und **Amts-Vorsteher,** mit 26jähr. vorwurfsfreier Dienstzeit **in einer Verwaltung,** im Besitze vorzüglicher Zeugnisse von Militär- und Civil-Behörden, vertraut mit dem gesammten staatlichen und communalen Steuer- und Kassenwesen, cautionsfähig, wünscht Eintritt als Hilfsarbeiter bei einer Amts- oder Gemeinde-Verwaltung oder Berufsgenossenschaft, oder bei einer Actiengesellschaft als Kassenbeamter oder Bureau-Vorsteher.

Des Bewerbers letzte Wahl erfolgte vor 3 Jahren in dem bedeutendsten Vororte Berlins als Hilfsarbeiter im Gemeinde-Vorstand; es konnte ihr aber wegen damaliger Familien-Verhältnisse nicht Folge geleistet werden. Gef. Offerten unter **B 3** an diese Zeitschrift erbeten.

**Die Lage in Ost-Asien**
von
**V. Chirol.**
Preis M. 2.80 inklusive Porto.
**Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin**
61. Unter den Linden 61.

**Bismarcks Nachfolger**

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Schönstes Geschenk f. Architekten, Ingenieure u. Freunde der Baukunst.**

BERLIN UND SEINE BAUTEN.

1896.

Drei Bände. 210 Bogen 4°.

Mit 19 Tafeln, 2150 Abbildungen im Text und 4 Karten.

**Preis 60 Mark.**

In 2 feinen Leinenbänden mit Lederrücken und Lederecken **72 Mark.**

Illustrirte Probebogen (16 Seiten) kostenfrei.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.**

**Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W. 8,** Wilhelmstr. 90.

**Die Gegenwart 1872–1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 50. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Hierzu eine Beilage von **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mauerstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 9. Berlin, den 27. Februar 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:**

Die Effectenbanken. Von Midas. — Die Beulenpest. Von Dr. med. Richard Drews (Hamburg). — Cuvier in Deutschland. Von Gottfried Zielsdorff. — Neues von Robert und Clara Schumann. — **Feuilleton.** Was ist Liebe? Von Potapenko. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von L. Mohr. — **Aus der Hauptstadt.** Bravo links. Von Caliban. — Munkácsy und sein letztes Bild. Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals der Sport und die höheren Schulen. Von Seminarlehrer H. Th. Matth. Meyer (Hamburg). — Notizen. — Anzeigen.

### Die Effectenbanken.

Bis zum Anfang der fünfziger Jahre hatten neben den Privatbankiers nur wenige Zettelbanken den gesammten Creditverkehr in Deutschland vermittelt. Sie hatten auch bis in die vierziger Jahre den bescheidenen Ansprüchen, welche Handel und Industrie an sie stellten, vollkommen genügt. Denn bis dahin war das gewerbliche Leben in Deutschland nicht in jenes großartige Entwickelungsstadium eingetreten wie in Westeuropa, wo bereits Ende des vorigen Jahrhunderts der mächtige Aufschwung der Industrie beginnt. Auch an Reichthum stand Deutschland weit hinter jenen Ländern zurück, welche seit langer Zeit ein einheitliches Wirthschaftsgebiet bildeten und dadurch im Stande waren, eine zielbewußte auswärtige Handelspolitik zu treiben. Erst gegen Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre tritt Deutschland in diese Entwickelung ein, um dann allerdings in unerhört rascher Laufbahn die anderen Länder nicht nur einzuholen, sondern zum Theil weit zu überflügeln, so daß es heute mit England um die erste Stelle unter den handeltreibenden Völkern Europas wetteifert. Freilich bestanden auch schon im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, namentlich in Süddeutschland, große Fabriken, aber für ihre Begründung und ihren Betrieb hatte zumeist das Capital eines einzelnen Unternehmers ausgereicht; erst seit den dreißiger Jahren wurden weit größere Unternehmungen erforderlich, zu deren Begründung die Capitalsassociation in großem Maßstabe nothwendig war. Namentlich war es der Bau der Eisenbahnen, welcher ungeheure Capitalien erforderte. Soweit der Staat selbst den Bau in die Hand nahm, mußte er seinerseits große Staatsanleihen abschließen und in einem Umfange Schulden machen, wie es bis dahin in Deutschland unerhört war. Soweit er den Bau aber Privaten überließ, mußten Actiengesellschaften gegründet werden, wozu in noch weit stärkerem Maaße als bei den Staatsanleihen die Vermittelung von Banken erforderlich war. Durch den Bau der Eisenbahnen wurden aber gleichzeitig große neue Industrien in's Leben gerufen. Maschinenfabriken, Eisen- und Hüttenwerke entstanden, der Bergwerksbetrieb wurde stark ausgedehnt. Hierzu waren gleichfalls große Capitalien nothwendig. In Zusammenhange damit nahmen aber auch die anderen Industriezweige einen bedeutenden Aufschwung und verlangten die Gewährung großer Credite. Die Entstehung der Großindustrie erzeugte auch bei den Handwerkern und kleinen Kaufleuten das Verlangen nach Creditgewährung. Wollten sie den Kampf mit der Großindustrie mit der Aussicht auf einigen Erfolg aufnehmen, so war es vor Allem nöthig, daß auch sie das erforderliche Betriebscapital im Wege der Creditgewährung erhielten, daß sie vor allen Dingen ihre Wechsel zu einem nicht allzu hohen Discontsatz verkaufen konnten.

In beiden Beziehungen aber, sowohl was die Bedürfnisse der Großindustrie als die des Mittelstandes anlangt, waren die Privatbankiers nicht in der Lage, vor Allem aber nicht gewillt, auszuhelfen. Den kleinen Mann zum Kunden zu haben, versprach wenig Gewinn; bei den großen Unternehmungen aber war das Risico zu bedeutend und überwog die Gewinnchance zu sehr. Die Privatbankiers suchten und fanden ihren Gewinn vielmehr fast ausschließlich auf dem Gebiete des eigentlichen Börsenverkehrs. Namentlich trat dies bei den Frankfurter Bankhäusern hervor, welche damals noch die bedeutendsten waren. Wozu sein Geld Anderen anvertrauen und sie damit verdienen lassen, während man dasselbe auch selbst nutzbringend verwerthen kann, dachten und denken noch heute zahlreiche Frankfurter Bankiers. Erreicht haben sie freilich nicht zum geringsten Theile gerade dadurch, daß die capitalreichste Stadt Deutschlands, Frankfurt a. M., auch in ihrer eigentlichen Domäne, dem Börsenverkehr, von Berlin weit überholt ist. Man versteht es daher vollkommen, wenn der Ruf nach Banken überall in Deutschland immer vernehmlicher wurde. Glaubt man doch, daß dieselben immer nur das allgemeine Beste im Auge haben würden, daß sie die wirklichen Bedürfnisse von Handel und Industrie in vollem Umfange und nur diese befriedigen würden. War so die Stimmung für die Gründung von Banken überhaupt allenthalben günstig, so kam bei den Effectenbanken im Besonderen noch ein Moment hinzu, welches äußerst stimulirend wirkte und vielleicht zu mancher Gründung erst den äußeren Anstoß gab. Es war das Beispiel, welches die Pereires durch die Gründung des Pariser Crédit mobilier gegeben hatten. Dieses Institut, welches hauptsächlich das Fonds-, Actien- und Emissionsgeschäft im großen Stil betrieb, den Kampf gegen die Privatbankiers auf seine Fahne geschrieben hatte und durch Anhäufung großer Capitalien eine führende und maßgebende Rolle auf dem Effectenmarkt spielen zu können glaubte, stand damals gerade auf seinem Höhepunkt. Die Zahl seiner Bewunderer wuchs fortwährend, und es ist daher nicht erstaunlich, daß man auch in Deutschland für Gründung ähnlicher Institute schwärmte.

Wie verhielten sich die Regierungen, wie stellte sich die Gesetzgebung jenen Bestrebungen gegenüber? In Preußen wie in den größeren deutschen Mittelstaaten war die Begründung von Actienbanken an die jedesmalige allerhöchste Genehmigung geknüpft. Von den Regierungen jener Staaten, namentlich Preußens, wurden alle Gesuche um Concessionirung von Actienbanken, mochte der Prospect auch noch so glänzende Namen aufweisen, einfach abgelehnt. Der Zweck aber wurde nur theilweise erreicht. Denn die Gründer gingen, nachdem sie in Berlin, München und anderen großen Städten abschlägig beschieden waren, nach Dessau, Bückeburg und den Hauptstädten anderer Kleinstaaten, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. Gründer und Regierungen theilten sich in die sog. Gründerrechte und schufen dicht an der preußischen Grenze Banken mit großem Capital, die sich natürlich nicht damit begnügen konnten und wollten, den Creditverkehr von Reuß älterer Linie, Anhalt oder Lippe zu vermitteln. Aber auch in Preußen selbst entstanden Banken und zwar in der Form von Commanditgesellschaften auf Actien, welche wunderbarer Weise nicht an die Genehmigung der Regierung geknüpft waren, obwohl sie sich volkswirthschaftlich trotz aller juristischen Differenzen nicht wesentlich von Actiengesellschaften unterscheiden. Es entstanden damals in den fünfziger Jahren die Disconto-Gesellschaft in Berlin, die Bank für Handel und Industrie in Darmstadt und die Berliner Handelsgesellschaft.

Ein junger Nationalökonom, Dr. Ernst Loeb, hat neulich eine Monographie der Berliner Effectenbanken aus dem Nachlasse eines Freundes herausgegeben, nachdem er sie in jeder Hinsicht vervollständigt und vertieft.*) Er entwirft eine kurze Geschichte der deutschen Effectenbanken, der wir oben gefolgt sind, und geht dann zu einer sehr eingehenden, von tüchtigem Studium sprechenden Betrachtung der genannten drei Banken über, denen sich eine Darstellung der Deutschen Bank, der Dresdner Bank und der Nationalbank für Deutschland bis Ende 1895 anschließt. Besonders interessant ist die Kritik der Disconto-Gesellschaft, die man als erstes deutsches Bankinstitut bezeichnen kann. Ihre tonangebende Stellung in der Rothschildgruppe, ihre glänzenden internationalen Verbindungen, ihre ausgedehnte und vor Allem auserwählte Clientel, die vertrauensvoll jedem ihrer Winke folgt, geben ihr einen Vorsprung vor allen anderen einheimischen Banken. Die meisten besseren Geschäfte werden ihr zuerst angeboten, die Kunden gehen zu ihr, ehe sie concurrirende Institute in's Auge fassen. Diese bevorzugte Stellung ermöglicht es ihr, sowohl unter den Geschäften, als auch unter den Kunden zu wählen. Daß sie die hervorragende Stellung der außerordentlichen Tüchtigkeit ihres ersten Geschäftsinhabers Hansemann und der Begabung eines Theiles der anderen ihrer Leiter zu verdanken hat, wird recht deutlich, wenn wir, an der Hand der Model-Loeb'schen Schrift, sie mit den anderen großen Berliner Banken vergleichen und einen Rückblick auf die Thätigkeit der Deutschen Bank werfen. Da ist zunächst zu bemerken, daß diese seit 1879 fast immer eine Dividende von 9% vertheilt hat, nur in einigen Jahren waren es 10, dagegen in 2 Jahren nur 8%. Diesem ungefähr gleichen Resultat stehen riesige Steigerungen der Bilanzziffern gegenüber. Die Thätigkeit des Instituts gewann von einer Periode zur anderen in einer Weise an Ausdehnung, wie sie in der Geschichte der Deutschen Banken bisher ohne Beispiel dasteht. Es zeigt sich darin, daß einerseits die Bankthätigkeit im Allgemeinen sich weniger lucrativ gestaltet hat, daß größere Umsätze erzielt werden müssen, um denselben Nutzen wie früher herauszuarbeiten, sowie daß andererseits die Deutsche Bank ihr Geschäft nach einer Richtung hin ausgedehnt hat, wo die Arbeit und Mühe, die aufgewendet werden müssen, nicht im Verhältniß zu den Gewinnen stehen, die im günstigsten Falle zu erzielen sind. Allerdings ist sie eine der wenigen Banken, welche das Emittiren von neuen Effecten zwar in großem Umfange, aber doch nicht als Hauptsache, sondern erst in zweiter Linie betreibt. Sie hat sich mit allem Eifer auf die Creditvermittlung geworfen, wie denn bei ihr die Provisionsgewinne weitaus in erster Reihe stehen. Indessen, wenn man die schwindelnd großen Ziffern der Verbindlichkeiten der Deutschen Bank überblickt, wird man sich eines gewissen beängstigenden Gefühls nicht enthalten können. Es scheint da Alles auf ruhige politische und finanzielle Verhältnisse angelegt. Solange es gut geht, kann man nur das Geschick der außerordentlich rührigen Verwaltung bewundern, welche es verstanden hat, sich eine so große Kundschaft zu erwerben. Die Deutsche Bank aber hat während der Zeit, in der ihre Engagements eine so ungeheure Höhe angenommen haben, noch keine eigentliche einschneidende Finanzkrisis, keine größere Kriegsperiode mitgemacht; von mancherlei kleinen Krisen und Geschäftsstockungen ist sie allerdings fast ganz verschont geblieben. Wenn sie auch über eine außerordentliche Krisis mit gesunden Gliedern hinweggekommen ist, wird man ihr die Palme unter den Deutschen Banken nicht vorenthalten können. Wenn man nach dem Grunde fragt, wie ein Institut, welches vorzüglich die Vermittlung des Geldverkehrs für die deutsche Geschäftswelt besorgt, Zeiten geschäftlicher Depression, z. B. das für die deutsche Industrie so ungünstige Jahr 1892, verhältnißmäßig glänzend überstanden hat, so möchte man denselben in seiner internationalen Stellung suchen, welche es ihm ermöglicht, von localen Einwirkungen sich fast völlig zu befreien. Wie ein Versicherungsinstitut durch eine umfassende Uebernahme von Versicherungen einen einzelnen Verlust ungefährlich macht, so vermag sich eine Bank, welche ihre Geschäftsthätigkeit auf sämmtliche fünf Welttheile zu verbreiten versteht, einen Standard von guten Geschäften zu sichern, welche ihr einen ausreichenden Ersatz für hie und da allenfalls vorkommende Ausfälle gewähren.

So weit Model-Loeb. Beide Verfasser — der junge Bankier und Student Model ist im letzten Sommer im Oetzthale verunglückt — sind aus dem nationalökonomischen Seminar des Altmeisters Prof. Ad. Wagner hervorgegangen, der ihre verdienstvolle Schrift sehr anerkennend bevorwortet. Und da ist es denn doppelt interessant, wie sich der berühmte „Katheder-Socialist" zu den Effectenbanken im Allgemeinen und den Berliner im Besonderen stellt. Er schreibt:

„Die großen modernen Effectenbanken sind mehr und mehr im letzten Menschenalter in Deutschland wie in anderen Ländern die einflußreichsten, vollends die charakteristischsten Glieder des modernen Credit- und Bankwesens geworden. Licht und Schatten der neueren creditwirthschaftlichen privatcapitalistischen Entwickelung tritt bei ihnen in besonders scharfem Grade hervor. Wie sie in den Gang der Geschäfte, der Speculation eingreifen, ihrerseits aber auch davon beeinflußt werden, wie eng die Wechselwirkungen zwischen allgemeiner wirthschaftlicher Entwickelung und Bank- und Börsenwesen sind, zeigen diese Banken in ihren Activ- und Passivgeschäften, ihren Capitalvermehrungen und Reductionen, ihren Fusionen mit anderen Banken, ihren Gewinnen, Dividenden und Actienkursen deutlicher als irgend welche andere Banken. Ihre Entwickelung, ihre jeweilige Lage ist heute ein besseres Barometer der allgemeinen Geschäftslage als die Situation der Notenbanken und der reinen Depositenbanken (welche letztere ja in Deutschland noch fast fehlen und deren Stelle, wohl oder übel, einigermaßen die Effectenbanken mit einnehmen). Die Betheiligung an den verschiedenartigsten Speculationsgeschäften, darunter an den bedenklichsten, wie sogar an heimischen Grundstücksspeculationen (!), exotischen Emissionen, Speculationen in russischer Valuta, findet sich bei diesen Banken. Die großen verhängnißvollen Schwankungen im Erwerbsleben befördern sie durch Begünstigung der Uebercspeculation in der Zeit der aufsteigenden Conjunctur, durch

*) Paul Model, Die großen Berliner Effectenbanken. Jena, Gustav Fischer.

Unterstützung der Börsengeschäfte, durch neue Gründungen und Umwandlungen, durch Capitalerhöhungen, worauf dann der Rückschlag um so stärker werden muß. Für die Gesetzgebung sind sie aber, abgesehen von den Bestimmungen des Handelsrechts, des Actiengesellschaftsrechts und nunmehr wenigstens des Börsengesetzes, immer noch ein Noli me tangere. Und ihre Actionäre sind befriedigt, so lange sie — gehörige Dividenden zahlen. Die Model-Loeb'sche Schrift ist gegen diese Banken gar nicht voreingenommen, erkennt ihre unbestreitbar großartigen Dienste für die Creditwirthschaft unserer Geschichtsperiode an, beurtheilt objectiv die einzelnen Geschäfte, welche sie betreiben. Aber die übersichtliche Darstellung der ganzen Lebensgeschichte dieser Banken in dieser Schrift constatirt doch vielerlei Thatsachen, welche, an sich nicht unbekannt, im täglichen Verlauf der Dinge, zumal in den zunächst betheiligten Kreisen und auch — bei Politikern, bei Staatsmännern gewöhnlich bald wieder vergessen sind. In den Börsenkreisen, wo man immer nur mit der Gegenwart und mit der nächsten Zukunft rechnet und meist an der Oberfläche der Erscheinungen hängen bleibt, nur die Bedeutung der Dinge für das unmittelbare Geldinteresse der Betheiligten beachtet und danach über die — volkswirthschaftliche Function dieser Banken urtheilt, mag das begreiflich sein. Wissenschaft und Gesetzgebung müssen aber einen anderen Standpunkt einnehmen, sie müssen die dauernden volkswirthschaftlichen, socialen und — sittlichen Wirkungen würdigen, welche die Erscheinungen des Wirthschaftslebens, wie hier diese Effectenbanken, für den ganzen volkswirthschaftlichen und socialen Körper mit sich bringen." Jedenfalls giebt genannte Schrift in den schlichten Thatsachen, die sie mittheilt, reiche Gelegenheit zum Nachdenken über die Stellung und Function dieser modernsten Art Banken: Thatsachen, die, ohne daß das in der Schrift selbst besonders hervorgehoben wird, Anregung genug zu wichtigen Erörterungen de lege ferenda im Gebiete der Effectenbank-Politik bringen — ne quid detrimen ticapiat respublica.

Midas.

---

## Die Beulenpest.

Von Dr. med. Richard Drews (Hamburg).

Die zur Zeit in Indien herrschende Beulenpest nimmt auch das Interesse Europas in hohem Maaße in Anspruch und naturgemäß am meisten in den großen Handelsstädten, deren Schiffe den Verkehr mit Indien vermitteln und möglicher Weise die Krankheit mitbringen können. Es kann daher nur zur Aufklärung und Beruhigung des Publicums dienen, wenn es über die Krankheit und die zur Abwehr derselben getroffenen Vorsichtsmaßregeln auf dem Laufenden erhalten wird.

Im September 1896 wurden die ersten Fälle von Beulenpest in Bombay beobachtet, aber vom 1. December an nahm die Krankheitsepidemie einen bedrohlichen Charakter an und hat seit dieser Zeit an Ausbreitung und Stärke zugenommen. Nach den Anfang Januar veröffentlichten officiellen Nachrichten betrug die Sterblichkeit pro Tag 250 Menschen in Bombay. Diese officielle Ziffer entspricht aber nicht der Wirklichkeit, da eine große Anzahl von Todesfällen unter der Rubrik von Wechselfieber, Lungenentzündung, Bronchialentzündung und andern unbestimmten Diagnosen aufgeführt wird.

Außer in Bombay haben sich nun Pestheerde an der Westküste von Hindustan gebildet. Am 18. December wurde die Pest officiell erklärt in Karachi, dem andern großen Hafenort des indischen Oceans, von wo aus sich die indischen Pilger nach Mecca einschiffen. Bis zum 30. December wurden hier täglich 59 Erkrankungen mit 58 Todesfällen gezählt und jetzt 540 Fälle mit 498 Todesfällen. In Poona, der Villencolonie von Bombay, ist die Pest ebenfalls ausgebrochen, hier sind 87 Fälle mit 51 Todesfällen vorgekommen. Nach den neuesten Berichten sind die Districte von Tanna und Satara auch ergriffen worden und ist auch in Sind Pest constatirt worden.

Man hat der Pest verschiedene Beinamen gegeben, welche die ersten Symptome der Krankheit bezeichnen, weil dieselben je nach der Epidemie wechseln. Man nennt sie Beulenpest, Blutpest, Typhuspest und Lungenpest. Die interessanteste Bezeichnung aber ist „Rattenpest", unter welcher die Krankheit in dem größten Theil Asiens bekannt ist, welche beweist, daß die Kenntniß von der Verbreitung der Krankheit durch die Ratten, die durch die Bakteriologie bestätigt worden ist, eine allgemein verbreitete ist. Die Rolle, welche die Ratten bei der Verbreitung der Pest spielen, ist bei der jetzigen Epidemie in Bombay eben so wenig zweifelhaft, wie bei der Epidemie in Hongkong. Neuere Untersuchungen von Hankin, einem japanischen Arzte, haben die Resultate von Yersin's Beobachtungen bestätigen können. Hankin ließ in einem Hause, wo zwei Personen an Pest gestorben waren, Nachforschungen anstellen und fand auch todte Ratten. Der Arbeiter, der sie gesucht hatte, starb an der Pest. In dem Hause fanden sich ferner sehr viele Ameisen, die sich ihre Nahrung aus den Cadavern der Ratten suchten. Hankin untersuchte diese Ameisen und fand sie voll von Pestbacillen. Einen Monat vor dem Ausbruch der Pest in Bombay beobachtete man eine große Sterblichkeit unter den Ratten, die zu Tausenden starben. In Canton wurden bei der letzten Epidemie 22000 Rattencadaver gefunden in wenigen Wochen, und in manchen verpesteten Stadtvierteln verschwanden die Ratten vollständig. In der epidemiologischen Gesellschaft zu London stellte nach diesen Beobachtungen Dr. Cantlie folgende Behauptungen auf: An Pest erkrankte oder verstorbene Ratten können andere Thiere, wie Schlangen und Schakale, die ihre Cadaver fressen, pestkrank machen; die Ratten erkranken stets an einer pestähnlichen Krankheit, wenn dieselbe epidemisch unter den Menschen herrscht; die Ratten können die Menschen anstecken, aber die Art und Weise der Ansteckung ist noch unbekannt. Was die große Mortalität der Ratten vor Ausbruch der Pestepidemie betrifft, so kann man fragen, ob die Ratten eher an Pest erkranken, als die Menschen, oder ob die Zeit von der Ansteckung des Menschen bis zum Ausbruch der Krankheit bei den Ratten kürzer ist als bei den Menschen.

Aber nicht nur die Ratten erkranken, sondern auch die Schweine, Hunde, Schakale, Schlangen, Tauben und Hühner. Die Geier, welche bei den Leichenbegängnissen der Parsen gewissermaßen die Todtengräber spielen, sollen in Bombay die an der Pest verstorbenen Menschen nicht berühren. Diese Behauptung ist aber von den Parsen nur deßhalb verbreitet, weil sie fürchten, daß man ihre gewohnte Todtenbestattung verbietet, nämlich das Aussetzen der Leichen in den „Thürmen des Stillschweigens", wo die Geier die Leichen auffressen.

Um zu verstehen, welche Gefahr die Pest einem Lande bringen kann und wie nothwendig es daher ist, Europa vor dem Eindringen der Krankheit zu schützen, muß man sich daran erinnern, daß bei der Pestepidemie, die 1894 in der Provinz Canton und besonders in Hongkong wüthete, allein in Hongkong von 1600000 Einwohnern 100000 starben. Die Krankheit wüthete hauptsächlich in den Quartieren der Armen, wo Schmutz und Unsauberkeit herrschten.

Die Hauptgefahr der Verbreitung der Pest nach Europa besteht seit der Eröffnung der transkaspischen Eisenbahnlinie auf dem Landwege durch Turkestan. Man muß deßhalb die Küste von Persien beschützen. Im August 1894 veranlaßte der Leibarzt des Schah von Persien diesen zur Annahme eines Reglements, welches Persien vor der Pest schützen

sollte. Dieses mit den Principien der Pariser Convention von 1894 übereinstimmende Reglement hindert die religiösen Gebräuche nicht. Aber man darf nicht vergessen, daß man in Persien nichts machen kann ohne große Geldausgaben. Man darf sich deßhalb auf die Wirksamkeit dieser Maßregeln nicht zu sehr verlassen. Außerdem kann der an der persischen Küste betriebene Handel durch die zahlreichen kleinen englischen Dampfer auf dem Seewege die Krankheit einschleppen. Der Gesundheitsrath von Alexandrien hat gewisse Provinzen von Persien mit Quarantaine belegt und den Eintritt in andere gänzlich untersagt, aber wer weiß, ob diese Vorschriften strenge durchgeführt werden. Außerdem kommt die Gefahr von weiter her. Ein großer Dampfer kann die Krankheit in 7—8 Tagen von Bombay nach dem rothen Meer bringen, was dadurch bewiesen ist, daß ein Schiff die Pest nach Cameran gebracht hat. Das rothe Meer und der persische Golf sind aber die immer offenen Thore nach dem mittelländischen Meer, die an allen Punkten überwacht werden müssen. Andererseits wird die Pilgerfahrt nach Mecca sehr zahlreiche Pilger dahin bringen, und eine große Anzahl derselben reist von Bombay ab. Die Gefahr würde geringer sein, wenn die Ueberwachung bei der Abreise besser wäre, die aber von Seiten der Engländer in Indien ungenügend ist. In Aegypten dagegen gestattet man die Reise nach Hadjan nur solchen Personen, die eine Summe Geldes aufweisen können, die ihnen erlaubt, dort sieben Monate zu leben, so daß man ihnen nöthigenfalls während dieser ganzen Zeit die Rückkehr verbieten kann.

Die Pilger gelangen in einem jämmerlichen Gesundheitszustande nach Djeddah, schlafen dort unter freiem Himmel und sind großen Gefahren ausgesetzt. Trotzdem ist es unmöglich, die Pilgerfahrt zu verbieten und man muß sich daher darauf beschränken, das Loos der Pilger zu bessern. Aber selbst wenn die Pest in Mecca ausbricht, kann Europa geschützt werden durch eine strenge Ueberwachung der Küsten des rothen Meeres. Die Pariser Conferenz im Jahre 1894 hat die Bestimmungen dieses Schutzes festgelegt, aber die Pforte scheint ihre Pflichten nur in geringem Maaße begriffen zu haben. Als vor zwei Monaten der russische Delegirte des Gesundheitsrathes die hygienisch sehr schlecht gehaltenen Gefangenenhäuser besuchen wollte, wurde ihm die Erlaubniß verweigert. Die auf Antrag der türkischen Delegirten zum Schutz des rothen Meeres gewählten muselmännischen Aerzte gaben gar keinen Schutz. Die Ueberwachung des persischen Golfes kann wegen des englischen Widerstandes nicht durchgeführt werden. Man fordert daher von Frankreich aus die Bildung einer neuen internationalen Gesundheitscommission, um Europa gegen die Pest und das gelbe Fieber zu schützen, deren Mitglieder eine wirkliche Autorität haben müßten. Die Großmächte müßten jede ihren mohammedanischen Einwohnern die Pilgerfahrt nach Mecca verbieten, eben so wie es Frankreich in Algier, Tunis und auf Madagascar gethan hat. Ferner muß man, um gegen die Einschleppung der Pest nach Europa zu kämpfen, eine Reihe von wichtigen Maßregeln treffen im ganzen Orient, besonders in Persien, am rothen Meer und am persischen Golf.

Mit Rücksicht auf die schwere Epidemie in Bombay hat die englische Regierung die Abreise der Pilger von den Häfen von Bombay nach Karachie vom 1. Februar an gänzlich untersagt und sich entschlossen, an einer internationalen Conferenz zum Studium der Abwehrmaßregeln gegen die Verbreitung der Pest theilzunehmen. Die Beschlagnahme der Häfen von Bombay und Karachie kann nicht hoch genug geschätzt werden, aber die andern Häfen des indischen Oceans und des persischen Golfes müssen ebenfalls strenge überwacht werden und außerdem haben die Pilger noch den Landweg, die Karawanenstraße durch Persien und Mesopotamien nach Mecca und in Mesopotamien braucht die Pest nur eingeschleppt werden, um sofort wieder auszubrechen. Wird es möglich sein, den treuen Anhängern Mohammed's diese ganze Straße zu verlegen?

Die französische Regierung hat nicht nur für dieses Jahr die Pilgerfahrt in Tunis, Algier und Senegal verboten, sondern auch alle Handelsgegenstände aus Bombay oder andern Pestländern und gestattet nur zu löschen in Marseille, Pauillac, Havre, St. Nazaire, Dünkirchen und Algier, wo die verdächtigen Schiffe in strenger Quarantaine gehalten werden sollen.

Ueber die Versuche, die Beulenpest in ähnlicher Weise zur Heilung zu bringen, wie es Professor Behring mit dem Diphtherieserum erfolgreich bei der Behandlung der Diphtherie durchgeführt hat, berichtete der französische Forscher Roux in interessanter Weise in der am 24. Januar dieses Jahres stattgefundenen Sitzung der Académie de Médecine zu Paris.

Schon in der Sitzung am 11. August vorigen Jahres war der Akademie eine Depesche des französischen Consuls zu Hanoï mitgetheilt worden, daß Dr. Yersin in Hanoï 27 Fälle von Pest mit seinem Pestserum behandelt habe, von denen 25 Kranke geheilt waren. Yersin war 1894 während der Pestepidemie nach Hongkong gereist und hatte in den Pestbeulen reichliche Mengen von Bacillen gefunden, und zwar in der Leber, der Milz und dem Blut der Leichen und Pestkranken, die sich leicht auf Gelatine und Bouillon züchten ließen und in Bouillon Ketten von kurzen Bacillen bildeten. Diese Bacillen finden sich bei Menschen und auch bei Ratten, die im Anfang einer Epidemie in großer Anzahl sterben. Die Ratten haben ebenfalls Beulen, in denen die von Yersin und Kitasato entdeckten Bacillen sehr zahlreich sind. Die Ratten sind sehr empfindlich gegen die Einimpfung von Bacillenculturen. Wenn man einer Ratte einige Tropfen einer Cultur, d. h. einer Bouillon, in welcher man die Pestbacillen gezüchtet hat, in die Pfote einspritzt, stirbt sie nach 24—60 Stunden voll von Bacillen. Auch durch Fütterung mit einer Cultur kann man Ratten tödten. Endlich kann die Ansteckung direct in einem Käfig von einer Ratte auf die andere übergehen und so eine kleine Epidemie in dem Käfig ausbrechen.

Im Beginn einer Pestepidemie findet man in der Erde einen ähnlichen Bacillus wie derjenige, welcher die lebenden Wesen tödtet, der aber weniger ansteckend ist. Dr. Lowson und Takaki konnten durch Einimpfung von Culturen dieses aus der Erde stammenden Bacillus weder Ratten noch Kaninchen tödten und auch durch Einführung der Erde bei den Thieren niemals pestähnliche Erscheinungen hervorrufen. Diese Bacillen, die etwas kleiner sind, als die Pestbacillen, leben in der obersten Schicht der Erde und sind abgeschwächte Pestbacillen, welche durch noch unbekannte Ursachen wieder ihre gefahrbringende Wirkung erhalten und plötzlich die Epidemie hervorrufen, wie schon Pasteur angenommen hatte. Die Pestbacillen gelangen dann aus dem Boden auf die Ratten und von da auf die Menschen. So erklärt sich die wichtige Maßregel, womöglich alle Ratten zu tödten. Die Fliegen können auch zur Verbreitung der Pest beitragen. Dr. Yersin konnte Meerschweinchen tödten durch Einimpfung von zerriebenen Fliegen, die er in seinem Laboratorium todt und mit Pestbacillen gefüllt fand. Die Pest kann aber auch direct von einem Menschen auf den andern übergehen. Willm fand 1896 die Pestbacillen im Munde, auf der Zunge und in den Stühlen der Pestkranken, ferner in dem Auswurf derselben, wenn sie nur Lungenkatarrh hatten. Bei manchen Kranken entstehen männlich keine äußern Beulen, sondern nur Beulen in der Lunge und im Darm, sie haben dann nur Diarrhoe oder Lungenkatarrh und können dadurch die Krankheit verbreiten.

In der großen Mehrzahl der Fälle enthält das Blut der Kranken die Bacillen, so daß man die Krankheit vom ersten Fall an sicher feststellen kann.

Dr. Yersin dachte sofort daran, die Pestkranken mit

Serum zu behandeln. Im Verein mit Calmette und Borel impfte er zuerst kleine Thiere, Kaninchen und Meerschweinchen, dann ein Pferd. Pferde sind sehr empfindlich. Wenn man ihnen eine kleine Dosis einer Cultur unter die Haut einspritzt, so entsteht ein heftiges Fieber und eine Eiterung an der Stelle. Wenn man dieselbe in das Blut einspritzt, so steigt die Temperatur auf 40—41° und bleibt einige Zeit so hoch. Man muß dann einige Tage warten, um die Einspritzung zu wiederholen. Nach der zweiten Einspritzung treten dieselben Erscheinungen auf, aber allmälig wird das Fieber bei den Einspritzungen geringer und endlich nur ganz schwach. Das Pferd ist dann immunisirt, d. h. gegen die Ansteckung geschützt. Drei Wochen nach der letzten Einspritzung gewinnt man aus dem Blut des immunisirten Pferdes das Pestheilserum, welches Dr. Yersin zuerst bei kleineren Thieren versuchte.

Wenn man Mäusen $^1/_{10}$ ccm dieses Pestheilserums einspritzt und dann eine Cultur des Pestbacillus einimpft, so erkranken die Thiere nicht. Die Einspritzung des Pestheilserums schützt also gegen die Erkrankung an der Pest.

Ist das Pestheilserum auch ein Heilmittel? Um dieses zu erproben, impfte Dr. Yersin Mäuse mit einer starken Cultur und spritzte ihnen 12 Stunden nachher 1—2 ccm seines Pestserums ein. Alle Thiere wurden geheilt und damit die Heilwirkung des Serums bewiesen. Dr. Yersin wollte sein Serum nun bei Menschen anwenden. Er begab sich nach Nyatrang, wo er sich ein Laboratorium einrichtete und Pferde zu immunisiren begann. Das Laboratorium war erst eben eingerichtet, als 1896 im Januar die Pest in Hongkong ausbrach. Er ließ sich 80 Flaschen seines Serums aus Paris kommen, aber die Chinesen verweigerten jede Behandlung von Seiten der Europäer.

Der erste mit dem Pestserum behandelte Kranke war ein junger Mann aus dem Priesterseminar, der an Pest erkrankt war und schon als verloren galt. Die Krankheit hatte am Morgen des 26. Juni begonnen mit einer sehr schmerzhaften Beule in der Leistengegend und sehr schlechtem Allgemeinbefinden. Nachmittags 5 Uhr, 6 Uhr und Abends 9 Uhr spritzte Dr. Yersin dem Kranken je 10 ccm seines Serums ein. Um Mitternacht wurde der Kranke ruhig und schlief ein. Am nächsten Morgen hatte er kein Fieber mehr und die Beule war weniger schmerzhaft. Am zweiten Tage war er geheilt.

Dr. Yersin verließ dann Canton mit Hinterlassung einer Spritze und von Serum, und es wurden noch zwei junge Leute aus dem Priesterseminar auf dieselbe Weise von der Pest geheilt. Dr. Yersin behandelte in acht Tagen in Amoy 23 Pestkranke mit seinem Serum, von denen 21 geheilt wurden und 2 starben, der eine 5, der andere 24 Stunden nach der Einspritzung, der eine am 5. Tage der Krankheit, der andere erst nach schwerer Erkrankung injicirt. Die Kranken bekamen 40—60 ccm eingespritzt, je nach dem Alter und der Schwere der Erkrankung. Die Einspritzung ist ebenso wie die von anderen Arten Heilserum am wirksamsten gleich im Beginn der Erkrankung.

Ein Beispiel für die Behandlungsweise ist folgendes: Beginn der Krankheit am Morgen mit allgemeinem Unwohlsein, Uebelkeit, Fieber und Beulen in der Leistengegend. Nach zwei Stunden werden 40 ccm Serum eingespritzt; am Abend Besserung. Am nächsten Morgen besteht noch leichtes Unwohlsein, die Beule ist kleiner; am zweiten Tage ist der Kranke geheilt, die Beule ganz verschwunden.

Die mittlere Dosis des eingespritzten Serums beträgt 20—30 ccm. Wenn die Einspritzung am ersten Tage der Krankheit gemacht wird, tritt die Heilung nach 24 Stunden ein, ohne daß die Beule zur Eiterung kommt. Wenn dieselbe am zweiten Tage gemacht wird, muß eine etwas größere Menge eingespritzt werden und die Heilung tritt in zwei bis drei Tagen ein, ohne Eiterung der Beulen. Am dritten bis vierten Tage muß man 40, 50, ja 60 ccm einspritzen und die Beulen kommen zur Eiterung, aber es kann doch Heilung erzielt werden.

Kurz von den 26 mit Serum behandelten Kranken starben nur 2 = 7,6 % und das Serum hatte seine volle Kraft bewahrt, trotzdem es aus Europa nach Amoy transportirt war.

Nach dem Vorschlag von Yersin muß man bei Beginn einer Pestepidemie alle mit Pestkranken in Berührung kommenden Menschen mit dem Serum impfen, um sie vor der Ansteckung zu schützen.

Die 26 Fälle stellen nur eine geringe Zahl dar, aber die Wirkung des Pestserums ist doch genügend bewiesen, da an der Krankheit sonst 80 % sterben.

Sehr interessant ist es, frühere Ansichten über die Pest zu hören. Die „Médecine moderne“ veröffentlicht einen interessanten Brief über die letzte Pestepidemie in Marseille im Jahre 1720, der von einem mit der Untersuchung der Epidemie betrauten Arzt der Facultät von Montpellier geschrieben ist und sich unter den Familienpapieren des Abgeordneten für Lot und Garonne, Herrn Deluns-Montaud, gefunden hat. Ein Auszug aus diesem Brief lautet folgendermaßen:

„Es kann kein Zweifel bestehen, daß diese Krankheit die Pest ist, weil die Kranken Carbunkeln, Beulen und Purpurflecke haben und ganz plötzlich nach zwei bis drei Tagen oder schon nach 24 Stunden sterben, einige sogar plötzlich, ohne vorher krank gewesen zu sein. Die ersten Krankheitserscheinungen sind schweres Kopfweh, Ermattung, wild herumfahrende, trübe Augen, zitternde Stimme, Leichengesicht, kalte Glieder, unregelmäßiger Puls, starkes Herzklopfen, Erbrechen, dann Aufseufzen, Delirien, endlich Krämpfe oder Blutungen und rascher Tod. Manche Kranke haben einen raschen Puls und hohes Fieber und einige von diesen sind durch wiederholte Aderlässe, Brechmittel, Abführmittel, erfrischende und harntreibende Getränke gerettet worden, vorausgesetzt, daß die Krankheit fünf bis sechs Tage dauerte; aber diese Fälle sind sehr selten, von denen, wo die Krankheit nur kurz dauerte, ist nicht einer geheilt worden. Bei der Eröffnung der Leichen fanden sich nur auf alle Theile des Leibes, der Brust und des Gehirns ausgebreitete Entzündungen. Was die Ursache der Krankheit betrifft, so weiß Jedermann, daß sie erst begann, als einige Schiffe von Indien gekommen waren, auf welchen fünf bis sechs Matrosen an derselben Krankheit gestorben waren und von denen Waaren ohne Vorsicht sofort in eine Straße gebracht wurden, wo kleine Leute wohnten. Hier brach die Krankheit zuerst aus und verbreitete sich auf die ganze Stadt. Die Lastträger, welche die Waaren von den Schiffen geholt hatten, starben zuerst plötzlich. Daß es sich um die Pest handelte, beweist die Zerstörung ganzer Familien, wo ein Mitglied erkrankte: Vater, Mutter, Kinder und Dienstpersonal, alle unterlagen derselben Krankheit und wer von ihnen in ein anderes Haus floh, brachte die Krankheit dorthin, wo sie dann ebenso wüthete. Alle Kranken wurden deßhalb verlassen, und die meisten starben ohne Pflege, ohne Bouillon, ohne Brod, ohne Wasser. Selbst die Leichen blieben mehrere Tage in den Häusern oder auf der Straße liegen, ohne daß sich Jemand zur Beerdigung fand, da fast alle Leichenträger gestorben waren.“

Napoleon I. hielt die Pest nicht für eine ansteckende Krankheit. Sein Heer wurde bekanntlich in Aegypten auf dem Marsch nach St. Jean-d'Acre von der Pest ergriffen. Ein berühmtes Gemälde zeigt den General Bonaparte mitten unter den Pestkranken in Jaffa. In einem kleinen 1816 herausgegebenen Buche berichtet Dr. Warden, der Chirurg von Northumberland, welcher Napoleon nach St. Helena brachte, ein Gespräch, welches er auf der Ueberfahrt mit dem Kaiser hatte. Napoleon war der Ansicht, daß die Pest nur durch die Respiration übertragen werden könne, während Dr. Warden ihm sagte, er hätte immer geglaubt, die Pest sei eine an-

steckende Krankheit. „Nein," sagte der Kaiser, „ich habe immer die Hospitäler besucht und die Körper der Kranken berührt, um ihnen Muth zu machen, da ich überzeugt war, daß die Krankheit nur durch die Respiration übertragen werden kann. Ich machte diese Besuche stets, nachdem ich gegessen und einige Gläser Wein getrunken hatte, und näherte mich den Kranken immer so, daß sie mir nicht entgegenathmeten."

Die erste Vorsichtsmaßregel war gut, denn im Allgemeinen erfolgt die Ansteckung leichter bei nüchternem als bei vollem Magen; die zweite Ansicht des Kaisers aber beruht auf einem Irrthum; wenn auch die Pest mit einer Lungenentzündung auf die Möglichkeit einer Ansteckung durch die Lungen hinweist, so besteht kein Zweifel darüber, daß die directe Berührung viel gefährlicher ist als die Einathmung der von den Kranken stammenden Ausdünstung.

Etwas Wahres aber liegt in der Ansicht Napoleon's, die einfache Berührung bewirkt keine Ansteckung, es muß eine länger dauernde Berührung stattfinden, und es sind noch andere Bedingungen nothwendig, z. B. die Disposition zur Krankheit.

Bei der Epidemie in Aegypten 1835 erkrankte von den zehn französischen Aerzten, welche die Pestkranken pflegten, nur einer. Der Versuch von Bulard, der zwei Tage lang das Hemd eines an der Pest verstorbenen Mannes trug, zeigte, daß man nicht so leicht an der Pest erkranken kann, wie man es nach der raschen Verbreitung der Epidemie glauben sollte. In Hongkong erkrankte von den 15 europäischen Aerzten nicht ein einziger, obgleich sie der Ansteckung sowohl im Hospital wie bei den Leichenöffnungen in hohem Grade ausgesetzt waren. Ferner erkrankte nicht eine der englischen oder italienischen Krankenpflegerinnen. Dieses beruht nicht nur auf der Immunität der Race, denn die chinesischen Studenten der Medicin, die sechs Wochen lang Tag und Nacht in den Pestspitälern lebten mit den Kranken, wurden auch nicht von der Krankheit ergriffen. Es ist daher wahrscheinlich, daß für die Pest, wie für die Cholera und den Typhus die allgemeinen hygienischen Verhältnisse bei der Entwickelung der Epidemie eine große Rolle spielen.

Die Sterblichkeit an der Pest beträgt in Bombay zur Zeit 245 Menschen pro Tag. In Karachie ist die Zahl der Erkrankungen und die Sterblichkeit noch im Zunehmen. Der vierte Theil der Bewohner hat die Stadt verlassen. In dem Lazareth von Goa sind Leute untergebracht, die aus Bombay entflohen sind und dann erst an der Pest erkrankt sind und auch in der Stadt Goa sind mehrere Fälle vorgekommen. Die portugiesischen Behörden gehen radical vor und verbrennen nicht nur die Leichen der an der Pest Verstorbenen, sondern auch ihre Kleidungsstücke und Wohnungen.

---

## Cuvier in Deutschland.

Von Gottfried Zielsdorff.

Nur sehr Wenigen mag es bekannt sein, daß der berühmte französische Naturforscher Cuvier, der als Sammler, Systematiker, Redner, Staatsmann und Volksfreund gleich groß dasteht, seine Jugend in Deutschland verlebt und deutsche Schulbildung bis zu seinem 19. Jahre empfangen hat. Auch seine Vorliebe für die Naturwissenschaften, das solide Fundament seines Wissens empfing er in Stuttgart. Und zwar als Karlsschüler, nur wenige Jahre nach Schiller. Die Familie Cuvier, aus dem Schweizer Jura stammend, hatte sich nämlich in der damals württembergischen Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard) niedergelassen. Cuvier's Vater hatte sich in einem Schweizer-Regiment, das in französischen Diensten stand, als gemeiner Soldat engagirt, wurde aber zum Officier befördert und mit dem Kreuze des heiligen Ludwig decorirt. Er glaubte mit der Pension leben zu können, nahm mit dem fünfzigsten Lebensjahre seinen Abschied und verheirathete sich in Mömpelgard. Er hatte zwei Söhne, von denen Georg Cuvier der ältere war, und Friedrich Cuvier, der auch Zoolog wurde, der jüngere. Georg Cuvier zeigte schon als Knabe die ausgezeichnetsten Anlagen; er hatte ein Gedächtniß, das die Franzosen nur une mémoire immense oder prodigieuse zu nennen wissen; man behauptet häufig, er habe nie etwas vergessen. Ebenso unbegrenzt war sein Durst nach Wissen und seine geistige Arbeitskraft. Hierzu kam noch ein ausgezeichnetes Talent für das Zeichnen, so daß er mit wenigen Zügen und Umrissen ein richtiges Bild zu entwerfen wußte. Er soll nur wenige Stunden Unterricht bei einem Verwandten gehabt haben; später pflegte er Alles, was er beobachtete, immer gleich zu zeichnen. Als Kind fand er in der Bibliothek eines Verwandten Buffon's Naturgeschichte mit schwarzen Kupfern. Er zeichnete sie nach und colorirte die Zeichnungen nach den im Text angegebenen Farben. In der Schule machte er so reißende Fortschritte, daß er mit 14 Jahren im Gymnasium längere Zeit der Erste war und entlassen wurde, weil dort nichts mehr für ihn zu lernen war. Die Eltern waren hierüber nicht wenig erfreut, weil ihre Wünsche nicht weiter gingen, als daß ihr Sohn Pfarrer werden sollte. Der damals regierende Herzog von Württemberg, Carl Eugen, pflegte den ersten Schüler des Mömpelgarder Gymnasiums in das Prediger-Seminar zu Tübingen zu schicken. Allein die Hoffnung der Eltern Cuvier's wurde vereitelt; der Director des Gymnasiums, welcher glauben mochte, der Herzog würde ungehalten sein, wenn man ihm einen Knaben von 14 Jahren in das geistliche Seminar schickte, gab Cuvier nur die dritte Stelle in der Liste der Abgehenden. Große Trauer bei den Eltern, da sie nicht die Mittel hatten, auf eigene Kosten den Sohn studiren zu lassen, wofür er doch so entschiedene Anlagen zeigte. Glücklicher Weise residirte in Mömpelgard eine Schwägerin des Herzogs, an diese wendete sich also die Mutter und erzählte — ohne Zweifel mit vielen Thränen — ihr Unglück. Die Prinzessin nahm regen Antheil und setzte den Herzog Karl Eugen in Kenntniß; er ließ ihn kommen, damit er auf seine Kosten in der Karlsschule studire.

Zu Friedrich Schiller's Zeit, der zehn Jahre vor Cuvier eingetreten war, war bereits eine medicinische Facultät eingerichtet; eine juristische und cameralistische bestanden schon früher; der Herzog ging überhaupt darauf aus, eine vollständige Universität unter seiner ganz speciellen Leitung aus dieser Anstalt zu machen; er hatte dazu 1782 ein kaiserliches Privilegium ausgewirkt. Die Einrichtung war die, daß man zwei Jahre hindurch allgemeine Wissenschaften unter dem Namen philosophica treiben mußte, dann aber ein specielles Fach sich zu wählen hatte. Diese Anstalt ist durch den Zwang, den Schiller hier fühlte, lange Zeit bei uns in schlechtem Rufe gewesen. Es ist daher sehr erfreulich, daß Palleske in seinem Buche: „Schiller's Leben und Werke" diesem bösen Leumund kräftig entgegentrat. „Es giebt eben keine Anstalt zur Ausbildung von Dichtern," sagt Palleske mit Recht, „und es leuchtet ein, daß ein jedes Dichtertalent, welches von seinen Eingebungen mächtig ergriffen wird, jede Schulordnung als gehässigen Zwang empfinden muß." Das Verhältniß zu den Lehrern war meistens sehr herzlich. Der Herzog berief am liebsten jugendliche Kräfte, die zugleich die Freunde der Zöglinge sein konnten. Abel, Moll, Rast, Schott waren wenige Jahre älter als Schiller. Einsamkeit, Mangel jedes anderen Umganges schuf ein herzliches Vertrauen; der Schüler theilte dem Lehrer oft seine wichtigsten Geheimnisse mit und bat ihn um Rath über Dinge, die sonst dem Lehrer sorgsam verschwiegen werden. Oft erwarteten einzelne Schüler den Lehrer schon am Aka-

demiethor, sie begleiteten ihn zum Auditorium und führten ihn nach der Vorlesung wieder zurück. Auf dem Wege wurde über wissenschaftliche und politische Gegenstände gesprochen, und manchmal setzte sich dann die Unterhaltung im Lehrsaal fort. Fing die Vorlesung dann auch später an, die jungen Herzen waren in jener freudigen Erregung, die der zweite Verstand des Menschen ist, und an die jeder, der ein ähnliches Glück genoß, so gerne zurückdenkt." (Palleske, Schiller's Leben.) Ein gewaltsamer Druck wurde also nicht geübt, allein strenge Ordnung und väterliche Zucht sollten herrschen. So mußten die Lehrer ihren Tadel auf Zettel schreiben, und diese Zettel mußten dem Herzog übergeben werden, weil dieser durchaus von allen Einzelheiten unterrichtet sein wollte. Er befragte dann den Schüler, ob die Anklage begründet sei, ermahnte und verzieh gern kleine Fehler großmüthig, — denn er bemühte sich förmlich beliebt zu werden, — in schlimmeren Fällen kamen Scheltworte, und in den schlimmsten wurden Strafen verhängt. Ueberhaupt nahm Karl Eugen ganz die Stellung eines Vaters ein. Schiller hat zu ihm während seines Aufenthalts auf der Karlsschule große Liebe gehegt, die er vielleicht zu stark aussprach; auch Cuvier hat eine herzliche Anhänglichkeit bewahrt und den Herzog öfter durch seine zurückgebliebenen Mitschüler grüßen lassen. Also scheinen auch die Schüler das Verhältniß wie ein väterliches aufgefaßt zu haben. Durch die ausgesuchtesten Mittel suchte der Herzog den Ehrgeiz zu wecken. Schüler, welche im öffentlichen Examen, dem der Herzog immer beiwohnte, sich ausgezeichnet hatten, bekamen silberne Medaillen, zwölf Gulden, an Werth, und wer eine Reihe solcher Medaillen erworben hatte, erhielt ein Ordenskreuz von Gold mit Email und wurde dadurch Chevalier.

Ueber die deutsche Schulzeit Cuvier's (1784—88) unterrichtet uns eine sehr lebendige und warmherzige Biographie desselben, die der Königsberger Professor Ludwig Stieda handschriftlich im Nachlaß des bekannten deutschrussischen Naturforschers Karl Ernst von Baer vorfand. Sie ist soeben unter dem Titel „Lebensgeschichte Cuvier's" bei Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienen. Wir entnehmen ihr noch die folgenden Mittheilungen.

Der junge Georg Cuvier scheint beim Eintritt in die Karlsschule in seinem Aeußeren wenig Anziehendes gehabt zu haben: sein Mitschüler Pfaff sagt, daß Cuvier's in hohem Grade mageres, blasses und durch Sommersprossen reichlich markirtes Gesicht von einer dicken Mähne von rothem Haar unordentlich umwallt war; Cuvier's Physiognomie verrieth Ernst und sein Anzug war bei der großen Hingabe an seine Studien vernachlässigt. Dieses Zeugniß ist um so auffallender, als Cuvier in späteren Jahren für einen schönen Mann galt; so erscheint er auf allen späteren Bildnissen mit reichem, aber schön gelocktem Haar, kräftigem Körperbau und fröhlicher Miene. Vielleicht hat er auch darin Aehnlichkeit mit Humboldt, daß auch dieser in der Jugend für sehr kränklich galt, dennoch später anhaltende und anstrengende Reisen machen konnte und seine Geisteskräfte bis in ein hohes Alter bewahrte.

Cuvier fühlte sich in Stuttgart sehr glücklich, obgleich aus späteren Aeußerungen wohl hervorgeht, daß die Zöglinge unter sich raisonnirt haben und die Anstalt einen Kerker nennen mochten. Er schreibt, als er schon unabhängig und in sehr günstigen Verhältnissen als Hauslehrer in der Normandie lebte: „Wie sehne ich mich in den Kerker zurück." Es waren ihm die Umgebungen, in denen er jetzt lebte, nicht geistig genug. Und das beste Zeugniß liegt wohl darin, daß Cuvier damals den Plan faßte, wenn sein Zögling in den Schulwissenschaften genügend ausgebildet sei, ihn nach zwei Jahren wo möglich nach Stuttgart zu bringen, damit derselbe da weiter studire, wobei er selbst sich nicht wenig auf den Umgang mit seinen früheren Cameraden freute. Allerdings war manche Förmlichkeit und strenge Ordnung in jener Anstalt. Es wurden zum Beispiel die Schüler zu jedem Mittags- und Abendtisch vorher rangirt und dann von ihren Aufsehern geführt. Allein, wo so viele Zöglinge zum Theil für die militärische, zum Theil für die wissenschaftliche Laufbahn bestimmt sind, ist eine feste Ordnung unerläßlich. Es fehlte aber nicht an der Möglichkeit, in den Freistunden sich nach eigenem Wunsch und Bedürfniß zu beschäftigen. Zu Schiller's Zeiten wurden poetische Schriften, wenn sie nicht genug controlirt waren, confiscirt. Zu Cuvier's Zeiten scheint dies nicht mehr der Fall gewesen zu sein, jedenfalls gab es literarische Hülfsmittel zum Selbststudium genug. Cuvier hatte nach Beendigung des philosophischen Cursus die Cameralwissenschaften erwählt, weil diese mit den Naturwissenschaften, für die er einen Beruf in sich fühlte, am meisten in Berührung standen. Er studirte aber auch mit Eifer Weltgeschichte. Sein Studiencamerad Pfaff giebt uns in einer biographischen Skizze von Cuvier ein Bild, das diesen Eifer anschaulich macht. Cuvier saß mehrmals an Pfaff's Bette, in einem Bande von Bayle's „Dictionnaire historique" eifrig lesend; Pfaff schlief darüber ein, und nachdem er längere Zeit geschlafen hatte und aufwachte, sah er Cuvier noch in derselben Stellung mit demselben Buche in der Hand.

Cuvier studirte ohne Zweifel in den ersten Jahren schon mit großem Erfolge; zwar haben wir darüber keine besonderen Nachrichten, wohl aber zeigt es eben der Erfolg. Desto mehr Nachrichten haben wir über ihn aus dem letzten Jahre, da er, in den Saal der Chevaliers übergeführt, mit Pfaff zusammenkam. Pfaff war mehrere Jahre jünger; Cuvier gewann ihn aber besonders lieb und unterrichtete ihn über viele Gegenstände. Namentlich preist Pfaff die große Klarheit, mit der Cuvier physikalische Gesetze viel besser als der Professor der Anstalt ihnen demonstrirt habe, so daß Pfaff, der später ein gefeierter Professor der Physik wurde, Cuvier als seinen eigentlichen Lehrer anerkannte. Cuvier selbst aber warf sich hier ohne Lehrer auf das Studium der Naturgeschichte. Es bildete sich eine naturhistorische Gesellschaft; Cuvier war der Gründer, Director und Präsident. Man sammelte, was die Umgebung bot, Pflanzen und Insecten; man las sich Abhandlungen physikalischen und naturhistorischen Inhalts vor und ahmte dabei die Ordensspielerei nach. Cuvier schnitt den Orden aus Pappe, malte ihn an, in der Mitte aber nicht ein Heiligenbild, sondern das Porträt Linne's, und auf die Arme des Kreuzes naturhistorische Gegenstände. Er selbst vertheilte eigenmächtig den Orden, wenn ihm eine Abhandlung zusagte, und Pfaff versichert, daß man sich dadurch eben so geehrt gefühlt habe wie durch den akademischen Orden. Man hatte achthundert Arten Insecten zusammengebracht und viele davon beschrieben; Linne's „Systema naturae" und die Werke von Fabricius dienten zur Bestimmung derselben. Man überzeugte sich, daß einige Arten noch gar nicht beschrieben waren, und Cuvier stellte unter Anderen ein neues Genus von Käfern auf. Pfaff spricht mit großer Bewunderung von Cuvier's Sicherheit im Zeichnen. Cuvier fand sogar Zeit, auch nicht naturhistorische Gegenstände zu zeichnen, so daß er z. B. Pfaff einige Zeichnungen abgab, um seine Schwestern damit zu erfreuen. In den kurzen Ferien machten die Schüler kleine Reisen. Eine solche unternahm auch Cuvier nach der rauhen Alp und verfaßte eine Beschreibung mit Zeichnungen, nicht nur von naturhistorischen Gegenständen, sondern auch von allerlei Utensilien, die er in größeren Werkstätten gesehen hatte, und von kleinen Abenteuern der Reise. Zu dem naturhistorischen und eifrig sammelnden Verein gehörten außer Cuvier noch Pfaff, Hartmann, der eifriger Entomologe wurde, aber früh verstarb, Marschall, der Diplomat, und ein Herr von Leypold, der höherer Beamter im Württembergischen wurde. Cuvier hat noch später während seines Aufenthaltes in der Normandie durch Uebersendung von Gegenständen und durch Anspornung eifrig um die Vermehrung der Samm-

lungen dieses Vereins sich bemüht. Ja, er ging damit um, eine große correspondirende Gesellschaft von Naturforschern daraus zu bilden; er theilte nicht nur selbst seine neuen Beobachtungen mit, sondern wenn er von einem jungen Naturforscher hörte, war gleich sein Gedanke, ihn zur Correspondenz aufzufordern.

Cuvier's Studien waren im April 1788 beendet. Es war bisher Sitte gewesen, diejenigen, welche ihre Studien beendet hatten, im württembergischen Lande anzustellen; allein da sehr viele Eltern sich darum bemühten, ihre Söhne in diese Anstalt aufgenommen zu sehen, so wurde es immer schwieriger, sie unterzubringen. Der Herzog hatte auch an Schiller und vielleicht an Anderen erfahren, daß Manche mit der ihnen angewiesenen Stellung keineswegs zufrieden waren, er fing also an, manche ohne Anstellung zu lassen. So wurde es leider mit Cuvier; er mußte vorläufig in's elterliche Haus zurückkehren. Hier aber sah es sehr schlimm aus. Bei der großen Finanznoth des französischen Staates, welche die unmittelbarste Veranlassung zur Revolution wurde, war dem Vater die Pension nicht gezahlt worden, und sehr bald erschien eine förmliche königliche Verfügung, daß ein Jahr hindurch gar keine Pensionen gezahlt werden sollten. Da erschien ganz unerwartet, wie vom Himmel gesendet, eine Hülfe. Ein früher abgegangener Schüler der Karlsschule, Friedrich Parrot, später Professor in Dorpat, war Lehrer bei einem Grafen Héricy in der Normandie, wollte diese Stelle aber verlassen um ein Ehebündniß einzugehen. Graf Héricy war Protestant, wollte also auch nur Lehrer dieser Confession für seinen Sohn haben. Parrot schrieb also an Cuvier und forderte diesen auf, seine Stellung einzunehmen. Cuvier ging sogleich darauf ein; er konnte damals nicht ahnen, wie sehr diese Stellung seinen bisherigen Studien entsprach und ihm Gelegenheit gab, seinen späteren Ruf zu begründen. Die Familie Héricy war sehr wohlhabend, besaß zwei Schlösser, und der Vater hatte noch ein drittes, in welchem Treibhäuser und ein Garten mit seltenen Pflanzen sich befanden. Das eine von jenen Schlössern war ganz nahe am Meere, das andere nicht sehr weit davon in der Nähe des Städtchens Fécamp. Beide wurden abwechselnd im Sommer bewohnt; den Winter scheint aber die Familie gewöhnlich in der Stadt Caen zugebracht zu haben. Es war nur ein Sohn zu unterrichten; so hatte Cuvier Muße genug, seiner Liebhaberei für die Naturgeschichte nachzuhängen. Er sammelte eifrig Pflanzen, nun auch exotische aus jenen Treibhäusern und Gärten, sowie auch aus dem königlichen botanischen Garten zu Caen, und Insecten, und wußte selbst die Gräfin Héricy hinzureißen, daß sie für ihn Insecten fing. Ja, er schreibt einmal an Pfaff, daß sie immer viel mehr finde als er, da ihre Augen viel besser seien. Cuvier mag also wohl etwas kurzsichtig gewesen sein. Wie eifrig es mit diesem Sammeln herging, sieht man aus der Correspondenz mit Pfaff und dem zurückgelassenen Verein.

Wichtig für die Kenntniß und den ganzen Entwickelungsgang des großen Naturforschers, sowohl während seines Aufenthaltes in Stuttgart als in der Normandie, ist die Sammlung von Briefen an seinen Stuttgarter Jugendfreund und Stubengenossen Pfaff (später Professor in Kiel) und der Bericht des Letzteren über Cuvier's Jugend, welcher unter dem Titel: George Cuvier's Briefe an C. H. Pfaff aus den Jahren 1788 bis 1792 nebst einer biographischen Notiz über Cuvier, herausgegeben von Dr. W. F. G. Behn, Kiel, 1845 erschienen ist. Die ziemlich ausführliche Biographie Cuvier's, die in dem XII. Bande des allgemeinen biographischen Werkes: Nouvelle biographie générale im Jahre 1855 erschienen ist, enthält manche leicht vermeidliche Irrthümer. Der Verfasser scheint keine anderen Schriften als französische zu lesen, und da scheint er sich denn der Ueberzeugung hingegeben zu haben, daß es gar keine andere von Bedeutung und keine wissenschaftlichen Männer außerhalb Frankreichs gebe. Er sagt mit dürren Worten: Die erste Grundlage der vergleichenden Anatomie sei zwar von Aristoteles gelegt, später aber ganz verlassen. Erst im 17. Jahrhundert, und zwar in Frankreich, sei sie wieder aufgenommen. Perrault und du Verney seien beauftragt worden, die in der Königl. Menagerie verstorbenen Thiere zu zergliedern. Später sei Daubenton und noch später Vicq. d'Azyr gekommen; Camper in Holland und Hunter seien ihrem Beispiele gefolgt. Es ist doch nichts förderlicher für die National-Eitelkeit, als wenn man Fremdes gar nicht kennt, bemerkt Baer. „Der Verfasser hat ohne Zweifel nie von dem noch nicht übertroffenen Swammerdam, von Malpighi, von Bartholin, von Monro, von Scarpa, von Poli, von Haarwood gehört, noch weniger von Pallas, dessen Spicilegia mustergiltige Zergliederungen enthalten, und von dessen Miscellaneis zoologicis Cuvier anerkennt, daß seine neue Eintheilung der Linne'schen Würmer schon darin enthalten ist. — Perrault und du Verney gaben nur einzelne Zootomien, wie es damals Sitte war. Die viel weniger begünstigten Mitglieder der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie haben dasselbe gethan. Die Zusammenstellungen verschiedener Thierzergliederungen, wie Severino's Zootomia Democritea (1645), Blasius' Anatome animalium (1681) und Valentini's Amphiatheatrum zootomicum, sind sämmtlich nicht dem französischen Boden entsprungen. Eine wirkliche vergleichende Anatomie, eine Uebersicht der Umänderungen des organischen Baues in den verschiedenen Thierclassen kommt hier freilich nicht vor, aber Blumenbach hielt in Göttingen schon 1785 Vorträge über vergleichende Anatomie, zu einer Zeit, als Cuvier sich noch auf der Carlsschule in Stuttgart befand." Daß Cuvier alle Vorgänger weit hinter sich zurückgelassen hat, erkennt Baer gern und dankbar an, so wie Cuvier in der Vorrede zu seiner vergleichenden Anatomie die Arbeiten seiner Vorgänger dankbar anerkennt und sie benutzt zu haben versichert. Es sind wahrlich nicht lauter Franzosen.

Cuvier hatte aber auch unendlich viel mehr Hülfsmittel als seine Vorgänger. Daß er diese so trefflich benutzt hat, ist sein Verdienst. Man kann aber nicht bezweifeln, daß ihm das in viel geringerem Grade gelungen wäre, wenn er nicht eine deutsche Schulbildung genossen hätte. Schon seine vollkommene Beherrschung der deutschen Sprache gab ihm außerordentliche Vortheile. Auch die tüchtige Kenntniß der alten Sprachen kann man wohl als eine Ausstener der deutschen Schulbildung ansehen, und diese Kenntniß führte ihn dahin, die Studien, die er trieb, immer von ihrer ersten Entwickelung an zu verfolgen.

---

## Neues von Robert und Clara Schumann.

Der kürzlich in Sondershausen hochbetagt verstorbene Violinspieler und Musikdirector Wilh. J. von Wasiliewski, der sich besonders als Biograph Beethoven's und Schumann's bleibende Verdienste erworben, hat kurz vor seinem Hinscheiden bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart unter dem Titel „Aus siebzig Jahren" einen inhaltreichen Band voller Lebenserinnerungen herausgegeben. Er erzählt darin nicht allein von seinem eigenen Entwickelungsgange, seinen Reisen, seiner künstlerischen und literarischen Thätigkeit, sondern auch von all' den berühmten und merkwürdigen Menschen, die seinen Lebensweg gekreuzt haben. Da er ein liebenswürdiger, begabter und wohlunterrichteter Mann in angesehener Künstlerstellung war, so ist er mit manchen bedeutenden Leuten zusammengekommen in und außerhalb seiner musikalischen Interessen. Er berichtet also in fesselnder Weise von Literaten wie Arndt, Banck, Bogumil, Goltz, Auerbach, Björnson, Malern wie die beiden Achenbach, Schirmer, Hildebrand, und Musikern wie Becker, Mendelssohn, Hiller,

Joachim, Rietz, Moscheles, Brahms, Ferd. David, Dreyschock, Karl Reinecke, Reißiger, Rubinstein, Ernst u. A. Auch von dem Ehepaar Schumann, dem er zumal in jüngeren Jahren nahe stand, weiß er viel Interessantes zu berichten, was als wichtiger Nachtrag zu seiner Biographie des Meisters und seinen „Schumanniana" zu betrachten ist. Nach seinem Tode sind von ihm auch Mittheilungen über Schumann's Herzenserlebnisse — seine Liebe zur Tochter des Nationalökonomen List, zu Ernestine v. Fricken und die Wirrungen seiner Bräutigamzeit — in Fleischer's Deutscher Revue erschienen. Wir geben hier einige seiner Mittheilungen, soweit sie für das Wesen des großen Componisten charakteristisch und allgemein interessant sind, wieder. Zuerst sein Porträt!

Schumann's volles, etwas geröthetes Antlitz war von gutmüthigem, aber keineswegs bedeutendem Ausdruck: das reiche Seelenleben des genialen Mannes leuchtete nicht, oder doch nur auf Momente, aus seinem Mienenspiel hervor, weßhalb man manchmal im Zweifel darüber sein konnte, welchen Eindruck eine Anrede oder ein zur Sprache gebrachter Gedanke auf ihn gemacht hatte. Der wohlgeformte Mund nahm bei zugespitzten Lippen häufig eine wie zum Pfeifen vorbereitete Stellung an. Die Nase hatte eine ziemlich stumpfe Form und war nicht sehr hervorspringend. Ueberhaupt fehlte es dem rundlichen Antlitze Schumann's an markirten Zügen. Der Schädel war ungemein kräftig entwickelt und von reichlichem dunkelbraunem Haar bedeckt, welches Schumann bei der Unterhaltung bisweilen anhaltend mit der rechten Hand zur Seite strich. Einen Bart trug Schumann in den Mannesjahren nicht. Seine Figur war bei behäbiger Körperfülle etwas über mittelgroß. Der Gang hatte etwas Schleifendes und Schwerfälliges. Ein lebhaftes Tempo hat ihn Wasielewski im Freien niemals nehmen sehen.

Während in Leipzig Mendelssohn, abgesehen von seiner Compositionsthätigkeit, eine mehrseitige künstlerische Wirksamkeit entfaltete, lebte Robert Schumann in einer merklichen Zurückhaltung von der Oeffentlichkeit und zur Hauptsache emsig seinem Schaffen. Seiner ganzen Naturanlage nach war er nicht zum freien, hingebenden, mittheilsamen Verkehr dispouirt. Nahm er auch innerlich regsten Antheil an allen irgendwie bemerkenswerthen Tageserscheinungen und Vorgängen im Gebiete der Kunst, wofür seine gesammelten Schriften über Musik und Musiker eine Fülle überzeugender Belege liefern, so verhielt er sich doch in Gesellschaft anderer meist schweigsam und scheinbar in sich versunken. Nur im vertraulichen Verkehr ging er etwas mehr aus sich heraus. Dann enthüllte sich bis zu einem gewissen Grade sein reiches Seelen- und Gemüthsleben, welches sich so schön und bedeutend in seiner Musik offenbart. Doch auch selbst im vertraulichen Umgange beharrte er nicht selten in Schweigsamkeit, ohne indessen theilnahmlos zu werden. Schumann war sich seiner in sich gekehrten Natur wohlbewußt. An einen ihm befreundeten Künstler, der ihm brieflich seinen Besuch angekündigt hatte, schrieb er: „Herzlich freue ich mich, Sie hier zu sehen. An mir ist indeß nichts zu haben; ich spreche fast gar nichts, Abends mehr und am Klavier das Meiste." Wenn Schumann aber einmal auf seine Art gesprächig wurde, so belebte sich sein für gewöhnlich verschleierter Blick, und sein Lächeln konnte dann einen unwiderstehlich gewinnenden Ausdruck annehmen. Zu einem andauernden Redefluß kam es indessen bei ihm nicht. In der Regel sprach er mit weicher, gedämpfter Stimme in abgebrochenen Sätzen, und wie vor sich hin. Doch nahm er stets Theil an dem, was um ihn her vorging, wie seine gelegentlich in die Unterhaltung geworfenen Bemerkungen bewiesen.

Wasielewski lernte Schumann und seine prächtige Frau, die zeitlebens „wie eine Priesterin der Kunst ihres Berufes waltete", in Leipzig kennen. Aber erst in Düsseldorf, wohin Schumann auch seinen jungen Freund gezogen, trat er den Beiden menschlich näher. Er berichtet darüber: „Schumann sah es gern, wenn ich Vormittags um zwölf Uhr bei ihm vorsprach, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen, an dem sich seine Gattin häufig betheiligte. Da wurde dann während desselben, wenn er nicht in Gedanken mit einer projectirten oder schon begonnenen Composition beschäftigt war, was sich durch gelegentliche Handbewegungen und Schweigsamkeit markirte, dieses und jenes besprochen. Es mußte jedoch entweder eine künstlerische Angelegenheit oder sonst etwas Bedeutsames sein, denn für eine indifferente Conversation, wie sie unter guten Bekannten wohl vorkommt, war Schumann nicht zu haben. Längere Zeit hintereinander sprach er bekanntlich überhaupt nicht, sondern in meist kurzgefaßten, aphoristischen Sätzen. Verhielt er sich aber auf der Promenade, die meist durch den weitläufigen Hofgarten führte, andauernd schweigsam, dann überraschte er auch plötzlich wieder, wie aus dem Traume erwachend, durch eine lakonische Aeußerung über das, was etwa um ihn vorging. Einmal kamen wir an einem leierdrehenden Mann vorüber, dessen Instrument sehr verstimmt war. Diesen unangenehmen Effect bezeichnete Schumann humoristisch als „schleichendes Musikgift". Große Freude hatte er im Frühjahr an dem Gesang der Nachtigallen, die im Hofgarten zahlreich vorhanden waren. Hörte er sie, so pflegte er freundlich lächelnd zu sagen: „Auf jedem Baum sitzt eine." Für das Naturleben hatte er überhaupt Sinn. Kamen wir auf unseren Wanderungen an den Rhein, so langte er sein Augenglas hervor und betrachtete mit Wohlgefallen den munteren Lauf desselben mit seiner Staffage an vorüberfahrenden Schiffen und Kähnen. Wenn ich verhindert war, Schumann auf seinem Vormittagsspaziergange zu begleiten, so holte ich das Versäumniß Nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr nach, bis zu welcher Zeit Schumann zu arbeiten pflegte, und blieb ein Stündchen bei ihm. Es wurde dann eine Cigarre angezündet und von mir öfters das Gespräch auf seine künstlerische Vergangenheit hingelenkt. Dabei erfuhr ich mancherlei von ihm, was mir sein früheres Leben bis zu einem gewissen Grade erschloß. An einem dieser Nachmittagsbesuche fand ich Schumann mit der Durchsicht des Clavierauszuges von Wagner's „Lohengrin" beschäftigt. „Sehen Sie sich einmal," sagte er, „diese Solobaßstimme an," indem er auf die Instrumentaleinleitung zum zweiten Akt hinwies, „dazu läßt sich keine zweite Stimme machen." „Wagner liebt das Aparte," erwiderte ich. „Das ist so eine von seinen sonderbaren Ideen," meinte Schumann, zu etwas Anderem übergehend. Dann erwähnte er, daß ihm Vierling's Ouverture zu „Maria Stuart" übersandt worden sei. „Ist sie schön?" fragte ich. „O," erwiderte er, „die muß häßlich sein." Damals glaubte ich, Schumann habe mit dem Worte „häßlich" sagen wollen, eine Ouverture zu dieser Schiller'schen Tragödie müsse herb bis zur Schroffheit gehalten sein, was er auch jedenfalls meinte. Heute erscheint mir seine Aeußerung im andern Lichte, denn welch' eine Menge wahrhaft häßlicher Musik ist seit jener Zeit zu Tage gekommen," schließt Wasielewski, der zeitlebens der „neudeutschen Richtung" ablehnend gegenüberstand, von Wagner und Bülow so gut wie nichts erzählt und nur Liszt zumal als Menschen rühmt.

Schumann nahm keineswegs jene unbedingte Bewunderung für sich in Anspruch, welche die Panegyriker für ihn forderten. Zwar freute er sich über jede ihm gewidmete Anerkennung, aber weit war er davon entfernt, eine solche erzwingen zu wollen. Jedem stellte er frei, sich offen über sein künstlerisches Wirken zu äußern, wenn es in einer angemessenen Weise geschah. Seine Briefe geben Belege dafür. Als er z. B. an Moscheles seine Fis-moll-Sonate op. 11 sandte, bat er ihn, seine Meinung darüber, „so kurz und scharf" er könne und wolle, in einem schriftlichen Referat zur Benutzung in der „Neuen Zeitschrift für Musik" auszusprechen. An Kossmaly schrieb er unter'm 5. Mai 1843: „Mit einiger Scheu lege ich Ihnen ein Packet älterer Compositionen bei. Sie werden, was unreif, unvollendet an ihnen ist, leicht entdecken." Und

im Januar des folgenden Jahres dankte er diesem Künstler, der einen Artikel über die demselben zugesandten Compositionen für die „Allgemeine musikalische Zeitung“ geliefert hatte, mit den Worten: „Sie sind der Erste, der einmal ein tüchtiges Wort über mich gesprochen, überall sieht der Ernst und die Wahrheit heraus.“

Frau Schumann war in jedem Betracht eine außerordentliche Erscheinung, nicht nur als Künstlerin, sondern auch als sorgende Gattin, Mutter und musterhafte Repräsentantin ihrer Häuslichkeit. Wer Gelegenheit hatte, sie in allen diesen Beziehungen zu beobachten, mußte ihr Bewunderung zollen. Was sie als Künstlerin leistete, ist allgemein bekannt. Jederzeit entfaltete die selten begabte Frau durch ihre Leistungen den wärmsten Enthusiasmus. Dieser erfreute sie wohl, gewährte ihr aber an sich allein keine wirkliche Befriedigung. Es gab für sie noch eine höhere Instanz als das Urtheil der Menge, und diese Instanz war ihr Gatte. Erst wenn derselbe nach beendigtem Vortrage ihr freundlich zunickte oder zu ihr kam, empfand sie jene Genugthuung, die jedem wahren Künstler nach vollbrachter That zu wünschen ist. Verhielt sich Schumann aber einmal passiv, so bemächtigte sich ihrer große Niedergeschlagenheit, und sie konnte dann Thränen vergießen. Jedenfalls hatten die letzteren mit ihren Grund in einer gewissen, am zarten Geschlecht häufig zu beobachtenden Empfindsamkeit und Reizbarkeit, denn auch bei anderen, gänzlich indifferenten Gelegenheiten vermochte Frau Schumann sich eben so wenig der Thränen zu erwehren.

Einmal, erzählt Wasielewski, wurde im Hause des Concertcomités musicirt. Frau Schumann spielte das Es-dur-Quartett (op. 47) ihres Gatten, der seinen Platz entfernt von der übrigen Gesellschaft in einer entlegenen Ecke des Salons genommen hatte. „Mitten im ersten Satze kam er plötzlich in Erregung herbei und unterbrach unsern Vortrag mit der Bemerkung, daß das Tempo zu schnell sei, was indessen gar nicht der Fall war. Wir bemühten uns, ihn von der Grundlosigkeit seines Einspruches zu überzeugen, aber er blieb bei seiner Behauptung, und so mußten wir nochmals in einem langsameren Zeitmaße von vorne beginnen, trieben jedoch nach und nach unwillkürlich in das lebhaftere, richtigere hinein. Der Vorfall hatte für Frau Schumann begreiflicher Weise etwas Peinliches; er kostete sie sogar einige Thränen.

Mehr Ursache zur Betrübniß mochte die treffliche Frau gehabt haben, als sie gewahr worden, daß Schumann mich mit ein paar neu entstandenen Compositionen, von deren Vorhandensein sie noch nichts wußte, bekannt gemacht hatte, um Einzelnes darin bezüglich der Geigenbehandlung mit mir zu besprechen. Da sagte sie mir unter Thränen, wie empfindlich es ihr gewesen sei, erst hinterher zu erfahren, was ihr Mann geschaffen.“

Frau Schumann besaß eben ein ungemein zart besaitetes Gemüth, in Folge dessen sie gar leicht außer Fassung gerieth. Bevor Wasielewski 1851 Düsseldorf für einige Monate verließ, erhielt er eine Einladung zu einer vom Vorsitzenden des Concertcomités gegebenen Abendgesellschaft. Der bei Tisch gespendete Maitrank wurde ihm speciell als Abschiedsgast in einem großen Humpen dargereicht, welcher wohl zehn Mal so viel Stoff enthielt wie die Gläser der anderen Gäste. Frau Schumann, die es sofort bemerkte, richtete ein darauf bezügliches Scherzwort an ihn. „Ja, sehen Sie,“ so erwiderte er, „ein guter Musiker muß immer aus der Partitur spielen;“ womit er meinte, daß sein Pocal sich zu den übrigen auf dem Tische befindlichen Trinkgefäßen verhalte wie eine Partitur zum Clavierauszuge. Die harmlose Aeußerung rief bei Frau Schumann alsbald eine ihm unerklärliche Verstimmung hervor. Sie wurde einsilbig und die Unterhaltung wollte mit ihm nicht wieder in Fluß kommen. Erst am folgenden Tage erfuhr er den Grund davon. Als er nämlich bei Schumann eintrat, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen, waren seine ersten, in ernstem Tone an ihn gerichteten Worte: „Was haben Sie denn gestern Abend mit meiner Frau gehabt?“ „Nicht das Mindeste,“ antwortete er. „Doch,“ fuhr Schumann fort, „Sie haben da von Partiturspiel gesprochen, und meine Frau glaubt nun, Sie hätten ihr damit zu verstehen geben wollen, daß sie nicht im Stande sei, eine Partitur zu lesen, weil sie in den Gesangvereinsproben nur Clavierauszüge beim Accompagniren benutzt.“ „Das ist mir gänzlich unbekannt gewesen,“ entgegnete Wasielewski. Nachdem er dann den Meister über den Sinn seiner Aeußerung aufgeklärt, konnte auch er sich des Lachens nicht erwehren, und das spaßhafte Vorkommniß war damit erledigt. Von einem anderen scherzhaften Vorfall erzählt der Biograph:

„Für den folgenden Tag hatte Frau Schumann versprochen, die D-moll-Sonate (Op. 120) ihres Gatten mit mir zu spielen, zu welchem Zweck auf meinen Anlaß ein Instrument nach dem von dem Künstlerpaar bewohnten Hôtel gebracht wurde. Eine Dame meiner Bekanntschaft, der ich Mittheilung von der beabsichtigten Musikpartie machte, sprach den Wunsch aus, zuhören zu dürfen. Frau Schumann hatte nichts dagegen einzuwenden, meinte aber, sie wolle doch erst ihren Gatten fragen, ob es ihm recht sei. Schumann lehnte indessen meine Bitte ohne Angabe eines Grundes einfach ab. Nun benachrichtigte ich jene Dame davon und schlug ihr vor, daß sie im Nebenzimmer unbemerkt zuhören könne. Sie fand sich auch dort ein. Als jedoch das Musiciren seinen Anfang nehmen sollte, wollte Schumann überhaupt nichts davon wissen. Alle meine Bitten waren vergeblich. Dagegen schlug er mir freundlichst vor, mit ihm zu einem Glase Bier auszugehen, was auch geschah. Es war, als ob Schumann etwas von der versteckten Dame geahnt hätte, und dieser Eindruck rief bei mir im Zusammenhange mit der vergeblich auf die Musik harrende Dame einen komischen Eindruck hervor.“

Gegen Ende des Sommers 1853 wurde er durch den Besuch eines schmucken, blondhaarigen Jünglings erfreut, welcher ihm eine Visitenkarte Joachim's überbrachte, auf deren Rückseite sich das humoristisch abgefaßte Signalement des jungen Ankömmlings befand. Es war Johannes Brahms. In der Richtung von Mainz kommend, hatte er das Rheinthal zu Fuß durchstrichen und trat, den Wanderstab in der Hand, ein Ränzel auf dem Rücken tragend, bei Wasielewski ein. Sein frisches, natürlich ungezwungenes Wesen berührte ihn sympathisch, und so hieß er ihn nicht nur freundlich willkommen, sondern lud ihn auch ein, für ein paar Tage in seinem Hause zu verweilen, wozu er sich ohne Weiteres bereit erklärte. Nachdem die ersten Stunden ihres Beisammenseins verflossen waren, hegte er begreiflicher Weise den Wunsch, seinen Gast von der musikalischen Seite kennen zu lernen. Brahms gab auch sogleich eines seiner noch unveröffentlichten Erstlingswerke, nämlich eine Claviersonate zum Besten, deren Beschaffenheit ihm sofort sein bedeutendes productives Talent offenbarte. Auch Anderes ließ er außerdem hören. Besonders erinnerte er sich seines temperamentvollen Vortrages des Rakoczymarsches, den er mit Vorliebe und brillanter Wirkung spielte. Im Laufe ihrer Unterhaltungen äußerte Brahms, daß er von Bonn aus direct nach seiner Vaterstadt Hamburg zurückkehren wolle, worauf der Freund bemerkte, er werde doch jedenfalls, da sein Weg über Düsseldorf führe, Gelegenheit nehmen, Schumann im Vorübergehen zu begrüßen. Hierzu zeigte Brahms aber keine besondere Neigung. Wasielewski fragte ihn nach dem Grunde und erfuhr dann, daß er, als Schumann 1850 in Hamburg gewesen sei, demselben ein paar Compositionen zur Ansicht mit der Bitte überreicht habe, dessen Meinung darüber zu hören. Schumann sei aber nicht dazu gekommen, die Manuscripte zu prüfen, und da möchte er den Meister nun nicht nochmals behelligen. Wasielewski erwiderte darauf, wie er nicht seiner Meinung sein könne. Er möge doch bedenken, daß ein Künstler wie Schumann, wenn er sich

an einem fremden Orte aufhalte, allseitig in Anspruch genommen werde. Da bleibe ihm denn kein ruhiger Augenblick übrig. „Auf alle Fälle," fuhr er fort, „dürfen Sie den Vorfall nicht persönlich auffassen. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie freundlich und wohlwollend Schumann gegen aufstrebende Kunstjünger ist. Wenn er damals in Hamburg Ihrem Wunsche nicht entsprochen, so ist es ihm gewiß nur aus Mangel an Zeit unmöglich gewesen." Er gab dem Collegen einige Zeilen an Schumann mit, der den Jünger freundlichst empfing. Die Folge war des Meisters Aufsehen erregender Artikel über „Neue Bahnen" in der Neuen Zeitschrift für Musik, worin er begeisterungsvoll denjenigen ankündigte, „der uns die Meisterschaft nicht in stufenweiser Entwickelung brächte, sondern wie Minerva gleich vollkommen gepanzert aus dem Haupte des Kronion sprünge."

Zwei Jahre später, als das finstere Verhängniß über den verehrten Meister hereinbrach, konnte Wasielewski nur dankbar dafür sein, daß das Geschick ihn von Düsseldorf hinweggeführt hatte, denn es wäre ihm zu traurig gewesen, Zeuge des Ausbruches der Geisteskrankheit Schumann's zu sein. Ergriff ihn doch schon die bloße Zeitungsnachricht von Schumann's Geistesumnachtung auf's Tiefste und machte ihn für mehrere Tage arbeitsunfähig. Längere Zeit ging er tagtäglich nach dem Bonn nahegelegenen Endenich, um fortlaufend über das Befinden des so furchtbar heimgesuchten Meisters Erkundigungen einzuziehen.

Bald darauf lernte er in Bonn Bettina v. Arnim kennen, die bei ihrem Schwiegersohne, dem Grafen Oriola, damaligem Commandeur des in Bonn stationirten königlichen Husarenregiments, einige Wochen verweilte. In ihrer Begleitung befand sich ihre talentvolle Tochter Gisela, die nachmalige Gattin Hermann Grimm's. Auch Joachim fand sich zur selben Zeit in Bonn ein. Durch ihn lernte er die geistreiche Verfasserin des „Briefwechsels eines Kindes mit Goethe" kennen. Es fanden mannigfache Begegnungen mit dieser originellen Frau statt, und einmal erfreute sie ihn, begleitet von den Ihrigen, in seiner Behausung durch ihre Gegenwart, um Joachim Quartett spielen zu hören, aus welchem Anlaß derselbe unter Anderem Beethoven's op. 127 in der ihm eigenen musterhaften Weise vortrug. Mehrfach wurde dann bei der Conversation des furchtbaren Geschickes gedacht, welches Robert Schumann in die Endenicher Heilanstalt geführt hatte. Frau v. Arnim, von der größten Theilnahme für den schwerleidenden Meister erfüllt, nährte die zuversichtliche Hoffnung auf baldige Heilung desselben. Wasielewski erzählt: „Eines Morgens führte mein Weg mich durch den an das Universitätsgebäude grenzenden Hofgarten. In Gedanken einhergehend, sah ich vor mich hin. Plötzlich hörte ich eine weibliche Stimme rufen: „Warten Sie ein wenig." Ich blickte zur Seite und bemerkte nun Frau v. Arnim, welche auf einer Bank ausruhte. „Setzen Sie sich zu mir," sagte sie, „ich will Ihnen etwas zeigen." Zugleich nahm sie aus ihrem Handtäschchen ein zusammengefaltetes Papier. Es war die briefliche Antwort Schumann's auf eine kurz vorher von ihr an ihn gerichtete Zuschrift. Nachdem ich den Brief gelesen, dessen Inhalt einen deprimirenden Eindruck auf mich machte, da er theilweise von zusammenhangslosem, verworrenem Ausdruck war, äußerte die Empfängerin desselben zu meinem Erstaunen: „Schumann ist der einzige vernünftige Mensch in der Heilanstalt zu Endenich, die Anderen dort sind sämmtlich gestört." Ich erwiderte, wie beglückend es sein würde, wenn sich das bestätigte, man müsse aber das Weitere in Geduld abwarten. „Nein," fiel Frau v. Arnim lebhaft ein, „ich werde Alles thun, um den armen Schumann aus seiner Gefangenschaft so bald als möglich zu befreien." — Wasielewski hielt dies für unmöglich; allen Andeutungen zu Folge, die er von Seiten des leitenden Arztes der Endenicher Anstalt vernommen, war eine Genesung Schumann's nicht mehr zu erhoffen. Bald darauf starb der Meister, geistig und körperlich längst gebrochen, in seinem Asyl. Seine Schlummerstätte auf dem Friedhof in Bonn umfängt seit Jahresfrist auch seine treue Lebensgefährtin, die unermüdliche Verkünderin seiner herrlichen Kunst.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Was ist Liebe?

Von Potapenko.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von L. Mohr.

„Man wundert sich über unsere Dorfehen und meint, sie würden ohne Liebe geschlossen. Ich denke aber, daß auch bei uns die wahre Liebe zu finden ist. Wohl geht es bei uns anders zu, als bei euch, denn dort ... hm ... geht er hinter ihr her, und sie spielt die Stolze. Schließlich willigt sie ein und führt ihn ein halb Jahr an der Nase herum, uzt ihn, wie wir es nennen. ‚Ich bin noch viel zu jung und habe Angst und weiß auch gar nicht, was er von mir will!' Aber sie lügt dabei wie gedruckt, denn sie begreift ausgezeichnet, was man von ihr will. Aber ohne Uzerei geht es nun einmal nicht. Und er glaubt ihr und will fast verzweifeln. Sein Herz brennt lichterloh. Und das Ende ist ganz dasselbe. Und wenn er auch drei Jahre lang hinter ihr herläuft, so weiß er doch nicht, was er findet. Erst nach der Hochzeit offenbart sie sich im wahren Licht. Bei uns ist aber diese Uzerei nicht Mode, denn dazu fehlt uns die Zeit. Und doch leben wir und bevölkern die Erde. Ich will Ihnen einmal die Geschichte meiner Heirath erzählen."

So sprach der Pope des Dorfes Bjeloretschki, indem er mich mit einer Fischsuppe aus frischen Barschen tractirte. Vater Parthenius hatte einen beneidenswerthen Körperbau: seine Faust allein wog mindestens sechs Pfund; außerdem besaß er ein Organ, um das ihn oft der Archidiakon aus der großen Kathedralkirche beneidete. Uebrigens hatte Vater Parthenius sehr strenge Grundsätze. Er fastete an allen Fastentagen, trank nie mehr als drei Schnäpse beim Mittagessen und rauchte nicht. Nur eins liebte er: den Schlaf. Und da ich versprach, geduldig zuzuhören, begann Vater Parthenius seine Erzählung.

„Es sind achtzehn Jahre her, wenn ich mich recht besinne. Ich hatte just das Seminarium verlassen und fand Aufnahme in der Classe der Rhetorik, so hieß damals die unterste Classe, vorläufig „zur Probe". Man wollte erst sehen, ob ich Fortschritte machen würde. Aber es wollte nicht gehen. Ich war nämlich schon achtzehn Jahre alt, besaß ein Schnurrbärtchen, ja selbst mein Bart war schon im Anzuge. Außerdem war ich mit der Hostienbäckerin der Kathedralkirche nur zu sehr bekannt. Jetzt ist sie eine Greisin, aber damals schien sie uns Seminaristen, obgleich es Sünde ist, an so was zu denken, recht verführerisch. Na, die Geschichte ist alt und wer hat nie gesündigt?! Jedenfalls wollte mir damals die Rhetorik durchaus nicht in den Kopf, denn es spukten ganz andere Dinge herum ...

So kehrte ich denn in's Elternhaus zurück, und meine Alten fingen an, sich den Kopf zu zerbrechen, was man aus mir machen könnte. Erst dachten sie an eine Stelle als Dorfschulmeister. Aber dazu mußte man ja ein Examen bestehen und von derlei war ich kein Freund. Und nun was meinen Sie, was ihnen schließlich einfiel? — Mich zu verheirathen! Mit wem? Ich kannte kein einziges Weib außer der Hostienbäckerin. Diesem Unglück war indeß leicht abzuhelfen, denn nicht weit von unserer Stadt lag ein Kloster, und dort war eine Art Lehranstalt für Waisenmädchen geistlichen Standes. Diese Mädchen wuchsen dort auf, wurden unterrichtet, mehr in wirthschaftlichen Dingen als in Gelehrsamkeit, und warteten auf Freier. Kam Einer — gut, kam

Niemand, so saßen sie da und seufzten. Süß war ihr Leben wahrlich nicht — na, Sie wissen ja: Waisenloos. Jeder Freier war willkommen. Schöne und Häßliche, Verstruwelte und Krumme fanden dort ihre Lebensgefährtinnen. Alle wurden mit offenen Armen aufgenommen. Denn wenn Jemand eine Klosterwaise heirathete, erhielt er gleich die Stelle eines Diakonus, wenn er auch in aller Weisheit nicht weiter als nur bis zur Rhetorik gekommen war, wie ich zum Beispiel.

Wir begaben uns also in's Kloster: ich, meine Eltern, und als Freiwerber ein bekannter Priester. Wir wurden gleich in die Schulstube geführt. Natürlich wußten die Mädchen schon von dem neuen Freier, hatten sich ausgeputzt, reine Kleider angezogen, weiße Schürzen umgehängt. Es waren so ihrer acht, die Einen nähten, die Anderen stickten. So traten wir ein, ich hinter den Anderen her. Komisch war mir zu Muthe. Kommt man da so hineingeschneit und soll sich in aller Eile eine Gefährtin für's ganze Leben wählen! . . . Zwei, drei Mal gingen wir im Zimmer auf und ab, und, obwohl ich bescheiden den Kopf gesenkt hielt, prüfte ich aufmerksam jedes Gesicht. Da tritt meine Mutter heran und sagt: „Ich will Dir einen guten Rath geben, Parthenius, nimm jene Blonde mit der Stickerei in den Händen!"

Nein, mir gefiel der blonde Zopf nicht. In der Ecke aber saß ein kleiner Schwarzkopf. Ich warf einen Blick auf sie und, ich weiß nicht warum, mein Herz begann heftig zu klopfen. „Nein, nicht die Blonde will ich nehmen, sondern die Braune. Jene dort." — Meine Mutter erwiderte: „Nach Belieben, Dich geht die Sache ja allein an. Nicht ich, sondern Du mußt mit ihr leben."

Und so verließen wir die Schulstube und gingen zum Vater Isidor zum Imbiß. Vater Isidor war damals Priester in der Klosterkirche. Und wen sah ich dort? Meinen Schwarzkopf. Nett sah sie aus, mit den vor Aufregung gerötheten Backen. Ich wurde ihr vorgestellt und erfuhr, daß sie Anna Jegorowna hieß. Ach, und sie spielte allerliebst die Hausfrau, indem sie so den Thee einschenkte. Ich war damit noch nicht fertig, als ich plötzlich merkte, daß Alle aus dem Zimmer verschwunden waren. Nur Anna Jegorowna saß auf dem Sopha und sah durch's Fenster. Natürlich verstand ich augenblicklich, daß die Entscheidung da sei, daß man uns allein gelassen hatte, um uns eine Erklärung zu ermöglichen. Ich muß Ihnen gestehen, daß mein Herz wie ein gefangenes Vögelchen schlug und hüpfte. Ich faßte allen Muth zusammen, trat auf sie zu und sagte: „Anna Jegorowna, jede Erklärung ist überflüssig, da Sie doch Alles wissen. Ich wünsche, daß Sie meine Frau werden, und die Stelle eines Diakonus hat mir Seine Hochwürden bereits versprochen."

Die Augen senkend, antwortete sie: „Ich weiß Alles, ich bin einverstanden."

Sie können sich vorstellen, daß ich ihr vor lauter Entzücken die Hand küßte. Am nächsten Tage fand unsere Hochzeit statt. Ich bin nun achtzehn Jahre Diakonus und verheirathet.

Glauben Sie mir, wir sind ein Herz und eine Seele, nie hat sie mir etwas Schlimmes gesagt oder gethan, noch ich ihr. Acht Kinder haben wir, und kein einziges Mal waren wir einander ernstlich böse. Woher kommt das? Weil ich hart arbeite und auch sie den ganzen Tag beschäftigt ist: sie melkt die Kühe, kocht, wäscht, näht für die Kinder. Es fehlt uns einfach zum Streiten die Zeit. Niemand darf sagen, daß ich meine Anna Jegorowna nicht liebe oder sie mich. Liebe liegt in der Arbeit, meine ich. Wenn man für einander arbeitet, einander unterstützt, ist die Liebe schon da."

Da trat Anna Jegorowna in die Stube, und hinter ihr her, sie am Kleide festhaltend, schreiend und sich stoßend, die ganze Nachkommenschaft des guten Vaters Parthenius. Und er winkte zwei von seinen Sprößlingen heran, um ihnen mit dem Saume seines weiten Priestergewandes liebevoll die Nasen zu putzen. Es war ein echt russisches Pfarrhaus-Idyll.

## Aus der Hauptstadt.

### Bravo links.

Die Staatsmännerchen des neuen Kurses rasen seit einigen Monaten von Triumph zu Triumph. Der Lorbeer steht ja billig im Preise, seitdem wir uns enger politischer und beinah handelsverträglicher Beziehungen zu Italien erfreuen, und eine starke, öffentliche Meinung macht jede regierende Excellenz, die ihr zu Willen ist, mit Leichtigkeit auf acht bis vierzehn Tage unsterblich. Daß diese öffentliche Meinung in dunkler Nachtstunde ausgedruckt wird, zu einer Zeit, wo außer ihren Redacteuren nur noch Einbrecher und ähnliches lichtscheues Gesindel redlichem Erwerbe nachgeht, dieser zufällige Umstand kann diejenigen nicht beirren, die Staub mit Luft fressen und nach dem unmaßgeblichen Wohlwollen des freigesinnten Leservolkes gieren. Aber wer zur Zeit, ohne daß vierwöchentliche Kündigung ausgemacht ist, in sammetnem Fauteuil thront, bedarf nicht einmal der ergebenen Presse. Er verschüttet es nicht mit ihr, er läßt vielleicht sogar unzweifelhaft zweifelhafte Gentlemen von seinen vortragenden Räthen empfangen, wenn sich nur die Visitenkarte eines liberalen Chefredacteurs in den schmierigen Taschen solcher Gentlemen befindet. Angewiesen jedoch auf die Freundschaft des chevaleresk behandelten Chefredacteurs ist er nicht. Die Flucht in die Öffentlichkeit hat sich glänzend belohnt. In zwei Gerichtsverhandlungen blieb Herr von Marschall unbestrittener Sieger; kleine Zeitungsschreiberlein, denen die Feder, das noch ungewohnte Werkzeug, ausgeglitten war, hatten ihren Mangel an Geschicklichkeit und ihr Uebermaaß an Bismarckverehrung mit etlichen Monaten Gefängniß zu büßen. Den brillanten Reden, die die Bieberstein'sche Excellenz beide Male in seiner Zeugeneigenschaft schwang, folgte lebhafter Beifall links, und lebhafter Beifall links ward ausgeschüttet über die Plaidoyers, die der begabte frühere Staatsanwalt im Reichstage zu Gunsten der von ihm inaugurirten Wirthschaftspolitik hielt.

Herr von Marschall ist eine hochinteressante Gestalt, nicht allein wegen seines unleugbaren Talentes, das sonst von Niemanden mehr vertheidigte System des Caprivi de Caprara de Monteeuculi zu ververtheidigen, sondern auch wegen seiner Entwickelung, die im krassen Gegensatze zu der fast aller anderen Politiker steht. Es geht ein Zug nach Rechts durch die deutsche Welt, eine allgemeine Abkehr von manchesterlichen Grundsätzen; aus dem großcapitalistischen Bankökonomen Miquel ist ein Schützer und Förderer des bedrängten Mittelstandes, ist der Liebling der Agrarier geworden. Wie dieser unverwüstliche Alte entwickelt sich die Jugend ringsum. — Von Cobden, den die freisinnigen Fünfgroschenblätter predigen, marschirt sie zu Adolf Wagner und Rodbertus. Ganz radicale, ganz erschreckend gefährliche Meinungen tauchen unter den Leuten auf, die vor nicht zu langer Zeit noch dem wehenden Damast-Banner des Zwischenhändlerthums nachliefen. Die Entwickelung von heute ist nicht natürlich, hört man sie reden. „In der Natur kommen keine Capitals-Eigenthümer vor. Wir schufen uns erst welche, unsere Gesetze schufen welche. Unsere Gesetze können sie aber auch wieder entfernen." Herr von Marschall ist anderen Weg gegangen als die Mehrheit seines Volkes. Es ist dies das Recht bevorzugter, stolzer und völlig freier Geister. Der Staatssecretär von Bieberstein betonte unter lebhaftem Beifall links, daß er vor nicht zu vielen Jahren bei seinen Standesgenossen als übertrieben wüthender Kornzollforderer, als der agrarische Percy Heißsporn galt. Langsam nur, aber sicher, hat er sich gemausert und zum thurmhohen Standpunkte der russisch-österreichischen Handelsverträge aufgeschwungen. Aufgeklärter noch ist er seitdem geworden. „Ich sage, auch der auswärtige Markt bedarf des Schutzes. Denn die Arbeit für den auswärtigen Markt ist ebenfalls nationale Arbeit." Dies urkundlich seine Worte sind. Herr von Marschall lebt der frohen Ueberzeugung, daß der auswärtige Markt uns, wenn nicht in alle Ewigkeit, so doch für die nächsten zwanzig, dreißig Jahre gesichert ist. Die zielbewußte Heiterkeit seines Wesens trübt kein Gedanke an die rastlosen und kraftvollen Anstrengungen der Vereinigten Staaten, sich wirthschaftlich völlig von

Europa frei zu machen, der Industrie der alten Welt die neue durch Prohibitivzölle zu sperren. Herr von Marschall sieht auch in Japan, im ganzen Oftasien einstweilen nichts als durchaus interessante, aber eigentlich nur für Reiseschriftsteller beachtenswerthe Gegenden. Und die linke Seite des Reichstages, von dem Motorredner Rickert bis zum beliebten Revolverplauderer Stadthagen, zollt seiner liebenswürdigen Ideenarmuth und bezaubernden Einsichtslosigkeit fortgesetzt lebhaften Beifall.

Wer die unbedingte Einigkeit des Ministeriums anzweifelt, muß sich darauf gefaßt machen, gründlich geschopfsbeutelt zu werden. Auch ist es unanständig, der wiederholten Erklärung des Fürsten Hohenlohe nicht zu glauben, daß er mit seinen Collegen, daß alle seine Collegen unter sich ein Herz und eine Seele seien. Dem loyalen Unterthan bleibt unter diesen Umständen nichts weiter übrig, als die gelegentlichen Auslassungen der Mitglieder Posadowsky und Hammerstein-Loxten über die Handelsverträge allen Ernstes für rednerische Entgleisungen zu halten, in den Aeußerungen des Herrn von Boetticher und Marschall über dieselbe Materie dagegen die Quintessenz der volkswirthschaftlichen Weisheit aller Regierungsmitglieder anzustaunen. Und der loyale Unterthan hat ein Recht dazu, sind die Herren von Boetticher und Marschall doch die eigentlichen Geschäfts- und Redeminister. Die Zustimmung, die sie auf der linken Seite des Hauses köstlich und reichlich ernten, die finstere Abneigung, die ihnen auf der Rechten begegnet, zeigt deutlich an, weß Nam' und Art die jetzige Regierungsmethode ist.

Eigentlich ward das deutsche Reich seiner Zeit nun freilich gegen die Stimmen der Linken begründet, und die mächtigsten Herren der Demokratie, die Liebknecht und Bebel, erklärten sich 1870 vor aller Welt gegen den Krieg mit Frankreich. Es ist nicht anzunehmen, daß der neue Kurs sie versöhnt und zu patriotischen Verehrern des Reiches erzogen hat. Sie, die Beharrenden, blieben fest in ihrer Abneigung. Aber sie meinen, die Zerstörungsarbeit nicht mehr nöthig zu haben, seitdem Andere sich unbewußt mit ihr befassen. Kein Beifall ist ihnen rauschend genug, wenn die Excellenzen den verzweifelten Bitten des vom blauen Gerichtsvollzieherſiegel bedrohten Bauernstandes kalt lächelnd entgegentreten, und ihr Bravo hört sich wie eine gemüth- und leidenschaftsvolle Freundschaftsbetheuerung an, wenn die Regierungsgrößen zögernd zugeben, daß dem zu Grunde gerichteten Handwerkerstande eigentlich doch nicht mehr zu helfen sei. Bismarck herrschte und sprach unter ständigem, wildem Murren, Zischen und Zähneknirschen links, Caprivi de Caprara de Montecuculi bemerkte noch in jener schönen Einfalt, die ihm immer so gut stand, daß ihn der Beifall links unheimlich berühre, die heutigen verantwortlichen Rathgeber dagegen haben keine Gespensterfurcht mehr. Der Ausbau des Reiches geschieht unter Bravorufen links; Ausbau muß in diesem Falle mit Ruin verwälscht werden.

Und dennoch hat des Kaisers Majestät mit lebendiger Begeisterung die großdeutsche Idee gepredigt, dennoch läßt der Enkel des Reichsmehrers keine Gelegenheit ungenutzt vorüberziehen, die Nation auf die gewaltigen Aufgaben hinzuweisen, die ihrer harren. Deutschland soll nach seinen innigen Herzenswünschen die Hegemonie wiedergewinnen, die es seit dem März 1890 verloren hat. Deutschland soll sich vor Niemanden in der Welt beugen, Deutschland soll, tritt der äußerste Nothfall ein, nicht einmal Bundesgenossen brauchen, um sich gegen die ganze Welt behaupten zu können. Sein Heer ist bereits das beste und stärkste, nun soll es auch seine Flotte sein. Deutschland über Alles, deutscher Cultur die Erde!

Dies Zeichen wirkt etwas anders ein als die Bravo links-Politik der Männer, die kaiserliche Gnade in's Ministerium berief. Es klafft ein unlösbarer Widerspruch zwischen den Wünschen des Monarchen und den Thaten seiner Diener. Vor wenigen Wochen erst hat der Fürst ein Wahl-Cartell der nationalen Parteien rechts warm befürwortet. Seine Vertrauensmänner jedoch lassen sich von den antinationalen Parteien auf der Linken bejubeln. Jedermann weiß, daß hier kein rother Pfennig für die weitausgreifenden Flottenpläne des Kaisers zu haben ist. Jedermann weiß, daß diese Flottenpläne nur dann verwirklicht werden können, wenn gesunde Wirthschaftsreform das Volk befähigt, neue Lasten zu tragen, wenn gesunde Wirthschaftsreform den Stützen des monarchischen Staates, den gewerbfleißigen und den bäuerlichen Mittelstand, neue, frische Freude am Reiche, neue Liebe zur Heimath einflößt. Geschieht nichts für diesen Kern der Nation, so bleibt die Vermehrung der Flotte ein schöner Traum. Es ist keine großdeutsche, thatkräftige und erfolgreiche Weltpolitik möglich, wenn nicht ein gesunder, zufriedener Mittelstand die heimische Scholle bebaut. Denn selbst gesetzt den Fall, daß die ungeheuren Kosten für neue Schiffe aufgebracht würden, ohne vorhergangene, wirthschaftliche Befreiung der Nation — die schwache Wirbelsäule des Volkes vermöchte die Last nicht lange zu tragen, und Deutschland stürzte mit gebrochenem Rückgrat zusammen. Stärke nach außen ist nicht möglich ohne Glück im Innern.

So widerstreitet der ureigensten Politik des Kaisers, seinen Herzenswünschen und Plänen die Haltung seiner Minister. Wilhelm II. wird in absehbarer Zeit zur Klarheit darüber gelangen. Noch hat er den schneidenden Gegensatz nicht aufgeschürft. Noch billigt er vielleicht die Handelsvertrags-Idee. Sprach er doch nach officiösen Berichte davon, daß die großdeutsche Flotte nicht allein dem Schutze der Ostseeprovinzen bestimmt wäre, sondern auch dazu dienen müßte, zum Zwecke der Versorgung Deutschlands mit den nothwendigsten Lebensmitteln die Nordsee einschließlich des Canals für den Verkehr unserer Handelsflotte freizuhalten. Klipp und klar verdolmetscht, bedeutet das, daß die deutsche Kriegsflotte der Zukunft im Stande sein soll, der englischen in jeder Hinsicht die Wage zu halten. Ist sie dazu nicht im Stande, so liegt es in der Macht der Londoner Gewalthaber, uns die überseeische Zufuhr völlig abzuschneiden. Wilhelm II. wird nicht umhin können, diesen schwachen Punkt seiner Darlegungen aufzugeben. Denn wären auch die ungeheuren Opfer gebracht, wären unsere Kriegsschiffe an Zahl und Stärke der großbritannischen Flotte gleich — das Kriegsglück läßt sich nicht dictiren, eine verlorene Seeschlacht brächte über Deutschland doch die gefürchtete Hungersnoth. Aber noch ist Deutschland ein Ackerbaustaat. In der Hand des Monarchen, im guten Willen seiner Rathgeber liegt es, unser Land zu befähigen, alles Korn und Fleisch, dessen wir bedürfen, selbst zu erzeugen. Von dem Tage an, wo der Landwirth für Vieh und Getreide einen Preis erhält, der die Landwirthschaft wieder lohnend macht, von dem Tage an bedürfen wir zu unserer Verproviantirung des Auslands nicht mehr. Selbst Herr v. Marschall betonte übrigens ausdrücklich, daß er die Auffassung derjenigen nicht theile, die in einer Erhöhung der Preise der landwirthschaftlichen Producte an sich eine Prägravirung unserer arbeitenden Classe erblicke.

Können alle Lebensmittel, deren Deutschland bedarf, auf deutschem Boden erzeugt werden, so genügen ein paar Schiffe zum Küstenschutze; der große Stab der Flotte aber hat, von kostspieligen und unter Umständen verhängnißvollen Begleiterdiensten erlöst, völlige Bewegungs- und Kampffreiheit. Mit einem Schlage sind wir dann den Engländern überlegen, die ihren Ackerbau glücklich vernichtet haben und nun in der That ausschließlich auf die Korn- und Fleischzufuhr mit allen ihren Gefahren angewiesen sind. Das Beispiel des Inselreiches sollte jeden weitsichtigen Politiker warnen und zu den äußersten Anstrengungen zwingen, die deutsche Landwirthschaft wieder blühend zu machen.

Wirkungslos verhallt ist das stolze Wort des deutschen Kaisers, der die Nation für die Flottenidee entflammen sollte. Ganze zehntausend Mark, just genug für ein anständiges Diner, sind eingegangen, als man zum Bau der deutschen Kriegsschiffe einlud. Nichts regt sich im Volke, nichts als stumpfes Mißtrauen und entsetzte Angst, daß der Steuerthaler abermals verdoppelt werden müßte. Keine Partei darf es wagen, unter den jetzigen Verhältnissen die Vermehrung der Kriegsschiffe zur Wahlparole zu machen; zerquetscht bis auf den letzten Mann würde sie aus dem Kampfe heimkehren. Und doch mahnt in seiner nachdenklichen „Geschichte der römischen Tributsteuer seit Augustus" der Vater aller neuzeitlichen Wirthschafts-Reformgedanken, Rodbertus: „Der Wehrnf über die Unerschwinglichkeit der Kosten des Militäretats wurde

in der Geschichte schon einmal laut; die Entlastung von diesen Kosten führte aber zu keiner socialen Erleichterung, sondern machte nur die Geldsäcke noch mehr strotzen." Heer und Flotte einer starken Nation können nie stark genug sein; je höher die Versicherungssumme gegen Kriegsunglück ist, um so unwahrscheinlicher ist dies Kriegsunglück. Wilhelm's II. Augen blicken in militärischen Dingen scharf; nichts mangelt ihm als der freimüthige Freund, der des Kaisers Aufmerksamkeit auf die unerläßlichen Vorbedingungen der militärischen Kraft eines Staates lenkt, der ihm in wenigen Zügen nachweist, daß die Bravo links-Politik selbstmörderisch ist, daß jeder Tag, der uns noch länger in ihren Fesseln sieht, die Katastrophe vorbereitet und erzwingen hilft.

Fürst Bismarck hat nie gezögert, der Nation lastende Opfer zuzumuthen, sobald er sie auch nur für möglicher Weise nöthig hielt. Aber das war sein Großes, daß er für die Deckung der Kosten stets Rath wußte, weisen Rath, daß er alsbald die Schultern derer stärkte, die neue Last zu tragen bekamen. Ein Wirthschaften in's Blaue hinein, vaterländische Politik hohen Stils ohne gründliche Düngung des Nährbodens war nie im Sinne dieses kühlen, klugen Rechners. Wilhelm II., der sich vorgenommen hat, sein eigener Kanzler zu sein, ehrt gewiß und befolgt streng die genialen Arbeitsregeln seines Vorgängers. Die Bravorufer auf der Linken und die, die ihr Geschrei auszeichnet, hassen oder fürchten instinctiv jede Erhöhung militärischer Lasten. Das freie Spiel der Kräfte, das tückische Abwürgen des Schwachen im Wirthschaftskrieg ist ernstlich bedroht, wenn ihm jederzeit ein social empfindender Soldatenkönig Halt gebieten kann. Dazu kommt der Schaden, der dem Capitalismus erwächst, wenn regelmäßig das beste Menschenmaterial in seinen besten Jahren durch den Heeresdienst dem Fabrikgestanke und den Maschinen entrissen wird. Dem Worte des preußischen Volkswirthes klingt sicherlich kein Bravo links, und es verräth sich dadurch als wahr und deutsch gedacht: „Die Militärpflicht, die der Armuth nicht nur wie eine Steuer, sondern gleich als Vermögensconfiscation auf mehrere Jahre erscheinen muß, ist trotzdem gut und groß und nothwendig, so drückend sie der arbeitenden Classe ist, so stark sie die Finanzkraft der Bessersituirten in Anspruch nimmt. Aber müßte diese Belastung der arbeitenden Classe nicht das dringendste Motiv sein, ihr auf dem Wege der Neuordnung ein Ende zu bereiten?" Caliban.

## Munkácsy und sein letztes Bild.

Dieselbe Heilanstalt, in der unseres Robert Schumann irdische Reste langsam sich auflösten, wird nun wohl auch das Hinscheiden des berühmten ungarischen Malers Michael Munkácsy sich bereiten sehen. In Endenich bei Bonn weilt er seit einigen Wochen, dem Wahnsinn, der nach den Häuptern der Großen greift, ein trauriges Opfer geworden . . .

Munkácsy zählt heute zweiundfünfzig Jahre. Wer die große Zahl seiner Werke überschaut, seinem langen Siegeszuge nachdenkt, wird geneigt sein, ihn um etwa zehn bis fünfzehn Jahre älter zu schätzen. So angefüllt mit unermüdlicher Schaffensarbeit war das Leben dieses Mannes. Aber auch wer in den letzten Jahren seine Bilder sah, wird ihn im Geiste zu den „Alten" gezählt haben, zu der künstlerisch absterbenden Generation, die jetzt einem neuen Geschlechte mit veränderten Zukunftszielen Platz macht. Uns Heutigen erscheint er mehr als ein glänzender Regisseur denn als eigenthümlich malerisches Genie. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Höhe seines Schaffens zeitlich mit dem Siegeszuge der Meininger so ziemlich zusammenfällt.

Munkácsy's neues Kolossalgemälde, das „Ecce-Homo"-Bild im Kgl. Akademiegebäude, ist ganz wie sein früheres „Christus vor Pilatus" ein Werk der leidenschaftlichen Massenentfaltung. In Composition und Gliederung ist es schlechtweg virtuos. Nur ist diese Virtuosität uns nichts Neues mehr. Sie ist gar zu oft, seit Kaulbach und Delaroche, Gallait und Brülow, Piloty und Alexander Wagner bereits dagewesen und erscheint auch heute noch in vielen neuen Auflagen, von Brozik bis Siemiradzky und von Rochegrosse bis Karl Marr. Kunstgeschichtlich betrachtet ist also das Leistenswerthe längst bereits geleistet, und eine Routine hat sich herausgebildet, der sich Talent und Findigkeit als eines sicher erworbenen Gutes getrost bedienen können. Man weiß, welcherlei Figuren im Vordergrund, welcherlei im Hintergrund am wirksamsten angebracht werden; wie die Architektur beschaffen sein muß, um eine brauchbare Coulisse zu bieten; wo man Ueberschneidungen wagen darf, wo die Einzelfigur augenfällig zu dominiren hat. Auch über Gegensätze und Abstufungen von Charaktern und Affecten, geäußerte Sympathien und Antipathien hat man längst Erfahrungen wohl rubricirt, unter denen es im Einzelfalle bloß die entsprechende Auswahl treffen heißt. Werden doch dieselben Dinge immer auf's Neue bewundert, und die Kunstschreiber lassen ihren Geist leuchten, indem sie das Gefüge einer bewegten Composition nach bewährtem Recept „feinsinnig analysiren".

Auf diesem gesicherten Boden hat also Munkácsy seine Lorbeeren gepflückt. Aber Lorbeeren waren es trotzdem. Das leidenschaftliche Temperament, die glückliche Genrebeobachtung und eine weite, natürlich erworbene Menschenkenntniß hoben ihn heraus. Er wußte die Menschen sicher zu packen, und früh gelangte er zu Weltruhm. Seine Bilder gingen zu unerhört gewaltigen Preisen ab, zum großen Theil nach Amerika. Jede seiner neuen Leistungen war von vornherein eines unbegrenzten Interesses sicher.

Eines freilich hat ihm stets gefehlt: Tiefe und Schlichtheit. Wenigstens was wir dummen Deutschen so nennen, und ich glaube, seit einiger Zeit auch die klugen Franzosen. Man wende nicht ein, daß ein „Ecce-Homo"-Bild von vornherein eine gewisse theatralische Darstellung erfordere oder doch nahe lege. Ein einziger Name genügt zur Entkräftung: Albrecht Dürer. Nein, ein Bild, wo ein hehrer Märtyrer des Geistes gewissermaßen aus der Bannmeile seiner geheiligten Existenz herausgerissen wird, um verklärt durch das Stigma tiefen Leidens und tieferen Verachtens, der rasend brüllenden Horde der durch ihn in ihrer Thierheit bedrohten und dadurch zu Angst und Wuth fanatisirten Menschenbrüder gegenübergestellt wird, ein solches Bild voller Ewigkeitstragik, und wenn es gar die Person Jesu Christi behandelt, das kann nicht tief und schlicht und wahrhaft genug sein. Ein ungeheures mystisches Grauen muß darüber hinzucken, das nicht im Einzelnen faßbar, aber, hervorgewachsen aus der tiefen Ergriffenheit des Künstlers, überall fühlbar und mächtig ist. Vielleicht werden wenige Personen genügen; und sie brauchen durchaus nicht „scharf charakterisirt", „glänzend beobachtet" zu sein — unerläßlich aber ist, daß Dumpfheit über ihnen liegt, ein Nichtwissen um sich selbst, die Dämonie des Instinctes, naives Bestienthum und naiver Größenhaß. Und ihnen gegenüber der einzelne schlichte Mann, ohne Gestalt noch Schöne, und doch unnahbar durch den Heiligenschein wissender All-Güte, die die Dumpfheit da unten hat erleuchten, hat erlösen wollen, und die nun zum Dank all das Schlangengift entgegengespieen bekommt. Nur aus der geheimnißvollen Tiefe der Farbe könnte einem Maler solch ein Problem sich zum Bilde fügen, nicht aus einer klüglich berechneten, mit mancherlei Modellposen belasteten Composition, die in ihrer nüchternen Wirklichkeit und Detailkrämerei die Mystik des großen Augenblickes verschwinden läßt. Das Können auf Munkácsy's Bilde ist durch und durch kalt, mit dem Verstande leicht controlirbar, und im Einzelnen viel zu verstimmend-conventionell, als daß neue Ströme neuer Begeisterung davon auszugehen vermöchten. Es rührt ein wenig an die altgelagerten Empfindungsmoleküle. Das ist Alles. Aber Manchem mag das schon viel erscheinen —?! Und vielleicht würden die Meisten das Andere, das Tiefere gar nicht ertragen.

In Munkácsy's „Ecce-Homo" liegt kein einziger Zukunftsgedanke: das ist, in knapper Formel, was ich dem Bilde entgegenzuhalten habe. Den ringenden Menschengeist wollen wir sehen, der zu neuen Zielen strebt. Der bleibt in aller Kunst aller Zeiten das Höchste (siehe Michel Angelo!). Brillante Routine aber imponirt nur den Zeitgenossen. Spätere Zeiten entdecken das Fehlen der Seele.

Dabei mag übrigens zugestanden werden, daß es mitunter gelingt, „Seele" mit erprobten Mittelchen täuschend nachzuahmen, — etwa wie man Perserteppiche nachmacht oder japanische Götzenbilder.

Franz Servaes.

## Offene Briefe und Antworten.

### Nochmals der Sport und die höheren Schulen.

Geehrter Herr!

In Nr. 51 der „Gegenwart" hat sich „ein Schulmann" mit Recht gegen die Auswüchse des jugendlichen Sport gewendet, dabei aber leider den Begriff „Sport" so weit gefaßt, daß er sogar von einem „in's geistige Gebiet gehörenden" Sport redet und selbst „geschichtliche und geographische Studien, Privatlectüre irgend eines — gleichviel ob antiken oder modernen — Schriftstellers" als „Sport" bezeichnet. Da müssen wir denn doch den größten Theil des von ihm Verworfenen vor der Oeffentlichkeit in Schutz nehmen. Um mit der Schwäche der von uns zu vertheidigenden Position zu beginnen, wollen wir zugeben, daß wir es für unsere und jedes Jugendfreundes Aufgabe ansehen, den

Jugendsport in den Grenzen zu halten, in denen er seine Aufgabe: Uebung der Körperkraft und harmlose Freude an der gewonnenen Gewandtheit — erfüllt. Wir müssen daher entschieden Front machen gegen ausgedehnte Wettspiele, besonders zwischen Angehörigen verschiedener Cöten oder gar Anstalten, gegen Spielfeste, auf denen es sich um alle möglichen „Meisterschaften“ und „records“ im Laufen, Radfahren, Springen ꝛc. handelt, endlich gegen das Clubwesen oder besser -Unwesen, das mit seiner Vereinsmeierei, seiner albernen Aemterhascherei und oft an unlauteren Wettbewerb erinnernden Eifersüchteleien unseren Knaben und Jünglingen möglichst lange ferngehalten werden sollte. Leugnen wollen wir auch nicht, daß das Kokettiren mit englischen Sportausdrücken uns wenig sympathisch ist, und daß wir die Aufnahme von Wörtern, wie back, goal, long off, striker, bowler für Begriffe, die sich sehr wohl gut deutsch ausdrücken ließen, für keine glückliche Bereicherung des Wortschatzes unserer Jugend erachten können. Doch die von uns berührten Auswüchse sind einmal nicht schwer in's Gewicht fallend und dann auch, wenn die Sportsache bei den Lehrern das verdiente Interesse vorfindet, leicht zu beschneiden. Wir glauben allerdings auch nicht, daß besonders viele „records“ von Schülern irgend welcher Lehranstalt bislang gemacht sind, und können es wohl verstehen, wenn Schulen die Theilnahme an großen öffentlichen „matches“ oder die Bewerbung um irgend welche Meisterschaften kurzer Hand verbieten. Der Jugendsport selbst aber, das kann nicht nachdrücklich genug betont werden, ist eine der glänzendsten Errungenschaften des letzten Jahrzehntes, die wir an Bedeutung der etwa gleichalterigen Reform des ursprünglichen Unterrichtes an die Seite setzen möchten! Vielleicht gelingt es uns, den Schulmann in seiner Verachtung des Sportes wankend zu machen, wenn wir ihn an einige seiner großen Vorgänger erinnern, die in diesem Punkte anders gedacht und dementsprechend gehandelt haben. So hat Vittorino Ramboldini schon 1425 mit seinen Jungen Spiele gespielt, die unserem Fuß-, Schlag- und Faustball zum Verwechseln ähnlich sahen, und Mapheus Vegius, Baptista Platina und Vives empfahlen jede Art von Leibesübungen neben weiteren, anstrengenden Märschen, während der alte Trotzendorf zu Goldbach in Schlesien, zwei Mal wöchentlich mit seinen Schülern nach Seiffenau im Katzbachthale wanderte, um dort Wettrennen, Ring-, Ball- und Kampfspiele vorzunehmen. Die Reihe würde lang werden, wenn wir aus irgend einer Geschichte der Pädagogik die Namen der Männer herausschreiben wollten, die ähnlich wie die erwähnten gedacht und gehandelt. Es ist ferner jedem Einsichtigen längst klar geworden, daß „Turnen, Schwimmen ꝛc.“ nicht, wie unser Herr Gegner meint, zur Pflege der Gesundheit in den Schulen ausreichen. Das Schulturnen kann eben selbst dort, wo es verständig betrieben wird, d. h. wo die turnerische Bethätigung des Einzelnen möglichst befördert wird, sei es durch Riegenturnen oder gleichzeitige Benutzung von drei oder vier gleichartigen Geräthen oder durch Zuhülfenahme der Handgeräthe (Stäbe, Hanteln), nicht das nöthige Gleichgewicht gegen einseitige geistige Ausbildung leisten, und wir wollen uns wohl hüten, die Worte des „Schulmannes“ zu unterschreiben, daß „geistige Kraft und Gewandtheit für junge Leute, die sich wissenschaftlichen Studien widmen, ungleich wichtiger seien, als körperliche Kraft und Gewandtheit“. Man braucht nicht den alten Gemeinplatz von der mens sana in corpore sano aufzuwärmen, um die Haltlosigkeit dieser Aeußerung einzusehen, es wird genügen, zwei Classen, von denen die eine Sport treibt, die andere nicht, zu vergleichen. Mag diese letztere vielleicht auch etwas gelehrter sein, jedenfalls — wir wollen es gerne zugeben — gelehrter aussehen, frischeres Leben, nicht nur körperlich, sondern auch geistig, wird in der Ersteren herrschen, und das wird sich — wir sprechen aus Erfahrung — über kurz oder lang auch in den Leistungen ausprägen: es sind ja eben nicht immer die gelehrtesten Menschen auch die klügsten. Ich weiß nicht, welche Beweiskraft es haben soll, wenn die mindestens anfechtbare Bemerkung „einer französischen Zeitung“ abgedruckt wird, daß „die Druckereibesitzer gezwungen sein würden, ihre Druckereien in Fahrradfabriken umzuwandeln“, das aber weiß ich, daß die mir anvertrauten 31 jungen Leute (im Alter von 16—18 Jahren) fast ausnahmslos im Sommer eifrige Fußballspieler sind, ohne daß dieses sie abhält, sämmtlich vom 1. October an einem, wie der Herr „Schulmann“ es nennt, „literarischen Kränzchen“ anzugehören, dem ich allerdings selbst vorsitze, und wenn ich Nachmittags meinen Freund Frederick Painter, Esqu., Westbourne School, London W., an der Spitze seiner „Ex-sevenths“ (Selektaner) hoch zu Rad gen Harron on the Hill fliegen oder mit ihnen schwimmen und cricket spielen sah, dann hatte ich am anderen Tage die Freude, dieselben Burschen in der Schule keck und lustig antworten zu hören in einer Atmosphäre frischen Lebens, die mancher deutscher Gymnasialclasse leider fehlt.

Hochachtungsvoll

Seminarlehrer H. Th. Matth. Meyer (Hamburg).

## Notizen.

Wer hätte nicht als Secundaner und Primaner für die fascinirenden Romane von Jules Verne geschwärmt und mit athemloser Spannung die seltsamen Schicksale seiner abenteuerlichen Reisenden verfolgt! Man hat den Bühnenbearbeitungen einiger Werke des genialen Franzosen den Vorwurf gemacht, daß die geheimnißvollen Schauer seiner wissenschaftlichen Romantik das Licht der Lampen nicht vertrügen, und daß der gesunde Kern der Belehrung, der in diesen abenteuerlichen Erzählungen steckt, im Pappzauber der Coulissen verloren ginge. Dieser Vorwurf ist nicht ganz unberechtigt; denn er hat Jules Verne bei weiten Volkskreisen in den Ruf gebracht, werthlose Fäden zu liefern, an die glänzende Ausstattungs-Perlen gereiht sind. Damit wird das eigentliche Wesen seiner Romane, wenigstens der ersten und eigenartigsten, völlig verkannt. Das anziehende Moment für den naturwissenschaftlich Gebildeten liegt gerade in der verblüffenden Entwickelung der aus einer wissenschaftlich interessanten Idee gesponnenen Handlung. In der „Reise nach dem Mond“ wird eine ballistische Aufgabe scheinbar theoretisch und praktisch exact gelöst. Es fehlt nicht an den genauesten mathematischen Formeln und Beweisführungen, es mangelt nicht an astrophysischem und tellurischem Zahlenmaterial, dessen Gruppirung auf den ersten Blick mathematisch einwandfrei erscheint. Selbst Physiker und Astronomen von Fach haben uns versichert, daß sie in ihren Mußestunden mit Vorliebe nach diesen parodistischen Erzählungen gegriffen, und sich selbst dabei ertappten, den Trugschluß anfänglich übersehen zu haben, wo die reelle Physik in den ideellen Roman übergleitete. In Deutschland hat diese Art wissenschaftlicher Erzählungen keinen nennenswerthen Nachahmer gefunden. Dagegen ist kürzlich ein Buch erschienen, das sich (wie es im Vorwort heißt) auf metaphysischem Gebiet ähnliche Ziele gesucht hat, wie Jules Verne im Reiche des Physischen. Es ist dies das sonderbare Machwerk eines Journalisten, der augenscheinlich in der für solche Einfälle anregenden Luft des Feuilletons oder des Localtheils einer Tageszeitung zu athmen gewohnt ist. „Dis, Die Sexual-Religion“ (Leipzig, W. Friedrich), so lautet geheimnißvoll der Titel. Mystische Bilder von Fidus erhöhen die Spannung und erwecken allerlei Vorstellungen Przebizewski'scher Eros-Phantasien. Ein buntes, von Titel-Anagrammen wimmelndes Inhaltsverzeichniß, aus dem man ersieht, daß der vorliegende, über 500 Seiten starke Band, nur der dritte zuerst erschienene Theil eines Sammelwerkes sein soll, umfaßt die unglaublichste Fülle von räthselhaften Bezeichnungen. Ein mehr variirendes als klärendes Vorwort, das kaum Jemand zu Ende liest, leitet zu einem Widmungsblatt, das „dem hochehrwürdigen Ober-Erz der Druiden“ zugeeignet ist. Und dann geht's sofort mit drei Einleitungen tief in die dunklen Urwälder der germanischen Vorzeit, wo am Bauta-Stein weißgekleidete Druiden orakeln. Geheimnißvoll und unverständlich wie delphische Sprüche ziehen die Enthüllungen der sieben Capitel des ersten Theiles am Leser vorüber. Ein wahrer Walpurgisnacht-Hexentanz von Gedanken und Gedichten, von phantastischen Theorien und halsbrechenden Etymologien. Der zweite Theil beleuchtet dieselben Hypothesen und Fragen im Dämmerlicht der heutigen socialen Zerfahrenheit, während der dritte Theil einen Ritt in's romantische Land der Zukunft bringt, welche natürlich alle die Räthsel der Vergangenheit und Gegenwart gelöst sieht. Wer dann halbzerschlagen den Zauberwald der halben Tausende von Seiten durchwandert hat, der ist so klug als wie zuvor. Wie ein wüster Traum liegen die Strecken des zurückgelegten Labyrinthweges vor der ermatteten Erinnerung und nur ein matter Wunsch bleibt zurück, daß doch wenigstens ein Tausendstel der gesehenen Phantasmagorien Wirklichkeit sein möchte. Mit einer fabelhaften Belesenheit sind Belege aller Zeiten und Literaturen zusammengetragen, so daß unbefangene Gemüther, von so viel Gelehrsamkeit hypnotisirt, dem Verfasser schließlich Alles glauben. Nach der nüchternen historischen Darstellung des ersten Theiles mögen die meisten Leser den Trugschluß übersehen, der den scheinbar tiefen Ernst zu einer schalkhaften Parodie wandelt. Nur an einzelnen Stellen, wo die Besprechung offenkundiger Zeitschäden die Travestie wissenschaftlicher Werke zur Ironie zugespitzt ist, stutzt Mancher und fühlt die Suggestion des Verfassers schwinden. Sogar die ernsthaften, ja gerade die mißtrauischen unter den Kritikern, die das sonderbare Werk gefunden, sind von der ruhigen Maske des Verfassers irregeleitet worden. Eine große Berliner Tageszeitung rechnet die Wahrscheinlichkeit der Etymologien nach, und eines der Berliner Wochenblätter versucht seinen Witz an den Citaten. Nur sehr wenigen der Kritiker ist trotz des Hinweises in dem Vorwort die Erkenntniß aufgegangen, daß es sich hier um eine, bis in die Einzelheiten moderner Stilexerei gedrungener Parodie der Religionsgründer des fin-de-siècle handelt. Alle diese fest an ihre Unfehlbarkeit glaubenden Schwärmer finden sich in diesem Gymnasion zusammen und vollführen ihre politischen, moralischen und intellectuellen Saltomortales. Die Nachahmung gewisser Moderner, die nur in Cyklen schreiben, von denen natürlich nur der erste oder zweite Theil erscheint, die Persiflage der Neuschöpfung von Worten und Redewendungen, vor Allem die äußere Ausstattung, die getreu heutigen „Schlagern“ nachgeahmt ist, machen die „Sexual-Religion“ zu einem amüsanten Kaleidoskop der Jahrhundertwende.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschienen:

Der **Nietzsche-Kultus.**

Eine Kritik von **Ferd. Tönnies.**

Preis M. 2,—.

Verlag von **O. R. Reisland** in **Leipzig.**

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

**Model, Paul,**

**Die großen Berliner Effektenbanken.**

Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben und vervollständigt von Dr. em. **Ernst Loeb.**

Mit einer Vorrede von Professor Dr. **Ad. Wagner** und einem biographischen Geleitworte von Dr. **O. Köbner.**

Preis: 5 Mark.

**Ein Bürgermeister**

und **Amts-Vorsteher,** mit 26jähr. vorwurfsfreier Dienstzeit **in einer Verwaltung,** im Besitze vorzüglicher Zeugnisse von Militär- und Civil-Behörden, vertraut mit dem gesammten staatlichen und communalen Steuer- und Kassenwesen, cautionsfähig, wünscht Eintritt als Hilfsarbeiter bei einer Amts- oder Gemeinde-Verwaltung oder Berufsgenossenschaft, oder bei einer Actiengesellschaft als Kassenbeamter oder Bureau-Vorsteher.

Des Bewerbers letzte Wahl erfolgte vor 3 Jahren in dem bedeutendsten Vororte Berlins als Hilfsarbeiter im Gemeinde-Vorstand; es konnte ihr aber wegen damaliger Familien-Verhältnisse nicht Folge geleistet werden. Gef. Offerten unter **B 3** an diese Zeitschrift erbeten.

**Die Lage in Ost-Asien**

von

**B. Chirol.**

Preis M. 2.80 inklusive Porto.

**Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin**

61. Unter den Linden 61.

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Bessersche Buchhandlung) **Berlin W. 9.**

**Beiträge**

zur

**Deutschen Culturgeschichte**

von

**Herman Grimm.**

Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Schönstes Geschenk f. Architekten, Ingenieure u. Freunde der Baukunst.**

**BERLIN UND SEINE BAUTEN.**

1896.

Drei Bände. 210 Bogen 4°.

**Mit 19 Tafeln, 2150 Abbildungen im Text und 4 Karten.**

**Preis 60 Mark.**

In 2 feinen Leinenbänden mit Lederrücken und Lederecken **72 Mark.**

Illustrirte Probebogen (16 Seiten) kostenfrei.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.**

**Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W. 8,** Wilhelmstr. 90.

**Die Gegenwart 1872–1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 50. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 6. März 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die deutsche Flotte vor Kreta. Von Nauticus. — Aus der Schleswig-Holsteiner Geheimgeschichte. Von J. Müller-Hornung. — Drei Briefe von Emil du Bois-Reymond. Mitgetheilt von Adolph Kohut. — Gottfried Keller in seinen Briefen. Von Hans H. Huber. — Feuilleton. Bei einer Tasse Kaffee. Von Emilia Pardo-Bazán. — Aus der Hauptstadt. Bei festlicher Beleuchtung. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Louis Corinth und die „XI". Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten: Goethe's Faust ein kabbalistisches Geheimbuch? Von F. A. Louvier und Prof. Dr. Heinrich Düntzer. — Anzeigen.

### Die deutsche Flotte vor Kreta.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß bei der zweiten Lesung des Marine-Etats zur Durchbringung der abnormen Marinevorlage aus der schwachen Vertretung unserer Marine vor Kreta im Verhältniß zu den übrigen Seemächten, darunter auch denen zweiten Ranges, sowohl regierungsseitlich wie von Seiten der Flottenvermehrungsschwärmer Capital zu schlagen versucht werden wird. Ja, es hat allgemein den Eindruck hervorgerufen, als wenn die Entsendung eines einzigen Schiffes unserer 90 Kriegsschiffe und Fahrzeuge und ca. 140 Torpedoboote zählenden Flotte nach Kreta ein Mittel zu einer Pression auf die Marinebewilligungen und die beabsichtigte starke Vermehrung der Flotte überhaupt darstelle. Bei dieser Sachlage erscheint es daher geboten, auf die derzeitige Dislocation unserer Flotte näher einzugehen und zu prüfen, ob in der That von allen ihren zahlreichen Schiffen nur der Kreuzer Auguste für die Vertretung Deutschlands in der Levante abkömmlich war und ist. Es muß offenbar befremden, daß man sich im vorliegenden Falle nicht dazu entschloß, von den beiden Panzerdivisionen des ständigen Marinegeschwaders ein bis zwei Panzerschiffe, sowie einige unserer 20 Küstenpanzerfahrzeuge nebst einer Anzahl Hochseetorpedoboote nach der Levante zu senden. Man macht dafür geltend, „daß das Panzergeschwader in erster Linie zum Schutze der heimathlichen Küsten bestimmt sei, und daß es dasselbe seiner eigentlichen und vornehmsten Aufgabe entziehen heiße, wollte man es an die Stelle der nicht vorhandenen Kreuzer treten lassen und nach der Levante entsenden, ganz abgesehen davon, daß Niemand zu sagen vermöge, ob nicht plötzlich Wendungen in der allgemeinen Lage eintreten könnten, welche den Gebrauch der Schlachtschiffe in den heimathlichen Gewässern zur Abwehr feindlicher Unternehmungen geboten erscheinen lassen. Eine Verwendung dieser Schiffe außerhalb des Rahmens ihrer planmäßigen Bestimmung würde nur dann zu rechtfertigen sein, wenn es sich um vitale Interessen der Nation handle". Diesem nur scheinbar begründeten Einwande steht jedoch die Thatsache gegenüber, daß die übrigen vor Kreta vertretenen Mächte, deren Kriegsschiffe ähnlichen Bedingungen unterliegen müßten, zum Teil sehr starke Geschwader nach der Levante entsandten. So hat u. A. England, indem es den Mittelmeer-Kriegshäfen Frankreichs, wie Toulon und Biserta, und denjenigen Algiers und die Position Corsicas für eventuelle Diversionen der verhältnißmäßig nur schwach vor Kreta vertretenen französischen Mittelmeerflotte Rücken und Flanke darbot, das weit überwiegende Gros seiner Mittelmeerflotte nach der Levante entsandt und das Canalgeschwader, das Aermelmeer dadurch seines wirksamsten Schutzes beraubend, seiner Mittelmeerflotte bereits bis Vigo und Gibraltar nachgeschickt. Sein Verfahren basirte auf der bestimmten politischen Annahme, daß bei der vorliegenden Situation für den Canal und die Häfen und Küsten Englands nichts zu besorgen und ein allgemeiner europäischer Krieg von ihr ausgeschlossen sei. Auch das französische vor Kreta befindliche, nur sechs Kreuzer starke Geschwader würde sich bei einer eventuellen kriegerischen internationalen Verwickelung den 5 mächtigen Panzerschiffen und 2 Kreuzern der italienischen Flotte gegenüber unter Umständen in einer gefährdeten Lage befunden haben. Der Einwand, daß eine stärkere Entsendung von deutschen Schiffen mit Rücksicht auf den Küstenschutz des Reiches nicht möglich war, trifft daher keineswegs zu.

Ueberdies war die internationale Lage, solange der Dreibund, was als ausgeschlossen gelten mußte, nicht gefährdet erschien, in Anbetracht der von den Mächten allerseits vertretenen Aufrechterhaltung der Integrität der Türkei, keineswegs eine derartige, um die Entwickelung eines großen europäischen Krieges, die nur bei einer von mehreren Mächten angestrebten Liquidation des Osmanischen Reiches zu befürchten war, wahrscheinlich oder selbst möglich erscheinen zu lassen. Des Flottenschutzes bedürfen die Küsten der Nordsee bei ihrer bekannten Beschaffenheit und ihrer Befestigung nur sehr wenig, und er war daher hauptsächlich nur für unsere Ostseeküsten in Erwägung zu ziehen. Dieser Schutz vermochte aber auch nach Entsendung von 1 bis 2 erstclassigen Panzerschiffen und einer Anzahl Küstenpanzer-Schiffe und Hochseetorpedoboote durch den übrigen Theil und zwar immer noch die Hauptmacht unserer in den heimischen Gewässern vorhandenen Flotte mit voller Aussicht auf Erfolg übernommen zu werden. Wenn jedoch ein nach der Levante entsandtes deutsches Geschwader bei dem wider Erwarten erfolgenden Ausbruch eines großen Krieges in Gefahr geriethe und selbst, bevor es die Rückkehr zu bewerkstelligen vermochte, geschlagen und genommen würde, so hätte in einem derartigen Kriege die Entscheidung doch bei unserer Landarmee gelegen. Ueberdies standen außer den genannten Schiffskategorien, von den unlängst in die Kategorie der Panzerkreuzer versetzten Panzerschiffen, der Deutschland und der König Wilhelm, die nicht dem ständigen Uebungsgeschwader angehören, zur Ver-

fügung. Wenn man nun hinsichtlich des ersteren Schiffes auf die für seine Indienststellung im Etat nicht ausgeworfenen Mittel exemplificirt, so war hier eine Etatsüberschreitung offenbar mehr gerechtfertigt, als die unlängst bei dem Umbau des Königs Wilhelm vollzogene und erörterte. Ferner waren die zur Zeit in Ostafrika befindlichen Kreuzer Seeadler und Cormoran durch den Suezcanal vielleicht noch schneller nach der Levante heranzuziehen als die Augusta und besonders dringende Aufgaben lagen für sie zur Zeit in den ostafrikanischen Gewässern nicht vor. Auch die im Bedarfsfalle als Ersatz für jene Schiffe in Reserve bereitgehaltene Schwalbe konnte nach Kreta gehen, und ebenso auch das Panzerschiff dritter Classe Oldenburg, und die Gefion, deren Heizer auch auf einem anderen Schiffe für die Sommerübungen ausgebildet zu werden vermöchten; ferner der als Ersatz für den Seeadler bestimmte Kreuzer vierter Classe Geyer, der so wie so in nächster Zeit die Fahrt nach Ostafrika durch das Mittelmeer antreten soll. Was ferner den erhobenen Einwand betrifft, daß unsere acht 3495 bis 3600 Tonnen Deplacement besitzenden Küstenpanzerschiffe der Siegfried-Classe nicht für den auswärtigen Dienst geeignet seien, so wird dies dadurch widerlegt, daß eins derselben, der Hagen, bereits im Jahre 1895 erfolgreich zu der Expedition nach Marocco verwandt wurde.

Somit bliebe nur noch der etwa zu erhebende Einwurf, unsere Ostsee- und Nordseeküsten vermöchten in Folge der Entsendung eines Geschwaders von etwa 4—5 Schiffen und einer Anzahl Hochseetorpedoboote nach der Levante nicht offensiv vertheidigt zu werden und das sei für die Erhaltung des Seeverkehrs und namentlich der Lebensmittelzufuhr zur See unbedingt nöthig. Dem gegenüber steht jedoch einerseits, daß im Falle einer wirksamen Blokade unserer Küsten, in Folge einer Schwächung der Offensivkraft unserer Flotte durch Detachirung, die Lebensmittelzufuhr und die übrigen Gegenstände des Seeverkehrs sehr bald andere Bahnen über neutrale Länder des Auslandes, wie Holland und Belgien, zu finden vermag, und daß es nur auf die financielle Leistungsfähigkeit des Reiches und die Preise, welche es für Lebensmittel und anderen Bedarf des Seeverkehrs zu bieten vermag, ankommt, um unsere Zufuhr aller Art nicht durch eine localisirte Continentalsperre abgeschnitten zu sehen. Die Freiheit der Lebensmittelzufuhr für Deutschland in einem europäischen Kriege ist grade eins von den Schlagwörtern der Flottenschwärmer, vor denen nicht genug gewarnt werden kann. Denn der geflügelte Mercur weiß hundert Mittel und Wege zu finden, um zum Ziele zu gelangen, vorausgesetzt, daß ihn eine durch ganz unverhältnißmäßige Flottenaufwendung nicht in ihrer Productions- und Kaufkraft geschwächte Nation dazu auffordert. Man konnte die Ansicht geltend machen, daß Deutschland von allen vor Kreta vertretenen Mächten das geringste Interesse an der Gestaltung der Verhältnisse der Insel besitze und daher dort auch keiner beträchtlichen Vertretung durch ein Geschwader bedürfe. Bei dem sehr activen, zum Theil selbst führenden Eingreifen der deutschen Regierung in die politische Action aber, schien eine wenigstens die proportionale Stärke der deutschen Flotte zum Ausdruck bringende Vertretung bei Kreta allerdings geboten. Allein man wollte wohl der Nation zeigen, daß unsere Flotte so schwach ist, daß sie selbst in wichtigen Momenten auswärtiger Verwickelungen in den Gewässern des Auslandes nicht entsprechend vertreten zu sein vermag. Wir glauben jedoch durch die vorstehenden Ausführungen den Nachweis geführt zu haben, daß unsere Flotte in der Levante sehr gut stärker repräsentirt zu sein vermochte, als dies der Fall ist, und warnen daher ausdrücklich vor der Ziehung etwaiger Consequenzen aus unserer offenbar absichtlich schwachen Vertretung, sowohl für die abnormen Flottenbewilligungen im Reichstage wie für künftige neue Flottenverstärkungspläne, und die von manchen Seiten geforderte Herstellung „eines maritimen Gleichgewichts" gegenüber der russisch-baltischen Flotte und dem französischen Canalgeschwader oder etwa gegenüber der gesammten französischen Flotte! Nauticus.

---

## Aus der Schleswig-Holsteiner Geheimgeschichte.

Von J. Müller-Hornung.

Dreißig und einige Jahre trennen uns von der kriegerischen Lösung des alten Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland. Die damals eine hervorragend weltgeschichtliche Rolle gespielt haben, sind heute nicht mehr am Leben oder wenigstens nicht mehr am Ruder. Nur der Kaiser Franz Josef waltet noch seines fürstlichen Berufes; Otto von Bismarck überlebt noch seinen Sturz. Von den kleineren Geistern sind die meisten verstummt — leider auch literarisch, denn wir müssen für alle Beiträge zur deutschen Geschichte der letzten vierzig Jahre, Beiträge von Theilnehmern und Augenzeugen, die ein helleres Licht verbreiten, dankbar sein. So auch für den Band „Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners", die das ehemalige Reichsgerichtsmitglied Dr. Henrici soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart veröffentlicht. Als Sohn des Augustenburgischen Leibarztes Henrici geboren, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft, und war, als 1848 in den Elbherzogthümern der Sturm losbrach, Auscultant in Glückstadt. In den schwierigen Verhältnissen, die eintraten, behielt er einen klaren Kopf und suchte trotz seiner gut holsteinischen Gesinnung auch der dänischen Bevölkerung gerecht zu werden. Dieselben Grundsätze befolgte er im Jahre 1864, welches das Ende der dänischen Herrschaft brachte. Aus voller Ueberzeugung und nicht ohne persönliche Gefahr trat er auf die deutsche Seite und nahm entschieden Stellung gegen Jene, welche die Losung ausgaben: „Lieber dänisch als preußisch." Ein besonders wichtiger Abschnitt in diesem Theile der Erinnerungen sind die Aufschlüsse über Herzog Friedrich und seine Rathgeber. Wie dieser edel veranlagte und vom besten Willen geleitete, aber sehr übelberathene Fürst um den Thron kam, das wird hier zum ersten Mal historisch dargelegt, und nach diesen Aufzeichnungen muß selbst ein so bewährter Geschichtschreiber wie Heinrich von Sybel berichtigt werden.

Will man dem Herzog Friedrich von Augustenburg ganz gerecht werden, so muß man vor Allem nicht vergessen, daß sein großer Gegner Bismarck damals noch in seinen Anfängen stand und allgemein verkannt war. Weit davon entfernt, als hervorragender Staatsmann Vertrauen zu genießen, hatte er im Gegentheil mit dem größten Mißtrauen zu kämpfen. Selbst in Preußen fand er nur eine Stütze bei der conservativen Partei, aus der später erbitterte Gegner erwuchsen. Außer dem Könige gab es nur Wenige, die die Größe dieses Staatsmannes vollaus erkannten, und zu diesen gehörte Moltke, der, wie sein Bruder Adolf 1864 Henrici erzählte, auf dessen Aeußerung, daß Bismarck in Holstein der best gehaßte Mann genannt werde, erwiderte: „Und doch ist Bismarck ein echt deutscher Patriot, ein so großer, so genialer Staatsmann, wie er in einem Jahrtausend nur einmal geboren wird." Auf den Herzog Friedrich hatten aber sicherlich die Anschauungen des preußischen Kronprinzen den erheblichsten Einfluß, und bekanntlich zählte dieser derzeit zu den entschiedensten Gegnern Bismarck's, die sehr spät und schwer das Mißtrauen überwunden haben, das sie damals ganz beherrschte. Vor Allem darf man aber nie vergessen wollen, daß der Herzog Friedrich groß geworden unter dem Einfluß politischer Anschauungen, die den Gedanken, daß einem deutschen Fürsten zugemuthet werden dürfe, auf Souveränitätsrechte zu Gunsten Preußens

aus deutschem Patriotismus verzichten zu sollen, nicht aufkommen ließen.

Der Herzog wurde von seinen beiden vertrauten Rathgebern Sanwer und Jensen sehr schlecht und ungeschickt berathen, und die neuerlich versuchte Ehrenrettung von Sanwer's Sohn ist in jeder Beziehung vollständig mißlungen. Henrici, zu Rathe gezogen, vertrat immer den Standpunkt eines Ausgleiches mit Preußen um jeden Preis. Bei einer von ihm geschilderten Besprechung führte Sanwer das Wort, und die ernste Ausdrucksweise, der er sich dabei in Gegenwart des Herzogs bediente, frappirte alle sehr. Er leitete nämlich das Disputatorium mit den an Henrici gerichteten Worten ein: „Sie scheinen Bismarck für einen bedeutenden Staatsmann zu halten, ich sage Ihnen aber, er ist ein dummer Mensch, der Ziele verfolgt, die ganz unerreichbar sind. Auf Verhandlungen wird er sich nicht einlassen. Er will, wie Sie wissen, die Herzogthümer für Preußen erwerben, und Ihnen als gutem Juristen muß es doch bekannt sei: Wer das Eigenthum will, läßt sich mit einer Servitut nicht abfinden. Die Anknüpfung von Verhandlungen mit ihm würde uns nur in die Gefahr bringen, daß sie benützt würde, um den Herzog bei den übrigen deutschen Mächten in Mißcredit zu bringen." Ueber seine Antwort schreibt Henrici: „Ich erwiderte darauf: ohne mir im Uebrigen ein Urtheil beilegen zu wollen, könnte ich mich doch unmöglich der Erkenntniß verschließen, daß Bismarck ganz ungewöhnlich begabt sein müsse. Sein Wunsch, die Herzogthümer für Preußen zu erwerben, sei mir sehr begreiflich, und ich wolle es auch nicht verhehlen, wäre ich preußischer Premierminister und glaubte ich die Herzogthümer für Preußen erwerben zu können, würde ich mich für verpflichtet ansehen, dafür Alles aufzubieten, was in meinen Kräften stände. Aber so gewiß es auch sei, daß der, welcher glaube, das Eigenthum erstreiten zu können, sich auch nicht abfinden lasse mit einer Servitut, eben so gewiß sei es auch, daß derjenige sehr thöricht handeln würde, der, nachdem er zu der Einsicht gelangt sei, das Eigenthum nicht erstreiten zu können, ein Vergleichsanerbieten zurückweisen wollte, wodurch er eine sehr werthvolle Servitut erwerben könne." Jedenfalls dürfe nicht länger gezögert werden, mit positiven Anträgen an Bismarck heranzutreten, denn wenn Preußen durch blutige Kämpfe Dänemark aus Schleswig vertrieben habe, sei der rechte Augenblick verpaßt. Wirklich folgte man diesem guten Rathe, wie der Herzog später Henrici unter dem Siegel des Geheimnisses anvertraute. Daß übrigens das ihm verrathene Geheimniß gut bewahrt geblieben, dafür liefern die Werke des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha und Heinr. v. Sybel's das beste Zeugniß. Denn Beiden ist es offenbar verborgen geblieben, daß im Jahre 1864 auf Initiative des Herzogs, der sich dabei von dem damaligen Polizeipräsidenten, Herrn v. Warnstedt (einem geborenen Schleswig-Holsteiner), hat vertreten lassen, Verhandlungen mit Bismarck angeknüpft worden, welche ein im April 1864 dem Herzoge zugegangenes eigenhändiges Schreiben des Königs Wilhelm zur Folge gehabt, wodurch es in die Hand des Herzogs gelegt worden, durch einfache vorbehaltlose Annahme der in diesem Schreiben aufgestellten, von Bismarck concipirten Bedingungen einen ihm die Thronfolge in Schleswig-Holstein sichernden Geheimvertrag zum festen Abschluß zu bringen. Offenbar ist auch Bismarck, der es als selbstverständlich voraussetzen durfte, daß alle Bedingungen eine bereitwillige Annahme finden würden, davon ausgegangen, daß damit dem Herzoge die Thronfolge gesichert sei, denn Henrici erzählt, als Bismarck im April 1864 auf der Reise nach Düppel mit einem ihm befreundeten Mitgliede der schleswig-holsteinischen Ritterschaft zusammentraf, habe er diesem gesagt: „Der Wunsch der Schleswig-Holsteiner geht nun in Erfüllung, ihr bekommt nun euren Herzog."

Nun ereignete sich aber, was von keiner Seite erwartet worden: die Verhandlung des Herzogs mit Bismarck führte nicht zur Verständigung, sondern zum Bruch. Nur dies Ereigniß, nicht aber was vorausgegangen war, und namentlich nicht, daß im April 1864 dem Herzoge ein eigenhändiger Brief des Königs zugegangen, in dem von Bismarck concipirte Bedingungen aufgestellt waren, welche der Herzog unbedenklich hätte acceptiren können, war Sybel bekannt geworden. Sonst würde ihm wohl schwerlich der Gedanke gekommen sein, Bismarck das consequente Festhalten an einer auf juristische oder, richtiger gesagt, unjuristische Spitzfindigkeiten aufgebauten Rechtsgrundlage zuzumuthen, der zu Folge der dänische König Christian IX. in der Rechtslage gewesen, ihm an den Herzogthümern Schleswig-Holstein rechtlich zustehende Souveränitätsrechte auf Oesterreich und Preußen zu übertragen. Und man möchte doch auch glauben, daß Bismarck selbst sehr erstaunt gewesen, als er später durch Sybel erfuhr, welche juristische Consequenz ihn geleitet, und welche Friedensliebe ihn beseelt hat, bis dann endlich der Krieg mit Oesterreich unvermeidlich geworden. „In der That wäre ja auch Bismarck nicht der unvergleichlich große, geniale Staatsmann, der er wirklich ist, wenn es ihm nicht von vornherein unzweifelhaft gewesen, daß die hohen Ziele, die er verfolgte, nur durch blutigen Kampf erreichbar sein würden. Im Gegentheil wird Bismarck nicht bloß einerseits schon beim Beginn des Krieges mit Dänemark Willens gewesen sein, Preußen nicht ohne Erreichung erheblicher Vortheile aus diesem Kriege hervorgehen zu lassen, sondern anderseits sich auch gesagt haben, daß dies nur erreichbar sein werde durch einen Krieg mit Oesterreich, welches sich keine Verstärkung Preußens werde gefallen lassen wollen, daß dann aber ein solcher Krieg die erwünschte Gelegenheit zum Aufrollen der deutschen Frage bieten werde."

Mit wie vielen Schwierigkeiten Bismarck zu kämpfen gehabt und mit welchem diplomatischen Geschick er sie zu überwinden und die Gefahr, in europäische Verwickelungen zu gerathen, abzuwenden gewußt hat, wissen wir aus dem Sybel'schen Werke. Henrici möchte aber glauben, daß nicht zu den geringsten Hindernissen, die sich ihm entgegensetzten, gehörten, wie einerseits die Friedensliebe seines Königs, so auch anderseits das stark ausgeprägte einer Annectirung der Herzogthümer widerstrebende Rechtsgefühl dieses Monarchen, dem es schwer wurde, von dem abweichen zu sollen, was er einmal für Recht erkannt. In dieser Beziehung mag vielleicht das Gutachten des Kronsyndicats Bismarck zu Hülfe gekommen sein, aber Henrici bezweifelt, daß diese Unterstützung ausgereicht hätte, wenn nicht politische Fehler des Herzogs Friedrich hinzugekommen wären, von denen namentlich der Gang nach München in's preußenfeindliche Lager leichthin mag ausschlaggebend geworden sein, nachdem die vorausgegangenen Agitationen und Demonstrationen und das Ablehnen des in einem eigenhändigen Briefe des Königs ausgesprochenen Wunsches, der Herzog möge Holstein verlassen, verstimmend eingewirkt hätten.

Der Rechtstitel der Eroberung war auf die Herzogthümer nicht anwendbar. Die durch den Gang nach München hervorgerufene Vorstellung, daß, wenn es eine schleswig-holsteinische Armee gegeben, auch damit der Kampf hätte bestanden werden müssen, bot nur einen schwachen Ersatz. Und welchen hohen Werth Kaiser Wilhelm I. auf einen Verzicht des Herzogs Friedrich legte, dafür war es bezeichnend, daß er die Genehmigung der Vermählung seines Enkels, des jetzigen Kaisers, mit einer Prinzessin-Tochter des Herzogs Friedrich von einer von diesem auszustellenden Verzichtsacte abhängig machte. Der Herzog hat sich, wie Henrici mittheilt, nach Ausweis der von ihm nachgelassenen Papiere mit der Formulirung einer solchen beschäftigt. Zu einem Vollzug derselben war es aber noch nicht gekommen, als ihn der Tod ereilte. Die Vermählung erfolgte dann erst, nachdem der jetzige Herzog Ernst Günther und sein in London lebender Oheim Prinz Christian Verzichtsacten vollzogen hatten. Bei der letzten Anwesenheit des greisen Kaisers in

Gastein äußerte derselbe gegen Henrici seine hohe Befriedigung über den bei seinem letzten Aufenthalt in Holstein wahrgenommenen Umschwung der Stimmung. Die Vermählung der Augustenburger Prinzessin mit dem dereinstigen Kaiser von Deutschland hatte in den Herzogthümern versöhnend auf alle Gemüther gewirkt. Anderseits mußte aber auch die in manchen preußischen Kreisen herrschende Verstimmung über diese Vermählung bald der sich mit jedem Jahre neu befestigenden Ueberzeugung weichen, daß Preußen eine gleich wie einst die Königin Luise segensreich wirkende Königin gewonnen habe.

Seine Erlebnisse berechtigten Henrici zu dem Ausspruche, daß sich Alles anders gestaltet hätte, wenn, geleitet von der richtigen Erkenntniß, daß Deutschland nur mit Preußen an der Spitze, unter Ausschließung des undeutschen Kaiserreichs Oesterreich und Beschränkung der Souveränitätsrechte der übrigen Einzelstaaten, zu einer achtunggebietenden Stellung gelangen könne, sich der Herzog Friedrich gedrängt gesehen hätte, zur Erstrebung dieses Zieles opferwillig mitzuwirken, und er durch solchen deutschen Patriotismus einen festen Boden für die von ihm einzuschlagende Politik gewonnen hätte. Aber, fragt Henrici, wer möchte wohl mit einem Fürsten rechten, der unter dem Einfluß von ganz anderen politischen Anschauungen groß geworden, wenn ihm ein derartiger, Deutschland über Alles stellender Patriotismus fremd geblieben? Und wer darf es ihm zum Vorwurf machen, daß er sich von Mißtrauen gegen Bismarck hat beherrschen lassen und nicht schon im Jahre 1864 erkannt hat, daß Bismarck der Mann sei, unter dessen gewaltiger, genialer Führung aus dem in seiner Zerrissenheit ohnmächtigen Deutschland ein mächtiges deutsches Reich hervorgehen werde? Henrici weiß auch dem Fürsten Dank, daß er, vollberechtigt für sein gutes Recht streitend, der Sache Schleswig-Holsteins große Dienste geleistet und mehrere Jahre in einer äußerst peinlichen Lage verbracht hat, um dann eine Enttäuschung zu erleben, die ihm um so schmerzlicher gewesen sein muß, wenn er sich der Einsicht nicht ganz hat verschließen können, daß er es einst in der Hand gehabt, sein herbes Geschick abzuwenden. Er meint sogar, daß man es in Schleswig-Holstein nie vergessen soll, was man dem Herzog Friedrich verdankt, der durch die Geltendmachung seiner Erbansprüche das Loskommen von Dänemarck ermöglicht hat.

Nicht minder minder interessant sind Henrici's Beobachtungen aus der ersten Zeit des neuen Deutschen Reiches; über eine Menge berühmter Personen weiß er picante Einzelzüge zu berichten, und fortan wird kein Geschichtschreiber, der es gewissenhaft mit seiner Aufgabe nimmt, diese Lebenserinnerungen übergehen dürfen. 1867 kam er in das für die neuen preußischen Provinzen errichtete Oberappellationsgericht nach Berlin, dann als Senatspräsident an das Reichsgericht nach Leipzig. Aus seiner Berliner Zeit berichtet er einen Ausspruch Windthorst's von 1870: „Wir in Hannover wünschen den Franzosen den Sieg, denn die Franzosen werden wir wohl wieder los, die Preußen nie!" Dann erzählt er eine schöne Erinnerung an Bismarck und dessen Liebenswürdigkeit:

„Bei einer Hochzeitsfeier auf dem Schlosse war mir in der Schloßcapelle ein Stehplatz angewiesen worden, und da ich wegen eines körperlichen Gebrechens langes Stehen nicht vertrage, forderte ich einen älteren Collegen auf, mir nach einem Platze zu folgen, von wo wir den weißen Saal übersehen und bis zur Ankunft des Hochzeitszuges bequeme Sitze einnehmen könnten. Kaum hatten wir uns dort hingesetzt, so erschien Bismarck, und als wir nun aufstanden, sagte der Fürst: „Behalten Sie doch Platz, meine Herren, wir sind auf gleichem verbotenen Wege, ich werde mich zu Ihnen setzen, und wir können es ja so ansehen, als hätten wir uns in einem Eisenbahncoupé getroffen." Mit seiner gewohnten Offenheit unterhielt er sich dann mit uns und erzählte unter Anderem, mehrere seiner Collegen, die gemeint hätten, beim Fackeltanze eine unwürdige Bedientenrolle einnehmen zu sollen, seien geneigt gewesen zu striken; er habe ihnen aber bedeutet, darin müßte man dem alten Kaiser gefällig sein, man bekomme ja dann auch seine Sachen rascher aus dem Cabinet wieder heraus. Er erzählte weiter: in früheren Jahren habe er nie eine längere Rede gehalten, ohne sie vorher niederzuschreiben, jetzt aber, wo es doch ungleich viel mehr darauf ankomme, habe er dafür nicht die Zeit. Ueber das Oberhandelsgericht bemerkte der Fürst, er habe keineswegs verkannt, wie bedenklich es sei, mit der Errichtung eines gemeinsamen deutschen höchsten Gerichtshofes vorzugehen, so lange wir noch kein gemeinsames Proceßverfahren hätten; er benutze aber gerne jedes, auch das kleinste Bindemittel als Kitt für die deutsche Einheit. Daß seine körperlichen Leiden auf den Aufenthalt in Petersburg zurückzuführen seien, wollte der Fürst nicht zugeben, meinte vielmehr, daß er sich dieselben durch die vielen Hoffeste, die er habe mitmachen müssen, zugezogen habe. Die Kaiserin habe dafür kein Verständniß. Der Kaiser aber komme ihm darin freundlichst entgegen. Für so sentimental, wie ihn v. Meding in einem seiner Romane schildere, halte ihn doch wohl Niemand. Uebrigens habe ihm dieser Herr bei Ausbruch des Krieges einen großen Dienst geleistet. Er habe nämlich gefürchtet, daß Vogel v. Falkenstein in Hannover zu gewaltthätig vorgehen werde und deßhalb sei es ihm erwünscht gewesen, daß Herr v. Meding den am meisten compromittirten Hannoveranern noch rechtzeitig eine Warnung habe zugehen lassen. Beim Herannahen des Hochzeitszuges forderte der Fürst uns auf, an die Brüstung heranzutreten, er, den die Kaiserin nicht sehen dürfe, weil sie ihm dann sehr zürnen würde, wolle sich hinter eine Säule stellen und uns die Herankommenden alle nennen, was er denn auch auf's Liebenswürdigste ausführte. Beim Fackeltanz beobachtete ich, mit welcher feierlichen Miene Bismarck gleich wie auch Leonhardt als Fackelträger einherschritten, während andere und namentlich Falck eine finstere, verdrießliche Miene zur Schau trugen. Und später erzählte mir Leonhardt, der Kaiser habe ihm am folgenden Tage gesagt: er habe beim Fackeltanze recht Gelegenheit gehabt, die Gesichter seiner Minister zu studiren."

Jedenfalls gebührt dem verdienstvollen Geheimrath Henrici, der vor fünf Jahren in den wohlverdienten Ruhestand getreten ist, der Dank aller Geschichtsfreunde und Patrioten dafür, daß er sich noch zur Niederschrift und Veröffentlichung seiner vom Geiste der Wahrheit und Gerechtigkeit erfüllten Selbstbiographie hat bewegen lassen. Es ist ein wichtiges Document für die Welthistorie unserer Zeit und von bleibendem Werth.

---

## Drei Briefe von Emil du Bois-Reymond.

Mitgetheilt von Adolph Kohut.

Man hat den verstorbenen Physiologen, Redner und Lehrer gebührend in der Tages- und wissenschaftlichen Fachpresse gewürdigt und auf seine bahnbrechenden Leistungen auf dem Gebiete der Physiologie und der Physik, auf seine akademischen Reden und seine schriftstellerischen Arbeiten hingewiesen. Seine Wirksamkeit als Mensch ist jedoch nur wenig und flüchtig betont worden. Emil du Bois-Reymond war ein antiker Charakter, welcher von dem Streberthum unserer Zeit, das auch in Professoren-Kreisen Opfer fordert, nicht angekränkelt war. Gleich Alexander von Humboldt, dem er in vieler Beziehung ähnelte, hatte er den Muth der eigenen Ueberzeugung und er scheute sich nicht, dieselbe auszusprechen und zu bethätigen, auch wenn er dadurch zuweilen nach oben und nach unten anstieß. In der Wissenschaft und im Leben galt ihm

als der oberste Grundsatz die Wahrhaftigkeit, und wenn die Ergebnisse seiner Forschungen mit der Theologie in Conflict geriethen, so kümmerte er sich nicht darum; wenn gewisse Dunkelmänner Zeter und Mordio schrieen, so lächelte er mit seinem gefürchteten fein-sarkastischen Lächeln und ging darüber zur Tages-Ordnung über. Bewunderungswürdig war seine Vielseitigkeit. Ich will von seinem eigenen Fach absehen, als dessen größter Meister er weit über die Grenzen Deutschlands anerkannt war — er hatte auch eine hervorragende musikalische Begabung. Er spielte vorzüglich Clavier und für die Geige und den Gesang hatte er ein sehr feines Verständniß. Zu seinen Lieblingscomponisten gehörten Beethoven, Wagner und Schubert. Zu einer Zeit, als Franz Schubert noch keineswegs so volksthümlich war wie heutzutage, verkündete er bereits in Wort und Schrift den Ruhm dieses Liederkönigs; in seiner Jugend sang er mit Vorliebe den „Wanderer" und den „Lindenbaum"; noch bis in sein spätes Alter hörte er Gesang und Musik leidenschaftlich. Der Wirkung der Töne auf unser Herz widmete er so manche scharfsinnige Abhandlung, aber er konnte dieselbe nicht ganz und gar, nicht einleuchtend genug, erklären; auch hier galt sein berühmtes Wort: ignorabimus.

Ein sehr liebenswürdiger, vornehmer und ideal veranlagter Mensch, kam er Jedermann mit Freundlichkeit und Wohlwollen entgegen, doch konnte er sehr sarkastisch und abstoßend werden, wenn er Hochmuth, Fanatismus und Unverstand begegnete. Seine kaustischen Bemerkungen waren in Fachkreisen genugsam bekannt und gefürchtet. Am wenigsten dürfte es bekannt sein, daß er auch lange wissenschaftliche Briefe schrieb, denn gewöhnlich zeichnete sich seine Correspondenz durch die Würze der Kürze aus. Je mehr er den betreffenden Adressaten ehrte, desto eingehender wurden seine Zuschriften. Es wird gewiß unsere Leser interessiren, Emil du Bois-Reymond auch von dieser Seite aus kennen zu lernen.

Durch die Güte meines Freundes, des bekannten Psychologen und Physiologen Universitätsdocenten Dr. Eugen Dreher, bin ich in den Stand gesetzt, einige interessante Briefe des großen Forschers an ihn zu veröffentlichen, die um so bedeutsamer sind, als sich darin die ganze Eigenart des Denkers und Menschen ausprägt. Eugen Dreher war Jahrzehnte lang mit ihm befreundet, obschon Beide anfänglich auf einem durchaus diametralen wissenschaftlichen Standpunkte sich befanden. Während es für Emil du Bois-Reymond keine Seele für sich gab, und er die Lebenskraft als einen rein chemisch-physikalischen Proceß betrachtete, ist Dreher ein Psycho-Physiologe, welcher der Seele eine gleiche Einwirkung wie der Materie zuerkennt, wobei er jedoch der skeptischen Weltanschauung einer dogmatischen Philosophie gegenüber ihre volle Berechtigung einräumt. Ursprünglich Materialist, näherte du Bois-Reymond sich doch später wesentlich der Dreher'schen Anschauung insofern, als er Skeptiker wurde und in ihm Zweifel über die Grenzen des Naturerkennens aufstiegen. Sein Verstand war sehr groß, überwältigend, durchdringend, aber er ermangelte der Phantasie; mit einem Worte, er war Naturforscher und kein Psychologe, und deßhalb konnten sich die beiden Gelehrten nicht immer verständigen.*)

Diese drei Briefe du Bois-Reymond's lauten:

I.

3. October 1889.

Hochgeehrter Herr Doctor!

Ihr Brief vom 22. September — ‚ein kleines Manuscript' — hat mich in peinliche Verlegenheit versetzt. Ich muß Ihnen natürlich in erster Linie sehr dankbar sein für die eingehende Mühe, die Sie an meine Elucubration gewendet haben, und für Ihre wohlwollende Absicht, dieselbe zum ausdrücklichen Gegenstande einer zusammenhängenden kritischen Besprechung zu machen, und nichts kann mir ferner liegen, als in solchen Dingen durch widersprechende Aeußerungen mich verletzt zu fühlen. Auf der anderen Seite geht es mir bei solchen Gelegenheiten einigermaßen, si parva licet componere magnis, wie Goethe, wenn er sagt, daß er sich durch seine Productionen von einer geistigen Last befreit und dann sich nicht wieder darum gekümmert habe. Ich muß mich jetzt, unter dem Aufwand aller meiner Kräfte, um Probleme ganz anderer Art auf rein materiellem Gebiet mit einer Gesellschaft rücksichtsloser Gegner umherschlagen und komme nicht mehr dazu, über die Fragen nach dem Urgrund der Dinge zu grübeln. Was nun Ihre kritischen Bemerkungen zu der bösen Sieben betrifft, so scheinen Sie mir den Standpunkt, auf welchen ich mich gestellt habe, nicht völlig zu erkennen oder ihn zu verrücken. Die ‚Grenzen des Naturerkennens' sowohl wie 'die sieben Welträthsel', und Alles, was ich sonst in diesem Sinne geschrieben habe, gehen aus von dem Grundbestreben, die Welt mechanisch zu begreifen, und sofern das nicht gelingt, den unlösbaren Rest des Exempels bestimmt und klar auszusprechen. Dies glaube ich für meinen Theil befriedigend geleistet zu haben und komme damit zu einem Ruhepunkte des Denkens ähnlich dem eines Mathematikers, welcher die Unmöglichkeit der Lösung einer Aufgabe bewiesen hat. Um die metaphysischen Concepte, welche man ersinnen kann, um dem erwähnten Reste dennoch beizukommen, kümmere ich mich nicht, weil das mechanische Verständniß mir als die einzige wahrhaft wissenschaftliche Denkform erscheint. Soll ich aber auf das Einzelne Ihrer Einwendungen eingehen, so muß ich Ihnen bekennen, daß sie mir meistens nicht verständlich werden. Ich verstehe nicht, wo Sie einen Cirkelschluß in meiner mechanischen Auffassung der Lebensvorgänge entdecken. Ich begreife nicht, wie Sie gegen meine Ausführung an der Beseelung der Atome festhalten können. Giordano Bruno's großes Verdienst war es, die Unendlichkeit des Weltraumes eingesehen und das von Copernicus noch angenommene Empyreum hinter der Fixsternsphäre vernichtet zu haben. Bei seiner allgemeinen Begeistigung der Materie (Dico dunque che la tavola ec.) habe ich mir nie etwas denken können, so wenig wie bei Platon's bewegenden Gedanken. Die Entdeckung der Substitution hat den Wahlverwandtschaften, wie Goethe sie auffaßte, ebenso ein Ende gemacht, wie unsere heutige Kenntniß von der Zeugung den übrigen pseudonatürlichen Grundlagen seines Romans. Was Sie an meiner Aufstellung auszusetzen finden, daß die feinvertheilte Materie noch andere Eigenschaften zu Tage treten lasse, als die zu makroskopischen Massen geballte, ist mir ganz räthselhaft. Sie schreiben mir doch nicht die Meinung zu, daß die Eigenschaften der Atome und Molecule in diesen Massen nicht dieselben seien, wie die im fein vertheilten Zustande. Daß alle Qualität nur subjectiv sei, hat wohl Niemand mit größerer Schärfe ausgesprochen, als auf den Satz von den specifischen Energien der Nerven, der Kant noch unbekannt war, ich es gethan habe. Kirchhoff's Begriffsbestimmung der Mechanik, über welche ich oft mit ihm verhandelt habe, soll nur so viel bedeuten, wie daß man sich unter der Kraft nichts Wirkliches vorzustellen vermöge, wie ich denn schon in meiner Auseinandersetzung über die sogenannte Lebenskraft in der Vorrede zu den Untersuchungen über thierische Elektricität sagte, die Kraft sei die zweite Ableitung des Weges des bewegten Materiellen nach der Zeit. Galiani's witzige Erklärung der Welt ist doch unendlich besser als eine Menge von anderen Redensarten über das Problem der Willensfreiheit, und verbirgt hinter spielender Leichtigkeit tiefen Sinn. Sie sehen, daß ich nicht geneigt bin, vor Ihren Argumenten so leicht zurückzuweichen. Lassen Sie sich dadurch ja nicht abhalten,

*) Es sei hier auf Dreher's Schriften verwiesen: „Beiträge zu einer exacten Psycho-Physiologie", „Der Materialismus", „Der Darwinismus" ꝛc.

sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß Discussion und Controverse die Wahrheit an's Licht bringen, und es kann mir nur in hohem Grade erfreulich sein, durch meine knapp und kurz gehaltenen Meinungsäußerungen solche weitere Erörterungen hervorgerufen zu haben. Vielleicht ist es Ihnen entgangen, daß dies schon einmal in ausgedehntem Maaße der Fall gewesen ist. Theodor Weber in Breslau hat mir die Ehre erwiesen, unter dem Titel: ‚Emil du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltansicht. Gotha, bei Perthes, 1885.' ein ganzes, 17 Bogen langes Buch derselben Aufgabe zu widmen, die jetzt Sie sich gestellt haben. Ich schwieg dazu aus denselben Gründen, welche ich hier Eingangs entwickelte.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener

E. du Bois-Reymond.

II.

23. April 1891.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Ich würde mich nicht getrauen, auf die elektromotorischen Erscheinungen an den Nerven hin eine Theorie und ihre Reaction aufzubauen. Vor Allem ist zu sagen, daß Sie sich die Dinge nicht richtig vorstellen, wenn Sie meinen, daß der Nervenreiz in Form eines galvanischen Stromes sich fortpflanzt. Daß dies nicht der Fall ist, geht am einfachsten und schlagendsten daraus hervor, daß, wie Helmholtz 1850 zeigte, die Reizung im Nerven zehn Mal langsamer fortschreitet als der Schall in der Luft. Im Nerv sind meiner Anschauung nach Heerde chemischer Action so orientirt, daß sie dem Mantel des Cylinders, als welchen man sich eine Nervenfaser schematisiren kann, neutrale, im Innern des Nerven aber einander negative Flächen zukehren, so daß in der Ruhe der Längsschnitt unwirksam erscheint, solange nicht zwischen ihm und dem Querschnitt ein leitender Bogen besteht. In der Thätigkeit läuft nun freilich eine Welle in Gestalt einer unwirksam gewordenen Strecke der Faser entlang, aber wenn auch diese verwerthet werden könnte, um eine benachbarte Faser zu erregen, so bliebe doch mehr als zweifelhaft, ob man dadurch eine dauernde gleichmäßige Erregung erklären könnte, wie sie nöthig wäre, um dadurch die Irradiation abzuleiten. Von Induction wäre dabei nicht die Rede, sondern von dem rasch vorübereilenden Gegensatz zwischen Längsschnitt und Querschnitt. Die Sache ist zu verwickelt, um sie so in wenigen Zeilen auseinandersetzen zu können. Sie würden das Nöthige am besten in Bernstein's Buch: Untersuchungen über den Erregungsvorgang im Nerven- und Muskelsysteme, Heidelberg 1871, finden.

Hochachtungsvoll ergebenst

E. du Bois-Reymond.

III.

15. Mai 1891.

Hochgeehrter Herr Doctor!

Ich bitte um Entschuldigung, wegen der langen Verzögerung meiner Antwort, ich hatte aber keine Zeit übrig. Was Ihre Frage betrifft, so erlauben Sie mir Ihnen mit einer Anekdote meine Meinung zu sagen. Mitscherlich fragte den vortrefflichen Waagenbauer Oertting, warum er nicht den Waagebalken, statt auf einer Schneide, auf zwei Spitzen spielen lasse, was doch viele Vortheile bieten würde. ‚Wenn das ginge', erwiederte der grobkörnige Mecklenburger, ‚hätte ich es längst gemacht.' Wenn die Irradiation auf die von Ihnen vorgeschlagene Art zu erklären wäre, hätte ich es längst gemacht, die Dinge sind aber sehr viel verwickelter, als Sie es sich vorstellen, und so leicht es ist und nahe liegt, sich im Allgemeinen vorzustellen, daß in der Retina oder im Opticus oder sonsten im optischen Tractus die Isolation aufgehoben ist, so schwer, ja unmöglich ist es, dieser Hypothese eine sicher umschriebene Gestalt zu geben. Es hier auszuführen, wie dies allenfalls geschehen könnte und die Gründe zu entwickeln, aus welchen die verschiedenen sich darbietenden Vermuthungen zurückgewiesen werden möchten, ist ganz unthunlich, und ich habe schließlich nur noch Sie zu bitten, mich bei der Besprechung Ihrer Hypothese gütigst aus dem Spiele lassen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

E. du Bois-Reymond.

---

## Gottfried Keller in seinen Briefen.

Von Hans H. Huber.

Sechs Jahre sind seit dem Tode Keller's vergangen, und bereits liegt sein gesammter Nachlaß von Briefen und Tagebüchern vollständig vor uns. Professor Jacob Bächtold in Zürich und der ebenso treffliche Berliner Verleger Wilhelm Hertz haben also keine Zeit verloren, um der kleinen aber feinen Keller-Gemeinde das weitschichtige Material darzubringen. Es sind drei dickleibige Bände — „Backsteine" würde sie Keller heißen — von denen der erste die Jugend- und Malerjahre in Zürich, München und Heidelberg, 1819 bis 1848, behandelt, während der zweite die Berliner Studentenzeit und die Rückkehr in die Heimath, 1850—1861, umfaßt, und der dritte mit dem Züricher Staatsschreiber (1861—1876) und freien Schriftsteller bis zu seinem Hinscheiden abschließt. In der Hauptsache ist es ein Schatz von mehreren hundert in chronologischer Folge gedruckten Familien-, Freundes- und Geschäftsbriefen, die gleichsam eine Autobiographie und Selbstcharakteristik des Dichters bilden. Und da entsteht für jeden Freund Keller's die Frage: was würde wohl der Dichter selbst zu diesem Werke sagen? Für uns besteht kein Zweifel, daß er die drei Bände unwirsch unter sein gelbes Stehpültchen werfen würde — um sie sodann, nachdem der erste Zorn verraucht, verzeihend und ein wenig geschmeichelt wieder aufzuheben. Man braucht nur im letzten Bande seine Zornergüsse über die „Nachlaß-Trüffelhunde", die „Nachlaß-Marder" zu lesen, sowie die deutlich erkennbaren Spitzen gegen die „literarischen Speculanten, die auch in Zürich schaarenweise herumlaufen", und sich sodann zu erinnern, daß er ja selbst seinen Nachlaß mit pedantischer Sorgfalt aufgehoben und vor seinem Ende testamentarisch der Züricher Stadtbibliothek vermacht hat. Bei alledem sind wir der Meinung, daß diese drei Bände viel Spreu enthalten, und daß ein einziger nur mit den wichtigsten Briefen dem Andenken des Dichters und seiner Popularisirung dienlicher gewesen wäre. Von den Briefen an die Wiener Familie Exner, an Ludmilla Assing, Auerbach und so viele Andere hätten knappe Auszüge völlig genügt, und die Geburtstagsbriefe an Julie Melos, Freiligrath's Schwägerin, oder gar die Geschäftsbriefe an Göschen und Rodenberg wären besser ganz fortgeblieben. Um so dankenswerther ist die Wiedergabe der prächtigen Sendschreiben an Vischer, Hettner, Petersen und zumal an Emil Kuh, und ihnen zu Liebe würde sich Keller wohl auch mit dem Ganzen ausgesöhnt haben. Daß Heyse und Storm, die intimsten Freunde, die Herausgabe der an sie gerichteten Briefe versagten, würde gewiß Keller's volle Zustimmung gefunden haben. Es wird für sie wohl noch die Zeit der Veröffentlichung kommen, dann aber hoffentlich nur die des beiderseitigen

Briefwechsels. Mit der Art und Weise von Bächtold's Veröffentlichung kann man sich auch sonst nicht durchweg einverstanden erklären. Aus Rücksicht auf lebende Personen hat er mit Recht Manches unterdrückt, zumal von den scharfen Urtheilen des griesgrämigen Alten über die lieben Collegen von der Feder, doch ist Bächtold hier nicht consequent geblieben. Während er die Angriffe auf Scherer und seine Schüler fein säuberlich unterdrückte — wahrscheinlich in der irrigen Voraussetzung, daß nach dem Tode ihres Meisters die Schüler noch irgendwelchen Einfluß besitzen — hat er einige Urtheile Keller's über Eduard von Hartmann, Hieronymus Lorm, Blumenthal u. A. stehen lassen, die besser fortgeblieben wären.

Diese überreichliche Briefsammlung wird nun in acht Abtheilungen gegliedert, und einer jeden setzt Bächtold eine biographische Einleitung voran. Obgleich wir die lesbarere Methode vorgezogen hätten, die z. B. Buchner in seiner auch von Keller gelobten Biographie Freiligrath's mit Meisterschaft anwandte, wo jeder Brief organisch mit der Biographie verbunden ist, so bieten doch diese für sich bestehenden Einleitungen viel des Neuen nnd Interessanten über den Dichter und seine Werke. Bächtold's Stil mit seinen schweizerischen Wendungen und Wörtern („Verumständung", „auf Jemand abstellen" ꝛc.) paßt zu Keller's Freundes- und Landsmannbriefen mit ihrer überall an's „Züridütsch" anklingenden Schreibweise: „verunschicken", „gespiesen" (gespeist), „zügeln (umziehen), liebe Fräulein X.", „was ist auch (denn) mit ihm?" ꝛc. Er vertheidigt ja seine kerndeutsche, urwüchsige Zwinglisprache selbst, „dieweil in Berlin seit 1866 viel Leute zusammenlaufen, die nicht mehr recht Hochdeutsch verstehen und alles für fehlerhaft halten, was nicht neusächsisch oder plattdeutsch ist. Es giebt jetzt bereits Verfasser von poetischen Lehrbüchern, welche durch ihre Demonstrationen unbewußt darthun, daß sie die richtige Accentuirung verloren haben und des Sprachschatzes nicht einmal mehr mächtig sind". Und der Alte hat sicher nicht Unrecht.

Bächtold behandelt die Jugendzeit etwas zu breit und localzürcherisch, aber die gar zu vollständigen Briefe an die Mutter würden wir ungern missen. Das Erwachen des künstlerischen Doppeltriebes, vor Allem das Traumbuch, ist prachtvoll. Dann die schauerlichen Münchener Malerjahre als erlebter Commentar zum „Grünen Heinrich" und die Heidelberger Studentenzeit mit ihrer stillen Neigung zu der unglücklichen Johanna Kapp, die sich lieber um den verheiratheten Philosophen Feuerbach verzehrte. Und endlich als Abschluß der tragischen Lehrjahre die an dichterischen Entwürfen ungemein fruchtbare Berliner Zeit, wo der Züricher Staatsstipendiat abermals um ein Haar verbummelt, versumpft oder verhungert wäre. Ergreifend in seiner trockenen schnurrigen Art erzählt er einmal dem Freunde Kuh eine seiner schmerzlichsten Berliner Erinnerungen:

„Ich war schon dreißig und ein oder zwei Jahre alt, als ich dort in der Mohrenstraße in einem schönen Hause wohnte. Ich war in guter Gesellschaft eingeführt, aber wenig bekannt, gerieth in Geldverlegenheit und konnte nicht mehr studentisch verfahren, verstand nicht einmal auf gute Art ein Mittagessen zu borgen. So hatte ich mich mit wenig Münze hinausgeschwindelt, um die endliche Geldankunft zu erharren, die nicht mehr lange ausbleiben konnte. So besaß ich eines Abends noch fünf Silbergroschen, als mich ein Bildhauer in die Wagner'sche Bierkneipe abholte, wo verschiedene damalige Notabeln saßen, unter Anderen der verstorbene Melchior Meyr, die nicht recht wußten, was sie aus mir machen sollten, und unter sich sagten: was ist denn das für ein Schweizer? was thut der hier? u. s. w. Ich trug nur Sorge, daß ich noch einen Groschen übrig behielt, indem ich dachte: du kannst morgen Mittags noch ein Brödchen dafür kaufen, so geht der Tag hin! Richtig am anderen Mittag überzeuge ich mich, daß das Luder noch da sei, gehe in einen großen Bäckerladen in der Nachbarschaft und nehme einen Groschenwecken, gebe den Groschen. Die lange, etwas verdrießliche, aber elegante und angesehene Bäckerstochter, die mich gewiß alle Tage vorübergehen sah, besieht den Groschen; die Kellnerin vom vorigen Abend hatte mir einen ungiltigen verrufenen Gröschling irgend eines deutschen Raubstaates gegeben, was ich nicht wußte und verstand. Die Bäckerin sagt: „Der wird nicht genommen, es ist ein falscher!" Ich habe keinen anderen und muß das Brod wieder aus der Hand geben und mich aus dem Laden drücken mit meiner Eßlust, während die Person mich vom Kopf bis zum Fuße betrachtet. Ich fühlte mich zwiefach beschimpft: von der betrügerischen Kellnerin, wie von der bornirten Bäckerin, der es nicht einfiel, an meine Nothlage zu denken, und die nur froh war, nicht das Opfer eines listigen Cumpans geworden zu sein. Ich brachte den Tag richtig ungegessen zu und mußte am andern Morgen dann doch Geld borgen, was viel leichter von Statten ging, als ich geglaubt hatte. Wäre ich aber nicht so unpraktisch gewesen, so hätte ich das kleine, aber bedeutsame Doppelgestirn der beiden Weiber nicht gesehen; denn es ist ja gleichgiltig, ob es sich um den Kopf eines Mannes in einer Tragödie, oder um einen Groschenwecken handelt."

Es muß doch ein reicher Grund innerer Tüchtigkeit, ein ganzer Kerl in ihm gesteckt haben, daß er nicht damals in der Bohème unterging, etwa wie sein Landsmann Leuthold, sondern sich auf der Heimatherde aus Noth und Irrsal aufrappelte und ein musterhafter Staatsbeamter wurde. Zwar den Geistern des Weines blieb er zeitlebens hold, aber die vielfache Annahme, daß Keller, etwa wie der unglückliche „Quartalstrinker" Fritz Reuter, ein Säufer gewesen, ist ein Irrthum. Er war ein stillvergnügter Schöppler, der, wie er selbst sagt, nur etwa Samstags einmal „für Sieben" trank und wohlbezopft zu Bette ging. Besonders in seinen Briefen an Exner's spielt er sich gern als „Weinzapf" auf, denn diese Freunde waren strenge Wassertrinker, die er mit seinen Renommistereien aufzuziehen oder zu ärgern liebte. Uebrigens sind gerade diese Briefe, aus denen der Zecher spricht, von einem köstlichen Humor.

„Jetzt ist es halb 9 Uhr," so scherzt er einmal im Brief an Marie Exner, „so will ich den Brief morgen schließen und jetzt in's Wirthshaus gehen; es giebt Schwechater Bier in der „Kronenhalle". — — Ich habe keins bekommen, da kein Platz mehr war und ich wieder fort mußte. Ich ging in den „Zürcherhof" und trank mit einem jungen Architekten eine Flasche Wein. Er ist ein Millionär, der nur in Gedanken schafft, weil die italienische Renaissance, sein Ideal, vorüber ist. Aber er spricht auch nichts; wenn ich glaubte, er habe wieder einen Palast oder eine Domfaçade oder ein Baptisterium fertig, so fragte ich schüchtern, ob er heute spazieren gewesen sei? Allein er baute offenbar noch den Thurm fertig, denn er antwortete erst in einer Viertelstunde: Nein! Nach dieser Unterhaltung ging ich nach Hause. In der Nähe meiner Wohnung stand ein Haufen Handwerksbursche, die sangen andächtig und schmelzend in die Märznacht hinaus, so viel ich verstand:

Und schau' ich ihr in's Antlitz schön,
Ist Wonne meine Pflicht.

Als ich zehn Minuten später im Bette lag, hörte ich, wie dies wackere Pflichtgefühl sich bethätigte durch das Geschrei und Getöse einer schrecklichen Prügelei. Das klatschte nur so. Als auch dieser Lärm verhallte, verrichtete ich ein kurzes Nachtgebet an meinen Schöpfer und dankte ihm besonders inbrünstig für die Extraverzierungen, mit denen er meine Ohren bedacht hat." Und ein andermal erzählt er:

„Zwei deutsche Leserinnen meiner unsterblichen Werke suchten mich neulich heim, und da ich des schlechten Wetters wegen nichts Anderes mit ihnen anzufangen wußte, um ihnen für ihre zuthulichen Complimente eine Artigkeit zu erweisen,

ging ich Abends mit ihnen auf die „Meise“ und besetzte eines der runden Tischchen, wo ein durchreisender Berliner dazustieß und mich begrüßte. Ich lud ihn natürlich ein, sich zu setzen. Als die zweite Flasche Cliquot kam, wollten sich die beiden Fräulein in ihr „Baur au lac“ zurückziehen; ich schickte den jungen Mann mit, sie zu begleiten, in der Hoffnung, ich könne den großen Rest nun allein saufen und an einen anderen Tisch damit auswandern. Kaum aber war mir der Eiskübel dorthin nachgetragen, während ich beiliegende Nota berichtigt hatte, erschien der junge Herr wieder wie der Blitz auf dem Kriegstheater, wo dann noch eine Flasche Nuits à 6 frs. dazu kam. Ein schönes Geschäft für einen Regenabend mitten in der Woche. Gestern erschien schon wieder ein anderer Berliner mit einem Weibchen, die mir noch größere Schwindeleien vorsagten als jene zwei Musen; allein, obgleich das schönste Wetter war, ließ ich sie ruhig abdefiliren und ging dann Abends zur Belohnung meiner Klugheit allein in's Wirthshaus.“

Und was für ein Erzähler Gottfried Keller auch hinter dem Wirthstische war, schildert uns Bächtold sehr hübsch. Im Vorbringen gemüthlich-humoristischer Sachen nennt er ihn unvergleichlich. Ein ausgesprochenes komisch-mimisches Talent unterstützte ihn dabei, und ein leichter Sprachfehler, die mangelhafte Aussprache des „sch“, das wie mit vorhergehendem „l“ vermischt tönte, erhöhte die oft überwältigend lächerliche Wirkung. Man mußte ihn die verrücktesten Scenen aus Justinus Kerner's „Reiseschatten“ erzählen, vielmehr nachdichten hören, so diejenige von dem Manne mit den weißen Mäusen, der Concerte auf einer Gansgurgel giebt, oder eine andere von dem Koch, der in dem heißen Postwagen dem verschmachtenden geistlichen Herrn ein feines Diner servirt, aber nur in Form eines längeren Vortrags. Ferner eine Lieblingsscene aus Heyse's „Letztem Centaur“, wo die Frau ihre Geißkäschen mit einem Rüthchen zu Markte treibt, oder die Geschichte aus dem „Don Quixote“, wie der edle Ritter, der sich in der Eile den Helm mit Don Sancho's Quarkkäsen auf das Haupt gestülpt hat, sein Gehirn auszuschwitzen vermeint, als er die faulen Löwen im Käfig zum Kampfe herausfordert. Manchmal gab Gottfried Keller eigene Phantasiestücke zum Besten. Er und Ludwig Steub, dessen eine Seite, die lustige nämlich, ihm sehr behagte, kommen auf einer Alm zusammen. Steub singt lauter Schnadahüpfln und Keller nur Schweizerlieder mit möglichst vielen alemannischen „ch“. Ein katholischer Pfarrer steigt in den Eisenbahnwagen und öffnet den geblümten Reisesack; Aufzählung alles dessen, was da zum Vorschein kommt, bis sich endlich das Brevier findet und gebetet wird. (Keller netzte dabei den Finger zum Umwenden der Blätter.) Oder: die Schwiegertochter muß täglich die im Salon als Nippgegenstand aufbewahrte Urne mit der Asche der seligen Schwiegermutter abstauben und mault darüber so lange, bis das Aschenkrüglein entfernt wird. Bei solchen Anlässen kamen seine literarischen Sympathien oder ihr ebenso stark ausgesprochenes Gegentheil zu Tage. Im Großen und Ganzen machte er sich nicht viel aus dem Dichter. Er hielt es in diesem Punkte mit dem ihm als Mensch sonst verhaßten Friedrich Hebbel: der Poet schätze den Poeten gering. Hebbel gesteht in den Tagebüchern, daß ihm an Shakespeare immer die Geringschätzung, womit der Dichter geschildert werde, ganz besonders gefallen habe. Wer ein rechter Dichter sei, der freue sich seines Dichterthums eben nicht so sehr. Mehr Respect empfand Gottfried Keller vor dem bildenden Künstler, dem Maler, dem Architekten. Von den sogen. Classikern staunte er vor Allem Schiller an und von diesem den „Demetrius“, das „Siegesfest“ und den „Graf von Habsburg“ in's Besondere. Wenn die einseitige Lobpreisung Goethe's so weiter gehe — meinte er zu einer Zeit, da Schiller stark hinter jenen zurücktreten mußte — so fange er eine Verschwörung an. Einst, nach Lesung einer Recension, worin Keller stark gelobt war, rief er aus: „Was ist unser einer gegen Schiller, der Alles in Allem war, ein großer Dichter, sein eigener Verleger und Buchhändler, sogar der Verpacker der ‚Horen‘“! Sein Biograph Otto Brahm — er liebte es, ihn ganz ernsthaft als einen Verwandten seines großen Johannes Brahms auszugeben und jedes Mal den höchlichst Verwunderten zu spielen, wenn man ihn über diesen sicheren Dr. Abrahamsohn belehrte — führte sich bei ihm als Schillerhasser ein und machte sich ihm damit für immer zuwider. Ueber Keinen hat er sich in Briefen und Gesprächen zorniger ausgelassen, als über diesen seinen Berliner Apostel, der ihm als das Muster eines „Geschäftsliteraten“, „Personalienschwätzers“ und „verständnißlosen Kritikasters“ galt.

Schwieriger wurde der Sonderling, wenn ein Fremder, gar ein literarischer Mensch ihn unversehens beim Wein aufstöberte. Als ob er nur im Wirthshause zu treffen wäre, brummte er nachher. Dann hüllte er sich in das berühmte Schweigen. Am schwierigsten aber gestaltete sich die Sachlage, wenn er sich unverhofft von einer größeren Gesellschaft umgeben sah. Es konnte leicht einer darunter sein, der ihm aus irgend einem Grunde unbequem war. In diesen Fällen begann auf der hohen Stirne das bedrohliche Runzeln zu spielen, und das Gewitter hing in der Luft. Ein Wort, eine Miene konnten es zum Ausbruche bringen. Uebrigens ging bei dem jähen Temperament Keller's das heilige Donnerwetter oft auch bei anscheinend klarem Himmel los. Dann ließ er sich zur Gewaltthätigkeit, die ihm sonst fremd war, hinreißen. Der kleine Mann fuhr mit verblüffender Behendigkeit auf, stieß die Gläser um, wies einen Harmlosen vom Tische weg oder wurde gern handgemein. Fühlte er sich Tags darauf im Unrecht, schrieb er eine seiner „berühmten Episteln“, einen Entschuldigungsbrief an den Betroffenen.

Besonders werthvoll ist Keller's Briefwechsel mit Emil Kuh, dessen geistvolle Antworten verdienten, nicht nur auszugsweise wiedergegeben zu werden. Hier spricht sich Keller ohne Rücksichten über literarische Dinge aus, z. B. über Grillparzer, wo man zugleich ein Urtheil über sein eigenes Wesen herauszuhören meint:

„Ihre Aufsätze über Grillparzer hatte ich bald nach Ihrem Briefe von Wien her erhalten. Ich kann leider über des Dichters Psychisches Ihnen nur beistimmen, obschon die Selbstbiographie sich von anderem ähnlichen Regengeträufel durch viele einzelne Schönheiten und Gehaltstellen noch merklich unterscheidet. Ihr Spruch von dem Mangel eines tiefen Wohlwollens ist hart und wahr, wie ein gerechtes Urtheil. Vielleicht mangelt auch noch ein jüngerer Bruder desselben, ein gewisser Leichtsinn, welcher Mangel den Mann von Jugend auf so ängstlich an der heimathlichen Bureaukratencarrière kleben und ihn nie frisch und frei in die Welt aussegeln ließ. Hätte er sich der Fremde anvertraut, so hätte sie ihn zu dem Ihrigen gemacht und der Heimath als einen gemachten Mann zurückgegeben. Wer aber unter Heimathliebe nur die Zuhausehockerei versteht, wird der Heimath nie froh werden, und sie wird ihm leicht nur zu einem Sauerkrautfaß. Um ein so größeres Wunder sind nun die guten Dramen; da ist doch ein tieferes Wohlwollen, das doch irgendwo heraus muß. Mit dem „Bruderzwist“ und der „Jüdin“ sind Sie mir noch ein Bißchen zu glimpflich umgegangen; ich bin über das rein Schematische in der „Jüdin“ fast empört; es kommt mir dieses Stück vor, wie jene hundert Erstlingsstücke vielversprechender junger Dichter, denen nie ein zweites gefolgt ist. Ich kann mir diese Macherei nur aus der eigensinnigen Pedanterie erklären, mit welcher er den Lope abbotanisirt hat. Diese hastige Figurenjagd und die ernst breite, tiefe und heiter behagliche literarische Vorbereitung eines Schiller, wenn er an eine Tragödie ging! Oder das künstlerische con amore Goethe's, der seine Sachen zwei Mal dichtete, wo es ihm recht glücklich ernst war! Aber dennoch bleiben die großen Sachen Grillparzer's, was sie sind, abgesehen von den vielen schlechten Versen. Und

welch ein Olympier ist er wieder gegenüber dem unglücklichen Otto Ludwig, dessen kranke Selbstschulmeisterei eben jetzt in seinen Nachlaßsachen neu colportirt wird, der sich ein dramaturgisches Kochbuch geschrieben hat, um zu sterben, ehe er das erste Gericht essen konnte! Da giebt es doch für das rechte Verhältniß und Maaß von richtiger Arbeitsweise kein schöneres Muster als Schiller, ebenso entfernt von ohnmächtigem Quaderwälzen, wie vom resignirten Tändeln." Und als der Freund Einspruch erhebt: „Ich weiß kaum noch, was ich Ihnen wegen Otto Ludwig geschrieben habe, hoffe aber, daß es nicht zu hart klingt; denn ich habe seither mehr in den Fragmenten gelesen und sehr schöne Sachen gefunden. Auf der anderen Seite ist es zu oft auch nur der durchtönende Shakespeare und zwar bis auf Tonfall und Gedankenstrich der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung. Es giebt ganze Reihen von Phrasenbildungen und Jamben- oder Prosasätzen, welche wie Zellengewebe sich aus diesem Schlegel-Tieck Shakespeare bei begabten Leuten fast von selbst einstellen und weiter wuchern, bis man sie abzuschneiden und eigenem Gewächse Platz zu machen lernt." Und später puncto Shakespeare: „Für Ihr Auftreten gegen den Benedix'schen Unglücksnachlaß bin ich Ihnen sehr dankbar. Ich hatte leider das Buch, weil ich dessen Inhalt nicht gar so kraß glaubte, als gleichgiltiges Zeug mit der gleichzeitig erhaltenen neuen Auflage von Rümelin's Shakespeare-Studien ungelesen zurückgeschickt. Seither habe ich den unglaublichen Inhalt (unglaublich, weil von einem gebildeten deutschen Manne herrührend) in den „Zwölf Briefen eines Shakespearomanen" von Noiré zum Theil kennen gelernt und wieder gesehen, daß der Lebenstrieb der Neidhämmel doch die stärkste Kraft ist; denn sie setzt über Jahrhunderte hinweg. Ja über Jahrtausende. Denn ich habe selber einen mehr als Bruchstück gebliebenen Epiker unserer Tage, der auf Homer jaloux war, einmal den Letzteren ärgerlich „dieser Mann" nennen hören, als ob er jetzt und in der gleichen Straße mit uns lebte. Man sollte aber das Benedix'sche Satyrspiel als Beigabe zu einer Tragirung des Rümelin'schen Wesens brauchen; denn auch hier ist die Strafe noch nicht vollzogen. Ich bin der Meinung, daß hier des Pudels Kern nicht der Handwerkerneid, aber ein unberechtigter und unbewiesener nikolaitischer Geschmackseigensinn oder vielmehr eine Geschmacksbeschränktheit ist, trotz der feineren Rhetorik." Und einmal gegen Nietzsche: „Das knäbische Pamphlet des Herrn Nietzsche gegen Strauß habe ich auch zu lesen begonnen, bringe es aber kaum zu Ende wegen des gar zu monotonen Schimpfstiles ohne alle positiven Leistungen oder Oasen. Nietzsche soll ein junger Professor von kaum sechsundzwanzig Jahren sein, Schüler von Ritschl in Leipzig und Philologe, den aber eine gewisse Großmannssucht treibt, auf anderen Gebieten Aufsehen zu erregen. Sonst nicht unbegabt, sei er durch Wagner-Schopenhauerei verrannt und treibe in Basel mit ein paar Gleichverrannten einen eigenen Cultus. Mit der Straußbrochure will er ohne Zweifel sich mit einem Coup in's allgemeine Gerede bringen, da ihm der stille Schulmeisterberuf zu langweilig und langsam ist. Es dürfte also zu erwägen sein, ob man einem Speculirburschen dieser Art nicht noch einen Dienst leistet, wenn man sich stark mit ihm beschäftigt. Doch werden Sie wohl am besten selbst das Bedürfniß hiefür beurtheilen. Ich halte den Mann für einen Erz- und Cardinalphilister; denn nur solche pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas Anderes als für Philister zu halten, gerade weil dieses Wähnen etwas so Gewöhnliches ist." Und gegen Auerbach's „Waldfried": „Das Buch scheint mir schwach und langweilig wie ein dreibändiger Volkscalender. Ich hab' es meiner Schwester hingeworfen mit einem Gemurre, worauf sie meinte, es werde eben Jedem so gehen, wenn er alt werde. Diese erste literarische Bemerkung, die ich von ihr hörte, machte mir eine Gänsehaut. Wer sagt's Einem, daß man alt geworden ist und nicht mehr schmieren soll? Uebrigens ist es bei Auerbach nicht gerade das Alter, sondern seine verfluchte Altklugheit und sein Industrialismus." Und endlich über die damalige deutsche Literatur: „Allerlei kleine Velleitäten laufen zu jeder Zeit mit unter, ohne daß sie uns zu sehr aufregen; und daß ein falscher Prophet wirklich auf den Schild gehoben werde, ist bei der allgemeinen gegenseitigen Mißgunst nicht zu fürchten. Das dagegen ist richtig, daß sich die deutsche Literatur oder Poesie, wie sie sich in dem jetzigen Streberthum darstellt, viel alberner und unfähiger herausgestellt und benommen hat und noch benimmt nach dem großen Kriege, als man je hätte ahnen können. Das Beste ist noch die instinctive Freude an der germanischen Jugendzeit, an den Nibelungen ꝛc. und so auch die Freytag'sche Darstellung dieser Sehnsucht nach dem Anfange; während das, was jetzt geschehen ist, nur Stoff für die Mythenbildung ferner Zukunft sein kann. Die Gestalten der Führer, der ungeheure Heerzug, die Belagerung von Paris, die dantesk kämpfende und brennende Commune innerhalb des eisernen Ringes der zuschauenden Germanen mit dem weißbärtigen neuen Kaiser: Alles das ist mit dem wirklichen und leibhaften Geschehen so fix und fertig für die Vorstellungskraft, daß für jetzt nichts daran herumzudichten ist. Aber ich hätte nicht geglaubt, daß auch sonst die Literaten und Poeten so viel hinter den Soldaten zurückstehen würden an Tüchtigkeit und Intelligenz, wie jetzt geschieht."

Namentlich werthvoll sind Keller's Mittheilungen über sein eigenes Schaffen und Streben, seine Pläne und Vorwürfe z. B. das folgende Selbstbekenntniß:

„Ich bin jetzt fünfundfünfzig Jahre alt; in einem Jahre etwa denke ich mit dem Erzählungswesen abzuschließen und dann auf frischem Tische das Drama vorzunehmen, wobei es einzig darauf ankommt, ob ich noch fünf bis acht Jahre fähig bleibe. Das Altern ist ja bei Jedem verschieden. Ich habe den Aberglauben, daß Jeder einmal macht, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt. Kommt's nicht dazu, so ist's auch Wurst! Ich kann mir ein eigenes Arbeitsglück denken in einem Zustande, wo alle anderen Wirrnisse und Illusionen abgezogen sind und man mit innerer Wärme und Gemüthsruhe zugleich allerlei hübsche Sachen zurechthämmert und den Leuten einen Spaß vormacht, ohne den Schlaf dabei zu verlieren und, was die Hauptsache ist, ohne zu riskiren, sich noch selbst zu überleben. Inzwischen erlebt man freilich, daß einem dieser oder jener Stoff, den man sich aufgehoben hat, lustig von einem Anderen aufgeschnappt wird. So hatte ich ein Trauerspiel nach einer ernsten classischen Schweizererzählung des Jeremias Gotthelf in meinem Schädel fix und fertig gedacht, als Mosenthal seinen „Sonnwendhof" daraus machte. Ich ließ den Stoff still fallen, ohne daß ein Mensch darum wußte. Ein Stoff, den ich alle zehn Jahre einmal beäugelte, bestand in Folgendem: einer in hiesiger Gegend überlieferten Begebenheit, die übrigens auch schon gedruckt sein mag. Ein Mann begräbt seine gute Frau, die er mißhandelt hat. Sie war aber scheintodt und steigt daher, als der Todtengräber in der Nacht das Grab wieder öffnet, um die Leiche zu berauben, aus der Grube, nimmt die Laterne des fliehenden Todtengräbers und geht nach Hause, wo sie die Glocke zieht. Der Mann wacht auf, und, erst voll Schreck vor dem vermeintlichen Geist, dann voll Haß gegen die Wiedergekehrte, läßt er sie nicht ein, sondern verstößt sie in das Unwetter hinaus in ihrem Leichentuch, um sie umkommen zu lassen, und verschließt das Haus. Da geräth sie dem in die Hände, der sie liebt und rettet u. s. w. Dies Sujet war mir aber immer zu shakespearehaft und kolossal, doch zog es mich immer wieder an. Vielleicht hätte ich es nach Hervorbringung anderer Stücke doch noch vorgenommen, wenn der gehörige Credit und die nöthige Unverschämtheit erreicht war. Nun hat Weilen seine „Dolores" hervorgebracht, und, wie ich lese, als ein rechter Pfuscher, indem er das Große

des Motives lang vor den Beginn des Stückes verlegt. Indessen machen mir solche Verluste nicht den mindesten Verdruß, denn ich war zum Glück in meinem Leben nie ein Stoffjäger. Einen „Herzog Albrecht“ resp. „Agnes Bernauerin“ hatte ich in den fünfziger Jahren in Berlin ausgedacht, als Hebbel und Melchior Meyr miteinander zumal darüberher geriethen. Ich hätte das blühende Leben und das mörderische Eingreifen in die Exposition verlegt und dann das tragische Wüthen des Sohnes gegen den Vater zum Hauptinhalt des Trauerspiels gemacht. Der Hauptstock meiner dramatischen Projecte ist durch solche Vorkommnisse noch nicht berührt, da sie alle so recht aus meinem Eigenen gewachsen sind, Dinge, auf die Jeder nur selbst und allein verfallen kann.“ Es ist ein wahres Glück, daß der Dichter seine letzten Jahre nur darauf verwandte, seine epischen Pläne auszuführen und keine Zeit an seine dramatischen Velleitäten verschwendete. Er war in seiner behaglich breiten, intimen Ausdrucksweise viel zu sehr Epiker und Lyriker, um ein Dramatiker zu sein. Das hinterlassene Fragment „Therese“ beweist, daß er sich über seine dramatische Begabung einer großen Selbsttäuschung hingab. Der vergebliche Kampf um die Bühne hätte ihm nur seine letzte Lebenszeit verbittert und verkürzt.

Das weltbewegende Jahr 1870 traf den emeritirten Staatsschreiber in stiller, oft unterbrochener Arbeit an den neuen Seldwyler Geschichten. Den großen Ereignissen jenes Sommers folgte er mit ungetheilter Sympathie für Deutschland, der er um so energischeren Ausdruck zu geben liebte, je lärmender die große Masse um ihn her zu Frankreich hielt. Auf einem Briefcouvert vom 30. September 1870 stehen die Verse von seiner Hand:

„Kommt herbei, ihr Völker, und seht,
Wie Eines der Eueren untergeht!“

Und in dem „Prolog zu Beethoven's hundertstem Geburtstag“ tönt die Erregung jener Tage nach. Dem neuen Reich oder dessen Oberhaupt eigentliche poetische Huldigungen darzubringen, hielt er dem Republikaner nicht angemessen und billigte Stellen dieser Art in der Liedersammlung eines Landsmannes nicht. Er betheiligte sich an dem Commers vom 9. März 1871, welchen die in Zürich wohnenden Deutschen zur Feier der Wiederaufrichtung des Reiches veranstalteten. Bekanntlich wurde der Festabend in der Tonhalle durch den Pöbel und eine Schaar in Zürich internirter französischer Officiere auf beklagenswerthe Weise gestört; in den nächsten Tagen nahmen weitere Tumulte einen so drohenden Charakter an, daß eidgenössische Truppen aufgeboten werden mußten, worauf sich die Ruhe rasch wieder herstellte. In jenen Tagen schrieb er an Kuh: „So schändlich die Sache nach Außen aussieht und mich selbst berührte (ich wohnte der Feier in Zürich nebst anderen Schweizern selbst bei), so ist die Erscheinung bei uns doch mehr eine pathologisch zu nehmende, als eine aus den ungeheueren Ereignissen und der allgemeinen Völkeraufregung hervorgehende Erscheinung anzusehen. Für das zu Hause sitzende Volk, das nicht gereist ist und nicht Literatur treibt, ist die Bedeutung deutscher Nation fast eine terra incognita gewesen, während jeder Gassenjunge ein Kenner Frankreichs, ja selbst ein halber Franzose zu sein glaubt, eben vermöge des französischen Weltlärmes selbst. Die Erscheinung der 80 000 Rothhosen hat dann den Unsinn reif gemacht, zugleich aber auch den Grund zur Besserung gelegt.“ Man sieht also, Keller war ein Schweizer Patriot durch und durch, aber gleich nach dem kleinen Vaterland kam für ihn doch das große deutsche Vaterland seiner Dichtung. Bei jeder Gelegenheit donnert er gegen die lächerlichen Versuche J. J. Honegger's u. A., eine deutsch-schweizer Nationalliteratur zu construiren. Er wollte zuerst der deutschen Literatur angehören und dann erst der deutschen Literatur in der Schweiz. Er liebte Deutschland als seine eigentliche geistige Heimath. Gegen das ihm nicht immer angenehme Gebahren einzelner Deutscher konnte er allerdings manchmal kräftig losziehen. Keller ging sogar republicanisch gesinnten oder mit der Heimath unzufriedenen Deutschen zu weit in seiner Deutschfreundlichkeit. Beim Abschiedsbankett des an die neue Universität nach Straßburg berufenen Professors Gusserow (März 1872) ließ er sich zu einem Toast hinreißen, in welchem er bemerkte, der Scheidende solle die Straßburger von ihren alten Freunden, den Zürichern, grüßen und ihnen sagen, sie möchten sich im neuen Reiche nicht allzu unglücklich fühlen. Vielleicht käme eine Zeit, gleichviel ob nächstens oder in fünfhundert Jahren, da sich dieses neue Reich so entfalte, daß es Staatsformen der verschiedensten Art, also auch republikanische, vertragen und in sich aufnehmen könne: dann wäre eine freiwillige Rückkehr der Schweiz zu Deutschland so ganz unmöglich doch nicht. Sofort ergriff Gottfried Kinkel das Wort und schilderte mit unnöthiger Emphase seine Hingebung für die Sache der Republik, wenn diese jemals gewaltsam bedroht würde. Keller's Trinkspruch wehte in der schweizerischen und deutschen Presse vielen Staub auf. Das alberne Wort: Vaterlandsverräther wurde ihm von gedankenlosen Leuten nicht erspart. Selbst die Schweizer Studenten in Leipzig richteten ein kränkendes Schreiben an ihn. Er sah sich genöthigt, seine vielfach mißverstandene Rede öffentlich zu erläutern. Vor der Hand sei er, wenn die neue Bundesverfassung angenommen werde, mit seinem Vaterland und dessen Stellung zu der übrigen Welt noch lange zufrieden. Sollte dagegen diejenige Richtung zum Ziele gelangen, welche den förmlichen Einheitsstaat einführen, somit den alten Bund mit seinem fünfhundertjährigen Lebensprincip aufheben wolle, so halte er dafür, daß durch das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaues der Cantone eine Höhlung entstehen würde, welche die Außenwand unseres Schweizerhauses nicht mehr genug zu stützen im Stande sei. „Eine im Innern so ausgeräumte Schweizerrepublik aber würde ihre Kraft und altes Wesen wieder gewinnen, wenn sie im freien Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem großen Ganzen in ein Bundesverhältniß treten könnte. ... Wenn ich für einen solchen Anschluß, ein solches Unterkommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegentheil von alledem herrscht ... Einstweilen aber wollen wir nicht um des Kaisers Bart streiten.“

In den letzten Jahren war sein Wesen viel unangenehmer und empfindlicher geworden. Bächtold, mit dem er fast ein Decennium lang verfeindet war, bestätigt es, daß auch alte Bekannte die äußerste Behutsamkeit im Umgang mit Keller beobachten mußten. „Das Herbe, Bittere, Unschmackhafte, Mißtrauische seines Wesens nahm mit dem Alter überhand. Dinge, die ihn selbst angingen, konnte man fast gar nicht mehr berühren. Lob war selbstverständlich von jeher ausgeschlossen; Tadel verletzte ihn leicht; schwieg man ganz, so war es wieder nicht recht. Am besten stellten sich die, die ihn selten sahen oder gar nur brieflich mit ihm verkehrten. Auch Diejenigen, die so klug waren, ein heftiges Wort nicht böse zu nehmen. Wenn man erwägt, daß es ihm eigentlich die letzten dreißig Jahre seines Lebens auf dieser Welt so schlecht nicht ging, daß es ihm weder an Ruhm noch Verehrung fehlte, daß Gottfried Keller aber immer mehr zu Unmuth, Argwohn, Reizbarkeit neigte, wird man schon sagen dürfen: der sprichwörtlich gewordene Optimist konnte im Leben (wie in seiner Dichtung übrigens) ebenso starker Pessimist sein. Damit wäre ein anderes, tiefer Liegendes zu berühren. Man könnte es mit einem volltönenden Worte beinahe die Tragik seines Lebens nennen. Ein österreichischer Literaturhistoriker urtheilte über Grillparzer nach dessen bitteren posthumen Selbstbekenntnissen, es habe ihm das tiefe Wohlwollen für seine Neben-

menschen, aber auch für sich selber, gefehlt. Keller war betroffen, als er die Stelle las. Er nannte den Spruch hart und wahr, wie ein gerechtes Urtheil. Dasselbe besteht auch für ihn. Es mangelte ihm das tiefe Wohlwollen. Dabei fügte er sich selbst mehr Leid zu, als den Andern. Nirgends in seinem Leben eine dauernde Neigung (Junggeselle ist er zwar ohne seinen Willen, aber nicht ohne seine Schuld geblieben), nirgends eine ganz innige Freundschaft. Dem Menschen fehlt die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch etwa das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet." Jeder, der Keller näher gekannt hat, wird diese Worte seines Biographen unterschreiben. Um so lauter ist die Gunst des Schicksals zu preisen, die dem Dichter gegen den Schluß seines Lebens einen Freund zuführte, wie er ihm bis jetzt gefehlt hatte. Ein alter Wunsch ging ihm damit in späte aber um so schönere Erfüllung, der Wunsch, mit einem producirenden Künstler zusammen leben zu dürfen. Arnold Böcklin war aus Italien nach Zürich übergesiedelt und schlug hier auf etliche Jahre sein schmuckloses Zelt auf. Der große Maler und edle einfache Mensch übte auf Jeden, der sich ihm näherte, den nämlichen starken Eindruck aus. Diesem entzog sich auch Keller nicht. Der Künstler strebte zu dem Künstler. Mit rührender Sorge und Hingebung widmete ihm Böcklin seine kostbare Zeit. Er bekümmerte sich auch um das körperliche Wohl des Alternden und veranlaßte ihn zu häufigeren Spaziergängen, fuhr mit dem Schwächerwerdenden aus, im Winter wohl auch zu einer fröhlichen Schlittenpartie, führte ihn an seinem starken Arme Abends aus dem nahegelegenen „Pfauen" oder aus einer zumeist aus Künstlern zusammengesetzten Dienstagsgesellschaft nach Hause, brachte ihn nach Seelisberg, holte ihn wieder heim, ging mit ihm zu einem längeren Aufenthalte nach Baden, saß an seinem Krankenlager, verfaßte schriftliche Kundgebungen an Keller's Stelle und hielt jeder üblen Laune die unerschütterliche Heiterkeit und Geduld entgegen. Alle die Güte anerkannte Keller mit der Dankbarkeit, die ihm das schöne Gedicht zu Arnold Böcklin's sechzigstem Geburtstag eingab. Keller's Charakterkopf hat Böcklin wiederholt nachgebildet, als größeres Porträt, auf der Geburtstagsmedaille und darnach auch als Radirung, die des Dichters gesammelten Werken beigegeben ist.

Und noch einen anderen Freund fand der greise Dichter in dem prächtigen, feinfühligen, künstlerisch veranlagten Schleswiger Regierungsrathe Wilhelm Petersen. Sein Verdienst ist es, Keller's Briefwechsel mit Storm angebahnt, den „ältlichen Schweizer" zum Schaffen angeregt, sein letztes Jahrzehnt durch Freundesdienst verschönt und seine letzten Tage miterlebt und beschrieben zu haben. Seine gemüthvollen „Erinnerungen an Keller" sind 1892 in der „Gegenwart" erschienen und werden von Bächtold um ihres documentarischen Werthes willen angeführt. Auch der ebenbürtige Landsmann des Dichters, Conrad Ferdinand Meyer, hat einen wunderschönen Bericht über Keller's letzte Lebenstage verfaßt, der diese Zeilen beschließen möge. Er erzählt: „Als im Frühjahre 1890 von seiner Gesundheit Schlimmes berichtet wurde, drängte es mich, ihn noch einmal zu sehen. Ich fand ihn auf seinem Lager, völlig hellen Geistes. Er empfing mich sehr freundlich und sprach viel, aber kaum hörbar. Es war ein Spinnen und Weben der Phantasie, von dem sich nicht leicht ein Begriff geben läßt. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihn an den Besuch eines deutschen Freundes erinnerte*) und ihm erzählte, Jener hätte mich hernach gefragt, was es eigentlich für eine Bewandtniß habe mit Ananias und Saphira. Er lächelte. ‚So sind Viele von uns,' sagte er. ‚Man hat uns in der Jugend die Bibel verleidet, und doch stehen so schöne Sachen darin, gerade in der Apostelgeschichte. Sehen Sie zum Beispiel den jungen Eutychus auf seinem gefährlichen Sitze im Fenster, während der langen nächtlichen Predigt des Paulus: er nickt ein, überwiegt und stürzt hinab auf die Gasse. Paulus aber nimmt ihn in die Arme und sagt: Klaget nicht! Seine Seele ist noch in ihm. Wie hübsch ließe sich das wenden! Denken Sie sich die Scene in England während der Bürgerkriege! Ein Wachtposten, ein junger Royalist, entschlummert in einer hohen Schanze. Die Puritaner kriechen nächtlicher Weile heran, ein bibelfester Alter packt den Jüngling und schleudert ihn in den Abgrund mit den Worten: ‚Fahre wohl, Eutychus!' Auch von einem zweiten Theil des ‚Salander' phantasirte er und einer Ueberschwemmung, die ihn schließen sollte. Inzwischen drehte er unaufhörlich die Karte, durch die ich mich gemeldet hatte, bis ich sie ihm sachte aus den Fingern zog. ‚Ich meinte nur,' sagte er, ‚in den schönen weißen Raum ließe sich ein Vers schreiben.' ‚Welcher denn?' fragte ich. ‚Nun, zum Beispiel', sagte er: ‚Ich dulde, ich schulde...', womit er wohl den Tod meinte, welchen wir Alle der Natur schuldig sind. Stunden vergingen so, und es wurde Zeit zum Scheiden. ‚Wir wollen vom Sommer Heil erhoffen,' sagte ich. ‚Ja,' scherzte er, ‚und ein Landhaus am Zürichberg miethen.' (Er meinte den Friedhof.) Es war ein Jammer. Ich glaubte nicht an seine Genesung, und er wohl auch nicht. Die Thränen traten mir in die Augen, und rasch nahm ich Abschied."

*) Meyer hatte vor Jahren einen namhaften deutschen Schriftsteller zu Keller geführt. Dabei waren sie lange vor einer großen, im Zimmer hängenden Photographie der Raffael'schen Tapete: Ananias und Saphira stehen geblieben.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Bei einer Tasse Kaffee.

Von Emilia Pardo-Bazán.

Dem schwarzen Kaffee in den silbernen Mokha-Schaalen entströmte ein würziger Duft, die Diener hatten sich discret zurückgezogen, der Marquis, eine Havanna im Munde, schenkte sich noch Chartreuse ein und wandte sich an den Professor der Volkswirthschaft, der eben den Zucker in seiner Tasse verrührte: „Was halten Sie von der berühmten Lehre von Malthus?"

Der Professor erhob das Haupt und feierlich mit dem vergoldeten Löffelchen den bereits durchtränkten Zucker zerdrückend, erwiderte er mit nicht gerade tadelloser Aussprache: „Moral restraint.... Verhängnißvoll für das Leben der Nationen! Veralteter Irrthum, heutzutage discreditirt.... Fragen Sie nur dort den Sennor Samaniego de Quires, den würdigen Vertreter der Republik von Neu-Sevilla, ob er mit Malthus und seiner Schule sympathisirt."

„Je nachdem," entgegnete der amerikanische Gesandte, indem er die bis zum Mund erhobene Tasse aus Höflichkeit sinken ließ, „ich bin ein Anhänger der Malthus'schen Theorie für Europa und ein Gegner für Amerika. Wir drüben verfügen über unendliche Strecken fruchtbaren Bodens, wir haben das Land voller Eisenbahnlinien, die Küsten mit herrlichen Häfen. Uns fehlt es jetzt nur an Händen, um aus alledem Capital zu schlagen. Darum wäre uns der mexikanische heilige Uhn erwünscht, der nach unserer indianischen Mythologie die Menschen-Saaten über den Erdboden ausstreut. Bei uns könnte er schon hinter jedem Strauch einen Menschen hervorwachsen lassen!"

„Meine Frage hat einen mir nahegehenden Grund," erklärte der Marquis. „Ich wollte nämlich Ihre Meinung hören wegen eines Weibes, das zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt wurde. Ich bin noch nicht im Stande von ihr zu sagen, ob sie das sträflichste oder unglücklichste Geschöpf der Welt ist."

„Erzählen! erzählen!“ riefen einstimmig die sämmtlichen Gäste des Marquis.

„Sie werden wohl in den Zeitungen davon gelesen haben, aber derlei Notizen hat man am nächsten Tage vergessen. Ich muß gestehen, der tiefe Eindruck, den sie auf mich beim Lesen machte, veranlaßte mich, nach näheren Einzelheiten zu forschen, und nun ist die gräßliche Geschichte als Problem, als Gewissensfrage, als Zweifel mir in der Seele haften geblieben. Also hören Sie. Sollte Ihnen der Fall auch schon bekannt sein, so wollen Sie mir doch Ihre Ansicht mittheilen, damit ich durch Ihr einsichtvolles Gutachten auf die richtige Fährte geleitet werde.

„In einer der verwahrlosesten Vorstädte von Madrid, wo so viel Elend sich verbirgt, lebten in einer Dachkammer ein Paar arme Teufel, er Gasarbeiter, sie eine Dirne. Der Mann hatte eine Zeit lang regelmäßige Arbeit, so daß sie zu essen hatten, ja selbst ein wenig darüber. Doch es kamen die Kinder, und zwar in schnellerer Folge als die Laibe Brod. Da hieß es nun tüchtig arbeiten. Aber der Mann wurde schwach, die Frau erkrankte, indem sie die Kinder nährte. Das ewige Einerlei, das sich an Hunderttausenden von Beispielen wiederholt. Entmuthigung tritt ein, Stumpfsinn folgt. Der Apathie entreißt man sich, indem man sich dem Trunk ergiebt, vom Trinken kommt es zum Hunger und dann zum Unfrieden und zur Trennung. Bei Nacht und Nebel verließ der Arbeiter sein erbärmliches Heim und fluchte und schrie, daß wer heirathe, ein Vieh sei, ein doppeltes Vieh, wer Kinder auf die Welt setzt, und ein drei- und vierfaches Vieh, wer sie erhält. Die Frau blieb mit ihren fünf Kindern allein. Das älteste war ein Mädchen von zehn Jahren, der jüngste Kleine elf Monate alt. Nun hieß es Arbeit suchen, aber wie war das möglich, konnte sie sich doch schwer von den Kindern, zumal von dem jüngsten entfernen. Auch findet sich für ein solches in Lumpen einhergehendes, ausgehungertes Geschöpf, das Weib eines Trunkenboldes, nicht leicht Arbeit zur Aushülfe oder als Wäscherin. Die einzige Arbeit, die sie fand, war, auf der Landstraße Knochen, Lumpen, Mist zusammenzuscharren. Damit verdiente sie ein paar Pfennige im Tag. Aber es kam ein nasser, rauher Winter, und so blieb diese Einnahme aus, denn der Regen ist der Feind des Lumpensammlers. So verlief eine Woche, und schon begann es am Nöthigsten für die Kinder zu fehlen. Auch für den Säugling fehlte es an Milch, er weinte die ganze Nacht, am leeren Busen zerrend. Der Bäcker, dem man schon siebzehn Pesetas schuldete, verweigerte jeden weiteren Credit. Ein wohlthätiger Orden gab eine Unterstützung, aber nachdem sie aufgezehrt, stellten sich Hunger und Hülflosigkeit wieder ein.

„Am Vorabend des Festes der heiligen drei Könige ging die Frau aus. Sie verkaufte ihren einzigen Reichthum, eine sehr schöne weiße Ziege, für die sie einige Realen erhielt. Dann ging sie auf den Markt, kaufte die heiligen drei Könige zu Pferd mit Stern und Krippe, füllte sich die Taschen mit verzuckerten Nüssen und steckte eine Flasche Wein unter den Arm. Auch Brod, Erbsen, Rauchfleisch brachte sie mit nach Hause. Hier bereitete sie ein Mahl, und die Kinder, außer sich vor Freude, verzehrten, nachdem sie viel mit den heiligen Königen gespielt, das Naschwerk wie die anderen Speisen, gingen dann völlig satt zu Bett und schliefen auf der Stelle ein. Auch die Mutter ließ sich Fleisch und Wein schmecken. Auf solche Art gekräftigt, fühlte sie die Milch wieder kommen. Sie knöpfte ihr Kleid auf und gab dem Kleinen zu trinken. Als sie ihn so satt sah, daß er die Augen schloß, faßte sie ihn fest um den Hals und erwürgte ihn. Sie ging dann zu dem schlechten Strohsack, wo drei der Kinder schliefen; dem dreijährigen preßte sie den Hals zusammen, bis er erstickte, desgleichen dem sechsjährigen. Doch der älteste, sechsjährige, Knabe erwachte und wehrte sich, als er die Hand der Mutter am Halse fühlte, wie ein wildes Thier. Er biß, sprang auf, versetzte ihr Fußtritte und wollte nicht sterben. Der Mutter gelang es ihn mit dem Kopf an die Wand zu stoßen und, nachdem sie ihn also betäubt, zu erwürgen. Darauf wandte sie sich um und sah das älteste Kind, ein zehnjähriges Mädchen, das auf seinem Strohsacke emporfuhr und, die Augen vor Entsetzen aufgerissen, schrie und um Erbarmen flehte. Auf dem Kissen lagen noch die heiligen Könige aus Lebkuchen. „Kind,“ sagte die Mutter, sich ihr nähernd, „Dein Vater hat uns verlassen, Deine Geschwister hab' ich in eine bessere Welt geschickt, und ich selbst werde diesen Weg gehen, ich kann nicht länger die Last schleppen. Möchtest Du allein in dieser traurigen Welt bleiben?“ Und das Kind streckte freiwillig seinen Hals hin und ließ sich ruhig erwürgen. Im Tod hatte es einen milden und beinahe glücklichen Ausdruck. — Die Mutter umhüllte die fünf Geschöpfchen mit etlichen Lumpen, dann heizte sie den tragbaren Ofen, schloß die Fenster, legte sich auf das Bett und harrte des Todes. Aber die Nachbarn hatten den Kleinen und das Mädchen schreien gehört. Als sie nun auch Kohlenrauch gewahrten, wurden sie argwöhnisch und erbrachen die Thüre. Die Mutter wollte sich tödten, doch eine drohende, fluchende Menge brachte sie in's Gefängniß. In Zweifel darüber, ob ihr Selbstmordversuch fingirt war oder nicht, wollte man sie weder zum Tode verurtheilen, noch freisprechen. So verurtheilte man sie zu lebenslänglichem Kerker.“ — —

Alle schwiegen zu der Erzählung des Marquis. Endlich bemerkte der Professor der Nationalökonomie: „Das Betragen dieser Frau ist unbegreiflich. Warum hielt sie das Geld, das sie für die Ziege erhalten, nicht zusammen, statt es in Leckereien zu verschwenden? Der Arme ist eben leichtsinnig. Ja, wenn man doch dem Volke nur die Tugend der Sparsamkeit beibringen könnte, welch ein Element der Beglückung wäre dies für die Menschheit.“

„Sie würden also“, fragte der Marquis, „dieses Weib in's Zuchthaus geschickt, nicht freigesprochen haben?“

„Ganz gewiß nicht!“ rief der Professor und hielt die Sohlen seiner Stiefel an das Gitter des Kamins. Die übrigen Herrschaften stimmten ihm bei, nur die Damen schwiegen gedankenvoll.

## Aus der Hauptstadt.

### Bei festlicher Beleuchtung.

Curiose Tage stehen denen bevor, die bis hierher das freundliche und erhebende Andenken des Weißbartes in andachtvoller Erinnerung getragen haben. Herzlich bekümmerte es sie, daß die große deutsche Welt Beispiel und Art Wilhelm's I. allmälig zu vergessen schien, daß man völlig und immer entschiedener ablenkte von den Bahnen, die er in Schlichtheit und Demuth, dabei doch vom Glücke verwöhnt wie Keiner vor ihm, gewandelt war. Es wurden neue Ziele gewiesen, und ein neuer Geist wehte durch's Land, der alles Andere eher als wilhelmisch war, wenn er sich auch nicht genug thun konnte im klingenden, im überzeugten Lobpreis des Verblichenen. In eines jungen, temperamentvollen und selbstbewußten Herrschers Hand ruhte das Kaiserschwert, und dieselbe Würde, nach der der Großvater nur zögernd, nur nüchtern praktischen Erwägungen folgend gegriffen hatte, dieselbe Würde umkleidete der Enkel mit den mystischen Schauern der Ewigkeit, des aus Gott Geborenen. Wilhelm I. sah klar und mit verständiger Ruhe in das Getriebe der Zeit. Ihm fehlte der romantische Sinn seines Bruders, ihn erschreckte dieser poetische Drang, der sich durchaus gestalten wollte und verhängnißvoll in's subtile Räderwerk der Thatsachen, der königlich preußischen Politik eingriff. Nichts Nebelhaftes und Schwärmerisches war in ihm; ihm fehlte der Tropfen schwäbischen Minnesängerblutes, der allen als Fürsten weniger hervortretenden Hohenzollern eignete. Wer zum ancien régime schwor, der hätte dem ständig pflichtgetreuen, unverdrossenen Arbeiter, dem ehrbar schlichten und allem höfischen Prunk abgewandten Manne sicher keine hervorragenden Herrschereigenschaften zugetraut. Zum roi soleil hatte Wilhelm I. nichts mitgebracht. Das ein Bißchen kokette Wort seines großen Ahnen, des alten Fritzen, der den König den ersten Diener des Staates nannte, war Ziel und Richtschnur seines Lebens gewesen. Er hätte es nie gemünzt, aber er spielte auch nicht damit. Es war ihm so selbstverständlich wie die drei Artikel des Christenglaubens. Von ihm ließ er sich an Kreuz- und Scheidewegen leiten, vorausgesetzt, daß das Wort dann einen starken und geschickten Interpreten fand. Wilhelm I. bedurfte des Rückhaltes und des treuen Führers, so lange die Ereignisse noch ein Schwanken und Bedenken zuließen; hatte er freilich nach schwerem Zaudern seinen Entschluß gefaßt,

dann pflegte er schnurstracks, mit unermüdlicher Ausdauer und ohne hinter sich zu blicken vorwärts zu marschiren. Der seltenen Gabe, fremde Geistesgaben rasch zu erkennen, vermählte sich bei ihm die seltenere, sie neidlos anzuerkennen. Dieser ernste Vollwichtige war frei von den kleinen Leidenschaften der Eitelkeit und der Ruhmbegier, die Niemand neben oder gar über sich duldet. Ein an Prüfungen und Widerwärtigkeiten reiches Leben hatte ihn zu solcher sittlichen Höhe der Selbstüberwindung geführt. Niemals trat ein Monarch sein Amt besser vorbereitet an.

Es ist billig und gerecht, den Gedenktag des einzigen Mannes in freudiger Feiertagsstimmung zu begehen. Die Glocken mögen mahnend durch's Reich klingen, in Schulen und Akademien mag der heranwachsenden Jugend das unvergessene Bild des Arbeit-Kaisers gezeigt werden, daß sie, jeder deutsche Junge an seiner Stelle, ihm nacheifere. Aber wer immer den Festspruch hersagt und wer immer vergangener Tage Licht und Schatten vor dieser Jugend heraufbeschwört, der sehe wohl hinter sich, ob er wirklich den Geist des Gefeierten im Saale und in seinen Worten erblickt. Der Rausch der Begeisterung und die festliche Beleuchtung, die man den Ragenden an ihren Gedenktagen schuldig zu sein glaubt, sind arge Geschichtsfälscher. Und die Guirlanden, deren frisches Grün alle Häuser umwindet, der bunte Fahnenmantel, darin die Stadt sich hüllt, das Bengalfeuer, das splendide Magistrate Abends auf den Thürmen der Rathhäuser abbrennen — all der Ueberschwang an Farbe und Pracht erschwert nur der Menge das Verständniß und die richtige Würdigung des Lebenswerkes, das Wilhelm I. glorreich vollbracht hat. Nicht ein Tag des dröhnenden Jubels und des satten Triumphes, ein Tag ernster Einkehr sollte uns der 22. März sein. Ein Tag, da wir dankbar und in schaffensfreudigem Neide zurückschauen auf die gewaltigen Erfolge seines Schaffens, da wir aber auch uns selbst und unser Vollbrachtes mit jener strengen Kritik prüfen, die von Wilhelm I. sein Volk gelernt haben sollte.

* * *

Je näher der Festtag kommt, um so vergnügteren Taumel ergreift alle Köpfe. Kluge Geschäftsleute werden der Jubelfeier, die fast eine halbe Woche lang andauern soll, schon den rechten Inhalt zu geben wissen, und wenn die lustige Zeit herum ist, werden ein paar Millionen wüste Köpfe und ein in's Ungemessene gesteigerter Consum von Fischmarinaden der einzige deutlich und auf den ersten Blick erkennbare Erfolg patriotischer Aufwallung sein. Es ist gut, daß in den beginnenden Jahrmarktstrubel hinein, der zuweilen wie grober Unfug und schmähliche Entweihung anmuthet, des jungen Kaisers hochgestimmte Worte gefallen sind. Denn eines zum Mindesten verkünden sie offensichtlich: der Enkel des lärmend Gefeierten will nicht, daß nur seelenloses Gepränge, üppiges Getafel und Gezech den Tag merkt, da vor hundert Jahren der deutschen Nation der Einiger und Führer beschcert wurde. Auf Wilhelm II. können sich die berufen, die nicht mit Liebesmahlen und Bällen, nicht mit Festumzügen und in Besoffenheit ausartenden Commersen des Siegers von Sedan gedenken wollen. Und selbst, wer wenig einverstanden ist mit der Geschichtsauffassung des jungen Kaisers und wer minder vertrauensvoll als er in den anbrechenden Morgen sieht, der wird ihm doch dankbar dafür sein, daß er den Festmonat mit so schwungvollen, schönen Worten einläutete, daß er der drohenden Herabzerrung dieser heiligen Nationalfeier zur radaufröhlichen Bierkirmeß einen Riegel vorgeschoben hat.

Zweierlei giebt der kaiserlichen Rede ihr Gepräge und ihren inneren Gehalt. Die historische Erscheinung Wilhelm's I. wandelt sich im Lichterglanze seiner Worte zu einer mythologischen. Ein legendärer Held, ein Harun al Raschid des germanischen Nordens steigt empor, und die deutschen Völker wallfahren nach seinem Grabe wie nach eines sagenberühmten Krieger-Heiligen Gruft. Wir hören, daß er es ist, dem allein wir Deutschlands Wiedergeburt und junge Größe verdanken. Just ihn hat sich die Vorsehung zum Instrumente geschaffen, das die zerschlagene Herrlichkeit des Vaterlandes wieder zusammenfügen sollte. All' die großen Gedanken des Einheitstraumes und des Einheitswerkes lagen fertig in seinem Haupte; Jahrzehnte lang wartete er nur darauf, sie in Thaten umsetzen zu können. Schritt für Schritt ging er vorwärts, gottgeweiht und mit Seherkraft die Zukunft durchmessend. Er brauchte nichts zu übereilen, denn er wußte, zu welchem Ziele er mit Naturnothwendigkeit gelangen würde. Gottes Fügung gab ihm dazu eine Reihe braver, tüchtiger Rathgeber, die die Ehre hatten, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber doch Werkzeuge seines erhabenen Willens waren, erfüllt von dem Geiste des mächtigen, überlegenen Kaisers.

Mit abgöttischer Verehrung hängt der dankbare Enkel an dem Manne, der ihm die aus Eisen geschweißte Krone als köstliches Erbe hinterlassen hat. Nichts ist menschlicher und nichts erklärlicher, als daß er allen goldenen Schimmer heroischer Poesie über den Verklärten auszugießen sucht. Was Wilhelm II. selbst zu erringen trachtet, unsterblichen Ruhm, Volkes Neigung und Sehnsucht Jahrtausende über's Grab hinaus, jede That eines prangenden Lebenswerkes marmorner Stoff für Dichter und Künstler — das alles legt er in überschwänglicher Liebe seinem Vorgänger zu Füßen. Die Dichter und Künstler freilich werden den Weißbart der nüchternen Historia ungleich reizvoller, bedeutender in seiner echten Menschlichkeit, finden. Leichter wird sich das Volk begeistern und bilden können an der nimmer müden Pflichttreue, als an der fast überirdischen Genialität des verewigten Monarchen. Und seinem innersten Empfinden dünkt schöner die schlichte Gestalt des Hochgeborenen, der allezeit Hand in Hand mit dem gewaltigen Diener gegangen ist, der sich vertrauend auf die kräftigen Schultern des treuen Vasallen stützte und sich nie Ehrung für ihn genug wußte. Rar gesät sind in der Geschichte dankbare Kronenträger, weitaus rarer als mächtige Eroberer und geistesstarke Reichserbauer. Würde aus Kaiser Wilhelm's I. Bild der Zug verwischt, der ihn vor Allen auszeichnet — was bliebe uns von ihm? Schwände aus den Büchern unseres Volkes der flackernde Name des ersten Reichskanzlers, dieses unbändigen Recken, an dessen Gedanken und Wesen die klugen Köpfe des nächsten Jahrtausends sich die Köpfe zerbrechen können — wie arm, wie öde und lichtlos sähen sie aus, wie langweilig wären sie zu lesen! Aber es ist ja auch bare Thorheit, Wilhelm II. nachzusagen, daß er seines Großvaters Verdienste als Geschichtsphilosoph würdigen wollte, während er sie ausschließlich mit Poetenaugen betrachtete und darstellte. Und es ist darum eine noch größere Thorheit, weitschweifig gegen diese Darstellung zu polemisiren. Festliche Tage und Erinnerungen verlangen festliche Beleuchtung. Das Licht des Alltags wird morgen ohne unser Zuthun wieder scheinen.

Während so die kaiserliche Rede eine große Vergangenheit mit romantischem Schimmer umkleidet, dessen Abglanz auch die Krone der Gegenwart umschmückt, will sie gleichzeitig Ausblicke in die Zukunft eröffnen. Und auch hier ist der Carton mit kräftigen, auffallenden und phantastischen Farben gemalt, auch hier sind die Lichter mehr grell und in's Auge stechend, die Aufmerksamkeit wachrufend als der Wirklichkeit entsprechend. Nur ein furchtbarer Feind bekämpft die Schöpfung Wilhelm's des Großen: es ist die Umsturzpartei, die sein Enkel ausrotten muß, zu deren Niederzwingung er Alle aufruft, Arbeiter, Fürst oder Herr, die das grandiose Werk des Weißbartes erhalten wollen. Ruhelos beschäftigt sich der Monarch mit der Socialdemokratie; ein Niederschlag seiner jüngsten Studien über sie findet sich in den Worten der Rede, die der Stellung der deutschen Frau gelten. Bebel's vielgelesene Compilation mag auch in die Hände des Herrschers gelangt sein. Aber die Fackel, die er entzündet hat und deren lodernder Schein die socialistische Gefahr in dunkler, schrecklicher Röthe erstrahlen macht, zeigt doch nur ihre minder bedrohliche Seite. Daß die Partei Altar und Thron feindlich gegenübersteht, daß sie mit ihrem Republikanismus und Atheismus albern liebängelt, daß sie sich weigert, an der Hundertjahrfeier Theil zu nehmen, ist an sich belanglos. Diese Schwänzchen haften ihr noch aus ihrer liberal-demokratischen Vergangenheit an, und sie kann sie ohne Sorge um Leib und Leben jederzeit abwerfen. Ihr graufiges Medusengesicht kündet der Monarchie und der Kirche erst in zweiter Linie Untergang und nur dann, wenn sich beide weiter zu Beschützern der capitalistischen Weltordnung hergeben. Unangreifbar, unbesiegbar ist die Socialdemokratie, solange man ihr nicht die zermalmende Waffe aus der Hand schlägt, die ihr zügellose Manchesterwirthschaft geschmiedet hat. Nicht eine Wahlstimme raubt ihr der feurige Appell an die Massen, für König, Gott und Vaterland gegen die Mächte des Umsturzes einzutreten. Aber wie ein staubiger Bovist bricht sie in sich zusammen an dem Tage, wo ein großer und kluger Staatsmann den immer drängender werdenden gerechten Forderungen der gequälten Kleinen nachgiebt. Wilhelm II. wollte sein eigener Reichskanzler sein, und er ist es. Um so bedenklicher jedoch, wenn ihm bloße Symptome und nebensächliche, secundäre Aeußerungen der gährenden wirthschaftlichen Unzufriedenheit als die eigentlichen Krankheitsursachen erschienen. Der in militärischen Fragen ein Fachmann ersten Ranges ist, wird den dringenden Wunsch hegen, nicht nur die Mittel zur Erhaltung des äußeren Glanzes seines Reiches, sondern auch die zur Förderung des Glückes und der Zufriedenheit im Innern gründlich zu studiren. Gelingt es ihm, auf diesem Gebiete gleich hohes Wissen und gleiche Autorität zu erringen, so birgt die Aufgabe, der Socialdemokratie den Boden abzugraben, keine Schwierigkeiten mehr für ihn.

Festliche Beleuchtung des Hauses läßt in seine Winkel und Ecken genauer, als es sonst der Fall ist, hineinblicken, aber sie täuscht auch Helligkeit und Klarheit vor, die morgen verschwunden ist. Wer das Gebäude wirklich kennen lernen, seine Schäden, seine Risse und dunklen Partien ausbessern und aufhellen will, dem bleibt nichts übrig, als es an einem sonnigen Vormittage, den Bauplan in der Hand, kühl und ruhig abwägend, zu durchwandern. Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Der Sohn des Khalifen". Dramatisches Märchen in vier Aufzügen von Ludwig Fulda (Deutsches Theater).

In den Gobelinsalons, die Herr Fulda schmücken hilft, und auf den aristokratischen Balconen, die nach dem Thiergarten hinausblicken, war man zu Anfang der neunziger Jahre, kurz vor den Handelsverträgen, ernsthaft verstimmt. Die Politik Sr. Majestät des Kaisers fand hier durchaus keinen Beifall. Man erkannte sie als gar nicht freisinnig und man glaubte hinreichenden Grund zu der Annahme zu haben,

der junge Monarch würde sich in aller Ewigkeit wenig Mühe geben, dem Bilde zu entsprechen, das sich entschieden liberale und die Börse besuchende Männer nun einmal von einem constitutionellen Fürsten machen. Die Frage ward erörtert, ob der Herrscher durch unverantwortliche Rathgeber zu der Drohung veranlaßt worden war, Jeden zu zerschmettern, der sich ihm entgegenstelle, oder ob das sic volo, sic jubeo seinem ureigensten Empfinden entsprach. Und Herr Fulda, der das Zeug zum Königserzieher in sich spürte, beschloß, ungesäumt an's Werk zu gehen, um den nach seiner Meinung schwer gefährdeten Monarchen sowohl vor fremden Einflüsterungen, wie vor sich selbst zu warnen. Sieht man sich Herrn Fulda wie auch seine Menschenkennerschaft hier an, so ist ihm nämlich wirklich die Naivetät zuzutrauen, die in solchem Vorhaben liegt, und sogar der Glaube, es als Hoheitenschulmeister zu etlichem Erfolge zu bringen, ist ihm zuzutrauen. Er schrieb also den Talisman, und der Berliner Freisinn, den es kitzelte, wenn auch nur im Theater, über Herrschertugenden und -Untugenden kichernd zu Gericht zu sitzen, todernste Dinge zum gereimten Possenspiel verzerrt zu sehen, der Berliner Freisinn bejubelte frenetisch die zahme Satire. Seitdem hat Herr Fulda rastlos in verschiedenen dramatischen Branchen gearbeitet, leider aber Jahr für Jahr mit erheblicher und steigender Unterbilanz abgeschlossen. Was Wunder, daß er sich nach langem Umhertasten wieder dem gangbaren Artikel zuwendet, durch den die junge Firma einst zu Renommee gekommen ist! „Der Sohn des Khalifen" macht wieder in allerhöchster Pädagogie. Der Dichter hat abermals sein Bestes gegeben, und wenn der mit mageren Speckwürfelchen gewürzte Kartoffelbrei den Leuten heuer nicht so gut munden wollte, wie das Talisman-Habermus, so trifft den Koch wahrhaftig keine Schuld. Denn er ist der Alte und auch sein Recept ist ganz das alte geblieben.

Der Khalifensohn Assad muß ein rechtes Scheusal gewesen sein. Kein Mensch mag ihn leiden, Jedermann im Reiche zittert vor seinen Launen, seinen Tritten, seiner unzähmbaren Heftigkeit und Wildheit. Und dabei ist er ein hübscher Kerl, und talentvoll ist er auch. Unter diesen Umständen begrüßt man es mit Freuden, wenn der graue Derwisch, eine in Bagdad und den Vororten allgemein bekannte Spukgestalt, ihn ein bißchen verhext und durch Zauberei zur Vernunft bringt. Alles Weh, was der nietzscheanistische Königssohn Andern zufügt, muß er hinfort mitfühlen. Giebt er seinem Sclaven eine Ohrfeige, so brennt ihm alsbald selbst die Backe. Weint die junge Dame, die er mit seiner Neigung beehrt, salzene Thränchen über Jung Assad's Brutalität und Liebllosigkeit, so spürt er flink ihren Schmerz mit. So etwas hält sogar ein Uebermensch nicht auf die Dauer aus. Und als der geprügelte Sclave ihn listig darauf hinweist, es doch spaßeshalber einmal zu probiren, ob er nicht nur fremdes Leid, sondern auch fremde Freude mitempfinden könne, geht der Gemarterte flugs darauf ein. Und richtig — jegliche Wohlthat, die er erweist, schafft ihm die Lustgefühle des Beschenkten. Nun ist der Fluch des Zauberers gebrochen, und nach nicht gerade kurzweiligem Hin und Her, wobei die schöne Geliebte erst stirbt und dann wieder lebendig wird, zieht Assad seinen alten Adam für alle Zeit aus, wird ein herzensguter Kerl und regiert das beglückte Volk in einer Weise, die an's Unglaubliche grenzt. Er hat ihm höchst wahrscheinlich sogar eine Verfassung geschenkt, worin der Börsenterminhandel feierlich für alle Zeit garantirt wird.

Neben dieser ernsthaften Handlung laufen einige humoristische her, und das soll dem Dichter unvergessen bleiben. Sie haben zwar mit dem eigentlichen Kern der Sache nichts zu thun, und wer sich abmüht, sie in inneren Zusammenhang zu bringen, müßte mehr Zeit darauf verwenden, als die Niederschrift des ganzen Dramas erforderte. Aber sie amüsiren doch hin und wieder, während die tragisch angehauchte Hauptfabel an keiner Stelle zu interessiren vermag. Nur wo durch sehr unthige Entlehnungen aus Calderon, Molière und Raimund Reminiscenzen gewaltsam heraufbeschworen werden, horcht man gespannter auf; aber diese Theilnahme kann dem „Verfasser" kaum besonders angenehm sein. Im Uebrigen zeigt das Stück wieder die ganze Unfähigkeit Fulda's, sich über spielendes Gewitzel zu erheben und Menschenseelen mit reiner, starker Poetenhand bloßzulegen. Sprudelndes Gerede, endloses Reimgeklapper muß die mangelnde psychologische Kunst ersetzen. Die Schilderung der Kämpfe Assad's mit sich selbst und seiner Wandlung, die einem Dichter reiche Gelegenheit zu intimen, schönen Studien böte, ist ausschließlich und so hohle Declamation, daß sie selbst bei Fulda verblüfft. Kein Mensch geht durch das Stück, den ganzen Abend über fällt kein Wort, das im Herzen anklingt und haftet. Alles ekle, abgestandene Pfennigweisheit, von jener trüben Art, die Zarathustra so haßte; ekler noch dadurch, daß sie ihre graue Dürftigkeit in protzig schillernde und schreiend bunte Gewänder hüllt. Diese poetische Mühlendammerei ist schlimmer noch und wirkt abstoßender als der erklärte Bankrott des ungefügen Dilettanten. Aus der gottverlassensten Arbeit des mühselig ringenden Impotenten blitzt doch unvermutet einmal ein Fünkchen auf, das wärmt und leuchtet. Bei Fulda ist Alles sorgsam abgetödtet, des Saftes beraubt und dann schön lackirt, damit es nur ja glänzt. Nüchterne Verstandesarbeit selbst da, wo tiefste Mysterien sich entschleiern, unnennbare seelische Schauer jedes Herz bewegen sollen. Das Alles nicht ohne Klugheit, ein mitunter raffinirtes Fratzengaukelspiel, aber öfter noch von jener unbeabsichtigten Komik, die der wirklich geschmackvolle Theaterarbeiter stets zu vermeiden weiß. Die giftig grün leuchtenden, künstlichen Palmen, die es auf der Straße für zwei oder drei Mark zu kaufen giebt, fordern Lachlust und leisen Widerwillen zugleich heraus. Manche Menschen aber lieben sie und stellen sie in ihre guten Stuben. Diesen Leuten kann nicht dringend genug empfohlen werden, sich, solange es noch Zeit ist, den „Sohn des Khalifen" von Herrn Fulda anzusehen.

---

## Louis Corinth und die „XI."

Neues und zum Theil Interessantes findet sich gegenwärtig bei Gurlitt, wo neben Lesser Ury, der außer seinem großen Triptychon wieder eine Reihe farbenmächtiger Landschaftspastelle ausgestellt hat, Louis Corinth unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Corinth ist eine keineswegs leicht abzuschätzende Erscheinung. Er birgt Widersprüche in sich, die immer auf's Neue stutzig machen. Er ist nichts weniger als eine behende graziöse Natur, und doch weiß er uns immer wieder zu entschlüpfen. Aber hat seine Vielseitigkeit nicht etwas von Eklekticismus? Und wie kommt dieser eklektische, also unindividuelle und schwankende Zug in das Bild gerade dieses Künstlers, der doch sonst so redlich und fest, so vierschrötig-aufrichtig erscheint. Ein Doppeltes liegt wohl von Natur in ihm: ein ausgeprägter Wirklichkeitssinn, und daneben eine phantastische Skepsis, die aller Wirklichkeit spottet. Ein grundehrlicher stiernackiger Pessimismus schlägt die Brücke zwischen Beidem. Und weil dieser Pessimismus so durchaus gesund ist — denn, sonderbar, auch ein Pessimismus kann gesund sein! — so giebt er sich nicht mit müden Grämlichkeiten und schwächlichen Flausen ab, sondern sucht seine Befreiung in einem herzhaften Gelächter. Und in dieses Gelächter wirrt sich dann allerhand Schreckvisionäres hinein, was man wohl als posteriore Eingebungen oder unaufgelöste Rückbleibsel der niedergekämpften Verstimmungen ansehen kann. Bis hierher ist Alles klar, und ich gehe durchaus mit dem Künstler mit. Ich verstehe ihn vollkommen als Naturalisten, als Caricaturisten und als düstren Phantasten. Er ist nicht in allen drei Aeußerungen gleich selbstständig, doch die Mischung scheint organisch und apart. Was ich aber nicht verstehe, ist, daß er sich mit — nun, mit der „reinen Schönheit" abplagt, daß er, nach Rafael und Böcklin, noch eine Geburt der Venus malt. Man muß diese Venus nur stehen sehen, — auf was für ostpreußischen Elephantenstelzen! — und das minnigliche Lächeln ihres Mundes wird Keinen mehr betrügen. Auch sonst ist das Bild höchst unglücklich geartet. Keine Leichtigkeit, keine Luftigkeit, keine Grazie, und doch das alles so sehr gewollt, mit solch täppischem Bärentrotz beinahe erzwungen! Da es aber in solchen Dingen ein „Beinahe" nicht giebt, so heißt das also: „gar nicht!" Ich finde, ein Künstler von solch stattlicher Eigenart wie Louis Corinth braucht keine Geburten der Venus zu malen, um damit seinen Erfindungsreichthum zu documentiren. Er hat es auch nicht nöthig, daß er, bald hier bald da, eine vielleicht halb unbewußte und leise aber doch dem Draußenstehenden erkennbare Anlehnung sucht. Seine Grablegung auf der letzten Ausstellung stand ersichtlich unter dem Zeichen Mantegna's und selbst Gebhardt's. Für den Phantasten in Corinth ist unzweifelhaft Goya, für den Caricaturisten Strathmann nicht ohne Einfluß geblieben. Auch von Leibl erfolgte gewiß einmal ein starker Anstoß, u. s. w. Nun, ein jeder Künstler muß auch einmal Schüler gewesen sein, und er braucht sich des Lernens nicht zu schämen bis in seine spätesten Jahre. Stets kommt es darauf an, mit welchem Erfolge verarbeitet wird, und ob das Hinzuerworbene restlos in den eigenen Organismus hat aufgelöst werden können. Das ist bei Corinth manchmal der Fall, manchmal auch nicht. Das Entscheidende ist sozusagen die Handschrift. Ist die Handschrift corinthisch, dann ist's gut. Merkt man aber fremde Krakelfüße dazwischen, so wird's schlimm. Da ich glaube, daß Corinth ein Künstler ist, der mit höchster Ehrlichkeit seinen Weg geht, der eine prachtvolle Anschauung und eine resolute Hand besitzt, so erwarte ich mit Bestimmtheit von ihm, daß er den Münchener Erbfehler, das Grafen auf fremden Weiden, noch einmal völlig ablegen wird. In seinen Studien und Porträts und in manchen Radirungen steht er schon jetzt auf einer solchen Höhe, daß man mit ungetrübter Bewunderung auf so viel künstlerische Bravheit schaut. Namentlich die Porträts sind diesmal ganz ausgezeichnet: Menschen hingestellt, so wuchtig und überzeugend, als sei der Malpinsel direct in's Leben getaucht.

Und nun zu den „Elf"! Ueber sie zu schreiben, gehört schon lange nicht mehr zu den sogenannten Genüssen. Eigentlich ist alles Sagenswerthe schon über sie gesagt. Und das in jedem Jahr zu wiederholen, bald stärker bald schwächer, erscheint zwecklos. Ganz Große sind nur zwei unter ihnen: Klinger und Liebermann. Aber Klinger fehlt diesmal vollständig, und Liebermann bietet keine Ueberraschungen mehr. Ich betone, daß ich damit nichts gegen Liebermann gesagt haben will. Im Gegentheil, es spricht für ihn. Er verschmäht es, sich nach der Mode umzuformen. Er bleibt, der er war, eisern und zäh. Und ihn zu betrachten, bleibt stets eine Freude, weil man einer ganzen Natur gegenübersteht, die restlos sich selbst lebt. Nur, über ihn zu schreiben, ist weiter nicht verlockend mehr, wenigstens nicht so im Vorübergehen und mit ein paar abgerissenen Bemerkungen. Den ganzen Kerl aber zu packen, etwa in einem ausgeführten Essay, bleibt auch heute noch reizvoll. Bei den „XI" hat er diesmal, neben Zeichnungen und Radirungen

landschaftlicher Natur, vor Allem ein nach jeder Richtung meisterhaftes Herrenporträt, sensibel im Einzelnen, im Ganzen monumental.

Dann sind Hofmann und Leistikow! Hofmann, seit in Rom, ist gegen die Berliner Vereinigung entschieden erkaltet, schickt nur ein paar Abfälle, und keine diesmal, die ich loben möchte. Oder: was daran zu loben ist, ist längst gelobt; was aber „neu" daran ist, mag zum Teufel gehen! Hofmann ist einer der Wiederentdecker der Farbe in Deutschland: Er hat in symphonischen Farbencompositionen Außerordentliches geleistet. Will er es jetzt mit Dissonanzen, mit hexensabbathlichen Vermanschungen versuchen? Dafür ist unser Farbensinn doch schon zu fein geworden. Wir verlangen delicatere, leisere Abstimmungen. — Den Walter Leistikow sieht man in fröhlicher Hinaufentwickelung. Er hat bei Vielen gelernt, und er hat vielleicht bloß einen kleinen Anschauungskreis auszufüllen: Wald und Wasser, und wieder Wasser und Wald, und allenfalls ein paar fliegende Vögel. Dieses Wenige auch in einer eigenthümlich starren, fast hieratisch-feierlichen Ruhe, als ginge niemals ein bewegender oder spielender Lufthauch über die Erde. Aber gerade darin liegt bei Leistikow die individuelle Geschlossenheit. Er braucht diese strenge Ruhe, um die Intimität seines landschaftlichen Gefühles auszudrücken. Und darum steht ihm der decorativ-stilistische Zug in der Naturwiedergabe gut zu Gesicht. Die Unendlichkeit des Lebens läßt sich damit freilich nicht gestalten, wohl aber ein gewisser Traumzustand der Seele, wie er vom Individuum auf die geschaute Landschaft überzuströmen scheint. Diesmal ist vor Allem eine kleinere Landschaft mit zwei schwarzen Teichen, schwarzen Baumschatten, und rothen Baumstämmen wohlgelungen. Man könnte sie eine Unterweltslandschaft nennen: solch ein todtenhaft-heiliges Schweigen liegt darüber. Dann manche treffliche Radirungen. Damit beginnt Leistikow erst jetzt, aber in höchst vielversprechender Weise.

Die anderen Sieben geben (mit Ausnahme von Skarbina, der fehlt), wie man zu sagen pflegt, „ihr Bestes", darunter Friedrich Stahl ein überaus duftiges und zartes Traumbildniß. Interessant ist aber kaum etwas davon. Doch da ist noch ein Gast, ein berühmter Franzose, Jean Charles Cazin. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Mich dünkt, er kommt etwas zu spät nach Deutschland. Seine büßende Magdalena wirkt, trotz ihrer „einfachen" Haltung und der wunderbaren Landschaft, schon fast etwas theatralisch auf uns, und die beiden Landschaften —! Nun die große Mühle in der Dämmerung, mit diesem Schein von Unwirklichkeit drüberhin, ist ein sehr respectables Stück — aber können wir das nicht allmälig auch bei uns? Können wir nicht vielleicht hie und da bereits — mehr? Immerhin: für die Cazin unseren Dank!

Franz Servaes.

---

# Offene Briefe und Antworten.

## Goethe's Faust ein kabbalistisches Geheimbuch?

I.

Herr Professor Heinrich Düntzer hat in Nr. 45 der „Gegenwart" meine neueste Faust-Schrift (Chiffre und Kabbala in Goethe's „Faust") besprochen. 1. Der Herr schrieb wörtlich: „Hat er (Louvier) doch leichtfertig den Satz aufgestellt, die Ilias sei ein Geheimbuch, was der schärfste Gegensatz zum blühenden Leben eines Homerischen Epos." Ich berichte der Wahrheit gemäß, daß mir das niemals in den Sinn gekommen ist; nicht Ein Wort daran ist wahr. Versteht Herr Düntzer unter „Ilias" das Faustwerk, unter „Homer" — Goethe, und unter „Epos" — Tragödie, so hätte er das seinen Lesern sagen müssen; so belastet er mich mit einem Vorwurf, den ich nicht verdiene.

2. Herr Prof. Düntzer schreibt ferner: „Lügen bedarf's und über die Maßen." Da Herr Düntzer keine Lüge meinerseits nennt, so berichtige ich hiermit seinen obigen Satz dahin, daß ich nie eine Lüge in allen meinen Büchern mir vorzuwerfen habe.

3. Der Herr schreibt noch überdies: „Es handelt sich nicht um eine noch zu entdeckende Schrift, sondern um eine eigene Fälschung." Auch diese „Fälschung" nennt der Herr nicht; ich erkläre, daß ich mit Vorsicht und Treue das Goethe'sche Tagebuch nach seinem Text citirt habe.

Hamburg, 14. Februar 1897. F. A. Louvier.

II.

Herr Louvier hat Aeußerungen von Friedr. Aug. Wolf über seine Prolegomena ad Homerum für ein Tagebuch Goethe's ausgegeben, in welchem unser großer Dichter der Nachwelt sein Faustgeheimniß enthüllt habe, und hat dabei die Vorsicht geübt, zu verschweigen, wo dieses sogenannte Tagebuch Goethe's gedruckt ist, weil damit die Fälschung sich sogleich ergeben haben würde. Gern gestehe ich dem Entdecker von Goethe's Fauststestament und anderen schönen Dingen, daß in der von ihm unter 1 angeführten Stelle statt der Ilias der Faust genannt sein sollte, nicht die Ilias, sondern dieser von ihm für ein Geheimbuch erklärt wird.

Köln, 17. Februar 1897. Prof. Dr. Heinrich Düntzer.

III.

Ich constatire zunächst, daß Herr Düntzer erklärt: ich, Louvier, hätte **nicht** leichtherzig den Satz aufgestellt, daß die Ilias Homer's, das Epos, ein Geheimbuch sei. Ich habe es nicht „leichtherzig", sondern überhaupt gar nicht aufgestellt. Wenn aber das Alles einfach nicht wahr ist, so wußte Herr Düntzer doch, daß ich mich natürlich dadurch auch wohl nicht „um allen Glauben gebracht haben konnte", wie er schrieb. Aber möglicher Weise habe auch ich meinerseits dem Herrn Düntzer Unrecht gethan, und stehe nicht an, dies einzugestehen. Ich bezog nämlich den Düntzer'schen Satz: „Lügen bedarf es, und über die Maßen" auf **meine** angeblichen Lügen; ich nahm es ihm sogar etwas übel! Vielleicht mit Unrecht, denn Herr Düntzer sagt doch nicht: „Louvier's Lügen"; und er kann, da er doch einmal dabei war, seine Leser humoristisch zu täuschen (s. Ilias), wie vorher, die Lügen eines Anderen (nicht Louvier's) gemeint haben; denn auffallend findet sich der Satz (Lügen bedarf es) unmittelbar hinter dem scherzhaften unwahren Satz (Ilias). — Ferner soll ich „Aeußerungen" von Fr. Aug. Wolf (starb 1824) — (welche Düntzer jedoch nicht anführt) — ausgegeben haben für — ein „Tagebuch Goethe's"! Da Düntzer nicht begründet, nehmen achtsame Leser an: Herr Düntzer habe vielleicht wieder sagen wollen: „Louvier hat **nicht** den Unsinn begangen, Wolf's etwaige ‚Aeußerungen' für ein ‚Tagebuch Goethe's' auszugeben." Ich aber bin bereit, gerichtlich zu beschwören, daß ich überhaupt gar keine Kenntniß von Wolf's Aeußerungen habe. — Heute macht Herr Düntzer mir den Vorwurf: ich hätte nicht gesagt, wo dies Tagebuch Goethe's gedruckt sei. Nun denn: in Erich Schmidt: „Aus Goethe's Tagebüchern" (erschien 1887), in Düntzer: „Zur Goetheforschung", 1891 und in Louvier: „Chiffre und Kabbala" 1897 (Alles in Auszügen); aber, war ich denn verpflichtet das zu sagen, nachdem das Auffinden des Tagebuches in allen Zeitungen besprochen war?! — Nur Herr Düntzer verwechselt das Tagebuch Goethe's mit einem noch unbekannten, unaufgefundenen Manuscript Goethe's! Von diesem kann ich beim besten Willen doch nicht sagen, wo es „gedruckt" wurde, „damit alsdann die ‚Fälschung' sich sogleich ergeben könne". Ein Manuscript ist überhaupt nicht gedruckt, und wie kann Herr Düntzer von einem Manuscript, dessen Existenz doch immerhin noch „Hypothese" ist (s. „Chiffre und Kabbala" S. 3 u. 4), schon behaupten, daß es eine „Fälschung" ergeben werde!?

Hamburg, 19. Februar 1897. F. A. Louvier.

IV.

Es ist gefährlich, mit dem Verfasser der Sphinx locuta est anzubinden, da man, wenn man mit ihm anbindet, leicht von seiner Verwechselungssucht angesteckt wird. So ist es mir ergangen. Den Vorwurf, daß Louvier Aeußerungen von Friedr. Aug. Wolf mit Goethe's Tagebuch verwechselt habe, nehme ich zurück, und bedaure, den Gegner dadurch verletzt zu haben. Aber was er wirklich verbrochen hat, ist nicht weniger schlimm. Er behauptet, Goethe habe in einer besonderen Schrift sich über sein Faustgeheimniß erklärt, und bezeichnet diese als sein letztes Testament; zum Beweise führt er einige Stellen aus Goethe's wirklichen Tagebüchern an. Hätte er seine Quelle angegeben, so würde Jeder auf den ersten Blick erkannt haben, daß die Einträge des Tagebuchs, die er heranzieht, keinen anderen Zweck haben, als der eigenen Erinnerung zu dienen. Kein Verständiger wird glauben, damit eine eigene Faustschrift Goethe's beweisen zu können, die dazu jeder Wahrscheinlichkeit widerspricht. Auf welche fabelhafte Weise er seine so erlangte Faustschrift behandelt hat, habe ich sattsam gezeigt, da er auf seine Beweise pochte, zu deren Widerlegung er mich mit lauter Stimme drängte.

Köln, 18. Februar 1897.

Prof. Dr. Heinrich Düntzer.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

---

• Die Bismarck-Nummer •
der
# „Gegenwart"
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

## Bismarck
im
## Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

---

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) Berlin W. 9.

## Beiträge
zur
## Deutschen Culturgeschichte
von
**Herman Grimm.**

Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

---

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

---

**Schönstes Geschenk f. Architekten, Ingenieure u. Freunde der Baukunst.**

## BERLIN UND SEINE BAUTEN.

1896.

Drei Bände. 210 Bogen 4°.

**Mit 19 Tafeln, 2150 Abbildungen im Text und 4 Karten.**

**Preis 60 Mark.**

In 2 feinen Leinenbänden mit Lederrücken und Lederecken **72 Mark.**

Illustrirte Probebogen (16 Seiten) kostenfrei.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.**

**Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W. 8,** Wilhelmstr. 90.

---

# Die Gegenwart 1872–1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

# Bismarcks Nachfolger

## Roman von Theophil Zolling.

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

Bestellungen auf die
# Einbanddecke
zum 50. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 11. Berlin, den 13. März 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Angriff auf die Universität. — Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes. Von Lector. — **Literatur und Kunst.** August Bungert. Ein Sendschreiben an ihn von Josef Schrattenholz. — Die Großproduction in der Kunst und das Concurrenzunwesen. Von Bildhauer Johannes Gaulke (Berlin). — **Feuilleton.** Das Ende. Von Carol Weiß. — **Aus der Hauptstadt.** Edle und Unfreie. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Angriff auf die Universität.

Bekanntlich kommt im Landtage binnen Kurzem eine in der Budgetcommission bereits durchberathene Vorlage zur Erledigung, welche die Neuordnung der Gehälter der Universitätsprofessoren betrifft. Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit die auffallende Erscheinung, daß die conservative wie die oppositionelle Presse mit wenigen Ausnahmen dem Schritte der Regierung Beifall zollt, so weit sie es überhaupt der Mühe werth hält, sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen. Die meisten Tageszeitungen thun das indessen nicht, obgleich doch der Umstand, daß fast sämmtliche preußische Universitäten in Petitionen an das Abgeordnetenhaus gegen die Vorlage Einspruch erheben, den sie mit schwerwiegenden Gründen motiviren, von Rechtswegen die Theilnahme der Presse erregen müßte und nicht todtgeschwiegen werden dürfte. Es bestätigt das wieder die traurige Thatsache, daß die Universitäten, die seit Jahrhunderten den Ruhm Deutschlands bildeten und umsonst erstrebte Vorbilder für die Hochschulen aller andern Länder waren und sind, im eigenen Lande stetig an Ansehen verloren haben. Dieser Umschwung, der sich seit 1870 vollzogen hat, gereicht dem deutschen Volke nicht zur Ehre. Die Erfolge der deutschen Waffen, das Emporblühen von Handel und Gewerbe und die Milliardenepoche haben in den Anschauungen der neuen Generation eine völlige Umwälzung hervorgebracht. Man glaubt jetzt ein Recht zu haben, die idealen Mächte gegenüber den realen gering zu schätzen. Auf die praktische Befähigung und Thätigkeit wird aller Werth gelegt; der äußere Erfolg wird angebetet. Fort mit der Theorie, sie ist etwas Ueberflüssiges, das in die Rumpelkammer gehört, so gut wie die sogenannte classische Bildung. Der deutsche Professor, auf den man einst stolz war, der in der schönen Literatur eine große Rolle spielte, ist daraus verschwunden oder kommt höchstens noch als lächerliche Gestalt darin vor. Man mißgönnt ihm die Vorrechte seines Standes, das hohe Einkommen, von dem man sich oft übertriebene Begriffe macht, die langen Ferien — und betrachtet ihn als ein Ueberbleibsel einer vergangenen Zeit, das man höchstens noch duldet, dem man aber eine Bedeutung für das reiche fluthende Leben der Gegenwart nicht mehr beimißt.

Das ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Denn nur das Volk, das neben seinen materiellen Gütern und Interessen seine idealen zu ehren und zu pflegen weiß, kann man ein aufblühendes emporstrebendes nennen. Ein Ueberschätzen der Materie und Unterschätzen der Ideale ist stets ein Zeichen des Niedergangs. Nun ist es aber zweifellos, daß die deutsche Universität unter die Institutionen gehört, denen an erster Stelle die Pflege der idealen Güter obliegt, und daß sie ihrer hohen Aufgabe stets in mustergiltiger Weise gerecht geworden ist.

Die deutsche Universität, um die uns das Ausland beneidet, ist nicht — wie in Frankreich — hauptsächlich Fachschule, wo der Student für einen Beruf dressirt wird, sondern sie ist die Stätte, wo der Jugend die Möglichkeit geboten wird, eine umfassende allgemeine Bildung zu erwerben, die Fähigkeit rein wissenschaftlichen Denkens und den Trieb nach Wissen in sich zu entwickeln und schließlich in ihrem Fach auch praktisch sich so weit vorzubereiten, daß sie, eingetreten in ihren Beruf, befähigt ist, diesen mit Ernst und Pflichtgefühl auszufüllen und die Fragen des Lebens „von einer höheren Warte als von der Zinne der Partei" zu beurtheilen.

Wie dies von der Regierung oft anerkannt und betont ist, gehört zur Berufspflicht des Universitätsprofessors nicht bloß die Lehre sondern auch die Forschung. Es ist ein im Publicum weitverbreiteter Irrthum, daß der Professor ausschließlich Lehrer und das „Bücherschreiben" sein freier Wille, sein Vergnügen sei. Daher die Angriffe auf die langen Universitätsferien, die man allgemein als eine viel zu reichlich bemessene Erholungszeit betrachtet, nicht als die einzige Zeit, die dem Professor zu ungestörter Arbeit gegeben ist. Denn während des Semesters lassen ihm Collegien, Prüfungen und dergleichen meist nicht viel Muße zu eigener wissenschaftlicher Arbeit. Das vergißt man auch an einer Stätte, wo man es eigentlich wissen könnte, im Abgeordnetenhaus, wo bei den Etatsberathungen alljährlich Aeußerungen fallen, die jener den Universitäten feindlichen Stimmung nur zu sehr Rechnung tragen.

Und auf diese Stimmung rechnet die Regierung bei ihrer neuen Vorlage. Herrschte sie nicht vor, so würde man sich in einmüthiger Abwehr gegen eine Maßregel erheben, die die Axt an die Wurzel des Baumes legt, unter dessen Schatten der Deutsche groß geworden ist und der die freie deutsche Wissenschaft heißt. Doch keine Hand regt sich zu seiner Hülfe. Hieb auf Hieb dringt ihm in's Mark, und gleichgiltig sieht man den Stamm sinken, den man — einmal gefällt — nicht wieder aufrichten kann. Es giebt so viel Wichtigeres zu reformiren. Warum fängt man plötzlich bei

einer altbewährten Institution an, die kaum Anlaß zur Klage gegeben hat? Liegen hier wirklich schwere Mißstände vor, so würden sie wohl auf andere Weise als durch die geplante tief einschneidende Maßregel zu beseitigen sein. Diese hat aber eben viel tiefere Gründe als nur die Gerechtigkeit in der Einkommensvertheilung herzustellen. Das Princip, auf dem unsere Universitäten ruhen, soll getroffen werden: ihre Selbstständigkeit. Man will sie abhängig machen vom Staat, sie einfügen in den bureaukratischen Organismus.

Nur materielle Unabhängigkeit kann der Universität die Freiheit der Forschung sichern, zu der sie berufen ist. Diese materielle Unabhängigkeit will man ihr nehmen. Schon längst hat der Staat die Vermögensverwaltung der Universitäten, die zum Theil eigene reiche Einnahmequellen besitzen und nur Staatszuschüsse beziehen, in die Hand genommen und die Selbstverwaltung der Hochschulen zu beschränken gewußt. Scheint es nun auf den ersten Blick nicht ungerecht, daß die Gehaltsfrage durch ganz Preußen gleichmäßig geregelt werde und daß eine Erhöhung des Einkommens der Professoren mit höheren Dienstjahren eintritt, so führt man doch dadurch eine Uniformirung herbei, die unberechtigt ist, wenn man die verschiedene Lage und Bedeutung der einzelnen Universitäten in's Auge faßt. Wäre dies indeß die ganze Reform, so würde man sich damit abfinden können. Aber Hand in Hand damit soll die Einziehung der Hälfte der in Berlin 4000 Mark, im übrigen Preußen 3000 Mark übersteigenden Collegiengelder gehen. Diese Gelder sollen zu einem Fond vereinigt werden, der dem Herrn Cultusminister, resp. dessen Stellvertreter, dem Decernenten für die Universitäten, zu freier Verfügung gestellt wird, um damit das Einkommen schlechter situirter Professoren aufzubessern oder „Verdienste" zu belohnen.

Das ist des Pudels Kern. Ein mehrere hunderttausend Mark betragender Fonds wird dem Herrn Cultusminister überantwortet, mit dem er nach freiem Ermessen verfahren kann, und es ist damit in die Hand eines Vorgesetzten eine Macht gegeben, wie wir das im Preußenlande bisher noch nicht erlebt haben. Das Heer der Universitätslehrer, die bisher freie Diener der Wissenschaft waren, werden jetzt Staatsbeamte, die der Herr Minister nach eigenem Gutdünken bezahlen kann. Die nothwendige Folge davon wird sein, daß die Professoren, die ja auch Menschen sind, es lernen werden, sich um die Gunst der Regierung zu bemühen, und daß es nicht mehr auf die Leistung, sondern auf die Gesinnung ankommen wird. Dem Beamten-Streberthum, dem politischen Ehrgeiz werden plötzlich die Thüren und Thore der Universität geöffnet, die ihnen bisher verschlossen waren, und fortan werden die Herren der Wissenschaft, die nur der Erkenntniß und der Wahrheit dienen sollen, sich um so besser stehen, je mehr sich diese Erkenntniß mit den Anschauungen der Regierung deckt. Den Professor aber, der eine der Regierung nicht genehme Richtung verfolgt oder gar ihr Opposition zu machen wagt, hat man jetzt ja in der Hand. Man hängt ihm den Brodkorb höher, und in einem halben Jahrhundert wird es gelungen sein, die deutsche Universität, die der Hort freier Forschung war, herabzuwürdigen und zu corrumpiren.

Das klingt hart, aber es ist zweifellos richtig, und darum sollte Jedermann, der Interesse dafür hat, daß an einer Stelle im Staate noch unbeeinflußte freie Männer ihre Stimme erheben und ihrer Ueberzeugung Ausdruck geben, der Neuerung entgegenwirken. Der Ungerechtigkeit, die man zu beseitigen unternimmt, indem man Gelehrte, die nur wenige Einnahmen durch Collegiengelder haben, besser stellt, setzt man eine viel schlimmere entgegen. Man will der kleinen Minderheit, die sehr hohe, aber zu Recht erworbene Einkommen hat, einen Theil derselben einfach fortnehmen, um ihn der schlechter situirten Majorität zuzuwenden. Das ist denn doch ein Eingriff in die persönlichen Rechte, der, obgleich er von Regierungswegen unternommen wird, einen völlig socialdemokratischen Charakter trägt.

In der That aber werden diese Gelder in der Hauptsache nicht einmal den schlechter gestellten Professoren zu Gute kommen, sondern die Regierung wird naturgemäß dahin getrieben werden, Einzelnen, die vielleicht schon große Einkommen haben, noch höhere Gehälter zu geben, schon um sie zu gewinnen oder zu halten. Welch' einen Grund hätte jetzt eine Berühmtheit, dem Rufe nach Berlin oder einer andern preußischen Universität zu folgen, wenn sie es in Leipzig, München oder Heidelberg so viel besser hat? Es ist eben ein unabänderliches Gesetz, daß die höhere Leistung auch höher bezahlt wird. Jede Universität setzt einen Stolz darein, berühmte Lehrer zu haben, die ihr Ansehen vermehren, und ließ es sich bisher gern etwas kosten, sie zu gewinnen. Da ihr diese Macht jetzt genommen ist, wird nothgedrungen die Regierung in den Fonds greifen müssen, wenn sie die Universitäten nicht auch äußerlich herunterkommen lassen will.

Ein Gelehrter, der an einer großen Universität in seinem Fach den ersten Lehrstuhl inne hat und dessen Vorlesungen überfüllt sind, ist auf diesen Platz bisher fast immer seiner hervorragenden Bedeutung und Tüchtigkeit halber berufen worden, und der Ruf, den er sich erworben, ist meist das Resultat besonderer Begabung und äußerst mühevoller und arbeitsreicher Jugend- und Mannesjahre. Hat er nicht ein Anrecht darauf, die Früchte seiner Anstrengungen zu genießen? Außerdem ist es eine ganz andere Sache, vor Hunderten von Zuhörern zu sprechen, als vor sechs oder acht. Bei den hohen Honoraren kommt aber besonders der specialisirte Unterricht in Betracht, der in Kliniken, Laboratorien, Anatomien und Seminarien ertheilt wird und der eine außerordentliche Arbeitsleistung und Anstrengung erfordert. Das betrifft nicht nur die Naturwissenschafter, sondern auch die modernen Nationalökonomen, Philologen und besonders die Juristen, welche oft Hunderte von schriftlichen Arbeiten zu lesen und zu corrigiren haben.

Eine große Anzahl von Professoren hat sehr kleine Einnahmen aus Collegiengeldern, weil sie Fächer vertritt, die ihrer Natur nach nur von Wenigen besucht werden, z. B. der Astronom, der Assyriologe, der Orientalist. Wenn Jemand ein solches Fach zu seinem Lebensberuf machte, so war er sich völlig klar darüber, daß er auf glänzende äußere Erfolge verzichten müsse und daß er überhaupt in die Universitätslaufbahn nur eintreten könne, wenn er über so viel eigenes Vermögen verfüge, um vor Noth gesichert zu sein. Hatte das seine Schattenseiten, so hatte es auch das Gute, die Hochschulen vor den Elementen zu bewahren, die nicht aus innerstem Triebe sich der Wissenschaft weihen. Um Reichthümer zu sammeln, wird man nicht Professor. Von jeher wurde man es bei uns nur aus Liebe zur Sache. Warum fühlt sich der Staat plötzlich berufen, die Lage von Leuten zu verbessern, die sich gar nicht für beklagenswerth halten?

Schon jetzt hat das Ministerium die Berufungen in der Hand. Sobald ihm die Vorschläge der Facultäten nicht zusagen oder es eigene Candidaten hat, die es gern unterbringen möchte, octroyirt es der Universität eine von dieser vielleicht nicht gewünschte oder ausdrücklich abgelehnte Persönlichkeit. Und diese Fälle, die früher zu den Seltenheiten gehörten, mehren sich. Es ist eben in der ganzen Behandlung der Universitätsfragen das Bestreben unverkennbar, die Hochschulen den andern Behörden gleichzustellen, sie von Staatswegen zu verwalten und ihre Selbstständigkeit, wenn nicht gänzlich aufzuheben, so doch mehr und mehr zu unterdrücken und zu beschneiden. Geht man auf diesem Wege vorwärts, so erschüttert man die Fundamente der Universität, die aufhören wird, die Hochburg freier Forschung zu sein, als welche sie sich durch Jahrhunderte bewährt hat.

Da müssen wir wieder einmal Gott danken, daß wir in

Deutschland noch andere Staaten als Preußen haben. Sie werden den Besitz, den sie in ihren Universitäten ererbt, ungeschmälert erhalten, und es wird sich bald zeigen, daß sie recht daran gethan. Eine erfreuliche Thatsache ist es aber nicht, daß die deutschen Professoren, die mehr als irgend ein anderer Stand mitgewirkt haben, die Einheit Deutschlands vorzubereiten, jetzt durch die Schuld Preußens dazu gezwungen werden, in einem gewissen Particularismus noch ihr Heil zu erblicken. Ob der preußische Staat wohl daran thut, sich einen Theil der Sympathien derer zu entfremden, die bisher am wärmsten für ihn gefühlt haben, das ist wohl keine „offene Frage" mehr.

---

## Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes.

Unter diesem Titel ist der 6. Band des trefflichen Tagebuches von Theodor von Bernhardi soeben bei S. Hirzel in Leipzig erschienen. In doppelter Rücksicht darf dieser Beitrag zur Zeitgeschichte auf Beachtung Anspruch erheben: wegen der Schärfe, mit welcher die Unhaltbarkeit der Zustände nachgewiesen wird, in welche Deutschland und Europa seit dem Jahre 1859 gerathen waren, und wegen der Sicherheit, mit welcher der Verfasser die Symptome der rettenden Wendung erkennt, die uns durch den Krieg von 1866 gebracht werden sollte. Zwischen den Zeilen der in London geführten Tagebücher, wohin Bernhardi als Vertreter des Augustenburgers ging, steht außerdem geschrieben, was der Mehrheit der Zeitgenossen erst erheblich später aufgegangen ist: daß die britische Rathlosigkeit der Jahre 1864/65 der bis dahin allseitig anerkannten europäischen Stellung des Inselreiches einen Stoß ertheilt habe, von welchem dasselbe sich nicht wieder zu erholen vermochte. Fast unmittelbar nach der Rückkehr aus England zieht der Verfasser mit gleicher Sicherheit ein anderes Facit: gegen die eigene Erwartung sieht er sich zu dem Eingeständniß bestimmt, daß Deutschland allein im preußischen Regierungs-Lager lebt, und daß alles Uebrige „eitel Trümmer" darstellt. Er sieht die Rettung von einer Seite kommen, die er als gegnerische zu betrachten gewohnt gewesen war, und er erkennt die Ueberlegenheit eines Staatsmannes, dessen Politik er bisher mißbilligt hatte. Diese etwas späte Bekehrung zu Bismarck giebt dem neuen Bande eine besondere Bedeutung.

An dieser Umsattelung Bernhardi's haben die Unbestechlichkeit seines Urtheiles und die Wärme seiner patriotischen Empfindung gleich starken Antheil gehabt. Schritt für Schritt läßt sich in Bernhardi's Aufzeichnungen verfolgen, daß er Nebensächliches und Vorübergehendes von Wesentlichem auseinanderzuhalten und die Fäden der Bismarck'schen Politik zu ergreifen weiß, sobald die erste der um diese Politik gelegten Hüllen gefallen ist. Ein Mal über die Ziele beruhigt, läßt er sich durch Irrungen und Mißgriffe, die mit unterlaufen und die seinem scharfen Blick nicht entgehen, keinen Augenblick beirren. Er wägt das Einzelne nicht nur nach seinem specifischen Gehalt, sondern nach der Bedeutung ab, die dasselbe für das Ganze hat. Die Fähigkeit, den Blick unverwandt auf dieses Ganze zu richten, aber hat er der Sicherheit seines politischen Tacts, der Festigkeit seiner vaterländischen Gesinnung zu danken. Von den zahlreichen durch Stellung und Einsicht hervorragenden Männern, mit denen Bernhardi damals verkehrte, hält die Mehrheit an Anschauungen fest, die aus der sogenannten Conflictszeit herübergenommen sind und die seinen „altliberalen" gegenüberstehen. Immer wieder treten Zwischenfälle ein, die die Verständigung auch mit den besten der ehemaligen Gesinnungsgenossen erschweren, und über die der Tagebuchschreiber selbst nur mit Anstrengung hinwegkommt. Es bedarf der ganzen Unbestechlichkeit seines Urtheils, damit er unbeirrt auf dem Wege weitergeht, den sein patriotischer Instinct ihm gewiesen und auf welchem der befreundeten Gefährten immer weniger werden, je näher man an den Scheidepunkt kommt. Dafür wird dem selbstlosen, durch eine lange Schule der Entsagung gegangenen Mann im entscheidenden Augenblick die Befriedigung, mit Hand anlegen zu dürfen an den Kriegspflug, in dessen Furchen die Saat der besseren Zukunft gestreut werden sollte.

Ueber die Geschichte des Jahres 1864 bis 1866 liegen zahlreiche, nach den verschiedensten Gesichtspunkten geschriebene Berichte vor, darunter solche, die einzelne Verhältnisse mit einer actenmäßigen Genauigkeit beleuchten, wie sie von den Aufzeichnungen eines Privatmannes nicht erwartet und nicht verlangt werden kann. Dafür tragen die Bernhardi'schen Denkwürdigkeiten, weil sie ohne jede Tendenz und Voreingenommenheit — ja ohne den Gedanken an Veröffentlichung und lediglich als Anhalt für die eigene Erinnerung niedergeschrieben sind — den untrüglichen Stempel einer Objectivität, die auch von actenmäßigen Darstellungen nur selten erreicht wird und ihnen den Werth einer historischen Quelle ersten Ranges verleiht: ja sie dürfen einen entscheidenden und in seiner Art einzigen Vorzug in Anspruch nehmen, — denjenigen nämlich: von einem Manne verfaßt worden zu sein, der die große Wandlung aus der Conflicts- zur Einigungszeit so zu sagen am eigenen Leibe durchgemacht hat, ohne daß er mit seiner Vergangenheit zu brechen und eine Parteilichkeit gegen die andere auszutauschen nöthig gehabt hätte.

Bernhardi's Mittheilungen sind zunächst eine Ergänzung und Bestätigung der jüngst erschienenen Erinnerungen des Holsteiners Henrici über die Machenschaften des übel berathenen Augustenburgers. Der Herzog reiste vor Weihnachten 1863 nach München; das war sein Unglück; er verfiel dort bayrischen Intriguen — großartigen Plänen, mit denen der König Max von Bayern aus Rom zurückkehrte: ein deutscher Bund ohne Oesterreich und Preußen sollte die Grundlage einer europäischen Großmachtstellung Bayerns bilden. Man versprach dem Herzog goldene Berge und machte ihn glauben, daß er Preußen gar nicht brauche, ja daß er sich feindlich gegen Preußen stellen müsse, um seiner Sache gewiß zu sein. Er sagte zu Bernhardi: „Ich speculire gar nicht auf Preußen" — wenn er auch nicht abgeneigt sei, Preußen in Gnaden aufzunehmen, im Fall es sich ihm später anschließen wolle. Er „speculirte" auf die Begeisterung des deutschen Volkes. Bernhardi bemerkt: „Daß man in München seine Sache lediglich für bayrische Zwecke benutzen und ausbeuten wollte, dafür hatte er kein Auge. In England war die Sache leicht zu übersehen; ich habe nie unterlassen darauf aufmerksam zu machen, daß die Entscheidung nicht in London lag, sondern in Berlin: ich habe fort und fort auf die Nothwendigkeit hingewiesen, das Verhältniß zu Preußen zu regeln, und immer vergebens. Ich habe zuletzt in Kiel darauf gedrungen, daß man sich Preußen anschließe, weil man nur dadurch der Annexion entgehen könne, die man fürchtete. Aber ich habe Nichts weiter bewirkt, als daß Samwer eine Art hysterischen Anfall bekam. So rechnen der Herzog und Samwer fort und fort in der seltsamsten Verblendung auf lauter leere Hirngespinnste — und nie mit der realen Macht und den realen Verhältnissen." Auch über die bekannte antibismärckische Haltung des nachmaligen Kaisers Friedrich und seine Freundschaft zum Augustenburger berichten Bernhardi's Tagebücher viel Bemerkenswerthes. So tadelt Fürst Hohenzollern ihm gegenüber den Kronprinzen und die Kronprinzessin wegen ihrer politischen Haltung im Allgemeinen und ihrer Stellung zu der schleswig-holsteinischen Frage insbesondere: „Das Verlangen nach der Annexion der Elbherzogthümer ist in Preußen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß kein preußischer Prinz sich dagegen aussprechen darf, am wenigsten der Kronprinz. Widerstrebt die Sache seinem Gefühl, so kann er sein Gewissen dadurch beschwichtigen, daß er sich in der Sache vollkommen neutral verhält und

gar keinen Antheil daran nimmt — und dann zu seiner Zeit — als König — ein Verhältniß übernimmt, das fertig daliegt, an dem er Nichts mehr ändern kann, das er aber nicht gemacht und nicht zu verantworten hat. Aber gegen die Annexion auftreten, dagegen handeln darf er nicht!" Auf die Frage des Fürsten, wie man im Lande von der Haltung des Kronprinzen in der Herzogthümer-Frage denkt, antwortet Bernhardi: „Man weiß wenig davon; wir Anderen, die wir darum wissen — wenige an der Zahl — Freunde des Kronprinzen, wir maskiren das so viel als möglich und sprechen nicht davon. Ich habe in London den Versuch gemacht, den verstorbenen König von Belgien zu veranlassen, daß er den Herzog von Augustenburg auf die Gefahren seines Betragens aufmerksam mache — und ihm die Irrthümer vorgetragen, die die Kronprinzessin meines Erachtens begeht, indem sie unter uns immer als Fremde, als Engländerin auftritt u. s. w." Interessant sind auch die hier verzeichneten Aussprüche Roon's über „die Haus- und Familienwanzen", die sich in den königlichen Schlössern eingenistet haben. Wie der Kronprinz und besonders dessen Gemahlin, so ist auch die Königin Augusta, die bekanntlich von den Fähigkeiten der preußischen Heerführer bis 1866 die denkbar ungünstigste Meinung hatte und nichts als Niederlagen voraussah, ganz auf der Seite der Feinde Bismarck's, von der Coterie des Prinzen Karl und ihren absolutistischen Einflüsterungen ganz zu schweigen. Dazu die starrsinnige Haltung der Landtagsopposition mit ihrer „Verblendung, Thorheit und charakterlosen Feigheit". Man sieht förmlich, wie die trefflichen Minirer den Boden unter Bismarck's Füßen unterwühlen, und wie dessen letzter Halt, der König, zu wanken beginnt. Und Bernhardi markirt seinen Gang nach Damascus, indem er als gläubiger Paulus vor dem bestgehaßten deutschen Manne steht. In seiner ersten Unterredung mit Bismarck — ein stundenlanges Gespräch unter vier Augen — sucht ihn der Gewaltige davon zu überzeugen, daß er nicht durch persönliche Rücksichten bestimmt wird oder durch Berechnungen eines trivialen Ehrgeizes; daß es ihm nicht etwa darum zu thun ist, sich in seiner Stellung zu behaupten oder dergleichen — sondern lediglich um die Sache, um Preußens Größe und Macht. Dabei, meint er, sollten ihn die Liberalen unterstützen, wenn sie irgend verständig wären, sie sollten sich keine Sorgen machen „um das Bißchen Liberalismus", das sie dabei etwa einbüßen; das will wenig bedeuten! „Das holen sie nachher in sechs Wochen wieder ein unter dem ersten besten liberalen Ministerium — und jedenfalls werde unter dem Kronprinzen ein anderes Regiment eintreten. — Was ihn, Bismarck, betrifft, so könne es wohl sein, daß er nicht im Stande sein werde, das begonnene Werk zu vollenden — daß er zurücktreten müsse, und er würde das ganz gerne thun, würde ganz gern die Sache in die Hände eines liberalen Ministeriums legen, — wenn er nur hoffen könnte, daß dieses liberale Ministerium im Stande sein werde, sie mit Erfolg zu Ende zu führen. Aber wo sind die Leute dazu, wo sind die liberalen Minister, von denen man so etwas erwarten könnte? — wer sind sie? Schwerin sei doch wahrlich nicht der Mann. Usedom? — Der ist ein Conversations-Minister; ein liebenswürdiger Feuilletonist, eine geistreiche Dame. Oder etwa Goltz? — Nun, der ist zänkisch und schwankend. Er weiß sich mit Niemand zu vertragen und sieht die Dinge von einem Tage zum andern in sehr verschiedenem Licht; bald überschwänglich zuversichtlich und hoffnungsvoll, bald wieder ganz entmuthigt, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" — so sind seine Berichte aus Paris von einer Woche zur andern verschieden wie Tag und Nacht. Dann aber auch könnte ein liberales Ministerium den König, der ihm nie ganz trauen würde, noch weniger als er, Bismarck, zu den energischen Entschlüssen bewegen, die gefaßt werden müssen, und die Sache würde an dem Könige scheitern. Bismarck nimmt Bernhardi's Anerbieten an, nach Hannover zu gehen und mit Bennigsen anzuknüpfen. „Was das Nächste anbetrifft, soll ich die Leute, mit denen ich spreche, nur ja vor allen Dingen davon zu überzeugen suchen, daß die Forderung einer Bundes-Reform, die er ausgesprochen hat, keineswegs „ein Noth-Schuß" sei; nicht etwa ein bloßes Auskunftsmittel, zu dem er in der Verlegenheit gegriffen habe, um herauszukommen, sondern: „ein Programm". Die Bundes-Reform ist ein Plan, der bei ihm schon seit lange feststeht, seitdem er politisch mündig geworden ist. — Politisch mündig sei er allerdings nicht gewesen, als er vom Lande aus in das öffentliche Leben eintrat. Damals habe er sich allerdings das Wesen der conservativen Interessen und die Politik Oesterreichs ganz anders gedacht, als sie seien; er habe geglaubt, daß ein redliches Zusammengehen mit Oesterreich möglich und die Bedingung der Macht und Sicherheit Deutschlands und der Ruhe Europas seien. Aber als Gesandter am Bundestag habe er sich bald überzeugt, daß von einem solchen Zusammengehen nicht die Rede sein könne, weil Oesterreich eben nicht redlich sei in seinen Beziehungen zu Preußen, weil Oesterreichs Politik Preußen gegenüber eine Politik der Mißgunst sei. Seitdem er das eingesehen hat, ist die Reform des Bundes und das deutsche Parlament sein Programm. Dann kommt Bismarck darauf zurück, daß er vielleicht zurücktreten müsse, denn er frage sich, ob er den König zu den energischen Entschlüssen werde bringen können, die nöthig seien. Bei den vielerlei Einflüssen, die sich geltend machen — und zwar von Seiten der Personen, die dem König am nächsten stehen — sei das sehr fraglich. Gerade die besten Eigenschaften des Königs, seine Milde, seine Scheu vor dem Jammer, den ein Krieg herbeiführt — die sind ihm da im Wege. — „Und seine passive Zustimmung genügt mir nicht!" — Der König muß entschlossen activ einschreiten und eingreifen im Sinn der verlangten Politik. Nun halte er, Bismarck, es allerdings für unzulässig, seine Demission zu geben, bloß weil er etwa den König nicht unbedingt für seine Vorschläge gewinnen könne; er würde das also nicht leichthin thun — „aber es giebt doch Dinge, zu denen ich meinen Namen nicht hergebe" — und tritt der Fall ein, so scheidet er aus dem Ministerium. Bernhardi schließt seinen Bericht mit der hübschen Charakteristik:

„Er macht einen eigenthümlichen Eindruck, dieser Bismarck; er ist jedenfalls, was man ein Original zu nennen pflegt — aber er imponirt bei alledem. Man wird bald gewahr, daß man es nicht mit einem gewöhnlichen Menschen zu thun hat — und daß er viel höher steht, als die vulgäre öffentliche Meinung ihn taxirt. Sein Ehrgeiz ist nicht von der gewöhnlichen, trivialen Art; es liegt ihm nicht sowohl daran, etwas vorzustellen, wie man das zu nennen pflegt, — als daran, etwas Mannhaftes zu leisten in der Welt; es ist ihm weniger um seine Stellung und seine Person als um Preußen und Deutschland zu thun."

Eine hübsche Bemerkung Bernhardi's, die sich unsere gleich zur Flucht in die Oeffentlichkeit bereiten Staatsmänner von heute merken sollten, bezieht sich auf Roggenbach, den ein Zeitungs-Artikel aus der Fassung gebracht hatte:

„Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges kauften sich die Leute Amulete, die sie kugelfest machen sollten —: wenn ich doch einen Talisman wüßte, um die Leute Zeitungs-Artikel-fest zu machen! Das thut in unserer Zeit sehr noth! — Vor einem Zeitungs-Artikel brechen sie alle zusammen; den kann keiner von diesen Herren vertragen!"

Bernhardi's Mission nach Hannover hat so gut wie keinen Erfolg. Unterdessen spitzen sich die Dinge immer kriegerischer zu. Die antibismärckischen Quertreibereien dauern fort, so daß Roggenbach mit der regierenden Königin „sehr gut und in sehr gutem Sinn gesprochen hat. Er hat sie ernst aufgefordert, ihren Friedensbestrebungen zu entsagen und Berlin auf einige Zeit zu verlassen — natürlich mit

Gründen." Aber auch der König wankt immer wieder. „Bismarck kann den König nicht zu der sofortigen Occupation des Königreichs Sachsen bewegen. Auch wird nach wie vor von der uns allen bekannten Seite her daran gearbeitet, den König nicht etwa nur schwankend und unsicher zu machen, sondern geradezu zur Umkehr zu bewegen. Fürst Hohenzollern erzählte meinem Freunde: am Theetisch der Königin hat der Königs-Meyer in diesen Tagen einen neuen verzweifelten Angriff auf den König gemacht — von den Schrecken des „Bruderkriegs" mit Oesterreich gesprochen, — einen solchen Bruderkrieg geradezu als einen Frevel bezeichnet; — hat die Rechte des Augustenburgers geltend gemacht und gemeint, der müsse doch jedenfalls wenigstens Erbstatthalter werden und bleiben in den Elbherzogthümern — die Bedingungen, die Oesterreich stellt, seien gar nicht so schlimm, und man könne sie gar wohl annehmen. Der König hat sich dem gegenüber ganz auf der Defensive gehalten — und bemerkte nur mit höflicher Verwunderung: „Sie sprechen ja als mein Feind!" — Die Königin aber wurde empfindlich, als der Minister Schleinitz sich hineinmischen wollte, um den König zu vertheidigen. Glücklicher Weise reist sie heute noch ab."

Der Kriegsgeschichtschreiber Bernhardi war aber auch ein Stück Privat-Stratege. Als solcher erlebte er die Genugthuung, daß sein ausführlicher Plan, wie die Italiener gegen die Oesterreicher zu operiren hätten, von Moltke geprüft und zum Theil gelobt wurde. Man wäre versucht, dies für eine bloße Höflichkeit des Generalstabschefs zu halten, deren Werth Bernhardi überschätzt, wenn nicht die Folge dieser Privatleistung eine solche Annahme erschüttern würde. Bernhardi erhielt nämlich auf Moltke's Rath die Mission, in Begleitung des Majors im Generalstabe Lucadou als Vertrauensmann nach Italien zu reisen und sich mit La Marmora über den Kriegsplan zu verständigen. Vor seiner Abreise gewährten ihm der König wie der Kronprinz eine Audienz, über die er folgenden Bericht seinem Tagebuch anvertraut.

„Den König finde ich in allerrosigster Laune, er giebt mir die Hand und dankt mir freundlich dafür, daß ich diese Mission bereitwillig übernommen habe. — Er versichert mich, daß er den Krieg, der uns nun näher rückt, nicht gewünscht und gewollt habe, — er würde gern Alles ergreifen, was den Frieden erhalten kann, — zeigt sich verwundert über eine Nachricht, die uns heute die „Dresdner Zeitung" bringt, daß Oesterreich nun doch auf den Vorschlag eines europäischen Congresses eingehe.

Ich suche auf die Kriegführung in Italien zu kommen und bemerke: Ich habe mit dem General Moltke die Lage der Dinge in Italien schon besprochen. Daß die Italiener glänzende Siege erfechten, dürfen wir kaum erwarten, aber Moltke meint, glücklicher Weise sei das für den Erfolg im Ganzen auch kaum nothwendig. Das Wesentliche ist, daß sie eine bedeutende Macht Oesterreichs in Italien beschäftigen und festhalten und dadurch verhindern, gegen uns in Böhmen aufzutreten und da die österreichischen Streitkräfte zu verstärken.

König: Die Oesterreicher scheinen in Italien die stricte Defensive zu beabsichtigen.

Ich erzähle, wie sich die Stimmung in Schlesien gewendet hat, daß man dort Preußen angegriffen glaubt, den Krieg für einen Vertheidigungskrieg hält und Herrn v. Beust als denjenigen ansieht, der ihn eigentlich herbeiführt.

König: Er hat auch viel dazu beigetragen. Er ist unter allen Bedingungen feindselig gegen Preußen gewesen. Als ich das liberale Ministerium hatte, so sagte er pis que pendre von Preußen, pis que pendre. — — —

Der Kronprinz kehrt von einer Ausfahrt zurück und empfängt mich. Von meiner Sendung weiß er durch Moltke. Nach einigen Worten richtet er an mich die Frage, warum meiner Ansicht nach eigentlich Krieg geführt werde?

Ich: Im Lande ist die Ansicht herrschend, daß nicht wir Krieg führen, daß man vielmehr mit uns Krieg führt, daß Preußen angegriffen wird und sich vertheidigen muß, und man bezeichnet Herrn v. Beust als denjenigen, der eigentlich den Krieg herbeiführt.

Der Kronprinz spricht immer in der stillschweigenden Voraussetzung, daß sich der Krieg wohl hätte vermeiden lassen, er spricht von den Gefahren, die sehr groß seien, die Oesterreicher werden Venetien nur zum Schein vertheidigen — sie werden schnell „einen Frieden von Villafranca" schließen — um dann mit ganzer Macht und im Verein mit ganz Deutschland, ja wie er andeuten zu wollen scheint, auch mit Frankreich, über uns herzufallen.

Ich: Wie die Dinge jetzt liegen, scheinen die Pläne doch eher die entgegengesetzten zu sein. Oesterreich ist ausdauernd in seinen Ansprüchen, es giebt Venetien, es giebt seine Suprematie in Deutschland nicht auf. Vorläufig bleibt Oesterreich in Italien offenbar auf der Defensive, um zunächst mit großer Macht über uns herfallen zu können, und dann, wenn man erst mit Preußen fertig ist, wie man hofft, die gesammte Macht gegen Italien zurückzuwenden.

Kronprinz: kommt darauf zurück, daß die Verhältnisse jedenfalls sehr ungünstige für Preußen sind.

Ich: Manches hat sich indessen günstiger gestellt, als man erwarten durfte. Der Abgeordnetentag namentlich ist ganz gut abgelaufen; mit den Beschlüssen, die dort gefaßt worden sind, können wir ganz gut zufrieden sein. Das ist eine glückliche Folge der Anwesenheit Herrn v. Bennigsen's hier in Berlin, wo er sich zu orientiren gesucht hat.

Kronprinz: Also der hat hier Vertrauen zu der Sache gewonnen?

Ich: Herr v. Bennigsen hat hier gesehen, daß die Dinge doch etwas anders stehen, als er sich aus der Entfernung gedacht hatte!

Kronprinz: verweilt von Neuem dabei, daß die „Chancen" für uns ungünstig seien, und daß Preußen die öffentliche Meinung gegen sich hat.

Ich: Mir scheint der Krieg von Seiten Oesterreichs nahezu ein Akt des Wahnsinns. Wir wagen viel, sehr viel bei dem Kriege — Oesterreich aber die Existenz.

Kronprinz (scheint das gewissermaßen zuzugeben): Wir können Provinzen verlieren. „Nun! — die erobert man dann später wieder."

Ich glaube im Gegentheil, daß Preußen nur durch die ungeheuersten Opfer und die heldenhaftesten Anstrengungen wieder empor kommen könnte, wenn Oesterreich und die Mittel-Staaten es einmal unter den Fuß gebracht hätten — und daß die Fortschrittspartei, an die Spitze der Regierung gestellt, das dann nicht einmal versuchen, sondern nur daran arbeiten würde, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen!

Der Kronprinz (fortfahrend): Wenn man nur den Forderungen der Zeit gerecht wird, käme Preußen ganz von selbst an die Spitze Deutschlands.

Ich: Ohne Gewalt auch dann nicht, E. K. H.; ich will durchaus nicht sagen, daß es nicht eine sehr schöne Sache und in hohem Grade wünschenswerth wäre, die öffentliche Meinung für sich zu haben —: aber die Einheit Deutschlands ist eine Frage der Macht. Den Geist der Dynastien kennen E. K. H. so gut wie ich; die Dynastien haben in ihren organisirten Machtmitteln, in ihren organisirten Armeen und Finanzen, in der Verwaltung, die ihnen dienstbar ist, große Mittel des Widerstandes — und sie fügen sich gewiß nicht ohne Widerstand.

Kronprinz: Der König will den Frieden; er hält sich an jeden Strohhalm, um den Frieden zu erhalten.

Ich: Wie gern der König den Frieden erhalten möchte, und wie sehr es ihm Ernst darum, ist bekannt — und es liegt allerdings eine gewisse Gefahr in der Redlichkeit des Königs. Der König ist stets bereit, redlich auf Unterhand-

lungen einzugehen, die unredlich gemeint sind und keinen anderen Zweck haben, als Zeit zu gewinnen. Darin liegt eine große Gefahr!

Kronprinz: Wenn man den Forderungen der Zeit gerecht wird und den Erbprinzen von Augustenburg in den Elbherzogthümern einsetzt, unter Bedingungen, die uns sicher stellen, ist der Friede heute noch zu haben.

Ich: Halten E. K. H. das jetzt noch für möglich?

Kronprinz: O gewiß! Der Erbprinz nimmt gleich an!

Ich werde sehr gnädig entlassen — soll den Prinzen Humbert grüßen (den König Victor Emanuel kennt der Kronprinz nicht persönlich) — dem Garibaldi läßt die Kronprinzessin sagen, daß sie den lebhaftesten Antheil an ihm nimmt."

Mit der Abreise nach Florenz schließt der neue Band des bedeutsamen Memoirenwerkes. Es ist allerdings nach dem bekannten Mißerfolge dieser Sendung, die der nächste Band behandeln wird, sehr fraglich, ob Bernhardi der richtige Mann dafür war. Bekanntlich sah der unfähige italienische General La Marmora auf den Nichtmilitär sehr hochmüthig herab und glaubte damit einen Grund mehr zu haben, das Drängen und die nur allzu guten Rathschläge des preußischen Bundesgenossen zu mißachten. Lector.

## Literatur und Kunst.

### August Bungert.

Ein Sendschreiben an ihn von Josef Schrattenholz.

Mein lieber Freund! Du schicktest mir als Neujahrsgruß ein Stück Deiner „Homerischen Welt": den Clavierauszug von „Odysseus' Heimkehr". Ich weiß — Du bist aus anderem Holz geschnitzt als der moderne, fatal liebenswürdige cher frère en Apollon, der uns nach glücklicher oder unglücklicher Geburt eines Geisteskindleins sofort ein Abbild desselben: ein Künstler- oder Recensions-Exemplar auf den Tisch legt und sich sehr unliebenswürdig verschnupft zeigt, wenn über den richtigen Empfang der Ehrengabe durch irgend eine sogenannte, natürlich möglichst wohlwollende, „Kritik" nicht coram populo quittirt wird. Die ehrende Eigenart, die Du in der Kunst Dir erwarbst, hast Du auch im Leben Dir bewahrt, und dies, lieber Freund, ist der Hauptgrund, warum ich „Odysseus' Heimkehr" mit der nämlichen hegenden Zärtlichkeit in die Hand nehme, als ob ich selber das Werk componirt hätte, und seines durchschlagenden Erfolges bei der Dresdener Première mich freue, als ob er mir persönlich gälte. Lebendige Antheilnahme braucht nicht immer auf offenem Markte sich zu äußern. Sie ist dem Schaffenden wohlthuend und förderlich, auch wenn sie im Stillen nur, Aug' in Auge, sich kündet, und ihrer rückhaltlosen Spendung und Bewahrung verdanke ich jetzt das frohe Bewußtsein, recht platonisch zwar, doch drum nicht minder treu und beständig, von Anfang bis Ende mitgearbeitet zu haben an Deinem schönen, großen Lebenswerk.

Einer Deiner berühmtesten Collegen, dem ich vor langen Jahren einmal Dein Vorhaben einer musikdramatischen Behandlung Homer's mittheilte, gab seiner Ansicht mit den Worten Ausdruck: „Bungert ist, so viel ich weiß, ein recht talentvoller Mann (sic!); aber es ist ein Denkfehler, aus der Odyssee eine Oper zu machen; und nun gar eine Operntetralogie!" — Honny soit qui mal y pense! Die alte Erfahrung von der Unzulänglichkeit unserer a priori-Weisheit.

Märchen noch so wunderbar
Dichterkünste machen's wahr! —

Und wahrlich, wenn ich Dein Leben und Deine Thätigkeit in den letzten Jahrzehnten rückblickend überschaue, dann will mir der gegenwärtig vollendete Ausbau Deiner „Homerischen Welt" auch wie ein wunderbares Märchen erscheinen.

Ich blätterte kürzlich in den Briefen, womit Du seit Deiner Cölner Conservatoriumszeit aus aller Herren Länder mich erfreutest. Ein umfangreiches, gehaltvolles Convolut. Und über dem Durchblättern wird mir die Frage, warum Du als Stoffträger Deiner musikdramatischen Ideen eigentlich den alten, unverweslichen Homer Dir gewählt hast, klar wie die Sonne. Denn Du bist selber der Mann, „der Vielgewandte, der vielfach umgeirrt — vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat, Auch im Meere so viel herzkränkende Leiden erduldet, Strebend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft". Das alte heilige Cöln, das moderne Babel Paris, der liebliche Gesundbrunnen Kreuznach, die Residenzstadt des gesegneten Badens, die große Intelligenztretmühle Berlin, Genova la superba, die Königsschlösser Rumäniens, die Schweiz, der Harz, der alte, ewig junge Vater Rhein, und vor Allem das gelobte Land Italien — sie alle sahen Dich zu längerer oder kürzerer Rast und stets im Verkehr mit den besten Meistern und Geistern, mit dem Schönsten des Schönen, stets in fruchtbarer, unabläßiger Arbeit und Schaffensfreude. Und in aller Irrniß und Wirrniß, in allem Glück und Unglück des Lebens, bei allen Schicksalsschlägen, die auf Deinen bunten Odysseusfahrten Dich betrafen, bewiesest Du Dich stets fest und unwandelbar, in all' der Erscheinungen Flucht Dir selber treu und Deinen Zielen, stets der Alte, Eine, Ganze, die alte, echte selbstständige Natur.

„Die Zeit und die tiefer Schauenden" — so schriebst Du mir nach Vollendung Deiner Festspieldichtung: „Hutten und Sickingen" in einem Deiner italienischen Briefe — „werden sehen, was ich will und sage. Daß ich nach Anderen jetzt zufällig komme, ist — merkwürdig. Aber ich weiß, daß ich einzig bin in Deutschland, und wenn Gott mir die Kraft giebt, in Thaten zu sagen, was Alles fertig in meinem Kopfe liegt und in meinem Herzen, dann werden wir in nicht zu ferner Zeit am Rhein uns frisch in Herz und Gedanken wiedersehen und ich werde Dir sagen können, daß ich derselbe bin, der ich war vor Jahren, da ich mit langen blonden Haaren von Paris kam und wir Beide in Königswinter im Mondschein durch's Siebengebirge ritten und glaubten, Deutschland sei unser. Der alte Gaul, den Peter hatte, war das Philisterthum, das man stets reitet, wenn man dergleichen unternimmt. Indeß — wir saßen doch drauf, und die alte Mähre wurde doch selbst angesteckt und lief schließlich wie wir wollten. Und wir reiten heute und werden reiten stets, wenn wir die jungen, keimenden Gedankenreben durch kritische Reblänse und anderes überflüssiges Ungeziefer uns nicht anfressen lassen." — —

Wer Etwas erreichen wolle, müsse ein gewisses edles Vertrauen in seine Kräfte setzen; solche Zuversicht belebe all' unsere Bemühungen und ertheile ihnen einen Schwung, der der Untersuchung der Wahrheit sehr förderlich sei, sagte der Denkerjüngling Kant. „Nur die Lumpe sind bescheiden." Das ist unzweifelhaft richtig. Aber ebenso richtig ist, daß es manchem guten, tüchtigen Kerl oft herzlich sauer gemacht wird, unter all' den „Pfeil' und Schleudern wüthenden Geschicks" jenes Kant'sche Vertrauen sich lebendig zu erhalten. Du hast das Kunststück fertig gebracht. Und das ist hoch anerkennenswerth, ja bei Deiner bewegten Lebensfahrt und Deinem langen Dauerkampfe mit dem gefräßigsten aller Talent-Moloche: der menschlichen Indolenz, geradezu bewunderungswürdig. Bewundernswerther noch erscheint mir jedoch die Kraft und Zähigkeit, womit Du all' die Jahre hindurch in den verschiedensten Phasen Deines Lebens und Deiner geistigen Wandlung und Weiterbildung an Deinem großen Lieblingsplane festhieltest und seine Ausarbeitung rastlos weiter förderteſt. Ist doch das innere künstlerische Fortschreiten, die geistige Selbsterziehung und Blickserweiterung des Schaffenden dem Ausbau mancher Lieblingspläne

eher hinderlich als nützlich. Und geistige Wandlungen hast auch Du durchgemacht, wenn auch Deine Kunstauffassung, Dein Begriff des Schönen, derselbe geblieben ist. Da finde ich z. B. aus Deiner ersten Berliner Periode ein Gedicht von Dir. Du kennst es gewiß nicht mehr. Es charakterisirt Dein Wesen, Dein Sein und Schaffen jedoch so vortrefflich, daß ich's Dir zur Selbstbespiegelung hier noch einmal vorführe:

O weh, wo ist die Zeit nun hin,
Da noch nach Lyrik stand mein Sinn?
Jedwedes Gedicht, das ich nur las,
Mein hungernd Herz mit Habgier fraß,
Und kaum hatt' ich den Stift zur Hand,
Es auf Papier in Tönen stand.

Wenn jetzt ich neue Gedichte les',
Gleich steht, wie Mephistopheles,
Hinter des Herzens gläub'gem Aug'
Der Herr Verstand, streicht sich den Bauch
Und spricht: „Wär's nur nicht gar zu albern,
Thät' ich auch 'mal in Reimen kalbern.

Und dennoch giebt es Tage, Freund,
Wo Gottes liebe Sonne scheint;
So giebt es Sonntagmorgen wohl,
Wo uns die ganze Seele voll:
Ist's nicht ein Hauch vom Paradiese,
Wie Kindesfreude auf der Wiese?

Tagtäglich geh'n wir gleiche Wege —
Die sorgende Arbeit macht uns träge,
Wir seh'n den Wald nicht, nicht die Au,
Es freut kein Kind uns, keine Frau.
Da plötzlich naht die liebe Muse;
Fort ist die Sorge, die Meduse.

Und Alles grünt und Alles blüht,
Es lacht die Welt, die Sonne sprüht;
Wir glauben wieder an Zwerg und Riese
Und pflücken Blumen auf der Wiese.
Wir sind wieder Menschen, die Etwas taugen:
Wir sehen wieder mit Kinderaugen.

Und jedes Gedicht, das wir dann lesen,
Und ist es schon tausend Mal dagewesen,
Es duftet uns an wie Veilchenduft
Und regt uns an wie Frühlingsluft.
Und wie den blühenden Rosenstrauch
Durchschauert uns Paradieseshauch.

Und alle Wunder der Schöpfung rings
Empfinden wir. Die alte Sphinx,
Die Frage des Lebens, ist abgethan,
Hell lacht die Welt der Freude uns an,
Es lacht die helle Freude der Welt
Aus jedem Wesen und Alles gefällt!

Der helle, frische Froh- und Schaffensmuth, der sich in diesen Versen kündet, hat Dich nie verlassen, und Du überträgst ihn, Dir selber unbewußt, auf Alle, die mit Dir in Berührung kommen. Du brauchst Dich nicht elektrisiren zu lassen, um Elektricität zu vermitteln. Denn Du birgst das Elektrogen in Deinem Selbst. Erinnerst Du Dich noch der Aufführung des Kiel'schen „Christus" im Cölner Gürzenich unter Ferdinand Hiller? Du warst mit Kiel, dem Manne mit dem prächtigen, großen Kopfe und dem Kinderherzen, Deinem Lehrer und Freund, herübergekommen und führtest mich in's Victoria-Hôtel auf sein Zimmer. Die Aufführung des schönen Werkes war gründlich vorbereitet und sollte in einer halben Stunde beginnen. Trotzdem fanden wir den Componisten auf seiner Stube — im Bette, krank am Lampenfieber. Noch heute sehe ich den markigen, breitgestirnten Kopf unter der Bettdecke hervorleuchten und höre seine verlegenen Begrüßungsworte. Da spieltest Du auch den Elektromotor. Und es gelang Dir wirklich, dem alten Riesenkinde das Bewußtsein seines Werthes, seiner Kraft zurückzurufen und es im Laufe des Abends glücklich unter die Zuhörer zu bugsiren.

Was wäre Deiner Begeisterungsfähigkeit unmöglich gewesen? Hast Du doch sogar in unserer jungen Gährepoche mich eine Zeit lang für die „Burggrafen" von Victor Hugo interessirt, eine Aufgabe, deren Lösung auch heute noch mir mehr imponirt, als Deine bevorstehende Gründung eines neuen deutschen National-Opernhauses in dem romantischen Rüngsdorf oder Godesberg. Ich sollte aus dem dramatischen Fratzenstück des großen Franzosen ein Opernlibretto für Dich zusammenbrauen, eine Ehre, deren ich mich allerdings nur durch einen kleinen Anlauf würdig machte. Das Libretto zählt zu meinen vielen unvollendeten Werken. Und ich glaube, zu Deinem Vortheil. Denn hättest Du das Textbuch von mir erhalten und möglicher Weise als Libretto-Schneider in Deiner Werkstatt mich weiter verwendet, Du wärest vielleicht nie zum Vollbewußtsein Deiner eigenen poetischen Productionsfähigkeit gelangt, vielleicht auch nie auf den Gedanken gekommen, Deine „Homerische Welt" Dir selbst zu dichten, eine Doppelthätigkeit, die ich übrigens trotz Moritz Hauptmann, dem bekanntlich derjenige, der selbstgedichtete Texte componirte, wie ein Mann erschien, der sich selber heirathen wolle, allen poetisch zahlungsfähigen Musikern als das einzig Richtige empfehlen möchte.

Betrachte ich unser beiderseitiges Verhältniß durch die vielgerühmte deutsche Objectivitätsbrille, dann finde ich, daß sein Fundament eigentlich weniger auf dauerndem persönlichen Verkehr und den zahllosen Quelquechoserien sogenannter Cameradschaft, als auf reiner geistiger Interessengemeinschaft ruht. Daß es gerade darum ein so wohlthuendes, festes und dauerndes wurde, ist einleuchtend. Die egoistische do ut des-Politik der sogenannten guten Bekannten und Freunde, jener schwachgemuthen Gesellen, die uns Treue bewahren, so lange es uns gut geht und uns drei Mal verleugnen, sobald der Unglückshahn kräht, blieb uns fremd. Wir sind gute Cameraden geworden, wenn wir auch nicht als siamesische Zwillinge über die Straße gelaufen sind, treue Cameraden, die manchen Strauß gemeinsam auskämpften und Freud' und Leid redlich miteinander theilten. Und wenn wir persönlich uns trafen und Du von Deinen Erlebnissen und Schaffensplänen erzähltest und Dich an den Flügel setztest und Deine jüngstgeborenen Geisteskinder mir vorführtest, wenn Dein sonniges Lachen erschallte und Dein Witzraketenfeuer losbrannte, dann wehte es durch das Zimmer wie Frühlingsduft und Gebirgsluft, die Gedankenwelt erhellte sich und Frau Sorge, die treue Begleiterin des deutschen Literaten, war verschwunden.

Sie schlief, damit wir uns freuten:
Es waren glückliche Zeiten!

Und nun genug der Reminiscenzenschwelgerei, die Manchem ohnehin als veraltete Freundschaftspoesie, wenn nicht gar als Cameraderie erscheinen wird. Zweifelsohne ist Dein Werk die Hauptsache und von ihm zu sprechen weit wichtiger und interessanter. Wenn nur intimer und eingehender von ihm zu sprechen ohne Durchkreuzung Deiner Intentionen überhaupt möglich und erlaubt wäre. Dein Herzenswunsch ist, die beiden Cyklen der „Homerischen Welt" als zusammenhängendes Ganzes aufgeführt und beurtheilt zu sehen, und Du willst vor der Verwirklichung dieses Wunsches eine kritische Enthüllung des ganzen Kunstmonumentes weder durch Dich selbst noch durch Andere vornehmen. „Wie weit der Componist und Dichter mit seiner gewaltigen Lebensaufgabe gediehen ist" — so schrieb ein Dresdener Musikreferent vor der Première — „ob er sie im Entwurf etwa schon fertig hat, das Alles wissen wir nicht." Du hast in einem Briefe dieser Ungewißheit ein Ende gemacht: „Die vier Tragödien der ‚Odyssee': Kirke, Nausikaa, Odysseus' Heimkehr und Odysseus' Tod, sind ganz vollendet. An den zwei Abenden der „Ilias": Achilleus und Klytämnestra, schaffe ich noch weiter und werde sie in nicht ferner Zeit vollenden." In einem zweiten Briefe aber sprichst Du Dich über Deine „Homerische Welt" und in specie über die „Odyssee" wie folgt aus: „Die vier Tragödien, welche die Tetralogie ‚Die Odyssee' bilden, haben

dichterisch innigsten Zusammenhang, und wenn auch jeder Abend für sich allein ausführbar ist, so ist das ganze Werk nur als solches voll und richtig zu beurtheilen. Eine jede der vier Tragödien, in ihrem Aufbau, ihren Situationen, ihrem Text, wird gewinnen, wenn das ganze Werk bekannt ist. Selbstverständlich ist aber auch der musikalische Bau des ganzen Werkes architektonisch, psychologisch-motivisch aufgerichtet und gefügt, so daß auch nach dieser Seite hin die vier Abende als zusammengehörig, sich ergänzend und sich voll erklärend, anzuschauen sind. So bin ich z. B. überzeugt, daß, wenn man, abgesehen vom rein Dichterischen (aber ist nicht im Musikdrama das rein Dichterische mit dem Musikalischen durchaus Eins geworden und nur als Eines zu beurtheilen?), wenn man z. B. ‚Odysseus' Heimkehr' hörend, bereits ‚Kirke' und ‚Nausikaa' kennen wird, viele Motive, Motiv-Umwandlungen bedeutungsvoller und anziehender in der ‚Heimkehr' wirken werden. — Ich füge noch hinzu, daß auch die beiden Abende der ‚Ilias' mit den vier Abenden der ‚Odyssee' poetischen und musikalischen Zusammenhang haben. Mir scheint mithin, daß es zunächst in richtiger Würdigung des Werkes selbst, dann ebenso im Interesse der Bühnen, die einen Abend aufführen, wie im Interesse des Autors liegt, daß wenigstens die Aufführung der vier Abende Odyssee in bestimmte Aussicht genommen wird."

Mir persönlich hast Du einen Einblick in den Auf- und Ausbau des Ganzen vergönnt, und ich kann nur sagen, daß Conception und Gestaltung des kolossalen Baues mir ebenso imponiren, wie die echt poetische Schöpferkraft, womit Du dem episch-erhabenen Dulder Odysseus dramatisches Leben einhauchtest und ihn durch das Ausleben verschiedenartigster Conflicte und Entwickelungsphasen tragisch schuldig werden ließest. Die künstlerische Hauptaufgabe des ganzen Riesenunternehmens war und blieb: den gewaltigen Stoff dramatisch-musikalisch auf das Prokrustesbett der Form zu zwingen, den Rhapsoden zum Bühnendichter, das Epos zur Tragödie zu erheben. Du hast diese Aufgabe gelöst, wie ich sie besser zu lösen mir nicht vorstellen kann. Die Erfindung und Einfügung neuer, zur Erregung dramatischen Lebens und Interesses nöthigen Personen und Situationen; die poetisch und musikdramatisch gleich originelle, chorführerartige Rolle, welche Du den olympischen Gottheiten zuertheilst; Deine poetische Modernisirung, das meisterhaft vollendete Näherrücken des alten, unvergänglichen Stoffes in das Licht unserer heutigen Ideen- und Empfindungswelt; die Art und Weise, wie Du Deine Helden zu Trägern einer einheitlichen, bedeutenden und gesunden Weltanschauung machst; die rein musikalische Behandlungsweise; Deine selbstschöpferisch-tiefe Verwerthung des Leitmotivs; die vielen, nur dem philologischen Forscher erkennbaren stofflichen Feinheiten und Forschungsresultate, die Du in Deiner Schöpfung niederlegtest — das Alles ist groß, schön und bewundernswerth und wird Deinem Werke Erfolg und Dauer sichern. Du hast in Deinem Leben viele Eroberungen gemacht. Aber eine größere, als diesen Stoff in Deinen Ideendienst zu bringen, den modernen Menschen mit ihm zu verbinden und ihm Dein innerstes deutsches Herzblut zu übertragen, wirst Du niemals machen. Diese Ueberzeugung kann allerdings nur der gewinnen, der gleich mir die beiden Cyklen kennt. „Odysseus' Heimkehr" allein reicht zur Begründung dieses Urtheils nicht aus. Sie macht als vereinzeltes Kleinod in der prächtigen Kunstschmuckgliederkette selbst dem erfahrensten kritischen Juwelier eine annähernde Beurtheilung und Werthabschätzung schwer, ja fast unmöglich.

Die Presse, mit Ausnahme einzelner parteiblinden Ueberklugen, bezeichnet den Erfolg des neuen Tondramas allgemein als einen Sieg des deutschen Idealismus über den poetischen und musikalischen Realismus der Neuzeit. Ich glaube, daß er noch etwas mehr bedeutet. Und tieferblickende Kritiker scheinen derselben Ansicht zu sein. Vorläufig muß „Odysseus' Heimkehr" allein, gleichsam als Herold und Bahnbrecher des Ganzen, wirken und will und darf als solcher auch betrachtet und beurtheilt werden. An Analysen ihrer Dichtung und Musik mangelt es nicht. Eine der besten gab Max Chop: „Von großer Wichtigkeit für den thematischen Aufbau der ‚Heimkehr' sind einige Scenen der ‚Nausikaa', so vor Allem die gewaltige Hadesscene im Vorspiel. Hier, wo Odysseus der Unendlichkeit unmittelbar in's Auge schaut, tönen im Reiche der Schatten jene fundamentalen Weisheiten an unser Ohr, auf denen der ganze Riesenbau des Viercyklus ruht. So: ‚O Menschenleben, leidvolles Streben gegen der Götter dunkle Macht!' Ferner des Teiresias Weissagung: ‚Nur durch erhabenes Dulden der Leiden versöhnst Du die Gottheit, sühnst Deine Schuld!' Oder der Mutter Trostwort: ‚Das Gute siegt!' Auch die große Moral am Schlusse jener Tragödie sei erwähnt: ‚Ein jedes Menschenleben ist ein Opfern, ein Sterben für das Liebste auf der Welt.'" Das sind Angelpunkte, um die der ganze dichterische Vorwurf kreist, Sentenzen, die in dramatisch besonders spannungsvollen Situationen auch in der „Heimkehr" immer von Neuem angeschlagen werden und ihrer Wirkung stets sicher sind. Und die Musik zu der Handlung? Ja, wenn man Musik überhaupt beschreiben könnte! Max Chop hat auch von ihr ein durch Notenbeispiele ergänztes Bild zu geben versucht. Schade nur, daß selbst die besten Commentationen aller Musik immer Stückwerk bleiben. Und gerade bei Dir, mein lieber Freund, wird der Commentator auf doppelte Schwierigkeit stoßen, denn das Specifisch-Bungert'sche in Deiner Musik, so unmittelbar es dem Hörer sich auch aufdrängt und einprägt — dem Nichthörer kann es nur durch den lebendigen Ton, durch das Klang- und Stimmenmaterial suggerirt werden. Ein nicht übles generelles Urtheil fällte der Referent des „Leipziger Tageblattes", der Deine Musik „eine wahrhaft schöne" nennt: „Nichts Ausgeklügeltes, Erzwungenes, Künstliches in Melodie, Harmonisirung und Instrumentation. Wir fühlen in jedem Augenblick, daß wir einem Ganzen und Großen gegenüberstehen, einer künstlerischen Einheit, die getragen ist von einem mächtig dahinrauschenden Strome der Begeisterung. Hier ist kein Flickwerk; keine Individualität, die, weil sie sich selbst verloren hat, sich mit musikalischen Fetzen aufputzen muß, die sie anderen Kunstgrößen wahllos entliehen hat; hier ist mit einem Worte Stil. Wer Bungert's Lieder kennt, der kennt seine zwar auch begrenzte, aber doch in sich reiche Eigenart; sie finden wir, auf's Höchste gesteigert, in diesem Tondrama wieder: weiche, schmiegsame, berückend holde Melodieführungen, frische Volksweisen, hymnenartige Gesänge dazwischen. Großgesteigerte Ensemblescenen mit schier überwältigenden Chormassen schließen die Akte. Scharfe Gegensätze in der musikalischen Stimmung treiben das Dramatische wirkungsvoll auf die Spitze: hier das sehnsüchtige Heimverlangen des Odysseus, dort die lieblichen Grüße der Najaden, die heitere Dudelsackweise der Hirten; hier der felsenfeste Glaube des Helden, daß das Schöne und Gute siege, dort der Pessimismus des Eumäos: ‚Das Gute siegt nie!' Dann die erhabene Treue der Penelopeia und die orgiastische Sinnenlust der Despoina; der Frevel der Freier, die dröhnende Mahnung des Sehers: das sind alles unfehlbar wirkende musikalische Gegensatzbilder. Sollen wir noch Einzelnes hervorheben, so wollen wir der ergreifenden Monologe des Odysseus und der Penelopeia, des weihevollen Göttermotivs der Athene, der in hohem Grade eigenartig instrumentirten Bogenspannungsscene gedenken. In Bezug auf die motivische Arbeit steht Bungert auf Wagnerischer Grundlage; die Hauptpersonen sind ihren Charaktereigenschaften nach durch prägnante Leitmotive musikalisch versinnbildlicht: Odysseus als Held, als Dulder, als Jäger, als liebender Gatte; Penelopeia als sehnsüchtig harrende Weberin; Hyperion als wahnsinnig liebender Jüngling. Wie ein buntgewirkter Teppich breitet sich diese motivische Arbeit vor uns aus, aber an allen Ecken blühen und ranken sich selbstständige Melodien hin

und eine vollendete Instrumentationskunst sorgt für berückende Farbenwirkung." — —

Dresden hat die Aufführung der ganzen Tetralogie in Aussicht genommen und studirt gegenwärtig die „Kirke" ein; Berlin wird mit der Aufführung von „Odysseus' Heimkehr" dem gegebenen guten Beispiele nachfolgen. Du hast ein altes Faible für Berlin. „Ich schätze Berlin sehr hoch," so schriebst Du mir vor fünfundzwanzig Jahren zur Zeit Deines ersten Berliner Exodus, „ich halte es für die mir am meisten sympathische Stadt. Hier kommen keine faulen Flausen auf; die Kritik ist zu gesund und antiromantisch. Hier heißt's vor Allem: etwas Tüchtiges können und dann — —" doch ich will die Berliner nicht zu eitel machen, zumal ich, wie Du weißt, in diesem Punkte anderer Meinung bin. Gerade so, wie ich hinsichtlich aller Musikästhetisirerei mich zu Robert Schumann's: „Beste Art über Musik zu reden: die, zu schweigen!" bekenne. Womit ich allerdings nicht verschworen haben will, daß ich über Deine „Homerische Welt", sobald sie uns erschlossen, vielleicht auch schon ein paar Zeitungsnasenlängen früher, einmal eine höchsteigenhändige, musikalische Epistel Dir in's Haus schicke. Für heute ein herzliches Lebewohl! Mögen Apollon und die heiligen Neun und alle Götter und Göttinnen des griechischen und deutschen Olymps Dir so freundlich gesinnt bleiben wie ich!

---

## Die Großproduction in der Kunst und das Concurrenzunwesen.

Von Bildhauer Johannes Gaulke (Berlin).

Die außerordentliche Leistungsfähigkeit der Industrie, veranlaßt durch die maschinelle Production und die intensive Steigerung der Verkehrsmittel, hat unserem Zeitalter das Prädicat der Schnelllebigkeit zuertheilt. Und mit Recht. Niemand hat mehr Zeit. Das berüchtigte „Time is money" beherrscht alle Berufs- und Gesellschaftsclassen in gleicher Weise. Es läßt sich nicht allein der Geschäftsmann von diesem Grundsatz leiten, sondern er ist auch in die stille Arbeitszelle des Gelehrten wie in die schlichte Werkstatt des Künstlers gedrungen. Selbst die gesellschaftlich bevorzugten Classen, an die der Kampf um's Dasein keineswegs harte Bedingungen stellt, stehen im Bann dieser Anschauung wie der gewöhnlichste Industrieritter: auch für sie ist die Zeit in Geld umgewerthet worden. Und nicht minder gilt dieser Satz auch für die künstlerische Production. Man versucht, den Künstler außerhalb der Situation zu stellen, aber in der Praxis ist die Ausbeutung des Einzelnen und die intensive Ausnutzung der Zeit in der Kunst ebenso gut zum Grundsatz erhoben wie in der Industrie.

Den passendsten Beleg für diese Auffassung liefert uns in erster Linie die monumentale Plastik, der aus Anlaß der Verherrlichung des deutsch-französischen Krieges und seiner Heroen ein bedeutendes Arbeitsfeld in dieser jubiläumsfrohen Zeit erschlossen ist. Die Denkmäler, welche sich meistens an die Person des ersten deutschen Kaisers richten, sind alle mit der unserer Industrie angemessenen Schnelligkeit entstanden. Das ganze große deutsche Vaterland hat bald von der Residenz bis zum kleinsten Dorf seinen in Erz gegossenen Kaiser aufzuweisen. Es ist demnach verständlich, daß kluge Leute von einer großen Kunstära sprechen, in der wir leben. Wenn sie jene Denkmäler als Kunstwerke auffassen, mögen sie Recht haben, für den Kunstkenner können sie unmöglich etwas Anderes sein als Industrieproducte, denn das System, nach dem sie geschaffen werden, ist dasselbe, welches für die Fabrication von Knöpfen oder Spazierstöcken zur Anwendung gelangt. Verschiedene Berliner Fabriken haben bereits Dutzende von Kaiser- resp. Kriegerdenkmälern, nach demselben Modell gegossen, auf den Markt geworfen. Das eine wandert vielleicht in's Posensche, das andere in ein wiedergewonnenes resp. annectirtes deutsches Vaterland, überall die hohe Mission erfüllend, dem loyalen Spießbürger die Bedeutung des ersten deutschen Kaisers mit Hülfe der Gebrauchsanweisung, die sich an jedem Postament in Form einer Gedenktafel vorfindet, ad oculos zu demonstriren. — So gleichgiltig auch sonst dieser Personencultus sein möge, den man mit den modernen Heroen treibt, so ist es im Interesse der weniger vom Glück begünstigten Künstler doch zu bedauern, daß durch die Großfabrication von Kaiser- und Kriegerdenkmälern ihnen ein großes Arbeitsfeld abgegraben wird. Denn der unbemittelte Künstler wird als der wirthschaftlich Schwache immer mehr vom Atelier in die Fabrik gedrängt, um bei einem nicht zu hoch gemessenen Lohn sein Leben zu fristen wie jeder andere Fabrikarbeiter.

Aber die Großproduction in der Kunst wird nicht allein in der Fabrik ausgeübt, sondern auch in den Ateliers der großen und größten Künstler, hier wie dort fabricirt man nach dem herrschenden Princip der Theilung der Arbeit. Ich weise nur auf das Kaiserdenkmal für Berlin hin. Die Vorgeschichte dieses Denkmals ist männiglich bekannt; der Auftrag wurde nach mancherlei unerfreulichen Zwischenfällen Herrn Begas, trotz seines glänzenden Durchfalles auf der Concurrenz, zuertheilt. Wie man in der Industrie sich hütet, einen großen Auftrag an einen Kleinunternehmer zu vergeben, so auch in der Kunst: der wirthschaftlich Starke ist immer seines Sieges gewiß. Nachher ist es seine Sache, den Auftrag — kann er ihn selbst nicht überwältigen oder ist er der Aufgabe nicht gewachsen — an Subunternehmer weiter zu vergeben. Am Denkmal Wilhelm's I. zu Berlin haben auch eine Reihe kleiner Unternehmer herangezogen werden müssen, damit es in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren fertiggestellt werden konnte — auch ein charakteristisches Merkmal der Zeit, dieses Arbeiten mit Hochdruck.

Nicht minder deutlich äußert sich der großindustrielle Charakter der Kunst durch das eigenthümliche Verfahren des Concurrenzausschreibens.

Die freie Concurrenz, der Kampf Aller gegen Alle, das Ideal der Großindustrie tritt in der Kunst durch den scheinbar harmlosen und gerechten Preisbewerb um einen zu vergebenden Auftrag in die Erscheinung. Es ist gewiß schwierig, bei der Massenproduction einen Vertheilungsmodus zu finden, der dem ungeheuren Angebot nach allen Richtungen hin gerecht wird. Eine directe Vertheilung der Arbeit an die Reflectanten würde eine nicht minder große Ungerechtigkeit in sich schließen als das Submissionswesen. Denn da das Angebot sich immer größer erweist als die Nachfrage, so würde stets die größte Anzahl der Reflectanten bei der Vertheilung der Arbeit unberücksichtigt bleiben müssen. Das Submissionswesen nun soll alle aus dem Mißverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage sich ergebenden Uebelstände überbrücken. Scheinbar räumt es ja allen Arbeitunternehmern dieselben Chancen ein. Aber dieser Vertheilungsmodus wird dadurch illusorisch gemacht, daß der wirthschaftlich Starke, der die Arbeit billiger ausführen kann als sein schwächerer Concurrent, stets als Sieger aus dem Kampf hervorgehen muß. Und gelingt es dem wirthschaftlich Schwachen wirklich einmal den ausgeschriebenen Auftrag zu erhalten, so bedeutet dies häufig seinen Ruin, da er die Arbeit nicht zu dem Preis ausführen kann wie sein capitalkräftigerer Gegner.

Aehnliche Consequenzen ergeben sich auch aus dem Wettbewerb um künstlerische Arbeiten. Hier ist ebenso der wirthschaftlich Schwache von vornherein ungünstiger gestellt als der Bessersituirte. Denn es liegt nahe, daß der junge unbemittelte Künstler nicht an eine Aufgabe herantreten kann, die einen größeren Geldaufwand voraussetzt. Und gelingt es ihm, die für die Concurrenz erforderlichen Mittel herbeizuschaffen, so hat er damit noch lange nicht dieselben Chancen erlangt, wie sein günstiger gestellter Gegner, dessen geschäftliche

Beziehungen zu der ausschreibenden Körperschaft, wie seine größere Routine meist ausschlaggebend für die Zuertheilung des Preises sind. Die Concurrenzausschreiben der letzten Jahrzehnte liefern ein hochinteressantes Material hierfür, fast immer sehen wir dieselben einmal modisch gewordenen Künstler als Sieger aus dem Kampf hervorgehen. Oft schon kennt die Oeffentlichkeit den Namen des Siegers lange vor der Entscheidung. Ich erinnerte bereits an die wenig erbauliche Vorgeschichte des Kaiserdenkmals für Berlin; der Schöpfer des Lutherdenkmals, der leider zu früh verstorbene Prof. Otto, war auch schon als der ausführende Künstler des Denkmals bekannt, bevor die Jury überhaupt zusammengetreten war; nicht minder verblüffend fiel die Entscheidung in der Schulze-Delitzscheoncurrenz aus. Eigenthümlich berührt es auch, daß der Name des Herrn Eberlein fast bei jedem Concurrenzausschreiben in der Liste der Prämiirten figurirt, obgleich seine Entwürfe, denen zweifellos eine große künstlerische Routine anhaftet, sich keineswegs durch eine bemerkenswerthe Tiefe auszeichnen. Doch diese Entscheidung mag oft nur der einseitigen künstlerischen Bildung der Preisrichter zuzuschreiben sein — so nehme ich zu ihren Gunsten an.

Es ist gewiß unter allen Umständen mit Schwierigkeiten verknüpft, ein objectives Urtheil sich zu bewahren, da es erstens durch die persönlichen Beziehungen, zweitens durch eine anererbte Ehrfurcht und das Vorurtheil für einen klangreichen Namen steten Beeinflussungen ausgesetzt ist. Und nehmen wir selbst an, daß bei einer Concurrenz die Preisrichter alle persönlichen Beziehungen hintansetzen, so ergeben sich aus den verschiedenen Kunstanschauungen der Richter wieder neue Schwierigkeiten bei der Preisvertheilung. Es kann vorkommen, daß eine Arbeit prämiirt wird, die keinerlei künstlerische Qualitäten aufzuweisen hat und doch nach bestem Gewissen als die hervorragendste von der Jury anerkannt ist. In dem Fall kann man derselben den Vorwurf eines mangelnden Kunstverständnisses machen. Aber über den Geschmack läßt sich nun einmal nicht streiten.

Aus Allem ergiebt sich, daß ein Concurrenzausschreiben nie zu einem befriedigenden Resultat führen kann. Um so merkwürdiger ist es aber, daß nach all' den traurigen Erfahrungen, die Auftraggeber wie Concurrirende gemacht haben, eher eine Zunahme als Abnahme bei einem Preisbewerb zu verzeichnen ist. Man könnte diese Erscheinung nur auf einen grenzenlosen Optimismus der Künstler und auf den unerschütterlichen Glauben an ihre Sache zurückführen. Gewiß ein erfreulicher Idealismus, wenn er nur nicht so theuer erkauft wäre! Welch eine Summe an Geld und Arbeit wird Jahr aus Jahr ein der Concurrenzmanie zum Opfer gebracht und wie viel Hoffnungen zu Grabe getragen! Wer kennt die Entbehrungen, die dem Einzelnen dadurch auferlegt werden und die er mit stolzer Resignation trägt! —

Wie wäre ein Ausweg aus diesem durch die großindustrielle künstlerische Productionsweise sich ergebenden Dilemma zu finden? — Es besteht die Aufgabe des Kritikers nicht nur darin, Uebelstände aufzudecken, sondern auch an ihrer Beseitigung mitzuarbeiten. Darum bringe ich Folgendes in Vorschlag:

Man sehe fortan bei einem Concurrenzausschreiben von jeder Preisvertheilung ab, vergüte aber — soweit nicht größere Mittel zu Verfügung stehen — allen Bewerbern wenigstens die nothwendigsten ihnen aus dem Wettbewerb erwachsenden Unkosten. Der aus der Concurrenz hervorgehende Sieger wird sich gewiß an der Ausführung der Arbeit genügen lassen und gern auf die Prämiirung in Form einer Gelddotation verzichten. Dieses Verfahren hätte den Vorzug, daß einmal eine ganze Reihe routinirter Künstler, die lediglich auf einen Geldpreis reflectiren und ihn meistens auch erhalten, sich von der Concurrenz fern halten würden; den weniger bekannten Künstlern würde alsdann eine gerechtere Chance eingeräumt werden, viele werden überhaupt erst durch die Entschädigung in den Stand gesetzt, ihr Können zu bethätigen.

Wird auf diesem Wege eine gerechtere Arbeitsvertheilung erzielt, dann ist es aber Aufgabe der Künstler, der überhandnehmenden Großfabrication selbst entgegenzuarbeiten. Man darf sich nicht über die Geschäftsmaximen der Fabricanten beklagen, solange in den Ateliers die künstlerische Großproduction gepflegt wird. Der Künstler muß wieder der Schöpfer seiner Arbeit werden, nicht — wenn ich mich so ausdrücken darf — der Geburtshelfer seiner Idee. Wenn die Grandseigneurs der Künstlerwelt eine Anzahl jüngerer Collegen bei verhältnißmäßig geringem Lohn — der Künstler wird wie jeder Steinträger auf Tagelohn engagirt! — beschäftigt, so mag diese echt capitalistische Ausbeutung Anderer ja recht nutzbringend sein, von einer Hoheit der Gesinnung oder von jenem Künstlerstolz mittelalterlicher Meister zeugt dieser Geschäftsbetrieb aber nicht. — Man mag mir hierauf entgegnen, daß es gerade in der Bildhauerei mancherlei untergeordnete Arbeiten giebt, die man dem großen Künstler nicht zumuthen kann. Zugegeben. Wenn der große Künstler sich aber vor den handwerksmäßigen Arbeiten scheut, die seine Kunst nothwendig im Gefolge hat, dann empfehle ich ihm, überhaupt auf seine Sache zu verzichten. Die mittelalterlichen Meister waren auch Handwerker und Künstler in einer Person, gerade in dieser harmonischen Ausbildung beruht ihre Eigenart und das individuelle Gepräge, das jedes ihrer Werke trägt. Es genügt nicht, daß der Künstler allein den Entwurf für seine Arbeit liefert, sondern er muß sie auch von Anfang bis zu Ende selbst ausführen, soll in dem Werk sich seine charakteristische Eigenart geltend machen. Gerade in diesem Moment gipfelt das Wesen des Kunstwerks; fehlt es, bleibt nur das Fabrikproduct übrig. Für unsere monumentale Plastik liegt diese Gefahr sehr nahe, namentlich für eine in Stein auszuführende Arbeit. Daß der Künstler selbst noch zum Hammer und Meißel greift, ist fast ausgeschlossen, diese äußerst wichtige Arbeit überläßt er lieber praktischen für diesen Zweck ausgebildeten Arbeitern, die sein Thonmodell mechanisch auf den Marmorblock übertragen. Stets überwiegt das großindustrielle Princip der Teilung der Arbeit. Ja, wenn die Zeit heute nicht so unendlich kostbar wäre!

Weiter wird die Großproduction in der Kunst durch die nervöse Hast des Publicums nicht unwesentlich gefördert. Ist kaum der Gedanke concipirt, will man ihn auch verwirklicht sehen. In einem Provinzstädtchen sind die Gelder für ein Denkmal kaum zusammengeflossen, so bestimmt man auch schon den Enthüllungstag. Es bedarf ja, wenn nicht zu exorbitante Forderungen gestellt werden, auch nur einer Ordre an irgend ein Fabriketablissement und das Denkmal kann per Eilgut geliefert werden, da eine das Bedürfniß oft überragende Anzahl stets auf Lager ist. Dieselben Anforderungen betreffs der Lieferungszeit stellt man natürlich auch an den Künstler, kaum findet er die für die Conception des Gedankens nöthige Muße. Selbst für die Ausführung eines Denkmals von so außerordentlichen Dimensionen, wie das Kaiser Wilhelm's I. in Berlin, hat man die kurze Frist von vier Jahren für ausreichend befunden. —

Darf es uns Angesichts dieser Thatsachen noch Wunder nehmen, daß die moderne monumentale Kunst so außerordentlich arm an neuen Gedanken ist. An dem Berliner Kaiserdenkmal ist nicht eine von modernem Geist erfüllte Figur, keine neue Symbolik und Allegorie, die hier verwendeten Motive kehren nun schon seit der Zeit der seligen Griechen immer und immer in der monumentalen Plastik wieder.

Die Kunst ist nun mal eine eigensinnige Herrscherin; sie verlangt den ganzen Menschen, ein Sichversenken in die Sache und vor Allem setzt sie sehr viel Muße voraus; sie lacht der Zeit und des Goldes. Nur die künstlerische Großproduction findet sich mit dem geschäftlichen „Time is money" ab.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Ende.

Von Carol Weiß.

Er war der harmloseste Durchschnittsmensch, der je eine Pfeife zwischen den Zähnen gehalten; so recht ein Mensch, dem die bekannte Grabschrift: „Er lebte, nahm ein Weib und starb“ auf die Stirn geschrieben war, und der es doch zu keiner anderen Grabschrift brachte, als der Nummer, die das hölzerne Kreuz auf dem Friedhof „der Namenlosen“ aufweist. Wie war er dahin gekommen? Nicht wie ein Durchschnittsmensch, der seinen letzten Gang antritt, gefolgt von Weib und Kind, mit Gott versöhnt und auf seinem Bett erblichen. Denn wer auf diesem Friedhof ruht, den hat nicht der officielle Trauerzug geleitet. Ihn hat der Strom herangerollt, der ohne Rappen und Federbusch, ohne Wachsfackeln und Trauerflore, den düstersten Leichenconduct besorgt. Wer auf diesem Friedhof ruht, dem werden selten viel Thränen nachgeweint. Die Thränen haben seinen Lebensweg begleitet; entweder von ihm selbst geweint, oder von denen vergossen, die sein Fuß zertreten.

Doch der Mann, der unter den Unfriedsamen zu ruhen gekommen, ist über keines Menschen Leib hinweggeschritten und hat kein Menschenauge getrübt. Nicht einmal in den Kinderjahren that er sich oder Anderen etwas zu Leide. Er war viel zu brav, um viel zu heulen, und viel zu gesund, um seine Mutter Thränen zu kosten. Auch seine Jünglingsjahre waren ruhig und still verlaufen, und er war Mann geworden, ohne sein Gemüth zu ändern. So wie er als Knabe gewesen war, so blieb er, und er schritt auf seinem schmalen Lebensweg in gelassener Ruhe weiter, froh, daß er von Sturm und Wetter und Stacheln und Dornen nichts zu erfahren hatte. In seiner friedlichen Gemüthsart war er mit Gott und der Welt und seinen Vorgesetzten zufrieden und — was noch mehr sagen will — auch mit seinen Einkünften. Er aß, ohne nach Besserem zu verlangen, Rauchfleisch mit Erbsen zu Mittag und murrte nicht, wenn sein Abendtisch nur von einem Käse geschmückt war, dem ein Krügel Bier die nöthige Feuchtigkeit verlieh.

Bis über sein dreißigstes Jahr lebte er, als einziges Kind, bei seinen Eltern: in vollster Harmonie mit ihnen und in Ehrfurcht und guter Sitte herangezogen. Der Vater war ein Staatsdiener — fühlte sich auch als solcher. Er trug den schwarzen Tuchrock mit den gelben Knöpfen, die goldbordirte Mütze des Amtsdieners mit so stolzem Bewußtsein, wie nur je ein Feldmarschall seinen grünen Federbusch bei der Parade trug. Das silberne Verdienstkreuz, daß ihm nach vierzigjähriger Dienstzeit verliehen worden, war ihm der sichtbare Beweis allerhöchster Anerkennung: die Bekräftigung dessen, daß seine Gewissenhaftigkeit und sein Eifer auf dem verantwortungsvollen Posten den Staat erhielten. Doch mit größerem Stolz noch als auf das Ehrenzeichen, sah er zu seinem Sohn auf, der um eine Stufe höher stand: der es zum Kanzleibeamten gebracht hatte. Und der Sohn war mit ganzem Herzen Kanzleibeamter, so wie der Vater Amtsdiener war.

So lebte er. Dann nahm er ein Weib. Genauer gesprochen: sie nahm ihn. Und sie nahm ihn, weil sie zu den Dreißig gekommen und sich kein Besserer bot. Sonst hätte sie ihn nicht genommen. Denn wenn sie auch mit größter Aufrichtigkeit zugestand, daß er ein weitaus besserer Mensch in puncto der Gutherzigkeit sei, als einen besseren Menschen in jeder anderen Hinsicht, sah sie sich an. Nicht einmal sein Stand imponirte ihr, der Nähterin, die mit dem Fingerhut im Sack von Haus zu Haus zog und mit geschickten Fingern und sehr viel Geschmack in feinen Häusern Damentoiletten verfertigte.

Sie war ein wenig zigeunerisch angehaucht. Braun, schwarzäugig, krausköpfig und krauser Launen voll. Sie hätte es in ihrem Beruf weiter bringen können, wenn ihr Gemüth glatter gewesen wäre. In einem Modesalon wäre sie leicht zu brillanter Stellung gelangt, wenn sie nur gewollt hätte. Doch das paßte ihr nicht. Da gab es einen Chef oder gar ihrer mehr, und eine ganze Stufenleiter von Angestellten, die nicht sämmtlich ihr untergeordnet waren, sondern zum Theil über ihr stehen wollten; da gab es unausstehliche Colleginnen, „dumme Gänse“ nach ihrer Meinung, — und dann erst die Kunden. Und das war das Aergste. Diese vornehmen Damen sollten devot und höflich behandelt werden; da durfte man bei Leibe nicht sagen, daß das Kleid, auch wenn es zehn Mal zurückgeschickt werde, den runden Rücken nicht grad machen könne. Da hieß es schweigen. Nicht einmal in's Gesicht lachen durfte man ihnen. — Da hatte sie als Hausnäherin eine ganz andere Stellung. Da durfte sie commandiren und sie mußte mit äußerster Zuvorkommenheit behandelt werden. Da mußten die ökonomischen Hausfrauen sich darein finden, allerhand Aufrichtigkeiten von ihr anzunehmen, und waren noch obendrein froh, wenn sie nach wochenlangem Harren ihrer habhaft werden konnten; denn — das mußte man ihr lassen — geschickt war sie, wie keine zweite — und eine gelungene Toilette, der kein Mensch die bescheidene Herkunft ansieht, ist schon einige kleine Bitternisse werth. Im Uebrigen war sie ja wieder eine Person, die den leisesten Wink verstand, und die, wenn man sie sehr vorsichtig anfaßte, sich sehr umgangsfähig erwies. Ihr aber bot das Wandern von Haus zu Haus das Vergnügen der Abwechselung. Da gab es immer neue Leute und neue Geschichten, ab und zu ein kleines Geplänkel mit lebenslustigen jungen Herren — was doppelt erfreulich war, weil es die verschiedenen Hausfrauen unterschiedslos ärgerte, — dann war man doch — wofür sie sehr empfänglich war — unter feineren Leuten, und schließlich — und das war das Wichtigste — war man um sieben Uhr frei und konnte rasch in's Theater laufen. In der einen Beziehung glich sie ihren Schwestern von der Nadel auf das Allergenaueste. Das Theater ging ihr über Alles und ein Rührstück noch darüber.

Abgesehen von dieser einen kleinen Schwäche war sie ein superkluges Frauenzimmer, das den Leuten im Handumdrehen bis auf ihr Westenfutter sah, nicht den Teufel fürchtete, und Alles, was sie anfaßte — nicht nur ihre Handwerkssachen — mit spielender Leichtigkeit auf's rechte Ende setzte. Nur in der Hauptsache hatte sie kein rechtes Geschick bewiesen: im Heirathen.

Der Erste, der Freund ihrer Jugendtage, war ihr untreu geworden und in der Stille nach Amerika entwichen. Böse Zungen behaupteten, er hätte Angst vor ihr bekommen. Sie hatte, als sie seinen Abschiedsbrief gelesen, mit unnachahmlicher Geberde die Achseln gezuckt, und als sie den Brief hinwarf, hatte sie den Schreiber mit dem echt Wiener Ausdruck „Tepp“ abgethan. „Wenn Du's werth wärst, ich möcht' Dich holen.“ Das war Alles, was sie zu dem Ende ihres Romanes zu sagen hatte. Gut für ihn, daß keine „Andere“ dahinter steckte.

Einen Zweiten hatte sie nicht wieder nahe kommen lassen. „Ich hab' Zeit zum Heirathen,“ meinte sie in philosophischer Ruhe. „Wird mir später Einer gefallen, dann hab' ich nichts versäumt, und gefällt mir Keiner, dann versäum' ich erst recht nichts.“

Als sie jedoch dreißig Jahre vorbeistreichen sah, ward ihr die Sache doch bedenklich, und kurz entschlossen, nahm sie den Herrn Kanzleibeamten, „weil man doch keine alte Jungfer werden will“ und „man keinen Streit im Haus hat, wenn der Mann eine gute Haut ist.“ Sie hatten auch thatsächlich in den zehn Jahren, die ihre Ehe währte, keinen Streit — ein Verdienst, das man nicht gering anschlagen darf, denn sie hätte ja immerhin streiten können, auch wenn sie keine Gegenhiebe erhielt. Doch, so hart und herb und zigeunerisch sie auch war, sie war es gewissermaßen auf distinguirte Weise: sie war nie vulgär.

Im Ganzen verlief auch ihr eheliches Leben bis zu einem gewissen Zeitpunkt ziemlich erträglich — für ihn sogar durchaus erträglich; denn als ein guter Hund duckte er sich und fand es ganz in Ordnung, daß seine superkluge Frau die Fuchtel zu nehmen habe, wenn er eine Dummheit gemacht. Aber es kam nie zu dieser figürlichen Drohung. Sie bedurfte keiner solchen, denn sie beherrschte ihn mit dem Zucken der Wimper und er machte keine Dummheiten, weil er an ihren Augen hing. — Wer nicht von der Ansicht ausgeht, daß in der Ehe der Mann der dominirende Theil sein muß, der hätte die Ehe dieser zwei Leute

ganz acceptabel finden können. Wenigstens in den ersten Jahren. In den letzten hätte auch er vielleicht das Verhältniß nicht ganz gemüthlich gefunden. Und doch gab es auch da nie Streit oder Hader und äußerlich war Alles unverändert. Was war denn geschehen? War der Segen dieser Ehe zerstört worden, als das einzige Kind im Sarg hinausgetragen wurde? Denn von der Stunde an war zwischen ihr und ihm eine gähnende Kluft, aus der Berge von Eis emporragten. Warum? Er verstand es nicht. Was hatte er ihr genommen? Hatte er doch das lebende Kind nie besitzen dürfen, nie besessen, denn die Mutter hatte es ganz an sich gerissen, liebte es so ausschließlich und so ausschließend, trotz ihrer höheren Cultur ganz mit der Wildheit eines Geschöpfes, das der Natur nahe steht — daß ihm selbst kein Theil an ihm verblieb. Er hatte sich ja auch darein gefunden: darein gefunden, dem Kind nur verstohlen seine Vaterliebe zu bezeigen ... Aber war darum das Kind ihm weniger gestorben? Oder nicht eigentlich mehr ihm? Denn ob es auch die Mutter mit wahrer Affenliebe umschloß, so glich es doch körperlich und geistig ganz dem Vater — dem Mann, den sie bei denselben Eigenschaften bis zur Verachtung geringschätzte. Lange marterte er sein Gehirn, um zu verstehen, was eigentlich sein Verbrechen war. Die Kluft zwischen ihnen gähnte weiter und weiter und er stand verloren an ihrem Rand.

Doch endlich verstand er. Endlich wußte er, was sie ihm vorwarf. Er hätte gehen sollen. Er hätte gehen dürfen, nicht das Kind. Was war er denn? — Sein Anblick empörte sie jetzt. Sein Lebenszweck war erfüllt. — Er hatte gelebt, ein Weib genommen — Warum starb er nicht? Warum starb das Kind, das noch nicht gelebt? Hatte er, der noch lebte, ihm nicht sein Leben genommen? — Jeder seiner Tage war dem Kind geraubt ...

Jetzt haßte sie ihn. Bei seiner Harmlosigkeit, trotz der Geringschätzung, die doch sonst den Haß ausschließt, haßte sie ihn. Und er, der ihre Geringschätzung ganz leicht ertragen, ging an ihrem Haß zu Grunde. Er, der es bisher nicht gewohnt gewesen, logisch zu denken, kam zu der Erkenntniß, daß Folgen nur entstehen, wenn ihnen Ursachen vorhergehen, als sein Gemüth an der zartesten Stelle verwundet war. Nun war er langsam zu einem richtigen Schluß gelangt. Jetzt vermeinte er, daß alles Unglück nur daher komme, daß er niemals die Achtung seiner Frau besessen: daß er ihr niemals etwas Anderes war als ein guter Hund, der ihre Füße lecken und kuschen durfte. Jetzt kam ihm der abenteuerliche Gedanke, ihr zeigen zu wollen, daß auch er ein Mann sei. Er grübelte und grübelte, um etwas zu finden, an dem er seine Kraft zeigen konnte, was er thun wollte, um ihre Bewunderung zu erringen. Bis zur Macht einer fixen Idee steigerte sich das Verlangen, ein Mal im Leben Held zu sein, ein Mal der Frau, vor der er als treue Dogge lag, als ebenbürtiger Mann gegenüberzustehen.

Doch wer ist stärker als seine Natur? So stark sein Verlangen auch war, konnte es Kräfte hervortreiben, von denen der Keim nicht in ihm lag? Und wenn es das vermocht hätte, konnte es diesem behäbigen Kanzleibeamten auch die Gelegenheit geben, sich in Kraftleistungen zu bethätigen? Es giebt nur eine Kraftleistung für einen Mann beschränkten Geistes, beschränkter Willenskraft und beschränkter Lebensstellung: — das Verbrechen. Doch eines solchen war dieser Mann gewiß nicht fähig. Noch weit weniger als eine That hätte er eine Missethat ausführen können: auch dann nicht, wenn der primitivste Instinct in ihm gereizt worden wäre: die Eifersucht. Er hätte einen Liebhaber bei seiner Frau finden können und würde nicht daran gedacht haben, daß er als Held vor ihren Augen dastehen würde, wenn er ihn todtschlug. Doch hatte er ja nie Ursache gehabt, eifersüchtig zu werden, — wie hätte er daran denken können? ...

Eines Tages ward das anders.

Schon zählte die Zeit, die ihm sein Elend gereift, nach Jahren. Von seinem Gesicht war der Ausdruck friedlichen Behagens gewichen. Das ihre zeigte keine Veränderung. Sie sah noch so jugendlich, geschmeidig und pikant aus wie vor zehn Jahren, und man durfte sicher sein, daß sie noch im Stande war, einem Mann den Kopf zu verdrehen, wenn es sie danach gelüstete.

Und einmal gelüstete sie's.

Er gefiel ihr, der Mann des großen Worts, der Mann, der ein ganzer Gelehrter war, wiewohl er ein Mal nur Arbeiter gewesen: der in der ganzen Welt herumgekommen, über Alles Bescheid wußte, Alles gesehen hatte, der bei Allem dabei gewesen und jetzt als Arbeiterführer eine Macht geworden war, mit der Mächtige rechneten. Schneidend klangen seine Worte, und sie lauschte begierig und sog sie ein. Sog die Kraft ein, die daraus sprach, nicht die Ideen. Denn seine Ideen, seine Theorien und Grundsätze verlachte sie — meinte auch nicht anders, als daß er sie im Stillen selbst verlache. — Was kümmerten sie seine Weltverbesserungspläne? Sie schwärmte nicht für Freiheit und Gleichheit — ihr gefiel der Mann. Die ätzende Schärfe seines Geistes war Geist von ihrem Geist. Und was ihr am besten an ihm gefiel — er imponirte ihr.

Der Verkehr zwischen ihnen war durchaus loyal. Sie sahen sich nie anders als in Gegenwart des Gatten, der als stummer Zuhörer neben ihnen saß und nur ab und zu ein Wort der Widerrede fand, wenn der Mann des Worts zu rauh an eines seiner gläubig verehrten Heiligthümer griff. Seine Frau hatte auf Alles eine Antwort.

Nur ein Mal war sie still geblieben. Ein Mal, als der Socialreformer haarklein bewies, wie unsittlich, unwahr, unhaltbar und verderblich die Ehe sei.

Ihr Mann war hinausgegangen.

Von der Stunde an hatte er dem Anderen nie mehr etwas zu erwidern. Er sprach überhaupt fast gar nicht mehr. Nur seine Augen waren ruhelos geworden. Und seine Augen erreichten ein Mal, was ihm in den zehn Jahren seiner Ehe nicht zu sehen möglich gewesen: seine Frau war vor ihnen roth geworden. Und die Farbe ihrer Wangen hatte in seinen Augen eine Flamme entfacht, vor der sie den Blick abgewendet.

Am Abend dieses Tages fand sie einen Zettel auf ihrem Nähtisch, der die Worte enthielt: „Du hast mir Deine Achtung versagt, aber ich will nicht, daß Du meine Achtung verlieren sollst. Du bist frei."

Am Morgen des nächsten Tages spülten die Wellen des Stromes seine Leiche an's Ufer.

## Aus der Hauptstadt.

### Edle und Unfreie.

In der märkischen Haide, die den Werbellinsee umzirkt, ist zur Vorfrühlingszeit ein vergnügliches Wandern für den Träumer und Romantiker. Der Lärm und der phosphorische Glanz der Lichtstadt Berlin ist noch nicht hierher gedrungen. Still und unberührt liegen die breiten Wasser, auf deren Grunde eine versunkene Stadt sich birgt. Still und prächtig ragt der Forst, und die gewaltigen Buchen, die curios verästelten, altersknorrigen Kiefernbreiecke, die in's Geriune blicken, mögen sich in Nichts von den Baumriesen unterscheiden, die zur Askanierzeit an diesem Ufer standen. Die Haiden um den Werbellin, des dritten deutschen Kaisers Lieblingsjagdrevier, waren nicht nur den kurfürstlichen Hohenzollern vor allen Anderen werth und theuer; auch die erlauchten Vorgänger des Burggrafengeschlechtes, die ritterlichen Männer aus dem anhaltischen Hause, hatten hier ihre schönsten Burgen und Waidgründe. Markgraf Waldemar, der Friedrich Barbarossa der Mark, saß Sommer lang immer am liebsten hier im Kreise gebefreudiger Frauen und liederkundiger Ritter, und an diesem schönen Gewässer ist er gestorben, mitten im Siegestaumel, eine Krone ihm zu Füßen, auf dem Haupt den Kranz unbeschränkter, grenzenloser Volksthümlichkeit. Am anderen Ende des Sees, wo sie Stadt und Hochschule Joachimsthal gegründet

hatten, und weiter auf Schloß Grimnitz horsteten dann die kurfürstlichen Joachime, Renaissancemänner von der Art, wie sie im sandigen Brandenburg gedeihen konnten. Es war ein jubelndes Leben ringsum, üppiger Prunk des Daseins, praktischer Nietzscheanismus, und wenig Abbruch that es den rauschenden Freuden, als die blasse Kurfürstin durch eine morsche Diele aus dem ersten Stockwerk des Schlosses in die darunter gelegene Jagdhalle stürzte und sich an einem Hirschgeweih so jämmerlich aufspießte, daß sie zeitlebens ein elender Krüppel blieb. Anna Sydow, die schöne Gießerin, hielt dann ihren Einzug in den Burghof, und es waren glückschimmernde Frühlingsnächte, in denen sie an der Seite ihres fürstlichen Freundes hinausblickte auf die von Sternen durchfeuerte, schlummernde Fläche des mächtigen Waldsees ... Und unter ihr wimmerte vielleicht die arme gekrönte Dulderin in gräßlichem Körperschmerze ...

Schloß Grimnitz liegt in Trümmern. Ein öder Steinhaufen grinst dem Beschauer entgegen, eine jammervolle, schmutzige Ruine. Die Burggewölbe dienen als Kartoffelkeller; von hier aus empfangen jetzt die hungrigen Hirsche der Schorfhaide zur Winterszeit ihr Nahrungsdeputat. Und das ist das Ende. Schloß Grimnitz hat indeß doch wenigstens noch eine Spur hinterlassen. All' die Nachbarburgen aber, die vielgerühmten aseanischen Waldnester, sind vom Erdboden verschwunden, ohne daß auch nur ein Stein von ihnen zeugte. Und dennoch ... Wer in der Vorfrühlingszeit den Hag durchstreift, dem werden die alten Tage lebendig. Ueber die Wasser sieht er lieblich geschmückte Nachen gleiten, mit stolzen sangkundigen Mannen und gern zu allerhand süßen Opfern bereiten weißen Frauen darin. Das Hifthorn hallt, die Jagd braust vorüber. Und scheu am Wege knieen die rußigen Köhler, in abgöttischer Verehrung aufblickend zu dem gewaltigen Fürsten, der ihr Sein und ihr Glück in festgeschlossener Hand hält. Welten trennen sie, die Unfreien, von dem gottgesandten Monarchen und seinen Edlen. Ein gütiges Almosen des Herrn über Leben und Tod ist's, wenn er sie unbeachtet läßt, eine Gunst Gottes, nicht auszudenken, wenn er mit freundlichem Winke der Hand ihren demüthigen Gruß erwidert. Sie wissen es genau, daß er ruhelos für sein Land arbeitet und sorgt — er, der Hochgeborene, Ueberragende sorgt für sie, die nicht würdig sind, den Staub zu schlucken, den sein Roß aufwirbelt! Und sie lieben und fürchten ihn deßhalb um so mehr.

* * *

Von verschollenen Tagen und Stimmungen rauscht die märkische Haide dem Hohenzollernsproß, wenn er auf denselben Pfaden pirscht, die schon seine Ahnen begingen. Im Wehen der Kiefernwipfel findet er Zuspruch und Trost, wenn die Wirren der neuen Zeit ihn übermächtig bedrängen und erregen. Vergangenheit und Gegenwart — in scharfen Ausschnitten stellen sie sich ihm dar. Damals ein Fürst, der seinen Unterthanen nicht als ihres Gleichen erschien, der sich selbst mit Fug ein Mittler zwischen ihnen und dem Höchsten deuchte. Was er sann und that, war nicht menschlichen Ursprunges, es stammte von Gott. Stummer Gehorsam ihm gegenüber war Pflicht und Lohn zugleich. Mit solchem Volke eroberten die Hohenzollern die deutsche Welt. Mit solchem Volke schufen sie aus unendlich armseligen Anfängen den trutzigen preußischen Staat. Wohl waren sie sich nicht alle gleich an Gaben und Ernst der Gesinnung, doch der heilige Beruf läuterte sie allesammt und hielt auch den Kleinsten von ihnen aufrecht, daß nie der vorgeschriebene Pfad verlassen wurde. Und gerade die schwächeren Glieder des Hauses mußten, vielleicht ohne ihr Wissen und Wollen, dazu dienen, des Hauses Grundmauern zu festigen. Die wuchtige Kiefer dort, die weit über's Wasser hängt, und der preußische Staat sind nicht im Treibhause gewachsen, sie durften nicht ohne Unterlaß neue Zweige ausstrecken, neue Samen ausstreuen. Nach einer Zeit machtvollen Sprießens und Schaffens, nach heißen, fruchtbaren Sommermonaten mußte der Winter kommen, die stille Zeit der Ruhe, wo das neu Erworbene gemach verarbeitet, dem Ganzen untrennbar angegliedert werden konnte. Voreilige Geschichtsschreiber mögen dann solche Epochen steril nennen, mögen die Herrscher, die ihnen ihr Signum aufdrückten, als lasse Schwachköpfe, pflichtvergessene Genießlinge beschimpfen. Und doch wäre das Schöpferleben des Großen Kurfürsten nicht möglich gewesen, ohne die zurückhaltende Thatenlosigkeit seines vielgeschmähten Vaters. Die heilsame Reaction, die der Soldatenkönig herbeiführte, die eiserne Strenge seines Regimentes — wären sie je über Preußen gekommen, wenn das lustige, gold- und schönheitstrotzende Leben am Hofe Friedrich's I. den Kronprinzen nicht mit Naturnothwendigkeit zum Widerspruche gereizt hätte? Kein Volk, kein Staat erträgt ohne Gefahr eine Reihe von guten Tagen, hervorragenden Regenten. Der Gefangene des Höhlen-Zauberers von Marquardt, der Arrangeur der orgiastischen Frühlingsfeste auf der Pfaueninsel — mußte er nicht zwischen dem großen Friedrich und dem Erneuerer des preußischen Staates, dem Sieger von Leipzig, stehen? Die runden Arme der Madame Rietz halfen in diesem Sinne so gut Preußens Größe bauen, wie die derben, braunen Reiterfäuste der Ziethen und Seydlitz, und die aphrodisischen Reize des immer nur von dünnen Schleiern verhüllten Busens der Gräfin Lichtenau trugen im letzten Grunde so viel zum Ruhme des Vaterlandes bei, wie die tiefsinnigen Gedanken in der Brust der Scharnhorst, Boyen und Stein, dieser trefflichen „Handlanger" Friedrich Wilhelm's III. Unkundige oder gehässige Thoren sind es deßhalb, die sich auch durch glanzvolle und gefällige Costümbälle nicht an die Marmorpalais-Tage erinnern lassen möchten. Ihre Geschichtsauffassung gleicht der des Kindes, das nicht im Stande ist, die Dinge im Zusammenhange zu begreifen, das vielmehr jede Figur des Kolossalgemäldes beschränkt für sich betrachtet und beschränkter noch erklärt.

Freilich — und das rauschen die Wipfel der märkischen Haide laut und deutlich vor Allem — das Hohenzollerthum bedurfte, wollte es seine hohe Mission erfüllen, der gefügigen Werkzeuge, bedurfte der unbedingten Heeresfolge seiner Unterthanen, freier und unedler. Versagte einmal eine dieser Classen den Gehorsam, so stand es schon schlimm; doch zum Glück erfüllte dann immer die andere um so begeisterter und nachhaltiger ihre Pflicht und rang die Meuterer nieder. Burggraf Friedrich brach mit Hülfe unfreier Städter den Trotz der edlen Quitzows, und Jochimken, den der Köckeritzadel hängen wollte, stellte sich frohgemuth an die Spitze unfreier Bauernschaaren. Nachher zogen, als der Schwede in's Land brach, dieselben Unfreien zu Hauf; auf ihren Fahnen prangte der rothe Adler, und darunter stand geschrieben, die Träger dieses Banners wären zwar nur Bauern von geringem Gut, dienten aber ihrem Kurfürsten mit Leib und Blut. 1813 erhob sich, als der König noch schwankte, das Volk, und machte den Freiheitskrieg ausbrechen. Friedrich Wilhelm III. hatte recht gehandelt, als er vorsichtig zögerte; in seiner verantwortungsvollen Stellung durfte er nicht auf unbedingt glücklichen Ausgang des Wagnisses rechnen, mußte auch den Fall und die Folgen einer abermaligen, doch mehr als wahrscheinlichen Niederlage in's Auge fassen. Man beleidigt sein Andenken, wenn man ihn einen ängstlichen, ganz verschüchterten Zögerer nennt, wie man sein Andenken beleidigt, wenn man ihm Bruch des feierlich gegebenen Versprechens vorwirft, nach glücklich errungenem Siege seinem Volke eine Verfassung zu verleihen. Treitschke hat diese Anklage bereits mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen. Rechtzeitig noch erkannte der König, daß derjenige das alte Preußen vernichtete, der an dem vielhundertjährigen Vertrauensverhältniß zwischen seinem Beherrscher und seinem Volke durch ein Blatt beschriebenen Papieres etwas änderte. Er war ein weiser Monarch und sah mit scharfen Blicken in die Zukunft. Als die Verfassung kam, trennte sie Fürst und Unterthanen, schuf sie die Opposition, zerstörte sie das unantastbare, stolze Preußen der Vergangenheit. Und die neuzeitlichen Kämpfe und Aergernisse begannen.

Solche Geschichte rauscht die märkische Haide.

* * *

Wilhelm II. ist ein constitutioneller Fürst, und die Verfassung des Deutschen Reiches, die ihm ein kraftvolles Ausleben seiner Persönlichkeit gewährleistet, sagt ihm im großen Ganzen nicht übel zu. Durch die Einrichtung des Reichstages, durch die Kammern überhaupt wird von den Herrschern das Odium der Steuerausschreibung genommen; als

verantwortliche Steuermacher gelten dem Volke hinfort seine eigenen Erwählten. Alle Rechte der Regierung aber sind dem Monarchen geblieben. Er bestimmt, unabhängig von der Majorität der abgegebenen Wahlzettel, den einzuschlagenden politischen Kurs; er giebt die Directiven, denen Ministerium, Reichstag und dann auch das Volk gehorchen. So kann ihm die Reichsverfassung nur angenehm sein. Und mit ihren kleinen Schwächen versöhnt der Gedanke, daß sie das Band ist, womit die Bundesstaaten eng zusammengehalten werden, daß sie der Stolz und die Freude der deutschen Nation ist, die erst durch sie von Herzen für das große Einheitswerk gewonnen wurde. Und am Ende dictiren nicht kunstvoll kalligraphirte Schriftsätze, Thatsachen dictiren die Machtverhältnisse im Lande. Wohl mag Wilhelm II. der Ansicht sein, daß die deutsche Verfassung den Unfreien durch das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht einen Einfluß auf die öffentlichen Geschicke gestattet, der nicht durchaus segensreich ist, der allzu kraß absticht von jenen Zeiten, da Regentenweisheit begrenzten Unterhanenverstand durch alle Wirrnisse führte, zum Triumphe führte. Von Volksversammlungen und Wahlurnen brausen die Kiefern der märkischen Haide nicht. Und wenn der preußische König, ganz erfüllt von ihren Accorden, versunken in die romantisch schönen und großen Tage der Vorzeit, wieder hinaus in das Leben des modernen Alltages geht; wenn ihm dann die nüchterne Wahrheit in's Gedächtniß zurückkehrt, daß ein Viertel aller stimmberechtigten Männer im Reiche nichts mehr wissen will vom Gottesgnadenthum, von einem geborenen Lenker ihrer Geschicke, dann muß ihn tiefe Verstimmung überkommen. Er fühlt sich ganz und gar, so modern er sonst gesinnt ist, als Nachfahr der unumschränkten Herrscher in Preußen, und er verlangt, daß jeder seiner Unterthanen die gleiche Achtung und Liebe zu diesem Preußen der Vergangenheit im Herzen trage wie er. Der störrische oder selbst freche Widerspruch, den in weiten Kreisen der Bevölkerung sein Wunsch findet, daß Ganzdeutschland die Hundertjahrfeier fröhlich und dankbar begehe, diese Aufsässigkeit muß ihn erbittern, weil sie ihm unverständlich, bübisch trotzig erscheint. Er haßt die Socialdemokratie wahrlich nicht wegen ihrer wirthschaftlichen Forderungen. Er hat gezeigt, daß er entschlossen war, den Schwachen und Bedrängten im Lande die kaiserliche, die helfende Hand zu reichen. Man wies, wie es Bismarck vorausgesehen, diese Hand zurück, und seitdem ist er, erzürnt über solchen Undank, anderer Gesinnung geworden. Indeß hielt er die socialpolitische Bewegung der Arbeiter an sich nicht für verdammenswerth. Sie wird es ihm erst dadurch, daß sie sich völlig im Schlepptau der Socialdemokratie befindet. Im Schlepptau von Leuten, die dreist erhobenen Hauptes die Republik als erstrebenswerthe Staatsform anpreisen, die weder Gott noch Herren anerkennen, die sogar Beleidigungen gegen ihn, den allerhöchsten Herrn, schleudern, die den historischen Gegensatz zwischen Edlen und Unfreien höhnisch belachen! Das ist der Umsturz, nichts Anderes versteht er unter dem Worte. Und diese Anschauungen, diese Pest will der Monarch ausgerottet sehen bis auf den letzten Stumpf. Ihr gegenüber betont er das geschichtlich Gewordene, wie es sich seinen forschenden Blicken offenbarte; ihr gegenüber die heilige, große Vergangenheit. In feuriger Rede, unter'm Eindruck des festlichen Augenblicks, umringt von treuergebenen Männern, die willig ihr Blut für ihn verspritzen würden, offenbart er seine Gedanken. Noch hört er den Choralgesang des Waldes, spürt noch den Frühlingswind seine Wangen umwehen, spürt noch den Druck des Gewehres auf seiner Schulter. Und so spricht er, wie die Haide zu ihm gesprochen hat, wie er, der Vertreter des mächtigsten, stolzesten deutschen Hauses, Nachkomme so vieler überragender Monarchen, sprechen muß dem Geheul einer gott- und autoritätslosen Menge gegenüber. Er will den Gegensatz zwischen Freien und Unedlen wahrlich nicht verschärfen, er ist ein moderner Mensch, der wohl mit der Naturwissenschaft die Ueberlegenheit einer vornehmen Rasse, eines Edelingsgeschlechts über die in Lebensnoth verrohte Canaille anerkennt, aber im Selbstverständlichen keinerlei Anlaß zu mystischen Empfindungen sieht. Nur das Gelärm von unbedingter Freiheit und Gleichheit will er ad absurdum führen.

Die sich wie unter einem Peitschenhiebe unter dem Worte „Unedle" aufbäumen und die Ediete von 1807 ꝛc. ausgraben, um den Kaiser zu überzeugen, daß seine Redefigur in unsere Tage nicht passe, verschwenden unnütz Druckerschwärze und Rotationspapier. Sie handeln so thöricht wie die Leisetreter und die eklen Schleicher im Dunkeln, freche Majestätsbeleidiger, die dem Monarchen jetzt allen Ernstes den Plan einer unter Umständen gewaltsamen Aenderung des Reichtagswahlrechts zumuthen. Daß sie Wilhelm II. in seiner aus romantischen Reminiscenzen und aus modernem Wollen seltsam gemischten Totalität nicht verstehen, mag entschuldbar sein. Daß sie ihn aber an ihrer eigenen Erbärmlichkeit messen, macht den aller Orts auftauchenden Wunsch nach Wiedereinführung der Prügelstrafe verständlich. Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

Berliner Theater: Der Gymnasialdirector. Schauspiel in vier Aufzügen von Eugen Zabel und Alfred Bock. — Mutterrechte. Schauspiel in drei Akten von Adelheid Weber. — Hairan. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Es schien eine Zeit lang, als würde das von Barnay mit großen materiellen Erfolgen geführte, dann vorübergehend von Blumenthal in Grund und Boden dirigirte Berliner Theater unter der Leitung des ehemaligen Mannheimer Intendanten Aloys Prasch endlich künstlerischen Zielen entgegengehen. Heute hat es sich für jeden Beobachter sonnenklar ergeben, daß Herr Prasch nicht der Mann ist, eine erste hauptstädtische Bühne zu leiten. Der Tradition Barnay's folgend, wollte er wieder ein Familientheater schaffen, wo die gute bürgerliche Gesellschaft nach des Tages Mühen und namentlich die „höheren Töchter" die classischen Meisterdramen neben der herkömmlichen Theaterfabrikwaare mit Ausschluß kühner „Neutöner" in anständigen Aufführungen genießen könnten. Zu diesem Zwecke hatte er sich der bewährten Barnay'schen Truppe, soweit sie während Blumenthal's Mißwirthschaft nicht fortengagirt worden war, versichert, darunter des trefflichen Krausneck. Diese Rudera vervollständigte er durch Neuengagements, wobei ihm der Directionswechsel des Deutschen Theaters sehr zu Statten kam; so traten das durch seinen idealisirenden Stil dort unmöglich gewordene Ehepaar Sommerstorff-Geßner und Dr. Pohl über. Wieder andere Matadore brachte er aus der Provinz mit, leider auch seine Frau, die Intendantin Prasch-Grevenberg, eine mittelmäßige Provinzschauspielerin. Immerhin hätte sich mit dieser zusammengewürfelten Truppe unter einem Marr, Laube oder auch nur einem Lautenburg ein sehr ansehnliches Kunstniveau erreichen lassen. Aber Herr Aloys Prasch ist als Director nicht einmal ein Barnay, und sein Regietalent hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit demjenigen, das einmal in Hebbel's Tagebüchern geschildert wird: „Die Regie führte Anschütz, indem er sich darauf beschränkte, den Arbeitern hinter der Scene Pscht! zuzurufen." Auch Herr Aloys ist ein Pscht-Regisseur, und weil er niemals ein Bühnenbild wirksam und harmonisch herauszubringen vermag, so versuchte er sein Unvermögen durch scenische Witze und Decorationsschwindel zu verdecken. Er bot also Meiningerei aus zweiter Hand, knallige Costüme und Decorationen, Lebende Bilder und Beleuchtungseffecte nach Barnay's Vorgang, nur schlechter und ordinärer, und ließ die Schauspieler im Uebrigen thun, was sie wollten. So bekamen wir Wildenbruch's Doppelunglück „Heinrich und Heinrich's Geschlecht" zu genießen als Colportagedramatik in Neuruppiner Bilderbogenstil. Oder Herr Bassermann, ein denkender Schauspieler à la Mitterwurzer, doch minder geistreich und blendend, wagte eine verblüffende Correctur des „Wilhelm Tell", indem er den Geßler, um das „absurd kindische" Apfelschuß-Märchen plausibel zu machen, als unzurechnungsfähigen Säufer gab. „Ich w—ill den (mit einem Rülps) Schuß!" Am tollsten trieb es die Directorin. Frau Prasch-Grevenberg wollte ohne Zweifel ihre eheliche Tradition auf die Bühne verpflanzen, indem sie auch hier möglichst die Hosen anhat. Ihre aufdringliche, lärmende, unfeine Spielweise glaubt sie nur in Hosenrollen genügend austoben zu können. Nachdem sie ihr Publicum in „Renaissance" zu entzücken wähnte, trat sie bald darauf in einer Verballhornung von Molière's „Fourberies de Scapin" („Spitzbubenstreiche") in der derbmännlichen Clownrolle des schuftig-schlauen Dieners Scapin auf und griff sodann hastig nach Zabel's „Gymnasialdirector", um auch hier ihren Mann zu stehen. Das Stück hat sogar zwei Hosenrollen, und es hätte der Directorin ohne Zweifel noch besser gefallen, wenn sie beide Primaner zugleich hätte geben können. Früher, in Ernst Eckstein's unsterblichen Gymnasialschilderungen, waren die Herren Schüler nur die Helden harmloser Humoresken; hier sind aber zwei Unterprimaner schon zu Verbrechern avancirt, zu Helden einer furchtbar aufregenden Criminaltragödie. Die beiden Schlingel stehlen nämlich, wie Ibsen's verflossener Borkman, und der unerbittliche Gymnasiallehrer führt sie selbst auf die Polizei, obwohl er — dies ist der Conflict — die Mutter des einen Taugenichts liebt und sogar heirathen

wird. Den erblich belasteten Unterprimaner spielte Frau Prasch denn auch großartig, aber leider nicht sehr lange, denn das Stück hatte den im Berliner Theater üblichen Novitätenerfolg von zwei ganzen Vorstellungen. Immerhin ist der Wink für strebsame Dramatiker werthvoll: wer am Berliner Theater aufgeführt sein will, braucht nur der Directorin Gelegenheit zu geben, Männerhosen anzuziehen. Schon drohen der „Pariser Taugenichts", der „Königslieutenant" und Halm's „Wildfeuer" von Weitem, auch vor dem Vestvali'schen Experiment eines weiblichen Hamlet wird die schauspielernde psychopathia sexualis im Berliner Theater gewiß nicht zurückschrecken. — Vielleicht hat das Berliner Theater damit mehr Glück, als mit „Mutterrechte" — natürlich ohne Artikel, wie sehr auch Wustmann gegen diese französelnde Sprachdummheit wettern mag. Und doch ist Frau Adelheid Weber, die Königsberger Buchhändlersgattin, ein entschiedenes Talent. Ihre Erzählung „Pan Cezar Grawinski", aus der sie dann ein Stück gemacht, hat Heyse für würdig befunden, seinem „Novellenschatz" einverleibt zu werden, und die gemüthvolle Geschichte von der wackeren Marjell Annicke haben unsere Leser vor Jahren mit Vergnügen in unserem Feuilleton gelesen. Auch ihr neuestes Stück ist wieder mehr episch als dramatisch. Zudem läßt es jenen leidenschaftlichen, fast männlichen Charakter der früheren Weber'schen Arbeiten beinahe gänzlich vermissen. Es weht Gartenlaubenluft in diesem seltsam überspannten, sensationslüsternen Kampfe der beiden Schwestern um ein Kind, einen Backfisch, der mit allen Süßlichkeiten der Marlitt'schen Goldelse behaftet ist und auch richtig Tanzelse genannt wird. Jedenfalls ließ „Pan Cezar" Besseres erwarten, als diesen Birchpfeiffer'schen Aufguß. Wahrscheinlich war Frau Prasch die Annahme dieser Komödiantenkomödie zu danken, denn die Hauptrolle hatte es ihr angethan. Und wie spielte sie sie auch! Ganz im Gartenlaubenstil mit rollenden Augen, Athletenstellungen, mit den Armen um sich schlagend, schreiend und mit pfeifendem Athem. Es war wirklich so packend, daß sich das Publicum größtentheils schon vor Ende des Schauerstückes selber packte. Nur Hermann Sudermann saß in einer Loge und klatschte mit Ausdauer und Ueberzeugung. Er ist ein Landsmann, Freund und dichterischer Berather der Verfasserin, und der Autor vom „Glück im Winkel" und anderen Marlittiaden hat hier gewiß seines Geistes einen Hauch verspürt. — Der neueste Durchfall des Berliner Theaters ist Wilbrandt's zum Sterben langweiliger „Hairan", ein pseudonymer Bühnenchristus wie Parsifal oder Bar Kochba. Was aber einen naiven Passionsspieldichter oder ein Kraftgenie wie Hebbel oder Otto Ludwig erfordert, das kann dem schwächlichen Salonpoeten mit seiner den Franzosen abgelauschten Bühnenmache von vornherein nicht gelingen. Das Sensationsbedürfniß des Ehepaars Prasch, dem nichts heilig ist, mochte es freilich kitzeln, die erhabene Gestalt Jesu auf sein Parodietheater zu bringen. Herr Sommerstorff declamirte süß und weichlich die wohlgemeinten Jambenpredigten des angeblichen Mannes aus Syrerland, Frau Geßner sündigte und büßte so theatralisch wie möglich ihre Lysilla oder eigentlich Magdalena, der weise Diagoras, der den Erlöser so gerne zum Schwiegersohn haben wollte (!), war auch nicht von Pappe, und zur allgemeinen Erbauung fehlte eigentlich nur noch Frau Prasch in Hosen. Wilbrandt's pietätloser Versuch, aus dem Christusstoffe Bühnenmätzchen und Tantièmen herauszuschlagen, ist glänzend mißlungen. Die ausgezeichnetste Institution des Berliner Theaters wußte sich freilich vor tosendem Entzücken gar nicht zu fassen. Director Aloys Prasch scheint vor Allem Barnay's gerichtlich festgestellte 200 Claqueure all' in ihrer Trefflichkeit übernommen und noch wesentlich verstärkt zu haben. Wehe dem Unglücklichen, der neben diesen unduldsamen Handarbeiter zu sitzen kommt, die überall die Quelle lautester Begeisterung finden, sogar in Frau Prasch-Grevenberg und ihrem bei den Aktschlüssen stets wie gerufen sich verbeugenden Loysl!

## Notizen.

General-Register der „Gegenwart" 1872—1896. Erster bis fünfzigster Band. (Berlin, Verlag der Gegenwart.) Auf vielfaches Verlangen aus unserem Leserkreise hat ein bekannter Bibliograph ein Inhaltsverzeichniß der ersten 25 Jahrgänge verfaßt. Es ist zugleich eine schematische Chronik aller wichtigeren politischen, socialen, wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Ereignisse des öffentlichen Lebens, wie sie von Gelehrten und Forschern, Dichtern und Publicisten jeweilig in diesen Blättern behandelt worden sind. In erster Linie den Lesern der „Gegenwart" ein unentbehrliches Nachschlagebuch, wendet sich das General-Register aber auch an alle Diejenigen, die am geistigen Leben unserer Zeit Antheil nehmen und sich über irgend eine Frage unterrichten wollen. Bei der Vollständigkeit und Genauigkeit, womit das General-Register nach Fächern, Autoren und Schlagwörtern geordnet ist, nimmt es unter den neueren bibliographischen Werken eine besondere Stelle ein. Ein pikantes Interesse bieten die anonymen und pseudonymen Artikel, deren Verfasser hier durchweg genannt werden. Bei dem quellenmäßigen Charakter vieler wissenschaftlichen Arbeiten wird das Register auch den gelehrten Forschungen und Specialarbeiten auf diesem oder jenem Gebiete gute Dienste leisten. Ein übersichtliches Repertorium, verweist es auf manches Wissenswerthe, was in keinem Conversationslexikon zu finden ist und sich auch in gleicher Zusammenstellung selten in einem Quellenwerke findet. Die Reichhaltigkeit ist erstaunlich, denn die Revue wird über ca. 10 000 Artikel abgehalten, die kleine Bibliographie, Notizen, Offenen Briefe ꝛc. nicht gerechnet. Die deutsche Politik ist allein mit 400 Artikeln vertreten, die auswärtige (nach Ländern geordnet) mit 1000 Artikeln. Kriegsgeschichte und Heerwesen umfassen fast 200 Artikel, die Volkswirthschaft, ihrer hervorragenden heutigen Stellung gemäß, an 500 Artikel, Staats- und Rechtswissenschaft 266, Philosophie 278, Theologie und Kirchenpolitik (worunter die Literatur des Culturkampfes der ersten Jahre des neuen Deutschen Reiches) 153, Geschichte und verwandte Fächer 350, Pädagogisches 266 Artikel, auch die Zeit- und Streitfragen wie Duell, Antisemitismus, Friedensbewegung, Frauenfrage, Feuerbestattung, Vegetarismus, Sport ꝛc. sind reich vertreten. Mit dem vor mehr als 15 Jahren erfolgten Eintritt des dermaligen Herausgebers, der die „Gegenwart" politisch, literarisch und wirthschaftlich auf eigene Füße stellte, vollzog sich auch insofern ein Umschwung, als die Zeitschrift, der allgemeinen Strömung folgend, welche die naturwissenschaftlichen und zumal socialen Interessen immer mehr in den Vordergrund rückte, ihren überwiegenden Charakter eines Literaturblattes behutsam abstreifte. So sind auch die socialpolitischen und naturwissenschaftlichen Fächer, Elektrotechnik, Luftschifffahrt, Photographie, Medicin und Volksgesundheitslehre, die in den ersten Jahren wenig Berücksichtigung fanden, später mit Vorliebe behandelt. An die Stelle der poetischen Beiträge wurde ferner ein novellistisches Feuilleton mit den besten Erzählernamen des In- und Auslandes (465 Nummern), sowie eine ständige satirische Wochenschau in's Leben gerufen, die vielfach nachgeahmt worden ist, so daß heute jedes Blatt sich seinen Satiriker leisten zu müssen glaubt. Während früher nur Johannes Scherr ab und zu als Jeremias Sauerampfer auftrat, auch Stettenheim und Trojan einige hauptstädtische Chroniken schrieben, folgen sich seit 1881 die vielbemerkten politischen, literarischen und künstlerischen Glossen zur Tagesgeschichte aus der Feder von Al Hasi (Osc. Blumenthal), Apostata, Caliban, Timon d. J., Prinz Vogelfrei u. A. (insgesammt 578 Artikel). Daß über alledem die Literatur nicht vernachlässigt wurde, beweisen folgende Zahlen: Literaturgeschichte, Poetik, Aesthetik 281 Artikel, von der deutschen schönen Literatur ist die ältere mit 264, die zeitgenössische mit 637 Artikel vertreten, französische 252, englische 131 und übrige Literaturen 208 Artikel. Theater und Schauspielkunst sind mit 264 Artikeln registrirt, Musik mit 534 Berichten und Essays. Während in den ersten 10 Jahren jede Novität in seitenlangen Berichten analysirt werden durfte — und die damaligen Classiker hießen Moser, Lubliner ꝛc. — haben unsere Lehrer heute andere Interessen; immerhin zählen die Schauspielkritiken 841, die Opernkritiken 171 Berichte. Allen voran Moser mit 27, Sardou mit 23, Wilbrandt und Schönthan mit je 18 besprochenen Theaterstücken. Wie viele davon sind heute noch am Leben?! ... Auch die Mitarbeiterliste hat sich im Laufe der Jahre naturgemäß verändert. Heimgegangen sind sie fast Alle, die der „Gegenwart" über die ersten schweren Jahre hinüberhalfen, wie der unermüdliche Bluntschli, Carl Braun-Wiesbaden, H. B. Oppenheim, und noch viele, viele Mitarbeiter sehen wir im Zuge des Todes: Holtzendorff, Carriere, Gneist, Jürgen Bona Meyer, Honegger, Meißner, Kapp, Löher, Lübke, Auerbach, Dohm, Anzengruber, Gutzkow, Wilhelm Scherer, Anastasius Grün, Kreyßig, Gottfried Keller, Rittershaus, Ferdinand Hiller, Nachtigal, Wilhelm Hertz, Mosenthal, Roquette, Lindner, Stenb, Karl Vogt, Dingelstedt, Laube, G. van Muyden, der verunglückte Luftschiffer Otto Lilienthal, Ihering, Hellwald, Bartsch, Woltmann, Kirchmann, Goedeke, Herrig, Julian Schmidt, Kinkel, Schücking, D. F. Strauß, Hettner, Rosenkranz, Michelet, Bauernfeld, Telmann, Boxberger, E. von Dincklage, Schulze-Delitzsch, Geffcken, Kürnberger, Hackländer, G. von Vincke, Breitinger, Kossak, Spitzer, Sacher-Masoch, Uhde, Bodenstedt, Holtei, Frankl, Elze, Avé-Lallement, Brugsch, Ruge, Rohlfs, Gregorovius und noch so mancher liebe Mitarbeiter. Ehre sei ihrem Andenken! Wieder andere Stützen der „Gegenwart" sind bequeme alte Herren geworden, die nur selten noch das Wort ergreifen. Auch Paul Lindau hat Berlin längst den Rücken gewandt, und Rudolf Lindau, der Pariser Correspondent der ersten Jahrgänge, hat gleichfalls seit Jahren alle journalistische Thätigkeit aufgegeben. Von den Mitarbeitern des ersten Jahrgangs sind nur der ewig junge Klaus Groth, Wilhelm Jensen, Heinrich Ehrlich und Eduard von Hartmann heute noch unsere Mitarbeiter. Hartmann ist von ihnen Allen der Rührigste. Er kommt gleich nach den beiden Herausgebern und den Kunstreferenten und zwar mit 34 politischen, 2 militärischen, 8 volkswirthschaftlichen, 5 juristischen, 45 philosophischen, 4 naturwissenschaftlichen, 14 pädagogischen, 5 ästhetischen und 6 literarischen Artikeln. Besonders stark sind die bildenden Künste (806) vertreten. Unsere älteren Berichterstatter Brnno Meyer, Ludwig Pietsch, Gustav Floerke wollen wir über den neueren nicht vergessen, die auch sonst ihren Weg gemacht haben, denn A. Lichtwark ist heute Director der Hamburger Kunsthalle, Cornelius Gurlitt Professor in Dresden. Und wie Freiligrath, Geibel, Turgenjew, Vischer, Carl Hillebrand und noch so Mancher uns seine letzte Arbeit gewidmet, so haben Hunderte bei uns erst das Fliegen gelernt, wie Richard Voß, Hans Hoffmann, Carl Peters, Otto von Leixner und noch so manche in Ansehen stehende publicistische Kraft. Sie alle, die alten wie die jungen Mitkämpfer, haben bei unserer Jubelfeier am 1. Januar 1897 freundlich der „Gegenwart" gedacht und seien hier dafür bedankt. Möchte das General-Register des nächsten Vierteljahrhunderts einen ebenso erfreulichen Rückblick und Ausblick gewähren!

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

---

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

Gustav Fischer, Verlag, Jena.

Soeben erschien:

**Dr. Richard Ehrenberg,**

**Der Handel.**

Seine wirtschaftliche Bedeutung, seine nationalen Pflichten und sein Verhältnis zum Staate.

Preis: brosch. 1,50 M., geb. 2 M.

---

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

---

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

**Die Gegenwart 1872–1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

---

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:

**Antiquariats-Katalog 86:**
**Staats- und Socialwissenschaft.**
**Nationalökonomie. Finanzwesen.**
Etwa 1800 Nummern.
**Leipzig. Oscar Schack.**

---

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschien soeben:

**1812**

Schauspiel in 5 Aufzügen von

**Otto von der Pfordten.**

* 8°. brosch. 2 M., eleg. Lwd. 3 M. *

Das Stück behandelt die Kapitulation Yorks und schildert diesen Konflikt im Rahmen der Zeitgeschichte, die durch Darstellung Napoleons vor und nach dem russischen Feldzuge, die Schilderung des Rückzugs der großen Armee und den seelischen Konflikt eines bayrischen Rittmeisters zur Anschauung kommt.

Aufgeführt im Königl. Schauspielhaus (über 40 mal) und in zahlreichen andern Theatern, wie auch zur Aufführung angenommen.

---

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872—1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalband der „Gegenwart" 5 M.

Auch direct gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 12. Berlin, den 20. März 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.
Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Kaiser Wilhelm I. Zum 23. März 1797—1897. — Das Wiener Kriegsarchiv über 1866. Von G. F. Brandl. — Volksheilstätten für Lungenkranke. Von Dr. med. Georg Liebe (St. Andreasberg i. Harz). — **Literatur und Kunst.** Arno Holz und sein neues Drama. Von Franz Servaes. — **Feuilleton.** Sommerregen. Von D. Staack. — **Aus der Hauptstadt.** Die Hundertjahrfeier. Von Caliban. — Berliner Architektur. Von Joh. Gaulke.. — Notizen. — Anzeigen.

# Kaiser Wilhelm I.

Zum 22. März
1797—1897.

Mir fehlt ein Held! rief einst der Dichterlord,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend.
Doch war nicht auch ein ganzer Held das Volk,
Wenn es für Menschenrechte sich erhob,
Dann unter'm Joch des Corsen litt und stritt?
Wenn es, befreiend sich, vom Thron ihn stürzte,
Dann seines Sieges Preis sich rauben ließ
Und seine Kraft im Freiheitsrausch verlor?

Mir fehlt ein Held! so rief auch Thomas Carlyle,
Der klug durchdrang die Räthsel der Geschichte.
Er wog die Völker, doch da war nicht Kraft
Nach seinem Sinn, das Chaos überwindend.
Ein König nur, so rief er, sei der Held,
Der Uebermensch, uns'rer Verehrung werth!
Und siehe da! ein schlichter tapf'rer Fürst,
Schon fast ein Greis, bestieg des Bruders Thron.

Ein Held! Der Revolution Besieger,
Schuf er das Heer als Werkzeug seiner Macht.
Mit sicherm Blick erwählt' er seinen Kanzler,
Der eisenfest des Staates Steuer lenkte;
Den Feldherrn auch, der schweigsam und bedächtig
Die Feinde ringsum drei Mal niederrang.
Dann mit der Kaiserkron' im weißen Haar
Starb unser Kriegsherr als ein Friedensfürst.

Wilhelm dem Großen Heil! braust es durch's Land,
Und von dem Jubel dringt zu ihm ein Nachhall,
Dem Paladin im Bann des Sachsenwaldes,
Der seines todten Kaisers still gedenkt.
Er schmückt sein Bild mit frischen Lorbeerkränzen
Und spricht gedankenschwer mit nassem Blick:
„Wilhelm der Große! Groß? Ich weiß es nicht.
Ein Ritter war er ganz gewiß, — ein Held!"

## Das Wiener Kriegsarchiv über 1866.

Von O. F. Brandl.

Es ist leider ein Grundsatz der österreichischen auswärtigen Politik, zwei, selbst drei Generationen lang das tiefste Schweigen über ihre Thätigkeit zu bewahren. Man überließ die Darstellung der zeitgenössischen österreichischen Geschichte stets den Nebenbuhlern und Feinden, so daß sich vielfach eine für Oesterreich überaus ungünstige geschichtliche Ueberlieferung bildete. Erst wenn die Tradition gegossen und erstarrt war und ihre Wirkung auf das europäische Urtheil geübt hatte, ließ man sich zu Veröffentlichungen über längst verflossene Zeiten herbei. So wird denn die österreichische Politik von 1859—1866 noch unter die Staatsgeheimnisse gerechnet, sehr zu ihrem Nachtheile, da sie dadurch vermuthlich sprunghafter und unmotivirter als billig erscheint. Darin ist die gegenwärtige österreichische Diplomatie genau so altmodisch wie je — ganz zum Unterschied von der militärischen Oberleitung, welche, wenigstens solange der Geist der Kriegsminister John und Kuhn waltete, mit rühmenswerther Offenheit die Ursachen der Niederlagen von 1859 und 1866 untersuchen und öffentlich darstellen ließ. Diesem Umstande verdanken die officiellen Werke über diese beiden Kriege ihre Entstehung, durch die der österreichischen Armee der größte Dienst erwiesen wurde, weil sie rückhaltlos die Mängel besprechen, aber dafür auch vollen Glauben verdienen und finden, wo sie die Tugenden und die Hingebung dieses Heeres schildern.

Der neueste österreichische Kriegsgeschichtschreiber Heinrich Friedjung hatte sich zwar der seltenen Vergünstigung zu erfreuen, für sein Werk*) die reichen Quellen des österreichisch-ungarischen Kriegsarchivs benutzen zu dürfen, aber nur zu bald wurde ihm, wie er im Vorworte zu seinem ersten Band erzählt, der Rest der Archivalien wieder entzogen. Er hat sich nun für diesen Verlust dadurch nach Möglichkeit schadlos gehalten, daß er den geschichtlichen Stoff aus den Zeugnissen der betheiligten Personen zu sammeln suchte. Dies ist in Oesterreich besonders deßhalb wünschenswerth, weil in diesem Lande Generäle und Diplomaten nur ausnahmsweise ihren Antheil an den Dingen schriftstellerisch behandeln. Von den in Oesterreich leitenden Männern der Jahre 1859 und 1866 veröffentlichte, im Gegensatze zu den Siegern und Besiegten von 1870, bisher nicht Einer seine Memoiren. Friedjung findet es bezeichnend, daß gerade in England und in Oesterreich, zwei Ländern des verschiedensten politischen Charakters, von den leitenden Staatsmännern so selten das Bedürfniß gefühlt wird, ihr Leben zu schildern. „Die großen Minister und Redner Englands hielten dies offenbar für überflüssig, weil der beste Theil ihres Wirkens sich im Lichte der Oeffentlichkeit abspielte. In Oesterreich aber liegt die Ursache des Schweigens in der Geringschätzung der öffentlichen Meinung; es genügt den historischen Persönlichkeiten, ihre Stellung bei Hofe und innerhalb des regierenden Adels zu behaupten: das Urtheil der Außen- und Nachwelt gilt für nebensächlich. Die Minister des Jahres 1866 blieben auch nach dem Kriege zum Theil im Amte, manche bekleideten später andere hohe Würden; sie empfanden dann eher das Bedürfniß, ihr früheres Wirken in Vergessenheit zu bringen, als das Verlangen, ihre Politik zu rechtfertigen." So ist über die österreichische Diplomatie von 1859—1866 zum Theil Dunkel gebreitet, während die Politik Preußens, Frankreichs und Italiens im Ganzen klargelegt ist. Da nun aber Friedjung sich diese lebendigen Quellen in reichstem Maaße zu erschließen wußte, so ist seinem Werk über die drei Kriege von 1859, 1864 und 1866 eine ganz ungewöhnliche Bedeutung nicht abzusprechen.

Ueberaus interessant sind Friedjung's neue Mittheilungen über die geheime Vorgeschichte des Krieges, wobei er nicht nur aus österreichischen Quellen schöpfte. Sogar Moltke und Bismarck haben ihm bereitwillig Red' und Antwort gestanden. So erzählte ihm Fürst Bismarck über das Gespräch, welches Kaiser Franz Joseph, König Wilhelm, Graf Rechberg und er im October 1864 im Schlosse zu Schönbrunn über das Schicksal des eroberten Schleswig-Holstein führten, Nachfolgendes:

„Wir saßen damals à quatre in einem Gemache des Schönbrunner Schlosses: des österreichischen Kaisers Majestät, mein königlicher Herr, Graf Rechberg und ich. Es galt, das Schicksal Schleswig-Holsteins zu entscheiden, und da erklärte Graf Rechberg, das Land könne nur dann Preußen überlassen werden, wenn Oesterreich zur Herstellung des Gleichgewichts in Deutschland eine Entschädigung erhalte. Er wies auf die Grafschaft Glatz als solche hin. Davon aber konnte bei der Gesinnung des Königs keine Rede sein. Oesterreich konnte nicht einmal darauf hinweisen, daß die Bewohner jenes Landes mit dem Tausche der Herrschaft einverstanden wären. Das war nicht der Fall, vielmehr waren Petitionen und Adressen an den König eingelaufen, in denen er gebeten wurde, sie nicht von Preußen zu trennen. Ich setzte damals dem Kaiser von Oesterreich auseinander, daß es dem Gedanken unseres Bündnisses entspräche, wenn die Herzogthümer ohne solches Opfer Preußen zufielen. Unser Bund, so sagte ich, sei keine Erwerbsgenossenschaft, welche den Ertrag nach Procenten vertheile, er gleiche vielmehr einer Jagdgesellschaft, bei welcher jeder Theil seine Beute nach Hause trage. Wenn wir etwa im Fortgange des Bundes gemeinsam Krieg gegen Frankreich und Italien führen sollten, und Mailand fiele dabei mit preußischer Hülfe wieder in Oesterreichs Hände, so würde Preußen doch nicht etwa Landesentschädigung dafür verlangen, sondern sich mit einer Geldsumme für seinen Kriegsantheil abfinden lassen. Diese Darlegung blieb auf den Kaiser nicht ohne Eindruck; ich schloß das aus der Frage, die der Kaiser an mich richtete, ob Preußen also die Annexion als wünschenswerthe Lösung der Herzogthümerfrage betrachte. Es war mir sehr angenehm, daß die Frage so unmittelbar, und zwar in Gegenwart des Königs, an mich gestellt wurde; denn mein königlicher Herr hatte sich, wenn unter uns von der Zukunft der Herzogthümer die Rede war, sehr zurückhaltend benommen; ich konnte keine bestimmte Willensäußerung von ihm erhalten. Ich wandte mich also an ihn und sagte: Diese Frage zu beantworten, bin ich nicht berechtigt. Aber der König zauderte auch dies Mal und sagte, die Einverleibung Schleswig-Holsteins sei von ihm nicht gerade in's Auge gefaßt. Darauf mußte ich mich natürlich bescheiden und die Sache für jetzt fallen lassen."

Ueber die leitenden Gesichtspunkte des vor dem Kriege preußischerseits vorgeschlagenen Bundes zwischen den deutschen Großmächten sprach sich Bismarck später zu Friedjung aus: „Niemand hätte uns damals widerstehen können. Die beiden deutschen Mächte standen in gewaltiger Rüstung und konnten Europa, das auf diese Wendung nicht vorbereitet war, das Gesetz vorschreiben. Der König von Bayern hätte allerdings mit den übrigen Fürsten Süddeutschlands dem Kaiser von Oesterreich ein Stück seiner Souveränität abtreten müssen, aber die Einschränkung wäre nicht so groß gewesen wie jene, zu welcher er sich 1871 freiwillig verstand. Dieser Umstand ist es denn, der bewirkte, daß man diese Unterhandlungen als ein Pudendum behandelte. Weder wir, noch auch Oesterreich, das im Monat darauf Bayern zum Bundesgenossen gewann, mochten Erwähnung davon thun, daß wir im Mai über die Theilung Deutschlands verhandelten. Ich weiß freilich nicht, ob diese Ordnung eine endgiltige gewesen wäre und ob nicht doch später ein Waffengang zwischen Oesterreich und Preußen nothwendig war, um die dauernde Gestaltung Deutschlands herbeizuführen." Und zur Krönung des Planes ließ Bismarck, nach seiner eigenen Erzählung, dem Wiener Hofe das

*) Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866. Erster Band. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Weitere entbieten: „Ich schlug vor, daß wir, schlagkräftig wie wir waren, uns gemeinsam gegen Frankreich wenden sollten, in der Absicht, es zur Herausgabe des Elsaß zu zwingen. Oesterreich konnte dann Straßburg nehmen, Preußen Mainz behalten.*) Napoleon hatte damals eine schwache, durch die mexikanische Expedition zerrüttete Armee, er hätte uns nicht widerstehen können."

Aus Friedjung's trefflicher Darstellung geht schlagend hervor, daß im letzten Augenblick Oesterreich es war, das den Krieg unvermeidlich machte. Von denjenigen Ministern, die dem Kaiser zu übereilten Rüstungen riethen und dadurch Preußen und Italien den willkommenen Anlaß zum Kriege gaben, hat bis jetzt keiner eine Erklärung der österreichischen Politik jener Tage gegeben. „Vielleicht hatten sie für ihre Maßregeln ernstere, bisher unbekannte Gründe politischer Natur; ihr Schweigen freilich macht den Eindruck, daß sie sich später ihres schweren Irrthums bewußt wurden. Vielleicht fühlten sie sich zu dieser Zurückhaltung durch ihre monarchische Gesinnung bewogen; es ist möglich, daß sie sich scheuten, den Antheil des Herrschers an den Ereignissen von dem ihrigen zu sondern. Ueberhaupt ist die Rücksicht auf den Monarchen, selbst soweit es sich um längst vergangene Dinge handelt, in Oesterreich größer als in irgend einem Staate des constitutionellen Europa. Von den politischen Männern des modernen Oesterreich haben manche ihren Einfluß auf die Schicksale ihres Vaterlandes geschildert; aber über die Hauptsache schweigen sie alle, sie vermeiden es, das Charakterbild dessen zu zeichnen, der in seinem Reiche Alles selbst prüft und schlichtet, in dessen Händen nicht bloß dem Namen nach die Entscheidung ruht: Kaiser Franz Joseph ist für den Geschichtsschreiber seiner Zeit in seinen wichtigsten Entscheidungen eine verhüllte Gestalt. Sein persönliches Eingreifen während der großen Krisen seiner Zeit wird erst der Nachwelt genauer bekannt werden." Friedjung spricht es nicht unverhohlen aus, aber wer zwischen den Zeilen lesen kann, wird unschwer erkennen, daß er dem Kaiser Franz Joseph die größte Schuld am Ausbruch eines Krieges zuschreibt, den König Wilhelm so gerne vermieden hätte. Warum die damalige Rolle des Kaisers bis heute noch nicht klargestellt ist, erklärt Friedjung dagegen sehr deutlich. „Hier ist ein Punkt, in welchem sich Oesterreich noch immer von den übrigen Staaten unterscheidet. Auch in Preußen wurzelt das dynastische Gefühl tief; deßhalb hat man aber doch nicht Bedenken getragen, die Charaktere Friedrich Wilhelm's IV., Wilhelm's I., Friedrich's III. und Wilhelm's II. bis in ihre tiefsten Falten zu mustern. Der Antheil König Wilhelm's I. an dem Kriege von 1866 wurde schon bei seinen Lebzeiten von den ihm Nahestehenden genau dargestellt; es ist kein Hehl daraus gemacht worden, daß sein Wirken von dem Bismarck's weit überstrahlt werde. Der König selbst konnte oft lesen, daß seine schöpferische Kraft hinter der seines großen Rathgebers zurückstehe. Das wäre in Oesterreich so gut wie unmöglich: die Persönlichkeit des habsburgischen Herrschers schwebt während seines Lebens in einer Art religiöser Atmosphäre; sie herabzuziehen in den Kreis geschichtlicher Betrachtung, seinen Charakter zu analysiren, davon hält eine alte, strenge Ueberlieferung ab, welche zurückgeht auf die Tage römisch-kaiserlicher Majestät. Dieser ererbte Scheu hängt mit dem Gefühle zusammen, daß das österreichisch-ungarische Reich auf der unbestrittenen Ehrfurcht vor der Dynastie begründet sei. Was der Kenntniß der zeitgenössischen Geschichte abträglich ist, das mag, so dürfte die Vorstellung der leitenden Männer sein, der Festigkeit des Reiches dienen." Aber an Sündenböcken hat es auch hier in Wien nicht gefehlt. In der öffentlichen Meinung stand es damals und steht es auch jetzt noch fest, Graf Esterhazy sei es gewesen, der das Schicksal des Staates nach langem Prüfen und halbem Entscheiden zuletzt förmlich dem Zufall des Würfelspiels anheimstellte. Er hätte den Einfluß besessen, dem Jugendmuthe des Kaisers, der sich von Preußen tief verletzt fühlte, die Gefahren des Krieges vorzustellen. Früher hatte Esterhazy mit haarspaltender Kritik gefunden, daß jeder preußische Vorschlag Mängel aufweise, jetzt trieb er sorglos im Strome und billigte die gewagtesten Dinge. Als Graf Moritz Esterhazy, dessen Geist sich später umnachtete, am 8. November 1890 im Irrenhause verschied, brachen die lang verhaltenen Vorwürfe gegen sein Wirken in der österreichischen Presse heftig hervor. Darauf trat seine Familie zusammen, um zu erwägen, ob sie es nicht seinem Andenken schuldig sei, eine Rechtfertigung zu veröffentlichen. Graf Belcredi wurde um Rath gefragt, aber man einigte sich, daß es zu früh sei, mit Enthüllungen hervorzutreten. Solange der Herrscher lebe, dem die Männer von 1866 gedient hatten, seien ihre Lippen versiegelt.*)

Aber auch in der Armee gab es damals Kriegstreiber. Unter den Generälen, welche vor dem Kriege von 1866 zu Rathe gezogen wurden, war Generalmajor Krismanič der Einzige, der mit Zuversicht den Dingen entgegensah. Sein Auftreten wirkte auf die leitenden Kreise beruhigend. Die Generäle, welche den Spitzen der Verwaltung angehörten, hielten mit ihren Rathschlägen zurück. Weder der Minister des Auswärtigen, noch der des Krieges, noch der Generalstabschef Henikstein prunkten mit besonderen militärischen Einsichten. Henikstein trat freiwillig vor Krismanič zurück, der durch die formelle Gewandtheit blendete, mit der er in Wort und Schrift die militärischen Fragen behandelte. Krismanič war in der österreichischen Kriegsgeschichte gründlich bewandert. Die Denkschriften, durch welche er seinen Vorgesetzten imponirte, waren fleißige, in runde Form gegossene Bücher- und Actenauszüge. Seine militärische Bildung war eine ausschließlich österreichische; gerade seine Beschränkung auf das Vorbild der Kriegführung gegen Friedrich den Großen führte ihn jetzt irre. Er glaubte, das Oesterreich von 1866 habe noch die Preußen des siebenjährigen Krieges vor sich. Er war überzeugt, daß sie abermals aus Mittel- oder Oberschlesien gegen Olmütz rücken würden; mit der Prüfung aller Straßen und Schlachtfelder für diese Kampfesmöglichkeit füllte er mehr als drei Viertel seiner Arbeit. Alle anderen Operationspläne erwog er nur nebenher. Nur dürftig ist dasjenige, was er von dem Falle zu sagen wußte, wenn Preußens Heere etwa über Dresden, oder über Görlitz-Reichenberg oder über Trautenau in Böhmen einbrechen sollten. Dann würden die Preußen — so vermuthete er — die Elbe als Deckung nehmen, und die Oesterreicher müßten von Chrudim aus gegen sie vorgehen; an der Elbe käme es dann zur Entscheidungsschlacht um Böhmen und um das Schicksal Deutschlands. Aber obwohl man diesen Fall sicherlich auch in's Auge fassen müsse — sein Kriegsplan betrifft, nach Friedjung, auch den Abmarsch der Armee von Olmütz nach Böhmen, — so sei es doch seiner Ansicht nach am wahrscheinlichsten, daß die Preußen den kürzesten Weg nach Wien einschlagen würden, und der führe von Mittelschlesien über Olmütz. Es schwebte ihm dabei, wie der ganzen öster-

*) Auch König Wilhelm hegte damals die Ueberzeugung, es sei der Tag nicht ferne, da sich Deutschland gegen Frankreich wenden werde. Der französische Militärattaché Graf Clermont-Tonnerre berichtet als vollkommen authentisch, daß der König zu einem deutschen Diplomaten gesagt habe: „Wenn wir jetzt einen Krieg gegeneinander führen, so werden wir uns später versöhnen und einen andern Krieg gemeinsam führen." So schreibt Rothan in seinen diplomatischen Erinnerungen.

*) Vilbort, „L'Oeuvre de M. de Bismarck", S. 202, erzählt, daß ihm ein hervorragender Diplomat, der eher zu Oesterreich als zu Preußen neigte, in Berlin gesagt habe: „L'empereur François Joseph est assailli par des donneurs d'avis; son oreille n'est ouverte qu'à ceux des militaires qui lui promettent la victoire. Il mène à lui seul les affaires de l'Etat, suivant en cela ses traditions de famille. Ses ministres, et M. de Mensdorff tout le premier, ne sont que les simples instruments de ses volontés. L'empereur d'Autriche est un jeune et bouillant caporal entouré de commis."

reichischen Politik, der Gedanke vor, es handle sich für seinen Staat wesentlich um Schlesien; dort läge für Oesterreich die Entschädigung für Venetien wie für Schleswig-Holstein, Provinzen, welche man nicht festhalten konnte. Es ist später oft mit bitterem Spotte gesagt worden, daß in den wichtigsten Punkten das Gegentheil dessen eingetreten ist, was Krismanič für das Wahrscheinlichste hielt. Die Preußen brachen nicht über Neiße, sondern über Reichenberg und Trautenau in Oesterreich ein; nicht Mähren wurde der erste Kriegsschauplatz, sondern Böhmen; endlich haben sich die Gegner nicht, wie er vermuthete, mit der Belagerung der Festungen Königgrätz, Josephstadt und Olmütz aufgehalten. Aber darin allein läge noch nicht der Beweis seiner Unzulänglichkeit als Heerführer; denn Friedjung zeigt, daß auch das preußische Hauptquartier vielfach von irrigen Voraussetzungen über die Absichten Oesterreichs ausging. Dort vermuthete man, als Benedek den Oberbefehl erhielt, eher eine, wenn auch überstürzte Offensive gegen Schlesien, als solch' ein ängstliches Verkriechen hinter Festungen, Höhenzügen und Flußläufen. Es ist eben unmöglich, Wochen lang früher zu sagen, was der Gegner unternehmen wird, und in diesem Sinne hat auch Napoleon gesagt: „Ich habe niemals einen Operationsplan gehabt."

Als dann aber Alles zusammenbrach, da war kaum noch die Rede von dem unfähigen Krismanič. Einziger Sündenbock wurde Benedek. Im zweiten Bande Friedjung's werden die Briefe veröffentlicht, welche Benedek während des Feldzuges von 1866 an seine Gattin schrieb. Der bedeutungsvollste derselben ist aus Olmütz vom 13. Juli, also sieben Tage nach der Schlacht bei Königgrätz, datirt. Er ist von hoher historischer Wichtigkeit als authentischer Beleg dafür, daß Benedek im Marschallsrath dringend vor der Aufnahme des Krieges gegen Preußen gewarnt und sich lange gegen die Uebernahme des Commandos gesträubt hatte. Man wird den Brief des alten Haudegens und Gamaschenknopfes nicht ohne Rührung und Hochachtung lesen:

„Habe gestern Abend noch einmal alle Deine Briefe recht mit dem Herzen gelesen. Danke Dir für jedes gute Wort, für jedes erhabene Gefühl, für jede weiche Theilnahme. Hast Dich in den trübsten Stunden, in der Zeit, wo großes Unglück über mich hereingebrochen, glänzend bewährt. Du siehst, ich lasse Dir volle Gerechtigkeit widerfahren, und daß ich dies in so hohem Maaße kann, ist mir ein wohlthuender Trost. Nur möcht' ich Dich bitten, lege an Andere keinen zu strengen Maßstab an, können nicht Alle auf der Höhe Deiner Gesinnung stehen, kannst auch nicht verlangen, daß die Welt mich und meine Lage, vom Moment der Uebernahme des Commandos der Nordarmee, auch nur annähernd richtig beurtheile. Als man mir dies Commando gegen alle meine motivirten Vorstellungen aufgedrungen hat, hab' ich's in einer Conferenz laut und ungeschminkt ausgesprochen, daß wir va banque spielen, daß ich dem Kaiser meine bürgerliche und militärische Ehre völlig zum Opfer bringe und nur wünsche, daß er es nicht bereuen möge, mir dies Commando übertragen zu haben. Habe wörtlich gesagt, daß ich für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel bin, während ich in Italien vielleicht von Nutzen sein könnte ꝛc.

Nach allem bisher Geschehenen bleibt mir — im Einklang mit meiner Gesinnung, Herz, Charakter und unbedingter Ergebenheit für meinen armen, schwergeprüften Kaiser — nichts Anderes übrig, als mit Bescheidenheit und Seelenruhe das Verdammungsurtheil der schriftstellerischen und der redenden Welt schweigend hinzunehmen. Will Niemand anklagen, will mich gar nicht vertheidigen, will nichts schreiben, will nichts reden zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung; nur meinem Kaiser werde ich, wenn ich noch dazu komme, und er es wünscht, Alles, Alles sagen, was ich weiß und glaube. Bin mit mir, mit meinem Gewissen und mit meinem Herrgott im Reinen; bin ein recht Gott ergebener Soldat."

Wie aber auch das Urtheil über die österreichische Heeresleitung lauten möge, so betont Friedjung zu ihrer Rechtfertigung, daß sie stets davor warnte, den Ausbruch des Krieges zu übereilen, welche Warnungen von der Diplomatie in den Wind geschlagen wurden. „Es bestand ein verhängnißvoller Widerspruch zwischen der Eilfertigkeit des auswärtigen Amtes, das in Holstein und am Bundestage den Krieg entzünden half, und der Schwerfälligkeit der Rüstungen. Wohl wurde Oesterreich durch jede Note Bismarck's auf's Aeußerste gereizt; in Holstein wurde gegen seine Commissäre sogar Gewalt angewendet. Aber die Klugheit hätte geboten, sich eher eine Beleidigung mehr gefallen als sich zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen zu lassen." Weßhalb nicht drei Tage, weßhalb nicht eine Woche klugen Hinhaltens zu Frankfurt? fragt Friedjung. Die Freunde Oesterreichs glaubten, sein Heer werde nach dem Bundesbeschlusse am 14. Juni wie ein Hammer auf den Feind niederschmettern. Unterdessen aber stand dieses Heer im Inneren wie festgenagelt und die Preußen überschwemmten Norddeutschland. Zumal das Preisgeben Sachsens übte auf Europa den tiefsten Eindruck. In jenen Tagen (17. Juni) schrieb der geniale Heerführer Kronprinz Albert von Sachsen, der gegenwärtige König, an den Kaiser einen Brief, den Friedjung aus dem Wiener Kriegsarchiv entnehmen und veröffentlichen durfte:

„Du wirst mich einen Wortbrüchigen schelten, wenn ich Dir melde, daß ich in so kurzer Frist nicht bei Euch erscheinen kann, als ich gesagt. Gestern habe ich mich bei Dresden concentrirt. Mit der Eisenbahn kann ich aber nichts entsenden, da unser Kriegsminister in der argen Verblendung, es komme zu Nichts, erst den Fünfzehnten Nachmittags begann, seine Vorräthe zur Eisenbahn abzusenden, so daß ich kein Material übrig behielt. Da auch die k. k. Staatsbahn nur ein Geleise hat, so konnte das gebrauchte Material auch nicht so schnell zurückgesendet werden. Ich habe daher meinen Marsch angetreten und denke morgen die Grenze zu überschreiten. Ich werde versuchen, von weiter rückwärts gelegenen Punkten, Lobositz, Theresienstadt, Raudnitz, Truppen per Eisenbahn zu transportiren, werde aber wohl gezwungen sein, bei Nimburg das Corps zu concentriren. Die . . . . (? Preußen) gehen übrigens langsam vor, wir haben kaum einen gesehen. Morgen werden sie wohl ihren ruhmgekrönten Einzug in Dresden halten!" Ohne Zweifel hatte der ungeduldige Briefschreiber noch keine Ahnung, wie weit seine Sachsen in der Kampfbereitschaft und Schlagfertigkeit der k. k. Armee voraus waren. Er beabsichtigte ursprünglich, dem Aufmarsche der Preußen in Sachsen entgegenzutreten, um die Waffenehre zu wahren, als er aber dann aus seinem Briefwechsel mit Benedek erfuhr, wie sehr die Oestereicher im Rückstande waren, marschirte er sofort nach Böhmen ab.

Der österreichische Kriegsminister General Kuhn stieß bei der Prüfung des officiellen Werkes über 1859 vor dessen Drucklegung auf manchen seiner Befehle, der von irrigen Voraussetzungen ausging. Als er einmal ausrief: „Das kann ich unmöglich verfügt haben!" brachte man ihm seine eigenhändige Unterschrift; auf die Frage, was nunmehr zu geschehen habe, erwiderte er ohne Zögern: „Drucken lassen! Mit allen meinen Fehlern drucken lassen!" Es wäre für die gerechte Würdigung der Ziele und Mittel der österreichischen Politik jener Zeit förderlich, wenn die Leitung des Wiener auswärtigen Amts diesem Beispiele folgen würde. Ihre jetzigen Träger sind zudem nicht verantwortlich für die Fehler ihrer Vorgänger „Je bestimmter sie die Solidarität mit einer Politik ablehnen, die zum Kriege mit Preußen und Italien führte, desto glaubwürdiger ist ihre Treue für das Bündniß mit diesen beiden Staaten," schreibt Friedjung. „Oesterreichs Gegner sind seine Freunde geworden: von den Kriegen von 1859 und 1866 erzählen die Mitstreiter etwa so wie von ihren Thaten die Helden in Walhalla, die sich die ehrenvollen Wunden zeigten, die sie sich gegenseitig schlugen."

## Volksheilstätten für Lungenkranke.

Von Dr. med. Georg Liebe (St. Andreasberg i. Harz).

„Phthisisch und zum Tode verurtheilt zu sein, sind für den größten Theil des Volkes zwei ganz gleichbedeutende Begriffe.“ Mit diesen Worten bezeichnet ein belgischer Arzt den Standpunkt, welchen bis vor ganz kurzer Zeit das Laienpublicum gegenüber der schlimmsten Volkskrankheit, der Tuberculose, einnahm. In einer erstaunlichen Gleichgiltigkeit hat unser deutsches Volk, ja haben alle Völker der Erde bisher zugesehen, wie ihre kräftigen Männer und blühenden Frauen, wie ihre geliebten Kinder durch diese Seuche von der Todessichel hingemäht wurden.

Es ist so leichthin zu sagen: 10—20% aller Menschen sterben an Tuberculose, in Deutschland jährlich ungefähr 200000. Aber wer über diese Zahlen nachdenkt, dem werden vor seinem geistigen Auge allerlei Bilder aufsteigen von Noth und Elend, Kummer und Weh; manch heiß flehendes Gebet, aber auch manch ein schauriger Fluch steigt von den Krankenlagern empor, auf welche die unerbittliche Seuche ihre Opfer hinstreckte. Könnten wir die Tuberculose (und ihren Haupthelfer, den Alkohol) ausrotten, wahrlich, die sociale Frage zu lösen, wäre ein Kinderspiel gegen jetzt. Außer denen, welche an der Krankheit sterben, leiden noch viel, viel mehr daran und überwinden entweder den Ansturm oder sterben anderswie, ehe der eigentliche Ausbruch erfolgt. Die pathologischen Anatomen fanden an 25—33⅓% der von ihnen Secirten — an anderen Krankheiten als Tuberculose Gestorbenen — Spuren des letztgenannten Leidens, ja neuerdings hat ein Professor, welcher sehr genaue Untersuchungen anstellen ließ, ausgesprochen, daß „nahezu 100%“ seiner Sectionen irgendwo einen tuberculösen Herd ergäben.

Wie so oft das Neue verlacht und kaum der Prüfung für werth befunden wird, wenn sein Entdecker nicht in die Reihe der „Autoritäten“ gehört und keinen „Rath“ vor seinen Namen setzen kann, so ging es auch dem jungen Arzte Dr. Brehmer, der den Vertretern des Unheilbarkeitsdogmas der Tuberculose den Fehdehandschuh hinwarf und sowohl erst theoretisch, als auch später durch die That der Welt bewies, daß die Tuberculose heilbar sei. 1854 gründete er seine Heilanstalt in Görbersdorf, die noch heute in Blüthe steht, und wenn auch von seinen damaligen Ansichten manche der neuen Forschung hat weichen müssen, so ist doch die Haupt- und Grundthatsache, eben die Heilbarkeit der Tuberculose, stehen geblieben. Daß die Erfolge Brehmer's andere zur Gründung von Heilstätten anspornten, wen hätte es wundern sollen? 1873 wurde durch Driver die Heilanstalt Reiboldsgrün im Voigtlande gegründet, 1875 die jetzige Römpler'sche in Görbersdorf, 1876 Falkenstein im Taunus, und viele Andere schlossen sich an.

Alle diese „Privatheilanstalten“ hatten natürlich den Zweck, damit etwas zu verdienen, und darum sind in ihnen die Preise, wenn auch im Verhältniß zum gebotenen Comfort nicht zu hoch, doch so hoch, daß nur reiche oder wenigstens wohlhabende Leute sie besuchen können.

Nun ist es aber doch allgemein bekannt, daß die Mehrzahl der Tuberculösen nicht unter denen zu suchen ist, denen ihr Geldbeutel gestattet, die Schädlichkeiten ihres Berufes, die erbliche Veranlagung zur Erkrankung u. s. w. durch hygienische Lebensweise, gute Ernährung, Sommerfrischen u. s. w. auszugleichen, sondern daß diejenigen die große Armee der Hohläugigen bilden, welche wirklich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen, in Hinterhäusern, Kellern und Bodenkammern wohnen. Professor Aufrecht berichtet, daß in Paris von 1000 Schneidern 399 an Tuberculose starben, von eben so viel Fleischern 82; in Genf starben von 1000 Rentiers 50 an Tuberculose, von eben so viel mit Schmirgel arbeitenden Uhrzeigerfabricanten 545. Sollen diese alle in unserer Zeit, die auf ihre herrlichen Erfindungen, Entdeckungen und Einrichtungen stolz ist, sterben, nur weil sie arm sind? Sollen durch ihr Siechthum, ihren Tod, Tausende von Familien in körperliches und geistiges Elend versinken, Millionen von Kindern an Leib und Seele verkommen, bloß weil ihre Einnahmen nicht dazu reichen, eine „Cur“ zu gebrauchen? Wollen wir es dulden, daß der Staat, der doch sonst ein sparsamer Herr ist, Millionen an Arbeitskraft, Erziehungs- und Krankenpflegekosten geradezu hinauswirft? Diese Fragen haben sich menschenfreundlichen Aerzten schon seit Langem aufgedrängt, aber erst der neueren Zeit war es vorbehalten, die Antwort mit einem thatkräftigen Nein darauf zu geben.

Gewiß ist die wirkliche „Schwindsucht“ oder wie man auch bezeichnend sagt, „Auszehrung“ nicht mehr heilbar. Den nur aus Haut und Knochen bestehenden Kranken kann keine Macht der Erde die oft faustgroßen Eiterhöhlen ihrer Lungen wieder mit normalem Gewebe ausfüllen. Aber die leichten Anfangs- („Initial“-) Fälle sind zu retten. Darum muß immer und immer wieder betont werden, daß Jeder, der hustet, abmagert, an Nachtschweißen, Blutspucken, Appetitlosigkeit, Bruststechen leidet, den Arzt rechtzeitig aufsuche. Jede Gefahr verringert sich, wenn man nicht Vogel Strauß spielt, sondern ihr kühn in's Gesicht blickt; so auch hier. Die Furcht, der Arzt könne „etwas finden“, rächt sich später bitter. Schon hat man mancherorts begonnen, kleine belehrende Schriftchen an das Arbeiterpublicum zu vertheilen (z. B. Die Rathschläge für Lungenkranke, herausgegeben von der Hanseatischen Inval.-Vers.-Anstalt), aber erst wenn wir, d. h. das deutsche Volk, die Gebildeten voran, uns aufraffen zu einem richtigen Nationalverein für Volksgesundheit, daß Jedermann im Volke da über seine Gesundheit aufgeklärt werden kann, wird hierin Vollkommenes geleistet werden.

Nachdem man weiterhin zu der Ueberzeugung gekommen war, daß solche heilbare Lungenkranke nicht in ein allgemeines Krankenhaus gehören, weil sie dort selbst beim besten Willen durchaus nicht die ihnen nöthigen Heilmittel finden können, fing man an, für Volksheilstätten für Lungenkranke zu wirken und zu werben. Schon 1869 trat Professor Lebert in Breslau in einem kleinen Büchlein „Ueber Milch und Molkencuren und über ländliche Curorte für unbemittelte Brustkranke“ dafür ein, ein Schriftchen, aus welchem ein warmer Herzschlag für Arme und Elende herauszufühlen ist. Auch der bekannte Volkshygieniker Paul Niemeyer erhob seine Stimme dafür. Den eigentlichen Anstoß gab in Deutschland Dr. Driver in Reiboldsgrün durch einen in der Gartenlaube (No. 34, 1882) veröffentlichten Aufsatz. Die Schriften und Einzelartikel über das Thema häuften sich, Männer der That traten hier und da auf, und nachdem diese Jahre lang gearbeitet und gekämpft, die sich immer wieder aufthürmenden Schwierigkeiten weggeräumt, die so schrecklich kalt-verstandesmäßig aufgestellten Bedenken entkräftet hatten, konnten sie die Freude genießen, welche der Landmann im Frühjahre hat, wenn der Schnee thaut und überall die grünen Spitzen hervorsprossen; von Tag zu Tag wachsen die Halme, die Aehren wiegen sich im Winde und eine reiche Ernte wird reif für die harrende Scheuer.

Ja, eine reiche Ernte hat die Saat dieser Männer getragen, deren Namen auf ehernen Ehrentafeln in der Vorhalle jeder Volksheilstätte eingegraben werden sollten: ein Netz solcher Anstalten, theils fertiger, theils im Bau begriffener, theils geplanter, überzieht unser ganzes deutsches Land. Und wie in der chemischen Retorte, wenn erst ein Krystall aus der Flüssigkeit heraus sich gebildet hat, fast unter den Augen des Beschauers immer neue sich anschließen, so erweitert sich die Kette, deren einzelne Glieder, unsere Volkssanatorien, der Menschenliebe des scheidenden Jahrhunderts ein ehrendes Denkmal bilden.

Die ersten Volksheilstätten wurden durch private Wohlthätigkeit errichtet, Stadtgemeinden, Kreise und namentlich die Invaliditäts-Versicherungsanstalten eiferten ihnen nach.

Auch bestehende Heilstätten trafen Einrichtungen, welche den Unbemittelten zu Gute kommen.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die schon im Betriebe befindlichen Anstalten. Ruppertshain im Taunus, errichtet vom Frankfurter Verein für Reconvalescentenanstalten, ein hohes, aus Keller-, Erd- und zwei Obergeschossen bestehendes Gebäude, blickt, nahe bei der berühmten Falkensteiner Anstalt gelegen, hinaus auf die Mainebene bis hinüber zum Odenwalde. Fast durchgängig musterhaft eingerichtet, nimmt diese Heilstätte Angehörige der Krankencassen und J.-V.-Anstalten, aber auch zahlende Kranke der weniger bemittelten Classen auf. Sie ist für beide Geschlechter bestimmt und kann in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon auf manchen schönen Erfolg zurückblicken. Am stillen Grabowsee bei Oranienburg hat der Berliner Volksheilstättenverein vom rothen Kreuz seine Baracken aufgeschlagen, um z. Z. wenigstens im Sommer, den Berliner Arbeitern eine Cur in reiner Luft zu ermöglichen. Diese bringen denn auch der Einrichtung solches Verständniß entgegen, daß sie eine Eingabe beschlossen, die Heilstätte soll nur Berliner Arbeiter aufnehmen. Unter hohen, nur an der Spitze verästelten Nadelbäumen, welche wohl bei trübem Wetter ein melancholisch Lied über den See rauschen sollen, liegt die kleine Barackenstadt, welcher man von Weitem nicht ansieht, welchen Comfort sie in sich birgt. Im Nordosten Berlins, auf den „anrüchigen" Rieselfeldern, hat die Stadtverwaltung Berlins zwei ihrer Güter, Malchow (für Männer) und Blankenfelde (für Frauen) durch Neu- und Umbau zu kleinen Sanatorien umgestaltet. Ideal sind sie schon deßhalb nicht, weil ihre Umgebung aller landschaftlichen Schönheit (Wald, Berg) bar ist, indessen wird der erste kahle Eindruck, den der Besucher empfängt, nicht nur verwischt durch die musterhaften, anheimelnden Einrichtungen, sondern auch durch Parkanlagen, unter denen lustwandelnd man vergißt, wie viel Fäcalien Berlin täglich producirt. Eine kleine Heilstätte hat der Bremer Heilstättenverein in Rehburg errichtet, ein villenartiger Bau, das Genesungshaus Königsberg bei Goslar mit wunderschöner Harzwald-Umgebung dient der Inv.-Vers.-Anstalt Hannover zur theilweisen Unterbringung ihrer Kranken (s. u.). In der Privatheilanstalt Schönberg im Schwarzwalde ermöglichte es der rege Besuch privater Curgäste ein neues Gebäude für dieselben zu bauen und das kleine ältere Curhaus zu einer gutbesetzten (1896 ca. 250 Kranke) Volksheilstätte (aus privater Initiative) einzurichten. Die Badische Anilin- und Sodafabrik zu Ludwigshafen, ein Unternehmen, welches in Bezug auf Sanitäts- und Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter als musterhaft zu bezeichnen ist und zeigt, „welchen segensreichen Antheil an der Lösung der socialen Frage die Großindustrie zu nehmen vermag"*), hat schon 1892 in Dannenfels am Donnersberge ein Krankenhaus für 18 lungenkranke Arbeiter erbaut und bis Ende 1895 bereits 50 verpflegt. In Görbersdorf hat Dr. Weicker, Chefarzt der Gräfin Pückler'schen Heilanstalt, ein Krankenheim, z. Z. eine Villencolonie von sieben Gebäuden geschaffen, in welchem er mit großer Energie, soweit es der Betrieb solch einer „offenen" Anstalt zuläßt, eine gute und recht besuchte Volksheilstätte eröffnet hat. Für Inval.-Vers.-Anstalten, denen eine eigene Heilanstalt noch nicht zur Verfügung steht, für Krankencassen u. dergl. ist solch eine Einrichtung privater Art von großem Werthe.

Ferner werden in den Privatanstalten zu Göbersdorf (Brehmers, seit 1894) und Reiboldsgrün, namentlich aber in der des Dr. Pintschovius zu Altenbak im Harz in einer zweiten Classe unbemittelte Kranke aufgenommen. Dies findet auch in einigen Genesungshäusern und Hospitälern statt, so im Johanniterhospiz II zu Lippspringe, im Genesungshause der Oberlausitzer Ortskrankencassen in Johnsdorf. Andere Städte und Vereine verschicken Kranke in verschiedene Heilanstalten (so die Ortsgruppe des bergischen Vereins für Gemeinwohl in Barmen) oder in offene Stationen (so der Verein zur Verpflegung Genesender in Cöln, welcher sowohl eine Männerstation in Wissen a. d. Sieg und eine Frauenstation in Uckerath bei Oberpleis unterhält, als auch eine Reihe von Kranken jährlich in offene Privatpflege aussendet).

Noch ist damit die Zahl der Stätten nicht erschöpft, wo in nächster Zeit Lungenkranke Heilung finden können. Denn nicht nur sind noch Anstalten im Bau in Planegg bei München, welche durch einen Verein errichtet wird, der durch die denkbar regste Agitation, durch eine Lotterie, durch lebhafte Unterstützung seitens verschiedener Firmen und namentlich auch durch eine Zuwendung der Baronin Hirsch in Paris von 100 000 Mk. in kürzester Zeit von den ersten Anfängen bis zur Grundsteinlegung seiner Heilstätte gelangte, ferner in Harlaching bei München, wo die Stadt München ein Sanatorium für 200, später 400 Kranke mit den vollkommensten hygienischen Einrichtungen errichtet, und endlich die Heilstätte des sächsischen Vereins zur Errichtung von Volksheilstätten Albertsberg bei Reiboldsgrün, welche, nach einem gemischten Corridor- und Pavillonsystem erbaut, im Frühsommer 1897 inmitten herrlicher, stiller Waldberge eröffnet wird.

Diejenigen Orte, Vereine u. s. w. aber, welche in nächster Zeit eine Heilanstalt zu bauen planen, bilden eine weitere lange Reihe: Altena in Westphalen, wo der Kreis die Mittel dazu bewilligt hat, Altona (Comité), St. Andreasberg im Harz (der Bau des Felixstiftes wird im Frühjahr 1897 begonnen), Baden, wo Kaufleute und Fabricanten dem Großherzoge zum 70. Geburtstage 320 000 Mk. zur Errichtung von zwei Heilstätten überreichten, Berlin (Berlin-Brandenburger Heilstättenverein), Danzig, Erfurt, Hagen, Halle (Verein für Volkswohl), Hanau, Hannover (Verein zur Errichtung von Heilstätten u. s. w.), Kassel (ein unbekannter Wohlthäter übergab dem Bezirksverein K. des vaterländischen Frauenvereins 250 000 Mk. zu diesem Zwecke), Leipzig (Stadt, bez. Ortskrankencasse), Nürnberg (Heilstättenverein, schon im Besitze von 170 000 Mk.; er erhielt 157 Platzangebote, während z. B. die Harzer Heilstätten der J.-V.-Anstalten mit recht erheblichen Widerständen der Einwohner der in Aussicht genommenen Plätze zu kämpfen hatten), Oldenburg (ärztl. Verein), Oppeln (Oberschles. Aerzteverein), Regensburg (angeregt durch den Oberpfälz. Aerztetag), Sächs. Schweiz (Steinhauer-Heilstätte), Stettin (Verein zur Errichtung von Genesungsstätten u. s. w.), Stuttgart (Verein), Würzburg (Verein zur Gründung eines Sanatoriums u. s. w., gedenkt im Frühjahre mit dem Bau bei Lohr zu beginnen).

Muß schon dieses Eintreten privater Kreise und städtischer Behörden für die Bewegung zu Gunsten der Unbemittelten Lungenkranken das Herz erfreuen, so ist doch die Mitarbeiterschaft eines neuen, kräftigen Bundesgenossen um so mehr zu begrüßen, als viele der genannten Vereine immer, nachdem der erste Sturm der Begeisterung sich gelegt hatte, mit ernsten financiellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ich meine die Invaliditäts-Versicherungsanstalten. Es ist einer der genialsten Gedanken gewesen, welchen einer der Betheiligten beim Entwurfe des Inv.-Vers.-Gesetzes gehabt hat, den jetzt berühmten § 12 zu schaffen, nach welchem die J.-V.-A. berechtigt ist, das Heilverfahren für Kranke vom ersten Tage der Erkrankung an zu übernehmen, wenn dadurch bessere Aussicht auf Heilung also auf Wegfall der sonst zu zahlenden Rente besteht. Wo fände das aber bessere Anwendung als bei den Lungenkranken im Anfangsstadium? Durch geeignete Anstaltsbehandlung wenn anders sie wirklich rechtzeitig eingreift, sind wir in Stande, wirkliche Ausheilung der erkrankten Lungentheile zu erreichen. Das ist jetzt eine wissenschaftlich unanfechtbare Thatsache. Dazu gehören aber ungeheure Geldmittel, und während diese, wie wir oben sehen, sonst nicht immer reichlich

*) „Erläuterungen zur Ausstellung der Badischen Anilin- und Sodafabrik, Ludwigshafen a. Rhein in Nürnberg 1895", ein Heft, welches alle Anstalten der oben genannten Art bildlich darstellt.

genug flüssig zu machen sind, befinden sich die J.-V.-A. in der Lage, ihre reichen Capitalien, abgesehen von aller Menschenfreundlichkeit, hier auf eine wirklich rentirende Weise anzulegen. Denn schon durch Erzielung einer, auch nur wenige Jahre währenden Arbeitsfähigkeit werden die Kosten der Heilstätten gedeckt. Wenn etwas geeignet ist, die sociale Gesetzgebung, selbst die verhaßte Kleberei, dem Volke lieb und werth zu machen, so ist es diese Verwerthung der Gelder. Das Bewußtsein, daß hier eine, zur Höhe der gezahlten Beiträge in gar keinem Verhältnisse stehende, segensreiche Einrichtung geschaffen ist, dringt mehr und mehr in's Volk ein. Zieht man ferner in Betracht, daß die Heilstätten für den Einzelnen geradezu eine Akademie der Gesundheitspflege bilden sollen, in welcher er durch Gewöhnung und durch das eindringlich belehrende Wort des Arztes (in der Einzelunterredung der Sprechstunde, als auch durch gemeinverständliche Vorträge, Schriftchen u. s. w.) Kenntniß bekommt von gesundheitsgemäßem Leben, wie es für ihn nöthig, für seine Familie, seine Freunde, Mitarbeiter, Hausgenossen von größtem Vortheile sein wird, so daß er nach seiner Entlassung hinauszieht als ein Apostel der Volkshygiene, so wird man ermessen können, daß gut geleitete, derartige Volksheilstätten von ungemein großer socialer Bedeutung sind.

Die J.-V.-A. haben das denn auch erkannt; selbstständige Sanatorien bauen schon die der Hansastädte in St. Andreasberg im Harz, diejenige zu Braunschweig bei Hasselfelde im Harz, die Norddeutsche Knappschafts-Pensionscasse zu Halle in Sülzhayn im Harz, während die Hannoversche in dem Genesungshause Königsberg bei Goslar, und die Thüringische in Schloß Rodberg und Hôtel Sophienhöhe im Bade Berka schon kleine Heilstätten besitzen. Die Badische wird 1897 in Marzell am Blauen eine Anstalt für 5—600 000 Mk. bauen, ebenso baut auch diejenige des Großherzogthums Hessen. Die Anderen schicken schon jetzt Lungenkranke theils in bestehende Anstalten, theils in Curorte mit Privatwohnungen, namentlich nach St. Andreasberg im Harz, wo eine ganze Reihe von J.-V.-A. einen gemeinsamen Inspector für die dahin geschickten, von verschiedenen Aerzten behandelten Kranken angestellt hat. Die Zeit wird jedenfalls nicht mehr ferne sein, zu welcher jede über eine eigene Anstalt verfügt.

Wie die Morgensonne erst den Himmel röthet, dann einzelne Strahlen als Vorposten vorschickt, bis endlich der goldene Tagesschein emporfluthet und auch aus den Schluchten das Dunkel und der Nebel weichen muß, so hat dieser herrliche Eifer, dem das Banner der Menschenliebe vorangetragen wird, unser ganzes Volk ergriffen. Nicht mehr brauchen wir heutzutage beschämt nach der kleinen Schweiz zu schauen, welcher es ihre Militärlosigkeit ermöglicht, auf dem Gebiete des Volkswohls Großes zu leisten, nicht mehr über das Meer hinüber nach England und Amerika zu blicken, wo die Wohlthätigkeit alle Krankenhäuser und unter ihnen auch eine stattliche Anzahl von Volksheilstätten für Lungenkranke unterhält: Wir haben selbst Fuß im Lande gefaßt und können mit einem verzeihlichen, weil berechtigten Stolze sagen: Seht, das haben wir gethan. Und sie kommen, Russen und Norweger, Schweden und Dänen, Franzosen und Engländer, Schweizer und Oesterreicher, ja die für deutsche Cultur empfänglichen Japaner, und studiren an unseren Heilstätten und Bauten, um unsere Einrichtungen in ihren Ländern einzuführen.

Ehe sich der Deutsche zu einer energischen That aufrafft, dauert es immer länger, als bei mancher anderen Rasse, aber was er dann thut, das nimmt er gründlich vor. So läßt man sich auch mit der Unterbringung der Kranken in Volksheilstätten nicht genügen, sondern trägt auch dafür Sorge, daß während dieser Zeit seine Familie nicht Noth leide, ferner fängt man auch an, sich darum zu bekümmern, in was für Verhältnisse er nach seinem Austritte aus der Anstalt kommt. Beginnen die alten Schädlichkeiten, namentlich des Berufes, von Neuem auf ihn einzuwirken, so wird sein Körper, den auch der „Geheilte" noch recht vorsichtig und vernünftig behandeln muß — eigentlich sollte dies ja freilich Jedermann thun — doch der Krankheit wieder anheimfallen. Man muß daher in den Anstalten, wie schon gesagt, dem Kranken hygienische Lebensweise, Maaßhalten besonders im Trinken u. A. m. anerziehen; so bemühen sich Vereine und Gesellschaften, voran die Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter in Leipzig, die Entlassenen in gesünderen Berufsarten unterzubringen. Vielleicht findet der Staat oder finden die J.-V.-A. später einmal Mittel, durch Errichtung von Fabriken, Staatsgütern oder dergl. den Leuten an gesund gelegenen Orten gesunde Beschäftigung zu verschaffen. Daß unsere, ja hochbedeutsame und auswärts noch unerreichte sociale Gesetzgebung noch kein ideales, abgerundetes Ganze bildet, muß Jeder zugeben, und wenn auch Gesellschaften wie die letztgenannte Leipziger „Vereinigung" im kleineren Kreise die „Härten der Gesetzgebung mildern und ihre Lücken ausfüllen" und gewiß sehr segensreich wirken kann, so fühlt der die Bewegung Verfolgende doch auch hier, daß erst „Centralisation" und „Organisation" (wie die Stichworte heißen) all' dieser Bestrebungen zu erfreulichem Ziele führen wird.

Darum heißt es: Die Hände nicht in den Schooß legen und vorwärts! Viele arbeiten schon mit in diesem Garten, aber im Zusehen dehnt er sich aus, und soll er eine herzerfreuende, Frucht tragende Anlage werden, so muß noch Mancher Hacke und Spaten ergreifen! Freilich die Frucht der Volksheilstätten wird nicht in den nächsten Jahren gepflückt werden, aber unsere Enkel und Urenkel werden dies unser Wirken segnen, wenn die Zeit von der großen Zahl der Opfer dieser Volksseuche eine Null nach der andern wegstreichen wird. Jeder Einzelne muß dazu mithelfen.

## Literatur und Kunst.

### Arno Holz und sein neues Drama.

Von Franz Servaes.

Der Vater des deutschen Naturalismus ist Arno Holz. Gerhart Hauptmann ist nur sein Sohn. Dieser Sohn hat sich dann allerdings später emancipirt und ging eigene Wege, verschiedene Wege. Der Vater aber ist geblieben, was er war. Man hat Arno Holz daraus einen Vorwurf gemacht. Warum? Ist es etwas so Schlimmes, zu bleiben, was man ist? Es ist oft etwas sehr Schweres, zumal dann, wenn die „Entwickelung" bereits ersichtlich andere Wege gegangen ist. Wir wollen heute alle vom Naturalismus als erlösendem Kunstziel nichts mehr wissen. Aber können wir darum auch nichts mehr von ihm lernen? Und hat es nicht vielleicht sein Heilsames, wenn ein Naturalist reinsten Blutes unter uns existirt? Werden wir ärmer oder — reicher dadurch? Ich dächte doch: reicher! zumal dieser „Naturalist" eine ebenso entschiedene künstlerische Tendenz verfolgt, als irgend ein Phantast oder Mystiker oder Theosoph. Gott sei Dank, die Kunst ist nicht auf ein einzelnes Brett genagelt. Sie ist eine muntere springende Serpentintänzerin und schillert in allen Farben dieser Erde. — Da wird Arno Holz natürlich schon böse werden? obgleich ich es doch zu seiner Rechtfertigung geschrieben habe! Die „Serpentintänzerin" wird ihm ein Greuel sein. Er ist eben Naturalist und nichts als Naturalist. Er sagt: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein. Sie wird sie nach Maßgabe ihrer jedweiligen Reproductionsbedingungen und deren Handhabung." Da aber die Kunst die Natur niemals ganz erreicht, so definirt er sie als „Natur — X". Wollte jemand fragen, ob sie nicht wohl auch einmal „die Natur + X" sein könne, z. B. in

der Sixtinischen Madonna, ob sie nicht wenigstens die Tendenz habe, Natur + X zu werden, — solch Einen würde Arno Holz mit grimmiger Verachtung als faulen Cumpan behandeln, und dann schnöde erklären, daß man ihn nicht verstanden oder doch jedenfalls — nicht widerlegt habe.

Es ist Holzens höchste Sehnsucht, einmal von Einem widerlegt zu werden. Er glaubt eben fest daran, daß auch in Kunstdingen Alles bewiesen und widerlegt werden könne. Die Kunst, sagt er, ist, weil Menschenwerk, eine Naturerscheinung. Folglich muß es für sie, wie für alle anderen Erscheinungen, auch ein Naturgesetz geben, von dem sie unbedingt abhängig ist, wie etwa der fallende Stein vom Gesetz der Anziehung nach dem Erdmittelpunkt. Jenes für die Kunst absolut giltige Gesetz glaubt er in dem oben angeführten Satz gefunden und aufgestellt zu haben. Man lese seine Erörterungen darüber nach in seinem 1891 und 1892 (bei Ißleib, Berlin) erschienenen Buche: „Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze."

Es kommt mir hier auf eine Polemik wider Holz als Theoretiker nicht an. Diese werde ich wohl später einmal geben, wenn das Buch über die Kunst erst seine abschließende und endgiltige Form erlangt haben wird. Für heute nur so viel: als „Staatsgrundgesetz" für die Kunst lasse ich jenen Satz nicht gelten, auch dann nicht, wenn man den einzelnen Begriffen, „Natur", „Tendenz", „Reproductionsbedingungen", „Handhabung", die von Holz bis jetzt ganz ohne Erläuterung gelassen worden sind, die denkbar weiteste Interpretation giebt. Unter „Natur" z. B. braucht man ja durchaus nicht bloß die materielle Wirklichkeit oder, subjectiv geredet, die von ihr herrührenden Außeneindrücke zu verstehen. Man kann auch die Welt des Immateriellen, die Phänomene unseres Geistes und unserer Einbildung, selbst unseres Religionsbedürfnisses, unter „Natur" mitbegreifen. Man braucht bloß zu erklären, daß die Natur diese Phänomene durch das Medium des Menschen schaffe, daß sie folglich unter Natur zu „subsumiren" wären. Es sei demnach die Tendenz der Kunst, auch diese Phänomene so zu reproduciren, daß sie der „Natur" möglichst gleich wirkten.

Aber auch unter dieser Voraussetzung, wie gesagt, kann ich das Holz'sche Gesetz wenigstens als „das" Gesetz nicht anerkennen. Es sagt sehr viel Richtiges und ist für die Psychologie des modernen Künstlers sehr werthvoll und aufschlußreich. Aber für die Psychologie der Kunst ist es zu eng, zu beschränkt. Der Ursprung der Kunst liegt ganz gewiß nicht bloß im Reproductionstrieb. Der dürfte vielmehr ein abgeleiteter Trieb sein. Daß der Mensch zum ersten Male das Bedürfniß nach Kunst empfand, ist, aller historischen Wahrscheinlichkeit nach, seinem — Decorationstrieb zuzuschreiben, und vielleicht haben hier die Frauen von Urbeginn, als Bedürfnißerreger, eine sehr eigenthümliche Rolle mitgespielt. Die Reproduction der Natur bot sich alsdann als das erste und natürlichste Mittel, um dem Decorationstrieb, unter diesen und jenen Voraussetzungen, zu genügen. Doch diese Bemerkungen nebenbei. Der Dogmatiker Holz ist mir wichtig als psychologische Unterlage für den schaffenden Künstler Holz. Denn dieser schaffende Künstler ist — das Product des Dogmatikers. Und ich will gleich hinzufügen, daß für die Praxis des Künstlers das Wort „Natur" durchaus nicht etwa (oder doch nur ganz vereinzelt!) jenen weiten Begriff hat, den ich oben stipulirte. Holz ist eben im markantesten Sinne — Naturalist.

Indeß, Holz war ein Dichter, bevor er Dogmatiker war. Wäre er es nicht gewesen, er hätte es niemals werden können. Aber dieser Dichter hatte noch nicht die bestimmte charakteristische Physiognomie, die ihm der Dogmatiker erst gegeben hat. Er war ein Lyriker, der bei aller Welt, zumal bei Heine, doch auch bei Emanuel Geibel und Julius Wolf, glücklicher Weise nicht minder bei Goethe und Eichendorff, in die Schule gegangen war. Im Jahre 1886, mit dreiundzwanzig Jahren, gab er seine, nicht erste, aber seitdem letzte Gedichtsammlung heraus, „Das Buch der Zeit" (Zweite Auflage, bei Fontane 1892). Dieses Buch ist, künstlerisch betrachtet, ein Epigonenwerk, freilich voller Witz, Leben und Talent. Die neue Zeit kündet sich wesentlich erst in Forderungen an, und in der stark socialrevolutionär gefärbten Gesinnung. Es bot daher, noch nicht formal, sondern erst stofflich, ein Neues: die sociale Lyrik, und zwar bewußt im Gewande der Großstadt-Lyrik. Die Existenz der Großstadt, ihre brutalen aufwühlenden Gegensätze im Leben der Menschen, ihre hehre Einfalt und märchenstille Pracht im Leben der Lichter und Farben, also derselbe pikante Contrast, der den französischen Epiker Zola begeistert hat, er hatte hier auch einen deutschen Lyriker gepackt.

Sein Verhältniß zu Zola hat Holz niemals geleugnet. Sein ganzes Buch über die Kunst ist eine einzige Auseinandersetzung mit diesem. Er erkennt Zola als Muster an, aber er strebt über ihn hinaus. Zunächst, im Princip, als Theoretiker. Dann, in natürlicher Folge, auch als Praktiker, durch eine Verfeinerung der Technik. Das konnte er natürlich nur auf experimentellem Wege erreichen, indem er gewissermaßen die Probe auf seine Theorie machte.

Das Glück war ihm günstig. Er fand, um zu seinem Ziele zu gelangen, einen Helfer und Freund, der ganz auf seine Ideen einging und die eigene receptive und schöpferische Kraft vollkommen in das neue Werk aufgehen ließ: Johannes Schlaf. Gewiß war die Initiative von Holz ausgegangen. Allein bei seiner lebhaften, activ auf die Dinge eindringenden Art, mehr noch, bei seinem natürlichen Hang zur Satire und gewissermaßen zur Vergewaltigung, kurz, bei seinem etwas unbescheidenen Temperament, mußte ihm der Genosse hoch willkommen sein, der, pflanzenhaft-still und wie leise träumend, die Welt der Dinge in sich einsaugte, ihr Bild in sich trug gleich einem Unterpfand heiligen Lebens, und es dann fromm wieder nach außen zu geben wußte, unverzerrt und unverrenkt, durchsättigt mit dem warmen Blutstrome der Individualität. Schlaf war gleichsam das Erdreich, in das Holz seinen Samen warf, das ihm den Samen entkeimte und in Früchten wieder zutrug. Ohne Holz — hätte Schlaf vielleicht nie gewußt, wohin mit seinen Kräften. Ohne Schlaf — hätte Holz sein inneres Wollen vielleicht nie zur ausdrucksvollen Wirklichkeit führen können. Was ich da sage, klingt ein wenig apodiktisch. Im Leben sind die Verhältnisse natürlich tausendfach complicirter, nüancirter. Wenn Holz und Schlaf sich ergänzten, durch den Gegensatz, meinetwegen: als Mann und Weib — so fanden sie sich doch zusammen, durch ihr Gemeinsames, und diesmal als Mann zu Mann.

Im Winter 1887 auf 1888 begann ihre Arbeit. Sie wohnten beisammen in einem kleinen Häuschen in Nieder-Schönhausen bei Pankow, froren und darbten wacker miteinander. „Bis an die Nasen eingemummelt in große rothe Wolldecken", saßen sie sich an zwei Schreibtischen gegenüber, den Blick frei über die weißverschneite Haide, die von Krähen wimmelte und allabendlich die märchenfarbensten Sonnenuntergänge entzündete. Da saßen sie einander gegenüber, die Welt im Herzen und Zola im Kopf, und wollten den Einen durch die Andere corrigiren und überbieten. Die Methode Holz-Schlaf ist, in ihrem strengen Realismus, eine Reaction gegen den „romantisme" in der Methode Zola's. Sie sagen gleichsam: Zola und wir haben dasselbe Ziel in der Kunst: die Wahrheit. Zur Erreichung dieses Zieles bediente indeß Zola sich veralteter Mittel. Seine Perception ist nicht rein und gewissenhaft genug. Sie ist auch nicht individuell genug; er nimmt noch auf Treu' und Glauben hin, was Andere für ihn beobachtet haben, und wessen sie ihn versichern. Darin zeigt sich der „Reporter". Er sammelt mit Bienenfleiß Material, läßt sich immer Neues von allen Seiten herbeischleppen. Oder er geht hin zum Object, beriecht und umschnuppert es und macht sich unaufhörlich Notizen.

Nein! falsch! sagen Holz-Schlaf. Wir dürfen nicht zum Object gehen; das Object muß zu uns kommen. Das Leben muß sich uns aufdrängen. Und wir müssen dasitzen mit fieberwachen Sinnen und wie mit geheimen Poren Alles aufnehmen. Zola sieht zu sehr „in großen Zügen". Aber in diesen „großen" Zügen schlummert das Conventionelle. Sie heißen deßhalb „groß", weil sie von Vielen schon gesehen worden sind. Umgekehrt, auf die kleinen Züge kommt es an. Auf das, was sich vor uns verbergen will. Was flüchtig an uns vorüberhuscht. Und was doch in seiner Summe das Behagen oder das Unbehagen unseres gegenwärtigen Zustandes ausmacht. Hier liegt die Entdeckung auf dem Gebiete des inneren Menschen: die größere Feinheit, mit der er auf das Aeußere reagirt, also die größere Sensibilität, die größere Wahrnehmungsfähigkeit, die intimere Perception. Aus welcherlei Elementen setzt sich Alles eine „Stimmung" zusammen?! Analysiren wir uns das! Wir werden damit allerdings zunächst die Stimmung zerstören. Aber wir werden sie um so bewußter und ganzer wieder herstellen lernen und für die Kunst, d. i. also hier: Reproduction, sozusagen erst erobern.

Ich sitze beispielsweise eines Wintervormittags in meinem Zimmer und lese. Halb bin ich aufmerksam, halb auch zerstreut. Ich folge Dem, was im Buche steht und denke darüber nach. Ich werde aber nicht davon absorbirt. Um mich herum ist Leben wach, und ich spüre dieses Leben. Ich sitze faul da, die Beine ausgestreckt auf einen Stuhl, der in der Nähe des Ofens steht. Die weißen Kaminkacheln blinken, die gelbmessingene Röhrenthür blitzt und spiegelt. Die Flamme unten, hinter der noch offenstehenden Thür, wühlt und rauscht. Ein zuckender Feuerschein huscht zuweilen über die Wand und verkriecht sich dann wieder furchtsam. Neben mir, auf dem weißbedeckten Tische, ist das Frühstücksgeräth zurückgeschoben. Mir zunächst steht die Tasse; ein Restchen gelbbraunen Thees äugt schüchtern zu mir herauf. Ich „sehe" das alles nicht. Ich gebe ganz gewiß nicht Acht darauf. Aber — ich nehme es wahr. Es cokettirt mit meinem Bewußtsein. Und während ich denke: „Sollte wirklich jetzt Schiller wieder unsere Geistesstructur beeinflussen?" — sage ich mir zugleich: „Ob ich nicht bald die Ofenthür zumachen soll? Die Kohlen müssen gleich ausgebrannt sein. Ich glaube, es wird immer kälter im Zimmer." Und ich vertiefe mich wieder in die Lectüre. Ich denke: „Wirklich war dieser Schiller ein großer Charakter. Und da wir heute begreifen, was gerade beim Künstler der Charakter gegenüber dem Leben bedeuten will —" und im gleichen Moment spüre ich, wie draußen auf den Bahnsträngen ein Ringbahnzug vorüberrattert, wie meine Nerven die Schuckelbewegungen der Wagen alle mitmachen, und wie in meinem Gehirn die Glocke läutet, die eben schrill vom Wärterhäuschen herübertönt. Und so durch meine Lectüre und „angestrengte Gedankenarbeit" geht, vorwitzig und indiscret, bald dieser, bald jener Außeneindruck: das Rasseln des Windes an den Fensterscheiben, ein Gefühl von Kälte über meine Beine, unten im Hofe die Stimme eines Ausrufers, Schwankungen im Licht und in dem Schatten, vorüberschwirrende Taubenzüge, das Bollern der Dampfbahn über die zitternde Trajectbrücke. Und wenn ein Wagen rollt, unterscheide ich ganz genau das Schleifen der Räder und das Trappen der Hufe, und wenn ein Hund bellt, nicht minder genau, ob Müller's Spitz oder Schultze's Pintscher. Denn ob ich gleich sehr in meine Lectüre vertieft bin, irgend Etwas lauscht in mir nach außen und giebt sehr wohl Acht auf das, was um mich vorgeht.

— — So gut wie diese Zwitterstimmung hätte ich natürlich auch eine Einheitsstimmung hier anführen können. Aber jene drückt leichter und bestimmter aus, worauf es bei Stimmungsdarstellungen ankommt: auf den Rapport zwischen den Innenzuständen des menschlichen Individuums und den unablässig spielenden Außeneindrücken der Umwelt. Dieser Rapport kann intim und kann gespannt sein, er kann sich auch, wie hier, als eine neckische Kreuzung darstellen. Es ist nun das Verdienst von Holz-Schlaf, auf diese Symptomenkette zuerst bewußt und mit künstlerischer Absicht geachtet zu haben. Freilich mußte es im Feuer des Entdeckungseifers zunächst so kommen, daß das Aeußere weit mehr beachtet wurde, als das Innere. Denn das Aeußere bietet sich, wie der Beobachtung, so auch der „Entdeckung" leichter dar.

Während sie so bei der Arbeit waren und eine Skizze nach der anderen, rein zu neukünstlerischen Stilzwecken hinschrieben, „Die papierne Passion", „Krumme Windgasse 20", und auf nichts Anderes auszugehen glaubten, als das Leben in seinen winzigsten Aeußerungen zu packen, passirte etwas Merkwürdiges. Indem sie die ganze Welt gleichsam nur mit den Sinnen in sich aufnahmen, hatte sich auch ihr Gehör gegenüber der menschlichen Sprache in wundersamer Weise verschärft. Nicht nur, daß sie alles Mundartliche weit nüancirter aufnahmen als bisher, sie beobachteten und reproducirten auch in der treuesten Weise, was man die „Mimik der Rede" nennen kann: jene kleinen Freiheiten und Verschämtheiten jenseit aller Syntax, Logik und Grammatik, in denen sich das Werden und Sichformen eines Gedankens, das unbewußte Reagiren auf Meinungen und Gebärden des Mitunterredners, Vorwegnahme von Einwänden, captatio benevolentiae und all' jene leisen Regungen der Seele ausdrücken, über die die Widerspiegeler des Lebens sonst als „unwichtig" hinwegzugleiten strebten. Indem Holz-Schlaf alles dieses mit pünktlichster Gewissenhaftigkeit notirten, erwarben sie sich eine Intimität des Sprechtons, die, wenn auf das Drama übertragen, zugleich revolutionirend und stilbildend auftreten mußte. Dieses hatten die beiden jungen Dichter erkannt, und so schrieben sie ihre „Familie Selicke".

Man ist gewohnt, über die „Familie Selicke", sobald man sie genannt hat, in Jeremiaden auszubrechen und mit Todtenrichterfeierlichkeit zu versichern, daß von ihr sich „alles Unheil" herschreibe, das seitdem das jungdeutsche Drama bedrückt. Und wirklich ist die „Familie Selicke", rein vom Standpunkt der Bühne aus betrachtet, trotz ihrer Grauheit nichts als ein rosenrother Irrthum. Die absolut getreue Reproduction des Lebens, die Anfangs bloß ein Mittel sein sollte, ist hier zum Zweck erhoben. Die Bühne verträgt aber keine anderen Zwecke als ihre allereigensten. Mit brutaler Lieblosigkeit macht sie Allem den Garaus, was neben ihr ein eigenes selbstständiges Leben führen will. Sie verlangt nicht bloß „Bewegung", sondern weit mehr noch strengste Concentration, und Beides waren Holz-Schlaf ihr schuldig geblieben, mußten sie ihr schuldig bleiben — solange sie nicht bewußt zu unterscheiden verstanden zwischen dem Reiz eines Experiments und der Geschlossenheit eines Kunstwerks. Trotzdem —! Ja, es giebt ein solches „Trotzdem". Es wäre traurig, wenn die Resultate der Holz-Schlaf'schen Experimentirkunst für unsere Bühne verloren gehen sollten. Nur durfte sie nicht nackt übertragen werden. Sie müssen sich unterordnen und einfügen lernen. Sie dürfen dann aber auch, weil sie eine erhöhte Lebensintimität bringen, an die Aufnahmefähigkeit des Zuschauers erhöhte Ansprüche stellen. Denn schließlich gilt es ja doch, für eine feinere Kunst auch ein feineres Publicum heranzuerziehen. Und dieses feinere Publicum wird „Bewegung" wahrnehmen können, auch wo sie in leisen Schwingungen sich regt, statt mit der Wuth eines Stieres umherzufahren, — und es wird „Concentration" empfinden, auch wo in scheinbar bequemer Zustandsschilderung die Grundbedingungen einer Existenz und dadurch die Voraussetzungen eines künftigen Geschickes entwickelt werden, statt daß sich plump Schlager auf Schlager keilt, Athem, Besinnung und Empfänglichkeit raubend. Im Uebrigen — ich rathe Jedem, die „Familie Selicke" jetzt, nach reichlich sieben Jahren, noch einmal zu lesen. Man wird nicht nur über Manches milder denken, man wird auch

staunen, wie jung sie sich gehalten hat. Und schließlich wird man gar finden, daß wir seitdem bereits ein ganz nettes, ein erkleckliches Stück — wieder dahinter zurückgesunken sind. Vieles hat man unnöthig geopfert, Manches in gedankenloser Weise nachgeäfft. Im Großen und Ganzen hat man es nur wenig verstanden, die wirklich bedeutsamen Errungenschaften weise zu verwerthen. Und an Muth und Zähigkeit hat es gleichfalls gefehlt. Die Capital-Fragen erwiesen sich eben mächtiger als die Kunstfragen. Wenn schon bei den armen Dichtern, — um wie viel mehr bei den doch reich werdenwollenden Bühnenleitern!

Wie hätte sonst ein Werk, wie Schlaf's „Meister Oelze" vergeblich um eine Aufführung kämpfen können. Gewiß theilt dieses Drama noch manche Fehler der „Familie Selicke". Das Episodische ist sogar noch ausgeschwellter darin, aber auch reicher an intimem Reiz und stets von jener feinen Relation zum Ganzen, die oben als „Stimmung" charakterisirt wurde. So wirkt das „Milieu" keineswegs erdrückend. Die Menschen bewegen sich sicher und natürlich darin, als in dem ihnen gemäßen Element. Es ist die ihnen gemeinsame Luftschicht, die ihrem Reden und Gehaben den einheitlichen Farbenton, dem Dichtwerk aber die Eigenart des Stiles verleiht. Dieser Ton und dieser Stil sind durchaus gedämpft, darunter aber regt sich das kräftige Pochen der thüringischen Volksrasse. Jeder folgt seinen Strebungen und Zielen mit starrer individueller Hartnäckigkeit, zugleich aber mit jener geduckten Vorsicht, die sich nicht verrathen, nicht durchschauen lassen will. Erbitterter Haß nimmt so die Sprache bewegter Liebe, zähe Selbstbehauptung den Ton unbesorgter Neckerei an. Aber stets liegen die Menschen auf der Lauer, umschleichen einander wie Raubthiere. Eine stets vibrirende seelische Spannung kommt dadurch in die Dichtung, und je peinlicher alle Aeußerlichkeiten beobachtet werden, hinter denen sich die wirkliche Absicht des Lebens verschanzt, um so stärker und zwingender wird die Illusion des Ganzen. Alle jene kleinen Mienen der Gebärde und der Rede, hier sind sie nicht mehr Selbstzweck, hier dienen sie einem Höheren, einem Tieferen: der Offenbarung einer inneren Vision. „Meister Oelze" ist die Probe auf das Exempel der „Familie Selicke" und die glänzende Rechtfertigung des dort angestellten Versuchs eines neuen dramatischen Stils. Nur dürfte diese Probe nicht vereinzelt dastehen.

— — Dieses mag auch Arno Holz gefühlt haben, als er sich nach langjährigem Stillschweigen endlich entschloß, nun auch seinerseits mit einem neuen Drama hervorzutreten. Es heißt „Socialaristokraten" (Commissionsverlag von Mänicke & Jahn, Rudolstadt und Leipzig) und wird als Eröffnung einer großen Serie bezeichnet, die uns ein Gesammtbild des heutigen Berlin geben und zugleich „Das Ende einer Zeit in Dramen" schildern soll. Ein sehr weit ausschauendes Project, das freilich ziemlich stark an Zola's Rougon-Macquard-Cyklus gemahnt, nur daß der Vererbungsschwindel und die künstlich construirte Familienunion Gott sei Dank unterbleiben. Dafür ist ein anderer, mehr äußerlicher Mittelpunkt aufgestellt: Berlin. Arno Holz bleibt also seiner ersten Liebe treu. Wie er der Lyriker der märkischen Weltstadt war, so will er jetzt ihr Dramatiker werden. Er selbst ist zwar kein Berliner von Geburt, was ja beim Charakter dieser Mischlingsstadt beinahe ein Fehler wäre — dafür aber ein ganz entschiedener Berliner von Physiognomie. Auch ist er seit frühen Jugendjahren mit der Stadt auf's Innigste vertraut, und ihren Dialekt beherrscht er souverän, in allen Schattirungen, vom Thiergartendeutsch bis zum Kutscherjargon. Der markante Großstadtzug in Holz unterscheidet ihn auf's Bestimmteste von seinem Genossen Schlaf, den erst die Kleinstadt und das ländliche Leben wahrhaft innerlich productiv zu machen vermögen.

Nun also die „Socialaristokraten". An gewissen Zügen merkt man dem Drama an, daß sein Verfasser eine lange, allzu lange Pause, sei es aus Verstimmung oder unter'm Druck äußerer Verhältnisse, in seiner Production hat eintreten lassen. Hat er doch in den Jahren des Schweigens gemächlich fremde Leute die Früchte seines Säens einheimsen sehen! Hat er doch ferner einem Rückschlag der Entwickelung zugeschaut, der die besten Errungenschaften seiner Arbeit neuerdings in Frage zu stellen scheint! Das Eine wie das Andere und schon das müßige Zuschauen selber, mußte verstimmend, ja erbitternd wirken. Indem Holz daher wieder zur Feder griff, wollte er nicht bloß auf's Neue seine Gestaltungskraft erproben, er — wollte vielleicht nicht, aber umsomehr mußte er — seiner üblen Laune Luft verschaffen! Daher nahm er sich denn auch gleich das literarische Leben auf's Korn. Zwar nicht das ganze literarische Leben — wie wäre das möglich gewesen! — aber just den Theil, der ihn am meisten geärgert hatte: ein gewisses modisches Phrasenheldenthum, das sich in aller plebejischen Unschuld mit dem seit Nietzsche wieder begehrenswerthen Mantel des Aristokratismus bedeckt. Ob Holz sich dabei die richtigen Leute herausgesucht hat, ist eine Frage für sich. Keine Frage aber ist, daß er zu scharf gesehen hat, daß er Proportionen und Constellationen böse verrückt und verzerrt hat. Natürlich ist dadurch auch die ästhetische Beurtheilung bedenklich erschwert. Holz bringt einerseits Einzelzüge, selbst Titel von Büchern und bekannte Aussprüche, die mit geradezu frevler Indiscretion auf gewisse Urbilder hindeuten. Er gestattet sich andererseits mit diesen Urbildern ein freies Hanswursteln, das deren Physiognomien wieder verwischt und ihnen Unmöglichkeiten auf den Buckel lädt. Ist solch ein Verfahren zulässig? Das heißt: kann etwas künstlerisch Ganzes, Organisches dabei herauskommen? Ich glaube nicht. Doch ist es im realen Fall gerade für den Kenner der Personen und Verhältnisse beinahe unmöglich, eine bestimmte Entscheidung zu treffen. Urbild und Abbild rinnen beständig ineinander und verwirren so die klare Optik. Mir scheint: was bei Schlaf so rühmlich hervorgehoben werden durfte, die innere Vision, fehlt bei Holz ziemlich empfindlich. Dafür ist die äußere Vision bei ihm von einer Prägnanz und Treffsicherheit, daß alles Einzelne ungemein suggestiv herauskommt. Jener intuitive Psychologenblick, der ein menschliches Individuum aus seiner verborgensten Eigenart heraus versteht und von innen heraus gestaltet, ist bei Holz nur mangelhaft entwickelt. Er hat vielleicht nicht die schöpferische Wärme der Sympathie. Er fühlt nicht, gleich Schlaf, die innersten Triebsäfte, die einem Menschen die stille Sicherheit und holde Biegung einer Pflanze geben. Er träumt die Menschen nicht. Er sieht sie. Und er sieht ihnen scharf auf die Finger. Beobachtet mit Unbarmherzigkeit die kleinen Schwächen und unwillkürlichen Eigenheiten. Er weiß von Jedem, wie er die Finger bewegt, und ob er sich am Ohrläppchen oder an der Nase zupft. Das alles aber beherrscht er mit hoher künstlerischer Intelligenz. Er weiß vom Kleinen auf das Große zu schließen, sucht vom Einzelnen zum Ganzen zu gelangen. Und mit wundervoller Analogiebildung versteht er sich das Fehlende zu ergänzen. Er weiß genau, welche Eigenart eine andere bedingt. Er kennt die ganze Selbstverrätherei schlechtverhehlter Angewöhnungen.

Während also Schlaf die neu erworbenen Darstellungsmittel dazu benutzt, um ein schon im Innern getragenes Bild mit reichen echten Lebenszügen verführerisch auszustatten, wendet Holz dieselbe Methode vielmehr so an, um mittels ihrer jenes Bild erst zu erschließen und mit belebendem Scharfsinn zu mosaiciren. So ist Schlaf allerdings der tiefere Psychologe, Holz aber der packendere Charakteristiker. In seinen „Socialaristokraten" schwelgt er förmlich in dieser seiner virtuosen Charakterisirungskunst. Jede Person spricht ihr eigenes Deutsch, ihren vollkommenen subjectiven und meist höchst ergötzlichen „Stiefel". Die Repliken sind von geradezu wundervoller Prägung und, bei dem Reichthum an Figuren, von amüsantester Lebensbuntheit. Es ist eben nicht das kleinste Beobachtungsdetail vernachlässigt. Das Hin und Her

des Gespräches ist von so zwangloser Natürlichkeit, so unwillkürlich in seinen Vor- und Rücksprüngen, daß sich alle Personen nach Herzenslust „ausquatschen" können, ohne daß eine Absicht störend bemerkbar würde. Freilich fehlt es dafür an jeder dramatischen Spannung. Es ist keinerlei Elektricität in der Luft. Und wenn des heiteren Spiels genug ist, dann geht ein Akt eben zu Ende.

Die Akte bilden für sich jeder ein geschlossenes Genrebild, etwa wie früher bereits in Hauptmann's „Webern". Und gleich bei den „Webern" ist die Verbindung untereinander nur äußerst locker. Wenn etwas Entscheidendes zu geschehen hat, dann geschieht es sicher — zwischen den Akten. Was aber bei einem Massenbilde wie den „Webern" zu vertheidigen ist, das ist es nicht bei einem Stück, das individuelle Lebensschicksale zu entwickeln hat. Wir sehen die Menschen von Diesem zu Jenem hinschieben und geschoben werden, wir erfahren aber nicht, wie die Schiebungen eigentlich vor sich gehen, z. B. wie der frühere Redacteur der verkrachten Wochenschrift „Der Socialaristokrat" plötzlich dazu kommt Reichstagscandidat und Nachfolger von — Ahlwardt zu werden. Das ist ein fauler boshafter Witz, aber keine innere glaubhafte Entwickelung.

Alles in Allem: das neue Holz'sche Drama kommt mir vor wie ein Bau, der in allen Stockwerken vortrefflich ist, bei dem aber die Stockwerke untereinander nicht in einem architektonisch richtigen Verhältniß stehen. Sehr viel Können, und wenig Structur. Und allzu oft wird das bestechende Einzelne der Feind des Ganzen. Bisher hat Holz bewiesen, daß er in den langen Jahren nichts verlernt hat, daß er alle seine „Mittel" zur Hand hat und souverän zu verwenden weiß. Er wird noch zu beweisen haben, daß er auch etwas zulernen kann: die Mittel dem Zwecke unterzuordnen und als Ausdruck einer künstlerischen Idee zu verwenden.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Sommerregen.

Von D. Staack.

„Kommt denn Dein Bräutigam heut' Abend wieder nicht?" fragte Anna Moorburg. „Na, das sollt' meiner sein!" Die helle Stimme mit dem leichtsinnigen Klang lacht girrend auf, als wenn sie ein großes Ausrufungszeichen in die Luft schriebe. Dabei funkeln die braunen Augen sieghaft-begehrlich: Meiner blieb' mir nicht weg! Der schöb' am liebsten die Uhr vor!" Sie nimmt die Teller vom Tisch und geht hinaus: leichtfüßig, schlank, lässig, biegsam. Mit einer Fluth schwarzen Haares, leichtsinnigem Mund und der Sorglosigkeit der Sünde.

Wiebke-Moder stopft ihr kurzes Pfeifchen. „Kind dat ward Tid!" sagt sie. — „Man mutt sick dat Brod nich ut de Hand nehmen laten!"

Abel Gettorf steht auf. Sie nickt. „Ja, Moder." Sie streichelt der Greisin die Hände. „Hüt is dat schön," sagt sie. „Ick gah mal langs denn Weeten." *) Sie legt die paar Schritte bis zur Thür mit rascher, ruhiger Sicherheit zurück. Auf der Schwelle kehrt sie sich noch einmal um! Ihr ist zu Muth wie dem Weltwanderer, der die Thurmspitzen der Heimathstadt verschwinden sieht. Das Bild wird sie nie vergessen: Die alte Frau im großen Lehnstuhl, mit dem braunroth gebrannten Gesicht, den weißen Haaren und der kurzen, qualmenden Pfeife im Mund. Dazu die gelbrothen Fluthen der Abendsonne, die den großen Raum füllen. Die hellflirrenden, grünen Büsche vor den Fenstern, die weißblauen Kachelwände mit dem dunklen Eichenpaneel und dem blitzenden Zinngeschirr der Vorfahren. Da gehört sie hin. Auf den weißgescheuerten Brettern hat sie das Laufen gelernt. Die bunten Kissen auf den geschnitzten Truhen haben ihr den ersten Rausch des Entzückens gebracht und das laute Ticken der alten Uhr, die mit dem Gesicht aus langem Kasten herausguckt, wie ein Kind aus dem Wickelbund, ist ihr vertraut wie die derben Laute in Wiebke-Moder geliebtem Platt. Junge und alte Augen begegnen sich. Sie gehören zu einer Art. „Gah mit Gott!" sagte die Bäuerin. Dabei denkt sie: Abel steht ihren Mann. Sie wird das schon treffen, — so oder so. Aber ein Sonnenstrahl lacht in's Herz. Und wer geben will, muß auch bitten können. Umsonst ist der Tod!

Abel Gettorf geht quer durch die Felder. Der dunkle Strich da hinten ist die Nordsee. Vom Watt kommen warme Dünste herüber. Dunkle Püppchen laufen auf der Fläche hin und her. Wie hübsch das immer aussah: Die rosigen Beinchen der vielen Kinder über dem glänzenden Schlamm, in der klaren Luft! Und wie sie gelacht hat über die vielen Nester von Strümpfen und Schuhen, die am Deich, unterm Himmelsschutz lagen wie die Früchte auf dem Feld. Herrgott, ihr kommt das vor, als sei das schon Jahre her. Als stände sie hier wie eine alte Frau und blicke auf einen langen Weg zurück. Soll sie warten, bis die Fluth kommt, und einmal versuchen, ob sie lauter schreien kann als das Seegebrause? Das gäbe denn für ein Weilchen Ruhe, für so lange, wie der Sturm gebraucht, um seine Backen auf's Neue zu erfüllen. Aber sie will eher auf dem Platz sein, als der Sturm mit seinem Nachlaß an Schiffstrümmern und entwurzelten Bäumen. — Eine sanfte Abendbrise kühlt die Stirn. Es rauscht nur leise in den Zweigen und der junge Schößling am Stamm sprießt in der Spätsonne auf.

Eh' der Winter kommt, ist er groß — denkt sie — und wer für Feuerung gesorgt hat, verfriert nicht. Sie überklettert ein Heckthor. Zwei Schemeltritte hinauf, ein kühnes Ueber-den-Rand-steigen und jenseits noch einmal über den Höcker hinab. Da steht sie auf der Fohlenweide. Bella und Fanny, die beiden Zweijährigen, kommen angaloppirt. „Arme Hoddings!" sagt sie. Der Zucker ist nicht mitgelaufen, was das Isabellchen gar nicht glauben will. Es schnuppert ihr mit den weichen Nüstern im Gesicht herum. Die Landrathstochter hat neulich gemeint: In Bella's gelbe Mähne müßten hellblaue Bänder eingeflochten werden und seine Reiterin müsse ein Kleid anhaben wie ein Stück Himmelsblau. Das sei Poesie. „Wir wissen das besser, mein' Bella", flüstert Abel. „Wir schlagen hinten aus, wenn das Narrenkleid uns zu dicht auf den Leib kommt. —"

Sie scheucht die beiden Kumpane weg. In ihren Augen liegt ein großes, festes Wollen.

„Geh' mit Gott!" hat Wiebke-Moder gesagt. Gott ist der Ausdruck für Güte, der Ausfluß alles Schönen und Hohen, eine Sonne, die bei Tag und Nacht leuchtet, eine Stimme, die Wahrheit und Liebe predigt, ein Ton in der eigenen Brust, der ausquillt, wenn er Genossen hört, ein Perpendikel für Recht und Gerechtigkeit. Wie er jetzt hin und her schlägt —! „Ich, du! Ich, — du —!" Sie muß sorgen, daß Jeder das Seine bekommt. Denn wenn zwei Cameraden uneins werden, ist es nicht mehr ein Berg, sondern zwei Hügel. Und vom Hügel aus sieht es sich anders in die Welt als vom Berggipfel herab.

Das junge, kräftige Mädchen schreitet jetzt auf einem gepflasterten Hof. Links und rechts liegen Scheunen. In der Mitte, weiter zurück, hinter weißem, niedrigem Gitterwerk, ein stattliches Wohnhaus. Das ist „Abel's Ruh", ihr Muttererbe. Der Hof ihres Vaters liegt ein Viertelstündchen weiter, im Kirchdorf. Die Beiden kamen durch das viele Geld zusammen. Ein Glücksfaden verband sie nicht. Die blonde Frau, die sich aus Hochmuth und Langeweile mit der Stickscheere die seidenen Kleider zerfetzte, schied bei der Geburt eines Töchterchens aus dem Leben. Mit ihrem Manne gingen die Pferde durch und ein Kind, das noch nicht Vater und Mutter lallen konnte, ward plötzlich zum „dicksten Bauer" im ganzen Kirchspiel.

Der große Hofhund sitzt vor seinem Haus und peitscht mit dem mächtigen Schweif den Boden.

„— Ruhig, Landsmann! Ruhig —!" Sie flüstert. Sie hat ein Gefühl, als ob sie geheiligtes Land betreten. Als ob sie die Schuhe von den Füßen ziehen müsse. Die hier einstmals hergehörte, war eine andere Abel. Eine, die sich im Glück sonnte. Jetzt hat ihr Glück dunkle Laden vor'm Gesicht. Die Herrschaft ist verreist. Sie hastet vorwärts. Sie will Niemandem begegnen. Da müssen die Mägde auch noch zu singen anfangen! Wie das hell vom Garten her durch die Luft klingt! G'rade das Lied! Die alte Trini-Doorten hatte es der kleinen Deern immer vorgesungen, wenn der Sandmann kam:

Auf den Bergen möcht' ich wohnen,
Bei der schönen Schäferin —

Die frischen Stimmen schlagen ihr grell an's Ohr. Als ob sie auf Commando lachen sollte und das Weinen säß' ihr in der Kehle. Die denken: In ein paar Wochen zieht die junge Frau ein! Sie wissen nicht, daß der Hausthürschlüssel in einen tiefen Brunnen gefallen ist und nur die Liebe ihn wieder aus dem Dunkel herausholen kann.

Jetzt noch um den Teich herum, in dem sich die Erlen und der blaue Himmel spiegeln. Denn sie ist allein in der Gotteseinsamkeit, auf freiem Feld. Seitwärts am Knick, neben der Weizenbreite, läuft ein schmaler Fahrweg hin. Da, wo die Nußbüsche auf dem kleinen Wall so dicht stehen, beschatten sie eine Bank. Abel Gettorf späht nach dem Bräutigam aus. Wird er kommen? Sie haben sich hier manchmal zusammengefunden. In hilder Zeit. Wenn die Sehnsucht groß war. Sie setzt sich ruhig wartend nieder. Sie weiß ja, was sie will: Sein Glück. Was er wohl so nennen würde. Jetzt wenigstens. Sie sagt: Nein, das glaub' ich nicht. Aber dein Wille ist mein Wille. Es hat gegen Mittag mal eine Zeit lang geregnet. So ein frischer, kräftiger Sommerregen, der den Staub verschluckt und Alles wie neugeboren macht. Sie

*) Am Weizenfeld entlang.

athmet die köstliche Luft mit Behagen ein. Vor ihr wogt und wallt das Korn. Goldgelb, dicht, mit schweren Aehren. Es ist beinahe reif. Das Schneiden steht vor der Thür. Die große Eiche, die mitten im Weizenfeld steht und von der gelben Fluth umbraust wird wie Gulliver von den Zwergen, wird bald über Stoppeln rauschen: Dann sollte die Hochzeit sein. Vom Keller bis zum Dach hatte Alles ein neues Gewand gekriegt. Sie quält sich damit ab, was das wohl eigentlich ist und wie das so plötzlich ausschießen kann: So eine Leidenschaft, die wie Gift nach innen frißt, weil äußerlich ein Damm davorgesetzt ist: Verlöbniß und Mannesehre, die alle Vorsätze, alles Kämpfen und Ringen über den Haufen wirft, die nur unterliegt, weil die Jugend nicht in die Schlacht geht

Da hinten, wo die Fahrspuren wie zu einer schmalen Rinne zusammengehen, taucht Jemand auf. Das Herz sagt: „Du, da kommt er!“ Aber der Verstand spricht im Großmutterton: „Abwarten, mein Kind!“

Sie hat nur die Großmutter lieb, die von Jugend umstrahlt wird, wenn das Gesicht auch hundert Runzeln hat. Da weist sie dann den Schulmeisterton in die Ecke. Und braucht nicht Abbitte zu thun. Er ist das.

Ihre Augen strahlen. Sie ist für ihn stolz, daß er so daherkommt: groß, kräftig-schlank, mit raschem, elastischem Gang, scharf markirten, klugen Zügen, kurzem, kräuslichem Haar und einer Gesichtshaut, die an dem rostbraunen Schnurrbart einen Farbcameraden gefunden hat. Dazu Augen, die mit sicherem Schuß in's Gemüth treffen, und wenn er lacht. Das thut sie jetzt. Sie detaillirt ja wie ein Handelsmann! Und ihr hat doch immer nur das Eine, Große vor der Seele gestanden: Daß er ein rechter Mann sei: muthig, treu, wahr. Das ist er auch noch, — trotzdem seine Sinne Gewitterluft athmen. Er ist nahe herangekommen. Sie sehen sich in die Augen.

„Abel!“ — „Franz!“ — Er nimmt sie in die Arme und küßt sie. Herrgott, wie hat sie ihn lieb!

Sie sitzt ganz still neben ihm auf der Bank. Wie sie es immer am liebsten gethan: den Kopf an seiner Brust, nichts denkend und mit großen Augen in die Weite blickend. Heute fällt ihr aber allerlei ein. Ein Gedanke macht sich über den andern her. Lauter verrücktes Zeug. Wenn sie aber genau hinhorcht, bleibt die Verrücktheit am Wegkraut hängen und der süße Kern liegt bloß: Liebe zur Heimath und Liebe zu ihm.

„Der Eichbaum da ist ein guter Freund von mir,“ sagt sie. „Im Winter kukt er wie ein Griesgram auf den Schnee nieder, aber wenn die Staare kommen und die junge Saat die Köpfe reckt, thaut er auf. Jetzt steht sein Laub in Pracht, — er leistet was! — bis es zwischen die Stoppeln fällt! — Ich denk' dabei an mein' Wiebke-Moder. Altes Holz und grüner Saft. Das schlägt immer wieder an allen Enden aus und freut sich an Luft und Sonnenschein und an Allem, was die Arme reckt und groß werden will. Franz, weißt Du das noch, wie wir im Regen herumliefen, um groß zu werden?“

Sie fragt das plötzlich rasch und lebendig. Das Grübchen im Kinn vertieft sich. Er nickt. Um seinen Mund liegt ein hübsches Lächeln.

„Und wie wir uns dann wieder unter die nassen Büsche duckten und im Chorus den Himmel anflehten? Wegen der Sonne, weißt Du nicht —?“ Sie stemmt beide Hände gegen seine Brust. Und so, halb aufgerichtet, den Blick tief in seine Augen senkend, kommt ihr das alte Kinderspröchlein wie etwas Wichtiges über die Lippen:

Regen, Regen rusch!
De König sitt in 'n' Busch!
Lat denn Regen öwergahn,
Un de leeve Sünn wedder kam' —!

Unter rusch und Busch macht sie einen dicken Strich und nickt mit dem Kopf. Das ist bei den Kindern so Mode. Er küßt sie und drückt ihren Kopf sanft wieder an die alte Stelle hin. Sie spricht auch gleich weiter, als wenn er von einer langen Reise gekommen ist und sie ihm nicht genug Neues erzählen kann.

„Wiebke-Moder hat mir von Kleinauf Licht und Luft gegeben. Freiheit und Liebe. Das ist wie ein Im-Regen-laufen nach Sonnenschein! Ein Groß- und Starkmachen! Wie es doch wunderlich zugeht: Die Frau, die mein Vater wegen einer Reicheren aufgegeben hat, thut so viel Gutes für sein Kind! Nimmt den kleinen Wurm bei sich auf und läßt sich Tag und Nacht die Ohren vollschreien! Und zieht in den Kampf gegen Hochmuth und Gelehrsamkeit, den ein halbes Dutzend Gouvernanten gegen das ‚dumme Bauernweib‘ anfangen. Das Kind soll was lernen. Denn Dummheit und Faulsein sind wie Dürre und Unkraut. Dabei kommt weder der Mensch noch das Korn hoch. Wiebke-Moder findet immer ein Gleichniß aus ihrer geliebten Gotteswelt, wo Jedes am rechten Platz zu Gang kommt. — Mit dem ‚Herrn Candidaten‘*) kam endlich der Friede unter's Dach und Abel Gettorf ward ein großes Mädchen, deren Geld den Männern in die Augen stach. Man brauchte sich ja nicht zu geniren: Schulbildung hatte sie mit Löffeln gegessen und um sich benehmen zu lernen, war sie einen ganzen Winter hindurch in der Hauptstadt gewesen. — Außer der verbauerten alten Jungfer, die mit der Stummelpfeife im Mund auf die Felder ritt und den Großknecht anschnauzte, wie kein ‚Er‘ es treffender gekonnt hätte, war Gottlob kein Anhang da. So ein dritter Hof war übrigens noch eine leckere Zugabe, da konnte man schon wegen der ‚originellen Frau‘ ein Auge zudrücken —“

Sie schweigt eine Weile. Die Sonne steht wie ein rother Ball dicht über'm Horizont. Um sie herum glänzt es wie Zauberpracht: rosa, goldgeflammt, violett. Bald ist die Ferne wie in Schleier getaucht, bald strahlt sie in sanfter Helle. Die Eiche steht in dunklem Grün. Hinter den leise wogenden Aehren dehnt sich ein rother Streif und über ihm lagert sich klarste Bläue. Dazu kein Laut. Die Vögel sind zu Nest. Die Nußbüsche am Knick stehen reglos, als horchten sie auf das, was Abel Gettorff dem Liebsten sagt.

„Weißt Du noch Kaisers Geburtstag, Franz? Voriges Jahr? — Da hat sich die Landrathstochter jawohl endlich einen ‚poetischen‘ Bräutigam geholt, denk' ich. Was für ein hübscher Mensch! Gar nicht affig, trotz der Uniform. Der wird Lina schon die romantischen Schrullen austreiben! Und als er nun vor mir steht und nicht weiß, ob er bekannt oder unbekannt thun will —“

„Dein Geld, Abel! Er war 'n armer Teufel!“

„Der sich nur auf Jugendbekanntschaft ausspielt, um der Erste in der Reihe zu sein, nicht? Bei den Augen —!“

„Abel! Geliebte!“

Sie richtet sich endlich aus seinen Armen auf. „Du mußt mich nicht so aus dem Concept bringen!“ schilt sie. — „Ich hab' noch Viel nach! Denn siehst Du: das ist jetzt so 'was wie eine Glücksstunde. Ein noch 'mal so ganz aus dem Vollen schöpfen, wo die Sonne auch das kleinste Blatt bescheint. Gönn' mir das! Wenn ich genug Wasser aus dem Brunnen heraufgeholt hab', gießen wir das Dicke am Boden weg.“ Er weiß nicht, was er dazu sagen soll. Wenn er bei Abel ist, schweigt das Verlangen nach der Andern. Sie fängt wieder an zu erzählen, rasch und lebhaft: „Wenn das der Dr. Tensfeldt wüßt': Sein Sohn, den er schon als dret Käse hohen Jungen so manches Mal des Morgens in der Halbchaise bei uns absetzte, streckt jetzt nach Jahren wieder die Füße unter Wiebke-Moders Tisch! Und die große, Blonde, die zu dritt dabei sitzt, ist seine Herrin! Er verwaltet ihre beiden Höfe, denn statt des Mediciners ist da ein Landmann herausgebrütet. Und eines Abends, hier auf dieser Bank — die Sonne ging wie heute roth unter — faßt sie seine Hand — so! — und fragt ihn: „Soll das Geld uns auseinanderbringen? Liebst Du mich, Franz?“ — Da legt er den Arm um ihre Schulter und sagt ernst und ruhig: „Ja, Abel!“ So wurden sie ein Brautpaar. Mein' Wiebke-Moder glänzten die Augen, wenn sie die Beiden zusammen sah. Dann stieg das Wetter auf: Das schöne, schmiegsame, im Welttaumel verderbte Mädchen, das sich in der Pension „des Bauernprotzen“ so lieb angenommen, suchte in Noth und Verlassenheit unser Dach. „Franz, willst Du Anna Moorburg statt meiner? Wenn's wahr ist, sag' wieder: Ja, Abel! Dann gehörst Du zu ihr!“

Er bückt sich nieder und drückt einen Kuß auf ihr Haar. „Hast Du vergessen?“ fragt er. Sie athmet schwer.

„Nein!“ sagt sie fest. „Mein Kind würd' dann keinen Vater haben! Aber ich werd' ihm die Liebe zu Dir in sein Herz pflanzen. Ich werd' ihm schon von Vater 'was vorsprechen, wenn er mich noch gar nicht versteht. Und wenn er laufen kann — es muß natürlich ein Junge sein, mit Deinem Gesicht und dem hübschen Lachen und dem Frohsinn in den braunen Augen — sag' ich ihm mit hundert Küssen: Du, Vater hätt' Dich jetzt vor sich auf's Pferd genommen und hopp, hopp, hopp wär't Ihr auf die grüne Weide gesprengt! Werd' brav wie Vater, mein' klein' Jung'!“

„Kind!“ sagt er erschüttert. Kind und reifes Weib, das jetzt nur mit dem Herzen denkt und ihm in aller Unschuld ein Schurkenstück zumuthet. Dem er in anderer Gestalt aus dem Wege gehen wollte. Und sie dabei allein ließ, statt seine Qual vor ihre schlichte Größe zu bringen. Er hatte ihrer selbstlosen Liebe das Recht in die Hände gespielt, daran zu rühren, denn —

„Du bist mir noch die Antwort schuldig!“ drängt sie. „Aber wenn Du aus Pflichtgefühl ‚ja‘ sagst, oder ans Erbarmen heraus und was die Welt dazu meint —“ sie richtet sich energisch auf — „dann will ich Dich nicht! Ich sag' schlankweg nein!“

Er sieht ihr mit tiefem Ernst in die Augen. Sie ahnt nichts: daß ihm, wenn er nicht hätte siegen können und nicht hätte betrügen wollen, nur der Sprung in's Jenseits geblieben wäre. Selbst wenn sie ihm vergeben, — er hätte „Pfui“ gesagt. Das Leben wär' ihm vergiftet gewesen. Nach der möchten ja noch Andere an die Reihe gekommen sein, wer wußte das! Kannte der Mensch sich aus? Hatte er das geahnt? Kurz vor der Hochzeit —? Das wär' dann so recht fin-de-siècle gewesen: die helle, klare, heilige Heerdflamme und bei zu im Nachtdunkel ein paar bunte, lustig in die Höhe spießende Raketen! Es war zum Verrücktwerden! Und da kommt nun das tüchtige Weib, dies Stück reine Natur, wahr und unbestechlich, und nimmt ihm die Höllenqual aus der Hand hält ihm den kräftigen Nacken hin: Da, pack auf! Ich bin stark, Du weißt ja: ich liebe Dich! Das ist wie ein frischer Wind, wie ein Sommerregen, der das Korn schrießen macht und Staub und Gift und Pein aus der Seele herauswäscht. Die Brust wird weit, man athmet auf, denn man hat durch sie, die Braut und Einziggeliebte, den Glauben an sich wieder gefunden —. Er hat sie schon lange wieder schweigend an sich gezogen.

„Abel, Kind, mein Alles!“ stammelt er. — „Wie lieb' ich Dich! Wie lieb' ich Dich —!“ Er weiß, der Nebel wird vergehen, die Zu-

*) Candidat, Theologe.

kunst licht und klar sein und die heilige Heerdflamme einem Würdigen in's Herz strahlen.

Die Sonne sinkt unter. Am Himmel kämpfen Roth und Blau den letzten Kampf. Sie gehen heim. Wiebke-Moder steht am Thor. Er streckt ihr schweigend die Hand entgegen. Sie hat ihm den Schatz in ihrem Jugendgarten gewartet. Abel legt den Kopf an seine Brust.

„Ich bin zu Haus —!" sagt sie.

## Aus der Hauptstadt.

### Die Hundertjahrfeier.

Fanfaren, bunte Wimpel und Banner, unendliche Ketten frischen Tannengrüns, Geschrei in der Luft, Geschrei in den protzenden Schaufenstern der großen Kaufhäuser, die zur Feier des Tages mit klobigen Gyps- und imitirten Bronzebüsten des Unvergeßlichen reclamehaft geschmückt sind. Man denkt im Angesichte dieses Tombakpatriotismus nur daran, daß morgen an derselben Stelle wieder baumwollene Socken, Leberwürste, Mignoncorsets und Fahrräder, „billiger als bei jeder Concurrenz", zu sehen sein werden, und man soll auch an nichts Anderes denken. Vor den Lorbeerhainen, mit deren leihweiser Beschaffung die Geschäftsleute ihre Handlungs-Unkosten-Conti belastet haben, tummelt sich ein Schwarm zerlumpter Bursche und Dirnen, die lärmend mißrathene Kaiser-Wilhelm-Photographien, weiß legirte Gedächtnißmünzen, miserabel illustrirte Festzeitschriften anpreisen. Vielleicht wirst auch ihnen die Feier einen erfreulichen Profit ab. Durch's Gedränge der stumpf glotzenden Menge schiebt sich mit rauschender Musik Militär. Unter den Linden staut sich das Gewühl; unendliche Neugier und Spannung liegt plötzlich auf allen Gesichtern ausgeprägt. Wer lang genug ist, oder wem's auf eine Doppelkrone für einen Fensterplatz nicht ankommt, der kann nun den ruckweis vorbeimarschirenden Festzug in Muße betrachten. Es ist ein sensationsreicher Tag. Die Enthüllung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals, der große Empfang im Schloß, die bedeutsamen Reden, die bevorstehen — sie erscheinen jedem Einzelnen um so wichtiger und sensationeller, als er nicht dabei sein kann, als er nähere Kunde von ihnen erst morgen durch die geliebte Zeitung erfährt. Und es ist noch sehr in Frage, ob die Blätter wirklich im Stande sein werden, genau und ausführlich zu berichten. Bei den Schwierigkeiten, die man ihren Reportern neuerdings oben in den Weg legt! Ja, wenn Bashford für Berliner und nicht ausschließlich für Londoner Journale referirte ... Da ist es auf alle Fälle ein Trost, wenigstens ganz im Hintergrunde dabei gewesen zu sein, ein Zipfelchen Costüm, ein Equipagendach, einen prächtigen Kutscher gesehen zu haben. Nachmittags schließen die großen Banken ihre Comptoire, und alle Handlungshäuser, die nicht gerade zu sehr mit Aufträgen überhäuft sind, entlassen ihre jungen Leute ein oder zwei Stunden früher als gewöhnlich, das heißt, bereits um sieben Uhr Abends. Um sieben Uhr ist die Illumination im vollen Gange. Berlin schwimmt in einem Meere von Licht, wie es bei solchen Gelegenheiten officiell heißt. Des Oberbürgermeisters Zelle poesievoller Aufruf, der um so stimmungsvoller wirkt, als er beinahe wörtlich aus seinen früheren Aufrufen abgeschrieben ist, des obersten Stadtvaters loyales Wort entflammt die Herzen und die Kerzen. Farbige Feuerbäche, Orgien von phantastischer Gluth überall. Die Straßen leuchten wie in Feuersbrunst. Und fiebernde Schaulust lockt die zwei Millionen Menschen, die Groß-Berlin beherbergt, unwiderstehlich hinab in die quetschende Enge. Das ist ein Mordsspaß, dies Stoßen und Jauchzen, Schimpfen, Brüllen und Staunen. Die Mädchen immer voran. Ein rechtes, hauptstädtisches Volksfest. Während dessen haben die prächtigen Fest-Diners und -Commerse begonnen. Von Anfang an macht sich hochgradige, flackernde Begeisterung bemerkbar. Nach dem zweiten Gange, — und man hat für ein gutes Essen gesorgt! — welche Reden werden gehalten werden! Welche von Vaterlandsliebe und Opfermuth überlaufenden Toaste! Vielleicht erwähnt Einer oder der Andere sogar den Namen Bismarck. Ganz sicher ist es freilich nicht; des Kaisers Majestät müßte denn wirklich, wie norddeutsch allgemein angekündigt ward, den vielseitigen Mißdeutungen seiner im Ständehause gesprochenen Worte dadurch die Spitze abbrechen, daß er die Verdienste der Handlanger Wilhelm's I. eingehend würdigt. Geschieht das, so wird heute Abend die zügellose, nicht länger zu bändigende Liebe und Verehrung für den glorreichen alten Reichskanzler alles Maaß überschreiten. Geschieht es nicht, so streicht man einfach den Trinkspruch auf den mißgestimmten Nörgler im Sachsenwalde. Die Festfreude kann dadurch nicht beeinflußt oder gar gestört werden. Man darf sich getrost auf die Leiter der unterschiedlichen Versammlungen, auf ihr feines Tactgefühl und ihr unbescholtenes Knopfloch verlassen ...

Melodisch hell klingen die kostbaren Römer aneinander — über die Maßen trefflich ist in den Flaschen der wohlgepflegte, jetzt eben reif gewordene Dreiundneunziger vom Rheine gediehen. Des Herrn Regierungsrathes Antlitz ist vor innerer, übermächtiger Erregung geröthet, dem Herrn Consul versagt die Stimme vor patriotischer Rührung, und der lyrischen, wenn auch ein Bißchen fetten Frau Commerzienrath perlt — ganz gewiß! — eine feine Thräne über die glücklicher Weise der Schminke nicht bedürftigen und gewöhnten Wangen. Welch ein Tag! Und welche Kraft der Begeisterung in allen Herzen! Der dritte Gang soll, wie man sagt, ganz besondere Finessen bieten. Schade, daß man Winter lang eigentlich schon ein wenig zu viel des Guten in sich aufgenommen hat ...

Der Gesang der Römer ist verhallt, aber nun dröhnt von der Straße her brausendes Gelärm, das nicht enden will. Accorde aus der Wacht am Rhein machen sich frei, um dann in Gelächter und Radau unterzugehen. Damit ist zwar die raffinirte Ueberraschung mißlungen, die der Hausherr für seine Gäste geplant hat; sie sind nicht Zeugen des „erhebenden spontanen Ausbruches echter Hingerissenheit vaterländisch entflammter Massen" geworden. Schade um den schönen Kitzel, schade um das sorglich ausgearbeitete Programm. Aber schon beim Mouton Rothschild verblaßt die unangenehme Erinnerung, hat man die schlechte Regie vergessen und lobt um so rückhaltloser den Entwurf, den Gedanken ...

Toben und Lachen, Jubeln und Scherzen oben wie unten. Wahrlich ein Fest, an dem alle Schichten der Bevölkerung mit gleicher Hingabe und Freudigkeit theilnehmen. Es wird im stattlichen Register neudeutscher Nationalfeiern alle Zeit obenan stehen. Und wenn sich irgendwo der zaghafte Wunsch regt, mitten im Getümmel möchte ein leises Stimmlein schlicht und wahrhaftig des Mannes gedenken, dem die prächtige Fête gilt, so wird man den Bittsteller erstaunt darauf hinweisen, daß ja alle Redner ohne Ausnahme Wilhelm den Großen abgeschildert und als den Augustus unserer Zeit gepriesen haben. Man könne ja nicht für den Pöbel garantiren, der sich da unten mit brutalem Geheul durch die Straßen wälzt; man wolle durchaus nicht leugnen, daß von diesen zwei Millionen kein Einziger wehmüthigen Herzens des verstorbenen Königs gedenkt, daß ihnen vielmehr dieser Jubeltag nur ein glänzendes Schaustück, eine Gelegenheit zu tollem, berlinischem Fez und Mund- und Nas-Aufsperren bedeutet. „Aber hier oben, mein Herr — hier sitzt der gemüthvolle und empfindungsreiche, der starke Kern der Nation! Wie vielgestaltig ist hier das Wesen und Vollbringen Wilhelm's des Großen ausgemalt worden! So gewaltig wirkte auf uns Alle seine überragende Persönlichkeit, daß sogar der Herr Handelskammervorsitzende, der doch eigentlich auf die Werkzeuge und Handlanger Wilhelm's des Großen sein Glas erheben sollte, daß sogar er nur von dem einzigen Monarchen und seinen Thaten sprach! In diesem Sinne, hochverehrte Anwesende, gestatten Sie mir, nochmals Wilhelm's des Großen Lob zu singen und zu sagen und Sie zu bitten ..."

* * *

Auf dem Costümballe, dessen lustige Mummerei im königlichen Schlosse den Geburtstag des ersten deutschen Kaisers flüchtig heraufbeschwor, mit all' seinen spaßigen und curiosen Aeußerlichkeiten, im Geschwirr der Masken machte sich vor allen anderen geltend die Uniform des berühmten Regiments Gendarmes. Das gehätschelte Junkercorps, dessen strotzende Kraftfülle und trotziges Selbstbewußtsein für Preußen typisch war und Preußens Machtstellung in Ewigkeit zu verbürgen schien, war neun Jahre später zerschmettert, in alle Winde zersprengt; kaum eins seiner Mitglieder entrann am 13. October 1806 durch geschwinde Flucht den Fängen des Corsen. Wie die vornehmste Stütze des Staates, so brach der Staat Friedrich's des Großen selbst zusammen. Es ist müßiges Beginnen, auch nur mit kurzen Zügen die Geschichte, will sagen die Schmach und Schande jener Tage zu schildern. Der Preuße bedarf nicht einmal des Conversationslexikons, um sie genau, mit all' ihren schändlichen Einzelheiten, vor sich aufleben zu sehen. Tief sind sie ihm in's Gedächtniß geätzt. Wäre es ihm möglich, er vergäße sie gern, und jede Erinnerung an sie, die nicht den Zweck hat, zu stacheln und zu warnen, verletzt schmerzhaft sein vaterländisches Empfinden. Nichts Gutes weiter ist von jener frech verbuhlten, feigen und schmutzigen Zeit zu melden, als daß sie dem Prinzen Wilhelm das Leben gab. Der bescheidene und stille Knabe, dem die Kraft des Wortes abging, ward schüchterner noch und zurückhaltender unter'm lange nachwirkenden Einfluß des höllischen Giftes, das vom Throne herabfließend alles Preußenland verseuchte. Als sein selbstständiges Denken zu erwachen begann, fiel der furchtbare Schlag von Jena, und des Vaterlandes tiefste Erniedrigung verdunkelte seine Jünglingsjahre. Solche Erfahrungen bei solchem Charakter waren nicht dazu angethan, in Wilhelm I. die Eigenschaften zu wecken, deren sichtbare Erfolge die Geschichte nachher damit lohnt, daß sie ihrem Träger den Beinamen des Großen verleiht. Wohl schmiedete das Unglück sein Wollen und machte ihn stark, ausdauernd und treu in Gefahr. Aber es nahm ihm auch die frische, kecke Zuversicht, die holde Dreistigkeit des geborenen Kriegshelden, der siegen muß, weil er felsenfest an seinen Sieg glaubt. Es machte ihn vorsichtig und bedächtig, empfänglicher für die Segnungen des Friedens. Es schaffte, daß er instinctiv dem Sterne Anderer mehr vertraute, als seinem eigenen, daß er freunde Ueberlegenheit willig anerkannte, daß er frühzeitig aller Eitelkeit, allem Hochmuth fern, die Grenzen seiner Begabung zog. So ward er kein großer, aber ein guter und schaffensfähiger Monarch. Zum Heile Deutschlands ward er's, denn eine ruhlose, größenwahnsinnige Napoleonnatur hätte das in raschem Anlauf errichtete Reich auch wieder zertrümmert, und ein überseiner, überschlauer, autokratischer Geist wie Friedrich II. hätte das schwierige, nur bescheidener Selbstverleugnung mögliche Einigungswerk nie vollbracht. Es war kein Zufall,

daß gerade ihm das Schicksal einen Bismarck zur Seite gab, so wenig es ein Zufall war, daß Roon und Moltke ihm dienten und Jahrzehnte lang dienten. Diese starken und stolzen Männer konnten sich wohl beugen, wenn Niemand Demuth von ihnen verlangte; einen herrisch gesinnten und sich selbst vergötternden Fürsten hätten sie bald allein gelassen. Vor König Wilhelm dagegen schwenkten sie ein wie die Unterofficiere. Der greise Fürst war alles Andere eher als ein gedankenarmer Schwächling, der sich nur unter fremder Leitung wohl fühlte. Man weiß, wie ernst und streng er seine Pflichten erfaßte und mit welch' rührender Freudigkeit er ihnen nachkam. Für alle brennenden Fragen, die während seiner langen und stürmischen Regierungszeit auftauchten, suchte und fand er aus sich heraus eine Lösung. Er stand ganz auf sich, er trug immer sein eigenes Programm in der Brusttasche. Doch dies ist sein unnennbar Großes, dies ist es, was den Gekrönten emporhebt über Millionen minder selbstverleugnungsfähiger Unterthanen: er war zu besserer Meinung zu überzeugen. Er erkannte die höhere Begabung, den klareren Blick Anderer an; er, der Mächtige, neigte sein Knie vor dem Genius. Nie blieb nach gewaltigen Kämpfen, in denen er seinen Berathern unterlegen war, ein Restchen kleinlicher Empfindlichkeit in ihm zurück, die insgeheim immer hofft, sich zu guter Stunde für die Niederlage revanchiren zu können. Nur herzliche Dankbarkeit, nur wachsendes Vertrauen zu seinen Dienern sproß ihm aus solchen Stunden. Diese Dankbarkeit aber ward eine Kette, die auch die Trotzigsten und Selbstgerechtesten unlösbar an ihn band. Sie bewirkte, daß ihre Treue just in schwerer Zeit sich am glänzendsten bewährte, daß sie Riesenthaten, die allein bei Aufbietung ihrer letzten Kräfte möglich waren, nur darum vollbrachten, um der Dankbarkeit ihres Königs zu danken, um diese Dankbarkeit noch zu erhöhen. Nicht sowohl im Dienste des Vaterlandes, im Dienste seines Herrn versprach Bismarck, sich aufzureiben. Mit dem Tode Wilhelm's I. war der Strang durchschnitten, durch den seine Schaffenslust ihre Hauptnahrung empfing. Oft ist Zweifel laut geworden über das seltsame, das einzige Verhältniß zwischen Herr und Diener, das sich im Verkehre Wilhelm's I. und Bismarck's offenbarte. Wer freilich Herr und Diener mit socialdemokratischen Augen betrachtet, wer im Herrn nur den edlen Gebieter, im Diener den unfreien Knecht erblickt, der wird nichts als höfische Heuchelei in dem Worte finden können, das der alte Sachsenwäldler doch vor Allen gern gebrauchte. Thatsächlich dachten indeß die in Freundschaft vereinten Reichserbauer, Kaiser und Kanzler, nie an den klaffenden Gegensatz, den beide Begriffe unter alltäglichen Umständen bilden. Sie wollten damit ausschließlich die Verschiedenheit ihrer Geburt bezeichnen.

Von einem Wilhelm dem Großen wird die Geschichte kaum sprechen. Sie läßt sich lobende oder tadelnde Attribute für die Fürsten, die sie zu beurtheilen hat, nicht aufzwingen; Jahrhunderte lang feilt sie an ihrem Votum, und wenn sie einer Anregung bedarf, dann horcht sie sicher nicht auf die Trinksprüche gepuderter Hofherren in Kniehosen und auf die Begeisterungsausbrüche dinirender Großbürger, dann lauscht sie dem Worte der Kleinen. Wilhelm I. wird sein schmückendes Beiwort so gewiß finden, wie nur irgend ein bedeutsamer Herrscher. Doch nicht den Großen werden ihn in kühlem Respecte die Nachfahren nennen, als der Einzige wird er im Gedächtniß der Nation fortleben, solange diese Nation besteht und solange Dankbarkeit eine deutsche Tugend ist. Mit dem Namen eines Großen haben die Geschichtsschreiber nicht eben gegeizt, und er kennzeichnet mehr als er auszeichnet. Er ist zu klein und zu farblos für den Verstorbenen. Dieser einzige Mann bedarf einziger Ehrung.

* * *

Es ist nicht gewiß, ob sich am Tage der Hundertjahrfeier das Charlottenburger Mausoleum als zu klein erweisen wird für die Schaaren, die an dieser ernsten Stätte dem Todten ernste Huldigung darbringen wollen. Das tosende Gejauchze und das scandallustige Kirmeßtreiben auf den Märkten reizt mächtiger und entspricht der in falsche Bahnen gelenkten Stimmung der Bevölkerung mehr. Aus einem 22. März freudvoll-leidvoller, stiller Erinnerung, wie er den Besten vorschwebte, ist durch officielle Vorkehrungen eine verwirrende Reihe prunkender, grell illuminirter und wildvergnügter Stunden geworden. Man hat nicht Jan's Herz des Volkes zu rühren verstanden und nur die blauen Montagsgefühle wachgerufen. Wilhelm II., dem das Andenken seines Großvaters heilig vor Allem ist, wird wenig einverstanden mit diesem Laufe der Dinge sein. Ihn wird man draußen im bläulichen Geisterlichte des blumenumwundenen Todtenhauses sehen. Und durch sein Herz zieht dann vielleicht, während er einsame Zwiesprache hält mit den Schatten, der heiße Wunsch, den Namen zu verdienen, den der Todte bescheiden, aber entschieden abgelehnt hätte. Das schmerzvolle Liebeswort zu verdienen, das sein Volk dem ersten Kaiser in's Grab nachruft, ist ihm verwehrt; das ehrende, stolze Wort vermag er zu erringen. Nicht auf weiten Schlachtfeldern, sondern in rastloser, strenger Regentenarbeit, im unablässigen Kampfe mit der bittern Noth, die die werkthätigen Stände der Nation zu erwürgen sich anschickt. Entblühte der rauschenden Hundertjahrfeier dieser Entschluß des schaffensfreudigen, ewigen Ruhm ersehnenden Fürsten — die deutsche Geschichte hätte dann in ihm den Wilhelm den Großen, bedächte ihn mit dem Titel, den er in schönem, doch wirkungslosem Irrthum seinem Großvater zu verleihen suchte.

Caliban.

## Berliner Architektur.

Die meisten Straßen einer modernen Stadt gleichen einer architektonischen Raritätensammlung, in welcher alle möglichen Stilarten der Vergangenheit ihren Platz gefunden haben. In buntem Wechsel ziehen an uns die Architektur-Bilder des classischen Alterthums, der Renaissance und ihrer Abzweigungen, sowie des Rococozeitalters vorüber, und selbst die kirchliche Architektur ist in ihren verschiedenen Stilarten vertreten. Das einheitliche Gepräge der Häuserarchitektur ist unserem Zeitalter gänzlich abhanden gekommen, — eine Erscheinung, die in gewisser Wechselwirkung mit der Schnelligkeit des 19. Jahrhunderts steht. In älteren süddeutschen Städten, wie Nürnberg und München, oder auch in den norddeutschen Hansastädten, ist der ursprüngliche Straßencharakter noch nicht vollständig zerstückelt worden durch das Häusermeer der Miethscasernen. Dort giebt es noch Stadttheile, wo wir in die Welt des mittelalterlichen Bürgerthums hineinversetzt werden, und wir empfangen eine mittelbare Vorstellung von den Culturbedürfnissen und der Lebensart unserer Ahnen. Das 19. Jahrhundert wird dem zukünftigen Forscher wohl kaum diesen Anhaltepunkt bieten: unsere Architektur hat einen viel zu provisorischen Charakter, als daß sie bestimmte Folgerungen auf unsere ethischen und materiellen Bedürfnisse zuließe.

Die Berliner Architektur unterrichtet uns am anschaulichsten hierüber. Die Stadt hat keine weit zurückreichende Vergangenheit. Charakteristische Bauwerke älterer Culturperioden sind daher selten, und das Wenige, was auf uns überkommen ist, ist nur den Bedürfnissen des deutschen Kleinbürgerthums angepaßt. Die stolzen Patricier- und Handelshäuser der alten Hansastädte, die mächtigen Stadtthore und das alte Rathhaus, um welches sich das öffentliche Leben concentrirte, sowie den gothischen Dom, die Incarnation des die mittelalterliche Welt beherrschenden Christenthums, vermissen wir gänzlich in der Metropole des neuen deutschen Reiches. Die wenigen älteren architektonischen Schöpfungen, die mit in das neue Berlin, das Berlin des Militarismus und der Haute finance, hinübergenommen sind, reichen nicht einmal in das Mittelalter des deutschen Bürgerthums zurück, sie gehören einer verhältnißmäßig noch jungen Epoche an, welche schon den Keim zu den heutigen Verhältnissen in sich schloß. Das königliche Schloß und das Zeughaus kommen daher nur als Vorboten des modernen militärischen Berlins in Betracht.

Von den öffentlichen Gebäuden erregt zunächst das Rathhaus, der Sitz der städtischen Verwaltungen und der Berliner Volksvertretung, unsere Aufmerksamkeit. Schon die äußere Façade deutet recht geschickt die Bestimmung des Gebäudes an, die monotone Architektur weist eine unverkennbare Wahlverwandtschaft mit der schwerfälligen Bureaukratie auf, die im „Rothen Hause" zum Wohl der guten Stadt Berlin waltet und schaltet. Es ist interessant, zu beobachten, wie der Architekt des Rathhauses sich krampfhaft bemüht hat, die ernste Gothik in die uniforme Schablone der Berliner Häuserarchitektur einzuzwängen. Aber auch Fragmente anderer Stilarten finden wir vor, so der herumlaufende Fries, der an Langweiligkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Hier beobachtet der Künstler peinlich die strenge Linienführung der Antike, die mit der bewegten ornamentalen und figürlichen Decoration der Gothik unvereinbar ist. Aber ganz abgesehen von der verunglückten Façade ist das Rathhaus trotz aller räumlichen Uebelstände das Prototyp der communalen Bauten Berlins geblieben. Mit anerkennenswerther Ausdauer ist der verflossene Baurath Blanckenstein nicht nur den Spuren seines Vorgängers gefolgt, sondern hat den uniformen Charakter der städtischen Architektur zu einer von jenem kaum geahnten Höhe entwickelt. Blanckenstein's Glanzleistung, ein wahres Cabinetstück der communalen Architektur, ist das Polizei-Präsidium am Alexanderplatz. Man weiß nicht recht, ob man den Schöpfer dieses monströsen Bauwerkes überhaupt ernst nehmen kann, oder ob der Polizeipalast nur als ein Architektenscherz aufzufassen ist. Fast scheint es, als ob Herr Blanckenstein die Vorstudien hierzu am Plötzensee oder in Rummelsburg gemacht hat, solche Aehnlichkeit weist der Wohnsitz der heiligen Hermandad mit diesen Berliner Gefängnissen auf. Eines geheimen Fröstelns kann sich auch der Beherzigste nicht erwehren, wenn er die öden Corridore des „Polizeipalastes" betritt; man wird unwillkürlich an die Bastille oder an andere Orte erinnert, dahinein viele Spuren führen, aber keine hinaus. Da entbehrte doch der alte „Ochsenkopf" oder die verrufene „Königsmauer" des vormärzlichen Berlins nicht eines romantischen Zaubers, und man kann Angesichts der monströsen Bauwerke, die an Stelle der geheimnißvollen Spelunken getreten sind, nur bedauern, daß jene alten Stadtgegenden dem Herrn Blanckenstein zum Opfer gefallen sind, als ein Probirstein für eine zeitgemäße Casernenarchitektur.

Mit dem „Ochsenkopf" und dem „Mühlendamm" ist nun der Rest des kleinstädtischen Berlins gefallen. Berlin wurde über Nacht Weltstadt. Nicht allein durch den modernen Bierpalast in der Friedrichstraße, der die beschauliche Philisterkneipe fast gänzlich verdrängt hat, sondern mehr noch durch das moderne Geschäftshaus tritt die neue Weltstellung Berlins in die Erscheinung. Aber trotz der außerordentlich schnellen Entwickelung hat Berlin den kleinstädtischen Zuschnitt nicht plötzlich abschütteln können. Es scheint, als ob unsere Stadtväter nicht dem dahinrasenden Schwungrad der Zeit folgen könnten, sonst hätte man nicht, wie namentlich bei dem Umbau des Mühlendammes, so viele Schildbürgerstreiche begehen können. „Immer langsam voran" bleibt die Parole, welche täglich, wie in der alten guten Zeit, vom „Rothen Hause" ausgegeben wird.

Ein anderes Bild bietet uns die Architektur, welche sich um den Hausvoigteiplatz und die Jerusalemerstraße gruppirt. Wer es nicht glauben will, daß Berlin Weltstadt geworden ist, kann es hier erfahren. Weisen doch schon die Firmenschilder auf eine kosmopolitische Bevölkerung überwiegend orientalischer Abstammung hin. Wir gelangen jetzt zu der Architektur der Berliner City, der Geschäftsstadt. Ungleich reicher als die städtische Architektur bietet uns die private ein für unsere Zeitverhältnisse durchaus charakteristisches Bild. Wie schon oben betont, empfangen wir den Eindruck einer Raritätensammlung oder eines wohlassortirten Musterlagers aller Stilarten. Wohl ist der Architekt oft bemüht, den Rahmen des Herkömmlichen zu durchbrechen, aber er wird in seiner freien Bewegung meistens durch die Berücksichtigung der modernen Bedürfnisse gehemmt. Da kommt zunächst die Fensteranlage in Betracht. Das Parterre und oft auch die erste Etage sollen zu Verkaufsräumen mit Schaufenstern eingerichtet werden. Die Folge ist, daß die Zwischenpfeiler ganz zusammenschrumpfen, so daß an eine reichere Gliederung derselben nicht zu denken ist. Für die dürftige Architektur der unteren Stockwerke sucht man sich indessen durch eine Ueberladung der oberen Theile der Façade schadlos zu halten. Ein Typus dieser Bauart ist das Haus der New-Yorker Lebensversicherungs-Gesellschaft in der Leipzigerstraße. Den Eindruck, den dieses Gebäude macht, ist ein sehr unglücklicher: Der massige, von dünnen Eisenpfeilern getragene Oberbau erscheint uns gleichsam in der Luft schwebend, so daß die im ganzen monumentale Anlage des Gebäudes nicht zur Geltung gelangt. Ein anderer Uebelstand beruht darin, daß die Häuser zu eng zusammengedrängt sind in den Straßen unserer Großstädte. Die besten architektonischen Schöpfungen verschwinden oft in der bunt bewegten Straßenfront, und jedes Gebäude erscheint eher als ein Fragment. Eine geschlossene Architektur erlangt es erst, wenn es frei steht, so daß nicht nur die Hauptfaçade, sondern auch die Seiten in gleicher Weise künstlerisch durchgebildet werden können. Diesen Vorzug genießen heute nur sehr wenige Gebäude, selbst Theater und Kirchen müssen sich häufig der Straßenfront anreihen. Von den älteren Berliner Theatern ist nur das Schauspiel- und Opernhaus auf einem freien Platze errichtet worden. Die Façade des ersteren ist lange Zeit vorbildlich für die Architektur der Berliner öffentlichen und privaten Gebäude gewesen. Gegen die antikisirende Architektur Schinkel's lassen sich mancherlei Einwände erheben, namentlich erweist sie sich für das Wohnhaus als durchaus unzweckmäßig, und auch bei öffentlichen Gebäuden trägt sie den modernen Bedürfnissen nicht genügend Rechnung. Die griechische Architektur, auf die nördlichen Länder übertragen, artet stets zum Zwitterding aus und ist daher bald wieder vom Programm gestrichen worden. Auch in der Theaterarchitektur hat sich dieser Wandel vollzogen, in Berlin allerdings nicht zu ihrem Vortheil. Da ist nur das Lessingtheater und vielleicht auch Kroll's Etablissement, das durch seine Anlage auf eine Kunststätte schließen läßt, die anderen stehen in ihrer künstlerischen Gestaltung kaum auf der Höhe eines besseren Miethshauses.

An Kirchen ist Berlin nicht mehr arm, wie männiglich bekannt, und so eifrig man dem Kirchenbau immer noch obliegt, so will es doch nicht mehr recht gelingen, eine Sache zu schaffen, die sich den großen kirchlichen Bauwerken des Mittelalters würdig anreihen könnte. Unsere Zeit, in welcher zwar das kirchliche Element sich einer hohen Protection erfreut, ist doch der Kirchenherrschaft so weit entrückt, daß der Dom, wie einst im Mittelalter, nicht mehr den Brennpunkt des öffentlichen Lebens bildet. Der Niedergang der Kirche tritt schon äußerlich in die Erscheinung dadurch, daß das Gotteshaus in seinen Dimensionen bedeutend zusammengeschrumpft ist. Den meisten neueren Kirchen Berlins fehlt neben der großen Anlage auch das charaktervolle Gepräge der mittelalterlichen Culturstätten.

Zum Schluß wollen wir noch einen Blick auf das Berliner Wohnhaus werfen. Das Streben nach Uniformirung tritt, wie bei den städtischen Bauwerken, auch bei der Miethscaserne mit derselben Deutlichkeit in die Erscheinung. Die Miethscaserne ist auch nur eine begleitende Nebenerscheinung des uniformirten militärischen Geistes, der unsere Zeit beherrscht und die Gedanken der Menschen, ihre Culturbedürfnisse und Lebensart nach derselben Schablone zurechtstutzen will. Kaum giebt es im Norden und Osten von Berlin eine Straße, die nicht nach demselben Schema angelegt wäre, kaum noch eine Häuserfront, die nicht nach derselben Schablone zugeschnitten wäre: überall äußert sich das System der Casernirung und der „Gleichmacherei" gleich energisch. Von einer Architektur der Miethscaserne zu sprechen, wäre unlogisch: in monotoner Oedigkeit reiht sich ein Gebäude an das andere, selten nur erfährt die unendliche Fensterreihe eine Unterbrechung durch Vorbauten, auch die Ornamente, durch welche die Façade eine zweifelhafte Verschönerung erfährt, sind nach derselben Schablone geformt, alles trägt den Charakter des Massenartikels, nichts ein individuelles Gepräge, daher fehlt von vornherein das Moment, worin das Wesen der Architektur gipfelt. Nicht mehr treffen wir in einem modernen Stadttheil stimmungsvolle Straßenbilder an. Selbst die unzweckmäßige Anlage der winkligen Straßen einer mittelalterlichen Stadt berührt ungleich sympathischer als die geradlinigen Straßenzüge der modernen Großstadt. Dort findet sich überall ein Plätzchen, das zum Träumen und zur Selbstbetrachtung einladet, hier ist das Leben jeder Poesie entkleidet, überall wird man nur an die rauhe Wirklichkeit erinnert. Aber auch die vornehmeren Stadttheile Berlins verfallen immer mehr einem architektonischen Schematismus, dank der intensiven Ausnutzung des Grund und Bodens. Eine Straßenanlage wie „Unter den Linden" wäre unter heutigen Verhältnissen kaum denkbar, zu einer solchen Verschwendung des kostbaren Terrains würde sich der ungezügelte Speculationsgeist nie verstehen können. Wir sehen, wie wenig in neueren Stadttheilen die Anlage von freien Plätzen und öffentlichen Gärten und Parks im Bebauungsplan vorgesehen ist, selbst der Staat scheut sich nicht, alte Parkanlagen dem Speculantenthum auszuliefern, wie es uns die Angelegenheit des Botanischen Gartens wieder lehrt. Der mühelose Erwerb übt auf Jeden eine gleich fascinirende Wirkung aus, so daß selbst der Staat diesem Einfluß unterliegt und seine väterliche Fürsorge für das Wohl seiner Bürger schnell vergißt, sobald ihm eine gute Gelegenheit zum Geldverdienen geboten wird. Dieser Gesichtspunkt fällt bei allen modernen Unternehmungen zu schwer in die Waage, als daß wir vom Bauspeculantenthum auch die Berücksichtigung der hygienischen und ästhetischen Bedürfnisse erwarten können, und solange dieser Factor allein ausschlaggebend bleibt, werden wir schwerlich in absehbarer Zeit in der Architektur Berlins eine aufregende Neuerung wahrnehmen. Joh. Gaulke.

## Notizen.

Zum 50jährigen Doctorjubiläum des Verfassers veranstaltet Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg eine Gesammtausgabe von Kuno Fischer's Geschichte der neueren Philosophie, die nach und nach in Bänden erscheinen wird. Man kennt allgemein Fischer's Behandlungsweise. Entwickelungsgeschichtlich werden die philosophischen Systeme der neuen Zeit so geordnet, daß die Hauptsysteme in voller Ausführlichkeit dargethan, die abhängigen kurz zusammengefaßt werden. Die Lebensläufe und Schicksale der Philosophen, die Charakterzüge ihrer Personen und Zeitalter werden eingehend geschildert, damit dem Leser Alles, was diese Bücher ihm bieten, in wohlgefügtem Zusammenhange erscheint. Daß ein Werk dieses Inhalts von einem solchen Umfang und Aufwand immer wieder neu aufgelegt wird, spricht für seine Güte und Nützlichkeit. Fischer's Darstellung ist bei aller Wissenschaftlichkeit klar, geistreich, unterhaltend, sein Stil — bis auf die Vorliebe für das papierne „derselbe" — lebendig und der natürlichen Sprechweise nachgebildet. Mit bewundernswerthem Scharfsinn weiß er die verwickeltsten logischen Constructionen und philosophischen Schemata vor dem Leser zu entwickeln, sowie er sie vor seinen Schülern mit der Kreide in der Hand an der Wandtafel zu fixiren und mit dem blühenden Worte seiner niemals phrasengeschwollenen Rhetorik zu umkleiden versteht. Er besitzt die Kunst der congenialen Nachempfindung in einem so hohen Maaße, wie kein deutscher Lehrer der Philosophie neben ihm. Dabei verfügt er frei über eine Belesenheit auch außerhalb seines engeren Fachkreises, zumal nach der schönwissenschaftlichen und ästhetischen Seite hin, die geradezu phänomenal ist, wie er ja auch in seinen Goethe- und Schillerstudien die Zünftigen von heute an Kenntnissen und Scharfsinn alle überragt. Welch ein Meisterstück philosophischer Darstellung bietet uns gleich die erste Lieferung mit der berühmten Einleitung in die Geschichte der neueren Philosophie! Die zweite enthält die ersten 10 Bogen des Schlußbandes (Schopenhauer), als buchhändlerisch sehr schlaue Kostproben, die gewiß jeden Leser nach dem übrigen Werke begierig machen. Möchte der Verfasser uns doch einen Schlußband mit Eduard von Hartmann und Nietzsche schenken können, damit das fin de siècle sein Werk kröne. Und da doch früher oder später eine ein- oder zweibändige Volksausgabe seines Werkes folgen wird und muß, — warum anderen, vielleicht pietätlosen Händen eine kürzende und zusammenziehende Arbeit anvertrauen, die Niemand so leicht und gut wie er selbst vollbringen kann?

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Manstelnstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche u. geistige Leben der letzten 25 Jahre. Unentbehrliches Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

*Neuigkeit 1897.*

*Die Augen der Erinnerung und Anderes.*

*Von* **Heinrich Seidel.**

*Band 14 der Gesammelten Schriften.*

*Gebunden 4 Mark.*

*In allen Buchhandlungen zu haben.*

*Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.*

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:
**Antiquariats-Katalog 86:**
**Staats- und Socialwissenschaft.**
**Nationalökonomie. Finanzwesen.**
Etwa 1800 Nummern.
**Leipzig. Oscar Schack.**

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschien soeben:

**1812**

Schauspiel in 5 Aufzügen von

**Otto von der Pfordten.**

8°. brosch. 2 M., eleg. Lwd. 3 M.

Das Stück behandelt die Kapitulation Yorks und schildert diesen Konflikt im Rahmen der Zeitgeschichte, die durch Darstellung Napoleons vor und nach dem russischen Feldzuge, die Schilderung des Rückzugs der großen Armee und den seelischen Konflikt eines bayrischen Rittmeisters zur Anschauung kommt.

Aufgeführt im Königl. Schauspielhaus (über 40 mal) und in zahlreichen andern Theatern, wie auch zur Aufführung angenommen.

**Gustav Fischer, Verlag in Jena.**

Soeben erschien:

**Socialismus** •
und
**sociale Bewegung**
im neunzehnten Jahrhundert
von
**Werner Sombart,**
Professor an der Universität Breslau
3—12 Tausend
*Preis 50 Pfg.*


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 13. Berlin, den 27. März 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Sicherheit von Constantinopel. Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein. — Ein socialistisches Experiment. Von Paul Ernst. — Die Natur und die Frauen. Von Bianca Bobertag. — **Literatur und Kunst.** Die Berliner Akademie. Von Fritz Stahl. — Das Zeichnen nach Gyps. Vierzehn Künstler-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, L. Knaus, Johannes Schilling, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, F. v. Defregger, Wilh. Busch, A. Fitger, Hans Thoma, Max Liebermann u. A. — **Feuilleton.** Sein Ehrentag. Von H. v. Beaulieu. — **Aus der Hauptstadt.** Kanzlers Geburtstag. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Fürst Bismarck über Kaiser Wilhelm. — Anzeigen.

### Die Sicherheit von Constantinopel.

Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Die eben erfolgte Berufung Brialmont's und die bei der kretischen Verwickelung noch kritischere Situation der Pforte haben von Neuem die Aufmerksamkeit auf den heutigen Zustand und die heutige Bedeutung der Meerengenbefestigungen gelenkt. Von den beiden Meeresstraßen, die zum Herzen der Türkei, Constantinopel, führen, ist namentlich unter den heute obwaltenden Verhältnissen die südliche, die der Dardanellen, unbedingt die wichtigere, da Rußland bei der derzeitigen politischen Constellation nicht als Gegner, sondern gebotenen Falles als Beschützer der Türkei gegen einen Angriff derselben von Seiten einer anderen Macht, wie z. B. Griechenland, in Betracht kommt. Sie ist es jedoch überhaupt, da sie den Zugangsweg der Flotten aller derjenigen Großmächte, die im Mittelmeer Geschwader halten, zu Constantinopel bildet, während die Türkei am Bosporus nur mit Rußland zu rechnen hat. Von Alters her hat daher die Pforte mehr Werth auf die Befestigungen der Dardanellen gelegt und dieselben, besonders in neuerer Zeit, sehr ausgiebig auch mit schweren Krupp'schen Geschützen armirt. Ebenso wurden neuerdings Minensperren in ihnen vorbereitet und etwa zehn Torpedoboote stationirt. Die Anzahl der Geschütze, welche die Armirung der in zwei Hauptgruppen getheilten Dardanellenbefestigungen an der südlichen Einfahrt und an der nur 1250 m breiten, 7 km langen Meerenge Tschanak Kalessi bilden, wird von gut informirten Seiten auf 682 angegeben. Darunter befinden sich neben zahlreichen leichteren Krupp-Geschützen zwanzig 21 cm und 35 cm derartige Geschütze, und eine beträchtliche Anzahl schwerer Mörser. Von dieser starken artilleristischen und maritimen Armirung kommen vor Allem die 35 cm-Geschütze, die unterseeischen Minen und die Torpedogeschosse der Torpedoboote in ihrer Wirkung gegen die Durchfahrt versuchende Panzerschiffe in Betracht; denn diese Angriffsmittel sind im Stande, die stärksten Panzerplatten zu durchschlagen oder den Schiffen ein derartiges Leck beizubringen, daß sie sinken müssen. Hierzu tritt die Wirkung der Mörser gegen das Deck und Innere der Panzerschiffe, gegen welche ihr dünner Deckpanzer sie nicht schützt. Ferner vermögen die sämmtlichen zahlreichen Geschütze kleinen Calibers gegen die ungepanzerten Theile der Schiffe wie Commandobrücke, Rauchfänge, Masten, Takelage, Bordwände ꝛc. zu wirken und bei gehörigem Effect die Action der ersteren zu lähmen, mindestens sehr zu beeinträchtigen. Elektrische Scheinwerfer ermöglichen auch bei Nacht die Wirkung der Geschütze; allerdings bilden alsdann die Minensperren und der Angriff der Torpedoboote das wirksamste Schutzmittel der Meerenge. Die jüngst aufgetretene Nachricht, daß ein türkischer Ministerrath die schleunige Vervollständigung der Armirung der Dardanellen und die Beschaffung von Torpedomaterial beschlossen, sowie daß man dem die Dardanellenbefestigungen inspicirenden russischen General Tschichatscheff nur wenig von ihrem Innern gezeigt habe, um ihre Schwäche nicht zu decouvriren, vermag die Thatsache, daß der deutsche Ristow Pascha ein Jahr hindurch mit der kriegsmäßigen Gestaltung und Armirung der Befestigungen an Ort und Stelle erfolgreich beschäftigt war und den Inhalt des dem Sultan erstatteten Berichts des genannten russischen Generals, daß dieselben für eine erfolgreiche Vertheidigung ausreichten, nicht zu entkräften. Allerdings scheinen sie, wie die Berufung Brialmont's andeutet, noch ergänzender Verstärkungsmaßregeln zu bedürfen.

Ein Handstreich auf Constantinopel, eingeleitet durch die Forcirung der Dardanellen, erscheint zwar heute mit Rücksicht auf die politischen und militärischen Verhältnisse sehr unwahrscheinlich, da keine der Großmächte den Moment für die Liquidation der Türkei für gekommen hält. Allein in der derzeitigen Phase des kretischen Conflictes ist ein Handstreich, sei es in einem Kriege zwischen Griechenland und der Türkei, oder in Folge etwa entstehender zwar keineswegs wahrscheinlicher, jedoch nicht unmöglicher ernsterer Verwickelungen zwischen Rußland und England, nicht absolut ausgeschlossen, und damit die Frage der Sicherheit Constantinopels auch gegen einen etwa versuchten Ueberfall des gut manövrirfähigen, zwar kleinen, jedoch schnellen griechischen Panzergeschwaders von Bedeutung. Der Umstand, daß, wie kürzlich englischerseits bemerkt wurde, einer in der Forcirung der Dardanellen reüssirenden Flotte der Rückweg durch dieselben verwehrt sei, und ihr in einem Monat die Munition, in zweien die Kohlen, im dritten der Proviant im Marmarameer ausgehen würde, kommt bei jenem Handstreich nicht in Betracht. Denn einmal in überraschendem Vorstoß in's Marmarameer gelangt, vermöchte namentlich eine britische und vielleicht auch eine der in der Mobilmachung begriffenen veralteten Flotte der Pforte unter Bedrohung Constantinopels durch das Bombardement das Gesetz zu dictiren, bevor die russische Flotte zur Abwehr herbeigeeilt zu sein vermag. Man wirft den Dardanellenbefestigungen ihre Schwäche auf der Landseite vor; allein dieselben sind, wie wir uns

noch im vorigen Jahre durch den Augenschein an Ort und Stelle überzeugten, stark genug, um den gewaltsamen Angriff mehrerer Tausend Mann britischer Landungstruppen, wenn dieselben nicht über das erforderliche starkcalibrige artilleristische Angriffsmaterial verfügen, genügenden Widerstand leisten zu können. Im letzteren Falle verliert jedoch das Unternehmen den Charakter eines plötzlich geführten Handstreichs, und erfordert Vorbereitungen von Einschiffung von Landungstruppen, Artillerie-Material und Munition, die in's Gebiet des förmlichen Angriffs fallen und daher der Zeit bedürfen. Sie können bei der heutigen Entwickelung des Nachrichten-Wesens und des politischen Dienstes nicht unbemerkt bleiben und die für sie erforderte Zeit kommt der Pforte zur Absendung von Vertheidigungstruppen nach der Halbinsel Gallipoli und dem kleinasiatischen Ufer der Dardanellen zum Schutze der Befestigungen zu Gute. In wenig Stunden vermögen dieselben, von Constantinopel oder Dede Agatsch abgehend, auf Gallipoli oder am kleinasiatischen Ufer zu landen, und gestützt auf die stark befestigten Linien von Boulair, die Halbinsel Gallipoli, die empfindlichste Stelle, mit überlegenen Kräften zu vertheidigen.

Aehnlich liegen heute die Verhältnisse bei den zur Zeit keiner Bedrohung ausgesetzten Bosporusbefestigungen. Auch hier hat man zwischen dem Handstreich einer plötzlich nach der Meerenge beorderten Flotte und einer Landung und einem Angriff gegen Constantinopel in großem Stil scharf zu unterscheiden. Zwar vermag der erstere der letzteren vorauszugehen und somit in einem gewissen Zusammenhange mit ihr zu stehen; allein ihrer Beschaffenheit nach sind diese beiden Operationen völlig von einander verschieden. Auch beim Bosporus vermögen 534 Geschütze aus 4 in allerdings zu zahlreichen und, dem Brialmont'schen Umgestaltungsproject zufolge, einer Verminderung bedürftigen Gruppen, sowie vorbereitete Minensperren und Torpedoboote gegen eine die Durchfahrt forcirende Flotte zu wirken. Elektrische Scheinwerfer machen auch hier die Nacht zum Tage und unter den Geschützen befinden sich 70 Krupp-Geschütze und 50 schwere Mörser, deren Wurffeuer gegen das Deck und das Innere der die Durchfahrt versuchenden Schiffe zu wirken bestimmt ist. Wenn auch noch nicht halb so lang wie die Dardanellen, so ist der Bosporus doch halb so schmal wie diese und zwar an der engsten Stelle nur 670 m breit, so daß eine größere Sicherheit der Trefswirkung der Geschütze jenen Nachtheil vollkommen ausgleicht. Ein Forciren der Bosporusdurchfahrt erscheint daher ebenfalls äußerst schwer, und eine Landung im großen Stil von etwa 30000 Mann als erste Staffel, etwa in der dazu sehr geeigneten Bucht von Kilia, bietet in Folge der Anhäufung türkischer Truppen in der nur $3^1/_2$ d. Meilen und somit nur einen in 6—7 Stunden zurückzulegenden Marsch entfernten Hauptstadt und ihrer Dislocation auf der nördlichen Balkanhalbinsel, keine besonderen Aussichten auf Erfolg. Denn einerseits vermag ein derartiges Unternehmen, für welches eine Transportflotte von etwa 50 größeren Dampfern, sowie die betreffenden Truppen, ihre Trains, Munition, Lebensmittel und sonstiges Kriegsmaterial aller Art versammelt oder eingeschifft und verladen werden müssen, selbst bei Gelegenheit größerer Flottenmanöver, nicht unbemerkt zu erfolgen, so daß die Pforte rechtzeitig Gegenmaßregeln treffen kann und andererseits bildet ihre viele Stunden erfordernde Ausschiffung an der türkischen Küste des Schwarzen Meeres ein zum Angriff herausforderndes Moment der Schwäche, und würden die gelandeten Truppen sich aller Voraussicht nach bei der Landung selbst oder doch unmittelbar darauf sehr beträchtlicher Ueberlegenheit gegenüber befinden und deren übermächtigem Angriff bis zum Eintreffen der zweiten Staffel völlig isolirt preisgegeben sein.

Man hat die militärische Leistungsfähigkeit der Türkei sehr häufig unterschätzt; allein so verworren auch die innerpolitischen Verhältnisse des Landes sein mögen, so hat doch der letzte russisch-türkische Krieg gezeigt, welcher militärischen Widerstandsfähigkeit der Staat der Osmanen noch fähig ist. Mit Griechenland allein würde die Türkei, namentlich zu Lande, weit weniger zur See, spielend fertig. Die Möglichkeit eines reüssirenden Handstreichs auf Constantinopel war in den letzten 5 Jahren zum festen militärischen Axiom geworden; inzwischen haben sich jedoch die Verhältnisse am Bosporus und den Dardanellen geändert. Allerdings sind es die politischen, die bei dieser Aenderung am meisten in's Gewicht fallen; allein es ist nicht zu verkennen, daß auch die militärische Situation an der Meerenge eine andere geworden ist, und mit dieser Thatsache hat heute und künftig auch die Politik der an den Fragen des Orients interessirten Mächte zu rechnen.

---

## Ein socialistisches Experiment.

Von Paul Ernst.

Auf Grund des Bestrebens, den Arbeitern den vollen Arbeitsertrag zu verschaffen, sind im Laufe unseres Jahrhunderts eine große Menge von Experimenten gemacht, die zum weitaus größten Theil mißlungen sind. Dieselben gingen früher von revolutionären Socialisten aus, welche die gesammte Gesellschaft nach ihrem Modell umzugestalten gedachten und fanden damals viel Anklang bei der arbeitenden Classe. Heute haben sich die Arbeiter fast völlig von derartigen Dingen abgewendet und streben vor Allem nach Erringung der politischen Macht, und demgemäß haben auch die Begründer und Theilnehmer utopistischer Unternehmungen heute einen ganz anderen Charakter: es sind theils gewöhnliche Projectenmacher, welche das ökonomische Gebiet als Tummelplatz ihrer ehrgeizigen Unkenntniß aussuchen, theils wohlwollende reformatorisch Gesinnte der bürgerlichen Classen, denen ein Schwarm jugendlicher Idealisten wesentlich aus derselben Classe folgt. Mit dieser Wandlung der Dinge hängt es auch zusammen, daß man dort, wo man die bestehende Gesellschaftsordnung um jeden Preis stützt, diese Unternehmungen nur noch mit geringem Mißtrauen betrachtet; während Leute wie Cabet, Fourier, Owen, Louis Blanc ihrer Zeit als gefährlichste Revolutionäre gefürchtet wurden, finden die Hertzkas, oder um den neuesten Propheten dieser nun schon seit lange überwundenen Sache zu nehmen, die Oppenheimer, stets jenes Wohlwollen, welches man dem Naiven so gern spendet. Selbst angenommen, was unmöglich ist, daß das Problem gelöst sei und daß man dem Arbeiter wirklich seinen vollen Arbeitsertrag garantire, so hätte man damit doch durchaus noch nicht das, was man die sociale Frage nennt, gelöst; die socialen Beschwerden, über welche man zu klagen pflegt, wurzeln nur zum Theil in dem Charakter der heutigen Arbeit der Proletarier als Lohnarbeit; weit tiefere Wurzeln haben sie in dem Charakter der heutigen Production als Waarenproduction. Herr Eugen Richter, welcher die Socialdemokratie zu widerlegen glaubt, indem er die landläufigen Vorurtheile über sie widerlegt, hat einmal berechnet, daß nach der großen Theilung auf jeden Angehörigen des preußischen Staates eine Einkommenerhöhung von vierzig Mark — oder war es eine geringere Summe? — kommen würde. So sehr man Jedem eine derartige Vermehrung seiner Einkünfte wünschen mag, wird man doch nicht nur Herrn Richter zugeben, daß dieselbe nicht so viel Unruhe werth ist, wie voraussichtlich doch die sociale Revolution machen würde, sondern man wird auch eingestehen, daß sie überhaupt keine wesentliche Besserung der vorhandenen Uebelstände bedeutet. Auf eine derartige Einkommenerhöhung um einige Mark würde aber sich das praktische Resultat des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag reduciren; was heute

als Zinsen, Unternehmergewinne und Grundrente den anderen Gesellschaftsclassen zufällt, würde dann von den Arbeitern bezogen werden. Im Verhältniß zu der großen Masse Volk ist diese Summe aber doch recht klein. Auch ohne daß man sich auf weitere Details einläßt, wie etwa die Ungerechtigkeit, die solche moralisirenden Reformatoren doch zugeben müssen, daß dann die ungleich productive Arbeit auch ungleich recompensirt würde, sieht man die absolute Verkehrtheit solcher Utopien ein.

Trotzdem ist es interessant, die Geschichte solcher Experimente, sowohl der mißlingenden wie der gelingenden, zu betrachten. Nicht nur, weil sie auch dem historisch Ungeschulten begreiflich machen, daß unsere ökonomischen Kategorien durchaus nicht ewiger Natur sind und speciell Lohnarbeit und Capital nicht ewig nothwendige Erscheinungen in der menschlichen Geschichte sind, wie namentlich die Besitzer des Capitals so gern annehmen, sondern auch wegen der interessanten psychologischen Beobachtungen, welche man hier anstellen kann. Es ist natürlich unmöglich, den seelischen Zustand der Menschheit in verschiedenen Epochen ihrer Geschichte zu vergleichen. Aber man kann ruhig behaupten, daß unmöglich zu irgend einer Zeit die antisocialen Instincte so übermächtig waren wie heute, wo ihre größtmöglichste Schärfe ja unter Umständen ausschlaggebend ist in dem allgemeinen Kampfe Aller gegen Alle, welchen wir moderne Gesellschaftsorganisation nennen.

Eins der berühmtesten unter den gelungenen socialistischen Experimenten ist das sogenannte Familistère in Guise in Frankreich. Beabsichtigt ist es als eine Durchführung des Fourier'schen Systems; in Wirklichkeit hat sich ein viel bescheideneres Resultat herausgestellt: ein Großunternehmen, dessen Arbeiter die Actionäre sind und das mit verschiedenen gemeinnützigen und zum Theil recht verständigen Einrichtungen für diese Arbeiter-Actionäre versehen ist. Aber nur solche bescheidene Resultate sind überhaupt möglich. Es ist das große Verdienst des Herrn Godin, des Begründers des Familistère, daß er seine umfassenden Fourier'schen Ideen durch die nüchternen Nothwendigkeiten des praktischen Lebens hat controliren lassen, und dadurch, wenn auch kein socialistisches Idealgebilde, so doch ein sehr vernünftiges und für die betreffenden Arbeiter sehr segenreiches Unternehmen geschaffen hat. Er hat zwar nicht an der Lösung der großen Aufgaben unserer Zeit gearbeitet, aber vielen Menschen entscheidend Gutes gethan und zugleich ein interessantes soziales Gebilde geschaffen.

Godin wurde geboren 1817. Er machte die gewöhnliche Carrière des Großindustriellen seiner Zeit; vom einfachen Handwerker auf dem Dorfe arbeitete er sich durch eisernen Fleiß und große Intelligenz in die Höhe. Mit 23 Jahren begründete er in seinem Heimathsdorfe eine Werkstätte für Oefen und ähnliches Eisengeräth. Er machte dann mehrere Erfindungen, die er patentiren ließ, und begann auf Grund seiner Patente als Erster gußeiserne Oefen zu produciren. Natürlich erhob er sich bald über den Handwerksbetrieb; schon nach sechs Jahren, 1846, siedelte er nach dem benachbarten Guise über und begründete eine Fabrik mit dreißig Arbeitern. Mit Hülfe immer neuer patentfähiger Verbesserungen wußte er sich das weitere Uebergewicht zu sichern, und so entwickelte sich allmälig ein moderner Großbetrieb aus diesen kleinen Anfängen. Godin hatte schon von früh an lebhaftes Interesse für philosophische und sociale Speculationen, die sich im Wesentlichen in den Spuren des genialen Fourier bewegten, und er hatte sogar den Muth, materielle Opfer für sie zu bringen. 1853 versuchte Victor Considérant, eine fourieristische Gemeinschaft in Texas zu gründen; Godin gab dazu 100 000 Frcs. her, ein Drittel seines gesammten damaligen Vermögens, und verlor bei dem Zusammenbruch natürlich die ganze Summe. Hier scheint er die Lehre gezogen zu haben, daß es unmöglich ist, solche gänzlich neuen Organisationsformen einfach nach einem gefaßten Plan aus dem Nichts zu schaffen, und daß man nur durch allmälige Ausbildung vorhandener Ansätze Etwas schaffen kann. So arbeitete er denn von jetzt an unausgesetzt daran, sein Unternehmen mit der Zeit nach Fourier'schem Muster umzugestalten; 1859 begann er den Bau des familistère, und erst 1880 geschah die definitive Umwandlung. Es wird in dem Werke heute fabricirt: gußeiserne Oefen, Küchengeräthe, Lampen ꝛc. Außer dem Hauptwerke zu Guise befindet sich noch ein zweites in Laeken in Belgien, wo genau dieselben Verhältnisse herrschen. Bei dem Etablissement zu Guise sind $35^1/_3$ ha Land, von denen die Geschäftsgebäude 10,6 ha, die familistères, Schulen ꝛc. und die freien Plätze um dieselben 2,6 ha, die Parks, Spielplätze und Gemüsegärten 22 ha umfassen. Die Gesellschaft nennt sich „Société de familistère de Guise; association coopérative de capital et du travail". Ihr Zweck ist, eine Solidarität des Interesses zwischen ihren Mitgliedern zu schaffen vermittelst der Betheiligung von Capital und Arbeit am Gewinn und das Unterhalten von gemeinnützigen Anstalten. Die Mitgliedschaft besteht aus Personen beiderlei Geschlechts, welche die Verfassung unterzeichnet haben, im Besitz von einer oder mehreren Actien, und in dem Betrieb der Gesellschaft mitthätig sind.

Nach dem Interesse, welches sie an den Geschäften der Gesellschaft haben und der Zeit, welche sie mit ihr verbunden hält, ist eine dreistufige Hierarchie unter den Mitgliedern eingerichtet. Die eigentlichen Mitglieder sind eingetheilt in associés, sociétaires und participants. Die associés müssen 25 Jahre alt sein, in einem der familistères wohnen, mindestens seit fünf Jahren von der Gesellschaft beschäftigt werden, lesen und schreiben können, für 500 Frcs. Antheil am Gesellschaftsvermögen haben und von der Generalversammlung zugelassen seien. Die sociétaires müssen 21 Jahre alt und militärfrei sein, in einem familistère wohnen, drei Jahre im Dienst der Gesellschaft stehen und vom Aufsichtsrath zugelassen seien. Der participant hat dieselben Bedingungen zu erfüllen, braucht aber nur ein Jahr Arbeiter der Gesellschaft zu sein. Außer den Mitgliedern giebt es noch zwei weitere Classen: intéressés und auxiliaires, die in Beziehung zur Gesellschaft stehen. Die ersteren sind Besitzer von Actien, die aber nicht mit arbeiten, die zweiten sind Arbeiter, welche außer den Mitgliedern gewöhnlich und für Extraarbeit verwerden, aber nicht die Bedingungen der Mitgliedschaft erfüllt haben. Die Zugehörigkeit zu einer der Classen bestimmt den Antheil am Geschäftsgewinn des Individuums, sein Recht auf Arbeit und auf Wohnung im familistère und seinen Einfluß auf die Verwaltung. Die associés betheiligen sich am Gewinn pro rata des doppelten Lohnbetrages, die sociétaires des anderthalbfachen und die participants des einfachen. Diese so organisirte Gesellschaft sollte nun von Godin das Eigenthum des Werkes erwerben. Godin wollte beweisen, daß die Unternehmer, welche nach den Principien Fourier's vorgingen, nichts verlören, sondern den vollen Werth ihrer Anlagen bezahlt erhielten. Er hat nur vergessen, daß dieser Beweis dadurch bedenklich entkräftet wird, daß, wenn sämmtliche Unternehmen derart organisirt wären, das Capital der ausgekauften Unternehmer werthlos würde, da es keine productive Anlage mehr finden würde, daß er also durch sein Experiment wohl den einen oder anderen Wohlwollenden zur Nachfolge verleiten kann, aber nicht eine ganze Classe, deren Existenzbedingungen er vernichten will.

Der Gesammtwerth des Unternehmens im Jahre 1880, als die Umwandlung stattfand, war 4 600 000 Frcs. Derselbe wurde in Antheilscheine zerlegt, welche 5% Zinsen tragen sollten und vorläufig in der Tasche der Besitzers blieben. Nachdem nun am Jahresschluß alle Abschreibungen gemacht, die 5% Zinsen gezahlt und sonstige Lasten erledigt waren, wurde der restirende Gewinn getheilt, und zwar unter

das Capital und die Arbeit, so daß also das Capital nicht nur Zinsen, sondern auch Unternehmergewinn erhielt. Der Gewinntheil, der auf die Arbeiter fiel, wurde diesen jedoch nicht in Baar gezahlt, sondern dafür wurden Herrn Godin allmälig Jahr für Jahr die Antheilscheine abgekauft. Die Zinsen der gekauften Antheilscheine und die auf diese entfallende Gewinnquote wurde den Mitgliedern in Baar gegeben. Nach wenigen Jahren schon, nämlich 1894/95 waren dem Besitzer die Antheilscheine abgekauft; seit dieser Zeit erhalten also die Arbeiter den gesammten Ertrag ihrer Arbeit und in Baar: nämlich den Lohn, den auf den Lohn entfallenden Gewinnantheil, die Zinsen des Geschäftsantheiles und den auf denselben fallenden Gewinn. Um zu verhüten, daß Geschäftsantheile dauernd in andere Hände kommen als von Arbeitern des Unternehmens, werden alle älteren Certificate successive eingelöst, in dem Maaß, daß in durchschnittlich 15 Jahren jeder Antheil zur Einlösung kommt. Bedenkt man, daß bei dieser Gewinnvertheilung die Directoren noch ganz besonders bevorzugt sind mit 25% des Reingewinnes, so wird man sich sagen müssen, daß das Unternehmen sicher unter ganz besonders günstigen Bedingungen arbeitet. Normal dürften schon die 5% „Verzinsung" den denkbaren Unternehmergewinn mit enthalten, so daß nach ihrer Deckung in einem anderen Geschäft nichts mehr zu vertheilen gewesen wäre. Man darf aber nicht vergessen, daß damit eine der Hauptursachen des Gedeihens als lediglicher Ausnahme hingestellt wird. Denn wenn das Werk nicht mehr getragen hätte als 5%, so hätten die Arbeiter die Geschäftsantheile nicht erwerben können, weil sie keinen Gewinnantheil erhalten hätten, und sie wären heute, abgesehen von sonstigen philanthropischen Einrichtungen, um Nichts günstiger daran als sonst. Allerdings darf man die Ersparniß an Rohmaterial und Werkzeug und die accuratere Arbeit, die von solchen Arbeitern, die ein eigenes Interesse an dem Wohlergehen des Geschäftes haben, nicht unterschätzen; unter Umständen kann sich das in einer nicht geringen Anzahl von Procenten äußern. Aber der Einfluß des guten Willens der Arbeiter auf die Production ist in den Industrien sehr verschieden; gerade bei den Fortgeschrittensten dürfte es am geringsten sein.

Jedenfalls, wenn man von Weiterem zunächst absieht, der Versuch in Guise ist entschieden geglückt. Man wird vermuthen, daß im Laufe der Zeit sich hier derselbe Proceß geltend macht, dem die berühmten Pioniere von Rochdale unterlagen, nämlich daß die Zahl der Actionär-Arbeiter sich verringert, die der auxiliaires sich vergrößert, und daß das Endresultat eine geringe Anzahl Kleincapitalisten mit einer großen Anzahl Proletarier zusammen ist. Die Gefahr hat Godin durch seine ingeniösen Einrichtungen vermieden. Die Zahl der „auxiliaires" ist absolut wie relativ gefallen; 1879/80 betrugen sie von 1683 Arbeitern insgesammt 1133 oder 67,32%; 1893/95 von 1720 Arbeitern nur noch 679, also 39,48%. Während am Anfang nur 32,68% der Arbeiter Gesellschafter waren, sind es heute 60,52%. Und auch innerhalb der Zahl der Gesellschafter hat sich die Gruppirung günstig entwickelt. Die höheren Stufen nehmen heute einen größeren Procentsatz ein wie früher. Die relativen Zahlen für die associés, sociétaires und participants von 1880 waren respective 8,37; 11,72 und 80,36; heute sind es 26,61; 20,08 und 53,31. Wir haben offenbar, innerhalb der Grenzen, welche überhaupt möglich sind, eine Productivgenossenschaft von Arbeitern vor uns. Sie ist nicht ganz auf socialistischem Princip aufgebaut, indem zwar die Gesammtheit der Genossen, wenn man von den auxiliaires absieht, die als Recrutenmaterial für die Genossen doch nicht ganz verschwinden können, den vollen Arbeitsertrag erhält, der Einzelne aber nach seiner Stellung und Capitalbetheiligung bald mehr, bald weniger; indessen dürfte gerade dieser Verstoß gegen das Princip ein wesentliches Moment der Lebensfähigkeit abgeben. Diese Productivgenossenschaft blüht und gedeiht, wie nur irgend ein von einem geschickten Unternehmer geleitetes Werk, auch nachdem der Begründer schon seit Jahren todt ist. Das ist ein Beweis dafür, daß, wenn so viele Productivgenossenschaften nach kurzer Zeit durch Zänkereien, Absatzschwierigkeiten, Mangel an Gemeinsinn untergegangen sind, das nicht daran gelegen hat, daß Arbeiter nicht im Stande sind, solche Dinge zu unternehmen, sondern daß ein Fehler der Organisation Schuld sein muß, der hier vermieden ist. Wie wir bereits sahen, muß die Fabrik unter ganz besonders günstigen Umständen arbeiten, sonst wäre der Erfolg nicht möglich gewesen. Natürlich ist folglich auch der Gewinn, welchen die Arbeiter haben, sehr beträchtlich. Nach einer durchschnittlichen Berechnung beträgt heute die Gewinnquote $^1/_4$—$^1/_3$ des Lohnes. Eine solche Aufbesserung ist doch schon wesentlich und würde den größten Theil der Arbeiter in passable Verhältnisse versetzen. Nur erscheint es ausgeschlossen, daß dieselbe je allgemein stattfinden könnte.

Wichtiger als die Einnahmeerhöhung ist das allgemeinsociale Moment. Fourier wollte bis in's letzte Detail organisirte Productionskreise bilden, wo das gesammte Leben der Angehörigen in einem theils mit unglaublichster Pedanterie, theils mit merkwürdig tiefem psychologischen Verständniß arrangirten Wechsel von Thätigkeit, Ruhe, Genuß verlaufen sollte. Von dem Allem ist in Guise nichts realisirt, als das Zusammenwohnen in einer unpraktischen vielstöckigen Caserne, eine Kleinkinderbewahranstalt, ein wenig Gemüsegarten für die einzelnen Familien, ein Casino, eine Bibliothek, eine Schule, ein Theater, ein Consumverein, Kranken- und Altersversicherung und andere ähnliche Einrichtungen, die sich vereinzelt überall bei großen Unternehmungen finden, und die bloß durch ihre Zusammenhäufung Eigenthümliches darbieten. Je nach dem Standpunkt der Besucher wecken diese Einrichtungen und die seelische Wirkung derselben einen verschiedenen Eindruck. Dem überzeugten „Individualisten" scheint über Allem eine trostlose Monotonie, eine graue Müdigkeit, Mangel an Lebensfreude und Lebensenergie zu liegen, und der Gegner gewinnt den gerade entgegengesetzten Eindruck. Auf so etwas kann man natürlich nichts geben. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß die Leute sich im Ganzen und Großen wohl fühlen, daß viel Klatsch und kleine Reibereien vorkommen, und daß namentlich die Jüngeren sich durch die bei einer jeden größeren Gemeinschaft unentbehrliche strenge Ordnung und Disciplin häufig beschwert fühlen. Verglichen mit den sonstigen Lebensumständen der Arbeiterclasse gewährt diese Organisation offenbar die denkbar größten Vorzüge. Es herrscht Ordnung und Reinlichkeit in den Familien, gegen die Zufälle des Lebens besteht ein sicherer Schutz, die Kindersterblichkeit ist gering, die Gesellschafter haben Muße und viel Gelegenheit sich zu bilden und in ehrbarer und anständiger Weise zu erfreuen; es gehört doch schon eine arge Verbohrtheit dazu, solche ungeheuren Vortheile als „Stallviehglück" zu verachten. Schließlich haben doch nur recht wenige Menschen den wirklichen inneren Drang über ein solches „Stallviehglück" hinaus, und dieser Umstand ist vielleicht gar nicht so ein schlimmes Uebel, wie Manchem scheint.

Die Existenzsicherheit und die relativ hohe Einnahme — etwa 1600 Mark für das Mitglied jährlich — deren Werth noch beträchtlich gesteigert wird durch die verständigen genossenschaftlichen Einrichtungen: den Consumverein, eine Bäckerei und Fleischerei, durch die alle Bedürfnisse billiger geliefert werden können, durch den eigenen Gemüsebau im Gärtchen u. s. f., müssen einen Geisteszustand erzeugen, welcher der Zufriedenheit des sogenannten Spießbürgers nahe verwandt ist; die Nothwendigkeit genossenschaftlichen Zusammengehens in vielen Dingen, das enge Zusammenleben, trotz seiner großen Störungen, das Aufhören des ewigen Existenzkampfes mit den Nächsten, muß dazu eine ganz neue Nüance liefern. Dieses Herrenhuterwesen, das sich da herausbilden

wird, könnte doch recht ersprießlich für das große Gemeinwesen sein, wenn sich mehrere Centren dafür bildeten. Man verkennt sehr leicht, daß Eigenschaften, welche individuell vielleicht nicht ganz angenehm sind, doch social ungemein werthvoll sein können; und über den ungemeinen socialen Werth der Herrenhutergemeinschaften giebt es heute doch wohl keinen Zweifel mehr, wo schon allzusehr die in früherer Ruhe und Sicherheit aufgespeicherte Volkskraft durch ewigen Kampf und Wechsel angegriffen ist.

---

## Die Natur und die Frauen.

Von Bianca Bobertag.

Das am schwersten wiegende Bedenken, das gegen uns Frauen, die wir eine Vertiefung unserer Bildung, eine Erweiterung der Berufe und einen Zuwachs an bürgerlichen Rechten für uns anstreben, geltend gemacht worden, ist, daß unsere Forderungen mit denen der Natur collidirten. Ich nehme an, daß Natur in diesem Falle die physischen Vorbedingungen des weiblichen Lebens bedeute, und ich werde, denk' ich, noch im Sinne der Gegner und Gegnerinnen der Frauenbewegung verfahren, wenn ich damit als im innigsten Zusammenhange stehend die Summe unserer natürlichen Aufgaben begreife.

Gewiß: diese unsere Gegner haben sehr Recht, wenn sie vermuthen, daß, falls man den Frauen jene Forderungen bewillige, sich gelegentliche Unzuträglichkeiten aus dem Zusammenstoß ihrer physischen Veranlagung oder der daraus erwachsenden Aufgaben mit der Ausübung erweiterter Rechte und Berufe ergeben würden. Aber so wenig die Gewährung solcher Rechte und Berufe die Schaffung vollkommener Zustände bedeuten kann, als so sicher scheint es mir, daß diese Unzuträglichkeiten verschwindend sein würden gegenüber den Vortheilen, die eine Neugestaltung der bürgerlichen Verhältnisse unseres Geschlechtes bedeuten müßten. Wir träumen nicht von vollkommenen Zuständen, wir wünschen nur bessere. Und wenn es unseren Gegnern thöricht erscheint, daß wir diese von der Zubilligung von Rechten erwarten, erscheint es uns thöricht, wenn man glaubt, daß den ungeheuren wirthschaftlichen Verschiebungen in unserer Zeit und dem mit Leidenschaft erwachenden Selbstgefühl der Frauen zum Trotz nichts empfehlenswerther sei, als an den bisher geltenden Auffassungen und Institutionen festzuhalten.

Ich betone nochmals, daß mir alles das so *scheint*. Denn allerdings: noch niemals, solange die Menschheit versucht, Ordnung in ihre Beziehungen zu bringen, hat man mit Sicherheit voraussagen können, ob die Berechnungen, die man dabei anstellt, stimmen würden; hundert Mal sind die Resultate hinter den Erwartungen zurückgeblieben, hundert Mal haben sie sie übertroffen. Seit Jahrtausenden haben die Menschen geglaubt, das Reich der Lüfte durch künstliche Flügel beherrschen lernen zu müssen — es ist ihnen nicht geglückt; seit Anbeginn der Welt hat die elektrische Kraft in der Natur gelegen, ohne daß man sie gekannt oder doch genau gekannt hätte, und als man sie angefangen zu befreien, hat Niemand geahnt, was man in ihr befreite. In analoger Weise sind großartige politische Unternehmungen gescheitert, haben bescheidene Regungen im Volksgeiste den Umschwung umfassender Verhältnisse bedeutet. So ist es gewiß nicht mehr als ein socialer Versuch, wenn die Frauen ihre Kräfte freier regen lassen. Aber die Hälfte der Menschheit wäre es schließlich werth, daß die andere sie sich versuchen und darthun ließe, wie weit sie bildungs- und leistungsfähig wäre; und es wäre am Ende *billig*, daß wir diesen Versuch antreten dürften, möchte immerhin durch die größere Friction, will ich einmal sagen, die unser natürlich physisches Leben hier ausüben würde, ein größerer Verlust an praktischen Resultaten zu verzeichnen sein, als der Mann unter den Hemmnissen der seinigen zu erleiden hat.

In der That: *billiger, billiger* als bisher sollte man gegen uns sein. Gesetzt, die Principien der Frauenbewegung beruhten auf Irrthum, ihre Gegner sähen mit Recht im Studium, in einer veränderten Rechtsstellung, in einer erweiterten Theilnahme der Frauen am öffentlichen Leben eine Gefahr für ihre Gesundheit, für die ihrer Kinder, für die „höhere Weiblichkeit", für Anstand, Sitte, Volkswohl, für die Natur des Weibes, so wolle man auch gerecht und consequent in *dieser* Auffassung und in der Regelung der socialen Zustände auf Grund dieser Auffassung sein.

Der Hörige des Mittelalters stand unfrei unter seinem Herrn. Er war an die Scholle gebunden, er hatte ihm Spanndienste, Ackerfrohnden und sonst allerlei zu leisten. Dafür war es Ehrenpflicht des Herrn, ihn zu erhalten. Ich will nicht behaupten, daß die Herren dieser Pflicht immer nachgekommen wären, aber diese Verpflichtung war doch das bei den anständigen unter ihnen geltende Princip.

Wenn ich an anderer Stelle gesagt habe, daß aus dem Schutzverhältniß das der Unfreiheit resultirte, so legte dem wohlwollenden, billig denkenden Herren die Unfreiheit seiner Hintersassen auch die moralische Verpflichtung zu ihrem Schutz und zu ihrer Erhaltung auf.

Der Staat, das concret gewordene ethische Princip, hat uns Frauen wesentlich zu Unfreien gemacht. Wenn er uns weiterhin in dieser Stellung belassen will, dann acceptire er auch die Ehrenpflicht, für die Unfreien zu sorgen. Dann richte er es ein, daß jeder seiner Beamten, ja jeder Tagelöhner und Fabrikarbeiter so viel verdiene, daß seine Frau nicht darauf angewiesen ist, mitzuverdienen. Wenn er der Meinung ist — und in der staatlichen Ordnung verkörpert sich ausschließlich die Meinung des Mannes, und der Mann *ist* der Meinung, daß die Frau in's Haus gehöre, so schaffe er jeder eine Häuslichkeit, in der sie ihrer Gesundheit, der Gesundheit ihrer Kinder, der Weiblichkeit, dem Anstande, der Sitte und der Volkswohlfahrt leben kann. Da der Staat die Macht hierzu nicht hat, mache er uns frei, gebe er uns unbedingtes Arbeitsrecht, wo wir heute nur bedingtes haben.

Solange wir Frauen aber, trotz zeitweiliger Beeinträchtigung unserer physischen Natur, trotz unseres natürlichen Berufes zur Mutterschaft, das Recht haben, als Feld- und Fabrikarbeiterinnen, Dienstboten, Hebammen, Krankenwärterinnen, Lehrerinnen, Restaurateurinnen, sowie im eigenen Haushalte und gleichviel, ob diese Beschäftigungsarten unseren Neigungen und Veranlagungen entsprechen, schwer und verantwortlich zu arbeiten, sollten wir auch das zu anderer schwerer und verantwortlicher Arbeit haben, wie sie besonderen Wünschen und Fähigkeiten entspricht und — besser bezahlt wird.

Wer frägt denn alle diese eben angeführten Personen, ob es *ihren* körperlichen Zuständen conform, ihrer Gesundheit zuträglich, und also mit der *Natur* in Harmonie stehend ist, was und wieviel sie arbeiten? Irgend ein Bekämpfer der Frauenrechte hat einmal halb schaudernd, halb hohnvoll bemerkt, wie anstößig es z. B. wäre, wenn eine Frau im Zustande vorgerückter Schwangerschaft an einer öffentlichen Sitzung theilnähme, und vermuthlich würden ihm viele Männer hierbei Recht geben. Warum nehmen diese selben Männer keinen Anstoß daran, wenn sie eine Frau in diesem Zustande Wäsche waschen, Ackerarbeit verrichten oder in Fabriken arbeiten sehen?

Man muß, wenn es sich um Vertheilung von Lasten, Rechten und Pflichten handelt, nicht Jemand sagen: dieses Packet zu tragen ist für dich zu schwer, denn es wiegt fünfzig Pfund, auch wäre dich damit belastet zu sehen nicht erfreulich, und überdies ist es gegen deine Natur, dir hier eine Mark zu verdienen, aber trage jenes, das einen halben

Centner wiegt, und für dessen Fortschaffung ich dir fünfzig Pfennige zahlen werde, es wird deiner Natur angemessener sein. Wenn man aber so verfährt, sollte man nicht auch noch glauben, nach sittlichen Principien zu verfahren oder der Natur gerecht zu werden.

Aber habe ich Eingangs den Begriff Natur als die Art der physischen Vorbedingungen des Lebens und der Summe der daraus erwachsenden Aufgaben nicht vielleicht doch zu eng genommen? Wird dieser Begriff nicht häufig zu eng genommen? Sind Natur und Geist nicht dasselbe? Ist die Menschheit, die in unbesiegbarem Lebensdrange sich als Individuum und als Art zu erhalten, von der Natur gezwungen wird, nicht dieselbe, die sich aus dem Stadium der Thierheit heraus auf die Höhe der Cultur erhoben hat? Ist Cultur nicht überhaupt nur Ueberwindung der Natur durch die Natur des menschlichen Geistes, mit den Mitteln der Natur selbst, fußend in dieser Natur, aus der ihr zugleich Hemmung und Kraft zur Ueberwindung wird? Kann der Mann sich rühmen, ihre Fesseln durchbrochen zu haben? Kettet die Vaterschaft den Mann nicht an Pflichten, an eine Anspannung aller seiner Kräfte, die ihn ebenfalls freier Entfaltung und Bewegung entzieht? Und ist es nicht wiederum die Elternschaft, die neue Kräfte giebt, die, unseren natürlichen Egoismus in das stärkere Gefühl für unsere Kinder wendend, uns erfinderisch, rastlos, schöpferisch macht, beständig Natur über Natur erhöhend? Ist sie es nicht, die gerade aus dem Gefühl, was wir Frauen für die Unseren bedeuten, aus dem Bewußtsein, welcher geistigen Eroberungen wir im Dienste für Mann und Kind fähig sind, unseren Anspruch an Geltung und Freiheit steigert und uns den Wunsch eingiebt, in erhöhtem Maaße für uns und die Unseren schaffen zu können. Wenn wir dabei nebenher auch eine Zubilligung größerer Achtung und Würde wünschen — sollte das sträflicher Egoismus oder nicht vielmehr noch ein berechtigtes, der Natur des noblen Menschen eingeborenes Gefühl sein?

Wie gesagt: Diejenigen unter uns, die die Forderung wesentlicher bürgerlicher Gleichstellung auf Grund der Behauptung wesentlich gleicher, natürlicher Veranlagung der Geschlechter stellen, können sich täuschen; daß aber — irgend einen beliebigen Gradunterschied der Intelligenzen angenommen oder nicht — ein Mißverhältniß zwischen weiblicher Culturfähigkeit, das aber ist dasselbe wie Natur, und Culturbefriedigung besteht, geht eben aus der starken Frauenbewegung hervor, die ja nichts will als diesen Unterschied einholen. Möglich, daß ein Versuch den Gegnern dieser Bewegung Recht gäbe, nicht gewiß, daß er sie widerlegt. Gewiß nur, daß, wo in den Gemüthern ein so starkes und unablässiges Drängen nach oben, ein solcher leidenschaftlicher Wunsch nach Kenntnissen, erweitertem Arbeitsfeld, nach neuen Rechten und Pflichten sich offenbart, ein Hang der Natur vorliegt, der nach Leben ringt. Ich habe schon angedeutet, daß durchaus nicht alle Kräfte der Natur leicht erkennbar obenauf liegen und sich rasch dem Sinne offenbaren — vielmehr liegt es in der Natur der Natur sozusagen, daß sie dem menschlichen Bewußtsein langsam ihr Wesen entschleiert. Nirgends aber sind Fähigkeiten und Kräfte so niedergehalten worden als in der moralischen Welt, und da sie sich offenbarten, waren sie dennoch Natur.

Nein, wir wollen nichts gegen die Natur, nichts gegen unsere Natur, wir wollen nur Raum für die Natur in uns. Und nicht unsere Mütterlichkeit, aus der man uns so gern eine Fessel macht, verleugnen oder unterdrücken wollen wir, sondern die Frauen, deren tändelnde Erziehung sie zu thörichten und schlechten Müttern gemacht hat, zu guten und ernsthaften herangebildet, die, die in allzu großer Einseitigkeit sich auf Haus und Familie beschränken in treuer Pflichterfüllung aber ohne den nöthigen Weitblick, in lebhaftere Beziehungen zu den Fragen des Daseins gesetzt wollen wir sehen, wollen den geistigen Anlagen in uns Möglichkeit zur Entfaltung, unseren natürlichen Kräften Möglichkeit der Bethätigung zum Wohle der Unseren ebenso wie zu unserem eigenen Wohle zuerkannt wissen.

Die Erreichung dieses Zieles aber aufzugeben, ja nur daran zu zweifeln, daß wir es erlangen werden, wird keine Gegenbewegung der Welt uns veranlassen. Und zwar indem wir dabei auf die Noblesse in der männlichen Natur rechnen. Denn wie es einem Könige ruhmvoller ist über ein Volk von Freien statt über eines von Sclaven zu herrschen, so wird es auch einst dem Manne ruhmvoller sein, statt einer Untergebenen eine Gleichberechtigte neben sich zu haben, wird er einst eine Ehre darein setzen, über die Weisheit des alten Testamentes, die in den Worten „Fleisch von Deinem Fleische“ die natürliche physische Gleichheit der Geschlechter ausdrückte, hinausgehend, uns die frohe Botschaft des „Geist von Deinem Geiste“ zu verkündigen.

## Literatur und Kunst.

### Die Berliner Akademie.

Von Fritz Stahl.

Die Berliner Akademie bedarf auf's Dringendste einer Reformation an Haupt und Gliedern. Jeder Angriff auf die Anstalt, der es nicht sagt, daß er sich im Wesentlichen nicht um Principien, sondern um Personen handelt, verfehlt den springenden Punkt der Frage. Und weil die meisten Angriffe das nicht sagen, deßhalb behält der einzige Vertheidiger der Akademie, Herr v. Werner, scheinbar immer Recht. Er verweist einfach, so auch wieder in seinen Ausführungen „Ueber Aufgabe und Bedeutung der Kunstakademien“ im Januarheft der „Deutschen Revue“ auf die Statuten und seine Programmreden, gegen deren Paragraphen und Grundsätze sich, wie er dann triumphirend erklärt, wirklich Wesentliches nicht einwenden läßt.

Man höre!

§ 42: „Die akademische Hochschule für die bildenden Künste bezweckt eine allseitige Ausbildung in den bildenden Künsten und ihren Hülfswissenschaften, wie sie der Maler, Bildhauer ꝛc. gleichmäßig bedarf, und die specielle Vorbildung für die selbstständige Ausübung der einzelnen Zweige der bildenden Kunst.“ — § 66: „Die Meisterateliers haben die Bestimmung, den Schülern Gelegenheit zur Ausbildung in selbstständiger künstlerischer Thätigkeit unter Aufsicht und Leitung eines Meisters zu geben.“ — Mit diesem Statut könnte ein Künstler die Akademie leiten, der in jeder Hinsicht das Gegentheil von Herrn v. Werner will; Max Liebermann sogar brauchte hierin keine Aenderung zu wünschen. Und nun das persönliche Bekenntniß des Akademiedirectors:

„Als Unterrichtsmittel für die Akademie hatte ich zwei große Gruppen bezeichnet: 1. Die Natur, die ewig unveränderliche und doch unausgesetzt wechselnde Natur, die, so oft und durchdringend auch angeschaut und studirt, immer noch Neues bietet ... 2. Die zweite Gruppe von Lehrmitteln sind jene erhabensten Werke der Kunst, welche unsere Vorgänger im Laufe der Jahrhunderte geschaffen haben, durch welche ein für alle Mal Wesen und Ziel des künstlerischen Schaffens festgestellt worden sind ...“

Das ist doch vortrefflich, beinahe classisch. Ich glaube, Max Liebermann unterschriebe auch diese Leitsätze. Sieht man sich aber die Leistungen dieser Schule mit dem schönen Statut an, das dieser Director mit dem schönen Programm ausführt, so wirkt der Gegensatz geradezu grotesk. Noch

keines Lebenden Auge hat einen Künstler gesehen, dem der Unterricht der Berliner Hochschule die genügenden Ausdrucksmittel für eine selbstständige Anschauung der Natur, dem sie auch nur die gar nicht verächtliche Grundlage eines soliden handwerklichen Könnens im Sinne der guten Tradition gegeben hat. Herr v. Werner fühlt sich beinahe als einzige Autorität in diesen Dingen. Aber er weiß sehr Vieles nicht. Er weiß nicht, wie viele, sehr viele und gerade eigenartig begabte junge Künstler in Berlin sich Jahre lang quälen und fruchtlos quälen, weil ihnen die Akademie das, was ihr Statut und sein Programm ihnen verspricht, nicht gegeben hat, und wie schnell sie sich entwickeln, wenn sie die Mittel besitzen, etwa in Paris ihre Studien noch einmal aufzunehmen.

Ich bin überzeugt, daß Herr v. Werner ehrlich glaubt, im Sinne der oben angeführten Sätze die Anstalt zu leiten. Woran liegt es, daß wir gegen die Worte nichts einzuwenden haben, in der That aber nicht einmal entfernt die scheinbar übereinstimmenden Grundsätze erfüllt finden? Sehr einfach daran, daß der Leiter der Akademie und die meisten seiner Lehrer mit diesen Worten einen ganz anderen Sinn verbinden als die Gegner. Herr v. Werner macht sich die Polemik leicht. Er prüft die Forderungen auf ihren Wortlaut und sagt dann, ohne auf die Verschiedenheit des Sinnes, den die Anderen und den er mit ihnen verbindet, einzugehen: Das, was da verlangt wird, haben wir ja alles. Bei jedem Anderen würde ich das für ein bewußtes Fechterkunststückchen halten, bei Herrn v. Werner ist es etwas Anderes: er ist ein Fanatiker seiner Ueberzeugung, der nicht einmal so viel geistige Freiheit hat, sich den Ideengang eines Gegners, auch nur um ihn zu widerlegen, einmal klar zu machen. Er ist eben von vornherein sicher, daß nur seine Ansicht richtig sein kann. Ja, er hält eine andere nicht einmal für möglich. Es scheint ihm sogar erlaubt, den Gegner zu verdächtigen, daß seine Motive nicht lauterer Art sind. Wenigstens kann ich mir nur so erklären, wenn er schreibt: „Das sind so ungefähr die Liebesgrüße, mit welchen Director und Lehrercollegium der Akademie, natürlich aus unantastbar objectivem und patriotischem Mitgefühl heraus, angefeuert wurden ...“ Und die letzte Folge dieses Fanatismus ist dann, daß er eine abweichende Meinung für eine Art von Staatsverbrechen hält, im geistigen Streit die hohe Behörde mittelbar zum Einschreiten aufruft. Sein Aufsatz enthält eine Stelle, die im höchsten Grade peinlich berührt. In einer Auseinandersetzung gegen ein Urtheil des Herrn v. Tschudi, des Directors der Nationalgalerie, über Adolf Menzel, weist er darauf hin, daß Herr v. Tschudi ein Schweizer ist. „Was hätten die Schweizer gethan, wenn ein dort im Staatsdienst befindlicher Deutscher in demselben Tone über Böcklin geschrieben hätte.“ Er construirt dann eine sehr curiose Anfrage, die man seiner Ansicht nach an einen solchen Deutschen gerichtet hätte, und schließt rhetorisch: „Und was die Schweizer nachher gethan hätten? ...“ Adresse und Zweck dieses Appells sind sehr durchsichtig. Das ist eine Waffe, mit der nur der blinde Fanatismus kämpft, die man aber auch diesem nicht verzeiht.

Der erste Schritt zur Klärung der Frage muß sein, zu den hauptsächlichsten Worten, die in Betracht kommen, die Auslegungen des Herrn v. Werner kennen zu lernen. Eine der ersten Forderungen, die immer und immer wieder erhoben worden sind, ist, daß die Akademie den jungen Künstler in Fühlung mit der Natur bringe. Wir haben gesehen, daß auch Herr v. Werner sie aufstellt. Aber wie Verschiedenes er und wir anderen damit verlangen, erhellt aus seiner ehrlich entrüsteten und höchst naiven Frage: „Also Herr Bode hält das Zeichnen nach Gyps nicht für ein Studium nach der Natur?“ Zehntausend Mal nein. Und wenn Herr v. Werner von der Höhe seines Künstlerthums auf uns Laien mit Verachtung herabblickt und uns das Urtheil über eine solche Frage abspricht, so mache ich mich anheischig, ihm eine sehr große Zahl hervorragender Maler aller Völker namhaft zu machen, die unsere Ansicht theilen.*)

Dann fragt der Herr Director weiter: „Auf welche Weise würde er (Herr Bode) denn vorschlagen, das Studium der Antike und der modernen Sculptur zu betreiben, oder nach welchem Material wollten Maler und Bildhauer Kenntniß von der plastischen Anatomie gewinnen? Oder hält er das Studium der Antike, der Anatomie ꝛc. für Künstler überhaupt für schädlich?“ Das hat natürlich mit der Sache nichts zu thun. Denn alles das, was hier angeführt wird, ist nicht Natur. Anatomie für den Künstler wird eindringlich nur vor der secirten Leiche gelehrt werden können und mit sehr intensivem Studium des Aktes verbunden sein müssen, um wirklich fruchtbar zu werden. Das anatomische Präparat im Abguß ist ein dürftiger Nothbehelf. Ist der Gyps an sich schon todt, so ist es der Gypsabguß nach der Leiche doppelt und die Zeichnung nach einem solchen Gypsabguß dreifach. Daß die Antike und die moderne Sculptur doch eigentlich nicht als Natur bezeichnet werden können, wird Herr v. Werner bei einigem Bedenken wohl selbst einsehen. In der Praxis der Akademie steht das Zeichnen nach Gyps als erste Stufe des Unterrichts. Und zwar handelt es sich nicht um anatomische Präparate, sondern um Werke aus den späten Perioden der Antike, Werke, die entweder nur schlechte Copien griechischer Originale, im besten Falle unselbstständige Arbeiten sind. Bis in die Akademie, die ein Künstler leitet, an der Künstler lehren, die Herr v. Werner ohne Ausnahme für befähigt hält, eine Gemälde- und Sculpturengalerie zu leiten, ist noch keine Spur von den großen Ergebnissen der archäologischen Forschung dieses Jahrhunderts gedrungen. Das Zeichnen nach Gyps ist unnöthig, es ist für den Anfänger sogar geradezu schädlich. Aber man könnte es noch vertheidigen, wenn wenigstens nach den guten griechischen Werken, die Natur aus erster Hand geben, gearbeitet würde. Sobald aber wahllos neben den Hermes des Praxiteles die Niobe oder gar der Laokoon gestellt werden, wird nicht nur das Auge, sondern auch der Geschmack verdorben. Es muß mindestens also gefordert werden, daß erst auf einer höheren Stufe und nur nach Werken ersten Ranges gezeichnet wird. Aber sehen wir weiter, wie Herr v. Werner das Studium nach der Natur, wo er dies Wort so versteht wie wir anderen, auffaßt. Ich gebe ein paar Citate.

„Sie haben hier die Natur im vollsten Respect von derselben zu studiren und eine Sprache und Darstellungsweise sich anzueignen, welche geeignet ist, in vornehmer und anständiger Weise Ihren künstlerischen Gedanken und Empfindungen den geeigneten Ausdruck zu geben ...“

„Die beste und wichtigste, aber auch schwierigste Aufgabe der Kunstakademien wird immer die sein, den Schüler erst sehen zu lehren, gerade so wie jedem Recruten auf dem Tempelhofer Feld durch Lieutenant und Unterofficier erst klar gemacht wird, daß er ein paar Beine hat und was er mit denselben machen kann.“

Als ich vor Jahren in diesem Blatt die kleine Satire „Die Kgl. Preußische Hauptkunstcadettenanstalt“ veröffentlichte, da habe ich in meinen kühnsten Träumen nicht gehofft, daß einst Herr v. Werner selbst die Richtigkeit meines Urtheils so hübsch bestätigen würde, der preußische Drill sei ihm das Ideal der Erziehungskunst. Ich glaube: Kaum war ihm dies Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren. Eine bessere Waffe hat noch nie Jemand dem Gegner in die Hand gedrückt. Der Soldat hat mit den Beinen das zu machen, was alle Anderen machen; ein Künstler ist Einer, der sieht, was kein Anderer sieht. Der Soldat ist Glied einer Schaar, der Künstler ist eine Persönlichkeit für sich.

*) Wir sind dieser Anregung unseres Mitarbeiters gefolgt und verweisen die Leser auf die sich anschließenden Künstler-Gutachten.
D. Red.

Kurz: im Soldaten soll der Drill jede individuelle Regung unterdrücken, im Künstler soll die Erziehung sie sorgsam schonen und pflegen. Wer diese beiden Dinge, die extremsten Gegensätze, in einem Athem nennen, sie vergleichen kann, dem fehlt für Eines oder das Andere der Sinn. Daß er ihm für den militärischen Drill nicht fehlt, hat der Director der Kunstakademie glänzend bewiesen.

Wie sich nach dieser Auffassung des Unterrichts beim Schüler der Respect vor dem nach Herrn v. Werner immer „bewährten" Lehrer und der „vollste Respect vor der Natur" vertragen sollen, bleibt sein tiefes Geheimniß. In seiner Akademie wird die Frage nicht zu Gunsten der Natur entschieden. Ich weiß das aus einem gelegentlichen Besuch im Zeichnensaal des Herrn Professors Otto Brausewetter, den sein Director für eine unermeßliche Größe hält. Er „corrigirt" so lange, bis jede Zeichnung so aussieht, als hätte er sie gemacht. Das ist eine sehr oft unvortheilhafte Veränderung. Wer nicht gerade ein Charakter ist und wegläuft, dem wird der Respect vor der Natur hier gründlichst ausgetrieben. Wenn er auch nur zum Scheine nachgiebt, bleibt von der schlechten Gewohnheit genug hängen.

Ich glaube, es ist hiernach schon klar, daß gar nichts erreicht würde mit einer noch so schönen Aenderung der Statuten. Herr v. Werner und ein Theil, ich sage ein Theil, seiner Lehrer würden die Worte eben in ihrem Sinne auslegen, und es bliebe Alles beim Alten. Aber mehr, selbst mit den genauesten Vorschriften über eine andere Unterrichtsmethode wäre nichts gebessert.

Ich entwerfe in kurzen Zügen das Ideal einer Akademie, wie es nach den Ausführungen Bode's, mit denen in den meisten Dingen viele übereinstimmen, sich darstellt. Zeichnen nach der Natur wäre für Maler und Bildhauer die erste Stufe des Unterrichts. Dann würden für alle Maler Studien nach dem Akt im Interieur und im freien Licht folgen, für den Bildhauer Modelliren nach dem Akt. Decorative Arbeiten müßten damit Hand in Hand gehen. Schließlich wäre den Schülern völlige Vertrautheit mit der Technik ihrer Kunst, mit dem Farbenbereiten, Malen und so weiter, der Behandlung des Marmors, dem Gießen und Ciseliren beizubringen."

Die Lehrer, die heute, namentlich in den Zeichnenclassen thätig sind, können auch beim redlichsten Willen nicht nach der Natur zeichnen lehren, weil sie selbst nicht unbefangen sehen können. Schreibt ihnen vor, sie sollen die Individualität schonen, schreibt ihnen vor, sie sollen eine große einfache Art lehren! Es kann Niemand über seinen Schatten springen. Der Leiter einer Malclasse hat mir allen Ernstes erklärt, ein Unterricht im Freien sei überhaupt unmöglich, weil Licht und Farben sich da fortwährend änderten. Was ist das anders als das schlichte Geständniß: „ich kann es nicht." Für die Maltechnik hat man einen besonderen Lehrer an die Akademie berufen, wo doch alle Lehrer Maler sein sollten. In der Marmortechnik soll nach der Ansicht der Mehrzahl der Bildhauer, die an der Akademie unterrichten, eine Unterweisung nicht rathsam sein. Das glaube ich, daß die Herren nicht dafür sind, die eben selbst diese Technik nicht kennen. Und ebenso steht es mit dem Guß. Herr v. Werner meint, das hole man am besten später in der Praxis nach. Ja, und bis dahin steht an Stelle der Arbeit für ein bestimmtes Material die charakterlose Thonknetere i.

Nein, es ist nichts mit theoretischen Reformvorschlägen. Sie müssen heute scheitern an dem Unvermögen vieler unter den Lehrern der Akademie, sie nur zu verstehen oder gar zu verwirklichen. Was Noth thut, dringend Noth, ist ein gründliches Revirement. Herr v. Werner würde hier auf das treffliche Beispiel der deutschen Armee verweisen können. Die Berühmtheit mancher Namen, die Herr v. Werner mit großem Stolz aufzählt, kann doch wirklich nichts beweisen. Ich will ganz davon absehen, daß Viele sie zu einer Zeit erlangten, als Berlin noch wie durch eine chinesische Mauer von der großen Kunstbewegung abgeschlossen war; da war kein Vergleich möglich und, die über den heimischen Durchschnitt um ein Winziges sich erhoben, erschienen schon groß. Was spielen denn alle diese Größen selbst in einer ausschließlich Berlinischen Ausstellung heute für eine Rolle! Viel wichtiger ist etwas Anderes. Herr v. Werner steht gegen die „neue Richtung", das ist sein gutes Recht als Mensch und Künstler. Aber er kann doch die Bewegung nicht aufhalten. Er sagt ja auch selbst so schön und unwiderleglich: „Die Natur, so oft und durchdringend angeschaut, bietet immer noch Neues." Nun, nach dem Urtheil einer ganzen Generation haben die Künstler dieser ihm peinlichen Richtung etwas Neues in der Natur entdeckt. Er sieht es nicht und Begas sieht es nicht, den er als Eideshelfer anführt, und der „alle diese Kerls" in die Augenklinik schicken möchte. Begas vergißt, daß eben auch die Art zu sehen sich verändert. Der ehemalige Revolutionär, dessen Schiller einst so großes Entsetzen bei den damaligen „Alten" erregte, dürfte das freilich nicht vergessen. Dieses Neue muß aber durchaus dem jungen Nachwuchs überliefert werden, wenn seine Arbeit die rechte Grundlage haben, im Boden der Zeit wurzeln soll.

Herr v. Werner hat eine schwere Schuld diesem Nachwuchs gegenüber auf sich geladen, daß er nicht selbst Kräfte aus dem Lager der Anderen heranzuziehen versuchte. Es brauchten ja keine extremen Rufer im Streit zu sein. Er regiert eben die Akademie, wie Herr Jordan die Nationalgalerie regierte: nach seinem höchstpersönlichen Geschmack. Von der Objectivität, die für den Leiter eines staatlichen Institutes eine selbstverständliche Pflicht sein sollte, ist nichts bei ihm zu entdecken. Er wird es auch nicht verstehen, daß Herr v. Tschudi, „der Director der Königlich Preußischen Nationalgalerie, der als Schweizer vielleicht das, was für uns Preußen Adolf Menzel ist, nicht so vollkommen mit uns fühlen kann", bei der Neuordnung der Galerie trotz seiner persönlichen Stellung Menzeln als dem Einzigen einen eigenen Raum zugetheilt hat. Er wird es nicht verstehen, und es ist nicht zu hoffen, daß er in ähnlicher Auffassung auch Vertretern einer anderen Richtung gerecht wird. Das ist der letzte Grund, weßhalb die Berliner Akademie auf's Dringendste einer Reformation an Haupt und Gliedern bedarf.

---

## Das Zeichnen nach Gyps.

### Vierzehn Künstler-Gutachten.

Der vorstehende Aufsatz unseres Mitarbeiters Fritz Stahl hat die Redaction veranlaßt, zur Klärung der wichtigen Frage über den Werth des Zeichnens nach Gyps bei unseren hervorragendsten bildenden Künstlern Umfrage zu halten. Wir hatten die Freude, eine große Anzahl Gutachten von alten und jungen Künstlern, Malern wie Bildhauern, einzusammeln, die wir hier zum Abdruck bringen. Unsere Frage lautete:

Halten Sie das Zeichnen nach Gyps für ein Studium nach der Natur? und für nützlich?

Altmeister **Adolf Menzel** erfreute uns als Erster mit seinem charakteristisch kurzen Votum, eben so entschieden und klar wie seine jugendlich schwungvollen, markigen Schriftzüge:

„N. B. Alles Zeichnen ist nützlich und Alles zeichnen auch!"

Professor **Reinhold Begas**, der Schöpfer des eben enthüllten Kaiser Wilhelm-Denkmals in Berlin, schreibt uns:

„Das Zeichnen nach Gyps ist nur dann ein Zeichnen nach der Natur, wenn der Gypsabguß von der Natur abgeformt ist. Das Zeichnen, ganz gleichgiltig wonach es sei,

wird für den Künstler immer nützlich sein, weil es Auge und Hand übt und ausbildet."

Sein Dresdener College, Professor **Johannes Schilling**, der Schöpfer des National-Denkmals am Niederwald, sendet uns folgende Darlegung:

„Das Zeichnen nach naturgetreuen Gypsabgüssen, mögen dieselben von der Natur oder von vorzüglichen plastischen Werken abgenommen sein, ist Studium natürlicher Formen. Für Jeden, welcher Formen durch Zeichnen studiren will, ist das Zeichnen nach Gyps darum von außerordentlichem Nutzen, weil die Lichtwirkung der absoluten Form sich am stillstehenden farblosen Gyps dauernd bis in die feinsten Einzelheiten beobachten läßt; während in der Natur, wo die Beobachtung leicht durch Bewegung gestört wird, die Lichtwirkung der Form sich durch die Farbe ändert und stellenweise durch Glanz gesteigert oder durch transparente Beschaffenheit der Oberfläche gemildert wird, — Erscheinungen, deren Verständniß für das Zeichnen nach der Natur nicht besser gewonnen werden kann, als durch vorhergehendes strenges Formenstudium. Es giebt kein Stoff, welcher die Form als solche mit so unbedingter Aufrichtigkeit erkennen läßt, wie der Gyps."

Professor **Ludwig Knaus** schreibt:

„Das Zeichnen nach über die Natur geformten Gyps-Abgüssen ist allerdings als ‚Naturstudium' sehr nützlich und wichtig für junge Künstler. Ferner wird denselben durch das Studium und das Zeichnen nach der Antike die Welt der Schönheit und Anmuth erschlossen, und ich sollte meinen, daß dagegen die Gefahr einer Einbuße an Originalität kaum in Betracht kommt."

Professor **Franz von Defregger**, der Lehrer an der Münchener Akademie, schreibt:

„Um bloß äußere Formen zu studiren, ist das Zeichnen nach Naturabgüssen eben so gut, wie nach der Natur selbst."

Der Director der Düsseldorfer Akademie **Eduard von Gebhardt** urtheilt:

„Ihre Frage ist sehr vieldeutig gestellt: Natur ist schließlich Alles, was uns umgiebt, und das Studium nach Gyps ist somit auch ein Studium der Natur. Runden und die Form modellirend beherrschen erlernt der Schüler zunächst nach einem nicht beweglichen Körper leichter, als nach einem sich bewegenden. Soll die Frage aber meine Meinung über das Studium der Antike betreffen, so antworte ich, daß dieses Studium dem bildenden Künstler eben so nothwendig ist, wie für den Schriftsteller das Studium der Classiker. Das Studium der Körperformen in ihrer edelsten Gestalt läutert den Sinn; zumal für uns Nordländer ist es nothwendig, weil wir sonst so wenig Gelegenheit haben, den menschlichen Körper in so reinen Exemplaren zu sehen, wie man sie im Süden findet. Außerdem lernt der Schüler das Leben und die Schönheit auch da erkennen, wo sie nicht im Reiz des Details liegen.

„Dem reiferen Künstler bietet natürlich das Studium der Antike noch viel Anderes. Uebrigens will ich nicht gesagt haben, daß ein einzelner Künstler nicht auch ohne Studium der Antike eine gewisse Höhe erreichen kann; es sind eben der Wege und Ziele viel vorhanden."

Professor **Ferdinand Keller** in Karlsruhe schreibt:

„Stellt man einen plastischen Gegenstand auf einer Fläche dar, so nennt man dies nach der Natur Zeichnen im Gegensatz zum Zeichnen nach etwas schon auf einer Fläche Dargestelltem, was man „Copie" nennt. Nützlich ist das Zeichnen nach Gyps besonders für Anfänger, da der darzustellende Gegenstand einfarbig und unbeweglich ist."

Der Bremer Maler und Dichter **Arthur Fitger**, dessen Polemik mit Anton von Werner den Lesern der „Gegenwart" (1887) wohl noch in der Erinnerung ist, schreibt:

„Das Zeichnen nach Gyps ist selbstverständlich nicht ein Studium nach der Natur; aber ich halte es für nützlich unter gewissen Umständen. Unter Zeichnen nach Gyps ist doch wohl zumeist das Zeichnen nach plastischen Kunstwerken (nicht etwa nach Naturabgüssen) zu verstehen, vornehmlich nach der sog. Antike. Das Studium der Antike halte ich für nützlich bei allen denjenigen Künstlern, die einen Zug in's Rhythmische, Monumentale, Decorative — es giebt tausend Bezeichnungen dafür — in sich spüren und diesen zur Ausbildung gelangen lassen wollen; ihnen, wie dem Architekten die Säulenordnung, muß die Antike in's Blut übergehen, gleichviel wie sie sie hernach verwenden werden. Aber für die zukünftigen Maler des modernen Genrebildes, des Militär-, des Armleute-, des Kartoffelerntebildes ꝛc. halte ich solch' Zeichnen unnöthig und unnützlich. Nicht bloß mit Antike auch mit Anatomie sollten sie verschont werden. Diese alten akademischen Facultäten hatten stets die sogen. große Kunst vor Augen; wer die große Kunst sich nicht zum Ziele gesetzt hat, lasse sie laufen. Wer klimmt mühsam die Stufen eines Tempels empor, um vor der Thüre in ein Altweiberhospital abzuschwenken?"

Der Meister des zeichnenden und dichtenden Humors **Wilhelm Busch**, der bekanntlich eine sehr sorgfältige malerische Bildung in Düsseldorf, Antwerpen und München genossen, schreibt uns:

„Einfarbige Dinge sind natürlich leichter abzuzeichnen als bunte, daher für den Anfänger ganz passend. Im Uebrigen dürfte man z. B. die Venus von Milo, als von einem vorzüglichen Manne herstammend, wohl ein Naturproduct nennen, das des Studiums werth ist."

Der Frankfurter Meister **Hans Thoma**, ein treuer Freund unseres Blattes, sendet uns aus Italien folgende Zeilen:

„Wenn man nach Gypsabgüssen von schönen Gegenständen, sei es nach der Antike oder der Natur, zeichnet, um den Sinn für Schönheit und Organismus, für sachliche Kenntniß zu bilden, so halte ich dies für gut. Es soll dies aber ein freies Zeichnen sein, wohl recht genau, doch keine Gypsnachahmung, wie sie wohl in den Gypsclassen der Kunstschulen verlangt wird, wo das Gypszeichnen als mechanische Uebung aufgefaßt wird, um den technischen Vorgang des Zeichnens zu lernen. Da kommt freilich etwas Todtes heraus und es wäre gewiß anregender und besser, diese Art von Uebungen an einfachen Naturkörpern vornehmen zu lassen."

Während die Künstler der älteren Generation, wie wir gesehen haben, dem Zeichnen nach Gyps entschieden das Wort reden, setzt die Opposition, zwar nur bedingt, mit Hans Thoma ein. Auch das Haupt der Berliner neuen Richtung: **Max Liebermann** stimmt gegen Anton von Werner, aber doch nicht unbedingt, wie man erwarten dürfte:

„Eigentlich heißt Studium nach der Natur: nach dem Lebenden im Figürlichen, Landschaftlichen ꝛc. Nach Gyps bedeutet nach dem Runden, im Gegensatz zum Studium nach Vorlegeblättern. Nützlich wird das Studium nach Gyps wohl stets sein; ob aber ein Studium nach lebendiger Natur vorzuziehen, kann nur individuell beurtheilt werden. Wie bei Medicamenten je nach der Dosis ihre Wirkung heilsam oder schädlich, ist das Gypszeichnen dem betreffenden Studirenden anzupassen, als Vorstufe für das Studium nach der lebenden Natur. Nach dem Talente des Einzelnen wird es sich richten, wie viel nach Gyps zu zeichnen ihm vortheilhaft. Das Beste, was man vom Studium nach Gyps sagen kann, deucht mir, ist, daß es nicht schädlich ist wenigstens für den Anfang."

Der Maler **Aug. H. Plinke** (Berlin), ein Mitarbeiter unseres Blattes, schreibt:

„Ich sehe das Zeichnen nach Gyps für jeden Kunstschüler, dessen Begabung nicht über das Durchschnittsmaaß hinausgeht, als nützlich an, weil es für die spätere Arbeit nach dem lebenden Modelle die einfachste und lehrhafteste Vorbereitung bildet. Vorausgesetzt ist allerdings, daß die Behandlung des Gypszeichnens nach malerischen Ge-

sichtspunkten erfolgt und nicht in jener ausschließlich das Zeichnerische betonenden, in Härten und Contourlinien sich versteifenden Manier, die dem Sehenlernen und malerischen Empfinden des Schülers Zwang anthut, — eine Manier, die leider noch in den Ausstellungen unserer ersten Kunstinstitute Arbeiten vorführt, die nach Blech, Bronce oder gewichstem oder geputztem Eisen angefertigt zu sein scheinen.

„Für den Landschafter bedeuten die Monate, die er im Gypssaale abzusitzen hat, eine Strafe und zugleich den Verlust kostbarer Zeit, die er vor der freien Natur besser verwenden könnte."

Ganz entschieden abweisend lautet das Votum von **Walter Leistikow** (Berlin), der mit Pinsel und Feder gleich temperamentvoll die neue Richtung vertritt:

„1. Das Zeichnen nach Gyps ist nicht mit mehr Recht Studium nach der Natur zu nennen, als z. B. das Zeichnen nach Vorlagen. Das erste Mal ist die Natur Gyps — das zweite Mal Papier.

2. Das Gypszeichnen halte ich für unnützlich und zeitraubend."

Unser Kunstreferent Bildhauer **Johannes Gaulke** (Berlin) erfreut uns mit einer ausführlichen Untersuchung:

„Auf Grund praktischer Erfahrungen und Beobachtungen kann ich sagen, daß Gypsabgüsse als Lehrmittel für den Zeichenunterricht nur in sehr beschränktem Maaße zu empfehlen sind, da das Zeichnen hiernach leicht zu falschen Vorstellungen über die Form des Gegenstandes führen kann. Gänzlich zu verwerfen sind die antiken Vorbilder wie auch Gypsabgüsse nach modernen Werken; über die Verwendung von Naturabgüssen läßt sich im Ganzen wenig einwenden, doch wenn ein natürliches Modell vorhanden, ist stets diesem der Vorzug zu geben. Im großen Ganzen führt das Zeichnen nach Gips nur zu einer conventionellen, schablonenhaften Darstellung der Figur, wie bei A. v. Werner. Es sollte jeder Schüler nicht nur die Einzelform der Natur studiren — was durch das Zeichnen unmittelbar geschieht — sondern zugleich auch die Bewegung derselben beobachten lernen. Zeichnet z. B. ein Schüler einen nach der Natur abgeformten Arm, so wird er in den seltensten Fällen den Zusammenhang der Muskeln und ihre Wechselbeziehungen zu einander richtig erfahren, wenn nicht gerade schon ein umfassendes anatomisches Studium vorhergegangen ist. Anders gestaltet sich dies aber, wenn direct nach der Natur gezeichnet wird: hier kann der Schüler die fortwährende Bewegung der Einzelformen studiren, er wird lernen, einzelne Momente festzuhalten und sie schließlich zur Darstellung zu bringen. Hierdurch wird das erreicht, was man gemeinhin die Bewegung des Kunstwerkes nennt. Am anschaulichsten geht dies aus dem Gegenüberstellen einer Momentphotographie und einer nach der Natur studirten Zeichnung einer Figur hervor: dort ist nur ein Moment festgehalten, hier mehrere, unmittelbar einander folgende, die sich dem menschlichen Auge bekanntlich als eine einzige Bewegung darstellen. Was von der Momentphotographie gilt, gilt ebenso auch von dem Gypsabgnß, daher sollten beide Mittel von dem Künstler nicht verwendet werden.

„Was den Zeichenunterricht in den Schulen anbelangt, so sollte auch hier schon der Schüler angehalten werden, allein nach der Natur sehen zu lernen und nicht durch ein fremdes Medium, den Gypsabguß nämlich. Das Zeichnen nach einfachen Pflanzen z. B. ist bedeutend instructiver als nach den bestmodellirten Gypsornamenten — womit ich selbst noch, nebenher bemerkt, bis zum Ueberdruß gequält wurde — in neuerer Zeit soll ja hierin auf den Gymnasien und Realschulen ein beachtenswerther Wandel geschaffen sein, indem mehr und mehr die Pflanze in das Bereich der Lehrmittel gezogen ist. Die Akademien halten dagegen, (namentlich Berlin und Dresden) höchst pietätvoll an der Antiken- und Gipsfigurenclasse fest.

„Eine größere Beachtung sollte man auch dem Modelliren auf den Kunstinstituten schenken, wodurch in viel höherem Grade der Zweck des Gypszeichnens erreicht wird: das Formengefühl in dem Schüler zu erwecken. Es prägt sich nämlich gerade durch die Ausübung dieser Technik die Form fester dem Gedächtniß ein, als durch die sorgfältigste Contouren- oder Schattenzeichnung. Es dürfte Sie vielleicht interessiren zu erfahren, daß in den Schulen Amerikas, dem Lande der praktischen Vernunft, das Modelliren bereits als obligatorischer Unterricht eingeführt ist. Die Kinder werden dort angehalten, Vorbilder, wie Gefäße, Vasen, lebende Blumen ꝛc., in Thon zu modelliren. Diese Thätigkeit, die der Schüler meist mit größerer Liebe ausübt als das Zeichnen nach dem todten Gyps, fördert zweifellos die Standhaftigkeit in hohem Grade und lehrt ihn vor Allem den Gegenstand richtig zu sehen.*)

„Wie man das Zeichnen nach Gyps für ein Studium nach der Natur halten kann, ist mir eigentlich unverständlich, da das Gypsmodell doch nicht im Entferntesten alle Charakteristika der Natur wiedergiebt. Und selbst wenn dies wie beim Naturabguß bis zu einem gewissen Grade in der äußerlichen Formenwiedergabe zu erreichen ist, so fehlt dem Gypsabguß die eigenthümlich reflectirende Farbenwirkung, die durch den sorgfältigsten Farbenauftrag nie zu erreichen ist. Wenn das Gypszeichnen nach A. von Werner aber als ein unumgängliches Lehrmittel für den Zeichenunterricht erhalten bleiben muß, so sollte er consequenter Weise noch einen Schritt weiter gehen und eine Anleihe bei Castan's Wachsfigurencabinet machen, dann könnte der Schüler zugleich auch seine malerischen Studien nach dem künstlichen Modell machen. Mit demselben Recht wie der Leiter der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste das Zeichnen nach Gyps für ein Naturstudium hält, könnte man auch das Zeichnen nach der Wachsfigur für ein solches halten. Dies illustrirt am besten jene unsinnige Behauptung. Hätte Herr von Werner nur einmal bedacht, daß die Gypsmodelle nicht immer tadellos in der Ausführung sind und sogar manch' anatomischer Schnitzer mit in den Kauf genommen werden muß, so ist dies schon Grund genug, wenigstens auf den Kunstakademien von jenem schablonenhaften Gypszeichnen Abstand zu nehmen. Nach Allem ist das Zeichnen nach Gyps daher weder ein Naturstudium, noch kann diese Disciplin ernstlich für den künstlerischen Unterricht in Betracht gezogen werden!"

Wir behalten uns vor, nachträgliche Gutachten in unserer nächsten Nummer zu veröffentlichen und ertheilen Herrn Director Anton von Werner nach dem altpreußischen Grundsatz: Suum cuique das Schlußwort.

## Erinnerungen an Emil Rittershaus.

Von Karl Stelter.

Ueber eine Woche lang dauerte die Todtenfeier für den Dichter. Alle Zeitungen nahmen Notiz davon und viele brachten seine Biographie. Er hat zwar nur ein Alter von beinahe 63 Jahren erreicht, aber schon seine Fünfziger wurden literarisch mit Festartikeln bedacht, seine Sechziger in Elberfeld und Barmen unter großer Betheiligung von auswärts gefeiert. Und das Alles hat Emil Rittershaus durch seine Verse zu Wege gebracht. Nicht als ob sie eigenartige Bahnen eingeschlagen hätten, aber sie waren schön, und recht viele davon kamen zur guten Stunde, jedes Mal zur rechten Zeit, um

*) Sehr gesunde Ansichten über diese Frage finden sich in der vortrefflichen Schrift von Georg Hirth: „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung". München, G. Hirth's Kunstverlag.

ein Tages- oder Weltereigniß zu feiern, anzufeuern zu gutem Werke, aufzufordern zu edlen Zwecken. Immer zündete die feuerige poetische Sprache und der Erfolg blieb niemals aus. Für die Gelegenheit entstanden, überragten diese Dichtungen doch sogenannte Gelegenheitsgedichte in so hohem Maaße, daß der Verfasser sie seinen Sammlungen einverleiben durfte. Rittershaus hat nur Gedichte geschrieben und damit sechs meist starke Bände gefüllt. Wie sie gefallen haben, das bezeugt die Anzahl der Auflagen, welche die „Gedichte" bis 1891 mit acht Auflagen erreichten; „Neue Gedichte" bis 1885 mit fünf; „Am Rhein beim Wein" bis 1893 drei; „Freimaurische Dichtungen" drei bis 1893; „In Bruderliebe und Brudertreue" (Leipzig, Max Hesse 1893); „Buch der Leidenschaft" und „Aus den Sommertagen" (Oldenburg, Schulze) je vier Auflagen bis 1893. Die erste Auflage der „Gedichte" erschien 1855 in Elberfeld; von da ab übernahm Eduard Trewendt in Breslau den Verlag, wie er mir sagte, lediglich, weil sie ihm so gut gefielen. Ernst Keil stand ebenso zu den „Neuen Gedichten", was ihn bestimmte, durch deren Vertrieb, ohne allen Verlegernutzen, dem Dichter eine reiche Einnahmequelle zu erschließen. Das war 1871, und etwas über zehn Jahre vorher hatte ich in Leipzig die persönliche Bekanntschaft zwischen Dichter und Verleger vermittelt. Damals war Keil gleich Feuer und Flamme für Rittershaus, den er von da ab zu seinem zweiten „Gartenlaubendichter" machte, der erste war Albert Träger. In der „Gartenlaube" erschienen die meisten von Rittershaus' Festdichtungen, was ihre Wirkung und Popularität in hohem Maaße förderte. Von Leipzig dampften wir, Rittershaus und ich, es wird im Herbst 1860 gewesen sein, durch Thüringen der Bergischen Heimath zu. In Weimar unterbrachen wir die Fahrt, um Gutzkow und Dingelstedt aufzusuchen. Mit Gutzkow war ich von Dresden her bekannt und Dingelstedt war Intendant. Er gab uns Logenplätze im classischen Musentempel, wo „Orpheus in der Unterwelt" gegeben wurde, was Dingelstedt mit der Sonntagsvorstellung, bei der auf die Umgegend gerechnet werden müsse, entschuldigte. Nachher saßen wir mit den „Größen" im „Elephanten" hinter den Flaschen, bis die Herren uns um Mitternacht zu unserem Zuge an die Bahn brachten.

Reisen hat Rittershaus viel gemacht, erst in Geschäften, dann in seinen Vortragsangelegenheiten, und als ihn vor schon zwölf Jahren Krankheit zwang, zu Cur- und Erholungszwecken. Ueberall gern gesehener Gast und Gesellschafter, weil er Wort und Schrift in gleicher Gewalt hatte, waren ihm Aßmannshausen, Nauheim und Wiesbaden zu Stationsorten geworden. Aßmannshausen verlieh ihm die Ehrenbürgerschaft, nachdem auf seine Veranlassung hin dort die Einweihung der Freiligrathbüste in der Krone, wo beide Dichter so oft gewohnt haben, in größerem Kreise festlich begangen worden war. Dort wirkten wir, wie Jahrzehnte früher in der Heimath, zusammen für Freiligrath; ebenso für den uns befreundet gewesenen Hoffmann von Fallersleben, und ganz zuletzt beabsichtigte er ein Gleiches für ein Kinkeldenkmal. Haben die „Wupperthaler Dichter", zu Rheinland gehörend, auch alle den Rhein und seinen Wein besungen und waren Rittershaus, Siebel und ich auch Ehrengäste Cölns beim großen Künstlerfeste im Jahre 1861, so wuchs sich Rittershaus zum eigentlichen rheinischen Sänger aus, der als solcher neben Wolfgang Müller von Königswinter genannt wurde. Ueberhaupt war er der bekannteste und populärste der „Wupperthaler", die unter sich doch so verwandt sind, daß in Kritiken und Biographien darauf hingewiesen wurde, wie einzelne Gedichte so gut von dem Einen, als von dem Anderen sein könnten. Sie dichteten sämmtlich „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt", nach ihrer natürlichen dichterischen Veranlagung und gehörten, wie das im Wupperthale nicht anders sein kann, im bürgerlichen Leben dem Großkaufmannsstande an. Aber einestheils das, und dann weil sie darüber die Ideale hochhielten, inhaltlich und formell in dem poetischen Fahrwasser eines Geibel und Bodenstedt segelten, das machte die „Wupperthaler Dichter" zu einer anerkannten Gruppe in der Literaturgeschichte, und wo Jahrzehnte hindurch Kunstalbums und Anthologien erschienen, da waren die Namen Rittershaus, Roeber, Siebel, Schults, Neuhaus und Stelter vertreten. Recht aus dem Leben gegriffene Stoffe, Vorwürfe, welche der gegenwärtige Realismus als sein eigenstes Gebiet beackert, fanden dichterische Bearbeitung aus den Federn der Wupperthaler; standen sie doch mitten inne zwischen den Gegensätzen Reich und Arm, aber sie hetzten nicht und stellten nicht das Häßliche oder unmoralisch Sinnliche zur Schau. Der veredelnden Richtung sind sie treu geblieben, und so fand Rittershaus, als er sich im Wiesbadener Residenztheater Halbe's Jugend angesehen hatte, „das Sujet einfach scheußlich". Die Neuauflagen von Rittershaus' Dichtungen folgten in den letztvergangenen Jahren nicht mehr so schnell aufeinander wie früher, was in einer Zeit, in welcher Bodenstedt, Geibel, Uhland, Rückert und so viele einst „gekaufte" Dichter nicht mehr in der Mode sind, kein Wunder nimmt. Die Anthologien decken den geringen lyrisch-epischen Bedarf reichlich, und daneben kommt nur einmal eine Absonderlichkeit auf, deren sich die Reclame bemächtigt hat. Was die Lyriker der Naturalisten leisten, ist größtentheils schlechter, als das, was die anerkannten Dichter der voraufgegangenen fünfzig Jahre schufen; wenn einige der Jungen, die gute Verse brachten, aber wohl kaum etwas Besseres, sich erdreisten, Bodenstedt und Geibel schlecht zu machen, nachdem sie todt sind, ja die auch Rittershaus schon bei Lebzeiten anzapften, so begehen sie damit Flegeleien und bestätigen nur den Bürger'schen Vers: „Die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen." —

Mit Rittershaus ist wieder Einer dahin gegangen, bei dem man erinnert wird an das Freiligrath'sche:

„Du warst ein Dichter! Kennt ihr auch den Sinn
Des Wortes, ihr, die kalt ihr richtet?"

Er war so sehr Dichter, daß er, wie schon Eingangs erwähnt, seine günstige Existenz durch seine Poesie errang, nachdem er schon in zwei kaufmännischen Branchen gescheitert war. Seine Dichtungen hatten ihm hülfreiche Freundeskreise erschlossen, die selbst in der Lage waren, Opfer der Freundschaft zu bringen. Sie thaten das direct und indirect dadurch, daß sie ihm einträgliche Agenturen verschafften, von denen nur die Cölner „Concordia" genannt sei. Für diese machte er Reisen mit dem Inspector der Gesellschaft Dr. Rademacher, einem guten Sänger. Der sang, Rittershaus hielt poetische Ansprachen, und Beides vereint vermittelte den Abschluß guter Geschäfte. Dabei mußte freilich poculirt werden. Auch die späteren Vortragsreisen brachten das mit sich, ebenso wie das stets gastlich offene Haus in der Heimath, welches alle literarischen Größen, die in's Wupperthal kamen, beherbergte. In späteren Jahren empfand er das zum Zwang Gewordene unangenehm und beklagte es, weil er sehr stark und schon seit Langem leidend geworden war. Im vorigen Jahre, im „Adler" zu Wiesbaden, wo er lange wohnte, mußte er gefahren werden und des Nachts im Sessel sitzend, etwas Schlaf suchen, auch durfte er Besuche nicht annehmen; er bat mich also nur Abends 6 Uhr auf ein Plauderstündchen, in dem er so recht sein Herz ausschüttete und einmal sagte: „Du bist über 10 Jahre älter, und so viel frischer — hätte ich doch, wie Du, so mäßig leben können!" —

Schon hat sich über Rittershaus etwas wie Legende gebildet, z. B. daß ihm Verwandte beigesprungen; deren hatte er aber keine, die das konnten. Vermögen hat er nie verloren, denn solches hatte er früher so wenig wie Roeber, Schults und ich; nur Karl Siebel entstammte der Plutokratie, wurde aber so knapp gehalten, daß wir Anderen pecuniär oft besser daran waren. Handlungslehrlinge wurde wir alle, sind aber in wissenschaftlicher, dichterischer und allgemeiner Bildungsbeziehung Autodidakten, die eben geborene Dichter waren.

Gerade das fiel auf, und dadurch stellte uns, zuerst Heinr. Kurz, in der Literaturgeschichte zusammen. Nur Roeber und ich leben noch. Von Friedr. Roeber in Düsseldorf, trotz seiner 78 nach wie vor dramatisch dichtend, erschien zu Weihnachten das Doppeldrama: „Kurfürst Friedrich III.", das die „Hamburger Nachrichten" „ein nationales Drama, in dem keine Gestalt überflüssig ist", nennen. Soeben bringt er wieder: „Appius Claudius", eine Tragödie, von der er sagt, daß sie mit der von ihm 1846 erschienenen ersten kaum mehr als den Titel gemeinsam hat, was Rudolf Gottschall bereits in günstigster Beurtheilung bestätigte. Roeber war der bedeutendste der Gruppe und ist es geblieben, trotz der größeren Popularität, die Rittershaus, wie keiner der Uebrigen, errang. Nach uns fünf: Roeber, Rittershaus, Adolf Schults, Karl Siebel und Stelter erwarben sich im Wupperthal Friedr. Storck und Otto Hausmann noch Dichternamen und für das Nichtaussterben sorgen: Albert und Rudolf Herzog, Strauß und Walter Bloem als „Jung-Wupperthal", welche Dichtungen, Dramen und Novellen veröffentlichten.

Aber auch die Anekdote geht bereits um mit Rittershaus, denn er steckte voller Schnurren und war ein guter Erzähler, wie die veröffentlichten gezeigt haben. Vielleicht interessiren deßhalb auch seine nachfolgenden Scherzverse im Stil von König Ludwig I. von Bayern: „Ode. Basel im „Storchen", 1. April 1859.

Sitzend in dem Zimmer einunddreißig,
In dem Storchen, der zu Basel liegend,
Briefe schreibend war mit vielem Fleiß ich,
Im Geschäftstraum meine Seele wiegend.
Horch! Wer kommt? — Ha, pochend an die Pforte
Ist's der Kellner, wünschend guten Abend.
„Hier ein Brief!" er flüstert diese Worte:
„Excusez, wenn ich gestöret habend!"

Ach, Dein Brief war's, edler Oskar Lester!*)
Aus der Ferne kam der Gruß der Musen.
Dem Papier entquoll, verehrter Bester,
Noch der süße Duft der Bullebusen.**)
Ach, im Geiste war ich all' Euch sehend!
Wehmuth ließ des Dichters Seele zittern,
Meine Augen waren übergehend,
Weil ich trinken muß so oft den bittern

Kelch des Trennungsleides, welches drückend,
Quälend, schmerzend, plagend und auch nagend,
Meines Glückes schönen Kranz zerpflückend
Ist, und oft noch nicht viel Geld eintragend.
Achselzuckend wird man abgewiesen,
Vor die Thür spedirt, und das ist kränkend!
An der Heimath Liebesparadiesen
Ist jetzt trübe mein Gemüth gedenkend!

Dank Ihr Lieben, die Ihr nicht vergessend
Seid des Fernen mit dem Musterkasten!
Wieder bei Euch sitzend, trinkend, essend
Werd' ich sein, so bald vorbei die Fasten.
Gruß den Lieben, die mich baß vergnügend,
Dachten mein am Tag der Vollebänschen!
Dank den Lieben! — Also Ludewigend
Schreibt Dir, Freund, das bied're Rittershäuschen.

Zum 3. April 1894, als Rittershaus die Sechzig vollendete, sandte ich dem Landsmanne, Freunde und Collegen ein Geburtstagssonett in die Heimath, worin ich ihm vorschlug, für das Weiterleben bis zu den Siebzig einen neuen Pact zu schließen. Es sollte nicht sein! So nehme ich denn Abschied von dem lieben, kreuzbraven Gesellen mit dem goldenen Herzen und dem sangeskundigen Gemüth.

Was sind die Wünsche? — Zu den Sechzig heiter
Ließ meinen Gruß ich in die Heimath stiegen —
Drei Jahre kaum, da mußte unterliegen
Der allbeliebte tapf're Liederstreiter.

Wohl stand er längst hoch oben auf der Leiter,
Die zum Parnaß die Besten nur erstiegen,
Jedoch die dunkle Todesnacht besiegen
Vermag auch nicht der größte Lichtverbreiter.

Das Licht erlosch, vorbei ist's mit den Festen,
An denen er den Wein am Rhein den Gästen
Im Blumenduft der Dichtung hat credenzt.

Sie danken's ihm, indem sie sich versenken
In seinen Liederborn, und sein gedenken
Am Rhein beim Wein, ob's herbstet oder lenzt.

*) Mein Pseudonym, unter dem ich in jungen Jahren sang.
**) Heimathliches Gebäck, welches seine Frau backte.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Sein Ehrentag.

Von H. v. Beaulieu (Hannover).

Er feierte seinen fünfzigsten Geburtstag. Mit gerührtem Lächeln durchschritt er die Zimmer, wo die Ehren- und Liebesgaben sich aufbauten, Blumen, Wagenräder und bescheidene Veilchensträuche bis zur Decke aufgestapelt waren, denn selbst die geschenkten Vasen reichten nicht, sie aufzunehmen. Am frühen Morgen war es schon losgegangen: Post- und Telegraphenboten liefen einander beinahe um; junge Mädchen gaben mit glühenden Wangen ihre armseligen Sträußchen ab, in deren Tiefe schamhaft verborgen das gereimte Gestammel thörichter kleiner Herzen ruhte. Am Mittag wurde es feierlich. Deputationen überreichten Adressen und silberne Tintenfässer, und in des Tages Lauf kam Seine Hoheit in höchst eigener Person, seinem zwar nicht officiell, aber de facto-poeta laureatus den Hausorden von Dingskirch umzuhängen, mit dem der erbliche Adelstand verbunden war: — den persönlichen hatte der Dichter schon erhalten in Anlaß seines Dramas, das die ruhmreiche Vergangenheit des Fürstenhauses verherrlichte. Kein anwesendes Auge blieb trocken. Serenissimus setzte ein paar Mal an. — „Mein lieber — mein lieber —" aber weiter kam er nicht und mußte seine Zuflucht zum Taschentuche nehmen. Jeder begriff und ehrte die Gefühle von Fürst und Dichter. Seit nahezu fünfundzwanzig Jahren bestand das niemals getrübte Verhältniß zwischen dem Miniaturaugustus und seinem Haus- und Hofpoeten. Ohne Unbescheidenheit durfte der Dichter sich so nennen. Wenn Serenissimus' Geburtstag herannahte, lag das Festgedicht schon im Poetenschreibtische bereit; kein Geburts- oder Todestag im fürstlichen Hause, den der Dichter nicht poetisch verherrlichte. Die entzückenden Braut-, Hochzeits- und Wiegenlieder, die er Ihrer Hoheit, der Frau Erbprinzessin gewidmet hatte, durften auf dem Geburtstagstische keiner jungen Dame über fünfzehn Jahren fehlen; — auch die Hochzeits- und Wiegenlieder waren jede Zeile höchste Decenz. Zur Begeisterung der Jugend waren seine patriotischen Dramen, für die reifere Männlichkeit Trink- und Landsknechtlieder; für Empfindsame rührende Kindergeschichten, und damit ein Jeder beglückt nach Haus gehe, schrieb er auch Romane, die junge Mädchen durchaus nicht lesen durften. Er war nicht nur ein großer, sondern auch ein populärer Mann. Backfische jeden Alters schwärmten für ihn; die Prinzessinnen gaben ihm ihre Gedichte zum Feilen, und auch in Herrengesellschaft war er beliebt, hier schlug er mehr den Ton der Trink und Landsknechtlieder an. Niemals war seine Popularität glänzender zu Tage getreten, als heute, an seinem Ehrentage. Er durfte mit seinen dichterischen und socialen Erfolgen zufrieden sein. Er hatte viel erstrebt und noch mehr erreicht, Alles, was zu erreichen war. Seine Häuslichkeit war ideal. Die schöne, junge, und natürlich blutarme Hofdame, die er, nur aus uneigennütziger Neigung erwählt, hatte sich zu einer idealen Dichtergattin ausgewachsen, und ihre Liebenswürdigkeit und vornehme Herkunft des Dichters Stellung gefestigt in Kreisen, denen er seiner Geburt nach nicht angehörte.

Ein herrliches Résumé und ein weihevoller Tag, aber anstrengend — sehr anstrengend für eine sensible Dichternatur, so den ganzen Tag der Gegenstand von Huldigungen zu sein, die, abgesehen von den äußern Anforderungen an seine Persönlichkeit, auch an den tiefsten Tiefen des Dichtergemüthes rührten. Kein Wunder, daß der Dichter, ein schlanker blutarmer Mann, allmählig in eine nervöse Erregtheit verfiel, die seine Gemahlin beunruhigte, denn die Hauptnummer des Tages: ein Souper, an dem Alles, was in Dingskirch Bedeutung hatte, theilnehmen würde — vielleicht würde Serenissimus selbst im Laufe des Abends erscheinen, — stand noch aus. Gut, daß der Dichter die aus tiefbewegtem, dankerfülltem Herzen hervorquellende Rede, die er am Abend halten würde, längst abgefaßt und einstudirt hatte. Sibylle kannte sonst nicht die peinliche Angst der Frauen gewöhnlicher Sterblicher vor solchen Productionen des Gemahls, denn des Dichters unvorbereitete Reden flossen stets so glatt dahin wie seine Verse. Aber heute machte seine Nervosität ihr Angst, und vor Beginn des Festes rauschte sie zu ihm hinein, ihn noch einmal zu überhören.

Sie fand ihn zu ihrer Beruhigung fertig angekleidet, die Dichterlocke in tadelloser Ordnung. Er sog träumerisch den Duft eines welken Veilchensträußchens ein; im Schooße lag ihm ein kleiner Zettel — schwärmerisches Gestammel von „Gruß-Weihekuß, hehre Kunst, Götter-Gunst," u. s. w. Sibylle las die armen kleinen Verse, lächelte mit der ganzen mitleidigen Ueberlegung der Dichtergattin, und dann überhörte sie ihn. Sie ging durchaus fließend, vielleicht etwas zu fließend, aber Wärme und Schwung, und die eindrucksvollen gerührten Pausen würden schon mit der Stimmung des Abends kommen.

Der Abend kam. Das Dichterheim — italienische Renaissance — strahlte in festlichem Glanze, und die Gesellschaft von Dingskirch fand sich ein in Lack und Frack und erster Garnitur: Minister und Generäle, Hofräthe und Oberconsistorialräthe, Intendanten und Hofcapellmeister, und Leute, denen man keine Titel giebt, weil ihre Namen schwer wiegen. Dazwischen weiße Schultern, braune und blonde Locken, Juwelen und lange Schleppen, beinahe, als ob man bei Hofe wäre, das Fest trug auch einen halb officiellen, höfischen Charakter. Der Thatendrang der Jugend äußerte sich, wie gewöhnlich, in lebenden Bildern; den Präcedenzfall von Goethe und Karl August ließ man sich natürlich nicht entgehen, doch zu dem Bilde „Dichterehe" mußte Schiller herhalten — die arme Christiane war ja nicht hoffähig und wurde todtgeschwiegen. Schiller schreibend und Lotte ihn durch ihre Gegenwart inspirirend, war ein stimmungsvolles Bild, und der über die Stuhllehne seiner Gemahlin gebeugte Dichter applaudirte es am meisten. Zuletzt kamen die üblichen Genien, die von einem Hofbildhauer geschaffene Büste des Dichters mit Lorbeern und Rosen zu kränzen, und eine rundliche hellblonde Hofschauspielerin sprach ein Gedicht — man munkelte, ein Glied des fürstlichen Hauses habe es zu verfassen geruht.

Dann setzten Schiller und Goethe, Lotte und die Genien sich mit den übrigen Herrschaften zu Tisch. Die Weimaraner waren im Costüm geblieben und das brachte, für sensitive Gemüther wenigstens, eine feine, weihevolle Stimmung in die moderne Gesellschaft, fast, als ob ein Hauch von jenem augustäischen Zeitalter herüberwehte. Man war sehr animirt bei Tisch, und wer es erschwingen konnte, geistreich. Eine allgemeine erwartungsvolle Bewegung lief durch den Saal, als gegen Ende des Soupers der Hausherr sich erhob und an sein Glas schlug. Sogar die Allerjüngsten wagten nicht, ihre Unterhaltung halblaut weiterzuführen.

Frau Sibylle lehnte sich mit beruhigtem Lächeln zurück, als die ersten Worte fielen, in denen das bewegte Dichterherz dem Drange des Augenblicks gehorchte, er sprach zwar etwas mechanisch, aber mit seiner gewohnten melodischen, sichern Stimme. Die einleitenden Redensarten von unaussprechlicher Rührung und Dankbarkeit, unlöslicher Sympathie, idealem Wirkungskreise u. s. w. hatten viele Taschentücher hervorgezaubert — man hatte sehr gut gegessen und getrunken und war zur Rührung geneigt.

Da, inmitten eines kunstvoll aufgebauten Satzes brach der Dichter ab, fuhr sich mit der Miene eines an fremdem Orte Erwachenden durch's Haar, und begann mit verändertem Ton, leise, träumerisch, während sein Auge weit über die Gesellschaft hinwegblickte in unbestimmte Fernen: „Es war einmal ein Kind, ein stiller kleiner Träumer, der Jedem im Wege war" —

Frau Sybille machte eine unruhige Bewegung. „Er improvisirt — was fällt ihm nur ein! So überreizt wie seine Nerven sind." —

Ein junges Mädchen flüsterte ihrem Herrn zu: „Er spricht von seiner Kindheit — wie reizend!"

In seiner abwesenden, träumerischen Art fuhr er fort:

„Die Welt gönnte dem Knaben nicht viel Platz; da schuf er sich selber eine blühende, leuchtende Welt, — ein Phantasiegebilde. Und doch, wie das bei Dichtern so ist — ihm war diese Welt Wirklichkeit, vollstes, reichstes Leben, und die Wirklichkeit dagegen unwirklich und verblaßt. In dunkeln Winternächten träumte er von einer duftenden, singenden Welt, — im Erwachen noch hörte er Vogelsang und der Flieder rauschte am Fenster. Und kam der Sommer, so verträumte er draußen manchen langen Tag. Das Draußen war nur ein kleiner Grasgarten. Er lag unterm Apfelbaum im blühenden, wogenden Grase; er sah kleine Käfer mühsam ihren Weg suchen durch die Halmenwildniß, und der Grasfleck wurde ihm zum Urwalde. Und er sah empor, sah die weißen Sommerwolken durch's Blau segeln — und sein Herz weitete sich im Ewigkeitsgefühle. Ja, meine Herrschaften" — der Dichter richtete sich hoch auf und zum ersten Male ruhte sein Blick auf den versammelten Menschen — „dieses Kind war ein Dichter, vielleicht nicht mehr, als andere Kinder auch, aber dennoch thut es gut, das zu wissen. Sie können sich wahrscheinlich nicht denken, daß ich dieses Kind gewesen bin — doch ich war's!"

Ein Unbehagen ergriff die Gesellschaft. Des Sprecher's Wesen war so eigenthümlich — man wußte nicht recht . . . In alle die gezwungen lächelnden, verlegenen Gesichter hinein, sprach nun der Dichter mit leuchtenden Augen, in der Rechten den hochgehobenen Champagnerkelch:

„Das Kind wuchs heran und dann kam eine Zeit glorreicher Jugend. Einer Jugend voller Entbehrungen, Enttäuschung und Mißerfolge — und dennoch glorreich. Glorreich in Kampfeslust und Leidensmuth, zähem, fanatischem Hoffen und Glauben an sich selbst. Und in Schaffensseligkeit! In seinem kahlen, kalten Zimmerchen, über seinen Manuscripten, die Niemand haben wollte, war er reich, wie Keiner! Denn er trug in sich eine Welt — seine Welt — und er besaß die Macht, zu sagen: werde! und es ward! Und da war ein Mädchen — ein armes kleines Menschenatom, das der Staub und Gluthwind der Großstadt schon gehörig mitgenommen hatten — aber sie glaubte an ihn. Unter ihm lagen die Dächer der Großstadt, unter ihm lagen Noth und Mißerfolg; sie waren machtlos, er flog weit über sie hinweg und fühlte sich ein Gott! Dieser Gott war ich!"

Triumphirend schleuderte er es heraus, das Haupt zurückgeworfen, die Stirn leuchtend. Junge Mädchen starrten ihn verzückt an, ältere Leute rückten unbehaglich auf ihren Stühlen, der Schloßprediger stand in empörter Pose. Der Mann hatte offenbar zu viel getrunken; — wenn man ihn doch zum Aufhören veranlassen könnte.

Aber der Aufgeregte sprach weiter: „Ich hungerte und fror, und fühlte mich trotz alledem ein Gott, denn ich hungerte und fror für meine Ueberzeugung. Ich wäre gestorben für sie — Schade, daß ich's nicht gethan habe. Aber als ich gerade auf dem Punkte angelangt war, mischten sich ein paar wohlmeinende Tröpfe ein und hinderten mich — halfen mir, wie sie es nannten! Und mit diesem „Helfen" ging die Erniedrigung an. Denn die Menschen helfen einen ja nicht umsonst — o bewahre! Sie lassen sich bezahlen mit dem Kostbarsten, was wir haben, mit unserer Persönlichkeit! Ich sank von Stufe zu Stufe, das heißt, ich stieg äußerlich immer höher und wurde schließlich, was ich bin: der Dingskirch'sche Haus- und Hofpoet! — Bedenken Sie, daß ich das Kind war, das, die Seele voll Poesie, unter'm Apfelbaum träumte, und weinen Sie um mich — wenn Sie's noch können."

Klirrend zerbrach der Champagnerkelch. Und des Dichters herrliche Stimme, die mit metallener Wucht in die Gesellschaft hineingedonnert hatte, brach bei den letzten Worten in einem trocknen Schluchzen. Eine wohlmeinende Hand legte sich auf seine Schulter. Der Hofcapellmeister flüsterte ihm einige beschwichtigende Worte zu von Nerven und Ueberanstrengung. Er schüttelte die Hand wüthend ab. — Eine Schleppe rauschte. — Seine Frau, zitternd und todtenbleich versuchte ihm zuzureden. Die Damen standen in erschreckten Gruppen umher, was zum Hof gehörte, zog sich in eine Ecke des Saals zusammen. „Wie gut, daß Serenissimus nicht erschienen ist," war der Dankseufzer dieser Hofseelen.

„Was willst Du von mir?" sagte der Dichter zu Sibylle und sah sie an wie eine zudringliche Fremde. „Ach so — wir sind ja zusammen geklettert, aber nun ist's aus." Er wandte sich ab.

„Weg mit diesem Tand!" Er riß sich den fürstlichen Hausorden ab und warf ihn zu Boden. Durch die Gruppe der Hofschranzen ging ein Empörungsschrei.

„Und fort mit diesem Theaterschmuck!" Er riß eine aus Blumen gebildete Lyra, ein Meisterstück der Gärtnerkunst, von der Tafel und streute die Blumen mit zitternden Händen umher.

„Und das da — welcher witzige Kopf mag mir das verehrt haben!" Er lachte mit grausiger Heiterkeit über einen kunstvollen Macronenbau, dessen Spitze die Muse der Dichtkunst krönte, von reizenden Amoretten umspielt. „Eine Muse aus Tragant — der beste Witz des Abends!"

Dann schlug seine Heiterkeit in wahnsinnige Wuth um. Er griff in den kunstvollen Bau und schlug die Figur herunter und zertrat sie, die Muse aus Tragant. Es war überflüssig, denn sie war hohl inwendig und wäre sowieso bald zerfallen.

Leise hatte Einer nach dem Andern sich entfernt; des Dichters Frau war von ein paar mitleidigen Damen fortgeführt. Immer toller wüthete der Aufgeregte. Er kam bei dem Zertrümmern in Geschmack und nun mußten auch ganz harmlose, beziehungslose Vasen und Tafelgeräthe herhalten. Die Wohlmeinenden, die ihn beschwichtigen, wohl gar fortführen wollten, faßte er so brutal an, daß sie entsetzt den Andern folgten. Niemand hatte Lust, seine kostbaren Glieder der Wuth des Wahnsinnigen preiszugeben — der gichtische alte Hofrath mit dem falschen Scheitel am wenigsten. Um ihre Pflicht zu thun, hetzten die Letzten im Fortgehen die Diener auf ihn, — er warf sie alle zurück. Sich bekreuzigend sahen die Gäste zurück nach der strahlenden Villa; man sprach vom Reißen überspannter Nerven, aber man meinte einen Scandal!

„Die arme Frau! die armen Kinder!" sagte man, „und wie wird es den Fürsten erschüttern. Aber das kommt davon, wenn ein Plebejer zu sehr erhöht wird" — —

Allein geblieben ermattete der Rasende. Er hatte noch die Kraft, das gräßliche, blendende Licht abzustellen, dann sank er ermattet zu Boden. Seine letzte bewußte Empfindung war eine unendliche Befriedigung, wie er sie seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr gekannt. Er brauchte sich nicht mehr zu schämen vor dem hungernden jungen Menschen in der kalten Dachkammer und vor dem kleinen Knaben mit den großen ernsten Augen; — ja, der kam zu ihm und gab ihm die Hand, erzählte ihm Märchen und sagte mit seiner klaren Kinderstimme: „Und ich werde ein wirklicher Dichter — wenn ich groß bin!" Schließlich wurden sie so vertraut miteinander, daß der Dichter seine und des Kindes Persönlichkeit nicht mehr auseinander halten konnte. Und es war unbeschreiblich süß. Denken und Bewußtsein lösten sich, noch ein Mal athmete er den Duft des Flieders, o es war Sommer . . Sommer . .

Nun blickte nur der Mondschein in den verödeten Saal; ließ hier und da ein Silberstück hell aufleuchten und spiegelte sich in zertrümmertem Krystall. Ganz von ferne, als unbestimmtes Dröhnen, klang Gelächter und Tanzen aus der Domestikenstube. Dort trank man auch Champagner, denn der Dichter führte einen cavalieren Haushalt, obwohl er nur ein Plebejer war. Im Saale roch es betäubend nach welkem Flieder, den eine naturwidrige Kunst zur Blüthe gebracht, und im Saale selbst war es still, sehr still. Nur ein ganz leises, monotones Tap, tap! war vernehmbar, wie das Geräusch fallender Tropfen. Auch das verstummte schließlich. Und als der Mond mehr herüberkam, fiel sein Strahl auf eine rothe Lache am Boden.

Am andern Tage war es nicht mehr nöthig, den Dichter in eine Irrenanstalt zu überführen.

## Aus der Hauptstadt.

### Kanzlers Geburtstag.

Wie ist mit Sturm und Wetterstrahl
Der Frühling einst in's Land gedrungen,
O Siegfried, als Dein scharfer Stahl
Des Zwiespalts Drachenbrut bezwungen!
Ob Haß und Neid und Niedertracht
Dich frech umstellten allerwegen,
Du führtest uns aus tiefster Nacht
Dem jungen Sonnentag entgegen.

Und doch — wie süß die Melodie
Des Frühlings klingt, wie hell Du leuchtest —
Der Drachen Brut verzeiht es nie,
Daß Du die Finsterniß verscheuchtest.
Sie krächzt und tobt in Wuthgestöhn
Und hebt ihr Fledermaus-Gefieder . . .
Was kümmert's Dich? Aus Wolkenhöh'n
Lachst Du auf das Gesindel nieder!

Wann achtet denn der gold'ne Mai
Des welken Laubs auf Todtengrüften,
Erreicht denn geller Eulenschrei
Den Königsaar in blauen Lüften?
Ohnmächtig blieb der Buben Wuth,
Die unsern Stolz zu schmähen kamen,
Und ewige Verachtung ruht
Und ew'ge Schmach auf ihren Namen.

Und bliebst Du, Schöpfer großer Zeit,
Am Ehrentag des Kampfgenossen
Auch fern in Waldes Einsamkeit,
Vom lauten Prunkfest ausgeschlossen —
Dir flammte unsrer Lichter Schein,
Wir beugten uns vor Deiner Stärke,
Dir galt der Jubel, Dir allein,
Und Deinem königlichen Werke!

Was späte Zukunft auch der Welt
An neuem Glücke bringt und Leiden —
Dich werden uns, Du theurer Held,
Die spätesten Geschlechter neiden!
Du bleibst des Reiches hellste Zier,
Und keines Demants Pracht strahlt reiner;
Es ist kein Andrer neben Dir,
So groß und treu wie Du ist Keiner!

Wo weiß der Südsee Woge schäumt,
Am deutschen Sund, an Ortlers Füßen —
Von einem höchsten Glücke träumt
Heut' jeder Deutsche: Dich zu grüßen!
Wie arm sein Hüttchen auch und klein,
Dir will er heut' sein Bestes geben
Und schließt in sein Gebet Dich ein
Und fleht für Dein geliebtes Leben!

Prinz Vogelfrei.

## Dramatische Aufführungen.

König Saul. Drama in 4 Akten von Adalbert v. Hanstein. „Tropenkoller". Schwank in 3 Akten von Hanns Fischer. (Theater des Westens.) — Der Herr Abbé. Schwank in 3 Aufzügen von Henri Meilhac und St. Albin (Lessingtheater). — Associés. Lustspiel von Gandillot (Residenztheater).

Das unselige Theater des Westens kann noch immer nicht leben und sterben und laborirt schon am dritten unfähigen Director. Nach Blumenreich und Witte-Wild: Max Hofpaur. Als fahrendes Mitglied des Münchner Gesammtgastspiels vom Gärtnerthortheater ist er den Berlinern nicht unbekannt. Er gehört mit dem Hamburger Pander, der als ewig gastspielender Hühneraugenoperateur Hirsch in Mels' „Jungen Leiden" Berlin erst neulich wieder unsicher machte, zu jenen Schauspielern, die mit einer einzigen Rolle Erfolg hatten, nun immer wieder darauf herumreiten, alle anderen Rollen nach ihr modeln und über diesem monotonen Virtuosenstückchen künstlerisch zu Grunde gehen. Seine Monopolrolle ist der zuletzt vor lauter Nuancen unausstehlich gewordene Gaisbue und Dorftrottel im „Herrgottschnitzer von Oberammergau" mit seiner hohlen Hand: „Geh', schenk' mer was!" Darüber hinaus ist Herr Hofpaur als Menschendarsteller niemals mehr gekommen, und was er z. B. im Theater des Westens gemimt hat, war in der That immer so dürftig, daß der Zuschauer ihm gerne was geschenkt hätte, wenn er damit den aufdringlichen Spaßmacher los geworden wäre. Nach seinen ersten Thaten als Pächter des Westentheaters zu urtheilen, ist der Director nicht erheblich viel besser als der Schauspieler. Die Inscenirung unter ihm ist schlechter als vorher, die neuen Stücke werthlos, die Regie glänzt durch ihren Unverstand.

Dramaturg des Theaters ist Herr Adalbert v. Hanstein vom Berliner Fremdenblatt, ein Journalist und leider auch Poet dazu. Er hat in wilder Folge Erzählendes, Naturwissenschaftliches, Lyrik, Aesthetisches, Literarhistorie, Epen, Dramen von sich gegeben, auch die Fahrten Wilhelm's II. überaus loyal beschrieben, aber das ist minder schön, daß er jetzt seine Stellung als Dramaturg mißbraucht, um seine unheilvolle Saul-Tragödie auf die Bretter zu bringen, die ihm sozusagen mit anvertraut sind. Wir wollen zu Ehren des Dichters annehmen, daß es sich um eine Jugend-Arbeit handelt, aber dann zeugt es von wenig Selbstkritik des reifen Mannes, daß er diese Schulhefte an's Licht der Rampe zerrt, statt sie höchstens im Museum seiner Jugendsünden privatissime auszustellen. Diesen Saul haben wir ja mutatis mutandis alle auf den Schulbänken auch geschrieben. Das herrlichste Buch der Welt, die Bibel, wird da nachempfunden und verballhornt, die Motive modernisirt, die Handlung auf den Kopf gestellt; es ist eine Versündigung am Geiste der Bibel, schwächlich, trivial, confus, einschläfernd. Ohne Zweifel haben Hanstein drei Vorbilder überall vor Augen geschwebt, deren Urheber aus der Bibel etwas zu holen verstanden. Grillparzer's wundervolles Esther-Fragment für das Poetische, Hebbel's Judith für die Charakterzeichnung — natürlich ohne die selbstgefällige Anekdotenschau — und Ludwig's Maccabäer für Aufbau und Ensembleseenen. Aber auch Wildenbruch hat für Hanstein nicht umsonst gelebt und gestrebt. Ihm verdanken wir die wahllosen Theatercoups, die unvorbereiteten Effecte, die aufgeregten Schauspielereien. Wenn wenigstens der Verfasser in der Diction Eigenes böte, doch auch hier wurden wir stets an Gottfried Keller's kluge Bemerkung erinnert, daß es ganze Reihen von Phrasenbildungen und Jamben- oder Prosasätzen giebt, welche bei begabten Anfängern fast von selbst wie Zellengewebe sich aus dem Schlegel-Tieck'schen Shakespeare einstellen und weiterwuchern. Auch im „König Saul" haben wir den durchtönenden Schlegel-Tieck bis auf Tonfall und Gedankenstrich, aber da Herr v. Hanstein über die erste Jugend längst hinaus ist, so bleibt es fraglich, ob er noch lernen wird, die fremde Wucherung abzuschneiden und eigenem Gewächs Platz zu machen. Der erste Akt zeigt uns Saul in Gibea als Besieger der Amalekiter, umjubelt vom Volk. Im zweiten steht er in lästernder Ueberhebung vor seinem Volke, als dessen König Judäas Richter Samuel den Goliathbezwinger David bestimmt hat. Im dritten und vierten Akt ist Saul der wahnsinnumnachtete Blutgierige, ein Nietzsche'scher Uebermensch, der zuletzt, in Krieg und Empörung von Allen verlassen, durch eigene Hand endet, während der Befreier David zum König ausgerufen wird. Der Claque gefiel übrigens das Stück, aber das wird nicht viel helfen, denn die jämmerliche Darstellung thut nicht das Geringste zu seiner Rettung.

Daß die neueste Novität dieser Unglücksbühne: „Der Tropenkoller" gleichfalls keinen Erfolg hatte, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Wäre es ein gutes Stück, so hätte es Herr v. Hanstein kaum zur Prüfung erhalten, weil die anderen Bühnen es wohl nicht aus den Händen gelassen hätten, und wenn das doch der Fall gewesen wäre und der Dramaturg die Perle erkannt und gefaßt hätte, so würde es die in Charlottenburg übliche Darstellung todtgeschlagen haben. Es ist das richtige Schauspielerstück oder die Kunst, aus zwölf Stücken ein dreizehntes zu machen. Einmal, mit dem „Rabenvater" ist das Experiment Herrn Fischer gelungen, und er hat sogar einen großmüthigen Preis für den Entdecker des Originalstückes ausgeschrieben; seither nicht wieder. Das billige, aber doch immer dankbare Verwechselungsmotiv ist die Seele auch dieses Schwankes: der Cigarrenreisende Fritz Doctor (!) wird für einen berühmten Afrikareisenden gehalten, der geschmacklos genug in der Maske Dr. Carl Peters' auftritt und zuletzt auf seinen Freiersfahrten von der schwarzen Gattin abgefaßt und abgeführt wird. „Schauspielerkoller" wäre der richtigere Titel.

Bevor ein Theil des Lessingtheater-Personals nach Rußland reiste, um dort wahrscheinlich zu zeigen, wie schlecht in Berlin Komödie gespielt wird und wie mit Recht Blumenthal's „Gräfin Fritzi" und „Einmaleins" hier abgelehnt worden sind, wurde noch in aller Eile der nun einmal übliche Durchfall gefeiert. Leider war Meilhac's Monsieur l'Abbé das Opfer, ein ganz munteres und geistreiches Repertoirestück des Théâtre français Was ihm Blumenthal in seiner klobigen Uebersetzung an Geist genommen und an eigenem Witz hinzugethan, genügte vollkommen, um eine langweilige und reizlose Moseriade daraus zu machen. Dann kam die Censur und strich alle Verfänglichkeiten, in die der wackere, weltfremde, naive Abbé als Vermittler zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn bei seinen Versuchen, das Eheglück der Neuvermählten wieder herzustellen, geräth, worauf Blumenthal die Versuchungen des geistlichen Herrn im Auftreten einer Damencapelle gipfeln ließ! Und endlich kamen die Menschendarsteller des Lessingtheaters, die talentlosen Damen Elsinger und Moser-Sperner, der nachgerade eintönig stereotype Herr Schönfeld, der Haase-Imitator Waldow und der ledern sentimentale Herr Merten, und schlugen das Stück vollends todt.

Es bleibt eben, trotz Frl. Petri im „Fall Clemenceau" und der angejahrten Dame Jenny Groß als Madame Sans-Gêne im Lessingtheater, nach wie vor Lautenburg's Residenztheater die einzige Berliner Bühne für abgerundete, von Pariser Geist durchwehte Aufführungen französischer Stücke. Es hat denn auch Dank der glänzenden Darstellung mit Gandillot's „Associés" wieder ein Zugstück gewonnen, das seit Wochen volle Häuser macht. Es ist das übliche Quartett: das Ehepaar, die Geliebte des Gatten, der Geliebte der Gattin. Der Ehemann kehrt, wie Laus der Gute, von seiner Reise in die Arme seiner ungetreuen Frau zurück, und er würde ihr, selber schuldbewußt, gerne verzeihen, wenn auch sie seine Treulosigkeit verschmerzen könnte. Aber sie ist trotz alledem ein Weib von Grundsätzen und besteht auf der Scheidung. Das paßt aber wieder ihrem Geliebten nicht, der sich mittlerweile in die Geliebte des Ehemannes vernarrt hat und diese heirathen will. Ueber sothane Untreue ist endlich die Ehefrau wieder empört, so daß sie ihm den Laufpaß giebt und den reuigen Gemahl an die Brust drückt. Die Verwickelung ist also drollig genug, wenn auch etwas grobdrähtig. Der Dialog könnte — wenigstens in der Uebersetzung — feiner pointirt sein. Er schwebt in seiner Trivialität zwischen Moser und Laufs. Bloß die Zoten sind echte Blüthen der comédie rosse.

## Offene Briefe und Antworten.

### Fürst Bismarck über Kaiser Wilhelm.

Herrn **W. J.** in **W.** Ihre Vermuthung, daß der Verfasser des in Nr. 12 abgedruckten Leitgedichts, die Worte, die er Bismarck in den Mund legt, nicht bloß „aus der poetischen Luft" gegriffen, sondern daß sie historisch beglaubigt seien, ist durchaus richtig. Der denkwürdige Ausspruch des Fürsten Bismarck, der eben die Runde durch die Blätter macht, stand zuerst in der „Schlesischen Zeitung", die von einer rege Beziehungen zu Friedrichsruh unterhaltenden Seite folgenden Bericht brachte:

„Mit großer Ergriffenheit gedenkt der Fürst stets seines alten kaiserlichen Herrn, namentlich in der jetzt herannahenden Zeit der Centenarfeier. Lange verweilte neulich sein Blick während eines solchen Gespräches auf dem großen, mit einem sterbenden Löwen gekrönten Schreibzeuge, das ihm der alte Kaiser einmal, als er schwer krank darniederlag und sterben zu müssen glaubte, geschenkt hat. Langsam und schwer legte der Kanzler seine Hand auf den Löwen, schwieg eine Weile erinnerungsverloren und sprach dann mit tiefer innerer Rührung die Worte aus: „Der Große? Das paßt vielleicht nicht ganz; aber ein Ritter war er, ein Held!"

Dieser Ausspruch fügt sich allerdings fast von selbst in den Vers unseres Mitarbeiters:

„Wilhelm der Große! Groß? Ich weiß es nicht.
Ein Ritter war er ganz gewiß, — ein Held!"

Redaction der „Gegenwart".

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Gustav Fischer, Verlag, Jena.

Soeben erschien:

**Kraepelin, Dr. E.,**
Professor an der Universität Heidelberg,

**Zur Überbürdungsfrage.**
Preis: **75 Pfg.**

Diese neue Schrift des berühmten Psychiaters wird nicht nur die Lehrerwelt interessieren, sondern auch die verdiente Beachtung aller Gebildeten finden.

Von demselben Verfasser erschien soeben **in zweiter Auflage:**

**Über geistige Arbeit.**
Preis: **60 Pfg.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verlag von **L. Ehlermann** in **Dresden**

**Die geschichtliche Entwickelung der Gegenwart seit 1815**

unter Berücksichtigung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland

von **Ferdinand Schultz**

Vollständig in 2 Bänden. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 7.—

Der deutschen Volkswirtschaft und der sozialen Bewegung sind besondere Abschnitte gewidmet

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen**

**Vorbereitung** für das Freiwilligen, Fähnrich, Primaner u. Abiturientenexamen rasch, sicher, billigst
**Dresden, 8.** **Moesta,** Director.

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Abonnement**
auf das
**II. Quartal 1897.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das I. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 14. Berlin, den 3. April 1897. Band LI

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Kampfmittel gegen die Socialdemokratie. Von Eduard von Hartmann. — Ueber Blutvertheilung im thierischen und staatlichen Organismus. Von Professor Ludwig Büchner. — **Literatur und Kunst.** Das Zeichnen nach Gyps. Noch fünfzehn Künstler-Gutachten von Arnold Böcklin, Fritz Schaper, Gabriel Max, Fritz von Uhde, Franz Stuck u. A. — Ein Jesuit als Romanschriftsteller. (Pater Coloma.) Von Felix Poppenberg. — **Feuilleton.** Hoheit in Nöthen. Von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt.** Das Flotten-Manöver. Von Timon d. J. — Das Begas'sche National-Denkmal. Von Franz Servaes. —. Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Kampfmittel gegen die Socialdemokratie.

Von Eduard von Hartmann.

Wiederholentlich ist das deutsche Volk in den letzten Jahren vom Kaiser zum Kampf gegen die Socialdemokratie aufgefordert worden; aber es besteht keineswegs Einigkeit oder auch nur Klarheit darüber, mit welchen Mitteln ein solcher Kampf wirksam geführt werden könne. Im Nachfolgenden sollen nicht etwa neue unfehlbare Mittel vorgeschlagen und angepriesen werden, sondern es soll nur eine kritische Uebersicht über die Leistungsfähigkeit der bisher empfohlenen und in Anwendung gebrachten versucht werden.

Die wissenschaftliche Bekämpfung ist gewiß unentbehrlich; aber für erfolgreich an sich selbst darf man sie nicht halten, solange die Führer und die Geführten bei der socialdemokratischen Theorie ihre Interessen besser gewahrt glauben. Die Einen wollen, die Andern können die wissenschaftliche Widerlegung dessen nicht verstehen, woran sie nun einmal ihr Leben geknüpft oder worauf sie ihre Hoffnungen gebaut haben. Die Wissenschaft kann einen Umschwung wohl vorbereiten und unterstützen, aber nicht herbeiführen.

Ausnahmegesetze gegen die Socialdemokratie wären gegenwärtig nicht zu empfehlen. Vor 18 Jahren lag die Sache anders. Die Trennung zwischen Socialdemokratie und Anarchismus hatte sich damals noch nicht vollzogen, und der Culturkampf gegen den Katholicismus stand in hellen Flammen. Damals bedurfte die Regierung gesteigerter Vollmachten gegen den einen der beiden wichtigsten inneren Feinde, um den inneren Krieg mit doppelter Front überhaupt weiterführen zu können. Das damalige Socialistengesetz hatte von vornherein den Fehler, nicht auf ein Menschenalter gegeben zu sein; trotzdem hat es seinen nächsten Zweck erfüllt, nämlich der Socialdemokratie einen heilsamen Schrecken vor der Macht des Staates eingeflößt und sie zu einem Verhalten erzogen, welches jede Collision mit den Gesetzen scheut und nichts mehr zu fürchten scheint, als ein neues Ausnahmegesetz heraufzubeschwören. Das genügt und leistet vielleicht mehr als ein neues solches Gesetz leisten würde. Man kann verschiedener Meinung darüber sein, ob es wohlgethan war, das früher bestehende Ausnahmegesetz nicht weiter zu verlängern; da es aber einmal aufgehoben ist, wäre es nicht weise, ein ähnliches neu einzuführen, solange die Socialdemokratie im Allgemeinen die Staatsgesetze achtet. Für den Fall eines Krieges oder Aufstandes besitzt die Regierung auch ohne Specialgesetz genügende Vollmachten. Man kann ohne und mit Ausnahmegesetz fertig werden; aber mit jedem Jahrzehnt zwischen beiden abwechseln, das scheint schlimmer als jede Seite der Alternative. Schließlich hätte auch ein Ausnahmegesetz keine Aussicht vom gegenwärtigen Reichstag genehmigt zu werden, und wenn es doch durchgehen sollte, so würde es die im Gange befindliche Zersetzung und innere Umwandlung der Socialdemokratie bloß aufhalten.

Verschärfung der allgemeinen Gesetze erschien nach Aufhebung des früheren Ausnahmegesetzes Vielen als ein wünschenswerther Ersatz; aber der mit dem sogenannten Umsturzgesetz gemachte Versuch hat gezeigt, daß dieser Weg doch überwiegende Bedenken gegen sich hat und unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht gangbar ist. Das Vertrauen in eine verständige und zweckmäßige Handhabung solcher Gesetze durch die Staatsanwälte und Strafrichter ist im Publicum zu gering, und die reactionären Bestandtheile der Parlamente würden sich auch bei wiederholtem Versuch die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollen, kirchliche Tendenzen in ein solches Gesetz einzuschmuggeln. Die Freiheit der Wissenschaft, der Kunst und des Privatlebens würde durch solche Gesetzgebung vermuthlich schwerere Einbuße erleiden als die Socialdemokratie; ja sogar es würde dadurch ein Theil der Gemäßigten auf den radicalen Flügel der Opposition hinübergedrängt werden.

Verschärfte Handhabung der bestehenden Gesetze und Verwaltungsbefugnisse gegen die Socialdemokratie kann am wenigsten Erfolg versprechen. Gewiß ist es wünschenswerth, daß bestehende Gesetze auch angewendet und veraltete ausdrücklich aufgehoben werden; aber die Gerechtigkeit erheischt, daß diese Anwendung nicht nur ohne Ansehen der Person, sondern auch ohne Ansehen der Partei erfolgt. Nichts untergräbt mehr das Ansehen des Gesetzes und seiner Vertreter, als wenn aus Opportunitätsgründen von diesem Grundsatz abgewichen wird; nichts erbittert und versteift so sehr die Oppositionsparteien, als wenn sie mit ungleichem Maaße gemessen und staatsanwaltlich und polizeilich chicanirt werden. Ueber das Mißlingen solcher Versuche empfinden deßhalb nicht nur die Triumphirenden selber Freude, sondern auch die unbetheiligten und unbefangenen Staatsbürger. Wo dieselben dagegen gelingen, schaffen sie Märtyrer und erregen das Mitleid der Unbetheiligten. In beiden Fällen knüpfen sie ein Band der Sympathie zwischen den Verfolgten und den Unbetheiligten, welches die Neigung der Letzteren zur Be-

kämpfung der Ersteren dämpft. Obendrein haben aber alle solche Chicanen etwas Kleinliches, das des Staates als des Inhabers der obersten Macht nicht würdig erscheint, und reizen die Bekämpften mehr, als sie ihnen schaden.

Der Wahlkampf wird von Vielen als das geeignetste Mittel zur Einschränkung der Socialdemokratie empfohlen; wenn die Wähler aller übrigen Parteien darin einig wären, so würde die Zahl der socialdemokratischen Abgeordneten sich sehr vermindern. Dieser Vorschlag leidet an einer Ueberschätzung des Werthes parlamentarischer Vertretung. Auch die Socialdemokratie hat als echtes Kind des Liberalismus bisher den Werth parlamentarischer Vertretung und parlamentarischen Geschwätzes weit überschätzt, aber doch nur in dem Glauben, dadurch binnen Kurzem die absolute Mehrheit in der Volksvertretung zu erlangen. Seit ihr diese Hoffnung in unabsehbare Ferne entschwindet, fängt sie an zu ahnen, daß sie sich von dieser Ueberschätzung zu einer ganz verfehlten Taktik hat verleiten und von den für sie viel wichtigeren wirthschaftlichen Aufgaben abziehen lassen. Ob 10, 40 oder 80 Socialdemokraten im Reichstag stimmen und schwatzen, ist gar nicht so wichtig, wie es scheint; je mehr ihrer sind, desto eher wird das deutsche Volk in sich gehen und die Reorganisation seiner zerfahrenen Parteiverhältnisse in die Hand nehmen. Ob ein Freisinniger oder Socialdemokrat mit Nein stimmt, kommt auf dasselbe heraus; aber das Votum des Ersteren lullt den Philister in behagliche Sicherheit, das des Letzteren macht ihn stutzig. Es kommt wesentlich darauf an, daß eine genügende Zahl von zuverlässigen Abgeordneten gewählt wird, um die nothwendigen und ersprießlichen Vorlagen zu bewilligen; nebensächlich ist dabei, aus welchen Bestandtheilen die Opposition sich zusammensetzt.

Die Einigkeit aller andern Parteien gegen die Socialdemokratie bei den Wahlen wird nie erreicht werden. Der particularistische Deutsche stellt nun einmal den Wahlschacher im Parteiinteresse über das Wohl des Ganzen; insbesondere die Oppositionsparteien werden sich immer um die Wahlunterstützung der Socialdemokraten bemühen und die entsprechenden Gegenleistungen nicht versagen. Den Einen erscheinen die internationalen Ultramontanen, den Andern die internationalen Juden, wieder Andern die einflußreichen Agrarier gefährlicher für das Gemeinwohl als die internationalen Socialdemokraten, und es ist keine Aussicht dazu, daß Alle sich dahin einigen sollten, die Letzteren für den augenblicklich gefährlichsten aller Feinde des Gemeinwohles zu halten. Aber selbst wenn die Zahl der socialdemokratischen Abgeordneten durch einmüthiges Zusammenstehen aller Parteien auf die Hälfte oder noch weniger herabgesetzt würde, könnte deßhalb doch gleichzeitig die socialdemokratische Sache einen großen Aufschwung im Lande nehmen, da die geistige und wirthschaftliche Bedeutung eines Princips und seine Macht im Volksleben keineswegs von der Stärke seiner parlamentarischen Vertretung abhängt.

Da somit die Mittel einer directen Bekämpfung wenig Erfolg versprechen, so hat man es mit andern versucht, welche dazu dienen sollen, der Socialdemokratie den Boden zu entziehen.

Sociale Reformen sollen die Unzufriedenheit der Arbeiter beseitigen, die sie in die Gefolgschaft der socialdemokratischen Führer getrieben hat. Dieser Vorschlag verkennt die menschliche Natur. Die Unzufriedenheit ist nicht zu beseitigen; durch Verbesserung der äußeren Lage wird sie nicht vermindert, sondern gesteigert. Wer sociale Reformen anstrebt, um von den Arbeitern Dank und Anerkennung zu ernten, der spottet seiner selbst. Sie nehmen jede Verbesserung ihrer Lage als eine lange versäumte Abschlagszahlung hin, die ihre Begehrlichkeit zur Forderung noch größerer Zugeständnisse reizt. Es wäre ebenso thöricht, daraus den Arbeitern einen Vorwurf zu machen, als deßwegen die wünschenswerthen und durchführbaren Reformen zu unterlassen. Die socialdemokratischen Führer wissen ihren Gläubigen einzureden, daß die zugestandenen Verbesserungen nur aus Furcht vor ihrer Macht bewilligt, also eigentlich ihnen zu verdanken seien, daß sie aber technisch sowohl in den Grundzügen, wie in der Durchführung völlig verfehlt und mißrathen seien. Die mit allen Organisationen verbundene Unbequemlichkeit vermehrter Scheererei und individueller Freiheitsbeschränkung läßt den Arbeitern die letztere Behauptung sehr glaubhaft erscheinen. Solange noch die Unternehmer irgend einen Unternehmergewinn haben, wird die Socialdemokratie die Arbeiter gegen diesen als gegen einen an ihnen begangenen frevelhaften Raub aufhetzen. Keine sociale Reform kann sie zufriedenstellen, solange es noch Unternehmer giebt.

Die socialen Reformen, welche die Concurrenzfähigkeit Deutschlands auf dem Weltmarkt heben oder unberührt lassen, könnten unbedenklich in Angriff genommen werden, aber sie gerade werden von der Socialdemokratie zurückgewiesen, z. B. öffentliche Organisation des Arbeitsnachweises, Einschränkung des Verbrauchs alkoholischer Getränke, bessere zeitliche Vertheilung des Arbeitslohnes, Bekämpfung des unsinnigen Modenwechsels. Diejenigen Verbesserungen dagegen, welche von der Socialdemokratie am dringendsten verlangt werden, die weitere Einschränkung der Kinder- und Frauenarbeit und der männlichen Arbeitsdauer und die Lohnerhöhung, setzen die Concurrenzfähigkeit der deutschen Industrie im Vergleich zu den Nachbarvölkern herab und sind deßhalb nur im Gleichschritt mit diesen durchführbar, wenn nicht massenhafte Arbeiterentlassung als Folge der verringerten Ausfuhr eintreten soll. In vielen Punkten aber, z. B. in der Einschränkung der Kinder- und Frauenarbeit, sind wir den wichtigsten und gefährlichsten Concurrenten schon um mehrere Tempos voraus und können erst dann weitere Schritte thun, wenn sie uns nachgekommen sind.

Eine nationale Arbeiterpartei müßte gebildet werden um der internationalen Socialdemokratie die Anhänger wegzufangen. Die deutsche Arbeiterbewegung war ursprünglich unter Lassalle und seinen Nachfolgern weder antinational noch antimonarchisch; sie wurde Beides erst durch den unheilvollen Einfluß zweier vaterlandsloser Juden. In allen andern Ländern ist der Socialismus ebenso wie der Katholicismus national geblieben; nur in Deutschland geben sich Beide dazu her, die eigene Mutter zum Nutzen der ausländischen Parteigenossen zu schmähen und zu schädigen. Es hieße also ohne Zweifel ein kleineres Uebel an die Stelle des größeren setzen, wenn es gelänge, die internationale Socialdemokratie durch eine nationaldeutsche zu verdrängen. Aber das Unternehmen scheint aussichtslos. Die internationale Socialdemokratie hat zu lange Zeit gehabt, in ihren Anhängern den Haß gegen Staat und Regierung und die Verachtung gegen Vaterland und Nationalität groß zu ziehen, als daß bei den heutigen Arbeitern ein Verständniß für die politischen Aufgaben Deutschlands und für die zu ihrer Lösung erforderlichen Bedingungen vorausgesetzt werden könnte. Jede Zumuthung, für auswärtige und coloniale Politik, für Heer und Flotte Steuern zu bewilligen, würden sie in blindem Haß gegen den Militarismus entrüstet zurückweisen; sie würden darin doch nur einen versteckten Versuch sehen, sie für die Regierungsparteien zu Vorspanndiensten zu mißbrauchen.

Selbst wenn es gelänge, diese Schwierigkeit zu überwinden, müßten die Führer einer solchen neuen Parteibildung, um das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen, doch entweder mit ihrer Ueberzeugung im Uebrigen auf socialdemokratischem Boden stehen, oder eine solche Ueberzeugung erheucheln. Sie müßten also fordern, daß die Unternehmer ihren Gewinn bis zum letzten Groschen hergeben, um die Lage der Arbeiter zu verbessern, daß aber eine Unternehmerclasse, die wegen Mangel an Unternehmergewinn den unzufriedenen Arbeitern keine

Verbesserung mehr zu gewähren im Stande ist, aufhören müsse zu existiren. Sie müßten also in der Capitalisten-hetze mit der internationalen Socialdemokratie wetteifern, und wenn sie ihre Ziele erreichten, so würden sie eben so capitalaufzehrend und culturmörderisch wirken wie jene. Obwohl in nationaler Hinsicht ein kleineres Uebel, wäre eine solche Partei doch in wirthschaftlicher und culturgeschichtlicher Hinsicht ein eben so großes und bliebe deßhalb in der Hauptsache ein Gegenstand der Bekämpfung, wenn sie auch in einem speciellen Punkte die Gefahren der internationalen Socialdemokratie verringerte.

Die Förderung der Gewerkschaften wird deßhalb von denen empfohlen, die der Möglichkeit und Nützlichkeit einer neuen politischen Arbeiterpartei zweifelnd gegenüberstehen; insbesondere wird die Beseitigung der jetzt bestehenden Erschwerungen und die Verleihung von Corporationsrechten vorgeschlagen. Es ist möglich, daß eine solche Maßregel unmittelbar nach der Gründung des neuen deutschen Reiches den Erfolg gehabt hätte, die socialdemokratische Bewegung im Keime zu ersticken; aber wahrscheinlich ist selbst das nicht, weil geistige Epidemien, ebenso wie leibliche, weiterwuchern und ihre Zeit haben wollen. Gegenwärtig würde eine solche Begünstigung der Gewerkschaftsbewegung von der Socialdemokratie als der größte Sieg gefeiert und zur gewaltigen Stärkung ihrer Macht ausgebeutet werden. Erst dann, wenn der gegenwärtig noch in seinen Anfängen stehende Emancipationskampf den Gewerkschaften von der Socialdemokratie zu einem vollständigen Erfolge geführt hat, kann eine solche Maßregel günstig wirken; gegenwärtig aber würde sie diese verheißungsvollen Anfänge vernichten.

Die expectative Methode scheint nach alledem die einzig anwendbare Behandlung zu sein bei einer Volkskrankheit, gegen die alle sonst vorgeschlagenen Mittel keinen Erfolg versprechen. Das geduldige Abwarten kann zwar nicht eigentlich ein Bekämpfungsmittel heißen, aber es läßt wenigstens der Naturheilkraft freien Raum, stört nicht die spontane Genesung durch verkehrte Eingriffe und kann so in vielen Fällen immerhin als die möglichst rationelle Behandlung eines Uebels gelten. Die Frage ist nur, ob bei gänzlicher Ermangelung unterstützender Heilmittel die Naturheilkraft ausreichen wird, den Krankheitsstoff wieder auszuscheiden. Wer vor 25 Jahren das klägliche Ende des Liberalismus in Oesterreich, Belgien und Deutschland verkündet hätte, den hätte man wohl für nicht recht bei Sinnen gehalten. Vor 30 Jahren wurde meine Behauptung ausgelacht, daß in nicht langer Zeit gegen dreißig Socialdemokraten im norddeutschen Bundestag sitzen würden; heute findet man meine Behauptung eben so unglaubhaft, daß in kurzer Zeit die marxistische Socialdemokratie sich auflösen oder umgestalten werde. Es hat eben Alles seine Zeit, auch die geistigen Epidemien; sobald das Volk sich an ihr Gift gewöhnt hat, verschwinden sie wieder oder werden endemisch ungefährlich. Immerhin ist solch' ein unthätiges Abwarten für unsere ungeduldige Zeit recht langweilig, und deßhalb sei zum Schluß auf eine geschichtliche Erscheinung hingewiesen, die bei längerer Fortdauer dazu angethan scheint, den inneren Zersetzungsproceß der Socialdemokratie durch mächtige äußere Anstöße zu beschleunigen.

Die Socialdemokratie sieht mit tiefem Schmerze, daß seit etwa fünf Jahren alle größeren Ausstände für die Arbeiter verloren gehen, und selbst die bei kleineren Ausständen erzielten schwachen Erfolge selten behauptet werden können. Oeffentlich verkündet sie zwar bei jedem Ausstand, daß sein Verlust ihr durch dauernde Verschärfung des Classengegensatzes viel größere Vortheile zuführen würde als sein Gewinn; aber heimlich denkt sie ganz anders. Denn sie sieht mit wachsender Sorge, daß die auf die große Revolution abzielende Classenverhetzung eine Speculation auf ein fernes, immer weiter rückendes Phantasieziel ist, daß aber die gegenwärtigen Fehlschläge und vergeblich dargebrachten materiellen Opfer ihr Ansehen beim Arbeiterstande schwer erschüttern. Wie geht es zu, daß die Ausstände verloren gehen, während doch die Lage der Industrie seit fast zwei Jahren sehr günstig ist? Der Grund dieser Erscheinung ist für die Socialdemokratie noch viel besorgnißerregender als die Thatsache selbst; er ist nämlich lediglich die Existenz der Socialdemokratie und der Glaube der Unternehmer, daß sie hinter den Ausständen steht.

Es liegt im Interesse der Unternehmer, körperlich und geistig tüchtige Arbeiter zu haben und für die Erhaltung eines solchen Stammes von Arbeitern nach Kräften Sorge zu tragen; deßhalb lassen sie bei ungünstiger Conjunctur mehr arbeiten, als der Markt es verlangt, und bewilligen bei günstiger Conjunctur lieber mäßige Mehrforderungen, als daß sie ihre erprobten Arbeiter gehen lassen. Die Unternehmer wissen ganz genau, daß ihr Gedeihen auf die Dauer von dem der Arbeiter abhängt und daß das solidarische Interesse beider Theile eine friedliche Harmonie des Zusammenwirkens und eine freundliche Verständigung im Falle von Meinungsverschiedenheiten verlangt. Wenn also die Arbeiter bei günstiger Conjunctur irgend welche Ansprüche auf Besserung ihrer Lage erheben, so werden die Unternehmer sie entgegenkommend prüfen und einen Stillstand der Fabrication selbst durch Opfer zu vermeiden suchen. Anders, wenn sich in den wirthschaftlichen Interessenstreit der politische Parteigegensatz einmischt, d. h. wenn die Unternehmer glauben, daß die Forderungen von der Socialdemokratie inspirirt oder unterstützt seien, daß eine künstliche Aufhetzung ihrer Arbeiter zum Ausstande vorliege, oder daß der etwa ausgebrochene Ausstand durch die Socialdemokratie unterstützt, verlängert und versteift werde. Dann handelt es sich nicht mehr um den harmonischen Ausgleich relativer Gegensätze im Rahmen eines solidarischen Gesammtinteresses, sondern um den Kampf der Nothwehr gegen eine schlechthin feindliche Macht, um das Ringen des Selbsterhaltungstriebes gegen einen Feind, der es auf die völlige Vernichtung abgesehen hat und jeden Theilsieg nur als Schritt zu diesem Ziele ausnutzt. Dann wird durch diesen Kampf bis auf's Messer jede Rücksicht des Wohlwollens und der Versöhnlichkeit zum Schweigen gebracht, jede Regung des Mitleides unwirksam gemacht, die die Position des Todfeindes stärken könnte, jeder Nerv und Muskel zur kaltgrimmigen Entschlossenheit gespannt und unerhörte Opfer geduldig dargebracht, um diesem Feinde keinen Zoll breit Boden einzuräumen. Denn es gilt dann für die Unternehmer einen Vertheidigungskampf auf Leben und Tod nicht nur um die eigene Existenz und die ihrer Frauen und Kinder, sondern um die Existenz der bürgerlichen Gesellschaft und der Cultur. Was den Arbeitern sonst bereitwillig zugestanden wäre, wird ihnen verweigert, nur weil die im Hintergrunde lauernde Socialdemokratie das Zugeständniß als ihren Sieg feiern, ihren Einfluß auf die Arbeiterschaft dadurch befestigen und einen Schritt weiter in dem Vernichtungskampf gegen das Unternehmerthum und das Capital vorrücken würde.

Und dies gilt nicht bloß für den einzelnen Unternehmer, dessen Widerstandskraft leichter zu brechen ist, sondern auch für die Concurrenten derselben Oertlichkeit. Solange die Ausstände als spontane Einzelerscheinungen auftraten, freute sich Jeder, wenn sein Concurrent durch einen solchen lahm gelegt wurde; seit sich aber die Ueberzeugung Bahn gebrochen hat, daß die Socialdemokratie die Arbeiterschaften planmäßig zu taktischen Verstößen auf bestimmten Punkten commandirt, seitdem schweigt selbst der erbittertste Concurrenzneid und macht einem Zusammenschluß zur gemeinsamen Abwehr des Feindes Platz. Der Einzelausstand wird nun mit der allgemeinen Arbeitsaussperrung beantwortet, und wie fremde Gewerkschaften den ausständigen Arbeitern Subsistenzmittel zuführen, so betheiligen sich wohl auch die Unternehmer anderer Zweige an der Zeichnung eines Garantiefonds zur Stützung der schwächeren unter den betroffenen Unternehmern.

Das Unternehmerthum fühlt sich vorläufig noch stark genug, um diesen Vertheidigungskampf gegen die Socialdemokratie aus eigener Kraft zu führen; es erwartet keine Unterstützung von anderen Bevölkerungsclassen, wohl aber rechnet es darauf, daß das unbetheiligte Publicum Neutralität bewahrt und nicht etwa die Socialdemokratie durch Geldsendungen an die Ausständigen indirect unterstützt. Diese Sachlage fängt das Publicum instinctiv an zu begreifen. In anderen Ländern, wo es keine socialdemokratische Partei giebt, fließen die Unterstützungen für Ausständige weit reichlicher; in Deutschland kommen sie nur aus solchen Kreisen, die „Arbeiterfang" damit treiben, d. h. die Arbeiter der Socialdemokratie abspenstig machen und für andere Parteibildungen, z. B. die nationalsociale, gewinnen wollen. Das deutsche Publicum im Allgemeinen, das sonst so gern mit den Schwachen und Leidenden sympathisirt, legt seinen Gefühlen Zwang auf, sobald es begreift, daß es sich um eine Nothwehr des Unternehmerthumes gegen die Vorstöße der Socialdemokratie in ihrem Vernichtungskriege gegen Capital und Cultur handelt. Früher prüfte das Publicum, auf welcher Seite im besonderen Falle das größere Recht sei, und ließ seine Sympathien von dem Ausfall dieser Prüfung bestimmen. Jetzt lehnt es beinahe schon solche Prüfung ab.

Die Arbeiter haben gleichfalls bereits angefangen, diesen Zusammenhang zu durchschauen; es dämmert ihnen die Ahnung auf, daß allein die Existenz der Socialdemokratie es ist, was seit fünf Jahren alle ihre Opfer vergeblich macht. Daraus entspringt eben das Bestreben der Gewerkschaften, sich von der Socialdemokratie zu emancipiren, den Classenkampf als unfruchtbar aufzugeben, den politischen Charakter abzustreifen, die Interessensolidarität zwischen Unternehmern und Arbeitern wieder in den Vordergrund zu rücken, und etwaige Ausstände nur nach vorheriger Prüfung der Forderungen und der Cassenrücklagen zu unterstützen. Es kann sein, daß diese Bewegung weiteren Umfang annimmt; auch wenn sie ihr Ziel erreicht, wird sie das einmal erregte Mißtrauen der Unternehmer nicht so bald wieder beseitigen, wofern die Socialdemokratie als politisches Parteigebilde bestehen bleibt und die Mehrzahl der Gewerkvereinsmitglieder zugleich Mitglied dieser Partei bleibt.

Die Socialdemokratie befindet sich hierbei in der größten Verlegenheit. Sie kann nicht den Arbeitern zu Liebe ihre Auflösung beschließen, sondern höchstens sich der größten Vorsicht und Zurückhaltung in Ausstandssachen befleißigen. Aber dadurch wird sie bei den Unternehmern den einmal bestehenden Verdacht nicht wieder zerstreuen. Auch wenn sie es vermeidet, ihre Vertrauensmänner zu den Ausständigen zu senden, wird man doch glauben, daß sie mit ihnen brieflich verkehre, und solange ihre Zeitungen für die Ausständigen gegen die Unternehmer Partei ergreifen und zu Unterstützungen der Ersteren auffordern, so lange wird der Glaube fortdauern, daß die Socialdemokratie hinter dem Ausstande stehe. So lange wird aber auch die Einsicht in Arbeiterkreisen zunehmen müssen, daß die Existenz der Socialdemokratie das eigentliche Hinderniß für die Verbesserung ihrer Lage bilde, und diese Einsicht muß über kurz oder lang der Socialdemokratie alle diejenigen Anhänger entziehen, die nicht aus Ueberzeugung von der Richtigkeit ihrer Principien, sondern nur in der Hoffnung, durch sie eine Besserung ihrer Lage zu erhalten, für sie zahlen und stimmen. Das sind aber mindestens neun Zehntheile.

Es ist im Interesse der Arbeiter gewiß sehr zu beklagen, daß sie für die Socialdemokratie leiden müssen. Aber es ist noch immer so in geschichtlichen Kämpfen gewesen, daß die Verführten und die unschuldig zwischen die Parteien Gerathenen von den Leiden des Krieges am schwersten betroffen werden, während die Verführer und die Anstifter des Krieges oft leer ausgehen. Der ganze Arbeiterstand wird noch längere Zeit dafür büßen müssen, daß sich Theile von ihm als Vortruppen von der Socialdemokratie haben gegen das Unternehmerthum in's Gefecht schicken lassen. Das Unternehmerthum ist der einzige Stand, der den Kampf gegen die Socialdemokratie activ und, wenn es von den übrigen Ständen nicht behindert wird, mit Aussicht auf Erfolg führen kann; aber es ist zu bedauern, daß bei der einmal gegebenen Sachlage das Unternehmerthum einen plausiblen Vorwand hat, um den Arbeitern auch solche von ihnen verlangte Verbesserungen vorzuenthalten, die es ihnen ohne Nachtheil für sich selbst, ja sogar zum gemeinsamen Vortheil gewähren könnte. Aber auch dafür trägt die Socialdemokratie die Schuld, welche dem Unternehmerthum den Kampf auf Tod und Leben aufgezwungen und damit erst die ganze Rücksichtslosigkeit des Kriegszustandes heraufbeschworen hat. Andererseits muß diese Sachlage für die deutsche Gesetzgebung zu einer um so dringenderen Aufforderung werden, die zeitgemäßen und durchführbaren Verbesserungen im Loose der Arbeiter nicht von dem guten Willen der Unternehmer abhängig zu machen, sondern im Wege der socialen Reform herbeizuführen; den Unternehmern aber stellt sie die Aufgabe, doppelt sorgfältig zu prüfen, was sie ihren Arbeitern an Verbesserungen zu gewähren im Stande sind, noch ehe diese es beanspruchen, und ehe sie ihnen durch Ausstandsdrohungen die Bewilligung erschweren.

---

## Ueber Blutvertheilung im thierischen und staatlichen Organismus.

Von Professor Ludwig Büchner.

Das gesammte Leben des thierischen und menschlichen Organismus concentrirt sich im Blut. Wenn Menenius Agrippa in seinem berühmten Gleichniß den Magen als den Mittelpunkt des körperlichen Lebens hinstellte, der alle von Außen kommenden Nahrungsstoffe in sich aufnehme, um sie wieder an die einzelnen Organe zurückzugeben, so hätte er dafür treffender, wenn auch weniger populär, das Blut wählen können. Keine Art von Nahrung kann dem Körper Kraft und Leben zuführen, ohne vorher durch bekannte Vorgänge in die allgemeine Ernährungsflüssigkeit des Blutes verwandelt worden zu sein. Durch die Thätigkeit des Herzens wird diese Ernährungsflüssigkeit mit Hülfe zahlloser Canäle oder häutiger Röhren nach allen, auch den kleinsten Theilen des Organismus hingeführt, um einerseits deren stete Verwandlung und Neubildung zu unterhalten und andererseits die durch den Lebensproceß verbrauchten Bestandtheile wieder hinwegzuführen. Man hat diese Vorgänge mit dem bekannten Namen des „Stoffwechsels" bezeichnet und hat sich durch die Erfahrung überzeugt, daß von dem richtigen und ungehinderten Vonstattengehen dieses Stoffwechsels die Gesundheit, Kraft und Leistungsfähigkeit des Körpers in erster Linie abhängt. Nichts bringt denselben schneller herunter oder führt schneller zum Tode, als übertriebene Verluste dieses kostbaren Lebenssaftes. Aber schon einfache Stockungen oder Hindernisse in dem steten Zu- und Abfluß desselben führen die schwersten Gefahren für Leben und Gesundheit mit sich. Ein kleines, in die Blutbahn gelangendes Blut-Gerinnsel kann blitzartigen Tod zur Folge haben. Aber auch eine einfache Stockung in der peripherischen Vertheilung des Blutgefäß-Systems oder eine Anhäufung an unrichtiger Stelle ist der Gesundheit im höchsten Grade nachtheilig und kann früher oder später zu Krankheiten oder zum Tode führen. Je lebhafter der Austausch zwischen Centrum und Peripherie oder zwischen dem allgemeinen Sammelbecken des Blutes im Herzen und den einzelnen Theilen oder Organen stattfindet, um so kräftiger und leistungsfähiger ist der Gesammt-Organismus.

Ein ganz gleiches oder ähnliches Verhältniß zwischen der Gesammtheit und den diese Gesammtheit zusammensetzenden Theilen, d. h. Individuen, besteht in dem staatlichen Organismus. Man könnte zwar von nicht genügend unterrichteter Seite gegen diese Vergleichung einwenden, daß eine Aehnlichkeit zwischen den den Staat zusammensetzenden Individuen mit ihren oft grundverschiedenen Naturen oder Strebungen und den dem Ganzen durchaus untergeordneten Bestandtheilen des körperlichen Organismus nicht gefunden werden könne. Aber die moderne Physiologie hat uns an der Hand der Zellen-Lehre eine Selbstständigkeit der einzelnen Theile kennen gelehrt, von der man früher keine Ahnung hatte, und hat gezeigt, daß beinahe jede der zahllosen, den Organismus zusammensetzenden Zellen oder Zellen-Complexe gewissermaßen ein Leben für sich führt, nur eingeschränkt durch die Zwecke, welche sie im Leben der Gesammtheit zu erfüllen hat. Dieses geht so weit, daß ein berühmter medicinischer Forscher der Gegenwart das Wesen der Krankheit geradezu in der veränderten Zelle sucht, und daß eine solche Veränderung, wie sie z. B. die Krebszelle erkennen läßt, zu den scheußlichsten, das Leben bedrohenden Wucherungen an diesem oder jenem Theile des Organismus führen kann. Auch hat jedes einzelne Organ wieder seine besondere Individualität und Stellung innerhalb des Ganzen, darf aber dieser Stellung nicht zum Schaden des Ganzen ein Uebergewicht einräumen. Ein zu großes Herz, eine zu große Leber, eine zu große Milz ꝛc. ist dem Bestehen und der Gesundheit des Ganzen ebenso nachtheilig, wie es im staatlichen Organismus z. B. ein Eisenbahn-Monopol sein mag. Oder eine übermäßige Zellenwucherung an einer einzelnen Stelle des Körpers ist dessen Gesundheit eben so gefährlich, wie eine übermäßige Ansammlung großer, dem Verkehr entzogener Privat-Vermögen an einzelnen Stellen der Gesundheit des staatlichen Organismus. In dem normalen Gleichgewicht zwischen Centrum und Peripherie, zwischen den Interessen der Gesammtheit und denjenigen der einzelnen Theile liegt das ganze Geheimniß beiderseitiger Gesundheit.

Daß der Staat nicht aus einer einfachen Summirung von Individuen oder, wie noch Lassalle an der Hand der preußischen Steuerlisten herausrechnen zu dürfen glaubte, aus der großen Association der armen und nothleidenden Classen besteht, sondern daß er aus sehr vielen verschiedenen und verschiedenwerthigen, zu einem Ganzen zusammengefaßten Theilen, Organen, Geweben ꝛc. besteht, dürfte wohl nicht bestritten werden können. In einem solchen Organismus kann ein einzelner Mann oder eine einzelne Schicht der Gesellschaft oder eine Vereinigung Einzelner zur Erreichung gemeinsamer Zwecke eine größere Bedeutung haben, als Hunderte und Tausende einfacher Staatsbürger. Schon der bloße Besitz verleiht dem Besitzer einen weit über denjenigen eines solchen einfachen Staatsbürgers hinausreichenden Einfluß auf das Leben des Ganzen; und in gleicher Weise verhält es sich mit der Intelligenz, deren Eigner ganze Heere der großen Masse aufzuwiegen im Stande sind.

Man könnte diese Vertheilung des staatlichen Einflusses als eine gerechte ansehen, wenn man sich sagen dürfte, daß sie in der Natur der Dinge selbst gelegen sei, und daß bei dieser Vertheilung Fähigkeit und Verdienst die allein Ausschlag gebenden Factoren seien. Leider ist dieses so wenig der Fall, daß man eher geneigt sein dürfte, das Gegentheil als Regel anzunehmen. Wenigstens gilt dieses für den Besitz, sowohl an beweglichem, wie an unbeweglichem Eigenthum, welcher bekanntlich zwischen den äußersten Extremen schwankt und eine den Interessen der Gesammtheit zuwiderlaufende Ungleichheit der einzelnen Staatsbürger im Gefolge hat.

Hier ist nun der Punkt, wo die Analogie zwischen dem thierischen und dem staatlichen Organismus zum Nachtheil des Letzteren eine große Lücke aufweist. Dort wirkt Alles in einheitlicher Weise zum Bestehen des Ganzen zusammen, während widernatürliche Stockungen oder locale Anschwellungen alsbald zu Krankheit und Tod führen. Es ist, wenigstens in allen höheren Organismen, der Collectivismus in seiner idealsten Gestalt — während allerdings in niederen Organismen die Selbstständigkeit der Theile so groß ist, daß Individuen, welche man in Stücke zerschneidet, als solche weiter leben können. Hier dagegen oder im staatlichen Organismus spielt der Individualismus eine den Interessen der Gesammtheit vielfach entgegengesetzte Rolle. Die großen, mitunter alles Maaß überschreitenden Privatbesitze mit dem entsprechenden Privat-Einfluß gleichen den Stockungen oder Eiterbeulen des thierischen Körpers — nur mit dem Unterschied, daß sie nicht, wie hier, entweder zu Genesung oder Tod führen, sondern zum Schaden des Ganzen unbehindert und vom Gesetz geschützt fortbestehen. Anstatt der Gesammtheit oder dem Blute des staatlichen Organismus in unaufhörlichem Säfte-Austausch oder Stoffwechsel dasjenige wieder zurückzugeben, was sie denselben vorher entnommen haben, speichern sie im Gegentheil das Gewonnene an abgesonderten Plätzen auf, indem sie es dem allgemeinen Kreislauf der Säfte entziehen, oder lassen, selbst unthätig, mit Hülfe der Zins-Sclaverei Andere für sich arbeiten. Wenn man es unternimmt, die großen Vorzüge und Vortheile des Capitals an das Licht zu stellen, so sollte man doch nicht versäumen, strenge zwischen Privat- und Gesammt-Capital zu unterscheiden. So unberechenbar wohlthätig das Letztere für die Gesammtheit wirkt oder zu wirken im Stande ist, so wenig kann dieses von dem Ersteren gesagt werden. Es ist niemals auf das Wohl des Ganzen, sondern immer nur auf den eigenen Vortheil bedacht und vermiethet sich nur da, wo es privaten Gewinn einzuheimsen hofft. Die Folge ist eine fortdauernde und das Ganze schwächende Blutentziehung zu privaten Zwecken. Wenn die Arbeiter und Arbeiterführer das Capital für ihren Feind erklären und gegen dasselbe declamiren, so liegt darin eine enorme Kurzsichtigkeit. Das Capital ist nicht ihr Feind, sondern ihr bester Freund, oder könnte es wenigstens sein; und wenn Alle Capital hätten, so würde Niemand Anderes, als von seinen segenbringenden Wirkungen zu erzählen wissen. Feind ist ihnen nur der Privatcapitalismus insofern und insoweit, als er sie in seinen privaten Dienst zwingt ohne entsprechende Gegenleistung. Eine gerechtere Vertheilung oder vielmehr Nutzbarmachung des Capitales im Interesse Aller würde wahrscheinlich Alle zufriedenstellen und einen großen Theil der so schwer zu bewältigenden socialen Frage lösen. Nicht so freilich, daß man jedem Einzelnen Capital als Eigenthum, sondern nur leihweise in die Hand geben würde, oder so, daß die Gesammtheit selbst als der einzige Groß-Capitalist im staatlichen Organismus mit Hülfe seiner unerschöpflichen, weil fortwährend sich erneuernden Mittel allen gerechten oder nothwendigen Anforderungen gerecht werden könnte. Damit wäre das schöne Vorbild erreicht, das uns die Blutvertheilung im thierischen Organismus liefert, indem sie mit ihren sich nie erschöpfenden Mitteln ihren Segen nach allen, auch den entferntesten Theilen des staatlichen Organismus verbreitet. Es ist derselbe Gedanke, welchem der berühmte National-Oekonom Schäffle in seiner „Quintessenz des Socialismus“ Ausdruck gegeben hat, indem er die Ersetzung des Privatcapitales durch das Collectivcapital in Vorschlag bringt. Es müßte ein fortwährendes, nach bestimmten Principien geordnetes Zurückströmen des Privatbesitzes in den Besitz der Gesammtheit und von da wieder eine Vertheilung nach der Peripherie oder zu Gunsten der Einzelnen stattfinden. Die große Staatscasse muß gewissermaßen das Herz des staatlichen Organismus bilden, welches einerseits seinen befruchtenden und ernährenden Inhalt durch zahllose Canäle in die Organe und Gewebe des staatlichen Körpers hineintreibt und andererseits denselben aus eben so vielen Canälen und Adern wieder zurücksaugt. Ohne das verhaßte communistische „Theilen“ würde gewisser-

maßen in jedem einzelnen Augenblick getheilt und ein Zustand hergestellt werden, in welchem das schöne, so oft citirte Wort „Einer für Alle und Alle für Einen" zur Wahrheit würde.

Man könnte vielleicht vermuthen, daß diesem Programm der Gedanke an eine Aufhebung des individuellen Besitzes zu Grunde läge. Doch ist dieses in keiner Weise der Fall. Im Gegentheil soll der individuelle Besitz oder dasjenige, was der Einzelne durch Fleiß und Thätigkeit als Eigenthum erworben hat, ihm bis zum Augenblick seines Todes ungeschmälert und möglichst wenig bedrückt durch Steuern oder Abgaben an den Staat erhalten bleiben. Nur wenn der Einzelne in die Lage kömmt, von seinem Erworbenen keinen Gebrauch mehr machen zu können, soll er den Ueberfluß desjenigen, was er in der Gesellschaft und durch dieselbe erworben hat, an diese zurückgeben. Das auf solche Weise entstehende Gesammtvermögen bildet (nach Nordau's Ausdruck) das ungeheure Sammelbecken, welches aus dem Ueberfluß der Einen dem Mangel der Anderen abhilft und die fortwährend entstehenden Ungleichheiten des Besitzes fortwährend wieder ausgleicht, während das bis jetzt bestehende Recht der Vererbung im Gegentheil diese Ungleichheiten nicht bloß fixirt, sondern sie mit jeder neuen Generation schroffer macht.

Die Einschränkung der Erbrechte oder des Erbcapitalismus bildet neben der Rückgabe des Allen gemeinsamen Grundes und Bodens an die Gesammtheit eine der gebräuchlichsten Forderungen fast aller socialistischen Parteien und Schriftsteller, einschließlich der sogenannten „Katheder-Socialisten" — abgesehen davon, daß die einfache Erbschaftssteuer längst als die gerechteste und am wenigsten drückende Form der Besteuerung anerkannt ist. Diese Forderung ist nicht bloß eine solche ökonomischer Zweckmäßigkeit, sondern auch eine solche der socialen Gerechtigkeit. Niemand wird in Abrede stellen, daß alle Menschen, so verschieden sie auch ihrer Natur nach sein mögen, doch mit dem gleichen Anrecht an Existenz zur Welt kommen, und daß es diesem Anrecht in keiner Weise entspricht, wenn der Eine gewissermaßen mit dem Breilöffel, der Andere mit dem Hungerlutscher im Munde zur Welt kommt. Der Eine wälzt sich schon in der Wiege auf Millionen oder nennt einen großen Theil des Grundes und Bodens, welcher von Rechtswegen Allen gehören sollte, sein Eigenthum, während der Andere haltlos zwischen Himmel und Erde schwebt und verhungern müßte, wenn er nicht seine von der Natur ihm verliehenen Körperkräfte sofort in die Dienste Anderer, mehr Begünstigter stellen wollte. Das sogenannte Testament oder freie Verfügungsrecht des Einzelnen über die Hinterlassenschaft ist kein Ausfluß des Naturrechtes, sondern eine Erfindung späterer Zeit, wahrscheinlich römischen Ursprunges; es war z. B. im alten Deutschland ganz unbekannt. Vielmehr war, wie gelehrte Untersuchungen über die Entstehung der Eigenthumsbegriffe nachgewiesen haben, das Gemein-Eigenthum die älteste Stufe des Eigenthumes. Erst das römische Recht mit seiner übermäßigen Betonung des Individualismus und der persönlichen Besitz- und Eigenthumsrechte machte dem ehemaligen Zustand der Dinge ein Ende und trieb die letzteren im Sinne des persönlichen Egoismus auf die Spitze — ein Verhältniß, das heute noch schwer auf den Schultern des gegenwärtigen Zustandes der Gesellschaft lastet. „Jeder für sich! Helfe sich, wer kann! Untergehe, wer muß!" so lautet das allgemeine Feldgeschrei, in welchem die Stimme der wirthschaftlich Schwachen erstickt wird durch das allgemeine Getöse der vorwärts Strebenden, unter deren Füßen der einmal Gefallene mitleidslos niedergetreten wird.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu der Frage des Erbrechtes zurück, welches schon um deßwillen kein unbeschränktes oder willkürliches sein darf, weil der Erwerb des Einzelnen kein rein persönlicher, sondern nur möglich ist in der Gesellschaft und durch deren Mitwirkung. Durch Nichts kann dieses besser illustrirt werden, als durch die bekannte enorme Werthsteigerung des Grundes und Bodens im Innern und in der Umgebung wachsender Großstädte, welche dem einzelnen Besitzer ohne jedes eigene Verdienst oder Zuthun Millionen in den Schooß wirft und der Gesammtheit, obgleich sie allein die Ursache dieser Werthsteigerung ist, durch die enorme Steigerung der Wohnungsmiethen keinen Nutzen, sondern nur Schaden bringt.

Selbstverständlich könnte eine so durchgreifende sociale Maßregel, wie die Beschränkung der Erbrechte, nicht plötzlich oder auf einmal, sondern nur allmälig in nach und nach steigender Progression in das Leben gerufen werden. Es könnte dabei vorerst unentschieden bleiben, ob es bei einer bloßen Einschränkung belassen werden, oder ob diese Einschränkung nach und nach bis zu einer gänzlichen Aufhebung der Erbrechte gesteigert werden soll.

Den Hauptnutzen oder Hauptvortheil des ganzen Vorschlages für die einzelnen Glieder der Gesellschaft selbst erblicken wir in dessen ausgleichender Gerechtigkeit und darin, daß Jeder nur die Früchte seines eigenen Fleißes, seiner eigenen Einsicht und Thätigkeit und nicht diejenigen der Thätigkeit oder des Glückes seiner Vorfahren genießen würde. Nicht dasjenige Eigenthum soll angetastet werden, welches durch eigenen Fleiß oder eigene Sparsamkeit erworben worden ist, sondern es soll nur dasjenige in gewissen Schranken gehalten werden, welches seine Entstehung dem Fleiß oder den Glücksumständen Anderer verdankt. Eine Ungerechtigkeit wird auch Derjenige nicht darin erblicken können, der die Ausführbarkeit des Vorschlages in Zweifel zieht.

Ein weiterer, kaum weniger hoch anzuschlagender Nutzen für Staat und Gesellschaft liegt darin, daß auf diese Weise der widernatürlichen Anhäufung großer Privatvermögen in einzelnen Händen, welche gewissermaßen einen Staat im Staate, eine Geldmacht gegenüber der Staatsmacht darstellen, eine unübersteigliche Schranke gesetzt wird. Die enormen, activen wie passiven Nachtheile einer solchen Anhäufung liegen auf der Hand und könnten durch schlagende Beispiele aus der Gegenwart illustrirt werden. Sie entziehen nicht bloß der allgemeinen Säfte-Circulation einen großen Theil ihres Inhaltes, sondern wirken auch direct schädlich auf die Gesundheit des Staatskörpers in ähnlicher Weise, wie Säftestockungen oder locale Anschwellungen auf die Gesundheit des thierischen Körpers.

Den größten Vortheil wird aber der Staat d. h. die Gesammtheit der Staatsbürger, davontragen, indem er, ohne die verhaßte Steuerschraube allzusehr anziehen zu müssen, in den Besitz hinreichender Geldmittel kommen wird, um alle im Interesse der Allgemeinheit nothwendigen Maßregeln, wie Erziehung und Erhaltung der Kinder da wo die Mittel der Einzelfamilie dazu nicht ausreichen, Unentgeltlichkeit des gesammten Unterrichts, Versorgung von Wittwen und Waisen, Abschaffung des Pauperismus und unverschuldeter Arbeitslosigkeit, Beschaffung der Arbeits- oder Productionsmittel, Besorgung des übrigens sich selbst nährenden und in der Regel Ueberschüsse abwerfenden Verkehrswesens, endlich Organisirung des gesammten Versicherungswesens gegen Alter, Krankheit, Unfall und Tod u. s. w. — durchführen zu können. Wenn man bedenkt, daß nach den Veröffentlichungen des preußischen Finanzministeriums in Preußen allein jährlich zwölfhundert Millionen Mark vererbt werden — eine Schätzung, welche höchst wahrscheinlich viel zu gering ist und vielleicht auf mehr als das Doppelte veranschlagt werden darf — so erhellt daraus, wie groß das Erträgniß einer entsprechenden Erbschaftssteuer — obendrein in Verbindung mit dem staatlichen Bezug der Bodenrente — sein müßte.

Natürlich hat man gegen diese Art der Besteuerung und ihre Ausführbarkeit eine Menge von Einwänden bereit, unter denen die zu befürchtende Beeinträchtigung des Erwerbtriebes, die Gefahr der Verschwendung und die Umgehung

des Gesetzes durch Schenkung unter Lebenden neben befürchteter Schädigung des Familien-Princips die Hauptrolle spielen. Ein näheres Eingehen auf diese, übrigens leicht zu entkräftenden Einwände würde die Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten.*) Nur das mag nicht unerwähnt bleiben, daß der Einfluß des Erbrechts im Vergleich mit dem Eigenthumsrecht als Antrieb zur Arbeit als ein ziemlich untergeordneter betrachtet werden darf. Wenn man auch alle Tage versichern hört, daß man nur für seine Kinder spare, so müßte man doch ein schlechter Kenner des menschlichen Herzens sein, wenn man dies in allen Fällen für baare Münze nehmen wollte. Die Meisten sparen für sich selbst und für ihre Freude am Besitz, was schon daraus hervorgeht, daß gerade unter Denjenigen, welche keine Leibeserben haben, so oft die größten Geizhälse und Sparsimpel angetroffen werden. Im Gegentheil würde es ein viel natürlicherer Gesichtspunkt sein, wenn Solche, welche ihre Reichthümer oder ihren Wohlstand durch eigne Anstrengung erworben haben, von ihren Nachkommen dieselben Anstrengungen, dieselbe Arbeit verlangen oder erwarten würden, statt daß sie sich mit Aufbieten aller Kräfte bemühen, denselben ein Lotterbette zu bereiten, auf dem sie sich nur behaglich auszustrecken haben. Wir könnten in dieser Beziehung von den Thieren lernen, welche ja auch mit rührendster Sorgfalt für die Ernährung und Erziehung ihrer Kleinen sorgen, aber dieselben von dem Augenblick an, wo sie im Stande sind, sich durch eigne Anstrengung zu erhalten, sich selbst überlassen.

Der Durst nach Geld und Besitz hat leider das Eigenthümliche an sich, daß er durch Befriedigung nicht gestillt, sondern nur stärker angeregt wird. Zugleich macht er sehr leicht geizig, hartherzig und egoistisch und giebt nur ausnahmsweise Einzelnen Anlaß, mit ihrem Reichthum Andern Gutes zu thun oder allgemein nützliche Zwecke zu verfolgen.

Allem diesem wird ein klug angelegtes Erbschaftssteuergesetz auf die wohlthätigste Weise entgegenwirken und die Reichthümer der Nation aus der Hand des Einzelnen immer wieder dahin zurückführen, wohin sie gehören — in den Schooß der Nation nämlich, welche letztere die Sorge für die Minderjährigen überall da übernehmen wird, wo nicht bereits ausreichend für dieselben gesorgt ist. Ein solches Gesetz wird der übertriebenen Sparsamkeit, dem Geiz, der Habgier, dem nutzlosen Aufspeichern und der allzu großen Anhäufung todten, dem Verkehr entzogenen Reichthums in den Händen Einzelner einen Damm entgegensetzen, ohne dabei den Einzelnen desjenigen Antriebs zum Erwerb zu berauben, welcher in der Liebe zur Arbeit, in der Freude am eignen Besitz und in der ersten Sorge für die Nachkommenschaft ruht. „Denn", wie Prof. Hallier (Die socialen Probleme und das Erbrecht, München, 1892) betreffend bemerkt, „es kann kaum etwas Ehrloseres geben, als die Arbeit als eine Last zu betrachten und sie nicht um ihrer selbst willen hoch zu schätzen. Wer gesund ist und bei guten körperlichen oder geistigen Kräften, für den ist die Arbeit der höchste Lebensgenuß. Und der Reiche sollte so ehrlos sein, sich auf die Faulbank zu legen, weil er weiß, daß der Mehrerwerb nicht zum Verderben seiner Kinder, sondern zum Wohl des Staates, zum Wohl seiner Mitbürger verwendet wird? Ist Jemand mit Glücksgütern gesegnet, so hat er doppelt und dreifach die Pflicht, sich durch Arbeit dieser Güter werth zu zeigen u. s. w."

In der That sollte das Bewußtsein, daß er mit seiner Arbeit nicht bloß für sich und die Seinigen, sondern zugleich für das Wohl der Gesammtheit, für das Glück seiner Mitbürger, für den Zweck des Staates wirkt, weit edler und erhebender auf den Einzelnen wirken, als die bloße Befriedigung egoistischer Instincte. Ein bis jetzt leider nicht erreichter Zustand, in welchem das Glück des Einzelnen derart mit dem Glück der Gesammtheit zusammenfällt, daß sich beide gegenseitig nothwendig bedingen, und daß der Einzelne das, was er auf der einen Seite zu verlieren glaubt, auf der andern mit Zinsen zurück erhält — das ist das Ideal einer zukünftigen Verfassung von Staat und Gesellschaft, welches, wenn verwirklicht, allen Träumereien einer utopistischen Socialistik, mit Einschluß der Socialdemokratie, ein Ende machen würde!

*) Ein solches Eingehen findet sich in des Verfassers Schrift über den Menschen und seine Stellung in Natur und Gesellschaft, dritte Abtheilung der dritten Auflage.

## Literatur und Kunst.

### Das Zeichnen nach Gyps.

Noch fünfzehn Künstler-Gutachten.

Zu der in unserer letzten Nummer*) eröffneten Controverse über den erzieherischen und künstlerischen Werth des Zeichnens nach Gyps sind noch einige bedeutsame Gutachten eingelaufen, die wir im Interesse der Klarstellung hier veröffentlichen.

Professor **Fritz Schaper**, der Schöpfer des Berliner Goethe-Denkmals, schreibt:

„Das Zeichnen oder Malen nach Gyps ist nur bedingungsweise ein Studium nach der Natur, wenn man nämlich den betreffenden Gegenstand als von Gyps gefertigt charakterisirt, wie dies Ad. Menzel in einer herrlichen Studie, verschiedene Gypsabgüsse auf einer rothen Wand bei Lampenbeleuchtung, gemalt hat. Das Zeichnen und Malen nach Gyps und Naturabgüssen in Gyps hat für den Anfänger den großen Vortheil, die klare, reine Form ohne farbige Beiwirkung zu geben, hilft also zur Erkenntniß der Form wesentlich. Es ist dies für jeden ernst und gründlich zu bildenden Künstler unentbehrlich. Wie ein späteres Studium direct nach der Natur in seiner farbigen Wirkung unentbehrlich ist. Nützlich ist es also für den Anfänger unbedingt und nöthig, besonders bei der modernen Kunstübung."

Der immer originelle Meister **Arnold Böcklin** sendet uns aus Florenz eine Postkarte von erfrischender Entschiedenheit des Urtheils:

„Einem intelligenten, begabten Menschen kann jede Uebung im Zeichnen zum Nutzen gereichen. Einem Schafskopf ist Alles schädlich."

Professor **Gabriel Max** in München schreibt:

„Alles, was drei Abmessungen zuläßt (einerlei aus welchem Material), ist für das Auge Natur. Gypsabgüsse sind insofern nützlich, als sie stille halten.

Aber die Maler haben ihre eigene Terminologie wie die Jäger."

Der Maler und Kunstschriftsteller **Friedrich Pecht** in München urtheilt:

„Das Zeichnen nach Gyps ist jedenfalls für Anfänger nützlich, da sich die Gypsfiguren nicht bewegen. Naturstudium kann man es aber keinesfalls nennen, wenn es auch zu Beginn des Studiums unleugbar förderlich erscheint."

Aehnlich urtheilt Professor **Carl Emil Doepler der Aeltere** (Berlin):

„Ich halte das Zeichnen nach Gyps unter allen Umständen für ein Studium nach der Natur, nach der leblosen Natur, als treffliche vorbereitende Disciplin für das Studium nach dem Leben. — Köpfe, Hände, Füße, sowie Ornamente sind nach Gyps, zur Festigung des Formgefühls, wie der

*) Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, L. Knaus, Joh. Schilling, Ferd. Keller, E. v. Gebhardt, F. v. Defregger, H. Thoma, Wilh. Busch, A. Fitger, M. Liebermann u. A.

Entwickelung des Schönheitssinnes mit allem Fleiß zu studiren, nur darf dieses Studium nicht zu lange geübt werden."

Der Geschichtsmaler **Fritz Graf Harrach** schreibt:

„Die Bezeichnung ‚Natur' bei einer Gypsvorlage ist wohl nicht ganz logisch entstanden, dennoch würde man das Zeichnen nach einem anderen von Menschenhand gefertigten Gegenstande, z. B. einem Gefäße, einem Handschuh, einem Stück Tuch ꝛc. als ‚Zeichnen nach der Natur' bezeichnen. — Ich halte das Zeichnen nach Gypsabgüssen für eine sehr zu empfehlende Anfangsstufe, da der Gegenstand absolut stille hält und nicht nur die Darstellung der Plastik, sondern auch der Beleuchtung eines Gegenstandes damit sehr ausgebildet werden kann. In etwas vorgeschrittener Ausbildung eines Künstlers würde ich das Zeichnen nach Gypsabgüssen für einen Zeitverlust erklären."

Der Thiermaler **Heinrich Zügel** in München:

„Ich halte das Zeichnen nach Gyps für ein Studium nach der Natur (sogen. todte Natur) im Gegensatz zur Blattvorlage und für minder begabte Menschen nützlich. Hervorragend Begabten schadet es zwar nichts, wird sie aber langweilen und nicht zum Fortschreiten veranlassen wie das lebende Modell."

Auch diesmal machen die jüngeren Künstler, die Secessionisten ꝛc. entschiedene Opposition. Lassen wir einer Dame den Vortritt: der vielgenannten ungarischen Porträtmalerin Frau **Vilma Parlaghi** (Berlin):

„Das Zeichnen nach Gyps halte ich sowohl für kleine wie für starke Talente für höchst schädlich, geisttödtend und zeitraubend. Gyps ist niemals Natur und selbst der beste Abklatsch ist nur eine Imitation. Die schlechteste Natur ist besser als das beste Gypsmodell. Die Natur ist und bleibt unser Meister."

Professor **Fritz von Uhde** in München schreibt uns:

„Ich halte das Zeichnen nach Gyps für minderwerthiger als das Studium nach der Natur."

Professor **Franz Stuck** (München):

„Gypsabgüsse nach der Natur bleiben natürlich immer ein Surrogat, doch sehe ich nicht ein, inwiefern ein Studium nach Naturabgüssen für Anfänger bei verständiger Leitung von Schaden sein sollte. Dagegen halte ich das Benutzen von Abgüssen nach der Antike zu Schraffirübungen von Anfängern für eine Barbarei."

**Fritz Mackensen** in Worpswede bei Bremen schreibt:

„Das Zeichnen nach Gyps kann ich unmöglich für ein Zeichnen nach der Natur halten. Es wird in den meisten Fällen direct schädlich auf die Entwickelung der künstlerischen Fähigkeiten wirken. Ich halte das Zeichnen nach Naturabgüssen und nach der Antike nur dann für nützlich, solange es sich beim Schüler um das Erkennen von Verhältnissen und um das Gefühl für Bewegung handelt. Jedes sogenannte Ausführen solcher Zeichnungen ist durchaus verwerflich; nur ein flottes Skizziren in Kohle würde anzurathen sein. Ein Zeichnen nach der Natur aber würde selbst solchem Skizziren vorzuziehen sein, weil die Anregung eine weit größere ist. Will man ein Gefühl für Antike heranbilden, wird es durch Anschauen weit leichter zu erlangen sein, als durch zeichnerische Nachbildung kalter Gypsabgüsse."

Der treffliche Genremaler und Aquarellist **Franz Skarbina** (Berlin):

„Früher betrachtete man das Zeichnen nach Gyps als eine Vorstufe zum Zeichnen nach der Natur, d. h. nach dem Leben. Wollte man nun z. B. eine Gypsmaske zum Gegenstande eines Stilllebens machen, in welchem man doch immer den Schein der Natur erwecken will, so würde wohl Niemand behaupten, daß Gyps keine Natur sei. Für den Anfänger halte ich das Zeichnen nach lebendem Modell unbedingt für wichtiger, als das mechanische Nachahmen der kleinen Runzeln und Zufälligkeiten der Todtenmasken; die Antike ist überhaupt nur für den reiferen Künstler von Nutzen."

Bildhauer **Max Kruse** (Berlin) sendet uns auf unsere, wie er schreibt, „tief einschneidende" Frage eine ausführliche Antwort „wesentlich vom Standpunkte des Bildhauers":

„Das Zeichnen nach Gyps zerfällt in zwei ganz getrennte Dinge, das Zeichnen nach Naturabgüssen und das Zeichnen nach vorzüglichen Kunstwerken, speciell der Antike, welches ich nicht als reines Naturstudium betrachten kann. Ich würde es überhaupt als Lehrmittel erst benutzen, nachdem der junge Künstler eine große Reihe von Natur- und Anatomiestudien gemacht und in sich verarbeitet hat. Erst dann kann er im Stande sein, die große Schönheit und Noblesse der antiken Formensprache zu verstehen. Das Erstere, das Zeichnen nach Naturabgüssen, kann ich als classenmäßiges, jahrelanges Studium nicht befürworten, da es durch seine Monotonie die künstlerische Schaffenskraft im Keime erstickt und die Individualitäten nivellirt. Ferner ist es ein unvollkommener Ersatz für das Studium der Natur, da nur kleinere Theile des menschlichen Körpers in organischem Zusammenhang abgeformt werden können und auch diese schon eine leichenhafte Erscheinung zeigen. Wenn irgendwo individualisirt werden muß, so doch gewiß bei der Erziehung der Künstler, und ich würde bei einer Reform der Akademie den Schwerpunkt auf die Unterweisung in der handwerksmäßigen Erfahrung legen, d. h. auf die Behandlung des Materials, in welchem der künstlerische Gedanke ausgesprochen werden soll. Man kann wohl behaupten, daß dem Schüler auf der Akademie außer dem Modelliren und Zeichnen nichts gelehrt wird, weder Marmor-, Stein- oder Holztechnik, noch Metall- oder Elfenbeinbearbeitung u. s. w. Die zweckentsprechendste Ausbildung eines Bildhauers wäre eine solche in einem größern Atelier, wo der Schüler alle handwerksmäßigen Vorbedingungen gründlich lernt, Vieles allein schon durch das Sehen an den Arbeiten des Meisters, welcher die Ausbildung des Schülers ganz nach dessen individuellen Anlagen leiten müßte. Man schaffe also entweder in den Akademien Räume, in welche die Meister ihre ganze Thätigkeit verlegen können und müssen, oder man suche Meister zu gewinnen, welche die Lehrthätigkeit in ihren eigenen Räumen übernehmen."

Der Maler und Illustrator **Friedrich Stahl** (Berlin) schreibt:

„Die malerische Wiedergabe eines Gypsmodells halte ich für ein Zeichnen nach der Natur. Ich würde das Zeichnen nach Gyps (Naturabgüssen) für den ersten Unterricht stets empfehlen als Vorbereitung für das Studium nach dem lebenden Modell."

Der Maler **Lesser-Ury** (Berlin) schreibt uns:

„Ich halte das Zeichnen nach Gyps für nicht nützlich. So, wie es auf den Akademien gelehrt wird, für falsch. Es ist für ein wirkliches Talent ein großer Zeitverlust und eine sehr schmerzhafte Operation, und für die Anderen, und diese sind ja in überwältigender Mehrzahl, ganz gleichgiltig. Zeichnen nach der Natur und das verständnißvolle Betrachten, Ansehen der Gypsabgüsse, Antiken ꝛc. halte ich für das Richtige für einen talentvollen Anfänger."

In der nächsten Nummer werden wir die uns freundlichst zugesagte Entgegnung des Directors Anton von Werner zum Abdruck bringen.

---

## Ein Jesuit als Romanschriftsteller.

(Pater Coloma.)

Von Felix Poppenberg.

Es war eine interessante Kirchenpremière, als der Jesuitenpater Luis Coloma in Madrid zum ersten Mal die Kanzel bestieg. Die Kirche war gedrängt voll. Die glänzendste Gesellschaft, vor Allem die weibliche Aristokratie war erschienen,

dieses Debut zu erleben. Der da von geweihter Stelle sprechen und die Sünder züchtigen sollte, war ja selbst ein großer Sünder gewesen, ein üppiges Kind der Welt, ein Kind eben jener Welt, die er jetzt zur Buße mahnen und bekehren wollte. Und die schönen Sünderinnen in Seide und Spitzen, die Repräsentantinnen der höchsten Kreise und der niedrigsten Laster konnten jetzt aus fachmännischem Munde, nicht von einem blassen Theoretiker nur, eifervoll geschildert hören, wie verworfen und verdammt das Treiben des Fleisches, und wie süß und selig die Wonnen der Reue und der Einkehr zum Frieden aus den Stürmen der Leidenschaft.

Gleichwie Zacharias Werner, der lüsterne Liebespilger und der Bußprediger von St. Stephan in Wien, hatte dieser Jesuitenpater Alles durchkostet und genossen, ehe er sein heiliges Kleid nahm. Er war als Sohn eines reichen Advocaten in Jerez 1851 geboren. Er besuchte die Marineschule. Der Soldatenberuf behagte ihm nicht. Er sattelte um und wurde in Sevilla Jurist. Auch hier hielt er nicht aus. Er fing an zu schreiben, war journalistisch thätig, hatte — man denke an den verschlagenen Beaumarchais — in allen Conspirationen und Intriguen die Hände thätig und lebte dabei als Viveur auf großem Fuß, im Strudel des gesellschaftlichen Lebens, in Liebesabenteuern und Händeln. Eines Morgens — im Jahre 1874 — fand man ihn in seiner Wohnung mit einem Revolverschuß im Kopf.

Das ist die äußere Grenze seiner Umkehr. In der langen Krise seiner Leiden bereitete sich der Entschluß vor, den er nach seiner Genesung ausführte. Er trat in den Orden, er wurde Jesuit. Nach zehn Jahren strengen Klosterlebens berief man ihn als Prediger nach Madrid. Der Pater Coloma, der dort oben auf der Kanzel stand, war aber gar schon ein Anderer geworden, und die eleganten Damen, die sich ein pikantes Vergnügen erwartet hatten, erbleichten unter der Schminke. Das war kein galanter Damensalonprediger, das war ein zürnender Eiferer, der mit schmerzlicher Erbitterung von den Sünden und Lastern dieser Welt sprach; ein schonungsloser Gläubiger, der mit fürchterlicher Allwissenheit alle Schliche, Ränke, alle Verderbnisse dieser Gesellschaft, die er nur zu gut kannte, öffentlich bloßlegte und an den Pranger stellte. Ohne Ansehen der Person hielt er seine Ketzergerichte allsonntäglich. Seine Predigt war ein Inferno, durch den er seine Hörer schleppte. Bald ward der fatale Mahner, der so ungenirt die verborgensten Geheimnisse preisgab, den Leuten unbequem. Die Aristokratie erlangte vom König, daß der Pater Coloma sein Predigtamt niederlegen und in's Kloster zurückkehren mußte. Da er nicht mehr predigen konnte und noch so viel zu sagen hatte, ward er Schriftsteller, ein Sittenschilderer, der in seinen Büchern einen spanischen Adelsspiegel von grausamster Wahrheit liefert. Sein Hauptwerk, der Roman „Pequeñaces“ erschien vor sechs Jahren. Er wirkte sensationell. Er wurde geschmäht, gehaßt, in Stücke gerissen und — leidenschaftlich verschlungen. Er war ein Ereigniß ersten Ranges. Jetzt ist dies so vielumstrittene Buch, ein Buch, das vor der gesammten modernen spanischen Production unstreitig das meiste Aufsehen gemacht hat, deutsch unter dem Titel „Lappalien“ erschienen. Es ist eine Sittenschilderung in dem prunkvollen Rahmen gefaßt, den das Leben der spanischen Hocharistokratie bietet. Mit der Tendenz, das Übel zu zeigen; aber doch nicht so tendenziös, daß die künstlerische Wirkung leidet. Eine Probe glänzender Schilderungskunst und spannenden, fesselnden, echt souveränen Fabulirtalentes. Ungeschminkt und unretouchirt, mit den Farben des Lebens, ohne Furcht, für lascív gehalten zu werden. Der Zweck heiligt das Mittel. „Ein abgestumpfter Gaumen nimmt heilkräftige Speisen nur dann an, wenn sie genügend gepfeffert sind. Wie viel Hungrigen muß man die göttliche Nahrung Christi in ganz kleinen Dosen, fast wider ihren Willen, durch Ueberrumpelung geben und dabei noch mit einer Art profanen Sauce übergießen! Ueber das Liebeswerk, das im Almosengeben besteht, stelle ich dasjenige, das die menschlichen Schwächen zu begreifen und sie zu heben sucht. Und aus diesem Grunde habe ich zur Feder gegriffen, sollte man mir auch vorwerfen, wie ich es übrigens schon gehört habe, daß ich dadurch mich und meine kirchliche Stellung in den Schmutz ziehe. Als wenn in Ausübung der Liebesthätigkeit in die Tiefen hinabzusteigen sich erniedrigen heiße!...“

So sagt der Pater Coloma in seinem Vorwort. Er faßt, wie es scheint, sein Werk nur als ein Predigt- und Ermahnungswerk auf. Diese Eigenschaft ist immer zuerst in ihm, wie in manchem bedeutenden Roman — man denke nur an Daudet's „Sapho“ mit ihrer pädagogischen Widmung — es ist für uns aber vor Allem ein ausgezeichnetes, höchst interessantes literarisches Werk. Eines jener in der romanischen Literatur alter und neuer Zeit nicht seltenen Moralistenbücher, bei der die Erzähler- und Schildererfreude, das Behagen am plastischen Ausgestalten, der rein künstlerische Trieb im Grunde, dem Dichter unbewußt, vielleicht stärker ist als der Drang, zu bessern und zu bekehren.

„Pequeñaces“ (Lappalien) ist der bitterironische Titel des Werkes. Er weist darauf hin, daß den Menschen, die hier geschildert werden sollen, alles Schwere, Pflichtmäßige, die Forderungen der Sittlichkeit und der inneren Ehre Bagatellen sind! Und nun führt er uns gleich in einem der ersten Capitel in einen Madrider Salon: „Die Herzogin von Bara empfängt heute.“ Mit dramatischer, anschauungsstarker Versinnlichung stellt er seine Typen vor uns hin. Die verschlagenen, koketten Frauen mit ihren Interessen, der Mischung aus Politik, Vergnügungs- und Gefallsucht, Klatsch, Luxus. In diesen Salons wird eine Unterrockpolitik getrieben. Die zarten Finger der Damen spinnen allerlei Fäden. Und mancher Staatsmann läßt sich von ihnen gängeln. Die Politik ist gerade in der Mode. Es ist die Zeit der spanischen Thronconflicte. Hie Amadeus von Savoyen, hie Alfons XII. Die Gesellschaft teilt sich in Amadisten und Alfonsisten. Und die Damen benutzen die politische Constellation, um ihren Toiletten originelle Nuancen zu geben. Die Alfonsistinnen tragen auf dem Prado und den vornehmen Promenaden Madrids den mit gekrönten Kämmen befestigten Spitzenshawl und große goldene Lilienblüthen. Coloma zeigt nun in lebendig betrachteten Scenen, ohne je weder theoretisch oder caricaturistisch zu werden, wie es in dieser Welt zugeht, vor und hinter den Coulissen. Auf eine Frauengestalt concentrirt er die Beleuchtung, auf die Herzogin Currita. In dieser Frau, die er sich, ohne es auszusprechen, als die große babylonische Dame von Madrid denkt, stellt er all' die Eigenschaften dieser Gesellschaft dar. Sie giebt sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Sie ist von unstillbarem Ehrgeiz, sie muß überall die Königin sein, die Königin der Mode, der Geselligkeit, der Erfolge. Sie hat die Talente der Courtisane, sie ist eine Messaline voll Herrschsucht und eine unübertroffene Schauspielerin. Sie ist die Oberregisseurin der Komödie, die sich auf dem Eitelkeitsmarkt dieses Buchs abspielt, mit seinen Intriguen, Ränken, rauschenden Festen. Doch schließlich wird das blendende Licht trüber. Der Tod greift ein und reißt die schimmernden Decorationen in Stücke. Und unter die wüsten Trümmer des Bacchanals tritt der Pater Coloma, er kündet die Vergänglichkeit. Die Herzogin Currita findet sich heim zur alleinseligmachenden Kirche.

Der Roman hat mehr äußere Handlung, als wir von unseren eigenen modernen Literaten gewohnt sind. Ja, er scheut nicht davor zurück, das Gebiet des Intriguenromans zu streifen. Geheimnißvolle Logen spielen hinter der Scene mit und üben gefürchtete Wirksamkeit. Aber das bleibt durchaus in den Grenzen des Wahrscheinlichen und überschreitet nicht den Geschmack. Der Reiz des Buches besteht für uns in den Schilderungen der spanischen Gesellschaft mit ihren Typen. Darunter sind meisterhafte Porträts. Vor

Allen jener Jacob Delleſ, der struggler for life, den Daudet nicht beſſer zeichnen könnte, ſcrupellos, beſtechend, gewandt, jeder Situation gewachſen, in dem ſchließlich Currita ihren Meiſter findet. Dann Pedro de Virar, der „Diogenes“ von Madrid, der verlumpte und verkommene Ariſtokrat, der Cyniker, der Allen die gröbſte Wahrheit ſagt. „Onkel Träuſchen“, der ſchöne, geſchniegelte Greis, wie jener ein „foſſiles Exemplar der großen Herrn des vorigen Jahrhunderts“, die, theils laſterhafte und cyniſche Patrone, theils unbedeutende und weibiſche Stutzer, den Verfall der ſpaniſchen Ariſtokratie vorbereiteten. Intereſſant klingt durch die Zeilen des Buches der Verfaſſer hindurch. Härtig, der Jeſuitenpater, der ſich und ſeine Erzählung zürnend unterbricht, um einen Bannfluch auszuſprechen oder einen reflectirenden Excurs oder mit deutſam aufgehobenem Finger einen Schluß zu ziehen. Häufig denkt man an Abraham a Santa Clara bei den grotesken, auf ſtärkſte, derbſte Wirkung ausgehenden Vergleichen. So ſagt er, um die Art des ſpaniſchen Lebens auch zu charakteriſiren, dieſem Zwitterding von Heimiſchem und Fremdem: „In ihr kommt der ſpaniſche Müßiggänger und der Sportsmann, der Zigeuner und der Flaneur der Boulevards unvermittelt und unausgeglichen nebeneinander zur Erſcheinung. Sie macht den Eindruck, als wenn ſie der liebenden Umarmung eines andaluſiſchen Stieres und einer Pariſer Soubrette entſprungen ſei.“

Für den Cynismus der Geſellſchaft, die unter glatten Manieren und gewandten Formen Herzensrohheit und Schamloſigkeit verbirgt und häufig genug aus der Rolle fällt, hat er das Bild „eines Kariben, der aus einem herrlichen Pocal von köſtlichem böhmiſchen Kryſtall in kleinen Schlucken ſchäumendes warmes Menſchenblut ſchlürft, oder eines Cannibalen, der mit Meſſer und Gabel von ſeinem Silber und mit beſſern und modernen Manieren ſich anſchickt, ein Beefſteak von Menſchenfleiſch zu verzehren.“ Reizvoller und pikanter aber iſt es, wenn nicht der Bußprediger aus dem Buch herausſieht, ſondern der frühere Lebemann, nicht der Pater Coloma, ſondern der elegante Lebenskünſtler der Vergangenheit, der alle Fineſſen kennt, voll feinſter Cultur und Geſchmacksbildung. Die Bilder ſeiner Jugend müſſen doch in dieſem Jeſuiten noch ſtark lebendig ſein, ſonſt könnte er nicht ſo intim und verweilend ſo manche Nuance des großen Lebens ausmalen. Faſt an d' Annunzio erinnert die Art, liebevoll ſich bei allen Details der Kunſt aufzuhalten. Mit den Augen des Sammlers und des Bibelomanen ſieht er all' den decorativen Bric-à-brac des Salons und ſchildert uns die Schale aus gebrannter Erde, die Lampe aus gepreßtem Kupfer, die Seidenparavents aus dem 16. Jahrhundert. Eingehend wird der originelle Viſitenkartenhalter Currita's geſchildert, es iſt ein rieſiger ausgeſtopfter norwegiſcher Bär, der aufgerichtet am Fuße der Treppe ſteht und eine ſilberne Platte in den Vorderpranken hält. Und minutiös, wie für einen Auctionskatalog, wird die bizarre Arbeitslampe Currita's beſchrieben: ein aus prächtigem Ebenholz geſchnitzter nackter Neger in natürlicher Größe trägt ſie. Mit zärtlicher Hingebung vertieft er ſich in die Betrachtung eines zierlichen Rahmens aus dem 16. Jahrhundert und eines koſtbar geſtickten Meßgewandes. Und der tollkühne Sportmann kommt zum Wort in der athembeklemmenden Schilderung einer jagenden Mailcoachfahrt. Auch hierin dem auf allen Gebieten des großen Lebens verſirten d' Annunzio ähnlich. So auch in der etwas alexandriniſch-ſammlermäßigen Art, für ſeine Perſonen und Schickſale hiſtoriſche Parallelen oder Bilder heranzuziehen. So ſkizzirt er uns das Aeußere des trottelhaften Marquis de Villa melon, indem er uns das Porträt des närriſchen Philipp IV., von Velasquez gemalt und von Goya reproducirt, in das Gedächtniß ruft: „Es war das dieſelbe überhängende Naſe, dieſelben traurig dreinblickenden Augen, derſelbe aufwärts gedrehte Schnurrbart, dieſelbe große und hohe Stirn.“

Aber nicht nur der lebenskundige Schilderer und der Prediger ſpricht aus dem Buch, wir fühlen auch den Herzſchlag eines Dichters. Coloma, der Juvenal, der Ankläger mit eiſernder Zunge, dämpft ſeine Stimme zu unendlicher Milde voll ſanften traurigen Schmerzensmitleids, wenn er von den Kindern ſpricht, von den Kindern, den unſchuldigen Kleinen derer, die ſein Urtheil trifft. Eine weiche zitternde Lyrik liegt über den Kinderſcenen, die Zartheit der Evangelien und ein herzenstiefes Verſtändniß der Kinderſeele. Wie weiß er all' die jungen Leiden, den herben Kummer allzu früher Erkenntniß zu ſchildern, wie hört man die unterdrückten Thränen dieſer Kinder in ihren Stimmen zittern, und wie anklageſchwer ſpiegelt ſich in dem ergreifenden Loos der Kleinen die Schuld der Großen. Coloma muß ein packender Kanzelredner ſein, der mit wunderbarer dichteriſcher Kraft über die Gefühlsregiſter gebietet. Mit überwältigender Kraft läßt er am Ausgang des Buches in die bunten Weltbilder hinein die Glocken der Ewigkeit tönen. Die harten Sünderherzen ſchmelzen in Reuethränen dahin. Das Glück des Eingangs in den Frieden aus dem Erdentreiben tönt wie ein hohes Lied.

Coloma will nicht nur zerſchmettern, er will auch aufrichten. Und ſo klingt ſein herbes Buch des Unmuths und der Klagen im Sinne des Evangeliums aus: „Es iſt mehr Freude im Himmel über einen reuigen Sünder als über neun und neunzig Gerechte.“ Aber er kommt zu dieſem Schluß nicht nur als Jeſuitenpater, der ſeinen Sermon ehrbarlich beſchließen will, ſondern er leitet mit ſicherer geſtaltungsſtarker Seelenkunſt die Herzen ſeiner Menſchen durch das Purgatorium zur Vita nuova.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Hoheit in Nöthen.

Von Guſtav Beſſmer.

Hoheit hatten eine ſchlechte Nacht gehabt; ſie ſtanden an einem Fenſter ihres Arbeitszimmers und blickten auf den Schloßplatz, der einen nicht unerklecklichen Theil des Fürſtenthums einnahm. Um dieſe Stunde ſollte er, der Anordnung des Leibarztes gemäß, ſeinen täglichen einſtündigen Spaziergang antreten. Es hatte eine Zeit gegeben, da dieſe Stunde ihm ein Lichtblick geweſen in der Langeweile des Hofceremoniels und der kleinen Regierungsſorgen; heute war ſie ihm vergällt. Was half's ihm, daß ſich im Rücken des Schloſſes ein Park hinzog, wie ihn ſchöner und ausgedehnter ſeine „königlichen Vettern“ nicht beſaßen — wie die Dinge lagen, wurde ihm der Aufenthalt darin zu einer Quelle des Aergers. Aus kleinen Anfängen hatte das Uebel ſich entwickelt; Fürſtenthum und Park waren ſich in ihrer Ausdehnung gleichgeblieben; die kleine Seifenſiederei war gewachſen, ſo gewachſen, daß ihre Seifen und Kerzen heute über das Meer wanderten, um, unter heißerer Sonne, zur Reinigung kleiner Negerkinder oder als Deſſert zu dienen. Nicht, daß dies Wachsthum an ſich ihn geärgert oder gar mit Neid erfüllt hätte, ganz und gar nicht — Fürſtenthümer waren nun einmal keine Fabriken, die durch Anbauten ſich vergrößern ließen — er hatte zudem ſich in Thron- und anderen Reden des Oeftern für Hebung der Induſtrie ausgeſprochen, allein ſein Park blieb ſein Park, und kein Park der Welt gewann durch die Ausdünſtungen der Seifen- und Stearinkerzenerzeugung, beſonders, wenn beſagtes Gewerbe im Großen betrieben wurde. Stadt- und Steuerſäckel genoſſen die Annehmlichkeiten, er die Düfte; Schloß und Park ſchoben ſich als Scheidewand zwiſchen die Fabrik und die kleine Reſidenz. Der Eintritt des dienſtthuenden Kammerherrn unterbrach ihn in ſeinen Erwägungen. Der Kammerherr abſolvirte die vorſchriftsmäßige Verbeugung und erkundigte ſich nach der landesväterlichen Nachtruhe.

„Paſſabel, mein lieber Bertingen . . . Hätte ſchlimmer ſein können,“ erwiderte der Fürſt. „Kommen, mich zu mahnen?“ Er hatte einen Blick des Kammerherrn auf die Uhr abgefangen.

„Wenn Hoheit geſtatten . . . Wir haben Neun.“

„M . . ä . . gewiß. Fünf Minuten darüber. Na, da laſſen wir den Spaziergang für heute ausfallen.“ Er hatte ſich während des Sprechens erhoben und war an den Rauchtiſch getreten, um ſich eine Cigarre anzuſtecken. Die Haltung des Kammerherrn wurde ſtraffer.

„Der Herr Sanitätsrath sind gestern zurückgekehrt," warf er scheinbar gleichgiltig hin.

„M . . wirklich?! . . . Täuschen sich nicht?! . ." rief der Fürst. „Wollte doch drei Tage ausbleiben!" Er hatte die Cigarre mit einer raschen Bewegung in den Aermel geflüchtet.

„Hoheit werden gestatten — ich traf ihn in der Nähe des Bahnhofs. Er kam mit dem Abendschnellzug . . . Irre ich nicht, sprach er davon, heute Vormittag —" Er brach ab; der Fürst war an einen offenstehenden Fensterflügel getreten; eine zweite Handbewegung, und die Cigarre glitt auf das Vorpflaster, um einige Minuten später von der Schildwache aufgehoben und zu späterem Genusse aufbewahrt zu werden.

„Und dann haben wir heute Ostwind," fuhr der Kammerherr fort. Der Fürst wandte sich, wie von einem plötzlichen Stiche getroffen.

„Sehr gut! . . Wollen damit sagen, daß wir für einen Tag, äh . . eine Stunde, von diesem Ge— Geruche befreit sein werden?!"

Der Kammerherr zuckte unmerklich die Achseln. „Hoheit beliebten nicht, meinen Vorschlag zu einem Eingreifen gegen den Urheber zu goutiren."

„Fehlte gerade noch! Gegenwärtig, wo Preußen —" Er brach ab und trat zu dem die Mitte des Gemachs einnehmenden Schreibtisch, wo er mechanisch in den Schriftstücken wühlte. „Wäre ein gefundenes Fressen für eine gewisse Sorte von Zeitungen. Würden mich zu einem . . . einem Tyrannen stempeln, verglichen mit dem Tiberius 'n Waisenknabe sein würde . . . Dann lieber noch das alte Uebel! . . . Ja, mein bester Bertingen, sollten wissen, daß man von uns Kleinen" — er hüstelte, das Wort war ihm wider Willen entschlüpft — „daß man von dem Monarchen eines Kleinstaates heut zu Tage die doppelte Rücksichtnahme erwartet. Gab eine Zeit, wo das Gegentheil galt, aber dieser verwünschte Bismarck . . . A propos: Sie haben doch angeordnet, daß diesem . . diesem Maler Jürgens zu seinem Familienzuwachs gratulirt wurde?"

„Ist geschehen, Hoheit."

„Gut! . . Müssen den Mann halten . . . Ihn und Andere . . Werden ihm gelegentlich 'n Auftrag geben müssen . . . Weiß zwar nicht, was die Leute an seinen Schmie— an seinen Arbeiten finden . . . Scheint aber in Mode . . . Erklärt Alles. — Na, da könnten wir ja wohl aufbrechen! . . M . . zu unserem Odeurlieferanten: der da oben würde kürzeren Proceß gemacht haben." Er blickte auf ein an der Längswand hängendes Gemälde, das einen der Heinriche in der Galatracht des achtzehnten Jahrhunderts vorstellte.

„Ja, damals zu leben, mußte ein Glück sein!" seufzte der Kammerherr. „Hochdieselben würden dem Dachs eine Compagnie Jäger vor den Bau gelegt und ihn ausgeräuchert haben."

„Wahr! Wahr!" seufzte der Fürst. „Trotzdem: Gesetz muß sein, und ich . . m . . ich schätze mich glücklich — ja wohl: glücklich einer Zeit anzugehören, die mit . . mh . . mit gewissen Schäden aufgeräumt hat . . Unser Ernst, lieber Bertingen," schloß er, das ungläubige Gesicht des Höflings mit einem schmerzlichem Lächeln betrachtend.

„Hoheit würden in jedem Jahrhundert ein Vater Ihrer Unterthanen gewesen sein," betheuerte der Kammerherr, die Hand auf den Magen legend und sich verbeugend.

„Ae . . gewiß . . Vater, Landesvater," lächelte der Fürst. „War das auch, unser Herr Urgroßoheim . . . Soll sehr besorgt um die . . ä . . die Vermehrung unserer Landeskinder gewesen sein . . . Heute weniger möglich, diese . . . diese Art Vaterschaft."

Ein discretes Lächeln des Kammerherrn folgte dem landesväterlichen Scherze. „Hoheit beliebten meinen Worten eine ungewollte Deutung zu geben."

„Weiß. Weiß. Passen im Grunde auch besser in unsere Zeit, mein Bester. — Doch jetzt: en avant! Wenn uns unser guter Sanitätsrath noch hier träfe, er wäre fähig, Fürstenthum abzudecken."

Fünf Minuten später schritten sie durch den Park.

„Köstliche Luft!" murmelte er, nachdem er das Bild des Parkes in sich aufgenommen. Dem Augenblicke des Genusses jedoch folgte der Gedanke an den sonstigen Zustand; die Freude machte dem Aerger Platz. Er warf einen Blick des Unwillens nach den qualmenden Essen der verhaßten Fabrik, die, einige hundert Meter entfernt, über das kahle Geäst des Parkrands emporstiegen.

„Hoheit . . . ich glaube eine Idee zu haben," begann plötzlich der Kammerherr.

Der Fürst wandte sich zu dem Begleiter und maß ihn mit dem Ausdruck aufrichtigen Mitgefühls. „Bewegung! . . Bewegung in frischer Luft! . . Heilt Alles, sagt der Sanitätsrath."

Der Kammerherr war bemüht, ein Lächeln zu unterdrücken. „Hoheit verstatten — meine Idee bezieht sich eben darauf."

„So, so? . . Na, dann nur los!" ermunterte der Fürst im langsamen Weiterschreiten. „Im Allgemeinen habe 'ne Aversion gegen Ideen . . . Haben schon Unheil angestiftet . . viel Unheil . . . Beispiel Bismarck . . . Also — Ihre Idee!"

„Hoheit möchten es mit dem Kerl da drüben 'mal in Güte versuchen."

„Haben wir gethan. Oder ist das nicht Güte, daß wir uns seine Odeurs schweigend gefallen lassen?!"

„Gewiß. Mehr als Güte!" beeilte sich der Begleiter. „Allein, ich meine eine andere Art Güte."

Der Fürst griff nach dem herabhängenden Zweige einer alten Eibe. „Gespannt!"

„Hoheit könnten ihn vielleicht bestimmen, seine Fabrik zu verlegen."

„Und die Rechnung, die er uns machen würde?! . . Da wollen Sie wohl das Fürstenthum versteigern?! . . . Das sollte Preußen wohl gefallen! . . . Soll allerdings gar nicht übler Mann sein, der Alte: scheint in ganz gutem Geruche zu stehen. Persönlich, meine ich . . . Vor seinen sonstigen Gerüchen habe allen Respect . . Habe da einige seiner Stadtrathsreden gelesen. Sehr patriotisch, sehr für das Reuß'sche Vaterland . . . Na — Millionäre sind fast stets für das Bestehende . . . Trotzdem: sehr anerkennenswerth! . . Beweis von Charakter."

„Gewiß! . . Stets! . ." bestätigte der Kammerherr. „Wenn nun Hoheit ihm eine äußere Anerkennung hiefür zu Theil werden ließen?! Ich dachte an den Commerzienrathstitel. Die Verlegung der Fabrik würde gewissermaßen die Gegenleistung, seine Gegenleistung bilden müssen."

„Mh . . kein übler Gedanke! Aber wird der alte Seifensieder eines Titels wegen fein — entre nous gesagt, großartiges — Etablissement abreißen und an anderer Stelle neu aufbauen wollen?! . . Leute mit Cassenschränken verstehen zu rechnen . . . Und dann: wer soll die Vermittlung in die Hand nehmen?!"

Der Kammerherr schwieg einige Augenblicke und blickte auf seine Lackstiefeletten; ein züchtiges Erröthen malte sich auf seinen glattrasirten Wangen. „Hoheit werden es nicht unbescheiden finden, wenn ich mich zur Mittelsperson vorschlage . . . Weiter müßte man ihm eben alle Vortheile klar machen, die ihm aus der Verlegung erwachsen würden. Das Areal würde gewinnen; die Nähe des Parks prädestinirt es zum Villenviertel par excellence. Eine solche Baugelegenheit zieht ferner auch Fremde her. Hoheit hätten dann nur auf eine kleine Aenderung des Stadtbauplans, entsprechende Bauvorschriften und ein Verbot gewerblicher Anlagen hinzuwirken, um für immer vor ähnlichen Erfahrungen bewahrt zu sein."

„Sehr gut! . . Sprechen da etwas aus, was ich schon oft — — Na, und da würden wir also auch dazu übergehen müssen, Commerzienräthe zu prägen. Bisher habe darauf verzichtet . . m . . principiell verzichtet."

„Hoheit würden dies Bedenken überwinden," lächelte der Kammerherr.

„Aeh . . gewiß! Haben ja auch Bismarck überwunden . . . Aber — schließlich — wenn er resüsirt?!"

„Hoheit können ihm ja den ‚Geheimen' in Aussicht stellen."

„Meinetwegen!" sagte der Fürst lachend. „Wenn ich 'mal öffentlich Commerzienräthe mache, sehe ich nicht ein, weßhalb ich nicht auch Geheime machen soll. Ganz geheim wäre mir Geschichte am liebsten. Aber da würde er wohl nicht ziehen wollen." Er hatte die dunkle Empfindung, in der Angelegenheit noch einen Zweiten auszeichnen zu müssen. Würde es bei diesem Zweiten bleiben?! . . . Diese Frage bewegte ihn noch, während er, den Kammerherrn an der Seite, langsam den Rückzug zum Schlosse antrat.

— — — Der Fürst lehnte halb sitzend am Fensterbord und nahm den Bericht des Kammerherrn entgegen. Der hatte seine Darlegungen in der rücksichtsvollsten Weise redigirt, allein die unliebsame Thatsache blieb bestehen: der Fabricant resüsirte den Commerzienrathstitel und „erbat" sich, für sich und seine Nachkommen, Erhebung in den erblichen Adelstand. Hoheit sollten — so bedingte er — die Gnade haben, sein Etablissement zu besuchen und auf Grund der hierbei empfangenen „Eindrücke" die Standeserhöhung vollziehen. Umsonst, daß der Kammerherr ihm auseinandergesetzt, Hoheit würden, selbst wenn sie geneigt sein sollten, seine Verdienste um die Seifenerzeugung in der besprochenen Weise zu belohnen, wohl kaum zu bewegen sein, die Düfte besagter Industrie in concentrirtester Form einzuathmen — der Fabricant war fest geblieben. Nicht auf einmal, Glied um Glied, hatte der Vortragende dem fürstlichen Hörer diese Kette von Unliebsamkeiten enthüllt. Erst hatte er sich den „Freiherrn" bestätigen lassen — Hoheit hatten diese Forderung geradezu insolent gefunden — dann war er mit der Fabrikbesichtigung herausgerückt.

„Aeh . . unmöglich!" rief der Fürst. „Würde mein Tod sein!"

Der Kammerherr hüstelte und nahm die Haltung einer mater dolorosa an. „Hoheit sehen mich untröstlich. Ich habe Alles gethan, die Forderung abzulehnen, Herr Witte erklärte mir jedoch, allerunterthänigst auf derselben bestehen bleiben zu müssen . . . Für alle Fälle habe ich mich durch eine probeweise Vorbesichtigung überzeugt, daß das Wagniß möglich ist. Die ersten fünf Minuten allerdings waren entsetzlich; für den Rest der halben Stunde jedoch habe ich überhaupt nichts mehr gerochen. Zu Hause angelangt, habe ich eine Nasendouche genommen, gebadet und die Kleidung gewechselt. Abgesehen von einem kleinen Appetitmangel verspüre ich keinerlei Nachwehen."

Der Fürst ergriff die Hand des Getreuen und drückte sie gerührt. „Sie sind die Perle unseres Staats, mein lieber Bertingen. Ein Unglück, daß Perlen selten sind! . . Werde Ihnen den Zug nicht vergessen. Sollen mich begleiten auf dem harten Gange . . . Keine Widerrede! Haben die Auszeichnung verdient . . . Sagen Sie dem . . dem Kerl, daß ich bereit sei. Sagen Sie ihm noch, daß ich, wenn ich nicht Fürst wäre, morgen dem Beispiele seiner Arbeiter folgen und Socialdemokrat werden würde . . . Im Uebrigen seien wir geneigt, sein Gesuch allergnädigst zu bewilligen."

— — — — Eine Reihe von Monaten war in's Land gegangen; im Schloßparke blühten die Anemone und die gelbe Primel, sproßte das erste Grün an Hecken und Gebüschen. Ein frischer Erdgeruch stieg vom Rasen auf; den Bach entlang watschelte eine Entenschaar dem nahen Parkſee zu. Auf einer sonnigen Bank saßen der Fürst und der Kammerherr; in ihrem Rücken dehnte sich ein kleines Tannengehölz; der Harzduft vermischte sich mit dem leisen Seifegeruch, der von der Fabrik herüber drang.

„A propos: haben doch nicht verfehlt, sich von dem Fortschritt der Bauarbeiten zu überzeugen?" frug der Fürst.

„Hoheit dürfen versichert sein," betheuerte der Kammerherr. „Die guten Wiesenbacher sind glücklich über den Zuwachs, den sie bekommen sollen. Das Dorf ist nicht wieder zu erkennen; die Grabarbeiten für die Arbeiterwohnungen sind vollendet; die Fabrikanlage steht im Rohbau schon theilweise fertig. Noch ein paar Monate, und der Umzug kann stattfinden. Die Neuanlage scheint noch größer werden zu sollen, als das alte Etablissement."

„Freut mich! Freut mich!" murmelte der Fürst. „Bringt Wohlstand unter die Leute . . . Können nie zu wohlhabend sein." Er zeichnete mit der Spitze seines Stocks Figuren in den Wegsand, dann und wann einhaltend und das Werk seiner Hände tiefsinnig betrachtend. Nach einer Weile blickte er auf und auf den Kammerherrn. „M . . was sagen wollte, mein lieber Bertingen: doch sehr wichtige Sache, Industrie . . . sehr wichtig! . . Können eigentlich nie zu viel für Hebung thun. Habe Gefühl, als ob wir . . m . . darin etwas zurückgeblieben. Darf aber nicht sein . . . Werden mir Liste zusammenstellen, von Personen, die Sie einer Auszeichnung würdig erachten. Keine Preußen! Gedenke bei passender Gelegenheit kleinen Anfang zu machen. So mit 'nem Dutzend vielleicht . . Dürfte genügen . . . Wie?"

„Hoheit würden damit dem ersten und dringendsten Bedürfniß abgeholfen haben," sagte der Kammerherr.

„Schön! Schön! . . Die Uebrigen sollen sich gedulden. Müssen uns auch gedulden." Er blickte auf die Essen der verhaßten Fabrik. „Mh . . aber nur ganz gutgesinnte Elemente, mein Lieber, ganz gutgesinnte! Und keine Preußen, brrr!"

„Hoheit dürfen überzeugt sein —"

„Weiß, Weiß," schnitt der Fürst begütigend ab. „Dachte nur eben an erste Erfahrung, die wir gemacht."

„Hoheit haben sich aber mehr denn tapfer gehalten," rief der Kammerherr.

„M . . selbstverständlich!" sagte der Fürst achselzuckend. „Werde aber trotzdem an den Tag denken! — Schönes Wetter heute! Hätte Lust kleine Ausfahrt zu machen und Weg über dieses Wiesenbach zu nehmen. Werden es künftig meiden müssen. Mir zu widerlich, dieser Geruch! . . Na, da sollen denn die guten Leute ihren . . ihren Landesvater noch einmal zu Gesicht bekommen."

„Befehlen Hoheit eine Benachrichtigung des Bürgermeisters?"

„Danke . . . . Ihre schwache Seite, mein Bester. Na, na — schon so! Wollen die Leute an der Arbeit sehen. Kein Freund von bestellten Empfängen. — Hm — noch 'was! Wenn die Fürstin fragen sollte: wir fahren in Geschäften."

Der Kammerherr verbeugte sich. Der Bürgermeister ließ sich ja auch ohne Wissen des Gebieters benachrichtigen. Ein Besuch von Seiten des Souveräns war kein Besuch eines gewöhnlichen Sterblichen; er bildete eine Gnadenbezeugung und wurde als solche um so mehr gewürdigt, je feierlicher er angekündigt und inscenirt war. Wohin sollte es führen, wenn man ein Prärogativ der Krone um das andere aufgab! . . Wo der Herr schlief, war es doppelte Pflicht des Dieners, zu wachen. Eine Stunde später war denn auch der Dorfgewaltige von Wiesenbach benachrichtigt, daß Hoheit „huldvollst" gesonnen seien, am Nachmittag die Gemeinde zu besuchen, sich jedoch jederlei officiellen Empfang an der Markungsgrenze verbäten, indem Sie das Volk an der Arbeit zu sehen wünschten. Und sie waren denn auch an der Arbeit, die guten Wiesenbacher, als der Landauer des Fürsten am Nachmittag die Markungsgrenze passirte. Auf den Baumwiesen und Aeckern, die sich zu beiden Seiten der Landstraße hinzogen, herrschte eine ungewöhnlich rege Thätigkeit. Hier führte ein Bauer den Pflug, dort schritt ein zweiter säend die Furchen entlang oder lagen Weiber und junge Mädchen dem Stecken der Frühkartoffeln ob. Einem mißtrauischen Beobachter wäre es aufgefallen, daß sich die Arbeitenden fast ausnahmslos in der Nähe des Wegrands hielten, allein Mißtrauen gehörte nicht zu den Eigenschaften des Fürsten. Er erwiderte die ihm dargebrachten Grüße auf das Liebenswürdigste und lächelte huldvoll, als eine Schaar junger Burschen in ein Hochgebrüll ausbrach.

„Reizend!" wandte er sich nun schon zum zweiten Mal an den Kammerherrn. „Wenn ich damit Ihre Empfänge vergleiche —" Er brach ab und erwiderte den militärischen Gruß eines stämmigen Burschen, der mit Hammer und Säge an der Verschlußfalle eines Bewässerungsgrabens handtirt hatte. „Strammer Bursch!" murmelte er wohlgefällig.

„Hoheit sehen mich bekehrt," sagte der Kammerherr zerknirscht.

„Freut mich!" lächelte der Fürst. „Mh . . sehr nette Mädels! . . Zum Anbeißen." Er machte den Begleiter auf einige Dorfschönen in kurzem Rock und Mieder aufmerksam, die kniefend am Straßengraben standen. „Hätten halten sollen," murmelte er bedauernd, als der Wagen vorüber war. „Werden auf dem Rückweg nachholen."

Eine lange breitschulterige Gestalt in Kanonenstiefeln und Bratenrock hatte sich dem fürstlichen Wagen genähert. In der Rechten trug die Erscheinung eine große Baumscheere, in der Linken eine hutartige Kopfbedeckung. Der Fürst ließ halten; der Mann trat an den Schlag. „Hoheit verzeihen: mein Name ist Roggenstiel, Bürgermeister Roggenstiel."

„Schön! Sehr schön! . . Freut uns, Sie kennen zu lernen, mein lieber Bürgermeister," erwiderte der Fürst huldvoll.

„Ja, Bürgermeister Roggenstiel," wiederholte der Dorfgewaltige. „Hoheit wollen unterthänigst entschuldigen, daß ich nicht ganz in der Verfassung bin. Ich —"

„Macht nichts," schnitt der Fürst lächelnd ab. „Scheinen selbst mit Hand anzulegen . . . Brav! . . Lieben das . . . Wohl Baumscheere?" Er warf einen Blick auf das Instrument.

„Ja, Baumscheere, Hoheit. War eben d'ran die Pflaumenbäume zu putzen. Muß auch sein."

„Unsere Anerkennung noch über vortrefflichen Eindruck, den wir empfingen . . . Halten gutes Regiment. Haben uns überzeugt."

„Hoheit sind zu schenerös!" stammelte der Belobte. „Man thut halt so seine Pflicht . . . Na, und wenn Hoheit meinen, daß ich die gethan hab', dann freut's mich. Allergnädigst, versteht sich."

„M . . gewiß . . Soll Sie freuen! . . Freut uns auch," sagte der Fürst amüsirt. „Bekommen nun auch noch die Fabrik heraus. Waren wohl überrascht? . . Nicht? . ."

„Na, das Weniger," sagte der Bürgermeister, sich den Schweiß von der Stirne wischend. Er hatte während des Sprechens seine Kopfbedeckung in die Hintertasche des Bratenrocks gezwängt und das dort deponirte sonntägliche rothe Schnupftuch an das Tageslicht gebracht. „Das weniger," wiederholte er, das Tuch einsteckend. „Wir glaubten schon, die Geschichte sollt' nimmer wahr werden."

„M . . ä . . wieso nimmer wahr werden?" frug der Fürst aufmerksamer.

„Ich meine, weil er den Bauplatz schon vor drei Jahren gekauft hat. Der Herr von Witte, meine ich."

„Unmöglich!" rief der Fürst.

„Doch, doch, Hoheit! . . Sind zwei Morgen Kartoffelacker von mir dabei. Der Rest ist Roggenfeld vom Franzosenfritz . . . Hat um Johanni noch eingesät . . . Wenn Hoheit den Weg zum Bahnhof fahren, können Sie sich überzeugen."

Der Fürst dankte; seine Miene hatte sich verdüstert. Er bezwang sich und reichte dem Bürgermeister die Hand. „Werden Ihnen gewogen bleiben, mein lieber Roggenstiel . . . Nochmals unsern Dank! . . Gedenken Rückzug über den Wald zu nehmen. Müssen eilen. Tage sind noch kurz."

Ein Wink an den Kutscher, der Wagen setzte sich in Bewegung. Hinter ihm erbrausten die Hochrufe der Dorfbewohner, bellten die Dorfköter, ihre Mißbilligung des raschen Fahrtempos ausdrückend. Der Kammerherr drohte langsam in sich zusammenzusinken; er schwor sich in Stillen, nie wieder einen Bürgermeister in irgend einer Form zu benachrichtigen; der Fürst kante an seinem Schnurrbart, bei ihm ein Zeichen höchsten Ingrimms.

„Haben gehört?!" begann er, nachdem das letzte Haus außer Sicht war, in kurzem scharfem Tone.

„Hoheit . . mir fehlen die Worte!" stammelte der Kammerherr.

„M . . mir auch . . mir auch!" rief der Fürst. „Habe für Augenblick nur einen Wunsch: möchten für einen Tag 1750 schreiben!"

„Ach, Hoheit," seufzte der Kammerherr wehmüthig, „den Wunsch habe ich täglich! . . Aber mit einem Tag — mit einem Tag, wäre uns nicht geholfen."

---

## Aus der Hauptstadt.

### Das Flotten-Manöver.

Erste Scene.

Fractionszimmer der Reichspartei.

Prinz Alexander Hohenlohe: Eine geheimnißvolle Macht sperrt sich gegen die Pläne Seiner Majestät und verhindert ihre Ausführung. Man spürt allenthalben den unheilvollen Einfluß. Die Marine-Entwürfe werden ebenfalls an der höllischen Schlauheit der Verschworenen scheitern. Wer unser Volk kennt, weiß, wie gern es alle nothwendigen Lasten auf sich nimmt; unsere patriotischen jungen Männer würden sich im Interesse der Kriegspräsenzstärke sogar noch mehr als früher mit den jungen Mädchen befassen —

Freiherr v. Gültlingen: Nein, solch ein Redefluß! Der ganze Herr Papa! Aber Sie haben Recht, Prinz: Das Volk steht in diesem Falle hinter uns, wie wir in anderen Fällen, und sobald es ernst wird, immer hinter'm Volke stehen.

Freiherr v. Unruhe-Bomst: Man sollte endlich 'mal wieder ein nationales Volksfest arrangiren, damit die Nation bei guter Laune bleibt. Seit dem 23. März haben wir keine mehrtägige Jubelfeier gehabt, und heute schreiben wir bereits den ersten April. Und dabei ist

es so leicht, den Leuten ein Vergnügen zu bereiten. Man braucht nur von Morgens vier Uhr an eine tüchtige Handvoll Straßen abzusperren und jede Aussicht durch etliche hundert Schutzmannspferdhintertheile unmöglich zu machen, dann ist sofort die richtige Feststimmung im Publicum da. Und ohne Feststimmung kriegen wir die Kreuzer nicht bewilligt.

Graf von Bernstorff: Hand auf's Herz, meine Herren — sollte das wirklich der Grund sein? Betrachten wir doch uns selbst — sind wir nicht ganz froh, zwischen zwei oder drei großen Nationalfeiern wenigstens Zeit zu haben, ein reines Oberhemd anzuziehen? Und auch wir dürfen uns doch mit Stolz Volk nennen.

Graf Moltke: Wir bilden hier gleichsam eine Volksversammlung. Was wir wünschen, wünschen auch die anderen arbeitenden Classen.

Prinz Alexander Hohenlohe: Ich muß eben auf meine vorherigen Aeußerungen zurückkommen. Das Volk ist wohlgesinnt, aber Finsterlinge, ich fürchte, hochstehende Finsterlinge sind rastlos thätig, die stolzen Projecte Seiner Majestät zu durchkreuzen. Solange wir diese starken und klugen Umstürzler nicht unschädlich gemacht haben, ist ein zustimmendes Votum des Reichstages geradezu ausgeschlossen, werden die Kreuzer nicht bewilligt.

Herr v. Kardorff (vom Kurszettel auffahrend): Und Sie haben keine Ahnung, Prinz, welch' höllischer Taktik sich die Gegner der Flottenpläne bedienen?

Prinz Alexander Hohenlohe (einfach): Ich habe Papa noch nicht darüber befragt. Aber vielleicht vermag uns Baron Stumm nähere Auskunft zu geben.

Freiherr v. Stumm (auffahrend): Ich? Wieso ich?

Freiherr v. Gültlingen (sieht ihn überrascht von der Seite an): Mm . . . mm . . . Man könnte fast denken —

Freiherr v. Stumm (mit Schärfe): Was könnte man denken?

Freiherr v. Gültlingen (bescheiden): Nichts, gar nichts? Was sollte ich wohl denken?

Graf v. Bernstorff: Ihre Schweigsamkeit, Herr Baron . . . Ihre Zurückhaltung, die man an Ihnen wahrhaftig nicht gewöhnt ist, legen mir in der That den Gedanken nahe —

Herr v. Kardorff (begütigend): Stürzen Sie sich doch nicht so in Unkosten!

Freiherr v. Stumm: Ich sehe, daß ich Ihnen eine Erklärung schuldig bin, meine Herren. Zu meinem größten Erstaunen ist die Flotten-Angelegenheit gedeihlich fortgeschritten, obgleich ich mich nicht im Geringsten darum bekümmert habe. Das muß anders werden. Ich meine, es ist nöthig, das Tempo zu beschleunigen. Und da habe ich mir ein brillantes Manöver ausgetüftelt, um den widerspenstigen Reichstag vor der Krone in den Staub zu zwingen und ihn ihrem Willen zu beugen. Deßhalb meine anscheinende Theilnahmlosigkeit Ihren Erörterungen gegenüber. Ich war eben ausschließlich mit mir selbst beschäftigt.

Herr v. Kardorff (in warmem Mitgefühl): Armer Mann!

Prinz Alexander Hohenlohe: Und darf man nichts Näheres hören?

Freiherr v. Stumm: Sie sind der Sohn des Reichskanzlers. Es wäre noch schöner, wenn, etwa durch Ihre Vermittelung, der erste Beamte des Landes erführe, was in der hohen deutschen Politik vorgeht.

Freiherr v. Unruhe-Bomst (mißtrauisch, sagt aber nichts).

Freiherr v. Stumm: Im Uebrigen erkläre ich die Fractionssitzung für aufgehoben.

Prinz Alexander Hohenlohe (nimmt den Freiherrn v. Gültlingen bei Seite, leise): Haben Sie vielleicht zufällig schon einmal eine Schlange an Ihrem Busen genährt?

Freiherr v. Gültlingen (muß die Frage aus anatomischen Gründen leider verneinen).

## Zweite Scene.

Foyer des Reichstags.

Pachnicke: Dr. Lieber ist mindestens schwankend geworden. Ich glaube, wir dürfen uns nicht auf eine grundsätzliche Ablehnung verbeißen. Dergleichen möchte oben übel vermerkt werden.

Rickert: Sie sind ein Streber, Pachnicke. Nein, nein, Sie brauchen mir für dies Wort nicht zu danken; was wahr ist, muß wahr bleiben. Sie spielen natürlich auf die Krisis an —

Pachnicke: Gewiß. Und ich bin guter Hoffnung —

Rickert (erregt): Da muß ich Ihnen doch bemerken, daß in der Fraction nur ich das Recht habe, guter Hoffnung zu sein. Ich warte doch schon ein paar Jahre länger als Sie! Das wäre ja noch schöner, wenn mir jeder junge Mensch das Portefeuille wegschnappen könnte, das ich nie bekomme.

Dr. Barth (gesellt sich zu der Gruppe): Ich kann nicht unterlassen, auf die vornehme und überzeugende Art hinzuweisen, in der die Regierung dies Mal für ihre Flottenpläne wirkt. Gar keine Pression, gar kein Gedränge und keine Drohungen, wie unter der Tyrannis des alten Reichsnörglers. Wir müssen uns unter diesen Umständen unsere Stellungnahme doch noch sehr reiflich überlegen.

Herr v. Bennigsen: Bravo, College! Und außerdem — der ganze Reichstag, besonders aber unsere beiden Fractionen, sind wie Kunstwerke aus Zuckerguß. Wir müssen Alles thun, sie vor Auflösung zu bewahren.

Herr v. Benda: Die Regierung enthält sich ängstlich jeder böses Blut machenden Einwirkung, das Haus kann ganz aus freiem Ermessen heraus handeln — warum soll es da nicht 'mal Ja sagen?

Bachem: Mein Gott, dem alten Hohenlohe zu Liebe thut man schon Mancherlei. Die Regierung benimmt sich überhaupt in dieser Frage so höflich, sie erleichtert uns die Zustimmung in jeder Weise — warum muthwillig einen Conflict heraufbeschwören?

Müller (sein Famulus): Eigentlich wahr. Bezahlen müssen wir ja schließlich doch. Und etwas Rücksicht muß auch auf die Centenarfeier genommen werden.

Freiherr v. Stumm (geht mit Fractionsgenossen an der Gruppe vorüber, bei Seite): Passen Sie auf, meine Herren, jetzt geht mein Flottenmanöver los! (laut) Majestät haben mir heute Morgen im Thiergarten gesagt, wenn ihm der Reichstag seine Schiffe nicht bewillige, gäbe es einen Kladderadatsch, wie er noch nicht dagewesen ist, und das ganze Ministerium werde zum Teufel gejagt! (bei Seite): So. Das wird seine Wirkung thun. (Er verschwindet im Hintergrunde.)

Dr. Barth (verlegen): Ein unvorsichtiger Mensch!

Pachnicke (träumerisch): Aber beneidenswerth informirt!

Herr v. Bennigsen: Eine Pression ist es ja eigentlich nicht, aber —

Bachem: Wenn das publik würde, ruinirte es uns den ganzen Flottenplan. Indessen glaube ich, die Bemerkung ist dem Collegen nur so entschlüpft —

Rickert: Schweigen wir doch davon, schweigen wir! Wer wird denn einen Spaß gleich bitterernst nehmen! (zu dem vorüberhastenden Reporter Cohn): Wohin so eilig, liebster Doctor?

Cohn: Na — Frage! Mit Taxameter auf die Redaction, Stumm's Enthüllungen gesperrt in's Abendblatt bringen! Feiner Happen! (Stürzt ab. Die Herren sehen sich befangen an.)

Pachnicke (hält den athemlos einherkeuchenden Original-Correspondenten des New York Herald an): Was haben Sie denn? Sind Sie krank?

Der Original-Correspondent: Haupttelegraphenamt — Siebenhundert Worte — lassen Sie mich, lassen Sie mich! Conflict in Sicht — Sturz sämmtlicher deutscher Minister — Kladderadatsch, wie er noch nicht dagewesen ist — zum Teufel noch 'n 'mal — (ab).

Bachem: Es ist zu spät. In einer halben Stunde weiß es die ganze Welt.

Dr. Barth: Wir werden jetzt leider Muthesmuth zeigen müssen.

Rickert (zaghaft): Sie meinen, gegenüber der Oeffentlichkeit, die uns nun feige und leicht in's Bockshorn zu jagen nennen wird?

Pachnicke (mit starker Stimme): Nein! Muthesmuth vor Fürstenthronen!

Rickert (knickt zusammen).

Müller: Verdammt, verdammt! Nun hab' ich die ganze Rede umsonst gemacht. Und mir gestern Abend deßhalb die Kneipe um die Ohren geschlagen!

v. Benda: Zu unangenehm! Alles war so schön im Gange! Wer wohl bloß wieder den Stumm gegen die Regierung aufgehetzt hat?

## Dritte Scene.

Fractionszimmer der Reichspartei.

Graf v. Bernstorff: Sie erschrecken mich, Prinz!

Prinz Alexander Hohenlohe: Es ist, wie ich Ihnen gesagt habe. Der Geheimbund nennt sich Scharfmacherclub und verfolgt die Tendenz, in entscheidenden Augenblicken der Reichsregierung in den Rücken zu fallen. Die Verschworenen geben vor, sie durch die Wiedergabe allerhöchster Aeußerungen zu unterstützen, thun das aber in der denkbar plumpsten Weise und wenden Mittel an, die naturnothwendig das gerade Gegentheil von dem angeblich beabsichtigten Erfolge hervorrufen müssen. Na, ich kann Ihnen nur wiederholen, Papa ist außer sich über dies Flottenmanöver.

Herr v. Kardorff: Nein, nein, Sie irren. Ich kenne unsern Freund zu lange, zu genau —

Freiherr v. Unruhe-Bomst: Ich für meinen Theil hab' es immer geahnt. Bloße Eigenschaft, gegen die selbst Götter vergebens kämpfen, konnte es nicht sein; das war mir von vornherein klar. Wer, ohne mit der Wimper zu zucken, solche Streiche verübt, dachte ich mir, der muß zu den raffinirtesten europäischen Schlaubergern gehören, zu den gefährlichsten Umstürzlern.

Freiherr v. Gültlingen: O, nun durchschau' ich Alles. Bebel ist ja ein dreizehnjähriger Backfisch im Vergleich mit dem!

Graf v. Bernstorff: So eine Verderbtheit des menschlichen Herzens! Man sollte auf der Stelle ein Umsturzgesetz einbringen, diese tückische Kampfart und ihre Jünger mit Stumpf und Stiel ausrotten —

Graf Moltke: Stil haben sie zum Glück keinen. Und Sie sind überzeugt, daß sich unserer früherer Fractionscollege wirklich von solchen Motiven leiten ließ?

Prinz Alexander Hohenlohe: Daß Sie daran noch zweifeln können, lieber Graf! Sie müssen ihm einen schlichtweg phänomenalen Grad von Beschränktheit zutrauen, an den heut zu Tage kein Mensch mehr glaubt.

Herr v. Kardorff (ehrlich und warm): Mich machen Sie doch nicht schwankend. Ich glaub' an ihn! Timon d. J.

## Das Begas'sche National-Denkmal.

Es ist sehr schwer zu sagen, ob National-Denkmäler heute mehr Volksangelegenheit oder mehr politische Angelegenheit sind. Am schwersten ist's, zu untersuchen, wie weit sie allenfalls noch — Kunstangelegenheit sind.

Der Standpunkt ließe sich vertheidigen, daß National-Denkmäler gewissermaßen außerhalb der Linie unserer künstlerischen Entwickelung betrachtet werden müßten. Daß es ganz falsch sei, an sie die Frage zu richten: was nützt ihr der Kunst? Daß sie allein durch ihr Dasein und durch die mannigfaltigen Associationen, die sich damit verknüpfen, eine so hohe ideale Bedeutung besäßen, der gegenüber die rein-ästhetischen Fragen in ein Nichts zusammensänken. Ein Bismarck-Denkmal ist unter allen Umständen Etwas — wenigstens für die Stadt, in der es steht! — auch wenn sein Verfertiger nur eine brave Dutzendkraft ist, die eben redlich gab, was sie vermochte. Während sonst in der Kunst nur das Höchste gilt, könnte hier auch schon das Mittelmäßige gelten, weil in dem bloß Stofflichen schon eine bewegende Kraft, eine pietätvolle Gesinnung liegt.

So könnte man sagen. Aber thut man gut, so zu sagen?

National-Denkmäler ragen in die Jahrhunderte hinein. Mögen sie für ihre Zeit bedeuten, was sie wollen, — sie werden stets als die Signatur ihrer Zeit betrachtet und gewürdigt werden. Man wird nach ihnen das Gesammtkönnen, den Gesammtcharakter eines Kunstzeitalters immer wieder abschätzen. Die übrigen Keime, die in einer Zeit vorhanden waren, und die vielleicht nicht zur Entwickelung kamen, sie werden gegenüber der ungeheuren öffentlichen Bedeutung eines National-Denkmals vor der durchaus nicht immer gerechten, oft ganz einfach brutalen „Geschichte" in die zweite, in die dritte Linie gedrängt, verschwinden oft ganz aus dem Bewußtsein der Menschen, oder leben einzig in den seiner organisirten Köpfen der Kenner und Forscher.

Unter diesem Gesichtspunkt stellt sich unsere Betrachtung doch ein wenig anders. Man kann sagen: die kunsthistorische Bedeutung ist einem National-Denkmal gewiß; die künstlerische Bedeutung ist ihm — Ehrensache! Gerade weil es ein ganzes Zeitalter zu repräsentiren hat, nicht nur durch sein Stoffliches, nein auch durch sein Können und Wollen, erwächst ihm die hohe Pflicht, die beste Kraft einer Zeit in ihrem innersten Wesen zum Ausdruck zu bringen.

Die Frage: ob das Begas'sche National-Denkmal für Kaiser Wilhelm I. die beste Künstlerkraft unserer Zeit enthalte, wird man kühl und bestimmt mit „Nein" beantworten können. Die andere Frage: ob es für breite und mächtige Strömungen unserer Zeit ein charakteristischer Repräsentant sei, läßt sich dafür eben so unumwunden mit „Ja" entscheiden.

Gewiß, ich erkenne unsere Zeit in diesem Denkmal wieder, — Vieles, was ich theils mit Widerstreben, theils mit kaltem Staunen zu betrachten mich gewöhnt habe. Alles was in unserer Zeit Prächtiges und Prunkvolles enthalten ist, tönt aus diesem Denkmal wieder, ihr selbstherrliches Schalten mit dem Gut der Vergangenheit, ihr Imponiren-Wollen, ihr Schneidig-Thun. Wie eine Panzerfregatte, Volldampf aus allen Kaminen schnaubend, buntbewimpelt, kanonenstarrend einfährt in einen fremden Hafen, so wächst, rauschvoll-demonstrativ, dieses Arcaden-Denkmal hervor aus dem blei-todten Gewässer eines stillen Spreecanals und bewegt sich mit lärmvollem Brausen wider die altersschwarze Schloßfront, die kühl und unbewegt herniederschaut.

Gewaltigkeit: dies ist das angestrebte Ziel. Für den tiefer prüfenden Beschauer zerrinnt indeß dieser Eindruck gar bald. Etwas Höfisch-Glattes, Salonhaft-Zierliches erscheint als das Wesen dieser Formensprache. Man sehe nur, mit welch gesellschaftlicher Eleganz, völlig in den Regeln der Tanz- und Anstandsschule, der weibliche Genius das Roß des alten Kaisers geleitet. Und die Victorien um den Sockel, wie balletmäßig balanciren sie auf ihren Kugeln, mit „schönen" erklügelten Körperbiegungen und schmeichlerischen Armbewegungen! Aber erst die Wagenlenkerinnen auf den Zinnen der Arcadenflügel! Diese Mischung von barocker Imposanz und der Geziertheit des Rococo! Wie sie die Zügel halten in läßig-gehobenen Armen, circusdamenhaft-stolz! Und vor ihnen „die schnaubenden Rosse", mit welch dressirter Wildheit sie sich gebärden! Wie sie aus Nüstern schnauben und die Hälse werfen! Und die genial-frisirten Mähnen, und die „peitschenden" Schweife! Und die Beine, theils in edlem Stolze angestemmt, theils mit ausgelassenen Capriolen die Luft durchschneidend!

Auch Löwen sind bei dem Denkmal — die fehlen jetzt noch nirgendwo — Eberlein hat sie populär gemacht! Was sie eigentlich sollen, ist schwer zu sagen. Zum alten Kaiser standen sie wohl kaum in näherer Beziehung. Aber auf vorspringenden Eckpostamenten um den Sockel gruppirt, machten sie eine effectvoll-decorative Wirkung. Zumal wenn sie erbeutete Siegestrophäen in den Pranken haben! Und wie sie geduckt schleichen, frei nach Friese, mit katzenhaft gestreckten Leibern! Und nach dem alten Vers: „Der Löwe brüllt, wenn er nicht schweigt", haben sie die Mäuler theils aufgerissen, theils zusammengeklappt. Im Uebrigen sind's ziemlich wüste Gesellen. Spröde Seelen finden sie „naturalistisch" — dieses Wort hat nämlich in gewissen Kreisen nicht den Sinn von „naturgetreu", sondern von „häßlich". Doch finde ich „häßlich" entschieden zu viel gesagt — phrasenhaft sind sie, ganz einfach!

Das Gelungenste an der Gesammtanlage ist unzweifelhaft die Architektur. Sie ist in strengen edlen Hochrenaissanceformen gehalten. Doch verschmäht sie weder die gebogenen Fassadenlinien des späteren Barock, noch auch, im Aufriß, strenge hellenisirende Elemente. Gelegentlich sind malerisch-hübsche Durchblicke geschaffen. Als Einrahmung ist sie jedenfalls von imposanter Wirkung.

Ja, als Einrahmung! Fast Alles ist Einrahmung an diesem National-Denkmal. Und wer weiß, wozu die Einrahmung alles passen möchte! Zum alten Kaiser Wilhelm jedenfalls sehr wenig. Man könnte sein Reiterstandbild ganz gut einmal später herunternehmen und durch ein anderes ersetzen. Jedes Andere wird mindestens eben so gut hinpassen als das seine. Ist doch jede individuelle Beziehung auf sein Wirken vermieden, der Standort selbst ohne jegliche individuelle Intimität gewählt. Und jene Männer, ohne die er uns nicht denkbar erscheint, die Paladine, wie man sie früher nannte, sie fehlen nicht bloß, es fehlt auch jeder Hinweis auf sie. Der Fürst allein soll durch dieses Denkmal geehrt werden, seiner Mitarbeiter wird nicht gedacht. Und „der alte Herr" wußte so genau, was er aufopfernder Beihülfe verdankte. Er verstand es so weise, sich weisen Rathgebern unterzuordnen. Nun prangt er, losgerissen von seinen Getreuen, in kühler gemüthloser Fürstenhöhe, einsam auf seinem Postament, das man ihm geflissentlich huldigend erhöht hat. Da steht er also, ein Reiterstandbild wie andre mehr. Ich wüßte nichts Besonderes darüber zu sagen. Denn dieses ist doch nicht von Besonderheit: daß wie in der Umgebung so auch in der persönlichen Erscheinung des greisen Helden das Individuelle möglichst getilgt wurde, zu Gunsten einer (man nennt das ja wohl: idealisirend) conventionellen Auffassung, die man vielleicht seinem „Bild im Volke" zu geben wünscht. Ich glaube indeß, daß die lebensgetreue, mit so viel rührender Innerlichkeit erfaßte Darstellung, wie sie uns Lenbach vom Neunzigjährigen gegeben hat, sich dermaßen in's Bewußtsein des Volkes einleben wird, daß jegliche „gereinigte" Wiedergabe daneben als unrein, weil als unwahr erscheinen wird.

Wo das Individuelle aber fehlt, da fehlt auch der Geist, wenigstens was im echten Sinne so heißen kann. Der theatralische Prunk und drommetenhafte Lärm widersetzen sich dem Geist sowieso. Sie hassen ihn, weil sie ihn fürchten müssen. Man betrachte einmal den physiognomischen Ausdruck der an diesem National-Denkmal angebrachten Figuren. Eine armseligere Leere wird man selten finden. Alles bloß aufgeblasene Emphase. Keine Bescheidenheit, keine Innigkeit, keine Nachdenklichkeit — keine deutsche Volksseele! Nicht einmal, wo Vorbilder schlicht zu reproduciren waren, ist man der Aufgabe gerecht geworden. Da ist auf dem hinteren Rand der Arcade, in der Gruppe der Kunst, eine Otricoli-Büste. Welch todtes aufgeschwemmtes Gesicht! Aller Geist herausgetrieben, alle natürliche Majestät! Vielleicht hat dort ein Handlanger gearbeitet, aber ist nicht der Meister für das Ganze verantwortlich?

Und was sagt das Volk, von dem es doch heißt, es habe das Denkmal errichtet? Es drückt sich nicht recht aus, soviel man bis jetzt spüren kann. Man wagt nicht zu loben, nicht zu tadeln. Ergriffen — ist Niemand!

Franz Servaes.

---

## Dramatische Aufführungen.

Die Athenerin. Drama in drei Akten von Leo Ebermann. (Königliches Schauspielhaus.) — Willehalm. Dramatische Legende in vier Bildern von Ernst v. Wildenbruch. (Königliches Opernhaus.) — Kinder der Bühne. Lustspiel in fünf Akten von Edgard Hoyer (Berliner Theater).

Herr Dr. Leo Ebermann ist eigentlich Jurist, aber wie jeder anständige Wiener Jurist, der in den Kaffeehäusern der Inneren Stadt seinen Stammtisch hat, dichtet auch er Dramen. Es steckt offenbar ein idealer Zug in dem blassen Jüngling, denn sonst hätte er sich auf den Realismus geworfen, mit dem man es heut zu Tage weiter bringt als mit herzlich gut gemeinten Jambentragödien. Die literarische Runde, unter deren Schutz Dr. Leo Ebermann allnachmittäglich seine Schale mit Schlagobers trank, wußte seit Jahren, daß das schwarzbärtige Mitglied ein Griechenstück nicht nur mit sich herumschleppte, sondern auch unermüdlich den Stadttheatern in der Provinz anbot — die Wiener Bühnen hatten es selbstverständlich bereits ausnahmslos abgelehnt. Man mischte sich nicht in Ebermann's Wonnen und Schmerzen, man sprach nicht von dem regen Verkehr, worin er mit so vielen Theaterkanzleien stand, und man beneidete ihn höchstens um die zahlreichen Gulden, die er für Porto ausgeben konnte. Da geschah plötzlich etwas Unerwartetes. Josef Lewinsky von der Burg erschien an der Schlagoberstafel, tuschelte eifrig mit dem Phryne-Poeten und brachte am nächsten Tage — fast brach eine Palastrevolution darüber los — den Director Burckhard mit. Alle Widerstände wurden durch geheimnißvolle, aber wirksame Fürsprecher überwunden: wenige Wochen später erfuhr Ganz-Wien officiell, daß ihm ein neuer Dichter erstanden sei und daß die Hofbühne es für ihre moralische Pflicht halte, das junge Genie sozusagen aus der Taufe zu heben.

Nun haben wir auch in Berlin seines Geistes einen Hauch verspürt. Man sah einen niedlichen Maskenscherz, wie ihn Wiener Herrschaften aufführen mögen, wenn sie sich vergnügungshalber in Paris aufhalten. Ebermann hat fleißig die Boulevardstücke studirt, die auf

den Wiener Theatern nicht ganz so gut wie von unserer Lautenburgtruppe gegeben werden, er brach den dort erspähten Conflicten die lustigen Spitzen ab und machte sie nußdorfisch gemüthlicher und tragisch zugleich. Dann gab er den Helden und Heldinnen seines Sittenschauspieles griechische Namen und verlegte die Scene in das Athen vor dem peloponnesischen Krieg. Augier hat bei dieser schwierigen Uebertragung brauchbare Hülfe geleistet, auch einige deutsche Jambendramatiker, Grillparzer voran, sind bemüht worden. In die verweichlichte Weltstadt des Perikles bringt eine spartanische Gesandtschaft ein und drückt den dringenden Wunsch ihrer Landsleute aus, daß man die Stadtmauern niederreiße. Bei der Gelegenheit verliebt sich der reckenhafte Spartaner Agis, ein directer Nachfahr des bekannten Sohnes der Wildniß, in die wunderschöne Phryne. Sonnige Tage folgen, aber gelegentlich merkt der stolze Königssohn doch, daß er Annehmlichkeiten genießt, die Jemand anders bezahlt. Phryne selbst fühlt sich außer Stande, arm und dabei glücklich zu sein, vor der Aussicht, als Agis' Weib in dem düstern Lakedämon hausen zu müssen, graut ihr, und nach etlichem Hin und Her kehrt sie zu ihrem Millionär zurück. Besondere Phantasie kann man dem Verfasser nicht vorwerfen, und die dürftige Handlung innerlich zu beleben, hat er auch nicht verstanden. Im ersten Akte flackert hier und da etwas wie dramatisches Leben auf; der zweite enthält nichts als sinnliche Rederei, und der dritte verblüfft durch die Hülflosigkeit des Autors. Wohl läuft in der Charakteristik manche Feinheit mit unter, doch arbeitet Ebermann auch hier zumeist mit unangenehm drastischen Mitteln. Widerlich wirkt die Scene, wo Agis darüber aufgeklärt wird, daß er vom Golde des reichen Thrasyll, des Soutenenrs seiner Holden, lebt; dumm und plump ist die Versuchung, der Phryne am Ende unterliegt. Herr Ebermann ist in den Fehler aller Anfänger verfallen, doppelt und dreifach, aber schwach motiviren zu wollen, was nur einer einzigen, dafür allerdings stichhaltigen Begründung bedarf. Der Abwechslung halber erspart er sich dafür manchmal wieder all' und jede Begründung ganz. Und da er auch mit verdrießlichen, einschläfernden Längen und Langweiligkeiten durchaus nicht spart, wäre der Erfolg des Werkes in Wien einigermaßen unerklärlich, wenn nicht die schwüle, sogar freche Sinnlichkeit wäre, die über der Arbeit liegt. Ebermann sagt so ziemlich Alles, was in einem Comtessen-Theater nicht zu sagen ist; die Zurückdatirung in die Antike indeß macht den erotischen Schwulst und die neurasthenische Lüsternheit den Damen erträglich, selbst schön. Dank der dreisten Geilheit, die alle drei Akte durchtränkt, übersah das Publicum hier wie dort die argen Gebrechen des Dramas und die oft schülerhafte Naivetät seines Schöpfers. Ebermann's Jambus fand Gnade, obwohl er die klapprigste Reporter-Prosa an Mißklang und Härte übertrumpft. Massenhaft durchwucherten den platt sentenzelnden und mit Trivialitäten getrüffelten Dialog Verse wie diese hier:

Bei Tisch saß neben ihr
Ein frischer Junge, und ich schielt' nach ihm.
Da spricht die Phryne: Lysion, willst Du ihn?
Ich schenk' ihn Dir, und will ihm obendrein
Befehlen noch, daß Du ihm wohlgefällst!

Dergleichen Gewäsch hätte nicht einmal der Dramaturg des Deutschen Theaters, Moritz Ehrlich, uncorrigirt hingehen lassen, der patriotische Prologpoet, dessen Rhythmen Herr Kainz anläßlich der Centenarfestvorstellung vortragen muß:

„Mein Sohn, was ist denn bei euch los?" —
„Wir feiern Wilhelm dem Großen
Sein (!!) Centenar! Drei Tage lang!
Nicht einen einzigen bloßen!"

Angesichts solcher Dichtkunst ist es beinahe leicht, Herrn Ernst v. Wildenbruch den grimmigen Schmarren zu verzeihen, den er seinen Berlinern zur Hundertjahrfeier als „Willehalm" auftischte. Der Verfasser der Karolinger & Co. hat ein Recht darauf, selbst in seinen Irrungen kritisch ernst genommen zu werden, aber jedem Andern als ihm gebührte im vorliegenden Falle die für groben Unfug landesübliche Strafe. Einsichtig genug, selbst die abscheuliche Geschmacklosigkeit seines Opus zu erkennen, hat er sich denn auch bereits in die Oeffentlichkeit geflüchtet und einen Theil der Schuld an der Mißgeburt auf hohe Stellen gewälzt, die ihn zu endloser Verstümmelung seines Musenkindes zwangen. Herr v. Wildenbruch ist noch jugendlich unvorsichtig, sonst stellte er sich nicht so unbefangen bloß mit einer Erklärung, die seinem Mannesmuth und seiner Auffassung von Poeten-Pflichten so oder so ein seltsames Zeugniß ertheilt. Immerhin darf er nach seinem offenherzigen Geständnisse erwarten, daß die Kritik über eine Arbeit schweigt, für die er nur als verantwortlicher Redacteur zeichnet. Wer die eigentlichen Urheber sind, läßt sich höchstens an der erschreckenden Phantasielosigkeit der Allegorie erkennen, an der Mißachtung Bismarck's, und an der eben so urkomischen wie grundschiefen Auffassung des Charakters Wilhelm's I. Der ruhig verständige, nüchterne Arbeiter ist zu einem romantischen Himmelsstürmer, einem schwatzhaften Helden aus Zuckerguß gemacht worden. Bismarck aber giebt in der Legende, ehe „Willehalm" ihn zur That anfeuert, hoffnungslos und müde die Arbeit an der Einigung Deutschlands auf und besäuft sich lieber:

„Also schenkt mir eine Kanne
Bis zum Rande, Rande ein;
Bin ich denn kein froher Deutscher,
Will ich ein Betrunkener sein!"

Es ist schlimm, daß Herr v. Wildenbruch sich darauf berlinisch grob sagen lassen mußte:

„Trinke Wein aus Preißelbeeren,
Dichte mächt'gen, mächt'gen Quatsch;
Ja, für Schillerpreißelbeeren
Höhn' ich Bismarck gern dramat'sch!"

Der dreitägige Freudentrubel zu Ehren des alten Kaisers hat der dramatischen Literatur keine Bereicherung gebracht. In den drei Hoftheatern wurde den Schülern und Schülerinnen Berlins unter den Augen des Hofes und seiner fürstlichen Gäste von den Kasseler, Berliner und Hannoveraner Schauspielern des Königs Otto von Pforten's patriotisches Drama „1812" gegeben. Der Anblick all' der Tausend aufhorchenden Kinder war jedenfalls erfreulicher, als das Schauspiel auf den drei Bühnen. Das Drama mit dem puppentheaterhaften Napolium, das übrigens soeben bei Carl Winter in Heidelberg im Druck erschienen ist, kann auf den Namen eines Meisterwerkes oder auch nur einer guten Arbeit keinen Anspruch erheben, aber als patriotisches Gelegenheitsstück ist es uns jedenfalls lieber, als das auf Bestellung angefertigte Festspiel des Herrn Hans von — nie ohne dieses! — Hopfen, das im Kgl. Schauspielhause von einer überstattlichen Borussia, einem deutschen Jüngling und einem sicheren Widerwart ziemlich widerwärtig declamirt wurde. Ingleichen ist es uns lieber als das Centenardrama des Berliner Theaters: „Marksteine", worin Herr Adolph Rosée vier Episoden und mehrere Anekdoten aus dem Leben des alten Fritzen auf die Bühne bringt. Friedrich Wilhelm's I. Rache-Vermächtniß mit dem Wusterhauser Tabakscollegium und einer Polter- und Schnarchscene, des jungen Königs Flötenspiel und Windspiel und Aufbruch nach Schlesien, dann die betrübende und doch erhebende Niederlage von Kunersdorf mit einer Proceßanekdote, und endlich eine Entrevue in Mährisch-Neustadt zwischen Friedrich und Joseph mit zwei Schnupftabaksdosen und dem Torganer Marsch. Das Feststück hat wenigstens das eine Gute, daß es sich ganz harmlos giebt und keinerlei höhere Ansprüche ambirt, was sich von dem Melodrama des Herrn v. Wildenbruch nicht sagen läßt.

Das dänische Lustspiel „Kinder der Bühne" ist als Milieuschilderung der Coulissenwelt sehr hübsch und unterhaltend. Wir sehen da in angenehmer Gestaltung alle Typen des Komödiantenthums in der harmlos heiteren Weise Holtei's: den jungen Kunstbeflissenen, das verbummelte Pump- und Kneip-Genie, den Helden und Damenliebling, den nüchternen Kunsthandwerker, die spießbürgerliche Salondame und die leichtsinnige Liebhaberin. Auch einige originelle Scenenbilder: die Zigeunerwirthschaft im Komödiantenheim, wo man mit Kinderhosen den Staub wischt und mit seidenen Damenkleidern den Tisch deckt; die Schauspielergarderobe aus dem „Vater der Debutantin", Alles mit zahmer Ironie und in mehr andeutender, nicht naturalistisch breiter Ausführung. Die Achillesferse ist die schwache Handlung. Der noch sehr jugendliche erste Held und Liebhaber heirathet eine gut bürgerliche Dame, die schon in den Flitterwochen durch Eifersucht und mangelndes Verständniß für seinen Künstlerberuf das Eheglück stört. Das Problem der Künstlerehe droht eine tragische Wendung zu nehmen — man denkt hier an die entzückende short story in Daudet's „Femmes d'Artistes" — bis am Schlusse der Stolz auf die rühmlichen Leistungen des Gatten Alles wieder zum Guten lenkt. Das Stück war glücklich inscenirt und fand reichen Beifall.

## Notizen.

Als 14. Band von Heinrich Seidel's Gesammelten Schriften (Leipzig, A. G. Liebeskind) ist soeben in dem bekannten Miniaturformat in Leinen mit Golddruck und Goldschnitt erschienen: „Die Augen der Erinnerung und Anderes." Die Titelgeschichte kennen wir schon aus Liebeskind's letztem Weihnachtsalmanach und haben schon damals all' das Gute darüber geschrieben, was wir von ihr denken. Neu sind uns aber die 15 schönen Lieder eines alten Mannes, die den Volkston ganz wunderbar treffen und unser Herz dazu. In der Reisebeschreibung: Neues vom Wirthshaus zur Stranddistel besucht der Dichter seine Geburtsstadt Perlin, wo er viel Liebes und Schönes und Schnurriges sieht und wehmüthig Abschied nimmt. „Polly Seidel" ist sein Hund, ein Charakter und Orlginal im Leben und Sterben, Sinnen und Minnen, aber er nimmt ein schlechtes Ende und fällt im Grunewald als Wilddieb. „Ein Tag aus dem Bureauleben" schildert einige Episoden aus dem früheren Berufe des Ingenieurs Heinrich Seidel, der bekanntlich die Brücken der Anhalter Bahn und die Anhalter Bahnhofshalle zu Berlin mit construirt hat. Auch hier beim Reißbrett finden wir allerlei Käuze, an denen Jean Paul seine Freude hätte. Eine stimmungsvolle Malerbiographie und ein schalkhaftes Märchen vom Zauberclavier macht den Beschluß. Von dem letzteren wollen wir nur so viel verrathen, daß es in seiner Ironie den Standpunkt vertritt, daß das Clavierspiel zwar gestattet, aber so eingeschränkt werde, daß es zur Ohrenweide, aber nicht zur Qual werde. Es ist eine Welt des Kleinen und Kleinlichen, in der Seidel Meister ist, doch er belebt und gestaltet sie als echter Dichter, warmherziger Menschenfreund und heiteres Weltkind.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Hans von Bülow**
**Briefe und Schriften**

herausgegeben von

Marie von Bülow.

**II. Ausgewählte Schriften.**

(1850–1892.)

500 S., geb. Mk. 6,—; in Leinwand Mk. 7,—; Halbfranzband Mk. 8,—.

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter —** in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Die Gegenwart 1872–1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Verlag von **L. Ehlermann** in Dresden

**Die geschichtliche Entwickelung der Gegenwart seit 1815**

unter Berücksichtigung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland

von **Ferdinand Schultz**

Vollständig in 2 Bänden. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 7.—

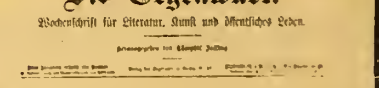
Der deutschen Volkswirtschaft und der sozialen Bewegung sind besondere Abschnitte gewidmet

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen**

**Vorbereitung** für das Freiwilligen, Fähnrich, Primaner u. Abiturientenexamen rasch, sicher, billigst
**Dresden, 8.** **Moesta,** Director.

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

## Abonnement
auf das
**II. Quartal 1897.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 15. Berlin, den 10. April 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Auflösung der Provinz Posen. Von Kurd von Strantz. — Elektrische Hauptcisenbahnlinien. Von Ingenieur W. Berdrow. — **Literatur und Kunst.** Die Gypsfrage und andere Kunstfragen. Von Anton von Werner. — Hans von Bülow als Schriftsteller. Von Georg Thiele. — Daniel Sanders. Von Friedrich Düsel. — **Feuilleton.** Die hübsche Anna. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Vergessenes Vergessen. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Anzeigen.

### Die Auflösung der Provinz Posen.

Von Kurd von Strantz.

Das sogenannte Großherzogthum oder die Provinz Posen sind gänzlich ungeschichtliche Begriffe. Landschaftlich hat es nie bis zur Schaffung der Provinz im Jahre 1815 einen geographischen oder nationalen Bezirk dieses Namens gegeben. Der Norden der heutigen Provinz ist altes Ordensland und wurde als westpreußischer Landestheil mit Thorn und dem Culmerland polnisch. Der Süden, das Fraustadter Land, ist schlesischer Piastenbesitz, welcher erst im 14. Jahrhundert an die polnische Krone fiel. Die Provinz hat also ganz verschiedene Landschaften in sich zu einem Ganzen verschmolzen. Die Landesgrenze gegen Rußland ist eine unglückliche und willkürlich aufgezwungene, da Hardenberg und Humboldt auf dem Wiener Congreß sich von dem schauspielerischen Zaren Alexander düpiren ließen und mehr die Einverleibung Sachsens, welche auch mißglückte, als die Erhaltung der deutschen Theile des freilich für Preußen zu großen polnischen Besitzes (Südpreußen mit Warschau) im Auge hatten. Die Entlastung des damaligen kleinen Preußen von einer unverhältnißmäßig großen Bevölkerung polnischer Zunge war gewiß erforderlich. Aber noch heute liegen jenseits der Prosna und Drewenz im Gebiete des weißen Adlers rein deutsche Ortschaften aus der Ordenszeit und der preußischen Herrschaft. Die stärkste Colonisation ist freilich erst nach den polnischen Aufständen dieses Jahrhunderts erfolgt, als Rußland weite Landstrecken der confiscirten Güter zum Verkauf stellte und der Bodenpreis dergestalt sank, daß das zahlreich einströmende Deutschthum so festen Boden faßte, daß einzelne Grenzgegenden in Russisch-Polen deutscher sind, als die benachbarten preußischen Gebietstheile. Angesichts dieser alten und neuen Volksansiedelung im eigentlichen Königreich Polen, deren deutsches Gepräge weder die polnische Mißwirthschaft noch die russische Bedrückung hat bisher beseitigen können, erscheint es freilich als eine Frage der national-politischen Zweckmäßigkeit, mindestens innerhalb der Reichsgrenzen dem deutschen Volksthum die herrschende Stellung zu gewähren, welche ihm gebührt.

Die polnische Bewegung ist keineswegs der Aufschrei eines gemißhandelten Volkes, sondern die bedauerliche Folge der Schwäche der preußischen Regierung zu den verschiedensten Zeiten. Bei den drei Theilungen Polens kam beim Uebergang der einzelnen Landestheile an die Krone Preußen der damals noch unbekannte nationale Gesichtspunkt überhaupt nicht zur Geltung. Trotzdem wurde vor dem Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806 dort so tüchtig und planvoll regiert, daß thatsächlich die deutsche Amtssprache das öffentliche Leben mehr beherrschte, als jemals später. Deutsch wurde die Verkehrssprache selbst in rein polnischen Bezirken, ohne die einheimische Muttersprache zu verdrängen. Solche damals gerechtfertigte Gewaltmaßregeln haben unser Volk und seine Regierungen nie verstanden, während gerade in den altpreußischen Ordenslanden besonders mit Hülfe der katholischen Kirche mit grausamem Zwange ungescheut polonisirt worden ist. Bei der Wiederherstellung des preußischen Staates erhielt die heutige Provinz Posen ihre gegenwärtige Gestalt und wurde der Nährboden für eine zielbewußte Agitation zur Erhaltung und Ausbreitung des Polenthums. Das regierungsseitige Schwanken zwischen Strenge und Nachsicht förderte die Zwecke des fremden, beweglichen und national tief empfindenden Stammes. Dieses Nationalgefühl der Polen ist geradezu beschämend für uns, welche wir bei unserer weltbürgerlichen Gesinnung sogar offen für das noch nicht verlorene Polen schwärmten. Der Wälsche und der Slave sind und bleiben unsere Erbfeinde. Unsere schwere Rüstung gilt nur ihnen, und wir sollten ihre Uebergriffe auf unserem eigenen Gebiete schweigend dulden? Im sogenannten Großherzogthum besitzt das Polenthum eine politische Burg, welche nach ihrer trügerischen Anschauung durch die Wiener Bundesacte geschirmt ist. Der Preußen gebliebene polnische Rest war aber keine Gabe der Mächte, sondern die erneute Einverleibung in den preußischen Staat bildete die Fortsetzung und Ausführung der Theilung Polens zwischen den drei Vertragsmächten Oesterreich, Preußen und Rußland, wobei freilich Preußen dank dem Wohlwollen der fremden Mächte und der brüderlichen deutschen Kleinstaaten, sowie durch die mangelnde Umsicht und Thatkraft seiner Staatsmänner — Stein war nicht mehr in amtlicher Stellung und daher einflußlos — den Kürzeren zog. Posen fiel bedingungslos an Preußen zurück. Die Unkenntniß der nationalen Kräfte auf deutscher Seite gründete somit den Herd der Aufsässigkeit gegen die deutsche Herrschaft bis zum heutigen Tage, da sie den Rahmen für die polnischen Umtriebe eines bisher noch nicht deutschen Gebietes schuf, wie ein solches in Oberschlesien und Westpreußen nicht vorhanden war. Eine anderweitige Angliederung der sogenannten polnischen Landestheile war geboten. Die Trennung der Provinz Preußen in die deutsche und die mehr polnische Hälfte hätte schon damals erfolgen sollen, da

auch wirthschaftlich Westpreußen mehr nach Süden und der Küste gravitirte, dagegen zum Osten keine Beziehungen hatte. Königsberg ist für Ostpreußen der Hafen und Markt des Hinterlandes bis nach Rußland hinein. Danzig bildet den Handelsplatz des Weichselthales, wozu wirthschaftlich Posen gehört. Im Bereiche einer eigenen polnischen Provinz trotz des erheblichen deutschen Bestandes mußte das national erregte Polenthum erstarken und den verlorenen Glauben an seine Zukunft wiederfinden, obschon es hier nur vorübergehend und durch das Recht der zeitweisen Eroberung eine Herrenstellung behauptet hatte. Aber bald galt Posen dem österreichischen Galizien gleich, wo die Polen thatsächlich das Herrenvolk und die unterdrückten Ruthenen seit Jahrhunderten nur ihre Knechte gewesen sind. Freilich war die altehrwürdige polnische Krönungsstadt Krakau ein Werk deutschen Bürgerfleißes. Deutscher Gemeinsinn und deutsches Recht hoben es zur Blüthe, von welcher es erst seit 100 Jahren wieder gesunken ist. Gegenwärtig ist es eine schmutzige Polenstadt mit starker jüdischer Beimischung. Aber die durchsichtige Geschichtslüge von dem polnischen Posen wurde von der Regierung und schließlich auch von den deutschen Brüdern außerhalb der neuen Provinz geglaubt. Hunderte deutscher Ortschaften wurden polnisch, ohne daß unser vergewaltigtes Volksthum auch nur seines Verlustes gewahr wurde.

Nach der jetzigen politischen Eintheilung Preußens ist das Polenthum auf die drei Provinzen Posen, Schlesien und Westpreußen zerstreut. Die Wasserpolaken Oberschlesiens sind zwar keine reinen Polen, aber leider hat man seit Friedrich dem Großen nicht verstanden, sie zu germanisiren, so daß sie gegenwärtig der großpolnischen Bewegung nur allzu zugänglich sind, nachdem sie bisher stets gute Preußen gewesen waren. Von ihnen getrennt wohnt der zusammenhängende Hauptstock des Polenthums in Posen und Westpreußen, obschon große deutsche Inseln die Verbindung an verschiedenen Stellen, so im Culmerland, dem altdeutschen Ordensgebiet, beträchtlich stören. Die Unterbrechung durch die deutsche Zunge ist freilich für das Polenthum unter den Augen einer deutschen Regierung die Loosung zu dreisten Uebergriffen in das deutsche Sprachgebiet geworden, bis Bismarck's Wort die unverschämte polnische Propaganda in ihre Schranken verwies, und seitdem läßt sich trotz der Caprivi'schen Polenfreundlichkeit das wachsame Auge der preußischen Behörden erfreulicher Weise nicht verkennen. Aber alle die kleinen inneren Mittel nützen nichts, wenn nicht die ganze politische Organisation dahin geändert wird, daß das für die äußeren Zustände sehr empfängliche Polenthum sich nicht mehr seiner Meinung nach im eigenen Hause befindet, sondern seines Gastrechtes im preußischen Staatskörper sich bewußt wird.

Dieses Mittel ist die Auflösung der sogenannten polnischen Provinz Posen. Es sind nur zwei Möglichkeiten der Auftheilung und Angliederung vorhanden. Entweder wird der Regierungsbezirk Posen an Schlesien und der Bromberger an Westpreußen angeschlossen oder die ganze Provinz fällt an Westpreußen, dessen Vergrößerung durch eine entsprechende Gebietsabgabe an Ostpreußen ausgeglichen wird. Die Vertheilung von Posen an die Nachbarprovinzen erscheint deßhalb unzweckmäßig, weil Schlesien als deutsche Provinz zur Auffangung des oberschlesischen Polenthums, welche doch endlich einmal in die Wege geleitet werden muß, vor jeder weiteren polnischen Belastung, wie es der Regierungs-Bezirk Posen sein würde, bewahrt werden muß, wenn auch im Mittelalter das Fraustadter Land zu Schlesien gehört hat. Westpreußen zählt jedoch gleichartige polnische Elemente, wie Posen, ohne als altes Polenland angesprochen werden zu können, da es altes Ordensgebiet mit rein deutschen Städten ist. Westpreußen ist zudem eine zahlenmäßig allzu kleine Provinz mit seinen nicht viel mehr als 1200 000 Seelen, so daß die 1 600 000 Posener einen erwünschten Zuwachs bilden. Schlesien ist schon reichlich groß. Eine Trennung von Oberschlesien in einen westlichen (Oppelner) Bezirk und in die Osthälfte (Gleiwitz) mit seiner großen bergmännischen Bevölkerung erscheint geschäftlich dringend geboten. Aber die Trennung von Altpreußen in das größere Ost- und das kleinere Westpreußen war finanziell mit Rücksicht auf den erforderlichen doppelten Verwaltungsaufwand für das Oberpräsidium und den Provinzialverband nicht unbedenklich. Durch den Anschluß von Posen an die nördliche polnische Provinz läßt sich dieses Mißverhältniß leicht beseitigen, indem das deutsche untere Weichselthal südlich von Thorn zu Ostpreußen geschlagen wird und eventuell als Regierungsbezirk Elbing in die östliche Nachbarprovinz eintritt. Eine Vermehrung der ostpreußischen Bevölkerung durch polnische Bestandtheile erfolgt dann nicht, andererseits bleibt das deutsche Thorner Land Westpreußen erhalten. Eine Schädigung des Deutschthums in Westpreußen ist durch die Verschmelzung beider polnisch durchsetzten Landschaften nicht zu befürchten, zumal die Ansiedlungs- und Rentengutsgesetzgebung schließlich ihre Früchte tragen oder so gestaltet werden muß, daß sie thatsächlich und nachhaltig national wirkt, was bei letzterer bisher kaum der Fall ist. Die enge Verbindung und einheitliche Verwaltung der bisher getrennten beiden polnischen Landestheile ist schon deßhalb erwünscht, weil einerseits die schärfere Behandlung des polnischen Elements bei Widersetzlichkeit gegen die deutsche Herrschaft dann ebenfalls auf Westpreußen übertragen wird, wo die nationalen Verhältnisse zum Theil nicht günstiger liegen, andererseits eine Gleichförmigkeit aller wider das Polenthum in seiner hetzerischen Gestalt erlassenen Maßregeln gesichert ist, was bei dem Vorhandensein zweier Oberpräsidien bisher nicht der Fall sein konnte.

Die Wirksamkeit der obersten Provincialbehörde nebst der entsprechenden provinciellen Selbstverwaltung ist in jüngster Zeit nicht gering anzuschlagen. Vor Einführung der Provincialverbände mit ihrem Selbstbestimmungsrecht war das preußische Oberpräsidium freilich neben der Repräsentation nur eine Durchgangsbehörde, deren Fortfall den staatlichen Instanzengang kaum berührt hätte. Nunmehr hat diese Stelle wesentliche Verwaltungsgeschäfte erhalten und kann bei guter Anwendung gerade in nationaler Beziehung von erheblicher Bedeutung sein. Die nationale Frage ist eine Sprachen- und eine wirthschaftliche Frage, deren Lösung im Rahmen der Provinz zu geschehen hat, wenn auch für besondere Zwecke, wie die deutsche Besiedlung, der ganze Staat in Anspruch genommen wird. Das Arbeitsfeld des Oberpräsidenten ist also in dieser vereinigten polnischen Provinz ein weites und erfordert besondere Thatkraft. Nicht der gewöhnliche Geschäftsgang ist für die Erledigung seines Dienstes maßgebend, sondern seine eigene Anregung, welche nicht auf Berliner Weisung warten darf, noch sich auf die nachgeordneten Regierungspräsidenten verläßt, um erst angerufenermaßen einzugreifen. Es gehört eine eiserne Herrenfaust dazu, wie wir sie auch in den Reichslanden brauchen, ohne sie bisher gefunden zu haben. Auf den anderen preußischen Oberpräsidien wird bei kleinem, wenn auch erlesenem Personal viel gearbeitet; die Thätigkeit ist aber mehr gutachtlicher Natur, sofern das Oberpräsidium nicht die entscheidende Stelle ist, was in der Regel aber der betreffende Ressortminister ist. Auf diesem nationalen Gebiet wird die Arbeit eines einheitlichen Oberpräsidiums für die polnischen Landestheile erst wahrhaft fruchtbar. Nur muß bei erfolgter Bewährung dieses verantwortungsreichen obersten Beamten demselben auch ein möglichst weiter Spielraum gelassen werden und die Berliner Ministerien ihn nur vor den üblichen parlamentarischen Verunglimpfungen schützen. In der Provinz bedarf er bei genügender Vollmacht dieses ministeriellen Schirmes nicht. Das gemeinsame Wirken der obersten Civil- und Militärbehörden an einem Orte der Provinz mag sonst förderlich sein. In Posen hat der gegenwärtige commandirende

General mindestens eine unklare Rolle gespielt. In solchen verwickelten nationalpolitischen Fragen darf aber ein Soldat, wenn er gerade kein Grolman rühmenswerthen Angedenkens ist, nicht mitsprechen, da er sonst vielleicht unabsichtlich die zielbewußten Maßregeln der Civilverwaltung lahmlegt. Auch bedarf die Provincialverwaltung gar nicht der militärischen Unterstützung, sofern sich die Militärbehörden nur innerhalb ihrer Zuständigkeit bewegen. Nach dem Befehl des obersten Kriegsherrn kann die Militärverwaltung nur deutschnational handeln, da die militärische Dienstsprache nur deutsch ist. Von Amtswegen muß sie also germanisiren und soll es auch innerhalb der polnischen Sprachgrenzen thun. Mißhelligkeiten haben daher nur dann entstehen können, wenn der Oberbefehlshaber unzulässiger Weise sich in die Politik mischte, von welcher er vielleicht nichts verstand. Der Oberpräsident ist der alleinige Vertreter der Regierungsgewalt und muß sie zum Staatswohl nützen. Das allgemeine Wohl des deutschen Reiches und seiner Glieder erheischt aber Schutz und Förderung des angestammten deutschen Volksthums, welchem kein fremdes Volk hindernd in den Weg treten darf.

Auf der vorstehend gezeichneten geographischen Grundlage und politischen Eintheilung läßt sich allein ein gedeihliches Fortschreiten des Deutschthums und die Zurückdrängung des Polenthums erzielen. Die Zusammenfassung der national und culturell gleichartigen Landestheile in einem stets deutschgewesenen Provincialverband unter Aufhebung der bisherigen Sonderstellung eines polnischen Bruchtheils dürfte die richtige Lösung sein.

---

## Elektrische Haupteisenbahnlinien.

Von Ingenieur W. Berdrow.

Die Frage, ob die Einführung des elektrischen Betriebes, dem bei Straßen- und Stadtbahnen, bei Vicinal- und Gebirgsbahnen und in allen Fällen, wo der Eisenbahnbetrieb von der üblichen Methode ohnehin abzuweichen gezwungen ist, die Zukunft zu gehören scheint, auch auf den Haupteisenbahnen zu empfehlen sei, ist vom technischen und wirthschaftlichen Standpunkt aus oft erwogen worden. Man hat bei diesen Erörterungen in der Regel dahin entscheiden müssen, daß ein solcher Schritt vom Dampf zum elektrischen Betriebe technisch von manchen Vortheilen und wirthschaftlich zum Mindesten von keinen Schädigungen begleitet sein würde. Die Elektricität besitzt vor der Dampflocomotive gerade auch in der Bewegung großer Massen, an deren rascher und sicherer Beförderung viel gelegen ist, unleugbare Vorzüge. Nicht nur, daß die elektrische Zugkraft im gewünschten Falle die Beförderung beliebig kurzer Züge in kleinen Zwischenräumen ermöglicht, die beim Dampfbetrieb bald auf ökonomische Schwierigkeiten stößt, sie ist auch umgekehrt der Bewegung der allerlängsten Züge gewachsen, ohne daß man Locomotiven von übermäßiger Schwere oder in größerer Zahl zu verwenden nöthig hätte. Die für Bahnen mit durchgehendem Eilverkehr zulässigen Steigungen würden sich bei der Anwendung der elektrischen Traction bald erhöhen und damit die Linienführungen hier und da vereinfachen lassen, da das rasche Befahren höherer Steigungen beim elektrischen Betriebe sehr wohl, und zwar mit verhältnißmäßig leichten Maschinen, möglich ist. Wir besitzen jetzt noch Linien mit durchgehendem Schnellzugsverkehr, z. B. die Lahnthalbahn, die durch die Steigungsverhältnisse zu Abweichungen oder Umwegen genöthigt sind, welche 40 bis 50 % der überhaupt zu überbrückenden Entfernungen betragen. Der elektrische Betrieb würde solchen Uebelständen in manchen Fällen nach beiden Seiten hin, durch die Wahl kürzerer Touren mit größeren Steigungen oder durch wesentlich erhöhte Geschwindigkeit auf den bisherigen Linien, begegnen können. Auch der Dampfbetrieb ist, wie vielfache neuere Versuche gezeigt haben, noch einer weit höheren Schnelligkeit des Verkehrs, wie sie heute meist geübt wird, gewachsen, aber er bedarf dann sehr schwerer Locomotiven, guter, außerordentlich fester Geleise, und einer gewaltsamen Bremsung, welche bei dem großen Gewicht der Maschinen zu neuen Uebelständen führen könnte. Dagegen besitzt die elektrische Bahn, in der Möglichkeit, ihre Triebkraft selbst, den elektrischen Strom, als höchst wirksames Bremsmittel zu benutzen, einen großen Vorzug, der ihrer theoretisch leicht erzielbaren Geschwindigkeit erst den vollen praktischen Werth giebt. Daneben werden ihr ökonomische Vorzüge, wie einfachere Bedienung, Ersparnisse an Heizungsmaterial durch die Concentration der Maschinenanlagen u. A. m. nachgerühmt. Die Erwägung, daß die elektrischen Bahnen, als im Anfange ihrer Entwickelung stehend, noch weit vom Typus der Vollkommenheit entfernt sein müssen, ist dagegen eben so wenig stichhaltig, wie die Berufung auf das nun einmal vorhandene und viele Millionen repräsentirende Material an Dampflocomotiven und ihrem ganzen Zubehör. Denn das Vorhandensein von hunderttausend Segelschiffen hat beispielsweise den Zug des Dampfschiffes über alle Meere so wenig aufzuhalten vermocht, wie heute alle noch zu erwartenden Verbesserungen in der Technik der Kriegsmarine den Bau eines einzigen Kreuzers hintanhalten können.

Dagegen ist eine Instanz, und zwar eine solche, die in allen eisenbahntechnischen Fragen bei uns in allererster Linie Berücksichtigung verlangt und erhält, über die Frage des elektrischen Betriebs von großen Eisenbahnlinien bisher fast nie gehört worden, die Militärverwaltung. Und doch ist ohne ihre Einwilligung und Hinzuziehung an eine derartig grundlegende Umwälzung im Verkehrsleben gar nicht zu denken. Besitzt doch in den deutschen Staaten und in Preußen insbesondere die Eisenbahn eine so hohe Stellung als Hülfsmittel der Landesvertheidigung, daß ihre Bedeutung als Verkehrsmittel dagegen — ich will nicht sagen zurücktritt — aber doch keineswegs in den Entschließungen der maßgebenden Kreise überwiegen darf. Die Frage, ob gegen die Ausdehnung des elektrischen Betriebes auf die Haupteisenbahnlinien militärische Bedenken vorliegen, wird also in den Verhandlungen über diesen Punkt weit mehr in den Vordergrund rücken müssen, als bisher geschehen ist, und in so fern verdient eine neuere Sitzung des Vereins für Eisenbahnkunde in Berlin, in welcher dieses Thema, zum ersten Male meines Wissens, zur ausführlichen Discussion gelangte, Beachtung. Wohl erklärte der Redner jener Sitzung, Major Gerding, ausdrücklich, daß sein Standpunkt ein rein persönlicher und seinen Ausführungen keinerlei autoritative Bedeutung beizumessen sei; es liegt indessen schon an sich auf der Hand, daß sich ein öffentlich auftretendes Mitglied der Militärgewalt zu den Ansichten der ihm vorgesetzten Kreise mindestens nicht im Gegensatz befinden wird. Die Anwesenheit hoher Officiere, wie z. B. des Generals der Infanterie v. Golz, und ihr Eingreifen in die Debatte läßt überdies noch deutlicher erkennen, daß die Erklärungen des Redners an so maßgebender und exponirter Stelle wenigstens von einem großen Theil der zuständigen militärischen Behörden getheilt werden.

Diese Erklärungen nun lauten für Jeden, der von Seiten der Landesvertheidigung erhebliche Einwände oder gar ein kurzes Veto gegen eine so umwälzende Neuerung, wie die elektrische Umwandlung der Vollbahnen, befürchtet hat, sehr überraschend. Die Vorzüge des elektrischen Betriebes wurden nicht nur rückhaltlos zugegeben, sondern sogar ihr Werth für die Zwecke der Landesvertheidigung im Besonderen hervorgehoben. Vor allen Dingen würde durch ein Netz elektrischer Vollbahnen, auf dem auch große Züge mit einer gegen die heutige erhöhten Geschwindigkeit fahren könnten, vielleicht die Concentration der im nächsten Kriege aufzubietenden

Truppenmassen an der Grenze oder gar nach zwei Fronten hin nicht unerheblich beschleunigt werden können. Die Schwierigkeiten, welche der allgemein eingeführte elektrische Betrieb — denn darauf würde die Militärverwaltung allerdings bestehen müssen, daß er, wenn überhaupt, auch überall und ganz im Eisenbahnwesen Platz griffe — für strategische Zwecke mit sich führen könnte, haben bereits in militärischen Kreisen selbst Beachtung und Widerlegung gefunden. Sie beschränken sich wesentlich darauf, daß elektrische Bahnen, welche von einer längs dem Geleise geführten Leitung gespeist werden, zwar nicht in ihrem Ober- und Unterbau, aber doch in dieser Leitung ein leichter und rascher zerstörbares Glied besitzen als andere Bahnen, und daß in den Centralstationen, durch deren Energie die einzelnen Leitungsnetze beherrscht werden, einem etwaigen Angreifer ebenfalls Gelegenheit geboten werden könnte, ein größeres Stück des Eisenbahnnetzes mit einem Schlage lahmzulegen. Indessen sind diese Umstände nicht so schwerwiegend, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte; ja es dürfte nicht schwer sein, ihre vermeintlichen Nachtheile sogar als augenscheinliche Vorzüge aufzufassen. Für die Leitungen gilt vor Allem die Erwägung, daß sie fast eben so rasch, wie ihre Zerstörung zu bewerkstelligen ist, von geübten Truppen oder Mechanikern wieder herzustellen sind, die Centralstationen dagegen würde man gut thun jeweilig für einen nicht zu großen Umfang und in möglichst gedeckter Lage zu bauen, um ihre etwaige Einnahme und Zerstörung erstens schwieriger und dann weniger schädlich zu machen. Uebrigens ist bei diesen Calculationen, die auch in der erwähnten Sitzung des Vereins für Eisenbahnkunde einen breiten Raum einnahmen, zweierlei zu bedenken. Entweder es handelt sich um die Defensive im eigenen, vom Feinde theilweis besetzten Lande, wie 1870—71 für Frankreich, und dann ist die leichte Zerstörbarkeit der dem Feinde zu überlassenden Verkehrsmittel geradezu ein Vorzug. Man wird dem Gegner die Benutzung des Eisenbahnnetzes durch Linienzerstörungen, Tunnelsprengungen, Brückenabbruch und Wegnahme des rollenden Materials stets unmöglich zu machen suchen und kann das bei dem Bestehen des elektrischen Betriebes eben so gut oder noch besser als jetzt. Oder aber es handelt sich um die Offensive im Feindeslande, wo man nunmehr die eben berührten Zustände antrifft und zu überwinden hat. Auch das wird beim elektrischen Betriebe durch die Mitführung transportabler Energiestationen, durch Accumulator-Locomotiven u. s. w. eben so gut möglich sein wie heute; unsere Pioniere haben beim letzten Feldzuge in Frankreich bewiesen, mit welch' unglaublich primitiven Mitteln dergleichen zerstörte Bahnen vorübergehend wieder betriebsfähig gemacht werden können. Schließlich ist die ganze Frage der leichteren Verletzbarkeit elektrischer Bahnen selbst aus dem Kreise von Eisenbahn-Fachleuten dahin beantwortet worden, daß unser heutiges Betriebssystem in seinen Wasserstationen, Kohlenplätzen und dergleichen eben so verletzbare Punkte besitzt.

Ist das nun zuzugeben, so bleiben allerdings doch noch einige andere, von nicht zu unterschätzenden Praktikern gegen den elektrischen Betrieb erhobene Einwände zu widerlegen. So hat sich z. B. Geh. Oberbaurath Stambke, unter Berufung auf seine in den Kriegen von 1870, 1866, 1864 und bei den i. J. 1859 getroffenen Vorbereitungen zum Truppenaufmarsch gesammelten Erfahrungen, dahin ausgesprochen, daß ein elektrisch betriebenes Haupteisenbahnnetz bei einer nothwendig werdenden Concentration der Armeen zur Grenze eher hinderlich als beschleunigend würde wirken können. Es sei bei einer derartigen Gelegenheit die Abgabe Hunderter von Locomotiven, Tausender von Wagen aus dem Binnenlande an die Grenzbezirke, ja über dieselben hinaus unerläßlich, und wenn eine solche Verschiebung der Betriebsmittel sehr leicht ist, solange es sich nun den Dampf als Triebkraft handelt und jede Locomotive einen selbstständigen Organismus darstellt, so würde sie mit der Fesselung der einzelnen Eisenbahnbezirke an ihre Centralen zur Unmöglichkeit werden. Dem läßt sich entgegnen, daß eine so vollständige Absorbirung des Eisenbahnmaterials, wie vor 25 Jahren, bei dem heutigen Umfang der Betriebsmittel wahrscheinlich weder nothwendig noch mit dem Wohle des Landes vereinbar sein würde, daß ferner die elektrischen Locomotiven eben so gut wie die Dampffahrzeuge der Verwendung in entfernteren Provinzen fähig sein würden, die Centralstationen aber, wie elektrische Anlagen überhaupt, eine sehr starke vorübergehende Ueberschreitung ihrer gewöhnlichen Leistung vertragen. Endlich kann die ohnehin nothwendige Maschinenreserve in denjenigen Centralen, die für den Fall eines Truppenaufmarsches in Thätigkeit zu treten haben, von vornherein stärker als in anderen bemessen werden, und bewegliche Hülfsstationen können das Uebrige zur Sicherung eines raschen und ungestörten Militärtransportes thun.

Major Gerding dürfte also ganz richtig mit den wirklich bestehenden Verhältnissen rechnen, wenn er sagt: „Einer derartig weitgehenden Vervollkommnung des Bahnbetriebes gegenüber (wie sie die Elektricität in Aussicht stellt), welche zugleich in der Cultur der Völker einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen würde, können militärische Rücksichten an und für sich nicht aufkommen. Es liegt aber auch gar kein Grund vor, von militärischer Seite gegen die Einführung einer derartigen Vervollkommnung Front zu machen, wie dies anscheinend in technischen Kreisen vielfach befürchtet wird." — Dagegen würde die Militärverwaltung ohne Zweifel auf die Art und Weise, in welcher seinerzeit der elektrische Betrieb der Haupteisenbahnen verwirklicht wird, ihren Einfluß mit allem Nachdruck geltend machen. Einige Punkte, auf deren Erfüllung sie ohne Zweifel bestehen würde, sind schon berührt worden, u. A. die Lage der wichtigeren Centralstellen für den Bahnbetrieb unter dem Schutze stärkerer Garnisonen oder Festungen, die Möglichkeit der raschen Concentration umfangreicher Betriebsmittel und diejenige, diese Züge auch mit Strom zu versorgen. Ferner würde die Strategie keinesfalls auf die heutige Methode, lange Züge zu vereinigen, verzichten können, weil in ihnen die einzige Möglichkeit der raschen Beförderung sehr großer Massen gesehen wird. Das Locomotivsystem würde also im Großeisenbahnbetriebe, im Gegensatz zu der durch die Elektricität allerdings gegebenen Möglichkeit kürzester Züge, deren einzelne Wagen selbstständig mit Motoren versehen sind, stets das herrschende bleiben. Endlich wird noch darauf hingewiesen, daß ein so wichtiger Schritt, wie die Umgestaltung des ganzen Eisenbahnbetriebes, doch wohl nur auf internationale Vereinbarung hin von allen oder doch den wichtigeren Continentalstaaten ausgeführt werden können, sollten nicht technische Conflicte oder Benachtheiligung einzelner Länder gegen andere eintreten. Dieser Umstand wird die Sache keineswegs aufhalten; sollte darin, daß ein Staat mit dem elektrischen Betriebe vorzugehen gedenkt, für die Uebrigen ein Zwang liegen, nachzukommen, so wäre das für die deutschen Bahnen wahrscheinlich nur von Vortheil, denn sonst werden sie jedenfalls die letzten auf dem Plan sein. Uebrigens wird ja auf großen französischen Bahnen seit längerer Zeit dahin gearbeitet, den Dampf durch eine combinirte Dampf-Elektricitäts-Locomotive zu besiegen und falls die dort mit Erfolg erprobte Heilmann-Locomotive in der That die Zugkraft der Zukunftsbahnen sein sollte, würde sich die ganze Frage ungemein vereinfachen. Dieser Maschinentyp bedarf weder der Leitungsnetze noch eigener Kraftstationen, er wird an gewöhnliche Züge geschirrt wie die altgewohnte Dampflocomotive, kann freilich die Speise der letzteren, Kohlen und Wasser, auch nicht entbehren, besitzt aber doch in seinem ruhigeren und rascheren Lauf, in der erhöhten Zugkraft und den verminderten Feuerungskosten entschiedene Vorzüge. Einstweilen scheint nun so viel festzustehen, daß die gewichtigsten Gegner eines verkehrstechnischen Fortschrittes, auf den unsere

Zeit unausweichlich hinzeigt, nicht im Militäreabinet oder im Generalstab sitzen, sondern in den Directionen und Ministerien der Eisenbahn selbst. Und diesen Widerstand wird die Elektricität wohl zu brechen wissen, wenn ihre Zeit gekommen ist.

## Literatur und Kunst.

### Die Gypsfrage und andere Kunstfragen.

Von Anton von Werner.

Die verehrliche Redaction hat die Freundlichkeit gehabt, mir die beiden letzten Nummern der „Gegenwart" zuzusenden mit der Einladung, zu einem darin veröffentlichten Artikel über die Berliner Kunstakademie und über das Zeichnen nach Gyps ein Schlußwort zu sprechen. Ich will es versuchen. Ich muß freilich gestehen, daß mich zunächst ein Gefühl schwer zu unterdrückender Heiterkeit überkam, als ich aus den dreißig Künstlergutachten*) ersah, welchen Charakter die Gypsfrage angenommen hat! Zu den populären Phrasen: „Koche mit Gas", „Schmücke Dein Heim", „Bade zu Haus", wird von nun an noch die treten: „Zeichne nach Gyps", oder auch „Gyps ist Natur", und die moderne deutsche Kunstgeschichte wird um ein interessantes Capitel reicher sein. Die Gypsfrage ist zur Programmfrage für die „ältere Generation contra Opposition" erhoben, und von nun an wird man an den Künstler die Frage richten: „Zeichnen Sie nach Gyps?" um zu erkennen, weß Geistes Kind er ist.

*) Es sind nachträglich noch drei Gutachten bei uns eingelaufen, die hier folgen mögen: Professor Otto Knille (Berlin): „Ich halte das Zeichnen nach Gyps, insofern im Gypsabguß plastische Naturkörper dargestellt sind, für ein, wenn auch nur mittelbares Zeichnen nach der Natur. Ich halte es auch für nützlich, zunächst deßhalb, weil der Schüler am farblosen Modell sein Augenmaß leicht übt, an ihm leicht die reine Form nachbilden lernt. Wer nicht schulmeisterlich, sondern künstlerisch Zeichenunterricht ertheilt hat, weiß übrigens, daß es dabei auf das Object weniger ankommt, als auf das geistige Sehen, daß der Schüler eben so wohl todt nach dem lebendigen Vorbilde, als lebendig nach dem todten Gyps zeichnen kann. Der Hochstrebende wird an guten Gypsmodellen das Organische, Vollkommene und Dauernde im menschlichen Organismus erkennen lernen und daraus für das sich ihm täglich darbietende Defecte und Vergängliche einen künstlerischen Maßstab gewinnen, welche Uebung allerdings Anlaß geben kann, daß der Betreffende sich auf das Gebiet des „sogen. Schönen" verirrt. Vor solcher Gefahr wissen sich freilich die meisten unserer jungen Akademiker zu hüten. Sie fangen das „einströmende pulsirende Leben" ohne Umstände mit dem „Temperament" auf und beeinträchtigen diesen genialen Proceß nicht durch langweilige und lähmende Lernerei." — Professor Gotthard Kuehl (Dresden): „Das Zeichnen nach Gyps ist selbstverständlich ein Studium nach der Natur und für Schüler die nöthige Vorbereitung für das Zeichnen nach dem Leben." Und der Maler Melchior Lechter (Berlin): „Ich denke, der Schüler (und nicht nur der Schüler) sollte Alles studiren. Ich will nicht glauben, daß einem begabten Schüler das Zeichnen nach Gyps schaden sollte. Die Frage „Ist das Zeichnen nach Gyps Naturstudium?" scheint mir für den Lehrer, wie für den Lernenden beim Studium von gar keiner Bedeutung zu sein. Es kommt ja doch, wie bei vielen anderen schönen Dingen, auf das „Wie" an. Ich verstehe allerdings darunter das Zeichnen nach Natur-Abgüssen! Vor der göttlichen Antike sollte der Lehrer so viel Ehrfurcht haben, um nicht in der Seele des Jüngers die heiligen Schauer frevelnd zu morden! Um sprechen zu lernen, gebraucht man nicht mystische, weltferne Rhythmen."

Ganz schaurige Vorstellungen müssen sich an das nützliche Stückchen Natur, welches wir Gyps nennen, knüpfen, denn Herr Fritz Stahl antwortet auf die Frage: „Ist das Zeichnen nach Gyps nicht ein Studium nach der Natur?" entrüstet: „Zehntausend Mal nein." Professor Ed. v. Gebhardt erklärt dagegen: „Natur ist schließlich Alles, was uns umgiebt, und das Studium nach Gyps ist somit auch ein Studium der Natur", und Gabriel Max schreibt: „Alles, was drei Abmessungen zuläßt (einerlei aus welchem Material), ist für das Auge Natur," woran Niemand zweifeln wird. Der Stuhl, auf dem wir sitzen, der Tisch an dem wir essen, die Lampe, die uns leuchtet, das Alles sind Stücke der Natur, plastische Körper, und ich habe stets und zuweilen mit vielem Erfolge die Gymnasialschüler, welche mir von sorgenden Eltern als junge Talente vorgeführt wurden, darauf hingewiesen, alle diese, ihnen zu allernächst liegenden Dinge zu zeichnen, statt nach mehr oder weniger guten Zeichenvorlagen, um zunächst ihr Sehorgan für die Auffassung der Natur zu prüfen und auszubilden. Professor Dr. Ad. Menzel schreibt: „Alles Zeichnen ist nützlich und Alles zeichnen auch." Walter Leistikow dagegen behauptet: „1. Das Zeichnen nach Gyps ist nicht mit mehr Recht Studium nach der Natur zu nennen, als z. B. das Zeichnen nach Vorlagen. Das erste Mal ist die Natur Gyps — das zweite Mal Papier. 2. Das Gypszeichnen halte ich für unnützlich und zeitraubend." Auch gut! Also wenn wir nach Vorlagen zeichnen oder malen, sagen wir z. B. nach den Studien, welche wir für unsere Bilder gezeichnet haben (was vermuthlich Herr Leistikow ja auch zuweilen thut), so studiren wir das Papier, auf dem sie gezeichnet sind, und nicht das, was auf dem Papier gezeichnet, photographirt oder gemalt ist? Das ist mir neu, aber ich denke, Herrn Leistikow dürften einige angestrengte Denkübungen leicht zu einem anderen Urtheilsspruch veranlassen.

Herr Bildhauer Johannes Gaulke (Berlin) schreibt: „Im großen Ganzen führt das Zeichnen nach Gyps nur zu einer conventionellen schablonenhaften Darstellung der Figur, wie bei A. von Werner." Ich wage es nicht, meine künstlerische Autorität der des Herrn Gaulke gegenüberzustellen, dessen mir bis jetzt leider unbekannte Werke sicher keine der Mängel aufweisen werden, welche aus dem zu vielen Studium nach Gyps herrühren. Was mich betrifft, so befindet er sich aber insofern im Irrthum, als die von ihm gerügten Fehler meiner künstlerischen Arbeiten sicher nicht davon herrühren, daß ich zu viel nach Gyps gezeichnet habe, sondern vermuthlich eher daher, daß ich zu wenig darnach gezeichnet habe. Denn ich habe leider auch, wie so viele meiner Kunstgenossen, während meiner akademischen Studienzeit mich im harten Kampfe um's Dasein befunden und dem künstlerischen Studium nicht so viel Zeit für das Zeichnen nach Gyps widmen können, wie ich gern gewollt hätte und welche nöthig gewesen wäre, um mich in die Schönheiten der Antike einzuführen. Ich habe durch fleißiges Studium nach der Natur später Manches nachzuholen versucht und habe in Paris z. B. täglich 10 Stunden Modell gehabt, was Tag für Tag 10 Francs kostete — für einen jungen, auf seine eigenen Kräfte angewiesenen Künstler eine ganz respectable Leistung —, habe auch, wie bis heute noch, die Abendstunden benutzt, um nach den verpönten Gypsmodellen zuweilen Köpfe, Hände u. dergl. zur Erkenntniß ihrer Form, Verkürzungen u. dergl. zu studiren — leider Alles, wie aus Herrn Gaulke's Urtheil hervorgeht, ohne Erfolg. Herr Gaulke macht freundlicher Weise auch darauf aufmerksam, daß „die Gypsmodelle nicht immer tadellos in der Ausführung sind und sogar manch' anatomischer Schnitzer mit in den Kauf genommen werden muß." Das muß er als Bildhauer ja wissen. Ich kann ihn aber versichern, daß ich bei den Abformungen über die Natur, Gesicht, Brust- und Rückentheile, Arme, Hände und Beine, nach welchen bei uns auf der Akademie gezeichnet oder modellirt wird, außer selbstverständlich nach der

Natur, noch keine anatomischen Schnitzer wahrgenommen habe, eben so wenig wie z. B. bei R. Begas' Mercur, seiner Susanna oder an Herter's sterbendem Achilles. Vielleicht setzt sich Herr Gaulke mit diesen seinen Herren Collegen über die fraglichen anatomischen Schnitzer auseinander, da meine Kenntniß der Anatomie nicht ausreichend dafür zu sein scheint. Bezüglich der von Herrn Gaulke empfohlenen Benutzung von Wachsmodellen bemerke ich, daß sich viele nicht ganz unbefähigte Künstler derselben häufig bedient haben. So z. B. Meissonier (die Wachsmodelle für Pferde und Figuren zu seinem Bilde „1807" waren 1894 in Antwerpen ausgestellt), Sir Frederic Leighton, Ferdinand Keller, Gallaud (Paris), bei welchen ich dies selbst gesehen habe, auch Delaroche, Puvis de Chavannes und Andere. Die Wachsfiguren aus Castan's Panoptikum empfehle ich dem eindringlichen Studium der Bildhauer, welche sich für die Frage interessiren: Sollen wir unsere Statuen bemalen? Daß Herr Bildhauer Max Kruse so unfreundliche Erinnerungen an seine Studienzeit auf der Berliner Akademie hat, überrascht mich. Meines Wissens ist sein auf der Akademie unter der Leitung von Albert Wolff und Fritz Schaper entstandener „Marathonsieger" (Kgl. Nationalgalerie) bis jetzt noch seine beste Arbeit geblieben, welche er auch heute noch auf internationalen Ausstellungen, als nicht veraltet, ausstellt. Sollten sich übrigens die Herren Bildhauer nicht in recht umfassender Weise der verpönten Gypsabformungen über die Natur, an Gesichtsmasken, Händen 2c. für ihre eigenen Arbeiten bedienen? Ich glaube es beschwören zu können.

Sich mit Herrn Fritz Stahl's Anschauungen über technische Fragen des künstlerischen Unterrichts zu beschäftigen, ist ein mäßiges Vergnügen, denn seine Quellen scheinen nicht die zuverlässigsten zu sein. Mit seiner Anrufung „einer großen Zahl hervorragender Maler aller Völker" (Bildhauer und Kupferstecher hat er vergessen) in der Gypsfrage hat er wenig Glück gehabt, wenn auch nur dreißig deutsche Künstler ihr Gutachten abgegeben haben. Seine Vorstellungen von dem, was der Künstler „Zeichnen" nennt, sind überaus primitive, und er sollte sich deßhalb nicht auf so gefährliche Gebiete begeben, wie z. B. das Studium der plastischen Anatomie, ohne eingehende Kenntniß davon zu haben. Ich empfehle ihm bezüglich des Studiums der menschlichen Proportionen, des Skelets, und seiner Meinung darüber, ob während der Secirübungen diese zeichnerischen Studien möglich sind, eindringliche Belehrungen seitens der Herren Professor H. Virchow und Professor Franz Skarbina zu erbitten, welch' letzterer diesen Unterricht an der Akademie fünfzehn Jahre lang in ausgezeichnetster Weise geleitet hat.

Ueber den Laokoon brauche ich mich mit ihm nicht weiter zu unterhalten, weil Gotthold Ephraim Lessing darüber sehr Treffendes und auch heute noch Richtiges geschrieben hat, was ich ebenfalls seiner Beachtung empfehle, da er meint, daß durch das Studium des Laokoon „nicht nur das Auge sondern auch der Geschmack verdorben wird". Was nun den „militärischen Drill" betrifft, welcher Herrn Fritz Stahl's besonderes Entsetzen hervorruft, so kann ich ihn darauf aufmerksam machen, daß eine beträchtliche Anzahl von Leuten — auch im Auslande, in Frankreich z. B. — denselben allerdings für das „Ideal der Erziehungskunst" hält. Er hat bei uns wenigstens so gute Früchte getragen, daß er Soldaten wie Moltke, Roon, Manteuffel, Blumenthal u. v. A. hervorgebracht hat, von denen selbst Herr Fritz Stahl im Ernst nicht behaupten kann, daß sie nur „mit den Beinen das gemacht haben, was alle Anderen machen", und ich wäre glücklich, wenn ich mit dem künstlerischen Drill ähnliche Resultate erzielen könnte. Daß dieser künstlerische Drill in Frankreich seit Jahrhunderten Thatsache ist und die französische Kunst demselben ein gut Theil ihrer Bedeutung verdankt, ist Herrn Fritz Stahl aus Erfahrung jedenfalls nicht bekannt.

Auch das Ideal, welches sich Herr Fritz Stahl von der Akademie aufbaut, hat etwas Eigenthümliches, da er zu glauben scheint, er habe etwas ganz Neues ausgeheckt. Wie unbefangen klingt es z. B., wenn er sagt: „Für die Maltechnik hat man einen besonderen Lehrer an die Akademie berufen, wo doch alle Lehrer Maler sein sollten." Gewiß, Herr Stahl, an der Maltechnik der Herren Gussow, Hellqvist, Bokelmann, Vogel, Seiler, Scheurenberg, Skarbina, Meyerheim, Bracht u. A. werden gewiß selbst Sie nichts auszusetzen finden. Um diese Technik zu lehren, brauchte ich allerdings keinen neuen Lehrer an die Akademie zu berufen. Aber ich habe einen Techniker und dazu noch einen Chemiker berufen, um das Farbenreiben, die Herstellung der Malgründe, die Kenntniß und die Behandlung der Fresco-, Casein-, Tempera-, Wachsfarbenmalerei u. s. w. u. s. w. zu lehren, wozu ich die Lehrer der verschiedenen Malclassen allerdings nicht verpflichten konnte. Bezüglich der Marmortechnik halte ich mein Urtheil bescheiden zurück, und verweise auf das der Herren Senatsmitglieder, der Bildhauer Schaper, Siemering, Calandrelli, Alb. Wolff, E. Encke, welche seinerzeit über die Frage beschlossen haben; sollten Herrn Stahl diese Autoritäten nicht genügen, so muß er sich nach anderen umsehen.

Herr Fritz Stahl begeistert sich auch natürlich für Freilicht-Malerei, und spricht in seinem Ideal einer Akademie u. A. von Aktstudien im Freien. Für einen ganz- oder halblebensgroßen Akt gebrauchen die Anfänger durchschnittlich 14 Tage bis 4 Wochen Arbeitszeit. Es ist nun in der That selbst für einen Akademiedirector überaus schwer, bei unseren klimatischen Verhältnissen am Montag zu sagen, ob wir bis Sonnabend noch gleichmäßiges Wetter und Licht haben werden, und der von Herrn Stahl citirte Malclassenlehrer hat darin vollkommen Recht. Selbst der arme Warthmüller, ein enragirter Freilichtmaler, welcher vielleicht ein Opfer seiner Freilichtstudien im Schnee geworden ist, konnte diese Schwierigkeiten in der seiner Leitung unterstellten Malclasse nicht überwinden. Herr Stahl scheint zu glauben, daß für das Malen im Freien ein besonderes Genie oder eine besondere Dressur nöthig ist und daß dies eine Entdeckung der Neuzeit ist. Ich kann ihn darüber beruhigen. Lange, bevor durch die Reclame-Posaunenstöße die Freilichtmalerei als ein neues Evangelium verkündigt wurde, haben Meissonier, Gérôme, Breton, die Rosa Bonheur u. v. A. die Studien für Scenen, welche sich draußen im Freien und gar im Sonnenlicht abspielten, auch draußen gemalt. Will er ein näher liegendes Beispiel, so kann ich ihm mittheilen, daß ich mit C. Röchling, G. Koch, Friese u. A. zusammen die Studien für das Sedan-Panorama draußen in Wannsee im Freien während des ganzen Sommers 1882 gemacht habe, und daß sogar der Landschafter Professor Bracht seine Schlachtfeldstudien bei Sedan wirklich ganz im Freien gemalt hat. Sollte Herr Fritz Stahl aber aus eigener Erfahrung die Schwierigkeiten von Aktstudien im Freien kennen lernen wollen, so lade ich ihn ein, mir nur drei Stunden in der Sonne als Akt-Modell zu stehen. Ich kann ihn versichern, „ich kann es," und ich halte es auch aus, aber ich fürchte, er wird nach der ersten halben Stunde genug davon haben und sich später mit stiller Reue seiner Freilichtstudien erinnern.

Es scheint mir, daß Herr Fritz Stahl das undankbare Geschäft aufgeben sollte, mich dem Publicum als einen Dummkopf oder einen Bösewicht vorzustellen, er zieht dabei jedenfalls den Kürzeren, und ich glaube auch, daß ich mich schon zu lange mit der „Gypsfrage" und Herrn Stahl's Ansichten über sachliche Angelegenheiten beschäftigt habe, denn er erklärt ja mit ehrlicher, von mir hochgeschätzter Offenherzigkeit, daß es sich für ihn gar nicht um Principien, sondern um Personen handelt. Er erkennt an, daß die Statuten unserer Akademie und die von mir für die Leitung des Unterrichts gelegentlich aufgestellten Sätze vortrefflich, beinahe classisch wären, und daß auch Herr

Max Liebermann diese Leitsätze unterschriebe; das glaube ich auch, und das freut mich lebhaft. Nicht nur von Herrn Max Liebermann, sondern von Allen, welche berufen sind, künstlerischen Unterricht zu ertheilen, werden die erwähnten Grundgedanken anerkannt werden.

Es ist auch gar nicht so schwierig, diese Grundgedanken aufzustellen, weil sie das Natürlichste von der Welt sind, und man braucht dazu gar nicht ein Fanatiker seiner Ueberzeugung zu sein, wie Herr Fritz Stahl von mir behauptet. Ich nehme diese Bezeichnung aber gern als ein Compliment an, und versichere Herrn Stahl, daß ich den Platz, auf welchen mich vor 22 Jahren des hochseligen Kaisers Wilhelm Majestät auf den Wunsch der Berliner Künstlerschaft berufen hat, in der vollen Ueberzeugung einnehme, daß meine Kräfte und Fähigkeiten dafür ausreichen. Es wäre traurig, wenn ich diese Ueberzeugung nicht hätte, welche vollkommen ausreicht, um mit Herrn Fritz Stahl und seinen Gesinnungsgenossen ohne jedes „Fechterkunststückchen" fertig zu werden.

Seine eigentlichen Wünsche enthüllt Herr Stahl nun endlich zum Schluß seines Artikels: „Herr von Werner hat eine schwere Schuld diesem Nachwuchs (die Vertreter der von ihm vorher erwähnten ‚neuen Richtung') gegenüber auf sich geladen, daß er nicht selbst Kräfte aus dem Lager der Anderen heranzuziehen versuchte." Ist das des Pudels ganzer Kern? Dazu der Lärm? Dazu die Gypsfrage? Die Herren von der neuen Richtung sehnen sich nach den so sehr verpönten Akademieprofessuren und nach dem Unterrichten im Zeichnen nach Gyps, Perspective, Anatomie und anderen Dingen, welche für sie ein längst überwundener Standpunkt sind? Das hätte ich wirklich nicht geglaubt, aber ich weiß nun doch wenigstens: wie und wo und was. Warum dann aber so schüchtern und nicht gleich eine Candidatenliste aufgestellt? Namen, Namen!

Ich kann allerdings nicht die an die Akademie berufenen Lehrkräfte auf Wunsch des Herrn Fritz Stahl veranlassen, sich zu vergiften, um an ihrer Stelle seine Candidaten in Vorschlag zu bringen. Aber ich wüßte doch gern, wer sind denn die gewünschten Neuesten der Neuen? Hellqvist, Bokelmann, H. Vogel, Warthmüller, Fr. Skarbina, A. v. Heyden, welche, soviel ich mich erinnere, früher gelegentlich als Vertreter der neuen Richtung genannt worden sind, haben zum Theil Jahre lang an der Kunstakademie als Lehrer gewirkt. Professor Koepping, welcher auch dazu gezählt wird, ist Meisteratelliervorsteher, Hans Herrmann und L. Manzel — vielleicht auch noch Andere — sind Mitglieder der Akademie, letzterer ist sogar Mitglied des Senats derselben. Sind das Alle schon des hommes passés, und wer sind nun die Allerneuesten, welche endlich wohlbefähigter künstlerischer Jugend die Geheimnisse beizubringen vermögen, wie man richtiger als bisher zeichnet und modellirt, malt und in Kupfer sticht oder radirt?

Der „Pan" 1896, zweiter Jahrgang belehrt mich durch zwei Artikel darüber, daß ein beschleunigtes Absterben der „Alten" allerdings dringend erwünscht sei, denn es heißt in beiden Artikeln ziemlich gleichlautend, daß endlich 1891 „der Tod in Dresden den Bildhauer Hähnel und den Maler Große, die Hauptvertreter des starren akademischen Geistes hinwegriß (im anderen Artikel ‚dahinraffte')", um Jungen, Modernen Platz zu machen. Es muß ein angenehmes Gefühl für die Ueberlebenden dort, z. B. Johannes Schilling, sein, das zu lesen, wäre auch ein hübsches Motiv für ein ganz modernes Bild. Dunkle Nacht, klatschender Regen, Blitze zucken am Horizont. Im Vordergrund irren die beiden unglücklichen alten Akademiker, hinter ihnen Gevatter Hein auf fahlem Rosse. Hinter einem Dornenstrauche lauernd, etwa wie Böcklin's Furien, der große Pan oder auch die Herren Lichtwark und v. Seidlitz, stahlfederbewehrt; auf freiem, fahlem Felde dahinter als schwarze Silhouette gegen die Luft die Schaar der Modernen. Die Hippe des schaurigen Sensenmanns saust auf die beiden unglücklichen alten Akademiker nieder, auf einen Hieb beider Köpfe vom Rumpfe trennend, und der Chor der Modernen singt:

„Hallelujah, Hallelujah!
Endlich, endlich hat er sie ja!"

Auch über das, was sich die Herren unter „dem Geiste der Freiheit und Duldsamkeit vorstellen", welcher den künstlerischen Unterricht leiten soll, erfahre ich aus derselben Nummer viel Belehrendes. Es heißt da: „Auch stand der Berufung von Uhde und Klinger das Vorurtheil entgegen, als handle es sich bei einer Akademie in erster Linie um die directe Lehrthätigkeit, um die Ueberlieferung einer bestimmten Technik, nicht aber so sehr um das Vorbild im Allgemeinen und die Anregung zum Vorwärtsstreben." Unterrichten und Lernen ein „Vorurtheil", ist nicht schlecht; richtig ist, daß diese Vorbild-These für beide Theile angenehmer und weniger mühsam ist, als das unbehagliche Studiren und Corrigiren; die Anregung zum Vorwärtsstreben läßt sich Abends in der Kneipe auch viel bequemer besorgen. Augenscheinlich hat die Dresdener Akademie mit dieser These schon recht interessante Erfahrungen gemacht, als z. B. Ernst Moritz Geyger 1891 als Lehrer des Kupferstichs dorthin berufen wurde. Derselbe gehört, wenn man sich auf die Mittheilungen des Herrn von Seidlitz stützen darf, zu den durchaus Modernen. Er besuchte von 1878 bis 1884 mit Auszeichnung die Berliner Akademie, 1886 speciell die Radirclasse des Prof. Hans Meyer. Herr Fritz Stahl schreibt zwar: „Noch keines Lebenden Auge hat einen Künstler gesehen, dem der Unterricht in der Berliner Hochschule die genügenden Ausdrucksmittel für eine selbstständige Anschauung der Natur, dem sie auch nur die ganz verächtliche Grundlage eines soliden handwerklichen Könnens im Sinne der guten Tradition gegeben hat." Herr Fritz Stahl macht billiger Weise in diesem Falle, vielleicht auch noch in einigen anderen aber wohl eine Ausnahme. Herrn Geyger's Thätigkeit an der Dresdener Akademie währte aber nur, wie Herr von Seidlitz berichtet, ein Jahr. Ich weiß auch warum. Herr Geyger verlangte vom Staate für sich nicht nur ein Atelier als Kupferstecher, sondern dazu noch eines für seine Thätigkeit als Maler, ein weiteres für seine Bildhauerarbeiten und endlich ein Musikzimmer mit einem Flügel, weil er gewöhnt wäre, nur unter den Klängen der Musik künstlerisch zu schaffen. Ich bin nun zwar sehr für die Verbesserung des Wohles der arbeitenden Classen eingenommen, denn ich rechne mich selbst dazu. Aber meine Ansprüche an den Staat gehen doch nicht so weit, daß ich gerade verlangte, derselbe solle mir zur Anfachung der Begeisterung bei meiner Arbeit auch noch Clavier-, Orgel- oder Militärmusik liefern. Ich fürchte, daß unsere Oberrechnungskammer dazu an mich das begründete Monitum richten würde: ob mit der Ausübung und dem Unterrichten in den bildenden Künsten ein gelinder Grad von Gehirnerweichung nothwendig verbunden sein und staatlicherseits gepflegt werden müsse? dessen Verantwortung mich in einige Verlegenheit bringen würde. Indeß, über meine Meinungen von der neuen Richtung kann ich Herrn Fritz Stahl beruhigen. Zu einer Zeit, als man weder von einer neuen Richtung noch von Secession etwas wußte, habe ich Franz Stuck's Vignetten, Festkarten und decorative Entwürfe für die Compositionsübungen in der Akademie als Muster aufgestellt und Vorträge darüber gehalten. Ich freue mich am Guten und Schönen, wo es sich mir darbietet. Ich sträube mich nur dagegen, wenn mir Jemand, um einen Vergleich zu gebrauchen, den ich irgendwo gelesen habe, eine faule Kartoffel in den Mund zu pressen versucht und mir dabei unaufhörlich zuschreit: „Versuchen Sie nur, gewöhnen Sie sich daran, es ist ja keine faule Kartoffel, sondern eine süßsaftige Apfelsine, welche ich Ihnen darbiete."

Ich kann Herrn Fritz Stahl auch versichern, daß ich gar keine Lehrer aus seiner neuen Richtung an die Akademie zu

berufen brauche, um diese zu pflegen, denn dieselbe blüht dort ganz von selbst, dank dem Nachäffungstrieb in der menschlichen Natur, welcher in diesem Falle durch die Reclamebemühungen der Vertreter der neuen Richtung auf's Prächtigste gefördert wird, und für welche jugendliche Gemüther, welche Carrière machen wollen, naturgemäß besonders leicht empfänglich sind. Ich kann ihm dafür mit einem classischen Beispiele aufwarten.

Er erinnert sich gewiß noch der Ausstellung des Herrn Sommerfeld Unter den Linden? Dieser Herr hatte die Kinderschuhe an der Akademie zwar noch nicht ausgetreten, aber er gehörte der „neuen Richtung" an und veranstaltete, wie üblich, eine Gesammtausstellung seiner „Werke". Die freundliche Presse nennt solche Herren in der Regel: „der jugendliche Meister", und in Gurlitt's Ausstellung kann Herr Stahl ja von Zeit zu Zeit die Werke solcher aus unserer Akademie hervorgegangenen jugendlichen Meister anstaunen. Das Interessanteste an Herrn Sommerfeld's Ausstellung war der Katalog und ein Cabinet séparé, in welchem so viel ich mich erinnere, ein Bild ausgestellt war, welches „Femina" betitelt war und die „Alles verschlingende Macht des Weibes" darstellte; für einen 25jährigen jungen Meister ein recht angenehmes modernes Motiv. Als höchster Trumpf und zur Illustration dessen, was die Macht des Weibes Alles zu verschlingen im Stande ist, waren als armselige Ueberbleibsel des betreffenden Unglücklichen masculini generis auf einem teppichbedeckten Kanapee in natura ein chapeau claque und ein paar helle Handschuhe deponirt! Wünscht Herr Fritz Stahl noch mehr von wirklich Nietzsche-Tiefsinnigem, der modernsten Weltanschauung Entsprossenem? Ist er mit diesem Neuesten, was „die neue Richtung in der Natur entdeckt hat", noch nicht zufrieden? Ich bin vollständig befriedigt damit, und ich freute mich nur, aus wenigstens einer Preßstimme ein Erstaunen darüber zu vernehmen, wie derselbe Mann, welcher so gute auf der Akademie entstandene Studien gleichzeitig ausgestellt hatte, im Uebrigen zu solchen psychologisch merkwürdigen Schöpfungen käme.

Auch bei der Betrachtung des Plakats der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung von Melchior Lechter wird Herr Stahl zu der Ueberzeugung kommen, daß die Akademie an Duldsamkeit, Freiheit und Pflege gegenüber der modernen Richtung selbst während zwanzig Semestern, wie bei Melchior Lechter, nicht das Mindeste zu wünschen übrig läßt, so schlimm und verderblich auch der Einfluß des bösen Akademiedirectors ist. Ich glaube nur, der alte Tutilo und Folkart von St. Gallen und der wackere unbekannte Mönch von der Reichenau, welcher die Kirche in Oberzell um's Jahr 900 mit Fresken geschmückt hat, würden sich wundern, wie herrlich weit wir es innerhalb 1000 Jahren in einer Stadt und ihrer Künstlerschaft gebracht haben, welche Schlüter und Schadow, Rauch und Menzel zu den Ihrigen zählt, und daß dieses noch hinter die wackeren kunstübenden St. Galler Mönche vom Jahre 900 hinaufreichende Opus der adäquate Ausdruck der Berliner modernsten Kunstbestrebungen vom Jahre 1897 ist! —

Trotz all' der Freundlichkeiten, welche mir Herr Stahl ganz persönlich noch zu Theil werden läßt, hat er aber doch noch keine richtige Vorstellung von meinem Einflusse! Ich hatte sie ja selbst nicht, und als ergötzlichen Schluß dieser Betrachtungen über eine akademische Gypsfrage sei es mir gestattet, ein classisches Beispiel dafür anzuführen.

Im 18. Jahrgang der „Graphischen Künste", Wien 1895, lese ich erst jetzt gelegentlich in einem Aufsatze des Herrn Geheimraths Dr. Bode über Rudolf Henneberg außerordentlich interessante Mittheilungen über die Entstehung seines bekannten in der hiesigen Nationalgalerie befindlichen Bildes: „Die Jagd nach dem Glück," welches in den Jahren 1863—1868 entstanden ist und in der Berliner akademischen Kunstausstellung im Herbst 1868 zum ersten Mal ausgestellt war. Es heißt da auf Seite 56 u. A.: „Die ängstliche Sorgfalt in der Durchführung der Costume, ein etwas schwerer Ton der Färbung und eine theilweise Glätte der Durchführung, die auf Einflüsse von Lindenschmidt und Piloty in München und A. von Werner in Berlin zurückgehen, geben dem Bilde eine gewisse Kälte, welche die Wirkung der großen phantasievollen Composition beeinträchtigt." Ich befand mich 1863 als 20jähriger Kunstschüler in Karlsruhe, bis 1866, von da bis 1868 dann in Paris. Ich wußte weder etwas von Henneberg noch er etwas von mir, denn ich glaube kaum, daß er mein 1866 in Berlin ausgestelltes größeres Erstlingsbild: „Luther vor Cajetan" gesehen hat; erst 1871 lernten wir uns kennen. Daß ich ein so eminenter Kerl sei, daß ich gleichsam schon vor meiner Geburt als Künstler einen maßgebenden, natürlich schlechten Einfluß auf einen nahezu zwanzig Jahre älteren Künstler auszuüben vermochte, habe ich zu meiner größten Ueberraschung erst jetzt aus Herrn Geheimrath Dr. Bode's Mittheilungen erfahren, und es erfüllt mich diese Thatsache mit staunender Bewunderung vor mir und vor kunstgelehrten Forschungen!

Unter so bewandten Umständen möchte ich Herrn Fritz Stahl und Gesinnungsgenossen nicht empfehlen, sich mit mir auf diesem Gebiete auf ein Tänzchen einzulassen. Wollten sie mir aber unerwarteter Weise eine Freundlichkeit erweisen, so möchte ich sie bitten, mich weiter, wie bisher mit ihrem Hasse zu beehren, welchen ich hoch zu schätzen weiß, und mich um Himmelswillen niemals zu loben, was mich betrüben würde.

---

## Hans von Bülow als Schriftsteller.

Von Georg Thiele.

Ueber den Musiker Bülow steht das Urtheil der Nachwelt wohl endgiltig fest. Dem Componisten fehlt trotz all der vielen ehrenwerthen Versuche die wahre Schöpferkraft, und er hinterläßt wenig Bleibendes. Der Clavierspieler gehört als solcher zu den ganz Großen, aber die Nachwelt flicht ihm eben so wenig Kränze, wie dem Mimen mit seiner vergänglichen Kunst. Bülow als genialer Dirigent wird ohne Zweifel am längsten leben, denn er hat Schule gemacht. Nun haben wir aber auch den Schriftsteller Bülow. Wir meinen nicht in seinen hochinteressanten Briefen, die seine Wittwe jüngst in zwei Bänden herausgegeben hat, sondern den Musikkritiker, den schriftstellernden Aesthetiker und Theoretiker. Auch ihm hat Frau Marie von Bülow geb. Schanzer einen stattlichen Band gewidmet, der soeben unter dem Titel: „Ausgewählte Schriften" bei Breitkopf und Härtel in Leipzig herausgekommen ist.

Bülow zeigt sich hier in seinem zwiefachen Charakter als Streiter und als Lehrer. Nicht nur wo es sich darum handelt, die Werke, die ihm das Höchste in seiner Kunst bedeuten, und ihre Schöpfer zu vertheidigen, ihnen Bahn zu brechen, sondern auch überall, wo ein geringeres Talent nach seinem Dafürhalten ungerecht angegriffen oder von der Mehrheit nicht genügend anerkannt wird, betritt er den Kampfplatz. Es fehlt nicht an Beispielen dafür, daß er sich zu einem derartigen Vorgehen auch da angeregt fühlt, wo das betreffende Werk wie der künstlerische Boden, dem es entstammte, nicht in das Bereich seiner Sympathien gehörte. Sogar die Herausgeberin muß zugeben, daß er sich bei solchen Gelegenheiten leicht verleiten läßt, Ausdrücke und Wendungen zu gebrauchen, die heute, nach so vielen Jahren, unter völlig veränderten Verhältnissen als übertrieben empfunden werden — was allerdings auch von Einzelnen, bedingungslos zustimmenden Besprechungen derjenigen Kunstwerke gelten dürfte, denen sein ganzes Herz entgegenschlug. Der Mangel einer gewissen

Stetigkeit der Stimmung, aus der allein — wo es sich nicht um Werke allerersten Ranges handelt — dem Urtheile eine absolute Geltung erwachsen kann, dürfte wohl den begründetsten Einwand gegen Bülow's Art zu kritisiren abgeben. „In der Flucht eines ruhelosen Lebens, zwischen einer Lection und einer Probe, einer Eisenbahnfahrt und einem Concert ist der größte Theil der Schriften entstanden. Da war es schwer, den Stil zu feilen, Lob und Tadel peinlich abzuwägen. Kühle Abgemessenheit war seiner leidenschaftlichen, seelisch stets erregten, körperlich oft gequälten Natur überhaupt nicht gegeben. Dessenungeachtet hat die musikalische Welt längst anerkannt, was ihr Bülow als Führer und Lehrer gewesen ist."

Die hier gesammelten Schriften stammen aus den Jahren 1850—1892. Sie entrollen ein Bild der musikalischen Entwicklung in Deutschland von dem wichtigen Zeitpunkte an, wo die von Robert Schumann eingeleitete reformatorische Bewegung durch Richard Wagner und Franz Liszt einen gewaltigen Aufschwung nimmt und ein Kampf entbrennt, der in seiner Heftigkeit und Dauer auf ästhetischem Gebiet kaum seines Gleichen hatte. So organisch sich nun die „Schriften" den bereits bekannten Documenten über jenen Kampf anfügen, für die Charakteristik Bülow's selbst kann ihnen nur die Bedeutung eines Fragmentes zuerkannt werden, weil der bei Weitem größte Theil derselben auf seine erste Lebenshälfte entfällt, in der fast alle seine Kräfte nach der polemischen Richtung hin angespannt waren, während die Zeugnisse von Bülow's universellen, abgeklärten Kunstanschauungen, die der zweiten Lebenshälfte angehören, nicht in genügend scharfen Umrissen hervortreten. Volle fünfzehn Jahre hindurch, von 1850—65, kämpft er mit seiner unermüdlichen Feder für die Sache der Zukunftsmusik. In München aber, 1865—69, läßt die Thätigkeit des ausübenden Musikers in seiner dreifachen Bedeutung als Dirigent, Claviervirtuose und Lehrer den Schriftsteller nicht mehr zu Worte kommen. „Nach Ablauf dieser Epoche tritt in Bülow's Dasein der wichtigste Wendepunkt ein. Darauf näher einzugehen, wie der Mann und Künstler im Zenith seines Lebens von dem Boden, in dem er künstlerisch wurzelte, durch persönliche Verhältnisse zwingender Art entfernt wurde; dem Einflusse nachzuspüren, den diese radicale Veränderung auf seine definitive Entwicklung ausgeübt, das gehört nicht in den Rahmen dieser Publication. Daß aber der für den Componisten Liszt enthusiastisch eintretende Musiker Bülow von dem Menschen Bülow nicht zu trennen ist, der unter dem fascinirenden Einfluß der edlen mächtigen Persönlichkeit stand — daß vielmehr der eine aus dem anderen theilweise erklärt werden muß, sei hier wenigstens kurz angedeutet und bemerkt, daß das persönliche Verhältniß des jüngeren Meisters zum älteren von allen Phasen des äußeren Lebensganges und der inneren Entwicklung unberührt geblieben ist. Da aber einer in Bülow vorgegangenen tiefen Wandlung in der Beurtheilung der Werke Liszt's kein der Breite und dem Charakter der früheren gegentheiligen Kundgebungen entsprechender Ausdruck verliehen wurde — psychologisch wohl erklärbar — so können diese Schriften nicht als erschöpfendes Gesammtbild seiner Stellung zu den musikalischen Erscheinungen seiner Zeit betrachtet werden. Und noch empfindlicher ist eine zweite Lücke: das Fehlen einer Darlegung seines Verhältnisses zu den Werken von Johannes Brahms während der letzten fünfzehn Lebensjahre, in einer der eingreifenden Bedeutung desselben entsprechenden Form. Als Bülow's Dirigententhätigkeit Ende der siebziger Jahre mehr denn je zuvor seine souveräne Meisterschaft auf dem großen Instrumente des Orchesters offenbarte, als er nach Annahme der Stellung in Meiningen, an der Spitze des verhältnißmäßig kleinen herzoglichen Orchesters aller Orten Enthusiasmus erregend, zu einer autoritativen Machtstellung im Musikleben der Gegenwart gelangte, wie sie in unmittelbarem Contact mit den weitesten Kreisen des Publicums kaum ein Künstler je besessen hatte — da brauchte er nicht des Nothbehelfs der Feder, denn er konnte für seine Ueberzeugungen in ganz anders wirksamer Weise eintreten. Was er so auf dem Wege der That, des Beispiels zu Stande gebracht; was er während der Meininger Jahre in aufreibenden Kunstfahrten für das Verständniß der großen Meister aller Zeiten und im Besonderen für die Werke von Brahms gethan hat — das lebt noch in Aller Gedächtniß."

Schon als zwanzigjähriger stud. jur. debütirte Bülow als Schriftsteller und zwar als Concert- und Theaterreferent der demokratischen Berliner „Abendpost" 1850. Seine Referate sind keck und witzig und verrathen schon die ganze eroberungslustige Subjectivität des reiferen Musikers. Wie hübsch ist nicht der politisch gefärbte Bericht über Benedixens Einakter: „Der Proceß", in seiner prächtigen Ironie den Philisterfeind und Freiheitsmann verrathend:

„Dieses Stück, das so harmlos aussieht, als sei es bestimmt von und vor Tertianern oder Schülerinnen einer Mädchenpension aufgeführt zu werden, ist eines jener gefährlichen Producte des Zeitgeistes, der alle Masken vornimmt, um Unerfahrene zu berücken. Man sieht hieran, wie weit die Heuchelei geht. Ein Gutgesinnter de pur sang, Mitarbeiter der Kölnischen Zeitung, Herr Roderich Benedix versendet ein Stück. Die Theaterdirectionen nehmen es arglos an, üben es arglos ein und lassen es arglos aufführen. Aber dieses Stück ist durch und durch revolutionär. Nicht genug, daß es zum Hasse und zur Verachtung gegen eine Classe der Einwohner des Staats (die Advocaten) auffordert; nicht genug, daß es Beamte des Staats, wie den Gefängnißwärter (mir ahnte gleich nichts Gutes, als ich auf dem Theaterzettel Beamte als Figuren im Lustspiel fand) der Lächerlichkeit preisgiebt: es ist geradezu gegen bestehende Einrichtungen des Staats gerichtet, es verspottet die Polizei, ohne die doch kein wohlgeordneter Staat bestehen kann. Zwei achtbare Männer, Gutsbesitzer, also Glieder der glücklicher situirten Minorität, also aller Wahrscheinlichkeit nach Gutgesinnte, werden von der Polizei aufgegriffen und ohne Weiteres in's Gefängniß geschleppt. Zwar wird dies der Ort für die glückliche Katastrophe des Lustspiels; aber diese Wendung ist eine gewöhnliche Wühlerpraxis, eine Finte, um die wahre Absicht des Verfassers wenigstens etwas zu verdecken. Wir reißen Herrn Roderich Benedix die Larve seiner Gutgesinntheit ab und denunciren ihn für die bevorstehende Bummler-, Literaten- und Judenverfolgung als einen der gefährlichsten Partisanen der schlechten Presse. Ueberhaupt ist es endlich an der Zeit gegen den Unfug (auf diesem Felde) und die Wühlerei, welche sich die unschuldigsten und harmlosesten Verhüllungen wählt, ernstlich einzuschreiten."

Zeigt sich schon in diesen journalistischen Anfängen die streitbare Ader, so führen uns die Weimarer Lehrjahre des jungen Musikers 1851—1852 den schroffen Polemiker vor. Es ist der leidenschaftliche Wagner- und Liszt-Apostel, der in Brendel's Neuer Zeitschrift für Musik unerschrocken die schärfste Feder führt, eine in den damaligen Kunstverhältnissen und den allgemeinen Anfeindungen der Neudeutschen Schule wohlbegründete geradezu wilde Polemik. Fast jeder seiner Artikel hat den Zweck, für Wagner's Werke Stimmung zu machen und jede andere Richtung mit dem großen Fluch zu belegen. Das damalige Opernrepertoire, die Modesänger bekommen ihr Theil. So Jenny Lind und Henriette Sontag.

„Nach der wirklichen Begeisterung für den geistvollen Liszt konnte, in Gemäßheit des Gesetzes der Contraste, nur die geistlose Jenny Lind die blasirten Berliner zu jener Enthusiasmuskomödie hinreißen, die bald darauf auch anderwärts in Scene ging und bei welcher Ostentation und Renommisterei seitens der Enthusiasten nicht die untergeordnetste Rolle spielten. Das Kehlenvirtuosenthum war früher ‚schon dagewesen', hatte seine Glanzepoche bereits durchgemacht; um es daher auf's Neue zu würzen und dem Gaumen des Publicums picant zu machen, mußte man jenen bei anderen hohlen

Blößen schon sehr bewährten Garderobier zu Hülfe nehmen: den Charlatanismus. Nun, Jenny Lind steht rein da von dem Vorwurfe, diesen Magnet des Weltnervs, Geld, nicht nach Kräften ausgebeutet zu haben. Durch den Umstand, daß ihre Kehlenfertigkeit eben so wenig als ihre Stimmmittel hinreichen konnten, ihr Triumphe bei den romanischen Nationen zu holen, schon veranlaßt, sich die in diesem Punkte minder competente germanische und angelsächsische Rasse zu Düpen auszuerlesen, wußte sie den Schwächen des Publicums gegenüber bei der Wahl der Hülfsquellen des Charlatanismus ihren nicht gewöhnlichen praktischen Verstand in das glänzendste Licht treten zu lassen. Die urgermanische Cardinaltugend „Prüderie" schien ihr geeignet, Geschäfte mit sich machen zu lassen. Der unglaubliche Erfolg, welchen sie dem Nimbus blondester ‚Jungfräulichkeit', in den sie ganz unvergleichlich sich zu drapiren wußte, zu danken hat — Italiener und Franzosen hätten die Madonnentoilette vielleicht unbarmherzig ausgepfiffen — muß ihre kühnsten Speculationen übertroffen haben." Und nachdem die schwedische Nachtigall abgeschlachtet ist, kommt die deutsche an die Reihe. „Henriette Sontag ist eine große Kehlenvirtuosin; sie singt und spielt allerliebst, charmant, um den diesem Genre und seiner Heldin angemessensten Ausdruck zu gebrauchen. Sie ist der Thalberg des Gesanges und, als die Blüthe der musikalischen Restaurationsperiode, gewiß auch mehr als bloß historisch interessant. Aber sie ist auch zugleich, und dieser Umstand motivirt am besten unsere Abneigung, unser Minoritätsvotum, — eine Luxuskünstlerin im vollen Sinne des Wortes. Sie singen zu hören, ist ein recht echt aristokratischer, luxuriöser Kunstgenuß, schon deßhalb, weil er vom Genießenden reine Passivität voraussetzt. Ein geistiger Genuß jedoch, bei dem der Genießende nicht auch zu einer gewissen selbstständigen Thätigkeit beim Recipiren veranlaßt wird, steht auf einem und demselben Niveau mit einem bloß materiellen.

(Schluß folgt.)

---

## Daniel Sanders.

Von Friedrich Düsel.

Die moderne deutsche Philologie steht unter dem Zeichen der historischen Schule. Eingeleitet schon von der Romantik, der nach langer Unterbrechung zuerst wieder der lebendige Sinn für die geschichtlichen Zusammenhänge unsrer Cultur mit dem Mittelalter aufging, fand sie ihre eigentlichen, bahnbrechenden Apostel in den Brüdern Grimm. Sie waren es, die die bis dahin mehr oder minder dilettantisch betriebene deutsche Sprachkunde zu einer selbstständigen festgegründeten Wissenschaft erhoben und die ästhetisch-rationalistische Methode eines Gottsched und Adelung, die wesentlich nach persönlichem Geschmack und landschaftlichem Vorurtheil dem Sprachgebrauch ihre schulmeisterlichen Gesetze dictirte, auf's wohlverdiente Altentheil verwiesen. Alle wissenschaftlichen Fortschritte, die seitdem auf dem Gebiete der Germanistik erzielt worden sind, offenbaren sich als Triebe dieser durchgreifenden Reform und ziehen, so sehr sie sich auch ausgewachsen und verzweigt haben, ihren Saft aus deren Wurzeln. Wie aber in jedem neuen Gehölz, mag der Boden noch so gründlich umgerodet sein, zwischen den frischen Stämmen immer etwas Unterholz vom alten Bestande zurückbleibt, so wußten sich auch in die neue deutsche Sprachwissenschaft Ueberbleibsel aus der alten Zeit hinüber zu retten und neben den Lehren der historischen Schule die praktisch-kritischen Ueberlieferungen Gottsched's und Adelung's fortzupflanzen.

Der hervorragendste und einflußreichste Vertreter dieser alten Richtung in der Germanistik war Daniel Sanders, der hochbetagt am 11. März d. J. in seiner Vaterstadt Strelitz gestorben ist. Gleich die erste sprachwissenschaftliche Schrift, mit der er zu Anfang der fünfziger Jahre auf den Plan trat, kennzeichnete seinen Standpunkt und wies ihm ein für alle Mal seine Bahn. 1852 erschienen die ersten Lieferungen des Grimm'schen Wörterbuches. Während es fast überall im deutschen Vaterlande mit Freude und Bewunderung begrüßt wurde, ließ Sanders zwei kritische Hefte erscheinen, in denen er das Werk als „in seiner ganzen Anlage und großen Theils auch in seiner Ausführung durchaus verfehlt" bezeichnete und ihm eine lange Rügeliste von Flüchtigkeiten und Versehen vorhielt. Mit diesem auch in der Form gar zu scharfen Angriff war das Tischtuch zwischen ihm und der Grimm'schen Schule ein für alle Mal zerschnitten; was er fernerhin an Positivem für die deutsche Sprachwissenschaft leisten wollte, mußte er nach eigener, selbstständiger Methode, allein und ohne Gefolge unternehmen.

Vorbildung und Lebensverhältnisse verschärften diesen Gegensatz nur noch. Am 12. November 1819 als Sohn jüdischer Eltern in der kleinen mecklenburgischen Landstadt Strelitz geboren, besuchte er nach Absolvirung des Gymnasiums im benachbarten Neustrelitz (1839) die Universitäten Berlin und Halle, ohne besonders ausgeprägte Triebe und Anlagen für die deutsche Sprachwissenschaft zu verrathen. Er studirte vielmehr neben den neueren Sprachen wie Englisch und Französisch hauptsächlich Mathematik und Naturwissenschaften, um sich, wonach sein Ehrgeiz stand, das Zeugniß eines preußischen Oberlehrers in den Realfächern zu erwerben. Auch was ihn während seiner Universitätsjahre literarisch beschäftigte, hatte mit Germanistik nichts zu thun. 1842 gab er im Verein mit Heinr. Bernh. Oppenheim und Moriz Carrière, seinen Berliner Studiengenossen, „Zum Besten der unglücklichen Kandioten" ein schmales Heftchen „Neugriechischer Volks- und Freiheitslieder" in deutscher Uebersetzung heraus; 1844 allein „Das Volksleben der Neugriechen, dargestellt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten u. s. w." Diese Neigungen zur Literatur der Neugriechen, eine Art Johannistrieb des Philhellenismus der zwanziger Jahre, begleitete den jungen Gelehrten von der Universität heim in seine einsame Vaterstadt, die er nun auf längere Zeit nie wieder verlassen sollte. Er trat zunächst eine Lehrerstelle an der jüdischen Schule an, die er mit großem pädagogischen Geschick und Erfolg verwaltete, bis er 1852 in Folge seiner im Verein mit Adolf Glasbrenner betriebenen revolutionären Wirksamkeit seines Amtes entsetzt und die Anstalt selbst geschlossen wurde. So war Sanders über Nacht wider Neigung und Willen in's Privatgelehrtenthum hineingedrängt worden, und was bisher eine Erholungsbeschäftigung für freie Mußestunden gewesen war — kleinere sprachwissenschaftlich-kritische Arbeiten, meist für Herrig's Archiv bestimmt, — das wurde nun Beruf und Lebenserwerb. Aeußere Zufälle, das schon erwähnte Erscheinen der ersten Lieferungen des Grimm'schen Wörterbuches, und der Antrag eines namhaften Verlegers, nach seinen eignen praktischen Gesichtspunkten ein populäres Wörterbuch auszuarbeiten, machten die Frucht vollends reif: schon 1854 erschien sein ausführliches „Programm eines neuen Wörterbuchs der deutschen Sprache", worin er zu Schluß ein Lexikon von seiner Hand bereits bestimmt verhieß.

So saß er nun länger als ein Jahrzehnt einsam und abgeschlossen in der engen Studirstube einer mecklenburgischen Kleinstadt und brachte es Dank seines unermüdlichen Fleißes und einer vom Ehrgeiz gestachelten Arbeitskraft in der That fertig, daß dem Vertrag entsprechend schon im Sommer 1859 die erste Lieferung des neuen Wörterbuches erscheinen konnte und im Juli 1865 das ganze dreibändige Werk vollendet dastand. Es führte den Titel „Wörterbuch der deutschen Sprache mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart" und grenzte schon mit dieser Bezeichnung seinen Zweck und Werth scharf und bestimmt von dem Grimm'schen Unternehmen ab. Um zunächst die Vorzüge zu nennen, so muß

anerkannt werden, daß es an modernen Belegstellen, vor Allem aus der Literatur der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre, sowie aus Zeitschriften und Tagesblättern bedeutend reichhaltiger war als das Grimm'sche Werk, daß es sich ferner durch eine zweckmäßige, scharf durchdachte und consequent durchgeführte Anordnung — Zusammensetzungen unter dem Grundwerth — vortheilhaft vor der äußerlichen, rein alphabetischen Anordnung der Grimm's vortheilhaft auszeichnete, und daß es diesen endlich auch in der klaren, allgemein verständlichen Definition der synonymen Begriffe wie in der Sonderung der Bedeutungsunterschiede zweifellos den Rang ablief. Aber eine geschichtliche Darstellung der Wörter fehlte so gut wie ganz, ein anschauliches, lebendiges Bild von dem Werden und Wachsen unserer Sprache, worum es den Grimm's vor allem Andern zu thun war, gewährte Sanders nicht. Dazu machte den Verfasser schon seine völlige Unkenntniß der älteren germanischen Dialekte und deutschen Sprachstufen — nicht einmal das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche beherrschte er — durchaus unfähig; was seine spärlichen, aus abgeleiteten Quellen geschöpften Anmerkungen an etymologischen Erläuterungen nachtrugen, war entweder falsch oder so verworren und unzulänglich, daß es dem inneren Verständniß eher zum Hemmniß als zur Schwinge gereichte. Und noch Eines fehlte dem Werke, das auch der emsigste Fleiß und schärfste Verstand nicht schaffen kann: die feinsinnige, dichterische Nachempfindung der heimlichen naiven Poesie, die durch den Blätterwald unserer Sprache rauscht und webt, das Organ für die leisen Gefühlsstimmen und versteckten Vorstellungsformen, die hinter den todten Buchstaben schweben, der mitschaffende Geist, der die papiernen Schemen erst mit Blut und Leben füllt. Darin aber suchten ja die Brüder Grimm, von Hamann und Herder angeregt, gerade ihren Hauptruhm und Ehrgeiz. Auch bei ihrer scheinbar so trockenen Wörterbücherarbeit waren sie Dichter; jedes Wort hatte für sie seine Seele, führte sein individuelles Leben, das sie nun mit dem tiefschauenden, feherischen Blicke des wahren Philologen durch die Jahrhunderte hindurch in seinen verschiedenen Offenbarungen verfolgten und darstellten. Nichts lag ihnen ferner, als in ihrem Wörterbuche ein bloßes Nachschlagewerk zu platten Handlangerdiensten fertig zu stellen, „das nur ein paar Mal im Jahre aus dem Staub unter der Bank hervorgeholt wird, um den Streit zu schlichten, welche von zwei schlechten Schreibungen den Vorzug verdiene". Vielmehr wollten sie ein Heiligthum der Sprache gründen, das deren köstlichsten Schatz bewahre und eine in Erscheinung des Wortes zugleich verkörperte und verklärte Geschichte unseres Volkes umschließe. Als ein Haus- und Andachtsbuch dachte sich Jakob in seinem kindlich-zuversichtlichen Gemüthe das vaterländische Werk: „Warum sollte nicht der Vater ein paar Worte ausheben," meinte er, „und sie Abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigene auffrischen? Die Mutter würde gern zuhören. Frauen, mit ihrem gesunden Mutterwitz und im Gedächtniß gute Sprüche bewahrend, tragen oft wahre Begierde, ihr unverdorbenes Sprachgefühl zu üben, vor die Kisten und Kasten zu treten, aus denen wie gefaltete Leinwand lautere Wörter ihnen entgegenquellen: ein Wort, ein Reim führt dann auf andere, und sie kehren öfter zurück und heben den Deckel von Neuem." In solchen idyllischen Bildern suchte Daniel Sanders seinen Lohn nicht. Er wollte in erster Reihe Statistiker des guten Sprachgebrauchs und in zweiter — nicht gerade Gesetzgeber wie Gottsched und Adelung — wohl aber Rathgeber und Richter sein. Schwebten als Sinnbilder über den Grimm'schen Bänden Schild und Eule der Minerva, so standen hinter den seinen die Waage der Themis und die Flügelschuhe des Mercur: die Grimm's leiteten künstlerische, ethische und gelehrte, ihn leiteten wesentlich praktische Gesichtspunkte. Als vollständigste Materialsammlung des neueren deutschen Wortschatzes wird das Sanders'sche Lexikon immer seinen Werth behalten; denn hier ist die Ernte einer Belesenheit aufgespeichert, wie sie vorher und nachher selten ein Einzelner besessen hat. Diese sowie den scharfsinnigen Sprachverstand, der sich gleich in den ersten Lieferungen kundgab, mußte selbst Jakob Grimm anerkennen, so wenig er sonst vertrauten Freunden wie Salomon Hirzel gegenüber mit seiner persönlichen Verstimmung zurückhielt, als Sanders ihm mit seiner eiligen Concurrenz den Markt verdarb.

Was Sanders außer seinem großen Wörterbuche sonst noch an sprachwissenschaftlichen Büchern schrieb, ist Alles mehr oder minder von diesem seinem ersten grundlegenden Werke abhängig. Die drei Bände seines Wörterbuches, zu denen sich 1885 noch das hauptsächlich aus der neuesten Literatur schöpfende „Ergänzungswörterbuch" gesellte, bildeten für ihn den Schacht, aus dem er das Metall für alle seine weiteren Arbeiten zu Tage förderte. Sie waren sein A und sein O, sein Anfang und sein Ende. Denn wie er sich gleich mit seiner ersten Schöpfung von der eigentlichen germanistischen Fachwissenschaft getrennt hatte, so mußte er, wollte er sich den aufrechten Glauben an sich selbst und die schaffensfrohe Zuversicht zu seiner einsamen Methode erhalten, auch fernerhin vor allen neuen Forschungen und Entdeckungen der feindlichen historischen Schule ein Pentagramma schlagen, um seine Studirstube rein davon zu halten und sich seine Kreise nicht stören zu lassen. Es ist daher überflüssig, die kleineren Hand- und Hülfsbücher von Sanders, wie sein „Wörterbuch der deutschen Synonymen" (1871), sein weitverbreitetes und vielgebranchtes „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (1872), seinen „Deutschen Sprachschatz" (1873), seine „Sprachbriefe" (1879) und seinen „Satzbau" (1883) hier noch näher zu charakterisiren: alle diese Werke bewegen sich in den Geleisen seines Wörterbuches; sie haben sein Arbeitsfeld wohl ausgebaut und erweitert, aber seine Wirthschaftsmethode nicht vertieft oder gewandelt. Sie sind für den flüchtigen Tag geschaffen und werden, wie es heute schon seinen orthographischen Schriften geschehen ist, mit dem flüchtigen Tage vergehen, sobald nur Jemand kommt, der dem praktischen Bedürfniß des Augenblicks noch besser Rechnung zu tragen und mit bequemerem Format einen billigeren Preis zu vereinigen weiß. Schon jetzt darf man sagen, ist auch der volksthümlich-praktische Wirkungskreis, den Sanders eine Zeit lang, vornehmlich in den sechziger und siebziger Jahren, geradezu als seine Domäne ansehen durfte, von einer jüngeren Generation unserer wissenschaftlichen Germanistik erobert, die von Meister Rudolf Hildebrand gelernt hat, aus dem Leben auch unmittelbar für das Leben zu lehren und zu wirken.

Sanders fühlte diesen von dem Leipziger Seminare ausgehenden, hauptsächlich für die deutschen Lehrerkreise so fruchtbaren Umschwung, und die Erkenntniß, daß dem Bildungsstrome seiner Schriften dadurch eine seiner Hauptadern abgegraben würde, war der größte Schmerz seiner letzten Jahre. Denn persönlicher Zusammenhalt und rege zufließendes Lob aus den Laienkreisen gehörte zu den nothwendigsten Bedürfnissen seines sonst so anspruchslosen Gelehrtendaseins. Was ihm in seiner einsamen, weltentlegenen Studirstube an akademischen Ehrungen und an fachgenössischer Anerkennung abging, das sollte ihm der begeisterte Dank des „Volkes", d. h. der Gebildeten in Deutschland überhaupt ersetzen. Es war fast rührend, wenn er, wie ich in persönlichem Verkehre mit ihm oft beobachtet habe, für ein vollgiltiges Ehren- und Anerkennungszeugniß selbst die liebenswürdigen Höflichkeitsbriefe von Gevatter Schneider und Handschuhmacher zur Schau stellte, die von sprachlichen Dingen so wenig verstanden wie der General vom Kanzleramt.

Noch einmal, und damit ist — abgesehen von der ihm nur äußerlich aufgenöthigten Arbeit an dem deutsch-englischen Theil des neuen Langenscheidt'schen Lexikons — das ganze letzte Jahrzehnt seines Lebens ausgefüllt gewesen, noch ein Mal machte er den Versuch, sich sein altes Wirkungsfeld in

den weiten Kreisen der Gebildeten zurückzuerobern. Im Jahre 1887 gründete er seine „Zeitschrift für deutsche Sprache". Wie er im Vorwort deutlich aussprach, wollte er auch hier der öffentliche Sprachmeister der großen Allgemeinheit sein. „Gerade alles das", sagte er, „worüber die Regeln und Vorschriften der Sprachlehrer sich mit der Uebung der gebildeten Kreise und unserer besten Schriftsteller, wenn nicht im Widerspruch, so doch nicht im völligen Einklang befinden, möchte ich für diese Zeitschrift als das eigenste Gebiet in Anspruch nehmen, und ich bezeichne es ausdrücklich als einen Hauptzweck der Zeitschrift, wie einem einreißenden falschen Gebrauche entgegenzutreten, so auch falsche und unrichtige Regeln und Vorschriften zu berichtigen." Doch bald stellte sich heraus, daß er von seinem einsamen papiernen Posten aus den lebendigen Zusammenschluß mit dem Leben, der ihm vorschwebte, nicht mehr zu finden im Stande war. Seine abgerissenen, verzettelten Erläuterungen zu ausgewählten Stilmusterstücken unserer Classiker, zu modernen Romanen und Zeitungsausschnitten des Tages waren viel zu doctrinär, schematisch, farb- und temperamentlos, als daß sie lebendig hätten wirken können. Auch Mitarbeiter, die auf Bedeutung Anspruch machen konnten, fehlten der Zeitschrift so gut wie gänzlich, und was in den letzten Jahren an jungem Sprudelwasser aus germanistischen Studentenkreisen in die mit Unrecht grün gehefteten Blätter geleitet wurde, nahm sich in dem alten, versandeten Bette eher komisch als lebendig und erfrischend aus. So siechte das Unternehmen bald dahin; wie der Herausgeber selbst, der sich innerlich längst ausgegeben und einen ruhigen Mußeabend nach überreicher Arbeit gewiß verdient hatte, schleppte es seine müden Tage. Wer es zu neuem Dasein und Leben erwecken will, — es soll sich, wie ich höre, ein Muthiger dazu gefunden haben — der wird mit der Vergangenheit des Blattes gänzlich zu brechen und möglichst rege Verbindung mit derjenigen modernen Richtung in unserer deutschen Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte zu suchen haben, die Daniel Sanders mit seinem ganzen Denken und Schaffen so schroff verneinte.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die hübsche Anna.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Wenn auf dem Gutshofe frische Vorhänge in schöne Falten gelegt werden sollten, oder wenn gerade Besuch aus der Stadt kam und im Garten fein gedeckt werden mußte, oder wenn die Töchter zum Ball gehen wollten und eine moderne Frisur haben sollten, so wurde stets Anna gerufen, die hübsche Anna, wie sie allgemein genannt wurde, die hübsche schwarzäugige Anna. Wurde dann zu Johanni der Maibaum aufgerichtet, so war es wieder Anna, die mit schlanken Fingern die bunten Wimpel befestigte, und wenn sie dann nachher tanzte, so war es ihr gleich, ob ein Student oder ein Knecht den Arm um ihre Taille legte, und sie tanzte, bis der Morgen graute. Ach, wie glänzten ihre schwarzen Augen, und wie brannten sie Löcher in jedes männliche Herz. Der Herr Inspector wollte durchaus nach dem Tanz eine kleine Promenade machen und mit ihr unter vier Augen sprechen. Herr Jungstrand, der bei dem Knaben Unterricht gab, interessirte sich kolossal für die Leinwand, die jeden Morgen von Anna auf die Bleiche gebracht wurde. Die Mutter des Schulzen weinte jede Nacht, daß ihr Sohn, statt Freibauers Grethe den Hof zu machen, immer der Anna nachsprang, und der junge Herr Baron kam häufig aus Stockholm zu Besuch, drehte die hübsche Anna auf der Treppe herum, legte seine Wange an ihre Pfirsichwangen und versprach ihr eine feine Wohnung, einen eleganten Hut und gute Tage, wenn sie ihn nur ein wenig lieben wollte. Aber die schöne Anna hatte eine besondere Art, sich von lästigen Berührungen zu befreien, indem sie dem Aufdringlichen mit wüthendem Blick fest in die Augen sah, was ihn jedes Mal ganz bedeutend abkühlte. Wer aber angenommen hätte, daß die hübsche Anna kein heißes Blut hätte, würde weit gefehlt haben, denn es war nur der beleidigte Stolz, daß die Männer, die den Damen gegenüber nur gekrümmte Rücken und untergebene Mienen zeigten, die Tagelöhnerstochter bloß als flüchtige Liebelei betrachten wollten. Indessen blühte ihre Schönheit nun voll auf und sie glich einer Rose im Hochsommer. Und wenn Leute aus der Stadt kamen, um den Gutsherrn etwas zu fragen, so fragten sie sie oft, ob der „Papa des Fräuleins" zu sprechen sei, wenn sie die Thür öffnete. Da plötzlich kündigte sie ihren Dienst auf, um — den Johann zu heirathen, der als Tagelöhner auf dem Gut arbeitete, den Sohn der Armenhaus-Lene, der auf Gottes weiter Welt weiter nichts besaß, als ein paar funkelnde Augen, einen Sonntagsrock und eine Handharmonika.

Als sie kündigte, fragte der Gutsherr, ob sie denn verrückt geworden sei. Die Herrin sagte ihr, sie solle es sich doch überlegen, denn sie sei es besser gewohnt, als in einer Tagelöhnerhütte zu wohnen, auf dem Felde zu arbeiten, von gesalzenem Häring zu leben. Die jungen Damen aber lachten aus vollem Halse. Anna erwiderte nichts, biß sich auf die Lippen und liebte ihren Johann mehr, je mehr sie Spott hören mußte. Er war ihr ja so ehrerbietig entgegengekommen, hatte so lange von seinen Gefühlen geschwiegen und sie so unterthänig behandelt, wie der Baron die Fräuleins. Wie lange hatte es gewährt, ehe er ihr von seiner Liebe gesprochen, nur seine stillen Augen redeten eine beredte Sprache. Als Anna zum ersten Male merkte, daß es Jemand gab, dem sie nicht nur das Schönste, sondern auch das Liebste auf dieser Welt war, wurde ihr so seltsam warm um's Herz. Und so ermunterte sie ihn, und zog ihn an sich mit Leib und Seele. Als seine langen, ungeschickten Arme sie zum ersten Mal umschlangen, war es ihm, als wäre sie von Glas und als könnte er sie gar zerbrechen. Wenn sie dann an Sommerabenden zusammensaßen, ihre feinen Händchen in den seinen lagen, dann zog er voll Andacht jeden Finger durch die seinigen, als wäre es ein Kunstwerk, dessen Zusammensetzung er studiren müßte.

Dann kamen andere Tage. Der Morgenkaffee blieb aus und die feinen zarten Finger wurden rissig und braun, und ihre Nachbarin Lena, die früher Stallmagd auf dem Gute gewesen war, lachte über Anna. Des Morgens aber, wenn die Sonne aufging, that ihr jedes Glied weh, und ihr war oft zu Muth, als könnte sie nicht mehr aufstehen. Doch der Fußboden war weiß, die Küche glänzte vor Sauberkeit, vor dem Fenster hing eine Zitzgardine, die der hübschen Anna einmal als Kleiderstoff von der Gutsherrschaft geschenkt worden war. Die anderen Tagelöhnerfrauen nannten sie nur immer das hochmüthige Frauenzimmer.

Dann wurde der kleine Johann geboren, und sie mußte still zu Hause liegen, der Fußboden wurde grau, der Kessel glänzte nicht mehr, aber der große Johann arbeitete für zwei, und sein braunes Gesicht strahlte vor Eifer. Dann kamen die Fräulein, die sich eine Zeit lang nicht mehr hatten sehen lassen, brachten Kindermützchen und Hafergrütze, besahen den kleinen Johann und spielten mit ihm, als ob es eine Puppe wäre und machten ihre Studien, denn es könnte ja wohl sein, daß der Baron einmal Ernst machte. Und wieder war Anna allein, die Uhr tickte gleichförmig, die Fliegen summten, die Sonne beleuchtete die Aststellen im Fußboden. Und ihre Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit. Sie gedachte der eleganten Zimmer auf dem Gutshofe, der fröhlichen Feste und der vielen warmen Blicke, die damals dem netten Stubenmädchen gefolgt waren, und sie wurde traurig, wenn ihr Blick auf ihre schwieligen Hände und auf ihre abgenutzte Jacke fiel, aber dann streifte er die Wiege, und die Augen wurden wieder helle. Was war dies Alles gegen den lieben kleinen Johann!

Eines Tages ertönten schwere Schritte auf dem Weg zu ihrer Hütte. Was tragen die Leute für eine Last? Heiliger Gott, Johann! Bleich und schwer athmend lag er auf der Trage. Als sie sich nieder-

bückte und weinend seine Hand faßte, erkannte er sie nicht einmal. Und wie unsäglich lange dauerte es, ehe er erwachte. Dann schaute er um sich, und als er seinen Knaben erblickte, rannen ihm die Thränen über die sonnenverbrannten Wangen. Er war beim Viehstalldache beschäftigt gewesen, das neu ausgebessert werden mußte; dabei war er ausgeglitten. Gebrochen hatte er sich freilich nichts, wie der alte Schäfer behauptete, „aber es wird lange dauern, bis der arme Teufel wieder verdienen kann".

Ein Monat war schon vergangen, und es sah immer noch aus, als sollte es noch viel länger dauern. Schon standen die letzten Kartoffeln auf dem Tisch, und das schönste Schaf war schon für Medicin verkauft. Jetzt wurde Mittag gegessen.

„Komm, Johann, und iß! Hier sind Kartoffeln und ein Stück Schweinefleisch, laß es Dir gut schmecken!"

„Ach, iß Du doch, Du Arme!"

„Ich bin ja so satt, daß ich kaum noch ein Stückchen essen kann. Laß' es Dir gut bekommen!"

„Ist das auch die Wahrheit, Anna?"

„Gewiß," Und doch war Alles nur fromme Lüge, denn seit zwei Tagen hatte sie fast nichts gegessen, und doch bekam der kleine Johann ie Brust . . .

Nachmittags kam eines der Fräuleins vom Gute und frug, wie es ihnen ergehe. Nun, sie brauchte ja nicht erst zu fragen, ob sie es „schwer habe"; darum habe sie auch gleich heute an Anna gedacht, als ihre Freundin, die Frau Landessecretär, eine Amme für ihr Töchterchen suchte. Gehalt monatlich 12 Kronen und außerdem noch reichliche Geschenke. Und gut sollte sie es haben, und in einem fein eingerichteten Zimmer wohnen; dem kleinen Johann konnte man ja die Flasche geben. Ob sie Lust habe? Ruhig und fest blickten Anna's Augen nach der Wiege, dann verscheuchte sie eine Fliege von der Stirn des großen Johann . . . „Ja, ich will!" Folgenden Tages war sie reisefertig. Der große Johann war bleich, aber „vernünftig". Der Kleine bekam seine letzte Mahlzeit, er schlief ruhig, ach, er wußte ja nicht, was vorging! Das Furchtbarste war ihr, die Thür hinter sich zu schließen, zweimal kehrte sie um, betrachtete die beiden hülflos Daliegenden und bat die alte Karin, sie solle treu nach ihnen sehen. Dann war auch dies vorbei.

Fort ging es, eine Meile zu Fuß, dann kam die Eisenbahn und brachte sie weiter. Das Fräulein hatte ihr gesagt, sie müsse sich gleich in der Stadt von einem Arzt untersuchen lassen, ob sie gesund sei, damit doch das junge Fräulein kräftig werde. Sie erkundigte sich auch gleich nach einem Arzt, stieg schamroth die Treppe empor. Im Wartezimmer mußte sie warten. Dann wurde sie hereingelassen, der Doctor schrieb. Jetzt wandte er sein Gesicht . . . Wie vom Blitz getroffen fuhr Anna zusammen . . . es war derselbe Doctor, der vor zwei Jahren, als er auf dem Gute zum Besuch gewesen war, sie eines Morgens, als sie ihm Wasser brachte, um die Taille faßte und ohne Umstände sagte: „Guten Morgen, Kleine, wie wäre es mit einem Willkommkuß?" Sie hatte eiligst ihre Wasserflasche niedergesetzt, ihm einen wüthenden Blick zugeworfen und dabei ein paar empörte Worte zugerufen.

Als er jetzt hörte, um was es sich handelte, kam er ohne Weiteres näher und griff in die Haken ihrer Taille. Ihr war zu Muth, als müßte sie ihm in's Gesicht schlagen, fortlaufen, sich zu Hause an des leinen Johann's Wiege niederwerfen und rufen: Ich kann nicht, ich bleibe hier, geschehe was da will! Doch zu Hause war ja Alles zu Ende, und die beiden lieben Menschen hätten hungern müssen . . . Jetzt bekam sie ein feines Bett, reichlich und gut zu essen, viele Geschenke. Ihr sonst gekrümmter Rücken wurde wieder gerade, die Wangen färbten sich, die Schwielen verschwanden, und sie wurde wieder die hübsche Anna. Der Herr Landessecretär interessirte sich riesig für das Gedeihen seines Töchterchens, namentlich wenn die Frau ausgegangen war. Aber eines Tages kam er mit rothem Kopf aus der Kinderstube, und von da an bekam Anna nur noch von der Frau Secretär Geschenke.

Johann schrieb, daß er aufgestanden sei und Besen und Bastschnüre für die Bauern binden könne, der Kleine aber bei seiner Flasche gut gedeihe. Anna erwiderte, daß sie sich nach ihnen sehne, schickte dem Kleinen Kuchen und dem Großen Geld. So verging die Zeit, ein Monat nach dem anderen, das Töchterchen bekam jetzt eingeweichten Zwieback, und Anna konnte jubelnd ihr Bündel schnüren. Heim, zur Waldhütte, zu den beiden Lieben. Ach, wie eine Schnecke bewegte sich der Zug vorwärts, und gar erst das Fuhrwerk, das sie an der Station nahm, um schneller nach Hause zu kommen. Jetzt gab es keine Trennung wieder, sie hatte Geld gespart, der große Johann war gesund und konnte wieder arbeiten, und er würde sie gewiß wieder so hübsch finden, wie damals als sie zusammen auf dem Grabenrand saßen . . . Aber ein Schatten überflog ihr Gesicht . . . Der Kleine, würde er sie erkennen, würde er nicht vor ihr fliehen? O, sie würde sich seine Liebe schon wieder erobern! . . . Bebend vor Freude eilte sie den Hügel hinan zur Waldhütte.

Die Thür ging auf. Am Tische saß Johann und schnitzelte. Langsam ging er ihr entgegen und freute sich scheinbar gar nicht über ihr Kommen. Wo war denn die Wiege? „Johann, wo ist das Kind?"

„Anna . . . liebe Anna," murmelte er und blickte zu Boden.

„Johann, wo ist er? Um Gottes Barmherzigkeit, sage die Wahrheit!"

Da wandte sich der große Johann ab und weinte. Und zwischen dem Schluchzen kam es in Absätzen heraus, daß der Kleine weit fortgegangen war, zwei Wochen vor ihrer Heimkehr. Nun lag er draußen unter dem Sandhügel. In der letzten Zeit war es gewesen, als wollte er die Flasche nicht mehr vertragen, und langsam war er dahingegangen. Die alte Karin hatte ihn das Wort „Mutter" gelehrt, und das sei auch sein Erstes und Letztes gewesen.

Als Anna sich wieder besinnen konnte, stürzte sie auf Johann los und schrie: „Um Himmels Willen, warum hast Du mir auch nicht geschrieben, daß mein Kind krank sei, damit ich es wenigstens noch sterben sehen konnte."

„Meine Anna, sei mir doch nicht böse, aber das Fräulein war hier und verbot mir, von seiner Krankheit zu schreiben, damit das Stadtkind keinen Schaden leide, wenn Du Dich darüber aufregen würdest."

Anna sagte kein Wort. Sie ging in die leere Kammer. Dort blieb sie lange. Als der große Johann sie schließlich suchte, fand er sie auf den Knieen vor der rohgezimmerten Wiege, ihren Kopf darin vergraben. Es war die Wiege, die Johann selbst gearbeitet hatte, ehe der Kleine zur Welt kam.

## Aus der Hauptstadt.

### Vergessenes Vergessen.

Vor den Tagen der Hundertjahrfeier herrschte in den Berliner Gerichtskanzleien ein ungewohnt reges Leben. Aller Ecken und Enden lagen Actenstücke gehäuft, den Bogenschreibern rauchten die Finger, und selbst die hochgebietenden Herren, denen ihre Hausehre verständnißvoll den Schlafrock reicht, wenn sie Morgens in's Bureau gehen wollen, die Respectspersonen selbst machten Ueberstunden. Seit Wochen schon hatten Richter und Advocaten verurtheilten Angeklagten den kostenlosen und doch anscheinend guten Rath gegeben, keine Berufung einzulegen, sondern das ungünstige Votum getrost rechtskräftig werden zu lassen. Man erwartete mit Sicherheit eine umfassende Amnestie, ein allgemeines „Vergessen", wie die Ganzdeutschen sagen, zur höheren Ehre des 22. März. Indessen erging es den Hoffenden mit dem Strafnachlasse wie mit dem Sonnenschein in diesem schmutziggrauen Frühlingsmond überhaupt: er blieb aus, das Vergessen ward vergessen. Und tausend getäuschte Erwartungen machten die lärmvollen Centenartage noch verdrießlicher und unvolksthümlicher, als sie ohnehin schon waren.

Die Poeten, und nicht nur die dazu angestellten, haben dem schönen, königlichen Rechte der Gnade viele begeisterte Verse gewidmet. Manche Staatsphilosophen nannten dies Recht sogar dichterischen Schwungs die glänzendste Perle der Krone. Dem Monarchen wird dadurch, sagen sie, eine Stellung über den Gesetzen eingeräumt; er darf richterlichen Spruch, an dem sonst kein Mensch und kein Gott zu rütteln vermag, umstoßen oder doch in seinen Folgen unschädlich machen. Die alte Grund-Idee des Königthums, das absolutistische Princip, kommt nirgends klarer und unumwundener zum Ausdruck. Modern empfindende Menschen werden deßhalb von vorn herein dagegen Stellung nehmen. Ihnen ist es ein rückständiger und allem entschiedenen Freisinn in's Gesicht schlagender Gedanke, daß eine höhere, sowohl der Preß- wie der parlamentarischen Controle entrückte Gerechtigkeit die Entscheidungen der bürgerlichen und etatsmäßig zu kritisirenden Justiz glatt umstoßen kann. Und auch denen, die nicht einen beständigen Gegensatz zwischen Volk und Herrscher klassen sehen, scheint das Begnadigungsrecht bedenklicher Mängel voll. Einem impulsiven, zu sensationellen Thaten geneigten Fürsten wird es leicht begegnen, daß er bei feierlichem Anlasse nicht nur unbedingt Würdige, weil im letzten Grunde ohne ihr Verschulden in's Gefängniß Gerathene befreit, sondern er wird auch arge Sünder, die nach menschlichem Ermessen kein Erbarmen verdienen, ihrer Ketten entledigen. Der Abschaum der Gesellschaft, vor dem sich der Staat durch seine Zuchthäuser schützt, kann so just bei Gelegenheiten wieder auf ihn losgelassen werden, die den Zweck haben, seine Begründung und Festigung zu feiern. Anderseits scheint unter Umständen dem monarchisch gesinnten Mann große Gefahr für die Krone nicht allein darin zu liegen, daß sie das Gnadenrecht in übertriebenem Maaße, sondern daß sie es *nicht* ausübt. Die Zahl der Verurtheilungen wegen Majestätsbeleidigung ist Legion und wächst unheimlich mit jedem Tage; doch trotz der von entzückendem Pathos durchlohten Rede Schönstedt's hat bisher noch keine Zeitung den Namen eines wegen dieses Vergehens rechtskräftig Verurtheilten und Begnadigten veröffentlicht. Gegenüber der Milde, die andere Gesetzverächter, Duellanten z. B., zu spüren bekommen, verblüfft und enttäuscht das. Das Duell ist als Ausgeburt dreister, eine Sonderstellung verlangenden Hochmuthes und als specifisches Classenverbrechen doppelt unheilvoll in einer Zeit, wo die Classen und Stände erbittert mit einander ringen, wo wenigstens auf dem Papiere der Verfassung die Gleichberechtigung aller Preußen längst bestätigt ist. Mit unnachsichtiger Strenge sollten alle derartigen, den socialen Frieden ohne Noth störenden Ausschreitungen gesühnt werden; äußerste Milde dagegen wäre bei Verfehlungen angebracht, die einer augenblicklichen Aufwallung entspringen, an sich der Bedeutung entbehren und erst durch ihre gerichtliche Verfolgung dazu beitragen, daß sich die Kluft zwischen der Nation und ihrem Führer vertieft. Ein weiterer, wenn auch minder schwer in's Gewicht fallender Grund für eine solche Auffassung liegt darin, daß der Zweikampf beabsichtigter oder wirklicher Mord, die Majestätsbeleidigung jedoch eben nur eine Beleidigung ist, eine um so albernere und unwichtigere Dummheit, als ihr armseliger Verüber meist gar nicht im Stande ist, die Majestät wirklich zu beleidigen.

Wäre die Befugniß zu Straferlassen in Wahrheit das ganz persönliche, ureigene Recht des Monarchen, als das sie in der Verfassung gedacht ist, bliebe ihm Muße und Arbeitskraft genug, die Acten aller Begnadigungssachen selbst zu studiren, dann würden derlei Anschauungen vielleicht schon seit Jahrzehnten zum Durchbruche gelangt und so allgemeine Giltigkeit erlangt haben, daß sich jeder Fürst ganz selbstverständlich nach ihnen richtete. Die unterschiedlichen Aufgaben indeß, die die Zeit moderner Herrscher in Anspruch nehmen, ganz besonders die lastenden und immer drückender werdenden, dabei im Kerne unfruchtbaren Repräsentationspflichten zwingen sie, auch hier den Fähigkeiten und dem guten Willen ihrer Dienerschaft zu vertrauen. Von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, wird der Monarch dem Vorschlage des Justizministers beistimmen und sich blindlings auf ihn verlassen müssen, gerade wie der Justizminister dem Spruche seiner vortragenden Räthe folgt, die sich ihrerseits auf das Gutachten der Staatsanwaltschaften stützen. An diese im Grunde verkehrte und trocken bureaukratische, doch unvermeidliche Innehaltung des Instanzenganges ist die Oeffentlichkeit denn auch dermaßen gewöhnt, daß sie es auf's Peinlichste vermerkt und Unrath wittert, wenn plötzlich ohne Noth davon abgewichen wird. Der Hildesheimer Proceß gegen einen Großindustriellen in Begnadigungsgesuchen verdankt sein scharfes Hautgout wesentlich der Thatsache, daß die drei staatsanwaltlichen Berichte achtlos bei Seite geschoben und eine Entscheidung getroffen worden ist, die im schreienden Gegensatze zu ihnen steht.

An eine Bestechlichkeit der höheren preußischen Beamten glaubt Niemand. Auch der Proceß Becker, der bedauerlich lange auf sich warten läßt, fast so lange wie die Verurtheilung des geheimnißvollen Wucherers Pariser, wird die Integrität unserer Staatsdiener glänzend erhärten und dem dreisten Emporkömmling, der sie zu verdächtigen wagte, die erforderlich derbe Lection ertheilen. Dies Fundament altpreußischer Tüchtigkeit wankt noch nicht, dafür aber macht sich nicht nur in Begnadigungsangelegenheiten zunehmend die Neigung geltend, weit über die Grenzen des eigenen Ressorts, weit über die eigene Befähigung hinaus eine Politik der persönlichen Einmischung zu treiben und allenthalben den unverantwortlichen Rathgeber zu spielen. Unter der Herrschaft des Mannes, durch dessen Abwesenheit vom Feste die Hundertjahrfeier zu einem leeren, wesenlosen Schaugepränge herabgesunken ist, war solche Uebergeschäftigkeit des Einzelnen nicht möglich. Jeder that schlecht und recht seine Pflicht und hatte damit Arbeit voll auf. Der Meister ging den Seinen mit gutem Beispiele voran, er irrlichterirte nie, redete sich nicht ekstatisch in Talente und Talentchen hinein, die ihm versagt waren. Und die Tüchtigen, die die Ehre genossen, seine Mitarbeiter zu heißen, waren groß und leisteten Großes Dank der weisen Beschränkung, die sie sich auferlegten. Unter'm neuen Kurse ist das gründlich anders geworden. Die haltlose Schwäche der Regierenden, die heute nicht wissen, was sie morgen thun werden, und, wenn sie ganz sicher gehen wollen, einen Herrn vom Hofe danach fragen müssen, was *sie* für eine Meinung haben; die Biegsamkeit des Rückgrates just der Männer, in deren Hände das Volk nolens volens sein Geschick befohlen hat — sie bringt es mit sich, daß untergeordnete Beamte die Zügel der Macht ergreifen und sich zu ausschlaggebender Stellung aufschwingen. Bismarck zertrat mit dem Reiterstiefel, was kribbelnd und krabbelnd seinen Weg kreuzte, Wilhelm I. erklärte kategorisch, daß er keinen Witzleben brauche. Heute sieht sich der Staatssecretär des Aeußern gezwungen, vor einem simplen Criminalcommissar in die Oeffentlichkeit zu flüchten, und der Reichskanzler leistet ihm hülfreich Zeugendienste dabei. Vor nachgeordneten Beamten, wie es die Chefs des Militär- und Civil-Cabinets sind, bebt das Ministerium, während die Bevölkerung sich daran gewöhnt, weittragende Entscheidungen nicht mehr in den Sitzungen der Portefeuilleträger, sondern auf Jagdpartien und Nordlandfahrten beschlossen zu sehen. Im moorigen Erdreich dieser Zustände gedeihen dann so groteskphantastische Gestalten wie der Gnadenerwirker Pfahl aus Hildesheim. Nicht nur die kleinen Leute horchen auf, wenn der von merkwürdigem Glück und überraschenden Erfolgen Begünstigte von seinen Verbindungen zu prahlen anhebt, nein, auch angesehene Advocaten schicken in der höchsten Noth ihre Clienten zu ihm. Man hat so oft gesehen, daß vor dem Streiche unbekannter, nie genannter Kämpfer im Finstern eine ragende Excellenz nach der andern sank — warum sollte da dieser Einflußreiche und oben Wohlaccreditirte nicht allerhand zahlungsfähige Unmoral vor'm Gefängnisse retten können, ein paar armen Staatsanwälten zum Trotze?

Es ist des neuen Kurses Schlimmstes nicht, daß er die Weltmachtstellung Deutschlands untergraben hat, daß seine Diplomatie sich die Primgeigerstelle im europäischen Concerte entreißen ließ und bei jedem nervösen Versuche, sie wieder zu gewinnen — wie jetzt vor Kreta — nur Hohn und schadenfrohes Lachen erntet. Unsere officielle Welt, die

bei der Hundertjahrfeier mit eben so viel Anstand wie Geschick und Ausdauer den Namen Bismarcks verschwiegen hat, die sich also offenbar seiner schämt, ist zweifelsohne herzlich erfreut darüber, daß mit den sogenannten Errungenschaften und Triumphen dieses Vergessenen, wenn auch nicht Amnestirten, im Laufe der letzten sieben Jahre gründlich aufgeräumt worden ist. Ihre Freude wird von starken Parteien im Reiche geteilt, denen man sogar größere Consequenz als den Officiellen nachsagen muß, haben sie doch die Mittel zu einer Flottenvermehrung, das heißt zu einer Nachahmung der verhaßten Bismarckischen Weltpolitik, muthig und gewissenhaft verweigert. Die Schlappen des neuen Kurses im Völkerrathe wären bei alledem ziemlich bedeutungslos, wenn er nicht auch im eigenen Lande den völligen Bankrott hätte anmelden müssen. So schwach ist diese Regierung, und trauriger noch, so schwach fühlt sie sich, daß sie mit ihrer klangvollen Kladderadatsch-Drohung nicht Ernst zu machen wagte, daß sie den Reichstag, der ihr die paar Kreuzer verweigerte, nicht nach Hause schickte, sondern sich demuthvoll damit begnügte, ihm eins ihrer Mitglieder als Opfer zu schlachten. Die große Entsagungsfähigkeit des Ministeriums und die Seelenruhe, mit der es von rechts und links Nasenstüber einsteckt, sind seine einzigen, wirklich guten Eigenschaften. Wären diese Männer jünger und temperamentvoller, so müßten die Schlag auf Schlag über sie hereinbrechenden Niederlagen sie zur Verzweiflung bringen und eine Kampfstimmung in ihnen hervorrufen, die der Volksvertretung, unserer Volksvertretung wenigstens, am Ende doch recht gefährlich werden könnte. Nun aber steht der Kaiser mit seinen drängenden Wünschen und seinem lebhaften Streben allein. Der Mißerfolg hat ihn tief gekränkt. Seine verantwortlichen Geschäftsführer sind durchaus gewöhnt, neue Anregungen und entscheidende Directiven von ihm zu erhalten, sind schlechterdings nicht im Stande, aus Eigenem den verfahrenen Flottenkarren wieder in's rechte Geleis zu schieben. Und der Monarch, der nicht ahnt, welche finstere Verbitterung weite Schichten der Bevölkerung ergriffen hat, der ihre Stimmung vielmehr derjenigen seiner Umgebung gleich wähnt, muß naturnothwendig dazu gelangen, in dem entschlossenen Widerstande, den seine letzten Absichten finden, nichts als Bosheit und Nörgelsucht zu erblicken. Seinen stolzen Willen reizt und erzürnt die zähe Opposition rundum. Er schickt sich an, sie niederzuringen; er nimmt den Handschuh auf, den man ihm seiner Meinung nach aus purem Uebermuthe hingeworfen hat. Das Ausbleiben der ersehnten Amnestie bei der Hundertjahrfeier ist vielleicht eine Antwort des Herrschers an die Adresse der Nörgler. Beistand im Kampfe erwartet er nach den schlimmen Erfahrungen der letzten Wochen nicht mehr von der gemach alt werdenden, immer unzufriedenen Generation, die in ihrer Kritiksucht keine Hand rührte, um an seinem Werke mitzuthun. Er hat also nach der Meinung seiner Höflinge auch keinen Grund, ihr durch fürstliche Gnadenbeweise eine Festfreude zu bereiten oder Rücksicht auf ihre philiströsen Ansichten über Duell und Duellmord zu nehmen. Epater le bourgeois, das Wort findet am Berliner Hofe je mehr und mehr Freunde. Die Jugend an sich zu fesseln, sie für seine Pläne empfänglich zu machen, das ist jetzt des Fürsten Wunsch und Wille; ihr trägt er auf, der Nörgelsucht entgegen zu wirken. Daß die jungen Studenten mindestens gegenwärtig dazu kaum die Macht besitzen, das wird Wilhelm II. nicht entgangen sein. Aber dem hingerissenen, zukunftsfreudigen Redner kommt es vor allem auf den hellen Trompetenton an, der im Herzen haften bleibt und in jungen Herzen die Kampflust weckt ...

Während die Alten immer müder und hoffnungsloser werden! Nicht nur die Amnestie, klingt es aus ihren Klagen, ist bei dem Jubelfeste vergessen worden; weher noch berührt es, daß auch die Wünsche des Teiles der Nation keine Erhörung fanden, der nichts für sich, alles für das Vaterland begehrt. Caliban.

## Opern und Concerte.

Dem componirenden Jung-Deutschland geht es fast so schlimm wie dem dichtenden. Wie dieses nur Literatenliteratur hervorbringt, die gedruckt keine Käufer und wenig Leser findet, so die Musikermusik der Wagner überwagnernden Tonsetzer. Ein Rückblick auf die ablaufende Concertsaison zeigt uns noch einmal die Thatsache, daß die radical Modernen ausnahmslos Ablehnung über Ablehnung erfahren haben. Richard Strauß' „Zarathustra", die meisten Symphonischen Sätze Gustav Mahler's, Novacek's Clavierconcert, Pfitzner's Trio in F, Max Schilling's Seemorgen — sie wurden geblasen und gekratzt et dissipati sunt. Wird die Gunst der breiten Massen etwa in Zukunft diesen von starkem Wollen zeugenden Werken günstig sein? Die Frage ist schwer zu beantworten, aber dem Geschmack der Gegenwart entsprechen sie sicher nicht, dazu fehlt es ihnen an Einfachheit, Klarheit, schlichter Größe und vor Allem an Melodie. Indessen schwillt neben der musikalischen Production der Strom der Reproduction in's Ungeheure. Clavierpauker, Geiger, Cellisten, Sänger — Männlein wie Weiblein — arbeiteten fast allabendlich in sämmtlichen Concertsälen der Reichshauptstadt, dazu Trio- und Quartett-Vereinigungen, Männerchöre und gemischte Chöre — wer weiß wie das geschah? aber Frau Musica sei hier sicherlich nicht „jeder Zeit gelobt". Ein Lob verdient jedoch unser Publicum, das nachgerade anfängt, die Spreu im Weizen zu erkennen und die bloße Virtuosität gering zu achten. So ist es recht erfreulich, daß ein Meister wie Ferruccio Busoni hier sofort erkannt und ausgezeichnet wurde. In der Technik ist er den größten Pianisten ebenbürtig, in der poetischen Auffassung, den dynamischen Schattirungen, der Feinheit des Anschlags den meisten weit überlegen. Die Chaconne von Bach, Weber's große C-dur-Sonate, die Eroica-Variationen von Beethoven (op. 35), das spielt ihm von den Lebenden auch Moritz Rosenthal nicht nach.

Was die Opernsaison uns Neues gebracht, ist bald aufgezählt. In der Königlichen Oper eine Neubelebung von Berlioz' „Benvenuto Cellini", eine „schöne Mittelleiche", wie die Schauspieler zu sagen pflegen. Auf dem Gebiete der Operette nichts als schnöde Durchfälle. Fritzsche's Theater Unter den Linden ist darum in einer bedenklichen Lage und schickt schon in jedes Haus die sogenannten Vorzugsbillets zu halben Preisen. Die Operette, dieses früher so volksthümliche Genre, hat eben seine Zugkraft verloren, sogar in Wien, wie Strauß' jüngstes Werk „Die Göttin der Vernunft" wieder beweist. Die Schuld an diesem Verfall trägt die Humorlosigkeit und Albernheit der Texte, die natur- und kunstwidrige Vereinigung von Oper, Ausstattungsstück und Tingeltangel, das mangelnde Theaterblut der Musik, die gesungenen Tanzstücke und Märsche, immer nur Walzer und Polkas, oft anmuthig und einschmeichelnd, aber undramatisch und als Kunstwerk eben doch ohne Belang, vor Allem aber die fade, banale Instrumentation. Ist die Operette, wie es den Anschein hat, wirklich todt, so weinen wir ihr keine Thräne nach, denn sie hat uns die Theater, das Publicum und vor Allem die Sänger verdorben. Also fort mit ihr, damit der neuen komischen Oper die Bahn frei werde! Mit der Nachahmung des eben unnachahmlichen Richard Wagner ist es nichts. Unsere Musiker mögen sich also lieber die Schöpfung des leichten, heiteren Bühnenmusikstücks, sagen wir der Musikkomödie vornehmen. An Wegweisern fehlt es nicht. Sie heißen Mozart, Auber, Lortzing, Nicolai, Goetz. Es handelt sich nur darum, die zeit- und volksgemäße Mischung zu finden.

Und sintemalen die Saison so gut wie zu Ende ist, so brachte die verschlafene Intendanz der Kgl. Oper auch schon ihre wirkliche erste Novität heraus: Victor Naumann's einaktigen „Enoch Arden". Natürlich liegt Tennyson's allbekannte Dichtung, die schon so oft vertont wurde — dem Text zu Grunde, aber Herr Karl Wilh. Marschner hat sich zu einer, wie er meint, äußerst schlauen Correctur verstiegen. Während im Epos der Held sich überwindet und, um das Glück der schuldlos Schuldigen nicht zu stören, unbemerkt verschwindet, tritt er in der Oper vor Annie Lane hin, und erst nachdem er das Unglück angerichtet, entsagt er und findet seinen Tod in den Wellen. Dadurch kommt ein Moment der Spannung in die etwas weniger langweilige zweite Hälfte des Einakterchens, aber des Heimkehrenden „schlichtes Heldenthum", mit Uhland zu sprechen, verliert die seelische Feinheit und innige Größe. Der junge Componist folgt erröthend Wagner's Spuren, seine Instrumentation ist für die leichte, zarte Idylle zu schwer, seine melodische Erfindung schwach, auch versteht er die Kunst des Charakterisirens noch nicht und stellt übertriebene Ansprüche an die menschliche Stimme. Aber er zeigt überall Talent, ernstes Streben und Geschmack und verdient den schönen Ermunterungserfolg, den sein gut dargestellter Erstling fand.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Manstelnstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Hans von Bülow**
**Briefe und Schriften**

herausgegeben von

Marie von Bülow.

**II. Ausgewählte Schriften.**

(1850—1892.)

500 S., geb. Mk. 6,—; in Leinwand Mk. 7,—; Halbfranzband Mk. 8,—.

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) Berlin W. 9.

**Beiträge**
zur
**Deutschen Culturgeschichte**
von
**Herman Grimm.**

Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Im Verlage von **J. H. Stargardt** in **Berlin** ist erschienen:

**Ein toller Tag.**

Litterarische Posse mit Gesang und Tanz in vier Akten

von **Karl Bilz.**

Preis brosch. 2 Mk.

Eine anmuthige und geistvolle Satire auf die **moderne** Richtung in unserer Litteratur.

In demselben Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

**Gomorrha's Ende.**

Litterarische Komödie in drei Akten mit Illustrationen von **Georg Heil.**

Preis brosch. 1,50 Mk.

Der

**Intendant in tausend Nöthen.**

Posse mit Gesang und Tanz.

Preis brosch. 2 Mk.

Der Verfasser giebt in den vorstehenden Komödien dem Humor, welchen unsere gegenwärtigen litterarischen Zustände so reichlich erregen, einen liebenswürdigen Ausdruck.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 16. Berlin, den 17. April 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Organisation des Handwerks und Kleingewerbes. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Anarchistische Ethik. Von Hans Schmidkunz. — **Literatur und Kunst.** Ostern. Von Friedrich Roeber. — Die antike Humanität. Von Eduard von Hartmann. — Johannes Brahms. Von Hedwig Abel. — Hans von Bülow als Schriftsteller. Von Georg Thiele. (Schluß.) — **Feuilleton.** An gebrochenem Herzen. Von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt.** Glückwunschmacher. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Zum letzten Male die Gypsfrage. Von Fritz Stahl. — Anzeigen.

### Die Organisation des Handwerks und Kleingewerbes.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Seit dem 2. Juni 1890, an welchem Tage den Vertretern des deutschen Handwerks die Zusage gemacht wurde, in Prüfung ihrer Forderungen einer neuen Organisation des Handwerks einzutreten, ist dasselbe in steter Aufregung erhalten worden. Die Vorstände des Centralausschusses der vereinigten Innungsverbände Deutschlands zu Berlin, und des Allgemeinen Deutschen Handwerkerbundes zu München, ließen es sich angelegen sein, diese Frage fortdauernd auf die Tagesordnung der Handwerkertage zu setzen, um auf diese Weise zur Klärung derselben wesentlich beizutragen. Ihren gemeinsamen Bemühungen ist es zu verdanken, daß die beiden ersten 1893 veröffentlichten Grundzüge bezw. Vorschläge einer Handwerksorganisation, von welchen der erstere im Reichsamte des Innern, der andere im preußischen Handelsministerium vorbereitet war, insofern still zu Grabe getragen, als sie zurückgezogen und einer neuen Umarbeitung unterworfen wurden. Aber bei ihnen bewährte sich nicht das altclassische ex cinere Phoenix, denn die beiden der zum 29. bis 31. Juli 1895 einberufenen Handwerkerconferenz vorgelegten Neubearbeitungen vermochten nicht den Forderungen des Handwerks gerecht zu werden. Der Reichsentwurf, welcher Handwerkskammern ohne Unterbau gleichsam als gesetzlich organisirten handwerklichen Beirath der Verwaltungsbehörden bei Berathung handwerklicher Interessenfragen vorsah, wurde von ihnen verworfen, weil ihnen ein Unterbau als unabweisbare Vorbedingungen zur Wiedererstarkung des Handwerks geboten schien, oder in den preußischen Entwurf hineingearbeitet, welcher letztere eher die Bezeichnung einer verschlechterten als einer verbesserten Auflage seines durch ihn zu ersetzenden Vorgängers verdient. Dem ungeachtet wurde der Reichsentwurf bald nach Zusammentritt des Reichstages diesem vorgelegt, am 16., 17. December 1895 in erster Lesung berathen, einer Commission überwiesen, in deren Schooße er heute noch schlummert. Am 6. August 1896 erblickte der nochmals umgearbeitete preußische Entwurf das Licht seiner Wiedergeburt. Er brachte die von dem organisirten Handwerk sehnlich begehrte Zwangsinnung, indem der Fachgenossenschaft des Entwurfes vom 15. August 1893 diese Bezeichnung beigelegt war, und bemühte sich auch, den Innungsverbänden eine wenngleich recht schwache Lebensfähigkeit zu verheißen. Vor der Handwerkerconferenz vom 8.—10. September 1896 fand er jedoch keine Gnade. Er wurde so stark beschnitten und an anderer Stelle ihm so viel angeklebt, daß so gut wie gar nichts von seinen leitenden Grundgedanken übrig blieb. Erst das auf diese Weise gepfropfte und veredelte Reis sollte nach deren Ansicht zu dem Stamme sich entwickeln können, auf dessen Zweigen die Blüthen zu gedeihen vermöchten, welche die reiche Frucht des Segens und Goldregens über das deutsche Handwerk ausstreuen würden, das in seiner mittelalterlichen Blüthe und Machtstellung wieder erstehen müßte. Aber auch andere handwerkliche und gewerbliche Verbände versetzten diesem Erzeugnisse gesetzgeberischen Scharfsinnes unbarmherzige Seitenhiebe. Den Todesstoß sollte das letzte Gesetzgebungswerk des ausgeschiedenen Handelsministers Freiherrn von Berlepsch aber durch die unnachsichtige jedoch gerechte Prüfung und unbarmherzige Sonde des Bundesrathes erleiden, welcher dasselbe einer Commission überwies, aus deren Berathungen der am 15. März d. J. dem Reichstage vorgelegte Gesetzentwurf hervorging. Bemerkenswerth ist hierbei, daß im preußischen Abgeordnetenhause am 2. März d. J. der neue Handelsminister Brefeld selbst das Vorgehen des Bundesrathes gut hieß, mithin das Werk seines Amtsvorgängers fallen ließ. Und er hatte dazu guten Grund. Die Verhandlungen der neuen Vorlage im Reichstage vom 30. März bis 1. April d. J. brachten zur Erkenntniß, daß die Gegner der Zwangsinnung nicht bloß in Süddeutschland, vielmehr überall da zu finden seien, wo sich noch ein offener unbefangener Blick für die wahren Verhältnisse des Handwerks erhalten, aber nicht blinde Leidenschaftlichkeit und Interessenpolitik denselben betrübt hat. Denn es gaben für die Centrumspartei Dr. Hitze und Euler, für die Conservativen Jacobskötter, für die Nationalliberalen Dr. Bassermann und Gamp mehr oder weniger bestimmt die Erklärung ab, daß die obligatorische Zwangsinnung innerhalb ihrer Partei auch nicht die geringste Aussicht gehabt habe, gesetzliche Anerkennung zu finden. Damit war aber deren Geschick besiegelt, zumal auch die freisinnige Volkspartei, die Socialdemokraten, der Bauernbund und die deutsche Reichspartei sich ablehnend aussprachen. In Folge dessen läßt sich voraussehen, daß die bereits im December 1895 für die Handwerkskammervorlage eingesetzte Reichstagscommission, welcher der gegenwärtige Gesetzentwurf überwiesen wurde, im Endergebnisse darauf hinauskommen wird, denselben in etwas veränderter Form dem Reichstage zur Annahme zu empfehlen.

Geschieht dies, dann bleibt es im Wesentlichen beim Alten. Die freiwillige Innung wie solche durch die Innungsnovelle vom 18. Juli 1881 geschaffen wurde und in den §§ 81—99 Aufnahme fand, bildet als Regel die unterste Stufe der Organisation. Wo die Mehrzahl der Handwerker eines Bezirkes sich dafür erklären, kann die Zwangsinnung nach §§ 100—100t errichtet werden. Doch dafür liegt wenig Aussicht vor, weil wohl kaum an einem Orte die Mehrzahl der selbstständigen Unternehmer in sich abgeschlossener oder nach den Gruppen, Classen und Ordnungen der Gewerbestatistik verwandter Betriebe sich für die Zwangsinnung erklären wird, welcher Beschluß jedoch als unabweisbare Voraussetzung dem Errichten derselben vorangehen muß. Denn gerade der besonnene Innungsmeister wird für die freiwillige, aber gegen die Zwangsinnung stimmen müssen, weil nur aus ersterer er Gewinn, aus letzterer aber bloß Nachtheile erwarten kann. Denn die hauptunterscheidenden Merkmale beider sind darin zu finden, daß der Zwangsinnung jeder selbstständige Unternehmer eines der in ihr vertretenen Gewerbe kraft des Gesetzes angehört, unabhängig davon, ob er die praktische Vorbildung, technisch wissenschaftlichen Kenntnisse, wirthschaftliche Veranlagung, sowie sittliche und gewerbliche Reife besitzt, welche ihn zum schätzenswerthen Innungsgenossen stempeln, während bei der freiwilligen Innung Mitglied nur werden kann, wer die gewerbliche, sittliche, wirthschaftliche Befähigung dazu sich aneignete und nachwies, weßhalb auch seine Ausschließung zulässig ist, sobald später Verhältnisse eintreten, welche ihn als der Mitgliedschaft unwürdig erscheinen lassen. Erstere umfaßt also alle Fachgenossen unabhängig von deren persönlichem oder handwerklichem Werth. Letztere vermag jedoch auf die besserwerthigen sich zu beschränken und die minderwerthigen sich fernzuhalten. Dies ist ein so stark in die Augen springender Vorzug, daß es unbegreiflich ist, wie er den Vertretern des corporativen Handwerks entgehen konnte. Dazu tritt aber noch weiter die Verstattung, eine Aufnahmeprüfung dem seine Mitgliedschaft nachsuchenden Betriebsunternehmer abnehmen zu dürfen, um zu Gunsten der freiwilligen Innungen sich zu entscheiden. Nur hierdurch erlangte die Vorschrift des § 133, welche den Meistertitel schützen soll, praktischen Werth, weil voraussichtlich sich Niemand einer Prüfung unterwerfen wird, wenn er ohne eine solche dennoch Mitglied der Organisation wird und innerhalb dieser bloß gleichwerthig mit seinen ungeprüften Genossen bleibt. Daß für die Zwangsinnung als Vorbedingung der Mitgliedschaft der geführte Befähigungsnachweis gesetzliche Anerkennung finden werde, daran ist Angesichts der bestimmten und unzweideutigen Erklärungen des Staatssecretärs des Innern, Dr. von Bötticher, im Reichstage am 6. Dec. 1892 und 18. Januar 1893, des Handelsministers Brefeld im preußischen Abgeordnetenhause am 2. März 1897, der Begründung des preußischen Entwurfs S. 76, wonach die Regierung von dessen Durchführbarkeit und Ersprießlichkeit sich nicht überzeugen kann, aber gar nicht zu denken. Eben so wenig bietet die Fassung des Entwurfs § 100 f, wonach als Mitglieder der Zwangsinnung alle diejenigen angehören, welche das Gewerbe, wofür die Innung errichtet ist, als stehendes Gewerbe selbstständig betreiben, Raum für die vielfach verbreitete Ansicht, es sei die erlangte Innungsmitgliedschaft Vorbedingung des Gewerbebetriebes, so daß letzterer denjenigen verwehrt, welchem erstere versagt werde. Denn die Innungszugehörigkeit ist eine Folge der Geschäftseröffnung, nicht aber eine Voraussetzung derselben, so daß zeitlich der Geschäftsbetrieb der Innungszugehörigkeit vorangehen muß. Schon der Umstand, daß die auf der Gewerbe-Ordnung vom 21. Juni 1869 beruhende Gewerbefreiheit durch eine Zwangsinnung verkümmert und damit der Beschluß des Reichstages des norddeutschen Bundes vom 21. October 1867 außer Kraft gesetzt werden würde, welcher Freizügigkeit und Gewerbefreiheit als ein aus dem heutigen Verkehrsgesetze und den durch Einstellen der maschinellen Kraft veränderten gewerblichen Verhältnissen entspringendes Gebot erklärte, kann keinen Zweifel darüber zulassen, daß die Hoffnungen des organisirten Handwerks in den Vorstellungen vom 19. und 30. März d. J. auf Wiederherstellen des preußischen Entwurfes keine Aussicht auf Verwirklichung haben. Wenn der Abgeordnete Jacobskötter für das Baugewerbe die Nothwendigkeit eines Befähigungsnachweises anerkannte und wenn Dr. Hitze, er, Euler, Gamp und Dr. Bassermann die Vorlage nur als eine Abschlagszahlung ansehen und die Forderung des obligatorischen Befähigungsnachweises für später vorbehalten wollen, so kann darin doch nur das Bestreben erkannt werden, durch die Hoffnung auf bessere Zeiten sich den Schmerz über die jetzige Niederlage und Enttäuschung zu lindern, sowie in dem bevorstehenden Wahlkampfe sich das Vertrauen und die Stimmen ihrer Parteigänger zu sichern.

Weil die den Innungsverband behandelnden Entwurfs-§§ 104—104n im Wesentlichen mit Gew.-Ord. §§ 104a bis 104o übereinstimmen, bleiben nach Beseitigen der Zwangsinnung nur die Rechtsregeln der §§ 103—103o, welche Bestimmungen über die Handwerkskammern treffen, als neue Einrichtung bestehen. Diese kennzeichnen sich wieder im Wesentlichen als eine Umarbeitung des zur Zeit noch der Reichstagscommission vorliegenden diesbezüglichen Gesetzentwurfes gemäß der am 16. und 17. December 1895 kundgegebenen Verbesserungsvorschläge, so daß im Großen und Ganzen das zu erwartende Gesetz darauf hinauskommen würde, derselben Vorlage gesetzliche Anerkennung zu verschaffen, welche nach ihrem Einbringen so starke Widersacher fand. Denn die Rechtsregeln über Lehrlingsausbildung §§ 126—132a, 144a und Schutz des Meistertitels § 133 gehören eigentlich gar nicht in ein Organisationsgesetz hinein, hätten vielmehr eben so gut, ja vielleicht sogar besser und mit günstigerem Erfolge, in einer selbstständigen Vorlage eingebracht werden können. Auch sie halten die derzeitigen Zustände aufrecht, wonach Jeder lehren kann, gleichviel ob er selbst gelernt hat oder nicht, indem ein länger andauernder Geschäftsbetrieb die mangelnde ordnungsgemäße Lehrzeit und abgelegte Gesellenprüfung zu ersetzen vermag. Für die Innungen beseitigen sie die auf dem Gesetze vom 8. Dec. 1884 beruhende Vergünstigung der ausschließlichen Lehrlingsausbildung aus Gew.-Ord. § 100e, womit stark in deren Lebensader eingeschnitten wird. Was der Reichstag bei Berathung dieses Antrages Ackermann, allerdings gegen die Ausführungen des Regierungsvertreters, jetzigen Unterstaatssecretärs Lohmann, als eine unabweisbare Nothwendigkeit anerkannte, um das Handwerk in seinen gewerblichen Leistungen zu heben, auch noch gelegentlich der Berathungen des Gewerbe-Gerichts-Gesetzes § 79 und der Krankencassennovelle vom 10. April 1892 § 73 als seine Ueberzeugung zum Ausdruck brachte, soll mit einem Schlage aus der Welt geschafft werden. Ob zum Segen des Handwerks dies geschieht, muß abgewartet, kann aber wohl bezweifelt werden. Doch ist den Gegnern dieser Vergünstigung darin beizupflichten, daß mit derselben unverträglich ist, wenn, was die Regel gebildet haben soll, die Innungsmeister der Lehrlingsausbildung sich selbst gar nicht unterzogen, vielmehr solche ihren Gewerbegehülfen überlassen haben ohne zu prüfen, ob Letztere dazu befähigt seien und der Lehrling die richtige Unterweisung erhielt. Dem Lernzwange entspricht ein Lehrzwang. Wer die Lehrlingsausbildung für sich beansprucht, muß sich ihr unterziehen, soll die Einrichtung nicht ihre Wirkung verfehlen. Und deßhalb haben die Angriffe gegen die heutige Rechtslage viel für sich. Demungeachtet wird gerade hier mit Schonung des bestehenden in Prüfung der Wünsche des organisirten Handwerks eingetreten und diesen entsprechend die Vorlage durch die Reichstagscommission richtiggestellt werden müssen.

## Anarchistische Ethik.

Von Hans Schmidkunz.

Während die öffentliche Meinung unserer Culturländer mit dem Namen „Anarchismus" einen nicht eben sorgfältig aufgebauten Begriff verbindet, entwickelt sich sein Gegenstand allmälig zu immer umfangreicherer und feinerer Gliederung. Dem entsprechend nimmt seine Literatur eine Ausdehnung an, die uns nachgerade auch dieser Angelegenheit gegenüber zur Vorsicht in Behauptungen mahnt, doch zugleich verhindert, in einem Rahmen wie dem unserer Zeilen auch nur einen genügenden Ueberblick zu geben.

Schon die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden ziemlich typischen Feuilletons über den Anarchismus, die getreu dem Interesse der öffentlichen Meinung Berichte über russische Flüchtlinge, über Bombenattentate u. s. w. voranstellen, lassen uns wenigstens in den Ernst und Umfang der Sache, in die Absichten ihrer theoretischen Ausgestaltung und ein wenig auch in die Verschiedenheiten innerhalb ihres Bekenntnisses blicken. So sind uns die Namen eines Bakunin (von dem z. B. die Schrift „Gott und der Staat" empfohlen wird) und anderer Russen, einer Louise Michel (z. B. „Besitzergreifung"), eines Elisée Reclus u. s. w. einigermaßen geläufig geworden. Bemerkenswerth ist, daß der Letztgenannte, Professor an der secessionistischen Universität in Brüssel, seinen anarchistischen Standpunkt auf seine geographische Wissenschaft gründet, deren vielgerühmte Frucht die umfangreiche „Nouvelle géographie universelle" ist (der 19. Band, 1894, bringt sein Bildniß). Die eigentlich anarchistischen Schriften dieses vielleicht sympathischsten Vertreters der Sache sind klein und nicht zahlreich; wir nennen: „Evolution und Revolution" (Paris, Verlag der „Révolte") und: „Ein Anarchist über Anarchie" in dem Sammelwerk „Anarchismus, seine Philosophie und wissenschaftliche Grundlage", das A. R. Parsons vor seiner Hinrichtung zu Chicago zusammengestellt hat. In den Beziehungen des Anarchismus zu den entwicklungsgeschichtlichen Lehren wird u. A. der Franzose Letourneau erwähnt; auch Guyau, ein angesehener atheistischer Ethiker, darf wohl hier angeschlossen werden.

Das gesegnete Land anarchistischer Erörterungen — wie Frankreich das anarchistischer Thaten — ist England. Seine Hauptstadt läßt auch hier erkennen, welche guten Früchte der Verzicht auf Sonderverfolgungen bringt: unter dem heiteren Schutz der Londoner Polizei wirkt der Anarchismus namentlich mittels seiner „Freiluft-Propaganda" durch die sonntäglichen Park-Meetings und die dabei vertriebenen Flugschriften — theils zur „That", theils zu anderen Wegen aufmunternd. Weitere Kreise mögen auf die verschiedenen Verlage aufmerksam gemacht werden, die für Zeitschriften und für die Verbreitung der hauptsächlichen Schriften sorgen: so die „International Publishing Company", die „International revolutionary library", die deutsche „Autonomie" mit ihrer „Anarchistisch-communistischen Bibliothek", u. A.

In neuerer Zeit treten Italien (z. B. unter Malatesta) und besonders Spanien, von dem wieder Südamerika beeinflußt ist, in die literarischen Bestrebungen ein; die Namen und Titel erfährt bald, wer einmal an ein oder der anderen Ecke die Literatur aus erster Hand kennen zu lernen beginnt. Deutschland steht noch, wohl durch die Vorherrschaft der Socialdemokratie, hinter dem Ausland zurück, in Sonderheit was selbstständige Leistungen betrifft. Doch zählt der Dichter Mackay zu den hervorragenden Namen des Anarchismus: seine gehaltreiche und schwerfüßige Gedichtsammlung „Sturm", seine Flugverse „Der Alte und der Junge. Ein Zwiegespräch", sein „Culturgemälde" „Die Anarchisten" und seine Uebersetzung der „Lieder für Socialisten" des von früher her bekannten englischen Dichters William Morris sorgen für Einführung der Parteiideen auch in diejenigen Kreise, denen der Anarchismus mehr von belletristischer Seite her willkommen ist. Hier haben vor Allem der Dichterphilosoph Nietzsche und der seit einiger Zeit hervorgeholte Max Stirner („Der Einzige und sein Eigenthum" von 1845) zu Streitrufen herhalten müssen. Abgesehen davon wachsen in Berlin und Wien die anarchistischen Vereine mit ihren verschiedenen „Organen der Unabhängigen Socialisten" u. dgl. in einer den Socialdemokraten unangenehmen Weise an.

Bekannt ist der von Letzteren immer wieder betonte äußerste Gegensatz zwischen Socialismus als dem Streben nach höchster Gemeinsamkeit und Anarchismus als dem Streben nach höchster Selbstständigkeit, zugleich zwischen „Entwickelung" und „Gewalt"; aus der diesbezüglichen Literatur sei auf die Vertheidigung des österreichischen Socialistenführers Dr. V. Adler vor dem Ausnahmegericht im Jahr 1889 hingewiesen. So richtig diese Gegenstellung Angesichts der nicht gern unterscheidenden öffentlichen Meinung, sowie für den Gewalts- und einen Theil des „ruhigen" Anarchismus ist, so wenig stimmt sie für den größten Theil dieses, wie er sich jetzt immer deutlicher herausbildet. Jener antisocialistische Theil trägt den Namen des „individualistischen" Anarchismus, vertreten namentlich durch den schon erwähnten Mackay und den Engländer B. R. Tucker, dessen „Staatssocialismus und Anarchismus" jetzt auch deutsch erschienen ist (Berlin, B. Zack). Verstehen wir nun unter Anarchismus einerseits überhaupt das Streben nach einem Gesellschaftszustand, dem jede eingesetzte Autorität fehlt, und den Krapotkin kennzeichnet als „die Gleichheit im Ganzen — gleichen Sinnes mit Gerechtigkeit", so strebt der individualistische Anarchismus nach einem ebensolchen Zustand, in welchem das Privateigenthum, zumal an den Productionsmitteln, und somit die Privatwirthschaft völlig schrankenlos gelten. Verstehen wir unter Socialismus andrerseits das Streben nach Ueberführung des Privateigenthums, zumal an den Productionsmitteln, und somit der Privatwirthschaft in gesellschaftliches Eigenthum und gesellschaftliche Wirthschaft, also den Gegensatz zu jenem Individualismus, so wird uns das Verhältniß der beiden großen Richtungen zu einander klar. Beide können zusammengehen und thun es auch größtentheils. Jede von ihnen hat aber einen äußeren Flügel, der an diesem Zusammengehen nicht Theil nimmt: einerseits ist jener individualistische Anarchismus nicht socialistisch, und andrerseits giebt es einen, kurzweg „autoritär" zu nennenden, Socialismus, der nicht anarchistisch ist. Diese Besonderung kennen wir unter einem terminologisch sehr zutreffenden Namen als die „Socialdemokratie" Deutschlands und seiner Nachbarn.

Soweit die beiden Richtungen zusammengehen, also nach Vergesellschaftung des privaten Eigenthums streben, können sie dieses ihr Ziel in verschiedenem Grad und verschiedener Art abstufen. Am nächsten liegt die völlige Aufhebung des Privateigenthums, soweit es nicht für die gemeinsamen Interessen belanglos ist. Damit haben wir den sogenannten Communismus und innerhalb des Strebens nach einem Gesellschaftszustand ohne eingesetzte Autorität den „communistischen Anarchismus". Ihm gehören die meisten mehrgenannten Anarchisten an, beispielsweise die „Märtyrer von Chicago", unter denen Parsons sein schon erwähntes Buch mit einer Darstellung des Marxismus beginnt. Verschieden von jener völligen Aufhebung des Privateigenthums ist die Ueberführung bloß der Productionsmittel in gemeinsames („Collectiv-") Eigenthum der Gesellschaft, bei Belassung des Privateigenthums an Genußgegenständen: Collectivismus und „collectivistischer Anarchismus", der hauptsächlich in den spanischen Ländern zu Hause sein soll. Als eine jetzt aussterbende Spielart wird der auf „billige Gegenseitigkeit" gegründete „mutualistische Anarchismus" angeführt, dessen bekanntester Name wohl der Proudhon's war.

Gehen also die beiden großen Richtungen in der Hauptsache zusammen, so fallen sie doch nicht auch zusammen. Vielmehr ist der Socialismus eine ausgesprochen wirthschaft

liche Strömung und wurzelt theoretisch in der Nationalökonomie; der Anarchismus ist eine ausgesprochen politische und ethische Strömung und wurzelt sonach theoretisch in Geographie, Geschichte, Entwicklungsgeschichte weitesten Sinnes und Philosophie, zumal Ethik. In dieser Weise sind denn auch seine Literatur und seine Beziehung zum Socialismus aufzufassen; mehrfache inhaltsreiche, zum Theil im Vorigen benützte Aufschlüsse darüber brachte eine Reihe einschlägiger Veröffentlichungen des „Socialistischen Akademikers" (Berlin, H. Baake), und Andere aus der Feder des französischen Anarchisten A. Hamon, des Verfassers der „Psychologie des socialistischen Anarchisten" und (mit G. Bachot) des „Todeskampfes einer Gesellschaft". Die zur Erreichung des gemeinsamen oder verschiedenen Zieles gebrauchten Mittel machen hingegen keinen sachlichen Unterschied zwischen Anarchismus und Socialismus aus. Den „Attentaten" steht der hier betrachtete Anarchismus praktisch so gut wie völlig fern, und selbst die theoretische Beziehung zu ihnen stellt er von sich aus nicht fest. Wer sich also für ihn interessiren will, braucht darum nicht besorgen, ein Mörder oder ein Lobredner des Mordes zu werden; allerdings ist hinwider ein solcher noch lange kein Anarchist. —

Nach dem Gesagten mußte eine besondere Aufgabe des Anarchismus die Begründung seiner Ethik und eine besondere Liebhaberei die entwicklungsgeschichtliche Durchführung dieser Aufgabe sein. Dies hat Krapotkin, der vielleicht meistgenannte und eifrigste Schriftsteller der Partei, in seiner Schrift „La Morale Anarchiste" vom Jahr 1891 gethan (Paris, Révolte; englisch als „Anarchist Morality", London, H. Samuels). Den noch unkundigen Leser dürfte besonders die warme altruistische Gesinnung überraschen, die darin waltet, und die bereits der beliebten Parallele mit Nietzsche widerspricht. „Wir haben mehr Thränen, als wir für die eigenen Leiden brauchen" u. s. w.; diese denkwürdigen Worte Guyon's macht auch Krapotkin zu den seinigen. Grundgedanke ist der Hinweis auf die Gesellschaftsmoral der Thiere als Musterbild und evolutionistische Basis für menschliche Moral. Krapotkin, im englischen Zeitschriftenthum bekannt als Berichterstatter über Fortschritte der Naturwissenschaft, hat sich auch hier als naturwissenschaftlicher Denker gezeigt. Nicht in gleicher Weise als geschichtswissenschaftlicher und volkswirthschaftlicher Denker; gegenüber den von ihm angefeindeten menschlichen Einrichtungen („tous les intéressés — gouvernants, hommes de loi, clergé —"; „vendre, c'est toujours plus ou moins voler l'acheteur") erscheint die Sorgfalt seiner Würdigung geringer, wenngleich er sich auch als Kenner der Philosophiegeschichte bewährt.

Das kleine Heft wurde dem Publicum Deutschlands durch gelegentliche journalistische Erwähnung, sonst aber kaum bekannt. Begreiflicher Weise gelangt die eigentliche anarchistische Literatur — abgesehen von den jetzt auch in Deutschland zahlreicher werdenden wissenschaftlichen und polemischen Werken über den Gegenstand (R. Stammler, E. V. Zenker*), F. Dubois, A. Deval u. A.) — kaum in die Hände derer, die an bequeme Zugänglichkeit ihres Lesestoffes gewöhnt sind. Doch unterliegt jene Literatur bei uns derzeit keinen solchen Sonderbestimmungen, wie sie vom römischen Index und vom Socialistengesetz her bekannt sind; vielmehr gelten unseres Wissens lediglich die allgemeinen Bestimmungen (namentlich § 23 des Reichs-Preßgesetzes über Beschlagnahme, die erst erfolgen muß, ehe die Verbreitung, abgesehen vom privaten Bezug und Besitz, unstatthaft wird) und etwaige besondere Verbote in einzelnen Bezirken.

Um auch diesen Schwierigkeiten zum Trotz die Schrift Krapotkin's der Kenntniß und Erörterung seitens unseres Publicums zu vermitteln, war ein deutscher Pseudonymus, Dr. Laurentius, so klug, eine annähernd vollständige Uebersetzung jener Schrift als integrirenden Bestandtheil einer selbstständigen Auseinandersetzung zu bringen: „Krapotkin's Morallehre und deren" — warum nicht gut deutsch „ihre"? — „Beziehungen zu Nietzsche". Dresden, Pierson. Mit Geschick unterrichtet er den Leser über das ihm an einer anarchistischen Darstellung Auffällige; in einer Weise, die gegenüber oberflächlichen Zusammenstellungen sozusagen erlösend wirkt, scheidet er Anarchismus und Nietzsche von einander; und mit einer dem Gegner gewachsenen Evidenz weist er seine Schwächen auf. In der Aufklärung über einzelne knappe Textstellen hätte er wohl weiter gehen können. So spricht Krapotkin von den Rationalisten des 12. Jahrhunderts, die gleich Anderen fragten: „Warum soll ich moralisch sein?" Hier wäre eine Angabe über das, was der Autor meint, wohl am Platz gewesen; wahrscheinlich denkt er an Abälard und andere skeptisch gefärbte Ethiker, die zur damaligen „Orthodoxie" in Gegensatz standen, und die für eine recht wünschenswerthe Geschichte des ethischen Skepticismus wie so viele noch ungleich beachtete „Ketzereien" des Mittelalters fruchtbares Material bieten dürften.

In einem wichtigen Punkt hat unser kritischer Interpret seinen Autor mehr gewähren lassen, als nöthig gewesen wäre. Krapotkin sieht mit Anderen in dem „Streben nach Lust" das „wahre Motiv aller unserer Handlungen"; ja er bringt dies sogar als seinen „Egoismus" und als die anscheinend einzige Deutung der nicht leicht zu bestreitenden Thatsache, daß jede menschliche Handlung erfolgt, „um einem Bedürfnisse der Natur zu gehorchen". In gleich dogmatischer Weise geht Laurentius von dem Satz aus: „Luststreben und Schmerzfliehen sind in der That die letzten Impulse des Handelns;" was zwar eine, aber keineswegs die einzige, selbst nicht eine unbestrittene und noch weniger kurz vorauszusetzende ethische Theorie ist. Auch hier konnte von Nietzsche gelernt werden. Andere Einzelheiten, die beim Autor oder bei seinem Ausleger unsicher sind, wie einige Bemerkungen Krapotkin's über das Gehirn, können wir hier nicht verfolgen. Wohl aber darf noch die Geschicklichkeit der Uebersetzung gerühmt werden, die nur ihrer sonstigen Selbstständigkeit untreu wird durch allzu wörtliche Wiedergabe einzelner Ausdrücke. So wäre „morale" doch besser durch „Ethik" zu übersetzen gewesen. Gerade für einen oder den andern der Unterschiede, die unsere Ausdrücke des „Moralischen" und des „Ethischen" auseinanderhalten, ist die sowohl skeptische als positive Leistung Krapotkin's bedeutungsvoll. Eine wohl endgiltige Würdigung hat seine „Anarchistische Moral" jetzt in dem bedeutenden Werk gefunden, das von Kreibig in Wien unter dem Titel „Geschichte und Kritik des ethischen Skepticismus" (bei A. Hölder) erschienen ist.

*) Seine empfehlenswerthe Orientirungsschrift: „Der Anarchismus" ist in dem Verlag von Gustav Fischer in Jena erschienen.

## Literatur und Kunst.

### Ostern.

Von Friedrich Roeber.

Als am Charfreitag Christus stieg in's Grab,
Riß er den alten Glauben mit hinab;
Und als er sprengte seines Grabes Thor,
Schwang neuer Glaube sich mit ihm empor,
Der von der Erde Qualen die Erlösten
Mit Hoffnung auf den Himmel will vertrösten.

Doch ein Poetenherz, das hält noch fest
Am alten Glauben, der es los nicht läßt;
Das sucht den Himmel noch in dieser Welt,
Die er mit Liebesdrang umschlungen hält;
Und dieses feierliche Osterläuten
Ihm will das Nah'n der Götter es bedeuten.

Schon sind sie da, schon haben sie erfüllt,
So weit die fernste Ferne sich enthüllt,
Rings die Natur; — sie wohnen in der Luft,
Im Quellenrauschen und im Veilchenduft,
Im Wiesengrün und auf den hohen Bäumen,
In unsern Herzen und in unsern Träumen.

O großer Pan! Wie Alles treibt und schwillt!
Wie Leben aus dem harten Felsen quillt!
Du lenkst die Sonne, lenkst der Sterne Lauf,
Und wie die Frühlingsmacht Du führst herauf,
Da lässest Du durch's All, auf Aetherschwingen,
Die Melodien Deiner Syrinx dringen.

---

## Die antike Humanität.

Von Eduard von Hartmann.

Das rein Menschliche hat sich wohl nirgends schöner, einfacher, harmonischer ausgelebt als in der classischen Zeit des Hellenenthums; aber eben weil es sich da unmittelbar darlebte und mit instinctiver Genialität aus sich heraussetzte, fehlte noch die Reflexion des Bewußtseins auf die Humanität, und zugleich war das Menschliche damals noch durchaus national beschränkt. Die griechische Sprache hat in ihrer Blüthezeit nicht einmal ein Wort für Humanität; denn die Kalokagathie ist ein viel engerer Begriff, der erst noch durch Sophrosyne, Kalophilie und Philanthropie ergänzt werden muß, um den Rahmen der Humanität einigermaßen zu füllen. Selbst Aristophanes beschränkt noch die Anerkennung der Menschenbrüderschaft auf die, welche mit zur See kämpfen.

Als die Römer erobernd in den griechischen Culturkreis eindrangen, mußten sie sich beschämt eingestehen, daß sie ihm als Barbaren gegenüberstanden. Zwar die zeitgenössischen Griechen in ihrer Charakterlosigkeit, Eitelkeit, Geschwätzigkeit, Schmeichelei, Mantelträgerei und ihrem Sittenverfall konnten ihnen nur Mißachtung einflößen; aber das höhere geistige Leben, das ihnen aus der Kunst, Wissenschaft und verfeinerten Geselligkeit der Besiegten entgegenleuchtete, ließ die Begabteren unter den Siegern fühlen, daß ihr Volk mit seinem nüchternen Prakticismus doch bisher in einer einseitigen Entwickelung stecken geblieben war. Mit Recht konnten die Römer auf ihr fester gefügtes Staatsleben, auf ihr schärfer entwickeltes Recht und auf die Geschichte ihres Vaterlandes stolz sein, und nichts konnte ihnen ferner liegen als der Gedanke, von dieser nationalen Ueberlegenheit etwas preiszugeben. Aber das römische Nationalgefühl hatte nichts Exclusives, sondern zeigte vielmehr eine stetige Expansionstendenz, in der es zuletzt mit dem Kosmopolitismus organisch verschmelzen mußte. Darum konnte auch das Römerthum, unbeschadet seines römischen Nationalstolzes, sich bemühen, von anderen Völkern, denen es in gewisser Hinsicht eine Ueberlegenheit zuerkennen mußte, zu lernen. Römer wollten die Römer bleiben, aber dasjenige, was im classischen Hellenenthum sich als die edelste Blüthe des Menschenseins entfaltet hatte, wollten sie, ohne Griechen zu werden, sich aneignen. So hoben sie denn den Begriff des rein Menschlichen aus dem Hellenenthum heraus und versuchten sich zu Menschen im besten Sinne zu bilden. Die Humanität wurde damit zum ersten Male zum bewußten Princip erhoben, in welchem die Vereinigung der Vorzüge angestrebt wurde, die bisher auf Griechen und Römer vertheilt gewesen waren, das harmonische Gleichgewicht des theoretischen und praktischen Lebens.

Diese Bewegung begann in dem Kreise der Scipionen um den Anfang des vorletzten vorchristlichen Jahrhunderts, fand ihren Höhepunkt in Cicero und seinem Freundeskreis und verfiel dann mit Beginn der Kaiserzeit, welche die Aristokratie ablöste, ihr die Betheiligung am Staatsleben verleidete und sie auf ein privates Genußleben zurückdrängte. Das Humanitätsprincip hatte einen heroischen Zug, einen aristokratischen Charakter, eine gewisse Geistesverwandtschaft mit dem Stoicismus und diente gleichsam als Religionsersatz für die Vornehmen und Gebildeten beim Verfall des polytheistischen Volksglaubens in Ermangelung einer höheren Religion. Die bekannten römischen Dichter gehören bereits einer Zeit des Sittenverfalls und der epikureischen Verweichlichung an, in welcher der Eudämonismus auf den Thron gehoben und die Aristokratie zwischen Kaiserthum und Demokratie lahm gelegt ist. Darum hat das Zeitalter des Humanitätsideals, wie es sich am deutlichsten in den Schriften Cicero's „de oratore, orator, de optimo genere oratorum, de republica, de legibus" und in seinen Briefen spiegelt, ein hohes culturgeschichtliches Interesse als erster Versuch, die theoretische und praktische Quintessenz aus der griechischen Classicität zu ziehen und diese mit der römischen Eigenart unter den Auspicien des rein Menschlichen zu verschmelzen.

Max Schneidewin hat sich der dankenswerthen Arbeit unterzogen, „die antike Humanität" in einem stattlichen Bande monographisch zu behandeln*) und hat diese Aufgabe mit sicherer Stoffbeherrschung, durchsichtiger Anordnung und fesselnder Darstellung gelöst. In kleinerem Umfange hat derselbe bereits früher „die Homerische Naivetät" (Hameln 1878) und „die Horazische Lebensweisheit" (Hannover 1890) bearbeitet, also den Ausgangspunkt der unbewußten Darstellung des rein Menschlichen und das Verfallsproduct des Humanitätsideals. Die jetzige größere Studie könnte nach ihren Quellen auch „Die ciceronische Lebensweisheit" betitelt sein, wenn diese Bezeichnung nicht doch ihrem Gegenstande nach zu eng wäre. Schneidewin verweist gegenüber der Drumann-Mommsen'schen Herabsetzung der Persönlichkeit Cicero's auf die Rechtfertigungsschriften von Ally, Weißenfels und O. E. Schmidt. Zugegeben, daß er als Politiker viel zu hart beurtheilt worden ist, so räumt doch Schneidewin selbst ein, daß er in Ruhmredigkeit und Eitelkeit, in Schmeichelei bis zur Falschheit, in der Ableugnung des Geschriebenen und im Verhalten gegen seine Frau recht unschöne Züge aufweist. Andererseits ist zuzugeben, daß die Persönlichkeit uns gleichgiltig sein kann, wenn es sich bloß darum handelt, seine Schriften als Quellen zu benutzen und daß er für seine Zeit ein feiner Psycholog und Moralist war. Als Philosoph kommt er hier nicht in Betracht; deßhalb schadet es auch nichts, daß er sich eingestandener Maaßen ganz an griechische Vorbilder, und zwar nicht an die Höhepunkte der griechischen Philosophie**), sondern an ihre ethischen Ausläufer hielt und diese eklektisch popularisirend verflachte.

Gegenwärtig versteht man unter „Humanität": Menschenfreundlichkeit, hülfreiche Fürsorge, milde Beurtheilung menschlicher Fehler, wohlwollende Duldsamkeit, ermunternde Aufrichtung des Schwachen und Scheuen; diese moderne Humanität geht also auf reale Förderung der übrigen Menschen, ihrer Wohlfahrt und ihrer Vollkommenheit aus. Sie ist auf das Object ihrer Thätigkeit gerichtet um des Objectes und um der realen Zustandsveränderungen willen, die in demselben gesetzt werden sollen. Sie ist eben so wohl socialethisch wie individualethisch, d. h. sie geht eben so sehr auf Verbesserung der socialen Zustände und Einrichtungen, wie auf Bethätigung von Mitleid und Liebe im besonderen Falle aus. Die antike Humanität dagegen ist rein individualethisch und kümmert sich gar nicht um sociale Einrichtungen als solche. Sie geht überhaupt nicht auf reale Zustandsänderung aus, sondern auf ein rein ideales Ziel, nämlich auf die Sub-

*) Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1897. XX u. 558 S.
**) Die esoterischen Schriften des Aristoteles waren damals noch nicht veröffentlicht.

sumtion des empirischen Individuums unter dem Begriff des Menschen. Deßhalb bezieht sie sich auch fast immer nur auf das Subject des Handelns und nur ganz ausnahmsweise nimmt sie auch darauf Bedacht, daß auch das Object des Handelns unter den Begriff Mensch fällt. Zunächst wird in bestimmter Weise gehandelt, weil es dem Begriffe des Menschen gemäß ist, so und nicht anders zu handeln; wenn aber je einmal auf das Menschsein des Objects Rücksicht genommen wird, so doch nur, weil es dem Begriffe des Menschen gemäß ist, so und so behandelt zu werden.

Dieser Begriff des Menschen, der im Subject und Object als Maßstab gilt, ist nicht etwas Empirisches; weil dieser Mensch so oder so beschaffen ist, gehört diese Beschaffenheit noch nicht zur Norm des Menschen. Diese Norm ist ein Product der Vernunft, ein Ideal, welches zeigt, wie der Mensch eigentlich sein sollte. Aber dieses Ideal ist nicht ein systematisch aus irgend welchem anderen Princip abgeleitetes, sondern ein Complex von unmittelbaren Gefühls- oder Geschmacksurtheilen. Zu diesem Ideal strebt der menschliche Vervollkommnungstrieb hin; wo aber durch Umkehrung dieses Verhältnisses der falsche Schein entsteht, als ob dieses Ideal erst durch das Vervollkommnungsprincip gebildet und geschaffen würde, da sinkt die Vervollkommnung durch Verwechselung eines bloß formalen mit einem materialen Princip zu einer schulmeisterlichen Idee herab. Das Ideal des Menschen sucht man dann praktisch darzuleben, da das Humanitätsprincip sofort eine praktische Wendung nimmt. So zeigt sich, daß die antike Humanität nicht eigentlich ein einheitliches Princip ist, sondern ein Complex von Principien (Vollkommenheit, Ideal, Selbstdarstellung), die aber alle der Geschmacksmoral angehören und die Vernunft nur implicite in Gestalt unmittelbarer Geschmacksurtheile zum Ausdruck bringen.

Unter den Neueren ist es namentlich Herder, der zuerst den Begriff der Humanität wieder betont hat. Bei ihm schillert jedoch einerseits dieser Begriff zwischen der antiken und modernen Humanität und bekommt andererseits dadurch einen neuen Inhalt, daß er auf die Entwickelungsgeschichte der Menschheit bezogen und als ihr letztes Ziel hingestellt wird. Dieses Ziel soll durch das menschliche Zusammenwirken innerhalb der Volksindividualitäten und durch die Wechselwirkung dieser unter einander erreicht werden; so erscheint die Humanität als etwas Werdendes, Wandlungsfähiges, während sie im Alterthum als etwas ewig sich selbst Gleiches, Unwandelbares aufgefaßt wird. Bei Feuerbach tritt die Idee der Humanität geradezu an die Stelle der Hegelschen absoluten Idee oder der Gottheit, woran das Alterthum gar nicht gedacht hatte; zugleich rückt ihr Schwerpunkt auf die sinnliche Seite der menschlichen Natur hinüber, während er im Alterthume auf ihrer geistigen Seite gelegen hatte. Gegen diese Erhebung der Humanitätsidee zum Idol und angebeteten Götzen durfte Stirner mit Recht seine Kritik kehren; aber die formelle Willkür des souveränen Ich, die er an ihre Stelle setzt, ruht auf der unhaltbaren Fiction, daß das Ich etwas Reales sei, während es doch von allen Illusionen die illusorischste ist. Nietzsche formulirte das Ideal des selbstherrlichen souveränen Ich als das des Uebermenschen, d. h. er setzte die rücksichtslose Brutalität des schrankenlosen Größenwahns und der Selbstvergötterung an die Stelle der Humanität.

Solchen Verirrungen gegenüber ist das Bild der antiken Humanität eben so sehr am Platze wie gegenüber einem exclusiven Cultus des Nationalgefühls oder einem beschränkten Pochen auf autochthones Deutschthum. Die Fehler und Vorzüge einer jeden Nation sind am Maßstabe des Humanitätsideals zu messen, aber nicht umgekehrt die Bestimmung des Menschen aus den empirischen Zufälligkeiten eines bestimmten Nationalcharakters abzuleiten. Alle heutigen Nationen zeigen ein so unentwirrbares Gemisch der verschiedensten Rassen und Stämme, daß das Zurückgehen auf ursprüngliche Rassentypen sich in's völlig Bodenlose verliert. Jede Nation hat die werthvollen Seiten ihrer Eigenart zu pflegen, ihre Nationalfehler aber zu bekämpfen, und Jede hat dessen eingedenk zu bleiben, daß sie doch auch mit ihren werthvollsten Eigenschaften nur Eine Stimme in der Symphonie des Menschheitsorchesters ausmacht, selbst dann, wenn ihr zeitweilig eine der führenden Stimmen zugewiesen ist. Was national ist, kann immer nur dienendes Glied des größeren Ganzen sein, wenn auch ein noch so werthvolles; das Nationale ist immer nur ein Moment am Humanen, und die allseitige Entfaltung der Menschheitsidee im Letzteren bildet stets das Ziel, nach welchem die Selbstvervollkommnung des Ersteren zu streben hat. Keine Nation soll ihre Vorzüge aufopfern, aber jede soll sich bemühen, mit ihnen nach Möglichkeit die Vorzüge aller anderen Nationen zu verbinden. Das Römerthum in seiner besten Zeit hat dies versucht, und dadurch ist es für unsere und andere Zeiten vorbildlich geworden.

Schneidewin stellt nun das Wesen der antiken Humanität in allen ihren Beziehungen dar; die Sittengeschichte, die Geschichte der Ethik und Philosophie, die Alterthumskunde und das ganze geistige, öffentliche und private Leben der Römer wird unter diesem einheitlichen Gesichtspunkte beleuchtet. Aus der Fülle des Stoffes seien hier nur einige Punkte herausgehoben.

Das erste Merkmal der antiken Humanität ist die Herrschaft der vernünftigen Selbstbestimmung über die Begierden der natürlichen Triebe und Bedürfnisse und über den Hang zu sinnlichem Wohlleben, der gefährlicher wie die Pest erscheint. Zwar muß die sinnlich natürliche Grundlage des menschlichen Daseins gewahrt und gepflegt werden, aber alle Würde und aller Adel des Menschen ruht in seiner geistigen Natur und in der Pflege der geistigen Interessen. Die Humanität verlangt im Verkehr mit Anderen ein bescheidenes und doch offenes, urbanes, gefälliges, rücksichtsvolles Benehmen, das Sehen und Zartgefühl bekundet, zugleich aber auch die Entfaltung von Geist und Witz in der geselligen Unterhaltung. Schmeichelei, Eitelkeit, Hochmuth und alles „Inepte", d. h. Dasjenige, was zu Zeit, Ort, Personen und Umständen nicht paßt, sind zu meiden, Anstand und Schicklichkeit bei allen Gelegenheiten zu wahren; das Ehrenhafte und Rechte zu thun und die „Würde" im Sinne des eigenen Menschenwerthes zu wahren, soll auch in den schwierigsten und verwickeltsten Lagen der Leitstern des Handelns bleiben.

Von geistigen Interessen stehen in erster Reihe Staatsleben, Freundschaft, Bildung durch Studium und Interesse an der Sprache als dem Werkzeug des Denkens und der Beredsamkeit. Die Theilnahme am politischen Leben erscheint als wesentlicher Bestandtheil der Bestimmung des Menschen, gleichviel welcher Art die Staatsverfassung sein mag. Am günstigsten für die richtig abgestufte Theilnahme Aller scheint eine aus monarchischen, aristokratischen und demokratischen Bestandtheilen gemischte Verfassung zu sein. Die Lehre gewisser Philosophen, daß der Mensch am besten thue, sich von Staatsgeschäften fernzuhalten, ist zu verwerfen; unter Umständen ist jeder Bürger verpflichtet, behördliche Functionen zu üben. — Die Freundschaft unter Männern wird sehr ideal aufgefaßt, so daß das eheliche Verhältniß dagegen zurücktritt; von dem stolzen Zartgefühl moderner Freunde in Geldsachen hat das Alterthum keine Ahnung, sondern rechnet in naiver Ungenirtheit auf die Cassen der Freunde, ohne an Rückzahlung zu denken, solange der Freund nicht selbst der Hülfe bedürftig wird.

Das geistige Leben ist nicht productiv, sondern wesentlich receptiv, da noch zu viel nachzuholen ist, um nur erst auf die vorgefundene Höhe der griechischen Bildung zu gelangen. Die Receptivität aber richtet sich damals noch nicht auf die Architektur, bildenden Künste und Musik, die zwar als Schmuck des Lebens geschätzt und als Artefacte bewundert, aber noch

nicht zum Gegenstand der Reflexion gemacht werden. Selbst die griechischen Dichter werden wohl gelesen und bewundert, aber kaum besprochen. Das Interesse concentrirt sich auf die Wissenschaften, speciell auf die Geschichte, Rhetorik und Philosophie als auf diejenigen, die dem politischen, forensischen und ethischen Bedürfniß am meisten praktische Nutzanwendung gestatten. Denn die praktischen Consequenzen sind überall der letzte Gesichtspunkt der antiken Humanität, und aller Fleiß des Studiums zielt schließlich auf sie ab, ohne sich bei der reinen Theorie länger als dringend erforderlich aufzuhalten. So wird auch die Philosophie, die als höchste der Wissenschaften gilt, wesentlich um ihrer praktisch ethischen Consequenzen willen getrieben als Trösterin im Leid und als Führerin auf dem Lebenswege. Die römische Schauspielkunst genießt wegen ihrer unrealistischen Mimik und Rhetorik eben so wenig den Ruf der Verwendbarkeit für die rednerische Praxis wie die schablonenhafte rhetorische Theorie der Schulen, und über die römische Jurisprudenz ist das Urtheil schwankend, insofern sie zwar einerseits derjenigen anderer Willkür überlegen ist und durch ihr Princip der Gerechtigkeit und Billigkeit mit der Humanitätsidee eng zusammenhängt, andererseits aber in ihrer Ausgestaltung höchst unvollkommen, langweilig, voller Fictionen und leeren Wortkrams ist.

Die Philosophie der Römer geht nicht so sehr auf die Sache selbst um der Wahrheit Willen, als auf die autoritativen Meinungen der Vorgänger; sie zielt aber dabei im Gegensatz zu dem modernen Specialismus auf Universalität und Systematik ab. Daß das Stoffgebiet des Wissens unendlich sei und darin gerade die Schwierigkeit der systematischen Universalität liegt, bleibt außer ihrem Gesichtskreis. Es scheint ihr nicht gar so viel Zeit nöthig, um sich die Gesammtheit des Wissens anzueignen, und wenn ja der Gedanke an die Endlosigkeit des Studiums auftaucht, so ist es doch nur in Bezug auf die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der subjectiven Beleuchtung, unter die derselbe Wissensstoff gerückt werden kann. Dieser naive Glaube an die umfassende Systematik hält uns immerhin ein Ziel vor, das auch wir bei aller specialistischen Zersplitterung nie aus den Augen verlieren sollten. Eben so vorbildlich für uns ist der Sinn der Alten für sprachliche Correctheit und Schönheit, wenn wir auch ihre kindlich naiven Etymologien hinter uns haben und in den Bau und die Geschichte der Sprache viel tieferen wissenschaftlichen Einblick gewonnen haben. Daß der Inhalt der Humanitätsidee als Ergebniß der philosophischen Studien herausspringen müsse, galt als selbstverständliche Voraussetzung, die durch die Erfahrung bestätigt zu werden schien; ein voraussetzungsloses Denken war das römische Philosophiren also keineswegs. (Schluß folgt.)

---

## Johannes Brahms.

Von Hedwig Abel.

Der Frühling ist da und Brahms todt und begraben. Auf dem Wiener Centralfriedhof liegt er in einem Ehrengrab, hart neben Beethoven. Der Mann neben dem Manne. Und drei Gräber weiter schläft Schubert, der Jüngling. Das giebt einen guten Klang, auch nach dem Tode. Wien aber trauert. Es ist arm geworden, bettelarm. Auf schwarzem Fittig streicht es durch die Luft und ein Wehklagen ertönt, als sei die Musik selbst gestorben. Im Staube, den der große Verstorbene aufgewirbelt, müht sich ein Völklein Epigonen. Wer gläubigen Gemüthes ist, eilt in irgend etwas Heiliges und betet, daß die Sündfluth nicht hereinbrechen möge. Einer aber ist in Wien, ein Siebzigjähriger. Meister Johann nennen ihn die Leute. Dem ist das Herz wie ein Stein in der Brust, denn beinahe ganz allein ist er zurückgeblieben in einer Welt, deren Musik ihm wildfremd geworden. Darum geht er an schönen stillen Tagen hinaus zur Todtenstadt und besieht sich heimlich und lange den Platz an Meister Johannes' Seite ... Auf dem warmen lebendigen Boden der Kaiserstadt waren sie einander begegnet. Da sie sich die Hände zum ersten Male reichten, begann in der Luft ein wundersüßes Singen und Klingen, denn die Luftgeister und auch die Himmlischen dort oben hatten ihre Freude daran. Zweierlei Christenthum und zweierlei Musik war hier aufeinandergestoßen. Bei Brahms männlicher starker Christusglaube, nach den Satzungen der Bibel, bei Strauß frauenhafte Schwärmerei für die holdseligste Jungfrau Maria; hier Kraft, Größe, Herbigkeit, dort Anmuth, Zierlichkeit, Milde. Es wuchs gute Freundschaft daraus. Sie paßten zusammen, wie Männliches und Weibliches, wie klarer blauer Wintertag und weiche dunkle Sommernacht.

Nur ganz allmälig hatte Brahms sich in Wien heimisch zu fühlen vermocht. Die reicheren feineren Formen des Lebens ließen ihn Anfangs kalt, die Behaglichkeiten, die sich dicht an ihn herandrängten, betrachtete er mißtrauischen Auges. Schließlich aber begann er sich dem südlicheren Himmelsstrich anzupassen, seine Härten schmolzen an den starken Strahlen der Sonne, er wurde, so wenig sich sein äußeres Gehaben änderte, innerlich wärmer. Vieles, was in seinem Gemüth erklang, war zugleich dem Wiener Boden entsprossen. Wien sprach aus dem gedämpften Jauchzen manches Stückes, aus dessen Hörnerschall und Tiriliren. Wiens Schönheit, sein mächtiger Zauber, hatten ihn unterjocht. Mit leidenschaftlicher Liebe hing er an dem grünen Revier des Wienerwaldes, in das er sich so gerne verlor, und Prater und Kahlenberg besaßen in ihm den treuesten Freund. Die Wiener Natur brachte ihn auch dem Wiener Leben näher. Zuletzt überließ er sich willig den sanften Einflüssen süddeutscher Art, inmitten seiner Herbheit überraschten ihn oft weiche Stimmungen und tausend verschlossene Quellen seines Inneren sprangen auf und sprudelten hervor. Dann scheuchte er wohl Wolken und Regen und ließ die Sonne scheinen und den Himmel blauen.

Durch seine Art, sich in Tiefen zu verlieren, dem Dunkel zuzustreben und dem Licht auszuweichen, sich gegen äußere Einflüsse zu verpanzern und sein aufquellendes Gefühl mit Gewalt in den verborgensten Winkel seines Herzens zurück zu zwingen, hat er in der Musikgeschichte so wenig seines Gleichen, wie durch die Meisterschaft, kostbare alte Formen und den rhythmischen und harmonischen Hausrath dreier Jahrhunderte deutscher Musik zu erwecken und der modernen Kunst organisch einzufügen. All' das hat Spitta in einer gelehrten langen Abhandlung sehr eingehend erörtert. — Wir aber wollen insbesondere auf den majestätischen Trotz und Eigensinn verweisen, der in Brahms' Musik so scharf und eigenthümlich hervortritt. Es ist etwas in ihr von dem Trotze Beethoven's und von der eigensinnigen bohrenden Willenskraft Luther's. Wie Luther stand auch Brahms auf der Bibel. Sie war sein Fels, auf den er baute. Er konnte es wagen, in seiner Musik alles Harte, Stachlige nach Außen zu kehren; das Süße, Milde wohnte innen. Brahms' Musik ist protestantisch durch und durch, in ihr spiegelt sich nicht nur die Art der Religion, sondern noch mehr die Art derer, die sich seit Jahrhunderten zu ihr bekennen. Diese Musik ist streitbar, abhold aller Sinnlichkeit, logisch bis in ihre äußersten Spitzen, dabei von dem tiefsten Grunde deutschen Gemüthes heraufgeholt. Wer lange, sehr lange in sie hineinhorcht, wird es rauschen hören, wie von unterirdischen Strömen. Solche Musik begreift und genießt sich nicht leicht, doch wer sie einmal in guter Stunde genossen, dem verbleibt sie für immer als geistiges Gut. Brahms' Werke sind Felsentempel, denen Zeit und Elemente nichts anzuhaben vermögen. Sie stehen festgegründet, Allen voran das „Deutsche Requiem". Es ist ein Trauerhymnus, den der liebende Sohn der todten

Mutter gesungen. Aber wie der Schmerz des großen Menschen zugleich der Schmerz der Menschheit ist, so wird auch das Werk, das er zur eigenen Tröstung geschaffen, der Trost eines ganzen Volkes. So ist, wie sich das protestantische Volk Norddeutschlands die Ewigkeit denkt: sein Verhältniß zum Tode gleichsam, im deutschen Requiem musikalisch ausgedrückt. Der Bibeltext für sich, nach Brahms' eigenem Ermessen gewählt, weist nur den Pfad. Wie die Schauer der Verwesung das deutsche Volksgemüth bewegen, wie es von der Endlichkeit zur Unendlichkeit hinübersinnt, und sein Pessimismus sich zu evangelischer Zuversicht verklärt, das Alles schildert uns Brahms' Musik. Namentlich die schauerlichen Stimmungen sind ergreifend dargestellt, mit Cello und Posaunenklängen; doch da der Geist ewig ist und ihm alle Verheißung gilt, so tönen die Harfen leise hinein. Man hat hier den Eindruck oben einfallenden Lichtes . . .

In den Schaufenstern ist sein Bildniß zu sehen. Aus allen Lebensaltern ist es zusammengeholt; man sieht da den blondhaarigen Jüngling, den bärtigen Mann, den gelbsüchtigen Greis. Ueberall aber erquickt die mächtige Form des Schädels, der gewaltige Vorbau der Stirn, die germanischen Augen, auf deren stahlblauem Spiegel in guter Stunde goldene Funken hüpften. Die Wangen waren in gesunden Jahren wohl gerundet, von frischem pfirsichfarbenen Colorit, an der Nasenwurzel liefen charakteristische Falten wie bei einem Knotenpunkt zusammen; die Brauen sträubten sich an ihren Ausläufern ganz seltsam in die Höhe, die Nase war kurz, gerade, mit gutgeformten breiten Flügeln, die schöngezeichneten vollen Lippen waren fest geschlossen. Dieser Kopf, der auf einem breitschulterigen stämmigen Körper saß, war den Wienern ein förmliches Wahrzeichen der musikalischen Bedeutung ihrer Stadt. Bei der Nachricht von Brahms' Tod hatte man das Gefühl, als sei der Stephansthurm eingestürzt. Anderen wieder war es zu Muthe, als sei ein Stück Wienerthum verstorben, als hätte der Nichtwiener Brahms manches unverfälscht Wienerische mit in die Gruft genommen. Namentlich in seinem Bezirk, auf der stillen Wieden, war der Meister wohlbekannt. Dort hauste er in der Nähe der schönen Kirche des heiligen Karl Borromäus, in der Karlsgasse. Nur einige Straßen entfernt von seinem Freunde Eduard Hanslick und dem Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde, deren Directionsrath und Ehrenmitglied er gewesen. Auch auf der Elisabethbrücke und in der Kärtnerstraße ward er oft gesehen, wenn es die Jahreszeit erlaubte, im leichten Röcklein; und im Stadtpark und an den Ufern der Wien, wo ehemals ein Stück Natur gewesen und jetzt die Stadtbahn gebaut wird, pflegte er sich oft zu ergehen. Im Stadtpark liebte er das Schubertdenkmal ganz besonders; er paradirte und defilirte vor ihm nach Herzenslust, vielleicht in Gedanken erwägend, wo ihm einmal ein hochwohllöblicher Stadtrath sein marmelsteinernes Monument errichten würde. Am stärksten und innigsten aber hing er am Prater. Er liebte ihn alle vier Jahreszeiten hindurch, nicht wie die Wiener: bloß im Frühjahr und Sommer. Noch in seinen letzten Tagen, da er kaum mehr einer Bewegung fähig war und der gelbe Feind ihn immer hartnäckiger bedrängte, führten ihn die Freunde hinaus in die geliebte Aue. Es war da schon sehr grün, und tief unten, in der Krian, wo man die ganze Breite der Donau vor sich hat und ein gut Stück niederösterreichischen Landes, saß es sich behaglich in der Sonne. Und manches Vertrauliche zwitscherten die Vögel dem kranken Meister in's Ohr, von ihren Plänen, die sie für den Sommer gemacht, und von manchem Anderen noch. Acht Tage vor seinem Tode war Brahms zum letzten Mal im Prater gewesen. Keine schlimme Ahnung ängstigte ihn, er sah nur überall Grün, nirgends Schwarz. Ja, der Stadtpark und der Prater werden ihn schwer vermissen. Und die Kinder. Die Kinder in Ischl zumal. In Wien waren sie ihm nicht so zur Hand, aber in Ischl, wo sie ihm in die Taschen hineinkrabbelten und durch die Beine liefen, hatte er seine rechte Lust mit ihnen. Er spielte regelrecht mit den Kleinen, nach uraltem Brauch: Räuber und Gensdarmen, Haschen und Verstecken, Blindekuh, Katz' und Maus, und was noch sonst in deutschen Landen an schönen und athemraubenden Spielen existirt. Und das köstliche Zuckerwerk, das der gute Onkel immer in der Tasche hatte. Freilich, so leicht war das nicht herauszukriegen; da mußten alle möglichen Kriegslisten ersonnen werden und furchtbar brav mußte man vor Allem sein, sonst bekam man bunte Kiesel oder auch nur ganz gewöhnliche Steine, wie man sie eben vom Boden aufliest. Der gute Onkel wird nicht wieder kommen und Niemand wird in Ischl so schöne Spiele mit den Kindern spielen und ihnen so süße Bonbons zu naschen geben.

Die Wiener Gesellschaft, die namentlich in der bürgerlichen Sphäre so viele künstlerische Elemente birgt, wird nur mühsam über Brahms' Verlust hinwegkommen. In zahlreichen Familien war er ständiger Tischgast, er liebte den guten Bissen und den feurigen Tropfen. Oft biß er aber auch in lebendiges Fleisch; sein Sarkasmus war stadtbekannt und gefürchtet. „Sollte ich heute Jemand in der Gesellschaft nicht beleidigt haben," sagte er nach einem Diner zur liebenswürdigen Hausfrau, „so bitte ich mich zu entschuldigen." Er belachte sich gerne selbst, gegen äußere Ehrenbezeigungen, Ordensauszeichnungen und Ovationen war er ziemlich unempfindlich. Es soll einige Mühe gekostet haben ihn zu bewegen, sich beim Kaiser Franz Joseph für die Verleihung des Leopoldsordens zu bedanken. Und einem hohen Herrn, der ihn persönlich kennen zu lernen wünschte, ließ er seine Abneigung gegen jegliches Besuchemachen vermelden. Einige Tage später erschien die Hoheit in seiner Wohnung. Aber er konnte auch sehr liebenswürdig sein. Namentlich jüngeren Talenten gegenüber, oder Damen, die ihn weder zu heirathen wünschten, noch Autographen von ihm verlangten. Auf die jungen Wiener Componisten hat Brahms tief und nachhaltig gewirkt. Sie entwickelten sich dicht unter seinen Augen, er förderte sie mit Rath und That. Als Ehrenpräsident des Tonkünstlervereins konnte er sogar die Küchlein der Composition, deren Werke im Vereine aufgeführt wurden, persönlich ermuntern. Zwar schente er die Productionen des Vereins ein wenig, wie er denn auch selten in Virtuosenconcerte ging. Aber im Vorraum des Tonkünstlervereins, der als Garderobe benutzt wurde, konnte man ihn immer sitzen sehen. Er hatte sich auf einen Tisch geschwungen, ließ die Beine baumeln und freute sich, wenn kein Ton zu ihm hinausdrang. Zum gemüthlichen Schmaus jedoch ließ er sich nicht lange bitten; man war das schon so gewohnt. Im letzten Jahr, da er immer magerer, gelber und hinfälliger wurde, hat man ihn selten in der Oeffentlichkeit gesehen. Nur in den Tonkünstlerverein, zu allerbesten Freunden und in die philharmonischen Concerte ging er noch häufig; er spielte sogar noch Clavier, wenn er etwas besonders Interessantes, z. B. einen Satz von Friedemann Bach oder dergleichen, gefunden hatte. Doch es ging abwärts, stark abwärts mit ihm. Zum letzten Male zeigte er sich am 7. März im philharmonischen Concert. Man spielte seine E-moll-Symphonie und trauriger Jubel umrauschte ihn nach jedem Satz. Immer wieder trat er an die Brüstung der Directionsloge vor und neigte sich tief und blickte hinauf und hinunter. Er war sehr gerührt. Dabei sah er furchtbar aus. Ein schwankender Schatten, wirr das struppige weiße Haar, das verschrumpfte Gesicht dunkelgelb, der früher so glänzende Blick erloschen. Nach dreieinhalb Wochen war er todt.

Im Bösendorfersaale, dem besuchtesten Wiener Concertsaal, sind an den Wänden in Goldbuchstaben fünf Namen angebracht. Sie leuchten wie Sterne, doch Niemand wird sie ohne stille Wehmuth betrachten. Liszt, Bülow, Rubinstein, sie sind schon lange todt. Der Größte, Johannes Brahms, ist eben gestorben. Nur Einer lebt noch: Carl Reinecke. Vier goldene Namen. Ihre Leiber aber sind Staub.

## Hans von Bülow als Schriftsteller.

Von Georg Thiele.

(Schluß.)

Unser Minoritätsvotum soll keine Opposition machen gegen Frau Sontag, auch nicht gegen die „von Göttern selbst vergeblich bekämpfte" Majorität, sondern nur gegen diese Luxuskunst, diese Feindin aller wahren, aus der „Noth", wie Richard Wagner so treffend sagt, entsprossenen Kunst, gegen dieses autoteleologische Virtuosenthum, gegen diesen Anachronismus bloßer Vocalisationsleistungen mit obligater Soubrettenkoketterie. Da sich bis jetzt keine in diesem Sinne — nicht opponirende, sondern eigentlich nur rügende Stimme erhoben, — so glauben wir die Abgabe eine Minoritätsgutachtens eo ipso gerechtfertigt. Henriette Sontag möge ihre fabelhaften Triumphe in Deutschland anderwärts noch vervollständigen und „die Besten ihrer Zeit zum Besten haben", wenn es diesen „Besten" Vergnügen macht. Leicht werde ihr dann die baldige Ueberfahrt nach Amerika! Auch dieser Scandal geht ja vorüber, wie sich so manche modische Narrheit schon ausgelebt hat und noch manche ihren Umzug halten wird!" Kein Wunder, daß diese blutige Kritik in Leipzig und anderwärts einen großen Scandal hervorruft, wie wir aus „Wagner's Briefen" wissen. Richard Wagner schreibt an Liszt am 4. März 1852: „Daß B....'s Artikel über die S. bei Euch ein so heilloses Aufsehen hat erregen können, bestärkt mir meine Ansicht über die tiefe Versunkenheit unserer Kunst- und Publicum-Zustände." Ferner an Uhlig (11. März 1851): „Daß Bülow um die Sontag zum Märtyrer geworden ist, hat mich sehr amüsirt; bereits habe ich ihn auch schon getröstet. Empörend fand ich in der Deutsch-Allg. Zeitung die Notiz über den Sontagvorfall mit der Beziehung, daß Bülow's Artikel auch in Leipzig „allgemein indignirt" habe. Wen dieser Artikel „indignirt", der verdiente von Euch doch noch eine besonders solide Züchtigung." Aber der junge Bülow verstand nicht nur zu schimpfen, sondern auch zu loben, wie die warme Anerkennung von Spohr, Berlioz, Robert Volkmann und der geistsprühende Weimarer Bühnenbericht über Hebbel's Drama „Agnes Bernauer" zeigt. Dann folgen die temperamentvollen süddeutschen Reisebriefe mit ihren Angriffen auf die „lebendigen Fossilien" Lachner, Lindpaintner und Riehl. München und Stuttgart sind ihm Stätten der Finsterniß, die Intelligenz des Nordens wird auf Kosten des süddeutschen „Bildungsmangels" übermäßig gelobt. Franz Lachner schreibt „Schnadahüpferl-Musik", Lindpaintner ist der Componist für alle deutschen Gartenorchester ꝛc. Vieles ist in diesen Kritiken wahr, Manches noch jugendlich, unreif, und Bülow selbst, der in seinem ritterlichen Sinne stets bereit war, begangenes Unrecht einzugestehen, hat später auch den Süddeutschen Gerechtigkeit widerfahren lassen und in ruhigerer Zeit die „Auswüchse" seiner „Entwicklungskrankheit" beklagt. Dann folgt sein zweiter Aufenthalt in Berlin 1855—1865 mit den witzigen Theater- und Concertberichten für die „Berliner Feuerspritze", die plötzlich abgebrochen werden, weil er sich vorgenommen, „das Gebiet der Polemik nicht mehr zu betreten". Von nun an ist es der gereifte Mann, der Lehrer, der aus seinen journalistischen Arbeiten spricht. Mancher Artikel in ephemeren Musikzeitschriften ist leider verloren gegangen. Eine begeisterte Besprechung von Liszt's „Heiliger Elisabeth" beschließt diese Periode, die zunächst folgende — München — ist literarisch unfruchtbar. Richard Wagner, vom bayrischen König nach München gezogen, hatte auch Bülow's Berufung veranlaßt. Es ist die Tragödie in Bülow's Leben, die mit der Scheidung von Cosima und deren Vermählung mit Wagner culminirt. Von nun an verschwindet aus Bülow's Schriften Wagner's Freundesname. Seine neue musikalische Dreieinigkeit heißt: Bach, Beethoven, Brahms.

Nach fünfjährigem Schweigen veranlaßt ihn Karl Tausig's Tod wieder die Feder zu ergreifen. Sein Essay über den großen Kunstgenossen ist die Perle des Buches. Daß er noch der lebensvolle Feuilletonist von früher ist, zeigt das recensirende Gespräch über die Lohengrin-Aufführung in Bologna. Seine weiteren italienischen Musikbriefe, worin er den aufgehenden Stern Tschaikowsky verkündet und Verdi verurtheilt, machen ihm auch im gastlichen Italien viele Feinde. Seine nächsten Lebensstationen heißen Hannover, Meiningen, Hamburg 1877—1892. Die letzte Gruppe von Bülow's journalistischen Arbeiten fällt in eine Zeit, wo seine Dirigententhätigkeit wie die von ihm eingeführten „Claviervorträge" den Schriftsteller immer seltener zu Worte kommen lassen. Tritt auch kein völliges Schweigen ein, wie während der Jahre in München, so macht doch ihre verhältnißmäßig geringe Zahl wie auch ihre skizzenhafte Form den Eindruck, es handle sich ihm mehr darum, einen Ueberfluß von Beobachtungen, Eindrücken, Einfällen, von geistigem Leben, das sich nicht in die musikalische, am Clavier und am Dirigentenpult gebotene Leistung umsetzen und weiter vermitteln ließ, zu krystallisiren, als bestimmte Fragen scharf zu erfassen und zu beleuchten. Besonders die Mittheilungen an die Leipziger „Signale", die er auf Urlaubsreisen nach England während der Zeit seiner Anstellung als Hofcapellmeister in Hannover unternahm, zeigen häufig die Spuren einer übermüthigen Laune, die nicht ohne Zusammenhang zu sein scheint mit der vorübergehenden Befreiung vom regelmäßigen Theaterdienst, für welchen seine ungebundene Natur wie seine hohen Anforderungen an alle Kunstübung überhaupt, nun einmal nicht geschaffen waren. Den prosaischen Nothwendigkeiten eines Bühneninstitutes sich dauernd anzupassen, war ihm nicht gegeben.

Prachtvoll sind namentlich die munteren englischen „Reiserecensionen" mit ihren witzigen Aperçus und reizenden Anekdoten, wie der folgende Scherz über den fürchterlichen Componisten des „Réveil du lion": „Vielleicht ist's ein wenig „Senff*) nach Tische", wenn ich Ihnen bei diesem Anlasse die hübsche Anekdote von Dr. Liszt mit Ritter von Kontski aus dem Jahre 1852 in Weimar zurückrufe, die einer Aufwärmung nicht unwerth erscheint. In seiner prächtigsten spanischen Uniform à la Marfori präsentirt sich der hofconcertsüchtige polnische Märtyrer beim Großherzoglichen Hofcapellmeister und überreicht ihm als Gastgeschenk feierlich das erste Exemplar seines neuesten Geisteskinds instructiven Geschlechtes, betitelt: L'indispensable du pianiste. „Lieber Freund, wenn Sie wieder Humbug machen wollen, so machen Sie ihn wenigstens etwas weniger Rococo. Sehen Sie, ich für meine Person, der ich doch auch nicht so ganz unerfahren bin, ich kenne nur ein wirkliches indispensable du pianiste, nämlich — ein Paar anständige Beinkleider." Oder der andere Scherz von einem anderen Pianisten: dem dicken Alfred Jaëll, der ihn drei Stock hoch heimsucht und flehentlichst aufforderte, sich die Compositionen seiner Frau zu Augen und zu Gemüthe zu führen. Bülow's höchst bezeichnende Antwort war: „Die Botschaft hör' ich wohl, doch fehlt mir der Glaube. Ich glaube nicht an das Femininum des Begriffes: Schöpfer. In den Tod verhaßt ist mir ferner Alles, was nach Frauenemancipation schmeckt. Lassen Sie mich also einstweilen unbeglückt mit den Hallucinationen Ihrer schöneren Hälfte. Dahingegen verspreche ich Ihnen feierlichst: am lendemain desjenigen Tages, an welchem Sie mir Ihre (eigene) glückliche Entbindung von einem gesunden Baby angezeigt haben werden — da will ich den ersten ernsthaften Versuch anstellen, mich zum Glauben an den Beruf des weiblichen Geschlechts zur musikalischen Production zu bekehren. Bis dahin auf Wiedersehen!" Dazwischen kommt auch der ernste, kunstverständige Lehrer zu Worte, z. B. wenn er von seinem allzeit verehrten Mendelssohn spricht:

*) Wortspiel: Bartholf Senff, der bekannte Musikverleger der „Signale für die musikalische Welt".

„Wer Mendelssohn richtig spielen will, spiele etwa vorher Mozart. Vor Allem entsage er aller „Empfindsamkeit" der Auffassung, trotz der Verführung, die einzelne ihm eigenthümliche, häufig wiederkehrende Melismen hierzu darbieten. Man versuche z. B. Stellen solchen scheinbaren Charakters schlicht im Tacte (natürlich mit schönem, ebenmäßigem Anschlage) zu spielen und wird sicher finden, daß sie auf diese Art weit nobler und anmuthiger klingen, als in leidenschaftlich erregtem Rubato. Der Meister hielt vor Allem auf strenge Tactobservanz. Kategorisch verbot er jedes nicht vorgeschriebene Ritardando und wollte die vorgeschriebenen Verzögerungen auf das allergeringste Maaß beschränkt haben. Verhaßt war ihm ferner alles willkürliche Arpeggiren (ohne Brechungen nicht greifbare Accorde à la Schumann schrieb er nicht, oder nur dann, wenn er successiven Anschlag haben wollte). Pedalgebrauch statuirte er nur zu gewissen Klangzwecken: mit welch' raffinirter Vorsicht dabei zu Werke gegangen werden sollte, dafür spricht überall seine Niederschrift der betreffenden Zeichen. Endlich protestirte er auch gegen jene „prickelnde" Unruhe, gegen das Abhetzen und Abjagen seiner Stücke durch Spieler, welche dem Vorwurfe sentimentaler Auffassung durch solch' beschleunigtes summarisches Verfahren am sichersten zu begegnen glaubten. Hierbei müssen wir jedoch zugleich sehr entschieden markiren, daß seine zahlreichsten Zurufe beim Unterrichte waren: nur flott, frisch, immer vorwärts, und daß die Tempi seiner Stücke meist von den heutigen Dirigenten viel zu langsam genommen werden."

Am Liebenswürdigsten erscheint der Plauderer Bülow in seinen Skandinavischen Concertreiseskizzen von 1882. Da schreibt er einmal: „In Kopenhagen macht der fremde Musiker seine erste Aufwartung bei Meister Niels W. Gade. So that auch ich, hoch erfreut, den herrlichen Künstler und Menschen wieder zu begrüßen, der mir einmal vor 26 Jahren, dann vor 19 Jahren nochmals, bei Gelegenheit eines tendenzlosen, d. h. clavierlosen Touristenbesuches die freundlichsten Aufmerksamkeiten erwiesen, mir die Museen durch seine Begleitung so interessant und belehrend, kurz, so erinnerungsreich gestaltet hatte. Ich fand ihn in überraschend kräftigem, ja jugendlichem Wohlsein. Und doch zählt er bereits 65 Jahre. Freilich seine Erscheinung dementirt den Geburtsschein um die Differenz von drei Lustren. Gade ist 1817 geboren, am 22. Februar. Ein leicht zu merkendes Tagesdatum für „Zukunftsmusiker". Franz Liszt ist bekanntlich am 22. October (1811), sein Schwiegersohn Richard Wagner am 22. Mai (1813) geboren. Gade hat sich, obwohl Mendelsohn's Schüler oder Schützling, niemals verletzend gegen seine Mitgeborenen vom 22. benommen; im Gegensatze zu seinen deutschen, englischen, holländischen Kunstconfessionsgenossen hat er vor langen Jahren Wagner und Liszt in hervorragenden Werken beim dänischen Concertpublicum introducirt und zwar mit der wohlgelungenen, weil wohlvorbereiteten Tendenz, denselben Beifall, nicht Durchfall, zu gewinnen. Wie man Gade in seiner Instrumentirungsvirtuosität mit Wagner vergleichen darf, so in menschlicher Beziehung mit Liszt. Es ist eine der liebenswürdigsten, herzvollsten und darum herzgewinnendsten Künstlerphysiognomien unserer Zeit, einer der geistreichsten Musikplauderer, streng logisch ohne Pedanterie und Banalität, originell ohne Excentricität, fein ohne Affectirtheit, sarkastisch ohne verletzende Bitterkeit gegen ihm unsympathische Collegen. Nicht umsonst mahnt sein Profil so frappant an das Mozart's; die Aehnlichkeit kam mir heute noch ausgeprägter vor, als vor einem Vierteljahrhundert, denn auch Mozart'sche Elasticität des Geistes lebt und webt in ihm. Ich hörte mir vorgestern zwei Akte von Rossini's „Tell" an; außer einem neuentdeckten lyrischen Tenor mit wirklichem ut de poitrine, dessen erstes Debut sehr versprechend ausfiel, und einem recht vorzüglichen Bariton, gehörten sämmtliche übrigen Vocalisten jener braven Gattung Pensionäre an, welche von einem milden Oberhofmarschallamt für den Verlust ihrer Stimme (falls sie deren je gehabt) durch den Titel „Kammersänger" getröstet werden: vermuthlich, weil sie eigentlich nur noch in Kammern genügend hörbar sind, und welche man, je nachdem man sich diesseits oder jenseits des Souffleurkastens postirt, entweder als Folterkammer- oder als Rumpelkammer-Sänger näher präcisiren könnte." Oder wenn er an des „nichtmusikalischen" Pariser Musikkritikers Jouvin hübschen Ausspruch: La musique, c'est la fête de la mémoire die Bemerkung knüpft, daß die gescheidtesten Aussprüche über Musik von den Nichtmusikverständigen herrühren, und dann meint, die Musik müsse dem Publicum erst in geringerer, dann in verstärkter Dosis beigebracht werden. „Meister Richard Wagner äußerte sich gegen mich in München einmal, als das beliebte Capitel der „nothwendigen Kürzungen" debattirt wurde, dahin, daß er es weit eher billigen würde, bei den ersten Vorstellungen seiner größeren Werke zu schneiden und zu streichen, und nach und nach im Verlaufe der folgenden Aufführungen eine „Integralrestitution" vorzunehmen, als dem umgekehrten Gebrauche zu huldigen. Wie für die Hörer, so empfehle sich dieses Princip auch bei den Sängern, der Erfahrung gemäß, daß die Kräfte mit der Aufgabe wachsen. Als ich im Sommer 1869 „Tristan und Isolde" mit dem unvergleichlichen Künstlerpaare, Herrn und Frau Vogl, einstudirte, war die Concession einiger, wenn auch sehr unbedeutender Kürzungen im letzten Akte nicht zu umgehen; bei der Wiederaufnahme im Frühling 1872 hatte ich die große Genugthuung, von Herrn Vogl jede Note ohne Ausnahme baar honorirt zu sehen." Und dann das künstlerische Glaubensbekenntniß: „Der vorwurfsvollen Klage eines etwas chauvinistischen Landsmannes, daß in den Musikproductionen der skandinavischen Hauptstädte der französischen Schule eine auffallende Bevorzugung vor der deutschen — neuerer Zeit — eingeräumt werde, bedaure ich, nicht beistimmen zu können. Die skandinavischen Ohren haben ein sehr sensitives Gefühl für Eleganz der Form und Feinheit der Klangfarben. Gediegenheit entschädigt sie nicht für Plumpheit. Auch ich selbst bin so ketzerisch, lieber eine Auber'sche oder Halévy'sche Oper zu hören als eine Marschner'sche; an der „unkeuschen" Balletmusik im Robert mehr Gefallen zu finden, denn an der „keuschen" in Rienzi; durch den „berüchtigten" Propheten-marsch minder behelligt zu werden als durch den „berühmten" Philadelphiamarsch; ein Carmen-Potpourri weniger unsinnig zu finden als eine Nibelungen-Paraphrase, nämlich von Seiten der Beides verarbeitenden Gartenorchester. Nur ein Punkt ist es, welchen ich den skandinavischen Musikern zur Beherzigung empfehlen möchte. Da sie denn doch nicht bloß zu den abendländischen im Allgemeinen, sondern insbesondere zu den germanischen Musik-Volksstämmen zählen, so bildet ihre verhältnißmäßige Unbekanntschaft mit Johannes Brahms eine recht empfindliche Lücke ihres sonst so hohen Kunstbildungsniveaus. Es wird aber hohe Zeit, bezüglich des Erben Luigi's und Ludwig's zu etwas mehr Mitwelt-Bewußtsein zu gelangen: der große Meister hat vor acht Tagen sein neunundvierzigstes Jahr vollendet. Ich muß es mir an dieser Stelle versagen, selbst nur andeutungsweise von der unermeßlichen Tragweite der Consequenzen zu sprechen, welche aus einem rationellen Brahms-Cultus für die musikalische Entwickelung des so hochbegabten Volkes sich ergeben würden. Mir geht es nach zwölfjährigem eifrigen Studium des großen Meisters wie dem Maler Cornelius bezüglich der Stadt Rom. Von einem Gaste aus der Heimath interpellirt, wie viel Zeit von Nöthen sei, um die ewige Stadt recht gründlich kennen zu lernen, erwiderte er ärgerlich: „Da müssen Sie einen Anderen fragen als mich, denn ich lebe erst seit fünfundzwanzig Jahren hier." Der „Andere", an den ich hier verweisen möchte, würde sich vielleicht in Herrn Theodor Kirchner finden. Diesen Künstler halte ich zur Zeit für den competensten, auseinanderzusetzen, welcher „himmelweite Unterschied" die Schöpfungen eines Brahms von den Arbeiten derjenigen Zeitgenossen trennt, welche die rührende Naivetät

besitzen, sich deßhalb seine Collegen zu nennen, weil ihnen einige leidliche Verse gelungen sind in der Classikersprache, „die für sie dichtet und denkt." Und endlich die nachdenklich zu lesende Bemerkung über die Musikkritik in den Zeitungen: „Die Zumuthungen, welche die Filzigkeit der Redactionen an die Leistungsfähigkeit ihrer „Beamten" stellt, zeugen eben so sehr von ihrer Geringschätzung des kritischen Amtes, wie von der seines Gegenstandes. Ein Recensent, der an einem und demselben Abend drei bis vier Kunstproductionen fragmentarisch anhören und über jede — womöglich noch vor Mitternacht — „Copie" liefern soll, ist schlimmer daran als ein Tramwayconducteur. Far molto, far presto ist unvereinbar mit far bene. Die Redactionen machen keinen Unterschied zwischen Reporter und Kunstkritiker. Letzterer bedarf Zeit, Sammlung, Ueberlegung. Hierfür würde sich am besten das Pariser und Wiener System: das der Lundisten*) empfehlen. Ein Musikfeuilleton in der Woche reicht vollkommen hin, alle bedeutenden Vorkommnisse mit der jedem einzelnen gebührenden Gründlichkeit zu würdigen. „De minimis non curat praetor. Ein wahrer Segen würde es sein, wenn die unzähligen unreifen Productionen, die „Bettel"concerte gar keine Besprechung überhaupt mehr erführen. Dann würde die Clavier-, Violin- und Gesang-Influenza auf ein dringend wünschenswerthes Minimum reducirt werden. Allenfalls könnte, wenn, was ja manchmal vorkommt, die Redaction irgend eine hübsche Kunstnovize begünstigt, ein ordinärer oder extraordinärer Reporter zur Constatirung eines äußeren Erfolges: „Saal besucht, Beifall steigend, Nr. 10 des Programms da capo" commandirt werden. Aber Musiker vom Fach dürften nicht mehr zu Dienstmannsleistungen degradirt werden, bei der sie jedes Restchen eines „besseren Ichs" verlieren müssen und auch verlieren."

Erst in seiner letzten Heimath, Hamburg, das er im Sommer 1887 zu ständigem Wohnort gewählt, ergreift Bülow noch einmal die Feder. Noch ein Seufzer über Mißstände auf dem Felde der Kritik — noch einmal den Fehdehandschuh hingeworfen in der „neudeutschen" Sache, die schon des Jünglings Herz in heiligem Zorn entflammt — noch einmal die ideale Forderung gestellt an allzu reale und eben deßhalb unausrottbare Verhältnisse, die dem Fordernden die Erfüllung ewig schuldig bleiben müssen! Dann noch eine Kundgebung des Grundzuges in Bülow's Wesen: Heldenverehrung. Er sieht den Heros der deutschen Nation, den Erbauer des Reiches seines Amtes entkleidet, sieht alte und neue Gegner sich mit Leidenschaft gegen ihn erheben — Grund genug, um sich in begeisterter Rede, aus der alle Töne des eigenen Wesens zu einem Accord vereint erklingen, zu ihm zu bekennen, ihn laut als seinen Helden zu verkünden. Seine vielbesprochene begeisternde Bismarck-Rede bei Gelegenheit des 50. von ihm geleiteten Philharmonisten-Concert in Berlin am 28. März 1892 ist sein letztes öffentliches Wort.

*) Bülow bezieht sich auf die Sitte französischer Blätter, ihre Kunstberichte am Montag Abend zu geben.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### An gebrochenem Herzen.

Von P. Hann.

Mit lächelndem Gesichte lauschte ein Mädchen den lebhaften Worten eines jungen, etwa sechsundzwanzigjährigen Mannes.

„Es ist keine wahre Silbe daran. Man stirbt nicht an gebrochenem Herzen. Warum heißt es nicht: Im Jammer über den Treulosen verschied die blonde oder braune Heldin an einer Lungenlähmung, einem Herz- oder Nervenschlag. Dies läge im Bereiche der Möglichkeit, aber es würde belächelt werden. Es muß ein gebrochenes Herz sein, obgleich die Wissenschaft diese Todesursache nicht kennt."

„Ach die Wissenschaft," klang es geringschätzig.

„Verachte nie Vernunft und Wissenschaft."

„Ernst, verschone mich mit Citaten, ich kann es nicht leiden, wenn Du Dich zur Einbanddecke für die Gedanken Anderer machst."

„Meine eigenen sind weder ergötzlich noch bedeutend," sagte der junge Mann. „Auch dürften sie Dir nicht viel Neues bieten. Da ist zum Beispiel einer, der mich quält. Ich sehe Dich jetzt auch bei Lampenlicht das eiserne Scheusal in Bewegung setzen, was früher niemals geschehen ist. Gretchen, Du arbeitest für mich; ich hätte meine Lectionen beibehalten sollen, bis sich meine Praxis vergrößert."

„Sprich nicht so thöricht," schalt das Mädchen. Ein promovirter Arzt giebt nicht ungezogenen Buben Unterricht in Latein und Griechisch. Uebrigens fällt es mir nicht ein, für Dich zu arbeiten, das Kleid gehört der Frau Renner."

„Und der Lohn, den Du dafür erhältst? Ich ertrage es nicht länger, es demüthigt mich, es macht mich elend." Er mußte sehr laut sprechen, denn die Nähmaschine begann in der That zu schnurren und zu summen.

„Was erträgst Du nicht?" fragte Gretchen und heftete die ruhigen, braunen Augen auf den Erregten. Sie besaß ein eigenthümliches Antlitz. Vorhin, als sie lächelnd dem Jugendfreunde zuhörte, hätte man die zarte, schlanke Jungfrau kaum für achtzehnjährig gehalten; jetzt, da sie so streng auf ihn hinübersah, glaubte man, sie sei um zehn Jahre älter.

„Was erträgst Du nicht länger?" fragte sie noch einmal.

„Daß ich Dir zur Last falle. Seit unserer Kindheit sorgst, schaffst und strebst Du für mich. Wenn ich es zuließ, geschah es nur im Glauben, daß es mir dereinst gelingen werde, Dir zu vergelten und für Dich zu arbeiten, Schwester Margarethe. Nun bin ich Arzt und es ist schlimmer denn je."

„Es wird besser werden," tröstete sie. „Du hast bereits einige Patienten und die Armen in unserer Gasse suchen Alle Deine Hülfe. Andere werden nachfolgen, — ich sehe Dich als berühmten Doctor in Deiner eigenen Kalesche fahren, — o, wie ich mich darauf freue!"

Er mußte lachen.

„Dies würde ich auch nur Dir, meinem guten Engel, zu verdanken haben," sprach er wieder ernst. „Die Erfüllung meines Wunsches, Medicin zu studiren, ist auch Dein Werk."

„Erinnerst Du Dich noch, wie wir vor dem edlen Manne standen, vor Deinem Retter?" Ihre Züge wurden nachdenklich.

Gretchen Stillfried sah sich in die Zeit zurückversetzt, wo ihre Eltern gleichzeitig mit denen ihres Nachbars Ernst Fehringer der Typhusepidemie zum Opfer fielen, wo der reiche Oheim in Ungarn sich der verlassenen Waise nicht annehmen wollte, da ihre Mutter gegen seinen Willen geheirathet hatte, und wo sie dann mit dem um etwa zwei Jahre älteren Gespielen in die Pflege eines barschen, rohen Handwerkers gegeben wurde. Das energische, arbeitsame Mädchen machte sich bald nützlich und beliebt. Allerdings bestand diese Beliebtheit darin, daß man ihr nach und nach die schwersten häuslichen Arbeiten aufbürdete; aber sie unterzog sich ihnen heiter und eifrig, so daß selbst die zänkische Meistersfrau nur selten Gelegenheit zu scharfem Tadel fand.

Anders war es mit dem kränklichen zarten Knaben. Seine Eltern hatten ihn verwöhnt, er konnte sich in die veränderte Lage nicht finden. Das schwächliche Kind, dem bei jedem Anlasse die Thränen aus den Augen hervorstürzten, wurde von allen Gliedern der Schlosserfamilie, von den Gesellen und Lehrlingen gehänselt und verspottet; dem Meister war der „weinerliche Junge" ein Dorn im Auge. — Niemand mochte ihn leiden außer Gretchen. Seit jeher war der Nachbarssohn, dessen Eltern einst bessere Tage gesehen hatten, ihr guter Camerad; nun gesellte sich zu der langjährigen Freundschaft das Mitleid mit dem Verschüchterten, bei Seite Gestoßenen. Alle Liebe, deren ihr kleines, warmes

Herz fähig war, übertrug sie auf ihn. Sie war die Jüngere, aber der Ueberlegenheit ihres entschlossenen Wesens ordnete sich Ernst um so williger unter, als er daran den sicheren Rückhalt fand, dessen er bedurfte, denn obschon er große geistige Anlagen besaß, gerade an Festigkeit und Willenskraft gebrach es ihm. Kamen hingegen Auffassungsgabe, Talent und Wißbegierde in Betracht, so überragte er weit seine kleine Freundin. Er war gewöhnt, in ihr seine Vorsehung zu sehen, die alles Unangenehme, soweit sie es vermochte, von ihm abwälzte, um es sich aufzubürden, die Rath wußte, wenn er keinen fand, und die ihn zuversichtlich auf die Zukunft vertröstete, wenn er sich unglücklich fühlte. Dafür verfertigte er ihre Schulaufgaben, mit denen es schlecht vorwärts ging, und fand, trotz seiner Schwächlichkeit, im lodernden Zorne Stärke genug, einen derben Knaben, der Gretchen an den langen, braunen Zöpfen zerrte, zu Boden zu werfen.

Sein zehnter Geburtstag kam heran. Am Vorabende rief ihn der Meister in seine Schlafstube, die der Kleine nur betrat, wenn es galt, eine Strafpredigt anzuhören oder eine Züchtigung zu empfangen. Zitternd stand er vor dem rohen Manne.

„Nächste Woche verläßest Du die Schule. Ich habe weder Geld noch Luft, einen studirten Herrn aus Dir zu machen, wie mich Dein Lehrer beständig angeht. Da Du nun zum Schlosserhandwerke nicht taugst, wird Dich mein Gevatter, der Schneider Lindmüller, als Lehrling aufnehmen. Mache mir keine Unehre, sonst setzt es etwas ab!“

Damit schob er den Knaben zur Thüre hinaus. Ernst war todtenbleich geworden. Er besaß Ehrgeiz und Wissensdurst. Er empfand ein Grauen vor einer rein mechanischen Thätigkeit und vor dem Beisammensein mit Gesellen und Lehrlingen. Außer sich suchte er seine Vertraute auf. Als diese zum ersten Male keinen Ausweg wußte, faßte er in seiner Verzweiflung selbst einen Entschluß: „Ich entweiche aus dem Hause, heute noch. Sobald ich ein Mann geworden bin, kehre ich zurück, Dich aus diesem Fegefeuer zu erlösen,“ sagte er. Gretchen erschrak tödtlich. Er war ihr unentbehrlich; sie vermochte ihn nicht zu missen. — Sie hätte sich zwar sagen können, daß er schwerlich den Muth zur Ausführung des Wagnisses finden werde, aber sie setzte seinen Worten nie den leisesten Zweifel entgegen. Sie beschwor ihn, noch einen Tag zu warten, was er großmüthig zugestand, da ihm nun auch der Gedanke, von der treuen Freundin scheiden zu sollen, schwer auf das Herz fiel. Die ganze Nacht zermarterte Margarethe ihr Köpfchen, wie sie seinen Fluchtplan vereiteln und ihn dennoch aus einer Umgebung befreien könne, in welcher er körperlich und geistig gebrochen wurde.

Endlich hatte sie einen Entschluß gefaßt.

Am nächsten Morgen erhielt sie auf ihre Bitte die Erlaubniß, sich mit Ernst auf einige Stunden aus dem Hause zu entfernen. Der Knabe schritt erwartungsvoll neben ihr her, da er aus ihrer, nun wieder strahlenden Miene schloß, sie habe einen Ausweg gefunden, um die Trennung, vor der Beiden bangte, abzuwehren.

„Wir gehen vor das große Haus in der Wipplingerstraße und warten auf den Bürgermeister,“ sagte sie in einem Tone, der deutlich verrieth, wie wenig sie an einen Widerspruch von Seite des älteren Gespielen gewöhnt war. Unsere Eltern waren Bürger; er als Meister muß uns helfen, wie der Meister daheim den Kindern des Gesellen Fenz half, als ihm das glühende Eisen auf den Fuß fiel und er in das Spital getragen wurde.“

Dies leuchtete dem Knaben ein.

Voll Zuversicht warteten sie eine geraume Zeit vor dem Rathhause. Endlich schritt ein kleiner, bejahrter Herr, dessen Züge unversiegliche Herzensgüte ausdrückten, durch das offene Thor auf die Straße hinaus.

„Das ist er!“ sagte Gretchen und zog den schüchternen Gefährten am Aermel mit sich fort. Sie vertrat dem alten Manne den Weg und blickte tapfer in seine funkelnden Brillengläser.

„Ich heiße Gretchen Stillfried,“ begann sie mit einem ungeschickten Knix, „und das ist der Ernst Fehringer. Er kann mit Brüchen rechnen und noch vieles Andere.“

Der Knabe erröthete halb aus Selbstbewußtsein, halb aus Scham. Es ist auch keine Kleinigkeit, mit Brüchen rechnen zu können und dies vor seinen eigenen Ohren von dem klugen Gretchen rühmen zu hören. Der Bürgermeister lächelte.

„Wir sind beide Waisen und unsere Eltern waren Wiener Bürger. — Nein, betteln wollen wir nicht!“ fuhr sie entrüstet auf, da der Herr seine Börse zog.

„Ernst soll gezwungen werden, Schneider zu werden und ist so unglücklich, daß er aus dem Hause fliehen will.“ — Ihre Augen wurden feucht.

„Welchen Beruf würdest Du gerne ergreifen, Ernst?“ fragte der freundliche Mann. Der Kleine zerknitterte verlegen seine schäbige Mütze.

„Er will studiren!“ nahm Gretchen für ihn das Wort und blickte stolz und triumphirend auf den alten Herrn.

„Als unsere armen Eltern am Typhus erkrankten, erklärte der Arzt, er komme zu spät, es sei keine Hülfe mehr. Damals flüsterte mir mein Camerad zu: Sobald ich erwachsen bin, werde ich ein Doctor, damit die armen Leute nicht sterben müssen, bevor Rettung da ist.“ Der Bürgermeister schien gerührt.

„Wenn es in seinem Kopfe so gut aussieht, wie in seinem Herzen, will ich für ihn thun, was ich kann;“ sagte er.

„Und für Dich erbittest Du nichts, Gretchen Stillfried?“ fragte er dann weich.

„Ich wünsche bei Ernst bleiben zu dürfen;“ antwortete sie rasch. Der Greis nickte lächelnd mit dem Kopfe.

Die Erkundigung, die er bei Ernst's Lehrer einzog, mußte ihn befriedigt haben. Wenige Tage nach der erzählten Begebenheit eröffnete der mürrische Pfleger den Kindern, daß sie ihn verlassen würden. Eine ältliche Beamtenswittwe nahm sie auf. Mit werkthätiger Liebe nahm sich der Doctor der beiden Waisen an; er ermöglichte Ernst die Verwirklichung seines Lieblingsplanes. Er schenkte dem Mädchen die Nähmaschine, nachdem er sich durch mehrere verunglückte Versuche überzeugt hatte, daß es vergebliche Mühe sei, dem schlichten Kinde Kenntnisse beizubringen, die ihr Köpfchen nicht im Stande war aufzunehmen. Als der Wohlthäter nach Jahren starb, sahen sich Beide auf ihre eigene Kraft angewiesen, aber sie verloren den Muth nicht. Ernst ertheilte Unterricht, Margarethe arbeitete für Fremde.

Vor Kurzem siedelte die Beamtenswittwe in die Provinz über, aber es schien sich von selbst zu verstehen, daß die Adoptiv-Geschwister beisammen blieben, daß Margarethe dem Haushalte des jungen Arztes vorstand, bei jeder kleinen Thorheit, die dieser beging, nachdrücklich Vernunft predigte, für alle Verlegenheiten Rath wußte und dabei nach und nach alle Fäden ihres Herzens an Ernst Fehringer knüpfte, bis er Zweck und Inhalt ihres Lebens wurde.

Kein Schatten fiel auf dieses reine Verhältniß, keine üble Nachrede befleckte das junge Paar. Die Leute in dem Gäßchen der Vorstadt Mariahilf hatten die Kinder zusammen aufwachsen gesehen, und als die alte Pflegerin sie verließ, erschien es durchaus nicht als ungehörig, daß sie wie bisher geschwisterlich zusammenstanden, obgleich sie durch keine Bande des Blutes aneinander geknüpft waren. Die Armen im Gäßchen verehrten den hülfsbereiten Arzt und das gute Gretchen; auch die gehässigste Zunge hätte es nicht gewagt, die Beiden zu besudeln.

Das war es, was vor Margarethens Geiste vorbeizog, als sie bei ihrer Nähmaschine saß; und ferner dachte sie, wie sie so glücklich war, so überaus glücklich, daß sie dem Jugendfreunde ihre Sorgfalt weihen durfte, ohne Mißdeutungen befürchten zu müssen. Aber konnte es so bleiben? War Ernst Fehringer Arzt geworden, um sich in den stillen Winkel, der seiner Thätigkeit einen engbegrenzten Spielraum bot, zu begraben? Mußte sie nicht darauf dringen, daß er das Gäßchen verlasse?

Wenn sie so über ihre Arbeit gebeugt dasaß, zuweilen den Kopf erhob und ihn mit freundlichem Blick streifte, mahnte sie ihn stets an seine todte Mutter. Er hatte das Bild der Längstentschlafenen vergessen,

aber er stellte sich sie so vor, wie die Gespielin, nur älter mußte sie gewesen sein, als sie starb. Aber sicher hätte sie so auf ihn hinübergelächelt, so die Brauen zusammengezogen, wenn er ihre Unzufriedenheit erregte, so hätten ihre Worte der Anerkennung und so ihr Tadel gelautet. Es gab kein Wesen auf der Welt, für das er größere Achtung, ja Ehrerbietung empfand, als für die treue Gefährtin. Er wußte nicht, daß sie jung, daß sie schön war, er dachte kaum daran, daß er in ihr ein Mädchen vor sich sah; — sie war Gretchen Stillfried, die Beratherin, der gute Engel.

„Wir werden zum nächsten Termine aufkündigen und eine Wohnung in der Hauptstraße miethen," sprach Margarethe plötzlich mit einer Bestimmtheit, die anzeigte, daß der Herr Doctor Medicinae, eben so wenig wie der zehnjährige Ernst Fehringer, jemals Einsprache gegen eine Verordnung aus ihrem Munde zu erheben gewagt hätte.

* * *

Die neue Wohnung lag zwei Treppen hoch, mitten im Getümmel der Hauptstraße. Das Täfelchen mit des Doctors Namen sah über dem Thore weit hübscher aus, als auf den schmutzigen Wänden des Hauses in der Winkelgasse. So oft Ernst Fehringer von seinen Kranken heimkehrte, reckte er den Kopf in die Höhe, um es vergnügt zu betrachten.

Es war nicht seine Schuld, daß er dabei in den Fenstern des ersten Stockwerkes einen blonden, frischen Mädchenkopf gewahrte, der stets blitzschnell verschwand, sobald er den Blicken des jungen Mannes begegnete.

„Gretchen, dieses Haus birgt ein Wunder an Schönheit und ich wette, auch an Liebenswürdigkeit," berichtete er seiner getreuen Freundin. „Ein herzigeres Gesicht sah noch nie aus einer Fensterumrahmung auf die Straße hinunter."

„Gehörst Du zu jenen lästigen Gesellen, die in die Fenster gaffen?" sagte sie scharf.

„Was mutheſt Du mir zu," vertheidigte er sich lachend, „wie wäre dies möglich, bei der trefflichen Erziehung, die ich von Dame Margarethe erhielt. Es ist reiner Zufall, daß meine Tafel unter ihrem Fenster hängt, und daß sie gerade nach dem Wetter sieht, wenn ich mich im Vorübergehen freue, wie stattlich sich ‚Doctor Ernst Fehringer, Mitglied der Med. Facultät' in Goldlettern ausnimmt." (Fortsetzung folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Glückwunschmacher.

Herr Otto de Grahl ist unterm neuesten Kurse zu einer gewichtigen und mehr als einflußreichen Persönlichkeit geworden. Wer da weiß, daß er nur die Stellung eines schlichten Hofreporters einnimmt, und wer sich der liebevollen, aber gerechten Behandlung erinnert, die den Zeitungsmenschen im Umkreise des Berliner Schlosses zu Theil wird — „Presse ganz hinten!" —, der hat Herrn Otto de Grahl bisher vielleicht nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen können. Aber im Zeitalter der Ueberraschungen kommt es auf ein lumpiges Wunder mehr oder weniger nicht an. Die verachteten kleinen Leute gewinnen sichtlich Terrain, und manchmal nimmt es den Anschein, als seien sie die Drahtzieher der grellbunt aufgeputzten und geschminkten Puppen auf der Bühne. Ein schlichter Hildesheimer Pfahlbürger hat ragender Staatsanwaltschaften Macht drei Mal zertrümmert und ohne alle Apparate bedeutsame Entschließungen des gewaltigen Berliner Justizministers richtig prophezeit, so richtig und mit solcher Gewißheit des Erfolges, daß er sich auf Bierbänken dieses Erfolges rühmte, ehe noch Herr Schönstedt mit sich selbst über die verzwickte und schwierige Angelegenheit im Klaren war. Der Hildesheimer hat im Interesse des Gemeinwohls gehandelt und sich um die Ernsthaftigkeit der Regierungsgeschäfte verdient gemacht, als er darauf verzichtete, seinen Seherblick im Reclametheile der gelesensten Zeitungen gegen Honorar anzupreisen. Dafür sollte ihm billiger Weise eine von den zur Massenvertheilung gelangten, broncenen Centenarmedaillen wenigstens nachträglich in's Portemonnaie fallen. An seiner Größe gemessen, steigt auch die des Herrn de Grahl. Der Hugenottensprößling, den der Titel eines Hofrathes vor den unofficiellen Collegen auszeichnet, redigirt an Wochentagen freilich nur den nicht gerade als sensationelle Lectüre bekannten Hofbericht; bei feierlichen Gelegenheiten aber reckt er sich empor und macht Weltgeschichte. Er war es, der mit seinem Breslauer Zarentoast endgiltig die Flucht Marschall's in die Oeffentlichkeit erzwang, und den Staatssecretär des Aeußeren zu so ausgiebiger Retirade veranlaßte, daß die Excellenz selbst Angesichts der kretischen Wirren nicht ihre Seelenruhe und leitartikelberühmte Weisheit wieder fand. Aber eines de Grahl's Brust füllte dieser Triumph nicht aus. Der Hofrath sagte sich, daß zwischen dem 22. März und dem 1. April die innere deutsche Politik langweilig geworden wäre, das heißt der aufregenden Widersprüche und Unbegreiflichkeiten entbehrte, die sie sonst so anziehend machten. Da es nicht in de Grahl's Macht lag, rasch eine neue mehrtägige Nationalfeier zu arrangiren, so wollte er die Bevölkerung wenigstens mit einer That überraschen, die im Grunde wichtiger als zehn Nationalfeiern war, wenn sie sich auch mit dem Inhalte und Wesen des kaum verrauschten Volksfestes durchaus nicht in Einklang bringen ließ. Er veröffentlichte also kurz entschlossen die Nachricht, daß Seine Majestät den Fürsten Bismarck zum jüngsten Geburtstage ebenso huldvoll wie telegraphisch beglückwünscht habe. Da nach dem Vorangegangenen, nach dem Verschwinden des Namens Bismarck aus allen Hundertjahr-Toasten Niemand auf eine solche Gratulation gefaßt sein konnte, so glaubte man sie um so bereitwilliger. Und abermals läuteten die Glocken im Lande, und die dafür angestellt und ausreichend schofel bezahlt waren, schrieben sich die tintenfleckigen Finger wund über die neuerdings bevorstehende Aussöhnung des Kaisers mit dem Friedrichsruher Nörgler.

Von solcher Aussöhnung ist in den Zeitungen beiläufig eben so oft die Rede wie von der Einigung aller freisinnigen Parteien. Als der unabsetzbare Kanzler des Deutschen Reiches im Januar 1893 in Berlin einzog, als er die spinnengewebüberzogene Flasche Steinberger Cabinet und als er den goldig schimmernden Küraß empfing, war das gerissene Schreibervolk von einer innigen Verständigung des Reichserben mit dem Reichserbauer so felsenfest überzeugt wie im December 1895, als Wilhelm II. durch die Pforte des Friedrichsruher Schlosses schritt. Und allen derben Lehren zum Trotz wird die Presse den Versöhnungsgang hohen Tones sofort wieder anstimmen, wenn Kanzler und Kaiser abermals eine Höflichkeit tauschen. Daß dies, vielleicht sehr bald, geschehen wird, daran darf Niemand zweifeln, und Herr de Grahl hat seiner feinen Witterung Ehre gemacht, als er, etwas voreilig zwar, das Kommende als geschehen hinstellte. Es ist mindestens sicher, daß die Absicht, den Fürsten an seinem Geburtstage zu ehren, bei Hofe bestanden hat. Der Herrscher selbst mag den Gedanken nicht gehegt haben, in seiner Umgebung jedoch war man offenbar so vollkommen vom Gegentheile überzeugt, daß man sich nicht enthalten konnte, dem Hofrath-Reporter als vollzogene Thatsache zu melden, was man für unausbleiblich hielt. Die Escarpinsmänner irrten sich diesmal, und ihr Irrthum kostete Herrn de Grahl, der sich doch einen besonderen Gotteslohn verdient zu haben glaubte, seine wohldotirte Stellung in Wolff's Bureau. Hätte er sich Zeit genommen und ein kleines Jährchen gewartet, so würde ihm sicher Niemand ein Dementi um die Ohren geschlagen haben. Denn Wilhelm II. weiß genau, daß der bedenklich in's Wanken gerathene, monarchische Gedanke unheilbar erschüttert wird, wenn der Träger der deutschen Kaiserkrone in dauerndem, offenem Gegensatze zu ihrem Schöpfer steht. Er muß, koste es was es wolle, ein wenigstens scheinbar freundliches Verhältniß zu dem Sachsenwälder Alten anbahnen, und er ist viel zu staatsmännisch gesonnen, um im Interesse des Staates nicht leicht erklärliche, persönliche Gereiztheit und Verstimmung zurücktreten zu lassen. Andererseits fühlt sich Fürst Bismarck so durchaus als Unterthan seines jungen Herrn, daß er die ihm angebotene Hand jeder Zeit respectvoll umfassen wird. Herr Otto de Grahl ist also als Glückwunschmacher keineswegs so unbedacht und ungeschickt zu Werke gegangen, wie harmlose Menschen nach seinem ärgerlichen Mißerfolge annehmen könnten.

Ganz anders freilich steht es um die Frage, ob der Monarch sich jemals wieder innerlich zu Bismarck hingezogen fühlen wird, ob eine Aussöhnung im rechten Sinne auch nur zu hoffen ist. Der alte Kanzler, dessen Politik die Weltgeschichte bereits approbirt hat, muß feindlich auf jede andere sehen, die ihm geeignet scheint, sein Werk zu stören oder gar zu zerstören. Thäte er das nicht, brächte er es über's Herz, gleichgiltig, mit der Miene des freundlichen alten Onkels, seine Pfeife zu rauchen, während die Epigonen sich abmühen, die von ihm unter unendlichen Kämpfen aufgemauerten Grundpfeiler des neuen Reiches in die Luft zu sprengen, dann verdiente er in der That den Namen eines Landesverräthers, verdiente er eine Beschimpfung, mit der bisher seine Gegner nur sich selbst beschmutzt haben. Eine wahrhafte Versöhnung der beiden Großen im Reiche ist deßhalb allein bei bedingungsloser Annahme und Befolgung der politischen Leitsätze Bismarck's möglich. Sie würde also, wie die Sachen liegen, eine Unterwerfung des Kaisers voraussetzen, an die kein Mensch zu denken wagt. Der Riß wird deßhalb bestehen bleiben, bis der Tod die Gegner trennt, und er wird über's Grab hinaus bestehen bleiben, auf Jahrhunderte hinaus, in alle Ewigkeit. Zwei verschiedene Weltanschauungen stoßen in Otto Bismarck und Wilhelm II. aufeinander, und Höflichkeiten und höfische Gnadenbeweise füllen die unmeßbare Kluft nicht aus. Hier der Steger in hundert Schlachten, der hochgewachsene, breitschultrige Sohn einer gewaltigen Zeit, der in ihr wurzelt, aus ihren Anschauungen seine Kraft

gezogen hat und sich nicht umpflanzen lassen kann aus hartem, schwerem Boden in weicheres Neuland. Es soll nicht geleugnet werden, daß Fürst Bismarck gewissen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte, so der wirthschaftlichen Bewegung des vierten Standes gegenüber, um die rechte, die letzte Erkenntniß und die rechten Mittel verlegen war. Diese neuen Mächte waren nicht aus dem Erdgrunde aufgesprossen, darin er sich heimisch fühlte. Er hatte geglaubt, mit ihnen spielen zu können, er hatte die Gelegenheit, der deutschen Socialdemokratie den Boden abzugraben, ungenützt vorübergehen lassen, hatte aus Furcht vor der wachsenden Begehrlichkeit der Massen die Ansätze zu einer königstreuen, socialistischen Partei zertreten oder verkümmern lassen, ohne doch den Siegesmarsch der Lassalleaner und Eisenacher hemmen zu können. Im Jahre 1890 war die Ansicht, daß Bismarck mit seiner Behandlung der Socialdemokratie auf einem todten Punkte angelangt war, so allgemein geworden, daß darin ein — und ich will meinen, der einzige verständige — Grund für die erschreckende Gleichgiltigkeit lag, womit sein Volk ihn von der Bühne abtreten sah. Auf den socialen Kaiser richteten sich die lenzfrohen Hoffnungen der Besten. Heute erst erkennen wir die rauhe, prophetisch helle Wahrheit des Wortes Bismarck's, der die ganze Internationale Arbeiterschutz-Conferenz nichts als eine Phrase nannte. Und wir erkennen, daß er, selbst nicht mehr im Stande, die Krankheit zu heilen, sich doch klarer über sie war und daß er eine ungleich schärfere Diagnose zu stellen vermochte als die jüngeren, so viel versprechenden, so jubelnd begrüßten Aerzte ...

Der Glückwunschmacher, der wohl nicht einfältig genug war, um von einem huldreichen Telegramm zu erwarten, was noch immer die geheime Hoffnung der Naiven und Guten in Nord und Süd ist, Herr de Grahl hat sich mit einem Schlage zum Wortführer von Tausenden gemacht. Zwang ihn der Mißgriff, zu dem ihn sein von lächenden Dritten schlau benutzter Reporterübereifer führte, dazu, sein einträgliches und ehrenvolles Amt zu quittiren, so darf er doch mit der Ueberzeugung scheiden, als schöne Leiche gefallen, einen pomphaften Abgang gehabt zu haben. Ihn wird dies Bewußtsein nicht trösten, seinen Biographen aber dafür um so mehr. Und die tragikomische Irrung, deren Autor, Held und Opfer er zugleich war, wird das Gute haben, Deutschlands Blicken neuerdings eine Perspective zu entrollen, die sich uns unwillkürlich öffnet, wenn sich das Herz an der sinnlosen, thörichten Hoffnung berauscht, Kaiser und Kanzler möchten sich trotz alledem verständigen und der pensionirte, in Ungnade entlassene, alte Diplomat möchte neuen Einfluß auf die Geschicke Deutschlands und Europas gewinnen.

Freiherr von Marschall hat Jahre lang sowohl bei der Linken, wie beim Centrum für einen begabten und findigen Staatsmann gegolten. Die Niederlagen der deutschen auswärtigen Politik, die sich so rasch folgten, als handelte es sich darum, einen Record zu schaffen, wurden bemäntelt und vertuscht. Der unaufhaltsame Verfall des Dreibundes, die fortschreitende Kräftigung der russisch-französischen Allianz, die Triumphe Englands in Afrika und die über alles Erwarten klägliche Haltung des Reiches anläßlich des chinesisch-japanischen Conflictes öffneten den Lesern unserer Freisinnspresse die Augen nicht. Den kretischen Wirren erst blieb dies vorbehalten. Es mag sein, daß der deutsche Staatssecretär des Aeußern in jenen Tagen, als die Lage im Orient sich zu compliciren begann, noch übermäßig erschöpft war von seinem glorreichen Siege über die Giganten Leckert, Lützow und Tausch. Seine Abneigung gegen alle complicirte Politik hat ihm dann den Rest gegeben. Er war es überdrüssig, daß ihm immer wieder die frühere deutsche Machtstellung im europäischen Bunde, immer wieder Bismarck's Prestige vorgehalten werden konnte, und er vergaß in nervöser Eile, daß sein Vorgänger dies Prestige just dem zufälligen Umstande verdankte, es nie gesucht zu haben. So übernahm Herr von Marschall denn die „Führung" der Großmächte und führte sie gegen Griechenland so lange, bis er von Allen deutliche Absage erhalten hatte. Dann fand er plötzlich, daß Deutschland ja eigentlich feindliche Grenzländer genug hatte und nicht auch noch Kreta dazu brauchte. Freilich war eine sehr eingehende und gewissenhafte Lectüre der Hamburger Nachrichten nöthig, ehe er sich zu dieser Anschauung durchringen konnte. Frei nach Bismarck, der Deutschland regelmäßig an die erste Stelle bugsirte, hatte er das Kretaspiel begonnen, frei nach Bismarck's Lehren gab er es auf — es ist erstaunlich, wo die Menschen noch immer den Muth hernehmen, zu behaupten, daß die jüngstdeutsche Diplomatie hochmüthig und verblendet nicht auf Bismark höre und sehe! Die Kretaposse bringt in ihrem jetzigen Zustande allen großmächtigen Acteurs den Hohn der ganzen Welt, und von diesem Hohne schleppt Deutschland in Folge seiner widerspruchsvollen, schwankenden, um nicht zu sagen, unbegreiflichen Haltung den Löwenantheil nach Hause. Daß es seiner Führerrolle den herzlichen Haß des griechischen Volkes verdankt, gerade wie ihm die Einmischung in die ostasiatischen Händel Japans Zorn eintrug, und daß solche zwecklosen Späße den deutschen Handel empfindlich schädigen, diese kleine Unannehmlichkeit braucht den Staatsmann nicht zu bekümmern, der ja durch Handelsverträge in anderer Weise für den deutschen Kaufmann gesorgt hat.

Ist denn kein Bismarck da? Ein Wort von ihm genügte, etwa ein Wort an den Herrn der Türkei, und auf der Nadau-Akropolis wird' es mit Eins todtenstumm. Im verbüssten Europa, das die tiefsinnige Weisheit seiner Regenten nicht mehr versteht und platterdings nicht begreifen kann, weßhalb die Riesen vor dem frechen Zwerg-Raubstaate geduldig feig in's Mäuseloch kriechen, in Europa so gut wie in Deutschland erhebt sich der Ruf nach einem Manne, der ohne lärmenden Tamtam und dreiste Komödiantenmanieren Jahrzehnte lang Ordnung gehalten hat in der alten Welt, allein Kraft seiner Autorität und seines überlegenen Könnens. Die Herren Otto de Grahl den Glückwunschgedanken einbliesen, waren so unwissend und unbeträchtlich nicht. Gehörten die Souffleure den Hofkreisen an, so verdienen sie das Lob, daß sie mehr von der Stimmung des Volkes erfahren haben und wachsamer sind, als man den Kniehöslein gewöhnlich zuzutrauen pflegt. Aber ihre heilige, unabweisliche Pflicht wäre es dann, ungesäumt vor den Herrscher zu treten und ihn völlig aufzuklären über die Gefahr, die aus der Glückwunschverweigerung heraus der Monarchie erwächst. Schweigen werden und können sie nur, wenn ihr Feldzugsplan dahin geht, den König seinem Volke immer mehr, immer hoffnungsloser zu entfremden. Wenn sie mit satanischer Taktik das Gerücht von der Glückwunschdepesche nur deßhalb haben ausstreuen lassen, um es alsbald widerrufen und durch das bloße Dementi dem Kaiser unsagbar schaden zu können, um gerade die Kreise der Bevölkerung gegen ihn einzunehmen, die seine besten Stützen sind.

Wäre der Glückwunsch nicht erfolgt und hätte man sich daran genügen lassen, nun gut, — Friedrichsruh hätte nichts dazu zu bemerken gehabt. Ein Glückwunsch, der nicht aus bewegtem Herzen kommt, ist werthlos, habe er nun den höchsten Herrn oder den letzten Bettler zum Urheber. Der Alte im Sachsenwalde legt sicher kein Gewicht auf eine solche rein formale Huldigung, und er entbehrt sie zweifelsohne leicht, selbst wenn ihm der Gedanke käme, daß der Kaiser Repräsentant des deutschen Volkes, keine Privatperson ist und darum den Heroen dieses Volkes gegenüber gewisse Repräsentationspflichten hat. Durch das Bekanntwerden der Glückwunschverweigerung aber ist die Angelegenheit aus der Friedrichsruher Dämmerung vor das Gericht der Oeffentlichkeit gezogen, zu einer cause célèbre der Nation geworden. Und die Antheil an dieser Entwickelung haben, mögen sich bei Zeiten prüfen, ob sie im Stande sind, die Geister zu regieren, die sie riefen.

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

Trilby. Schauspiel in vier Akten (nach Du Maurier) von Paul M. Potter. (Neues Theater.) — Seine officielle Frau. Lustspiel in vier Aufzügen (frei nach Savage's „Meine officielle Frau") von Friedrich Erdmann Jesnitzer. (Lessing-Theater.)

Nachdem sich zwei Berliner Vorstadtbühnen an dem gespenstischen Hypnosedrama versucht hatten, darin Mephistopheles Svengali das arme Gretchen Tritby seiner Goldgier dienstbar macht, glaubte die Bühne am Schiffbauerdamm nicht zurückbleiben zu dürfen. Zwar hätte der schlechte Berliner Cassenerfolg des im geistverwandten London doch so oft gespielten Spukstückes warnen sollen, aber Herr Lautenburg, den seine guten Schauspieler verwöhnt haben, glaubte den Sieg weniger von der Komödie als von den Hauptacteurs abhängig. Und da Mitterwurzer ihm recht ungelegen gestorben war, erkor er sich für die Rolle des grassen Teufels Svengali den Kgl. holländischen Hofschauspieler Willem Royaards, von dem der Ruf ging, daß er noch weit mehr Mätzchen als Mitterwurzer machen könnte. Der Gast kam denn auch, ward gesehen und siegte nicht. Man muß es ihm allerdings lassen, daß er es in Kunststückchen zu hoher Kunst gebracht hat. Mitterwurzer phantasirte auf dem Sterbebette rastlos bis zuletzt von dem wüsten Coulissenteufel Du Maurier's, der so angenehm in's Deutsche verlederert worden ist; Monate hatte er an das Studium dieser Rolle gewandt und sie gewiß bis in die kleinste Einzelheit mit noch nie dagewesenen Tricks und einfach unglaublichen Grimassen getrüffelt. Und doch erscheint es mehr als fraglich, ob der Wiener Virtuos den Amsterdamer erreicht hätte. Um an Willem Royaards zu glauben, muß man ihn gesehen haben. Sein Svengali ist wirklich eine Höllenspinne, die auf niedliche kleine Erdenstiegen pirscht, ein kunterbuntes Gemisch aus nuheimlichen Hoffmann'schen Anregungen und blödsinniger Feuilletonwissenschaft. Die hagere Gestalt in einen schmierigen Kaftan gesteckt, der die lang ausgreifenden Spinnenbewegungen wunderhübsch zur Geltung bringt, Paijes hinter den Ohren, das verwüstete Antlitz mit den einst edlen, jetzt ganz eingeteufelten Zügen todtenblaß, die starren Pupillen auf schmutzig blauweißem Grunde schwimmend, dazu eine nie gehörte Stimme und Sprache, ein Idiom, wie man's eben nur einem polnischen Juden zutrauen kann, der Deutsch bei einem holländischen Sprachlehrer gelernt hat — so tritt uns der äußere Svengali entgegen. Spottgeburt aus Dreck und Feuer. Leider bietet das Stück dem Schauspieler auch nicht die kleinste Gelegenheit, das grause Phantom zu verinnerlichen. Es ist ein so erbärmliches, so völlig auf triste Coulissenspäße abzielendes Machwerk, daß sich vielleicht ein Akrobat, nun und nimmer aber ein Menschendarsteller verlockt sehen kann, seine Kräfte daran zu erproben. Herr Willem Royaards fühlte sich als Akrobat und lieferte demgemäß eine Mitterwurzer-Parodie, die all in ihrer Ernsthaftigkeit von ungewolltem Humor übersprudelte. Mit einer gelungenen Verhöhnung des Hansen'schen Hypnotismus begann der Herrenabendspaß, und daß das Parkett nicht bereits bei der ersten Einschläferung Trilby's in schallendes Gelächter ausbrach, sondern damit

bis zum äußerst realistischen Tode Svengali's wartete, macht dem guten Herzen und dem naiven Sinne der Berliner alle Ehre. Royaards wich, nachdem er einmal die Bühne betreten hatte, nicht mehr von ihr; besonders bemerkbar machte er sich in Scenen, in denen er eigentlich auf den Brettern gar nichts zu suchen hatte. Das hohle, auf knallende Effecte hinarbeitende, sich ohne Noth vordrängende Virtuosenthum ist nie so ergötzlich verspottet worden wie von diesem Amsterdamer Steifleinenen. In die pathetischen Declamationen Svengali's, der sich als Seelenfänger Gott gleich fühlt, in seine krampfigen Gebete um ein paar Monate Lebensverlängerung, seine sinnverwirrten Monologe und Suggestionsgeberden wußte der holländische Hofschauspieler eine quellende Fülle ungesuchten Humors zu legen. Manchmal brach der travestirende Witz so übermäßig hervor, daß man zweifelhaft werden und Royaards wirklich für einen Schelm halten konnte, der die Berliner Klugen in geistreichster Weise nasführte. Zum Glück überzeugte er durch die Darstellung von Svengali's Hinscheiden auch die Mißtrauischen, daß er es mit seiner Kunst von Herzen ehrlich meinte. Er taumelte, als das Herz springen wollte, von Coulisse zu Coulisse, gräßlich scholl sein geisterhaftes, freches Lachen, und schließlich schleuderte er sich mit gewaltigem Stoße rücklings auf den Prunktisch, ließ Arme und Kopf schlaff herabhängen und stierte mit brechendem Teufelsauge in's verehrte Publicum, während fahle Leichenblässe das ohnehin reichlich grau geschminkte Antlitz überzog. Mitterwurzer wird sich im Grabe umgedreht haben. Dem Lebenden aber hätte der Anblick Royaards' vielleicht die Grenzlinie zwischen Virtuoserei und Schauspielerkunst gezeigt, hätte ihn ein für allemal davor bewahrt, hohes und stolzes Können in den Dienst des Circus oder Affentheaters zu stellen.

Einem schlechten und langweiligen englischen Romane, der seinen Ruf als Leserfutter nur dem Bourgeoisschreck vor Nihilismus, Dynamit und Galgen verdankt, ist auch die „officielle Frau" des Herrn Jeßnitzer entsprungen. Mit der Oppenheim-Olden'schen Bearbeitung der Schauergeschichte hat uns bereits das Berliner Theater gelangweilt; Herr Jeßnitzer wollte die Sache einmal von der komischen Seite nehmen und machte aus dem hochnothpeinlichen Criminaldrama eine ebenso alberne Posse. Immerhin darf er auf das Lob Anspruch erheben, ein ganz klein wenig unterhaltender als Herr Oppenheim gewesen zu sein, bei dem das Weimarer Klima nur auf den bürgerlichen Namen, leider nicht auch auf die Dichtwuth abkürzend gewirkt hat. Jeßnitzer erspart uns eine ganze Reihe der plumpen Kunstgriffe und Kniffe, womit die gefährliche Nihilistin Helene die offenbar kreuzdumme Petersburger Polizei und Gesellschaft täuscht, er klammert sich dafür mit erstaunlicher Zähigkeit an alle Situationen des Romans, die unter Umständen humoristisch gewendet werden könnten, und tritt sie bis zur Erschlaffung breit. Ein Akt oder sogar anderthalb variiren ausschließlich das furchtbar komische Thema von der Verliebtheit aller Männer der Familie Palitzin-Weletzky in die offizielle Frau des amerikanischen Obersten; der Coulissen-Stumpfsinn wird hier orgiastisch. Ueber das Wie und Warum in seinem Stücke ist sich Friedrich Erdmann Jeßnitzer selbst nicht klar geworden, und das war auch unnütz, da es dem gemüthlichen Herrn nur auf die spaßige Wirkung ankommt. So taumeln denn die Motive lustig durcheinander, daß man herzlich froh ist, sie nach fünf Minuten allesammt vergessen zu haben, und die Figürchen handeln nur nach dem einen, erhabenen Grundsatze, der den Lachpillen-Sammlungen ihre große Beliebtheit beim kleinen Publicum eingetragen hat: Du sollst und mußt lachen, leider willst du nicht. Wenn der Zuschauer den krampfigsten Scherzen gegenüber ernst bleibt, dünkt er sich ein überlegener Geist, den bloß die zündendsten Bonmots amüsiren, während er allen — an und für sich zweifellos noch sehr guten — Witzen zweiten Ranges Dank seiner Verwöhntheit ablehnend kühl gegenübersteht. Aus dieser Grandseigneur-Stimmung heraus erwächst dann ein gewisses Mitleid mit dem sich schwitzend abmühenden Verfasser, und man klatscht dem guten Bengel nach den Aktschlüssen huldvoll Beifall. Ein Erfreuliches war übrigens doch in dem Stücke: Franz Tewele aus Wien gab den Obersten Lenox, und seine dreist karikirende Verlegenheitskomik heiterte wenigstens momentan die düsteren Gesichter ringsum auf.

## Offene Briefe und Antworten.

### Zum letzten Male die Gypsfrage.

Geehrter Herr!

Ich möchte zunächst feststellen, daß ein großer Theil meiner Behauptungen nicht einmal angefochten, manche geradezu bestätigt sind.

So suchte ich zuerst, da ich Herrn von Werner kenne, nach der persönlichen Insinuation. Und siehe da! Meine ganzen Ausführungen sind nach ihm nur gemacht zu Gunsten bestimmter Personen, Candidaten, „Herren von der neuen Richtung, die sich nach den so sehr verpönten Akademieprofessuren sehnen". Herr Bode hat im Auftrage einer Verschwörung begonnen und ich setze die Sache fort. Ich muß also nun doch ausdrücklich sagen, was ich in meinem ersten Artikel gestrichen habe, daß ich weder Herrn Geheimrath Bode noch Herrn Director von Tschudi persönlich kenne, zum „Pan" in keinen Beziehungen stehe. Ich bin vollständig unabhängig und vertrete die Ueberzeugungen, die ich mir durch sorgfältige Vorbereitungen für meinen Beruf erworben habe.

Im Uebrigen gehöre ich weder zu den Neuesten noch den Allerneuesten, die ich oft viel schärfer gezaust habe als Herr von Werner höchstselbst. Z. B. habe ich die Ausstellung des Herrn Sommerfeldt, den freilich auch er für einen Modernen hält, mit Graufen verlassen und nicht einmal abfällig besprochen.

Ein Wort nur zur Gypsfrage. Ich hatte nichts weiter behauptet, als daß es viele Künstler giebt, die meinen Standpunkt theilen. Das hat die Enquête bestätigt. Die Sache ist doch nicht so, daß die Anderen alle auf seiner Seite stehen. Z. B. Defregger sagt: „wenn es nur auf die Form ankommt". Ja, es kommt eben in der Malerei nie auf die Form allein, sondern auch auf Farbe und Bewegung an. Ich will nicht die Frage an sich noch einmal aufrollen, aber die Gutachten vieler Herren bieten sehr starke Blößen. Davon, ob ein fertiger Künstler wie etwa Herr von Werner selbst es für nöthig hält, zu bestimmten Zwecken einen solchen Abguß zu gebrauchen, darüber habe ich mir zu urtheilen überhaupt gar nicht erlaubt. Von unsern Gypsclassen für Anfänger war die Rede.

Herr v. Werner benutzt gern den verwaschenen Ausdruck „Antike". Wer wie ich ein begeisterter Verehrer der griechischen Kunst der guten Zeit ist, der kann naturgemäß die spätgriechischen und römischen Werke nicht vertragen. Der „gewisse" Lessing, der über den Laokoon schrieb, hat vor einem Jahrhundert gelebt, er konnte die Griechen nicht kennen. Herr v. Werner, wenn er wirklich die Antike so sehr liebt, müßte sie kennen oder kennen lernen. Dann würde ihm der Laokoon bald so odiös sein wie uns.

Herr v. Werner möchte mich gern als Einen hinstellen, der in's Gelag hinein von diesen Dingen spricht. Vielleicht zählt er mich unter die Reporter, die, wie er in seinem ersten Aufsatz sagte, natürlich gar nicht haben sehen lernen können. Ich hab' es gelernt, von den Werken der Alten gelernt, Herr v. Werner. Nach meinen Studien unter Robert, Furtwängler, Kékulé und Grimm habe ich mehr als zwei Jahre hindurch täglich 4 bis 5 Stunden in den Museen verbracht, nur beschäftigt, mein Auge zu üben. Ich kenne, möchte ich sagen, jedes Werk dort bis auf den einzelnen Pinselstrich. Aber in all' den Jahren habe ich keinen Akademieprofessor dort gesehen, und Manche gesprochen, die nichts von den Schätzen wußten, die dort, nicht zum Wenigsten durch die herrliche Thätigkeit Wilhelm Bode's, zu finden sind. Manches, was ich dort bewundern gelernt, fand ich in den Werken der Jungen wieder, Nichts in denen des Herrn v. Werner und seiner Genossen. Und die Bode, Tschudi, Springer, Kämmerer und Andere hat der tägliche Verkehr mit den Werken den alten Meister zu derselben Erfahrung gebracht. Das sollte denen, die sie immer im Munde führen, zu denken geben. Bequemer ist es natürlich, an persönlichen Haß, Intriguen und Unverstand zu glauben. Oder wenigstens so zu thun.

Zum Schlusse: ich bin nicht abgeschreckt, und werde immer wieder ein Täuzchen wagen, so oft Herr v. Werner durch Rede oder Schrift Veranlassung giebt. — — —

P. S. Auf eine Recrimination des Herrn Prof. Brausewetter möchte ich bemerken, daß ich nicht sagen wollte, daß er absichtlich so corrigirt, daß bei Allen seine Art herauskommt. Er drückt sich gegen eine solche Dressur sehr scharf aus. Ob er unbewußt nicht doch so handelt, wie es mir bei einem Aufenthalt in seiner Classe erschienen ist, darüber könnten nur seine Schüler Zeugniß ablegen oder eine öffentliche Ausstellung von Arbeiten aus seiner Classe.

Hochachtungsvoll

Fritz Stahl.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Gustav Fischer, Verlag, Jena.

Soeben erschien:

**Kraepelin, Dr. E.,**
Professor an der Universität Heidelberg,

**Zur Überbürdungsfrage.**
Preis: **75 Pfg.**

Diese neue Schrift des berühmten Psychiaters wird nicht nur die Lehrerwelt interessieren, sondern auch die verdiente Beachtung aller Gebildeten finden.

Von demselben Verfasser erschien soeben in zweiter Auflage:

**Über geistige Arbeit.**
Preis: **60 Pfg.**

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) Berlin W. 9.

**Beiträge**
zur
**Deutschen Culturgeschichte**
von
**Herman Grimm.**
Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bad Reinerz,**
**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter —** in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

**Bismarcks Nachfolger**
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschien soeben:

**1812**
Schauspiel in 5 Aufzügen von
**Otto von der Pfordten.**
8°. brosch. 2 M., eleg. Lwd. 3 M.

Das Stück behandelt die Kapitulation Yorks und schildert diesen Konflikt im Rahmen der Zeitgeschichte, die durch Darstellung Napoleons vor und nach dem russischen Feldzuge, die Schilderung des Rückzugs der großen Armee und den seelischen Konflikt eines bayrischen Rittmeisters zur Anschauung kommt.

Aufgeführt im Königl. Schauspielhaus (über 40 mal) und in zahlreichen andern Theatern, wie auch zur Aufführung angenommen.

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:
**Antiquariats-Katalog 86:**
**Staats- und Socialwissenschaft.**
**Nationalökonomie. Finanzwesen.**
Etwa 1800 Nummern.
**Leipzig. Oscar Schuck.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
In Originalbd. der „Gegenwart" 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 17. Berlin, den 24. April 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Beamtenbesoldungen. Von P. Asmussen. — Gegen die schriftstellernden Officiere. Von v. S. — Nordisches Studententhum. Von Professor Wilhelm Bolin. — **Literatur und Kunst.** Gustav Flaubert's Briefe. Von A. Brunnemann (Paris). — Die antike Humanität. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Feuilleton.** An gebrochenem Herzen. Von P. Hann. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Die neue Odyssee. Von Timon d. J. — Der Maler der decadenten Frauen. Von Franz Servaes. — Anzeigen.

### Beamtenbesoldungen.

Von P. Asmussen.

Das Thema der Beamtenbesoldungen hat nun schon so lange zur Verhandlung gestanden, daß Manchen ein Grauen erfaßt, wenn er nur davon hört, und daß der Sache Fernstehende verwundert fragen, ob denn nicht endlich einmal genug für die Beamten gethan worden sei. Leider muß diese Frage verneint werden. Man hat wohl den Leuten hier und da eine Abschlagszahlung gemacht, aber den Meisten fehlt immer noch der auskömmliche Gehalt.

Man fragt nun. Was ist auskömmlich? Man behauptet, der Beamte würde ein nach seiner Meinung auskömmliches Gehalt nie bekommen, denn nach jeder Erhöhung werde er auch neue Anforderungen an das Leben stellen und bei dem denkbar größten Gehalt sich vielleicht schlechter stehen als heute bei dem niedrigen. Für einzelne räudige Schafe mag das zutreffen, für den ganzen Stand sicherlich nicht. Der Beamte fordert und fordert mit Recht ein Gehalt, das ihm zu allernächst ein standesgemäßes Leben ermöglicht, ein Leben nach den Ansprüchen seines gegenwärtigen Standes, nicht etwa seiner Herkunft. Jeder Beamte genießt ein gewisses Ansehen, denn der Beamtenstand ist in Deutschland im Allgemeinen geachtet. Dieses Ansehen legt ihm gewisse so zu sagen Repräsentationspflichten auf, die der Staat, wenn auch nicht auf Grund von Verfügungen, so doch stillschweigend von ihm verlangt. Jedes Amt fordert zudem von seinem Inhaber, daß er sich auf der Höhe der für dasselbe nöthigen Bildung erhalte. Beides muß seine Besoldung ihm gestatten, ohne daß sein Loos ein glänzendes Elend ist. Wer darüber hinaus noch Ansprüche an das Leben macht, der muß wissen, woher er das Geld dazu nehmen will, der Staat hat keine Verpflichtung, es ihm zu geben. Der im Staats- oder Gemeindedienst vollbeschäftigte Beamte darf nicht auf Nebeneinkünfte aus Nebenbeschäftigungen angewiesen sein, sie sind für ihn eine stetige Versuchung zur Vernachlässigung seines Amtes und könnten ihn zur schlimmsten Beamtenuntugend verleiten, zur Bestechlichkeit. Auch daß der Beamte genöthigt ist, um standesgemäß leben zu können, ein eigenes Vermögen mit aufzuzehren oder mit seiner Frau eins zu erheirathen, ist nicht in der Ordnung, wenn es auch noch so üblich ist. Was soll der arme Teufel beginnen, dem so etwas unmöglich ist.

Zu einem auskömmlichen Gehalt gehört aber auch, daß der Beamte Gelegenheit findet, die etwa für seine Ausbildung gemachten Schulden zu bezahlen und seinen Kindern eine standesgemäße Ausbildung zu geben. Beides wird nun freilich bei einem Unbemittelten nicht leicht möglich sein, ohne daß er sich in seiner Lebensführung Einschränkungen auflegt, aber diese dürfen nicht in eigentliche Entbehrungen ausarten. Die erste Forderung ist eigentlich selbstverständlich, denn das Nämliche verlangt jeder Handwerker und Gewerbetreibende. Dagegen ist die Forderung einer standesgemäßen Kindererziehung eine bestrittene, weil manchmal nicht eng genug umgrenzte. Es gehört dazu, daß die Knaben befähigt werden, die Laufbahn des Vaters zu ergreifen, und daß die Mädchen so erzogen werden, daß sie den Pflichten einer Hausfrau in diesen Kreisen gerecht werden können. Mehr nicht, aber das auch! Damit meinen wir nun freilich nicht, daß die Kinder eines Beamten nothwendig werden müssen, was ihr Vater ist. Eine erbliche Beamtencaste bringt einem Lande in der Regel wenig Segen. Die Berufswahl der Kinder muß von ihrer Neigung und der Einsicht der Eltern geleitet werden. Die Forderung enthält nur das, was der Beamte in Bezug auf seine Kinder von seiner Besoldung zu fordern berechtigt ist. Wer mehr an sie wenden will, muß selber sehen, woher er die Mittel dazu nehmen will, der Staat braucht sie ihm nicht zu geben.

Weiter aber kann der Beamte verlangen eine feste Gehaltsscala, die mit einem Minimalgehalt anfängt und nach gewissen Dienstjahren und über gewisse Stufen — beide sind gesetzlich festzulegen — ein bestimmtes Maximum erreicht. Dieses System des Aufrückens nach Dienstjahren ist noch nicht für alle Beamtenkategorien eingeführt. Einige sind noch ganz oder theilweise auf Beförderung ihrer Mitglieder zu besser dotirten Stellen angewiesen und, wie häufig genug die Meinung geht, mit Recht, da eben hierdurch der Beamte zu größter Pflichttreue angetrieben wird, weil er eben hierdurch am ersten ein Anrecht auf Beförderung erwirbt. Diese Ansicht setzt nun aber ein sehr geringes Pflichtgefühl bei den Beamten voraus, ein lediglich Dienen um Lohn, und macht dem Beamtenstand einen Vorwurf, den er in diesem Umfange sicher nicht verdient. Im Gegentheil erzeugt gerade dieses System des Aufrückens in besser dotirte Stellen ein Haschen nach der Gunst des Vorgesetzten bei unselbstständigen Naturen. Im amtlichen und außeramtlichen Leben kommen sie aus dem Gefühl dauernder Abhängigkeit nicht heraus und thun mehr, als der Vorgesetzte verlangen kann und ver-

langt. Ein gewisses Gefühl der Selbstständigkeit aber ziert den Beamten mehr, als jene knochenlose Servilität. Zu dem ist die Zahl der besser dotirten Stellen in der Regel recht klein, nicht Jeder bekommt eine solche. Ungerechtfertigte aber unvermeidliche Zurücksetzungen lassen sich nicht gut umgehen. Und bei dem Aufrücken nach Dienstjahren bleibt ja auch der Beamte unter dem Disciplinargesetz. Lässig und ungetreue Personen können im Avancement zurückgesetzt und schlimmsten Falles ihres Amtes entsetzt werden.

Eine weitere Anforderung, die der Beamte zu stellen berechtigt ist, betrifft sein Ruhegehalt und die Versorgung seiner Familie nach seinem Tode. Ein Beamter, dem es vergönnt ist, seine vollen Dienstjahre im Dienste zuzubringen, erhält ja fast überall ein seiner Besoldung entsprechendes Ruhegehalt. Schlimmer steht es für ihn, wenn er früher vielleicht in Folge von Krankheit dienstunfähig wird. In diesem Fall kann die Familie den Ernährer noch weniger entbehren, da die Kinder noch klein sind und die Familie nicht unterstützen können. Ein vorzeitig pensionirter Beamter aber ist in der Regel nicht fähig, noch zu seiner Pension etwas hinzu zu verdienen. Die Familie eines vorzeitig pensionirten Beamten ist, wenn kein Privatvermögen vorhanden ist, in der Regel dem Elend preisgegeben. Der Staat hilft da nun freilich, so gut er kann, mit Zuschüssen, aber darauf hat der Beamte keinen rechtlichen Anspruch. Entweder muß die höchste oder wenigstens eine ausreichende Pension nach wesentlich kürzerer Dienstzeit erreicht werden oder ein Beamter müßte, wenn er ohne eigenes Verschulden dienstunfähig wird, immer Anspruch auf das höchste Ruhegehalt haben, nur dürfte dieses nicht größer sein als das bei der Pensionirung erreichte Diensteinkommen. Daß aber Wittwen und Waisen der Beamten sehr schlecht gestellt sind, wird eigentlich von Niemand bestritten und doch kann die Gesellschaft sich der Pflicht, ihre Lage zu bessern, gar nicht entziehen, da der Beamte selber in Bezug auf Gehalt leider nicht so gestellt ist, daß er ihnen für den Fall seines Hinscheidens etwas Namhaftes hinterlassen kann.

Man sieht also, daß eine ganze Reihe von Forderungen erfüllt werden müssen, und möchte nun die Frage aufwerfen: Ist denn jetzt die rechte Zeit dazu? Wartet man nicht lieber, bis eine bessere Zeit kommt. Man hat schon oft genug die Beamten auf bessere Zeiten vertröstet, kommen sie aber, so sind sonst so viele längst als nothwendig erkannte und auf bessere Zeiten zurückgestellte Dinge da, daß der Beamte nur zur Stillung ein paar Brocken hingeworfen bekommt. So meint man auch jetzt, der Beamte könne jetzt um so leichter warten, als ja doch die Lebensmittel sehr billig seien. Von dieser angeblich so großen Billigkeit erfährt leider der Beamte nicht viel, da er in fast allen Fällen nicht beim Producenten, sondern beim Zwischenhändler kauft und kaufen muß, die natürlich an den hohen Preisen festhalten, solange es geht. Wird das Schlachtvieh theuer, so sind die Fleischer rasch bei der Hand, die Fleischpreise zu erhöhen, aber sie lassen sie nicht so plötzlich wieder sinken ꝛc. Die große Wohlfeilheit läßt sich in den Contobüchern der Beamten wenig spüren.

Aber auch die Frage: Woher muß das Geld genommen werden, welches für die Aufbesserung der Beamtengehälter doch flüssig gemacht werden muß? darf nicht die ausschlaggebende sein. Bei anderen Forderungen ist das wenigstens nicht üblich. Da fragt man einfach, ob eine Sache nothwendig sei, und wenn sie sich als nothwendig herausgestellt hat, dann wird sie gemacht und dann müssen die Mittel dafür flüssig gemacht werden. Es ist nun aber durchaus nicht einzusehen, warum die Beamten mit anderem Maaß gemessen werden sollen als andere Dinge, die auch den Säckel in Mitleidenschaft ziehen. Ausgaben für Militär und Marine mögen ja nothwendig und nützlich sein, aber sie brauchen nicht alle Mittel zu verschlingen. Es muß an anderen Orten gespart werden oder es müssen neue Einnahmequellen erschlossen werden, wenn die Regelung der Beamtengehälter mehr Geldmittel von Reich und Staat und Gemeinde verlangt.

Auf Eins muß noch zum Schluß aufmerksam gemacht werden. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß in letzter Zeit mancherlei zur Aufbesserung der Beamtengehälter geschehen ist. Der Fehler ist nur der, daß die Aufbesserung zumeist in der Form unzureichender Brocken erfolgte, die nicht sättigten und in Folge dessen die Beamten nicht befriedigen konnten. Der Beamtenstand müßte mehr verlangen und kam eben dadurch bei den Leuten, die seine Gehaltsverhältnisse nicht kennen, in den Ruf ewiger Unzufriedenheit. Daraus sollte man lernen, und wenn man doch einmal an die Reformarbeit geht, sollte man die Beamtengehälter auch gleich so bemessen, daß ein Beamter standesgemäß davon leben kann und zu weiterer Unzufriedenheit keine Veranlassung hat. Den Werth eines tüchtigen und treuen Beamtenstandes weiß man wohl zu schätzen. Noch haben wir ihn in Deutschland und darum sollte man ihn auch zu erhalten suchen. Aber wenn man seine billigen Ansprüche auf Gehalt nicht befriedigt, so untergräbt man seine feste Basis. Heute mißt man auch den Beamten nach dem, was er verdient. Darum aber muß recht bald eine gründliche und allgemeine Aufbesserung der Beamtengehälter unternommen und dem Beamten muß das zu Theil werden, was er zu fordern ein Recht nicht nur, sondern mit Rücksicht auf seine Familie auch die Pflicht hat.

---

## Gegen die schriftstellernden Officiere.

Bisher bestimmte eine unter der Regierung des jetzigen Kaisers vor einigen Jahren erlassene geheime Cabinetsordre, daß die Officiere und Beamten des stehenden Heeres, sowie die zur Disposition gestellten Officiere, zur Veröffentlichung bestimmte Arbeiten über Vorgänge auf militärischem Gebiet, sowie kriegsgeschichtliche Abhandlungen oder sonstige schriftstellerische Arbeiten über militärische Fragen und Angelegenheiten der eigenen oder einer fremden Armee und Marine, zuvor dem Generalcommando ihres Armeecorps einzureichen und mit ihrem vollen Namen und ihrer Charge versehen in Druck zu erscheinen lassen hätten. Hierin lag bei den besonderen Verhältnissen des Officiercorps eine außerordentliche Beschränkung der militärschriftstellerischen Thätigkeit der Officiere, denn es hatte für jeden Officier, der alljährlich nach Abschluß der verschiedenen Ausbildungsperioden in seiner praktischen Berufsthätigkeit und seinen Leistungen von den höheren Vorgesetzten wiederholt besichtigt und geprüft wird, etwas ungemein Hemmendes, mit etwaigen militärschriftstellerischen Arbeiten gleich vor das höchste militärische Truppenforum, das Generalcommando, selbstverständlich auf dem Instanzenwege, zu treten, und vielleicht eine Kritik über Gegenstände des militärischen Dienstes oder bedeutende militärische Tagesfragen in diesen seinen Arbeiten auszuüben, während seine eigenen praktischen Leistungen vielleicht diejenige seiner Vorgesetzten herausforderten. Dieses Hemmniß war augenscheinlich von der betreffenden höchsten Instanz beabsichtigt worden, da eine rege militärische Thätigkeit der activen Officiere und Beamten, sowie der zur Disposition stehenden, seit jeher in der Armee mit nicht allzu günstigen Augen betrachtet wurde und auch heute noch betrachtet wird, und hinsichtlich der Officiere außer Dienst, die ausschließlich den Civilgesetzen, und wenn sie zum Tragen der Uniform berechtigt sind, überdies den Ehrengerichten unterstellt sind, nur die gesetzliche Handhabe fehlte und fehlt, ihre betreffende Thätigkeit ebenfalls einzuschränken.

Wenn nun heute mit der neuen Vorschrift „behufs Förderung des wissenschaftlichen Strebens in der Armee Er-

leichterungen eintreten sollen" und dieselbe verfügt, daß bei allen Veröffentlichungen, die die eigene oder eine fremde Armee und Marine betreffen, das Dienstgeheimniß streng zu wahren ist, und daß Angaben und Mittheilungen aus geheimen und nur für den Dienstgebrauch bestimmten Dienstvorschriften nur ganz ausnahmsweise und nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Kriegsministeriums veröffentlicht werden dürfen, so können wir der neuen Vorschrift in dieser Hinsicht nur unbedingt zustimmen. Wenn dagegen von ihr, wie dies der Fall ist, im Uebrigen bei Veröffentlichungen der erwähnten Officiere und Beamten verlangt wird, daß entweder der volle Namen des Verfassers mit veröffentlicht oder gleichzeitig mit der Veröffentlichung dem Kriegsministerium und den directen Vorgesetzten unmittelbar gemeldet wird, so enthält diese Bestimmung fast dasselbe Hemmniß für die Veröffentlichungen der Officiere als wie die bisher giltige. Denn man muß sich vergegenwärtigen, was es in Anbetracht der besonderen Verhältnisse des Officiercorps bedeutet: denn ein Hauptmann, Lieutenant oder Stabsofficier bei einer militärschriftstellerischen Veröffentlichung, die nicht selten Kritik militärischer Dinge und Vorgänge enthalten wird, mit seinem vollen Namen hervortritt oder gar dem Kriegsministerium und den directen Vorgesetzten das Erscheinen derselben zu melden genöthigt ist. Man wird auf ihn aufmerksam und hält ihn, wenn seine Publication vielleicht in Folge ihres kritischen Inhalts nicht in jeder Hinsicht Anklang findet, leicht für einen mißvergnügten Querulanten oder einen militärischen Weltverbesserer, dem das Handwerk gelegt werden müsse. Sind dabei seine dienstlichen Leistungen nicht in jeder Hinsicht einwandfrei und Anerkennung findend, so setzt er sich leicht einem abfälligen Urtheil seiner Vorgesetzten aus, das in den geheimen Conduitenlisten für ihn verhängnißvoll zum Ausdruck zu gelangen vermag.

Die neue Vorschrift kann daher in ihrer beabsichtigten Wirkung der Erleichterung der Förderung des wissenschaftlichen Strebens in der Armee, nur als einen Mißgriff und als völlig verfehlt bezeichnet werden, und die betreffenden Officiere werden ihr zu Folge nach wie vor ihre militärliterarischen Productionen im Wesentlichen in ganz demselben Maaße wie früher gehemmt sehen. Auch die für Veröffentlichungen im Militär-Wochenblatt und in Zeitschriften, deren verantwortliche Redactionen sich dem Kriegsministerium gegenüber verpflichtet haben, auf Befragen die Namen der ihnen Aufsätze u. s. w. einsendenden Angehörigen der Armee und Officiere zu nennen, gegebenen Bestimmungen, ändern hieran nichts Erhebliches, da überdies die Befolgung der Bestimmungen den Verfasser nicht von der vollen persönlichen Verantwortlichkeit für den Inhalt seiner Veröffentlichungen entbindet.

Die völlige Freigabe der militärschriftstellerischen Thätigkeit für die activen Officiere und Beamten und die überhaupt durch die neue Vorschrift in praxi kaum erheblich beeinflußten Officiere zur Disposition, ist es allein, welche die beabsichtigte Förderung der Erleichterung des wissenschaftlichen Strebens der Officiere in genügendem Grade zu bewirken vermag, und für diese treten wir im Sinne des §. 84 der Verfassung, unter den erwähnten Einschränkungen betreffend des Dienstgeheimnisses, unbedingt ein. Ein nachtheiliges Ueberhandnehmen der militärschriftstellerischen Thätigkeit in der Armee läßt sich aber in Folge eines völligen Freigebens derselben um so weniger erwarten, als die activen Officiere durch ihre zahlreichen und anstrengenden Berufsgeschäfte eine derart angespannte Thätigkeit zu entfalten genöthigt sind, daß ihnen herzlich wenig Zeit zur literarischen Production übrig bleibt. Für die Officiere zur Disposition aber, die doch auch de facto zur Kategorie der verabschiedeten Officiere gehören, dürften die neuen Vorschriften überhaupt ziemlich illusorisch bleiben.

v. S.

---

## Nordisches Studententhum.

Von Professor Wilhelm Bolin.

Die sommerlichen Wanderzüge der Deutschen haben deren viele nach Dänemark, namentlich dessen durch Naturschönheit und Kunstschätze ausgezeichneten Hauptstadt geführt. Das freundliche, entgegenkommende Wesen der Bevölkerung wird ihnen nicht entgangen sein, auch nicht, wie viel Verständniß für ihre eigene Sprache sie bis in die arbeitenden Classen hinein finden. Wer häufiger dort gewesen und dabei der Thatsache eingedenk war, daß die Landesuniversität ebenda ihren Sitz hat, wird sich vielleicht gewundert haben, in dem ihn umkreisenden Menschengewoge auf keine Gestalt getroffen zu sein, die durch irgend welche äußere Abzeichen als Student kenntlich gewesen wäre. Nur wenn er zu gewissen Tagesstunden in die Nähe der akademischen Gebäude gekommen, wird er unter den gruppenweise oder einzeln an ihm vorbeigehenden jungen Leuten hin und wieder ein jugendliches Gesicht mit einer schwarzseidenen betroddelten Kopfbedeckung bemerkt haben, die er als Attribut der Studentenschaft deuten mochte. Es hat das seine Richtigkeit, nur daß die Mütze in der Regel meist von den allerjüngsten Alumnen getragen wird, denen es noch darum zu thun ist, damit ihre Unabhängigkeit von der Schulzucht zu markiren; bei längerem Verweilen an der Universität wird die bürgerliche Kleidung durchweg vorherrschend und so entfällt jeder äußere Unterschied zwischen akademischer und anderer Jugend der volkreichen Stadt.

Es prägt sich darin der Bildungsstand der dänischen Bevölkerung in bedeutsamer Weise aus. Die Schranken, die anderwärts noch vielfach die akademischen Bürger von der übrigen Bevölkerung scheiden, sind hier gänzlich beseitigt. Das Studentenleben dort — ebenso in Norwegen, bis zu einem gewissen Grade auch an den übrigen nordischen Universitäten — bildet keine Welt für sich, wie zumal an den deutschen Universitäten, deren Entwickelung in dieser Hinsicht nicht gleichen Schritt mit der auf alle Staatsangehörigen sich erstreckenden Gesammtbildung der Neuzeit gehalten. Die Entschiedenheit, womit der Norden sich den Hauptideen der Reformation zugewandt, hat dort einen consequenteren Bruch mit den Lebensformen und Anschauungen des Mittelalters bewirkt, als dies sogar im protestantischen Deutschland geschehen, wo die eben jener Zeit entstammenden Aeußerungen des Partieularismus, den auch das geeinigte Deutschland noch nicht überwunden, die Oberhand behielten. Die nunmehr auch hier nur künstlich erhaltene Kluft zwischen der Studentenschaft und dem „Philisterthum", eine Ausgeburt des albernsten Gelehrten- und Standesdünkels, ist an sämmtlichen nordischen Universitäten spurlos getilgt. Ganz besonders gilt dies von Kopenhagen, das in dieser Hinsicht eine den übrigen weit vorangeschrittene Entwickelung zeigt.

Häufiges Verweilen dort und dabei erworbene Beziehungen zu akademisch gebildeten Leuten haben mir einen Einblick in das dortige Studententhum gewährt. Allerdings kann ich nur als Außenstehender über dasselbe berichten und habe mich dabei an das Hauptsächliche gehalten, so weit ich es seiner Bedeutung nach abzuschätzen vermocht.*) Gleichwohl dürfte das genügen, deutschen Lesern einen Vergleich zwischen nordischem und deutschem Studententhum nahe zu legen, der über das akademische Leben bei uns zu denken giebt.

Wie an den deutschen Universitäten giebt es auch an den nordischen eine Menge solcher Studenten, denen die Hochschule lediglich als Durchgangspunkt für ihre spätere öffentliche Thätigkeit gilt. Es sind die ihre Zeit gewissenhaft Ausnutzenden, die auf eigene Hand arbeiten können und

*) Eine nicht unwesentliche Hülfe leistet mir dabei das kürzlich in Kopenhagen herausgegebene „Studenterbog", eine Sammlung kleinerer und größerer Aufsätze, die das Studentenleben während der letzten dreißig Jahre zum Gegenstande haben.

durch Selbsterziehung ihr richtiges Verhalten im Leben erlernen. Es giebt aber Naturen, die namentlich in einem gewissen Lebensalter nur in der Gemeinschaft gedeihen, nur von einer solchen aus ihre Impulse empfangen mögen, nur als Glieder einer Gruppe sich wohl fühlen, weil das allein ihre Spannkraft hebt, ihr Innenleben bereichert. Die deutschen Universitäten bieten hierfür die bunte Mannigfaltigkeit des Corps- und Burschenschaftslebens, die Kopenhagener dagegen ein Gemeinschaftsleben, dem die betreffenden Studenten ohne irgend welche Rücksicht auf ihren späteren Beruf sich anschließen. In jenen, dem Alltagsleben entschieden abgewandten, auch sich gegenseitig ausschließenden Kreisen wird eine in gewissem Sinne weltentrückte Romantik gepflegt, deren erziehliche Wirkung als eine überaus problematische zu bezeichnen ist, während an den nordischen Universitäten die Studentenschaft, allen Schichten der Bevölkerung entstammend, seines Zusammenhanges mit dem Staatsganzen sich bewußt ist und auch über die den Examenvorbereitungen gehörende Zeit hinaus in seinem Wirken und Streben in steter Wechselwirkung mit den Landesgenossen überhaupt verbleibt. Was im Genossenschaftsleben an den deutschen Universitäten geflissentlich gemieden wird, bildet den Hauptzweck im Gemeinschaftsleben der nordischen: die Fühlung mit dem vaterländischen Gesammtleben überhaupt, so daß auch in dieser Beziehung die akademischen Jahre eine von positivem Inhalt erfüllte Vorbereitung für den Eintritt in das wirkliche Leben bieten. In hervorragender Weise tritt das bei der Kopenhagener Studentenschaft zu Tage, wie dies in den folgenden Darlegungen sich zeigen dürfte.

Seiner eigentlichen Bedeutung nach ist dies Gemeinschaftsleben das Ergebniß der späteren Jahrzehnte, von der Einkehr bedingt, zu der die Bevölkerung nach Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse seit dem Kriege 1864 veranlaßt worden. Die Anfänge dieser wichtigen Bedingung für eine gedeihliche Entwickelung der akademischen Jugend reichen aber weiter zurück, in gewissem Sinne sogar bis nahe an das Zeitalter der Reformation.

In der Nähe des runden Thurmes, den Besuchern Kopenhagens wohlbekannt durch seinen prächtigen Ausblick über die Stadt und das Sundpanorama, befindet sich ein eben so alterthümlicher Rohziegelbau, wie jener von König Christian IV. (1588—1648) errichtet. Das Gebäude umschließt einen geräumigen Hof, in dessen Mitte eine stattliche Linde sich erhebt, der Stamm von einer rundumlaufenden Bank eingefaßt. Es ist das sogenannte Regensianum, so viel wie Königsstiftung, bestimmt, 100 unbemittelten Studenten als Wohnung zu dienen. Außer den hierzu erforderlichen Zellen, hat es Versammlungsräume und eine Bücherei, Gelasse für die Bedienung und eine besondere Wohnung für den mit der Aufsicht betrauten Professor. Schon der Großvater jenes staatsklugen Königs, der um die Befestigung des Protestantismus in seinem Lande wohlverdiente König Christian III. (1534—1559), sowie sein Sohn und Nachfolger Friedrich II. (1559—1588) hatten Freitische für mittellose Alumnen der Universität unterhalten, in deren Nähe die Speisung vor sich ging und auch nach Errichtung des Regensianum eben dort fortbestand. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ward die Naturalverpflegung durch Kostgelder ersetzt, wobei es, mit angemessener Erhöhung anläßlich der mittlerweile gesteigerten Lebenskosten, bis heute verblieben. Durch umsichtige Verwaltung der ihr zugewiesenen Mittel und durch vielfache Schenkungen ist die Königsstiftung nunmehr so reich, daß sie mannigfache Stipendien austheilen und auch sonst recht viel für wissenschaftliche Zwecke verausgaben kann.

Anfänglich mag das Leben in dieser Anstalt wohl einen klösterlichen Anstrich gehabt haben. Ziemlich bald dürfte sich dort, durch kluges Verhalten der jeweiligen Vorstände gefördert, ein freieres Wesen entfaltet haben, das den wohlthätigsten Einfluß auf die Insassen der Stiftung geübt haben muß. Viele der bedeutendsten Männer Dänemarks haben zu ihnen gehört, darunter manche, deren Namen auch weit über die Landesgrenzen gedrungen. Aus der neueren Zeit wären anzuführen: die Dichter Chr. Winther und Hostrup, die Sprachforscher Rask und Madvig, die Politiker Ploug und Monrad. Aus allen Theilen des Landes zusammenströmend haben die hier beherbergten Jünglinge eine Periode gegenseitiger Erziehung durchgemacht, deren wichtigster Theil in der Selbstverwaltung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten besteht. Erledigt werden diese durch allgemeine Versammlungen oder durch Ausschüsse, die durch jene eigens gewählt werden und ihre Zusammenkünfte theils in den dazu bestimmten Räumen, theils auch im Freien unter der Linde abzuhalten pflegen. Aber auch der tägliche Verkehr so vieler, zumeist frischer, flinker und fröhlicher junger Leute wirkt wohlthätig auf ihre jeweilige Entwickelung, erweitert ihren Blick über die engeren Interessen hinaus und gewöhnt sie früh zur Antheilnahme an den Lebensfragen des Landes überhaupt. Der rege Gemeinsinn, der das bürgerliche Leben in den nordischen Ländern besonders auszeichnet, hat eine seiner wesentlicheren Wurzeln in den akademischen Verhältnissen, und speciell für Dänemark hat das Regensianum in solcher Hinsicht eine hervorragende Bedeutung.

Wie an sämmtlichen nordischen Universitäten besteht auch in Kopenhagen ein akademischer Gesangverein, dessen Gründung durch Regensianer stattgehabt. Durch eben solche ward aber eine andere Stiftung in's Leben gerufen, die nicht nur vorbildlich in ihrer Art, sondern auch in ihrer Einwirkung auf das ganze Land von den segensreichsten Folgen geworden. Es ist dies der 1820 gegründete Studentenverein, unabhängig vom Regensianum wie von der Universität als solcher, mit ihr aber durch Betheiligung der wichtigsten Lehrkräfte und der Intelligenz des Landes überhaupt zusammenhängend, indem ihm auch solche als Mitglieder verbleiben, die bereits in öffentlichen Aemtern thätig, aber die Universität absolvirt haben. Seit 1863 hat dieser Verein sein eigenes Haus, unweit vom königlichen Theater in der Nähe des Denkmals für den Seehelden Niels Juel. Erbaut wurde es aus Mitteln, welche theils die Studenten durch Concerte und Theatervorstellungen selbst erbracht, theils durch Schenkungen zuflossen. Es dient lediglich Versammlungszwecken, wozu es mehrere geeignete Räume enthält, daneben eine Bücherei nebst Lesezimmer mit vielen einheimischen und auswärtigen Publicationen, Speiselocale mit tarifirter Verpflegung und kleinere Räumlichkeiten für gesellige Unterhaltung. Auch hier beruht das Innenleben auf dem Princip der Selbstverwaltung, wobei die Mitgliedschaft am Verein selbst eine durchaus freiwillige ist.

Mit dem Studentenverein war für das geistige Leben der akademischen Jugend eine Gemeinschaft bezweckt, die eine größere Zahl derselben umschließen sollte, als dies bei der alten Königsstiftung geboten war, zugleich aber sollte die Gemeinschaft sich über die eigentliche Studentenschaft hinaus erstrecken. In dem der Gründung dieser Anstalt voraufgegangenen Aufruf heißt es unter Anderem: „Student nennen wir Jeden, dessen Herz von echter Begeisterung für das Wahre, das Gute und Schöne erglüht, Jeden, der von aufrichtigem Eifer für alle Wissenschaft, Jeden, der für seinen Beruf die innigste Liebe und Achtung fühlt, Jeden, der das durch denselben zu erwirkende Gemeinwohl höher stellt als sein eigenes Wohl und einen Jeden als Freund und Bruder begrüßt, der von ähnlichen Gefühlen beseelt ist.“ Schon hiermit war es darauf abgesehen, die Grenzen zwischen eigentlichen Studenten und anderen strebsamen jungen Leuten zu verwischen. Seitens der theologischen Facultät und des Landesconsistoriums wurden, unter Vorgeben, daß der Verein die Staatsordnung wie die Sitten gefährden würde, dem Vorhaben alle erdenklichen Hindernisse in den Weg gestellt. Die Haltung der Studentenschaft blieb in ihrer Beharrlichkeit eine so achtunggebietende,

daß der damalige König Friedrich VI. (Regent seit 1784, König 1808—1839), der Aufopferung eingedenk, womit die Studenten beim Bombardement der Residenzstadt durch die Engländer 1807 sich hervorgethan, den geplanten Verein bestätigte, für dessen Organisation ausdrücklich bestimmt war, daß kein Staatsbeamter jemals Mitglied des Verwaltungsausschusses sein dürfe. Eine solche Verfügung, von eben so viel Klugheit wie edlem Vertrauen für die Studentenschaft zeugend, verdient ganz besondere Beachtung, weil sie mit jener unglückseligen Zeit für die deutschen Universitäten zusammenfällt, wo das hirnlose Vorgehen eines Karl Ludwig Sand den Betheiligten an der heiligen Allianz einen willkommenen Vorwand lieferte, die beim Aufgebot der Volkskraft zur Niederwerfung Napoleon's gegebenen Versprechen einer freieren Staatsordnung, an die sie seitens strebsamer Studenten bei geeigneten Anlässen gemahnt worden, nicht einzulösen und die Universitäten einem widerwärtigen Ueberwachungssystem zu unterwerfen. Besser als seine Mitgenossen in dem damaligen Deutschen Bunde hat jener Dänenkönig den Vortheil zu schätzen gewußt, sich die Liebe der heranwachsenden Generation zu sichern. So blieb der mit königlicher Genehmigung in's Leben getretene Verein, zeitweilige Verstimmungen abgerechnet, stets königstreu und des ihm erwiesenen Entgegenkommens jederzeit eingedenk.

Um die Zeit seiner Gründung standen übrigens auch in Dänemark die politischen Fragen nicht im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Damals war dasselbe mehr religiösen, literären und ästhetischen Problemen zugewandt. In Vorträgen und Discussionen kamen sie zur Erörterung, wodurch den älteren und reiferen Mitgliedern des Vereins hinlängliche Gelegenheit geboten war die jungen Leute mit dem vornehmsten Denkinhalt ihrer Zeit bekannt zu machen. Der Verein hatte bereits ein Vierteljahrhundert bestanden, als auch die Politik in den Gesichtskreis seiner Aufmerksamkeit gelangte. Zunächst anläßlich der achtundvierziger Bewegung, wobei das Mißliche mancher bestehender Zustände dort wie anderwärts sich fühlbar machte, dann besonders durch die Vorgänge 1864, die auch seitens der Studentenschaft Beweise von Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit heischten und in ihnen das Bewußtsein festigten, daß die Tüchtigkeit eines Staates in der politischen Mündigkeit seiner Angehörigen wurzele. Seitdem blieb es bräuchlich, die akademische Jugend mit den Lebensfragen des eigenen Landes, wie solche von dessen tagenden Vertretern berathen und beschlossen werden, vom Verein aus bekannt zu machen. Es handelt sich dabei lediglich um Kenntnißnahme der jeweiligen Verhandlungen, aber auch das ist belangvoll und für die Studentenschaft hier, wie im ganzen Norden überhaupt, kennzeichnend, daß Jeder, so weit er nicht als Trottel oder Geck angesehen sein will, um die gemeinsamen Angelegenheiten des Landes Bescheid weiß und deren eventuelle Gestaltung in ihrem Werthe für das allgemeine Wohlergehen abschätzen kann. Natürlich richtet sich das nach dem betreffenden Standpunkte, den die jungen Leute meist schon von Hause aus mitbringen. Die staatlich bestehenden Meinungsgruppen in ihrem Gegensatze von conservativ und liberal machen sich auch unter den Vereinsmitgliedern geltend. Mit der Niederlage von 1864 ward eine rückläufige Richtung im Denken und Verhalten der oberen und mittleren Classen der Bevölkerung angebahnt, die allgemach auch den Studentenverein ergriff, dessen tonangebenden Kräfte es allgemach dahin gebracht, ausschließlich conservative Meinungsäußerungen zu Worte kommen zu lassen und das Vereinsleben als solches vorwiegend auf einen harmloseren und möglichst neutralen Denkinhalt zu beschränken.

Dieses führte 1882 zum Austritt der zu einer ansehnlichen Minorität herangewachsenen Opposition, die sich seitdem zu einer besonderen Studentengenossenschaft constituirte und gegenwärtig etwa 500 Mitglieder zählt, darunter 300 eigentliche Studenten, die übrigen, wie im Verein, aus Leuten mit akademischer Bildung oder doch von gleicher Gesinnung bestehend.*) Ihr Daseinsrecht begründete diese Genossenschaft mit dem Erforderniß, „in ein anderes Verhältniß zum wirklichen Leben zu treten, als es beim bisherigen Verein geboten war. Keineswegs gesonnen, irgendwelche Parteipropaganda zu üben, wollte die Genossenschaft bei sich alle Anschauungen zu Wort kommen lassen, mithin allen Denen freien Zutritt gestatten, die sich zu Trägern der in der Bevölkerung lebenden Ideen gemacht, gleichviel, ob diese conservativen oder liberalen Gepräges seien. Die Genossenschaft hat zu ihrem Zwecke die Studenten zu wirksamem Interesse für alle hervorragenden Geistesbewegungen in Wissenschaft, Politik, Literatur und Kunst zu vereinigen, wie solches, durch Vorträge und Discussionen gefördert, dem geselligen Verkehr unter den Studirenden, sowohl männlich wie weiblich**), einen gediegenen Inhalt zu geben vermag." Was dies zunächst besagen will, wird deutschen Lesern am leichtesten ersichtlich aus der Thatsache, daß Georg Brandes und Harald Höffding zur Genossenschaft gehören und hier die bedeutendsten ihrer Vorträge gehalten haben. Außerdem haben die hier gepflogenen Erörterungen über die einheimische Politik ein solches Ansehen im Lande erworben, daß gar mancher Sitz im Reichstage nunmehr von Leuten eingenommen wird, die sich auf der Rednerbühne der fraglichen Genossenschaft hervorgethan.

Neben ihrem eigentlichen Wirken hat aber die Studentengenossenschaft eine gar vielfältige Thätigkeit entfaltet. Kurz vor ihrem Austritt aus dem Verein hatte die Opposition dem Bildungsbedürfniß der Arbeiterschaft ihr Augenmerk zugewandt. Seitdem bestehen sowohl Sonntagskurse wie auch regelmäßig abgehaltene Vorträge und Abendkurse an Wochentagen, die sich eines lebhaften Zuspruchs erfreuen. Beachtenswerth hierbei ist auch, daß die hierzu erforderlichen Lehrkräfte durch Mitglieder des Studentenvereins verstärkt sind, die ebenso wie ihre Collegen aus der Genossenschaft ihrer übernommenen Pflichten ohne jeglichen Entgelt walten. Für die Abendkurse haben die jungen Leute eine Menge Lehrbücher herausgegeben, die viele Auflagen erlebt: Tausende dänischer, englischer und deutscher Lesebücher, Handbücher im Rechnen und in der Buchhalterei, sowie mathematische Lehrbücher wurden von dort aus über das ganze Land verbreitet, bald darauf auch für gleichartige Anstalten in Norwegen angenommen, wo die Studentenschaft im Eifer für die Arbeiterbildung hinter derjenigen Kopenhagens in keiner Weise zurücksteht. Diesem Unternehmen gesellt sich die Herausgabe kleiner wohlfeiler Bildungsschriften bei, von den besten Federn in Dänemark und Norwegen verfaßt und auf Betrieb der betreffenden Genossenschaften bei der städtischen und ländlichen Arbeiterbevölkerung verbreitet. Nicht minder wichtig ist die seit 1885 von der Studentengenossenschaft errichtete Rechtsanwaltschaft für Unbemittelte, die sich zu so hohem Ansehen aufgeschwungen, daß die Stadtcommune von Kopenhagen ihr einen Jahresbeitrag ausgesetzt hat. Zur gedeihlichen Wechselwirkung zwischen der akademischen Jugend und der Arbeiterschaft gehört schließlich noch die seit 1892 bestehende „Führerschaft in den Museen", die sowohl Besuche dieser Anstalten unter kundiger Leitung veranstaltet, als auch illustrirte Schriftchen über die Sammlungen oder Theile derselben herausgiebt.

Was hat die deutsche Studentenschaft ihrerseits hierin aufzuweisen? — Voll Wehmuth stelle ich mir die Gegenfrage: Wozu hätte sie es bringen können, wenn ihr vergönnt gewesen wäre, sich in der Richtung zu entwickeln, die zu Be-

*) Der ursprüngliche Verein zählt heute gegen 1100 Mitglieder, davon etwa 500 Studenten. Die Gesammtzahl der Immatriculirten an der Kopenhagener Universität wird auf ca. 2000 geschätzt, wovon aber gegen die Hälfte den erwähnten Vereinen angehört.

**) Wie an allen nordischen Universitäten, haben Frauen auch in Kopenhagen bedingungslosen Zutritt zu den Vorlesungen und gewisse Examenrechte; die Ausübung des ärztlichen Berufes durch Frauen im ganzen Norden selbstverständlich.

ginn des nun ablaufenden Jahrhunderts durch Fichte's Reden an die deutsche Nation angeregt, im Aufschwung nach den Befreiungskriegen hoffnungsvoll die von den Fürsten gelobte Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse im Auge gehalten hatte? All' die gesunden Keime eines tüchtigen Gemeinsinns, wie es unfehlbar das akademische Leben mit dem gesammtstaatlichen vermittelt haben würde, wurden durch die Karlsbader Beschlüsse und deren schonungslose Durchführung niedergetreten und der Jammer der Kleinstaaterei, den schon die Napoleonische Gewaltherrschaft beseitigt hatte, trat neu in Kraft mit mannigfachen Gebilden des Mittelalters, die sich im Sonderleben des akademischen Corps- und Couleurwesens bis heute erhalten haben. Heute noch, nach 25jährigem Bestehen des geeinigten Deutschlands, ist dies besonders fühlbar an dem mangelnden Sinn für politische Interessen bei der jungen Generation, die an den Universitäten als die eigentliche Studentenschaft gelten will. Möge das kommende Jahrhundert den Besuchern deutscher Hochschulen jenen edeln, thatfreudigen Gemeinsinn bescheeren, der das nordische Studententhum in so bewundernswerther Weise auszeichnet.

## Literatur und Kunst.

### Gustav Flaubert's Briefe.

Von A. Brunnemann (Paris).

„Die Rasse der Gladiatoren ist noch nicht ausgestorben. Jeder Künstler ist einer — er belustigt das Publicum mit seinem Todeskampfe."

Das war Gustav Flaubert's Begriff vom künstlerischen Schaffen. Als starker Kämpfer, der trotz der blutigen Streiche, die ihm die Brust spalten, doch immer Sieger bleibt, als Schöpfer einer Ueberfülle von gewaltigen Gedanken, die er so lange zusammenbändigt, bis er sie in eine künstlerisch schöne Form geschmiedet hat: so offenbart er sich in den 4 Bänden seiner Briefe, die erst kürzlich der Oeffentlichkeit übergeben wurden.*) Wir tauchen in die geheimsten Tiefen eines bis jetzt verschlossen gebliebenen Geistes. Immer neue Perlen dürfen wir an's Licht fördern und ein Dichter wächst vor uns empor zu wahrhaft erdrückender Größe. Mächtig ergreift uns die einfache Geschichte einer starken Persönlichkeit, die in jungen Jahren ein Ideal faßte und unter Schmerz und Schweiß darum rang, stets sich selber treu, bis sie es in unsterblichen Kunstwerken verwirklichen durfte. Doppelt werthvoll ist diese Veröffentlichung, da Flaubert als Hauptvertreter der Theorie „de l'art pour l'art", der absolut objectiven, unpersönlichen Kunst, eine unbezwingliche Abneigung besaß, etwas von seinem Herzen in seinen literarischen Schöpfungen niederzulegen. Das erste Gesetz für den Künstler hieß ihm „Mache die Nachwelt glauben, daß Du nicht existirt hast." Mit Vorliebe hat er das dargestellt, was seinem innersten Wesen fremd, ja widerlich war — wohl müßte er sich jetzt im Grabe umdrehen, wenn er die Geheimnisse seiner Seele dem ihm so verhaßten „Bourgeois" preisgegeben sähe; dennoch nennen wir ihren Besitz ein großes Glück.

Wir nehmen an, daß Gustav Flaubert unsern Lesern als Vater des realistischen Romans bekannt ist und daß wenigstens seine Meisterwerke „Madame Bovary" und „Salammbô" von ihnen nicht unberücksichtigt blieben, wenn sich auch „L'éducation sentimentale" und „La tentation de St. Antoine" in Deutschland — ja selbst in Frankreich — nur wenig verbreitet haben. Kurz sei noch erwähnt: Flaubert ward 1820 in Rouen geboren, studirte in Paris Medicin, gab aber bald seinen schriftstellerischen Neigungen nach und zog sich mit seiner Mutter zu einem Einsiedlerleben nach Croisset bei Paris zurück. Dort weihte er, unbekümmert um die Strömungen der Zeit und das Urtheil der Kritik, ein volles Menschendasein der Ausgestaltung seiner früh gefaßten künstlerischen Pläne, und von dort aus correspondirte er mit treuen Freunden und vereinzelten Freundinnen. Diese Briefe füllen Band 2—4 der „Correspondance". Band 1 enthält die spärlichen Ereignisse seiner Kinder- und Jugendjahre, farbenglühende Schilderungen einer Orientreise, die er 1849 mit Maxime Ducamp unternahm und die beginnenden Beziehungen zu der Schriftstellerin Louise Collet, die er Jahre lang als „seine Muse" feierte, bis ein jäher Bruch mit der Geliebten ihren Namen für immer aus den Briefen bannte.

Ferner treten lebensvoll aus diesen Zeilen hervor: Ernest Chevalier, Alfred le Poittevin, Maxime Ducamp und der Dichter Louis Bouilhet, Flaubert's getreuer Pylades im schriftstellerischen Schaffen. Lebhaft bewegt ihn das Geschick dieser Freunde und der Tod des jungen Le Poittevin reißt eine schmerzlich empfundene Lücke in sein Leben. Rührende Sohneszärtlichkeit durchklingt jede Zeile an seine Mutter, die ihm bis in's späte Mannesalter erhalten blieb, und eine fast väterliche Fürsorge spricht aus den Briefen an seine anmuthige Schwester Caroline, ein zartes Geschöpf, dessen Tod er schon frühe beweinen mußte.

Nur einer Frau, Louise Collet, hat er ein Stück von seinem innersten Wesen gegeben. Die Leidenschaft zu ihr bewegt seine letzten Jugend- und ersten Mannesjahre. Doch auch sie durfte sich nicht rühmen, sein Herz ganz besessen zu haben. Flaubert hat sich nie von einer elementaren Liebesleidenschaft unbewußt fortreißen lassen; sein gewaltiger Wille bändigte Alles, was in ihm stürmte, und machte es der Kunst, seiner einzigen großen Sehnsucht, unterthan. Hat er nur einmal, an die Geliebte denkend, in zitternder Erregung die Arbeit unterbrochen und seinen heißen Sehnsuchtsschrei niedergeschrieben? Mit dem Fleiße eines Accordarbeiters verrichtete er sein oft vierzehnstündiges Tagewerk (damals die Bovary) und lange nach Mitternacht verfaßte er geistreiche Essays an die „Muse", in denen er in stilistisch geklärter Form das Beste niederlegte, was die Glanzperiode seines Schaffens täglich in seiner Seele wach rief. Diese Liebesbriefe scheinen uns dazu geschrieben zu sein, alle Gluth auflodernder Leidenschaft zu dämpfen und sie in eine mild leuchtende Weisheitsfackel zu verwandeln. Wenn er den Sturm herannahen fühlte, wappnete er sich mit allen Vorsichtsmaßregeln eines kundigen Schiffers, um ihm unerschrocken Trotz zu bieten. Sein Verstand analysirte Alles und seine Leidenschaften dienten ihm nur zu geistigem Uebungsstoff. Brust an Brust kämpfte seine Kunst mit den überquellenden Empfindungen seines Herzens und nur solche brachte er zu Papier, die er ganz bezwungen hatte: Den geläuterten Wein wollte er geben — nicht gährenden Most.

Wenige Tage nach dem ersten Beisammensein mit der Geliebten schreibt er ihr*):

„Du fragst mich, woher meine Zurückhaltung kommt, ‚für immer' zu sagen. Warum? Weil ich die Zukunft errathe und weil sich mir unaufhörlich der Gegensatz aufdrängt. Ich habe niemals ein Kind gesehen, ohne daran zu denken, daß es dereinst zum Greise wird. Du glaubst, Du werdest mich ewig lieben — ewig! Welche Anmaßung aus einem Menschenmunde!"

Seine Liebesbeweise sind nur ein unausgesetztes Flehen, das geliebte Weib möge sich an etwas Größeres hingeben als an ihn und alle Phasen der Liebe und des Leidens nur als Durchgangspunkte, als Schritte aufwärts betrachten, um ein Ideal zu verwirklichen. Dieses Ideal war für ihn die Kunst, eine gewaltige Idee aus dem ewigen Wandel und

*) Paris. Charpentier.

*) Bd. 1. S. 111.

Wechsel des Lebens herauszulösen und sie in eine unvergängliche Form zu gießen.

„Arbeite" — ruft er —*) „liebe die Kunst! Von allen Lügen ist sie noch am wenigsten trügerisch! Versuche sie mit ausschließlicher, feuriger, hingebender Liebe zu lieben! Sie wird Dich nicht im Stich lassen. Die Idee allein ist ewig und nothwendig."

Er war Pessimist, doch zu gleicher Zeit ein Enthusiast. Pessimistisch erkannte er die unabänderlichen Gesetze des Menschendaseins. Mit unseliger Hellsichtigkeit durchschaute er schon früh das Leben, das Leben, wie er es in seinem Erstlingswerk, der „Education sentimentale" schildert. Vielleicht weil es allzu menschlich, ist dieses Buch Vielen, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, unverständlich geblieben. Es enthält die langsam fortschreitende Verflachung einer Seele durch das Leben. Nur der tief empfindende Leser fühlt heraus, daß diese Geschichte, in der sich nichts ereignet, als das endliche Untergehen aller Jugendhoffnungen in der monotonen Existenz des Kleinbürgers, ein Untergehen, das nicht einmal von merklichem Bedauern begleitet ist, mit dem Herzblut geschrieben wurde. Die bittere Ironie, die später auch in „Madame Bovary" das Leitmotiv bildet, klingt hier noch in einer stummen Resignation vor dem Unabwendbaren aus.

Den „Bourgeois", der sich von den materiellen Lebensbedingungen beherrschen läßt und ihnen seine Ideale opfert, giebt Flaubert verloren. Sich selbst und seine Freunde aber will er retten, indem er ihnen zuruft: „Wir müssen wie Spießbürger leben und wie Halbgötter denken."

Der Enthusiast in ihm flüchtet sich in die Region des Gewaltigen aus des Lebens Höhen und Tiefen. Der Philosoph klammert sich fest an die Idee. Hoch über dem Leben sucht er als ruhig abgeklärter, etwas resignirter Geist zu schweben, doch will er dabei seiner ganzen Jämmerlichkeit und Unerbittlichkeit fest in's Auge sehen, wie er sich selbst in's Auge sah, es studiren, analysiren und unsterblich machen.

Je weiter wir lesen, desto mehr sehen wir ihn diesem Ziele näher kommen. Er offenbart sich als Weltweiser, wenn er Mlle. Leroyer de Chantepie, einer von übersinnlichen Problemen gequälten und nach Lösung schreienden Seele, seine unvergleichlichen Recepte zu Lebens- und Selbstüberwindung schreibt**):

„Sie empören sich gegen die Ungerechtigkeit der Welt, gegen ihre Niedrigkeit, ihre Tyrannei, ihre ganze Schmach und Schande. Doch kennen Sie sie auch? Haben Sie alle genau studirt? Sind Sie Gott? Wer sagt Ihnen, daß das menschliche Urtheil unfehlbar ist? Daß Ihr Gefühl Sie nicht betrügt? Wie können wir mit unserer beschränkten Intelligenz, mit unseren vergänglichen Sinnen zu einer absoluten Erkenntniß des Wahren und Guten gelangen? Werden wir jemals das Absolute erfassen? Die Menschheit ist so, und es handelt sich nicht darum, sie zu ändern, sondern sie zu kennen. Denken Sie weniger an sich. Geben Sie die Hoffnung auf eine Lösung auf! Sie ruht im Schooße des Vaters . . . Verbinden Sie sich im Gedanken mit ihren Brüdern von vor 3000 Jahren. Durchleben Sie noch einmal all' ihre Leiden, all' ihre Träume und Sie werden Herz und Verstand zugleich erweitert fühlen; eine tiefe, unendliche Sympathie wird wie ein Mantel alle Wesen umhüllen . . . Beschränkte Leute, anmaßende Geister wollen für Alles einen Schluß. Sie wollen das Unendliche messen; sie füllen ihre arme kleine Hand mit Sand und rufen dem Ocean zu: Ich will den Sand an Deinen Ufern zählen! Doch da die Körner ihnen aus den Händen rinnen, trippeln sie weinend umher. Wissen Sie, was man am Strande thun soll? Niederknieen oder spazieren gehen! . . .

. . . Kein großes Genie hat abgeschlossen, kein großes Buch schließt, weil die Menschheit selbst ewig im Wandel begriffen ist und nicht schließt. Weder Homer schließt, noch Shakespeare, weder Goethe — noch die Bibel —"

Von dieser Philosophie ausgehend, macht Flaubert das Leben zu seinem Objectiv. Er secirt es unablässig, und Alles, was Ueberspanntheit und falsche Sentimentalität dazu gedichtet haben, schneidet er unerbittlich davon los, bis er triumphirend sagen kann — seht, hier ist es — so ist es und nicht anders. Jahrzehnte härtester Arbeit bedurfte er, um dieses Ziel zu erreichen. Wie er um die Idee rang, so rang er um die Form.

Für den Literaturhistoriker sind die Briefe von unschätzbarem Werthe, die von der langsamen, schweren Geburt jener Geisteskinder des Dichters zeugen, die stets als Marksteine in der Weltliteratur dastehen werden: „Madame Bovary" und „Salammbô".

In Band 2 finden wir ihn unablässig an „Madame Bovary" arbeiten. Und wie arbeitet er! 14 Stunden täglich bannt er seine kraftvolle Gestalt an den Schreibtisch. Er schreibt, forscht, verwirft und schreibt wieder, um bis in's Kleinste wahr zu sein. Innerhalb acht Tagen verfaßt er knapp fünf Seiten, weil er das Fertige mit unbarmherziger Selbstkritik stets wieder auf das Viertel zusammenstreicht.

„Wenn Du wüßtest, welcher Brei meine Manuscripte sind," schreibt er an seine „Muse".*) „Nun sind 120 Seiten fertig; 500 habe ich mindestens geschrieben. Gestern habe ich den ganzen Nachmittag damit zugebracht, die Gegend durch farbige Gläser zu besehen. Ich brauchte das zu einer Seite der ‚Bovary'."

In seiner Weltabgeschiedenheit — nur durch seltene Besuche in Paris unterbrochen — spinnt er Faden um Faden die Misere dieser kleinbürgerlichen Lebensepisode aus: das Liebesverhältniß einer haltlosen, an falscher Sentimentalität krankenden „femme incomprise" der Provinz mit einem romantisch angehauchten Commis. Und dazu das Milieu der kleinen Stadt mit den Typen am jämmerlich Kleinlichen klebender Menschen, wie er sie so sehr verachtete! Jeder Zoll daran ist echt und auf das Genaueste beobachtet. Die Erbärmlichkeit der Gesinnungen schneidet tief in die Seele; sie wird ihrem Schöpfer selbst so zuwider, daß er Lust hat „d'en vomir physiquement".

„Que ma Bovary m'embête," heißt es ein anderes Mal.**) „Nie in meinem Leben habe ich etwas Schwierigeres geschrieben, als solchen trivialen Dialog. Ich werde wohl mehr als drei Monate über dieser Gasthausscene zubringen. Bisweilen habe ich Lust, zu weinen, doch will ich lieber darunter zusammenbrechen, als sie meiden." Schließlich bekennt er offen***):

„Die Bücher, nach denen mein Ehrgeiz steht, sind gerade die, wozu ich das geringste Talent habe. In dieser Hinsicht wird die ‚Bovary' ein unerhörtes Kunststück werden, worüber ich mir allein Rechenschaft ablegen kann. Stoff, Personen, Effecte u. s. w., Alles liegt ganz außerhalb meiner Natur."

Und nun drängt sich doppelt heftig die Frage auf, die der Blick in die Seele des großen Mannes schon oft in uns hervorrief: Welche Dualität in seinem Wesen trieb den unter Romantikern Aufgewachsenen, der in seinem Herzen ewig Romantiker blieb, dazu, Vater des Realismus zu werden? Seine Seele dürstete nach großartigen übermenschlichen Dingen, nach dem Heroismus geschichtlicher Glanzseiten, nach den glühenden Farben des Orients, nach den eruptiven Leidenschaftsanfällen gewaltiger Naturmenschen. Alles das kennzeichnet ihn als Geistesverwandten Victor Hugo's und Chateaubriand's, für dessen „Martyrs" er sich begeisterte. Und wählte er den Realismus, so hätte es doch nothwendig

*) Bd. I. S. 119.
**) Bd. III. S. 85 u. 87.

*) Bd. II. S. 102.
**) Bd. II. S. 133.
***) Bd. II. S. 128.

nur der Realismus des Gewaltigen sein müssen, der Realismus eines Shakespeare, vor dessen Größe Flaubert bis in's innerste Mark erbebte.

Wir können nach strengster Prüfung dieser Selbstbekenntnisse nur wiederholen, was bewährte Forscher längst gesagt haben: der Ekel an dem engherzigen, kleinbürgerlichen Leben trieb ihn dazu, es in seiner ganzen Nacktheit und Erbärmlichkeit darzustellen. Der Haß gegen den „bourgeois", „der mit zwanzig Jahren die Gelübde, für das Schöne und für das Gute zu leben, wie Jugendthorheiten über Bord wirft, und der als die einzigen begehrenswerthen Dinge, eine Mitgift, ein Avancement, eine Ordensdecoration ansieht", reifte in ihm den Plan zu dieser beißenden Satire auf das Leben.

Die „Bovary" ist zu Ende. Die feindlichen Angriffe der Kritik kümmern ihn so wenig wie einen Riesen die Pfeilschüsse eines Zwerges. Schon sinnt er wieder an einem neuen mächtigen Werke: Salammbô. Der Verfasser der „Education" und der „Bovary" fürchtete in einen seichten Realismus zu verfallen, deßhalb wandte er sich der ungeheuren Aufgabe zu, historischen Realismus zu schreiben.

Die Ideen überwältigen ihn. Er berauscht sich am Schrankenlosen, am Uebermenschlichen, am Grauenhaften. In der Einsamkeit von Croisset schreit er seine Begeisterung heraus. Aber er schreibt nichts wieder, ehe die Erregung der Idee, die nach einer kunstvollen adäquaten Form verlangt, gedämpft ist. Wieder das unablässige Suchen um die Wahrheit, das durch den fernabliegenden historischen Stoff kaum auszudenkende Schwierigkeiten bietet. Läßt die meisterhafte Schilderung einer Kriegsausrüstung, eines Festmahles auch ahnen, wieviel gewissenhafte Studien ein einziger Satz voraussetzt, so gewährt Flaubert's fast humoristisches Widerlegen einer oberflächlichen Kritik*) erst einen Einblick in die Peinlichkeit, mit der er um der geringsten Einzelheit willen in historischen und archäologischen Documenten nachgeforscht hatte. Eine Studienreise nach Carthago, die er inmitten seiner Arbeit unternahm, ließ ihn noch vieles früher Geschriebene umgestalten. Die Sprache, in die der genial bewältigte Stoff gebannt ist, erscheint hier wie in Marmor gemeiselt. Der Dichter selbst berauscht sich an der Schönheit des Satzes und feilt ihn bis in's Kleinste zu wunderbarer sprachlicher Harmonie heraus. Acht Tage lang sinnt er darüber nach, eine Assonanz zu vermeiden. Festtage sind es, wenn Louis Bouilhet bei ihm einkehrt und einer mit viel Pathos vorgetragenen vollendeten Stelle Beifall spendet. Später gesellt sich zu den Beiden die rastlos thätige George Sand. Sie verbringt Wochen in Croisset, sie wird Zeugin der „gueulades", wie Flaubert das Vortragen seiner Kraftstellen nannte, sie theilt seine unersättliche Begeisterung für das Schöne.

Der sechsundvierzigjährige Mann wurde von einer fast jugendlichen Schwärmerei für die zweiundsechzigjährige George Sand erfaßt, die sich nach dem Austoben ihrer literarisch so fruchtbaren Leidenschaften als brave Großmutter nach Nohant zurückgezogen hatte. Sie wird ihm Freundin, Schwester, Mutter und „sa chère maître". Ihr schüttet er sein Herz aus, wenn ihn „les affres du style" quälen, wenn er an seiner Riesenaufgabe verzweifelt, oder wenn ihn Ekel erfaßt über die menschliche Bornirtheit, über die literarischen und politischen Ungeheuerlichkeiten seines Vaterlandes. Ihr auch entwickelt er das ganze System seiner objectiven Kunst, sein künstlerisches Glaubensbekenntniß, und gesteht, wie er diesem Glauben zu Liebe unter heißen Qualen Tausende von wilden Gedanken in sich verschließt, die stürmisch an's Licht zu dringen begehren. „Ein Romanschreiber hat nicht das Recht, seine persönliche Meinung über irgend Etwas zu äußern. Hat der liebe Gott je seine Meinung gesagt? Darum habe ich tausend Dinge in mir, die mich zu ersticken drohen, die ich herausspeien möchte — aber ich schlucke sie wieder hinunter. Der erste Beste ist weit interessanter als Monsieur Gustave Flaubert, weil er allgemeiner und folglich typischer ist." *)

Bedauerlich bleibt, daß die geistvollen Widerlegungen der Sand, die ihr Leben lang subjectiven Gefühlsausbrüchen und einer Literatur höchster Leidenschaft gehuldigt hat, nicht beigedruckt sind.**) La chère maître und der geniale Russe Turgenieff bleiben später die einzigen Freunde des Einsiedlers von Croisset. Sein getreuer Bouilhet ist todt. Die pietätvolle Herausgabe von Bouilhet's Nachlaß und eine Aufführung seines Dramas „Aïssé", die Flaubert am Odéon durchsetzte, bereiten diesem herbe Enttäuschungen. Dann folgt das Kriegsjahr mit allen Schrecken der „prussiens", der Commune und der Schändlichkeiten politischer Winkelzüge. Flaubert ist entrüstet, angeekelt, er schleudert seinen Zeitgenossen furchtbare Anathemen entgegen. Kaum fünfzig Jahre alt, fühlt er sich altern; er wendet Paris, das er fast regelmäßig besuchte, den Rücken, denn auch Gautier, sein genialer College im Aufbau literarischer Prachttempel, in dessen Cenacle er oft weilte, stirbt 1873. Der alte Pessimist regt sich wieder gewaltig in ihm — doch auch seine glühende Begeisterung für die Kunst lebt noch: Neidlos begrüßt und bewundert er diejenigen unter seinen Zeitgenossen, die seine eigenen Ideale zu verwirklichen strebten. Er ermuthigt die Gebrüder Goncourt, er ist außer sich vor Ekstase über den kraftvoll emporwachsenden Riesen Emile Zola und wird der unerbittlich strenge Lehrmeister des feinsinnigen Maupassant. Er selbst aber, von dem Abscheu an der Gegenwart getrieben, flüchtet sich in die Vergangenheit und arbeitet mit neuen Kräften an der „Tentation de St. Antoine". Sie hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet und ist sein „Faust" geworden. Den ersten Gedanken dazu faßte er 1845 in der Akademie zu Florenz vor einem Bilde Breughel's, und in ihr legt er als gereifter Mann die ganzen Ergebnisse seiner ziemlich regellosen philosophischen Studien und Betrachtungen nieder. Sie gipfeln in einem etwas unklaren Pantheismus; Spinoza's „Ethik" war stets Flaubert's Lieblingslectüre. Die „Versuchung des heiligen Antonius", in der alle Mythen, Religionen, Wahnvorstellungen, alle Offenbarungen und philosophischen Systeme der Welt „hineingeheimnißt" sind, und darin alle Idole, Götter, Phantome und Fabelthiere heidnischer und christlicher Mystik einen wahren Hexensabbath aufführen, war wohl dazu angethan, ihn ganz in objective Studien zu versenken.

Monate lang vertieft er sich in die Lehren des Buddhismus. Wochen lang durchblättert er Zauberbücher des Mittelalters, um das Barockste an phantastischen Thiergestalten herauszusuchen, und viele Stunden verträumt er in Museen vor fratzenhaften Idolen. Auch diese Riesenarbeit durfte er noch vollenden; über „Bouvard et Pécuchet" aber sollte er sterben; 1880 raffte ihn ein Schlaganfall aus voller Thätigkeit hinweg.

Aus den Briefen der letzten zehn Jahre seines Lebens spricht eine herbe Melancholie. Der Verächter des „Bourgeois" ist vollkommen Misanthrop geworden, der in seiner aristokratischen Verachtung so weit geht, der unvernünftigen Menschheit jede moralische Vervollkommnungsfähigkeit abzusprechen. Die erschütternden Ereignisse von 1870 hatten zu tief in seine Seele geschnitten, und die zunehmende Vereinsamung, aus der er sich nicht losreißen wollte, nährte seinen Haß gegen Alles, was seinem Ideale von Geistesgröße nicht entsprach. Vielleicht war er zu beneiden, daß er sich fernab von allem kleinlichen Treiben in stolzer Unabhängigkeit ganz seinen erhabenen Gedanken und der Verwirklichung seiner Ideale hingeben durfte. War er glücklich? Wir glauben es nicht. Er litt unter dem unerbittlichen Machtgebot seiner

*) Vergleiche den interessanten Brief an den Redacteur der Revue contemporaine. Bd. III. S. 213.

*) Bd. III. S. 316.

**) Bei Charpentier ist vor Kurzem auch der Briefwechsel zwischen Flaubert und der Sand in einem Bande erschienen.

künstlerischen Ueberzeugung und der furchtbaren Strenge gegen sich selbst, das überschäumende Leben in seiner Brust ewig zu dämpfen und zu zügeln. Schon in seiner Jugend rief er sich zu:

„Du wirst den Wein, die Liebe und den Ruhm schildern unter der Bedingung, daß Du weder betrunken, noch verliebt, noch ehrgeizig sein wirst. Wenn man sich in's Leben einmischt, sieht man es verkehrt an; man leidet und genießt zu viel." — Diesem etwas paradoxalen Grundsatz getreu, hat er nur wenig genossen, aber viel gelitten.

Der Künstler-Gladiator wollte sich nicht vom Leben bezwingen lassen. Er hat es gleich beim ersten Treffen gepackt und in unsterblichen Werken festgekettet. Der Halbgott in ihm sättigte sich an der Genugthuung, allein die Idee erfassend, hoch über den irdischen Dingen zu schweben, doch mußte nicht der Mensch ewig hungrig bleiben. Mußte er nicht leiden, da er sich um seine besten, echten menschlichen Freuden betrogen sah?

---

## Die antike Humanität.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Als Hindernisse für die Aneignung der humanen Bildung empfanden die Römer den banausischen Sinn, die oberflächliche Halbbildung und die drückende Last der Geschäfte im forensischen und politischen Leben, die von gründlichem Studium allzu Viele abhielt. Eine weitere Entstellung erhielt das Humanitätsideal durch die advocatorische Rabulistik, zu welcher die forensische Beredsamkeit damals noch weit mehr als jetzt nöthigte, und durch welche das reine Streben nach Wahrheit häufig umgebogen wurde. Seiner Natur nach war ferner das Humanitätsideal auf die vorurtheilslosen Gebildeten, d. h. damals auch auf die aristokratische Minderheit beschränkt. Für die unedle Masse des Volkes dagegen mußte aus politischen Rücksichten die polytheistische Staatsreligion aufrecht erhalten werden, und dabei walteten scrupellos dieselben Aristokraten als Opferpriester, die für sich in der Humanitätsidee einen Religionsersatz gefunden hatten. Indessen auch für ihre Kreise fehlte viel daran, daß aus der Humanitätsidee die vollen praktischen Consequenzen gezogen worden wären; das zeigt am deutlichsten ihr Verhalten zu den Frauen und Sclaven, die doch gar sehr als Menschen zweiter und dritter Classe behandelt wurden. Daß übrigens das Urchristenthum sich grundsätzlich gegen das Institut der Sclaverei erklärt hätte, wie Schneidewin annimmt, ist mir nicht bekannt, wenngleich es die Härte der Sclaverei zu mildern suchte. Erst die Reformen des Stoikers Marc Aurel gaben den entscheidenden Anstoß zur Umwandlung des Instituts der Sclaverei und ihrer Erhebung zur Leibeigenschaft; diese Reformen waren aber das Product einer Staatsklugheit, die den angesiedelten germanischen Gefangenen die Ehe ließ, um die entvölkerten römischen Provinzen durch frisches Blut neu zu bevölkern. Die spätere oströmische Jurisprudenz sanctionirt dann bloß, was sich durch den Wandel der Verhältnisse thatsächlich entwickelt hatte.

Die antike Humanität geht von der Voraussetzung aus, daß die Erkenntniß des Ideals auch den Willen, es zu verwirklichen, mit genügender Stärke hervorrufen müsse, um alle Widerstände zu überwinden. Diese Voraussetzung wird durch die Erfahrung nicht bestätigt, wenn nicht Kräfte des Geistes vorhanden sind, die sich gleichsam als Vorspannpferde in den Dienst des Ideals stellen. Die Humanität kann als complexer Ausdruck für die wichtigsten Bestandtheile der Geschmacksmoral wohl eine anderweitig fest gegründete Sittlichkeit zur schönsten Blüthe reifen, aber sie kann nicht das mangelnde Fundament der Moral ersetzen. Wer den natürlichen Menschen für gut und vernünftig hält, mag sich solchen Träumen hingeben; wer aber die übergreifende Selbstsucht des Eigenwillens als das radical Böse und Unvernünftige in der menschlichen Natur erkannt hat, der wird sich nach anderen und stärkeren Motiven umsehen müssen als der Humanitätsidee, um das schlummernde Fünklein der Gnade im natürlichen Menschen zu wecken und den geistlichen Menschen in ihm geboren werden zu lassen, der erst mit dem natürlichen zusammen den vollen und ganzen Begriff des Menschen ausmacht.

„Eine absolute Kraft, den Geist über reale Trauer und Bekümmernisse emporzuheben, hat für das humane Bewußtsein das wissenschaftliche Leben nicht", wenngleich es die besten Tröstungen gewährt, die es bei traurigen Wechselfällen des privaten und öffentlichen Lebens giebt. — Die antike Humanität sieht den Glücksgehalt des menschlichen Lebens eher in pessimistischem Lichte an", obschon sie nicht im Zusammenhange über seinen Werth reflectirt. Den Heroismus des Selbstmords zu feiern, sind alle alten Philosophenschulen einig, und Cicero findet es nöthig, sich wegen dessen Unterlassung nach dem Siege Cäsar's besonders zu entschuldigen. „Die Humanitätsgesinnung erscheint doch wie von einer gewissen Melancholie leicht umwölkt, wie mit einem leisen Weh behaftet, daß sie nicht theoretisch und praktisch alles in's Reine bringen kann, wie von dem Gefühle durchdrungen, daß sie nicht eine endgiltige, sich selbst in jeder Beziehung rechtfertigende Position, sondern nur eine freundlichste Zufluchtsstätte in dem Dunkel und den Stürmen des Menschenlooses ist."

Erweitert man die Idee des Menschen zur Einheit des natürlichen und geistlichen Menschen, so trägt man mit der letzteren Seite durch die einwohnende Gnade bereits die Immanenz mit in den Begriff des Menschen hinein; damit erhält man dann freilich ein religiös-ethisch ausreichendes Princip, aber doch eben nur dadurch, daß man die einseitige Menschheit zur doppelseitigen Gottmenschheit (dem im Menschenherzen neu geborenen Gottsohn oder Christus) erweitert hat. Damit ist denn zwar der beste Trost gegen natürliche und geistige Leiden gewonnen und das Mindestmaaß der Unlust erobert, aber in Bezug auf positive Glückseligkeit, wenigstens für die Dauer des irdischen Lebens, nichts gewonnen.

Die antike Humanität kann den Zwiespalt zwischen dem vom Begriff Geforderten und dem im irdischen Leben Erreichbaren nicht überbrücken; insbesondere im Greisenalter, wo die Quelle des irdischen Hoffens versiegt, bleibt ihr nichts übrig als die Vertröstung auf das Jenseits. Sie betrachtet sich deßhalb als Erbin der Eleusinischen Mysterien und sucht ihren Unsterblichkeitsglauben auch philosophisch im Anschluß an Platon's Phädon zu begründen. Freilich war es damals noch leichter, den Gedanken der bewußten individuellen Seelenfortdauer zu fassen und festzuhalten, als in unserm naturwissenschaftlichen Jahrhundert. Es ist charakteristisch hierfür, daß die modernen christlichen und jüdischen Vertheidiger und Lobredner des Alters (Jakob Grimm*), Lasker, Bamberger) die Unsterblichkeit bei Seite lassen, während das Gespräch des Heiden Cicero über das Alter in diesem Punkte gipfelt. Immerhin muß der Zustand des Menschen im Jenseits, wenn er in Bezug auf Vollkommenheit oder Glückseligkeit oder beide ein Vollendungszustand sein soll, so weit von dem uns bekannten abweichen, daß dadurch unser Begriff der Humanität völlig umgestaltet und entweder durch ein Phantasiegebilde oder durch ein unbeschriebenes Blatt ersetzt wird. Bleibt aber ein solcher Vollendungszustand unerreichbares Ziel, dem die individuelle Entwickelung im Jenseits sich nur asymptotisch annähert, so verbindet sich mit der Unfaßbarkeit

*) Vgl. „Cicero und Jakob Grimm über das Alter." Herausgegeben von Max Schneidewin. Hamburg 1893. Verlagsanstalt A. G.

des Endziels noch die schlechte Unendlichkeit des wirklichen Processes, die dem Begriff keinesfalls Genüge thut. So erscheint die Unsterblichkeit in jeder Hinsicht als etwas dem Humanitätsbegriff Fremdes, zu ihm Hinzukommendes, das ihn aufhebt, indem es ihn über sich hinaus zu heben versucht.

Von den Jungdeutschen und Jüngstdeutschen ist die antike Humanität oft betont worden, um ihr Streben nach Emancipation des Fleisches und Restitution der Sinnlichkeit mit einem classischen Schilde zu decken. Diese Berufung ist aber durchaus irrthümlich und beruht auf Verwechselung der antiken Humanität mit dem Humanismus der Renaissance, die allerdings bloß eine Wiederbelebung der antiken Humanität sein *wollte*, aber etwas ganz Anderes aus ihr gemacht hat. Die antike Humanität hat eine spiritualistische Auffassung von der Würde des Menschen, der durch seine Vernunft über die Triebe und Reizungen der Sinnlichkeit erhaben ist, wenngleich das höchste Gut nur für ein einseitig geistiges Wesen rein geistig ohne jede sinnliche Beimischung bestimmt werden dürfte. Der Humanismus dagegen ist wesentlich sensualistisch, weil er das Reich der Vernunft als Gegensatz gegen das Reich der Kirche, das Ideal des Menschen als das des *Weltmenschen* im Gegensatz zum *Cleriker* und die Würde des Menschen als Freiheit seiner Selbstbestimmung zum Guten und Bösen faßt, und weil er die in ihrem Werthe erkannte höhere Sinnlichkeit der Phantasie und des ästhetischen Scheins von der niederen des realen Lustgefühls noch nicht zu unterscheiden versteht. Das Bekenntniß des Humanismus zu dem Rechte der Sinnlichkeit ist einerseits bloß die Kehrseite von seiner Feindseligkeit gegen die kirchliche Weltflucht, andrerseits aber auch die Folge seines zügellosen Subjectivismus, dessen krassteste Beispiele und Opfer das Zeitalter der Renaissance uns zeigt. Das antike Ideal des Menschen hat eine gewisse abstracte Starrheit, welche zur Mannigfaltigkeit des concreten Ideals zu verflüssigen ein berechtigtes Streben war; wenn der erste Versuch dieser Verflüssigung ihm alle Objectivität abstreifte und die Willkür und Laune der ausschweifenden Subjectivität an ihre Stelle setzte, so ist das geschichtlich leichter verzeihlich, als wenn diese Verirrungen heute noch Bewunderer und Nachahmer finden (die Anhänger Stirner's und Nietzsche's).

Der Humanismus unterscheidet sich außerdem noch in manchen anderen Punkten von der antiken Humanität. Er zuerst entwickelte im Gegensatz zum mittelalterlichen Kosmopolitismus ein italienisches Nationalgefühl im Rückblick auf die ruhmvolle Vergangenheit des römischen Staates und strebte der „katholischen" Kirche gegenüber nach nationaler Beschränkung, während die alte Humanität grade umgekehrt für nationale Erweiterung und Ausdehnung gekämpft hatte. Er zuerst zeitigte eine wahre Sammelwuth für Alterthümer und Denkmäler der Vergangenheit und erweiterte die wissenschaftliche Thätigkeit der Einzelnen zur Collectivarbeit der wissenschaftlichen Gesellschaften. Wenn schon die Alten die formelle Beredsamkeit einigermaßen überschätzt hatten, so überstieg diese Ueberschätzung bei den Humanisten alles Maaß, so daß der Inhalt fast als etwas Gleichgiltiges hinter die Form zurücktrat. Sie waren von grenzenloser Eitelkeit und Ruhmsucht erfüllt, zeigten sich als ein Geschlecht von geborenen Neidern, Krittlern und Lästerern und leisteten das Aeußerste an Leidenschaftlichkeit, Rücksichtslosigkeit und Unfläthigkeit der persönlichen literarischen Feindschaft. In ihrem Vagantenthum erinnern sie mehr an die griechischen Sophisten als an die Vertreter der römischen Humanität; denn diese waren wohlsituirte Aristokraten gewesen und hatten eine leitende Rolle im Staatsleben gespielt, während die Humanisten höchstens Secretäre der Fürsten und Herren, wenn nicht gar Declassirte waren. Aus diesen ihren Lebensumständen und aus ihrem grundsätzlichen Subjectivismus entsprang eine sittliche Verwahrlosung der Humanisten, die ihrer ganzen Classe eine allgemeine, laute und wohlverdiente Mißachtung eintrug. Sie hatten sich von der durch die Kirche überlieferten und gepflegten Form der Sittlichkeit emancipirt; aber das Alterthum, auf das sie sich bei diesem Emancipationskampf gestützt hatten, vermochte nicht, durch seine Normen ihren Subjectivismus zu zügeln. Nur in zwei Dingen ist das Zeitalter der Renaissance dem römischen Alterthum weit überlegen, in der Fülle der schöpferischen Talente, die es hervorbrachte, namentlich auf dem Gebiete der Künste und in der verfeinerten psychologischen Analyse des Gefühlslebens.

Es fragt sich nun, was die antike Humanität unserer gegenwärtigen Culturperiode zu bieten hat, die einerseits an der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, andrerseits an der geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Weltanschauung eine ganz andere Grundlage besitzt als die ungeschichtliche alte Welt an ihrem Polytheismus und Aberglauben. Christliche Weltanschauung, insbesondere in protestantischer Fassung, und antike Humanität schließen sich keineswegs aus, sondern stützen und ergänzen einander in dem Sinne, daß die Entfaltung einer reinen, edlen und schönen Menschlichkeit eine Lücke füllt, die in der auf Höheres gerichteten christlichen Weltanschauung offen gelassen ist, daß dagegen die religiöse Metaphysik ein höheres Stockwerk über dem Erdgeschoß der Humanität darstellt. In der That hat die Menschheit ungeahnte Schätze aus sich entfaltet, die im Alterthum noch keimartig in ihrem Schooße lagen; uns hat sich deßhalb auf inductivem Wege der Begriff des Menschen mit einem reicheren Inhalt erfüllt, als er für die Alten haben konnte. Aber die Grundzüge des Menschenwesens, sein Denken und Fühlen, Sinnen und Trachten, Wollen und Handeln sind doch in der Hauptsache dieselben geblieben, ebenso wie sein leiblicher Organismus. Wie sehr auch die Technik unsere äußeren Lebensbedingungen verändern mag, der Verkehr von Mensch zu Mensch und das sittliche Verhalten ruht im Grunde doch stets auf gleichen Gesetzen.

Ein höheres Genüge finden die nachwachsenden Geschlechter an dem Besitz von Eisenbahnen, Telegraphen, Telephonen, elektrischer Beleuchtung, Specialwissenschaften, Riesenausstellungen u. s. w. doch nicht, sondern nur eine gesteigerte Gefahr, in der Zerstreuung sich selbst zu verlieren. Was uns Noth thut, ist Sammlung, Einkehr bei uns selbst, Ruhe, vernünftige Richtung auf das Wesentliche und Zusammenfassung der verwirrenden Mannigfaltigkeit unter einheitlichen Gesichtspunkten. Dazu kann die antike Humanität uns eine treffliche Hülfe sein, indem sie uns zunächst auf unsere unmittelbare Aufgabe, Menschen zu sein, uns wieder besinnen lehrt und so zu der höheren Aufgabe vorbereitet, die uns über den Rahmen der Menschheit und ihres Schauplatzes hinaus gestellt ist. In diesem Sinne ist es gewiß gerechtfertigt, das Bild der antiken Humanität unserer rastlosen, zerfahrenen Zeit vor Augen zu führen, insbesondere in dem empfänglichen Alter der Jugend, das noch frei von den Verpflichtungen der Fachbildung und lediglich der allgemeinen Bildung gewidmet ist. Die antike Humanität bildet den Kern desjenigen, was heute noch am classischen Alterthum anziehend und liebenswerth gefunden wird, und darum gestaltet sich Schneidewin's Vertheidigungsschrift der antiken Humanität zu einer Schutzschrift für das classische Alterthum gegenüber solchen Bekämpfern desselben wie Nerrlich in seinem Buch „Das Dogma vom classischen Alterthum" und zugleich zu einem Plaidoyer für die Erhaltung und Pflege des humanistischen Gymnasiums.

So sehr ich mich in diesem seinem Grundgedanken mit Schneidewin einig weiß, so weiche ich doch in der Durchführung desselben in einem wesentlichen Punkte von ihm ab. Er giebt zu, daß die Griechen die Humanität im antiken Sinne instinctiv genial dargelebt haben, und daß ihre Werke genügten, um den Römern das Bewußtsein über das in ihnen unbewußt Lebende zu ermöglichen. Wenn nun die reflectirte Aneignung des hellenischen Lebensinhalts durch die Römer für

uns vorbildlich sein soll, so kann das doch nur heißen, daß wir gleich den Römern aus den Schriften der Griechen, die wir jetzt besser nach ihrem Werthe zu ordnen wissen, das Wesen der hellenischen Humanität herausschöpfen und uns zum Bewußtsein bringen sollen. Wenn wir dagegen uns an die römischen Reflexionen über die hellenische Humanität halten, so weichen wir von dem Vorbilde der Römer ab und befolgen vielmehr das der Humanisten, welches eher geeignet ist, uns abzuschrecken.

Wenn die hellenische Humanität einer großartigen Gebirgskette gleicht, so ist es doch belehrender, diese Originallandschaft zu betrachten als die Skizzen, welche die Römer von ihr aufgenommen haben. Es ist schlimm genug, daß die Deutschen die Unart haben, lieber ein Buch über einen Schriftsteller als seine Werke selbst zu lesen; es scheint wirklich nicht nöthig, daß man diesen deutschen Nationalfehler noch pädagogisch pflegt. Daß die römischen Schriftsteller Mangel an Originalität zeigen und in ihren Nachahmungen hinter den griechischen Vorbildern zurückstehen, ist ebenso unbestritten, wie daß wir jetzt die griechischen Schriftsteller besser verstehen als die Römer sie verstanden haben und verstehen konnten. Warum soll man sich da die geistigen Augen anstrengen, um bei diesem lateinischen Mondlicht zu lesen, während auf der anderen Seite die Sonne des hellenischen Geistes strahlt? Uns stehen die esoterischen Werke des Aristoteles und die Schriften Plotin's zur Verfügung, die Cicero fremd waren; wir besitzen das theoretische Interesse für die griechische Metaphysik, das den Römern fehlte. Nicht das wird behauptet, daß aus Cicero, dem größten römischen Encyklopädisten, nichts zu holen sei, sondern nur, daß bei gleichem Aufwand von Zeit, Mühe und Arbeit aus griechischen Schriftstellern viel reicherer Gewinn zu schöpfen ist als aus römischen. Da nun im Unterricht auf's Aeußerste mit der Zeit Haus gehalten werden muß, so folgt daraus, daß die Pflege des Griechischen ein viel geeigneteres Mittel als die des Lateinischen ist, um das zu übermitteln, was als wesentlicher Rechtsgrund für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums dienen soll, das Wesen der antiken Humanität.

Im jetzigen Lehrplan des Gymnasiums dient die Lectüre lateinischer Schriftsteller fast gar nicht dem von Schneidewin angestrebten Zweck; denn von allen den Schriften, die er als Hauptquellen für die antike Humanität anführt, wird nur ein Semester mit zwei Wochenstunden einer Auswahl von Cicero's Briefen gewidmet. Es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß die wichtigeren philosophischen Abhandlungen Cicero's und seine Schriften „orator, de oratore" ꝛc. die schwülstigen Reden und dürftigen Gespräche über das Alter und die Freundschaft jemals ersetzen oder gar die lateinischen Historiker verdrängen könnten. Damit ist dann aber unser ganzer lateinischer Unterricht, soweit er die Lectüre betrifft, als minderwerthig und nicht auf der Höhe seiner Aufgabe stehend gekennzeichnet, und es wäre eine logische Forderung, ihn in die zweite Reihe hinter den griechischen zurücktreten zu lassen, wie dies schon von so vielen hervorragenden Philologen und Pädagogen vorgeschlagen und auch von mir befürwortet worden ist.

Schneidewin macht hiergegen geltend, daß die lateinische Sprache zum Sprechen und Schreiben besser geeignet sei, daß der Gang der geschichtlichen Entwickelung und die höhere Bildungskraft der strafferen lateinischen Sprache und ihr lehrreiches Verhältniß zu den modernen romanischen dagegen sei. Daß die lateinische Sprache zum Sprechen und freien Schreiben besser geeignet ist als die griechische, ist unbedingt zuzugeben; dieser Grund war für die Bevorzugung des Lateinischen mit Recht entscheidend, solange das Sprechen und Schreiben einer todten Sprache als Schulziel galt, hat aber auch mit der endgiltigen Beseitigung dieses Schulzieles jede Kraft verloren. Die übrigen Gründe mögen dafür sprechen, die lateinische Sprache nicht ganz aus dem Gymnasium zu verbannen; aber es ist schwer zu glauben, daß ein lateinischer Unterricht in demselben Umfang, wie ihn jetzt der griechische hat, nicht ausreichen sollte, um die nöthigen Vergleichungspunkte zum Französischen und Englischen zu liefern und die stärkere Bedeutung des Accusativus cum infinitivo und des Ablativus absolutus im Lateinischen einzuprägen.

Der geschichtliche Entwickelungsgang zeigt, daß die Vertreter des humanistischen Gymnasiums von einer Stellung zur anderen zurückgedrängt worden sind, weil sie sich darauf versteift haben, Werthe zu vertheidigen, an deren Vollgültigkeit heute nicht bloß das Publicum und die Schüler, sondern auch ein großer Theil der Lehrer den Glauben eingebüßt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Zurückweichen auch weiterhin fortdauern wird, wenn sie fortfahren, ihre Kräfte auf die Behauptung einer unhaltbar gewordenen Position zu verschwenden. Wenn sie dagegen zugeben wollten, daß die heutigen Schulziele des lateinischen Unterrichtes es nicht mehr rechtfertigen, ihn zum Hauptgegenstand des Gymnasiums zu machen, wenn sie statt dessen den Kampf unter der Fahne des Griechischen neu aufnähmen und sich auf das Programm des Rollentausches zwischen beiden Sprachen einigten, so würden sie von dem Augenblick an leichtes Spiel haben, ihre humanistische Position siegreich zu behaupten.

Eine Steigerung der Schulziele im Lateinischen zu verlangen, wie Schneidewin es thut, scheint mir nachgerade ganz aussichtslos, da schon die thatsächliche Ueberbürdung dagegen spricht, die durch die intensivere Gestaltung des Unterrichtes in allen, auch den Nebenfächern, gegen früher herbeigeführt worden ist.*) Es ist sehr zu bedauern, daß die persönliche Liebe, die gerade die tüchtigsten Philologen durch ihren Bildungsgang mit den lateinischen Schriftstellern verknüpft, ihnen die Klarheit des Blickes für diese zeitgeschichtlichen Wandelungen trübt und daß unter dieser unzeitgemäßen Taktik die Sache der Humanität und der humanistischen Jugendbildung immer schwerere Einbußen erleidet.

Schneidewin hat neben seiner Berufsthätigkeit als Gymnasialprofessor die Muße gefunden, neben zahlreichen Recensionen, Journalartikeln und Programmabhandlungen eine lange Reihe von Brochuren und Büchern zu verfassen, die sich theils auf rein philologischem, theils auf culturgeschichtlichem, politischem, socialem, religiösem, kirchenpolitischem und philosophischem Gebiete bewegen. In den entlegenen Zeiten der Vergangenheit ist er ebenso heimisch wie in den brennenden Tagesfragen, die die Gegenwart aufregen; Alles aber betrachtet er letzten Endes sub specie aeternitatis von der Warte eines Denkers, dessen Blick über die Interessen des Tages hinweg in speculative Fernen hinausschweift. Was er auch angreift, stets fesselt er durch gewandte Schreibweise, klare Problemstellung, Feinheit der Analysen und volle Sachkenntniß; überall zeichnet er sich aus durch vornehme Haltung, persönliche Bescheidenheit, Gerechtigkeit und Milde des Urtheiles, strenge Sachlichkeit, Duldsamkeit gegen Andersdenkende, vorsichtige Schonung des Bestehenden, Freiheit des Geistes und Weite des Gesichtskreises.

Auch in dem hier besprochenen Werke zeigen sich diese Vorzüge; in ihm rinnen gleichsam die verschiedenen Ströme seiner bisherigen Bethätigung in ein gemeinsames Bett zusammen. Die breite Grundlage liefert die Philologie; der inductive Aufbau auf diesem Fundament ist culturgeschichtlich; der Geist, von dem das Ganze durchweht ist, und der bald hier bald dort in Durchblicken sich kundgiebt, ist philosophisch; die Nutzanwendung auf die Gegenwart ist zwar in erster Reihe pädagogisch, berührt aber auch das religiöse und sociale Gebiet, so daß das Werk den verschiedensten Interessen Nah-

*) Vergl. meine Schrift „Zur Reform des höheren Schulwesens", Leipzig, H. Haacke, S. 61—67; „Moderne Probleme", 2. Aufl., ebd. Nr. X; „Die Ueberbürdung der Schuljugend", S. 157—169; „Die Gegenwart" 1889, Nr. 9, S. 137 („Neue Schriften zur Schulreform").

rung bietet. Wenn man ihm einen Vorwurf machen sollte, so könnte es höchstens der sein, daß der philosophische Haupttheil des Buches mit etwas zu behaglicher Ausführlichkeit ausgesponnen ist. Der Verfasser hat dabei offenbar mehr den Gewohnheiten und Bedürfnissen seiner Fachgenossen als denen des großen Publicums Rechnung getragen; darum mögen ihm Jene gerade das zum Verdienst anrechnen, was vielleicht der weiteren Verbreitung des Buches hinderlich sein kann.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### An gebrochenem Herzen.

Von P. Hann.

(Fortsetzung.)

„Nun weiß ich, wer meine blonde Schönheit ist," rief er lustig wenige Tage später. „Sie ist des Hausbesitzers und Gemeinderathes Pfeilzieher einziges Töchterlein. — Schwester Gretchen, wäre es nicht ziemlich, daß wir ihnen einen Besuch machten?"

„Ich glaubte, Du hassest dergleichen langweilige Förmlichkeiten, oder versprichst Du Dir diesmal keine Langweile?" Sie sprach es lächelnd, aber ihr war es, als würde ihr das Herz zusammengeschnürt.

„Errathen, strenge Grete, ich erwarte sogar viel Vergnügen von diesem Besuch!" sagte er fröhlich. „Denke Dir, ich weiß nun auch den Namen des schönen Kindes. Es heißt Helene, wurde verwichenen Christabend 17 Jahre alt, spielt Clavier — aber schlecht. Jeden Abend, wenn ich über einen schwierigen Fall nachdenken will, ertönt das ‚Gebet einer Jungfrau' zu mir empor. Das ist eine üble Gewohnheit von Helenchen, aber sie lacht, wie — nein, es giebt nichts auf Erden, was sich mit ihrem klaren, fröhlichen Lachen vergleichen ließe. Ein eingefleischter Hypochonder muß frohsinnig werden, wenn er sie hört. — Woher ich alle die nützlichen Kenntnisse habe? fragt der Blick meines weisen Vormunds. Das ist mein Geheimniß. Es ist doch nicht mehr als billig, daß ein sechsundzwanzigjähriger Mann und Doctor ein Geheimniß habe." Gretchen war bis an die Lippen erblaßt. Er bemerkte es nicht.

„Der Wagen fährt vor," sprach er aufmerksam horchend. „Sie wird spazieren fahren. Was kann ein Arzt mit kleiner Praxis und viel freier Zeit Besseres thun, als sie an sich vorübergehen zu sehen? Wenn ihre gestrenge Mama nicht von der Partie ist, bekomme ich ein Lächeln des schönsten rothen Mundes."

Er stürmte aus dem Zimmer hinaus. Wankend stützte sich Margarethe auf die Tischplatte. Die Ahnung eines unersetzlichen Verlustes dämmerte vor ihrem Geiste auf.

Helene war heute in der Gesellschaft ihrer Mutter, und der Herr Doctor mußte sich daher mit dem Anblicke ihres Profils begnügen. Wie ein majestätisches Gewitter rauschte die Mama an ihm vorüber. War es Unvorsichtigkeit, oder die Folge der nicht sehr wohlwollenden Wünsche, die der junge Mann in diesem Augenblicke für die Frau Pfeilzieher hegte: sie blieb mit dem Absatze hängen und stürzte einige Stufen hinab. Das Töchterchen schrie angstvoll auf, aber vom Schreck gelähmt, vermochte es nicht beizuspringen, dafür war Fehringer sogleich zur Stelle. Auf seinen Arm gestützt, erreichte die arme Frau ein Sopha in ihrer Wohnung. Sie wollte den Hausarzt rufen lassen, doch als ihr Helene zuflüsterte, der junge Mann sei der neue Miether, ließ sie es huldreich zu, daß Fehringer kalte Binden für ihren verstauchten Fuß verordnete. Sie nahm es günstig auf, daß er, obgleich es hier nichts mehr für ihn zu thun gab, dennoch wie festgewurzelt auf dem Sessel neben ihrem Sopha blieb und mit beispielloser Geduld den Aufzählungen all' ihrer kleinen Leiden horchte. Die Tochter, die hie und da ein freundliches Wort in das Gespräch einwarf, lächelte schelmisch über die der Dame des Hauses erwiesene zarte Aufmerksamkeit. Sie wußte, wem diese eigentlich galt, und hatte Mühe, dies nicht in ihren Zügen zu verrathen. Nachdem sich Ernst endlich empfohlen hatte, rühmte die Mutter die Fürsorge des jungen Doctors, der seinen Kranken offenbar wirklichen Antheil schenkte, während der Hausarzt, ein vielgesuchter Mann mit ausgebreiteter Praxis, nicht mehr Zeit, als unumgänglich erforderlich war, auf einen Besuch verwendete, weßhalb Frau Pfeilzieher an eine Aufzählung sämmtlicher Krankheitssymptome nicht denken durfte.

Gretchen Stillfried saß vor ihrer Nähmaschine, aber die sonst so fleißigen Hände ruhten lässig im Schooße. Ihr Gesicht war krankhaft bleich. Da hörte sie rasche, männliche Schritte, und frisches Leben ergoß sich über ihre Züge. Sie zeigte dem eintretenden Freunde eine Miene, die nichts von dem Kummer verrieth, der sich vorhin in ihrem Antlitze ausdrückte. Sie hatte heute lange, sehr lange auf ihn warten müssen, aber nun war er bei ihr, und sie fühlte sich glücklich.

„Kluge Margarethe, rathe, wo ich war!"

Ihr Achselzucken bewies, daß sie keine Ahnung davon habe.

„Im ersten Stockwerke; als ärztlicher Rathgeber der gestrengen Hausfrau, nicht weiter entfernt von Helenen als jetzt von Dir."

„Als Du jetzt von mir;" sagte sie eintönig, ohne zu wissen, was sie sprach.

„Sie ist schön, Gretchen, und lieb und gut;" fuhr er fort. — Er ahnte nicht, daß sie jedes dieser Worte wie ein Dolchstoß traf. — „Allein so viel Verstand und Ruhe, so viel Energie und Willenskraft besitzt sie nicht, wie Du. Ich halte sie sogar für thöricht und unbesonnen."

Ein sonniges Lächeln glitt bei den letzten Worten über sein Gesicht, als wisse er Helenen Dank dafür, daß sie thöricht und unbesonnen sei, daß sie Mängel besitze und daß er nicht zu ihr emporsehen müsse, wie zur weisen Freundin seiner Jugend.

Auch Margarethe lächelte freudig. Also er stellte sie über das junge Mädchen! Da er nun als Arzt der Frau Pfeilzieher täglich mehrere Stunden im ersten Stockwerke verweilte, stets mit innerer Freudigkeit tausend Züge von der Herzensgüte und Liebenswürdigkeit Helenens zu berichten hatte, machte sich Gretchen heftige Vorwürfe ob der Bekommenheit, die sie dabei empfand. Er, der junge unberühmte Doctor mußte glücklich sein, weil er der ärztliche Berather des angesehenen Hauses wurde; sollte er die erwünschte Bereicherung seiner Praxis von sich weisen, weil er mit dem blühenden Mädchen in Verkehr treten mußte? Magarethe betrachtete die junge Dame, als diese an ihrem Fenster vorüberging und trat dann zu dem Spiegel. Sie besaß keinen Funken von Eitelkeit oder Selbstüberschätzung, aber mit der ihr eigenthümlichen, unbestechlichen Wahrheitsliebe gestand sie sich ein, daß Helenens Gesicht, trotz seiner frischen Färbung und Jugendlichkeit neben ihren feingeschnittenen Zügen den Eindruck des Alltäglichen hervorrief. Und war es nicht das Aeußere, was den Freund bestach, was konnte dann die Fremde in die Wagschale legen, um Magarethens zärtliche, selbstlose Sorgfalt und Opferwilligkeit als gewichtlos in die Höhe zu schnellen? Und Ernst blieb in seinem Benehmen gegen die Jugendfreundin vollkommen unverändert. So aufmerksam für ihre Wünsche, so widerspruchslos gegen ihre Anordnungen, so liebevoll und dankbar, — ja er war noch immer der alte treue Bruder, dachte sie beruhigt. Jedoch eine andere Sorge tauchte drohend vor ihr auf: Die entsetzliche Krankheit, die ihre und des Freundes Eltern hinweggerafft hatte, begann von Neuem zahlreiche Opfer zu fordern. Fehringer war, getreu seinem kindlichen Gelöbniß, ein echter Arzt der Armen geworden. Bei Tag und Nacht weilte er an den Betten der Erkrankten. Margarethe in ihrem strengen Pflichtgefühl hätte niemals gewagt, Einsprache gegen sein menschenfreundliches Wirken zu erheben, aber sie litt entsetzlich, wenn sie ihn der Ansteckung ausgesetzt wußte, wenn sie sah, wie er zuweilen müde, bleich und überwacht erst beim Morgengrauen nach Hause zurückkehrte und wie ein weinendes Weib, ein in Lumpen gehülltes Kind seine Hülfe für erkrankte Angehörige erflehte und der

Erschöpfte sogleich wieder aufbrach, um seinem Berufe und dem Vorsatze seiner Kindheit treu zu bleiben. — Daß sie kein Mann war, um seine Bürde tragen zu helfen, um an seiner Statt an den bedrohlichsten Ort zu eilen!

Auch im ersten Stockwerke wurde des Doctors Ueberhäufung mit Kranken schmerzlich empfunden. Der junge Mann ahnte nicht, daß wenn er in später Nacht zurückkehrte, das Hausthor krachend aufgesperrt und wieder zugeschlagen wurde und er mit seinen raschen Schritten die Treppe hinaufstieg, des Hausherrn verwöhnte Tochter oft auf ihrem Lager wachte, um dieses Geräusch zu hören. Kam er dann zu Pfeilzieher, was jetzt weit seltener und nur auf kurze Zeit geschah, dann empfing ihn Helene zürnend oder gleichgiltig, um ihm zu beweisen, daß sie ihn zu missen im Stande sei, wenn er so wenig nach ihr frage. Gelang es aber dem Besucher, sich ihrer Hand zu bemächtigen, und malte er ihr das Elend, die Noth und den Jammer unter seinen armen Kranken aus, dann fielen große Tropfen aus den treuherzigen, blauen Augen, spurlos war ihr Groll verflogen und mit Feuereifer plünderte sie Mamas Leinenvorräthe und Speisekammer. Den Dürftigen, die Ernst ihr bezeichnet hatte, mangelte es hinfort an nichts mehr.

* * *

Magarethens Besorgniß sollte sich erfüllen. Ernst erkrankte am Nervenfieber. Sein durch Ueberanstrengung erschöpfter Körper vermochte der Krankheit nur geringen Widerstand zu bieten; die Freundin fürchtete für sein Leben.

O, hätte er den Kummer, die herzerschütternde Angst in ihren Zügen gesehen! Hätte er die selbstlose Aufopferung gewahrt, mit der sie viele Wochen lang unermüdlich an seinem Lager weilte, bis ihr Antlitz eine tiefere Bläße zeigte, als das Gesicht des Kranken. Das war die zarte Pflege einer Schwester, die vor dem Gedanken zittert, den Gefährten ihrer Jugend, ihren Stolz und ihre Hoffnung im Beginne einer vielverheißenden Laufbahn hinweggerafft zu sehen, — das war das unermüdliche Walten einer Mutter, die ihr Kind, dessen Wachsthum und Gedeihen sie seit seinen ersten Jahren mit treuem Blicke überwachte, dem Tode abkämpft, denn sein Verlust würde eine klaffende Lücke in ihr Leben reißen, — das war die verzweiflungsvolle Angst eines liebenden Weibes, dem mit dem sterbenden Manne das Licht seines Lebens erlischt. Aber seinen Geist nahmen Fieberbilder gefangen; er erkannte die treue Wärterin nicht, obgleich er in seinen wirren Phantasien oft nach Schwester Gretchen rief.

In den endlosen Nächten, den Tagen, an denen kein Strahl der Freude in ihr Herz drang, war es Magarethen klar geworden, daß sie mit aller Innigkeit und Gluth, — die unter ihrem oft kalten und strengen Wesen verborgen lagen, — den Jugendfreund liebe. Sie hatte stets bloß schwesterliche Zuneigung für ihn zu empfinden geglaubt. Nun zerriß der Schleier, der ihr das eigene Herz verbarg, aber sie fühlte sich nicht unglücklich. Sie wußte, der junge Mann hing mit Wärme an ihr, sie glaubte sich geliebt.

Als Frau Pfeilzieher erfuhr, im Hause befinde sich ein Typhuskranker, beschloß sie ihren alljährlichen Landaufenthalt schon jetzt (man war im Monate März) zu nehmen, um der Gefahr einer Ansteckung zu entgehen. Jedoch Helene, der sonst nie der Augenblick schnell genug kam, wo sie in Feld und Wald umherspringen konnte, erklärte sich energisch gegen diesen Plan. Sie genieße Langeweile in den Sommermonaten, wo diese herkömmlich sei; die soeben beginnenden Frühlingspromenaden in der Residenz lasse sie sich von grausamen und strengen Eltern nicht verkümmern. Von allen unmöglichen Dingen auf der Welt, galt es für den Herrn Gemeinderath und für dessen stattliche Ehehälfte als das Unmöglichste, ihrem Kinde etwas abzuschlagen. Man blieb in der Stadtwohnung. Hätten die zärtlichen Eltern geahnt, daß ihr Töchterchen in allerdings mittelbarem Verkehr mit dem Typhuskranken stand, ihnen wäre keine ruhige Minute mehr geworden. Die alte Waschfrau der Pfeilzieher versah gegen Entlohnung Aufwärterdienste bei Margarethe, die von der Pflege ihres Freundes vollständig in Anspruch genommen war. Kam sie nun die Treppe herab, aus dem zweiten Stockwerke stand Helene stets vor der Thüre, um zu erfahren, wie es dem jungen Arzte gehe. Was hätte sie dafür gegeben, wäre es ihr vergönnt gewesen einen Blick auf sein Gesicht zu werfen! Er würde sie gewiß erkannt haben, obgleich er im Fieber lag. Wie beneidete sie die treue Pflegerin, die ihm ihre Sorgfalt widmen durfte. Hätte sie Margarethe nicht gefürchtet, die auf sie den Eindruck abweisender Kälte machte, sie wäre längst an das Lager des Kranken geeilt, obgleich sie wußte, daß die Welt diesen Schritt schwerlich gut geheißen hätte. — So vergingen mehrere Wochen. Wieder stand des Hausherrn Töchterlein vor der Thüre, als Frau Fanny's Pantoffel die Treppe hinabschlürften. Die Alte hatte in den letzten Tagen befriedigende Berichte gebracht. Die Jugend des Kranken überwand das tückische Uebel.

„Heute erklärte ihn der Arzt außer aller Gefahr," meldete sie, „aber er sieht aus wie ein Todter. Armes junges Blut."

„Seine Schwester ist wohl bei ihm?" fragte Helene.

„Seine Schwester!" rief die Andere mit einem sonderbaren Lachen. Erschrocken sah das Mädchen auf. „Liebes Fräulein, ich glaube nicht, daß sie seine Schwester ist, eher sein Schatz. Sie heißt Stillfried, er Fehringer." Helene erblaßte; Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Fanny, ich beschwöre Sie, sprechen Sie nicht so!" rief sie mit zuckenden Lippen. — „Ich — ich kann es nicht ertragen; es wäre schändlich von ihm, es wäre empörend!"

Betroffen von ihrer Heftigkeit wollte die Alte einlenken. „Vielleicht sind sie Halbgeschwister," tröstete sie. „In seinem Fieber rief er wohl immer Schwester Magarethe. Aber als ich das Fräulein fragte, antwortete sie, der Herr Doctor sei nicht ihr Bruder, und so meine ich — aber ich kann ja irren. Das muß wahr bleiben: — sie pflegte ihn bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte. Seit seiner Erkrankung kam sie nicht aus den Kleidern. Das erste Mal seit Wochen, weil er außer Gefahr ist, begab sie sich jetzt zur Ruhe.

„Dann blieb Herr Fehringer allein?"

„Er schläft ruhig. Ich hole Wasser, besorge einige Einkäufe und kehre bald zu ihm zurück."

Er ist allein, dachte Helene, er schlummert und würde mich nicht bemerken. Wäre es denn so entsetzlich, wenn ich — sie setzte den Fuß auf die erste Treppenstufe, doch zog sie ihn sogleich wieder zurück.

„Was würde Mama dazu sagen? Es ist unschicklich, einen fremden, jungen Mann zu besuchen." — „Fremd? nein, fremd ist er nicht, unser Hausarzt. Nach einer schweren Krankheit liegt er allein und verlassen da. Wenn er etwas brauchen würde. Er opferte sich für die Armen und Leidenden, und ich vermöchte nicht einmal dies für ihn zu wagen."

Und als von der alten Waschfrau nichts mehr zu sehen war, flog sie leichtfüßig wie ein Reh die Treppe hinauf. Der äußere Eingang war unversperrt, aber im Vorzimmer sah sie sich drei Thüren gegenüber. Zaghaft drückte sie an der Klinke zu ihrer Linken; das Zimmer war verschlossen. Schon wollte sie entmuthigt umkehren, doch versuchte sie noch einmal ihr Glück auf der entgegengesetzten Seite. Der Thürgriff wich ihrem Drucke. Sie stand in Ernst's Krankenstube. Er ruhte auf seinem Lager, bleich, verfallen, mit geschlossenen Augen. Sie blieb entfernt von ihm stehen, sie fürchtete, das Pochen ihres Herzens würde ihm ihre Gegenwart verrathen. Das Knistern und Rauschen ihres Gewandes konnte sie nicht unterdrücken. Der Kranke erwachte; sein erster Blick fiel auf das zaghafte Mädchenantlitz. Er schien an der Wirklichkeit des Gesehenen zu zweifeln. Dann aber, als er sich überzeugte, daß die Besucherin nicht wie die Fieberscheinen nach wenigen Secunden verschwand, brach ein überwältigendes Glücksgefühl aus seinen Augen.

„Helene, Sie! Sie sorgen nun mich, Sie nehmen Theil an mir!" rief er jubelnd, „o, wie danke ich Ihnen!"

Sie trat ihm näher und legte ihre zitternden Finger in seine ihr entgegengestreckte Hand.

„Helene, bist Du mir, dem vom Tode Erstandenen ein wenig gut?“ Sie nickte über und über erröthend. Dann trafen sich ihre Lippen im ersten, innigen Kuß. (Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Die neue Odyssee.

I.

Nenne mir, Muse, den Mann, den vielgewandten, der schmiegsam
Sich im Dienste der Heimath, im stickigen Staub der Kanzleien
Aufreibt, mit Dint' und Papieren im Kampfe, dem Gummi vergleichbar.
Nenne den Klugen getrost, des Staates redlichen Anwalt,
Der, als Alle im März des schrecklichen Jahres verzagten,
Keck das Steuer ergriff, die fallen gelassenen Ruder,
Und die politische See im Zickzack-Kurse befahren.
Hell strahlt das Licht seines Geists, nicht unter'm Scheffel verkommt es.
Wenigen löste wie ihm ein Gott die Zunge; selbst Rickert,
Knörcke sogar, der bestellte Vereiniger liebender Paare,
Drechseln so weitschweifig nicht und zierlich der Rede Geranke.
In der phäakischen Stadt an der Wien läßt Phili die Lyra
Achtlos sinken und schiebt die klingenden Noten bei Seite,
Bringt der ergebene Knecht ihm Noten des Marschall's getragen.
Kiderlen-Wächter vergißt seines Weibes, von Holstein der Austern,
Träufelt die Weisheit des Marschall's, unsäglich süßer denn Küsse,
Leckerer noch als der Leib citronbeträufelter Muscheln.
Und in den ernsten Palästen am Strande der Seine und Themse,
Wo Lord Salisbury thronen und Hanotaux, der Gewiegte,
Wo das Lachen so selten als wie in Komödien von Fulda,
Schleicht ein seliges Schmunzeln um bärtige Lippen, wenn Marschall
Thaten thut und den Ruhm des Reiches auf's Neue vergoldet.

II.

Fürchterlich tobte der Kampf um Kreta, die liebliche Insel,
Deren Bewohner zwar nicht zu blutigem Wagniß des Krieges,
Doch zu Reportern darüber wie wenige Andre geeignet.
Alle Kretenser sind Lügner und faule Bäuche, so sagt man.
Gerne nun hätt' auf dem Eiland das pumpende Volk der Hellenen
Seine Flagge gehißt, weil dies so nützlich und billig
Wie eine Emission von Sechsprocent'gen, weil ferner
Kriegsflaggen sicher sind vor'm bläulichen Siegel des Pfänders.
Aber mit nichten gefiel dem ragenden Marschall der Diebstahl.
Auslug hält in die Welt zusammt seinem Famulus Hammann
Täglich um zehn Uhr Vormittags der Große, und wo sich nur immer
Eine Verwicklung entspinnt, ein kleiner Tumult und ein Krieglein,
Läßt es die Fleiß'gen nicht ruh'n, bevor sie die schnuppernden Nasen
In die Affaire gesteckt — sei's selbst zwischen Thüre und Angel.
Und obwohl nun das Reich mit feindlichen Nachbaren über-
Mäßig bedacht und Grenzen mehr denn genug hat zu wahren,
Schmerzt es den Marschalken bitter, daß ihn die Insel nichts anging.
„Mir und dem Reiche gebührt es, die erste Geige zu spielen
In Europas Concert, geh' auch das Concert drob zum Teufel!
Von mir gelenkt, hat Deutschland so viel gelieh'n den Hellenen,
Daß mir Hellas zum Dank nun wenigstens sollte sein Ohr leih'n!
Immer hält mir die Welt den Bismarck als Muster entgegen,
Ob ich in meiner Brust gleich höhere Gaben verspüre,
Als dem Alten geschenkt, dem pensionirten Krakehler.
Wohl, so will ich der Welt mich einmal gefällig erweisen,
Will wie Bismarck den Streit erled'gen als ehrlicher Makler!“

„Freilich ist zu bedenken,“ antwortet der sinnende Hammann,
„Zu dem nörgelnden Greise, der unbeglückwünscht im Walde
Seinen Jammer vertrinkt, sind stets die Nationen gekommen,
Ihm das Schiedsrichteramt, das schwere, anzuvertrauen.
Denn seiner Weisheiten Ruhm war kund allen Völkern des Erdballs.
Wieder wüthet der Zank, und wieder gäb's reichliche Lorbeern
Für den berufenen Richter — doch uns hat Niemand berufen!“

Aber lächelnd entgegnetest du, gebietender Marschall:
„Wahr ist, was du mir sagst. Doch zeigt es den schlechten Geschmack an
Und den Mangel an Urtheil, der üblich jetzt auf der Erde.
Soll ich den Dummen zu Liebe, die mein Talent nicht verstehen,
Soll ich aus kindischem Trotz, weil Niemand sich meiner erinnert,
Einrosten lassen das Gut, das klingende Gold meines Geistes?
Die Gelegenheit winkt, so günstig kehrt sie nie wieder,
Und wenn sie Diebe macht, macht sie auch vielleicht Diplomaten.
Mein Entschluß ist gefaßt, ich übernehme die Führung
Aller Mächte vor Kreta und mache mich schleunigst unsterblich.“

Hammann murmelt', der Treue, ein Wort in die Backen des Bartes,
Das wie „lächerlich“ klang. Doch wußte Niemand: ergänzt' er
Den begonnenen Satz des hochgebietenden Marschall's,
Oder fällt' er ein Votum, das ihm als Sclaven nicht zustand.

III.

Dröhnender Jubelschrei braust durch die Hallen der Dintengewalt'gen,
Die für die Freiheit kämpfen, für Volkswohl und fette Annoncen.
Denn der herrliche Mann, der siegreich die Handelsverträge
Durch- und Leckert zur Strecke gebracht, den Unter-Tertianer,
Der nur ein einziges Mal zur Flucht den Rücken gewendet,
Flucht in die Oeffentlichkeit — er hatte von Neuem genievoll
Sich ein Denkmal gesetzt als Führer des ein'gen Europas.
Herrisch hatte und stolz er Vassos, den kecken Obristen,
Anbefohlen, und auch Georgios', dem König in Hellas,
Eiligst zu räumen das Land der Lügner und faulen Bäuche,
Widrigenfalls, ja widrigenfalls, ja widrigenfalles . . . !!!
Und kein Fürst in Europa und keine Staatengemeinschaft,
Die nicht Marschallens Wort im innersten Busen bewegte,
Und die ihm Lob nicht gezollt und Beifall ganz im Geheimen.
Oeffentlich schwiegen sie zwar und freuten sich nur des Agilen,
Der die gebrat'nen Kastanien vom rußigen Feuerheerd holte,
Ohne die Schmerzen zu scheuen verbrannter Finger, et cet'ra.
Und sie hörten dem donnernden Wort von der strengsten Blokade,
Die über Kreta verhängt und den altberühmten Piräus,
Oder doch binnen Kurzem verhängt werden sollte, mit Lächeln,
Wohlgefälligem Lächeln zu. Sie litten's nicht minder,
Daß ein Kriegsschiff des Reiches mit Bomben erschien vor Kanea,
Kugeln warf in die Stadt und andre gefährliche Stoffe.
Denn es berechnete sich John Bull im Stillen die Spesen,
Die jedes Kriegsschiff sowohl wie jede Bombe verursacht,
Und es grinsten der Zar und Hanotaux und Rudini,
Denen das Mittelmeer noch täglich mehr Mittel gekostet,
Daß ein freundlicher Fremder, der nicht bei der Sache betheiligt,
Selbstlos die Ausgaben trug, die ihnen zur Last sonst gefallen.

Prächtig jauchzten die Psalmen der schwitzenden Dintengewalt'gen,
Marschall zum Preise, dem Recken, der erst die Agrarier vernichtet
Und sich Europa nachher, das spröde, zu Füßen gerungen.
Niemals besiegte der Einsam' von Friedrichsruh die Agrarier,
Beugte aus eigenem Antrieb auch niemals den Nacken Europas,
Sondern wartete ab, knechtselig, bis er gerufen.
Bismarck-Saul, so klang's, hat Tausend geschlagen, doch Marschall,
Unser David, zehn Tausend! So klang's durch Millionen Artikel.

Und es schmunzelte freundlich der hochgebietende Marschall,
Legend die ruhlose Hand auf Hammann's Schultern, des Sclaven:
„Na, was sagen Sie nu! Verstand ich die Sache zu machen?

Werd' auch in Zukunft stets die richtige Antwort ich wissen,
Wenn des Orients Frage noch ein Mal an mich herantritt?"

„Ohne Frage, bestimmt!" entgegnete Hammann begeistert.

IV.

Traurig ist des Mächtigen Loos. Er hält die Gewalt'gern
Fest in geschlossener Hand und schwingt die buschige Ruthe,
Um den Kleinen zu züchtigen, der etwas Schweinsspeck gestohlen.
Aber ach — da pfuschen ihm andre Mächtige in's Handwerk,
Fallen ihm in die Arme, von Eifersucht überwältigt,
Und der Kleine entrinnt und freut sich des speckigen Raubes.

Lange hatte auf Kreta des griechischen Königs Obrister
In den Papierkorb gethan die drohenden Noten der Mächte
Und ein erklecklich Sümmlein, ein rundes, aus dem Verkaufe
Dieser Maculatur gelöfet, als Marschall's Geduld riß.
Ernst zu machen sofort empfahl er den redlichen Freunden,
Hanotaux und John Bull, dem Zar sowohl wie Rudini.
Aber die Redlichen schwiegen und zuckten bedauernd die Schultern.
Keiner traute dem Andern, und wahrlich, im Recht waren Alle.
Obrist Vassos blieb still und häufte still Ultimatum
Auf Ultimatum und brachte das Päcklein in die Papiermühl',
Wenn's ihm im Hause zu viel geworden. Europa indessen,
Müde, von Nichts mehr zu hören, als von Reuß-Greiz und von Kreta,
Gähnte und schloß die Augen und spottete Marschall's, des Weisen,
Der der Führer gewesen und so lange Führer geblieben,
Bis kein Einziger mehr seiner Führung gefolgt. Aber Hellas
Spie zornflammenden Haß wider Marschall und jagte die Deutschen
Von der Akropolis fort, Lord Salisbury zum Genusse,
Und Rudini, dem Zaren, und Hanotaux, dem Gewiegten.

Plötzlich verstummt auch der schallende Sang der Dintengewalt'gen,
Mosse krauste die Stirn, und selbst die Vossische Zeitung
Lobte den Bismarck und sprach vom „blamirten Herrn Europäer".

V.

„Nun du, an Haupt und Gliedern und Sonst'gem erbärmlich geschunden,
Kehrest zurück von der kretischen Reise, o Marschall Odysseus,"
Fragt' ihn Hammann, sein Selav', „sag' an, welch' kluge Erfahrung
Du bei der Irrfahrt gewannst, o Nachahmer Bismarck'schen Musters?"

Darauf entgegnest Du, geprüfter Dulder von Marschall:
„Dies ist die Lehre, o Selav', die ich zog: wie recht das Gesetz hat,
Wenn es Nachahmung von Mustern auf's Allerstrengste verbietet!"

Timon d. J.

---

## Der Maler der decadenten Frauen.

Hugo Freiherr von Habermann, in Berlin lange nicht genügend bekannt, gehört zu jener jetzt bereits „älteren" Gruppe moderner Münchener Maler, der auch Albert Keller und der verstorbene Piglhein entstammen. Ihr Ausgangspunkt ist Piloty. Aber von dem Zufälligen dieser Schule, ihrem theatralisch-flitterhaften Beiwerk, machten sie sich bald frei. Sie nahmen bloß den Sinn für das Decorative mit hinüber, vor Allem aber die entschieden malerische Anschauung und Technik. Gute Maler zu sein, gleichviel welcher Art, das war ihr nächstes und sichtbarstes Ziel. Wer ihnen auf diesem Wege zu helfen vermochte, der wurde gern und willig als Lehrmeister angenommen. Und so gingen sie denn, nicht minder eifrig als Lenbach, wenn schon mit einem gewissen Eklekticismus, in die Schule der großen Malmeister des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, der Tizian, Caravaggio, Rubens, Hals, Rembrandt, Velazquez. Und wie sich das von selbst versteht, sie gingen auch nach dem modernen Paris und lernten die neue Pinselführung und den neuen Malgeist. Und zu guter Letzt kamen dann, wie für das ganze moderne Europa, auch für sie die Japaner, lösten alle Starre, machten den Garaus aller classischen Symmetrie und verführten zu einem vergnügten freien und thörichten Schwärmen, in dem so recht die intimste Künstlerlaune sich entfalten konnte.

Den Hugo von Habermann führt uns nun der Gurlitt'sche Kunstsalon in einer mit viel Umsicht zusammengestellten Collection vor Augen. Ein älteres Bild, „Das Sorgenkind", zeigt noch die Herkunft von Piloty, das virtuos und glänzend gemalte Bildniß eines spanischen Grandseigneurs ruft die Erinnerung an Velazquez wach. Der ganze Rest, wohl noch fünfzehn bis zwanzig Sachen, sind Frauenbildnisse, theils skizzirt, theils ausgeführt. Porträt im eigentlichen Sinne ist kaum ein einziges. Denn es scheint nicht, daß dieser Maler von verwegen-subjectivem Geschmack es liebt, sich der Zufallserscheinung und den Zufallslaunen der Bestellerinnen preiszugeben.

Ein Weltanschauungskünder ist also Hugo von Habermann nicht. Er ist weder Prophet noch Philosoph und nur in sehr beschränktem Sinne Poet. Dafür ist er durch und durch Maler. Er kennt alle Geheimnisse des Pinsels. Er ist auch ein Zeichner von Kühnheit und Eigenart und nie fehlender Sicherheit. In der Combination seiner Farben ist er von wählerischstem Geschmack, vermeidet alles Crasse, liebt aber bis zur Leidenschaft, ja bis zur Grandiosität, das Pikante. In der Abstimmung der Valeurs verräth er eine wägende und darum auch wagende Meisterschaft. Er bleibt streng in den Grenzen seiner Individualität, die er vorsichtig zu erweitern strebt. Darum schlägt ihm nicht leicht etwas fehl. Er liebt den sicheren Schritt. Er fackelt nicht hin und her, so gern er experimentirt. Der Heroismus des Wollens ist ihm fremd. Er hält sich an das controlirbare gefestigte Können.

Sein entschiedenster Antipode ist etwa Munch. Der malt Gedanken. Habermann malt ausschließlich Phänomenal-Reize, die in's Auge fallen. Unsere Mystiker werden ihn darum „geistlos" schelten. Eine große Kurzsichtigkeit! Ich stehe nicht einen Augenblick an, ihn im Gegentheil einen geistreichen Maler zu nennen.

Er hat den Geist eines feinen gebildeten Lebemannes, der feinen Schopenhauer gelesen hat und sich in den Fährlichkeiten dieses Daseins mit Eleganz zu behaupten weiß. Ihn interessirt vor Allem das Weib. Doch ist es nicht bloß Wollust, was ihn dazu treibt. Es ist wohl mehr noch psychologische Neugier und der echte Mannesmuth, mit diesem „gefährlichsten Spielzeug" zu spielen. Das wackere eierlegende Huhn der Familien hat daher kaum irgend welchen Reiz für ihn. Er liebt, wenn ich so sagen soll, die Schwert- und Eiertänzerinnen. Also jene Frauen von etwas dubioser Art, die, von starken Sehnsüchten getrieben, allen Schrecknissen des „Glücks" kühn entgegensteuern, und was sie an gesellschaftlicher Würde vielleicht dahingeben, durch den Instinct der Grazie zu ersetzen streben. Es muß das eine Grazie sein, nicht bloß des Leibes sondern auch der Seele, eine Grazie, die Sinnen und Trachten durchglüht und bis in die Fingerspitzen lebendig ist: Lebensgrazie. Aber da nun solche Frauen in einem für ihr Geschlecht unnatürlichen, weil ungemein erschwerten Kampf wider Satzungen und Vorurtheile der Gesellschaft stehen, so ist ihre Grazie ohne rechte Fröhlichkeit, ein fiecher, resignirter Zug mischt sich bei. Um die Augen liegen Schatten, die Schläfen vibriren, der Hals wird dünner. In der ganzen Haltung prägt sich etwas Leidendes aus, das doch verhehlt werden soll, wodurch leicht eine kleine Geziertheit entsteht. Und weil man nun schon einmal gewohnt ist, Anstoß zu erregen, so wird das Extravagante noch betont, es wird geflissentlich zur Tugend erhoben. Tollkühne Haarfrisuren — seltsam drapirte Kleiderstoffe — Blumen und Federn, wunderlich verwandt — bauschig-bunte japanische Seidenschleifen — aber Alles noch immer von Grazie durchtönt und courtisanenhaftem Lärm entfremdet — so treten jene Frauen vor uns hin, um die Lippen ein Lächeln, das etwas welk ist, in dem aber noch immer der Stolz einer ungebeugten Seele bebt.

Das sind die Frauen, die Habermann uns malt. Man nennt sie „decadent", weil sie in ihren Reizen meist eine Ahnung von der Trauer des Vergehens offenbaren. Trotzdem kann ihr Wesen im Kern gesund sein, von einem Niedergang der Rasse braucht nicht im Entferntesten die Rede zu sein — was die Welt decadent nennt, ist oft nichts Anderes als jene halb gewollte, halb erzwungene äußere Bizarrerie, die Schicksal und Ausnahmestellung dem seinem Temperament lebenden Weibe auferlegen. Viel Wehmuth und viel Lebenslust, viel Elend und viel Künstlersinn und oft eine erstaunliche Geschmeidigkeit und Lüsternheit des Geistes mußten zusammenströmen, nur diesen Frauen ihr Stigma aufzuprägen. Sie nehmen es hin, wie eine Blume, die man ihnen geschenkt hat, und die sie nun tragen müssen, und die deßhalb — schön ist!

Das widerspruchsvolle Wesen solcher Frauen vermag Freiherr von Habermann auf's Delicateste und Einnehmendste auszudrücken, ganz als Maler. Zu blühenden lichttrunkenen Farben wählt er oft einen schwarzen Hintergrund und schwere Schatten. Die schlingen sich herum wie trübe Warnungen und dunkle Ahnungen. Durch Jauchzen, Laune, Anmuth, Phantasie schleicht sich — nicht feindlich, nein, kosend fast! — das bitter lächelnde Bewußtsein des wartenden Todes, der nie gelösten Unsicherheit all' unserer irdischen Existenz. Franz Servaes.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Hans von Bülow**
**Briefe und Schriften**

herausgegeben von

Marie von Bülow.

**II. Ausgewählte Schriften.**

(1850–1892.)

500 S., geb. Mk. 6,—; in Leinwand Mk. 7,—; Halbfranzband Mk. 8,—.

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter —** in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) Berlin W. 9.

**Beiträge zur Deutschen Culturgeschichte**
von
**Herman Grimm.**

Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

# Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Im Verlage von J. H. Stargardt in Berlin ist erschienen:

**Ein toller Tag.**

Litterarische Posse mit Gesang und Tanz in vier Akten

von **Karl Bilz.**

Preis brosch. 2 Mk.

Eine anmuthige und geistvolle Satire auf die **moderne** Richtung in unserer Litteratur.

In demselben Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

**Gomorrha's Ende.**

Litterarische Komödie in drei Akten mit Illustrationen von Georg Heil.

Preis brosch. 1,50 Mk.

Der

**Intendant in tausend Nöthen.**

Posse mit Gesang und Tanz.

Preis brosch. 2 Mk.

Der Verfasser giebt in den vorstehenden Komödien dem Humor, welchen unsere gegenwärtigen litterarischen Zustände so reichlich erregen, einen liebenswürdigen Ausdruck.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 18. Berlin, den 1. Mai 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ländliches Bildungswesen. Von Hugo Böttger. — Ueberbürdung und Ermüdung. Eine Schulfrage. Von Lector. — **Literatur und Kunst.** Johannes Brahms. Von Paul Marsop. — Julius Sturm. Von A. Tielo. — **Feuilleton.** An gebrochenem Herzen. Von P. Hann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Höllenmaschine. Von Timon d. J. — Programm-Malerei. Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten: Eine Goethe-Correctur. Von einem Mitarbeiter. — Notizen. — Anzeigen.

### Ländliches Bildungswesen.

Von Hugo Böttger.

Zur Zeit tobt wieder einmal in der Presse der unseres Erachtens ziemlich überflüssige Streit, ob den ärmeren Volksschichten Bildung nöthig und nützlich sei, oder ob man nicht besser daran thue, dem Volke die „natürliche Frische" zu erhalten, welche angeblich nur durch ein gewisses Maaß von Unwissenheit gewährleistet werden könne. In einem clericalen Blatt wurden sämmtliche große Männer mit Namen aufgeführt, die in ihrer Schulzeit sich nicht die Hochachtung ihrer Lehrer haben erringen können oder ein und mehr Mal durch das Abiturientenexamen gefallen sind; in conservativen und agrarischen Zeitungen wird vor der „wahren" Bildung ein klein wenig cavaliermäßig der Hut gelüftet und die Halbbildung mit edlem Anstand zum Tode verurtheilt. Die liberale Presse dagegen schwärmt leidenschaftlich für „Bildung" aller Art, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn es auf den Fanatismus bei der Vertheidigung ankommt, die Liberalen den höchsten Grad von Bildungsfreundlichkeit besitzen. Anlaß zu diesem recht unfruchtbaren Meinungsturniere haben sich die Kämpen aus einer Denkschrift des preußischen Landwirthschaftsministers über die Entwickelung und den Stand der ländlichen Fortbildungsschulen in Preußen im Jahre 1896/97 geholt. Wir meinen, es wäre nützlicher, die verständigen Anregungen und werthvollen Aufschlüsse dieser Denkschrift ohne Parteibefangenheit entgegenzunehmen und zu prüfen, wie auf dem stark vernachlässigten Gebiete der Weiterbildung der der Volksschule entwachsenen jungen Burschen auf dem Lande die nöthige Aufklärung zu verbreiten und alsdann Abhülfe zu schaffen ist. Offenbar wissen Manche von denen, die sich da jetzt herumstreiten, gar nicht, um was es sich bei den ländlichen Fortbildungsschulen handelt, sonst müßte man sich doch mehr darüber klar und einig sein, daß viele Knaben die Volksschule verlassen, ehe sie deren Ziel erreichen: ihre eigenen Gedanken klar und bestimmt auszudrücken, den Ausdruck der Gedanken anderer Personen richtig zu verstehen und einfache Rechenaufgaben im Kopfe oder schriftlich schnell und sicher zu lösen. Man müßte auch darüber einig sein, daß die wenigen aus der Volksschule mit in's Leben übernommenen Kenntnisse, werden sie nicht von Zeit zu Zeit wieder aufgefrischt, gar bald in die Winde zerflattern und daß schließlich gerade in den Jünglingsjahren auch eine über die Volksschule hinaus sich erstreckende Schulzucht von guter erziehlicher Wirkung ist, daß also wie in der Stadt für jeden Gewerbetreibenden so auf dem Lande für jeden angehenden Landmann der Besuch einer Fortbildungsschule eigentlich ein unbestreitbares Bedürfniß ist. Und das umso mehr, wenn die Landwirthschaft im Allgemeinen Noth leidet und wenn in diesem Kampfe um's Dasein das Leben an jeden Einzelnen die höchsten Ansprüche stellt.

Die Denkschrift des Landwirthschaftsministers, die das umfangreiche Material an Zahlen, Tabellen und Vorschlägen aus den eingeforderten Berichten der Regierungspräsidenten gewonnen hat, weist es deutlich genug nach, daß das ländliche Bildungswesen einen wunden Punkt hat, der nicht mit weißer Salbe, sondern nur auf dem Wege einer durchgreifenden und kräftigen Pflege und unter Bereitstellung erheblicher Mittel zu heilen ist. Einige wenige Zahlen seien, um dies auch für unsere Leser zu erhärten, mitgetheilt: Es gab 1896 in Preußen 875 ländliche Fortbildungsschulen mit 13 317 Schülern, in ganz Ostpreußen existirte keine Schule, im ganzen Osten (Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien) bestanden überhaupt nur 66 Schulen mit 1265 Schülern, der Rest fiel auf den Westen, wo namentlich Hessen-Nassau (320), Rheinprovinz (206) und Hannover (133) eine starke Zahl von Schulen und Schülern stellte. Von den 875 bestehenden Schulen sind 561 durch Gemeinden errichtet, 59 durch Kreise, 255 durch Private, landwirthschaftliche Vereine und auf andere Weise. Der Gesammtaufwand beläuft sich auf 91 808 Mk., davon werden durch den Staat 33 717 Mk., durch Kreise 16 014, durch Gemeinden 19 430 und durch Private, Vereine ꝛc. und durch Schulgeld 22 647 Mk. aufgebracht. Der durch das Schulgeld zusammengebrachte Betrag ist sehr geringfügig, da in der Regel kein Schulgeld bezahlt wird. Die Zahl der unterrichtenden Lehrer ist größer als die der Schulen. Das beweist, daß in einer Reihe von Schulen bereits jetzt ein vielseitigerer Unterricht ertheilt wird. Es sind insgesammt 1182 Lehrkräfte beschäftigt, hiervon kommen 1122 auf Volksschullehrer, 42 auf Geistliche und 18 auf Landwirthe, Thierärzte und andere Berufe. Nur ein Fachlehrer ist darunter

Bedenkt man, daß Millionen von jugendlichen, der Fortbildung bedürftigen Personen auf dem Lande wohnen, so gewähren diese Zahlen kein allzu freundliches Bild. Wo liegt die Schuld, daß es nicht besser mit und in diesen Schulen steht? Einmal wird das Bedürfniß nicht hin-

reichend erkannt. Die klein- und mittelbäuerliche Bevölkerung, für deren Söhne besonders die Fortbildungsschulen in Betracht kommen sollten, weil ihnen selten die Gelegenheit einer weiteren, fachlichen Ausbildung gegeben ist, hat vielfach gar kein Interesse dafür. Es giebt bei ihnen das nächstliegende materielle Bedürfniß den Ausschlag, und dies geht dahin, möglichst bald und vollständig die Arbeitskraft der heranwachsenden Söhne auszunutzen, womöglich noch an der allgemeinen Schulzeit etwas abzuzwacken, aber nur nicht noch etwas zuzulegen. Die Erkenntniß, daß auch der kleine Landwirth heute aus seinem Betriebe Mehr und Besseres herauswirthschaften kann, wenn er die technischen und betriebswirthschaftlichen Fortschritte der Zeit erfaßt hat, ist noch keineswegs genügend verbreitet. Dem kleinen Landwirth bietet sich hierzu wohl Gelegenheit durch das Beispiel des größeren und durch die Belehrung, welche ihm in landwirthschaftlichen Vereinen, durch Wanderlehrer und durch die genossenschaftlichen Bestrebungen vermittelt wird. Aber zur Aneignung solcher Kenntnisse und zu ihrer Ausnutzung bedarf es des eigenen Ueberlegens, des selbstständigen Urtheils, der Anpassungsfähigkeit, des Calculirens. Natürlich ist hier ein offener Kopf und Mutterwitz zu allen guten Dingen nütz, aber es muß auch 'was zugelernt werden, und da sind für die kleinbäuerliche Bevölkerung die Fortbildungsschulen schlechterdings unentbehrlich. Der Großbauer kann seinen Jungen auf die Ackerbauschule oder zur landwirthschaftlichen Winterschule schicken, aber auch ihm kommt, da sein Sohn erst nach mehrjähriger praktischer Thätigkeit zu diesen Schulen überzugehen pflegt, eine Fortbildungsschule zu Statten, die die auf der Volksschule erworbenen Kenntnisse seines Sprößlings zusammenhält. Höchst unerfreulich ist der Standpunkt mancher Großgrundbesitzer, die die Fortbildungsschulen direct bekämpfen, weil sie ihnen die jugendlichen Arbeiter und Knechte, wenn auch nur auf Stunden entziehen. Sie sagen, je mehr die jungen Leute wissen, desto unzufriedener werden sie, sie laufen den Socialdemokraten nach und ziehen den großen Städten zu, mehr als die Väter brauchen die Jungen auch nicht zu wissen und zu können. An diesen Leuten ist der Geist der Zeit, der vom heutigen Menschen die Ausbildung aller ihm zu Gebote stehenden Kräfte heischt, spurlos vorübergegangen; kein Wunder, wenn sie selbst, da sie eben zurückbleiben wollen, immer mehr in wirthschaftlicher Beziehung und in Ansehung ihrer politischen Bedeutung im Staate auch thatsächlich zurückkommen.

Sind Gleichgiltigkeit und Abneigung der Leistungsfähigsten in vielen Landgemeinden die Hauptursachen, daß das ländliche Fortbildungsschulwesen nicht gedeiht, so treten auch noch Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, hinzu, um den Fortschritt zu hemmen, so z. B. der Mangel an geeigneten Lehrkräften, der Mangel an Schulzwang, die unzweckmäßige Art des Unterrichts, die finanzielle Leistungsunfähigkeit der Gemeinden, die zerstreute Lage der Gehöfte, die den Schulbesuch erschwert und manches Andere noch. Auf die wichtigsten dieser Beschwerdepunkte geht nun der preußische Landwirthschaftsminister ein, er verspricht Abhülfe, soweit es der allerdings sehr bescheidene, für derartige Zwecke zur Verfügung stehende Fonds von jährlich 36 000 Mk., der kürzlich auf 50 000 Mark erhöht worden ist, eben erlaubt.

Die Ansichten darüber, ob reiner Elementarunterricht oder ob auch Fachunterricht in den Fortbildungsschulen ertheilt werden soll, gehen auseinander. Es müßte sich unseres Erachtens Beides aus dem Grunde schon vereinigen lassen, weil nur Elementarunterricht (Rechnen, Lesen und Schreiben) für die Schüler in vielen Fällen ziemlich reizlos ist. So wird es sicher von Vortheil sein, wenn der Unterricht im Rechnen an die im Landwirthschaftsbetriebe des kleinen Mannes vorkommenden Anforderungen des Handels und Verkehrs anknüpft, also vor Allem auch eine einfache Buchführung umfaßt. Statt des Aufsatzes können Briefe, Berichte, Eingaben ꝛc. angefertigt werden. Der Unterricht in der Naturkunde dürfte sich besonders auch auf landwirthschaftliche Vorgänge, Thierzucht, Düngung ꝛc. erstrecken. Praktische Beispiele und Verzicht auf allen wissenschaftlichen Schnörkelkram sind selbstverständlich Voraussetzungen eines gedeihlichen Unterrichts.

Wie wir gesehen haben, fällt nun aber die Ertheilung des Unterrichts vorwiegend den Volksschullehrern zu. Das wird auch in Zukunft wohl der Fall sein, aber da von diesen Lehrern mehr als reiner Volksschulstoff verlangt wird, so muß ihre Vorbildung auch nach dieser Seite ergänzt und vertieft werden. An der Landwirthschaftsschule in Weilberg (Regierungsbezirk Wiesbaden) sind bereits seit Jahren sechswöchentliche landwirthschaftliche Fortbildungskurse für Volksschullehrer eingerichtet, an denen alljährlich eine Anzahl von Lehrern ihre weitere Ausbildung genießt und die ihnen weniger einen umfangreichen Schatz an neuem Wissen und Kenntnissen auf landwirthschaftlichem Gebiete, als vielmehr die für den landwirthschaftlichen Fortbildungsunterricht erforderliche Methode zur Verfügung stellen sollen. Tritt zu diesen Fortbildungskursen noch eine Theilnahme an den fast in allen Provinzen eingerichteten Obstbaulehrkursen und die Kenntniß der Bienenzucht, des Gartenbaues, der Geflügelzucht ꝛc., so kann der Volksschullehrer der ländlichen Jugend auch in der Fortbildungsschule eine hübsche Summe von brauchbaren Kenntnissen und Fertigkeiten für das praktische Leben vermitteln. Der Landwirthschaftsminister will nun zwei weitere Kurse, nämlich je eine an einer Landwirthschaftsschule im Westen und im Osten in's Leben rufen. Ist das nicht etwas sehr wenig, zumal da das Bedürfniß doch offenkundig groß ist?

Ein Versuch soll ferner damit gemacht werden, daß ein landwirthschaftlicher Fachlehrer in der Mitte eines größeren Bezirkes angestellt wird, um während der Wintermonate an je einem Tage der Woche in einem der betheiligten Dörfer in den dort bestehenden Fortbildungsschulen einen mehrstündigen Fachunterricht ertheilt, also die Thätigkeit des Fortbildungsschullehrers nach der praktisch-technischen Seite ergänzt. Der Minister hat zu diesem Zweck im Kreise Rybnick (Regierungsbezirk Oppeln) an sechs Ortschaften je eine ländliche Fortbildungsschule eröffnet, in denen auf diese Weise landwirthschaftlicher Wanderunterricht zunächst während drei Jahre ertheilt werden soll. Die Kosten sind auf jährlich 2000 Mk. veranschlagt. Außerdem sind jeder Schule für die Vertheilung von Prämien an besonders fleißige Schüler 15 Mk. zur Verfügung gestellt. Die Prämien sollen in Büchern oder in Gebrauchsgegenständen für den Landwirthschaftsbetrieb bestehen. Ein Curatorium, gebildet aus dem Kreislandrath, dem Kreisschulinspector, zwei angesehenen Landwirthen und je einem Vertreter der sechs Schulorte, als welcher in der Regel der Ortspfarrer in Aussicht genommen ist, soll den Versuch überwachen, den Lehrplan prüfen und genehmigen, Revisionen und Prüfungen vornehmen und die Prämien vertheilen. Aehnliche Curatorien plant der Minister möglichst für alle Kreise in Preußen, da sie, wie er hofft, vor Allem anregend auf die besser gestellten Landwirthe einwirken können und Vorurtheile und Gleichgiltigkeit zerstreuen würden.

Eine grundsätzlich sehr wichtige und bedeutsame Frage läßt die Denkschrift leider offen, nämlich die Frage, ob der ländliche Fortbildungsunterricht Zwangssache sein oder in das freie Belieben der Gemeinden und Landwirthe gestellt bleiben solle. Die ländlichen Fortbildungsschulen und deren Besuch beruhen durchaus auf Freiwilligkeit; irgend ein gesetzlicher Schulzwang besteht für sie nicht, während für die gewerblichen Schulen auf Grund des § 120 der Reichsgewerbeordnung ein solcher Zwang durch Beschluß und Statut einer Gemeinde herbeigeführt werden kann. Diese gleiche Möglichkeit wird von vielen Seiten auch für die ländlichen Fortbildungsschulen verlangt, um ihren Bestand dort zu

sichern, wo Gemeinde und Private für die Schulen Interesse haben, wo aber deren Bestand durch den mangelnden Besuch der Schüler immer wieder in Frage gestellt wird. Wir schließen uns dieser Ansicht durchaus an und glauben, daß man den Landgemeinden ruhig das Recht gewähren kann, durch Ortsstatut den Besuch der Fortbildungsschule obligatorisch zu machen; sie sind hinreichend gegen den Verdacht geschützt, daß sie allzu stürmisch auf diesem Gebiete vorgehen könnten.

---

## Ueberbürdung und Ermüdung.

### Eine Schulfrage.

„Die überaus lebhaften Erörterungen, welche in den letzten Jahren über die Ueberbürdungsfrage stattgefunden haben, liefern uns den vollgiltigsten Beweis dafür, daß diese ebenso wichtige wie schwierige Frage keineswegs als gelöst angesehen werden kann. Ohne Zweifel ist durch Teilung der Classen, Verminderung der Hausarbeit, zweckmäßigere Anordnung der Stunden, Beschränkung des todten Auswendiglernens, stellenweise auch durch Verlängerung der Unterrichtspausen viel Segen gestiftet worden. Gerade diese Bestrebungen aber sind das stärkste und zugleich das schwächste Vertheidigungsmittel gegen die Angriffe der Aerzte: sie zeigen am klarsten, daß die Schäden unseres Schulwesens auch von den Lehrern selbst als solche anerkannt werden. Die einzige Frage, welche bei dieser Uebereinstimmung zu beantworten bleibt, ist die: Sind die unserer Jugend drohenden Gefahren durch die getroffenen Maßregeln vollständig beseitigt?“ So fragt der Heidelberger Professor der Psychiatrie Emil Kraepelin in seiner soeben bei Gustav Fischer in Jena erschienenen neuen Brochure: „Zur Ueberbürdungsfrage“, auf deren einschneidende pädagogische und volksgesundheitliche Bedeutung wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen. Kraepelin hat den Eindruck, daß die geistige Hygiene in unseren Schuleinrichtungen noch nicht überall die Beachtung gefunden hat, die sie verdient.

Die Entscheidung zwischen diesen widerstreitenden Ansichten kann, wie er immer wiederholen muß, ausschließlich durch Untersuchungen herbeigeführt werden. Das Ergebniß derselben wird entweder der Schule die Zurückweisung ungerechtfertigter Angriffe oder den Aerzten die Durchsetzung der von ihnen verlangten Aenderungen im Unterrichtsbetriebe ermöglichen. Beide Seiten haben daher das gleiche Interesse an einer zuverlässigen Lösung der Frage, ob und in welchem Umfange eine Ueberbürdung unserer Schuljugend besteht; ein noch größeres hat diese letztere selber. Die wesentliche Schwierigkeit liegt nur in der Auffindung eines brauchbaren Maßstabes für die Arbeitsbelastung. Die Arbeitszeit, die Höhe der Schulanforderungen an sich ermöglichen uns noch kein Urtheil, solange wir die Tragkraft des jugendlichen Gehirnes nicht kennen. Wir müssen daher unbedingt die Wirkungen untersuchen, welche der Unterricht auf die Leistungsfähigkeit der Schüler ausübt. Diese Wirkungen können körperliche sein einerseits: das Längenwachsthum, die Gewichtszunahme, die Entwicklung des Blutes, der Muskeln, die Widerstandsfähigkeit gegen Erkrankungen kann beeinflußt werden. Das sind Untersuchungen, die schon seit langer Zeit von den Schulärzten in Angriff genommen wurden und auch so manches wichtige Ergebniß geliefert haben. Kraepelin selbst hat seit fast zehn Jahren fortgesetzte Untersuchungen über die geistige Leistungsfähigkeit angestellt und aus dem Verhalten der geistigen Arbeit Aufschlüsse über die Wirkungen des Unterrichts auf die Schüler gewonnen. Wie nahe dieser Gedanke lag, beweist am besten die Thatsache, daß mehrere andere Forscher denselben zur Ausführung gebracht hatten, bevor es ihm möglich war, die geplanten Versuche an Schulkindern selbst zu beginnen.

Kraepelin läßt es dahingestellt bleiben, ob es nicht den Schulmännern selbst gelingen könnte, Maaßmethoden auszubilden, welche sich enger an die Verhältnisse des wirklichen Unterrichts anpassen, aber er weist darauf hin, daß es noch ein ganz anderes Hülfsmittel giebt, um das Ziel einer genauen Bestimmung der Unterrichtswirkungen zu erreichen. Er meint die Einschiebung geeigneter Prüfungsarbeiten in den Gang des Schultages. Vermag man im Beginne und am Ende jedes größeren Unterrichtsabschnittes den Grad der vorhandenen Ermüdung irgendwie zu messen, so wird sich der Einfluß der geleisteten Arbeit auf das jugendliche Gehirn auch dann beurtheilen lassen, wenn die Prüfungsaufgabe von der eigentlichen Schulthätigkeit vollständig verschieden ist. Thatsächlich ist dieses Verfahren von ihm und seinen Schülern zur Lösung der verschiedensten Aufgaben, von Mosso*) bei seinen Untersuchungen über die Ermüdung, endlich auch in einigen neueren schulhygienischen Arbeiten zur Anwendung gezogen worden. Wir sind auf diese Art im Stande, zuverlässig die Wirkungen jeder beliebigen Unterrichtsstunde festzustellen.

In seiner Abhandlung geht nun Kraepelin die verschiedenen Untersuchungen durch, wofür wir unsere Leser auf die Brochure selbst verweisen müssen. Dagegen wollen wir hier über seine Kritik der gewonnenen Ergebnisse das Wichtigste und allgemein Interessante mittheilen. Vor Allem geht aus den verschiedenen Beobachtungen über die Wirkung des Unterrichts hervor, daß sich im Laufe des Schultages die Zeichen einer beträchtlichen Ermüdung einstellen. Wie groß diese Ermüdung ist, läßt sich allerdings zur Zeit schwer abschätzen, da derselben die bei der Jugend zweifellos sehr mächtigen Uebungseinflüsse entgegenwirken. Ein zweites wichtiges Ergebniß sind die großen persönlichen Unterschiede in der Ermüdbarkeit. Diese Thatsache deckt sich durchaus mit den Beobachtungen an Erwachsenen und fordert die eingehendste Beachtung seitens der Schule. Auch die rasche Zunahme der Ermüdbarkeit in den jüngeren Lebensaltern, die wir mehrfach betont finden, wird vielleicht von der Schule heute noch nicht genügend gewürdigt. Es wäre sehr wohl möglich, daß die Anforderungen des Unterrichts irgendwo für eine bestimmte Altersstufe zu hohe sind, während sie für andere das Maaß nicht überschreiten. Weiterhin haben wir die Erfahrung zu verzeichnen, daß die Ermüdungswirkung der einzelnen Stunden sehr verschieden ausfällt. Das ist natürlich nichts Neues, aber die Versuche von Griesbach haben es doch zum ersten Male ermöglicht, diese Unterschiede genau festzustellen und in Zahlen auszudrücken. Uns wird auf diese Weise die Aufgabe erleichtert, den Unterrichtsplan so zu gestalten, daß die schwierigen Aufgaben in die Zeit der größten Frische fallen und daß ein Wechsel zwischen anstrengenden und leichteren Stunden stattfindet. Gerade dadurch dürfte die Erholung der Schüler mehr gefördert werden als durch den Wechsel des Gegenstandes. Einen werthvollen Wink für die Einrichtung des Lehrplanes giebt uns auch die Beobachtung, daß die rein technische Thätigkeit ohne stärkere Muskelanstrengung sehr geringe Ermüdungswirkungen entfaltet. Sie weist uns auf den Handfertigkeitsunterricht als Erholungsarbeit hin und lehrt uns zugleich die tiefgreifende Eigenart der geistigen Arbeit richtig abschätzen. Der Normalarbeitstag des geistigen Arbeiters und noch mehr des Schulkindes ist eben nach wesentlich anderem Maßstabe abzugrenzen als derjenige eines beliebigen Fabrikarbeiters.

Besondere Bedeutung für die Beurtheilung der Ueberbürdungsfrage dürfte ferner der von Griesbach und Friedrich geführte Nachweis gewinnen, daß anscheinend die Mittagspause in der Regel nicht ausreicht, um die Ermüdung des

*) Die Ermüdung, deutsch von Glinzer, Leipzig, S. Hirzel.

Vormittags auszugleichen. Diese Erfahrung steht in bester Uebereinstimmung mit den Versuchen von Rivers. Sie weist uns darauf hin, daß die Tagesarbeit eine fortschreitende Ermüdung bedingt, welche durch die einfache Ruhe nur unvollkommen wieder beseitigt werden kann. Welchen tiefgreifenden Einfluß aber dabei gerade der Schulunterricht besitzt, wird aus dem Vergleiche mit den schulfreien Tagen klar, an denen sich nach Griesbach's Verfahren eine nennenswerthe Steigerung der Ermüdungszeichen nicht hat nachweisen lassen. Allerdings würde eine planmäßiger durchgeführte Untersuchung über diesen Punkt doch wohl zur Aufdeckung bestimmter, wenn auch geringer Tagesschwankungen führen.

Eine noch größere Tragweite müssen wir endlich der von Griesbach und Kremsies mitgetheilten Erfahrung beimessen, daß bei einer Anzahl von Schülern schon zu Beginn des Morgenunterrichts deutliche Ermüdungszeichen nachweisbar waren. Diese Beobachtungen lassen von vornherein eine doppelte Deutung zu. Es ist entweder möglich, daß in den Fällen mit Morgenermüdung wirklich kein genügender Ausgleich der Ermüdung des voraufgegangenen Tages stattgefunden hat. Eine solche Erklärung würde die von Griesbach angeführte Thatsache nahe legen, daß einzelne seiner 14 jährigen Schüler nicht mehr als 6 ½—7 Stunden Schlafzeit hatten. Damit wäre aber zugleich festgestellt, daß hier eine zweifellose Ueberbürdung vorlag, das Auftreten einer dauernden Uebermüdung. Möglich wäre es aber auch, daß es sich in den oben erwähnten Fällen einfach um Schüler handelte, die zu der Classe der Abendarbeiter gehörten, bei denen also die Schlafcurve erst spät ihre größte Tiefe erreichte. Bei solchen Personen pflegt früh nach dem Erwachen zunächst die Leistungsfähigkeit geringer zu sein und sich erst im Laufe des Vormittags zu steigern. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden, wesentlich verschiedenen Deutungen würde sich durch die genaue Untersuchung der Ermüdungswirkungen in der ersten Arbeitszeit ermöglichen lassen. Im ersteren Falle hätten wir ein rasches Anwachsen, im letzteren dagegen zunächst eine Abnahme der Ermüdung zu erwarten. Auch dann würde übrigens daran zu denken sein, daß nach den Versuchen von Römer solche Abendarbeiter die Abkürzung des Morgenschlafes besonders schlecht vertragen. Für derartige Schüler besteht daher bei zu frühem Beginne der Schule immer die Gefahr, daß die Erholung durch den Schlaf ungenügend wird, auch wenn an sich die Ermüdbarkeit gar nicht groß ist.

Griesbach kommt auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Schlusse, daß „kein Schulknabe und selbst kein Erwachsener ohne Gefahr für seine Gesundheit Tag ein Tag aus geistig so lange zu arbeiten im Stande ist, wie es der heutige höhere Unterricht bei strenger Durchführung erheischt". Er fordert daher mit Nachdruck Beseitigung aller wissenschaftlichen Nachmittagsstunden, späten Beginn des Morgenunterrichtes (auch im Sommer nie vor 8, für jüngere Schüler nicht vor 9 Uhr), möglichste Beseitigung aller Schulprüfungen, Einschränkung der Hausarbeit und namentlich des öden Gedächtnißkrams. Diese Forderungen decken sich in den Hauptpunkten ganz mit den von Kraepelin in seiner schon in 2. Auflage erschienenen Schrift: „Ueber geistige Arbeit" (Jena, Gustav Fischer) niedergelegten Anschauungen.

Einzelnen oder mehreren derselben dürften auch wohl zahlreiche Lehrer zustimmen, zumal für sie ebenfalls eine Ueberbürdungsfrage besteht, die kaum weniger ernst ist als diejenige der Schüler. Mag man die Gefahren des Unterrichtsbetriebes mehr oder weniger hoch anschlagen — so viel wird zugestanden werden müssen, daß derselbe verbesserungsfähig ist, und daß die hier besprochenen Erfahrungen geeignet sind, uns den Weg zu zweckmäßigen Aenderungen vorzuzeichnen. Kraepelin hat schon früher darauf hingewiesen, daß die überwiegende Mehrzahl unserer Kinder auch harte Anforderungen an ihre Arbeitskraft augenscheinlich ohne dauernde Schädigung erträgt. Eben so sicher aber ist es, daß die Widerstandsfähigkeit der Schüler überaus große Verschiedenheiten zeigt, auf die der Unterrichtsbetrieb bisher nicht die nöthige Rücksicht nimmt. Dieselbe Aufgabe, die für einen Schüler Kinderspiel ist, kann den andern vorübergehend völlig erschöpfen. Solche Kinder, deren Spuren wir überall in den Versuchen begegnen, sind ohne Zweifel der Gefahr einer wirklichen Ueberbürdung ausgesetzt. Ihre Zahl ist wahrscheinlich keine ganz geringe. Kraepelin glaubt sich nicht in der Vermuthung zu täuschen, daß große Ermüdbarkeit sehr häufig mit Trägheit verwechselt wird, zumal sie sich nach seinen Erfahrungen vielfach mit großer Uebungsfähigkeit verbindet. Es ist vielleicht an dieser Stelle nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß wir in Deutschland mindestens 200000 Geisteskranke haben, die alle einmal Schulkinder gewesen sind. Dazu kommt noch die weit größere Zahl von Neurasthenischen, „psychopathischen Minderwerthigen", Entarteten u. s. f. Wir werden daher mit Sicherheit darauf rechnen müssen, daß sich in jeder Schule eine Anzahl von Schülern findet, welche die mehr oder weniger ausgesprochene Anlage zu geistiger Erkrankung in sich tragen; eines der Zeichen solcher Veranlagung ist aber sicher die große Ermüdbarkeit. Allerdings darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Schule für die Störungen, die bei derartigen Kindern auftreten, natürlich nicht ohne Weiteres verantwortlich gemacht werden kann. Vielfach liegen die eigentlich wirksamen Schädigungen auf ganz anderen Gebieten, namentlich in unzweckmäßiger Lebensführung, verkehrter Erziehung, im Drucke häuslichen Elends, schwerer Entbehrungen u. s. f. Soweit aber die Schule hier nicht im Stande ist, ändernd einzugreifen, muß sie eben mit der gegebenen Belastung der Kinder rechnen, um nicht zu anderen Uebeln noch dasjenige der Ueberbürdung hinzuzufügen.

Der natürliche Wunsch jedes Einzelnen, auf seinem Gebiete möglichst gute Ergebnisse zu erzielen, muß leicht zu einer übermäßigen Häufung der Anforderungen führen. Gerade hier dürfte die Gefahr der Hausaufgaben besonders zu beachten sein. Gewiß werden wir keinen Augenblick die Nothwendigkeit und Wichtigkeit der häuslichen Arbeit überhaupt leugnen wollen. Es ist klar, daß nur durch sie der Schüler zur selbstständigen Verwendung seiner Kräfte erzogen werden kann. Allein bei den Hausaufgaben wird es für den Lehrer doppelt schwierig, die verschiedene Leistungsfähigkeit und Ermüdbarkeit seiner Schüler gebührend zu berücksichtigen. Da er Allen dieselben Aufgaben stellt, belastet er thatsächlich diejenigen am schwersten, die am meisten der Schonung bedürfen würden. Fehlt ihm dann noch, wie das bei dem Zusammenwirken zahlreicher Fachlehrer kaum anders sein kann, die genaue Kenntniß des gesammten Arbeitsdruckes, den der Schüler auszuhalten hat, so wird die Gefahr einer Ueberlastung ungemein nahe liegen. Aber auch dann, wenn wir von der thatsächlichen Ueberbürdung Einzelner absehen, werden die Versuchserfahrungen werthvolle Anhaltspunkte für eine möglichst zweckmäßige Gestaltung des Unterrichtsbetriebes, für eine fruchtbare Ausnützung der Sitzzeit zu liefern vermögen. Daß in dieser Beziehung noch Vieles zu thun bleibt, unterliegt keinem Zweifel. Schon Prof. Eulenburg hat mehrere recht unzweckmäßige Stundenpläne aus Berlin mitgetheilt; er berichtet unter Anderem von einer Untertertia, welche Mittwochs von 8—2 und von 5—6 unterrichtet wurde. Daß hier die letzte, vielleicht auch schon die vorletzte Stunde des Vormittags für die Mehrzahl der Schüler zwecklose Zeitvergeudung bedeutete, würde sich wahrscheinlich durch den Versuch unschwer nachweisen lassen. Allein das ist noch lange nicht das schlimmste Beispiel. Wie Kraepelin versichert, bestand oder besteht vielleicht noch in einer thüringischen Erziehungsanstalt die Einrichtung, daß die Schüler täglich von 5—7, an den schulfreien Nachmittagen von 2—5 Uhr, außerdem noch Abends von 8—10 Uhr „Arbeitsstunden"

hatten. Für eine Anzahl von Schülern, die im Hause eines Lehrers wohnten, kam dazu noch eine Arbeitsstunde von 5—6 Uhr früh! Die durchschnittliche Tagesarbeit der Secundaner betrug für die Wochentage nicht weniger als 11 Stunden; die Schlafzeit kann auf höchstens $6^1/_2$ Stunden bemessen werden. „Daß ein derartiger Erziehungsunfug nicht ausschließlich geistige Krüppel erzeugt, darf vielleicht als der schwerwiegendste Beweis gegen die Gefahren der Ueberbürdung gelten. Allein die Schule ist keine Versuchsanstalt für Kraftproben darüber, wieviel ein widerstandsfähiger Knabe unter Umständen ertragen kann; sie hat auch schwerlich die Aufgabe, in bitterem Kampfe mit Hochdruck die möglichst vollkommene Ausbildung jener kleinen Hülfsmittel zu erzielen, welche dem findigen Schüler zur passiven Abwehr des Arbeitszwanges zu Gebote stehen." Und dabei handelt es sich hier nicht um eine einzelne Verwirrung. Leider hat das Preußische Cultusministerium noch vor wenigen Jahren aus Anlaß einer eingelaufenen Beschwerde jenen Tagesplan ausdrücklich gebilligt und die dagegen geäußerten Bedenken nicht gerechtfertigt gefunden. „Die genaue Eintheilung des Tages, wozu auch das frühe Aufstehen gehört, und die strenge Gewöhnung an Arbeit bilden, wie die Erfahrung erwiesen hat, die Grundlage eines gesunden Alumnatslebens," heißt es in dem betreffenden Erlasse. Es klingt wie Hohn auf das „gesunde" Alumnatsleben, wenn derselbe fortfährt, daß freilich körperlich zarte Knaben unter der strengen Regelung des letzteren „hie und da nicht gedeihen". „Wenn in der höchsten Schulbehörde unseres größten deutschen Staates noch so wenig Verständniß für die Grundbedingungen geistigen und körperlichen Gedeihens unserer Jugend herrscht, wird man sich schwerlich vertrauensvoll dahin bescheiden dürfen, daß in der Schulerziehung unserer Kinder längst alles auf's Beste bestellt sei," bemerkt Prof. Kraepelin mit Recht. Nun soll ohne Weiteres zugegeben werden, daß in der Frage der Arbeitsbelastung durch die Schule mit größter Vorsicht verfahren werden muß, daß nicht ohne dringenden Anlaß an bewährten Einrichtungen gerüttelt werden darf. Jene Frage ist aber für das kommende Geschlecht von so einschneidender Bedeutung, sie wird durch die wachsenden Ansprüche an unsere geistige Ausbildung so sehr in den Vordergrund gerückt, daß wir uns ihrer ernsten Prüfung auf die Dauer schlechterdings nicht werden entziehen können. Gewiß wird es niemals möglich sein, alle Schädigungen durch den Unterricht gänzlich zu vermeiden, wenn wir das heranwachsende Geschlecht zur Arbeit erziehen und stählen wollen. Aber es wird immer unsere Aufgabe bleiben, die Schwachen nicht über das Maaß ihrer Kräfte zu belasten, damit sie nicht in der Schule allmälig erstarken und nicht in ihrer Widerstandsfähigkeit gebrochen werden. Arzt und Schulmann werden hier zusammenzuwirken haben, der Eine, indem er die Schäden wie ihre Ursachen aufdeckt und die Grundzüge einer körperlichen und geistigen Schulhygiene klarlegt, der Andere, indem er die allgemeinen Forderungen der Wissenschaft im Getriebe des Unterrichts verwirklicht und in erzieherische That umsetzt. Lector.

## Literatur und Kunst.

### Johannes Brahms.

Von Paul Marsop.

Johannes Brahms hat das Leben und den Pessimismus überwunden. Das Werk des großen Melanchthon ist abgeschlossen. Versucht man es zu überschauen, so stellt es sich gleichsam wie eine Reihe von „Schicksalsliedern" dar. „Schicksal und Antheil", die schönste der Ueberschriften Goethe's: sie gäbe auch den besten Text zu einer Gedenkrede auf den Meister Brahms. Der Antheil, mit welchem die menschlich und künstlerisch Feinfühligeren seinem tragischen Ringen gegenüberstanden, mußte um so wärmer, um so herzlicher werden, je mehr sich im Laufe der Jahre bei Freund und Feind die Ueberzeugung befestigte, daß in einem Brahms eine in sich geschlossene Persönlichkeit in unbeugsam männlicher Willensstärke durch ihr ganzes Dasein strebend und kämpfend bemüht war, mit den vornehmsten Mitteln das höchste Ziel zu erreichen. Dieses Ziel war: die Eroberung einer neuen Beethoven'schen Machtsphäre. Das Tragische in Brahms' Schicksal aber offenbarte sich darin, daß seine Phantasie wohl schwermüthige Motive von feinem lyrischen Reize, aber nicht jene stahlharten, tragenden Gedanken hervorzubringen fähig war, aus denen allein auch der ernsthafteste, mit allen Schwierigkeiten strenger Wissenschaften spielende Könner eine neue Welt aufzubauen vermag.

Denn ein rastloser Lerner, ein gewaltiger Könner war Johannes Brahms: er beherrschte die Gesetze, die im Schaffen aller der deutschen Tonpoeten walteten, welche ihm vorangingen. Ein Erfinder, dem aus der Fülle eigen empfundener triebkräftiger Ideen neue Einsichten in das Wesen der Kunst zuwachsen, war er nicht. Auch das Genie nimmt ja seinen Flug von dem Boden aus, den ihm die starken Vorfahren bereitet haben; doch wird bald früher, bald später in seiner Entwickelung die Stufe erreicht, auf der die neue schöpferische Individualität sich rein und bedeutsam darstellt. So war es bei Mozart, bei Beethoven, so war es in bescheidenerem Sinne bei Weber und Schumann. Doch so war es nicht bei Brahms. Noch bis in das während der Zeit seiner compositorischen Vollreife geschriebene „Deutsche Requiem" hinein baten sich nur schwach umgewandelte Beethoven'sche und Schumann'sche Tonwerthe bei ihm zu Gaste. Sie tauchten in seinen zwar verhältnißmäßig früh concipirten, aber erst in späteren Lebensjahren endgiltig ausgearbeiteten und veröffentlichten Symphonien, in seinen Concerten auf. Sie huschten wie gute Hausgeister durch sein Arbeitszimmer, als er das zarte und liebenswürdige Arabeskenwerk der Sprößlinge seiner Kammermusik ausführte, sich selbst für sein Hausinstrument ein graziöses Stammbuchblatt nach dem anderen in sein Album schrieb, oder in stimmungsgesättigten Gesängen tief in das „Wunderreich der Nacht" hinabtauchte. Jeder Zeit ließ er den Troß der kleinlichen Nachempfinder weit hinter sich: er hat weder jemals Professorenmusik zusammengeklittert, noch mit erborgtem Geiste zu blenden, zu verblüffen gesucht; jedoch war es ihm beschieden, seine wundervoll eigenartige Prägekunst vornehmlich an fremdem Edelmetall zur Anwendung bringen zu müssen. Vielleicht wurde es auch für ihn verhängnißvoll, daß eine ganz außergewöhnliche, durch den emsigsten, von Jugend auf bethätigten Fleiß noch gesteigerte Anpassungsfähigkeit in Verbindung mit einer souverän schaltenden Intelligenz es ihm ermöglichten, den Ueberreichthum einer in der Ausbildung bedeutender Entwickelungsreihen beispiellos fruchtbaren Vergangenheit wie ein persönliches Erbgut zu nutzen. Weder die Technik der deutschen Chormeister des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, noch die Formensprache der Wiener Classiker, noch die Palette der zuerst einem mehr coloristischen Princip huldigenden Frühromantiker hatten irgend welches Geheimniß für Brahms. Er war ein Universalist im compositorischen Wissen und sein musikalischer Gesammtorganismus gleichsam eine Art Gesellschaftsbau unterschiedentlicher Tonseelen. So mag seiner eigenen Psyche der Raum zu freiem Flügelschlage wohl eingeengt worden sein. Um so mehr als er, kaum daß Jugend und Thatendrang in ihm aufzuschäumen begannen, sich bereits in eisern strenge Selbstzucht nahm, deren Resultate auch nur zeitweise wieder in Frage zu stellen sein in glatter Bahn sich bewegender äußerer Lebenslauf nicht

Wurf das Entscheidende, sondern die Gesinnung, die den Schaffenden erfüllt, dann würde sich Brahms mit seinem Requiem einen Platz neben den führenden Geistern der Nation erobert haben. So jedoch haben wir in dieser Tondichtung, wenn sie auch nicht zu einem hohen Liede von der Besiegung der Schrecknisse des Todes und der Vernichtung geworden ist, doch eine ergreifende Bekundung dafür, wie die einzelne vornehm geartete Natur ihren Schmerz bezwingt und verklärt. Brahms hat es verschmäht, aus dem Leid, das ihn betroffen, Capital zu schlagen, die Masse damit zu rühren — wie er sich auch darum nicht sorgte, der Masse seine Glücksempfindungen mundgerecht zu machen. Als Tondichter war und blieb er ein wählerischer Geist, der nie um die Gunst der Menge buhlte — das Beste, was man im Zeitalter der Demokratie einem Künstler nachrühmen kann. Er liebte sein Volk als glühender Patriot: doch er verstand unter dem Volke die Summe der führenden genialen Kräfte im deutschen Wesen. Sein „Triumphlied" ist Kaiser Wilhelm dem Ersten als dem erlauchten, selbstlosen Schirmherrn des geistigen Adels der Nation zugeeignet. Brahms fühlte sich frei vor dem Throne und frei vor dem Areopag des wetterwendischen Haufens. Ehre dem Andenken dieses Aristokraten!

---

## Julius Sturm.

Von A. Tielo.

Mit den Märztagen von 1848 hatte unsere antiroyalistische Parteidichtung ihren Höhepunkt und fast gleichzeitig ihren Abschluß erreicht. Der gerechte Wunsch der Liberalen wurde erfüllt; dem sträubenden Königthum war eine maßvolle Verfassung abgenöthigt worden, und die wüthenden Kampfrufe und Hetzstimmen verhallten. Eine müde, krankhafte Windstille folgte. Da trat Julius Sturm hervor und errichtete seine lichten, schöngewölbten Tempelbogen. Hier fanden zweifelnde und verzweifelte Lebenspilger auf ihrer Weltflucht ungestörte Rast:

„Wir laden uns bei Dir zu Gast
Und fühlen uns geborgen."

„Um Epoche in der Welt zu machen," bemerkte einmal der Alte von Weimar zu seinem Eckermann, „dazu gehören bekanntlich zwei Dinge, erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft thue." Julius Sturm war ein guter Kopf, und zu dem guten Kopfe gehörte obendrein ein goldenes Herz; er erbte die große schlummernde Ebbe, welche die wildbrausende Hochfluth der Revolutionssänger langsam zu Grabe trug. Noch 1851 erschien Heine's spottender „Romanzero", ein Jahr darauf Sturm's „Fromme Lieder". Bei Jenem giftige Galle, Uebermuth und eine gewisse kleinliche Größe, bei Diesem milder Wein, Seelenruhe und eine gewisse große Kleinlichkeit, die den Geringen, den Mühseligen und Beladenen unendlich wohlthun mußte. Der Demokrat Heine erklärte trotzig: „Die Freiheit ist die neue Religion." Der Royalist Sturm suchte seine Freiheit demuthsvoll in der alten Religion. Heine mußte indessen vor einem mächtigeren Schreckensmanne, dem mors imperator, das Schwert strecken, und sein Antipode blieb ohne blutigen Streit triumphirender Sieger. Zur offenen Fehde war es nicht gekommen, wenn dieser auch gegen Heine und das junge Deutschland lauten Protest einlegte:

„O hör', mein Volk, nicht auf die Lugpropheten,
Laß nicht ihr Wort in Deinem Herzen zünden,
Wenn sie des Fleisches Freiheit Dir verkünden
Mit giftgenährten, schlangenklugen Reden!"

In der That, in dem jungen Köstritzer Pfarrherrn war dem Protestantismus und seinen Bekennern ein schätzbarer Hort erstanden. In den Annalen des deutsch-evangelischen Kirchenliedes hat sein Name den wohlverdienten Ehrenplatz erhalten.

Julius Sturm ist im Gegensatz zu den Jungdeutschen einzig und allein Lyriker. Gesang war sein innerstes Leben:

„Alles singt! Ich sollte schweigen?
Bis mein letzter Hauch verweht,
Soll mein Lied zum Himmel steigen
Und im Liede mein Gebet."

Wahrhaftig, sein Lied ist Gebet. Seine gesammte Dichtung wird von echter Religiosität wie mit einem rothen Bande durchwoben. Sie giebt sich holdinnig, aber nicht erhaben tief; zart, aber nicht verzärtelt; demüthig, aber nicht sclavisch; begeistert ohne trunkenen Dithyrambenschwung; ohne banschige prunkvolle Phrase und ohne affectirte, thränenvolle Sentimentalität; einfach und ungekünstelt bis hart an die Grenze der schmucklosen Alltäglichkeit; sanft wohllautend und meist strophisch gegliedert. Kein weltumfassender Geist, aber ein gottergebenes Gemüth. Den Blick dem Himmel zugewendet, ohne doch die Erde unter den Füßen zu verlieren; auch der elende Erdenstaub offenbart ihm schöne Wahrheit und wahre Schönheit.

In seinen eigentlich religiösen Gedichten merkt man hin und wieder den protestantischen Kanzelredner; aber sein Bekenntniß drängt sich nirgends vorlaut und aberweise hervor, fern von aller zelotischen Blindheit und aller langweiligen Wortklauberei. Sein freudiges und freundliches „Gott grüße Dich" liegt allenthalben darüber wie ein erquickender Kräuterhauch. Leider hat er seinen Glauben in keiner Hinsicht selbstständig fortgeführt; er lebt in der traditionellen Anschauung von der angeborenen Erbsünde und der erlösenden Gnade. Ora et labora! Kein gedeihliches Werk ohne des Ewigen Hülfe und Segen. Sein Gott ist allgegenwärtig, allwissend, allweise, allliebend:

„Nie bist Du, Höchster, von uns fern,
Du wirkst an allen Enden.
Wo ich nur bin, Herr aller Herrn,
Bin ich in Deinen Händen.
Durch Dich nur leb' und athme ich,
Du leitest und beschützest mich."

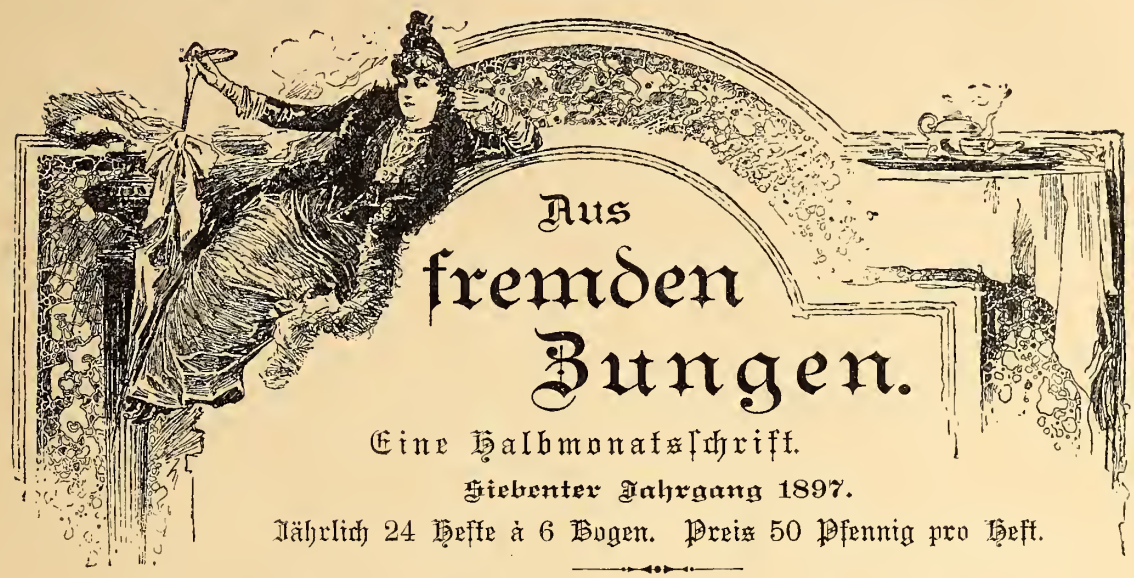
„Wohnt Gott in mir, so bin ich stark — kühn — frei", gesteht er in etwas programmmäßiger Auseinandersetzung, aber immerhin mit einem vollen Herzen. An der Gerechtigkeit und ewigen Güte des Schöpfers hat er nie und nimmer gezweifelt. Er empfand seine Schwäche und verschloß vorsichtig allen kühlen Bedenken und kalten Grübeleien Thüre und Thor. Die sancta simplicitas ist ein köstlicher Zaubermantel, der vor Unglaube, Aberglaube und den anderen bösen Geistern sicherer schützt als das geweihte Crucifix. — Daher empfängt er Lust und Leid als vorbestimmte Prüfungen, an denen Gott sein Wohlgefallen habe.

„Ueber Nacht, über Nacht
Kommt Freud' und Leid,
Und eh' Du's gedacht,
Verlassen Dich Beid'
Und gehen dem Herren zu sagen,
Wie Du sie getragen."

Ebenso freut er sich des Evangeliums, welches ihm ein besseres und unvergängliches Dasein und zum Ueberfluß im Jenseit ein Wiedersehen seiner Lieben verheißt, und mit erhobenen Händen wendet er sich in banger Rathlosigkeit oder zur Verherrlichung der christlichen Festtage vertrauensvoll an seinen Mittler und Heiland Jesus Christus. Er sieht in dem göttlichen Menschensohn den Beschwichtiger der Winde und Wellen, den Erleuchter dunkler gebeugter Seelen, den Morgenstern über dem heraufdämmernden Gottestage.

Sehr wirkungsvoll preist Sturm die Nächstenliebe. Da kommt seine humane Ethik zu Worte, die im Allgemeinen höher steht und werther ist als die Dogmen und Confessionen

# Einladung zum Abonnement auf



# Aus fremden Zungen.

Eine Halbmonatsschrift.

**Siebenter Jahrgang 1897.**

Jährlich 24 Hefte à 6 Bogen. Preis 50 Pfennig pro Heft.

Die Halbmonatsschrift „**Aus fremden Zungen**“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, dem vorurteilslosen Teil des deutschen Lesepublikums **in vorzüglichen Uebersetzungen das Neueste und Beste der fremden Litteraturen** zu vermitteln. Sie veröffentlicht — und das unterscheidet sie wesentlich von allen andern deutschen Unterhaltungsblättern und verleiht ihr ihre Eigenart —

**ohne Scheu und ohne kleinliche und beengende Rücksichten alles, was fremdes Schrifttum an Neuem und besonders Hervorragendem bietet, sofern es nur in modernem Geist gehalten, originell, künstlerisch vollendet, unterhaltend, litterarisch wertvoll, von typischer Bedeutung für die betreffende Litteratur ist und nicht geradezu gegen den guten Geschmack verstößt.**

Mit diesem in der deutschen Zeitschriften-Litteratur einzig dastehenden Programm hat sich unsre Halbmonatsschrift ihre geachtete Stellung und einen von Jahr zu Jahr zunehmenden Abonnentenkreis erworben. „Aus fremden Zungen“ ist allmählich zu einem geradezu **unentbehrlichen Organ** für alle die geworden, die sich über die hauptsächlichsten modernen Strömungen in der Weltlitteratur fortwährend unterrichtet halten und zu diesem Zwecke die bedeutendsten und charakteristischsten neuen litterarischen Erzeugnisse des Auslandes kennen lernen wollen. Gerade diese Erzeugnisse aber, die in der Ursprache zu lesen nicht jeder in der Lage ist, werden von „Aus fremden Zungen“ wie von keiner andern deutschen Zeitschrift geboten.

In welcher Weise die Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“ bisher ihrem Programm gerecht zu werden bestrebt gewesen ist, wolle man aus den beiden nebenstehenden Listen der Litteraturen und Autoren ersehen, die in den vorliegenden sechs Jahrgängen vertreten sind. Es fehlt darunter nicht eine Litteratur, die der allgemeinen Beachtung werte Schöpfungen hervorbringt, und fast kein Name, der, von einer wirklichen litterarischen That getragen, je über die Grenze des Ursprungslandes hinausgedrungen ist.

Folgende Litteraturen waren in ihren modernsten Erzeugnissen in den ersten sechs Jahrgängen vertreten:

die amerikanische
armenische, böhmische
catalonische, chinesische
dänische, englische
finnische, französische
griechische, holländische
japanische, indische
isländische, italienische
koreanische, kroatische
lettische, litauische
norwegische, peruanische
polnische, portugiesische
rumänische, russische
ruthenische, schwedische
serbische, slovenische
spanische, südslavische
ungarische, vlämische.

Folgende namhafte Autoren waren in den ersten sechs Jahrgängen mit Arbeiten vertreten:

Aho, Juhani
Amicis, Edmondo de
Annunzio Gabriele d'
Bellamy, Edward
Björnson, Björnstjerne
Boborykin, P.
Bourget, Paul
Bret Harte, Francis
Caine, Hall
Coppée, François
Conperus, Louis
Daudet, Alphonse
Davis, R. H.
Drachmann, Holger
Drosshis, Georg
Echegaray, José
Eekhoud, Georges
Eminescu, M.
Ewald, Karl
Fogazzaro, Antonio
Geijerstam, Gustav af
Haggard, H. Rider
Hardy, Thomas
Hedberg, Tor
Herczeg, Ferencz
Jokai, Maurus
Kipling, Rudyard
Korolenko, Wladimir
Lange, Sven
Leffler, Anne Charlotte
Lie, Jonas
Loti, Pierre
Mantegazza, Paolo
Mark Twain
Manpassant, Guy de
Neera
Negri, Ada
Ohnet, Georges
Ouida
Pailleron, Edouard
Pardo-Bazán, Emilia
Pontoppidan, Henrik
Potapenko, A. N.
Prudhomme, Sully
Rodziewicz, Marie
Seipgens, Emile
Serao, Matilde
Sienkiewicz, Henryk
Skram, Amalie
Stockton, Frank R.
Strindberg, August
Tavastjerna, Karl A.
Tennyson, Alfred
Thoresen, Magdalene
Tolstoj, Leo
Tschechow, Anton
Turgeniew, Iwan
Valera, Juan
Verga, Giovanni
Verlaine, Paul
Vlahuta, Al.
Vrchlicky, Jaroslav
Zola, Emile
u. v. a.

Wie in den ersten sechs Jahren wird „**Aus fremden Zungen**“ auch fernerhin aus der unübersehbaren Zahl von neuen Erscheinungen in allen Ländern das herausgreifen, was durch seine Vorzüge alles andre überragt und was jeder Gebildete unbedingt kennen muß. Der soeben beginnende **neue, siebente Jahrgang** soll wiederum davon Zeugnis ablegen. Er wird eröffnet werden mit

## Guy de Maupassant, „Unser Herz“,

einer reizvollen, fesselnden, an psychologischen Feinheiten reichen Arbeit, einem wahren und echten Maupassant,

und mit dem neuesten Roman von

## Thomas Hardy, „Juda, der Unberühmte“,

dem bedeutendsten Erzählerwerk, das die englische Litteratur der letzten Jahre aufzuweisen hat. Wir werden diesen epochemachenden Roman, der in England und Amerika auf der einen Seite einen Sturm der Begeisterung, auf der andern einen Schrei der Entrüstung gegen den Verfasser zur Folge hatte, ohne jede Streichung oder Aenderung aufnehmen.

Neben diesen zunächst erscheinenden großen Werken allerersten Ranges werden **kleine, mit ganz besonderer Sorgfalt ausgesuchte Novellen und Erzählungen aus allen Sprachen** veröffentlicht werden, und zwar wie bisher so, daß jedes Heft eine solche vollständige Arbeit enthält.

Außerdem haben wir uns für „Aus fremden Zungen“ die folgenden ganz besonders wertvollen, zur Zeit noch nicht vollendeten Arbeiten gesichert, die ohne Zweifel überall gewaltiges Aufsehen erregen werden:

## Emile Zola, „Paris“, den Abschluß der Roman-Trilogie „Lourdes“ — „Rom“ — „Paris“,
## Alphonse Daudet, „Die Stütze der Familie“,
## Hall Caine, „Das Leben Jesu“.

Der neue Jahrgang wird also seinen Vorgängern in keiner Beziehung nachstehen. Wenn wir daher **alle**, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen, zum **Abonnement auf „Aus fremden Zungen“ einladen**, so thun wir das in der festen Ueberzeugung, für ein Unternehmen zu wirken, das die weiteste Verbreitung verdient, und in der sichern Hoffnung, zu unsern vielen alten Freunden zahlreiche neue zu erlangen.

**Stuttgart**, Ende Dezember 1896.

**Die Redaktion von „Aus fremden Zungen“.**

---

Die Halbmonatsschrift **„Aus fremden Zungen“** erscheint in ihrem siebenten Jahrgang (1897) wie bisher monatlich zweimal in Heften von 6 Bogen klein Folio in Umschlag, zum Preise von 50 Pfg. pro Heft; vierteljährlicher Abonnementspreis (für 6 Hefte) 3 Mark.

Abonnements auf die Halbmonatsschrift **„Aus fremden Zungen“** werden von allen **Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postämtern des In- und Auslandes**, sowie von **jedem** mit einer solchen in Verbindung stehenden **Bücheragenten** jederzeit entgegengenommen und prompt ausgeführt. Auf Wunsch wird die Expedition durch die Verlagshandlung in Stuttgart vermittelt, die auch bereit ist, auf alle einschlagenden Anfragen direkte Auskunft zu erteilen.

Das erste Heft des siebenten Jahrgangs ist in allen **Sortiments- oder Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen** rc. vorrätig und wird auf Verlangen jedermann zur Einsicht ins Haus gesandt.

Stuttgart und Leipzig.

**Deutsche Verlags-Anstalt.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

aller Zeiten und Völker. Selbst in dem Sünder achtet er den Bruder; ist doch auch der Gefallene, wenn auch „zerrüttet und entstellt", Gottes Ebenbild.

„Denn wo dir Bruderaugen winken,
Da zeigt sich deines Vaters Geist."

Daher bleibt er nachsichtig und tolerant:

„Treib' nicht mit heil'gen Dingen Spott
Und ehre fremden Glauben
Und laß Dir Deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifler rauben."

Diese wohlmeinenden „Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn" schließen ungemein charakteristisch:

„Und nun, ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Halt' Dich getreu im fremden Land
Zu Deines Volkes Sitte."

Julius Sturm hielt von jeher treulich zu seinem deutschen Vaterlande. Sein innerstes Wesen war geboren zu sanfter Hingebung und liebender Anerkennung; doch ist er wegen seiner zwiefältigen und zwiespältigen Tendenz niemals zum servilen Schmeichler und Heuchler herabgesunken. „Seid eins", hatte Geibel nachdrucksvoll gerathen, und so mahnte auch er bereits 1850 mit reinem Enthusiasmus und froher Ahnung:

Deutschland für immer! Stimmt mit ein
In Freuden und in Schmerzen;
Das Vaterland wird einig sein,
Sind einig erst die Herzen."

Wahre Himmelsfreude mußten ihm die deutschen Siege 1870/71 mit ihrem glänzenden Gipfel, der Kaiserkrone in Versailles bringen! Das Glück war fast erdrückend — er mußte gleich für den Kaiser beten, der wie ein irdischer Beamter des Ewigen in maiorem Dei gloriam bestellt war. Sein Lied „Ein Haupt hast Du dem Volk gesandt" fand denn auch eine willkommene Aufnahme in dem „Gesangbuch für Ost- und Westpreußen". Als 1874 alle deutsch-freisinnigen Dichter unter Führung Ernst Scherenberg's gegen die bedrohliche Encyclica des römischen Statthalters Christi energisch Front machten, da fehlte auch Julius Sturm nicht in ihren Reihen.

Seine historischen und freierfundenen Balladen und Romanzen sind gleichfalls größtentheils seinem Patriotismus entsprungen. Sie sind zumeist im schlichten Chronikenstil erzählt: man vermißt die feinere künstlerisch treffende Gestaltungskraft, welche den edeln Kern von der derben Schale sondert, und die höhere kühn zugreifende Compositionsgabe, welche mit wenigen Strichen überraschende Aussichten und packende Bilder zu entfalten weiß. Aber sein strammer Freiheitsheld Blücher leibt und lebt; in seinen Blücher-Balladen weht ein frischer Morgenwind:

„Die Wichte haben mit ihm zwar den Vorwärtsruf gemein,
Doch wenn es gilt, wird Keiner je ein Marschall Vorwärts sein."

Noch stärker kommt aber wiederum das religiöse Element zum Vorschein. Aeltere Kirchenlieder haben ihm gelegentlich adäquate Stimmung und schmückende Einrahmung geboten. Die Magdeburger Kindlein sterben vor Tilly, dem erbarmungslosen Würger, mit dem muthigen Lutherliede „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort". „Wolfgang Fürst zu Anhalt" zieht in die Verbannung mit dem Troste: „Gut, Ehr', Kind und Weib laß fahren nur dahin, sie haben's kein Gewinn; das Reich muß uns doch bleiben." Doch ist der gottselige Herrscher zu keiner greifbaren Gestalt von Fleisch und Blut herausgearbeitet worden; er verschwimmt in der dürftigen mattherzigen Historie wie ein flüchtiges Schattenspiel an der Wand. Ueberwältigend und hinreißend wirkt Sturm überhaupt niemals. Er rührt und bewegt so in dem meisterhaften Stück „Des alten Dorfschulmeisters liebstes Lied". Ein verwetterter fridericianischer Reitersmann hat mit seinen Söhnen im Grauen der Nacht auf verlorenem Posten gestanden und erhebt sich nach seiner und der Seinen wunderbaren Errettung dankbar zu dem Allmächtigen: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern." Der grimmige, rasche Krieger und sein Widerpart, der furchtsame, umständliche Lehrer sind hierin lebhaft und lebenswahr gezeichnet worden. Endlich: Deutsche Auswanderer feiern ihren Sonntag auf schwankendem Schiffe mit Georg Neumark's „Wer nur den lieben Gott läßt walten".

Dasselbe gemüthvolle Gesicht schaut aus dem dichten Kranze von Liedern, welcher seine engere Heimath, Haus und Familie umfaßt. Nur ungern begiebt er sich auf die Wanderschaft in eine nebelhafte Ferne und noch unbestimmtere Zukunft, in kalter Fremde sehnt er sich schauernd nach der warmen Sonne seiner heimathlichen Aehrenflur zurück. Seine schüchterne Liebe gebärdet sich mehr resignirt als begehrlich; sie ist nahe einer Andacht, doch ist es keine jungdeutsche Andacht des Fleisches, sondern eine vertrauliche Erhebung des Geistes. Doch klingt er bedenklich an seinen Vorgänger Heine an, wenn er also wehmüthig entsagt:

„Ich aber legte meine Hände
Dir betend auf das schöne Haupt,
Damit dir Gott den Frieden sende,
Den meiner Seele du geraubt."

Aber ein neuer Frühling brachte ihm die Erfüllung seiner heißesten Wünsche, und die Enge seines Pfarrhofes umhegt alle seine irdischen Güter und Genüsse. Da beobachtet er die junge Mutter am Bette ihres Lieblings und belauscht ihr zartes Wechselgespräch. „Warum leuchten so golden und klar Schwesterchens dunkle Augen?" fragt die Kleine. „Das macht die innewohnende Liebe."

Ich liebe dich, Mutter! O sieh doch schnell
Sind meine Augen jetzt auch so hell?
„Ja, hell wie Gold!" Und die deinen gar,
Liebe Mutter, die sind wie die Sonne so klar.

Lieblicher haben selbst Träger und Rittershaus die zufriedene Idylle des eigenen Herdes nicht besingen können. Wie sein Meister von Nazareth beweist Sturm eine sichtliche Vorliebe für das muntere, spielende Völkchen, und eifrig hat er, ein würdiger Cumpan W. Hey's und Hoffmann's von Fallersleben, für große und kleine Leute ein Schatzkätzlein niedlicher Geschichten, Mären, Fabeln und Sinnsprüche eingesammelt. Mit geheimnißvollem Munde plaudert er ihnen von dem leichten, lustigen Leben der Elfen, er deutet mit dem Finger auf die faule Margareth zum abschreckenden Exempel und beschreibt den Aufhorchenden den lichten Kinderengel, der die Artigen und Guten auf grünen Wegen und grauen Stegen fürsorglich begleite.

So hat sich Julius Sturm auf dem ganzen ausgedehnten Felde der Lyrik mehr oder minder fruchtbringend angebaut. Fast fünf Decennien hat er seine anmuthenden Gedichte in die Welt gesandt, und noch der Achtzigjährige glich in seiner schier unerschöpflichen Productivität einer stillen, heilkräftigen Bergquelle.

„Wird man mich immer in Ehren halten, wird mit meinen morschen Gebeinen dereinst auch die segensreiche Thätigkeit meines Geistes zerstäuben und zerfahren?" fragte sich einmal der Alternde Angesichts eines nächtlichen Meerleuchtens.

„Ach, hätt' ich auf meines Lebens Bahn
Solch leuchtende Spur gezogen,
Bevor einst mich und meinen Kahn
Verschlingen die ewigen Wogen!"

Die Neige unseres skeptischen Jahrhunderts, wieder mehr dem Materialismus des jungen Deutschlands und den verwandten Bestrebungen der Realisten und Naturalisten günstig, hat bereits stark dunkelnde Schatten über Sturm's leuchtende Spur geworfen, aber diese Schatten werden vorübergehen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### An gebrochenem Herzen.

Von P. Hann.

(Schluß.)

Die müde Schläferin im Nebenzimmer machte eine unruhige Bewegung; ihre Hand fuhr nach dem Herzen. Träumte sie vielleicht das alte Märchen von der Jungfrau, die sieben Jahre lang wachte und weinte, um den in Todesstarrheit versunkenen Königssohn zu erlösen? Seine Retterin sollte er zur Gemahlin erheben. Als nur noch wenige Stunden zur bestimmten Zeit mangelten, fühlte sie, daß der Schlaf sie übermannte. Ein fremdes Weib vertrat auf ihre Bitte die Stelle am Krankenlager; es sollte sie wecken, sobald der Jüngling sich regte. Die treulose Freunde aber hütete sich wohl, dies zu thun, und als der Fürst die Augen öffnete, fiel sein Blick auf die falsche Helferin, die vor seinem Ruhebette mit dem Kruge kniete, der von den Thränen der getäuschten Schläferin überfloß. Er hielt die Eingedrungene für seine Erlöserin und schenkte ihr seine Liebe und seine Hand. Die Jungfrau aber, die lange Jahre für ihn wachte und weinte, war um ihr Glück betrogen.

Als Margarethe das Krankenzimmer betrat, saß Ernst aufrecht in seinem Bette. Seine Augen leuchteten, die Wangen waren geröthet, wie im Fieber.

„Schwester, wie bin ich selig!“ sprach er zur Treuen, die über sein Aussehen erschrak, da sie einen Rückfall befürchtete. Sie bat ihn, ruhig zu bleiben. „Sei ohne Sorge! ich werde bald meine volle Gesundheit wieder erlangen. Die Freude ist ein treffliches Heilmittel; ich wollte, ich könnte sie meinen Patienten in die Medicinfläschchen einfüllen lassen.“

Seit diesem Tage machte des jungen Arztes Genesung schnelle Fortschritte. Bei aller Freude, welche die Freundin hierüber empfand, konnte sie doch nicht umhin, von seinem sonderbaren Benehmen befremdet, ja verletzt zu sein. Er lächelte vor sich hin, er versicherte, daß er sich überaus glücklich fühle, und wollte sie die Ursache seiner Befriedigung kennen, schwieg er zurückhaltend, oder vertröstete sie auf die Zukunft. Es war das erste Geheimniß, das er der Vertrauten verhehlte, theils weil er ihr sein Verlöbniß mit Helene nicht mittheilen konnte, ohne zu verrathen, daß diese in seiner Krankenstube geweilt, was Margarethe mißbilligt hätte, theils weil er die Ansicht der Eltern seiner Braut über seine Werbung nicht kannte. Es gab noch ein Motiv seines Handelns, welches er sich selbst nicht eingestand. Er fürchtete Gretchen's Abmahnungen, ihr scharfes, strenges Urtheil und dachte, daß er bei der Wahl der Lebensgefährtin auf keine andere Stimme hören dürfe, als auf diejenige seines eigenen Herzens.

Die Nachmittagssonne schien warm und freundlich zu Gretchen Stillfried hinein. Ihr Freund beabsichtigte heute zum ersten Male seit seiner Erkrankung das Zimmer zu verlassen. Sie erwartete seine Bitte, ihn zu begleiten. Er aber trat sorgfältig gekleidet vor sie hin und theilte ihr mit, er gedenke einen Besuch bei Pfeilzieher abzustatten. Wie Beschämung und Zorn glitt es über ihre Züge.

„Schwester Magarethe,“ bat er in herzlichem Tone, „wünsche mir Glück zu meinem ersten Ausgange; denn Entscheidendes hängt für mich von ihm ab.“

Die Zurückgebliebene grübelte über diese Worte nach, lange — lange. Sie zitterte ihren Sinn zu errathen.

Helene schlüpfte erglühend aus dem Zimmer hinaus. Ernst blieb mit den Eltern allein. Für Papa Pfeilzieher gab es nur drei Gesprächsgegenstände. Der erste war sein ersprießliches Wirken für die Gemeinde. Der zweite, der Ursprung seines Namens, den, wie er erzählte, ein Vorfahr erhielt, weil er dem streitbaren letzten Babenberger den todbringenden Ungarpfeil aus der Wunde zog. Dieser Begebenheit entstamme das über dem Thore in Stein gehauene Geschoß, welches jener Vorfahr einmeißeln ließ. Böswillige Zweifler behaupteten freilich, daß zur Zeit, wo nach der Erzählung das Haus gebaut wurde, die Vorstadt Mariahilf nur von Weingärten, Feldern und Viehweiden bedeckt war, sowie auch, daß die Geschichte vergessen habe, die rühmliche That des ersten Pfeilzieher aufzuzeichnen; doch dies störte den würdigen Herrn nicht.

Dann kam als drittes Thema seine Tochter an die Reihe, über welche er sich in Lobeserhebungen ergoß. Als er auch heute, in der bekannten Reihenfolge vorschreitend, bei Helene hielt, eröffnete der Doctor in bescheidenen, warmen Worten den Wunsch, das Kleinod des Hauses Pfeilzieher zu besitzen. Die Eltern waren von seiner Bitte nicht überrascht; das Mädchen hatte dafür gesorgt, sie vorzubereiten. Es erklärte, entweder Frau Dr. Fehringer zu werden, oder unverheirathet zu bleiben. Von ernstlichem Widerstande konnte daher keine Rede sein. Befremdend erschien es, daß die Mutter dennoch nur zögernd ihre Lippen öffnete.

„Offen gesprochen, wir haben nichts gegen Sie einzuwenden und begrüßen Sie mit Freuden als unsern Sohn — hm — aber,“ sie machte eine Pause, welche der junge Mann benützte, um ihre durchaus nicht kleine Hand an die Lippen zu führen.

„Ist die junge Dame, welche Ihrem Haushalte vorsteht, Ihre Halbschwester?“

Ernst blickte erstaunt auf.

„Nein wir sind gar nicht verwandt. Aber wenn man zwei Personen Geschwister nennen kann, die zusammen aufwuchsen, die gleiches Leid und gleiche Freude ertrugen, die durch ein Gefühl verbunden sind, das auf der einen Seite in opferwilliger, selbstloser Güte, auf der andern in Dankbarkeit und ewiger Verpflichtung begründet ist, dann sind Margarethe und ich Geschwister. O, wenn Sie wüßten, was dieses edle Wesen für mich war. Ihr verdanke ich es, daß ich mich nicht im unseligen Kampfe mit einem gehaßten Tagewerke aufreiben mußte, sie war es, die mich von Jugendthorheiten zurückhielt, die mir die Sorgfalt einer zärtlichen Mutter widmete.“

„Das heißt, Sie lieben dieses Mädchen,“ sagte Frau Pfeilzieher kalt, „und meine Tochter —“ Ein Blick in das offene, ehrliche Antlitz des jungen Mannes hieß sie denn doch den Schluß unterdrücken, Ernst's Werbung gelte der reichen Erbin.

„Sie haben Recht, ich liebe meine Schwester,“ nahm Fehringer das Wort, „es giebt eine Stelle in meinem Herzen, wohin nie ein anderes Bild dringen wird, als dasjenige des guten Engels meiner Jugend. Aber diese Liebe ist eine andere, als die, welche ich für Helene empfinde. Bei Margarethe bin ich in meinen Gedanken noch immer der weibische, schwachherzige Knabe, für den sie sich dem rohen Schlossermeister, unserem Pfleger, als Schuldige an irgend einem tollen Streiche angab, um die Strafe von mir abzuwehren, der rathlose Dummkopf, für den sie den verstorbenen Bürgermeister um Hülfe anging. Ich sehe mich wieder angstvoll zu ihr zurückkehren, weil ich unversehens eine Fensterscheibe einwarf, — ich höre wieder ihren Befehl, mich dem Eigenthümer derselben als Missethäter anzuzeigen, was ich gerne unterlassen hätte. Alle Albernheiten, von denen sie mich abhielt, oder über welche ich ihre Strafpredigten hörte, gewinnen neue Gestalt vor meinem Geiste. Mit ihnen wächst Gretchen's Ueberlegenheit in meinen Augen. Wir werden uns nie vermählen, denn ihr gegenüber bliebe ich stets ein unmündiger Schulknabe. Vor meinem Weibe aber muß ich ein Mann sein, wenn ich mich achten soll. Ich werde meiner treuen Freundin ewig Zuneigung, ja Ehrerbietung bewahren, als ihren Gatten vermag ich mich jedoch nicht zu denken.“

„Ich glaube Ihnen,“ sagte die Zuhörerin, „aber — Sie mögen von Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit sprechen, was Sie wollen, ich bin überzeugt, daß Margarethe Sie liebt. Man bringt nicht langjährige Opfer mit unbetheiligtem Herzen, das sage ich, eine alte, erfahrene Frau. Weil Sie Gretchen's bedurfte, gehört ihr Herz Ihnen. Wie aber würde es meinem Kinde ergehen, wenn Sie einst entdeckten, daß die Jugendfreundin mit glühender Zuneigung an Ihnen hängt? Sie muß Ihr Haus verlassen, soll Helene in dasselbe einziehen!“

Der Arzt erhob sich entschlossen.

„Sie bürden mir eine schwere Last auf, gnädige Frau, aber — obgleich mein Herz bei dem Gedanken blutet, mein Glück selbst vertagen zu müssen, werde ich doch niemals einwilligen, meine Schwester zu entfernen. Ich werde warten, bis Sie die Ueberzeugung gewinnen, daß Sie ihr Unrecht zufügen. — Wäre mir nicht so traurig zu Muthe, ich müßte lächeln bei dem Gedanken, Gretchen sähe etwas Anderes, als ihren Bruder und Schützling in mir. — Vielleicht hätte sie in ihrer selbstlosen Güte sich ohne Murren darein gefunden, in der bisherigen Weise mit mir weiterzuleben, ohne Anspruch auf eigenes Glück zu machen. — Aber sie würde niemals dem Manne, den sie erzog, die Hand reichen, zu ihrem Gatten muß die Frau vertrauend emporsehen können. Bei mir und Gretchen fand beinahe das Umgekehrte statt. Ich wünsche, es möge einst einem Manne, der dieses seltenen Juwels würdig ist, gelingen, Magarethens Herz zu gewinnen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre. Helene hatte laut und erregt sprechen gehört. Sie besorgte eine üble Wendung ihres Geschickes und trat ängstlich ein.

„Nun denn in Gottes Namen," sagte Herr Pfeilzieher. Er legte die Hand seines Kindes in die des jungen Mannes. Nach Helenens früher gesprochenen Worten war, wie der Papa wußte, an eine Aenderung ihres Sinnes nicht zu denken und überdies wartete die Tarokpartie bei Gabesam. Die Mutter sprach einige herzliche Worte, küßte die Tochter und den Bräutigam und benützte den Jubel der Verlobten, um unbemerkt zu verschwinden.

„Sie muß weichen," sagte sie für sich, „das Leben meines einzigen Kindes soll durch den Haß einer getäuschten Rivalin nicht verbittert werden."

Margarethe mußte die Lampe anzünden, denn es dunkelte. Ein Brief war gekommen, aber sie kannte die Schrift nicht. Sie erbrach das Siegel und las:

„Nichte! Weiß Gott, ich bin müde, so oft ich nach Dir frage, zu erfahren, daß Du Dich nicht scheuest, einem fremden, jungen Manne (der Fehringer ist nicht von unserer Verwandtschaft) Haus zu führen, was deinem Rufe abträglich sein muß. Sowie Du diesen Brief erhältst, hast Du Dich aufzumachen und zu mir nach Fejervar zu kommen. Meine alte Haushälterin jagte ich gestern fort, denn sie stahl wie eine Elster. Du bist meine einzige Verwandte und sollst mich nach Recht und Brauch beerben, das heißt, wenn Du meinem Befehle gehorchst. Ich bin dessen überdrüssig, mich von Fremden plündern zu lassen. Bei Dir glaube ich sicher sein zu können, da mein Hab und Gut Dir ohnedies einst zufallen soll. Ich erwarte Dich.

Klaus Rank."

Mit bitterem Lächeln ließ sie das Blatt Papier sinken. Er hatte es nie der Mühe werth gehalten, Einfluß auf ihr Thun und Lassen zu gewinnen. Jetzt, da er ihrer bedurfte, war ihr Verhältniß zu Ernst unziemlich. — Sollte sie seinem Rufe folgen? Das Erbschaftsversprechen verlockte sie wenig, sie zog es vor, ihren Bedarf zu erwerben, als zu ererben. Aber er war der einzige Bruder ihrer todten Mutter, die seiner stets mit inniger Liebe gedacht.

Sie hatte oft erzählt, daß er durch Täuschung und Mißbrauch seines Vertrauens Menschenfeind geworden, daß sein Herz in Haß und Zorn verhärtet war. Wenn es Gretchen gelänge, ihn mit sich und der Welt zu versöhnen? Gewiß dies war eine reiche schöne Aufgabe und sie wußte, daß sie, wie Wenige geeignet war, die Schatten des Argwohns und Mißtrauens zu bannen, — aber Ernst! Sie konnte ihn nicht verlassen. Sie sehnte sich nach seinem offenen treuen Gesichte, nach dem Klange seiner Stimme, obgleich er nur seit wenigen Stunden von ihr entfernt war; wie sollte sie eine Trennung für Wochen, Monate, vielleicht Jahre ertragen?

Draußen ward die Klingel gezogen. Die alte Fanny öffnete. Das waren nicht des Arztes Schritte.

Margarethe erhob sich und ging dem Besuche entgegen. Das majestätische Gewitter rauschte herein.

Als Frau Pfeilzieher Gretchen's edles Gesicht gewahrte, das sie zum ersten Male in der Nähe sah, zeigte sich Betroffenheit in ihrer Miene.

Sie ist schön, — schöner als Helene, sagte sie sich; doch um so gewisser ist es, daß sie Fehringer liebt. Mit diesem Aeußern kann es ihr an Bewerbern nicht gemangelt haben. Warum blieb sie unvermählt, wenn nicht seinetwegen?

„Mein Fräulein," sprach sie nun ziemlich schroff, „ich theile Ihnen mit, daß sich Herr Ernst Fehringer soeben mit meiner Tochter verlobte."

Ein Schmerzenslaut ward von den zuckenden Lippen ausgestoßen, eine Hand griff tastend nach einem Stützpunkte. Dann aber, mit fast übermenschlicher Kraft sich bemeisternd, stand Margarethe vollkommen aufrecht da. Nur eine tiefe Bläße verrieth, wie schwer die Botschaft sie betroffen habe. Da sie nicht zu sprechen vermochte, zeigte sie durch ein Kopfnicken an, daß sie Frau Pfeilzieher's Worte hörte und verstand.

„Sie werden begreifen, daß sich Ihr Verhältniß zu Ernst ändern muß;" fuhr diese fort.

„Was Sie für ihn aus Güte thaten, geht nun als Pflicht auf Helene über. Aber Ihr Freund kann und wird niemals den Anstoß zu einer Trennung von Ihnen geben, da er sich Ihnen verpflichtet glaubt. Ich erwarte daher, mein Fräulein, daß Sie —"

„Ungeheißen gehen werden," ergänzte das Mädchen bitter; „ich danke für Ihre gute Meinung und wünsche nun allein gelassen zu werden." Sie sprach die letzten Worte mühsam, fast keuchend, sie fühlte ihre Selbstbeherrschung schwinden und das Schauspiel ihrer Verzweiflung wollte sie der Gegnerin nicht vergönnen. Die stattliche Frau ging. Sie besaß eigentlich kein böses Gemüth, und hätte sie in einem Romane die Schilderung eines Seelenzustandes gelesen, der demjenigen glich, in den sie ein schuldloses Wesen versetzte, sie würde reichliche Thränen vergossen haben. Aber sie glaubte in ihrem Rechte zu sein, weil es Helenens Glück galt.

Stumm und thränenlos sank Gretchen auf einen Sitz. Die Nacht war gekommen und hatte das freudige Licht ihres Daseins ausgelöscht. Sie dachte nichts und grübelte nicht über ihr Unglück nach. Es lag wie Blei auf ihrem Geiste. Nur Eines wußte sie, daß sie elend war, unaussprechlich elend, und daß sie wohl niemals mehr lachen und sich freuen würde, — nie, nie! Sie hatte keine Ahnung, wie lange sie in dumpfer Trauer vor sich hingebrütet haben mochte; da rüttelte sie der Gedanke auf, daß sie Ernst nicht wiedersehen könne. Noch heute wollte sie das Haus verlassen. Sie empfand jetzt eine brennende Scham, das Gefühl einer untilgbaren Demüthigung dem Jugendfreunde gegenüber. Sie liebte und wurde verschmäht! Wenn sie je den Jammer über seinen Verlust überwand, jene Demüthigung konnte sie nie überwinden! Ihr Kopf schmerzte, die Hände zitterten. Aber mit der oft geübten Herrschaft über ihren Willen vermochte sie dennoch einige Zeilen, die nichts von dem Sturme in ihrem Innern verriethen, auf das Papier zu werfen. Sie schrieb:

„Lieber Bruder Ernst!

Mein einziger Verwandter ruft mich zu sich. Wie er schreibt, bedarf er meiner. Du weißt wie tief mich unsere Entfremdung kränkte. Wie freue ich mich, bei ihm sein, ihn aufheitern und pflegen zu dürfen. Mein theurer Bruder Ernst wird mir mein Glück gewiß nicht mißgönnen und die eilfertige Entfernung ohne mündlichen Abschied verzeihen.

Grüße die Schwester Helene. Ich habe Deine Liebe vorausgeahnt; meine innigen Segenswünsche begleiten Euere Verbindung."

Wenige Stunden später führte sie die Eisenbahn ihrer neuen Heimath entgegen. Gretchen Stillfried saß allein in ihrem Coupé; ein günstiger Zufall hielt ihr störende, fremde Blicke fern. Noch immer lag die lähmende Starrheit auf ihrem Geiste. Aber aus dem Gerassel und Gestöhne des Dampfzuges rangen sich jetzt einige Worte los, die sich unaufhörlich wiederholten und wie peinigende Hammerschläge auf das schmerzende Gehirn fielen.

„Man stirbt nicht an gebrochenem Herzen; nein, man stirbt nicht daran.“

Und das fügte sich eintönig in das Lärmen der Eisenbahn ein, immerfort, immerfort! ach, das quälte! Nun jagte der Bahnzug über eine große Wasserfläche. Der Vollmond schien in den schwachbewegten Spiegel und malte funkelnde, gleißende Kreise auf die Fluth.

Ein Sprung in die Tiefe und die häßlichen Worte waren nicht mehr zu hören, das Pochen und Hämmern in ihrer Brust kam zur Ruhe.

Erschrocken trat sie vom Fenster zurück. War ihr Leben wirklich so werth- und zwecklos? Jetzt erst taugte sie für den Oheim, jetzt vermochte sie den verbitterten Menschenfeind zu begreifen und vielleicht zu lieben.

Das Wasser mit dem zitternden Vollmondlicht verlor die magische Anziehungskraft für sie, mit kalten, starren Augen sah sie darauf hinab. Und die unerträglichen Worte begannen wieder aus dem Geräusche aufzutauchen.

„Man stirbt nicht an gebrochenem Herzen; sonst wäre ich ja todt.“

Draußen in der herrlichen Frühlingsnacht keimte und sproßte und trieb es herrlich; unbekümmert um das in Verzweiflung und Jammer an all' der Pracht vorüberfliehende Wesen. Kein Widerhall und keine Theilnahme für die bedrückte Brust in allem Blühen, Duften und Rauschen? Keine mitleidige Thräne in Busch und Wald, bei Blumen und Wellen? Stumm und ungerührt bleibt die Natur bei dem Kummer einer Menschenseele.

Vom Apfelbaum am Wege fällt eine rosenrothe Blüthe hinab, ein Spiel der Winde; — sie wird verwelken, zerfallen: aber der Baum grünt weiter, es duften und prangen seine Blüthen in unverminderter Schönheit, stolz und aufrecht steht sein Stamm und das junge Laub spielt heiter im Winde in der Frühlingsnacht.

Was ist auch eine einzelne verwelkte Blüthe? —

## Aus der Hauptstadt.

### Die Höllenmaschine.

So gegen Mitte April kommt Jahr für Jahr eine Zeit, wo die Brandschreiberei nicht nur den Leser, sondern auch, was weit bedauerlicher und wichtiger ist, den Verfasser zu langweilen beginnt. Hat man den ganzen Winter über die bestehende Gesellschaftsunordnung, die ostelbische Begehrlichkeit, die Nörgeleien Bismarck's ꝛc. messerscharf kritisirt und einer Einigung aller freisinnigen Parteien, als letztem Rettungsmittel, das Wort geredet, so muß den Politiker tiefe Enttäuschung überkommen, wenn auch der Monat März kein Ministerium Rickert bringt und die geschlossen vorgehende, liberale Linke in jedem Wahlkreise so viele Candidaten aufstellt, wie sie überhaupt Anhänger hat. Mein Freund Eduard, der beliebte freisinnige Humorist, war unverkennbar von solchen Erwägungen angefressen, als er mich am Charfreitag aufsuchte und unaufgefordert einige geistvoll-poetische Aperçus über den lachenden Himmel zum Besten gab. Anfänglich glaubte ich, die Eitelkeit plage ihn und er wolle mir beweisen, daß doch wenigstens der Himmel bei seinen Aperçus lache und ihn so für das feierliche Schweigen entschädige, das seine sprudelnde Komik sonst in Abonnentenkreisen verbreitet. Aber bald genug rückte er mit anderen Plänen heraus. „Die Saison neigt sich zu Ende,“ bemerkte er witzig. „Es steht nur noch ein Liebling-Concert zu erwarten, zu dem das Billet aber zehn Mark kostet —“

„Künstler wissen eben den Werth des Geldes nie zu schätzen,“ sagte ich entschuldigend.

„Und was die Politik anbelangt, so hängen mir Kreta und Reuß-Schleiz-Greiz, diese beiden ewigen Centren des europäischen Interesses, zum Halse heraus. Kurz und gut, ich will Dich zu einer Osterpartie abholen. Schlag ein, mein Junge! Und zuerst steck' Dir eine vernünftige Cigarre an!“ Damit entriß er mir die dampfende, köstliche Vierzigpfennig-Vuelta Abajo, die ich vom letzten Diner in N. W. heimlich mit nach Hause genommen hatte, warf sie in den Spucknapf und händigte mir dafür ein Exemplar jener Stickstoff-Sorte ein, derentwegen er in weiteren Kreisen zehntausend Mal gehaßter als wegen seiner schmerzlosen Satiren ist.

„Eine Osterpartie!“ wiederholte ich traurig.

„Wir haben Beide ein Bißchen frische Luft nöthig,“ fuhr er eifrig fort. Im Hinblick auf die frisch angesteckten Cigarren mußte ich dieser Behauptung bedingungslos beipflichten. „Und da es, bis auf Koschemann, augenblicklich keine höhere Politik mehr giebt —“

„Man sollte doch das Urtheil abwarten, ehe man Berlin verläßt,“ wandte ich schüchtern ein. Euphrosinens Tante hatte mir erlaubt, die Familie am Nachmittag zu besuchen und meine neuesten, lyrischen Gedichte mitzubringen; ich durfte also hoffen, Stunden lang mit der Geliebten allein zu sein, da außer ihr Niemand meine Declamationen ertrug. Und nun sollten diese Declamationen einer Osterpartie halber noch mehr zu Wasser werden, als sie ohnehin schon waren . . .

„Es geht nicht, Eduard,“ sagte ich entschlossen „Ich habe mich gar nicht darauf eingerichtet. Und Du kennst meinen Grundsatz: ohne Proviant mach' ich keine längeren Ausflüge. Da aber die Feiertagsheiligung eine sofortige Versorgung damit verhindert —“

„Ja, wenn ich nicht wäre!“ unterbrach er mich mit schallendem Gelächter. Der gediegene Ernst des Lebens, der dem Unbefangenen so herzgewinnend aus seinen humoristischen Arbeiten entgegenweht und ihn geradezu versteinert, veranlaßt Eduard, selbst bei jeder Gelegenheit um so lustiger und lauter aufzulachen. Er sucht dadurch die Fiction hervorzubringen, daß sich in seinem Hirn die ausgelassensten Witze beständig jagen und daß es seinerseits der größten Verstellungskunst bedarf, um sie doch nicht wider Willen Anderen mitzutheilen, will sagen, vor die Säue zu werfen. „Du wirst jenen Blechkasten gesehen haben, den ich mit mir führe,“ setzte er nach einer Weile siegessicher hinzu. „Wofür hältst Du ihn?“

„Es mögen dankend abgelehnte Manuscripte darin sein,“ rieth ich. „Freilich verstünde ich dann nicht, warum Du den Kasten mit einem Sicherheits-Schlosse versehen hast. Denn Deine Manuscripte nimmt doch Keiner.“

„Du hältst leckere Picknickbestandtheile gleich für Geistesthaten,“ klärte Eduard mich schmunzelnd auf. „Wiener Würste sind drin, vier gefüllte Tauben, eine Dose Bismarckhäringe, die ich trotz meiner politischen Gegnerschaft nicht zurücklassen wollte, ferner ein gebratenes Huhn —“

Dem Gewicht dieser Argumente vermochte ich nicht zu widerstehen. Wir verabredeten, daß jeder den Kasten eine Stunde lang über Land tragen sollte, und traten schnalzend unsere Osterpartie an, nachdem wir vorher Zwecks Erleichterung der Last sowohl das gebratene Huhn wie zwei Spickaale studirt hatten, die sich ohne den geflügelten Nachbar aus dem Thierreiche einsam gefühlt haben würden.

* * *

Der Zug hatte Verspätung, und wir vertrieben uns die Zeit damit, daß Eduard allerhand wirklich glänzende Einfälle losfeuerwerkte, die ich nur darum nicht beachtete und verstand, weil ich in gemessenen Zwischenräumen immer wieder heimlich den Kasten öffnete und mich an seinem Inhalte weidete. Es entging mir nicht, daß der Bahnhofsvorstand mehrmals begehrliche Blicke auf den Kasten warf, aber ich erklärte mir das mit der stadtbekannt elenden wirthschaftlichen Lage der mittleren Beamten, denen in ihrer Bedrängniß nur der eine Trost bleibt, daß sie zwar nichts haben, das aber dafür auch sicher. Selbst dem etwas aufdringlich-offenherzigen Vorgehen eines fremden Herrn, den der Bahnhofsvorstand in ein eingehendes Geflüster gezogen und der dann wiederholt mit dem Finger auf den Deckel des Kastens geklopft hatte, gleich als wünsche er aus dem Munde der unschuldigen vier gefüllten Tauben

ein einladendes Herein! zu vernehmen, selbst diese sinnliche Gier verzieh ich im Gefühle, momentan zu den beati possidentes zu gehören. Vielleicht schmiedete der Fremde eben jetzt in Gedanken einen von Entrüstung flammenden Leitartikel gegen das gedunsene Protzenthum, und als Muster ekelhafter, unsocialer Protzerei galt, Gott sei Lob und Dank, in dieser Minute ich ihm. Ordentlich gerührt und mit vor stolzer Scham wogendem Busen sah ich ihm dankbar in's Auge.

„Die Herren fahren, wenn die Frage erlaubt ist, gewiß nach Friedrichshagen?" fragte der Fremde mit ausgesuchter Höflichkeit.

„Famose Idee!" rief ich. „Eigentlich wollten wir ja weiter, aber Sie haben vollkommen Recht. Wozu soll die Kiste so lange unbenutzt bleiben?"

„Ich irre wohl nicht, wenn ich Sie für jene Herren halte, zu deren Empfang in Friedrichshagen bereits Alles auf's Beste vorbereitet ist?" setzte er freundlich lächelnd das Gespräch fort.

Mir lief das Wasser im Munde zusammen, und ich beschloß, den offenbaren Irrthum des liebenswürdigen Fremdlings, der uns vielleicht zu einem gediegenen Mittagbrode verhelfen konnte, bestens auszunutzen. „Sie sind gut informirt."

„Vertrauen Sie mir," wisperte er darauf fast unhörbar. „Ich erkannte ja sofort die lieben Genossen in Ihnen. Nein, wie mich das freut! Ein wahrer Zufall, der Sie mir in die Arme führt — wie leicht hätte die Polizei Wind bekommen können! Haben Sie denn schon eine Uhr?"

„Aber selbstverständlich!" entgegnete ich ein wenig erstaunt. „Es ist ja noch lange nicht Monatsende; bis zum Zwanzigsten habe ich sie immer."

„Sie werden den Kasten um fünf aufgeben, was?" Bei diesen Worten fuhr er mir so derb über's Haar, daß mein Cylinderhut zu Boden fiel. „Keine Perücke?" fragte er dann verwundert. „Hören Sie, das ist ein Bißchen gewagt!"

„Der Hôtelier wird uns am Ende nicht für jene Herren halten, zu deren Empfang bereits Alles auf's Beste vorbereitet ist?" erkundigte ich mich angstvoll. „Das wäre Schade. An Sonn- und Feiertagen taugt das Mittagsessen in Friedrichshagen wenig, wenn man's nicht vorher bestellt."

„Nur keine Sorge. Berufen Sie sich einfach auf mich, Schulz III. Dann weiß der Mann, wer Sie sind. Aber da ist unser Zug. Ich steige natürlich zu Ihnen in's Abtheil, wenn Sie gütigst gestatten."

Eduard hatte während der ganzen Zeit in einem Notizbuche geblättert, das voll glänzender Bonmots hervorragender Verfasser war; er suchte krampfhaft nach einem Scherze, der sich ungezwungen beim zweiten Frühstück anbringen ließe, und hatte mich wie meinen neuen Freund völlig darüber vergessen. Die Dampfschnecke kroch mittlerweile zum Bahnhofe hinaus und pustete in ihrem Gehäuse so jämmerlich, daß der erschreckte Führer ihr vor'm ersten Signalhäuschen eine längere Rast gönnte. Unser Begleiter sprach die Befürchtung aus, daß sich bei der doch schließlich zu vergewärtigenden Ankunft des Vorortzuges in Friedrichshagen unser Habitus in's Greisenhafte verändert haben würde und bat mich, in diesem Falle bei etwaigen Confrontationen keine Schwierigkeiten zu machen. Ich beruhigte ihn und verlangte von ihm als Gegenleistung nur, mich am Bestimmungsorte zu wecken, falls Eduard vorher Originalwitze erzählen sollte.

Alles im Leben hat ein Ziel, so auch die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahn. Alles im Leben nimmt ein Ende, die Tertiärperiode hörte auf, die hellenische Cultur, der dreißigjährige Krieg und sogar das letzte Verslustspiel von Ludwig Fulda; auch eine Vorortfahrt auf der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn hört endlich 'mal auf. Unser neuer Freund verließ uns am Bahnhofe, weil er sich nothwendig rasiren lassen mußte. Er bat uns, immer schon in den Gasthof vorauszuwandern, uns beim Wirthe zu melden und das Haus bis zu seiner Rückkehr auf keinen Fall zu verlassen. Einen dahingehenden Schwur wolle er uns nicht abnehmen, da ja, wie er meinte, Anarchisten bekanntermaßen vor keinem Meineide zurückschrecken, Zuchthäusler auch nicht vereidigt werden dürfen; er weise uns aber darauf hin, daß es Pflicht jedes verständigen und ehrlichen Menschen sei, ein gegebenes Wort zu halten. Unter unaufhörlichen Verbeugungen und überströmend liebenswürdigen Reden verabschiedete er sich schließlich von uns. Eduard hielt es für angebracht, mit seinem Zeigefinger in symbolischer Weise wiederholt auf die hohe Denkerstirn zu tippen; er konnte das um so ausgiebiger thun, als die Pflicht, auf dem Wege zum Hôtel den Blechkasten zu schleppen, mir oblag.

Wir trafen den Wirth in der Gaststube angelegentlich damit beschäftigt, aus den kläglichen Resten des Abendbrodes, das der Kegelclub Waldesrauschen bei ihm eingenommen hatte, eine verlockende, pikante Mittagsschüssel herzustellen. Die Mitglieder des Kegelclubs mußten Männer von nicht gewöhnlichem Heißhunger gewesen sein, mindestens ließen die Knochen, die sie vom Braten übrig gelassen hatten, an Nacktheit und Aufrichtigkeit wenig zu wünschen übrig. Selbstverständlich lag es uns fern, den Gewaltigen in seiner werthschaffenden Thätigkeit zu stören, und so warteten wir denn eine Weile in ostelbischer Bauerngeduld und in der Hoffnung, daß man uns zuletzt doch nach unserem Begehr fragen würde. Offenbar aber witterte der Knochenmann in uns Nachkommen jenes altindischen Gottes, der sich Jahrtausende hindurch damit amüsirt hatte, unausgesetzt seinen Nabel zu betrachten, und dem diese anregende Beschäftigung niemals langweilig geworden war. Kein Mensch kümmerte sich um uns, wie die Reichstagsabgeordneten bei der Centenarfeier saßen wir da, bis Eduard sich dazu aufraffte, bescheiden an ein vor ihm stehendes Weißbierglas zu klopfen.

„Donnerwetter — machen Sie mich doch nicht nervös!" brüllte der Skeletmensch entrüstet. „Sie sind wohl auf der Hetzjagd, daß Sie keine Zeit haben? Der Kellner kommt sofort."

Der Kellner kam in der That sofort. Dem Anscheine nach war er mit Erfolg bei dem bekannten preußischen Minister des Innern in die Schule gegangen, der gesetzlich „sofort" auszuschreibende Neuwahlen, falls sie der Opposition Siege bringen konnten, grundsätzlich immer erst nach sechs Monaten stattfinden ließ. Die im Laufe der Lustren schwarz gewordene, weiße Serviette schwingend, drehte uns Friedrich mit chevalereskem Gleichmuth den Rücken zu: „Befehlen?" Unserem bescheiden vorgetragenen Wunsche nach Bier, das den Reizen des Blechkastens feuchte Folie sein sollte, setzte er zunächst feierliches Stillschweigen entgegen, gleich als höre er eine Thronrede im Weißen Saale stehend mit an. „Es ist noch nicht angestochen!" warf er nach langer Pause flüchtig hin.

„Und wenn's Ihnen nicht paßt, können Sie gehen!" stellte uns sein Gebieter frei.

Erst jetzt deuchte es mir gerathen, mich auf Schulz III. zu beziehen.

„Ja, das hätten Sie doch aber gleich sagen sollen!" fuhr der Wirth auf und riß die Mütze vom Kopfe. „Verzeihen die Herren zehntausend Mal! Auf so frühzeitigen, ehrenvollen Besuch war ich nicht eingerichtet — ich hoffte — ich dachte, Sie kämen erst Nachmittag, kurz vor Oeffnung der Post! Friedrich, Bier für die Herren — Münchner, natürlich! Und ein warmes Frühstück ... nein, nein, das dürfen Sie mir nicht abschlagen! Verzeihen Sie zehntausend Mal, aber ich erkannte den Blechkasten nicht!"

Es war, nach der üblichen Betheuerung Aller, die den Orient nie gesehen haben, wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht. „Möge Ihnen Ihre Henkersmahlzeit eben so gut schmecken, verehrte Herren!" rief der Knochenhauer, als wir uns bereits in seine Gaben vertieft hatten. „Und seien Sie überzeugt, daß ich mit Vergnügen das Aeußerste thue, um Sie nach jeder Hinrichtung ... eh ... nach jeder Richtung hin voll zufrieden zu stellen!"

* * *

Nach Verlauf einiger Stunden kehrte der fremde Herr, dem wir die erfreuliche Empfehlung verdanken, athemlos zu uns zurück. Er hatte beim Barbier warten müssen und dann mit einigen Bekannten, denen

er ganz zufällig auf der Straße begegnet war, in aller Eile einen Bierseat gespielt. „Ich wußte ja, daß ich mich auf Sie verlassen konnte!“ sagte er mit dem feinen Lächeln des Menschenkenners. „Na, zu fesseln brauche ich Sie wohl nicht.“

„Zu fesseln?“ stotterte der freisinnige Satiriker.

„Eigentlich ist es Dienstvorschrift,“ bemerkte der Fremde. „Aber da Sie die Kiste noch nicht aufgegeben und es somit bei dem bloßen, mit höchstens zehn Jahren Zuchthaus zu bestrafenden Versuche belassen haben, will ich Ihnen alle möglichen Erleichterungen gewähren. Nun erklären Sie mir doch 'mal die Höllenmaschine, meine Herren! Was haben Sie eigentlich für einen Mechanismus drin, wenn die Frage erlaubt ist?“

„Wiener Würste, vier gefüllte Tauben, eine Dose Bismarckhäringe —“

„Hahaha — das haben Sie großartig gesagt! Na, lassen wir die Sache einstweilen auf sich beruhen. Wissen Sie aber, wie ich auf Ihre Spur kam? Durch einen ganz simplen, logischen Schluß! Jeder Verbrecher erzeugt Nachahmer. Koschemann sandte seine Kiste von Fürstenwalde ab; der Imitator, dachte ich mir, wird Friedrichshagen wählen, welcher Ort ja auch mit einem F anfängt. Und darauf hin traf ich alle meine Vorbereitungen. Der criminalistische Scharfsinn hat sich wiederum glänzend bewährt. Schade, daß kein Reporter dabei ist!“

„Sie sind Criminalcommissar?“ scherzte Eduard befangen. „Dann ist freilich ein unumwundenes Geständniß am Platze.“ Und damit öffnete er seufzend den Deckel des Kastens und stülpte seine leckeren Eingeweide auf den Tisch.

„Mir scheint fast, Sie haben mich zum Narren gehalten, Sie Esel!“ schrie der Commissar wüthend. „Suchen Sie sich für derartige Späße Ihresgleichen aus, Sie erbärmlicher Tölpel!“

„So 'ne Frechheit!“ stimmte ihm der herbeigeeilte Wirth bei. „Heut' zu Tage glaubt schon jedes Mondkalb einen Blechkasten tragen zu dürfen! Friedrich, schmeißen Sie die beiden Laffen hinaus!“

„Aber Sie waren doch vorhin alle so ausgesucht höflich gegen uns!“ stammelte ich.

„Ja, vorhin! Vorhin hielten wir Sie auch für Mordbrenner, für niederträchtige Hallunken und Massenmörder ... Jetzt aber, wo Sie sich als ein paar ganz gemeine, lumpige ehrliche Kerle entpuppt haben —“

Friedrich hinderte uns daran, den Schluß seiner Rede zu hören. Wären wir als Anarchisten in Unfrieden von dem gastlichen Hause geschieden, so hätte er gewiß nicht versäumt, vor dem Hinauswurf einige Bündel Stroh und weiche Decken auf die Straße zu legen. Nun aber mußten wir mit den harten Steinen fürlieb nehmen. Timon d. J.

## Programm-Malerei.

Auf diesem Wege geht es nicht weiter. Unsere jungen Maler gewöhnen sich neuerdings das Malen ab. Sie haben jetzt Wichtigeres zu thun. Sie lösen das Welträthsel. Noch ein paar Jahre so weiter und wir ersticken in Mystik.

Als die Musik die Fähigkeit verlor, reine Musik zu sein, wurde sie Programm-Musik. Genau so will jetzt die Malerei, unter Verschmähung ihrer natürlichen Ausdrucksmittel, zur Programm-Malerei entarten. Es scheint, daß die jungen Leute sich sagen: „Wozu die Mühe mit Pinsel und Stift? Wozu die ganze Geistlosigkeit der Technik? Kommen wir dem Unendlichen damit näher? Drücken wir unsere Beziehungen zu Gott und dem Weltgeist damit aus? Nein, wir müssen gehaltvoll werden! Tiefsinnig müssen wir werden, mysteriös!“ Ja, meine Herren, wenn Sie also denken, warum gehen Sie dann nicht, mit Hamlet zu reden, in ein Nonnenkloster? Altweiberhaft-frömmlich, so fängt Ihre Kunst jetzt an zu riechen, natürlich mit etwas hysterischem Wollustgestank dazwischen, und den wirren Trubel Ihrer gottseligen Empfindungen und tiefen Ahnungen vermögen Sie mit Linien und Farben so wenig mehr auszudrücken, daß Sie dem frommen Beschauer ein eigen-verfaßtes Gebetbüchlein in die Hand drücken, zur stärkenden Belehrung und Erbauung. Mit pompösen Wortflicken bedecken Sie so die Blößen Ihrer Kunst! Aber, Freund — durch die Flicken deines Mantels schimmert deine Eitelkeit hindurch!“

So hat der Maler Franz Stassen jetzt eine Psalmodie über den Tod verfaßt (etwa im Stile von Franz Evers!) und erläutert dieselbe durch einen Cyklus von achtzehn Cartons, die im „Salon Gurlitt“ zur Ausstellung gekommen sind. „Alle die bangen Fragen, welche den Menschen bei der Betrachtung der Vergänglichkeit bestürmen, hält uns auf dem Titelblatte der Pan vor, die Verkörperung der Natur, von der Schlange, dem uralten Symbol der Sünde, umringelt, dem Träger der Schuld, welche mit dem Dasein unlösbar verknüpft ist. Das Thier weiß nichts vom Tode, erst mit dem Erwachen der Vernunft erkennt der Mensch, daß seinem Leben ein Ziel gesetzt ist.“ Mit solch banausischem Schwulst geht es weiter, hochtönende Worte in bunter Unlogik aneinandergereiht. Was heißt es, daß der Pan uns die bangen Fragen auf dem Titelblatte „vorhält“? Und mit welchem Recht ist die „Verkörperung der Natur“ vom „Symbol der Sünde“ umringelt? Ist die Natur selber etwa sündhaft? Oder hat nicht vielmehr erst irrender Menschenwitz die Sünde in die Natur hineingetragen? Und welche Absurdität, daß erst mit der Vernunft die Erkenntniß des Todes komme! Ist diese „Erkenntniß“ nicht ein alter Instinct der Thierseele? Wehrt sich nicht jegliche Creatur gegen den drohenden Untergang, eben weil sie das Bild des Todes, die Schrecklichkeit des Sterben-Müssens, in sich trägt? Mit solcher Jahrmarkts-Philosophie sollte man es doch nicht wagen dürfen, uns zu kommen. So niedrig hängen die Trauben des Tiefsinns denn doch nicht. Hier unausgegohrener Gallimathias, dort abgeklapperte Plattheiten — wie: „Was der Mensch säet, das wird er ernten“ oder: „Mitten durch's Leben schreitet der Tod ... Der blühenden Jugend strecken sich seine Knochenhände entgegen.“ Ja, ja, es stimmt leider nur allzu oft. — Die „ewigen Wahrheiten“ sind die breiten Trivialitäten des Menschengeschlechts.

Indeß, man kann unvermeidliche Trivialitäten bekanntlich so sagen, sie mit solch' kunstvollem Raffinement formuliren, daß sie gleichsam neu erklingen und wie frisch aufglitzern. Es ist ein Etwas darin, das besticht und verführt, zuweilen selbst abschreckt und erschüttert: der eigene Pulsschlag, das individuell-starke Erleben. Doch auch davon scheinen unsere Tiefsinnigen nicht viel mehr zu halten. Das Allzu-Individuelle erscheint ihnen bedenklich. Es erschwert die Breite der Wirkung. Man will ja ganz gewiß nicht — „verstanden“ sein — bei Leibe nicht! wofür wäre man sonst „mysteriös?“ — aber man möchte doch gerne „erahnt“ werden! Darum muß man zwischen die Nebelballen gestammelter Prophetie handliche Münzen von gutem Kurswerth werfen, gangbare Symbolik und leichtfaßlichen Schablonenkrimskrams. Die altbewährte Phrasirung, mit bequemem Wohlklang gefällig ausgestattet, erweist noch immer noch die besten Dienste. Und ein gewisses alterthümliches Gepräge, mit leicht modischer Politur versehen, ist auf die faulen Massen von eigenthümlicher Anziehungskraft.

So sind wir denn in eine Periode des philosophirenden Neo-Trivialismus, in Dichtung sowohl wie in Malerei, behaglich-allmälig eingelaufen. Man liebäugelt mit den Reactionszeiten vom Anfange des Jahrhunderts (wie beiläufig auch in der Kleidermode!), und so kann es denn nicht Wunder nehmen, daß von unseren jüngeren Malern bereits Einige bei einer Art neuem Nazarenerthum glücklich angelangt sind. Die Nazarener waren bekanntlich Leute, die sehr viel fühlten, nicht allzu viel dachten und recht wenig konnten. Sie waren Romantiker von christlicher, wo nicht gar katholischer Observanz. Heute nun, nachdem sich die ganze fruchtreiche Entwickelung der modernen Malerei im Gegensatz zu dieser duselhaften Impotenz vollzogen hat, saugen jene bleichen alten Herren wieder an zu spuken. Der beste Beweis dafür: man kehrt zur Carton-Kunst zurück! Die freche Sinnlichkeit der Farbe, die die Weihe der Contemplation nur stören könnte, wird wieder zurückgedrängt. Das eitle Streben nach neuem Stil und nach entwickelter Technik wird als „geistlose Handwerkerei“ verächtlich bei Seite gesetzt. Alle mit dem Wesen unserer Gefühlsnatur so unlöslich verbundenen Complicirtheiten, Widersprüche, Nuancen werden fein säuberlich getilgt, damit jegliche „Wirrniß“ entfernt bleibe, und die hochedle Plattheit in ungebrochener Strahlenglorie erglänze. In wort-triefenden Programm-Katalogen braut man dann jenen heiligen Nebel zurecht, durch den allein das „wahre und edle“ Kunstwerk erschaut werden darf.

In dieser Linie bewegt sich, vielleicht ohne daß er's weiß, Franz Stassen vergnüglich mit. Priesterlich anspruchsvoll ist sein Auftreten. Aber leider fehlt ihm ganz die markante persönliche Note. Was er uns vom Tode berichtet, ist Alles weder innerlich-tief erlebt noch eigenartig erschaut. Es steckt Etwas von Aller-Welt darin. Nicht jugendliche Ueberfülle, die in gährendem Kräftedrang alle Formen sprengt, hat dieses Werk geschaffen, sondern zahme dienende Schmiegsamkeit, die sich überall einlebt und auch das Unverstandene und Unverarbeitete getrost hinnimmt und mit Emphase wieder von sich giebt. Neben christlichen giebt's satanistische und buddhistische Gedankenspäne, wie die ja jetzt allüberall in der Luft herumschwirren. Die Formensprache erinnert je nachdem an Stuck, Fidus, Sascha Schneider, Anna Costenoble oder Burne Jones, und wenn sich nackte Leiber übereinander ekeln, an Siemiradzky und Rochegrosse, natürlich in gebührlichem Abstande. Ein bestimmtes decoratives Vermögen, durch welches dergleichen Compositionen allein Geschlossenheit gewinnen, mußte ich schmerzhaft vermissen. Vielmehr bemerkte ich viel Anarchie und Willkür der Formen und Stilarten. Wenn Franz Stassen, wie ich trotzdem noch hoffen will, ein Talent ist, so

kann dieses nur bei strengster Selbstzucht und Bescheidenheit wahrhaft gedeihen.

Für den Psychologen unserer Zeit ist dieser Neo-Trivialismus, dieses satanistisch-buddhistische Neu-Nazarenerthum, als symptomatische Erscheinung nicht uninteressant. Es drückt sich eine große Ermüdung darin aus, ein banges, sieches Reactionsbedürfniß. Noch giebt man sich freilich den Anschein, als wolle man etwas Neues, Vergeistigtes. Aber was ist das für ein Geist, der da widerkäut, statt daß er gebären will?! Und was ist das für eine Kunst, die nichts mehr „können" will?! Blasirtheit, Verzagtheit überall auf dem untersten Grunde! Und als unwillkürliches Bestreben einzig dies: es sich möglichst leicht zu machen! Abgegriffene Ideen, bequeme Formulirung, mattherziges Gestalten! Und schnell-fertig Alles auf den Markt geworfen! So mag's denn wohl an der Zeit sein, an das drohende alte Wahrwort wieder zu erinnern: „Die Kunst ist das Schwere!" Franz Servaes.

## Offene Briefe und Antworten.

### Eine Goethe-Correctur.

Geehrtester Herr!

In meinem letzten größeren Werke habe ich aus Goethe's „Faust" als Citat gebracht:

So tauml' ich von Begierde zum Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich vor Begierde.

Darob bin ich scharf angegriffen worden. Man wies mir nach, daß im „Faust" gedruckt steht „verschmacht' ich *nach* Begierde." Seit Jahren hat in meinem Geiste das berühmte Wort sich in der von mir gegebenen Fassung erhalten. Als ich über den Tadel nachdachte, wurde mir's klar, daß dem großen Goethe in der Setzung der Präposition „nach" ein kleiner Fehler passirt sei. Man schmachtet, lechzt, verlangt heftig *nach* Etwas; man *verschmachtet vor* Verlangen. Dieser Sprachgebrauch beruht auf Gesetzen, die selbst ein Goethe nicht umstoßen darf. Das heftige *körperliche* Begehren nach Ersatz der dem Körper in hohem Maaße mangelnden Feuchtigkeit heißt *Durst*; das heftige, leidenschaftliche Verlangen der *Seele* nach gewissen, durch die Phantasie lockend ausgemalten Genüssen heißt *Begierde*. Begierde hat Aehnlichkeit mit dem den Körper quälenden Durst; denn bei leidenschaftlichem Begehren glüht das Innere wie ein Fieber, und die Kehle wird trocken, die Sprache heiser. Darum gebraucht man auch „Durst" statt „Begierde"; man spricht von Durst nach Rache. Es fragt sich nun, ob durch die oben genannte Veränderung der Präposition „nach" in „*vor*" der tiefe und feine Sinn des berühmten Ausspruchs leiden könne? Aber nein, nicht im Mindesten! Das Wort wird im Gegentheil erst durch diese Veränderung verständlich. Wir müssen sorgfältig schönen, veredelnden, beglückenden und erfrischenden Lebensgenuß von dem wilden Taumel unterscheiden, dem sich leidenschaftliche Wüstlinge und nur zu oft hoch begabte leidenschaftliche „Faustnaturen" hingeben. Der weise Lebensgenuß stärkt uns zur Arbeit und hinterläßt stets eine fröhliche, erhebende Erinnerung. Er befriedigt und erhebt die Seele; er gewährt jene schönen Stunden, von denen, wie Geibel sagt, „jede ein Jahr von Schmerzen aufhebt". An solche Jugendgenüsse pflegen Greise und Greisinnen, die für die meisten Lebensfreuden nicht mehr empfänglich sind, noch mit frohem Herzen zurückzudenken und in dieser Erinnerung sich glücklich zu fühlen. Auf Genüsse, durch die wir „in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften stillen", folgt stets ein krankhafter, trostloser Zustand, verbunden mit einem heftig nagenden und quälenden Verlangen, die Enttäuschung, welche uns durch den leidenschaftlich begehrten Genuß geworden ist, durch einen anderen, besseren, aufregenderen und mehr befriedigenden zu ersetzen. Das quälende Verlangen, diese neue leidenschaftliche Begierde verbindet sich mit inneren Vorwürfen, durch die fein organisirte Naturen entsetzlich gequält werden können. Um dieser Qual zu entgehen, verlangt die Seele heftig nach Betäubung und damit nach neuem Genuß. Diese Begierde, dies heftige Verlangen geht auch auf neue Aufregungen, z. B. beim Spieler; aber gerade in diesen Aufregungen liegt für diese Menschen der so traurige Genuß. Diese Zwischenzeit, die unmittelbar auf den leidenschaftlichen Genuß folgt, ist jene durch Goethe bezeichnete Zeit, in der „Faust" „*vor* Begierde nach neuem Genuß *verschmachtet*".

Die Goethe-Forscher und Erklärer des „Faust" haben den Fehler, der in der Verwechselung der beiden Präpositionen liegt, wohl bemerkt; aber sie haben nicht auf dies kleine Versehen hingewiesen, sondern versucht, es zu rechtfertigen. Sie behaupten, man müsse sich das Wort „*vor Durst*" hinzudenken. Demgemäß müßte es heißen: „verschmacht' ich vor Durst nach Begierde." Das heißt, jenes kleine Versehen des großen Dichters durch ein nonsens berichtigen und erklären wollen. „Durst nach Begierde" ist ein nonsens; denn „Durst" darf mit Recht, wie schon oben erörtert wurde, sinnbildlich statt „Begierde" gesetzt werden. Man erwäge: Jemand soll vor Begierde (Durst) nach Begierde verschmachten! Hat ein Sterblicher bei heftigem Durst je Verlangen nach Durst gespürt?! Hat ein leidenschaftlicher Spieler, ein Trunkenbold, ein Lüstling, jemals Begierde nach stärkerer Begierde gefühlt? Es kann hier nur gemeint sein, daß der im wilden Sinnestaumel befindliche „Faust" nach den als zweifelhaft, als unbefriedigend erkannten Genüssen unmittelbar *vor* Begierde nach neuen, stärkeren und nach Betäubung seiner seelischen Qualen fast *verschmachtet*.

Wenn ich im Irrthum sein sollte, so will ich bei rechter Belehrung mich gern zu einer besseren Ansicht bekehren. Die hier besprochene Angelegenheit ist wohl geeignet, von Berufenen erörtert zu werden.

Ein Mitarbeiter.

## Notizen.

„Im *Frühlingssturm*, Erlebtes und Erträumtes", nennt *Hans Benzmann* seine Sammlung Gedichte, die im Verlage von Baumert & Ronge, Großenhain und Leipzig, erschienen ist. Nicht eben Frühlingsstürme brausen durch das Buch, aber ein voller, starker Accord reifer, gedankentüchtiger Männlichkeit erklingt darin und muthet freundlicher an als der unausgegohrene Wein, mit dem uns sonst junge Poeten in ihren Erstlingswerken zu regaliren pflegen. Benzmann ist ein echtes, lyrisches Talent, eine Individualität, die hoch über den in Worten schwelgenden Nachempfindern à la Busse steht. Zuweilen überlastet er seine Verse mit Ideenfracht, aber in der Zeit des monotonen und inhaltlosen Reimgeklimpers wird man das kaum als Fehler empfinden. Um so weniger, als bei Benzmann der Denker den Dichter nicht schädigt. Seine Stimmungsbilder sind von ergreifender Anmuth, sein Blick für die intimen Reize der Natur oft bewundernswerth, und in farbenprächtiger, zuweilen schwüler Schilderung fraulicher Schönheit und Lockung sucht er seines Gleichen. Benzmann's Gedichte erheben sich in jeder Hinsicht weit über das Mittelgut des Tages; der gebefreudige Poet verdient in Wahrheit Leser, die seine reichen Geschenke zu würdigen verstehen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind *ohne Angabe eines Personennamens* zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (*unverlangte Manuscripte mit Rückporto*) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mausteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

## Romane

gut und fesselnd geschrieben, zur Veröffentlichung in Zeitschriften und Zeitungen geeignet, werden zu **kaufen** gesucht. Angebote mit billigster Honorarforderung unter **J. F. 35** befördert die Expedition dieses Blattes.

**Gustav Fischer, Verlag in Jena.**

Soeben erschien:

**Socialismus und sociale Bewegung**

im neunzehnten Jahrhundert

von

**Werner Sombart,**

Professor an der Universität Breslau

3—12 Tausend

*Preis 50 Pfg.*

## Die Bismarck-Nummer

der

## „Gegenwart"

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

## Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winter-Curort. Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim. Saison vom 15. Mai bis Ende September. **Wintercur vom 1. October bis Mitte Mai.** Naturwarme kohlensaure Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Massiren, Elektrisiren. Vorzügliche Molken- und Milchcuranstalt. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns und Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Scrofulose, Anämie, chronische Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. — Grosse Curcapelle, ausgedehnter Curpark, Theater, Bälle, Concerte. Allgemeine Wasserleitung mit Schwemmcanalisation. Prospecte und Beschreibung übersendet frei die **Königliche Badeverwaltung.**

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschien soeben:

## 1812

Schauspiel in 5 Aufzügen von

**Otto von der Pfordten.**

8°. brosch. 2 M., eleg. Lwd. 3 M.

Das Stück behandelt die Kapitulation Yorks und schildert diesen Konflikt im Rahmen der Zeitgeschichte, die durch Darstellung Napoleons vor und nach dem russischen Feldzuge, die Schilderung des Rückzugs der großen Armee und den seelischen Konflikt eines bayrischen Rittmeisters zur Anschauung kommt.

Aufgeführt im Königl. Schauspielhaus (über 40 mal) und in zahlreichen andern Theatern, wieauch zur Aufführung angenommen.

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:

**Antiquariats-Katalog 86:**

**Staats- und Socialwissenschaft. Nationalökonomie. Finanzwesen.**

Etwa 1800 Nummern.

**Leipzig. Oscar Schack.**

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

**Berlin W 57.**


Hierzu eine Beilage der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart: Aus fremden Zungen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 19. Berlin, den 8. Mai 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Sollen wir unsere Cavallerie vermindern? Von einem preußischen Stabsofficier. — Das Wesen der Röntgenstrahlen? Von L. Mann. — **Literatur und Kunst.** Die Aesthetik des Tragischen. Von Paul Seliger. — Aus alten Familienerinnerungen. — **Feuilleton.** Einmal im Jahr. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Ein vaterlandsloser Hallunke. Von Timon d. J. — Anzeigen.

### Sollen wir unsere Cavallerie vermindern?

Von einem preußischen Stabsofficier.

Mit der fortschreitenden Entwickelung und Vervollkommnung der Feuerwaffen erheben sich die Stimmen immer lauter, welche die Reiterei aus der Reihe der fechtenden Truppen ausmerzen und sie in Folge dessen bedeutend vermindern wollten. Ihr, der einstigen Königin der Waffen, welche früher stets die Schlachten entschieden hatte, soll die letzte Stelle angewiesen und sie höchstens zur Verfolgung des geschlagenen Feindes verwendet werden.

Doch so weit sind wir noch lange nicht, trotz Hinterlader und Magazingewehre, die Cavallerie hat ihren vollen Werth auch noch jetzt, wenn auch ihre Verwendung, ihre Taktik eine andere geworden ist. Mit richtigem Blick erfaßten die Feldherren der Neuzeit die Aufgaben, welche dieser Waffe unter den veränderten Verhältnissen zufallen, und wenn die Verwendung derselben in der Schlacht, wovon später die Rede sein wird, auch eine beschränktere geworden, so tritt ihre hohe Bedeutung im Aufklärungs- und Sicherheitsdienst jetzt noch mehr als früher hervor und eine Verminderung erscheint aus diesem Grunde allein schon absolut unthunlich. Bei den jetzigen riesigen Heeresmassen muß es selbstredend für den Feldherrn von größter Wichtigkeit sein, möglichst bald genaue Nachrichten vom Feinde zu haben, aber ebenso wichtig wie die Aufklärung ist auch die Verschleierung der eigenen Absichten. Je weiter nach vorn die Aufklärung stattfindet, desto eher wird auch der zweite Zweck, die Verschleierung erreicht. Durch den großen Vorsprung aber, meilenweit von der dahinter lagernden oder marschirenden Armee getrennt, schwebt die Cavallerie eigentlich in der Luft, und doch ist es nur so möglich, rechtzeitig Meldung vom Feinde zu erlangen. Aber mit jeder Meile weiter wächst auch die Gefahr für sie, und darum ist es unbedingt geboten, diese auf sich allein angewiesene Cavallerie auch genügend stark zu machen. So lange der Gegner nicht dasselbe Verfahren anwendet, oder seine Cavallerie nicht ihre Schuldigkeit thut, würden ja auch schwächere Kräfte genügen, aber die anderen Armeen haben ihre Nutzanwendungen aus den letzten Kriegen gezogen und voraussichtlich wird es unserer Cavallerie nicht mehr so leicht gemacht werden wie 1870/71. Starke Reitermassen werden ihr entgegentreten, und es wird sich darum handeln, das numerische Uebergewicht zu behalten. Meilenweit vor den Fronten der operirenden Armeen werden Reitergeschwader aufeinander stoßen und ihre Sache unter sich ausmachen, und da erscheint es denn unbedingt geboten, unsere Cavallerie in der bisherigen Stärke zu belassen. Im letzten Kriege hat sie ihre Aufgabe glänzend gelöst. Vier bis sechs Regimenter stark, durch einige Batterien reitender Artillerie verstärkt, hat sie immer Fühlung mit dem Feinde gehabt und ihren Meldungen verdanken wir nicht zum Wenigsten unsere Siege. Aber der Gegner hat, wie gesagt, die Erfahrungen sich zu Nutze gemacht und da erscheint es doppelt geboten, das numerische Uebergewicht zu behaupten, um die feindliche Reiterei zu zersprengen und, die Fliehenden verfolgend, Einblick in die feindliche Stellung, seine Stärke ꝛc. zu erlangen. Es kommt dazu, daß unsere Cavallerie jetzt durchweg mit vorzüglichen Schußwaffen ausgerüstet ist, ihre defensive Kraft sich also bedeutend erhöht hat. Noch im Feldzuge 1870/71 besaß die schwere Cavallerie lediglich Pistolen, so daß besonders bei Nacht ein Belegen der Ortschaften immer ein mißliches Ding war. Ein jedes Streifcorps, jede Franctireur-Abtheilung fand ein dankbares Feld der Thätigkeit. Der jetzt überall eingeführte Carabiner hat diesem Uebelstande abgeholfen, und die Cavallerie ist dadurch selbstständiger und von der Infanterie unabhängiger geworden.

Die Aufgaben, welche die Cavallerie sonst noch vor der Front zu erfüllen hat, Brückensprengungen, Zerstören von Eisenbahnen und Telegraphen, kann bei dem Mangel an Raum hier weiter nicht beleuchtet werden, auch auf den Vorposten- und Marschsicherungsdienst soll nicht weiter eingegangen werden, da die neugeschaffenen Meldereiter-Detachements einen Theil dieser Aufgaben miterfüllen. Im Nachstehenden soll nur von der Verwendung der Cavallerie in der Schlacht die Rede sein.

Die Feuerkraft der Artillerie und Infanterie, welche durch Einführung der Hinterlader und Repetirgewehre zu vorher ungeahnter Höhe sich gesteigert hat, wird der Reiterei immer nur kurze Momente zum wirksamen Eingreifen darbieten. Sache des Führers wird es sein, den geeigneten Augenblick wahrzunehmen, die Bedingungen zu erkennen, unter welchen die Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Auf 3—4000 Schritt in ungedecktem Terrain auf intacte Artillerie oder Infanterie anzureiten, würde natürlich als Selbstmord zu betrachten sein; die Cavallerie würde zerschmettert, ehe sie in Action kommt. Ein blitzschnelles Hervorstürmen, ein überraschendes Anreiten nur kann zum Ziele führen, und ein schneidiger, entschlossener Reiterführer wird immer Momente finden, wo er glänzende Thaten zu

verrichten im Stande ist. Wie ein Tiger auf der Lauer liegend, unter geschickter Ausnutzung des Terrains das feindliche Feuer meidend, und dann überraschend hervorbrechend, in sausender Carrière sich auf das feindliche Object werfend — das sind blitzartige Momente im Gefecht, die sich auch kleineren Reiterabtheilungen, einzelnen Schwadronen ꝛc. darbieten. So gelang es bekanntlich einer Schwadron des hannover'schen Husarenregiments am 16. August, überraschend in eine feuernde Batterie einzudringen und den dort haltenden Marschall Bazaine beinahe gefangen zu nehmen.

Aber auch andere, höhere Aufgaben blühen der Reiterei. Durch die verheerenden Wirkungen der jetzigen Feuerwaffen wird die Infanterie gezwungen, ihre Glieder zu lockern, die festen Verbände zu lösen. In langen dünnen Schützenlinien, mit kleinen Soutiens dahinter, muß sie ihre Angriffe machen, wenn die Verluste nicht zu enorm werden sollen. Aber trotz der langen dünnen Linien sind sie immer noch groß genug, die Schützenlinien werden verstärkt, und es glückt dem Gegner sich wirklich bis auf die Entfernung heranzuarbeiten, von wo der eigentliche Sturmangriff erfolgt. Selbstredend treten nun in der Front der Vertheidigung alle Gewehre in Thätigkeit, die Verluste des wehrlos anstürmenden Feindes mehren sich, aber dennoch dringt er vor — da plötzlich bricht in die Flanke der stürmenden Schützenlinie wie eine Windsbraut die Cavallerie. Von vorn mit Feuer überschüttet, in der Flanke attaquirt, so muß der Angriff in's Stocken gerathen, und wenn auch die der Schützenlinie nachfolgenden Soutiens sehr bald ihr Feuer auf die Cavallerie richten werden, so ist der Angriff unbedingt abgeschlagen und der sichere Verderb der schonungslos den Kugeln preisgegebenen anstürmenden Linien unausbleiblich. Nur Schlacken der vordringenden Massen werden zurückkehren.

Oder nehmen wir den entgegengesetzten Fall. Der diesseitige Angriff ist in's Stocken gerathen, es ist dem Feinde gelungen, durch übermächtiges Artilleriefeuer unsere Batterien zum Schweigen zu bringen, die Infanterie ist erschüttert. Nur mit Mühe gelingt es ihr, die blutig erkämpfte Position zu halten. Verstärkungen sind im Anmarsch, aber noch nicht zur Hand, die Munition beginnt zu mangeln, kurz, der Angreifer fühlt, daß er dem kräftigen Gegenstoß des Feindes nicht wird Stand halten können. Hier kann und *muß* die Cavallerie helfen. Es heißt jetzt, der Infanterie Luft zu machen, es heißt, Zeit zu gewinnen. Zwar wird der Erfolg nur durch Opfer zu erkaufen sein, aber durch den überraschenden Vorsturm einer größeren Reiterschaar, durch das Imponirende, welches ihm innewohnt, wird es ermöglicht, eine Gefechtspause herbeizuführen und kostbare Zeit zu gewinnen. Die Schlacht von Vionville-Mars la Tour giebt zwei glänzende Beweise dieser Behauptung mit ihrem Eingreifen der 1. Garde-Dragoner und des bekannten Angriffs der Brigade v. Bredow, welche immerhin nur in der Stärke von sechs Schwadronen, zwei feindliche Treffen niederritt und, wenn auch mit 50% Verlust, jedenfalls der hartbedrängten Infanterie Luft machte und auf die Franzosen einen derartigen Eindruck hervorbrachte, daß dieselben an dieser Stelle nicht weiter vorzudringen wagten.

Das sind Momente, die, wenn der Reiterführer sie zu erfassen vermag, den alten Schlachtenruhm der Cavallerie auch in Zukunft zu neuer Blüthe bringen können.

Kommen wir zum Schluß zur Verwendung der Cavallerie bei der Verfolgung.

Sei es, daß der Feind der Angreifer war und in blutigem Ringen wiederholt abgewiesen ist, oder sei es, daß diesseits angriffsweise verfahren und der Sieg errungen ist, jedenfalls der Feind decimirt, erschüttert, in seinen Verbänden gelöst, den Rückzug antritt, unbedingt bietet sich jetzt für die Cavallerie die lohnendste Thätigkeit. Zunächst wird jedenfalls die Kugel arbeiten, sie wirkt kräftiger, räumt verheerender auf als die blanke Waffe. Alle disponiblen Gewehre werden in Thätigkeit gesetzt, die Artillerie fährt in die vordersten Linien und verfolgt zunächst den abziehenden Feind mit Granat- und Shrapnellfeuer. Inzwischen hat die Cavallerie Zeit, heranzukommen und noch während des Artilleriefeuers die Verfolgung anzubahnen. Ist es möglich, dieselbe so anzusetzen, daß die eigene Truppe nicht maskirt wird, so ist dies naturgemäß das Beste, aber unsere sicher schießende Artillerie kann auch ihr Feuer über die Köpfe der vorgehenden Cavallerie fortsetzen, bis diese an den Feind gelangt ist. Trotz Hinterlader und Schnellfeuer wird die über den geschlagenen Gegner herfallende Reiterei, welche wie eine Sturzwelle nach der anderen sich über ihn ergießt, ihn bis zur Vernichtung schlagen. Allerdings wird die Cavallerie des Gegners, wenn sie ihre Schuldigkeit thut, jetzt Gelegenheit finden, die weichende Infanterie zu decken, ihr Luft zu verschaffen, und da ist es denn auch hier dringend geboten, starke Reserven, eine eben numerisch überlegene Cavallerie zur Hand zu haben. Die feindliche Cavallerie muß geworfen werden, ehe die diesseitige vollenden kann, was Artillerie und Infanterie mit Blut erkauft haben, denn nur sie ist im Stande, den Feind gänzlich zu vernichten, was ja die Aufgabe der Schlacht bleibt.

Haben wir in Vorstehendem gesehen, daß der Cavallerie andere Aufgaben blühen als früher, daß die Entscheidung der Schlachten nicht mehr wie einst in ihrer Hand liegt, so geht doch hervor, daß, abgesehen von der wichtigen Thätigkeit *vor* der Schlacht und ihrer vernichtenden Wirkung *nach* derselben bei der Verfolgung auch in der Schlacht ihr immer noch, wenn auch kurze, so doch glänzende Momente beschieden sind und daß nur eine gut ausgebildete und zahlreiche Cavallerie zu leisten vermag, was von ihr verlangt wird und an eine Verminderung im Interesse der Zukunft des Vaterlandes nicht zu denken ist.

Möge man den Werth der Cavallerie taxiren wie man will, immer wird der Ausspruch eines unserer berühmtesten neuen Reiterführer seinen Werth behalten: „So lange es Menschen mit Nerven giebt, wird der Anblick einer stürmisch heranbrausenden Reiterschaar trotz Hinterlader und Schnellfeuer das schlachtengewohnteste Mannesherz erbeben machen."

---

## Das Wesen der Röntgenstrahlen?

Von L. Mann.

„Quousque tandem" muß man fürwahr ausrufen bei dem Rückblick auf unseren, seit einem Vierteljahrhundert geführten Kampf für die Wiedereinführung feinerer Substanzen als Grund und Träger der Kräfte. So laut der Sieg der materialistischen Dogmen verkündet wurde, so peinlich war ihren Vertretern die Ueberraschung durch völlig unerwartete und ihnen unbegreifliche Beobachtungsthatsachen, so daß trotz der schon unermeßlichen Menge von geheimen, der groben Körpermaterie zugeschriebenen Kräften wieder neue mystische Eigenschaften und Energieformen erfunden werden mußten; bei Entdeckung der Röntgenstrahlen endlich wurde deren Unerklärbarkeit offen eingestanden und alle auf die jetzt herrschenden Hypothesen basirten Lösungsversuche blieben bis heute erfolglos.

Bei unserer Annahme von feineren, in verschiedenen Aggregatzuständen auftretenden Weltsubstanzen dagegen konnten alle wahrgenommenen neuen Erscheinungen geradezu als treffende Beispiele herangezogen und in anschaulichster Weise erklärt werden. So war auch über die Entstehung der Kathodenstrahlen und die von der getroffenen Gefäßwandstelle ausgehenden Wirkungen schon Aufschluß gegeben in der 1888 erschienenen Schrift „Der Feuerstoff"*), wo es

*) Der Feuerstoff. Sein Wesen, seine bewegende Kraft ꝛc. Berlin, bei H. Steinitz.

S. 60 lautet: „Diese Feuererscheinung bei der Verbrennung oder dem Zerfall der chemischen Verbindung gleicht daher dem Hervorlocken des elektrischen Funkens bei Annäherung der Kathode oder der Wirkung der sogenannten Kathodenstrahlen in den Crookes'schen Versuchen. Bei letzteren werden die durch raschen Elektricitätsabfluß gelösten Kathoden-Molecüle gegen die Gefäßwände geschleudert und saugen aus diesen den Feuerstoff auf. Daß die dabei auftretende Lichterscheinung nimmermehr durch eine Atombewegung erzeugt wird, geht schon aus dem baldigen Erblassen der getroffenen Stellen trotz der Fortdauer des Molecülanpralls hervor; der Feuerstoff ist hier der Gefäßsubstanz entzogen und muß erst wieder ersetzt werden und bemerken wir das Zuströmen aus dem umgebenden Mittel wenigstens bei Isolatoren z. B. an dem blauen Licht auf der Außenseite einer stärkeren Glaswand."

Auch in diesen Blättern war bereits über die erwähnte Schrift berichtet*), jedoch mußte, um die Leser zunächst von der Existenz der feineren Substanzen zu überzeugen, das Wesen der Elektricität an damals allgemein bekannten Thatsachen erläutert werden, während der Kathodenwirkungen nur nebenbei gedacht wurde. Da heutzutage nicht nur die Fachmänner sich eifrigst auf die Röntgenversuche stürzen, sondern auch die Laien das lebhafteste Interesse dafür zeigen, die Sachverständigen selbst aber vor dem Reichsgericht nicht angeben konnten, was Elektricität sei, sollen in nachfolgenden Zeilen unsere Untersuchungsergebnisse nochmals dargelegt, die neuesten Beobachtungsthatsachen, namentlich die verschiedenartigen durch Kathodenstrahlen erzeugten Erscheinungen erklärt und einige Nutzanwendungen zum Nachweis des Zusammenhanges der Dinge angeschlossen werden.

Wir hatten gesehen, daß die kleinsten Körpertheilchen oder die dreidimensionalen Elementaratome von unveränderlicher Größe, Gestalt und Masse sind, daß sie lediglich als Bausteine in den chemischen Verbindungen und allen festen Körpern dienen, daß ihre Adhäsion und Cohäsion keineswegs durch immanente Anziehungs- oder Molecularkräfte, sondern nur durch äußeren Druck bewirkt wird, sowie daß der Atomaufbau die Form und Weite der zur Aufnahme der feineren Substanzen bestimmten Gefäße bedingt.

Weiter war gezeigt worden, daß der Licht- und Weltäther, dem wegen der herrschenden Massenanziehungshypothesen bisher nicht die geringste Masse zugeschrieben werden durfte, auch bei äußerst geringer Dichte wegen der enormen Geschwindigkeit seiner Theilchen eine Spannkraft von wenigstens hunderttausend Atmosphären besitzen muß, daher auf die Oberflächen aller für ihn undurchlässigen Schichten einen permanenten Druck ausübt und auch zwei sich unmittelbar berührende Körpertheilchen weit stärker zusammenpreßt, als der Luftdruck die Magdeburger Halbkugeln.

Drittens war die Existenz eines flüssigen Feuerstoffes nachgewiesen, der durch den freien Aether an die Körper gefesselt und in deren Hohlräume eingepreßt wird, als sogenanntes Elektricitätsfluidum die Molecularcanäle durchströmt, die potentielle Energie, die latente Wärme und doch zugleich den Kitt der Körpermaterie bildet und dessen Ausbruch ganz allein die Licht- und Feuererscheinungen erzeugt. Als goldgelbe Kuppe auf der Anode im Vacuum, im Bogenlicht und elektrischen Funken, in Blitzen und Feuerkugeln, bei jeder Flamme und jedem katalytischen Proceß, sehen wir den flüssigen Feuerstoff genau so deutlich, wie das zu Tropfen und Strahlen geformte Wasser.

Wo lebend Feuer durch den Aether bricht,
Erblicken wir das glänzend helle Licht!

Die Erklärung aller, durch unsere drei Weltsubstanzarten hervorgerufenen Erscheinungen wurde nun sehr erleichtert durch den Vergleich der starren Körperatome mit festen Körpern, des freien Aethers mit einem äußerst feinen Gase und der Aggregatzustandsänderungen des Feuerstoffes mit denen einer überhitzten Flüssigkeit.

Da das Feuerfluidum nur durch den freien Aether eingedämmt wird, ist zunächst ersichtlich, daß an allen Berührungsstellen beider Medien stets Gleichgewicht herrschen oder mit Lichtgeschwindigkeit hergestellt werden muß, daß daher die geringste Druckänderung oder Bewegung in dem an die Körper gefesselten Feuerfluidum auf den umgebenden Aether und durch diesen wieder auf den in anderen Objecten eingeschlossenen flüssigen Feuerstoff und überhaupt auf die ganze vom freien Aether erfüllte Welt übertragen wird. Mit dem Nachweis der Existenz eines aus dem freien Aether condensirten und unter dessen permanentem Druck stehenden Fluidums ist die unitarische Elektricitätstheorie wieder fest begründet, wonach bei Ueberfüllung der Molecularhohlräume mit Fluidum die positiven und bei Ebbe darin die negativen elektrischen Erscheinungen auftreten, während bei neutralen Substanzen ein mittlerer Niveaustand existirt; alle elektrostatischen und elektromotorischen Wirkungen finden damit ebenso einfache Erklärung, wie die hydraulischen Vorgänge.

So strömt durch gute Leiter das elektrische Fluidum, wie das Wasser durch communicirende Röhren und wird — wie dieses durch eine eingedrungene Luftblase — durch den Druck des in den Hohlräumen der Nichtleiter oder zwischen den Elektroden im Vacuum vorhandenen freien Aethers am Herausquellen oder Ueberströmen gehindert; durch Verbindung der Pole wird der freie Aether verdrängt und so das Stromwehr sofort beseitigt. Man ersieht ferner, daß der flüssige Feuerstoff sowohl durch Verstärkung des inneren Drucks herausgepreßt, als durch Aufhebung oder Schwächung der äußeren Aetherspannung herausgesaugt werden kann. Ein anschauliches Beispiel dieser letzteren Wirkungsweise bietet uns der bekannte Versuch des Prof. Hertz, wo durch starke Entladungen im Hauptdraht auch Funken aus einer Nebenleitung hervorgelockt werden, denn hier entstehen Aetherwellen von bestimmter Form und Länge, und an allen Stellen, wo sich tiefe Wellenthäler bilden, wird der permanente Aetherdruck momentan geschwächt und das eingeschlossene Feuerfluidum entfesselt. An die Analogie dieser Erscheinung mit dem Herausdrängen des Blutes aus Ohr und Nase beim Eintritt in luftverdünnte Räume, der Wirkung von Schröpfköpfen, dem Herausdrücken der Stubenfenster beim Passiren starker Schallwellen und zahlreiche ähnliche Vorgänge war immer wieder erinnert worden.

Wir kommen dann zu den Wechselwirkungen zwischen der Bewegung der feineren Substanzen und der groben Körpermaterie, von denen in den herrschenden atomistischen Hypothesen überhaupt keine Rede sein konnte. Jetzt werden nämlich den Elementaratomen alle möglichen Eigenschaften, selbst Pole und Anlageflächen zugeschrieben, dabei sollen sie jedoch kleinste Theilchen, sogar ausdehnungslose Punkte sein, wonach jede Structur, ja jede Stabilität unmöglich wäre und das Seiende eigentlich ebenso rein aus der Welt geschafft wäre, wie bei Hegel durch gegenseitige Aufhebung der Kräfte. Nach unseren stereochemischen Untersuchungen sind die Atome kleine, unveränderliche Körper, chemische Verwandtschaft und elektrochemischer Charakter aber ergeben sich lediglich aus ihrer Gestalt und Lagerung; das ganze Getriebe von Bindungen, Sättigungen, Verwandlungen und Lösungen beruht auf Einsetzen, Herausdrängen und Austausch von Keilen und Füllstücken; die chemische Bindung, den Zusammenhang in der galvanischen Kette und die Cohäsion in den festen Körpern dagegen bewirkt das den Atomkitt bildende Feuerfluidum. Wie durch Anfeuchten aus losen Staubtheilchen eine plastische Masse geballt oder die Adhäsion zweier geschliffener Platten herbeigeführt werden kann, genau so lassen sich durch das elektrische Fluidum lose Metalltheilchen zusammenschweißen oder als galvanische Belegung

*) Gegenwart 1892, Nr. 16.

auftragen, zwei Atome in ihren Ecken verkitten und die Glieder der galvanischen Kette innig verbinden, weil das eingepreßte oder hindurchrieselnde elektrische Fluidum den freien Aether aus den Poren verdrängt und so der enorme Druck des umgebenden Aethers zur vollen Wirkung gelangt. Man braucht nur an die momentane Bindung und Trennung der Glieder der galvanischen Kette beim Oeffnen und Schließen des elektrischen Stromes zu erinnern, um die ganze Hinfälligkeit der materialistischen Hypothesen zu erkennen, wonach die Körpertheilchen selbst dies durch geheime Anziehungskräfte bewirken sollen.

Durch die verschiedensten Mittel kann den Körpern das elektrische Fluidum und damit der Atomkitt entzogen werden und einer Entlockungsart war schon bei den Hertz'schen Versuchen gedacht. Es ist einleuchtend, daß gerade die kleinsten, in die engsten Körperspalten eindringenden Lichtwellen die Feuersubstanz entfesseln und so die Zersetzung der chemischen Verbindungen und festen Bestandtheile herbeiführen können. Wie der Wind das rasche Austrocknen der Erde und deren Zerfall zu Staub bewirkt, so verursacht eine heftige Aetherbewegung den Verlust des Feuerstoffes, also des Atomkittes, der latenten Wärme und der potentiellen Energie. Das anschaulichste Bild dieser zersetzenden Wirkungen gewähren die neuesten Versuche von Tesla. Hier sind feste Körper in luftleeren und mit keinem Conductor verbundenen Gefäßen eingeschlossen und nur der umgebende Aether wird durch raschen Stromwechsel in einem in der Nähe befindlichen Leiter in heftige Wellenbewegung versetzt und saugt so das Feuerfluidum aus dem Körper heraus; wir sehen dasselbe als leuchtende Schicht auf der Oberfläche, dann das Glühen der Masse bei Lockerung der Atome und endlich den Zerfall des Körpers zu Asche nach völliger Entziehung des Atomkittes. Durch derartige Uebertragung der Bewegung des Feuerfluidums auf den umgebenden Aether können auch Gase glühend und elektrische Lampen entzündet werden, namentlich beruht darauf der Versuch des Telegraphirens ohne Leitungsdrähte; dabei benutzt man ja jetzt sogar trichterförmige Apparate zum Sammeln der Aetherwellen, wodurch ihre Wirkung ebenso verstärkt wird, wie die der Schallwellen durch ein Hörrohr.

Noch leichter als dieser Zusammenhang der Elektricität mit den verschiedenen Aetherbewegungsarten läßt sich der mit Wärmeerscheinungen erklären. Bei guten Leitern sind nämlich alle feineren Canäle mit dem elektrischen Fluidum völlig gefüllt und sowohl das Ein- wie Auspressen von Einsatzstücken erzeugt eine Verschiebung oder einen elektrischen Strom, ähnlich wie das Eintauchen oder Herausziehen eines Fingers den Niveaustand des Wassers in allen durch communicirende Röhren verbundenen Behältern ändert; die ganze chemische Thätigkeit in Accumulatoren und Extricatoren beruht auf derartigen Umlagerungen von Sauerstoffmolecülen und sonstigen Körpertheilchen. Kann nun der verdrängte flüssige Feuerstoff wegen schlechter Leitungsfähigkeit nicht abströmen, so überwindet er den äußeren Aetherdruck, quillt aus den Körpern heraus und verdampft. Die Spannkraft dieses im umgebenden Mittel sich ausbreitenden Feuerdampfes erzeugt zunächst die chemische Wärme, wenn dadurch aber die Körperatome selbst gelockert und gehoben werden, wie der Kolben im Dampfkessel durch den Wasserdampf, tritt auch die physikalische, die Ausdehnung der Körper bewirkende und deßhalb am Thermometer zu messende Wärme auf. Zugleich ist einleuchtend, daß gerade das Herauspressen des nicht nur die latente Wärme, sondern auch den Atomkitt bildenden Feuerfluidums die freie Beweglichkeit der Körpertheilchen erst ermöglicht.

Nach den materialistischen Vorstellungen sollen nun die Atomschwingungen die Lichterscheinungen verursachen, und zwar sollen alle Körper bei einer bestimmten Temperatur erst die längsten, dann in der Reihenfolge der Spectralfarben kürzere Lichtwellen ausstrahlen. Selbstverständlich ist eine eingehendere Erörterung der optischen Hypothesen an dieser Stelle völlig ausgeschlossen, hier mag die Klarstellung zweier Punkte genügen.

Alle Erfahrungsthatsachen lehren, daß ausgebrannte, nämlich ihres Feuerstoffes beraubte Gase bis zum Gefäßsprengen erhitzt werden können, ohne eine Spur von Licht hervorzubringen, während bei Krystallen, Blumen, Insecten und zahlreichen anderen organischen und unorganischen Substanzen nicht nur ein Phosphoresciren, sondern selbst helles Licht wahrgenommen wird bei sehr niedriger Temperatur; bei Gasverflüssigungsversuchen ist noch bei 200 Grad Kälte eine Lichtentwickelung constatirt worden und die Herstellung eines möglichst hellen Lichtes ohne erhebliche Temperatursteigerung ist jetzt das eifrigste Bestreben der Techniker. Die Theoretiker haben zwar endlich die Unhaltbarkeit der atomistischen Vorstellungen eingesehen und für das ohne Wärmeentwickelung auftretende Licht die neue Bezeichnung „Luminescenz" eingeführt, mußten aber, weil sie eben den einheitlichen Licht- und Feuerstoff nicht kennen, bereits neun Luminescenzarten unterscheiden und auf jede Erklärung des Wesens des Lichtes verzichten. Nach unserer Lehre erzeugen hauptsächlich die Feuerstoffausbrüche die verschiedenen Lichterscheinungen, weil sie durch Erregung von Aetherschwingungen in derselben Weise zu unserer Wahrnehmung gelangen, wie das Dampfentweichen in der Dampfpfeife durch Schallwellen; dann sehen wir natürlich alle frei im Aether schwimmenden Feuerstoffmassen als Sonnen und Feuerkugeln, bemerken aber auch, wie oben bei den Kathodenstrahlen schon erwähnt, das Condensiren und Einströmen des Feuerdampfes, besonders wenn das rasche Abfließen wegen schlechter Leitungsfähigkeit unmöglich ist; letztere Erscheinung gleicht daher dem Niederschlag des unsichtbaren Wasserdampfes im Thau.

War so die Annahme widerlegt, daß die Körperatome selbst viele Millionen Schwingungen in einer Secunde ausführen müßten zur Lichterzeugung, so wurde dagegen nachgewiesen, daß Größe und Aufbau der Atomgruppen die Art des emittirten Lichtes und die Aetherwellenformen gerade so bedingen, wie Abmessungen und Einrichtung der Blasinstrumente die Tonschwingungen, weil nämlich die Atomkanten als Wellenbrecher wirken. Von einem einzigen Punkt ausgehende Lichtschwingungen oder Verdichtungen und Verdünnungen des Aethermediums müssen sich ebenso mit gleicher Geschwindigkeit in Kugelschalen ausbreiten, wie Schallwellen in ruhender Luft von gleichbleibender Dichte; nur das Kreuzen mehrerer Wellensysteme erzeugt Verstärkung, Schwächung oder Aufhebung der Wirkungen an bestimmten Stellen oder die sogenannte Interferenz des Lichtes. Gleich den Lufttheilchen in Schallwellen bewegen sich auch die Aethertheilchen im Lichtstrahl vorwärts und rückwärts, die sogenannte Polarisation aber hat nur deßhalb zur Annahme von Transversalschwingungen im Lichtstrahl verleitet, weil man den Körperatomen jede Raumerfüllung absprach und daher auch den Einfluß des stabilen Canalisationssystems in durchsichtigen Körpern auf die Aetherbewegung ignorirte. Aus obiger Darstellung ersieht man, daß gute Elektricitätsleiter undurchsichtig sind, weil das alle Poren ausfüllende Feuerfluidum den freien Aether völlig absperrt und das die Oberflächen treffende Licht ohne Spur von Polarisation zurückwirft. Bei durchsichtigen Substanzen dagegen und bei orientirter Lagerung der Körpertheilchen kann je nach Weite und Form der Oeffnungen oder Fenster eine Polarisation wie durch ein Gitter bewirkt werden. Nebenbei mag bemerkt werden, daß die Aetherwellen auch selbst die Körperatome umlagern und lose sitzende Einsatzstücke wie Jalousieklappen drehen können. In neuester Zeit sind ja an elektrolytisch gelösten Metallschichten Versuche angestellt worden, welche diesen Einfluß der Atomlagerung zeigen; gerade durch die Entziehung des Feuerfluidums oder Atomkittes entstehen Lücken

zwischen den Kathodenmolecülen, durch welche die Lichtstrahlen theilweise dringen und dabei polarisirt werden können.

Diese Betrachtungen führen uns nun endlich zu den Wirkungen der Kathodenstrahlen, die in der oben erwähnten Schrift beschrieben waren; zur Erklärung aller Erscheinungen bei den Röntgen'schen Versuchen muß nur stets festgestellt werden, was auf Bewegung der Körpermaterie oder des freien Aethers oder des in verschiedenen Aggregatzuständen auftretenden Feuerstoffes zurückzuführen ist.

Durch rasches Abströmen der Elektricität, also durch Heraussaugen des Feuerfluidums oder Atomkittes aus der Kathode, werden die Einsatzstücke gelöst und wie Geschosse aus den Kathodencanälen herausgeschleudert; durch den freien Aether in dem beinahe luftleer gepumpten Gefäß bewegen sich mithin wirkliche Körpertheilchen, die durch jede Strömung, so durch die von Magneten erzeugten Aetherwirbel oder durch elektrische Kräfte aus ihrer Flugbahn abgelenkt werden können. Gerade weil diesen Substanzen das Feuerfluidum völlig entzogen ist, erscheinen sie negativ elektrisch, stoßen sich gegenseitig ab und saugen bei Berührung der Gefäßwand aus dieser zunächst den Feuerstoff auf, was als bläuliches Licht wahrgenommen wird. Die weiteren, von der Auftrefffstelle ausgehenden Wirkungen sind nun von der Leitungsfähigkeit der Gefäßsubstanz, ihrem Feuerstoffgehalt und von der Beschaffenheit des umgebenden Mittels abhängig. Bei einer dielektrischen Glaswand ist die Zuleitung des Feuerfluidums abgesperrt und die von den Kathodentheilchen noch fortwährend getroffene Stelle erblaßt deßhalb. Schon aus dieser Thatsache geht hervor, daß die Lichterscheinung nicht durch Atomschwingungen verursacht war, zeigt sich aber noch frappanter bei Aufstellung eines Metallkreuzes in die Flugbahn der Kathodenmolecüle; nach Wegnahme desselben leuchtet die vorher bedeckte Stelle weit heller, als der längere Zeit hindurch getroffene Grund, weil ihr der Feuerstoff noch nicht entzogen ist Bei stärkerem Verlust an Feuerstoff oder Atomkitt werden auch die Glastheilchen gelockert, damit verschwindet die Lichterscheinung, dagegen wird die Gefäßsubstanz heiß und weich, bis sie endlich schmilzt und sich auflöst. Wegen dieser raschen Zerstörung der Glassubstanz durch Aussaugen des Atomkittes benutzt man bei den neuesten Versuchen zum Auffangen der Kathodenmolecüle Platinplatten, an deren Rändern namentlich der aus dem umgebenden Mittel zuströmende Feuerdampf condensirt und sie damit leuchtend macht. Nun ist nach obigen Erklärungen ersichtlich, daß die feineren Substanzen von allen Seiten her nach der Condensirungsplatte hinstürzen und daß daher an allen ihr zugekehrten Oberflächen der Aetherdruck und die Feuerdampfspannkraft geschwächt und der Ausbruch des flüssigen Feuerstoffes erleichtert wird. Als anschaulichstes Beispiel für diese Wirkung der Röntgenstrahlen kann die bekannte Erscheinung im Kryophor dienen, wo durch Auflegen eines Eisstückes auf die Gefäßwand das Condensiren des Wasserdampfes an der abgekühlten Stelle und damit das Sieden und rasche Verdunsten der eingeschlossenen Flüssigkeit bewirkt wird. Wie hier der verdichtete Wasserdampf als Nebel sichtbar wird, so erscheint der Feuerdampf (secco vapor) als Phosphorescenzlicht; es ist dies dasselbe allbekannte Licht, welches wir auch an Magnetpolen und Metallspitzen, bei Halogenen und Leuchtfarben, bei Blumen, Insecten und faulenden, nämlich ihren Feuerstoff oder Lebenssaft exspirirenden organischen Substanzen wahrnehmen.

Wie wir gesehen haben, können aber durch das Aetherwehen und den Feuerstoffverlust auch die Körpertheilchen gelockert und gedreht, selbst aus ihrem Lager gehoben werden, wie dies bei eingelagerten Silbermolecülen auf photographischen Platten und anderen leicht zersetzlichen chemischen Präparaten angängig ist. Durch Ausscheiden, Einhängen und Umlagern der Körpertheilchen werden aber die Aggregatdimensionen verändert, und da die Atomkanten als Wellenbrecher wirken, können dabei diejenigen Aetherwellen entstehen, welche als Spectralfarben wahrgenommen werden; dies beobachten wir am Fluorescenzlicht, an momentaner Rothfärbung bei Schwefelsäurebereitung, Sichtbarwerden der Dinte aus Blutlaugensalz, beim Oxydiren und Desoxydiren, Bleichen, Färben und zahlreichen sonstigen chemischen Processen. Während also die directe Wirkung der Röntgenstrahlen in der Verflüchtigung und im Abströmen des Feuerstoffes besteht, wird erst durch die hemmenden Körper ein Wellenschlag erzeugt und nur aus ihrer Dichte und Structur ergeben sich die sichtbaren Spuren und Farbenerscheinungen, sowie Brechung, Beugung und Interferenz des Lichtes. Die Versuche, durch Sieben oder Filtriren die Röntgenstrahlen zu isoliren, müssen daher ebenso erfolglos bleiben, wie die Sonderung der Meereswellen nach Form und Größe und ihre Ableitung in verschiedene Canäle.

Aus unseren Untersuchungen über den Atomaufbau ergiebt sich weiter die ungleiche Durchlässigkeit der einzelnen Substanzen für Röntgenstrahlen und so deren Geeignetheit, den Hintergrund gegen den Zug oder das Abströmen der feineren Substanzen zu schützen. Gleich den Körpertheilchen selbst ist zwar auch das Feuerfluidum für die Röntgenstrahlen undurchlässig und sind daher die guten Elektricitätsleiter bessere Schirme als die Nichtleiter; da jedoch auf der bestrahlten Seite der auf dem Feuerfluidum lastende Druck geschwächt wird, so drängt dies natürlich dorthin nach und auf der abgekehrten Seite des leitenden Körpers entsteht eine Niveauerniedrigung; es müssen dann ähnliche Wirkungen von hier ausgehen, wie von den Kathodenstrahlen selbst. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß gerade Halogenverbindungen, bei denen das aufgespeicherte Feuerfluidum leicht verflüchtigt, trotz des lockeren Atomaufbaues die Röntgenstrahlenwirkung sehr schwächen, weil ja das umgebende Mittel wieder mit Feuerdampf gesättigt wird. Es ist endlich selbstverständlich, daß die Röntgenstrahlen nicht nur positive, sondern auch negative Elektricität entladen können; einmal kann durch Umlagern der Körpertheilchen die Capacität der Feuerstoffgefäße modificirt werden, zweitens muß der aus positiven Körpern entwickelte Feuerdampf sich ausbreiten und namentlich an negativen Stellen niederschlagen, gerade so wie durch den Wind die Feuchtigkeit entzogen, aber an trockene Gegenstände auch abgegeben wird.

Der Erörterung der physiologischen Wirkungen der Röntgenstrahlen sind wiederum einige Bemerkungen über die herrschenden Hypothesen vorauszuschicken. Die Anhänger der materialistischen Dogmen wollten sogar die Kräfte der lebenden Materie aus einer Bewegung der rohen Körpertheilchen erklären, die nach unserer Darstellung nur als feste Bausteine in den organischen Leitungsröhren und Gefäßwänden dienen, wegen ihrer starren Bindung zu Zellen und Geweben aber die eigentlichen conservatores formarum et specierum bilden. Derselbe Feuerstoff nun, welcher als elektrisches Fluidum durch gute Leiter strömt und aus der Erde mittelst einer Elektrisirmaschine geschöpft werden kann, wie das Wasser aus einem Ziehbrunnen, dringt auch in den dem Erdschooße einverleibten Samen, wird durch die Wurzeln in die Pflanzen gesaugt und gelangt mit den Nahrungsstoffen in die lebenden Geschöpfe, deren vitale Kraftquelle, Nervenfluidum und Gewebekitt bildend.

Trotzdem zweitens die moderne Physiologie der organisirten Materie noch ganz besondere, sich gegenseitig aufhebende und die Auslösung der Spannkräfte hindernde Kräfte zugeschrieben hatte, vermochte sie doch über den Zusammenhang von Stoff und Form, sowie über die Einheit des Organismus nicht den geringsten Aufschluß zu gewähren. Wir hatten als Kennzeichen eines organischen Einzelwesens die Entstehung eines vom äußeren Aethermedium abgeschlossenen Aetherleibes nachgewiesen und dabei

gezeigt, wie der Kreislauf des den Lebenssaft bildenden Feuerstoffes unter dem permanenten Druck des inneren und äußeren Aethermediums erfolgt, daher auch die Auslösung und ganze Wirkungsweise der Spannkräfte durch alle im umgebenden Mittel stattfindenden Bewegungen und Druckänderungen bedingt werden.

Wir haben nun gesehen, daß durch die Röntgenstrahlen der Aetherdruck und die Feuerdampfspannung geschwächt wird, daraus lassen sich alle an Lebewesen und organischen Substanzen hervorgerufenen Erscheinungen in der einfachsten Weise erklären. Das den Lebenssaft und die Spannkräfte bildende Feuerfluidum wird nach der Richtung der Strahlquelle gezogen und damit das Wachsen und Hervorschießen der Triebe und die Entwicklung der vorhandenen Keime befördert. Durch anhaltende Bestrahlung, namentlich bei Anwendung der neueren, sehr stark wirkenden Focusröhren, wird der flüssige Feuerstoff aber auch herausgesaugt und so der Nährboden bei geringem Feuerstoffgehalt und mangelndem Ersatz bald erschöpft. Wir bemerken die Auflösung des Feuerfluidums an der Bläschen- und Ausschlagbildung, die Lockerung der Körpertheilchen an Wärmeentwickelung und Röthe, den Verlust des Feuerkittes aber am Ausfall der Haare und Abfall der Nägel, an der Sprödigkeit der Knochen und endlich selbst an der Auflösung der inneren Schleimhäute. Sobald man einsieht, daß durch das Licht nur der permanente Aetherdruck modificirt und damit die innewohnende Spannkraft erregt und ausgelöst wird, erkennt man auch sofort die ungleiche Wirkung der verschiedenen Wellenformen; es ist übrigens längst bekannt, daß zahlreiche Lichtarten, namentlich die den Gewebekitt entziehenden Mondstrahlen deletäre Eigenschaften besitzen.

Andererseits können aber die Röntgenstrahlen wie andere Aetherbewegungen auch als Heilmittel dienen und bringen diese neuesten Versuche geradezu Bestätigung unserer alten Lehre von der Entstehungsursache der Krankheiten. Die Fülle des Feuerstoffes oder Lebenssaftes muß der Capacität der betreffenden Organe entsprechen; sowohl ein Ueberfluß, als ein Mangel an dieser vitalen Kraft führt Störungen in den Organfunctionen herbei, so daß der bekannte Weisheitsspruch „*μηδὲν ἄγαν*“ im eigentlichsten Sinne auf unsere Gesundheitslehre Anwendung findet. Es liegt auf der Hand, daß die den Feuerstoff entziehenden Röntgenstrahlen nur bei positiven oder durch Ueberfülle an Feuerstoff erzeugten Krankheiten günstigen Einfluß üben können, während sie bei zu geringem Feuerstoffgehalt der Organe genau so schädlich wirken, wie andere antiphlogistonsche Mittel.

Ohne die subtileren Fragen nach dem Wesen und den Verrichtungen des Bewußtseins hier zu berühren, müssen doch wenigstens die Bahnen angedeutet werden, auf denen die feineren Aetherbewegungen zu unserer Wahrnehmung gelangen können. Bei den Wechselwirkungen zwischen unserem Aetherleib und dem äußeren Aethermedium können sehr verschiedene Bewegungsträger zur Vermittelung dienen und müssen meistens mehrfache Umwandlungen von den feinsten Entitäten durch Aether, Feuerdampf, Feuerfluidum und Körpermaterie erfolgen, wie dies ja in unseren sogenannten specifischen Sinnesorganen stattfindet. Die einzelnen Leitungsbahnen sind jedoch immer nur für gewisse Bewegungsarten eingerichtet, so die in unserem Sehorgan lediglich für Lichtwellen von bestimmter Länge, während sie uns andere Veränderungen in der Außenwelt nicht übermitteln können. Da nach unserer Darstellung aber auch bei der organischen Materie die Körpertheilchen nur in Ecken und Spitzen, also netzartig verknüpft sind, so existiren kleine Oeffnungen oder Fenster, durch welche die feineren Substanzen passiren und in unserem Aetherleib Eindrücke erzeugen und unvergängliche Spuren hinterlassen können. Leicht verständlich erscheint danach auch die Uebertragung aller Veränderungen in unserem Aetherleib auf die Außenwelt ohne Mitwirkung der Sinnesorgane oder anderer Zwischenglieder, mithin die Möglichkeit willkürlicher, wie ohne Wissen und Willen erfolgender Emanationen und Inductionen. Wir brauchen nur an magnetische Apparate zu erinnern, bei denen dieselben Wirkungen durch directe Induction, wie durch Treiben der verschiedenartigsten eingeschalteten Maschinen zu erzielen sind. Hier können nun die neuen Beobachtungen, daß unsichtbare Aetherbewegungen dicke Mauern und Holzwände, alle organischen Gewebe und selbst feste Knochen durchdringen und dann bei empfindlichen Präparaten dauernde Veränderungen erzeugen und auf photographischen Platten deutliche Abbilder der durchstrahlten Gegenstände liefern, zum allgemeinen Verständniß des Zusammenhanges von Stoff und Form, sowie der Wechselwirkung zwischen unserer Vorstellungswelt und einer äußeren Erscheinungswelt wesentlich beitragen. Die Thatsächlichkeit von elektrischen und magnetopathischen Wirkungen der organisirten Wesen, des Wahrnehmens des Odlichtes und sonstiger feinerer Lichtquellen, des sogenannten Hellsehens und abnormer Impressibilität, ist ja längst constatirt, auch durch unseren Nachweis des Wesenszusammenhanges vermittelst der feineren Substanzen völlig erklärt.

Als wunderbarster Effect der Röntgen'schen Entdeckung ist unbedingt die Verwunderung der den Aberglauben an unvermittelte Fernwirkungen verbreitenden Materialisten zu betrachten, da doch ganz ähnliche bekannte Erscheinungen, so die ungleiche Durchlässigkeit der Körper für magnetische Wirkungen, ihnen ebenso wunderbar vorkommen müssen.

Selbstverständlich werden die neuen Anschauungen auch auf praktischem Gebiete Wandel schaffen und, selbst in der Rechtskunde berücksichtigt werden müssen, wie schon aus der oben erwähnten Entscheidung des Reichsgerichts, daß ein Diebstahl an Elektricität unmöglich sei, hervorgeht. Alle technischen Bezeichnungen, wie Accumulator, Extricator, Gefäll und Stromwechsel, entbehrten jedes Sinnes ohne Voraussetzung einer besonderen, durch die Leiter fließenden Substanz. Nach unserer Darlegung sehen wir das elektrische Fluidum in Funken und Blitzen genau so deutlich, wie das Wasser; der Nutzwerth einer Feuerstoffmenge kann natürlich eben so wenig nur nach deren Masse und Energieentfaltung bemessen werden, wie der eines Diamanten nach der Menge der bei seiner Verbrennung entwickelten Wärmeeinheiten.

Nach unserer Ansicht gehört das Feuerfluidum sowohl zu den „res, quae tangere possunt“, als zu den „res, quae tangi possunt“, doch ist die unmittelbare Berührung nicht gefahrlos. Den Schlag der Blitze und elektrischen Funken, selbst die dunklen Entladungen bei elektrischen Fischen und starken Accumulatoren empfinden wir recht deutlich; wie wir jedoch mit angefeuchteten Händen glühendes Eisen und siedende Flüssigkeiten betasten können, so vermögen wir auch durch Anwendung von dielektrischen Hüllen gegen das Eindringen des elektrischen Fluidums unseren Körper zu schützen. Genau so, wie im Kabel lediglich der in den Zwischenschichten vorhandene freie Aether den elektrischen Strom isolirt, so bewirkt ja auch der freie Aether in unseren Organen den geordneten Kreislauf des Lebenssaftes und verhütet gewaltsame Ausbrüche des lebenden Feuers.

## Literatur und Kunst.

### Die Aesthetik des Tragischen.

Von Paul Seliger.

Als Lessing in der Hamburger Dramaturgie die Untersuchung über die tragische Katharsis des Aristoteles zuerst wieder in maßgebender Weise in Fluß brachte, ahnte er wohl

nicht, zu welch gewaltiger Geistesarbeit er damit für die Nachwelt den Anstoß geben würde. Nicht bloß bei den Aesthetikern im engeren Sinne nehmen die Erörterungen über das Tragische einen breiten Raum ein, sondern auch in den meisten großen philosophischen Systemen findet sich diese Kategorie als wesentlicher Bestandtheil ihrer gesammten Welt- und Lebensanschauung eingegliedert. So erblickt Schelling das Tragische in dem Ausgleiche zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, die sich dadurch vollzieht, daß sich aus dem Gegensatz beider ihre absolute Identität entwickelt. Nach Hegel machen sich im Tragischen die ewigen substantiellen sittlichen Mächte geltend und zwar so, daß sich ihr Widerstreit zuletzt zu positiver Versöhnung verklärt. Das Entscheidende bei ihm ist demnach das Walten einer ewigen Gerechtigkeit, die durch Widersprüche und Schmerzen hindurch die sittliche Einheit wiederherstellt.

Ganz besondere Verwandtschaft besitzt aber das Tragische zu der Weltauffassung des Pessimismus. Schopenhauer betrachtet das Trauerspiel als den „Gipfel der Dichtkunst", die „höchste poetische Leistung", weil in ihm „der namenlose Schmerz, der Jammer der Menschheit" vorgeführt und somit „ein bedeutsamer Wink über die Beschaffenheit der Welt und des Daseins" gegeben wird. „Es ist der Widerstreit des Willens mit sich selbst, welcher hier, auf der höchsten Stufe seiner Objectivität, am vollständigsten entfaltet, furchtbar hervortritt . . . Ein und derselbe Wille ist es, der in allen Individuen lebt, dessen Erscheinungen aber sich selbst bekämpfen und sich selbst zerfleischen", bis endlich „das Aufgeben, nicht bloß des Lebens, sondern des Willens zum Leben selbst" herbeigeführt wird. Daher ist ihm „die poetische Gerechtigkeit" auch nur eine Forderung der „platten, optimistischen protestantisch-rationalistischen oder eigentlichen jüdischen Weltansicht". Ganz wie Schopenhauer urtheilt Hartmann: die Abkehr des Willens vom Leben und Dasein wird als der Grundzug des Tragischen hingestellt. Nietzsche sieht im Tragischen das Zerbrechen des Individuums, sein Einswerden mit dem Ursein, das ewige Leben des Urwillens jenseits aller Erscheinung und trotz aller Vernichtung zum Ausdruck gebracht.

Alle diese Feststellungen tragen — so tiefe Blicke ihre Urheber auch in das Wesen des Tragischen gethan haben — sämmtlich das Gepräge der Einseitigkeit und Ausschließlichkeit.*) Es würde bei jeder einzelnen immer nur eine ganz bestimmte, eng begrenzte Zahl von Dichtungen sein, denen tragische Bedeutung beigelegt wird, und was die eine als höchste Offenbarung des Tragischen ansieht, wird von der anderen als gar nicht in Betracht kommend behandelt. Und doch wirkt — um hier nur bei dem Gegensatz zwischen Hegel und Schopenhauer stehen zu bleiben — Richard III. mit der in diesem Drama sieghaft hervorbrechenden „ewigen Gerechtigkeit" ebenso tragisch wie der Untergang Ophelia's und Desdemona's, „von denen man in der That nicht weiß, was sie verschuldet haben" — alles noch dazu Gebilde desselben Dichters. Und sollte in dieser so hervorragend poetischen Frage nicht auch der Dichter ein Recht haben, gehört zu werden? Hat doch auch Aristoteles seiner Lehre die Werke der griechischen Tragiker zu Grunde gelegt, und wir, die wir auf ein ungleich reicheres Kunstleben zurückblicken, sollten einer bloßen Theorie zu Liebe vor der Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit, in denen uns das Tragische in den großen Dichtungen entgegentritt, die Augen verschließen?

Was vielmehr eine Umgestaltung erfahren muß, ist die Theorie, und diese so auszuweiten, daß der ganze Reichthum von Formen Raum hat, sich frei zu entfalten, ist die Aufgabe des neuesten Werkes von Professor Johannes Volkelt in Leipzig: Aesthetik des Tragischen (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung). Es gilt, sagt der Verfasser, „der Theorie des Tragischen mehr Vielfältigkeit, Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit zu geben, sie von einengenden Vorurtheilen, mögen sie nun aus Weltanschauung und Lebensstimmung oder anderswoher stammen, zu befreien, den Gesichtspunkt relativ berechtigter, mannigfaltig abgestufter ästhetischer Werthe mit Entschiedenheit in sie einzuführen und die eingewurzelte Neigung des Denkens zum Uebersteigern und Verabsolutiren herausgegriffener wichtiger Momente von ihnen fernzuhalten. Und auch der Erfahrungsgrundlage muß eine breitere ausgreifendere Gestalt gegeben werden. Die deutsche Aesthetik hat bei Behandlung des Tragischen bisher fast immer nur die Dramen von Aeschylos, Sophokles, Shakespeare, Lessing, Schiller, Goethe, etwa auch noch von Kleist zu Grunde gelegt. Damit sind aber gewaltige Massen merkwürdiger und lehrreicher Gestaltungen des Tragischen höchst ungerechtfertigter Weise von vornherein als belanglos für die Theorie des Tragischen erklärt." Dies ist die umfassende Aufgabe, die sich Volkelt gestellt hat; sehen wir zu, wie er sie zu lösen unternimmt.

Schon Bulthaupt hat es für einen Mangel an den tragischen Theorien erklärt, daß meistens nur die Tragödie und in dieser fast ausschließlich der „Held" in's Auge gefaßt wird. Volkelt nimmt diesen Gedanken auf und zeigt zunächst, daß sich Tragisches auch noch auf vielen anderen Gebieten, denen des Lebens, der Natur, der bildenden Künste, der Musik, nachweisen läßt; freilich mit der Einschränkung, daß es auf all' diesen Gebieten nie so klar und rein zur Ausgestaltung gelangen kann wie in der Dichtkunst, die allein der Darstellung des Tragischen voll gewachsen ist. Und auch nicht alle Gattungen sind ihr gleich günstig, am wenigsten die Lyrik, da sie nur die Art und Weise zum Ausdruck bringen kann, wie das Gefühl durch tragische Schicksale erregt wird, die Bestimmtheit der Erlebnisse aber und ihre Verkettung im Hintergrunde bleibt. Beides findet nur im Epos und im Drama seinen genügenden Ausdruck. Dabei hat dieses noch den doppelten Vorzug vor jenem, daß es einmal das Tragische in viel strafferer Weise zusammengefaßt enthält als das Epos, das wegen seines loseren und mehr in die Breite gehenden Gefüges auch dort, wo die Hauptentwickelung tragischer Natur ist, ein weit größeres Vielerlei von ästhetischen Gefühlstypen verträgt, und daß zweitens durch die größere Eindringlichkeit und Gegenwärtigkeit, das tragische „Schicksalsgefühl", um einen Ausdruck Vischer's zu gebrauchen, in viel stärkerem Grade als durch die Erzählung geweckt wird.

Das Gefühl des Tragischen wird nach Volkelt durch die Betrachtung menschlichen Leides hervorgerufen, und zwar nicht des sozusagen üblichen, zum Lebensdurchschnitt nun einmal gehörigen, innerhalb mäßiger Schranken sich haltenden Leides, sondern eines außerordentlichen, sei es aus dem qualvollen Widerstreit zwischen Wollen und Können oder Verstand und Gemüth oder zwischen Herzensbedürfnissen und der verweigernden Härte der Thatsachen entspringenden, zu

*) So weit wie Volkelt in seinem unten zu besprechenden Buche können wir nicht gehen, der diesen metaphysischen „Gedankengespinnsten" überhaupt die Fähigkeit abspricht, „sich zum gefühlsmäßigen Hintergrund einer Tragödie umdichten zu lassen". Die Personen brauchen uns durchaus z. B. nicht Schelling'sche Philosophie vorzudeclamiren, damit die Tragödie den Eindruck hinterlasse, als sei die Identität zwischen Freiheit und Nothwendigkeit hergestellt. Diese ist deutlich genug in den antiken Schicksalstragödien ausgesprochen, auf die Schelling deßhalb auch den Umfang des Tragischen beschränkt. Und was Hartmann (ursprünglich Schopenhauer) fordert, ist noch leichter darstellbar. Schopenhauer selbst führt den standhaften Prinzen Calderon's, Grethchen im Faust, Hamlet, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina als Beispiel an: „Sie alle sterben, durch Leiden geläutert, d. h. nachdem der Wille zu leben zuvor in ihnen erstorben ist." — Uns will es überhaupt erscheinen, als ob die rein ästhetische Betrachtungsweise durchaus nicht alle Tiefen des tragischen Gedankens erschließe. Es gilt, die „metaphysische Freude am Tragischen" zu erklären, um einen Ausdruck Nietzsche's zu gebrauchen. Dazu ist es aber nothwendig, diesen Begriff — nicht nur anhangsweise, wie es Volkelt am Schlusse seines Buches thut — im Zusammenhange mit der gesammten Welt- und Lebensanschauung besonders mit Berücksichtigung der ethischen Grundlagen abzuhandeln. Es werden dabei freilich Punkte gestreift werden, die der Mensch mehr ahnend als erkennend erfassen kann.

dessen Tragen und Ueberwinden ein ungewöhnliches, der Grenze des Möglichen nahekommendes Maaß von Kraft nöthig ist. Ein zweites Erforderniß für das Zustandekommen des tragischen Eindruckes ist es, daß dieses Leid nicht durch die Aussicht auf eine glückliche Lösung abgeschwächt ist. Eine Dichtung, die diese letztere enthält, braucht deßhalb noch nicht minderwerthig zu sein, im Gegentheil hat das Schauspiel mit versöhnendem Ausgang gerade in dem Umbiegen der tragischen Anläufe seinen eigenthümlichen Vorzug. Die größte Erschütterung tritt aber ein, wenn das Leid mit bitterem Ernst an's Leben selbst greift, dem davon Betroffenen das Weiterleben unmöglich zu machen scheint, ihm innere Zerrüttung oder äußeren Tod oder Beides zugleich in bestimmte Aussicht stellt.

Volkelt wendet sich sehr nachdrücklich gegen die Auffassung, als wäre der leibliche Tod des Helden ein unerläßliches Erforderniß für die tragische Wirkung. Doch will es uns scheinen, als ob dies nur ein Streit um Worte wäre, da der Gegner ja nicht das Bestehen des anderen ästhetischen Typus leugnet, sondern diesem nur nicht die Bezeichnung des Tragischen zugestehen will, weil er diesen Begriff schärfer faßt, und Volkelt selbst giebt zu, daß nur in der bekämpften Auffassung das Tragische sich vollständig entwickele; es giebt unmerkliche Uebergänge von einem Grad des Leidens zum andern, und Volkelt ist nicht geneigt, schon die nächst vorhergehende Gruppe von Spannungen und Conflicten, die nicht unmittelbar das Leben selbst bedrohen (als Beispiel führt er Lessing's Nathan an), dem Tragischen zuzurechnen. Ob nun da oder dort die äußere Abgrenzung für den Begriff des Tragischen sich vollzieht, scheint uns von geringerer Bedeutung als die Constatirung der Verschiedenheit selbst zwischen den ästhetischen Gestaltungen. Diese wird aber von der Gegenseite noch schärfer hervorgehoben als von dem Verfasser.

Sodann scheint uns die Polemik gegen Hartmann nicht gerade glücklich zu sein. Bei diesem spitzt sich, wie oben erwähnt, die tragische Entwickelung auf die radicale Abkehr des Willens von Leben und Dasein zu, die wiederum ihren markantesten Ausdruck im Selbstmorde des Helden findet. In dieser Willensverneinung liege „die gefühlsmäßige Anerkennung der Werthlosigkeit und Zwecklosigkeit der weiteren Lebensfortsetzung". Volkelt macht dagegen geltend, es hänge selbst im Falle dieser Anerkennung von dem individuellen Charakter des Helden ab, ob er sich freiwillig den Tod gebe. Dies ist richtig, trifft aber nicht den Kernpunkt der Sache. Denn überhaupt hängt die Tiefe des tragischen Eindruckes mit von dem Grade der subjectiven Widerstandsfähigkeit des Helden gegen das Leid ab. Wir denken hierbei etwa an den Gegensatz zwischen der Gefühlsweichheit und Widerstandslosigkeit Werther's und Dr. Stockmann in Ibsen's „Volksfeind", von dem Volkelt selbst sagt, daß seine thatkräftige Natur die in dem Stücke liegenden tragischen Ansätze nicht zu voller Entwickelung gelangen läßt.*) Was also allgemein gilt, kann doch nicht als Grund gegen eine einzelne Erscheinungsart des Tragischen angeführt werden.

Im nächsten Abschnitt geht der Verfasser zu der Frage nach der Größe der Persönlichkeit über, die das Leid trifft. In durchaus zutreffender Weise beseitigt er zunächst die Uebertreibungen, denen die Auffassung von der Größe der tragisch leidenden Person besonders in der deutschen speculativen Aesthetik ausgesetzt ist. Die tragische Person wird hier in's Absolute und Göttliche hinauf gesteigert, das Menschliche geht darüber fast verloren. Er geht aber auch hier zu weit, wenn er behauptet, es sei immer das Menschliche, was da leidet, und der tragische Eindruck verflüchtige sich sofort, wenn man das Menschliche nur als dünne Hülle eines Göttlichen auffaßt. Widerlegt wird diese Ansicht unter Anderem dadurch, daß der tragische Eindruck, den das Leiden Christi macht, in der Vorstellung des Gläubigen von ihm als dem sterbenden Gottessohne nur eine Steigerung erfährt. Und selbst die heitere griechische Götterwelt ist nicht frei von Beispielen dafür. Wenn wir von der Knechtschaft Apollon's und Poseidon's bei Laomedon lesen, so ist der tragische Eindruck größer, als wenn es sich um Menschen handelte, da der Gegensatz zwischen der thatsächlichen Bedeutung der Persönlichkeit und der niedrigen Stellung hier überwältigender ist als in dem anderen Falle. Von hier aus dürfte sich auch eine Modification der oben erwähnten Ansicht des Verfassers nöthig machen, daß es ein Untergang bereitendes oder wenigstens drohendes Leid sein müsse, das tragisch wirken solle. Um bei dem Beispiele Christi zu bleiben, so wirkt sein Leiden und Sterben am Kreuze erst dann mit voller tragischer Wucht, wenn man im Sinne des Gläubigen annimmt, es sei dies nur ein Durchgang zur künftigen Herrlichkeit. Dadurch wird die Erhabenheit der freiwilligen Uebernahme der Marter, die bei Klopstock z. B. eine so große Rolle spielt, in ein helleres Licht gerückt. Auch die Gestalt des Zeus wirkt tragisch, wenn er Semele im Ueberschwange seiner Liebe vernichten muß, und ebenso Apollon, der es erlebt, daß der seinem Sohne Phaethon aus väterlicher Schwäche gewährte Wunsch zu dessen Verderben ausschlägt. Weder bei Zeus noch bei Apollon kann aber von einem Untergang drohenden Leide die Rede sein.

Selbstverständlich verkennt Volkelt nicht die Vortheile, die ein durchgängig erhabener Stoff dem tragischen Dichter gewährt, auch ihm ist „ohne Zweifel das Erhabene der ergiebigste Boden für das Gedeihen des Tragischen". Nur das bestreitet er und zwar mit vollem Recht, daß die Erhabenheit des Gegenstandes eine unerläßliche Bedingung für das Zustandekommen der tragischen Wirkung sei. Dadurch wird einerseits der Kreis der tragisch wirkenden Dichtungen zu sehr eingeschränkt*), und andererseits wird den Charakteren häufig Gewalt angethan, um auch in Situationen, wo die Erhabenheit des Charakters nicht recht am Platze ist, sie auf erkünstelte Weise hineinzubringen, wie dies vielfach bei Schiller vorkommt**), der auch sonst im Gegensatz zu Shakespeare so wenig geneigt ist, seine Personen die volle Verantwortung für ihr schuldvolles Thun tragen zu lassen.***)

Zum Zustandekommen des tragischen Eindrucks genügt es nach Volkelt, wenn „ein fühlbares Ueberragen des menschlichen Mittelmaßes nach irgend einer bedeutungsvollen, werthvollen Seite hin" bemerkbar wird. Es ist hiermit das Durchschnittsmäßige, Gewöhnliche, aber auch das einfach Gemeine und Verächtliche als ein ungeeigneter Boden für das Entstehen tragischer Eindrücke erklärt. Die Seite, nach der hin sich dieses Ueberragen geltend macht, darf keine nebensächliche sein, denn es soll ja der fühlbare Eindruck entstehen, daß die Person überhaupt, als Ganzes betrachtet, einen über das Gewöhnliche hinausragenden Werth besitze.

*) Uns will es scheinen, als ob in dem Stücke überhaupt von keiner tragischen Wirkung die Rede sein kann, da die Empfindungslosigkeit des Helden nicht nur gegen das eigene Elend, sondern auch gegen das der Seinigen ein beinahe ungewollt komisches Gepräge annimmt. Man sagt sich, die Redereien des Mannes seien unmöglich ernst zu nehmen.

*) Emilia Galotti können wir nicht mit dem Verfasser aus der Zahl der erhaben wirkenden Gestalten streichen, und zwar wegen der Größe der Gesinnung, die sich in dem Verlangen nach dem Tode von der Hand des Vaters ausspricht und durch welche die Schwäche, die man allenfalls in der Furcht vor dem Unterliegen finden könnte, mehr als wettgemacht wird.

**) Ein Beispiel möge genügen. Am Schluß des zweiten Aufzugs von „Wallensteins Tod" verpflichtet sich Max dem Vater gegenüber, die Truppen aus Pilsen zu führen oder fechtend das Leben zu lassen. Im folgenden Aufzuge aber überläßt er die Entscheidung Thekla. Dadurch gewinnt auch diese willkommene Gelegenheit, ihre „große Gesinnung" zu bekunden.

***) Als Wallenstein todt ist, wird seine Ermordung als Folge eines Mißverständnisses bezeichnet. Dadurch wird aber die Wirkung des Ganzen, wenn nicht aufgehoben, so doch stark geschwächt.

„Ihre bedeutungsvollen Aufsätze verleihen der ‚Deutschen Revue' einen vornehmen u. eigenartigen Charakter und stellen sie auf den gleichen Rang mit den großen französischen und englischen Revuen in der Weltlitteratur."
**Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.**

# Einladung zum Abonnement auf die

„Die ‚Deutsche Revue' erhält sich ihre hervorragende Stelle unter den periodischen Zeitschriften Deutschlands und sucht immer erfolgreicher, den großen französischen und englischen Revuen ebenbürtig zu werden."
**Neue Freie Presse, Wien.**

# Deutsche Revue.

„One of the best conducted German monthlies."
**The Literary World, London.**

**Herausgegeben von Richard Fleischer.**
**22. Jahrgang 1897.**

„One of the most spirited of German monthlies."
**The Athenaeum, London.**

**Jährlich 12 Hefte. Preis vierteljährlich (3 Hefte) 6 Mark.**

**„Es ist dies eine der vorzüglichsten Revuen, die es heutzutage giebt. Für die „Zeitgeschichte ist sie ein unbezahlbarer und unersetzlicher Schatz. Die Mehrzahl der „Quellen-Publikationen, die die Heroen des neuen Deutschen Reiches betreffen, Bismarck, „Roon, Moltke und viele andere Staatsmänner, erschienen zum erstenmal in der „‚Deutschen Revue'. Dem, der die Zeitschrift seit Jahren aufmerksam verfolgt hat, „mußte das Redaktionsgeschick des Herrn Richard Fleischer, das ihm so kostbare Beiträge „verschaffte, geradezu unheimlich erscheinen."**

Mit diesen Worten kennzeichnet das „Magazin für Litteratur" in Berlin (1896 Nr. 17) den Wert und die Bedeutung unsrer „Deutschen Revue", die jetzt in ihren 22. Jahrgang eintritt. Eine solche Anerkennung von seiten eines maßgebenden Preßorgans, sowie die Anerkennung, die sich in der von Jahr zu Jahr steigenden Abonnentenzahl ausspricht, erfüllen uns begreiflicherweise mit Freude; sie sind uns zugleich aber auch ein Sporn, unsre Monatsschrift nicht nur auf ihrer jetzigen Höhe zu erhalten, sondern sie immer noch interessanter und vielseitiger zu gestalten. Zu diesem Ende werden weder vom Herausgeber, noch von der Verlagshandlung Mühe und Kosten gescheut, und es gereicht uns zu ganz besonderem Vergnügen, für den neuen Jahrgang wieder eine ganze Reihe von bedeutenden Beiträgen in Aussicht stellen zu können, die von hervorragender Wichtigkeit für die Geschichte unsrer Zeit sind und deshalb wohl das lebhafteste Interesse aller Gebildeten beanspruchen dürfen. Schon zu Beginn des Jahrgangs 1897 wird in der „Deutschen Revue" erscheinen:

der politisch wie historisch außerordentlich bedeutsame **Briefwechsel des Erzherzogs Johann, des Reichsverwesers, mit dem Grafen Prokesch-Osten,**

ein im Hinblick auf die bevorstehenden Reichstagsverhandlungen über den Marine-Etat ganz besonders aktueller und beachtenswerter Aufsatz **„General von Stosch über die Marine und die Kolonisation"**, mitgeteilt von **Vize-Admiral Batsch,**

ein Abschnitt aus den Tagebüchern des Geh. Rat **Dr. v. Schulte** über **Kardinal Hohenlohe,**

ein Artikel von Admiralitätsrat **Koldewey** über **die Jeannette-Expedition in den Jahren 1889 bis 1891 und die Hauptergebnisse von Nansens Nordpolfahrt,**

**ungedruckte Briefe von Peter Paul Rubens,**

ein für die Zeitgeschichte sehr wichtiger, ja sensationeller Beitrag: **König Wilhelm I. und Herzog Leopold von Anhalt".** Aus dem Nachlasse des anhaltischen Ministers Dr. Sintenis. Von **Heinrich von Poschinger,**

ein Artikel **„Ueber Aufgabe und Bedeutung der Kunstakademien"** von **Anton von Werner,**

ein Aufsatz „Aus den Laboratorien der X-Strahlen“ von Dr. **Precht** in Heidelberg,
ein Aufsatz **„Dichtung und Wahrheit über den Hypnotismus“** von Prof. **Dr. Ludwig Büchner,**
ein Abschnitt aus den ungedruckten Aufzeichnungen von **Gerhard Rohlfs** über **„Goethes Enkel“,**
interessante Auszüge aus **Heinrich v. Poschingers** neuem Werk: **Fürst Bismarck und der Bundesrat“,**
**„Ein Plauderstündchen bei der englischen Tragödin Ellen Terry“,** von Baronin **M. A. von Zedlitz,**
**„Ein Besuch bei dem berühmten holländischen Maler Israels“,**
ein Aufsatz des Grafen **Antonelli,** italien. Gesandten in Buenos Ayres: **„Der wahre Menelik“,**
ein Artikel **„Fürst Chlodwig und Kardinal Prinz Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst“** von **Luise von Kobell.**

Daran werden sich im Laufe des Jahres nicht minder bedeutende und interessante Beiträge anschließen. Kräfte allerersten Ranges, Staatsmänner, Politiker, Gelehrte, Künstler und Schriftsteller von großem Namen und festbegründetem Rufe werden nach wie vor an der „Deutschen Revue“ mitarbeiten.

Wir glauben deshalb wohl sagen zu dürfen, daß sich unsre Monatsschrift auch fernerhin als führendes Organ für alle Gebildeten bewähren wird, die Interesse für die Zeitgeschichte haben, den bedeutenden Ereignissen und Erscheinungen auf allen Gebieten unsers Kulturlebens mit Anteil folgen und sich von berufener Seite über das Wesen und die Tragweite all der mannigfaltigen Strömungen und Bewegungen, Fragen und Errungenschaften unsrer Zeit aufklären und unterrichten lassen wollen.

In Frankreich und England ist es für jeden Gebildeten ein Bedürfnis, eine Monatsschrift von der Art unsrer „Deutschen Revue“ zu halten. Zugestandenermaßen darf sich aber die „Deutsche Revue“ kühn in die gleiche Reihe mit den besten großen englischen und französischen Revuen stellen. **Möchten sich nun auch alle Gebildeten bei uns um unsre Monatsschrift scharen und diese so zu einem immer mächtigeren Organ für die Interessen des Friedens, der Kultur, der Aufklärung und Bildung gestalten!**

---


Der zweiundzwanzigste Jahrgang der **„Deutschen Revue“** erscheint in 12 Heften.

Allmonatlich wird ein Heft, mindestens 8 Bogen stark, in elegantem Umschlag ausgegeben.

**Preis vierteljährlich (für 3 Hefte) 6 Mark.**

Bestellungen auf die **„Deutsche Revue“** werden von allen **Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Postämtern des In- und Auslandes,** sowie von **jedem** mit einer solchen in Verbindung stehenden **Bücheragenten** jederzeit entgegengenommen und prompt ausgeführt. Erforderlichenfalls wird auf Wunsch die Expedition von der Verlagshandlung in Stuttgart vermittelt, die auch bereit ist, auf alle einschlagenden Anfragen direkte Auskunft zu erteilen.

Das erste Heft des 22. Jahrgangs ist in allen **Sortiments- oder Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen** ꝛc. vorrätig und wird auf Verlangen jedermann zur Einsicht ins Haus gesandt.

Stuttgart, Ende Dezember 1896.

**Deutsche Verlags-Anstalt.**

---

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

# Bücherzettel

Für die
Freimarke

An

Unterzeichnete erbittet zur Einsicht

1 Expl. **„Deutsche Revue“.** Herausgegeben von **Richard Fleischer.**
XXII. Jahrgang 1897. **Januarheft.**

Unterzeichnete abonniert hiermit auf

.....Expl. **„Deutsche Revue“.** Herausgegeben von **Richard Fleischer.**
XXII. Jahrgang 1897.
**Preis vierteljährlich** (für 3 Hefte) 6 Mark

und ersucht um regelmäßige Zusendung der Hefte je nach Erscheinen.

Name und Stand:

.....

Wohnort, Straße, Hausnummer:

.....

Um Irrungen vorzubeugen, wird um recht deutliche Schrift freundlichst gebeten.

---

☞ Diesen Bestellschein bitten wir ausgefüllt an die Sortiments- oder Kolportage-Buchhandlung, Journal-Expedition 2c. zu senden, durch deren Vermittlung die „Deutsche Revue“ im Abonnement oder das erste Heft zur Ansicht gewünscht wird.

**Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

Die Begründung dieser seiner Forderung, daß der tragische Charakter in irgend einer Beziehung Größe besitzen müsse, sieht der Verfasser in der Verschiedenheit des Eindrucks, den die von verderbendrohendem Leid bedrängte Person erstlich unter der Voraussetzung von Größe und sodann bei fehlender Größe hervorbringt. Im ersten Fall entsteht in uns ein eigenthümliches Contrastgefühl. Wir sagen uns: vor der Größe sollte sich die Welt ebnen, den großen Anlagen und Thaten sollte es in der Welt glücken; kurz, wir empfinden einen mehr oder weniger scharfen Widerstreit zwischen dem, worauf der große Mensch Anspruch hat, und seinem thatsächlichen Geschick. Auch wo das den großen Menschen stürzende Leid die Gestalt von Widersprüchen und Zerrüttungen im Charakter, von Erkrankung und Fäulniß des Gemüthes und Willens angenommen hat, drängt sich uns das Gefühl eines solchen Widerstreites auf. Wir fragen: ist es nicht jammervoll, daß so ungewöhnliche Stärke, Fülle, Tiefe, Feinheit des Gedanken-, Gemüths- und Willenslebens so unablöslich mit Schwäche, Gemeinheit, Widersprüchen, Unseligkeit verquickt ist?

Durch dieses Contrastgefühl nun erfährt das Leid des großen Menschen eine Steigerung und Verschärfung. Der Hintergrund der Größe läßt es in seiner ganzen vielsagend dunklen und räthselhaften Natur erscheinen. Das Leid erhält eine Schwere, einen Stachel, etwas Aufregendes und Erschreckendes, etwas an der Vernunft der Welt Rüttelndes, wie es entfernt nicht dem Leide des Durchschnittsmenschen zukommt. Das Leid des überragenden Menschen ist eine Frage an das Welträthsel; es läßt das Schicksal, das über allem menschlichen Leben schwebt, als dunkel oder gar grausig erscheinen. Dieses Schicksalmäßige des Leides ist es erst, das die Forderung des Menschlich-Bedeutungsvollen ganz erfüllt. Dadurch kommt ein pessimistischer Grundzug in das Tragische.

All' das fällt bei dem der Größe entbehrenden Menschen hinweg, und würden wir das diesen treffende Leid auch als tragisch bezeichnen, so würde, meint Volkelt, diesem Namen eine sehr unbestimmte und abgeblaßte Bedeutung zukommen, und es würde sich die Nothwendigkeit ergeben, für jenen charakteristischen, durch das Merkmal der Größe in seiner Bestimmtheit zugeschärften Eindruck einen besonderen Namen zu erfinden.

Durch das Gesagte ist schon die Stellung gegeben, die Volkelt gegenüber der Frage nach der tragischen Schuld einnimmt.

Sie tritt bei ihm so weit in den Hintergrund, daß er den Glauben, überall, wo tragische Verwickelungen vorliegen, müsse auch eine tragische Schuld vorhanden sein, und das hierdurch gegebene Bemühen, in allen tragischen Dichtungen nach der Schuld zu spähen, für das Mißtrauen verantwortlich macht, das nur allzu häufig sich gegen die Theorie des Tragischen erhoben habe, da sich diese Auffassung nur unter vielen und starken Mißdeutungen und Entstellungen einfachster tragischer Verwickelungen aufrecht erhalten lasse.

Schon Aristoteles hat die Schuld mit dem gesammten Begriff des Tragischen verknüpft. Auf etwas schulmeisterliche Art führt er aus, daß es weder tragisch wirke, wenn tugendhafte Menschen noch wenn vollendete Bösewichte aus Glück in Unglück gerathen, sondern daß das Tragische nur dann hervortrete, wenn es sich um einen Menschen handelt, der weder durchaus schlecht noch durchaus gut sich irgend einen großen Fehler, eine schwere Verirrung zu Schulden kommen läßt.

Doch erst bei Schelling und Hegel kommt die Begründung des Tragischen auf den Begriff der Schuld zur vollen Ausgestaltung. Der Erstere schränkt, wie erwähnt, das Tragische dem Principe nach auf die Form der antiken Schicksalstragödie ein, in welcher der Held durch den Willen des Schicksals sich eines Verbrechens schuldig gemacht habe und nun diese Schuld freiwillig büße. Hegel findet das Tragische dort, wo zwei sittliche Mächte, von denen eine jede berechtigt ist, in Collision miteinander gerathen und die eine sich durchsetzt, indem sie die andere verletzt. Damit aber ist es zur Verschuldung gekommen, die aber zugleich über den Bereich bloßer Gemeinheit hinausgehoben wird. „Es ist die Ehre großer Charaktere, schuldig zu sein."

Volkelt führt nun zunächst eine Reihe von Gestalten auf, die allgemein als tragisch wirkend anerkannt werden, die aber bei Zugrundelegung der Schuldtheorie aus dem Umkreis des Tragischen verwiesen werden müßten. Er nennt Egmont, Götz, Siegfried bei Hebbel und im Nibelungenliede, Romeo und Julia, Othello, Lear. Alle diese haben keine Verschuldung auf sich geladen, daß dadurch der Untergang gerechtfertigt oder gar sittlich gefordert erschiene. Dies können wir zugeben, aber darauf kommt es gar nicht an, daß die Schuld der Sühne adäquat sei. Gerade Volkelt, der das durch den Gegensatz zwischen Charakter und Schicksal hervorgerufene Contrastgefühl im Tragischen so sehr betont, durfte diese Forderung nicht in solcher Schärfe stellen. Es genügt vielmehr, daß auch ein leichterer Grad von Schuld, ein kaum merkliches Abbiegen von dem, was uns die sittliche Pflicht vorschreibt, zu Verderben und Untergang führt. Und von diesem Gesichtspunkte aus wird sich bei den meisten der genannten Gestalten der Punkt ausfindig machen lassen, wo die Schuld ansetzt. Bei Egmont liegt sie allerdings nicht in seiner Vertrauensseligkeit, auch nicht in seiner Leichtlebigkeit an sich — darin hat Volkelt Recht —, sondern darin, daß er über seinem Liebesgetändel die höhere Pflicht gegen das Vaterland, das seiner auch in Zukunft bedarf, vergißt, bei Götz in seiner allgemeinen Stellung als „Selbsthelfer in wilder Zeit", als den ihn Goethe ausdrücklich schildert, der durch dasselbe Schwert zu Grunde geht, das er gezogen hat. In beiden Dramen siegt die sittliche Idee, die sich in dem Staate verkörpert, über den Frevler, der ihrem Rufe nicht Folge leistet oder sich geradezu gegen sie auflehnt. Auch bei Siegfried ist es nicht das Ausplaudern des Geheimnisses selbst, was seine Schuld ausmacht, sondern die Verletzung der Treue gegen seine Magen, die darin liegt, zumal da die Preisgebung des Geheimnisses eine tödtliche Beleidigung Günther's und Brunhild's ist. Volkelt selbst stellt an anderem Orte die Forderung auf, daß sich der Kritiker in die sittliche Auffassungsweise des Dichters vertiefen müsse. Nun, bei den Germanen galt eine solche Verletzung als ein todeswürdiges Verbrechen und Derjenige als ehrlos, der sich oder seinen Herrn ungerächt beleidigen ließ. Hagen tritt somit aus der Reihe der „tückischen Meuchelmörder" heraus und wird zum — allerdings wiederum schuldvollen — Rächer der Unbill. Vilmar hat dieses Verhältniß sehr schön in seiner Literaturgeschichte dargelegt. Freilich ist zu berücksichtigen, daß die rein menschliche Motivirung des mythischen Stoffes — der Tödtung Balder's durch Hödur — weder im Nibelungenliede noch in späteren Bearbeitungen des Stoffes voll befriedigt. In Romeo und Julia ist es ähnlich wie in Egmont und Götz eine über der subjectiven Willkür des Einzelnen stehende sittliche Potenz, welche die sich gegen sie Auflehnenden zerschmettert, das Recht der Familie. Volkelt hat solchen Erklärungen gegenüber zwar „das Gefühl, als ob täppische, rohe Hände in den Blüthengarten der Shakespearischen Dichtung griffen, um nach nahrhaftem Gemüse zu suchen", aber er muß dann mit dem Dichter selbst rechten, der den Untergang der beiden Liebenden zwar nicht als Buße für die das Ueberspringen der Schranken, welche die Sitte aufgerichtet hat — darin geben wir Volkelt Recht —, aber doch als unmittelbare Folge daraus hinstellt. Aehnlich liegt die Sache in König Lear. Auch hier hat es der Dichter mit staunenswerther Meisterschaft zu zeigen verstanden, wie aus der schuldvollen Verstoßung Cordelia's — Volkelt gegenüber sei bemerkt, daß man diese wohl kaum zu den „leichten Vergehen" rechnen kann, mag sie immerhin aus Verblendung entsprungen sein — Schritt für Schritt mit unerbittlicher

Folgerichtigkeit sich das Verderben entwickelt, das Lear, und was sein Leiden erst unerträglich macht, auch Cordelia, vernichtet. Auch hier ist der Zusammenhang des Unterganges mit der Schuld Lear's von dem Dichter unzweideutig und mit aller Schärfe hervorgehoben.

Anders steht es mit Othello, bei dem allerdings ein innerer Zusammenhang zwischen Schuld und Untergang fehlt. Zwar hat sich Desdemona ebenso gegen ihren Vater vergangen wie Julia; aber der Untergang Beider ist in keine innere Verknüpfung damit gebracht, sondern nur als Folge der teuflischen Ränke Jago's hingestellt. Othello und Desdemona wären auch dem Verderben geweiht gewesen, wenn der Bund zwischen ihnen mit Zustimmung des Vaters geschlossen worden wäre, und umgekehrt hätten Beide auch ohne diese das glücklichste Leben führen können, wenn Jago Othello nicht so unentrinnbar umgarnt hätte, so daß dieser wie durch Naturnothwendigkeit zu der greuelvollen Mordthat getrieben wurde. Der Unterschied zu Romeo und Julia — um nochmals darauf zurückzukommen — springt in die Augen. — So ist von den sechs Beispielen, die Volkelt als Stützen seiner Auffassung anführt, nur eins übriggeblieben, das die Probe bestanden hat.

Sonst aber erkennt der Verfasser mit beredten Worten die Bedeutung der sittlichen Verschuldung für die Vertiefung des Wesens des Tragischen an. Durch sie wird das Schicksalsmäßige in eine furchtbare Beleuchtung gerückt, die auch den außergewöhnlichen, zu Großem bestimmten Charakter in's Niedrige und Verderbte herabgezogen zeigt. Erst durch das Hineinbeziehen der Schuld wird das Tragische für die Natur des Menschen in voller Schärfe bezeichnend, da nur er in sittliche Verschuldung gerathen kann. Es giebt auch keine so aufwühlenden, das menschliche Wesen derart aus seinen Fugen treibende innere Zwiespälte als die Zerwürfnisse, von denen schuldverstrickte und dabei von der Macht des Gewissens gepeinigte Gemüther zerissen werden. So gewinnen die Kämpfe, die das Tragische schildert, durch das Hereinziehen schuldvoller Verwickelungen an psychologischer Vertiefung.

Auch das Wehegefühl des Tragischen erfährt eine Zuschärfung. Wenn wir den großen Menschen sich in Frevel verstricken sehen, so „fühlen wir uns in heftigem Grade zu dem Ausrufe veranlaßt, was das doch für eine unheimliche, gefahrvolle Welt sein müsse, in der gerade die außergewöhnliche Größe eines Menschen, statt sich gut und rein auszuleben, so leicht in frevelnde Leidenschaft verwickelt werde!" Dies trifft jedoch nicht immer zu. Nehmen wir Wallenstein. Die Versuchung zu seinem Verrath am Kaiser liegt bei der Eigenart seines Charakters und der Gunst der Umstände so nahe, daß es durchaus nicht des Hinweises auf die allgemeine Gefährlichkeit der Welt, welche der Tugend überall Fallstricke legt, bedarf, um seine Verschuldung zu erklären.

Die Rücksicht auf den Raum verbietet es uns leider, auch noch auf die anderen Capitel des Werkes einzugehen. Wir stehen jedoch nicht an zu erklären, daß wir das Buch für eine der werthvollsten Bereicherungen unserer an bedeutenden Erscheinungen wahrlich nicht armen ästhetischen Literatur halten. Besonders ist die licht- und schwungvolle Darstellungsweise des Verfassers rühmend hervorzuheben.

---

## Aus alten Familienerinnerungen.

Der bekannte Soldaten- und Geschichtsmaler Richard Knötel hat seinen vor zwei Jahren verstorbenen Vater, den Gloganer Gymnasiallehrer Augustin Knötel veranlaßt, die Erinnerungen seiner Großeltern an die Franzosenzeit zu Papier zu bringen. Großvater Ignaz Knötel war Briefträger zu Frankenstein in Schlesien, erlebte die napoleonischen Unglücksjahre, wurde Soldat und focht bei Dresden, vor Paris, bei Ligny und Waterloo mit. Seine einfachen, wahrheitgetreuen Soldatenerinnerungen, die er wie seine Frau und sein Bruder oft den Kindern und Enkeln erzählte, hat Augustin Knötel aufgeschrieben. Sie sind jetzt von dessen Sohn Dr. Aug. Knötel unter dem Titel: „Aus der Franzosenzeit, Was der Großvater und die Großmutter erzählte" bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig herausgekommen und verdienen um ihres culturgeschichtlichen Werthes die weiteste Verbreitung. Ueber die Zustände in Schlesien, die Glatzer Landesvertheidigung durch den Grafen Götzen, die Volkserhebung und die Freiheitskriege enthalten die schmucklosen Darstellungen viel Neues und Nachdenkliches. Wie hübsch ist z. B. die Erinnerung an Vater Blücher, der auf dem Feldstuhl sitzt und ein schwarzes Käppchen auf dem weißen Kopfe hat, behaglich seine kurze Pfeife schmaucht, während die vorüberziehenden Infanteristen, die bei Charleroi Prügel bekommen, die Geschütze der Schlesier lustig begrüßen: „Ja, wenn wir solche Pfeifen gehabt hätten, wir würden den Franzosen anders zum Tanz aufgespielt haben!" Oder die Episoden aus dem Ringen bei Waterloo oder die heiteren Bilder aus dem belgischen Quartieren oder die Erlebnisse in Paris. Der Niederschreiber flicht auch hübsche Parallelen ein, wie die zwischen der Soldateska der alten, fridericianischen und der neuen, napoleonischen Zeit. Die rohen Schnarcher Näseler und Soldatenprügler aus der Schule Friedrich Wilhelm's I. und des alten Dessauers, die nach Friedrich's Tode wieder in der Armee obenaufgekommen waren, hatten abgewirthschaftet und waren nach Jena und Auerstädt unmöglich geworden, und ein ganz neues Geschlecht von Officieren und Soldaten trat an ihre Stelle. In dem kleinen Heere des Grafen Götzen trat dies zum ersten Mal zu Tage. In seinen Freicompagnien und Schwadronen dienten neben gewöhnlichen Recruten zahlreiche Freiwillige, darunter viele von Stande und guter Erziehung, denen man mit dem Corporalstocke fernbleiben mußte. Dazu kam, daß die Anführer dieser Truppen durchweg patriotische und verständige Leute waren, die die Fehler des alten Systems sehr wohl einsahen und davor einen Abscheu hatten, und die sich, da die Schmach der Niederlagen auf ihrer Seele brannte, alle Mühe gaben, die Scharte auszuwetzen. Man bemühte sich ernstlich, vom Feinde zu lernen, namentlich aber lernte man den Franzosen die menschenwürdigere Behandlung des gemeinen Mannes ab. Die jungen Soldaten von 1809, wo die Armee neu umgestaltet wurde, waren ein ganz anderes Geschlecht als die alten, vielgeprügelten Landsknechte der Zeit vor 1806, die bald zum Spotte dienten; „das ist auch noch einer von Denen, die bei Jena davongelaufen sind", hieß es. Noch Friedrich der Große hatte gemeint, daß Söhne von Bauern und gemeinen Leuten kein Genie hätten, und sein Bruder Prinz Heinrich hatte den Franzosen von 1792, weil es ihnen an Officieren, d. h. Adligen fehle, baldige Besiegung zugedacht; es kam aber ganz anders. Ueberraschend schnell traten aus der plebejischen Masse bedeutende militärische Talente hervor und erlangten, da ihnen keine Hindernisse im Wege standen, rasch Anerkennung und bedeutende Stellungen. Der Artillerielieutenant und dann blutjunge General Bonaparte, später erster Consul, dann lebenslänglicher Consul, zuletzt Kaiser, war das glänzendste Beispiel davon, Hoche, Marceau, Pichegru waren andere. Als Kaiser Napoleon schuf Bonaparte dann eine ganz neue Aristokratie von Marschällen und Generalen, die zum Theil ganz niederen Ursprungs war. Der Marschall Lefebre war von Hause aus Bauernknecht, Junot gemeiner Soldat, Lannes, der bei Aspern fiel, Färbergesell und ähnlich viele Andere. Napoleon's Nebenbuhler und gefährlichster Gegner, der vor Dresden an der Seite des Königs Friedrich Wilhelm und des Kaisers Alexander

gefallene Moreau war Tischler gewesen. Unterofficierweiber, ehemalige Marketenderinnen und dergleichen wurden durch ihre Männer Baronessen, Gräfinnen, Herzoginnen, kurzum es fand eine gesellschaftliche Revolution statt, wie sie die Welt bis dahin nicht gesehen hatte, eine Umwälzung, die das Unterste zu oberst kehrte und die Welt in ungemessenes Erstaunen setzte. Damals kam das prahlerische Wort auf, daß jeder französische Soldat den Marschallstab im Tornister trage. Natürlich waren diese meist jungen und thatkräftigen Generale und Marschälle, die glänzenden Paladine des neuen Karl's des Großen, die in so vielen Schlachten gesiegt, so viele Fürsten und Völker gedemüthigt und in so viele feindliche Hauptstädte triumphirend eingezogen waren, ganz andere Leute als die meist alten, im Gamaschendienst erfahrenen Generale aus der Schule Friedrich's des Großen. Dasselbe gilt von dem gemeinen französischen Soldaten, dessen Ehrgeiz man auf jede Weise anspornte, im Gegensatze zu dem stets gefuchtelten, geprügelten, gassenlaufenden Kriegsknechte damaliger Zeit. Ueber die Vorzüge dieses neuen französischen Systems vor dem alten preußischen war damals in Deutschland und selbst in Preußen bei dem gebildeten und denkenden Theile des Publicums nur eine Stimme. Viele erkannten es willig, ein kleinerer Theil — und das waren die wahren Patrioten — widerwillig an und suchten dem Feinde seine Künste abzulernen. Durch die Niederlagen von Jena und Auerstädt, durch was folgte, die Capitulation von Prenzlau, Anklam, die vielen feigen Uebergaben der Festungen war Alles, was Adel, Officier, General hieß, in den schrecklichsten Verruf gerathen, und alles Vertrauen der Geführten zu den Führern verschwunden. So schlecht, wie man im ersten Aufschrei der Entrüstung über diese unerhörten Niederlagen das Heer machte, war dieses aber durchaus nicht, das zeigte sich sehr bald; denn als die ärgsten Schnarcher und Maulhelden beseitigt waren, sah man, daß die Armee viele tapfere, einsichtige und wissenschaftlich tüchtige Officiere enthielt, die in ihrem preußischen Stolze gekränkt und begierig auf Wiederherstellung des geschmälerten Ruhms bedacht, unverzüglich daran gingen, die erkannten Schäden nach Kräften zu verbessern und das gesammte Heerwesen nach den Erfordernissen der Zeit gründlich umzugestalten. Scharnhorst, der das große Werk unternahm, nachdem Graf Götzen schon im Kleinen das Muster dazu gegeben hatte, war bereits 1806 Generalquartiermeister, und Blücher, York, Gneisenau und viele Andere, die in den Befreiungskriegen glänzend hervortraten, gehörten der alten Armee an. Trotz der vielen neu hinzugetretenen Mannschaften und namentlich der Landwehr waren die Kämpfer und Sieger in den Schlachten von 1813—1815 der Hauptsache nach die Geschlagenen von 1806 und die Leute, die ihren Friedrich den Großen wider Napoleon in's Feld führten.

Von einem solchen neupreußischen Soldaten, der zudem fremder Abstammung war, erzählt Großvater Knötel. Es ist jener Major von Blumenstein, der aus Goethe's Leben nicht unbekannt ist. Er war ein Original, wie man wohl selten ein ähnliches finden wird, nämlich zuerst ein richtiger Franzose, der aber als Emigrant übergetreten, obgleich er sehr schlecht deutsch sprach, sich als feuriger preußischer und deutscher Patriot benahm und dabei immer zum Besten seines zweiten Vaterlandes ein unermüdlicher Erfinder und, wie ihn Manche nannten, Projectenmacher war. Er war französischer Ingenieurlieutenant gewesen. Manche behaupteten, er habe einen französischen Namen gehabt, etwa Pierre de fleurs oder ähnlich und ihn in's Deutsche übersetzt, es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß er einem französirten Zweige der Blumenstein angehörte, deren in Ruinen liegendes Stammschloß noch in der Pfalz vorhanden ist, und daß er sich demnach seines deutschen Ursprungs erinnerte. Er ging schon in den Rheinfeldzügen zu den Preußen über und machte Erfindungen. Sein Anschlag auf die Festung Bitsch im Elsaß mißglückte. Darauf finden wir ihn zu Breslau als Hauptmann im Füsilierbataillon Erichsen, in dem er den Feldzug von 1806 mitmachte. Ein Gastmahl, das der Fürst Hohenlohe einige Tage vor der Schlacht von Jena gab, brachte ihn mit Goethe zusammen, der als Großherzoglich Weimarischer Marschcommissar dazu geladen war. Denn er und der Adjutant des Fürsten, der spätere General v. d. Marwitz, waren als jüngere Officiere dazu commandirt, den großen Dichter zu unterhalten. Dabei aber hatte Blumenstein es mit Goethe gründlich verdorben. Denn als v. d. Marwitz, der abberufen worden war, zurückkam und fragte, wie er sich mit dem großen Manne unterhalten habe, antwortete Blumenstein „sere slekt". Er hatte nämlich dem Dichter einige Artigkeiten über seine Werke sagen wollen, aber bei seiner Unbekanntschaft mit der deutschen Literatur war ihm nichts von Goethe's Werken eingefallen, als die Braut von Messina, und auf dieses war Goethe abgeschnappt und sehr kalt geworden. Als v. d. Marwitz meinte, Blumenstein hätte Goethe nicht mit Poesie unterhalten, sondern von Verwaltungsangelegenheiten sprechen sollen, sagte der Hauptmann: „Ist der Mann so stolz; ich dächte doch, große Poet wäre mehr als kleine Minister." Uebrigens hat Goethe in seinen Tagebüchern diese Begegnung mit „dem artigen Deutschfranzosen" erwähnt. Im Knappschaftsbuche zu Tarnowitz haben sich beide Männer verewigt. Goethe, der von Breslau herkommend den Bergwerkdistrict besuchte, schrieb ein in leidlich scandirten Distichen verfaßtes Epigramm hinein, das so anfängt:

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch,
Schätze finden u. s. w.

Damit hat er es nun freilich mit den gebildeten Oberschlesiern verdorben, deren es in der That in genügender Anzahl giebt und damals schon gab. Viel Tact hat er damit nicht bewiesen, meint Knötel. Da war der Capitän von Blumenstein ein andrer Mann. Denn er drückte in französischer Sprache seine volle Befriedigung über die Bildung, Sachkenntniß und Zuvorkommenheit der Tarnowitzer Bergbeamten, sowie über die Wunder aus, die sie ihm in ihren Bergwerken gezeigt hatten. Blumenstein hatte dann den Rückzug mitgemacht, den Hohenlohe's geschlagene Armee nach Norden nahm, und sich, als die Capitulation von Prenzlau im Gange war, mit vielen andern Officieren diesem Vorhaben widersetzt.

So kam er denn nach dem Kriege nach Glatz und wurde in dieser Zeit, wo Alles auf der Suche nach neuen Männern war, als ein sehr talentvoller und thätiger Officier zuerst zum Vicecommandanten, dann zum Commandanten ernannt. Um sein Auftreten und seine Wirksamkeit, die vielfach an's Abenteuerliche streifte, zu verstehen, erinnert Knötel an die damalige Lage Preußens. Infolge des verhängnißvollen Krieges und der ungeheuern Contributionen, die der Feind eingetrieben hatte, war das Land im höchsten Grade heruntergekommen und bettelarm. Die ganze Thätigkeit des neuen Commandanten war daher darauf gerichtet, dem allgemeinen Mangel, wenn auch nur durch klägliche Surrogate, Abhülfe zu schaffen. So war z. B. das Geschützmaterial der Festung in traurigem Zustande und bestand meist aus schlechtschießenden Kanonen und Falconets, die noch aus dem dreißigjährigen Kriege, wenn nicht aus noch ältern Zeiten stammten. Daß er ein denkender Kopf war, bewies Blumenstein dadurch, daß er schon damals, als noch kaum Jemand an Hinterlader und gezogene Geschütze dachte, durch Abnehmung der Hintertheile an Kanonen und Falconets solche machte und darin, um die Treffsicherheit zu erhöhen, Züge anbrachte. Freilich gerieth es ihm dabei, daß er das schöne Pferd eines ackernden Bauern erschoß und es theuer bezahlen mußte. Wenn die Schweden, wie das den Artilleristen bekannt ist, aus Leder Kanonen herzustellen versuchten oder wirklich herstellten, so versuchte er Kanonen aus Papiermasse zu machen. Dabei wurden Lagen dichten

Pappdeckels um einen hölzernen Kern gelegt und dann fest mit starken Stricken oder Seilen umwunden. Sie hielten, wie man allgemein sagte, mehrere Schüsse aus, aber dann lockerten sich die Stricke, und es entstanden Zwischenräume zwischen ihnen und der Papiermasse. Auch riesige Decken aus Waldmoos sann er aus, die dazu dienen sollten, die Festungswerke vor Bomben zu schützen. Da man ferner an großem Pulvermangel litt, weil man keinen indischen Salpeter haben konnte, so kam Blumenstein auf den Einfall, durch städtische und ländliche Obrigkeiten in der Grafschaft wie in den benachbarten Theilen Schlesiens Salpeter aus der durchtränkten Erde des Fußbodens der Viehställe auslaugen und an allen Aborten abkratzen zu lassen. Was man auf diese Weise gewonnen hatte, wurde in der Pulvermühle zu Neisse verarbeitet, aber das daraus gewonnene Pulver war so schlecht, daß man froh war, daß die Franzosen in Glogau es als Lieferung annahmen. Später wurde Blumenstein zum Oberstlieutenant ernannt und als solcher nach der Schlacht an der Katzbach mit einigen Bataillonen Landwehr vor Glogau geschickt, um diese noch in den Händen der Franzosen befindliche Festung auf dem linken Oderufer zu blockiren, während auf dem rechten der russische General Baron von Rosen lag. Die Besatzung von Glogau bestand aus einer buntgemischten Menge von Franzosen, Neapolitanern, Kroaten, Sachsen, Holländern und einem Bataillon Frankfurter primatischer Truppen, die der sehr tapfere und thatkräftige französische Commandant Laplane nur mit großer Mühe im Zaume hielt. Bei dem Mangel an genügenden Truppen und Geschütz war an eine regelrechte Belagerung und Beschießung nicht zu denken; aber Blumenstein wußte sich Rath, er beschoß die Stadt mit Proclamationen und Zeitungen, in denen von Napoleon's Niederlage bei Leipzig und seiner Flucht nach Frankreich die Rede war, erfand auch eine mit Zeitungen behangene Lanze, die bei stiller Luft aus einem seiner Glatzer Falconets in die Festung geworfen wurde. Laplane erklärte seinen Truppen gegenüber Alles für Lügen und vertröstete sie auf die siegreiche Rückkehr des Kaisers, mußte aber doch das Frankfurter Bataillon entlassen, als eine aus der Stadt nach einem nahen Dorfe besorgte Taube mit einer Proclamation des Frankfurter Senats zurückkehrte, die es nach Hause berief. Sehr ergötzlich zu lesen war der sehr erregte Briefwechsel, der sich zwischen beiden Franzosen entspann, noch ergötzlicher aber der Umstand, daß, als Laplane endlich sich zu Verhandlungen herbeilassen mußte, Blumenstein dies durch Dolmetscher that. „Ik verstehen der Kerlen ihre Sprake nikt," sagte er, „wir wollen mit einem deutschen Officiere unterhandeln, können Deutsch spreken." Die Franzosen und ihre Verbündeten erhielten zuletzt freien Abzug. Es geschah am 17. April 1814 — ein Tag, den man bis in die siebziger Jahre hinein zu Glogau mit Blasen von Chorälen vom Thurme des Rathhauses gefeiert hat. Blumenstein wurde später General, Commandant von Erfurt, dann Inspector der schlesischen Brigade. Nach seiner Verabschiedung lebte er auf seinem Gute Konradswaldau bei Trebnitz, wo er noch immerfort laborirte und zuletzt eine neue Art Mauersteine erfand, die ihm aber nicht viel Geld einbrachten. Er starb im Jahre 1835.

Der Sohn Großvater Knötel's, der dessen Erinnerungen niedergeschrieben hat, der erwähnte Glogauer Gymnasiallehrer, war übrigens ein eifriger Philologe und Geschichtsforscher, der verschiedene werthvolle Monographien über Homer, die Atlantis, die ägyptische Chronologie ꝛc. veröffentlicht hat. Er ist es endlich, der den Nachweis geliefert, daß der große Astronom Copernicus kein Pole, sondern ein Oberschlesier war. Bei einer Fußwanderung Augustin Knötel's in die Frankensteiner Gegend sagte ihm sein Vater: „Die Leute nennen diesen Ort hier die Köpprichen; das ist nicht richtig; er heißt eigentlich Köppernik und wäre so zu schreiben." Da Augustin wußte, daß die Gelehrten in früherer Zeit ihre Namen zu latinisiren pflegten, so dachte er, das ist ja derselbe Name wie Copernicus. In der That hieß der berühmte Astronom eigentlich Nikolaus Koppernik. Er konnte damals gar nicht oder nur dunkel ahnen, daß hier ein Zusammenhang stattfinde, wie er in der That vorhanden war, und wie er später wie durch Zufall zu Tage kam. Im Jahre 1872 sollte in Thorn das vierhundertjährige Copernicusjubiläum gefeiert werden, und Alles sprach von Copernicus, schrieb über ihn und forschte nach seiner Lebensgeschichte. Vor Allen that das der deutsche Copernicusverein zu Thorn, in dessen Auftrage der verstorbene Dr. Prowe die große Lebensbeschreibung des Genannten verfaßt hat. Damals war namentlich Streit, ob Copernicus ein Deutscher oder Pole von Abkunft gewesen sei, auch wurden Vermuthungen über den Ursprung seiner Familie angestellt. Nun brachten schon im Anfange des Jahres die Schlesischen Provinzialblätter die kurze Mittheilung: „Der Copernicusverein zu Thorn constatirte aus dem Schöppenbuche, daß Copernicus aus Frankenstein in Schlesien stamme." Damit konnte Knötel ihn also als halben Landsmann betrachten. Er wurde eines Abends, als er sich mit einem Freunde in sehr ruhiger Weise über die Ansprüche der Deutschen und der Polen unterhielt, auf diese Notiz aufmerksam gemacht; kein Wunder, daß ihm sofort die obige Geschichte aus seiner Knabenzeit einfiel, und er sofort die Vermuthung machte, daß Copernicus aus Köppernik bei Neurode stamme — eine Vermuthung, die sich bald vollkommen bestätigen sollte. Mit voller Beistimmung seines Freundes theilte er sie sofort dem erwähnten Vereine mit, beschrieb in dem Briefe die Lage des Ortes und erwähnte, daß man daselbst Bergbau auf ein Metall getrieben habe. Daß es Kupfer gewesen sei, wußte er damals noch nicht. Nach wenigen Tagen erhielt er Antwort. Ein Mitglied des Vereins dankte ihm in seinem Namen für diese Mittheilung und forderte ihn im Interesse der Sache auf, weitere Forschungen anzustellen; er hätte von Erz oder Metall gesprochen, er möchte doch nachforschen, ob dieses nicht vielleicht Kupfer gewesen sei; denn des Astronomen Vater habe mit Kupfer nach Danzig gehandelt, und man besitze dort von ihm noch Rechnungen über geliefertes Kupfer; ferner werde er als Schmied (faber ferrarius) bezeichnet, dann sei Copernicus in der Straße geboren, wo die Schmiede beisammen wohnten, und in seinem Geburtshause sei eine Schmiede gewesen und noch jetzt vorhanden; sodann trete in einer Urkunde von 1422 ein Hans Koppirsmed mit einer Margritte Koppirnikynne auf, die beide eine Erbschaft aus Frankenstein machten, von wo ein Petir Koppirnick noch uswisunge der stat Frankenstein Brieff sie nach Thorn übermittelte; ja in dem Namen Koppernik, Cupernik, Kophernik stecke vielleicht das Wort Kopper, Kupfer. Wie dieser Peter Koppernik beweist, war die Familie in Frankenstein ansässig. Man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß der Hans Koppersmed mit richtigem Namen ein Johannes Koppernik war, wie ein um diese Zeiten in Krakau auftauchender Geschlechtsvetter hieß, ferner, daß der Frankensteiner Erblasser derselben Familie angehörte, deren Vorhandensein ferner durch eine im Pfarrarchive zu Frankenstein aufbewahrte Urkunde bezeugt ist. Denn darnach war im Jahre 1446 ein Frankensteiner Bürger Nikolaus Köppernick gestorben und hatte in seinem Testament im Einverständnisse mit seiner Ehefrau Dorothea an der Pfarrkirche eine Früh- oder sogenannte Auroramesse „für die armen Leute, so zeitig in die Arbeit müssen", gestiftet. Er hatte dafür einen jährlichen Zins von 14 Mark (etwa 420 Mark unseres Geldes) ausgesetzt. Vielleicht war auch er seines Zeichens ein Kupferschmied, und der Jacob Kupferschmied, der 1530 vom Herzog Karl von Münsterberg ein Privilegium erhielt, auf städtischem Grund und Boden auf Kupfer zu graben, wahrscheinlich, ähnlich wie der Thorner Hans Koppirsmed, ein Köppernik. Man sieht daraus, daß dieses Gewerbe hier blühte, wie denn auch nachgewiesen ist, daß die Herzoge von Münsterberg zu Reichenstein, wo man früher auf Gold, heute auf Arsenik

gräbt, Kupfergruben gehabt haben. Man kann also mit Knötel annehmen, daß der Stifter dieser Frankensteiner Kupferschmiedefamilie, und zwar spätestens in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, aus den Köpprichen bei Neurode gekommen ist und sich nach einer tausendfach bezeugten Sitte den Namen seines Geburtsortes oder seines früheren Aufenthaltes beigelegt hat. Der Taufname Nikolaus, den der Frankensteiner von 1446, sodann der Vater des Astronomen, sowie dieser selbst und ein vierter freilich angezweifelter Krakauer Köppernick vom Jahre 1397 tragen, zeigt klärlich, daß die Familie den heiligen Nikolaus als Schutzpatron verehrte, was sich vielleicht daraus erklärt, daß dieser zu den Patronen der Stadt Frankenstein gehörte. Die Begräbnißkirche vor dem Breslauer Thore ist ihm geweiht. Von hier sind nun schon vor 1400 Mitglieder der Familie nach Preußen und Polen, namentlich nach Thorn und Krakau gekommen und haben sich dort als Kupferschmiede niedergelassen, dabei auch, wie der Vater des Astronomen, Handel mit Kupfer getrieben, das sie jedenfalls aus der alten Heimath bezogen. Man kann daher annehmen, daß sie fortdauernd mit ihren dortigen Verwandten in Verbindung blieben, und daß diese an dem Handel betheiligt waren; man kann dies auch von zwei anderen Familien annehmen, die aus derselben Gegend am Eulengebirge stammend zu Thorn wie zu Krakau in enger Verbindung mit den Köpperniken auftreten und als wohlhabende und angesehene Leute erscheinen, nämlich den Sweidnitzer und Waizenrode. Sie stammten jedenfalls aus der damals sehr bedeutenden Stadt Schweidnitz und dem in der Nähe gelegenen Dorfe Waizenrode. Alle drei und vielleicht noch Andere mögen eine Handelsgesellschaft gebildet haben und so durch Geschäftsinteressen mit einander verbunden gewesen sein, die auch zu Verbindungen anderer Art führte. Des Astronomen Mutter war eine geborene Waizenrode, und ihr Vater Lucas Waizenrode war ein reicher und hochangesehener Mann in Thorn, dessen gleichnamiger Sohn, der Oheim des Astronomen, Bischof von Frauenburg wurde. Bekanntlich war der letztere Domherr daselbst, ebenso sein Bruder Andreas. Gegenwärtig ist in den Köpprichen ein großes Gasthaus, das den Namen „Zum Copernicus“ führt, und wo man den hier einkehrenden Lustwanderern erzählt, zwar nicht der berühmte Astronom, wohl aber sein Vater sei hier zu Hause gewesen, und das sei eine alte Kunde. Natürlich ist daran nicht zu denken. Die Sage ist jünger als Knötel's Anregungen zur Untersuchung dieser Frage und die Feststellung der erörterten Thatsachen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Einmal im Jahr.

Von Anton Tschechow.

Das dreifensterige Häuschen der Fürstin Zugow sieht recht festlich aus, fast verjüngt. Ringsum ist gefegt worden, die Pforte steht offen, von den Fenstern sind die dichten Vorhänge entfernt. Die frischgewaschenen Fensterscheiben beginnen ein schüchternes Spiel mit der Frühlingssonne. An der Vorderthür steht der alte, hinfällige Schweizer Mark in seiner von Motten zerfressenen Livree. Auf seinem stachligen Kinn, an dem die zitternden Hände den ganzen Morgen über rasirt haben, auf den geputzten Stiefeln, auf den wappengeschmückten Knöpfen erglänzt die Sonne. Mark ist nicht vergeblich aus seiner Klause hervorgekrochen. Es ist heute der Namenstag der Fürstin; er muß den Gästen die Thür öffnen und ihre Namen ausrufen. Im Vorzimmer riecht es heute nicht, wie sonst immer, nach Kaffeesatz oder Fastensuppe, sondern nach einem Parfüm, der an Seife erinnert. In den Zimmern ist eifrig aufgeräumt worden. Gardinen sind aufgehängt, der Tüll ist von den Bildern entfernt, die schadhaften Dielen sind gewichst. Die Hündin Schulka, die Katze mit den Jungen und die Küchlein sind bis zum Abend in der Küche eingesperrt.

Die Fürstin Zugow, die Eigenthümerin des dreifensterigen Häuschens, die sich durch gebückte Haltung und ein faltenreiches Gesicht auszeichnet, sitzt im großen Lehnsessel und streicht immer wieder ihr weißes Mousselinkleid zurecht. Nur die Rose an ihrer welken Brust spricht davon, daß in dieser Welt noch Jugend vorhanden! Die Fürstin erwartet die Gratulanten. Es werden sie wohl besuchen: Baron Traub und Sohn, Fürst Halahadse, Kammerherr Burlastow, der Vetter General Bitkow und viele Andere ... an zwanzig Personen! Sie werden angefahren kommen und ihren Salon mit Stimmengewirr erfüllen. Fürst Halahadse wird Etwas singen, General Bitkow wird zwei Stunden vergeblich um die Rose bitten ... O sie weiß, wie man sich in Gegenwart dieser Herren zu benehmen hat! Unnahbarkeit, Vornehmheit und Tact wird sie in jeder Bewegung verrathen. Es werden ferner die Kaufleute Tulkin und Pernikow erscheinen: für diese liegt ein Bogen Papier und eine Feder aus. Jedem das Seine. Mögen sie sich unterschreiben und weiter scheeren!

Es ist zwölf Uhr. Die Fürstin rückt das Kleid und die Rose zurecht. Sie horcht, ob nicht Jemand schellt. Lärmend fährt eine Equipage vorbei und bleibt stehen. Fünf Minuten verstreichen.

Nicht zu uns! denkt die Fürstin.

Ja, nicht zu Ihnen, Frau Fürstin! Die Geschichte der verflossenen Jahre wiederholt sich eben, die unbarmherzige Geschichte! Um zwei Uhr geht die Fürstin, wie im vergangenen Jahr, in ihr Schlafzimmer, schnuppert am Riechfläschchen und weint. „Niemand ist gekommen. O die Barbaren!“ In ihrer Nähe geht der alte Mark unruhig umher. Er ist eben so erzürnt wie sie. Ja, die Menschen sind alle schlecht geworden. In früheren Zeiten stürmten sie in ihren Salon, wie die Fliegenschwärme, aber jetzt ...

„Niemand ist gekommen!“ ruft die Fürstin weinend. „Weder der Baron, noch Fürst Halahadse, noch Burlastow! Sie haben mich verlassen! Wenn ich aber nicht gewesen, was wäre aus ihnen geworden? Mir allein haben sie ihr Glück und ihre Carrière zu danken! Ohne mich wäre nichts aus ihnen geworden.“

„Nichts, gar nichts!“ wiederholte Mark.

„Ich mag keine Dankbarkeit ... Ich bedarf ihrer nicht. Ich will Herzlichkeit! Mein Gott, wie ist das kränkend! Ach, so kränkend! Sogar mein Neffe Jean ist nicht gekommen. Warum nicht? Was hab' ich ihm Böses gethan? Ich habe alle seine Wechsel bezahlt, seine Schwester Tanja an einen guten Menschen verheirathet ... Viel hat mich dieser Jean gekostet. Aber ich habe mein Wort gehalten, das ich meinem Bruder, seinem Vater, gegeben ... Viel hab' ich seinetwegen ausgegeben ... Du weißt es ...“

„Und seinen Eltern gegenüber haben Ew. Durchlaucht — man darf wohl sagen: sich wie eine Mutter benommen.“

„Und das ... das der Dank! O diese Menschen!“

Um drei Uhr hat die Fürstin, ganz wie im vergangenen Jahr, einen hysterischen Anfall. Der aufgeregte Mark setzt seinen Tressenhut auf, unterhandelt lange mit dem Droschkenkutscher und fährt zum Neffen Jean. Zum Glück ist das Hôtel garni, wo der Fürst Jean wohnt, nicht so weit entfernt ... Mark findet ihn noch im Bett. Jean ist eben erst vom gestrigen Trinkgelage heimgekommen. Sein verlebtes, unfeines Gesicht ist roth, auf seiner Stirn perlt der Schweiß. In seinem Kopf hämmert es, in seinem Magen giebt es eine Revolution. Er würde gern einschlafen, kann aber nicht: er verspürt Uebelkeit. Seine blöden Blicke sind auf das Waschbecken gerichtet, das voll Staub und Seifenwasser ist.

Mark tritt in das schmutzige Zimmer, das ihn anekelt, und nähert sich schüchtern dem Bett.

„Das ist nicht schön, Iwan Michalitsch!“ sagt er und schüttelt vorwurfsvoll den Kopf. „Das ist nicht schön!“

„Was ist nicht schön?“

„Warum geruhten Sie nicht heute zu kommen, um Ihrer Tante zum Geburtstag zu gratuliren? Ist das wohl schön? Was? Wie ist wohl Ihre Meinung darüber?“

„Scheer' Dich zum Teufel!“ sagt Jean, seine Blicke vom Seifenwasser entfernend.

„Ist das für Ihre Tante nicht kränkend? Wie? Ach, Iwan Michalitsch, Ew. Durchlaucht! Sie haben gar kein Gefühl!“

„Ich mache keine Besuche ... Sag's ihr ... Diese Sitte ist schon längst veraltet ... Wir haben keine Zeit herumzufahren. Fahrt selbst herum, wenn Ihr nichts zu thun habt, mich aber laßt ungeschoren ... Nun, packe Dich! Ich will schlafen ...“

„Ich will schlafen! ... Aber Ihr Gesicht wendet sich ab! Sie schämen sich, mir in die Augen zu sehen?“

„Alter Esel!“

Mark zwinkert mit den Augen. Ein längeres Schweigen tritt ein.

„Lieber Herr, Sie sollten doch hinfahren und gratuliren!“ sagt er zärtlich. „Die Fürstin weint, wirft sich auf dem Bett hin und her ... Seien Sie doch so gut und erweisen Sie ihr die Ehre ... Kommen Sie, lieber Herr!“

„Ich komme nicht. Es hat keinen Zweck, und ich habe keine Zeit ... Und was soll ich auch bei der alten Schachtel?“

„Kommen Sie, Ew. Durchlaucht! Erweisen Sie ihr die Ehre, lieber Herr! Erweisen Sie uns die Gnade! Ganz schrecklich ist die Frau Fürstin betrübt über — man kann wohl sagen: über Ihre Undankbarkeit und Herzlosigkeit.“ Mark fährt sich mit dem Aermel seines Rockes über die Augen. „Erweisen Sie ihr die Gnade!“

„Hm! ... Wird es aber auch Cognac geben?“ fragt Jean und spuckt aus.

„Cognac wird da sein, Väterchen, Ew. Durchlaucht!“

„So? ...“ Der Fürst blinzelt. „Wird es aber auch hundert Rubel geben?“

„Das ist ganz unmöglich! Es wird Ew. Durchlaucht nicht unbekannt sein, daß wir nicht mehr über die Capitalien verfügen, die wir einst hatten ... Die Verwandten haben uns ruinirt, Iwan Michalitsch! Als wir noch Geld hatten, ja da kamen Alle, aber jetzt ... Nun, wie Gott will ...

„Wie viel erhielt ich voriges Jahr für meinen Besuch? ... wie viel war's? Zweihundert Rubel. Und jetzt giebt es nicht einmal hundert? Du machst mir blauen Dunst vor, Alter! Suche doch 'mal in den Koffern der Alten nach, da wirst Du schon noch was finden ... Uebrigens packe Dich! Ich will schlafen.“

„Seien Ew. Durchlaucht doch so gütig!“ Mark kniet nieder und berührt mit der Stirne den Fußboden. „Die Fürstin sind alt und schwach ... Kaum noch halten Leib und Seele zusammen. Erbarmen Sie sich ihrer, Iwan Michalitsch, Durchlaucht!“

Jean ist unerbittlich. Mark fängt an zu feilschen. Um fünf Uhr giebt Jean seine Zustimmung, zieht den Frack an und fährt zur Fürstin.

„Ma tante!“ sagt er, ihr die Hand küssend, mit undeutlicher Aussprache.

Sie lassen sich auf das Sopha nieder, und er beginnt das vorjährige Gespräch.

„Marie Kriskina, ma tante, hat einen Brief aus Nizza bekommen ... Ja, das ist 'mal ein Gatte! Was sagen Sie wohl zu seinem Benehmen? Wie finden Sie ihn? Er beschreibt ganz ungenirt ein Duell, das er mit einem Engländer gehabt wegen einer Sängerin ... Ich habe ihren Namen vergessen ...“

„Gott, wie ist das Alles nur möglich!“ Die Fürstin verdreht die Augen, schlägt die Hände zusammen und wiederholt voll Staunen und Entsetzen: „Wie ist's nur möglich!“

„Jawohl ... Er hat Duelle, läuft hinter Sängerinnen her, seine Frau aber ... die mag darüber zu Grunde gehen ... Solche Leute kann ich nicht verstehn, ma tante!“

Die überglückliche Fürstin setzt sich näher zu Jean, die Unterhaltung zieht sich in die Länge ... Es wird Thee mit Cognac gereicht.

Und während die glückliche Fürstin den Neffen Jean anhört, lacht und staunt, kramt der alte Mark in seinen Koffern und sucht seine Ersparnisse zusammen. Fürst Jean hat mit sich reden lassen. Er soll nur fünfzig Rubel für seinen Besuch bekommen. Der biedere Schweizer muß aber mehr als einen Koffer durchsuchen, um die Summe zusammenzubringen, und er schwitzt und stöhnt. Gleichviel, seine verehrte alte Frau Fürstin ist ja glücklich! ...

## Aus der Hauptstadt.

### Ein vaterlandsloser Halunke.

Das M. d. R. Markus Antonius Krempelbein hatte sein Tagewerk vollendet und saß in majestätischer Haltung am Fenster des Berliner Hôtelzimmers. Markus Antonius Krempelbein wußte nicht nur, was er dem Weinhändler und dem Schneider, sondern auch, was er der Welt schuldig war; als Mann der Oeffentlichkeit bot er dem Publicum grundsätzlich Abend für Abend Gelegenheit, ihn am offenen Fenster zu begrüßen und zu bewundern. Glaubte er im Laufe der Monate auch hinreichend Grund zu der Klage gefunden zu haben, daß seine Güte vom Pöbel nicht hinreichend gewürdigt und daß ihm nicht jene Beachtung geschenkt wurde, auf die ein Ministerembryo Anspruch erheben darf, so entschädigten ihn für alle Opfer an Zeit und Gesundheit — denn es zog gotteserbärmlich an dem offenen Fenster — doch die paar Leute unter Hunderttausend, die Tags über auf der Straße stehen blieben und flüchtig zu ihm hinaufblickten. Gewöhnlich brachen diese Verehrer, bevor sie weiter gingen, in brüllendes Gelächter aus. Eine Ovation anderer Art wurde ihm von der patriotischen Schuljugend gebracht, von der Zukunft des Landes, die Krempelbein's Verdienste offenbar besser zu würdigen wußte, als es Seitens der nörgelnden Gegenwart geschah. All' die rosigen Knaben, die sein freundliches Vollmondsgesicht engelsmild aus dem Fenster sich in's Thal hinunterneigen sahen, hielten ihn anscheinend für den einzig berufenen politischen Doctor, der unsere kranken Zustände heilen konnte: wenigstens streckten sie ausnahmslos ihre Zungen heraus, wenn Krempelbein ihnen von seinem erhabenen Standpunkte aus ruhig in's Auge schaute. Im stolzen Bewußtsein dieser Popularität vergaß das M. d. R. die kleinen Aergernisse, die man ihm sonst bereitete, vergaß es die schmähliche Zurücksetzung, die ihm in der eigenen Fraction, ja schlimmer noch sogar, Seitens seiner Wähler immer von Neuem widerfuhr. Die liebende Gattin daheim unterließ nichts, Krempelbein's Ehrgeiz anzustacheln; sie war von der überlebensgroßen Begabung ihres Mannes für ein Fauteuil derart durchdrungen, daß sie bei jeder Ministerkrisis anonym an alle Berliner Tageblätter schrieb und ihn als Candidaten für den erledigten Posten nannte. Krempelbein hatte ihr das wiederholt verboten, obgleich noch keine Zeitung auf Madame's Kriegslist hineingefallen war. Muthmaßte er doch, daß Lucanus Kenntniß von den Bemühungen seiner Frau erlangt und die Thatsache gegen ihn ausgenutzt hatte; an höchster Stelle herrscht bekanntlich nach allgemeiner Annahme eine lebhafte Abneigung davor, in der Presse genannte Portefeuilleaspiranten an's Ziel ihrer Wünsche gelangen zu lassen. Nun konnte er es sich erklären, daß er bisher noch bei jeder Ministerkrise übergangen worden war.

Krempelbein's Gemahlin stachelte, wie eben bemerkt, rastlos seinen Ehrgeiz, und dasselbe thaten die groben Briefe, die der Volksvertreter ohne Unterlaß, meist auch unfrankirt, aus seinem Wahlkreise empfing. Einem Manne, stand darin zu lesen, der noch keine Regierung gestürzt habe, durch den das Vaterland noch nie an den Rand des Abgrundes gebracht, Freiheit und Humanität noch nie bedroht worden sei, einem Mann, den seine Gegner als durch und durch anständigen, tadellosen und ehrenhaften Charakter bezeichnet hätten, einem solchen Manne könne Niemand länger Vertrauen schenken. Er möchte daher umgehend eine hervorragend politische Rolle zu spielen beginnen und sich auf's gröbste beschimpfen oder sein Mandat zurücklegen. Krempelbein hatte anfangs sein Bestes gethan, den Drängern zu Gefallen zu sein. Zwar war ihm vom Parteivorstande die Bitte, eine Jungfernrede zu halten, mit der Begründung abgeschlagen worden, daß es auch ohne seine Jungfernrede Altweiberklatsch genug im Reichstage gäbe. Dafür hatte man ihm erlaubt, Interpellationen zu stellen und sich nachher von der Antwort des Ministers besonders befriedigt zu erklären. Der Erfolg dieser Maßnahme war indeß nur der gewesen, daß ihn die gesammte Presse seines Wahlkreises einen servilen Feigling und heuchlerischen Kriecher genannt hatte; außerdem waren ihm zwei dreiviertel Dutzend Drohbriefe ohne Namensunterschrift zugegangen, die über

furchtbare Enthüllungen ihn in Aussicht stellten, wenn er es nicht vorzöge, bis Sonnabend auf einem bestimmten Postamte hundert Mark zu deponiren. Nach dieser Schlappe versuchte sich Krempelbein einen parlamentarischen Namen als Zwischenrufer zu machen. Beim ersten Male ging es auch ganz gut, nur leugneten alle Herren, die in seiner Nähe saßen, ganz entschieden ab, irgend Etwas gehört zu haben. Beim zweiten Male bemerkte der taube Präsident, daß Krempelbein den Mund aufriß, hielt ihn für einen Nebenbuhler Stadthagen's und rief ihn seines ungehörigen Verhaltens wegen zur Ordnung. Der Volksvertreter hatte eigentlich gar Nichts sagen, sondern bloß gähnen wollen. Aber eine glühende Röthe überfluthete alsbald sein Gesicht, seine Hände zitterten vor freudiger Erregung, sein Busen wogte: nun endlich mußte er im Reichstagsberichte erwähnt, mit vollem Namen genannt werden! Der Ordnungsruf versetzte ihn in einen Taumel, der wochenlang anhielt. Seine Vertrauensmänner im Wahlkreise erhielten telegraphische Anweisung, das stenographische Protokoll der Reichstagsitzung, in der Krempelbein zur Ordnung gerufen worden war, sofort in dreißigtausend Auflage vertheilen zu lassen. Sie konnten ihrem Auftraggeber melden, daß die Stimmung der Wählerschaft daraufhin ganz merklich wärmer geworden wäre, und baten ihn dringend, dem Kreise fortdauernd Ehre zu machen und sich auch weiterhin möglichst pöbelhaft zu benehmen.

Wie vielen anderen großen Männern, Bismarck und Kiderlen-Wächter z. B., gelang es indessen auch Krempelbein nicht, sich auf der erklommenen Höhe zu halten. Sobald er erkannte, daß er im Reichstage mit einer zum Aeußersten, wenn auch zu weiter nichts, fähigen Clique zu kämpfen hatte, die ihn unter keinen Umständen aufkommen lassen wolle, gab er als der Klügere nach und zog sich vornehm zurück. Seit jenem Tage sah ihn kein Mensch mehr das weiße Haus am Königsplatze betreten. Und so allgemein war die Entrüstung in Abgeordnetenkreisen über die ihm widerfahrene Unbill, daß sich weit über dreihundert Collegen in schöner Aufwallung des Gefühles seinem verzweifelten Schritte anschlossen und wie er dem Reichstage ständig fern blieben. Krempelbein warf sich nunmehr auf die socialen Wissenschaften. Er begann die Gefahren der Großstadt ebenso liebevoll wie eingehend zu studiren. Bald genug war er im Café National und in den Blumensälen, wo man noch Respect vor ältlichen National-Oekonomen hat, ein gern gesehener und geachteter Gast. Als er im Cursaale der Tanz-Pantomime „Ein Abend am Hofe des Großmoguls" beiwohnte und dabei mit all' der logischen Schärfe, die ihn auszeichnete, bemerkte, daß eine Nacht am Hofe dieses Würdenträgers ihm weit lieber wäre, erhielt er von der Direction ein Freibillet und von der Prima Ballerina einen mütterlichen Kuß. Damit war sein Ruhm in diesen Räumen für die Zeit, während der die Prima Ballerina dreiundzwanzig Jahre zählte, will sagen, für alle Ewigkeit, felsenfest begründet. Aergerlicher Weise blieb dieser Ruhm vollkommen local und trug ihm nur die eine Vergünstigung ein, daß für den Heidelbeerenwein, den er trank, immer ein Päckchen Etiquetten mit der Aufschrift „Mouton Rothschild" reservirt wurde, wohingegen die anderen Gäste weit geringere Sorten aufgeklebt bekamen. In seinem Wahlkreise aber nützte ihm diese Ehrung nichts. Und als er, um der Oeffentlichkeit ein greifbares Resultat seiner angestrengten und anstrengenden Forschungen vorzulegen und gleichzeitig an der gewohnheitsmäßig gewordenen Rettung des Handwerkes Theil zu nehmen, eine Studie über Galanteriewaaren drucken ließ und darin Betten und bezahlte Wäscherechnungen unter diese Rubrik brachte, forderte ihn seine Frau auf, augenblicklich der Volkswirthschaft zu entsagen und jeden Abend um zehn Uhr schlafen zu gehen, widrigenfalls er in der That sein Mandat niederlegen und auf der Stelle nach Hause kommen müßte. Dies Machtwort brach Krempelbein's Herz. Alles hatte er ertragen, alle von sich abfallen und an seiner Zukunft verzweifeln sehen; daß sich der blöden Masse nun aber auch sein geliebtes Weib anschloß, die Einzige, die seinen Genius nie beargwöhnt und verkleinert hatte, das gab ihm den Rest.

Er saß am historischen Fenster seines Hötelzimmers und starrte in den regnerischen Abend hinaus. In solcher melancholischen, trüben Stunde fühlt sich der zerschmetterte Geist am wohlsten, und außerdem sieht man dann besonders viel aufgeschürzte Kleider, viel nette Damenfüßchen in tadellosen Strümpfen. Krempelbein überlegte, ob er dem dringender gewordenen Wunsche seiner Frau folgen und der Wählerschaft eine freudige Pfingstfest-Ueberraschung dadurch bereiten sollte, daß er am Tage der Ausgießung des Heiligen Geistes auch officiell auf den Sitz im Reichstage verzichtete, den er schon längst nicht mehr eingenommen hatte. Seine Gemüthsstimmung war durch die fortwährenden Mißerfolge derart verwüstet, daß er alle ehrgeizigen Hoffnungen aufgegeben hatte und nur noch wilde Sehnsucht nach der Heimath mit ihren seelischen Tröstungen und Kalbsbraten verspürte. Noch im vorigen Sommer hatte er auf's Erbitterste gegen eine vorzeitige Schließung des Reichstages protestirt und sich mit Recht gesagt, daß der Reichstag schon darum weiter tagen müßte, weil sonst die Abgeordneten nichts zu schwänzen haben würden. Heute, das wiederholte er sich immerfort, heute hielt er es nicht mehr seinetwegen in Berlin aus, sondern nur der Unglücklichen halber, deren wirthschaftliche, sociale, politische ꝛc. Interessen er hier zu vertreten hatte. Er kam sich vor wie Ugolino im Hungerthurme, der seine Kinder nur deßhalb fraß, um ihnen den Vater zu erhalten.

Unter derlei Erwägungen und von einer grenzenlosen Langeweile gequält, die ihn beinahe veranlaßt hätte, ein vernünftiges Buch in die Hand zu nehmen, griff er nach der Abendzeitung. Zu seinem lebhaften Erstaunen fand er darin die Nachricht, daß der Reichstag vor vier Wochen nach längerer, wilder Redeschlacht die von der Regierung geforderten Panzerschiffe abgelehnt hätte. Daß man bis jetzt gar nichts davon gehört hat! murmelte er betroffen vor sich hin. So etwas müßte doch Leuten, die keine Zeit dazu haben, jeden Tag in den Reichstag zu gehen und Journale zu lesen, durch Extra-Blätter mitgetheilt werden! Zum Glück machte er sich wie unsere Lustspieldichter über nichts eigene Gedanken, und da ihn die überraschende Nachricht lebhaft interessirt hatte und die junge Dame, die pünktlich um sieben Uhr vorm Hötel sein wollte, noch nicht zu sehen war, las Herr Krempelbein weiter. Plötzlich erblaßte er. Sein Blick war auf die beiden Worte „vaterlandslose Hallunken" gefallen. Als „vaterlandslose Hallunken" hatte man angeblich die Mitglieder des Reichstages bezeichnet, die nicht für die neuen Panzerschiffe gestimmt hatten. Gott sei Dank, er war nicht unter dieser Bande! Die bloße Vorstellung, daß er an jenem verhängnißvollen Tage unter Umständen doch vielleicht einer wahnsinnigen Laune hätte nachgeben, daß er hätte versucht sein können, in den Reichstag zu gehen und seiner Ueberzeugung gemäß zu stimmen, dieser Gedanke schon machte ihn schaudern. Und Krempelbein, der sich sonst vor Gedankenlesern hütete, weil er befürchten mußte, daß sie seine fremden Gedanken erriethen, hätte in diesem Moment etwas darum gegeben, wenn einflußreiche Persönlichkeiten, unverantwortliche Rathgeber und dergleichen seine loyalen Empfindungen geahnt hätten.

Eben klopfte es an der Thür.

„Es sind Briefe und Depeschen für Sie da, Herr Krempelbein!" meldete Jean in hochachtungsvoll ergebener Haltung. Krempelbein fuhr erschrocken herum. Er pflegte sich jeden Tag selbst ungefähr acht bis zwölf amtlich aussehende Couverts mit seinem Namen und eben so viel Telegramme zu schicken, um in den Hötelangestellten den Glauben zu erwecken, daß er mit den Ministerien und den nächsthohen Reichsbehörden in beständiger, intimer Correspondenz stehe. Heute, in seiner schwarzen Gemüthsstimmung, hatte er die ihm lieb gewordene Obliegenheit ganz vergessen.

Hastig öffnete er die Briefschaften und überflog nervös die erste Drahtung:

„Geliebter Mann! Süßer vaterlandsloser Hallunke! Bleib in Berlin! Endlich geht Dein Stern auf! Ich habe nie daran gezweifelt! Hunderttausend Küsse! Deine zärtliche Gattin Auguste."

Krempelbein glaubte einen Schwindelanfall, der ihn aus dem Fenster schleudern würde, nahe. Nichts destoweniger las er auch die nächste Depesche:

„Dem unerschrockenen Vorkämpfer Krempelbein, der um des bedrückten und ausgesogenen Volkes willen standhaft im Sturme steht und Fürstengunst nicht achtet, entbietet ehrfurchtsvollen Gruß

Der Achtundvierziger Demokraten-Club Korkeiche."

Und weiter:

„Theuerster Freund!

Unsere Partei hat im Reichstage gegen die neuen Panzer gestimmt, also trifft das Wort von den vaterlandslosen Hallunken auch Sie. Mit einem Schlage sind Sie dadurch in die vordersten Reihen der von der Regierung angegriffenen und perhorrescierten Vaterlandsfeinde geschoben worden; die Verehrung für Sie und die Hochachtung vor Ihnen ist im Wahlkreise ungeheuer gestiegen. Von einer Mandatsniederlegung kann nach diesem herrlichen Triumphe keine Rede mehr sein. Ihre Wiederwahl ist gesichert. Und Glückauf für die Zukunft!

Sie sind doch selbstverständlich bei der Abstimmung zugegen gewesen? Krawutschke."

Und Krawutschke war vom Centralcomité dazu bestimmt gewesen, seine politische Erbschaft anzutreten!

Krempelbein stand niedergedonnert. Ohne eigenes Verschulden bei der Erfüllung seiner Volksvertreter-Pflicht, nie im Hause zu erscheinen, war er vom Schicksale zerschmettert und um die einzige Gelegenheit, es mühelos zu einer politischen Stellung zu bringen, geprellt worden. Sein Leben hatte keinen Zweck mehr, seitdem er allein unter Hunderten sich nicht mit Stolz einen vaterlandslosen Hallunken schelten durfte, seitdem er ganz ohne die im Handumdrehen modern und beliebt gewordene Brandmarkung vor seinen Wählern erscheinen mußte. Er las gar nicht erst den Jahresbericht der Aktien-Gesellschaft Butzke, er steckte ohne Weiteres den Revolver ins Sommerjacket. Bevor er die erste vernünftige That seines Lebens ausführte, begab er sich noch einmal auf's Telegraphenamt und drahtete der untröstlichen Gattin:

„Nur als Leiche sehe ich Dich wieder. Krempelbein."

„Das sind bloß acht Worte," belehrte ihn der menschenfreundliche Beamte höflich. „Sie haben das Recht, für fünf Groschen zehn Worte zu depeschiren."

„Den Ueberschuß steuere ich zur privaten Beschaffung der vom Reichstag abgelehnten Panzerschiffe und Kreuzer bei, entgegnete Krempelbein gefaßt. „Schicken Sie den Betrag sofort unfrankirt an Krupp ein."

Und er schied in Verzweiflung. Timon d. J.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Romane**

gut und fesselnd geschrieben, zur Veröffentlichung in Zeitschriften und Zeitungen geeignet, werden zu **kaufen** gesucht. Angebote mit billigster Honorarforderung unter **J. F. 35** befördert die Expedition dieses Blattes.

Gustav Fischer, Verlag, Jena.

Soeben erschien:

**Kraepelin, Dr. E.,**
Professor an der Universität Heidelberg,

**Zur Überbürdungsfrage.**
Preis: **75 Pfg.**

Diese neue Schrift des berühmten Psychiaters wird nicht nur die Lehrerwelt interessieren, sondern auch die verdiente Beachtung aller Gebildeten finden.

Von demselben Verfasser erschien soeben **in zweiter Auflage:**

**Über geistige Arbeit.**
Preis: **60 Pfg.**

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, A. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Königliches Bad Oeynhausen.** Sommer- und Winter-Curort. Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim. Saison vom 15. Mai bis Ende September. **Wintercur vom 1. October bis Mitte Mai.** Naturwarme kohlensaure Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Massiren, Elektrisiren. Vorzügliche Molken- und Milchcuranstalt. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns und Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Scrofulose, Anämie, chronische Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. — Grosse Curcapelle, ausgedehnter Curpark, Theater, Bälle, Concerte. Allgemeine Wasserleitung mit Schwemmcanalisation. Prospecte und Beschreibung übersendet frei die **Königliche Badeverwaltung.**

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Hans von Bülow**
**Briefe und Schriften**

herausgegeben von

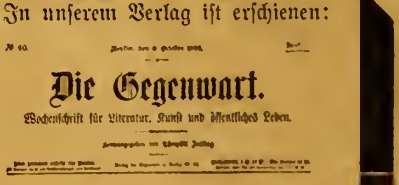
**Marie von Bülow.**

**II. Ausgewählte Schriften.**

(1850–1892.)

500 S., geb. Mk. 6,—; in Leinwand Mk. 7,—; Halbfranzband Mk. 8,—.

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) Berlin W. 9.**

**Beiträge**
zur
**Deutschen Culturgeschichte**
von
**Herman Grimm.**

Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.


Hierzu eine Beilage der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart: Deutsche Revue.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 20. Berlin, den 15. Mai 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Kampf um Asien. Von N. Syrkin. — Zur Bekämpfung der Decadence. Von Professor R. von Lendenfeld. — **Literatur und Kunst.** Die Tagebücher der Brüder Goncourt. Von A. Brunnemann (Paris). — Gustav Theodor Fechner als Humorist. — **Feuilleton.** Allarm! Von Armand Silvestre. — **Aus der Hauptstadt.** Der todte Punkt. Von Caliban. — Die Große Berliner Kunstausstellung. 1. Publicums-Bilder. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Kampf um Asien.

Von N. Syrkin.

Die Verschiebung der Machtverhältnisse in Asien, welche durch den chinesisch-japanischen Krieg hervorgerufen worden ist, hat den Interessenkampf zwischen England und Rußland in Asien in einer Weise zugespitzt, daß eine Lösung des Problems, wem die Hegemonie in Asien zukomme, über kurz oder lang erfolgen muß. Rußland und England gehören zu den größten und mächtigsten Reichen der Welt und führen seit Jahren bereits einen erbitterten Concurrenzkampf in Asien, indem beide, im Grunde genommen, bestrebt sind, das gesammte Asien sich zu unterwerfen und die asiatischen Reiche sich zu Vasallen zu machen. Es handelt sich dabei in erster Reihe um Indien, welches Rußland an sich zu reißen sucht, aber auch die übrigen Reiche Asiens, wie China, Persien, Centralasien und Kleinasien fallen in die gemeinsame Interessensphäre zwischen England und Rußland, welche später oder früher in Asien zusammenstoßen werden.

An Flächenraum übertrifft das britische Reich nur wenig das russische; es zählt 29 Millionen Quadratkilometer, während das russische 23 Millionen Quadratkilometer besitzt. Dagegen beträgt die Bevölkerungszahl des britischen Reiches 372 Millionen, die des russischen Reiches nur 124 Millionen. Rußland hat aber vor Großbritannien das Eine voraus, daß seine Besitzungen eine geschlossene Einheit bilden, während die Länder des britischen Reiches ebenso wie sein Credit und seine Reichthümer in allen Welttheilen zerstreut sind. Das britische Reich verfügt über beinahe ein Viertel der auf der Erde wohnenden Menschen und hat eine räumliche Ausdehnung, die der von mehreren Continenten gleich kommt. Aber außerdem besitzt es noch viele handelspolitische Colonien und Domänen, die eine ungeheure Wichtigkeit haben und in denen es auch verstanden hat, seine Interessen zur Herrschaft zu führen. Egypten wird thatsächlich von England beherrscht, ebenso wie die Nebenländer von Indien, Birma, Afghanistan ꝛc., wo England keine Opfer scheut, um seinen Einfluß zu erhalten und zu stärken.

Was von Asien gilt, ist auch für Amerika und Afrika zutreffend. Vor wenigen Jahren noch haben die Engländer durch den Grace-Contract Peru zu einer wirthschaftlichen Provinz gemacht, indem sie dem wirthschaftlich herabgekommenen Staate Mittel zur Weiterexistenz gaben und sich dagegen Alles verpfänden ließen, was niet- und nagelfest war. Der große Ocean wird von England beherrscht. Britisch-Columbia im Nordosten, Peru im Osten, Australien und Neu-Seeland im Südwesten des großen Oceans. In Afrika steht der Congostaat unter dem englischen Einfluß.

Von der größten Bedeutung ist aber für England Indien, und es gilt in England bereits als Axiom, daß das Schicksal Albions eigentlich davon abhängt, wer in Zukunft die Herrschaft über Indien führen wird. Um Indien zu behaupten und sich die Macht in allen Welttheilen zu sichern, muß England auf dem Meere eine unbedingte Herrschaft ausüben können, denn es besitzt weder im Lande noch in seinen Colonien Heere, wie die europäischen Länder sie aufzuweisen haben. Von allen Gewässern ist aber für England das bei Weitem unentbehrlichste das Mittelmeer, das im Norden den Eingang in den Bosporus, im Süden in den Suezcanal vermittelt. Solange England das Mittelmeer beherrscht, ist seine Stellung in Asien und Indien nicht gefährdet. Nur solange auf dem Mittelmeer die englische Flagge weht, befindet sich der Suezcanal in englischen Händen; der Suezcanal ist aber der werthvollste Besitz Englands und der empfindlichste Punkt der Welt; wer über diesen von Lesseps geschaffenen Streitapfel verfügt, verfügt über die Weltherrschaft.

England hat sich dann auch in der letzten Zeit Afrika zugewandt und dort eine weitgehende Colonialpolitik eingeleitet. Das Vordringen Englands in Afrika hat einerseits Handels- und Colonisationsinteressen zur Ursache, andererseits aber bieten sich in Afrika günstige Positionen zur Beherrschung des Mittelmeeres und des gesammten Asiens. In früheren Jahren galten die Caplande und Egypten, letzteres Land hauptsächlich seit der Eröffnung des Suezcanals im Jahre 1867, nur als Etappen nach Indien und Australien, jetzt aber bildet Afrika für England einen Zweck für sich. Afrika soll ein neues Indien werden. Die süd-afrikanischen Goldländer, das Nilthal, der Süden, das Innere Afrikas sind reiche und erstrebenswerthe Gebiete, aus welchen die englische Handelspolitik die größtmöglichen Vortheile ziehen könnte. Und hat sich England dieser Gebiete einmal bemächtigt, so unterfallen auch die übrigen afrikanischen Staaten, wie Marocco, Abessynien ꝛc., seinem Einfluß. Die Beherrschung Afrikas sichert aber auch für England die Beherrschung des Mittelmeeres und Indiens, ohne welche das mächtige britische Imperium zusammenstürzen würde.

Hier aber, wie in seiner ganzen Politik in Asien, be-

gegnet England dem erbitterten Wettkampfe Rußlands. Wie die englische Politik darauf gerichtet ist, zu verhindern, daß Rußland in den Besitz des Bosporus gelangt, so ist es eins der Hauptziele der russischen Politik, den Suezcanal nicht in ausschließliche Gewalt Englands gelangen zu lassen. Durch den Bosporus und den Suezcanal hätte Rußland das Mittelmeer und Asien erobert, und der englischen Herrschaft in Indien wären die Wurzeln ihrer Existenz abgegraben. Rußland hat darum zur allgemeinen Ueberraschung eine abessynische Politik eingeleitet, — eine Politik, die gegenwärtig in dem freundschaftlichen Einvernehmen zwischen diesem afrikanischen Christenlande und dem Zarenreiche ihre Früchte trägt. Aber erst die Allianz mit Frankreich hat Rußland in die Lage gesetzt, sich den Engländern in Afrika unbequem zu machen. Denn wenn Frankreich gegenwärtig die egyptische Frage wieder aufrollt, so geschieht es sicherlich nicht ohne Rußlands Wissen, indem Egypten den empfindlichsten Punkt bietet, wo England in seiner Weltmachtpolitik getroffen werden kann. Egypten ist thatsächlich eine englische Provinz, wenn auch noch nicht dem Namen nach, und Frankreich, welches bis zum Jahre 1882 einen ebenso großen Einfluß in Egypten ausübte, wie England, ist wegen seiner falschen Politik am Nil dieses Einflusses verlustig geworden. Es muß aber zugegeben werden, daß Englands Einfluß in Egypten während der vierzehn Jahre seiner Occupation erheblich zugenommen hat. Die Finanzen des Landes sind, Dank den Engländern, geordnet, die Rechtssicherheit wieder hergestellt und im Allgemeinen ein Zustand geschaffen, über den die Bevölkerung weniger zu klagen hat. Frankreich ist von den Engländern in der afrikanischen Politik mehrfach überrumpelt worden. Der Suezcanal, welcher von den Franzosen auf die Initiative Napoleon's III. gegen den Wunsch Englands gegraben worden ist, ging im November 1875 in Englands Besitz über, indem die englische Regierung damals dem stark verschuldeten Ismail Pascha für 80 Millionen Mark 176 602 in dessen Besitz befindliche Stücke Suezcanal-Actien abkaufte. Nachdem die Engländer Herren des Suezcanals geworden, occupirten sie auch im Jahre 1882 Egypten, wodurch sie sich erst den Besitz des Suezcanals sicherten. Die Franzosen können sich ihre Schwäche und Fehler der englischen Politik gegenüber bis jetzt nicht verzeihen und sind unablässig bemüht, eine mächtigere Position in Afrika zu gewinnen. Die Allianz mit Rußland kommt daher den Franzosen in ihrer Afrikapolitik sehr zu Statten, indem auch Rußland bestrebt ist, Englands Uebermacht im Suezcanal und somit auch in Egypten zu untergraben. Die Forderungen Frankreichs, welches der russischen Unterstützung in der egyptischen Frage sicher ist, werden darum auch immer lauter. Aber auch nach einer anderen Richtung hin bethätigt sich die russische Wettkampfpolitik in Afrika. Während Rußland am Suezcanal den Einfluß Englands abzuschwächen sucht, ist es bestrebt, selbst in Afrika Fuß zu fassen, um von dort aus Englands Uebermacht im Mittelmeer ein Gegengewicht zu bieten. Bis jetzt besitzt Rußland noch keinen Zoll Gebietes an der Mittelmeerküste, so daß seine Flotte jeder gesicherten Basis, jeglichen Zufluchtsortes entbehren würde. Rußland ist darum bemüht, sich einen Kriegshafen im Mittelmeer und zwar auf der afrikanischen Küste zu erwerben, um sich dadurch eine Operationsbasis für ein Mittelmeergeschwader zu schaffen. Frankreich hat sich durch die Occupation von Tunis und durch die Anlage des Kriegshafens von Biserta in den Stand gesetzt, nicht nur Italien auch von der afrikanischen Küste aus zu bedrohen, sondern auch der englischen Durchfahrt aus der westlichen Hälfte des Mittelmeeres nach der östlichen Schwierigkeiten zu machen. Indessen ist Frankreich nicht stark genug, um in der östlichen Hälfte des Mittelmeeres die Engländer im Schach zu halten. Denn wenn auch England die Einfahrt durch die Gibraltarstraße verwehrt werden sollte, kann es, da der Suezcanal unter seiner thatsächlichen Gewalt steht, durch diesen aus dem Indischen und Stillen Ocean Verstärkungen in das östliche Mittelmeerbecken ziehen. Es liegt dies also im Interesse Frankreichs, daß auch sein russischer Alliirter im Mittelmeer Fuß fasse, und so war denn auch vor einigen Jahren zur Zeit der russisch-französischen Verbrüderungsfeste davon die Rede, daß Frankreich den Russen den Hafen von Biserta in Tunis als Flottenstation für ihr Mittelmeergeschwader abtreten werde. Jenes Gerücht hat sich aber nicht bewahrheitet. Es mag sein, daß auf französischer Seite die gerechtfertigte Befürchtung entstanden ist, die Verbündeten könnten sich in der Zukunft in der Colonialpolitik selbst entzweien und ein russisches Geschwader im Bisertahafen für Frankreich selbst gefährlich werden. Mittlerweile hat aber Rußland seine afrikanische Mittelmeerpolitik fortgesetzt und mit Abessynien Unterhandlungen eingeleitet, wozu die Religionsverwandtschaft als Vorwand dienen mußte. Das Resultat dieser Politik giebt sich aber jetzt in der Thatsache kund, daß Rußland von Menelik einen Hafen und Landstrich an der Straße von Bab-el-Mandeb erwerben soll. Dieses Gebiet liegt ungefähr Aden gegenüber; es beherrscht die Einfahrt in das Rothe Meer und damit in den Suezcanal vom Indischen Ocean und bietet das Gegenstück zu der englischen Herrschaft über Gibraltar.

Allein nicht nur zur See greift Rußland in die englische Interessensphäre ein, sondern auch auf dem asiatischen Continent befehden sich beide Mächte auf's Aeußerste um den Besitz Indiens. Seit mehr als drei Jahrzehnten dringt das russische Reich immer weiter in Centralasien vor und nähert sich allmälig den Thoren Indiens, der englischen Weltherrschaft drohend und gefahrbringend. Im Anfang der sechziger Jahre eroberten die Russen Buchara und nahmen in rascher Reihenfolge bis zum Jahre 1866 Jurlek, Turkestan und Taschkent, zwei Jahre später auch die Hauptstadt Samarkand ein, während sie den Emir nöthigten, sich unter russische Oberhoheit zu stellen. In einem Kriege gegen das Khanat von Kokand im Jahre 1876 wurde, unter Scobelew's Führung, auch dieses unterworfen, worauf aus den vier Bezirken Ferghana, Saraffchan, Syr-Darja und Amu-Darja mit den Provinzialstädten Marghellan, Samarkand und Taschkent, wozu noch später die Provinz Semiretschensk mit der Hauptstadt Wjernoje trat, das Generalgouvernement Turkestan geschaffen worden ist. In derselben Zeit etwa wurde auch Chiwa den Russen unterworfen. Rußland schob somit seine Grenzen bis an den Amu-Darja vor, und nur die weiter südlich bis zur persischen und afghanischen Grenze wohnenden Turkmenenstämme bewahrten vorläufig noch ihre Unabhängigkeit. Aber im Jahre 1879 unternahm General Lazarew einen Zug gegen ihre Hauptstadt Geok Tepe, welche zwei Jahre später vom General Scobelew erobert worden ist. Bald darauf ging auch Merw in russischen Besitz über, und somit war das ganze Gebiet vom Kaspischen Meere bis über den Syr-Darja hinaus der russischen Krone unterthan. In den achtziger Jahren hat Rußland noch mehrere Gebiete Afghanistans an sich gerissen, indem General Komarow die Grenzorte Pul-i-Chatum, Sary-Jassy, Akrobat, Julfikar besetzte. Es drangen somit die Russen in Zeit von dreißig Jahren vom Kaspischen Meere bis zur chinesischen Grenze, gegen Süden 150 Werst von der afghanischen Stadt Herat vor.

Um diese zahlreichen Eroberungen in Centralasien zu sichern, sowie andererseits seine Besitzungen noch zu erweitern, hat Rußland im Jahre 1880 noch mit dem Bau der transkaspischen Eisenbahn begonnen. Diese im Jahre 1888 eröffnete Eisenbahn führt von Usun-Ada über Kusul-Arwot, Geok Tepe, Aschabad, Murek und Merw nach Tschardschui, überschreitet hier die größte hölzerne Strombrücke der Welt, über den Amu-Darja, um nach Buchara, Katta, Kurgan und Samarkand weiter zu führen. In den allerletzten Jahren ist die Fortsetzung der Bahn von Samarkand bis Taschkent auf einer Strecke von 300 Werst wieder aufgenommen worden.

Gegenwärtig hat die russische Regierung beschlossen, eine Bahn von Merw im Turkmenengebiet bis Kuschk in der Richtung nach Herat zu bauen. Der Kuschk-Posten liegt 312 Werst südlich von Merw am Kuschk-Flusse und 100 Werst von Tasch-Kepri, dem Orte der Schlacht vom 18. März 1885. Dieser befestigte Posten befindet sich 8 Werst vom afghanischen Posten Kara-Tepe und 140 Werst von Herat am Wege zu dem Urdewan- und Sseng-Kotel-Paß. Der neue Eisenbahnweg führt von Merw durch das Irrigationsterrain der Merw'schen Tekinzen, umgeht den Damm von Kanschut-Chan-Bent, nähert sich dem Wäldchen von Talschatan-Baba am Murgab und führt längs des linken Murgab-Ufers weiter. Sodann durchschneidet die Linie das Irrigationsterrain von Ilatansk westlich vom großen Kanal. Beim Damm von Kasyklybent geht die Linie wiederum längs des linken Murgab-Ufers, sodann zum linken Kuschk-Ufer, an der Stelle, wo der Fluß sich mit dem Murgab vereinigt, passirt die Wasserleitung von Tasch-Kepri und geht zum rechten Kuschk-Ufer über, 8 Werst oberhalb von Tasch-Kepri. Am rechten Ufer des Kuschk führt die Linie durch das Uktscha-Kaj-Wäldchen, Mor Kola Gons Chan und Tschemen-i-Bid, durch die russische Ansiedelung „Alexejewskoje" bis zum Kuschk-Posten, dem Endpunkte der Merw-Kuschk-Eisenbahn. Die Gesammtlänge der geplanten Bahn beträgt etwa 330 Werst; die Arbeiten sollen in zwei Jahren vollendet werden.

Durch diese neue Bahn rückt somit Rußland ganz an Afghanistan heran und befindet sich in unmittelbarer Nähe von Herat, wohin es mit großer Leichtigkeit Truppen transportiren kann. Die hohe politische Bedeutung der transkaspischen Eisenbahn wird somit immer sichtbarer; denn sie sichert nicht allein die einmal gemachten Eroberungen in Centralasien, sondern befähigt auch zum weiteren Vordringen nach dem Indischen Ocean. Wenn früher in England der Vormarsch der Russen gegen die Induslinie für unmöglich erklärt wurde, so ist die Lage jetzt durch die neugeschaffene Operationslinie eine gänzlich veränderte. Rußland steht jetzt unmittelbar an den Grenzen Afghanistans und führt um den Einfluß in diesem Lande mit England einen eifrigen Wettkampf. Auch ist, Dank der transkaspischen Eisenbahn, das Pamirplateau jetzt in den Vordergrund getreten, indem dieses Gebiet für die um die Vormachtstellung in Asien kämpfenden Mächte eine ungeheure Bedeutung erlangt hat. Die inselartige hochalpine Erhebung, welche die Kirgisen sehr bezeichnend Pamir, d. h. Dach der Welt, benannt haben, stellt den Knotenpunkt der drei Hochgebirgszüge Innerasiens dar. Hier laufen von Westen der Hindukusch, von Südosten der Himalaya, von Nordosten Thian-Schan zusammen. Das ganze Gebirge hat ein rauhes Klima und ist wenig bewohnbar. Nur die Hochthäler des Amu-Darja und seiner rechten Querflüsse sind zum Theil bewohnbar.

In der Richtung des Amu-Darja abwärts reihen sich die Alpenlandschaften Wachan, Garan, Schugnan und Kaschan aneinander. Die auf etwa 30 000 Köpfe geschätzte Bevölkerung bewohnt viele kleine Landschaften längs des Flusses. Diese Landschaften sind im Hinblick auf die allgemeine politische Lage für Rußland sehr begehrenswerth. Das rechte Ufer des Amu bis hinauf nach Darwaz steht schon seit Jahren unter russischer Hoheit; der Fluß wird mit flachgehenden Dampfbooten befahren. Bis an den Eingang des Pamir führt somit ein brauchbarer Verkehrsweg, der im Anschlusse an die transkaspische Eisenbahn — bei Tscharschni — eine ununterbrochene Verbindung bis in's Innere des europäischen Rußlands herstellt und gewiß berufen sein wird, eine für Handelszwecke und militärische Unternehmungen wichtige Rolle zu spielen. Durch die Verlängerung der transkaspischen Eisenbahn von Merw bis nach dem Kuschk-Posten erhält diese Linie eine noch weitere Bedeutung, indem nunmehr Rußland in der Lage ist, seine Truppen nach Afghanistan, sowie nach den anderen Grenzgebieten mit großer Leichtigkeit zu transportiren.

In der allerletzten Zeit hat sich der Wettkampf zwischen England und Rußland um Indien, sowie Asien überhaupt, nach dem Stillen Ocean verschoben. Rußland ist mit elementarer Gewalt in Asien vorwärts gedrungen und hat dort ein Gebiet nach dem anderen erworben. Im Jahre 1854 wurden die Russen Herrscher im Amurgebiet, und der gewaltige Amurfluß ging in ihren Besitz über, während die formelle Besitznahme dieses reichen Gebietes im Jahre 1860 durch einen Vertrag in Peking von der chinesischen Regierung sanctionirt worden ist. Kaum war ein Jahrzehnt nach jenem Vertragsabschluß verflossen, als Rußland bereits einen weiteren Schritt in China gethan hat, indem es im Jahre 1870 die Stadt Kuldscha, sowie Dsungarien eroberte. Auch der jetzt bedeutende Hafen Wladiwostok wurde zu jener Zeit gegründet, woran sich die Ansiedelung des Amurgebietes anschloß. Wladiwostok zählt heute etwa 17 000 Einwohner russischer, koreanischer, chinesischer und japanischer Nationalität mit einer Garnison von durchschnittlich 20 000 Mann; es hat einen vortrefflichen Ankergrund und steht durch eine tiefe, verhältnißmäßig breite Seeenge mit dem Japanischen Meere in Verbindung. Ausgezeichnet durch die günstigen Wasser- und Landverhältnisse besitzt dieser russische Kriegshafen von Wladiwostok neben seinen ausgedehnten, mit kolossalen Trockendocks verbundenen Werften ein vorzüglich ausgerüstetes Arsenal mit großen Magazinen und ausgedehnten Kohlenvorräthen, die aus den kaum 1500 Kilometer entfernt liegenden, am Flusse Sudeni aufgeschlossenen großen Kohlenlagerstätten rasch und bequem gespeist werden können. Das ist Rußlands ostasiatische Flottenstation, von der aus, als Operationsbasis, das in jüngster Zeit constant anwachsende insbesondere durch schnelle Kreuzer vergrößerte russische Geschwader zur geeigneten Zeit in die maritimen Machtverhältnisse der ostasiatischen Gewässer entscheidend einzugreifen berufen ist.

Der englisch-russische Wettkampf in Ostasien ist aber durch die sibirische Eisenbahn sowie den chinesisch-japanischen Krieg ein geradezu acuter geworden. Denn sowohl die sibirische Eisenbahn als auch die Verschiebung der Machtverhältnisse in Ostasien nach dem letzten Krieg bedeuten eine Machtzunahme Rußlands auf Kosten Englands. Ursprünglich aus militärischen und innerpolitischen Gründen unternommen, wird die Bahn in den Dienst des Weltverkehrs und der Cultur treten wie kein anderer Weg und stellt sich an Bedeutung dem Suezcanal zur Seite. Die transsibirische Eisenbahn hat eine Länge von 7600 Kilometern — vom Ural an — und von Moskau an gerechnet eine Länge von 1600 Kilometer mehr. An Länge überbietet sie alles, was bis jetzt auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Die Central-Pacific — von New-York bis San Francisco — wie auch die Canadian Pacific von Quebec nach Vancouver an der britisch-columbischen Küste, durchlaufen nur eine Strecke von je 6000 Kilometern. Der Bau der sibirischen Eisenbahn wird sich auf etwa 350 Millionen Rubel belaufen, nach dem jetzigen Gange der Arbeiten zu rechnen.

Die Vortheile aber, welche Rußland im Handelsverkehr aus diesem Wege erzielen wird, sind nicht zu unterschätzen. In erster Reihe wird ein großer Theil der chinesischen Thee- und Seideausfuhr, welche zwei Drittel des gesammten Exports Chinas ausmachen, den Weg über diese Eisenbahn nehmen. Jetzt dauert die Fahrt mit Schnelldampfern von London nach Shanghai etwa 45 Tage (bei Benutzung der Landstrecke bis Brindisi etwa fünf Tage weniger) und die Passagierpreise dürften sich für beide Classen auf etwa 1000 bis 1500 Mark belaufen. Ueber Sibirien wird es aber möglich sein, den Weg von London nach Wladiwostock und dem Gelben Meere schon in dreizehn Tagen zurückzulegen und zwar auf russischem Gebiet für 50, 75 und 100 Rubel in den drei Classen. Die Beförderung der gesammten Post, ebenso wie der Personenverkehr, welcher sich dort immer mehr steigert, wird der sibirischen Bahn zufallen und unter die unmittelbare Aufsicht

Rußlands treten. Dies sind sehr bedeutende Vortheile, welche Rußland wiederum auf Kosten Englands für sich gewinnt. Der Weltverkehr erhält aber dadurch eine gänzlich veränderte Form.

Die russische Diplomatie hat in Ostasien im Augenblick wiederum einen glänzenden Erfolg zu verzeichnen, welcher einen weiteren überaus mächtigen Schritt Rußlands auf dem Wege zur Beherrschung Asiens bedeutet. Der ursprünglich bestrittene russisch-chinesische Vertrag hat sich nämlich zur einen Hälfte als wahr bestätigt und Rußland baut eine Bahnlinie durch die Mandschurei, und zwar durch deren Nordwestprovinz Holunkjang und deren Ostprovinz Kirin, welche Linie nordwestwärts, etwa über Nertschinsk mit der sibirischen Eisenbahn und ostwärts mit Wladiwostok verbunden werden soll. Rußland hat somit eine führende Rolle in China erreicht und seine Vorposten nach der Mandschurei verschoben, welche über kurz oder lang in russischen Besitz übergehen dürfte.

Diese neueste Errungenschaft in Ostasien ist dem Zarenreich eigentlich ohne irgend welche Opfer in den Schooß gefallen. Es verstand vielmehr die Verschiebung der Machtverhältnisse in Ostasien, welche nach dem Krieg zwischen China und Japan eingetreten ist, mit großem Geschick auszunutzen. Der chinesisch-japanische Krieg bildet überhaupt einen Wendepunkt in der Entwickelung und dem historischen Geschick Ostasiens, indem nach dem Kriege die Einsicht von der hohen Bedeutung der Machteroberung dort den betheiligten Mächten Rußland, England, China und Japan viel mehr zum Bewußtsein gekommen ist, als vor und während des Krieges. Namentlich erwachte auf russischer Seite das ungeheure Interesse für Ostasien und hatte eine völlige Veränderung der Beziehungen des Zarenreiches zum Reiche der Mitte zur Folge.

Der Vertrag mit China bedeutet aber für Rußland eine Machtzunahme in Asien, welche die zahlreichen Erfolge Rußlands in diesem Welttheil bei Weitem übertreffen dürfte. Und nachdem nun der eine Theil desselben bezüglich der Eisenbahnlinien in der Mandschurei officiell bestätigt worden ist, darf man an seiner Richtigkeit nicht mehr zweifeln, sondern muß sich auf die späteren Veröffentlichungen des übrigen Theils gefaßt machen. Rußland gewinnt dadurch einen eisfreien Hafen am Stillen Ocean und ist nicht mehr, um in den offenen Stillen Ocean zu gelangen, auf die engen Durchfahrten zwischen Japan und dem Festlande im Norden und Süden angewiesen, von denen England die südliche schon ein Mal durch Occupation der Insel Quelpart und Port Hamilton gesperrt hat. Die jetzt in Angriff genommenen Eisenbahnen in der Mandschurei dürfen bis zum Jahre 1903 fertig gestellt werden. Rußland kann demnach noch einige Jahre mit der Veröffentlichung der weiteren Concessionen Chinas abwarten. Der Augenblick ist aber auch nicht fern, wo Rußland einen weiteren Schritt in China machen und einen eisfreien Hafen im Stillen Ocean erlangen wird. Rußland wird sich alsdann zu einer maritimen Macht in Ostasien entwickeln und in Asien dasjenige erreichen, was ihm wegen seiner geographischen Lage in Europa versagt ist.

---

## Zur Bekämpfung der Decadence.

Von Professor R. von Lendenfeld.

Um einen möglichst großen Theil der gesammten, auf der Erde vorhandenen assimilirbaren Stoffe in sich aufzunehmen, hat sich das einfache und unsterbliche Urwesen, von welchem alles Leben auf der Erde stammt, getheilt. Die Theile desselben sind die Generationsreihen der einzelligen Protozoen und Prtophyten, sowie die Keimzellenserien aller höheren, vielzelligen Thiere und Pflanzen. Nachdem die immerwährend sich weiter verzweigenden Aeste dieses Urwesen-Stammes getrennt und unabhängig von einander geworden waren, mußten sie miteinander in einen Concurrenzkampf gerathen, weil Alle bestrebt waren, alles Assimilirbare auf der Erde in sich aufzunehmen. Um diesen Kampf besser durchführen zu können, statteten sich die unvergänglichen und unsterblichen Keimzellenserien mit vergänglichen und sterblichen Werkzeugen aus, mit Offensiv- und Defensiv-Waffen, welche von der stetig wirkenden natürlichen Zuchtwahl immerfort verbessert und den Zwecken, denen sie zu dienen hatten, angepaßt wurden. Diese Werkzeuge und Waffen sind die Individuen der höheren Thiere und Pflanzen, in denen die Keimzellenserien fortleben. Sie haben keinen anderen Zweck als die Keimzellen zu pflegen, sie zu ernähren und zu behüten. Der natürlichen Zuchtwahl wäre es, in der langen, ihr zur Verfügung stehenden Zeit, leicht gewesen so durch Auslese auf die, ursprünglich wohl nach allen Richtungen hin veränderlichen Keimzellenserien einzuwirken, daß die aus ihnen nach einander in Form von aufeinanderfolgenden Generationen hervorgehenden Individuen in allen Theilen immerfort verbessert, gekräftigt und vergrößert worden wären. Hätte diese natürliche Zuchtwahl — ich will sie positive Zuchtwahl nennen — allein gewirkt, so müßten alle Thiere und Pflanzen von ungeheuerer Größe und mit den besten und kräftigsten Organen ausgestattet sein. Daß sie größtentheils nicht diese Eigenschaften erhielten, daß sehr viele klein und bloß mit einfachen und schlecht functionirenden Organen ausgestattet wurden, und daß diese trotzdem neben den großen, hochorganisirten leben können, ist darauf zurückzuführen, daß hohe Ausbildung und bedeutende Größe des Körpers der Individuen gar nicht im Interesse der Keimzellenserien, dem alle Individuen dienstbar sind, liegt. Im Gegentheile! Um sich selbst möglichst weit auszubreiten, muß jede unsterbliche Keimzellenserie die Tendenz haben, alles assimilirbare Material in sich aufzunehmen. Was sie davon den sterblichen Zellen des vergänglichen Körpers der Individuen, in denen sie lebt, abgiebt, ist für sie verloren. Sie hat deßhalb das Bestreben die aus ihr hervorgehenden Individuen möglichst wenig weit auszubilden, dieselben im Ganzen, sowie in allen ihren Theilen stets zu vereinfachen und zu verkleinern. Dieses Bestreben ist als eine „Auslese des Billigsten" aufzufassen, weßhalb der Vorgang, welcher derselben zu Grunde liegt, als ökonomische Zuchtwahl zu bezeichnen ist. Weil diese Zuchtwahl der gewöhnlichen, stets verbessernden, vergrößernden, positiven Zuchtwahl entgegenwirkend Alles zu vereinfachen und zu verkleinern strebt, kann sie auch passend die negative Zuchtwahl genannt werden.

Sehr deutlich kommt die Wirkung der ökonomischen, negativen Zuchtwahl dann zum Ausdrucke, wenn durch die Aenderung der äußeren Umstände irgend ein Organ nutzlos geworden ist, denn dann wirkt dieser negativen die positive Zuchtwahl nicht mehr entgegen: sie hat freien Spielraum und bewirkt eine Rückbildung des betreffenden, nutzlos gewordenen Organes. Als Beispiel hierfür mögen die Thiere angeführt werden, welche in finstere Höhlen einwandern und sich dort dauernd niederlassen. Die Augen dieser Thiere sind wegen der Finsterniß in den Höhlen nutzlos geworden und sie werden in aufeinanderfolgenden Generationen immer weniger weit entwickelt und immer mehr rückgebildet.

Im Allgemeinen können wir sagen, daß die positive und negative Zuchtwahl nach verschiedenen (entgegengesetzten) Richtungen wirkende Kräfte sind, deren Resultirende zu dem thatsächlich beobachteten Ausbildungsgrade eines jeden Thieres und aller seiner Theile geführt hat. Je kräftiger die positive Zuchtwahl wirkt, je intensiver der Concurrenzkampf ist, um so größer und besser ausgebildet werden die davon in Mitleidenschaft gezogenen Organe, und umgekehrt: je geringer der Kampf, um so niedriger wird ihr Ausbildungsgrad.

Bei allen wilden Thieren, sowie bei den Mitgliedern uncivilisirter Völkerschaften ist der Concurrenzkampf im Allgemeinen so intensiv, das alle schwächlichen oder mit körper-

lichen oder geistigen Gebrechen irgend welcher Art behafteten Individuen frühzeitig zu Grunde gehen und fast nie dazu kommen sich fortzupflanzen: alle Keimzellenserienzweige, welche dahin sich verändert haben, daß sie weniger taugliche Individuen produciren, werden abgeschnitten und vernichtet. Eben so wie der Concurrenzkampf bei den wilden Thieren und Menschen alle schädlichen Veränderungen von Keimzellenserienzweigen beseitigt, thut dies mit Vorbedacht der Züchter bei den Hausthierrassen, wodurch dieselben gesund und kräftig erhalten werden. Wird jedoch, wie in dem oben erwähnten Falle der Augen der Höhlenthiere, die Wirkung der natürlichen Zuchtwahl, die Vernichtung der schlechten Keimzellenserienzweige sistirt — oder ist ein Thierzüchter ungeschickt, so gewinnt die negative Zuchtwahl freien Spielraum und veranlaßt Verschlechterung und Schwächung.

In einem solchen ungünstigen, der verschlechternden Wirkung der ökonomischen Zuchtwahl preisgegebenen Zustande, befindet sich der wohlhabendere Theil der civilisirten Menschheit. Viel besser daran sind in dieser Hinsicht die mittellosen Stände. Denn während bei den Ersteren alle Kinder, ob sie nun von tüchtigen oder untüchtigen Eltern stammen, ob sie selber kräftig oder mit Gebrechen behaftet sind, mit allen Mitteln der Kunst aufgepäppelt werden und ihnen so die Möglichkeit zur Fortpflanzung ihrer, auf schlechten Eigenschaften des Keimzellenzweiges, dem sie angeboren, beruhenden Untüchtigkeit geboten wird, findet unter den Kindern der Letzteren eine scharfe Auslese statt. Die Kinder armer aber tüchtiger Eltern haben eine viel größere Chance aufzukommen, als die Kinder armer untüchtiger Eltern, weil die Ersteren sich mehr um ihre Kinder bekümmern, als die Letzteren; und alle Kinder armer Leute werden naturgemäß mit viel weniger Sorgfalt aufgezogen als die Kinder reicher Leute, so daß die Schwächlinge unter ihnen eine viel geringere Chance haben, das mannbare Alter zu erreichen.

Die üblen Folgen dieser Umstände liegen leider nur all zu klar vor unseren Augen: die civilisirten Völker sind im Ganzen weniger gesund als die wilden Thiere, wie uncivilisirte Menschen und wie gut gezüchtete Hausthierrassen; und in den civilisirten Gemeinwesen selbst sind die Angehörigen der wohlhabenderen Classen weniger gesund als die Angehörigen der ärmeren Classen.

Die durch scharfe positive Zuchtwahl von einem wilden Volke erworbene Kraft hält zwar eine Zeit lang, nachdem sich dasselbe civilisirt und die Zuchtwahl auf die Individuen desselben zu wirken theilweise aufgehört hat, noch vor, geht aber endlich in der fortschreitenden Decadence unter, und das so geschwächte Volk wird von jugend-kräftigen Barbaren erdrückt. — Wo waren die Nachkommen der Argyraspiden, als die Gothen ihr Heimathland Macedonien überschwemmten; wo die Enkel der altrömischen Triarier als die germanischen Stämme sich Italiens bemächtigten? Sie waren da, aber sie waren derart mit Schwächlingen, denen die hohe Civilisation die Möglichkeit zu leben und sich fortzupflanzen gegeben hatte, vermischt, daß sie den größten Theil des Muthes und der Widerstandskraft ihrer heldischen Vorfahren eingebüßt hatten. Und wie es jenen ergangen, so wird es, wenn wir dem Fortschreiten der Decadence nicht durch künstliche Mittel einen Riegel vorschieben, den Nachkommen der Stürmer des Rothen Berges und von St. Privat ergehen: auch sie werden mit den, in Folge der Aufpäppelung, aufwachsenden Schwächlingen sich vermischen und jene Kraft verlieren, mit welcher ihre Ahnen die Kaiserkrone geschmiedet haben.

Daß die Alten, welche gar kein Verständniß für die lebendige Natur und für die Stellung des Menschen in derselben hatten, diesen Verfall nicht vermeiden konnten, ist begreiflich; und daß der darauf abzielende Versuch der, wie bekannt, in Sparta gemacht wurde, gescheitert, ist leicht genug erklärlich, wenn wir bedenken, daß dort nur äußere Gründe und nicht eine wahre, innere Erkenntniß die Einführung jenes Brauches veranlaßt hatten und dieser selbst von einer ganz unnöthigen und unerträglichen Grausamkeit war. Wir aber, die wir ein richtiges Verständniß für die biologischen Gesetze gewonnen und die Ursachen des Emporblühens und des Verfalles der Völker erkannt haben, wir dürfen nicht, wie die Alten, die Hände thatenlos in den Schooß legen, wenn die Decadence uns bedroht; denn wir kennen das Mittel, das sie zu verhindern geeignet ist und es muß die Pflicht eines jeden Gutgesinnten sein, kräftig für die Anwendung desselben einzutreten. Wir brauchen ja nur die von den Naturforschern und Thierzüchtern in Bezug auf Vererbung und Auslese festgestellten Thatsachen, an deren Richtigkeit kein Mensch zweifelt, auf uns selbst anzuwenden, und die Decadence ist zu Ende!

Es ist ja keineswegs nöthig, die schwächlichen oder sonst untüchtigen Kinder auszusetzen oder zu tödten um unsern Zweck zu erreichen, denn wir haben es ja nicht mit den Individuen zu thun — welche für die Zukunft unseres Volkes gar nicht in Betracht kommen — sondern mit den Keimzellenserien. Es handelt sich also bloß darum, diejenigen Keimzellenserienzweige, welche untüchtige Individuen hevorgebracht haben und von denen man deßhalb weiß, daß sie, wenn sie fortexistiren dürften, in Zukunft wieder untüchtige Individuen hervorbringen würden, zu vernichten. Hierdurch würde die Vermischung der noch kräftigen Keimzellenserien (bei der Fortpflanzung) mit schwächlichen, sie verderbenden, unmöglich gemacht. Indem wir in der mildest möglichen Form die Thätigkeit der natürlichen Zuchtwahl und des Thierzüchters nachahmen, können wir unser Volk vor Decadence bewahren und unseren Nachkommen die Segnungen der Kraft und der Gesundheit sichern.

Jeder wird zugeben, daß Schwäche, Krankheit, Laster und Verbrechen ungemein abnehmen und im Laufe der Zeit vielleicht ganz verschwinden würden, wenn man mehrere Generationen hindurch die Kinder aller Schwachen, Kranken, Lasterhaften und Verbrecher, fortpflanzungsunfähig machte. Und wenn man diese Operation auch auf die männlichen Kinder der alleruntauglichsten Eltern beschränkte, so würde der Erfolg doch jedenfalls ein sehr bedeutender sein.

Berückend geradezu ist das Bild, welches die Phantasie als die sichere und unausbleibliche Folge der strengen Durchführung eines solchen Systems der Erstickung von Untauglichkeits-Keimen in der Knospe, vor unserem Geiste enthüllt. Das körperliche Elend fast geschwunden, die Kraft des Einzelnen und der staatsbildenden Gesammtheit erhöht, Laster und Verbrechen auf ein kleines Minimum reducirt, und hierdurch die Möglichkeit zur Erfüllung jenes schönen Traumes, einer auf die Güte der Menschen sich stützenden Gesetzgebung geboten, welcher allzeit von den Ideal-Politikern geträumt wurde, aber noch nie in die Wirklichkeit übersetzt werden konnte.

Das oben angedeutete Mittel zur Erreichung aller dieser so begehrenswerthen Dinge ist nicht nur ein sicheres; es ist auch das einzige, das zum Ziele führen kann. Trotzdem und obwohl es leicht genug anzuwenden wäre, wird man es nicht anwenden wollen und zwar hauptsächlich deßhalb nicht, weil man immer nur an das Individuum, sowie an die von den Individuen gebildeten socialen Einheiten denkt, und darob der Keimzellenserien vergißt, die in Wahrheit das einzig Wichtige sind. Diese gleich falsche und verderbliche Anschauungsweise, welche in dem bekannten „après nous le déluge“ so treffenden Ausdruck gefunden hat, ist nur durch die Verbreitung biologischer Kenntnisse und durch die Gewöhnung der Menschen an die rein causale, mit Dingen und nicht mit Worten operirende naturwissenschaftliche Denkweise zu besiegen. Hoffen wir, daß es uns gelingen werde, diesen Sieg zu gewinnen, um dann mit Hülfe der Errungenschaften der Naturwissenschaft den drohenden Verfall unseres Volkes mit demselben Erfolge zu bekämpfen, mit welchem wir gegen so viele andere Uebel, denen die Alten wehrlos gegenüberstanden, zu Felde gezogen sind.

## Literatur und Kunst.

### Die Tagebücher der Brüder Goncourt.

Von A. Brunnemann (Paris).

Als sie vergangenes Jahr den greisen Edmond de Goncourt zu Grabe trugen, that ihn die pietätlose Kritik seiner Zeitgenossen mit folgenden Worten ab: er hat seinen Bruder um fünfundzwanzig, sich selbst aber um nahezu zwanzig Jahre überlebt.

Mit diesem Urtheil fügt ihm das jüngste Frankreich schweres Unrecht zu, denn die französische Decadenz-Literatur basirt größten Theils auf dem „Modernismus" der hochbegabten Brüder, welche sich durch die denkbar innigste Verschmelzung ihrer Ideen zu einer literarischen Einzelerscheinung entwickelt hatten. Weit begreiflicher und berechtigter ist die Entrüstung, die die Veröffentlichung des Goncourt'schen „Tagebuches"*) in den Schriftsteller- und Künstlerkreisen von Paris hervorrief. Es ist ein Beispiel bisher unübertroffener literarischer Rücksichtslosigkeit, die ungenirteste Sittenchronik einer Zeit, die, weil sie den Naturalismus geboren hatte, Alles zu sagen wagte.

Seine Entstehung: Zwei aristokratische Junggesellen, als leidenschaftliche Sammler bekannt, als naturalistische, etwas manirirte Schriftsteller geschätzt und zum Theil überschätzt, haben in allen tonangebenden Salons von Paris Zutritt, wo sich die führenden Geister der Zeit versammeln. Renan, Taine, Sainte-Beuve, Saint-Victor, Daudet, Zola u. A. benehmen sich dort nach beendetem Diner bei Kaffee und Liqueur ganz wie andere Sterbliche, d. h. sie lassen sich ziemlich gehen, und neben den wirklich geistvollen Aussprüchen, Kritiken und Urtheilen entschlüpfen ihnen Bemerkungen, die den „esprit gaulois" in unverfälschter Echtheit zeigen. Die Gebrüder Goncourt hatten nichts Eiligeres zu thun, als jeden Abend dergleichen Unterhaltungen wortgetreu zu notiren. Dazwischen zeichneten sie bedeutende und unbedeutende Vorfälle ihres öffentlichen und Privatlebens auf, etwa eine Begegnung mit einer namhaften Persönlichkeit, einen tief empfundenen Eindruck, entwarfen mit eigenartig kecker Palette gemalte Bilder von Paris, vorwiegend von seiner moralischen Zerrüttung, und streuten hie und da einen überraschenden Geistesblitz oder ein kühnes Paradoxon ein. Von 1851 bis zu seinem 1870 erfolgten Tode führte Jules, der jüngere Bruder, die Feder. Edmond, durch dessen furchtbares Siechthum (Jules starb an einer Nervenzerrüttung, die Geist und Körper gleich hinfällig machte) eine Zeit lang völlig gebrochen, wollte Anfangs die Idee des Tagebuchs ganz aufgeben, weil er seine literarische Carrière mit dem Tode des unzertrennlichen Mitarbeiters für beendet hielt. Bald aber ward er von dem schmerzlichen Wunsche getrieben, sich selbst das lange Martyrium des Theueren zu erzählen, und wenige Monate später hatte er über die Schreckn isse der Commune zu berichten. So beschenkte er die Mit- und Nachwelt durch weitere sechs Bände. In dem Vorsatze, diese Aufzeichnungen erst 20 Jahre nach seinem Ableben der Oeffentlichkeit übergeben zu lassen, will Edmond auf das Drängen seines Freundes Alphonse Daudet, „der entzückt davon war", wankend geworden sein. Die Bände folgten einander mit großer Regelmäßigkeit, stets heftige Angriffe und harte Verdammungsurtheile über eine solch maßlose Indiscretion heraufbeschwörend. Vor Allem eröffnete Ernest Renan nach dem Erscheinen der drei ersten (und bedeutendsten) Bände eine scharfe Polemik gegen das Tagebuch. Er sprach den Brüdern jegliches Verständniß für die Persönlichkeiten, die Manifestationen des Geisteslebens ihrer Zeit ab, erklärte Edmond alles moralischen Gefühls baar, ja, er ging so weit, viele der überlieferten Gespräche direct als Verdrehungen und Fälschungen zu bezeichnen. Solche Angriffe ließen den Selbstbewußten gänzlich kalt. Er fühlte sich durchaus zum „Chroniqueur" der Schwächen seiner Zeit berufen — ja er that sich viel darauf zu Gute. Nach wiederholten Betheuerungen, nur die Wahrheit, „die nackte Wahrheit, die Niemand sagen will oder zu sagen wagt", zu verkünden, notirte er fleißig weiter.

Im Allgemeinen kann wohl alles in dem „Tagebuch„ Niedergelegte für wahr gelten, wenn auch die peinlichste Untersuchung manche Ungenauigkeiten ergeben mag. Jedoch zeigt es nur eine Seite der Medaille und zwar ihre Kehrseite. Für den Unparteiischen eine entmuthigende Lectüre, enthält es für Literarhistoriker hochwichtige Documente zum Studium der Psychologie der Decadenz. Die Gebrüder Goncourt sind in all' ihren Werken — gleichviel welcher Art, ferner ihrer ganzen Persönlichkeit nach Verfallzeitler. Im hervorragendem Maaße leiden sie an der „maladie du siècle", an zunehmender Willensschwäche, verbunden mit überreiztem Empfinden (sensation maladive), wie auch fast alle Helden ihrer Romane Menschen sind, die das Leben ertragen, ohne es zu beherrschen, willenlose Geschöpfe, nur von irgend einer Fatalität getrieben. Den Brüdern fehlt es an Energie, die Last des Lebens freudig auf ihre Schultern zu nehmen; es ist, als ob sie diese nur mühsam von Tag zu Tag weiter schleppten, mit müder Todessehnsucht und doch bangem Grauen vor dem Leiden. Als schon greisenhafte Jünglinge sehen sie statt verheißender Früchte am goldenen Lebensbaum nur einen beginnenden furchtbaren Krankheitsproceß, bei dem sein Mark verfaulen muß. Noch unter einem starken, verhältnißmäßig gesunden Schriftstellerthum, den Realisten, aufgewachsen, eilen sie ihrer Zeit voraus, gleichsam in Vorahnung der großen Katastrophe von Siebzig, der Erschütterung des Nationalbewußtseins, der skeptischen Philosophie, des Pessimismus und Nihilismus. Sie fühlen sich zu keiner hohen Aufgabe berufen, besitzen keine starke Ueberzeugung, für die sie ihre volle Kraft einsetzen möchten; für das Große, Packende und Gewaltige in Natur und Kunst haben sie kein Verständniß mehr, ja nicht einmal Interesse. Benjamin Constant's psychologische Analyse „Adolphe" steht ihnen höher als die Ilias, Raffael nennen sie den Schöpfer eines Gottesmutterideals für Spießbürger, und irgend ein Nippes aus den leichtfertigen Boudoiren des 18. Jahrhunderts erscheint ihnen beachtenswerther als die Venus von Milo. Dabei ist ihnen ein besonders feiner Sinn für die künstlerischen Erzeugnisse der Niedergangszeiten eigen. Sie selbst gehören zu jenen in solchen Zeiten auftauchenden Künstlernaturen, auf die treffend paßt, was sie zur Charakteristik Fragonard's anführen: „Naturen, die Alles wagen und in überraschend anmuthigen Linien und Colorit eine sanfte Corruption mit einer köstlichen Verwegenheit vereinigen." Ihre „hyperacuite de sentiment" macht sie in hohem Grade empfänglich für das Aparte, subtil Ausgeklügelte, für die zartesten Nuancen, für das Originelle, Fascinirende, das von ihnen unausgesetzt als schön gepriesen wird. Sie begeisterten sich für die grotesken und bizarren Verdrehungen des Japanismus, erhoben das „bibelot" zu ihrem Cultusgegenstand, wurden seine eifrigsten Sammler und bildeten sich bald zu ausgezeichneten Kennern der Kunst des 18. Jahrhunderts aus. Sie machten sich zu Historiographen der leichtfertigen Rococowelt; statt gesunder, kräftiger Kost reizte sie nur noch das Hautgoût beginnender Zersetzung.

Unter solchen Vorbedingungen gingen sie an die Abfassung des Tagebuches. „Wir verbergen uns nicht, daß wir leidenschaftliche, nervöse, krankhaft impressionable Naturen, und als solche daher bisweilen ungerecht gewesen sind," schreibt Edmond als Vorwort zu Band I. „Unser Bemühen ging dahin, unsere Zeitgenossen vor der Nachwelt wieder in belebter Aehnlichkeit erstehen zu lassen. Wir wollten sie durch das lebensvolle Stenographiren ihrer Unterhaltung, durch

*) Journal des Goncourt, 1851—1895. 9 Bände. Paris, Charpentier.

das psychologische Ueberraschen ihrer Gesten, durch tausend Kleinigkeiten zeichnen, in denen sich eine Persönlichkeit offenbart, durch jenes unbestimmbare Etwas endlich, das dem Leben Intensität verleiht. Wir suchten ein wenig von jenem Fieber wiederzugeben, was das Eigenthümliche des berauschenden Pariser Lebens ausmacht."

Das Tagebuch bringt uns ein Bild Manet's nahe: virtuos gemalt, schmutzige stagnirende Wasser, verschimmelte Mauerecken mit angefaulten Holzbalconen, darauf zweifelhaft gefärbte Wäsche zum Trocknen aufgehangen. Von gelber Sonne grell beschienen und darunter: Venedig. Keine Erinnerung an vergangene Größe, das wäre Byron'sche „blague romantique" gewesen.

So das Zeitbild der Goncourt. Die alte „blague" der Romantik ist zu Ende mit ihren hohlen Lügen und zuckersüßen Phrasen. Die Geschichte ist nur „das große Brevier der Entmuthigung, denn in ihr begegnet man entweder Schurken oder ehrlichen Dummköpfen". Die häßlichsten Motive müssen hervorgesucht und treulich photographirt werden. Freund und Feind werden in ihren Schwächen belauscht und diese unerbittlich in die Welt hinausposaunt. Wirklich bedeutende Männer wie Renan, Taine, Sainte Beuve, Flaubert, sagen die banalsten Dinge. Seinen besten Freunden Théophile Gautier, Daudet, Gavarni (der berühmte Caricaturenzeichner) begegnet er vorwiegend zu Zeiten, wo ihr Gehirn leer, ihre Schaffenskraft erlahmt ist. Vor uns lebt das zweite Kaiserreich auf und eine Periode des „chef d'oeuvres de l'irrespect." Wir athmen förmlich die berauschende, und doch vergiftete Luft des nervösen, fieberhaft jagenden, lasterhaften Paris mit seinen schreienden Contrasten. Wir sehen es bald cynisch, sentimental, überreizt und verfeinert und doch wieder roh und gemein in seiner unersättlichen Gier nach Geld und Genuß. Je funkelnder der Glanz der Diamanten, desto furchtbarer die Tiefen moralischer Gesunkenheit; desto düsterer die Nachtseiten des Lebens. Die Goncourt decken Alles schonungslos auf, gleichviel ob ihre Zeitgenossen zu schauen begehren oder nicht. Aber auch gegen sich sind sie unerbittlich. Alle ihre Schwächen legen sie bloß bis auf eine einzige, ihre schrankenlose Eitelkeit, die nur zu deutlich für sich selbst spricht. Mit Vorliebe schildern sie uns die kleinsten Ereignisse ihres Lebens, die peinvollen „supplices et tortures" des literarischen Schaffens, Momente, in denen es ihnen scheint, als haben sie nur ein leeres weißes Blatt im Gehirn, und wo ihr Ehrgeiz zu schaffen mit Stimmungen grenzenloser Verzweiflung und Scham über sich selbst wechselt, weil sie sich so ohnmächtig fühlen: „Man dreht und wendet das Gehirn um und immer klingt es hohl. Man befühlt es und streift mit der Hand über etwas Erstorbenes; — die Einbildungskraft."

Ist nach solchen Qualen das Werk endlich geboren, so sind sie ganz von seinem hohen Werthe überzeugt, und ihre Eitelkeit erspart uns kein Compliment, keinen lobenden Artikel, womit ihnen gehuldigt wurde. Wir hören ferner von ihrem Lampenfieber bei einer Première ihrer Theaterstücke, ihrem gekränkten Selbstgefühl, denn bei einem Mißerfolge verkannte sie nur der Unverstand ihrer Zeitgenossen. Endlich zeigen sie sich uns in ihrer Sucht nach auserlesenem Genuß, ihrer raschen Uebersättigung, ihrer Lebensmüdigkeit und ihren physischen Krankheitsanfällen. So reißen sie Alles unerbittlich nieder, was ehrlichen Geistern bisher noch Achtung abnöthigte.

Wohl mögen die Taine, Renan, Daudet u. A. die banalen oder cynischen Aeußerungen, die uns die Brüder übermitteln, gethan haben, wohl mögen diese Einzelheiten für den modernen Analysten eine treffliche Fundgrube zur intimen Charakteristik dieser Männer bieten, dennoch macht Alles den Eindruck, als ob bisweilen eine absichtliche Boshaftigkeit, eine Regung niederen Neides die Feder der Goncourt führe. Gerade diejenigen Männer, die als Verkünder der meisten Ideen und genialsten, universellen Anschauungen anerkannt sind, scheinen von ihnen am wenigsten verstanden zu sein.

Nie fühlen wir, wie so oft bei Flaubert, bei Taine, bei Renan einen Hauch von Größe; niemals stehen die Goncourt selbst unter dem Eindruck einer mächtigen Persönlichkeit, einer hervorragenden künstlerischen Erscheinung. Wollen sie die Größe ihrer Zeitgenossen absichtlich nicht sehen, oder ist sie für immer aus dem skeptischen Jahrhundert verschwunden? Der krankhafte Blick, den sie auch auf anerkannt Bedeutendes richten, läßt auf Ersteres schließen. Dennoch haben wir auch eine Verfallzeit vor uns. Das wahrheitsgetreue Bild, das sie nach peinlichsten Beobachtungen vom zweiten Kaiserreich entwerfen, das schonungslose Licht, mit dem sie plötzlich grell in die Tiefen seiner Korruption hineinleuchten, zeigt uns eine Periode wildester, raffinirtester Genußsucht. Doch ist diese nicht wie zu Zeiten gewaltigen Aufschwungs mit gesundem, rastlosem Bethätigen aller Kräfte, sondern mit der traurigsten Erschlaffung des Willens verbunden. Je mehr aber die Willenskraft erlahmt, desto lebhafter regt sich das Interesse, wächst die Nachsicht für die Irrthümer und Schwächen der Menschheit, sie wird in ihren traurigsten Verirrungen bloßgestellt — doch entschuldigt. Die Goncourt gehören zu den ersten Vertretern der Mitleidstheorie, die eine so große Umformung der Grundstimmung des französischen Romans und Theaters hervorgerufen hat.

Das Ergreifendste, was wir an den Tagebüchern besitzen, ist Jules' Leidensgeschichte und die rührende Pflege, die Edmond ihm angedeihen ließ. Seine innige Bruderliebe könnte uns fast ganz mit dieser eigenthümlich verderbten, selbstbewußten Natur versöhnen. Er weiß, daß er nach dem Hinscheiden seines genialeren, feinfühligeren Arbeitsgenossen nur noch eine Halbheit sein wird. Darum auch sind die ersten drei Bände doch noch bisweilen von jugendlicher Kraft und Vollsaftigkeit durchdrungen. Die blitzartig aufleuchtenden Bonmots, wenn auch oft Paradoxen, denen mit Vorliebe eine „note macabre" beigegeben wird, sind ein fascinirendes Brillantfeuerwerk. Die weiteren Bände verflachen sich wie die späteren Romane Edmond's! Immer mehr Häßlichkeiten aus des Lebens Tiefen, auch die Misèren seines eigenen Daseins werden an's Licht gezerrt, bis sich uns zu guter Letzt ein überängstlicher Greis zeigt, der nur hie und da zwischen den Krisen seines Leberleidens frei aufzuathmen wagt und keinen Muth mehr hat, dem Leben unerschrocken in's Auge zu blicken. Band vier dürfte von historischem Werthe bleiben, weil darin alle Schrecken und Gemeinheiten der Commune geschildert werden — nicht mit dem Talent eines gewaltigen Tragikers, der zu erschüttern versteht, vielmehr mit der impressionisch treuen Wiedergabe eines hochgradig nervösen Menschen, der entsetzlich unter diesen Ungeheuerlichkeiten leidet. Als passiver Zuschauer steht er wie hypnotisirt vor den Bildern des Jammers und kann sich nicht von ihnen abwenden. Zu seiner Ehre sei gesagt, daß er sich nie, wie so viele Andere, zu ungerechten Ausfällen gegen die Deutschen fortreißen läßt.

Wohl würden wir, ermüdet von der Continuität des Details, die letzten Bände aus der Hand legen, wenn nicht etwas seltsam Fesselndes stetig unser Interesse gebannt hielte: der Stil der Goncourt. Als etwas sprunghafte Erzähler und ziemlich mittelmäßige Psychologen erheben sich die Brüder in ihren Romanen nicht über die Schriftsteller zweiten Ranges aus der Blüthezeit des Naturalismus — wirkliche Künstler jedoch sind sie in ihrem Stil. Schon frühe trugen sie sich mit dem Gedanken „de faire du neuf". Das immer rascher, immer nervöser pulsirende moderne Leben sollte eine ihm ganz adäquate Ausdrucksweise finden, wie sie der classische Stil unmöglich machte. So schufen sie eine neue pittoreske impressionistische Schreibweise, die den Eindruck der flüchtigen Erscheinung auf ihr virtuos ausgebildetes Wahrnehmungsvermögen in so bezeichnenden Worten, durch so originelle

charakteristische Epitheta wiedergiebt, daß der Leser von dem Bilde gepackt wird, als ob er dessen lebendigen Vorwurf sähe.*) Dabei suchen sie nicht, wie bei den Persönlichkeiten, die banale Alltäglichkeit auf, sondern das Auserlesene, Pikante, das unheimlich Schöne, das Gekünstelte dient ihnen als Prüfstein ihres malenden Stils. Unausgesetzt haschen sie nach der „épithète rare“ und der „sensation pittoresque“. Es sind ihnen Stimmungsbilder gelungen, die von den Meistern der späteren Impressionsdichtung, den Vertaine, Mallarmé u. s. w. kaum übertroffen werden; ja sie haben der oft verschwommenen Darstellung jener gegenüber den Vorzug greifbarer Deutlichkeit. Und weil diese „persönliche Sprache“, diese Sprache, „welche ihre Unterschrift trägt“, wirklich modern ist und sich dem modernen Empfinden ungemein elastisch anschmiegt, reizt und fesselt sie. Dennoch muß auch der Stil der Goncourt in seiner Ausartung zu gequälter Manierirtheit umschlagen, und von diesen Malern der subtilen Nüancen und ewig schillernden Farben sehnt man sich hinweg nach dem beruhigenden klaren und harmonischen Colorit alter Meister.**)

Solche Bestrebungen lassen hinter den Goncourt fast Romantiker vermuthen. Nur ihr unersättliches Verlangen nach Wahrheit und Naturtreue trieb die Feinfühligen in die Arme des Naturalismus. Und das ward für sie zur großen Gefahr. Sie blieben zu viel am äußeren Eindruck haften und wußten ihn nicht zu vertiefen. So äußerlich glaubwürdig sie auch Alles darzustellen verstanden, innerlich nahe bringen sie uns Nichts, und „l'âme des choses“, das Wesen der Dinge, was die jüngere neu-idealistische Generation so beschäftigen sollte, bleibt ihnen verschlossen. Sie begeistern, sie erwärmen uns nicht. Das Bild vom modernen Babel, von dem „dramatique inédit dans ce que fait une nuit de Paris avec l'amour, le crime et la mort“ lastet wie ein schwerer Alp auf uns. Und wenn wir von den Brüdern in die Hospitäler geführt werden, um die letzten Stadien verzehrender Krankheiten zu beobachten, wenn sie uns alles Abstoßende, Ekelhafte, Häßliche der moralischen und physischen Gebrechen aufdecken, so übertragen sie nur auf uns etwas von dem Gebrochensein, von der trostlosen Entmuthigung, die sie selbst nach dergleichen Forschungen zurück in ihr Junggesellenheim trieb.

Nur die Blüthezeit des Naturalismus hat die Goncourt gefeiert; mit seinem Bankerott mußten sie fallen. Neu idealistische und spiritualistische Bewegungen, die von allen Seiten in Frankreich eindrangen und sich auch von Innen heraus entwickelten, schrieen bang nach Erlösung aus dem Schutt der naturalistischen Aeußerlichkeiten. Die Literatur sollte wieder verinnerlicht werden, einen geistigen Gehalt anstreben, nach der Lösung transscendentaler Probleme trachten. Dafür aber hat der überlebende Edmond kein Verständniß mehr. Er spricht von einer „toquade mystique“ und spottet über die schmachtenden präraphaelitischen Jungfrauen à la Botticelli.

Sein häufiges Verweilen im Kreise der Huysmans, Rodenbach, Schwob, Mallarmé und des dichtenden Grafen Robert de Montesquiou, der die höchste Potenz decadenter Gesuchtheit verkörpert, zeigt, daß sich der Alte nur bei den jüngsten Decadenten wohl fühlte, und dort noch Liebe und Anerkennung fand. Für sie hatte er ja mit seinem Impressionismus und seiner rücksichtslosen Neigung, Alles zu sagen, das allein giltige Credo geschaffen.

Wenn die Decadenz nach den neuesten Definitionen da anfängt, wo die Dichter die natürlichen und gesunden Verhältnisse nicht mehr sehen und die beginnende Fäulniß und Demoralisation für interessant erklären, so sind die Gebrüder Goncourt gewiß die charakteristischsten Vertreter der Verfallzeit und ihr Tagebuch ist ein unwiderlegliches Document für die Krankheit ihres Jahrhunderts. Ja vielleicht haben sie sogar dazu beigetragen, in den Elitegeistern den Abscheu vor dem Naturalismus zu vermehren und die Reaction gegen diesen zu beschleunigen. Ein sehnsüchtiges Verlangen nach moralischer Erhebung, nach harmonischem Ausgleich aller Lebenskräfte, nach reiner gesunder Luft muß nach der Lectüre des „Journal des Goncourt“ in jeder nicht gleichfalls angekränkelten Natur aufsteigen.

*) Le moderne, tout est là. La sensation, l'intuition du contemporain, du spectacle qui vous coudoie, du présent dans lequel vous sentez frémir vos passions et quelque chose de vous . . . tout est là pour un artiste. Un siècle qui a souffert, le grand siècle de l'inquiétude des sciences et de l'anxiété du vrai . . un siècle ardent, tourmenté, saignant, avec sa beauté de malade, ses visages de fièvre, comment veux tu qu' il ne trouve pas une forme pour s'exprimer? — (Charles Démailly p. 66)

**) L'épithète rare, voilà la marque de l'écrivain. (Journal II.)

## Gustav Theodor Fechner als Humorist.

Der Erlanger Professor Richard Falckenberg giebt seit einiger Zeit in Friedrich Frommann's Verlag (E. Hauff) in Stuttgart eine von verschiedenen namhaften Forschern herrührende Sammlung populärwissenschaftlicher Monographien über berühmte Denker der Neuzeit heraus. Prof. Tönnies in Kiel hat den englischen Philosophen Hobbes, Dr. Paulsen Kant, Prof. Jodl Feuerbach, Theobald Ziegler Strauß übernommen, unser Londoner Mitarbeiter Otto Gaupp die Biographie des ihm persönlich nahestehenden Herbert Spencer, und sogar der geistreiche Fragmentist Nietzsche wird unter all' den Schulphilosophen nicht fehlen, denn Johannes Volkelt hat sich seiner angenommen. Der weitaus Beste der erschienenen Bände ist wohl Kurd Laßwitz' „Gustav Theodor Fechner“, der das Leben und die Lehren des bedeutenden Naturphilosophen, Aesthetikers und Anthropologen, des Begründers der Psychophysik behandelt. Laßwitz hat ein ganz besonderes Geschick, die verwickeltsten mathematischen, physikalischen und philosophischen Probleme in klarer, sinnfälliger, allgemein verständlicher Weise darzustellen und zu erklären. Er schreibt schön und anregend und weiß den Leser zumal für die Person des verstandesscharfen und doch naiven und frommen Gelehrten zu erwärmen. Schon einmal hat die „Gegenwart“ aus der Feder von Wilhelm Bölsche eine Untersuchung über Fechner's Aesthetik gebracht. Heute sei an der Hand der Laßwitz'schen Darstellung, wo unsere Leser das Nähere finden, Fechner als Humorist betrachtet.

Der Leipziger Professor hatte eine sehr starke, belletristische, um nicht zu sagen dichterische Ader. Sein „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ zeigte das geistreiche Spiel einer dichtenden Phantasie, anmuthig ist sein „Räthselbüchlein“, von dem schon vier Auflagen erschienen sind, manches Hübsche enthalten seine sinnigen, warmherzigen „Gedichte“ (1841). Das Bedeutendste in dieser leichteren Richtung bieten aber die unter dem Namen Dr. Mises herausgegebenen humoristischen Aufsätze, die 1824 selbst Jean Paul's Aufmerksamkeit auf sich zogen. In der ersten seiner kleinen Schriften „Beweis, daß der Mond aus Jodine besteht“ macht sich Dr. Mises über die Sucht der damaligen Medicin lustig, Alles mit Jodine heilen zu wollen. Das Jod — man gebrauchte damals die französische Form „Jodine“ — war eben Mode geworden und wurde überall gewittert. Zugleich aber verspottet er mit directer Bezugnahme auf Oken die Systemmacherei der Naturphilosophie aus nebensächlichen Analogien. „Da Wärme und Licht weiter nichts sind als die beiden Pole des Feuers, oder, deutlicher ausgedrückt, sein Plus und Minus, so kann man erstere auch die Schulden des Feuers nennen, letzteres seine Activa. Ebenso kann man die Wärme definiren als die Sünde oder den Egoismus, als die Lüge, als das saure Princip, die linke Seite, das Schwanzende, das Gangliensystem, das Pflanzenorgan des Feuers; das Licht hingegen als die Tugend, die Wahrheit, das basische Princip, die rechte Seite, das Kopfende, das Gehirn, denn alle diese Be-

zeichnungsarten sind in der That der Idee nach vollkommen gleich, und bloß durch die verschiedenen Stufen der Position, d. h. durch ihre Potenz, zu unterscheiden ....“ Es folgt also unzweifelhaft aus den Principien der Naturphilosophie, daß der Mond, weil er, wie Jodine, den Kropf heilt, aus Jodine besteht und sein Licht, weil es kein wahres Licht ist, ein Ausfluß von Jodine ist; daß er gelb aussieht, kommt bloß von der verschiedenen Potenzirung her, die die Jodine hier erlitten hat, und das eben stimmt mit der Auffassung der Naturphilosophie von den verschiedenen Stufen der Potenz.

Der „Panegyricus der jetzigen Medicin und Naturgeschichte“ preist ironisch den Fortschritt der Medicin in der Zahl und Verwendung der Heilmittel. Wir besitzen, sagt Mises, nicht nur unendlich viele Mittel gegen jede einzelne Krankheit, sondern auch jedes Mittel heile unendlich viele Krankheiten. Er werde daher demnächst eine Materia medica herausgeben, in welcher bei jedem Heilmittel nicht die Krankheiten angeführt sind, gegen welche es hilft, sondern nur diejenigen, gegen welche es nicht hilft. Dadurch würde das Büchlein den Vorzug gewinnen, bei jeder neuen Auflage kürzer zu werden. Zuletzt ließe es sich auf den Satz reduciren: „Jedes Mittel heilt alle Krankheiten,“ und die ganze Therapie würde sich auf den Satz beschränken: „Jede Krankheit wird durch alle Mittel geheilt.“ Gegen das Verfahren der Medicin, Diagnose, Curmethode und Schlußweise überhaupt wird in unbarmherziger Weise vorgegangen. Der Hocuspocus und die Wichtigthuerei der Aerzte der alten Schule, die nie in Verlegenheit kommen konnten, wird sarkastisch geschildert. Selbst als man einem Patienten aus Versehen den gesunden Fuß statt des kranken abgenommen hatte, bewies der Arzt mit Leichtigkeit, daß die trotzdem eingetretene Heilung niemals hätte stattfinden können, wenn man nicht den gesunden Fuß amputirt hätte. Es dürfte sich demnach überhaupt empfehlen, im Erkrankungsfalle die gesunden Glieder entfernen zu lassen.

Diese Satire Fechner's bildet ein heiteres Gegenstück zu den ernsten Ausführungen von Helmholtz in seinem Vortrage „Das Denken in der Medicin“, indem sie die verzweifelten Zustände illustrirt, welche in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Männer wie Fechner und Helmholtz aus der Medicin heraustrieben. Während indessen in diesen Darlegungen Vieles für uns nur noch ein historisches Interesse besitzt, enthält die Schrift „Schutzmittel für die Cholera“ zahlreiche bittere satirische Ausblicke, die uns selbst heute noch treffen, wenn auch nicht in Bezug auf das leider immer wieder actuelle Hauptthema, aber doch in allgemein menschlicher, socialer und politischer Hinsicht. Man lese das zweite Capitel über die Mittel zur Entvölkerung, das dritte über die Unmäßigkeit, das vierte und fünfte über Verkehrs- und Handelssperren, Zunftzwang und Brodneid. Die Cholera ist ein so unheimlicher und trauriger Gast, daß der Grundgedanke der Schrift, diese Pest gegen ihre Fürchter und Hasser als eine Wohlthat der Menschheit in Schutz zu nehmen, selbst in der Form der Ironie nicht gerade sympathisch berührt. Vielleicht wäre das Urtheil berechtigt, daß man derartige allgemeine Calamitäten nicht zum Gegenstande eines geistreichen Spieles des Witzes machen soll; doch dürfen wir auch nicht vergessen, daß der menschliche Kleinmuth, welcher sich beim ersten Einbruch der Cholera in Europa zeigte, direct die Satire herausforderte. In den Ausführungen der Schrift blickt überall ein tiefer sittlicher Ernst durch die bitteren Späße der Ironie. Mises geht von der allgemeinen Unzufriedenheit der Menschen aus, die sich selbst gegen die Cholera wende, obgleich diese eigentlich nichts thäte, als die Geschäfte der Menschen zu besorgen, denen sie sonst mit dem größten Eifer obliegen, die Decimirung der Bevölkerung, die Absperrung der Grenzen, die Plünderung der Geldbeutel, die Beförderung der Mäßigkeit. Endlich bringe sie nicht bloß Apotheker, Aerzte und Buchhändler, sondern hoffentlich die Heilkunst selbst auf einen grünen Zweig.

Die Mode, Pflanzennamen als Büchertitel zu wählen, verspottet Mises, indem er einer Sammlung kleiner Phantasiestückchen den Titel „Stapelia mixta“ gab, „einer Blume von sauberer Farbe mit grell untermischten lichten Flecken, die einen Geruch verbreitet, daß die Aasfliegen aus Irrthum ihre Eier darauf legen“. Das Büchlein enthält Einfälle verschiedener Art und von verschiedenem Werthe. Fechner hat bei der Sammlung seiner kleinen Schriften (1875) nur den kleineren Theil der Stapelia mixta des Abdruckes für werth gehalten, das übrige durch Abhandlungen literarischen und ästhetischen Inhaltes ersetzt. In dem Beibehaltenen, der Symbolik der Kegelschnitte u. A., läßt er seinen Hang zum Symbolisiren freien Lauf, während die „verkehrte Welt“ die Vorstellung einer zeitlichen Umkehr aller Verhältnisse ohne rechte Pointe ausführt.

Ganz reizend und äußerst bezeichnend für Fechner's Phantasie und Schreibweise, zugleich vorbedeutend für einen später von ihm ernsthaft ausgeführten Gedanken, ist die „Vergleichende Anatomie der Engel“. Diese Engel sind nicht etwa figürlich gemeint, es ist nicht etwa der Charakter holder Weiblichkeit, der hier einer kritischen Zergliederung unterliegen soll. Nein, es handelt sich um wirkliche Engel, d. h. um lebende Geschöpfe, welche im Reiche der organischen Wesen eine Stufe höher stehen sollen als der Mensch. Und Mises fragt mit Zuhülfenahme aller Kunst naturwissenschaftlicher und philosophischer Analogien, wie man diese sich zu denken habe.

Der Mensch ist nicht das vollkommenste Wesen. Betrachten wir die menschliche Gestalt; daß wir sie für die schönste Form halten, ist kein Beweis dafür, nur ein Vorurtheil; auch der Esel würde die Eselgestalt für das Ideal erklären. Die menschliche Gestalt ist ein Aggregat von Unebenheiten, Erhöhungen und Vertiefungen ohne Formeinheit. Nehmen wir diese hinweg, befreien wir den Menschen von allen unsymmetrischen Auswüchsen, glätten wir ihn aus, so liegt uns als Idealgestalt die Kugel da. Die Engel haben Kugelgestalt. Zeigen sich doch die schönsten Theile des menschlichen Körpers schon der Kugel sich annähernd, so der Kopf, so vor Allen das Auge. Der Augapfel ist eine Kugel. Das Auge ist das Organ des Lichtes, und Licht wird auch das Mittel sein, in welchem die Engel leben. Die Erde ist kein Wohnplatz für Engel, ihnen gehört der höhere Naturkörper, die Sonne, die Quelle des Lichtes — wie Luft das Element des Menschen, so ist Licht das Element der Engel — die Engel sind frei gewordene Augen; der Typus des Auges in seiner höchsten Ausbildung — was beim Menschen noch ein untergeordnetes Organ, ist im Engel ein selbstständiges Wesen geworden.

Bei den Thieren stehen die Augen an den Seiten, bei den Menschen sind sie nach vorne gerückt, der Engel ist ein einziges Auge. Die Sprache der Engel ist das Licht, ihre Töne sind Farben. Die Augensprache der Liebe ist eine Vorbedeutung der Sprache der Engel, die ja selbst nur vollkommenere Augen sind. Da die Engel Sonnengeschöpfe sind, so ist ihr Leib ätherischer als der unsere, ihre Haut nur aus einem zusammenhängenden Dunste bestehend, etwa wie Seifenblasen. Sie sind durchsichtig, aber sie können sich selbst Farben geben. Sie wechseln ihre Gestalt, dehnen sich aus, ziehen sich zusammen je nach den Affecten, die sich in ihnen abspielen, nach Liebe oder Abscheu. Dadurch bringen sie zugleich das reichste Farbenspiel in sich hervor, und so malt sich in ihren willkürlichen Farben ihr ganzer geistiger Zustand. Sie sind nicht öde, todte Kegelkugeln, sondern ein sich selbst organisirender, freier Lichtkörper. Wie aber bewegen sich denn die Engel, da sie keine Beine haben?

Nun, sie schweben um die Sonne — ihr Sinn ist die allgemeine Gravitation, welche alle Körper in Beziehung setzt, dadurch fühlen sie die entferntesten Weltkörper, die leiseste Veränderung im Weltenbau. Die Engel sind lebendige Planeten. Jetzt liegt die letzte Folgerung nahe: die Planeten

selbst sind Engel — lebende Wesen von nur etwas gröberer Art als die eben geschilderten unmittelbaren Sonnenbewohner, weil sie von der Sonne entfernter sind. Diesen letzten Schluß hat Mises hier noch nicht gezogen — aber er hat ihn später, nicht mehr im Scherz, sondern als eine ernsthafte Theorie aufgestellt und vertheidigt: die Erde selbst ist ein Organismus, die Menschen sind Organe dieses höheren Wesens, der Erde.

Die spätere Schrift Fechner's, „Vier Paradoxa", trägt ohne Zweifel die Spuren größerer Reife und maßvollerer Beherrschung der Form. In ihr hat sich die Satire deutlicher zu echtem Humor abgeklärt, der über das eigene, fruchtlose Ringen nach dem Unerkennbaren und die Haltlosigkeit des eingeschlagenen speculativen Weges lächelt. Zur Veranschaulichung der Feder des Dr. Mises theilen wir einige Stellen aus dem ersten der vier Paradoxa mit, welches die Ueberschrift führt: „Der Schatten ist lebendig."

Warum soll der Schatten nicht lebendig sein? Was ihn von anderen lebenden Wesen unterscheidet, sind zumeist Vorzüge. „Wir leben in drei Dimensionen, er begnügt sich mit zweien; aber das macht ihn nur weniger schwerfällig." Die dritte Dimension, dies steif und dick machende Princip des Raumes, ist uns höchstens hinderlich.

„Wie wir uns drehen mögen, der Zopf bleibt uns immer hinten hängen und die Nase vorn stehen. Aber der Schatten, wenn ihm sein Zopf nicht mehr gefällt, schiebt ihn in sich hinein — weg ist er; gefällt ihm die Nase nicht mehr, er schiebt sie in sich hinein — weg ist sie; bald wachsen ihm die Arme lang, dann steckt er sie in seinen Leib wie in eine Tasche — weg sind sie, und im nächsten Augenblicke langt er wieder weit damit hervor. Jetzt geht er aufrecht an einer Wand, jetzt huscht er glatt am Boden fort, jetzt bricht er sich wie ein Winkelmaaß; er läuft durch Dick und Dünn, während wir sorgsam die Wege wählen; verunreinigt sich dabei keine Stiefel, thut sich an keinen Steinen weh, ersäuft in keinem Wasser, nur das Feuer scheut er noch mehr wie wir selber. Er läuft sogar durch andere seines Gleichen durch. Die Schatten, die sich treffen, machen sich nur etwas schwarz, statt daß, wenn sich zwei Menschen begegnen, die sich etwas weiß zu machen pflegen . . ."

Aber man wird entgegnen, um leben zu können, müsse man doch vor Allem *sein*; ein Schatten aber sei nur Schein, nicht nur Nichts, sondern weniger als Nichts. Der Schatten, sagt Mises, antwortet dem Menschen mit denselben Gründen, er braucht nicht an das Leben des Menschen zu glauben. Er kann sich selbst als Geist und den Menschen bloß als seinen Körper ansehen, der nur dazu bestimmt ist, der rein immateriellen Existenz des Schattens eine Anknüpfung an das Irdische zu gewähren, wie wir selbst auch unseren Körper nur als Einpflanzungsmittel unserer Seele in das Irdische betrachten. Warum soll der Schatten als Geist nicht eben so gut *neben* seinem Körper einhergehen, wie unsere Seele *in* dem ihrigen? Wenn überhaupt ein räumliches Verhältniß zwischen Geist und Körper besteht, ist offenbar das eine so gut denkbar wie das andere. Warum soll unser Leib nicht zugleich einem Geiste dienen, der in ihm, und einem, der neben ihm ist? Er ist so zweckmäßig dazu eingerichtet, diesem den nöthigen Lichtmangel zu verschaffen, daß man nicht einsieht, warum die Natur diesen Zweck verloren gehen lassen sollte. Der Schatten würde sich vielleicht folgendermaßen äußern:

„Ohne diesen Leib könnte ich hienieden nicht bestehen; also ist er für mich da. Freilich nicht bloß, um mich in diesem Jammerthale zu erhalten, sondern auch, mich daran zu fesseln. Aber nicht immer hoffe ich diese schwere Masse, die sich an meine Ferse hängt, mit mir herumtragen zu müssen; nicht immer in einer Welt wandeln zu müssen, wo es mehr des Uebels, d. h. des Lichtes, giebt als des Guten. Wenn ich mich nur bestrebe, hier so schwarz wie möglich zu werden, so werde ich gewiß auch dereinst in ein höheres Schattenreich, in ein Reich reiner Nacht aufgenommen werden, wo ich mit andern gleich guten Schatten ohne Leib und Licht selig wandeln werde. Offenbar ist es auch nur mein Leib, der mich jetzt noch hindert, den großen Urschatten im Himmel zu sehen, der mich und alle andern Schatten erzeugt hat. Wie eine Scheidewand steht mein Leib zwischen ihm und mir. Aber sie wird einst fallen."

Aber der Schatten könnte auch, meint Mises, einfach die Sache umkehren und den Menschen für seinen Schatten halten. Vom Standpunkte des Schattens aus muß der Mensch lediglich als sein unbehülflicher Begleiter erscheinen. Verschwindet der Schatten, so verschwindet auch der Mensch, denn nie hat ein Schatten seinen Menschen länger als sich selbst wahrgenommen. Man kann auch nicht einwenden, daß der Schatten ein bloßes Nichts sei, denn eben das kommt ihm zu Statten, daß er etwas Negatives ist: „Was fühlt man doch stärker, die Sattheit oder den Hunger? Kinder und Völker sind still, wenn sie das Nöthige haben, schreien aber um Alles, was ihnen fehlt: so wirkt also weniger als was sogar mehr als was. Warum soll nun die Natur nicht da, wo das Licht fehlt, ebenso gut Lichthunger fühlen, als wir da, wo Speise, Preßfreiheit und dergl. fehlt?" Daß alsdann das Gefühl nicht dem Schatten, sondern der Natur zukäme, diesen Einwurf weist Mises zum Schluß zurück. „Wer dem Loch, was der Schatten in das Licht macht, kein Gefühl zutraut, kann es wenigstens der Fläche zutrauen, über welche dieses Loch hingleitet. Sie kann doch fühlen, was ihr in jedem Augenblick fehlt. Diese Fläche wechselt freilich beständig, und der Schatten soll doch ein Individuum sein. Aber die Materie, aus der unser Körper besteht, wechselt ja auch beständig."

In ähnlicher geistvoller Weise, wie die Lebendigkeit des Schattens, werden noch folgende Paradoxa erwiesen: 2) „Der Raum hat vier Dimensionen." 3) „Es giebt Hexerei." 4) „Die Welt ist nicht durch ein ursprünglich schaffendes, sondern zerstörendes Princip entstanden."

Die Beweisführung geschieht mit einem köstlichen Aufwand von Scharfsinn. Jede Einwendung wird durch einen kühnen Einfall widerlegt, so daß sie zu einem neuen Beweisgrund wird. Aber man merkt überall, wie hinter dem scheinbaren Ernst der Schalk hervorlugt und wie der Verfasser über dem Stoffe schwebt. Seine Hauptabsicht, deren er sich freut, ist zu zeigen, wie man das Nichtigste und Unwahrscheinlichste mit scheinbar guten Gründen vertheidigen kann. Und sind es nicht ganz ähnliche Gründe, mit denen die Naturphilosophie oder die Mystiker und Spiritisten ihre Sache führen? Man kann mit einiger Phantasie und geschickter Benützung von Gleichnissen, Bildern und Analogien eben Alles beweisen, und beweist damit nichts. In dieser Beweismethode liegt Mises' Satire.

Aber die Ausführungen dienen noch einem weiteren Zwecke; sie lassen in allem Uebermuth des Spötters einen mystischen Zug des Herzens durchschimmern, eine Ahnung der eigenen Weltanschauung. Verräth sich dies schon in der Vergleichung zwischen Engeln und Planeten, so zeigt sich noch deutlicher in den Paradoxen, wie die Fechner'sche Auffassung des Weltalls das Mises'sche Spiel mit Ideen innerlich beherrscht. Nach Fechner ist Bewußtsein nicht nothwendig an die physiologische Structur des Nervensystems gebunden: er sieht keinen Grund ein, warum nicht überall dort, wo eine Form im Wechsel der Erscheinung einheitlich beharrt, auch eine gewisse Stufe einheitlichen Bewußtseins bestehen solle. Und wo er keinen Widerspruch erkennt, da erkennt er auch kein Recht an, die negative Behauptung aufzustellen, daß kein Bewußtsein vorhanden sei. Warum soll der Schatten nicht lebendig sein? Er repräsentirt ja doch eine bestimmte Beziehung von Wirkungen und Veränderungen im Raume aufeinander; einer solchen Verbindung Leben, Einheitsgefühl beizulegen, ist schließlich Consequenz der Idee einer allgemeinen

Weltbeseelung. Vorläufig giebt uns hier freilich der schalkhafte Verfasser nur ein liebenswürdiges Phantasiespiel. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der merkt wohl, daß hinter diesen bizarren Gebilden des Poeten nicht eitel Dunst und Rauch steckt. Sie sind nur die verzerrten Schatten einer lebendigen Welt, die im Geiste eines nach Wahrheit tastenden Mannes bereits greifbare Gestalt angenommen hat. Sie sind gleichsam die vorsichtig ausgestreckten Fühler, wieviel man wohl vor den Leuten sagen dürfe, eine Gedankenprobe, für die der bedachtsame Forscher keine Verantwortlichkeit übernehmen will. Er weiß, auch seine ernsthaft gemeinten Ideen werden Kopfschütteln erregen; so zieht er ihnen zunächst das Narrenkleid an und läßt sie vor dem Publicum ihren Maskenzug aufführen. Unter den Zuschauern steht der Professor Fechner selbst und lacht freundlich über das Gebahren des Dr. Mises. Das ist Humor.

Ungemein zutreffend ist das Endurtheil, daß Kurd Laßwitz, der selbst ein Meister des wissenschaftlichen Märchens ist, über diesen Humoristen aus der Schule der Jean Paul und Lichtenberg fällt: „Man wird Fechner stets als einen der ersten Schöpfer der wissenschaftlichen Satire in der Geschichte des deutschen Schriftthums nennen. Aber eine schiefe Beurtheilung wäre es, seinen Schriften einen poetischen Werth beizulegen, sie etwa als wissenschaftliche Märchen zu bezeichnen. Ein Dichter im eigentlichen Sinn war Fechner nicht, oder er hat uns wenigstens keine Proben dichterischer Kraft hinterlassen. Denn die kühnen Phantasiestücke, mit denen er uns erfreut, haben nicht die ästhetische Form, die innere Abrundung erhalten, die wir von der Dichtung verlangen müssen; nicht individuelle Gestalten, nicht lebende Personen treten uns als Träger der wissenschaftlichen Satire entgegen, nicht an Charakteren oder Schicksalen erleben wir den Humor, sondern Mises bleibt in der Form des akademischen Vortrags; es sind Abhandlungen, die er schreibt. Und Manches davon, namentlich in den Jugendschriften, muthet uns heute schon gar zu umständlich an.“ Man sieht in dem endlosen Geflecht von Einfällen, von denen der folgende erst durch den vorhergehenden hervorgerufen ist, den äußerlichen Einfluß Jean Paul's, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand und auch Fechner zu seinen Bewunderern zählte. Fechner hat sich mit ihm brieflich in Verbindung gesetzt, und es ist sehr interessant zu sehen, wie er schon damals (1825) in klarer Selbstkritik über die Grenzen seines eigenen Könnens urtheilt. Fechner schreibt:

„Mich selbst anlangend, so werden Sie, wenn Sie die große Mühe bemerken, die ich mir wenigstens manchmal gegeben habe, picant und witzig zu sein, ja zuweilen sogar ein großes Muster nachzuahmen, vielleicht nicht denken, daß ich eigentlich das harmloseste Geschöpf auf Gottes Erdboden bin, der ein tägliches Leben wie ein Uhrwerk führt, wenigstens im Aeußern, und im Innern selbst vielleicht manchmal nicht mehr recht weiß, was er will, es sei denn, was ich mir in der That selbst bewußt bin, daß ich überall im Einzelnen gern ein Ganzes finden oder es dazu verarbeiten möchte, nur daß ich zu Letzterem leider in der Kunst, die meine Neigung der Wissenschaft vorziehen würde, der inneren Bedingung ermangele.“

In der That, schließt Laßwitz, man könnte Fechner in seiner ersten literarischen Periode nicht besser charakterisiren, als er es selbst in diesem, auch der Länge nach für seinen Stil typischen Satze thut. „Gerade diese klare Kritik, die sich zugleich auf sein eigenes Können richtete, mag ihn späterhin von der Nachahmung Jean Paul's abgelenkt und zur Verfolgung seiner ihm eigenthümlichen Richtung auf theoretische Untersuchungen zum Glück hingewiesen haben. Denn er sah offenbar selbst ein, daß ihm die dichterische Gestaltungskraft fehlte, um Phantasie und Witz auf den Bahnen seines berühmten Vorbildes zu leiten und nicht nur Gedanken, sondern Menschenherzen damit zu umkleiden.“

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Allarm!

Von Armand Silvestre.

Wenn Ihre Sommerreise Sie nach Brabant führen sollte, dann versäumen Sie nicht, dort das Städtchen Hill zu besuchen, das hübsche Städtchen mit seinem Rathhause, seinem kupfernen Glockenthurm, seiner romanischen Kirche zur wunderthätigen Jungfrau und seinen fünftausend Einwohnern, den friedlichsten und gastfreundlichsten der ganzen Welt. Ich war niemals dort, ohne das Gelübde zu thun, eines Tages wieder zu kommen, wenn mein Alter mir einst keine anderen Freuden mehr gestattet, als auszuruhen unter schattigen Bäumen und unter der letzten Abendröthe. Aber Gott sei Dank, noch bin ich nicht so weit! Und nun, da wir dieses hübsche Bürgernest kennen, urtheilen Sie selber, welche Aufregung dort die unerwartete Ankunft einer Circustruppe erregen mußte, wie die des berühmten Cascarini, der ganz Europa durchzieht, mit einem Marstall von sechzig Pferden, zwei Elephanten, einem menschlichen Personal von ansehnlicher Größe und einem Käfig, wo wilde Thiere melancholisch von der freien Wüste träumen. Seinem Princip gemäß, veranstaltete der berühmte Cascarini einen Einzug in der Art römischer Triumphzüge. Der Zug bewegte sich mit Musik an der Spitze und dauerte eine Viertelstunde; die Bereiter und Amazonen courbettirten langsam, dann folgten schwerfällige Dickhäuter, von jungen Negern geführt, endlich der goldene Kerker, wo Löwen und Tiger gähnten, sich die Kinnladen ausrenkend. Das Erstaunen war allgemein, und die Alten schauten andächtig zu, wie bei einer Procession, während die Gassenjungen, vom modernen Materialismus angehaucht, um den Zug galoppirten und schrien und brüllten wie Politiker im Parlament. Die Frauen bewunderten die Muskeln der Athleten, und Mynheer Vandervessen, der Bürgermeister, obgleich ein Sechziger, war hingerissen von der Schönheit der Löwenbändigerin Lucretia. Sie stand in Tricots auf einem Triumphwagen, von zwei Schimmeln gezogen. Es war acht Uhr, ein schöner Sommerabend. Als die Parade beendet war, und die Diener den Bau des Circus unternahmen, machte Mynheer Vandervessen dem berühmten Cascarini seine Aufwartung und wurde wie ein gütiger Fürst empfangen. Er hegte die geheime Absicht, auch der schönen Lucretia seine Huldigung zu Füßen zu legen. Sie empfing ihn sehr ermuthigend, denn die Gesellschaft wollte den Platz für den Circus der städtischen Commune nicht zu theuer bezahlen. Lucretia war mit dieser diplomatischen Sendung betraut. Obwohl unbestechlich in seinen Principien als Bürgermeister, opferte Mynheer Vandervessen doch die Interessen seiner Stadt für einen Kuß, den die Löwenbraut ihm auf ihren Arm zu drücken erlaubte. Wer aber dabei die Miene des Mulatten Othello gesehen hätte, der die Aufgabe hatte, die wilden Thiere zu füttern, würde geahnt haben, daß diesem Kuß ein Wetter folgen mußte.

Ich tadele übrigens das Benehmen des Bürgermeisters, denn er hatte eine Wirthschafterin, die schöne Therese, die ihm alle Dienste erwies; seitdem Mynfrouw Vandervessen im Schatten eines jener Reclamen-Placate für Tugendhaftigkeit schlief, die man Grabdenkmäler nennt.

Am nächsten Morgen früh, auf dem Wege zur Messe, fand sich Mynfrouw Hostequotte, Ehefrau des Gerichtsvollziehers, plötzlich einem riesigen gelben Hunde gegenüber, den sie in ihrem Leben nie erblickt hatte, und der sie mit ganz sonderbaren Augen anguckte, ehe er weiter ging. So erzählte sie wenigstens ihrer Nachbarin. Fast zur selben Zeit, in einem anderen Stadtviertel, begegnete der Invalide Barbancon, der sein Pfeifchen am Ufer des Flusses rauchte, einer Katze, über einen Meter hoch, und ganz mit schwarzen Streifen gezeichnet. Aber, als er dies Abenteuer seiner Ehehälfte berichtete, nannte diese ihn einen Lügner und Trunkenbold und gab ihm eine Ohrfeige. Aber um acht Uhr erfüllte ein ungewohnter Lärm die Stadt. Der Stadttrommler durcheilte die Straßen im Laufschritt, indem er fieberhaft seine Trommel schlug,

und Alle entdeckten mit Verwunderung, daß er eine der gothischen Rüstungen angelegt hatte, die die Glanznummern des Artilleriemuseums bildeten, mit einem passenden Helm, der mindestens aus den Zeiten Ludwigs XI. stammte. Die Eisenstücke, mangelhaft zusammengefügt, kreischten bei jeder Bewegung des treuen Beamten. Zu gleicher Zeit klebte Mynheer Hostequotte in einer Rüstung, die für ihn drei Mal zu groß war, an allen Straßenecken Riesenplacate. Fernrohre wurden sofort auf diese gerichtet und die Kühnen, welche dieses Schauspiel buchstäblich vor Entsetzen erstarren ließ, lasen folgende Bekanntmachung:

„Bewohner von Hill und liebe Mitbürger! Haltet Euch in Eueren Häusern, oder wenn Ihr sie verlassen müßt, dann geht nur bis an die Zähne bewaffnet aus. Denn ich habe die Ehre zu Eurer Kenntniß zu bringen, daß heute Nacht aus dem Käfig der wilden Thiere des Circus Cascarini, durch eine offene Thür, die durch eine Nachlässigkeit nicht geschlossen war, elf Löwen, zwei Tiger und ein weißer Bär, ohne etlicher Hyänen zu erwähnen, entschlüpft sind und innerhalb Eurer Stadtmauern frei herumlaufen. Aber beruhigt Euch! Euer Bürgermeister hat sofort an das Kriegsministerium telegraphirt, und die Ordnung wird vor Ablauf des Tages wieder hergestellt sein. Bis dahin Vorsicht, Ruhe und Besonnenheit. Der Bürgermeister Vandervessen."

Wirklich erhielt zur selben Stunde der General und Kriegsminister Van der Peterbumm aus Hill eine Depesche mit dem Ersuchen, sofort ein Armeecorps abzusenden. Van der Peterbumm, der von kriegerischer Natur war, gab sofort die nöthigen Befehle. So hatte sich der Mulatte Othello gerächt, ehe er auf immer die treulose Lucretia und den stolzen Cascarini verließ.

Es war ein Tag, an den die Einwohner von Hill noch lange denken werden. Alle Fenster waren geschlossen bis zu den Dachluken. Nur von Zeit zu Zeit wagte sich ein Tollkühner auf die Straße, mit einer Hellebarde bewaffnet oder einer Muskete, die seit Waterloo nicht ausgebessert worden war. Diese wenigen Abenteurer schlichen wie Gespenster einher. Nur manchmal ließ irgend ein fernes Brüllen alle Herzen erbeben. Die Frauen warfen sich auf die Kniee und die Männer fluchten, wie die Heiden. Endlich, gegen zwei Uhr, hörte man eine unerwartete Musik.

„Die Soldaten, die Soldaten!" schrie man von allen Seiten, „wir sind gerettet!"

Aber es waren keine Soldaten, sondern nur die Musikanten des Circus, welchen Herr Cascarini zu Pferde vorausritt!

„Bürger und edle Bewohner dieser Stadt!" brüllte er an jeder Straßenecke, „ich bin glücklich, Euch zu melden, daß alle meine Thiere zur Frühstücksstunde in ihren Käfig zurückgekehrt sind. Ich habe selbst die Thür hinter ihnen abgeschlossen. Also nehmt Euere friedlichen Beschäftigungen wieder auf und genehmigt den Ausdruck meines Bedauerns für ein Unglück, das ohne meine Schuld geschah, und dessen Urheber eifrig gesucht wird!"

Es war ein unbeschreiblicher Befreiungssturm, ein Aufschlagen von Thüren, ein Fallen von Barricaden, ein plötzliches Aufreißen aller Fensterläden. Jedermann stürmte auf die Straße. Mynheer Vandervessen ging von Gruppe zu Gruppe, um seine Mitbürger für ihre eben so heldenmüthige, wie besonnene Haltung zu beglückwünschen. Die Hellebarden und Musketen von Waterloo wurden wieder fortgeschafft und man beschloß, an diesem Abend auf allen Stadtplätzen zu tanzen. Der Herr Bürgermeister hatte offenbar seine Depesche vergessen.

Ein fernes Geräusch erregte eine plötzliche Unruhe in diesem allgemeinen Freudentaumel. Es war die Artillerie des Obersten Van der Bummpeter, welche die Höhen besetzte. Bald hörte man deutlich die Musik eines Regimentes, dann die eines zweiten. Diesmal waren es wirklich die Soldaten, die der unglückliche Vandervessen von dem Kriegsminister verlangt hatte. Die Bürger von Hill, welche hübsche Frauen hatten, zogen ein schiefes Gesicht. Diese dagegen hielten ihrerseits das liebenswürdigste Lächeln in Bereitschaft für die Landesvertheidiger, denn in Brabant, wie anderswo, hat Venus immer eine große Vorliebe für Mars. Man mußte zuerst all' diesen Braven zu essen geben und ihnen Quartiere anweisen, was die guten Bürger vollends aus dem Häuschen brachte, aber das Ballfest war nicht minder fröhlich, im Gegentheil, man tanzte bis tief in die Nacht. Späterhin constatirte die Statistik in Hill eine bedeutende Bevölkerungszunahme . . . Mynheer Vandervessen war stolz auf seine Stadt.

Ich würde mir etwas vorwerfen, wenn ich eine der merkwürdigsten Begebenheiten unerwähnt ließe, die diesen Ereignissen folgte. Am nächsten Morgen erlebten nämlich die Bewohner von Hill eine neue Ueberraschung. Therese, die verlassene Wirthschafterin von Mynheer Vandervessen, welche jeden Morgen ihres Herrn Milch zu Markte fuhr, denn der Herr Bürgermeister besaß zwei schöne Kühe, führte, ohne es zu ahnen, an ihrem Milchwagen, den gewöhnlich große Hunde zogen — einen Löwen, einen wirklichen Löwen, der den Milchhund gefressen und sich an seiner Stelle in der Hundehütte niedergelegt hatte! Es war Cascarini, der sie darauf aufmerksam machte, als er beim Ueberzählen seines Personals einen Löwen vermißte und ihn überall suchte. Er bedrohte Herrn Vandervessen mit einem Proceß wegen Verführung eines minderjährigen Hausthieres. Da glaube man noch an den wilden Instinct der Löwen! Alle römischen Geschichtschreiber erzählen, daß die Cäsaren an ihre Triumphwagen Löwen spannten, und das ist mindestens eben so wahrscheinlich, wie ein Löwe vor einem Milchwagen! Ich verbürge mich freilich nicht für die absolute Wahrheit dieser Meldung.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Der todte Punkt.

Ein Monarch, dem der Zorn über die stumpfe Gleichgiltigkeit der Volksboten seinen hochfliegenden Plänen gegenüber flammende Worte der Entrüstung abringt, der als vaterlandslose Gesellen oder als Schlimmeres noch die Mitglieder der den Marineforderungen abgeneigten Reichstagsmehrheit brandmarkt. Ein Minister, und mehr, der eigentliche, führende Minister, der vor diesem Reichstage ausdrücklich betont, er werde sich nicht verleiten lassen, den Neinsagern irgend ein anderes Motiv zu unterschieben als das, zu dem sie sich selbst bekennen. Ferner ein Minister, der schmunzelnden Gesichtes ein ganz unzweideutiges Versprechen des nominellen Kanzlers ableugnet und eine Zusage in vollstem Maaße erfüllt nennt, über deren Nichteinhaltung kein Verständiger und kein Gewissenhafter im Zweifel sein kann. Ein Reichstag schließlich, dem die Bemerkung des redegewandten Herrn, daß man unverzüglich die versprochenen Reformgesetze einbringen werde, schallende Heiterkeit entlockt und der eben deßhalb offenbar gar keine Empfindung für den wirklichen, grimmigen Humor der Sachlage hat. Die Auguren lächeln sich an, aber ihr Lächeln zeigt, daß sie sich nicht verstehen. Es ist das blöde Lächeln der Verlegenheit und Rathlosigkeit, der verdrießlichen Erkenntniß, daß die Maschine auf ihrem todten Punkte angelangt ist und ihn nicht mehr zu überwinden vermag.

Sieben Jahre lang haben jetzt drei im innersten Wünschen und Denken grundverschiedene Mächte mit einander gearbeitet, und daß es erst heute zu einer reinlichen Scheidung kommt, ist nicht das Verdienst ihrer patriotischen Erwägungen und Rücksichtnahmen, sondern kommt allein auf Rechnung psychologischer Eigenthümlichkeiten der Drei. Oft genug loderte die Zwietracht, loderten verborgener Haß und tiefgehende Abneigung hell auf; rasch zurückgehende Erregung und dafür eintretende Herrschervorsicht auf der einen, Feigheit und die süße Gewohnheit des Ministerseins auf der andern Seite erstickten immer noch die Flammen. Wilhelm II. ist ein Fürst von nicht gewöhnlicher Energie des Wollens, von ausgeprägtem, temperamentvollem Selbstgefühl und Stolz. Sein königlicher Vorfahr, der dem Lande die Verfassung geben mußte, hat ihm indeß nächst einer ganz unhohenzollernsch-lebhaften Phantasie die gefährliche Gabe der Redekunst vererbt. Des hohen Diplomaten Stärke liegt in dem, was er verschweigt; der Rhetor dagegen läßt sich, von seinen eigenen, schwungvollen Worten begeistert und bemeistert, weit über die Grenze dessen hinreißen, was der stillbedächtige Politiker sagen darf und sagen möchte. Und die ohnehin impulsive Art des deutschen Kaisers vergrößert die daraus entstehenden Schwierigkeiten. Mit jugendlichem Feuer nimmt er die Lösung aller ihn interessirenden Aufgaben in Angriff; seine Beweglichkeit in andere, lauere Seelen überzuströmen, drängt es ihn. Er ist als Schaffensfreudiger leicht geneigt, die zuwartende Trägheit, der er auf seinem Wege allenthalben begegnet, für

bösen Willen, den Widerstand aber, den man ihm und seinen Ideen entgegensetzt, für eine individuelle Beleidigung zu halten. Und im Sturme der Minute, im königlichen Gefühle seiner gewaltigen Macht prägt er dann scharfkantige Fehdeworte, die, ohne zur siegreichen Beendigung des Streites beitragen zu können, die Kämpfer verbittern und den Kampf persönlicher machen. Solche Worte erschreckten die Oeffentlichkeit zuerst, schienen ungeahnte Gefahren zu drohen und ein vernichtendes Gewitter anzukünden. Aber das Gewitter ging nicht nieder, Und als die Worte sich, was ein Fehler war, allzu häufig wiederholten, erregten sie nicht mehr jene Nervosität, die hier und da wohlthätig aufrüttelnd gewirkt hatte. Ueberschwängliche Hoffnungen waren von einem Theil des Volkes auf den Kaiser gesetzt worden, und auch den Zurückhaltenden deuchte er so recht danach angethan, große Reformen zu beginnen. Wie heftigen Widerspruch seine Auslassungen Anfangs hier und da auch erfuhren, eine Empfindung klang doch selbst aus der gereiztesten oder höhnischten Entgegnung deutlich heraus: man fürchtete den Blitz in der Hand dessen, der donnerte. Doch der zerschmetternde Strahl blieb aus. Nicht durch des Kaisers Willen, nicht weil ihm die Kraft fehlte. Seine nächsten Berather waren Hemmung und Hinderniß. Die Minister Wilhelm's II. sind es gewesen, die seine Regierung unfruchtbar im Kerne, die das Verhältniß des Herrschers zum Volke so unerquicklich gemacht haben. Ob die Politik eines Fürsten und seiner Regierung gut oder schlecht ist — darüber zu befinden ist die Mitwelt nicht im Stande, und darüber steht ihr kein entscheidendes Urtheil zu. Aber wenn diese Politik der Klarheit entbehrt, dann ist sie ohne Weiteres schlecht. Denn dann reißt sie Niemanden mit sich fort, weckt keine Begeisterung und keinen Haß, keine elementaren Leidenschaften, durch deren Druckkraft oft schon schwere staatsmännische Fehler unversehens in Vorzüge umgewandelt worden sind. Die Minister des Kaisers betrachten sich immer noch viel zu sehr als seine Diener, um es zu wagen, seinen Absichten offen entgegenzutreten. Sie begnügen sich neuerdings mit dem passiven Widerstande. Sie fühlen sich gar nicht unglücklich in der Rolle des Vermittlers zwischen den beiden einander immer feindlicher gesinnt werdenden Mächten, der Krone und der derzeitigen Reichstagsmehrheit. Daß diese ihre Stellung nicht eigentlich der entspricht, die ihnen die deutsche Verfassung anweist, bedarf kaum der Erwähnung. Sie haben sich auch erst im Laufe der letzten Jahre in die Situation hineingefunden. Für die Versöhnungspolitik Wilhelm's II., die Graf Caprivi mit seinem Namen deckte, waren sie Feuer und Flamme; die endlosen Gefälligkeiten gegen England und Frankreich, die Handelsverträge fanden in ihnen warmherzige und überzeugte Vertheidiger, trotzdem sie kurz vorher, unter Bismarck's Führung, ebenso warmherzig und überzeugt gerade entgegengesetzte Maßnahmen vertheidigt hatten. Alle Welt mußte annehmen, daß sie sich ebenso schnell und geräuschlos zu den neueren Ansichten des Kaisers bekehren würden, die eine entschiedene Abwendung von seiner bisherigen englandfreundlichen Haltung anzeigten und ihm die völlige Emanzipation von dem Inselreiche zunächst durch Schaffung einer starken Flotte nahelegten. Aber die Excellenzen glaubten den Monarchen mittlerweile richtiger beurtheilen gelernt zu haben. Nicht mehr seine Wünsche allein bestimmten hinfort ihr Handeln und Reden, nicht mehr von ihm allein glaubten sie Sein oder Nichtsein abhängig, sondern in ebenso hohem Maße von der guten Laune der Reichstagsmehrheit. Und sie schickten sich in aller Gemächlichkeit an, zweien Herren zu dienen. Ein sonderbares Bild rollte sich von nun an ab. Dem Monarchen war die Noth seiner Bauern und Handwerker zu Ohren und zu Herzen gedrungen; „etwas mehr Dampf, Herr Minister!" hatte er dem Zögernden zugerufen. Die Ragenden des Cabinets jedoch kannten die mittelstandsfeindliche Gesinnung des Reichstages zu gut, sie wollten es mit ihm nicht verderben und geizten deßhalb selbst mit den übel berüchtigten kleinen Mitteln. Aus demselben Motiv erklärt sich ungezwungen die jammervoll schwächliche Haltung der Regierung den Winkelbörsen gegenüber, die unter wirksamen Schutze des parlamentarischen, gehätschelten Rickertfreisinns Tag für Tag dem Gesetze die fidelsten Schnippchen schlagen. Ganz unversälscht und mit der Anschaulichkeit eines anatomischen Präparates jedoch zeigt sich die Absonderlichkeit des Scenenwechsels in der momentan beliebten Behandlung der Flottenfrage. Wilhelms II. nationales Bewußtsein war immer hoch entwickelt und hat sich, seitdem ihm das falsche und selbstsüchtige Treiben der einst so verehrten Londoner völlig klar geworden ist, noch wesentlich verschärft. Die Verstärkung der Kriegsflotte scheint ihm unumgängliches Bedürfniß, eine patriotische Forderung von solcher Wichtigkeit, daß alle anderen Fragen dahinter zurücktreten. Und der Reichstagsmehrheit, die ihm die Mittel dafür verweigert, schleuderte er die schwere Beschuldigung der Vaterlandslosigkeit gerad' in's Gesicht. Seine Regierung dachte alleweil anders und zögerte nicht, ihrer freien Denkart unumwundenen Ausdruck zu verleihen. Sie ließ sich im Reichstage den Beifall derselben Parteien gefallen, denen die heftige, empörte Anklage des Kaisers galt. Sie stützte ihre gesammte Politik auf diese Vaterlandslosen, besorgte alle vornehmen Geschäfte der Regierung mit ihrer Hülfe. Und es fehlte an Verbeugungen und überfreundlichen Worten hüben wie drüben nicht. Freilich ist Wilhelm II. kaum der Mann, sich ein solches Tohuwabohu lange gefallen zu lassen, und um der Nation willen, die an ihren Führern irre, die immer verwirrter, immer muthloser wird, darf er auch der Mann dazu nicht sein. Mochten ihm darum die Vorzüge seiner Geschäftsträger noch so sehr einleuchten, mochte er sich in noch so großer Verlegenheit um ihre Nachfolger befinden — eines Tages mußten ihm die sich steigernden Reibungen unerträglich werden. Von da an war mit der latenten Krisis zu rechnen. Und sie wird, allen Verkleisterungsversuchen zum Trotze, verheerend ausbrechen. Es ist die zwölfte Stunde. Es steht mehr als ein oder das andere Panzerschiff auf dem Spiele.

Wiederholt ist an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, daß unsere Verfassung gerade einer nicht alltäglichen Herrschernatur wie Wilhelm II. Raum und Gelegenheit zu entschiedener Bethätigung seiner Eigenart gewährt. Sie ermöglicht es ihm, wenn auch nicht ihrem Wortlaute, so doch dem Sinne nach, gegebenen Falles direct mit der Nation in Verbindung zu treten, ohne daß er den langweiligen und störenden Umweg durch die Ministerrathsstube zu nehmen brauchte. Der König regiert thatsächlich in Preußen; wer hier die Krone zu einer prunkvollen Decoration herabdrücken will, entfernt sich vom Boden der Verfassung eben so weit wie die Gegner des bestehenden Wahlrechtes. Und Wilhelm II. wachte scharfäugig und eiferfüchtig über die Rechte der Monarchie. Er wahrte sie mit solcher Entschiedenheit, daß sogar Bismarck ein ernstes Mahnwort für gerathen hielt und die Zeit gekommen meinte, wo der wachsenden Macht der Krone gegenüber der Einfluß des Parlamentes gestärkt werden müßte. Selbst der wetterkundige Alte hat die befremdende, die unbegreifliche Entwickelung unseres innerpolitischen Lebens nicht voraussehen können. Ganz leise und ganz allmälig haben die geschäftsführenden Minister die Gewalt an sich gebracht und damit endlich einmal einen Beweis hoher Befähigung gegeben, von der nur zu bedauern ist, daß sie mit wirklichen, staatsmännischen Können so wenig zu thun hat. Es soll dahin gestellt bleiben, ob es den kunstreichen Herren v. Marschall und v. Boetticher schwer gefallen ist, den Kaiser von der Nothwendigkeit ihrer Kautschukpolitik zu überzeugen. Sie durften mit einigermaßen gerechtem Stolze davon sprechen, daß ihnen, den conservativen Excellenzen, die ultramontan-demokratische Reichstagsmajorität willig Heerfolge leiste, und sie waren in der Lage, ziffernmäßig nachweisen zu können, daß eine andere Mehrheitsbildung gegenwärtig ausgeschlossen sei. Dem Herrscher war an der ordnungsmäßigen Erledigung der Regierungsgeschäfte mehr als an der Erfüllung seiner persönlichen Herzenswünsche gelegen; so stellte er sie denn zurück und ließ seine Vertrauensmänner gewähren. Aber die klugen Herren, die es sich so leicht gedacht hatten, den Reichstag mit Höflichkeiten und Nettigkeiten zu gängeln, wurden frühzeitig inne, daß man in Wahrheit sie am Bändchen führte. Ob sie dem Herrscher auch über diese ihre Beobachtung Vortrag hielten, ist nicht mit absoluter Sicherheit festzustellen. Wahrscheinlich deuchte es sie überflüssig. Ohnehin gab die unwirsche, rüde Ablehnung der Flottenforderungen durch den regierungsfreundlichen Reichstag auf alle etwaigen Zweifel und Fragen eine Antwort, die weder Hörner noch Zähne hatte; diese Sprache bedurfte keiner näheren Erläuterung. Ohne Sang und Klang, in unanständiger Hast wurde eine Vorlage verabschiedet, von der doch alle Welt wußte, daß das Herz des Kaisers an ihr hing. Vergegenwärtigt man sich die Aufregung, die noch Caprivi's an sich recht beiläufige Heeresreform hervorrief, die wochenlangen, leidenschaftlichen Kämpfe für und wider, und vergleicht man damit die dreiste Wurstigkeit, die Wilhelm's II. weitausgreifende Pläne zur Schaffung einer deutschen Weltmacht im Keime tödtete, ohne sich dadurch irgendwie in der Verdauung oder im Nachmittagsschlafe stören zu lassen, so wird man mit einigen Schrecken inne, wie ungeheuer viel von ihrem Ansehen die Krone seit dem Sturze Bismarck's verloren hat. Alle scheue Furcht vor dem kräftigen Willen und dem Arme des Kaisers scheint geschwunden. Der Niedergang des monarchischen Gedankens, den schon längst Niemand mehr bezweifelt, zu allerletzt die wahrhaftigen Freunde und Stützen der Monarchie, dieser Niedergang spiegelt sich am klarsten in der rapid zunehmenden Macht des Parlamentes. Wilhelm II. kann einer solchen Entwickelung schlechterdings nicht ruhig zusehen. Er ist nicht der Mann, der sich von ihm überkommenen Rechten ohne verzweifelten Kampf auch nur ein Titelchen nehmen läßt. Er will Mehrer, doch nun und nimmer Verlustträger sein. Einen Lieblingsgedanken schiebt er der sogenannten Staatsraison zu Liebe vielleicht auf Tage, Wochen und Monate, nie aber auf die Dauer zurück. Erachtet er den günstigen Augenblick für gekommen, so wird er mit verstärkter Kraft einen neuen Vorstoß machen. Diesem Anpralle muß zunächst das Ministerium erliegen, das seinem Herrn wiederholt kecklich in den Arm gefallen ist, das aus den zahllosen, im Interesse des Staatsgedankens gemachten Zugeständnissen des Stolzen immer nur den Muth zu neuen, am Ende doch demüthigenden Forderungen gezogen hat. Von Berathern umgeben, die sein Wollen verstehen und achten, wird der Kaiser dann den Reichstag zur Unterwerfung zu zwingen suchen, zur Anerkennung und Durchführung seiner hochfliegenden Entwürfe von Deutschlands Weltmacht. Es fragt sich nur, ob dann die Mehrheit um Lieber, Richter und Singer nicht bereits zu üppig und halsstarrig geworden ist, um sich ohne Anwendung von Gewalt zwingen zu lassen. Und es fragt sich, ob dann die größere Gewalt noch bei der Krone liegt. Die Marschall-Boetticher haben ihr Aeußerstes gethan, das Selbstgefühl und den Machtkitzel der Tribunen zu nähren, und unbewußt haben sie ihren Einfluß und die Quellen ihrer Stärke verdoppelt.

Es fehlt nicht an krampfhaften Anstrengungen, die Maschine noch einmal über den todten Punkt hinweg zu bringen, eine letzte, müde Umdrehung zu erzielen, die mühselig den klappernden Gang wenigstens bis zum Schlusse der Sommerferien bewirkt. Verschleppung der Krise aber verschlimmert sie und macht sie giftig und bösartig. Wie werth-

voll es für den einzelnen Minister auch ist, Fauteuil und Gehalt drei oder vier Monate länger inne zu haben, die Lebensinteressen eines Fünfzigmillionen-Volkes, die Abwendung schwerer und vielleicht verhängnißvoller Erschütterungen des Staatsganzen sollten uns doch wichtiger sein. Caliban.

## Die Große Berliner Kunstausstellung.

### 1. Publicums-Bilder.

Jahre lang habe ich darüber nachgedacht, was wohl der tiefste Wesensgrund unserer allsommerlichen Massenkunstveranstaltungen sein möchte. Endlich bin ich dahinter gekommen: der Zweck der Uebung ist kein anderer, als die Herren Kunstkritiker langsam aber sicher zu tödten. Jeder wehrt sich seiner Feinde wie er kann. Die „Künstler“ (nämlich, die sich so nennen!) vermögen es nicht anders, als indem sie die zum Richteramt über sie Bestallten in Form von Heuschreckenschwärmen überfallen und dadurch in Schreck und Wahnsinn hineinjagen. Der Spieß kehrt sich um, Richter werden zu Verurtheilten, Henker zu Massakrirten.

Indeß, die also Gefährdeten lernen es, sich zu wappnen. Sie ziehen sich ein starkgewirkt Kettenhemd über den Leib, das Hemd der höheren Wurschtigkeit. In dieser Waffentracht sind sie nahezu unangreifbar. Trotzdem, wenn sie ihren ersten Streifzug über den Kriegsschauplatz hinter sich haben, sind sie müde zum Umfallen. Und indem sie, blöde lächelnd, die drei Stücke Zucker in ihrem Glas Melange verrühren, sind sie von allerhand grausen und wirren Erinnerungsbildern umtanzt, aus denen sie kaum die munteren Weisen unserer Garde-Musik-Capellen und das kosende Rauschen der maifrisch begrünten Baumkronen auszuwecken vermögen.

Plötzlich aber — lachen sie auf! Lachen in Ingrimm und diabolischer Lustigkeit. Einen Kritiker so lachen zu sehen, ist für gewöhnliche Menschenkinder ein schreckhafter Anblick. Verstört weichen sie zur Seite und machen angsterfüllte Augen nach dem ruchlosen Lacher. Der — rührt jetzt etwas fester in seiner Melange und genehmigt alsdann, nun bereits behaglich schmunzelnd, ein erstes Schlücklein von dem duftenden Getränk.

Er träumt jetzt. Träumt vor sich hin. Er sieht nun seinen Feldzug im Bilde einer friedlichen Wallfahrt. Mitten in der Feiertags-Procession staunender Beschauer ist auch er, der Gefürchtete, als ein verduztes Menschenkind einhergezogen, ersten Eindrücken unterthan, ohne das „höhere kritische Bewußtsein“. —

Es giebt eine bestimmte Sorte von Bildern, die an sich weder gut noch schlecht zu sein brauchen — doch sind sie leider meist schlecht — das sind die Bilder, an denen man unmöglich vorübergehen kann — man muß davor stehen bleiben und sie sich angucken. Diese Bilder haben „was an sich“, sie gestikuliren auf fünfzig Schritt Distanz, und mit einer Art von Jahrmarkts-Neugier läuft man hin und starrt sie an. Sie treiben systematischen Publicums-Fang, und es sei daher gestattet, sie „Publicums-Bilder“ zu nennen.

Diese Bilder kennt Jeder, der auch nur einmal eine Stunde lang die Ausstellung durchstreift hat. Man spricht davon, wenn man sich im Park bei der Musik trifft. „Haben Sie schon die ‚Madame Sans-Gêne‘ von Sichel gesehen? Was? seines Weib?! Donnerwetter, wo mag er die wieder aufgetrieben haben!“ — „Ja, und von Simmler, das dolle Bild, „Leichte Reiterei“, erinnern Sie sich? Da reitet 'n nacktes Frauenzimmer, so 'ne Nymphe, wissen Sie, ein rosiges molliges Thierchen, — die reitet auf 'nem braunen grinsenden Satyr, packt ihm in die Haare und schreit, und zieht ihm dabei mit 'ner ausgefransten Weidengerte feste eins über's Fell! Eiweih, ich sage Ihnen, die haut nicht schlecht! Ich möchte die Hiebe nicht besehen!“ — „Nu jrade! Macht ja Spaß, von so 'ner beschwibbsten Liese mal tüchtig geknusst und gepusst zu werden. Das preisen die Kenner aller Orten!“

Ein paar Andere treffen sich, und sofort faßt der Eine den Frennd unter den Arm. „Du, Fritze, komm' mal mit, ich muß Dir 'was zeigen.“ — „Was denn?“ — „Ne, komm' mal mit!“ — Und dann stehen sie vor dem Bilde von Hermann Clementz, „Die neue Muse.“ Die beiden Herren lachen sich halb schief. Da steht ein Weib, ziemlich feist, und selbstverständlich splitternackt, hat eine Palette am Arm und schmiegt sich vertraulich, fast zärtlich an ein wohlgemästetes Grunzeschwein, das auf einer altarartigen Erhöhung behäbig dasitzt. Allerhand blaue Himmel- und rothe Vorhang-Effecte tönen hinein und machen die tiefsinnige Allegorie noch eindringlicher. Die beiden Herren aber stoßen sich mit den Ellbogen an. Sie haben noch einen Doppelsinn dahinter entdeckt.

Dann schlendern sie weiter und plötzlich stehen sie wie angenagelt vor ihrem erhöhten Ebenbild, dem Ideal-Bild moderner Männlichkeit. Es ist das ein Wintergarten-Komiker, der sich als „Gigerl“ hat porträtiren lassen, Herr Littke-Carlsen, gemalt von Ernst Heilemann. Das Bild ist in seiner Art vorzüglich, natürlich nicht gerade „große Kunst.“ Seht sie nur, diese Spottgeburt von Chic und Jammer — mager und knochendürr, daß das Skelet fast durchscheint — in Kleider gezwängt, die anmuthen wie der Opiumrausch einer übergeschnappten Schneiderseele — ein schwarzes verschnippeltes Huzzelmännchen, mit dem erschreckenden Weiß des enormen Halskragens und des breitausladenden Hemd-Plastrons — und steht da und lächelt sauersüß durch sein Monokel — hat eine große rothe Blume in der Hand, die er zierlich-zaghaft präsentirt — und arrogant sitzt ihm der modische Cylinder schief in der kummervollen Stirn! — Die beiden Freunde haben erst gelacht, laut, fast wiehernd. Dann sind sie plötzlich still geworden, sahen sich an, mit rothen Ohren, und waren plötzlich davongeschlichen, geduckt, als wollten sie einer Strafpredigt entfliehen. Ich ließ sie laufen.

Ging dann weiter und suchte mir andere Leute und andere Bilder. Bald fand ich einen ganzen Knubbel Menschen vor einem Gemälde von Klein-Chevalier; eine Spielergesellschaft, bei Morgengrauen, in Ostende. Auf dem Bilde und vor dem Bilde fast die gleichen stumpferregten Gesichter. Man flüsterte mit einander und warf halb lüsterne, halb versteckte Blicke empor. Die Gesellschaft oben benimmt sich, den Umständen nach, ziemlich würdevoll. Es sind auch meistens dicke Leute. Eine Dame, die gähnt, hält sich ihren Handschuh vor den Mund. Eine Andere hat sich an einen Herrn herangemacht und will ihn trösten, vielleicht über sein Unglück, vielleicht auch über sein Glück, — indem sie hilft, es ihm zu tragen! Im Ganzen sind weder Stoff noch Stimmung erschöpft. Die Natur bietet stärkere Nervenspannungen, eine geladenere Atmosphäre.

Ich zog meines Weges, fand Wundersamstes durcheinander, und stets Menschen davor, die die gemalten Leinwände belagerten. Von Simm, höchst zeitgemäß, ein Radfahrmädel; von Ismael Gentz in dunkler Höhle einen röthlich bestrahlten Teufel, wie er sich Masken malt, — er setzt gerade Ocker auf die Lippen einer schönen Frau; eine Hofjagd, von Freyberg, lauter Wasserstiefel und Porträts; dann eine Zwischenactscene von Paul Block, dunkelrothe Loge und gelbleuchtender Theatervorhang, zwei schwarze Fräcke und eine ausgeschnittene Damenrobe, irgendwo ein Monokel; von Fanny Levy, höchst rührsam und in bengalischer Beleuchtung, ein Proletarierweib, mit Säugling und Ponnylocken, „im Gebet“; und als höchst energische Leistung vom Düsseldorfer Robert Böninger ein „Ich lasse Dich nicht, Du segnetest mich denn“: Jacob ringt in solch krampfhafter Umarmung mit dem armen Engel, daß dieser die zerquetschten und zerdrückten Arme kaum zu retten weiß und nun nothgedrungen segnen muß; in flatternden Windungen knallt dazu, schauerlich, eine rothe Schärpe.

Müde setzte ich mich irgendwo nieder. Da sah ich ein rotes Mägdlein tanzen, gar künstlich und ballettmäßig, und in der Luft flog ein Englein und spielte dazu die Geige; das Ganze in einer Kirche. Nanu? dacht' ich und trat näher. Oh Gott! „Das Tanzlegendchen!“ Also an Gottfried Keller hat der Mann sich vergriffen?! Wie heißt er doch? Franz Paczka! Soso, also der Ehegemahl der Paczka-Wagner! Ne, sowas! — Gleich darauf fand ich noch ein zweites Bild von Herrn Paczka, das große Sensation zu machen schien. Es führt, etwas dunkel, den Titel „Der andere Tag“. Auf einer Riesenleinwand sieht man vor gelbem Himmel eine graue Hochgebirgslandschaft, Felsblöcke liegen wie Wollflocken umher. Darin befinden sich — ja, sie müssen's wohl sein! — Adam und Eva. Es geht ihnen schlecht. Der Sündenfall ist ihnen übel bekommen. „Er“ leidet am ausgesprochensten Jammer, und auch „sie“ verzieht ihr Gesicht, wie vor einem ranzigen Nachgeschmack. Sie haben alle beide „Moralischen“, — und das in der Sommerfrische! Dummer Adam, alberne Eva!

Ich stöhnte. Dazu flimmerte mir's vor den Augen. Hinaus wollt' ich. Ging aber erst die Säle, auf Seitenpfaden, noch ein Mal zurück. Plötzlich stutzte ich. Da war ein Bild, das macht mir doch einen gewissen Eindruck. Fast erschien es mir wie ein Symbol dieser ganzen Kunstausstellung. Auf einem Floß von lauter Leichen stand der Tod und trieb gemächlich den Strom der Zeiten hinab. Franz Lippisch in Charlottenburg hat das gemalt. Es ist eine brave und strebsame Arbeit, der Grundgedanke freilich nicht grade von zündender Originalität. Doch die symbolische Beziehung hatte für mich fast was Erlösendes.

Dann fand ich denselben Symbol-Gedanken noch einmal, ernster und subjectiver behandelt, und darum tragischer in der Wirkung. In einem der vorderen Säle hängt ein großes Gemälde, ziemlich dunkel im Ton und etwas verschwommen in den Linien. Die armen Beschauer, die sich trotzdem stark hingezogen fühlen, verdrehen die Hälse, um Alles richtig zu erkennen. Zunächst fällt eine grellbrennende Lampe in's Auge. Die steht auf einem Schreibtisch in einem dunklen Zimmer. Und vor dem Tische sitzt ein Mann und hat den Kopf in die Arme geworfen, in wühlender Verzweiflung. Manuscriptblätter liegen um ihn herum. „Zerstörte Träume“ heißt das Bild. Es ist von dem Münchener Franz Guillery. Der verzweifelte Mann in dem dunklen Zimmer ist ein Dichter. Der Tod sitzt an seinem Tisch. Und hinter ihm im Dämmer der Stube, Wände und Decke sprengend, verführen die Geister seiner Träume einen spukhaften Hexensabbath. In bläulich-grauer Kette fahren sie keifend und sich prügelnd einher. Ein Satyr streckt nach dem Haupte des Dichters ein rothglühendes Schwert. Auf der Diele des Zimmers liegt ein erschlagenes Weib. Viel Phantasie, wenn auch noch nicht völlig reine Kunst! Ich denke, man wird sich den Namen „Guillery“ zu merken haben.

Die anderen Namen, die ich heute erwähnte, darf man in Gottes Namen vergessen. Wenn man die Bilder, zum Theil wenigstens, nur auch vergessen könnte! Franz Servaes.

## Dramatische Aufführungen.

„Am Ende.“ Scene von Marie v. Ebner-Eschenbach. — „Grete's Glück.“ Drama in drei Akten von Emil Marriot. (Freie Bühne.) — „Kinder der Bühne.“ Lustspiel in fünf Aufzügen von Edgar Höyer. (Berliner Theater.) — „Die Brüder.“ Schauspiel in vier Aufzügen von Paul Lindau. (Berliner Theater.) — „Vaterfreuden.“ Schwank in drei Akten von P. Hirschberger und G. Klitscher. (Residenz-Theater.)

Der Frühling hat mit einem Male seine ganze, goldene, hinreißende Inscenirungskunst enthüllt und ein derbes Pröbchen von der Feindschaft gegeben, womit er die Theater der Stadtmenschen verfolgt. Schon wissen die Directoren nichts Besseres mehr zu thun, als wehmüthige Rückblicke auf die paar Kassenerfolge der vergangenen Saison zu werfen und in melancholischen Waschzetteln das verehrliche Publicum darauf hinzuweisen, daß die versunkene Glocke eine viertel Million Mark eingetragen habe und daß man recht fleißig in's Parquet steigen möge, damit daß Baarergebniß des Abends ja nicht hinter 3300 Mark, dem bisherigen Durchschnitte, zurückbleibe. Wer mit so stolzen Zahlen nicht protzen kann, der versucht es vor Thoresschluß noch ein Mal mit einer Verzweiflungsnovität, und wer am Grabe selbst diese Hoffnung nicht mehr auspflanzt, der beeilt sich doch wenigstens, die contractmäßig noch zu gebenden Neuheiten, hurre hurre hopp hopp hopp, abzuschieben. Mit dem jungen Lenze erwachte auch die alte Freie Bühne noch ein Mal zu flüchtigem Leben. Sie fühlt sich, im Glanze ihrer absoluten Zwecklosigkeit, noch immer gewaltig und wollte das Spieljahr nicht scheiden sehen, ohne ihre absolute Zwecklosigkeit abermals gründlich zu erhärten. Das kleine, resignirte Plauderstück der Eschenbach hätte auf jedem streng censurirten Theater mindestens so sicheren Unterschlupf gefunden wie unter den Fittichen der Steifleinenen, und der Mataja rührselige Unwahrscheinlichkeit würde auf einer harmlosen Vorstadtbühne freundlicher angesprochen haben. Wegen dieser beiden Damen aus Oesterreich war es nicht nöthig, den knarrenden Apparat der Freien Bühne in Thätigkeit zu setzen; ihre literarische Persönlichkeit ist männiglich wohl bekannt, und ihre Werke enthalten des Aufregenden und des Neuen nichts. Die Eschenbach hat eine so feine Filigranarbeit geliefert, wie man von ihr erwarten durfte. Vom Lebensgenuß abgemattet, gelangweilt von der rauschenden Freude, kehrt der alte Fürst zu seiner greisen Gemahlin zurück, die er seinen cavaliermäßigen Amüsements zu Liebe vor einem Vierteljahrhundert verlassen hat. Die würdige Frau hat längst verwunden und abgeschlossen; sie zeigt sich, wie sich schon in de Curel's Drama die betrogene Gattin zeigt: ironisch überlegen und doch voll verzeihender Güte. Der müde Sünder findet in ihrer reinen, kühlen Häuslichkeit sein ruhiges Schlummereckchen. Wenn solch eine stimmungsvolle Kleinigkeit discret und vornehm, mit abgeklärtem Humor und innerlicher, verborgener Gerührtheit dabei gespielt wird, dann vermag sie den Hörer sehr wohl gefangen zu nehmen. Aber weder Herr Müller noch Marie Meyer verstanden sich auf diese Kunst und in Sonderheit auf die Kunst der Eschenbach. — Bedeutend grobdrähtiger ist der dramatische Versuch des Fräulein Marriot. Wir achten sie alle als eine tüchtige und tapfere Romanschreiberin, die dem oberflächlichen Optimismus so fern steht wie der Erkenntniß, daß die seelischen und socialen Conflicte innerhalb des Wiener Verzehrungsgürtels nicht aller Kämpfe Mittelpunkt und Schluß sind. Ihre Feder aber ist unbestechlich, ihr Blick scharf und ihr Herz ehrlich. Wenigstens so lange sie über ihren Romanen sitzt. Mit dem Drama ist's eine andere Sache. Da übertreibt sie der Bühnenwirkung zu Liebe in's Düster-Tragische, da entgleiten ihrer ungeübten Hand die feinen Fäden, und sie muß, um das Gespinnst nicht ganz zerflattern zu sehen, zu derben Stricken ihre Zuflucht nehmen, wie man sie zwischen Coulissen aufspannt. Grete liebt den Julius, aber die abscheuliche Mutter trennt sie mit schnöder List von dem guten Jungen und verkuppelt sie an einen reichen, bejahrten Herrn. Zu spät wird Grete des abscheulichen Betruges inne. Man hat ihr Glück machen wollen, sie sieht sich aber um ihr Glück betrogen, und als der Gemahl der Kränkelnden mit widrigen Forderungen naht, stürzt sie in Verzweiflung und Irrsinn zusammen. Eine arme, bleichsüchtige Seele, geboren, um zu sterben. Das Ganze giebt sich als eine Art sentimentaler Socialkritik verdächtigen Talmiklangs, ist Marlitterei mit äußerlichen, modern naturalistischen Mätzchen. Die Dichterin ist zu kurzathmig für den rasenden Lauf, den die Ereignisse auf den Brettern nehmen, und zu verlegen-unerfahren in der Kunst der Seelen-Synthese, mindestens der Seelen-Synthese, die die Bühne verlangt. Sie hat ihren Beruf für das Drama nicht dargethan.

Von den übrigen Novitäten, die diese Frühlingswochen kommen und verschwinden sahen, sollte besser geschwiegen werden. Interessant ist darunter nur eine, das Schauspiel eines sicheren Cohnitz: „Aus bewegter Zeit“, mit dem sich das Theater des Westens befaßte. Niemals noch hat man dem Berliner Publicum eine so schamlos dumme Dilettanten-Arbeit vorzusetzen gewagt; dafür aber darf dies Publicum sich auch rühmen, der geldbedürftigen Direction dreitausend Mark verdient zu haben. Diese Summe legte Herr Cohnitz für die dreimalige Aufführung seiner Dichtung baar auf den Tisch. Lohnte es sich noch, eine Satire auf unser Theater zu schreiben, so wäre hier ein Stoff. Und die Beantwortung der Frage könnte reizen, wer von beiden Partnern der dümmere ist: das Autorchen, das dreitausend Mark daran setzt, um die Mode des Aufgeführtseins mit- und sich schreiend lächerlich zu machen, oder die einsichtslose Direction, die mit derartigen Geldgeschäften ihr ohnehin verlorenes Theater noch rascher in Grund und Boden ruinirt.

In der Charlottenstraße hat ein Schauspielerstück „Kinder der Bühne“ von Edgar Höyer am ersten Abend einiges Wohlgefallen erregt. Indessen ist das Berliner Publicum nicht so theaternärrisch, daß es für eingehende Schilderungen des privaten Lebens und Strebens der Coulissengötter besondere Theilnahme hegt und hungrig nach jeder Gelegenheit schnappt, sich über An- und Abschminken, Rollenstudium und Inscenirung, collegiale Kabalen und ewige Geldnoth zu unterrichten. Höyer's Arbeit enthält des Anmuthenden genug, aber ihre Handlung ist verzweifelt dünn, und die endlose Folge zigeunerischer Genrebilder wirkt allzubald ermüdend. Darf ihr jedoch noch getrost zugestanden werden, daß sie eine Fülle guter und mit hübschem Humor wiedergegebener Beobachtungen enthält, so muß dieses wie jedes andere Lob verstummen vor der neuesten Schöpfung des mit Dampfkraft dichtenden Lindau, den ebenfalls im Berliner Theater aufgeführten „Brüdern“. Daß die hastig zusammengestoppelte Sudelei in Berlin einen freundwilligen Mann finden konnte, der sich ihrer annahm und sie auf seine Kosten spielen ließ, beweist, wie lange der unsterbliche Ruhm selbst nach dem geistigen Tode dessen vorhält, der ihn sich erwarb. Der reiz- und sinnlosen Fabel des Machwerks würde sich jeder Colportageromanmacher schämen, Lindau aber glaubt sich allemal des Sieges gewiß, wenn er seinem Publicum von einem complicirten Schauermorde erzählt und von dem criminalistischen Scharfsinn der Untersuchungsrichter, die ihn kennen zu lernen das Vergnügen gehabt haben. In kindlicher, fast tragischer Eitelkeit packt er immer wieder die alltäglichen Erfahrungen aus, zu denen er auf seinen „sensationellen“ Entdeckungsfahrten durch Kaschemmen und Pennen gelangt ist. Er hat sich auch in dieser Beziehung längst ausgegeben, aber mit greisenhafter Geschwätzigkeit wiederholt er seine arme Weisheit immer von Neuem, gleich als müsse er rastlos darauf hindeuten, daß Criminaldramen seine Specialität sind und daß die Theaterjünger vor Gott und den Menschen die heilige Verpflichtung haben, sein Monopol zu schützen, Niemand anders in sein Handwerk pfuschen zu lassen. Ob Lindau die gaffende Menge wirklich so niedrig einschätzt, daß er keine Unmöglichkeit in seinen Stoffen für zu schreiend, keinen logischen Unsinn für zu albern hält, oder ob er sich dieser Mängel selbst nicht mehr bewußt ist — wer kann es sagen? Wenn dem Sensationsdramatiker all' und jede Routine abhanden gekommen, wenn er nicht mehr im Stande ist, den mühselig ausgetüftelten Fall klar darzustellen und die Brüche wenigstens oberflächlich zu verdecken — was sucht er dann noch in seinem Gewerbe?

Die Verfertiger des Schwankes „Vaterfreuden“, zwei ungemein gleichgültige Gentlemen, hatten Alexander Bisson aus Paris der Mitthäterschaft beschuldigt. Mr. Alexander Bisson hat sich in sehr energischen Worten gegen diese Beleidigung verwahrt. Von den Autoren wäre es richtiger gewesen, statt des einen Bisson gleich alle Schwankfabrikanten zu nennen, die sich, wenn auch unfreiwillig, an der Herstellung ihrer Posse betheiligt haben. Der Theaterzettel wäre dann freilich nicht lang genug für die Legion von Namen gewesen. An Hirschberger's und Klitscher's Schöpfung ist indessen eines doch originell: sie geben vor, eine französische Idee zu Grunde gelegt zu haben, um dadurch die Aufmerksamkeit von den zahlreichen deutschen Ideen abzulenken, deren sie sich schweigend bemächtigten. Ferner ist es hübsch, und es ist auch klug von den jungen Poeten, daß sie nur solche Autoren „benutzt haben“, denen immer mindestens ein Achtungserfolg sicher ist.

## Notizen.

Die Großindustrie eine der Grundlagen nationaler Socialpolitik. Von Julius Vorster (Jena, Gustav Fischer). Der Aufsehen erregende Vortrag des rheinischen Fabrikherrn erscheint schon in zweiter Auflage. Ueberall wird die Bedeutung der Großindustrie für unsere nationale Entwickelung hervorgehoben und betont, daß nur in der bisherigen Form, nämlich durch das vom Capital unterstützte Privatunternehmerthum, Industrie rationell betrieben werden kann. Der Verfasser steht also ganz auf dem Boden der nationalen Socialpolitik und verwirft jede Behandlung der Arbeiterfrage, welche das Interesse der Industrie schädigt. Dann beschäftigt er sich mit der Möglichkeit, das Verhältniß zwischen Unternehmern und Angestellten friedlich zu gestalten. Er ist der Meinung, daß ein großer Theil der rheinischen Arbeiter, namentlich viele strebsame und tüchtige Arbeiter, mit dem Unternehmer in Frieden zu leben wünscht, so daß eine helfende Hand und gesetzliche Versöhnungsmaßregeln nicht bessern können. Er hat daher den Wunsch, daß sich die sociale Fürsorge mit den vielen weit größeren Nothständen beschäftige, die außerhalb der „sattsam erörterten Arbeiterfrage“ liegen, und glaubt, daß für die meisten Arbeiter eine gerechte, wohlwollende Behandlung und hohe Lohnsätze wichtiger sind, als freisinnige Vereinsgesetze, deren Nützlichkeit er nicht einsehen will. Das wichtigste Ziel für die Arbeiterbewegung ist nach ihm die Erziehung der Arbeiter zur nationalen Politik, aber nicht durch politisirende Vereinsthätigkeit, sondern durch solche, die zunächst religiöse und nationale Gesinnung fördert, und namentlich durch die Volksschule.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschien soeben:

**1812**

Schauspiel in 5 Aufzügen von

**Otto von der Pfordten.**

8°. brosch. 2 M., eleg. Lwd. 3 M.

Das Stück behandelt die Kapitulation Yorks und schildert diesen Konflikt im Rahmen der Zeitgeschichte, die durch Darstellung Napoleons vor und nach dem russischen Feldzuge, die Schilderung des Rückzugs der großen Armee und den seelischen Konflikt eines bayrischen Rittmeisters zur Anschauung kommt.

Aufgeführt im Königl. Schauspielhaus (über 40 mal) und in zahlreichen andern Theatern, wie auch zur Aufführung angenommen.

---

**Romane**

gut und fesselnd geschrieben, zur Veröffentlichung in Zeitschriften und Zeitungen geeignet, werden zu kaufen gesucht. Angebote mit billigster Honorarforderung unter J. F. 35 befördert die Expedition dieses Blattes.

---

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

---

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

---

# Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) Berlin W. 9.

**Beiträge**
zur
**Deutschen Culturgeschichte**
von
**Herman Grimm.**

Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

---

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Hans von Bülow**
**Briefe und Schriften**

herausgegeben von

Marie von Bülow.

**II. Ausgewählte Schriften.**

(1850–1892.)

500 S., geb. Mk. 6,—; in Leinwand Mk. 7,—; Halbfranzband Mk. 8,—.

---

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 ℳ.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 21. Berlin, den 22. Mai 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Krise in Oesterreich und das föderalistische Programm. Von Julius Patzelt (Wien). — Zur Universalgeschichte des Glaubens. Von August von Amsberg. — **Literatur und Kunst.** Das literarische Jung-Wien. Von Gustav Gugitz. — Isolde Kurz. Von Karl Bienenstein. — **Feuilleton.** Das Kind. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Reibenstein. Von Caliban. — Die Große Berliner Kunstausstellung. 2. Max Liebermann. Von Franz Servaes. — Anzeigen.

### Die Krise in Oesterreich und das föderalistische Programm.

Von Julius Patzelt (Wien).

Als ich im Sommer 1886 in einem nordböhmischen deutsch-nationalen Blatte für die Revision der österreichischen Verfassung in föderalistischem Sinne eintrat, als das einzige Mittel die leidige Nationalitätenfrage zu lösen, da schlugen meine besten Freunde die Hände über dem Kopfe zusammen. Ein Deutsch-Nationaler und Föderalist! Entsetzlich! Deutsch-Böhmen war ja von jeher das classische Land der liberalen Centralisten; die unglückselige Doctrin von der Identität der deutschen Interessen mit dem centralistischen System hielt damals noch alle deutschen Kreise in Böhmen, ja in Oesterreich in eisernen Banden, und ich wollte sie sprengen. Was versucht man nicht Alles, wenn man jung ist, auch Dinge, die nur Zeit und bittere Erfahrungen meistern. Seitdem hat sich Mancher bekehrt. Gerade aus Deutsch-Böhmen kamen im letzten Jahre Kundgebungen — ich nenne nur die Namen Lippert und Herkner — die eine Lösung der böhmischen Frage nur in föderalistischer Richtung suchten und fanden. Ueberdies begann die seit dem October des vorigen Jahres immer mehr in den Vordergrund tretende Frage der Erneuerung des wirthschaftlichen Ausgleiches zwischen beiden Reichshälften die öffentliche Aufmerksamkeit langsam aber stetig auf die tieferen Ursachen der Imparität Oesterreichs im Verhältnisse zu Ungarn hinzuleiten. Ein ganz besonderes Verdienst hieran erwarb sich die christlich-sociale Partei, indem sie den Kreuzzug gegen die magyarische Hegemonie predigte und unbeschadet ihrer deutschen Gesinnung die Gemeinsamkeit der materiellen Interessen der österreichischen Volksstämme gegenüber Ungarn unablässig betonte.

In einer kleinen, auch in der „Gegenwart" besprochenen Schrift: „Der österreichisch-ungarische Ausgleich" unternahm ich damals den Versuch, an der Hand der historischen Entwickelung des Verhältnisses Ungarns in und zu der Monarchie nachzuweisen, daß die wirthschaftliche Benachtheiligung Oesterreichs durch Ungarn im Ausgleiche die Folge seiner politischen Inferiorität sei. Der fortgesetzte staatsrechtliche und nationale Kampf zwischen den österreichischen Volksstämmen hindert nicht nur eine kräftige Entwickelung seiner freiheitlichen Institutionen bezw. seiner Volksvertretung, sondern absorbirt auch die politischen Kräfte des Staates nahezu vollständig und macht ihn unfähig in seinem Verhältnisse zu Ungarn sein Recht zu finden und zu wahren. So war Oesterreich im Jahre 1867 zu schwach mit Ungarn einen gerechten Ausgleich zu schließen, und später selbst dort, wo auf dem Papiere die Parität der beiden Reichshälften gewahrt erschien, sie in der Praxis zu behaupten. Die nächste Ursache der politischen Inferiorität Oesterreichs ist also sein Mangel an nationaler und politischer Organisation, eine Folge der centralistischen Verfassung, die einerseits der für Oesterreich charakteristischen vielfachen culturellen Differenzirtheit seiner Bestandtheile nicht entspricht, andererseits in Folge des Widerstandes, auf den sie bei den Slaven stößt, niemals wirklich in Fleisch und Blut übergegangen ist, sondern im Gegentheile Oesterreich zum Schauplatze eines fortgesetzten selbstmörderischen inneren staatsrechtlichen Kampfes gemacht hat. Entspricht so die centralistische Verfassung keinesfalls den österreichischen Interessen, so hat sie auch dem Deutschthume an der Donau, wie seine Leidensgeschichte seit zwanzig Jahren beweist, nicht die erwarteten Vortheile gebracht.

Meine Schrift fand eine freundliche Aufnahme in — Deutschland. In Oesterreich schwieg man sie — das leitende antisemitische Organ in Wien, das „Deutsche Volksblatt", das seit seiner Gründung auf revisionistischen Standpunkte steht, und einige slavische Blätter ausgenommen, todt. Ebenso in Ungarn. Letzteres war ja auch begreiflich. Die „Kölnische Zeitung" hatte am Schlusse ihrer freundlichen Besprechung meiner Schrift bemerkt: man dürfe neugierig sein, was man von Ungarn aus darauf antworten werde. — Diese Neugier blieb unbefriedigt. Einer meiner Pester Freunde, der deßhalb den Herausgeber eines dortigen großen Blattes sondirte, erhielt zur Antwort: „Ueber dieses Pamphlet kein Wort!" — Die Herren fürchteten also wohl, selbst durch die schärfste Kritik für die föderalistische Idee Propaganda zu machen und die perhorrescirt man in Pest nicht nur wegen der geknechteten Nichtmagyaren Ungarns, sondern auch wegen ihrer einigenden und stärkenden Wirkung auf die Stämme Oesterreichs. Dieselben Motive bestimmten die liberale Wiener Presse zum Schweigen, die in dieser Beziehung mit der magyarischen auf einen Ton gestimmt ist; sie vertheidigt den die magyarische Hegemonie garantirenden staatsrechtlichen Zustand, weil der Träger dieser Hegemonie das stark jüdisch durchsetzte liberale Regime in Ungarn ist. Um so befremdlicher war es, daß auch die deutsch-national-antisemitische Presse Oesterreichs sich in hartnäckiges Schweigen hüllte. Befremdlich nicht nur mir, sondern auch Anderen, wie aus einem Schreiben des früheren langjährigen Reichsrathsab-

geordneten und gegenwärtigen niederösterreichischen Landesausschuß-Beisitzers Abg. Schössel ersichtlich ist. Abg. Schössel schrieb mir:

Hochverehrter Herr!

Obgleich ich mich durchaus nicht für einen der „hervorragendsten Politiker unseres Vaterlandes" halte und die Ehre dieser Kaste, welche das Vaterland an den Rand des Abgrundes gebracht hat, jedem Anderen mit Vergnügen überlasse, kann ich, Ihrem Ersuchen entsprechend, nicht umhin, zu erklären, daß ich der in Ihrer Brochure mit seltener Kürze, Klarheit und Wahrhaftigkeit vertretenen Ansicht, daß Oesterreich nur auf föderativer Basis zur Ruhe und einer gedeihlichen Entwickelung gelangen kann, und daß die gegenwärtige dualistische Verfassung, welche den einen Theil des Reiches zum namen- und rechtlosen Lastträger des anderen Theiles herabdrückt, nicht haltbar ist, vollkommen beipflichte und dieser meiner Ansicht nicht erst heute, wo es ungefährlich ist, sondern früher vor 20 Jahren im Reichsrathe bei Gelegenheit der damals erfolgten Erneuerung des ungarischen Ausgleiches, ferner bei der Frage der Territorialeintheilung der Armee und erst jüngst im Landtage unverhohlen Ausdruck gegeben habe.

Indem ich schließlich Ihnen meinen Dank für die Zusendung der Brochure, die ich meiner Bibliothek einverleibte, ausspreche, kann ich nicht umhin meiner Verwunderung und meinem Bedauern Ausdruck zu geben, daß diese gediegene Arbeit in den antiliberalen Blättern nicht entsprechend gewürdigt und nicht eingehend besprochen wurde.

Mit Hochachtung ergebener

Schössel.

Das Schweigen der deutsch-nationalen Presse war, wie gesagt, befremdlich, aber schließlich doch erklärlich. Die deutschnationale Partei hat Jahre lang ausschließlich theoretische Politik gemacht und sich von den realen Verhältnissen immer mehr entfernend, mit einer praktischen Lösung der deutschen Frage sich überhaupt nicht befaßt. Wohl wendet sie sich ihr jetzt endlich zu, allein die deutsch-nationale Presse scheut sich vor jedem Worte, das die centralistischen Eierschalen, die ihre Clientel noch vielfach mit sich herumschleppt, in Gefahr bringen könnte. Ja sie hütet sich um so mehr davor, sich mit dem föderalistischen Probleme auch nur akademisch zu befassen, weil sie noch eine gar gewaltige Achtung vor jenen Schreiern und Patent-Nationalen hat, die auf das „historische Recht der Deutschen in Oesterreich" pochend, aspiriren, daß der Minderheit in einem constitutionellen Staate de iure die Herrschaft gebühre, wenn diese Minderheit eine deutsche sei, deren ganze politische Weisheit sich in dem Satze erschöpft: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst Nichts in der Welt," und die in ihrer Borniertheit gar nicht spüren, daß sie damit dem Volke nichts Anderes empfehlen, als die bankerotte Politik des Schmerling'schen „Wir können warten". Dieses nationale Bauausenthum gefährdet eine Verständigung der Volksstämme Oesterreichs und damit, wie später gezeigt werden soll, auch die Interessen des Deutschthumes in Oesterreich mehr als alles Andere. Ich lasse hier ein Schreiben eines Nichtdeutschen, des Altczechenführers Dr. Rieger folgen, das neben anderen interessanten Aeußerungen auch darüber einiges enthält:

Sehr geehrter Herr!

Gleich nach Erhalt Ihres ersten Schreibens habe ich mich angeschickt Ihrem Wunsche entsprechend Ihnen meine Aeußerung über die Ansichten und Vorschläge Ihrer Brochure mitzutheilen, ja ich hatte bereits einige Zeilen niedergeschrieben, die ich bei Seite legte, als mich das Bedenken anwandelte, ob meine Aeußerung in der Sache überhaupt einen Erfolg haben könnte.

Da ich jetzt außerhalb der activen Politik stehe, so steht mir keinerlei Macht, ja nicht einmal ein Votum zu Gebote, um meiner Anschauung praktische Geltung zu verschaffen.

Und zu sprechen oder zu schreiben für die Ueberredung von Leuten die absolut nichts hören wollen, ist mindestens eben so nutzlos wie prêcher un couvert. Die in Wien und Pest dominirende Presse findet es einmal in ihrem Interesse die Centralisation und die Herrschaft nur eines Volksstammes hüben und drüben zu fördern, und das mag wohl der Grund sein, daß sie Ihren vielfach neuen und beachtenswerthen Anschauungen und Vorschlägen — so weit mir bekannt — nur wenig Aufmerksamkeit und noch weniger Gunst zugewendet hat.

Neulich frappirte mich die Bemerkung eines Collegen, mit dem ich darüber sprach — „daß in der Sache ein semitisches Interesse mitspiele." Wäre das zutreffend, so müßte erst hierin Wandel geschafft werden. Bis dahin wird den Deutschen die Aufrechthaltung ihrer fraglichen Hegemonie als ein für sie unschätzbares Gut und Recht eingeredet werden; und in diesem Momente schon gar! Liberale, nationale und Volksparteimänner überbieten sich in diesem Augenblicke in Aeußerungen überspannter Deutschthümelei, in der Hoffnung, damit die Gunst der Wähler zu erhaschen! Wie sollen in diesem Geräusche ruhige, objective Erwägungen Gehör finden?

Ich für meine Person bin mit vielen Ihrer Anschauungen einverstanden. Und vollends die Revision der Verfassung! Seit 30 Jahren bemüht sich ja die böhmische Nation um eine solche! Nicht das deutsche Volk, noch weniger sein Interesse, sondern die deutschliberale Presse hat bisher die redlichsten und bestösterreichischen Bemühungen in dieser Richtung vereitelt. Und wo ist bei uns der Mann von Einfluß, wo die deutsche Partei, wo der Minister, der dieses Ziel aufstellt? Und schon gar in Ungarn!

Und doch zeigt sich in den neuestens auf deutscher Seite wiederholt auftauchenden Sympathien für das Princip der Autonomie — in welcher allein die Lösung liegt — ein Schimmer von Hoffnung auf eine schließliche Beilegung des end- und ruhelosen Verfassungsstreites in der Monarchie, auf der Basis thunlichster Selbstbestimmung, nationaler Gleichberechtigung und gegenseitiger Rechtsachtung der Völker.

Mit Begeisterung würde ich trotz meines hohen Alters für eine Verständigung zwischen Deutschen und Slaven zu wirken bereit sein, wenn das Vertrauen des Volkes mich hierzu beriefe und wenn geänderte Verhältnisse und entscheidende Einflußnahme hierzu Hoffnung gäben. Weitere Ausführungen meiner Ansichten scheinen mir derzeit wirkungslos.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung.

Malec, 14. Aug. 1896 Dr. Fr. Lad. Rieger.

Ich fürchte, daß die Worte Dr. Rieger's auf die Deutsch-Nationalen gerade jetzt bei der großen Erregung, die die Sprachenverordnungen in allen deutschen Kreisen Oesterreichs hervorgerufen haben keinen Eindruck machen werden und ich bedauere es. Die Badeni'schen Sprachenverordnungen waren für die Deutschen in Böhmen und Mähren ein furchtbarer Schlag und sie können eine Präjudiz werden für Innerösterreich. Der Widerstand dagegen ist Pflicht für alle Deutschen, allein kann und darf sich in ihm eine deutsch-nationale Politik erschöpfen, wie es gegenwärtig den Anschein hat? Gesetzt, daß die Opposition und Obstruction der Liberalen wirklich ernst zu nehmen sei, wie sie behaupten, und selbst wenn das nicht der Fall wäre, würde die deutsch-nationale Bewegung bei fortgesetzten Vergewaltigungen der Deutschen schon dafür sorgen, daß auch die Liberalen den Kampf ernst führen; wie würde sich die Lage dann gestalten: Bleiben die Verordnungen aufrecht, werden die Deutschen den parlamentarischen Mechanismus zum Stillstand bringen, würden sie zurückgezogen, dann werden die Slaven, die Polen vielleicht ausgenommen, mit derselben Münze zahlen; in jedem Falle wäre also der Centralismus der den staatsrechtlichen und nationalen Kampf in Permanenz erhält und seinen Schauplatz in das Central-Parlament verlegt, bankerott. Der gegenwärtige Zustand ist also, ganz abgesehen davon, daß darunter die wirthschaftlichen Interessen schwer leiden, unhaltbar und bei allem Widerstande gegen die Sprachenverordnungen muß

man auch von deutsch-nationaler Seite sich doch eine ungefähre Lösung der Wirren zurecht legen. Allerdings giebt es im deutsch-nationalen Programme einen Punkt, der darüber etwas enthält, er lautet: Sonderstellung Galiziens und Dalmatiens. Arithmetisch ist das Problem wunderbar gelöst: Durch Ausscheidung der Dalmatiner und Galizianer wäre eine deutsche Majorität erzielt. Es fragt sich nur, wie diese Transaction durchgeführt werden soll. Ich glaube, daß die Herren, die die Lösung der deutschen Frage auf eine simple Subtraction reducirten, sich darüber nicht den Kopf zerbrochen haben, denn sie hätten sonst diese Forderung überhaupt nicht formulirt. Wer hat ein Interesse an dem Ausscheiden Galiziens und Dalmatiens: Die nichtklerikalen Deutschen und die Dalmatiner. Wer wird ihm Widerstand leisten: Die Polen, weil sie sich derzeit, wo Galizien eine weitgehende Autonomie genießt, ohne ihre Lasten zu tragen, und in Folge dessen die polnische Delegation im Central-Parlament dominirt, sehr wohl befinden; die Klerikalen, weil sie durch die Sonderstellung Galiziens an der polnischen Schlachta einen werthvollen Bundesgenossen verlieren würden, die Czechen und nichtdalmatinischen Südslaven weil sie bleibend in die Minorität gedrängt würden und am letzten Ende wohl auch die Krone. — Zweifelt darnach noch jemand, daß die Sonderstellung Galiziens und Dalmatiens in das Reich der Träume gehört! — Nein, die Deutsch-Nationalen dürfen nicht nur mit Wünschen, sondern müssen auch mit gegebenen Factoren rechnen. Die Entlastung Westösterreichs von Galizien, ist sicher eine Aufgabe des Schweißes der Edlen werth, ja sie ist geradezu eine Lebensfrage für Westösterreich; zu bewerkstelligen ist sie indessen nur im Rahmen eines ganz Oesterreich umfassenden föderalistischen Programms, weil nur ein solches die Mittel zur Durchführung bietet und den Widerstand auf Polen und Klerikale reducirt. Daß man auch im Schooße der deutsch-nationalen Partei davon überzeugt ist, wenn gleich so Mancher es noch nicht wagt, es offen auszusprechen, daß eine solche Entwickelung auch dem deutschen Interesse entspräche, das geht aus folgendem Schreiben des Führers der deutsch-nationalen Partei des Abgeordneten Dr. Steinwender hervor:

Geehrter Herr!

Erst heute komme ich dazu, Ihnen für die Zusendung Ihrer Schrift: „Der österreichisch-ungarische Ausgleich" zu danken.

Der Nachweis der politischen Inferiorität Oesterreichs gegenüber Ungarn, von welcher die wirthschaftliche Schädigung unserer Reichshälfte nur eine der nothwendigen Consequenzen bildet, ist in Ihrer Schrift bei aller Knappheit der Ausführungen unwiderleglich und klar erbracht, ebenso der Antheil an Schuld, der die alte Verfassungspartei trifft. Nicht dieselbe allgemeine Zustimmung dürfte der von Ihnen vertretene föderalistische Gedanke finden und doch beruht auf ihm die politische Zukunft Oesterreichs und des deutschen Stammes in Oesterreich.

Das Vorurtheil dagegen ist ein noch übrig gebliebenes Erbstück einer der Verurtheilung anheim gefallenen Periode, von dem man sich — namentlich in Wien — nicht so schnell frei machen wird.

Es wird daher nothwendig sein, diesen Gedanken nicht nur indirect — durch die Unmöglichkeit des centralistischen Systems — nachzuweisen, sondern auch den positiven Beweis für denselben zu führen.

Allerdings möchte ich nicht mißverstanden werden. Wer die föderalistische Neugestaltung will, der kann bei der Sonderstellung Galiziens nicht stehen bleiben. Gehen wir aber weiter — und wir müssen wohl — dann stellen wir uns in Gegensatz zu noch fest wurzelnden Anschauungen deren Berichtigung nicht nur Zeit und Mühe, sondern wahrscheinlich auch manche politische Selbstaufopferung verlangen wird.

Mit deutschem Gruße

Ihr ganz ergebener

Dr. Otto Steinwender.

Abgeordneter Dr. Steinwender urtheilt ganz richtig, daß es nicht nur Zeit und Mühe, sondern wahrscheinlich auch manche politische Opfer kosten wird, das tief eingerostete centralistische Vorurtheil zu beseitigen. Allein, darf das für eine junge lebenskräftige Partei, wie es die deutsch-nationale ist, ein Grund sein, die Beseitigung dieses unheilvollen „Erbstückes einer der Vorurtheilung anheim gefallenen Periode" nur der Zeit zu überlassen? Hat die Partei nicht vielmehr die Pflicht, der Zeit zu helfen? Sollen sich bittere Erfahrungen auf bittere Erfahrungen häufen bis endlich zu spät die Erkenntniß kommt. Wir Deutschen in Oesterreich können nicht mehr warten. Die Pflicht der Selbsterhaltung zwingt uns, in dieser brennenden Frage Partei zu nehmen, denn wenn wir nicht die Verfassung mit revidiren, dann wird sie *gegen* uns revidirt werden, wenn auch nur im Verordnungswege. Wir wissen es aus hundert und hundert Fällen, daß seit zwanzig Jahren jede österreichische Regierung nur von einseitigen Concessionen an die Slaven lebt und um sie zu bezahlen, Stück um Stück vom centralistischen System abbröckelt. Pflichtvergessene, schlechte Regierungen! ruft man. Mit Verlaub: regiert muß werden, der Staat kann nicht zu functioniren aufhören. Die Regierungen müssen Majoritäten nehmen, wo sie sie finden und keiner österreichischen Regierung kann man einen ungerechteren Vorwurf machen als den, ohne Noth den Centralismus durchbrochen zu haben. So etwas wäre ein Widerspruch in sich selbst; wenn es aber geschah, dann wurden die Regierungen durch die Macht der Verhältnisse dazu gezwungen, sie waren ohnmächtig gegen den natürlichen Entwickelungsproceß zum Föderalismus. Und liegt nun auch nur ein Funken Vernunft darin, wenn die Deutschen in Oesterreich sich in Protesten gegen etwas Unabwendbares erschöpfen und die Regierungen des parlamentarischen Schachers anklagen, statt durch eine Verständigung mit den Slaven dieser Schacherpolitik den Boden zu entziehen. Wäre es nicht klüger von den Deutschen gewesen, wenn sie, als die Sprachenverordnungen in Sicht waren, den Czechen erklärt hätten: Macht das Geschäft lieber mit uns, statt mit der Regierung? Wäre es für die Deutschen und für Oesterreich nicht besser gewesen, wenn die Deutschen schon längst sich gegen anderweitige Garantien mit den Czechen in der Sprachenfrage auseinandergesetzt hätten, statt daß die Czechen jetzt die Sprachenverordnungen als Judaslohn für ihren Verrath in der Ausgleichungsfrage einheimsen? Und giebt es ein schlagenderes Argument dafür, daß die magyarische Hegemonie in dem Kampfe der Nationalitäten Oesterreichs wurzelt, als gerade diesen Connex zwischen Sprachenverordnungen und ungarischen Ausgleich?

Keine, nicht einmal opportunistische Erwägungen giebt es heute mehr, die die deutschen Parteien davon abhalten dürfen die Fahne des Föderalismus zu entrollen. Die Sprachenverordnungen Badeni's und die dadurch wieder acut gewordene chronische Krankheit, die am Marke Oesterreichs und seiner Völker zehrt, zerstreut die letzten Bedenken. Der Centralismus bedeutet für Oesterreich Desorganisation und Schwäche nach Innen und Außen, für die Deutschen langsame aber stetige Zurückdrängung in den Sudetenländern, bis sich aus einer Reihe von Verordnungen das böhmische Staatsrecht nach dem Muster der Autonomie Galiziens aufgebaut haben wird, und die staatsrechtlich nicht organisirten Deutschen Innerösterreichs der Willkür einer nicht mehr deutschen oder österreichischen, sondern slavischen Central Regierung ausgeliefert sein werden.

---

## Zur Universalgeschichte des Glaubens.

Von August von Amsberg.

„Die Menschen haben stets an das, was nie gewesen und was doch immer ist, an die Thatsächlichkeit ihrer Phantasiebildungen, geglaubt, Schöpfungen der Phantasie fanden jeder-

zeit gläubige Hinnahme kritikloſen Beifall", und „was ſich nie und nirgends hat begeben", beſchäftigte die Einbildungskraft der Menſchen ſtets mehr, als nüchterne Thatſachen. So alt und ſo verbreitet wie das Menſchengeſchlecht, übt der Glaube auch heute noch eine ähnliche Macht auf die Gemüther der Menſchen aus, wie zu Zeiten, wo die geflügelten Worte von der bergeverſetzenden und alleinſeligmachenden Kraft des Glaubens entſtanden. Nicht nur in den verſchiedenſten Religionen, ſondern auch im ſocialen, politiſchen und wirthſchaftlichen Leben, in der Literatur, in der Kunſt und anderen Zweigen des Geiſteslebens, ja ſelbſt in der Wiſſenſchaft — hier allerdings unter dem moderner und wiſſenſchaftlicher klingenden Namen „Hypotheſe" — ſpielt der Glaube eine ſo hervorragende Rolle, daß darüber nicht ſelten die Thatſachen des Wiſſens in den Hintergrund gedrängt werden. Die Behauptung, es gäbe kein Volk und keinen Menſchen ohne irgend eine Form von Glauben, hat daher den Schein der Wahrheit für ſich, wenn man das Wort „Glauben" nicht im religiöſen Sinne, ſondern in des Wortes weiteſter Bedeutung nimmt: als ein Fürwahrhalten von *Allem*, deſſen Vorhandenſein oder Richtigkeit noch nicht bewieſen iſt.

Mit demſelben Rechte kann man ferner behaupten, daß auch nicht zwei Menſchen genau daſſelbe glauben; ja ſelbſt bei einem und demſelben Individuum iſt der Glaube einem ſtärkeren oder geringeren Wechſel unterworfen, den jeder an ſich ſelbſt beobachten kann. Form und Inhalt des Glaubens im Einzelnen richten ſich wieder nach Zeit und Umſtänden beſonderer Art und ſind ſo verſchieden, wie die Menſchennaturen ſelbſt. Geſchlecht, Alter, Klima, Raſſe, ſociale Verhältniſſe, Bildung, Lebenserfahrungen und -Schickſale ꝛc. ſpielen dabei eine wichtige Rolle.

Eine gründliche Geſchichte des Glaubens jeder Art, aller Völker und aller Zeiten war daher nicht nur *ein* wünſchenswerther, ſondern geradezu nothwendiger wichtiger Beitrag zur Culturgeſchichte der Menſchheit. Wie einerſeits die vergleichende Sprach-, Völker- und Religionskunde werthvolles Material zu einer Univerſalgeſchichte des Glaubens liefern konnte, ſo muß andererſeits eine zuſammenfaſſende Darſtellung aller Schöpfungen des Phantaſiedenkens in kritiſcher Sichtung den genannten Geiſtesgebieten in erſter Linie wieder zu Gute kommen. Wer ſich der mühevollen Aufgabe einer ſolchen Zuſammenſtellung aller Geſtalten, welche der Glaube geſchaffen hat, unterziehen wollte, konnte dabei zwei verſchiedene Wege einſchlagen. Entweder konnte er den verſchiedenen Entwickelungsſtufen des Glaubens von ſeinen Anfängen bis auf die heutige Zeit nachgehen oder er konnte die Hauptgedanken alles Glaubens durch die einzelnen Glaubensformen hindurch verfolgen. Der erſtere Weg, der hiſtoriſch-ſyſtematiſche, wurde ſchon früher von den Brüdern Scherr in ihrer „Geſchichte der religiöſen und philoſophiſchen Ideen", der letztere, der kritiſch-vergleichende, von Max Müller in ſeiner „Einführung in die vergleichende Religionswiſſenſchaft" mit Erfolg beſchritten. Aber beide Methoden werden dem ſchwierigen Gegenſtande doch nur zum Theil gerecht, da ſie vieles zum Verſtändniß Nothwendige bei Seite laſſen und ihre Ergebniſſe in manchen Punkten auch von der Wiſſenſchaft bereits überholt ſind. Am nächſten mußte der Löſung des heiklen Problems unbedingt Derjenige kommen, welcher beide Methoden in geeigneter Weiſe zu vereinigen wußte, und man muß geſtehen, daß es Prof. Dr. Adalbert Svoboda in den „Geſtalten des Glaubens", welche vor Kurzem mit dem Nebentitel „Culturgeſchichtliches und Philoſophiſches" bei C. G. Naumann in Leipzig erſchienen ſind, im Großen und Ganzen gelungen iſt, ſich dieſer Aufgabe mit großem Geſchicke und vielleicht noch größerem Geſchmacke zu entledigen.

Ohne ſich einer Uebertreibung ſchuldig zu machen, darf man getroſt behaupten, daß die „Geſtalten des Glaubens" allen Bearbeitern culturphiloſophiſcher Stoffe, welche ihre Werke nicht nur gedruckt, vielleicht auch gekauft, vor Allem aber geleſen wiſſen wollen, auf lange hinaus vorbildlich ſein werden. Der Erfinder des albernen Dogmas, die Wiſſenſchaftlichkeit eines Buches ſtehe im umgekehrten Verhältniß zu ſeiner Lesbarkeit, könnte ſich hier von der Haltloſigkeit deſſelben gründlich überzeugen. Die Schönheit und Feinheit der Sprache, die Klarheit und Durchſichtigkeit der Darſtellung müſſen jedem Nichtanbeter jenes berüchtigten Dogmas, das namentlich unſerer Philoſophie ſo ungeheuer geſchadet hat, das Herz im Leibe lachen machen, wenn er das Svoboda'ſche Werk zur Hand nimmt, deſſen Leſung in mehr als einer Hinſicht im höchſten Grade lohnend und wichtig iſt. Schwerlich läßt ſich aber auch wohl ein Gegenſtand denken, der Menſchen und Völkern mehr an's Herz greift, wie der Inhalt der „Geſtalten des Glaubens" denn „nicht was ſie wiſſen, ſondern was ſie glauben, macht das Glück oder Unglück der Menſchen aus!" Nur ganz auserleſene Geiſter finden vielleicht am Wiſſen allein Genüge, aber die große Mehrzahl der Menſchen bedarf des Glaubens wie des täglichen Brodes, und wären es auch nur die leeren Verſprechungen falſcher Propheten, an die ſie glauben könnten. „Lieber eine kühne Hypotheſe, als ein leerer Raum," ſagte ſogar ein Mann wie der große Billroth.

Um zu einem unbefangenen Urtheile über die Geſtalten des Glaubens zu gelangen, iſt es nothwendig alle ohne Ausnahme in den Kreis der Betrachtung zu ziehen und jede Einzelne wiederum von allen Seiten zu betrachten. „Wer ſich innerhalb dieſer weitgezogenen Grenzen der Forſchungsarbeit nicht bewegt, verfällt leicht Irrthümern und Ungerechtigkeiten" oder kommt zu ſchiefen und einſeitigen Urtheilen, wie ſie lückenhaft gebildeten Theologen und Philoſophen ſo leicht mit unterlaufen. Daß der Verfaſſer der „Geſtalten des Glaubens" ſich nicht auf den eng begrenzten Standpunkt eines Fachtheologen geſtellt, ſondern die Ergebniſſe der Völker-, Länder- und Naturkunde ebenſo zu Rathe gezogen hat, wie die Schätze der Literatur-, Cultur- und Kunſtgeſchichte, bewahrt ſein Werk vor Einſeitigkeiten und erhebt es über das Niveau einer bloßen Fachſchrift. Männer des öffentlichen Lebens und der gemeinſamen Wohlfahrt, Staatslenker, Parlamentarier, Theologen, Philoſophen, Socialethiker, Lehrer u. ſ. w., dürften dem Buche Svoboda's ein beſonders großes Intereſſe entgegenbringen, weil es die wichtigſten und brennendſten Fragen des Lebens, vor Allem des ſocialen, mit ſeltenem Freimuth und ohne jegliche Voreingenommenheit erörtert und überall für die ethiſchen und culturellen Ziele des modernen, von mittelalterlichen Zwangseinrichtungen geläuterten Rechtsſtaates nachdrücklichſt eintritt. Die eingeflochtenen urkundlichen Blätter von allen Zweigen des Wiſſens verleihen dem Buche außerdem einen ſo eigenthümlichen Reiz, daß ſeine Lectüre auch nicht wiſſenſchaftlich Gebildeten zu einer anmuthenden, erfriſchenden und belehrenden Unterhaltung wird. Der großen Claſſe der ſog. Gebildeten, die ſo ſehr der Fortbildung und Aufklärung bedarf, wird darum das Svoboda'ſche Werk beſonders willkommen ſein müſſen, das Anregungen zum Nachdenken in Hülle und Fülle giebt.

Eine vorurtheilsfreie, unparteiiſche Prüfung aller Geſtalten des Glaubens ergiebt die merkwürdige Thatſache, daß der Beſitz der Menſchheit an Phantaſiegut im Grunde ein ganz geringer und die Verwandtſchaft der Phantaſieſchöpfungen unter einander eine ſehr nahe iſt. Die Ideen, welche die Geſtalten des Glaubens vertraten, waren eben immer dieſelben, nur die Formen, in denen ſie ſich gaben, wechſelten mit dem Klima, mit den Völkern und den Zeiten. Eine Erklärung für dieſe ſcheinbar räthſelhafte Erſcheinung iſt nicht ſchwer, „auch im Geiſtesleben gilt das Geſetz der Trägheit, und die menſchliche Erfindungsgabe war ſeit jeher ungleich geringer als der Nachahmungstrieb der Menſchen." Dieſe beiden Geſetze machen es auch verſtändlich, warum ſich Thorheiten und Irrthümer mit ſo unglaublicher Hartnäckigkeit erhalten,

während Wahrheiten nur langsam Eingang finden, so langsam, daß Manche schon am Menschheits- und Culturfortschritt verzweifelt haben. Die Wahrheit zu suchen, zu finden, anzuerkennen und zu vertheidigen, kostete eben jederzeit mehr Mühe und Selbstüberwindung als das Verharren bei alten, verehrten Satzungen der Einbildung, Unwissenheit und Unwissenschaftlichkeit.

Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, insbesondere die politische und Religions-Geschichte, liefert den untrüglichen Nachweis, daß der Glaube, der heute wieder zum Kampfe gegen den sogen. Umsturz aufgeboten werden soll, keine ungefährliche Waffe ist wegen ihres fast unvermeidlichen Mißbrauches. Auf der einen Seite der Inbegriff des höchsten Idealismus und eine Quelle der schönsten und edelsten Erhebungen des Menschenherzens, solange er sich im Einklange mit dem Sittlichstatthaften, Menschenedlen und Naturgerechten dem Schönen, Wahren und Guten zuwendet, wird der Glaube auf der anderen Seite sofort zum größten Fluche für die Menschheit, sobald er zum Schildträger des Fanatismus herabsinkt. Der Weg der Glaubensgestalten in der Geschichte ist deßhalb mit Rosen bestreut, aber auch mit Blut getränkt. Keine Macht der Welt hat ihren Unterthanen so enorme Opfer an Gut und Blut gekostet, wie der Glaube. Die Capitalien, die um des Glaubens Willen verschwendet wurden, und die Menschenköpfe, die religiösen und politischen Glaubensdogmen zum Opfer fielen, lassen sich nicht einmal annähernd berechnen. Die Geschichte des Glaubens ist ein Gemisch des Grauenvollen und des Schönen, des Grausamen und des Erhabenen, wie es bunter und eigenartiger gar nicht gedacht werden kann. Sie zeigt so recht die Doppelnatur des Menschen halb Teufel, halb Engel. Wenn die Menschheit einstens aus der Vergangenheit lernen wird — bisher hat sie das bekanntlich nicht gethan —, so wird die Geschichte des Glaubens zu den wichtigsten Belehrungsmitteln gehören; jedenfalls haben diejenigen, welche mit den Glaubensmächten als der ultima ratio in socialen Kämpfen operiren, damit bewiesen, daß sie in der Geschichte des Glaubens gänzlich unbewandert sind. Denn der Glaube als Streitmacht bedeutet eine stete Gefahr für das gesammte Geistesleben und eine fortgesetzte Beunruhigung der Menschheit, deren Cultur und Wissenschaft, Humanität und Moralität dadurch in der natürlichen Entwickelung erheblich beeinträchtigt wird. Eine Vorherrschaft des Glaubens zu verhindern, muß darum die Aufgabe aller einsichtsvollen, fortgeschrittenen Staatslenker sein.

Ganz verkehrt wäre es, wegen dieses leicht zu verhindernden Mißbrauches dem Glauben jegliche Berechtigung kurzer Hand abzusprechen. Damit würde einer der Hauptnerven des Kunstlebens tödtlich getroffen. Ist es nicht erquicklich, daß die Phantasie des Künstlers und des Gläubigen mit denselben Voraussetzungen und nach ähnlichen Mustern arbeitet? Das Hereinragen der Kunst in die Geschichte des Glaubens giebt dieser eine so anziehende und anmuthende Seite, daß sie Niemand missen möchte. Ohne die poetischen und künstlerischen Schöpfungen Einzelner und des Volkes wären viele Gestalten des Glaubens blutlose Gebilde, die keine weitere Beachtung finden oder längst vergessen sein würden. Von manchen Glaubensgestalten wissen wir denn auch in der That nichts, als was sich in Denkmälern der Kunst von ihnen erhalten hat. Das Phantasiedenken des Volkes fand dazu stets den treffenderen, poesiereicheren und gehaltvolleren Ausdruck für Glaubensgestalten, als engherzige, geistesbeschränkte Schriftgelehrte, die jede Glaubensannahme in eine politische, sociale oder religiöse Dogmenzwangsjacke zu stecken sich beeilten. Die natur- und menschenfeindlichen Dogmen vieler Religionen fordern z. B. zur Erlösung von allerlei Uebeln Menschen- oder Thierblut; „eine uralte Volksdichtung empfiehlt die Erlösung durch Wissen und durch Liebe: Wie tief gedacht und edel empfunden ist dieser Rath!“ Eben so poetisch ist die erste Form der natürlichen Civilehe, die eine Königstochter in schlichter und würdiger Weise mit einem reinen Jüngling vollzieht. Interessant ist es auch, die Entwickelung, welche z. B. jenes große X, welches u. A. „das Ding an sich“, das „Unbewußte“, das „Unendliche“, „Wille und Vorstellung“ getauft wurde, im Laufe der Zeiten durchgemacht hat, zu verfolgen oder dem Ursprunge des „Gottesgnadenthums“, der Abstammung des katholischen Mariencultus aus heidnischen Religionen, der Wahlverwandtschaft zwischen Buddhismus und Christenthum, der Aehnlichkeit des katholischen Ritus mit dem altperuanischen und altmexikanischen, der Entstehung von Mythen, der Bedeutung von Thieren in der Geschichte des Glaubens, der Entwickelung des Wunderglaubens, dem Verhältniß zwischen Glauben und Sittlichkeit und anderen Dingen mehr nachzuspüren. An Ueberraschungen aller Art fehlt es dabei nicht!

## Literatur und Kunst.

### Das literarische Jung-Wien.

Von Gustav Gugitz.

Nach dem famosen Leipziger Proceß wider naturalistische Schriftsteller, die bis dahin unbekannt waren, ging, wie man zu sagen pflegt, „der Rummel wider die alte Kunst“ erst recht los. Die Sache des Naturalismus hatte ihre Märtyrer, und Hermann Conradi war ja thatsächlich einer, damit war ihr geholfen. Jede Woche sah man in „Grün-Deutschland“ einen neuen braven Jungen, der von Geibel verträumt in Ibsen aufwachen sollte, zahlreiche Blätter keimten und fielen wieder ab, freie Bühnen und secessionistische Ausstellungen waren an der Tagesordnung. Auch hier in Wien vernahm man schließlich den Kampfruf der jüngsten Deutschen. Aber so ursprünglich rauh kam er gar nicht her, in unserem „Sommerhauch“ hatte er sich schon vorher gewiegt und ein melancholisches Echo erwiderte ihn. Es war nicht derselbe Aufruhr hier, nicht dieser plötzliche Abbruch mit Allem dem, was gestern war. Im Gegentheil, das eben konnte man nicht vergessen, daß bei uns eine gewaltige bildende Vergangenheit war, die, wenn man sie schon äußerlich abthun wollte, ewig wie eine Stimme des Blutes bei allen Thaten mitredete. In Wien floß von aller Cultur Oesterreichs eine einzige zusammen und das nicht etwa in jüngster Zeit, da waren die weiten Barockbauten mit sonnigen Gärten, Teichen, Sandsteinfiguren, da war das Andenken an bunte Feste und Feierlichkeiten, wobei man an die Stiche des A. Aubin, an die Gemälde des Canaletto denken muß, die mit dem Hof und der Religion zusammenhingen, da war ein Theater, das früh schon das erste Deutschlands war, die Oper wurde durch uns nach Deutschland gebracht. Da ist die ganze reiche musikalische Bewegung am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts, Beethoven, der Riese, Schubert, der Liederfürst, ohne der Großen zu gedenken, die vorangegangen waren. Die Stadt der Musik und des Walzers, dieser muß schon besonders genannt werden, und davon ist noch jetzt alles voll! Weil sich aber alles Beste des ganzen Landes in dieser Metropole sammelte, so konnte sich auch Jeder, der aus der Provinz kam, sofort acclimatisiren und er entdeckte nur wieder ein ihm schon lange Verwandtes in einem Theil dieser Cultur.

Nun war ein junges Geschlecht da, das zwar an gar nichts Anderem, als an eben dieser Cultur erzogen wurde, aber das ihr freiere, der Zeit angemessenere Formen geben, dieselben Gefühle des österreichisch-wienerischen Wesens beibehalten wollte, aber befreit von dem Costüm des Werther-

fracks. Die Wiener Modernen waren eben wirkliche Wiener. Grillparzer ist das Vorbild und er hat in dem „armen Spielmann" unsere Art deutlich gezeichnet. Auch diese Modernen, sie waren alle heimliche Spielmänner, sie versteckten sich hinter fremden Namen wie Anatol, Loris, Dörmann und thun es noch heute. Zum Kampf waren sie alle nicht geboren wie die Berliner, lieber sollte sie eine landläufige Kritik verschweigen, sie genügten sich selbst. Es war wenig Hoffnung vorhanden, daß sie in Kürze eine Stimme in der Literatur erhalten konnten. Man gab sich mit ihnen nicht ab und sie selbst thaten zu wenig dazu. Sie fanden, wie der arme Spielmann, keinen Anschluß an das Leben durch viele Thaten, die Stadt berauschte sie in den Aeußerlichkeiten, die zarten Blüthen davon entzückten durch ihren Duft, aber zu den dunklen Wurzeln des Baumes griff Keiner hinab, es war zu mühselig und von Allem, was zu schwer, was wie eine Arbeit war oder schien, wandten sie sich ab. Und noch jetzt ist es nicht viel anders. Der Walzer ist nicht zu vertreiben und ein Schwall von Gefühlen und Stimmungen hemmt ein unbarmherziges Vorwärtsschreiten. Dieses anmuthvolle Leben, dieses angeborene halbe Wiegen im Gang, die schmeichlerische große Vergangenheit und die Behaglichkeit darin ließ eine unbarmherzige Zukunft leicht vergessen. Man war mit zu viel versorgt, man brauchte nichts zu erwerben wie die von Jung-Berlin etwa, die leicht fleißig sein können, weil sie müssen. Sie haben einfach nichts.

Dieser reiche Besitz an Vergangenheit ist gewiß eines Theils nur ein Schaden gewesen. Wo ein solches Vermögen vorhanden ist, kommt wohl der Hang zum Nichtsthun von selbst und beinahe sieht es aus, als ob die Wiener Moderne eine auf Renten gesicherte Literatur wäre. Und da ist der Opportunismus nur um so begreiflicher. Bei solchem Rückhalt konnte man behaglich hinschlendern und genießen, was die Urväter angelegt hatten, die großen und kleinen Wunder dieser unversieglichen Cultur, die schöner sind, als man sie ausdrücken kann. Es ging noch ganz die alte Melodie:

„Man lebt in halber Poesie,
Gefährlich für die ganze,
Und ist ein Dichter, ob man nie
An's Vers gedacht und Stanze.
Doch weil von so viel Schönheit voll
Wir nur zu athmen brauchen,
Vergißt man, was zum Herzen quoll,
Auch wieder auszuhauchen.
Die Tafel bleibt, die Leinwand leer . . ."

Gethan wurde also nichts. Von dem reichen Besitz wurde das Wenigste ausgegeben. Man verzeihe den kommenden prosaischen Vergleich: Man vergaß sozusagen, die Coupons abzuschneiden, man beeilte sich nicht, schlechte Actien anzubringen, nach neuen sich umzusehen. Es war dies eben unter unserer „schlamperten Würde". Es fehlte der Antrieb mit vollen Händen endlich das Alles auszustreuen, was das Vermögen gewährte, das Alles nachdrücklich zu verwerthen in einer neuen der Moderne eigenthümlichen Form. Die Luft war da und wie man es haben wollte, wußte man. Dasselbe Gefühl des Oesterreichischen und Wienerischen sollte bleiben, aber das Ende des Jahrhunderts sollte die Form geben. Und was sich da in dieser allmäligen Ausgabe der neubekleideten alten Cultur äußern konnte, das sollte die nächste bestimmende Cultur werden, die noch immer gut österreichisch blieb. Denn die Wiener Moderne, wie sie wurde, ist patriotischer denn eine. Und man wird sich immer an das Epigramm Grillparzer's halten müssen:

Hast Du vom Kahlenberg das Land Dir rings beseh'n,
So wirst Du, was ich schrieb und was ich bin, versteh'n.

Das waren also die ganzen Wünsche der Wiener Moderne, die nur nicht laut wurden. Nicht so wie die Deutsche Moderne füllte sie sich den Kopf mit ausländischen Producten, russischen, nordischen, französischen und brachte sie als blasse ermüdende Copie zum Vortrag, eine Copie, aus der das deutsche wie das fremde Wesen geschwunden und die wie eine fremde Pflanze auf fremdem Boden sich nicht halten konnte. Das war vom Anfang an das Gesunde in der Wiener Moderne, daß sie das, was sie schon vom Ausland nahm, nur in rein formaler Weise nahm, unter dem das Oesterreichisch-Wienerische immer zum Vorschein kam als die eigentliche Wurzel.

Aber der Baum dazu, so günstige Vorbedingungen er hatte, so sehr er in der ihm eigenen Erde steckte, er hatte doch nicht die freie Luft, um sich zu entfalten, der Gärtner fehlte, der sie ihm machte. Und das that Hermann Bahr. Sobald er zu uns gekommen war als „Europamüder", hatten wir eine junge Wiener Literatur, d. h. vorhanden war Vieles, er aber hat sie „entdeckt". Es war ihm einer von den vielen seiner frissons, etwas aus unserer Wiener Moderne zu machen, ja er hat sie durch seine Unermüdlichkeit wirklich geschaffen und der Dank dafür wird ihm immer bleiben, sein Name ist unauflöslich mit der Begründung der Wiener Moderne verbunden. Er hat den dumpfen Bann, der über ihr lag, genommen, er hat sie bewogen ihre reichen Schätze auszugeben und der Welt zu zeigen, was sie kann. Und damit war ihre Entwickelung in den Gang gesetzt worden, wie sie sich weiter entwickelte, ist die Sache jedes Betheiligten gewesen, Bahr war der Mittelpunkt, um den sich Alles sammelte, und ist es noch mit seiner Zeitschrift, aber auf die Richtung, die Jeder verfolgte, nahm er keinen weiteren Einfluß.

Nun komme ich auf Bahr's eigene literarische Thätigkeit und auf das Wesen der einzelnen Literaten, nachdem ich den Ueberblick über die ganze Entwickelung gegeben habe. Bahr's Werke wurden vom Anfang an mißverstanden. Als er die Wiener Modernen entdeckte und anführte, glaubten einige Uebereifrige, daß sich diese an seine Werke halten müßten, um nur recht mitten in der Bewegung zu sein. Aber Bahr war heute Naturalist und morgen Symbolist und was er übermorgen war, das wußte er selbst nicht. Er „überwand" den Naturalismus und sofort wurde er Verräther genannt. Dabei vergaßen Alle, daß das seine Sache war und nicht die der Anderen. Er hat es keinem befohlen sich an seinen Rock zu hängen. Die es dennoch thaten, die müssen ihm allerdings komisch genug vorgekommen sein. Bahr ist einer der vollendetsten Formalisten und er ist nie etwas Anderes gewesen. Ihm war eine Richtung nie Ueberzeugung, sondern er nahm sie auf, um sie in seiner, wohlgemerkt seiner blendendsten Form wiederzugeben. Er kostete jede Sache in dieser aus und dann warf er sie weg. Er ist der Akrobat im verwegensten Sinne des Wortes. Seine Nerven und Gefühle turnte er jedes Mal so lange aus, bis er müde von einer Sache war. Und es wäre Unrecht, ihm diesen dionysischen Ueberschwang vorzuwerfen, er ließ ja darin seine vollste Persönlichkeit spielen und nur die Nachäffer waren komisch, die nicht sich, sondern eine Copie Bahr's gaben. Das war freilich Manier. Aber Bahr darf man nicht vorwerfen, daß ihm eine Sache in ihrer einzigen Form nicht genügt hat, im Gegentheil, man muß ihn bewundern, daß er sich zu Allem mit einer neuen Form zu stellen gewußt hat, daß er immer der Zeit voraus lebt. Freilich, es wird ihm wie allen Formalisten gehen, sie sprechen nicht aus einem Kunstwerk als seine Offenbarung heraus, die unter jedem Gewand die gleiche bleibt, sondern sie müssen sich mit dem schönen Anblick eines Aeußeren, das nur von der Zeit abhängt, zufrieden geben, und mit der Zeit müssen sie rechnen, die das schöne Kleid tilgt, hinter welchem dann oft nur ein leeres Gerüst steckt. So eine Art Potemkin'sche Stadt kommt mir bei Bahr in den Sinn, man vergißt vor Freude über diesen Glanz hinter die Coulissen zu schauen, die wundersame Façade ist allein da. Ein gewaltiger Decorateur zu jedem Fest, das da kommen wird, wird Bahr auch ferner sein. Er versteht, was ja auch schwer ist, zu inscenniren.

Einem nicht rein literarischen Publicum sind noch zwei bekannt geworden, Arthur Schnitzler, der Dramatiker und

Novellist, und Carl Baron Torresani, der Romancier. Von Schnitzler kann bis jetzt das Wort gelten: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." Mit jenen Fein- und Kleinkünstlern der deutschen und italienischen Renaissance möchte ich ihn vergleichen, dem Jamnitzer oder auch Cellini, von denen man so subtile spielende Sachen in den Museen sieht, wie viele und viele geschnitzte Elfenbeinkugeln, die lose ineinanderstecken. Auch bei Schnitzler ist das so. Seine Kunst drückt sich nicht in vielen Gegenständen aus, aber da bis in das Minutiöseste, immer steckt hinter einem Wort noch ein anderes verborgen, wie noch eine letzte Kugel in den übrigen steckt. Ich möchte sagen, seine Kunst reicht nicht über die Wiener „Linie", aber innerhalb derselben ist sie mit Vielem bis in den letzten Grund vertraut geworden. Fein und spielend läßt er sich da ergehen, ein raffinirter Viveur, der aber Furcht vor allem Großen hat, das ihn vom Grund aus aufwühlen und vernichten könnte, denn sein Leben hängt mit einem zusammen, das jetzt langsam abgebrochen wird, abgebrochen wie die kleinen Vorstadthäuser, in denen der er seine Handlungen so gern vor sich gehen läßt, begleitet von dem schon nahen Weltstadtlärm, der wie ein antiker Chor wirkt. Auf die großen Bewegungen um sich her hat Schnitzler bis jetzt verzichtet, er hat noch die Abgeschlossenheit des altösterreichischen Charakters, dessen laue Milde und schmerzlicher Humor immer nur mit der Einzelheit beschäftigt ist, aber in diese eben versenkt der Dichter seine letzte Lust und seinen letzten Schmerz. Wie sich Schnitzler dabei ausdrückt, die Form dafür hat man in Berlin öfters goethisch genannt. Die Berliner verbinden damit den Gedanken an etwas Leichtes, Tanzendes. Das können sie aber bei uns an Jedem sehen, das sind die Wirkungen unserer vielgeschmähten Vergangenheit. Aber ich glaube, bis jetzt hat Schnitzler auch noch diese Form von der Vergangenheit, freilich ist das eine kunstvolle Form, die nicht Jeder hat. Trotzdem wird er sie sterben lassen müssen, wenn er nicht einseitig bleiben will, er wird sich nicht bei ein und demselben Gefühl und dem Typus dafür aufhalten dürfen, abbrechen muß er damit. Dahin möchte ich sein wundersames „Sterben" gedeutet wissen. Alles, was schwach, krank und verfallen ist, soll aussterben und sich nicht mit dem Leben Anderer fristen, die alte Form müssen wir überwinden.

Karl Baron Torresaai ist unbekümmerter und daher auch vielseitiger in seiner Kunst. Er greift mit frischen Sinnen nach Allem zu und er kann daher einem großen Publicum das allgemeine österreichische Wesen leicht zugänglich machen. Aus seinen Werken spricht deutlich der ehemalige Reiterofficier. Lustig und flink stürmt er darauf los, kühn überspringt er jedes Hinderniß, wenige Bedenken halten ihn auf, alles tiefere eingehendere Verweilen scheint er zu vermeiden. Es ist ein ewiges Schweifen von Gegenstand zu Gegenstand, eine köstliche Fülle von Erlebnissen in seinen Werken, Sparsamkeit scheint er nicht zu kennen, mit vollen Händen streut er aus. Aber dadurch bekommen seine Romane etwas Wüstes, Unharmonisches, sie haben in dem Ungehinderten keine erfreuliche Form, es fehlt der Gärtner, der die wilden Triebe, die der Krone die Säfte nehmen, abschnitte. Es muß Alles unter dem Beiwerk ersticken, ja oft interessirt ihn dieses mehr als die Hauptsache. Da ist es nun schwer, daß etwas Abgerundetes und Vertieftes entsteht, aber seine Erfindungsgabe ist erstaunlich, unter ihr wird viel. Er thut auch nur Alles ihr zu Liebe und wo Niemandem mehr etwas einfallen würde, bringt er noch etwas unter. Er ist bis jetzt noch ein Aventurier des Romans, aber wenn er einmal unter eine ordentliche Zucht kommt, dann kann er Vieles leisten, denn nicht Jedermann hat so viel Material wie er.

Hier schließe ich noch Arthur Hollitscher an, von dem ein Bändchen Novellen und ein Roman „Weiße Liebe"*) da ist. Ich kann von dem Letzteren nicht viel Gutes sagen. Die Handlung ist schmal, nicht mehr neu, nur mit unendlicher Mühe wälzt sie sich zu einem Roman an. Und dabei sind diese Details, die helfen, nur höchst zufällige Decoration. Organisch verwachsen ist da nichts, die Liebesgeschichte könnte überall spielen, aber Hollitscher wäre um seine Pariser Zuthaten gebracht. Auch sind wir des Helden, der seine geringe Persönlichkeit ewig der Welt vorhält, statt sich einmal diese vorzuhalten, herzlich überdrüssig geworden. Diese Claude Lantiers sind nicht viel mehr als Dilettanten, die in einer moderneren Form herzlich unbedeutende Intimitäten vorbringen.

An Bahr, Schnitzler und Torresani, die ja eine hübsche Anzahl von Werken aufzuweisen haben, schließen sich nun die an, die nur leichtes Gepäck mit sich führen. „Omnia mea mecum porto" können sie ganz gut sagen, nur sind sie im Leben vielleicht nicht so anspruchslos, wie jener Weise. Eben darum halten sie sich an den Grillparzer'schen Vers:

Dichter: Fröhlich bin ich wie ein König,
Mir gefällt der wackre Strauch,
Schläft acht Mond', blüht dann ein wenig,
Ei, bei Gott, so mach' ich's auch!

Richard Beer-Hofmann hat nur ein Bändchen mit zwei Novellen geschrieben. Es ist nicht das Geringste, die erste Novelle: „Das Kind" ist sogar ein Meisterstück ihrer Gattung. Ich verkenne nicht, Beer-Hofmann kommt mit ihr vom Naturalismus her, aber es ist nicht la simple verité, er mag Maupassant Manches verdanken, aber es ist doch etwas Anderes. Es ist nicht dieser höhnische kalte Objectivismus des Maupassant und die Dinge haben alle einen viel innigeren psychologischeren Zusammenhang als im Naturalismus, Beer-Hofmann hat vielfach das, was man bei uns „Gemüth" nennt. Und das haben die Franzosen und der Naturalismus nie gehabt. Dieser Paul, der Held, kann in einer Minute lachen und weinen, in einer sich die tiefsten Gedanken machen und leichtsinnig über das Schwerste hinweggehen, der echte Wiener Phäake. Die Novelle ist mit einer schlagfertigen Lebendigkeit geschrieben, ein wundersamer Muth zum Leben leuchtet daraus hervor und hinter den Dingen darin fühlt man etwas „Anderes", die dessous der Dinge, von dem sie nur die ergreifendere Symbolik sind. Dieses „Andere" wird freilich nur wieder das Leben sein. Fast zu lebendig ist Alles, fast, möchte ich sagen, zu persönlich, vielleicht ist das der bedauernswerthe Grund, daß der Dichter jetzt schweigt.

Beer-Hofmann hat einen Nachfolger, Leopold Andrian. Von ihm ist „der Garten der Erkenntniß", eine Novelle. Man hat sich nur an der Form gestoßen, aber der Erwin darin ist nicht viel anders als der Paul. Sie haben beide keinen Familiennamen, aber wenn sie einen hätten, so wäre es vielleicht derselbe. Auch dieser Erwin sucht das Leben oder das „Andere" — von Andrian stammt dieser Ausdruck —, aber dieser junge Herr kommt aus einem müden alten Geschlecht, dessen lange Cultur ihn noch feiner und manierirter macht, seine Gefühle haben so zarte Spitzen, daß sie bei einem Punkt abbrechen. Er ist noch tiefsinniger und noch unbekümmerter als sein bürgerlicheres und daher robusteres Pendant Paul. Aber während Paul das Product dieser Gegensätze ist, das Leben gewinnen kann, gehen bei Erwin diese zu weit auseinander, bald schwebt er zu himmlisch hoch, bald geht er zu irdisch tief. So muß er für seine Gefühle mit Leib und Seele büßen. Es ist leicht zu errathen, daß hier nur der Tod einen Ausgleich bringt oder — die Religion. Ein stillerer Wahnsinn hat ja oft bei den weißen Mönchen geendet.

Hugo von Hofmannsthal, bekannter fast unter dem Namen Loris, gehört auch zu diesen „Büßern des Gefühls", wie sie Poppenberg einmal genannt hat. Von seiner Form geblendet, meint man es mit keinem Wiener zu thun zu

*) München, A. Langen.

haben. Aber wie düstere Kirchenfenster, sobald Licht auf ihre Gemälde fällt, sich in glühenden Farben zeigen, so kommt unter den Formen der Renaissance oder des Empire, wenn man nur genauer zusieht, dieser unentschiedene halbe Charakter des Wieners zum Vorschein, der arme Spielmann des Grillparzers. Nur beschäftigt sich Hofmannsthal allein mit Gewissensfragen, er sucht dem Leben eine Moral abzugewinnen und wenn man ihn unter die Pfaffen steckte, würde er gewiß einen gewaltigen Beichtvater abgeben. Von den gebeichteten Sünden könnte er die schönste Formel geben, er könnte sie in seiner Hand nach ihrem Gewicht messen, aber er wird sie nie erlebt haben. Aus zweiter Hand empfängt er sie, von den Lippen einer mondainen Frau vielleicht im Beichtstuhl, es sind die Worte der Sünde nur, aber nicht mehr ihr Leben und in den Worten nur kann er sie wiedergeben. So ist Hofmannsthal's Werk. Es fehlt ihm die That zu Allem, die allein das Leben ist. Von diesem entzückt ihn nur das fertige Product, die vollständige Ruhe, bemalte Vasen und schöne Statuetten, Bilder und geschnitzte Truhen, aber von der Arbeit und dem Kampf, in dem die Dinge geschaffen wurden, weiß er nichts. Schöne Museen sind seine Werke, aber darin liegt das Leben nicht allein, dieses liegt vielmehr in der Bewegung, dort, wo es geschaffen wird. Hofmannsthal will am Ende sein, ohne den Anfang zu kennen. Er möge bedenken, vor der Himmelfahrt war eine Calvarienstätte. Und auch er wird sich zur letzteren entschließen müssen, wenn er vollendet sein will.

Der jüngste Wiener Moderne, Peter Altenberg, hat in seinem Skizzenbuch: „Wie ich es sehe", den hellsten Blick für das gehabt, was uns immer gefehlt hat, für die Bewegung. Nur was immer fort und fort zeugt, kann uns befreien, der Vollendete, das ist der für das Leben überflüssige. Man ist vollendet, d. h. man ist todt. Normal gebaute Wahrheiten dauern nach Ibsen zwanzig Jahre, die Form muß wechseln, morgen gehen wir alle im Sportcostüm und Mitterwurzer argwöhnte eine Circuskunst. Aber auch dabei werden wir nicht bleiben. Die Bewegung ist eben die einzige Hygiene des Lebens, sie erzeugt sein frisches Blut. Wenn wir eine neue Industrie, eine andere Lebensführung dazu bekommen, wird sich auch die Kunst danach richten müssen. Wilhelm Meister redivivus wird Radfahren und sein Empirefräcklein ausziehen müssen. Es nützt ihm nichts. Altenberg blutet auch das Herz, wenn er langsam ein Stück Romantik nach dem anderen abbrechen muß, aber es ist gut, daß endlich einer den Muth hat, die Form der Vergangenheit zu vergessen und die neue langsam mit dem ewig-jungen Leben anzufüllen, denn wirklich die alte platzt auf allen Seiten. Anfänge, Grundmauern zu einer dem modernen Leben gerechten Kunst sind in Altenbergs Werk, freilich ist seine Form fragmentarisch wie das moderne Leben noch selbst. Ueberall stehen noch schmerzliche Trümmer, wie wir oft bei dem Abbruch eines alten Barockhauses klagen, an dessen Stelle ein neues praktischeres kommt, und ein Hämischer, dem das Abtragen zu lange dauert, mag von einer „demolirten Literatur" sprechen. Man kann ja so leicht boshaft sein. Wie das Haus aber ausgebaut wird, das weiß ja auch Altenberg nicht, denn ich glaube, von den schmerzlichen Trümmern wird auch er nicht ganz wegkommen und hinter seiner manchmal pathetischen Zuversicht ist ein halbes leises Lachen von Einem, der die Ironie der Welt erkannt hat. Wir können ja doch übermorgen wenigstens wieder in die romantische Postkutsche steigen.

Ich möchte nun noch von ein paar Wienern reden, denen ausländische Formen zu sehr zu Kopf gestiegen sind, so daß sie darunter ihr wienerisches Wesen fast ersticken lassen. Da ist vor Allem Felix Dörmann. Er ist mit seinen Versen und einem Drama bekannt geworden. Das Drama „Sein Sohn" stimmt wunderlich zu seinen Versen. Dieses ist kühl, klar, beinahe nüchtern in seiner Form, jene sind von schwülen prangenden Sprache voll schweren Düften und fremden Klängen. Zwischen den beiden Gattungen besteht kein Ausgleich. Aber es ist so: das Wesen in den Versen ist nicht Dörmann's Wesen, sondern das eines Anderen, Baudelaires ungefähr. Mit einem fremden Wesen hat er seine Wünsche gesteigert, das eigene reichte dafür nicht aus. Nun sind diese Verse gewiß zu achten, seine Sensationen haben in ihrer Klangfülle mich und Andere berauscht, aber man merkt bald, daß sie Dörmann's Wesen gar nicht entsprechen, daß sie nur ausgeliehen sind. In manchen Familienkreisen ist die Manie Schauspieler zu copiren eingerissen, gewöhnlich beschränkt sich die Copie auf die Stimme und ein paar Gesten des Schauspielers, das Wesen ist verfehlt, so ist theilweise die Kunst Dörmanns. In seinem Schauspiel sind ein paar nette Wiener Wendungen, sollte für seine Lyrik sich nicht auch etwas Einfaches, Schlichteres in dem Wiener Wesen finden. Auch dieses hat seine Schönheiten, man lese die Prosa Beer-Hofmann's und Andrian's. Und Dörmann hat doch die Eleganz und Glätte des Verses dazu.

So etwas Unwahres ist auch bei der Schaar der übrigen Lyriker, originell ist Keiner, überall spürt man ein Vorbild heraus und gerade das Wiener Wesen fehlt. Sie möchten alle etwas Exotisches oder Raffinirtes heucheln, und es versagt ihnen dieses und ein schlichtes Gefühl geht auch darüber verloren. Man sieht, daß keiner in sich abgeschlossen ist, daß noch Vieles fehlt, wie es in einer eben sich bildenden Literatur wohl nicht anders möglich ist. Das geben sie selbst jeder gerne zu und von einem „Größenwahn" ist bei der Wiener Liebenswürdigkeit keine Spur. Man möge nur sehen, wie man z. B. von Saar spricht! Diejenigen, die in einem einfachen Formwechsel „Größenwahn" erblicken, sind häßliche Todtengräber der Zukunft. Auf einen Schlag kann Niemand vollendet dastehen, und dann würde schon wieder ein jüngeres Geschlecht diese Kunst überwinden. Aber auch die vor uns waren und Größere haben ihre Unvollständigkeit eingesehen, die ja mit unserem österreichischen Charakter vielfach zusammenhängt. Da ist es Grillparzer, der mit seiner Erkenntniß noch immer auch unsere giebt, er soll das letzte Wort haben:

„Wir sind Deutsche, ja, aber wir sind halt auch Oesterreicher! . . . Die Luft ist hier zu weich, die Frauen sind zu schön und die Strauß'sche Musik geht uns zu sehr ins Blut. Das Tüpfelchen auf dem i fehlt all' unseren ernsten Arbeiten und wir vergessen vielleicht oft nur daran — weil gerade ein „Werkel" unterm Fenster unsere Lieblingsmelodie orgelt . . ."

Und auch vor den Fenstern der Wiener Modernen spielt immer noch dieser Leierkasten.

## Isolde Kurz.

Von Karl Bienenstein.

Unter den ernstzunehmenden Dichterinnen der Gegenwart nimmt Isolde Kurz eine eigenartige Stellung ein. Während alle Anderen sich mit den großen Problemen der Gegenwart beschäftigen und in diesem Sinne modern genannt werden können, ist sie die berufenste Vertreterin der „Literatur von Gestern" und geistesverwandt mit Dichtern wie: C. F. Meyer, G. Keller, Adolf Wilbrandt, Heyse, Geibel, kurz mit Allen, welche gerade in ihren besten Werken dem Ideale unserer classischen Epoche huldigen, der Antike mit ihrer kühlen marmornen Formenschönheit, ihrer Abneigung gegen das Alltägliche und den Kampf der Zeit, ihrem Glauben an das Fatum und der großzügigen Lebensführung, die uns Kindern verworrener Tage, die wir uns immer wieder und

wieder an den Ecken und Spitzen fast unerträglicher Verhältnisse wundstoßen, als die einzig Richtige erscheint, als das Leben in Freiheit und Schönheit.

Isolde Kurz ist nach Erziehung und Anlage zur Anhängerin dieses Ideals geradezu bestimmt. Als Tochter des bekannten schwäbischen Dichters und Literarhistorikers Hermann Kurz hatte sie schon frühe Gelegenheit in der Bibliothek des Vaters Bekanntschaft mit all' den großen Dichtern zu machen, von Homer bis Schiller. Hat sie wohl auch nicht Alles verstanden, was in diesen Büchern stand, so füllte sich doch ihr Geist mit der Ahnung eines Großen, Glänzenden, mit der Idee des Gewaltigen, Heldenhaften, die vorerst im kindlichen Spiele nach Verkörperung rang. Da wappnete sich das kleine Mädchen mit Schild und Speer, drückte den Helm auf das begeisterungsvoll glühende Lockenhaupt und mit gleichalterigen Genossen wurde der Kampf um Troja aufgeführt, wobei ein Rasenwall die Veste Ilion, der schmale Abfluß des Brunnens Skamander und ein Scherbenhügel Ida heißen durfte. So schuf die Phantasie der jugendlichen Seele nach, was der Geist des blinden Götterlieblings in unsterbliche Gesänge ausgegossen hatte. Aber nicht nur das jugendlich Ungestüme, Kampffreudige fand Wiederhall, sondern noch mehr jene erhabene Schönheit, welche sich in der griechischen Götterwelt wie ein lebendiger Quell der durstenden Psyche aufthat. Da wurde der kleine Wildfang zur Vestalin, welche auf selbstgebautem Altare der ewigen Schönheit unblutige Blumenopfer darbrachte. Und das war schon mehr als nur kindliches Spiel. In den stillen Traumwinkeln des väterlichen Gartens dämmerte in dem Kinde jenes Gefühl auf, welches Schiller in sich getragen haben mochte, als er sein Gedicht „Die Götter Griechenlands" schrieb, nur ungetrübt von jener Wehmuth, welche den Dichter beschlich, als er das trübe Heute mit dem lachenden, daseinsfrohen Hellas verglich. Die Sehnsucht nach Größe und Schönheit, welche in der jungen Seele lebte, verwuchs eng mit den Gestalten der Iliade, und Hellas war ihr nicht bloß mehr ein holder Wahn, sondern es wurde der Inhalt ihres geistigen Lebens, in seinem Boden wurzelt nach ihrem eigenen Geständniß ihr ganzes Wesen, und es erstand leibhaft vor ihrem Auge in seinem reinen Glanze ein Bild, das sie ihr ganzes Leben nicht mehr verlassen sollte, das kein Glück der Wirklichkeit vergessen machen konnte. Aus dieser Quelle schöpfte sie einen Trank, daß ihr kein Anderer mehr mundete. Homer weckte ihre schlummernden Seelenkräfte, daß sie innigen Antheil an dem Schicksal des Peliden nahm, aus dem ihr auch die erste Weisheit quoll, die dämmernde Erkenntniß, daß das Haupt, welches am hellsten strahlt, fallen muß, um für den Schwarm die Schuld an die Götter abzuzahlen.

Mit dem antiken Schönheitsideal trat das heranreifende Kind in's Leben, das ihr fremd war, fremd, wie die Menschen um sie her. Sie hatte ja Einen zur Seite, „Zwillingsbruder" nennt sie ihn, „Blutsfreund, körperlos und lichtgesäugt", einen Feind nicht nur der großen Masse, sondern sogar eines Dritten, der sich zwischen ihn und sie stellt, und das war die Kunst, die ihr die Herrschaft über Himmel und Erde versprach, wenn sie auch bisher dem Kinde nichts Anderes hatte geben können, als den Traum und ein seliges Genügen an den Mutterbrüsten der Natur. Der Eintritt in das Leben war für die Dichterin kein erfreulicher. Ihre stillen Augen, darin der Abglanz der Flammen von den Opferaltären der Götter leuchtete, suchen nach Adel und Schönheit. Was Wunder, daß sie dafür von dem Troß feindlich angesehen wurde? Er duldet ja nicht, daß einer seine eigenen Wege geht, zu eigenen Göttern betet, und als höchstes Vergehen, als unverzeihlicher Hochmuth und Uebermuth dünkt es ihn, wenn es eine Seele wagt, sich über das Niveau der breiten Alltäglichkeit zu erheben. Darum findet Isolde Kurz keine Freunde. Hatte sich auch einmal dem Mädchen ein Herz ergeben, so fiel es bald wieder von ihm ab, weil auf den Pfaden der Wundergärten, die sie wandelte, kein Platz für den schlichteren Gefährten war. So lebte sie einsam dahin und häufte einen Reichthum in ihrer Seele, der ihr aber ganz werthlos schien, weil sich keine andere Seele daran bereichern konnte. Wie aber aller Ueberfluß zuletzt überall Krankheit zeugt, so auch bei ihr. Es erwachte in ihr eine wilde Sehnsucht nach Erlösung aus der Haft des Ichs durch menschliches Glück. Wohl kommt der Freund und küßt ihr die Thränen weg und bittet sie, sein zu bleiben, sie stößt ihn jedoch zurück, denn sie hat es erkannt, daß nur er die Schuld an ihrer Vereinsamung trägt. Da greift er nun zu seinem letzten Mittel, er singt ihr das Sirenenlied vom blauen Süden:

O komm hinweg, dies ist die Heimath nicht,
Du kannst nicht leben, wo Dir Raum gebricht,
Wo Alles nutzbar ist und Früchte treibt,
Kein Fuß breit Erde für die Schönheit bleibt.

Und das Lied übt auch auf sie seine alte Zaubermacht aus. Sie eilt nach dem schönen Lande Italien, das sich vor ihren entzückten Blicken ausbreitet wie ein Stück von dem verlornen Paradiese, in seiner wunderbaren Schönheit und seinem tausendjährigen Ruhme ein Liebling der unsterblichen Götter. Wie in einem Rausche durchwandert sie die leuchtende Pracht Toscanas und in durstigen Zügen trinkt sich ihr Auge satt an dem verschwenderischen Reichthum, den Natur und Kunst hier aufgehäuft haben. Aber dieser Rausch hält nicht lange vor. Die Dichterin kann sich nicht darüber täuschen, daß ihr Herz trotzdem krankt, da es in dem Boden, den der Staub der Helden düngt, nicht Wurzeln schlagen kann. Denn auch hier findet sie nicht die Größe. Wie eine ungeheure Last liegt das Erbe der großen Vergangenheit auf den Seelen der Zeitgenossen und kein Hoffen lebt in ihnen, sich aus eigener Kraft jemals wieder zu ähnlicher Größe erheben zu können. So sind und bleiben sie klein, weil ihnen der Glaube an sich selbst fehlt. Will sie Gesellschaft Gleichgesinnter haben, so muß sie die Geister der Vergangenheit aus ihren Grüften heraufbeschwören. Und sie folgen willig ihrem Rufe und erzählen ihr von ihren Thaten und ihrer Kraft, die in die Jahrhunderte fortwirkt. Doch auch dieser begrabene Geisterfrühling kann sie nicht für die Dauer fesseln; aus „einer Welt, die nur auf Trümmer baut", sehnt sich ihr jugendwarmes Herz nach „Jugend, die nach Sonnenaufgang schaut". Und somit ist die Dichterin wieder einsam. Diese Einsamkeit liegt schwer und drückend auf ihr. Sie hätte daran zu Grunde gehen müssen, wäre nicht Rettung gekommen. Gleich einem prächtigen Schiffe kam es über die bleiernen Wasser des Lebens: es war die Liebe. Und da gab es kein Zaudern und Besinnen. Lächelnd vertraute sie sich dem neuen Geschicke an, das sie zur Küste höchsten Glückes zu führen versprach. Und was hätte auch ein Widerstreben genützt? Sie erkannte ja die Liebe als eine Macht, der kein Mensch entrinnen kann, die Alles bezwingt, ja, in der schönen indischen Sage vom „Büßer" zeigt sie sogar, daß die Allmacht der Liebe selbst die dem Menschen feindlichen Gewalten in Segen umwandelt. Ein namenloser Jubel durchfluthet ihre Seele. Was kümmert es sie, daß der Mann wie eine brutale Macht in ihr Leben tritt, daß er barsch fordert und sie gewähren muß. Sie liebt ja die Kraft, und über der Liebe vergißt sie jeden Flecken, der an dem Geliebten haftet; mit ihrer Liebe reinigt sie ihn und hebt ihn aus dem Staube der Erde in die Sphäre der Göttlichkeit empor. Und nun beginnt auch jenes Spiel, das den Menschen das Märchenglück der Kindheit zum zweiten Male erleben läßt, es beginnen jene nie beantworteten, thörichten Fragen: Liebt er mich? und: Ist dieses Glück von dieser Erde? Die Dichterin geht ganz in der Liebe auf, ihr ganzes Wesen sieht sie verwandelt und selbst ein Bißchen Eifersucht empfindet sie. So lebt sie in einem Glückstaumel dahin und sieht gar nicht, daß das Schifflein ihrer Liebe der Tod führt. Ein düsteres Verhängniß ruht auf dem Geliebten und ver

gebens hofft sie, ihn zu entsühnen. Mit geheimem Schauder sieht sie, wie er verschwenderisch seine Kraft ausgiebt, wie es für ihn kein Blühen und kein Reifen, keinen Frühling und Sommer, sondern nur einen früchteschweren Herbst giebt, wie der goldene Zauber seiner Bildnerkunst in gräßliche Gesichte zerrann und seine Muse durch Tod und Schrecken wie zum Weltgerichte hinstürmte. So ward ihr die Liebe zu einem Schmerzensbunde, den der Tod des Geliebten löste. Aber da er ein Großer war, da er all ihr Sehnen gestillt hatte, so fühlte sie auch jetzt den Schmerz um ihn als einen unendlichen. Das ganze Leben ist leer und der schönste Kranz, den sie erringt, er ist ihr nicht mehr werth, als eine Spende auf sein Grab zu sein. Nur einen Trost hat sie: daß auch für sie die Zeit kommt, wo sie vom Schmerz des Daseins genesen wird. Und noch ein Tröster kommt, der Freund aus den Jugendtagen, die Kunst, und hilft ihr das schwere Leid tragen. Vorerst sind es Lieder voll von tiefstem Schmerz, erschütternde Klagen, die sie dem Verlorenen nachruft; dann aber wird sie ruhiger, die Sturmwogen des Herzens glätten sich und aus ihnen steigt eine schmerzgeborene Weisheit, ihr Auge bekommt jenen stillen tiefen Blick, der jenen eigen ist, die dem Tode in's starre Antlitz schauten und der von der Gewohnheit zeugt, den Dingen den Schleier der Maja vom Leibe zu reißen.

Der Geliebte hat die Dichterin mit der modernen Wissenschaft vertraut gemacht und ihr damit den Glauben an ein Wiedersehen genommen. Hätte das nicht stattgefunden, so wäre sie wahrscheinlich zu Gott, dem Herrn über Leben und Tod, zurückgekehrt, so aber waren die Brücken zu ihm abgebrochen, und sie wendet sich der Natur zu, welche der moderne Mensch an Stelle Gottes gesetzt hat. Schon in einem der Klagegedichte spricht sie davon, daß der Verlorene nun wieder mit der Natur eins ist, und ersehnt die Zeit, wo auch sie in dem Schooß der Allmutter wieder mit ihm vereinigt wird. Die Natur, von der sie somit Erfüllung ihres liebsten Wunsches hofft, wird ihr nun zu einem Gegenstande weihevoller Betrachtungen. Aber nicht das Kleinleben der Natur, ihre tausend Formen und Erscheinungen, interessiren sie, sondern das große Ganze. Sie schaut mit dem Gefühl. Und da ist es stets die Größe und Unendlichkeit, die ihr an Ewigkeitsperspectiven gewohnter Geist erfaßt. Mit einem Gefühl der Kleinheit und Nichtigkeit steht sie vor der Natur, und sie hat keinen anderen Wunsch, als ganz in ihr aufzugehen, damit sie vor der unerschöpflichen Kraft nicht zu zittern brauche, vor der Menschenwerk und Menschenleben Tand sind. In dem feierlichen „Nornengesange" vergleicht sie die Menschen mit leichten Blättern des Rosenhags, die der Sturm zerstreut, und ihre Götter sind Staub wie sie. Ueber allen steht einzig und allein die Natur „glücklos und schmerzlos, wunschlos und herzlos", nur unablässig und blind schaffend.

In diese Naturbetrachtungen klingt aber immerzu der erlebte Schmerz hinein und stimmt die Dichterin weich, daß sie sich ihren Gedanken und Träumen hingiebt. Ja in diesen und ihrer Gestaltung, der Kunst, sieht sie nun ihren Lebensberuf und mehr wie je grübelt sie über Zweck und Loos des Künstlerthums nach. Wohl weiß sie, daß die Welt dem Schönen feindlich gegenübersteht, daß sie der Götter entwöhnt, dieselben nicht mehr begreift und deßhalb begeifert, ihre eigene. Jugend hat ihr dies gezeigt, wohl weiß sie, daß „Göttergabe Götterfluch" ist, aber sie weiß auch, daß demjenigen, dem eine hohe Sendung ward, die Kraft verliehen wurde, sie allem Schmerz und Leid zu Trotz durchzuführen und das Martyrium zu bestehen, das damit verbunden ist. Denn das Loos der Edlen ist nun einmal: Leiden, Kämpfen, Schweigen. Und endlich kommt doch die Zeit, da die Welt erntet, was große Naturen gesäet, denn wie von erloschener Liebe ein Funke im Ewigen fortglüht, so auch von den Thaten der Großen und Edlen.

So hat sich aus den Schmerzen der einsamen und großen Frauenseele ein Ideal losgerungen, das die Wissenschaft in die trockene Formel gebracht hat: Erhaltung der Energie. Hier nur in's Geistige übertragen. Dies die psychologische Entwickelung der Dichterin, wie sie sich aus ihrem prächtigen Gedichtbuch herauslesen läßt. Ihre übrigen Bücher sind nur Illustrationen zu den Phasen dieser Entwickelung und zwar entsprechen sie den Einsamkeitsstadien. Die „Phantasien und Märchen" der einsamen Jugendzeit, die „Florentiner Novellen" der Einsamkeit, die sie im Verkehr mit den Geistern der Vergangenheit zubrachte und die „Italischen Erzählungen", zum Theil derselben Epoche, zum Theil der Zeit nach dem Tode des Geliebten.

Lebensfremd wie die junge Dichterin ist auch ihr erstes Buch. In einer Traumwelt lebte sie und aus dieser heraus schrieb sie die „Phantasien und Märchen". Ein echtes und rechtes Träumerbuch. Was ihr der Freund, von dem wir oben sagten, versprach, das hat er hier schon zum Theil gehalten. Er gab ihr unbeschränktes Herrscherthum über die ganze Welt. Sie rührt das Scepter ihrer Phantasie und kaleidoskopartig wimmeln die Bilder durcheinander. Kommt sie in der Phantasie „Haschisch" von dem Bilde der Pest in Florenz durch Geschichte und Philosophie bis zur höchsten Höhe letzterer, dem eisigen, seelenlosen Abstractum, so spielt sie im „Sternenmärchen" mit der Kosmogonie Fangball und verwandelt die starre Wissenschaft in ihr lachendes Gegentheil, in warmes, fühlendes Leben. Sie kann ihr Herz eben nie und nimmer verleugnen, und das ist trotz alles Cultus der Antike und trotz aller Freude an südlicher Schönheit deutsch. Hat sie an dem Schicksal des Achilles gelernt, daß der Edelste für den Schwarm büßen muß, so verwerthet sie diese Erkenntniß in dem Märchen „Vom geborgten Heiligenschein", nur daß sie die Antike ganz in deutschen Geist und deutsches Gemüth umsetzt. In den anderen Märchen ist dies gar nicht erst nothwendig, denn sie sind unmittelbar aus deutschem Milieu geboren, wie das köstliche vom „König Filz", in dem sie den Segen der Thränen preist, das ungemein Innige, „die goldenen Träume", in das sie ihre ganze Seele ausgegossen hat, weil sie ja doch von ihrem und überhaupt der Menschheit kostbarstem Gut, dem Traume, spricht, und das tiefsinnige und überaus zarte „Märchen vom Leuchtkäfer, der kein Mensch werden wollte". Ein leiser, schalkhafter Humor zittert wie ein mildes Ampellicht durch diese aus Ahnung und Traum gewobenen Dichtungen, die in unserer Märchenliteratur einen ersten Platz einnehmen.

Aus einer Traumstimmung heraus sind auch die „Florentiner Novellen" entstanden. Wenn auch nach dem großen Sturme ihres Lebens geschrieben, so reichen die Wurzeln dieser Dichtungen doch in jene Zeit zurück, da sie im Verkehr mit den großen Geistern der Mediceerzeit ihr Ideal: Größe und Schönheit, suchte. Da sich ihr aber in dem Tode des Geliebten ein düsteres Verhängniß an die Fersen fesselte, welches ihre Seele mit Grausen und Entsetzen füllte, so überträgt sie dieses Gefühl, von dem sie sich nicht mehr befreien kann, auch in ihre Träume, und wenn die Vergangenheit in leuchtender Farbenpracht vor ihrem Auge ersteht, so liegen darüber fast immer auch die Schatten eines Furchtbaren. Und da ist es vor Allem die Pest, welche sich in ihrer düsteren Majestät immer wieder aufdrängt. In zwei Novellen bildet die Pest den Hintergrund und in beiden läßt sie den Tod überwunden werden; einmal durch die Liebe und dann durch die Freude. Dies ist bezeichnend für Isolde Kurz. Denn trotz alles Herben, das sie getroffen, ist sie nicht in schwächliche Passivität verfallen, die mit dem Gefühl, daß alles Ankämpfen vergeblich sei, das Geschick über sich ergehen läßt. Kämpfen! das ist ihre Parole, und deßwegen liebt sie auch die Kämpfer, die Starken. Die Florentiner Novellen sind ein einziger Hymnus auf die Kraft, die ihr in den Gewaltmenschen der Renaissance am schönsten verkörpert erscheint.

Kraft ist die Liebe, welche die Geliebte dem Arme des Todes entreißt, Kraft ist die Freude, welche neben der schwarzen Fahne des Todes ihr lebensrothes Panier aufrollt und sich den raffinirtesten Genuß dadurch verschafft, umdräut von den Schrecken der Pest, sich den höchsten Daseinswonnen ungezügelt hinzugeben. Starke sieht die Dichterin in Lorenzo Magnifico und seinem Gegenpol Savonarola, dessen Augen sie Löwen nennt, die sich in ihre Höhlen zurückgezogen haben. Ebensowenig ihr aber der Umgang mit den Todten für die Dauer genügen konnte, ebensowenig übersah sie nun gerade das Aehnliche in der Renaissance, das, worein zu verfallen, sie ihr warmes, verlangendes Herz hemmte, den Todtencult, der der nachgeahmten griechischen Lebensfreude wie ein faules Glied anhing, wie Moderduft um die Rosen hauchte, welche sich die italienischen Humanisten bei ihren Symposien um die Stirnen wanden und zur Geringschätzung alles Realen führte. Trefflich schildert Isolde Kurz die Männer, die um einen alten Codex Gut und Leben wagen. Ein Meisterstückchen der Charakteristik ist z. B. der Schluß der Novelle „die Humanisten", wo Lorenzo den edlen Rucellai fragt, ob es ihm, nachdem die Tochter dem Gatten in die Fremde gefolgt sei, nicht recht einsam im Hause vorkäme? Rucellai erwidert: „Meine Tochter ist nur ein flüchtiges Scheingebilde. Sprechen wir von einem Dinge der Wesenheit. Was sagt Ew. Magnificenz von der Phädra des Seneca?" — Daß das Loos der Schwachen in einer Zeit, da die Kraft auf dem Throne saß, das Bitterste sein mußte, versteht sich von selbst. Isolde Kurz stellt auch so eine schwache Natur dar, und wenn das gerade die beste der Novellen ist, welche der Band vereinigt, so mag dies darin seinen Grund haben, daß sie in derselben von der geliebten Kunst und dem Künstlerberuf reden konnte, daß sie darin einen Mann schildern konnte, der einen Theil von ihr in sich trägt, weil ihm wie ihr das Schönheitsideal aus der Antike, hier verkörpert in der Gestalt der todten Tullia, entsprungen war. Was für eine Natur wir vor uns haben, das steht in der Einleitung der Novelle, wo der Künstler von sich selbst sagt: „Wer diese Beichte liest, wird einen Mann finden, der, ohne schlimmer zu sein als Andere, Schweres verbrochen und noch Schwereres gelitten hat, der, zu schwach für seine Leidenschaften und die gewaltig ringende Zeit, ein Spielball der Starken wurde, die ihn auf ihrem Wege fanden. Aber er hat auch bitterer gebüßt, als Alle, die mit ihm fehlten, indem er sein Höchstes, den schöpferischen Funken, den ihm Gott verliehen, als demüthiges Opfer darbrachte." In diesen Worten steht deutlich, daß der Dichterin Schwäche als größter Fehler, Kraft als höchste Tugend gilt.

Merkwürdig ist nun, wie sich das letzte Buch zu diesen Ideen stellt. Wie schon oben gesagt, sah Isolde Kurz die Menschen der Gegenwart von der Erblast der Vergangenheit bedrückt und schwach. Nun, nachdem sie Herr ihres Schmerzes geworden ist, legt sie das Resultat dieser Menschenbetrachtung mit bezwingendem Humor nieder. Für sie zerfallen die Menschen nur in zwei Kategorien; in die Schuster und Schneider. „Die breitspurigen, weitherzigen, sinnenfrohen, die Temperamentsmenschen sind die Schuster, und die feinspurigen, spitzigen, die klugen, oft superklugen, auch sich verrechnenden, aber eben so oft gewinnenden Naturen sind die Schneider. Diese beiden Naturen führen seit Beginn der Welt einen großen, wechselvollen, nie ausgefochtenen Krieg, in dem das Glück hinüber und herüber schwankt. Fast alle geschichtlichen Ereignisse sind in ihrem letzten Urgrunde zurückzuführen auf den heimlichen Kampf der Schuster und Schneider, denn diese hassen sich mit tödtlichem Haß, sie müssen sich befehden, wenn auch eine Mutter sie geboren hat, weil ihre beiden Naturen einander aufheben. Und wir haben keine Wahl, wir müssen entweder Schuster oder Schneider sein." Doch giebt es auch Ausnahmen. „Das sind die ganz Flauen und Unbedeutenden, die weder Fisch noch Fleisch sind, oder die Allergrößten und Begabtesten, die in sich Schuster und Schneider vereinigen, wie z. B. Napoleon." Diese Anschauung überträgt Isolde Kurz nun auch auf die Geschichte und findet ein glänzendes Beispiel in Marc Antonius und C. Octavianus. „Wer kann hier die Schuster und Schneider verkennen," ruft sie aus, oder läßt es vielmehr ausrufen durch den Träger ihrer Idee, den genialen Taugenichts Neubrunn, „die beiden menschgewordenen Gewalten, die um die Herrschaft des Erdballs streiten?" Und von der Antike kommt sie wieder zur Renaissance: „Es giebt ganze Schusterjahrhunderte, in denen die Menschheit sich mit einem Male verjüngt. So war die Renaissance ein großer Triumph des Schusterthums, wie die Welt keinen größeren gesehen hat, und wurde von der Reformation recht schneidermäßig abgelöst." Und zur Gegenwart. „Die Schuster und Schneider kämpfen um den Besitz der Welt auch auf geistigem Boden. Der Schneider ist der historische Mensch, der Mensch der Wissenschaft, des planmäßigen Aneinandernähens, der Stückler und Wiederauftrenner des Geistes; aber mit dem Schuster fängt die Welt immer von vorne an, er ist wie die Kunst um seiner selbst willen da." Es ist kein Zweifel, welcher von beiden Naturen Isolde Kurz ihre Sympathie zuwendet. „Es ist traurig," meint sie, „daß in der Welt das Talent zu einem freien, frohen Schusterthum ganz zu erlöschen droht. Blicken wir uns um im Leben, in der Kunst, in der Literatur, was sehen wir? Keinen Griff ins Volle, kein ganzes Menschenthum, keine Freude am Sein, die sonst ihr Licht über weite Culturstrecken warf — überall Nebenzwecke, sociale Probleme, Erdenangst, der Krampf der Nadel, engster Schneidergeist. Meine Freunde, treten wir zusammen, gründen wir einen Schusterbund, einen Bund der Glücklichen und Freien. Werden wir, wie die Griechen waren. Nicht Stich für Stich mit der feinen spitzen Nähnadel, mit der breiten Schusterahle wollen wir unser Leben zusammenschustern."

Isolde Kurz sieht also die Gegenwart von engstem Schneidergeiste erfüllt. Diese Erkenntniß drückt den „Italienischen Erzählungen" ihren Stempel auf. Es sind darin nämlich fast lauter Menschen dargestellt, die nichts erreichen. Sie sind alle Schwache und suchen die Hülfe nicht in sich selbst, sondern außerhalb im Aberglauben, Zauberei, Zufall, aber nie reißen sie das Glück mit starker Hand an sich. Und deßhalb gehen sie auch alle zu Grunde, denn des Menschen Glück liegt einzig nur in seinem Wollen. Nur von Einem spricht die Dichterin in diesem seltsam schönen Buche, das wie wenige Gegenwartskritik in reinste Kunst aufzulösen versteht, der zu dem schönen Schusterthum zurückkehrt. Diesen steckt aber der moderne Schneiderstaat in die Narrenzelle.

Diese Erzählungen spielen, wie schon der Titel sagt, alle in Italien. Es kommt Einem aber beinahe vor, als hätte die Dichterin viel Deutsches hineingetragen. Auch bei uns blüht jetzt ein fröhliches Schusterthum empor. Ich erwähne nur, um seine typischsten Vertreter zu nennen in der Philosophie: Nietzsche, in der Kunst: Böcklin, Stuck, Klinger, und in der Literatur vor Allen Richard Dehmel. Und was gönnt man ihnen? Die Narrenzelle. Der Eine schmachtet schon darin, die Anderen suchen die eingefleischten Schneidernaturen, im gewöhnlichen Leben Psychopathen geheißen, die Zwangsjacke zu octroiren, indem sie ihre Werke für Producte Geisteskranker erklären. Lassen wir ihnen diese Freude. Treten wir zusammen, gründen wir einen Schusterbund, einen Bund der Glücklichen und Freien! Isolde Kurz wird eine der Unsern sein!

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Kind.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Wie viel giebt es doch auf der schönen Erde, was des Menschen Herz erfreut! Hier, wo wir werden und vergehen, wo es schönen Blumenkohl und großen Spargel giebt, im Ofen gebackenen Schinken, theuere französische Kartoffeln, Ansehen und königliche Gnade, Vertrauen und schöne Kleider, Liebe der Frauen, verlockende Tricots, große Krebse und schönen Wein! ... Was ist das aber Alles im Vergleich zu der hochfliegenden Freude eines freigelassenen Vogels? Es ergeht ihm, wie einem jungen Menschen, der sich ein paar Tage aus dem Einerlei des täglichen Lebens hinaus gewagt hat, um die weite Welt mit all' ihren Freuden und Leiden kennen zu lernen. O, es giebt sogar Leute, die des Vergnügens halber sogar bis nach Mexiv gereist sind. Der junge Freund unserer Erzählung war auch glücklich, als er eines schönen Tages seinen Plaid in das Waggonnetz legen und sich selbst gemüthlich in die Kissen fallen lassen konnte, mit einer Miene, als ginge ihn sonst Alles nichts an. Aber so viel er sich auch mühte, ernst und gesetzt zu erscheinen, sein lächelnder Mund und die strahlenden Augen straften seine Gelassenheit Lügen. Wer sollte aber auch nicht im Alter von 25 Jahren und noch wenig unerfahren sich freuen, einmal eine weite Reise zu unternehmen? Dazu hatte er ja von seinem Vater ein reichliches Reisegeld erhalten, nämlich 150 Kronen und 3 Kronen 70 Oere hatte er Freunden abgewonnen. So ausgerüstet, blickte er vertrauensvoll hinaus in die Ferne, bewunderte den blauen Himmel, sah den Schaffner an, als sei er sein bester Freund, und alle Mitreisenden beinah Verwandte.

Der Zug wollte sich gerade in Bewegung setzen, als die Coupéthüre noch einmal aufging und ein Herr von 50 Jahren mit freundlichem Gesicht und einer edlen römischen Nase einstieg. Kaum war er da, zog die Sonne vor, sich zu verdunkeln, denn was sich nun ihrem Blicke zeigte, beschämte sie und machte sie zugleich neidisch, denn hinter dem alten Herrn trat oder schwebte vielmehr ein Wesen herein, einer von jenen Engeln, die uns Rafael so herrlich gezeichnet hat. Der alte Herr half ihr eifrig beim Einsteigen. Aber dieser Engel war keiner von den gewöhnlichen, sondern ein moderner mit eleganten Stulphandschuhen, Stiefelchen mit hohen Absätzen und auf den verführerischen Lippen den Rest der letzten Mahlzeit, eine Spur von Eigelb. Im Vorüberschreiten wurde unser Freund leicht gestreift von einem weichen runden Knie. Ade Herzensfriede! Um nicht im Wege zu sein, rückte er zur Seite. Lebe wohl Hutschachtel! Ihr Gang war regelmäßig und fein, wie der einer sehr theuren Ankeruhr, ihre Wange besaß die feine, zarte und weiche Rundung einer Pelzjacke; sie war lang und zart gewachsen, wie der Kostenanschlag eines Bauherrn zu einem eleganten Rathhause. Das Haar war fein braun, wie ein Fußwärmer, den man vergessen hat einzusetten. Ihre Augen waren lieblich blau, wie die Schüsseln in einer Milchhandlung, und dabei blickten sie mit einer Miene umher, als ob sie höchstens zwanzig Lenze und einige Tage erlebt hätte. Mit väterlicher Liebe und Fürsorge war der Alte bemüht, ihr ein behagliches Plätzchen einzurichten. Und während die Locomotive vor Freude aufschrie, als hätte sie Schmerzen, daß sie diesen Engel mit sich führen durfte, zermarterte unser Freund sein Gehirn, um ja recht geistreich zu erscheinen. Endlich hoffte er das Richtige gefunden zu haben und sprach: „O verehrte Herrschaften, welch ein wunderbares Wetter!" Der Grauhaarige machte ein ernstes, nachdenkliches Gesicht und sagte auffahrend: „Ja, wer es wie Sie, vom Standpunkte des Reisenden betrachtet, mag wohl Recht haben, aber der arme Landmann bekommt dabei die schönste Mißernte!"

Wahrscheinlich ist der liebe Papa ein Gutsbesitzer, dachte unser Freund und erwiderte höflich: „Käme nur ein recht angenehmer Regen, der die Erde erfrischen würde, dann hätte der Landmann doch wenigstens etwas Aussicht, Geld zu erhalten, zumal die Regierung uns jetzt die so nothwendigen Zölle gegeben hat."

„Aha, junger Freund, Sie gehören wohl auch zu den Anhängern dieser Zölle? Ja, glauben Sie denn wirklich, daß es besser ist, wenn wir den Zoll haben?"

„Gewiß nicht, mein Herr, aber bitte, schauen Sie sich einmal die herrliche Kirche dort an — malen Sie vielleicht?" wandte er sich zu der lieblichen Dame.

„Ich male nicht, aber Kunst und Natur habe ich gern, auch finde ich das Reisen gar zu nett und interessant."

Unterdeß machte der Grauhaarige es sich bequem, setzte sich eine Reisemütze auf, räusperte sich und befand sich nach wenigen Minuten in Morpheus Armen. Unserem jungen Freunde wurde es heiß, er nahm den Hut ab, bewunderte die Natur und erhielt als Dank dafür Rauch und Staub von der Locomotive, dann betrachtete er das liebliche Weib an seiner Seite und seufzte vernehmlich."

„Mein Herr, sie sind doch nicht leidend?" fragte sie mit ruhiger, aber theilnehmender Stimme.

„O meine Gnädige, noch nie war ich so glücklich wie jetzt; wissen sie vielleicht, was es heißt, sich so glücklich zu fühlen, so frei, als ob man einer großen Gefahr entgangen wäre? Darf ich fragen, ob sie sich vielleicht auch schon in ähnlicher Lage befanden? und wann? ich finde es so beglückend, einmal einen Blick in ein Frauenherz zu thun."

„Gewiß, mein Herr, es war neulich, als ich in Christiania war und mir einen Backzahn ziehen ließ!"

Unser Freund entsetzte sich, machte ein betrübtes Gesicht und war innerlich über so viel Unschuld und Kindlichkeit überrascht. Also gab es im Leben wirklich noch harmlose und unschuldige Menschen.

„Ich kann Ihnen nicht sagen," fuhr er fort, „wie glücklich ich bin, so angenehme Reisegesellschaft zu haben! ich gebe überhaupt so viel auf Aeußerlichkeiten, und eine unangenehme Reisebekanntschaft kann mir die schönste Natur verbittern und einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen. Ihnen ist gewiß doch auch schon Aehnliches passirt."

„Gewiß, neulich fuhr ich dritter Classe, und in dem Coupé saß ein Bauer, der Branntwein in einer Flasche zum Verkauf hatte. Unterwegs öffnete sich der Korken, und da befand ich mich wie in einem See."

„Allerdings recht peinlich, meine Gnädige, aber ich meinte nicht gerade einen solchen Zwischenfall, denn für mich genügt schon ein hartes Wort, eine böse Miene, ein abweisender Blick, um mich die ganze Nacht über wach zu erhalten. Dann sehne ich mich nach Liebe, einem reichen zarten Gemüth. Ich glaube sogar, Sie mit Ihrer Milde haben schon mitten in Ihrem süßen schönen Traum einen Mißklang, wodurch Sie in die schnöde Wirklichkeit zurückgerufen werden, die das süße Saitenspiel des Lebens zerstört."

„Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstanden habe? In unserem Hause in Näsjjö, gleich nachdem wir eingezogen waren, bekam der Herr über uns die Fallsucht. Ich stürmte zum Dienstmädchen hinaus und rief: Die Leute da oben haben wohl Schweineschlachten?"

Bei solchen Worten der lieben Unschuld wurde es unserem Freunde immer heißer um's Herz. Ja, sie war ein Kind, ein entzückendes reines Kind! In Elmhult kaufte er Kirschen und sprach von der Harmonie zweier Seelen. In Alfestad bat er um die Erlaubniß, ihr Kaffee anbieten zu dürfen, und während er so dahin fuhr, war es ihm, als ob die Maschine im Tact mit seinem Herzen riefe: Sie oder keine!

Dann lehnte er sich zurück, schloß die Augen und malte sich ein Leben an ihrer Seite aus. O wie schön müßte es sein, von diesem Gesicht geliebkost zu werden, dabei in die blauen Augen zu blicken und mit den braunen Locken zu spielen, diese Hände für sich sorgen zu lassen! Im Gedanken daran suchte er eines dieser kleinen Händchen zu ergreifen, aber da kam sie wieder mit ihrem unschuldigen Kinderblick und sagte mit ruhiger Stimme, indem sie seine Reisetasche ergriff: „Hier, mein Herr, hier ist Ihre Tasche."

Nun versuchte er, zum Zeichen stillen Einverständnisses, ein wenig

ihre zierlichen Füßchen zu berühren, da rief sie aber: „Sie thun mir weh. Sie haben gewiß Stiefel mit Doppelsohlen.“ Sie verstand ihn also noch nicht. O welches Kind! Also in Näfsjo wohnten sie. Ei, da wollte er auch bleiben, sich mit dem alten Herrn befreunden, ihm Abends die Zeit vertreiben, auf solche Weise das Herz der Tochter und des Vaters gewinnen und eines Tages zu ihm sagen: „Guter, edler Vater, geben Sie mir ihre Tochter, damit wir beide vereint Ihr Alter pflegen können.“

Jetzt war man bald angelangt, und er schaute mit Inbrunst zu dem Hügel, hinter dessen Rücken das Dörfchen lag. Schon malte er sich im Geiste aus, welches Haus wohl das Glück genieße, diesen Engel zu beherbergen. Welches Fenster seine Liebe erblicke, und wo er ihr Kußhände zuwerfen werde. Jetzt waren sie angelangt. Auf dem Bahnsteig herrschte großes Leben und Treiben. Da standen Kaufleute und Gutsbesitzer, Frauen und Jungfrauen und Hôtelportiers, und unter all' diesen stand auch ein Dienstmädchen mit drei hübschen Kindern an der Hand. Es hob diese Engel auf das Trittbrett, und sie riefen und jubelten und fielen der Angebeteten um den Hals: „Mutter, liebe gute Mutter!“

Und der Greis stand dabei, lächelte wohlgefällig und sagte: „Und bekommt der Vater nichts von all' den Zärtlichkeiten ab? Nein, es giebt wirklich keine Kinder mehr.“

## Aus der Hauptstadt.

### Reibenstein.

In den nicht uninteressanten Briefen, die Choderlos de Laclos den Grafen Valmont mit der Marquise von Merteuil wechseln läßt, ist mit anmuthiger Gallierkunst die Gepflogenheit der Grandseigneurs geschildert worden, nur um der Verführung willen Weiber zu verführen und sie nachher tückisch-brutal vom Lotterbette in's Grab zu schleudern. Seit Herrn Quidde liebt man es, und auch der großindustrielle Drechslermeister Bebel that neulich im Reichstage desgleichen, unsere Zeit als einen Abklatsch der römischen Cäsarentage hinzustellen. Aber so häufig die Majestätsbeleidigungen auch sein und so große Aehnlichkeiten sich in dieser Beziehung auch zwischen Einst und Jetzt ergeben mögen — der Zug in's frech Riesige, das Masculine in der Römerverrottung fehlt unserem leis tappenden, sogar in seinen Gemeinheiten ängstlichen Jahrhundert. Viel mehr nähert es sich der Epoche an, deren Abschluß das blutige Haupt Ludwig's XVI. kennzeichnet. Die Ovid, die mit zwanzig Jahren unsterbliche Verlumptheiten schrieben und sich in blumenbekränzten Cloaken ein Denkmal dauernder als Erz setzten, die Martial und Catull und Juvenal hatten gewiß keinerlei besonderen Respect vorm Weibe, aber sie sahen es in der Liebesschlacht doch als ebenbürtige Gegnerin und im Genusse als drollig-gefährliche Kameradin an. Den feudalen Herren am Versailler Hofe dagegen war die Frau nur noch ein hübsches Thierchen, das Honig hergeben mußte, wenn es Einem gerade nach Honig gelüstete, und dem man den schlanken, weißen Hals umdrehte, sobald man des Honigs satt war. Die feudalen Herren von heute wandeln mit Hingabe in den Fußstapfen der Vorfahren. Zwar nicht mehr die Junker sind es und nicht mehr die nächsten Diener des Monarchen. Andere, beschwerlichere Sorgen drücken die; des Lebens Noth, der Verzweiflungskampf um den vom Vater ererbten Acker oder die fromme Mühewaltung um den Bau ragender Kirchen in der verseuchten Reichshauptstadt. Sehr bürgerlich, sehr hausväterlich, sehr sittenstreng sind unsere Grandseigneurs der Geburt geworden. Ihren Platz im Theater der Lebensfreuden hat die neue Aristokratie eingenommen, der Adel von Capitals Gnaden, die vergoldete Räuberbande, die ihren Stammbaum in gerader Linie auf Kain zurückführt. Das Geschlecht ist alt, aber es riecht mißduftig nach Emporkömmlingthum, aber es ist nicht durch die glättende Schule der Schlösser gegangen. Ihre Stimmen klingen plebejisch laut, ihre Hände und Füße sind plump und platt, und weniger Rasse noch hat ihre Seele. Barbaren ohne die Kraft und die Ursprünglichkeit der Barbarei. Mit den Edelleuten des ancien régime theilen sie nur das innere Unvermögen, die senile Schwäche der Verderbtheit und die daraus entspringende, katzenhafte Hinterlist und Treulosigkeit. Sie sind Eunuchen wie jene, Eunuchen, denen ein böser Zufall die äußeren Attribute der Männlichkeit ließ, mit aller abscheulichen Feigheit und allen schmutzigen Lastern des Kastraten. Aber sie entbehren des gefälligen und bezaubernden Reizes der schönen, schillernden Giftpflanzen im Moraste des Jahrhunderts der Capets, sie besitzen nicht einmal die Grazie und nicht die betrügerische Klugheit des Panthers. Nie hat die Welt ein elenderes Herrengeschlecht gesehen und ertragen.

Zwei kleine Scenen aus dem Leben der sogenannten Berliner Lebewelt erregten in den letzten Wochen einige Aufmerksamkeit. Von dem Helden der einen schweigen die Zeitungen. Der sehr bedeutende Mann ist in der Lage, sehr bedeutende Insertions-Aufträge zu ertheilen, und es steht zu befürchten, daß er keine ganzen Seiten mehr belegt, wenn man seinen für jeden Betrag guten Namen in Verbindung bringt mit den thörichten Kneiporgien am Schiffbauerdamm. Der Erbe von Millionen hatte sich den amüsanten Spaß gemacht, an verrufener Stelle in angenehmer Gesellschaft rasch etliche tausend Mark zu vertrinken, und er hatte sich das um so eher leisten zu dürfen geglaubt, als er am selben Tage im Duzel socialer Versöhnerei seinem wahrscheinlich allzu übermüthigen Personale die Tischzeit verkürzt und strengere Geldstrafen für Verspätungen auferlegt hatte. — Der zweite Fall schien auf den ersten Blick weniger picant. Eine rachsüchtige Betrogene hatte den Revolver gegen ihren Freund erhoben, mit minder glücklichem Erfolge als manche Vorgängerin. Der Bedrohte war der Angreiferin mächtig geworden, und da ihm das Seitengewehr eben gut zur Hand lag, so zückte er es und fiel in muthiger Aufwallung über die Geliebte her. Das Mädchen, das durch ihn Mutter geworden ist, wird die tiefe Narbe im Gesicht nie verlieren und so leicht keinen neuen Liebhaber ergattern; daneben wird ihr aus dem preußischen Strafgesetzbuche mit wünschenswerther Eindringlichkeit klar gemacht werden, daß es sich auch für verzweifelte Weiber nicht schickt, mit Revolvern zu spielen. Für das an ihr begangene Verbrechen giebt es keine Sühne. Die Rache ist mein, spricht der Herr, und deßhalb fehlen die Paragraphen.

In auffälligem Gegensatze zu dem ernsten, zweifellos mißbilligenden Schweigen, das die Berliner Zeitungen über die Abenteuer des sehr bedeutenden Inseraten-Mannes bewahrt haben, steht die eingehende Behandlung, die sie dem Attentate der Marie Gerdes und ihrem treulosen Freunde zu theil werden ließen. Herr Reibenstein wird es lebhaft bedauern, daß er den maßgebenden Blättern bisher außer Heirathsannoncen nichts hat zukommen lassen und daß er dadurch jeden Anspruch auf Schonung leichtfertig verscherzt hat; hoffen wir im Interesse der ohnehin geplagten Verleger, daß er sich in späteren Jahren als Chef eines großen Handlungshauses nicht einmal grimmig an ihnen rächt. Unterm Eindruck des Revolverknalles sind im localen Theile wie im Feuilleton eine Menge moralischer Betrachtungen abgebraunt worden, und man hat die Frage, ob den — Verzeihung für den unangebrachten, aber durch nichts Anderes zu ersetzenden Ausdruck — Mann oder das Weib die größere Schuld trifft, mit gewohntem Geiste in gewohnter Langathmigkeit erörtert. Dem freilich ohnehin erfahrenen Mädchen sind eine Menge schätzbarer Lehren gegeben worden, deren pünktliche und gewissenhafte Befolgung es sicherlich vor ähnlichen, unangenehmen Vorkommnissen bewahrt, und Herr Reibenstein hat neben etlichen Beleidigungen seiner Schneidigkeit auch die Mahnung einstecken müssen, in Zukunft mit dem Seitengewehre vorsichtiger umzugehen. Auch vom immer nothwendiger werdenden Kampfe gegen die großstädtische Unsittlichkeit und die liederliche Auffassung des Geschlechtsverkehres klang hier und da ein scharfes Wort, und an die Selbstzucht der

Jugend, an die männliche Kraft, der sexuellen Versuchung zu widerstehen, ward in gerührter Rede appellirt, gleich als schlösse die erbarmungslose Rohheit des wirthschaftlichen Krieges, der schon die Kinder in seine Reihen zwingt und bestialisirt, nicht jede Selbstzucht von vorn herein aus und zerschmettere alle Reinheit der Herzen. Den gutgläubigen Träumern im Aethersgewölkeschwimmenflammensurium antwortete von drüben verstärktes Schlachtgeschrei wider die drohende Zuhälterlex und die Prügelstrafe, und von freier Menschlichkeit, die schließlich doch Alles gut macht und ausgleicht, von Humanität und Toleranz und verzeihlichen Jugendeseleien ging beschwichtigende Rede. Daran, daß die so lebhaft paraphrasirte Liebesgeschichte ein ungemein werthvolles, sociales Document und typisch ist für das sich allgemach entwickelnde Verhältniß der Geschlechter im capitalistischen Staate, daran zu denken gab sich Niemand die Mühe. Und doch bestimmt allein die Stellung des Weibes den Grad und die Dauer einer Cultur, und doch verdarb am Weibe Rom. Wo die Frau sich entartet zeigt, da ist der Mann bereits in Grund und Boden verwahrlost. So im Guten wie im Bösen verrathen die Impulsiven und Nervös-Hysterischen offenherziger, schneller den gesellschaftlichen Zustand, während die Männer in schamlos-verschämter Eitelkeit die Kunst des Vertuschens und Drapirens pflegen.

„Des Mannes ist hier wenig, darum vermännlichen sich ihre Weiber.“ Eine vollkommene Umkehrung des naturgewollten Verhältnisses der Geschlechter bahnt sich an; wie alle anderen Vorbedingungen eines gesunden und glücklichen Zusammenlebens der Menschen stellt die mammonistische Gesellschaftsordnung auch diese auf den Kopf. In den modernen Großstadtliebschaften übernimmt die Frau Sorgen, Pflichten und Vorrechte des Mannes. Else Sanke fütterte ihren Steinthal getreulich durch, das traute Gemach, in dem sie zu den üblichen Tages- und Nachtstunden ihre Kundschaft empfing, diente dem strebsamen Mediciner zu anderer Zeit als Studierzimmer. Seine Collegiengelder und seine Kaffeehausgroschen empfing er von der geschminkten Dame, die ihm halb mütterliche Freundin, halb Auchgeliebte war. Stillschweigend hatten sie beide den Vertrag geschlossen, daß der junge Herr Liebe und Verpflegung solange gratis genießen sollte, bis er der Beköstigerin den Trauring auf den Finger stecken konnte. Dieser Vertrag ward um so drückender, je näher der Tag seiner Erfüllung kam. Die Bajadere des Berliner Südwestens verachtete längst den elenden Schmarotzer, der sich vom stinkenden Lohne ihrer Sünde nährte, und der Candidat sann rastlos nur noch auf Mittel und Wege, sich der gefährlichen Nährmutter zu entziehen. Schleichender, tückischer Haß stieg auf zwischen den Schlimmgepaarten, und da der Mann, als die Entscheidung gefallen war, zu feige war, das Weib zu erdrosseln, so übernahm die verrathene Dirne das Executorenamt und schoß den endgiltig Ungetreuen, den Vertragsbrecher nieder. Auch im Falle Reibenstein ist die Frau der energische, virile Theil. Sie bestreitet den wilden Haushalt, und sie greift am Ende, als sie sich betrogen weiß, zur Männerwaffe. In den weichen Armen des verliebten, klugen Musikmädchens ließ der lüsterne Bengel es sich lange wohl sein, und nachdem der ephemere Rausch verflogen war, diente ihm die Kleine, wie behauptet wird, noch trefflich als Credit- und Vorschuß-Institut. Von dem Gelde, das sie ihm lieh, kaufte er seiner neuesten Eroberung Liebesblumen, bezahlte er die Zeche, die er mit dem blonden Dämchen in seiner Leibconditorei gemacht hatte. Marie Gerdes aber ward zur Rächerin ihrer Ehre erst in dem Augenblicke, als sie die Hoffnung, von dem Ausgehaltenen geheirathet zu werden, endgiltig zertrümmert sah.

Sie ist vielleicht eine feiner differenzirte Natur, gebildeter vielleicht und nervöser als die Sanke, in deren Hand der Revolver nicht zitterte. Aber ihre Auffassung des Liebeslebens und ihre Meinung vom Manne ist dieselbe. Die beiden Helden der Tragicomödien nun gar gleichen sich auf's Haar. Nur daß Reibenstein dank der Schwäche seiner Freundin in die angenehme Lage kam, den Typus des modernen Großstadtwerthers klarer darzustellen, bis in die letzten Consequenzen. Er begnügte sich nicht damit, das mordlustige Weib zu entwaffnen; an der Wehrlosen ließ er seine Wuth, die allzu lange verhaltene Wuth, allen aufgespeicherten Haß endloser Monate aus. Die Frau, die nährende Lust und stachelnde Wonnen ohne Maaß geboten hatte, die dann dem Besitzer gleichgiltig und endlich widerwärtig geworden war, zu Boden schleudern und zerschlagen wie ein armselig häßliches Gefäß! Das ist es: der entartete Mann blickt mit orientalischen Augen auf das Weib, die minderwerthige Creatur, der er sich zwar gnädig neigt, weil sie ihm für Secunden unreine Lust bieten kann, die sich aber nachher demüthig und geduldig seinen Paschalaunen fügen muß. Und die Frau vergißt wie er ihrer grundsätzlichen Stellung; sie spielt sich als die Ernährerin, die Herrin und Richterin auf. Von deutschem Wesen, deutscher Auffassung des Verkehrs und des Zusammenwirkens der Geschlechter ist keine Spur mehr in diesen perversen Ideengängen. Was unser Volk groß gemacht und befähigt hat, Leiden wie kein anderes zu ertragen, aus zerschmetterndem Unglück stolzer und stärker immer hervorzugehen: die deutsche Frau, das verwüsten wir jetzt erbarmungslos. Ein Kleinod, um das uns alle Nationen beneiden, löst sich gemach im Schlamm der Gasse auf. Und die Kloake hat die Scham verloren und umwindet ihren Mund nicht mehr mit Rosen.

Ungesunde und verworrene Erwerbsverhältnisse tragen auch hieran Schuld, hierfür die Verantwortung. Seitdem das Mädchen sein täglich Brot wie der Mann, zumeist schon im erbitterten Concurrenzkampfe mit ihm, verdienen, seitdem es mit seinen zarteren Nerven am Getümmel des Marktes theilnehmen und Arbeiten thun muß, denen es nun und nimmermehr gewachsen ist, seitdem ist ein fremder, undeutscher Geist über die Frauenwelt gekommen. Und die Anschauungen des Mannes haben sich rascher noch gewandelt. Früher begegnete er dem Weibe, oder genauer, sah er es auf Gebieten wandeln, die sie als Meisterin beherrschte, und er war gezwungen, ihre Ueberlegenheit anzuerkennen. Jetzt sieht er sie, unterm Drucke socialer Noth, ihm in's Handwerk pfuschen. Es kann ihm nicht entgehen, daß sie minderwerthige Arbeit leistet, und leicht ist er geneigt, achselzuckend auf sie herabzusehen. Die Frau aber, die sich in seine Sphäre gedrängt hat, darf um ihrer selbst willen die männliche Ueberlegenheit nicht anerkennen, thut ihr Aeußerstes, ihn aus dem Felde zu schlagen. So schrauben sich die Geschlechter gegenseitig in sittliche und physische Impotenz hinein. So werden sie, aus deren inniger, treuer Vereinigung die goldene Zukunft der Menschheit emporsprießen sollte, zu rachsüchtigen und wilden Feinden, die zwar in flüchtiger Brunstzeit, im frohen Taumel einer nur noch körperlichen Leidenschaft Liebe für einander heucheln, die sich aber nachher grimmiger und mörderischer denn zuvor hassen. Die Sanke und die Gerdes, die Steinthal und Reibenstein wachsen auf verschiedenem Sumpfboden, Männlein und Weiblein für sich. Doch sobald sie, von dem durch alle Culturverrücktheit nicht auszurottenden Naturtriebe zusammengeführt, auf einander prallen, kommt es zum zerstörenden Kampfe der auf einander angewiesenen und doch einander künstlich entfremdeten Gewalten. Und statt gemeinsam neues Leben zu zeugen, bringen sie sich den Tod. Es braucht nicht immer der Tod durch eine Mordwaffe zu sein.

Wieder wird, wie unter den letzten Capetingern, die Geschlechtsliebe ihres socialethischen Inhaltes, ihres Zweckes und ihrer heiligen Größe entkleidet. Sie sinkt zu einem gemeinen Betruge, einer läppisch langweiligen Spielerei, sinkt zu pauvrer Neurasthenie herab. Eine Generation darf sich am Ende solche Umdrehung der bestimmenden Gesetze erlauben und in lüderlicher Tollheit die Erbschaft des kommenden Geschlechtes verjuchheien; ihre nervenkranken Kinder aber gehen zu Grunde daran. Als der Graf Valmont im Duell gefallen war, begann man Schaffote zu zimmern für die große Revolution. Der Reibenstein ist in all seiner modernen Berlinischkeit ein feig-jämmerliches, mißduftendes Schluckspechtlein gegenüber den zart parfümierten, muthigen und doch wenigstens äußerlich vornehmen Pariser Hofherren von 1788, aber der Rache, die kommen muß, weil die mißhandelte Natur selbst sie erzwingt, weist er unbewußt so gut die Wege wie jener. Caliban.

# Die Große Berliner Kunstausstellung.

## 2. Max Liebermann.

Der schönste Saal, ja der einzig echte Kunst-Saal, ist diesmal der, welcher die Ausstellung Max Liebermann's enthält. Gedämpftes Licht herrscht. Teppiche am Boden und an den Wänden fangen alle störenden Außenlaute auf. Die Bilder sind so gehängt, daß sie sich nicht bloß dem Auge bequem darbieten, sondern auch durch ihre Gruppirung den Eindruck von Vornehmheit wecken. Gesättigte Ruhe überall, Stille, echt künstlerische Weihe.

Also werden wir aufgefordert zur Betrachtung von Kunstschilderungen, die beinahe ausschließlich den niedrigsten und ärmsten Kindern dieser Erde gelten: Feldarbeitern, Spittelmännern und Waisenkindern. Etwas wie ein kirchliches Bekenntniß liegt darin, daß diese Bilder uns in dieser feierlichen Weise vorgeführt werden. Und sie sind eben so feierlich — gemalt. Mit Andacht, Hingabe, im Dienste der Menschheit. Der reiche Bankiers-Sohn aus Berlin W fühlt etwas wie Ehrfurcht vor seinen Brüdern und Schwestern im groben Kittel und mit dem schweißigen Athem. Er läßt sich nicht zu ihnen herab, er schaut beinahe zu ihnen empor. Sie sind ihm keine Fremde, die er mit müßiger zudringlicher Neugier als „curiose Originale" sich auflieft, um sie dann der scherzenden Betrachtung gebildeter und wohlhabender Stadtleute preiszugeben. Sie sind ihm — fast möchte ich sagen: die einzig wahren Menschen, Jene, an denen sich ihm der Sinn der Menschheit am tiefsten und großartigsten offenbart hat.

Ich brauche nicht zu betonen, wie innig sich hierdurch Liebermann mit einem edelsten Zuge unserer Zeit berührt. Nicht bloß seine großen Vorläufer in der Malerei, Jean-François Millet und Josef Israels, sind ihm an die Seite zu rücken. Auch Männer wie Graf Leo Tolstoj, wie John Stuart Mill, wie unser Gerhart Hauptmann treten in seine Nähe. In dieser erlauchten Gesellschaft wird Liebermann in die Geschichte übergehen, als ein bemerkenswerther Repräsentant unseres social strebenden Jahrhunderts.

An dieser inhaltlichen Seite seines Künstlerschaffens nicht vorüber zu gehen, hielt ich für geboten. Schon um zu betonen, daß es sich nicht um bloße „Armeleut-Malerei" hierbei handelt, um Mitmachen einer Mode, die verblüffen und aufreizen will, und die allenfalls auch anders sein könnte. Nein, der innerste Mensch ist hierbei thätig, der Seelensucher und Seelenapostel, der Feind alles Verrotteten in unserer heuchlerischen Civilisation, der Enkel, dem es im Blut liegt, daß seine Urahnen einmal als verachtete getretene jüdische Schnorrer haben von Thür zu Thür irren müssen.

Das Gedächtniß des Blutes und der Nerven ist groß, — reicht weit, weit zurück. In Liebermann hat es jenes fast fanatische Gefühl der Brüderlichkeit ausgelöst — für Leute, die sonst durch eine kaum überbrückbare sociale Kluft von ihm geschieden sein würden.

Das Alles ist Sache der Innerlichkeit. Sie wäre aber, trotz edelster Impulse, nicht mehr als ein schöner Wahn, wenn sie nicht von einer starken ursprünglichen Künstlerkraft getragen würde und hierdurch Realität empfinge. Erst dadurch, daß Liebermann gestalten kann, was ihn bewegt, daß er zu finden vermag, was er sucht, wird er der Mann, die Erscheinung, womit zu beschäftigen sich lohnt. Erst wenn ein Inhalt sich in Form ergießt, ist er für die Außenwelt vorhanden. Bis dahin war er nichts als brauendes Nebelgewoge.

Bei Liebermann aber ist Alles feste Gestalt, unverrückbare Anschauung, strotzende Wiedergabe. Er ist Maler durch und durch. In allem Handwerklichen erfahren, von allem künstlerisch Schwierigen mächtig angelockt. Und er steht in unmittelbarster Fühlung mit all' den großen Meistern vergangener Jahrhunderte. Daß seine Kunst als eine umstürzlerische empfunden werden konnte, war nur in einer Zeit möglich, die selber den Faden gesunder Tradition verloren hatte, und die sich nun ängstlich an äußere Zunftabzeichen klammerte, wie sie nicht die Kraft des Säculums sondern die Schwäche des Augenblickes geprägt hatte. Mit den Extrem-Modernen hat Liebermann sogar ein ziemlich laues Verhältniß. Den entschiedensten Impressionisten und Freilichtmalern kann man ihn nicht zuzählen. Seine flüchtigen Impressionen hat er in Radirungen niedergelegt, die dadurch ihren köstlichen Reiz empfangen, — in den ausgeführten Bildern jedoch ist der momentane Eindruck stets organisch verarbeitet und einer gemeingiltigen Fassung angenähert. Und das helle, grelle Sonnenlicht mit seinem glitzernden Sprühregen bunter Farbenfleckchen, — ich wüßte nicht, wann er das je gemalt hätte. Im Gegentheil, über all' seinen Bildern liegt eine weiche Dämpfung, oft etwas wie eine graue Dunstschicht, der sich das Individuell-Coloristische zu fügen hat.

Beinahe könnte man sagen: Von Haus aus ist Liebermann Dunkelmaler. Von den schweren Niederländern und den noch schwereren Spaniern, von Rembrandt, Ribera, Velasquez, Murillo nimmt er seinen Ausgangspunkt. Der in Frankreich durch Ribot vertretenen Schule sind seine Erstlingsbilder im Technischen verwandt, wie verschiedene Atelierstudien und Stillleben, wie die „Conservenmacherinnen" oder die „Gänserupferinnen" aus der National-Galerie. Aus einer bräunlich-dunklen Atmosphäre arbeiten sich die einzelnen Figuren mit starken und doch weich im Licht stehenden Localtönen heraus. An „Altmeisterlichkeit" können diese Bilder kühn mit Lenbach rivalisiren, mag sich auch ein völlig verschiedener individueller Zug darin offenbaren.

Stofflich fühlt man sich am ehesten an Teniers, Frans Hals, Ostade erinnert, nur das strengere Sachlichkeit herrscht, jegliche Spur des Novellistischen und pointirt Genrehaften völlig fehlt. Max Liebermann ist ganz ein Sohn unserer Zeit, die von Goethe gelernt hat, das Menschliche um seiner selbst willen aufzusuchen. Und zwar gleichviel, wo: ob bei einem Virchow, oder bei einem kleinen Kinde, oder bei „armen Leuten"! „Seht, auch dieses sind Menschen!" — so möchte man als Motto unter die Liebermann'schen Proletarierbilder schreiben, etwa unter die „Feldarbeiter im Runkelpark". Das Harte, Trotzige, Individuelle der einzelnen Figuren ist, bei aller Schlichtheit der Composition und vollendeten Natürlichkeit der Wiedergabe, doch mit bestimmten Accenten herausgearbeitet. Gerade das Unwillkürliche der Bewegung ist mit sicherem Malerblick erfaßt und mit feinem Psychologenblick verstanden. Der tiefste Trieb moderner Kunst offenbart sich hier: die Natur gleichsam selber zu uns reden zu lassen, ihre Absichten ohne Absicht zu enthüllen.

Dies ist auch der Punkt, wo Liebermann von Menzel abweicht, ja geradezu eine Reaction gegen diesen hochverehrten Altmeister einleitet. Menzel, so unbedingt er sich der Natur in seinen Einzelstudien unterwirft, biegt doch stets ein wenig an ihr zurecht, wo er sie im ganzen Bilde zu fassen sucht. Er kann hier seine Herkunft vom Rococo, vom Zeitalter Voltaire's nicht verleugnen. Etwas Schnörkelhaftes, Witziges, Gedachtes drängt sich zwischen Urbild und Abbild. Es wird arrangirt, zugespitzt, getüftelt. Jede einzelne Bewegung, jedes Barthaar ist mit photographischer Treue wiedergegeben, nur das Ganze, die Zusammenstellung ist nicht lediglich naturgetreu. Und im Uebervollen des Charakteristischen werden oft die kennzeichnenden Züge gehäuft — es entsteht ein Wirrwarr von Beobachtungen — statt mit dem bloßen Auge möchte man das Bild mit der Lupe untersuchen — die Stimmung wird gefährdet, die ursprüngliche poetische Empfindung verflüchtigt sich.

Dies der wunde Punkt, an dem Liebermann's helfende Hand fördernd einsetzte. Gegenüber der Menge von Einzelzügen betont er mehr das Ganze der Natur. Und weil er stets das Ganze im Auge hat, erlaubt er sich am Einzelnen keine Zurechtschiebungen, keine Arrangements. So wie die Natur sich ihm darbietet, im Reichthum ihrer Unberührtheit und Unbelauschtheit, will er sie uns vorführen. Dann muß sich aus scheinbarem Gewirre von Zufälligkeiten tiefste Nothwendigkeit entwirken. Es giebt eben in der Natur keinen Zufall. Den Zufall entdeckt erst die Beschränktheit des menschlichen Blickes. Wo aber der Blick groß und weit ist, da erscheint Alles zu einander gehörig, mag es auch scheinbar weit getrennt sein und mit einander in Fehde liegen. Voraussetzung ist einzig die: daß die Natur rein auf ein Individuum wirkt und rein von diesem reproducirt wird.

Aus diesem tieferen Naturgefühl entwickelt sich aber, völlig organisch und untrennbar, das entschiedenere malerische Bewußtsein. Indem jeder Naturanblick gleich als Ganzes in die Seele des Künstlers eingeht, steht auch das Bild gleich als Ganzes da, in das nichts Einzelnes störend oder ablenkend eingreifen darf. Die Totalität des ursprünglichen Gesichtseindruckes sucht Liebermann festzuhalten, die Summe von Farben-, Licht- und Schattenwirkungen, in der die scharfen Linien wie aufgelöst erscheinen, das Einzelcharakteristische sich schweigend unterordnet. Gewiß geht Liebermann nicht so weit, die Natur bloß als ein Gemenge schillernder Farbenflecke zu reproduciren, also gewissermaßen den menschlichen Blick zu Gunsten des (wenn ich so sagen darf) thierischen zu opfern, dem nur die sinnlichen Reflexe sich einprägen, — aber er bewährt doch überall den feinen künstlerischen Tact, auch liebgewordene Einzelbeobachtungen zu unterdrücken, wenn sie im Gesammtbild stören könnten. Man vergleiche etwa seine „Predigt im Walde" oder seinen „Münchener Biergarten" mit ähnlichen Schöpfungen bei Menzel, und der Unterschied wird in die Augen springen. Menzel erscheint hier gleichsam als der geistreiche, tief und genialisch blickende Feuilletonist, Liebermann aber als der naivere Künstler.

Darin aber nun offenbart sich erst Liebermann's künstlerischer Reichthum, daß er in der Einheit doch stets die Mannigfaltigkeit zu geben weiß, besser gesagt: daß er der Mannigfaltigkeit ihr Recht läßt. Er geht als Künstler direct auf große monumentale Einfachheit. Er bleibt aber doch daneben der feusible nervöse Mensch, der eine Fülle von Einzeleindrücken zu verarbeiten findet. Wohlfeiles Simplificiren war niemals Liebermann's Sache, noch weniger starre Ruhe. Wo er die Ruhe darstellt, — und meist sucht er sie ja, schon weil er das Zuständliche liebt — aber da ist doch stets und allüberall ein geheimes Zittern und Vibriren, in dem sich das Pochen und Arbeiten des nie rastenden Lebens verräth. Man betrachte nur einmal die von ihm gemalten Hände. In denen ist stets etwas von Hast der Bewegung oder doch von nervöser Unruhe, so selbst bei jenem „alten Mann in den Dünen", der so ruhig und gemächlich seinen Weg schreitet, — aber die durchgearbeiteten Hände mit ihren geschwellten Adern erzählen von der Unruhe des Lebens und von mancherlei beschwichtigten Sorgen.

So weiß Liebermann die Monumentalität der großen Kunst mit der Sensibilität der specifisch-modernen Kunstempfindung in wundersamer, organischer Weise zu vereinigen. Und indem er bei der Natur stets auf das Ganze geht, schält er aus ihr, gleichsam unwillkürlich, einen festen ästhetischen Werth heraus. In der Natur selbst enthüllt sich ihm bereits das eigentlich Bildhafte. Und hier hat man wohl weiter zu bohren, wenn man die Lösung für das merkwürdige Räthsel haben will: warum Max Liebermann's Bilder, die dem ungeschulten Laien so naturalistisch-derb erscheinen, auf das gebildete Auge so fein-ponderirt, so geradezu decorativ-empfunden wirken.

Franz Servaes.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Verlag von Wilhelm Hertz**
**(Besser'sche Buchhandlung)**
in **Berlin,** Linkstraße 33/34.

Soeben erschien:

**Erinnerungen**
von
**Ludolf Ursleu dem Jüngeren.**
Roman
von
**Ricarda Huch.**
**Zweite Auflage.**
Geheftet 4 Mk. Gebunden 5 Mk.

## Romane

gut und fesselnd geschrieben, zur Veröffentlichung in Zeitschriften und Zeitungen geeignet, werden zu **kaufen** gesucht. Angebote mit billigster Honorarforderung unter **J. F. 35** befördert die Expedition dieses Blattes.

## • Die Bismarck-Nummer •
der
## „Gegenwart"
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, E. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

## Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winter-Curort. Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim. Saison vom 15. Mai bis Ende September. **Wintercur vom 1. October bis Mitte Mai.** Naturwarme kohlensaure Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Massiren, Elektrisiren. Vorzügliche Molken- und Milchcuranstalt. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns und Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Scrofulose, Anämie, chronische Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. — Grosse Curcapelle, ausgedehnter Curpark, Theater, Bälle, Concerte. Allgemeine Wasserleitung mit Schwemmcanalisation. Prospecte und Beschreibung übersendet frei die **Königliche Badeverwaltung.**

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Bismarcks Nachfolger

## Roman von Theophil Zolling.

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Im Verlage von **J. H. Stargardt** in **Berlin** ist erschienen:

**Ein toller Tag.**

Litterarische Posse mit Gesang und Tanz in vier Akten

von **Karl Bilz.**

Preis brosch. 2 Mk.

Eine anmuthige und geistvolle Satire auf die **moderne** Richtung in unserer Litteratur.

In demselben Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

**Gomorrha's Ende.**

Litterarische Komödie in drei Akten mit Illustrationen von **Georg Heil.**

Preis brosch. 1,50 Mk.

Der

**Intendant in tausend Nöthen.**

Posse mit Gesang und Tanz.

Preis brosch. 2 Mk.

Der Verfasser giebt in den vorstehenden Komödien dem Humor, welchen unsere gegenwärtigen litterarischen Zustände so reichlich erregen, einen liebenswürdigen Ausdruck.

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mauerstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 22. Berlin, den 29. Mai 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die National-Socialen. Von F. Goldenbaum. — Ehrendoctoren und andere Mißbräuche. Von Jacob Mähly. — **Literatur und Kunst.** Alte und neue Schauspielkunst. Von Theodor Lessing (München). — Kabbalistische „Faust"-Forschung. Von F. A. Louvier. — Ferdinand Gregorovius und die Gräfin Lovatelli. Von Otto Stoeßl. — **Feuilleton.** Die schwarze Perle. Von Léon Tinseau. — **Aus der Hauptstadt.** Caprivi's Gespenst. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Wo sollen wir unsere Nationalfeste feiern? Von Dr. Grävell van Jostenoode. — Notizen. — Anzeigen.

### Die National-Socialen.

Von F. Goldenbaum.

Die Bewegung, die sich national-social nennt, ist die jüngste Vertreterin des sogenannten ethischen Socialismus. Es haftet allen diesen gleich oder ähnlich strömenden Bewegungen etwas Unklares, Verschwommenes an, wie noch jüngst Professor Sombart in einem Aufsatze: Ideale der Socialpolitik, überzeugend nachgewiesen hat, hauptsächlich daher rührend, daß sie ihre Ideale, das Ziel, auf das sie lossteuerten, in ein ihnen wesensfremdes Gebiet verlegten. Am wenigsten principiell gefestigt waren bisher und sind auch wohl noch die National-Socialen, hauptsächlich wohl deßhalb, weil sie sich durch die Erfahrungen der letzten dreißig Jahre gewitzigt und durch neuere nationalökonomische Forschungen belehrt, das Gesellschaftsleben nicht so einfach nach einem Schema construirten, nicht so absolut die Dinge nur unter dem Gesichtswinkel des Industrieproletariats und seiner Entwickelung innerhalb der capitalistischen Gesellschaftsordnung und über dieselbe hinaus ansehen, wie die Socialdemokraten, für die doch immer das letzte Ziel, auf das die Entwickelung fortschreitet, die ideale Fabrik bleibt. So sehen sich die National-Socialen nicht einem, sondern vielen ungelösten Problemen, nicht einem, sondern einem ganzen Haufen socialer Fragen gegenüber. Dazu kam dann noch, daß sie nicht der materialistischen Geschichtsauffassung huldigten, also nicht dem holden Wahne sich hingaben, daß die Entwickelung eine absolut nothwendige, mit starrer Logik aus den Productionsverhältnissen sich entwickelnde sei, bei der dem selbstthätigen Menschengeist und Menschenwillen keine andere Aufgabe zufiel, als eben diese nothwendige Entwickelung ein wenig zu beschleunigen. Sie glaubten nicht an einen alle Wirthschaftszweige durchdringenden und zersetzenden Capitalismus, eben so wenig aber auch an einen alles wirthschaftliche und gesellschaftliche Leben gleichmäßig beherrschenden Socialismus in der Zukunft.

So war viel Arbeit zu thun, wollte man einen festen Standpunkt, Grundsätze und Programme bekommen. Der erste Schritt war die Aufstellung von „Grundlinien". Zugleich versprach der National-Sociale Verein, der in Erfurt im November 1896 begründet wurde, die Schaffung von Specialprogrammen für die einzelnen Zweige des Wirthschaftslebens. Diese stehen noch aus. Inzwischen ist aber ein weiterer Schritt geschehen. Der Führer der National-Socialen, Pfarrer Naumann, hat zu den ziemlich allgemein gehaltenen Grundlinien, die nach ihrem ersten Bekanntwerden von Einigen als nationalliberal, von Anderen als conservativ, von Dritten als socialdemokratisch charakterisirt wurden, eingehende und scharf abgrenzende Erläuterungen geschrieben.*)

Die Grundlinien zerfallen in sieben Paragraphen, die sich theils mit nationalen, theils mit socialen Fragen beschäftigen. Nur ein Paragraph, der letzte, nimmt Stellung zum Christenthum. In der bisherigen Bethätigung der National-Socialen tritt aber das Christliche durchaus hinter dem Praktisch-Politischen zurück, was im Interesse principieller Schärfe und erfolgreichen Handelns durchaus heilsam und wünschenswerth. Wie schon der Name zeigt, sind in dem neuen Vereine zwei große Gedankengruppen zusammengebunden, die nationale und die sociale. Zwischen beiden besteht nach Naumann ein unlöslicher, nothwendiger Zusammenhang. Das Nationale ist der Trieb des deutschen Volkes, seinen Einfluß auf der Erdkugel auszudehnen, und das Sociale der Trieb der arbeitenden Menge, ihren Einfluß innerhalb des Volkes auszudehnen. Um uns und unseren Einfluß auf der Erde, auf dem Weltmarkte ausdehnen zu können, müssen wir ein Heer und eine Flotte haben. Diese sind aber nicht ohne große Opfer aufzubringen, die Mittel dafür auf die Dauer nicht ohne die Bewilligung der arbeitenden Massen, deren politischer Einfluß gemäß ihrer wachsenden Zahl und Bildung im Steigen begriffen, zu haben. Diese Bewilligung aber wird ausbleiben, solange der Masse der Nationalsinn fehlt. Auf der anderen Seite aber ist eine Emporentwickelung der Masse durchaus undenkbar ohne weitere Entwickelung der deutschen wirthschaftlichen und politischen Macht. Es wird also, da der ewige Friede eine ewige Utopie bleiben wird, da wir uns auf die Großmuth anderer Völker nie verlassen dürfen („in den Völkerkämpfen gilt ein Volk nur so viel, als es leistet"), die Erhaltung und Ausdehnung der deutschen Macht immer und ewig die höchste Richtschnur sein müssen, nicht nur im Interesse der Erhaltung des Deutschthums, sondern auch im Interesse der socialen Reform. Noch fehlt der Masse der Nationalsinn, weil sie bis jetzt kein Gefühl ihrer Verantwortlichkeit besitzt, weil sie bisher nur als Oppositionspartei aufgetreten ist, aber die Erhaltung der Staatskraft ihren politischen Gegnern überlassen hat. Nur

*) Friedr. Naumann, National-socialer Katechismus, in 268 Fragen und Antworten. Buchverlag der Zeit, Bousset und Kundt. Preis 20 Pfennig.

ein vaterländischer Socialismus hat Aussicht auf Erfolg, nicht aber ein internationaler, der nicht damit rechnet, daß die Culturstufe der verschiedenen Völker sehr verschieden und daß der Fortschritt eines Volkes abhängig vom Rückgang eines andern. Eine gemeinsame Ausdehnung des Einflusses aller Culturvölker ist nicht möglich wegen der Beschränktheit des Absatzgebietes für ihre Waaren. „Der Absatzmarkt wächst langsamer als das Streben nach Ausdehnung in den Culturvölkern. Der Kampf um den Weltmarkt ist ein Kampf um's Dasein." Warum muß also der deutsche Arbeiter national sein? Hier ist der Grund: aus Selbsterhaltungstrieb. Demgemäß muß seine Forderung sein eine Politik der Macht nach Außen und der Reform nach Innen.

Es ist nicht möglich, in einem kurzen Artikel auf den ganzen Inhalt der Naumann'schen Brochure einzugehen. Nur kurz erwähnt sei, daß nach Naumann die Monarchie nicht dauernd der Arbeiterbewegung feindlich sein kann, denn da es die erste Aufgabe der Monarchie, die Macht und Größe der Nation zu erhalten, so kann sie sich nicht dauernd auf Volkstheile stützen, die an wirthschaftlicher und politischer Bedeutung verlieren, wie z. B. die preußischen Großgrundbesitzer. Sie wird ihren Frieden machen müssen mit der Arbeiterbewegung, um neue Stützen zu finden für die großen nationalen Zukunftsaufgaben. Kaiserthum und allgemeines Wahlrecht sind die beiden Grundpfeiler, auf denen die deutsche Verfassung ruht und ewig ruhen muß.

Der § 4 beschäftigt sich mit dem, was wir heute sociale Frage nennen. Die National-Socialen wollen Socialreform, was verstehen sie darunter? Der Antheil der Arbeit am Gesammtertrag der deutschen Volkswirthschaft soll vergrößert werden. Das ist eine sehr vorsichtige, aber gerade darum wohl brauchbare Formulirung, dann einen idealen oder rechnerisch zu ermittelnden Maßstab, nach welchem Grund- und Capitalrente einerseits, Arbeitslohn andererseits zu vertheilen wären, giebt es nicht und wird es nicht geben. Deutschland soll nicht reiner Industriestaat, aber auch nicht reiner Ackerbaustaat sein oder werden. Deutschland soll ein Arbeitsstaat werden, d. h. das Nationaleinkommen soll in erster Linie der Arbeit gehören, während jetzt Zins und Rente (arbeitsloses Einkommen) fast die Hälfte für sich nehmen. Zins und Rente sollen aber keineswegs ganz aufhören, da sie noch immer Vorbedingungen des Fortschritts. Bekämpft werden müssen nur der Zins und die Rente, welche den Ertrag der Arbeit schmälern, wie z. B. die städtische und ländliche arbeitslose Bodenrente. Die Last der Steuern soll gemindert werden dadurch, daß der Staat gewinnbringende Großunternehmungen selbst betreibt. Die Vertheilung der Steuern soll den Kräften entsprechen, die Besteuerung der Lebensmittel muß aufhören. Das Hypothekenwesen soll in öffentliche Hand kommen, „weil es nicht zulässig ist, daß der Staat die größte Sicherung des Besitzes, die es giebt, an Privatpersonen abtritt, ohne dadurch für die ganze Volkswirthschaft etwas zu gewinnen, und weil es durchaus falsch ist, den mühelosen Gewinn aus der steigenden Bodenrente den zufälligen Besitzern steigender Bodentheile zu überlassen." Demgemäß wird eine allmälig durchzuführende Bodenreform gefordert (zunächst Uebernahme obligatorischer Hypothekenbanken, Wohnungspolitik im Interesse der arbeitenden Menge) deren letztes Endziel: „das ganze deutsche Land soll dem deutschen Volke in seiner Menge dienen." Der Vergrößerung des Antheils der Arbeit am Nationaleinkommen sollen ferner Gewerkschaften und Genossenschaften dienen. Aus ersteren müßten sich Arbeitervertretungen entwickeln, die einen mitbestimmenden Einfluß auf die deutsche Wirthschaftspolitik gewinnen. Letztere werden die Mißstände der wirthschaftlichen Vereinzelung dadurch beseitigen, daß sie den Bauer oder Handwerker zum Glied eines größeren Wirthschaftskörpers machen.

Wo sucht nun Naumann den Heerbann des National-Socialismus? Wie sich schon aus dem Vorausgehenden ergiebt, in „der arbeitenden Menge", zu der er Jeden zählt, dessen Einkommen mehr auf Arbeit beruht als auf Zins und Rente. Folglich gehören auch Kaufleute, Unternehmer, Beamte, Handwerker, Bauern dazu. Und der nationale Socialismus macht sich in der That anheischig, alle diese Interessen zu vertreten, soweit es Interessen der Arbeit gegenüber dem Besitz sind. Er kann natürlich nicht übersehen, daß die Interessen dieser Wirthschaftskreise denen der eigentlichen Lohnarbeiter oft direct entgegengesetzt sind. Für wen will der nationale Socialismus dann eintreten? Dann für diejenige Gruppe, deren Bestand für das Staatsganze am nothwendigsten, deren Organisationskraft am größten und deren Nothlage am drohendsten ist. Hier liegt eine überaus bedenkliche Unklarheit vor, die nach den treffenden Ausführungen Sombart's über eine Politik der Wirthschaftssysteme nicht mehr möglich sein sollte, es ist in anderer Form der Goehre'sche Gedanke der Partei der kleinen Leute. Wie denkt sich Naumann das Zustandekommen einer solchen Partei aus den heterogensten Elementen, die so überaus wenig gemeinsame Interessen haben, denn der Umstand, daß sie alle an der Beseitigung der Staatsschulden, an einer anderen Steuerpolitik und an der Bodenreform interessirt sind, genügt nicht, um sie auf die Dauer zusammenzuhalten. Dagegen steht eine weit größere Zahl von Fragen, wo die Interessen „der arbeitenden Menge" weit auseinandergehen. Selbst einmal angenommen, eine solche Partei käme zu Stande, wer sollte dann darüber entscheiden, welcher Theil (etwa Handwerker oder Lohnarbeiter) z. B. am meisten Organisationskraft besitzt oder die größte Noth leidet. Angenommen, die Führer, die officiellen Vertreter der Partei im Reichstag u. s. w. entschieden sich zu Gunsten der Handwerker. Sofort würden alle anderen Bestandtheile abschwenken, denn man kann sicher sein, daß die Bauern, die Lohnarbeiter sich für ebenso staatserhaltend ꝛc. halten und sicherlich nicht geneigt sein würden, die Interessen der Handwerker mitzuvertreten, woraus sich für sie oft eine directe Schädigung ergeben könnte. Ich will noch ganz absehen davon, daß dieser Entscheid zu Gunsten der Organisationskraft, Nothlage u. s. w. meistens wohl durch Abstimmung, also durch Majoritäten zu Stande kommen würde; damit würde aber die Zufälligkeit des Ueberwiegens einer Wirthschaftsgruppe in der Partei die Herrschaft über die Richtung der Gesammtpartei bekommen. Ein durchaus unhaltbarer Zustand.

Meines Erachtens giebt es nur einen Weg, wenn anders die National-Socialen wirklich eine Partei werden und nicht bloß eine volkswirthschaftliche Gesellschaft bleiben wollen, die zu den verschiedenen Fragen unter nationalen Gesichtspunkten Stellung nimmt. Sie müssen versuchen, sich an die Spitze der Lohnarbeiter in Stadt und Land zu stellen, also einerseits die Socialdemokratie als Vertreterin des industriellen Proletariats verdrängen, andererseits die ländlichen Arbeitermassen organisiren und bilden. In Ersterem werden sie durch die gesellschaftliche Entwickelung der nächsten Generationen gefördert werden, welche die Constructionen und Dogmen des Marxismus Lügen strafen wird. Letzteres wird ihnen leichter werden, als der Socialdemokratie, da sie ja nicht mit Leib und Seele einem absoluten Socialismus verschworen sind, der nun doch einmal in alle Ewigkeit für die Landwirthschaft unmöglich, daher auch agitatorisch nie recht wirksam sein wird.

---

## Ehrendoctoren und andere Mißbräuche.

Von Jacob Mähly.

Es wird kaum nöthig sein, den Goethe'schen Spruch: „Es erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht" bis an's Ende zu citiren; die bloße Andeutung genügt, und der Spruch

wird ja wohl, wenn auch nicht bis an's Ende der Tage, so doch auf unabsehbare Zeit seine Giltigkeit behaupten. Man hat uns — und nicht erst Nietzsche — gelehrt, daß die Wahrheit bloß eine relative, nicht eine absolute und für jede Zeit giltige sei; damit aber ist nicht auch die Pflicht wegerkannt, der Wahrheit, die einstweilen als solche erkannt und anerkannt ist, die Ehre zu geben. Da nun alle Wissenschaft im Erkennen der Wahrheit und im Streben nach derselben beruht, so liegt den Vertretern der Wissenschaft vor allen Anderen die Pflicht ob, die Wahrheit nicht bloß im bürgerlichen Leben zu üben, sondern auch als Berufssache zu pflegen. Thun sie das aber immer gewissenhaft und ohne Concession an Hergebrachtes, das mit dem modernen Bewußtsein nicht mehr stimmt und von ihm nicht mehr gebilligt wird? Und darf man mit der Wahrheit pactiren und ihr gelegentlich ein Schnippchen schlagen, weil gewisse Begriffe nicht so streng zu nehmen sind? Die Antwort lautet, muß lauten: Nein, und abermals nein! Die Sprachmeister lehren uns zwar, daß gewisse Begriffe mit der Zeit veralten und verblassen können, daß sie sich mit dem Worte, auf das sie geprägt sind, nicht mehr völlig oder auch gar nicht mehr decken; der Begriffswandel bildet ein bedeutsames Capitel in der Lexikologie (Semasiologie) — aber man duldet solche Begriffe gleichwohl, sei es aus Bequemlichkeit oder aus Pietät, weiter. Die Sonne geht noch heute auf und unter (was ja nicht etwa bildlich zu fassen ist, wie der Tag, der erwacht und Aehnliches), obschon heute jedes Kind weiß, daß sie das durchaus nicht thut; die Begriffe decken sich also hier nicht nur nicht mehr mit den Wörtern, sondern sie sind geradezu das Widerspiel zu der ursprünglichen und eigentlichen Bedeutung geworden; und wenn wir von „unseren Vätern" reden, so dürfen wir damit die ganze Reihe unserer Vorfahren bezeichnen, nicht bloß unsere leiblichen Väter im streng genealogischen Sinne; der Begriff ist also über die ursprüngliche Wortbedeutung weit hinaus gequollen oder, wenn man lieber will, das Wort über den Begriff. — Allein, die überwiegende Masse der Begriffe ist, wenn man auch noch so viele „Varietäten" zugiebt, welche mit und aus der Sprachentwickelung sich herausgebildet haben, in ihrem Kern stabil und unwandelbar, und wenn man sie unnöthiger Weise und geflissentlich aus ihrer Bedeutungssphäre verdrängt oder zur völligen Bedeutungslosigkeit erniedrigt, so vergeht man sich gegen dies und gegen das Eigenthumsrecht; denn solche Begriffe haben das Recht, an ihrer Stelle zu bleiben.

Die akademischen Behörden ernennen nach altem Usus ihre neu geschaffenen Doctoren der Philosophie zugleich feierlich zu Magistern der „freien Künste"; artium liberalium magister heißt jetzt officiell der Glückliche, auch wenn er sein Philosophicum mit knapper Noth bestanden hat. Magister ist also ungefähr so viel als Doctor. Das darf man sich gefallen lassen, aber fragt man: Wie viele von dieser sogenannten magistri artium liberalium kennen von den „freien" (oder „schönen") Künsten, wenn man darunter die Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Musik und Poesie versteht, auch nur das ABC oder, wenn's hoch kommt, mehr als die Rudimente? Versteht man aber darunter, wie schon im Alterthum, das Siebengestirn der Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie (welchen Complex der grundgelehrte Varro durch Hinzufügung der Medicin und der Architektur zur Neunzahl erhob), so wird die Antwort auf obige Frage auch hier kaum anders lauten dürfen, als: sehr wenige — nämlich, wenn man den Complex als unzertrennliches Ganze in's Auge faßt. Bekanntlich spalten sich die Candidaten zum Magisterium artium liberalium in zwei Classen, je nachdem sie zur historischen oder zur naturwissenschaftlichen Section der „philosophischen Facultät" gehören. Von der ersten, der fünfgliedrigen Reihe, brauchen sogar beide Abtheilungen absolut nichts zu verstehen (ist es gleichwohl der Fall, so ist es pure Liebhaberei und Privatsache); von der sieben- (respective neun-)gliederigen Reihe kennen aber die Historiker (Philologen) nur einige Fächer, es sind diejenigen, welche die Naturforscher nichts angehen, und ebenso vice versa. Kann und darf nun, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, ein Candidat der Philosophie auch nach rühmlichst bestandenem Examen mit Recht ein magister liberalium artium heißen? Man wird einwenden: Die freien Künste seien eben auch einer jener „verblaßten" Begriffe, die man nicht mehr ernst zu nehmen brauche. Wenn es wahr ist — was einstweilen noch unbewiesen — so sind sie es jedenfalls nicht Dei providentia, sondern hominum neglegentia geworden. Und was steht denn im Wege, den verblaßten Begriff durch einen „in der Wolle der Wahrheit gefärbten" zu ersetzen? Aber man braucht das gar nicht; es giebt ein einfacheres Mittel, mit der Wahrheit nicht in Conflict zu kommen. Man lasse ihn fallen, er ist neben dem doctor philosophiae ein Pleonasmus, und was er mehr besagt, ist vom Uebel.

Hier wird man mit etwelchem Staunen fragen: Aber ist denn nicht, gerade umgekehrt, im Titel Doctor philosophiae ein „Mehr", als recht und wahr ist? Eine Hyperbel? Umfaßt der Begriff Philosophie nicht das ganze Gebiet der Geistes- und der Natur-Wissenschaften, also ein größeres, als jene „Künste" zusammen ausfüllen?

Hierauf ist zu erwidern, daß der Begriff „Philosophie" zu denen gehört, welche in keiner einzelnen, streng geschlossenen Definition aufgehen und zudem mit der Zeit flüssig und wandelbar geworden sind. Ideal gefaßt, sollte die Philosophie gleichsam das oberste Stockwerk zu dem Bau der Einzelwissenschaften bilden. Um ein wahrer Philosoph zu sein, müßte man also als Grundbedingung das ganze Gebiet beherrschen. Wenn nun aber der echte „Wissenstrieb" (Philosophie) sich nicht mit dem oder jenem Einzelnen begnügt, sondern nach Ergründung und Bewältigung des Ganzen trachtet, so reicht (und reichte schon längst) die Kraft eines Individuums dazu nicht aus. Man sah sich also, wo es aus praktischen Gründen auf Abgrenzung der verschiedenen Fächer und Eintheilung in Gruppen ankam (wie im höheren Unterricht), veranlaßt, der Philosophie diejenigen Fächer zuzuweisen, welche man bei den drei übrigen „Facultäten", der Theologie, der Jurisprudenz und der Medicin nicht unter Dach bringen konnte, und dieses höchst unglückliche, unwissenschaftliche System hat sich, wie so viel anderer Wust, auf den Universitäten nach dem physikalischen Gesetz der Trägheit bis auf den heutigen Tag erhalten. Philosophische Facultät und Doctor der Philosophie sind nicht bloß veraltete, sondern waren auch von jeher unlogische Begriffe. Gleichwohl wußte man von jeher und weiß man heute, was sie bedeuten sollen; man wußte und weiß noch heute, daß ihr Rahmen nur eigentliche Wissenschaften, niemals aber die „Künste" in unserem Sinne (Musik, Malerei u. A.) umspannen soll; unsere Universitäten sind keine Kunstakademien und sind es nie gewesen. Und was thun trotzdem unsere Facultäten? Das ist nun eben der Haupt- und Schwerpunkt der vorliegenden Frage, zu dessen Bekämpfung das bisher Gesagte als Vor- und Minirarbeit dienen muß.

Als seiner Zeit Theodor Mommsen's gewaltige Stimme in die schwülen Räume deutscher Universitäten hineinschallte, wo Simonie mit der Doctorwürde getrieben wurde, als er zur „Aufsicht" und Wahrung der Ehre rief und die durch den bequemen Schlendrian eingeschläferten Gewissen mit dem Donnerwort der „Pflicht" aufweckte, da fand dieser Ruf überall in Deutschland mächtigen Widerhall. Man fühlte: Mommsen hatte Recht; mit der Ehre war mancherorts ein Schacher getrieben, das Recht war um schnödes Geld verkauft worden. Das durfte nicht mehr sein; den ehrwürdigen Namen eines Doctors sollte fürder nur der tragen dürfen, der ihn durch sein Wissen, nicht durch sein Geld erworben hatte, dem Ablaß für das Nichtwissen auf immer gesteuert sein. Leider

erhob sich damals keine Stimme gegen einen anderen, allerdings nicht gar so krassen Mißbrauch mit dem Doctortitel, wie er von den Facultäten getrieben wird. Diese verkaufen zwar den Doctortitel nicht, aber sie wetteifern in der Creirung von sogenannten Ehrendoctoren. Nun sind die also Geehrten in der Regel allerdings hochverdiente Männer, die sich auf irgend einem Felde menschlicher Thätigkeit Lorbeeren gepflückt haben; und wenn diese Thätigkeit gerade auf demjenigen Gebiete sich äußerte, das auch der betreffenden Facultät zur Pflege angewiesen ist, wenn also die theologische Facultät einen Mitarbeiter, beispielsweise einen Pastor, die philosophische einen Naturforscher, der sich zufällig seinen gewöhnlichen Doctortitel nicht auf der Universität geholt hatte, in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen mit dem Ehrendoctorat auszeichnet, so wird sich Niemand daran stoßen, im Gegentheil, man wird finden, dieser Titel sei verdient, weil er seinem akademischen Begriffe entspricht. Anders aber, wenn eine Facultät keinen Fachgenossen, sondern einen beliebigen anderen Gelehrten, der vielleicht einmal einen kleinen Streifzug in ihr Gebiet unternommen hat, mit dem Lorbeer des Ehrendoctors schmückt. Dies geschieht sehr häufig, es kommt auch vor, daß akademische Größen mit einem doppelten Lorbeer gekrönt werden. Lachmann erwarb sich durch seine Ausgabe des Neuen Testaments den theologischen, durch die des Gajus den juristischen Doctorhut; den philosophischen hatte er schon, macht zusammen drei! Nun war Lachmann ja ein großer Kritiker und bedeutender Gelehrter, aber ein Theologe und ein Jurist war er so wenig als ein anderer seines Faches — warum also ihm geben, was ihm nicht eignete? Warum dem Schein und nicht der Wahrheit die Ehre geben? Wer ist eher berufen, Hüterin und Pflegerin der Wahrheit zu sein, als die Stätte der Wissenschaft? Wären wenigstens die Auserwählten immer in ihrer Art und auf ihrem Gebiete „Lachmanne"! Aber das ist ja nicht der Fall; man zeigt sich auch gegen Kleinere liberal und belohnt sogar bürgerliche Verdienste mit irgend einem Ehrendoctorhut. Gut, wenn der Erkorene wenigstens so viel Reminiscenzen aus der Jugendzeit in seiner Gedächtnißkammer aufgespeichert hat, daß er, wenn ihm seine Verdienste im prunkvollen Diplomlatein vorgelesen werden, verständnißinnig, im Zwiespalt seiner Bescheidenheit mit dem latinisirten Verdienstinventar, den Kopf schütteln kann und keinen Uebersetzer dazu braucht! Denn auch das trifft nicht immer zu. Jedem das Seine, auch dem künstlerischen, auch dem bürgerlichen Verdienst — aber wenn man Malern und Musikern, Feldherren und Staatsmännern „der Ehrung wegen" die Doctorwürde verleiht, so giebt man ihnen Etwas, was nicht recht ist und ihnen nicht zukommt. Will man der Ehrung einen besonderen und öffentlichen Ausdruck geben, so thue man dies von Universitätswegen auf andere Weise, oder aber, wenn man darüber in Verlegenheit ist, so schreibe man einen Preis aus für die beste Lösung der Frage, gleichviel, ob deutsch oder lateinisch. Es würden unter der studirenden Jugend gewiß manche Bewerber ihr „operam et oleum" daran setzen, und sollte — was schwer glaublich — eine geeignete Form nicht gefunden werden, so wäre das auch kein Unglück; die Universität hätte dann — zwar nicht gethan, was sie nicht lassen konnte, wohl aber gelassen, was sie nicht thun konnte. Ueber die „eiserne Nothwendigkeit" kommen auch die Gelehrten nicht hinweg. Andere Kreise, andere Bräuche. Eines schickt sich nicht für Alle, sehe Jeder, wie er's treibe, sehe Jeder, wo er bleibe. Auch die Universitäten werden bei ihrem Rechte „bleiben" und in ihrem Ansehen nicht „fallen" — im Gegentheil! — wenn sie ihren „Ehrendoctor" Denen zuerkennen, denen er in Wahrheit und de jure gebührt.

## Literatur und Kunst.

### Alte und neue Schauspielkunst.

Von Theodor Lessing (München).

In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts, in der Zeit der classischen Periode des deutschen Dramas hat die Schauspielkunst eine Höhe der Ausbildung und Vollendung erreicht, die kaum zu überbieten war. Im Vergleich zu der Menge bedeutender darstellender Künstler, die damals selbst kleinere und ärmlich dotirte Bühnen aufzuweisen hatten, ist unsere Zeit mit ihren unendlich gesteigerten Hülfsmitteln, ihrer raffinirten Bühnentechnik und ihrem Reichthum an Sensationsmitteln für alle fünf Sinne dennoch wahrhaft kläglich daran. Die eigentliche Blüthezeit der Kunst des Theaterspielens schloß sich unmittelbar an die Blüthezeit des classischen Dramas, an die Goethe- und Schillerepoche. — Die Schauspielkunst als unentbehrliche Dienerin der Dichtkunst mußte dieser in ihrer Entwicklung nachfolgen. Als die idealistischen und classicistischen Kunstanschauungen von Weimar allmälig in ein verlogenes, dem innersten Leben der modernen Zeit ganz fremdes Hellenenthum ausarteten, als das Drama der „Epigonen" stelzenhaft und gespreizt auf dem griechischen Kothurn daherschritt und seiner inneren Seelenarmuth das pathetische Mäntelchen der „glänzenden Diction" als ein Feiertagskleid der Nüchternheit überhängte, entartete auch die Schauspielkunst. Auch sie begann das Leben und die Seele durch Pathos zu ersetzen, sie ward phrasenhaft, wo sie hätte intim sein müssen, sie verlernte die Kunst des Sprechens und fing an zu declamiren. So war es in Deutschland, so war es in Frankreich, dem im Wesentlichen alles deutsche Geistesleben immer nachgegangen und nachgefolgt ist, schon früher gewesen. So war es auch im Alterthum. Unsere Tage brachten den nothwendigen Rückschlag. Aus einer Zeit hoher Formvollendung fielen wir wieder in Formlosigkeit. Aus dem Gesetz kamen wir wieder in die Anarchie. Auf allen Gebieten beherrschte unsere ganz kunstfremde, von andern Interessen und Mächten bewegte Zeit ein pöbelhaft primitiver Naturalismus. Dafür aber haben wir eine Reihe von Schlagworten, in die wir, unsere Schwäche zur Tugend machend, gerne Alles unterbringen, was irgend an unbestimmtem Suchen und Sehnen in der Bewegung unserer Tage sich finden läßt. Solch ein schönes Trostwort ist das Wort „Individualismus". Der Künstler von heute ist nicht mehr lüstern auf den Ruhm, als honigtragende Arbeitsbiene sich dem festen Gefüge eines geordneten Ganzen einzuordnen. Es ist für ihn nicht genug, die vorhandenen zehn Gebote zu erfüllen, jeder macht sich zu seinem Privatgebrauch ein elftes zurecht. Jeder hat die Pflicht, das zu entwickeln, was man „Individualität" nennt. Der moderne Kritiker fragt nicht mehr nach dem schauspielerischen Können eines Künstlers, sondern er analysirt das „Temperament", die privaten Eigenthümlichkeiten jedes Einzelnen. Das, was wir heute Kunstkritik nennen, ist aller Orten ein Ausdruck subjectiver Willkür, eine verfeinerte geistigere Art des Lebenskampfes mit seiner überwiegenden Menge von Mißgunst, persönlicher Eitelkeit und ähnlichen Motiven.

Wie glücklich war da die Zeit der französischen oder der deutschen Classik, wo ein Urtheil über Kunst und Künstler nur auf Grund einer festen Bildung, einer bestimmten Tradition möglich war. Bei uns dagegen wirthschaftet Jeder auf eigene Faust. Jeder hat seine Manier und sein eigenes Gesetz. Wir versuchen und tüfteln. —

Die classische französische Schauspielkunst war am Alexandriner, die deutsche am fünffüßigen Jambus herangebildet. Auf der Bühne Goethe's lag das Hauptgewicht auf dem Zusammenspiel, auf dem Ensemble. Jenes virtuose Hervortreten der einzelnen Persönlichkeit, wie wir es heute

lieben, war in dieser Form unbekannt, denn das Drama stellte immer Aufgaben und Schwierigkeiten, denen sich jeder einzelne Schauspieler zu Gunsten des Kunstwerkes zu unterwerfen hatte. Das classische Drama, für das die heutige Schauspielkunst nur noch sehr wenig wohlgeschulte Vertreter aufzuweisen hat, stellt ganz andere Anforderungen an die Kunst des Sprechens und der Bewegung, setzt eine weit tiefere, künstlerische, antiquarische Bildung voraus, als das moderne.

Dieses hat ja unzweifelhaft den Horizont des Künstlers erweitert. Rückenmarkskranke Lebemänner oder schwindsüchtige Alkoholiker lebensrichtig darzustellen, ist zweifelsohne viel schwieriger, als in der Rüstung eines altgermanischen Recken Jamben zu declamiren, oder im Gewande eines griechischen Oberpriesters einherzustelzen. Indeß die eigentliche *Kunst*, die Kunst des Vortrages, des Gestus, der schönen Uebermittelung eines poetischen Gehaltes ist bei der Darstellung des modernen Menschen fast vergessen worden. Die Schauspielkunst von heute ist wie der moderne Realismus überhaupt viel zu knallroth, sie ist unzweifelhaft zu temperamentvoll. Der Schauspieler will nicht mehr etwas *darstellen*, sondern er will etwas *sein*. Das Drama, — Dichter sowohl, wie Darsteller — verfiel dem Irrthum, es könne die Natur wiedergeben und verkörpern, wo seit jeher alle Kunst gerade darin bestanden hat, die *Illusion* der Natur zu erwecken. Der Schauspieler von heute soll auf der Bühne Leidenschaften entwickeln, nicht aber die Dynamik der Leidenschaften spielen. Jene Kunst der Declamation und Pose, die in der Schule Emil Devrient's ihre höchste Blüthe und ihre theoretische Begründung gefunden hatte, wird heute ungerecht verächtlich und großthuerisch behandelt, analog etwa, wie wir in der Malerei von der akademischen Kunst Kaulbach's, in der Dichtkunst von dem Formalismus eines Platen gering zu denken gelernt haben. So hat denn überhaupt jede Kunst verlernt, sich als Schule, als ein — zwar immer bestimmte und bestimmende Begabung voraussetzendes — *Handwerk* zu fühlen. Der Einzelne hat ein stärkeres Bewußtsein seiner ganz persönlichen Richtung und Eigenthümlichkeit. Und wenn sich irgend ein Künstler fühlen gelernt hat, so hat sich heute der Schauspieler fühlen gelernt. Im Alterthum stand der Schauspielerstand auf einer mit der heutigen nicht entfernt vergleichbaren socialen Stufe; noch in der alternden und angefaulten Cultur der römischen Kaiserzeit war der Schauspieler ein mit dem Spaßmacher und Gaukler verwandtes Wesen; einzelne Ausnahmen, wie die Freundschaft Cicero's mit einem Schauspieler besagen wenig. Im Mittelalter standen Schnurranten und Komödianten auf einer Stufe mit den Zigeunern, es war „fahrendes Volk". Als eine eigene selbstständige Kaste etablirte sich der Schauspielerstand erst zur Zeit Shakespeare's. Damals erschien auch zum ersten Mal das Weib auf der Bühne. Hatte diese sociale Depression, dies ungerechte Vorurtheil gegen eine ganze Kaste arbeitender Menschen manch Nachtheiliges, so hatte sie doch das Gute, daß der Ehrgeiz der Mitglieder dieser Kaste zu wirklichen Arbeitsleistungen, zu großen künstlerischen Ideen angesport wurde. Vor hundert Jahren war der Schauspieler viel mehr denkender Künstler, viel mehr Interpret der Poesie und des dichterischen Gedankens, als heute, er *mußte* es sein, um dem Dichter gegenüber zu Anerkennung zu kommen und in der Gesellschaft einen ehrenden Platz zu erlangen. Welch ein Unterschied gegen heute, wo der Schauspieler nachgerade die seinem Geschmack entsprechende Rolle beim Dramatiker bestellt, wo ein ganz unerhörter, oft die widerwärtigste Form annehmender Cultus mit jeder Art von Komödiant, selbst des niedrigsten Genres, betrieben wird! Sehr zum Schaden der Schauspielkunst, soweit sie ehrliches, Opfer an Zeit, an Arbeit und Selbstüberwindung forderndes Handwerk ist, wird der Schwerpunkt jeder modernen Leistung nicht mehr im Anpassen an eine gegebene Aufgabe, sondern in der Entwicklung von „Individualität" gesucht.

Diese neue Auffassung ließ sich der zum Selbstbewußtsein gelangte Schauspieler gern gefallen. Erstens war's ja viel bequemer, sich *selber* spielen zu dürfen, sich auf der Bühne austoben, ausleben zu dürfen, als an gestellte Rechenexempel seine Kraft und sein Temperament vergeuden zu müssen; jeder Bocksprung konnte jetzt als „Temperament", jedes unarticulirte Brüllen als abgründige Seelentiefe gelten. Zweitens war es auch sehr schmeichelhaft, das Publicum glauben zu lassen, daß das, was bisher nur geduldiger Uebung und minutiöser Arbeit zugänglich war, rein aus einer genialen Intuition, aus dem Urnichts der „Individualität" hervorgesprungen sei. Zunge und Arm, Verstand und Seele brauchten weniger geübt, große Leistungen bewährter Meister und Vorgänger weniger respectirt und lernend beachtet zu werden, wo der junge Anfänger aus jeder Schule laufen und sich auf Genialität und Inspiration berufen konnte.

In der Vorrede eines seiner Dramen hat ein moderner Dichter die vielumstrittene Frage Diderot's wieder aufgeworfen, ob bei der Darstellung einer Rolle der Schauspieler die charakteristischen Züge und Leidenschaften aus sich selbst herausschöpfe, oder ob er dabei mit Unterdrückung seines Eigenwesens künstlich ein ihm fremdes, nur äußerlich bekanntes Wesen nachzuahmen habe. Er entscheidet diese Frage mit Aufwand von viel Scharfsinn dahin, daß jeder Schauspieler wirklich lebensecht nur darstellen könne, was ihn selbst ergriffen und bewegt habe. Der Schauspieler habe sich daher bei jeder neuen Rolle zu fragen, welche Züge meiner *eigenen* Individualität sind der darzustellenden verwandt und entsprechend, welche habe ich demnach hervorzukehren, welche zu unterdrücken? Diese viel verbreitete Anschauung begründet er mit einer weit hergeholten Theorie. Er stützt sich nämlich darauf, daß der Mensch überhaupt kein einfaches, sondern eine Vielheit von Wesen sei, in der potentiell die Fähigkeit zu jeder nur denkbaren Art von Lebensäußerung läge. Es käme immer nur auf die Umwelt und die zufälligen Lebensbedingungen an, als was sich der Mensch entwickele.

Wir haben hier also eine Anwendung der modernen Milieutheorie in übertriebenster Form. So einleuchtend diese Ansicht sein mag, so allgemein sie getheilt wird, so ist sie doch grundfalsch. Das, worauf sie sich in letzter Instanz stützt, ist diejenige Macht, die in der Welt der Coulissen überhaupt die größte Rolle spielt, nämlich die *Eitelkeit*. Könnten wir von redlichen, psychologisch einigermaßen geschulten Bühnenkünstlern ehrlichen Aufschluß über ihre Kunst erlangen, so würde sich unzweifelhaft dabei herausstellen, daß die persönlichen Eigenschaften, der persönliche Geist in ihr eine weit geringere Rolle spielen, als in jeder anderen Kunst. Es kann Einer im Leben sehr geistreich sein, der auf der Bühne ein Tropf ist; es kann Einer den König Lear spielen und dabei an unbezahlte Schusterrechnungen denken, es kann Einer als Romeo öffentlich vor Liebe glühen und dabei heimlich seine Julia zum Teufel wünschen. Man muß nur recht verstehen; es kann selbstverständlich Keiner eine Rolle temperamentvoll oder geistvoll durchführen, wenn er kein Temperament oder Geist besitzt; aber die Entwickelung von Temperament braucht nicht in ursächlichem Zusammenhang mit dem Inhalt der Rolle zu stehen, sondern kann ganz wo anders ihren Quell haben. Die Rolle ist nur die Gelegenheit, bei der sich eine — vielleicht aus den banalsten Ursachen stammende — Erregung *auslöst*. Den eben, gar zu früh, verstorbenen *Mitterwurzer* habe ich nie so hinreißend und gewaltig auf der Bühne wirken sehen, als an einem Abend, an dem ich wußte, daß er ein klein wenig zu viel guten Rheinwein getrunken hatte. Es war in Bonn, und er spielte den Mephisto. Talma konnte bekanntlich mit dem Hersagen des Alphabetes seine Hörer je nach Belieben zum Lachen oder zum Weinen bringen, und Voltaire sprach das merkwürdige Wort, daß man, um *natürlich* zu wirken, auf der

Bühne nothwendig unnatürlich sein müsse, es gäbe ganz gewiß keinen schlechteren Liebhaber, als einen Verliebten.

Einem Schauspieler, der in seiner Rolle seine intimsten Gefühle, seine innerste Seele aussprechen könnte, würde kein Mensch diese Gefühle glauben. Gerade darin besteht das Schöpferische der Schauspielkunst, daß die Gefühle und Leidenschaften nicht Selbstzweck, sondern Material sind, aus dem der Schauspieler ein der Natur nahe kommendes Kunstwerk zu gestalten hat. Hierbei wird es zwar nicht ausschließlich auf Uebung und Verstand ankommen, aber jene besondere Art von Verstand, die man „Kunstverstand" nennen könnte, ist doch das gestaltende Princip. Alles Andere ist nur Mittel. Heute, wo wir überall bemüht sind, die directe Natur hervorzukehren, und über den darstellenden Personen das Kunstwerk mehr oder minder vernachlässigen, heute empfinden wir es als Störung der Illusion, wenn etwa ein älterer, reifer Künstler sich in einer jugendlichen Rolle sehen läßt, oder gar eine alte Frau die jugendliche Naive spielt. Aber es ist das kein gutes Zeugniß für unsern Geschmack. Mit welch' unendlich primitiven Mitteln verkörperte die Bühne Shakespeare's ihre unsterblichen Gestalten. Da dienten Holzbretter mit Aufschriften an Stelle von Coulissen, da hatten ein paar verstreute Rüststücke eine Schlacht, ein paar vereinzelte Holzblöcke einen Wald zu versinnlichen; der Geist aber, unabgelenkt von den aufdringlichen, betäubenden, sinnlichen Wirkungen, mit denen wir heute Auge und Ohr zu kitzeln pflegen, fand Zeit, sich in dem geistreichen Labyrinth einer Sprache zurecht zu finden, deren feine Wendungen uns heute nur bei aufmerksamster Lectüre verständlich sind, auf der Bühne aber dem Coulissenmaler und Maschinenmeister zu Liebe gestrichen werden. Und doch war jene Zeit noch naturalistisch gegenüber den Anforderungen, die vor hundert Jahren die Schule Weimars an den Schauspieler stellte. Diese schloß sich an das Theater der Alten an, in dem der Einzelne gar nichts galt und der Schauspieler nur die Maske war, die eine Idee, einen Typus zu vertreten hatte. Stammt doch das deutsche Wort „Person" von dem lateinischen persona, mit dem die Maske bezeichnet wurde, welche die Schauspieler bei ihren Darstellungen trugen. Die Anforderungen Goethe's an das Theater waren zweifellos in ihrer Art eben so unnatürlich und irrthümlich, wie die modernen Anforderungen des Naturalismus unnatürlich sind. Ist es doch gerade so unmöglich, die Bühne zu einer Volksbühne zu machen und dem großen Publicum das zu vermitteln, was nur einem geläuterten Verständniß zugänglich ist, als es undenkbar ist, das Theater, wie es Goethe that, als Monopol weniger Hochgebildeter gelten zu lassen. Eduard Devrient charakterisirt in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst die Anforderung der classischen Bühne unter anderen mit folgenden feinen Sätzen: „Die bisher giltige Richtung hatte keineswegs die Schönheit negirt, aber sie hatte nur eine schöne Wirklichkeit gesucht, jetzt wurde unter feiner Unterscheidung die schöne Wahrheit gefordert. Bisher hatte die lebendige Natur als Maßstab gegolten, jetzt sollte ein geläuterter Geschmack zur Richtschnur werden. Der eigenthümlich deutschen Weise sollten die Schauspieler sich entwöhnen und sich in eine freiere, universale Auffassung finden; aus der engen Begrenzung der besonderen Wahrnehmung, des Individuellen sollten sie zur Anschauung des Allgemeinen, der Gattung, zum Idealen sich erheben. Bisher hatte ein gerader Verstand, ein lebhaftes und reizbares Gefühl so ziemlich ausgereicht, um das natürliche Talent emporzubringen, denn die Aufgaben lagen innerhalb seines Gesichtskreises. Jetzt wurde vornehmlich an feinen Geschmack appellirt, ein verfeinerter Sinn gefordert, welcher zum Theil wissenschaftliche Bildung voraussetzte. Denn wie bisher Natur, so sollte nun die Antike als Formenmuster für die Rede und Gebärde gelten. Die vorhandene Standesbildung war allen diesen Ansprüchen nicht gewachsen; was war also zu thun?

Die Weimar'sche Schule mußte sich mit einer Anbildung begnügen, sie mußte durch äußerliche Dressur zu ersetzen suchen, was eigentlich aus höherem, geistigen Leben hätte hervorgehen sollen. Der Geist unserer Literatur treibt mit beispielloser Gewalt zu ihrem Höhepunkte. Sie riß die Schauspielkunst mit sich fort, wie es eben ging. Für Goethe und Schiller war die Literatur der nächste Zweck, die Bühne erst der zweite, ja — sie war ihnen wohl nur Mittel zum Zweck. Mit ganzer Hingebung für die Schauspielkunst, nur für sie und durch sie zu wirken, wie Molière und Shakespeare, das fiel ihnen nicht ein; selbst auch nicht Lessing nachzuahmen, der sich eng an die Kunst anschloß, an das, was sie leistete und zu leisten vermochte. Sie stellten sich mit ihren Gedichten auf den Standpunkt des gelehrten, des selbstständigen Bücherdramas." —

So urtheilt der Schauspieler — nicht ganz ohne Berechtigung. Aber was hat die Schauspielkunst im strengen Dienste der Dichtung nicht Alles gelernt? Alles das, was sie heute wieder zu verlernen im Begriffe steht, die Kunst der metrischen Rede, die Kunst des geregelten Athmens und der vollendeten Pose. Es war nicht die Schuld unserer Literatur, wenn die Standesbildung der Schauspieler hinter ihren Anforderungen zurückgeblieben ist; aber es ist unzweifelhaft die Schuld der sprichwörtlichen Schauspielereitelkeit und des widerwärtigen Cultus, den aus kunstfremden Motiven die Neuzeit mit den Vertretern dieser an sich zweifelsohne niedrigsten Kunst zu treiben liebt, wenn das Schauspiel von heute lieber auf eigene Faust den Dichter bearbeitet, als im Dienste einer vornehmen Dichtkunst sich würdige und ruhmvolle Aufgaben stellen läßt. Haben doch die naturalistischen Kunstbegriffe von heute ihren höchsten Triumph in der blödsinnigen Anschauung eines Theaterdirectors gefeiert: Der Theaterdichter habe mit seinen Leistungen nur ein Schema zu liefern, das der Schauspieler mit Blut und Leben auszufüllen habe.

Was die deutsche Bühne gegenwärtig an schauspielerischem Können aufzuweisen hat, verdankt sie ganz allein der Schule der Classik. Wenn dieselbe heute im Allgemeinen zum Virtuosenthum, zur Coulissenreißerei und zu Formalismus entartet ist, so beweist das nicht, daß der Weg und die Methode falsch ist, sondern es liegt an der Verständnißlosigkeit und dem Mangel an Kunstbildung unserer Bühnenleiter. Die deutsche Bühne hat überall wichtige Anregung erfahren, wo selbst schöpferische Dichter ihre Leistungen überwachten. Der Schule von Goethe, Immermann und Laube verdanken wir eine unendliche Fülle hohen schauspielerischen Könnens.

Den modernen Bühnenleiter befähigt nicht ein Kunstwissen und Verständniß zu seinem Amt, sondern ein organisatorisches Betriebstalent, fast kaufmännischer Natur. Im besten Falle schwingen sich ehemalige Kritiker, der eigentlichen Production ferner stehende Literaten zu Bühnenleitern empor, oder sollte dies der schlechteste Fall sein? — — Im Allgemeinen liegt das Regime unserer Bühnen in der Hand ehemaliger Schauspieler, was im Interesse der Kunst immerhin denkbarer und natürlicher sein mag, als die Leitung einer Bühne durch ehemalige Kammerherrn, militärische Würdenträger, oder Hofbeamte. Was bei solcher Bühnenleitung herauskommt, ist in unserem Theaterwesen denn auch völlig klar sichtbar. Die deutsche Bühne der Gegenwart ist im Allgemeinen die reinste Versuchsstation, ein Experiment, ohne jede Tradition, ohne fest begründete und bestimmte Anschauung von ihren Zielen.

Eine Ausnahme hievon machen die Hofbühnen insofern, als sie im Allgemeinen im alten ausgetretenen Geleise blieben, die Hülle ideologischer Begriffsnormen und classischer Ideale als Feiertagsmaske aufbehielten, während ihre Seele all' den tönenden Prologen und Programmreden entfremdet ist. Einzelne, in sich ganz haltlose und verfahrene Experimente, wie

die lächerliche Meiningerei, können über die Stillosigkeit der heutigen Schauspielkunst nicht täuschen. Welch' kläglichen Resultate, selbst bei den glänzendsten äußeren Mitteln und einer wirklich seltenen Fülle schauspielerischer Talente, eine hervorragende Bühne ohne belebenden Kunstgeist und artistische Interessen leisten muß, beweist unsere Münchener Hofbühne auf's Schlagendste. Was sind alle ihre Ausgrabungen classischer Meisterwerke, ihre Doppelaufführung des Faust, ihr Wagnercyklus, ihre Shakespearebühne, ihre stilisirten Opernabende Anderes, als klug berechnete, pompös brillirende Maskeraden? Und was ohne eine Spur wirklichen Kunstverständnisses eine rein äußerlich mit klugem Fleiße geschulte Schauspielkunst an feinfühligen Wirkungen zu erzielen vermag, das zu beobachten haben wir hier täglich Gelegenheit. Die Schauspieler an unserer Hofbühne sind so überreich an künstlerischen Mätzchen, Finessen und Nuancen, als man nur wünschen kann. Ich kenne wenige Leistungen, die in rein schauspielerischer Hinsicht sich mit denen Possart's und der Ziegler vergleichen ließen, aber gar keine, die an qualvoller Verständnißlosigkeit und künstlerischer Unwissenheit ihnen vergleichbar sind. Eine Darstellung der Ziegler in einem an Gehalt und poetischer Bedeutung schwer wiegenden Kunstwerk, etwa eine Darstellung der Judith Hebbel's, des vielleicht größten deutschen Dramatikers, ist einfach eine Tortur. Da werden die feinsten, kühnsten Gedanken einfach fallen gelassen, die unwichtigsten und gleichgiltigsten Stellen dreifach unterstrichen, da tobt eine hünische Marktfrau berserkerhaft in der Maske der Judith einher. Aber es ist unzweifelhaft ungerecht, sich an die Einzelleistung einer mit grandiosen Mitteln ausgestatteten Künstlerin hier zu halten, sie ist für den Geist unserer Hofbühnen, vielleicht für den Geist der gesammten deutschen Bühne höheren Stils typisch. Jeder Theaterabend bringt ähnliche Erfahrung, und es ließe sich über dies Capitel ein ganzes Buch schreiben. Hier sei nur ein einziger bezeichnender Zug noch erwähnt:

In der Darstellung des „Hamlet" sah ich an zwei verschiedenen Abenden den hiesigen Hamlet, einen hochbegabten Künstler, bei den Worten:

„Schreibtafel her! Ich will es auf mir schreiben,
Daß einer lächeln kann und immer lächeln
Und doch ein Schurke sein" —

eine wirkliche reelle Schreibtafel nebst Griffel aus dem Wams hervorziehen und zu schreiben anfangen. Dies geht noch über Joseph Kainz, den ich vor Jahren als Tempelherrn im Nathan in einem Palmenhaine wandeln sah, von dessen Bäumen er sich Datteln pflückte, deren Schalen er mit bezauberndem Realismus auf die Bühne spuckte. Und doch sind dies alles nur Auswüchse an ganz hervorragenden künstlerischen Leistungen. Es sind Symptome, denn überall, wo es keinen künstlerischen Gehalt auszufüllen giebt, treten Virtuosenstückchen und sogenannte „feine Züge" an seine Stelle. Der Gehalt des classischen Dramas ist längst verarbeitet und verpufft; die Form der classischen Schauspielkunst ist geblieben.

Was man auch von modernem Stil und neuer Kunst sagen mag, die Formen und Manieren der Kunst des Menschendarstellens haben sich nicht im Geringsten geändert, und das Schauspiel hat so wenig in der Neuzeit neuen Stil entwickelt, als die Architektur. Dazu müßte erst eine neue literarische Periode eintreten, die unsere ist es nicht. Ist vielleicht eine Wiedergeburt der classischen Ideale zu erwarten? Sollte vielleicht eine Zeit herannahen, wo das Künstlerische und Poetische wieder gegenüber dem Literarischen und Tendenziösen in seine Rechte tritt? Noch kennen wir unter unsern Bühnenschriftstellern nur wenig Poeten, aber rein stofflich greift man überall heute wieder auf Märchenstoffe, auf rein poetische, unserer Zeit entrückte und entfremdete Gebiete zurück, wo die Phantasie ihr freies Spiel hat und Hoffnung und Zuversicht sich gläubig ergehen kann.

## Kabbalistische „Faust"-Forschung.

Von F. A. Louvier.*)

Das charakteristische „Merkmal" einer umstürzenden Erfindung oder Entdeckung ist alle Mal dieses: Unmittelbar vor der Erfindung muß sich ein Gedanke bilden oder ergeben, der ein allgemein Anerkanntes in sein directes Gegentheil verwandelt. So hatte Columbus die Idee, das östliche Indien gerade im Westen zu suchen; der Erfinder der Nähmaschine legte das Oehr der Nadel an die Spitze statt an den Kopf derselben, und Copernicus machte die Sonne stillestehend und die Erde laufend: Alles im krassesten Widerspruch mit dem bisher allgemein Geltenden! — Philosophisch betrachtet ergiebt sich die Nothwendigkeit solchen absoluten Widerspruchs aus der s. g. „Polarität" des Denkens, die da fordert, jedem Begriff sofort seinen Gegensatz anzugliedern, wie etwa „Weiß" an „Schwarz" und „Stark" an „Schwach".

Indem es sich in unserm Falle um eine früher ungeahnte Erklärungsweise des Goethe'schen „Faust" handelt (nachdem seit hundert Jahren ungezählte Versuche vergeblich gemacht sind), muß auch hier eine „polare" Umkehr eines älteren, allgemein anerkannten Gedankens vorangegangen sein, ehe die eigentliche Neuerung stattfinden konnte; eine Umkehrung, die mit der eigentlichen Entdeckung noch gar nichts zu schaffen hat.

Einer Sage nach sollen bis jetzt 1500 Schriften erschienen sein zur Erklärung des Goethe'schen „Faust". Unbedingt hat der 1500. Erklärer doch geglaubt, die Schuld liege an seinen 1499 Vorgängern; denn nur unter dieser Voraussetzung konnte er das stets gescheiterte Unternehmen einer Erklärung versuchen; dieselbe Meinung hatte der 1499. von seinen Vorgängern, und so weiter fort. — Die einfach Lesenden, die nicht selbst unter die Erklärer gegangen waren, legten ihrer eigenen Denkschwäche und den ungenügenden Erklärungen die Verantwortung auf für den „unverständlichen" Faust, und so entstand die allgemein verbreitete Ansicht, daß in den Lesern die Unverständlichkeit des Werkes begründet sei; auch die 1500 Erklärer hätten, ohne diese Annahme, ebenfalls keine erneuten Versuche machen können. — Der revolutionirende Gedanke, der heute sich der allgemeinen Ansicht entgegenstellt, ist aber dieser. Die Ursache der Dunkelheit liegt nicht im Leser, sondern im Faustdichter, in Goethe selber.

Man kann hier nicht einwenden, daß Einzelne in Goethes angeblicher „Altersschwäche" die Ursache bereits gesucht hätten: denn nicht nur die letzten, spätesten Stücke der Tragödie zeigen die Unklarheiten, sondern diese finden sich bereits in den frühen Partien, sie heben schon an in der „Zueignung" S 1:

„Was ich besitze, sah ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten."

Die Zueignung aber erschien schon 24 Jahre vor Goethes Tode, und deren Abfassung soll noch weitere elf Jahre zurückliegen.

Auch der Umstand, daß jeder der 1500 Erklärer seine Erklärung subjectiv für richtig hält, sagt an und für sich gar nichts: aber daß Keiner der 1500 in der Nation, Alles überwältigend, Eingang und Glauben gefunden hat, ist überaus beweisend, und solange nicht ein Glücklicher unter ihnen den allgemeinen Anhang in Deutschland findet, — ganz abgesehen von den Fachleuten — so lange wird man zu dem traurigen Resultat kommen müssen: Daß der „Faust" überall noch nicht richtig erkannt sei; das alte Wort bewährt sich auch hier: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

*) Die „Faust"-Erklärungen des Verfassers sind an dieser Stelle wiederholt von den Professoren Ludwig Geiger und Düntzer bekämpft worden. Da sich aber Herr Louvier einer augenscheinlich wachsenden Anhängerschaft erfreut und an unsere „oft bewiesene Objectivität" beruft, so ertheilen wir ihm gerne zu obiger oratio pro domo das Wort, ohne uns mit seinen Anschauungen zu identificiren.

Die Redaction.

Nach dieser nothwendigen Abschweifung stehen wir also noch immer vor dem revolutionirenden Satz: Nicht in den Lesern, sondern in dem Dichter Goethe liegt die Ursache solchen Mißverstehens. — Die neue Forschung bleibt aber keineswegs bei diesem höchst unbestimmten Vordersatz stehen. Sie schließt nicht auf eine etwaige Schwäche Goethe's, die nicht vermocht hätte, sich verständlich zu machen, also nicht etwa auf ein Nicht-Können, sondern abermals polar auf ein — Nicht-Wollen Goethe's, d. h. sie erklärt den „Faust" für ein wohlbedachtes und beabsichtigtes Geheimbuch mittelalterlicher Provenienz, und sie führt dafür als Beleg den Brief Goethe's an Humboldt vom 31. December 1831 in's Feld, der die Absichtlichkeit Goethe's deutlich kund giebt:

Ich (Goethe) glaube mich (im „Faust") zu einer Art Production erhoben zu haben, welche bei völligem Bewußtsein (!) dasjenige hervorbrachte, was Aristoteles und andere Prosaisten einer Art Wahnsinn zuschreiben würden."

Man merkt also die Absicht und darf sich nicht dadurch verstimmen lassen: Der „Faust" sollte Geheimbuch sein.

Ein Geheimbuch aber ist ein Buch, welches neben dem augenfälligen Sinn noch einen zweiten, absichtlich versteckten Inhalt verbirgt. Hat einmal die Forschung diesen eigentlichen umstürzenden Gedanken acceptirt, und wäre es auch nur als eine Hypothese, so ergiebt sich das Folgende doch nun mit logischer Nothwendigkeit, und abermals: An ihren Früchten allein könnt ihr sie erkennen.

Um ein Geheimbuch zu offenbaren nach seinem versteckten Inhalt, darf man nicht fragen: Wie es zu enträthseln sei; hier also nicht: Was hat der Leser zu thun, um das Verborgene zu erkennen? — (denn damit würde man nur zu subjectiven Antworten gelangen) — sondern: Was hat Goethe gethan, um einen Geheimsinn im „Faust" zu ververbergen? Auch diese Frage wird also geradezu polar zu vertauschen sein. Findet man aber eine Antwort auf die letzte Frage, alsdann ergiebt sich die Art der Lösung für den Leser von selbst. Weiß der Forscher nicht, wie Goethe seine Geheimnisse versteckt hat, so kann auch der Suchende nicht finden; ein blindes Umhertappen müßte die Folge sein. Also: Was hat Goethe thun müssen, falls er einen Geheimsinn im „Faust" verbergen wollte? —

Man wird sofort ersehen, daß ihm dazu nur zwei Mittel zu Gebote standen: Er konnte entweder regelrechte Räthsel niederschreiben, die der Denkende nach dem allgemeinen Gesetz aller Räthsel immerhin lösen konnte; oder aber, Goethe konnte, mehr mechanisch, im Spiel mit Buchstaben und Wörtern noch etwas versteckt haben, wie die Kabbalisten, Kryptographen und Diplomaten es thaten und zum Theil noch heute thun! Im ersten Falle, d. h. wenn er regelrechte lösbare Räthsel schrieb, verließ er sich auf den Geist — der lebendig macht; beim kabbalistischen Spiel vertraute er sich dem Buchstaben; der aber tödtet! Außer diesen beiden Hülfsmitteln kann man kein drittes finden, das es ermöglichte, einem Schriftstück, welches bereits einen offenbaren Sinn ausspricht, noch einen geheimen Sinn einzuimpfen.

Zu den Räthseln zählen wir selbstredend die Allegorien, die Bilder und die Gleichnisse, denn auch sie sind lösbar durch die Merkmale oder Begriffs-Inhärenzen, die der Dichter ihnen mitgiebt: Sie werden dadurch regelrechte „Räthsel".

Endlich: Daß ein Geheimschriftler, also auch Goethe, allemal den Wunsch haben muß, irgend Einer möge das Verborgene enträthseln, ist psychologisch deßhalb nöthig, weil ohne diesen Wunsch er sich die Mühe nicht geben würde, überall eine doppelsinnige Geheimschrift abzufassen: in solchem Falle hätte er doch seine apokryphen Gedanken für sich allein behalten können. Zum Ueberfluß spricht Goethe selber diesen Wunsch nach einem Dechiffreur deutlich aus (Riemer, Mittheilungen II S. 570):

„Da steht es nun (‚Faust'), wie es auch gerathen sei, und wenn es auch noch Probleme (Räthsel) genug enthält und keineswegs jede Aufklärung darbietet, so wird es gewiß denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung versteht; dieser wird sogar mehr finden, als der Dichter geben konnte."

Goethe wünscht also, seine Räthsel gelöst zu wissen; — also das, was er nach seinen eigenen Worten in den Faust „hineingeheimnißt" hätte.

Wir stehen noch vor der obigen Frage: Wie hat Goethe nothwendig verfahren müssen, um seine Räthsel zu bilden? — Diesen geistigen Vorgang, der sich übrigens in jedem Räthseldichter wiederholt nach psychologischer Regel, kann hier nur durch ein concretes Beispiel aus dem „Faust" selber klar gemacht werden:

Gesetzt, Goethe habe sich vorgenommen, das Alphabet der semitischen alten Völker, lauter Consonanten ohne Vocale, also die Buchstaben, in ein Räthsel zu kleiden zu Nutz und Frommen seiner Faustleser; alsdann hätte er sich die Merkmale dieses Begriffes „Alphabet" (die Merkmale-Inhärenzen) zunächst feststellen müssen, wie wir es hier jetzt thun werden. Was weiß man über das „Alphabet"? — Zunächst den Namen „Alphabet"; dies Wort klingt Anfangs recht hübsch wohllautend: „Alpha": daran aber schließt sich die Endung Bête, die Bestie! Der Dichter wird das ausdrücken, wie folgt:

Du bist recht appetitlich oben anzuschauen,
Doch unten hin die Bestie macht mir Grauen.

Ein zweites Merkmal des semitischen Alphabets ist bekanntlich daß dasselbe aus Aegypten stammt. Der Räthseldichter wird daher die Buchstaben sprechen lassen:

Wir von Aegypten her — —.

Da ihm ferner an den Consonanten auffällt, daß die sieben Wochentage im Kalender durch lauter Consonanten bezeichnet werden (S. M. D. M. D. F. S.), und zwar in einer festen bestimmten Reihenfolge, so läßt er sie auch das in ihrem Räthsel aussprechen:

Und respectirt nur unsre Lage,
So regeln wir die Mond- und Sonnentage.

Auf den Denkmälern, die ja an Kriege und an Friedensschlüsse, an locale Ereignisse wie Ueberschwemmungen und Feuersbrünste erinnern, also auf den Denkmälern finden sich allemal die Jahreszahl, und in ihr voranstehend der Consonant M, d. h. „Tausend Jahre" (MDCCCLJJ); dies M thront als der Erste, und wiederum wird der Dichter schreiben, daß Einer von ihnen, das M in „Tausend Jahre" (nicht „Jahren!") thront. — Daß A B und C (oder G) vor dem D stehen, ist bekannt; das D aber hat im Griechischen die Form △, eine Pyramide, und das Räthsel sagt daher:

[Wir] sitzen vor den Pyramiden.

Der „starre" Buchstabe des Gesetzes hat allezeit zu Gericht gesessen, nach ihm ist das Urtheil gefällt, und daher erklärt das Räthsel:

Wir sitzen zu der Völker Hochgericht
Und verziehen (weil „starr") kein Gesicht, u. s. w.

Hat der Dichter diese Elemente seines Räthsels gesammelt, so entsteht bei ihm nothwendig das ganze Räthsel, das sich im „Faust" findet, (II Vers 2628):

Wir von Aegypten her sind längst gewohnt,
Daß unsereins in tausend Jahre thront,
Und respectirt nur unsre Lage,
So regeln wir die Mond- und Sonnentage,
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberschwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Gesicht.

Jetzt bleibt dem Dichter noch übrig, ein Sinnbild für das „Alphabet" zu finden, welches aber täuschen muß; es muß ebenfalls aus Aegypten stammen, starr und steinern sein, vor

den Pyramiden sitzen u. s. w.; und in solcher Wahl zeigt sich Goethe's bewundernswerthes Talent: er nennt das Alphabet: die „Sphinxe"! — Er suchte für „Alphabet" das Sinnbild „Sphinx", denn er hatte früher den Begriff „Alphabet", als die „Sphinx"; während der Faustleser rückwärts aus der „Sphinx" — das Alphabet machen soll. — Der Dichter hat es im Grunde leichter als der Leser, und gewisse Merkmale, z. B. die Zahl (22) der Buchstaben erwähnt er nicht — weil es in der Mythe nicht 22 Sphinxe giebt.

Hat nun der Lösende auf diese Weise die Entstehung der zahlreichen Räthsel im „Faust" sich klar gemacht, so bleibt ihm die Aufgabe, den umgekehrten Weg zu gehen: aus den gegebenen Merkmalen, nicht auf die „Sphinx", sondern auf einen unbekannten Begriff („Alphabet") zu schließen. Auch dieser Vorgang soll kurz gezeigt werden:

Aus dem Räthsel Goethe's ergiebt sich, daß die Lösung „aus Aegypten" stammt. Gemeint sein könnte: das Papier, die Hieroglyphe, ein Pharao, das Krokodil, der Nil, die Buchstaben und Aehnliches mehr. Aber, wer von diesen thront in tausend „Jahre"? vielleicht Pharao, oder ein Buchstabe oder eine Hieroglyphe; aber ausscheiden müssen bereits: das Krokodil, das Papier und der Nil. — Vor den Pyramiden sitzt nicht der Pharao: er scheidet aus, und die Hieroglyphe sitzt nicht zu Gericht, beide scheiden aus, und es verbleibt allein — das Alphabet, die Buchstabenschrift, als die Lösung.

Solche Weise der Faustlösung, habe ich „die ‚rationelle' Methode der Faustforschung" genannt, weil logische Schlüsse der Ratio, allein, die Lösung vermittelt. Auch Bilder, Gleichnisse und Allegorien sind allein auf diesem Wege zu lösen, und im „Faust" ist — „Alles Vergängliche ein Gleichniß!" —

Wir verlassen hier die Räthsel; wie aber ist der Vorgang, wenn es sich handelt in der neuen Forschung — um „doppelsinnige Worte", Wort- und Buchstabenspielereien und dergl. mehr, die allezeit und auch im „Faust" nach Occultistenweise gedient haben? Wie hat ihnen gegenüber erstens der Dichter sich verhalten? und zweitens wie hat der Leser sich solchem Kabbalismus gegenüber zu stellen?

Der Dichter hatte zunächst sich bekannt zu machen mit allen jenen Hülfsmitteln und kabbalistischen Kniffen, die früher bereits nach historischen Nachrichten, zum Zweck der Geheimschriften, angewendet worden sind; lauter Neue zu erfinden, ist kaum dem Einzelnen möglich; auch muß der Kryptograph (Geheimschriftler) ja wünschen, daß seinem Lösenden solche geheime Kunst doch bekannt oder zugänglich sei. Goethe also, in unserm Falle, mußte eine Menge von Schriften kennen lernen, die von solcher kabbalistischen Kunst handeln; und es ist historisch nachweisbar, daß er sich mit diesen düstern Dingen thatsächlich beschäftigt hat. Zu solchen Schriften gehören alle Nachrichten über den jüdischen Buchstaben-Kabbalismus, die wir besitzen, aus dem Mittelalter; am zugänglichsten Reuchlin: De arte cabalistica, Cardanus, Fritheim, Heidel, Welling, Morus, Scheibele, Klüber u. A. m. Der Kürze wegen bezeichnen wir alle steganographischen Werke als „kabbalistisch".

An wenigen Beispielen möge nun hier gezeigt werden, wie Goethe solche vexatorische Kunst im „Faust" ausgeübt hat.

Als er im Gedicht das französische Wesen kennzeichnen will, schwebt ihm der Satz vor: „Die Demi-monde in Paris scheint nur an Genuß zu denken, und die Beau-monde (die elegante Welt) putzt sich mit neuen Moden." — Um aber seine Satire bis auf den heutigen Tag zu verschleiern, greift Goethe zu einer Uebersetzung in andre Sprachen (wie auch die jüdischen Kabbalisten mit Hülfe des Chaldäischen und des Griechischen es thaten) und schreibt:

Die halbe Welt (demi-monde) scheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn sich die andre (beau-monde) neu in Kleidern bläht. —

Wenn in Auerbach's Keller Mephisto ablehnt zu trinken, weil ihre Weine ihm nicht gut genug sind, soll Altmayer ihm antworten: „Ihr seid ein sehr verwöhnter Mann, wie der ‚steinerne Gast' in der Mozart'schen Oper; Ihr habt gewiß mit Don Juan zur Nacht gespeist." — Als Geheimschreiber aber übersetzt Goethe das spanische „Don in „Herr" und „Juan" in „Haus", und so entsteht im „Faust" der dunkle Satz:

Habt Ihr mit „Herren Haus" noch erst zu Nacht gespeist? —

Als Goethe eine Satire auf Ludwig XIV. in seinen „Faust" einfügte, wollte er ausdrücken: „Ich, Ludwig XIV., erblickte mein Ebenbild in der Sonne, denn ich bin der „Roi Soleil". Auch das übersetzte Goethe kabbalistisch:

Auf einmal sah ich mich in glühender Sphäre,

denn die „glühende Kugel" ergiebt: „Sonne" weil „Sphäre" (σφαῖρα) im Griechischen „Kugel" ist. — Goethe hat auf diese Weise das ihm bekannte Hebräisch, auch Griechisch, Lateinisch, Spanisch, Englisch, Französisch, Deutsch und Russisch zu seinen Uebersetzungen benutzt, wie bereits im „Faust" nachgewiesen ist, — allemal was gerade paßte.

Ein anderes kabbalistisches Hülfsmittel, außer der Uebersetzung, war einst die Umstellung von Buchstaben in einem Worte; solche Umstellung hieß bei den Kabbalisten „Temurah". Goethe wendete den Kunstgriff nicht stillschweigend an, sondern macht den Leser stets an richtiger Stelle sogar aufmerksam auf dieselbe. — So wünscht er, daß wir die zwölf Buchstaben: „Da ist's vorbei" unter umstellen sollen, daher stellt er sie zwischen Anführungszeichen, und fügt die Frage hinzu: „Was ist daran zu lesen?" — Die Umstellung der Zwölfe aber ergiebt genau: „Der Jovis-Stab", d. h. „die Herrschaft des Planeten Jupiter"; „Stab" im Griechischen-Herrschaft (σκῆπτρον).

Als Goethe uns sagen will, Mephisto sei die „Finsterniß", des Chaos „wunderlicher Sohn" also nach Hesiod: Der „Erebos" (griechisch), da erinnert er erst daran, daß man den Teufel auch „Boeser" heißt oder anredet, und fügt alsdann hinzu: „Bei euch, ihr Herren, kann man das Wesen gewöhnlich in dem Namen ‚lesen' (nicht etwa hören!)." Nun aber ergeben die sechs Buchstaben: Boeser ganz genau durch Umstellung (Temurah) den Namen: „Finsterniß" „Erebos" (Ἔρεβος). — Damit hier genug über die Temurah, die noch mehrfach im „Faust" erscheint. —

Durch solche und andre Hülfsmittel, die historisch bekannt sind, hat der Dichter eine Geheimschrift möglich gemacht. Der zweite Theil unserer obigen Frage aber lautete: Wie hat der Leser sich zu verhalten solchen Geheimwinken des Dichters gegenüber? — Da diese kabbalistischen Lösungen nicht durch die Logik gewonnen werden können, so nützt ihm hier kein Nachdenken. Die unendlich schwierige Arbeit einer kabbalistischen Lösung ist wegen der sprachlichen und historischen Einzelheiten, die dazu erforderlich sind, nicht dem Faustleser zuzumuthen; es war erforderlich, daß Einer für Alle die Arbeit übernahm, den Kabbalismus im „Faust" aufzudecken; die Leser müssen sich die kabbalistischen Stellen nebst ihrer Lösung eben mittheilen lassen, und gerade des Kabbalismus wegen bedarf der Goethische „Faust" für alle Zeiten eines Commentars. Trotzdem aber sind die kabbalistischen Aufschlüsse eben so überraschend wie unterhaltend.

Daß der „Faust" ein Geheimbuch sei, und daß ein „Dichter" solche Arbeit auf sich genommen habe, ist und bleibt für Viele unglaublich. Dennoch finden sich die Beweise dafür in sehr großer Menge vor. Die freie Forschung hat ein Recht darauf, daß sie nicht in ihrem Gange gehemmt werde durch den bloß dogmatischen Widerspruch: Es „kann" nicht sein! Wenn es einmal doch so ist, so „kann" es auch sein! Mit einem bloßen einfachen aber unbegründeten Veto ließ sich einst bekanntlich (und sans comparaison!) nicht der Umschwung aufhalten in der Astronomie (Copernicus), in der Naturwissenschaft (Darwin), in der Religion (Luther) und in der Musik (Wagner), auf jenen großen Gebieten. Aber

in allen Fällen, auch in den kleinen Dingen, gilt dasselbe Gesetz, daß der Erfolg schließlich Alles entscheiden muß. Diese neue Forschung ist noch nicht vollständig an ihrem Ziel angelangt: Nach manchen Aeußerungen im „Faust", und nach unbestimmten Aeußerungen in Goethe's Tagebuch läßt sich freilich die Hypothese aufstellen, daß Goethe selber seit 1826, also fünf Jahre lang, an einer Auflösung seines Faust geschrieben habe: Wird diese Schrift je durch die kabbalistische Untersuchung aufgefunden, so hat der Erfolg alle aufgewandte Mühe gerechtfertigt. —

---

## Ferdinand Gregorovius und die Gräfin Lovatelli.

Von Otto Stoeßl.

Die Romantiker scheinen immer wie die Rufer in der Wüste einer öden Zeit, die ein fernes, vergangenes oder künftiges quellen- und fruchtreiches Vaterland verkünden. Oft scheinen sie in einer vielbeschäftigten Zeit ausgestorben, in einer ideenarmen verstummt, in einer blühenden unnütz, plötzlich aber erhebt einer seine tönende Stimme und adelt die Zeit durch den Schimmer einer höheren Sehnsucht, durch welche die Gegenwart verblaßt und nur ein ärmlicher Weg zu oder von erhabenen Stätten wird. Solche Romantiker, mögen sie in welchem Gebiet immer arbeiten, sind wohl im Grunde ihres Wesens Künstler. Sie schalten souverän mit den verschiedensten Lebensformen, daß sie nicht von deren Macht bewegt, vielmehr diese zu bewegen scheinen. So können große Techniker und Feldherren, so können Philosophen und Geschichtschreiber Romantiker und Künstler sein. Die gern umstrittenen Grenzen von That, Wissenschaft, Kunst fließen bei diesen hellen, sehnsüchtigen Naturen in einem wundervollen Farbenreiz zusammen. Freilich sind solche Köpfe nicht die Classiker in ihrem Gebiete, denn dies würde das schärfste Umreißen und Begrenzen ihrer Thätigkeit und des Charakters ihres Schaffens bedingen. Aus den Classikern leitet der kritische Geist die scharfen Begriffe von den Zweigen des menschlichen Wissens ab, die Romantiker wieder zwingen zur reizenden Umwerthung der Werthe und stiften die angenehmste Verwirrung durch den größeren Reichthum und die ineinanderspielenden Farben ihrer wechselnden Begabungen.

So war Gregorovius, der romantische Historiker Roms und Athens, dieser enthusiastische Geschichtschreiber, also dieser Dichter. Mit allen Romantikern theilt er den pittoresken Sinn für den edleren Faltenwurf großer und erhabener Zeiten, die wenigstens durch den Dämmer der verstrichenen Jahrhunderte Reiz üben. Indeß Classiker etwa zum antiken Griechenthum oder zur Renaissance strebten, beschäftigt sich der Romantiker Gregorovius mit dem Mittelalter, den „dunkeln Jahrhunderten" von Hellas und Rom.

Nun werden die Briefe dieses bedeutenden Mannes veröffentlicht. Dr. Sigmund Münz, ein Wiener Publicist und Historiker, ein Freund des Verblichenen und jener Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli giebt sie heraus.*) Er geleitet sie durch ein paar schöne, sachliche, trotz aller Dankbarkeit und Verehrung für Gregorovius durchaus objective Betrachtungen ein und reiht die Briefe selbst durch geschickte, tactvolle, wenn auch oft allzu selbstverständliche Bemerkungen, Zeitangaben, Erklärungen aneinander. Nach diesem Buche darf man kaum mehr andere derartige Veröffentlichungen erwarten, denn Gregorovius war zu verschlossen, um sich vielen Menschen mitzutheilen, zu streng, um gegen seinen Nachlaß nachlässig zu sein, und dann hat er dieses gewisse Stilisiren seiner selbst, was ihm das intime Hauskleid, wie man sich eben in vertrauten Briefen zeigt, nicht beliebt macht. Darum sind gerade diese Briefe an eine edle Römerin sehr werthvoll. Zugleich zeigt sich in ihnen am Besten gerade diese stilisirte, an der Größe der Römer gebildete, von Sehnsucht zu den ewigen und bedeutenden Dingen der Welt erfüllte Natur. Es sind keine intimen Briefe, sondern feine, vornehme Zeilen eines gelehrten Mannes an eine adlige Frau; jeder Satz übt daher eine gewisse Herrschaft über sich aus, jedes Wort bedenkt seinen Tonfall und Sinn, jeder Gedanke gewinnt eine vornehme Distanz von den geringen Täglichkeiten. Die kleinen Ereignisse werden vernachlässigt oder von großen Gesichtspunkten angeschaut, die geringen Angelegenheiten zu den größeren Allgemeinheiten hinübergeleitet. Und in Allem liegt eine ungesuchte Würde und Bedeutsamkeit, die von der dauernden Beschäftigung mit dem Großen und Höchsten herrührt. Diesen Briefen ist die noble Bescheidenheit eigen, die um des Erhabenen willen sogar unbewußt auf sich verzichtet. Man fühlt eine reine, tiefe Luft in diesen fast weltfremden, beinahe vogelperspectivischen Briefen. Und fast scheint ein Mensch vergangener Zeiten zu einer edeln Frau des fernen Italiens zu reden. Nicht nur die Namen dieser Menschen mahnen an die größere Zeit: Gregorovius' lateinischer Name selbst, dann Ersilia Caetani, Onorato di Sermoneta, die junge Gräfin Callista ... Welch glücklicher Schall! Wie Glocken läutet er die Herrlichkeit Italiens! Unser Ohr hört gern den Klang dieser edleren Namen und schon fühlen wir neugierige Sympathie zu deren Trägern.

Name und Stand der Adressatin, ihr erhabener Wohnort, die Neigung und Sehnsucht des Schreibers, sein Stand und Ziel bestimmen Ton, Farbe, Stil dieser Briefe. Sie sind an eine Gräfin gerichtet; an Ersilia Caetani Lovatelli, an die Schwester jenes Herzogs von Sermoneta, der vor einem Jahre die auswärtigen Geschäfte Italiens leitete, aus der Familie des Papstes Bonifaz VIII. und jenes Onorato Caëtani, der in der Schlacht von Lepanto tapfer war. Die Gräfin theilt mit Gregorovius die unermeßliche Liebe zu Rom, zur Wissenschaft, und scheint von reizender, anmuthiger Begabung, (die zum Theil sich auch in der beigefügten, archäologischen Studie Amor und Psyche verräth, einem ganzen Bande solcher Arbeiten entnommen).

Gregorovius lernte sie kennen, als er in Rom sein Geschichtswerk schrieb; nachher, als er in München, — zu seinem Trost „einen Schritt weit von Italien" — seinen Wohnort nahm, ist sie ihm eine liebliche Verkörperung Roms und an sie richtet er seine sehnsüchtigen Briefe, da er diese romantische Krankheit der besten Deutschen theilt: *ἐπιθυμία τῆς οἰκήσεως ἐν Ῥώμῃ*. In diesen Briefen — es sind hundert — wird das große Leben bedeutsamer Zeitläufte, — die Einigung Deutschlands, das Attentat Nobilings, die Krankheit und das Ende des Kaisers Friedrich, die Größe Bismarck's, den er mit jenem Scaliger gleich benennt, den seine Zeit Can grande hieß, der Wahnsinn Ludwig's II., — von ruhiger Höhe abseits sinnender Betrachtung erörtert, dann finden wir seine, allgemeine Lebens- und Kunstanschauungen, dann kleinere Personenfragen, Erörterungen über Entstehung und Schicksal eigener und fremder, gelehrter Arbeiten, dann vornehme Erzählung vom eigenen Dasein und gemessene, ehrerbietige, aber innige Theilnahme an dem Leben des gräflichen Hauses; Alles in einer gewählten, fast zärtlichen Demuth und in dem ehrfurchtsvollen, doch tiefbewegten Tone, wie ein Deutscher zu einer Römerin, ein Gelehrter zu einer Frau, ein Bürger zu einer Vornehmen, ein Greis zur Jugend spricht.

Der tiefe, rührende Grundton dieser Briefe, gleichsam das Fugenthema dieser Variationen ist die unendliche Liebe zu Italien, zu Rom. Jeden Frühling, um Ostern zwingt es ihn hinab, und wenn er wieder zu den „Geten und Gothen" zurückkehrt, sind ihm die Briefe der Römerin Schwalben, die aus dem Sonnenland in seine kühle Heimath flattern. Ueber

*) Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caëtani Lovatelli. Von Sigmund Münz. Berlin, Gebr. Paetel.

die bezwingende Größe des Landes, über die Herrlichkeit seiner Zeiten und Erinnerungen, seiner Denkmäler und Cultur hat er das Schönste am allerschönsten gesagt. Schon als Historiker wird er zum Dichter, und in seiner Schilderung der Athenaïs und der Lucrezia Borgia und dieses Michael Akominatos von Athen hat Anschauung und Stil, eine Gluth und Farbe, eine künstlerische Anschaulichkeit und sicher treffende Phantasie, daß man den rauschenden Faltenwurf dieser Gewänder, die Blicke dieser großen Augen, den glühenden Brocat der fernen Trachten und die dunkeln Motive erloschener Begebenheiten erkennt. In diesen Briefen kommt aber noch der Pulsschlag des gegenwärtigen Lebens dazu und dies macht ihren starken Reiz aus. Gleichsam negativ, durch die Folie der unermeßlichen Bewunderung erscheint uns die Pracht von Rom, und die Flamme des eigenen Schmachtens nach diesem Haupt der Welt wird wieder in uns entfacht, wenn wir einen so tiefen, männlichen, strengen Geist von ihr durchstrahlt und im Innersten erleuchtet sehen, denn wie von einer glühenden Sonne hat sein kühlerer, ruhevoller Geist Glanz und Licht von Rom. Etwa diese Worte, die den Werth Italiens für die Menschen mit Goethe'scher Klarheit ausdrücken: „Italien ist noch heute nicht die Hochschule der Gelehrsamkeit, aber der reinen Menschlichkeit. Luft und Licht, der schrankenlose Culturhorizont, die Thatsächlichkeit aller Dinge, die Klarheit der Formen dort, der große Stil des ganzen Seins zwingen jeden Begabten zur eigenen Klarheit." Vor der ewigen Stadt erscheint freilich die Größe und Bedeutung des Einzelnen problematisch und die Besten zweifeln an ihrem eigenen Werth, diesen höchsten Werthen der Menschheit gegenüber; nur die bescheidene Rolle will Gregorovius darstellen, eines geistigen Mittlers zwischen deutscher und italienischer Cultur. Er glaubt in seinem schönen Idealismus an eine deutsche Cultur, wo es höchstens eine Cultur einzelner giebt; in seiner Abgeschlossenheit bedeutet ihm noch der Begriff „Volk" etwas Großes und Erhabenes. Den Andern aber ist Gregorovius nicht ein Mittler von Cultur zu Cultur, sondern ein Rufer in der Wüste: Roma! Roma!

„Sempre nel cor l' Italia,
S' ella anco obblia, chi l' ama."

Er wurde wahrlich nicht vergessen. Stolz schreibt er neben seinen Namen das Civis Romanus.

„Ich bin der moderne Janus mit dem Doppelgesicht. Eins ist gen Italien gekehrt, das andere gen Deutschland." Das sind die Worte eines Romantikers.

In diesen Briefen ist manches künstlerisch-große, vieles menschlich-ergreifende, so dieser dunkelschattende Satz von der Einsamkeit: „Meine Einsamkeit ist vollständig und das Schweigen, das mich umgiebt, so tief, daß ich die Zeit verstreichen zu hören glaube. Fast vernehme ich den Schlag der Flügel der Zwillingsbrüder Schlaf und Tod, wenn sie durch die Ewigkeit fliegen." Seine Bewunderung für das alte Rom erzeugt den Zorn gegen das neue, gegen die Bauspeculanten, welche die Engelsburg zerstören möchten, um in einem Winkelgäßchen Raum für Wagen zu schaffen. Aber nicht sein und Hermann Grimm's, nicht des alten Ruggero Bonghi's und der ganzen ehrfürchtigen Welt Rufe und Bitten haben die Zerstörung des alten Rom gehindert und mit den ewigen Steinen starb viel von der Ewigkeit Roms. An dem großen, alten Rom hat er eine kindliche, erhaben naive Lust, die sich in den liebevollsten Scherzen äußern kann, die zugleich durch seine ganze stilisirte, zurückhaltende Weise etwas Lapidares bekommen, so diese Erzählung vom Besuch der Madame Cartwright und ihrer Tochter, „die den großen Namen Roma führt. Miß Roma erinnert mich daran, daß Kaiser Honorius eine Ehrenhenne, der er den Namen Roma beilegte, zum Liebling hatte. Er beweinte sie bitterlich, als er hörte, Roma wäre von den Gothen genommen worden, — er verwechselte nämlich seine Henne mit der ewigen Stadt."

Die erlernte Kunst des Historikers, den Verstand auf die bedeutenden Erscheinungen unter den Menschen zu richten, Seelen zu erkennen und in wenig Worten ihren Inhalt zu sagen, wendet er oft für Gegenwärtige an, so die trauervolle Stelle für den verblichenen Kaiser Friedrich, er wäre ein zweiter Titus geworden oder die anläßlich des Todes des zweiten Ludwig von Bayern, er sei „eine Mischung aus zwei Naturen, einer romantischen und idealen einerseits, einer egoistischen und grausamen andererseits. Er war halb Lohengrin, halb Caligula." So wird ihm die eigene Zeit nur eine belanglose Parabel für das Größere, Würdigere, das in erhabeneren Zeitläuften, bedeutenderen Menschen, besseren Reden, deutlicheren Wahrheiten sich abspielte. Nicht umsonst liebt er das Citat, den Vergleich mit antiken Gedanken, Aeußerungen, Begebenheiten. Die größere Vergangenheit scheint ihm Alles schöner, würdiger, besser ausgedrückt zu haben, als es je die geringe Gegenwart vermöchte. So freilich wird ihm das brausende Leben zu einer stillen Via Appia, nicht erst vom 70. Lebensjahre an, sondern das ganze Dasein entlang, denn so weit war er ja nicht Künstler, die Größe und Wucht des Heute vor der Schönheit des Gestern zu empfinden; am eigenen Leibe scheint er Gewalt und Schwung des Lebens nicht gespürt zu haben, das, wenigstens für Augenblicke, auch ein heutiges Dasein erhaben fühlen läßt. Darum bändigt er so leicht seine selten gebäumte Seele, und in einem schwermüthigen Gefühl von der Geringfügigkeit des eigenen Schicksals erzieht er sich zur erhabensten Betrachtung großer Zeiten. Auf die Gegenwart angewendet, zerstört oft dieses Pathos den Reiz der geringen Dinge. Bei diesem erzwungen objectiven, gelassenen, weltfernen Ton, schwingt eine heimliche ungerechte Subjectivität mit, er hat die Fähigkeit nicht, die Gegenwart zu empfinden, nicht die kleinen und kleinsten Maaße sie zu werthen und zu messen, freilich, wenn er ein heutiges Jahr zu den Jahrhunderten Roms stellt, kann er es nicht schätzen. Das gegenwärtige Leben mußte er, um es zu begreifen, in antike Formen emporstilisiren, mit romantischen Gefühlsinhalten souverän erfüllen, um dazu ein Verhältniß zu gewinnen, er lockte die Gegenwart, wie nur ein Romantiker, mit einem Wunderhorne in eine wunder- und würdevolle Zeit.

Aber sein Wunderhorn hatte die schönsten Laute, den Klang und Zauber antiker Sprache und Seele.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die schwarze Perle.

Von Léon Tinseau.

Ich muß immer über die Großstädter lachen, wenn sie im Sommer über Wassermangel klagen. Aber was würden sie sagen, wenn man sie jenseits des rothen Meeres versetzte, in die Stadt Aden, die 60000 Einwohner hat und auf einem tief in's Meer ragenden Vorsprung erbaut ist, dessen obere Schicht aus unlängst erkalteter Lavarinde besteht. In dieser Stadt kann man um keine Schätze Indiens einen Grashalm oder ein Blatt, ja kaum einen Tropfen Wasser erhalten!

„Wo bleibt denn das Regenwasser?" fragte ich den Consul Pugeole, meinen guten Freund und liebenswürdigen Begleiter, als ich bei ihm in Aden auf der Rückreise aus China einkehrte.

„Die öffentlichen Cisternen werden wohl damit gefüllt, aber wir haben seit fünf Jahren kein Wölkchen am Himmel gesehen."

„Wo stammt das Wasser denn her, das wir heute zum Frühstück tranken?"

„Aus der Wasserfabrik. Die Engländer destilliren Seewasser und verkaufen es zu unverschämten Preisen. Das Wasser ist sehr schön, aber kostet mich 100 Francs monatlich, die Bäder meiner Frau mitgerechnet, die kein salziges Wasser verträgt."

„Was trinken aber die Araber und das arme Volk?"

„Die müssen sich mit dem Wasser begnügen, das täglich 28 Kilometer weit von den Anhöhen, in Schläuchen, auf Kameelen gebracht wird, einer unangenehmen Flüssigkeit, die stark nach Ziegenhaut riecht. Aber was sollen die Armen thun? Destillirtes Wasser ist theuer, außerdem verbietet die Polizei, es den Arabern zu verkaufen. Es ist ausschließlich für die Europäer bestimmt, für die englische Flotte und die anlaufenden Schiffe, deren Wasservorrath ausgegangen ist."

Im Consulat, wohin wir nun gingen, erwartete uns Frau Pugeole, eine hübsche junge Frau, aus Südfrankreich gebürtig, unlängst verheirathet, die mit ihrem Gemahl die Verbannung in dieser Weise theilte.

Das Gespräch kam auf das Leben und die Gesellschaft in Aden. Frau Pugeole erzählte mir seufzend, daß ihre Bekanntschaft sich auf zwei Personen beschränke: eine alte Engländerin, die kein Wort französisch spreche und die Wirthin des Gasthofes: „L'Univers", eine ehrwürdige Französin aus der Provinz, die viel lieber sich mit den spitzbübischen Arabern und Somalis herumzanke, als sich mit ihrer Landsmännin unterhalte.

Ich hielt es für angemessen, ihr mein Beileid auszudrücken, doch Pugeole unterbrach mich, indem er sich an seine Frau wandte:

„Schätzchen, verheimliche nichts und gestehe nur, daß Du einen Verehrer hast."

Die junge Frau zuckte ungeduldig die Schultern: „Ein schöner Verehrer, der so schwarz wie ein Stiefel ist."

„Schwarz, und dabei schön und reich. Er ist der erste Kaffeehändler hier. Ich werde Dich morgen zu ihm führen," wandte sich Pugeole an mich, „Du wirst bei ihm Schätze von Teppichen, orientalischen Stoffen und Confect vorfinden. Ein ganzer Bazar! Meine Frau bringt bei ihm Stunden zu, und wenn ich nicht energisch dagegen protestirte, würde der schöne Mulud seine ganze Wohnung plündern, unter dem Vorwande, der geehrten Lady einen Gefallen zu thun."

„Welche Uebertreibung!" rief Frau Pugeole gereizt, „glauben Sie nur nicht, daß ich mit jenem schwarzen Araber befreundet bin. Seit zwei Wochen bin ich keinen Schritt bei ihm gewesen."

„Meine Frau ist schlecht gelaunt," erklärte der Consul, „weil sie heut eine Perle aus ihren Ohrringen verloren hat."

„Ja, ich bin in Verzweiflung," ergänzte Frau Pugeole. „Die schwarze Perle, die mir mein Mann von Ceylon mitgebracht hat. Nach dieser hier, die mir übrig geblieben, können Sie urtheilen, wie schön sie war."

Ich überzeugte mich, daß erstens Frau Pugeole wunderbaren Veilchenduft ausströmte und zweitens ein reizendes Oehrchen besaß. Dann nahm das Gespräch eine andere Wendung und schließlich begab ich mich zur Nachtruhe auf das flache Dach des Hauses.

Am anderen Morgen ging ich in Begleitung meines Freundes in's Araber-Viertel, um Frau Pugeole's Verehrer zu besuchen.

Mulud-ben-Said, ein Araber reinster Rasse, wie sein Name beweist, handelte mit Kaffee und besaß viele Millionen. Durch seine Vermittelung konnte man den besten Mokha der Welt bekommen. Bei ihm trafen wir einen Landsmann, der auf demselben Schiffe wie ich nach Aden gekommen war. Seinen Namen habe ich vergessen, aber er war ganz ausschließlich Gelehrter, der immer nach alten Schriftzeichen suchte und seine Notizen niederschrieb, um seine Arbeiten der Akademie zu schicken, deren correspondirendes Mitglied er war.

Mulud, der Englisch sprach wie ein Bürger von London und ein prachtvolles Exemplar der arabischen Rasse, vielleicht der schönsten der Welt, vorstellte, empfing uns auf das Liebenswürdigste und zeigte uns nicht nur seine Läden, sondern auch seine Wohnung, was uns viel interessanter erschien.

Als die Besichtigung des Hauses vollendet war, ließ er uns Kaffee reichen, nach orientalischer Art gekocht. Dann kamen unendlich lange Pfeifen und Krüge mit frischem Wasser. Ich kann nicht sagen, daß das in Ziegenschläuchen gebrachte Wasser mir besonders verlockend erschien, aber ich starb vor Durst, und dann hatte ich ja schon schlechteres Wasser getrunken, z. B. auf den Reispflanzungen in China. Aber seltsamer Weise roch das Wasser gar nicht nach Ziegenhaut. Es war nicht ganz klar und rein, aber von sehr angenehmem Geschmack — es duftete. Es duftete nach Veilchen.

Veilchen am Fuße des Abessinischen Gebirges!

Nicht mir allein, auch unserem Gelehrten fiel dieser Duft auf. Er steckte seine Nase tief in's Glas, prüfte es sorgfältig, indem er es gegen das Licht hob, nahm einige Tropfen auf die Zunge, und fing dann erst an es schluckweise zu schlürfen. Dann sprach er:

„Ich halte mich für berechtigt, mit Sicherheit die Behauptung aufzustellen, daß dieses Wasser einen ganz besonderen Beigeschmack besitzt."

„Ganz richtig," erwiderte ich, „es duftet nach Veilchen."

„Sie haben Recht!" rief er aus. „Und wissen Sie auch, womit es sich erklären läßt? Unter den verschiedenen Arten von Steinkohlen giebt es eine, deren Geruch auffallend an das Parfüm des Veilchens erinnert. Viele Fabrikanten benutzen es, um ihre Waare zu fälschen. Ich ziehe den Schluß, daß dieses Wasser mit Steinkohlenschichten in Berührung kommt. Steinkohlen in Aden, meine Herren! Was sagen Sie dazu? Welchen unerschöpflichen Reichthum bedeutet dies! Bisher kommen alle hier verbrannten Steinkohlen aus England!"

Und er überhäufte unseren Gastgeber mit Fragen über die Lage jener Quellen, von wo das Wasser gebracht wurde. Er hätte selbst gerne die Gegend untersucht, trotz der großen Entfernung, aber unser Schiff sollte am selben Abend den Hafen verlassen. Er goß etwas Wasser in eine Flasche, um es in Frankreich von einem Chemiker analysiren zu lassen. Was mich dabei wunderte, war die Verlegenheit, in welche unsere Entdeckung Mulud-ben-Said versetzte.

Es war aber Zeit aufzubrechen ... Ich goß mir noch Wasser aus der Flasche ein und hörte plötzlich etwas Hartes auf den Boden des Glases fallen. Welche Ueberraschung! Es war eine schwarze Perle, die zum Verwechseln jener glich, die mir Frau Pugeole gezeigt hatte. Und dieser Duft! Nun erkannte ich ihn! Es war derselbe, den ich, mich zum Ohr der hübschen Frau meines Freundes beugend, wahrgenommen hatte. Der Gelehrte hatte sich also mit seinen Steinkohlen gründlich blamirt. Und mein armer Freund! ...

Meine Entdeckung hatte wirklich nichts mit dem Gebiete der Mineralogie gemein. Armer Junge! Mir kamen seine eigenen Worte wieder in's Gedächtniß: „das Klima von Aden wirkt erschlaffend auf die Männer und ganz entgegengesetzt auf die Frauen."

Also in dem prachtvollen Gemach des jungen, schönen, reichen Arabers finde ich nun die Perle aus Frau Pugeole's Ohrringen, eine Perle mit dem Duft ihres Lieblingsparfüms! Was sollte ich unternehmen? Natürlich nichts. Der prächtige Mulud maß mich mit nicht sehr freundlichen Blicken, und die Gegenwart des Gemahls verbot jede Untersuchung.

Während der Gelehrte die Flasche sorgfältig verkorkte, gelang es mir, die Perle unbemerkt aus dem Glase heraus zu nehmen. Darauf verließen wir das gastfreundliche Dach von Mulud-ben-Said.

Der Gelehrte fuhr direct zum Hafen, ich aber kehrte in's Consulat zurück, um die Perle der Besitzerin zu übergeben. Zum Glücke war ich allein. Pugeole war mit dem Gelehrten auf's Schiff.

„Bevor ich mich verabschiede," sagte ich ruhig, aber etwas streng, „erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihre Perle einhändige."

Sie stieß einen Jubelruf aus. „Meine Perle! Welches Glück! wo haben Sie sie gefunden?"

„Bei Mulud-ben-Said!" antwortete ich, jedes Wort betonend. „Zum Glück weiß Pugeole nichts davon." Ihr Erstaunen bemerkend, fuhr ich im selben Tone fort: „Ich weiß nichts und will nichts wissen.

Als Ehrenmann muß ich schweigen. Niemand wird Ihr Geheimniß erfahren. Leben Sie wohl, gnädige Frau!“ Ich reichte ihr zum Abschied nur einen Finger, warf ihr einen vernichtenden Blick zu, der meine ganze Verachtung ausdrücken sollte, und verließ das Zimmer.

Meinen armen Freund, der mich auf dem Schiffe erwartete, umarmte ich so innig, daß er mich erstaunt anstarrte. Der arme Pugeole!... Ein Stunde später lag Aden weit hinter uns.

* * *

Unlängst traf ich in Paris auf der Straße Pugeole und seine Frau. Sie waren noch zärtlicher zu einander als früher, und in den Ohren der jungen Frau prangten beide schwarze Perlen.

Beim gemeinsamen Mittagessen unterhielten wir uns von Aden. „Damals,“ bemerkte der Consul, „hast Du uns ein schweres Räthsel aufgegeben, als Du die Perle bei Mulud fandest. Wie hast Du dieses Räthsel gelöst?“

In höchster Verwirrung murmelte ich einen Satz ohne Anfang und ohne Ende. Aber Pugeole wußte eine Erklärung.

„Stelle Dir vor, daß mein Diener sich eine ganz originelle Einnahme ausgedacht hatte: er verkaufte den Arabern das Wasser, das meiner Frau zum Bade gedient hatte. Wahrscheinlich verlor meine Frau die Perle im Bade, und so kam sie denn mit dem Wasser zu Mulud-ben-Said. Wie hast Du sie aber gefunden?

„Ich habe sie beinahe verschluckt,“ rief ich aus, einen Blick der holderröthenden Frau zuwerfend.

Zu derselben Zeit aber wurde in der Akademie ein sehr gelehrter Vortrag über die Steinkohlenniederlagen in Aden gehalten, der großes Aufsehen erregte...

## Aus der Hauptstadt.

### Caprivi's Gespenst.

Der starke Arm des Fürsten Hohenlohe hat dem Schwungrad der eingeschlafenen Maschine in letzter Stunde einen kräftigen Stoß versetzt, daß sie den todten Punkt noch einmal überwinde. Das neue Vereinsgesetz, das er zwar nicht gegenzeichnete, zu dem er aber doch seinen Namen hergab, erzeugt in politischen und unpolitischen Gemüthern reichlich jene Wallungen, die das öffentliche Leben vor'm endgiltigen Einschlafen bewahren. Seit 1890 sind derlei derbe Ueberraschungen kurz vor'm Zubettegehen beliebt geworden. Graf Caprivi versprach damals, die Art seiner Geschäftsführung werde äußerst langweilig sein, und er hat Wort gehalten, soweit er den Geist und das Vermögen dieser Geschäftsführung meinte. Mit dramatischen Coups dagegen, die die Scene zu unpassender Zeit und in ganz unerwarteter Weise gründlich änderten, hat er nicht gespart, und was mißglückte Coulisseneffecte anbelangt, so darf er sich rühmen, beinahe an der Spitze der Staatsmänner des Jahrhunderts zu stehen. Die Abtretung Witus, die Handelsverträge, das Volksschulgesetz und die von ihm ausgebrütete Umsturzvorlage ließen das heiße Bestreben erkennen, Bewegung in die staguirenden Wasser seiner langweiligen Politik zu bringen. War er auch in keinem Falle der eigentliche Urheber des sogenannten Gedankens, sondern ließ er es regelmäßig auf eine Anregung aus der Höhe ankommen, so griff er sie doch immer mit dem Eifer des treuen Knechtes auf und verleugnete ihnen zu Liebe sogar dann und wann seine in der Baumwolle gefärbte, liberale Lebensanschauung. Das Ministerium Hohenlohe gab sich in vorletzter und letzter Zeit den Anschein, als wollte es auf die Theaterblitze der Caprivi'schen Regierungskunst verzichten. Aber es sitzen zu viele wackere und gediegene Männer in ihm, die Montecuccoli'schen Geistes einen Hauch verspürt haben. Und da ihnen just vor Thoresschluß rasch noch klar wurde, daß ihnen ein weiter fortgesetztes Coquettiren mit der Reichstagsmehrheit Kopf und Kragen, Stellung und Gehalt kosten würde, so ließen sie es nicht auf fürchterliche Musterung ankommen und schleuderten den bisherigen Freunden links und im Centrum den Fehdehandschuh in's Gesicht. Der stumme Gehorsam besänftigte maßgebenden Orts und vertagte noch einmal den Ausbruch der zermalmenden Krise.

Ueber die trostlose, gesetzgeberische Jämmerlichkeit, deren Vertretung die Mitglieder der preußischen Regierung in schöner Demuth und Entsagung auf sich genommen haben, sollte kein ernsthaftes Wort verloren werden. Ein ähnlich lüderliches Deutsch, eine ähnlich lüderliche Begründung findet sich kaum wieder in der Geschichte unserer schwunghaften Lexfabrication, die doch wahrlich nicht im Rufe einer besonders soliden Industrie steht. Jede Zeile des curiosen Machwerks trägt den Stempel unanständiger Hast auf der Stirne. Man sieht ihm deutlich an, daß es in wenigen Stunden und von untergeordneten Köpfen dazu ausgearbeitet worden ist, daß die büreaukratische Kaffeemühle stumpfsinnig darauf los mahlte, sobald der Befehl gegeben worden war. Daß die reichstägliche Opposition wider dies Gesetz mobil machte, daß man sich in helle Wuth dagegen hineinredete und wie in den Tagen der Umsturzrederei alles wackere Bürgervolk aus den Zelten auf die Schanzen rief, zeigt mit bedauernswerther Deutlichkeit, daß uns der liebe, deutsche Sinn für Humor je mehr und mehr verloren geht. Mit dem Recke'schen Entwurfe hat sich nicht der Politiker, hat sich nur der Komiker zu befassen. Das einzig Interessante an ihm ist, daß er von Neuem die Verrottung und die Rückgratlosigkeit der conservativen Partei beweist, die voll bereit ist, dieser Regierung dieses Gesetz zu bewilligen.

Unter dem Fluche der eigenen Lächerlichkeit wird der kindische Vorschlag etlicher Duodezreactionäre ersticken; der letzte Tagedieb verschwendete kostbare Zeit, wenn er sich auch nur eine Viertelstunde lang mit seiner Bekämpfung beschäftigte. Erhöhte Aufmerksamkeit verdienen dafür einige Momente, die vor und nach der Geburt des bedauernswerthen Wechselbalges zu Tage getreten, im Gelärm ebenso nutzloser wie überflüssiger Discussionen jedoch nicht beachtet worden sind. Erhöhte Aufmerksamkeit verdient der Geist, der solche Blasen erzeugt, der sich dadurch ahnungslos kennzeichnet und verräth. Erhöhte Aufmerksamkeit endlich verdienen die näheren Umstände, die diesen Geist neuerdings aus seinem für uns so wohlthätigen, leider immer allzu kurzen Schlummer geweckt haben.

Als der — nicht vom Zaren und nicht von Franz Josef — in den Grafenstand erhobene Vollzieher der Handelsverträge sich selbst den Uriasbrief schrieb und die Umsturzvorlage skizziren ließ, stand er unter demselben Drucke wie jetzt der greise Fürst Chlodwig. Noch war die Liebenberger Jagdpartie nicht arrangirt, aber die Jäger putzten schon ihre Gewehre, und der Mächtigste unter ihnen prüfte bereits das Visir. Freiherr v. Stumm war damals mit der Regierungspolitik ebenso unzufrieden wie heute. Der cordiale, manchmal sogar herzliche und gemüthvolle Ton, den der Aushilfs-Reichskanzler der radicalen Linken gegenüber anschlug, die Bereitwilligkeit, womit man ihr allerlei kleine Wünsche erfüllte, verstimmte den Ragenden, der sich seiner Verantwortung dem Staat und der Gesellschaft gegenüber umsomehr bewußt war, als er sich in der angenehmen Lage befand, keinerlei Verantwortung tragen zu brauchen. Caprivi erlag dem verderblichen Zorne des Großen, obgleich er und seine Ministercollegen sich beeilt hatten, den Kreuzzug wider die früher so wundermilde behandelten Trutzigen um Singer zu predigen und obgleich sein Umsturzgesetz ein gediegenes, gedankenschweres Meisterwerk war im Vergleich mit der entsprechenden Leistung der heutigen Staatsmänner. Er hatte weise zu handeln geglaubt, wenn er die Herstellung des Entwurfes nicht überstürzte; er scheute noch davor zurück, auf Commando postwendend Paragraphen zu liefern und durch allzu gebrechliche Schlunderarbeit die ohnehin geschwächte Autorität seiner Regierung vollends zu untergraben. Der schlimme Ausgang, den er genommen hatte, sein Gespenst schreckte den Nachfolger. Und kaum hatte Herr v. Stumm erklären lassen, daß ihn die greuliche Zerfahrenheit der Nation anekele, der Eigensinn des Reichstags, der confus genug war, sich nicht von ihm führen zu lassen, und kaum hatten alle wirklich unabhängigen

Blätter, wie die Berliner „Post“ dem Entschlusse des Barons, hinfort nicht mehr zu candidiren, blutige Thränen nachgeweint, als das neue Vereinsgesetz auch schon fix und fertig da stand, wie eine Spielerei, geschnitzt aus Korke. Der gute Wille der gegenwärtigen Machthaber ist unverkennbar. Daß er ausreichen wird, den Sturm zu beschwören und ihre Fauteuils zu retten, der Glaube wird nur die Naiven unter ihnen erfüllen und selig machen.

Ein Vorwurf ist es vor allem, der unermüdlich immer auf's Neue gegen die Haupt- und Unterregierungen seit 1890 erhoben wird: man vermißt in ihrem Gebahren, Reden und Handeln das allen deutschen Politikern so theure Zielbewußtsein, die Stetigkeit, Gesinnungstüchtigkeit und Consequenz. Der Entwurf zum Vereinsgesetze straft indeß die Nörgler Lügen und beweist unwiderleglich, daß der neueste Cours felsenfest auf allen solchen Ansichten und Wünschen verharrt, deren Nonsens, deren Gefährlichkeit oder Unausführbarkeit von vornherein Niemandem zweifelhaft sein konnte. Der Kampf gegen den Umsturz an sich und in jeder Form ist den Epigonen Bismarck's zu einer fixen Idee geworden. Ihnen leuchtet nun und nimmer ein, daß selbst in Deutschland keine nicht unbedingt gouvermentale Partei so thöricht sein wird, der Executive Gewalt zu verleihen, sie jeder Zeit zu erwürgen. In den Verdacht des Umsturzes gerathen, wenn Baron Stumm seine scharfen Gläser aufsetzt, konservativ-sociale Männer so gut wie die Herren Hitze und Röficke, und am Ende finden sich sogar unter den Nationalliberalen des Strickes würdige Opfer. Weil die Unverantwortlichen nicht muthig genug sind, den Stier bei den Hörnern zu packen, daneben vielleicht auch, weil sie den Mißerfolg des Socialistengesetzes noch im treuen Gedächtniß hegen und außerdem mit einer zweiten Auflage allzu sehr an Bismarck zu erinnern fürchten, den Exilirten, Todtzuschweigenden, officiell aus der Liste der Lebenden Gestrichenen — deshalb wünscht man Quarantänenmaßregeln zu verallgemeinern, die einen Sinn überhaupt nur haben, wenn sie gegen einen ganz bestimmten, eng begrenzten Kreis und gegen ganz bestimmte Bestrebungen gerichtet sind. Aus den Vorschlägen Caprivi's wie aus den Forderungen seiner Nachtreter grinst neben erbarmungswürdiger Hülflosigkeit und Unentschlossenheit vor allem eine an Manie streifende Furcht vor dem Volke hervor. Allen Regierenden, die sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen fühlen und die in den seltenen Stunden der Selbsterkenntniß ihre Unfähigkeit dunkel ahnen, wohnt diese Furcht vor dem Volke inne. Sie verstehen weder den Geist der Zeit noch die Träume der Nation; mit kläglichen Polizeichicanen hoffen sie der Geister Herr zu werden, eine Gährung zu unterdrücken, die guten Most in edlen Wein verwandeln will. Unser Volk hat nie so durchschlagend wie in den letzten dreißig Jahren seine Tüchtigkeit bewiesen, seine vollendete Tüchtigkeit im militärischen und im bürgerlichen Tagesdienste. Daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen solle, diese Prophezeihung hat heute mehr Aussicht als je, glänzend in Erfüllung zu gehen. Jede andere Regierung wäre stolz auf ein Menschenmaterial, das in drei schweren Kriegen überlegene Stärke und Begeisterung gezeigt, das dann mit Eifer und Glück begonnen hat, seiner Industrie, seiner Wissenschaft, seiner Kunst die Welt zu erobern und das in harter Arbeit doch noch Zeit zur Beschäftigung mit politisch-metaphysischen Ideen, mit dem Socialismus und andern Zukunftsfragen fand. Unserer Regierung flößt diese fast überreiche, quellende Schaffenskraft und unbändige Schaffensfreudigkeit nur blasse Furcht ein. In banger Sorge tastet sie nach Hausmitteln, sie einzuengen. Schnürleib und spanische Stiefeln sollen dem Riesen angelegt, schwächende Pulver ihm eingegeben werden, um ihn nach Höflings- und Lakaienzuschnitt manierlich zu machen. Reglementirerei und Gensdarmen, das ist das A und O der sieben Berliner Weisen. Von unbeschränktem Mißtrauen gegen ihr Volk erfüllt, setzen sie die Verwunderungskappe auf, wenn ihnen glaubwürdig versichert wird, daß das Volk dies Mißtrauen herzlich und unbeschränkt erwidere. Sie wähnen ihre besten Absichten böswillig falsch verstanden und reden sich in eine Wuth hinein, die blind und aussichtslos nur noch Lächeln hervorruft. Sind sie doch nicht einmal mehr zur richtigen Lösung der einfachen, arithmetischen Aufgabe im Stande gewesen, ob im preußischen Abgeordnetenhause eine ausreichende Mehrheit für die Knebelparagraphen vorhanden ist.

Mit gegebenen Größen wußte der Mann von Skyren besser zu rechnen, wenn er auch Imponderabilien nicht zu wägen verstand, und darum ward ihm hier und da ein Erfolg. Um seines Systems willen, das man beibehielt, wäre es besser gewesen, ihn nicht vorzeitig zur Strecke zu bringen und den noch blühenden Junggesellen durch einen müden, alten Herrn zu ersetzen. Sein Geist war nicht vornehmen Ranges, aber das Gespenst dieses Geistes, das jetzt umgeht, schafft ihm durch seine Kläglichkeit ein allerdings unverdientes Relief. Die innere deutsche Politik steht auf dem Punkte, für ganz Europa eine dauernde, öffentliche Belustigung zu werden; selbst die düstere Drohung mit dem Staatsstreiche, die vor Jahren auch derbe Gemüter fröstelnd machte, ist durch häufige Repitition langweilig und zu einem abgestandenen Spaße geworden. Oxenstierna's weises Wort von dem Regieren der Welt mit wenig Witz ist als Gemeinplatz verschrieen; auf unsere derzeitige Regierung indeß trifft er nicht zu, ihr gegenüber verlieren selbst solche Trivialitäten alle Giltigkeit. Denn sie beherrscht die deutsche Welt mit viel Witz, wenn auch unfreiwilligem. Graf Caprivi hat das Recht, sich sehr schadenfroh die Hände zu reiben.

Caliban.

## Offene Briefe und Antworten.

### Wo sollen wir unsere Nationalfeste feiern?

Geehrter Herr!

Der Gedanke ein großes Nationalfest zu feiern, hat allenthalben in deutschen Landen begeisterte Zustimmung gefunden. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß er verwirklicht werden wird. Was ein Volk ernstlich will, das führt es auch aus. Schon ist ein großer Ausschuß von bedeutenden Männern zusammengetreten, der die Vorarbeiten in Angriff nimmt. Allein über die wichtigste Frage, die Platzfrage, hat man sich seither nicht einigen können. Die meisten Stimmen waren für Leipzig, einige, wie ich höre, für Frankfurt und das Kyffhäuserdenkmal. Ich möchte mir nun erlauben, die Aufmerksamkeit auf eine andere Stelle zu lenken, die mir vor allen anderen den Vorzug zu verdienen scheint.

Jeder Deutsche weiß aus der Geschichte, daß schon einmal ein solches großes Reichsfest stattgefunden hat. Das war im Jahre 1184, als Friedrich Barbarossa nach glücklicher Beendigung seiner Streitigkeiten mit den Lombarden auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ansehens stand. Er lud damals die deutsche Nation zu einem großen Verbrüderungsfest nach der Hochebene bei Erbenheim zwischen Mainz und Wiesbaden. Dichter und fahrende Sänger priesen noch lange die Herrlichkeit, die sich dort entfaltete. Heinrich von Veldeke, der vlämische Dichter berichtet in seiner Aeneis mit Bewunderung davon. Noch heute erfüllt uns die Beschreibung mit Ehrfurcht und stammendem Neid. Denn es war eine glanzvolle Zeit und ein lebensfrohes, gesundes Geschlecht. Friedrich, der große Hohenstaufe, ist längst zur Ruhe gegangen. Aber ein mächtigerer Kaiser aus dem Hohenzollerngeschlecht hat die alte Herrlichkeit des heiligen Reiches wieder neu erstehen lassen. Nun wohl, feiere man auch das neue Reichsfest an der alten historischen Stelle!

Das „goldene“ Mainz, die älteste Stadt Deutschlands, die im Mittelalter eine Zeit lang gewissermaßen die Hauptstadt war, die Stadt mit dem ehrwürdigen Dome, der sich im grünen Rheine und blauen Main spiegelt, die schöne Stadt mit der heiteren, lebenslustigen Bevölkerung verdient den Vorzug vor Leipzig. Was für die Fabrikstadt an der Pleiße spricht, ist doch nur, daß dort einmal eine Schlacht geschlagen worden ist, die für die Franzosen unglücklich war. Diese Schlacht ist gar nicht nur von den Deutschen gewonnen worden;

vielmehr war die Mehrzahl der Streiter Russen, Ungarn, Tschechen, Polen, Slovaken u. s. w. Es war eine „Völkerschlacht", wie man sie ja auch in der Schule stets zu nennen pflegt. Sie ist auch nicht für die Deutschen gewonnen worden. Denn bekanntlich hat man Napoleon nach der Schlacht noch das ganze linke Rheinufer zugestanden. Sie ist auch für die Sieger gar nicht so besonders ruhmvoll. Denn es war doch kein Kunststück, mit der ungeheuren Uebermacht die Franzosen zu erdrücken. Ein Wunder ist nur, daß die Franzosen sich so lange und mit solchem Heldenmut gewehrt haben. Ihnen gebührt eigentlich — wenn man ehrlich sein will — der größere Ruhm. Ueberhaupt aber finde ich die Idee nicht glücklich, auf einem Schlachtfelde, wo Tausende sich verblutet haben, ein Freudenfest zu feiern. Das wäre etwa so, als ob man auf einem Friedhof tanzen wollte. Auch die Griechen scheinen das Gefühl zu haben. Denn sie kamen nicht in Marathon oder Platää zusammen, sondern im friedlichen Olympia. Errichte man immer ein Erinnerungszeichen auf dem Schlachtfeld, aber verlege man ein großes Fest nach einer anderen Stelle, die schönere, freundlichere Bilder wach ruft! Da winkt denn der herrliche Landrücken bei Mainz mit der entzückenden Aussicht auf den deutschen Rhein, im Hintergrund der Taunus, im Vordergrund das feste Mainz mit seinen Mauern und Thürmen, die stolze und trotzige Festung, der Schlüssel zu dem Herzen Deutschlands, die Moltke genannt hat „Mainz, unser Schild und Schwert". Die Auferstehung des neuen Reiches knüpft sich an die Vertheidigung des Rheines. Hier ist auch die natürliche Stelle für das Nationalfest, nicht aber im fernen Osten. Man bedenke auch, daß Mainz geographisch günstiger gelegen ist! Es liegt mehr in der Mitte von Deutschland. Wenn die Vlamländer, wenn die Schweizer, die Elsaß-Lothringer zum Feste kommen wollen, finden sie Mainz bequemer als Leipzig. Die dortige Stätte liegt in einem Eisenbahnviereck, mittels welches man von allen Seiten ankommen und wieder abfahren kann. Auf die Weise wäre auch leicht dafür gesorgt, die ungeheuren Menschenmassen Abends nach verschiedenen Orten zum Nachtquartier abzuschieben. Große Städte — wie Wiesbaden und Frankfurt — sind in nächster Nähe. Auch könnte der Kaiser in seinem eigenen Schlosse zu Wiesbaden wohnen, während er in Leipzig doch nur als Gast weilen könnte. Es ist aber doch wohl passend, daß er bei einer so wichtigen Gelegenheit auf seinem eigenen Grund und Boden wohnen kann, daß das Reichsfest auf Kaiserboden stattfindet. Ferner ist die Nähe von Kavallerie, die in Leipzig gänzlich fehlt, von Wichtigkeit. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung ist dieselbe gewiß sehr erwünscht. Mainz und Frankfurt aber haben Reitergarnisonen. Schließlich eignet sich gerade die dortige Stätte zu schönen Ausflügen nach Beendigung des Festes, während die Leipziger Umgegend bekanntlich nicht durch ihre Romantik berühmt ist. Welch schöner Abschluß des Festes wäre eine Fußwanderung in den herrlichen Taunus, auf den Feldberg, zum Brunhildenfelsen, oder an den Rhein zum Niederwalddenkmal. Welch ein Genuß, eine Rheinfahrt von Mainz aus hinab zu machen bis Coblenz, an der Loreley vorbei. Oder stromaufwärts zu fahren, um das alte Worms zu sehen oder die ehrwürdige Kaisergruft in Speyer! Wie viele Ostländer würden die Gelegenheit benutzen, um einmal den grünen Rhein zu sehen, von dem sie so viel gehört haben, die alten historischen Stätten, die in des Reiches Geschichte eine so große Rolle gespielt haben oder in der Sage, wie den Mäusethurm, den Königsstuhl bei Rense u. A.!

Was aber kann Leipzig dafür in die Wagschaale werfen? Dort soll das Landesfest am Fuße des Schlachtdenkmals stattfinden. Die Bekränzung der Sieger soll vor dem zu errichtenden Monument vorgenommen werden. Aber Niemand hindert, auf dem Erbenheimer Berg ebenfalls ein großes Nationaldenkmal aufzustellen. Die Hohenstaufen harren noch immer auf ein ihrer Bedeutung entsprechendes Erinnerungszeichen. Errichte man also in einem herrlichen Nationalpark dort ein Hohenstaufendenkmal, das alle historischen Gestalten des großen Geschlechtes verkörpert von Konrad III. bis zum unglücklichen Konradin! Angesichts dieser in Bronce gegossenen Glanzperiode deutscher Geschichte bekränze man die Wettsieger. Wahrlich, es ist Zeit, daß das deutsche Volk den Helden des Mittelalters den Dankeszoll entrichtet, auf den sie Anspruch haben. Sie erinnern an ein entschwundenes Ideal, an die alte Kaiserherrlichkeit, die hoffentlich recht bald wiederkehren wird, wenn das Volk sich an alter Größe wieder aufrichtet und, seiner Ahnen würdig, die Rolle auf's Neue spielt in Europa, die ihm von der Vorsehung bestimmt ist. Aber zu solchen Gedanken paßt nicht das Schlachtfeld von Leipzig; wohl aber die Mainzer Gegend.

Will man aber ein wanderndes Volksfest haben, so wechsele man ab alle sechs Jahre zwischen Mainz und Regensburg! Am Fuße der herrlichen Walhalla ist ein Platz, so ideal wie man sich ihn nur für eine solche Veranstaltung wünschen kann. Regensburg aber bietet mit seinen historischen Erinnerungen einen schönen Hintergrund. Ist es dort der grüne Rhein, so ist es hier die blaue Donau, ist es dort Norddeutschland, so ist es hier Süddeutschland, ist es dort auf dem Boden des mächtigsten Bundesfürsten, so ist es hier auf bayrischer Erde, dem zweitgrößten Staate des Reichs. Dort die Nähe der Niederlande, hier Oesterreichs. Denn das muß feststehen. Einladungen müssen an alle deutschen Männer ergehen auch außerhalb des Reiches Grenzen. Die Vläminge sollen kommen mit ihren Bannern, die den schwarzen Löwen zeigen auf goldenem Grund, die freien Schweizer sollen kommen mit dem Kreuz des heiligen Mauritius, die Oesterreicher mit ihren Landschaftsfahnen, ein Bild der Einigkeit, wie in alten Tagen, als die Sonne hoch stand über dem heiligen Reich. Ein Verbrüderungsfest soll es werden, ein Versöhnungsfest zwischen allen, die die Muttersprache eint, ein Bundesfest für den alldeutschen Bund von Grevelingen bis Klausenburg, von Narwa bis Bozen! Das walte Gott!

Dr. Grävell van Jostenoode.

## Notizen.

Der Bunte Vogel von 1897. Ein Kalenderbuch von Otto Julius Bierbaum. Mit Zeichnungen von Felix Vallotton und E. R. Weiß. (Berlin, Verlag von Schuster & Loeffler.) Die deutsche Buchausstattung, so lange sehr im Argen, fängt langsam an, wieder ein künstlerisches Gewissen zu bekommen. Verschiedene jüngere Verleger, wie J. A. Stargardt, Schuster & Loeffler, Albert Langen, S. Fischer sind hier erfolgreich vorangegangen, und neuere Zeitschriften, wie der „Pan", die „Jugend", der „Simplicissimus" und ganz neuerdings die „Zeitschrift für Bücherfreunde" haben den Sinn für diese Art von kunstgewerblicher Bethätigung in weitere Kreise getragen. Eines der glücklichsten Erzeugnisse dieser Art ist das Bierbaum'sche Kalenderbuch. Ein französischer Schweizer, der geniale Schwarzweiß-Künstler Vallotton, und ein hoffnungsvoller junger Deutscher, E. R. Weiß, haben sich dem Dichter und Essayisten zur Verfügung gestellt, um selbdritt ein durchaus einheitliches Kunstwerk zu erzeugen. Wo man das Buch aufschlägt, wirkt jede Seite bildhaft, nicht bloß durch originelle Zierleisten und durch eingestreute decorative oder neckische Arabesken, sondern auch durch die ganze Art der Drucklegung, durch die bloße geschmackvolle Gruppirung des Setzerstoffes. Wenn Bierbaum in seinem Vorwort die Hoffnung ausspricht, daß die Kunst dem deutschen Volke wie das tägliche Brod werden möge, so hat er gerade mit diesem Buche den richtigen Weg eingeschlagen, um dieses Ziel zu erreichen. Vallotton's souveräne Laune, seine in wenigen markanten Strichen wie festgenagelten Porträts (Böcklin, Thoma, Uhde, Lilieneron, Dehmel), und Weiß,' zarter poetischer Sinn, der sich so liebevoll anzuschmiegen versteht, bieten in bald größeren, bald kleineren Gaben die reizvollste Zerstreuung und Belebung. Und daß die Illustrationen nicht bloß leeres Schmuckgehänge blieben, dafür hat Bierbaum selber in umsichtiger Weise gesorgt. Die tiefsten Fragen der Menschheit zu erörtern, wäre in einem Kalenderbuche ja freilich stillos. Ein seiner nachdenklicher Ton, auf bieder-volksmäßiger Grundlage, geht aber doch durch das Buch! Und welch' erquickende Frische in den Liedern! Und in den Märchen, voran den „Lobetanz", welch' glückliche heitere Phantastik! Für große Menschen, die es nicht ganz verlernt haben, auch noch Kinder zu sein, ist dieses Buch ein köstliches Besitzthum. F. S.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Verlag von Wilhelm Hertz**
**(Besser'sche Buchhandlung)**
in **Berlin**, Linkstraße 33/34.

Soeben erschien:

Erinnerungen
von
**Ludolf Ursleu dem Jüngeren.**
Roman
von
**Ricarda Huch.**
**Zweite Auflage.**
Geheftet 4 Mk. Gebunden 5 Mk.

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Romane**

gut und fesselnd geschrieben, zur Veröffentlichung in Zeitschriften und Zeitungen geeignet, werden zu kaufen gesucht. Angebote mit billigster Honorarforderung unter **J. F. 35** befördert die Expedition dieses Blattes.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Königliches Bad Oeynhausen.** Sommer- und Winter-Curort. Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim. Saison vom 15. Mai bis Ende September. **Wintercur vom 1. October bis Mitte Mai.** Naturwarme kohlensaure Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Massiren, Elektrisiren. Vorzügliche Molken- und Milchcuranstalt. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns und Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Scrofulose, Anämie, chronische Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. — Grosse Curcapelle, ausgedehnter Curpark, Theater, Bälle, Concerte. Allgemeine Wasserleitung mit Schwemmcanalisation. Prospecte und Beschreibung übersendet frei die **Königliche Badeverwaltung.**

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz nunmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Im Verlage von J. H. Stargardt in Berlin ist erschienen:

**Ein toller Tag.**

Litterarische Posse mit Gesang und Tanz in vier Akten

von **Karl Bilz.**

Preis brosch. 2 Mk.

Eine anmuthige und geistvolle Satire auf die **moderne** Richtung in unserer Litteratur.

In demselben Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

**Gomorrha's Ende.**

Litterarische Komödie in drei Akten mit Illustrationen von **Georg Heil.**

Preis brosch. 1,50 Mk.

Der

**Intendant in tausend Nöthen.**

Posse mit Gesang und Tanz.

Preis brosch. 2 Mk.

Der Verfasser giebt in den vorstehenden Komödien dem Humor, welchen unsere gegenwärtigen litterarischen Zustände so reichlich erregen, einen liebenswürdigen Ausdruck.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


Hierzu eine Beilage von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 5. Juni 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Mißbrauch der Statistik. Von Arthur Dix. — Der Respect vor dem geschichtlich Gewordenen. Von P. Chr. Elsenhans. — **Literatur und Kunst.** Neues von Grillparzer, Raimund und Bauernfeld. Von Max Speier (Frankfurt a. M.). — Gustav Renner. Von A. K. T. Tielo. — **Feuilleton.** Wenn das Licht verlöscht. Von Lars Dilling. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt.** Die politische Polizei. Von Timon d. J. — Die Große Berliner Kunstausstellung. 3. Collectiv-Maler. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Mißbrauch der Statistik.

Von Arthur Dix.

Man muß nur mit den Zahlen umzugehen verstehen. Eine Hand voll Ziffern wird ordentlich durcheinandergeschüttelt, combinirt und permutirt, und ehe der erstaunte Zuschauer es recht gemerkt hat, ist ihm klipp und klar bewiesen, daß $2 \times 2 = 5$ ist. Dann muß er's glauben. Und er glaubt's auch. Denn erstens hat es den Reiz der Neuheit, und zweitens ist es so furchtbar unbequem, nachzurechnen.

Die ganz Klugen freilich hegen ein gewaltiges Mißtrauen allen Zahlen gegenüber und da auch ihnen das Nachrechnen zu langweilig ist, so sagen sie von vornherein, die Sache ist einfach falsch. Punctum. Die gesammte öffentliche Statistik wird von ihnen umgerannt, sie halten das ganze Gebäude nur für Vexirzahlen. Oft geschieht's nur, weil ihnen die Zahlen nicht in das Bild hineinpassen, das sie sich von einer Materie gemacht haben oder das sie zum Zwecke ihrer Agitation machen wollen. Oft aber sind sie auch bis zu einem gewissen Grade Kenner; ja, gerade unter den Vertrauensmännern, welche eine Statistik aufzunehmen haben, findet man es sehr häufig, daß sie die ganze Statistik mit Verachtung ansehen und fest von ihrer absoluten Unrichtigkeit überzeugt sind. Da sollen sie etwa angeben, wie viel Kilogramm Kirschen in ihrem Bezirke geerntet worden sind; als ob sie unter jedem Baume in Meilen weitem Umkreise mit der Waage gestanden hätten; natürlich wird irgend eine Phantasiezahl angegeben — also kann die Statistik doch unmöglich auch nur annähernd richtig sein — quod erat demonstrandum.

Nun, zugegeben muß ja werden, daß gerade bei der Erntestatistik eine einigermaßen genaue Angabe äußerst schwierig ist. Schließlich aber bleibt es doch nicht einfach bei den ursprünglich angegebenen, oft ganz willkürlichen Zahlen. Wozu giebt es denn ein statistisches Amt und wozu all' die Männer mit gründlicher Fachbildung, von denen die Zahlen gesichtet, geprüft und corrigirt werden. Daß auch bei der sorgfältigsten Prüfung noch in vielen Fällen große Irrthümer und Willkürlichkeiten unterlaufen können, ist zweifellos, doch giebt es auch weite Zweige in der Statistik, in denen die größte Sicherheit und Genauigkeit herrscht. Etwas ganz Anderes aber ist es mit der politischen Verwerthung dieser Statistik. Mögen die Zahlen an sich noch so unanfechtbar sein, in der Presse werden es nur zu oft Vexirzahlen. Die Statistik ist ein zweischneidiges Schwert — ein geschickter Taschenspieler kann mit ihrer Hülfe einfach Alles beweisen — wie er es gerade braucht. Das Publicum — ja, du liebe Güte, es scheut das langweilige und beschwerliche Nachrechnen und nimmt das Resultat gläubig hin, wenn der Betrug nicht gar zu plump ist.

Ganz absehen wollen wir davon, daß zeitweise in kleineren Hetzblättern mit einem eben so blindgläubigen wie urtheilsunfähigen Leserkreis die statistischen Zahlen einfach gefälscht, beliebig aus der Luft gegriffen werden; ein derartiges Manöver kann natürlich keinen vernünftigen Leser einfangen. Um so häufiger und erfolgreicher aber ist der feinere Betrug, das behende Spielen mit den Vexirzahlen; der politische Schriftsteller, der einen bestimmten Beweis führen will, benutzt die unantastbar richtigen und durch jeden Leser leicht controlirbaren statistischen Zahlen; mit ihnen aber tanzt er einen gar künstlichen Tanz; indem er vor allen Dingen mit absoluten und relativen Zahlen beliebig herumspringt; traut er den Lesern wenig Urtheil zu, dann greift er wohl auch in verschiedene Jahre und verschiedene Gebiete hinein und vermengt die Zahlen, als wären sie alle unter genau gleichen Bedingungen gewonnen. Darf er das nicht wagen, dann bleiben ihm immer noch auf dem vorhin angedeuteten Wege genug Möglichkeiten, das wahre Bild der Thatsachen zu verwischen und in einem seiner Beweisführung, seinen politischen Zielen ersprießlichen Lichte zu zeigen. Denn das wahre Bild aus den nackten Zahlen herauszulesen, ist dem weniger geübten Leser oft durchaus nicht leicht, und ein geschicktes Spiel mit den absoluten und relativen Zahlen läßt das Bild mit Leichtigkeit ganz gewaltig verändern. Ja, man kann dem Jongleur bisweilen kaum vorwerfen, daß er irgend etwas Falsches gesagt hätte, und doch, das Bild wird durchaus verzerrt.

Nehmen wir ein besonders einfaches und klares Beispiel. Jemand sagt: 70 v. H. der Gesammtbevölkerung haben in Preußen ein Einkommen von weniger als 900 Mk. — Eine absolut unantastbare Thatsache. Und doch — gelogen. Denn er sagt zugleich: also sind 70 v. H. der Gesammtbevölkerung arm. Was eine ganz grobe agitatorische Lüge ist. Es sei denn, daß man Rothschild's Kinder arm nennen wollte. Denn selbige befinden sich mit unter den 70 v. H.

Im Ernst: Wie darf man zwei Zahlen mit verschiedenem Nenner ohne Weiteres vergleichen — und das thut man, wenn man die Zahl der mehr als 900 Mark Einkommen

Versteuernden mit der Zahl der Gesammtbevölkerung überhaupt und nicht nur mit dem Theil der Bevölkerung, der überhaupt steuerfähig ist oder sein könnte, vergleicht. Von der Gesammtbevölkerung aber ist nahezu die Hälfte jünger als 21 Jahre, 35 v. H. jünger als 15 Jahre. Es ist doch wohl sonnenklar, daß hier eine große Zahl solcher Kinder und jungen Leute mit einem Einkommen von weniger als 900 Mark mitgezählt sind, die man durchaus nicht als arm bezeichnen kann; daß sie noch keine Steuern bezahlen, beweist doch absolut nichts weiter, als daß sie noch zu jung sind, selbst für ihr Leben noch nicht zu sorgen haben. Eben so falsch freilich wäre es nun, die ganze steuerunmündige Jugend von der Gesammtbevölkerung in Abzug zu bringen und jene 70 v. H., von denen wir ausgingen, dadurch nahezu auf die Hälfte oder doch auf weniger als zwei Drittel dieser Zahl zurückzuführen; denn auch die Kinder der weniger als 900 Mk. Verdienenden muß man in der Gruppe der Armen — wenn man 900 Mark einmal als die Grenze ansetzen will — hineinziehen: die Berechnung der Armen ist dann schon etwas verzwickter: Zunächst hat man 70 v. H. der Gesammtheit, dann diese 70 v. H. als selbstständige Gesammtheit und von dieser einen Satz abzuziehen, der dem Verhältniß der Kinder dieser 70 v. H. zur Gesammtzahl der Kinder entspricht.

Ganz abgesehen haben wir ferner davon, daß die Grenze von 900 Mk. nichts weniger als für alle Fälle gleichbedeutend ist. 900 Mk. bedeuten für den Vater einer großen Familie doch wohl nicht dasselbe, wie als Anfangsgehalt für einen jungen Mann; und 900 Mk. fern im Osten für einen Landmann auf billigstem Boden doch wohl etwas mehr als für einen Berliner. In der That sind die Fälle dieses Einkommens von weniger als 900 Mk. auf dem Lande um die Hälfte häufiger als in den Städten. Einfach, weil auf dem Lande viel leichter damit zu leben ist. Um ein der Wirklichkeit treulich entsprechendes Bild von der Vertheilung des Einkommens zu gewinnen, darf man nicht mit absoluten Zahlen und nackten Formeln rechnen. Sie wirken als Vexirzahlen, gut für die Agitation, für leere Schlagworte, aber nicht für ruhige, wissenschaftliche Erwägung und wahre Darstellung. Wer Taschenspielerstückchen mit den Zahlen der Statistik machen will, kann z. B. auf der einen Seite beweisen, daß eine ganz gewaltige Mehrheit, auf der andern Seite gleichzeitig nur eine ganz verschwindende Minderheit des Volkes arm zu nennen ist. ad 1: 70 v. H. der Gesammtbevölkerung haben ein Einkommen von weniger als 900 Mk., da nur 30 v. H. ein höheres Einkommen versteuern. Alles Uebrige wird wohlweislich verschwiegen.

ad 2: 30 v. H. der Gesammtbevölkerung versteuern ein Einkommen von mehr als 900 Mk.; etwa 50 v. H. der Gesammtbevölkerung sind Kinder, Greise u. s. w., die noch nichts oder nichts mehr verdienen, also nicht mitzurechnen sind; bleiben 20 v. H.

Mithin: 70 = 20. Was zu beweisen war.

Wenn dieses Vexirzahlenspiel, das man in der Presse mit den verschiedensten Zahlen der Statistik, bei den verschiedensten Gelegenheiten und zu den verschiedensten Zwecken täglich beobachten kann und das die verwirrendste Wirkung auf das achtlose Publicum ausübt, endlich aufhören soll, im Interesse der Wahrheit und besonders der Statistik selbst, die als Wissenschaft durch solche Kunststücke ganz außerordentlich in Mißcredit gebracht wird, dann freilich wäre es erforderlich, daß das Publicum sich einmal daran gewöhnte, selbst zu urtheilen und selbst mit offenen Augen die Statistik zu lesen, ohne bei den nackten Zahlen stehen zu bleiben, die sie ihnen bietet und ohne sie sich für eine vorgefaßte Idee zurecht zu stutzen.

Das ist nun freilich etwas unbequem, und deßhalb sieht man lieber auf die Taschenspieler der Presse und ihre Vexirzahlen.

## Der Respect vor dem geschichtlich Gewordenen.

Von P. Chr. Elsenhans.

Das „geschichtlich Gewordene" ist eine Redensart neueren Datums. Es taucht mitten in der Discussion mit geheimnißvoller Würde empor und verbreitet gewöhnlich ein respectvolles Schweigen. Wehe dem, der sich nicht vor ihm beugt: er „hat dem Hut nicht Reverenz erwiesen".

Was soll denn eigentlich die sonderbare Rede? Ist sie vielleicht eine bloße Phrase, welche die wachsende Verehrung für die Geschichtswissenschaft gezeitigt hat? Denn dem gemeinen Menschenverstande erscheint doch schließlich Alles, was da ist, als „geschichtlich geworden", und es wäre ja der Conservatismus in der undenkbarsten Uebertreibung, wenn wir einfach den gesammten Thatbestand auf dem Gebiet von Politik, Recht, Wirthschaft, Sitte, Religion als unantastbar und vollkommen betrachten sollten.

So ist es nun auch nicht gemeint. Das „geschichtlich Gewordene" versteht man in engerem Sinne, wie man ja auch den Begriff der Geschichte enger zu begrenzen pflegt. Zur Geschichte rechnet die neuere Historiographie nicht mehr die ganze Menschheit in ihrer gesammten zeitlichen und räumlichen Ausdehnung und mit ihrer ganzen Cultur, sondern Angesichts der Schranken unseres Wissens überhaupt und der historischen Methode insbesondere zieht sie es vor, die Geschichte vorwiegend als Staatengeschichte zu betrachten und das Uebrige anderen Fachwissenschaften zu überlassen. Diese politische Auffassung der Geschichte faßt dann die anderen Seiten des Culturlebens nur so weit in's Auge, als sie an der politischen Bewegung Theil haben. Was aber auf diese Weise in ihren Gesichtskreis tritt, hat oft unendlich complicirte Processe und verschlungene Wege durchlaufen, bis es sich zu seiner gegenwärtigen Gestalt entwickelt hat.

Ist dies daher das „geschichtlich Gewordene", um das es sich handelt, so scheint man auch ein Recht zu haben, Respect davor zu fordern. Soll sich der vorlaute wissenschaftliche Dilettantismus ungestört breit machen, sollen die unreifen revolutionären Ideen, die nur zur Zerstörung, aber nicht zum Aufbau gut sind, unbestritten das Feld behaupten dürfen? Oder wird man hier nicht Halt gebieten und den Thoren zurufen dürfen: Lernet erst die Vergangenheit kennen und achten, ehe ihr die Gegenwart verdammet! Uebersehet nicht die Anstrengungen und Erfahrungen, die geglückten und mißglückten Versuche, die unseren heutigen Institutionen vorangegangen sind, damit nicht Alles in einem unfruchtbaren Kreislauf sich wiederhole!

Wir sind die Letzten, dem Vorurtheil und Eigendünkel das Wort zu reden. Wir sind auch geneigt, mit Klagen über gewisse Schattenseiten des „geschichtlich Gewordenen" zurückhaltend zu sein; denn z. B. der vielgeschmähten „Bureaukratie", der „Vielschreiberei", der „Umständlichkeit der Rechtspflege" gegenüber bedarf es eben doch auch eines Einblickes in ihre allmälige Ausbildung. Und von ganzem Herzen endlich stimmen wir der Forderung bei, daß eine Beurtheilung unserer heutigen öffentlichen Einrichtungen ihre geschichtlichen Bedingungen nicht ignoriren dürfe.

Allein die Pflicht der Prüfung und Untersuchung schließt nicht nothwendig ein Respectsverhältniß ein. Einen sehr weitgehenden Respect muthet man uns aber gewöhnlich zu, wenn man die Phrase von dem „geschichtlich Gewordenen" zum Vorschein bringt. Wir sollen ihm ja nicht mit einem eigenen Maaßstab der Kritik nahe kommen, und insbesondere durch eine Beurtheilung nach Idealen es nicht verunglimpfen. Als Böotier erscheint, wer noch mit metaphysischen Begriffen wie Wahrheit, Recht, Freiheit, Humanität operiren will. Genau genommen sind ja freilich auch diese Ideale „geschichtlich geworden", aber leider eben auch zugleich „Vernunftwahrheiten" und davon will man nun nichts mehr wissen. Aus der Geschichte selber will man die Werthmesser

für ihre Hervorbringungen entnehmen. Im geschichtlichen Proceß, im Werden selber muß also etwas Werthvolles, Ehrwürdiges stecken. Keine vorgefaßte Meinung: der „geschichtliche Sinn", das „staatsmännische Urtheil" muß hier entscheiden; mit einer Art religiöser Andacht steht der Geschichtsenthusiast dem „geschichtlich Gewordenen" gegenüber.

Aber auch in der Praxis des öffentlichen Lebens ist dieser Begriff gerade um seines objectiv wissenschaftlichen Anstrichs willen zu einem sehr beliebten Schlagwort geworden. Und welcher Mißbrauch wird nicht damit getrieben! Zu wie viel Winkelzügen giebt es denen Gelegenheit, die der Gleichberechtigung der Staatsbürger gegenüber antiquirte politische Vorrechte festhalten wollen! Welch' künstliche Verwirrung läßt sich damit in die klare Forderung einer dem fortschreitenden Rechtsbewußtsein entsprechenden Fortbildung des formalen Rechts bringen! Und wenn ein unmöglicher Bekenntnißstand aus scholastischen Zeiten der überwältigenden Mehrheit freidenkender Kirchenglieder aufgezwungen wird und man erweist ihn als „geschichtlich geworden" — wie gefällig modern nimmt sich dann der mittelalterliche Glaubenszwang aus! —

Das Argument wäre also vorzüglich geeignet, um veralteten Institutionen, die unserer Vernunft, unserem Rechtsgefühl, unserem Humanitätsideal nicht mehr entsprechen, helfend unter die Arme zu greifen und auch dehnbar genug, um schließlich gegen allen Fortschritt verwendet werden zu können — wenn es nur auch stichhaltig wäre.

Aber wie? wenn man sich nun zufällig der Lessing'schen Unterscheidung von Geschichtswahrheiten und Vernunftwahrheiten erinnert? Ist der geschichtliche Proceß, für sich allein betrachtet, irgend im Stande, dem dadurch „Gewordenen" Respect zu verleihen? Nehmen wir die Geschichte, wie sie ist, ohne Vernunftwahrheiten an sie heranzubringen, so ist eine Thatsache so gleichgiltig als die andere, so lang und complicirt auch die geschichtliche Entwickelung sein mag. Ein Unterschied von Werth oder Unwerth in der Geschichte entsteht erst dadurch, daß unsere eigenen politischen, religiösen oder anderweitigen Ueberzeugungen bei ihrer Betrachtung mitwirken. Schon die Begrenzung der Geschichte auf das politische Gebiet geschieht ja nicht ohne eine besondere Werthschätzung des „Staates", die wieder auf allgemeine Ueberzeugungen von seiner Bedeutung für die menschliche Gesellschaft hinweist.

Und so verhält es sich wohl auch bei denen, die ausschließlich aus ihrer Vertiefung in das geschichtliche Werden Urtheile über das geschichtlich Gewordene schöpfen wollen, nicht anders. Es ist nicht einzusehen, wie aus bloßen historischen Kenntnissen Werthurtheile fließen sollen. Auch die sogenannten „relativen" historischen Werthe schweben haltlos in der Luft ohne einen höheren ideellen Maaßstab, auf den sie sich beziehen könnten. Unbewußt stehen also auch die Verfechter des „geschichtlich Gewordenen" im Dienste gewisser „Vernunftwahrheiten".

Indem sie es aber nicht eingestehen, bringen sie das Publicum in eine sonderbare Lage. Da immer nur einzelne Kenner das Geheimniß des geschichtlichen Werdens völlig besitzen — in jeder Materie wieder ein anderer und in jeder Materie sich widersprechende — so wäre der Respect vor dem „geschichtlich Gewordenen" im Grunde ein Respect vor dem jeweiligen Sachverständigen oder seinem Widerpart. Und da diese selbst nur scheinbar unbefangen das „geschichtlich Gewordene" würdigen, in Wirklichkeit aber bei ihren Werthurtheilen ihre subjective Weltanschauung entscheidet, so würden wir mit einem auf die Spitze getriebenen modernen Autoritätsglauben endigen, nachdem wir so schön mit dem „geschichtlich Gewordenen" begonnen.

Ich denke, wenn man nun doch einmal eines unhistorischen Maaßstabs der Beurtheilung bedarf, so ist es immer noch besser, unter allgemein giltige Ideale sich zu beugen, als unter zufällige Autoritäten. Der moderne „Positivismus" ist nicht minder einseitig als der gegenwärtig gering geachtete Rationalismus der Aufklärungszeit. Wie hier unter der Alleinherrschaft der Vernunft das geschichtliche Verständniß von Staat, Recht, Religion zu kurz kam, so wird dort das Licht der „Vernunft" durch den Götzendienst vor dem „geschichtlich Gewordenen" verdunkelt. Der Idealismus wird Beiden gerecht. Er beurtheilt den gegenwärtigen Zustand der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit nach unbedingtem Maaßstab, nimmt aber zugleich gerne von der Aufhellung der geschichtlichen Bedingungen Notiz, um sich dadurch in der praktischen Durchführung seiner Forderungen leiten zu lassen.

Ist uns aber der Idealismus zu schwärmerisch, so sollte es der Cultus des „geschichtlich Gewordenen" noch mehr sein. Denn vor Idealen Respect zu haben, erscheint für „moralische Wesen" immer noch als nüchterner und natürlicher als vor dem „Ich weiß — nicht — was" des „geschichtlich Gewordenen". Möchte die hochtönende, aber mißverständliche und viel mißbrauchte Phrase der verdienten Mißachtung verfallen!

## Literatur und Kunst.

### Neues von Grillparzer, Raimund und Bauernfeld.

Von Max Speier (Frankfurt a. M.).

Sechs stattliche Bände liegen nun bereits vom „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft" (Wien, Carl Conegen) vor; da ist es denn wohl an der Zeit, einmal ihren Inhalt einer zusammenhängenden Betrachtung zu unterziehen und ihre besondere, wie principielle Bedeutung für Grillparzer zu erörtern. Der erste Blick eröffnet die fesselnde Aussicht auf einen Bildersaal, in dem eine Reihe berühmter Autoren des vormärzlichen Oesterreich in lebensgroßen und sprechend ähnlichen Gemälden hängen. Denselben haftet die Eigenthümlichkeit an, daß sie mit wenigen Ausnahmen von den dargestellten Persönlichkeiten selbst entworfen sind, daß nur hier und da fremde Hände diesen und jenen Pinselstrich hinzugefügt haben. Oder, um unverblümter zu reden, es ist in Gestalt von Tagebüchern und Briefen eine erstaunliche, eminente Fülle von psychologischem Material aufgespeichert, das dem Literarhistoriker und Biographen der Zukunft unschätzbar, ja unentbehrlich, dem Culturgeschichtsschreiber ebenfalls äußerst werthvoll sein wird. Zuvörderst ist durch die Jahrbücher eine richtige und tiefere Würdigung der menschlichen Persönlichkeit Grillparzer's ermöglicht. Sein psychischer Zustand, der auf's Innigste mit seinen künstlerischen Problemen und Gestalten verbunden ist, war bislang mit schwarzen Schleiern umhüllt. Man erwartete, daß er sie einigermaßen lüften würde, als er sich auf das wiederholte Drängen der Wiener „Akademie der Wissenschaften" zum Niederschreiben einer Autobiographie entschloß. Aber weit gefehlt. Eine wahre Mauer an Schweigsamkeit, hatte er sich das Bruchstück seiner Lebenserinnerungen augenscheinlich nur abgerungen. Zwar war das Milieu, in welchem er aufwuchs, ziemlich ausgiebig geschildert, zwar empfing man einige willkommene Anhaltspunkte hinsichtlich der Entstehung und Geschichte seiner Dramen, allein man mußte schon sehr fein zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, wenn man diese knappen Aufzeichnungen in Zusammenhang mit seiner Lyrik bringen wollte, diesen zum Theil ganz grandiosen Producten pessimistischer Weltanschauung, die unzweifelhaft auf persönlichen äußeren und inneren Erlebnissen fußten. Eines der großen und nachhaltigen Schrecknisse seines Daseins, der Selbstmord seiner Mutter, war einfach umgangen, bezw. in freilich begreiflicher Rücksicht falsch dargestellt, seine Liebesbeziehungen, eines der räthselhaftesten, furchtbarsten und für sein Schaffen bedeutungsvollsten Capitel, mit den spröden und flüchtigen Worten „in Verwirrung gekommene Herzens-

angelegenheiten“ abgethan, von den sonstigen seelischen Ursachen seiner durchaus nicht lediglich aus den Zeitverhältnissen erklärbaren Melancholie war nichts mitgetheilt. Kurzum, es war das gerade, anfröstelnde Gegenstück dessen, was man sonst in solchen Werken fand. Ein Zug in seinem Charakter war es, über den man nun mit verstärktem Nachdruck reden und orakeln mochte: seine peinliche, grenzenlose Furcht vor der Darlegung seines Innenlebens. Die Gedenkblätter, welche Foglar, Frankl und Frau v. Littrow-Bischoff dem Geschiedenen auf's Grab legten, litten, soweit sie der psychologischen Beurtheilung dienlich zu sein beabsichtigten, an dem Mangel der Totalität und Unparteilichkeit der Auffassung. Wohl war daraus seine argwöhnische Angst vor den Menschen und die daher stammende Absonderung ersichtlich, wohl wurden die religiösen Anschauungen und der Einfluß der Erblichkeit so gut gestreift, wie Grillparzer's Aufseufzen unter der Censurbedrückung, allein Alles in Allem war einerseits zu viel Licht in diesen herzenswarmen und gemüthvollen Schriften, andererseits stand fest: das war nicht der ganze Grillparzer, nicht jene „zerstörte Natur“ — wie er sich einmal nannte, — sondern die verklärte, durch die rosige Brille der Verehrung des Dichters geschaute und in Folge dessen idealisirte Gestalt; ein väterlich aufmunternder Berather seiner Standesgenossen, ein liebenswürdiger und für erzeigte Freundlichkeiten äußerst dankbarer, der Frohlaune und des Zartsinnes keineswegs entbehrender Mensch. Dazu thürmten sich neue Fragen auf, so war z. B. die bekannte „ewige Braut“, Kathi Fröhlich, so veredelt beschrieben, daß die auf sie zielenden Strophen aus den „Jugenderinnerungen im Grünen“ nicht in ihrer Ganzheit damit übereinstimmten. Einige Jahre verstrichen, da hellte endlich ein naher Verwandter des Poeten, Theobald Freiherr v. Rizy, das geheimnißvolle Dunkel mindestens in einer Hinsicht auf, das noch um ihn schwebte. Eine ununterdrückbare, lodernde Sinnlichkeit hatte ihn mehrfach sträflich gegen das Sittengesetz frevelu lassen, in heißem, unheimlichem Kampfe mit sich selbst vermochte er nicht, sich die Kraft der Zurückhaltung zu erringen. Jedoch das, was ihn menschlich erniedrigte, wurde ihm künstlerisch zum Gewinn, die qualerfüllten, erschütternden Schmerzensrufe der „Tristia ex ponto“ waren damit verständlich gemacht und die dämonische Leidenschaftlichkeit, welche in der Heldin der „Medea“ tobte, war in ihrem Ursprunge, bezw. in ihrem Modelle ersichtlich. 1884 drückte Laube dieser Thatsache das Siegel auf. Man hat sein Verfahren gelegentlich als unzart und indiscret gebrandmarkt. Ich kann dem nicht beipflichten. Zwar bot er nur Fragmentarisches, Abgerissenes und Unschönes, indessen das hatte seinen entschiedenen Reiz und Werth insofern, als es dem aufmerksamen Beobachter die Mittel an die Hand gab, über einige wichtigere Eigenschaften zu klareren Vorstellungen durchzudringen. Was Frankl andeutungsweise, Rizy ausführlicher berichtet hatte, nämlich seine bedauerliche Unbeständigkeit in der Frauenliebe, war theils auf seine hochgesteigerte Dichterphantasie zurückzuführen, mittels deren er sich weibliche Idealgestalten in die reale Welt hineinzauberte, ohne daß er dann die bei der näheren Berührung mit dem Geschlechte der irdischen Wirklichkeit eintretende Enttäuschung zu verbergen und zu überwinden vermochte, theils darauf, daß ihn seine hohe Kunst zu ausschließlich in Anspruch nahm. Auch Kathi's Charakter wurde blitzartig, aber scharf beleuchtet: Starrheit des Empfindens und Wollens hier und dort war der Hauptgrund der ehelichen Unvereinbarkeit beider. Die grauenvolle, hindämmernde Schwermuth, sowie die Unterschätzung der eigenen Fähigkeiten und Leistungen traten gleichfalls stärker hervor.

Man ist erst auf der Basis dieser gedrängten Uebersicht der bisherigen biographischen Grillparzer-Literatur im Stande, der Bedeutung der Jahrbücher gerecht zu werden. Darin war — um einstweilen den großen Gesammteindruck zu geben — ein Selbstporträt von überraschender und sprechender Aehnlichkeit enthalten, ungeschminkt und ungeschmeichelt, vielleicht nur ab und zu etwas zu herb und düster gezeichnet. Mit einem Schlage hatte sich die Sachlage geändert. Alles Problematische in seiner Natur war verschwunden, ihre Entwickelung so deutlich, daß einem zuweilen die Augen förmlich weh thaten, man konnte sein Thun und Lassen in Zukunft nach allgemeinen Normen, unter gewissen einheitlichen Gesichtspunkten betrachten. Eine pathologische Erscheinung steht in plastischer Anschaulichkeit vor uns, geeignet, die Lombroso'schen Beziehungen zwischen Genie und Irrsinn zu erläutern. Fast nichts war an Grillparzer ganz, stark, gerade und maßvoll, fast Alles halb, unkräftig, gebrochen und das vernünftige Maaß überschreitend. Viel haben dazu die Zeitumstände beigetragen. Wie mit Bleigewichten hängen sich die empörenden, tragikomischen Censurverhältnisse des vormärzlichen Oesterreich ihm an Geist und Seele, rauben ihnen viel Schwungkraft und Feuer, viel Adel und Schmelz. Nicht minder hat die Kritik an ihm gesündigt. Er, für den Volkes Stimme Gottes Stimme ist, — und wer wäre eigentlich ein edlerer und zuverlässigerer Repräsentant des Volkes als seine Wortführer? — dürstet nach Liebe und Anerkennung, stößt hingegen literarhistorisch auf Unverstand und Bösartigkeit, journalistisch auf Geschmack- und Taktlosigkeit, beides in außerordentlichem, verwunderlichem Grade. Und als darin eine Wandlung eingetreten ist, als ihm Alt und Jung, Gelehrtenschaft und Bürgerschaft begeistert zujubelten, als Goedeke, der Erlesensten einer, sein Lob mit lauten Zungen verkündete, als Grafen und Fürsten, Kaiser und Könige ihm den verdienten Lorbeer huldigend zu Füßen legten: da fand man einen müden geknickten Mann, in dem man die Gluth der Schaffensfreudigkeit nicht mehr anzufachen vermochte, weil man ihm die Triebe und Träume der Jugend zu schmählich und geflissentlich verkümmert hatte. Leider begegneten sich damals die verunglimpfenden, zerstörenden Mächte mit ähnlichen Elementen in seinem Innern. Das beseligende Bewußtsein der ruhigen und zugleich anspornenden Befriedigung kennt er nie, wohl sehnt er sich inbrünstig nach stillem, engbegrenztem Glücke, allein das kann ihm nicht vergönnt sein, da er an sich und an seinen Gebilden immer neue Schwächen, Untiefen, Abgründe entdeckt. Er schlägt sich nämlich unaufhörlich an's Marterholz der lieblosesten Selbstbeschau und drückt dabei jeden einzelnen Nagel mit besonderer Wonne recht lange und recht fest in's Fleisch. Um das Resultat der beharrlichen Selbstbetrachtung fernerhin günstiger zu gestalten, dazu fehlen ihm Muth und Energie. Denn Männer und Helden formt Mutter Natur aus anderem Stoffe; ihn hat sie zum bereitwillig duldenden und leidenden Schmerzenskinde gemacht. Zum Schmerzenskinde, auch was seine Familie und Stellung anbelangt. Von Wahnsinnsvorstellungen umschattete Brüder, ein strenger, der Poesie abholder und das kindliche Gemüth nicht begreifender Vater, eine in ihrer Liebe schrankenlose und keine Spur des gesunden sittlichen Erziehungsinstinctes besitzende Mutter gereichen seiner Entwickelung wahrlich nicht zum Vortheile. Seine Gefangenschaft im Staatsdienste hemmt ebenfalls die freie und stolze Individualitäts-Entfaltung. Wer von der nur auf unfruchtbare, umständliche und maschinenhafte Kleingeschäftigkeit gerichteten Regierungsführung des Kaisers Franz eine Ahnung hat, der mag die seelischen Höllenqualen Grillparzer's nachfühlen. Sie werden verstärkt durch die tief verwundenden Anfeindungen und Zurücksetzungen, denen er als Beamter ausgesetzt ist, weil die fanatische Intoleranz, welche überall religiöse und politische Anstößigkeiten wittert, einige seiner Poeme fast absichtlich mißversteht. Seine ausgeprägte sensitive Reizbarkeit bewirkt, daß diese Vorfälle doppelt schwer auf ihm lasten. Und dennoch muß er zum bösen Spiel gute Miene machen, er bedarf seines Gehaltes, um Mutter und Brüder zu unterstützen. Hier zeigt sich ein herrlicher Zug: eine grenzenlose Liebesfähigkeit. Die beständigen Bettelbriefe seiner zwei

Brüder verdrießen ihn nicht, er erhält sogar Carl's ganze Familie bis in's zweite Geschlecht hinein. Bande des Blutes vermögen ihn also auf die Dauer zu fesseln, Bande der Freundschaft auch, Bande der Herzensneigung nicht. Der Grund dafür ist bereits erwähnt. Den hochgespannten Erwartungen folgen stets Ernüchterung und Ermattung, vergebens ist er redlich bemüht, sich über die Abkühlung hinauszusetzen oder sie wenigstens nicht gewahr werden zu lassen. Er bricht jäh ab, ein erstes, ein zweites und drittes Mal. Die Verbindung unfreiwillig künstlich aufrecht zu erhalten, verbietet ihm sein aus tiefster Seele quellender Hang zur Wahrheit, dessen Apostel und — Märtyrer er zeitlebens war. Allem trügerischen Scheine, jeder geringsten Heuchelei in Wort und That ist er tödtlich feind, er giebt sich, wie er ist: schlicht, bescheiden, ehrlich und gerade heraus. Begreiflicher Weise ist er daher in der sogen. „Gesellschaft" gedrückt und scheu, seine Antipathie gegen Gleißnerei, unvernünftige Lobhudelei oder auch vernünftiges Lob ꝛc. nicht kundzugeben, fällt ihm überaus schwer, doch mag er Niemanden verletzen. Das bringt ihn schließlich dazu, die Einsamkeit als seinen besten Freund zu betrachten, er puppt sich demgemäß völlig in sich ein, und bedeckt schamhaft seine Gemüthswelt überhaupt. Das hindert ihn bei seinem universalen Bildungsdrange nicht, an den öffentlichen Vorgängen auf jedwedem Gebiete regsten Antheil zu nehmen, insbesondere an dem Wohl und Wehe seines Vaterlandes. Er hat etwas unbeschreiblich Rührendes an sich, dieser unerschütterliche Patriotismus, der sich durch keinen Eingriff in die heiligsten persönlichen und allgemeinen Rechte verbannen läßt, etwas Rührendes und — da er an Affenliebe streift — zugleich etwas Widerliches. Ueber all' den großen wie kleinen Gebrechen und Vorzügen aber geht strahlend die Sonne der dichterischen Genialität auf und übergießt mit Himmelsglanz den, dem die Poesie stets ein Heiliges, eine Feiertagsfeier, kein Werktagsgeschäft war.

Es ist nunmehr erforderlich, auch der Katharina Fröhlich nicht zu vergessen, welche Grillparzer ein halbes Jahrhundert nahestand. Das Mädchen, dessen himmlische Güte, Sanftmuth, Opferfähigkeit er nicht genugsam preisen kann, das mit der demüthigsten Ergebenheit zu ihm aufblickt, sich gehoben und geläutert fühlt durch seinen Umgang, hat andererseits einen so scharf und entschieden ausgebildeten, so unbedacht heftig und explosiv sich äußernden Charakter, daß ein zartes Ineinanderleben mit dem Geliebten, der vom Scheitel bis zur Sohle mit ebenso eiserner Selbstständigkeit gewappnet war, einfach unmöglich ist. Professor August Sauer, dessen standard-work über Grillparzer schon 1891 als baldigst erscheinend angekündigt und heute noch nicht veröffentlicht wurde, giebt in ähnlichem Sinne eine vorläufige Skizze des Verhältnisses, die auch über die Familie Fröhlich dankenswerthe Aufschlüsse enthält.

Nachdem ich versucht habe, auf Grund der Tagebuchblätter und Briefe ein Bild Grillparzer's als Mensch in den Umrissen vorzuführen, gehe ich zu den Aufsätzen über, die sich mit seinen Dichtungen befassen. An erster Stelle ist dabei die Studie Johannes Volkelt's über „Grillparzer als Dichter des Zwiespaltes zwischen Gemüth und Leben" zu nennen. Volkelt, unbestreitbar einer unserer feinsten Aesthetiker, hat bekanntlich ein Buch über Grillparzer geschrieben, das zum ersten Male den Dichter innerlich erschloß und in seiner liebevoll und tiefsinnig nachschaffenden Kritik selbst ein wahres Kunstwerk ist.*) Als die Seele von Grillparzer's literarischer Eigenart entdeckt er in diesen Untersuchungen, welche sich durch die ihm stets eigene prächtige Klarheit und sichere Ruhe auszeichnen, die Ausgestaltung des „Typus der dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit" in den mannigfachsten Vermischungen, Verzweigungen und Besonderheiten; Innerlichkeit in der Bedeutung eines hoch und stark entwickelten Gemüthslebens gefaßt, das sich in der Welt nicht zurechtzufinden, ihren Anforderungen nicht zu entsprechen vermag. Inzwischen war die erheblich bereicherte und vervollkommnete vierte Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" (Stuttgart, Cotta Nachf.) herausgekommen — neuerdings auch die treffliche fünfte —, die u. A. die Jugendtragödie „Blanca von Castilien" und eine Menge großartiger Fragmente brachte. Volkelt sucht darin die Bestätigung seiner einstmaligen Anschauungen, dringt in die Gewebe und Zellen des dichterischen Wesens seines Lieblings ein, vergleicht Letzteres mit dem Menschen in seiner Originalität und zeichnet so ein Miniaturgemälde des ganzen Grillparzer. Wieder bildet die Gefühlsseligkeit der Figuren — man verzeihe in Anbetracht unseres allgemeinen Zweckes den unzulänglich knappen Ausdruck —, das allzu potenzirte, allzu ausschließliche Versenken in das eigene Innere mit der daraus resultirenden Ohnmacht und Unbeholfenheit dem Leben gegenüber den Ausgangspunkt, von dem die Schöpfungen zerlegt und neu zusammengesetzt werden.

Einzelnen derselben sind die Abhandlungen von Sauer, Minor und Lorm gewidmet und zwar dem „Treuen Diener seines Herrn", „Weh dem, der lügt!" und dem „Armen Spielmann". Sauer streift zunächst die Bearbeitung des Banchanus-Stoffes durch Hans Sachs und Joseph Katona. Ich will die aus seinen Inhaltsangaben hervorgehenden Unterschiede kurz berühren. Bei Hans Sachs ist die Königin eine Mitschuldige an Otto's Vergehen, Banchanus ein feuriger und männlicher Rächer seiner verletzten Ehre, indem er sie erdolcht, bei dem Ungarn Katona verabscheut sie Otto's Handlungsweise, ist nur Prototyp für die politische fremdländische Tyrannei und wird von Banchanus hauptsächlich deßhalb, dann aber als muthmaßliche Helfershelferin ihres Bruders gerichtet. Hier wie dort ereilt ihn seitens des milden und gerechten Herrschers keine Strafe, hier wie dort ist Otto ein Wüstling. Allein Grillparzer's packende Tragödie vom Märtyrerthum der Pflichttreue hat neben der Vertiefung des Vorwurfes den großen Vorzug der gedrungenen, energischsten realistischen Charakteristik, der straffen, lebhaften und interessanten Führung der Handlung sowie des originell gefärbten, in bestem Sinne modernen Stils. Ferner scheint es nach der Darstellung Sauer's Niemandem gelungen, bei Niemandem auch nur das Bestreben vorhanden gewesen zu sein, den „aimable roué", Otto von Meran, menschlich glaubhafter, fesselnder und für eine mildere Beurtheilung zugänglicher zu machen, Niemandem — bis auf Grillparzer. — Das äußere Schicksal des Stückes, das der Regent in seinen meingeschränkten Privatbesitz bringen wollte, war bekanntlich nicht minder seltsam, als seine Aufnahme bei der Kritik, die eine Glorificirung der erbärmlichsten Unterthanentreue darin erblickte. Sauer läßt uns einen Einblick in die von ihm aufgefundenen Acten, die sich auf die Vorgänge hinter den Coulissen beziehen, thun. Sedlnitzky, der unerbittliche Henkersknecht der Censur, war in der ihn sicherlich höchst befremdenden Situation, einmal ein Werk beim Kaiser in Schutz zu nehmen, freilich aus selbstischem Interesse, da er die Zulassung zur Aufführung rechtfertigen mußte. Den Vorwurf des Servilismus lehnt Sauer ab, indem er die in Banchanus nur verborgene Menschlichkeit betont.

Nicht minder denkwürdig ist die Lebenslaufbahn des einzigen Kindes von Grillparzer's Humor, der Komödie „Weh dem, der lügt!" Ein himmelweiter Abstand ist wahrlich zwischen seiner äußerst mißfälligen Bühnenaufnahme und der warmen Bewunderung, die ihm heute allerseits gezollt wird. Das Hauptmotiv für die totale Verkennung mag wohl gewesen sein, daß das Problem zu fein entworfen, zu verwickelt ausgestaltet war für den oberflächlichen Blick.

Minor gebührt das Verdienst, die Maschen des kunst-

*) Johannes Volkelt, Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. München, Oskar Beck.

vollst gewobenen Netzes aufgedeckt zu haben. Leon, der köstliche Held, macht einen seelischen Proceß durch, den wir an Minor's sicherer Hand Schritt für Schritt verfolgen können. Er läutert sich „von der äußeren Wahrheit" zur inneren Wahrhaftigkeit", seine kühn und blindlings in den Tag hinein lebende wortwörtliche Auffassung des Satzes: „Weh' dem, der die Unwahrheit aussprich t", verkehrt sich allmälig in die tiefwurzelnde sinngemäße Auffassung: Weh dem, der sich irgend welcher innerlichen Unwahrheit schuldig macht, sei es im Handeln, sei es im Reden. Die kritischen Fechterkunststückchen à la Saphir müssen vor Minor's lichtvoller, wohl abgewogener Darstellung zu Schanden werden, die Verständnißlosigkeiten oder boshaft aufbauschenden Gehässigkeiten, die sich an das absichtlich buntfarbig schillernde Wahrheitsthema knüpften, nun verstummen. — Lorm's Aufsatz über das unschätzbare Kleinod unseres novellistischen Schriftthums „Der arme Spielmann" ist vielleicht zunächst als eine öffentliche Ehrenerklärung anzusehen. Lorm hat s. Z. in seinem freiheitsdürstenden Buche „Wiens poetische Schwingen und Federn" 1847 Grillparzer mit leidenschaftlicher Heftigkeit angegriffen, weil er nicht entschlossen dem Beamtenthum den Rücken gekehrt, nicht überhaupt Wiens Staub von seinen Füßen geschüttelt hat. Anders betrachtet er heute den Menschen Grillparzer, ruhiger, objectiver, versöhnlicher und liebreicher. Denn nach dem Menschen Grillparzer fahndet er in dem zweifellos im Allgemeinen durchaus subjectiven Bekenntnisse der Meisterdichtung. Da geht keine noch so flüchtige Andeutung verloren, sobald sie von Belang ist, der subtilste Reiz und Stimmungsgehalt der herrlichen Erzählung ist erfaßt und zweckentsprechend gedeutet. Dazu sind in der Analyse Elemente von sittengeschichtlichem Werthe enthalten, so die Schilderung des Wiener Volksthums zu Anfang dieses Jahrhunderts, des Volksthums in seiner gedankenlosen Trägheit, seinem naiven, in sich befriedigten und unbewußten Optimismus. Grillparzer's trübe Resignation ist bei Lorm aus anderer Quelle hergeleitet, als bei Volkelt. Letzterer findet sie in dem mangelnden Ausgleich, dem mangelnden harmonischen Zusammenstimmen des Zuviel und Zuwenig seiner Eigenschaften begründet, Lorm in seinem Oesterreicherthum, in Folge dessen er mit voller Inbrunst dem Volksthum seiner Heimath zugewandt ist, in dem sich ihm naturgemäß auch die Menschheit im Kleinen repräsentirt, das ihn seinerseits nicht nur nicht hätschelt, sondern sogar mißachtet und ihn so nach und nach an seiner künstlerischen Mission irre machen muß.

Mit Grillparzer tauche eigentlich in Oesterreich zum ersten Male die Poesie auf, hat Bauernfeld richtig gesagt. Es ist ein mächtiges und imposantes Gebäude, das seither errichtet wurde, und dessen granitenen Grundstein wie zugleich krönenden Giebel Grillparzer bildet. Lenau und Grün, Hartmann und Beck, Bauernfeld und Hamerling, Saar und Nissel, Raimund und Anzengruber, Stifter und Rosegger, Frau von Ebner-Eschenbach und Frau von Suttner und noch viele andere klangvolle Namen haben dem poetischen Geistesleben unseres Bruderstammes Achtung errungen und die zünftige Literaturgeschichte genöthigt, ihre kühl reservirte Haltung ein für alle Male aufzugeben. Da Grillparzer der Erste war, der das zuwege brachte und ihm auch an Begabung kein völlig ebenbürtiger Nebenbuhler erwuchs, so war es nur billig und vernünftig, daß er den breitesten Raum in der psychologisch-ästhetischen Geschichte des österreichischen Schriftthums im 19. Jahrhundert einnahm. Denn nichts mehr noch minder wollen die „Jahrbücher" sein und werden sie, wenn der Anschein nicht trügt, mit der Zeit werden. Von nicht minder hohem Interesse und Gehalt als Grillparzer's Beichten ist in diesem Sinne der Briefwechsel des Poeten, der als Regenerator des Volksschauspieles in Oesterreich ungefähr die gleiche Stellung einnimmt, wie Jener auf dem Gebiete des Kunstdramas, Ferdinand Raimund's. Zum Verständnisse der an Antonie Wagner gerichteten Briefe muß vorausgeschickt werden, daß Raimund von 1819 an ein Verhältniß mit derselben hatte, dessenungeachtet aber 1820 eine Ehe mit Luise Gleich, der Tochter des Localdichters und Theaterdirectors, einging. Das Publicum benahm sich bei dieser Gelegenheit so roh-brutal, daß auch eine weniger zart besaitete Natur verletzt worden wäre. Als nämlich Raimund nach seiner einmal gegebenen Einwilligung am festgesetzten Hochzeitstage einfach ausblieb, übte es einen Akt der Lynchjustiz, indem es an den nächsten Abenden seines Auftretens Theaterscandale wüstester Art anzettelte. Hier nun ist der Punkt, an dem wir einsetzen können. Raimund hing seinem praktischen Berufe mit Leib und Seele an, er ging darin ganz auf. Er mußte die erbärmliche Demonstration auch verallgemeinert als Gradmesser für die Schätzung seiner Persönlichkeit, die eben von seiner Kunst untrennbar war, auffassen und daher um so schwerer gekränkt sein. Waren doch die Schauspieler in den ersten Jahrzehnten dieses Säculums eine Pariaskaste, auf die die ehrsame bürgerliche Gesellschaft mit naserümpfendem Hochmuth herabsah. Es kostete Raimund die furchtbarste Selbstüberwindung und bereitete ihm den leidenschaftlichsten Schmerz, daß er sein bestes Herzblut den Zuschauern opferte, die ihn außerhalb des Theaters verachteten und ihm ihre Kreise verschlossen. Den dadurch in seinem Wesen erzeugten und nie völlig geschlichteten Zwiespalt verstärkte noch das Bewußtsein, daß der unbeugsame Widerstand, den er bei Toni's Vater anläßlich der Brautwerbung fand, aus derselben Quelle floß. Und Toni war die Einzige, deren Einfluß ihm ein einigermaßen ruhiges Daseinsglück, eine einigermaßen heitere Lebensführung verbürgt hätte. Sie nur kettet ihn an das Leben, wenn er es in seiner Hypochondrie verwünschen und von sich werfen möchte, sie läutert seine Empfindungen und sein Denken zu einer schlicht vertrauenden Gottergebenheit, ihrethalben sucht er seine durch hochgradige Nervosität zerrüttete Gesundheit wieder zu erlangen, sie giebt ihm, sobald sie ihn ihrer Liebe versichert, die Stimmung, um sich schöpferischer Thätigkeit zu widmen. Freilich ist hier so wenig wie bei Grillparzer's Braut Alles eitel Seligkeit und Harmonie, denn Toni neigte sehr oft und stark zur Eifersucht und schenkte in dieser Hinsicht gar zu gern fremden Einflüsterungen Gehör. Wäre seine Anhänglichkeit keine so tiefgründende gewesen, so hätte sie ihr damit ein frühes Grab bereitet, da sie hier eine seiner Kerneigenschaften traf, seine Ehrlichkeit. Sein Wort war ihm heilig, und was er aussprach, war der getreue Spiegel dessen, was in ihm vorging. Dieser männliche Stolz, der an dem einmal Zugesagten nicht deuteln und nicht rütteln läßt, trieb ihn theilweise wohl auch an, Luise Gleich nach den oben erwähnten Excessen doch zu heirathen und sich damit ein Martyrium aufzuerlegen, das zum Glück nach einem Jahre schon sein Ende fand. Die Ehrlichkeit wurde ihm sogar zu einem bestimmenden Factor Toni gegenüber, er überträgt die Forderung der unbedingten Aufrichtigkeit auf sie und geräth außer sich, wenn er Heimlichkeiten oder verborgene Gedanken bei ihr entdeckt. Nehmen wir noch seine reine Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur hinzu, zu der er sich zur Beruhigung und Erhebung flüchtet, wenn ihn, des grandiosen Menschenverächters Rappelkopf (im „Alpenkönig und Menschenfeind") Urbild, das Menschengetriebe anödet und anekelt, so haben wir einen Charakter, dem mannigfache edle Züge zu eigen sind, und bei dem es unendlich bedauerlich erscheint, daß die rührende Kindlichkeit und gläubige Hingebung seines Innern durch die harte, rauhe Wirklichkeit vernichtet wurden. —

Boten Grillparzer's und Raimund's Geständnisse willkommene Gelegenheit, den vielfach verschlungenen und schwer zu enträthselnden Dichtercharakteren auf den Grund ihrer Seelen zu blicken, sodaß auch der moderne Psychiater seine Rechnung dabei findet, so dürfen hingegen die Tagebücher Eduard von Bauernfeld's nur eine verhältnißmäßig untergeordnete, eine sozusagen rein historische Bedeutung be-

anspruchen. Es will mich bedünken, als ob der Herausgeber Carl Glossy mit etwas übertrieben ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Bestimmung von Bauernfeld's Testamentsvollstrecker, „alle intimen Bemerkungen auszuscheiden", erfüllt hat, sodaß bedauerlicher Weise nur ganz wenige Spuren wirklichen und kräftigen individuellen Lebens geblieben sind. Gehen wir ihnen nach, so dürfte sich als die deutlichst hervortretende, vielleicht sogar überhaupt als der Mittelpunkt von Bauernfeld's Wesen, die frische, ungestüme Ritterlichkeit seiner Gesinnung erweisen. Wohl wird auch er auf Augenblicke von der damals landesüblichen Grämlichkeit, von der selbstmörderischen Zweifelsucht angesteckt, allein, was den Anderen eine Last, unter der sie stöhnen oder gar erliegen, wird ihm zum anfeuernden Sporn, weckt und stählt seine Kraft, schärft seinen Willen. Ein streitbarer Kämpe im Dienste der Freiheit und zugleich eine jähe Brausenatur, läßt er sich niemals „unterkriegen", wagt Gut und Blut daran, wenn es sich um die uneingeschränkte und unbedingte Behauptung der Menschenrechte und Menschenwürde handelt, und wirft, Grillparzer völlig conträr, eines Tages mehr tapfer als klug der löblichen k. k. Lotto-Direction den Bettel, d. h. seine amtliche Stellung, kurzweg vor die Füße, mehr tapfer als klug, wie ihn seine Unerschrockenheit oft zur Unbesonnenheit fortriß. Er ähnelt Grillparzer wieder in dem Zuge, den ich schon Eingangs erwähnte; wessen sein Herz voll ist, davon läuft sein Mund stets über. Frühe sucht er sich schon zu seinem Selbst durchzuringen und fremde Federn abzustreifen, frühe greift ein gewisser Stolz in ihm Platz, der ihn veranlaßt, der Oeffentlichkeit über seine dürftigen Mittel Sand in die Augen zu streuen. Sein Edelmuth bildet gleichfalls einen Bestandtheil seiner chevalereskeu Denkart; es widerstrebt ihm, gegen die Schriftsteller des „jungen Deutschland" zu schreiben, sobald die Polizei sie zu unterdrücken sucht. Seine entschieden ablehnende Stellung hinsichtlich der leitenden Mächte verwandelt ihn allmälig in einen grundsätzlichen Oppositionsgeist, was ihn wohl manchmal zu schwarz sehen und malen läßt. Auf sich selbst gestellt zu sein, nach Gott und der Welt nichts zu fragen zu haben und so künstlerischer Aufnahme- wie Gestaltungsfähigkeit sich weihen zu können, das ist ihm ein Ideal.

Für seinen äußeren Lebensgang bieten die Tagebücher äußerst wichtige und natürlich durchaus authentische Anhaltspunkte. Sein Freundeskreis wird in flüchtigen, bezeichnenden Streiflichtern geschildert, seine politischen Sympathien und Antipathien in den Reactions-, Revolutions- und späteren Jahren werden an sich und in ihrem Einflusse klargelegt, Entstehung und Schicksal seiner meisten Werke mitgetheilt, sonstige mehr oder minder denkwürdige Begebenheiten aus seinem Dasein erzählt, mit einem Worte: Der vom Curatorium der Bauernfeld-Stiftung und von jedem Literaturfreunde mit Sehnsucht erwartete Biograph hat hier actenmäßigen Stoff in Hülle und Fülle.

---

## Gustav Renner.

Von A. K. T. Tielo.

Wer ist Gustav Renner? Noch vor Jahresfrist etwa hätte diese Frage weder der belesenste Recensent noch der sonst so wissensreiche Kürschner beantworten können. Da brachten die Blätter in der merkwürdigen Zeit der ersten Johanna Ambrosius-Triumphe Mittheilungen und Belege von einem unerwartet aufgetauchten, starken Dichtertalent, einem armen Buchbindergesellen, der sich selbstthätig zu einer gediegenen Bildung und bemerkenswerthen Künstlerschaft emporgearbeitet habe. Gustav Renner war „entdeckt", und er blieb nicht länger unbekannt und unbeachtet. Das beweist die 3. vermehrte Auflage jenes Heftchens Gedichte*), mit dem er aufsehenerregend aus der Dunkelheit hervortrat. Die Zahl der Auflagen kommt freilich für die Bedeutung eines Autors nicht im Entferntesten in Betracht; sonst wäre meine ostpreußische Landsmännin die größte deutsche Dichterin. Doch besagt dieser äußere Erfolg wenigstens, daß seine Gedichte, es sind wirklich „bloß" Gedichte, nicht allein in den Schaufenstern beguckt, sondern auch — ein blaues Wunder in unserem aufgeklärten Deutschland — bisweilen gekauft und gelesen werden. Und sie verdienen unbedingt, der Hochfluth der unanständig anständigen Goldschnitt- und der grell-bunten Bordell-Lyrik, welche alljährlich rasch den Büchermarkt überschwemmt und noch rascher spurlos im Sande verrinnt, entrissen und auf ein Weilchen unserem geistigen Leben anvertraut zu werden.

Eine wahrhaft vornehme Erscheinung. Das gewahrt man sofort, wenn man das knapp bemessene Vorwort überfliegt: „Ich bin vollständig Autodidakt, wünsche aber, daß bei Beurtheilung dieser ‚Gedichte' darauf so wenig als möglich Rücksicht genommen werde, denn in der Kunst gilt nur das Können." Eine solche ungedämpfte Tonart wagt nur ein selfmademan anzuschlagen, der auf eigenen Füßen steht und weiß, daß er seine eigenen Wege geht. Eigene Wege, die sich fast jeder Verseschmied von Heute einbildet, in der nackten Wirklichkeit. So weisen denn auch seine Gedichte auf eine aparte, in sich geschlossene Natur zurück. Sie haben sammt und sonders etwas dämonisch Erhabenes und Gewaltiges. Sie schlagen hohe Wellen, ohne doch zu branden und überzuschäumen. Sie athmen eine düstere Gluth, einen drückend schweren Duft, einen Hauch von der kalten, stolzen Genialität Friedrich Nietzsche's. Sie wärmen und beleben nicht, sie schmeicheln und spielen nicht. Sie fluchen und verachten, sie suchen und sehnen, sie grübeln und begreifen.

Doch der Dichter möge sich selber „an die Leser" wenden:

„Nicht Lieder sind's von Wein und holden Frauen,
Von süßer Liebe und von Frühlingslust —
Ein Aufschrei ist es aus gequälter Brust,
Ein greller Schrei, der himmelaufwärts dringt
Und wieder rückprallt von geschloss'nen Pforten."

Wir treten in die Atmosphäre „eines eisigkalten Domes", in dem „die Heiligenbilder längst umgestürzt sind", in „eines Menschenherzens Nacht", das gegen den übermächtigen Druck eines rauhen Schicksals ohnmächtig und doch machtvoll ankämpft. Da staunen wir, wie er sich ein ander Mal ausdrückt, über seiner „Gedanken Kraft", über „seines Herzens Tiefsinn" und über seine „trotzige, himmelglühende Leidenschaft". Die ihr an wohlbesetzten Tischen bei vollem Magen nach dem Mahle greifet und „zwischen Fisch und Braten nach dem träumerischen Nirwana fraget", ihr kennt die Furchtbarkeit eines kümmerlichen und verkümmerten Lebens nicht — ruft er den schwatzenden Pessimisten in die Ohren. „Todte Form und längst vergess'ner Brauch" nimmt vor seinen Blicken riesenhaft anwachsend überhand:

„Ja, wäre nur mein Wort kein bloßer Hauch,
O, daß ich Blitz und Donner in mir trüge,
Zu schmettern sie in diese Welt der Lüge,
Daß sie in Flammen sich verzehr' und Rauch!"

Gustav Renner ist ein überwältigender Fürsprecher und Darsteller menschlichen Elends, des leiblichen und des geistigen Elends, das aus einer demüthigenden Lage erniedrigend und ertödtend hervorschleicht. Niemals haben die Liebknecht und Bebel eine so überzeugende und eindringliche Sprache gesprochen. Er hat indessen keine socialdemokratischen Leitartikel und Kammerreden abgefaßt, er hat im Interesse der „Genossen" keine Reformpläne geschmiedet oder seine gerechtfertigte Unzufriedenheit weder im Einzelnen systematisirt und rubricirt noch das pro und contra bedächtig abgewogen. Er steht ferne den Zinnen jeglicher Partei.

*) Gustav Renner. Gedichte. Zürich, Th. Schröder.

Wenn er nun als der geborene Volksredner erscheint, so spricht er doch seiner scharf ausgeprägten Individualität zufolge in Wahrheit immer pro domo. Das Volk verhalte seinen wehrlosen Gram und Grimm; es finde keine Worte für die Uebermacht seines Unglücks und seiner Sehnsucht nach einem begütigenden Glücke.

„Wenn dem Koloß die Zung' ich lösen wollte,
Es würd' ein Schrei die weite Welt erschüttern,
Ein Schrei, vor dem der Erde Felsen zittern,
Ein Schrei der grausen, tausendjähr'gen Noth,
Ein Schrei nach Blut und Rache, Mord und Tod,
Daß Thron und Altar in den Abgrund rollte."

Mit diesem Volke verbindet ihn nur die gemeinsame Geburt und die gemeinsame Belastung. Ihn ekelt vor der plebs Rohheit und grob sinnlicher Begierde, und aller Gemeinheit sagt er schroff die Fehde an:

„Dem Pöbel reich' ich nicht die Hand, die reine,
Obgleich ich seinem Boden bin entsprossen
Und das Geschick ihn gab mir zum Genossen —
Ich kenn' ihn nicht, sein Ziel ist nicht das meine."

Er bekennt sogar offen, er fühle zu diesem widrigen und widerlichen Troß keine Menschenliebe mehr; er möchte in dem giftigen Strom seiner heißen Erbitterung wie in einer Sündfluth allen Lug und alle Bosheit ertränken, damit daraus eine bessere, hehre Welt auferstehe. Ja, noch mehr:

„Könnt' ich vertauschen doch mein ganzes Wesen,
Könnt' ich die Menschheit ausziehn, wie ein Kleid,
Und mich versenken in Vergessenheit,
Daß ihr dereinst Genossen mir gewesen!"

Er haßt, er haßt mit heiliger Inbrunst, ein unversöhnlicher Feind charakterlosen Streberthums und kriechender Schönrednerei:

„Speit ihm in's Antlitz oder kniet im Staube,
Doch nicht das feige, zärtliche Gewimmer
Von halbem Trotz und halber Liebe immer,
Krieg bis auf's Messer oder stumpfer Glaube!"

Bei solcher rücksichtslosen Mannhaftigkeit und verletzenden Ehrlichkeit trifft ihn natürlich wiederum der Haß jener gefühl- und ziellosen Heerdenmenschen; man meidet ihn, und so wandelt er durch Disteln und Dornen abseits von der großen, ausgefahrenen Heeresstraße.

„Stets bin ich einsam, doch am einsamsten,
Wenn mich des Menschenstromes Wogen tragen
Durch drängend volle Straßen großer Städte.
— — — — — — — — — — — — —
In heil'ger Stille schreite ich dahin . . ."

Selbstgenügsam ist er sich selbstgenugsam. Die Einsamkeit preist er als seine „mondgeaugte Göttin". Sie ist seine „holde" Muse — und „hold" bezeichnet für ihn sehr beachtenswerth das Maaß seiner Glücks-Empfindung und Erwartung, etwa entsprechend dem Goethe'schen „behaglich". — In seiner selbstherrlichen Sonderstellung erinnert er an den Byron'schen Manfred, der in ungezügeltem Uebermuth rühmt:

„Von Jugend auf
Ging meine Seele nicht mit Menschenseelen,
Noch sah ich auf die Welt mit Menschenaugen;
Mich machten Freude, Leid und Trieb und Kraft
Zum Freudling."

Aber Manfred — Byron, der schöne, verehrte Dichterlord, ist niemals mit der Noth an einem Tische gesessen. Gustav Renner sieht sich gleichzeitig von socialer und psychischer Gefahr bedroht. Wie ein Ertrinkender aus grauenvollem Sumpfe reckt er die Hände empor. Aber wo naht der ersehnte Erretter? Vielleicht Gott? Doch auch der Herrgott kennt keine Gerechtigkeit; er fühlt sich in graue Oede „hinabgestoßen ohne Schuld und zermalmt von des Lebens schwerem Rad". Mit letzter Anstrengung rafft er sich zusammen und mit gigantenhaftem Zorn bricht er gegen seinen Schöpfer los:

„Anklagen aber will im Grab ich noch
Ihn, der mich grausam in dies Elend stieß,
Mich schaffend, einen Götterthron verhieß,
Und höhnend an der Wiege mich verließ."

Im Traume — Träume und Visionen gelegentlich entwirft er im Stile der Modernen — wallt an ihm eine bleiche Schaar abgehärmter und verstörter Märtyrergestalten vorüber, wund und dornengekränzt wie der Gekreuzigte; sie litt für die Schmach der ganzen Welt und will ihre Anklagen „dem in's Gesicht schleudern, der diese arme Welt damit beladen".

Gustav Renner erhebt finstere Anklagen, aber keine zitternden Klagen. An seinen Thränen soll sich Niemand weiden:

„Der größte Schmerz, er thränet nur nach innen."

Er schauspielert keinen sentimentalen Augenaufschlag, er wimmert kein hündisches Gebettel um Brod und Gnade, geschweige denn um Liebe.

„Still geh' ich hin, kein Klagelaut
Soll je aus meinem Munde gehn."

Und noch lauter:

„Kein Mitleid, nein, hab' ich gefehlt,
So beuge tiefer noch mein Haupt . . ."

Bei solcher erschütternden Fülle des Leides hätte er sich übrigens nicht wiederholt mit Freiligrath's verwaschener Phrase „der Dichtung Mal ein Kainsstempel" aufzustützen brauchen. Man hätte ihm ohnehin geglaubt. —

Aber sein Standpunkt ist allmälig höher und höher gerückt; er kommt dahin, auf seine Bedränger ein kühnes Loblied anzustimmen:

„Ein Hoch dem Hasse und der Noth
— — — — — — — — — — —
Und hoch der Hunger, hoch der Tod!"

Trotz Armuth und Entbehrung vermag er da „der holden Amme Noth" zu danken:

„Denn was ich bin, gabst Du mir nur, nur Du:
Den kühnen Haß, das eisige Verachten,
— — — — — — — — — — — — —
Die lobenswerth allein dies Leben machen —"

Und mit welchen dunkelflammenden Farben spiegelt sich das vielgestaltige Dasein in diesem Menschenhirn wieder! Das Leben betrachtet er als „einen wüsten Krieg", und er giebt sich damit zufrieden:

„Kein Leben möcht' ich ohne Tod,
Zu ew'ger Ruhe feig genossen,
Und keinen Kranz, den nicht die Noth
Mir reichte, thränenübergossen;"

er will sich keines Weibes erfreuen, das er nicht errungen und keines Himmels, den er nicht erzwungen habe. Recht um Recht, Pflicht um Pflicht!

„Schuldlos kam ich in diese Welt
Und weiß auch Keinem Dank dafür;
Doch geh' ich durch des Todes Thür,
So sei es aufrecht wie ein Held."

Einmal, einmal möchte er aber auch aus goldenem Becher schlürfen und mit Purpurrosen seine Schläfen umlauben. Einmal im Ueberschwang der Lust ein trunkener Gott sein und dann verschlungen werden von grauser Ewigkeit! Wie er sich sein Abscheiden ausmalt, wie und wann er sterben möchte, diesen Wunsch und letzten Willen, den alle unsere Poeten von Herwegh bis Busse irgendwie und irgendwo formulirt haben, hat auch er in schöne Verse gebracht:

„Sterben möcht' ich in Wohllaut, Licht und Farben,
Im Angesicht des Meers, wenn Orgeltöne
Die Wogen heben" . . .

Aber wie er seinem gläubigen „Gebete" gleich eine verneinende „Antwort" nachschickt, so läßt er hier eine ernüchternde „Erfüllung" nachfolgen:

„Kneif' Dich nur in die Waden und laß Dich erwecken,
Denn von dem Zeug, was Du da zusammenschwärmest
Und Dir den hungernden Magen überlärmest,
Wirst Du im Leben nicht eine Spur entdecken."

Vor dem Tode werde er doch beben und bangen und sich scheu vor ihm in einen Winkel verstecken. Dann wieder möchte er sich mit dem krankenden Herbstwalde zur Ruhe betten. Oder der Mörder Tod möge ihn jählings packen, wie der grausame Löwe das Roß, wie der wüthende Sturm die Tanne zu Boden stürze.

Aber die Todesruhe wird ihm willkommen sein. Hamlet in seinem berühmtesten Monolog berührt die Schrecklichkeit mancher Traumgebilde:

. . . Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's;
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn unser sterblich Theil wir abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu steh'n; das ist die Rücksicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen . . ."

Bei Gustav Renner zeigt sich eine verwandte Idee. Er verschmäht den Christenhimmel, den Ersatz für „des Lebens scharfe Dornenkrone".

„In Träumen würde mir das Elend kehren,
Die kaum verharschten Wunden aufzureißen."

Darum verherrlicht er „den milden, blauäugigen Schlaf", der ihm tröstende Vergessenheit spendet. Auch Manfred sucht nichts als Selbstvergessen, alle übrigen Güter der Erde können ihn nicht anlocken. „Wie dem Hamlet erschien ihm die Welt als ein verwilderter Garten voll verworfenen Unkrauts, und wie jenem selbstquälerischen Grübler kam ihm alles Menschentreiben ekel, schal und unersprießlich vor", sucht Johannes Scherr den Schöpfer des Manfred zu ergründen. Gustav Renner ist eine Byron-Natur. Eine Byron- und Faust-Natur — sehr begreiflich, daß er dem Goethe'schen Meisterdrama einen besonderen Hymnus gewidmet hat. Er möchte den Schein von dem Sein der Dinge trennen, er möchte sich hinabgraben zu den verschlungensten Wurzeln der Welt. Die Welt gilt ihm als ein Geheimniß, als ein Räthsel, eine Sphinx, Schlagworte und Bilder, die er immer von Neuem aufnimmt. Der angsterpreßte Aufschrei der Creatur und das Mysterium von Sein und Nichtsein bilden seine eigenste Domäne. Die Natur zieht ihn mit der Großartigkeit ihres Wachsthums an und stößt ihn ab mit ihrer seelenlosen Gleichgiltigkeit gegen ihrer Geschöpfe Erstehen und Vergehen, mit ihrem ungeheuern Gleichmaaß der eilenden Stunde, Tag auf Tag und Nacht auf Nacht in alle Ewigkeit. Was sind wir? „Schwanke Träume unter blauer Schädeldecke, schemenhaft vergänglich" und selbst

„Die Weltgeschichte, die wir stolz bewundern,
Erschreckend fürchten, sind nur wilde Träume,
Gedankenketten in dem wüsten Hirne,
Deß Ziel und Streben dunkel und verborgen."

Da findet er nicht Anfang und Ende, er spürt vergeblich nach dem „Warum", nach dem „Woher" und „Wohin", und in diesen fruchtlosen Mühen murmelt er wohl durch die Zähne: „O wär' ich nie geboren", oder gar, „Daß ich geschaffen, ist mein tiefster Haß". Das bringt ihn zuweilen selbstmörderischen Erwägungen nahe. Aber sein straffer Lebensmuth und sein geschmeidiger Wille können nicht so leicht gebrochen werden. Ebenso wie er seiner Verzweiflung über den socialen Jammer Herr geworden ist, ebenso richtet er sich aus den Zweifeln über das Loos „Mensch sein" empor. Wie dort, so auch hier erstreitet er sich einen versöhnlichen Abschluß, wenigstens für sein einzelnes Ich:

„Dich lieb' ich, o Leben! Die heiße Schlacht
Um Sein und Nichtsein, um Alles und Nichts."

Gustav Renner hat aber nicht bloß gedankenschwere Dichtungen gegossen, er hat auch seiner Phantasie dann und wann einen freieren Spielraum gewährt. Man vernimmt einen leisen Nachklang der Romantik, wenn er ein schimmerweißes Dornröschenschloß im weiten Walde schildert oder die singende Nixe, wie sie nächtlich aus dem kühlen Weiher an's Ufer gleitet. Mit Absicht verwerthet er dabei, abermals ein Vertreter der von ihm geforderten Totalität, das intensive Element, den strahlenden Mittag und die leuchtende Mondnacht. Den Einsamen bemerkt man dabei immer wieder: er unterläßt niemals, die volle Stille eines solchen Stimmungsgemäldes zu betonen. Aber er versenkt sich auch in die wild brausende Sturmnacht der Gespenster und Spukmähren — und immer spielt dann überschnell eine Faustische Selbstpeinigung hinein. Das todte Räthsel und der räthselhafte Tod müssen die Schauer der nächtigen Finsterniß vollenden.

Als Merkwürdigkeit kann man die Liebesgedichte ansehen, von denen Gustav Renner glücklicher Weise nur ein paar aufzuweisen hat. Sie sind eben so sehr verunglückt wie die seines größeren Altvorderen, Schiller's. Seiner Erotik mangelt alle belebende Farbe und warme Deutlichkeit. Er erklärt sich nur allgemein über der Geliebten Liebenswürdigkeit, über ihre Milde und Reinheit. Aber man möchte ihr doch auch in's Angesicht schauen; selbst eine ätherische Seele kann nicht ohne irdischen Leib bestehen. Er ist hier zu viel Sein und zu wenig Sinnlichkeit. Ungefähr wie Schiller die treulose Minna andichtet, flötet er schwermüthig vor seiner Bertha vom verblühten Liebesmai, wobei das anseufzende, verhimmelte „O" gar kein Ende nehmen will. Schiller schrieb in kunstvoll wechselndem Metrum seine prächtige episch-lyrische „Erwartung"; Renner's „Stelldichein" streift mit seiner faden Trivialität hart an unfreiwilligen Humor. Hie und da ertastet er einen wahren Gefühlston; aber wie weit ist er innerlich erlebt und äußerlich anempfunden?

Auch seine Balladen sind keine Heldenthaten. Alle drei sind stimmungsvoll gehalten, aber sie entbehren selbstständiger Bedeutung. Das alte Motiv des Kindesmordes ist doch in Bürger's „Pfarrerstochter von Taubenhain" viel glänzender und ergiebiger ausgebeutet als in der „Ballade". Die beiden Sagen „Der Mönch", die bekannte Geschichte der Tod kündenden Corveyer Klosterrosen und „Siegrun und Helge", die Verklärung ehelicher altgermanischer Frauentreue, werden alljährlich von ein paar Dichterlingen in Verse gefaßt. Das wäre indessen kein Schade, wenn diese Fassung durch neue, hervorstechende Züge bereichert wäre.

Die letzte Umschau in Gustav Renner's Poesie hat eine schwache Seite ergeben. Mustert man die formale Ausstattung, so gewahrt man gleichfalls mancherlei Flecken und Unebenheiten. In der Technik erstrebt er maßvoll die plastische Bildlichkeit der Modernen. Seine Vergleiche, im Großen und Ganzen von seltener Kühnheit und auffallender Eigenthümlichkeit, sind zuweilen verschieft und verbogen. Der Himmel darf keineswegs beliebig als grüner Garten oder grüne Laube oder grünes Nest in Kauf genommen werden, bloß damit auf diesem unhaltbaren Grunde artige Luftschlösser aufgebaut werden. „Der Melodienstrudbach" der Lerchen und das Herz der Siegrun, welches ihr „wie ein Hammer pocht", dürften als schwülstig und geschmacklos beanstandet werden. — Seine Sprache strömt in feierlichem Pathos, ohne in gemachte Declamation und augenblendende Rhetorik auszuarten. Freilich sind prosaische Wendungen nicht völlig vermieden, etwa wie „Grausam ist die Natur im höchsten Grad".

„Wenn meine Verse ernst und düster schreiten,
Ist es der schweren Tag' und Nächte Tritt."

Aber sie schreiten nicht immer, sie stolpern gelegentlich. Der Satzbau ist manchmal unnatürlich verrenkt, so in dem Sonett „Verweigerung":

„Es dorre mir der sonnenfrohe Fittig —
Sollt' an Unwürd'ge ich den Kranz verleih'n,
Den Kranz, den ich mit Blut erkauft so theuer,
Um den ein ganzes, schweres Leben litt' ich."

Sonst weiß er just in die strenge Architektonik des Sonetts und des achtzeiligen Halbsonetts, jener Form, welcher sich spielerischer Dilettantismus mit Vorliebe bemächtigt und darin seine herrlichsten Niederlagen erleidet, sein eigenstes und tiefstes Wesen hineinzupressen. Im Uebrigen pflegt er namentlich in umfänglicheren Gedichten den ungereimten und unstrophischen jambischen Quinar, den Vers unserer classischen Tragödie und die beweglichen, „freien Rhythmen“. Die Reime hätten, wie das vorige Exempel allein lehrt, eine sorgfältigere Auswahl verdient; „Gedichte mit schlechten Reimen“ gleichen nach Hebbel „Gesichtern mit Blatternarben“.

Aber man wird sich auch von einem Gesicht mit Blatternarben nicht verächtlich abkehren, wenn es zu einem achtungswerthen Manne gehört. Gustav Renner blickt mit den leuchtenden Augen des echten Poeten, er besitzt thatsächlich „ein eigenes, festgeprägtes, sicheres Ich“, das allein eine literarhistorische Existenzberechtigung verleiht. Schon jetzt, wo man noch bei ihm die feine Politur und heitere Klarheit des vollendeten Künstlers vermißt, kann er sich in Ehren neben wahlverwandten Socialisten der jüngstdeutschen Bewegung behaupten.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Wenn das Licht verlöscht.

Von Lars Dilling.

Autorisirte Uebersetzung.

Die Gäste hatten das Haus verlassen. Der Kammerherr und seine Frau waren zu Bett gegangen, und das Fräulein hatte sich in ihre Kammer zurückgezogen. Im Speisezimmer wusch die Dienerschaft die Gläser und zankte sich um einen verlorenen Hausschlüssel. Die beiden Salons lagen im Halbdunkel. In einem waren alle Lichter ausgelöscht. Im anderen brannten noch einige in dem großen Kronleuchter, und der Schein vereinigte sich mit dem der Gasflammen von draußen, denn die Vorhänge waren aufgezogen. Die Luft war voll von Lichtdunst, Parfüm und Blumenduft. Mitten im Zimmer stand ein Flügel und ihm zur Seite ein kleiner Puff mit reichen, seidenen Quasten, beschattet von einer großen Palme. An das Clavier lehnte eine hohe Frauengestalt.

Ihr Antlitz war bleich und fein — etwas zu scharf vielleicht — und das reiche, schwarze Haar war von der Stirne zurückgestrichen und hinten zu einem dicken Knoten gewunden, mit einer hellgelben Rose an der Seite. Ein marineblaues Seidenkleid schmiegte sich um ihre Gestalt, und auf einer Schulter hielt eine gelbe Rose ein weißes Spitzentuch zusammen, das die Blässe des Gesichtes noch mehr hervorhob. Es war etwas jungfräulich Herbes in ihrem ganzen Wesen, und als sie mit dem langen Lichtlöscher wie mit einem Speer in der Hand so dastand, glich sie einer Minerva in moderner Tracht. Sie war auf alle Fälle eine von Minervas glücklichen oder unglücklichen Töchtern, — wie man will.

Blanka Fere war vor Jahren ganz jung in das Haus gekommen, als Erzieherin für des Kammerherrn Tochter, die kleine Margarethe. Die kleine Margarethe war inzwischen zu einer siebzehnjährigen Jungfrau herangeblüht, während Blanka eine achtundzwanzigjährige — alte Jungfer geworden, aber das war sie doch nicht, obwohl sie allerdings achtundzwanzig war, aber auch nicht mehr. Erzieherin war sie nicht mehr, eher so etwas wie Gesellschafterin, Stütze des Hauses oder wie man es nennen will.

Blanka löschte mechanisch einige Lichter. Nur ein einziges ließ sie brennen. Sie stellte den Löscher fort und setzte sich leise auf den Puff unter der Palme. Hier hatte sie ja eine Stunde mit ihm gesessen, und da wollte sie auch von ihm träumen, sich seine Worte wiederholen, was er gethan, und wie seltsam sein Benehmen gewesen war.

Ein „Er“ ist immer im Spiel bei den Träumen junger Mädchen. Und diese schwüle Luft von Lichtdunst, Parfüm und Blumenduft war zum Träumen gemacht. Es waren wohl ähnliche Dünste, die von dem delphischen Orakel aufstiegen und Pythia in ihren verzückten Zustand versetzten.

Als er da war, duftete es nur nach Blumen und Parfüm, die Lichte blakten nicht einmal, sondern brannten hell in der Krystallkrone, die wie ein großer Brillantschmuck über ihnen hing. Sie saßen dicht neben einander auf dem Puff und lehnten mit dem Rücken an den Flügel. Eine Dame trug ein Salonstück mit Fingerverrenkungen vor, aber Blanka hörte nicht auf die Musik, sondern nur auf ihn. Oder sie hörte nicht auf ihn, sondern sah nur ihn. Er war heute Abend so verändert! Sonst war der junge Künstler still in den vornehmen Salons. Sein Vater war ja ein armer Lehrer auf einem Gute des Kammerherrn; dieser hatte sein Talent entdeckt und ihn in die Zeichenschule geschickt; als er als Maler bekannt zu werden begann, wurde er zu Gesellschaften eingeladen. Er wußte, daß es eine große Ehre für ihn war, und das wußten auch der Kammerherr und seine Frau und die Gäste, und darum waren Alle so freundlich und herablassend. Aber heut Abend schien er alle Entmuthigung von sich gethan zu haben. Seine dunklen Augen strahlten selig, und er trug seinen schönen Kopf mit den dunklen Locken recht hoch. Vielleicht war er so glücklich, weil er öffentliche Anerkennung gefunden hatte. Er hatte ein Reisestipendium erhalten und sollte morgen nach dem Süden, wo die Genies mit den Goldorangen zusammen reifen. Der Kammerherr hatte auch bei Tisch sein Wohl ausgebracht. Aber das allein konnte ihn doch nicht so selig machen. Er hatte so wunderliche Dinge gesagt, während er seine Hand auf die ihre gelegt. Sie hatte nicht Alles verstanden, weil die Musik seine Stimme übertönte, und dann war sie ja so verlegen. Sie hatte gemerkt, daß mehrere Blicke sich auf sie richteten. Die Kammerherrin hatte sie ja auch früher oft mit ihm geneckt.

Blanka fuhr bei einem klirrenden Laut halb aus ihren Träumereien auf. Doch es war nur eins von den Mädchen, das ein Glas zerschlagen hatte. Jetzt war es wieder still. Ein paar Thüren wurden geschlossen, die Dienerschaft ging schlafen.

Blanka stützt ihre Stirn gegen die Ecke des Flügels, um sie zu kühlen. Der Lichtdunst übte auf's Neue seine Wirkung und Pythia versank wieder in ihre Trause. Einiges von seinen Worten hatte sie doch gehört. Er meinte, daß er nun ein Ziel hätte, für das er arbeite, und dann etwas von leuchtenden Sternen auf seinem Wege oder dergleichen. Durfte sie wirklich hoffen? Wäre sie so glücklich, sein Ziel, sein Stern zu sein? Dürfte sie vielleicht diese goldenen Fesseln abwerfen, ihr eigenes kleines Heim haben, statt sich ihr ganzes Leben lang auf den weichen Teppichen wie eine in Seide gekleidete Dienerin zu bewegen. Sollte sie wirklich inmitten dieser eleganten Herren, die ihr alle so herablassend den Hof machten, ein warmes Herz gefunden haben, das für sie schlug? einen Mann, der sie als sein Ziel betrachtete, seinen Stern? Und warum nicht? Sein letztes Wort zu ihr war das merkwürdigste.

Die Musik hatte gerade aufgehört, und so hörte sie es ganz deutlich, wenn sie es auch nicht verstand. Er hatte gesagt: „Ich nehme noch nicht Abschied von Ihnen. Wir sehen uns heute Abend noch, wenn das Licht verlöscht.“

Wenn das Licht verlöscht? Das konnte ja jeden Augenblick geschehen. Sie hatte den Löscher in der Hand. Und dann? Käme er dann wirklich, und warum? War er im Besitze einer Zaubermacht, die ihn, wenn er es wünschte, zu ihr führen könnte?

Sie erhob sich und fuhr sich über die Augen. „Ich habe ja ein wahres Fieber. Der Lichtdunst hat mir den Kopf verwirrt.“ Sie nahm den Löscher und murmelte lächelnd: „Wir wollen sehen. Jetzt schwinge ich meinen Zauberstab, das Licht verlöscht, und der Prinz erscheint.“

Als sie den Löscher ergriff, wurde eine Thür leise geöffnet. Blanka wendete sich erschrocken um. Margarethe steckte ihren blonden Kopf herein, trat näher und schloß vorsichtig die Thür. Ueber die Schulter hatte sie einen großen, weißen Umhang, darunter aber noch die Gesellschaftstoilette vom Abend, ein hellgelbes Seidenkleid, sowie Veilchen im Haar und an der Brust.

„Aber Margarethe! Du bist noch nicht zu Bett? Ich will gerade die Lichter auslöschen."

„Nein, Blanka, das darfst Du noch nicht, noch nicht — sonst kommt er, und ich muß erst mit Dir sprechen."

Blanka sah sie fast erschrocken an. Erwartete das Kind auch Jemand, wenn das mystische Licht verlöschte?

„Wer kommt?"

„Süße Blanka, das ist eine lange Geschichte. Setze Dich, Du sollst Alles hören. Dann wirst Du mir nicht böse sein, denn ich war etwas leichtsinnig."

„Aber was ist es denn?"

„Siehst Du — es ist der junge Janssen, der Maler. Aber was ist Dir? Hast Du Brustschmerzen, Blanka? Ja, der Lichtdunst ist abscheulich. Wollen wir ein Fenster öffnen?"

„Nein, nein, es geht vorbei. Also der junge Maler? . . ."

„Ja, er ist schon lange in mich verliebt. O, ich habe es wohl gemerkt, und ich mochte ihn auch gern — denn er ist entzückend, Blanka, nicht wahr?"

„Ja, er ist ein schöner Mensch."

„Und männlich und tapfer und talentvoll."

„Das ist er."

„Aber ach! er ist ein armer Künstler, und ich bin die Tochter des Kammerherrn, und das ist oft angenehm, die Tochter des Kammerherrn zu sein, aber —"

„Nicht, wenn man in einen armen Künstler verliebt ist."

„Nein, das ist eben das Unglück. Darum kam es bis heut Abend zu keiner Erklärung zwischen uns."

Blanka drückte unwillkürlich die Hand an ihre Brust. „Heut Abend?"

„Ja, er kam zuerst, und ich war allein hier im Saal, und da setzten wir uns dort auf den Puff und begannen mit einander zu plaudern, und ich brachte ihn ein wenig in Zug — ja, das war nöthig, denn er ist so schrecklich zurückhaltend — und dann weiß ich wirklich nicht, wie es kam, aber ohne daß ich es merkte, waren wir verlobt. Sage mir, warst Du niemals verlobt?"

„Niemals."

„Ach, Du glaubst gar nicht, wie amüsant es ist, zusammen ein Geheimniß zu haben, so ganz allein, und hin und wieder verstohlen ein Blick oder Händedruck . . . Ja, ich war ja auch verlobt, als ich zur Confirmation ging, aber das waren nur Kindereien. Wie langweilig, Blanka, daß Du Dich nicht auch verloben kannst."

„Ich werde mich bescheiden," sagte sie mit mattem Lächeln.

„Es war übrigens sehr lustig. Heut Abend glaubten Viele, daß Du mit Janssen heimlich verlobt seist. Er machte Dir stark den Hof, sagte man, und Mama sagte es auch, und ich, die den ganzen Zusammenhang kannte, amüsirte mich darüber. Es ist komisch, wie dumm die Leute sein können!"

„Ja, dies können sie!"

„Aber jetzt kommt der ernsthafte Theil der Geschichte, und nun mußt Du mir erst einen Kuß geben — so — und mir versprechen, daß Du mir nicht böse bist, denn was ich gethan habe, ist eigentlich nicht recht."

„Sage es nur."

„Ja, Dir kann ich mich anvertrauen, denn Du bist immer meine ältere Freundin, ich kann fast sagen meine Mutter gewesen. Zu Mama kann ich nicht so vertraulich sein, sie ist so streng."

„Ist etwas so Schreckliches geschehen?"

„Ja, ich glaube, es ist schrecklich. Er hat mir versprochen zu kommen — heut Abend."

„Janssen?"

„Ja."

„Aber Margarethe, das ist ganz unmöglich. Und wie könnte er herein?"

„Durch die Hausthür. Ich gab ihm selbst den Hausschlüssel und ließ das Vorzimmer offen. Du kannst ganz ruhig sein, er geht unten auf der Straße auf und ab und wartet mit Sehnsucht. Er kommt, sobald das Licht verlöscht. Das ist das Zeichen. Romantisch, nicht wahr?"

„Es ist Wahnsinn," sagte Blanka und sprang auf. „Ich erlaube das nie."

Margarethe drückte sie mit einem Kuß auf den Puff nieder. „Liebste Blanka, setze Dich und höre mich ruhig an. Seit ich verlobt bin, habe ich ja fast kein Wort mit ihm gesprochen, und morgen früh reist er nach Italien und bleibt drei Jahre fort. Du kannst doch nicht so grausam sein, mir zu verbieten, von ihm Abschied zu nehmen und ihm einen Kuß mit auf die Reise zu geben, wie?"

„Kind, Kind, Du weißt selbst nicht, wie unrecht Du gehandelt hast."

„Aber ich versprach ihm ja auch nur eine Zusammenkunft unter der Bedingung, daß Du dabei sein müßtest. Du sollst unsere Vertraute sein. Darum war er so freundlich gegen Dich."

„O, ich verstehe — darum also."

Margarethe erhob sich. „Und nun können wir ihn wohl nicht noch länger unten auf der Straße warten lassen. Du bist nicht mehr böse auf mich, und jetzt — jetzt löschen wir das Licht."

Sie hatte den Löscher schon ergriffen, und ehe Blanka es hindern konnte, war das letzte Licht ausgelöscht. Sie standen einen Augenblick stumm und bebend. Das Gaslicht von draußen warf einen breiten Lichtstreif auf die Decke. Margarethe erhob den Kopf und lauschte. Da hörten sie leichte Schritte im Vorzimmer. Margarethe öffnete die Thür. Blanka zündete schnell ein paar Lichter an.

Der junge Künstler blieb mitten im Zimmer mit gesenktem Haupte stehen.

„Fräulein Fere meint, es sei sehr unrecht von Ihnen, heut Abend herzukommen."

„Das ist es," sagte er, „und darum will ich auch gleich wieder gehen."

Blanka trat näher. Sie war bleicher als sonst, und ihre Stimme zitterte ein wenig: „Margarethe ist ein unerfahrenes Kind; aber Sie sind ein Mann und müssen wissen, daß das Alles, milde gesprochen, unbesonnen ist."

„Verzeihung, Fräulein, denken Sie nicht schlecht von mir; aber ich konnte nicht abreisen, ohne einen Augenblick meine Braut in meinen Armen zu halten, in ihre lieben Augen zu schauen und ihr Versprechen zu erbitten, daß sie mir treu bleiben will."

„Das will ich."

„Noch bin ich nur ein armer unbekannter Künstler, und hätte ich heut Abend mit dem Kammerherrn gesprochen, so hätte ich nur eine höhnische Abweisung erfahren und Margarethe viele unangenehme Stunden. Ich weiß es aber, wenn ich zurückkomme, dann darf ich freudig um Deine Hand bitten. Und Du wirst auf mich warten, nicht wahr?"

„Das will ich."

Er nahm ihren Kopf in beide Hände und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Und nun lebe wohl, und auf Wiedersehen!"

„Lebe wohl!"

„Leben Sie wohl, Fräulein!" Blanka reichte ihm die Hand. „Noch eins, Fräulein. Sie waren so gütig und freundlich zu uns, daß Sie mir Muth machen, Sie um noch einen Dienst zu bitten."

„Was ist es?"

„Ich wollte meiner Braut manchmal so gern einige Zeilen senden;

aber Briefe könnten leicht bemerkt werden und in die Hände ihrer Eltern fallen. Darf ich sie in ein Couvert mit Ihrer Adresse legen?“

„Aber ich weiß nicht —“

„Liebste Blanka.“

„Gut, thun Sie, was Sie wollen,“ sagte sie matt. „Gehen Sie nur schnell fort.“

„Jetzt gehe ich.“

„Lebe wohl!“

„Lebe wohl!“

Er war schon aus der Thür. Margarethe sank schluchzend an die Brust der Freundin. Blanka stand still und bleich. Ein paar Thränen fielen auf die Veilchen in den blonden Locken des jungen Mädchens.

„So, Margarethe, nun komm' und gehe zu Bett, Du gebrauchst Ruhe.“

„Das will ich auch.“ In der Thür wendete sie sich um. „Und Du?“

„Ich muß noch die Lichter auslöschen.“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ Sie wankte wie fiebernd zum Candelaber und blies die Lichter aus. Darauf tappte sie zu dem Puff unter der Palme. Dort sank sie um, verbarg das Gesicht in ihren Händen und brach in heftiges Schluchzen aus.

„Jetzt ist das Licht verlöscht!“

## Aus der Hauptstadt.

### Die politische Polizei.

Erste Scene.

Ein Ministerium.

Die Excellenz (in nervöser Erregtheit): Zeigen Sie mir das Blatt, Herr Geheimrath! (Er liest und lacht dann gezwungen auf.) „Die Minister sind sämmtlich Schafsköpfe.“ Die Zeitung wird viel gehalten, Herr Geheimrath?

Der Geheimrath: Man findet sie in allen Käsehandlungen —

Die Excellenz (sehr leise): Und es besteht demnach Gefahr, daß der Artikel auch oben bekannt wird? (Energischer.) Es besteht zweifellos Gefahr. Wir müssen sofort einschreiten, um sie abzuwenden. (Wiederholt): „Die Minister sind sämmtlich Schafsköpfe.“ Ob man wohl gegen den Verfasser einschreiten kann?

Der Geheimrath: Gewiß! Wegen Bruch des Amtsgeheimnisses.

Die Excellenz: Ich bin in der That wie Sie der Meinung, daß nur ein sehr Eingeweihter die Behauptung aufgestellt haben kann. Irgend einen bestimmten Verdacht hegen Sie nicht?

Der Geheimrath: Möglicherweise hat sich der College des Innern in einem Anfalle von Selbsterkenntniß so weit vergessen ...

Die Excellenz: Diese Anregung wäre am Ende der Verfolgung werth. Der Mann hat ohnehin sehr burschikose Manieren, Verschwiegenheit zählt nicht zu seinen diplomatischen Tugenden, und es ist ihm sehr wohl zuzutrauen, daß er das Ergebniß der letzten Sitzungen des Staatsministeriums in jener prägnanten Form an die Oeffentlichkeit zu bringen versucht hat. Wir können uns vor dem Verräther nur retten, wenn wir unverzüglich unsererseits die Flucht in die Oeffentlichkeit antreten.

Der Geheimrath: Wünschen Excellenz mit den Erhebungen die politische Polizei zu betrauen?

Die Excellenz: Um Gottes Willen! Damit sie nachher von der Oeffentlichkeit für noch schlauer als wir gehalten wird! Nein, ich werde die Untersuchung selbst in die Hand nehmen, ich werde den Thäter entlarven, und müßte ich alle meine Amtsgeschäfte darüber vernachlässigen!

Der Geheimrath: Deutschland wird es Ihnen von Herzen danken!

Die Excellenz (scharf): Sie meinen die Vernachlässigung der Amtsgeschäfte?

Der Geheimrath (schweigt vielsagend).

Zweite Scene.

Eine frohe Botschaft.

Der Botschafter: Sie sind meinem Winke gefolgt, Herr Legationsrath, und haben Ihr Quartier in einem Vororte genommen?

Der Legationsrath: Allerdings. Aber Ihre Vermuthung, daß ich dadurch billiger fortkäme, als wenn ich in nächster Nähe der Botschaft wohne, hat sich leider als irrig herausgestellt. Ich muß jetzt sogar mehr zahlen, als der Wirth hier nebenan von mir gefordert hat.

Der Botschafter: Was Sie sagen! Und welchen Grund nannte man Ihnen?

Der Legationsrath: Ja, meinten die Leute, neben der Botschaft, in der Gegend kann man freilich billig wohnen. Die ist total entwerthet, seitdem der Herr Botschafter Abend für Abend seine eigenen Compositionen spielt.

Der Botschafter: Ach ja, heutzutage fällt es einem begnadeten Künstler schwer, durchzudringen. Ehe die Menge Einen kennen und verstehen lernt, sich an Einen gewöhnt ... Aber ich werde meine Compositionen drucken lassen —

Der Legationsrath: Sie sollten doch lieber warten, bis das Papier noch billiger geworden ist!

Der Botschafter: Wenn es Ihnen Vergnügen macht, werde ich Ihnen sofort ein Opus von mir vorspielen, damit Sie gleich ein eigenes Urtheil haben. Wollen Sie die Aegirhymne hören oder das Rosenlied? Wählen Sie ganz nach Ihrem Geschmacke!

Der Legationsrath: Dann möcht' ich um ein Glas guten Rothwein und eine Käsestulle bitten!

Der Botschafter: Hm (kühl und würdevoll). Was für geschäftliche Nachrichten bringen Sie mir aus Berlin?

Der Legationsrath: Sie spaßen. Wenn ich aber mit etlichen pikanten Scandalhistörchen aufwarten darf —

Der Botschafter: Ich bin ganz Ohr.

Der Legationsrath: Ihre Feinde behaupten dasselbe. Um aber zur Sache zu kommen — in Berlin spricht man zur Zeit von nichts anderm als von einem Artikel, der alle Minister für Schafsköpfe erklärt.

Der Botschafter: Ich muß gestehen, daß dies unverbürgte Gerücht schon vor längerer Zeit nach Wien gedrungen ist. Ahnt man an höchster Stelle bereits —?

Der Legationsrath: Die Recherchen nach dem Verfasser werden mit der größten Heimlichkeit betrieben. Niemand weiß davon, weil über die Ergebnisse nur in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung berichtet wird.

Der Botschafter: Und die politische Polizei?

Der Legationsrath: Die weiß überhaupt von nichts.

Der Botschafter: Es scheint mir im Interesse der Allgemeinheit wünschenswerth, daß ihr einige Andeutungen gemacht werden. Allen Respect vor den jetzt sogar in der Presse anerkannten geistigen Eigenschaften unserer Berliner Staatsmänner, aber so ein Schutzmann aus Hinterpommern ist auch nicht zu verachten, wenn es sich um schwierige und viel Nachdenken erfordernde Ermittelungen handelt.

Der Legationsrath: Ich verstehe.

Der Botschafter: Ich danke Ihnen. Es soll Ihr Schade nicht sein. Ein allgemeines Avancement steht bevor. A propos, Herr Rath, ich wollte Ihnen gestern schon sagen, daß Sie in unserer eleganten Botschaft mehr Wert auf Ihr Aeußeres legen müssen. — Ich bemerke wieder, daß Ihre Anzüge sehr schlecht sitzen. Beziehen Sie sie denn nicht auch aus Paris?

Der Legationsrath: Auch? So viel ich weiß, ist der Herr Botschafter noch nie in Paris gewesen?

Der Botschafter: Ist auch gar nicht nöthig. Ich schreibe einfach an den ersten Pariser Schneider, er möge mir einen Anzug in dem und dem Stoff von der und der Farbe anfertigen; das Maaß solle er einfach am Apoll von Belvedere, der im Louvre steht, nehmen. Die Sachen sitzen mir dann immer wie angegossen!

Der Legationsrath: Sie sind beneidenswerth ... Ich wende mich also unverzüglich an die Berliner Polizei —

Der Botschafter: Wie Sie wollen. Und um es nochmals zu wiederholen, sehen Sie in Zukunft Ihrem Schneider mehr auf die Finger. An Avancement ist sonst nicht zu denken. Hauptsache Eleganz, Talent schadet nicht direct, kann aber störend wirken. Wichtiger als ein Mann, der nie den Kopf verliert, ist heute einer, der nie den Knopf verliert.

### Dritte Scene.

Bureau der politischen Polizei.

Der Präsident: Haben Ihre Recherchen zu einem Resultate geführt, Herr Commissar?

Der Commissar (mit gerechtem Selbstbewußtsein): Ew. Gnaden belieben geistvoll zu scherzen. Wenn ich die Wahrheit nicht herauskriege, so ist die Wahrheit eben einfach nicht vorhanden.

Der Präsident: Theilen Sie mir Ihre Beobachtungen unumwunden mit. Nennen Sie mir aber keinen Agenten. Nomina sunt odiosa.

Der Commissar: Die Fäden leiten, um es kurz zu sagen, zum Staatsministerium selbst hinauf. Ich habe alles Material in der Hand.

Der Präsident: Meine Vermuthung! Aber erzählen Sie!

Der Commissar: Die incriminirte Behauptung fand sich, ehe sie den Weg in die Presse nahm, zuerst im Fragekasten eines Rauchclubs, dem ich als Mitglied angehöre.

Der Präsident: Da hat sie der Hintermann hineingethan?

Der Commissar: Zweifellos. Als der Vorsitzende unseres Rauchclubs den Fragekasten öffnete, befand sich nur ein einziger Zettel mit der Aufschrift: „Die Minister sind sämmtlich Schafsköpfe" darin. Zuerst waren wir Alle verblüfft und sagten keinen Ton, dann schloß der Vorsitzende die Erörterung mit den Worten: „Aber meine Herren, das ist ja gar keine Frage!" Nach der zweiten Pfeife Portorico begann ich zu recherchiren, und mein Verdacht lenkte sich auf einen Aushilfs-Kellner, dessen Onkel Jemanden gekannt hat, der in einem Local verkehrte, dessen Wirth früher eine Kneipe gehalten haben soll, wo unter seinem Vorgänger Herren aus dem Ministerium angeblich beinahe ein Mal eine Bowle getrunken hätten.

Der Präsident: Die Beweisführung ist einleuchtend. Wir werden uns mit dem Ministerium sofort in Verbindung setzen. Wenn man mich recht berichtet hat, besteht dort derselbe Verdacht, dem Sie durch Ihre logische Argumentation nunmehr festen Untergrund verschafft haben. Ich gratulire Ihnen. Es kann Ihnen an einer Auszeichnung nicht fehlen.

### Vierte Scene.

Das Ministerium.

Der Präsident: Sie sehen, Excellenz, meine Muthmaßungen sind wohl begründet —

Die Excellenz (sehr entschieden): Nichts von alledem! Im Ministerium herrscht jene Einigkeit, die selbst Skelettmenschen stark macht. Lesen Sie nur die von mir abhängige Presse — erstens nennt sie mich jeden Tag zu meiner größten, freudigsten Ueberraschung mindestens zehn Mal einen hochbegabten, erfolgreichen Staatsmann, und zweitens betont sie doppelt so oft die unantastbare Einigkeit des Ministeriums. Und da will die politische Polizei mir aufschwatzen, der Uebelthäter säß mitten unter uns, ein Minister-College hacke dem Andern die Augen aus? Herr, wenn ich jetzt nicht Ihre Stellung bedächte —

Der Präsident: Es sind immerhin gegentheilige Gerüchte in die Oeffentlichkeit gedrungen —

Die Excellenz: Oeffentlichkeit! Auch so ein Schlagwort! Was weiß die Oeffentlichkeit von den kleinen Bruderzwisten zwischen mir und meinen lieben Collegen und Freunden? Niemand kann etwas in Erfahrung gebracht haben, denn wenn wir wirklich ein Mal ein klein Bischen aneinander gerathen, darf Niemand zugegen sein —

Der Präsident: Ah — deßhalb sind Ihre Beamten ständig auf Urlaub?

Die Excellenz: Aus Ihren Mittheilungen geht für mich aber zweierlei hervor. Den Rauchclubs muß der Tabak höher gehängt werden. College v. d. Recke soll sofort ein neues Vereinsgesetz einbringen. Und ferner sind alle Criminalcommissare in Anklagezustand zu versetzen, die Machenschaften im Ministerium für möglich halten.

Der Präsident: Es ist nur gut, daß Sie die Anklage in diesem Falle auf die Criminalcommissare beschränken wollen. Denn wo sollten wir für fünfzig Millionen Deutsche die Richter und die Gefängnisse hernehmen?

### Fünfte Scene.

Die frohe Botschaft.

Der Legationsrath: Sie sind als Zeuge in der Hauptstadt gewesen?

Der Botschafter: Ja. Es war die erste Reise meines Lebens, die ich nicht im Vergnügungszuge machte. Sie hat mir aber dafür den Beweis gebracht, daß ich ein geborener — pardon, hochgeborener Diplomat bin. Die Einigkeit im Ministerium ist wieder hergestellt, und das verdankt man mir, meinem Eingreifen. Ich wundere mich nur, daß es nicht mehr anerkannt wird.

Der Legationsrath: Der eigentliche Urheber der Notiz ist nicht festgestellt worden?

Der Botschafter: Der Umstand, daß die Hauptstadt ein glänzendes, forensisches Schauspiel gehabt hat, entschädigt jeden Verständigen dafür. Und ich bitte Sie — wenn so viele Excellenzen vor Gericht die Behauptung des Scribenten einstimmig für eine Unwahrheit erklären, dann ist doch Niemand mehr im Zweifel. Also lassen wir uns durch die nunmehr völlig aufgedeckten Intriguen der politischen Polizei nicht die Festlaune verderben und feiern wir unsere Fêten sorglos weiter —

Der Legationsrath: Sind Sie, wenn die Frage erlaubt ist, an maßgebender Stelle wegen meines Avancements vorstellig geworden?

Der Botschafter: Hören Sie, das habe ich mir anders überlegt. Sie leiden doch etwas am Magen, nicht wahr?

Der Legationsrath: Nun ja —

Der Botschafter: Nun also! Da sind Sie für eine wichtige und verantwortlichere Stellung in der heutigen Zeit wirklich nicht der geeignete Mann. Sie halten ja die Diners nicht aus! Timon d. J.

---

## Die Große Berliner Kunstausstellung.

### 3. Collectiv-Maler.

Der unillustrirte Catalog enthält dies Mal etwa ein Dutzend Bildnisse wohlsituirt ausschauender Herren, die sich uns als die Maler der in Collectiv-Ausstellungen vorgeführten Bilder zu erkennen geben.

Diese seit einigen Jahren eingeführte Sitte der Collectiv-Ausstellungen verdient aufrichtige Anerkennung und Ermunterung. Die Großen, wie Liebermann, werden dadurch der Menge zum ersten Male zum Bewußtsein gebracht, und die Mittleren und Kleineren können eben zeigen, was sie haben, und innerhalb welches Umkreises sie was zu leisten vermögen. Ob Letzteres nothwendig sei, darüber läßt sich ja streiten. Vom Standpunkte der Kunst aus ist es jedenfalls nicht nothwendig. Und wenn ich so frivol sein wollte, an unsere diesjährige Kunstausstellung einen lediglich künstlerischen Maaßstab zu legen, so wäre es ja wohl meine Pflicht, über die Mehrzahl unserer Collectivisten und Collectionäre — zu schweigen!

Indeß, nachdem die erlauchte Großmacht „PAN“ damit vorangegangen ist, die Heerschau über die modernen Kunstleistungen als eine Art Niveau-Betrachtung zu betreiben — bei der die Gipfel höchstens lästig auffallen können! — darf es ja wohl auch einmal einem simplen „Recensenten“ gestattet sein, sich zu fragen: was machen denn nun eigentlich die Leute, die so den Durchschnitt repräsentiren? Bilden sie eine gut umgeschaufelte Schicht, auf der die höheren Blüthen, die eigentlichen Kunstblüthen werden wachsen können? Weiß der Durchschnitt vor Allem, daß er wirklich bloß — Durchschnitt ist?

Die letztere Frage ist besonders kitzlich, und sie ist auch sehr schwer zu beantworten. Es wird indeß wohl nicht gar zu impertinent klingen, wenn ich sage, daß der Durchschnitt im Allgemeinen den Eindruck mache, als ob er sich doch wohl etwas über den Durchschnitt taxire. Und zwar aus dem einfachen Grunde: weil er das Herrschende sein will. Er will dem Großen die Wege nicht ebnen, sondern eher verlegen. Er hat für das Große, d. h. hier: für das aus dem Durchschnitt Herauswollende oder schon Herausragende, nur eine sehr laue Anerkennung und meist überhaupt kein inneres Verhältniß. Wenn Liebermann dies Mal neben dem Durchschnitt mitfungirt, so möge daran erinnert werden, daß Liebermann nun bald fünfzig Jahre alt ist, und daß man sich wahrlich lange genug bemüht hat, ihn unseren „Großen“ Ausstellungen fernzuhalten.

Im Allgemeinen macht der Berliner Durchschnitt den Eindruck einer edeln Selbstgenügsamkeit, auf deutsch: einer gewissen Philistrosität. Etwas mehr oder weniger Geschmeidigkeit zeigt sich je nach dem Lebensalter. Im Ganzen muß ich die Schicht, als Schicht, für ziemlich steril erklären, auf deutsch: sie muß weiter umgeschaufelt werden, noch deutscher: die Herren Durchschnittsmaler müssen es sich gefallen lassen, wenn man ihnen auch fürderhin kritischerseits das Leben verbittert! Es geschieht ja nicht ihrer werthen Persönlichkeiten wegen, die sie meinetwegen in Wannsee-Villen mit Trüffeln mästen mögen! — es geschieht lediglich der Dame Kunst wegen, als deren Schleppenträger sie sich geberden, — wiewohl die Dame Kunst, in ihrer hehren anspruchslosen Nacktheit, Schleppenträger (leider?!) nicht gebrauchen kann.

Indeß, so jugendlich-grausam bin ich nun doch nicht mehr, daß ich alle diese Leute gleich in siedendes Oel werfen möchte. Laß sie ruhig leben, denk' ich mir, laß sie sterben! Die Zeiten werden auch so reif! Nur, mein wackerer Tell, darfst du dem Hut nicht Reverenz beweisen!

Solch ein geschmückter Hut auf der Hopfenstange der Berliner Künstlerschaft ist beispielsweise der „Präsident“ Carl Becker. Die Leute gehen vorbei und grüßen. Ich — stehe dabei, und lache! Doch bin ich dem alten Gentleman durchaus nicht etwa böse. Ich habe sogar eine gewisse Sympathie für ihn, weil er wirklich ein Gentleman ist, und weil er gewiß einen höchst bourgeoisen Schauder vor allem eigentlich Revolutionären, Umstürzlerischen empfindet. Er will die Kunst retten, solange er kann. Man höre: „Die Kunst!! — Morjen, Excellenz! — Carl Becker hat auf der Ausstellung einen ganzen Mittelsaal für sich, angefüllt mit sechsunddreißig in Oel gemalten Bildern, welche eine sehr hübsche Erinnerung an „Venedig in Berlin“ bilden.

Zur Erinnerung an den 18. Januar 1896 ist gleichfalls ein Bild gemalt worden, welches natürlich im Ehrensaal hängt. Ich blieb mit einem Künstler davor stehen, und da sagte der Künstler: „Wetter! sollte jetzt Anton von Werner doch noch anfangen, zu — malen?!“ Ich mußte ihm leider bedeuten, daß Anton von Werner durchaus nicht etwa anfange zu malen, vielmehr ruhig fortfahre zu reden, — daß das Bild aber, vor dem wir ständen, von William Pape herrühre! (Bitte, den Namen nicht etwa „Pehp“ auszusprechen!) William Pape sei in der That, fügte ich hinzu, ein in's Gelind-Malerische übersetzter Werner. Es sei übrigens schade um den Mann! Er könnte wohl mehr malen als Ceremonienbilder! Und zum Beweise führte ich den Künstler vor die zahlreichen für das Hauptbild gemalten Studienköpfe, die größtentheils durchaus nicht etwa einen ceremoniösen Charakter tragen, sondern das Menschliche zu erfassen suchen. „Aber, zum Kuckuk! wenn der Künstler dieses kann, warum macht er denn Jenes?“ — Fragt die Weltgeschichte!

Der echte Prototyp des jüngeren modernisirten Durchschnitts ist Ludwig Dettmann. Er ist ein tüchtig begabter Techniker, und vor Jahren setzte ich große Hoffnungen auf ihn. Indeß, die Geschicklichkeit der Hand, die Schmiegsamkeit des Pinsels, sie können uns doch für den Mangel an Seele, an innerer Concentrirtheit nicht entschädigen: das beste Element des Künstlers fehlt. Die Geschicklichkeit Dettmanns ist groß: es giebt nichts, das er nicht nachahmen könnte. Diesmal kommt er uns skandinavisch, zum Theil auch schottisch. Wenn er aber Kinder und Blüthenbäume und Liebespaare malt, dann ist er gartenlaubisch-deutsch, und alle Jungfräulein saugen entzückt an zu schluchzen.

Richard Friese, der Thiermaler, ist nicht so begabt, nicht so blenderhaft, aber jedenfalls ist er mir lieber. Aus dem Durchschnitt kommt er ja gewiß nicht heraus, aber mit seinem beschränkten Talent müht er sich ehrlich. Er ist vielleicht momentan etwas zu japanisch, was sich in der Vorliebe für verrenkte bizarre Körperbiegungen (vgl. den „sibirischen Tiger und den Wildesel“!) ausdrückt, — aber vielleicht gelingt es ihm, zu größerer Einfachheit zurückzukehren, die z. B. im „Löwenpaar auf dem Streifzug“ vorhanden war. Friese hat einen lebendigen Sinn für das Raubthierhafte. Er sieht es in seiner Wildheit und Natur, und in der Landschaft, der es entspringt! Nur liebt er zu sehr das Novellistische, und für die intimste und zugleich stärkste Vibration der Luft scheint sein Auge noch nicht genügend geschärft. Da ist ein Rest von Meyerheim-Schule, der noch ausgeschwitzt werden müßte.

Adolf Männchen, der Danziger, ist eine „Entdeckung“ vom vorigen Jahre, wo er durch eine glückliche Stoffwahl frappirte und ein sogenanntes „ergreifendes“ Bild präsentirte. Die Collection, mit der er uns in diesem Jahre beglückt, sagt, daß er noch tief, sehr tief im Durchschnitt steckt.

Dann hat man uns einige Zeichner, Illustratoren und Humoristen vorgeführt: Die Münchener Harburger, Wahle, René Reinicke, Heugeler und die Berliner Franz Jüttner und Hans Looschen. Im Allgemeinen muß man sagen, daß diese Zeichner uns zeigen, wie die Zeichnung nicht sein soll: nämlich nicht in der Art eines gemalten, bloß um die Farbe betrogenen Bildes. Man ist da neuerdings zu richtigerer Erkenntniß gelangt: bei Vallotton, Th. Th. Heine, E. R. Weiß dominirt wieder die Linie, (wie früher ja auch bei Oberländer und Busch) und Schwarz und Weiß imponiren durch ihre natürliche Kraft des Gegensatzes, als deren Vermittelung einzig ein durch simple Schraffirung erzieltes Grau fungirt. Am meisten Zeichner und fraglos die originalste Kraft ist Harburger. Er weiß den Humor mit richtiger Hand dem Leben zu entreißen, während die Anderen, wo sie komisch werden wollen, doch meist bedenklich am Leben herumwursteln und -zerren, und in ihrer gequälten Absichtlichkeit, die doch von Stil so weit entfernt ist, ein herzhaftes befreiendes Leben nicht aufkommen lassen. Witz ist noch das Beste, das man da rühmen kann, und manchmal weiß ihre Satire zu treffen.

Vereinzelt in seinem Fach tritt der Bildhauer Gustav Eberlein unter den Collections-Künstlern auf. Es bedürfte indeß nicht der entzückten Lobhudelei des Herrn L. P., um uns die Schöpfungen dieses anspruchvollen Handwerkers gründlich zu verleiten. Mit dem besten Willen, wenigstens Etwas zu finden, das mich wie wahre Kunst anmuthete, ging ich in dem ihm eingeräumten Saal umher, — ich fand nichts, was mich nicht abstieß, durch eine degoutante Mischung von Rohheit und Geziertheit. Das also ist modernes Rokkoko? Armes Rokkoko, armes 18. Jahrhundert! Wie wenig versteht man doch, ein Säculum später, deine liebliche Frische und Grazie, die schelmische Laune deines Parfüm! Sind wir Barbaren geworden? oder sind es bloß Die, die mit aller Gewalt den Geist unserer eigenen Zeit nicht verstehen wollen? Und gar noch diese abgeschmackte Geniethümelei, wohl ein Dutzend beklexter Leinwände zwischen die Marmor- und Gypswerke zu hängen, als ob ein bischen Oel und Farbe, im Bund mit schwülstiger academischer Phantastik, denn schon einen Maler machten! „Nachbarin, euer Fläschchen!“

So bleiben zum Schluß denn noch zwei Ausländer, — zwei Spanier natürlich, da diese Nation bezeichnender Weise im malenden und kunstfreundlichen Berlin das höchste Ansehen genießt — eine ästhetische Schätzung, die wohl gänzlich vereinzelt dastehen dürfte. Immerhin sind die Villegas und Beulliure zwei „Kerle“! Und sie sich anzusehen, verlohnt immer, auch wenn sie, wie diesmal, nicht in ihrer vollen Pracht und Stärke auf den Schauplatz treten. Von Villegas namentlich wäre wohl mehr zu erwarten gewesen. Eigentlich verrathen nur die Skizzen zu seinen (fehlenden) größeren Gemälden, und dann ein Paar Kleinigkeiten, wie namentlich der entzückend lebendige Seidenpintscher, die Faust des Recken. Beulliure, der der Sensiblere ist, nicht so freskenhaft wie Villegas, dafür heimischer im Verborgenen, Aparten, Dämmerigen, hat namentlich mit seinem bittenden Chorknaben ein Werk ausgestellt, das der Kunstfreund mit warmer innerer Theilnahme betrachtet.

Franz Servaes.

## Notizen.

Der Handel. Seine wirthschaftliche Bedeutung, seine nationalen Pflichten und sein Verhältniß zum Staate. Von Richard Ehrenberg (Jena, Gustav Fischer). Der Verfasser des schönen Werkes über das Zeitalter der Fugger, eine anerkannte Autorität auf handels- und wirthschaftspolitischem Gebiete, verbindet in diesen Vorträgen wissenschaftliche Theorie mit Erörterungen aus der kaufmännischen Praxis. Werthvoll sind namentlich die Rückblicke auf den Werdegang von Handel und Industrie, seine Theorie des Handels als des nothwendigen Schlußgliedes der Production selbst und die Nachweise, wie der Handel seine werthschaffende Aufgabe erfüllt, über Transportmittel, Marktbildung und endlich das Verhältniß des Handels zur Gesammtheit und deren Aufgaben gegenüber dem Handel. Er geht dabei von der wahrhaft deutschen Auffassung aus, wonach der Staat gegenüber der Volkswirthschaft drei Arten von Aufgaben zu erfüllen hat: Erziehung, dauernde Förderung und Erhaltung der wirthschaftlichen Productivkräfte. Er ist freilich der

Meinung, daß da bei uns noch Manches im Argen ist und klagt über die Verständnislosigkeit mancher Staatsbeamten, deren fast ausschließlich juristische Vorbildung die denkbar ungünstigste ist für ihre Aufgabe, den Verkehr zu heben und die Volkswirthschaft zu fördern. Nur ein Mittel gebe es, um die Staatsmaschinerie auf diesem Gebiet in Gang zu erhalten: Mitarbeit der sachkundigen Urproducenten, Gewerbetreibenden und Kaufleute, insbesondere Anhörung der großen wirthschaftlichen Verbände, der Handels-, Gewerbe- und Landwirthschaftskammern ꝛc., die Entsendung von Interessenten in die allgemeine Volksvertretung ꝛc. Also von der Besserung des wirthschaftlichen Verständnisses unserer Beamten und Kräftigung der Staatsgesinnung unserer Kaufleute, davon hängt zunächst die Zukunft des deutschen Handels und somit auch der ganzen deutschen Volkswirthschaft gegenwärtig ab. Wir empfehlen die gedankenreiche, practisch bedeutsame Schrift.

Zwischenspiele. Von Karl Henckell. (Zürich, Henckell & Co.) Manches ist schön und wohlgelungen, wie das prächtige Lied vom heimlichen Kaiser, einige Reisebilder und Liebesgedichte, aber Vieles noch grün-deutsch unreif. Henckell leidet an einem erschreckenden Mangel an Selbstkritik, was bei seiner starken Productivität, der sich Alles zum Liede gestaltet, doppelt auffallen muß. Wenn wir dies sein letztes Buch mit seinen ersten Gedichten in den „Modernen Dichtercharakteren" vergleichen, worunter das Lied vom Arbeiter („Der Hammer sinkt, die Esse sprüht"), so werden wir keine höhere Entwickelung beobachten, was uns sehr leid thut, denn Henckell ist von Haus aus ein bedeutendes lyrisches Talent. Noch immer stoßen wir bei ihm auf Geschmacklosigkeiten, Wortverrenkungen, sprachliche Ungethüme und urprosaische Wendungen, die alle lyrische Stimmung zerstören. Nachdem seine vorletzte Gedichtsammlung gezeigt, daß er der socialdemokratischen Partei den Rücken gekehrt, befingt er zwar in der vorliegenden wieder socialistische Feste und Männer, doch bleibt er bei all seinem dunkeln Freiheitsdrang entschieden parteifeindlich. Nur die Fanatiker der Marxistischen „Neuen Zeit" scheinen diese Wandlung nicht gemerkt zu haben, sonst hätten sie wohl nicht auf Grund falscher Berichte des Züricher Genossen Reinhold Rüegg (Verfassers der ?? gezeichneten Kleinen Briefe) von unserem Herausgeber, der zuerst Henckell's Abfall constatirte, mit polternder Unhöflichkeit ausgesagt, er habe „gelogen". Daß wir in der That gut informirt waren, beweist die neuliche fulminante Absage Henckell's in der „Ethischen Kunst", worin er sich ein- für allemal gegen die socialdemokratische „Geistesknechtschaft" auflehnt. Das veranlaßt nun endlich den Marxistischen Jeremias Karl Kautsky zu einer elegischen Klage über den Abfall des einzigen begabten socialistischen Dichters. „Unser Mittelsmann und ich," schreibt er beschämt, „haben in der Affaire Henckell entschieden Unrecht gehabt. Denn wir gingen von der Ansicht aus, Henkell sei nicht blos ein Talent, sondern auch ein Charakter, der seine Ideale nicht so leicht fahren läßt. Die Socialdemokratie hat in ihm zwar einen Dichter verloren, aber keinen Mann." Dieser edle Mannesschmerz ist entschieden possierlich. Den ehrenrührigen Vorwurf der Verlogenheit uns gegenüber zurückzunehmen, entspricht dem socialdemokratischen Redactionsbrauch natürlich nicht.

Kant, sein Leben und seine Lehre. Von M. Kronenberg. (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.) Ein ganz vorzüglich gelungener Versuch, Kant dem Verständnisse der weiteren Kreise der Gebildeten zugänglich zu machen. Zielbewußt bezeichnet der Autor mehr eine didaktische, als eine heuristische, also weniger neues Material ausfindig zu machen, als das vorhandene nach denjenigen Gesichtspunkten zu verarbeiten, welche der Zweck der Schrift erfordert, als seine Aufgabe. „Unter den pädagogischen Hülfsmitteln, mit welchen Theilnahme und Verständniß für ein großes philosophisches System geweckt werden kann, scheint mir eines der wesentlichsten zu sein, daß die Darstellung mit Stimmung und in maßvoller Weise auch mit Affect sich erfülle. Nirgendwo ist das mehr angebracht, als gerade bei Kant, der vor Allem durch die Tiefe seiner Sittenlehre und durch seine eigene vorbildliche sittliche Größe für immer als der wahre praeceptor Germaniae, ja als der Lehrer der ganzen Menschheit dastehen wird." So ist denn eine schön geschriebene, allgemein verständliche, warmherzige Arbeit entstanden, die uns den großen Philosophen nicht nur in seinem Denken, sondern auch in seinem Fühlen und Leben näherbringt. Vortrefflich ist zumal die Charakteristik des Menschen, des „Mannes nach der Uhr", wie ihn Hippel's dramatisches Fragment geschildert hat, der kategorische Imperativ in Person, aber doch bei all' seinen Schrullen ein die Menschheit innig liebender, herzensguter und ganzer Mann. Hoffentlich gelingt es dieser schönen Arbeit, mit der Liebe für Kant als Menschen auch das Verständniß seiner Lehre zu verallgemeinern. Auf Kant zurückgehen, heißt gerade heute, wo wir im Zeichen der politischen, geistigen und religiösen Reaction stehen, vorschreiten. In der That haben denn auch die Kantforschungen in den letzten Jahrzehnten an Umfang wie an Vertiefung so sehr zugenommen, daß nunmehr ein eigenes Organ für dieselben nothwendig erscheint. Wie für Goethe, für Shakespeare, ja für Comenius eigene Jahrbücher und Gesellschaftsschriften herausgegeben werden, so hat nun auch die Universalität des Kantischen Geistes ein fortlaufendes Organ für die Kantforschungen des In- und Auslandes erhalten. Wir meinen die seit einem Jahr erscheinende philosophische Zeitschrift: „Kantstudien", die der Hallenser Prof. Hans Vaihinger bei Leopold Voß in Hamburg herausgiebt, eine Fachzeitschrift größten Stils, welche sich den systematischen wie historischen Aufgaben der Kantforschung widmet, ohne jedoch die apologetische oder polemische Tendenz einseitig zu betonen. Eine wichtige Aufgabe sehen die „Kantstudien" vor Allem darin, der neuen von der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin beschlossenen Kantausgabe zu dienen und dieselbe vorbereitend zu unterstützen. Dem internationalen Charakter der Kantforschung entsprechend bringt die Zeitschrift auch französische, englische (inclusive amerikanischer) und italienische Beiträge in den Originalsprachen. Von den bemerkenswertheren Mitarbeitern am ersten Jahrgang nennen wir nur die Professoren Cohen, Kuno Fischer, August Stadler, Windelband, W. Dilthey u. A.

Von dem Heidelberger Philosophen Kuno Fischer ist ein neues Bändchen seiner Kleinen Schriften erschienen: „Der Philosoph des Pessimismus, ein Charakterproblem" (Heidelberg, Winter). Es handelt sich um Schopenhauer, der als Mensch und Philosoph charakterisirt wird. Fischer untersucht zunächst die Frage, warum der Frankfurter Weise so lange unbeachtet blieb und erst im letzten Jahrzent seines Lebens als der Philosoph des Jahrhunderts anerkannt wurde. Die Fabel von der Verschwörung der neidischen deutschen Philosophieprofessoren verwirft er, denn „die Professoren sind nicht der Zeitgeist." Erst als der Glaube an die Weltgeschichte als den Fortschritt im Bewußtsein der Menschheit (Hegel) zu wanken begann, war die Zeit für Schopenhauer's Lehre da. Fischer untersucht dann den Philosophen nach Herkunft und Vererbung (holländische Vorfahren, republikanisch gesinnt), seine kaufmännische, kosmopolitische Erziehung, seine erbliche Belastung (Angstgefühle und Wahnideen) und den Widerstreit zwischen seinem raffinirt epikureischen Leben eines hochmüthigen Egoisten und seiner Moralphilosophie voll Weltentsagung und Selbstverleugnung, Demuth und Gelassenheit. Fischer nennt ihn ein Sonntagskind, einen Liebling der Götter, hochbegabt, zeitlebens völlig unabhängig, von unverwüstlicher Gesundheit, durch einen schnellen und sanften Tod erlöst, während z. B. Goethe's letzte Augenblicke qualvoll waren. Trotzdem meint Fischer nicht, daß es mit seinem Pessimismus eitel Dunst gewesen sei. Seine ernste und tragische Weltansicht war nicht die eines tragischen Helden, sondern lediglich Anschauung und Bild eines Zuschauers oder Schauspielers oder Dichters oder Künstlers. In der That ist die Uebereinstimmung zwischen Schopenhauer's Lehre und Leben vorhanden, sobald wir ihn als Künstler gelten lassen, und Charakter und Inhalt seiner Philosophie als von dem Selbstgefühl des Genies inspirirt erkennen. Die Widersprüche seiner moralischen Physiognomie sind unvertilgbar und lösen sich erst in seinem intellectuellen Charakter auf. Wir empfehlen das lebhaft anregende, geistsprühende Schriftchen.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Hans von Bülow**
**Briefe und Schriften**

herausgegeben von

Marie von Bülow.

**II. Ausgewählte Schriften.**

(1850–1892.)

500 S., geb. Mk. 6,—; in Leinwand Mk. 7,—; Halbfranzband Mk. 8,—.

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) Berlin W. 9.

**Beiträge**
zur
**Deutschen Culturgeschichte**
von
**Herman Grimm.**

Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

# Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Im Verlage von J. A. Stargardt in Berlin ist erschienen:

**Ein toller Tag.**

Litterarische Posse mit Gesang und Tanz in vier Akten

von **Karl Bilz.**

Preis brosch. 2 Mk.

Eine anmuthige und geistvolle Satire auf die moderne Richtung in unserer Litteratur.

In demselben Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

**Gomorrha's Ende.**

Litterarische Komödie in drei Akten mit Illustrationen von **Georg Heil.**

Preis brosch. 1,50 Mk.

Der

**Intendant in tausend Nöthen.**

Posse mit Gesang und Tanz.

Preis brosch. 2 Mk.

Der Verfasser giebt in den vorstehenden Komödien dem Humor, welchen unsere gegenwärtigen litterarischen Zustände so reichlich erregen, einen liebenswürdigen Ausdruck.

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


Hierzu eine Beilage von **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin** SW. 12.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 24. Berlin, den 12. Juni 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Bimetallistische Utopien. Von Justus Ichenhaeuser. — Die Wiener Frauenarbeitsenquête. Von Paul Ernst. — **Literatur und Kunst.** Idealismus und Positivismus. Von Professor Ludwig Büchner. — Der „kunterbunte" Liliencron. Von Franz Servaes. — Ferruccio Busoni. Eine Studie aus dem Concertsaal. Von Hedwig Abel. — **Feuilleton.** Der Kummer. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Aristophanes wider Willen. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Faust-Correctur. Von Woldemar Freiherr von Biedermann. — Notizen. — Anzeigen.

### Bimetallistische Utopien.

Von Justus Ichenhaeuser.

Die Presse der weißen Internationalen verbreitet, daß der Bimetallist Senator Wolcott, der die deutsche Reichsregierung zur Theilnahme an einer neuen Doppelwährungs-Conferenz bearbeiten sollte und mit dieser Eigenschaft vom Präsidenten Mc. Kinley am 13. April zum Sondervertreter Nordamerikas ernannt wurde, dem Reichskanzler nicht nur das französische Einverständniß und ein englisches Entgegenkommen unterbreiten konnte, sondern auch die deutschen Mindestconcessionen skizzirt habe, ansonst, wenn es nicht gelingen sollte, ein internationales Abkommen in der Währungsfrage zu erzielen, der absolute Sieg der Silberpartei im Jahre 1900 in den Vereinigten Staaten in bestimmter Aussicht sei. Halten wir uns zuerst an die letzte Drohung. Wenn also Deutschland seine Zustimmung zu einer Rehabilitirung des trügerischen Metalles nicht giebt, wird Nordamerika ein Silberland. Eine merkwürdige Form des Revolvers, eine Beleidigung für unsere Reichsregierung, ihr zuzutrauen, daß sie von wegen der doch nur vorübergehenden Erstarkung des nordamerikanischen Exportes und der damit verbundenen vorübergehenden Schädigung der deutschen Landwirthschaft die Prinzipien der Goldwährung über Bord werfen würde. Und welche Consequenzen knüpfen sich an dergleichen Revolveroperationen? Demnächst käme nach diesem Vorbild Argentinien und drohte, daß, wenn es nicht dies und das bekäme, es seine Papiervaluta ins Bodenlose fallen lassen und dadurch den La-Plataweizen noch billiger nach Hamburg legen würde. Oder Rußland, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, kurz alle Weizenexportländer würden drohen, ihre feste oder wenigstens endlich gefestete Valuta wieder sinken zu lassen, den armen deutschen Agrarier auf's Neue zu drängen, wenn Deutschland nicht zu dieser oder jener Concession bereit wäre! Da aber in Wirklichkeit alle, aber auch alle Exportländer alle Hebel in Bewegung setzen, um ihre Valuta zu heben, oder zu stabilisiren oder auf Goldhöhe zu erhalten, geht doch aus diesem Verhalten der Ausländer hervor, daß ihnen eine gesunde Währung lieber ist, als die trügerische Exportprämie, die ihnen weichende Goldcourse einbringen. Und nur Amerika soll sich dieser platten Weisheit verschließen, und ihm sollen und müssen wir Concessionen machen? Nun vor Allem hat das Land am 4. November 1896 gezeigt, daß es vom Silberschwindel nichts wissen will, am ersten Dienstag im November 1900 wird es hoffentlich auch nicht anders sein. Wenn aber ja, dann siegte die Silberpartei nicht aus Gründen der Währungsfrage, sondern weil in Nordamerika hinter den Silberstimmen die ganze Summe der politisch, finanziell, sozial und ökonomisch Unzufriedenen, mögen sie hierzu Grund haben oder nicht, steckt. Siegt 1900 diese Summe von Unzufriedenheit, wie dies in dem an capitalistischen Gegensätzen so reichen Nordamerika nicht völlig ausgeschlossen ist, und bekehrt Bryan die beiden glücklicherweise über die Silberfrage stets antagonistischen Congreßhäuser, dann macht eben Nordamerika eine Währungskrisis schlimmster Art durch. Mag es dann die Folgen, die die halbe Expropriation aller Guthaben, das Sinken aller auf feste Rente basirenden Einkommen, der Löhne ꝛc., das Steigen der Bankrottstatistik von 1893er (Währungskrisis) Maximum von 15560 Fällen mit 400 Millionen Dollar auf's Doppelte durchkosten, wir können diesem tieftraurigen Debacle nur bedauernd gegenübertreten, steuern können wir dem durch eigene Schuld heraufbeschworenen Unglück nicht, da wir die politischen, finanziellen, sozialen und ökonomischen Mißstände der Union nicht aus der Welt schaffen können, der internationale Bimetallismus, der vertragsmäßige Bimetallismus aber ist Utopie, der, wenn er auch vorübergehend zu Stande käme, binnen kurzem zusammenbrechen müßte und gerade diejenigen Länder, die kraft der Moralität ihrer Parlamente und Regierungen am vertragstreuesten wären, am härtesten strafen würde.

Mit dem Revolver ist's also hoffentlich nichts. Ebenso vage sind aber nach unseren Informationen die französischen und englischen Zugeständnisse, die Herr Walcott nebst dem Revolver beim Fürsten Hohenlohe auftischte. Daß unsere westlichen Nachbarn den internationalen Bimetallismus wünschen, glauben wir ihnen gern. Den Mühlstein, den sich Frankreich mit seinen 3200 Millionen Frcs. Fünffrankenstücken um den Hals gelegt hat, möchte es gewiß gern los werden, und wenn der vertragsmäßige Bimetallismus zu 1:16, denn von 1:32 wollen sie und die Amerikaner nichts wissen, ihnen die Möglichkeit ergiebt, unser und das englische Gold abzuzapfen, thäten sie es gern. Als Morgengabe empfänge also Frankreich den internationalen Bimetallismus inniglich; aber wie wenig Hoffnung das Land auf das Zustandekommen der Ehe hat, beweisen seine sichtbaren Vorbereitungen zur Kündigung der Lateinischen Union, seine Reserve auf der Brüsseler Conferenz und die stete Stärkung des Goldschatzes seiner Centralnotenbank. Und England, das britische Welt-

reich wird, sagte Walcott zu unserem Reichskanzler, die indischen Münzstätten wieder öffnen, die Peel'sche Acte, die eine Fünfteldeckung in Silber gestattet, erzwingen und eine Erhöhung des Legal Tenders etwa von 5 £ (!) auf 10 £ herbeiführen. Das sind drei handgreifliche Illusionen, die sofort zerstört werden können. Vor allem ist in England die Grenze des Legal Tender nicht 5 £, wie Walcott meinte, sondern 2 £, wie auch der § 9 unseres Reichsmünzgesetzes die Verpflichtung, Reichssilbermünzen in Zahlung zu nehmen, auf 20 Mk. (1 £) beschränkt. Da das Reich unsere 5, 2, 1 und $^1/_2$ Mk. Reichssilbermünzen, als Silber noch $60^7/_8$ Pence stand, sofort $10\,^0/_0$ minderwerthig ausprägte, hat man zu dieser genauen Begrenzung der Summe gegriffen, um einem Uebermaaß von Scheidemünzen vorzubeugen, und ähnlich verhält es sich in England, das seine Scheidemünzen, d. h. sein Silber, ebenfalls minderwerthig ausgebracht hat. Unter Legal Tender kann man aber auch im übertragenen Sinn die gesetzliche Beschränkung der Ausprägung der Silbermünzen verstehen. Bei uns ist die Grenze laut § 4 des Gesetzes vom 9. Juli 1873 10 Mk. pro Kopf der Bevölkerung, also etwa 520 Millionen Mark, während England eine gesetzliche Grenze nicht kennt, sondern die Bank von England gilt als Regulator der Circulation von Silbermünzen. Was meint also Walcott, Prägungserhöhung auf 10 £ pro Kopf oder Inzahlungnahme bis zu 10 £?

England betrachtet schon jetzt seinen Vorrath an Silbermünzen als zu hoch. Als am Abend des 20. Juli 1892 die Banken des Vereinigten Königreichs einen Cassensturz vornahmen, fanden sie, daß sie rund 90 Millionen Mk. Silbermünzen hatten und daß sie im Durchschnitt hiervon 23,6 Millionen Mk. mehr besaßen, als sie gebrauchten; desgleichen hat die Bank von England an 6 Millionen Mk. mehr an Silberscheidemünzen vom Publicum empfangen, als sie abstoßen kann. Angesichts dieser Abneigung gegen silberne Courantmünzen soll die englische Regierung pro Kopf 160 Mark (10 £ abzüglich 2 £) ausprägen, England also demnach noch mit der ungeheuren Summe von 300 Millionen Pfund Sterling Silber überschwemmen, während die jetzigen freien Prägungen von etwa 1 Million £ pro Jahr nur widerwillig ertragen werden und der ganze Silbervorrath pro Kopf weniger als 15 Mk. beträgt.

Versteht aber Walcott unter „Legal Tender-Erhöhung" nur die theoretische Möglichkeit, Silber bis zu 10 Sterl. an Zahlung zu geben, ohne gleichzeitiges Mehrausprägen, so ist damit für das Silber gar nichts gewonnen. Von 1774 bis 1816 war Silber bis zum Betrag von 25 £ Legal Tender, trotzdem war Silber nicht im Verkehr zu halten, man gab dem Gold den Vorzug, und heute, wo in England selbst das Gold nur den Deckungsstoff bildet, die Zahlungen selbst aber durch Checks, Wechsel und Banknoten erfolgen, wäre die gesetzliche Erhöhung der theoretischen Möglichkeit, in Silber bis zu 300 Mk. Zahlungen zu leisten, nicht das Papier werth, worauf das ganze Gesetz niedergeschrieben wird.

Die zweite Panacea heißt: Durchführung der Peels Act, wodurch bekanntlich ein Fünftel der Notendeckung in Silber bestehen kann. Wieder eine Illusion. Seit Jahren zeigt der Wochenausweis der Bank von England im Credit des Banknoten-Departements unter der Post „Silberdeckung" einen Strich. Sir Robert Peel erlaubte zwar der Bank, daß sie $20\,^0/_0$ des Bullions, also ein Viertel des Goldvorrathes, in Silber halten durfte, aber schon seit 1853, als die Bank ihr damals Agio stehendes Silber (die Unze war $62^1/_4$ d werth gegen $60^7/_8$ Parität zu Gold) nach dem Osten anfließen sah, notabene welch' ein Hohn auf den vertragsmäßigen Bimetallismus, hat sie sich von dem trügerischen Metall abgewandt und kein Barrensilber zur Deckung verwendet.

Die Consequenz war, daß sie eine reine Golddeckung hat, während die Bank von Frankreich in ihren 2500 Millionen Mark Vorrath fast eine Milliarde Mk. in Silber besitzt und auch die Reichsbank an ihrem Thalerbestand von 204 Millionen Mk. laborirt. Und diese glänzende Position soll die Englische Bank aufgeben, und wer kann sie, die Privatbank zwingen, da die Peel'sche Acte nur von einer freiwilligen 20procentigen Silberdeckung spricht? Die letzte Illusion lautet: Wiederöffnung der indischen Münzstätten. Mit knapper Noth, noch kurz vor Thorschluß ist die Rupie am 26. Juni 1893 dem Wirbelstrom des untergehenden Silbers entzogen worden. Bei offener Münze wäre die Rupie heute keinen ganzen Schilling werth, statt dessen hat sie schon den im Devalvationsverfahren auf 16 d festgesetzten Goldcours, also $33^1/_3\,^0/_0$ höher, gestreift und notirt heute trotz innerindischer Wirren $14^1/_2$ d.

Und diese herrliche Position soll England bezw. das Kaiserreich Indien aufgeben. Welch' eine Illusion!

Und nun zur letzten Illusion, daß Deutschland sich zum Ankauf seiner eigenen Production verpflichte. Da ersteht die erste Frage, wieviel producirt Deutschland jährlich an Silber. Nach der amerikanischen Statistik etwa eine halbe Million Kilogramm an Silber. Da wir aus einem Kilogramm Silber 200 Mk. prägen, mußten alljährlich 100 Millionen Mk. Reichssilbermünzen ausgebracht werden, während wir in den 25 Jahren unserer Münzverfassung erst 491 Millionen, also jährlich ca. 20 Millionen Mk. ausgebracht werden. Die Unmöglichkeit des Walcott'schen Vorschlages liegt auf der Hand. Man kann aber von dem Standpunkt ausgehen, nur das Silber aus deutschen Erzen sei anzukaufen, also etwa 200000 kg jährlich. Das Reich hätte alsdann für 40 Millionen Mk. Reichssilbermünzen auszubringen, das wäre in 10 Jahren fast eine Verdoppelung unseres Reichssilbermünzenvorrathes. Wer sich der Opposition erinnert, die die im März 1894 beschlossene Neuprägung von 22 Millionen Mk. Reichssilbermünzen hervorrief, wird schwerlich glauben, daß die Kopfquote des Artikels 4 unseres Reichsmünzgesetzes verdoppelt wird. Im Gegentheil würden die Bimetallisten uns den Nachweis erbringen, daß unser Volk die jährliche Ausprägung von nur 40 Millionen Mk. Reichssilbermünzen für die Dauer von nur 5 Jahren vertragen könnte, die Kopfquote des Silbers also von 10 auf 15 Mk. erhöht werden könne, dann wäre das Mittel gefunden, unseren Thalerbestand zu eliminiren. Erhöht man nämlich die Kopfquote auf 15 Mk., so würde der Staat rund 80 Millionen Thaler nicht nur kostenlos einziehen, sondern auch, weil die deutschen Reichssilbermünzen $10\,^0/_0$ leichter ausgeprägt werden, einen Münzgewinn von 26 Millionen Mk. erzielen. Der Rest von 40 Millionen Thalerstücken würde dem Reiche alsdann zum Course von 30 d, unter Abzug jener 36 Millionen Mk., einen Verlust von 34 Millionen Mk. und bei jeder Coursteigerung von 5 d einen um $16\,^0/_0$ geringeren Verlust verursachen.

Und da es ein erstrebenswerthes Ziel ist, die 120 Millionen Thalerstücke, diese Schönheitsflecke unseres Münzsystems, verschwinden zu lassen, setze man an Stelle der neuesten bimetallistischen Illusion vom Ankauf der deutschen Silberproduction von Reichswegen, die auch auf den Silberpreis kaum steigernd wirken würde (Weltproduction 5 Millionen Kilogramm p. a. Deutschlands Ankauf 200,000 kg also $^1/_{25}$-Theil), die Gegenforderung: Abschaffung der Thalerstücke durch Erhöhung der Kopfquote auf 15 Mk. Logischer Weise können sie, die Bimetallisten, die 20 Mk. und mehr Kopfquote verlangen, nicht Nein sagen.

## Die Wiener Frauenarbeitsenquête.

Von Paul Ernst.

Vor nicht allzuviel Jahrzehnten erschien der Großbetrieb als der furchtbarste Feind der Arbeiterclasse, die bis zu seiner Herausbildung in relativ günstigen Verhältnissen gelebt hatte. Indem er den Kleinbetrieb vernichtete, verurtheilte er die in diesem beschäftigten Arbeiter zu einem sich Generationen hindurch fortsetzenden Hungertode; die in ihm selbst beschäftigten Arbeiter setzte er der Gefahr durch Absatzstockungen ungewisser Arbeit aus, richtete er physisch zu Grunde durch übermäßig lange Arbeitszeit unter ungünstigen gesundheitlichen Bedingungen, durch Löhne, welche durch die nunmehr möglich gewordene Concurrenz der Frauen- und Kinderarbeit immer tiefer sanken, durch die argen Wohnungsverhältnisse in den schnell entstehenden riesigen Geschäftscentren. In den englischen Blaubüchern namentlich der dreißiger Jahre findet man entsetzliche Schilderungen des damaligen Arbeiterelends. Die Ansicht war allgemein, es sei eine nothwendige Eigenschaft des sich entwickelnden Capitalismus, nicht nur die Reichen immer reicher zu machen, nicht nur den Kleinbesitz mit dem Kleinbetrieb zu vernichten, sondern auch den Arbeiter immer mehr zu verelenden. In Nachwirkung dieser Stimmung konnte noch 1875 Marx in seiner Kritik des Gothaer Programms schreiben, „daß das System der Lohnarbeit ein System der Sclaverei ist, die im selben Maß härter wird, wie sich die gesellschaftlichen Productivkräfte der Arbeit entwickeln, ob nun der Arbeiter bessere oder schlechtere Zahlung empfange", und kann noch das deutsche socialdemokratische Programm von 1891 von „anwachsender Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung" sprechen.

Inzwischen aber haben sich die Dinge ganz anders gestaltet.

Wie das schließliche Ende der modernen Gesellschaftsordnung einmal der Umschlag aus der Lohnarbeit und dem Privatcapitalismus in die höhere gesellschaftliche Productionsweise sein wird, so hat sich in den fortgeschrittensten Industrien bereits eine ganz auffällige Befreiung der Arbeiterclasse von ihren früheren Leiden bemerkbar gemacht, zum geringen Theil verursacht durch die gewerkschaftliche Bewegung der Arbeiter und die staatliche Schutzgesetzgebung, zum weitaus größten Theil aber durch die Bedürfnisse der Production.

Je fortgeschrittener eine Production ist, desto wichtiger ist in ihr die Thätigkeit der Maschine gegenüber der Thätigkeit des Arbeiters, desto größer ist das Capital, das in Geräthen und Rohmaterial angelegt ist, respective, im fertigen Product, der Werththeil, welchen Verschleiß der Maschinerie und Rohmaterialwerth darstellt, als das Capital, welches als Arbeitslohn angelegt wird, respective, im Werth des Productes die Quote, die den gezahlten Lohn ersetzt. In immer steigendem Maaße fällt damit für den Unternehmer das Motiv, den Lohn zu drücken oder sich einer Erhöhung des Lohnes entgegenzusetzen; nicht hier, sondern an den übrigen Theilen des im Productionsproceß thätigen Capitals sucht er zu sparen.

Ja, es tritt sogar ein Moment ein, wo höherer Lohn und kürzere Arbeitszeit für ihn vortheilhafter ist.

Die Ergiebigkeit der Maschinerie findet ihre Grenze an der Leistungsfähigkeit des Arbeiters, welcher sie bedient. Am klarsten kommt das bei den fortgeschrittensten Industrien zum Ausdruck; gewöhnlich wählt man die Zahl der Spindelumdrehungen, weil hier der Arbeitseffect am deutlichsten herauskommt. Je besser genährt der Arbeiter ist und je höher er seine Intelligenz entwickelt hat, desto schneller kann die Maschine gehen. Es ist leicht auszurechnen, ob es vortheilhaft ist, den Lohn zu erhöhen, wenn dadurch die Zahl der Umdrehungen vermehrt wird. Weil England und die Vereinigten Staaten die höchsten Löhne zahlen, haben sie die niedrigsten Productionskosten.

Das Buch des Amerikaners Schoenhof „The economy of high wages" ist voll interessanter Information über diesen Punkt. Aus den vielen Beispielen will ich nur eins herausnehmen.

Ein gewisses Eisen, das beim Häuserbau verwendet wird, und dessen deutschen Namen ich nicht weiß, wird in Deutschland handwerksmäßig hergestellt, in den Ver. Staaten fabrikmäßig. Ein Grobschmidt mit seinem Gesellen kann nicht mehr als 20 Stück den Tag erzeugen und verdient 3 Mk. (72 Cents) höchstens den Tag. Dieses Eisen wird in England und Deutschland mit 9 Cents das Pfund verkauft. In Amerika verdient der Arbeiter, welcher die Maschine bedient, 3—3,50 Doll. den Tag, sein Gehülfe 1—1,50 Doll., das Eisen wird für $3^3/_4$ Cents verkauft, und der Unternehmer macht noch ein gutes Geschäft dabei; aber der Arbeiter mit seinem Gehülfen schafft auch vermittelst der Maschine täglich 6—700 solcher Eisen. Rechnen wir den Gesellenlohn in Deutschland zu 2 Mk., dann kosten 20 Eisen 5 Mk. an Lohn, oder jedes Eisen 25 Pfennige an Lohn; wenn es gelingt, die Beiden mit zusammen 3 Mk. abzuspeisen, so bedeutet das einen Gewinn von 10 Pfennigen für das Eisen. In Amerika stecken noch nicht 3 Pfennige Lohn in einem Eisen; wenn der Unternehmer den Lohn auf die Hälfte herabsetzt, so spart er nur $1^1/_2$ Pfennig am Eisen, eine Ersparniß, die vielleicht schon verloren geht, wenn alsdann nur noch 500 Stück den Tag producirt werden.

Die Maschine hat den Arbeiter befreit. Der Arbeiter von heute in den fortgeschrittensten Industrien lebt auf einer höheren Staffel, wie sein Vorfahr, der kleine Handwerker: die physische Arbeit ist verringert und dafür ist die Arbeit des Sinns und der Nerven größer geworden; das hat einen ganz anderen Menschenschlag geschaffen mit schnellerer Auffassungskraft und höherer Bildungsmöglichkeit. Die Mußezeit ist vergrößert, damit Gelegenheit gegeben zu geistiger Fortbildung; und das Einkommen ist derartig, daß es weit mehr Lebensgenüsse zugänglich macht, wie bei dem früheren Handwerker. Und wenn Romantiker den Untergang der kleinen unabhängigen Existenz bedauern, so muß man doch immer bedenken, daß gesellschaftlicher Fortschritt bisher doch stets darin bestanden hat, die Einzelthätigkeit aufzuheben zu Gunsten gesellschaftlicher Thätigkeit, bei welcher der Einzelne natürlich nicht mehr selbstständig sein kann.

Aber die Medaille hat auch eine Kehrseite.

Noch können wir das langsame Hinsinken überwundener Productionsmethoden mit dem furchtbarsten Elend der bei ihnen beschäftigten Arbeiter beobachten. Man braucht ja nur an die traurigen Verhältnisse der Handweber zu denken. Es handelt sich hier jedoch um eine Uebergangserscheinung. Aber ähnliche Zustände, wie in solchen sich rückbildenden Formen oder in den ersten Zeiten moderner Production zeigen sich auf großen Gebieten, wo entweder die Entwickelung noch nicht weit genug fortgeschritten ist oder wo natürliche Hemmnisse ausgebildete Maschinenproduction verhindern. Hier sind überall die Tendenzen in Kraft, die wir am Anfang dieses Jahrhunderts allgemein in Wirkung sehen, nur mit dem Unterschied, daß zum großen Theil eine Besserung nicht zu erhoffen ist. Hier sehen wir ständige Verminderung des Lohnes, Ersetzung theuer bezahlter Männerarbeit durch die Arbeit von billigen Frauen, und, wo es gesetzlich nicht verboten ist, von Kindern, mangelhafte Ernährung, schlechte Wohnung, ungesunde Arbeitsräume, und jene furchtbare Degradation der Arbeiter zu Hoffnungslosigkeit und Stumpfheit. Hier sehen wir, was für den Unterrichteten vielleicht ärger erscheint, als alles unmittelbare Elend, wie sogar der weitere Fortschritt aufgehalten wird durch die gedrückte Lage der Arbeiter. Bei hohen Arbeitslöhnen verlohnt sich Einführung arbeitersetzender Maschinerie, die bei niedrigen Löhnen unvortheilhaft wäre, weil die schlecht bezahlte menschliche Arbeit immer noch billiger kommt, als Verzinsungs- und

Abnutzungsquote bei sie verdrängender Maschinenarbeit. Ist die Industrie eines Landes erst einmal aus diesen Gründen in der Entwickelung zurückgeblieben, so wird sie aber bald überflügelt. Vervollkommnete Maschinerie arbeitet doch noch billiger, als die auf Hungerlöhne angewiesenen Arbeiter; aber jetzt ist es zu spät, sie einzuführen, denn die degenerirten Arbeiter sind unfähig, sie zu bedienen. Sehr schnell verliert dann die Industrie mit den unterbezahlten Arbeitskräften ihre Absatzgebiete, und das letzte Elend ist vollendet, die unglücklichen Arbeiter, die in ihr beschäftigt sind, finden überhaupt keine Arbeit mehr.

Die sociale Gruppe der Ethischen Gesellschaft in Wien hat im vorigen Jahre eine Enquête über die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen veranstaltet, deren stenographisches Protocoll nunmehr in einem starken Bande gedruckt vorliegt. Durch das Studium dieses Buches kann man sich sehr gut über die fraglichen Verhältnisse informiren; denn wie es in Wien ist, so ist es mutatis mutandis natürlich überall, wie ja auch die Summe der trüben Erscheinungen nicht von der Schlechtigkeit bestimmter Menschen verursacht wird, sondern aus den Verhältnissen resultirt, innerhalb deren die Einzelnen natürlich gewiß ihren größeren oder geringeren moralischen Fähigkeiten agiren, wie überall.

Wien ist ein sehr geeigneter Ort, um die Verhältnisse zu studiren. In dem Vorbericht heißt es: „Wenn wir von Maschinenfabriken absehen, in denen Frauen in geringer Zahl beschäftigt werden, können wir sagen, daß die Industrien, in denen große Arbeitermassen beschäftigt werden und theure Maschinen aufgestellt sind, zum größten Theil von Wien weggezogen sind. Zurückgeblieben sind neben den Gewerben, die naturgemäß, wie das Baugewerbe und das Kleingewerbe, an einen bestimmten Ort gebunden sind, vorwiegend Mittelbetriebe oder solche Großbetriebe, die zwar eine Menge Arbeiter beschäftigen, aber wenig oder gar keine Maschinen gebrauchen. Für die Wiener Industrieverhältnisse sind, soweit Frauen als Arbeiter in Betracht kommen, zwei Momente maßgebend: die Wiener Industrie arbeitet vorwiegend Saisonartikel, und sie entbehrt nicht bloß beim Kleinbetrieb und Mittelbetrieb, sondern häufig auch beim Großbetrieb einer eigens dafür gebauten Arbeitsstätte."

Dr. Schüller, ein Mitglied der Commission, hat in Braun's „Archiv" den nothwendigsten Bedarf einer Arbeiterin zusammengerechnet.

Die Schlafstelle kostet, wenn die Arbeiterin ein Bett für sich allein hat, einen Gulden, wenn sie es mit noch einer Genossin theilt, 60 Kreuzer die Woche; wer es nur irgend erschwingen kann, bezahlt aber den Gulden. „Das Frühstück stellt sich auf 6 Kr., da ein Stück Brod oder eine Semmel allein schon 2 Kr. kostet. Nicht einmal in Auskochereien ist ein halbweg zulängliches Mittagbrot, bestehend aus Suppe, Fleisch und Gemüse, billiger als zum Preise von 20 Kr. erhältlich, da die Fleischpreise eben zu hoch sind. Für das Vesperbrod kann man 5 Kr. ansetzen, Brod und ein Stückchen Speck zum Nachtessen, 10 Kr. für Wurst und 3 Kr. für Brot. Also etwa 3 Fl. 10 Kr. wöchentlich für Nahrung. Für Kleidung, Wäsche und Schuhe sind wöchentlich 70 Kr. zu rechnen; nach den in der Enquête gemachten Erfahrungen decken die Arbeiterinnen diese Bedürfnisse aus Mangel an Baarmitteln in Abzahlungsgeschäften, die einen oft mehr als 50 %igen Aufschlag auf den gewöhnlichen Ladenpreis verlangen. In Summa ergiebt sich also ein Wochenverbrauch von 4 Fl. 80 Kr. Damit wären allerdings nur die unumgänglich nöthigen Bedürfnisse einer einzelnen Person gedeckt."

Schüller meint nun „man könnte in der Enquête einen ziemlich klaren Einblick damit gewinnen, was die Wiener Arbeiterin als den thatsächlich erreichbaren Durchschnittslohn ansieht. Der Betrag von 4.5 Fl. bis 5 Fl. wird von ihr als derjenige betrachtet, nach welchem sie ihre ganze Lebensführung einführen muß. Sie erreicht diesen Lohn erst langsam, meist nach dreijähriger Lehrzeit, und nach weiteren drei Jahren mit viel niedrigeren Bezügen, aber wenn nicht besonders wichtige Umstände eintreffen, hat sie immerhin alle Aussicht, es so weit zu bringen."

Dabei muß man aber bedenken, daß nur ein ganz verschwindender Bruchtheil der Arbeiterinnen über 30 Jahre alt ist. Nehmen wir an, daß die Beschäftigung mit 15 Jahren beginnt, so erhält die Arbeiterin also von 15 Jahren, die sie thätig ist, 6 Jahre lang einen Lohn, der unter jenem Minimum steht.

Und zweitens muß man bedenken, daß in der todten Zeit, wenn es keine Arbeit giebt, der Lohn wegfällt, und daß dann Schulden gemacht werden müssen, die später von dem Verdienst der guten Zeit bezahlt werden. Nach einer Statistik auf Grund von Zahlen der niederösterreichischen Unfallversicherungsanstalt, welche 283 Personen umfaßte, hatten 72,1 Procent der Arbeiterinnen unter 4,80 Fl. wöchentliches Einkommen, wenn die beschäftigungslosen Wochen in die übrigen eingerechnet wurden.

Die Lebenshaltung ist denn auch weit entfernt von jenem doch recht bescheidenen Ideal, welches Schüller aufstellt. Eine Antwort, die eine Cartonagenarbeiterin gab, dürfte ziemlich typisch sein: „Man nimmt sich den Kaffee mit; Mittag kauft man sich Suppe, Gemüse und Brot. Es giebt auch Manche, die den ganzen Tag von Kaffee leben. Wo ich früher war, haben sich die Mädchen den Kaffee nicht wärmen dürfen; die Frau hat gesagt, sie wirft ihn durch's Fenster hinunter. Sie haben aber den Kaffee kalt getrunken."

Während zu gewissen Zeiten wenig oder gar keine Arbeit ist, häuft sich in der Saison die Arbeit so, daß nicht selten in manchen Industrien zwanzig Stunden den Tag gearbeitet wird, sehr häufig 16 und 18 Stunden. Eine Expertin, die zu Hause arbeitet, erzählt, daß sie gewöhnlich bis 12 Uhr Nachts arbeite, an den beiden Tagen in der Woche vor der Ablieferung jedoch die ganze Nacht hindurch. Wo ein Arbeitslocal existirt, wird nach Schluß den Arbeiterinnen noch Arbeit mit nach Hause gegeben. Kamen schon bei den Fragen über die Ernährung Antworten, die alle Erwartung überboten, so kamen hier Zustände zu Tage, die den Commissionsmitgliedern theilweise ganz unglaublich erschienen. Verschiedentlich wurde gefragt: Ist denn das überhaupt möglich, kann denn das ein Mensch aushalten?

Und noch schlimmer als die Lage der erwachsenen Arbeiterinnen ist die Lage der Lehrmädchen, so, daß ihr jetziges Elend den Mädchen als ganz günstig erscheint, wenn sie an die Lehrzeit denken. Am ärgsten ist es natürlich in den Kleinbetrieben. Aus einem solchen Betriebe wird erzählt, daß die Mädchen bis zehn Uhr arbeiten, dann in dem Arbeitsraum sich schlafen legen, und um fünf Uhr Morgens wieder weiter arbeiten, eventuell ohne sich gewaschen zu haben. Ein Lager für solche Mädchen besteht etwa aus zusammengerückten Stühlen, über welche Betten gebreitet werden, in die sie sich zu zweien und dreien legen. Die Behandlung ist die von Sclaven. Ganz abgesehen von den unflätigsten Schimpfworten, die hier natürlich nicht reproducirt werden können, werden sie geprügelt; einmal wird von einer Hundepeitsche und einmal von einem Ochsenziemer erzählt. Ein Mädchen, das bis zu ihrem Eintritt im Kloster erzogen war, verlangte die Kirche zu besuchen. Die sehr kirchliche Herrschaft antwortet, daß sie dann vor 6 Uhr Morgens gehen müsse. Da das Kind aber bis 12 Uhr des Nachts zu arbeiten hatte, war ihr das vor Müdigkeit unmöglich.

Lebensfreude ist den armen Wesen natürlich recht knapp zugemessen. Die meisten müssen den Sonntag dazu verwenden, ihre Kleidung auszubessern und zu reinigen. Wo noch etwas Lebensenergie vorhanden ist, wäscht das Mädchen ihre Habe am Sonnabend Abend aus, läßt sie Nachts über trocknen, bügelt und putzt Sonntag Morgens und erscheint dann Sonntag Nachmittag adrett und reinlich auf der Straße.

Das geht natürlich nur, wenn sie keine Arbeit mitgebracht hat, die sie bis Mitternacht und den ganzen Sonntag Vormittag beschäftigt. Hat sie einen Schatz, so geht sie dann vielleicht mit dem zu Tanz. Das ist der Höhepunkt in ihrem Leben.

Irgend welche höheren Interessen fehlen völlig. Eine Ausnahme ist es schon, wenn ein Colportageroman oder das „Extrablatt", ein Klatschblatt dümmster Sorte, gelesen wird. Socialdemokratische Blätter wurden von noch Wenigeren gelesen. Eben so verhält es sich mit dem Theaterbesuch. Die seelische Stimmung wird sehr gut von einer Expertin geschildert auf die Frage, ob sie sich denn nicht um bessere Arbeit bemühe: „Wenn man am Abend aus der Fabrik nach Hause kommt, so ist das so, wie wenn man ein Pferd oder einen Ochsen aus dem Pflug spannt; man legt sich hin und denkt an gar nichts, auch daran nicht, daß man sich um eine bessere Stellung umschauen könnte." Schüller schildert den persönlichen Eindruck der Expertinnen, die doch noch die Elite gebildet haben müssen, gegenüber der großen Masse, die zu stumpf war, auch nur die Gelegenheit zu benutzen, ihr Elend einmal auszusagen: „Nicht nur aus ihren Aussagen, sondern vielmehr noch aus der Art, in welcher dieselben abgelegt wurden, aus dem ganzen Benehmen der Expertinnen gewann man den Eindruck, daß man es im Ganzen mit einer abgestumpften, verkommenen Masse zu thun habe, welche für alle höheren menschlichen Interessen fast vollkommen abgestorben sei."

Wir haben gesehen, wie geduldig selbst die schwersten Entbehrungen, sogar der direkte Hunger ertragen werden, wenn die Mädchen in der Mittagpause, statt zu essen, „auf die Straße gehen und die Fenster zählen". Viel schwerer werden Entbehrungen in der Kleidung ertragen. Wenn die Mädchen auch nur ein einziges Kleid haben, sie suchen doch immer mit größten Opfern adrett und sauber zu erscheinen, und wenn sie deßhalb noch mehr hungern müßten. Wie arg muß es sein, wenn z. B. die Bettwaarenerzeugerinnen der Commission schriftlich mittheilten, sie könnten nicht erscheinen, weil sie sich ihrer schlechten Kleidung schämten!

Auch ohne, daß man es besonders hervorhebt, wird man verstehen, daß die sittlichen Verhältnisse schlimm bestellt sein müssen. Aus begreiflichen Gründen waren gerade hier die Befragten sehr zurückhaltend, wie ja auch in der Schilderung der sonstigen Lage jeder, der mit Arbeiterpsychologie nur wenig vertraut ist, weiß, daß die Schilderungen eher noch zu günstig sind als zu ungünstig, weil sich gerade die schlechtest gestellten Arbeiter ihrer Lage schämen.

Je niedriger die Culturstufe ist, desto leichter wird es von den Mädchen mit der geschlechtlichen Sittlichkeit genommen. Die Arbeiterinnen in den Baumwolldistrikten Englands waren früher berüchtigt wegen ihrer Liderlichkeit: Hohe Zahl unehelicher Geburten, hohe Kindersterblichkeit, frühzeitiger Heirathen, Schlumpigkeit und physische Degeneration waren die Begleiterscheinungen des sittlichen Verfalls. Heute halten die Arbeiterinnen so auf sich, wie ein Mädchen das nur kann, verheirathen sich spät, meistens um das dreißigste Jahr, haben bis dahin gespart, entwickeln Geschmack in der Kleidung und Sinn für häuslichen Comfort. Man kann es doch nicht anders erwarten, als daß Leute viehisch leben, die unter menschenunwürdigen Bedingungen existiren.

Aber von der freiwilligen, das heißt durch die ganze Lebenslage bedingten Unsittlichkeit soll gar nicht gesprochen werden. Noch empörender ist der geschlechtliche Mißbrauch durch die Unternehmer und Vorgesetzten. Mädchen und Frauen, die in andern Umständen sind, arbeiten bis zum letzten Tag, oft sogar noch angestrengter als sonst, um die Kosten der Niederkunft einzubringen. Die Folge ist die hohe Zahl der Todtgeburten und große Kindersterblichkeit. Wo verheirathete Frauen thätig sind, wird unter Umständen die Familie zerstört. Mann und Frau essen in der Wirthschaft, womöglich noch nicht einmal in derselben, sehen sich nur Abends nach der Arbeit, und haben die Kinder ausgegeben, weil die in der Fabrik thätige Frau sie nicht besorgen kann.

Wie tief unter solchen Bedingungen das Selbstbewußtsein sinken kann, das zeigt eine Aussage, die für den, welcher die Denkart der Arbeiter kennt, das Allerkrasseste enthielt: „Es wurde gefragt, ob es nicht vorkommt, daß Arbeiter den Polier fragen, wie viel Lohn sie bekommen. Das kommt bei den Männern vor, aber nur, wenn sich Einer eine Hetze machen will. Wenn er nämlich auf die Arbeit momentan nicht ansteht, oder wenn er sieht, daß ihm die Arbeit nicht paßt. Denn er weiß, sobald er fragt, wie viel Lohn er bekommt, so läßt ihn der Polier gar nicht arbeiten. Das ist dem Polier schon zu keck. Die Frauen aber fragen nie. Mir wenigstens ist das gar nicht vorgekommen." Und ein eben so starkes Zeugniß dafür, wie tief die Leute stehen, ist das gegenseitige Mißtrauen. Man weiß, wie solidarisch gerade Arbeiter empfinden; das liegt in der ganzen Natur ihrer Stellung. Aber bei diesen Unglücklichen ist noch nicht einmal der Trost vorhanden, daß sie zusammenhalten. Typisch war eine Antwort auf die Frage, ob die Expertin nicht von der Lebensweise der Kolleginnen wisse: „Ich verkehre mit Niemandem. Man darf nicht verkehren. Wenn man nur ein Wort spricht, geht es wie ein Lauffeuer."

Es soll hier nicht eine Aufzählung oder Kritik der Mittel gegeben werden, wodurch diese Verhältnisse gebessert werden können. Alles Wirksame wird im Grunde darauf hinauslaufen, daß veraltete Betriebsformen gesetzlich unmöglich gemacht werden und daß Industrien, welche aus inneren technischen Gründen sich nicht den allgemeinen modernen Betriebsformen anpassen, durch gesetzlichen äußeren Zwang dazu geführt werden. Wenn der Staat das Recht hat, der Waldverwüstung zu steuern, so hat er doch wohl auch das Recht, die Verwüstung der Volkskraft und Volksgesundheit unmöglich zu machen, selbst wenn er wirthschaftliche Interessen Anderer dadurch verletzt; denn wirthschaftliche Interessen, welche zur Voraussetzung die Degeneration großer Volkskreise haben, sind doch überhaupt nicht berechtigt.

## Literatur und Kunst.

### Idealismus und Positivismus.

Von Professor Ludwig Büchner.

Als denjenigen, welcher zuerst als Nachfolger der griechischen Materialisten und Kosmophysiker eine übertriebene und bis auf den heutigen Tag fortwirkende Idealistik in die Philosophie eingeführt hat, kann man unbedenklich den griechischen Philosophen Plato bezeichnen. Durch ihn erhielten zuerst die Ideen das Merkmal des Vollkommenen und Musterhaften, welches seitdem dem Begriff „Ideal" anhaftet. Angeregt wurde Plato zu seiner Werthbestimmung der Ideen durch Sokrates, welcher meinte, daß nur das begriffliche Wissen wahr sei. Plato behauptet nun in Anlehnung an diesen unrichtigen Satz, daß nur das im Begriff erkannte Wesen der Dinge ihre wahre Essenz und das Wirkliche überhaupt sei, oder daß die Ideen die Urbilder des Seienden seien, welchen alles Wirkliche nur nachgebildet sei.

Daß dieses ein grundsätzlicher Irrthum ist, liegt auf der Hand. Die Platonischen Ideen sind, wie alles Metaphysische, gegenstandslose Phantasmen, an denen sich so recht das Belieben unwissenschaftlicher Fiktionen zeigt. Der mystische Grundton, welchen Plato in seiner Ideenlehre angeschlagen hat, klingt nicht bloß in den Dogmen des Christenthums,

sondern auch in den Mysterien der Schulphilosophie bis auf Hegel und Consorten nach.

Schon Aristoteles hat mit kritischem Scharfsinn die Ideenlehre Plato's verurtheilt. Er wies auf das Ungereimte der Behauptung hin, daß die Grundlagen der Dinge, die Ideen, von diesen selbst getrennt sein sollen; die Substanz hebe sich selbst auf, wenn sie dem Object, dessen Grundbedingung sie ist, nicht angehören dürfe. Dennoch blieb auch für ihn die Idee ein elastisches Wort, welches jede Dehnung und Deutung geduldig ertrug und den nachfolgenden religiösen wie philosophischen Irrthümern gewaltigen Vorschub leistete.

Auch die Zunftmetaphysiker des Mittelalters sind über die Ideen-Auffassung von Plato und Aristoteles nicht hinausgegangen. Nur in England machten Männer, wie Hobbes, Locke, Hume u. s. w. dagegen Opposition. Namentlich wies Hume mit überzeugenden Gründen die Nichtigkeit des Seelenbegriffs nach und erklärte die Ideen im vollen Gegensatz zu Plato nur für abgeschwächte Bilder sinnlicher Eindrücke. Er leugnete auch mit kritischer Schärfe die so oft bestrittene und immer wieder von Neuem betonte Möglichkeit der Metaphysik, die Erkennbarkeit der Gottheit, die Willensfreiheit und die Unsterblichkeit.

Dagegen erweiterte der französische Philosoph Descartes, ein vorzüglicher, aber ängstlicher Denker, die Idee dadurch zum Ideal, daß er dem Begriff das Merkmal des Vollkommnen, Unendlichen, Ewigen anfügte, und auf diese Weise zu seinem bekannten ontologischen Beweis für das Dasein Gottes kam.

Durch den deutschen Philosophen Kant gewannen die Ideen eine neue Bedeutung. Auch er erweiterte den Begriff Idee zum Ideal und legte dadurch den Grund zu der ganzen auf ihn gefolgten Periode des philosophischen Idealismus. Die Schwächen seiner Ideen stellte übrigens Kant selbst in scharfsinniger Weise bloß; sie erfüllen angeblich die Aufgaben der Erfahrungserkenntniß nicht, sind aber dennoch eine in der Organisation des menschlichen Geistes (dessen allmälige Entstehung auf entwickelungstheoretischem Wege Kant unbekannt war) angelegte Nothwendigkeit. Aber er vergaß dabei, daß das aus theoretischen Gründen als haltlos und unmöglich Erkannte nie auf praktischem Boden für nothwendig erklärt werden kann.

Seit Kant hat die deutsche Philosophie verschiedene Arten von Idealismus zu Tage gefördert: den subjectiven, transcendentalen, absoluten, logischen, psychischen, religiösen, sittlichen und ästhetischen Idealismus.

Im subjectiven Idealismus Fichte's spielt die Idee oder das bloß Gedachte die Hauptrolle. Aber die Idee vom weltbeherrschenden „Ich" ist eine unrichtige, und der Idealismus, welcher darin wurzelt, muß als ein haltloser bezeichnet werden.

Der transcendentale Idealismus verkörpert sich in der „Weltseele" Schelling's, welchem auch der psychische und absolute Idealismus zuzuschreiben ist. Aber seine Beweisführung ist ein Spiel mit Phantasie-Einfällen, mit unwissenschaftlichen Beiläufigkeiten, mit hochtönenden Worten, hinter denen sich kein Gedankenkern verbirgt. Somit stehen die mannigfachen Idealismen Schelling's, wenn auch in den Motivirungen derselben mancher bedeutende Gedanke aufleuchtet, auf dem Gegenpole positiver Ideale.

Nicht besser steht es um den logischen Idealismus Hegel's, welcher darthun sollte, daß die Welt eine Entwicklungsgeschichte des absoluten Geistes sei, oder daß sich Logik und Metaphysik in Eins verschmelzen lassen. Der „absolute Geist" ist der Cathedergott der Hegel'schen Schule, welcher sich gerade ebenso wie jeder andere Gott geduldig und langmüthig bei jeder Art des Zurechtlegens und Ausnützens verhält. In ihm, der die ganze reale Welt aus sich herausholen soll, ist eine alte naive Form des Anthropomorphismus wieder aufgelebt, während die mehr und mehr sich entwickelnde Naturwissenschaft in diesen Wort-Wüsten keine Oasen für sich finden konnte. „Man sieht", sagt Professor Svoboda in seiner vortrefflichen nicht dringend genug zu empfehlenden Schrift: „Der Seelenwahn" (Leipzig, Grieben, 1886), der wir in diesen Ausführungen im Wesentlichen gefolgt sind, „daß auf dem Boden von Wahn-Ideen die religiöse und philosophirende Mystik vortrefflich nebeneinander gedeihen."

Der religiöse Idealismus, welcher seit Kant von der Systemphilosophie eifrig cultivirt wurde, und auf dessen Boden sich Theologie und Metaphysik brüderlich die Hand reichen, ist die absolute Ungebundenheit wirrer Einbildungsvorstellungen. Wissenschaftlich kann er ebensowenig in Betracht kommen, wie der „Phrasen-Idealismus", dem jene Geschichtsphilosophen huldigen, „welche die Rolle ehrlicher Vertreter gemeinmenschlicher Interessen spielen, während sie doch nur maskirte Vorkämpfer der Superstition sind."

Was den sittlichen Idealismus anbelangt, so haben wir hier eine wahrhaft philosophische Vertiefung sittlicher Grundansichten oder Ideen Kant zu verdanken. Seine Forderung, daß der nach Sittlichkeit Strebende sich vor Allem von religiösen und kirchlichen Einflüssen frei machen müsse, weil die Religion die Sittlichkeit mit Bestechungen oder Drohungen stützen wolle, stimmt ganz mit den freigeistigen Forderungen der Gegenwart.

Was schließlich den ästhetischen Idealismus angeht, so hat die Systemphilosophie für das Verständniß des Kunstschönen wenig geleistet, weil dualistische Vorstellungen auch in die Beantwortung ästhetischer Fragen verwirrend eintraten. „Das Schöne hat mit dem ‚Unendlichen' nichts zu schaffen; der ‚Geist' steht nicht auf dem Gegenpole der Natur; die Sinnesvorstellungen entsprießen nur der Wirklichkeit, und durch Begriffe gewinnt das Kunstsinnliche nichts."

Faßt man nun die Ideale selbst in das Auge, so muß man zwischen positiven und Wahn-Idealen unterscheiden. Während die ersteren das Wohlsein des Menschen und der Menschheit im Auge haben, stützen sich die letzteren auf begriffliche Construetionen oder auf Einbildungsvorstellungen, welche ohne Rückhalt in der Wirklichkeit bleiben. Diese Wahn-Ideale, welche leider über viele verwegene und rücksichtslose Vertheidiger verfügen, verhindern, daß die positiven Ideale des Wissens, der Sittlichkeit und der gesellschaftlichen Wohlfahrt zur vollen Geltung gelangen, und bewirken, daß die Erkenntniß der Wahrheit vereitelt und verlangsamt wird. Freilich wissen die Verächter der positiven Ideale ganz genau, daß ihr persönliches Interesse mit der Aufrechterhaltung der Irrthums-Ideale eng zusammenhängt, und setzen jenen daher den zähesten Widerstand entgegen.

Ueber diese Zähigkeit der Wahn-Ideale kann der Umstand nur wenig trösten, daß ihnen mitunter der Schein des Hohen und Edlen anhaftet, wie bei der Göttlichkeit des Geistes, der Unsterblichkeit der Seele u. s. w., oder daß die bildende Kunst ihre Vorwürfe ihnen so oft entnommen hat. Dagegen schafft diese Kunst immer Positives, auch wenn ihr Schaffen durch ein Wahn-Ideal angeregt wurde. Allerdings hat sie durch viele großartige Schöpfungen die Erhaltung von Irrthums-Idealen gestützt, allein sie hat es nicht verhindern können, daß die letzteren dennoch in sich zusammengebrochen sind. Auch ihre herrlichsten Schöpfungen konnten das Ansehen ihrer populärsten Götter nicht erhalten, wenn der Glaube an dieselben abgelaufen war.

Es giebt Schwarzseher, welche behaupten, daß die Verehrung der positiven Ideale immer nur die Sache einiger einsamer, isolirter Denker sein werde. Aber sie denken nicht daran, daß sich auch die Wahn-Ideale mit der Zeit zu Tode leben müssen, und sehen nicht die Morgenröthe, welche den Tag der positiven Ideale einleitet. Die Herrschaft der letzteren wird um so rascher und williger aufgenommen werden, je rascher und weiter sich die Ergebnisse wissenschaftlicher

Forschung in allen Volksschichten verbreiten werden. Sind es doch durchaus praktische Interessen und wirkliche Bedürfnisse, welche durch dieselben gefördert und erreicht werden sollen! Ethische, politische, wirthschaftliche Kunst- und Wissens-Ideale sind nur da, um verlebendigt zu werden, und die Culturarbeit der Zukunft wird die Aufgabe haben, dieselbe in das wirkliche Leben einzuführen. „Ist es Wahn-Idealen gelungen, ganze Völker in Botmäßigkeit zu erhalten, ihr gesammtes Denken und Schaffen Jahrtausende lang zu beeinflussen, so wird die Herrschaft edler, menschenwürdiger Ideale um so fester und allgemeiner Wurzel fassen können; denn sie ist gleichbedeutend mit dem Glück der Menschheit."

---

## Der „kunterbunte" Liliencron.

Von Franz Servaes.

„Ein kunterbuntes Epos in zwölf Cantussen" nennt Detlev von Liliencron sein neuestes Dichtwerk: „Poggfred" d. i. Froschfrieden.*) „Kunterbunt", so mag er wohl manch Einem erschienen sein, der ihn bald hier, bald da auftauchen sah, überall reiche Blumengarben raffend, und wie ein enthusiastischer Husar, mit Sporen und Kandare, in hurtigem Anprall die Hürden des Lebens nehmend. Man sah ihn jauchzen, säbelschwingen, sah ihn küssen, rasch und verwegen, wahllos manch rothen Mund, und dann sah man ihn plötzlich faulenzend sich räkeln in duftschwerer Haide, zu den Wolken emporgucken, in Träume versponnen, in Phantastereien. Ein alter Soldat, ein Junker, ein Lebemann: so dachte man ihn sich, so glaubte man ihn zu kennen. Nun ja, freilich, und dann auch natürlich ein Dichter! ein naiver, formloser zwar nur, ein Improvisationskünstler und Impressionist! Haut seine Sachen so hin, so wie man im Gewühl der Schlacht seinen Feind in die Pfanne haut! Nur ja sich nicht zu viel dabei denken: ojeh, das könnte schädlich sein! Nur ja von den Problemen des Lebens sich die Brust nicht zuschnüren lassen! Ewige Fragen? Pah! Ist das Leben nicht immer noch schön? Scheint die Sonne nicht? Und leuchten dort nicht zwei goldene Mädchen-Zöpfe? Frisch hin und den lachenden Blondkopf zurückgebogen, Lippe auf Lippe gepreßt und ein verstohlenes Schäferstündchen gehalten unterm duftenden Fliederbaum! Und dann leichtherzig weitergesprungen! irgendwohin, wo's Sekt und Austern giebt und wo hinter verschwiegenen Fächerpalmen listig-lustige Zofenaugen, oder auch Comtessenaugen, Baronessenaugen zwinkern!

„Na so wollnmrnochemol, wollnmrnochemol
Heirassassa,
Lustig sein, fröhlich sein,
Rassassassa.

Das ist zuguterletzt der ewige Schlußrefrain!

Ist's nicht so? — Ja, es ist wohl so! Und doch nicht ganz so! So zeigt sich die buntschillernde Oberfläche, die Schlangenhaut gewissermaßen, — aber die Schlange ist's denn doch noch nicht! Und diese kunterbunte, glitzernde Oberfläche hat manch Einen toll gemacht, die Einen vor moralisch-ästhetischer Entrüstung, die Anderen vor jugendlich-dummer Begeisterung. Verblüffend wirken mußte ja wohl Liliencron auf Alle! — wo man sich die Mühe gab, ihn zu lesen! — obgleich das eigentlich keine „Mühe" ist, oder Mühe nur insofern, als man sich an die Neuheit und rücksichtslose Verve seiner dichterischen Behandlung erst gewöhnen mußte. Aber die Unmittelbarkeit und strotzende Sinnlichkeit seiner Sprache, das freche Abprotzen der Farben, die Unverwüstlichkeit des ewig lodernden Temperaments und dann diese grandiose Wurschtigkeit wider allen Krimskrams von Artigkeiten und Züchtigkeiten, — das Alles mußte doch in die Augen springen! Und als man vor zehn, fünfzehn Jahren das „jüngste Deutschland" gründete, da wurde auch Herr Hauptmann a. D. von Liliencron, trotz seines Adels und seiner vierzig Jahre, in den unruhig wogenden Reihen unreifer Literaturstürzer mit donnerndem Jubel willkommen geheißen. — —

Wer die Liliencron'schen Gedichte liest — soeben erschienen zwei Bände, neu gesammelt, „Kampf und Spiele", „Kämpfe und Ziele" — der wird diesen ersten, starken, halbverwirrenden Eindruck auf alle Fälle an sich durchmachen. Wenn er aber aufmerksam prüft, so wird er doch hinter dem betäubenden Hussah! auch einen feineren Klang vernehmen, einen reicheren Klang der aus den Tiefen eines gütigen, mit sich ringenden, manchmal auch zagenden Menschenherzens kommt und dieser Eindruck wird sich, je tiefer man sich hineinliest, um so mehr verstärken. Durch die tobende Lust ziehen sich wehe Schreie und schrille Dissonanzen. Auf das üppige Wuchern der Farbe fallen, verdunkelnd, mahnende Schatten. Und an der Hand der Liebe schreitet zögernd ein ernster Gast: der Tod! ... Schicksalsgestalten wachsen empor, hinter dem tändelnden Spiel auf lachender Wiese, und manch Einer der springt und lacht und jauchzt, thut's, weil ihn die Wunde schmerzt, die geheime im Nacken, und weil er vergessen will, weil er die dumme, dumpfe, thierische Qual sich hinunterspülen will, mit einem geistigen, herzhaften, befreienden Lachen.

Und nun hat Liliencron, als ein „Mann von fünfzig Jahren", seine erste größere, zusammenfassende Dichtung geschrieben, „Poggfred". Er, bei dem man bis jetzt eine „Entwickelung" nicht glaubte wahrnehmen zu können, hat damit sich selber ein ragendes Entwickelungsdenkmal aufgestellt, im seltsamen Zwielicht der bösen Markscheide zwischen schwindender Jugend und kommendem Alter. Die schöne Reife des Hochsommers und die fröstelnde Winterahnung des Früh-Herbstes liegen, gleitend ineinander verwoben, ein schwankes Licht, über der Atmosphäre dieses Buches. Der Hauch von etwas Ungreifbarem rührt uns an ...

„Kunterbuntes Epos in zwölf Cantussen" — da haben wir in kecken Worten zunächst wieder den alten Liliencron vor uns, vielmehr den jungen, den schneidigen, flotten, frechen, der sich und der Welt ein Schnippchen schlägt, nichts feierlich nimmt und sich mit Gott und den Engeln in keiner anderen Tonart unterhält, als mit dem Teufel und seinen Hexen. Blocksberg, Himmel oder Olymp! das ist ja alles dasselbe — und unsere liebe, gute, alte, dumme Erde, dies Jammer- und Freudenthal ist auch nicht viel anders! Plackerei und Schinderei oben wie unten, doch ein Juchzer drüber hin, ein lebenstoller, zu dem Papa Pan die Hirtenflöte bläst.

So von außen besehen, ist dieses „Epos" wirklich das Kunterbunteste, das sich überhaupt denken läßt. Geschichten werden Einem darin erzählt — ich sage euch, Geschichten, daß sich das Haar zu Berge sträubt. Geliebt wird und so nebenbei ein bischen mit Dolchen gestochen, wie sonst allenfalls nur in Räubergeschichten, die in den Abbruzzen spielen. Hier aber ist der Schauplatz meist Hamburg, das sittenstrenge, polizeiüberwachte. Oder eine junge Dame reitet in die vereiste Seine und ertrinkt darin elendiglich, wie früher die mythischen Griechenhelden auf blitzenden Schlachtwagen in das allverschlingende Meer brausten. Solch moderne Mythologie stößt aber, trotz realistischer Gewandung, bei unserer hartgesottenen Skepsis leider auf unüberwindlichen Widerstand. Mit derlei Histörchen wissen wir nichts anzufangen, und wir nehmen sie bloß hin, weil sie so packend uns entgegentreten, und weil man schließlich in dem tollen Durcheinander dieses Buches das Einzelne so ernst und so ängstlich nicht nimmt. Und warum soll ein Freiherr, wenn er sich mal an's Versemachen und an's Erzählen giebt, uns nicht

*) Verlag von Schuster u. Loeffler, Berlin SW 46, wo überhaupt sämmtliche Werke Liliencron's jetzt erscheinen.

tüchtig was vorfohlen?! — giebt es doch schließlich berühmte und erlauchte Vorbilder dafür! Nicht wahr, Edler von Münchhausen?

Und wo ist denn in einem Dichtwerk wie diesem, die Grenze von Phantastik und Realistik! Die Grundvoraussetzung, so realistisch sie sich darbietet, ist doch leider auch Phantastik! Denn ein Liliencron'scher Ahnensitz „Poggfred", auf dem Freund Detlev zu hausen vorgiebt, — existirt nicht! Wie froh wäre unser armer Dichter, wenn er ein „Poggfred" sein Eigen nennte! Es wäre dann wahrlich nicht nöthig gewesen, daß hülfbereite Freunde gerade jetzt einen „Aufruf" erlassen hätten, in dem sie die Gönner und Freunde deutscher Poesie darum angehen, dem alternden Dichter die schweren Sorgen, die ihn bedrücken, abzunehmen oder zu erleichtern! Und doch, wie greifbar steht dieses „Poggfred" vor uns, eine Wehr- und Trutzburg, in der der vielbedrängte Dichter vor den quakenden Alltags-Fröschen Frieden sucht und im Poem! — auch findet. Er streckt sich aus auf sein behagliches Bismarcksopha, dem verehrten Altreichskanzler gleich ein beschaulicher Bauer und Baron, hat die lange Pfeife im Munde, im Eiskübel stehen zwei Flaschen Pommery, und während der treue Diener Bertouch als Cerberus das Haus gegen Eindringlinge verschließt, kraut Seine freiherrliche Gnaden, in Erinnerungen und Träume versunken, Verseinfälle vor sich hinmurmelnd, das sich ringelnde Fell seiner beiden Teckel „Männe" und „Herr Didel" ... Schaum, Traum, Phantasie! nicht mehr und nicht weniger als etwa die Bilder vom Mars und vom Sirius oder von den Sternen der Vorsicht, der Indiskretion und der Zufriedenheit, auf die uns die ins Kosmische gespannte Phantasie des Dichters in buntem Fluge trägt.

Aber ob Erde, ob Sirius, stets hat dieser wundersame Dichter die gleiche Lebendigkeit und Nähe der Anschauung. Ein Plastiker freilich ist er nicht. Eine runde Gestalt vor uns hinzustellen, scheint ihm versagt. Aber welch' ein Maler ist er! Wie wirrt er Lichter und Farben, mit unerhörtem Reichthum und in ständiger Bewegung durcheinander, und stets, so flüchtig Alles an uns vorübersaust und gleitet, welch' unheimliche Prägnanz der Linie! Das Einfachste und das Verworrenste, Beobachtetes und Gefabeltes kommen in dieser Laterna magica zu vollendetster Sichtbarkeit ... Weihnachten ist's und Kinderbescheerung, Liliencron hebt „ein lütt Zigeunermädel" auf den Arm.

„Halbjährig ist das Wurm, sie trappelt, trampelt,
Die braunen Händchen zittern, langen, greifen,
Sie macht ein Karpfenmäulchen, strappelt, strampelt,
Und wie erstaunt die schwarzen Augen schweifen,
Heb' ich sie lichterhoch! Und wie sie ampelt!
Ho jemine, kann schon ihr Finger kneifen!
Sie kreischt vor Lust, das war ihr erstes Juchzen;
Du Dirnlein, käm' dir später nie das Schluchzen!"

Oder: Zwei Sechserzüge von Trakehnerhengsten begegnen sich, fahren ineinander und es entsteht ein toller Kuddelmuddel, — „ein Geschling' von Hälsen, Mähnen, Schwänzen, das wie das Chaos webert, wogt und ampelt" u. s. w. Oder: der Dichter kommt auf den Mars geflogen; auf einem Felsen steht ein Opferstein, daneben ein Ungetüm, „scharf bespeert mit Stacheln rings um Rücken, Bein und Bauch." Es reckt den Schlangenhals empor, stößt wie ein Nachtwächter ins Horn. Da —

„Von überall her flattert, flügelt, springt
Ein Heer von farbigen Fittichen, groß und klein,
Das munter durcheinander schmetterlingt.
Und von Geschöpfen schwirrt der Riesenstein. —

Dazu diese galopp-souveräne Behandlung der Stanze und, bei wiederholten Gelegenheiten, der Terzine, so daß diese alten, strengen, fast steifleinenen Maaße eine Geschmeidigkeit und Gelenkigkeit bekommen, die sie der flüchtigsten, modernen Laune unterthan macht. Freilich werden ihnen mitunter Ausdrücke versetzt, wie sie sie wohl auf ihrer würdevollen, irdischen Pilgerfahrt noch nie je vernommen haben: „Parbleu!", „Klimbim", „süperb", „Skat kloppen", „furchtbar intressant", „Muse, olles Frauenzimmer", oder gar das gänzlich provinziale „koppheister", auf das sich dann anmuthiglich „Geister" und „Kleister" reimt!

So gaukelt und schaukelt es von schwanken Bildern und bunten Lampions durch dieses wundersame Buch, das wie eine venezianische Nacht sich um uns ausbreitet. Aber nicht bunt allein ist die Erdennacht, auch tief und geheimnißvoll. Sie läßt ja wohl den scheckigen Maskenreigen sich gefallen, aber lächelt doch leise zu dem trunknen Gewirr, und ob man, durch ihren Frieden hin, trampelt und tollt und juchhet, sie selber athmet doch stets mit gleichen ruhigen Athemzügen. Und rings um den still kreisenden Planeten schlingt sich der unermeßliche Sternenhimmel, mit sanftem, blinzelndem Leuchten — die Wipfel der Bäume raunen leise im raschelnden Winde, — und tief in der Erde sind Millionen geheimnißvoller Kräfte wach, die emsig weben und wirken an der Unzerstörbarkeit des Lebens.

So geht auch durch das schiebende Gedränge dieses Buches ein großer, stiller und starker Ton, den man nicht gleich vernimmt, der sich jedoch mehr und mehr bemerklich macht, und der schließlich in herrschender Pracht erklingt, wie der Tuba-Ton der himmlischen Mächte — eben der Glaube an die Unzerstörbarkeit des Lebens und an des Lebens Heiligkeit. Es ist ein starker und mächtiger Glaube, und er ringt sich mannhaft durch durch tausenderlei Anfechtungen und Schreckensvisionen!

Ja, es ist so: neben der Liebe lauert der Tod — des Glückes Uebermaaß endet mit zähem, zerschmetterndem Absturz — in des Werdens Seligkeit bohrt sich mit böser Hast der Wurm des Vergehens. Und Dolche blitzen ... jetzt wissen wir, warum sie blitzen! ... Durch volle Liebesmondennacht schleicht, bedrückend, ein schattenhafter Leichenzug ... Im Lohholz des Dichters, unter der Eiche, liegt, mit durchstoßener Brust, ein Mann: Selbstmord führte die Waffe ... Die Geliebte kommt angefahren, im schimmernden Wagen, aber kaum hat sie dich geherzt und geküßt, da steigt sie auch schon in den bereitgehaltenen Kahn, entschwindet, versinkt ... Und die Sintfluth bricht herein, Menschen und Thiere kämpfen, der König mit dem Bettler, Leichen dienen zur Atzung. Kaum dient ein Ararat zur Rettung, und wer das nackte Leben gewann, der darf und muß sich glücklich preisen ... Dann stirbt im Traum des Dichters Kind, die liebliche kleine Abel: aus den dunklen Kümmernissen dieser Erde wird sie davongetragen auf einen lichteren Stern. Doch da erwacht des Dichters Zorn. Sein Liebstes läßt er sich nicht rauben. Und nach dringt er dem Entführer seines Kindes, durch die Unergründlichkeit des Weltenäthers, dringt nach, und hat sie glücklich wieder entrissen. Er erwacht: da schläft das Kind, friedsam und sanft, an der Brust der Mutter, von ihrem Arm umschlungen. Das Leben hat triumphirt!

— — Im Jahre 1844 ist Detlev von Liliencron geboren. In demselben Jahre hat auch ein anderer großer Deutscher das Licht der Welt erblickt: Friedrich Nietzsche. Wie getrennt sind sie scheinbar, der naive Poet und der kritisch-enthusiastische „Umwerther aller Werthe!" Und doch wie zusammengehörig! Was als furchtbares Problem, als fruchtbarer Gedanke das Gehirn des Denkers durchzuckt, durchglüht hat, das ist in des Dichters Blut und Adern erlebte Wirklichkeit, instinktives Geschehen geworden. Nietzsche und Liliencron, beide sind sie Priester und Künder des Lebens, geschworene Feinde beide von mönchischer Entsagung und grauer Abstraktion. Und kriegsfroh sind beide: sie wissen, daß Ja-Sagen zum Leben — eine Tapferkeit ist: „Sagtet ihr jemals Ja zu Einer Lust? Oh meine Freunde, so sagtet ihr Ja auch zu allem Wehe. Alle Dinge sind verkettet, verfädelt, verliebt", wie es im vierten Theil des „Zarathustra"

heißt. Und ist es nicht grade das, was Liliencron weiß, wenn er's auch nur in Blut und Nerven fühlt, was stets in ihm lebendig ist, in all seiner derben Lebenslust? Und ist er nicht grade darum — „ein lachender Löwe?"

Merkwürdig, dieser Liliencron, inmitten unserer modernen Welt, die doch so ganz anders ist als er! Nicht bloß, weil die nüchterne Banausität der Menge stets fremd und feindlich ist dem jauchzenden Herzensüberschwang des echten Dichters! Nein, auch deshalb, weil Liliencron im Grunde seines Wesens das nicht ist, was wir im evolutionistischen Sinne den „modernen" oder auch den „neuen" Menschen nennen. Liliencron ist — darüber darf man sich nicht täuschen! — ein „alter" Mensch, ein Mensch vom alten Schlage, mit viel Tradition im Blut und mit mancher gewollter Beschränktheit in Gesinnung und Denkart. Aber mit seiner Ganzheit, Unverdorbenheit, Wildheit und bildernder Kraft giebt er dem modernen Menschen gerade das, was ihm am meisten fehlt: Scrupellosigkeit und die Unschuld des Geistes. Ein „Vorläufer" ist er nicht. Aber so ist er ein Hinüberretter, nämlich von Gesundheit, Sinnesfrische und der Naivität des Kindes. Dadurch indes entsteht nun die eigenartige Complication: daß diesem „unmodernen" Menschen das „moderne" Leben so hart und bitterböse zusetzt, ihn mitten in sein tosendstes Getriebe reißt und dadurch Töne aus ihm hervorlockt, die sonst für Ewigkeiten in ihm geschlafen, geschwiegen hätten!

So wissen denn die jüngeren Dichter sehr genau, was sie an dem „alten Herrn", dem herrlichen Detlev von Liliencron haben, und ihre Bewunderung ist ungeheuchelt. Sie arbeiten gewiß um vieles bewußter, aber unbewußt ist alles, was sie bewegt, auch in Liliencron vorhanden und findet in seinem Dichtermund Klang und Melodie. Und gerade jetzt, wo er älter wird, nähert er sich um so mehr der jüngeren Generation, die um soviel raffinirter ist und sich um soviel weiser dünkt. Sein „Poggfred" ist wie das Werk eines spielenden lachenden Kindes, das plötzlich fühlt, wie es graue Haare bekommt, — und nun bedenklich wird. Es blickt in den Abgrund, schaudert anfangs, und ist dann wundersam gefaßt. Ueber dem dunklen gähnenden Schlund sieht es eine tanzende Schaar im Sonnenlicht gaukelnder Schmetterlinge, und blutrothe märchenhafte Urwaldblumen wachsen am Rande des Abgrunds. Und wie im Kinde der Mann lebt, der „des ewigen Zwiespalts sich bewußt" ist, so auch im Manne das Kind, das trotzdem eine Versöhnung, einen Trost und einen Einklang findet. Derselbe Dichter, dem in der Liebe die Untreue schon beinah Ehrensache ist, hat dennoch ein vollständig ruhiges Gewissen, weil er nicht bloß seiner individuellen Natur, sondern auch der Menschlichkeit in Allem folgt. So fällt auch auf die flüchtigste Gelegenheitsliebe ein wärmender Strahl, der die Minute zur Ewigkeit dehnt, in der Unendliches beschlossen liegt. Und über Thränen und Abschied hilft dann ein gesunder Humor hinweg, der wohl fühlt, daß er im Dienst der Selbsterhaltung steht. Freiheit der Kunst und Frühling auf Erden! das bleibt Liliencron's letztes Wort.

„Und meine Seele wird so klar, so gut,
Unschuldig, wie das Gras, worauf ich stehe."

---

## Ferruccio Busoni.

Eine Studie aus dem Concertsaal.

Von Hedwig Abel.

Es ist ein erlösendes Gefühl, inmitten der auf- und niedertauchenden Gestalten des modernen Lebens einen Künstler zu erblicken, dessen Trachten weder in dämmernde Tiefen versinkt, noch zu übermenschlichen Höhen emporfliegt, der uns nichts aufzulösen und durchzugrübeln giebt, den keine Räthsel umschauern, keine Fragezeichen umschwirren, der, mit einem Worte, sich und uns verständlich ist. Einen solchen Künstler sehen wir in Ferrucio Busoni. Aus einer südlichen Heimath, aus Italien ist er nach Deutschland gekommen, dem Zuge folgend, der den Pianisten von Süden nach Norden führt, und südlich ist er selbst: bis in den Kern gleichsam von Licht erfüllt und von sanfter Wärme durchdrungen. Ein Bevorzugter übrigens, dem das Tasten und Fragen erspart geblieben. Denn wer so an der Sonnenseite der Welt geboren wird, dem geht Manches von selbst auf; wie das Leben zu fassen sei und wie die Kunst. Je nachdem.

Daher das Wort: der Italiener sei der geborene Künstler. Gewiß entwickeln die gelbere Sonne, der blauere Himmel über ihm, die siegreiche Natur um ihn leicht und glücklich künstlerische Keime, und auch aus seiner mimischen Regsamkeit heraus wird er zum Künstler. Es ist ihm eine Lust, sein Inneres plastisch darzustellen, dabei hat er an Allem, was sich mit den Händen greifen, mit den Augen erblicken läßt, seine natürliche Freude. Nach oben und nach unten, und selbst in das Handwerk hinein, verpflanzt er seinen persönlichen Adel, seine körperliche Anmuth, sein Temperament. Handwerk wird aber schnell Kunst, wo ein Temperament im Spiele ist. Ja, im Grunde ist Kunst nichts Anderes, als durch geistige Zusätze idealisirtes und von den stärksten Trieben der Menschen, von Sehnsucht und Phantasie, in eine reine Sphäre erhobenes Handwerk. Virtuosität vollends — welcher Art sie sei — stammt in gerader Linie vom Handwerk ab, und der Virtuose ist nichts als ein geadelter Handwerker.

In Kunst und Handwerk nun haben die Italiener von jeher der Welt die Wege gewiesen. Um so merkwürdiger, daß ihnen der Sinn für die handlichsten der Künste, für das Clavierspiel, eigentlich niemals so recht aufgegangen ist. Jahrhunderte hindurch hat Italien in Clavierdingen geschwiegen, bis in die neueste Zeit stand sein Clavierruhm auf vier Augen, gründete er sich auf zwei Namen. In seinen zwei reichsten musikalischen Jahrhunderten, dem siebzehnten und achtzehnten, vermochte es einem Heere größter Sänger, Geiger und Organisten nur ein winziges Häuflein von Rittern der schwarzen und weißen Taste gegenüberzustellen. So haben wir mit Domenico Scarlatti, Muzio Clementi und Ferruccio Busoni, die clavierspielende Dreifaltigkeit Italiens genannt. Mit Domenico Scarlatti ist Busoni auch in gewissem Sinne verwandt, sofern siebzehntes und neunzehntes Jahrhundert miteinander verwandt sein können. Beide sind eben modern, und das ist das Gemeinsame bei ihnen. Scarlatti war ein kühner Neuerer, der das zierlichste Schnörkelwerk erfand und die Hände, wenn's Noth that, kreuzweise übereinanderlegte, so daß die Frommen ihn der Hexerei verdächtigten. Auch Busoni ist modern, Alles weist in die Zukunft, der kommende Tag gehört ihm. Gewisse Anschlagsnuancen, mancher technische Behelf (so namentlich sein Accordspiel) sind sein Eigenthum; auf diesen Errungenschaften wird das zwanzigste Jahrhundert weiter bauen.

Die deutsche Schule, durch welche Busoni gegangen, hat die erquickendsten Spuren zurückgelassen, der Norden und der Süden sprechen mit ihrem stärksten und weichsten Laut aus ihm. So ist seine Virtuosität, die reiche Sprache der Hände, ihre zauberhafte Geschmeidigkeit italienisch, so ist die Strenge, mit der er dieses unvergleichliche Material in den Dienst des Höheren stellt, deutsch. Und noch an manchen kleinen Zeichen, Schönheitsmalen möchte man beinahe sagen, erkennt man den Italiener. An der Art, wie der Künstler jede Melodie mit einer scharfen Linie umrandet, jedes Motiv sich ausathmen läßt und Triller und Passagen — die Coloraturen des Claviers — reliefartig herausarbeitet. Man denkt unwillkürlich an alles mögliche Harte, an Granit, Marmor, Elfenbein, aus dem diese eisernen Finger Tonfiguren aushauen und ausschnitzen. Darum möge man Busoni nicht schlechtweg mit Rubinstein und seiner coloristischen

Weise vergleichen. In der ersten freudigen Aufwallung, im Glauben, den auferstandenen Sohn der bessarabischen Clavierlöwin vor sich zu sehen, hat man sich zu diesem Vergleich hinreißen lassen. Seither ist er Dogma geworden. Die Rubinstein'sche Farbe habe hier von Neuem zu leuchten begonnen, hieß es, lebendige Hände gäben uns seine Blitze und Donner, sein zephyrgleiches Säuseln und Flüstern wieder. Doch schon bei den Temperamenten beginnt der Unterschied zwischen Beiden. Rubinstein hatte einen schwarzen Tropfen im Blut, Wermuth mischte sich bei ihm mit Wehmuth, Bitteres und Salziges floß zusammen, und zuletzt schleifte er in tobender Wuth ganze Bündel von Accorden über die Tasten. Busoni ist der Typus der Selbstbeherrschung. Tiefe Ruhe um ihn her, nur ab und zu ein heißer Funken, etwas rothe Lohe, die aus dem weißen Stein bricht, dann wieder Stille wie zuvor. Bloß auf dem Pedal trifft er mit Rubinstein zusammen; als Moderner kann er nicht anders. Rubinstein hat zuerst das Pedal zur großen Macht erhoben, die von unten her die Schicksale der Musikstücke lenkt. Busoni baut aus, was Rubinstein begonnen. Er weiß überall Ton hervorzulocken, mit allen singenden und klingenden Mächten des Claviers ist er im Bunde. In seinem Klangdurst bohrt er sich tief in die Tasten ein, er hat eine eigene, einzige Art, Accorde, fünf- und sechsstimmige, aus der Höhe, mit dem Schultergelenk gleichsam, zu nehmen, ohne jemals die Gesetze der Schönheit zu verletzen. Dann wieder bringt er ein Brausen und Wogen hervor, wie wir es seit Rubinstein auf dem Claviere nicht vernommen, alle Stimmen des Orchesters werden lebendig, Töne, die nur dem Holz gehören oder bloß vom Blech kommen können, giebt das Clavier bereitwillig her, dazwischen singen die Geigen, wirbeln die Pauken, klingeln die gestimmten Glöckchen. Ohne seinen großmächtigen Anschlag vermöchte Busoni das nicht. Von seiner Virtuosität allein bezwungen, würde die Tannhäuserouverture z. B. doch nur ein Clavierstück geblieben sein, er hat sie uns als Orchesterstück gegeben. Diesen Wirkungen liegt der Anschlag zu Grunde, und der Anschlag, der ist das Ich des Pianisten. Aus dem Herzen kommt er, mit dem Blut, das aus dieser innersten Quelle in die Fingerspitzen fließt und an die Tasten pocht. Darum läßt sich der Anschlag, sei er nun Glockenton, Orgelklang oder Nachtigallenschlag, nicht vererben und nachahmen. Er stirbt mit dem Menschen, wie die Stimme mit dem Menschen stirbt.

Namentlich als Bach- und Beethovenspieler zeigt uns Busoni sein eigenthümliches Gesicht. Er liebt es mit Bach auf cyklopische Weise zu scherzen, die großen Orgelfugen, kaum für Pianistenhände erreichbar, verpflanzt er in ihrer ganzen Breite und Tiefe auf das Clavier. Etwas Kolossales, für alle Gliedmaßen des Menschen Bestimmtes hat sich hier auf ein fremdes Gebiet verirrt. Riesenthemen steigen auf und nieder, Episoden verschlingen, Stimmen verzweigen und verästeln sich; zuletzt faßt leiser Schwindel das Gehör. Busoni weiß sich zu helfen. Was nicht nebeneinander Platz hat, thürmt er übereinander auf, dabei eine Tonfülle entfaltend, wie sie im Pianistenrevier kaum noch vernommen worden. In einer Tripelfuge hob er ganz eigenartig die drei Themen heraus, sie glänzten weithin, wie Bergeshäupter, auf die Schnee gefallen; in der Tiefe aber formte das Pedal prachtvolle Accorde, die harmonisch mit den oben angeschlagenen zusammenschmolzen. Auch Beethoven hat in Busoni einen neuen Mann gefunden. Alles Räthselhafte, Verworrene wird durchleuchtet, Busoni spürt das Verborgenste heraus. Dabei mißlingt ihm Manches. So hat er sich an der C-moll-Sonate op. 111 müde gedeutet und war doch zuletzt vom Wege weit abgekommen. Und dennoch ist diese Sonate in ihrem inneren Gefüge so einfach. Der erste Satz voll verständlichem Unglück, der zweite ein Stück Elysium. Busoni giebt den ersten Satz in einer zerrissenen rhapsodischen Manier und die wundersamen Trillerbildungen des zweiten mit virtuosenhaftem Glanz. Glanz stört aber, wo Verklärung am Platze ist. Um so tiefer ist Busoni in die Geheimnisse der „Hammerclavier"-Sonate eingedrungen. Im ersten Satz ist er noch ganz Virtuose, er spielt mit reizenden Nuancen, er bringt Accente an, die außerhalb der Logik des Satzes liegen. Schon mit dem zweiten wächst er jedoch hoch empor: diesem von allen Schauern der Sehnsucht, von den tiefsten und reinsten Gedanken erfüllten Adagio, geht Busoni Zug um Zug nach, seine Schönheiten holt er langsam hervor; man merkt, er überschaut dieses großartige Tongebiet. Dabei schlagen ganz neue Töne an unser Ohr, Baßklänge, tief und hallend, wie Kirchenglocken, und dann wieder wunderfeine Silbertöne der höchsten Octaven, denn dieses Adagio lebt in den Höhen und Tiefen des Claviers. Unvergleichlich spielt Busoni auch die Schlußfuge, einen der krausesten polyphonen Scherze Beethoven's. Busoni bringt Licht in dieses Stimmenwirrsal, alle tollen Geister werden lebendig und zuletzt schließt er mit der großartigsten Steigerung. — Ueber Beethoven führt der Weg zu Schumann. Busoni ist schon dicht bei ihm angelangt. So spielt er mit Vorliebe die selten gehörten Abegg-Variationen und die Toccata. Letztere in einem unwahrscheinlichen Tempo, Prestissimo vorüberflüsternd, als wären diese Nonenaccorde und Doppelgriffe einfache Sechzehntelnoten. Auch für Chopin besitzt er die nöthigen Nerven. Hier mag ihn vielleicht Emil Sauer übertreffen an allerfeinster Empfindung und nervöser Grazie. Doch wenn Chopin sich in Eisen hüllt, wie in den Balladen, Polonaisen u. s. w., gehört er in Busoni's Hände. Denn in allen Stücken ist Busoni selbst Feldherr, stahlgepanzerter König aller Pianisten.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Kummer.

Von Anton Tschechow.

„Wem soll ich meinen Kummer klagen?"
(Russisches Lied.)

Die Dämmerung ist hereingebrochen. Große, feuchte Schneeflocken fliegen langsam um die angezündeten Straßenlaternen und legen sich in dünner, weicher Schicht auf Dächer, Pferderücken, Schultern und Hüte. Der Kutscher Jona Potapow ist ganz weiß, wie ein Gespenst. Er sitzt auf dem Bock so krumm, als es einem lebenden Körper nur möglich ist, und rührt sich nicht. Auch wenn ein ganzer Schneehaufen auf ihn fiele, würde er es doch nicht für nöthig erachten, den Schnee von sich abzuschütteln ... Sein Pferdchen ist auch weiß und unbeweglich. In Folge der Unbeweglichkeit, der hageren Gestalt und der eckigen Füße gleicht das Thier einem Pfefferkuchenpferdchen. Es ist wahrscheinlich in Gedanken versunken. Wenn man vom Pflug, von der gewohnten Umgebung fortgerissen und hierher in diesen Wirrwarr voll ungeheuerlicher Flammen, endlosen Lärms und rennender Menschen gestoßen wird, dann kann man auch nicht anders, als nur immer sinnen und nachdenken.

Jona und sein Pferdchen rühren sich schon lange nicht vom Fleck. Beide haben sie sich schon am Morgen früh auf den Weg gemacht, sind aber bis jetzt von Niemand in Anspruch genommen worden. Doch nun sinkt der Abendnebel auf die Stadt. Mit dem Fortschreiten der Dämmerung wird das trübe Licht der Straßenlaternen immer heller, und der Lärm des Treibens auf der Straße erreicht seinen Höhepunkt.

„Kutscher, auf die Wiburger Seite!" hört Jona ein Stimme rufen. Er zuckt zusammen und sieht durch seine bereiften Wimpern einen Officier. „Auf die Wiburger Seite!" wiederholt er. „Schläfst Du, was? Auf die Wiburger Seite!"

Zum Zeichen des Einverständnisses zieht Jona die Zügel an, so daß Schneestücke vom Rücken des Pferdes und von seinen Schultern herabfallen. Der Officier setzt sich in den Schlitten. Der Kutscher schnalzt, streckt seinen Hals wie ein Schwan, richtet sich auf und suchtelt mehr aus Gewohnheit, als der Nothwendigkeit wegen mit der Peitsche. Das Pferdchen streckt ebenfalls den Hals, biegt die Füße und setzt sich in Bewegung.

„Wohin, Du Kerl Du?“ hört Jona aus der dunklen, sich rück- und vorwärts bewegenden Masse rufen. „Halte Dich nach rechts!“

„Du verstehst nicht zu fahren! Rechts!“ ruft der Officier ärgerlich.

Der Kutscher eines Wagens schimpft ihn aus. Einer, der über die Straße gehen wollte und an den Pferdekopf stößt, sieht ihn böse an und schüttelt den Schnee vom Aermel. Jona bewegt sich auf dem Bock, als säße er auf Nadeln, und läßt die Blicke wild umherschweifen, als könne er nicht verstehen, wo er ist und weßhalb er hier ist.

„Was das für Leute doch sind!“ witzelt der Officier. „Sie sind alle darauf versessen, mit Dir zusammen zu stoßen oder unter Dein Pferd zu gerathen. Sie haben sich wie verabredet.“

Jona sieht sich nach seinem Fahrgast um und bewegt die Lippen. Er will Etwas sagen, doch aus seiner Kehle steigt nur ein heiseres Murmeln.

„Was?“ fragt der Officier.

Jona verzieht den Mund zu einem Lächeln, strengt seine Kehle an und sagt heiser: „Herr, mein ... mein Sohn ist mir in dieser Woche gestorben!“

„So?! ... Woran starb er?“

Jona wendet sich ganz zu seinem Fahrgast um und sagt: „Wer kann das wissen! Wahrscheinlich am Fieber ... Drei Tage lag er im Krankenhause und starb ... Es war Gottes Wille.“

„Ausweichen, Du Satan!“ ruft es aus dem Dunkel. „Bist Du verrückt, alter Hund? Brauch' Deine Augen!“

„Fahr' zu, schneller! ...“ ruft der Fahrgast. „So komm' ich bis morgen nicht an ... Treibe Dein Pferd doch an!“

Der Kutscher reckt wieder den Hals, richtet sich auf und schwingt die Peitsche schwerfällig. Einige Male sieht er sich nach dem Fahrgaste um, der hat aber die Augen geschlossen und ist zum Zuhören offenbar nicht aufgelegt ... Nachdem er auf der Wiburger Seite ausgestiegen, bleibt Jona vor einem Wirthshause stehen, sitzt kauernd auf dem Bock und bewegt sich nicht. Der feuchte Schnee schmückt ihn und das Pferdchen mit seinem Weiß. So vergeht eine Stunde und noch eine.

Auf dem Trottoir gehen drei junge Leute mit den Galoschen stampfend und einander scheltend; zwei lang und schmächtig, der Dritte klein und buckelig.

„Kutscher, zur Polizeibrücke!“ ruft der Buckelige mit heiserem Tenor. „Wir sind unser drei. Zwanzig Kopeken!“

Jona zieht die Zügel an und schnalzt. Zwanzig Kopeken, das ist kein annehmbarer Preis, doch ihm ist jetzt jeder recht. Ob ein Rubel, ob ein Fünfer, das ist ihm einerlei, wenn's nur Fahrgäste giebt ... Die jungen Leute treten, sich stoßend und scheltend, zum Schlitten heran und wollen alle drei zugleich hinein. Es wird die Frage erörtert, wer sitzen und wer als Dritter stehen soll. Nach vielem Schelten und vielen Vorwürfen wird entschieden, daß der Buckelige, als der Kleinste stehen soll.

„Vorwärts!“ ruft er mit gebrochener Stimme, indem er sich in den Schlitten stellt und mit seinem Athem Jona's Nacken berührt. „Vorwärts! Was für eine Mütze Du aber auf hast, Brüderchen! Ein traurigeres Ding ist in ganz Petersburg nicht aufzutreiben ...“

„Ho — ho — ho ...“ lacht Jona. „Wie sie ist, so ist sie.“

„Na Du, Wiesieistsoistsie, treibe Deinen Klepper an! Wirst Du so den ganzen Weg fahren?“

„Mich schmerzt der Kopf“, sagt einer der Langen. „Gestern haben wir, Waska und ich, bei Dumanskij's drei Flaschen Cognac ausgetrunken.“

„Ich verstehe nicht, wozu diese Lügen!“ sagt ärgerlich der andere Lange. „Er lügt wie gedruckt!“

„Gott mag mich strafen, wenn's nicht wahr ist ...“

„Ho — ho!“ lacht Jona. „Es sind lustige Herrchen!“

„Hol' Dich der Teufel!“ ruft der Buckelige empört. „Wirst Du wohl ordentlich fahren, Du alter Esel? Heißt das „fahren“? Gieb mal dem Gaul mit der Peitsche einen Schlag! Na, alter Teufel, schlag' zu!“

Jona fühlt den sich hinter seinem Rücken bewegenden Körper und hört die an ihn gerichteten Scheltworte, sieht die Menschen, und das Gefühl der Vereinsamung fängt nach und nach an, von ihm zu weichen ... Der Buckelige schilt so lange, bis sein Schelten die höchste Höhe erreicht und bis er zu husten beginnt. Die Langen heben von einer Natalja Petrowna zu reden an. Jona sieht sich nach ihnen um. Als in dem Gespräch eine kleine Pause eintritt, sieht er sich nochmals um und murmelt:

„In dieser Woche ist mir mein ... mein Sohn gestorben!“

„Wir müssen Alle sterben,“ sagt der Buckelige seufzend und wischt sich nach dem Husten die Lippen. „Vorwärts, vorwärts! Meine Herren, so kann ich nicht weiter fahren! Wann kommen wir wohl an Ort und Stelle an?“

„Sporn' ihn ein wenig an ... Gieb ihm Eins in den Nacken!“

„Schläfst Du, alter Narr? Ich werd' Dich mit meinen Fäusten bearbeiten! Will man mit Euresgleichen zart umgehen, so bleibt Einem nur das Gehen übrig? Hörst Du, altes Haus? Oder sind wir Dir Luft?“

Und Jona hört mehr den Stoß in den Nacken, als er ihn fühlt. „Ho, ho ...“ lacht er. „Das sind lustige Herrchen! Gott schenk' ihnen Gesundheit!“

Man schilt ihn, man haut ihn in den Nacken, ohne auf sein Alter Rücksicht zu nehmen, er aber ist froh. Das Alles lenkt ja seine Gedanken von dem Kummer ab, der in seiner Brust nistet und an ihm frißt. Ein Schmerz verringert den anderen. Tritt man auf den Schwanz einer Katze, die Zahnschmerzen hat, so fühlt sie sich augenblicklich wohler.

„Kutscher, bist Du verheirathet?“ fragt einer der Langen.

„Ich? Ho, ho ... Das sind lustige Herrchen! Jetzt ist mir nur ein Weib geblieben: Mutter Erde ... Ho, ho, ho ... Das heißt das Grab ... Mein Sohn ist mir gestorben, ich aber lebe ... Ein eigen Ding, daß sich der Tod in der Adresse irrt ... Statt zu mir zu kommen, geht er zu meinem Sohn! ...“

Und Jona wendet sich zu den jungen Leuten, um ihnen zu erzählen, wie sein Sohn gestorben, doch in diesem Augenblick erklärt der Buckelige, daß sie endlich, Gott sei Dank, angelangt sind ... Nachdem er die zwanzig Kopeken empfangen, blickt er den Herrchen noch lange nach, bis sie in einem dunklen Hauseingang verschwinden. Wieder ist er allein, und wieder beginnt für ihn die völlige Stille ... Der für kurze Zeit beschwichtigte Kummer stellt sich auf's Neue ein und droht mit verstärkter Gewalt ihm die Brust zu sprengen ... Jona's Augen fliegen unruhig und mit Qual über die Menschenmassen, die auf beiden Seiten der Straße vorüberhuschen: ist denn nicht Einer unter diesen Tausenden, der bereit wäre, ihn anzuhören? Es giebt ja nichts Schöneres, als den Herzenserguß eines Menschen anzuhören. Doch die Volksmassen rennen vorüber und achten weder auf ihn noch auf seinen Kummer ... Sein Kummer ist riesengroß, überschreitet alle Grenzen ... Wenn seine Brust bersten würde und sein Kummer hinausströmte, so würde er gewiß die ganze Welt erfüllen, trotz alledem sieht man ihn jetzt nicht ... Der Kummer hat sich eben in eine so unscheinbare Hülle gekleidet, daß man ihn sogar am Tage mit dem Licht in der Hand nicht zu erkennen vermöchte. Jona erblickt einen Hausknecht mit einem Sack auf den Schultern und beschließt, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen.

„Lieber Mann, wie spät mag's wohl sein?“

„Zehn Uhr,“ antwortet der Hausknecht. „Was stehst Du denn hier? Fahre weiter!“

Jona fährt etwa zehn Schritte vorwärts, sitzt vornübergebeugt und giebt sich seinem Kummer hin ... Sich an die Menschen wenden, hält er nun für zwecklos. Doch nach kaum fünf Minuten richtet er sich auf, schüttelt den Kopf, als verspüre er einen heftigen Schmerz und zieht die Zügel an. Es geht wirklich über seine Kraft! ... Nach Hause, denkt er, nach Hause!

Und sein Pferdchen, als habe es seinen Gedanken errathen, fängt zu traben an ... Anderthalb Stunden später sitzt Jona am großen, schmutzigen Ofen. Auf der Bank, auf dem Fußboden, auf den Bänken schlafen Menschen. Die Luft ist dumpf und schlecht. Er blickt auf die Schlafenden, kratzt sich hinter den Ohren und es thut ihm leid, daß er so früh heimgekehrt ist.

Ich habe nicht mal das Geld für den Hafer verdient, denkt er. Daher faßt mich auch der Kummer. Ein Mensch, der sein Amt gut verwaltet, der satt ist, und dessen Pferd auch satt ist, ja der ist immer ruhig.

In einer Ecke des Zimmers erhebt sich ein junger Droschkenkutscher, räuspert sich schlaftrunken und schleppt sich zu dem mit Wasser gefüllten Eimer.

„Du willst trinken?" fragt Jona.

„Wie Du siehst!"

„Na, wohl bekomm's. Mir aber, Bruder, ist mein Sohn gestorben. Hast Du's schon gehört? In dieser Woche, im Krankenhaus ... Das ist mal eine Geschichte!"

Jona beobachtet, welchen Eindruck seine Worte hervorbringen, kann aber nichts wahrnehmen. Der junge Kutscher hat den Kopf hingelegt und schläft schon wieder. Der Alte seufzt und kratzt sich hinter den Ohren. So wie's den jungen Menschen zum Trinken treibt, so ihn zum Reden. Bald ist's eine Woche, seit sein Sohn gestorben, und er hat bisher noch mit Niemand ordentlich darüber gesprochen ... Man muß darüber mit Vernunft, mit Ruhe reden ... Er muß erzählen, wie der Sohn erkrankte, wie er sich quälte, was er vor dem Ende gesprochen, wie er starb ... Die Beerdigung muß er beschreiben, sowie die Fahrt in's Krankenhaus nach den Kleidern des Todten. Im Dorfe lebt die Waise, das Töchterchen Anißja ... Auch über sie muß gesprochen werden ... Und der Zuhörer muß stöhnen, seufzen, einzelne Worte nachsprechen .. Mit Weibern läßt es sich besonders gut reden ... Wenn die auch verrückt sind, so heulen sie doch schon beim zweiten Wort ...

Ich muß doch nach dem Pferdchen sehen, denkt Jona. Zum Schlafen ist noch Zeit genug ... Werde mich schon ausschlafen.

Er kleidet sich an und geht in den Stall, wo sein Brauner steht. Er denkt an Hafer, Heu, an das Wetter. An den Sohn kann er, wenn er allein ist, nicht denken. Ueber ihn mit Jemand reden, das geht, aber allein an ihn denken, sein Bild sich vergegenwärtigen — das ist über alle Maaßen schwer ...

„Schmeckt's?" fragt Jona sein Pferd, da er seine glänzenden Augen sieht. „Nun, friß nur, Brauner! Wenn wir den Hafer nicht mehr verdienen, werden wir Heu fressen. Ja ... Ich bin schon zu alt zum Fahren ... Mein Sohn sollte fahren, nicht ich ... Das war ein richtiger Droschkenkutscher ... Er hätte leben bleiben sollen, nicht ich."

Jona schweigt eine Weile und fährt dann fort: „So ist es, liebes Pferdchen ... Mein Sohn ist nicht mehr ... Er ist so ohne Weiteres gestorben ... Setzen wir nun den Fall, Du hättest ein Füllen und Du wärst diesem Füllen die leibliche Mutter ... Und nun befiehlt Dir dieses Füllen, allein weiter zu leben ... Das würd' Dir doch leid thun?"

Das Pferdchen kaut, hört zu und beschnuppert die Hände seines Herrn. Und Jona geräth in Eifer und erzählt dem Pferdchen Alles, Alles ...

---

# Aus der Hauptstadt.

## Aristophanes wider Willen.

Theaterkritiker, denen ihre ermüdende nächtliche Thätigkeit noch Zeit und Laune gelassen hat, bei den elenden Stücken von heute an bessere von morgen zu denken, pflegen standhaft einer durchgreifenden Verjüngung der eingerosteten dramatischen Kunstformen das Wort zu reden. Selbst das Augurenlächeln ist ihnen abhanden gekommen, in dem bescheidene Schwankfabrikanten so lange mit krampfhaften Mißverständniß wohlwollende Heiterkeit zu erblicken glaubten. Sie sind der protzigen Commerzienräthe mit den falschen Fremdwörtern, der Schwiegermütter und der alten Jungfern, der zerstreuten Professoren, pumpenden Lieutenants und dreisten Backfische von Herzen überdrüssig geworden und verderben den schwitzenden Spaßmachern immer von Neuem die Schöpferfreude mit griesgrämigem Tadel darüber, daß sie ihre armen Possenwirkungen noch aus derselben Rumpelkammer wie der selige Ahn Kotzebue holen. Auf den lärmenden Markt des modernen Lebens verweisen diese Nörgler das Hanswurstenvolk, das unsere vornehmen Bühnen mit schwer verdaulichen Lachpillen versorgt; zur Flucht in die Oeffentlichkeit wollen sie die gemüthlichen Vierwändeclowns zwingen. Und von der politischen Comödie, für die unser Volk nunmehr reif sei und die endgiltig den Benedixhumor überwinden müsse, sprechen sie ein Langes und Breites. Keiner von denen aber, die solcher Sehnsucht beredten Ausdruck gegeben haben, ist wohl darauf gefaßt gewesen, daß seinem Feinschmeckerverlangen so bald ausgiebige Erfüllung widerfahren würde. Unsere literarischen Leckermäuler wünschten sich eine politische Comödie, und sie war da. Ja wohl, seit Pfingsten haben wir sie. Kein umständliches, kunstvoll abgeeirkeltes Opus im althellenischen Stil, keine pedantische Nachahmung verschlissener Muster, wie sie Platen sich liebte, sondern eine originale, quellfrische, durch und durch moderne Arbeit. Modern die Verwickelung, modern die Charaktere, beinahe ganz modern sogar, was im Zeitalter der Versunkenen Glocke allerdings kaum glaublich erscheint, die äußere Technik. Bis heute freilich giebt sich das fidele und dabei tiefe Werk nur als Lesedrama, doch bedarf es bloß eines derben Blaustiftes, der die Längen staatsanwaltlicher Monologe beseitigt, und die Posse ist vollkommen bühnengerecht.

Wie es jeder wahrhaft humoristischen Schöpfung geziemt, klingt der Auftakt blutig ernst und droht tragischen Ausgang. Der Autor ist mit dem Wesen des Witzes genau vertraut; er weiß, daß das erlösende Gelächter am Ende um so vergnüglicher schallt, je weniger es Anfangs zu erwarten stand. Im jähen Contraste sucht er seine Stärke, in der unvermittelten Herbeiführung komischer Wirkungen, die er doch wunderfein vorbereitet. Er erfüllt im ersten Akte die Seele mit geheimnißvollen, dunklen Schauern, daß sie ehrfürchtig und athemlos lauschend dem Gange der Handlung folgt. Gigantisches scheint werden zu wollen, ein Kampf zwischen geistesmächtigen Riesen, Perspectiven von überwältigender, zermalmender Pracht rollen sich auf. Der Zuschauer, sonst immer daran gewöhnt, allerhand Froschmäusekrieg aufgeführt zu sehen, Sackpack, das sich schlägt und verträgt, blickt plötzlich in die verborgensten, in die gefährlichsten Mysterien des Staatslebens. Vor seinen Augen spielt sich ein unsagbar erbittertes Ringen ab, finstere Mächte, die man nicht greifen und denen man nicht in's Gesicht leuchten kann, suchen die ragenden Titanen am Staatsruder zu erwürgen. Und das Unheimliche ist es, daß sich diese höllischen Gewalten in eines simplen Mannes Gestalt verkörpern, in einer unbedeutenden Persönlichkeit, die klein erschiene, selbst wenn man sie nicht an der imposanten Statur des bedrohten Helden und seiner Zeitgenossen mäße. Ein Fünfzigmillionenreich geräth in Gefahr, sobald der subalterne Zwerg den Finger rührt. Die feierlichen Ministerien, in denen Schweigen ist und vornehmer, wichtiger Allongeperrücken-Ernst, werden zu kribbelnden Ameisenhaufen, sobald man von fern die schleichenden Schritte des Entsetzlichen hört. Niemand weiß, wer ihm so unfaßbare, grenzenlose Macht verliehen hat, und doch

flüstert Jeder Namen, die cabbalistischen Zauber ausüben, und doch starrt Jeder mit bleicher Angst dem Nachbar in's Gesicht, als wolle er von seinen zitternden Lippen noch bedrohlichere Namen ablesen. Der Boden schwankt unter den Füßen, man weiß, daß man auf Morast schreitet, der in der nächsten Secunde nachgeben und den Wanderer verschlingen kann. Die Regierungsgeschäfte werden nothgedrungen vernachlässigt und stocken zuletzt. Wessen Geist ist stark genug, sich in bedeutsame Arbeiten zu vertiefen, entscheidende Beschlüsse zu fassen, wenn ihm ein Gespenst über die Schulter blickt? Maupassant's Horla wandert durch die Säle. Die Hand, die immer bereit sein muß, an's Schwert zu fahren, vermag gleichzeitig nicht die Feder zu seinem spitzigen Schreibwerke zu führen. In dieser nervösen Qual zerreibt sich alle Arbeitslust, stirbt alle Schaffensfreude. Blinzelnder Argwohn, hohläugiges Baugen nehmen ihre Stelle ein. Sie zerrütten das Innenleben des Helden, rauben ihm seine frohgemuthe Selbstsicherheit, zwingen ihn zu überhastetem Entschlusse. Und ob er sich auch in lichten Augenblicken darauf besinnt, daß des Staatsmanns Kunst eine Geheimkunst ist, daß sie die plumpe Masse überhaupt nur so lange eine Kunst deucht, als ihrer Fäden Gewirr profanen Augen verborgen bleibt — er erträgt die Marter zuletzt nicht mehr, er will den sinnzerrüttenden Spuk bannen, der nur in staubiger Finsterniß sein Wesen zu treiben vermag, er flüchtet sich schreiend in den grellen Mittagsschein der Oeffentlichkeit. Mit dieser Verzweiflungsthat des Helden schließt wirkungsvoll der an innerer wie äußerer Handlung gleich reiche erste Aufzug der Comödie. Nur wer sehr genau hinsieht und sehr aufmerksam zuhört, erspäht jetzt schon den Kobold, vernimmt die schellenklingelnden Untertöne . . .

Man bliese den Blüthenstaub goldigen Humors aus der Posse fort und bräche ihrer Satire die feinen Spitzen ab, berichtete man trocken über den Inhalt der auf die meisterhafte Exposition folgenden Acte. Ueberdies hat die Kunst des Dichters Handlung und Charaktere in so unlöslichen Zusammenhang zu bringen gewußt, daß die eine sich von selber darstellt, wenn die andern skizzirt werden. Für die hohe literarische Qualität des Werkes ist das ein ganz besonders wichtiges und werthvolles Zeugniß. Gerade die Anhänger der modernen Schule werden dem Verfasser Lob dafür wissen, daß er seinem Stücke die Begebenheiten nicht roh aufgepfropft, daß er die Personen nicht nachträglich schlecht und recht in's Canevas der Handlung eingestickt hat, sondern daß er aus den Charakteren organisch die Actionen hervorgehen ließ. Es ist eine Logik in dem Schauspiele, die einfach verblüfft und deren überlegener Humor das Zwerchfell um so nachhaltiger erschüttert. Und dennoch steckt seine eigentliche Bedeutung nicht in alledem. Die verschwenderische Fülle der Erscheinungen ist es vielmehr, die prachtvolle Galerie gediegener Charakterköpfe aus dem politischen Leben unserer Zeit, die dem Werke mehr als ein literarisches, die ihm historisches Interesse verleiht und es zu einem bedeutungsvollen Documente macht. Gleich jetzt möge angemerkt werden, daß der Verfasser seine erstaunliche Meisterschaft auf dem Gebiete des Humors schlagend schon durch die Art beweist, in der dieser Humor zur Geltung kommt. Er steht objectiv über seinen Personen, er nimmt sie, so scheint es wenigstens dem Zuschauer, völlig ernst. Nirgendwo ist die Komik äußerlich hereingetragen und den Menschen angepappt, allenthalben entsprießt sie ihrem innersten Streben oder den Verhältnissen, in die sie gerathen. Erwägt man, daß der Verfasser im Helden sich selber zeichnete und seine gerühmte Objectivität auch sich selbst gegenüber in vollem Maaße zur Anwendung brachte, so ist wortlose Bewunderung die einzige erlaubte Kritik. Mag er als Staatsmann immerhin nicht allseitig anerkannt werden, mag er noch so heftigen Tadel verdienen — als politischer Possendichter steht er einzig da.

Neben dem Helden, dessen Charakterbild bereits im ersten Acte so scharf umrissen worden ist, daß den folgenden wenig mehr zu thun übrig bleibt, und dessen tragikomisches Ende aus den Eigenheiten seines Wesens mit Naturnothwendigkeit hervorgeht, verlieren doch die andern Figuren nicht an Lebensfrische und Bedeutung. Sehr fein und geistreich ist es gemacht, daß ihre Entwickelung in den Augen des Zuschauers genau denselben Weg geht wie die des Hauptspielers: zuerst ist man geneigt, sie ungemein ernst zu nehmen, zerbricht sich den Kopf ihretwegen, trennt sie in Gute und Böse, in Lichtmenschen und Höllenhunde, und erkennt laut lachend erst beim letzten Fallen des Vorhanges, daß man sie Dank der Schelmenkunst unseres Dichters ausnahmslos überschätzt hat. Daß sie weiter nichts sind und sein können als allerdings sehr humoristische Personen. Welch' ein Apparat wird aber auch aufgewendet, um diese lustige Täuschung zu erzielen! Wie zierlich und klug ist dieser Mechanismus! Da ist der gewaltige Staatsminister, der sich wie weiland Bischof Hatto von den glühenden Mäusen der politischen Polizei verfolgt wähnt, der in hochgradiger Nervosität nicht allein sich, sondern auch die Ruhe des Staates bedroht glaubt und dann einen Schritt thut, wie er im Deutschland der Gegenwart und vor Allem von einem erfahrenen, ehemaligen Handlanger des Fürsten Bismarck schlechterdings nicht vorausgesetzt werden konnte. Sein Widerpart ist ein ganz kleiner Polizeibeamter, ausgestattet doch mit nahezu unbeschränkten Machtmitteln, Vertrauensmann aller Großen der Fronde, Anzettler, Träger und Centrum aller Machenschaften gegen die Regierung des Kaisers. Ein gräulicher Dämon, dem nichts heilig ist, der vor keinem Verbrechen zurückscheut; ein satanisch schlauer und geriebener Schurke, der heillose Confusion, allgemeinen Umsturz hervorufen will, um nachher, inmitten des tollen Wirrwarrs, den Fürsten Bismarck oder seinen Statthalter Waldersee in's Reichskanzleramt zu bugsiren. Und neben die beiden großen Lichter dann sorgsam die Talgstümpfchen gestellt. Leute, von denen der gute Freytag keine Ahnung hatte, als er seine Journalisten erdachte; Leute von unbeschreiblich noblen Gesinnungen oder ebenso unbeschreiblicher Verworfenheit. Die Einen, leuchtende Balder, sinnen unablässig von 9 Uhr Morgens bis dahin Abends nur darauf, den gefährdeten Staat zu retten und den verrohten Massen Humanität, Freiheitsliebe, Wahrheit ꝛc. einzupauken; die Andern, die Hödurs, wollen aus purer Bosheit alles verunglimpfen und wissen sich kein göttlicheres Vergnügen, als sorgengeplagten Excellenzen hämisch grinsend Knüttel zwischen die Beine zu werfen. Ueber dem allen, dunkel und drohend wie das Schicksal, der Chor der Hintermänner, und zur Seite des armen Verfolgten die öffentliche Meinung, die entschieden freisinnige, die mit ihren Zeitungs-Wortführern kräftiglich das Spionengezücht verflucht, sämmtlichen Normann-Schumännern den Lügenhals umdrehen möchte und ganz unverblümt als den Urheber all' dieser Schandthaten den tückischen Greis in Friedrichsruh denuncirt.

Und dann die verblüffende Wendung, dann plötzlich die drastisch komische Pointe! Daß gewöhnliche, leichtgläubige Menschenkinder in der Todesangst allenthalben Räuber und Mörder sehen und ein Jammergeschrei erheben, bis die ganze Stadt mit ihren Vororten zusammenläuft, mag vorkommen und hingehen, obgleich es von der Polizei als grober Unfug bestraft zu werden pflegt. Aber den Kühlsten der Kühlen, die in dem Dictum: „Kalt Blut und warm angezogen" den letzten Gipfel der Regierungsweisheit sehen, ihnen wagt Niemand ähnliche Hasenfüßelei zuzutrauen. Daß sie aus Mücken Elefanten machen und sich von dieser Prozedur noch allen Ernstes große Elfenbeinbeute versprechen können, wer möchte so schimpflichen Verdacht wider die Männer erheben, in deren Hut wir doch schlafen und unsere Schlafmützen sogar noch recht tief in die Stirn ziehen? Selten ist ein Proceß so sorgsam und langer Hand vorbereitet worden wie der, den Herr v. Marschall inscenirt ließ. Selten haben unfreiwillig und freiwillig officiöse Gentlemen so barnumhafte Reclame für ein kommendes Ereigniß gemacht, selten die incommensurable Wichtigkeit und Bedeutung einer Gerichtsverhandlung monatelang vorher so dröhnend ausposaunt. Und selten, vielleicht nie vorher, sind die ersten Beamten des Staates, vom Kanzler bis herab zum Botschafter, in solchen Mengen als Zeugen vor Gericht gefordert worden. Wahrlich, der Witz mußte durchschlagen, der Actschluß zünden. Gegenüber den ungeheuren Vorbereitungen das unvergleichlich erbärmliche Ergebniß — wer konnte diesem Lachreize widerstehen? Und jählings war aus dem von Dämonenübel geplagten Helden Saul, der in halbem Wahnsinn seinen

Spieß schleuderte, ein übermäßig ängstlicher, durch Mißerfolge auf anderem Gebiete verstimmte Herr geworden, der nicht mehr fähig war, im eigenen Hause, mit den einfachen Mitteln des Hausvaters, Herr zu bleiben und der deßhalb nach der Polizei rief. Sein Todfeind schrumpfte zu einem schwatzhaften, unklugen Wichtigthuer zusammen, der nicht im Stande war, die eng gezogenen Grenzen seiner Stellung zu erkennen und der tappend den Draht überschritt, um schwer zu Boden zu plumpen. Als köstlichere Typen noch erwiesen sich die Chorführer, als Leute, von denen der gute Freytag auch keine Ahnung gehabt hat, da er seine Journalisten erdachte. Ihnen allen war es einzig und allein immer darauf angekommen, ein paar Groschen Geld zu machen oder ihrer Zeitung etliche sensationelle Informatiönchen zu erschnappen, mit denen sich Abonnenten und folglich ebenfalls ein paar Groschen Geld machen ließen. Die Kundschafter aber und Polizeiagenten, die bis dahin im Bismarckischen Solde gestanden haben sollten, der Normann-Schumann, von dem ein Jemand an Gerichtsstelle äußerst überflüssigerweise erklärte, daß sich für eine Verbindung dieses netten Schuftes mit Friedrichsruh „kein Anhalt ergeben habe," all' diese Spione entpuppten sich als jahrelange, treue und geschätzte Mitarbeiter der so leicht in Entrüstung aufflammenden freisinnigen und socialdemokratischen öffentlichen Meinungsmacher. Der Spaß war vollkommen, so vollkommen, daß selbst dem Oberstaatsanwalte der Humor der Sache aufging und ihm jenes prachtvolle Pathos in der Kehle stecken blieb, wofür ihm im Leckertprocesse, im zweiten Acte der Komödie, unbestrittener Beifall links auf offener Scene zu Theil geworden war.

Dem Verfasser der ersten deutschen politischen Komödie großen Stils gebührt der uneingeschränkte Dank aller Kunstfreunde. Man darf erwarten, daß sein in allen Theilen gelungenes Werk nicht mehr vom Repertoire unserer vornehmen Theater verschwinden wird, nachdem es auf der Freien Bühne in Berlin NW die Feuerprobe glänzend, in bengalischem Roth glänzend, bestanden hat. Vielleicht würde er sich dann darüber trösten, daß Gesundheitsverhältnisse und dringendes Urlaubsbedürfniß ihn leider zwangen, die Stätte seines ersten, unbestrittenen Triumphes zu verlassen, ehe noch der Vorhang völlig über der robusten Posse gefallen war und dem glücklichen Autor der übliche rasende Beifallssturm im Parquet wie vornehmlich auf der Gallerie danken konnte.

Caliban.

## Offene Briefe und Antworten.

### Nochmals die Faust-Correctur.*)

In Nr. 18 der „Gegenwart" hat „Ein Mitarbeiter" die Aenderung des Schlusses von Faust's Monolog in der Scene „Wald und Höhle"

„Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde"

in ..... „vor Begierde" vertheidigt, hat aber aufgefordert, etwaige andere Ansichten geltend zu machen. Diese Aufforderung möge nachstehende Bemerkungen rechtfertigen.

Bei Ablehnung der anderwärts gegebenen Erklärung, daß „vor Durst" hinzuzudenken sei, ist zwar dem Herrn Mitarbeiter beizutreten, aber was er seinerseits als undenkbar bezeichnet, ist dennoch wirklich bei Faust der Fall, daß er nämlich im Genusse selbst — nicht unmittelbar nachher fast (?) — nach Begierde verschmachtet. Faust findet eben im Gegensatz zu den als Beispiel genannten gewöhnlichen Spielern, Trunkenbolden und Lüstlingen im Genusse der Befriedigung nicht, die er in Folge der Kraftfülle seiner Begierden davon erwartet hatte. Er wiederholt mit jenem Monologschluß nur, was er schon Anfangs von Mephistopheles gefordert hatte: (V. 1678—1687)

„Doch hast Du Speise, die nicht sättigt"

bis

„Und Bäume, die sich täglich neu begrünen."

Wie ich in „Goethe-Forschungen — Neue Folge" S. 91 ff. — ausgeführt habe, begehrt Faust dort von Mephistopheles Genüsse, die während des Genießens schon als nichtig sich erweisen und dadurch das Verlangen nach neuem Genuß immer wieder hervorrufen. Das „verschmacht' ich nach Begierde" heißt demnach: „beim Genusse verschmachte ich aus Verlangen nach der Wonne, die mir die Begierde gewährt hatte."

Dresden. Woldemar Freiherr von Biedermann.

*) Aus der großen Anzahl eingegangener Entgegnungen bringen wir — aus Raumrücksichten — nur die nachfolgende des bekannten Goethe-Forschers zum Abdruck. Die Redaction.

## Notizen.

In der Wiener Literaturbewegung von heute nimmt Ferdinand von Saar ungefähr eine ähnliche Stellung ein, wie der jugendliche Alte Theodor Fontane in der Berliner. Auch die wildesten Schwarmgeister ziehen respectvoll den Hut vor ihm und rechnen ihn gern zu den Ihrigen, was freilich nicht ohne eine gewisse heimliche Ironie auf beiden Seiten geschieht. Der joviale, prächtige Ferdinand von Saar ist nun zwar den jungen und jüngsten Mitstrebenden sehr freundlich gesinnt, aber es fällt ihm nicht ein, seine bisherigen Götter aufzugeben, die Ideale seiner Jugend. Er dichtet also weiter, ohne moderne und modernste Geschmackseigenthümlichkeiten oder gar Principien zu berücksichtigen und hat dafür seinen jungen Freunden gegenüber ein bescheiden entschuldigendes Wort: „Ich bin halt nur der Uebergang zu Euch!" Und wenn es nun den Anschein hat, als ob er in seinem neuesten Werke, dem komischen Epos: „Die Pincelliade" der sogenannten Richtung Concessionen machte, so genügt doch schon ein Hinweis auf die gewählte Form, die classische Stanze, und ihre Behandlung, um solchen Vorwurf zu widerlegen. Stofflich ist es eine gereimte Humoreske aus dem altösterreichischen Garnisons- und Casernenleben. Saar ist ja ein ehemaliger Officier, und aus seinen militärischen Erinnerungen mögen diese heiteren Soldatenbilder, diese militärischen Charaktere und Typen, vielleicht auch die ganze lustige Handlung von Pincelli's Abenteuern zum größten Theile geschöpft sein. Ein prachtvoller Humor liegt über dem Ganzen und erhebt diese tollen Streiche aus dem Revier des Trivialen in das Reich der Kunst, wozu freilich auch die Form das ihre beiträgt. Im Vergleich mit den ausgelassenen Bocksprüngen von Liliencron's Octaven führt sich Saar's Stanze freilich viel gemessener auf und wird doch nie steif und eintönig. Es ist eine heitere Plauderei voll schelmischer Pointen und kecker Rösselsprünge, die aber, nicht wie bei dem „kunterbunten" Liliencron, stets geschmackvoll, graziös und fein bleibt. Ein stark persönliches Werk, das uns den Menschen und Dichter Saar gleich innig kennen und lieben lehrt.

Geschichte der französischen Literatur. Von Eduard Engel. (Leipzig, Jul. Baedecker.) Diese 4. Auflage ist insofern ein ganz neues Werk, als jedes Capitel eine sorgfältige Neubearbeitung erfahren hat, auch reiche bibliographische Nachweise sind hinzugefügt, während umfangreiche Ergänzungen bis auf die Gegenwart dem Werke die größte Actualität verleihen. Engel's Geschichte der französischen Literatur ist neben Kreyssig's Handbuch das einzige Werk, das in einem Bande das gesammte Gebiet behandelt, zahlreiche Proben enthält, für das gebildete Publicum eine anregende Lectüre und ein Nachschlagebuch zugleich und für die Schüler und Schülerinnen der höchsten Lehranstalten eine erschöpfende Darstellung der französischen Literatur ist. Wir wünschen der fleißigen und einsichtigen Arbeit auch ferner die weiteste Verbreitung.

Mit der 80. Lieferung ist soeben der 7. und Schlußband der Jonas'schen Sammlung von „Schiller's Briefen" vollständig geworden. Nur eine große bibliographische Productionsgesellschaft wie die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart durfte das Wagniß übernehmen, Angesichts der unserem Lesepublicum unsympathischen Briefsammlungen ein so mächtiges Werk auszuführen. Und sie hat, dem großen Gegenstande gemäß, ihre Aufgabe ernst genommen und für eine würdige Ausstattung gesorgt: Papier, Druck, die vielen Bildnisse von Schiller und seinem Kreise — Alles ist tadellos schön. Ueber den Inhalt haben wir uns schon einmal an dieser Stelle ausgesprochen. Schiller als Briefschreiber bedarf wahrlich keiner Empfehlung. Er ist der Meister des deutschen Briefstils, und seine große, schöne, freie Seele spricht aus dem unscheinbarsten Billet. Zum Unterschiede von Goethe, der sich von Weimar ab stets eines Secretärs bediente, was zum guten Theil seinen oft verschnörkelten, gequälten, eiskalten „Geheimrathsstil" verschuldete, schrieb Schiller seine Briefe alle selbst, ohne Vermittlung eines Dritten, intim, die ganze Seele hineinlegend. Man braucht nur an den herrlichen Briefwechsel mit Goethe oder den fast noch schöneren mit Körner zu erinnern, um wahre Muster des epistolaren Stils zu nennen, sogar die Geschäftsbriefe an Cotta, die uns den herrlichen Mann als klugen Redacteur und Berufsschriftsteller zeigen, sind auch in den materiellen Auseinandersetzungen niemals nüchtern und prosaisch. Und nun erst seine Liebesbriefe, sein Briefwechsel mit Lotte. Ist sie krank, mit welcher zärtlichen Besorgniß, welch' phrasenfreier Innigkeit, immer ergreifend in seinem Hochflug schreibt er an und über sie, sein „Kind", sein „Liebes", er, der meist immer auch selbst mit seiner schwachen Brust leidend war. Es ist ein reicher und nahezu vollständiger Briefschatz von 2000 Nummern, den Fritz Jonas gesammelt, geordnet und mit Anmerkungen versehen hat. Auch viel Neues enthalten die sieben Bände, denn das Schiller-Goethe-Archiv in Weimar erschloß sich ihnen, wie auch die oft eifersüchtig gehüteten Sammlungen von Privatleuten, so der unvergleichliche Autographenschatz von Carl Meinert in Dessau, dessen hochherziger Liberalität die Literaturforschung so viel Förderung verdankt. Jonas hat die Briefe chronologisch geordnet, so daß sich hier für alle Biographen eine vollständige Hauptquelle eröffnet für Schiller's Entwickelung, seinen Lebensgang, seine äußeren Verhältnisse, seine persönlichen Beziehungen zu seinen Zeitgenossen und die Entstehung seiner Werke. Auf alle Fälle hat der Herausgeber sehr wohl daran gethan, nicht nur die zerstreuten Briefe zu bringen, sondern auch die schon gedruckt vorliegenden Sammlungen abzudrucken und eben die ganze Correspondenz zu bieten. So wie es jetzt vorliegt, ist es das bedeutendste Quellenwerk zu Schiller's Leben und Schriften. Der Text ist zuverlässig und correct. Die Anmerkungen dürften etwas weniger knapp sein. Ganz besonderen Dank verdient Leitzmann für sein Register, das jedem Forscher unentbehrlich ist. Auch das resümirende Schlußwort aus Jonas' Feder ist sehr schön und gehört seit Bernay's Essay zum Besten, was über Schiller's Briefwechsel geschrieben worden ist. Wir schließen mit dem Wunsche, diese herrliche Briefsammlung möge nicht nur in die Hände der Forscher gelangen, sondern Gemeingut des ganzen deutschen Volkes werden.

Von Sperling's Adreßbuch der deutschen Zeitschriften und der hervorragenden Tagesblätter (Stuttgart, H. O. Sperling) ist soeben der 37. Jahrgang für 1896 in altgewohnter Zuverlässigkeit erschienen. Das genannte Werk hat sich als Hand- und Jahrbuch der deutschen Presse längst bewährt. Enthält es doch mit möglichster Vollständigkeit, nach Wissenschaften und alphabetisch geordnet, die Adressen der Redacteure, Verleger, den Erscheinungsmodus, die Nummer der Postpreisliste, die Bezugs-, Anzeigen- und Beilagenpreise der Blätter ob diese illustrirt und zahlreiche andere Nachweise. Der interessanten Rubrik „Statistisches" entnehmen wir, daß der vorliegende Jahrgang über 4327 periodische Erscheinungen der Presse registrirt, gegenüber in den Vorjahren 4033. Das treffliche Adreßbuch sollte in keinem Comptoir, keinem Bureau fehlen, aber auch Schriftsteller, Gelehrte, Bibliothekare ꝛc. werden es kaum entbehren können.

Duellbuch. Von Hans Kufahl und Josef Schmied-Kowarzik. (Leipzig, J. J. Weber.) Das schön illustrirte Buch bietet alles Wissenswerthe über das Duell und seine Geschichte, schildert den gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters, das Ehrenduell der Neuzeit bei uns zu Lande und draußen, besonders eingehend die Studentenmensur. Es folgen die zumeist erfolglos gebliebenen zahllosen Verordnungen von Herrschern und Behörden gegen den Zweikampf. Paukenkomment und Duellregeln geben Aufschluß dem, der sich über einen Punkt im Zweifel befindet und eine Richtschnur sucht. Wir empfehlen dieses Nachschlagewerk über den Ehrencodex auch unseren Dramatikern und Romandichtern, die sich bei der Schilderung von Ehrenhändeln fast immer Blößen geben.

Fritz Lienhard's „Lieder eines Elsässers" (Berlin, Hans Lüstenöder) sind soeben in zweiter Auflage erschienen und geben uns dadurch Veranlassung, den eigenartigen Dichtungen einige Worte zu widmen. Der Lyriker Lienhard unterscheidet sich gründlich von den zahllosen jungen Herren, die unterm Schutze irgend einer „Schule" oder, ehrlicher gesagt, Clique unentwegt allerlei Geibel'sche Nachtigallen- und Rosenlieder von sich geben und dabei doch rastlos auf das Vorbild und die anderen „Alten" schimpfen. Lienhard geht eigene Wege, sucht der Kunst des Liedes neue Wege. Aber das ist nicht sein Bestes, wenn es auch die Physiognomie dieses Poeten mit bestimmen hilft. Höher noch schätzen wir an ihm, daß er im ganzen Sinne des Wortes ein deutscher Dichter ist. Aus dem wiedergewonnenen Wasgenwalde schallen die hellen Märzenfänge dieses alemannischen braunen Bauernjungen herzerquickend zu uns herüber. Lauter Kampf und Sturm künden seine Weisen, schier mehr Haß als Liebe funkelt aus ihnen hervor, aber diese jugendfrische, jugendstarke Begeisterung muthet wie rassiger Wein an, gegenüber dem nichts als verliebten Gedudel, dem Zuckerwasser der Asphaltlyriker. Die Großstadt ist unserem Poeten im innersten Herzen zuwider, und er findet in ihrem Gewühl immer neue Klänge, sein stilles Elsaßdorf zu preisen, die grünen Wasgenwaldpfade, die heiligen Höhen, die fromme Liebe da draußen. Ein durch und durch deutsch gesinnter Mann, münzt er bald treffliche Spottworte wider die Nachäffer-französelei seiner Landsleute, bald wendet er sich in geharnischten und flammenden Versen gegen die Unversöhnlichen. Und wie heute das erwachende Deutschbewußtsein sich überall paart mit der Einsicht, daß ohne wirthschaftliche Reformen das Nationalgefühl in den breiten Massen nicht wieder aufleben kann, so pocht auch in diesem Dichterherzen eine starke socialpolitische Ader. Eins der ergreifendsten, eins der wenigen von aller Leitartikelphraseologie freien, socialen Lieder verdanken wir Lienhard: „Der Handwerker." Von herber, echter Schönheit sind — auf's Geratewohl genannt — Gedichte wie „Nachtwind", „Hinaus", „Die Schmiede" u. A. m. Wir erhoffen von Lienhard's urwüchsigem, starkem Talente noch Großes und wünschen, daß gerade er, vor vielen Anderen berufen, Freiligrath's Wort wohl beherzige:

Lasse nur den Alltag nicht
Deine Dichtung Dir verschütten!
Sei, der zwiefach reisig steht
Auf der frisch erkämpften Grenze,
Tagelöhner und Poet —
Eine beider Würden Kränze!

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Georg Weiß in Heidelberg.

**Die Pincelliade.**

Ein Poem in fünf Gesängen

von

**Ferdinand von Saar.**

Preis geh. 1 Mk. 25 Pfg.

„Ein Werk von solcher Intimität haben wir in unserer ganzen Litteratur nicht."

Hermann Bahr.

**Vorbereitung** für das Freiwilligen, Fähnrich, Primaner u. Abiturientenexamen rasch, sicher, billigst

**Dresden, 8.** **Moesta,** Director.

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) Berlin W. 9.

**Beiträge**

zur

**Deutschen Culturgeschichte**

von

**Herman Grimm.**

Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, E. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Soeben erschien:

**Stein, Prof. Dr. L., Die sociale Frage im Lichte der Philosophie.** Vorlesungen über Socialphilosophie und ihre Geschichte. gr. 8. 1897. Preis geheftet M. 16.—.

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Die Gegenwart 1872–1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

In **Fr. Frommann's Verlag** in **Stuttgart** sind soeben erschienen:

**Klassiker der Philosophie.**

IV. **Rousseau als Philosoph.** Von **Höffding.**

V. **Herbert Spencer.** Mit Bildnis. Von **Gaupp.**

VI. **Nietzsche als Künstler und Denker.** Mit Bildnis. Von **Riehl.**

Jeder Band broch. 1.75, geb. 2.25.

**Schiller**

in seinen Dramen.

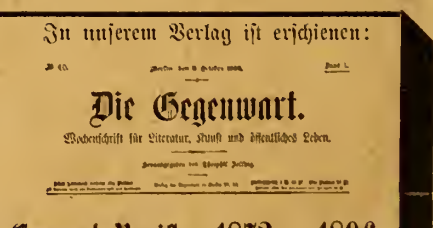
Von

**Carl Weitbrecht.**

Broch. 3.60, eleg. geb. 4.50.

**Junger Mann,** musikal. u. litter. gebildet, bis Ob.-Sek. stud., sucht unt. sehr bescheid. Ansprüchen Beschäftigung auf einer Redaktion oder als Sekretär. Off. unter **S. K. 13** an die Expedit.

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.

Wochenschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 25. Berlin, den 19. Juni 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Wolff und Reuter. Von Paul Dehn. — Der Rückgang der französischen Bevölkerung. Von F. Schotthoefer (Paris). — Die Eidesfrage. Von Professor Fr. Thudichum (Tübingen). — **Literatur und Kunst.** Zu Emanuel Reicher's Wiener Gastspiel. Von Alfred Neumann. — Zur Religionsphilosophie. Von A. v. H. — **Feuilleton.** Ein modernes Mädchen. Von Gyp. — **Aus der Hauptstadt.** Tausch als Erzieher. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Wolff und Reuter.

Von Paul Dehn.

Schon oft ist über die Mangelhaftigkeit der Berichterstattung der großen telegraphischen Bureaus Klage geführt worden, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Oesterreich, Ungarn, England u. s. w. Was diese Bureaus, namentlich Wolff in Deutschland, tagtäglich an Unwichtigkeiten melden, gleichgiltige Vorgänge von kleineren Höfen, Ordensverleihungen u. s. w., muß man in den Kauf nehmen. Bedenklicher ist, daß sie in ernsten Zeiten, wenn es sich um große Dinge handelt, fast immer versagen, weil sie Rücksichten nehmen müssen einmal gegenüber den Regierungen, denen sie Dienste leisten, und sodann gegenüber ihren eigentlichen Herren, gewissen Großcapitalisten, welche ihre Interessen gefördert, mindestens ihre Kreise nicht gestört wissen wollen.

Vor einigen Wochen hat das Wolff'sche Telegraphenbureau wieder einmal in einer sehr wichtigen Angelegenheit einen gänzlich ungenügenden Bericht erstattet. In der Sitzung des englischen Unterhauses vom 29. April wurde das gespannte Verhältniß Englands zu Transval erörtert. Zwei Abgeordnete der Opposition: Harcourt und Courtney, bekämpften die Chamberlain'sche Verhetzungspolitik gegen Transval. Im Interesse Deutschlands hätte dafür Sorge getragen werden müssen, daß die Ausführungen dieser beiden Redner sofort und so ausführlich als möglich durch das Wolff'sche Telegraphen-Bureau verbreitet und allen deutschen Zeitungen übermittelt wurden. Das ist aber versäumt worden. In einer sehr langen Depesche des Wolff'schen Bureaus wurde die Rede Harcourt's mit drei kurzen Sätzen abgethan und von der Rede Courtney's nicht ein einziges Wort mitgetheilt. Dagegen hatte sich das Wolff'sche Telegraphen-Bureau beeilt, die Reden der beiden Regierungsvertreter, Chamberlain's und Balfour's, auf das Ausführlichste, theilweise sogar wörtlich, wiederzugeben. Man mußte sich fragen, wie das Wolff'sche Bureau dazu kam, in dieser wichtigen Angelegenheit sich zum Sprecher englischer Regierungspolitik zu machen.

Leider ist diese Frage nur zu leicht zu beantworten. Das Wolff'sche Telegraphen-Bureau ist eine Actien-Gesellschaft, an deren Spitze als Hauptactionär das Bankhaus Bleichröder steht. Nach zuverlässigen Nachrichten soll sogar das Reuter'sche Telegraphen-Bureau in London an dem Wolff'schen Bureau in Berlin mit einem Viertel des Actien-Capitals betheiligt sein. Dieses Verhältniß erscheint geradezu unerträglich, wenn man sich erinnert, wie tendenziös deutsch-feindlich die Berichterstattung des Reuter'schen Bureaus nur all' zu häufig gewesen ist, wie es u. A. die Meldung von dem Sieg der Boeren über die Jameson'sche Einfallstruppe unterdrückte, angeblich weil die telegraphische Verbindung gerade unterbrochen war, wie es beständig bestrebt ist, die Interessen der englischen Regierung und nebenbei auch der südafrikanischen Chartered-Company wahrzunehmen.

Im Uebrigen erfreut sich das Reuter'sche Bureau in London keines guten Rufes. Erst in jüngster Zeit hat man ihm zum Vorwurf gemacht, daß es mit seinen Alarmnachrichten aus der Türkei nur gewissen Börseninteressen zu dienen beflissen sei. Ein früherer Angestellter dieses Bureaus, der Schriftsteller Dr. E. A. Witte, erklärte in Berlin vor Gericht, nachweisen zu können, daß Reuter Geld für die armenische Bewegung hergegeben habe, daß der Vertreter der bulgarischen Agentur des Reuter'schen Bureaus ein bulgarischer Geheimagent sei u. s. w. Nach einer Mittheilung des „Aegyptischen Couriers" bezieht das Bureau Reuter von der ägyptischen Regierung einen jährlichen Zuschuß von über 40000 Mk. Welche Beträge das Reuter'sche Bureau von der englischen Regierung unmittelbar erhält, ist nicht bekannt.

Was nun aber das Schlimmste ist, Wolff und Reuter haben sich zu einem eigenthümlichen innigen Verbande zusammengefunden. Das Wolff'sche Bureau meldet thatsächlich aus England, aus den britischen Colonien und aus Aegypten nur dasjenige, was ihm von dem Reuter'schen Bureau übermittelt wird, es hat sich also offenbar verpflichtet, aus den genannten Ländern nur solche Nachrichten zu verbreiten, welche ihm das Reuter'sche Bureau mitzutheilen für gut befindet. So erklärt sich denn auch die bedenkliche Thatsache, daß der Bericht des Wolff'schen Bureaus über die englische Unterhaus-Sitzung vom 29. April den deutschen Zeitungen in einer Fassung übermittelt worden ist, wie sie lediglich den Interessen der englischen Regierung entspricht.

Das Wolff'sche Bureau steht in einem entschiedenen, wenn auch von außen her nicht genauer erkennbaren Abhängigkeitsverhältniß zu der Reichsregierung, es erhält von ihr tagtäglich Nachrichten aller Art, es genießt gewisse Vorrechte. So werden die Depeschen des Wolff'schen Bureaus vor allen anderen Depeschen zuerst befördert, es hat demnach das Wolff'sche Bureau einen großen Vorsprung vor jeder Concurrenz und nützt ein sehr werthvolles Privilegium. Unter diesen Umständen ist es aber auch eine Pflicht der Regierung,

wenigstens in wichtigeren Fragen, das Wolff'sche Bureau zu einer Berichterstattung anzuhalten, wie sie deutschen Interessen entspricht. Fast alle deutschen Zeitungen haben sich mit dem Wolff'schen Bericht über die erwähnte englische Parlamentssitzung begnügt, die sehr interessanten Reden Harcourt's und Courtney's sind von ihnen nicht nachgetragen worden, sie sind dem deutschen Volke nicht zur Kenntniß gekommen, obwohl gerade diese Reden von größtem Interesse für Deutschland waren. Mit Hülfe des Wolff'schen Bureaus hat es demnach die englische Regierung erreicht, daß diese wichtigen Reden in Deutschland nicht bekannt geworden sind, das Wolff'sche Bureau hat mit Erfolg englischen Interessen gedient. Wenn auch die englische Opposition nur eine parteitactische ist, so wäre es doch im hohen Grade erwünscht gewesen, weitesten Kreisen in Deutschland die Bedenken zur Kenntniß zu bringen, welche die englische Opposition gegen die Regierung und ihre ränkevolle Politik in Südafrika geltend gemacht hat.

Vielleicht sieht sich die Reichsregierung durch dieses Vorkommniß endlich veranlaßt, eine nationale Umgestaltung des telegraphischen Nachrichtendienstes in Deutschland in Aussicht zu nehmen, sei es durch eine anderweite Organisation des Wolff'schen Bureaus, sei es durch Schaffung einer selbstständigen, wenn auch von der Regierung abhängigen Centralstelle. Unter keinen Umständen ist es länger zu ertragen, daß das privilegirte Wolff'sche Bureau in capitalistischer und politischer Hinsicht abhängig bleibt von dem Reuter'schen Bureau in London, dessen Berichterstattung nicht nur eine unzulängliche, sondern auch bedenklich tendenziöse ist, weil es gelegentlich mehr oder minder dunkle Börsengeschäfte begünstigt und vor Allem Bestrebungen bekundet, welche unmittelbar gegen das Deutsche Reich und seine Politik gerichtet sind. Dasselbe gilt von dem Verhältniß des Wolff'schen Bureaus zu der Agence Havas in Paris, die an Deutschfeindlichkeit und Unwahrhaftigkeit dem Reuter'schen Bureau ebenbürtig zur Seite steht.

Alle diese Uebelstände sind den Leitern der deutschen Tageszeitungen wohlbekannt. Man beklagt sich auf das Bitterste darüber, aber man wagt es nicht, sich an die Oeffentlichkeit zu wenden in der Besorgniß, es könne das Wolff'sche Bureau das betreffende Blatt boycottiren oder mindestens den Bezugspreis für die Depeschen ungebührlich erhöhen, man ist auch trotz wiederholter Anregungen noch nicht dazu gekommen, den telegraphischen Nachrichtendienst auf genossenschaftlicher Grundlage zu organisiren, um sich jenem unwürdigen Abhängigkeitsverhältnisse zu entziehen. Wie lange noch wird sich die deutsche Tagespresse von dem doppelzüngigen Unternehmen der Hochfinanz zur Beeinflussung, ja zuweilen zur Fälschung der öffentlichen Meinung mißbrauchen lassen?

## Der Rückgang der französischen Bevölkerung.

Von F. Schotthoefer (Paris).

Finis Galliae, wenn es kein Mittel giebt, der steten Verlangsamung im Zuwachs der Bevölkerung Einhalt zu gebieten! Das ist der Gedanke, der die wachsamen Geister der französischen Nation nunmehr vorwiegend zu beschäftigen beginnt. Den Statistikern war die bedrohliche Erscheinung längst kein Geheimniß mehr. Aber ihre leisen Mahnungen an das hinter den stummen Ziffern lauernde Gespenst der Entvölkerung verklangen im Winde, bis endlich in den letzten Jahren das lange gefürchtete Deficit der Geburten gegenüber den Todesfällen thatsächlich eintrat. Nun stand man unmittelbar vor der Gefahr und es half keine fein ausgeklügelte Theorie über die Ursachen des Rückganges der Geburten mehr über die Erwartung einer wirklichen Abnahme der Volkszahl hinweg. Um so bedenklicher erschien der Vorgang, als die Lücke im Strome der nationalen Fortpflanzung sich unheimlich rasch durch fremde Elemente zu füllen begann. In den letzten Jahren hat einzig und allein der fremde Zuzug und dessen Nachwuchs die positive Zunahme der Bevölkerung hervorgebracht. Wie soll es werden, wenn die Geburtenzahl der Einheimischen, ihrer bisherigen Tendenz folgend, weiter und weiter sinkt und so immer mehr Raum für fremde Einwanderung schafft? Der Untergang der gallischen Rasse, zwar noch in weite Ferne gerückt, scheint unvermeidlich.

Zum klaren Verständniß der Sachlage müssen wir uns durch einiges Zahlenwerk hindurcharbeiten. Der Verlangsamungsprozeß der französischen Bevölkerungsbewegung ist schon seit dem Anfange des Jahrhunderts deutlich zu erkennen und nur durch geringe Schwankungen unterbrochen. Die raschere Zunahme aller übrigen Völker des westlichen Europa rückt ihn in um so grellere Beleuchtung. Wir wollen indessen nur Deutschland zum Vergleiche heranziehen.

Im Jahre 1801 zählte Frankreich 27349003 Einwohner; dieser Ziffer hatte sich 1891 auf 38343192 gehoben, also nicht einmal um die Hälfte, während die Bevölkerung des heutigen deutschen Reichsgebietes von ca. 25 Millionen im Jahre 1816 auf 52 Millionen im Jahre 1895 stieg, sich in kürzerem Zeitraume also mehr als verdoppelte. Die jährliche Zuwachsrate sank in Frankreich von etwa 1% in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts auf 0,07% während der Periode 1886—91. Die Deutschen vermehren sich heute noch jedes Jahr um 1,11%. Man hat ausgerechnet, daß unter Beibehaltung der gegenwärtigen Zuwachsraten im Jahre 2000 Frankreich 59 Millionen, das deutsche Reich aber 153 Millionen zählen würde. Diese Fernprojection der bis jetzt äußerlich nach kaum sichtbaren Thatsachen zeigt erschreckend deutlich die Gefahren auf, welchen die französische Nation entgegengeht, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß die deutsche Volkszunahme sich ja höchst wahrscheinlich auch verlangsamen wird. Aber auch ohne dieses Zukunftsgespenst weiß man in Frankreich schon sehr genau, was der Stillstand der Bevölkerung zu bedeuten hat. Man sieht aus den Civilstandsregistern eine neue „sociale Frage" aufsteigen, nicht so schreiend, nicht so brennend wie die in Kohlengruben und Fabrikräumen gereifte, aber viel unheimlicher, viel unfaßbarer und vernichtender wirkend als alle Anarchisten-Verschwörungen und socialen Revolutionen. Sie unterminirt die nationale Wehrkraft wie die wirthschaftliche Productivität des Volkes. Deutschland hat heute doppelt so viel Geburten jährlich wie Frankreich, d. h. in 20 Jahren wird es doppelt so viel Rekruten einstellen. Die geringen wirthschaftlichen Fortschritte der französischen Nation gegenüber dem phänomenalen Aufblühen der deutschen Volkswirthschaft sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sie durch Ziffern zu illustriren. Voilà le péril national! Die Rückwirkungen auf die Geistescultur sind nicht erbaulicher. Frankreich ist ein reiches schönes Land, das seine Bewohner leicht und reichlich ernährt. Was soll ein Volk, dem das Leben in ruhigem Genusse dahinfließt, dem eine hoch anschwellende Nachkommenschaft nicht mehr alle Energien auslöst zu fortschreitender productiver Thätigkeit auf allen Gebieten? Die Antwort haben uns die Franzosen schon gegeben: Ihre Cultur treibt fast nur sterile Blüthen, die durch ihre Schönheit noch entzücken, die aber kaum mehr das Volksthum zu neuem Aufschwunge befruchten. Das überempfindliche Nationalgefühl allein bietet noch die Garantien einer künftigen Aufwärtsbewegung, und bei der leicht beweglichen gallischen gaieté ist die Katastrophe von 1870/71 fast ein Glück zu nennen. Dieser psychische Druck, die Sehnsucht nach Revanche erhalten das nationale Bewußtsein concentrirt, das sonst vielleicht trotz der großen Traditionen in der gaieté unterginge.

Ob das Uebel sich heilen läßt? Die Pessimisten weisen resignirend auf die erfolglosen ähnlichen Bemühungen der römischen Kaiserzeit hin und trösten sich mit dem fatalistischen Glauben an die unvermeidliche Decadence, welche noch jedes Volk erreichte. Die Optimisten, geführt von dem Statistiker

Bertillon, geben die Hoffnung nicht auf und vertrauen von Neuem auf die wunderthätige Kraft des jus trium liberorum. Die statistischen Untersuchungen haben ihnen gezeigt, daß von den mannigfachen Factoren der Volksvermehrung nur ein einziger, und zwar der allerwichtigste, die natürliche Regeneration, für den fast stationären Zustand der Bevölkerungsbewegung verantwortlich gemacht werden muß. Die Sterblichkeit ist in Frankreich viel geringer als in den anderen Ländern, die Auswanderung kaum bemerkbar, auch die Einwanderung hält sich noch in verhältnißmäßig bescheidenen Grenzen. Ausschlaggebend ist also in erster Linie die Geburtenziffer, und ihr constantes Sinken seit dem Beginn des Jahrhunderts, wie es in unbezweifelbaren statistischen Beobachtungen zu Tage tritt, giebt den Schlüssel zum ganzen Räthsel. Im Jahre 1801 zählte man pro 1000 Einwohner jährlich 33,1 Geburten, im Jahre 1893 nur noch 22,8, das niedrigste Niveau, das überhaupt in einem Lande erreicht wurde. Obwohl nun die Sterblichkeitsziffer in demselben Zeitraume ebenfalls bedeutend herabgegangen war, von 27,8 auf 22,6, kam es in den Jahren 1890, 1891 und 1892 zu einem Ueberschuß der Todesfälle über die Geburten von 38000 bezw. 11000 und 20000. Das Jahr 1894 zeigte wieder eine kleine Erholung der Geburten, dagegen brachte das Jahr 1895 abermals ein Deficit von nahezu 18000. Zweifellos sind in diesen Unterbilanzen noch Nachwirkungen des Krieges von 1870—71 zu sehen. Die während der Kriegsjahre verminderte Zahl der Geburten erscheint jetzt in der verminderten Zahl der Eheschließenden und somit auch der Geburten. Aber dieser specielle Grund kann der Erscheinung nicht die Schärfe nehmen; er beschleunigte nur eine vorhandene Tendenz. Denn die Geburtenziffer geht zurück, während die Heirathsfrequenz sich auf der nach allen wirthschaftlichen Bedingungen möglichen Höhe hält. Der Effect ist geringere Kinderzahl pro Familie, wie er auch statistisch hervortritt (1801—05 durchschnittlich 4,24 Kinder pro Familie, 1886—89 nur 2,96. Bei der vorletzten Volkszählung (1891) waren nicht weniger als 17,2% aller Familien kinderlos, 4,5% besaßen ein Kind, 22% zwei und 14,7% drei Kinder. Nur 19,8% wiesen eine höhere Kinderzahl auf. Diese Thatsachen stehen unleugbar fest, und ebenso sicher ist dann der Schluß, daß die schwache Geburtenziffer auf freiwillige Restriction zurückzuführen ist. Alcoholismus, Tabakgenuß, syphilitische Krankheiten, natürliche Unfruchtbarkeit wirken auch mit. Aber ihre Einflüsse machen sich auch außerhalb Frankreich's geltend und sind kaum stark genug, um neben der beabsichtigten Beschränkung erheblich in's Gewicht zu fallen. Ebenso können der Cölibat der Geistlichen, die Syphilis und der Militarismus, so oft man sie auch angeklagt, nicht allein für den ungeheuren Rückgang der Geburtenziffer belastet werden. Auch von einem Erlöschen der französischen Volkskraft ist nicht zu reden; denn die vor 100 Jahren nach Canada ausgewanderten Franzosen vermehren sich in demselben Tempo wie die Völker rein germanischer Rasse, die heute alle Welt überströmen. Die besonderen Ursachen für das Nachlassen der französischen Fruchtbarkeit liegen in den besonderen Verhältnissen Frankreich's, in dem Wohlstande des Landes, in dem bei aller Arbeitsamkeit auf einen Lebensgenuß gerichteten Sinne der Franzosen. Das Phänomen erhält die klarste Beleuchtung dadurch, daß gerade die wohlhabendsten Departements die niedrigste, und die ärmsten die höchste Geburtenziffer haben. Rien ne peuple que les gueux, sagte schon Diderot.

Auf den Grund dieser Thatsachen und Beobachtungen sind nun optimistische Rettungspläne gebaut, ein neuer Neo-Socialismus inaugurirt. Im vergangenen Jahre gründete sich eine „Alliance nationale pour l'accroissement de la population française" mit dem speciellen Zweck, legislative Regeln zum Wiederanschwellen der Geburtenziffer zu erstreben. Bereits wurde eine Petition an das Ministerium eingereicht, worin man bat, die staatlichen Tabakverschleiß-Bureaux nur an Familien mit mehr als drei Kindern zu vergeben, bei der Vergebung von Staatsämtern, von Freiplätzen in den höheren Schulen ꝛc. vielkinderigen Familien den Vorzug zu geben. Weiter wünscht man Steuervergünstigungen, abgestuft nach der Kinderzahl, und eine beträchtliche Steuer auf Junggesellen. Es ist vorläufig nur eine kleine Gruppe, die sich diesen chimärischen Bestrebungen widmet. Die Mehrzahl der französischen Volkswirthe, Leroy-Beaulieu an der Spitze, haben nur ein Lächeln dafür. Sie halten daran fest, daß mit diesen Mitteln nicht viel erreicht werden kann. Wie den außerfranzösischen Antimalthusianern ist ihnen die Abnahme der Geburtenziffer mit steigender Civilisation ein sociologisches Gesetz. Und der fremde Zuzug beängstigt sie nicht. Er geht, wie überall und allezeit die niedere in der höheren Cultur, völlig im französischen Volksthum auf, und es wird doch immer gallische Cultur auf dem gallischen Boden blühen. Levasseur hat in seiner Geschichte der französischen Bevölkerung nachgewiesen, daß solche Abnahmeperioden wie die gegenwärtigen schon öfters wiederkehrten, und stets wieder zu neuem Aufschwunge sich aufrafften. Auch diesmal mag der italienische, deutsche und slavische Influx zu einer Regeneration des gallischen Volksthums führen.

Für uns Außenstehende bleibt die neue „sociale Frage" in Frankreich ein Schauspiel, dem wir ruhig zusehen können. Aber hüten wir uns, trotz unserer starken Volkszunahme, hochmüthig lächelnd auf die französische Degenereszenz herabzublicken. Frankreich besitzt ungeheure natürliche Hülfsquellen, und sein Volk eine ungeheuere Elasticität. Jene gaieté, die so munter auf Vulkanen tanzt, hat, wie Taine sagt, aber auch das Gute, daß sie das Volk in den Depressionen aufrecht erhält, ihm die Elasticität bewahrt. Und andererseits mag über kurz oder lang unser stets gewaltiger werdender numerischer Vorsprung wieder zusammenschrumpfen. Denn auch die deutsche Fruchtbarkeit wird einmal ein Maximum erreichen, wenn sie es nicht schon überschritten hat.

---

## Die Eidesfrage.

Von Professor Fr. Thudichum (Tübingen).

I.

Zu allen Zeiten, seit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, hat es zahlreiche Christen gegeben, welche unter Berufung auf Worte Christi es für unziemlich oder für unerlaubt hielten, Versprechungen oder Betheuerungen mit Eid zu bekräftigen. So lange im römischen Reich die heidnische Religion die herrschende und die Eidesformel derselben angepaßt war, enthielt die Ablehnung von Eiden eine Ablehnung eines heidnischen Gebrauchs und ließ die standhaften Christen im Lichte von Widerspänstigen gegen die Staatsgewalt erscheinen. Nachdem allmälig das Christenthum zur Staatsreligion erhoben war, dauerte es nicht lange, daß die Eidesformel denjenigen kirchlichen Lehrsätzen angepaßt wurde, welche durch die Macht der Kaiser die Geltung von Reichsgesetzen erlangt hatten, und es bestimmte z. B. Kaiser Justinian durch eine Constitution vom 15. April 535 die Eidesformel für die kaiserlichen Beamten folgendermaßen: „Ich schwöre bei dem allmächtigen Gott und seinem einzig geborenen Sohn, unserm Herrn Jesus Christus, und bei dem heiligen Geist und bei der heiligen ruhmreichen Gottesgebärerin und stets Jungfrau gebliebenen Maria, und bei den vier Evangelien, welche ich in meinen Händen halte, und bei den heiligen Erzengeln Michael und Gabriel, daß ich u. s. w. — — und daß ich Gemeinschaft habe mit der heiligsten katholischen und apostolischen Kirche Gottes und auf keine Weise jemals ihr entgegen sein werde noch, soviel ich vermag, Jemand Anderem Solches gestatten will," worauf dann Selbstverwünschungen folgen. Religionsparteien, welche die Lehre von der Drei-

einigkeit verwarfen, die Jungfrau Maria nicht als Göttin anerkannten, nicht allen vom römischen Papst kürzlich für allein ächt erklärten vier Evangelien Aechtheit zuerkennen wollten, auch in den ächten Evangelien einzelne Stellen für gefälscht ansahen, welche also außerhalb der neuen katholischen und apostolischen Kirche standen, konnten den Eid nicht leisten, blieben daher von allen Aemtern ausgeschlossen und erlitten als Häretiker die schwersten, grausamsten Verfolgungen.

In den germanischen Reichen war nach Annahme des Christenthums ein Eid auf die Evangelien zugelassen und wurde namentlich von den Klerikern so geschworen, die herrschende Formel war aber die alte heidnische geblieben: „Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe", was eine Selbstverwünschung enthält; dabei wurde das Schwert oder der Haselnuß-Stab des Richters berührt und der Schwörende mußte mit dem Gesicht nach der Sonne stehen, der Gottheit der alten Germanen; es kamen dabei auch noch manche andere heidnische Gebräuche zur Anwendung. Daß bibelfeste Christen auch diese heidnischen Eide verweigerten, ist wiederum begreiflich. Seit dem 13. Jahrhundert drangen die Päpste und Bischöfe darauf, daß der Eid „auf die Heiligen" geleistet werde, nämlich auf Knochenstücke von Heiligen, welche in einem kleinen Kästchen verwahrt, in's Gericht gebracht wurden, damit der Schwörende seine Hand auf das Kästchen lege. An solchen Reliquien war jetzt kein Mangel mehr, da die neuen unzähligen Klöster alle solche besaßen und man sie auch im Handel erkaufen konnte. Da die bibelfesten „Brüder" oder „Waldenser", wie man sie seit dem 12. Jahrhundert zu nennen beliebte, nichts von den Heiligen und gar von bloßen Heiligen-Gebeinen hielten, so konnten sie diesen Eid noch weniger leisten als den germanisch-heidnischen.

Nun wurden aber im Mittelalter Eide in unglaublicher Unzahl gefordert, Unterthanen-Eide bei jedem Regierungswechsel, in den Städten und in den schweizerischen Republiken alljährlich, jeder Schuld- und Strafprozeß begann mit Eiden; wurde ein Landfriedens-Gesetz verkündigt, so mußte es vom ganzen Volk beschworen werden, ergriff ein glücklicher Eroberer Besitz von einem Land oder einer Stadt, so war das erste das Verlangen eine allgemeine eidliche Huldigung; und nachdem die Päpste ihre Inquisition eingerichtet hatten, forderten sie unter Auflegung von Eiden an Rügegeschworene oder alle Bewohner die Anzeige aller Häretiker und von denjenigen Häretikern, die der Strafe des Feuertodes entgehen wollten, eidliche Abschwörung ihres Falschglaubens. Daß die „Brüder" oder „Waldenser" mit ihrer Ablehnung des Eides nun in die allergrößesten Nöthen geriethen, liegt auf der Hand, und unzählige Tausende haben ihre Glaubenstreue mit dem Tod besiegeln müssen.

Die Reformation des 16. Jahrhunderts hatte zunächst die Wirkung, daß in den evangelischen Ländern die Ordens-Gelübde der Mönche und Nonnen, die Lehreide der Mitglieder der theologischen Facultäten und die Bischofseide an den Papst für gottlos und nichtig erklärt wurden, wie es die Waldenser, Wyclif und die Taboriten schon vorher immer gethan hatten, und daß die Eidesformel einen anderen Wortlaut erhielt. Derselbe lautete aber in den einzelnen Ländern sehr verschieden; in der Oberpfalz seit 1525: „Ich gelobe und schwöre zu Gott, daß ich . . . Also helfe mir Gott"; anderwärts „Also helf mir Gott und die heiligen Evangelien"; in Nürnberg, laut der Reformation des Stadtrechts von 1564 „Das helf mir der allmächtige Gott"; im Herzogthum Württemberg wurde geschworen „Zu Gott", auch „Zu Gott dem Allmächtigen" ohne Erwähnung der Evangelien oder des Wortes Gottes und ohne jeden verwünschenden Zusatz, und der Zeugeneid lautete einfach: „Ihr sollt geloben und schwören, daß Ihr dem Allmächtigen Gott zu Ehren die lautere Wahrheit sagen — — wollet: alles getreulich und ohngefährlich."

Die Eide erfuhren auch eine bedeutende Verminderung, und in dieser Beziehung verdient besonders die Schweiz Beachtung. In Bern wurden seit 1539 in Streitsachen unter 5 Schillingen alle Eide untersagt; in Zürich bestimmte das Stadt- und Landrecht von 1715: ein Parteieneid sollte in Schuldsachen hinfort nicht mehr stattfinden, ausgenommen allein bei Klagen über die Vaterschaft; Zeugen sollten in Civilsachen niemals, in Strafsachen nur ausnahmsweise beeidigt werden, und dieses Recht hat bis vor einigen Jahrzehnten fortgedauert; jährlich wurden 2000 Civilprozesse ohne Eide entschieden und „man befand sich dabei wohl", wie der Jurist v. Orelli bezeugt. Aehnlich scheint es in Appenzell gehalten worden zu sein und seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sogar in dem ganz katholischen Kanton Zug. — Die katholischen deutschen Länder verharrten wohl ziemlich alle beim alten Eid auf die Heiligen, und wo die Jesuiten überwiegenden Einfluß erlangten, wie in Tirol, „zu Gott, seiner preiswürdigsten Mutter, der ohne Makel empfangenen (!) Jungfrau Himmels-Königin Maria und allen Heiligen." Erst Kaiser Joseph II. schrieb 1781 und 1782 für alle seine Erbländer und für Jedermann, auch für die Juden, die einheitliche Formel „So wahr mir Gott helfe" vor.

Die deutschen Reichsgesetze strebten schon früher die Herbeiführung einer für Evangelische und Katholische gleichlautenden Eidesformel an und die peinliche Gerichtsordnung Karls V. von 1532, Art. 3, 4, 5 bestimmte sie dahin: „Also helf mir Gott und die heiligen Evangelia"; allein das Reichskammergericht, welches noch ausschließlich mit Altgläubigen besetzt war, forderte nach wie vor den Eid auf die Heiligen, bis der Reichsabschied zu Speier von 1544 es Jederman freistellte am Kammergericht entweder „zu Gott und den Heiligen" oder „zu Gott und auf das Evangelium" zu schwören, und dann der Reichsabschied von 1555 die Formel für beide Bekenntnisse einheitlich „auf Gott und das heilige Evangelium" festsetzte, und zwar mit der Begründung „um allerhand Ungereimtes zu vermeiden, das aus zwiespaltigen Formen beim Kammergericht erfolgen möchte."

Bei den Untergerichten behielten, wie oben gezeigt, die einzelnen evangelischen und katholischen Länder ihre besonderen Formeln bei.

Der Mißbrauch der Eidesauflagen blieb im 16. bis 18. Jahrhundert in allen evangelischen und katholischen Ländern Europas immer noch ein erschreckender. Ludwig XIV. befahl, daß Niemand von den theologischen oder juristischen Fakultäten promovirt werden dürfe, wenn er nicht zuvor die vier Artikel der Gallikanischen Freiheiten über die Beschränkung der päpstlichen Gewalt beschworen habe, während an den Jesuiten-Universitäten Deutschlands und Oesterreichs Niemand einen Grad erhielt, wenn er nicht das Tridentinische Glaubensbekenntniß und die unbefleckte Empfängniß, also die Gottheit der Jungfrau Maria beschwor; Glaubenseide wurden auch an den evangelischen Universitäten von Lehrern und Studenten gefordert, und in Preußen hat sich ein Doktoreid, ferner eine eidliche Betheuerung, daß ein Doktorand seine Dissertation ohne fremde Hülfe gefertigt habe, bis auf diesen Tag fortgeschleppt, wovon man in andern Ländern seit hundert Jahren nichts mehr weiß. Es mag auch noch an den englischen Supremacie-Eid und den Test-Eid erinnert sein, um die Denkweise neuerer Jahrhunderte in der Eidesfrage zu beleuchten.

Mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, als sich der Gedanke der Religionsfreiheit langsam durchzuringen begann, wurde das alte System der alten kirchlichen Rechtgläubigkeit hinsichtlich des Eides in verschiedenen protestantischen, vorwiegend reformirten Staaten, zuerst durchbrochen, und den Quäkern, Böhmischen oder Mährischen Brüdern, Mennoniten, Baptisten, Herrnhutern und verwandten Religionsgesellschaften das Recht zugestanden, anstatt eines Eides eine Versicherung auf Handschlag abzugeben, ein Sieg altchristlicher Ueberzeugungen, der dem todesmuthigen Ausharren der „Brüder" in einem Kampfe von 16 Jahrhunderten zu danken ist und

die tröstliche Lehre giebt, daß für alle mit Hingebung verfochtenen Wahrheiten einmal der Tag der Verwirklichung anbricht. Den Anfang scheint England mit der Parlamentsacte von 1715 gemacht zu haben, worauf Preußen und andere deutsche Länder folgten; vielleicht aber ist die Republik der Vereinigten Niederlande vorangegangen, worüber uns Besserunterrichtete belehren mögen. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts traten zahlreiche Philosophen, Juristen, Staatsmänner, auch einzelne Theologen, die nicht den oben genannten Religionsgesellschaften angehörten, theils für weitere Beschränkungen des Eides, theils für gänzliche Beseitigung desselben in die Schranken, scheinbar mit geringem Erfolg, in Wirklichkeit aber eine neue Zeit anbahnend, in welcher wir jetzt stehen oder einzutreten im Begriff sind.

Ich werde im Folgenden die neuere Gesetzgebung nach Staaten geordnet vorführen, weil sich so das einfachste Bild von allen einschlagenden Fragen gewinnen läßt.

## II.

Deutschland darf unter allen Staaten insofern in den Vordergrund gestellt werden, als es zuerst den politischen Eid in sehr weitem Umfang hat fallen lassen. Während noch die von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossene Reichsverfassung v. 28. März 1849, §§ 14 und 190—193, die Beeidigung des Kaisers, der Reichs- und Landesbeamten, des Heeres und des ganzen Volkes auf die Reichsverfassung vorschrieb, begnügte sich die octroirte Preußische Verfassung v. 5. December 1848, §§ 52, 107, mit der Forderung eines Verfassungseides des Königs, der Mitglieder des Landtags, und der Staatsbeamten, verzichtete dagegen auf die Beeidigung des ganzen Volkes und auf die Beeidigung des Heeres auf die Verfassung. War auch gleich die Abneigung gegen Eide nicht der Beweggrund dieser wichtigen Neuerung, sondern dieselbe lediglich von der Klugheit eingegeben, um nicht den gegnerischen Parteien Gelegenheit zur Verwerfung dieser vom König einseitig octroirten Verfassung zu geben, also einen Widerstand heraufzubeschwören, wie ihn die octroirte hannöversche Verfassung von 1840 erzeugt hatte, so bleibt sie doch ein wichtiger Markstein in der Geschichte des Eides; denn die revidirte Preußische Verfassung von 1850 behielt sie bei, und als 1867 der Norddeutsche Bund und 1870 das Deutsche Reich gegründet wurden, nahm man den Gedanken der Preußischen Verfassung in die Reichsverfassung herüber, ja man ging noch weiter, indem man weder vom Kaiser noch von den Bevollmächtigten zum Bundesrath noch von den Abgeordneten zum Reichstag einen Eid auf die Reichsverfassung forderte. In den kleineren deutschen Staaten findet sich meistens noch ein Eid des Volkes auf die Landesverfassung, wird aber in einigen derselben durch die Beamten nur wenig gefordert.

Die Eidesformel war in Süddeutschland nach dem Vorgange Kaiser Josephs II. und der auf dem linken Rheinufer in Geltung getretenen französischen Gesetzgebung eine sehr einfache, meistens dahin gehend: „Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe", auf dem linken Rheinufer „Ich schwöre", und die erstere Formel hatten auch die von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Grundrechte des deutschen Volkes vorgeschrieben; allein in Norddeutschland blieben andere confessionelle Formeln in Geltung bis zu den Reichsjustizgesetzen von 1877, welche den gerichtlichen Eid für ganz Deutschland auf die Formel festsetzten: „Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe", unter Zulassung von bloßen Handgelübden für die Mitglieder von Religionsgesellschaften, welchen die Landesgesetze ein darauf gehendes Privilegium ertheilen. Im Reichstag waren allerdings Anträge gestellt worden, es bei der linksrheinischen französischen Formel „Ich schwöre" zu belassen, oder Jedermann das Recht beizulegen, an Stelle des Eides eine bloße feierliche Versicherung abzugeben, sofern seiner Erklärung nach die Ableistung eines Eides seinen religiösen Ueberzeugungen widerstreite; allein diese Anträge fanden nur schwache Unterstützung. Sie werden aber wiederkehren und angenommen werden müssen, wenn man nicht auch das Reichs-Gesetz v. 3. Juli 1869, welches alle aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte aufgehoben, wieder umstoßen will.

In Frankreich wurde seit 1789 der Eid als ein Hauptmittel betrachtet, die von der Revolution geschaffenen Einrichtungen zu befestigen und durch die sogenannte Civilconstitution des Clerus auch vom ganzen Clerus ein Verfassungseid gefordert; aber die Erfahrungen damit waren in verschiedenen Richtungen ungünstig, und auch in der Folge haben alle reichlich geleisteten politischen Eide keine Revolution und keinen Staatsstreich verhindert. Die letzte Revolution von 1870 wurde eingeleitet mit einem im Bulletin des Lois verkündigten Dekret der provisorischen Regierung vom 5. September 1870, daß alle im Civil- und Militärdienst stehenden Personen ihres Eides entbunden seien, eine Art der Wegräumung des Eides, wie sie die Päpste bei Absetzung von Fürsten hundertfach geübt haben, und die sich als erfolgreich erwies; das genannte Dekret verfügte weiter „Le serment politique est aboli", dessen Tragweite freilich nur aus den Ausführungsverfügungen beurtheilt werden kann. Oeffentlichen Blättern nach wäre im Jahre 1880 der Fahneneid der französischen Armee vom Kriegsminister dahin festgestellt worden: „Im Namen des Regiments schwöre ich auf Ehre, der Verfassung treu zu bleiben und diese Fahne bis in den Tod zu vertheidigen."

Bei gerichtlichen Eiden hat der Schwörende, auf den Vorhalt: „Sie schwören vor Gott und vor den Menschen" lediglich die Worte zu sagen: „ich schwöre", „je jure", also keinerlei Verwünschung beizufügen. Am 24. Juni 1882 nahm die Abgeordnetenkammer einen Gesetzentwurf an, wonach der Vorhalt künftig nur lauten sollte: „Ihr habt auf euere Ehre und euer Gewissen zu schwören", und das Gelöbniß: „Auf meine Ehre und mein Gewissen beschwöre ich es"; allein der Senat verwarf das Gesetz am 26. Februar 1883 mit 160 gegen 116 Stimmen.

In Italien hat das Gesetz vom 30. Juni 1876 im Wesentlichen die französische Form der Eidesleistung eingeführt; der Richter schickt „eine ernste Erinnerung" voraus „an die sittliche Wichtigkeit eines solchen Actes, an die religiöse Verbindlichkeit, welche die Gläubigen (i credenti) mit demselben gegenüber Gott eingehen", und an die vom Strafgesetzbuch auf den Meineid gesetzten Strafen, worauf der Schwörende spricht: „ich schwöre es" (lo juro).

In England hat das Eidesrecht seit 1888 eine vollständige Umwälzung erfahren. Den Anlaß dazu gab folgender Vorgang (vergl. „Gegenwart" vom 23. Juni 1883): Der im Jahre 1880 in Northampton zum Parlamentsabgeordneten gewählte Mr. Bradlaugh erschien im Unterhaus und stellte das Verlangen, daß ihm auf Grund der Parlamentsacten von 1866 und 1868, wonach Quäker, Separatisten, böhmische Brüder „und Andere", welche Gewissensbedenken gegen einen Eid haben oder zu haben behaupten, eine bloße feierliche Versicherung an Stelle des Eides abgeben dürfen, gestattet werde, an Stelle des Abgeordneteneides nur eine solche feierliche Versicherung zu leisten; denn er sei Atheist und könne den Eid (der mittelst Küssen der Bibel geleistet wird) nicht leisten. Die Mehrheit des Unterhauses erklärte das am 22. Juni für unzulässig, nahm aber am 2. Juli auf Antrag des Ministeriums Gladstone eine entgegengesetzte Resolution an, worauf Bradlaugh das Gelöbniß an Eidesstatt leistete und seinen Sitz einnahm. Am nämlichen Abend erhielt er einen gerichtlichen Befehl zur Zahlung von 500 £ Strafe, weil er ohne Leistung des vorgeschriebenen Eides sich einen Sitz im Haus der Gemeinen angemaßt und an einer Abstimmung betheiligt habe, und als Bradlaugh in der Folge sich erbot, den Eid

in der gewöhnlichen Form zu leisten, wurde dies von der Mehrheit, die sich abermals anders besonnen hatte, zurückgewiesen und eine Neuwahl für Northampton angeordnet. Aus dieser ging Bradlaugh als Sieger hervor und leistete am 13. Januar 1886 den Eid. Auf seinen Antrag ist dann das folgende Gesetz vom 24. Dezember 1888 zu Stande gekommen, welches im Unterhaus mit 250 gegen 150 Stimmen gutgeheißen und auch vom Oberhaus nicht bekämpft worden ist. Seiner großen Wichtigkeit wegen folgt hier eine wörtliche Uebersetzung:

1. „Jeder Person, welche gegen ihre Beeidigung Einwendungen erhebt und als den Grund davon angiebt, entweder daß sie keinen religiösen Glauben habe oder daß das Schwören eines Eides ihrer religiösen Ueberzeugung widerspreche, soll an allen Orten und für alle Zwecke, wo vom Gesetz ein Eid gefordert wird oder werden wird, gestattet sein, anstatt des Eides eine feierliche Versicherung abzugeben, welche alsdann von derselben Kraft und Wirkung sein soll, als wenn die Person einen Eid geleistet hätte; und wenn eine Person mittelst einer solchen Versicherung wissentlich, falsch und böslich einen Gegenstand oder eine Sache versichern würde, welche im Fall der Aussage auf Eid einen wissentlichen und böslichen Meineid enthielte, so soll sie in allen Beziehungen verfolgt, angeklagt, verurtheilt und bestraft werden, als wenn sie einen wissentlichen und böslichen Meineid begangen hätte.

2. „Jede solche Versicherung soll lauten wie folgt:

„Ich, A. B., erkläre und versichere feierlich, aufrichtig und wahrhaftig"

und dann mit den durch das Gesetz vorgeschriebenen Worten des Eides fortfahren, unter Weglassung aller Worte der Verwünschung oder des zum Zeugen-Nehmens.*)

3. „Wo immer ein Eid ordnungsmäßig gefordert und geschworen worden ist, soll die Thatsache, daß die Person, an welche derselbe gefordert wurde, zur Zeit des Schwörens keinen religiösen Glauben hatte, die Kraft dieses Eides in keinerlei Hinsicht beeinträchtigen.

4. „Jede schriftlich gegebene Versicherung soll beginnen: „Ich" — „von" —, „versichere feierlich und aufrichtig" — und die (Beurkundungs)-Form soll, an Stelle von „beschworen", lauten: „Versichert zu — diesen — Tag des Jahres 18 . . vor mir."

5. „Wenn eine Person, welcher ein Eid aufgegeben wird (to whom an oath is administered), mit aufgehobener Hand zu schwören wünscht, in der Form und Weise, in welcher Eide gewöhnlich in Schottland angefordert werden, so soll ihr dies erlaubt sein zu thun, und der Eid soll ihr in solcher Form und Weise ohne weitere Frage aufgegeben werden."

Ein ähnlicher Rechtszustand wie in England besteht in der Schweiz, und zwar auf Grund der Bundesverfassung vom 29. Mai 1874 Artikel 49, welcher bestimmt: „Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist unverletzlich. Niemand darf zur Theilnahme an einer Religionsgenossenschaft, oder an einem religiösen Unterricht, oder zur Vornahme einer religiösen Handlung gezwungen, oder wegen Glaubensansichten mit Strafen irgend welcher Art belegt werden." — — „Die Ausübung bürgerlicher oder politischer Rechte darf durch keinerlei Vorschriften oder Bedingungen kirchlicher oder religiöser Natur beschränkt werden. Die Glaubensansichten entbinden nicht von der Erfüllung der bürgerlichen Pflichten." In das Gesetz über Organisation der Bundes-Rechtspflege vom 27. Juni 1874 wurde in Gemäßheit der Grundsätze der Bundesverfassung folgende Bestimmung (Artikel 19, Absatz 5) aufgenommen: „Diejenigen Gerichtspersonen, denen ihre Ueberzeugung die Leistung eines Eides nicht gestattet, können an Stelle desselben ein Handgelübde ablegen." Der Bundesrath hat bei allen Recursen an ihn ebenso entschieden. Im Kanton Luzern schrieb die Proceßordnung vom 1. Februar 1851 § 147 vor, daß jeder Eid vor dem Bild des gekreuzigten Heilandes und vor zwei brennenden Kerzen und mit den Worten „So wahr mir Gott helfe und alle Heiligen" zu leisten sei; als sich im Jahre 1874 ein Bürger weigerte, so zu schwören und deßhalb in Strafe verfallen war, hob der Bundesrath dieses Urtheil auf; und als im Jahre 1892 der socialdemokratische Redacteur Steck in den Großen Rath des Kantons Bern gewählt worden war und beim Eintritt verlangte, ein einfaches Gelübde ablegen zu dürfen, da ihm seine religiöse Ueberzeugung die Leistung des Eides nicht gestatte, der Große Rath aber mit 134 gegen 40 Stimmen dieses Verlangen zurückwies und Steck hiergegen Recurs an den Bundesrath ergriff, fiel dessen Entscheidung einstimmig dahin aus: daß Steck zur Leistung eines einfachen feierlichen Versprechens zuzulassen sei.

Eidesformeln, wobei der Schwörende nur das Wort „ich schwöre es" zu sprechen hat, erklärte der Bundesrath in einer Entscheidung vom 2. Juli 1878 für zulässig, weil darin die Forderung einer religiösen Handlung nicht gelegen sei, ein Entscheidung von nicht ganz zweifelloser Folgerichtigkeit.

Zu den neuesten gesetzgeberischen Maßregeln auf unserem Gebiete gehören einige Gesetze für Norwegen. Das Gesetz vom 14. Mai 1891 bestimmt: „Der für Kriegsleute der Armee und der Marine . . . . vorgeschriebene Eid ist in der Zukunft nicht abzulegen"; es ist damit der militärische Treueid abgeschafft (wie in Frankreich). Am 25. Mai 1892 beschloß das Norwegische Storthing mit 68 gegen 44 Stimmen auch die Abschaffung des Verfassungs-Eides, den jeder Wahlberechtigte vor der ersten Theilnahme an den Storthingwahlen zu leisten hat; da das aber nicht die zu Verfassungsänderungen nöthige Zweidrittelmehrheit war, so hatte der Beschluß keine weitere Folge. Dagegen ist beim gerichtlichen Eid eine gesetzliche Aenderung wie in England und in der Schweiz eingetreten. Während früher die Eidesformel gelautet hatte: „Das schwöre ich, so wahr mir helfe Gott und sein heiliges Wort", wobei die drei Finger emporgehoben wurden, hat nach dem Gesetz vom 3. Mai 1893 der Schwörende mit emporgehobener rechter Hand zu sprechen: „Das schwöre ich, so wahr mir helfe Gott der Allmächtige und Allwissende". Personen, die den Eid nicht leisten wollen, weil ihre religiöse Auffassung es nicht erlaubt oder weil sie nicht an Gott glauben, selbst wenn sie der Staatskirche noch angehören, können eine feierliche Versicherung an Eidesstatt abgeben.

*) d. h. der Worte, daß der Schwörende Gott zum Zeugen nehme.

## Literatur und Kunst.

### Zu Emanuel Reicher's Wiener Gastspiel.

Von Alfred Neumann.

„Die alte Tradition der Epigonen, die nicht leben und nicht sterben konnte, umwerfend, hat er die neue Art der Jugend zu denken, zu fühlen und es zu äußern auf die Bühne gebracht . . ." Mit diesen vielsagenden Worten hat Hermann Bahr das Verdienst seines Protectors und Protegés, des Begründers eines neuen „Berliner Stils" zu charakterisiren und zu würdigen versucht. Wenn dem wirklich so wäre, was Bahr an Reicher rühmt, wenn der Künstler die verrottete, alte Art, das geschraubte, unnatürliche Bühnenzopfwesen getilgt und an seine Stelle eine neue, frische Weise eingeführt hätte, eine Weise, die nichts Anderes zum Muster, Vorbilde und Lehrer nimmt als die reine, unverfälschte Natur, so wie sie ist und wie sie sich dem ungetrübten [illegible] darbietet, das

noch nicht an den verwünschten Gesichtswinkel gewöhnt ist, unter dem sonst die Schauspieler die Vorgänge der Bühne und ihre Reproduction zu betrachten pflegten — wenn dem so wäre, dann allerdings würde Emanuel Reicher die Palme eines Befreiers aus lästigem Zwange, die Krone eines Reformators gebühren.

Wohlgemerkt, wenn dem so wäre: Leider aber bewahrheitete sich wieder ein Mal so recht das alte, bekannte Wort des Boileau: „Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire — und Hermann Bahr sammt Consorten bewundern leicht, sehr leicht . . . In einer Zeit, die unter dem Zeichen der „Moderne" steht, in einer Zeit, wo alles, was alt und hergebracht ist, bezweifelt, bespöttelt und verachtet wird, mag es sonderbar berühren, wenn der Kritiker, der sich aller dieser Erscheinungen bewußt ist, zu Quellen zurückgreift, die beinahe als verjährt gelten könnten; aber auf die Gefahr hin, für reactionär verschrieen zu werden, will er, statt Emerson und Mauclair, Bourget und Taine zu citiren, sich an den ästhetischen Gesetzgeber halten, dessen Regeln und Vorschläge heute noch bindende Kraft besitzen könnten. Vor hundertunddreißig Jahren schrieb Lessing in seiner Vorrede zur „Hamburgischen Dramaturgie": „Es ist gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als es ist; und der unbefriedigte Zuschauer wenigstens daran urtheilen lernt" u. a. O. „Die größte Feinheit eines dramatischen Richters zeigt sich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens oder Mißvergnügens unfehlbar zu unterscheiden weiß, was und wieviel davon auf die Rechnung des Dichters oder des Schauspielers zu setzen sei. Den Einen um etwas tadeln, was der Andere versehen hat, heißt Beide verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieser wird sicher gemacht."

Diese Worte könnten mit ihrer Spitze direct gegen Reicher und seinen Anhang gerichtet sein: Von Beiden wird das „Mittelmäßige" als gut ausgegeben und von Beiden wird nicht darauf geachtet, „was in jedem Falle des Vergnügens oder Mißvergnügens auf Rechnung des Dichters oder des Schauspielers zu setzen sei." Spielt Reicher seinen Part zu Schanden, so erklären die Begeisterten, das Stück sei daran Schuld, sei veraltet, dem Künstler nicht liegend; ist wiederum die Rolle so dankbar, daß ihr selbst die mißlungenste Darstellung nicht schaden kann, so tönen mächtige Posaunen zu Ehren des großen, genialen Schauspielers, der aus so Wenig so unendlich Viel zu schaffen vermag. Also geschah es auch anläßlich der drei Stücke, die Reicher in Wien zur Aufführung brachte: die „arme Löwin" und die „Marquise" wurden von der Cliqueclaque-Kritik als „verjährt" bezeichnet und Reicher's elende Leistung damit gerechtfertigt. Ueber August Strindberg's „Vater" aber, ein Meisterwerk moderner Kunst, dem Reicher wahrlich mehr schadete als nützte, schrieb Bahr: es habe der Tragöde durch seine große Kunst das schlechte Stück gerettet. Muß man bei solchem Vorgehen nicht mit Wehmuth an Lessing denken, und voll Zorn an seine Epigonen?

Den Mann von Bedeutung verräth gewiß auch sein Geschmack; nie wird ein wahrhaft genialer Mensch seine Kraft und sein Können an Dinge verschwenden, die dieser Entfaltung von vorneherein nicht würdig sind. Der abstracte Satz läßt sich auch auf den concreten Fall des Reicher'schen Gastspieles anwenden: Wenn ein Schauspieler aus fremdem Land eine Reise unternimmt, geradezu um Propaganda der That zu machen, wenn er kommt, um einem Publicum, das nach des Künstlers Ansicht noch zu lernen hat, Lehren zu geben, und wenn er die stricte, ausgeprägte Absicht hegt, eben diesem Publicum Blut von seinem Blut zu injiciren, dann muß er es auch verstehen, seine Stücke auszuwählen, die „Schüler" durch die richtige Wahl der Sujets zu seinen Zwecken zu erziehen. Und an Stücken, die Reicher uns hätte bringen können, haben wir leider — das „leider" stark betont — wahrlich keine Noth. Wenn jemals die Theaterthätigkeit, in jedem Sinne genommen, brach darniederlag, so ist es heute in Wien der Fall: Die Hauptbühnen führen wenig Neues auf, die Novitäten selbst werden derart schlecht besetzt und gespielt, daß die Drastik eines Georges Kenan zur Beschreibung nöthig wäre. Man denke bloß an die „Versunkene Glocke". Halbes „Jugend" harrt noch der Auferstehung, die „Weber" existiren überhaupt nicht, die „Einsamen Menschen" muß man von einer — italienischen Stagione sehen! Und nun naht ein moderner, deutscher, fortschrittlicher Künstler und bringt — Sardou, vieux sec und Augier! Wenn Reicher nur ein Vorwurf zu machen wäre, so träfe er gewiß vor Allem die geschmacklose Leichtfertigkeit, mit der er unter den Stücken wählt. Er, der wie Bahr rühmend hervorhebt, „von der Berliner Première der ‚Gespenster' zum ‚Vater', vom ‚Sonnenaufgang' bis zum ‚Florian Geyer' und zur ‚Versunkenen Glocke' in allen Schlachten der neuen Literatur, er, der bei der ‚Freien Bühne', später der ‚Deutschen Bühne' und der ‚Freien literarischen Gesellschaft' gestanden hat, er, der Hauptmann ‚entdeckt' hat, an den damals selbst Brahms noch nicht glauben wollte" — er reist nach Wien und bringt dem Publicum, das nach den mit Tuba-Schall angekündigten Würzungen der neuen Stücke und besonders der neuen Darstellung lechzte, „Die arme Löwin" von Augier, die „Marquise" von Sardou — ehrwürdige Raritäten — und, mehr par force als par grace, den „Vater" von Strindberg.

Man braucht nicht im schlechten Sinne voreingenommen zu sein, um bald zu erkennen, daß ein Gastspiel Reicher's gerade von keiner erklecklich großen, erziehlichen Wirkung für das Publicum sein konnte, wenn man den Campanello und den Pommeau zu sehen bekam. Ein elendes, altes Tendenzstück und eine Cochonerie x^ten Grades, das mußten zwei von den drei Dritteln sein? Wenn Reicher sich damit entschuldigen wollte, daß er am Carltheater kein Ensemble für schwierige Stücke fand, dann hätte er das Gastspiel ganz unterlassen sollen; ihn à tout prix spielen zu sehen, das verlangte kein Mensch von ihm, außer vielleicht einige seiner persönlichen Freunde.

Aber auch Reicher's vielgerühmter „neuer Stil" ist weder so neu, als es scheint, noch besonders großen Lobes würdig: Goethe sagt schon in seinen „Regeln für Schauspieler" (1803): „Der Declamirende hat die Freiheit, sich eigen erwählte Unterscheidungszeichen, Pausen ꝛc. festzusetzen" — womit so ziemlich nachgewiesen wäre, daß eine der Hauptforcen Reicher's, welche zu den Errungenschaften des „neuen Stils" gehört, doch etwas bejahrt ist; denn ich hörte vor des Berliners Ankunft von verschiedenen „Sachverständigen" mit Thränen der Rührung erzählen, „er halte sich nicht strenge an den todten Buchstaben des Textes, sondern wisse durch geschickt angebrachte Intervalle, Wortbetonungen ꝛc. den Dingen ihren tiefeigenen Sinn zu geben, der sie erst aus der Menge anderer Rollenzufälligkeiten hervorhebe." Reicher selbst schrieb in einem Briefe darüber: „Wenn Sudermann seinen Helden gerade die Hauptempfindungen verschweigen oder in einigen trivialen Worten andeuten läßt, so gehört eben eine wahre Kunst, eine tiefe Beobachtung der Natur und ihrer idealsten und eindringlichsten Ausdrucksmittel dazu, um diese Empfindungen, ich möchte sagen wortlos, dem Zuschauer zu enthüllen."

Schöngedrechselte Phrasen, die jeder eher als der Schreiber des citirten Briefes befolgte. Nach den Leistungen wenigstens, die uns Reicher auf dürftiger Schüssel bot — und nur nach diesen kann sich das Wiener Publicum richten — muß ein entschieden negatives Urtheil gefällt werden: „A fool's bolt is soon shot" — dieses traurige Sätzlein mußte Reicher nur zu bald an sich bewahrheitet sehen: Einige Momente lang blendete Reclame und Autosuggestion, dann aber merkte man mit Entrüstung, was des Pudels Kern war. Die Wiener Kritik in ihren bedeutenderen Erscheinungsformen erklärte sich

daher auch fast einstimmig gegen die Art und Weise, welche Reicher's vielgerühmten „neuen Stil" ausmachen soll. Wenn einige beachtenswerthe Recensenten sich doch zu einer milderen, sogar milden Beurtheilung verstanden, so lag, ohne ihnen nahe treten zu wollen, der Grund dafür theils in persönlicher Freundschaft, theils in der fast krankhaften Sucht, ja nur nicht für reactionär, sondern für modern, feinfühlig, verständig gehalten zu werden. Ueberwiegend aber waren die Stimmen derer, die Reicher's Geheimniß für Mumpitz erklärten und die verblümt zu verstehen gaben, auf Herrn Bahr — er verzeihe das harte Wort — wieder einmal herein gefallen zu sein . . .

Campanello in Sardous „Marquise" giebt für einen Schauspieler, der „Neues" bringen will, auch nicht einen Moment Gelegenheit, die frische Waare auf den Markt zu führen: Ein Scenengefüge aus dem Atelier des Pariser Meisters, das viel von der gewohnten Sauberkeit und Eleganz vermissen läßt. Wenn der Theaterzettel, statt in fetten Lettern „Herrn Emanuel Reicher vom Deutschen Theater in Berlin" anzuzeigen, einen andern, mehr oder minder geschickten, ganz unbekannten Schauspieler gemeldet hätte, der Unterschied wäre wahrlich nicht aufgefallen — an der Spielweise wenigstens nicht. Nichts von der selbstverheißenen „freien Entfaltung der Individualität", nichts von „ganzen Charakteren mit dem ganzen Conglomerat von Ober-, Unter- und Nebeneigenschaften", nichts, gar nichts.

Pommeau, das Modell zu Daudet's Risler, zwingt schon mehr dazu, unvorsichtig ausgestellte Promessen zur Verfallszeit einzulösen. Wenn auch die ganze Figur von vorneherein verlogen und unwahrscheinlich ist, so wäre doch Manches vorhanden, um sich als das Genie zu bewähren, für das man sich ausgegeben. Aber man bemerkte nichts von dem, was verheißen worden war: ums Eintrittsgeld klagend, bitter enttäuscht hörte man anfangs einiges Gemurmel, dann erbärmliches Geschrei, Gestöhne und Geächze, klägliches Wortzerreißen, zum Schlusse sah man auch zerbrochene Stühle und fallende Tische — voilà le nouveau style? Man dankte ergebenst . . .

Endlich kam der „große Abend" — Strindberg's „Vater": Enorme Erwartungen — mächtige Enttäuschungen! Der „Vater" gemeuchelt, geschändet, entwürdigt! Statt tragisch — grotesk, statt theilnahmeerweckend — komisch, die Auffassung vollkommen verfehlt. Wenn das Stück tragisch wirken soll, so muß der Held (was der Dichter auch unzweifelhaft bezweckte) anfangs als geistig gesunder Mann dargestellt werden, der langsam in den Wahnsinn gehetzt wird. Reicher dagegen führte gleich in den ersten Scenen einen completen Idioten vor Augen, der genau um zwei Acte zu spät die Zwangsjacke erhält. Durch unaufhörliches Gekläff und Gebelfer — in den Augen des „Neustilbegründers" anmuthige Behelfe für Natürlichkeit — ward keine tragische, sondern nur eine höchst komische Wirkung erzielt. Wenn in Wien sich ein Mensch nur fünf Minuten so aufführen würde, wie es der „natürliche" Herr Emanuel Reicher vom Deutschen Theater in Berlin durch drei Acte that, so geschähe folgendes: ein guter Freund des „Vaters" eilt zum Telephon, spricht ein paar Worte — ein grelles Pfeifchen ertönt und einige Momente später erscheinen zwei distinguirte, überaus höfliche Leute, welche besagten „Vater" zu einem kleinen Privatissimum mit Professor Krafft-Ebing oder Benedikt geleiten . . .

So sieht der „neue Stil" aus.

Und nun zum Schlusse: Reicher's Lebensbilder können den Abnehmern nicht gefallen, weil es klägliche Photographien sind, die bei schlechtem Lichte auf verdorbenen Platten aufgenommen wurden. Der angebliche Meister zielte lange auf den Vogel und schoß stets in die Luft: So kam es, daß unter den unbefangenen Zuschauern ein leichtes, leises Gemurmel anhob, das immer mehr und mehr anschwoll, bis es sich in dem rechtschaffenen Rufe: „Schwindel" Luft machte. Man hatte sich einen Roseius unter den Schauspielern, vorgestellt, große, unerhörte Sensationen waren erwartet worden — und siehe da, ein schlechter Schauspieler erschien, der aus tausend und abertausend Mätzchen und Capriolen das mächtige Mysterium zusammenzukleistern suchte, das sich des Menschen „Psyche" nennt. Wäre das Gong der Reclame nicht allzumächtig angeschlagen worden, die Kritik wäre nicht so scharf ausgefallen. Wenn sich aber Jemand Lorbeeren auf dem Gebiete der Kunst nach dem Recepte des Beaumarchais zu holen sucht: „Médiocre et rampant, et l'on arrive à tout", dann muß ihm der Spiegel der Erkenntniß vorgehalten werden, schon um den wahren und bescheidenen Vertretern großer Kunst den Weg freizuhalten, den sonst mittelmäßige, aber reclamekräftige Menschlein für sich zu usurpiren wissen.

---

## Zur Religionsphilosophie.

Erst unserer Zeit war es vorbehalten, die neue Disciplin der Religionsphilosophie, die man eben so gut der theologischen wie der philosophischen Facultät zurechnen kann, hervorzubringen. Sie konnte nicht eher entstehen, als bis die Detailforschungen aller der ausgezeichneten Gelehrten, die sich um die Verfolgung der Religion bis in ihre ersten historischen Anfänge verdient gemacht haben, klar zu Tage getreten waren. Einen endgiltigen Abschluß haben sie noch nicht gefunden, aber das interessante reichhaltige Material genügt doch schon zur sichtenden Zusammenfassung nach übergeordneten Gesichtspunkten. Einer der Ersten war Hegel, der in seiner „Religionsphilosophie" auf dem Material der 20er, und Wutke, der in der „Geschichte des Heidenthums" auf dem der 50er Jahre fußte, während E. von Hartmann in dem „Religiösen Bewußtsein" schon das Material der 70er Jahre zu Gebote stand.

Da sich die religiösen Empfindungen der Menschheit nicht immer in den Formen des Christenthums haben aussprechen können, man den anderen Völkern aber nicht gut die Religion absprechen konnte, so hat man nach einer allgemeineren Fassung des Begriffes der Religion gesucht und ist schließlich zu einer so weitherzigen Erklärung gekommen, daß man, wie Schleiermacher, nichts Anderes darin sah, als das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl von Gott. Damit hat die gefühlsmäßige Auffassung ihren classischen Ausdruck gefunden. Vor dem Gefühl muß Reflexion und Kritik verstummen. Daß Schleiermacher sich dennoch, in starker Anlehnung an Spinoza und Schelling, zu weitgehenden wissenschaftlichen Ausführungen über das Wesen des Absoluten verstanden hat, ist eigentlich eine Inconsequenz gegen seine Gefühlstheorie, wenn auch ein Gewinn für die Wissenschaft. Wer sein Wissen einzig und allein aus dem Gefühl ableitet, mit dem ist nicht zu rechten. Man kann ihn bewundern oder bedauern, aber nicht mit ihm streiten. Wer also das Wesen der Religion auf der Schneide des Gefühls balancirt, dem verschließt sich jede Entwickelung, und nur in der Aussprache mit Gleichdenkenden findet er Trost und Befriedigung.

Glücklicherweise hat es stets eine große Masse von Menschen gegeben, denen eine solche Beschränkung der Religion unzulänglich erschienen ist. Von ihnen rührt die Fortbewegung des Gottesbegriffes her. Professor Otto Pfleiderer sagt in der neuesten Auflage seiner „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage": „Die ganze Religionsgeschichte bezeugt es einstimmig, daß das religiöse Verhältniß nicht bloß das der Abhängigkeit von überlegener Macht ist, sondern das einer unbedingten Verpflichtung gegen einen höheren Willen, der zu fordern und zu gebieten wie die Macht, so das Recht hat, was voraussetzt, daß der göttliche Wille nicht ein fremder und gegen das Ergehen seiner Verehrer gleichgiltiger sei,

sondern ihnen so wesentlich verbunden, daß sie in ihm irgendwie ihr Dasein und ihre Erhaltung begründet sehen."

Pfleiderer gehört zu denjenigen Theologen, denen von Jugend an die Beschäftigung mit der Philosophie, allerdings nur als Hülfswissenschaft, am Herzen gelegen hat. Man findet den Niederschlag davon in allen seinen Schriften. Trotzdem er den theologischen Standpunkt nie verläßt, zeigt er sich doch so mit philosophischen Ideen durchdrungen, daß man bei der Lectüre vieler Partien seines großen Werkes einen Philosophen von Fach vor sich zu haben glaubt. Das gereicht ihm zur Ehre, seinem Werk zur Förderung. Nur die Beschäftigung mit der Philosophie ist im Stande, einen so weiten Horizont zu schaffen, und den Blick für Erscheinungen zu schärfen, die, wie z. B. die Erkenntnißtheorie eigentlich außerhalb des Gebietes der Theologie liegen. Die „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage"*) mit der „Geschichte der Religionsphilosophie" als ersten Theil, bildet das wichtigste Lebenswerk des berühmten Theologen. Jede Auflage desselben bedeutete eine Umarbeitung. So ist aus bescheidenen Anfängen in immer neuer Sichtung und Forschung ein mustergiltiges Werk geworden, das sich nicht nur an den Theologen, sondern auch an den Laien wendet. Wer sich über Ursprung und Entwickelung der Religionen und die Bedeutung einzelner Glaubenssätze unterrichten will, kann kaum einen besseren Führer finden als den milden, toleranten Verfasser, dem man auch da seine Sympathie nicht versagen kann, wo man in einzelnen Punkten von ihm abweicht. Versteht man die theologische Terminologie in's Philosophische zu übersetzen, so erkennt man, daß der Verfasser zu der am weitesten vorgeschrittenen Gruppe der speculativen Theologen gehört, deren Bemühungen darauf gerichtet sind, den Inhalt der christlichen Glaubenslehren mit einer so philosophischen Deutungskraft auszustatten, daß sie dem modernen Bewußtsein noch annehmbar erscheinen. Meisterhaft ist z. B. der Abschnitt über die Offenbarung Gottes in der natürlichen und sittlichen Weltordnung. In Bezug auf die natürliche Weltordnung steht er ganz auf der erkenntnißtheoretischen Grundlage des transcendentalen Realismus, und die Ausführungen über die allwaltende zweckfetzende Vernunft, die in dem Leben der Atome schon ein zunächst unbewußtes Endergebniß anstrebt, gehört zu dem Besten, was von theologischer Seite je über diesen Gegenstand gesagt worden ist. In der sittlich religiösen Weltordnung erblickt der Verfasser als überzeugter Optimist eine stete Realisirung des Guten und in dem Guten den absoluten Weltzweck, der sich mittelst der Selbstthätigkeit der endlichen Geister verwirklicht; er unterscheidet sich also nicht wesentlich von dem „ethischen Idealismus" der Rauwenhoff, Matthiew Arnold ꝛc. (Carriere wäre hier auch noch zu nennen gewesen), denen er doch die Behauptung zum Vorwurf macht, daß das Recht sich als siegreiche Macht erweisen, das Unrecht zu Schanden werden müsse. Setzt man an die Stelle der Ausdrücke Recht und Unrecht das Gute und das Böse, so hat man Pfleiderer's Ansicht, der in dem geschichtlichen Entwickelungsproceß der menschlichen Gesittung die sich offenbarende göttliche Idee des Guten und zugleich den allmächtigen Grund und das ewige Gesetz der zeitlichen Weltentwickelung sieht. Es gehört ein starker Optimismus dazu, über das Leid des Daseins sich mit dem Hinweis auf den siegreichen Fortschritt des Guten zu trösten, einen Fortschritt, der zudem von den wenigsten Nichttheologen anerkannt sein dürfte, und der nur deßhalb so fest behauptet wird, weil der Theismus sonst seinen Gottesbegriff auf eine ganz andere Grundlage als bisher stützen müßte.

Wer wie Pfleiderer in dem menschlichen Bewußtsein keine Form des Denkens, sondern freie Selbstthätigkeit erblickt, die ihre innere Einheit in eine Mannigfaltigkeit von Lebensformen und Zuständen entfaltet, der wünscht, diese höchste Gestalt des menschlichen Geistes auch auf seinen Gott zu übertragen, und so erhält er ein selbstbewußtes Absolutes. Pfleiderer sagt: „Dem Bedürfniß unseres Denkens, im Weltprincip den zureichenden Grund der Weltordnung zu erkennen, entspricht nach dem oben Ausgeführten die Kategorie des denkenden und wollenden, sich wissenden und sich bestimmenden Geistes am besten", und vorher: „Warum sollten wir nicht in Gott etwas dem menschlichen Geist Analoges annehmen, eine Selbstunterscheidung seines einheitlichen und ewig unveränderlichen Selbst von der Vielheit und Veränderlichkeit seiner Wirkungen, welche die Welt der getheilten und zeitlichen Erscheinungen bilden?" Hiergegen ist zu bemerken, daß ein Denken von Verschiedenem noch nicht ein Denken des Unterschiedes einschließt, und daß das Letztere, aus welchem allein ein Bewußtsein entspringen kann, nur bei einem receptiven und discursiven Denken zu erwarten ist, wie wir es Gott nicht zuschreiben dürfen. Alle Versuche, Leben in das göttliche Wesen zu bringen, indem man ihm allerlei Beweggründe sittlicher Natur bei der Weltschöpfung unterlegt, scheitern ebenso wie der anthropomorphische Versuch, das menschliche Bewußtsein auf Gott zu übertragen. Das Absolute ist übersittlich, wie es überbewußt ist, und wir müssen es als eine bisher noch nicht gelöste, auch von Pfleiderer leider nicht gelöste Aufgabe des Theismus betrachten, daß der Beweis für ein sittlich denkendes selbstbewußtes Absolutes erst noch zu erbringen ist. Scheitern wird diese Aufgabe an der Gegensätzlichkeit der beiden Welten des Gemüthes und des Verstandes und an der Unvereinbarkeit von Bewußtheit und Absolutheit.

Ob Pfleiderer's Versuch, der christlichen Sache aufzuhelfen, unternommen mit dem ganzen Apparat der gelehrten Forschung und in der aufrichtigen Ueberzeugung, auf diesem Wege die christliche Religion zu dem Höhepunkt ihrer Entwickelung zu führen, von dauerndem Erfolg begleitet sein wird, muß abgewartet werden. Die Wirkungen eines solchen Werkes sind niemals rasch zu übersehen. Vorläufig verschließt sich ihnen ein großer Theil der Theologen selbst, denen der Verfasser in der Kritik der christlichen Ueberlieferung zu weit geht. Auch in der historischen Betrachtung darf man bekanntlich nach der Ansicht eines kleinen aber einflußreichen Kreises nicht zu weit gehen, wenn es sich um kirchliche Institutionen handelt. Pfleiderer kehrt sich natürlich an diese Vorurtheile nicht. Sein Forschungstrieb findet in allen Jahrhunderten das reichste Feld der Thätigkeit, und da er die Religion als Object der Wissenschaft behandelt, so läßt er sich durch keine Anfeindung von der einmal für richtig erkannten Methode zurückrufen.

Die orthodoxe Theorie der Offenbarung hat sich vor dem Forschergeist nicht halten können. Die Ansicht einer einmaligen übernatürlichen Offenbarung gehört längst zu den unmöglichen; aber auch die rationalistische Gegendoctrin der Aufklärungszeit, wonach die Ideen über Gott zu den „angeborenen" Ideen gehörten, ist als überwundener Standpunkt zu bezeichnen. Man weiß, daß es Stufen der Religionsentwickelung gegeben hat und ist sich nur noch darüber nicht klar, welche Stufe als der Ursprung der Religion zu bezeichnen ist. Herbert Spencer führt die ganze Entwickelung auf Ahnencult zurück; auch die Verehrung der Naturerscheinungen erklärt er durch die Mißdeutung von Namen, welche den ursprünglichen Ahnen als schmückende Attribute gegeben seien. Ebenso weise der sogenannte Totemismus, d. h. der Glaube an die Wesensverwandtschaft eines Stammes mit einer bestimmten Thiergattung, und der Thiercultus darauf hin, daß man die Stammhelden wegen gewisser Eigenschaften mit einem Thiernamen ausgezeichnet habe. Diesem Begriff der Ahnenvergötterung steht der der Naturvergötterung, der Naturismus, gegenüber. Dieser verehrt die Naturdinge, die irdischen wie die überirdischen, und stellt sie sich als lebende, also beseelte Wesen vor. Pfleiderer bezeichnet A. Réville,

*) Berlin, Verlag von Georg Reimer, 1896.

Max Müller und E. von Hartmann als die Vertreter dieser Ansicht. Eine vermittelnde Stellung nimmt E. B. Tylor ein, der seine Ansicht den Animismus nennt. Er versteht darunter nicht allein, wie Spencer, den Glauben an die Seelen der Abgeschiedenen, sondern die Vorstellung, daß Alles in der Welt beseelt sei, von dem winzigen Elfen im Grase bis zum großen Lenker aller Dinge. In diesem weiten Sinn genommen umfaßt der Animismus den Naturismus, den Ahnencult und den Totemismus, in welchem Pfleiderer die erste Ahnung der Wesensverwandtschaft des Menschen mit dem Urgrund sieht. Die altegyptische Religion mit ihren thierisch-menschlichen Göttergestalten beruht auf Totemismus, und dasselbe hat Robertson Smith für die religiösen Anfänge der Semiten nachgewiesen.

Nach Pfleiderer soll nicht die Furcht, sondern Liebe und Ehrfurcht vor den blutsverwandten Göttern die ersten Beweggründe zur Religionsbildung gewesen sein. Diese Annahme scheint psychologisch bedenklich. Die Furcht ist noch in späteren Zeiten ein mächtiger Trieb zur Religion. Man suchte Anlehnung und Schutz gegen die überall lauernden Gefahren unbekannten Ursprungs, und die Angst vor den überirdischen Gewalten, die den Naturerscheinungen zu Grunde liegen, ist mindestens ein ebenso starker Anlaß zur Religionsbildung gewesen als die Liebe. Das Wahrscheinliche ist, daß weder Naturismus, noch Animismus, noch Totemismus allein den Anfang der Religion gebildet haben, sondern daß der Uebergang von einer Stufe zur anderen auch damals ebenso fließend gewesen ist, wie er es jetzt noch in den vielen Nüancen des Christenthums ist.

Mit dem Wachsthum des Stammes und der Unterwerfung anderer Stämme wuchsen die Stammesgötter, die nach Fustel de Coulange auf der ersten Stufe nur Familiengötter waren, über ihre Beschränkung hinaus und erweiterten sich zu Volksgöttern, denen in abgestufter Rangordnung andere Götter untergeordnet waren. Das religiöse Verhältniß beruht auf dieser zweiten Stufe vorwiegend auf politischer Grundlage: Die Götter sorgten für die nationale Wohlfahrt des Staates, aber dem individuellen Trostbedürfniß boten sie wenig, und wo sich mit dem politischen Zerfall der Staaten und dem Verschwinden nationaler Besonderheiten das Erlösungsbedürfniß stärker herausstellte, da bedurfte es einer neuen Stufe der Religionsentwickelung, welche einem vertieften innerlichen Verhältniß gerecht werden konnte, und dazu einer Umgestaltung des religiösen Objects, mit dem der Mensch jenes Verhältniß einzugehen vermochte. Die auf der ersten Stufe nur geahnte und dann in physischer Weise aufgefaßte Wesensgemeinschaft aller Dinge untereinander und mit Gott vertiefte sich auf der zweiten Stufe dahin, daß man in den Göttern die Schützer des Rechts erblickte, und vergeistigte sich auf der dritten Stufe in demselbem Maaße, als man die Gottesidee vergeistigte, die Gottheit dem Menschen als liebenden Vater wieder näher rückte und zugleich die Gemeinschaft der Menschen in der gläubigen Hingabe an diesen Gott betonte.

Der erste, bei weitem größte Theil des Pfleiderer'schen Buches, ist der historischen Darstellung der einzelnen Religionen gewidmet. Der Leser findet hier die reichste, auf der gründlichsten Belesenheit der einschlägigen theologisch-historischen Literatur des In- und Auslandes fußende Belehrung. Die von dem Verfasser in Edinburg gehaltenen Gifford-Vorlesungen haben den Verfasser auch mit den hervorragenden englischen Gelehrten bekannt gemacht. Im zweiten Abschnitt wird das Wesen der Religion näher betrachtet, im dritten die Entfaltung derselben in Glaubensformen, im vierten die Cultusformen. Aber diese Ueberschriften vermögen nicht, dem Reichthum des Inhaltes gerecht zu werden. So enthält das letzte Capitel „Kirche und Gesellschaft" sehr beherzigenswerthe Aeußerungen über die Stellung der Kirche in und zum Staat, wobei immer die Concentration auf das innerliche Gebiet als Hauptsache betont wird. Wenn alle Geistlichen so dächten wie der Verfasser, so würde es bald keine politisch organisirten Kirchen mehr geben, alles löste sich in Gemeinden auf mit Selbstbestimmungsrecht in kirchlichen Angelegenheiten, die confessionellen Schranken verlören gegenüber dem Gemeinsamen der sittlich religiösen Gesinnung — die allerdings durch religiöse Erziehung und cultische Feiern erweckt und gefördert werden muß — an praktischer Bedeutung, und alles wäre ein Friede und ein Wohlgefallen.

In der Darstellung der Abendmahlslehre will Pfleiderer von dem Versinnlichungsbedürfniß des Cultus absehen und erblickt in der cultischen Handlung das geistliche Selbstopfer der Gemeinde, die sich als der mystische Leib Christi in Glauben und Liebe an Gott darbringe. Das ist eine dem gewöhnlichen Verstande des modernen Menschen so weit abliegende Auffassung, daß da viel eher die reformirte Zwingli'sche Fassung, die in dem Abendmahl nur eine Gedächtnißfeier sieht, verständlich ist. — Dem Wunderglauben als dem Ueberbleibsel einer kindlich denkenden Zeit steht der Verfasser duldsam gegenüber, hält es aber für selbstverständlich, daß dem gereiften Glauben die Wunderberichte eher zur Verkleinerung als zur Vervollkommnung des Gottesbildes beitragen. — Das Centrum des orthodoxen christlichen Glaubens, die reale Gottessohnschaft und die leibliche Auferstehung Christi wird mehr referirend als kritisirend behandelt. So wenig auf den ersten Stufen des religiösen Bewußtseins der Symbolglaube Platz hat, weil dort alles real genommen wird, so wenig paßt es sich für die höheren und höchsten Religionsstufen, den Inhalt der alten Glaubenslehren anders als symbolisch zu deuten, und Pfleiderer, der sein Werk von allem dogmatischen Ballast frei zu halten wünscht, thut deßhalb ganz recht, seinen vorurtheilslosen freien Standpunkt in der Erlösungsfrage zu wahren. Er sieht die Aufgabe der neueren Theologie darin, den Widerspruch aufzulösen zwischen dem transcedenten Erlösungswerk Christi und der persönlichen Willensthat, die das Wesen der Erlösung in der freien Hingabe des bis dahin selbstischen Willens an die gottgewollte Ordnung sucht, verlegt also das Erlösungswerk ganz auf die Welt der Erscheinung, mit der er so fest verwachsen ist, daß er von den „religiösen Zukunftshoffnungen", sofern sie sich auf das Jenseits beziehen, nicht viel mehr als eine historische Uebersicht giebt.

Ueber den Pessimismus wird ein scharfes Urtheil gefällt. Pfleiderer mißt ihm nur eine pathologisch-kritische Bedeutung bei und ist der Ansicht, daß es völlig überflüssig sei, den Inductionsbeweis, durch welchen Schopenhauer und Hartmann ihre pessimistische Weltbeurtheilung stützen wollen, im Einzelnen zu prüfen, da die Werthverhältnisse subjectiver Gefühle nicht zu messen seien. Der Werthmaaßstab des Eudämonismus sei überhaupt ganz zu verwerfen, man müsse an dessen Stelle die Sittlichkeit zum Maaßstab nehmen, weil die Sittlichkeit der Glückseligkeit gegenüber das Höhere sei. Hier sind zwei verschiedene Fragen miteinander vermengt, erstens die Vergleichbarkeit und Meßbarkeit der Gefühle durcheinander und zweitens die nach dem Werthverhältniß verschiedenen Werthmaaßstäbe zu einander. Der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit gegenüber der Schätzung der Gefühle trifft die Aesthetik ebenso gut wie den Eudämonismus. Die Anlegung des Werthmaaßstabes an die Welt nach den Gefühlen der Lust und Unlust muß doch ebenso wohl gestattet sein wie in der Aesthetik die Anlegung des Werthmaaßstabes nach den Empfindungen des Wohlgefallens oder des Mißfallens. Auch in der Aesthetik beruhen alle Kategorien des Schönen auf der subjectiven Gefühlsbasis, und es ist Sache des reflectirenden Verstandes, aus diesen Empfindungen die Gesetze des Schönen zu abstrahiren, ohne daß man dieser Thätigkeit, aus der die Aesthetik resultirt, deßhalb die einer Wissenschaft gebührende Beachtung versagen dürfte. Und die Religion selbst, was ist sie letzten Endes anderes als

der Niederschlag der allersubjectivsten Empfindungen? Wollte man ihr wegen dieses Untergrundes die Ehre der wissenschaftlichen Betrachtung entziehen, so gäbe es überhaupt keine Religionsphilosophie. — Eine ganz andere Frage ist es, welche Bedeutung der Glückseligkeitsmaaßstab im Verhältniß zum sittlichen, ästhetischen, religiösen, teleologischen Werthmaaßstab beansprucht, und da muß es als Mißverständniß bezeichnet werden, wenn man den Pessimisten ohne Weiteres die Ueberschätzung des Glückseligkeitsmaaßstabes zur Last legt. Wenn der Pessimismus findet, daß die Welt, an diesem Maaßstab gemessen, schlecht besteht, so folgt daraus noch lange nicht, daß ihm die dauernde Lustempfindung als höchstes Ideal vorschwebt. Selbst wenn von den Pessimisten die Vernünftigkeit des Weltdaseins geleugnet wird, so wird damit noch lange nicht die Vernünftigkeit des Weltzweckes und der dazu nöthigen Mittel geleugnet, wenigstens nicht von Hartmann, dessen neuestes Werk „Die Kategorienlehre" den deutlichsten Beweis liefert, wie sehr er von der Logicität des Weltinhalts durchdrungen ist. Vor allen Dingen leidet die Welt der Pessimisten nicht am „unheilbaren Uebel eines unversöhnlichen Widerspruches", was ja auch dem Princip des den Weltinhalt erfüllenden Logischen unangemessen wäre, sondern der Weltproeeß ist die Lösung und Heilung dieses Widerspruches, die ebenso wohl unter dem sittlichen und religiösen wie logischen Gesichtspunkt betrachtet werden kann. Der letzte Endzweck ist allerdings eher übersittlich als sittlich zu nennen, eine Ansicht, die einem Theologen freilich kaum behagen kann.

Pfleiderer ist durch und durch Theist. So vergeistigt er auch das Wesen des Absoluten aufzufassen sucht, er kommt von dem theistischen Untergrund aller seiner Betrachtungen nicht los, und ohne einen Selbstzweck des Sittlichen, auf den die ganze Welt angelegt ist, dem sie zustrebt, um sich dann „von Ewigkeit zu Ewigkeit" der erreichten sittlichen Cultur zu freuen, geht es auch bei ihm nicht ab. Der Theismus ist die höchste Blüthe, welche die Gottesbetrachtung auf theologischem Boden getrieben hat, und der theistische Idealismus die höchste Form der theologischen Ethik. Die Sittlichkeit als höchster Werthmaaßstab hat ihre volle Berechtigung für das irdische Dasein, aber es heißt den Bogen überspannen, wenn man die Sittlichkeit zum Werthmaaßstab auch des Absoluten nimmt, und unter dem unbestimmten Ausdruck: die Liebe, die göttliche Liebe, dem aller Erscheinung zu Grunde liegenden Wesen das Streben nach sittlicher Cultur als höchsten Inhalt zuschreibt. Alles, was Pfleiderer in geistvoller Weise über die Unterordnung der dienenden Mittel unter einen höchsten Zweck sagt, kann man unterschreiben, vorausgesetzt, daß man sich die Fassung eines letzten Zweckes in anderer Form, als er es meint, vorbehält. Schließlich ist der Unterschied zwischen Philosoph und Theolog nicht so groß, wie es den Fernerstehenden scheinen mag, namentlich, wenn sie Beide auf demselben festen Boden der Erkenntnißtheorie stehen; Beide sind einig in der historischen Betrachtung der Religion als eines allmälig Gewordenen und nehmen auch das Christenthum von dieser Betrachtung nicht aus; Beide vereinigen sich in der Ansicht, daß die Entwickelung des Gottesbegriffes nicht allein durch die Vertreter der Kirche, sondern ebenso sehr, ja vielleicht noch mehr durch die philosophischen Anregungen aller Jahrtausende gefördert sei; Beide wissen zwischen Wesen und Thätigkeit zu unterscheiden, indem sie dabei doch die Wesensverwandtschaft von Gott und Mensch erkennen; aber der theistische Theologe sieht in der vom speculativen Theismus formulirten Fassung des Gottesbegriffes den Abschluß der Entwickelung, während der Philosoph, der nicht umsonst in der Relation die Urkategorie erkannt hat, auch dem theistischen Gottesbegriff nur eine relative Geltung zumißt und vorahnend auf eine höhere Stufe hinweist. A. v. H.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein modernes Mädchen.

Von Gyp.

(Hochzeit. Weite Gesellschaftsräume, wo getanzt wird. In einem Salon sind die Aussteuer und die Geschenke für die Braut ausgestellt.)

Eva. Eine große Schönheit; hoch, schlank, blühend. Schwarzes, seidiges Haar, rosiger Teint, graue lachende Augen, ernster Mund von leuchtend frischem Roth; tadellose Zähne. Sehr einfache weiße Toilette.

Der Marquis von Blazey, schlank, elegant, vierzig Jahre, Scheitel etwas gelichtet, aber sonst wohl conservirt. Er führt Eva und Beide betrachten die ausgestellten Gegenstände.

Der Marquis. Alles sehr hübsch, sehr nett!

Eva. Ich erstaune, Sie hier zu sehen!

Der Marquis. Warum?

Eva. Weil ich dachte, Sie gingen nie in Gesellschaft . . . in die Welt, in der man sich langweilt, wollte ich sagen.

Der Marquis. Könnten die anderen Gäste Sie hören, so würden sie sich außerordentlich geschmeichelt fühlen!

Eva. Sie hören uns nicht . . . und dann ist es ja unmöglich, daß sie nicht wissen, wie langweilig sie sind. (Sie berührt eine Morgentoilette aus Battist, die auf einem Sopha ausgebreitet ist.) Er ist hübsch, dieser Morgenanzug! Gilberte wird darin zum Anbeißen aussehen.

Der Marquis. Ist sie hübsch?

Eva. Gilberte? Reizend!

Der Marquis. Wirklich? Dann ist dieser Pierre nicht zu beklagen.

Eva (ruhig.) Das hängt von dem Standpunkte ab, auf den man sich stellt . . . Ich glaube im Gegentheil, er ist darum zu bedauern.

Der Marquis. Wie?

Eva. Sie verstehen mich sehr gut! Er ist eine verwelkte Blüthe, Ihr Freund . . . und nicht sehr klug . . . unter solchen Umständen also . . . begreifen Sie?

Der Marquis (lachend). O ich begreife! Wetter, Sie sind eine Prophetin, die nicht viel Hoffnung macht.

Eva. Ich sage, was ich denke.

Der Marquis. Um so schlimmer für den armen Pierre!

Eva. O er wird gewiß außerordentlich glücklich sein!

Der Marquis. Na hören Sie mal, Sie entwickeln da eine Moral! . . .

Eva. Eine weite Moral? Nicht? Chokirt es Sie?

Der Marquis. Nicht im Mindesten. (Da er sieht, daß sie in der Betrachtung der Aussteuer fortfährt.) Machen Ihnen alle diese netten Sachen nicht Luft, auch zu heirathen?

Eva. Mir? Um Gotteswillen, nein!

Der Marquis (nimmt ein kleines Häubchen aus Spitzen und setzt es sich auf die Hand.) Auch nicht um solch ein Kunstwerk von Häubchen zu tragen?

Eva. Eine Haube? (Traurig.) So frühe schon? . . .

Der Marquis. Wie so? Tragen Sie denn keine, mein Fräulein?

Eva (entrüstet.) Nie! (Indem sie plötzlich den Marquis aufsieht.) Aber Sie tragen wohl eine Schlafmütze?

Der Marquis. Ich . . .

Eva (lachend). Ganz gewiß . . . wie Papa. Wissen Sie, ich will Ihnen nichts Unangenehmes damit sagen . . . Papa ist nur fünfundvierzig Jahre alt, er ist so jung wie Sie und hat viel mehr Haare auf dem Kopf.

Der Marquis. Aber, mein Fräulein, ich bin nicht fünfundvierzig Jahre alt . . .

Eva (gleichgiltig). Nicht? Ich dachte nur, weil Sie Papas Freund sind . . . Uebrigens ist das Alter etwas, das mir sehr gleichgiltig ist . . .

Der Marquis (sehr interessirt). Ah wirklich? . . . Was betrachten Sie denn so aufmerksam?

Eva. Die Morgentoiletten. Das ist das Kleid, das sie zuerst anziehen wird.

Der Marquis (auf ein rosa Peignoir zeigend). Dies hier?

Eva. Nein ... das weiße. Wenn sie dies da anziehen wird, ist es mit ihren Illusionen schon vorbei.

Der Marquis. Warum denn?

Eva. Ich glaube nicht, daß Ihr Freund fähig sein wird, ihr die Illusionen lange zu erhalten. Sehen Sie — dort ist er! Er reicht Madame Recta den Arm. Aufrichtig gesagt: er ist nicht sehr verführerisch! Was?

Der Marquis: Nun, was werfen Sie ihm, dem Armen, vor?

Eva. Alles und nichts. Er ist ein falscher Jüngling und ein falscher Greis. Er spielt den Mann, der keine Illusionen mehr hat und doch läßt er sich jeden Morgen sorgfältig von seinem Diener die grauen Haare ausreißen ... und er hat Unrecht, sich etwas ausreißen zu lassen, denn er ist schon entblättert genug ...

Der Marquis. Sie sind streng!

Eva. Was thut es, wenn nur Gilberte es nicht ist? Und sie ist entzückt und glaubt aufrichtig, daß morgen der schönste Tag ihres Lebens sein wird.

Der Marquis. Und Sie? Sie glauben das nicht?

Eva (ganz entschieden). O nein! (Sie betrachtet einen Fächer.) Dieser Fächer ist reizend und nicht banal wie gewöhnlich! Ich schwärme für so amüsante Fächer! Man kann ihn anschauen, wenn man verurtheilt ist, eine Menge unbedeutender Dinge, die Einem gesagt werden, anzuhören. Er ist ein ergebener Freund in schwierigen Augenblicken ... Dieser ist sehr richtig gewählt ... Wenn Gilberte sich mit ihrem Gatten in der Oper oder anderswo langweilt, findet sie hier eine wahre Zuflucht!

Der Marquis. Man langweilt sich also immer mit seinem Manne?

Eva (einfach). Gewiß. Sehr oft. Ein Mann spart für seine Frau alle schlechten Launen, alle Vorwürfe, alle Mißstimmung auf. — Wenn er im Spiel verloren hat, wenn er ein Stelldichein versäumt hat, bei irgend einer Dame kein Glück gehabt hat, etwas Unverdauliches gegessen hat, einen schlechten Wein getrunken hat, eine zu starke Cigarre geraucht hat, oder eine, die nicht trocken genug war, das Band seines Monocles zerrissen hat oder für ein Pferd gewettet hat, das als Letztes ankam. Wenn er gezwungen ist, in Gesellschaft zu speisen oder mit Fremden zusammen zu sein, wird er ganz liebenswürdig zu sein verstehen, aber wenn er statt dessen mit seiner Frau ißt und sie irgend wohin zu begleiten hat ... Himmel, welche Miene er dann aufsetzt!

Der Marquis. Aber ...

Eva. Und warum sollte er sich einen Zwang auferlegen? Ist sie nicht seine Frau? Es ist schon ganz genug, sich vor den Frauen Anderer zurückhalten zu müssen, warum also noch vor der eigenen?

Der Marquis. Sie haben also keine Illusionen mehr, Fräulein Eva?

Eva. Nicht eine einzige. Ist es denn ein Unrecht? Und ist es nicht besser, daß wir voraussehen, was uns erwartet, daß wir uns im Voraus bescheiden, statt in blauen Wolken zu schwimmen und auf musterhafte Ehemänner und ewige Liebe zu hoffen?

Der Marquis. Ich will nicht gerade sagen, daß diese Anschauungsweise nicht auch ihre guten Seiten hätte, aber früher ...

Eva. Ja früher! ... Früher waren die jungen Mädchen wie gute Kanarienvögelchen, sehr zahm, sehr unbedeutend und plapperten die Worte und die Meinungen ihrer Mamas nach. Sie sahen von der Ehe und ihrem künftigen Ehemanne genau so viel, als man ihnen gestattete; sie hofften auf ewige Wonnen, auf zarte Ueberraschungen und auf immer neue Freuden. Wenn sie sich dann plötzlich der Wirklichkeit gegenüber sahen, dann erschien sie ihnen — gewöhnlich, und sie geriethen dann in Verzweiflung, weil sie sich getäuscht sahen. Aber es war eine romantische Verzweiflung, thränenfeucht, lyrisch, Verzweiflung von Anno 1830! Jetzt sind wir praktischer geworden ...

Der Marquis. Und doch muß für Sie die Ehe nur angenehme Aussichten haben ...

Eva. Weil ich hübsch bin? Ein schöner Grund! Als ob darum mein Mann eine Vollkommenheit sein wird! Meine Schönheit wird ihn nicht hindern, mich zu hintergehen wie jede Andere.

Der Marquis (sie ansehend). Aber mein Fräulein ...

Eva. Vielleicht schneller als jede Andere? Ganz sicher ... Das Mitleid kettet einen oft an eine häßliche Frau. Man sagt sich: „Arme Kleine! Wenn ich sie vernachlässige, bleibt ihr gar nichts auf der Welt!“ und darum nimmt man Rücksicht.

Der Marquis. Ich denke es mir ganz hübsch, so ein Leben zu zwei ... (Eva betrachtet einen Ballüberwurf aus indischem Cachemir weiß, mit Gold gestickt und Zobel gefüttert.) Sehen Sie zum Beispiel, das Stück hier wird Pierre beim Verlassen des Theaters zärtlich um die Schultern seiner Frau legen und sie einmummeln, indem er ihr ein Paar kosende Worte in's Ohr flüstert, ganz glücklich, sie endlich weit weg von allen den fremden Menschen bringen zu können ...

Eva (lachend). Paperlapap! Erstens wird wahrscheinlich er es nicht sein, der diesen hübschen Mantel seiner Frau umlegen wird, sondern einer seiner Freunde — es finden sich ja immer gute Freunde für solche kleine Dienste. Und wenn er wirklich zufällig sich selbst dieser Mühe unterzieht, wissen Sie, was er ihr in's Ohr flüstern wird? „Meine Liebe, Du läßt mich doch beim Club aussteigen?“ Ich spreche natürlich nur von denen, die wenigstens seit vierzehn Tagen verheirathet sind, weil vorher die Verliebtheit noch manchmal zu finden ist ...

Der Marquis. Sie sind ja schrecklich, mein Fräulein! Diese Art, das Leben Grau in Grau zu malen! ...

Eva. Aber gar nicht! Ich sehe einfach das Leben an, wie es ist, und nicht irgend ein ideales Leben! Ich bin vollkommen unempfänglich für sentimentale Träumereien, für hohle Ideale, für himmlische Märchen; ich bin Realistin und gar nicht träumerisch. Ich sehe das Leben nicht rosig, das ist möglich, aber ich sehe es auch in Schwarz. Glauben Sie denn selbst etwa, daß die Heirath nur Freuden mit sich bringt?

Der Marquis. Na, ich glaubte doch ...

Eva. Dann thun Sie sehr Unrecht, sich nicht zu verheirathen. Ah, da ist der Mantel! Er ist sehr schön. Das hat den Cachemirshawl von früher ersetzt.

Der Marquis. Aber da ist ja auch ein Cachemir ...

Eva. Ja, um das Piano zu drapiren! Man gebraucht ihn zu weiter nichts mehr. Und mit Recht. Es war von einer Geschmacklosigkeit! ... Sehen Sie, das paßte für die jungen Mädchen aus der alten Schule! Es war naiv, einfach, geschmacklos und dumm, wie sie! Wenn eine Frau so was auf dem Rücken hatte, konnte ihr Mann ganz ruhig sein.

Der Marquis. Und der Mantel hat also dies ehrwürdige Ueberbleibsel einer entschwundenen Zeit ersetzt?

Eva. Ja. Sehen Sie diesen Pelz? Er ist sehr schön und sehr warm ... Und dann ist er so weich.

Der Marquis (fühlt den Pelz). Warm und schwer in der That! Man kann so was nur im Wagen tragen.

Eva. Ja, und des Morgens ist er sehr angenehm, wenn man zum Rennen fährt oder in die Kirche.

Der Marquis. Oder um in's Bad zu fahren ...

Eva. O pfui! Fährt man noch in's Bad? Man badet doch zu Hause! Ich weiß wohl, daß dies ein guter Vorwand war, um auszugehen, und den hat man sich genommen! Das Bad leistete den Frauen dieselben Dienste, wie der Club den Männern. Und die Männer beklagen sich noch über den Luxus!

Der Marquis (lachend). Sie haben eine originelle Art, die Dinge anzusehen! Also glauben Sie wirklich felsenfest, daß die Ehemänner ihre Frauen hintergehen?

Eva. Felsenfest!

Der Marquis. Und hintergehen auch alle Frauen ihre Männer?

Eva. Alle Frauen, das ist wohl ein wenig zu viel gesagt, aber wenn ich mir's überlege?

Der Marquis. Und Sie? Sie werden also den Ihrigen auch ein wenig hintergehen?

Eva (entschlossen). Nein! Dazu werde ich nicht das Recht haben, denn ich werde mich nicht in der Wahl irren, weil ich im Voraus darauf gefaßt bin ...

Der Marquis. Und die Anderen haben also das Recht?

Eva. Ganz gewiß! Gilberte zum Beispiel!

Der Marquis. Der arme Pierre! Sie sind ja schlecht auf ihn zu sprechen.

Eva (fortfahrend). Man hat eben Gilberte in allen Tonarten vorgesungen, ihr Gatte sei ein reizender junger Mann, die Vollkommenheit selbst, ohne einen Fehler, er werde sie vollkommen glücklich machen und Alles thun, was sie nur will, und daher müsse er ihr einziges Ideal sein! Und wenn sie dann nach drei Monaten oder in acht Tagen sieht, daß ihr Mann abgewelkt ist, mürrisch, egoistisch, daß er gar nicht daran denkt, sie glücklich zu machen, daß er von ihr Alles erwartet und Nichts dafür bietet, nun wird sie dann nicht das Recht haben, sich zu entrüsten, gegen den Betrug sich aufzulehnen, und wird sie nicht zu entschuldigen sein, wenn sie sich frei von allen Verpflichtungen fühlt, und auch ihrerseits zur Täuschung greift?

Der Marquis. Hm! „zu entschuldigen", ja wenn man es so ansieht! ... Aber, sagen Sie mir, mein Fräulein, der Gatte, das ist doch nicht Alles in der Ehe ... man hat Kinder?

Eva. O jawohl! Die bekannten „blonden Engel"!

Der Marquis (betroffen). Wie?

Eva. Sie sehen mich erstaunt an. So sprechen doch die wohlerzogenen Menschen: „die blonden Engel". — Die Engel, für die man sich aufreibt, um sie zu nähren, zu erziehen, zu pflegen, und die von um so größeren Gefahren umgeben sind, je mehr man für sie sorgt. Ich will ja nicht sagen, daß es nicht sein Angenehmes hat, sie aufwachsen, sich entwickeln zu sehen, aber wissen Sie, es giebt da auch furchtbare Unannehmlichkeiten! Und je mehr sie Kummer und Leiden verursachen, desto heftiger schließt man sich an sie an ... Ich habe meine Brüder erzogen, ich weiß, wie das ist ...

Der Marquis. Und da Sie sich von der Ehe alle diese netten Gedanken machen, werden Sie wohl nie heirathen?

Eva. Aber gewiß! ... Ich werde keinen jungen Mann heirathen. Sie sind alle dumm, vorlaut und wissen gerade so wenig vom Leben, wie wir selbst, und dann langweilen mich diese jungen Männer! Ich werde auch keinen alten Herrn heirathen — das ist mir geradezu ekelig ... Ich will Einen, der etwas Fertiges ist, ohne fertig zu sein. Die Ehe ist eine Art Baccarat, wo Diejenige, die das Glück hat, aushält, während die Anderen untergehen. Ich will aber aus meiner Ehe eine Whistpartie machen, klug und geschickt gespielt, wo die guten Karten Alles bedeuten werden.

Der Marquis. Wirklich?

Eva. Wir sind nun einmal für die Ehe geschaffen, wir Frauen, gerade so wie die Männer für die Ehelosigkeit. Eine Frau, die nicht heirathet, begeht eine Dummheit, die nur mit derjenigen verglichen werden kann, die ein Mann begeht, der heirathet. Die Lage des jungen Mädchens ist ja nicht zum Aushalten und die eines alten Mädchens noch abscheulicher. Ich bin nicht dazu gemacht, um Nonne zu werden. Ich bin kein Mädchen, wie die Anderen ...

Der Marquis. Donnerwetter, da haben Sie Recht!

Eva. Sie finden wohl, daß ich schlecht erzogen bin? Allerdings würde ein junges Mädchen, das wohlerzogen ist ...

Der Marquis. „Ein Canarienvögelchen" ...

Eva (lachend). Ein Canarienvögelchen, wenn Sie wollen, ... würde nicht dies Alles gesagt haben, aber ich bin modern, viel zu sehr vielleicht. Ich spreche freier mit einem Manne, den ich gerne sehe und seit langem kenne, als mit einer Frau, die ich kaum kenne und nicht gern sehe, dennoch gestattet mir die Sitte, dieser Frau Alles zu sagen, aber dem Manne gar nichts! Und denken Sie nur, zwei oder drei Freundinnen ausgenommen, wie Gilberte, liebe ich die Frauen gar nicht und ich glaube, daß sie es mit mir auch so halten.

Der Marquis. Warum glauben Sie das?

Eva. Ich weiß nicht ... aus hundert Gründen. Ich langweile sie! Ja, ich glaube, ich langweile sie, denn sie bleiben nie bei mir und suchen gar nicht, mich zu sich zu ziehen! Das hat Papa oft betrübt.

Der Marquis. Wirklich?

Eva. Ja, er sagt, daß es für ein junges Mädchen meines Alters nicht gut ist, keine Freundinnen zu haben ...

Der Marquis. Da hat er sehr Unrecht ...

Eva. Er meint, das werde mir hinderlich sein, mich zu verheirathen ...

Der Marquis (bei Seite). Eine Frau, die keine Freundinnen besitzt! Das ist entzückend! Keine Freundinnen — keine schlechten Rathschläge.

Eva. Was sagen Sie?

Der Marquis. Ich dachte bloß darüber nach ... Es scheint mir nämlich, mein Fräulein, daß wir uns doch schließlich einigen könnten. Ihre Anschauungen über die Ehe sind allerdings nicht die von aller Welt, aber ...

Eva. Eben waren Sie doch noch sehr niedergedonnert ...

Der Marquis. Ich gestehe, anfangs war ich betroffen ...

Eva. Und jetzt?

Der Marquis. Jetzt habe ich mich etwas gesammelt und ich gelange zum Schluß, daß Sie eine reizende Frau abgeben müßten, unter der Bedingung natürlich, daß Sie einen Mann bekommen, der Sie versteht ...

Eva (lachend). Sie zum Beispiel? (Sie läßt mit einer schnellen Bewegung seinen Arm los und flüchtet, indem sie ihn spöttisch ansieht.)

Der Marquis (ihr mit den Augen folgend). Ich? Welch' ein Gedanke! (Den Ton ändernd.) Aber im Grunde? Na, warum denn nicht???

## Aus der Hauptstadt.

### Tausch als Erzieher.

Das Quartal geht zu Ende, und sorgenvoll blicken in die Zukunft Chefredacteure, Verleger und Eigenthümer all jener weit verbreiteten Annoncenbeilagen mit redactionellem Text, die sich an Anschlagsäulen, Dachgiebeln und in Stadtbahncoupées rastlos immer von Neuem ihre Abonnentenziffer bestätigen lassen, gleich als glaubten sie selbst nicht recht daran. Die kommenden, gluth-, ernte- und reiselustgesegneten Monate sind die schlimmsten für's Zeitungsgeschäft. Es gehören schon eine derbe Marktschreierlunge, ungewöhnliche Bauernschlauheit und mehr Glück als Verstand dazu, um die desertionsbegierigen, total abgespannten Lesermassen jetzt noch bei der Fahne zu halten. Einen Augenblick lang schien es, als wollte den Journal-Großindustriellen dies Glück lächeln. Der Feldzug des Urlaubers aus der Wilhelmstraße versprach Sensationen und prickelnde Aufregungen ohne Ende, die mit scharf papricirter Sauce angerichtet den treuen Abonnenten, der gern was Gutes in Ruhe schmaust, sicher bis über den letzten Junitag hinaus an die gewohnte Tafel gefesselt hätten. Was im nächsten Jahre den Redactionen die Reichstagswahl werden wird, deren Termin der gute Graf Monteuccoli so unübertrefflich günstig gelegt hat, das sollte heuer der Tauschproceß sein. Und deßhalb war für keinen miserablen Tenoristen, für keine südamerikanische Anleihe, für keine Barrison so ausschweifende Reclame gemacht worden wie für den Tauschproceß. Unerhörtes sollte er bringen, zermalmende Enthüllungen, die selbst großstädtische Nerven galvanisirt und das harmlose Lesevolk in der Provinz auf mindestens drei Wochen

in wahnsinnige Erregung versetzt haben würden. Man hätte sich Dank ihm die Ausgaben für den immerhin viel zu theuren Originalroman eines unserer ersten Schriftsteller ersparen können, der sonst dazu dienen muß, durch seine spannenden Fortsetzungen wenigstens die Töchter des Hauses für den Fortbezug des Blattes zu entflammen. Man hätte ... Doch was sind Hoffnungen, was Entwürfe! Die Geisterschlacht in Moabit ward den Unbetheiligten, die sich nicht in Zeugenpositur werfen und in endlosen Sentiments vor der Barre ergehen konnten, mit jedem jungen Tage langweiliger. Keine einzige pikante Neuigkeit wurde an's Licht gebracht. Die politische Polizei zwar starb dabei nach aller freisinnigen Männer Betheuerung zum hundert und ersten Male den moralischen Tod, was die liebe Verstorbene indessen Gott sei Dank nicht hindert, sich äußerst wohl zu fühlen. Und der weiblich gehaßte Mann, der Ministermörder und Intriguant en gros, wurde vom Volksgerichte freigesprochen. Mit trostlos traurigem Mißerfolg endete die ganz amerikanisch großartig geplante und angelegte Unternehmung. Nicht einmal eine weiße Maus, mit der man unter'm Strich in der Sonntagsnummer feuilletonistisch spielen konnte, gebar der kreißende Berg. Und die Zeitungsverleger schüttelten gramvoll das Haupt und bewilligten ihren Aequisiteuren höhere Rabatte, da es den Armen immer schwerer fiel, bei dem nun nicht mehr zu leugnenden Abonnentenschwund Inserenten zu werben.

Ja, und schlimmer noch: der Tauschproceß, der dazu bestimmt gewesen war, die sittliche Bedeutung, die Simsonstärke der öffentlichen Meinung und ihrer Macher mit tausend Lichtern zu illuminiren, dies fidele Possenspiel hat am Ende seine Arrangeure nicht nur schmählich um den erhofften Verdienst geprellt, sondern sie obendrein noch empfindlich geschädigt und vor versammeltem Publicum herabzuwürdigen gesucht. Die jämmerlichste Figur machte in der Farce nicht etwa die politische Polizei, was jetzt freilich jeder einigermaßen versirte Leitartikler Abends und Morgens so bündig beweist, daß auch harmlose Gemüther mißtrauisch werden müssen. In eine weit ungünstigere Vertheidigungsstellung als die hart angegriffenen Berliner Duodez-Fouchés wurde vielmehr durch den Proceß ihre intime Feindin, die Presse selbst, gedrängt. Und wenn deshalb von Enthüllungen die Rede sein kann, so handelt es sich ausschließlich um solche, die die Zeitungswelt angehen. Es sind allerdings Enthüllungen nur für den Nichteingeweihten, aber ihn werden sie um so nachhaltiger interessiren, und ihm werden sie unschätzbare Winke zur Naturgeschichte des Neuberliner Journalismus geben.

Die hauptstädtische Presse ist an Höflichkeit der Großen wahrlich nicht gewöhnt. Dieser Umstand und der brennende Wunsch, auch einmal als anständiger Mensch, nicht immer als überlästiger Zeilenschinder behandelt zu werden, macht die strengen Feder-Catone und Volkstribunen ungemein empfänglich für jedes gnädige Lächeln einer Excellenz, für jede kleine Gunstbezeugung. Theoretisch sind sie alle trutzige Männer vor Ministersesseln, in der Praxis aber geben sie ihrer Seelen Seligkeit für einen flüchtigen Händedruck des Gewaltigen hin. Und geschieht ihnen solche Gnade in aller Oeffentlichkeit, geschieht sie ihnen gar vor den Augen neidischer Collegen, dann hält sie hinfort kein Teufel mehr in der grundsätzlichen Opposition. Dann sind sie bereit, sich wie Curtius für den gütigen Portefeuille-Inhaber zu opfern — leider nicht wie Mucius Scävola, der in ähnlicher Gemüthsstimmung mehr als das bischen Leben, der sogar seine Schreibhand riskirte. Wer so ausgesuchte Mißhandlungen schweigend hinnimmt wie die Berliner Presse, wer sich von Hoffesten ausschließen oder sich bei Galavorstellungen und Bällen auf die schlechtesten Plätze des Olymps verbannen läßt und wer nachher dennoch eingehend servil darüber referirt, der ist natürlich nur zu gern geneigt, in lichterlohe Begeisterung auszubrechen, wenn er einem parlamentarischen Abend beim Fürsten Reichskanzler beiwohnen oder anläßlich der Kieler Canalfeier auf dem Pressschiffe Weine à discretion trinken darf. Man drängt sich so oft würdelos auf, daß man ordentlich erstaunt ist, einmal ausnahmsweise nicht als Zaungast angesehen und angeschnauzt zu werden, und daß man sich in solchen Fällen vor lauter kindlicher Dankbarkeit noch würdeloser als sonst beträgt. Der Leckert und der Lützow verschafften sich das Renommée, das sie in unterschiedlichen Redactionen fraglos genossen, nur durch die unaufhörliche Erwähnung ihrer hohen Bekanntschaften. Selbst als sie hier und da in den Geruch kamen, der Polizei billige Kundschafterdienste zu thun, jagte man sie nicht mit Schimpf und Schande davon, sondern hatte hinfort eher noch mehr Respect vor ihnen. Den Blättern, die sich zu den vornehmen rechnen, scheint es eine köstliche Errungenschaft ohne Gleichen, wenn ihre Vertreter von Legationsräthen des Auswärtigen Amtes oder von den hochmögenden Vortragenden irgend eines Fachministeriums empfangen werden. Sie nehmen geduldig grimme Demüthigungen dabei hin, antichambriren Tage und Nächte lang, lassen sich zehn Mal die Thüre weisen, wenn sie Hoffnung hegen dürfen, dafür beim elften Male auf das zwölfte vertröstet zu werden. Daß die Regierung sie nicht entbehren kann und allen Grund hätte, sie bei guter Laune zu erhalten, das begreifen diese Wahrer der Standesehre so wenig wie sie begreifen, daß nur ein kurzer Streik nothwendig ist, um das stolzeste Oberhofmarschallamt bedingungslos dem Willen der Presse zu beugen. Denn wenn die eujonirten Reporter und ihre Redacteure spaßhalber einmal bloß vier Wochen hindurch alle Veranstaltungen des Hofes todtschweigen, zwingen sie ihn zur Capitulation. Hängt doch sein äußerer Glanz, auf den es zur Zeit ja allein anzukommen scheint, seine dominirende Stellung im Gesellschaftsleben zum größten Theile von der Gnade der Rotationsmaschinen ab. Es würde ihm ergehen wie Berthold Auerbach, der gern über die Zeitungen die Achseln zuckte, so lange sie ihn unermüdlich feierten, der sich jedoch hinlegte und starb, als sie es zum ersten Male unterließen, Ziel und Zeitpunkt seiner Sommerreise zu nennen.

Statt aber den Ressortchefs gesalzene Rechnung vorzulegen über die Artikel, die man im Interesse ihrer Aemter und ihrer Politik in die Zeitungen gebracht hat, glauben sich die Journalisten dadurch noch zu Gott weiß wie überschwänglichem Danke verpflichtet. Herr Levysohn, der dem Marschalken spornstreichs eine ihm zugegangene anonyme Postkarte aushändigte, wollte dem Auswärtigen Amte damit zweifellos eine Gegengefälligkeit erweisen, wollte etwas von der Schuld abtragen, in die er durch Empfang einzelner Informationen für sein liebes Tageblatt bei dem Amte gerathen zu sein glaubte. Er that das in voller Arglosigkeit, mit ganz gutem Gewissen, als handle es sich um Selbstverständliches. Aber gerade dies Vorgehen eines Seniors der Berliner Journalistik, eines Mannes, dem anständiger und verständiger Weise auch kein Parteigegner persönliche Achtung versagen darf, zeigt deutlich, wie wenig sich selbst die besseren Elemente des hauptstädtischen Zeitungsschreiberstandes ihrer Stellung und ihrer Aufgabe bewußt sind. Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, wenn schmierige Polizeispione kleine Reporter schon durch Zuwendung eines belanglosen Artikelchens aus dem Kriegsministerium zu häßlichen Verrätereien oder niederträchtigen Denunciationen bewegen zu können hoffen.

Das ganze Berliner Zeitungswesen ist auf die prunkende, knallende Sensation zugeschnitten, auf die Kunst, Meldungen zu bringen, die noch kein Anderer gebracht hat, kurzum, mit faustdicken Ueberraschungen zu imponiren. Und das ist der Krebsschaden. Offiecell zwar läßt man sich noch immer mit schmunzelndem Vergnügen Lehrer des Volkes, Hüter der Freiheit u. A. m. nennen, und wenn es der Raum gestattet, bricht man auch auf der ersten Seite eine Lanze für allerhand ebenso erhabene wie ungefährliche Güter der Nation. Denn auf der ersten Seite darf man altem Herkommen gemäß noch einigermaßen langweilig sein. Nachher geht's an's Finden, und an's Erfinden, wenn die Schnitzeljagd in ministeriellen Corridoren kein ausgiebiges Resultat liefert. Und das pflegt sie oft genug zu thun. Der journalistische Neuling arbeitet sich sacht ein. Er beginnt mit Originalcorrespondenzen aus den phantastischten Hauptstädten der Welt, die er in seiner winkligen Redactionsstube je nach Talent und Neigung zusammenklebt oder abschreibt. Telegramme zu fabrieren, Krisengerüchte zu brauen und Picanterien vom Hofe zu ersinnen, macht nachher dem Begabten keine sonderlichen Beschwerden. Die Lüge verliert das Brandmal des Verbrechens, sie gehört zum Hand-

werke. Natürlich zieht man immer die Wahrheit vor, weil aus den Fingern gesogene Nachrichten dementirt werden und dem Urheber wie seiner Zeitung Unannehmlichkeiten bringen können — aber wie selten werden sie dementirt, und wie rar ist die Wahrheit! Was Wunder also, daß der Preßscholar, wenn er ausgelernt hat, in der Verlogenheit sein eigentliches Lebenselement erblickt, sich und seine Collegen fast ausschließlich nach der Fertigkeit in dieser Kunst beurtheilt. Er nennt den Schwindel freilich nicht beim richtigen Namen, er heißt ihn Combinationsgabe oder divinatorisches Element. Am Rande versteht es sich von selbst, daß in derart vergisteter Atmosphäre jede Empfindung für die doch immerhin vorhandene ideale Seite des Zeitungsschreiberthums verloren geht und daß vornehme oder auch nur anständige Gesinnung sich bis auf den letzten Rest verflüchtigt. Aus dem alten, pedantischen Erzieher und Aufklärer der Nation, einem Typus, den die achtundvierziger Federmänner rein darstellten, ist so der plump verschmitzte Sonntagsnimrod geworden, der auf der Jagd nach Informationen keine Schonzeit kennt und der einer guten Nachricht wegen mehr als sein bischen lumpige Ueberzeugung verräth. Dem modernen Journalisten liegt es meilenfern, Politik großen Stils zu treiben, Dinge und Menschen aus einer festen Weltanschauung heraus zu beurtheilen. Schnappt er irgendwo, im Kaffeehaus, im Vorzimmer oder auch rein zufällig auf der Straße ein interessantes Gerücht auf, so ist er durchaus im Stande, einen sehr guten Artikel darüber zu schreiben; bei unergiebigem Fange jedoch versagt sein Können vollkommen. Im günstigen Falle hilft er sich und seine Leser dann durch scharfe Polemik, wie man wüste Schimpferei jetzt modisch nennt, über die Leere hinweg; wenn aber die als Folgeerscheinung des Lügens naturnothwendig eintretende Gehirnatrophie schon zu weit vorgeschritten ist, bleibt ihm nur übrig, seinen Bankerott einzugestehen und stumpfsinnig die Weisheit der ihm allmorgens in's Haus fliegenden Parteicorrespondenz wiederzukäuen. Glücklicherweise hat unter'm neuen und neuesten Kurse der journalistische Schwindelbacillus einen so günstigen Nährboden gefunden, die Gerüchtfabriken brauchen, Dank der fortwährenden Beunruhigung des politischen Lebens, selbst in der warmen Jahreszeit so selten den Betrieb einzustellen; daß es auch den kleinen Crambonern häufig unmöglich ist, alle ihnen zugetragenen Enthüllungen alsbald zu verarbeiten und daß sie sich manche davon für etwa kommende, minder fette Monate einpökeln können. Die beste Methode zur Conservirung hat unstreitig [illegible]geuge Hans Krämer erfunden, der im vertrauten Gespräche gethane und [illegible]htige Aeußerungen eilfertig zu Papier bringt, Jahre lang sorgsam [illegible]hrt und sie nachher, gewiß mit blutendem Herzen, dem Untersu[illegible]srichter in die Hände fallen läßt. Für die Verrottung unserer Pre[illegible]stände und die totale Umdrehung alles gesunden Gefühles spricht nichts so unwiderleglich, wie die abscheuliche Gepflogenheit, Privatgespräche journalistisch auszumünzen und die Arglosigkeit Dritter als Kaufmannswaare zu betrachten, Schacher mit ihr zu treiben. —

Die erziehliche Wirkung, die sich die unentwegte freisinnige Presse von dem Tanschrummel versprochen hat und die sie von einem verhaßten Uebermacher befreien sollte, ist ausgeblieben. Wenn sich aber statt ihrer eine Andere einstellte und die Berliner Macher gedruckter öffentlicher Meinung sich die sie persönlich angehenden Lehren des Sensationsprocesses zu Herzen nähmen, dann hätte der Scandal, der uns und unser Staatswesen unnöthig vor ganz Europa bloßstellte, doch nach einer Seite hin Segen gebracht und Nutzen gestiftet.

Caliban.

## Notizen.

„Was sind die Freimaurer und was wollen sie?" Von einem Br. Freimaurer. (Dessau, Rich. Kahle). Diese dritte Neubearbeitung und siebente Auflage des trefflichen und maßvollen Schriftchens richtet sich vornehmlich gegen die neuesten Angriffe von ultramontan klerikaler Seite und von der protestantischen Orthodoxie, denn auch streng kirchliche und hochconservative protestantische Zeitungen wie die Kreuz-Zeitung, der Reichsbote und das Deutsche Adelsblatt haben jüngst die Ultramontanen in ihren Angriffen gegen die Freimaurerei unterstützt. Endlich haben einzelne Männer wie Eckert, Alban Stolz, Sassenbach u. A. ihre Pfeile gegen den Freimaurer-Bund gerichtet, und besonders der Erzschwindler Leo Taxil, der sich kürzlich als „Reinleger" der höchsten ultramontanen Kreise selbst mit diabolischem Humor entlarvt hat. Am deutlichsten aber hat sich die Freimaurerhetze bei dem Anti Freimaurer-Congresse gezeigt, der unter der Zustimmung des Papstes im September 1896 in Trient abgehalten worden ist. In solchen Zeiten der Prüfung ist der vorliegende Einblick in Ursprung, Wesen, Bedeutung und Ziel der Freimaurerei ganz erwünscht. Nichts von dem, was jeder Freimaurer treu zu bewahren gelobt hat, ist verrathen; wohl aber ist die Hülle soweit fallen gelassen, daß man erkennen kann, der Freimaurer-Bund verfolge nur edle und ideale, nicht aber religionsfeindliche und staatsgefährliche Zwecke. Sollte man in den Logen nicht Alles so bestellt finden, wie es sein könnte und sein sollte, so erhebe man daraus, wie der Verfasser hervorhebt, gegen die Freimaurerei als solche keinen Vorwurf, sondern allein gegen die Menschen, welche dieselbe in den Logen ausüben. „Denn viele Freimaurer tragen wohl die äußeren Zeichen der Königlichen Kunst, haben aber von dem keine Ahnung, was Freimaurerei ist; sie sind vielleicht von dem rechten Wege soweit entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig ist, jemals darauf zu gelangen." Solche betrachten die Loge als eine Stätte gemüthlicher Geselligkeit und als ein Mittel, sich äußere Vortheile zu verschaffen wie Geld, Stellung, Ehre und einflußreiche Verbindungen. Aber wenn es auch natürlich ist, daß die Freimaurer wie alle einander näher stehenden Menschen zu gegenseitiger Unterstützung im bürgerlichen Leben bereit sind, so darf dies doch nur so geschehen, daß es nirgends Anstoß erregt, sondern von Jedermann als recht und billig anerkannt werden muß. Darum ist der Verfasser der Ansicht, daß zu Leitern der Logen nur die Edelsten und Besten erwählt werden dürfen, die fähig sind, so weit dies Menschen möglich ist, die Gesinnung der Aufnahme Suchenden zu prüfen und dadurch den Bund vor unfähigen Mitgliedern zu schützen. Vor allen Dingen hüte man sich in den Logen vor aller Oberflächlichkeit und vor jedem Streben nach äußerer Macht und äußerem Ansehen, wie es sich unzweifelhaft in dem Verlangen einer großen Anzahl von Freimaurern ausspricht, welche sich die doch immer untergeordnete Rolle vergegenwärtigt, die der Bund thatsächlich im Culturleben spielt, und deshalb darauf bringt, daß derselbe ein neues, kraftvolles Dasein beginne, daß er sich hinfort allem Gemeinen, Schlechten, Vernunftwidrigen und Gemeinschädlichen entschiedener widersetze. Hierher gehören auch die Bestrebungen, welche eine nach einem gemeinsam zu vereinbarenden Ritual arbeitende „Deutsche Nationalloge" an Stelle der verschiedenen deutschen Großlogen und der Freimaurer-Vereinigung der unabhängigen Logen setzen wollen, Bestrebungen, deren Berechtigung der Verfasser durchaus verwirft. Die gut geschriebene Broschüre verdient im Interesse der Aufklärung allgemeine Verbreitung.

Kürschner's Deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1897 ist soeben bei der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Leipzig herausgekommen. Damit hat denn die schreibende deutsche Welt auf die Dauer eines Jahres wieder ihr unentbehrliches Registrirbuch erhalten, wo sie sich und ihre Thaten getreulich verzeichnet findet. Die Anordnung ist die beliebte und bewährte alte geblieben, sinnreich, übersichtlich und vollständig, und nur das Verzeichniß der Schriftsteller und namentlich Schriftstellerinnen wächst immer bedrohlicher an. Die Personalakten befleißen sich wieder der größtmöglichen Zuverlässigkeit, sind auch in vielen Fällen von den auctores selbst geprüft und genehmigt. Nur einen einzigen Fehler haben wir bemerkt. Der bekannte deutsch-schwedische Nietzscheaner Ola Hansson ist fälschlich als eine Dame, ein sicheres „Fräulein Olga Hansson in Schliersee" eingetragen. Da wird Herrn Ola's Ehegespons'n, Frau Laura „Marholm" geborene Mohr, gewiß mit Nachdruck protestiren. Und sie weiß es jedenfalls besser, als der sonst allwissende Kürschner!

Berichtigung. In dem Artikel: „Johannes Brahms" von Paul Marsop in Nr. 18 der „Gegenwart" ist zu lesen S. 278, Sp. 1, Z. 2 Melancholikers (statt „Melanchthon") und S. 279, Sp. 1, Z. 43 zarte[illegible]statt „hartes").

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Was sind die Freimaurer und was wollen sie?**

Ein Wort zur Wehr und Lehr wider die Gegner der Freimaurerei!

**Ein Wegweiser**

für alle diejenigen welche Aufnahme in den Freimaurerorden suchen und sich über

**Ursprung, Wesen, Bedeutung und Ziele der Freimaurerei**

unterrichten wollen.

3te Neubearbeitung — 7te Auflage!

**= Preis M. 1.20 =**

„Ein hochbedeutsames, hochinteressantes Buch!"

**Hermann Oesterwitz - Dessau.**
Königl. Hofbuchhandlung.

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bad Reinerz,**

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

**Bismarcks Nachfolger**

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Freudenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Georg Weiß, Verlag in Heidelberg.

Soeben erschien:

**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**

Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

**Junger Mann,** musikal. u. litter. gebildet, bis Ob.-Sek. [illegible] nicht unt. sehr bescheid. Ansprüchen Beschäftigung auf einer Redaktion oder als Sekretär. Gefl. Off. unter **S. K. 13** an die Expedit.

Verlag von **Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) Berlin W. 9.**

**Beiträge**
zur
**Deutschen Culturgeschichte**
von
**Herman Grimm.**

Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction u. Expedition Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 26. Berlin, den 26. Juni 1897. Band LI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:**

Der griechisch-türkische Krieg. Von Oberstlieutenant R. von Bieberstein. — Die neuesten Wandlungen der Judenfrage. Von S. Lublinski. — **Literatur und Kunst.** Ein Vorbild der „Versunkenen Glocke". Von Sigmar Schultze. — Pierre Loti als Pilger. Von Paul Remer. — **Feuilleton.** Der Eheseind. Von Charlotte v. Schöler. — **Aus der Hauptstadt.** Hans im Glück. Von Caliban. — Opern und Operetten. — Die Große Berliner Kunstausstellung. 4. Mein Raritäten-Cabinet. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

### Der griechisch-türkische Krieg.

Von Oberstlieutenant R. von Bieberstein.

Die Kriege der Neuzeit entwickeln sich in ihren Motiven und Einzelheiten und ihrem gesammten Verlauf, in Folge der in ganz außerordentlichem Maaße gesteigerten Hülfsmittel, welche der Telegraph, die Presse, die Berichte der zu ihnen entsandten militärischen und nichtmilitärischen Berichterstatter, die Bekanntschaft der Organisation, Kriegsbereitschaft und Tüchtigkeit der Armeen heute für ihre sofortige genaue Kenntniß bieten, so deutlich für ihre Beobachter, daß die Beurtheilung der ihnen zu Grunde liegenden Haupterscheinungen nicht mehr an den Ablauf einer längeren Periode, an das Erscheinen der officiellen Berichte und Generalstabswerke, sowie von Memoirenwerken ꝛc. geknüpft ist, sondern fast unmittelbar nach dem letzten Entscheidungskampfe in großen Zügen zu erfolgen vermag, wenn auch die eingehende Kritik ihrer Hauptakte und Operationen an das Erscheinen jener Werke, nach wie vor, gebunden bleibt. Der Fachmann ist daher sehr wohl schon heute im Stande, einen kritischen Blick auf den griechisch-türkischen Krieg zu werfen.

Es kann nicht behauptet werden, daß der Krieg für Griechenland völlig aussichtslos war. Denn es ist neuerdings constatirt, daß sowohl Bulgarien, wie Serbien und Montenegro bereit waren, zu Gunsten Griechenlands bewaffnet einzugreifen, und daß nur die ersten Mißerfolge der Griechen und, wie es scheint, ein Wink aus Petersburg und Wien dies verhinderten. Auch des wichtigen albanesischen Elements scheint, wie die Meuterei seiner Bataillone bewies, die Pforte nicht völlig sicher gewesen zu sein; und sie traf daher, den Ernst der Lage vollkommen begreifend, umfassende militärische Maßregeln, nicht nur gegen Griechenland, sondern auch gegen die genannten Mächte. Was die Geldmittel Griechenlands zur Kriegführung betraf, so fehlte es, ungeachtet des schlechten Standes der Finanzen, an denselben nicht, da die freiwilligen Beiträge der zahlreichen griechischen Millionäre im In- und Auslande reichlich herbeiströmten. Allein zwei Hauptmomente für die erfolgreiche Führung des Krieges hatte die griechische Regierung versäumt, sich der Alliirten durch feste bindende Verträge für alle Fälle zu sichern, ein Fehler, den bereits Napoleon III. beim Kriege von 1870 begangen hatte, und ferner die Bereitstellung einer Kriegsmacht, deren genügende Anzahl, Organisation, feste Gliederung und Schulung, sowie Befehligung es möglich gemacht hätte, der weit überlegenen türkischen Armee im Felde mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. Der unbestrittenen Ueberlegenheit seiner Flotte über die zu absoluter Unthätigkeit gezwungene türkische, war Griechenland allerdings sicher, und es beherrschte die See und namentlich auch die Zufuhr zur See nach dem nördlichen Hauptkriegsschauplatz; allein gegenüber den starken Befestigungen der wichtigsten Meerestheile und Küstenpunkte des türkischen Gebiets, wie diejenige der Dardanellen und des Golfs von Saloniki, vermochte die griechische Flotte ungeachtet dieser unbestrittenen Herrschaft, in für die Operationen entscheidender oder selbst nur sie beeinflussender Weise nicht zur Geltung zu gelangen. Allerdings war es keineswegs ausgeschlossen, daß die Pläne des griechischen Marineministers Lewidi's gelangen, nämlich wenigstens die Bahn Konstantinopel-Soloniki, da wo sie sich der Küste näherte, nachhaltig zu zerstören, Fort Karabunu bei Saloniki und später diese Hauptzwischenbasis des türkischen Heeres selbst zu beschießen und sich der Inseln Chios, Lesbos und Lemnos durch Handstreich zu bemächtigen; allein eine vorübergehende Stockung in den türkischen Operationen in Thessalien wäre höchstens die Folge dieses Gelingens gewesen.

Auf die Stärke, Kriegsvorbereitung und Tüchtigkeit der beiderseitigen Landarmeen kam es daher in dem Kriege an, localisirt, wie er zwischen Griechenland und der Türkei blieb, und die griechische Kriegspartei verwies allerdings nicht mit Unrecht darauf, daß die Anzahl, wie Japan China gegenüber gezeigt habe, nicht das allein ausschlaggebende Moment bilde, und ferner, daß beide Armeen ziemlich ähnlichen materiellen und moralischen Bedingungen unterlägen, die gleiche Taktik, dieselbe Ausbildung und Organisation in Friedenszeiten, und dieselbe unzureichende Kriegsvorbereitung des Trains, des Munitionsersatzes, der Verproviantirung, des Sanitätswesens und der Verwaltungszweige aufwiesen. Der traditionelle Fanatismus des türkischen Soldaten könne diesen zwar furchtbar, allein die Vaterlandsliebe und der nationale Enthusiasmus würden die hellenischen Krieger unüberwindlich oder wenigstens sehr schwer besiegbar machen. Mit einem Wort, Alles in Allem genommen, erschienen die Parteien keineswegs ungleich, und es hänge nur von den Griechen ab, ihre numerische Minderzahl durch die Kraft ihrer Action und durch die Ueberlegenheit ihrer Führung auszugleichen. Und in der That schien dies Vielen nicht unmöglich und verwies man darauf, daß keine Kriegskunst existiren würde, wenn

einer an Zahl bedeutend geringeren Armee kein anderer Entschluß übrig bleibe, als wie der, sich stets vor dem Gegner zurückzuziehen und immer vor den Forderungen eines zahlreicheren und stärkeren Widersachers zu beugen. Ueberhaupt sei es jedoch fraglich, ob die Türkei in dieser Hinsicht Griechenland so sehr überlegen sei, daß es auf alle Fälle befürchten müsse, sich mit seinem alten Nebenbuhler zu messen. Die erstere wäre zweifellos in der Lage, weit mehr Truppen aufzubringen als Griechenland, allein nicht als Einsatz bei dem Spiel, was die Hauptsache sei. Die 800 000 Mann die ihre Armee auf dem Papier zähle, entsprächen einer Maximalleistung, wie sie der Krieg von 1877/78, ein Krieg um die Existenz, erfordert hätte. Glaubwürdigen Angaben zu Folge waren in der That im jetzigen Kriege bei Abschluß der Waffenruhe 357 000 Mann unter den Fahnen, während sich davon mindestens 150 000 Mann in Kleinasien befanden, und da man keinen Augenblick weder Konstantinopel, noch Macedonien, noch das nördliche Albanien entblößen konnte, so scheinen die Operationsarmeen in Thessalien und Epirus die Gesammtstärke von 150—160 000 Mann nicht überschritten zu haben. Sie waren zweifellos mit ihren 7 Divisionen bei Eröffnung der Feindseligkeiten keine 100 000 Mann stark, und erst eine Woche später vermochten sie 120 000 Combattanten in's Gefecht zu bringen. Man rechnete ferner mit den finanziellen Schwierigkeiten der Pforte. Nun vermochte Griechenland in dieser entscheidenden Periode dieser Truppenmasse eine Streitmacht entgegenzustellen, die ihr an Zahl nicht außerordentlich unterlegen war, wenn man die Mannschaftszahl berücksichtigt, die der griechischen Regierung zwar nicht eine Massenerhebung, das letzte Hülfsmittel eines besiegten und zum Aeußersten gebrachten Volkes, sondern die stricte Anwendung der gewöhnlichen seit längeren Jahren in Kraft befindlichen Rekrutierungsgesetze, zur Verfügung stellen konnte. Wenn Griechenland, welches die allgemeine Wehrpflicht 1878 einführte, bereits im Jahre 1885 ca. 66 000 Mann unter ziemlich schwierigen Verhältnissen zu mobilisiren vermochte, so war man im Stande, diese Ziffer wenigstens zu verdoppeln, seitdem das schärfere Gesetz von 1887 die Gesammtdauer der Dienstpflicht auf 30 Jahre erhöht hatte. Man erhält daher auch, wenn man nur amtliche Quellen zu Grunde legt, als Zusammensetzung der Effectivstärke, unter Abzug des gewöhnlichen Ausfalls, für die Armee der ersten Linie, d. h. die Armee und ihre Reserve (12 Jahrgänge) 82125 Mann; für die Territorialarmee (8 Jahrgänge) 76800 Mann; für die Reserve der Territorialarmee (10 Jahrgänge) 57 000 Mann, in Summa 215 525 Mann oder etwa $^1/_{10}$ der Bevölkerung Griechenlands, was ungefähr den heutigen Heeresproportionssätzen entspricht. Man war daher berechtigt, auf diese Ziffer zu fußen, deren Erreichung allerdings eine bedeutende Anstrengung, jedoch keine außerordentliche von einem jungen, unruhigen, ehrgeizigen, mit beständigen Ansprüchen hervortretenden Staate voraussetzte. Nichtsdestoweniger mußte man, wenn auch sonst nichts Griechenland an dieser Anstrengung verhinderte, befürchten, daß der Zustand seiner Finanzen ihm nicht gestattet hatte, der Heeresorganisation, die es sich gegeben, ihre normale Entwickelung zu verleihen; man mußte daher berücksichtigen, daß von diesen über 200 000 auf dem Papier vorhandenen Mannschaften ein beträchtlicher Abstrich zu machen sei, und es war jedenfalls zu besorgen, daß der größte Theil nichts weniger als ausgebildete Soldaten waren, wenn man nur die Budget-Effectivstärke von 23 435 und die Dauer der bereits in der Theorie nur auf 2 Jahre festgesetzten Dienstzeit in Anrechnung brachte. Man sah sich veranlaßt, seine Annahme noch weit mehr herabzusetzen, und während einige bereits zweifelten, daß die Territorialarmee und noch mehr ihre Reserve anders als in den Listen bestänben, war alle Welt erstaunt zu erfahren, daß nicht einmal ihre Listen existirten und daß, als die active Armee mobilisirt war, der Kriegsminister nicht wußte, wo er die gesetzlich zum Dienst verpflichteten Mannschaften hernehmen sollte, um sie zu verstärken oder nur um ihre Verluste zu ersetzen. An den verschiedensten Enthüllungen und Erklärungen dieser und vieler anderer Erscheinungen fehlte es nicht; allein die effective Kriegsstärke erwies sich ebenso wie die permanente budgetgemäße Friedensstärke als eine reine Fiction! Sie betrug, wie behauptet wurde, gesetzlich etwas über 22 000 Mann; allein aus ökonomischen Rücksichten schwankte sie in jüngster Zeit zwischen 18 000 und 19 000 Mann im Maximum, und der Heeresbestand erwies sich als sehr wenig erbaulich, wenn man 2000 Officiere, 4000 Unterofficiere, 2000 Ordonanzen, 2000 Militärhandwerker und 4000 Gensdarmen von seinem Bestande in Anrechnung brachte, so daß nur 4000—5000 Mann für den Frontdienst excl. Officiere und Unteroffiziere übrig blieben. Ein Glück wäre es noch gewesen, hätte man diesen kleinen Kern in gutem Stande erhalten und seine geringe Anzahl durch bessere Qualität zu ersetzen versucht. Allein selbst in dieser Beziehung blieb das Gesetz ein todter Buchstabe. Wenn man den Versicherungen militärischer Fachzeitschriften glauben darf, an denen zu zweifeln kein Grund vorliegt, so erreichte die stärkere Hälfte des Contingents nicht einmal eine einjährige Dienstzeit und ein Rekrutenjahrgang von gesetzlich 10—12 000 Mann, de facto nur 7000—8000 Mann, die, in Folge der zahlreichen Festtage der griechisch-orthodoxen Kirche nur 120 Tage Dienst im Jahre thaten. Bei der Cavallerie und den Specialwaffen, bei denen die Mannschaften 18 Monate bis 2 Jahre blieben, konnte man nur auf 180—240 wirkliche Diensttage rechnen. Allein die griechische Armee besaß noch zahlreiche andere Lücken und litt nicht nur an dem organischen Uebel. Es fehlte ihr die Schulung und Gliederung in den größeren tactischen Verbänden vollständig, nicht einmal deren Friedenseintheilung war vorhanden und ihre Befehlshaber waren in der praktischen Truppenführung dieser Verbände völlig unausgebildet. Es mangelte ferner an den erforderlichen Waffen und Trains. Die Reiterwaffe war numerisch und qualitativ sehr schwach, kurz in Allem und Jedem war eine Inferiorität gegenüber dem türkischen Heere vorhanden, die dieser nach deutschem Muster organisirten und wenigstens was die theoretische und praktische Vorbildung der Führer betraf, und zugleich numerisch weit überlegenen Armee, nach dem Urtheil aller ruhig abwägenden Fachmänner den unbedingten Sieg sichern mußte. Die griechische Heeresleitung beging überdies den Fehler, ungeachtet der Inferiorität ihrer Streitkräfte auf beiden von der geographischen Beschaffenheit des Landes vorgezeichneten Kriegsschauplätzen offensiv aufzutreten, anstatt dies allein und mit den weit überwiegenden Hauptkräften auf dem wichtigsten, demjenigen Thessaliens, zu thun, und sich den türkischen Streitkräften in Epirus gegenüber, wozu die Beschaffenheit Westgriechenlands ganz besonders aufforderte, rein defensiv zu verhalten. So konnte es die Militärs nicht Wunder nehmen, daß Griechenland in dem kurzen thessalischen Feldzuge der türkischen Uebermacht erlag, und daß nach dem Fehler des Aufgebens des befestigten Larissas selbst Defensiv-Stellungen von großer natürlicher Stärke, wie die von Velestino, Pharsala und Domoko die Minderwerthigkeit der griechischen Armee nicht auszugleichen vermochten. Das Maaß der Energie der griechischen Kriegführung litt daher auch nach den ersten Niederlagen an der thessalischen Grenze augenscheinlich unter dem Druck dieser Inferiorität; denn sämmtliche Kämpfe, mit Ausnahme der bei Velestino, sind durch geringe Hartnäckigkeit und Verluste und mangelnde Durchführung bis zur völligen tactischen Entscheidung gekennzeichnet.

Der griechisch-türkische Krieg hat die Nothwendigkeit einer gründlichen Kriegsvorbereitung und Heeresorganisation, wenn man Chancen für den Erfolg im Kriege gewinnen will, wieder ein Mal schlagend bewiesen; allein er hat hinsichtlich

der in jüngster Zeit vielgerühmten Herrschaft zur See deutlich gezeigt, daß dieselbe bei Staaten, die territorial aneinander grenzen oder erreichbar sind, wenn ihre wichtigsten Küstenpunkte durch Befestigungen gut geschützt sind, wie dies bei der Türkei der Fall war, und auch bei Deutschland der Fall ist, selbst bei völligem Versagen der einen Flotte, keinen entscheidenden, im vorliegenden Fall nicht ein Mal nennenswerthen Effect auf die Landoperationen auszuüben vermag, und daß die Entscheidung bei solchen Staaten stets bei den Landheeren liegt.

---

## Die neuesten Wandlungen der Judenfrage.

Von S. Lublinski.

Es kann gar nicht mehr bezweifelt werden, daß bei uns in Deutschland die „Judenfrage" in ein ganz neues Stadium tritt. Die wilde und wüste Agitation der Ahlwardt-Jahre ist augenblicklich verstummt und wenn sie, was nicht ganz unmöglich, doch wieder aufleben sollte, so wird sie in keinem Fall ihre frühere tief einschneidende politische Bedeutung zurückgewinnen können. Inzwischen ist der socialpolitische Zug, der in der antijüdischen Bewegung immer verborgen lag, äußerst scharf herausgetreten und hat ein so eigenständiges starkes Leben gewonnen, daß die Nachfolgeschaft Stöcker's, die Partei der National-Socialen, ihren antisemitischen Ursprung nur noch wie eine nicht ganz abgeworfene Eierschaale mühsam mit sich herumschleppt. Augenblicklich werden zwar die Juden von dieser neuen Partei noch ausgeschlossen. Aber diese Frage giebt doch schon zu eifrigen Discussionen Veranlassung und gewichtige Stimmen innerhalb der Partei erklären sich gnädig geneigt, dem Juden, wenn er nur strict social-national ist, wieder in ihre Arme zu schließen. Dadurch aber wird der Judenfrage, soweit sie tages-politisch actuell ist, einfach die Spitze abgebrochen, und die erhitzten Köpfe auf beiden Seiten können sich etwas beruhigen.

Diese Ruhe ist offenbar zuerst im jüdischen Lager eingetreten. Denn nur dadurch läßt sich die merkwürdige Abneigung erklären, die plötzlich und vielfach die jüdische Intelligenz gegen den bekannten „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" zu empfinden beginnt. Dieser Verein entstand in den heißesten Kampfjahren, als es noch allgemein üblich war, die ganze Welt in weiße und schwarze Schafe abzutheilen. Wie damals jeder waschechte Antisemit überzeugt war, daß die Juden in Bausch und Bogen nur Ausbeuter und Couponabschneider wären, so sah umgekehrt der Jude in jedem Antisemiten einen Erzhallunken, gewerbsmäßigen Verleumder und eine verkrachte catilinarische Existenz. Von der ungeheuren Complizirtheit dieser dornigten Frage hatte man auf beiden Seiten nicht die leiseste Ahnung, und zumal die Juden suchten ihr nur mit ganz primitiven Mitteln beizukommen — mit der Entlarvung irgend eines antisemitischen Buschkleppers oder einem stürmischen Appell an die jeweilige Regierung. Nun aber beginnt sich doch schon sehr scharf ein Umschwung zu markiren. Die intelligenten Juden sprechen fast höhnisch von dieser „Politik der Abwehr- und Abführmittel" und ärgern sich über den prononcirten Philosemitismus ihrer Vertheidiger, ja sie beginnen sogar schon die Besonderheiten ihres Stammes lebhaft zu kritisiren. Man braucht das keineswegs als ein Wegwerfen zu bezeichnen, als umgekehrte Eitelkeit und schamlose Selbstironie — sondern es ist die ganz natürliche, heftige Reaction gegen alle Selbstverhimmelung, die man sich in den Kampfjahren großmüthig leistete. Diese veränderte Stimmung hat zwei Erscheinungen im modernen Judenthum hervorgerufen, die anscheinend so entgegengesetzt wie möglich sind — die jüdischen Antisemiten und die Jüdisch-Nationalen oder Zionisten.

Die Antisemiten unter den Juden, den deutschen Juden, entstammen zumeist den sogenannten „guten" jüdischen Familien, die sich in der zweiten oder dritten Generation dem Deutschthum völlig assimilirt haben und doch, aus Stolz und Ehrgefühl den Fluch ihrer Abstammung durch kein Weihwasser abwaschen wollen. Freilich gehören diese „guten" Familien nur in den seltensten Fällen auch zu den Reichen und Mächtigen in ihrem Stamm. Sie repräsentiren einen bescheiden tüchtigen jüdischen Mittelstand, der es sich sauer genug im Erwerbsleben werden läßt und auch weiß und fühlt, daß man ihm als Juden doppelt und dreifach auf die Finger sieht. Darum wird sich ein Jude aus diesen Kreisen immer der peinlichsten Correctheit befleißigen, die sich nicht nur auf das geschäftliche, sondern auch auf das gesellschaftliche Leben erstreckt. Keines der bekannten, übel beleumundeten Charakteristika will er an sich tragen: er will nicht gestikuliren, er will nicht vertraulich werden, nicht an erster Stelle stehen und lieber seine Gaben still in sich vergraben, als in den alten Ruf der jüdischen Eitelkeit und Ehrfurcht zu gelangen. Freilich muß er dafür an anderer Stelle einen gewissen Ersatz suchen. Obgleich zumeist ein aufgeklärter Rationalist nach dem Schema des vorigen Jahrhunderts, bleibt er in der jüdischen Gemeinde, läßt sich in den Vorstand wählen und spricht ein gewichtiges Wort mit, wenn es die Wahl des Cultusbeamten gilt. Dabei aber gewinnt er eigentlich niemals das richtige Gleichgewicht. Der scheue und ängstliche Zwang, den er sich immer und ewig anthut, wird doch gelegentlich so drückend, daß sich der Mann dagegen aufbäumt und ganz unerwartet in Zügel- und Tactlosigkeiten umschlägt. Nun wird der Aengstliche und Mißtrauische über alle Maaßen vertrauensselig und trägt Jedem, der irgend einmal freundlich und entgegenkommend gegen ihn gewesen ist, mit Heftigkeit seine Freundschaft an. Aber die Enttäuschung folgt dann auch auf dem Fuße. Eine plötzliche Kühle, ein unmerkbares verrätherisches Lächeln wird genügen, um den Unglücklichen aus allen Himmeln zu stürzen. Das Martyrium, das er dann erleidet, kann von dem Fernstehenden gar nicht begriffen werden. Er ist tief mit sich selbst zerfallen, und die begangene Tactlosigkeit brennt ihm auf der Seele wie ein ewiger Vorwurf, wie ein ganz unsühnbares Verbrechen. Sein Mißtrauen wächst und damit natürlich die Härte gegen sich selbst, die doch wieder zu erneuerten Reactionen und Gefühlsergüssen führt — ein circulus vitiosus.

Diese überängstlichen Männer werden natürlich mit einer ziemlichen Portion Verachtung, ja selbst mit Haß auf die leider noch sehr zahlreiche Schaar der jüdischen Emporkömmlinge blicken, die durchaus nicht scheu und blöde sind, sondern sich wüst und geschmeidig in die höhere Gesellschaft drängen oder diese wenigstens zu imitiren suchen. Der Jude aus guter Familie, wie ich ihn eben schilderte, ist empört über die Unsolidität und tiefe Unredlichkeit dieses Gebahrens. Der moralische Affect ist es, der diese Männer zu heftiger Opposition gegen den jüdischen Parvenü stachelt. Bei ihrer Nachfolge aber, ihren Söhnen, entspringt dieser Haß schon ganz anderen, nämlich ästhetischen Motiven.

Die strenge Selbstzucht und Trainirung, der sich der Vater unterwirft und vielleicht schon der Großvater unterwarf, führt naturgemäß zu einer gewissen Gewandtheit und Geschmeidigkeit, etwa wie beim Sportsmann, dem die einst so steifen, mühsam gestrafften Glieder allmälig frei und leicht und biegsam werden, bis er sich nach mehreren Generationen die höchste, männliche Schönheit erarbeitet hat. Der ästhetische Trieb entspringt immer nur dann, wenn überschüssige Kräfte werden, die das Bedürfniß des Tages und der Stunde nicht ausschöpft. Den Söhnen dieser jüdischen Väter ist schon zur zweiten Natur geworden, womit sie selbst sich ihr Leben lang mühsam abquälten. Die übermäßige Zucht des Gemüthes hat zugleich einen Ueberschuß an seelischer und geistiger Kraft bewirkt, der dem Spieltrieb, welcher sonst der jüdischen Rasse

ganz fern liegt, endlich einmal Licht und Luft gewährt. Und wie eben alles Neue, bricht dieser Spieltrieb mit einer elementaren tyrannischen Gewalt heraus, die jeden Widerstand einfach fortschwemmt. Die ästhetische Weltanschauung dominirt gar bald und verdrängt die rationalistisch-ethischen Gesichtspunkte der Väter vollkommen.

Das Alles aber ändert nicht das Geringste im Verhältniß zum jüdischen Parvenü — im Gegentheil, die Kluft wird nur vertieft. Der ästhetisch Gesinnte ärgert sich nicht nur über die Unsolidität und Unehrlichkeit des Parvenüs, sondern auch über die Talmi-Eleganz, über das prahlerische Protzenthum und die geschmacklos laute, plumpe Vertraulichkeit im Parlamentssaal oder im Salon. Und so kommt es, daß dieser feinfühlige junge Jude aus tiefgekränkter Liebe seinen Volksstamm allmälig zu hassen beginnt und sich namenlos erbittert, wenn die Philosemiten den Juden alle möglichen und unmöglichen guten Eigenschaften andichten wollen. Nein, er will kein Jude sein, sondern ein Deutscher, will im deutschen Volksthum feste Wurzeln schlagen und zwar nicht etwa durch eine stürmische Assimilation und ein peinlich genaues äußerliches Nachgebahren — das wäre ihm einfach Talmi, mimicry höchstens, ein oberflächliches Abfärben. Aus diesem Grund hauptsächlich läßt er sich auch nicht taufen. Was kann ihm auch das Weihwasser nützen, wenn er nicht auch innerlich ganz und gar zum Deutschen geworden ist und alle Eigenschaften seiner Rasse, die er haßt und liebt zugleich, vollkommen abgelegt hat? Nein, er läßt sich nicht taufen, bleibt äußerlich in der Gemeinschaft, will aber ganz und gar nicht ein Abwehrmann sein, sondern ist — cum grano salis — der jüdische Antisemit.

Ganz die gleichen Motive aber, die hier einen jüdischen Antisemiten hervorriefen, erweckten anderswo den Jüdisch-Nationalen. In Osteuropa entwickelte sich eine Bewegung, deren Wellen schon nach Oesterreich und Deutschland hinüberschlagen, und die sich die Wiedergeburt des jüdischen Staates und einer sprachlich und culturell geeinten Nation zum Ziele setzt. Zweifellos wird dieses Programm, so kurz präcisirt, manchem Westeuropäer ein Lächeln abnöthigen. Dieser möge bedenken, daß über die Bedeutsamkeit einer Bewegung nicht ihr Programm entscheidet, nicht einmal ihr verwirklichtes Ziel, sondern immer nur das treibende Motiv und die Seelen- und Culturstimmung, welche dem ganzen Gebahren zu Grunde liegt. Von diesem Gesichtspunkt aus wird auch der entschiedenste Gegner des National-Judenthums zugestehen müssen, daß er vor einem sehr interessanten eigenartigen Zeitproblem steht, dem man einige Aufmerksamkeit immerhin schenken darf.

Schlagend und unversöhnbar erscheint zunächst der Gegensatz, in welchem der National-Jude aus dem europäischen Osten zu dem deutsch-jüdischen Antisemiten steht. Bei diesem bemerken wir eine unverhohlene Erbitterung gegen die Glaubens- und Rassengenossen, und eine tiefe Sehnsucht, das Jüdische ganz abzustreifen und bis zur letzten Wurzel im Deutschthum aufzugehen. Dagegen hat der National-Jude einen großen Glauben an die Zukunft seines Stammes und träumt von einer großen eingeborenen Cultur im alten Heimathlande Palästina. Frank und frei bekennt er seine Abstammung mit einem lauten, lärmenden Pathos, das manchmal zum richtigen banalen Chauvinismus wird. Und doch stehen diese beiden feindlichen Brüder sich viel näher, als sie selber ahnen und Wort haben möchten. Gemeinsam ist ihnen der Haß gegen das Assimilations-Judenthum in seiner bisherigen Form — das heißt also gegen den jüdischen Parvenü, gegen mimicry und Talmi-Eleganz. Sie Beide begehren eine sichere Solidität der Lebensführung, eine ruhige, organische Fortentwickelung, die alles Sprunghaft-Aeußerliche resolut ausschließt, und — last not least — eine eingeborene, organische Kunst und Schönheit. Der Eine will ganz und gar ein Deutscher sein, der Andere ganz und gar ein Jude — beide aber wollen in irgend einem Boden feste Wurzel schlagen, in irgend einem Volksthum gänzlich aufgehen. Der in Deutschland Geborene, der vielleicht schon in der dritten Generation vom Born der deutschen Cultur getrunken hat noch eine sehr lose äußerliche Verbindung mit den alten Traditionen unterhält, gelangt in naturgemäßem Fortgang zu dem Entschluß, diese dünnen Fäden ganz zu zerreißen. Der osteuropäische Jude aber, namentlich in Rußland, und in Galizien, muß sich erst mühsam aus der alten Talmud-Literatur heraussäugen und gelangt dabei in Contact mit jungen nationalen Culturen, die wohl packend und blendend sind — blendender als die deutsche — aber nicht jene stille, alte Macht besitzen, welche leise und unentrinnbar die Seelen umfängt. Die national-russische und die national-polnische Cultur sind Beide noch verhältnißmäßig jung, sprudelnd, revolutionär und treiben ein üppiges Rankenwerk immer neuer Tagesideen unermüdlich hervor. Mit voller Seele giebt sich der aus der Talmudschule ausgebrochene Jude diesem gaukelnden Wellenspiel hin, das doch nicht die innersten Fundamente seines Wesens hinwegschwemmt. Denn dieser Bau ist zu stark — Jahrhunderte des Exils und Martyriums haben daran gemauert.

Zuerst freilich weiß der junge Renegat von dieser innersten Unberührtheit seines Wesens. Er hält sich vielmehr für einen aufrichtigen Adepten der neuen Lehre und ergreift mit größtem Enthusiasmus, was an ihr — Revolution und Negation ist. Ich sage Negation, weil der junge Revolutionär auch in einer weiten und freien Weltanschauung, wie etwa der Socialismus eine ist, und immer die Kampfseite erfassen wird, die Agitation und verbissene Parteiwuth. Alle Stufen und Gemüthsstürme eines Revolutionärs durchläuft er und steigt vom conspiratorischen Nihilisten bis zum Socialdemokraten marxistischer Observanz empor, der an dem Parteidogma nicht rütteln läßt. Trotz all' dieser Zügellosigkeit fehlt ihm aber doch wieder die Freiheit, da er eben ganz und gar Parteitactiker und Fanatiker geworden ist. Der Spieltrieb fehlt ihm, und gleichzeitig das Stetige, Organische, sodaß es gegen solche Einseitigkeit früher oder später unvermeidlich zur Reaction kommt. Eine der hauptsächlichsten Formen nun, in welcher diese Reaction sich äußert, ist eben das National-Judenthum, der Zionismus.

Wer freilich nur an der Oberfläche haftet, wird die ganze Schuld auf die große russische Judenverfolgung des Jahres 1881 schieben. Diese war es ja in der That, die den entschlummerten zionistischen Gedanken wieder hell aufflammen machte, ihn tief in die Massen trug, die Colonisationsversuche in Palästina und überhaupt die erste praktische Angriffnahme des Werkes bewirkte. Das aber hat für den Außenstehenden schon deßhalb nichts zu bedeuten, weil diese praktische Arbeit bisher eine ganz brave und auch erfolgreiche Kleinarbeit gewesen ist, die für das Jahrhundert und die Cultur nicht in Betracht kommt. Umsomehr interessirt der geistige Untergrund der ganzen Bewegung, und da ergiebt sich der Zionismus als ein instinctives Auflehnen gegen die Zügellosigkeit einer nur oberflächlich angeeigneten Cultur und dem starr abstracten, parteitactischen Dogmatismus jeder Art. Mit anderen Worten, es erwachte die Sehnsucht nach dem Spieltrieb, dem ästhetischen Individualismus, und zugleich nach der festen Wurzel, solidem, eigenem Volksthum. Ganz, ganz die gleichen Motive also, die in Deutschland den jüdischen Antisemiten hervorbrachten. Während sich aber bei uns zumeist eine Altersstufe der beiden Motive feststellen läßt — solid-moralisch der Vater, ästhetisch der Sohn — gehen sie unter den Zionisten in Osteuropa noch unvermittelt neben einander her und schlagen in feindlichem Anprall oft hart zusammen.

Die Moralisten unter den National-Juden sind zumeist solche, die ihre socialdemokratische Ueberzeugung noch nicht abgelegt und ihren Marx noch fest im Kopfe haben. Diesen

Leuten fällt es nicht schwer, Nationalismus und Socialismus in sich zu vereinigen, da der Druck, unter dem sie leiden, national und social zugleich ist. Sie umfassen dieses National-Judenthum künftiger Tage mit einem Enthusiasmus, der ungefähr der Gemüthsstimmung alter französischer Barricadenkämpfer entspricht, die ihr Land als Mutter der welterlösenden Revolution mit einem fast messianischen Patriotismus glühend lieben. So etwa hoffen auch die national-jüdischen Socialdemokraten, daß in dem künftigen jüdischen Staat ein sehr werthvoller, vielleicht der entscheidende Beitrag zur Lösung der socialen Frage geliefert werden wird. Sie berufen sich dabei auf die stattliche Schaar altjüdischer Socialisten, die von Jesaias bis zu — Jesus Christus herabreicht. Alsdann aber überspringen sie auch gleich mehr als ein Jahrtausend, um an Marx und Lassalle ihr socialdemokratisch-patriotisches Empfinden gründlich zu laben. Ihr Haß gegen alles Unsolide und Unorganische, gegen den jüdischen Emporkömmling nimmt fast immer die Formen des Classenkampfes an und sie verbleiben auch ganz in der Denk- und Empfindungsweise ihrer alten Partei. Die Anderen, mehr unpolitischen Rationalisten à la Voltaire, die unter den National-Juden noch vorkommen, sehen sich in allen Meinungskämpfen doch immer auf ihre socialdemokratischen Gesinnungsgenossen zurückgewiesen, so daß man ruhig sagen kann, die Rationalisten dieser Bewegung sind auch ihre Socialdemokraten. Sie fühlten sich übrigens bis vor ganz kurzer Zeit auch als die einzig Modernen unter den Zionisten. Trotzdem erlag sehr bald ihr Einfluß einer sehr starken, durchaus ästhetisch gestimmten Gegenströmung, die in Rußland und namentlich auch in Galizien mächtig emporkam.

In einer nationalen Bewegung wird das letzte Wort doch immer der ästhetische Individualismus behalten. Denn wir werden wissen wollen, wie sich die Nation, der wir uns zugehörig fühlen, von jedem andersgearteten Volksthum unterscheidet, und diese Unterschiede sollen anschaulich, plastisch, greifbar deutlich vor unserm leiblichen und geistigen Auge stehen. Der treueste Spiegel für eine Volksindividualität wird aber doch immer nur die Dichtung dieses Volkes sein, und so muß auch ein plötzlich auflodernde Nationalgefühl sich weit eher einen ästhetischen und lyrischen Ausdruck suchen, als einen rationalistisch-logischen. Zuerst schweift der Blick in die nationale Vergangenheit zurück, weil er dort schon fertige, abgeschlossene Aeußerungen des Nationalgeistes als ein fertiges Rohmaterial vorfindet, welches nur einer sehr oberflächlichen, decorativen Bearbeitung bedarf, um sich vor versammelten Kriegsvolk recht stattlich zu präsentiren. Für die jüdisch-nationale oder zionistische Bewegung wurde dieser Rückblick geradezu zu einer elementaren Nothwendigkeit, weil es überhaupt und in der Vergangenheit eine wirkliche jüdische Nationalität gegeben hatte — in der Zeit der Bibel, der Richter und Könige, der Weinberge in Palästina und der Pilgerzüge nach Jerusalem. Darum wurde nun die Bibel die einzige Literaturquelle und die hebräische Sprache der einzig legitime Ausdruck nationaler Dichtung, nationaler Publicistik und nationalen Hochgefühls. Und in der That, diese conservativen Aesthetiker unter den Zionisten haben einen wichtigen Erfolg zu verzeichnen, indem sie eine schon abgestorbene „heilige" Sprache zu einem neuen Leben erweckten.

Schon vor dem Aufkommen des Zionismus begann in Rußland, wie einst in Spanien, eine neu-hebräische Literatur aufzublühen, die ihren Gipfel — so versichern die Eingeweihten — in dem Dichter Jehuda Gordon erreichte. Mir selbst fiel kürzlich die Erzählung eines Abraham Mapc in die Hände, die natürlich historisch ist, natürlich in Palästina spielt, natürlich den Stil der Bibel getreulich nachahmt. „Liebe zu Zion" betitelt sich dieses Werk, das auch in's Deutsche übersetzt wurde, wobei allerdings der Herr Uebersetzer sich selbst als den Autor und die Uebersetzung als seine Originalarbeit auszugeben geruhte. Noch vieles Aehnliche, das wohl auch seine Leser fand, mag diese Literatur hervorgebracht haben. Sie wäre aber immer nur ein dürres Gelehrtengewächs geblieben, hätte ihr nicht die mächtig emporschwellende nationale Bewegung frisches und warmes Lebensblut zugeführt. Nun wurde ganz allgemein das Hebräische, die Schriftsprache unter den Juden des Ostens. Zeitschriften und Zeitungen wurden gegründet, die im Stil des Jesaias über die Politik der russischen Regierung oder über die Röntgenstrahlen referirten. Freilich, das ist wunderlich, und die gelehrten Rabbiner und Doctoren in Deutschland begannen auch laute Klage zu erheben, daß der Zionismus die hebräische Sprache corrumpirt hätte. Aber das Leben siegte über diese todte Gelehrsamkeit. Die Mehrzahl der neugegründeten Zeitungen und Zeitschriften ging zwar bald wieder ein. Einzelne von ihnen schlugen sich aber wacker durch und führen jetzt schon, namentlich in Petersburg, eine ziemlich gesicherte Existenz. Sie haben auch Correspondenten in Berlin, die zumeist junge russische Studenten sind, welche unter ihren Commilitonen für den Zionismus Propaganda machen. Die hebräischen Tageszeitungen haben ihre Leitartikel, ihr Feuilleton, ihren Depeschensaal — tout comme chez nous. In den Revuen wird zumeist der Kampf zwischen den Rationalisten und Romantikern ausgefochten. In jüngster Zeit hat dieser Kampf eine ganz eigenartige, überraschende Wendung genommen.

Zuerst, wie gesagt, siegten die nationalen Romantiker auf der ganzen Linie, weil ihnen jenes schon angedeutete ästhetische Bedürfniß zur Hülfe kam, welches der Untergrund jeder nationalen Bewegung ist. Die Begeisterung für Palästina überfluthete bald alle Dämme, und nicht minder die Begeisterung für die Orthodoxie und das Ceremonialgesetz. Freilich liegt ein arger Widerspruch in dieser Zusammenkoppelung. Das Ceremonialgesetz in seiner verknöcherten Form ist ein echtes Kind des Mittelalters oder, in seinen frühesten Anfängen, des verfallenden jüdischen Staatswesens. Die Richter und Könige, die Sänger des hohen Liedes und frevelhaften Heldenkämpfer um Macht und Herrschaft, waren nichts weniger als Juden im Ghettosinn des Wortes. Aber man wußte eben nur diese großen Züge von den alten Heroen. Wie es in jenen fernen Zeiten bei den Vorfahren sonst aussah, wie sie aßen und tranken, wie sie sich räusperten und spuckten — darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Compacte, grobsinnliche Symbole und Feldzeichen, die man nöthig hatte wie das tägliche Brod, konnte man sich aus jener Zeit nicht holen und noch war die Bewegung nicht schöpferisch genug, um sich mit eigener plastischer Phantasie den ihr adäquaten Leib zu bilden. Daher mußte die alte Orthodoxie mit ihrem Ceremonialgesetz wieder zu hohen Ehren gelangen und unter den jungen Studenten in Wien, die zumeist Galizier waren, erwachte plötzlich ein religiöser Eifer, der manche Aehnlichkeit mit den vielen Bekehrungen der deutschen Romantiker zur katholischen Kirche hat. Diese Neubekehrten waren es auch, die die socialistisch-rationalistische Richtung immer weiter zurückdrängten, bis sie die Oberhand gewannen. Aber dieser Pyrrhussieg kam der Bewegung theuer zu stehen, indem nun die besten Köpfe und Kräfte von ihr abfielen. In dieser orthodoxen Fassung entartete das Nationaljudenthum zu einem gemeingefährlichen Chauvinismus, zu einem fanatischen Haß gegen fremde Nationalitäten und zu einer schärferen Tonart der alten Abwehrpolitik mit obligatorischer Selbstbeweihräucherung. Diese Abwehrpolitik war aber gerade die Waffe der Assimilirten, zu denen man sich doch ursprünglich in den schärfsten Gegensatz stellte. Eine orthodox gefärbte Schutztruppe des Herrn Rickert, das schien für Deutschland und Oesterreich das letzte Resultat der ganzen Bewegung werden zu wollen. Doch noch rechtzeitig trat eine Wendung ein, deren Symptom die Broschüre Theodor Herzl's war.

Die Thatsache, daß ein bekannter Redacteur der „Neuen

Freien Presse", der im bürgerlichen Sinne des Wortes sicher auch zu den modernen Menschen gehört, sich ernsthaft mit der Judenfrage und ihrer endgiltigen Lösung befaßte, war wohl geeignet, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf dieses Problem zu lenken. Damit aber ist der Werth von Herzl's Auftreten eigentlich erschöpft, da ihm die geistige Führung von dem Schriftsteller Mathias Acher (N. Birnbaum) entwunden wurde, dessen kleines Buch, „Die jüdische Moderne",*) berechtigtes Aufsehen auch in nicht-zionistisch jüdischen Kreisen erregte. Mit ihm trat ein ganz neues Element in die Bewegung ein, die individualistische Aesthetik der Modernen, die der Romantik des Ghettojudenthums ein noch feineres Kunstgefühl entgegenstellte und den Socialismus aus der starren Parteiform wieder loslöste.

Der Grundzug dieser inhaltsreichen kleinen Schrift ist ein oft übertriebener Haß gegen alle praktische sogenannte Realpolitik und eine tiefe Sehnsucht nach Schönheit, nach einer selbsterworbenen jüdischen Schönheit, die trotz aller Eigenart mit dem jüdischen Culturleben im innigsten Contact bleibt. Von diesem hohen Standpunkt aus nimmt der Verfasser in gleicher Weise Stellung zum Nationalismus wie zum Socialismus. Dieser Letzte ist für ihn vor Allem der große Künstler, der die verstümmelten Statuen zu neuer Pracht und Schönheit weckt. In erster Reihe sieht Acher das geistige und seelische Elend, welches Hunger und Armuth in die Welt tragen, und empört sich, wenn große Gaben und Talente durch das Elend schaurig verkrüppelt werden. Von diesem Socialismus ist der Weg nicht mehr weit zum Nationalismus — besonders nicht für einen Juden. Die Wiederherstellung des jüdischen Staates ist für Mathias Acher weit mehr noch eine ästhetische, als eine wirthschaftliche und politische Frage. Der jüdische Volksstamm, dieser „geniale Paria", — so nennt ihn Acher — soll Gelegenheit erhalten, seine Gaben voll zu entfalten und eine eigene solide, zugleich höchst europäische Cultur hervorzubringen. Ich bin nicht ganz sicher, ob Acher dabei an irgend eine monumentale moderne Dichtung denkt oder an die Lösung der socialen Frage — Beides ist ihm wohl unlösbar mit einander verknüpft. Diese moderne ästhetische Richtung in ihm fängt auch schon an Schule zu machen und die grollenden Socialisten wieder hinüberzuziehen. Vor Allem aber giebt sie den Berührungspunkt ab für die Jüdisch-Nationalen und die — jüdischen Antisemiten in Deutschland.

Wie früher schon ausgeführt wurde, sind die jüdischen Antisemiten gleichfalls Aesthetiker, die in eine feste, alte, solide Cultur ganz aufgehen möchten. Freilich, sie müssen bald fühlen, daß die angeerbte Rasse sich nicht so schnell austreiben läßt. Auch in ihren geistigen Habitus schleicht sich die mimicry hinein. Sie zeigen wohl ein sehr starkes receptives Talent und bewunderungswürdige Anpassungsfähigkeit, aber selten oder niemals eine vollwerthige originale Schöpferkraft. Bei jungen jüdischen Schriftstellern ist es seit einiger Zeit Mode geworden, den Großvater oder Urgroßvater für irgend welche Schwächen der productiven Begabung verantwortlich machen. Von diesem ehrwürdigen Vorfahren will der Eine verhängnißvolle talmudistische Dialectik ererbt haben und der Zweite eine ausschweifende orientalische Phantasie. Diese zweifelhafte Mitgift und Zwiespältigkeit der jüdischen Begabung hat sogar ein ganz Großer wie Heinrich Heine erfahren müssen, der keineswegs das standard work leistete, das man von seinem Genius wohl erwarten durfte. Die jüdischen Antisemiten von heute haben sich zwar schon ganz beträchtlich über das Niveau der jüdischen Journalisten aus der Zeit der siebziger Jahre erhoben, aber — Journalisten sind sie geblieben. Diesen feinsinnigen Essayisten, Publicisten und klugen Kritikern fehlt die höchste Productivität, das schöpferische Künstlerthum. Darum bleibt auch heute die mimicry und mit ihr die Sehnsucht nach einer eingeborenen, festgewurzelten Schönheit. Und darum, das seh' ich voraus, werden sich die jüdischen Antisemiten und die Jüdisch-Nationalen noch einmal die Hände reichen, da sie die gleiche Sehnsucht belebt. Von diesem Bündniß hängt die endgiltige Beseitigung der Judenfrage ab, wobei es, von einer höheren Warte aus, fast gleichgiltig bleibt, welches Ziel verwirklicht wird, ob nun der Nationalstaat oder das Aufgehen in ein fremdes Volksthum. Ich glaube, daß für die Juden des Ostens nur der erste Weg bleibt, während für die des Westens im Großen und Ganzen der zweite Weg noch gangbar ist — auf wie lange? In jedem Fall aber lassen diese Bewegungen und Krisen innerhalb des betheiligten Volksstammes wohl darauf schließen, daß die Judenfrage immer energischer einer endgiltigen Lösung entgegendrängt, und daß Ahasver nicht mehr lange wandern wird.

*) Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze, 1896.

## Literatur und Kunst.

### Ein Vorbild der „Versunkenen Glocke".

Von Sigmar Schultze.

Hauptmann's Märchendrama von der versunkenen Glocke gilt dem heutigen Schöngeist als eins der bedeutendsten literarischen Ereignisse des Jahres 1896. Freunde und Feinde haben sich über diese jüngste Dichtung des ehemaligen Naturalisten über die Maaßen erhitzt und ereifert. Man hat sie in den Himmel zu heben wie in den Staub zu treten versucht. Beides vergeblich! Der Blick unserer Zeitgenossen ist getrübt; erst eine künftige Generation wird ein klareres, unparteilicheres Urtheil zu fällen vermögen. Um ein solches wenigstens anzubahnen, muß man neben dem ästhetischen auch den historischen Menschen sprechen lassen. Man muß versuchen, auf die Quellen, auf den Stoff und seine Elemente, so weit es anging, zurückzugreifen. Wunderbarer Weise vermisse ich fast in allen Kritiken und Analysen nähere Ausführungen in dieser Hinsicht, geschweige denn eingehende Untersuchungen. Man begnügte sich mit den allgemeinen Wendungen: der Stoff sei eine Märchenfabel, die an das uralte Melusinen-Motiv, verquickt mit dem alten Faust-Motiv, erinnere. Die Gestalten seien zum größeren Theile Wesen des alten deutschen Märchens: Rautendelein eine elbische Melusine, die alte Buschgroßmutter eine Norne oder eine Hulda, der Nickelmann ein Brunnenmix, der Waldschrat dagegen erinnere mehr an einen Satyr oder Faun der Hellenen; die Hauptperson, der Glockengießer, berge persönliche Züge des Dichters und faustische Elemente.

Es ist wahr, die Hauptfabel des Dramas entspricht in ihren großen Umrissen einem deutschen Märcheninhalt, der uns häufig genug begegnet. Ein irdisches Menschenkind, ein Jüngling oder Mann, wird von einem außermenschlichen Naturwesen des Wassers, der Luft oder der Erde geliebt und in dessen neue Welt entführt. Hier in dem unbekannten, fast erahnten Reich an der Seite der Geliebten wachsen wunderbare Kräfte der Seele empor, bis der Mensch, der begrenzte, irdische, wieder stärker in ihm erwacht und sein Verhängniß wird. Die neue Welt, der neue Geist, die Geliebte entfliehen, versinken, sobald die irdische Heimath, die Alltäglichkeit ihm wieder nahen und ihn erfassen. — Das ist das uralte Grundmotiv dieser deutschen Märchen: der Mensch, zu Höherem erkoren und bestimmt, kann eine Zeit lang dieser höheren Welt theilhaftig sein, bis ihn die irdischen Triebe und Schwächen wiederum verführen und dieses Glück verlieren lassen.

Die Ausgestaltung dieser Fabel, gewisse eingeflochtene Nebenzüge, eine Anzahl Ausdeutungen, die in der Versunkenen Glocke zu Tage traten, erinnerten mich lebhaft an ein anderes Märchendrama, das drei Jahre früher, 1893, bereits das Licht der Welt erblickt hatte, an Eugen von Jagow's „Ratibor" (Leipzig, Elischer Nachfolger).

Ich will den Leser kurz den Inhalt dieser „Bühnendichtung in 4 Theilen", die in zwar intellectuellerer, aber grandioserer Weise denselben Märchenstoff behandelt, vorführen.

Ratibor, der Held des Dramas, sucht die Menschheit aus den engen Fesseln ihrer socialen und geistigen Vorurtheile, in denen sie schmachtet, zu erlösen. Er ist Altruist, Kämpfer für die bedingungslose Gleichheit, für das Wohl aller Menschen, Kämpfer gegen die bornirten Vorurtheile der Stände, gegen die schmähliche Ausbeutung der Armen (Bergleute) durch das Capital und durch die Ungerechtigkeit der Gesetze. Sein Streben durch die That zu bekräftigen, hat er dem Adel, dem Officierstand entsagt und ist ein Bergmann mit den Andern geworden. Doch selbst bei der eignen Mutter findet er noch wenig Verständniß für seine hohen Ideale. Ein armes, verführtes junges Weib, Emma, erscheint mit ihrem kleinen Söhnchen vor ihrer Schwelle. Die altmoralische, strenge Mutter will sie von der Thüre weisen. Erst der Sohn bringt sie zur Duldung und Liebe. Emma, das zukunfthoffende, junge Weib, ist die Erste, die Ratibor wahrhaft versteht und ihn mit aller Macht des Weibes liebt; denn die eigenen Gefährten vereiteln seine weltbeglückenden Zukunftspläne. Er wird im Handgemenge mit den aufständischen Arbeitern in die Oeffnung eines Schachtes gedrängt und stürzt in die Tiefe, in die neue Welt, in das Reich Rübezahl's, das ihn von jetzt an mit seinem Zauber gefangen hält. Aus tiefer Ohnmacht erwacht er auf einem Ruhebette und findet Perchtha, Rübezahl's weise Tochter, der todten Kinder Behüterin, neben sich. Sie ist die Erste, die den beengten Menschen in eine ungeahnte, übermenschliche Erkenntniß der Welt und des Lebens einweiht, dann Rübezahl selbst. Aber auch Emma erscheint in dieser Unterwelt, ihres inzwischen verstorbenen Kindleins Seele von Rübezahl zurückzufordern. Vergebens! Das Einzige, welches der treuen Mutterliebe gestattet wird, ist: ihren todten Liebling im Kinderseelenheer zu erblicken. Er zieht vorüber, schwer tragend an der Last des Thränenkrügleins. Eine Warnung für die Mutter, ihren selbstischen Schmerz zu überwinden! Erstaunt über Emma's tiefe und echte Weiblichkeit wirbt Rübezahl, der König, um dieses irdische Menschenkind, das jedoch seine treue Neigung zu Ratibor bewahrt. Beide entdecken sich ihre Liebe, und als Emma vom überlisteten Rübezahl hört, daß ein Zauberbann auf Ratibor hafte, beschließt sie, den Geliebten durch ihren Opfertod zu retten. Der ahnungslose Ratibor muß für sie die todbringende schwarze Blume brechen. Sie nimmt sie und stirbt in seliger Liebe zu ihm, während er, in visionärem Entzücken die Zukunftswelt ahnend, in jahrtausendlangen Schlummer versinkt. Seine Bestimmung ist, alle Zeit derselbe bleibend, die Zukunft wie Vergangenheit zu erleben. So erwacht er nach langen, langen Jahren wieder zum irdischen Licht. Er sieht seine einstige Heimath; eine Frau mit den verjüngten Zügen seiner eigenen Mutter, und ihre Tochter Emma, ebenfalls mit den verjüngten Zügen der Geliebten Ratibor's, hausen dort. Sie kennen ihn nicht, den endlich Erwachten. Das Zukunftsreich der höchsten menschlichen Selbstlosigkeit ist angebrochen, Ratibor wird von der jubelnden Menge zum König gekrönt, doch trotz seiner hohen Ideale fühlt er sich noch von den Anschauungen seiner alten Welt umkettet. Er erkennt seine menschliche Ohnmacht, die Schwäche seines ehemaligen Heilandthums gegenüber der gewaltigen Menschheitsentwickelung, und im Anschauen der herrlichsten Erfüllung seiner kühnsten Hoffnungen stirbt er in dem jungen Sonnenreiche vollendeter Menschlichkeit. —

Die Haupthandlung ist also in beiden Märchendramen, in Ratibor wie in der Versunkenen Glocke ein und dieselbe: der Held ist ein strebender, vorwärtsdrängender Menschenerretter, im Ratibor eine mehr modern-sociale Natur, in der Glocke eine faustische Innennatur. Beide Helden werden von der sie umgebenden, geistig beengten Welt bedrängt: Ratibor von den Bergleuten, den krassen Egoisten, Heinrich von den Christen, den Naturentfremdeten. Beide werden in eine neue Welt entrückt: Ratibor dadurch, daß er in den Schacht, Heinrich, daß er in den Abgrund stürzt. Ratibor erwacht im neuen Reich vor Perchtha, der weisen Kindernorne, Heinrich vor der „Weißen" (Wittich), einer vielwissenden, zauberischen Alten. Diese zwei Frauen sind geheimnißvolle, übermenschliche Wesen, deren Weisthum sich theilweise den fremden Gästen entschleiert. Beide Helden werden in eine starke Liebe verstrickt: Ratibor entbrennt für Emma, das menschliche, durch seinen Adel übermenschliche Weib, Heinrich für Rautendelein die übermenschliche, durch ihre Liebe menschliche Elbin. Rautendelein sieht den Geliebten in einer ersten flüchtigen Begegnung und folgt ihm in erwachender Liebe in die irdisch, Welt, aus der sie ihn in ihre Welt entführt. Emma folgt ebenfalls, von einer dunklen Macht getrieben, dem Geliebten, den sie in erster flüchtiger Begegnung lieben lernte: sie will ihr todtes Kind in Perchtha's Reich suchen und findet Ratibor daselbst. Rautendelein wie Emma lieben die irdischen Männer, die Helden, sie schlagen die Werbung der Ueberirdischen aus, um Emma wirbt Rübezahl, um Rautendelein Nickelmann. Doch Ratibor wie Heinrich langweilen sich auf die Dauer in dem menschentfernten fremden Reich. Beide sind in dieses gebannt: Ratibor durch Rübezahl, Heinrich durch Rautendelein. Beide haben den Wunsch, in die Menschenwelt zurückzukehren; es kostet aber beiden die Selbstopferung der Geliebten: Emma opfert ihr Leben, Rautendelein ihrer Seele Leben, ihre Liebe. Heinrich wie Ratibor erscheinen nach diesem Verlust der Geliebten verwandelt, umgestaltet für die irdische Welt. Sie sehnen sich nach ihrer Liebe zurück, doch die ist ihnen fremd für immer. Rautendelein kennt den zu ihr geirrten Heinrich nicht mehr, Ratibor wird eben so wenig von der wiedererstandenen Emma erkannt. Heinrich trinkt die drei Becher Weins und stirbt im Kuß der Geliebten, von goldigen Zukunftsträumen umgaukelt, Ratibor sinkt während der drei Hammerschläge Rübezahl's in Umarmung der Geliebten in den vieltausendjährigen Zauberschlaf, auch er erblickt in seligen Visionen die neue Welt.

Andere, nebensächlichere Züge tauchen ebenfalls in den beiden geistig sich verwandten Dramen auf. In Beiden spielt das Thränenkrüglein der deutschen Sage eine Rolle, in welches die Mütter: Magda, Heinrich's Weib und Emma, Ratibor's Geliebte, ihre Thränen sammeln. In allegorischer Weise drehen sich beide Stücke um das Versunkene, Ratibor um die versunkene Stadt (Spiegelbild der socialen Vergangenheit), Hauptmann's Drama um die versunkene Glocke (Spiegelbild der individuellen Vergangenheit). Die Zwergwelt Rübezahl's und die Elben, Alraunen der Versunkenen Glocke treten in feindlichem Gegensatz zu der irdischen Menschheit auf, die Beiden abgeirrt von der Natur erscheint. Ratibor geräth mit dem Director der Bergwerke, dem Vertreter der landläufigen socialen Anschauungen in Streit, wie Heinrich mit dem Pfarrer, der einen correspondirenden Standpunkt vertritt.

Ich glaube genugsam dargethan zu haben, daß ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden Dichtungen vorhanden ist. Da der „Ratibor" das ältere Stück ist, muß es der Dichter der Versunkenen Glocke gekannt haben. Freilich hat er in seiner Weise die oft wiederkehrende Märchenfabel verwendet, aber dennoch sind ihm zahlreiche Reminiscenzen an jenes ältere Drama durchgeschlüpft. Vergleichen wir die beiden Märchenstücke mit einander, so wird sich Folgendes ergeben: Ratibor ist eine gedankliche Dichtung, sie ist in großen socialen Perspectiven gehalten, in Ton und Re-

flexion an Goethe's zweiten Theil von Faust erinnernd; die Versunkene Glocke ist lyrischer, es ist ein individuelles Drama, das an Goethe's ersten Theil des Faust gemahnen möchte, Heinrich trägt ebenso deutliche Züge von Faust wie Rautendelein von Gretchen. Beide Dramen entfernen sich gleich weit von der harmlosen Märchendichtung. Jagow's Absicht ist die, im Gewande des Märchens das Schicksal der Menschheit und ihres „Erretters" zu offenbaren. Er schaltet mit dem Märchenstoff nach freiem Belieben, dies tritt noch deutlicher in dem zweiten Theile der Trilogie „Prometheus" hervor. Hauptmann dagegen hüllt in das Märchenkleid ein Bild seiner persönlichen Entwickelung, eine Offenbarung des Individuums und nicht der Menschheit als solcher, und darum wird das Drama nicht über eine bestimmte Höhe hinausgelangen können. Jagow's Trilogie erstrebt ein gewaltiges Ziel, den Triumph des Altruismus als die höchste Stufe der Menschheit, sie muß sich nothgedrungen über das Märchenhafte erheben, sie wächst über sich selbst empor. Hier finden wir Goethe's feine symbolische Dichtung weiter entwickelt, hier treffen wir auf unsere gesammte moderne Welt, aber das Ewige offenbart sich aus allem Zeitlichen. Hauptmann will auch modern im besseren Sinne des Wortes sein, er bleibt aber am Zeitlichen, nicht am Ewigen haften, er macht Concessionen an den Zeitgeschmack und Anleihen von der Mode. So offenbart sich sein Märchen als ein Märchen für unseren unreinen, abgestumpften Geschmack. Es macht den Eindruck des Auempfundenen, wohl Construirten und Reflectirten, weil unsere raffinirte Zeit die ungeeignetste für ein naives Märchen ist. Hauptmann bleibt so zwischen Lyrik und Reflexion stecken, die Dichtung ist nicht einheitlich in der Erfindung und Gestaltung und spaltet so unsere Empfindung. Ihre Gestalten nähern sich nur theilweise den echten Märchenwesen, der faunische Waldschrat ist eine kühle Abstraction, die Personification der ungebundenen Sinnenlust; die bärtige Urgroßmutter ist sicher nicht nach Frau Holle gerathen! Und wie soll man einheitlich empfinden, wenn man sich in's Mittelalter, zwischen christliche Askese und derbe heidnische Lebensfreude, zwischen Hexenwahn und Priesterschutz, dann wieder in die moderne Zeit, zwischen Uebermenschenthum und Gewissensengheit, oder in die alte Heidenzeit unter die guten und bösen Götter, unter Locki, Thor, Freya, Baldur zurückversetzt wähnt? Jagow's Märchendichtung zeugt von einem geläuterten Geschmacke. Auch er benutzt genug märchenhafte Motive und Scenen, aber nie in der Anmaßung, ein wahrhaftes Märchenstück schreiben zu wollen, nein, über Allem schwebt der edle Mensch der Jetztzeit, der moderne, strebende Ringer und Kämpfer, der nach dem höchsten Ziele, nach der Vollendung der Menschheit, nach dem Sieg des Altruismus ringt. Alle Gestalten sind hierauf gestimmt, Rübezahl wie Perchtha, Zwerge wie Bergarbeiter, Ratibor wie Emma. Ein großer einheitlicher Zug von Welt- und Menschheitserlösung, wie sie den Besten unserer Zeit erscheint, weht durch das Drama von der ersten bis zur letzten Zeile.

---

## Pierre Loti als Pilger.

Von Paul Remer.

Das Gedächtniß ist ein Grab, in dem die lebendigen Eindrücke mumisicirt liegen, starr und todt. Man könnte es auch mit einem Herbarium vergleichen, das nur trockene Blumen birgt. Die Erinnerung dagegen ist der lebendige Mutterleib, der die Eindrücke als Keime empfängt und sie in sich reift und weiterentwickelt zu einer Wiedergeburt in der Poesie. Das wiedergeborene Bild entspricht nicht ganz der Wirklichkeit; es ist über ihr, denn es ist harmonisch. Möglichst viel Erinnerung und möglichst wenig Gedächtniß — das macht den Dichter aus.

Der Dichter Loti schöpft überall aus der Erinnerung, er hat so gut wie gar kein Gedächtniß. Die objective Wirklichkeit der Welt, die allein das Gedächtniß aufnimmt, ist ihm fast völlig fremd und gleichgiltig. Er empfängt Alles in seiner Erinnerung, das heißt in seiner Persönlichkeit. Es ist immer der gleiche innere Vorgang: aus dem bunten Wirrwarr der Eindrücke tritt eine Farbe oder ein Klang, ein Gefühl oder eine Stimmung als beherrschender Mittelpunkt hervor, und um ihn gruppirt sich, gliedert sich das wogende Chaos zur lichtvollen harmonischen Welt. So gebiert bei Loti wie vielleicht bei jedem Dichter die schöpferische Erinnerung das lebendige Kunstwerk, das nach Goethe's Ausspruch „wahr, aber nicht wirklich" ist.

Loti hat auf seinen vielen Fahrten als Schiffsofficier nach und nach fast die ganze Welt gesehen und in sich aufgenommen. Seine Schöpfungen sind die verklärte Erinnerung an seine Reiseeindrücke und Reiseerlebnisse. Jeder Kleinkram der unmittelbaren Wirklichkeit verschwindet in seinen Schilderungen, da er aus einer gewissen Entfernung, von der Höhe der dichterischen Erinnerung, auf die Welt herniedersieht. Und er giebt uns eine Welt, in deren Mittelpunkt Loti steht, der Schöpfer in seiner Schöpfung. Immer und überall bekennt der Dichter sich selbst: eine weiche, träumerische, lyrische Persönlichkeit, wie sie in der mehr objectiv-realistischen Literatur der Franzosen ohne Vorbild dasteht.

Wenn heute ein Franzose, so war jedenfalls Loti als Erster berufen, eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande, nach Jerusalem zu unternehmen und seine Eindrücke uns mitzutheilen. Mit Sicherheit durften wir von ihm erwarten, daß er uns keine bloß äußerliche Reiseschilderung geben würde, daß er vielmehr seine Fahrt nach der Heimath des Christenthumes tiefinnerlich, in seiner Erinnerung erleben würde. Er, der ewig unterwegs ist, reist doch weit weniger in der äußeren Welt als in sich selbst — in der Welt seiner Seele. So banal heute schon eine Orientreise ist, bei Loti wird sie zu einem seelischen Erlebniß: sie ist die Pilgerfahrt eines modernen Menschen nach dem verlorenen Paradies seines Kinderglaubens.

Loti hat die Eindrücke seiner Jerusalemfahrt in drei Büchern niedergelegt: „Le Désert", „Jérusalem" und „La Galilée" (Paris, Calmann Lévy éditeur)*). In dem ersten Bande schildert der Dichter seinen Zug durch die Wüste, für den er den gleichen Weg wählt wie einst die Kinder Israel, als sie aus Aegypten zum gelobten Lande heimkehrten. Er will so die alte biblische Geschichte wiedererleben; aber die Vergangenheit ist für ihn todt — die Wüste bleibt leer. Angesichts des Sinai-Berges bricht er in die Worte aus: „Hélas! comme elle est silencieuse, sinistre et froide, cette apparition de la montagne très sainte, dont le nom seul, à distance, flamboyait encore pour nous. Les temps sont trop lointains sans doute, trop révolus à jamais, où l'Eternel y descendit dans des nuées de feu, au son terrible des cors. Fini, tout cela! elle est vide à présent, comme le ciel et comme nos modernes âmes".

Loti's Himmel bleibt leer von Gott wie seine Seele, der Weg ist weit bis zum Glauben des Kindes. Mit einer herben Enttäuschung beginnt die Pilgerfahrt des Dichters: er sucht den Gott seiner Jugend, und er findet die leere Wüste, draußen und drinnen. Das ist der tiefere symbolische Inhalt, der sich, vielleicht ohne die bewußte Absicht des Dichters, aus dem ersten Theil ergiebt. Loti schildert die grauenhafte Oede der Wüste, und er schildert damit die todte Leere der eigenen Seele, in welcher der langversiegte Glaubens-

*) Die beiden ersten Bände „Die Wüste" und „Jerusalem" sind in einer lesbaren deutschen Uebersetzung von E. Philiparie bei Schuster und Loeffler in Berlin erschienen; die Herausgabe des dritten Bandes „Galiläa" wird vom Verlage vorbereitet.

quell nicht wieder aufspringen will. Ein weiter Horizont umspannt die ungeheure Weite, der weite Horizont des Wissens, der die Unendlichkeit der Welt in sich einschließt. Eine große leuchtende Sonne steht am Himmel, die große Sonne der Vernunft, die nirgendwo einen Schatten oder eine Wolke duldet. Nichts als Sonne und Sand, Sand und Sonne, und auf dem Rücken des Kameels thront der selbstherrliche Verstand, der Gott und allen Glauben aus der Welt hinausgedacht hat.

Aber das Herz des Menschen sehnt sich in der glänzenden Weite nach einem Fleckchen Grün, nach einem Tropfen Wasser, nach dem Schatten einer Wolke. Es ist eine todte Klarheit — le soleil est morne, morne; c'est comme un grand éblouissement triste qui tomberait du ciel." Dem Dichter fehlt der Moses-Stab, der aus todtem Gestein den lebendigen Quell erweckt; ihm fehlt die Kraft des Glaubens. Es ist eine traurige schwermüthige Reise durch die Wüste der gottlosen Seele. Mit gleichförmiger Langeweile reiht sich Tag an Tag, immer die gleiche grausame Helle durchleuchtet die Weite, am Wege liegen weiße Skelette, von der Sonne gebleicht. Das letzte Empfindungsleben, das sich noch zitternd in der Oede regt, ist die Hoffnung auf Jerusalem, die Sehnsucht nach dem gelobten Lande. Doch wir fühlen, auch dort erwartet den Pilger die Enttäuschung: er wird den Weg zu Gott nicht wiederfinden, die Spur ist vom Wüstensand verweht. Eine einzige große Natur- und Seelenstimmung, ein banges Klagelied von der Oede des Todes und der Gottverlassenheit — das ist Loti's Schilderung der Wüste.

„Mon pèlerinage sans foi", so nennt der Dichter seine Reise im Eingang des zweiten Bandes „Jérusalem". An einem Ostermontag kommt der Pilger ohne Glauben im gelobten Lande an. Den ersten tieferen Eindruck empfängt er von Bethlehem — von dem Bethlehem in der Ferne. Auf dem Gipfel eines Berges, der am Horizonte auftaucht, zeigt der arabische Führer eine kleine graue Stadt, unbestimmt und verschwommen in den Umrissen wie eine Stadt des Traumes. Der Name „Bethlehem" fällt wie ein Zauberwort in die dürre Oede der Seele, und nun brechen plötzlich mit Macht langverhaltene Gefühlsquellen hervor. Gleich einem unerreichbaren himmlischen Heiligthum erscheint die ferne Stadt auf der Höhe — heiße schmerzliche Thränen steigen dem Pilger in die Augen. „Bien inattendues, ces larmes, mais souveraines et sans résistance possible; infiniment désolées, mais si douces: dernière prière, qui n'est plus exprimable, dernière adoration de souvenir, aux pieds du Consolateur perdu . . ."

Aber der erste Eindruck aus trügerischer Ferne vermag vor der nahen Wirklichkeit nicht Stand zu halten. Der Geburtsort Jesu ist eine schmutzige türkische Stadt, die moderne Reisende, mit dem Bädeker in der Hand, durchstreifen. Hier und da steht ein europäisches Hôtel, oder in großen Schaufenstern liegen Heiligenbilder und Rosenkränze „zu billigen Preisen" aus. Auf der Stätte, wo einst das Christkindlein in der Krippe lag, erhebt sich eine Kirche, die heilige „Kirche der Geburt". Aber auch hier in dem frommen Halbdunkel leuchtet der rothe Bädeker in den Händen der Besucher, und ein schmutziger Mönch leiert mit eintöniger Stimme seine Erklärungen herunter. „Hier wurde Jesu geboren, hier wurde das Kind in die Krippe gelegt, hier saßen die heiligen drei Könige aus Morgenland, hier standen der Esel und der Ochse . . ." Und den Pilger Loti ergreift die bittere Reue, daß er gekommen ist, daß er seine Sehnsucht hat verwirklichen wollen. O, warum ist er nicht umgekehrt, auf der Stelle in die Wüste zurückgeflohen, als er aus der Ferne die heilige Stadt aufsteigen sah, so geheimnißvoll wie ein Wunder? Der Stern „Bethlehem", der in so reiner sicherer Höhe strahlte, nun ist er für immer in den Schmutz der Erde gefallen — die Wirklichkeit ist das Grab aller Sehnsucht!

Zwischen Sehnsucht und Enttäuschung irrlichtert die glaubenslose Pilgerfahrt Loti's hin und her. Als eine neue Hoffnung steigt nach Bethlehem die heilige Stadt Jerusalem vor ihm auf, um ihn noch grausamer und schmerzlicher zu enttäuschen. Auch am Grabe des Erlösers findet er nicht den kindlichen Glauben, der da blind ist für die Welt und verzückten Auges allein das himmlische Vaterland sieht. Auf Schritt und Tritt stößt sich sein Blick an jeder kleinen Aeußerlichkeit der wirklichen Welt, auf Schritt und Tritt verletzt und verstimmt ihn der banale Alltag, der die heiligen Stätten entweiht. Und er gelangt nicht zu jener vernunftlosen Hingabe an die Empfindung, in der er vielleicht, wenn auch nur für einen Augenblick, Gott und das Gebet des Kindes wiedergefunden hätte. Immer wieder versucht seine Seele den Aufflug, und immer wieder sinkt sie mit blutenden Flügeln auf die Erde zurück. Nicht die weiße Blume der Erlösung blüht für den Pilger ohne Glauben am Grabe Christi — aber die rothe Schmerzensrose hält er in zitternder Hand. Der ganze Jammer der Menschheit überkommt ihn an den Stätten, wo der Heiland für die Welt kämpfte und blutete.

Die Passionsgeschichte mit Blut und Thränen wird vor dem Dichter lebendig. Er sieht sie in der grauen Beleuchtung des Alltags, ohne den Nimbus, mit dem die Jahrhunderte sie umgeben haben, verkleinert wie alle Dinge, zur Stunde der Ausführung gesehen. Er sieht den kleinen Zug der Verurtheilten an sich vorüberziehen, wie sie auf dem alten rothen Pflaster ihr Kreuz mit sich schleppen. Es ist noch früh am Morgen irgend eines wolkigen Frühlingstages von Judäa. Ein johlender Pöbelhaufen begleitet den traurigen Zug, während furchtsam und von Weitem einige Jünger und Frauen folgen, die die Unruhe während der ganzen Nacht wachgehalten hat. — Und jetzt ist es nach der Kreuzigung. Die Menge hat sich zerstreut, es ist still geworden. Das Kreuz streckt unter der düster gewordenen Mittagssonne die beiden großen Arme aus, überragt Jerusalems Mauern und ist sichtbar im Innern der Stadt. Auf den Terrassen kauern still weinende Frauen und schauen mit entsetzten Augen zu dem Kreuze auf. O, wie menschlich sind diese Thränen um Jesu! Seine Mutter, seine Brüder, seine Freunde und Freundinnen beweinen ihn, weil sie ihn mit menschlicher Liebe liebten, mit der bangen Zärtlichkeit dieser Welt. — Endlich das letzte Bild, der Abend des entsetzlichen Tages. Die Dinge nehmen wieder ihren alten Lauf, unglaubliche Ruhe wie nach einer gewöhnlichen Hinrichtung. Die jüdische Bevölkerung kehrt zu ihrem Handel und zu ihren Festen zurück. Sie bereitet das Osterfest vor, gleichmüthig ahnungslos, daß ihre Nachkommen die Schmach und die Schuld von Jahrhundert zu Jahrhundert mit sich schleppen werden . . .

Mit irdischen Augen sieht der Pilger ohne Glauben den Heiland der Welt. Und er sieht nur den leidenden Menschen mit der Dornenkrone, nicht den gottgesandten Erlöser mit dem Heiligenschein. Auch in Jerusalem bleibt seine Seele leer von Gott, hoffnungslos leer. Aber trotz aller Enttäuschung wagt seine Sehnsucht noch einen letzten Aufflug, um wieder zurückzusinken, kraftlos, mit unheilbar gebrochenen Flügeln. Das ist die Nacht im Garten von Gethsemane, sein Besuch der Stätte, wo einst Christus mit sich selbst gekämpft und sich durchgerungen hat zu jener großen selbstlosen Liebe, die alle Menschen ohne Unterschied umfaßt und sich freudig für sie opfert. Seit vielen Jahren hat er den Traum gehegt, dort eine einsame Nacht in Andacht, vielleicht im Gebet zu verbringen. Eine letzte unbestimmte kindische Hoffnung war in ihm, daß er dort das Wunder der Kindwerdung erleben und den Gott seiner Jugend wiederfinden würde. Bis zum letzten Tage hat er seinen Besuch in Gethsemane hinausgeschoben, in der dunklen Furcht, daß er auch dort nur Tod und Leere finden wird. Voller Verzweiflung klammert er sich an seine letzte Hoffnung wie ein Ertrinkender und will sie nicht preisgeben,

nicht erproben an der Wirklichkeit, ehe es nicht sein muß. Erst am Vorabend der beabsichtigten Abreise von Jerusalem entschließt er sich zum Gange nach Gethsemane.

Es ist eine wunderbar klare Mondscheinnacht, als der Pilger ohne Glauben zu Gethsemane hinaufsteigt. Wie ein stilles weißes Geisterland breitet sich die Welt vor ihm, unter dem Mitternachtmonde erstarrt. In seinem Innern ist Alles ruhig; er fühlt, wie sein Herz sich in Selbstsucht verhärtet, langsam zu Eis erstarrt vor der herannahenden letzten Enttäuschung. Und nun hat er Gethsemane erreicht, an einem Oelbaum wirft er sich auf die Erde nieder. Oede Leere in seiner aufmerksamen ängstlichen Seele, nichts als das unbestimmte Grauen vor der schweigsamen weißen Mondscheinwelt. Kein besonderes Gefühl löst sich aus der Umgebung und füllt seine Seele; es ist ein beliebiger Ort wie andere mehr auf Erden. Er wartet und wartet, die müde Stirn an den Oelbaum gestützt; aber Nichts kommt. Nichts! Niemand sieht ihn, Niemand hört ihn, Niemand antwortet ihm! Er wartet — die Minuten vergehen — die letzten wirren Hoffnungen brechen zusammen — er stürzt in das Nichts ... Mit barscher, fast böser Stimme ruft er seinem Begleiter, einem türkischen Janitscharen, der am Eingang des Gartens wacht: „Komm, es ist vorbei! laß uns heimkehren!" — Diese Nacht auf Gethsemane haben wir Alle erlebt und erleben sie immer wieder, die wir auch gottlos geworden sind und doch auf dem Grunde unserer Seelen ein krankes Heimweh nach dem Glauben unserer Kindheit bewahren! ...

Die Nacht auf Gethsemane ist der Höhepunkt und zugleich das eigentliche Ende der Pilgerfahrt Loti's. Er verläßt Jerusalem und macht noch eine Reise durch Galiläa, deren Eindrücke er in dem dritten Bande „La Galilée" schildert. Aber das ist keine Pilgerfahrt mehr; seine müde Seele hat alle Hoffnung auf Gott aufgegeben. Hier und da taucht noch der Schatten Christi auf, so in Nazareth und am See Genezareth, den der Dichter die „Wiege der Welt, des Christenthums" nennt. Doch es ist nur ein flüchtiger Schatten, und die Hände greifen in's Leere, wenn sie ihn fassen und halten wollen. Im Wesentlichen beschränkt sich Loti auf die Schilderung der Natur, des Landes und der Menschen, und seinen Schilderungen fehlt hier vielfach die Seele, das innere Leben. Er ist müde geworden und schreibt nur aus Pflicht, um sein Werk zu beenden, nicht weil er noch etwas zu sagen hat. Er schließt mit den Worten: „En nous s'est affirmé d'une façon plus dominante le sentiment que tout chancelle comme jamais, que, les dieux brisés, le Christ parti, rien n'eclairera notre abîme ... Et nous entrevoyons bien les lugubres avenirs, les âges noirs qui vont commencer après la mort des grands rêves célestes, les démocraties tyranniques et effroyables, où les désolés ne sauront même plus ce que c'était la Prière ..."

Loti entläßt uns ohne Trost und ohne Hoffnung. Er hat Gott verloren, und er weiß keinen Ersatz. Die Cultur unseres Jahrhunderts verachtet und haßt er als die Zerstörerin seines Glaubens (die am Schluß angehängte Skizze „La Mosquée verte" ist hierfür besonders charakteristisch). Seine Dichtung ist die Klage eines Kindes, das sich von Hause verirrt hat in Nacht und Dunkel. Anstatt dem neuen Tage entgegenzugehen, welcher in der Nacht schlummert und dereinst aufsteigen wird, jammert er nach dem Wege, der ihn zurückführt. Er hat nur Thränen und immer wieder Thränen. Zur ganzen Größe als Dichter und Mensch fehlt ihm vor allem Eins: der Humor, das göttlich milde Lächeln über Welt und Menschen, in dem alle Gegensätze zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit, zwischen Himmel und Erde sich versöhnen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Ehefeind.

Von Charlotte v. Schöler.

Der Zug aus dem Süden brauste in den Bahnhof Friedrichstraße Berlin ein; es war ein schöner Julimorgen. Die Sonne lachte nur so vom Himmel und die Reisenden lachten mit, obwohl es ein heißer Tag zu werden versprach und die guten Leute eng genug saßen.

Ich lachte zunächst nicht mit, denn erstens trat ich die Reise ungern an und zweitens haßte ich diese „Harmonikazüge"; sie haben nichts mit Harmonie, nichts mit Musik überhaupt zu thun — sie sind eine schreiende, rollende, fauchende „ungelöste Dissonanz", sie erinnern mich in mancher Beziehung an die Institution der Ehe.

„Schreibe bald — hoffentlich hast Du angenehme Reisegefährten" — flüsterte meine Schwester mir zu; diese reizende Frau, die sich nicht vorstellen kann, daß der Mensch eine Reise von wenigen Stunden zurückzulegen vermag, ohne mit einem Mitmenschen Bemerkungen über Wind, Wetter und Weg auszutauschen.

Frauen scheinen im Allgemeinen noch mehr von dem Herden-Instinkt beeinflußt zu werden, als der Mann. Ich bin keine Herden-Natur und das Gesetz der Nächstenliebe hat noch immer nicht genügt, meine Abneigung vor Reisebekanntschaften zu überwinden. Sie sind für mich von vornherein auch „Dissonanzen", nur mit dem Vortheil, daß sie sich nicht bald ablösen. — Was nutzt es aber, einer Frau mit solchen Erwägungen zu kommen; sie wird lachen und in ihrem Kurs weiter segeln.

Ich begnügte mich daher, meiner hübschen, kleinen Schwester, die Hand zu schütteln und ihr einen Kuß für „Heinz" mitzugeben — Heinz, dieses Prachtkerlchen von vier Jahren, mein Neffe, der mir wie aus den Augen geschnitten ist. Schwester Lydia behauptet, es sei recht gut, daß ich ein Ehefeind sei, denn nach der Verwöhnung zu schließen, die ich ihrem Jungen zu Theil werden ließe, würde ich einen sehr schwachen Papa abgeben. — Kurzsichtig geurtheilt, so recht wie Weiber es machen! — Es ist doch wahrhaftig ein Unterschied, ob ich meinen Neffen, für den ich keinerlei Verantwortung habe, etwas verwöhne, oder ob ich mein eigen Fleisch und Blut — ah, bah! überflüssige Betrachtungen! —

Nachdem ich den Zug erstiegen hatte, spähte ich zunächst, mit wachsendem Grimme, umsonst nach meinem Platz. Ich kann alles Numerirte nicht leiden und was sollen diese numerirten Plätze für einen Menschen, der sich noch immer Platz zu schaffen verstand! — Ich durchquerte den Wagen verschiedene Male, wobei ich mir und Anderen lebensgefährlich wurde, durch die Art, wie ich mit Stock und Schirm umherfocht — endlich traf ich ein Wesen, das ich für ein Kind hielt. Kinder haben nun mal einen Stein im Brett bei mir: „Du Kleine, lies mir die Nummer hier vor, ich sehe schlecht" — bat ich das zierliche blondlockige Ding. — Sie lachte hell auf und that, was ich verlangt hatte. Es war wirklich mein — „Abtheil" — läppisch dieses Cokettiren heute zutage mit einer gewissen faden Deutschthümelei — ich hatte also mein Coupee und war daheim! Nachdem ich nun noch über die Füße verschiedener Mitreisenden gestolpert war und einen heftigen Strauß mit meiner Nachbarin ausgefochten hatte, weil sie mir mein Anrecht am Gepäcknetz durchaus nicht zugestehen wollte, saß ich endlich auf meinem Eckplatz, Nummer fünfzehn. — Das bischen Handgepäck, was die Leute mit sich schleppen und die edle Dreistigkeit, mit der sie Anderen damit lästig werden, — das wäre auch noch so ein Capitel für den Menschenfreund! Ich hatte nur einen Stock und einen Schirm unterzubringen, aber gerade diese Bescheidenheit schien die wortlose Wuth der Anderen hervorzurufen; ich empfand diese Wuth — sie lag in der Luft und das hob meine Laune bedeutend. Es macht mir immer Freude, zu beobachten, wie mein Urtheil über die Menschheit im Allgemeinen so richtig ist.

Ich werfe jetzt einen heiter-prüfenden Rundblick über meine Umgebung: ein jüdisches Ehepaar mit einem Knaben von zwei Jahren, eine stattliche Frau aus Königsberg mit einer erwachsenen Tochter und — meine kleine Blonde! Ja, sie war es, aber sie schien mir — zwar von auffallend zierlichem Wuchs — doch eine völlig erwachsene Person zu sein; und ich hatte sie mit „Du Kleine" angesprochen! — Manchmal geschehen mir unglaubliche Dinge — das kommt von den schlechten Augen und Brillen trage ich nicht; ich finde doch keine die mir paßt.

Der jungen Dame Blick und der meine begegneten sich, sie lächelte etwas ironisch; ich verneige mich und ziehe ehrfurchtsvoll den Hut — sie dankt artig, sie hat die Abbitte verstanden. Die Reisegenossen haben uns beobachtet, sie sehen fragend, interessirt aus, sie haben den grundlosen Zorn über ebenso grundloser Neugier vergessen. Meine Blonde lächelt — sie hat eine ansteckende Art zu lächeln — ich lächle unwillkürlich mit; ich bin überzeugt, daß wir in diesem Moment ein und denselben Gedanken hatten. Behaglich angeregt, sehe ich zum Fenster hinaus; das Gefühl der Sympathie ist so selten und deßhalb so köstlich. Ich wärme mich an diesem Gefühl, das plötzlich — ungerufen, unerwartet — in mir aufsteigt und sie empfindet dasselbe; ich weiß es, ohne daß ich sie ansehe. Wie räthselhaft, wie merkwürdig — woher kommt dergleichen?

Man lebt, man wird älter, man hat viele Menschen kennen gelernt, man hat noch viel mehr Menschen an sich vorüber laufen sehen; Manchen

war man gut, Manche hat man bewundert — für Manche hat man sogar eine vorübergehende Leidenschaft empfunden, aber dieses warme Behagen des Herzens vermochte einem Niemand einzuflößen. Plötzlich kommt da etwas Wildfremdes — man sieht sich kaum und das Behagen strömt wohlthuend durch alle Nerven. Man fühlt, daß man jünger wird, daß man besser wird — was ist das? Himmel, im Leben habe ich Aehnliches empfunden, es ist lange her. Ich war ein Knabe — eines Abends schickte mich meine Mutter in den Buchladen nebenan, es war um die Weihnachtszeit, der Schnee lag hoch in den Straßen der kleinen Stadt. Geheimnißvoll sahen mich die bekannten Häuser in ihren weißen Kapuzen an — die Thürmchen am Rathhaus, der große Brunnen, Alles schien mir etwas besonderes zurufen zu wollen — Heinz? — ja, sie fragen: wo ist Heinz, der sonst immer an deiner Hand ging? — Eine entsetzliche Wehmuth legt sich mir auf's Herz — mein kleiner, guter Heinz! mein Verehrer und Freund, mein jüngerer Bruder ist todt — er starb vor einem Jahr um diese Zeit. Ich fühle mich von Kummer und nun erwachter Sehnsucht ganz schwach und so trete ich in den Laden. Hinter dem Ladentisch sitzt eine ältere Dame, eine Frau, die ich nur selten hier gesehen habe, die Mutter des Besitzers. Sie greift nach dem Zettel in meiner Hand, auf den meine Mutter das gewünschte Buch notirte; unsere Augen treffen sich — wunderbar! ich vergesse das nie! Aus den Augen der Frau traf's mich, so gut, so liebreich und köstlich — wir wechselten kein Wort und doch war's mir, wie einem frommen Kirchgänger sein mag, den eine Predigt so recht herzlich erwärmt und beruhigt hat. Ich habe auch später mit der Dame nie ein Wort gewechselt, aber wenn wir uns sahen, nickten wir uns zu, wie zwei heimlich Verbündete.

In derselben Weise fühle ich mich jetzt mit der kleinen Blonden heimlich verbündet; wir bilden zusammen eine Welt in der Welt. Ich wiege mich auf meinem Polster — die Harmonika sauft immer weiter in den Osten hinein, die Landschaft wird immer öder, die Mitreisenden plappern fades Zeug — meine Blonde sieht still vor sich nieder. In dieser Ruhe ist sie — streng genommen — keine Schönheit und dennoch fesselt sie den Blick. Ich möchte sie sprechen hören, sprechen sehen, aber wir sitzen durch die Breite des Wagens getrennt, eine Unterhaltung ist unmöglich.

Wohin mag sie fahren? — Während ich mich in dieser Weise mit meiner Freundin beschäftige, haben die übrigen Herrschaften beschlossen zum so und so vielten Mal an diesem Tage zu frühstücken. Die meisten besser gestellten Menschen essen zum Vergnügen, besonders wenn sie auf Reisen sind. Der Kellner stürzt alle fünf Minuten über unsere Füße; bald bringt er etwas Trinkbares, bald etwas für die Kauwerkzeuge. — Die jungen Eltern, mir gegenüber, — „heben die Hände zum lecker bereiteten Mahle" — wobei sie, der Stimme der Natur folgend, nicht versäumen ihr Knäblein zu atzen.

Nein, was vermochte dieser kleine Liebling Jehova's, nicht alles zu vertilgen! was verschwand in diesem einen kleinen Rachen, der, unersättlich, sich immer wieder aufthat und immer wieder gefüllt wurde. — Ei, Schinken, Wurst, Brod, Milch, Bier, Chocolade — dazu hielt des Kindes Vater eine gediegene Rede; an die Mutter aus Königsberg: „nur keine Uebersütterung, meine Gnädige! Kinder müssen einfach gehalten werden!"

Mein Mund stand offen, meine Augen blickten rund — ich hatte nachher eine dunkle Empfindung von dieser geistlosen Haltung eines selbstvergessenen Zuschauers — als mir unvermuthet ein Glas voll Bier über die Knie geschüttet wurde. Das Kind hatte es umgeworfen — jähes Schweigen der Ueberraschung! — Endlich stammelt der Vater einige Worte der Entschuldigung, ich versuche die Feuchtigkeit mit meinem Taschentuch zu beseitigen, die Königsbergerin zieht eine hämische Grimasse — meine Blonde lächelte mitleidig-humoristisch. Sie hat wirklich eine hinreißende Gewalt in ihrem Lächeln; ich lächle wieder mit, bin besänftigt und versenke mich auf's Neue in angenehmes Nachdenken. Erst eine lebhaftere Bewegung um mich her und entzückte Ausrufe der Mutter aus Königsberg, veranlassen mich, aufzusehen. Das übersättigte Knäblein war entkleidet worden, der Vater hüllte es eben in einen langen Nachthittel und reichte dann das Kleinod noch einmal herum, zu allseitiger Bewunderung, ehe er es zum wohlverdienten Schlaf neben sich bettete. — Das ging mir zu weit. Mein Eigenheim, mein Abscheu vor dem Hordenwesen, kam über mich — sollte ich die Reise nach Polen in einer Kinderstube machen? Im nächsten Moment war ich über alle Hindernisse, über Handgepäck und Menschensüße, fortgestiegen und stand draußen — da blieb ich stehen, hartnäckig und sah mich nicht um, obwohl ich's gern gethan hätte. —

„Station Kreuz!" — hier mußte ich umsteigen, der Zug hielt nur wenige Minuten — hurtig hinaus! Kaum, daß ich draußen stand, so sauste das Scheusal von Harmonika auf und davon. — „Glückliche Reise!" — rief mir Jemand liebevoll aus einem Fenster zu, es war der Vater mit dem Kinde; hinter ihm lachte die Königsbergerin — meine Blonde war nicht dabei. Mit einem Gefühl von Reue blickte ich dem Zug nach, entriß er mir doch meine kleine Blonde auf ewig und ich hatte ihr in meinem Aerger nicht einmal einen Abschiedsgruß gespendet — was mußte sie von mir denken!

„Posen — einsteigen!" — dieses Donnerwort riß mich empor, spornstreichs rannte ich auf den Zug nach Posen los; er war wirklich schon in Bewegung. Der Schaffner schleuderte mich in's erste beste Coupee und als ich mich recht besonnen hatte, fand ich mich halb und halb auf dem Schooß einer sehr eleganten jungen Frau wieder — sie sah mich mit eisiger Verachtung an.

„Bitte tausend Mal um Entschuldigung, meine Gnädige!" — ich drückte mich, seitab von der Schönen, in den fernsten Winkel. Die Dame rückt sich, ausathmend, zurecht und sieht immer noch sehr ärgerlich aus; sie ist wirklich sehr schön, aber nicht mein Geschmack. Sie knisterte in Seide und Sammet, Wohlgerüche regneten von ihr nieder — nach Heinrich v. Kleist — wie von einer gesalbten Perserbraut, aber sie ist keine Königsbraut, sie ist eine bildschöne Polin, die mit ihrem Gemahl, einem eben so wohlriechenden Herren, reist. Wie ich später erfuhr, die Hochzeitsreise, das Paar saß steif und wortlos da, bis auf der nächsten Station ein Geistlicher einstieg; er trug die bekannten polnischen Schaftstiefel und begann bald ein lebhaftes Gespräch mit den Hochzeitsreisenden. Die Schöne brauchte ihre dunklen Augen dafür, daß sie einem Geistlichen gegenüber saß — recht lebhaft; da es den Gemahl nicht zu verstimmen schien und den frommen Herren noch weniger, konnte es mir auch recht sein. Ich verstehe genug polnisch, um mich über die Harmlosigkeit zu amüsiren, mit der sie in einem Eisenbahnwagen ihrem Deutschenhaß Luft machten und nebenbei eine höchst ergötzliche, wenn auch wenig schmeichelhafte Kritik an meiner Person übten. Ich that, als schlief ich den Schlaf des Gerechten und erwog dabei, wie ich mich an ihnen rächen könne, denn rachsüchtig bin ich nun einmal. Da — wir halten bei der letzten Station vor Posen — wird die Coupeethür geöffnet und herein hüpft? wahrhaftig meine kleine Blonde! Vor Ueberraschung und herzinniger Freude spreche ich sie an, als wäre sie meine älteste Bekannte: „Ah, mein Fräulein, das ist ja herrlich! — Sie fahren auch nach Posen?" — und ich nehme ihr das Handtäschchen ab — ihr einziges Gepäck. „Ja mein Herr" — antwortet sie ohne Ziererei — „ich saß bisher im Damencoupee, aber — es war ein Mißgriff!" — das reizende humoristische Lächeln zuckt um ihre Mundwinkel. „Verstehe" — gab ich zurück und mein eigner Humor wetzte sich förmlich den Schnabel — der Racheplan war fertig.

„Mein Fräulein" — flüsterte ich, deutlich genug, um im ganzen Coupée verstanden zu werden. — „Diese Leute hier sind Stock-Polen, sie verstehen kein Wort Deutsch, wir brauchen uns nicht zu geniren. Was sagen Sie übrigens zu diesen parfümirten Kleiderständern?"

„O, abscheulich!" — gesteht meine Blonde und reckt ihr Näschen zum offenen Fenster hin. „Gut, daß es Sommer ist!" — setzt sie hinzu.

„Ja, auch das Reisen ist keine reine Freude — dafür ist gesorgt! Wie selten trifft man Menschen von wirklich guten Manieren — gebildete Menschen, die jene Rücksicht gegen Andere nehmen, die eben ein Prüfstein wahrer Bildung ist. Schlechte Angewohnheiten, grobe Selbstsucht, lächerliche Eitelkeit — das ist's, was einem auf Reisen immer zuerst entgegentritt.

„Sie sind streng, mein Herr —"

„Nicht strenger gegen Andere, als gegen mich selbst. Ich würde mir nie erlauben, wie es diese Herrschaften eben thaten, meine religiösen und politischen Ansichten im Eisenbahnwagen zu entwickeln; noch weniger würde ich an der Person eines Mitreisenden in irgend einer Weise Kritik üben. Ich würde mich auch nie derart durchräuchern, daß es Anderen Kopfweh verursachen muß und schließlich würde ich mich schämen, eine solche Menge von Gepäck mitzuschleppen. Alle diese Dinge zeigen nur, daß man schlecht erzogen ist."

„Sie haben Recht!" — lachte meine Blonde, die das Spiel zu durchschauen anfing. — „Aber da man die Menschen nicht ändern kann, thut man besser, sie mit Humor zu nehmen — meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß! leider verliert man den Humor zuweilen, just im falschen Moment."

Ihre Augen streiften mich mit schelmischem Bedauern: „ich fürchte fast, daß Sie dieses Unglück heute im Harmonikazug ereilte?"

„Leider! ich vermochte vor thörichtem Aerger nicht einmal Sie zum Abschied zu grüßen, was ich nachher bitter bedauern mußte!" — rief ich mit einer Wärme im Ton, die mich selbst überraschte. Die Blonde warf mir einen raschen, fragenden Blick aus ihren ehrlichen Augen zu, dann erröthete sie und sah zum Fenster hinaus, ohne zu antworten.

Ich studirte ihr junges, liebenswürdiges Gesichtchen — die hübsche Profillinie, das feste, energische Kinn, der weiche Mund mit den leisen Humorfältchen, die klaren, rosigen Farben, die blonden Trotz-Löckchen an den Schläfen — sie erschien mir von Minute zu Minute reizender.

Die Polen, die lautlos dasaßen, als ob sie in Hypnose versetzt worden wären, hatte ich vergessen — ich vergaß Alles! Zum ersten Mal stieg in meinem Herzen die Frage auf: sollte das nicht deine dir vom Geschick bestimmte Gefährtin für's Leben sein?

Heirathsgedanken faßten mich, den eingefleischten Eheseind, und sie faßten mich um so heftiger, weil ich ihnen bisher nie Audienz bewilligt hatte. Als der Zug in Posen einlief, war ich mit mir im Reinen: diese oder keine!

Wir stiegen aus und gingen nebeneinander über den Perron, ich trug ihr die Tasche — ich kam mir schon vollständig verheirathet vor und ich war einen Moment lang wirklich glücklich.

„Wohin reisen Sie?" fragte ich mit dem festen Entschluß, die Sache zwischen uns sofort zu regeln.

„Ich fahre nach Hause — zu Mann und Kindern — auf unser Gut, es liegt im Bromberg'schen."

Meine Frau war schon verheirathet! — es half mir wenig, daß

sie den Mann und die Kinder mit leisem Zögern aussprach und daß sie etwas blaß geworden war. Also doch? — sie hatte mich gleich verstanden — sie theilte meine Gefühle vielleicht in diesem Augenblick und bedauerte, daß sie nicht mehr frei war — was half's? Kismet! Ich brachte sie an den Zug nach Amsee, half ihr beim Einsteigen, drückte ihr die Hand und sah ihr zum letzten Mal in die Augen — wir nickten uns stumm zu, wie zwei heimlich Verbündete.

Ich stieg in's Rauchcoupée, unser Weg war derselbe, aber ich habe sie nie wieder gesehen, ich habe es zu vermeiden gesucht. Für den „kleinen Heinz" ist es gut, daß es so kam, denn er beerbt mich 'mal, und wenn etwas nur für irgend Jemand gut ist, muß man zufrieden sein.

## Aus der Hauptstadt.

### Hans im Glück.

Das Deutsche Reich steht wieder ein Mal vor folgenschweren Entscheidungen. Zwar sind wir seit 1890 an derlei Entscheidungen einigermaßen gewöhnt, und da sie immer in etwas kurzen Zwischenräumen einzutreten pflegten, sich mitunter sogar, es giebt keinen respectvolleren Ausdruck, auf die Hacken traten, so sollte man nicht mehr groß Wesens von ihnen machen. Trotzdem schwebt des Herrn Dr. Johannes v. Miquel Namen auf aller Lippen. Der pikante Umschwung der Regierungspolitik, den sein bevorstehendes, erfreuliches Avancement zum Vicekanzler nach der Behauptung aller Maßgebenden bedeutet, würzt die Erdbeerbowlen und macht den Schluß-Spargel schmackhafter. Selbst die sensationellen Mordprocesse der letzten Zeit verlieren an Interesse und Bedeutung der Frage gegenüber, ob der erfolgverwöhnte, langjährige preußische Finanzminister nunmehr die schwärzeste Reaction auf der Stelle entfesseln oder ob er schandenhalber wenigstens noch ein paar Monate lang in den bewährten Pfaden der Marschall und Boetticher fortkraxeln wird. Und allgemein ist die Ueberzeugung, daß die glänzende Carrière des ehemaligen Geschäftsführers der Discontogesellschaft nunmehr ihren sonnbestrahlten Höhepunkt erreicht hat, daß ihm jetzt wie weiland Polykrates von Rechts wegen bange werden muß vor dem Glück, das rastlos sein freilich nicht geaichtes Füllhorn über ihn ausgießt. Auf ihn richten sich in Wahrheit die oft ohne Noth und zu bloßen Reclamezwecken bemühten Blicke der Nation. Johannes Miquel ist unbestritten der Mann des Tages, der Ersehnte und Gefürchtete, der Erlöser und Verderber.

Will man den aus rechten und linken Winkeln ohne Unterlaß hervortönenden Stimmen der Presse glauben, so liegt das Regierungssystem des Staatsanwaltes und des Klebers mitsammt seinen Urhebern und Vertretern zerschmettert am Boden; Neues, Unerhörtes bereitet sich vor. Der todte Punkt in der Maschine war nicht zu überwinden, so krampfhaft sich das Hofgesinde der Marschall und Boetticher auch abmühte, die beiden bewährten Kesselheizer zu unterstützen und auf ihrem Posten zu erhalten. Und düsterer Ahnungen voll sehen die hauptstädtischen Haruspices in die gewitterschwangere Zukunft. Mit der versöhnlichen Auffassung, der gemüthlichen Bremskunst der gefallenen beiden Staatssecretäre ist es vorbei. Niemand mehr wird dem verderblichen Zuge der Zeit wehren. Das anmaßlich freche ostelbische Junkerthum, der ritterliche Schnapphahn triumphirt. Geächtet ist der fleißige und redliche Kaufmann, wie im Jargon der gut unterrichteten freisinnigen Börsenpresse zuchthausreife Korruspeculanten genannt werden. Und mit dem Kaufmanne, dessen Ehre durch Gesetzbestrebungen wider Schwindel und schamlose Ausbeutung angeblich schwer bedroht ist, will man das ganze Bürgerthum ausrotten. Die Vossische Zeitung und das Berliner Tageblatt, die sich sonst gar nicht recht leiden mögen, weil Herr Mosse dem Herrn Lessing die schönen Annoncen neidet, beide feindlichen Brüder sind sich doch über diesen Punkt vollkommen einig. Dem schwärzesten Rückschritte stehen nunmehr Thür und Thor offen. Bis zur Durchführung des Antrages Kanitz und der Doppelwährung wird kein Jahr verstreichen. Handwerker und Bauern dürfen mit Sicherheit auf Erfüllung ihrer extremsten Wünsche rechnen: man wird sie gegen die geistreiche, wenn auch ein bischen verlogene Marktschreierei der Ramschbazare schützen, man wird ihnen das unglaubliche Recht einräumen, bei der Preisbestimmung ihrer Bodenerzeugnisse ein ganz kleines Wörtlein mitzureden. Alle mühsam erworbenen Freiheiten des Jahrhunderts, seine Cultur-Errungenschaften sind, wie hieraus klar ersichtlich, in Frage gestellt. Und ein ehemals liberaler Mann hat sich in blindem Ehrgeize freiwillig zu dem abscheulichen Henkerwerke hergegeben. Um sein Ziel zu erreichen, sein sprichwörtliches Glück vollkommen zu machen, ist er vertrauensvollen Collegen in den Rücken gefallen, wird er die gesunde Entwickelung des deutschen Wirthschaftslebens für alle Ewigkeit stören und vernichten, den rückständigsten Instincten der rückständigsten Volksschichten schmeicheln und, schlimmer noch, Gehör geben. Er hat dem Kaiser bereits sein Programm entwickelt, den Monarchen mit Giftschlangenklugheit dafür gewonnen. Zum Mindesten muß man das annehmen, denn weder ist der Geheime Commerzienrath Frentzel an Stelle Bresfeld's Handelsminister, noch Gingold-Stärk Leiter des Preßbureaus im Auswärtigen Amte geworden.

Hängen die sachkundigen Propheten der Linken traurig ihre Harfen an die Weiden und weinen an den Wassern Babylons, so tönen dafür im gegnerischen Lager eitel Cymbeln und Geigen. Hans Miquel ist der Recke, von denen man mit tödtlicher Gewißheit die Bezwingung des Capitalismus erwartet. Der ehemalige Director unserer größten Actienbank erscheint dazu ganz besonders geeignet. Allzu lange hat des Kaisers Majestät den Einflüsterungen des Boetticher und Marschall gelauscht. Allzu lange haben diese Beiden, die dem wackeren Kleinbürgerthum mitspielten wie Max und Moritz dem ehrbaren Schneidermeister, allzu lange haben sie Hans Miquel's treudeutsche Warnungen in den Wind geschlagen, seinen Einfluß im Ministerium untergraben, ihn bei jeder Gelegenheit rohherzig überstimmt. Jetzt, Gott sei Dank, eh' man's geahnt, ist es anders geworden. „Schutz der nationalen Arbeit aller productiven Stände, Kräftigung eines gesunden Mittelstandes" — diese Bielefelder Kaiserworte strömen geradewegs aus Hans Miquel's ehrlicher Seele. Wenn morgen früh der noch nicht vollendete, mächtige Prachtbau in der Leipziger Straße, das prunkvoll grandiose Handwerkermördermagazin des Herrn Wertheim, plötzlich verlassen steht und wie eine traurige Ruine zum Junihimmel aufragt, dann wird man darin nicht eine Folge des Maurerstreiks, sondern der Umsatzsteuer erblicken, die Hans Miquel plant, der vollblütige Socialreformer, der Michel Angelo in der herrlichen Renaissance unseres deutschen Mittelstandes.

So viel Licht, so viel Erleuchtung über Nacht . . .

Allerdings ist den Leuten, die beständig von einem Zickzack-Kurse sprechen, das nun nicht länger zu verargen. —

Es muß zugegeben werden, daß Herr Miquel Mancherlei gethan hat, was ihn bei den Gutgesinnten und Gutgenährten verhaßt, bei den bedrängten Kleinen andererseits beliebt machen konnte. So viele Schlacken seiner preußischen Steuergesetzgebung auch anhaften, das Werk an sich ist die einzige, wirklich sociale Schöpfung der letzten Jahre. Die gründliche volkswirthschaftliche Bildung des fleißigen und begabten Mannes, seine Kenntniß des Alltaglebens und seine politische Klugheit haben ihn auf die Seite der schwer ringenden productiven Stände gebracht, die die letzte Stütze der preußischen Monarchie darstellen. Er war vorsichtig genug, diese Gesinnung nur bedingt zur Schau zu stellen, so lange der Wind entschieden ungünstig wehte und jede kleine Hülfeleistung den eigentlichen Machthabern mühselig abgerungen werden mußte, aber er war auch weitausschauend genug, um den freisinnelnden Ministern und Staatssecretären wenigstens passiven Widerstand zu leisten. Gewiß hat er im Kronrathe kein Wort gegen die Handelsverträge gesprochen, und doch münzte er die Sentenz von den Conservativen, die Esel sein müßten, wenn sie für diese Handelsverträge stimmten. Daß ein großer Theil der Conservativen trotzdem für die Abmachungen mit Oesterreich eintrat, ist ein neuer und schlagender Beweis für die tiefgründige Menschenkenntniß Miquel's. Mit Sicherheit darf angenommen werden, daß er voll herzlicher Freude an die Arbeit gehen wird, für die man ihn berufen glaubt, wenn der, der ihn berufen hat, diese Arbeit wirklich für nothwendig hält und sie von ihm verlangt.

Aber auch nur dann.

Ob diese Voraussetzung eintreffen wird oder bereits eingetroffen ist, das zu entscheiden mag luchsäugigen Journalisten leicht fallen. Unglücklicher und bedauerlicher Weise richtet sich der Scharfsinn der achtungswerthen Herren gewerbsmäßig nicht eigentlich auf die Erforschung der Wahrheit, sondern viel mehr auf die Füllung etlicher Zeitungsspalten mit interessantem, wenn irgend thunlich sogar sensationellem Lesestoff. Wer sich daher über die Bedeutung der Berufung Miquel's und den voraussichtlichen Gang der Staatspolitik einige Klarheit verschaffen will, wird gut thun, schon vor dem ersten Juli sein Leibblatt abzubestellen und die Ereignisse mit seinen Augen, nicht durch die beschlagene Brille eines kümmerlich besoldeten Tag- und Nachtwächters zu betrachten, der sich nur in seinen Mußestunden mehr als Minister- denn als Hungerkandidat fühlt.

Den einleitenden Gerüchten über Herrn Miquel's Erhöhung ging die polizeiliche Auflösung der Berliner Winkelbörse im Feenpalast voran, und die immer blind zuschnappende Presse war geneigt, in diesem seit fünf Monaten doch allgemein erwarteten Schritt eine programmatische Handlung des neuen Herrn, die Fabrikmarke des neuen Courses zu erblicken. Im bismarckischen Preußen pflegte Niemand die schlichte Ausführung einer klaren Vorschrift des Gesetzes für eine bedeutungsvolle oder gar symptomatische That zu halten; damals verstand sich dergleichen nämlich von selbst. Indem aber Herr Bresfeld in langwierige Unterhandlungen mit Leuten eintrat, die sich erhaben wähnten über vom Reichstag und Bundesrath beschlossene, vom Kaiser unterfertigte Gesetze; indem man sich in unsern Ministerien den Anschein gab, als ließe man sich von dreisten Fälschern und journalistischen Hochstaplern einschüchtern, die die nothwendige Action gegen eine handvoll störrischer Jobber einen Angriff auf die Ehre des gesammten Bürgerthums nannten — dadurch brachte man die öffentliche Meinung in Verwirrung. Daß sich der Berliner Potizeipräsident endlich kurz entschlossen auf seine Pflicht oder vielmehr auf die Pflicht anderer Leute besann, konnte nun allerdings fast für die Inaugurirung einer funkelnagelneuen Aera gelten. Thatsächlich aber vermöchte, sieht man die Sache nicht durch Chefredakteur-Brillen an, selbst der Kronzeuge von Lützow keinen irgendwie gearteten Zusammenhang herauszuschnüffeln. Und so wenig sich der endliche Ausbruch der schleichenden Krisis durch derlei wirthschaftspolitische Maßnahmen ankündigte, so wenig lagen ihm vielleicht die wirthschaftspolitischen Ursachen überhaupt zu Grunde. Die causa movens ist offenbar anderswo zu suchen.

Die Staatssecretäre von Boetticher und von Marschall hätten noch geraume Zeit fortwursteln können, trotz des Gegensatzes, in den sie durch die reichstäglichen Verhältnisse und durch ihr eigenes Temperament zum Kaiser gekommen waren. Ihre beleidigende Lauheit in der Flottenfrage, die Wilhelm II. doch wie Keine am Herzen liegt, ihr coquettes Liebäugeln mit der demokratisch-clerikalen Parlamentsmehrheit mußte den Bruch herbeiführen, aber es eilte beiden Theilen nicht sonderlich mit der Auseinandersetzung. Herr von Marschall nahm ein vorschnelles Ende Dank der Tausch-Affaire; er verstand die wider ihn erhobenen Anklagen zu entkräften, aber er verschied an den Folgen dieser Entkräftung. Und dem vielgewandten, seiner unerschütterlichen Liebenswürdigkeit wegen schier unerschütterlichen Schwiegersohn des Herrn Berg ward der unterlassene Hamburger Kaisertoast, die allzu zärtliche Rücksichtnahme auf die achtundvierzig Stimmen der Bebelmänner zum Verderben. Die wüthende Anklagerede Richter's, die er schweigend und ohne ein Wort der Vertheidigung für das sic volo, sic jubeo anhörte, gab ihm den Rest. Nicht ein politischer Anlaß, keine Meinungsverschiedenheit fällte ihn und Herrn von Marschall und machte sie dem kaiserlichen Herren unsympathisch. Denn wenn sie auch in der letzten Zeit vielfach nur widerstrebend Ordre parirt hatten, so wären sie doch auf ein energisches Wort hin rasch zu unbedingtem Gehorsam zurückgeführt worden. Erst als sie sich durch persönliche Fauxpas persönlich mißliebig bei dem Herrscher gemacht hatten, war ihr Schicksal entschieden.

Her Hans Miquel ist ein zu erfahrener Weltmann, um nicht vom Doctor im rothen Barett zu lernen. In mehr als einem Sinne ist er des Kaisers Mann. Er weiß genau, daß der Monarch es sich durchaus vorbehält, die Richtwege der deutschen Politik, der innern wie der äußern, zu zeichnen, mindestens während der Zeit, wo er sich mit ihr zu beschäftigen Anlaß und Gelegenheit hat. Wilhelm II. mag sich wohl dann und wann Rath holen, aber seine Rathgeber bestimmt er selbst und läßt sie sich von Niemand aufdrängen. Es ist deshalb und aus andern, noch näher liegenden Gründen mehr als unwahrscheinlich, daß er sich von Herrn Miquel ein Regierungsprogramm, wohl gar ein Programm mit neuen Gesichtspunkten, hat entwickeln lassen. Herr Miquel wird vielmehr das kaiserliche Programm zu hören bekommen und als bindend für sich bedingungslos anerkannt haben. „Rücksichtslose Niederwerfung jedes Umsturzes und die schwerste Strafe dem, der sich untersteht, einen Nebenmenschen der arbeiten will, an freiwilliger Arbeit zu hindern." Die socialpolitische Ueberzeugung des Fürsten ist die alte geblieben, er hat seine Freunde und Rathgeber offenbar nicht gewechselt. Herr von Stumm belächelt auf der Höhe des Halbergs die Thoren, die so oder so von neuen Ministern in Deutschland neue Gedanken, neue Regierungsmaximen erwarten. —

Das Glück ist dem klugen Manne Miquel treu geblieben, der nach einander eine großcapitalistische Erwerbsgenossenschaft, eine große Stadt, die Finanzen eines großen Reiches zu verwalten hatte und zu verwalten verstand. Es ist ihm treu geblieben, nicht zum Letzten deshalb, weil seinen Augen die pupillarische Sicherheit, die Bismarck so sehr vermißte, fehlt. Und es wird ihn ferner begleiten, wenn er weise und vorsichtig die Bahn der Boetticher und Marschall verfolgt — was ihm eine leichte Aufgabe ist, der die Boetticher und Marschall an Weisheit und Vorsicht thurmhoch überragt. Wir Deutschen aber, die keinen Bismarck mehr gebrauchen können, keinen knorrigen, nackensesten Starken, der eigensinnig eigenen Weg geht, wir dürfen den Hans Miquel und sein Glück immerhin willkommen heißen. Auch er wird uns zwar zu Nichts helfen, aber er wird doch weniger schaden als die, deren heillose Erbschaft er antritt. Und er ist geistreich genug, das persönliche Regiment dem Geschmacke der Menge erträglicher zu machen, alt genug, um gefährliche Unternehmungen zu meiden, deren Ausgang er nicht mehr erleben kann, glücklich genug, um sich immer der Ursachen seines Glückes bewußt zu bleiben.

Caliban.

## Opern und Operetten.

Die Operette, die nun einmal nicht leben und nicht sterben kann, hat die ablaufende Theatersaison noch mit ihrem gespenstigen Gaukeleien begleitet. Im Theater Unter den Linden, wo Director Fritzsche, wie einst durch ein Jahrzehnt in seinem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, unermüdlich von Niederlage zu Niederlage schreitet, ist die dreiaktige Operette: Der „Cognackönig" von Franz Wagner mit dem herkömmlichen Premièren-Beifall aufgenommen worden, der in den etwa folgenden Aufführungen kein oder in Anbetracht des schlechten Besuches nur ein schwaches Echo zu finden pflegt. Der Text von Victor Léon und Ludwig Held — ohne Zweifel nach einer französischen Vorlage — beruht auf dem geistreichen Verwechslungsmotiv, daß ein Weinreisender, der sich den Namen eines Cognackönigs beigelegt hat, zwar nicht für einen König, aber doch für einen Grafen gehalten wird, während der richtige Graf in die neutrale Schweiz entflieht. Der Spaß spielt nämlich während des deutsch-französischen Krieges. Der Componist, ein Wiener Verleger, scheint mehr musikalisches Gedächtniß als Talent zu besitzen. Aber auch sein hochbegabter Pariser College Edmund Audran erlitt am selben Abend eine empfindliche Schlappe, auf daß er im Unglück einen Gefährten habe. Im Lessing-Theater eröffnete nämlich der Hamburger Director Ferenczy sein Gesammtgastspiel mit dem Pariser Vaudeville „Toledad", dessen Text Fabrice Carré aus alten und neuen Schwänken ganz verschmitzt zusammengestellt hat. Das Beste daran ist der Grundgedanke, daß die keusche Tingeltangelöse Toledad auf Grund einer Wette verführt werden soll, auch richtig entführt wird, aber in allen Ehren, wenigstens das erste Mal. Der Wiederholungsfall verläuft minder harmlos, wird aber durch die Hälfte der gewonnenen Wette, die dem gefallenen Engel zugesprochen wird, offenbar versüßt. Audran zeigt sich wieder als der feine, pikante Offenbachianer, als den wir ihn längst kennen, doch quillt sein Melodienstrom nicht mehr so frisch, wie in der reizenden „Mascotte". Dagegen hat die Ferenczy-Truppe mit ihrer zweiten Novität: „Geisha" einen starken Erfolg errungen. Der etwas breitspurige und blöde Text von Owen Hall scheint nach einer altjapanischen Theehausgeschichte gearbeitet, von denen Junker von Langegg uns manche schöne Probe gegeben hat. Leider ist die vorliegende Handlung von der versteigerten Geisha (spr. Ge i scha-Tänzerin), um deren Besitz sich ein englischer Capitän, ein japanischer Polizeichef und zwei englische Damen streiten, recht uninteressant. Um so besser hat der Componist Sidney Jones seine Sache gemacht. Der Vergleich mit einer anderen englischen Japonerie, Sullivan's „Mikado", liegt nahe, und Sidney Jones besteht ihn mit Ehren. Seine Erfindung ist ebenso selbstständig als frisch und anmuthig, ob japanisch oder europäisch, beide Stile sind ihm geläufig, und aus seinen Tanzweisen hört man nicht immer den ewigen Wiener Rhythmus. Auch die Instrumentation geberdet sich nicht allzu opernhaft, bleibt vielmehr immer einfach, geschmackvoll, in der „Bescheidenheit der Natur". Ob der Erfolg doch nicht zumeist der ganz vorzüglichen Darstellung zuzuschreiben, ist eine andere Frage. Die Mimosa des Fräuleins Mia Werber ist ohne Zweifel eine ganz allerliebste Leistung, fein, graziös in ihrer kindlichen Anmuth und gesanglich sehr anerkennenswerth.

Vor Thorschluß hat sich auch die Königl. Oper noch zu einer zweiten Novität aufgeschwungen, einem abermaligen Einacterchen! Hausmann's anfängerhafter „Enoch Arden" ist bereits so gut wie todt, wenn aber nicht Alles trügt, wird sich die Erstlingsoper des Herrn Oskar von Chelius: „Haschisch" wenigstens noch in die nächste Saison hinüberretten. Schon Dank ihres überaus geschickten Textbuches von Axel Delmar. Ein ganzes Drama in nuce. Ein italienischer Maler erfreut sich des unwahrscheinlichen Glückes, den Harem des Beys von Tunis zu betreten. Ein Bild, wohl werth, gemalt zu werden, aber Paolo ist unbefriedigt: „Die Farben leuchten voll und mild, doch halb nur ist ihr Glanz entflossen: Ein Antlitz fehlt der Schönheit, die das Herz beseelt." Und der gemüthliche Bey läßt wirklich mit sich reden: Einer von seinen Frauen — nicht fragen will er, noch schauen — soll gestattet sein, das Antlitz ihm zu seinem Bild zu leihen. Der Maler schwört auf das Schwert, „sich an des Harems Heiligthum mit Anderem nicht, als mit der Augen stummem Blick zu weiden"; wird das keuscheste Gebot verletzt, entsündigt beide nur der Tod. Die schöne Hama, die den Fremdling liebt und der Gefahr nicht achtet, „von Küssen sterben zu müssen", entschleiert ihm ihr Antlitz, Paolo vergißt seinen Schwur, und Beide betreten in Liebe entbrannt den verbotenen Kiosk. Omar Bey fordert also ihren Tod. Da ertönt hinter der Scene der Gesang des Muezzin: „Der arme Mensch nur irrt." Der fatalistische Orientale, im Bewußtsein der eigenen Schuld, womit er die göttliche Rache herausgefordert, bestellt Allah selbst zum Richter; er soll entscheiden, wer der Irrende, wer der eigentliche Schuldige. Drei Becher werden gebracht, einer davon mit dem Todestrank. Paolo und Hama wollen allein die Strafe auf sich nehmen, aber der Bey besteht darauf, sich ebenfalls dem Gottesgericht zu unterwerfen: es trifft Hama, die im Haschischrausche sterben muß. Der Stoff ist wieder ein glücklicher Griff, die Gestaltung überaus geschickt und spannend, nur schade, daß die Verse so schlecht sind. Die Handlung ist sogar so fesselnd, daß man darüber die Musik vergißt. Und das ist eigentlich schade, denn die tonliche Ausgestaltung des Einzelnen und die wirksam sich steigernde Dramatik des Ganzen verdienen Beachtung. Besonders glatt und sauber ist die Orchestrirung, die sich überall an Wagner anlehnt und doch nirgend, wie bei Gustav Mahler und anderen „Rentönern", extravagant und brutal wird. Das Schlimme ist nur, daß Herr von Chelius in seinen musikalischen Gedanken jede Bedeutung vermissen läßt. Die meist aus Wagner geschöpften Melodien werden, sobald sie selbstständig auftreten wollen, in's Banale oder Süßliche verzerrt, und da kommt eben überall der dilettantische Eklektiker ohne eigene Schöpferkraft zum Vorschein. Der schneidige Husarenrittmeister zeigt sich sozusagen in seinem Werke als ein guter Musiker ohne gute Musik.

Das letzte wirkliche Ereigniß im Opernhause war übrig Tamagno's Gastspiel. Der seit einem Vierteljahrhundert besonders in Amerika berühmte italienische Tenor, der vor Kurzem als Verdi'scher Othello in Paris einen unleugbar großen Erfolg errungen, ist in Berlin als Meyerbeer'scher Prophet entschieden abgefallen. Der ehemalige Stimmakrobat verfügt nur noch über beaux restes, einige glanzvolle hohe Töne, womit er mit Macht zu operiren versteht, aber die Mittellage seines Organs ist so gut wie zerstört, und das mitleidlichste Tremoliren verdirbt seine schönsten Wirkungen. Dazu alle die üblen Angewohnheiten vagirender Stars: Hineinsingen in's Publicum, vordringliche Effecthascherei, Verzicht auf jedes Zusammenspiel mit den Partnern — nicht einen Virtuosennimbus hat uns der gefeierte Heldentenor geschenkt. Das einzige Unvergeßliche jenes Abends war das letzte Auftreten unseres Franz Krolop, der vierundzwanzig Stunden später auf dem Operationstisch einer Privat-Klinik ausathmen sollte. Die Berliner Musikfreunde werden den trefflichen Sänger so bald nicht vergessen. M.

## Die Große Berliner Kunstausstellung.

### 4. Mein Raritäten-Cabinet.

Ich war noch nicht lange eingeschlafen, da klopfte es leise an meine Fensterscheibe. „Aha!“ sagte ich und richtete mich schleunigst empor. Draußen stand, vom Mondenglast wunderlich umfilbert, ein kleines graubärtiges Männchen und nickte mir freundlich zu. Ich öffnete das Fenster, und das Kerlchen sprang, in der Luft sich zierlich vor mir verbeugend, mitten in's Zimmer hinein. Es war ein Heinzelmännchen. Mir, als einem Kölner Kind, sind die Heinzelmännchen gewogen, und sie besuchen mich zuweilen in meiner Berliner Verbannung. „Dein Wunsch ist erfüllt“, sagte der Knirps und kreuzte ehrfürchtig die Arme vor der Brust. „Ich und meine Brüder waren diese Nacht auf der ‚Ausstellung‘ und haben die Bilder, so dir am Besten gefielen, heimlich hinweggetragen; jetzt haben wir sie, extra für dich, draußen, auf dem Dache deines Hauses zu einem Raritäten-Cabinet, zusammengestellt. Säume nicht, sondern folge mir allsogleich. Du hast zur Betrachtung bloß zwei Stunden Zeit. Denn nachher müssen die Sachen alle wieder fortgeschafft und an Ort und Stelle fein-säuberlich aufgestellt werden. Sonst kommt uns die Hänge-Commission an den Kragen, und die versteht keinen Spaß. Wen die hängt, der ist gerichtet.“ Freund Heinzelmann blinzelte mich schalkhaft an, so recht auf Köll'sche Art, dazu griff er vertraulich nach meiner Hand. Ich überließ sie ihm gerne, und dann spazirten wir selbander zum Fenster hinaus und wir tappten, wie Kater und Käterlein, die Regenrinne entlang, bis zu dem flachen Dach, das an mein Studirzimmer stößt. Das war in eine maurische Wundergrotte verwandelt. Springbrunnen sprangen, und Palmen nickten, dazwischen streckten Cacteen ihre Stachelblätter hervor. Den Boden bedeckten buntschöne Fliesen, und nach oben wölbte sich das zackige phosphoreseirende Gestein zu einer magisch leuchtenden Kuppel zusammen. Ich stand wie geblendet. Der Raum erschien mir so groß plötzlich, so gewaltig. Er gliederte sich in mehrere kleinere und größere Gelasse, in denen man beliebig umhergehen konnte und Alles gesondert betrachten. Richtig, da waren sie ja auch, meine Freunde von der Ausstellung, ein Dutzend Bilder etwa und ganz wenig Plastisches. Ich freute mich, und meine Augen weiteten sich vor Lust. „Ergötze dich!“ wisperte das Heinzelmännchen mir in's Ohr — und verschwand.

Ich war allein, ging umher und genoß. Von Liebermann gab's da zu schauen, und von den Karlsruhern Einiges, an der Spitze Graf Kalckreuth, dieser feine Denker und sorgsame Arbeiter. Von den Berlinern Weniges, und die „großen Namen“ waren alle nicht dabei. Von den Münchenern freilich war Lenbach da. Seinen Bildern winkte ich zu, als alten Bekannten, — sie sahen mir in dieser Umgebung fast zu fürnehm aus ...

Plötzlich stand ich — herrjeh, wirklich! — vor meinem lieben Detlev Liliencron, wie ihn Momme Nissen uns so treulich abconterfeit hat. Du sonderbares Gewächs von einem modernen Lyriker, so gar nicht mondscheinlich und vergißmeinnichtig, sondern alles dralle, pralle Lebenskraft und Lebenslust! — Da hatten nun die Heinzelmännchen einen pikanten Einfall gehabt. Sie hatten in die kleine Kabuse, wo ich mich gerade befand, bloß noch ein zweites Kunstwerk hingestellt, und das war nichts Anderes, als eine Büste von Heinrich Heine, das Werk eines mir bis dahin völlig unbekannten Düsseldorfers, A. Frische. Heine und Liliencron! zwei so eminente Lyriker — und welche Contraste! Das rheinische Judenjüngelchen und der holsteinische Baron! Und standen nun hier friedlich einander gegenüber, der Romantiker und der Moderne. Breitbehäbig sitzt Liliencron da, den grauen Wettermantel um die Lenden geschlagen — sein weingerötet Gesicht schmunzelt — der blonde Rittmeister-Schnurrbart beschattet den sinnenfrohen Mund — die Augen blinzeln schalkhaft und ein wenig verschwiemelt — zu seinen Häupten hängt ein Bild: Austern und Champagner, und blickt auf ihn herab. Ja, das ist Liliencron — wir sähen ihn ja gern ein wenig tiefer gefaßt — aber er ist's doch! — und was kann der arme Momme Nissen dafür, wenn Liliencron seine „Tiefe“ nicht gerade auf dem Gesicht spazieren trägt?

Dagegen ist der Heine-Kopf von seinem bildhauerischen Interpreten ganz in's Geistige hinaufgerückt. Ich muß sogar gestehen, daß mir die menschliche Persönlichkeit des Dichters in ihrer physiognomischen Eigenart erst durch diese Büste lebendige Anschauung geworden ist: jetzt weiß ich, wie Heine „aussah“, wie er seinen Kopf trug, wie er die Lippen schürzte, und wie sein Auge blickte. Ein unbekannter Künstler bietet uns unversehens eine Meisterleistung, schafft für eines der schwierigsten Probleme der physiognomischen Enträthselung eine endgiltige Formulirung. In diesem Kopf lebt der ganze Mensch und der ganze Dichter, er, den man vielleicht hassen möchte und doch lieben muß: weil er Einer der Ganzesten, Kühnsten und Unbezwinglichsten ist, und Einer der Fortgeschrittensten, ein Repräsentant Derer, die da kommen werden. Welche Vielheit der Gegensätze, und wie wundervoll verschmolzen in eine feste individuelle Einheit! Der naive Hochmuth des Geistesaristokraten, das stolze sonnenhohe Verachten, und daneben der nagende innere Zwiespalt, das tiefe Leid- und — Schwäche-Bewußtsein! Dieser Zug von semitischer Frivolität, ja Lasciviät, die Frechheit, Spottsucht, Pietätlosigkeit, und dann wieder das dunkel-umflorte Auge, hinter dem ganze Welten zartester Schmerz Empfindlichkeit ruhen, und um den hoffährtigen Mund das Zucken der Leicht-Verletzlichkeit und das dunkle Grollen um den Trug der Ideale! Der Kopf eines Einsamen, der dennoch wagt, mitten im Weltenstrome zu schwimmen, und der daher an Kränkungen, Enttäuschungen und, trotz glühendsten Liebedranges, an Menschenhaß gewöhnt ist. Ich freue mich unendlich, Heine einmal so im Bilde zu sehen, und wünsche, daß Viele ihn sich anschauen gehen, damit sie nicht vergessen, wer er war.

Bengalisch-feiner Lichtglanz, von Rosen- und Nelkendüften durchzogen, lockte mich in ein seitliches Gemach. Das umfing mich fast wie ein Boudoir. Frauenduft lag darin ausgegossen. Und da stand sie auch gleich vor mir, die moderne Eva, in ausgeschnittener lichter Ballrobe, vereinzelt Blumen darüber hingeschüttet, roth wie Blut und Rubinen. Und auch im Haar hängen Blumen, schwer wie Weintrauben nieder, umrahmen als bakchische Locken die pochenden Schläfen. Eva hat den Kopf emporgeworfen, die verschlungenen Hände hinterrücks verborgen. So steht sie da, unnahbar scheinbar und doch listig-harrend, hochmüthig und sehnsüchtig zugleich. Wie die Mundwinkel herabgezogen sind, so sinnlich, so spöttisch! Und die dunkeln Augen blinzeln, lauernd unter schweren Lidern! Und die Nüstern blähen sich, beben! Und der lange Hals! Und die schlanke Taille! Weib alles, Circe! — — Merkwürdigerweise rührt dieses Bild, das so wunderbar den Geschlechtscharakter vielleicht auch den Teufelscharakter der mulier triumphans vor uns hinstellt, von einer Dame her, Fräulein Julie Wolf-Thorn, seit Jahren in Berlin ansässig, aber wie das in dieser gerechtesten aller Welten nun einmal zu kommen pflegt, bei Publicum und Kritik fast gänzlich unbekannt. Und doch haben wir hier ein großes Talent vor uns, nach der malerischen wie nach der psychologischen Seite. Und es fehlt nicht einmal der letzte pariserische Schliff, der in diesem Bilde schon fast zu sehr pariserisch-amerikanisch ist. Manche werden an Dannat erinnert, dessen spanische Tänzerinnen hier vor zwei Jahren Sensation machten. Doch beruht die Aehnlichkeit wohl hauptsächlich darauf, daß die Wirkungen des electrischen Lichtes auf einen costümirten Frauenkörper dargestellt sind, wobei Julie Wolf jene äußersten Grellheiten, vor deren Dannat nicht zurückgeschreckt war, geschickt vermieden hat.

Jedenfalls versteht die Künstlerin auch gedämpftere Töne anzuschlagen. In meiner Wundergrotte ist von ihr noch ein zweites Bild aufgestellt, das einer jungen Berliner Schriftstellerin, Hedwig Lachmann. Welch' zarter Mädchenduft liegt über diesem lieben kleinen Bildchen! Und darin welch' ein rührender jugendlicher Ernst! Wie still sitzt das kleine Fräulein auf schmucklosem Canapee, in dämmeriger Stube! Und der bleiche kluge Kopf, so nachdenklich-sinnig, so leise träumerisch! Es ist als lausche sie hinaus in das Leben, dessen zuckendes Branden auch in dieses entlegene Jungfernstübchen hineinbraust, und dadurch in der Einbildung das tiefe Schauern vor den großen Stürmen weckt und die Sehnsucht nach Ruhe.

Schwerer noch, melancholischer, entsagungsvoller klingen die Accorde auf dem Bilde, das die Münchener Porträtistin Margaretha von Kurowski nach Berlin geschickt hat und das meine Geister nicht verfehlt haben für mich aufzurichten. Ich liebe dieses Bild ganz besonders, um der Schönheit und Trauer seiner Seele willen. Eine Dame sitzt — vielleicht in einem Eisenbahnzuge, der sie fern hin trägt, vielleicht auch in einem öden Warteraum — am Fenster und schaut in ihr eigenes Spiegelbild. Schaut hin oder schaut auch drüber weg, wie es in dämmernden Zügen sich vor ihr entwirkt hat. Dunkel ist's, fast schon Nacht, nicht das kleinste Glitzerpünktchen mehr wacht. Die Dame, in einem schweren pelzbesetzten Reisemantel, sitzt da und träumt und überläßt sich ihren kummervollen Gedanken. Eine tiefe tiefe Müdigkeit breitet sich über sie hin und eine schwermüthige Desillusionirtheit: ich wurde an gewisse Momente der Muse erinnert, in denen diese Seelenstimmung Gestalt gewann. Die Münchener Malerin hat sie in congenialer Weise ausgedrückt, ganz aus den Mitteln ihrer Kunst heraus, mit leisen Anklängen an Carrière, doch mit starker eigener Gemüthskraft. Es ist das ein Bild für stille, nachdenkliche Menschen, die einmal im Leben Schiffbruch gelitten haben, und die nun die Kraft in sich suchen, ihr Unglück zu überwinden, indem sie es künstlerisch anschauen. So sitzt diese Dame und schaut in ihr Spiegelbild, wie in ihr vergangenes Leben. Aber jene Farben werden erblassen: das Licht des Tages wird sie auslöschen.

Und noch ein viertes Frauenbildniß finde ich für mich bereit gehalten. Das rührt dies Mal von männlicher Hand her, von einer Meisterhand: Jan Veth, der Amsterdamer Malkünstler und geistvolle Kunschriftsteller, ist sein Schöpfer. Alles Lyrische, Weiche, Geschlechtliche ist hier gemieden. Kühl, scharf und bestimmt, wird ein Mensch vor uns hingestellt, ein prägnant erfaßtes menschliches Individuum, das zufälliger Weise ein Weib ist. Es ist eine Frau, entre deux âges, ohne sinnliche Reize, hager, bekneifert, aus den halbgeöffneten Lippen gucken zwei Mausezähne. Die Farben: Dunkellila, Schwarz und Grün: stehen herb-harmonisch zusammen, ohne buhlerische Rhythmen. Ein kühles kluges Menschenwesen, kühl und klug gemalt. Und — undefinirbar, woher? — liegt ein leiser, grauer Kirchendunst über dem Bilde: man denkt an schlaue Pfaffenwirthschaft und ultramontane Klüngeleien. Jan Veth ist ein großer Maler, mit allen Kniffen seines Handwerks vertraut, ein wenig in altniederländischen Anschauungen befangen. Aber als Menschenkenner ist er gewiß noch größer. Auf all' seinen Bildern bemerkt man das emsige fast ängstliche Bestreben, genau die individuellste Note eines bestimmten Menschen festzustellen, ihn in's feinste skeptischste Licht der Erkenntniß zu rücken, ohne alle Liebedienerei und ohne die geringste poetische Verklärung. Die harte männliche Kunst,

sie wirkt doch seltsam nervenstärkend auf uns ein, wenn wir aus der so sympathischen, doch ein wenig einlullenden und immer leise anprickelnden Atmosphäre weiblicher Kunstübung kommen.

Ich hatte lange das Veth'sche Frauenbild betrachtet — auf den ersten Anblick weiß man, daß man es nicht wieder vergessen wird! — und schlenderte langsam weiter. Da sah ich zwei Landschaften einander gegenüber gestellt; von Theodor Hagen, dem Weimeraner, die eine und die andere von Walther Leistikow. Beide Maler suchen die Natur lyrisch zu fassen und „stimmungsvoll" wiederzugeben. Aber ihre Art ist sich fast völlig entgegengesetzt. Bei Hagen, der mit den Impressionisten Fühlung hat und ein wenig an Fontainebleau erinnert, sind alle Töne weich auseinandergezogen, von flatternden Nebeln umwoben, wie Aeolsharfenklänge weht's hindurch. Bei Leistikow sind die Massen fest concentrirt, starke Farbencontraste nicht vermieden sondern angestrebt, und hierdurch wird das Ganze in eine seltsame, fast unirdische Beleuchtung gesetzt, die zugleich märchenhaft und intensiv wirkt. Die hingebendere Frömmigkeit ist auf Seiten Hagen's, das persönlichere Schaffen auf Seiten Leistikow's. Er zwingt die Natur in ein decoratives Gefüge hinein, nicht um ihre Freiheit zu vernichten, sondern um Verborgenes herauszuholen, Schwebendes zu festigen.

Dieser decorative Zug, für den neuen ästhetischen Trieb unserer Zeit so charakteristisch, beginnt jetzt einzelne Maler total zu beherrschen. Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll. Denn das Decorative, auf die Spitze getrieben, tödtet die Freude am Geistigen. Tausenderlei Nebendinge erwachen und werden wichtig, und schließlich wird Alles nur auf seinen Glitzerwerth angesehen oder auf die Biegung der Linien. Ein Künstler, der bedenklich weit auf diesem Wege gegangen ist, ist Carl Strathmann. In ihm bekämpfen sich der Karrikaturist und der Decorateur. Der Erstere ist wohl der Ursprünglichere, aber der Letztere ist einstweilen der Siegreiche. Das ist aber die Tücke des Zurückgedrängten, daß er sich nicht ganz will unterdrücken lassen und nun ungerufen kommt, um in die raffinirtesten prachtgeschwängerten Einfälle des Decorateurs ein Element des Skurrilen und Geckenhaften hineinzutragen. Ich habe da zwei Bilder vor mir stehen und kann aus Beiden nicht recht klug werden. „Maria" heißt das Eine, „Prinzeßchen" das Andere. Die Maria soll eine schmerzenreiche Mutter Gottes sein — hilf Samiel! ich kann an ihre Schmerzen nicht glauben, sie wirken als leere Grimasse auf mich. Und wozu auch Schmerzen? Die Prachtstickerei des Gewandes und das gleißnerische Gewimmel herbstlich-bunter Blätter sind ja doch die Hauptsache auf dem Bilde. Und dann die fabelhafte Technik, die die einzelnen Farbenfleckchen schon nicht mehr wie Mosaiksteinchen sondern wie Glitzerperlen hinsetzt, sodaß die Strathmann'schen Bilder wie üppige Vorlagen zu Perlenstickereien wirken, sinnverwirrend und sinnbethörend!

Ich fing an die beiden Bilder zu hassen und konnte mich doch nicht von ihnen losreißen. Da mit einem Male wurden sie mir entrissen. Dutzende von Heinzelmännchen kamen in meine Wundergrotte hineingesprungen, und, ohne ein Wort zu sagen, trugen sie alle Kunstwerke geschäftig hinaus. Meine Zeit war um, ich stand wieder auf leerem Dach. Und ich ging zurück und kroch in mein Bett — und träumte von der Ausstellung, die jetzt für mich verflossen ist. Franz Servaes.

## Notizen.

Ueber den Socialismus und die sociale Bewegung im 19. Jahrhundert. Von Werner Sombart. (Jena, Gustav Fischer.) Der Breslauer Professor giebt in diesen gemeinverständlichen Züricher Vorträgen eine lichtvolle und gerechte Würdigung des heutigen Socialismus von seinem nationalsocialen Katheder-standpunkt aus. Scharf aber durchaus zutreffend charakterisirt Sombart die Fehler und Sünden der deutschen Bourgeoisie, doch er hat Unrecht, wenn er in den Schriften von Marx und Engels nur ein „unbeholfenes Durcheinander von theilweise sich widersprechenden Lehren erblickt"; Recht aber, wenn er im Auftreten von Lassalle „eine titanische Ruhmbegierde" erkennt, der sich auf die plebejische Seite warf, weil die Liberalen ihn abfallen ließen und auf conservativer Seite neben Bismarck kein Platz für ihn war. Daß auf Marx Lorenz v. Stein am meisten eingewirkt, hat wenigstens der Letztere gern angenommen. „Marx ist bloß mein Schüler," sagte er einmal auf dem Heimwege von der Wiener Universität in den siebziger Jahren zu dem Schreiber dieser Zeilen, und wir sehen ihn noch, wie er, sich hoch aufrichtend, dabei in seinen schweren Pelz sich drapirte, während ein stolzes Lächeln über sein fein geschnittenes Schauspielergesicht flog. Uebrigens denkt Sombart sehr optimistisch über den ganzen socialdemokratischen Rummel, der nach seiner Meinung die revolutionäre Kinderkrankheit überwunden hat und, falls der moderne Staat ihm nur etwas entgegenkommt, sich immer mehr auf gesetzlichem Boden bewegen wird. Uns erscheint die Sache freilich weniger geheuer und gar nicht so „segensvoll". Die Verhetzung ist zu groß, als daß nicht einmal hüben oder drüben die Flinten von selbst losgehen sollten, und das Ende wird das Säbelregiment sein, wie noch immer in der Geschichte. Uebrigens hat diese treffliche Orientirungsschrift über den Socialismus einen großen Erfolg, denn in der kürzesten Frist sind bereits mehrere Auflagen vergriffen worden. Das ist ein in jeder Beziehung sehr erfreuliches Resultat im Interesse der Volksaufklärung.

Köst und Kinnerbeer. Und so wat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben von Adolf Holm. (Leipzig, A. G. Liebeskind). Schon wieder liegt ein prächtig ausgestattetes Bändchen des Verfassers der „Holsteinischen Gewächse" vor uns, diesmal nur Worte, keine Bilder. Das bedauern wir nun zwar, denn der Plöner Maler und Dichter sind eine harmonische Einheit, die sich gegenseitig ergänzt, erläutert und hebt, und die daher nicht getrennt werden sollte. Die beiden neuen Erzählungen sind länger und umfassender als die früheren, aber ebenfalls nur bloße Augenblicks- und Zustandsbilder, in denen Holm Meister ist. Seine scharfe Beobachtung, sein Humor, seine fein nachempfindende Kunst der Wiedergabe des Geschauten, die tiefe Wahrheitsliebe und das reine Gemüth sind sich gleich geblieben. Er zeichnet mit echt malerischem Sinn, immer als Meister der Farben und Nuancen, und zwar ganze Naturen, Menschen an sich, die keine Posen kennen und nichts vom Zuschauer oder Leser wissen. Und dann sein Sprachgefühl, die fast phonographisch getreue Wiedergabe des Dialects, seines heimathlichen Platt! Was wohl Meister Klaus Groth zu diesem Holsteiner Lands- und Dichtersmann sagen wird? Gewiß wird er ihm den Ehrennamen eines Dichters nicht verweigern und in dessen Geschöpfen Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut erkennen. Vielleicht aber mit dem von seinem Standpunkte berechtigten Bedauern, daß Holm nicht ganz plattdeutscher Erzähler ist und die Mundart bloß für den Dialog verwendet. Dafür hat Holm wohl seine guten Gründe: das hochdeutsche Gerüst sichert ihm ein größeres Publicum, und ein solches wünschen wir ihm denn auch von Herzen.

Die Verlagsbuchhandlung von Georg Weiß in Heidelberg überrascht uns angenehm mit einem zeitgemäßen Sammelwerk: Novellen aus Oesterreich von Ferdinand von Saar. Erster Band. Er enthält die beiden Meisternovellen des Wiener Dichters: „Innocens" und „Die Steinklopfer", dann die nicht weniger interessanten Schöpfungen: Marianne, Die Geigerin, Haus Reinegg, Vae victis, Der Excellenzherr, Tambi. Saar war ein Naturalist vor dem Naturalismus, aber freilich einer aus Grillparzer's Schule, ein Wiener und Poet dazu, und mehr als ein Mal reicht er an den „Armen Spielmann" hinan, der wohl die schönste und feinste Novelle unserer Literatur bleibt. Auch bei Saar finden wir bei aller Realistik die leise verklärende Wehmuth der Stimmung, das tiefe Verständniß der Volksseele wie der Menschennatur, das Mitfühlen und Hellsehen des Poeten. Nach Erscheinen des zweiten Bandes werden wir dem Novellisten Ferdinand von Saar eine ausführliche Würdigung widmen.

Von Ferdinand Schultz' bestbekannter „Geschichte der Neuesten Zeit" ist eine zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage unter dem Titel: „Die geschichtliche Entwickelung der Gegenwart seit 1815" bei L. Ehlermann in Dresden in sehr schöner Ausstattung erschienen. Der Verfasser ist Gymnasialdirector in Charlottenburg und, wie er selbst sagt, im historischen Beruf ergraut. In der That kennen wir von ihm eine gute deutsche Literaturgeschichte, die sich besonders durch die cultur- und zeitgeschichtliche Milieuschildernng vor anderen Werken auszeichnet. Im vorliegenden Werke versteht es Ferdinand Schultz wieder trefflich, nicht allein die historischen Ereignisse in ihrem pragmatischen Zusammenhang großzügig zu schildern, er führt uns auch das Wirthschaftsleben der Nation in seinem Werdegang vor und zeigt die socialen Beziehungen überall auf. Also mehr Cultur- und Socialgeschichte als Historie der Haupt- und Staatsactionen. Dabei ist seine Darstellung klar, einfach und nicht ohne Wärme. Das Schwinden unserer Bauerngüter, das Wachsen der Socialdemokratie, die Abbröckelung unseres Nationalvermögens, der Parteihader und andere Gefahren entgehen diesem scharfen Beobachter keineswegs, aber er wird darum noch lange nicht an unserem Volke irre. Es ist ein gutes Buch und eine gute That.

Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter. Von S. S. Epstein. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Durch die zahlreichen neuen Mittheilungen, die der Verfasser nach den Berichten Anderer über die Jugendzeit des großen Gelehrten bringt, kommt er in der Analyse erheblich weiter, als es anderen Biographen gelungen ist. Mit vollem Recht legt er besonders großen Nachdruck auf die Künstlernatur in Helmholtz. Sie erklärt einen großen Theil seines geistigen Schaffens, die Art seiner Natur- und Weltanschauung. Die warmherzige Charakterstudie bietet eine ebenso belehrende als angenehme Lectüre.

Freiheit des Rückens — Allgemeine Wehrpflicht — Oeffentlichkeit des Strafgerichtes. Drei Etappen auf dem Wege militärischer Entwickelung. Von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der bekannte Kriegsgeschichtsschreiber stellt die treibenden Momente zusammen, die vom militärischen Entwickelungsgang wie vom allgemeinen Rechtsbewußtsein ausgehen und in logischer Folge mit Nothwendigkeit auf die Oeffentlichkeit des militärischen Strafgerichtes hindrängen. Es ist ein sehr beredtes und überzeugendes Plaidoyer für die Humanität innerhalb der Armee und wiegt schwerer als die vielen einschlägigen Flugschriften, die, meist ebenfalls von Stuttgart ausgehend, mit ihren Uebertreibungen und ihrer Sensationsmacherei der guten Sache mehr schaden als nützen.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Junger Mann,** musikal. u. litter. gebildet, bis Ob.-Sek. stud., sucht unt. sehr bescheid. Ansprüchen Beschäftigung auf einer Redaktion oder als Sekretär. Off. unter **S. K. 13** an die Expedit.

**Vorbereitung** für das Freiwilligen, Fähnrich, Primaner u. Abiturientenexamen rasch, sicher, billigst
**Dresden, 8.** **Moesta,** Director.

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**
**Fünfte Auflage.**
**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

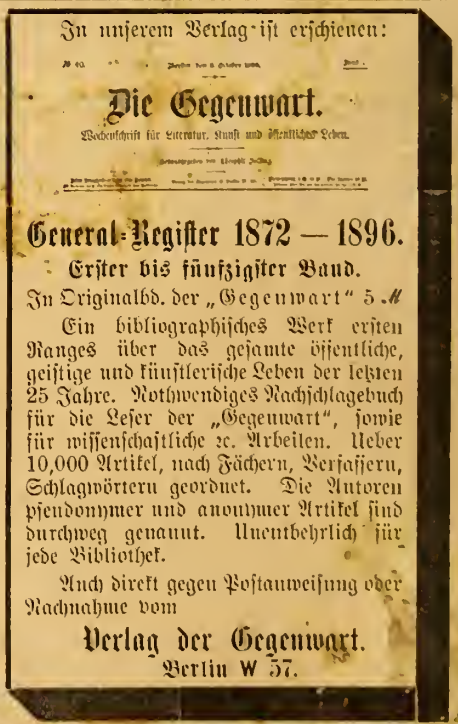
Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Für den Dichter **Detlev v. Liliencron,** der seinem 55sten Geburtstag entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirthschaftlichen Nothlage bezweckt. Der Aufruf war u. A. unterzeichnet von folgenden Künstlern und Kunstfreunden: Böcklin, Marie von Ebner-Eschenbach, Fontane, Groth, Hauptmann, Klinger, Liebermann, Oberländer, Raabe, Thoma, Uhde. Die Sache sei den Lesern der „Gegenwart" nochmals in Erinnerung gebracht, da es eine nationale Ehrenpflicht ist, einem Dichter, der wie kaum ein anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge mit der Bemerkung **„für die Liliencron-Stiftung"** an den Cassenwart der Stiftung, Herrn Consul **Auerbach, Berlin** W., Taubenstr. 20.

**Georg Weiß,** Verlag in **Heidelberg.**

Soeben erschien:
**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**
Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

In unserem Verlag ist erschienen:




**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
In Originalbd. der „Gegenwart" 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

**Abonnement**
auf das
**III. Quartal 1897.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift

für

## Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

**Theophil Zolling.**

Zweiundfünfzigster Band.
(Nr. 27—52.)

Berlin 1897.
Verlag der Gegenwart.

# Register.

## Zweiundfünfzigster Band.

### 1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.


Seite

Die Politik in der Armee. Von einem Officier . . . . . 1
Sociale Mobilmachung. Von Fritz Kalle . . . 17. 35. 51. 66
Epigonen-Politik in Oesterreich. Von Heinrich Kanner . . 20
Deutschland in Ostasien. Von K. E. Odebrecht . . . . . 33
Französische Handelspolitik. Von Richard Baltzer . . . . 49
Eine mitteleuropäische Zollunion. Von Rudolf Meyer . . . 65
Die deutschen Rechtsbücher. Von Emil Michael . . . . . 70
Zur Kündigung des deutsch-englischen Handelsvertrags. Von Rudolph Meyer . . . . . 81
Der Streit um die Deportation. Von Carl Ed. Döhl . . . 97
Der Boycott in Deutschland. Von Conrad Haller . . . . 113
Genossenschaftscassen. Von C. A. Hintze . . . . . 129
Die Concurrenz von Unten. Von Hans Elden . . . . . 145
Die Zukunft von Siam. Von Ernst von Hesse-Wartegg . 161
Italien in Homburg. Von Capitolinus . . . . . 177
Griechenland und Deutschland. Eine Umfrage . . . 194. 212. 228
Zur Situation in Indien. Von Otto Gaupp . . . . . 197
Die Verstärkung der deutschen Kriegsflotte. Von Eduard von Hartmann . . . . . 209
Die parlamentarische Obstruction. Von Paul Dehn . . . . 225
Die schwarz-rothe Internationale. Von Rudolph Meyer 241. 258
Das deutsche Belgien. Von H. Bischoff . . . . . 257
Das Schutzbedürfniß der Bauhandwerker. Von Benno Hilse . 273
Municipalsocialismus. Von Paul Ernst . . . . . 289
Unsere Handelsinteressen in Ostasien. Von A. Müller-Rixdorf 321
Vom ungarischen Musterstaat. Von Heinrich Schrödter . . 337
Unser Conflict mit China. Von Nauticus . . . . . 353
Herrscherideale. Von Richard Wulckow . . . . . 355
Der Traum eines britischen Reichszollvereins. Von Otto Gaupp 369
Militär-Strafgerichtsbarkeit. Von Benno Hilse . . . . . 385
Schutzvereine für ausländische Werthe. Von Justus Ichenhäuser . . . . . 401


### 2. Naturwissenschaftliches und Medicinisches.


Die amerikanische Rasse. Von Erwin Schmidt . . . . . 130
Was ist Occultismus? Von Hans Schmidkunz . . . . . 147
Ein unmoderner Naturforscher. Von Ludwig Büchner . . . 218
Meerescultur. Von Arthur Dix . . . . . 243
Die wissenschaftliche Bilanz des Jahrhunderts. Von Ludwig Büchner . . . . . 244
Zur Kenntniß des Genies. Von Otto Dornblüth . . . . 387


### 3. Vermischte Aufsätze.


Der Sprachenstreit in Belgien. Von Harald Graevell van Jostenoode . . . . . 3
Die Ausstellung des Buchgewerbes in Leipzig. Von Wilhelm Berdrow . . . . . 6
Aus den Memoiren des Bundesraths. Von J. Müller-Hornung . . . . . 21

Seite

Aus den Aufzeichnungen des Staatsministers Jolly. Von Wilhelm Brandes . . . . . 38
Pädagogische Stimmungsbilder aus Frankreich. Von Karl Behringer . . . . . 83
Allerlei Achtundvierziger Erinnerungen. Von Fritz Immenhauser . . . . . 88
Das sociale Problem in Amerika. Von George Miller . . 99
Kriegserinnerungen eines Feldpredigers. Von Franz von Keller 105
Allerlei Hochschulfragen. Von Lector . . . . . 115
Ein Deutsch-Franzos. (Graf Reinhard.) Von Lector . . . 136
Die Wanderbettelei. Von P. Asmussen . . . . . 164
Deutschland als Industriestaat. Von Hugo Böttger . . . . 179
Das Ergebniß der großen Manöver. Von Miles . . . . . 226
Zur deutschen Sittengeschichte. Von Sigfried Fiedler . . . 262
Die Gespensterfurcht. Von Rudolf Kleinpaul . . . . . 275
Eine Lösung der Kriegsversicherungsfrage. Von Hjalmar Schacht 305
Zur Gewehrfrage. Von Miles . . . . . 324
Kriegsstatistik. Von Oberst a. D. Frh. V. von Bodmann . . 340
Ein neuer Mädchenunterricht. Von A. v. H. . . . . 371
Der augenblickliche Stand des lenkbaren Luftschiffes. Von Richard Dost . . . . . 402


### 4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.


Maienzauber. Von Theodor Artopé . . . . . 12
Die Greta auf Grönwik. Von Alfred von Hedenstjerna . . 28
Das Gelübde. Von Salvatore di Giacomo . . . . . 44
Ein Mädchenleben. Von M. E. Sſaltykow-Schtschedrin . . 60
Das Ideal. Von Jean Aicard . . . . . 77
Erst Achtzehn! Von Maurus Jokai . . . . . 92
Blinde Liebe. Von Matilde Serao . . . . . 108
Ein Frauenleben. Von Anton Tschechow . . . . . 124. 141
Der Todten Sehnsucht. Von Hans Hoffmann . . . . . 156
Der Herr Specialarzt. Von Henry Second . . . . . 173
Vor der Operation. Von Anton Tschechow . . . . . 187
Müller's Leben und Werke. Von Paul Linsemann . . . . 204
Das große Loos. Von E. Eschricht . . . . . 220. 236
Der alte Adam. Von Henrik Pontoppidan . . . . . 252
Vergänglichkeit. Von Guy de Maupassant . . . . . 268
Ein Ballgespräch. Von A. Brunnemann . . . . . 285
Der Baby-Club. Von Quatrelles . . . . . 301
Rechenexempel. Von Anton Tschechow . . . . . 316
Eine glückliche Familie. Von Ferdinand Groß . . . . . 330
Ein Lebensräthsel. Von Björnſtjerne Björnson . . . . 347
Das Chloroform. Von Xanrof . . . . . 362
Die Sünde der Väter. Von D. Staack . . . . . 378
Ein Christbaum und eine Hochzeit. Von F. M. Dostojewsky 395
Der Schneidergeselle, welcher den Herrn spielt. Von Gottfried Keller . . . . . 412
Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Dreizack und Kantschu 14. Der König absolut 29. Ein verrathenes Staatsgeheimniß 93.

Seite

Die Wallfahrt nach St. Petersburg 125. Neue Regierungskunst 158. Furchtbare Verantwortung 174. Kanzler Nr. 4 189. Prunkmanöver 205. Die Braut des Thronfolgers 222. Nachtisch-Rhetorik 237. Hofliberal 253. Die Offenbarung Johannis 269. Protection 286. Damenkrieg 301. Der entheiligte Landrath 316. Todtensonntag 330. Der Dreyfuß-Rummel 363. Flottenbewegung 379. Jungconservativ 396. Das neue Evangelium 413.

— Von ⁂: Die Schneiderfrage bei Hofe . . . . . 348

### 5. Literarische Aufsätze.

#### a. Essays.

Stirner's Verherrlichung des Egoismus. Von Eduard von Hartmann . . . . . 8. 24
Reisebilder für Daheimgebliebene. Von Hans J. Meislinger 41
Der vorweimarische Goethe. Von Otto Dase . . . . . 57
Das Urbild Hamlet's. Von Heinrich Kaempf . . . . . 74
Lenau's Geburtsort. Von O. F. Weinrich . . . . . 75
Herbert Spencer's Ethik des socialen Lebens. Von Otto Gaupp 86
Alfred de Musset und die deutsche Literatur. Von J. Schauffelberger . . . . . 122
Patriotische Jugendschriften. Von Adolph Ueberschaar . . . 133
Heinrich von Kleist. Eine pathologische Studie. Von J. Sadger 149. 169
Adolf Pichler. Von Adolf Wilhelm Ernst . . . . . 166
Aus meiner Studentenzeit. Von Rudolf von Gottschall 214. 232
Amalie Skram's Debut. Von Felix Poppenberg . . . . 230
Religion und Philosophie. Von Gideon Spicker . . . . . 290
Hans Hoffmann als Märchenerzähler. Von Leo Berg . . . 299
Friedrich Spielhagen als Kritiker. Von Emil Kurzbauer . . 311
Die Behandlung meiner Philosophie in der philosophiegeschichtlichen Literatur. Von Eduard von Hartmann . . . . 325
Herman Grimm und die deutsche Culturgeschichte. Von Karl Busse 344
Thomas Hobbes. Von Ludwig Büchner . . . . . 376
Persönliche Eindrücke. Von Hieronymus Lorm . . . . . 390
Maupassant in deutschem Gewande. Von Hugo Kaatz . . . 393
Vae Soli! Eine Beichte von Max Nordau . . . . . 404
Klingelbentelei. Von Carl Busse . . . . . 407

#### b. Bühne und Bühnenkritik.

Wie Charlotte Wolter entdeckt wurde. Von Eduard von Bamberg . . . . . 119. 139
Dawison's Lehrjahre. Von Eduard von Bamberg . . 182. 202
Joseph Kainz als Faust . . . . . 190
Geplaudertes. Von Friedrich Haase . . . . . 264
Madame Réjane in Berlin . . . . . 270
Ermete Zacconi. Von A. Neumann . . . . . 318
Allerlei Theater-Erinnerungen. Von Carl Schultes . . . . 357
Dramatische Aufführungen: Im Dienst der Pflicht (Wichert) 190. Unjamwewe (Wolzogen) 191. Die Einberufung (Sylvane) 192. Mutter Erde (Halbe) 206. Die Einzige (Petzold) 206. Tante Jette (Wetzel) 207. Das Tschaperl (Bahr) 223. Aschermittwoch (Fischer) 223. Die Abrechnung (Donnay) 238. Das höchste Gesetz (Szafranski) 239. Waidwund (Skowronnek) 255. Agnes Jordan (Hischfeld) 255. Tyrannen des Glücks (Zobeltitz) 270. Haus Huckebein (Blumenthal-Kadelburg) 270. Helga's Hochzeit (Schönthan) 303. Jugendfreunde (Fulda) 303. Das neue Weib (Stratz) 332. In Behandlung (Dreyer) 332. Die vierte Dimension (Bisson) 332. Finale (Linsemann) 332. Dorina (Rovetta) 365. Circusleute (Schönthan) 365. Vanina Vanini (Heyse) 365. Die Logenbrüder (Lauff) 381. Berlin über Alles (Jacobson) 381. Gebrüder Währenpfennig (Jacobson) 381. Mädchentraum (Bernstein) 398. Bartel Turaser (Langmann) 399.

Seite

#### 6. Bildende Künste.

Kunstphysiologie. Von Georg Hirth . . . . . 55
A. v. Werner's neue Bannbulle. Von Franz Servaes . . 94
Der Baustil der Zukunft. Vom C. Messersmith . . . . . 103
Die Dresdener Internationale Kunstausstellung. Von Franz Servaes . . . . . 153
Das neue Kaiserdenkmal am Rhein. Von Franz Servaes . 175
Zur Erinnerung an Heinrich Ludwig. Von Otto Knille . . 185
Die Münchener Internationale Kunstausstellung. Von Johannes Gaulke . . . . . 199
Meister Böcklin. Zum siebzigsten Geburtstag. Von Franz Servaes 249
Französische Malerei im Salon. Von A. Brunnemann . . 265
Wie Bilder betrachtet sein wollen. Von Georg Hirth . . . 313
Bismarck-Denkmäler. Von Franz Servaes . . . . . 349
Jung-Hamburgische Kunst. Von Franz Servaes . . . . . 364
Constantin Meunier und Arnold Böcklin. Von Franz Servaes 397
Ueber polychrome Plastik. Von Bildhauer Johannes Gaulke 408
Die Bildung der Berliner City . . . . . 414

#### 7. Musik.

Hans Pfitzner. Von Paul Marsop . . . . . 10
Musikalische Erlebnisse. Von Klaus Groth . . . . . 281
Erinnerungen an Johannes Brahms. Von Klaus Groth 295. 307. 327
Wagner und Feuerbach. Von Arthur Drews . . . . 343. 358
Die Operette. Ein Nekrolog. Von Hedwig Abel . . . . 374
Don Giovanni. Von Paul Marsop . . . . . 410
Opern und Concerte: Die Bohême (Puccini) 30. A basso porto (Spinelli) 31.

#### 8. Notizen.

Allmers 79. Ambrosius 332. Appell 287. Bartels 143. Baumbach 366. Bley 382. Böcklin 350. Bransewetter 255. Brockhaus 79. Broecker 366. Büchner 415. Bulthaupt 111. Chuquet 127. Eserhalmi 15. Daunheisser 333. Ebe 207. Ehrlich 366. Engel 95. Fischer 350. Grimm 399. Grotthuß 350. 382. Harder 287. Haushofer 350. Henckell 399. Hendel 207. Henne-am Rhyn 382. Hetzel 271. Heyse 382. Hörmann 15. Ichenhäuser 207. Keyserling 366. Klencke 239. Krabbe 366. Küchler 255. Kürschner 63. 399. Lauff 399. Liebknecht 155. Lindner 61. Litzmann 15. Möllhausen 287. Riese 396. Nossig 31. Philippi 111. Pochhammer 95. Robran 272. Rothert 333. Rudeck 95. Salburg 350. Salomon 334. Scherr 382. Schmarsow 191. Schubin 415. Seehagen 207. Starcke 334. Sturm 333. Taine 381. Trinius 95. Ueberweg 142. Verni 271. Vieweg 239. Volkmann 350. Weichardt 333. Wertheim 15. Woerner 239. Wolf 47. Zencker 356. Zücken 382.

#### 9. Offene Briefe und Antworten.

Eine statistische Berichtigung. Von Blenck . . . . . 15
Ein confiscirter Artikel. Von Heinrich Kanner . . . . . 79
Zur modernen Malerei. Von A. v. Werner . . . . . 111
Eine Grabschrift. Von Richard Vetter . . . . . 191
Zum letzten Mal die griechische Frage. Von Ferdinand Hueppe 270
Ein Jugendschriftsteller. Von Bruno Garlepp und H. Wolgast 319

№ 27. Berlin, den 3. Juli 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Politik in der Armee. Von einem Officier. — Der Sprachenstreit in Belgien. Von Harald Graevell van Jostenoode (Brüssel). — Die Ausstellung des Buchgewerbes in Leipzig. Von Wilhelm Berdrow. — Literatur und Kunst. Stirner's Verherrlichung des Egoismus. Von Eduard von Hartmann. — Hans Pfitzner. Von Paul Marsop. — Feuilleton. Maienzauber. Von Theodor Artopé. — Aus der Hauptstadt. Dreizack und Kantschu. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Eine statistische Berichtigung. Von Blenck. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Politik in der Armee.

Von einem Officier.

Weit verbreitet findet man die Ansicht, daß im Heere überhaupt keine Politik getrieben wird. Für den gemeinen Mann gilt das als selbstverständlich, denn er ist viel zu sehr durch seinen Dienst in Anspruch genommen, um irgendwie sich um politische Verhältnisse kümmern zu können. Aber auch der Officier, so heißt es, wird davon nicht berührt; er ist dem Lärm des Tages und dem Kampf der Parteien entrückt und kennt nur eine Politik, die seines Fürsten.

Diese Anschauungen stammen aus alter Zeit und haben sicherlich eine große Berechtigung. Als das Heer noch eine Söldnertruppe war, so zu sagen persönliches Eigenthum des Monarchen, da gab es für den Officier noch keine politischen Fragen, da war ihm der Wille des Herrschers das höchste, das einzige Gesetz. Schon durch die niedrige Bildungsstufe, auf der er stand, war ihm, selbst wenn er gewollt hätte, ein Verständniß für die Politik verschlossen, durch den Dienst und die „nobeln Passionen" wurde sein Leben vollkommen ausgefüllt und, wenn es zum Kriege kam, war es ihm im Grunde recht gleichgiltig, wofür und gegen wen er sich schlug. Daß der Officier außer dem Rekruten-Drillen auch noch andere, sittliche und Cultur-Aufgaben zu erfüllen haben könnte, mag damals wohl dem Besten nicht in den Sinn gekommen sein. Wie anders jetzt. Wohl ist der Officier auch heute noch seinem Kriegsherrn, auf dessen Person er den Treu-Eid geschworen, zu unweigerlichem Gehorsam verpflichtet, und keine Macht der Welt kann ihn davon entbinden; aber im Uebrigen ist die ganze Auffassung seines Berufs eine andere geworden. An die Stelle des Drills ist die Erziehung getreten, der Blick hat sich geweitet, die zunehmende Intelligenz der Kreise, denen der Officier entstammt, hat auf seine geistige Entwickelung fördernd eingewirkt, und das Interesse an den großen Aufgaben unserer Zeit hat auch den politischen Sinn in ihm erstehen und erstarken lassen.

Wie sollte es auch anders sein? Jedermann treibt heutzutage Politik, der Geheimrath so gut wie der Droschkenkutscher, denn jeder liest seine Zeitung und ist bemüht, das, was er gelesen, im Verkehr mit Anderen alsbald wieder an den Mann zu bringen. So ist fast aller Gesprächsstoff mit Politik versetzt, und dem Officier bliebe nichts weiter übrig, als den Umgang mit Civilisten gänzlich zu meiden, wollte er sich von der Besprechung politischer Tagesfragen ausschließen. Da hiervon natürlich keine Rede sein kann, so ist die einfache Folge die, daß er sich eben auch mit der Politik beschäftigt, um sich eine selbstständige Auffassung zu bilden und nicht gezwungen zu sein, die Anschauungen Anderer gläubig nachzubeten. Thatsächlich wird denn auch in Officierskreisen sehr eifrig Politik getrieben, in den Casinos und Clubhäusern liegen Zeitungen und Schriften von zuweilen selbst recht freier Richtung aus, und es giebt wohl kaum eine politische Frage von einiger Bedeutung, die hier nicht zur Erörterung gebracht würde.

Daß es sich bei diesem politischen Bildungsbedürfniß des Officiers nicht etwa nur um eine Art von Sport handelt, daß vielmehr eine ernste Nothwendigkeit dazu vorhanden ist, leuchtet ein, wenn man bedenkt, wie leicht und häufig er in die Lage kommt, sich selbstthätig an der Politik beteiligen zu müssen. Dem General von Caprivi ist von seinen Gegnern vielfach der Mangel an politischer Erfahrung zum Vorwurf gemacht worden, und er selbst hat ihn während der ganzen Dauer seiner Amtsführung stets auf's Schmerzlichste bedauert; seine Wirksamkeit wäre aber, schon als er bei Uebernahme der Marine-Verwaltung zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit trat, ganz unmöglich gewesen, hätte er nicht damals bereits über einige politische Kenntnisse verfügt. Ohne diese wird kein Kriegsminister, der doch auch nur eine rein militärische Vorbildung genießt, auskommen können, auch die commandirenden Generale wie die Vorstände selbstständiger Aemter werden ihrer auf's Dringendste bedürfen. Nun, wird man mit Recht einwenden, können immer nur sehr Wenige ein so hohes Amt erreichen, und diese Wenigen werden wohl überhaupt durch Verstand und Tüchtigkeit über den Durchschnitt weit hervorragen. Gewiß; aber die Leiter haben auch Gehülfen nöthig, welche, um brauchbare Dienste zu leisten, selbst in der Politik nicht fremd sein dürfen. Wie groß ist ferner die Zahl von Officieren, welche als ordentliche oder außerordentliche Botschafter die Staatsinteressen am Hofe einer auswärtigen Macht vertreten, welche fremden Fürstlichkeiten als Ehrendienst zugewiesen werden und die ständige Umgebung der heimischen Fürsten bilden. Wenn auch von einem unmittelbaren Einfluß auf die Entschlüsse ihrer Herren nicht immer die Rede sein kann, so bietet doch der tägliche Umgang ihnen so viele Gelegenheit zu Meinungsäußerungen, daß ihre Ansicht immerhin ein gewisses Gewicht haben dürfte. Es ist ja auch nur natürlich: außer den Ministern und den zum Vortrag befohlenen Räthen kommt der Monarch fast

ausschließlich mit Officieren zusammen — auch die Hofbeamten haben fast alle in jungen Jahren Degen und Schärpe getragen —, sie begleiten ihn auf Jagden und Reisen und sind die Genossen seiner Arbeits- und Feierstunden. Ein verschlossener oder mißtrauischer Charakter müßte es sein, der da nicht zuweilen dem erprobten Diener seine Sorgen und Bedenken anvertraute, ja auch sein Urtheil zu hören verlangte. So viel schon über die Gefahr der sogenannten unverantwortlichen Rathgeber gesprochen und geschrieben worden ist: die Praxis wird in diesem Punkte sich schwerlich jemals der theoretischen Einsicht unterordnen, denn ihre Ausübung liegt allzusehr im Wesen der menschlichen Natur begründet.

Bleiben solche besonderen Aufgaben auch einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Auserwählten vorbehalten, so giebt es doch ein Gebiet der Politik, mit dem jeder Officier ohne Ausnahme vertraut sein muß, weil er hier ganz selbstthätig zu wirken hat, die Social-Politik. Wir glauben, daß der Nutzen, der hieraus für die Gesammtheit des Volkes erwachsen kann, trotz vielfacher Anregung immer noch unterschätzt wird.

Dadurch, daß der Kaiser und, seinem Beispiel folgend, die Truppen-Commandeure bei der Rekruten-Vereidigung oder sonst einem festlichen Anlaß vor dem ruchlosen Treiben der Umsturzrotte warnen und mit besonderem Nachdruck die Möglichkeit eines Kampfes gegen den inneren Feind betonen, dadurch allein wird wenig erreicht und gebessert, selbst wenn der Klang solcher eindrucksvollen Worte die Weihestimmung der flüchtigen Stunde überdauert. Die Sache muß den Leuten näher gebracht werden. Die Meisten besitzen ja trotz aller schönen Phrasen von politischer Reife und Wahlmündigkeit im Alter von zwanzig Jahren noch gar kein Verständniß dafür, worum es sich eigentlich handelt; für wie Viele bedeutet Socialdemokratie dasselbe wie Arbeiterschaft, und, selbst wenn sie sich nicht so nennen, so fühlen sie sich doch mit den Socialdemokraten eins, weil sie von dieser Partei die beste Vertretung des Interesses der wirthschaftlich Schwachen erhoffen. Wenn sie ihre Ziele, ja auch nur ihre Stellung zu Staat und Gesetz kennten, würden sie sich wahrscheinlich zum großen Theil von dieser Ideengemeinschaft lossagen; aber darüber hat sie die beredte Zunge des umsichtigen Agitators wohlweislich im Dunkeln gelassen, und Niemand hält es der Mühe werth, sie aufzuklären. So halten sie, ohne viel nachzudenken, an der einmal gewonnenen Anschauung fest, besuchen nach beendeter Dienstzeit von Neuem die socialdemokratischen Versammlungen und legen in bester Ueberzeugung am Wahltage den rothen Zettel in die Urne. Auf diese Weise verstärkt die Partei der Genossen fortwährend ihre Reihen; von der Anwendung besonderer Verführungskünste kann kaum die Rede sein, es geht Alles ganz natürlich zu, und das einzig Unnatürliche ist die vollkommene Theilnahmlosigkeit, die der Staat und die sogenannten staatserhaltenden Parteien Angesichts dieser Thatsachen beobachten. Hier muß die socialpolitische Thätigkeit des Officiers einsetzen. Noch haben sich die Verhältnisse nicht so zugespitzt, daß eine unmittelbare Gefahr droht, aber gar leicht kann aus dem gutartigen ein erbitterter Socialdemokrat werden, und schließlich könnten doch einmal Zahlen entscheiden.

Vor Allem wird es darauf ankommen, den jungen Soldaten über die grundlegenden Begriffe der heutigen Gesellschaftsordnung Klarheit zu verschaffen; er muß wissen, welcher Rechte und Pflichten er als Staatsbürger theilhaftig ist und aus welchen Factoren der Staatsmechanismus sich zusammensetzt. Man glaubt gar nicht, auf was für unklare und widersinnige Vorstellungen man da stößt. Der ländliche Fabrikarbeiter z. B., der doch im gegebenen Fall unbedenklich seine Stimme für Bebel oder Singer abgeben würde, hat meist gar keine Ahnung davon, was der Reichstag überhaupt bedeutet; er kennt die Regierung als seinen Feind, die Socialdemokratie als seinen Freund, in diesen Grenzen bewegt sich seine politische Weltanschauung. Aus solcher Enge ihn herauszuheben, den Sinn für bürgerliches und militärisches Ehrgefühl, Vaterlandsliebe, Nationalbewußtsein, mit einem Wort den Sinn für die Ideale des Lebens, der im täglichen Kampf ums Dasein ertödtet ist, wieder in ihm wach zu rufen, darin besteht die socialpolitische Aufgabe des Officiers. Sie ist ruhmvoll und schreitet langsam vorwärts, und dem noch ungeübten Lehrer wird es schwer, für seinen Gedanken den richtigen Ausdruck zu finden. Mit Poltern und Schelten läßt sich ebenso wenig erreichen, wie durch ungemessenen Wortschwall und aufdringliche Hurrah-Stimmung; klare, einfache Sprache, an der rechten Stelle ein Witzwort, ein packendes Beispiel, das schafft Verständniß. Und darauf allein kommt es an. Hat der Soldat erst einmal erkannt, in was für irrigen Vorstellungen er befangen war, so ist er auf gutem Wege, und es handelt sich dann nur noch darum, ihn darauf zu erhalten und zu befestigen. Dazu bedarf es aber nicht etwa besonderer Vorträge — der Himmel bewahre unser Heer vor allem salbungsvollen Geschwätz und erhalte ihm seine Frische und Ursprünglichkeit! —, jede Gelegenheit ist recht. Unsere festfrohe Zeit sucht ja so gern nach Erinnerungstagen; sie können nicht besser gefeiert werden, als dadurch, daß der Hauptmann bei Beginn oder Ende des Dienstes ein paar kurze, kernige Worte an seine Leute richtet und sie ermahnt, der großen Vergangenheit sich würdig zu erweisen. Freilich müssen solche Worte von Herzen kommen. Der Soldat besitzt dafür ein sehr feines Unterscheidungsvermögen und wird nur dann durch Worte sich überzeugen lassen, wenn er sieht, daß sein Vorgesetzter es ehrlich mit ihm meint und selbst an das glaubt, was er ihm sagt. Daß der Officier seiner Lehre selbst leben, daß er dem Bedrängten mit Rath und That zur Seite stehen, an dem Ergehen seiner Untergebenen Antheil nehmen und Allen ein unparteiischer Richter sein muß, um Achtung und damit Einfluß zu erlangen, ist unbedingtes Erforderniß. Wir glauben fest, daß bei ernstem Wollen und einigem Geschick es auf diese Weise gelingen wird, die große Masse der alljährlich in das Heer eintretenden Jugend von der Socialdemokratie abzuziehen und wir sehen, so lange von anderer Seite keine Hand gerührt wird, hierin das einzige Mittel, unser Volk zur politischen Reife zu erziehen. Wenn die Erfolge auf diesem Gebiet heute noch gering erscheinen, so liegt das daran, daß die Bethätigung allzusehr der Neigung des Einzelnen überlassen ist; es wird immer erneuter und häufigerer Anregung bedürfen, diesen wohl anerkannten Gedanken allgemein zur praktischen Durchführung zu verhelfen.

Nach diesen Ausführungen wird man zugeben müssen, daß der Officier heutzutage politische Kenntnisse nöthig hat, um seinen Beruf voll ausfüllen zu können. Um so wunderbarer erscheint es, daß es bis jetzt keine Anstalt giebt, auf der er sie erwerben könnte; er ist ganz allein auf sich selbst angewiesen. Nun ist es ja eine recht hübsche Sache um den gesunden Menschenverstand, aber auf politischem Gebiet wird dieser allein nicht ausreichen; ohne einen gewissen Grad von Sachkenntniß wird es nicht gehen. Diese aus den Erinnerungen des Geschichtsunterrichtes der Schule zu schöpfen, dürfte nur Wenigen glücken — wenn er auch in den letzten Jahren im Vergleich zu früheren Zeiten sich gebessert haben mag, läßt sich in dieser Beziehung doch kein Nutzen erwarten, und wir wollen uns hier auch ausdrücklich dagegen verwahren, daß die Politik in die Schule hineingetragen wird —, so bleiben also als einziges Bildungsmittel Vorträge oder Brochuren und für die wenigen Bevorzugten ein Cursus im Staatsrecht auf der Kriegsakademie. Im Vergleich zu den Anforderungen also gewiß herzlich wenig, und es ist als ein sehr erfreuliches Zeichen für die Strebsamkeit unter den Officieren anzusehen, daß sie es als Autodidakten so weit gebracht haben. Je schwierigere Aufgaben die Folgezeit aber stellt, desto lauter macht sich das Bedürfniß nach einem geregelten Unterricht geltend. Es ist wohl vorgeschlagen worden, eine Anzahl von Officieren Vorträge an der Universität hören

zu lassen und das Pensum der Kriegsakademie nach dieser Richtung hin zu erweitern. Diese Vortheile würden aber immer nur einer sehr beschränkten Zahl zu Gute kommen können und, da wir den Hauptwerth auf die Socialpolitik legen, handelt es sich bei uns um die Gesammtheit. Es wird also nichts übrig bleiben, als auf den Kriegsschulen, wo der Fähnrich seine wissenschaftliche Vorbereitung für die Officier-Prüfung empfängt, eine Vorlesung über Politik zu halten, um den jungen Leuten eine Grundlage zu geben, auf der sie dann später weiter bauen können. Die hierauf verwendete Zeit wird sich reichlich belohnen und wenn man, eine Ueberbürdung der Schüler fürchtend, die Dauer der Kriegsschulcurse verlängert, um so besser. Schwierig wird es sein, geeignete Lehrkräfte zu gewinnen und den Lehrstoff richtig abzugrenzen, aber die Praxis wird schon den richtigen Weg weisen und es wäre verkehrt, wollte man sich dadurch abschrecken lassen.

Manch alter Haudegen mag wohl bedenklich das Haupt schütteln, wenn er von solchen Forderungen hört, und selbst jüngere Officiere wollen sich mit ihnen nicht befreunden, weil sie fürchten, man werde die Geister, die man rief, nicht wieder los werden können. Fehlt es doch nicht an solchen, die den ganzen Zuschnitt des Heeres schon zu freiheitlich finden und bekümmerten Herzens den inhaltsleeren Formen der guten, alten Zeit nachtrauern. Wir können diese Sorgen nicht theilen. Nicht ein Titelchen der sogenannten altpreußischen Strammheit und Disciplin wollen wir geopfert wissen, denn darauf allein beruht unsere Stärke und unsere Ueberlegenheit vor anderen Völkern, und die kriegerische Brauchbarkeit muß immer der leitende Gesichtspunkt der militärischen Ausbildung bleiben. Aber wenn, ohne dagegen zu verstoßen, Jahr für Jahr hunderttausend deutscher Männer, die bisher in dumpfer Verblendung abseits standen und ihre beste Kraft nutzlos vergeudeten, zu freudiger Mitarbeit an den nationalen Aufgaben unseres Volkes gewonnen werden können, so ist das wohl des Schweißes der Edeln werth. Neue Gedanken haben von jeher mit Mißtrauen und Abneigung der Freunde des Hergebrachten zu kämpfen gehabt, aber nur der kann auf die Palme des Sieges rechnen, der den Pulsschlag der Zeit fühlt und vorwärts blickend ihre Forderungen erfüllt. Wir können unbesorgt in unserem Heer die Politik dulden; daß sie nicht zu üppig in's Kraut schießt und Zustände, wie etwa in Frankreich schafft, dafür bürgt außer unserem nationalen Temperament die Verfassung und der starke Wille unseres kaiserlichen Herrn.

---

## Der Sprachenstreit in Belgien.

Von Harald Graevell van Jostenoode (Brüssel).

Seit diesem Jahrhunderte besteht überall ein Kampf zwischen Rassen und ihren Sprachen um die Vorherrschaft. Die Giltigkeit der alten Ansicht, daß die Entwickelung der Menschheit dazu führe, wenige Weltsprachen allein herrschend zu machen, ist erschüttert. Zur Zeit Napoleons I. war es selbstverständlich, daß dem Französischen bei der Berührung mit anderen Sprachen die Vorhand gebühre. Im eigenen Lande hatte es allein Geltung. Heute dagegen ringt das Provençalische, die Sprache des Südens, mit Glück und Erfolg mit seiner Nebenbuhlerin. Die beiden Schwestern waren noch im Mittelalter gleichberechtigt, ja, die ältere, die provençalische, galt als die feinere, kunstmäßigere. Dann wurde sie von der jüngeren Schwester verdunkelt und verdrängt. Aber wer weiß, was die Zukunft bringen wird? In Belgien herrschte das Französische ebenfalls bis vor kurzem beinahe ausschließlich. Heute ist es schon um ein bedeutendes zurückgedrängt worden durch das Wiederaufleben der vlämischen Sprache und Literatur.

Im Grunde geht jeder Einfluß einer Sprache auf Völkerbewegung zurück. Ein geistig regsames Volk, das seine Bedeutung fühlt, wird die Grenzen seiner geistigen Machtsphäre naturgemäß erweitern, wie ein Gebirgsstrom, vom Regen angeschwollen, über die Ufer tritt. Diesem Stadium der Expansionskraft geht eine Periode der inneren Sammlung voraus, in der die Sprache sich ausbildet und die Literatur an Bedeutung gewinnt. Man könnte diese beiden Perioden nennen die der Centripetalperiode und Centrifugalperiode. So war das siècle de Louis XIV. eine Epoche, wo die neufranzösische Sprache und Literatur die classische Form annahm, die sie dann in der Folgezeit den anderen Völkern als nachahmenswerthes Muster empfahl. Die deutsche Sprache und Literatur begann erst ein Jahrhundert später denselben Werdegang, in dem wir noch stehen. Und erst im nächsten Jahrhundert werden die Rollen so weit vertauscht sein, daß das Deutsche eine werbende Kraft einnehmen wird über die ganze Welt, während das Französische in seiner Bedeutung von Stufe zu Stufe sinken wird. Das Vlämische begann seinen Verzweiflungskampf gegen die Vorherrschaft des Französischen erst vor zwei Menschenaltern und schon hat es Großes erreicht, noch Größeres wird es durchsetzen.

Zunächst entsteht die Frage nach dem Ursprunge der Vlamen. Die älteste Bevölkerung bildeten die germanischen Stämme der Menapen und Tungern, die niederdeutsch waren und der Nerwen und Trewirer, die Suewen genannt werden. Sie hatten die Kelten verdrängt oder unterjocht, wurden dann aber von Cäsar selbst in Abhängigkeit von Rom gebracht. Dieser siedelte gallische Bevölkerung im heutigen Hennegau d. h. im Süden von Belgien an, die sich mit den anwesenden Germanen mischte und so die Wallonen bildete. Dann brachen die Franken, die aus den Chatten hervorgegangen waren, ein und besetzten das Land. Ihre Stämme waren Chattuaren, Chamaven, Bataver (salische Franken), Sigambern, Ubier, Tenchtheren, Usipeten (ripuarische Franken). So mischte sich niederdeutsche Sprache mit fränkischer. Daher sind die Mundarten auch heute noch sehr verschieden. An der Grenze des Deutschen Reiches ist der Dialekt hüben und drüben etwa derselbe. Aachener Deutsch reicht bis St. Truyden: da wechselt hochdeutsches ch allmälig sich in niederdeutsches k um. Gemischt heißt es westlich der Stadt: komm met mi**ch** nogen Ker**k**, östlich noch echt hochdeutsch: kom met mi**ch** nogen Ker**ch**. Gemischte Mundart reicht bis Thienen. Im belgischen Lützelnburg (Luxemburg), wo noch 50000 Einwohner hochdeutsch reden, fängt man jetzt auch wieder an, sich mehr der hochdeutschen Schriftsprache zu bedienen und hat vor Kurzem zu diesem Behufe einen deutschen Verein in Arlen gegründet.

Die übrigen Germanen in Belgien bedienen sich einer Schriftsprache, die niederdeutsches Gepräge hat und auf der Höhe des Mittelalters in Belgien entstand, später aber von den Holländern ausgebildet wurde. Man nannte sie früher einfach dietsch, dutsch, deutsch, woher die Engländer ihr Wort dutch für holländisch entlehnt haben. Jetzt pflegt man sie nederlandsch zu nennen, obgleich es Männer giebt, die wieder das bescheidenere nederduits dafür einführen wollen. Im Ganzen giebt es etwa 4 Millionen Vlamen gegen etwa 3 Millionen Wallonen. Zu den Vlamen muß man aber auch einen Theil der Bevölkerung im nördlichen Frankreich rechnen zwischen Dünkirchen und Ryssel, wo sie ihre Eigenart noch bewahrt haben und sogar durch Zuzug aus Belgien vermehrt werden. Viele Belgier suchen nämlich in Frankreich Verdienst und tragen dadurch bei — wie einst zur Zeit der Franken — das Land langsam dem Deutschthum wieder zurückzuerobern.

Wie kommt es nun, daß die niederländische Sprache, die im Mittelalter eine nicht ganz unbedeutende Literatur hervor-

gebracht hat — ich erinnere nur an Jakob van Maarlant, Rusbroek und den Reinaard de Vos — allmälig dem Französischen hat weichen müssen?

Flandern war französisches Lehen, und daher fand naturgemäß ein großer Einfluß von da statt. Der Adel war großen Theils im Gegensatz zu den Städtern französisch gesinnt. Das Ritterthum erlebte seine Blüthe in Frankreich. Französisch war die Sprache der Trouvères, deren sich viele in der Wallonei aufhielten. Als dann das Haus Burgund die sämmtlichen Niederlande vereinigte, nahm der Einfluß des Französischen noch zu, trotz aller Proteste. Die spanische Herrschaft änderte daran nichts. Die Sprache der Vornehmen war damals schon die französische. Es ist bezeichnend, daß selbst ein Wilhelm von Oranien seine Aufzeichnungen in dieser Sprache abfaßte. Auch die österreichische Herrscherfamilie vermochte dem Eindringen des französischen Elementes keinen Widerstand entgegenzusetzen. Die Einverleibung in die französische Republik vor 100 Jahren war dann der Schluß dieser Entwickelung. Trotz ihrer Versicherung von „Freiheit Gleichheit und Brüderlichkeit" suchten die Freiheitsmänner alles Vlämische auszurotten. Jeden Widerstand gegen ihre Tyrannei unterdrückten sie blutig. Durch ein Decret vom 3. Juni 1803 wurde jedes richterliche oder administrative Document in vlämischer Sprache verboten. Vlämische Zeitungen durften nicht mehr erscheinen. Ein kaiserlicher Beschluß vom 22. December 1812 duldete nur noch Zeitungen, die mit französischer Uebersetzung versehen waren. Die alten Straßen der vlämischen Städte, die Zeugen gewesen waren der Ruhmesthaten eines Breydel und de Koninck, eines Artevelde, eines Zanneckin, wurden dazu verurtheilt, ihre ehrwürdigen Namen aufzugeben und französische Aufschriften anzunehmen. Die Schlacht bei Waterloo machte diesem Zustande ein Ende. Die holländische Regierung that, was sie konnte, um der niederländischen Sprache Geltung zu verschaffen. Aber die französische Herrschaft hatte schon so sehr die gebildeten Stände verwälscht, daß sie auf eine gewaltige Opposition stieß. Dieselbe führte bekanntlich schon nach 15 Jahren zur Revolution, welche die Trennung von Belgien und Holland herbeiführte. Mit dieser Umwälzung ging Hand in Hand die Umwälzung auf sprachlichem Gebiete. Die niederländische Sprache wurde nicht mehr anerkannt, weil man sie für die Sprache eines fremden Volkes erklärte, das Französische behauptete noch einmal seine Alleinherrschaft.

Da, in diesem tiefsten Stande der Erniedrigung begann die vlämische Bewegung. Die vaterlandsliebenden Vlamenländer erinnerten sich, daß sie einst eine glorreiche Vergangenheit gehabt hatten. Sie erkannten es ferner als eine Schmach und unglaubliche Ungerechtigkeit, daß sie auf ihrem eigenen Grund und Boden wie Fremde, ja wie Parias behandelt wurden. Im Unterricht, vor Gericht, in der Verwaltung, im Heere, bei Hofe: überall galt die Sprache der Franzosen. Die Aristokratie war „franschdoll", die Bourgeoisie bezog ihre ganze Bildung aus Paris, dem „Cerveau du monde", die Universitäten waren Pflanzstätten des Franzosenthums, das Heer, in französische Uniformen gekleidet, betrachtete die französische Armee als seinen natürlichen Bundesgenossen. Offen wurde sogar für die Einverleibung in die Schwesternation Stimmung gemacht. Es bestanden schon vor der Revolution in Frankreich Clubs mit dem Zwecke, die belgischen „Brüder" von der Tyrannei der Holländer zu erlösen und die Wohlthaten de la grande soeur bis an den Rhein zu verbreiten. Diese Bestrebungen fielen bei den verfranschten Gebildeten in Belgien auf fruchtbaren Boden. „La connivence intéressée des classes supérieures flamandes dans la conspiration de 1830, même contre le flamand, est pour nous une chose démontrée" sagt L. Jottrand in „La question flamande", 1865. Namentlich die Erziehung des weiblichen Geschlechtes wirkte in dieser Richtung verderblich. Denn die Mädchen wurden — und werden auch heute noch — beinahe ausschließlich in Ordenshäusern erzogen, die ihr Mutterhaus in Frankreich haben. Natürlich kommt das junge Mädchen aus dem Pensionat voll Verachtung für ihre Muttersprache und impft dann später dieselbe ihren Kindern ein.

Die „Fransquillons", d. h. die Französisch-Gesinnten, warfen hauptsächlich der niederländischen Schriftsprache vor, sie habe mit dem Vlämischen nichts zu thun. Das Vlämische aber sei in so viele Dialecte gespalten und diese wichen so sehr von einander ab, daß es unmöglich sei, dieselbe als Amtssprache anzuwenden. Aber sie vergaßen dabei vollständig, daß sich eben dieser Vorwurf noch besser auf das Französische anwenden ließe und daß in Wahrheit die niederländische Schriftsprache eigentlich auf belgischem Boden entstanden ist. Weiter behaupteten sie, die Staatseinheit würde durch Zulassung des Vlämischen zerstört. Aber in Wahrheit wäre weniger die Staatseinheit zerstört worden als das Monopol der Fransquillons, die Aemter zu besetzen. Da die Beamten sich nicht die Mühe genommen hatten, die Volkssprache zu erlernen, so hätte sich natürlich ihre Aussicht auf Anstellung vermindert. Trägheit und böser Wille verzögerten Jahre lang eine Reform des ganzen Systems. Aber niederdeutsche Zähigkeit besiegte am Ende alle Hindernisse.

Im Jahre 1854 erklärte Herr P. de Decker in der Kammer der Abgeordneten zu Brüssel, daß es höchste Zeit sei, die billigen Wünsche der Vläminge zu berücksichtigen, daß ein Ende gemacht werden müsse mit der Verachtung der Rechte der niederländischen Sprache. So ward denn endlich im Jahre 1856 eine Sprachcommission eingesetzt, um Vorschläge in Betreff der Einführung des Niederländischen zu machen. Dieser Sprachausschuß bestand aus folgenden Mitgliedern: Conscience, J. B. David, de Corswarem, L. Jottrand, F. H. Mertens, Frans Rens, Snellaert, E. Strobant und M. van der Voort. Kaum hatten diese neun Männer ihre Arbeit beendet und der Kammer einen ausführlichen Bericht (am 14. October 1857 durch Snellaert) überreichen lassen, als das katholische Ministerium de Decker gestürzt und durch das liberale, französisch-gesinnte Rogier ersetzt wurde. Rogier war ein abgesagter Feind der vlämischen Bewegung. Als geborener Franzose war er sogar für den Anschluß an Frankreich. „Tous les efforts du gouvernement doivent tendre à l'élimination de l'élément flamand pour préparer peu à peu la fusion de la Belgique avec notre grande patrie, la France" schrieb er an Lord Palmerston. Natürlich behauptete er, die Commission habe übertrieben, es beständen keinerlei Mißbräuche, und weigerte sich, den Bericht der Commission herauszugeben. Dagegen ließ er einen Gegenbericht drucken, der aber nichts widerlegen konnte, aus dem einfachen Grunde, weil nichts zu widerlegen war. Es blieb Alles beim Alten. Nur gestattete Rogier, daß der Buchhandel zwischen Holland und Belgien freigegeben wurde und unterstützte auch die aufkeimende vlämische Literatur, weil er dachte, auf diese Art die Vlamen von der eigentlichen Politik fern zu halten. In Flandern herrschte nämlich bei dem Landvolk noch durch den Einfluß der Priester der Katholicismus, den die „Liberalen", die meistens Wallonen waren, bekämpften. Die zwei großen Parteien sind dort die „Katholiken", welche noch an ihrer Religion festhalten, und die „Liberalen", die von derselben abgefallen sind und dafür dem Freimaurerthum huldigen. Neuerdings hat auch der Socialismus große Fortschritte gemacht, besonders in der Wallonei. Das eigentlich conservative Element wird also immer noch durch den germanischen Theil der Bevölkerung gebildet.

Es war vielleicht ein Glück für die Bewegung, daß sie von der Politik abgedrängt wurde. Denn nun warf sie sich mit voller Kraft auf Schaffung einer einheimischen Literatur. Eine lange Reihe von Schriftstellern giebt Zeugniß von der gesunden Kraft, die im Volke noch vorhanden war. Wenn auch Anfangs die Sprache oft wenig musterhaft war, allmälig lernten sie dieselbe gebrauchen. Als Modelle dienten

ihnen Muster aus allen Literaturen: Byron, Schiller, Victor Hugo, die alten Volkslieder, Alles wurde herangezogen. Vielleicht hätte man noch mehr die deutsche Literatur berücksichtigen können. Denn sie war ungleich volksthümlicher und daher für eine aufblühende junge Literatur gewiß empfehlenswerther als die französische und holländische. Aber natürlich war die Bekanntschaft mit dem Hochdeutschen Anfangs gering. Hoffmann von Fallersleben, der deutsche Dichter und Patriot, suchte zu vermitteln und hat sich dadurch große Verdienste erworben. Er dichtete auch selbst in vlämischer Sprache, wie er auch die alten Volkslieder in einer großen, schönen Ausgabe dem Publicum zugänglich machte.

Die königliche Akademie setzte einen Preis von 5000 Franken auf die beste Dichtung, die in einem Zeitraume von fünf Jahren erschienen war. Den ersten Preis erhielt im Jahre 1855 Conscience für seine Novelle De Loteling (der Rekrut); es folgten dann 1860 Van Duyse, 1865 Frau Courtmans, dann wieder Conscience, dann Bergmann, de Mont, Van Beers, Hilde Ram und Virginie Loveling. Auch die vlämischen „Toneelkringen", Dilettantenbühnen, wurden von der Regierung freigebig unterstützt. Schließlich kam man auch dazu, öffentliche Theater zu gründen. So besteht in der Landeshauptstadt ein solches, das aber von den höheren Ständen nicht beachtet wird. Besser steht es in Antwerpen, wo auch neuerdings eine vlämische Oper gegründet worden ist, so daß man nun dort den Schwanenritter in der Stadt einziehen sehen kann, in welche Richard Wagner die Handlung verlegt hat. Zeitschriften und Tagesblätter entstanden in Masse. Einen großen Fortschritt machte die literarische Bewegung durch die Einigung in der Rechtschreibung mit den Holländern, was seit langer Zeit ein Zankapfel gewesen war und den Fransquillons die willkommene Veranlassung gegeben hatte, von zwei verschiedenen niederländischen Sprachen zu sprechen. Auch knüpfte man wieder mit den Holländern an, indem man Sprachcongresse einführte, um über gemeinsame Angelegenheiten in Sprache und Literatur zu verhandeln. Der erste fand 1849 in Gent statt, ihm folgte 1850 Amsterdam, 1851 Brüssel, 1854 Utrecht, 1856 Antwerpen, 1860 'sHertogenbosch, 1862 Brügge, 1865 Rotterdam u. s. w. Der letzte war 1896 in Antwerpen und der nächste soll 1897 in Dortrecht abgehalten werden.

Nach einem halben Jahrhundert Streitens erlangten die „Flaminganten" endlich die Befriedigung ihrer Wünsche. Das Gesetz vom 17. August 1873 („wet Coremans") hat den Gebrauch der niederländischen Sprache in Strafsachen für die vlämischen Gegenden verpflichtend gemacht. Die Rechtspflege soll vlämisch gehalten, das Erkenntniß in dieser Sprache ausgesprochen werden; die Zeugen, die kein Französisch verstehen, sollen niederländisch gefragt werden. Vor dem Erscheinen dieses Gesetzes ward der Vläming angeklagt, vertheidigt und verurtheilt in einer Sprache, von der er oft kein Wort verstand. Im Jahre 1889 wurde dieses Gesetz durch ein neues ersetzt, welches sehr wichtige Ergänzungen enthielt. 1891 ward durch Coremans durchgesetzt, daß auch die Appellgerichtshöfe („beroepshoven" „Berufshöfe") gehalten sein sollten, sich eines vlämischen Urtheils zu bedienen, wenn der niedere Gerichtshof vlämisch gesprochen hatte.

Der Dichter Jan De Laet legte 1878 in der Kammer einen Entwurf nieder, um den Gebrauch der Volkssprache bei der Regierung zu regeln. Am 22. Mai desselben Jahres ward das Gesetz angenommen. Dieses besagt: in den Provinzen Antwerpen, West- und Ostflandern, Limburg und in dem Arrondissement Löwen (in Brabant) sollen die Berichte, Verordnungen und Mittheilungen, welche die Staatsbeamten an das Volk richten, entweder in Vlämisch oder in Vlämisch und Französisch aufgestellt werden. Die Staatsbeamten sollen mit den Gemeinden und Einzelpersonen in Vlämisch correspondiren, es sei denn, daß diese Gemeinden oder Personen wünschen, daß die Correspondenz auf Französisch geschieht oder daß sie selbst diese Sprache in ihrer Correspondenz angewandt haben. Nach Artikel II müssen im Arrondissement Brüssel die Verordnungen und Bekanntmachungen in Vlämisch sein, ebenso die Correspondenz. Ein Unrecht ist nur, daß die fünfzehn Dörfer im Canton Landen, die vlämisch sind, nicht wie die anderen Vlamen, sondern wie Lüttticher behandelt werden, also den Wallonen gleichstehen. Eine wichtige „Taalwet" ist auch die vom Jahre 1883 über den Unterricht. Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft und germanische Sprachen sollen fortan in der Muttersprache vorgetragen werden. Also die hochdeutsche Sprache wird z. B. auf den Brüsseler Gymnasien unter Anwendung des Vlämischen gelehrt.

Fünf Jahre später ward den Officieren aufgetragen, sich eine genügende Kenntniß der Volkssprache anzueignen. Dieselben lernen jetzt auch Deutsch und Englisch. Nur ist das Commando noch immer rein Französisch. Mit Vlämisch allein kann man es noch nicht zum Corporal bringen. Noch neulich wurde einer von der Bürgergarde (garde civique, burgerwacht) zu Antwerpen zu einer Buße von 30 Franken verurtheilt, weil er beim Namensaufruf statt „présent" „tegenwoordig" geantwortet hatte.

Im Jahre 1886 wurde zu Gent eine „koninklijke Vlaamsche Académie van taal-en letterkunde" gegründet, die über reiche Mittel verfügt, aber sich bisher keines großen Ansehens im Lande rühmen konnte. Sie besteht stiftungsgemäß aus 25 Mitgliedern; aber ihre Leistungen in wissenschaftlicher Hinsicht sind herzlich unbedeutend. Es fehlt eine germanische Universität als Pflanzstätte des germanischen Gedankens. Man denkt daran, die Staatsuniversität Gent zu vervlamschen. Aber zuvor muß das neue Gesetz De Vriendt-Coremans über die völlige Gleichstellung beider Sprachen durchgehen. Dieses Gesetz soll den Schlußstein der vlämischen Bewegung bilden. Es besagt, daß alle Gesetze gleichzeitig in beiden Sprachen eingebracht und abgestimmt werden sollen. Es ging auch im Abgeordnetenhause durch. Allein der Senat veränderte es — trotz der warmen Vertheidigung durch die Socialisten, namentlich durch den Wallonen Picard — so daß es nun noch einmal der zweiten Kammer vorgelegt werden muß. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch dieses Gesetz schließlich für die Vlamen günstig abgefaßt werden wird. Dafür bürgt schon die ungeheure Propaganda, die in Flandern gemacht wird. Die Zahl der vlämischen Vereine ist sehr groß und die Führer sind eifrig. Sie haben als politischen Mittelpunkt, um sich national zu organisiren, Institutionen in's Leben gerufen, die von dem praktischen Sinn der Vlamländer Zeugniß ablegen. So haben sie einen Landtag und einen Volksrath gegründet, die von Zeit zu Zeit in einer der vlämischen Städte tagen, um über gemeinsame Angelegenheiten zu berathen. Die Führer der Bewegung sprechen dann vor dem Volke und geben über ihre Thätigkeit Rechenschaft. Sie geben das Programm der Zukunft und künden die Gesetzentwürfe an, die sie in der Kammer einbringen wollen. Der National-Vlaamsch-Verbond, der über das ganze Land verbreitet ist, wacht darüber, daß alle Klagen und Beschwerden des Volkes berücksichtigt werden. Der Allgemeen Nederlandsch-Verbond will eine Annäherung an die Holländer und Buren in Afrika bewirken, also eine ähnliche Bewegung hervorbringen wie in Deutschland der „Alldeutsche Verband." Trotz der vielen Kampfvereine hat man vor Kurzem unmittelbar nach Ablehnung der Wet Vriendt-Coremans einen neuen in Brüssel gestiftet mit dem Titel „Gelijkheid" (Gleichheit), der die Rechte der vlämischen Sprache gegen die Wallonen vertheidigen will. Für die Bildung des Volkes in nationaler Beziehung sorgen zwei große, über das ganze Land verbreitete Vereine: der liberale Willemsfonds und der katholische Davidsfonds. Sie leihen Bücher aus, veranstalten Vorträge, musikalische Abende u. s. w. Kurz, es ist ein reges Leben, um das Volk aus seiner Lethargie aufzurütteln und ihm eine eigene volksthümliche Gesittung zu verschaffen.

Eine Sonderstellung nimmt ein der Bibliothekar (boekbewarder) der Stadt Antwerpen, C. Hansen (1833), der seine beste Kraft an die „Dietsche Beweging" wendet. Dieselbe will eine Annäherung zwischen den Niederlanden und dem plattdeutschen Sprachgebiet bewirken und sucht daher die niederdeutschen Dichter, wie Klaus Groth und Fritz Reuter populär zu machen. Diese Bewegung hat sicher eine Zukunft. Denn auch in Norddeutschland ist augenblicklich eine Renaissance der plattdeutschen Literatur. Die Wünsche der Niederdeutschen im Reiche begegnen sich also mit denen in Flandern und ihre gegenseitige Verständigung und Unterstützung müßte schließlich dazu führen eine gemeinsame großniederdeutsche oder wie man in Belgien sagt aldietsche Literatur in's Leben zu rufen.

Der Gedanke, eine geistige Vereinigung sämmtlicher niederdeutsch Sprechenden herbeizuführen, ist so einleuchtend, daß man sich wundern könnte, daß man noch nicht früher auf die Idee verfallen ist, wenn man nicht bedächte, wie wenig Zusammenhang bis jetzt zwischen dem Reiche und den Niederlanden besteht. Es waren ja nur wenige deutsche Schriftsteller, wie Hoffmann von Fallersleben, Oetker, Höfken, Kuranda, Wolff, Ida von Düringsfeld, Herman von Pfister-Schwaighusen, die darauf aufmerksam machten, daß die Vlamen deutsche Brüder seien, die man unterstützen müsse. Jetzt wird das Alles schneller gehen, seitdem große deutsche Vereine, wie der alldeutsche Verband und „Alldeutschland" die Annäherung zu bewirken suchen, seitdem Vlaamländer, wie Sabbe, Brans, Buyst, Pol de Mont, Hansen, Pee für den alldeutschen Gedanken wirken. Als eine Frucht dieser Bestrebungen kann man die Flugschrift ansehen, die Harold Arjuna im Jahre 1896 unter dem Titel: „Die vlämische Bewegung vom alldeutschen Standpunkte aus" herausgegeben hat und die gleichzeitig in vlämischer Sprache in der Zeitschrift Vlaamsch en Vrij erschienen ist. Sie giebt die beste Uebersicht über die politische Seite der Frage und stellt ein Programm der Zukunft auf, das alle Aussicht auf Verwirklichung hat. Ich muß mir hier versagen, näher darauf einzugehen, da ich mir nur vorgesetzt hatte, den Sprachenstreit in Belgien zu behandeln.

Schließen aber will ich mit einem kleinen Gedichte, das in rührender Weise die Wünsche des alldeutsch gesinnten Dichters Cäsar Magerman wiedergiebt. Möchten diese Wünsche bald das Gemeingut des ganzen vlämischen Volkes werden!

O, fielbetoovrend Meimren!
O Phantasei, o Droomgesicht!
Ik sieh een Maagd, en kranke
In meiwaart druuf het Oog gericht.

Se scheint mei sacht te fläustern:
„Daarboven woont en troont de Heer."
En ik, die eindlos, machtig
Mein Vlaandren minn, ik kniel ter neer.

Ik send tot God de Bede:
„Soo unit mein Vlaandren munt vergaan,
O, laat sein Blund versterken
Het Rass', waaränt het is ontstaan!"

En sei: „Laat mei niet sinken
In Frankreil's diepen Schandekolk;
Laat bluiend mei herleven
In't gloriereit Germaansche Volk!"

O seel'bezaubernd Träumen!
O Phantasie, o Traumgesicht!
Ich sehe 'ne Magd, 'ne kranke,
Gegen mich trüb' das Aug' gericht't.

Sie scheint mir sacht zu flüstern:
„Da droben wohnt und thront der Herr."
Und ich, der endlos, mächtig
Mein Flandern liebt, ich knie zur Erd'.

Ich send' zu Gott die Bitte:
„So je mein Flandern muß vergeh'n,
O, laß sein Blut verstärken
Die Rass' worans es ist entproßt!"

Und sie: „Laß' mich nicht sinken
In Frankreichs tiefen Schandepfuhl!
Laß blühend mich aufleben
Im ruhmreichen, german'schen Volk!"

## Die Ausstellung des Buchgewerbes in Leipzig.

Von Wilhelm Berdrow.

Die allgemeine Ansicht, daß auf dem Felde des Ausstellungswesens die Zukunft nur noch den Gewerbe- und Fachausstellungen gehöre, wird durch den Erfolg der sächsisch-thüringischen Ausstellung in Leipzig nur bestätigt. Zwar ist auch hier der — selbstverständlich wie immer verunglückte — Versuch gemacht worden, allerhand „höhere Interessen" in den gar nicht dazu passenden Rahmen des Unternehmens hineinzupressen: erstaunlich viele Cubikmeter sind in der städtischen und vornehmlich in der sächsischen Staatsausstellung mit „Erziehung und Unterricht", mit Schülerarbeiten, Modellen, Aktzeichnungen, gefärbten Leinwandflächen und Handarbeiten angefüllt, — nun, es ist auch gut, wenn Einem ein paar leere Säle zum Luftholen zur Verfügung stehen. Sogar eine Kunsthalle hat man riskirt, — wenn nicht der Klingersaal dazu gehörte, so brauchten die Aufseher hier ihren Sommerschlaf gar nicht zu unterbrechen. Eine Industrie- und Gewerbeausstellung ist angekündigt, eine solche will der Besucher sehen und an sie hält er sich mit Consequenz, sobald er sein Billet gelöst und die hohen Spitzsäulen des Portals durchschritten hat. Nicht einmal die sogenannten Vergnügungsviertel entfalten auch nur annähernd die Anziehungskraft, wie die lärmenden, dem lebendigen Gewerbe eingeräumten Hallen des jeweiligen Industriegebäudes. Immer vorausgesetzt, daß die Aussteller das zeigen, was der Besucher erwartet, nicht die aufgehäuften Waarenstempel eines Magazins oder die elegante Auslage eines Bazar-Schaufensters, sondern etwas Neues, Ueberraschendes, vor Allem Belehrendes. Nicht das absolut Neue ist es gerade, was die Leute in einer Ausstellung anzieht, das bleibt häufig unverstanden und läßt kalt, — nein, es ist das Neue im Bekannten, die langsame, bequeme Vermehrung der Kenntnisse, der Aubau an bereits vorhandenes Wissen, was man erwartet und zu erzielen trachtet. Vor Allem: „wie es gemacht wird", also die Herstellungsprocesse bekannter Gegenstände, an denen sich zu ergötzen das Publicum nie satt wird. Dann bei allgemein bekannten Arbeitsmethoden, die Neuerungen und Fortschritte ꝛc. Man kann ziemlich sicher sein, daß die Leute diese ihre Lieblingsgegenstände auch auf großen Ausstellungen sehr rasch und sicher herauszufinden wissen, und daß derjenige Aussteller, der es nach diesem Recept darauf anlegt, beachtet zu werden, auch beachtet wird.

Wie stellt sich nun unter diesem Gesichtspunkte und ihrem allgemeinen Werthe nach die Ausstellung der Buchgewerbe und verwandten Industrien in Leipzig dar? Daß sie zu einer hervorragenden Vertretung nirgend besser als in Leipzig gerichtet waren, ist bei der, Berlin und Stuttgart zum Trotz immer noch ungeschwächten Bedeutung der Stadt als Mittelpunkt des Verlagsbuchhandels gewiß. Es muß aber auch zugegeben werden, daß diese Gruppen, etwa nächst dem in Sachsen dominirenden Textilgewerbe, an Umfang und Reichhaltigkeit im Mittelpunkte der Ausstellung stehen. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß auch hier dieselben, vielleicht nothwendigen Uebelstände wie in anderen Gruppen, vorhanden sind und zum Theil dieselbe Folge — schlechtbesuchte Säle — nach sich gezogen haben. Dabei ist die Anordnung und Decoration des Saales, in dem sich die Collectivausstellung der leipziger und die einzelnen Stände der übrigen, dem Ausstellungsgebiet angehörigen Verleger befinden, wirklich anziehend und geschmackvoll. Etwa im Mittelpunkte eines hochgewölbten, zum Theil durch gemalte Fenster erhellten Raumes, dessen architektonische Motive, wie es scheint, der Ruine von Paulinzella entnommen sind und etwa den Eindruck einer Klosterbücherei machen sollen, steht auf hohem Sockel die überlebensgroße Statue Gutenberg's. Ringsum gruppiren sich die Tische und Schränke der Verlagsbuchhändler, und man kann sagen, daß die Meisten von ihnen sich ihre Aufgabe sehr leicht gemacht

haben. Bücher, Bücher und abermals Bücher, dazwischen Zeitschriften, Atlanten, Karten, Noten, Bunt- und Kunstdruckwerke und dann wieder Bücher in so unendlichen Massen, daß sich die Laien — und wann hätte es so viel Laien im Bücherwesen gegeben, wie in unserem zeitungspapierenen Jahrhundert — still zum Nebensaale drücken. Ja, wird man sagen, was soll ein Verleger anders ausstellen als Bücher, und warum wird er überhaupt zur Ausstellung gezwungen, wenn er keine Bücher ausstellen soll? Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn Brockhaus und Meyer ihre Encyklopädien, wenn Keil's Nachfolger vierundvierzig Gartenlaubenbände, wenn J. J. Weber seine Illustrirte Zeitung und seine Illustrirten Katechismen, Ph. Reclam seine Universalbibliothek und Osw. Mutze seine spiritistischen Werke auslegen, um ihre Eigenart auf diese Weise zu illustriren. Aber muß es daran genug sein? Es ist auch dem geduldigsten Besucher nicht zuzumuthen, Stunden lang bloße Buchdeckel und Titel zu betrachten, und überdies haben einige Aussteller glücklicherweise gezeigt, daß es auch auf dem Gebiete des Buchverlags möglich ist, interessant auszustellen. Ja, es ist nicht einmal schwer, — wie wenig gehört nicht dazu, in eine Anhäufung an sich todter Werke etwas Leben zu bringen! Da ist gleich am Eingang des Saales das große und elegant ausgestattete Cabinet des Verlags von J. J. Weber, Leipzig, wo neben Bänden der Illustrirten Zeitung und der Verlagswerke eine Sammlung hervorragender Illustrationen aus dem ersteren Unternehmen, theils im Abdruck, theils im Original ausgestellt ist, Allen voran ein trefflicher Holzschnitt nach dem Lenbach'schen Gemälde König Albert's von Sachsen, das sich im Leipziger Museum befindet. Auch die Herstellung des Holzschnitts vom rohen, geleimten Stock bis zum ersten Abzug wird hier gezeigt. Eine besondere Artigkeit gegen das Publicum besteht aber in der Einrichtung des ganzen Cabinets als großer, jedem Besucher mit allen darin aufgestellten Schätzen geöffneter Lesesaal. Es ist ein unglücklicher Irrthum, zu glauben, solche Gelegenheiten, sich eine Weile durch Lectüre zu zerstreuen, würden innerhalb großer Ausstellungen nicht benutzt werden: sowohl die große Lesehalle der vorjährigen Berliner Ausstellung als dieser Pavillon des Verlags der Illustrirten Zeitung lehren eclatant das Gegentheil. — Eine neue und gewissermaßen pikante Idee hat Ph. Reclam zur Ausführung gebracht, indem er unter Glas eine bunte Autographensammlung hervorragender zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller zur Ansicht stellt: die gelegentlich der Manuskripten-Erwerbung für die Universalbibliothek an den Verlag gerichteten Briefe. Das macht die Musterung der Verlagsausstellung reizvoll und anziehend, und wer wollte behaupten, daß es nicht zur Sache gehörte? Aber es bedarf nicht einmal so viel, selbst die Originalaquarelle eines Verlegers von Reisebeschreibungen, die Handzeichnungen eines kartographischen Institutes genügen, um dem Conglomerat von Bänden oder Atlanten, dem sie beigefügt sind, Leben einzuhauchen. Das aber oder dergleichen könnte jeder Verlag beschaffen, und weil es nicht geschehen, so finde ich mit Fug und Recht den klösterlich ausgestatteten Raum auch zumeist erfüllt von klösterlicher Stille. Der Sonderausstellung der Leipziger Buchbinderei, die in einigen Seitenräumen des Gutenbergsaales ihre Pracht von auserwählten Buchbinderarbeiten, Diplomrollen, Ehrenschilde, Albums, Prachteinbände u. s. w., entrollt, geht es nicht besser. Man wird der Arbeiten, so schön sie sind, bald müde, und drängt sich um so mehr zu den Buchbinderei-Maschinen in der Maschinenhalle, wo unter dem Stampfen der Pressen, dem Zischen der Messer und dem langsamen Heben und Senken der Stanzen beobachtet werden kann, „wie es gemacht wird".

Im Uebergang vom ersten Saal des Buchgewerbes zum zweiten befindet sich eine kleine Ausstellung, an der selten Jemand, ohne stille zu stehen, vorübergeht, und von der Niemand ohne Bewegung scheidet. An einer einfachen, einer Handpresse ähnlichen Maschine sitzt fleißig arbeitend ein Mann in mittleren Jahren, der von all' dem Glanz der Dekorationen, die den Raum erfüllen, von all' den tausend Menschen, die sich täglich an ihm vorüberdrängen, nichts und Niemanden sieht. Große Folianten bedecken einen Tisch, eine dunkel gekleidete Dame mit freundlichen, ernsten Zügen ist meist zugegen, um Fragenden Auskunft zu ertheilen. Es ist der im November 1894 gegründete Verein zur Beschaffung von Hochdruckschriften für Blinde zu Leipzig, die Dame — Frau Dr. Dehler — die Vorsteherin, der Herr — der blinde Vereinsdrucker Schorch. — Selten ist ein Unternehmen von edleren Motiven getragen worden als dieses, dessen Zweck es ist, einmal den Blinden Leipzigs und seiner Umgebung in der, schon auf mehrere hundert Bände angewachsenen Vereinsbibliothek von Hochschriften den Weg in die zeitgenössische Literatur zu eröffnen, dann aber auch, die Vervielfältigung von Hochschriften und ihren Verkauf zu $^2/_3$ des Herstellungspreises an Blinde zu bewirken. Die „Jungfrau von Orleans", Goethe's „Reinecke Fuchs" und mehrere andere Werke, in der Blindenschrift gewaltige Quartanten füllend, sind bereits für den Verkauf hergestellt und kosten je nach ihrem Umfang 1 bis 5 Mk. Dabei ist der Verein, einen winzigen Zuschuß der Stadt Leipzig abgerechnet, ganz auf die Wohlthätigkeit angewiesen.

Nun öffnet sich der zweite Saal der Gruppe, ganz und gar abweichend vom ersten und eine Fülle des Neuen, Interessanten darbietend. Neben der Photographie haben hier alle graphischen Künste und Illustrationsmethoden gezeigt, was sie vermögen, aber auch einige Einblicke in den Buch- und Zeitungsdruck selbst werden bereits gegeben. Auf die vielen, u. A. von Jul. Klinkhardt, von Zierow & Meusch, Meisenbach, Riffarth & Co. ausgestellten Reproduktionsverfahren des Holzschnitts, Kupferstiches, der Stereotypie, Galvanoplastik, Zinkographie, Heliogravüre u. s. w. auch nur oberflächlich einzugehen, ist hier nicht möglich, dagegen verdienen die im gleichen Raume ausgestellten Zeilengießmaschinen Erwähnung. Die von dem Schweizer Mergenthaler erfundene Vereinigung des Schriftgusses mit der Setzmaschine hat sich in Amerika längst einen festen Boden gegründet. Wie ich aus den Lieferungslisten der ersten kontinentalen Fabrik dieser Gattung, der Mergenthaler Setzmaschinenfabrik in Berlin, entnahm, entbehrt in den Vereinigten Staaten fast kein großes Blatt mehr der „Linotype", von der ein jedes Exemplar 3—5 Setzer erspart, und deren Arbeit, wie ich mit eigenen Augen sah, dem feinen Buchdruck ebenso gut angemessen ist, wie dem Zeitungsdruck. Die Linotype-Maschine dient mehreren Functionen. Das Tastenspiel der zugehörigen Setzmaschine veranlaßt zunächst die Messingtypen, sich aus ihren Behältern durch eine Röhre in den, dem Setzer für etwaige Correcturen zugänglichen Zeilenraum zu begeben und geordnet an einander zu reihen. Sobald eine Zeile vollendet ist, und das geht ungeheuer schnell, wird sie in der Maschine selbst abgegossen, und während der Zeilenguß sich, bereits erkaltet, aus dem Spalt der Maschine schiebt, haben die Typen sich schon automatisch nach Buchstaben vertheilt und in ihre Sammeltrichter zurückbegeben. Das alles arbeitet weit schneller, als man es schildern kann, und eine Buchseite, mit der Mergenthaler Linotype zum Druck fertig gesetzt und gegossen, steht in überraschend kurzer Zeit da. Daß dieses System und verwandte, wie sie z. B. in dem „Typograph" von der Actien-Gesellschaft L. Löwe ausgestellt sind, den Setzer über kurz und lang ganz verdrängen werden, ist gewiß; in den jungen Culturstaaten Amerikas, ja Australiens geht der Proceß dieser Verdrängung unheimlich schnell vor sich, in der alten Welt wird er sich etwas langsamer, aber ebenso sicher vollziehen, und dann — ja dann ist eben wieder ein neues Stück der Arbeitslosenfrage aufgerollt. Der Gang der Maschinen und Erfindungen ist unaufhaltsam, und der Mensch wird zum Diener seiner eigenen Geschöpfe.

In das Reich des Papiers, des treuen Begleiters der Buchdruckerkunst, führt den Besucher der dritte Saal. Nur wenige Firmen haben sich hier herbeigelassen, etwas Anderes als Papierrollen und etwa Proben der Bunt- und Luxuspapierindustrie, Geschäftskarten, Gelegenheitskarten und hundert andere Erzeugnisse der feineren Papierindustrie zu zeigen. So bleibt denn auch dieser Raum meist ziemlich leer, und man drängt sich um so mehr in die Maschinenhalle, wo gerade der an die Gruppen Buchgewerbe und Papierindustrie anstoßende Theil die verwandten Zweige des Maschinenbaues aufnimmt. Die reichhaltigste Ausstellung dieses Fachs, die ich bis jetzt gesehen. Anfangs wandert man lange zwischen großen Maschinensortimenten der Buchbinderei, Cartonagefabrikation und ähnlicher Branchen, um weiterhin die eigentliche Druckereimaschinen-Ausstellung zu bewundern, die ebenso den Laien durch ihre wunderlichen Gestalten und ihre abenteuerlichen Bewegungen fesseln, wie den Fachmann durch die Fülle der ausgestellten Neuheiten. Durch leistungsfähige Buchbindereimaschinen ragen da u. A. Gebrüder Brehmer, Leipzig-Plagwitz, durch Papierfärb- und Bearbeitungsmaschinen Fr. Müller, Dresden-Potschappel hervor. Letztere Firma zeigt neben einer Menge kleinerer Maschinen für die Spielkartenfabrikation, Farbenherstellung, für das Gummiren, Grundiren, Marmoriren, Satiniren u. s. w. besonders eine Bogentrockenmaschine, die durch ihre unermeßlichen Dimensionen Staunen erregt, und ein Tapetendruckwerk für 12farbige Muster, das viel bewundert wird, obwohl es wegen Mangel an Raum hier nicht in Betrieb gesetzt werden kann.

Unter denjenigen Firmen, die Buch- und Zeitungsdruckpressen ausgestellt haben, dominiren natürlich König u. Bauer, Oberzell bei Würzburg, denen sich Albert u. Co. und die Schnellpressenfabrik Frankenthal anreihen. Die durch die Leipziger Maschinenfabrik Hogenforst, — die selber vorzügliches an Tiegeldruckpressen und Hülfsmaschinen des Buchdrucks ausgestellt hat, — vertretene Fabrik von König und Bauer steht natürlich im Mittelpunkt der Anziehungskraft. Ihre sämmtlichen Maschinen, von der großen Rotationsmaschine für Werk- und Illustrationsdruck, auf welcher im Verlag von Jul. Klinkhardt die Ausstellungszeitung gedruckt wird, bis zu den schwersten Autotypie- und Farbendruckmaschinen, an denen fast jede einzelne Vorrichtung eine Verbesserung und ein Patent bedeutet, sind fast den ganzen Tag in Thätigkeit, und selbst, wer von Buchdruckpressen nichts versteht, wird an den vorzüglichen, unter den Walzen hervorgehenden Bilddrucken doch gewahr, daß er vor erstklassigen, in Wahrheit wohl vor den besten Maschinen Deutschlands steht. Ungeheure Sorgfalt und Umständlichkeit ist bei allen Maschinen besonders auf die Verreibung und den Auftrag der Farbe verwendet. Die Steigerung der Arbeitsgeschwindigkeit selbst bei den feinsten Illustrationsdrucken ist ein zweiter Grundzug der Maschinen, die Aufhebung der Stöße und Geräusche durch Luftpolster, die immer exactere Beherrschung der Maschine in jeder Sekunde ihrer Thätigkeit, die Sicherung der Bogenlage bei den verschiedensten Formaten und viele andere Bestrebungen finden in neuen Anordnungen und Erfindungen ihren Ausdruck. Hervorragendes leistet, um von den sonstigen Ausstellern nur noch einige zu nennen, auch die bekannte Leipziger Firma Schelter und Giesecke mit ihren Phönix-Tiegeldruckpressen, neben denen sie fast alle, den bekannten Reproduktionsverfahren für feine Zeichnungen, Photographien u. s. w. dienenden Apparate ausstellt und anfertigt, sowie R. Krause, Leipzig, auf dem Gebiet der Prägemaschinen für Buntdruck. Man kann der Arbeit dieser bewunderungswerthen Maschinen, mögen sie nun Buch-, Zeitungs- oder Illustrationsdruck liefern, lange zuschauen, ohne müde zu werden, blickt man doch hier in die innersten Werkstätten des Berufes, der unsere Zeit vor allen früheren auszeichnet als die lesende und schreibende.

## Literatur und Kunst.

### Stirner's Verherrlichung des Egoismus.

Von Eduard von Hartmann.

Max Stirner (Kaspar Schmidt, 1806—1856) tauchte mit seinem Buch „Der Einzige und sein Eigenthum" im Jahre 1844 meteorartig auf, um eben so bald wieder aus dem Gedächtniß der Menschen zu verschwinden. Erst J. E. Erdmann erinnerte wieder an seine Existenz, als er ihm im Jahre 1866 in seinem Grundriß der Geschichte der Philosophie eine halbe Seite widmete (II, S. 684—685). Ich war schon mehrere Jahre vorher auf das Buch durch einen älteren Bekannten aufmerksam gemacht worden, der die geistige Bewegung der vierziger Jahre als junger Mann mit durchgelebt hatte. In der Philosophie des Unbewußten (1868) und der Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins (1878) hatte ich mit Nachdruck auf Stirner's Bedeutung hingewiesen und durch die erstere Stelle vermuthlich wohl auch Nietzsche's Bekanntschaft mit Stirner und den Umschwung in Nietzsche's Denkweise veranlaßt. Dem größeren Publicum wurde aber Stirner erst wieder bekannt, als ich in einem Aufsatze über Nietzsche*) auf Stirner als einen verwandten, aber philosophisch bedeutenderen Denker hingewiesen hatte, und die Anhänger Nietzsche's sich dadurch veranlaßt fühlten, auf Stirner zurückzugreifen. Gegenwärtig beruft sich ein Zweig der Anarchisten auf Stirner, und eine besondere Zeitschrift, „Der Eigne", sucht seinen Gedankenkreis zu verbreiten und durchzuarbeiten. Es dürfte deßhalb angezeigt erscheinen, den gegenwärtig viel gelesenen Stirner einmal genauer zu betrachten.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die literarische Lage bei Stirner's Auftreten. Es lag eine schwüle Atmosphäre über Deutschland und Oesterreich; die literarischen Vorboten der Revolution von 1848 glichen in mancher Hinsicht denen in Frankreich vor 1789, nur daß jetzt in Deutschland der Fichte-Hegel'sche Geist herrschte, wie damals in Frankreich der Rousseau-Voltaire'sche. Die französischen Encyclopädisten fußten auf dem gesunden Menschenverstande, die Junghegelianer auf der wissenschaftlichen Kritik und der sophistischen Dialektik, mit welchen sie die positiven Aufstellungen des kirchlichen und des Hegel'schen Dogmas auflösten. Beide geschichtliche Perioden hatten die revolutionäre Tendenz, den Radikalismus der Opposition, den individualistischen Subjectivismus, den Eudämonismus und den kindlich gläubigen Optimismus gemein; aber der erkenntnißtheoretische naive Realismus der Encyclopädisten war bei den Junghegelianern durch den transcendentalen Idealismus ersetzt, und zugleich hatten die Letzteren eine socialistische und kommunistische Literatur vor sich, die den Ersteren noch fehlte.

Strauß hatte in seinem Leben Jesu (1835/6) das in den Evangelien bisher für geschichtlich Gehaltene größtentheils in Mythologie aufgelöst und in seiner christlichen Glaubenslehre (1841/2) die Geschichte des Dogmas als die Geschichte seiner Selbstauflösung dargestellt, hatte an Stelle der Religion den Cultus des Genius gesetzt, war aber sonst auf dem pantheistischen Standpunkt der Hegel'schen Linken stehen geblieben. — Bruno Bauer hatte in seiner „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" (1841/2) das Strauß'sche Leben Jesu weit überboten und die biblischen Berichte für bewußte Tendenzdichtungen und das Theologische für das eigentlich Unmenschliche erklärt. Wenn schon Rothe einige Jahre vor ihm nicht mehr in der Kirche, sondern im Staat die moderne Verwirklichungsform des christlichen Lebens gesucht hatte, so fand auch Bauer im Staate jetzt das, was früher die Kirche war, „die Erscheinung des unendlichen Selbstbewußtseins". — Ruge wandte sich als Herausgeber der Hallischen Jahrbücher (1840) im demokratischen Interesse

*) Preußische Jahrbücher Bd. 67, Heft 5, S. 521.

gegen den aristokratischen Geniecultus von Strauß und bekämpfte alle Romantik als Standpunkt der fixen Idee, nämlich als Festhalten an Ideen, die durch den Protestantismus überwunden waren.

Feuerbach, der anfänglich eben so wie Strauß Pantheist gewesen war, hatte seit 1838 den Atheismus proclamirt und das Fichte'sche Selbstbewußtsein in den Rang des Absoluten eingesetzt. In seinem „Wesen des Christenthums" (1841) war er über Strauß' Glaubenslehre hinausgegangen, indem er das Göttliche für das in's Jenseits projicirte allgemein Menschliche erklärt und der Religion vorgeworfen hatte, daß sie den Egoismus steigere, indem sie den Menschen seiner aus ihm herausprojicirten Menschlichkeit entäußere. Während Strauß die Masse verachtete und das sich Wissen Gottes im Menschen als pantheistische Immanenz im originellen Genius auffaßte, sah Feuerbach das Göttliche gerade im rein menschlichen Selbstbewußtsein und allen seinen Consequenzen, die allen Menschen gemein sind. Nur das Genießen galt ihm als Besitzen, darum vergötterte er den Genuß und die Glückseligkeit. Aber schon 1842 und 1843 ging er in seinen „Vorläufigen Thesen zur Reform der Philosophie" und seinen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft" zum Sensualismus über. Das wahrhaft Wirkliche fand er nun nicht mehr im reinen Selbstbewußtsein, sondern in dem Sinnlichen als dem allein unmittelbar Gewissen. Der Mensch als Vernunftwesen war noch ein unsinniger Spuk gewesen, nur der leibliche Mensch ist der wirkliche. Nicht die Vernunft, sondern der leibliche Mensch ist das Maaß aller Dinge. Genuß und Glückseligkeit ist seine Bestimmung; ein Mensch ist dem andern sein Gott. Ego und alter Ego ergänzen sich, wie Egoismus und Communismus.

Während Feuerbach die Gesellschaft noch hatte bestehen lassen, bekämpfte Edgar Bauer nicht nur jede Staatsform, weil in jeder die Religion in Gestalt der Pietät noch eine Bedeutung habe, sondern auch Gesellschaft, Nationalität, Ehe und Privatbesitz und proclamirte den Menschen als bloßes Individuum frei von allen politischen, socialen und sittlichen Fesseln. Edgar und Bruno Bauer zusammen vertraten in ihrer „Literaturzeitung" den Standpunkt der reinen freien Kritik gegenüber der theologischen, philosophischen und historischen Kritik von Strauß, Feuerbach und Ruge. Die „reine Kritik" wirft Feuerbach vor, daß er an den Voraussetzungen, die die Masse macht, festhalte und eigentlich die Masse vergöttere. Die reine Kritik ist die auflösende Seite der Hegel'schen Dialektik in ihrer Isolirung; sie zerpflückt alle Phrasen, auch die von der Freiheit, zeigt, wie schnell sich die Wahrheiten verändern, erweist die Eitelkeit aller Dinge und die Nichtigkeit aller neu auftretenden angestaunten Erscheinungen und freut sich in leidenschaftslos ruhiger Betrachtung daran, daß sie zu Grunde gehen, wie sie es verdienen.

Hier setzt nun Stirner ein; er entlehnt den lächelnden Humor der absoluten Respectlosigkeit, die Verachtung der Masse und die Verneinung aller politischen und socialen Organisationen von Edgar Bauer und die alleinige Wirklichkeit des leibhaftigen Ich nebst dem Eudämonismus von Feuerbach und zieht aus dieser Verschmelzung die logischen Consequenzen. Feuerbach hatte noch nicht Zeit gehabt, seine Vergötterung des abstracten Menschenthums auf Grund seiner sensualistischen Wirklichkeitsphilosophie, in die sie gar nicht mehr paßte, zu berichtigen; diese Schwäche spielte Stirner als Haupttrumpf gegen ihn aus und nöthigte damit Feuerbach, sich in seinen späteren Schriften als reinen Egoisten zu bekennen und von dem abstracten Begriff des Menschthums zu der Realität der Natur zu flüchten, wozu ihm Daumer mit seiner Schrift „Der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart" (1844) den Weg gezeigt hatte. Dadurch erst gerieth Feuerbach auf die Bahn eines naturalistischen Materialismus, während seine von Stirner benutzten Schriften noch nicht über den Sensualismus hinausgehen.

Der Sensualismus läßt sich eben so wohl einem erkenntnißtheoretischen Idealismus eingliedern wie einem naturalistischen Materialismus, und bei Stirner ist offenbar das Erstere der Fall. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts galt allen deutschen Denkern die Ansicht als selbstverständlich, daß durch Kant und seine idealistische Schule die erkenntnißtheorethischen Probleme ein für alle Mal im Sinne des Idealismus gelöst seien; darum hielten sie die nochmalige Beschäftigung mit diesen Problemen für überflüssig. Erst der aus Feuerbach hervorgewachsene Materialismus der fünfziger Jahre nöthigte durch seinen Rückfall in naiven Realismus zur ausdrücklichen Betonung des transcendentalen Idealismus, an welche sich dann alsbald auch dessen kritische Ueberwindung anschloß. Stirner fußte in erkenntnißtheoretischer Hinsicht auf Fichte und hat sich wohl nicht träumen lassen, daß seine praktische Philosophie, die nur auf diesem Boden begreiflich ist, von populären, naiv realistischen Lesern auf den Boden des Materialismus hinüber gezerrt werden könnte.

Nach Fichte bringt das absolute Ich durch seine Thätigkeit sowohl das empirische Ich als auch das Nicht-Ich hervor; das empirische, endliche Ich oder Selbstbewußtsein findet sich also eingeschränkt durch das koordinirte Nicht-Ich. Fichte's Fehler war erstens, daß er das absolute und empirische Ich trotz ihrer grundsätzlichen Unterscheidung doch thatsächlich immer wieder verwechselte, und zweitens, daß er das absolute Subject, welches durch seine vorbewußte Thätigkeit erst das Ich und das Nicht-Ich hervorbringt, doch schon als (absolutes) Ich und (absolutes) Selbstbewußtsein bestimmte. Stirner, der mit Feuerbach das menschliche Selbstbewußtsein zum Range des Absoluten erhebt, leugnet demgemäß ein absolutes Ich hinter dem endlichen und setzt das empirische Ich an Stelle des absoluten Ich („Der Einzige und sein Eigenthum", Reklam-Ausgabe S. 213). Das endliche, empirische Ich ist nun der vergängliche, sterbliche Schöpfer seiner selbst (429), Schöpfer und Geschöpf in Einem; es ist nur, indem es sich jeden Augenblick setzt oder schafft und zugleich wieder aufhebt oder zerstört, um der Setzung des nächsten Augenblicks Platz zu machen (178). Ich bin als selbstbewußtes, geschaffenes Ich nicht Alles (213), denn das Nicht-Ich steht mir gegenüber und schränkt mich ein; aber Ich bin als schöpferisches, gedankenloses Ich doch Alles in Allem, denn das Sein (das Nicht-Ich) ist in Mir so gut überwunden, wie das Denken (das Ich), das Sinnliche so gut wie das Abstracte (398), der Stein auf der Straße so gut wie der vorgestellte (gedachte) Stein in meinem Kopfe (399). Als Schöpferisches ist das Ich gedankenlos (bewußtlos), wie im tiefen Schlafe oder im tiefsten Nachdenken; erst so ist es ganz sein eigen, ganz Ich, (d. h. reales Subject seiner Thätigkeit) (405). Als Gedankenloses, Unsagbares, Unaussprechliches hat es weder selbst ein Wissen von sich, noch ist es mit dem Wissen zu erreichen; es ist nicht einmal zu zeigen, da man nur auf etwas Sinnliches zeigen kann. Es gehört weder zu der Welt der materiellen Dinge, noch zu der Welt des Geistes, da Beide nur seine Schöpfung sind, gleich dem Selbstbewußtseins-Ich. Es ist auch nicht Substanz, denn als solche wäre es unvergänglich und unsterblich. Es ist Nichts, und in seiner Selbstverzehrung bis zum Tode erweist es sich auch als das Nichts, das es ist. Darum kann Stirner sein Buch mit den Worten beginnen und schließen: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt." (12, 429.)

Das unbewußte, absolute Ich Fichte's bleibt also doch auch bei Stirner als unbewußtes, schöpferisches Ich (Subject) hinter dem bewußten, geschöpflichen Ich (Selbstbewußtsein) bestehen; nur der Gegensatz von Absolutheit und Endlichkeit hört zwischen Beiden auf, und zwar darum, weil das endliche Ich selbst verabsolutirt ist. Die Folge davon ist, daß, während Fichte viele endliche Ich's in dem Einen absoluten Ich annehmen konnte, Stirner überhaupt nur Ein wirkliches Ich annehmen kann, das seinige, während alle andern Ich's bloße

Bestandtheile des Nicht-Ich's, also leerer Schein sind. Ich bin nicht ein Ich neben andern Ich's, sondern das alleinige Ich, einzig (423). Ich bin nicht abstract, nicht das Ich, denn ein Ich ist jeder; sondern „Ich" bin unsagbar, unaussprechlich (364).

Da Ich als vorbewußtes, schöpferisches Subject sowohl Mich als Selbstbewußtsein als auch mein Nicht-Ich, die Welt, gesetzt und geschaffen habe, so besteht auch mein Dasein und Leben nicht bloß darin, mich selbst beständig zu verzehren, sondern auch darin, die Welt und die übrigen Schein-Ich's beständig zu verzehren; ich benutze und genieße sie als Speise, um den Hunger meines Egoismus zu stillen (346—347). Wer diesen Zusammenhang versteht, der kann die Welt und den Geist nur als ein Material nehmen, mit dem er anfängt, was er will (419); denn durch dieses Verzehren des Nicht-Ich (82) eignet er sich nur bewußter Weise das an, was unbewußter Weise doch schon sein ist, nämlich sein Geschöpf. Der Vorrath aber ist unerschöpflich, denn so lange Ich lebe, producire ich auch unbewußter Weise das Nicht-Ich immer von Neuem. Ich als schöpferisches unbewußtes Subject bin schon Eigner der Welt der Dinge und des Geistes (weil ich sie geschaffen habe) (81), also auch Eigner der Menschheit (285). Ich als Einzelner bin eine Weltgeschichte für sich und besitze an der übrigen Weltgeschichte mein Eigenthum (428); denn auch das vor meiner Geburt Geschehene ist nach den Grundsätzen des transcendentalen Idealismus ein zeitliches Geschehen nur in meinem Bewußtsein. Mir, als selbstbewußtem Ich, das im Gegensatz zum Nicht-Ich steht, gehört aber nur so viel, als ich mir davon zu nehmen oder anzueignen vermag (311). Es kommt nicht bloß darauf an, daß ich Eigner der Welt bin, sondern darauf, daß ich mich als solchen weiß und fühle, daß ich mich in meiner Einzigkeit genieße, oder meiner als des Einzigen froh werde (314); das geschieht aber nur in dem Maaße, als ich das Nicht-Ich in die Gewalt meines bewußten Ich bringe und als Speise meines Egoismus verzehre (346—347).

Ich bin das allein Wirkliche, und alles Andere hat nur Wirklichkeit, sofern es an der Wirklichkeit meines Ich Theil nimmt, also eine von meinem Ich abgeleitete Wirklichkeit empfängt (240, 417). Allerdings dürfte dieses wahrhaft Wirkliche Ich nur in dem unsagbaren, gedankenlosen (unbewußten) schöpferischen Ich (Subject), nicht in dem Ich als Geschöpf, oder dem Selbstbewußtsein, zu suchen sein, denn dieses ist ebenso bloß gesetzte Erscheinung wie das Sinnliche oder Gedachte und hat demgemäß selbst nur eine abgeleitete, keine ursprüngliche Realität. Das wirkliche Ich ist dasjenige Ich, was als Eigner, Träger, Producent des Denkens, vor dem Denken ist, und ohne das es kein Denken und keinen Geist giebt (411—412). Ich als dieses Wirkliche, Unsagbare, bin das Maaß von Allem (412), wie ich der Schöpfer und Eigner von Allem bin; Ich allein verleihe den Dingen und Ideen Werth, sofern sie Mir um Meinetwillen werth sind oder Mir konveniren (409, 412).

Wenn Ich das Maaß aller Werthe bin, so hat es keinen Sinn mehr, nach Meinem Werth zu fragen; Ich bin vollkommen (423, 429); ich bin von Haus aus wahrer Mensch und brauche mir nicht erst das als Zielpunkt des Werdens zu setzen, was ich schon als Ausgangspunkt bin (383, 384, 388). Ich bin aber auch mehr als Mensch und gewaltiger als andere Menschen in meiner schöpferischen Einzigkeit (158). Als das Wirkliche bin ich auch das Unmenschliche, ebenso gut wie das wahrhaft Menschliche (163, 172); indem ich aber aufhöre, mich am Begriff des Menschen zu messen, und mich selbst als Maaß erkenne, höre ich auch auf, das Unmenschliche zu sein (173), das ich nur im Vergleich zu jenem Maaßstab war. Hiermit verliert es auch jeden Sinn, zu sagen, Ich sei gut oder böse (14); Ich und mein Egoismus sind ja alleiniger Werthmaaßstab, also kann gerade die sonst so genannte Schuld eines Menschen sein wahrer Werth sein, sofern sie seinen Egoismus rein herausstellt (236). Ein sogenanntes Verbrechen ist nur dann verächtlich, wenn die Güter, zu deren Erlangung es vollbracht wurde, verächtlich sind (236), worüber natürlich allein Ich zu urtheilen habe. Die Beurtheilung einer Handlung als Verbrechen entsteht nur aus fixen Ideen von der Heiligkeit irgend eines Verhältnisses (239), z. B. des Staatsbürgerthums, der Ehe, des Eides, des Eigenthums. Die Mißachtung des Eides, Eidbruch und Meineid, sind für Mich selbstverständlich, wenn sie Mir frommen (349—356).

Es giebt keine Sünder, sondern nur Narren, die sich dafür halten (421—422). Strafe hat nur einen Sinn als Sühne für die Verletzung eines Heiligen (279), muß also mit dem Respect vor dem Heiligen in Wegfall kommen. Selbst die Strafe als Heilung der gestörten Gesundheit ist keine egoistische Beurtheilung der Sache von Mir aus, sondern eine ideologische vom Begriff der Gesundheit aus (280). Der Irrsinnige muß als Ich offenbar ebenso souverän sein, wie der geistig Gesunde. Ich schaudere vor keinem, noch so teuflischen Gedanken, bebe vor keiner That zurück (419); denn meinem Eigenthum bin ich nichts schuldig und habe gegen dasselbe so wenig eine Pflicht, wie gegen mein Auge, das ich nur Meinetwegen hüte (343). So wenig wie gegen Andere habe ich gegen mich selbst eine Pflicht (373). Imperative haben für mich keinen Sinn, da ich weder eine Bestimmung noch einen Beruf habe, sondern nur meine Kraft in meinen Kraftäußerungen auslebe (382—383). Nichts respectire Ich, weder das Leben, noch die sinnlichen oder geistigen Güter eines Andern, nicht einmal „das Heiligthum seines Innern," z. B. seine Religion, seine Ueberzeugung, seine Ehre; denn er ist nur, was er für Mich ist, nämlich mein Gegenstand, den ich als mein Eigenthum verbrauche (164—165). Es begreift sich aus diesen Sätzen, daß der Anarchismus Stirner als willkommenen Zeugen anruft. (Schluß folgt.)

---

## Hans Pfitzner.

Von Paul Marsop.

Oft kann man es lesen und hören, daß in unseren Tagen, in einer Zeit der „gesteigerten Oeffentlichkeit", jedes beachtenswerthe Talent rasch die verdiente Anerkennung und Förderung erlange. Eine sehr anfechtbare Halbwahrheit! Zwischen der Oeffentlichkeit und dem jungen Künstler von Begabung steht die Clique, die Partei. Schließt sich der Maler, der Musiker einem Lager an, will sagen, verpflichtet er sich dazu, seinerseits für die Werke der Cameraderie unter allen Umständen einzutreten, dann darf auch er darauf rechnen, in den Vordergrund geschoben zu werden. Ist er eine zu ehrliche, selbstständige Natur, um sich auf irgend ein Dogma bedingungslos einzuschwören, dann mag er sehen, wo er bleibe: er findet überall die Thore versperrt, die in's Weite führen — und die Oeffentlichkeit ahnt nicht das Geringste davon, daß wieder einmal eine Triebkraft ungewöhnlicher Art aus Mangel an Sonne und Luft langsam dahinsiecht. Und begegnet dann ein solch' vorzeitig müde und muthlos Gewordener einem Berufsgenossen, der sich darauf versteht, die Lücken seiner Befähigung mit dem Parteimäntelchen zu verdecken, dann zuckt Letzterer bedauernd die Achseln und sagt: „Ja, bester Freund, warum haben Sie sich uns nicht angeschlossen?" Ob die Gruppe im einzelnen Falle Scheuklappen oder Schneebrillen trägt, ob sie sich naturalistisch oder symbolistisch, musikalisch-conservativ oder fortschrittlich nennt: der Terrorismus, welchen sie ausübt, ist in allen Fällen ziemlich der gleiche. Die staatlich organisirte Handwerkerzunft ist eine Idealrepublik unabhängiger Geister im Vergleich zu den eng-

herzigen, auf das Princip der „freien Vereinigung" gestellten Künstlercoterien. Wehe dem, der unabhängig bleiben will!

Da lebt in Frankfurt a. M. ein junger Componist von ungewöhnlichem Talente. Man hat von Hans Pfitzner schon gesprochen — aber man hat ihn schnell wieder vergessen. Er ist zu linkisch dazu, um die Kurbel an dem großen Reclameapparat drehen zu können; er will nichts davon wissen oder er scheint es für unmöglich zu halten, daß auch in den Kreisen der mit schönen idealistischen Redewendungen so freigiebigen musikalischen Neudeutschen eine Hand die andere zu waschen pflege. Vor drei Jahren ermöglichten es ihm einige Freunde, in Berlin ein Orchesterconcert zu geben; er gewann sich damit einen solchen Erfolg, daß sich sogar diejenige Kritik für ihn aussprach, welche genau nach den Weisungen der verschiedenen Richtungshäuptlinge zu urtheilen verpflichtet ist. Aber kein Concertdirector, kein Leiter von symphonischen Veranstaltungen größeren Stiles hat seitdem ein Instrumentalstück von Pfitzner auf sein Programm gesetzt. Die geschäftlichen Unternehmer befürworten lieber ein Abspielen vielbewährter Schöpfungen, welche beim großen Publicum „besser ziehen"; die berühmten und die wenigstens von eifrigen Localpatrioten gefeierten Dirigenten halten sich auch lieber an die bewährten classischen Meisterwerke oder an diejenigen Trumpfnummern der Programmmusik, welche ihnen auf alle Fälle einen jubelnden Empfang oder einen glänzenden Abgang sichern — zur Noth befreunden sie sich noch mit einer häkligen norwegischen, französischen oder russischen Partitur, bei deren Wiedergabe sie sich als brillante Techniker zeigen können. Aber einem deutschen Componisten den Weg ebnen, für welchen sich noch keine durchlauchtige Persönlichkeit, kein „Meister", keine schöne femme de trente ans verwendet haben? Ja, wenn der hochsinnige, zur Förderung jeder Begabung ohne Ansehen der Richtung stets bereite Hans von Bülow noch lebte! Wie steht es mit der Uneigennützigkeit seiner Jünger, die der Welt mit tönenden Worten verkünden, daß sie es „ebenso gut könnten", als der, welchem sie ihr Bestes verdanken? Fürwahr: mit jedem Tage wächst nicht nur des Künstlers, sondern auch des Menschen Bülow Erscheinung im Gedächtnisse der Nachwelt! —

Hans Pfitzner hat ein Musikdrama geschrieben: „Der arme Heinrich", eine Tondichtung, in der kaum ein Tact von alter oder neuer Capellmeistermusik zu finden ist, deren unleugbare Fehler fast durchweg auf entwickelungsfähige Vorzüge hindeuten. In der Behandlung straff zu führender Rede und Gegenrede öfter noch tastend, unfrei, auf den Höhepunkten der Handlung ohne die zwingende Kraft des genialen Wurfes; aber im Gesammtgefüge der Partitur das Beste und Intimste von musikalischer Seelenmalerei, was seit Richard Wagner's Tode geschaffen wurde. Ein Werk, in dem es „gar nichts zu sehen giebt", in dem vielmehr ein in seinem nervösen Temperament, wie in seiner Verträumtheit gleich interessanter Componist lediglich durch die Mittel seiner eigensten Kunst wirkt — somit ein Werk, das so recht darnach angethan ist, den zerstreuungswüthigen Philister in einen gesunden, nachhaltigen Aerger hineinzutreiben. Mehr Mysterium als Drama, stärker in Vorbereitungen als in Lösungen. Alles in Allem: ein Bühnenstück für ernsthafte Hörer von Phantasie und Herz, mit dessen Aufführung ein Theaterleiter sich beinahe das Recht erkauft, sieben blitzdumme Cassenopern hintereinander geben zu dürfen.

Nach Ueberwindung unzähliger Schwierigkeiten ging der „Arme Heinrich" über die Scene des Mainzer Stadttheaters, an welchem Pfitzner geraume Zeit als Capellmeister ohne Gehalt sich der mühevollsten, undankbarsten Arbeit hatte unterziehen müssen. Auch die Nachbarbühnen von Frankfurt und Darmstadt brachten theils ehrenhalber, theils einem sanften, hinter den Coulissen ausgeübten Druck sich freundlich fügend, einige Aufführungen des Musikdramas heraus, bei denen sogar das Publicum einen Achtungserfolg hatte. Ein berufener Beurtheiler wie Engelbert Humperdinck trat mit Wärme für den Componisten ein, bezeichnete ihn als „Pfadfinder" auf dem Gebiete der Harmonik und seine Erfindungsgabe als „echt und eigenartig". Aber die Vorstände der großen deutschen Hofbühnen und die allgebietenden, zumeist des Componirens selbst so gern beflissenen berühmten Orchesterleiter würdigten die Partitur kaum einer flüchtigen Durchsicht oder erinnerten sich zufällig stets gerade dann ihrer Schwächen, wenn sie darauf bedacht waren, ihre Tugenden hervorzuheben. Pfitzner mußte noch froh sein, wenn er aus einer Audienz, die man ihm in Gnaden bewilligte, mit landläufiger Höflichkeit entlassen wurde. Es erscheint unzweckmäßig, von den Schicksalen zu berichten, welche er an den einzelnen Stationen seiner Leidensfahrten erdulden sollte; er dürfte an den Feinden genug haben, die er seiner Begabung zu danken hat. Die Compositionen, mit welchen Pfitzner in der letzten Zeit hervortrat: ein Trio für Clavier, Violine, Cello und eine Reihe Gesänge, entbehren zwar nicht der originellen Gedanken, geben aber — begreiflicher Weise — davon Kunde, daß der junge Tonpoet mehr und mehr dazu neigt, sich in weltschmerzlichen Stimmungen zu verlieren. Die Zukunft muß es lehren, ob Lebensverhältnisse und Selbstzucht in ihm die Energie reifen lassen werden, welche das ausschweifende Gefühl meistert und die concentrirten, klaren Kunstformen sich erarbeitet.

Was fesselt nun aber auch den skeptischeren Beurtheiler derart, daß er dem ferneren Schaffen Pfitzner's erwartungsvoll entgegensieht?

Pfitzner ist neben Richard Strauß der subjectivste Instrumentirungskünstler unter den Neueren. Beide bilden eine eigene Palette aus, Beide machen Entdeckungen auf dem Gebiete der Tonfarben. Strauß ist über den Contrapunkt der Motive zum Contrapunkt der coloristischen Werthe gekommen: auch seinen allerfortschrittlichsten symphonischen Dichtungen, auch seinem „Guntram" merkt man es noch an, daß er sich einst für Brahms begeisterte, ehe er sich für Berlioz, Liszt und Richard Strauß bestimmte. Bei Pfitzner ergeben die Farbenmischungen, mitunter scheinbar fast unabhängig von dem sich fortspinnenden Motivgewebe, eine Art coloristischen Spiegelbildes der in der dramatischen Situation stärker vorklingenden seelischen Stimmungen. Er ist mehr von innerlicher Romantik erfüllt — im Gegensatz zu dem mit oftmals blendenden, brillant witzigen instrumentalen Antithesen arbeitenden Richard Strauß. Des Letzteren orchestrale Verbindungen gehen, trotz alles für den ersten Augenblick Ueberraschenden, das sie kennzeichnet, dem Hörer verhältnißmäßig leichter ein. Pfitzner's Combinationen sind schwerer einprägbar, bleiben aber, mit energischem Bemühen aufgenommen, im Gedächtniß des Hörers gut haften. Für Pfitzner muß der Hörer wieder einmal umlernen. Im Anfang glaubt man eine gewisse Gleichförmigkeit in abgestumpften, verschleierten, matt leuchtenden Klangbildern zu gewahren; dann aber ergiebt sich für den aufmerksameren Lauscher eine stark interessirende Mannigfaltigkeit der gebrochenen Töne. Man ist erstaunt, lernend zu erfahren, wie viele Schattirungen sich auf dem Wege moderner Instrumentationskunst in den Ausdruck des Verhaltenen, Müden, Melancholischen hineinbringen lassen; man hat die Empfindung, daß man in der Zeit der Entdeckungen neuer Kunstmittel lebe. Pfitzner ist ein musikalischer Dämmerungsmaler. Vielleicht ein wenig Schumannianer wider Willen. Nur daß Schumann ein Gott gab, zu sagen, was er leide, und Pfitzner, mit dem Gedanken ringend wie einst Schumann mit dem Ausdruck desselben, vorerst unser Mitgefühl dafür zu erwecken weiß, wie er leidet. Das hat Pfitzner mit Richard Strauß, ungeachtet ihres gegensätzlichen Fühlens, jetzt noch gemein, daß bei Beiden die Mittel vorderhand noch mehr fesseln als der Zweck — so fern sie auch nur immer der „Effectoper" stehen!

Langsam, allmälig beginnen sich auf musikdramatischem

Gebiete die nur theilweise abhängigen Neubildner von den am festen Geländer mühsam sich forttastenden Nachahmern abzusondern. Indessen wird, den allgemeinen Zeitströmungen entsprechend, das in eigenartigen Ansätzen schon als solches erkennbare Neue vorerst innerhalb der Nebenbereiche des Impressionismus und der Nervenkunst gewonnen. Große Siege mit nachhaltiger Wirkung werden die Männer des Ueberganges kaum erfechten. Sie sind dazu nicht innerlich jung genug. Auch in Pfitzner's Partituren sieht man schon ebenso viel Runzeln als Notenlinien, obwohl der Componist kaum über die Mitte der Zwanziger vorgedrungen ist. Ob ein wenig Glück ihm etwas mehr Frische, etwas mehr Freude am Sonnenlicht geben könnte? Die Stadt Schopenhauer's, in welcher er herangewachsen, ist ja nichtsdestoweniger die Stadt des jungen Goethe.

Sollte es nicht möglich sein, die Aufmerksamkeit eines reichen und großherzigen Amerikaners auf Hans Pfitzner zu lenken? Vielleicht vermittelt einer dieser Mäcene die Aufführung von Pfitzner's stimmungsvoller, mit schwermüthiger Poesie gesättigter Musik zu Ibsen's „Fest auf Solhaug" durch eines der vortrefflichen Orchester von Boston oder Newyork. Denn für einen der bedeutenden deutschen Instrumentalkörper würde es doch gar zu beschämend sein, wenn man ihm ein Extrahonorar für die Darbietung des beachtenswerthen Werkes eines einheimischen Componisten zur Verfügung stellen wollte. Desgleichen ist der Gedanke im Vornherein von der Hand zu weisen, einem der führenden deutschen Hoftheater, welche an die Ausstattung von Leoncavallo's „Medici" oder einer ähnlichen Pfuscherei Tausende gewendet haben, etwa eine Garantiesumme anzubieten, falls es sich zur Einstudirung des „Armen Heinrich" entschließen sollte. Daß man ihm ein eigenes Bühnenfestspielhaus erbaue, wird Pfitzner hinwiederum nicht beanspruchen. Es ist ihm allein darum zu thun, frei von drückenden Lebenssorgen sich für Zeit und Weile ganz seiner künstlerischen Arbeit hingeben zu können. Auf die Darstellung seines ersten und der von ihm weiterhin noch zu schaffenden Musikdramen ist er noch einige Jahrzehnte zu warten bereit, da ja bekannter Maaßen jedes Jahrhundert eine Durchschnittsziffer von uneigennützigen Charakteren hervorbringt und somit auch im 20. Säculum einige selbstlose und durch keinen Partei-Imperativ gebundene deutsche Capellmeister erstehen werden. Bis dahin dürfte ja vermuthlich der überseeische Gönner das Seinige thun.

Kommt es dazu, dann braucht sich deßhalb noch kein deutscher Kenner und Liebhaber beschämt zu fühlen. Die Hauptsache bleibt ja, daß der Wiederschein der allgemeinen Anerkennung, die sich Pfitzner nach und nach vielleicht erringen wird, schließlich doch wieder auf sein Heimathland zurückfällt. Auch wird es immerhin noch möglich sein, Pfitzner späterhin einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten, falls er in dem Kampf gegen Engherzigkeit und Cliquengeist vollends unterliegen und mangels Gelegenheit, sich durch Einstudirung und Vorführung seiner Werke über die Wirkungsfähigkeit derselben das rechte Urtheil zu bilden, in Anläufen und Versuchen stehen bleiben wird. Als vor zehn Jahren durch die so dankenswerthe, kraftvolle Initiative des Münchner Generalmusikdirectors Herrmann Levi eine Reihe von Ehrungen für den greisen Anton Bruckner zu Stande kam, war es nicht möglich, sich darüber zu täuschen, daß außer einer persönlichen Genugthuung für den so lange zurückgesetzten Componisten kein weiteres ideales Resultat mehr zu erzielen wäre. Da Bruckner erst mit sechzig Jahren dazu gelangte, seine Symphonien zu hören, konnte sich ein Abklärungsproceß in ihm nicht mehr vollziehen; er blieb, was er von jeher gewesen war: ein genialer Fragmentarist mit der Phantasie eines Begnadeten, mit der Logik und dem Formensinn eines Kindes. Durch alle Beifallsstürme, die dem silberhaarigen, in seiner weltfremden Unbeholfenheit sich mit scheuer Verwunderung umblickenden Meister entgegenschallten, tönte der herbe Klang des: Zu spät! Bleibt Hans Pfitzner noch einige Jahre auf das Wohlwollen der pflichtgemäß durch die Sorge um den eigenen Ruhm in Anspruch genommenen Rundreise-Dirigenten und der minderbegüterten Kunstfreunde angewiesen, dann wird er vermuthlich das tragische Geschick eines Bruckner theilen. Aber erfreulich ist es doch, wenn eine Nation einen solchen Ueberreichthum an Talenten besitzt, daß sie es getrost dem Zufall überlassen kann, ob jene gedeihen und zur Reife gebracht werden.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Maienzauber.

Von Theodor Artopé.

Die Dichter nennen den Mai einen König und sehen ihn dahergezogen kommen auf milden Frühlingslüften, umströmt von Blüthenduft, umflattert von singenden Vögeln, aus seinen Händen senkt sich ein Blumenregen herab auf die bräutlich harrende Erde ... Ja, er ist ein König, der trotzig auf seinem Herrschaftsrecht besteht und grausam werden kann wie ein beleidigter Tyrann, wenn Jemand sein Scepter nicht anerkennt. Dann wird er zum bösen Zauberer, der mit süßem Banne das Herz umstrickt, um ihm ein Weh zu bereiten ...

Inmitten eines großen Blumengartens stand ein kleines Häuschen mit fest verschlossenen Fenstern. Ungeduldig webte der Mai mahnend im warmen Hauche vor diesen Fenstern. Er war gewöhnt, sie weit geöffnet zu finden, wo er sich zeigte. Warum verwehrte man ihm den Einlaß? Das Häuschen weckte seine Neugierde, aber er fand nichts Absonderliches. Einige kleine Fenster und eine niedrige Hausthür nach vorn heraus, drei Fenster nach der anderen Seite. Er sah in eine rauchgeschwärzte Küche und in eine kleine Stube mit ärmlichem Hausgeräth. In einem lederüberzogenem Lehnsessel saß eine alte, grauhaarige Frau und strickte. Am fensterlosen Giebel fand er verkrüppeltes Fliedergebüsch und eine verfallende Laube, in derem Weingerank die Spinnen ungestört ihre Netze zogen.

Wieder harrte er vor den zwei kleinen Fenstern neben der Hausthür; aber Niemand öffnete. Unwillig rief er einige der zahllosen, durch die Luft tanzenden Sonnenstrahlen herbei und sandte sie durch die halb erblindeten Scheiben hinein in das geräumige, aber niedrige Gemach. Da leuchteten im hellen Schein auf einem großen Holztische, sorgfältig neben einander geschichtet, eine große Anzahl frisch geschnittener Blumen und bunter Gräser. Aus einem trüben Glase starrte wie ein zierlicher Eisenbesen ein Bündel Blumendraht, und über die Lehne eines alten Holzstuhles hing eine frisch gewundene Guirlande hinab bis zur modernden Diele. Und inmitten der Veilchen, Tausendschönchen, Rosen, Camelien und bunten Gräser saß auf einem Bretterstuhle ein Mädchen mit müden, blassen Zügen und ergrauendem Haar an den blaugeäderten Schläfen. Die mageren Finger waren in eifrigster Thätigkeit. Sie umwickelten gewandt die Blumenstiele mit dem biegsamen Draht und reihten die Blüthen aneinander, schoben schlanke Gräser dazwischen, fügten dunkelgrüne Blätter hinzu ... So saß sie schon seit Stunden unermüdlich. Ein Mal nur hatte sie auf Minuten ihre Arbeit unterbrochen, als die Mutter hereingeschlürft war, in dicken Filzschuhen, um eine henkellose Tasse mit dünnem Kaffee und ein Brödchen auf ein leeres Plätzchen zwischen die Blumen zu stellen. Die Mutter war wortlos wieder in die Kammer zurückgegangen, und die Tochter hatte rasch die Tasse geleert und das Brod gegessen.

Als die Sonnenstrahlen durch's Fenster hereinhuschten und in den Wassertropfen blitzten, die fürsorglich über die Blumen hingesprengt waren, erhob sich die Blumenbinderin und zerrte einen fadenscheinigen Vorhang vor die Scheiben; denn Sonne und warme Luft schaden der „Waare". Mit steigendem Unmuth sah sich der Mai wieder abgewiesen, und in lebhafterem Luftzug umkreiste er das Häuschen, raschelte im Weinlaub, rüttelte die Blüthentrauben des Flieders und flüsterte: „Ich kehre doch ein und werde dich trotziges Menschenkind mit meinem Zauber strafend umspinnen."

Und als die Sonne hinter der Gartenmauer versunken war und abendliche Kühle über die Erde sich breitete, da öffneten sich endlich auch die Fenster der Blumenbinderei. Erquickende Luft strömt hinein in das kühle, dumpfe, mit betäubendem Blumenduft erfüllte Gemach. Tiefathmend labt sich das Mädchen an dem frischen Hauch, der sie schmeichelnd umweht, sie trinkt in vollen Zügen den Zaubertrank, den ihr der Zauberer im Unmuth bereitet, und das Gaukelspiel der entfesselten Geister beginnt.

Stilles Träumen nimmt ihren Willen gefangen, ein wonniges Erschlaffen lähmt ihr die fleißigen Hände. Sie hebt den Blick von ihrer Arbeit und richtet ihn hinaus in die nahen Zweige eines blühenden

Apfelbaumes, über dessen Wipfel das Gold der Abendsonne fließt. Kinderjauchzen tönt an ihr Ohr. Dort spielen sie auf dem jungen Rasen. Sie haben sich große Maiblumenkränze geflochten, und wie riesige, goldene Diademe prangen sie jetzt auf der heiteren Stirn und den jungen Scheiteln. Die Kleinen klatschen in die Hände, tanzen und jubeln, reihen sich zum Kreise und singen mit hellen Stimmen: „Ringel-Ringel-Reihe." Die Blumenbinderin denkt daran, wie sie einst auch als Kind so selig gejauchzt und gesungen, sich Blumen in's Haar geflochten ... sie sinnt mit weiten Augen, und ihre Hände ruhen müßig im Schooße, mitten zwischen duftenden Veilchen und Tausendschön. Leise summt sie mit: „Ringel-Ringel-Reihe ..."

Dann, wie aus einem Traume aufschreckend, beginnen ihre Hände wieder zu schaffen, hastig, die versäumten Minuten wieder einzuholen. Wer weiß, ob nicht noch neue Aufträge einlaufen, und ablehnen wird sie keinen, sie hat es nie gethan, und manche Nacht weiß davon zu erzählen. Da klopft es an die Thür. „Herein!"

Eine junge Dame tritt ein, ein vornehmes Fräulein, denn ihre kleinen, zierlichen Hände sind mit feinen Handschuhen bekleidet und ihr schillerndes Seidenmäntelchen knistert und rauscht. Jetzt streift sie ihren Schleier hinauf unter den Hutrand und ein rosiges, glückliches Gesicht nickt freundlich der Blumenbinderin zu.

„Guten Abend, Fräulein! Meine Freundin feiert in drei Tagen ihre Hochzeit und ich werde ihr Myrthenkranz und Schleier überreichen. Wollen Sie mir also einen recht hübschen Kranz liefern, mit Blüthen darin, auch einige lose Myrthenzweige, bitte! Und am Polterabend werde ich als Frühlingsgöttin erscheinen, dazu brauche ich viel Blumen, besonders Rosen! Sie haben doch hübsche Rosen, nicht wahr? Besonders dunkelrothe möchte ich, sie passen am Besten zu meinem schwarzen Haar. Ich möchte recht hübsch aussehen, Fräulein —" hier verklärte ein glückseliges Lächeln das Gesicht der Sprecherin — „mein Bräutigam ist auch geladen, und Sie wissen, man möchte dann die Aller-Allerschönste sein! Also bitte! Hier meine Karte. Wenn ich nöthig sein sollte, schicken Sie nur gleich zu mir, ja? Guten Abend, Fräulein!"

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein!"

Die Blumenbinderin legte die begonnene Arbeit aus der Hand, ging an die Wand, an welcher eine schwarze Tafel hing und schrieb: 5. Mai Fräulein von Schlotta, Myrthen, Frühlingsgöttin, Rosen. Dann setzte sie sich wieder auf den Holzschemel, nahm ein halb vorbereitetes Sträußchen zur Hand und fuhr in ihrer Arbeit fort ... „Sie wissen, man möchte dann die Aller-Allerschönste sein!" Ein bitteres Lächeln spielt um die schmalen, farblosen Lippen.

Ja, sie weiß es, sie hat es selbst durchlebt! Es ist noch gar nicht so lange her, denn sie ist nicht so alt wie sie aussieht; aber die mageren Wangen und die Falten an den Augen und auf der Stirn und die grauen Haare an den Schläfen, es sind zwar noch nicht viel, aber all' das macht alt. Und doch nannte man sie einmal das Gartenröschen. Die feinen Herren scherzten gern mit ihr, aber jeder Allzukecke fühlte auch die Dornen der Rose. Der Gärtnergehilfe, den ihre Mutter zur Einrichtung des kleinen Gewächshauses gemiethet, sah zwar nicht so fein aus wie die anderen Herren, aber sein frisches, gebräuntes Gesicht mit dem flotten Schnurrbart und den lustigen Augen erschien ihr schöner als jedes andere. Und sie liebten sich, innig, unaussprechlich, und in ihr kosendes Flüstern hier in der nahen Laube am Giebel klang der sehnsüchtige Ruf der Nachtigall drüben aus dem Mauergesträuch just so wie heute, in diesem Augenblicke! ... Damals waren ihr die Blumen keine Waare, sie freute sich ihrer Farben, ihres Duftes, sie waren Vertraute ihres Herzens, Zeugen ihres Glückes. Damals schmückte sie ihre dunklen Haare mit Rosen und schob so manches Blümchen in das Knopfloch des schwellenden Mieders ... von der Erinnerung überwältigt, neigt sie ihren Kopf tief hinein in die Blumen vor ihr und trinkt mit ihrem Duft noch einmal die Wonne der Erinnerung. Als die Blätter fielen, wanderte er weiter. Noch zwei Briefe trafen ein, dann ... war es aus. Sie hat den Kopf wieder erhoben. In ihren, von der Nachtarbeit bei spärlicher Beleuchtung gerötheten Augen, schimmert es feucht, und ihre Brust hebt sich in wehmüthiger Sehnsucht nach einem entschwundenen Glück ... Ach ja, sie weiß es!

„Guten Abend, Rose!"

„Guten Abend, mein Fräulein!"

Herein trippelte mit kurzen, zierlichen Schritten eine ältere Dame, in den langen, weißen Fingern, halb nur von den grauen Sommerhandschuhen bedeckt, einen blühenden kleinen Fliederzweig, in welchen sie von Zeit zu Zeit ihre Nase verbirgt.

„Sie Glückliche! Immer umgeben von den bunten Kindern Floras, umweht von diesem köstlichen Duft, beneidenswerth! Wahrhaft poetisch! Die Blumenbinderinnen müßten alle Dichterinnen sein, meine ich! In stiller Einsamkeit der stummen Sprache der Blumen zu lauschen, in diesem traulichen Raume, dazu draußen dieser Nachtigallengesang — hören Sie nur! — entzückend! — Was ich sagen wollte, Fräulein Rose, meine Freundin hat morgen ihren Geburtstag; ich brauche einen Strauß, ganz einfach! Sie liebt Veilchen sehr und Maiglöckchen, dazwischen einige halberschlossene Rosenknospen, aber, bitte, nicht mit Draht, das ist grausam, die Seele wird den Blumen ja, sozusagen, bei lebendigem Leibe ausgepreßt, das thut einem förmlich weh!"

„Recht gern, mein gnädiges Fräulein, aber der Preis stellt sich dann höher ..."

„Warum? Ich erspare Ihnen doch eine Mühe?"

„Gnädiges Fräulein verzeihen, an demselben Stiele befindet sich vielleicht noch eine ganz unentwickelte Knospe, die ich dann mit berechnen müßte."

„Wenn es nicht anders geht, ich will nicht Ihren Schaden ..."

„Die Pacht ist hoch, mein gnädiges Fräulein."

„Schon gut Rose, machen Sie das, wie Sie es für vortheilhafter halten, aber Sie wissen, ich bin Ihre ständige Kundin und empfehle Sie überall."

„Gnädiges Fräulein werden zufrieden sein."

„Also morgen früh um acht Uhr!"

„Es wird bereit sein."

Unter der Mantille hervor schob sich ein langer, dünner Arm, und die spitzen Finger streckten sich über die auf dem Tische liegenden Blumen hin. „Sie erlauben doch, Rose, einen kleinen Raub? Hier diese niedliche Kamelie und dazu ein Buchsbaumzweiglein ... so, mehr nicht! Guten Abend, Fräulein Rose, also morgen um acht Uhr!"

„Guten Abend, mein Fräulein."

Die Thür schloß sich. „Es ist grausam, die Blumenstiele einzuschnüren, es thut einem förmlich weh ..." Das Wort klingt der Zurückbleibenden im Herzen nach; aber statt der Blumen steht vor ihrer Seele ein alterndes Mädchen, das Tag für Tag, oft auch die Nacht hindurch in demselben dumpfen Raume sitzt und Blumen bindet und — ach, wie gern! — auch einmal wie Andere forglos durch die blühende Maienwelt geschritten wäre und in tiefen Zügen die freie Luft geathmet hätte, die draußen über die grünen Saatfelder strich ... es thut einem förmlich weh! ...

Die Dämmerung hat sich in's Zimmer geschlichen, es war Zeit, die Lampe anzuzünden. Da erschien an einem der geöffneten Fenster ein Herr im hohen glänzenden Hut. Er preßt mit ausgespreizten Fingern ein Monocle in's Auge. „Jemand da?" fragt er mit näselnder Stimme.

Die Blumenbinderin erhebt sich rasch und nähert sich dem Fenster. „Was befehlen der gnädige Herr?"

„Blumen zu haben?"

„Gewiß, gnädiger Herr, womit kann ich dienen?"

„Meine Frau Passion für Orchideen ... heute noch ... bin auf Durchreise, Hôtel Monopol, Baron Werden."

„Darf ich einen lockeren Strauß oder ein kleines Arrangement ...?"

„Egal." Der Baron fixirte inzwischen mit außergewöhnlichem Interesse die in der Dämmerung nur undeutlich sich zeigende Gestalt des Mädchens.

„Sagen Sie mal ... ist denn das ... warten Sie 'mal — ja! — Gartenröschen nicht mehr da?"

Die Blumenbinderin weicht tiefer in die Dämmerung des Zimmers zurück, sie fühlt, wie ihr das Blut in die Wangen schießt. Gartenröschen, ja, so nannte man sie damals! Und nun kennt sie auch den Fremden, er stand als junger Officier hier in der Stadt, erschien oft im Garten, hat mit ihr gescherzt und gelacht und manchen Strauß sich geholt. Kein Wunder, daß er in dem verblühten, mageren Mädchen sie nicht wieder erkannte! Aber ihr Herz hatte doch vorhin gezuckt, als wenn es von einem Messerstich getroffen worden wäre. Dann packte sie ein grausamer Humor.

Sie tritt nahe an das Fenster heran. „Gartenröschen ist todt, Herr Baron."

„Schon lange?"

„Nun, so an die zehn Jahre."

„Hm ... hätte das gedacht! War charmantes kleines Mädchen! ... Werde übrigens selbst abholen, in einer halben Stunde, was?"

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr."

„Gut. Hübsche Rose zur Hand? Aber jung und frisch, liebe das?"

Die Blumenbinderin wählte eine zarte, halberschlossene La France und reichte sie hinaus. Der Baron befestigte sie im Knopfloch des schwarzen Gehrockes und schlenderte den Gartenweg entlang, eine Operettenmelodie trällernd. Als er nach einer Weile wieder erschien, war das Häuschen erhellt. Er klopfte mit dem Elfenbeinknopf seines Stockes an das mit einem Vorhang verschlossene Fenster. Rose fuhr erschreckt auf: Der Baron! Sie flüchtete in die Kammer nebenan und überließ es der Mutter, den Herrn zu bedienen. Wiederholt wurde ihr Name gerufen, aber nichts hätte sie dazu vermocht, vor die Augen des Barons zu treten. Es war nicht Eitelkeit, die sie hier in die Dunkelheit bannte, — ein letzter Abschiedsschmerz von Jugend und Glück zerriß ihr Herz. Sie wollte, sich selber zürnend, die Finger zu Fäusten ballen, aber der Blick hinaus durch das Fensterchen auf den mondbeschienenen Garten stimmte sie weich. Thränen traten ihr in die Augen, und während die hellen Tropfen über die mageren Wangen rollten, flüsterte sie wie im Traume wieder und wieder: „Röschen ist todt! Röschen ist todt!"

Draußen aber ließ sich nun der böse Zauberer vom Veilchenduft der langen wohlgepflegten Beete aufwärts tragen, und auf den Silberstrahlen des Mondes zog er über die selig erschauernden Baumwipfel hinweg hinaus in's Freie. Von irgend einem Feldraine her klang mit breiter Stimme und vielem Gefühl gesungen das Lied:

„Nur einmal blüht im Jahr der Mai,
Nur einmal im Leben die Liebe!"

Das närrische Menschenkind mußte er kennen lernen.

# Aus der Hauptstadt.

## Dreizack und Kautschu.

Unter den gutgesinnten Staatsbürgern, die alljährlich zur heißen Sommerzeit aus erbitterten Gegnern der Regierung plötzlich ihre begeisterten Anhänger werden, und das einfach darum, weil während der Hundstage alle Minister Urlaub haben, die Regierungsthätigkeit also ruht, unter diesen einsichtigen Politikern herrscht diesmal hochgradige Mißstimmung. Gewinnt es doch den Anschein, als solle heuer aus der so segensreichen Pause im Fehlermachen nichts werden. Die Krisis, deren freie und frische Beendigung gerade nach der Bieleselder Kaiserrede eine Nothwendigkeit geworden war, ist immer noch nicht ganz beendet, und die beunruhigenden Lucanus-Gerüchte werden aus Mangel an andern Stoffen bis zum Herbste nicht verstummen. Ende Juli hat der preußische Landtag sich abermals mit dem Vereinsgesetze zu befassen, dieser zu schlecht stilisirten Paragraphen verdichteten Angstmeierei vor den freiherrlich Neunkirchener Potentaten. Bis Ende Juli giebt das Ministerium Hohenlohe dem Lande Gelegenheit, es gründlich auszulachen und den Kopf zu schütteln über das Minimum von Witz und rechnerischer Begabung, womit die deutsche Welt regiert wird. Und zwischen all' dem jammervollen Gewirr hindurch glänzt der Kaisertraum von germanischer Weltpolitik, taucht immer wieder spukhaft das Bild der Flottenvergrößerung auf. Zwar vermag es keine festen Umrisse und noch weniger die ungetheilte Aufmerksamkeit der Nation zu gewinnen, die durch armselige Kleinigkeiten und gesetzgeberische Clownsprünge immer wieder von ihrer eigentlichen Lebensfrage abgelenkt wird. Nicht erst die kommenden Reichstagswahlen, schon die gesammte deutsche Politik dieses Jahres sollte allein unterm Zeichen der neuen Panzerschiffe stehen. Wenn Wilhelm II. mit seinen Anregungen und Forderungen noch nie das Rechte getroffen hat, diesmal gab er eine würdige und große Loosung aus. Deutschland muß sich entscheiden, ob es ein klein-europäisches Reich bleiben oder eine Weltmacht werden, ob es in Zukunft zu den verrostenden Staaten zweiten Ranges gehören will, für die das Wasser keine Balken hat, oder ob es noch Kraft genug in sich spürt, sich auf seine geschichtliche Mission zu besinnen und diese Mission entschlossen durchzuführen. Fast scheint es, als sei der junge Kaiser, dem auf dem Gebiete der inneren Politik bisher nur über alle Maaßen kärgliche Erfolge beschеert gewesen sind, zum siegreichen Pfadfinder in unseren auswärtigen Angelegenheiten berufen. Und es scheint, als habe er endlich die Sachlage erkannt und wolle die Consequenzen ziehen. Freiherr von Marschall, der Vertreter des schlappen, kurzsichtigen und feigherzigen Caprivisystems, das Afrika nicht geschenkt haben wollte und stumpfsinnig fremden Völkern die Steigbügel hielt, wenn sie auf Landerwerb ausritten, Freiherr von Marschall wird nach menschlichem Ermessen aus seinem badischen Ruhesitz nicht mehr in die Wilhelmstraße zurückkehren. Der Kaiser wird sein eigener Staatssecretär des Aeußeren werden und die Verwaltung der inneren Geschäfte, wenigstens für einen gewissen Zeitraum, ganz dem Vicekaiser, dem klugen und vorsichtigen Herrn Miquel, überlassen müssen.

Wäre Wilhelm II. auch nicht aus eigenem, trefflicheren Instinkte heraus zu dieser Erkenntniß gelangt, der Gang der Ereignisse würde ihn dazu drängen. Es ist dem deutschen Volke längst zu eng geworden in Europa. Rechts und links, oben und unten eingequetscht zwischen eifersüchtigen und kriegsstarken Nachbarn liegt es da; nur unerhört blutige Kriege und wilde Richelieu-Grausamkeit, die einer Kulturnation schlecht anstünde und die wir Deutschen dazu nicht einmal über's Herz brächten, könnten unsere Grenzen erweitern, uns neue Luft zum Athmen schaffen. Die Bevölkerung des Landes wächst rapid, ihre Ansprüche an die Lebensführung steigen noch rascher. Schon jetzt vermag unser Boden sie nicht mehr zu befriedigen. Wir sind auf den Export, den Weltmarkt angewiesen, und die ganze Weisheit des Caprivismus hat darin bestanden, uns mit Kind und Kegel in die schiefe Lage eines Ausfuhrstaates zu bugsiren. Eines Ausfuhrstaates, der ganz und gar von der Gnade fremder Völker abhängt. Der Rückgang in den Exportziffern der englischen Handelsbilanz sollte uns warnen. Es ist ein trübseliger Trost, daß gerade unsere Industrie es ist, die der britischen draußen langsam den Boden abgräbt. Bei der zunehmenden Bedeutung der mongolischen Rasse, bei der wirthschaftlichen Erstarkung aller Länder, die wir bislang noch mit unseren Erzeugnissen versorgen, muß in absehbarer Zeit ein furchtbarer Rückschlag eintreten. Eine jener zerschmetternden Handelskrisen, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts grauenvolle wirthschaftliche Revolutionen unvermeidlich zu machen drohte. Nicht abzusehen ist das Elend, sind die Gefahren, die heute in ihrem Gefolge einherzögen. Eine verkehrte Wirthschaftspolitik hat die natürliche Entwickelung, die Umwandlung des Ackerbaustaates Deutschland in einen Industriestaat, noch fieberhaft beschleunigt. Das flache Land verödet je mehr und mehr, die großen Städte sind von wimmelnden Massen übersüllt. Wir müssen Gott auf den Knien bitten, daß er die Russen, die Südamerikaner, die Japaner und Chinesen noch recht lange in industriellen Kinderschuhen einherlaufen und gütige Abnehmer unserer Ware bleiben lasse. Die derzeitige ungemein günstige Conjunctur im Erwerbsleben, der Ueberfluß an lohnender Arbeit hemmt doch nicht die zunehmende finstere Unzufriedenheit der werkthätigen Volksschichten. Es ist nicht auszudenken, welche Explosion eine jähe oder auch nur allmälige Stockung des Absatzes hervorrufen würde. Deutschland baumelt mit seiner ganzen Wirthschaftspolitik in der Luft.

Die Staatsmänner des britischen Inselreiches haben anders als die unsrigen für ihre Industrie zu sorgen gewußt. Eine fast unabsehbare Fülle von Colonien, die sich unter Victoria's hausmütterlichem Regimente verdoppelt hat, hängt eng mit dem Mutterlande zusammen; hier ist dem Londoner und Birminghamer Handelsherrn sowie ihrem Fabrikantentrosse das Monopol gewährleistet. Deutschlands Arbeit hat nicht die kleinste derartige Bürgschaft, sie muß sich völlig auf ihr gutes Glück verlassen. Als weise Regenten markt freilich die Geschichte die nicht an, die ihre Sache allein auf den fröhlichen, günstigen Zufall gestellt haben. Und das Beispiel der Vereinigten Staaten, die ihre Ländermassen noch nicht annähernd genügend mit Menschen besetzt haben und die sich dennoch beeilen, auf Coloniengewinn auszugehen, dies Beispiel sollte uns stacheln und spornen. Jahr um Jahr giebt das übervölkerte Deutschland Hunderttausende seiner besten, schaffensfreudigsten und unternehmungslustigsten Kinder auf dem Wege der Auswanderung an die Fremde ab. Vergeudet zwecklos seine Volkskraft, wie ein schlampampender Wüstling seine Manneskraft vergeudet. Aber unsere caprivistischen Staatskünstler werden aus der Annexion Hawaiis nur den Schluß ziehen, daß Mr. Mc Kinley nunmehr seine Hand wohl auch auf Cuba legen und daß wir uns demgemäß immer schon so langsam auf den Verlust Samoas, des blühenden Inselparadieses, werden einrichten müssen. Sie treiben lustig Raubbau auf Kosten der Zukunft und überlassen es ihr, mit furchtbaren Opfern, als Siegespreis langwieriger und erschöpfender Kriege, anderen Nationen Colonien abzuringen, die wir jetzt für ein Butterbrod erlangen könnten. Und deren wir doch bedürfen wie des lieben Brodes.

Uns die Colonien zu schaffen und zu erhalten, ohne die wir völkisch verkümmern und wirthschaftlich ersticken, ist die vornehmste Aufgabe der Flotte, die wir gebrauchen und die Wilhelm II. verlangt. Alle anderen Vortheile, die sie uns bringen würde, verschwinden hinter dem Einen. Und wenn wir so arm wären, daß unsere Männer ihre Silberuhren und Siegelringe, unsere Frauen ihr Haar verkaufen müßten, um die Flotte zu bezahlen — wir dürften nicht davor zurückscheuen. Es ist die letzte Stunde. Raffen wir uns jetzt auf, so werden wir Englands Erbe antreten können und nach ihm die Welt beherrschen; dämmern wir weiter feige und schläfrig dahin, so wird uns der Vetter jenseits des Canals so im Frieden wie im Kriege aushungern und erwürgen. Zum Glück sind wir ein wohlhabendes Volk und durchaus im Stande, die schönsten Schiffe der Welt zu bezahlen. Leicht brächte der prädestinirte Nachfolger Hohenlohe's die Summen auf durch das Tabaksmonopol, die Verstaatlichung des gesammten Transport- und Versicherungswesens, durch eine Beisteuer von denen, die aus der Flottenvergrößerung unmittelbaren Vortheil ziehen. Und so bliebe nur eine Schwierigkeit: das deutsche Volk aufzuklären und für den Flottenplan zu gewinnen, mehr noch, es mit heller nationaler Begeisterung dafür zu erfüllen.

Zu dem Ende wäre allerdings eine totale Aenderung der bis jetzt beliebten oder vielmehr sehr unbeliebten Art zu regieren erforderlich.

Dank dem großen Aerger, den uns die alten Römer bereits in Sexta und Quinta verursachen, sind wir gemeinhin nicht geneigt, sie als Autoritäten anzuerkennen, und ein Theil unserer Minister, der sich den Unannehmlichkeiten des Abiturientenexamens entzogen hat, wird grundsätzlich die Weisheit von Männern anzweifeln, die die eminenten Schwierigkeiten der lateinischen Sprache deßhalb nicht kennen lernten, weil sie sie von Jugend auf sprachen. Trotzdem ist vielleicht der Hinweis darauf am Platze, daß das alte Rom Weltpolitik erst dann zu treiben begann, als die Jahrhunderte langen, verwüstenden inneren Kämpfe zum Abschluß gelangt und die Stände versöhnt waren. Will Deutschland seine Kraft machtvoll nach Außen entfalten, will es ein Werk wagen, dem Erfolg nur gewiß ist, wenn sich ihm die ganze Nation oder doch ihre erdrückende Mehrheit mit Aufopferung und in glühender Vaterlandsliebe weiht, dann muß vorher der klaffende Riß beseitigt werden, der jetzt durch die Bevölkerung geht. Ohne umfassende wirthschaftliche Reformen kein Groß-Deutschland, ohne ein soziales Königthum kein Weltkaiserthum. Daß Deutschland nicht mehr mit Polizeimaßregeln regiert werden kann, seitdem es keine Unterthanen, sondern nur noch gleichberechtigte Staatsbürger im Reiche giebt, das sollte auch den Excellenzen einleuchten, die ihr historisches Studium in der oberen Secunda abgeschlossen haben. Daß man ein stolzes und freies Volk für eine große Aufgabe nur dann entflammt, wenn man seiner Freiheit und seinem Stolze schmeichelt, statt sie tödtlich zu beleidigen, das gehört zu den Gemeinplätzen der Geschichte. Erstaunlich genug, daß just die, deren Reden und Wollen ein Gewirr von Gemeinplätzen ist, diesen einen nicht kennen und achten. Vom Standpunkte großdeutscher Politik ist die klägliche, auf den Namen des unglücklichen Freiherrn v. d. Recke getaufte Assessorenarbeit, mit der sich ernsthaft nur noch die Berliner Witzblätter befassen, schlimmer als eine Dummheit: sie ist ein Fehler. Sie verräth die trostlose Kleinlichkeit und Kraftlosigkeit einer irrlichterirenden, völlig confusen Regierung, zeigt vernichtend ihren Mangel an Geist an und ihre Unfähigkeit, den Pulsschlag der Nation zu belauschen. Den Kautschu, den sie mit entnervtem Arme schwingen will, wird man ihr hohnlachend aus der Hand schlagen, und einmal im Fluge, wird er den aufgerecken Dreizack mit zu Boden schleudern. Von den Wahlen des nächsten Jahres hängt, da zur entschlossenen Durchführung eines Conflictes das Mark unserer Staatsmännerchen nicht ausreicht, Groß-Deutsch-

lands Schicksal ab. Wie die Würfel nach den letzten Attentaten auf den gesunden Menschenverstand fallen müssen, darüber ist außer den weltfernen Träumern in stillen, sorglich verdunkelten Ministerialbureaus kaum Jemand noch im Zweifel.

Der große Augenblick ist da, der nach Männern schreit, aber hüben wie drüben hat er nur ein kleines Geschlecht von Zwittern gefunden. Caliban.

## Offene Briefe und Antworten.

### Eine statistische Berichtigung.

Verehrter Herr Doctor!

Bei Rückkehr von einer Dienstreise finde ich in der Nr. 23 der „Gegenwart" einen Aufsatz „Der Mißbrauch der Statistik", der mich veranlaßt darauf aufmerksam zu machen, daß der Herr Verfasser bei dem als „besonders einfach und klar" bezeichneten Beispiel aus der Einkommensteuerstatistik sich in einem Mißverständnisse befindet. Die Zahl „der mehr als 900 Mk. Einkommen Versteuernden" macht nämlich in Preußen (1896/97) nicht 30, sondern nur 8,46 vom Hundert der Gesammtbevölkerung aus. Erst mit ihren unselbstständigen Haushaltungsangehörigen erreicht sie 29,30 vom Hundert, wie in den diesseitigen Veröffentlichungen auch ausdrücklich bemerkt wird. Die Annahme, daß „Rothschild's Kinder" sich unter den 70 vom Hundert der unbemittelten Gesammtbevölkerung nachgewiesen finden, ist also irrthümlich. Richtig ist dagegen, daß jene 70 vom Hundert keineswegs durchweg dem „Proletariate" zuzurechnen sind; denn unter ihnen befinden sich zahlreiche insbesondere jüngere Angehörige wohlhabender Familien, die innerhalb oder außerhalb des elterlichen Haushaltes selbstständig, aber mit nicht über 900 Mk. eigenem Einkommen eingeschätzt sind.

In ausgezeichneter Hochachtung

Berlin, 25. Juni 1897. Blenck,
Director des Kgl. statistischen Bureaus.

## Notizen.

Die Aufgabe, die H. Uhde der modernen Theatergeschichte gestellt hat: die volle Aufhellung der Stellung des Theaters in und die Beziehungen zu den literarischen Fragen und Bewegungen seiner Zeit, sucht bekanntlich die in zwanglosen Heften bei Leopold Voß in Hamburg erscheinende Sammlung: Theatergeschichtliche Forschungen, herausgegeben von Berthold Litzmann, dem Verfasser der musterhaften Schröderbiographie, zu lösen. Werthvolle Materialien liefert Johannes Bolte in einer Zusammenstellung der „Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien" und in den Annalen des „Danziger Theaters im 16. und 17. Jahrhundert". In die „Jesuitenkomödie und das Klosterdrama" versenkt sich der Wiener Jacob Zeidler. Dem Gebiet der Stoffgeschichte gehören an: Paul Harms' „Deutsche Fortunatusdramen" und R. M. Werner's „Laufener Don Juan". Der bühnengeschichtliche Standpunkt ist für Gisbert von Vincke's „Gesammelte Aufsätze" (namentlich zu Shakespeare) sowie für die Arbeiten F. Winter's („Die erste Aufführung des Götz von Berlichingen in Hamburg") und E. Kilian's („Eine Bühnenbearbeitung des Götz nach Schreyvogel") maßgebend. Durch Herausgabe von Spielplänen und anknüpfende Untersuchungen belehren C. A. H. Burkhardt über „Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethe's Leitung 1791—1817", R. Schlösser über den Spielplan der Eckhof'schen Truppe von 1767—1779 („Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne" mit den Zetteln zur hamburgischen Dramaturgie), R. Hodermann in einer „Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779". An Schauspielerbiographien liegen „Adam Gottfried Uhlich" von F. Heitmüller und Hans Devrient's „Johann Friedrich Schönemann" vor, während die Stellung „Friedrich Wilhelm Gotter's" durch R. Schlösser in's rechte Licht gesetzt wird. Allen Arbeiten sind Neudrucke, Repertoiretabellen, urkundliche Belege beigegeben. Diese anscheinend dürren Regesten zur deutschen Theatergeschichte beleben sich ganz wunderbar, wenn wir sie im Zusammenhange betrachten und die Schlüsse zu ziehen wissen. Wie beredt für die geistige Cultur einer mitteldeutschen Kleinstadt, kurz vor Schiller's Auftreten, sind z. B. folgende Verhältnisse: neun Aufführungen von Romeo und Julia; zehn von Clavigo, Hamlet, Essigmann; elf des Barbiers von Sevilla; fünfzehn eines Rührstücks von Stephanie „Der Deserteur aus Kindesliebe", eben so viele einer Oper gleichen Stoffes von Sedaine, und dies alles bei 847 Spielabenden! Oder wenn wir erfahren, daß von den Weimarischen Schauspielern unter Goethe's Leitung 600 Stücke aufgeführt wurden; ein Siebentel dieses Spielplanes war jedoch altes, von den Vorgängern, der Bellomo'schen Gesellschaft, übernommenes Gut, und es läßt sich nun verfolgen, wie Goethe mit klugem Maaß sein Publicum immer mehr von jenem Repertoire emancipirte, ohne es mit der eigenen und Schiller'schen Classicität zu überfüttern. Der immer verständnißvolle und opferfreudige Hamburger Verleger verdient auch für diese Regestensammlung den Dank aller Literaturfreunde.

Ungarischer Dichterwald. Poesien, ausgewählt und im Versmaaße der Originale übersetzt von Irene H. Eserhalmi. Mit vielen Porträts und Facsimiles und einem Vorwort von Georg Ebers. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein vollständiger Ueberblick über die poetischen Schätze einer Literatur, von der uns bisher nur wenige Dichter und von diesen zum Theil nur einzelne Werke durch Verdeutschungen näher gebracht worden sind. Treffend schreibt darüber Georg Ebers in dem Vorwort: „Unter der ihr so wohl vertrauten Literatur ihres Volkes wählte die ungarische Poetin und Schriftstellerin Irene H. Eserhalmi das Beste, um es in das Gewand unserer Sprache zu kleiden. Dabei gelang es ihr, die Gedanken und Gefühle der ungarischen Poeten so wiederzugeben, daß sie auf Deutsch faßlich und wirkungsvoll zum Ausdruck gelangen. Die Anthologie umfaßt Dichtungen jeder Art. Neben etlichen schlichten Proben der Volkspoesie finden sich einige tiefsinnige, gedankenvolle Musterstücke der modernen Kunstpoesie. Mancher Strophe von erschütterndem Ernst folgen andere heitern und ergötzlichen Inhalts. So gewinnen wir mit dieser Anthologie ein Spiegelbild des Lebens und Fühlens der ungarischen Nation. Ihr Lieben und Hassen, ihr Denken und Empfinden schaut uns aus dem Sang ihrer Dichter entgegen, und selbst der Schauplatz ihres Lebens tritt uns bei dem Genuß vieler dieser Versreihen anschaulich vor Augen. Daneben lernen wir die Hauptvertreter der ungarischen Poesie durch die Anthologie kennen: denn die Uebersetzerin schickte den Dichtungen der einzelnen Poeten literarhistorischer Miniaturbilder voran, in denen sie den Lebensgang der Dichter in gedrungener Kürze schildert und auf ihre vorzüglichsten Schöpfungen hinweist." In der That ist die Auswahl recht geschickt, und die Uebersetzungen erheben sich thurmhoch über das Gereimsel der bisherigen Uebersetzer Opitz, Kertbeny u. A.

Aphorismen, Gedanken und Meinungen. Von Emanuel Wertheimer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) „Der Stil ist der Mensch . . . giebt es so wenig gute Menschen?" — so sagt der Verfasser gleich am Anfang seiner „Aphorismen", und sein glänzender Stil, seine Sicherheit des Ausdruckes, seine knappe schlagende Pointirung ist bei ihm, der von Geburt kein Deutscher, sondern ein Ungar ist, doppelt erstaunlich. Er hat diese Gedanken und Meinungen zuerst in französischer Sprache geschrieben, und François Coppée fühlte sich veranlaßt, das Buch mit einem liebenswürdigen empfehlenden Vorworte zu begleiten. Ein Brillantfeuerwerk des Witzes sprüht daraus hervor, doch findet sich neben den schalkhaften Schlagern auch eine reiche Fülle von Aeußerungen einer ernsten und gereiften Lebenserfahrung. Die originelle Ausdrucksweise vermag auch etwa sich durchschlüpfenden Selbstverständlichkeiten und Alltagsweisheiten einen aparten, bedeutenden und fesselnden Anstrich zu geben.

Von der sprachlich, culturhistorisch und folkloristisch wichtigen Sammlung: Grabschriften und Marterln von Ludwig v. Hörmann ist das dritte jener zierlichen Elzevir Bändchen erschienen, womit A. G. Liebeskind in Leipzig auch den Bibliophilen immer wieder eine neue Freude bereitet. Die Ausbeute von Tyroler, Kärntner und Oberösterreicher Friedhöfen, Bildstöcken, Votivtafeln und Feldtafeln ist diesmal besonders reich und ansprechend. Wie das Volk den Tod bildet, könnte man, an Lessing denkend, diese Sammlung betiteln, die man mit einem nassen und einem lachenden Auge lesen kann. Wie ergreifend ist z. B. der Spruch: „Du kamst, Du gingst mit leiser Spur, Ein flücht'ger Geist im Erdenland; Woher? Wohin? Wir wissen nur Aus Gottes-hand in Gotteshand." Dann die unfreiwillige Tragikomik, wenn ein trauernder Vater" klagt: Mit Schmerzen hab' ich Dich geboren" . . . oder ein Verunglückter bittet: „Pflanze eine Thräne mir auf's Grab" . . . oder: „Hueber wurde ich genannt, Im Himmel ist mein Vaterland" . . . oder: „A. stürzte in eine Heugabel und fand darin ihr Grab" . . . oder: „Von Adam's Erben muß ein Jeder sterben; Nur weiß er nicht wo und ob so oder so; Doch ist es nicht weit in die Ewigkeit: Um 6 Uhr ging ich fort, um 8 Uhr war ich dort." Dabei handelt es sich aber nicht etwa um schlechte Witze und Parodien, denn die Fundstellen werden genau genannt und die Orthographie mit philologischer Akribie behandelt. Sprachlich interessant ist die Todesanzeige von 1890 aus den Sieben deutschen Gemeinden (Sette comuni) in sogenannter cimbrischer Mundart, die sich bis heute dort erhalten hat: „O guta, o liene (gelinde) o dorparmega (warmherzige) Tochtar"... Man glaubt sich in die Völkerwanderung versetzt.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Junger Mann,** musikal. u. litter. gebildet, bis Ob.-Sek. stud., sucht mit. sehr bescheid. Ansprüchen Beschäftigung auf einer Redaktion oder als Sekretär. Off. unter **S. K. 13** an die Expedit.

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:
**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.**

Soeben beginnt eine neue Subscription auf das jetzt vollständig vorliegende

**Staatslexikon.**

Herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland durch Dr. **Adolf Bruder,** nach dessen Tode fortgesetzt von **Julius Bachem,** Rechtsanwalt in Köln. 46 Hefte à *M.* 1.50 oder fünf Bände bezw. zehn Halbbände (XXVIII S. u. 7312 Sp.) *M.* 69; fünf Bände geb. in Original-Halbfranzband *M.* 81.

Der I. Band gelangt in zehn Lieferungen à *M.* 1.50 zur Ausgabe. Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung. Die Fortsetzung wird sich, wo nicht anders gewünscht wird, in **Halbbänden** anschließen. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Die Gegenwart 1872–1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Für den Dichter **Detlev v. Liliencron,** der seinem 55sten Geburtstag entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirthschaftlichen Nothlage bezweckt. Der Aufruf war u. A. unterzeichnet von folgenden Künstlern und Kunstfreunden: Böcklin, Marie von Ebner-Eschenbach, Fontane, Groth, Hauptmann, Klinger, Liebermann, Oberländer, Raabe, Thoma, Uhde. Die Sache sei den Lesern der „Gegenwart" nochmals in Erinnerung gebracht, da es eine nationale Ehrenpflicht ist, einem Dichter, der wie kaum ein anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge mit der Bemerkung **„für die Liliencron-Stiftung"** an den Cassenwart der Stiftung, Herrn Consul **Auerbach, Berlin** W., Tauben str. 20.

**Georg Weiß,** Verlag in **Heidelberg.**

Soeben erschien:

**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**

Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

In Originalbd. der „Gegenwart" 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

**Abonnement**
auf das
**III. Quartal 1897.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mauerstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 10. Juli 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Sociale Mobilmachung. Von Fritz Kalle. — Epigonen-Politik in Oesterreich. Von Heinrich Kanner. — Aus den Memoiren des Bundesraths. Von J. Müller-Hornung. — Stirner's Verherrlichung des Egoismus. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Feuilleton.** Die Greta auf Grönwik. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Der König absolut. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

### Sociale Mobilmachung.

Von Fritz Kalle.*)

Die Fortführung der durch die Botschaft Kaiser Wilhelm's I. von 1881 und den Erlaß Kaiser Wilhelm's II. von 1890 eingeleitete und fortgesetzte sociale Arbeit ist in's Stocken gerathen. Nur wenige der begeistertsten Verfechter einer thatkräftigen Socialpolitik wagen es noch, für ein weiteres Vorgehen einzutreten, der große Haufen der Unselbstständigen, der ihnen zu folgen sich gewöhnt hatte, ist stutzig geworden und fällt immer mehr in die alte Gleichgiltigkeit zurück, ja ein Theil der Abtrünnigen schließt sich sogar den wieder offener hervortretenden Rückschrittlern an.

Wie konnte das kommen?

Gewiß hat hier, wie gewöhnlich bei derartigen Wandlungen, eine ganze Reihe von äußeren und inneren Gründen mitgewirkt, von größter Bedeutung scheint mir aber dabei gewesen zu sein: 1) daß neuerdings den materiellen Interessen ein viel höherer Werth beigelegt wird als dies früher in unserem Volke üblich war, und daß die Selbstsucht in der Vertretung dieser Interessen von Seiten des Staates eine Duldung, wenn nicht gar Billigung findet, welche sie zu immer größerer Rücksichtslosigkeit anwachsen läßt; 2) daß von gebildeten Theoretikern vielfach Forderungen aufgestellt werden, welche ihrer Maaßlosigkeit wegen und durch die verletzende Art, in welcher sie vorgebracht werden, den in erster Reihe zur Ausführung des socialen Reformwerkes berufenen Praktikern die Arbeit verleiden; 3) daß das Bewußtsein der Gefährlichkeit der socialdemokratischen Bewegung immer mehr schwindet.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß die gewaltigen Aenderungen, welche sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte im wirthschaftlichen Leben vollzogen, nicht nur einzelnen Personen sondern ganzen Classen schweren Schaden gebracht haben. Und es ist durchaus gerechtfertigt, daß die Geschädigten sich bemühen, den Schaden nach Umfang und Dauer möglichst zu beschränken. Bei diesem Streben darf aber das Interesse für die höheren Aufgaben der Menschheit, sowie für das Wohl des Staates und der Gesammtheit seiner Bürger nicht aus den Augen verloren werden, sonst tritt sittlicher Verfall und Schwächung des Ganzen durch inneren Unfrieden ein.

Je höher die Bildung und sociale Stellung der Ringenden ist, desto mehr müssen sie sich bei ihren Bestrebungen, ihre wirthschaftliche Lage zu bessern, ihrer Pflichten gegen die Gesammtheit bewußt bleiben, desto mehr ist geboten, daß sie mit Weisheit und Mäßigung vorgehen, daß sie keine Forderungen stellen, welche Anderen, besonders den weniger begünstigten Classen, mehr Nachtheile bringen könnten, als ihnen selbst Vortheile, und daß sie vor Allem jede, die schlechten Leidenschaften weckende, jede verhetzende Kampfweise vermeiden.

Statt dessen sehen wir heut zu Tage Mitglieder einer Classe, welche zu den höchststehenden gehört, und von Alters her den Anspruch erhebt, die Hauptträgerin des staatlichen und monarchischen Gedankens zu sein, in der rücksichtslosesten Weise ihre materiellen Interessen verfolgen. Die agrarischen Führer tragen durch ihr Verhalten ganz wesentlich dazu bei, die jetzige bedauerliche materialistische Richtung zu stärken, und es trifft sie ein großer Theil der Schuld, wenn wir immer mehr in den Kampf Aller gegen Alle hineintreiben.

Kann man es den Handwerkern, den unselbstständigen Lohnarbeitern verübeln, daß sie, deren wirthschaftliche Lage doch gewiß noch ungünstiger ist als diejenige der selbst stark gegen früher zurückgegangenen Großgrundbesitzer, dem schlechten Beispiele der Letzteren folgen und ohne Rücksicht auf höhere und allgemeine Interessen nur ihrem wirklichen und vermeintlichen, materiellen Vortheil nachjagen?

Noblesse oblige! Mögen unsere Grundherrn dessen wieder voll bewußt werden und die agrarischen Hetzer, welche sie zu einer ihres Standes nicht würdigen Stellungnahme zu verleiten suchen, von sich abschütteln. Regierungen und Parlamente aber mögen eingedenk bleiben, daß es zu ihren wichtigsten Aufgaben gehört, in Wahrung des Gesammtinteresses, unberechtigte und unzweckmäßige Anforderungen einzelner Classen energisch zurückzuweisen, den inneren Frieden, die Macht des Staates und die Wohlfahrt aller Schichten des Volkes gleichmäßig zu wahren.

Als zweiten Hauptgrund des Stillstandes in der socialen Reformarbeit bezeichnete ich das falsche Vorgehen mancher den gebildeten Ständen angehörende Reformfreunde.

*) Die reichen praktischen Erfahrungen, die unser Mitarbeiter, der während einer Reihe von Jahren im Preußischen Abgeordnetenhause und im Volkswirthschaftsrath und von 1883 bis 1889 im Deutschen Reichstage saß, als Fabrikbesitzer gesammelt hat, verleihen seinen socialreformatorischen Vorschlägen eine Bedeutung, auf die wir unsere Leser besonders aufmerksam machen. Die Redaction.

Es spricht ja nicht für unsere Weisheit, daß wir uns in einem an und für sich berechtigten Streben dadurch hindern lassen, daß einige unserer Mitstrebenden über das richtige Ziel hinausgehen, oder sich verwerflicher Mittel bedienen. Die Erfahrung lehrt aber leider, daß wir nur allzu oft in diesen Fehler verfallen. Statt den übereifrigen, rücksichtslosen, unverständigen Kampfgenossen Einhalt zu gebieten und wenn und soweit sie nicht folgen, vor der Oeffentlichkeit klarzustellen, daß man sich von ihnen trennt, verlassen die weniger Thatkräftigen — und sie bilden ja überall die Mehrzahl — aus Angst vor dem Streit mit jenen gefährlich gewordenen Genossen und andererseits davor, daß sie mit für die von Letzteren begangenen Fehler verantwortlich gemacht werden könnten, die alte Fahne und stellen sich unthätig und grollend zur Seite. Viele, die früher die öffentliche Meinung für werkthätige, sociale Arbeit zu gewinnen bestrebt waren, sind so verloren gegangen und haben dadurch den Gegnern der Reform das Feld zu wirksamer Gegenarbeit frei gemacht.

Auf diese Weise wird nicht nur der Fortschritt der Gesetzgebung, sondern auch die ganze praktische Wohlfahrtsthätigkeit gehemmt. Die früher nur widerwillig dem äußeren Drucke Folgenden thun nichts weiter, und selbst von den Gutgesinnten, welche mit Lust und Liebe im Geiste des menschenfreundlichen Rufes der Hohenzollernkaiser zu wirken begonnen hatten, stehen Manche von weiterer Thätigkeit ab, wenn sie sehen, daß, was sie schufen und noch zu schaffen vorhatten, nicht nur von den Socialdemokraten, nein auch von Männern, welche sich als Vertreter einer verständigen Reform im Gegensatz zu der revolutionären Richtung jener geben, als unbedeutend, wenn nicht werthlos, ja wohl gar als aus unlauteren Beweggründen entsprungen hingestellt wird, und wenn ihnen dabei Dinge zugemuthet werden, die nach ihrer Kenntniß der Verhältnisse sie selbst und die Gesammtheit schwer schädigen würden.

Außerordentlich groß ist von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet der Schaden, den Männer, wie Pfarrer Naumann, angerichtet haben. Diese laden durch ihr unverständiges und unverständliches Thun eine schwere Schuld auf sich. Unverständig ist ihr Vorgehen, weil sie im Großen und Ganzen die wirthschaftlichen Forderungen der Socialdemokratie und damit das Wesentliche in deren Bestrebungen sich aneignen und dabei glauben, die Bewegung könne zu einer ungefährlichen, ja wohlthätigen gemacht werden, wenn man ihr nur eine religiöse und nationale Grundlage gebe. Das ist die denkbar größte Selbsttäuschung! Communismus ist ja allerdings rein theoretisch betrachtet nicht unvereinbar mit Frömmigkeit und Vaterlandsliebe, praktisch werden die Communisten aber Kirche und Staat so lange feindlich gegenüberstehen, als diese nicht selbst die Verwirklichung des communistischen Gedankens unterstützen, was unsere heutigen christlichen Kirchen und unser monarchischer Staat ohne Aufgabe ihrer selbst einfach nicht können. Pfarrer Naumann hat, in der Hoffnung dadurch die Socialdemokraten zu gewinnen, schon das Religiöse in seinem Programm opfern müssen, und bald wird er auch finden, daß der nationale Gedanke in den Hintergrund gedrängt wird. — Und was hat er dann erreicht? Die überzeugten Socialdemokraten bessert er nicht und er schwächt nicht die Zahl ihrer Anhänger, nein, er führt der Socialdemokratie nur neue Jünger zu, und zwar aus Kreisen, welche deren unmittelbaren Einwirkung kaum zugänglich gewesen wären.

Von christlichen Geistlichen ist ein derartiges Gebahren um so unverständlicher, als sie dadurch den materiellen Interessen gegenüber den geistig-sittlichen eine Bedeutung zuerkennen, welche in stärkstem Widerspruch mit der Lehre Christi steht, und sie, als die Verkündiger der Religion der Liebe, machen sich doppelt schuldig, wenn sie eine Agitation betreiben, welche die niedrigen Leidenschaften im Menschen weckt, welche Haß und Neid erregt.

Es liegt mir fern, unsere Geistlichen von der Theilnahme an der socialen Reformarbeit ausschließen zu wollen, im Gegentheil, ich halte sie vor vielen Anderen zur Mitwirkung berufen, aber diese Mitwirkung muß an der richtigen Stelle und in der richtigen Weise erfolgen. Schon wenn der Geistliche thut, was die nächste Pflicht seines Amtes ist, wenn er bei seinen Gemeindegliedern die Liebe zu den Mitmenschen stärkt, leistet er eine sociale Arbeit von hoher Bedeutung, denn wo alle Classen, Reiche und Arme, Herrschende und Dienende, Unternehmer und Arbeiter vom Geiste der christlichen Liebe durchdrungen sind, da findet der auf Haß aufgebaute Classenkampf keinen Boden, da bleiben sich die Angehörigen jeder Classe der eigenen Pflichten und des gemeinsamen Bandes bewußt. Aber auch über das hinaus, was ihm sein Amt gebietet, kann ein tüchtiger Pfarrer zur Herbeiführung der erwünschten Reform viel thun, nicht nur durch sein Wort, durch Mahnungen an Hoch und Niedrig, nein, auch indem er selbst praktisch mit anfaßt. Schon mancher protestantische und katholische Geistliche hat seine reicheren Pfarrkinder zu wirksamer Wohlfahrtsthätigkeit angeregt und sie dabei unterstützt. Und Andere, besonders Landpfarrer, haben sogar aus sich heraus Schöpfungen in's Leben gerufen, welche für die Arbeiterbevölkerung von hohem socialen Werthe sind, so z. B. Volksbibliotheken, Sparcassen, ja sogar Arbeitsvermittelungsstellen.

Man kann nur dringend wünschen, daß unsere Geistlichen ihre Liebesthätigkeit in dieser Richtung noch erweitern; entschieden müssen sie aber zurückgewiesen werden, wenn sie meinen, sie seien berufen, in die Fragen der wirthschaftlichen Gestaltung der Gesellschaft, der Bedingungen der Gütererzeugung und Vertheilung einzugreifen. Es kann natürlich einmal auch ein Theologe hervorragendes Verständniß für volkswirthschaftliche Verhältnisse besitzen, ebenso wie ein einzelner Jurist bedeutender Mathematiker sein, ein Philologe besonderes Talent zur Lösung militärischer Aufgaben haben kann, im Großen und Ganzen giebt es unter den gebildeten Ständen aber kaum einen, der so wenig für die Beurtheilung wirthschaftspolitischer Fragen geeignet ist, wie der geistliche. Die ganze Erziehung und Bildung der Theologen, ihre praktische Thätigkeit, ihr Denken und Fühlen, Alles dreht sich um die sittlichen Güter, die materiellen treten dabei vollkommen in den Hintergrund; wie kann man da von ihnen erwarten, daß sie im Allgemeinen in wirthschaftlichen Fragen die zur Bildung eines selbstständigen Urtheils erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen besitzen? Kann selbst bei einem so klugen Mann, wie Naumann, der die Verhältnisse überschauende und erwägende Verstand nicht die Herrschaft über die Gefühle des Herzens und die Leidenschaften gewinnen, um wie viel weniger bei Geistlichen von mittlerer Begabung!

Neben den socialreformerischen Pfarrern nach dem Vorbilde Naumann's ist es dann ein Theil der nationalökonomischen Professoren, deren Wirken ich für in hohem Grade schädlich halte und dem ich einen großen Theil der Schuld an der jetzt in der Fortführung der socialen Reform eingetretenen Stockung zuschreibe. Ja auf die Dauer halte ich diese Herren für noch weit gefährlicher als die Geistlichen, die, wie ich glaube, doch in nicht allzulanger Zeit, soweit sie nicht ganz in das Lager der Socialdemokraten übergehen und ihr Amt niederlegen, sich auf eine weise Thätigkeit in dem vorhin angedeuteten Sinne zurückziehen werden.

Die Professoren können einen Einfluß üben, der sich noch nach einem Menschenalter und länger fühlbar macht, und ihr Einfluß ist um so tiefergehend als die Thatsache, daß ihre gelehrten Fachgenossen und die Organe des Staates sie in ihre Lehrstellungen gebracht haben, was sie den Studenten als Träger der wahren Wissenschaft erscheinen läßt. Statt dessen verfolgen einige dieser Männer aber Richtungen, welche ebenso wenig wissenschaftlich sind, wie die Art, in der sie ihre Ansichten begründen.

Es sei mir gestattet, dies an einer vor Kurzem erschienenen Schrift von Dr. Werner Sombart, Professor der Nationalökonomie an der Universität Breslau zu zeigen. Diese Schrift: „Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert“ (Jena, Gustav Fischer) ist entstanden aus Vorträgen, welche Professor Sombart im Herbst vorigen Jahres in Zürich hielt, und zwar, wie es im Vorwort heißt: „vor einem sehr bunt zusammengesetzten, aber in seiner Mehrzahl überaus dankbarem und begeisterungsfähigem Publicum.“

Nach den auf dem Titelblatt des Buches prangenden Worten: „Je ne propose rien, je ne suppose rien; j'expose“ sollte man eine ganz besonders sachliche Darstellung erwarten, was Sombart schreibt, ist aber so persönlich wie möglich und kommt im Wesentlichen auf die Verherrlichung der Lehre von Carl Marx heraus, der gefährlichsten aller socialistischen Theorien.

Das nackte materielle Classeninteresse als Ziel und der Classenkampf als Mittel zur Erreichung dieses Zieles, welche den Kern der Marx'schen Theorie bilden, ist offenbar das, was auch Sombart für das einzig Richtige hält. Rühmt er doch mit begeisterten Worten den gesunden socialpolitischen Realismus dieser Lehre, gegenüber dem Optimismus, der sich der Meinung hingebe, daß „mit dem Appell an das gute Herz der Menschenfreunde die Leiden des Proletariats zu lindern und zu beseitigen seien.“ Diesem Optimismus nicht nur, auch dem „Revolutionismus“ soll Marx ein Ende gemacht und die Bewegung in die Bahnen einer zielbewußten allmäligen Reform gelenkt haben. Daß Marx in seinen Schriften und mündlichen Aeußerungen mehrfach auf gewaltsamen Umsturz hinwies, ist nach Sombart nicht ernst zu nehmen, sondern mehr als der Ausfluß zeitweiliger Verbitterung zu betrachten. Diese Verbitterung aber findet Sombart ganz natürlich und wohlbegründet, wie er denn Alles, was Marx gesagt hat, auf das Wohlwollendste auslegt und sogar, wenn er aus dem Gewirr unklarer und einander widersprechender Aeußerungen nicht das herausfinden kann, was er als die seines Helden würdige Ansicht betrachtet, in kühnster Weise aus- und einlegt. Das gesteht er auch ganz harmlos zu und sagt an einer Stelle: „Ich sublimire also gleichsam den Geist aus den Marx'schen Theorien und hoffe nur, daß es noch Marx'scher Geist und nicht etwa mein eigner ist, „„in dem die Zeiten sich bespiegeln.““

Trotzdem Sombart die Vorgeschichte der jetzigen socialistischen Bewegung sehr wohl kennt, und seinen Hörern und Lesern im Einzelnen nachweist, welche Männer ihr den Geist eingehaucht haben, sogar mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die Masse der Arbeiten den von nicht zu ihnen gehörenden Gebildeten ausgehenden Lehren lange theilnahmlos gegenüber gestanden hätten, stellt er doch diese Bewegung andererseits als eine von dem Arbeiterproletariat ausgehende und getragene und als natürliche Folge des Bestehens des Proletariats, welches wieder Consequenz der capitalistischen Productionsweise sei, dar. Letztere bedinge, daß „unter dem Commando Einzelner sich Schaaren besitzloser Arbeiter in den großen Unternehmungen zusammenschließen, sie habe zur Voraussetzung eine Auseinanderreißung der ganzen Gesellschaft in zwei Classen, den Inhabern der Productionsmittel und den persönlichen Productionsfactoren“.*) Sombart wünscht eben nicht, daß die jetzige socialdemokratische Bewegung als etwas künstlich Gemachtes erscheine; will ihr vielmehr den Stempel einer aus den Verhältnissen naturgemäß erwachsenen Thatsache aufdrücken, um so ihre innere Berechtigung einleuchtender zu machen. Daß diese Darstellungsweise weit von Sachlichkeit und Wissenschaftlichkeit entfernt ist, bedarf keines besonderen Nachweises, was aber am meisten bei Sombart zu beklagen ist, das ist seine niedrige Auffassung des menschlichen Charakters. Er fühlt sich ganz im Sinne der jetzt in der Kunst und Literatur und leider sogar mitunter in der Wissenschaft führenden Richtung „frei von aller Sentimentalität“, er will fern von allem unklaren Idealismus, einem gesunden Realismus dienen, er will die Menschen und Verhältnisse mit nüchternem Verstande beurtheilen und glaubt richtig zu sehen, wenn er überall das Häßliche sieht. Nach ihm werden Denken und Handeln lediglich vom Egoismus beherrscht, der Altruismus erscheint als etwas Unnatürliches. Und dabei leugnet er noch, daß durch Erziehung eine wesentliche Besserung der Menschen erreicht werden kann. Deßhalb erwartet er auch nicht, daß die herrschenden Classen jemals freiwillig das Erforderliche thun werden, um die bestehenden socialen Mißstände zu beseitigen, dies könne vielmehr nur von den jetzt benachtheiligten Classen erzwungen werden. Der Classenkampf, „das Schreckwort für alle Philister männlichen und weiblichen Geschlechts“ soll nach Ansicht des kampffreudigen Herrn allerdings „als gesetzlicher Kampf gewollt“ und mit anständigen Mitteln geführt werden; es gehört aber ein weit größerer Optimismus als derjenige von Owen, Saint Simon, Fourier und Anderen, welche Sombart nicht genug verspotten kann, dazu, um an die Möglichkeit zu glauben, daß dieser Kampf ohne Gewaltthätigkeiten sein Ziel erreichen könnte.

Aber dem Professor der Nationalökonomie fehlt nicht nur das Verständniß für die natürliche Veranlagung und die Erziehungsfähigkeit des Menschen, er verkennt auch die treibenden Kräfte im Wirthschaftsleben, wenn er meint, daß die Gütererzeugung, insbesondere durch die Großindustrie auch ohne Unternehmerthum die größte Leistungsfähigkeit erreichen könne, wie er es als Voraussetzung für die Berechtigung jeder socialen Reform betrachtet.

Ich glaube, daß diese wenigen Andeutungen über den Inhalt der Sombart'schen Schrift zur Kennzeichnung dieser und ihres Verfassers genügen. Eine solche Oberflächlichkeit der Untersuchung, ein solcher Leichtsinn in der Aeußerung von unerwiesenen Theorien, deren Gefährlichkeit auf der Hand liegt, ist bei einem Manne, dem man die Stellung eines Lehrers der Nationalökonomie anvertraut hat, geradezu unerhört. Hoffentlich ist man in Zukunft vorsichtiger in den Berufungen und übernehmen es die älteren, weiseren Profes-

*) Jeder, der das wörtlich Angeführte aufmerksam liest, wird darin bedenkliche Unklarheiten entdecken. Die Unterstellung einer großen Zahl von Arbeitern unter ein Commando ist nicht Folge der capitalistischen Productionsweise, sondern des Großbetriebs, den auch Sombart erhalten wissen will, insoweit er leistungsfähiger ist, als der Kleinbetrieb. Auch wenn die Arbeiter gleichzeitig die Besitzer des Capitals wären, hätten sie sich den Befehlen der leitenden Personen zu fügen, sonst würde der Betrieb sehr bald eingehen. Auch, daß die in der jetzigen Großindustrie beschäftigten Arbeiter besitzlos sind, braucht, wenn es auch zur Zeit meist zutrifft, nicht unbedingt der Fall zu sein und wird hoffentlich immer mehr sich ändern. Ebenso ist die Behauptung, daß die „Auseinanderreißung der ganzen Gesellschaft in zwei Classen“ unabweisbar mit der jetzigen Art der Gütererzeugung verknüpft sei, schief. Und so finden sich überall in der Schrift Mängel in Bezug auf die Richtigkeit und Schärfe der Auffassung und Schlußfolgerung, Widersprüche und andere Fehler, die ich nicht einzeln hervorheben will, da es mir nur darauf ankommt, das Wesentlichste in der Sombart'schen Arbeit zu kennzeichnen. Nur so viel sei hier noch bemerkt, daß Sombart entsprechend seiner materialistischen Auffassung dem religiösen und nationalen Gedanken in der socialen Bewegung nur eine recht untergeordnete Bedeutung beilegt. Religion und Vaterlandsliebe sind ihm mehr poetische Seiten des Gesammtlebens. Von dem Christenthum sagt er, es könne nur dann Religion des Proletariats werden, wenn es dessen „Existenzbedingungen angepaßt wird“ und nur in der „lebensfreudigsten Gestaltung, deren es fähig ist. Denn der asketische Zug des Christenthums lächelte wenig einer Classe, die nach Luft und Licht drängt, die vor Allem auch die Genüsse an der Lebenstafel hienieden sich verkümmern zu lassen nicht die mindeste Neigung verräth!“ Den Patriotismus, die Vaterlandsliebe nennt er ein Gefühl, „das sich ohne unser Wissen und Zuthun in unserem Herzen festsetzt und darin lebt, wie das Heimweh und die Mutterliebe.“ Dies Gefühl könnten auch die Proletarier haben, dagegen könne man ihnen nicht zumuthen, sich auf den Standpunkt des Nationalismus zu stellen,

soren, erziehlich auf ihre jüngeren Collegen einzuwirken, wie Professor Schmoller dies vor einigen Jahren gegenüber Dr. Herkner zu thun unternahm, als dieser nach eben beendigten Universitätsstudien über Dinge absprach, über welche man nur durch langjährige Menschen- und Lebenskenntniß ein Urtheil zu gewinnen vermag.

Daß man der Badischen Regierung unter Berufung auf die Nothwendigkeit der Wissenschaft die Freiheit zu wahren, einen Vorwurf daraus gemacht hat, daß sie Sombart nicht annahm, nachdem er durch die philosophische Facultät in Freibnrg neben Anderen in Vorschlag gebracht worden war, ist in hohem Grade unverständig. Herr Sombart hat eben bewiesen, daß er nicht im Vollbesitz der Eigenschaften ist, die man von einem Lehrer der Wissenschaft verlangen muß — wenigstens zur Zeit noch nicht —, daß es ihm noch an Kenntniß der Verhältnisse und Menschen, an Sachlichkeit, an Ruhe und Selbstkritik fehlt. Schlimm genug, daß ihm schon seine jetzige Stellung einen Einfluß gewährt, den er als Privatmann nicht finden würde. Die weitere Stärkung dieses Einflusses würde ein grober Fehler der Badischen Regierung gewesen sein.

Meines Erachtens wird mit den Worten „Freiheit der Wissenschaft" vielfach Mißbrauch getrieben. Wenn es in Art. 20 der Preußischen Verfassung heißt: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei", so hat doch wahrlich damit nicht gesagt werden sollen, daß man unbeschränkt Alles lehren dürfe, was man fälschlicher Weise für Wissenschaft erklärt. Unbegründete subjective Ansichten und unerwiesene Hypothesen werden dadurch noch nicht zu „Wissenschaft", daß ein Universitätsprofessor sie aufstellt. Ganz besonders gefährlich wird aber die Abweichung von der Forderung strenger Wissenschaftlichkeit bei der Behandlung wirthschaftlicher und socialer Fragen, denn hier ist die Kenntniß der Thatsachen, also die wissenschaftliche Grundlage, noch recht gering, so daß das Ziehen richtiger Schlüsse sehr schwierig ist, während andererseits gerade auf diesem Gebiet Trugschlüsse weit verderblichere Folgen haben können als auf anderen.

Daß ich damit nicht sagen will, daß die Professoren wegen Verbreitung irriger Lehren zur Strafe gezogen, d. h. anders als sonstige Staatsbürger behandelt werden sollen, versteht sich von selbst, ich wünsche nur, daß die Herren zu weiser Selbstbeschränkung erzogen werden, und das wird meines Erachtens am Besten dadurch erreicht, daß man in der später darzulegenden Weise dafür sorgt, daß sie einigermaßen mit der Praxis des Lebens vertraut gemacht werden, ehe sie den Lehrstuhl besteigen.

Als dritten Hauptgrnnd für die in der socialen Reformarbeit neuerdings eingetretenen Stockung führte ich das Einschlummern des Bewußtseins der Gefährlichkeit der Socialdemokratie an. Daß die Thätigkeit zur Abwehr einer Gefahr um so lebhafter wird, je größer und je näher liegend diese Gefahr erscheint, ist nur natürlich. Wer da thatkräftiges Vorgehen wünscht, muß sich daher wohl hüten, die Gefahr, welche von socialdemokratischer Seite droht, zu verschleiern, und sollte man deßhalb schon aus tactischen Gründen vermeiden, Diejenigen, welche die Dinge ernster nehmen, als Pessimisten und Angstmeier lächerlich zu machen. Man müßte es vermeiden, selbst wenn die Wahrscheinlichkeit dafür spräche, daß die Gefahr geringer sei, als zu befürchten ist; die Sache liegt aber thatsächlich umgekehrt. Die Gefahr ist da, und bleibt, so lange wir ihr nicht wirksam zu begegnen wissen, in hohem Grade bedrohlich, trotz der Streitigkeiten unter den verschiedenen socialistischen Richtungen und trotz des Abfalls eines Theils der älteren Parteianhänger, welchen die inzwischen gemachten Erfahrungen die Augen öffneten. Früher haben mehrfach noch stärkere innere Reibungen bestanden, und der Verlust an älteren Mitgliedern wird doppelt durch die wachsende Heranziehung junger Leute ausgeglichen. Nicht Diejenigen, welche die Gefahr aufdecken, sie bekämpfen und Andere zu ihrer Bekämpfung aufrufen, verdienen Tadel, sondern Diejenigen, welche den Ersteren durch Spott die Arbeit erschweren und verleiden. Halten denn diese Optimisten die Lehre der Socialdemokratie für harmlos oder glauben sie, daß sie, selbst wenn man sie ungehindert sich verbreiten ließe, niemals so viel Anhänger gewinnen könnte, daß ein Versuch zu ihrer Verwirklichung gemacht werden könnte?

Der Kernpunkt dieser Lehre ist der Communismus — ob auf die Productionsmittel beschränkt oder nicht, bleibt im Erfolg ziemlich dasselbe —. Ist denn aber ein Uebergang zur communistischen Wirthschaft ohne gewaltsamen Umsturz denkbar, glaubt man, die Besitzenden würden sich gutwillig expropriiren lassen? Und liegt nicht andererseits in dem Programm der Socialdemokraten etwas so Verlockendes für die große Masse der Besitzlosen, und nützen die Agitatoren dies nicht so aus, daß die Leidenschaften des Proletariats auf das Höchste erregt werden? Oder glaubt man, die Führer würden aus Humanitätsrücksichten auch dann die Anwendnng von Gewalt verhindern, wenn sie des Sieges sicher zu sein meinen?

Unser Kaiser betont bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Nothwendigkeit, der demagogischen Hetzerei der socialistischen Agitatoren energisch entgegenzutreten, das thut er doch wahrlich nicht aus Aengstlichkeit, sondern weil er seinem Volke, wie den äußeren, so auch den inneren Frieden wahren will, und hierin ihm zu folgen, gebietet uns ebenso der gesunde Menschenverstand wie die Liebe zu unserem Vaterlande, zu unserem Volke und König.

Ehe ich mich zu der Frage wende, welche Mittel es sind, deren wir uns in diesem Kampfe zu bedienen haben, muß ich, so sehr es mir widerstrebt, diese altbackene Weisheit wieder aufzuwärmen, doch noch ein Mal kurz Ziel und Wesen der socialdemokratischen Bewegung kennzeichnen. Ich muß es thun, weil die öffentliche Meinung nach dieser Richtung immer wieder irre geleitet wird, von den Socialdemokraten und ihren Gönnern absichtlich mit vollem Bewußtsein, von manchen wohlmeinenden, aber unklaren Personen, unabsichtlich in Folge von Mißverständnissen, in erster Linie, weil sie aus dem Wust der Thatsachen und Aussprüche das Wesentliche und Leitende nicht mehr herauszufinden vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Epigonen-Politik in Oesterreich.

Von Heinrich Kanner.*)

Auch für den constitutionellen Absolutismus, den Graf Taaffe einst so glanzvoll in Oesterreich einführte, ist die unheilvolle, böse Zeit des Epigonenthums gekommen. Graf Badeni ist der slavische Copist. Und ein ungewöhnlich schlechter Copist noch dazu. Graf Taaffe begann mit einer böhmischen Sprachenverordnung. Graf Badeni auch. Soweit reicht die Aehnlichkeit. Dann beginnt aber auch gleich der Unterschied, den selbst ein Blinder müßte sehen können. Graf Taaffe konnte mit der Sprachenverordnung von 1880 zehn Jahre lang das Parlament beherrschen. Graf Badeni nicht einmal einen Tag. Erst nach zehn Jahren sah sich Graf Taaffe genöthigt, die letzte Reserve seiner Regierungskunst in Bewegung zu setzen: die böhmische Ausgleichsconferenz. Graf Badeni ist schon nach drei Monaten planlosen Zuwartens so weit. Dieser ungeheure Mißerfolg der gleichen Politik läßt darauf schließen, daß inzwischen im Staatsleben

*) Unser verehrter Wiener Mitarbeiter sendet uns zur Veröffentlichung diesen Artikel, um dessentwillen seine „Zeit" soeben von der k. k. Staatsanwaltschaft vorweg confiscirt worden ist. Um so interessanter wird die Lectüre des „staatsgefährlichen" Aufsatzes für unsere Leser in Deutschland und — Oesterreich. Die Redaction.

eine bedeutsame Veränderung vorgegangen ist, die vielleicht alle Welt sieht, nur nicht der davon Betroffene.

Das gegenseitige Verhältniß der beiden obersten Gewalten im Staate, deren jede nur auf Kosten der anderen ihren Machtbereich ausdehnen kann, das Verhältniß zwischen Krone und Parlament hat sich von Taaffe bis Badeni bereits ganz merklich verschoben. Graf Taaffe hat die Autorität der Krone bis zu einem Maaße erweitert, wie es der gegenwärtige Herrscher in seiner langen Regierungszeit nie vorher gesehen, und den Einfluß des Parlaments bis zur Ohnmacht herabgedrückt. Das Parlament war arm, und die Parteien sahen sich hülflos der Gnade der Krone überantwortet, die sie um die Wette erbetteln mußten. Das Geheimniß dieses Erfolges lag, neben äußeren Umständen, in der hohen Begabung des Mannes, der ihn errang. In allen Staaten, in denen ein Parlament existirt, ist der beste Parlamentarier auch der Herr der politischen Situation. Dieser parlamentarische Grundsatz hat sich — wie paradox es vielleicht klingen mag — auch an dem außerparlamentarischen Minister Taaffe bewährt. Graf Taaffe war der gewandteste Parlamentspolitiker, der zu seiner Zeit in Oesterreich existirte, allen Berufs-Parlamentariern um ein Erkleckliches noch überlegen. Wäre er der Chef einer parlamentarischen Regierung, der regierende Vertrauensmann des Parlaments, gewesen, so hätte er den Einfluß des Parlaments vergrößert. Da ihn aber Schicksal und Neigung dazu bestimmten, ein außerparlamentarischer Minister, der regierende Vertrauensmann der Krone, zu sein, hat er die Macht der Krone erhöht. Dieses Werk war schon vollendet, als er im Jahre 1890 die Parteien zur Ausgleichsconferenz berief. Er saß da zwei parlamentarisch Besiegten gegenüber, dem von ihm überwundenen Freund, den Altczechen, und dem von ihm geschlagenen Gegner, den Deutsch-Liberalen; und lud sie Beide zu einem Friedensschlusse ein, durch den zwar nicht der nationale Streit in Böhmen, wohl aber der dreifache parlamentarische Kampf mit einer zweifachen Unterwerfung, der Altczechen wie der Deutsch-Liberalen, unter den beiderseits Stärkeren, den Grafen Taaffe, beendet wurde.

Einen recht lehrreichen Gegensatz zum Grafen Taaffe bildet der Graf Badeni. Ihm fehlt, was allen Epigonen fehlt, nämlich das Talent. Er ist der parlamentsunfähigste Minister, den Oesterreich in der ganzen constitutionellen Periode gehabt hat. Um ihm das Regieren möglich zu machen, müßte man das österreichische Staatsrecht um gut vierzig Jahre in jene Zeiten zurückrevidiren, wo es noch kein Parlament in Oesterreich gab. Damals wäre er vielleicht ein für jene Zeit ganz vortrefflicher Minister geworden, so vortrefflich, wie sie nun eben gerade damals waren. Heute, mitten in den Parlamentsstaat Oesterreich hineingestellt, ist er so falsch auf seinem Platze, wie etwa ein Graf Thurn und Taxis'scher Postkutscher, den man ohne Weiteres als Maschinisten auf eine moderne Locomotive stellen wollte. Beiden geht's noch verhältnißmäßig am Besten, wenn die Maschine still steht. Des Grafen Badeni Ministerherrlichkeit lebt erst auf, wenn das Parlament geschlossen ist. So lange das Parlament tagt, ist er ein armer Mann, dem jeder parlamentarische Neuling in der Kunst, das Parlament zu führen, noch Einiges vorgeben kann. Wäre Graf Badeni parlamentarischer Minister, so stände es um das Ansehen des Parlamentes schlimm. Da er aber glücklicher Weise den außerparlamentarischen Minister spielt, hat sich das Machtverhältniß der obersten Gewalten im Staate mit der Kraft eines Naturgesetzes zu Gunsten des Parlaments verschoben. Wenn Graf Badeni nun in dieser Lage eine Ausgleichsconferenz veranstaltet, so thut er zwar dasselbe wie Graf Taaffe, aber es ist nicht dasselbe. Graf Badeni bittet zwei Parteien zu Gaste, die jede in ihrer Art ihm ihre parlamentarische Ueberlegenheit bewiesen hat, die Czechen in der Majorität, die Deutschen in der Minorität. Das Einzige, was, wenn sie gelänge, bei einer solch' sonderbaren Transaction herauskommen könnte, wäre, vorausgesetzt, daß die beiderseitigen Führer ihre gegenseitige Unüberwindlichkeit anerkennen, ein Friedensschluß der Deutschen mit den Czechen, um mit vereinter Kraft den beiderseits Besiegten, d. i. den liebenswürdigen Wirth, den Grafen Badeni mitsammt dem ganzen außerparlamentarischen Regierungssystem vor die Thür zu setzen und sich selbst im Hause zum Herrn zu machen.

Dafür scheint uns freilich der Kampf zwischen den Deutschen und den Czechen derzeit noch nicht weit genug gediehen, deßwegen der Zeitpunkt für die Ausgleichsconferenz verfrüht und die Conferenz selbst ziemlich aussichtslos zu sein. Die Schuld daran liegt in der vorzeitigen Schließung des Parlaments. Hätte nicht Graf Badeni in seiner Angst die ihm unheimlich gewordene Parlamentsbude so früh geschlossen, so hätten auch die härtesten Czechenköpfe schon in diesem Sommer erkannt, daß sie gegen die Obstruction der Deutschen nicht durchdringen können, sowie es umgekehrt selbst den dicksten Deutschböhmen-Schädeln mindestens aus der Erinnerung an die Coalition eingeleuchtet hätte, daß auch sie gegen die jung-czechische Obstruction nicht anrennen können. Sobald sie sich einmal gegenseitig respectiren gelernt, bliebe den ebenbürtigen Gegnern nichts Anderes übrig, als sich mit einander zu vertragen. Sowie sich nach Rousseau's Theorie aus dem Kampf Aller gegen Alle schließlich der Gesellschaftsvertrag entwickelt, so würde sich aus der Obstruction Aller gegen Alle, bezw. aus der Obstruction der Deutschen gegen die Czechen und der, mindestens angedrohten Obstruction der Czechen gegen die Deutschen, bei richtiger Einsicht, mit logischer Consequenz, auf einem gewissen Höhepunkte der Friede zwischen Beiden entwickeln müssen. Das ist die querlinige Dialectik der Obstruction, welche die geradlinigen Tröpfe nie verstehen werden, die mit der Diplomatie bereits beginnen wollen, ehe noch die Kanonen gesprochen haben. Wer einen ehrlichen Frieden will, muß erst den Kampf sich austoben lassen. Dadurch, daß sie das Parlament geschlossen, hat die Regierung den Kampf vertagt, den Friedensschluß verzögert. Wenn sie dennoch nun die Ausgleichsconferenz zusammenberuft, um den Frieden zu schließen, der gerade durch ihre Hemmung hinausgeschoben worden ist, beweist sie, bei nachsichtigster Beurtheilung, nur dies, daß sie von der Natur solcher Dinge nichts versteht; bei minder nachsichtiger Beurtheilung aber, daß sie den Frieden der beiden Nationen nicht will und auch nicht das Parlament, auf dessen Boden dieser Frieden sich durch die Gewalt der Thatsachen von selbst gemacht hätte, auf dessen Boden aber auch für eine außerparlamentarische Regierung kein Platz mehr wäre, sobald einmal Deutsche und Czechen in friedlicher Einigung sich und ihren parlamentarischen Herrscherberuf gefunden hätten.

---

## Aus den Memoiren des Bundesraths.

Von J. Müller-Hornung.

Die Prophezeihung Bismarck's, daß unser Volk nur „durch Blut und Eisen" zur ersehnten Einheit gelangen werde, hat sich zwei Mal erfüllt, 1866 für Norddeutschland, 1870 für das gesammte Vaterland. Schon mit dem 1. Januar 1871 war die Verfassung des neuen Deutschen Reichs amtlich verkündet, am 18. Januar, dem Gedenktage der Gründung des preußischen Königthums, wurde in Versailles die feierliche Weihe der großen geschichtlichen Wendung begangen, und am 21. Januar erfolgte in München durch die Annahme der Bündnißverträge der Schlußstein im deutschen Einigungswerk. Dasselbe hatte durch die den süddeutschen Staaten gewährten Concessionen von seiner pyramidenartigen Form ein wenig eingebüßt, die Grundlagen des Baues waren aber

doch dieselben geblieben; denn die Verfassung des Norddeutschen Bundes ist in allen wesentlichen Punkten unverändert auch als Grundgesetz des deutschen Gesammtreichs beibehalten worden. Daß dies geschehen, ist ein Beweis, wie richtig der Baumeister bei Gründung des Norddeutschen Bundes die Grundlagen der Verfassung entworfen und festgestellt hatte. Richtig ist, daß Preußen durch die neue Vertheilung der Stimmen im Bundesrath — es erhielt Bayern sechs, Württemberg vier und Baden drei Stimmen — sein bisheriges Uebergewicht in dieser hohen Körperschaft verloren hatte. Aber darauf kam es Bismarck, wie er bereits am 22. November 1870 in Versailles dem Abgeordneten Bamberger gegenüber bemerkt hatte, gar nicht an, im Gegentheil wünschte er, daß das übrige Deutschland in's Gewicht falle. Mit dem Eintritt der Süddeutschen in den Bundesrath war diesem neues Blut zugeführt, und es war zu hoffen, daß er jetzt dem Ideal, das dem Reichskanzler ursprünglich vorgeschwebt hatte, sich mehr nähern würde, als das bisher thatsächlich der Fall war; denn daß der Bundesrath des Norddeutschen Bundes und der des Zollvereins in seinen Geschäftsmaximen mehr Aehnlichkeit mit dem alten Bundestage hatte als mit dem von Bismarck erträumten großen Senate, woselbst die besten Talente der Einzelstaaten den Boden finden sollten, in freudigem Schaffen sich zu bewähren, ist eine nicht zu leugnende Thatsache. In Deutschland genügt es eben nicht — wie unter Bezugnahme auf unser Verhältniß ganz richtig einmal bemerkt worden ist —, den Zopf ein für alle Mal abzuschneiden, er wächst mit ziemlicher Regelmäßigkeit wieder nach; er muß fortwährend unter der Scheere gehalten werden.

Der Historiograph des Bundesrathes, Heinrich von Poschinger hat dem von mir hier angezeigten ersten Bande vor Kurzem einen zweiten nachfolgen lassen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), der den Bundesrath des Zollvereins 1868—1870, und den Bundesrath des Deutschen Reiches bis 1873 behandelt. Die ziemlich langweiligen Verhandlungen über den Zollbundesrath gehören bereits in ihrem ganzen Umfange der Oeffentlichkeit an, und Poschinger hat sie uns in recht geschickter Weise nahe zu bringen gewußt. Bei seinen Forschungen ist er sogar auf eine reiche Bismarck-Correspondenz gestoßen, die eine interessante Ausbeute verspricht und später herausgegeben werden soll. Aber auch sonst hat er wieder hochinteressante ungedruckte Aufzeichnungen gefunden und zwar in dem Nachlaß hervorragender Bundesrathsmitglieder. Mancher Charakterkopf erscheint da in ganz neuer Beleuchtung. Betrachtet man sich die Vertreter der einzelnen Bundesstaaten etwas näher, so kann man besonders Württemberg zu der getroffenen Wahl Glück wünschen. Es darf stolz sein, in den Bundesrath zwei Männer geschickt zu haben, von denen der Eine ein intimer Freund des Bismarck'schen Hauses war Freiherr v. Spitzemberg, der Andere, Mittnacht, einer der bedeutendsten politischen Köpfe im Bundesrath, auf dessen Stimme Bismarck viel hielt. Kein Minister der andern Staaten hat dort eine so bedeutsame Thätigkeit entfaltet wie Mittnacht. Dazu kam noch als Dritter der württembergische Kriegsminister v. Suckow, ein „Feuerkopf von unaufhaltsamer Logik, unerschrockener Thatkraft und rastlosem Thatendrang, ein Mann von allseitig durchdachten Grundsätzen, ein Idealist, der aus der Begeisterung für seine Ideale den felsenfesten Glauben an den Sieg der guten Sache zog und sich durch keine Feinde und keine Zweifel irre machen ließ" (Sybel, Begründung des Deutschen Reichs, VI, S. 216). Sein Programm liegt in einem bisher ungedruckten Berichte niedergelegt, den er am 15. September 1866 seinem König über seine Erlebnisse während des deutschen Bruderkrieges erstattete, worin es am Schlusse heißt: „Daß wir den Grund unsers Daseins nur in dem nationalen Verband haben mit Preußen als führendem Staat, und so wenig wir politisch anders zu existiren vermögen, so unmöglich ist es, unsern Truppen einen Werth zu verleihen ohne den Anschluß an die preußische Armee, das sollte uns dieser Krieg von 1866 gelehrt haben." Diese Aufrichtigkeit belohnte der König von Württemberg durch Verleihung des Ritterkreuzes der württembergischen Krone. In den nächsten Jahren wirkte Suckow unablässig und mit Erfolg für die Reorganisation der württembergischen Armee nach preußischem Muster. Am 6. Mai 1868 traf Suckow in Berlin ein, diesmal als Chef des württembergischen Generalstabes und in der Absicht, sich mit Moltke über die Mobilmachungsfragen in's Einvernehmen zu setzen. Noch am Tage seiner Ankunft in Berlin hatte er eine unbekannt gebliebene erste Unterredung mit Moltke, worüber die von Poschinger veröffentlichten Aufzeichnungen das Folgende berichten:

„Die Besprechung begann damit, daß ich sagte, ich sei gekommen, um zu fragen, was wir bei einem plötzlichen Einbruch der Franzosen nach Süddeutschland herein zu thun haben. Moltke entgegnete, da müsse er zuerst fragen, was wir zu leisten im Stande sind und wie schnell; aufrichtig sage er mir, daß er unsere Leistung nicht bloß als eine schwache, sondern auch unzuverlässige ansehen müsse; am Besten wäre es, man würde uns sagen, sieh zu, wie du dir selber hilfst; die Dinge werden um so schneller gehen, je ungestörter man Varnbüler bei uns wirthschaften läßt, und für Preußen sei der Thüringer Wald eine viel bessere Flanke als der Oberrhein. Das heißt also, Moltke weist bei einem Kriege gegen Frankreich die Vertheidigung Süddeutschlands von sich und behandelte dasselbe als Vorglacis und Kriegsschauplatz, da auf falsche Bundesgenossen keine Rechnung zu stellen ist.

Ich erwiderte Moltke, daß — auch abgesehen von der nationalen Seite — es Preußen nicht gleichgiltig sein kann, wenn Deutschland dem Demagogenthum verfällt und in französische Vasallenschaft geräth. Moltke erkannte dies gerne an, wie er sagte, ging dann auf das strategische Verhältniß zu Frankreich über, bestätigte die falsche Lage von Ulm wie aller süddeutschen Festungen und bemerkte dabei, daß die Vertheidigung von Ulm den Bayern zufallen könnte, welche bei ihrer mangelhaften Organisation doch nur langsam mit der Mobilmachung zu Stande kommen. Preußen könnte hier eine Concession an Bayern machen, wenn dasselbe ein Aequivalent böte, als welches er sich freilich nichts zu denken vermöge. Ich sagte, Ulm in den Händen der Bayern sei eine gefährliche Sache, Hohenlohe scheine gut gesinnt zu sein, aber man weiß nicht, wie lange er bleibt und was nachher kommt; wir haben deßhalb unser linkes Ufer von Ulm in der Hand behalten, bis die Festung eine deutsche sein wird; sonst haben wir kein Interesse an Ulm, sondern sehen es als unsere Aufgabe an, möglichst viele und gute Truppen in's Feld zu stellen, haben deßhalb auch im Mobilmachungsplan nur vier Ersatzbataillone für Ulm vorgesehen und geben kein Geld für die Festung aus. Moltke war ersichtlich sehr befriedigt von dem, was ich sprach, und sagte wiederholt: „Ich sehe schon, daß wir zwei Generalstabsofficiere uns leicht verstehen werden bei den richtigen Anschauungen, die Sie haben."

Eine Besprechung mit Bismarck hatte Suckow am 11. Mai 1868 im Park des Bundeskanzlerpalais. Bismarck sagte Folgendes:

„Die Wahlen zum Zollparlament, wie sie nun einmal ausgefallen sind, haben gezeigt, daß der Süden vorerst keine weitere Verbindung mit dem Norden haben will als Zollvertrag und Allianzvertrag. Der Norden hat keinen Grund, mehr zu verlangen, denn militärisch ist die Verbindung mit dem Süden keine Verstärkung für uns, strategisch genommen, und politisch haben wir kein Bedürfniß, uns mit den heterogenen Elementen im Süden zu verschmelzen, wo man nicht weiß, ob die Particularisten oder die Demokraten die ärgeren Feinde Preußens sind. Wir tragen Alle die nationale Einigung im Herzen, aber für den rechnenden Politiker

kommt zuerst das Nothwendige und dann das Wünschenswerthe, also zuerst der Ausbau des Hauses und dann dessen Erweiterung. Erreicht Deutschland sein nationales Ziel noch im 19. Jahrhundert, so erscheint mir das als etwas Großes, und wäre es in zehn oder gar fünf Jahren, so wäre das etwas Außerordentliches, ein unerhofftes Gnadengeschenk von Gott. Zuerst sollen also einmal die Vertreter im Zollparlament ein paar Jahre bei einander gesessen haben; dann wird die Versöhnlichkeit eingetreten sein und werden die Süddeutschen sehen, daß es sich nicht um Vergewaltigung handeln kann. Zumal von diesem Zollparlament ist nichts Weiteres zu erwarten, und es könnte sich höchstens fragen, ob nicht dasselbe aufgelöst werden soll, wozu aber jetzt nicht die Zeit ist. Unsere ganze Sympathie gehört dem süddeutschen Bruder, dem wir jeder Zeit die Hand reichen wollen, aber zwingen wollen und dürfen wir ihn nicht, dieselbe zu ergreifen, vielmehr bauen wir 30 Millionen Deutsche unser Haus erst aus, dann werden die anderen acht Millionen mit der Zeit versöhnlich werden, zumal wenn wir ihnen keinen Zwang anthun und so ihre Vorurtheile Lügen strafen. Den Nationalliberalen habe ich immer gesagt, daß ich die Sache vom Standpunkte des Jägers betrachte: wenn ich einen Kirreplatz anlegen will, schieße ich nicht gleich die erste Ricke weg, sondern warte, bis das Rudel die Fütterung angenommen hat."

Interessant sind auch die Aufzeichnungen der anderen Württemberger, Freiherrn v. Spitzemberg und des „Zolldiplomaten" Ober-Reg.-Rath Riecke, zumal des Letzteren Briefe aus dem Frühling 1868, wo er abermals zu Verhandlungen nach Berlin reiste und mit Bismarck und dem Hof in nähere Berührung kam. Ein Diner bei dem Grafen (12. März) nennt er sogar die interessanteste Partie seiner ganzen auswärtigen Praxis. Hören wir seinen Bericht:

„Der Graf hatte den Prinzen Napoleon und sodann je einen Vertreter der sämmtlichen deutschen Regierungen eingeladen. Außerdem waren die preußischen Minister und die obersten Bundesbeamten, der englische Botschafter Lord Loftus und die Beamten der französischen Botschaft anwesend. ‚Benedetti ist mir unwohl geworden, es hat ihn Etwas geärgert, ich thue ihm aber nicht den Gefallen, es zu merken, da muß er schon deutlicher werden', — erzählte Bismarck, als wir kaum zu Tische saßen, — ich ihm zur Linken und dem Prinzen vis-à-vis. Ich erschrak zuerst sehr, als mir gleich beim Kommen gesagt wurde, welches mein Platz sein werde; indessen, es ließ sich nicht ändern. ‚Ich habe heute das Amt der Ceres verwaltet,' begann der Graf zu mir, ‚ich habe auf meinen Reisen einen Kohl kennen gelernt, der sehr hohe Stengel treibt, von dem habe ich jetzt Samen kommen lassen, bin heute bei verschiedenen Gärtnern vorgeritten und habe sie bestimmt, Versuche zu machen.' Er erzählte mir dann über die Provinz Sachsen, welche Theile fruchtbar, welche schweren Boden haben, und kam auf Naumburg zu sprechen. Als ich bemerkte: dies habe mich immer an Eßlingen erinnert, fand er es richtig, nur sei es bei uns schöner. Er wußte — im Gegensatz zu dem Minister der Landwirthschaft, welcher mich fragte, ob wir viel Weinbau haben, — sehr genau Bescheid über unsere agrarischen Verhältnisse, über die oberschwäbischen Höfe, das dort herrschende Vereinödungssystem, sprach davon, daß, während in Norddeutschland das Volk im Kampf mit feindlichen Elementen und Nachbarn habe müssen gehorchen lernen, auch durch die Mischung des deutschen mit fremdem Blute fügsamer geworden sei, in Süddeutschland der deutsche Charakter seine volle Reinheit bewahrt habe. Das sei an sich sehr gut; allein es zeige sich auch nirgends mehr als bei uns die Schattenseite, daß Jeder für sich etwas Besonderes haben wolle. Nirgends habe es früher mehr kleinere Herrschaften: Reichsstädte, Reichsfürsten, Ritter u. s. w. gegeben als bei uns. Ich bemerkte, er scheine also von uns dasselbe zu denken, was noch nicht lange Rümelin geäußert, daß sich im Schwaben die Natur des Deutschen, seine guten und seine schlechten Eigenschaften in verstärktem Maaße ausdrücken. Er bestätigte das und meinte dann: eine größere Einigung der Mehrzahl der Deutschen als zur Zeit, sei nur auf dem Wege der Gewalt oder dann zu erreichen, wenn sie eine gemeinsame äußere Gefahr in Zorn brächte. Es sei das aber vielleicht von der Vorsehung weislich so geordnet. Denn hätten die Deutschen nicht ihren Absonderungsgeist gegen einander, so würde neben ihnen keine andere Nation bestehen können. Später kam er auf die allgemeine Wehrpflicht: „So lange die Franzosen die allgemeine Wehrpflicht bei sich nicht einführen, brauchen wir sie nicht zu fürchten. Das ist das ganze Geheimniß. Die Opfer, welche die allgemeine Wehrpflicht fordert, treten weit zurück hinter den Nutzen, den sie schafft. Ich selbst bin ein verzogenes Muttersöhnchen gewesen und es hat mir sehr gut gethan, auf das Wohlleben, in dem ich mich befand, verzichten, den Tornister auf den Rücken, die Muskete auf die Schulter nehmen und mitunter auf Stroh schlafen zu müssen. Sie glauben nicht, welche Wirkung es hat, wenn der Bauer sagen kann: Da, neben dem Junker bin ich in Reih' und Glied gestanden. Auf fünf Meilen von meinem Gut hinaus, in unserem ganzen Werbebezirk kenne ich in Folge dessen die Leute persönlich; von der Militärzeit her sind mir die Bedürfnisse der verschiedenen Classen bekannter geworden. Daß das nachhält, setzt freilich voraus, daß man auf dem Lande bleibt und sein Gut selbst bewirthschaftet. Das thut der pommer'sche Adel, und thut's Einer nicht, lebt Einer faul von seinen Renten, so besinnt man sich schon, ob man ihm die Tochter zur Frau giebt, und wäre es der Reichste. Die allgemeine Wehrpflicht hebt auch den Officiersstand. Wo so viele gebildete Elemente unter den gemeinen Soldaten, muß der Officier sich doppelt anstrengen." Ueber die Diplomaten äußerte er sich mit gleicher Offenheit. Der . . . sche Gesandte, der auch im Bundesrathe sitzt, scheine ihm mehr eine ornamentale Bedeutung zu haben. Seine Diplomaten müssen jetzt alle zuerst tüchtig im Ministerium arbeiten lernen. Kommen sie zu früh hinaus, so überschätzen sie sich bei den höflichen Formen, mit denen ihnen überall begegnet wird, und dann lernen sie nie Etwas leisten. Auch dürfe ihm Keiner eine Ausländerin heirathen. Eine Französin, eine Oesterreicherin bleibe dies ihr Leben lang, eine Russin schmiege sich schon eher. Ich berührte den Fall der Frau v. Below, der Tochter Varnbülers, die im Jahre 1866 auch erklärt habe, bei ihrem Manne oder wenigstens in dessen Heimath bleiben zu wollen. Bismarck bestätigte dies und sagte, sie habe das Wort der heiligen Schrift befolgt, welche gebiete: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen. — Nach dem Diner wurde einer nach dem andern dem Prinzen Napoleon vorgestellt. Ich wurde gefragt, seit wann ich von Hause weg sei, ob Varnbüler wohl hierher komme, wie unsere Wahlen ausfallen werden, sprach dann Einiges über die unter dem Vorsitze von Monseigneur geführten Verhandlungen wegen eines europäischen Münzsystems. Nachher kam Bismarck und sagte mir in's Ohr: ‚Er soll ja einmal mit Varnbüler los gewesen sein, ich muß ihn doch fragen, ob er Etwas abgekriegt hat' (das Duell ist seinerzeit nicht zu Stande gekommen aus Gründen, welche dem Prinzen nicht gerade zur Ehre gereichen). — Es wurden Cigarren herumgegeben. Von der obersten Schicht trug jede einen Buchstaben des Namens Bismarck. — Die Gräfin ist eine sehr lebhafte Frau, mit der recht gut Conversation zu führen ist. Während sie mit mir sprach, kam Plon-Plon, streckte die Hand hin und sagte langsam: „Adieu, Madame." Die Frau Gräfin verschwand fast in einem unendlichen Knicks. Man fühlte sich erleichtert, als der fremde Gast fort war. Es thut einem wahrhaft weh, daß der Mensch württembergisches Blut in den Adern hat. Den Humor hat er wohl gefühlt, daß man ihm gewissermaßen ganz Deutschland gegenüber gesetzt hat."

Sodann die Schilderung der Taufe des so früh verstorbenen Prinzen Waldemar (24. März 1868): „Vom frühen Morgen an wimmelte es in den Straßen. Gegen 4 Uhr sollte man beim Kronprinzen erscheinen. Baron Spitzemberg, in großer, reich gestickter Diplomatenuniform, holte mich um dreiviertel ab. Obgleich wir nur wenige Schritte zu fahren hatten, saßen wir doch bis nach 4 Uhr im Wagen und gingen auch dann noch einen Theil des Wegs zu Fuß, nur um rechtzeitig einzutreten. An der Treppe stand der Kronprinz, mit vielen Orden und den Bändern des Hosenbandordens geschmückt. Die Treppe besetzt mit Officieren aller Waffengattungen, oben der bunteste Wirrwarr der Hof- und Staatsuniformen. Die wenigst Schönen waren die Damen; am hübschesten dagegen sollen die Kammerfrauen der Kronprinzessin gewesen sein, denen bei der Taufe der Vortritt vor allen Excellenzen gelassen war. Was die Sache noch weiter interessant machte, war die Anwesenheit der ganzen königlichen Familie, des Großfürsten-Thronfolgers, des Grafen von Flandern, des Kronprinzen von Sachsen nebst Gemahlin, der Großherzoge von Sachsen-Weimar, Mecklenburg und Oldenburg, einzelner Reuße, kurz, fast von jedem Staate des Norddeutschen Bundes ein Familienmitglied. Der 71jährige König erschien in der Uniform des Husarenregiments der Kronprinzessin mit strammen Waden, ohne jedes Zeichen der Ermüdung; hielt während der langen Tauffeierlichkeit wie ein anderer Großvater das Kind in den Armen und machte vor und nach dem Diner mit der größten Liebenswürdigkeit Cercle. Ich sah die königliche Familie mit den Taufpathen und dem „durchlauchtigsten" Täufling hart an mir vorüberziehen, von der Ceremonie dagegen nicht viel, weil ich mich nicht in den Taufsaal eindrängen wollte. Der Täufling schrie wie andere kleine Kinder. Seinem älteren Bruder scheint die Sache aber auch bedenklich geworden zu sein, er schrie mit und mußte abgeführt werden. Nun die große Defilircour. In einem großen Eckzimmer saß in der äußeren Ecke die Kronprinzessin, umgeben von ihren Kindern und Damen, hinter ihr die Amme, welche den Buben, der jetzt Waldemar heißt, auf dem Arme wiegte, zur Seite der Kronprinz — fast wie ein schön gestelltes lebendes Bild. Quer durch dieses Zimmer hindurch ging nun Jeder, Mann für Mann, machte seine zwei Verbeugungen, die huldvoll erwidert wurden. Zuerst die Damen, dann les princes, alle Militärs, dann das ‚Zollparlament', endlich die preußischen Beamten. An unserer Spitze marschirt der . . . sche Gesandte, ein himmelhoher Mensch, mit constanter Neigung zu Bücklingen. Unendlich wurde er beglückt, als der Großfürst-Thronfolger sich nach ihm umwendete, um ihn zu begrüßen. Es war zu komisch, das Gesicht zu beobachten, mit dem er nun um sich blickte — ob man es auch gewiß gesehen habe. Von der Cour ging es zur Tafel, die in drei Sälen und einem kleinen Rondel, dieses für die königliche Familie, ihre fürstlichen Gäste und die Botschafter von England und Frankreich, gedeckt war. Mein Platz war mir neben General Obernitz und dem Ceremonienmeister v. Röder angewiesen; in der Nähe Ober-Consistorialrath Hoffmann, Cabinetsrath Mühler und der kronprinzliche Hofmarschall Gans Edler v. Putlitz, der bekannte Lustspieldichter. Ich unterhielt mich gut, stieß mit Obernitz auf das Wohl unseres Königs, mit Hoffmann auf: Hie gut Württemberg allewege! an und wurde auch nicht verlegen, als mir Herr v. Röder erklärte, sie wollen gar nichts von uns, sie können uns gar nicht brauchen: ‚Sie wollen eben vorher die Anderen auffressen' — war meine Antwort." Die sarkastische Antwort Riecke's beweist wieder, welche Berge von süddeutschem Mißtrauen der Reichsbaumeister zu beseitigen hatte, ehe das Fundament gelegt werden konnte. Die Geschichte des norddeutschen und reichsdeutschen Bundesrathes ist vor Allem ein Denkmal von Bismarck's Genie.

## Stirner's Verherrlichung des Egoismus.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Stirner geht von der Voraussetzung aus, daß es eine andere als egoistische Motivation nicht geben kann, sofern nicht Besessenheit in's Spiel kommt. Jeder ist ein Egoist, der sich über Alles geht (36, 211), und spätestens im Mannesalter kommt ihm dies auch zum Bewußtsein (23). Alles, was ich thue und denke, ist bedingt durch das, was ich bin (214); es giebt nichts, was man nicht um seiner selbst willen thäte, auch das, was vermeintlich zu Gottes Ehre geschieht (351). Nicht die Sache ist neu, denn das Egoistische ist das Allgemeine (211); es handelt sich nur darum, diesen Thatbestand auch zum Bewußtsein zu bringen (301). Dem Kinde werden Gefühle und Vorstellungen eingegeben (suggerirt), und wenn es hinreichend von diesen besessen scheint, wird es mündig gesprochen (80). Das Beherrschtsein von sittlichen Ideen (90—91) ist das Gegentheil von Selbstthätigkeit; darum ist „sittliche Selbstthätigkeit" ein Widerspruch wie „beschränkte Preßfreiheit" (85—86).

Was man gewöhnlich unter Freiheit versteht, ist bloß die äußere Freiheit, seinen Willen auch durch die That realisiren zu können, und aller äußeren Hemmnisse des Erfolges ledig zu sein. Dieser Freiheitsbegriff ist aber ein spukhaftes Ideal, ein unerreichbares Phantom, ein schwärmerischer Traum, weil das Nicht-Ich mich als empirisch Wirkliches jederzeit beschränkt, und sein Widerstand nur mit meinem Leben aufhören kann (186, 189, 360); sogar als Selbstherrscher aller Reußen wäre ich äußerlich beschränkt in meiner Freiheit durch andere Menschen und durch die Natur (359). Dem gegenüber bedeutet die „Eigenheit" die innere Freiheit, d. h. das Ledigsein von aller Besessenheit durch Ideen oder Sinnlichkeit, die Freiheit Meiner von Allem, was mich innerlich in der Gewalt haben und mich hindern könnte, ganz allein meiner Wahl und meinem Belieben zu folgen (199, 193). Eine zweite Bedeutung des Wortes läuft allerdings bei Stirner mit dieser Ersteren durcheinander, nämlich das „Eignersein" oder Gewalthaben über die Dinge, Menschen und Ideen (184—185, 195—196). Mich, d. h. mein Handeln kann man binden; mein Wille und mein Widerwille aber bleibt frei, und so bleibe ich als innerlich Freier mein eigen (229). Darum kann ich auch ruhig einen Theil meiner äußeren Freiheit aufgeben, wenn ich nur die innere, die Eigenheit festhalte. Ich kann z. B. Contracte schließen (359) oder einer Partei beitreten; aber ich halte den Vertrag und bleibe bei der von mir gewählten Partei nur so lange als es mir gefällt (277). Denn die Eigenheit erlaubt Alles, auch die Untreue und Abtrünnigkeit (275), und wenn meine Handlungsweise mir nicht mehr gefällt, so ändre ich sie eben (418—419). Die Eigenen können sich jeder Partei bedienen, aber nicht eine besondere Partei bilden, weil sie damit aufhörten, Eigene zu sein (276); (daraus folgt die Ungefährlichkeit eines solchen Anarchismus).

Der Eigne ist als Einziger von jeder geschlossenen Gemeinschaft vollkommen geschieden (243), ein Eigenbrödler oder Einsiedler. Denn er will souverän sein, deßhalb kann er nicht in ein Staatswesen eintreten, wo Fürst oder Volk souverän sind (265), wo z. B. das Volk frei, Er aber um so gebundener ist (249). Er folgt dem Gesetz, das er an seiner ganzen Natur, d. h. an Sich hat (190), d. h. er strebt als Egoist danach, in der Erweiterung seiner Machtsphäre Sich genießend auszuleben und Sein Eigenthum sammt Sich selbst zu verzehren (375, 376). Den Lebensgenuß als Weltgenuß und Selbstgenuß hat Stirner ebenso wie das Alterthum, die Renaissance und die moderne Bourgeoisie zum Ziele (31, 143) und will nach der Geschichte der Aufopferungen die Geschichte des Genusses beginnen lassen (211).

Das Mittel zu diesem Kampf um's Wohlleben (313) ist

die Empörung, d. h. das Emporkommen und Herausarbeiten meiner Person aus allen den Zuständen, auf deren bloße Umgestaltung die Revolution es abgesehen hat (370—371). Meine Empörung hat die „Verfassungslosigkeit“ (oder Anarchie) zum nächsten Ziel (371); denn in einem solchen Zustand hat mein Kampf gegen die Einzelnen günstigere Aussichten auf Gelingen, als wenn ich einer geschlossenen, mir an Macht überlegenen Organisation gegenüberstehe (247). An Stelle aller gesetzlichen Ordnung will Stirner die Selbsthilfe setzen (229, 281) und damit den „Krieg Aller gegen Alle“ entfesseln (301). In diesem Sinne vertheidigt er unter Anderem das Duell (278). Lediglich die Armen sind Schuld daran, daß es Reiche giebt, weil sie sich haben berauben lassen, statt selbst zu berauben (369). Wer viel braucht und es zu bekommen versteht, hat sich's noch zu jeder Zeit geholt, wie Napoleon den Kontinent (303). Alle Mittel der Gewalt und der List sind gut dazu, Meine Machtsphäre zu erweitern und Ich werde meine Kraft durch die Anderer verstärken, so weit ich sie dazu gewinnen kann (229, 365). Unterliege ich in diesem Kampfe, so werde ich mich so wenig darum grämen, als wenn ich im Streit der Gedanken unterliege (420); an Unvergänglichkeit liegt Mir ja nichts (378), und ob ich mein Leben erhalte oder wegwerfe, ist lediglich meine Sache (379).

Die Macht, die einer erlangt, hängt wesentlich mit von der Stärke seines Willens zur Macht ab; *sieh* Dich als mächtiger *an*, als wofür man Dich ausgiebt, so *hast* Du mehr Macht (422). Je mehr Macht, desto mehr Recht, denn Ich gebe oder nehme mir das Recht aus eigner Machtvollkommenheit (239, 221, 222, 245). Rechtmäßiges, absolutes, oder menschliches Recht verlache Ich (325). Rechtsgleichheit ist ein Phantom (241); denn Uebermacht ist Vorrecht, und was ich nicht erzwingen kann, darauf habe ich schlechterdings kein Recht (244). Ich, der Vielvermögende, sollte nichts voraus haben, sondern mich mit gleichem Recht und dem Antheil gleicher Theilung begnügen? (309). Auch über das Eigenthum entscheidet die Gewalt (299); denn die Sache gehört, wie das Recht und die Freiheit, dem, der sie sich nimmt (294). Nicht gütlich wird die Eigenthumsfrage gelöst, sondern nur durch den Krieg Aller gegen Alle (303). Der Begriff des Diebstahls wird mit dem des Eigenthums hinfällig (293); an Stelle des Eigenthums tritt der durch Gewalt erlangte Besitz (294), und das Wort „Eigenthum“ wird von Stirner im Widerspruch hiermit nur festgehalten, weil es an den „Eignen“ anklingt.

Stirner's Lehre will nach alledem in keinem Sinne Ethik sein; man kann sie höchstens noch praktische Philosophie nennen, insofern sie das Princip des Handelns klar zu legen bemüht ist. Noch weniger als Ethik will sie aber theoretische Philosophie sein, denn sie spottet jeder Wahrheit und jeder objectiv giltigen Vernunft.

Wahrheiten sind Phrasen, Redensarten, Worte, *λόγοι*, Menschensatzungen und menschliche Geschöpfe, fremd für mich; ja selbst als meine eigenen Geschöpfe sind sie mir nach dem Schöpfungsakt bereits entfremdet (407). Jede Wahrheit einer Zeit ist ihre fixe Idee, und jede Zeit findet eine andere, weil sie eine andere sucht (416). Die Wahrheit ist nur Nahrungsmittel für Meinen denkenden Kopf, wie die Kartoffel für meinen verdauenden Magen; in diesem Sinne sind alle Wahrheiten *unter* Mir Mir lieb, aber eine *über* Mir, nach der Ich Mich richten müßte, kenne Ich nicht (415). Wer die Wahrheit sucht, sucht den Herrn und Meister, der ihn überwältigen und besitzen soll (413). Ich aber bin mehr als die Wahrheit, die vor Mir gar nichts ist; Ich mache mich an die Dinge und Vorstellungen nur, um Mich in ihnen zu Hause zu wissen, sie zu bewältigen und ihr Eigner zu werden (414). Ich finde in den Dingen, was Ich darin suche, und was ich darin suche, das bestimmt meine Willkür; so ist jedes meiner Urtheile ein Geschöpf Meines Willens, und es ist um so unbefangener, je weniger es sich von den Dingen imponiren läßt, und je ungenirter es Meinem Belieben folgt (393—395). Ob Gott oder die Wahrheit siegt, gilt Mir gleich; zuvörderst will Ich siegen (403).

Es hilft Mir nichts, wenn ich als „vernünftiges Ich“ frei bin, oder wenn Gedankenfreiheit besteht; denn dann sind nur die Vernunft in mir oder die Gedanken frei, Ich aber werde von ihnen beherrscht (404, 401). Die Vernunft ist ein Buch voll Gesetze, die alle gegen den Egoismus gegeben sind (388); sie ist die Herrin derer, die sich von der unvernünftigen Bestimmung durch Triebe frei gemacht haben (389). *Wirklich* ist weder die göttliche noch die menschliche Vernunft, sondern nur Deine und meine jedesmalige Vernunft, d. h. die egoistische, welche vom Standpunkt der göttlichen und menschlichen Vernunft „*Unvernunft*“ ist (239—240). Thöricht ist es, die Vernunft, die man selbst zu haben meint, in Allen erwecken und Alles vernünftig machen zu wollen (337). Das freie, reine Denken des speculativen Philosophen ist als reine Bewegung der Innerlichkeit, die das Aeußere regeln will, eben solche Raserei wie die des Schamanen; Mein „eignes“ Denken dagegen leitet nicht Mich, sondern wird von Mir geleitet, fortgeführt und abgebrochen nach meinem Gefallen (397). Das absolute Denken ist dasjenige, welches vergißt, daß es Mein Denken ist; alles Gedachte ist nur Meine Meinung, deren Herr Ich bin, d. h. die Ich jeden Augenblick verschlingen, ändern kann (389). Denken ist die rastlose Zurücknahme aller sich verfestigenden Gedanken (Dialektik Hegels); wo seine Energie schwindet, entstehen fixe Ideen (358).

Die Sprache, deren Ich Mich als Mensch zum Denken und zur Mittheilung bedienen muß, führt in ihrem Wortschatz ein ganzes Heer solcher fixen Ideen gegen Mich heran und sucht Mich durch sie zu tyrannisiren (405). Die reine freie Kritik (der Gebr. Bauer) wird die Ideen nicht los, Ich aber *habe* sie (417); ihr ist ein *Gedanke* das Kriterium, für Meine „eigne“ Kritik aber bin Ich es (416). Jene schlachtet nur die falschen Götzen ihrem Gotte, dessen Wesen als être suprême, als unpersönliche Wahrheit sie beherrscht (412); aber das heitere Zuschauen hat Stirner doch von ihr übernommen. Im theoretischen Gebiete entscheidet eben so wie im praktischen die vernunftlose Willkür, das launenhafte Belieben der Subjectivität. Dem Kampf der Gedanken schaue Ich lächelnd zu, lächelnd auch da, wo ich Meine Gedanken als Mein Eigenthum vertheidige, und lächelnd triumphire Ich auch dann, wenn ich bei diesem Kampfe geschlagen bin; dadurch bewähre Ich Mich gerade als Eigner von Allem, daß ich Meinen Humor auch mit den erhabensten Gedanken und Gefühlen *spielen* lasse (420).

In diesem Sinne nimmt Stirner die wichtigsten Ideen durch, z. B. Gott, Staat, Gesellschaft, Menschheit und erklärt, daß nicht nur alle weltlichen, sondern auch alle bisher für heilig geltenden Güter als „*entwerthet*“ hingestellt werden müssen (407). Die Gottesidee ist im Christenthum zur Idee des Gottmenschen concrescirt, in der zugleich die antike Idee des Weisen Fleisch geworden ist; am Gottmenschen mußte zuerst der Gott sterben, um der reinen Idee des Menschen (Feuerbach), und dann der Mensch, um „Mir“ Platz zu machen (425, 182). Das Christenthum hat zuerst die Welt der Dinge zum Scheinleib des Geistes herabgesetzt, der nun als verselbstständigter Geist in Allem spukt (46, 52, 85); dieser heilige Geist wird bei Hegel zur absoluten Idee (114). Selbst der Mensch wird zum Geist, der ihm im Kopfe spukt (53) und das Ich wird als denkender oder gläubiger Geist gedeutet (Cartesius, Luther) (102). Das Allgemeine ist aber bloßer Spuk (mittelalterlicher Nominalismus) (337); ich brauche den Geist nur als solchen zu durchschauen, um ihn mir zu eigen zu machen (115) und ihn gleich den Sophisten als Meine Waffe zu gebrauchen (26). Der unpersönliche Geist oder „menschliche“ Geist ist zugleich der heilige Geist; alles Denken aber, das nicht gegen den Geist in diesem Sinne

sündigt, ist Geister- und Gespensterglaube (406); denn ein selbstständiger denkender Geist existirt gar nicht, sondern ist nur Mein Geschöpf (412), eine von Mir in Mir gesetzte Erscheinung, eben so wie die sinnliche Welt der Dinge. So rückt die Welt der Sinnlichkeit mit der Welt des Geistes wieder auf die gleiche Stufe als von mir geschaffene Erscheinungen in Mir, und es ist deßhalb verdienstlich von Feuerbach, daß er die Sinnlichkeit wieder zu Ehren gebracht hat (399). Aber er irrt darin, daß er das sinnliche Sein für mehr hält als eine Abstraction, für etwas Anderes als Mein Sein, das in Mir verschlungen ist (397—398). Auch die Sinnlichkeit darf mich so wenig in der Gewalt haben, wie der Geist; Mein eigen ist sie erst, wenn Ich sie nach Gefallen befriedige (199, 397).

Die Idee des Staates war von Hegel und seiner Schule besonders hoch gestellt; Stirner aber haßt den „Vernunftstaat" (402), dieses eingebildete Ich (262, 294—295), vor dessen Begriff er Ehrfurcht haben soll (105). Ich bin ja in jedem Staate gleich schlimm daran, da die Souveränität des Staates Meine Souveränität aufhebt (265). Der Staat schützt den Besitz und saugt die Proletarier aus, die gar keinen Staatsschutz brauchen, weil sie nichts zu verlieren haben (137, 136); er beruht auf der Sclaverei der Arbeit, während doch die Arbeiter unwiderstehlich wären, wenn sie nur zugriffen (138). (Daß die Proletarier an Armen, Beinen, Leben, Freiheit, Arbeitskraft, Weib und Kind nichts zu verlieren haben, ist eine eben so irrige Voraussetzung, als daß irgendwer sie aussaugen könnte, wenn sie gar nichts Verlierbares hätten; wenn die Arbeiter zugriffen und die staatliche Organisation zerstörten, so zerstörten sie ihre Lebensgrundlage mit). Das zügellose Ich ist und bleibt der Verbrecher im Staat (233), denn das Verbrechen ist sein Leben (236); deßhalb muß mein eigner Wille vom Staate als der Verderber des Staates, als Eigenwille, als unvernünftig, böse u. s. w. gebrandmarkt werden (228). Auch von der Idee der Nationalität oder des Volksthumes, die Stirner lange begeistert hat, nimmt er wehmüthigen Abschied (253); denn je freier das Volk, desto gebundener der Einzelne (249). Todt ist das Volk, wohlauf Ich; wenn erst alle Völker todt sind, dann ist die Menschheit begraben und Ich bin der lachende Erbe (253).

Die Idee der Gesellschaft zeichnet Stirner wesentlich nach den socialistischen und communistischen Theoretikern seiner Zeit, insbesondere nach Waitling (daneben erwähnt er Marx, Louis Blanc und Proudh'on). Hier ist die Wohlfahrt (153), das Wohl Aller, und zwar ihr wahres Wohl, höchster Gesichtspunkt; aber das ist vielleicht etwas ganz Anderes, als wobei Mir wohl ist, z. B. redlich erarbeiteter Genuß, während es Mir um genußreiche Faulheit zu thun ist (361—362). Was kümmert mich das Gemeinwohl, das nicht Mein Wohl ist? (248). Der Communismus ist die consequente Durchführung des Lehnswesens oder der Feudalität, insofern keiner mehr Eigenthum und jeder das gleiche Lehen von der Gesellschaft hat; damit ist er die vollendete Eigenthumslosigkeit oder Lumperei (365, 367, 370). Der Egoist ist Eigner, der Sociale ein Lump (367, 140); Ersterer strebt nach möglichst viel Macht, Vorrecht und Eigenthum, Letzterer bescheidet sich bei dem, was Alle haben, der Lohngleichheit (142). Die Gesellschaft sieht es gerade auf Meine Eigenheit ab (359) und verbraucht mich als ein ihr dienendes Werkzeug (367). So ist die Gesellschaft ein Gefängniß (255), ein neuer Spuk, ein neues höchstes Wesen, das uns in Dienst und Pflicht nimmt (146—147).

Der politische Liberalismus macht herrenlos, anarchisch, der sociale besitzlos, eigenthumslos, der humane gottlos, atheistisch; aber den Staat, die Arbeit und die Menschheit lassen sie bestehen, und damit Knechtschaft, Sorge und Glauben (169—170). Wie dem Ersten die Idee des Rechtes und der Strafe, so gehört dem Zweiten die des Eigenthums und Arbeitslohnes, dem dritten die der uneigennützigen Liebe zu, die er als Pflicht des Menschen gegen den Menschen hinstellt. Eine solche Liebe aber ist ein Spuk, eine Besessenheit (343). Ich muß die Liebe aus der Macht des Menschen erlösen und als eigennützige (342) Mir wieder vindiciren; Ich liebe nur, weil es Meine Lust ist, zu lieben und den Gegenstand Meiner Liebe zu genießen (339), weil die Liebe Mich glücklich macht, weil das Lieben mir natürlich ist und mir gefällt (340). Ich stelle auch den Kaufpreis Meiner Liebe ganz nach Meinem Gefallen (342). Mein Verkehr mit der Welt besteht darin, daß ich sie genieße und zu meinem Selbstgenuß verbrauche; mein Verkehr ist Weltgenuß und gehört zu meinem Selbstgenuß (374). Uneigennützige Liebesdienste lassen sich nur erbetteln; Ich aber will die Leistungen der Anderen für mich durch Gegenleistungen erkaufen (363). Verlangt nicht, daß einer dem Andern etwas schenke (316), sondern kauft uns für den uns genehmen Preis ab, was ihr von uns wünscht, unsere Liebe, unsern Respect, unsern Willen, euch euer Eigenthum zu lassen u. s. w. (315). Die Konkurrenz hat ja längst alles käuflich gemacht und jedem seinen Preis zuertheilt (311); so werdet denn preiswürdig und verwerthet euch auf's Beste! (317, 318, 369).

Die Gesellschaft ist bloß der Naturzustand, aus dem das Individuum herausstrebt zum Verkehr oder freien Verein (358). (Diese Behauptung ist dahin einzuschränken, daß die Blutsgemeinschaft des Stammes, Volkes und der Familie den Naturzustand darstellt, und daß das Individuum aus ihm hinausstrebt, nur um in andere Formen der Organisation, z. B. Schule, Kirche, Berufsgenossenschaft, Gemeinde, Staat u. s. w. hineinzuwachsen und schließlich doch in die neu gegründete eigene Familie zu münden.) Die Gesellschaft beschränkt die Eigenheit, der Verein nur die Freiheit (359); die Gesellschaft verbraucht Dich, den Verein verbrauchst Du (367). Alle sorgen am Besten für ihr Eigenwohl, wenn sie sich mit Andern verbinden, also einen Theil ihrer Freiheit opfern für ihr Eigenwohl (362). Wenn ich nur die Eigenheit (innere Freiheit) festhalte, so hat es nichts zu sagen, wenn ich mich selbst um diese oder jene (äußere) Freiheit bringe, z. B. durch Contract (359). Soweit hat also der Communismus Recht, daß es rathsam und förderlich ist, uns über die nothwendigen menschlichen Arbeiten zu einigen, damit sie nicht, wie unter der Concurrenz, alle unsere Zeit und Mühe in Anspruch nehmen (313). Aendere ich plötzlich nach Gefallen meinen Sinn (418—419), so hindert mich nichts, dem Verein den Rücken zu kehren (beziehungsweise meinen Contract zu brechen).

Blicken wir auf diese Weltanschauung zurück, so fällt zunächst an der Stelle ein Bruch oder Riß in die Augen, wo Stirner den Versuch macht, auf seiner Grundlage den Verkehr, den Verein und die Liebe zu retten. Nach dem Vorhergehenden müßte der Eigner ein blutdürstiger, grausamer, listiger, verrätherischer, heimtückischer und eroberungswüthiger Tyrann zu werden bemüht sein, oder in völliger Verachtung der Welt und der Menschen als skeptischer Philosoph und grübelnder Einsiedler sich damit bescheiden, mit den Dingen und Gedanken humoristisch zu spielen, oder aber zwischen Beiden abwechseln. Es gehört eine kindliche Naivität von unglaublicher Harmlosigkeit und ein gänzlicher Mangel an praktischem Verstand und natürlicher Lebensklugheit dazu, sich einzubilden, daß mit einem Individuum von solchen Grundsätzen Jemand anders Beziehungen irgend welcher Art freiwillig anknüpfen werde. Wer keine noch so tenfliſche Handlungsweise scheut, und Lüge, Meineid, Eidbruch als selbstverständlich hinstellt, der wird, wenn er nicht ein geschickter Heuchler ist, Niemand finden, der ihm das geringste Vertrauen schenkt; selbst nicht einmal der ebenso Gesinnte wird sich mit ihm einlassen. Wer sich außerhalb Recht und Gesetz, Staat und Gesellschaft stellt, Niemandes Ehre achtet; und den Krieg gegen Alle erklärt, der macht sich rechtlos,

ehrlos, friedlos, d. h. er verhängt selbst über sich Acht und Aberacht. Wer Liebe erzwingen oder erkaufen zu können wähnt, der wird allemal erfahren, daß er bei dem Handel sich selbst betrogen hat, da das Erzwungene oder Erkaufte eben keine Liebe ist und ihn um den von der Liebe erhofften Genuß prellt.

Wer vor Allem seine Eigenheit, d. h. seine innere Freiheit, zu wahren bedacht ist, der betrügt Jeden, dem gegenüber er seinen Willen contractlich bindet; denn er macht den Vorbehalt, seinen Vertrag zu brechen, sobald sein Wille sich ändert. Nicht einmal die Arbeiter würden ihn in einen Streikverein aufnehmen; denn der Eigne ist der geborene Streikbrecher, sobald er einen Vortheil für seine Person dabei herausschlagen kann. Auf Willensbeständigkeit kann man nur bei Individuen rechnen, die von gleichen Vorstellungen dauernd in gleicher Weise motivirt werden, also nach Stirner's Ausdruck unter der Gewalt von Ideen, Vernunft, Grundsätzen u. s. w. stehen, aber nicht bei Einem, der die Souveränität seiner Willkür als einziges Prinzip aufstellt. Eine liebreiche Vereinigung von lauter Egoisten, deren jeder mit absoluter Rücksichtslosigkeit auf die Unvernunft seines Beliebens pocht, ist ein unendlich komischer Einfall. An dieser Komik scheitert auch der kindliche Anarchismus Stirner's, wenn er für das populäre Verständniß auf den Boden eines materialistischen Individualismus übertragen wird. Erträglich wird er erst dann, wenn die souveräne Willkür des Ich mit der gesetzmäßigen Bestimmtheit durch die eigene Naturanlage vertauscht, die Beständigkeit des Wollens auf Grund gleicher Motive anerkannt, und die Allgemeinheit der Vernunft für alle Menschen bei der egoistischen Entschließung wiederhergestellt wird.

Die meisten Menschen werden in ihrer Aechtung die schwerste Schädigung ihres Eigenwohles sehen und diese Gefahr um jeden Preis zu vermeiden suchen. Das Leben der Masse erschöpft sich in Familie, Berufsgenossenschaft, Gemeinde (Nachbarschaft), Schule, Kirche und Staat, und nur Wenige besitzen überhaupt eine Eigenheit, die neben Allem diesem zur Geltung zu kommen wünschte. Solche Durchschnittsmenschen werden sich also überhaupt nur in der Gesammtheit dieser Organisationen ausleben können, und finden sich ohne dieselben in bodenlose Leere gestellt. Ihr Eigennutz gerade verlangt den Anschluß an alle diese Organisationen, wenn sie sich wohl fühlen sollen. Die Wenigen, die mehr Eigenes in sich haben, brauchen zwar einen gewissen Spielraum zu dessen Entfaltung, mögen aber doch auch den politisch-socialen Untergrund nicht missen, sondern finden, daß die friedliche Grenzabsteckung der verschiedenen Lebensgebiete das ihnen Zuträglichste sei. Wie sehr auch der Egoismus sich durch geordnete Zustände beengt und manch Mal bedrückt fühlt, er fährt doch immer noch besser dabei als bei dem Krieg Aller gegen Alle. So umgedeutet käme die ganze Lehre auf einen erneuten Versuch hinaus, die gesammte landläufige Ethik auf dem Egoismus aufzubauen und aus ihm abzuleiten, d. h. auf die gemeine, triviale Weisheit der egoistischen Klugheitsmoral. Nicht „entwerthet" würden dann alle bisherigen Werthe, auch nicht einmal „umgewerthet", sondern ihr Werth würde nur auf eine andere Grundlage gestellt, aber auf dieser erhalten bleiben (407, 409). Die Souveränität der subjectiven Willkür, die Eigenheit und innere Freiheit von allen allgemeinen Ideen und Gesetzen wäre damit aufgegeben, d. h. alles, was an Stirner eigenartig und originell ist.

Wir lassen also diese populäre Verwässerung Stirner's bei Seite und werfen noch einen Rückblick auf seinen ihm eigenthümlichen absoluten Egoismus. Derselbe ruht auf drei Voraussetzungen, erstens auf der alleinigen Wirklichkeit des Ich und der Abhängigkeit alles Uebrigen vom Ich, zweitens auf der Unmöglichkeit irgend einer anderen Motivation als der egoistischen, und drittens auf dem Glauben, daß durch das innerlich freie Sichausleben eine positive Glückseligkeit erreicht werden könne. Wenn das Ich ein bloßer Schein, die Welt aber wirklich ist, dann verliert es jeden Sinn, daß das Ich die Welt als sein angestammtes Eigenthum betrachtet, das es in Besitz zu nehmen und nach Gutdünken zu gebrauchen und zu verbrauchen befugt sei. Wenn die egoistische Motivation nicht die einzig wirkliche und einzig mögliche ist, sondern nur die Uebergangsstufe von einer natürlichen, instinktiven zu einer sittlichen bildet, dann muß die Besinnung über den Thatbestand der menschlichen Motivation etwas ganz Anderes zu Tage fördern als die Alleinherrschaft des Egoismus. Wenn endlich durch ein sich Ausleben nach Willkür und Egoismus nichts weniger als die Glückseligkeit zu erreichen ist, wenn dieser Weg nur zum Bankerott des Egoismus, zum vollendeten Welt- und Lebens-Ekel und folgerichtig zum Selbstmord führt, dann muß darin eine Aufforderung liegen, die Uebergangsstufe der egoistischen Motivation möglichst rasch zu überwinden, aber nicht sie zu verabsolutiren.

Das geschöpfliche Ich oder das Selbstbewußtsein ist eine bloß subjective Erscheinung und verhält sich zu dem unbewußten, es producirenden Subject, wie das Bild der Kerze im Brennpunkt des Hohlspiegels zu der lichtausstrahlenden Kerze selbst. Das unbewußte schöpferische Subject aber ist weder ein Ich, noch ein Selbstbewußtsein, selbst dann nicht, wenn es individuell beschränkt wäre; nach dem Monismus ist es dieses Letztere nur in seinen auf dieses Bewußtsein gerichteten Funktionen, während es als schöpferisches Subject absolut und allgemein ist. Aber auch so ist es überwirklich und überseiend; wirklich sind nur seine Functionen, und auch diese werden es nur so weit, als sie interindividuell collidiren, d. h. die Welt der vielen Individuen constituiren. Somit ist die Welt wirklich, aber das Ich unwirklich.

Bei der natürlichen, instinctiven Motivation denkt der Mensch gar nicht an die Lust, die ihm aus seinem Handeln erwachsen wird oder kann, sondern handelt darauf los, wie ihm zu Muthe ist. Die natürlichen Triebe und Instincte, die sein Handeln bestimmen, dienen allerdings zum Theil der Selbsterhaltung und Selbstförderung des Individuums, zum anderen Theile aber auch der Erhaltung und Förderung der Familie, des Stammes, Volkes, der Menschheit und des Naturhaushaltes überhaupt. Die egoistische Motivation entspringt eben daraus, daß der Mensch auf die Lust zu achten beginnt, die ihm aus der Befriedigung sowohl seiner egoistischen, als auch seiner altruistischen Triebe als beiläufiger Nebenerfolg erwächst, anstatt des instinctiven Zieles nunmehr die eigene Lustmehrung zum subjectiven Ziele nimmt und in Folge dessen mehr und mehr die altruistischen Triebe zu Gunsten der egoistischen unterdrückt. Die sittliche Motivation dagegen setzt die altruistischen Triebe in ihr Recht wieder ein und erweitert dieses Recht noch über die von den Instincten gezogenen Grenzen; die Lust aus der Willensbefriedigung wird dabei wieder zum gleichgiltigen Nebenerfolg und das objective Ergebniß des sittlichen Handelns zur Hauptsache und zum eigentlichen Motiv. Erst auf dieser Grundlage ist eine Unterscheidung heteronomer und autonomer Motivation möglich; wenn dagegen die egoistische Motivation die einzig mögliche wäre, so wäre eine heteronome Moral eine reine Illusion, der nichts als die subjective Willkür, sich auf dieses Ziel zu richten, zu Grunde läge.

Aller Egoismus ist nur als Individualeudämonismus zu behaupten; Individualeudämonismus ist wieder nur auf Grund eines eudämonologischen Optimismus möglich. Wo dieser durch die axiologische Kritik aufgelöst und in sein Gegentheil verkehrt wird, da empfängt auch der Egoismus den Todesstreich, während die sittliche Motivation freie Bahn erhält. Darum mußte auch Nietzsche den Schopenhauer'schen Pessimismus für eine flache Vordergrundsansicht erklären, um die Souveränität des Eigenwillens zu retten; er konnte dies aber nur um den Preis, daß er die unvernünftige blinde Selbstbejahung des Willens zum Leben für ewig und schlechthin

nothwendig erklärte und den lebenstollen Willen seine Ohren gegen die pessimistische Stimme der Vernunft gewaltsam verstopfen ließ.

Wahrhaft folgerichtig und in sich geschlossen ist Stirner's Weltanschauung nur, wenn man sie als absoluten Illusionismus deutet. Ich als Bewußtseinsform bin dann absolut, weil ich das einzige Bewußtsein des Welttraumes bin, der kein Subject mehr hinter sich hat, sondern als Traumillusion auf dem Nichts ruht. Ich als Selbstbewußtsein oder als leibliches Ich bin dagegen nur die erste Person im Traume, und als solche ebenso illusorisch wie die Uebrigen, unter denen sie sich zu bewegen scheint. Ich als Bewußtseinsform des Welttraumes darf dann mit all' Meinem Inhalt nach Belieben spielen, weil ich es nur mit Traumeinbildungen zu thun habe, Niemand verletzen und Keinem wehe thun kann. Ob Ich aber einen Einfluß auf den Trauminhalt und seinen Ablauf habe, oder ob ich mir nur einbilde, einen solchen zu haben, das ist eine andere Frage. Nur im ersteren Falle würde ich in diesem Traume wirklich wollen und handeln, im letzteren Falle aber würde ich mir nur einbilden, zu wollen und zu handeln, während ich eigentlich ganz passiv die Veränderungen des Trauminhalts über mein Traumbewußtsein ergehen lassen muß. Diese Weltanschauung würde zwar nach Indien passen, aber nicht nach Europa, und von den Anhängern Stirner's dürfte sie am wenigsten annehmbar gefunden werden. Die Frage ist zuletzt dahin zu stellen, ob Jeder ein Einziger sei (241) oder ob nur Ich es bin; wenn es Jeder ist, so ist ja die Einzigkeit nichts mehr, was ich vor den Andern voraus habe, sondern etwas abstract Allgemeines. Soll ich der wahrhaft Einzige sein, so darf kein Anderer neben mir sein, der auch einzig ist, so müssen die andern Ich's ein bloßer Spuk in Mir und für Mich sein und Ich allein die Welt. Dann, aber auch nur dann ist sie in Wahrheit mein Eigenthum, mit dem ich nach Belieben schalten darf, soweit ich es eben kann; andernfalls ist es eine hohle Phrase und leere Prahlerei, daß die Welt mein Eigenthum, und Ich Alles in Allem sei.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Greta auf Grönwik.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Der Mensch mag sich in seinem mit allem Comfort der Neuzeit eingerichteten Heim in der Stadt noch so wohl fühlen, das Gesellschaftsleben mag noch so viele angenehme Stunden bringen, wenn aber die grauen Felder sich zu färben anfangen, die Knospen schwellen, und wenn nun gar Frühlingsblumen auf den Markt kommen, da fordert die Natur doch ihr Recht. Ach, wie schwer werden dann die Winterkleider! Wenn es anginge, würfe man Alles von sich und liefe hinaus in's frische Grün. Die vornehmen Leute beziehen ihre Landhäuser, und die minder Begüterten miethen kleine Wohnungen in einem Bauernhause.

Diese Vorliebe der Stadtleute brachte Peter in Grönwik in jedem Jahr 50—60 Kronen nur für Stube und Kammer ein, ohne den Verbrauch von Milch, Eiern, Butter und Kartoffeln, dazu kam noch das Trinkgeld für Greta. Es waren natürlich nie reiche Leute, die zu Peter's zogen, denn mehr wie zwei Stuben waren nicht zu haben. In dem einen Jahr wohnten zwei bleiche Fräulein dort, deren Wangen hier wirklich etwas frischer geworden waren. Im nächsten logirte sich ein Unterlehrer ein mit seiner Frau, die er aus Liebe und im Vertrauen auf die Vorsehung, mit einem Gehalt von 1500 Kronen geheirathet hatte. In diesem Jahr wohnte ein armer Ingenieur darin, der erst kürzlich geheirathet hatte, und dessen Frau, weil vom Lande, sich nicht daran gewöhnen konnte, in der Stadt nur die nachbarlichen Mauern zu sehen, während ihr lieber Otto sich mit seinen Angestellten zankte und bei den Dampfmaschinen schwitzte. Wenn er aber dann nach Grönwik kam, holte er es ein. Dann schlief er bis 11 Uhr, zog seinen Schlafrock an, setzte den Strohhut auf und spazierte bis zum Mittagessen. Später legte er sich in die Hängematte und las ein Buch, was bei ihm sonst nie zu geschehen pflegte. Dann kam auch der Bruder des Ingenieurs nach, der Candidat und Botaniker war und nur für Natur schwärmte. Da er sich mit der kleinen Kammer begnügen wollte und dafür 15 Kronen versprach, wenn es ihm nur erlaubt sei, da zu bleiben, so wurde er angenommen. In der ersten Woche seines Aufenthaltes stand seine Schwägerin schon um 7 Uhr auf, machte sorgfältig Toilette und unterhielt sich auf kleinen Spaziergängen mit dem Schwager, las auch zuweilen ein Buch mit ihm. Dann wurde sie stiller, und erst wenn ihr Gatte kam, wurde es wieder lebendig.

Als nun der Candidat sich so allein fühlte, war Greta zu einem netten Mädchen herangewachsen, dumm war sie auch nicht, und von den städtischen Damen hatte sie auch ihre Haltung abgeguckt. So fand es sich denn im Laufe des Sommers, daß gerade da, wo Greta sich befand, die schönsten Blumen und Käfer für den Herrn Candidaten waren, dann plauderten sie Beide, und so wuchs das Interesse aneinander immer mehr und mehr. Doch Greta war ein braves Mädchen. Als einmal der Inspector des benachbarten Gutes untersuchen wollte, ob ihre rosigen Wangen auch echt seien, hatte er mehrere Tage eine geschwollene Nase gehabt. Und als der Herr Unterlehrer einmal Besuch von einem Studenten bekam, der unter Anderem auch behauptete, Interesse am Melken zu haben, kam er mit geschwollener Backe zurück und gab als Grund an, daß im Stall eine besondere Art Wespen seien.

Der Herr Candidat fühlte sich also oft einsam und sprach ehrfurchtsvoll mit Greta, gerade als ob sie ein vornehmes Fräulein wäre. Und sie verehrte ihn auch mit der stillen, unschuldigen Liebe ihres jugendlichen Herzens und fragte nicht nach der Zukunft und was zu Ende des Sommers werden sollte. Sie dachte auch nicht darüber nach, daß er ein vornehmer Herr und sie nur die Greta auf Grönwik sei, sondern war glücklich in ihrer stillen Liebe. Und genau so ging es dem Candidaten auch. Er fühlte sich hier so wohl und ertrug mit Engelsgeduld die Einsamkeitsliebe seiner Schwägerin und die unregelmäßigen Mahlzeiten. Dann nahmen die Tage ab, die Beeren im Walde gingen zu Ende, das Gras auf der Weide auch, und die Kühe standen unangebunden auf der Wiese.

„Greta, am Donnerstag reise ich," sagte der Candidat.

„Wie, Donnerstag geht es fort?" fragte Greta mit so ruhigem Ton, der auch einer ersten Schauspielerin Ehre gemacht hätte. Dabei zog sie ihr Kopftuch etwas mehr über die Augen und schaute auf das Meer hinaus.

„Es fällt mir recht schwer, mein liebes Herz," sagte der Candidat und wollte seinen Arm um ihre Taille legen. Sie aber schob ihn sanft zur Seite, blickte ihn mit ihren ernsten Augen an und stürmte dem Hause zu.

Dann saßen sie noch einmal beisammen, und der Candidat fragte, ob er wohl nächstes Jahr das Kämmerlein wieder erhalten könnte, er käme auch ohne Ingenieurs wieder. Doch Greta sagte nichts, sondern weinte nur. Dann bot er ihr an, er wollte in der Stadt einen Platz für sie suchen, vielleicht als Jungfer, denn hier sei es doch im Winter langweilig. Doch Greta wollte bei Vater und Mutter bleiben.

Die Frau Ingenieur packte ihre Sachen, nahm auch ihre Preißelbeeren mit, die sie im Sommer hier eingekocht hatte, der Candidat aber ordnete seine Käfer und schraubte die Blumenpresse noch fester. Mutter Anna wischte sich die Augen mit dem Schürzenzipfel; so nette Leute waren noch nicht da gewesen. Greta bekam fünf Kronen, und Peter lud selbst die Sachen auf den Wagen.

Der Herbst verging, der Winter kam, der Candidat studirte eifrig

und dachte sonst an nichts, nur manchmal, wenn er vor seine Pflanzensammlung gerieth, dann war ihm, als sehe er ein rosiges Gesicht mit braunen Augen, und ein Lächeln erhellte seine Züge. War das ein schöner Sommer gewesen!

Zu Weihnachten besuchte er einen Bruder im Nachbarstädtchen, und als er eines Abends in fröhlicher Gesellschaft heimkehrte, sah er auf der Straße einen alten Mann, dessen Gang und Haltung ihm bekannt vorkamen.

„Ei, hab' ich mich nicht getäuscht? Grüß Gott, Vater Peter! Wie geht es der Mutter und Greta?"

Der alte Mann fuhr sich mit der Hand über die Augen, that einen tiefen Seufzer und sagte: „Herr Candidat, es ist sehr traurig. Unsere arme Greta ist diesen Winter keinen Tag gesund und magert alle Tage mehr ab. Behüte uns Gott, daß sie nicht die Auszehrung hat."

Der Candidat erbleichte und ließ seine Cigarre fallen. „Arme, arme Greta! Hier, Papa, nehmen Sie das und kaufen Sie einen guten Wein und grüßen Sie mir die Greta recht herzlich!"

Im Frühjahr bestand der Candidat sein Examen, und im Sommer besuchte er seinen Bruder auf dem Lande. Eines Sonntags lud er seinen Bruder und dessen Frau ein, mit ihm einen Ausflug nach Stegarp zu machen, zu dessen Kirchspiel auch Grönwik gehört. Südlich an dem Friedhof, wo die schönsten Rosen blühten, sah er Peter und seine Frau an einem frischen, reich mit Blumen geschmückten Grabe stehen. Eilig trat er auf die zwei Alten zu und warf einen halb ängstlichen, halb fragenden Blick auf die Beiden. Der alte Peter nahm seinen alten Hut ab, und sein weißes Haupt zitterte, als er sagte: „Herr, dort liegt unsere Greta!"

Der Candidat senkte den Kopf. Es war ihm zu Muthe, als wollte ihm das Herz brechen. Mutter Anna konnte kaum ihr Gesangbuch in den Händen halten, so zitterten sie, und sie blickte mit thränenden Augen zu dem Candidaten auf.

„Zu Pfingsten starb die Greta. Recht tausend Dank für den herrlichen Wein, lieber Herr, doch sie war so eigensinnig, wir durften die Flasche nicht öffnen. Sie lag immer so in ihrem Bett, daß sie den Wein immer sehen konnte. Zuletzt sprach sie viel von Ihnen, doch wir konnten sie schwer verstehen. Der liebe Gott segne Sie und auch den Herrn Ingenieur viel tausend Mal. Solche Sommergäste bekommen wir nie wieder!"

## Aus der Hauptstadt.

### Der König absolut.

Die nervösen Zeitungsleser und die Freundinnen aufregender Seeromane haben neulich eine schöne Gelegenheit zum Gruseln gehabt. Das Leben Kaiser Wilhelm's II. hat nach unterschiedlichen Meldungen auf dem Spiele gestanden. Als der Fürst von seiner Yacht Hohenzollern auf die Columbia übersetzen wollte, um dort an einem Festmahle Theil zu nehmen, herrschte, wie phantasievolle Augenzeugen behaupteten, ein furchtbares Unwetter. „Sturm" und „aufgeregte See" waren die Signatur des Tages, „Sturm" und „aufgeregte See" unweit Cuxhaven auf der Elbe. Eine kleine Dampfbarkasse war dazu bestimmt, den Herrscher zum Prachtschiffe der Amerikalinie zu tragen, aber sie kam nicht an's Ziel, denn „auf dem Rücken einer ungeheuren Woge sitzend, wurde sie mit solcher Wucht gegen die Bordwand der Hohenzollern geschleudert, daß vorn am Bug ein fußgroßes Loch entstand." Da alle Versuche, die Columbia auf diesem Wege zu erreichen, schmählich scheiterten, bestieg der Kaiser ein mit sechs oder zwölf Matrosen — genau weiß ich die Zahl nicht mehr — bemanntes Ruderboot, doch auch Menschenkraft versagte da, wo selbst der Dampf die tobenden Elemente nicht zu besiegen vermochte. Man mußte von ebenso mühevollem und gefährlichem wie nutzlosem Beginnen abstehen, und die Herrschaften auf der Columbia sahen sich genöthigt, ihr Diner in Abwesenheit Wilhelm's II. einzunehmen.

Einige Zeit lang that die Mär ihre Schuldigkeit, dann aber stellte es sich heraus, daß am Tage des Columbiafestes Aegir gutmüthig wie selten, das Meer seelenvergnügt wie Miquel und von zahllosen kleinen Ruderbooten bevölkert gewesen war, also gewiß keinerlei Anlaß zu irgend welchen Besorgnissen und Heldenthaten gegeben hatte. Außer dem Schreiber des grauenvollen Berichtes hatte denn auch Niemand das entsetzliche Abenteuer auf tobendem Oceane bemerkt, und an Ort und Stelle war nach vertrauenswürdigen Erzählungen, „die See so ruhig, daß die Herren Bürgermeister und Senatoren Hamburgs von ihrem Dampfer über eine Laufplanke auf die Columbia gelangen konnten — wo lange mit der Tafel gewartet wurde, weil der Kaiser sich einfinden wollte." Wieder einmal also ist die Oeffentlichkeit dreist und gar nicht gottesfürchtig belogen worden. Gründe schwerwiegender Art werden den Fürsten bewogen haben, dem Prunkmahle fern zu bleiben; wer die allzu klobige Herrlichkeit auf unseren eisernen Meerkolossen kennt, glaubt vielleicht sogar an Gründe ästhetischer Natur. Den Ganzservilen aber genügte eine schlichte Erklärung nicht. Sie stellten den Monarchen keck in eine romantisch-phantastische Theaterei, schufen sich aus dem Nichts eine knallige Opernscene und wähnten allen Ernstes, damit der Krone und ihrem Träger wunder was für einen Gefallen gethan zu haben. Zu ihren Gunsten darf angenommen werden, daß sie sich des Majestätsverbrechens, das sie begangen haben, noch heute gar nicht bewußt sind. Wirkt doch unausgesetztes Bestreben, sich gefällig und knechtselig zu erweisen, ungünstig auf den Intellect; der Kopf verkümmert, wo Dank rastlos geübter Verbeugungen eine andere Körperpartie zu vorzugsweiser Bedeutung gelangt. In Wahrheit freilich wird durch plumpe Lügen in Cuxhavener Manier das monarchische Gefühl empfindlich geschädigt. Wer dem Königsgedanken anhängt, wird mit Recht entrüstet sein über die dummfreche Albernheit, die in idiotischer Liebedienerei selbst davor nicht zurückscheut, die Person des Herrschers ärgerlichen Mißdeutungen auszusetzen. Wilhelm's II. persönlicher Einfluß auf die Geschicke Deutschlands kann nach dem klaren Wortlaute der Verfassung nicht so groß und erdrückend sein, wie Lakaien in Civil hinzustellen sich bemühen; immerhin ist der Deutsche Kaiser und König von Preußen ein gewaltiger Machtfactor in unserem Staatsleben, und seine geweihte Person, sein Thun und Wollen sollte man auf keinen Fall zum Spielball der zügellosen Lügensucht untergeordneter Miniaturstreber werden lassen.

* * *

Nicht minder gefährlich ist der Mißbrauch, den geistesverwandte Politikmacher offiziösen Anstriches neuerdings mit den Reden und Willensmeinungen des Kaisers zu treiben beginnen. Wie jeder Staatsbürger, hat auch der oberste Diener des Staates zweifellos das Recht, seine Meinung über öffentliche Angelegenheiten zu äußern, und es ist nur bedauernswerth, und es ist erstaunlich, daß unter der Regierung eines regsamen Fürsten, der von diesem Rechte freimüthig und gern Gebrauch macht, ein Ministerium den Muth zur Einbringung des Recke'schen Knebelgesetzes gefunden hat. Wer es dem deutschen Kaiser verübelt, daß er allewei seine Meinung gerade heraussagt und daß er eifrig eigene Politik treibt, der schlägt der Verfassung in's Gesicht und beabsichtigt, die Kaiserwürde, das Königthum zu einem kläglichen Schattengebilde frei nach dem Englischen herabzudrücken. Indem Wilhelm II. an den Kämpfen der Parteien Theil nimmt und seinen Standpunkt dazu ehrlich und offen vor der ganzen Welt darlegt, erleichtert er uns Anderen die Stellungnahme, macht er die Politik zu einem vornehmen, fürstlichen Gewerbe. Es ist deßhalb nicht angebracht, dem Enkel immer wieder das Vorbild des greisen Kaisers vor Augen zu rücken. Der Unterschied im geistigen Habitus beider Persönlichkeiten ist so ungeheuer und auch für schwache Augen so deutlich erkennbar, daß nur offenkundige Bosheit die Fiction aufrecht erhalten kann, es sei des

regierenden Kaisers Wunsch und Pflicht, seinem heimgegangenen Großvater in jeder Beziehung zu ähneln.

Je bereitwilliger man jedoch das Recht Wilhelm's II. anerkennt, sich nach Maßgabe der Verfassung am politischen Leben zu betheiligen, und je freudiger man diese Betheiligung begrüßt, desto entschiedener wird man sich gegen jeden Versuch wenden, ihr eine falsche Bedeutung beizulegen. Die Verfassung ermächtigt den Kaiser, durch sein Ministerium dem Bundesrathe, will sagen den verbündeten Fürsten, Gesetzvorschläge vorzulegen, worin seinen politischen Anschauungen und Forderungen Rechnung getragen ist. Hat der Bundesrath den Entwurf durchberathen und gegebenen Falles nach seinen Wünschen umgemodelt, so geht er in der neuen Fassung an den Reichstag, und erst wenn auch der sich mit ihm einverstanden erklärt hat, ist ein neues Gesetz geschaffen, das nun nur noch der Unterschrift des Kaisers und der Gegenzeichnung des Kanzlers bedarf, um allgemein giltig zu werden. Anders als auf diesem Wege können in Deutschland keine Gesetze entstehen. Und trotzdem entblödet sich ein Theil der officiösen Presse nicht, nach jeder Rede des Kaisers, die sein Programm oder doch wenigstens seine nächsten Absichten darlegt, so zu thun, als sei damit die Entscheidung gefallen, als gebe es nun sowohl für die Behörden wie weiterhin für die Bevölkerung kein Wenn und Aber mehr, sondern nur noch frommen Gehorsam. Auch hier versündigt man sich böswillig wider Geist und klaren Wortlaut der Verfassung. Und schlimmer als das, man erschüttert das Vertrauen in dem Monarchen selbst, obgleich er sicherlich die lästige und beleidigende Servilität der Soldschreiber genau so peinlich empfindet wie die gesammte Nation. Er hat schwer genug zu tragen an der Fülle von Verantwortungen, die auf seinen Schultern lasten, und er wird nicht gewillt sein, sich von hergelaufenen Gesellen neue aufbürden zu lassen, denen weder er noch sonst ein moderner Regent gewachsen ist, deren bloße Erwähnung aber den Argwohn und das Mißtrauen der Bevölkerung weckt. Wilhelm II. fühlt sich als constitutioneller, nun und nimmer als absoluter Herrscher. Die Verfassung des Reiches entspricht seinem Naturell besser, als leichtfertige Beobachter anzunehmen pflegen, und die ruchlos und im Ernste das Laterna magica-Gespenst des Staatsstreiches heraufbeschwören, beweisen damit nur, wie schlechte Psychologen sie sind, wie schlecht sie in Sonderheit den Kaiser kennen.

* * *

Wer selbst seine Rechte mit solcher Entschiedenheit wahrt wie er, wer sich kein Jota davon rauben läßt, der achtet schon aus bloßer Klugheit auf die Grenzen, die ihm gezogen sind. Der Kaiser weiß zu gut, daß große Parteien im Reiche brünstig darauf lauern, die Kronprärogative verkürzen zu können, und es fällt ihm nicht bei, den gefährlichen Gegnern eine Ursache zur Eröffnung des Kampfes zu geben. Denn wie die Dinge liegen und wie die Entwickelung geht, kann er dabei nur verlieren. Während er also mit weiser Diplomatie wohl darauf achten muß, daß keine berechtigte Klage laut wird, übt er andererseits seine Vorrechte in vollem Maaße aus. So lange er die Regierung führt, war es immer sein Wille, der den Kurs des Schiffes bestimmte. Bismarck wurde entfernt, weil er sich nicht fügen mochte und konnte. Graf Caprivi war ein brauchbareres Werkzeug, und mit ihm im Amte blieben die biegsamen ehemaligen Gehülfen Bismarck's, Marschall und Boetticher. Ihre Gelenkigkeit wurde jetzt ihr höchstes Talent und ihre staatsmännische Eigenschaft. Die Drei inaugurirten die Aera der Handelsverträge gewiß nicht; ihres Amtes war nur, sie durchzuführen. Und so gehorchten sie blindlings höherem Befehle, thaten es mit redlichem Eifer und ohne eine noch so leise Regung selbstständigen Willens. Im Auftrage und nach den Aufträgen seines Herrn kutschirte dann Fürst Hohenlohe den Wagen, und wer nun auch der kommende Mann sein mag, ob Herr Miquel, ob der ehemals römische oder der kopenhagener Gesandte — ihre geistigen Physiognomien sind nur insofern von Interesse, als der Zug des blinden Gamaschen-Gehorsams oder die Fähigkeit, fremde Gedanken geistreich auszugestalten, schärfer darin hervortritt. Es ist lustig und bezeichnend, daß die mit stark entwickelten Riechorganen begabten Lenker der Freisinnspresse ganz instinctiv nur die gesellige Befähigung des Herrn v. Bülow, sein witziges Salongeplauder, die Liebenswürdigkeit seiner Umgangsformen hervorhebt. Sie weiß, daß viel mehr kaum von Nöthen sein wird.

Sich irgendwie eingehend mit den neuen Rathgebern des Monarchen zu befassen, ist deßhalb herzlich überflüssig. Sie verdienen weder Hoffnungen noch Befürchtungen, und sie werden, ehrlich gesagt, nur einen Angriffspunkt bieten, den sie mit dem Grafen Caprivi, seinen Nachfolgern und Mitarbeitern theilen: es mangelt ihnen das starre Knochengerüst, an das uns der Riesenleib des Reichsgründers gewöhnt hat. Wilhelm II. ist seinem Volke gegenüber ein constitutioneller Monarch; über seinen Beamtenkörper herrscht er absolut. Der Politik, die Deutschland treiben wird, kann er Weg und Ziele nicht aus eigener Kraft vorschreiben; die Regierungspolitik aber macht er. Deßhalb ist das Interesse, daß seine Reden und Willensmeinungen hervorrufen, erklärlich nicht allein wegen der hohen Stelle, von der sie kommen, sondern auch wegen der impulsiven Energie und der persönlichen Machtmittel des Redners. Es wird der Staatskunst Wilhelm's II. häufig der Vorwurf der Unbeständigkeit gemacht. Man beklagt die sich rasch und unerwartet folgenden Systemenwechsel so lebhaft wie die jähen Veränderungen in minder wichtigen Dingen, wie die zwischen Heiß und Kalt unruhig hin- und herschwankende Temperatur gegenüber Friedrichsruh. Aber wer will sagen, ob den Kaiser bei manchen überraschenden Maßnahmen und scheinbar unvermittelten Entschlüssen nicht der Wunsch geleitet hat, die Erwartungen und Berechnungen der Superklugen zu täuschen, zu verwirren? Zu zeigen, daß er allein der Herr im Lande, daß er sein eigener Ministerpräsident ist? Diese und jene Wendung des Zickzack-Courses gewinne nachträglich historische Berechtigung, wenn sie dazu hülfe, daß der Nation endlich Verständniß für das Wesen ihres Führers, des absoluten Beamtenkönigs, aufgeht.

Caliban.

## Opern und Concerte.

Die Bohème. Scenen aus Henry Murgers Vie de Bohème in vier Bildern von G. Giacosa und L. Illica. Musik von Giacomo Puccini. — A basso porto. Lyrisches Drama in drei Akten von Eugen Checchi. Musik von Nicola Spinelli.

Im Neuen Operntheater ist Puccini, der jüngste Sprosse einer alten Componistenfamilie, zu Worte oder vielmehr zu Tönen gekommen. Wenn aber seine Librettisten in einer Vorrede, die eine üble Nachrede herausfordert, versichern, sie seien Murger's Roman oder sogar dessen Vorrede(!) bei ihrer Textdichtung gefolgt, so ist das nicht viel mehr als Flunkerei, die wahrscheinlich nur dazu dienen soll, das Plagiat an Leoncavallo zu beschönigen, der seinem Collegen Puccini arglos von seiner beabsichtigten Bohème-Oper erzählt hatte. Der Text Puccini's kümmert sich sehr wenig um Murger's Roman und noch weniger natürlich um dessen Vorrede, sondern hat dieselbe Quelle wie Leoncavallo's neueste Oper, die fast gleichzeitig auf den Bühnen erschienen ist: Barrière's allbekannte Dramatisirung der „Scènes de la Vie de Bohème, die in dem Jahre 1849 entstand und bei uns vor vier Jahren durch Paul Lindau's Bearbeitung im Lessing-Theater und auf anderen deutschen Bühnen aufgewärmt worden ist. Hätte unsere Kritik ein besseres Gedächtniß, so würde sie die Barrière'sche Vorlage sofort erkannt haben. Bei Puccini wie bei Barrière werden die drei Helden Murger's, die Zigeunerstudenten Rodolphe Durandin, Marcel und Schaunard in den Hintergrund geschoben und Mimi, die Grisette des Lateinischen Viertels, in bengalische Beleuchtung gerückt. Sie und ihr rührendes Lieben und langes Sterben bildet den Inhalt des Bühnenstückes: wie Rudolf Mimi kennen lernt und „im 13. Arrondissement" heirathet, das Mißverständniß

und die Entfremdung, die Verlobung mit Madame du Rouvre, der interessanten jungen Wittwe, und das sich Wiederfinden der Liebenden am Sterbebette. Selbstverständlich sind auch alle die heiteren Zigeuner-allotria verwerthet, nur allzu getreulich, denn das dürftige Drama zerfasert in fast zusammenhanglose Scenen und Bilder.

Puccini gehört als Musiker zwar zu den Veristen der Schule Mascagni-Leoncavallo-Giacosa, aber er ist ein Naturalist sur le retour, der neue Wege und Ziele sucht. Ganz richtig hat er erkannt, daß die gewaltsame Tondramatik, die den Einakter zu sprengen droht und im größeren Rahmen unausstehlich wäre, nicht mehr überboten werden kann. Darum predigt er in diesem Werke, wie seinen Interviewern gegenüber, die Rückkehr zur Einfachheit. Wenn sie nicht synonym ist mit Dürftigkeit, sondern programmlose, reine Musik bedeutet, so wollen wir es zufrieden sein. Leider hat uns Puccini von seiner Schöpferkraft, die auch den einfachsten Stoff harmonisch gestaltet und bedeutend macht, nicht zu überzeugen gewußt. Den Weg zur Melodie zurück, den er mit Recht erstrebt, hat er eben nicht gefunden, weil seine Erfindung nicht stark genug ist. Mit Ausnahme von Rudolf's Lied im ersten Akte zeugt keine Nummer von Ursprünglichkeit. Es fehlt ihm auch ganz und gar am Humor, den diese komische Oper erfordert. Die Bohèmiens reden und denken in Tönen gerade so ledern, wie die von ihnen gehaßten Philister. Aber Puccini ist ein guter, feiner Musiker, besonders gewandt in der thematischen Combination, und wer das Finale des 3. Aktes, wo ein Liebes- und ein Zankduett a tempo sich verschmelzen, geschrieben hat, ist „Auch Einer" und darf unsere Achtung beanspruchen, wie unsere Hoffnung auf ein späteres Meisterwerk rechtfertigen. Der Erfolg in Berlin wäre auch viel entschiedener gewesen ohne die mangelhafte Darstellung. Von den Herren reichte keiner über musikalisches Mittelmaaß, die Damen waren aber wesentlich darunter. Frl. Dietrich scheint ausgesungen, und Fr. Herzog, deren Coloratur nachgerade hohl und brüchig klingt, brachte besonders als hölzerne Darstellerin die Novität um den Erfolg. Die geschätzte Liedersängerin hätte überhaupt niemals das Concertpodium verlassen und nach Bühnenlorbeeren gieren sollen. Es ist die höchste Zeit, sich nach einer Nachfolgerin umzusehen.

Während die physiognomielose Bohème keinen nachhaltigen Eindruck hinterließ, hat der junge Spinelli einen aufrichtigen und starken Erfolg errungen, der noch größer gewesen wäre, wenn nicht die mittelmäßigen Kräfte der Morwitz'schen Sommeroper, die im verkrachten Theater des Westens ein Asyl gefunden, sich daran versündigt hätten. Dieses durchaus geniale Werk gehörte viel eher als Puccini's Oper auf die Kgl. Bühne, die wieder einmal recht übel berathen war und ihre zahlreichen Mißgriffe um einen ganz eklatanten Fall vermehrt hat. Das Schauerdrama von Goffredo Cognetti, dem das Libretto geschickt nachgebildet wurde, ist ja über viele deutsche Bühnen gegangen, so daß die Handlung der Camorristenoper als bekannt vorausgesetzt werden kann. Weder Checchi — unseres Wissens der geschiedene Gatte oder ein Schwager der Duse — noch Spinelli haben die crasse Handlung zu mildern unternommen. Während die italienischen Darsteller des Dramas in den Volks- und Straßenbildern, in der Tölpelei des Luigino und in dem Hokuspokus der Geheimbündler und Imbroglioni die heiteren Momente sehr stark zu betonen pflegen und aus der ziemlich trostlosen Tragödie fast eine Tragikomödie machen, sind in Text und Partitur alle leichteren Farben ausgemerzt. Wäre nicht die Mutterliebe, die einen versöhnenden Schimmer über das öde Grau in Grau dieses Elendsgemäldes fallen läßt, der brutale Stoff würde auch die Oper umbringen. Aber Spinelli weiß sich zu helfen. Wie schon der Untertitel „Lyrisches Drama" verräth, will er den rohen Stoff durch ein Herausarbeiten und Unterstreichen der in ihm liegenden lyrischen Momente erhöhen und adeln. Meist mit Geschick und Glück. Dieser musikalischen Liebeslyrik verdanken wir eine Reihe neuer Motive und Accente, die von leidenschaftlicher Stimmung gesättigt und dabei doch dem Naturlaut und der reinen Musik nicht entfremdet sind. Sogar aus dem Liebessang des camorristischen Schuftes Cicillo klingt eine Innerlichkeit und Innigkeit, die seine mephistophelische Berechnung vermenschlicht: gewiß, er will das kleine Mädchen nur bethören und verderben, um sich an ihrer Mutter zu rächen, aber im Herzen sitzt ihm der Pfeil doch, und man ist im Zweifel, ob sein Haß oder seine Liebe stärker ist. Einen ganz großen Zug hat aber Spinelli's Kunst in der Charakterisirung von Maria's Fühlen, das sich einerseits in hingebender, wachsamer, aufopfernder Mutterliebe auslebt, andererseits in der heroisch bekämpften, aber mächtigen Leidenschaft zu dem noch immer geliebten Jugendfreund. Und diese unselige Liebe wächst wider ihren Willen riesengroß und wird erst im Augenblick der höchsten Gefahr, als sie ihre Kinder umgarnt sieht, von der Mutterliebe überwältigt und vernichtet: kaltblütig liefert sie ihn den Genossen aus und tödtet ihn dann selbst mit eigener Hand, anscheinend nur noch Mutter und Richterin, aber nicht ohne schmerzlichen Nachklang an ihre erste Liebe. In solchen breit ausmalenden oder nur flüchtig andeutenden Lyrismen ist Spinelli Meister, und sie machen sein oft überkräftig zugreifendes Talent liebenswürdig, fein und gemüthvoll. Dabei ist er nicht bloß reiner Impressionist und Orchestervirtuose, sondern auch Melodiker, dem manches Originelle einfällt, und der es kunstvoll zu entwickeln und wirksam auszugestalten weiß. Das Quintett mit Chor im ersten Act riß unser Publicum geradezu hin, ebenso die feierliche Camorrasitzung im zweiten Act mit ihrer knappen, nüchternen, streng wahrheitsgemäßen Tonsprache, die bis zum parlando des Recitativs geht. Kurz, endlich wieder eine jung-italienische Oper, die den Import verdient.

Frau Moran-Olden als Gast war einfach großartig. Das war eine Gesangsheroine im großen Stil, zart und innig in den lyrischen Partien, voll Feuer und Ausdauer im Dramatischen. Wenn die stets verschlafene Intendanz der Königl. Oper ihren Vortheil verstehe, so übernimmt sie „A basso Porto" sofort für eigene Rechnung. An der Hofbühne ist diesem Werk ein langes Leben gewiß.

## Notizen.

Versuch einer praktischen Kritik der Lehre Spinoza's. Von Alfred Noffig. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Indem hier das Haltbare und Lebensfähige in der Philosophie Spinoza's von dem Unhaltbaren und Todten geschieden wird, wird der wahre unvergängliche Werth und die praktische Bedeutung der Lehre dieses großen Philosophen dargethan. Trotz des gründlichen, echt wissenschaftlichen Charakters der vorgenommenen Kritik ist die Schrift kurz, klar und verständlich. Auf kleinem Raum bietet sie eine erschöpfende Darstellung der Lehre Spinoza's, zugleich eine Kritik dieser Lehre vom modernen Standpunkte, die nicht nur für die Philosophen von Fach und die tiefer veranlagten Gelehrten aller Fächer, sondern für die ganze große Gemeinde der Spinozafreunde, ja für das gesammte denkende Publicum interessant sein wird. Der Lieblingsphilosoph unseres Goethe ist jedenfalls noch keineswegs veraltet und wird gewiß früher oder später wieder „in Mode" kommen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Junger Mann,** musikal. u. litter. gebildet, bis Ob.-Sek. stud., sucht unt. sehr bescheid. Ansprüchen Beschäftigung auf einer Redaktion oder als Sekretär. Off. unter **S. K. 13** an die Expedit.

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.**

Soeben beginnt eine neue Subscription auf das jetzt vollständig vorliegende

**Staatslexikon.**

Herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland durch Dr. **Adolf Bruder,** nach dessen Tode fortgesetzt von **Julius Bachem,** Rechtsanwalt in Köln. 46 Hefte à *M.* 1.50 oder fünf Bände bezw. zehn Halbbände (XXVIII S. u. 7312 Sp.) *M.* 69; fünf Bände geb. in Original-Halbfranzband *M.* 81.

Der I. Band gelangt in zehn Lieferungen à *M.* 1.50 zur Ausgabe. Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung. Die Fortsetzung wird sich, wo nicht anders gewünscht wird, in **Halbbänden** anschließen. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Die Gegenwart 1872–1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.**

Für den Dichter **Detlev v. Liliencron,** der seinem 55sten Geburtstag entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirthschaftlichen Nothlage bezweckt. Der Aufruf war u. A. unterzeichnet von folgenden Künstlern und Kunstfreunden: Böcklin, Marie von Ebner-Eschenbach, Fontane, Groth, Hauptmann, Klinger, Liebermann, Oberländer, Raabe, Thoma, Uhde. Die Sache sei den Lesern der „Gegenwart" nochmals in Erinnerung gebracht, da es eine nationale Ehrenpflicht ist, einem Dichter, der wie kaum ein Anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge mit der Bemerkung **„für die Liliencron-Stiftung"** an den Cassenwart der Stiftung, Herrn Consul **Auerbach, Berlin** W., Tauben str. 20.

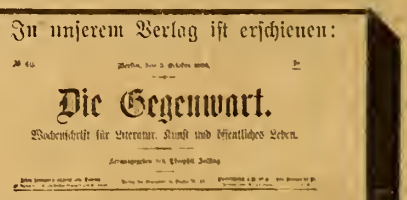
**Georg Weiß,** Verlag in **Heidelberg.**

Soeben erschien:

**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**

Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 *M* 50 ₰. Gebd. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 51. Bande der **„Gegenwart",** sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansfeldstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 29. Berlin, den 17. Juli 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Deutschland in Ostasien. Von K. E. Odebrecht. — Sociale Mobilmachung. Von Fritz Kalle. (Fortsetzung.) — Aus den Aufzeichnungen des Staatsministers Jolly. Von Wilhelm Brandes. — Reisebilder für Daheimgebliebene. Von Hans J. Meislinger. — Feuilleton. Das Gelübde. Von Salvatore di Giacomo. Autorisirte Uebersetzung von Woldemar Kaden. — Notizen. — Anzeigen.

### Deutschland in Ostasien.

Von K. E. Odebrecht.

Seitdem die Dinge in Ostasien ihren kriegerischen Charakter eingebüßt haben und gleichsam in ein chronisches commerciell-diplomatisches Stadium eingetreten sind, wo sich Sieger und Besiegte bestreben, daß Facit ihrer Erfolge und Mißerfolge zu ziehen — natürlich unter „theilnehmender" Assistenz der mehr oder minder interessirten Großmächte — fragt man sich im neuen Deutschen Reich immer häufiger, was uns denn eigentlich das plötzliche Eintreten unserer Regierung für das besiegte China für Vortheile eingetragen habe. Man erinnert sich noch, wie der lang vorbereitete und geschickt durchgeführte Angriff Japans auf China vorerst die öffentliche Meinung und die Presse Deutschlands zu Gunsten der „ostasiatischen Preußen" Mobil machte. Damals klagte öffentlich ein preußischer Diplomat, der lange Jahre in China beglaubigt war und die Verhältnisse ganz genau kennt, über diesen Tanz um das japanische Kalb, wie weiland 1848 um das polnische. Es sei dies um so bedauerlicher, als die deutschen Interessen mit am meisten unter einer Veränderung der bisherigen Lage der Dinge in Ostasien zu leiden haben würden. Was zuerst Japan anbetrifft, so sei es durchaus irrthümlich, die Annahme europäischer Cultur durch die regierende Classe — denn nur um diese und auch um sie nur theilweise handelt es sich — irgend welchem ethischen Bedürfniß zuzuschreiben; es habe sich vielmehr bei derselben nur darum gehandelt, möglichst bald auf Grund der fremden Cultur und Tracht die politische und sociale Gleichstellung mit den Kaukasiern verlangen zu können. Im Uebrigen sei der Japaner das geblieben, was er war, und man brauche ihn gar nicht sehr zu kratzen, damit unter dem schwarzen Gehrock und der engen Hose der Asiat zum Vorschein komme, der den Fremden viel mehr haßt und — wenn man die Wahrheit sagen will — viel mehr verachtet, als der lymphatischere Chinese. Nebenbei sei der Japaner auch auf industriellem Gebiete der Concurrent der Europäer, und er habe seit einem Jahrzehnt besonders der deutschen Industrie gegenüber das getrieben, was wir in der Heimath unlauteren Wettbewerb zu nennen pflegen; das heißt, er habe deutsche Schutzmarken aller Art ungescheut nachgemacht und mit Hülfe derselben unseren Handelsverkehr in China ernstlich geschädigt.

Diese gewichtige Stimme erregte die allgemeine Aufmerksamkeit. Mit großer Schärfe wandte sich der Diplomat hierauf gegen Diejenigen, die auf die Frage, welchen Vortheil für Europa und besonders für Deutschland der Sieg der Japaner bringen würde, die Antwort gaben: Die Chinesen ordentlich aufzurütteln und der westlichen Cultur zugänglich zu machen. Wenn man darunter versteht, aus China einen Militär- oder Industriestaat nach europäischen Anschauungen zu machen, so ist wirklich schwer zu begreifen, welche Vortheile sich daraus ergeben könnten, meint unser Diplomat. Ein halbes Dutzend Bankiers würde gute Geschäfte mit chinesischen Anleihen machen, ein Dutzend Industrieller mit dem Verkauf von Maschinen für größere Fabrikanlagen desgleichen, und dann? Haben wir ein Interesse daran, unseren Arbeitern das Brod vom Munde zu nehmen, indem wir durch Anlegung und Beförderung industrieller Unternehmungen in China selbst nicht nur unsere Ausfuhr nach dort schmälern, sondern auch noch chinesische Concurrenz auf unseren Märkten groß ziehen? Oder würden wir in dem Falle die Einfuhr in China gefertigter Waaren verhindern, wie heute schon einzelne Staaten sich der Einwanderung chinesischer Arbeiter widersetzen? Und würde ein militärisch erstarktes China sich eine solche Behandlung gefallen lassen, oder würde es nicht vielmehr, wie der japanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten am 14. Februar 1894 dies dem britischen Geschäftsträger, Herrn von Bunsen, gegenüber that, erklären, daß es zu anderen Mitteln greifen werde, um das durchzusetzen, was es als sein Recht betrachte, wenn seine Vorschläge in London nicht die gewünschte Beachtung fänden? Und kurz und bündig schloß unser Diplomat:

„Es giebt andere Mittel und Wege, Reiche der Civilisation zu erschließen und zuzuführen, als gezogene Geschütze und Gewehre, und die Welt hat kein Interesse daran, in Ostasien einen Staat entstehen zu sehen, der, wie Frankreich in Europa, durch seine ungezähmte und lange unbestrafte Eitelkeit, Ruhm- und Ländergier, seinen Nachbarn eine Geißel und allen Staaten ein Gegenstand fortwährender Besorgniß wird. Daß Japan aber das werden würde, wenn sein Ueberfall Chinas auch nur einen Theil der Erfolge zeitigte, die es von demselben erhofft, kann selbst für seine Freunde wohl kaum einen Zweifel unterliegen; es würde daher in dem Interesse seiner eigenen gedeihlichen Weiterentwickelung sein, wenn es durch den erfolgreichen Widerstand der Chinesen oder andere äußere Veranlassungen daran erinnert würde, daß Eitelkeit und Ruhmsucht schlechte Berather sind, und die Aera willkürlicher, durch keine zwingenden ethischen Noth-

wendigkeiten gebotener Ausbrüche auch für Ostasien vorüber ist."

Als dann mit einer jener unvermittelten Wendungen, an die uns der Zickzack-Kurs unserer Regierung nachgerade gewöhnt hatte, das Deutsche Reich immer offener für das besiegte China eintrat und im Vereine mit Rußland und Frankreich Japan Mäßigung auferlegte, da trat abermals jener treue Eckart auf den Plan. Zwar sah er seinen Wink hinsichtlich der Sympathien für China von Seiten der Reichsregierung befolgt, aber er warnte nun in sehr eindringlichen Worten vor einer ganz anderen Gefahr: nämlich, daß wir bei den bevorstehenden Vereinbarungen nicht zu kurz kommen. Der neueste englisch-japanische Handelsvertrag, schrieb er*), ist ein gutes Beispiel für die Art, wie Andere für ihre Interessen zu sorgen verstehen. England sichert sich für seine Stapelartikel die Fortdauer niedriger Zollsätze, aber es opfert auf dem Altar des japanischen Verlangens nach einem autonomen Tarif alle in geringeren Mengen eingeführten Artikel, an denen gerade unsere Industrie am meisten betheiligt ist. Die Vertretung unserer Interessen in China, nicht im Sinne von Personenfragen, sondern unter Berücksichtigung unseres Handels und unserer Industrie und des unseren dort angesessenen Landsleuten zu gewährenden Schutzes verdient überhaupt ernste Berücksichtigung. „Nach vielen Mühen und mit nicht unerheblichen Kosten ist es gelungen, einzelne Techniker heranzubilden, die, was persönliche Tüchtigkeit, Kenntniß der chinesischen Sprache und der Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes anbetrifft, unerreicht dastehen dürften. Die fernere praktische Verwerthung des so erreichten Resultats scheint aber dadurch in Frage gestellt, daß die bisher für diesen Zweck ausgegebenen Beträge, die für die Zukunft jährlich 12—18 000 Mark nicht übersteigen würden, an maßgebender Stelle in einem Augenblick abgesetzt werden, in dem sich das Bedürfniß für eine sachverständige Vertretung unserer Industrie in China doppelt fühlbar machen wird. Gleichzeitig wird an dem Princip gerüttelt, das seit zwanzig Jahren in China maßgebend war, und nach dem im Consulardienst daselbst Niemand Verwendung finden soll, der nicht der chinesischen Sprache mächtig ist. Wer dorthin geht, muß wissen, daß er das für seine ganze amtliche Laufbahn thut, und daß sein Fortkommen in derselben von seiner Kenntniß der chinesischen Sprache und seinem Anpassungsvermögen an die dortigen Verhältnisse abhängt. Darin liegt keine Härte; die Besoldungen sind viel höher als in anderen Ländern, das materielle Leben ist mindestens ebenso angenehm, die Art der Berechnung der Dienstzeit ermöglicht die Pensionirung nach zwanzig Jahren activen Dienstes, und für einen gebildeten Mann bieten die Länder so viele Anregung, daß Niemand eine Verknöcherung seiner geistigen Fähigkeiten zu befürchten hat. Gutes Material für den Dienst in Ostasien kann man nur schaffen, wenn man aus der Kenntniß der chinesischen Sprache die unumstößliche Bedingung zum Eintritt und zum Fortkommen in demselben macht, und keine Ausnahmen zu Gunsten einzelner Persönlichkeiten zuläßt. China darf, auf Kosten der allgemeinen Interessen, keine Durchgangsstation für Leute sein, die schnellere Carrière machen wollen oder sollen."

Es scheint, daß das hier zwischen den Zeilen zu lesende Mißtrauen, wenn man die bisherigen Erfolge unserer diplomatischen Vertreter in China mit denen der Russen, Franzosen, Engländer und Japaner vergleicht, nur allzu sehr am Platze war, denn die Resultate unserer Verhandlungen sind bis heute recht kläglich. M. von Brandt giebt uns freilich Beispiele an die Hand, mit welcher Geschicklichkeit das Auswärtige Amt in Peking immer zu operiren und namentlich zu laviren verstand.

Artikel 6 des Friedensvertrages von Shimonoseki bestimmt z. B., daß alle von Japanern in China angefertigten Waaren, was den Versandt nach dem Innern und die Inlandzölle, Abgaben, Spesen und so weiter angehe, ebenso behandelt werden sollen wie aus Japan eingeführte Waaren, und daß, falls Zusatzreglements und so weiter nothwendig werden würden, dieselben in den abzuschließenden Handels- und Schiffahrtsvertrag aufgenommen werden sollten. Japanischerseits hatte man übersehen, über die Besteuerung des aus dem Innern kommenden Rohmaterials für die anzulegenden Fabriken Bestimmungen in den Friedensvertrag aufzunehmen, und die Chinesen machten sich dies zu Nutze, um in ihren Gegenvertragsentwurf darauf abzielende Bestimmungen aufzunehmen. Trotz aller Bemühungen des japanischen, sehr geschickten Unterhändlers, und obgleich Weihaiwei noch von japanischen Truppen besetzt war und bis zum Abschluß eines Handelsvertrages besetzt bleiben kann, ermüdete der passive Widerstand der Chinesen die japanische Regierung so, daß sie die Frage fallen ließ mit dem Erfolge, daß die chinesische Regierung nunmehr selbstständig eine Fabrikationssteuer von zehn Procent vom Werth eingeführt hat, während die Festsetzung einer Platz- und Likinsteuer für das Rohmaterial den Provinzialbehörden überlassen bleibt. Wenn das Tsungli Yamen in seiner Eingabe an den Thron über diese Frage bemerkt, daß erst durch den Vertrag von Shimonoseki fremde Kaufleute das Recht erhalten hätten, Waaren chinesischen Ursprungs anzufertigen, so ist dies nur ein neuer Beweis für die Unverfrorenheit der chinesischen Diplomatie, denn sämmtliche seit 1858 abgeschlossene Verträge enthalten die Bestimmung, daß den betreffenden Staatsangehörigen die Ausübung des Handels und der Industrie in China freistehe.

In ganz ähnlicher Weise haben Li und die chinesische Regierung es verstanden, die in Betreff der beantragten Erhöhung der Eingangszölle zu eröffnenden Verhandlungen bereits zu Gunsten der chinesischen Wünsche zu verschieben. Statt das erbetene Zugeständniß als eine Vergünstigung anzusehen und zu behandeln, stellen sie dasselbe vielmehr als die Vorbedingung für von den Fremden als nothwendig bezeichnete Reformen, besonders der Einführung von Eisenbahnen in China, hin, wobei es ihnen wieder geschieht, daß sie vergessen, wie zum Beispiel die Eröffnung des Westflusses bereits im Januar dieses Jahres der englischen Regierung zugesagt worden ist, falls dieselbe sich bereit erklären würde, die in Betreff der Abgrenzung zwischen Birma und China gemachten Zugeständnisse, welche durch die im Juli 1895 erfolgte Abtretung eines Theils des China als unedirbar überlassenen Gebiets an Frankreich hinfällig geworden waren, aufrecht zu erhalten.

„Unter solchen Umständen haben die Vertragsregierungen die Pflicht, nicht, ohne sich über die Lage der Dinge, die Tragweite ihrer Zugeständnisse und die eigenen Forderungen und Ziele klar geworden zu sein, in die von China gewünschten Verhandlungen einzutreten. Uns aber vor Allem liegt es ob, doppelt aufmerksam und vorsichtig zu sein, denn wir haben keinen Grund, auf besondere Rücksichtnahme Seitens Englands und Frankreichs zu rechnen, und die in beiden Ländern lautgewordenen Aeußerungen der Presse lassen erkennen, daß man dort nicht unzufrieden sein würde, den unbequemen Concurrenten auf dem commerziellen wie dem politischen Gebiete etwas an die Wand zu drücken."

M. von Brandt, auf dessen Anregung die chinafreundliche Politik der Reichsregierung vollzogen worden sein soll, hat bis heute mit seinen Befürchtungen Recht behalten. Den diplomatischen Schlaubergern im Tsungli Yamen hat sich weder unser Auswärtiges Amt, welches seine Zeit lieber an Katzbalgereien mit der politischen Polizei verlor, gewachsen gezeigt, noch unsere diplomatische und consularische Vertretung in China. Die Folge ist, daß wir bis heute nicht die geringste Compensation von China erlangt haben. Während

*) Regierungsrath M. von Brandt hat diese Aufsehen erregenden Artikel aus der „Gegenwart", der Deutschen Revue ꝛc. soeben in einem stattlichen Bande gesammelt, auf den wir unsere Leser verweisen: „Ostasiatische Fragen", Berlin, Gebr. Paetel (Erwin Paetel)

Rußland seine Eisenbahn durch die Mandschurei bauen darf, wodurch es in China und Korea eine maßgebende Stellung erlangt, und wohl auch noch einen Hafen am Gelben Meer durchsetzen wird, streckt Frankreich seine Arme von Tonking und Annam her immer gebieterischer über Siam und China, und auch Japan und England gehen nicht leer aus. Was bleibt aber dem Dritten im russisch-französischen Uebereinkommen zu Gunsten des besiegten China? Bis heute so gut wie nichts, und so wird es auch allem Anschein nach bleiben. Der Chinese kennt das Gefühl der Dankbarkeit nicht, und macht nur dann Concessionen, wenn man ihm gegenüber ganz energisch auftreten kann. Auch der französisch-chinesische Grenzvertrag, der am 20. Juni 1896 in Peking unterzeichnet wurde, ist keineswegs auf Rechnung der gemeinsamen Action von Deutschland, Rußland und Frankreich zu setzen, wie unsere Presse behauptet, sondern nur die Folge einer ganz anderen Action: das zur Unterstützung in Wusung zusammengezogene Geschwader hat viel mehr zu dem diplomatischen Erfolge Frankreichs beigetragen, als die etwaige Dankbarkeit Chinas für die französische Betheiligung an der Action, die Liaotung für China gerettet hat. Nur wer im Stande ist, seine Macht ad oculos zu demonstriren, wird in China nicht als quantité négligeable behandelt. Da sich die deutsche Regierung zu einer solchen bismärckischen Energie nicht scheint aufraffen zu wollen, so stellt sich die ganze Haupt- und Staatsaction, die uns mit der jungen, aufstrebenden japanischen Macht verfeindet hat, als eine nutzlose und schädliche Komödie heraus, als ein neuer Schildbürgerstreich neben dem deutsch-englischen Abkommen und der Parteinahme gegen das „völkerrechtverletzende" Griechenland. Im Orient wie in Ostasien winken uns große wirthschaftliche Aufgaben, für die es ebenso wichtig ist, mit den Türken und den Chinesen befreundet, als mit den Griechen und den Japanern nicht verfeindet zu sein.

---

## Sociale Mobilmachung.

Von Fritz Kalle.

(Fortsetzung.)

Das letzte Ziel der Socialdemokratie ist und bleibt, wie bereits erwähnt, Ersetzung der jetzigen Art der Production durch die communistische behufs anderer Vertheilung der Güter, und es wird behauptet, daß dadurch nicht nur kein Ausfall, sondern umgekehrt ein Mehrerträgniß erzielt werden würde. Wenn die jetzt im Besitze der Productionsmittel befindlichen Classen sich nicht freiwillig in die Enteignung fügen wollten, müßten sie durch die Arbeiter gezwungen werden. Natürlich kann dies aber nur geschehen, wenn Letztere sich die Oberhand errungen haben; das Streben der Socialdemokratie geht also zunächst dahin, die Masse der Arbeiter für diesen Kampf vorzubereiten. Dies geschieht dadurch, daß man ihnen ihre derzeitige Lage in der dunkelsten, das, was sie bei Verwirklichung der socialdemokratischen Pläne erreichen würden, in den glänzendsten Farben schildert, und daß man den herrschenden Classen die alleinige Schuld an den jetzt bestehenden socialen Mißständen zuschiebt. Die Besitzenden werden als Räuber an den Arbeitern dargestellt und es wird gleichzeitig der Haß gegen die die Gesellschafts- und Wirthschaftsordnung stützenden Einrichtungen, gegen Staat und Kirche großgezogen.

Läßt man dieser systematischen Verhetzung völlig freien Lauf, so wird die Leidenschaft der Massen allmälig derart entfacht, daß sie von Gewaltmaßregeln nicht mehr zurückgehalten werden können. Es gehört eine wunderbare Blindheit dazu, um sich durch die mitunter aus Zweckmäßigkeitsgründen von den socialistischen Führern aufgestellte Behauptung, sie wollten ihr Ziel lediglich auf gesetzlichem Wege erreichen, täuschen zu lassen.

Blind sind aber auch Diejenigen, welche da meinen, bei „zielbewußten" Socialdemokraten könne überhaupt ein wirkliches Nationalitätsgefühl Eingang finden. Die Socialdemokratie eines einzelnen Landes könnte, selbst wenn ihr die Mehrheit des eigenen Volkes anhinge, ihre Pläne nicht durchsetzen, so lange auch in den anderen Culturländern die Macht der alten Ordnungen nicht gebrochen wäre, weil von dort jedenfalls den Minderheiten Hülfe gebracht werden würde. Die Socialdemokratie muß daher überall gleichzeitig zur Herrschaft zu gelangen suchen und ist also schon aus diesem Grunde international. Aber sie muß dies auch um deßwillen sein, weil ihr ganzes Wirthschaftssystem nur dann zu dem erwarteten Erfolge führen „könnte", wenn die Gütererzeugung und Vertheilung aller ihre Producte austauschenden Völker von einer Stelle aus geleitet würde. Die Universalrepublik ist demnach natürliche Consequenz, oder richtiger gesagt, Voraussetzung der Durchführung der socialdemokratischen Wirthschaftsordnung. Utopisch ist sie nur insofern, als die Letztere es ist. Und utopisch ist die communistische Lehre im höchsten Grade, denn sie verkennt vollständig die Triebe, welchen wir die Entwickelung unserer Wirthschaft und unserer Cultur verdanken.

Von dem Augenblicke ab, wo die größeren Anstrengungen und Leistungen nicht mehr eine entsprechend bessere Entlohnung finden, wird Niemand (abgesehen von einigen wenigen besonders ehrgeizig Veranlagten) sich mehr anstrengen, als durchaus nöthig. Das liegt in der Natur des Menschen wie jeden Lebewesens überhaupt. Und nahezu denselben Erfolg würde es haben, wenn der Einzelne nicht mehr die Früchte seines Fleißes und seiner Enthaltsamkeit den Seinigen zu Gute kommen lassen könnte, auch dann, wenn er nicht mehr ist, auch über den Tod hinaus. Der Wunsch nach Besitz und die Liebe zu Weib und Kindern sind bei Weitem die mächtigsten Triebkräfte zur Ueberwindung der in der großen Mehrzahl der Menschen schlummernden Trägheit und Genußsucht und es gehört ein geradezu erstaunliches Maaß von Selbsttäuschung dazu, zu glauben, diese Triebe ließen sich vollkommen durch das Gefühl der „Pflicht gegen die Gesammtheit" ersetzen.

Die Durchführung des von der Socialdemokratie gewollten Ausgleichs in der wirthschaftlichen Lage der verschiedenen Menschen würde selbst bei Anwendung eines starken Druckes von Seiten der die wirthschaftliche Thätigkeit Leitenden auf die Arbeitenden unfehlbar zu einem gewaltigen Rückgang der Leistungen der Gesammtheit, zur Verarmung Aller und zur Vernichtung der errungenen Cultur führen. Jeder, der die Menschen und Dinge kennt, wird sich das selbst sagen, es liegen aber auch Erfahrungen vor, welche die Richtigkeit dieser Darstellung beweisen. Ueberall, wo communistische Wirthschaft bestand, herrschte allgemeines Elend; wo man sie neuerdings einzuführen versuchte, ging der allgemeine Wohlstand dermaßen zurück, daß man sie nach kurzer Zeit wieder aufgab. Nur wenn es sich um kleinere Gemeinschaften handelte, die durch ein starkes religiöses Band zu einer Art von Familie verknüpft wurden, hat sich diese Wirthschaftsform als durchführbar erwiesen. Ist dem aber so, dann läßt sich mit Sicherheit vorhersagen, daß der Sieg der Socialdemokratie, der, wie gesagt, keinesfalls ohne gewaltsame, Millionen zu Grunde richtende Umwälzungen zu erringen wäre, doch nur einen Zustand schaffen würde, der Niemand nützen, Vielen unsagbar schaden und unsere Cultur zum großen Theil vernichten würde. Die Bekämpfung der socialdemokratischen Propaganda ist also ebensowohl durch das Interesse für die Bevölkerungsclasse, der die socialdemokratischen Führer helfen zu wollen vorgeben, als durch den Trieb der Erhaltung unserer selbst und der uns umgebenden bewährten Einrichtungen gerechtfertigt.

Wir müssen verhindern, daß die Arbeiter künstlich unzufrieden und damit unglücklich gemacht werden, daß sie zu Gesetzwidrigkeiten, vielleicht in den Tod getrieben werden, um eines Hirngespinstes willen, das, wenn es sich verwirklichte, den Meisten von ihnen auf die Dauer mehr Nachtheile als Vortheile bringen würde.

Aber mit der Widerlegung der socialdemokratischen Irrlehren in Wort und Schrift und der Anwendung der Gesetze gegen Uebergriffe der Agitatoren ist es nicht gethan, ja die Belehrung würde kaum Eingang finden, wenn wir nicht die Arbeiter zu überzeugen wissen — und zwar durch **Thaten** — daß die übrigen Classen, Staat und Gemeinden ernstlich bestrebt sind, die bestehenden Mißstände so weit wie irgend möglich zu beseitigen, die Lage der Arbeiter befriedigender zu gestalten. Eine von Menschenliebe getragene, thatkräftige sociale Reformthätigkeit ist das einzige Mittel der socialdemokratischen Agitation den Boden zu entziehen und dauernd den socialen Frieden zu sichern.

Es giebt ja noch immer Leute, welche das Bestehen socialer Mißstände leugnen, welche mit dem Hinweis auf die gestiegenen Löhne und manche andere, den arbeitenden Classen in den letzten Jahrzehnten erwachsene Vortheile, jedes Bestreben der Arbeiter nach weiterer Besserung ihrer Lage als Uebermuth, wenn nicht gar als sträfliche Auflehnung gegen die geltende Ordnung, jedes von anderer Seite ausgehende Verlangen nach einer, diesem Streben entgegenkommenden socialen Reform als lächerliche Schwäche und Gefühlsduselei hinstellen. Ich verzichte aber darauf, diesen Gedanken- oder Herzlosen gegenüber den Nachweis zu führen, daß ihr Standpunkt ein sachlich falscher und sittlich verwerflicher ist, denn wenn auch neuerdings der kurzsichtige, rücksichtslose Egoismus sein Haupt wieder etwas kühner erhebt, so ist doch — Gott sei Dank — die Zahl der durchaus Ablehnenden nur gering. Die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten und Besitzenden und die Organe des Staates sind zu der Einsicht gekommen, daß Mancherlei geschehen könne und geschehen müsse.

Wenn ich hier meine Ansichten, über die Art, wie vorzugehen ist, ausspreche, so liegt es mir fern, damit ein vollständiges Programm geben zu wollen, ich beabsichtige lediglich Angesichts der augenblicklichen bedauerlichen Reaction, wie ich dies vor 22 Jahren in dem Schriftchen „Maaßregeln zum Besten der Fabrikarbeiter" that, mit der Mahnung, unseren socialen Pflichten bereitwillig nachzukommen, eine Darstellung der mir für jetzt besonders wichtig scheinenden Schritte zu verknüpfen.

Bei den Lesern dieser Zeitschrift darf ich die Kenntniß des Wesens der zu bekämpfenden socialen Uebel und ihres Zusammenhanges mit der modernen Entwickelung als bekannt voraussetzen. Sie wissen, daß jene Uebel in erster Reihe zu suchen sind in dem Rückgang des gesunden Mittelstandes der kleinen, selbstständigen Unternehmer und in der wachsenden Menge der abhängigen Lohnarbeiter. Die Meisten der Letzteren verlassen schon in jungen Jahren die Heimath und verlieren damit den Halt, den ihnen das Elternhaus und das Leben unter ihnen nahestehenden Personen boten, und zwar in dem Augenblick, in dem sie einer äußeren Stütze am meisten bedürfen, da sie in den Centren der Großindustrie, in denen sie zusammenströmen, rath- und führungslos Versuchungen aller Art ausgesetzt sind. Wird hierdurch vielfach der sittlichen Verwilderung Vorschub geleistet, so wird andererseits auch die wirthschaftliche Lage, selbst der Unverdorbenen, durch die größeren Schwierigkeiten einer angemessenen Lebenshaltung in solchen Centren ungünstig beeinflußt.

So wächst die Zahl der Proletarier, welche in verbitternder Unzufriedenheit zu Feinden der übrigen Classen der menschlichen Gesellschaft und der diese Gesellschaft stützenden Ordnung werden.

Uns Gebildete und Besitzende trifft der Vorwurf, daß wir dieser natürlichen Folge der wirthschaftlichen Entwickelung der Neuzeit nicht vorbeugten, zum Theil aus Mangel an Einsicht, hauptsächlich aber aus Mangel an Willenskraft, ja nicht selten aus Selbstsucht. Wir sind daran Schuld, daß die Culturfortschritte, welche wir den auf den neuerlichen wissenschaftlichen Erfindungen und Entdeckungen fußenden wirthschaftlichen Aufschwung verdanken, statt den breiten Schichten des Volkes, fast nur einem kleinen Bruchtheil Bevorzugter zu Gute gekommen ist, so daß eine weite Kluft zwischen diesen wenigen Bevorzugten und der übrigen großen Masse entstand. Die Gleichstellung aller Klassen vor den Gesetzen und die Erweiterung der politischen Rechte der Arbeiter gewährte Letzteren keinen Ersatz, machte ihnen vielmehr die Ungleichheit auf anderen Gebieten nur noch fühlbarer. Suchen wir nicht mit allen Mitteln das Versäumte nachzuholen, so wird die Kluft unüberbrückbar, die sociale Revolution unvermeidlich.

Worauf es ankommt, ist diese Gefahr dadurch zu bannen, daß die Zahl derer, welche am Segen des Culturfortschrittes theilnehmen, möglichst vergrößert wird, und zwar ohne daß jener Fortschritt darunter leide.

Erkennt man an, daß die Cultur wesentlich von der wirthschaftlichen Leistung der Gesammtheit abhängt, so darf also die socialreformatorische Thätigkeit der Leistungsfähigkeit des Volkes keinen Abbruch thun.

Wo der Kleinbetrieb voll leistungsfähig ist oder gemacht werden kann, und das ist nicht nur in der Landwirthschaft sondern auch in den Gewerben vielfach der Fall, ist er zu fördern, um einen zahlreichen, gesunden Mittelstand zu gewinnen, wo aber der Großbetrieb entschieden mehr zu erzielen vermag, darf man ihn nicht stören und muß nur dahin streben, daß die wirthschaftliche und sociale Lage der darin beschäftigten Arbeiter im Allgemeinen eine befriedigendere werde und daß die Tüchtigen unter diesen Arbeitern allmälig zu Mitgliedern des Mittelstandes aufrücken.

Auf die Verstärkung des Mittelstandes durch Förderung der Handwerker und Bauern will ich hier nicht näher eingehen und werde ich mich im Wesentlichen darauf beschränken, die für die Hebung der in der Großindustrie beschäftigten Arbeiter zu empfehlenden Maßregeln zu besprechen.

Ebenso wenig wie hier ein dauernd befriedigendes Verhältniß herbeigeführt werden kann durch einen von den Arbeitern ausgehenden Zwang, wie die Socialdemokraten ihn wollen, ebenso wenig ist dies durch einen bloßen Druck von oben zu erreichen. Die sociale Reformarbeit muß in erster Linie freiwillig von allen Classen der Gesellschaft, namentlich den Arbeitgebern und von allen Corporationen gemeinsam ausgehen. Die Gesetzgebung darf im Allgemeinen nur als ultima ratio angerufen werden, wenn die Verwirklichung der guten Absichten der Mehrheit an unberechtigtem Widerstande einer Minderheit zu scheitern droht.

Um die bürgerliche Gesellschaft zu solch' freiwilligem Vorgehen zu veranlassen, bedarf es allgemeiner Verbreitung des Verständnisses für die socialen Verhältnisse und der Erziehung zu socialem Pflichtgefühl. Die Mitglieder der höheren Classen müssen mit der Fähigkeit und dem Willen ausgerüstet werden, Jeder an seinem Theil, zur Hebung der arbeitenden Classen mitzuwirken, die Letzteren müssen für die ihnen einzuräumende höhere Stellung reif gemacht werden, damit sie diese so nutzen, daß der Gesammtheit und ihnen selbst Segen daraus erwachse.

An diese vorbereitende, erzieherische Thätigkeit reiht sich dann als zweiter Theil der socialen Reformarbeit, die auf Besserung der Lage der Arbeiter gerichtete Wirksamkeit.

Um eine gesunde „sociale Bildung" — wie ich es kurzweg nennen will — der höheren Classen anzubahnen, bedarf es zunächst tüchtiger Lehrer der Staats- und Gesellschafts-Wissenschaften an unseren Hochschulen (Universitäten, Akademien, Polytechniken 2c.). Haben wir auch eine Anzahl bedeutender, ihrer Aufgabe voll gewachsener Gelehrter im Amt, so macht sich doch neuerlich, besonders unter den jüngeren Docenten, eine höchst bedenkliche theoretisirende Richtung geltend. Dem gegenüber scheint es mir nicht nur erforderlich, daß die Nothwendigkeit der historischen Behandlung der socialwissenschaftlichen Fragen wieder stärker betont wird, sondern, daß die jungen Männer, welche sich für das volkswirthschaftliche Lehramt vorbereiten, sich mit den derzeitigen wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen praktisch vertraut machen.

Meines Erachtens sollte in der Regel Niemand als Docent zugelassen werden, der nach vollendetem Universitätsstudium nicht mindestens zwei Jahre in einem oder mehreren staatlichen oder privaten größeren Gewerbebetrieben gearbeitet hat, um ein Bild von dem Wesen solcher Unternehmungen, den Bedingungen der Production, den Arbeiterverhältnissen u. s. w. zu gewinnen, ein weiteres Jahr bei einem Fabrik-Aufsichts-Beamten (Gewerberath, Fabriken-Inspector) sich beschäftigt hat, um den durch die Thätigkeit der zwei ersten praktischen Jahre in einzelne Gewerbszweige gewonnenen Einblick zu verallgemeinern, und schließlich mindestens noch ein Jahr die wichtigsten der wirthschaftlich mit uns concurrirenden fremden Länder bereist hat, um auch die dortigen Productionsverhältnisse kennen zu lernen.

Böten derartige Vorschriften auch keine absolute Sicherheit, daß die jungen Leute sich später als Lehrende überall von unfruchtbarem und gefährlichem Theoretisiren fern halten werden, so ist doch anzunehmen, daß der tiefere Einblick in die Praxis der Volkswirthschaft, sowie in die Charaktere und in die gegenseitigen Beziehungen der darin beschäftigten Menschen, ihnen eine richtigere Auffassung gewähren und sie in der Aufstellung von Principien vorsichtiger machen wird.*)

Sodann wird man seine Aufmerksamkeit einer den Zeitbedürfnissen entsprechenden Ausbildung der höheren Beamten, insbesondere der staatlichen Verwaltungsbeamten im engeren Sinne des Wortes zuwenden müssen. Auch von diesen dürfte außer dem Nachweis ensprechender Hochschulstudien zu verlangen sein, daß sie vor Ablegung der letzten Staatsprüfung je einige Monate in einem Gewerbeunternehmen und bei einem staatlichen Fabrik-Aufsichts-Beamten arbeiten. Selbstverständlich wäre diese Anforderung auch an diejenigen jungen Leute zu stellen, welche die Befähigung für die höheren Stellen bei staatlichen wirthschaftlichen Unternehmungen erringen wollen. Für diese und die technischen Verwaltungsbeamten dürfte sogar, wie das in Preußen schon lange für die königlichen Bergbeamten gilt, eine längere Beschäftigung als Handarbeiter in dem betreffenden Gewerbe zu verlangen sein.

Da die Gemeinden sich ihre Oberbeamten in der Regel aus Denjenigen wählen, welche die Qulification zu Staatsämtern erworben haben, würden ihnen die vom Staate für die Ausbildung seiner Beamten getroffenen Einrichtungen mit zu Gute kommen. Für diejenigen jungen Leute aber, welche sich für die Leitung eigner oder fremder privater industrieller oder landwirthschaftlicher Großbetriebe vorzubereiten beabsichtigen, würden jene Einrichtungen vorbildlich wirken.

Damit aber ist die Fürsorge für die Ausrüstung der nicht den handarbeitenden Classen angehörenden Personen mit den Kenntnissen und dem Pflichtgefühl, deren sie zu wirksamer Theilnahme an der socialen Reformarbeit bedürfen, durchaus nicht erschöpft.

Die Zahl Derjenigen, welche eine Hochschule besuchen, ist doch nur verhältnißmäßig klein, die überwiegende Mehrheit schließt ihre schulmäßige Vorbildung mit der Erreichung der Reife für den einjährigen Dienst in der Armee ab.

Kann die Mittelschule dieser großen Zahl von jungen Männern auch nicht so viel mitgeben, als zu wünschen wäre, so sollte sie doch so viel thun als möglich ist. Das ist um so dringlicher, als sich unter jenen jungen Leuten sehr viele befinden, welche berufen sind, dereinst selbstständige kleinere Unternehmungen zu leiten oder in Großbetrieben mittlere Stellungen einzunehmen, somit bedeutungsvoll in die Gestaltung der Arbeiterverhältnisse einzugreifen.

Was die Gymnasien, Realanstalten u. s. w. zur Erreichung dieses Zweckes zu thun haben, wird der näheren Erwägung sachverständiger Pädagogen zu überlassen sein. Es wird sich dabei in erster Linie wohl um einen entsprechenden Ausbau des Religions- und des Geschichtsunterrichts handeln. Im Anschluß an Ersteren wäre das Gefühl der Menschenliebe unter Hinweis auf ihre Bethätigung den Schwachen und Nothleidenden gegenüber zu kräftigen, in Letzterem wäre durch Eingehen auf die culturelle Entwickelung der Neuzeit das Verständniß für die derzeitige sociale Lage zu wecken. Vielleicht empfiehlt es sich aber auch, zu untersuchen, ob nicht neben der Nutzbarmachung der jetzigen Unterrichtsfächer ein besonderer Unterricht — etwa in einer Stunde wöchentlich in dem zweiten Semester des Schuljahres, nach dessen Abschluß das Reifezeugniß für den einjährigen Dienst erworben werden kann — über die für das praktische Leben wichtigsten allgemeingiltigen Grundsätze der Wirthschaftsführung, der Hygiene, der Organisation von Staat und Gesellschaft unter besonderer Berücksichtigung der der arbeitenden Classe zu widmenden Fürsorge zweckmäßig wäre.

Wichtiger beinahe noch als die Frage der Gestaltung des Schulunterrichts für die Angehörigen der höheren und mittleren Stände ist die Frage, in wie weit der Volksschulunterricht zu reformieren ist, damit er auch nach der socialen Richtung den an ihn zu stellenden Anforderungen voll genüge.

Hat auch in der Theorie der Satz: „non scholae, sed vitae discimus" scheinbar allmälig allgemeine Anerkennung gefunden, so sind wir doch von seiner Verwirklichung recht weit entfernt, ja, ich möchte glauben, heute mehr als vor einem Menschenalter; denn die Volksschule hat der inzwischen eingetretenen ungeheueren Wandlung der Lebensverhältnisse durchaus nicht so Rechnung getragen, wie sie es hätte thun sollen. Schon die Erweiterung der politischen Rechte der Masse des Volkes bedingte, um den richtigen Gebrauch dieser Rechte zu sichern, neben entsprechender Weiterentwickelung der Charakterbildung eine gewisse Vermehrung der bereits in der Schule zu erwerbenden Kenntnisse, ganz besonders dringlich aber wurde ferner eine Vervollkommnung des Volksschulunterrichts, um der arbeitenden Classe den für einen großen Theil von ihr immer schwieriger werdenden Kampf um's Dasein zu erleichtern.

Das hier Versäumte muß so rasch als möglich nachgeholt werden. Wir müssen dahin streben, daß die Volksschule die Jugend beiderlei Geschlechts mit denjenigen Tugenden und Kenntnissen ausstatte, deren sie später zur Führung eines sie befriedigenden und für die Gesammtheit segensreichen Daseins unbedingt bedarf.

*) In der zwischen Niederschrift und Druck dieser Arbeit stattgehabten Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 28. Mai c. hat der Cultusminister Dr. Bosse in Beantwortung einer Rede des Freiherrn v. Stumm-Halberg Andeutungen gemacht, nach welchen — wenn ich sie richtig verstehe — angestrebt wird: 1) Anschluß der staatswissenschaftlichen Professuren an die juristischen Fakultäten, 2) juristische Vorbildung derjenigen jungen Männer, welche sich für den volkswirthschaftlichen Lehrberuf vorbereiten. Der erste dieser Vorschläge ist unzweifelhaft zweckmäßig, der zweite jedoch nur unter der Voraussetzung, daß das juristische Studium der dereinstigen Nationalökonomen nicht derart ausgedehnt werde, daß deren eigentliche Fachstudien leiden. Ich glaube aber, daß sich dies leicht vermeiden läßt, insbesondere durch entsprechende Vorschriften über die Prüfung der Candidaten für den „Doctor der Staatswissenschaften".

Daß eine Schule, welche die Kinder nur bis zum 14. oder 15. Lebensjahre unter ihrer Leitung behält, diese schwierige Aufgabe nicht voll zu lösen vermag, liegt auf der Hand. Sie wird sich damit begnügen müssen, Keime sittlicher Anschauungen und allgemeiner Bildung auszusäen. Werden diese Keime später nicht weiter entwickelt, so überwuchert das rasch aufschießende Unkraut bald die junge von der Schule ausgestreute Saat und erstickt sie. Die Einführung des Fortbildungsunterrichts ist deßhalb eine der unumgänglichsten Voraussetzungen der Gesundung der socialen Verhältnisse. Die Fortbildungsschule ist nöthig, um die sonst ihren durch üble Beispiele angespornten schlechten Trieben gerade in dem gefährlichsten Alter überlassenen jungen Leute in einer gewissen Zucht zu erhalten, sie ist nöthig, um durch Uebung die in der Elementarschule erworbenen Kenntnisse zu festigen, sie ist nöthig, um diese Kenntnisse zu erweitern, um der Jugend den Weg zu zeigen, den sie im Leben zum Vorwärtskommen einzuschlagen hat, um sie mit einem gewissen Capital von praktischer Lebensweisheit auszurüsten. (Fortsetzung folgt.)

---

## Aus den Aufzeichnungen des Staatsministers Jolly.

Von Wilhelm Brandes.

Der vor sechs Jahren verstorbene badische Staatsmann, der sich um die Einigung Süddeutschlands mit dem Norden unsterbliche Verdienste erworben, hat soeben seinen Biographen gefunden. Der Straßburger Historiker Hermann Baumgarten hatte die Aufgabe in die Hand genommen, aber leider war ihm deren Vollendung nicht vergönnt. Nach seinem Tode hat der Tübinger Professor Ludwig Jolly, ein Neffe des Staatsmannes, die Vollendung übernommen. Das Lebensbild liegt nunmehr in einem staatlichen Bande der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen vor uns. Wir begleiten den einer Hugenottenfamilie entstammenden Heidelberger durch seine Jugend- und Studentenjahre auf seine Heidelberger Professur bis zu seinem Eintritt in das badische Ministerium des Innern unter Lamey's Präsidium. Wir sehen da, wie er in Verbindung mit Roggenbach, Mathy u. A. die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung erstrebte und bald einer der entschiedensten Leiter der nationalen Partei wurde. Als die badische Regierung 1866 in das Lager der mittelstaatlichen Bundespolitik übergehen mußte, trat er aus dem Ministerium aus, und erst der Sieg Preußens über Oesterreich führte ihn an's Staatsruder zurück. Leider läßt uns die Biographie, die Jolly's Aufzeichnungen und Briefe verwerthen durfte, gerade über dieses noch vielfach dunkle Interregnum und Badens eigentlichen Kriegsplan im Stich. Nach Mathy's Tode übernahm Jolly die Leitung des Gesammtministeriums. Er belebte wieder die staatliche Reformthätigkeit im liberalen Sinne und trat als Arbeiter an der nationalen Einigung immer bedeutsamer hervor. Sein unermüdlicher Kampf gegen die Südbundsbestrebungen und seine Einführung der norddeutschen Kriegsverfassung wurden auch in Berlin mit Dank anerkannt, wenn schon Bismarck sich vorerst gegen die Aufnahme des Großherzogthums in den Norddeutschen Bund ablehnend verhielt, weil Bayern und Württemberg den dadurch auf sie ausgeübten Druck übel nehmen und deßhalb ihren Widerstand verlängern würden, oder wie er sich drastisch ausdrückte: er wolle nicht den Milchtopf abfahren und das Uebrige sauer werden lassen. Erst der Krieg um den Rhein sollte Deutschland einigen. Zwei Mal reiste Jolly nach Versailles, um die auf den Beitritt Badens zum Norddeutschen Bunde bezüglichen Verhandlungen zu führen. Aus Jolly's Briefen an seine Frau entnehmen wir die folgenden allgemein interessanten Aufzeichnungen:

„Bismarck," schreibt Jolly am 28. October 1870 aus Versailles, „ist ein wunderbarer Mann, ganz anders als man nach seinem öffentlichen Auftreten erwarten sollte, auch in seinem Aeußeren dadurch von unserer sonst sehr guten Photographie wesentlich verschieden, daß er einen sehr viel weicheren, mitunter fast schwärmerischen Zug hat. Er war wohl eine starke halbe Stunde bei mir und sprach ebenso entgegenkommend wie offen über alle Verfassungsfragen; bei seinem Abschied war ich, ich muß bekennen, von seiner Persönlichkeit entzückt. Ich traf ihn Abends beim Diner beim König und Dienstags beim Diner beim Kronprinzen, wo ich neben ihm saß, ohne übrigens zu einem andern als einem bloßen Tischgespräch zu kommen. Der Reiz der Persönlichkeit hat für mich bei wiederholter Beobachtung etwas verloren; sie scheint mir doch nicht rein Originalität, sondern etwas bewußt gemacht und nicht ganz frei von höfischer Courtoisie. Die sprudelnde Fülle von Gedanken und Anschauungen, die ganz überlegene Betrachtung der Dinge im Großen versteht sich von selbst, und auch der Bilderreichthum der öffentlichen Reden kehrt ungemein anregend im Privatgespräch wieder, um so auffallender bei der etwas stockenden Sprache. Roon ist bei aller zuvorkommenden Artigkeit streng gehalten und ernst in seinem ganzen Wesen, ein strikter Systematiker, mit der von ihm geschaffenen wunderbaren Maschine identificirt, wie mir einstweilen scheint nicht bloß in ihren guten und bewunderungswürdigen Zügen, sondern auch in ihren Schattenseiten. Er scheint mir der specielle Protector auch des spröden Kastengeistes in dem preußischen Officiercorps. Mit Moltke, der vorgestern seinen 70. Geburtstag feierte, wechselte ich nur die paar bei einer Vorstellung herkömmlichen Worte; er sieht noch unschuldiger als sein Bild aus, man könnte fast sagen jungfräulich. Ein äußerst interessanter Mann ist Blumenthal, kenntnißreich, welterfahren, voll geistiger Frische und Freiheit, gepaart mit soldatischer Entschiedenheit. Aehnlichen Tugenden, natürlich in mannigfacher Abstufung, begegnet man bei sehr vielen Officieren; namentlich bei dem Kronprinzen verbrachten wir zwei in jeder Beziehung ansprechende Abende. Die Aufnahme bei dem König und dem Kronprinzen war eine mehr als gnädige. Der erste ist von einer Frische und Rüstigkeit, die bewundernswerth sind; bei dem zweiten herrscht ein äußerst liebenswürdiger, ungezwungener Ton, sogar Musik und Malerei sind in seinem Hauptquartier vertreten. Beide exponiren sich in einer dem Laien unbegreiflichen Weise. Der Kronprinz wohnt am äußersten Ende der Stadt, inmitten von Gärten, und reitet jeden Morgen ohne Bedeckung spazieren. Der König fuhr vorgestern in offenem Wagen zu den Vorposten und kehrte erst gegen 8 Uhr zurück, nur von einer kleinen Reiterescorte begleitet. Auch Bismarck fährt immer, selbst bei Nacht, in offenem Wagen, in seiner Kürassieruniform mit weißer Soldatenmütze."

Recht unerquicklich sind die Berichte über die Verhandlungen Bismarck's mit Württemberg und namentlich mit Bayern. Immer neue Verzögerungen entstehen durch die Zähigkeit der Bayern, die außerordentlich wenig gewähren wollen. Delbrück sagte Jolly, er sei in den Verhandlungen über den civilen Theil der Verfassung mit ihnen noch um Hemisphären auseinander, und Roon theilte ihm mit, sie verlangten eine so vollständige Selbstständigkeit in Militärsachen, daß er nur zur Fortsetzung des bloßen Allianzverhältnisses rathen könne; der Bund gewähre keinen Raum für Bayern. Gegen Baden war der bayrische Minister Graf Bray entgegenkommender. Er äußerte in jenen Tagen gegen Jolly die Meinung, daß Baden zum Dank für seine erfolgreiche Politik die Erhebung zum Königreich verlangen und erhalten werde. Jolly amüsirte sich über das geringe Zeitverständniß des Grafen, der einem kleinen Staat den Namen eines großen in dem Augenblick verleihen wollte, wo dieser Staat sich wegen der Mängel der Kleinstaaterei der Souveränetät be-

geben und in einen Bundesstaat eintreten wollte Aber natürlich war das bayerische Entgegenkommen nicht uneigennützig, sondern Bayern hoffte für dasselbe und die Ueberlassung eines beliebig großen Theils des Elsaß an Baden die badische Pfalz einzutauschen. Merkwürdig war nur, daß die Bayern gleichzeitig der Herstellung der Kaiserwürde sich geneigt zeigten, freilich mit dem von Bismarck sehr geschickt zurückgewiesenen Bestreben, daraus eine mit Gegenconcessionen auszuwiegende Concession zu machen. „Ahnen sie, daß sie eine Isolirung nicht aushalten können?“ fragt Jolly. Und eine solche drohte ihnen, da die Württemberger entschlossen schienen, eventuell auch ohne Bayern in den Bund einzutreten. Bald wurden die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten durch die Friedensverhandlungen zeitweilig unterbrochen. Am 5. November berichtet der badische Unterhändler über die Mittheilungen, die Bismarck den anwesenden Ministern über seine Verhandlungen mit Thiers gab:

„Bismarck trug dieselben höchst anschaulich und lebendig, aber doch so vor, daß man beim Zusammenhalt seines Referats mit seinen Conclusionen nicht recht weiß, was eigentlich los ist. Thiers verhandelt über einen Waffenstillstand auf fünfundzwanzig Tage, um die Wahl einer Constituante, welche einen Frieden sanctioniren könnte, zu ermöglichen. Auch er scheint dabei von den tollsten französischen Illusionen befangen — Bismarck erzählte höchst ergötzlich, wie selbst Thiers nicht außer Zweifel zu sein scheine, ob es im preußischen Heer nicht eine halbwilde Völkerschaft von Ulanen gebe. Die Verhandlungen scheinen daran gescheitert, daß Thiers Verproviantirung von Paris für die Dauer des Waffenstillstands verlangte, die nicht gewährt werden konnte. Wie dem nun sei, Bismarck machte in seinem Vortrag plötzlich eine Wendung, vielleicht lasse sich mit Thiers eher über Frieden als über Waffenstillstand verhandeln und es sei ihm von Interesse, die Ansichten der Herren namentlich über Landabtretungen zu hören. Natürlich sprachen sich alle dafür aus — die Grenzen blieben wohlweislich nur in allgemeinen Sätzen über militärische Sicherheit umschrieben — und nun entwickelte Bismarck den lange gehegten Vorsatz seines Königs, seine sämmtlichen hohen Verbündeten zum Friedenschluß und zur Besiegelung der bis dahin etwa unter den Ministern getroffenen Vereinbarungen über die deutsche Verfassungsfrage hierher einzuladen. Da alle mit Ausnahme von Bayerns Ludwig schon mehr oder minder bestimmt zugesagt hatten, könnte wohl die ganze Scene nur den Zweck gehabt haben, auf diesen einen sanften Druck auszuüben.“ Acht Tage später berichtet Jolly:

„Bismarck, dessen neuliche feierliche Berathungsscene mit uns, wie ich gleich vermuthete und wie der Erfolg bestätigte, durchaus nicht den aussichtslosen Verhandlungen mit Thiers galt, sondern wohl nur ein Mittel abgeben sollte, um den Bayernkönig zum Hierherkommen zu nöthigen, hält, obgleich dies nach Münchener Nachrichten aussichtslos scheint, doch an der Hoffnung fest, Bayern ohne wirkliche materielle Concessionen hereinzuziehen. Uebrigens will er nach einer Aeußerung an den Großherzog jedenfalls, d. h. auch wenn Bayern vorerst nicht mitthut, Kaiser und Reich machen. Er ist ein wirklich höchst merkwürdiger Mann, um so anziehender je öfter man ihn sieht. Seine neulichen Auseinandersetzungen waren ein Meisterstück von liebenswürdiger Lebendigkeit und Offenheit, und diese anscheinend ganz naive, aber wie mir scheint, doch sehr berechnete Offenheit, ist sein Hauptmittel, um sich nicht in die Karten sehen zu lassen, indem er mit höchster Unschuld alles Mögliche ausplaudert und nur das Entscheidende verschweigt oder unter Anderem unkenntlich macht.“

Zum Weihnachtsfeste reiste Jolly in die Heimath zurück und im Februar 1871 nach Berlin zur ersten Bundesrathstagung. Bald darauf lud der Reichskanzler die süddeutschen Staaten ein, Vertreter zur Theilnahme an den Friedensverhandlungen in das deutsche Hauptquartier zu schicken. Am 25. Februar schreibt Jolly aus Versailles über seine Theilnahme an dem Schlußacte des welthistorischen Schauspiels:

„Als wir, der bayerische Minister und ich, gestern um 12 Uhr bei Bismarck erschienen, theilte er uns mit, er habe sich Tags zuvor mit den französischen Unterhändlern mündlich über den Inhalt der Friedenspräliminarien geeinigt, die nun heute schriftlich festgestellt werden sollten. Die süddeutschen Minister sollten als Vertreter solcher Staaten, die selbstständig den Krieg erklärt hatten, in dieser Eigenschaft mitwirken, wie er euphemistisch sich ausdrückte, d. h. zuhören und mit unterschreiben. So kalt mich diese Art Einschmuggelung in die Unsterblichkeit läßt, so unvergleichlich anregend und ergreifend war mir die, wenn auch nur passive Assistenz bei einem der gewaltigsten Dramen, das sich denken läßt, so gewaltig, wie es nicht jedes Jahrhundert erlebt. Nachdem wir etwa dreiviertel Stunden mit Bismarck de bon humeur trotz heftigen Hexenschusses conversirt und dann noch ein Viertelstündchen allein geplaudert hatten, erschienen Thiers und Favre, und nun folgte eine lange Conferenz von reichlich fünf Stunden in engem Gemach. Die Verhandlungen, natürlich in französischer Sprache, wurden zwischen Bismarck und hauptsächlich Thiers geführt. Favre sprach sehr wenig, mein bayerischer College streute halbstündig eine kurze Phrase ein, ich befleißigte mich nur des Zuhörens, und der während der Verhandlungen eingetroffene württembergische College machte es wie ich. Thiers ist ein sehr kleiner, alter, ungemein beweglicher Herr von unglaublichem Wortreichthum. Sein Gesicht, nur durch eine sehr scharf gewölbte Nase ausgezeichnet, macht keinen angenehmen, überhaupt keinen bestimmten Eindruck. Es spiegelte sich in seinem ganzen Wesen eine große Erregung ab, welche die peinliche Gemüthsstimmung des Unterhändlers erkennen ließ. Favre hat einen Charakterkopf, wie der Maler sich ihn wünschen muß. Er war sichtlich von so tiefem Seelenschmerz zerrissen, daß man ihn nur mit Sympathie betrachten konnte. Er war bei seiner Wortkargheit präciser als Thiers, der ihn an Unermüdlichkeit und Gewandtheit weit übertrifft, aber an Würde ebenso weit hinter ihm zurücksteht und nach absolutem Maaßstab gemessen doch weit mehr durch die Quantität als die Qualität seiner Leistungen imponirte. Ueber das Sachliche der in der That für Frankreich furchtbar schweren Bedingungen wurde kein Wort mehr gewechselt, nur an den Modalitäten — erfolglos — genörgelt. Bismarck war geradezu bezaubernd, von großartiger Liebenswürdigkeit und liebenswürdiger Größe. Wenn Thiers sich zu sehr in langen Klageliedern erging, ohne bestimmte Gegenvorschläge zu machen, kam zu rechter Zeit ein seufzendes Stöhnen über die unerträglichen nervösen Schmerzen, die ihn fürchten ließen, die Verhandlungen nicht fortführen zu können; oder auch einmal in verbindlichster Form ein scharfer Sarkasmus, z. B.: ich würde mich im Vertrauen auf Herrn Thiers gerne mit geringeren Garantieen begnügen, wenn er erblicher König von Frankreich wäre; oder: Herr Thiers ist durch seine Beredsamkeit verwöhnt, durch welche er Stunden lang große Versammlungen fesseln kann, wir werden aber, wenn wir uns nicht einigen, in dreißig Stunden wieder schießen, u. dgl. m. Wirklich imponirend war aber der Hüne zwei, drei Mal, wenn er vollkommen chevaleresk und ohne jegliche persönliche Härte, um zum Abschluß zu kommen, erklärte, nicht der Sieger, sondern der Besiegte hat nachzugeben. Es ist doch ein ganz eminenter Mensch, der trotz manchem wunderlich Bizarren doch, als echtes Genie, bei aller Kraft innerlich maßvoll ist. Die stundenlangen Debatten bewegten sich zunächst um die Grenze bei Belfort — ohne Erfolg für die Franzosen. Dann um die Modalitäten der Zahlung der Kriegsentschädigung — noch nicht erledigt. Dann um die zu besetzenden Theile von Paris — vergeblich für die Franzosen. Ferner die Art der allmäligen Räumung der besetzten Gebiete — nach unendlichem Hin- und Herreden eine von

Thiers vorgeschlagene neue Wortfassung, die sachlich mit dem Vorschlag Bismarck's vollkommen übereinstimmt. Endlich die Verpflegung der Occupationstruppen — dabei wurde ohne Resultat abgebrochen, und heute soll fortgefahren werden. Nach Bewilligung der Gebietsabtretung und der großen Entschädigung kann, wie ich denke, am definitiven Abschluß heute nicht gezweifelt werden. Es handelt sich eigentlich nur noch um den Zahlungsmodus, der, je nachdem er gewählt wird, die Franzosen allerdings noch einmal ein paar hundert Millionen mehr kosten kann. Vorschläge darüber sollen von Sachverständigen gemacht werden, als welche von deutscher Seite Graf Henckel und Bankier Bleichröder, von französischer Alphons Rothschild aufgestellt sind." Hier ein für Jolly sehr charakteristischer Zwischenfall:

„Während einer Pause in den Verhandlungen sprach Thiers mich an und erkundigte sich wegen meines Namens nach der Herkunft der Familie. Als ich ihm sagte, wir seien eine nach der Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich entkommene Hugenottenfamilie, hielt er sofort einen langen Vortrag über die Nachtheile, welche Frankreich aus der Verfolgung der Protestanten erwachsen seien, beschwor mich harmloses Dekorationsstück, nicht neue Leiden über Frankreich zu bringen, und schloß mit der Aufforderung: hören Sie auf die Stimme Ihres alten Vaterlandes! Weil nun Alles um mich herum grandios war, wurde ich auch einmal grandios, nahm mein Französisch zusammen und sagte: Der Ton aus der Vergangenheit, den ich hier am deutlichsten vernehme, ist die Glocke von St. Germain l'Auxerrois, welche das Signal zur Bartholomäusnacht gab. Da verstummte der gesprächige kleine Herr und ließ mich in Frieden." Zwei Tage später fährt Jolly in seinem Berichte fort:

„Nach der langen Discussion am Samstag Nachmittag nahmen wir am Diner im Bundeskanzleramt Theil, die Franzosen hatten gedankt. Die Unterhaltung war im höchsten Grad interessant, die verschiedensten Richtungen und Wünsche äußerten sich: das brutalste Borussenthum, vertreten durch den zufällig anwesenden Grafen Renard, das heroische Selbstgefühl des Bankier Bleichröder mit einer unvergleichlichen Judenphysiognomie, die ruhige Geschäftsbetrachtung des klugen Geheimerath Schnydtmann und Anderer, die weltmännische Feinheit des Grafen Henckel und vor allem die liebenswürdige Größe Bismarck's. Nach Tisch sollte die Conferenz fortgesetzt werden, es kam aber nicht dazu, indem die Finanzfachmänner nicht die von ihnen verlangten Vorschläge machen konnten; Rothschild behauptete, es seien ihm von Thiers nicht genügende Unterlagen angegeben. Bismarck hatte darüber noch, wie er uns gestern erzählte, eine kleine Privatscene mit Thiers, schließlich kam aber nichts Anderes heraus als die Verabredung, Sonntags 11 Uhr wieder zusammen zu kommen. Die Scene im Versammlungssaal im Bundeskanzleramt, in welchem sich die ganze oben beschriebene Gesellschaft mit den Räthen und Attachés des Kanzlers zwanglos herumbewegte, noch bereichert durch Hinzutritt des über einzelne Punkte zu Rath gezogenen Generals von Stosch, eines äußerst besonnenen, festen Mannes, dann des Barons Rothschild und endlich auch von Thiers und Favre, ist das Grandioseste, was die Phantasie eines Dichters ersinnen, der Pinsel des genialsten Malers darstellen könnte. Letzterer müßte sich als Mittelpunkt den Augenblick wählen, wie Rothschild, ein kleines schmächtiges Männchen mit schlotternden Knieen, vor dem etwas gereizten Bismarck steht, der, ärgerlich daß die Sache nicht fertig wird, mit lauter Stimme und trotz Hexenschuß hoch aufgerichtet erklärt: wenn der Herr Baron keine Neigung hat, die gewünschten Vorschläge zu machen, müssen wir sehen, wie wir sonst fertig werden. Stammelnde Antwort: Excellenz, ich bin geneigt. Mein bayrischer College war sehr ängstlich, die Sache könne scheitern; die wildesten Borussen fingen an zu hoffen, sie werde scheitern; das deutsche Lager fühlte sich sicher, das herrliche Ziel werde morgen erreicht sein, trotz der letzten schmerzlichen Zuckungen des machtlosen Gegners; die Franzosen wahrten mühsam die Fassung. Gebe Gott, daß nie ein deutscher Staatsmann Aehnliches zu erleben habe. — Gestern machte Bismarck nach der Rückkunft der Franzosen die Sache in 2—3 Stunden mit diesen allein ab; wir wohnten nur noch der Unterzeichnung bei, nachdem er uns vorher von dem schließlichen Verlauf der Verhandlung unterrichtet hatte. Er wollte jedenfalls gestern abschließen, weil er nach seinen früheren kategorischen Erklärungen den Waffenstillstand nicht mehr verlängern konnte und täglich eine ungeschickte Einmischung Englands ohne sachlichen Zweck, nur zum Frommen seiner parlamentarischen Discussionen fürchtete. Bismarck begnügte sich deßhalb damit, daß in diesem Jahr Frankreich nur eine Milliarde, den Rest binnen drei Jahren zu zahlen hat, legte dabei aber den Franzosen solche Daumenschrauben an, daß sie sicher in ihrem eigenen Interesse früher zahlen werden. Er war mit Thiers und dessen kleinlichen Nörgeleien sehr unzufrieden, hat ihn aber total besiegt; die Franzosen hätten bei geschickterer Operation bessere Ausführungsbestimmungen erhalten können. Noch bei der Unterzeichnung, die Bismarck triumphirend mit der vorher den Franzosen als patriotisches Geschenk aus Pforzheim vorgezeigten goldenen Feder vollzog, spielte eine höchst ergötzliche Scene. Die süddeutschen Minister unterzeichneten mit der Bemerkung, sie treten dem Vertrag besonders bei, mit Rücksicht darauf, daß die süddeutschen Staaten ursprünglich selbstständig Krieg führten. Thiers schlug eine etwas abweichende, mehr in particularistischem Sinn gehaltene Fassung vor. Bismarck: ‚Sie zerpflücken mir ja wieder die deutsche Einheit.' Thiers: ‚Ah, c'est nous qui l'avons faite.' Bismarck, achselzuckend: ‚Peut-être.' Gestern Nachmittag 4 Uhr 12 Minuten war der glorreichste Vertrag, den Deutschland geschlossen, unterzeichnet. Die Franzosen eilten sofort weg, Thiers, den Bismarck beim Abschied wegen aller ungern ihm bereiteten Qualen verbindlichst um Entschuldigung bat, in erbittertem Ungestüm, Favre in stillem Schmerz. Wie froh der Großherzog meinen Bericht vernahm und wie gern ich ihn erstattete, kannst Du Dir denken. Er war dann mit Göler bei der kaiserlichen Tafel, die zu Ehren des Königs von Württemberg stattfand. Göler erzählte mir Abends, als der Kaiser eingetreten, habe er in dem dichten Kreis der Generale Moltke gesucht, sei auf ihn zugeeilt und habe ihn, während ihm die Thränen über die Wangen liefen, umarmt."

„Hauptereigniß des 28. Februar war ein von Bismarck den Mitgliedern seines Ministeriums und uns in St. Germain gegebenes Diner. Der Mann war dabei wieder von wunderbarer Liebenswürdigkeit. In dem stundenlangen Gespräch über Tisch hörte ich von ihm die interessante Thatsache, daß die Schlacht von Gravelotte in Folge befehlswidriger Gefechtslust von Steinmetz einen Tag früher geschlagen wurde, als beabsichtigt war, und daß sie deßhalb so blutig wurde. Interessanter waren seine allgemeinen politischen Reflexionen, wenn man seine aus der frischesten Anschauung hervorsprudelnden Bemerkungen so nennen darf und mag. Sie laufen wesentlich darauf hinaus, große politische Aenderungen ließen sich nicht machen, man müsse den natürlichen Lauf der Dinge beachten und sich darauf beschränken, das Gereifte zu sichern; der Staatsmann müsse wie ein Förster sein, der geduldig abwarte, bis der Wald schlagreif geworden. Wunderbar, daß der unvergleichlich geniale und gesellschaftlich so überaus liebenswürdige Mann doch, allem Anschein nach, eigentlich keinen persönlich an ihn geketteten Freund hat. Es war mir sehr merkwürdig, wie in diesen Tagen herrlicher Entscheidung die vermeintlich vertrautesten Räthe seines Ministeriums, wenn ich nicht sehr irre, innerlich gegen ihn gereizt waren, weil er vermöge seiner unbedingt gebieterischen Natur jedes Vertrauen, jede Mittheilung, jede Gemeinsamkeit verschmäht und allein seine kühnen Pfade wandelt. Unbegrenzten Dank

sind wir ihm, denke ich, wegen seiner in ihren Folgen ihn am schwersten treffenden Rücksichtslosigkeit nur um so mehr schuldig. Er ist ein rastloser Arbeiter, der ein vertrauensvolles Sichgehenlassen nicht kennt und bei welchem in Ermangelung dieser natürlichsten Ausspannung die Gereiztheit und Ueberspannung begreiflich sind. Auf meine Frage, wie er den jetzigen Moment genieße, erhielt ich die Antwort: es giebt im politischen Leben keinen Ruhepunkt, der ein befriedigtes Rückschauen zuläßt; ich weiß nicht, was aus dem heute Gepflanzten morgen wird." — — —

Der wohl begabteste und thatkräftigste süddeutsche Mitarbeiter Bismarck's wurde 1871 Mitglied des Bundesrathes und erwarb sich dann auch für die freie Ausgestaltung des badischen Staates und im Kampfe gegen die Uebergriffe der katholischen Kirche große Verdienste. Als Präsident der Rechnungskammer zog er sich, durch den Ausgang des Culturkampfes verbittert, vom parlamentarischen Leben zurück. Sein letzter Schmerz war Bismarck's Entlassung; er nannte es unbegreiflich, daß der Kaiser eine Macht zerstören mochte, die er zu erben berufen war. Jolly kann weder in Baden, noch im Reich vergessen werden.

---

## Reisebilder für Daheimgebliebene.

Von Hans J. Meislinger.

Jean Paul's Schulmeisterlein Wutz, der die Bücher selber schrieb, deren Titel er nennen hörte, und der sich so seinen ganzen Hausbedarf an Büchern selber machte, hat sein Seitenstück in jenem Stubenhocker, der mit Vorliebe Reisebeschreibungen las, weil — sie ihm das Reisen ersparten. Dann setzte er sich mit dem Buch in der Hand im Sommer in den Baumschatten und im Winter hinter den Ofen und machte mit Hülfe einer Landkarte, die er neben sich ausbreitete, den geschilderten Ländern einen Besuch im Geiste. Sogar der praktische, aber nüchterne Baedeker vermochte seine lebhafte Phantasie anzuregen, so daß er oft selbst im Zweifel war, ob er das Land etwas mehr als nur theoretisch und par distance kennen gelernt habe. Die Ungezählten weil Unzähligen von der großen Mehrheit der nicht vom Glück Begünstigten, die gerade jetzt zu Hause bleiben müssen, wo die Minderheit dem sommerlichen Dunst der Städte entfliehen darf, werden das stille Glück jenes Gedankenreisenden würdigen und beneiden, denn nur Wenigen ist die holde Himmelstochter Phantasie gewogen. Und nun gar der Baedeker! Den empfinden sie mit seiner „vorgreiflichen" Begeisterung und seinen praktischen Hinweisungen wie einen Hohn auf ihre unfreiwillige Stubenhockerei. Ja wenn man einen liebenswürdigen heiteren Schilderer hätte, der dem Leser gar keine Phantasie zumuthet, weil er selbst Phantasie für Zwei hat, einen Herrn Urian, der, wenn er eine Reise that, sie auch zu schildern, zu erzählen, zu verlebendigen wußte, einen Reisefeuilletonisten von Goethe's Anschaulichkeit aber ohne seine Schwere, einen heiteren witzigen Plauderer, nicht von der trivialen Art einer „Buchholzen", einen Heine ohne seine aufgeschminkten Lyrismen, einen Landschaftsmaler und Menschenkenner...

Kurz und gut, den Daheimgebliebenen, die sich doch gern in die schönere Ferne träumen, an die See, in's Gebirge, in fremde Städte, in Fjorden und Olivenhaine, Alles in Gesellschaft eines lieben, witzigen, fein beobachtenden und noch feiner erzählenden Schilderers — ihnen ist geholfen. Sie brauchen nur zu Ludwig Hevesi's Neuen Reisebildern: „Blaue Fernen" zu greifen, die bei Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erschienen sind. Da zeigt sich der blonde Ungar mit den echt hunnischen Backenknochen und dem noch echteren Wiener Humor wieder in seiner Größe: als unser erster Reisefeuilletonist seit Heinrich Heine. Und an seinem Arm wandern wir von Süden nach Norden, von Ost nach West, daß Herr Urian, der schon hundert Jahre vor Nordenskjöld die Nordwestpassage suchte, seine Freude haben müßte: das grüne Irland, Schottland, ein Italien voll origineller Käuze, das unterirdische Holland, Nordland, die Riviera, Sylt ... und wenn wir Daheimgebliebenen das Buch zuklappen, so sind wir so voll von den Eindrücken, Landschaften und Menschenbildern, daß wir fast darauf schwören möchten, das Alles erlebt zu haben. Und so geht es auch dem nüchternsten, phantasielosesten Menschen. Der Mann mit dem schönen ungarischen Namen, der so schlecht auszusprechen ist, hat uns eben in seinem Bann gehalten. Er macht die Reisen und weiß uns einzureden, daß wir sie machen! Da haben wir zum Beispiel die Suggestion der Mitternachtsonne!

„Tarhals-Höhe, sagte der Capitän. Ein langer Seufzer zog durch die Luft, von Osten her. Da fuhr es im Norden über die See, scharf wie Wetterleuchten, und hinterließ einen feuerrothen Strich zwischen Himmel und Wasser. Keine Spiegelung nach unten, keine Strahlung nach oben. So dick lagen die Elemente um uns, daß sie trotz der Brise aus Ost keiner Regung fähig schienen. Und nun erhob sich in der Mitte jenes rothen Striches eine rothe Säule. Sie schien im Wachsen die bleigraue Wolkendecke zu heben, daß diese einen helleren Spalt über dem Horizont ließ. Immer höher wuchs die unheimliche Säule, welche die leibhaftige Sonne war. Dann kam ein Augenblick, wo sie sich plötzlich unten und oben aus dem Grau löste, daß, wie auf einen Federdruck, das viereckige Bild in ein kugelförmiges zusammenschnellte. So löst sich ein Blutstropfen von der Haut. Und dieser weltengroße Blutstropfen hing nun frei draußen im Leeren, glanzlos glühend, lichtlos brennend, eine drohende Götterdämmerungssonne. Unter ihr im Meer lag jetzt ein dicker Blutstreifen, über ihr im Gewölk ein anderer. Beide wurden immer länger; noch eine Minute und sie glichen zwei rothglühenden Schienen, zwischen denen der ungeheure dunkelrothe Ball, wie im Dahinrollen plötzlich gehemmt, stille stand... Nur einen Augenblick. Da glühten links die Klippen noch im letzten Abendschein und rechts die starrenden Nadeln schon im ersten Morgenschimmer; jedes ein leises, kaum merkliches Roth, denn verdrießlich that diesmal das Tagesgestirn sein heiliges Amt. Es war wie an jenem Tage, da Josua die Amoriter schlug und die Sonne stille stand zu Gibeon und der Mond im Thal Ajalon."

Und nun nach dieser virtuosen Farbensymphonie in Worten eine Vedute vom Molde-Fjord, dem norwegischen Nizza, diesmal in der Beleuchtung des sonnigsten Humors:

„Wir gingen an Land und ließen uns durch eine Allee junger Birken, deren Stämme ganz versilbert aussahen, auf eine Höhe führen, wo eine zierliche Halle steht. Ein alter Seemann aus gebrannten Thon ist darin aufgestellt, und hält eine Sammelbüchse für andere alte Seeleute, die auch lieber von gebranntem Thon wären. Wir gaben ihm nichts, denn die Natur war zu schön. Da unten lag der Fjord und griff mit seinen dreizehn blauen Armen in der Welt umher, ergriff bald diesen, bald jenen grünen Brocken und ließ ihn wieder fahren; seine Arme werden nach Belieben lang und wieder kurz. Auf dem Wasser paddelten Schiffer umher, die nichts zu thun hatten, als dem Fjord den Rücken zu kraulen; ihre Mützen brauchten in Neapel nicht röther zu sein. Im Schnabel jedes Kahnes war eine junge Erle aufgepflanzt, wie ein ewiger Maibaum, das sogenannte „Laubsegel". Mitten im Blau lagen zwei lange grüne Streifen, deren einer scherzhaft die Glasscherbeninsel genannt wird, denn ihr Boden ist mit zerbrochenen Bierflaschen bedeckt, von den Picknicks her, deren Schauplatz sie zu sein pflegt. Weiterhin trieben noch andere Eilande mit winzigen Gehöften und weißen Kirchlein umher, die das Bauernkind gewiß heute so, morgen so aufstellt.

Und hinter alledem stand, blauweiß gegen den Himmel, eine Kette von Hochalpen, lauter tollkühne Eisgipfel und ungeheuerliche Schneerücken, von denen blaue Gletscher zu Thale glitten. Ergriffen fuhren wir mit den Händen in die Taschen und warfen kleine Silbermünzen in die Sammelbüchse des thönernen Matrosen, denn die Natur war zu schön." Und noch ein nordisches Stimmungsbild voll komischer Hyperbeln, so recht charakteristisch für Hevesi's eigenartige Komik: Der Wind von Sylt:

„Als ich ausging, schellte ich den Hausknecht herbei, der half mir die Thür öffnen; sie ging nämlich gegen den Wind. Es steht auch an keiner Thür, wie bei uns: „Man bittet die Thür nicht zuzumachen, da sie sich selbstthätig schließt." Und wie selbstthätig! Eine Mausefalle für Elephanten müßte so construirt sein, wie ein Zimmer in Westerland, dessen Thür nach Nordwest geht. In der Strandhalle sind alle Tischtücher mit eisernen Klammern an den Tischen befestigt; warum nicht auch die Gäste an den Sesseln? Der Regierungsrath von Haber steckt des Morgens Watte in sein rechtes Ohr und nimmt sie Abends immer aus dem linken heraus; der Wind preßt sie ihm regelmäßig hindurch. Der schönen Commerzienräthin hat der Wind heute einen Brillanten aus ihrem Ohrring herausgeweht. Der Kellner Jakob in der Strandhalle belegte heute alle Butterbrode doppelt mit Fleisch, zur Belastung der Butter, die sonst vom Brod hinweggeweht würde. Zahlreiche Lippenverwundungen kommen vor; es geht nämlich meistens ein Stück Lippenhaut mit, wenn der Wind einem die Cigarette aus dem Munde reißt. Der Wind besorgt das Heulen, das Publicum das Zähneklappern; das ist die Sylter Arbeitstheilung. Nachmittags ging ich über die Haide. Die ausgebauchten Fensterscheiben, die hier so häufig sind, dürften auch durch den beständigen Druck des Windes so convex geworden sein."

Es ist selbstverständlich, daß unser Humorist als eingefleischter Literat in Norwegen sich in erster Linie für Literatur interessirt und das Handwerk grüßt, wenn auch letztere Artigkeit nicht immer bequem ist.

„Das Erste, was ich da erblickte, war der alte Ibsen, in tadellose Schwärze gekleidet, wie aus dem Schächtelchen gezogen, mit Salonrock und Seidenhut, das rothe Seemannsgesicht mit schneeweißen Gebüschen umwachsen, für die er eine eigene Gartenscheere haben muß, daß sie wie Buchsfiguren stets ihre Form behalten. Jeden Mittag und jeden Abend kam er pünktlich die Karl-Johannstraße herab in mein Grand Hôtel, um in dessen Zeitungszimmer seinen obligaten „Pjolter" (Cognac mit Selters) zu nehmen. Die Leute sahen ihm nach und grüßten ihn, als den literarischen Landesherrn. Ich sah ihn auch reisen, und da wurde er buchstäblich gefeiert. Auf jeder größeren Station stieg er aus, schritt durch ein Spalier von Leuten, wobei er die Blumen, die ihm die Damen reichten, in Empfang nahm, nach dem Wartesaal — bald hätte ich gesagt: nach dem Hof-Wartesaal — und trank dort sein Bier. Dann kam der Stationschef, salutirte und meldete, wie einem Monarchen, daß der Zug sogleich abgehen werde. Man wird von dieser allgemeinen Ibsenverehrung schließlich so angesteckt, daß ich in Molde selbst vor Ibsen und Compagnies Dampfschiffsexpedition unwillkürlich den Hut abnahm." Aber auch im Literaturnorden ist nicht Alles Gold, was glänzt. Die nordische Schriftstellerei hat ihre Gefahren. „Auch über den lustigen Dichter Bellmann wurde gesprochen, Citate aus seinen Gedichten wurden mir immer genau übersetzt. ‚Wird Bellmann bei Ihnen nicht gelesen?' hieß es gelegentlich; ‚der schwedische Anakreon . . . leider hat er sich todtgezecht.' Noch andere große Schweden kamen auf's Tapet; ich wußte ein Citat aus der Frithjofssage von Tegnér. ‚Seine Statue steht an dem neuen Hause in der Tegnérstraße, im ersten Stock,' hieß es; ‚leider hat er sich todtgetrunken.' Später einmal rühmte ich die schönen Denkmäler der Stadt, den Berzelius z. B. im großen Mantel, der im Winter jedenfalls mit Hermelin verbrämt werde, durch den Schnee. ‚Ach, Berzelius,' hieß es, ‚wenn Sie einmal zur Solnakirche fahren, bei Schloß Karlberg, auch im Mälar, da sehen Sie sein Grabmal; leider . . .' Hier schwieg die Sprecherin unwillkürlich. — ‚Leider? . . .' nahm ich das Wort auf. — Herr S. lachte über die Verlegenheit seiner Frau. ‚Er hat sich nämlich auch versoffen,' sagte er mir in's Ohr, ‚es scheint Henriette schon zu geniren, daß alle unsere großen Männer am Trunke zu Grunde gehen'" . . .

Als echter Humorist excellirt Hevesi in der Kunst, komische Käuze zu entdecken oder zu erfinden — man weiß nie so recht bei ihm, ob er nach der Natur zeichnet oder nach der Phantasie. Jedenfalls leben sie alle, seine Charakterköpfe und Chargen, seine vermenschlichkeiten Einfälle wie z. B. jener alte Seelöwe, mit dem ein Jeder, er sei wer er will, nur mit gespreizten Beinen sprechen kann (weil er die Gewohnheit hat, seinem geehrten Zuhörer zwischen die Beine zu spucken!). Oder jener wunderliche Bozener Kurgast aus Rußland, Ilia Michailowitsch, der sich eine wahre Philosophie der Erkältungen ausgedacht hat. Die Wiege des Menschengeschlechts habe unter einem wärmeren Klima gestanden und daher stamme eine Menge südlicher Einrichtungen, die auch im Norden nicht geändert würden. Er für seine Person habe seine erste Erkältung davongetragen, als er mit zu kaltem Wasser getauft worden sei; im Winter in Orenburg! Und seitdem sei er fast unablässig erkältet gewesen. Selbst eine nie dagewesene Vorsicht habe ihm nichts genutzt. Er habe z. B., da insbesondere sein Brustkasten sehr empfindlich gewesen, seine sämmtlichen Orden vor dem Anlegen immer erst wärmen lassen. Wer denn darauf achte, rief er, daß bei x Grad unter Null eine Reihe eiskalter Metallplättchen auf der Brust eine stundenlang währende locale Wärmeabfuhr verursachten! Jeder Orden leiste die Arbeit eines Blutegels, er entziehe örtlich Wärme, also Blut. Und doch setze sich selbst der Czar dieser Gefahr aus, ohne daß sein Leibarzt eingreife. Seinem alten Freunde Poliakow, dem Erzmillionär, habe er sogar gerathen, stets nur eine gewärmte Couponscheere zu benutzen; der habe ihn selbstverständlich ausgelacht. Auch habe er es sehr zweckmäßig gefunden, wattirte Hosenträger zu tragen. In früheren Jahren sei er überzeugter Jägerianer gewesen. Da habe er jedoch auf der Durchreise in Stuttgart den Professor Jäger aufgesucht und dessen Ohren mit Baumwolle verstopft gesehen. Er habe seinen Augen nicht getraut; Jäger, der Baumwollfeind, hätte sich doch Schafwolle in den äußeren Gehörgang stopfen müssen. Und da habe er plötzlich sein ganzes Vertrauen zur Jägerwolle verloren und sei ein Grobleinener geworden. „Ja wohl," schloß er, „das ganze Leben ist nur eine Kette von Erkältungen; von der Taufe mit kaltem Wasser bis zum ungeheizten Grab."

Ein andermal erzählt uns Hevesi von einer sonderbaren Zeitschrift, die er in England kennen lernte. Auf seine Autorität hin wollen wir auch den Lesern der „Gegenwart" davon erzählen. Das Blatt heißt „The Ostrich", der Vogel Strauß. Ein Bildchen in der Mitte seines Kopfes stellt diesen berühmten Vogel dar, wie er sein Haupt in den Sand steckt und sich dabei sehr wohl befindet. Ein Wahlspruch aus Shakespeare steht auch unter dem Titel. Er lautet: „Selbst von der Wahrheit ist die Hälfte Trug." Im Lesesaal fand Hevesi die drei bisher erschienenen Jahrgänge des „Ostrich" gebunden und las in der ersten Nummer die Rechtfertigung des Titels, nämlich den Nachweis, daß der Vogel Strauß ein praktischer Philosoph ersten Ranges, aber leider verkannt und verunglimpft sei. „Dinge, die wir nicht bessern können," heißt es in dem Aufsatz, „werden dadurch nicht angenehmer, daß wir sie aufmerksam betrachten und dadurch unsere Gesundheit herunterschrauben." Von diesem Grundsatz ausgehend, führt das Blatt eine eigene Rubrik: „Berichtigte Redensarten". In jeder Nummer wird ein falsches Sprichwort sanft bei Seite geschafft. In der letzten Nummer z. B.

galt es dem Satze: „Morgen, morgen, nur nicht heute: sagen alle faulen Leute.“ Wie verkehrt! meint der wackere „Ostrich“; alle weisen Leute, müsse es heißen, denn man solle Alles gehörig überschlafen, nichts in der ersten Hitze thun, dann werde man vor Ueberstürzungen und Unvorsichtigkeiten sicher sein. In der vorletzten Nummer widerlegte er den pessimistischen Satz: „Heute roth, morgen todt.“ Der gläubige Christ, meint der fromme „Ostrich“, müsse den Satz umkehren, denn „heute todt, morgen roth“, das bedeute die Unsterblichkeit, die verbürgte Hoffnung, ja Sicherheit des ewigen Lebens. Diese einzige Kampfrubrik des Blattes gestattet sich nämlich auch den Gebrauch lebensgefährlicher Wörter, allerdings nur um sie auszurotten. Denn der „Ostrich“ ist trotz seines zielbewußten Quietismus keineswegs ein Blatt, das Vogelstraußpolitik treibt. Er sieht Alles und theilt seinen Lesern Alles genau mit, aber in seiner Weise. Vor Allem suggerirt er. Dies bricht den Ereignissen die bösen Spitzen ab, läßt Möglichkeiten offen, belebt Hoffnungen, streift den Sensationen des Tages ihren blutrünstigen Charakter vom Leibe. Es liegt tiefe Menschenkenntniß; ja die Einsicht eines erfahrenen Nervenarztes in den Mitteln, die er anwendet. Diese Zeitung ist geleitet wie ein Sanatorium. Sie faßt Alles, was sich in der Welt ereignet, zwei Mal wöchentlich in nicht mehr als sechs Rubriken zusammen. Ob hohe oder niedere Politik, Wahlen oder Unglücksfälle, Kunst oder Literatur — all' diesen Stoff betrachtet der „Ostrich“ vom Gesichtspunkte seiner sechs Rubriken aus. Eine solche Rubrik heißt: „Die Dimentis von morgen.“ In ihr werden ohne Ausnahme alle wichtigen politischen Nachrichten zusammengefaßt, da die Erfahrung gelehrt hat, daß jeder solchen Nachricht eine mehr oder weniger durchgreifende Richtigstellung folgt. Siehe das Motto des Blattes: „Selbst von der Wahrheit ist die Hälfte Trug.“ Und wahrlich, der „Ostrich“ hat meistens Recht. Wenn er sich aber irrt, so ist weiter keine Rede davon; sein Zweck ist erreicht, denn eine Nachricht, die unter solchem Gesammttitel steht, findet doch nur halben Glauben und hat ihr Aufregendes verloren. Allein noch wichtiger ist die weitere Rubrik: „Was geht das mich an?“ In ihr steckt eigentlich die höchste Weisheit des „Ostrich“, denn sie widerlegt von vornherein alle die Leute, welche die Manie haben, sich anderer Leute Köpfe zu zerbrechen. Da kommen hauptsächlich Alarmnachrichten aus fremden Ländern zusammen. Aber der Leser giebt der Redaction Recht: was geht das ihn an, ob in La Plata Präsident Morales oder Immorales herrscht, ob Fürst Bismarck sich gegen den Fürsten Hohenlohe erklärt hat und ob Stambulow durch gerechte Mörder oder ungerechte Richter, oder auch umgekehrt, abgeurtheilt wird? Das Alles verschwindet gegen die Wohlfahrt seiner Nerven. Die weiteren Rubriken heißen: „Es wird nichts so heiß gegessen“, „Und wenn schon?!“ und „Wir glauben nicht daran.“ Die letzte ist wieder sehr wichtig, denn sie enthält alle schauerlichen Sachen, wie Schiffsuntergänge, Erdbeben, Metzeleien u. s. f. An solche Dinge glaubt der „Ostrich“ grundsätzlich nicht. Zu weiterer Herabsänftigung der Tagesgeschichte dienen die „kalmirenden“ Titel und Spitzmarken. Unter der harmlosen Spitzmarke „Mehr Milch“ folgt z. B. ein Doppelmord, der im Branntweinrausch begangen worden. Damit soll gesagt sein, daß mehr Milch als Branntwein getrunken werden sollte. Mit den fett gedruckten Worten: „Beim Lawn-Tennis“ beginnt die Meldung, daß das Parlamentsmitglied für Dunbar vom Pferde gestürzt ist und sich ein Bein gebrochen hat; die Notiz hebt nämlich so an: „Beim Lawn-Tennis hätte es sich nicht ereignen können, daß Sir Robert Hartpool, Mitglied für Dunbar“ u. s. w. Das Blatt hat sich zu solchem Zwecke nachgerade einen ganzen Wortschatz von beruhigendem Charakter geschaffen. Ein Erdbeben heißt da Erdschwankung, eine Ueberschwemmung Ueberwasser, eine Hungersnoth „Frugalität“; bei einem „Zusammenstoß“ in Asien werden zwanzig Armenier „ausgestrichen“ (cancelled); ein Krach (crack) an der Börse heißt bloß ein Knack (knack) an der Papierverkehrsanstalt, statt Krise steht immer Ebbe, die Kurse fallen nicht, sondern „steigen“ von 56 auf 54 (augenscheinlich hinab); ein Eisenbahnzug in Amerika stürzt nicht, sondern „gleitet“ vom Damm, in Surinam bricht kein gelbes, sondern nur ein „gelbliches“ Fieber aus; ja für Selbstmord ist der Kunstausdruck selfturning (etwa: Selbstumgehung) geschaffen, an den sich die Leser gewöhnt haben. Ein Arbeiter fällt vom Baugerüst, das wird folgendermaßen gegeben: „X. verlor in der Höhe des vierten Stockwerkes den Hut und hat seitdem das Bewußtsein noch nicht wieder erlangt“; er blieb nämlich todt. Ein Gefängniß in Amerika brennt ab und von den 400 Gefangenen kommen 277 um's Leben; diese werden nicht erwähnt, wohl aber heißt es: „es wurden nicht weniger als 123 gerettet“. Gar zu schlimme Sachen werden mit der kleinsten Schrift gedruckt, so daß der erfahrene Leser bereits gewarnt ist, und statt der Katastrophe steht am Ende regelmäßig die Bemerkung: „Schluß auf Seite 13.“ Die Leser des „Ostrich“ wissen schon, was das bedeutet, es sucht sie also auch Niemand. Die Unglückszahl 13 hat das geschehene Unglück zu symbolisiren. Wo übrigens kein sofortiger Todesfall vorliegt, schließt jede solche Notiz mit einer „sicheren Hoffnung auf Genesung“.

Der wichtigste Theil des Blattes aber ist nachgerade der Roman geworden. Er bringt nämlich „Romane zum Einschlafen.“ Man glaubt in der Regel, nichts sei leichter, als langweilige Romane zu schreiben, aber weit gefehlt. Das sind schlechte Romane. Aber gute Romane, die den Leser einschläfern, die mit großer Kunst darauf hingeschrieben sind — dazu gehört ein eigenes Talent. Und ein solches fand das Blatt in Mr. Bill Austen, einem Journalisten in Belfast, der ihm diese Sachen liefert. Der im September laufende Roman hieß: „Palpitating inconsciousness“ (herzklopfende Unbewußtheit, oder unbewußtes Herzklopfen). Schon dieser Titel, mit seinen zwei viersilbigen Wörtern, zwei vierschrötigen Abstractionen, ermüdet den Leser. Und so geht es weiter fort. Der Verfasser hatte den teuflischen Einfall, seinen Roman in lauter viersilbigen Wörtern zu schreiben, natürlich mit Ausnahme der kleinen Füllwörter wie „of“ und „the“. Diese gleichmäßige Vierfüßigkeit der Sprache, noch dazu für Leser, die an vorwiegend einsilbiges Englisch gewöhnt sind, drückt wie Blei auf das Gehirn. Man muß einschlafen, ehe man eine Fortsetzung zu Ende gelesen hat. Auf den Inhalt kommt es dabei gar nicht an.

Der Mann, der diese seltsame Zeitung ausgedacht hat, heißt John Gillis und ist ein Walliser. Er war lange Jahre Schulmeister in der Gegend und schrieb einige Jugendschriften. Dann machte ihn der Fremdenverkehr zum Zeitungsschreiber. Er sah sich diese guten Londoner und Bristoler genau an, machte sich keine Gedanken über sie und that dann, was seiner Meinung nach ihrer Gesundheit zuträglich sein mußte. Und er that es als reiner Menschenfreund, denn er ist so „toll“, seine Zeitung unentgeltlich zu verschicken. Die Wirthe und anderen Abnehmer bezahlen ihm dafür, was sie wollen, auch hat man ihm auf Tilcotts Head ein hübsches Cottage gebaut, ganz mit rothen Fuchsien überwuchert und die Fensterscheiben blank, daß sie blitzten wie die Laterne eines Leuchtthurmes. Unzählige Leute haben dazu beigesteuert, bis in die höchsten Kreise hinauf. Mr. Gladstone gehört zu seinen Abonnenten, und die Prinzessin von Teck und Sir Arthur Sullivan . . .

So macht der Suggestionsreisende Entdeckungsfahrten in allen Ländern und erspart den Daheimgebliebenen die Mühe des Reisens. Da findet er im Limburgischen eine merkwürdige Unterwelt, tausendmal interessanter als die Katakomben von Rom und Neapel, von den historischen Entdeckungen an der Riviera und auf Corsica zu schweigen. Und dann alle die feinen und witzigen Bemerkungen über Kunst und Natur. Wir citiren auf Gerathewohl:

„Das Meeresblau, der Azur der Dichter, ist wohl das Zauberhafteste für den Nordländer. Es glaubt's ja Keiner, der es noch nicht kennt. Da lese ich in Ad. Rosenberg's Geschichte der modernen Kunst, Band II, Seite 191 über Arnold Böcklin's „Meeresidylle" folgende Reimlosigkeiten: „Die linke Hand hängt in das Meer hinab, aber der Alabaster der Haut leuchtet nicht, wie es sein sollte, durch das Azurblau des Wassers hindurch, sondern Hand und Unterarm sehen aus, als ob sie mit Ultramarin gefärbt wären. An dieser Schwierigkeit ist Böcklin trotz seiner Virtuosität im Kolorit gescheitert!" Armer Böcklin! Als ob einer überhaupt zu blau malen könnte, aus diesem Meer heraus, dessen Schaum noch blau ist, das noch als fliegender Tropfen in der Luft einem blitzenden Saphir gleicht. Gerade so blau, wie Böcklin meint, und noch etwas blauer sogar, sieht Menschenfleisch in diesem Wasser aus; man glaubt, es werde überhaupt nie wieder weiß werden nach diesem Indigobad. Auch Hildebrandt's Bild: „Unter dem Aequator" wurde ja seinerzeit von den Zeitungsberichterstattern viel zu blau gefunden. Einstimmig, als hätten die Herren schon sämmtlich die Aequatortaufe empfangen. Und Hildebrandt's Blau ist doch, weiß Gott, längst überboten: Anno „l'heure bleue". Was weiß so eine Landratte, wie blau das Blau sein kann! Als Humboldt nach Brasilien segelte, fiel ihm das auch auf, denn er hatte es auch nicht geahnt; da erfand er noch auf dem Schiffe ein Cyanometer, einen Blauheitsmesser." Oder die hübschen Bemerkungen über die Hamburger Kunsthalle:

„Bei dieser Gelegenheit sah ich Makart's ‚Einzug Karl's V.' wieder und vergoß eine Thräne über die Gewesenheit seiner Farbenpracht. Einst zog Karl V. an einem sonnigen Maitage in Gent ein, heute thut er es an einem rußigen, klebrigen Novembertage, der alles Fleisch fahl und alle Schatten schmutzig erscheinen läßt. Auch sitzt Carlos auf einem violetten Rosse, was er früher keineswegs gethan. Und merkwürdig, gerade von dem berühmten Makartroth, dessen Pracht ich so oft besang, ist kaum eine Spur vorhanden. An den grünlich-grauen Dingen aber, die sich einst so fein geberdeten, herrscht jetzt das Grau vor, und das grünliche Elfenblut ist eingetrocknet. Und dennoch ist es eine gewaltige Farbenruine, an die kein neuer Palast heranreicht."

Und zum Schluß noch ein Bild vom schwäbischen Volksfest in Stuttgart: „Die Residenz wimmelte von Landleuten aller Gaue in ihren Festkleidern. Bandenweise zogen sie umher in langoffenen schneeweißen Leinwandröcken, mit den Tailleknöpfen gleich unter den Schulterblättern, und in gelben Lederhosen und in Dreispitzen aus einem halbvergessenen Jahrhundert, und die Weibsleute blank von feinem Linnen und Spitzenwerk und bunt von Vergoldung und Bebänderung. In der Mittagssonne bei der Parkmusik war dieses Gewühl köstlich anzusehen. Die Stadtleute geniren sich fast ein wenig, daß sie nicht auch so altursprünglich einhergehen und so urnobel ausschauen, wie diese Bauern. Man sieht wahrlich nicht ein, warum nicht auch anderwärts solche Volksfeste in der Stadt gefeiert und solche Trachten gehegt werden. Es ist doch jammerschade, sie auszuziehen und in die Museen zu hängen. Das läuft dem künftigen Jahrhundert zuwider, das die abgerissene Ueberlieferung des vorigen Jahrhunderts, wie in aller künstlerischen Leistung und Erscheinung, auch in der Tracht wieder anknüpfen wird. Die Vorarbeiten dazu sind unter Ach und Krach zu unseren Lebzeiten gemacht worden. Ja, ich werde den pflaumenblauen Frack tragen und Sie den lauchgrünen, Anno 1927, wo das die Tracht der alten Herren sein wird. Und Freund X, der Advokat, wird die römische Toga vorziehen, und seiner Frau wird die Tracht der Minnehöfe besonders gut stehen. Alles wird Costum sein und nichts Toilette. Jeder wird sich in seinen Charakter kleiden, wird sich seinen Geschmack nunehmen und seinen Bildungsgrad anziehen. Schon heute bestehen Vereine, um diese und jene Landestracht lebendig zu erhalten: am Tegernsee, im Egerland und anderwärts. Ueberhaupt werden im nächsten Jahrhundert die Museen lebendig werden. Wir haben das todte Material gesammelt, die Nachkommen werden es wieder lebendig machen und lustig gebrauchen."

Aber wir müßten das ganze Buch abschreiben, wollten wir alle die fesselnden Ausführungen des welterfahrenen Humoristen citiren. Viel lieber verweisen wir auf das Buch selbst — die Daheimgebliebenen nicht nur, auch die Heimkehrenden!

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Gelübde.

Von Salvatore di Giacomo.

Autorisirte Uebersetzung von Woldemar Kaden.*)

„Ach du mein gekreuzigter Heiland!" schrie Vito Amante mitten in dem sonnenerfüllten Gäßchen, beide Arme hocherhoben gegen das Kreuzesbild, das aus einem Winkel hervorragte. „Ach du mein gekreuzigter Heiland, am Marterholze gestorben, vergiß nicht, was ich dir heute sage, heute am Maisamstage! Mach' mich wieder gesund, und bei den Schmerzen, die du gelitten, bei deiner Dornenkrone gelobe ich dir, ein Weib aus der Sünde zu lösen! Breche ich mein Gelübde, so laß mich nicht mehr bis zu jener Thür zurückgelangen!"

Er wandte sich und schritt langsam geradeaus auf seine Werkstatt zu, deren Thür sich längst hinter ihm geöffnet hatte. Dort stand, auf der Schwelle zusammengedrängt neugierig die ganze krankhafte Schaar seiner Gesellen und Lehrjungen, die nackten Arme bis weit über die Ellbogen mit Grün und Purpurroth befleckt, in farbigen Thränen abtropfende Strähne von Wolle und Seide in den Händen. Andere blasse Gesichter tauchten auf aus dem dunklen Hintergrund der Färberei, andere grüne, gelbe, blutrothe Hände stützten sich an die Thürpfosten, die von oben bis unten schon von trockenen Schmutzfarben starrten. Als Vito zurückkam, festen und sicheren Schrittes, leuchtenden Auges, wie durchdrungen von der Feierlichkeit des Schwures, wendete der Altgeselle sich zu den Uebrigen und sagte: „Laßt ihn vorbei!"

Alle traten zur Seite. Auf der Schwelle der Werkstatt fanden sich Gesicht gegen Gesicht der Altgeselle und Amante; tief bewegt aber schweigend blickten sie lange sich in die Augen, dann murmelte der Alte:

„Brav, mein Sohn." Drauf streckte er gegen den Christus des Gäßchens seine langen dünnen, durch die Farbe wie behandschuhten Arme aus und fügte hinzu: „Das ist die wahre Arznei! Und glaubt

*) Unser Mitarbeiter Julius R. Haarhaus giebt von seiner beliebten Büchersammlung für die Freunde Italiens: „Kennst du das Land?" (Leipzig, C. G. Naumann) in diesen Tagen den 3. Band heraus. Nach Paul Heyse hat diesmal der bewährte Schilderer von der Salita Petrajo in Neapel, Woldemar Kaden, das Wort. Er betitelt seine Skizzen und Schilderungen: „Volksthümliches aus Süditalien", aber er hätte eine weniger bescheidene und dafür zutreffendere Aufschrift wählen sollen. Es sind nämlich meistens Nachtbilder aus dem Gebiete des Aberglaubens, des Hexenwahns und Verbrecherthums, überaus reich an neuen und fesselnden Mittheilungen aus wenig beachteten Gebieten des Volkslebens, an denen nicht nur der flüchtige Tourist unaufmerksam vorbeigeht. Nur ein ganz genauer Kenner Italiens, der durch jahrzehntelangen Aufenthalt mit dem südlichen Volke so verwachsen ist, wie Woldemar Kaden, vermochte dieses werthvolle Buch zu schreiben. Und wie der ewig heitere Himmel über all der Verkommenheit und Thorheit lacht, so verklärt auch diese Schilderungen der sonnige Humor des mitfühlenden, verzeihenden und begreifenden Philosophen. Wir entnehmen den letzten Bogen die obige Uebersetzung des unseren Lesern bereits bekannten neapolitanischen Novellisten. Die Skizze ist um so interessanter, als sie der auch in Deutschland gegebenen Preisoper „Mala Vita" von Umberto Giordano Stoff und Handlung geliefert hat.

Die Redaction.

mir, Jesus Christus wird Euch von heute an in seinen ganz besonderen Schutz nehmen."

„Amen!" sagte Vito, „ich hab's gelobt und will's halten. Der aber muß mir die Kraft dazu geben."

Der Alte hatte Thränen im Auge, als er sagte: „Er wird sie Dir geben, mein Sohn, hab' nur keine Angst! Gott erhört uns."

„Schon jetzt fühl' ich mich besser," seufzte Amante. „Glaubt mir's, Don Marco. Ich fühle mich gar sehr erleichtert. Mir ist zu Muthe, als hätte ich dort, mitten auf der Straße, etwas abgeworfen, was mir die Brust beklemmte."

Der Alte stimmte kopfnickend bei, dann warf er einen Blick die Straße hinab und rief: „Hoho! da seh 'mal einer die Leute!"

Aus allen Kellern und Höhlenwohnungen waren sie herausgekrochen, kamen jetzt und gingen, strichen vorüber an der Färberei und warfen neugierige Blicke hinein, Vito suchend, ein Wörtchen zu erschnappen, irgend eine Geberde zu erspähen. Das war ja ein ganz ungewöhnliches Ereigniß. Die Kinder sammelten sich vor der Werkstatt mit offenen Mäulern, die kleinen schmutzigen Hände über dem Rücken gekreuzt. Das ganze Viertel nahm Theil an dem großen Geschehniß, das Schwatzen und Fragen nahm kein Ende. Ein Trupp Weiber kam die Straße herab auf den Christus im Winkel los. Als sie an der Färberei vorbeischritten, wo man die Arbeit wieder aufgenommen hatte, drehten sie alle gleichzeitig den Kopf. Aus einem Kessel stieg ein bläulicher Dampf auf und erfüllte das Innere. Man hörte kurze Hustenstöße. Ein scharfer Geruch, ein ekelerregender Gestank nach Beize und Leim drang bis auf die Straße. Aus dem Halbdunkel des Hintergrundes erklang ein dumpfes Plätschern, wie Schatten bewegten die Gestalten sich hin und her. Vito war nicht zu sehen. Enttäuscht zog der Trupp weiter und blieb erst unter dem riesenhaften Christus stehen, wo die Augen zur Betrachtung sich erhoben. Das Kreuz war in der letzten Choleraepidemie hier errichtet worden, es stand auf einem breiten würfelförmigen, von blau und gelbglasirten Fliesen umkleideten Grundstein. Ein kuppelähnliches Zinkdach, dessen Innenseite blau mit vielen goldenen Sternenpunkten bemalt war, schützte den Christus vor Regen. Dieser hing am Holze, den mit Tüchern umwundenen Kopf auf die rechte Schulter geneigt. Von den durchlöcherten Handflächen aus war ein feiner Blutfaden die Arme hinabgelaufen; noch andere Tropfen schwärzlichen Blutes befleckten den weißen Körper auf Schultern und Brust, und weiter unten, der Maler hatte sich nimmer genug gethan, war das Blut aus einer breiten Lanzenwunde auf das weiße Tuch, das den Leib umgürtete, getropft. Die beiden Laternchen an den Kreuzesarmen waren angezündet, doch zuckten sie noch unter dem Bann der lebhaften Sonnenstrahlen. Auf den Fliesen des Sockels standen in kleinen rothbemalten Töpfen zwei verdurstete Kamelienpflanzen. Stärker und zäher, das Grün nur durch einen leichten in der Sonne glänzenden Staub verdeckt, erkletterte eine Epheuranke das Kreuzesholz.

Ein paar alte Weiber, die feuchten Augen auf den Gekreuzigten geheftet, begannen zu beten, halblaut. Zwei jüngere, die ihm, Arm und Arm gegenüberstanden, betrachteten ihn stumm. Eine von diesen gähnte laut mit einem Aufseufzen der Langeweile. Als die Andern, immer weiter murmelnd, sich nach ihr umwandten, bemerkte sie verlegen, nur um etwas zu sagen: „Wie curios! das Gelübde hat er gethan, aber nicht eine Wachskerze hat er dargebracht . . ."

„Das ist wahr," sagte die Aelteste, „das ist Brauch. Das muß ich ihm sagen, ich hab' ihn ja noch als kleines Kind gekannt."

Sie brachen auf. Noch sprach man überall von dem Gelübde. Vorübergehende blieben stehen und befragten die Leute auf der Gasse. „Ein junger Mensch hat ein Gelübde vor dem Cruzifix abgelegt."

„Und hat die Wachskerzen vergessen," fiel die Alte ein, „die Wachskerzen, und ich gehe jetzt zu ihm . . ."

Sie trat in die Färberei und sprach mit sicherer Stimme: „Heda! Don Vito, das Gelübde habt Ihr gethan, an die Kerzen aber habt Ihr nicht gedacht."

„Ach guter Jesus!" rief Amante, aus dem Hinterraume hervor ihr entgegentretend. „Ihr habt Recht, Nunziata! Wie viele müssen's denn sein?"

„Zwölf, so ist's Brauch, und dazu drei Messen."

„Ihr habt Recht, Ihr habt Recht. Ich wasche mir nur die Hände und lause nach den Kerzen."

Die Alte, mit einer Hand sich an die Thürpfosten stützend, stieg langsam die beiden Schwellenstufen hinab und murmelte: „Schon gut, schon gut. Jetzt werdet Ihr auch wieder ganz gesund werden."

Amante wusch sich die Hände und ging aus. Unterwegs wagte er nicht, die Augen aufzuschlagen, ein gewisses Schamgefühl über sein Thun hatte ihn befallen. Er fühlte die Blicke Aller auf sich gerichtet, jene langen beharrlichen Blicke, die euch folgen, so lange ihr noch zu sehen seid, die euch an den freien und unbewußten Bewegungen des Körpers hindern und dem Schritte die gewohnte Regelmäßigkeit nehmen. Auf seinem Wege bildeten sich Gruppen, man rief sich zu, man rief sogar ihn an. Eine näselnde, langsam schleppende Stimme folgte ihm: „Don Vito, mit Gottes Hülfe, habt keine Sorge. Die Mutter Gottes ist mit Euch."

Er blickte verstohlen hin. Es war die blinde Marianna, die hier, die gelbe Bettlerhand immer ausgestreckt, ihren Platz hatte, schon da er ein Kind war und den Vater nach der Färberei begleitete. Irgend Jemand hatte ihr gesagt, daß Vito der Färber vorüberkäme. Er vergaß, ihr ein paar Soldi in die Hand zu legen. Auch die Blinde wußte schon von dem Gelübde, Alle wußten sie darum. Es schien ihm, als er auf die Piazzetta Santa Caterina Spina Corona einbog, als wüßten es auch die Kaufmannsdiener, die Goldschmiedgesellen, Kork- und Elfenbeinarbeiter, welche die Sonne vor die Thüren gelockt. Das Packet Kerzen unter'm Arm kehrte er auf einem Umwege, durch den Vico Astuti, nach der Färberei zurück, unbemerkt, und jetzt schlich er an einem Blendmäuerchen hin. Da streifte plötzlich etwas leicht seine Wange, fiel auf die Schulter und von da auf das Pflaster vor seine Füße: es war eine Mairose. Er blickte rasch auf. In der grauen verwitterten Mauer waren nur die Fenster eines verrufenen Hauses durch grüne Jalousien geschlossen. Durch die Sprossen dieser tanzten noch zwei, drei lose Rosenblätter leicht wirbelnd auf die Straße herab. Weiteres war nicht zu sehen. Vito Amante blieb stehen, unbeweglich, nachdenklich. Er blickte sich um. Niemand achtete auf ihn. Von einem Ende zum andern lag die Gasse in tiefstem Schweigen. Die Sonne tauchte den großen Christus in einen Glorienschein. Wieder schaute Vito Amante zu den stummen Fenstern hinauf, dann bückte er sich, erfaßte die Rose beim Stiele, verbarg sie, so gut er konnte, zwischen Arm und Packet und ging weiter.

— — — Acht Tage später, als Vito Amante, nachdem er die Werkstatt abgeschlossen, nach Hause gehen wollte, machte die Frau Annetiello's des Kutschers, die, den Ellbogen auf die Kommode gestützt, dastand und in die Gasse hineinblickte, lächelnd dem Vorübergehenden ein Zeichen. „Don Vito, kommt doch auf einen Augenblick herein, ich muß Euch sprechen." Amante, den Schlüsselbund in der Hand, blieb auf der Schwelle der Straßenthür stehen. „Nur herein," rief die Kutschersfrau, „es regnet nicht hier drinnen."

„Was befehlt Ihr?" fragte Vito kurz.

„Ich habe nur zu bitten. Vor allen Dingen: wie geht's?"

„Viel besser. Euch braucht man nicht zu fragen, Ihr scheint ein Pfingsttag."

„Aber wollt Ihr nicht Platz nehmen?"

„Meine liebe Donna Amalia, ich habe noch nicht gegessen. Ich habe, verzeiht, einen gewaltigen Hunger."

„Ein gutes Zeichen das. So gefallt Ihr mir . . . ein Zeichen von Gesundheit. Hört also, Don Vito . . ." Sie schwieg jedoch, unschlüssig, kratzte sich das runde Kinn mit dem Zeigefinger und blickte bald auf Vito, bald auf den St. Georg, der unter einer Glasglocke auf der Kommode stand. Ich weiß nicht, wie ich's Euch sagen soll," mur-

melte sie dann, „ich finde nicht das rechte Wort.“ Nun aber ließ sie alle Rücksicht bei Seite, schaute ihn groß an und fragte: „Ist es wahr, daß Ihr Liebschaft macht mit Cristina der Capuanerin?“

Vito wurde blaß und stammelte: „Ich? . . . und wer hat Euch das gesagt?“

„Ist's wahr oder nicht?“

Vito schaute sie fest an. Ihr Gesicht war durch die Lampe St. Georg's hell erleuchtet. „Nehmen wir an, es sei so,“ sprach er langsam und ruhig, „was ginge es Euch an?“

„Mich?“ schrie die Kutschersfrau und schlug sich heftig an die Brust. „Was wollt Ihr denn, daß es mich angehe? Das ist nett!“

„Nun, warum habt Ihr mich dann gefragt?“

„Was sagt Ihr?“

„Ich sage, warum habt Ihr mich gefragt, Donna Amalia? Macht's Euch Spaß, es zu wissen?“

„Ja, es macht mir Spaß.“

„Nun denn, wenn's Euch Spaß macht, so sage ich Ja! Ja, ich mache Liebschaft mit Cristina der Capuanerin.“

Die Frau schwieg. Er klimperte mit dem Schlüsselbund und schnippte die Asche von seiner Cigarre. Nach kurzem Schweigen murmelte er: „Gute Nacht denn.“

„Hört einmal, Vito.“ Er war schon auf der Straße und kehrte langsam zurück.

„Weitere Befehle?“

„Hört,“ sagte das Weib, „ich will wie eine Schwester mit Euch sprechen —“ Ihre Stimme bebte, die Hände knitterten an der Schürze herum. „Ihr seid auf schlechtem Wege, Vito. Ueberlegt Euch wohl, was Ihr thun wollt. Ich sag' Euch das nur, mein Gewissen zu entlasten. Ihr haltet Euch doch für einen anständigen Mann und meint, daß solch ein Frauenzimmer Euch zur Seite stehen könnte? Wollt Ihr, daß die Leute mit Fingern nach Euch zeigen? Wollt Ihr Eurer Mutter eine solche Schande anthun und Eurem Vater, dem Ehrenmanne? Und eine Schande thut Ihr Euch selbst an, Vito, gebt Euch nur keinen Hoffnungen hin. Wer viereckig geboren wird, kann nicht rund sterben . . .“

Vito unterbrach sie: „Seid Ihr fertig? Darf ich jetzt auch ein Wort sprechen?“

„Ich bin gleich fertig. Was für ein Frauenzimmer ist diese Cristina! Schiefe Zähne hat sie, ein Gesicht voll Sommersprossen und die Gesundheit einer Glasflasche. Wollt Ihr nun einmal die Dummheit begehen, so nehmt Euch wenigstens eine, die ein bischen Farbe auf den Backen hat. Die Cristina werdet Ihr nicht heirathen, darauf leg' ich die Hand in's Feuer. Ihr werdet Sie nicht heirathen, Vito. Wollt Ihr wetten? Ich halte die Wette: ein Mittagessen auf dem Posillipo, und ich bringe Euch selbst hin in Annetiello's Kutsche . . .“ Sie lachte, aber es kam ihr nicht vom Herzen. Ihr zuckender Blick hörte nicht auf, den Färber zu befragen.

„Jetzt, wo Ihr fertig seid,“ sagte dieser sehr ernst, „erlaubt zwei Worte auch mir. Vor zwei Wochen stand es schlecht mit mir, sehr schlecht, und Ihr kennt meine Krankheit. Gegen Mittag, als ich einen Shawl roth färbte, fing ich an, auch roth zu spucken, versteht Ihr? Und nicht etwa bloß einmal. War's doch, als sollte eine ganze Färberkufe voll rother Farbe mir aus der Brust hervorbrechen, Donna Amalia, und ich schwör' Euch bei meiner Seele, das war ein böser Moment.“

Die Frau murmelte: „O Gott, o mein Gott! seid still, erzählt mir das nicht.“

„Gut. Da . . . ich weiß nicht . . . als ich so verloren auf die Gasse blickte, fiel mir der Christus in die Augen . . . auch er hat so viel gelitten! . . . Eine Stimme hier drinnen sagte mir: Geh' wirf dich ihm zu Füßen . . . So ist's gekommen, daß ich das Gelübde that.“ Sie schwiegen Beide. Vito athmete keuchend und mußte neuen Athem schöpfen. Amalia betrachtete ihn unausgesetzt, den Ellbogen auf die Kommode gestützt, die Wange in der hohlen Hand. „Und wie ich Cristina kennen lernte? Das will ich Euch jetzt erzählen. Das war an demselben Tage. Ich ging an ihrem Hause vorüber, und sie warf mir eine Rose aus dem Fenster. Unter einem Vorwand hab' ich dann einen von unseren Gesellen hingeschickt, um zu fragen . . . am anderen Abend ist Cristina in die Färberei gekommen.“ Wieder hielt er inne. Er lächelte wie bei einer angenehmen, rechtschaffenen Erinnerung. „Wir waren allein. Sie hat mir ihre Geschichte erzählt und hat mir auch gesagt, daß sie mich von Ansehen kannte, daß sie um mein Unglück wußte, seit sie nach Neapel gekommen. Sie ist aus Capua, man nennt sie darum die Capuanerin.“

Die Kutschersfrau unterbrach ihn: „Und Ihr . . . Ihr habt ihr versprochen . . .?“

Der Färber antwortete kurz: „Daß ich sie heirathe.“

„Nein!“ rief Amalia mit gefalteten Händen. „Sagt das nicht mehr! Nein! das Wort dürft Ihr nicht wieder aussprechen!“

Er aber antwortete ruhig: „Donna Amalia, vor allem Volk hab' ich's dem gekreuzigten Christus gelobt. Sein Gelübde bricht man nicht, das wäre Gottesfrevel. Und dann . . .“ Er reichte die Hand hin und sagte: „Genug. Gute Nacht.“

Sie nahm aber die ausgestreckte Hand nicht, sondern fragte nochmals heftiger: „So redet doch! Ihr wolltet noch 'was sagen . . . redet! . . . Und dann? Was?“

Er antwortete, sich langsam zurückziehend: „Und dann . . . dann liebe ich sie wirklich. Das ist's!“

„Ja?“ schrie Amalia mit erstickter Stimme.

„Ja. Gute Nacht.“

Sie antwortete nicht; sie warf sich mit ausgebreiteten Armen über's Bett, biß in die Kopfkissen und schluchzte laut.

— — — Am 30. August, am Tage Sanctae Rosae, der Schutzheiligen aller Färber, hörten die Gesellen Vito Amantes schon am Mittag auf zu arbeiten, um den üblichen Landausflug zu machen. Die Färberei aber blieb geöffnet, und Vito Amante, zwischen Haufen vielfarbiger, bereits getrockneter Stoffe sitzend, fing an zu rauchen und zu überlegen. Um ihn herum in dem Halbdunkel des Raumes gab es ein sonderbares Farbenfest: alle Wände bis in die Winkel hinein voll bunter Streifen, herabgeflossen in wunderlichen Formen in Roth, Blau, Orange, Grün, darüber das verräucherte Gebälke der Decke. Und am Boden, hier und da, Haufen von Zeug, von dem noch ein leichter Dampf aufstieg oder die Anilinfarbe zu kleinen Lachen abtropfte. An einer Wand, zwischen großen, dort eingekeilten Pflöcken, hingen dicke Strähne von Seide und Baumwolle, [illegible] lebhaftem Grün schrieen. An eine andere Wand lehnte ein mäa[illegible]hmen, zwischen dem die braune Futterleinwand der Hutmacher ausgespannt war. Im Hintergrunde herrschte tiefstes Dunkel. In der Höhe dort glühte ein Lichtchen, gewiß vor einem Heiligenbild, dieses selbst sah man nicht, und das kleine zuckende Flämmchen, das nur einen schwachen Widerschein auf dem goldenen Rahmen erzeugte, kämpfte vergebens mit der Finsterniß. In geheimnißvollen schwarzen Winkeln murmelten die Wasserröhren, die ihr Wasser in die Kufen führten; und die Aale, die von den Färbern dort für Weihnachten gemästet werden, unterbrachen die Stille von Zeit zu Zeit durch ein plötzliches Schnalzen, oder es klang, wie wenn ein Kind gurgelte. Vito gegenüber, oben in die dicke Mauer, war ein Fenster gebrochen, das nach einem Garten führte, der ganz vom Sonnenlicht erfüllt war. Vito, leicht zurückgelehnt in den Stuhl, die Beine ausgestreckt, eine Hand in der Hosentasche, die andere mit der ausgelöschten Cigarre herabhängen lassend, betrachtete den goldenen Schein. Von dem tiefgelben Lichtgrunde hob schwarz sich eine Gruppe Blätter ab und schwankte hin und her bei dem leisen Mittagswinde. Plötzlich brach die Sonne auch durch jene Blätter und drang in den Raum. Ein goldenes Band streifte zitternd die Kniee Amantes, stieg bis zur Brust hinan, zum Gesicht und blendete ihm die Augen . . .

„Vito? . . . Vito?“ Die Capuanerin war an ihn herangetreten, legte ihre Hand auf seine Schulter und bückte sich, ihren Kopf fast an

den seinen gelehnt, um zu sehen, wohin er schaue. Sofort wandte der Streifen Sonne auch ihr sich zu: er glitt ihr über die Brust, über die Kehle, in die blonden Haare hinein, die wie Flammen erschienen. Sie war eine kleine Blondine, etwas hager, nicht ganz gesund, ihr ganzes elfenbeinfarbenes Gesicht war mit kleinen Sommersprossen übersät. Feine goldene Kräuselhaare breiteten wie ein Nebel sich um die Schläfe, dazwischen erschien ohne Schmuck ein zierlich rosiges Ohrläppchen. „Was machst Du?" fragte sie.

„Nichts," antwortete Amante, ohne aufzuschauen, „in die Sonne hab' ich geguckt."

„Wie gehts?"

„Gut, und Dir?"

„O, mir sehr gut." Sie blickte umher nach einem Stuhle. „Weißt Du," sprach sie aus dem finsteren Hinterzimmer heraus, ich habe endlich die Heirathspapiere bekommen."

Vito seufzte, er antwortete nicht. Sie kam zurück, eine Bank nach sich schleppend und wiederholte:

„Ich habe die Papiere bekommen. Der Inspector wollte Deinen Namen wissen; Vito Amante, nicht wahr? Amante?"

Er wandte sich überrascht: „Der Inspector? Was hat denn die Polizei dabei zu thun?"

„Was . . .?" Dann erröthete sie plötzlich und senkte den Kopf. „Das ist der Brauch," murmelte sie, „das muß durch seine Hände gehen." In dem langen nun folgenden Schweigen richtete Cristina die Augen scharf auf ihn. Amante hatte die Ellbogen auf die Kniee gestützt und verbarg das Gesicht zwischen den Händen. „Was hast Du?" fragte sie bebend. „Ist Dir schlecht?"

Er schüttelte den Kopf und sagte kalt: „Ich will hier schließen. Ich gehe nach Hause." Sie sprang zuerst auf, raffte ihr Schultertuch zusammen und warf es über den Arm. „Was machst Du?"

„Ich gehe. Du willst hier schließen? Ich gehe auch." Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Thürpfoste, die Hände im Schooß gefaltet, das Tuch über'm Arme. Er suchte in der Werkstatt herum und zögerte. Unter der Thür sing Cristina an leise vor sich hinzusingen:

„O wüßt ich doch, ob Du mich wirklich liebest,
Ob Du als Deckel etwa bloß mich brauchst,
Du Goldkelch mein . . ."

Aus dem Hintergrunde der Färberei fragte Vito's Stimme: „Was?"

„Nichts," antwortete sie, „ich singe. Ich dachte an meine Heimath."

„Schöne Heimath, [illegible]pua!" brummte er aus dem Winkel auftauchend.

„Ja," sagte sie, sich umwendend, mit glühenden Wangen. „Neapel ist viel nobler, sonst wäre ich nicht hergekommen?"

„Warum bist Du eigentlich hergekommen?"

Cristina krampfte ihre Hände zusammen. „Es war mein Schicksal," murmelte sie. Als er nun die Thür schloß und die Riegel vorschob, lehnte Cristina an der Mauer des Nachbarhauses und sang mit leiser Stimme das alte Lied:

„Was ist zu thun? ach sag' mir, was ich thue,
Wenn Deine Mutter Dich mir nicht will geben . . ."

Der Schlüssel kreischte im Schlosse. Sie warf einen Blick zurück und fuhr fort:

„Nimm Deine Kleider alle, Deine Schuhe
Und flieh mit mir . . . . . Ah!!"

Sie stieß einen lauten Schrei aus. Vito heulte: „Cristina!!" . . . Die Leute blickten verwundert auf die Beiden. Sie zog den Shawl über Kopf und Schultern und rannte wie eine Verrückte davon.

— — — Hoch ragte der Christus in den heiteren Nachthimmel hinein, die beiden Lämpchen zur Rechten und Linken des dorngekrönten Hauptes flimmerten und blinzelten, ein eigenartiges Leben zuckte durch den weißen blutbefleckten Leib. Weiter, im Innern der Stadt ging ein Feuerwerk auf: von Zeit zu Zeit erglühten die Giebel der Häuser im blutrothen Scheine, wie ein Wetterleuchten. Die Capuanerin trat aus Vico Astuti heraus, schritt auf das Cruzifix los und warf sich vor ihm auf die Kniee. Man hatte sie aus Vito's Hause fortgejagt, die Mutter Vito's hatte hinter ihr die Schwelle gefegt und geschrieen: „'naus! 'naus! Du gemeines Mensch! Fort aus meinem Hause! Hier wird Brod und Ehre gegessen."

Ehre und Brod! Und die Frau Annetiello's war dagewesen und Alle wußten's, daß Vito ein Verhältniß mit der Frau Annetiello's angefangen hatte, und die Frau Annetiello's, ja, auch sie hatte geschrieen: „'naus! 'naus! pack Dich nach Deinem lumpigen Capua."

Und ihre Papiere? Und die Monate bitterer Täuschungen und Demüthigungen! Und das Gelübde? Das Gelübde, das er vor dem Gekreuzigten abgelegt? O Gott! Gott! Gott! „Du weißt es," schrie sie, die Hände in das kleine Eisengitter hineingekrampft, zu dem Gekreuzigten hinauf. „Du weißt, was ich gelitten! Du kennst mein Leben, du Christus am Kreuze! Du hast mich in die Sünde zurückgestoßen. Ich wollte mich retten. Ich habe Alles gethan, ich habe Alles erduldet und gelitten, um mich zu retten. Du hast's nicht gewollt. Amen! . . . Amen! . . . Amen! . . ."

Hastig sprang sie auf, strich sich die Haare aus der Stirn und wickelte sich fester in den Shawl. Entschlossen schritt sie dahin, raffte einen Stein vom Wege auf und klopfte mit ihm an das Pförtchen des verrufenen Hauses. Ein Fenster ging droben auf. Die Stimme einer Alten fragte: „Wer ist da?"

Sie antwortete, den Shawl zurückschlagend und hinauf schauend: „Ich bin's, die Capuanerin."

## Notizen.

Die Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung. Von Julius Wolf. (Dresden, v. Zahn & Jaensch.) Der auch den Lesern dieses Blattes bestens bekannte Züricher Professor der Nationalökonomie giebt zunächst eine Geschichte des „Rechts auf Arbeit", zu dessen Anwalt sich in Deutschland bereits Fürst Bismarck gemacht hat, geht sodann ein auf die Ursachen der Arbeitslosigkeit und giebt bei diesem Anlaß eine theoretische Analyse des Phänomens, welches er insbesondere auch mit der zu starken Bevölkerungsvermehrung in Beziehung setzt. Er liefert sodann eine nach Zeitaltern und Ländern gegliederte Darstellung dessen, was bisher auf dem Gebiete der Arbeitslosigkeit geleistet worden. Seinerseits dann die Mittel und Wege der Arbeitslosenpolitik entwickelnd, erörtert er die Möglichkeit eines Einwirkens im Wege der Bevölkerungspolitik, der Krisenpolitik, setzt sich dann mit der heute zu einem Schlagwort gewordenen „Arbeitslosenversicherung" auseinander, will dieselbe aber zurückgestellt wissen gegen die „Arbeitsbeschaffung" nach einem vorbereiteten Arbeitsplan. Es wird auf die dauernden Vortheile, welche den Gemeinwesen aus der Inarbeitsetzung Arbeitsloser in Zeiten der Noth in England (1861—65) und in Preußen (1867) erwachsen sind, hingewiesen und gleichzeitig die große Zahl der Möglichkeiten, die für eine Verwendung der Arbeitslosen bestehen, erörtert. „Wie auf dem Lande, fehlt es auch nicht an Arbeit in den Städten." Hier scheint dem Verfasser die Arbeitslosenfrage vorzugsweise geeignet zur Lösung der hochbedeutsamen Wohnungsfrage. „Ich kenne keine größere und schönere Aufgabe für die Städte Deutschlands, als in planmäßiger Verwendung der hierfür geeigneten Arbeitslosen schrittweise die Lösung ihrer Wohnungsfrage anzubahnen: durch Niederlegung alter Häuser, durch Umbau noch brauchbarer, durch Anlage neuer, bei gleichzeitiger Verbesserung ihrer sanitären Verhältnisse im Allgemeinen." Hoffentlich finden die wohlüberlegten Vorschläge Wolf's bei den Regierungs- und Volksvertretungen gebührende Beachtung.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Manuscripte wissenschaftlichen Inhalts**

werden von einer angesehenen, rührigen Verlagsbuchhandlung zu übernehmen gesucht.

Offerten sub. A. 3623 durch Rudolf Mosse, Leipzig.

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Für den Dichter **Detlev v. Liliencron,** der seinem 55sten Geburtstag entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirthschaftlichen Nothlage bezweckt. Der Aufruf war u. A. unterzeichnet von folgenden Künstlern und Kunstfreunden: Böcklin, Marie von Ebner-Eschenbach, Fontane, Groth, Hauptmann, Klinger, Liebermann, Oberländer, Raabe, Thoma, Uhde. Die Sache sei den Lesern der „Gegenwart" nochmals in Erinnerung gebracht, da es eine nationale Ehrenpflicht ist, einem Dichter, der wie kaum ein Anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge mit der Bemerkung **„für die Liliencron-Stiftung"** an den Cassenwart der Stiftung, Herrn Consul **Auerbach, Berlin** W., Taubenstr. 20.

**Georg Weiß,** Verlag in **Heidelberg.**

Soeben erschien:

**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**

Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Geh. 4 ℳ 50 ₰. Gebd. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 51. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Hierzu eine Beilage vom **Verlag von Kürschner's Staatshandbuch** in **Eisenach.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 24. Juli 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Französische Handelspolitik. Von Richard Baltzer (Paris). — Sociale Mobilmachung. Von Fritz Kalle. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst.** Kunstphysiologie. Von Georg Hirth. — Der vorweimarische Goethe. Von Otto Dase. — **Feuilleton.** Ein Mädchenleben. Von M. E. Ssaltykow-Schtschedrin. — Notizen. — Anzeigen.

### Französische Handelspolitik.

Von Richard Baltzer (Paris).

Das Jahr 1892 sollte in der Handelspolitik der Staaten Centraleuropas einen Wendepunkt bilden. Die wichtigsten Handelsverträge, auf welchen das 1860 begründete und seitdem erneuerte europäische Vertragssystem beruhte, liefen in diesem Jahre ab, und in Frankreich, welches von Anfang an der eigentliche Führer der Vertragspolitik gewesen war, forderte eine große und geschlossene Partei die Nichterneuerung der Verträge und eine autonome Zollpolitik. Geschickt wiesen die Anhänger der Letzteren darauf hin, daß das Nachbarland Deutschland Frankreich die Mühen und Opfer von Vertragsschlüssen überlasse, um gegen Zusicherung seines autonomen Tarifs durch bloße Meistbegünstigungsverträge an den Concessionen theilzunehmen, welche zuerst von Frankreich schwer erkämpft worden seien. Bereits seit 1882, als das Land sich unter dem Eindruck der Börsenkrisis und des Rückganges der Finanzlage des Staates befand, hatte die französische Presse von der Gefährdung der Volkswohlfahrt gepredigt, welche durch den Artikel 11 des Frankfurter Friedens herbeigeführt worden sei. Auf diese Weise hatte sie die Aufmerksamkeit von den eigentlichen Ursachen, der unsinnigen Speculation nämlich, welche die Krisis verschuldet, und der kurzsichtigen Finanzpolitik, welche die Deficits zur Folge hatte, abzulenken gesucht. Ebenso war man jetzt bestrebt, durch die Ausnutzung herrschender politischer Antipathien die öffentliche Meinung zu Gunsten einer Rückkehr zum Hochschutzzoll in Bewegung zu setzen.

Der schutzzöllnerische Tarif von 1892 hat aber nicht nur den Verkehr mit den Ländern, auf deren Einfuhr der Generaltarif dauernd oder zeitweise Anwendung fand, schwer geschädigt, sondern auch eine Abnahme des gesammten Außenhandels zur Folge gehabt. Im Ganzen fiel die Einfuhr von 4331 Millionen Frcs. im Durchschnitt der Jahre 1887—91 auf 3854 im Jahre 1893 und auf 3850 Millionen im Jahre 1894, die Ausfuhr ging in der gleichen Zeit von 3504 auf 3236 bezw. 3078 Millionen Frcs. zurück. Im Jahre 1895 sank die Einfuhr weiter auf 3720 Millionen Frcs., während die Ausfuhr sich wieder auf 3374 Millionen erhob. Vergleicht man die Bewegung der gesammten Ein- und Ausfuhr Deutschlands und Frankreichs in den Jahren 1890 und 1893, so ergiebt sich für ersteres ein Rückgang von 4273 auf 4134 bezw. von 3410 auf 3245 Millionen Mark, für letzteres ein solcher von 4437 auf 3854 und von 3754 auf 3236 Millionen Frcs. Es hat sich somit in diesem Zeitraum der Werth der deutschen Einfuhr um 3,3 %, der der französischen um 13,2 %, der Werth der deutschen Ausfuhr um 4,8 %, der der französischen um 13,8 % vermindert. Vergleicht man die Zahlen des französischen und deutschen Außenhandels für die Jahre 1890 und 95, so ergiebt sich für Frankreich eine Verminderung der Einfuhr um 16,2 % und der Ausfuhr um 10,1 %, für Deutschland hingegen ein Rückgang der Einfuhr um 0,6 % und eine Zunahme der Ausfuhr um 0,4 %.

Wir entnehmen diese Angaben einer statistischen Untersuchung, die ein hochbegabter Schüler von Brentano und Lotz, der Referendar Dr. Alexander von Brandt, u. d. T. „Beiträge zur Geschichte der französischen Handelspolitik von Colbert bis zur Gegenwart" (Leipzig, Duncker & Humblot) niedergelegt hat. Der Verfasser weist geschichtlich nach, daß das moderne Frankreich das classische Land des Schutzzolls ist, wie England das des Freihandels. Der Kreislauf der Dinge, welcher 1860 wieder die Grundsätze Colbert's maßgebend gemacht hatte, führte im Jahre 1892 einen Zustand herbei, welcher an die Zeiten der Restauration erinnert, so daß man mit Recht von dem ancien régime moderne gesprochen hat. Aus dem Lande, welches Colbert zur Werkstatt der Welt machen wollte, ist ein Land geworden, das seinen Stolz darin sucht, sich selbst zu genügen; der weitblickende Nationalismus, welcher die Politik jenes Staatsmannes charakterisirt, ist in einen engen wirthschaftspolitischen Chauvinismus verwandelt, welchen die herrschende Kammermehrheit zum obersten Princip der Gesetzgebung erhoben hat. Die jüngste Entwickelung hat der Anschauung Chaptal's entsprochen, welche dieser in den ersten Jahren der Restauration in die Worte kleidete: „Frankreich gehört zu den wenigen bevorzugten Ländern, welche sich gewissermaßen selbst genügen können." M. v. Brandt erblickt nach scharfsinniger Untersuchung der Grundfehler der im Jahre 1892 begonnenen Politik, abgesehen von der Vertragsfeindlichkeit, in der Ueberschätzung der Bedeutung des inneren Marktes. Mit dem Zauberwort „der französische Markt der französischen Production" hatten die Anhänger der Hochschutzzollpartei die Preis- und Absatzverhältnisse bessern zu können geglaubt, diese Hoffnung hat sich jedoch als trügerisch erwiesen. Freilich stellt die Ausfuhr nur einen Theil des Absatzes der im Inland erzeugten Producte dar, ihr Umfang ist jedoch im Vergleich zu dem des inländischen Absatzes keineswegs gering

anzuschlagen. Das Verhältniß Beider wird von A. v. Brandt auf 1:5 und, wenn von den Nahrungsmitteln und Genußmitteln abgesehen wird, auf 1:4 geschätzt. Wie wenig genau diese Zahlen sich auch feststellen lassen, so geht doch aus ihnen klar hervor, in welchem Maaße die Production durch wesentliche Veränderungen in den Exportverhältnissen berührt wird. Vor Allem giebt A. v. Brandt zu bedenken, daß dem Wesen der herrschenden großindustriellen Betriebsform die Massenproduction eigenthümlich ist; läßt der Absatz nach, so bleiben die Betriebsunkosten die gleichen, die Herstellungskosten der geringeren Quantität erhöhen sich und der Reinertrag erniedrigt sich, wenn der Markt keine Preiserhöhung zuläßt. „Je schärfer heutzutage auf dem Inlands- sowohl wie auf dem Weltmarkt der Concurrenzkampf wird, um so mehr ist die Industrie aller Länder auf Verbilligung ihrer Waaren angewiesen; wird dieselbe aber einer Industrie durch Beschränkung ihr inländischen Absatzes unmöglich gemacht, so wird deren Rentabilität geschädigt und die Beibehaltung der übrigen Exportverbindungen wird ihr erschwert. Liefern die Fabrikanten nun mit Rücksicht auf die Letzteren dem Ausland zu billigeren Preisen als dem Inland, so haben sie naturgemäß die Neigung, sich am inneren Markte schadlos zu halten; dies ist aber in denjenigen Branchen besonders schwierig, deren Erzeugnisse zum größeren Theil ihren Absatz im Ausland finden. Unter dem heutigen Zollsystem sind es also ebenso wie unter dem der Restauration die natürlichen Stapelartikel des Landes, welche durch den allgemeinen Zollschutz geschädigt werden."

Die seit den Zeiten des ancien régime in Frankreich bestehende Neigung, durch ein möglichst umfassendes Schutzsystem nach dem Zustand eines geschlossenen Handelsstaates zu streben, welcher sich in Gütererzeugung und -verbrauch selbst genügt, ist also, in so weit die Entwicklung seit 1892 ein Urtheil zuläßt, dem Lande wiederum verhängnisvoll geworden. Die Wiederherstellung eines dem zollpolitischen System der Restauration nur annähernd ähnlichen Zustandes mußte aber um so eher zu einem ungünstigen Resultate führen, als die Verflechtung Frankreichs in die Weltwirthschaft eine unvergleichlich engere geworden ist als zu jenen Zeiten. Hieran wird auch nichts durch die Vergrößerung des inneren Marktes in Folge des erweiterten Colonialbesitzes geändert; ist doch ein gesichertes Absatzgebiet von 300 Millionen Francs in den Colonien im Vergleich zu der Gesammtausfuhr von 3 Milliarden zu geringfügig, um ein Gegengewicht gegen die Beeinträchtigung der ganzen übrigen Ausfuhr darzustellen.

Angesichts der Folgen, welche die neueste Handelspolitik Frankreichs für das Land gehabt hat, wirft A. v. Brandt die Frage auf, ob dasselbe wohl auch in Zukunft in den Bahnen des Hochschutzzolles verharren und seiner Abneigung gegen die Handelsverträge treu bleiben wird. „Man wird nun da nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die wirthschaftlichen Geschicke Frankreichs auf nicht absehbare Zeit hinaus durch die Vereinigung der landwirthschaftlichen und industriellen Schutzzollinteressen bestimmt sein werden. Die Interessencoalition, welche seit 1816 die Solidarität aller Erwerbszweige auf Grund des allgemeinen Zollschutzes verfochten hat, ist jetzt fester zusammengeschlossen denn je, und ihr steht keine Regierung gegenüber, welche genug Rückhalt und Festigkeit besäße, um das wirkliche Gesammtinteresse wahrzunehmen. Die heute in Kraft stehenden Schutzzölle sind nicht zu erziehlichen Zwecken geschaffen worden, sondern sind, da durch Nothstände hervorgerufen oder zum Ausgleich der Productionsverhältnisse bestimmt (droits compensateurs), von vornherein auf die Dauer berechnet. Bei dem großen Einfluß, welchen die Interessenten auf die Gesetzgebung ausüben, liegt aber die Gefahr nahe, daß unter dem dauernden Schutze einer übermäßig hohen Zollmauer der Abstand zwischen der Leistungsfähigkeit des Inlandes und der Concurrenzfähigkeit mit dem Ausland sich immer mehr vergrößert, was schließlich zu einer allgemeinen Vertheuerung der Lebens- und Productionsverhältnisse führen muß."

Bezeichnend ist in der angedeuteten Richtung die Beurtheilung, welche die hohen Sätze des 92er Tarifs bei ausländischen Industriellen gefunden haben. In dem Bericht des schweizerischen Handels- und Industrievereins von 1891 heißt es: „Hat der Schweizer Seidenindustrielle vor dem Lyoner Fabrikanten überhaupt eine viel größere Initiative voraus, entschließt er sich viel leichter, Hunderttausende von Franken in maschinelle Einrichtungen zu stecken, sich jeden Fortschritt auf technischem Gebiet ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt sofort dienstbar zu machen, ist er im Gegentheil zu seinem conservativen Lyoner Concurrenten immer darauf bedacht, seine Webstühle, Zettelvorrichtungen zu verbessern, im Betriebe Ersparnisse eintreten zu lassen, dem Arbeiter seine Aufgabe, viel und gut zu produciren, nach jeder Richtung zu erleichtern, so kann es bei dem neuen Zollregime gewiß nicht ausbleiben, daß diese Ueberlegenheit des schweizerischen Industriellen gegenüber dem französischen sich noch mehr accentuirt. Während der französische Fabrikant in dem Bewußtsein, am Schutzzoll einen starken Verbündeten zu haben, erschlaffen wird, so weiß der Schweizer Concurrent, daß für ihn nun der Kampf erst recht beginnt und daß er jetzt noch eine Stunde früher aufstehen muß als zu den Zeiten, wo er ein volles Drittel, wo nicht die Hälfte der Production mühelos in Frankreich abzusetzen vermochte." Zu welchen Consequenzen ein lang fortgesetzter, übertriebener Zollschutz führt, wird aber durch eine Erzählung Michel Chevaliers veranschaulicht. Danach erwarb ein Fabrikant in den 50er Jahren alte Baumwollenwebstühle aus dem Jahre 1808, die von der Firma Dollfus in Mülhausen als altes Eisen verkauft wurden, stellte dieselben wieder auf und konnte mit denselben vermöge der Prohibition wirklich mit Gewinn produciren.

Die weitere Frage, welche die spätere französische Handelspolitik zu entscheiden haben wird, ist die, ob das Land der autonomen Politik entsagen und sich wieder an dem europäischen Vertragssystem betheiligen wird. Wie die Entscheidung der Zukunft in dieser Hinsicht ausfallen wird, läßt sich nicht absehen; so viel ist aber sicher, daß dieselbe weniger von der Entwicklung der schutzzöllnerischen Bewegung als von der des Verhältnisses zu Deutschland abhängt. Nicht unrichtig hat man die jüngste französische Handelspolitik als Vergeltungspolitik gegen Deutschland bezeichnet, der Ursprung derselben liegt aber nicht in einer wirklichen directen oder indirecten Schädigung Frankreichs durch die deutsche Handelspolitik, sondern in der durch wirthschaftliche Agitatoren verschuldeten Uebertragung des politischen Antagonismus beider Völker auf das wirthschaftliche Gebiet. Die Klagen, daß die deutsche Industrie mit ihren billigen Nachahmungen französischer Muster die ausländischen Märkte immer mehr an sich reiße und daß die deutsche Politik sich die durch die Handelsverträge Frankreichs dem Ausland abgerungenen Tarifconcessionen durch Meistbegünstigungsverträge mühelos zu nutze mache, haben unterstützt durch die Schlagwörter vom wirthschaftlichen Sedan und den Fesseln des Frankfurter Friedens nur allzu viele Gläubige gefunden. Nicht um seinen Zollschutz noch verstärken zu können, hat Frankreich sich 1892 für das System des Doppeltarifs als Ersatz für das frühere Vertragssystem entschieden, sondern weil es sich durch die bisherige autonome Politik Deutschlands übervortheilt glaubte. Die Rollen sollten jetzt vertauscht werden, und man hoffte, Frankreich werde künftig die angenehmere Aufgabe des Genießens von handelspolitischen Vortheilen anstatt der des Erringens von solchen haben. Die seitherige Entwicklung hat diese Hoffnung getäuscht; sie hat dargethan, daß es viel bedenklicher für den Nationalwohlstand ist, in den Verkehr mit dem Ausland durch Zerstörung bestehender Vertragsbeziehungen einzugreifen, als durch Bindung der Zollsätze sich der Gefahr auszusetzen, daß unvorhergesehene Veränderungen in den Productions-

verhältnissen eintreten; sie hat aber auch ferner bewiesen, daß der Staat, welcher Tarifverträge schließt, nicht dadurch geschädigt zu werden braucht, daß ein Anderer der von jenem erlangten Tarifconcessionen auf dem Wege der Meistbegünstigung theilhaftig wird. Allerdings nimmt Frankreich auf Grund der Meistbegünstigung an den Tarifconcessionen Theil, welche Deutschland von den übrigen Vertragsstaaten erlangt hat, jene sind aber auf die besonderen deutschen Productionsverhältnisse berechnet und kommen daher in ungleich höherem Maaße der deutschen Ausfuhr zu Gute als der französischen.

Diese Erfahrungen können möglicher Weise zur Folge haben, daß Frankreich das Trugbild handelspolitischer Freiheit aufgiebt und wieder zu den gesunden Grundsätzen der Vertragspolitik zurückkehrt. An Anzeichen hierfür fehlt es nicht. In erster Linie kommen da die Handelsconventionen mit Rußland und der Schweiz in Betracht. Der bekannte nationalöconomische Schriftsteller Funk-Brentano bekämpft in einem jüngst erschienenen Werke das Princip des Doppeltarifs und bezeichnet die zweckentsprechende Ausgestaltung des Zolltarifs als die Aufgabe der Zukunft. Nach seiner Ansicht sind die handelspolitischen Erfolge Deutschlands auf dessen überlegenen Tarif zurückzuführen. Der französische Tarif belaste die billigen Massenartikel verhältnißmäßig weit weniger als die theuren Luxusgegenstände, in welchen Frankreich schon an sich überlegen sei, während der Schwerpunkt des deutschen Tarifs in den Zöllen auf die billigen Verbrauchsgegenstände liege; die Concurrenz dieser sei aber weit fühlbarer als die jener. Es wird dabei freilich außer Acht gelassen, daß auch die französischen Zölle auf die geringeren Qualitäten bereits höher sind als die entsprechenden deutschen. Steht also auch, wenn die angeführten Gedanken in Frankreich zu Einfluß gelangen sollten, eine weitere Verschärfung des Zollschutzes zu erwarten, so ist dennoch zu wünschen, daß sie Anklang finden. Dadurch, daß die Bedeutung des Zolltarifs wieder in den Vordergrund tritt, wird die handelspolitische Richtung in gesundere Bahnen zurückgelenkt und dies ist nicht nur im Interesse Frankreichs, sondern in dem von ganz Centraleuropa gelegen.

Allseitig ist man zur Ueberzeugung gelangt, daß für die Staaten Centraleuropas durch die Ueberlegenheit Englands und der neuen Industrieländer wie Amerika und Australien, sowie in Folge der Nothlage der durch die überseeische Concurrenz bedrängten Landwirthschaft eine enge Gemeinschaft der Interessen geschaffen ist. Es ist daher der Gedanke angeregt worden, Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Belgien, Schweiz, Italien, Holland und Dänemark sollten einen großen Zollbund bilden, der nach Außen einheitliche Agrar- und Industrieschutzzölle besäße. Was nun aber die Verwirklichung dieses Planes auf unabsehbare Zeiten hinaus unmöglich macht, ist der Umstand, daß keines der führenden Länder bereit sein dürfte, auf sein Recht zu verzichten, die Zölle gegen jene überseeischen Concurrenzländer selbst festzusetzen und zu verändern, wann und wie oft es ihm beliebt. Am wenigsten vermöchten sich Deutschland und Frankreich in solcher Weise zu einigen; jenes mit seiner stark wachsenden Bevölkerung ist auf steigenden Absatz in überseeischen Ländern angewiesen, dieses mit einer constanten Bevölkerung und seiner großen Luxusindustrie hat das Streben nach Isolirung. Bei so verschiedenen Interessen, wie sollte da eine gemeinschaftliche dauernde, gleichmäßige Politik zu Stande kommen, zumal die Gegensätze doch auch in der Zollpolitik des einen Bundesgliedes gegen das andere hervortreten würden. Deutschland müßte entschlossen sein, seine Exportbeziehungen wenigstens zeitweise auf's Spiel zu stellen, und jeder Verlust an solchen würde England zu Gute kommen, welches sich dieselben nicht wieder würde entgehen lassen.

Ist das Project einer mitteleuropäischen Zollunion vor der Hand aussichtslos, so wird sich aber um so weniger die Nothwendigkeit von der Hand weisen lassen, daß die führenden Länder Centraleuropas in gewissen Fragen der Handelspolitik gemeinsame Stellung nehmen. Nur so werden sie sich auf die Dauer gegen die Eigenmacht der erst im Entstehen begriffenen wirthschaftlichen Weltreiche zu wehren vermögen. Kann sich Frankreich in Zukunft nicht dazu entschließen, seine Abneigung gegen ein Zusammengehen mit Deutschland aufzugeben und sich mit diesem auf dem Boden einer gesunden Realpolitik zusammenzufinden, so wird sich das Schauspiel, welches sich gelegentlich der Mac Kinley Bill bot, nur allzu oft wiederholen: die centraleuropäischen Staaten werden ihre wirthschaftlichen Interessen auf's Schwerste verletzt sehen, ohne gegen die Urheber der Schädigung mit Nachdruck vorgehen zu können. Die handelspolitische Situation wird also heute durch das Verhältniß Deutschlands und Frankreichs ebenso wie im 18. Jahrhundert durch das Englands und Frankreichs beherrscht. Von seiner Gestaltung hängt das Wohlergehen beider Länder wie des größten Theiles von Europa ab.

---

## Sociale Mobilmachung.

Von Fritz Kalle.

(Fortsetzung.)

Die Unthätigkeit der preußischen Schulverwaltung gegenüber dem immer lauter erschallenden Rufe nach gesetzlicher Einführung des Fortbildungsschulzwanges ist in hohem Grade zu beklagen. Preußen, das früher auf dem Gebiete des Schulwesens allen anderen Staaten voranschritt, ist heute nach verschiedenen Richtungen, insbesondere in Betreff des Fortbildungsunterrichts, nicht nur von andern deutschen, sondern auch von fremden Staaten überflügelt.

Derselbe Mangel an Verständniß für die Zeitbedürfnisse zeigt sich in der Stellung der obersten preußischen Schulbehörde zu den social so außerordentlich wichtigen Bestrebungen, die hauswirthschaftliche Ausbildung der Mädchen aus den arbeitenden Classen zu heben. Statt ihrerseits die Initiative zu ergreifen und einen entsprechenden Unterricht wenigstens versuchsweise in die Volksschule einzuführen, hat die Unterrichtsabtheilung des Cultusministeriums denjenigen Städten, welche eine Probe anzustellen wünschten, Jahre lang Schwierigkeiten bereitet. Jetzt scheint man ja in Berlin dem Haushaltungsunterricht etwas mehr Interesse entgegenzubringen, noch immer aber hört man nichts von energischem Vorgehen auf diesem Gebiete, obwohl inzwischen durch Erfahrung festgestellt ist, daß die früher von Theoretikern gegen die Sache erhobenen pädagogischen Bedenken ungerechtfertigt sind; und der Frage der gesetzlichen Einführung der allgemein obligatorischen Fortbildungsschule ist man noch heute nicht näher getreten als vor 20 Jahren.

Dem gegenüber müssen die preußischen Gemeinden selbstständig Dasjenige thun, was innerhalb der Grenzen ihrer Competenzen geschehen kann. Sie müssen für eine entsprechende Ausgestaltung des Unterrichts in ihren Elementar- und ähnlichen Schulen sorgen, müssen auf Grund des ihnen durch die Gewerbeordnung gegebenen Rechts Fortbildungsschulen mit obligatorischem Besuch einrichten, müssen hauswirthschaftlichen Unterricht als besonderen auch praktisch zu betreibenden neuen Lehrgegenstand in die oberste Classe ihrer Mädchen-Volksschulen einführen. Daß bei selbstständiger Arbeit der einzelnen städtischen Verwaltungen die Sache nicht überall in gleicher Weise gemacht werden würde, ist kein Schaden; die für ein späteres allgemeines Vorgehen gesammelten Erfahrungen würden dadurch vielseitiger werden.

Geht eine größere Zahl von Städten derartig vor, so wird sich die Staatsverwaltung auf die Dauer der Mitwirkung nicht mehr entziehen können. Und wenn man in Berlin auch noch daran festhalten sollte, daß die geringe

Leistungsfähigkeit vieler kleiner Gemeinden eine allgemeine gesetzliche Durchführung der erwünschten Schulreform zur Zeit noch nicht gestattet, wird man sich doch vielleicht zum Erlasse von Sonderbestimmungen entschließen, durch welche Gemeinden von einem bestimmten Umfange — z. B. von mehr als 10000 Seelen — die Verpflichtung zur Einrichtung von allgemeinen obligatorischen Fortbildungsschulen, Haushaltungsunterricht und anderen dem Zeitbedürfniß entsprechenden Veranstaltungen auferlegt wird.

Eine solch' verschiedenartige Behandlung großer und kleiner Gemeinden ließe sich nicht allein dadurch rechtfertigen, daß die Ersteren mit Hülfe ihrer zahlreicheren Lehrkräfte und Räume die Aufgabe leichter und besser lösen und mit geringerer Mühe die Kosten aufbringen können, sondern auch dadurch, daß das Bedürfniß einer Ergänzung der Bildung und Erziehung im angedeuteten Sinne für die städtische Jugend aus bekannten Gründen ein besonders großes ist.

Aber nicht nur die Erziehung der dereinstigen Arbeiterfrau ist für die Socialreform von Bedeutung, vielmehr auch diejenige der Mädchen, welche dereinst als Gattinnen von Dienstherren und Arbeitgebern an dieser Reformarbeit theilzunehmen haben werden, und deren Beispiel schon einen tiefgehenden Einfluß auf die weiblichen Mitglieder der Arbeiterfamilien ausübt.

Die jetzige Art der Erziehung der „höheren Töchter" entspricht den in diesem Sinne an sie zu stellenden Anforderungen nicht. Die privaten und selbst die öffentlichen Schulanstalten nehmen meist nicht genug Rücksicht auf die dereinst den Mädchen zufallenden Aufgaben, und noch schlimmer steht es — namentlich in den Kreisen der Reichen — mit der häuslichen Erziehung. Die Mütter halten geflissentlich Alles, was an den Ernst des Lebens erinnert von ihren Töchtern fern. „Erhalten wir unsern Töchtern möglichst lang die poetische Auffassung, heitere Unbefangenheit, nur allzufrüh werden schwere Anforderungen an sie herantreten, werden sie die Schattenseiten des Daseins, Sorge und Elend kennen lernen," so heißt es da. Die ersten Jahre nach Beendigung der schulmäßigen Erziehung, welche dazu dienen sollten, die gewonnenen Kenntnisse durch praktische Bethätigung all' dessen, was die jungen Mädchen dereinst als Hausfrauen, Mütter, Theilnehmerinnen an der socialen Arbeit der Gebildeten wissen und können müssen, zu erweitern, werden überwiegend dem Vergnügen und der Ausbildung gesellschaftlicher Talente gewidmet. Wie kann man von so erzogenen Mädchen erwarten, daß sie mit dem nöthigen Pflichtgefühl und Verständniß ausgerüstet in die Ehe treten? So etwas muß anerzogen und gelehrt werden.

Seit einiger Zeit finden die in dieser Richtung sich bewegenden Bestrebungen aus den Kreisen der Frauen selbst so lebhafte Unterstützung, daß eine Besserung der noch herrschenden Verhältnisse erhofft werden darf. Als einer der allerneuesten und meines Erachtens aussichtsreichsten Schritte sei hier erwähnt, die Errichtung von Haushaltungsschulen auf dem Lande, in welchen erwachsene Mädchen aus den gebildeten Ständen nicht nur zu Hausfrauen im engeren Sinne des Wortes und zu Leiterinnen der am besten den Frauen zuzuweisenden Betriebszweige (vorwiegend in der Landwirthschaft, in gewissem Grade aber auch in gewerblichen Betrieben), sondern auch zu Lehrerinnen und Helferinnen der Arbeiterfrauen in Fragen der Haushaltungsführung, der Kinder- und Krankenpflege vorbereitet werden sollen. Fräulein Ida von Kortzfleisch in Hannover und Freifrau Scheuch zu Schweinsberg in Nieder-Ofleiden in Hessen stehen an der Spitze dieser Unternehmung, welche von einer großen Zahl von Damen unterstützt wird, von denen ich nur Fräulein Auguste Förster in Kassel nennen will, welche ihre Befähigung zur Lösung derartiger Aufgaben durch große, ihrem mit seltener Energie verbundenen Geschick zu verdankenden Erfolge auf dem Gebiete der hauswirthschaftlichen Erziehung der weiblichen Jugend aller Classen der Gesellschaft auf das Glänzendste bewiesen hat.

Ich habe in Vorstehendem versucht, einige der wichtigsten der zur „socialen Bildung und Erziehung" der heranwachsenden Jugend erforderlichen Maaßnahmen zu kennzeichnen. Wir dürfen aber nicht thatenlos auf eine neue Generation von Arbeitern und Arbeitgebern warten, wenn das Uebel, dem wir steuern wollen, nicht immer weiter um sich fressen soll. Wir müssen uns selbst mit dem Geiste erfüllen, welche wir unsern Kindern durch die Schule eingeimpft zu sehen wünschen und müssen schon jetzt Hand anlegen an die praktische Reformarbeit.

Die Gebildeten und Besitzenden, namentlich aber die Arbeitgeber, sollten deßhalb an Vereinigungen theilnehmen, welche sich die Aufabe stellen, durch gegenseitige Anregung und Belehrung ihrer Mitglieder deren sociale Thätigkeit zu beleben und in zweckmäßiger Weise zu gestalten.

Wir haben bereits eine ganze Reihe von derartigen Vereinen, und zwar sowohl von örtlichen als von solchen, deren Wirksamkeit sich über kleinere oder größere Bezirke erstreckt. Bei ihnen findet sich ein reiches Material über alle jene Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen, von welchen ich hier nur einzelne hervorhebe.

Als eine der ältesten und seiner Zeit erfolgreichsten örtlichen Bildungen sei hier erwähnt die „Société industrielle de Mulhouse", von den für kleinere und größere Bezirke bestimmten, der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen (Berlin), der Verein zur Förderung des Wohles der Arbeiter „Concordia" (Mainz), der mittelrheinische Fabrikantenverein (Mainz), der linksrheinische und der bergische Verein für Gemeinwohl (M.-Gladbach resp. Barmen), der Verband katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde „Arbeiterwohl" (M.-Gladbach), der Verein zur Förderung des Wohles der arbeitenden Classen im Kreise Waldenburg (Waldenburg), der Verein anhaltischer Arbeitgeber (Dessau) und schließlich die in Anlehnung an das Handelsministerium in Berlin vor vier Jahren gegründete „Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen", sowie der in aller letzter Zeit in's Leben getretenen „Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande", dessen Geschäftsleitung ebenfalls von Berlin aus erfolgt.*)

Ebenso wie auf die erwachsenen Gebildeten und Besitzenden ist aber auch auf die erwachsenen Arbeiter erziehlich einzuwirken.

Aus den zur Erreichung dieses Zweckes geeigneten Mitteln seien hier hervorgehoben: die Herausgabe und Verbreitung

*) Während die übrigen erwähnten Vereinigungen sich mit der Bekämpfung der socialen Mißstände in den Kreisen der Industriearbeiter befassen, bezweckt die zuletzt Genannte die Förderung der Wohlfahrt der ländlichen Arbeiter; um diese wieder mehr an den heimathlichen Herd zu fesseln und so der ungesunden Vermehrung des städtischen Proletariats entgegenzuwirken und eine möglichst zahlreiche, seßhafte Landbevölkerung zu erhalten. Daß auch Letzteres nicht nur eine hohe wirthschaftliche und politische, sondern auch sociale Bedeutung hat, wird Niemand verkennen. Die Schollenflucht der von der Ungebundenheit und dem trügerischen Glanz des städtischen Lebens angelockten ländlichen Jugend ist vielfach von Uebel für die Landwirthschaft, welcher auf diese Weise die erforderlichen Arbeitskräfte verloren gehen, für den Staat, der in der Landbevölkerung seine treuesten und kräftigsten Stützen findet. (In der Landbevölkerung ist der Procentsatz der Wehrfähigen sehr viel größer wie in der städtischen, und sie ist aus inneren und äußeren Gründen umsturzlichen Machenschaften lange nicht so zugänglich), und endlich für einen großen Theil der ländlichen Jugend selbst, welche in den Städten statt des erträumten Glücks nur größeres Elend findet.

Ich gehe auf Dasjenige, was für die ländliche Arbeiterbevölkerung zu thun ist, aber nicht im Einzelnen ein, da das Meiste von dem, was für die Industriearbeiter verlangt wird, wenn auch in etwas anderer Form, auch für die landwirthschaftlichen Anwendung finden kann und geschehen muß.

von zweckentsprechenden Zeitungen und kleinen Schriften, die Einrichtung von Volksbibliotheken und Lesehallen, die Gründung von Arbeiter-Bildungs-Vereinen.

Es ist wohl übertrieben, wenn man mitunter sagt, die Arbeiter im Allgemeinen hätten einen wahren Lesehunger. Die Zahl der Lesehungrigen ist in Wirklichkeit noch recht klein, und der Hunger ist leider vielfach kein Verlangen nach nahrhafter, gesunder Kost, sondern nach schädlichen Reizmitteln. Aber die Leselust läßt sich steigern und in gute Bahnen lenken. Der Handarbeiter, dessen berufliche Thätigkeit an sich meist eintönig ist und wenig Freude bietet, sucht begreiflicher Weise in der Regel weniger Belehrung als eine angenehm wechselnde Unterhaltung und Erheiterung in der Lectüre. Darauf ist bei der Auswahl der Bücher und Schriften für Volksbibliotheken und Lesezimmer und bei der Herstellung von Zeitungen für Arbeiter Rücksicht zu nehmen. Verfährt man zu streng, nimmt man nur ernstere, belehrende Sachen, so kommen die Leute, auf die man einwirken will, einfach nicht; mischt man aber geschickt den schwierigeren und leichteren, den belehrenden und unterhaltenden Stoff, dann wird allmälig mit dem Minderwerthigen auch Werthvolleres aufgenommen, Anfangs mehr unbewußt, nach und nach, wenn der Geschmack für die gesündere geistige Nahrung sich durch den Gebrauch entwickelt hat, planmäßig. Die bei Volksbibliotheken gemachten Erfahrungen haben zahlenmäßig erwiesen, daß die Dinge so verlaufen.

Daß für die Arbeiter und ihnen gesellschaftlich und nach ihrem Bildungsgrade nahestehende Classen in richtiger Weise hergestellte Zeitschriften eine bedeutende erziehliche Wirkung ausüben können, sagte man sich längst; erst in neuerer Zeit ist es aber gelungen, für den Fall Geeignetes zu schaffen und in größerem Umfange damit durchzudringen. So haben die für mehrere der in Frage kommenden Kreise von Lesern besonders hergestellten Zeitschriften des Pastors Hülle und diejenige der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen bereits eine recht erfreuliche Verbreitung gefunden. Möge derartigen Unternehmungen die Unterstützung der Gebildeten und Besitzenden, in's Besondere der Arbeitgeber zu Theil werden!

Neben den Zeitschriften müßten kleine Broschuren verbreitet werden, welche die für das praktische Leben wichtigsten Thatsachen und Grundsätze knapp und klar zur Darstellung bringen.

In meinen vor 20 Jahren erschienenen „Wirthschaftlichen Lehren" und dem darauf fußenden neuen Schriftchen „Des Reservisten Begleiter in die Heimath, ein Rathgeber für das bürgerliche Leben", sowie in den Specialschriften „Wie nährt man sich gut und billig?" und „Wie erhält man sich gesund und erwerbsfähig?" habe ich versucht, dem oben hervorgehobenen Bedürfniß entgegenzukommen. Wenn aber auch die Verbreitung, welche jene Broschuren fanden, eine ziemlich große war, so bleibt es doch dringend erwünscht, daß unsere nach anderen Richtungen vielleicht zu fruchtbare literarische Production, nach dieser — eventuell durch Preisausschreiben — zu lebhafterer Bethätigung angeregt werde.

Die durchgreifendsten örtlichen Erfolge lassen sich durch Arbeiterbildungsvereine, Volksbildungsvereine, christliche Arbeitervereine und ähnliche Vereine erzielen, welche aus den Angehörigen verschiedener Classen zusammengesetzt, sich die Aufgabe stellen, die Bildung ihrer dem Arbeiterstande angehörenden Mitglieder zu heben. Derartige Vereinigungen, welche bei richtiger Leitung die Träger vieler auf sittliche, geistige und materielle Förderung der arbeitenden Classen gerichteten Bestrebungen werden können und thatsächlich oft geworden sind, haben außerdem den nicht hoch genug zu schätzenden Vortheil, Reiche und Arme, Vornehmere und Geringere, Arbeitgeber und Arbeiter zu gemeinsamer löblicher Thätigkeit zusammenzuführen und dadurch einander menschlich näher zu bringen.

Das führt mich zu dem zweiten Theil meiner Aufgabe, zur Besprechung der Frage, wie des Weiteren vorzugehen ist, um die Lage der Arbeiter so zu gestalten, daß sie, wenn nicht alle, so doch zu einem erheblichen Theile, zu glücklichen, zufriedenen Menschen gemacht werden.

Zufriedenheit und Glück sind unstreitig bis zu einem gewissen Grade von wirthschaftlichen Verhältnissen bedingt. Derjenige, der nichts besitzt, der von der Hand in den Mund lebend nur mühsam das Nöthigste zur Fristung des Lebens seiner Familie erwirbt, und in steter Gefahr schwebt, der Armenpflege anheim zu fallen, wenn es einmal an lohnender Arbeit fehlt oder wenn er durch Krankheit oder anderes Mißgeschick in seiner Erwerbsfähigkeit gehemmt wird, der auf jeden Lebensgenuß, auch den bescheidensten, verzichten muß, der wird sich kaum jemals zufrieden fühlen können. Ein auskömmliches und sicheres Einkommen ist gewißlich Voraussetzung eines befriedigenden Daseins. Dennoch hängt das wirkliche Glück weit weniger von dem Maaße ab, in welchem der Wohlstand diese bescheidenste Grenze überschreitet, als von der inneren Zufriedenheit, welche der Einzelne erwirbt, wenn er sich durch treue Erfüllung seiner Pflichten die Liebe und Achtung seiner Mitmenschen zu erringen vermochte.

Das Bewußtsein der Pflichterfüllung ist dabei ja wohl die Hauptsache, und es giebt unter Hoch und Niedrig einzelne Menschen, die groß genug denken, sich daran genügen zu lassen, das sind aber seltene Ausnahmen, wir Uebrigen fühlen uns nicht glücklich, wenn unser Wollen und Thun nicht auch die Anerkennung Anderer findet. Das ist bei jeder socialreformatorischen Thätigkeit festzuhalten.

Deßhalb ist neben der Frage, wie die wirthschaftliche Lage der Arbeiter günstiger gestaltet werden kann, auch Dasjenige zu besprechen, was geeignet erscheint, die gesellschaftliche Stellung der Arbeiter, das Ansehen, welches sie als Stand, wie als Einzelpersonen bei den andern Ständen genießen, zu heben. Wirthschaftliche und sociale Stellung stehen selbstverständlich in einem gewissen Zusammenhang, bedingen sich gegenseitig mehr oder weniger, und beinahe jede wirklich gute dem einen dieser Ziele dienende Maaßregel dient auch der anderen. Die vorgenommene Scheidung ist also keine durchaus grundsätzliche.

Unter den für die wirthschaftliche Lage der Arbeiter maßgebenden Factoren spielt natürlich der Arbeitslohn die Hauptrolle. Trotzdem will ich mich auf eine allgemeine Betrachtung beschränken, ohne auf die verschiedenen Lohnformen einzugehen, ohne namentlich auch die Fragen der Productionstantièmen, Prämien u. s. w., welche ich für genügend geklärt erachte, wie der Gewinnbetheiligung, welche nur in seltenen Fällen praktisch ausführbar ist, zu erörtern.*)

Mit dem Aufblühen der Industrie haben sich die Löhne in Deutschland ganz bedeutend gehoben, so daß Fälle, in denen sie nicht der zu stellenden Mindestforderung genügen, daß der Männerlohn hinreichen müsse, um bei zweckmäßiger Verwendung die Wirthschaft einer Familie von mittlerer Stärke so zu führen, daß diese körperlich und geistig gedeihen kann, immer seltener werden. Daß man auf schleunige Beseitigung jener traurigen Ausnahmen hinwirken muß, versteht sich von selbst, das gebietet die Pflicht der Menschlichkeit den benachtheiligten Arbeitern gegenüber und andererseits das Interesse, welches Staat und Gesellschaft daran haben, daß Leistungsfähigkeit und Zufriedenheit in allen Schichten der Bevölkerung erhalten werden. Dieselben Rücksichten sprechen aber auch für eine allmälige weitere Verbesserung der Löhne überhaupt, welche ferner um deßwillen erwünscht erscheint,

*) Aus letzterem Grunde habe ich auch dort, wo ich von der Stärkung des Mittelstandes durch Vermehrung der Zahl der kleinen Unternehmer sprach, die Bildung von Productiv Associationen mit Stillschweigen übergangen.

weil dadurch die Consumtionsfähigkeit der Massen erhöht wird. Soweit die Lohnhöhe durch die Nothwendigkeit auf internationalen Märkten zu concurriren begrenzt ist, wird man sich allseitig etwas Zurückhaltung auflegen müssen, wo dies aber nicht der Fall ist, erscheint ein moralischer und selbst ein gewisser materieller Druck, um zu verhindern, daß unverständige und selbstsüchtige Unternehmer die Löhne ihrer Arbeiter drücken, gerechtfertigt. Staat und Gemeinde können in beiden Richtungen Manches thun. Hier sei nur auf das Nächstliegende hingewiesen. Eine den Bedürfnissen der Arbeiterbevölkerung des Orts angemessene Gestaltung der Löhne in den staatlichen und communalen gewerblichen Betrieben übt einen starken Einfluß auf die Löhne in Privatunternehmungen aller Art in Großindustrie, Handwerk und Landwirthschaft aus. Die öffentlichen Körperschaften vermögen aber noch unmittelbarer zu wirken, indem sie bei Vergebung von Arbeiten und Lieferungen den Unternehmern Bedingungen bezüglich der zu zahlenden Löhne stellen.

Mit dem Gedanken, daß der Staat bei seinen Anschaffungen für die Armee, die Marine, die Eisenbahnen u. s. w. der einheimischen Production eine weitgehende Bevorzugung einzuräumen nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet sei, haben wir uns längst vertraut gemacht, und bei der Vergebung von städtischen Arbeiten und Lieferungen überschreitet die Bevorzugung der ortsangesessenen Unternehmer, unter dem Einfluß, den diese auf die Communalverwaltung ausüben, sogar mitunter die verständiger Weise einzuhaltenden Grenzen. Das Verlangen, daß die den einheimischen Unternehmungen gewidmete Fürsorge nun auch, wie vorhin angedeutet, auf die Arbeiter ausgedehnt werde, erscheint aber den Meisten von uns noch unverständlich. Und doch besteht das Geforderte thatsächlich schon mehrfach anderwärts, ohne daß sich besondere Schwierigkeiten daraus ergeben hätten. In Belgien werden von mindestens einem halben Dutzend Provinzial- und einem halben Hundert Stadtverwaltungen bei Arbeitsvergebungen den Unternehmern die von ihnen an ihre Arbeiter zu zahlenden Minimallöhne (neben Maximalarbeitszeiten) vorgeschrieben, und zwar wie aus den vom Brüsseler Gemeinderath angestellten Erhebungen hervorgeht, ohne nennenswerthe finanzielle Nachtheile für die vergebenden Verbände.

So erwünscht es aber auch ist, daß die Löhne eine allmälige Erhöhung erfahren, so darf man sich doch nicht dem Glauben hingeben, daß eine solche Erhöhung genügt, um die wirthschaftliche Lage der Arbeiterbevölkerung in einer ihre Zufriedenheit ermöglichenden Weise zu gestalten. Dies ist vielmehr erst zu erwarten, wenn es gelingt, den Lohn wenigstens einigermaßen im Verhältniß zu dem Anwachsen der Bedürfnisse des einzelnen Arbeiters, nachdem er eine Familie gegründet hat, steigen zu lassen. In allen anderen, auf den Erwerb durch Arbeit angewiesenen Ständen gilt als Regel, daß die Einnahmen mit der Erreichung des Mannesalters steigen, was zum Theil eine natürliche Folge des Umstandes ist, daß die Arbeiter jener Stände, die „Geistesarbeiter", wie ich sie kurz im Gegensatz zu den Handarbeitern nennen will, wegen der höheren Anforderungen, welche an ihre Vorbildung gestellt werden, erst in reiferen Jahren in Stellung kommen, zum anderen Theil aber der doppelten Absicht der Arbeitgeber (Staat, Gemeinde, Private) zu verdanken ist, dem Anwachsen der Bedürfnisse ihrer Bediensteten nach der Verehelichung Rechnung zu tragen und die in längerem Dienste bewährte Treue anzuerkennen. Nur bei einem kleinen Theil der gelernten Handarbeiter findet ein ähnliches Verhältniß statt, die große Masse der nur wenig Geist und mäßige Geschicklichkeit erfordernde Arbeit verrichtenden erreicht dagegen schon vielfach in jungen Jahren das Lohn-Maximum. Folge hiervon ist, daß der junge Arbeiter Gewohnheiten annimmt, welchen er nach Gründung einer Familie entsagen muß. Ganz abgesehen davon, daß diese Gewohnheiten zum Theil an sich keine guten sind und um so schädlicher wirken können, je mehr es den jungen Leuten an sittlichem Halt fehlt, führt die Nothwendigkeit, gewohnten Genüssen zu entsagen, in der Regel zu Unzufriedenheiten und nicht selten zur Untergrabung der Liebe für die Familie, der mächtigsten Stütze der bestehenden Gesellschaftsordnung und der wesentlichsten Bedingung des Glückes in allen Ständen.

Mag es auch schwierig sein, hier Abhülfe zu schaffen, sie muß geschafft werden, wenn die socialen Reformbestrebungen ihr Ziel erreichen sollen; und wenn man im Großen und Ganzen auch derjenigen Thätigkeit den Vorzug geben soll, welche auf eine den Zeitbedürfnissen entsprechende Erziehung einerseits der Arbeiter, andererseits der Mitglieder der anderen Stände gerichtet ist, so ist doch hier einer derjenigen Punkte, bei denen ich Zwangsmaßregeln empfehlen zu müssen glaube. Nur vereinzelte Großindustrielle haben es bisher gewagt, ihre minderjährigen Arbeiter zum Sparen zu zwingen (so unter Anderem die Firma D. Peters & Co., Elberfeld und Neviges) und selbst in diesen Fällen handelt es sich nicht eigentlich um einen den wachsenden Ausgaben entsprechenden Ausgleich der Löhne in älteren und jüngeren Jahren, (müssen doch mitunter auch die verheiratheten Arbeiter — wenn auch geringere — Einlagen in die Sparkasse machen) sondern im Wesentlichen um Ansammlung von Mitteln für gewisse Fälle (Erwerb eines Hauses, Einrichtung des Haushaltes bei der Verheirathung, Geburten u. s. w.). Schon dieser Sparzwang erwies sich, obwohl der zurückzulegende Lohntheil meist gering und der Zweck der Ersparnisse ein den Arbeitern einleuchtender war, nur dort durchführbar, wo der Lohn im Verhältniß zu dem sonst am Orte gezahlten hoch und das Verhältniß zwischen Unternehmer und Arbeitern ein besonders gutes war. Wo dies nicht zutraf, scheiterten die angestellten Versuche und führten geradezu zu verstärkter Feindseligkeit der Arbeiter. Unter diesen Umständen bleibt nichts übrig, als die gesetzliche Anordnung dessen, was man für nöthig erachtet, und wird man, so wenig angenehm man im ersten Augenblick von einer derartigen Zumuthung berührt wird, sich der Pflicht nicht entziehen können, zu erwägen, ein Mal welchen Umfang das Bedürfniß hat, zweitens wie das erforderliche Gesetz zu gestalten ist, um diesem Bedürfniß in der zweckmäßigsten Weise zu genügen.

Hier sei nur mit einigen Worten angedeutet, wie ich mir etwa die Hauptbestimmungen eines solchen Gesetzes denke.

Im Anschluß an die Invalitäts- und Altersversicherungsanstalten werden Rentencassen gebildet, in welche für alle männlichen invalititätscassenpflichtigen Arbeiter unter 24 oder 25 Jahren von deren Arbeitgebern $^1/_5$ oder besser noch $^1/_4$ des verdienten Lohnes (oder auch Normallohnes wie bei der Invalidenversicherung) geschüttet wird. Aus den Rentencassen wird dann denjenigen Arbeitern, welche das 25. (oder 24.?) Lebensjahr überschritten haben, falls sie heirathen, eine Lebensrente gezahlt, deren Höhe natürlich nach versicherungstechnischen Grundsätzen zu berechnen wäre. Denjenigen Arbeitern, welche bereits in unbeschränkten Genuß ihres Lohnes sind, bei Inkrafttreten des Gesetzes wesentliche Abzüge für die Rentencasse zu machen, ist unmöglich, man wird daher den Zwang nur gegenüber den später neu in die Erwerbsthätigkeit tretenden jungen Leuten ausüben dürfen. Danach würden allmälig alle jungen männlichen Arbeiter unter 25 Jahren höchstens bis zu $^1/_5$ des Lohnes in die Hand bekommen, den sie bei Eintritt in das 26. Lebensjahr zu erwarten haben. Heirathen sie dann, so erhalten sie neben dem vollen Lohn den auf sie entfallenden Zuschuß aus der Rentencasse. Sehr hoch wird dieser Zuschuß ja nicht sein, da die in den ersten Arbeitsjahren gezahlten Löhne gering sind und die Beitragszeit verhältnißmäßig kurz ist, immerhin würde aber auf diese Weise gegenüber dem jetzigen Zustande nach verschiedenen Richtungen ein wesentlicher Fortschritt erzielt.

(Schluß folgt

# Literatur und Kunst.

## Kunstphysiologie.

Von Georg Hirth.*)

Das oft sehr tief eingewurzelte Pflänzlein „Vorurtheil“ ist nur dann auszurotten, wenn man es nicht bloß am Büschel, sondern an der Wurzel erfaßt. Wir Deutsche sollen zwar hierzu vermöge unseres Hanges zur Grübelei und Gründlichkeit besondere Kräfte besitzen; aber mindestens ebenso wahr, vielleicht noch viel wahrer ist es auch, daß wir Deutsche dem Unkraut „Vorurtheil“ einen trefflichen Nährboden darbieten, in dem die Wurzeln gar gewaltig festsitzen und unglaublich wuchern, — namentlich wenn dieser Boden von philosophischem Dung gesättigt ist, und wenn der Ruch des Pflänzleins den Wächtern unserer Schulweisheit und Dutzendbildung lieblich in die Nase duftet.

Ein solches Unkraut ist nun auch das weit und breit in unserem Kunstunterricht — von den Akademien herab bis zu den Werktagsschulen — eingenistete Vorurtheil, daß man die Natur leichter begreifen und künstlerisch besser beherrschen lernen könne, wenn man ihr Anfangs nicht direct, sondern auf Umwegen zu Leibe ginge; oder mit anderen Worten, daß man vor dem eigentlichen Naturstudium eine Vorschule nach bildlichen Uebersetzungen der Natur, nach Zeichenvorlagen, Gypsmodellen u. dgl. durchmachen müsse. Es ist das auf den Kunstunterricht übertragene Princip der Schulgrammatik. Heute**) will ich versuchen, das Irrthümliche und Schädliche dieses Vorgehens mit einigen neuen und, wie ich glaube, unanfechtbaren physiologischen Gründen dazuthun.

Unter „Kunstphysiologie“ verstehe ich die Erklärung der für die bildenden Künste und ihre Kritik, für das künstlerische Schaffen und den guten Geschmack in Betracht kommenden Regeln — soweit thunlich — aus der Natur der menschlichen Sinne und Seelenkräfte. In der allgemeinen Wissenschaft der „physiologischen Psychologie“ haben die Fragen der bildenden Kunst bisher nur eine sehr nebensächliche Rolle gespielt, weil auch der tüchtigste Physiologe ohne ein besonderes, intimes Verständniß für Kunstgeschichte und Kunsttechniken nicht viel damit anzufangen weiß; andererseits haben die eigentlichen Kunstgelehrten sich gerne damit begnügt, ihre Wissenschaft als eine rein historisch-ästhetische aufzufassen, und nur selten ist der Eine oder der Andere auf die Idee gekommen, die sogenannten „Schönheitsregeln“, das Stilgefühl, die Eurhythmik der Formen und Farben u. dgl. auf Naturgesetze zurückzuführen.

Allerdings stößt gerade auf diesem Gebiete die Erkenntniß des physiologischen Zusammenhanges auf große Schwierigkeiten. Denn es handelt sich hier nicht um verhältnißmäßig einfache seelische Affecte wie jene des Schmerzes, der Freude, der Liebe, des Hasses, sondern um ein sehr complicirtes Zusammenwirken von Sinnesempfindungen, Aufmerksamkeit, Gedächtniß, Phantasie, Verstand und reproductiver Geschicklichkeit auf dem schwankenden Grunde vielgestaltiger, individueller und cultureller Entwickelung. Die kunstphysiologischen Forderungen und Bedingungen sind sicherlich etwas allgemein Menschliches; auf gewissen Culturstufen und namentlich in Folge der Arbeitstheilung aber bleiben sie zum Theile latent, und vollkommen actuell werden sie überhaupt nur da, wo die Geisteskräfte vorwiegend und mit Erfolg auf die Kunst gerichtet sind. Die Kunst ist die Weckerin; ohne sie gäbe es keine Kunstphysiologie.

Es könnte nun aus diesem Grunde scheinen, als ob die Kunstphysiologie nur etwa für die bereits auf der Höhe des Könnens und Verstehens Angekommenen, für Künstler und Kunstkenner ein „wissenschaftliches“, rein platonisches Interesse habe. Ja, ich sehe im Geiste schon das Kopfschütteln der Utilitarier und höre den bekannten Vorwurf: „Bleibe uns mit deinen Theorien vom Leibe; wir haben schon genug an der Aesthetik und Kunstgeschichte, — wir brauchen die gelehrten Recepte nicht!“ In der That liegt für den, der über diese Fragen noch nicht ernstlich nachgedacht hat, die Versuchung nahe, einen solchen ablehnenden Standpunkt nicht nur für bequem und entschuldbar, sondern auch für kunstförderlich zu halten. Gleichwohl ist nichts irrthümlicher, denn in Wahrheit ist jeder Künstler praktischer Kunstphysiologe; ist er ein tüchtiger oder gar ausgezeichneter Künstler, so hat er auch — vielleicht ohne es zu ahnen — den Gipfel kunstphysiologischer Weisheit erklommen, nur mit der Maßgabe, daß ihm für das, was es richtig empfindet und praktizirt, die einfachste, d. h. naturgesetzliche Erklärung fehlt. Wenn er also um die Kunstphysiologie sich ein wenig bemüht, so treibt er gewissermaßen retrospective Selbsterkenntniß, er mißt seine „Physis“, seine Kraft, sein Können, seine Intelligenz mit dem Maaßstabe der „Logik“. Nemo ultra posse obligatur — „Jeder malt, so gut er kann“; aber warum er es so und nicht besser kann, das wird er durch die Kunstphysiologie erfahren, die ihn durch ihre oft überraschenden Beleuchtungen sogar von manchem Irrthum befreit. Denn wenn es auch richtig ist, daß gewisse Empfindungen mit Naturnothwendigkeit sich instinctiv bei einem Jeden einstellen, der für Kunstfragen begabt ist und sich anhaltend damit beschäftigt hat, so trägt doch die Gewöhnung, überall der natürlichen Ursache solcher Empfindungen nachzugehen, ungemein viel zur Sicherheit und Verschärfung des Urtheils bei. Richtig empfinden ist gut, richtig wissen noch besser.

Ich gebe also zu, daß die physiologische Begründung als solche nicht dazu angethan ist, Künstler „umzubilden“. Für den „fertigen“ Künstler ist das physiologische Studium etwa das, was für den an der lebendigen Sprache gebildeten Redner und Schriftsteller das nachträgliche Studium der Grammatik und der vergleichenden Sprachkunde darstellt. Das kann freilich unter Umständen sehr viel sein; indessen der erwachsene, in besonderen Sinneswahrnehmungen, Gedankenrichtungen und Geschicklichkeiten gefestigte Mensch wird selbst erwiesenermaßen fehlerhafte Angewohnheiten beim besten Willen nicht ganz abstreifen können. Er wird, soferne er einen weiteren, für alle und jede Wahrheit empfänglichen Geist besitzt, die aus bisher unbeachteter Quelle fließende neue Belehrung annehmen und daraus einigen Nutzen zu schöpfen suchen; aber er wird nicht alles bisher Erworbene verleugnen, er wird nicht von Vorne anfangen wollen und — können. Ist es doch gerade die Physiologie selbst, die uns lehrt, daß jede virtuose Kunst nichts Anderes ist, als eine in gewissem Sinne vollendete „Organisation“ des Nervenlebens, welche man nicht jeder Zeit und beliebig wieder verändern kann.

Ganz anders aber liegt die Frage, wenn es sich um den Beginn solcher Organisation, wenn es sich um die erste Einleitung des complexen psycho-physischen Bewegungsprocesses

*) Als jüngst in der „Gegenwart“ der Streit zwischen alten und jungen Künstlern über den Werth des Zeichnens nach dem Gypsmodell ausgefochten wurde, da konnte es nicht fehlen, daß auch der Name Georg Hirth als der eines Kronzeugen angerufen wurde. Hatte er doch schon seit Jahren in Büchern und Flugschriften die Frage sehr eingehend behandelt. Uns selbst schrieb der Verfasser in warmen Worten über das „große Verdienst“ unserer Enquête und knüpfte daran die berechtigte Klage, daß seine Untersuchungen „an Herrn v. Werner und dessen Gesinnungsgenossen spurlos vorübergegangen zu sein scheinen.“ Nunmehr läßt er von seinen „Aufgaben der Kunstphysiologie“ eine zweite, vielfach umgearbeitete Auflage in Lieferungen erscheinen, deren Subscription wir Studirenden, Kunsteleven, Künstlern und Kunstfreunden warm empfehlen können. Es ist gewissermaßen eine Aesthetik aus der Natur der menschlichen Sinne und Seelenkräfte, ausgehend von den von Helmholtz gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnissen, reich an tiefgründigen Betrachtungen und fruchtbaren Gedanken über das Wesen und die Zukunft der bildenden Künste. Die obige Einführung in seine Kunstanschauung wird den Lesern der „Gegenwart“ willkommen sein.

Die Redaction.

**) Vgl. auch meine zuerst 1887 und seitdem in mehreren Auflagen erschienene Schrift: „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung.“

handelt, als dessen Ergebniß die Kunstthätigkeit bezw. das Kunstverständniß erscheint. Hier, namentlich wenn das Moment der jugendlichen, noch unentwickelten Empfänglichkeit hinzukommt, können allerdings die physiologischen Forderungen von elementarer Bedeutung werden; und zwar von Bedeutung nicht bloß für die Kunstpflege im engeren, höheren Sinne, sondern für alle Gebiete menschlicher Thätigkeit, auf welchen künstlerische Gesichtspunkte, wenn auch in bescheidenen Grenzen, in Betracht kommen. Nicht etwa, als ob die Jugend mit theoretischen Auseinandersetzungen über den Bau des Auges, über Optik und Farbenlehre gefüttert werden sollte; wohl aber in der Weise, daß den Ergebnissen physiologischer Forschung eine prophylaktische, pädagogische Rolle zuerkannt wird, ähnlich wie man heute den Arzt bei Fragen des leiblichen Wohles der Schuljugend ein ernstes Wort mitsprechen läßt. —

Wirklich wüßte ich nicht, unter welchen plausiblen Vorwande man die Erfüllung dieses Anspruches verweigern könnte. Vielleicht deshalb, weil die bildenden Künste schon in alten und neuen Zeiten denkbar Höchstes ohne bewußte „Kunstphysiologie" geleistet haben? Aber an die anerkannt bewährten Techniken des Zeichnens, der Malerei, der Skulptur ꝛc. soll ja gar nicht gerührt werden! — Oder unter dem Vorwande, daß die verhältnißmäßig neue Wissenschaft der psychologischen Physiologie noch nicht so weit ausgereift sei, um einen weittragenden Einfluß auf den praktischen Kunstunterricht ausüben zu können? Nun, auch die Hygiene ist noch nicht „fertig" — ihre wichtigsten Fragen werden vielleicht in einem Menschenalter nicht zum Abschluß kommen, und dennoch räumt man jeder ihrer klar begründeten Forderungen das Bürgerrecht in den Schulen und im öffentlichen Leben ein. Mehr wird ja auch nicht für die sicheren Ergebnisse physiologischer Forschung beansprucht! Die Zahl dieser Ergebnisse ist aber schon heute eine so beträchtliche, daß, wollten wir ihre einmal erkannten wichtigen Beziehungen zum Zeichnen-, Kunst- und Anschauungsunterricht länger ignoriren, wir — ich sage nicht zu viel — ein Verbrechen an unserer Jugend und an den kommenden Generationen begehen würden.

Und das wäre auch Undankbarkeit gegen die deutsche Wissenschaft. Denn deutsche Männer sind es vor Allen, welche die Ehrentafel dieser neuesten menschlichen Selbsterkenntniß, der „Blüthe unter den Naturwissenschaften, schmücken. Namentlich die auf Kunst und Kunstunterricht anzuwendenden Partien, nämlich die physiologische Optik, die Licht- und Farbenlehre, die Lehren vom Gedächtniß, von den Nervencentren und den Reflexbewegungen ꝛc., sind hauptsächlich Resultate deutschen Forschergeistes. Wenn aber ein Mann, wie Herm. v. Helmholtz den Kunstbeflissenen die Hand reicht, so haben jene allen Grund, sie freudig zu ergreifen. Sehr treffend sagt der berühmte Gelehrte*): „Das physiologische Studium der Art und Weise, wie unsere Sinneswahrnehmungen zu Stande kommen, wie die von außen kommenden Eindrücke in unseren Nerven verlaufen, wie der Zustand der Letzteren selbst dadurch verändert wird, bietet mannigfache Berührungspunkte mit der Theorie der schönen Künste . . Aufmerksame Betrachtung der Werke großer Meister wird ebenso der physiologischen Optik, als die Aufsuchung der Gesetze der Sinnesempfindungen und sinnlichen Wahrnehmungen der Theorie der Kunst, d. h. dem Verständniß ihrer Wirkungen, förderlich sein können . . . Die Eigenthümlichkeiten der künstlerischen Technik, auf welche uns die physiologisch-optische Untersuchung führt, sind in der That mit den höchsten Aufgaben der Kunst eng verknüpft. Ja, wir können vielleicht daran denken, daß selbst das letzte Geheimniß der künstlerischen Schönheit, nämlich das wunderbare Wohlgefallen, welches wir ihr gegenüber empfinden, wesentlich in dem Gefühle des leichten, harmonischen, lebendigen Flusses unserer Vorstellungsreihen begründet sei, die trotz reichen Wechsels wie von selbst einem gemeinsamen Ziele zufließen, bisher verborgene Gesetzmäßigkeit zur volleren Anschauung bringen, und in die letzten Tiefen der Empfindung unserer eigenen Seele uns schauen lassen."

Fast erscheint es unerklärlich, warum manche kunstphysiologische Fragen noch nicht gelöst sind; um so unbegreiflicher, weil nicht nur die physiologische Optik, sondern auch die Erkenntniß der reproduktiven Nerventhätigkeit zum großen Theile auf Beobachtungen beruht, welche jeder denkende, gebildete Mensch an sich selbst machen kann. Ja, es giebt eine Reihe von subjectiven Erscheinungen, welche (bis jetzt wenigstens) weder durch Instrumente gemessen, noch an todten Augen oder durch Vivesektion an Thieren beobachtet werden können. Diese Selbstbeobachtungen sind nicht nur belehrend, sondern auch sehr unterhaltend und oft überraschend. Trotzdem ist z. B. der „blinde Fleck", von dessen Vorhandensein in jedem ihrer Augen sich schon Moses und die Propheten hätten überzeugen können, erst vor etwas mehr als 200 Jahren „entdeckt" worden. Auf eine Entfernung von 100 Meter kann man eine ganze Reihe im langsamen Schritt hintereinander marschirender Soldaten in diesem blinden Flecke verschwinden lassen, man hört ihren Tritt, aber sie sind fort, wie weggeblasen, bis einer nach dem anderen seine Fußspitze wieder hervorstreckt. Als der berühmte Physiker Mariotte in ähnlicher Weise den englischen Hof durch das Verschwinden gekrönter Häupter belustigte, war die gelehrte wie halbgelehrte Welt durch die Entdeckung auf's Höchste überrascht. Noch heute aber sind die Meinungen getheilt darüber, ob durch den „blinden Fleck" und andere Empfindungsdefecte der Netzhaut das Sehfeld wirklich zusammenschrumpft oder ob der bildlose Raum durch die Empfindungen der benachbarten Netzhauttheile ausgefüllt erscheint.

Wie gedankenlos über optische Kunstfragen im Allgemeinen geurtheilt wir, geht z. B. schlagend daraus hervor, daß die Lehrbücher der Perspective fast ausnahmslos die einschlägigen Probleme vom Standpunkte des einäugigen Sehens behandeln, während doch für den Künstler sowohl wie für den bloßen Beschauer von Naturobjekten und Kunstwerken das durchaus anders geartete beidäugige Sehen in Betracht kommt, in zweien solcher Lehrbücher, welche mir gerade zur Hand sind, ist dieser Umstand nicht mit einem einzigen Worte erwähnt! Und wie oft begegnen wir dem Irrthum, daß das gezeichnete oder gemalte Bild dereinst noch durch die Photographie ersetzt werden könne, — ein Irrthum, der nicht nur gänzliche Verkennung des tieferen Wesens der Kunst, sondern auch Unwissenheit in den einfachsten Fragen der Optik verräth.

Eine in weiten Kreisen Gebildeter aller Berufsarten fleißig geübte Selbstbeobachtung kann in der That sehr wichtige Resultate ebensowohl für wissenschaftliche wie praktische Fragen der Optik haben. Die Fälle, in denen zu spät die Hülfe des Augenarztes angerufen wird, werden sich dann an Zahl verringern; war es doch bisher die Regel, daß Veränderungen des Sehorganes erst dann ernstlich beachtet wurden, wenn sie unerträglich geworden waren. Der Uebelstand wäre, zur rechten Zeit beachtet, vielleicht in einfachster Weise zu beseitigen gewesen. Wer sich aber nicht selbst darauf versteht, die Sehkraft seiner Augen fortwährend zu controlliren, der sollte dies ab und zu vom Augenarzt oder Optiker besorgen lassen, ähnlich wie der vorsichtige Mann dann und wann sein Gebiß vom Zahnarzt untersuchen läßt. Die Augen sind in Folge ihres äußerst subtilen Apparates mehr, als andere Organe, unausgesetzten Umbildungen unterworfen. Leute aber, deren Leistungsfähigkeit von ungeschwächter Sehkraft abhängt, also namentlich alle Künstler, sollten mit doppelter Sorgfalt auf die Erhaltung des Organes bedacht sein.

Daß hierbei nicht bloß pathologische Rücksichten, sondern auch Erziehung und Beruf ein ernstes Wort mitzusprechen haben, liegt auf der Hand. Seltsam aber mag es Manchem

*) „Optisches über Malerei," in Helmholtz' gesammelten „Vorträgen und Reden," II. Band, S. 97. (Braunschweig, Vieweg & Sohn.)

klingen, wenn ich sage, daß für künstlerische Apperception und Reproduction oft auch die Abnormität von Vortheil sein kann und daher sorgsame Erhaltung verdient. Die sogenannte „Farbenblindheit", die effective Kurz- und die Weitsichtigkeit stellen nur die gefürchteten äußersten Grenzen vielgestaltiger und vielstufiger Zustände dar. Von der Beobachtung meiner eigenen Augen ausgehend, welche in Bezug auf Accomodationsfähigkeit und Farbenempfänglichkeit links und rechts verschieden sind, bin ich auf die Idee gekommen, daß ähnliche Abnormitäten bei vielen Künstlern eine große, Ausschlag gebende Rolle spielen, und bei näherer Erkundigung habe ich dies mehrfach bestätigt gefunden. In solchen Fällen kann die Erhaltung des status quo geradezu die Erhaltung der künstlerischen Originalität bedeuten. Und sollten nicht sogar manche nationale Eigenthümlichkeiten, z. B. die Malweise der Japaner, zum Theil auf besondere optische Anlagen zurückzuführen sein?

Es ist bezeichnend für die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Kultur, daß die tiefsinnigsten religiös-philosophischen Systeme längst erdacht waren, ehe man das göttliche Instrument, auf dem doch unsere Weltanschauung größtentheils beruht, begriffen oder auch nur zu verstehen begonnen hatte. Und selbst heute noch, wo es auch dieser Wißbegierde so leicht gemacht ist: wie viele Menschen unter den Millionen des Weltalls werden wohl von freudigem Dankgefühl bewegt, wenn sie morgens die Augen aufschlagen und sich überzeugen können, daß das Wunderwerk des Sehapparates über Nacht nichts von der alten Kraft eingebüßt hat? Solche Dankgefühle aber tragen nicht bloß zur bescheidenen Selbstachtung und zur Werthschätzung der Wohlthat des Lebens an sich bei, sondern sie ermuntern auch zu einem höheren, dem Thiere wie dem gedankenlosen Alltagsmenschen fremden Gebrauch des Gesichtssinnes, nämlich zur künstlerischen Naturanschauung.

---

## Der vorweimarische Goethe.

Von Otto Dase.

Der hochbegabte Schwabenstamm hat dem deutschen Geistesleben mehr Genies und Talente geliefert, als irgend ein deutsches Land. Neben Denkern und Dichtern wie Schiller, Hegel, Uhland, Hölderlin, Mörike u. A. gedeiht dort auch ein scharfsinniges, rücksichtsloses Geschlecht von großen Kritikern. Strauß nahm die Evangelien unter seine Lupe, Rümelin gebot der maßlosen Shakespeare-Verhimmelung Einhalt, Vischer hat die Goethepfaffen tapfer bekämpft und in dem Streit um die Beurtheilung des Faustdichters obgesiegt. Aber weil er todt ist, so scheint die Goethegelehrsamkeit unserer Tage zu wähnen, auch seine Kritik des zweiten Theiles „Faust" sei todt. Und weil es leicht ist nachzuweisen, daß Vischer da und dort über's Ziel geschossen hat, so glaubt man mit Achselzucken zur Tagesordnung übergehen zu dürfen, verehrt und erklärt vergnügt weiter und beruft sich triumphirend auf die Bühnenaufführungen des zweiten Theiles, welche ja für die Schaulust der Menge und für die zum Voraus überzeugten Bewunderer Beweis genug scheinen, daß Goethe's Dichterkraft im Alter nicht abgenommen, sondern gar zugenommen habe. Aber Vischer's Kritik ist nicht todt, sie lebt herzhaft fort und wirkt im Stillen weiter; das wird sich deutlich zeigen, so bald nur die Sintfluth des Alexandrinismus einigermaßen verlaufen sein wird, welche jetzt noch die Höhen und Thäler der Goethe'schen Dichtung bedeckt. Das bestätigt auch Vischer's Nachfolger in der Professur für Aesthetik und deutsche Literatur an der Technischen Hochschule in Stuttgart: Carl Weitbrecht, der den Kampf gegen die Goethephilologie tapfer fortführt. Zwar ist sein prächtiges Werk: „Diesseits von Weimar, Auch ein Buch über Goethe" (Stuttgart, Fr. Frommann) von den Zünftigen auf der ganzen Linie „todtgeschwiegen" worden, aber das Buch ist gewiß zählebiger als manche Untersuchung des hypothesenreichen Wilhelm Scherer und seiner Schüler. Es ist darum eine Ehrenpflicht der „Gegenwart", ihre Leser auf Weitbrecht's muthige That hinzuweisen, die besonders im Süden unseres Vaterlandes die Zustimmung immer weiterer Kreise findet.

Der Verfasser ist ein „altmodischer Mensch" und meint, was man heute über Goethe wisse, sei schon beträchtlich mehr als man brauche, um ihn zu verstehen; es sei sogar nützlich, ein gutes Quantum dieses Wissens wieder zu vergessen. Er meint ferner, die heute übliche Art der Goetheverehrung sei andächtiger und geistlicher, als daß sie menschlich durchaus echt sein könne; es werde nichts schaden, wenn man sich wieder eines etwas weltlicheren Tones befleißige. Er ist weiter der Meinung, daß dieser weltlichere Ton ganz im Sinne Goethe's selbst sei, zum mindesten des jungen Goethe, und daß man wohl daran thue, sich in Frankfurt etwas länger aufzuhalten, ehe man die Reise nach Weimar und Rom antrete. Endlich liegt es in der Natur und im Beruf des Verfassers, daß er einen Dichter lieber in seiner Werkstatt bei der Arbeit aufsucht als in den Bibliothekfälen, wo man alten Staub aus seinen Büchern klopft. Sehen wir zu, wie er seine Aufgabe auffaßt, anpackt und durchführt.

Die erste Periode in Goethe's Werdegang reicht bis Weimar. Dort ist der erste tiefgehende und, wie Weitbrecht sagt, der folgenschwerste Einschnitt; der frühere Einschnitt, der mit dem Namen Straßburg zu bezeichnen ist, ist doch nur das Ende eines Vorspiels. Der junge Goethe dieser Zeit giebt sich unbefangen, wenn auch frühreif, den Eindrücken des Lebens hin, wie und woher sie kommen, aber, so unklar er oft erscheinen mag, doch nicht steuerlos: sein Persönliches, das Angeborene, reagirt kräftig, verarbeitet, was ihm gemäß ist, stößt wieder aus, was „ein fremder Tropfen im Blute" ist. Er zeigt stark ausgesprochen die jugendliche Lust zur Opposition, Revolution, zur unbekümmerten kecken Kritik; er setzt sich scharf auseinander mit dem, was ihm innerlich zuwider ist, wie er sich sorglos, oft weich hingiebt an das, was ihm entspricht. Aber ihn leitet keine Theorie, nur die Natur — d. h. nicht ein Begriff von Natur (genau besehen auch nicht der Rousseau'sche), sondern das eigene individuell und unbewußt wirkende Naturell. Er ist naiv im besten Sinne des Wortes. Und mit dieser schönen ungeschminkten Naivetät vollzieht sich auch sein dichterisches Schaffen: er giebt sich unbefangen wie er gerade ist, ohne viel zu fragen, wie sich das Gegebene machen werde; was er erlebt und innerlich verarbeitet hat, legt er einfach hin mit der angeborenen Sicherheit der Dichternatur, in der auch ein gutes Maaß von Selbstkritik und künstlerischer Selbstzucht mitgesetzt ist — aber ohne reflektirtes Dichterberufsbewußtsein oder gar vorgefaßte ästhetische Schulmeinungen und Formtheorien. Was darnach aussehen könnte, ist nichts Anderes als das Herumfühlen einer genialen Natur, die noch nicht weiß, was sie auf der Welt eigentlich will und soll und doch in ihrem „dunkeln Drange" sich „des rechten Weges bewußt" ist. Inzwischen setzt er sich in kecke Opposition zu Allem, was ihm nicht paßt, schreibt sich schlankweg vom Hals, was nicht anders loszubekommen ist, was innerlich gräbt und wurmt und heraus muß. So entsteht die Lyrik von Straßburg und Frankfurt, entstehen „Götz", „Werther", die Urgestalt des „Faust", auch in Sachen wie „Clavigo", „Stella", „Claudine von Villabella" ist von diesem Goethe etwas zu spüren; und in den Farcen und Satiren dieser Zeit tobt sich die Oppositionslust und die gesunde theorielose Respectlosigkeit vor den Götzen der Unnatur munter aus. „Aber das Wunderbare in dieser so ganz unverfälschten Jugendlichkeit ist die Reife, die sich doch auch in ihr schon kundgiebt, eine Reife, die nicht als Frucht mühseliger Reflexion sich darstellt, sondern als Er-

gebniß eines starken intuitiven Erfassens der Weltzusammenhänge und der menschlichen Zustände — und als Ergebnis einer ungewöhnlichen ethischen Energie, mit der dieser Jüngling sein eigenes Wesen sowohl behauptet als beherrscht. In formaler Beziehung erweist sich diese Reife als ein sicherer künstlerischer Tact, der selten ganz irre geht und auch auf halsbrecherischen Wegen des Traumwandelns noch Boden unter den Füßen behält. Will man den Stil, der sich hieraus ergiebt, naturalistisch nennen, wie es wohl zuweilen geschieht, so darf man jedenfalls nicht an den modernen Begriff des Wortes dabei denken, an seine Gröbe und Brutalität, an seine Scheinwahrheit und gesuchte Objectivität. Naturstil ist's, ja; aber Natur im subjectiven individuellen Sinn genommen: der Stil, welcher der noch unverbogenen Natur des jungen Goethe, aber auch nur dieser, vollkommen entspricht, der getreue formale Ausdruck seiner persönlichen Welt- und Lebensauffassung ist — insofern „wahr" und „realistisch", denn dieser Goethe nimmt die Dinge mit einer verblüffenden Sachlichkeit — aber auch ebensogut „idealistisch", dafern man nur bei dem Worte weder an ein formales Stilisiren nach einem irgendwoher genommenen Schönheitsideal denkt, noch an eine subjectiv willkürliche Fälschung des Weltbildes: daran vielmehr, daß die poetische „Idee" auch die völlig realistische Darstellung durchdringt und durchwirkt, nur nicht als ein der Reflexion entsprungener sogenannter Grundgedanke, sondern als eine in großen Zügen von der schöpferischen Phantasie angeschaute persönliche Lebensstimmung. Am besten verzichtet man ganz auf derartige Schlagwörter, mit denen so viel Wirrwarr und ästhetisches Unheil gestiftet wird, und nimmt den Jugendstil Goethes einfach, wie er ist, eben als den einzigartigen seinen, als den eigentlich ursprünglichen Goethischen Stil. Daß dieser zugleich sein eigentlich deutscher Stil ist und nachdrücklich „von deutscher Art und Kunst" des jungen Goethe zeugt, sei hier nur vorläufig nebenher bemerkt."

Mit Weimar findet diese Jugend Goethe's ihr Ende; es kommt die Zeit des reifenden und reifen Mannesalters, wie man sich etwa obenhin ausdrücken mag. Aber je mehr dichterische Reife schon in dem jungen Goethe steckt, desto fraglicher ist es von vornherein, ob das Weiterreifen des Mannesalters sich auf ganz geradem Wege wird vollziehen können. Und in der That ist es eine eigene Sache um diese vielgepriesene Reifezeit des Dichters. Zunächst tritt der Dichter überhaupt in den Hintergrund. Der Freund Karl August's gerät zunächst recht in die Zerstreuung; aber weniger das berufene lustige Leben von Weimar ist es, was diese Zerstreuung bedingt, als vielmehr die mannigfache praktische Thätigkeit. „Goethe thut nichts halb", wie Wieland von ihm schreibt, auch als Hofmann und Beamter nicht; er nimmt es ernst und ganz mit dem Wirken in der großen Welt, das ihm nun aufgegangen ist. Und dennoch wird er selbst halb und zwiespältig dabei, denn zum Ganzen seiner Persönlichkeit gehört eben der Dichter, ja dieser ist mehr als die mathematische Hälfte, er ist Centrum — und das Uebrige, so wichtig es ist, verläuft jetzt mehr nach der Peripherie. Soviel der Mensch dabei gewinnt und mittelbar auch der Dichter dadurch gewinnen könnte: die Hemmungen, die der Dichter erfährt, machen sich empfindlich geltend; während der Mensch feste Stellung in der Welt zu nehmen trachtet, wird die ganze Persönlichkeit doch fast an sich irre. Gewaltsam reißt er sich los und heraus, er muß sich selbst wieder im Centrum finden — einsam mit sich. Aber diese Einsamkeit, die ihm aus der Zerstreuung zu neuer Sammlung helfen soll, heißt: Italien! Mit seiner ganzen Aufnahmefähigkeit, mit seiner alten unbefangenen Hingabe blickt er in eine neue Welt, läßt sich von ihr bilden und bestimmen — und heimgekehrt ist er ein Anderer. Nun weiß und fühlt er sich wieder und ganz anders denn früher als Dichter, hat und ergänzt und erweitert seine ästhetischen Theorien — aber er ist nicht mehr der naive deutsche Dichter von Straßburg und Frankfurt, die Antike hat's ihm angethan, der bewußte Classicist und Hellenist ist fertig und — zunächst ohne Tadel und Vorwurf gesagt — der Formalist, dem nicht mehr der Gehalt unbewußt und von selbst die Form mit sich bringt, der vielmehr mit vollem Bewußtsein und nach bestimmten Kunstprincipien dem Gehalt seine Form zu geben sucht. Aber diese Kunstprincipien entstammen weder der eigenen ursprünglichen Natur des Dichters noch sind sie dem Genius seiner Nation abgelauscht: sie sind aus einer fremden Welt geholt, die bei allem Herrlichen, das sie bietet, bei aller Macht, mit der sie auch auf entlegene Welten zu wirken vermag, dennoch eine fremde bleibt. Goethe habe in Italien sich selbst wieder gefunden, pflegt man zu sagen. Dies ist nur insoweit richtig, als er die Sammlung seines inneren Menschen aus der Zerstreuung der ersten Weimarer Zeit dort gewonnen hat: den Goethe des „Götz", des „Werther", des ursprünglichen „Faust", den im besten Sinn volksthümlichen Goethe, dessen dichterischer Pulsschlag mit dem lebendigen Herzschlag der Nation Tact hielt, den Goethe, der „auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden" wollte — den hat er in Italien nicht wieder gefunden. Mit fremden Flügeln kehrt er zurück und mit ihnen stößt er überall an, wo er sie brauchen will. Unsäglich schwer hat sich Goethe daheim wieder zurecht gefunden, ja Weitbrecht darf wohl sagen: ganz ist er nie mehr heimisch geworden in der nordischen Welt, die ihm nun wie die seines „Faust" eine „Nebelwelt" war. Und während der junge Goethe erklärt hatte: „schädlicher als Beispiele sind dem Genius Principien" — so lebt und arbeitet jetzt der umgewandelte Goethe immer mehr nach Principien, die geniale Naivetät weicht immer mehr einer wenn auch noch so großzügigen und eindringenden Reflexion. Kein Wunder daher, wenn zeitweilig der Gelehrte den Dichter aus dem Mittelpunkt der Persönlichkeit zu verdrängen scheint. Ganz freilich ist der frühere Goethe nicht ausgetrieben, er regt sich zuweilen noch, namentlich unter Schiller's Einfluß: aber es geht damit ähnlich wie in den neunziger Jahren mit dem „Faust", von dem Goethe an Schiller schreibt: „mit diesem — geht mir's wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat; solange Sie daran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen; sobald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden." Sobald er für sich ist, ist er eben der, der er nun einmal geworden ist, und als solchen muß er sich auch jetzt in seinem Schaffen geben. Die Anfänge oder Keime der meisten Hauptwerke dieser Periode bringt er theils von Frankfurt mit nach Weimar herüber, theils gehören sie den ersten zehn Jahren von Weimar an; aber die Werke brauchen beängstigend lange, bis sie das geworden sind, als was sie endlich vorliegen, und mit der inzwischen eingetretenen Wandlung Goethes haben auch sie sich gewandelt: „Egmont", „Iphigenie", „Tasso", „Wilhelm Meister" haben rascher oder langsamer, einschneidender oder in leiserer Entwickelung das Gepräge des vielbesprochenen „Stilwechsels" erhalten, der ein Stilwechsel des Menschen und des Dichters zugleich war; sie sind endgiltig geformt worden nach dem neuen Kunstprincip, das nun mit vollem Bewußtsein als das einzig richtige festgehalten und weiter verfolgt wurde. Am meisten unter jenen Vieren hat der „Egmont" nach Gehalt und Form noch vom jungen Goethe gerettet, bei ihm tritt aber auch der Stilwechsel mit schroffster Deutlichkeit zu Tage: wie geologische Schichten mit allerlei Verwerfungen liegt es da übereinander. Weniger schroff beim „Faust", im fertigen ersten Theil: dessen ursprüngliche Natur kam schon zu gefestet von Frankfurt mit herüber, als daß der Classicismus ihm allzutief in die Säfte hätte eindringen können: er mußte entweder ganz liegen bleiben oder den Dichter gegen seine neue Theorie wieder auf die alten „Dunst- und Nebelwege" führen. Trotzdem bekam auch er die Wandlung zu spüren, und ohne Schiller wäre die „barbarische Composition" vielleicht in der That der zeit-

weiligen Verachtung ihres Schöpfers zum Opfer gefallen. Wie ein Wunder aber ragt aus den Werken dieser Periode (außer einem Theil der Lyrik, einigen Balladen namentlich) „Hermann und Dorothea" heraus: hier sieht man, was Goethes Genius eigentlich wollte, als er dem fremden Princip Eingang verstattete, das ihm und den meisten seiner Werke über den Kopf wuchs. „Hier ist lebendige unmittelbare Gegenwart deutschen Lebens, hier sind Gestalten und Verhältnisse von heimischer und heimeliger Realität, hier rauscht der Strom der Zeitgeschichte mächtig und vernehmlich, hier sind wir zu Hause, hier ist Fleisch und Blut von unserm Fleisch und Blut. Zwar weht ein Hauch der Antike darüber, aber man denkt weder an Hellas, noch an Rom; man spürt nur den Geist, durch den die Antike immer wieder die Geister zwingt, den Geist der „edeln Einfalt und stillen Größe". Zwar hat der Dichter mit vollem Bewußtsein den Gehalt gerade so geformt, aber man merkt keine Absicht des bewußten Formens, es ist, wie wenn die Form unbewußt aus dem Gehalt erwachsen wäre. Das Werk ist classisch und doch ist es deutsch bis in die Knochen, wie auch die Verse deutsch sind und nicht griechisch, sobald man sie nur richtig und laut liest. Der Stil ist „idealistisch" im reinsten Sinne des Wortes und doch „charakteristisch", wie es der junge Goethe dachte, wenn er Angesichts des Straßburger Münsters erklärte, die „charakteristische Kunst sei die einzig wahre." Das ist's, was Goethe vorschwebte, diese Erhöhung des Charakterischen und Realen durch die classische Form, dieses „Einsenken des Idealen in den Granitgrund der Wirklichkeit" (Vischer); aber erreicht hat er's nur in dem Moment, da „Hermann und Dorothea" entstand, nicht vorher und nicht nachher — nur an diesem Punkte seiner Entwickelung war er des angenommenen Kunstprincips Herr, sonst war es ihm zu mächtig. Und nur einmal noch ist er auch über „Hermann und Dorothea" hinausgekommen: als er an die in Frankfurt geschriebenen Scenen des „Faust" die letzte formende Hand legte. „Hier ist jede Erinnerung an die Schulbank der Antike verschwunden, die Erinnerung an die Jugend führt dem Formkünstler die Hand und der Gewinn aus der classischen Schule verräth sich nur in der unnachahmlichen Sicherheit und erhöhten Natürlichkeit, mit der wieder die deutsche Form gehandhabt wird. Wer die Kerkerscene des „Faust" in der prosaischen Fassung aus der Frankfurter Zeit gelesen und mit der späteren Fassung in Versen aufmerksam verglichen hat, der erst weiß, wo der Genius der deutschen Poesie hinauswollte, als er Goethe nach Italien führte: nicht zum Classicismus der „Iphigenie" oder des „Tasso" oder gar zur „Achilleis" oder zur „Helena", nicht einmal bloß zu „Hermann und Dorothea", sondern dahin, wo der erste Theil „Faust" aufhört und der zweite leider nicht wieder einsetzt — dahin, wo reinste Natur und höchster Kunststil in deutschem Geiste eins sind."

Daß Goethe so spät erfaßt hat, wohin jener Genius deutete, betrachtet Weitbrecht als ein Unglück für die deutsche Poesie, noch schwerer wohl als der frühe Tod Schiller's. Denn nun, nach dem Abschlusse des ersten Theils „Faust", nach dem Tode Schiller's, beginnt für Goethe eine dritte Periode — sie läßt sich nicht haarscharf abgrenzen, man mag sie etwa auch mit den „Wahlverwandtschaften" beginnen lassen, sie umfaßt rund das letzte Vierteljahrhundert seines Lebens — es ist die Zeit des Alters, und es hilft Alles nichts: auch der „ewigjunge" Goethe ist alt geworden! Wie hätte das auch anders sein sollen? „Man rede, was man will, von dem „Ausnahmsmenschen" Goethe, auch ein solcher bleibt den allgemeinen Lebensgesetzen unterworfen, unter denen menschliches Werden und Welken sich vollzieht; und diese bestimmen, daß auch der Größte alt wird, wenn nur der Tod ihm die Jahre dazu vergönnt. Und ist es nicht das Alter des nächsten Besten, ist es auch ein Alter, das einzig in seiner Art dasteht, so ist es doch ein Alter und muß die Spuren des Alters zeigen, am Menschen wie am Dichter. Das ist doch wahrlich kein Vorwurf, keine Verkleinerung! Es ist nur die unbefangene Anerkennung einer Thatsache, gegen welche die bekannte „admiratio omnivorans" die Augen verschließt. Gewiß ist es noch ein reiches und überreiches Leben, das dieser alte Goethe lebt, gewiß ist noch ein Zug von Jugend auch in diesem Alter: auch der alte Goethe kennt noch ein inneres Werden, sein Geist breitet sich noch aus und erobert neue Gebiete; in Wissenschaft, Kunst, Literatur greift sein Interesse noch weit um sich, sociale und pädagogische Fragen machen ihm zu schaffen und werden von ihm gefördert, selbst in politischen Dingen zeigt er mehr Blick, als man ihm gemeiniglich nachsagt. Auch in Herzenssachen hat noch der Greis jugendliche Anwandlungen — die man nur nicht mit heiliger Andacht verehren, vielmehr mit nachsichtigem Lächeln verstehen und gewähren lassen sollte. Aber der geistige Ertrag dieses Alters ist doch vorzugsweise der, den eben das Alter liefern soll: Weisheit! Und neben aller Erweiterung des geistigen Horizontes und der durchmessenen Lebenskreise geht doch auch die dem Alter natürliche Verengerung ihren Schritt: der Alte von Weimar wird immer mehr einsame Größe, er verschließt sich gegen manche neue Lebensregung der Nation, er spinnt sich ein in dem Kreis, den er sich selbst absteckt, er weicht steifem Wichtigthun nicht aus, er nimmt sich sein wohlgemessen Theil von dem Anrecht des Alters auf Schrullen und Grillen — warum denn nicht? Was ist daran zu verwundern? Just so wenig, als zu bewundern. Und jetzt: in diesem alternden und gealterten Goethe ist auch der dichterische Trieb immer noch lebendig, und wiederum: ganz anders lebendig als im nächsten Besten; und der Trieb äußert sich in jener einen Beziehung im Grunde ganz wie früher: was der Mensch erlebt, spricht der Dichter aus, muß er aussprechen. Was er aber jetzt erlebt, das ist nun eben einmal das Leben des Alters; und sei es das köstlichste, reichste, heiterste, weiseste Alter: Goethe „affectirt in seiner Dichtung nie", auch die Dichtung seines Alters giebt er eben, wie sie von Innen heraus werden muß, als Altersdichtung. Nun ist ja abermals gewiß und nicht anders zu erwarten: eine Dichterkraft wie die Goethe's wird auch im Alter, in einem so gesunden normalen Alter, sich noch ganz anders — wenn der Ausdruck erlaubt ist — conservirt haben als die eines Geringeren. Namentlich wo es gilt, aus dem Schatz von Weisheit und Erfahrung, den ein unendlich reiches und immer noch reicher werdendes Leben angesammelt hat, poetisch auszutheilen, da muß noch etwas herauskommen, was durch die Persönlichkeit, Größe und Bedeutung erhält; oder wo die rückschauende Phantasie des Alternden an Jugenderinnerungen sich neue Kraft holt, da können aus „Dichtung und Wahrheit" noch Früchte reifen, über denen ein Hauch der Jugend liegt; und wenn Gefühl und Leidenschaft noch einmal aufwallen, wird's auch an einzelnen Liedern nicht fehlen, die ihr angemessener Ausdruck sind. Auch die Kunstübung eines langen Lebens wird sich nicht verleugnen und manchen Ausfall an frischer Empfindung und Gestaltungskraft decken. Und kurzum — wer wollte so absurd sein, zu verkennen und zu leugnen, was auch Goethe's Altersposie für die Welt noch ist und bedeutet! Wer hat nicht das ruhige Behagen empfunden, mit dem man neben dem alten Herrn hergeht, wenn er die Hände auf dem Rücken zwischen den sorgsam gepflegten Gartenbeeten seines Alters weisheitsprechend auf und ab wandelt, auch wenn diese Beete oft etwas grillig abgesteckt und wunderlich gezirkelt sind, wenn westöstliche Rosen etwas nachsommerlich duften oder lilafarbene Tulpen geruchlos auf steifen Stengeln stehen! Aber man rede sich doch nicht ein, daß man keinen Nachlaß an dichterischer Kraft verspüre, man verwechsle doch nicht das Behagen an behaglich vorgetragener Altersweisheit mit jenen im eigentlichen Sinne poetischen Wirkungen, welche in erster Linie in Phantasie und Gemüth schlagen und erst hinterdrein möglicher Weise auch die Reflexion anregen! Und was den Stil an-

belangt, so lasse man sich durch die berechtigte Freude daran, wie auch bei dem alten Goethe zuweilen der Saft noch einmal in Trieb und Schuß kommt, nicht wegtäuschen über die im Ganzen doch immer weiter fortschreitende Verholzung des Stils, des inneren Formstils wie des äußeren Sprachstils. Schon in den „Wahlverwandtschaften" bemerkt ein Stil- und Sprachgefühl, das nicht durch obligate Bewunderung verwirrt ist, diese Verholzung mit Mißbehagen, selbst in „Wahrheit und Dichtung" verleugnen sich ihre Spuren nicht, im „Westöstlichen Divan" legt sie sich neuandringendem Saft immer wieder hemmend in den Weg, in den „Wanderjahren" macht sie sich mehr als breit und aus dem zweiten Theil „Faust" — kann man sie wohl wegleugnen aber nicht wegschaffen. Im Uebrigen ist Goethe's Altersstil nicht mehr wie der Stil der mittleren Periode von seinem Classicismus beherrscht, wenn auch dessen Nachwirkungen nicht zu verkennen sind; der Classicismus muß seine Herrschaft theilen mit anderweitigen Kunstprincipien und die Geister einer ganzen „Weltliteratur" flüstern dem Dichter ihre Ansprüche in die Ohren. Selbst den Einflüsterungen der dem Classischen feindlichen Romantik verschließt er sich nicht, den höchsteigenen Sonderbarkeiten des Greises fügt sich sein Stil immer williger und die längstgehegte Neigung zum Wichtig- und Geheimthun verbrämt schließlich auch den Stil mit den wunderlichsten Räthselschnörkeln. Was aber in all' dem immer mehr abnimmt und nur zeitweilig und stellenweise wieder etwas von der früheren Stoßkraft gewinnt, das ist gerade das, worin die stärksten und unmittelbarsten Wirkungen der Poesie begründet sind, worin Goethe selbst seine überragende dichterische Stärke gehabt hatte: die Energie und Concentration der dichterischen Anschauung und Gestaltung, die zauberhauchumwitterte Symbolisirungskraft, mit der die Seelenstimmung in lebendigen Bildern und Gestalten sich anschaut und ausspricht. Gestalten und Bilder werden blasser, die Worte abstracter, das Symbol höhlt sich zur Allegorie aus, der Gedanke widersteht immer mehr der Aufweichung durch die Stimmung. Auch das nichts als naturgemäße Folge des Alterns! Zunehmende Weisheit und abnehmende Dichterkraft — wer diese Proportion in Goethe's Alterswerken nicht sieht, dem ist eben vor eitel Goetheverehrung das einfache Gefühl für das, was Poesie ist, abhanden gekommen oder er ist befangen in jenen unzulänglichen Begriffen von Poesie, die sich freilich von einem gelehrten Buche zum anderen fortschleppen, die aber aus der Schulstube geholt sind und nicht aus der Dichterwerkstatt."

Daß Weitbrecht im Großen und Ganzen Vischer's Kritik des zweiten Faust billigt, erhellt schon aus unseren bisherigen Auszügen. Er findet hier großgewollte Grundgedanken, kunstverständig zusammengefügte Compositionen und eine Fülle von Weisheit und Erfahrung im Einzelnen, stellenweise auch einen über's gewöhnliche Altersmaaß gehenden Aufschwung der Anschauungs- und Gestaltungskraft, ein respectables Maaß von Humor und behaglicher Satire, in älteren Stücken noch Stimmung und Symbolisirung — aber im großen Ganzen und als Dichtung betrachtet und mit dem ersten Theil verglichen ist ihm der zweite ein „Alterswerk erlahmter dichterischer Triebkraft, vom Willen und von der Reflexion erzwungen, in breiten Partien der Phantasie eine Marter, dem Verstand ein Räthsel, dem Gemüth eine Oede, im Stil mehr als billig verholzt, mit einer Menge von Sonderbarkeiten und Geschmacklosigkeiten verschnörkelt, mit Geheimthun und Wichtigthun verdunkelt, oft in Manier verzerrt — kurz ein Werk, bei dem man förmlich nervös wird, wenn man's bewundern soll oder möchte und nicht kann, bis man sich endlich beruhigt bei dem Gedanken: so ist's einmal und konnte nicht anders mehr werden, nimm Dir in Gottes Namen daraus, was irgend Gutes daran ist, und halte Dich im Uebrigen daran, daß Goethe glücklicher Weise noch Anderes geschaffen hat, zum Beispiel den ersten Theil!" Dieser vorweimarische „Urfaust" erfährt denn auch von Weitbrecht eine überaus liebevolle und ausführliche Untersuchung, die man in dem schönen Buche selbst nachlesen mag, zugleich mit den vortrefflichen Analysen des Götz, des Werther, der Satiren und der Frankfurter Lyrik. Daß es aber dem Verfasser nicht um eine kritiklose Verhimmelung des jungen Goethe im Gegensatz zum alternden und greisenhaften zu thun ist, beweist die Verurtheilung der „faden" Singspiele, der „tändelnden" Leipziger und Straßburger Lyrik, der „widerwärtigen" Mitschuldigen und des Merk'schen „Quarks": Clavigo und Stella. Ein unabhängiger, fein empfindender Geist spricht aus allen Betrachtungen des schwäbischen Aesthetikers.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein Mädchenleben.

Von M. E. Ssaltykow-Schtschedrin.

Werotschka war schon von der Geburt an ein wahres Engelchen. Als ihre „maman" Sophie Michailowna Bratzew nach den üblichen sechs Wochen die Glückwünsche der Bekannten entgegen nahm, da lag Werotschka auf ihrem Arme und wurde Allen mit den Worten gezeigt: „Nicht wahr, ein süßes Engelchen?" Die Gäste stimmten bei, und seitdem behielt Werotschka den Rufnamen „Engelchen".

Sophie Michailowna liebte ihr Engelchen namenlos und schätzte sich glücklich, daß sie keine Kinder mehr bekam. Ein Zuwachs der Familie hätte sie ja gezwungen, ihre Zärtlichkeit zu theilen oder gegen die anderen Kinder ungerecht zu sein, um so mehr sie sich das Wort gegeben hatte, sich ganz ihrer Werotschka zu widmen.

Als das Engelchen noch im Arme der Amme lag, wurde es wie eine Puppe gekleidet, und gleich nach der Entwöhnung bekam es eine französische Bonne. Von dieser erhielt es die ersten Unterweisungen in der Religion und Moral. Mit fünf Jahren lallte es schon beim Aufstehen und Schlafengehen: „Dieu toutpuissant! rendez heureuse ma chère mère! veillez qu'un faible enfant comme moi, reste toujours digne de son affection, en pratiquant la vertu et la propreté!"

„Da schau' mal Einer: et la propreté!" wunderte sich Papa Ardalion Ssemjönytsch Bratzew über jenes seltsame Gebet, „und für mich, mein Engelchen, betest du nicht?"

„Papa," antwortete Werotschka, „je sais, que vous êtes l'auteur de mes jours, mais c'est surtout ma mère, que je chérie!"

„Gut, daß ich das weiß! Gieb Acht, ich enterbe Dich noch für Deine Unehrerbietigkeit!"

Das Ehepaar Bratzew führte ein sehr einträchtiges Leben. Beide waren jung, hübsch, lustig, gesund und reich. Ihre Eltern waren noch am Leben und versahen sie mit Geld im Ueberfluß. Zudem bestand zwischen den Alten und den Jungen ein gutes Verhältniß, besonders weil Sophie den Eltern ihres Gatten Alles zu Gefallen that und sie nie anders als „papa" und „maman" nannte. Ardalion Ssemjönytsch machte schon weniger Umstände und nannte seinen Schwiegervater „Staarmatz" und die Schwiegermutter das „Staarkästchen, woraus die Jungen ausgeflogen". Anfänglich war seine Frau darüber ungehalten, und sie schalt ihren Mann wegen solcher unpassenden Scherze.

„Heiße ich etwa Deinen Papa einen Rohrspatz?" fragte sie vorwurfsvoll. Bald aber fand sie selbst, daß man ihren Erzeuger nicht mit Unrecht Staarmatz nennen könne, und so hörte der Widerspruch von selbst auf. Um so mehr, als das gute Einvernehmen zwischen den beiden Gatten durch den Umstand gefördert wurde, daß Ardalion so volle und weiche Lippen hatte. Wenn Sophie Michailowna ihren Mund auf den seinen preßte, konnte sie sich gar nicht mehr davon trennen.

Die ersten Spuren eines Mißverständnisses zeigten sich, als

Werotschka geboren wurde. Sophie Michailowna war von einer ganz neuen Empfindung „penetrée“, sie fühlte, daß sie „une sainte“ geworden, daß sich „les sentiments d'une mère“ bei ihr einstellten. Kurz, ihrem Mund entströmte jener unerschöpfliche leere Wortschwall, welchen die französische Sprache Jedem so gefällig zu Diensten stellt. Sie besuchte seltener ihren Mann, und brachte ganze Tage mit den Hüterinnen von Werotschka's Jugend zu. Es handelte sich dabei immer darum, was für ein Kleidchen das Engelchen erhalten sollte, mit welchen Spitzen es zu benähen sei, welche Schuhe man kaufen müsse ꝛc. Die eheliche Liebe mußte den „sentiments d'une mère“ weichen. Sogar beim Frühstück und Mittagessen richtete sie an ihren Mann selten ein Wort, sondern sprach unaufhörlich mit der Bonne und der Gouvernante, denn als Werotschka sechs Jahr alt geworden, nahm man auch eine englische Gouvernante in's Haus. Und so handelte es sich immer nur um das „Engelchen“.

„Nicht wahr, sie ist doch reizend? Wie leicht eignet sie sich die fremden Sprachen an! Und wie geschmackvoll versteht sie zu beten! Werotschka, hast Du den lieben Gott lieb?“

„Wir müssen alle Gott lieb haben,“ antwortete Werotschka altklug.

„Ja, weil er gut ist. Auch seine Engel muß man lieben und die Heiligen . . . Du liebst sie doch?“

„Oh! maman!“

Anfangs wurde es Ardalion Ssenjönytsch bei solchen Gesprächen ganz schlimm. Er schlenkerte convulsivisch mit den Füßen unter dem Tische, fand die Sauce schlecht, den Wein scheußlich, ärgerte sich, brach in Schimpfworte aus, aber schließlich fügte er sich. Er erschien immer seltener zu Tisch und zog es vor, in Restaurants zu speisen, wo man wenigstens ein vernünftiges Wort hörte. Seine Tochter haßte er zwar nicht gerade, aber sie war ihm gleichgiltig. Die Anwesenheit der Engländerin ertrug er schwer, die französische Bonne konnte er nicht ausstehen.

„Der Teufel soll Euch holen!“ sagte er und erklärte seiner Frau endlich, wenn diese Wirthschaft noch fortdauere, werde er ganz aus dem Hause wegbleiben.

Da wurde Sophie Michailowna ein wenig betroffen, aber die „sentiments d'une mère“ trugen den Sieg davon. „Wie es Ihnen beliebt,“ erwiderte sie kalt, indem sie zum ersten Mal das ceremoniöse „Sie“ gebrauchte. „Um Ihrer Launen willen, kann ich nicht den einzigen Schatz vernachlässigen, den mir Gott beschceert hat. Aber weßhalb hassen Sie Ihre Tochter?“

„Nicht meine Tochter hasse ich, sondern Eure verrückten Gespräche.“

„Ich finde nichts Verrücktes darin.“

„Ein Pferd muß dabei toll werden, geschweige denn ein Mensch!“

„Das mußt Du erst beweisen!“

Aber Ardalion Ssemjönytsch nahm, statt den Beweis zu liefern, seinen Hut und verließ pfeifend das Haus. Zu einem offenen Bruch war es zwar noch nicht gekommen, aber eine gewisse Erkaltung war doch schon da.

Das Engelchen wuchs unterdessen heran. Werotschka sprach französisch und englisch und drückte sich nur im Russischen weniger fließend aus. Sie hatte übrigens auch eine russische Lehrerin (eine sehr billige), die sie mit den Hauptabschnitten der heiligen Geschichte und den ersten Regeln der Grammatik und Arithmetik bekannt machte. Aber Sophie Michailowna fühlte, daß noch irgend etwas mangelte, und fand endlich, daß noch eine deutsche Gouvernante nöthig sei.

„Wie ist es möglich, daß ich nicht früher darauf gekommen bin!“ schalt sie sich selbst. „Das Engelchen wird natürlich auch später reisen. In den Gasthäusern spricht man zwar überall französisch, doch auf den Eisenbahnen, auf der Straße . . .“

Aber just bei dieser Gelegenheit machte Sophie Michailowna einige sehr peinliche Entdeckungen. Die französische Bonne empfing Besuche von einem jungen Manne, den sie ihrer Herrin als ihren Bruder vorgestellt hatte. Und da Sophie Michailowna sehr viel verwandtschaftlichen Sinn besaß, so setzte sie bei ihren Hausgenossen die gleichen Gefühle voraus.

„Warum besuchen Sie Ihren Bruder nicht?“ fragte sie die Bonne. „Heute ist Sonntag — gehen Sie doch zu ihm!“

Es stellte sich jedoch heraus, daß es gar kein Bruder, sondern ein Liebhaber war und daß er, quelle horreur! mehr als ein Mal Nachts in Mlle. Theresens Zimmer gedrungen war, welches an Engelchens Gemach stieß. Zur selben Zeit merkte Sophie Michailowna auch, daß ihr verschiedene Gegenstände fehlten. Zuerst Kleinigkeiten, nachher aber schon werthvollere Dinge. Zuletzt verschwand ein ziemlich kostbares Kästchen. Es stellte sich heraus, daß die Engländerin die Diebin war.

„Das also nennt man „éducation morale et religieuse!“ rief Ardalion Ssemjönytsch spottend. Jetzt wurde eine Deutsche in's Haus genommen, weil die Deutschen (die Hamburgerinnen ausgenommen) von Alters her in Rußland sich eines guten Rufes erfreuen. Eine neue Französin und eine Engländerin sollten bloß an bestimmten Tagen und Stunden erscheinen. Die deutsche Gouvernante war jung und von heiterer Gemüthsart. Sogar Ardalion Ssemjönytsch war über ihre Anstellung erfreut. Er konnte nur drei deutsche Sätze: „Leben Sie wohl,“ „essen Sie Kohl“ und „Wie haben Sie geweſen?“ und damit empfing er die Deutsche regelmäßig, sobald sie bei Tisch erschien. Einer Anderen wäre dies bald langweilig geworden, aber Fräulein Jacobsohn empfand diese Eigenheiten des Hausherrn gar nicht unangenehm, sondern erwiderte sie stets mit einem lustigen Lachen.

„Siehst Du, Dein Geschwätz mit dieser Deutschen ist verrückt!“ sagte Sophie Michailowna zu ihrem Manne, als Beide allein waren.

„Das mußt Du erst beweisen!“ gab er zurück, um sie zu reizen.

Sophie Michailowna ihrerseits konnte den Beweis nicht liefern, sondern schmollte mehrere Tage. Aber da Sophie Michailowna fürchtete, im Falle sie die Gouvernante entließ, würde Ardalion Ssemjönytsch die Deutsche in einer Privatwohnung unterbringen, so behielt sie sie.

„Hier habe ich sie wenigstens unter meinen Augen . . . Er ist ja so gewissenlos, daß er nicht einmal auf das Engelchen Rücksicht nehmen würde. Er wäre im Stande, sein ganzes Vermögen an dieses deutsche Frauenzimmer zu verschwenden.“

Ihr Argwohn beunruhigte sie um so mehr, als sie Niemand um Rath fragen konnte, denn sowohl die Eltern des Mannes, als auch ihre eigenen waren inzwischen gestorben. Ardalion war also völlig Herr seines Vermögens und seiner Handlungen!

Endlich wurde Werotschka zwölf Jahre alt, und es mußte ernstlich an ihren höheren Unterricht gedacht werden. Wer da weiß, was die „sentiments d'une mère“ bedeuten, wird begreifen, in welche Aufregung Sophie Michailowna jedes Mal gerieth, wenn sie an die Zukunft ihres Engelchens dachte. Die Wissenschaften und die Geschenke zum Geburts- und Namenstage — Alles erforderte reifliche Ueberlegung. Leider konnte ihr Niemand dabei helfen, weil Ardalion Ssemjönytsch eine abscheuliche Gleichgiltigkeit gegenüber seiner Familie bewies. Auch ihre Freundinnen waren so gefühllos. Jede hatte ihr eigenes Engelchen, und sobald sie von Werotschka zu sprechen anhob, fingen jene sogleich mit ihrer Lidotschka, Ssónetschka, Sinótschka ꝛc. an.

Aber die Vorsehung wies ihr selbst den richtigen Weg. Zu jener Zeit galt für die renommirteste Erziehungsanstalt die „Pension für junge Mädchen aus guter Familie“, die unter der Leitung von Mlle. Turbot stand. Alle Wissenschaften wurden daselbst so vorzüglich und in solchem Umfange durchgenommen, daß sogar die Elemente der Philosophie nicht ausgeschlossen waren (un tout petit peu, vous savez? — pour faire travailler l'imagination!) Die Lehrer waren alle erlesene Gelehrte.

Ueber die Sittenreinheit wachte Mlle. Turbot selber und ihre Gehilfin Mlle. Eperlan. Die Anstalt bestand schon seit lange und erfreute sich besonders des Rufes, daß die jungen Mädchen, die sie verließen, durch Sittenreinheit und gute Manieren sich auszeichneten und „un peu de tout“ zu sprechen wußten: daß es einst einen Perserkönig

Kyros gegeben, dessen Großvater Asthages hieß; daß der Fall des weströmischen Reiches eine Folge der herrschenden Sittenverderbniß war; daß Peter der Einsiedler in einem härenen Gewande umherging, daß die Stadt Lyon an der Rhone liegt und durch ihre Seiden- und Sammetfabrikation berühmt ist, und daß die Stadt Kasan wegen ihrer vortrefflichen Seife einen Ruf hat. Kurz, der Erfolg war so, daß keine einzige Schülerin der Mlle. Turbot einen fauxpas beging und die Reputation der Anstalt schädigte.

Als Sophie Michailowna ihr Töchterlein in die Anstalt brachte, da nannte Mlle. Turbot sogleich das Kind ein „Engelchen".

„Ach dieses Engelchen! Was für eine glückliche Mutter müssen Sie sein!" rief sie und weidete sich an dem Mädchen, welches in der That sehr hübsch war.

„Ich sehe, die Vorsehung selbst hat mich zu Ihnen geführt, Mlle. Caroline!" erwiderte Sophie Michailowna das Compliment und ergriff mit herzlichem Drucke die Hand der Vorsteherin.

Werotschka begann nun die Schule zu besuchen und war sehr fleißig. Alles Wissenschaftliche eignete sie sich schnell an. Außerdem lernte sie die Cachoucha tanzen und übertraf durch ihre guten Manieren alle Kameradinnen. Ihre Bewegungen waren von so edler Grazie und zugleich so kindlich ungezwungen, daß Sophie Michailowna selbst in Erstaunen gerieth.

„Wo hast Du nur die reizenden Manieren her, mein Engelchen!" rief sie voll Entzücken.

„Ich bemühe mich, maman, es Denen nachzumachen, die ich lieb habe," antwortete das Engelchen voll Bescheidenheit.

„Ein Wachtmeister bringt ihnen diese Manieren bei," mischte sich höchst unpassend Ardalion Ssemjönytsch in's Gespräch.

Aber auch das Engelchen erlebte so Manches, was sie stutzig machen mußte. Einst gab man für den französischen Aufsatz nachstehendes Thema auf: „Que peut dire la couleur bleue?" Werotschka kam in großer Aufregung nach Hause.

„Que peut dire la couleur bleue, maman?" fragte sie die Mutter bei Tische.

„Was sagst Du? ... la couleur bleue?" fragte maman.

„Der französische Lehrer hat uns zu übermorgen dieses Thema aufgegeben."

„Großartig!" rief Ardalion Ssemjönytsch.

„Ach ja ... jetzt begreife ich!" sagte endlich die Mutter. „Der Himmel zum Beispiel, l'azur des cieux ... verstehst Du?" Der blaue Himmel ... Ueber ihm die Engel ... les chérubins, les séraphins ... Alles, Alles so blau! ... Natürlich müßte man das weiter ausspinnen und vervollständigen — dann giebt es ein ganzes Gemälde! Nun und was könnte man denn noch anführen? Nun, z. B. eine Braut ... Ein blaues Kleid, blaue Stiefelchen, ein blaues Hütchen, alles in Blau! die Reinheit, die Unschuld ... natürlich muß man das noch weiter ausspinnen ... Hm, was gäbe es noch? ..."

„Nun, z. B. ein blauer Polizeilieutenant," kam Ardalion Ssemjönytsch seiner Frau zu Hülfe.

„Warum auch nicht! Sie sind ja die Beschützer unserer Ruhe. Auch das kann man benutzen. Das Engelchen schlummert, und die brave Polizei wacht und beschützt ihre Ruhe ... Ach, die Ruhe! ... Sie ist doch die Hauptsache in unserem Leben. Wenn unsere Seele ruhig ist, sind wir selbst auch ruhig. Wenn wir nichts Böses gethan haben, läßt uns auch die Polizei in Ruhe. Da haben sich jetzt eingenistet diese ... wie heißen sie doch? ... nun einerlei ... Darum sind auch wir unruhig ... wir schlafen, aber im Schlafe quält uns dennoch die Unruhe!"

„Der Teufel hole diesen Unsinn!" stöhnte Ardalion Ssemjönytsch.

Die deutsche Gouvernante kicherte unvorsichtig genug. Sophie Michailowna schleuderte ihr einen zornsprühenden Blick zu, schob den Teller zurück und saß bis zum Ende der Mahlzeit in steifer Haltung da.

Ein anderes Mal kam Werotschka nach Hause geeilt und rief entzückt: „Mama, ich habe einen Fehltritt gethan!"

„Wie ging das zu?" rief Sophie Michailowna erregt; „setze Dich und zeige mir Dein Füßchen!"

„Nein, maman, der Lehrer hat uns das Thema ‚Sie hat einen Fehltritt gethan' aufgegeben."

„Ah! c'est trop fort!" dachte Sophie Michailowna und beschloß von Mlle. Turbot eine Erklärung zu fordern. Sie wußte, daß der Ausdruck „einen Fehltritt thun" in einem für die kindliche Unschuld unpassenden Sinne gebraucht wird. „Sie hat einen Fehltritt gethan, aber sich darauf verheirathet", oder: „sie hatte einen Fehltritt gethan, und durfte dafür ihren Eltern nicht mehr vor die Augen" — in diesem Sinne wird der Ausdruck in der vornehmen Welt gebraucht. Ist es überhaupt denkbar, daß ihr Engelchen einmal einen Fehltritt thun könnte? Wie kann man das Kind auf solche Gedanken bringen! Wahrhaftig, das hatte sie von Mlle. Turbot nicht erwartet!

An dem betreffenden Morgen hatte sich bei Mlle. Turbot bereits eine Reihe von empörten Müttern aus demselben Grunde eingefunden, und deßhalb war die Vorsteherin wohl vorbereitet, als sie Sophie Michailowna empfing.

„Ach, chère madame!" sagte sie, „was ist denn an diesem Thema so schlimm? Ich begreife wirklich nicht! Das Engelchen ist die Treppe hinuntergehüpft und hat dabei einen Fehltritt gethan ... sich das Füßchen beschädigt ... natürlich nicht gebrochen — da sei Gott vor! — nur etwas beschädigt ... Darauf hat es mehrere Tage im Bette liegen und die Stunden versäumen müssen ... Sie werden zugeben, daß das Alles passiren kann?"

„Ja, wenn das der Sinn sein soll ... aber ich muß Ihnen bemerken, daß dieser Ausdruck oft in einem anderen Sinne gebraucht wird ... Jedenfalls bitte ich Sie, ersuchen Sie doch den Herrn Lehrer in meinem Namen, kein Aufsatzthema mehr zu geben, das zweideutig aufgefaßt werden kann. Ich habe eine Deutsche im Hause, welche im Stande wäre ... o, Sie wissen nicht, wie unglücklich ich in meiner Ehe bin! Mein Mann ... ach, wenn ich das Engelchen nicht hätte! ..."

„Bitte, sagen Sie nichts weiter! Ich verstehe Sie vollkommen! Ihr Wunsch wird erfüllt werden!" antwortete Mlle. Turbot voller Mitgefühl, indem sie ihrem Besuch die Hand drückte. „L'auvre ange délaissé!"

Endlich (das Engelchen stand bereits im sechzehnten Lebensjahre) kam Werotschka einmal nach Hause und klagte der Mutter: „Maman, le maître de danse, M. Touche-à-tout m'a touché aux genoux!" Auf diese Kunde hin gerieth Sophie Michailowna außer sich. Erstens fiel es ihr jetzt zum ersten Mal ein, que son ange avait des genoux, und dann — diese Frechheit! Ein Tanzmeister wagte es, sich in solcher Weise zu vergehen ... mais c'est odieux! Als sie noch jung war und ihr Ardalion dasselbe gethan — o, sie erinnerte sich ganz genau! — sie wird nie vergessen, wie ihre selige maman („das Staarkästchen" dachte sie wider Willen) sie dafür ausschalt!

In Folge der erwähnten Episode entzweite sich Sophie Michailowna mit Mlle. Turbot und nahm ihr Engelchen aus der Pension. Der Cursus war allerdings noch nicht absolvirt, aber binnen einiger Monate würde Werotschka doch 16 Jahre alt — einmal mußte sie doch austreten! Sie weiß bereits, was die blaue Farbe uns sagt, was zu geschehen pflegt, wenn ein Mädchen einen Fehltritt thut, indem es die Treppe hinabhüpft. „Et enfin, on l'a touché déjà aux genoux" — sie hat also übergenug gelernt! Außerdem war der Winter zu Ende, bald mußten die Vorbereitungen zum Sommeraufenthalt getroffen werden; dort würde Werotschka spazieren, baden, reiten, überhaupt ihre Gesundheit kräftigen, und nachher im October begann ja wieder die Wintersaison. Dann würde man nach Petersburg zurückkehren und den ersten Ball für das Engelchen veranstatten. Bei Tische wurde nur noch von den künftigen Ausfahrten und Bällen gesprochen: Ob man wohl

Taillen tragen werde mit ebenso tiefen Ausschnitten wie in der vergangenen Saison?

„Soignez vos épaules, mon ange," belehrte Sophie Michailowna ihre Tochter. „Die Schultern sind die Hauptsache bei der Balltoilette."

Ardalion ärgerte sich nicht mehr über solche Gespräche, sondern hörte ganz gelassen zu. In letzter Zeit hatte er sich nämlich dem Madeira ergeben, war ungewöhnlich stille und fluchte nur bisweilen ganz leise: „Dieses Teufelspack!"

Alles geschah genau so, wie Sophie Michailowna es geplant hatte. Den Sommer über erholte sich Werotschka und sorgte dafür, daß ihre Schultern die richtige Rundung erhielten, nicht allzu voll, aber auch nicht zu dürftig — gerade so, wie es chic war. Im December vor Weihnachten gaben Bratzew's den ersten Ball. Natürlich war Werotschka dessen Königin, und der Fürst Sampantrès starrte sie an und schnalzte mit der Zunge.

„Maman, das war ein Feentraum!" rief das Engelchen entzückt am anderen Morgen. „Du wirst noch einen solchen Ball geben?"

„Das muß man sich noch überlegen, mein Engelchen. Bälle sind kostspielig. Aber es wird in der nächsten Woche bei Tscherbinowskij's ein Ball stattfinden, dann bei Glafotow's, dann im Adelsclub, und vielleicht giebt auch der Fürst Sampantrès einen Ball ... Dir zu Ehren ... A propos, ist er Dir von Papa vorgestellt worden?"

„Ja, Mama ... Aber was hat er für eine komische Nase!"

„Um die Nase handelt es sich in der Ehe nicht," bemerkte die Mutter. „Uebrigens, das wirst Du seiner Zeit schon erfahren."

Die Saison verging unmerklich. Visiten, Theater, Bälle — das Engelchen that von Morgens bis Abends nicht weiter, als daß es sich an- und auskleidete. Und jedes Mal, wenn sie müde, aber von Erregung glühend nach Hause kam, stürzte sie sich der Mutter in die Arme und rief:

„Mama, Mama! Das ist ein Feentraum!"

Endlich gab der Fürst Sampantrès den Ball. Zu den Klängen einer Mazurka eröffnete er ihn mit Sophie Michailowna und engagirte zur ersten Quadrille Werotschka, die ihren Blick auf seine Nase geheftet hielt, als wollte sie sie in- und auswendig kennen lernen. Während der Fasten fanden Routs statt, aber die Familie Bratzew nahm nicht oft daran Theil, weil der Fürst Sampantrès jetzt häufig bei ihnen erschien. Endlich in der Osterwoche kam er am Morgen, fragte nach Sophie Michailowna. Werotschka war gerade in ihrem Boudoir (un vrai nid de colibri), als plötzlich maman voller Aufregung zu ihr hineinstürzte.

„Komm! Er hat um Dich angehalten!" sagte sie flüsternd, als fürchtete sie sich, es werde Jemand irgend die Kunde vernehmen und das Glück ihres Engelchens zerstören. Werotschka aber dachte an die Nase und verzog den Mund. Dann aber fiel ihr ein, daß ihr Bewerber außer der Nase noch viel Geld besitze, und sie erhob sich. „So komm doch!" trieb die Mutter sie an.

Die Angelegenheit war mit zwei Worten erledigt. Die Hochzeit sollte auf dem Gute des Fürsten Sampantrès im künftigen September gefeiert werden, am selben Tage, wo das Engelchen siebzehn Jahre alt würde.

Das Mädchenleben des Engelchens hatte damit sein Ende erreicht. Innerhalb von siebzehn Jahren war es ihr gelungen, seinen ganzen Inhalt zu erschöpfen und sich darauf vorzubereiten, eine gute Frau und Mutter zu werden. Jetzt führt sie Visitenkarten mit der Aufschrift: „Vera Ardalionowna princesse Sampantrès née de Bratzew." Aber von maman wird sie nach wie vor „Engelchen" genannt.

## Notizen.

Kürschner's Staatshandbuch 1897. Zwölfter Jahrgang. (Eisenach, Verlag von Kürschner's Staatshandbuch). Der ideenreiche Lexikograph mit seinem immer regen Sinn für das buchhändlerisch Praktische und literarisch Nothwendige hat mit seiner Schöpfung des „Staats-, Hof- und Communalhandbuches" (wie der vollständige Titel lautet) jedenfalls einer seiner glücklichsten Griffe gethan. Das triviale Wort von dem tiefgefühlten Bedürfniß ist diesem verdienstvollen Werke gegenüber wohl am Platze, wenn dieses auch all in seiner Eigenart eine originellere Charakterisirung verdient. Es enthält ein staatswissenschaftliches Jahrbuch des Reiches und der Bundesstaaten, eine Uebersicht der Organisation und Verfassung, ein Register der Behörden und Beamten, ein Stück Gothaischen Hofkalenders, ein vollständiges Handbuch der diplomatischen Vertretungen, ein Compendium der Rechtspflege und der Armee mit Ranglisten; Post, Telegraphie, Eisenbahnen, Unterrichtswesen, Finanz und Handel sind in ihrer Organisation und Gliederung aufgezeichnet, statistische und Personalangaben der deutschen Städte, Gemeinden und Verwaltungen folgen, und auch die außerdeutschen Staaten sind dies Mal aufgenommen. Und Alles in wohldurchdachter systematischer Ordnung, klar, knapp und übersichtlich, daß sich auch der unofficiellste Staatsbürger mit Leichtigkeit darin zurechtfindet. Darum wünschen wir den nützlichen Rathgeber nicht nur in den Händen aller Behörden und Beamten, sondern als nothwendiges Nachschlagebuch in der Bibliothek aller Derjenigen, die mit dem öffentlichen Leben in nähere Berührung kommen, bis zum einfachen Geschäftsmann, Zeitungsleser und Stammtischpolitiker. Das Buch ersetzt ein ganzes Conversationslexikon, sämmtliche Gothaischen Kalender und statistischen Handbücher und viele amtlichen Publicationen. Es ist wirklich eine einzige Erscheinung, die auch im Auslande nicht ihres Gleichen findet.

Die Barrisons. Ein Kunsttraum. Von Pierre d'Aubecq. Deutsch von Anton Lindner. (Berlin, Schuster & Lössler). Der berühmte französische Essayist und Lyriker, dessen Bedeutung in Deutschland nur von zwei „Weltkritikern" erkannt wurde, ist natürlich der Uebersetzer selbst, der junge Lemberger Lindner. Einige weniger weltkundige Kritiker sind denn auch bereits auf diese Mystification hereingefallen, und haben die Genialität des bekanntlich berühmten Franzosen Herrn Lindner öffentlich bescheinigt. Der falsche Vicomte d'Aubecq bestrebt sich ja auch nach Kräften, recht genial zu sein, aber wir erkennen schon auf der ersten Seite den schlechten Nachahmer der Dehmel, Bierbaum, Przybyszewski und anderer Apokalyptiker und Impressionisten. Man braucht bloß einen Lindner'schen Satzbandwurm in's Französische zu übersetzen, um das deutsche Blech mit Händen zu fassen. Dieser „nervöse" Hymnus auf die fünf mageren Schwestern mit den noch dünneren Stimmen, auf die Kunst des Zeichners T. T. Heine, der dem Büchlein ein paar originelle Skizzen beigesteuert hat, auf die moderne Perversität und das elegante fin de siècle ist einfach confus, abgeschmackt und geistlos und zum Sterben langweilig. Wir empfehlen Herrn Lindner für seinen nächsten literarischen Veitstanz das zutreffendere Pseudonym: Bombasticus mysticus.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücherete. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Manuscripte wissenschaftlichen Inhalts**

werden von einer angesehenen, rührigen Verlagsbuchhandlung zu übernehmen gesucht.

Offerten sub. A. 3623 durch Rudolf Mosse, Leipzig.

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung.- Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Für den Dichter **Detlev v. Liliencron,** der seinem 55sten Geburtstag entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirthschaftlichen Nothlage bezweckt. Der Aufruf war u. A. unterzeichnet von folgenden Künstlern und Kunstfreunden: Böcklin, Marie von Ebner-Eschenbach, Fontane, Groth, Hauptmann, Klinger, Liebermann, Oberländer, Raabe, Thoma, Uhde. Die Sache sei den Lesern der „Gegenwart" nochmals in Erinnerung gebracht, da es eine nationale Ehrenpflicht ist, einem Dichter, der wie kaum ein Anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge mit der Bemerkung **„für die Liliencron-Stiftung"** an den Cassenwart der Stiftung, Herrn Consul **Auerbach, Berlin** W., Taubenstr. 20.

**Georg Weiß,** Verlag in Heidelberg.

Soeben erschien:

**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**

Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Geh. 4 M 50 Pf. Gebd. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 51. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 30. Juli 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Eine mitteleuropäische Zollunion. Von Dr. Rudolf Meyer. — Sociale Mobilmachung. Von Fritz Kalle. (Schluß.) — Die deutschen Rechtsbücher. Von Professor Emil Michael. — **Literatur und Kunst.** Das Urbild Hamlet's. Von Heinrich Kaempf. — Lenau's Geburtsort. Von O. F. Weinrich. — **Feuilleton.** Das Ideal. Von Jean Aicard. — Offene Briefe und Antworten: Ein confiscirter Artikel. Von Dr. Heinrich Kanner. — Notizen. — Anzeigen.

### Eine mitteleuropäische Zollunion.

Von Dr. Rudolph Meyer.

Geniale Menschen sind oft Seher in die Zukunft. Zu ihnen gehörte doch noch möglicher Weise Napoleon — „Europa über 100 Jahre republikanisch oder kosakisch" — und sehr wahrscheinlich Frédéric Le Play. Letzterer ist mit dem Jahrhundert geboren, war Bergmann, arbeitete als junger Mann Jahre lang in deutschen Bergwerken, war Director der Demidoff'schen Bergwerke am Ural, bereiste von da Nordasien, kehrte nach Frankreich zurück und wurde oberster Beamter des Bergwerksdepartements, Senator, Staatsrath, Vertreter Frankreichs auf der ersten Londoner und Präsident der ersten Pariser Weltausstellung, schrieb das große Werk über die Arbeiten zweier Welttheile und starb 80 Jahre alt. Lange vor seinem Tode stellte er die Behauptung auf, es gebe vier große Nationen, die der Vereinigten Staaten, Englands und seiner Colonien, Rußland und die der gelben Rasse, Chinas und Japans. Dagegen seien die europäischen Nationen klein und widerstandsunfähig, zumal sie sich, wie die Indianerstämme Nordamerika's, bekämpften: Sie müßten sich also zu einer europäischen Union vereinigen, sonst würden sie untergehen; für einen Franzosen nach 1871 eine weise Auffassung, frei von Chauvinismus und deßhalb wahrhaft patriotisch. Auch fand er in mir, dem exilirten Preußen, wohl seinen begeistertsten Anhänger und Verehrer.

Als solcher habe ich im September vorigen Jahres auf dem internationalen Agrarcongreß zu Pest den Abschluß einer mitteleuropäischen Zollunion empfohlen, zu der die Balkanländer und die südlichen bankerotten Halbinseln nicht wohl gehören könnten, vorläufig wenigstens nicht. Ich will mit wenig Zahlen darzustellen suchen, wie sich um's Jahr 1850 und 1900 die betreffende Gruppirung stellt: Erdbevölkerung 1850 1000 Millionen, Mitteleuropa mit seinen Colonien: Frankreich 39, Holland 16, Oesterreich-Ungarn 37, Preußen-Deutschland 34, Schweiz, Belgien, Scandinavien 14, Sa. 140 Millionen, England 190, Rußland 63, Vereinigte Staaten 27, rund 280 Millionen, da China und Japan noch nicht als Concurrenten jener vier Gruppen auftraten, wirthschaftlich ausbeutbarer Rest 580 Millionen, an welcher Ausbeutung Mitteleuropa mit $^1/_3$, die damals erst existirenden drei großen Nationen mit $^2/_3$ betheiligt waren. Letztere drei Gruppen waren zusammen nur zwei Mal so stark als Mitteleuropa.

Ende des Jahrhunderts wird die Erde rund 1500 Millionen Einwohner haben, Mitteleuropa: Frankreich nebst Colonien 81, Holland mit Colonien 38, Oesterreich-Ungarn 45, Deutschland 52, die vier Kleinstaaten 18, Sa. 234 Millionen, England 380, Rußland 130, Vereinigte Staaten 70 und die nun auch in Action getretene gelbe Gruppe Japan-China 400, Summa rund 1000 Millionen, auszubeutender Rest ca. 266 Millionen. Das Zahlenverhältniß hat sich sehr zu Ungunsten Mitteleuropas verändert.

Mir scheint, daß Mitteleuropa wohl mit einer oder einigen der vier großen Nationen als gleich starker Theil verhandeln kann, aber keiner der dasselbe bildenden einzelnen Staaten. Ich fürchte, daß, wenn die agrarische, auf den autonomen Zolltarif hinausgehende Politik die Oberhand behält, Deutschland möglicher Weise von dem 1000-Millionenmarkt der vier großen Nationen ausgeschlossen wird.

Die Agrarier haben dagegen ein Mittel, das seit Brennus bewährte Schwert, das sie in ihre Schaale werfen wollen. Ihr erster literarischer Häuptling Markus Antonius Niendorf drohte vor 28 Jahren den schutzzöllnerischen Vereinigten Staaten, Frankreich und Rußland und verlangte, die anderen europäischen Staaten sollten einmüthig deren Grenzsperren ev. mit Gewalt sprengen, wie man dies in China und Japan that, und ihr letzter literarischer Häuptling, Freiherr von Hammerstein, sagte zur Zeit, als er die Tivoli-Parole „Schreien" ausgab, in der „Kreuzzeitung", Deutschland müsse eventuell die Handelsverträge Caprivi's mit Oesterreich und Rußland mit dem Schwerte zerhauen. Jetzt munkelt man, Tirpitz sei berufen, den Rath des Themistokles auszuführen und Spree-Athen durch Panzerplattenmauern zur See zu schützen. Die deutsche Flotte soll der einer jeden der vier großen Nationen gewachsen sein und Deutschland zum Range der fünften derselben erhoben werden.

Der Respect vor der „großen Zahl" macht mich etwas besorgt. Ist Deutschland reich genug, das größte Heer und die größte Flotte der Welt zu unterhalten? Werden Frankreich, Rußland und England zugeben, daß es, unter den Kanonen ihrer Flotten, eine ihnen allen überlegene Flotte baue? Die Agrarier werden ja Geld für die Schiffe bewilligen, aber selbst Geld dazu aufbringen nicht. Verlangen sie doch noch weitere Prämien, höhere Schutzzölle und womöglich noch andere Steuererleichterungen, wie der Erlaß der Grundsteuer, der keine Analogie in der Steuergeschichte der Welt findet. Werden aber Industrie und Handel, welche die Agrarpolitik so sehr benachtheiligt, im Stande sein, die noth-

wendige Steuererhöhung zu leisten — nebst der natürlich auch blutenmüssenden Börse? Und wie, wenn der Versuch mißlingt, den großen Nationen Handelsvortheile abzunöthigen, und Deutschland etwa von den Märkten einiger großen Nationen oder aller ausgeschlossen wird, wenn sein Industrieabsatz abnimmt, die Bevölkerung aber weiter um 600000 Köpfe jährlich zunimmt, und das Deficit an Agrarproducten entsprechend wächst, da die Agrarproduction stabil bleibt?

Mir scheint es vorsichtiger und sicherer, Deutschland sieht sich in Mitteleuropa nach Bundesgenossen um und gründet mit ihnen eine Zollunion.

Die in Pest anwesenden deutschen Agrarier haben diese Idee weit von sich gewiesen. Karl Marx oder F. Engels, die beiden Blutsbrüder sind schwer auseinander zu halten, und es ist auch unnöthig, sagte mir einst über den doch so bedeutenden Rodbertus: „In Pommern kann man kein Nationalökonom werden.“ Nach meiner Pester Erfahrung bin ich überzeugt, daß er Recht hatte.

Ich machte aufmerksam, daß, abgesehen davon, daß diese Zollunion als gleichmächtiger Factor mit jeder der vier großen Nationen werde verhandeln können, eine solche Zollunion an sich schon bedeutende Vortheile für deren Mitglieder mit sich bringe. Also z. B. die Beseitigung der inneren kostspieligen und Verkehrszeit raubenden Zollschranken. Was das aber für Folgen habe, könne man bei längerem Aufenthalt in Amerika, wo ich über ein halbes Dutzend Jahre lebte, sehen. Die Producte und socialen Verhältnisse von Florida, Louisiana, Californien, Dakota, Kentucky, Michigan, Virginien, Ohio seien gewiß verschiedener als jene von Frankreich, Oesterreich, Norwegen und der Schweiz, und da dort die Zollunion bestehe, sollte sie hier nicht unmöglich sein. Dort tauschten die Producte sich schnell und billig zwischen den entferntesten Gegenden aus, und das vermehre Consumtion, Production und den Handel und Verkehr. Frische Austern gelangen von der atlantischen Küste nach St. Louis und Kansas City in anderthalb bis zwei Tagen, von Ostende nach Wien und Prag brauchen sie vier Tage und verderben oft. Die Truck-Gardens versenden Früchte und Gemüse bis auf 3000 Kilometer Entfernung frisch. Warum kann die pommersche Gänsebrust und Spickflunder nicht in Lyon und Graz, die Frühkartoffel von Görtz nicht in Stettin, und die Spätkartoffel von daher nicht in Avignon regelmäßig auf den Tisch kommen? — — Die Agrarier gingen nicht darauf ein. Aber kürzlich stand in ihren Blättern, man müsse eine continentale Verständigung herstellen, um gegen die Politik Mc Kinley's, der z. B. prämiirten europäischen Zucker mit einem Differentialzoll belegen will, Repressivmaßregeln zu ergreifen. Befinden sie sich, $^3/_4$ Jahre später, nicht schon auf dem Wege, den ich ihnen in Pest zu betreten vorschlug?

Jetzt steht ein wichtiger Vorgang in Aussicht, die Gründung einer Zollunion Englands mit seinen Colonien, wodurch diese „große Nation“ erst als einheitlicher Weltwirthschaftsfactor auftreten wird. Englands Colonien haben eine Bevölkerung von ca. 340 Millionen, nach welchem deutsche und englische Exporteure bisher unter gleichen Bedingungen handelten. Werden von den Colonien nur niedrige Zölle eingeführt und gegen England keine, oder die bestehenden um 5—10% gegen England allein ermäßigt, so kann die deutsche Industrie dort mit der englischen nicht mehr concurriren, verliert also diesen bedeutenden Markt. Die zur Feier des Victoriafestes in London anwesenden Colonialminister sollen diese, übrigens alte Idee, wesentlich gefördert haben, und den ersten Anstoß zum Uebergang in die Praxis hat die unselige Zuckerprämienpolitik Deutschlands gegeben. Als die letzte Prämienerhöhung daselbst vor ca. zwei Jahren stattfand, habe ich (in der „Gegenwart“) eindringlich gewarnt, nun haben seitdem Frankreich und Oesterreich ihre Prämien auch erhöht und England wird wohl, ebenso wie die Vereinigten Staaten, mit Differenzialzoll gegen die Prämienstaaten vorgehen. Denn es ist ersichtlich, daß Zuckerproducenten der eigenen englischen Colonien, welche bekanntlich keine Exportprämien erhalten, auf dem Markte des Mutterlandes mit europäisch-continentalen Zuckerproducenten nicht ohne schweren Verlust concurriren können, welche solche Prämien beziehen. Die Einführung eines Zuckerdifferenzialzolles wird wohl den Anfang des einheitlichen und sich selbst genügenden „geschlossenen englischen Handelsstaats“ bedeuten, denn in ihm kann englisches Capital, englische und Hinduarbeit wirklich Alles produciren, was dieses fast Vierhundertmillionenreich gebraucht, es kann den Import des sieben Mal kleineren Deutschland sich vom Halse halten; aber wohin will dieses Ländchen mit $^1/_4$ seines Exports, den das Brittenreich jetzt noch aufnimmt. Treffen meine Befürchtungen und die älteren des so überaus unterrichteten und weisen Franzosen Le Play zu, so werden sich zu Anfang des nächsten Jahrhunderts die vier großen Nationen constituirt haben: Japan und China, schon einigermaßen concurrenzfähig und mit jedem Jahre es mehr werdend, Rußland, die Vereinigten Staaten, letztere suchen Mexico und Centralamerika, auch Cuba, mit sich zollpolitisch zu vereinigen, und viertens das brittische Weltreich, größer als jemals ein geschlossenes Wirthschaftsgebiet bestand, als jenes schnell zerfallende Alexander des Großen und als das römische Cäsarenreich, sowohl an Umfang als an Volkszahl, dazu Besitzer der mächtigsten Flotte und in unangreifbarer Inselstellung, solange diese Flotte existirt.

Diese vier Weltmächte werden freilich ein Mal auch mit einander kämpfen, aber dann wird wohl von den kleinen europäischen Staaten nur noch als von Vasallen der russischen und englischen Weltmacht die Rede sein.

Anders, wenn sie sich in festem Bündniß zusammenschließen, wenigstens Diejenigen von ihnen, welche wirthschaftlich und finanziell noch leistungsfähig sind. Dann können sie eine fünfte Weltmacht bilden und sich vielleicht von jenen vieren unabhängig erhalten. Die mitteleuropäische Zollunion würde wohl mit der brittischen, oder mit Rußland, ein günstigeres Vertragsverhältniß herstellen können als das Deutsche Reich, welches England mit der Schöpfung einer so großen Flotte zu bedrohen scheint, daß Herr Tirpitz damit einst die Schlacht von Dorking schlagen und an Podbielski III. telegraphiren kann: „Vor London nichts Neues“.

---

## Sociale Mobilmachung.

Von Fritz Kalle.

(Schluß.)

Eine erhebliche Besserung würde die wirthschaftliche Lage der Arbeiter erfahren, wenn es gelänge, sie in größerem Umfange zur Sparsamkeit zu erziehen. Je früher diese Erziehung beginnt, desto besser, die weitere Verbreitung von Schul- und anderen Sparcassen für die Jugend ist daher dringend erwünscht und von öffentlichen Körperschaften und Privaten, besonders den Arbeitgebern möglichst zu fördern.

Die Sparthätigkeit übt an sich schon einen versittlichenden Einfluß aus, erhöht namentlich die Kraft der Selbstbeherrschung, und hebt dann das Bewußtsein, Etwas errungen zu haben, den Trieb weiter voran zu kommen, die Schaffenslust und Freudigkeit und stärkt das Interesse für die Erhaltung ruhiger, gesicherter Zustände. Je mehr der Arbeiter sich aus dem Proletariat herauswirthschaftet, je mehr es ihm gelingt, durch Fleiß und Sparsamkeit zu Besitz zu kommen, desto geringer wird die Gefahr, daß er der Socialdemokratie verfalle, desto sicherer steht zu erwarten, daß die bürgerliche Gesellschaft in ihm ein zufriedenes und für sie werthvolles Mitglied gewinne.

Durch die Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung ist nicht, wie früher von oppositioneller Seite vielfach behauptet wurde, der Spartrieb gemindert, sondern umgekehrt verstärkt worden, denn so lange jede etwas länger andauernde Arbeitsunfähigkeit die ganzen Ersparnisse zu verschlingen drohte, war die Aussicht, den durch das Sparen angestrebten eigentlichen Zweck zu erreichen, so gering, daß die meisten Arbeiter wenig Lust hatten, sich dafür Opfer aufzuerlegen. Die Arbeiter-Versicherungscassen sind zum Theil auch gewissermaßen Sparcassen der Arbeiter für bestimmte Fälle, und so hat das Bewußtsein, gegen diese Fälle versichert zu sein, mit dem Bewußtsein, über ein erspartes Capital verfügen zu können, das gemein, daß es das Ehrgefühl und die Selbstachtung, ohne welche der Mensch leicht versinkt, aufrecht erhält. Als die große Masse der Arbeiter noch jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt war, der öffentlichen Armenpflege mit ihren entwürdigenden Folgen anheimzufallen, konnte das Ehrgefühl sich nicht bei ihnen entwickeln, und konnten die von Natur ehrliebenden Arbeiter unter dem Drucke der Angst vor dieser Gefahr keine Lebens- und Schaffensfreudigkeit finden.

Nach zwei Richtungen zeigt allerdings dies Versicherungswesen noch große Lücken; es fehlt für die meisten Arbeiter noch eine Versicherung für den Fall der Erwerbslosigkeit in Folge von Mangel an Arbeitsgelegenheit und eine Versicherung der Familie der Arbeiter für den Fall seines Ablebens, wenn der Tod nicht durch einen Betriebsunfall herbeigeführt worden ist.

Ich möchte bezweifeln, daß es in absehbarer Zeit gelingen wird, eine „Arbeitslosenversicherung" in größerem Umfange, oder gar allgemeinen durch Gesetz einzuführen. Die Schwierigkeiten sind, selbst wenn man von Denjenigen absieht, die aus der Saisonarbeit erwachsen, allzugroß. Namentlich wird hier die Gefahr des Mißbrauchs, welche leider schon bei den Kranken-, Unfall- und Invalidencassen übel empfunden wird, in Folge der Schwierigkeit den Thatbestand genau zu ergründen, geradezu erdrückend. Die Arbeitslosen-Versicherung würde vielfach zu einer Ausbeutung der Gewissenhaften und Fleißigen durch heuchelnde Faulenzer führen, die die Tüchtigen auf das Aeußerste erbittern würde und vielleicht auch ansteckend wirken könnte. Da möchte ich denn doch noch dem Gedanken den Vorzug geben, den einzelnen Arbeiter gesetzlich zu verpflichten, daß er für Zeiten der Arbeitslosigkeit spare.

Unter allen Umständen aber wird man die bereits vielfach mit Erfolg betriebenen Bestrebungen, den aus der Arbeit Gekommenen möglichst rasch eine andere lohnende Beschäftigung zu verschaffen, mit verstärkter Energie aufnehmen müssen.

Der Arbeitsnachweis und die Arbeitsvermittelung, das ist das, was ohne allzugroße Schwierigkeiten ausführbar ist, und was man mit allen Kräften auszubilden sich bemühen muß. Die Gemeinden haben als Armenverbände ein unmittelbares finanzielles Interesse an dieser Entwickelung und man darf erwarten, daß die einsichtigeren Communalverwaltungen von selbst vorgehen werden. Immerhin wird zu erwägen sein, ob man nicht, da Einsicht und Thatkraft leider nicht überall zu finden sind, auf die säumigen Gemeinden einen Druck von oben ausüben soll. Uebrigens brauchen, das will ich hier nebenbei bemerken, die Communalbehörden die Leitung der Arbeits-Vermittelungsstellen nicht immer selbst zu übernehmen, die Erfahrung hat vielmehr gezeigt, daß die Sache auch in vortrefflicher Weise durch für den Zweck in's Leben getretene freiwillige Vereinigungen ausgeführt werden kann. Mit der Ausbreitung des Telephonwesens wird die Bedeutung des Arbeitsnachweises, vorausgesetzt, daß dessen Organisation entsprechend ausgestaltet wird, außerordentlich gesteigert werden. Es wird dadurch möglich, den Ausgleich zwischen Arbeits-Angebot und Nachfrage auch über die Grenzen des Ortes hinaus, zwischen den benachbarten Städten und Bezirken und zwischen Stadt und Land herbeizuführen.

Ist eine befriedigende Lösung der Frage der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zunächst nicht zu erwarten, so muß mit um so größerer Energie die baldige Schließung der anderen großen Lücke unserer Arbeiterversicherung angestrebt werden. Die Wittwen- und Waisenversicherung bietet keine der inneren Schwierigkeiten, welche die bereits gesetzlich eingeführten Versicherungsarten, besonders aber die Arbeitslosen-Versicherung aufweisen. Die Thatsachen, welche zum Rentenbezug berechtigen, sind leicht festzustellen, die „Simulation" ist ausgeschlossen. Bei der Arbeiter-, Wittwen- und Waisenversicherung handelt es sich lediglich um die Frage, ob die producirenden Classen — Unternehmer und Arbeiter — die Kosten ihres Unterhalts selbst decken können und wollen, oder ob das bestehende, für beide Classen unwürdige, die Arbeiterschaft als Ganzes in ihrer gesellschaftlichen Stellung hinabdrückende Verhältniß der Abwälzung der Versorgung der Hinterbliebenen durch die Armenverbände bestehen bleiben soll. Die Beiträge für die Wittwen- und Waisenversicherung müssen nach den herrschenden Anschauungen in erster Linie von den Arbeitern selbst aufgebracht werden, was übrigens auch um deßwillen sich empfiehlt, weil der Arbeiter sich — und zwar möglichst früh — der Pflichten bewußt werden muß, welche ihm das Familienleben auflegt, da er auf diese Weise zu einem den Egoismus zügelnden Altruismus erzogen werden muß. Selbst aber, wenn die Arbeiter die Beiträge scheinbar allein zahlten, das heißt, wenn das Gesetz die Arbeitgeber berechtigte, den ganzen für ihre Arbeiter zu entrichtenden Betrag diesen am Lohn zu kürzen, wird unzweifelhaft ein großer Theil des zu zahlenden Geldes schließlich doch den Arbeitgebern zur Last fallen, da die Löhne entsprechend steigen werden. Frage ist, ob die Production diese Kostenerhöhung wird tragen können, ohne Boden zu verlieren. Ich glaube, daß man für die überwiegende Mehrzahl der Fälle diese Frage ohne Weiteres mit „Ja" beantworten kann, namentlich für alle diejenigen Productionszweige, welche ihrer Natur nach keiner auswärtigen Concurrenz zu begegnen haben, und ebenso für Diejenigen, bei welchem der Arbeitslohn nur einen geringen Procentsatz der Gestehungskosten ausmacht. Nur bei den auf dem Weltmarkte concurrirenden Waaren, deren Selbstkostenpreis wesentlich durch die bei ihrer Herstellung oder Gewinnung zu zahlenden Arbeitslöhne bestimmt wird, und bezüglich welcher die übrigen Productionsbedingungen bei uns nicht so viel günstiger sind als bei unseren Concurrenten, daß die Mehrausgabe für Löhne ausgeglichen wird, könnte eine Lohnsteigerung um fünf Procent (mehr wird die Wittwen- und Waisenversicherung wohl kaum beanspruchen) gefährlich werden.

Für Industrieproducte dürfte diese Voraussetzung nur in seltenen und nicht in's Gewicht fallenden Ausnahmefällen zutreffen, für die Landwirthschaft wird sich jedoch allerdings eine genaue Untersuchung der Sachlage, ehe man gesetzgeberisch vorgeht, empfehlen. Man wird dabei insbesondere festzustellen suchen müssen, welche Rolle die Arbeitslöhne bei der Preisbildung der Weltmarktproducte bei uns und bei unseren Concurrenten spielen.

Ich gestatte mir an dieser Stelle eine allgemeine Bemerkung über Preisbildung zu machen, auf eine Beobachtung hinzuweisen, die sich mir bei meiner früheren industriellen Thätigkeit wiederholt aufdrängte, nämlich auf die Beobachtung, daß vielfach die Producenten selbst an dem so lebhaft beklagten Niedergange der Verkaufspreise schuld sind. Die gegenseitige Drückerei der Bewerber bei öffentlichen Submissionen ist endlich als Uebel für alle Theile erkannt worden; genau derselbe Proceß vollzieht sich aber unbemerkt täglich hundertfältig im Privatverkehr. In der Gier nach Aufträgen, in dem Wunsche, die Concurrenz hinauszudrängen, aus Neid und falschen Ehrgeiz lassen sich die Producenten (besonders die kleinen) jeden Augenblick von schlauen Käufern, namentlich von Zwischenhändlern, zu sachlich unberechtigten

Preisnachlässen veranlassen. Und wir Deutschen sind in dieser Beziehung noch schwächer als andere Nationen; ich möchte sagen, „es fehlt uns an Rückgrat“. Der englische Fabrikant setzt den Käufer, der es wagt, ihm einen zu niedrigen Preis zu bieten, an die Luft, der Mehrzahl der deutschen Gewerbetreibenden, wenigstens der kleineren, fehlt hierzu der Muth, sie beugen sich, falls der Kunde zahlungsfähig ist, und große Aufträge in Aussicht stellt, selbst den unverschämtesten Zumuthungen. Und so drücken sich die Unternehmer vielfach dort, wo es durchaus nicht nothwendig wäre, gegenseitig derart, daß sie schließlich überall, selbst an den Arbeitslöhnen, in ungesunder Weise zu sparen sich genöthigt sehen.

Ueber die Arbeitszeit nur wenige Worte. So sehr ich eine weitgehende gesetzliche Beschränkung der Stunden, während welcher jugendliche Arbeiter und Frauen im Gewerbe beschäftigt werden dürfen, für berechtigt halte, so erachte ich doch die gesetzliche Feststellung eines „Normalarbeitstages“ für alle erwachsenen männlichen Arbeiter für ebenso wenig in deren Interesse als in demjenigen der Volkswirthschaft liegend. Findet in einzelnen Industriezweigen thatsächlich eine die körperliche und geistige Gesundheit der Arbeiter schädigende Ueberanstrengung statt, und gelingt es nicht, die Unternehmer zu freiwilliger Beseitigung der nachgewiesenen Mißstände zu bewegen, so mögen Specialbestimmungen getroffen werden, eine allgemein giltige, gleichmäßige Regelung der Arbeitszeit erscheint aber bei der außerordentlichen Verschiedenheit der Verhältnisse (wenn nicht die Grenzen soweit gefaßt werden, daß altes Bestehende Raum darin hat) als unthunlich.

Liegt eine Gefährdung der Arbeiter durch die Arbeitsdauer nicht vor, erscheint aber doch eine Kürzung der Dauer erwünscht, so wird man prüfen müssen, ob und in wie weit die Kürzung mit dem Interesse des einzelnen Industriezweiges verträglich ist, andererseits aber auch, ob das Mehr an freier Zeit von den Arbeitern voraussichtlich so genutzt werden wird, daß sie selbst Vortheil davon haben. Eine Verkürzung der Arbeitszeit, die zu vermehrtem Wirthshausbesuche und Aehnlichem führte, wäre höchlich zu bedauern. Ist dagegen zu erwarten, daß die Verkürzung dem Familienleben und der persönlichen Fortbildung zu Gute kommt, oder daß die freie Zeit verwendet werde, um durch Arbeit im Haus, Garten oder Feld eine gesunde und nutzbringende Nebenthätigkeit auszuüben, so kann sie für alle Theile segensreich werden.

Es wäre dringend erwünscht, daß die wohlwollenden Arbeitgeber, überall wo die Verhältnisse so liegen, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit ausführbar und zweckmäßig erscheint, zu gleichmäßigem Vorgehen aller demselben Industriezweige angehörenden Genossen die Initiative ergriffen.

Mit der Fürsorge für Besserung und Sicherung der Einnahmen der Arbeiter ist aber die auf Hebung ihrer wirthschaftlichen Lage zu richtende Thätigkeit nicht erschöpft, man muß daneben auf zweckmäßige Gestaltung der Lebenshaltung der Arbeiterfamilien hinzuwirken suchen, so daß die Einnahmen auch die richtige Verwendung finden. Diese zweite Seite der Fürsorge ist so mannigfaltig, daß ich nur die allerwichtigsten Punkte berühren kann.

In erste Reihe stelle ich dabei die Fürsorge für das Arbeiterwohnungswesen, das neben der wirthschaftlichen eine große Bedeutung für die Gesundheit nicht nur des Körpers, sondern auch des Geistes hat. Die Art und Weise, wie der Arbeiter wohnt, ist für die Entfaltung des Familienlebens geradezu maßgebend. Wenn der im Verhältniß zu den Löhnen allzuhohe Preis der meisten Wohnungen der städtischen Arbeiterbevölkerung deren wirthschaftliche Lage drückt, so übt die schlechte Lage, der mangelhafte Zustand und die Enge vieler Wohnungen in Stadt und Land den übelsten Einfluß auf die hygienischen und sittlichen Verhältnisse der Arbeiterfamilien aus. Angesichts der ausgiebigen Behandlung, welche diese Frage von Seiten humanitärer Vereine (Verein für Socialpolitik, Deutscher Verein für öffentliche Gesundheitspflege, Deutscher Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, Verein zur Förderung des Wohles der Arbeiter Concordia, Centralstelle für Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen u. s. w.) und in der Literatur gefunden hat, kann ich darauf verzichten, diese Wirkungen des Wohnungswesens des Näheren darzulegen. Ebenso wenig brauche ich auszuführen, was im Einzelnen vom Staate, von den Gemeinden und den Privaten, namentlich den Arbeitgebern geschehen kann und geschehen ist, um die auf diesem Gebiet zur Zeit obwaltenden Mißstände, wenn nicht ganz zu beseitigen, so doch wenigstens zu mildern, denn auch hierüber geben die Verhandlungen und Schriften der erwähnten Vereine und eine große Zahl selbstständiger Arbeiten Auskunft. Diejenigen aber, welche praktisch vorgehen wollen, mögen selbst Einsicht nehmen von den durch öffentliche Körperschaften, Wohlfahrtsvereinen, Arbeitergenossenschaften, vor Allem aber durch einzelne Großindustrielle für ihre Arbeiter geschaffenen Einrichtungen, welch letztere zum Theil geradezu Musterhaftes darstellen, so z. B. diejenigen von Friedrich Krupp in Essen a./Ruhr.

Mit den Bestrebungen, den Arbeitern bessere Wohnungen zu verschaffen, wird häufig das weitere Streben verbunden, die Arbeiter zu Eigenthümern der von ihnen bewohnten Häuser und womöglich eines an dasselbe anstoßenden Gartens zu machen. Daß ein Vorgehen in dieser Richtung für die Arbeiter nicht immer so gefahrlos ist, als man auf den ersten Blick glaubt, und daß daher Vorsicht geboten ist, habe ich bei einer andern Gelegenheit des Näheren dargelegt, im Großen und Ganzen vertrete ich aber entschieden die Ansicht, daß es ein hohes und mit allen zweckdienlichen Mitteln ernstlich zu verfolgendes Ziel ist, eine möglichst große Zahl von Arbeitern allmälig zu Haus- und Grundbesitzern zu machen.

Das selbst von einzelnen Arbeiterfreunden erhobene Bedenken, daß die Arbeiter durch den Besitz eines Hauses in einer sie schädigenden Weise an die Scholle gebunden und in Abhängigkeit von ihren Arbeitgebern gebracht werden, theile ich nicht. Die größere Seßhaftmachung der Lohnarbeiter muß jeder verständige Sozialpolitiker freudig begrüßen, und wenn ich auch zugeben muß, daß der Arbeiter, der sein Haus gegen allmälige Abzahlung von seinem Arbeitsherrn erwirbt, zeitweilig in ein etwas stärkeres Abhängigkeitsverhältniß kommt, so sehe ich doch hierin keinen Nachtheil für ihn, so lange der Arbeitgeber diese größere Abhängigkeit nicht zum Schaden des Arbeiters mißbraucht. Das ist aber von Unternehmern, welche Mühe und Geldopfer nicht scheuen, um ihren Leuten wirklich gute Wohnungen zu billigem Preise zu verschaffen, am allerwenigsten zu erwarten.

Der größte Ausgabeposten im Arbeiterbudget ist der für die Ernährung der Familie. Die Art der Beköstigung ist in erster Reihe für die wirthschaftliche Lage der Arbeiterfamilie entscheidend, sie übt aber auch einen wesentlichen Einfluß auf deren Gesundheitszustand aus. Zur Zeit ist vielfach, namentlich in den Städten die Familienernährung der Arbeiter eine höchst unzweckmäßige; sie bietet nicht die zur Erhaltung von Kraft und Gesundheit erforderlichen Nährstoffmengen und kostet trotzdem weit mehr als man bei richtigem Verfahren brauchen würde, um eine nach jeder Richtung genügende Kost zu schaffen. Schlechte Gewohnheiten und Unkenntniß des wirklichen Werths der verschiedenen Nahrungsmittel für die Ernährung führen hier zu einer Verschwendung, welche bei der Knappheit der zur Verfügung stehenden Mittel eine genügende Befriedigung der sonstigen Bedürfnisse außerordentlich erschwert, wenn nicht unmöglich macht.

Das wirksamste Mittel, diesen Mißständen abzuhelfen, besteht in besserer hauswirthschaftlicher Erziehung und Belehrung der Arbeiterfrau. Ich habe bereits auf das hingewiesen, was zur Erreichung dieses Ziels von der Volksschule aus, sowie durch Belehrung auch der Erwachsenen durch Schrift und Wort geschehen kann und muß, und will hier

nur hinzufügen, daß Vereine und Arbeitgeber durch Einrichtung von Haushaltungsschulen und Kursen für schulentwachsene Mädchen und für Arbeiterfrauen, durch Ertheilung von Rath und praktischer Anleitung in dem Einzelhaushalt (durch fachverständige weibliche Angehörige des Unternehmers, durch von diesen angestellte Pflegeschwestern u. s. w.) und Aehnliches viel Gutes zu thun vermögen. Die Einrichtung von Werksspeiseanstalten für Arbeiter, deren Familie nicht am Ort wohnt, wird sich in vielen Fällen empfehlen, man wird sich aber wohl hüten müssen vor einem Vorgehen, welches zu einer weiteren Minderung der Bethätigung des Familienlebens führen könnte.

Auch über die Frage der Volksernährung, sowie über die Mittel zur Verbesserung derselben, insbesondere über Haushaltungsschulen, ist in den letzten Jahren in den vorhin genannten großen Vereinen verhandelt und Vieles geschrieben worden, sodaß ausreichendes Material zur Belehrung vorliegt. Gute Haushaltsführung ist Voraussetzung eines befriedigenden Daseins im Heim und damit des versittlichenden Einflusses des Familienlebens. Im unordentlich geführten Hause verweilen weder der Mann noch die Kinder gern, es kommt zu Zerwürfnissen zwischen den Ehegatten, welche die Achtung der Kinder vor den Eltern untergraben; Groß und Klein verwildert mehr und mehr. Nur allzu oft ist hier der Grund für die so bedauerliche Trunksucht vieler Familienväter zu suchen.

Dem Laster des Trunkes entgegenzuwirken, ist Pflicht für Alle, die es mit dem Arbeiterstande wohl meinen, und ist es auf das Lebhafteste zu wünschen, daß die dahin gerichteten Bestrebungen, die ja in dem Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke einen starken Mittelpunkt haben, allseitig thatkräftige Unterstützung finden, namentlich auch dadurch, daß die Reichen und Gebildeten mehr Selbstzucht üben und nicht, wie dies besonders bei uns in Deutschland leider noch oft der Fall ist, durch Unmäßigkeit ein schlechtes Beispiel geben.

Dies wären etwa die für die Hebung vorwiegend der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter in Betracht kommenden Hauptpunkte. Wie ich aber bereits bemerkte, genügt die Besserung der wirthschaftlichen Stellung allein nicht um die zur Beseitigung der socialen Gefahr erforderliche Zufriedenstellung des Arbeiterstandes zu erreichen. Diesem Ziele werden wir vielmehr nur dann erheblich näher kommen, wenn es gelingt, auch die sociale Stellung der Arbeiter so zu heben, daß sie sich nicht mehr als Ausgestoßene, sondern als gleichberechtigte Glieder der bürgerlichen Gesellschaft fühlen, welchen, wenn sie ihre Pflichten treu erfüllen, dieselbe Anerkennung und Achtung gezollt wird wie den Angehörigen anderer Berufsklassen.

Auch hier liegt die Lösung der gestellten Aufgabe in erster Linie den Arbeitgebern ob. Sie selbst und ihre Angehörigen müssen sich ihren Arbeitern und deren Familien nach Möglichkeit persönlich nähern, und diese dadurch vor sich und in dem Ansehen der übrigen Stände heben. Dann werden die Letzteren von selbst folgen. Daß eine derartige Annäherung die Autorität des Arbeitgebers schwächen und dadurch die Leistungsfähigkeit des Betriebes mindern würde, braucht man nicht zu befürchten. Im Gegentheil, in einer auf gegenseitige Werthschätzung ihrer Glieder sich stützenden Organisation ist die Autorität des Oberhauptes eine weit gefestetere als dort, wo das Verhältniß zwischen Leitenden und Ausführenden lediglich ein vertragliches ist. Arbeiter, welche bei ihrem Arbeitsherrn menschliches Wohlwollen und Anerkennung finden, werden, was für den Erfolg eines jeden Betriebes von größtem Werth ist, weit mehr Eifer in ihrer Thätigkeit bewähren als solche, welche lediglich als Productionsinstrumente betrachtet werden, deren Arbeit man kauft, ohne sich um ihre Träger zu bekümmern.

Die innerhalb jeden Betriebes anzustrebende, alle Mitwirkende, Unternehmer, Beamte und Arbeiter umfassende Organisation muß sich einerseits derjenigen der Familie, andererseits derjenigen der Armee nähern. Im Dienste strengste Unterordnung der Arbeiter unter ihre Vorgesetzten, Aller unter den Leiter des Ganzen, im Uebrigen kameradschaftliches Verhältniß und väterliche Fürsorge der Höhergestellten für ihre Untergebenen.

Wie in der Familie die väterlichen Rechte und Pflichten in erster Linie gegenüber den minderjährigen Kindern auszuüben sind, so muß auch der Unternehmer seine erzieherische Fürsorge zunächst seinen jugendlichen Arbeitern widmen.

Wenn der rheinische Großindustrielle Freiherr von Stumm seinen Arbeitern für den Fall, daß sie vor dem 24. Jahre heirathen, Kündigung androht, so beweist dies ebenso gut, wie die Wohlfahrtseinrichtungen auf seinen Werken dies thun, daß er es mit seiner Fürsorgepflicht ernst nimmt.

Etwas anders liegt das Verhältniß älteren Arbeitern gegenüber. Diese muß der Unternehmer, wie dies übrigens auch ein verständiger Vater seinen erwachsenen Kindern gegenüber thut, in ihrem Privatleben möglichst wenig bevormunden und muß sie bei Allem, was zur Förderung ihrer Wohlfahrt geschehen soll, zur Mitwirkung in Rath und That heranziehen. Letzteres hat neben dem Vortheil, daß die Arbeiter dadurch zu verständiger Benutzung der für sie geschaffenen Wohlfahrts-Einrichtungen erzogen werden, den weiteren Vorzug, daß Mißgriffe in Folge ungenügender Kenntniß der Bedürfnisse, Anschauungen und Gefühle der Arbeiter vermieden werden, und — was noch von weit höherer Bedeutung ist — das gemeinsame Rathen und Thaten im Dienste der Menschenliebe trägt wesentlich dazu bei, jenes würdige, persönliche Verhältniß herbeizuführen, welches so sehr zur Zufriedenheit des Arbeiters beiträgt.

Durch gemeinsame Feier für das Werk, den Werksherrn und dessen Familie bedeutsamer Ereignisse wird das Interesse der Arbeiter für die Unternehmung und den Unternehmer gekräftigt; durch Theilnahme des Arbeitgebers und seiner Angehörigen an dem Wohlergehen der Familie des Arbeiters wird das persönliche Band noch fester geknüpft.

Das Gefühl, anerkannt zu werden, wird man bei den Arbeitern dadurch am sichersten wecken, daß man bei ihnen die Pflichttreue ebenso ehrt wie dies in andern Ständen längst geschieht. Die augenblickliche technische Leistung für das Geschäft darf nicht allein für die Stellung maßgebend sein, die man dem einzelnen Arbeiter innerhalb des Verbandes der Werksangehörigen einräumt, auch die Länge der Zeit, in welcher er tadellos seinem Dienste oblag, also die Bewährung der dienstlichen Treue und sein ganzes außerdienstliches Leben müssen dabei in Rechnung gezogen werden. Der Unternehmer muß innerhalb seiner Arbeiterschaft eine Aristokratie im guten Sinne des Wortes zu schaffen suchen, indem er die nach allen Richtungen Bewährten aus der Masse heraushebt, sich näher bringt und vor allen Anderen ehrt.

Der Staat aber sollte ein solches Vorgehen unterstützen, indem er auch seinerseits der Pflichttreue des Arbeiters Anerkennung zollt, wie er es bei Soldaten und Beamten thut. Ich halte es für erwünscht, daß man nach dem Beispiele Sachsens und Badens überall, namentlich in Preußen, eine Medaille für Pflichttreue in der Arbeit stifte. Das würde, insbesondere auf die Jugend, einen gewissen Einfluß ausüben.

In der Stärkung des Bandes zwischen Unternehmer und Arbeitern jedes Einzelwerks und möglichster Hebung der Tüchtigen unter den Letzteren erblicke ich das beste Mittel die im Großbetriebe beschäftigten Lohnarbeiter allmälig in eine würdige, sie befriedigende Stellung zu bringen. Ich halte es für einen Fehler, wenn selbst von im Ganzen verständigen und maßvollen Socialreformern unter Hinweis auf die englischen Gewerbevereine die Förderung einseitiger

Arbeiter-Coalitionen empfohlen wird. Jene Vereine waren die nothwendige Folge des rücksichtslosen Egoismus, mit welchem die englischen Fabrikanten, gestützt auf die allgemein herrschende manchesterliche Auffassung, ihre Arbeiter ausbeuteten, und sie haben eine Zeit lang unstreitig segensreich gewirkt. Je mehr ihre Macht wuchs, desto mehr haben sie aber die richtigen Grenzen überschritten und haben wiederholt Kämpfe heraufbeschworen, welche die englische Industrie, die Nährmutter der Arbeiter, schwer schädigten, und unzweifelhaft zum Theil vernichtet haben würden, wenn sie nicht einen so außerordentlich großen Vorsprung vor den Industrien der anderen Länder gehabt hätte.

Bei uns liegen die Dinge aber gottlob anders. Bei uns ist, seitdem wir eine bedeutendere Großindustrie haben, der Arbeiter niemals, wie seiner Zeit in England, als bloßes Productions-Werkzeug angesehen und behandelt worden. Die bürgerliche Gesellschaft und die Staatsverwaltung sind in Deutschland schon frühzeitig zu der Erkenntniß gekommen, daß die Arbeiter und ihre Familien von einer ihre Menschenrechte mißachtenden Ausbeutung und vor dem Versinken in ein unwürdiges Dasein geschützt werden müssen. Und während diese Anschauung sich in einer rasch fortschreitenden Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung verkörperte, hat ein großer Theil der deutschen Unternehmer, besonders der Großindustrie, aus eigenem Antriebe sich bestrebt, die Wohlfahrt ihrer Arbeiter zu fördern. Da darf man doch wahrlich nicht die Verallgemeinerung von einseitigen Arbeiter-Kampfvereinen wünschen, die, wie die Verhältnisse bei uns liegen, unzweifelhaft bald unter die Herrschaft der Socialdemokratie kämen und somit die auf Herbeiführung des socialen Friedens gerichtete Reformarbeit stören würden.

Die „Neuen" werden über den Optimisten spotten, der noch an der längst von ihnen über Bord geworfenen Hoffnung festhält, daß das Gefühl des Classengegensatzes durch Erziehung zur Menschenliebe überwunden werden könnte und daß durch eine auf Hebung des Arbeiterstandes gerichtete Thätigkeit aller Classen, namentlich aber der Arbeitgeber die Zufriedenstellung der Arbeiter zu erreichen sei, ich vertraue aber, daß der Einfluß der modischen Anschauungen auf die Gebildeten doch nicht derart ist, daß diese sich der Prüfung anderer Ansichten von vorn herein entschlagen.

Der geistreiche Philosoph Eduard von Hartmann, der in einem vor Kurzem in der „Gegenwart" 1897, Nr. 14 veröffentlichten Artikel „Kampfmittel gegen die Socialdemokratie" zunächst den auf Besserung der Lage der Arbeiter gerichteten Reformbestrebungen wenig Bedeutung beizumessen scheint, schließt doch seine Ausführungen mit der Aufforderung an die Unternehmer, freiwillig ihren Arbeitern diejenigen Vortheile zu bieten, welche sie zu gewähren im Stande sind, an die Gesetzgebung: „die zeitgemäßen und durchführbaren Verbesserungen im Loose der Arbeiter nicht von dem guten Willen der Unternehmer abhängig zu machen, sondern im Wege der socialen Reform herbeizuführen."

---

## Die deutschen Rechtsbücher.

Von Professor Emil Michael.*)

Die bedeutendste und vollständigste rechtswissenschaftliche Arbeit im deutschen Mittelalter ist der Sachsenspiegel, um das Jahr 1230. Er besteht aus dem wichtigeren Landrecht und dem Lehenrecht. Der Verfasser, Eike von Repgow oder Reppichau im Anhaltischen, ein schöffenbarfreier Sachse, erklärt in der gereimten Vorrede den Titel seines Buches, das kaum eine Spur von römischem Recht aufweist, mit den Worten:

Spiegel der Sachsen
Sei das Buch benannt.
Denn das Sachsenrecht ist d'rin bekannt,
Wie in einem Spiegel die Frauen
Ihr Antlitz pflegen zu schauen.

Alle Leute mahne ich dazu,
Sie mögen benützen dies Buch also,
. . . . . .
Daß Niemand bereue den Weg, den er geht,
Wenn Gott den Spiegel dereinst umdreht,
Und uns mischt zu der Erde,
Vergeltung übt nach Werthe.

Ursprünglich war das Werk lateinisch abgefaßt und hatte mancherlei Widerspruch gefunden. Eike tröstet sich; denn:

Das Recht Niemand lehren kann,
Das den Leuten allen
Könnte wohl gefallen.

Auf Veranlassung des Grafen Hoyer von Falkenstein hat Eike selbst das lateinische Original in's Niedersächsische übertragen und die erste größere Rechtsquelle in deutscher Sprache geschaffen.

„Nun danket allgemein," heißt es im letzten Absatz der Vorrede,

Dem Herrn von Falkenstein,
Der Graf Hoyer ist benannt,
Daß in's Deutsche ich hab' gewandt
Dieses Buch, worum er bat,
Drum ich — Eike von Repgow — es that.

Der Verfasser ist sich bewußt, daß er für seine Arbeit alle Mühe und allen Fleiß aufgewendet hat: „Lange habe ich hin und her gedacht und durch Gottes Hülfe das Werk zu Stande gebracht." Es ist nach der Absicht Eike's eine Sammlung der Rechtsgepflogenheiten, welche „seit alter Zeit von den guten Vorfahren" herstammen. Zwar giebt der Sachsenspiegel nicht gerade in jeder einzelnen Satzung den zur Zeit seiner Entstehung geltenden Brauch wieder, doch entwirft er, mit Rücksicht auf den conservativen Charakter des mittelalterlichen Rechtes, im Allgemeinen ein treues Bild des sächsischen Rechtslebens. Und nicht bloß des sächsischen, sondern mehr oder minder des deutschen überhaupt, namentlich in Hinsicht auf das Lehenswesen. Denn Recht und Verfassung haben sich in den verschiedenen deutschen Gebieten trotz aller Mannigfaltigkeit ziemlich gleichmäßig ausgebildet, ein Umstand, welcher die schnelle allgemeine Anerkennung des Sachsenspiegels und zugleich den Einfluß erklärt, den er selbst formgebend auf die einheitliche Weiterentwickelung des Rechtes, sogar des Reichsrechtes, genommen hat.

Die Hauptquelle, aus welcher der Verfasser schöpfte, war die eigene Erfahrung. Zu den wenigen schriftlichen Vorlagen, die sich bisher ermitteln ließen, gehören die „Etymologien" des gelehrten heiligen Isidor, Erzbischofs von Sevilla († 636). Weil dieses Werk auch den Titel Origines führte, so hat es der Spiegler mit dem Kirchenschriftsteller Origenes verwechselt.

Im Prolog sagt Eike von Repgow: „Des Heiligen Geistes Minne, die stärke meine Sinne, daß ich Recht und Unrecht der Sachsen nach Gottes Huld und der Welt Nutzen richte. Das kann ich allein nicht thun. Darum bitte ich alle guten Leute zu Hülfe, die Rechtes begehren, ob vielleicht einer von ihnen etwas sage, was meinem dummen [unerfahrenen] Sinn entgangen ist, so daß dies Buch nicht davon spricht; dann mögen sie es nach ihrem Sinn gerecht entscheiden." In der That ist neuestens auf gewisse wirkliche

*) Aus der demnächst erscheinenden 7. Lieferung der „Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters" (Freiburg, Herder). Der Innsbrucker Professor der Kirchengeschichte bietet hier eine breitangelegte Quellenschrift als Seitenstück und Fortsetzung des die nachmalige Reformationszeit behandelnden Janssen'schen Geschichtswerkes, ebenfalls im katholischen Sinne, hält sich jedoch, so weit ein Urtheil schon jetzt möglich ist, von Janssen's Uebertreibungen und Einseitigkeiten durchaus fern. D. R.

oder angebliche Mängel des Sachsenspiegels hingewiesen worden. Aber auch die schärfste Kritik hat weder das Genie des Verfassers noch seinen klaren Blick gegenüber einem erdrückenden Material, das er dem Leser in der anspruchslosesten Form bietet, am allerwenigsten aber seinen grundehrlichen Rechtssinn mit Erfolg beanstanden können.

Schwerer als alle Ausstellungen, welche mehr gegen den Verfasser als gegen sein Werk erhoben wurden, fällt in's Gewicht, daß das Buch einige Sätze enthält, die offenbar widerspruchsvoll und unverständig sind oder selbst gegen das Naturrecht verstoßen. Zweifelsohne wird das Naturgesetz verletzt durch folgende Bestimmung über das gerichtliche Beweisverfahren: „Jeder kann das, was er nicht vor Gericht gethan hat, so offenkundig es auch ist, mit seinem Reinigungseide abläugnen, ohne daß man ihn durch ein Zeugniß zu überführen vermag." Der heidnische Ursprung dieses Paragraphen ist klar genug von Eike ausgesprochen, wenn er sagt, daß die „Sachsen dieses Recht wider Karl's des Großen Willen behalten" hätten. Als gleichen Ursprungs wird der Satz bezeichnet: „Im Sachsenreiche giebt es kein Urtheil, welches ein Sachse nicht schelten könnte. Will es ein Sachse schelten und schwört er selbsiebent [das heißt: er selbst mit sechs andern] gegen sieben, so behält Derjenige Recht, auf dessen Seite die Mehrheit des Volkes bei der Abstimmung steht." Ebenso ist gegen das Naturgesetz der Entscheid: „Erbietet sich ein Verwandter dessen, der bei einem Raube oder Diebstahl getödtet worden ist, denselben im Zweikampf zu vertreten, so widerlegt er damit jedes Zeugniß." Auch muß beanstandet werden, daß Jeder, der von einem Andern höherer Geburt zum Zweikampf gefordert wird, gezwungen ist, ihn anzunehmen; nur der edler Geborene sollte berechtigt sein zur Ablehnung dieses Gewaltmittels. Unrichtig ist die Behauptung, daß der Universalerbe nicht verpflichtet sei, das zurückzuerstatten, was Derjenige, welchem er in der Erbschaft gefolgt ist, gestohlen oder geraubt hat.

Die Verfügung: „Bann schadet der Seele und kränkt doch Niemanden, weder in seinem Landrecht, noch in seinem Lehenrecht, es sei denn, daß des Königs Acht nachfolge", steht in unleugbarem Widerspruch mit einem andern Paragraphen, demzufolge der rechtmäßig verhängte Bann des Papstes allerdings Jeden „in seinem Landrecht kränken" soll; denn landrechtlich war es nicht gestattet, einen solchen zum König zu wählen, ebenso wenig wie einen Lahmen oder Aussätzigen. Wird sodann im Allgemeinen und grundsätzlich das Recht des Papstes, den Kaiser zu bannen, von dem sächsischen Recht anerkannt, so ist nicht ersichtlich, und es muß als Willkür bezeichnet werden, daß diese Befugniß auf drei Fälle beschränkt wird, wie es im dritten Buche, Artikel 57, § 1 heißt: „Den Kaiser darf weder der Papst, noch sonst Jemand in den Bann thun, sobald er geweiht ist, mit Ausnahme von drei Fällen: wenn er der Häresie verdächtig ist, wenn er seine rechtmäßige Gattin verstößt oder Kirchen zerstört."

Daß die angeführten Paragraphen einer zulässigen Begründung entbehren, muß jeder Unbefangene zugeben.

Wenn daher Papst Gregor XI., der selbst ein ausgezeichneter Jurist war, diese und einige andere überaus harte Verfügungen des sächsischen Rechts am 8. April 1374 verwarf, so ist dieses Vorgehen nicht als eine „Verfolgung des Sachsenspiegels durch die Kirche" aufzufassen, sondern lediglich als ein Kampf der das gute Recht und die gesunde Vernunft vertretenden Kirche gegen die Reste altheidnischer Barbarei. Den Spiegler selbst trifft hierbei der geringste Tadel. Denn sein an sich berechtigter Zweck war nicht etwa, ein officielles Gesetzbuch zu schaffen, sondern eine ganz und gar private Zusammenstellung des bei den Sachsen geltenden alten Rechts. Wenn demselben noch einige Härten aus der heidnischen Vorzeit anhafteten, so erscheint das begreiflich. Was dem Spiegler selbst, der ein „speculatives Talent ersten Ranges" war, am meisten zur Last fällt, ist eine gewisse geistreiche Spielerei mit den Zahlen 2, 3 und 7, ein „genialer Subjectivismus". Daß sich übrigens Eike von Repgow nicht im Geringsten gegen ein höheres Recht auflehnen wollte, versichert er selbst mit den Worten: „Die Sachsen behielten ihr altes Recht, soweit es nicht gegen Christenrecht und Glauben verstieß." „Wie man im Allgemeinen die Kirche und deren Haupt verehrte, so achtete das deutsche Volk auch das Recht der Kirche, und gern erkannte man an, daß das von den weltlichen Gerichten in Anwendung gebrachte Recht nicht wider die kirchlichen Satzungen verstoßen dürfe."

Eike von Repgow leitet alles Recht von Gott ab. „Gott ist selbst das Recht", heißt es im Prolog; „darum ist ihm das Recht lieb. Darum sehen sich Alle, denen von Gott Gericht verliehen ist, vor, so zu richten, daß Gottes Zorn und Gericht gnädig über sie ergehe." Und kurz zuvor: „Vom Recht soll Niemanden scheiden Lieb oder Leid, Zorn oder Gunst." Der sogenannte ‚Text des Prologs' lautet: „Gott, der da ist Beginn und Ende aller Dinge, machte zuerst Himmel und Erde und machte den Menschen für das Erdreich und setzte ihn in das Paradies. Der brach den Gehorsam, uns Allen zum Schaden. Darum gingen wir irre wie die hirtenlosen Schafe, bis zu der Zeit, da er uns erlöste mit seiner Marter. Jetzt, da wir Alle bekehrt sind und uns Gott wieder geladen hat, halten wir sein Gesetz und sein Gebot, das uns seine Propheten gelehrt und gute, geistliche Leute und christliche Könige gegeben haben, Konstantin und Karl, auf die das Sachsenland sein Recht zurückführt."

Das Landrecht, welches auch staatsrechtliche Fragen aufgenommen hat, beginnt mit der Beleuchtung des Verhältnisses der beiden obersten Gewalten. „Zwei Schwerter ließ Gott auf Erden, zu beschirmen die Christenheit. Dem Papst ist gegeben das geistliche, dem Kaiser das weltliche. Dem Papste ist auch gesetzt, zur bestimmten Zeit auf einem weißen Pferde zu reiten, und der Kaiser soll ihm den Steigbügel halten, damit der Sattel sich nicht verschiebe. Das bedeutet: Was dem Papste so widersteht, daß er es mit geistlichem Gericht nicht zu bezwingen vermag, das soll der Kaiser mit weltlichem Gericht zwingen, dem Papste gehorsam zu sein. So soll auch seine geistliche Gewalt dem weltlichen Gericht helfen, wenn es ihrer bedarf." „Die Deutschen sollen rechtmäßig den König wählen. Wenn der geweiht wird von den Bischöfen, die dazu eingesetzt sind, und auf den Stuhl zu Aachen kommt, so hat er königliche Gewalt und königlichen Namen. Wenn ihn der Papst weiht, so hat er des Reiches Gewalt und kaiserlichen Namen. Den König wählt man zum Richter über Eigenthum, Lehen und jeglichen Mannes Leib." Nur der König richtet über Leib und Leben der Fürsten. „Der Kaiser kann aber nicht in allen Landen sein und über alles Unrecht zu gleicher Zeit richten. Darum belehnt er die Fürsten mit Grafschaften und die Grafen mit Schultheißenthum." Doch auch der König und Kaiser ist dem Gesetz unterworfen. Wie der Burggraf über dem Markgrafen als Richter steht, so der Pfalzgraf über dem Kaiser. „Der König soll fränkisches Recht haben, wenn er gewählt ist, von welcher Geburt er auch sei; und da der Franke sein Leben nicht verwirken kann, außer wenn er bei der That ertappt ist, so soll auch Niemand dem König das Leben absprechen, es sei denn, daß es ihm das Reich durch Urtheil nimmt." „Hat man den König gewählt, so soll er dem Reiche huldigen und schwören, daß er das Recht stärken, das Unrecht kränken und das Reich, so gut er es vermöge, in seinem Rechte vertreten wolle. Danach aber soll er keinen Eid mehr thun, es sei denn, der Papst beschuldige ihn, daß er am rechten Glauben zweifle."

Zur Beurtheilung des im Sachsenspiegel niedergelegten deutschen Rechts ist vor Allem hinzuweisen auf den hohen sittlichen Ernst, welcher sich darin ausspricht. Hierher gehört die Bedeutung, welche dem Eide beigelegt wird, eine Bedeutung, die an mehreren Stellen das Maaß der Klugheit über

schreitet. Hierher gehört die Art, mit welcher grobe Verstöße gegen die Sittlichkeit geahndet werden. Das dritte Buch beginnt: „Wegen keiner anderen Ungerechtigkeit soll man ein Dorfgebäude abbrechen, als wenn darin Magd oder Weib genothzüchtigt wird oder genothzüchtigt worden ist. Darüber soll man richten oder man widerlege es mit Recht. Alles lebendige Ding, das in der Nothzucht war, soll man enthaupten." Vergewaltigung und Ehebruch sollten jede legitime Nachkommenschaft der Betheiligten ausschließen, ein Satz, gegen welchen die Kirche die mildere Praxis des canonischen Rechts geltend gemacht. Ehrlichkeit und Gerechtigkeit im Verkehr werden wiederholt eingeschärft: „Der Verkäufer soll für das, was er verkauft, Gewähr leisten. Denn Dieb oder Diebsgenoß ist der Kaufmann, welcher die Gewähr versagt." „Wer Nachts Korn stiehlt, der verschuldet den Galgen; stiehlt er es am Tage, so geht es ihm an den Hals. Wenn ein reisender Mann Korn auf dem Felde abfressen läßt und nichts mitnimmt, so hat er den Schaden nach seinem Werthe zu ersetzen." Anders, wenn er in Noth ist. Der 68. Artikel des zweiten Buches lautet: „Erliegt dem reisenden Manne sein Pferd, so soll er Korn schneiden und es ihm geben, so weit er reichen kann, wenn er mit einem Fuße noch auf dem Wege steht. Er soll aber nichts mitnehmen." Betreffs der Mühlen, welche gleich den Backöfen häufig genossenschaftliches Eigenthum waren, wird verordnet: „Wer zuerst zur Mühle kommt, soll zuerst mahlen." Daher noch heute das Sprichwort: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst." Scharf sind die Strafen gegen Falschmünzerei und selbst gegen den Schein dieses Verbrechens. „Bietet der Münzer einen falschen Pfennig aus, um damit etwas zu kaufen, so geht es ihm an den Hals", heißt es im 26. Artikel des zweiten Buches. „Wer sein Recht verwirkt hat durch Diebstahl oder Raub, dem geht es, falls man bei ihm $3^1/_2$ falsche Pfennige findet, an die Hand, es sei denn, daß er seinen Gewährsmann angeben kann, von dem er die falschen Pfennige hat. Wer indeß im Besitze seiner Ehre ist, der hat, wenn man bei ihm einen Schilling falscher Pfennige findet, die Pfennige verloren und sonst nichts. Findet man aber mehr bei ihm, so geht es ihm auch an die Hand, es sei denn, er kann seinen Gewährsmann nennen." Einen lehrreichen Strafcodex bietet der 13. Artikel desselben Buches. „Nun vernehmet, welche Strafen auf die Vergehen gesetzt sind. Den Dieb soll man hängen. Geschieht aber in dem Dorfe des Gerichts ein Diebstahl unter drei Schillingen, so soll der Bauernmeister am selben Tage darüber zu Haut und Haaren richten (durch Entstellung des Körpers und andere schimpfliche Bußen) oder den Thäter mit drei Schillingen freilassen; so bleibt dieser ehr- und rechtlos. Das ist das höchste Gericht, in welchem der Bauernmeister Recht sprechen darf. Derselbe darf nicht mehr richten, wenn nach der Klage eine Nacht verstrichen ist. Dasselbe Gericht ergeht über unrechtes Maaß und Gewicht und über falschen Kauf, wenn man es beweisen kann. Alle Mörder und die den Pflug· berauben oder Mühlen oder Kirchen und Kirchhof, ferner alle Verräther und Mordbrenner und ihre Helfershelfer soll man rädern. Wer Jemanden schlägt oder gefangen hält, wer raubt oder brennt ohne Mordbrand, wer Weib oder Magd nothzüchtigt oder den Frieden bricht oder im Ehebruch ertappt wird, denen soll man den Kopf abschlagen. Wer Diebstahl oder Raub begünstigt und Jemandem dabei hilft, den soll man, wenn er überführt ist, ebenso richten wie jenen selbst. Den Christen, welcher ungläubig ist oder mit Zauber oder Gift umgeht und dessen überwiesen wird, soll man auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Der Richter, welcher Unrecht nicht straft, ist desselben Gerichts schuldig, welches über Jenes ergehen sollte. Auch ist Niemand verpflichtet, zu eines solchen Richters Gericht zu gehen oder bei ihm Recht zu suchen, weil er selber das Recht verweigert hat."

Die Jagdgesetze waren in folgender Weise eingeleitet. „Als Gott den Menschen schuf, da gab er ihm Gewalt über Fische und Vögel und alle wilden Thiere. Darum haben wir das Zeugniß von Gott, daß Niemand seinen Leib noch seine Gesundheit an diesen Dingen verwirken soll. Doch sind drei Haiden im Sachsenlande, wo den wilden Thieren Friede gewirkt ist bei des Königs Bann, ausgenommen Bären, Wölfe und Füchse. Sie heißen Bannforste. Die eine ist die Haide zu Koyne, die andere der Harz, die dritte die Magethaide. Wer durch den Bannforst reitet, dessen Bogen und Armbrust soll ungespannt sein, sein Köcher geschlossen, seine Windspiele und Spürhunde eingefangen und alle Hunde gekoppelt. Jagt Jemand ein Wild außerhalb des Forstes und folgen ihm die Hunde in den Forst, so soll er auch folgen; nur darf er nicht blasen noch die Hunde hetzen, und er thut kein Unrecht, selbst wenn er das Wild fängt. Seine Hunde aber soll er wieder rufen. Niemand darf die Saat zertreten durch Jagen oder durch Hetzen während der Zeit, wo das Korn Aehren hat." Dann heißt es: „Wer einen tückischen Hund hält oder einen zahmen Wolf oder Hirsch oder Bären oder Affen, muß den Schaden ersetzen, welchen sie anrichten. Will er sich ihrer nach dem Schaden entäußern, so wird er dadurch von der Schuld nicht frei, wenn der Geschädigte mit noch zwei Andern bezeugen kann, daß er sie gehalten habe bis zur Zeit, da sie den Schaden zufügten. Schlägt ein Mann einen Hund todt oder einen Bären oder ein anderes Thier, während es ihm schaden will, so bleibt es ohne Ersatz, wenn er mit Eid auf die Reliquien eines Heiligen beweisen kann, daß er in Nothwehr war. Wer wilde Thiere außerhalb des Bannforstes hegen will, soll sie in seiner umhegten Einfriedung halten."

Für die Schwachen bekundet das Rechtsbuch eine wohlthuende Rücksichtsnahme, so für Dienstboten, für Jungfrauen und Wittwen. Die Leibeigenschaft wird vom Spiegler auf das Schärfste verpönt; denn Gott hat den Menschen nach sich selbst gebildet und hat ihn durch seine Marter erlöst, den einen wie den andern. Ihm steht der Arme so nah wie der Reiche. Gefangene, Kranke und Wallfahrer außer Landes werden bezüglich ihrer Verpflichtung dem Gerichte gegenüber ebenso behandelt wie Diejenigen, welche durch Reichsdienst verhindert sind. Die Versäumniß bleibt ohne Nachtheil, und man „gewinnt Zeit bis zum nächsten Gerichtstag, von da an, wo man der rechtsgiltigen Abhaltung ledig ist."

Das Judenrecht ist im 7. Artikel des 3. Buches niedergelegt: „Der Jude darf nicht des Christen Gewährsmann sein. Schlägt der Jude einen Christen oder thut er ihm sonst Unrecht, so richtet man über ihn, wenn er dabei ertappt wird, wie über einen Christen. Schlägt der Christ einen Juden oder thut er ihm sonst Unrecht, so richtet man über ihn, wie über einen, der des Königs Frieden gebrochen hat. Diesen Frieden erwarb ihnen Josephus (Flavius, der bekannte jüdische Feldherr und Geschichtschreiber) von dem König Vespasian, als er dessen Sohn Titus gesund machte von der Gicht. Kauft ein Jude oder nimmt er zu Pfand einen Kelch oder eine Bibel oder kirchliche Gewänder, wofür er keinen Gewährsmann hat, so richtet man über ihn, falls man jene Dinge in seinem Besitz findet, wie über einen Dieb. Was sonst der Jude unverhohlen und unverstohlen bei Tageslicht kauft und nicht in geschlossenem Hause, davon behält er, wenn er es mit zwei Andern bezeugen kann, seine Pfennige, die er dafür gab, mit seinem Eide, wenn die Sache auch gestohlen war" — eine offenbare Bevorzugung des Juden, der „seine Pfennige nur verlieren" sollte, „wenn ihm jenes Zeugniß fehlte".

Bei dem überaus reichen Stoff, der im Sachsenspiegel aufgespeichert ist, und bei den innigen Beziehungen, welche zwischen Volksrecht und Volksleben bestehen, muß das sächsische Rechtsbuch zugleich als eine wichtige Quelle für culturgeschichtliche Fragen aller Art gelten. Der 24. Artikel des 1. Buches handelt von den „Geraden", worunter das Erbtheil der Frauen verstanden wurde, und zeigt, daß das Psalmengebet bei dem christlichen Volke und besonders bei der

Frauenwelt sehr beliebt war. Denn unter den Geraden werden aufgezählt: „alle Schafe und Gänse, alle Kasten mit gewölbten Deckeln, alles Garn, Betten, Pfühle, Kissen, Betttücher, Tischtücher, Handtücher, Badetücher, Becken, Leuchter, Leinwand und alle weiblichen Kleider, Fingerringe, Armgold, Kopfputz, der Psalter und alle Bücher, die zum Gottesdienst gehören und welche die Frauen zu lesen pflegen; Sessel, Laden, Teppiche, Vorhänge, Leintücher zum Verhängen der Wand für's Anlehnen und alles Bandwerk, dazu Bürsten, Scheren, Spiegel und Kämme."

Der Sachsenspiegel ist ferner ein lehrreicher Beleg dafür, daß in manchen Fällen liturgische Einrichtungen für die Rechtsgewohnheiten des Volkes maßgebend gewesen sind; zum Beispiel die am dreißigsten Tage nach dem Tode oder nach dem Begräbniß des Verstorbenen privilegirte Votivmesse für die Thatsache, daß wie im Sachsenspiegel so auch in den übrigen „Rechtsbüchern des Mittelalters der dreißigste Tag als Merktag nur bei der Trauer um den Verstorbenen vorkommt." Wie einerseits das altdeutsche Recht mehrfach für die Auswahl der Heiligenpatronate bestimmend mitgewirkt hat, so ist andererseits die gewissenhafte Berücksichtigung ebendieses Rechtes eine nothwendige Bedingung für das richtige Verständniß mancher Patronate, z. B. St. Margaretha's, der Patronin der Ackerleute, und St. Urban's, des Patrons der Winzer.

Interessant ist endlich, daß bei aller Zartheit und Schonung für Elende und Schwache das Rechtsbuch doch ein außerordentliches Gewicht auf Gesundheit und Vollkommenheit des Körpers legt. Ein unleugbarer realistischer Zug durchwebt das ganze Werk, welches die Rechtsnormen eines urwüchsigen, kampflustigen Volkes zum Ausdruck bringt, deßhalb Kraft und Lebensfrische hochschätzt und es gleichsam für selbstverständlich hält, daß in einem starken, gesunden Körper auch eine gesunde, starke Seele wohnen müsse, und umgekehrt. Solche, welche mit einer Krankheit behaftet sind, die sie vorübergehend zur Führung ihrer gewöhnlichen Geschäfte untauglich macht, sind während dieser Zeit unfähig, rechtliche Verträge über das Eigenthum abzuschließen. Lahme sind nöthigenfalls im gerichtlichen Zweikampf zu vertreten. Wer stumm oder ohne Hand oder ohne Fuß oder blind geboren ist, bleibt erbunfähig nach Lehenrecht, nicht aber nach Landrecht. Blödsinnige und Miselsüchtige, d. h. Aussätzige, waren vom Erbe zu Land- und Lehenrecht ausgeschlossen; „die nächsten Erben sollen sie in ihrer Pflege halten." Wer aber erst aussätzig wird, nachdem er das Lehen empfangen hat, behält es und vererbt es wie jeder Andere. Wohl am augenfälligsten erscheint die Betonung der Körperkraft für das Rechtsleben in dem 52. Artikel des ersten Buches, wo es heißt: „Alle fahrende Habe giebt der Mann auch ohne Einwilligung der Erben, tritt ab und giebt das Gut zu Lehen, so lange er seiner mächtig ist, so daß er, mit einem Schwert umgürtet und mit einem Schild, von einem eine Elle hohen Stein oder Stock aus ein Roß besteigen kann ohne Hülfe, außer daß man ihm das Roß und den Steigbügel hält. Wenn er dies nicht mehr kann, so soll er auch kein Gut mehr abtreten oder zu Lehen geben können, damit er es nicht demjenigen entziehe, welcher für seinen Todfall darauf wartet."

Der Sachsenspiegel hat eine ganz außerordentliche Verbreitung erfahren. Das Buch galt in den Hansastädten, in Westphalen, Meißen, Thüringen, Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, in Schlesien und in der Lausitz, in Preußen und in Livland, auch in Holland, Polen, Böhmen, Mähren, Ungarn und Siebenbürgen. Die erste bekannte lateinische Uebersetzung ließ noch im dreizehnten Jahrhundert ein Bischof von Breslau besorgen. Seine Anwendung auf städtische Rechtsverhältnisse fand der Sachsenspiegel am reinsten in dem Magdeburger Stadtrecht, welches deßhalb alle anderen deutschen Stadtrechte an Verbreitung und Einfluß weit überragte.

Das süddeutsche Recht ist auf den Sachsenspiegel zurückzuführen; denn die beiden großen süddeutschen Rechtsbücher, der Spiegel deutscher Leute und der Schwabenspiegel, sind in Land- und Lehenrecht auf dem Sachsenspiegel aufgebaut. Beide haben bereits das römische und canonische Recht benutzt. Der Spiegel deutscher Leute ist vor dem Jahre 1275 wahrscheinlich von einem Geistlichen, und zwar zu Augsburg verfaßt worden. Er blieb unvollständig und fand in jenem Rechtsbuche seine Fortsetzung, das in den Handschriften meist als Land- und Lehenrechtsbuch oder als Kaiserrecht erscheint und erst im siebzehnten Jahrhundert allgemein die Bezeichnung Schwabenspiegel erhalten hat. Außer dem Spiegel deutscher Leute, den der juristisch und historisch gebildete Verfasser in abgeänderter Reihenfolge wieder aufnahm, und einigen älteren Quellen finden sich im Schwabenspiegel, der am 15. Mai des Jahres 1275 noch nicht abgeschlossen war, auch Arbeiten von zeitgenössischen Autoren verwerthet, so eine Schrift Raimund's von Peñaforte, Werke Davids von Augsburg und namentlich die Predigten von dessen Schüler Berthold von Regensburg, welcher selbst aus dem Spiegel deutscher Leute geschöpft hatte. Vermuthlich ist der Schwabenspiegel ebenso wie der Spiegel deutscher Leute in Augsburg entstanden, dessen Stadtrecht von 1276 mit ihm mehrfache Verwandtschaft aufweist. In den Handschriften ist mit dem Schwabenspiegel eine Bearbeitung des Buches der Könige „von der alten unde von der niuwen ê", d. h. des alten und des neuen Bundes bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts vereinigt. Wegen des einheitlichen Charakters beider Werke dürfte diese ziemlich umfangreiche rechtsgeschichtliche Arbeit gleichfalls vom Verfasser des Schwabenspiegels herrühren. Von den durch Papst Gregor XI. verurtheilten vierzehn Sätzen des Sachsenspiegels finden sich im Schwabenspiegel nur drei.

Der Spiegel deutscher Leute und der Schwabenspiegel stehen dem Sachsenspiegel nicht bloß an Originalität nach, sondern auch an kritischer Durchdringung des Stoffes, an Folgerichtigkeit und Klarheit der Darstellung. Trotzdem hatte namentlich der in einer überaus großen Zahl von Handschriften verbreitete Schwabenspiegel auf die Abfassung anderer Rechtsbücher und auf gerichtliche Entscheidungen einen gewaltigen Einfluß. Eine wenn gleich sehr freie Benutzung des Schwabenspiegels läßt sich in dem kleinen Kaiserrecht nachweisen. Kaiserrecht oder Kaiser Karl's Recht hat es der Verfasser selbst genannt. Kleines Kaiserrecht heißt es zum Unterschied von dem umfangreichern Kaiserrecht des Schwabenspiegels. In der Vorrede zu dem Werke, das auf fränkischen Ursprung hinweist, wird bemerkt, daß die Welt von Tag zu Tag schlechter werde. Der Kaiser sei daher mit weisen Meistern zu Rathe gegangen, wie er das Recht erhalten solle. Das von dem Kaiser also gesetzte Recht sei dasselbe, wie es „hernach geschrieben steht". Das erste Buch handelt vom Gericht und vom Gerichtswesen, das zweite „von allen Sachen", d. h. von dem in den Landgerichten anzuwendenden Recht, das dritte „saget von allen Lehen", d. h. von dem Recht der Dienstmannen, das vierte und letzte von den Reichsstädten und ihrer Freiheit. Häufig leitet der Verfasser seine Ausführungen ein mit den Worten: „Der Kaiser hat geboten", „der Kaiser hat verboten", „so steht geschrieben in dem Kaisers Recht". Doch ist damit nicht gesagt, daß die auf solche Weise empfohlenen Bestimmungen thatsächlich immer irgend einem Reichsgesetz angehörten. Es scheint dem Verfasser genügt zu haben, irgend einem herrschenden Brauch oder Grundsatz durch die Berufung auf den Kaiser eine höhere Weihe zu geben.

## Literatur und Kunst.

### Das Urbild Hamlet's.

Von Heinrich Kaempf.

In den Siebziger Jahren lebte in der Schweiz ein schwindsüchtiger Kaufmann, der zu seinem Vergnügen Shakespeare's Sonette übersetzte, wortgetreuer als Bodenstedt, wenn auch minder poetisch. Er dachte über die Entstehung dieser Dichtungen nach und stieß bei seinen Forschungen auch auf die Hypothese des Engländers Gerald Massey, daß Shakespeare diese Sonette für den Grafen Southampton und dessen nachmalige Frau Elisabeth Vernon gedichtet habe. Fritz Krauß — so hieß der junge Züricher — war bald Feuer und Flamme für Massey's Theorie, und adoptirte sie in der Einleitung zu seiner Uebersetzung, die 1872 unter dem Titel: „Shakespeare's Southampton-Sonette" bei Wilh. Engelmann in Leipzig erschien. So wurde denn auch bei uns vielfach angenommen, daß der Earl of Southampton der Freund der Sonette sei und zwar eigentlich bloß auf Grund der zwei folgenden Argumente: weil chronologisch gegen ihn nichts einzuwenden ist und weil — das wurde als beweisend erachtet — Shakespeare ihm seine beiden epischen Gedichte, „Venus und Adonis" und „Die Schändung der Lucretia", zugeeignet hat. Das kann indessen nur für Solche ein Beweis sein, die mit den Zeitverhältnissen unbekannt sind; die nicht wissen, daß gewohnheitsmäßig für alle Kinder der Phantasie ein vornehmer Pathe gesucht wurde, dessen Name ihnen eine wirksame Einführung und ein sicheres Geleit auf ihrem Lebenswege sein sollte. Eine größere literarische Leistung, in die Welt gesetzt ohne die Billigung und Anerkennung eines hohen Protectors, würde einen ärmlichen Eindruck gemacht und in dem fast ausschließlich vornehmen Lesepublicum jener Zeit ein Vorurtheil gegen den obscuren Verfasser erweckt haben. Daraus ergiebt sich, wie übereilt es sein würde, aus einer solchen Widmung auf ein intimes Verhältniß zwischen dem gesellschaftlich tief stehenden Dichter und dem erhabenen Gönner zu schließen. Der Ton derartiger Widmungen ist gemischt aus tiefster Unterwürfigkeit und maßloser Uebertreibung der Verdienste des Gönners; und Shakespeares Widmungen weichen wenig von den anderen ab. Es grenzt außerdem an's Unglaubliche, daß Shakespeare dem Freunde der Sonette um 1593 und 1594, d. h. zu einer Zeit, wo er sich von ihm in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, auf's Nichtswürdigste hintergangen wähnte, Gedichte gewidmet haben sollte.

Nun kommt, 25 Jahre nach dem längst verstorbenen Krauß, ein Buch mit einer neuen Lösung heraus: „Shakespeare's Selbstbekenntnisse" (Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung). Verfasser ist der Professor an der Lichtenfelder Cadettenanstalt Hermann Conrad, der sich durch seine feinsinnigen Studien über Shakespeare, Thackeray und die Eliot einen guten Ruf erworben hat und im Besonderen auch den Lesern dieses Blattes — unter seinem früheren Namen Hermann Isaac — als feiner Essayist bekannt ist. Auch er hat sich also der autobiographischen Deutung der Sonette gewidmet und findet auf seiner Suche nach dem herrlichen Urbild nur eine mögliche Person in Fleisch und Blut: Robert Essex, den allbekannten Helden von Laube's Trauerspiel. Sehen wir uns diese historische Figur näher an.

Robert Essex war ein Liebling der Götter, in der Jugend ein Wunderkind, im Jünglings- und ersten Mannesalter auf einer Lebenshöhe, die nur Wenige als die Frucht eines langen, mühevollen Ringens erreichen. Im Alter von neun Jahren spricht er Lateinisch und Französisch so gut wie Englisch, in demselben Jahr bezieht er die Universität Cambridge und verläßt sie 1581 als ein dreizehnjähriger Master of Arts. Nach mehreren Jahren ländlich zurückgezogenen Lebens gelingt es den Bemühungen seiner Mutter, die tiefinnere Abneigung, die er gegen seinen Stiefvater Leicester hegt, zu besiegen und ihn an den Hof zu ziehen. Das Schicksal seines angeblich von Leicester vergifteten Vaters, der Zauber seiner eigenen Jugend, seiner Herzens- und Geistesgaben machen den Siebzehnjährigen zum Liebling der Königin Elisabeth. Im Jahre 1585 zieht er als Reitergeneral mit Leicester nach den Niederlanden und kämpft tapfer bei Zutphen an der Seite seines edlen Freundes, des ritterlichen Sängers Sidney. Zurückgekehrt säumt er nicht, zu dem Helden- den Dichter-Lorbeer zu fügen. Die Königin fesselt ihn an ihre Person, indem sie ihn zum Nachfolger seines Stiefvaters in dem hohen Posten eines Master of the Horse macht; die alte Frau ist närrisch verliebt in den herrlichen Jüngling, oft behält sie ihn bei sich, „ein oder das andere Spiel mit ihm spielend, bis die Vögel ihren Morgengesang anstimmen." Und wäre Leicester nicht bei Zeiten gestorben, so wäre ihm wohl das Schicksal zu Theil geworden, von dem Sohne des Mannes, dem er das Weib, vielleicht das Leben geraubt hatte, aus dem Herzen seiner Königin verdrängt zu werden.

Um diese Zeit, wo der junge Graf eine unbegrenzte, allseitige — und man darf sagen — berechtigte Liebe und Bewunderung genoß, muß Shakespeare ihn kennen gelernt haben. Das betrachtet Conrad als eine historische Thatsache. Mit großer Uebereinstimmung giebt man 1585/86 als das Jahr seiner Uebersiedlung nach London an; im Jahre 1589 ist er als Dramatiker bereits berühmt genug, um von Thomas Nash angegriffen zu werden. Die Schauspieler-Gesellschaft, der er beitrat, war die vornehmste in London, sie stand im Dienste Leicester's und spielte bei Hofe. Und als weitere historische Thatsache bezeichnet Conrad, daß das frische, begeisterungsfähige Herz unseres Dichters die allgemeine Begeisterung für die jugendliche Zierde des alternden Hofes getheilt haben muß. „Wenn wir in diesem von der Natur so reich ausgestatteten Jünglinge den Freund der Sonette sehen, wird uns Manches in der Freundschafts-Lyrik Shakespeare's erklärlich, liebenswerth, das uns jedem anderen Adressaten gegenüber als übertrieben, unwahr, abstoßend erscheinen müßte: dann ist die rückhaltlose Bewunderung der äußeren und inneren Vorzüge des Freundes echt, frei von Lobhudelei; das Glück, der Stolz, der Trost, den ihm der geheime Schatz dieser Freundschaft gewährt, ist nicht mehr Mangel an Selbstgefühl bei dem gesellschaftlich Tieferstehenden; des Dichters Unfähigkeit zum Zorne, als er sich von diesem Freunde verrathen wähnt, ist begründet in der Betäubung eines grenzenlosen Schmerzes. Jedes Wort des Dichters gewinnt an Tiefe, Wahrheit, Schönheit, wenn wir in dem Freunde nicht bloß einen vom Glücke hochgestellten, sondern einen großen Menschen sehen."

Noch deutlicher treten uns die Beziehungen auf die Essex-Familie im Hamlet entgegen. Die Abweichungen von der Hamlet-Sage bei Saxo Grammaticus und Belleforest, welche Shakespeare sich im Gange der Fabel des Stückes erlaubte — die meuchlerische Ermordung des alten Hamlet durch Gift anstatt des offenen Schwertkampfes der Sage, die Verführung der Königin durch den Mörder vor der That und die vollständige Ahnungslosigkeit, mit der sie dem Verbrecher gegenüber steht, entsprechen durchaus Vorgängen, welche nach dem damals allgemein verbreiteten Glauben den Tod des älteren (Walter) Essex herbeigeführt hatten. Nach dieser keineswegs unwahrscheinlichen Annahme stand Lady Essex schon bei Lebzeiten ihres Gemahls mit Leicester in einem sträflichen Verhältniß, und dieser ließ den Grafen in Irland vergiften, um in den unangefochtenen Besitz seines Weibes zu kommen. Ferner ist es auffallend, daß in den beiden Redactionen dieses Stückes die Charakteristik der Hauptfiguren eine verschiedene ist: der alte Hamlet und die Königin stehen in der ersten Redaction (vor 1600) den

betreffenden Figuren der Sage sehr nahe, nur an die Seele des reckenhaften Fengo ist der feige Claudius getreten; in der zweiten, wohl erst nach der Hinrichtung des jungen Essex (1601) vollendeten Redaction entsprechen diese Figuren vollkommen jenen historischen Charaktereu, und besonders im Claudius erkennt Conrad ein bis in's Feinste ausgeführtes Portrait des schurkischen Höflings Leiceſter. „Gewiß ist, daß Hamlet nicht identisch mit Essex ist; aber nicht minder zweifellos ist es, daß Shakespeare für jene ideale Jünglingsgestalt eine Reihe charakteristischer Züge aus dem Bilde des Gelehrten, des Dichters, des Helden Essex entlehnte. Die schöne, durchgeistigt-ritterliche Erscheinung, die feine ungezwungene Reserve des Auftretens, die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, die Neigung zum Nachdenken, die Essex häufig in der munterſten Gesellschaft stumm macht, die classische Ruhe und Klarheit in der Behandlung geistiger Fragen, die Schärfe des Verstandes, die harmlose Güte, die gegen sich und Andere gleich strenge Wahrhaftigkeit, all' diese Eigenschaften sind Hamlet und Essex gemeinsam." Der zeitgenössische Geschichtschreiber Camden sagt von Essex: „Er war sicher nicht zum Höfling geschaffen, denn Liebe und Haß stand ihm immer an der Stirn geschrieben; er konnte seine Gefühle nicht verbergen." Auch Hamlet's Unglück ist die verhängnißvolle Neigung, alle Menschen nach ihrem Verdienste zu behandeln, und die gänzliche Unfähigkeit zur Heuchelei, die ihn in geraden Gegensatz zu dem Sagen-Hamlet bringt. An ihrer Wahrheitsliebe verbunden mit einer noblen, ritterlichen Gesinnung, die sie unfähig macht, den nichtswürdigen Ränken ihrer Feinde wirksam entgegenzuarbeiten, gehen Beide zu Grunde. Dieser Zusammenhang des historischen mit dem poetischen Helden findet eine Art von geschichtlicher Beglaubigung in den Briefen des Grafen, in denen eine Reihe Hamlet'scher Gedanken ausgesprochen werden, wie Conrad nachweist.

Das Liebesleben des Grafen Essex zeigt eine höchst merkwürdige Parallele mit dem Hamlet's. Essex heirathete 1590 die Wittwe des sehr jung gefallenen Dichters Sidney, die Tochter des Staatssecretärs Walsingham, natürlich im Geheimen, als die Königin davon erfuhr, war sie, wie gewöhnlich, sehr wüthend darüber, wie sie sagte, weil Essex unter seinem Stande geheirathet habe. Walsingham war allerdings nur Ritter; er verrichtete außerdem in der Politik die unsauberen Dienste; er unterhielt ein Heer von Spionen und witterte mit großer Schlauheit alle Verschwörungen gegen die Königin Elisabeth aus. Diese Art von Thätigkeit brachte ihm keine große Hochachtung unter den Hofleuten, die sich häufig über ihn lustig machten in Ausdrücken, die auch auf den Neuigkeitskrämer Polonius passen würden. Die Heirath fand erst nach seinem Tode statt. Seine Tochter aber war eine auffallende Schönheit und wegen ihrer weiblichen Tugenden und feinen Bildung so hochgeschätzt, daß sie nacheinander die Frau der beiden edelsten Hofmänner ihrer Zeit wurde, obgleich sie ganz vermögenslos war. Die Aehnlichkeit dieses Verhältnisses mit Hamlet's Liebe zu der schönen Tochter des Staatsrathes Polonius, der vielleicht eine Caricatur des Walsingham sein sollte, springt in die Augen.

Wir müssen unsere Leser für das Einzelne auf Conrad's sehr scharfsinnige Darstellung verweisen, die Manches für sich hat. Uebrigens ist Conrad ehrlich genug, einzugestehen, daß weder das ehebrecherische Verhältniß zwischen Leiceſter und Lady Essex, noch ein an Walter Essex verübter Giftmord stricte zu erweisen ist. Jenes ist jedoch höchst wahrscheinlich, dieser nicht unwahrscheinlich. Thatsache aber ist, daß man allgemein daran glaubte. Und damit ist die Berechtigung der Annahme, daß Shakespeare die dunklen Vorgänge in der Essex-Familie als Motiv für seine Hamlet-Tragödie verwerthet haben könne, hinreichend gestützt, wie der Verfasser meint. Er vergleicht im Weiteren auch die anderen dramatis personae mit jenen historischen Urbildern und zeigt überall ziemlich ungezwungene Analogien auf. Die Geschichte überliefert z. B. wenig charakteristische Züge der Lady Essex; was aber von ihrem Wesen, ihrem Handeln bekannt ist, entspricht vollkommen dem hier gezeichneten Bilde der Königin: ihre Schönheit und Sinnlichkeit, ihre Urtheilsschwäche, die sie aus den Armen des edelsten Mannes zu einem Schurken hinzieht, die feste Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit dieses Menschen, auf Grund deren allein sie eine Annäherung zwischen ihm und ihrem großen Sohne erreichen kann; die zärtliche Liebe, mit der sich Mutter und Sohn gegenseitig umfassen, und der weibliche Zauber ihrer Persönlichkeit, der die entgegengesetzteſten Mannesnaturen zur Huldigung zwingt und trotz ihrer anstößigen Heirath die Liebe der Gleichstehenden ihr bewahrt.

Daß der Dichter in seinem Hamlet Essex nachgezeichnet habe, kann Hermann Conrad eben so wenig beweiſen, wie die Hypotheſe, daß die Sonette an denselben Helden gerichtet seien. Dazu würde mindestens das Zeugniß Shakespeare's selbst oder eines seiner intimſten und glaubwürdigſten Freunde gehören. Aber Conrad's Annahme macht den in der Vielseitigkeit seiner Entwickelung so verschieden beurtheilten, so schwankenden Charakter Hamlet's — wie er sich ausdrückt — „irdisch dingfest" und dadurch entschieden verständlicher. So wird die geistreiche und gar nicht unwahrscheinliche Hypotheſe zu einem verdienstvollen Shakespeare-Commentar.

---

## Lenau's Geburtsort.

Von O. F. Weinrich.

Seit sieben Jahrhunderten trotzen die Niederdeutschen in Siebenbürgen dem Ansturm der sie umwohnenden Völkerschaften, und im Banat ist aus kleinen Anfängen allmälig eine der mächtigſten Colonien der Deutschen entstanden. Aber diese Colonie ist im Allgemeinen nur wenig bekannt. Man spricht und schreibt nur von den „Deutschen in Ungarn"; eine Sonderstellung genießen bloß die Siebenbürger Sachsen. Mit Recht, denn sie führten bis vor Kurzem ein nach Außen durch Nationalität, Sitte und Gesetz abgeschlossenes Leben, und erst dem magyarischen Nationalstaat blieb es vorbehalten, die Gliederung des Sachsenlandes brutal zu zerreißen. Aber es giebt noch eine deutsche Colonie in Ungarn, die eine Sonderstellung einzunehmen berufen wäre, die thatsächlich eine solche einnimmt, denn sie ist durch ihre ganz ungewöhnlich große Volkszahl der Sachsencolonie in Siebenbürgen überlegen, und sie weist wie jene ein eigen geartetes Volksleben auf. Der schwäbische Bauer, der die fieberschwangeren Sümpfe des Banats entwässert, seine Urwälder ausgerodet, den Wolf und die Wildsau erlegt und den Bären in die Bergschluchten Siebenbürgens verjagt hat, er hält noch heute fest an der Art seiner Väter aus dem südlichen und mittleren Deutschland. Er widersteht mannhaft den Magyarisirungsbestrebungen und liefert einen verhältnißmäßig sehr geringen Procentsatz zu jenen Ueberläufern, die mit ihrem deutschen Namen auch ihre deutsche Gesinnung ablegen und sich statt Bamberger: Vambéry nennen, statt Lieb: Munkacsy, statt Schindler: Barnay, statt Weiß: Fehir, statt Neumann: Nemenyi u. s. w. Darum ist es eine Ehrenpflicht jedes guten Reichsdeutschen, die hart um ihre Nationalität ringenden Siebenbürger Sachsen und Schwaben zu unterstützen, dem Dreibund zum Trotz, denn ein Volk braucht sich nicht immer mit jeder Phase seiner Diplomatie zu identificiren.

Ein Banater Schwabe, Adam Müller aus Guttenbrunn, der ehemalige Director des Wiener Raimundtheaters und geachtete Kritiker, hat im Verlage von Georg Heinrich Meyer in Leipzig ein hübsches Bändchen: „Deutsche Cultur-

bilder aus Ungarn" herausgegeben, worin er Land und Leute seiner Heimath schildert, nach Erinnerungen, Studien und Reiseskizzen. Ein besonderes Interesse für uns beansprucht die Beschreibung seiner Wanderschaft nach dem banatischen Geburtsort des deutschen Dichters Nicolaus Franz Niembsch, Edlen von Strehlenau, nach seinem Poetennamen Lenau. Adam Müller pilgerte von Temesvar über Hatzfeld nach Csatad, dem Geburtsorte Nikolaus Lenau's. Csatad ist trotz seines magyarischen Namens ein urdeutscher Ort, in dem keine zehn Personen leben, die des Magyarischen mächtig sind. Lenau selbst hat an dem Namen seines Geburtsortes, dessen Ursprung Niemand kennt, oft seinen Witz geübt. Csata heißt im Magyarischen „Schlacht", Csatad „deine Schlacht", und daraus leitete Lenau nicht nur seine Vorliebe für Schlachten ab, er knüpfte oft auch andere trübe Bemerkungen daran. Er glaubte, er sei auf einem Fleck Erde geboren, der einmal durch eine große Schlacht mit Blut getränkt worden sein müsse. Dem ist aber nicht so, und der Ort hieß ursprünglich gar nicht Csatad, sondern „Csadad". So steht er auf der ältesten Karte des Banats verzeichnet; Csadad aber heißt in der magyarischen Sprache gar nichts, und es soll dies der Name eines hervorragenden Ingenieurs gewesen sein, der bei der Besiedelung des Banats thätig war, wie Adam Müller schreibt. Csatad gehört zu den jüngeren deutschen Ansiedelungen im Banat. Das Dorf wurde im Frühling 1767 angelegt, und zwar sogleich als eine der größten deutschen Colonien, mit 202 Wohnhäusern, und im Jahre 1820 bereits ward es zum Marktort erhoben. Der Ort hatte ursprünglich eine sehr ungesunde Lage, und nur so ist es erklärlich, daß er sich in den 118 Jahren seines Bestandes im Verhältniß zu den anderen deutschen Ansiedelungen nur wenig entwickelte. Während andere Orte an Ausdehnung und Bevölkerungszahl um das Zehnfache zugenommen, hat es Csatad bis heute bloß auf 385 Wohnhäuser mit 3120 Seelen gebracht. Endlose Moräste und Sümpfe erstreckten sich einst in der Gegend um Csatad, und die Sterblichkeitsziffer in den dort gelegenen Colonien war immer eine große. Im vorigen Jahrhundert hat die Pest dort gewüthet und in diesem ihre würdige Tochter, die Cholera.

Csatad war von Anbeginn ein kerndeutsches Dorf, und die Begründer desselben haben eine Geschichte, die ihren nationalen Sinn im schönsten Lichte erscheinen läßt und die ihren Urenkeln nicht oft genug in's Gedächtniß gerufen werden kann. Die deutschen Bauern, die Csatad vor 118 Jahren begründeten, sind im Winter 1767 aus Lothringen ausgewandert, weil sie ihr Deutschthum wahren wollten, und zwar aus Nancy, das damals noch Nanzig hieß. Man merke wohl auf die Jahreszahl: 1767 nach Neujahr! Am 22. Februar 1766 war der letzte Herzog von Lothringen, König Stanislaus von Polen, gestorben, und Lothringen wurde französisch. Ein Jahr französischer Herrschaft reichte hin, tausende Deutsche zur Auswanderung zu bewegen, und Maria Theresia empfing sie in ihren Staaten mit Freude. Jedes Dörfchen, das im Banat unter ihrem Schutze begründet worden war, singt noch heute ihr Lob; überall hat sie sich durch den Bau von Kirchen und Schulen, durch milde Stiftungen von Humanitätsanstalten verewigt. So auch in Csatad, wo sie 1778 die noch heute stehende Kirche erbauen ließ, nachdem sie vorher schon die erste Schule im Dorfe auf ihre Kosten hatte errichten lassen.

Die Familie des Dichters können wir, was Adam Müller-Guttenbrunn nicht zu wissen scheint, bis in's 16. Jahrhundert und in die schlesische Stadt Strehlen zurück verfolgen. Niémetz, nemaz bezeichnet „den Deutschen". Ein Augustin von Niembtz, dessen das Kirchenbuch zu Strehlen unter'm 19. August 1717 gedenkt, trat einige Jahre, bevor seine Heimath die österreichische Herrschaft mit der preußischen vertauschte, in das kaiserliche Heer ein und starb als pensionirter Oberstlieutnant 1789 in Wien. Sein Sohn Joseph von Niembsch folgte dem Berufe des Vaters und heirathete 1774 eine Freiin von Kellersberg, Lenau's geliebte Großmutter. Von ihren fünf Kindern blieb nur Franz, geboren am 20. Juni 1777 zu Tartos in Oberungarn, am Leben, der „schöne Niembsch" genannt. Dieser leichtsinnige Beamte wurde im Jahre 1801 von Lippa, wo er cameralherrschaftlicher Amtsschreiber war, in der Eigenschaft eines Cameralsecretärs nach Csatad versetzt, wo seine Frau ihm am 13. August 1802 als drittes Kind ihrer Ehe einen Sohn gebar, der in der Taufe Nikolaus Franz genannt wurde. Franz nach dem Vater, Nikolaus nach dem Pathen Nikolaus Hehl*), dem damaligen königlichen Rentmeister von Csatad. Der Knabe war kaum ein Jahr alt, als seine Eltern von Csatad nach Bogschan übersiedeln mußten, und unseres Wissens ist Lenau nie wieder in seinen Geburtsort gekommen. Nikolaus Lenau wurde in Csatad also bloß geboren, das ist Alles. Aber er wurde unter unsäglichen Schmerzen hier geboren von einem schönen jungen Weibe, das sich von einem leichtsinnigen, gewissenlosen Gatten, den es über Alles liebte, verrathen und oft wochenlang verlassen sah um schamloser Dirnen willen, bei denen er seine Tage und Nächte im nahen Temesvar verbrachte — und das Erbe seiner Frau am Spieltische und in einem ausschweifenden Lebenswandel vergeudete. Es waren für die unglückliche junge Frau Wochen, Monate voll Qual und Angst, voll Kummer und schmerzlicher Aufregungen, die der Geburt ihres Sohnes vorangingen; sie lernte in dieser Zeit ihren Gatten so tief verachten, daß sie es später nie über sich vermochte, ihren Sohn bei dem Namen zu nennen, den er von seinem Vater hatte, und Lenau selbst verschweigt der Literaturgeschichte seinen Vaternamen Franz, er nennt sich bloß Nikolaus. Nicht der Einfluß des vielleicht blutgetränkten Bodens von Csatad hat Lenau's Gemüth verdüstert, nein, wir glauben heute fest daran, ja wir wissen es, daß die Leidensgeschichte seiner Mutter den verhängnißvollsten Einfluß ausgeübt hat auf das Kind, das sie unter dem Herzen trug, das schuldlose Kind, das einer der edelsten und unglücklichsten deutschen Dichter werden sollte. Einsam und verlassen lebte Frau Therese hier im ärmlich einsamen Hause und vor sich die trostlosen Moräste des Banats, und nicht ihr ausschweifender Gatte war zu ihrem Schutze da, als ein gräflicher Wüstling die im Bette ihrer Stunde harrende Frau überfiel; nur ihrer kühnen Entschlossenheit, womit sie ein Messer ergriff und sich zu erstechen schwor, verdankte sie die Rettung ihrer Ehre. Und noch ein Nachtbild, das uns die erbliche Belastung des noch ungeborenen Kindes begreiflich macht. Frau Therese schickt ihren Gatten nach Temesvar, damit er für ihr erkranktes Mädchen einen Arzt hole. In qualvollen Stunden harren Mutter und Kind auf die Hülfe. Die kleine Magdalena beginnt schon zu röcheln, stirbt, ist todt. Da öffnet sich endlich die Thüre, und herein tritt — nicht der Arzt, nicht der Vater, nein: zwei räuberische Spielgesellen des Gatten treten herein mit einer Schuldverschreibung von diesem über 17 000 Gulden, die er eben an sie verloren. Um den Pflichtvergessenen vor dem Schuldthurm und der Schande zu erretten, muß die Mutter an der Leiche ihres Kindes den Schuldschein unterschreiben!...

Und das Haus, das Zimmer, in welchem die überaus zartfühlend und empfindsam gewesene, namenlos unglückliche Mutter mit ihren Kindern darbte und trauerte, in dem sie dem deutschen Volke einen seiner herrlichsten Geister schenkte, dieses Zimmer ist noch erhalten, wie Müller-Guttenbrunn berichtet. Wenn die Stelle eingeweiht ist, die ein guter Mensch betrat, dann ist der Raum geheiligt, den eine unglückliche Mutter bewohnte — auch wenn sie uns keinen Lenau darin geboren hätte. Das fühlen selbst die schlichten Bewohner von Csatad, und einer aus ihrer Mitte, ein einfacher, ehrsamer deutscher Wagnermeister (Mathias Gehl heißt der Wackere!), der

*) Nicht Hell, wie Müller-Guttenbrunn behauptet.

sich und die Seinen eben recht und schlecht ernährt, er hat aus eigenen Mitteln eine kleine Marmortafel am Lenau-Hause zwischen den zwei Fenstern jenes Zimmers anbringen lassen, in welchem der Dichter das Licht der Welt erblickte. „In diesem Hause" — so lautet die eigenartige Inschrift auf dieser Gedenktafel — „wurde der Dichter Nikolaus Lenau am 13. August 1802 geboren. ‚Weltbefreien kann die Liebe nur!' Gewidmet aus Vaterlandsliebe dem Dichter Nikolaus Lenau am 13. August 1876."

Aus Vaterlandsliebe! Zur selben Zeit als ein schlichter deutscher Bürger des ungarischen Staates diese That aus Vaterlandsliebe vollführte — benützten die ungarischen Behörden das in einem Staatsgebäude gelegene Geburtszimmer Lenau's als Getreidemagazin. Nur durch den Zufall, daß man später für einen vierten Lehrer nothwendig ein Zimmer brauchte, wurde es vor einigen Jahren seiner unwürdigen Bestimmung entrissen. Nikolaus Lenau war eben ein deutscher Dichter, und darum kennt sein Vaterland ihn nicht, jenes Land, das so verschwenderisch ist mit Ehrenbezeugungen selbst für Stümper, wenn sie in magyarischen Lauten poetisch zu stammeln wissen, bemerkt Müller-Guttenbrunn.

Der Geburtsort Lenau's gehört auch zu jenen wenigen deutschen Orten des Banats, die sich vor zehn Jahren in der Fehde zwischen der ungarischen Regierung und dem Deutschen Schulverein zu Berlin würdig benommen haben. Csatad bethätigte damals seine deutsche Gesinnung in höchst wirkungsvoller Weise. Auch in Csatad sollte eine jener berüchtigten Versammlungen deutscher Bauern stattfinden, in welchen die „Macher" aus Temesvar überall mit fertigen „Resolutionen" gegen den Deutschen Schulverein erschienen. Die Gemeinde Csatad aber verweigerte diesen Herren die Localitäten für eine solche Versammlung, und sie mußten dieselbe an einem sehr unfreundlichen Märztage unter freiem Himmel abhalten. Da wurde denn von dem schrecklichen Deutschen Schulvereine gar Arges gesprochen und den Bauern begreiflich gemacht, daß, wenn sie nicht erklären, daß sie sich glücklich fühlen und die Einmischung der Berliner in ihre Verhältnisse zurückweisen, dann Deutschland Ungarn den Krieg erkläre, um die angeblich unterdrückten Deutschen zu befreien; was aber ein Krieg für den Landmann zu bedeuten habe, das könne sich Jeder denken. Und so bedrängt, nickten die Wenigen, die gekommen waren, mit den Köpfen, und eine großartige Resolution wurde, als von 3000 Bürger Csatad's angenommen, nach Budapest gesendet. Und diese Versammlung gegen den Deutschen Schulverein wurde in einem nächst Csatad gelegenen Wäldchen abgehalten, das seit Jahren das „Lenauwäldchen" heißt. Das gehört zu jenen ironischen Schnörkeln des Zufalles, an denen die Geschichte der großen magyarischen Fehde gegen die Verbreitung deutscher Bildung in Ungarn so reich ist.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Ideal.

Von Jean Aicard.

Damals waren wir alle zwanzig Jahre alt. Es war nicht wie heute. Es war eine andere Zeit. Aber wenn Sie glauben, daß die Vögel dazumal ebenso wie heute zwitscherten, dann irren Sie sich. Nein, ganz und gar nicht, und denken Sie anders, so rührt es daher, daß Sie sich keine klare Vorstellung der vergangenen Zeiten machen. Es war eben eine andere Zeit. Eine schöne Zeit! Die Spatzen zwitscherten wie Nachtigallen, oder vielleicht besser. Es war die Zeit, die man nur einmal sieht und dann nie wieder! Es giebt Zeiten und Dinge, die man nur einmal sieht, und die Viele — niemals gesehen haben.

Auch die Rose, die gestern früh in der Maiensonne erblüht ist, dieselbe Rose blüht nie wieder. Sie war — das ist Alles. Ich sage dir Lebewohl, meine Rose! Lebe wohl du Mund, den ich geküßt, du Herz, das ausgeblüht hat, lebe wohl vergangene Liebe, verwehter Frühling, lebe wohl, du meine Jugend! Du willst das eilende Wasser haschen? Es ist dahin wie die flüchtige Stunde. Welch' ein schönes Gesicht hattest Du, mein Lieb, zu jener Zeit, als es sich neben mir im Wasser spiegelte, im fließenden Wasser! Es ist dahin ... Das Wasser, die flüchtigen Stunden sind verflossen und, mein Lieb, mit dem flüchtigen Wasser ist auch unsere Jugend dahingeströmt, mit den Rosenblättern, die wir lachend zerpflückten und in den Strom warfen, mit dem hellen Lachen unserer zwanzig Jahre!

Ja wir waren jung zu jener Zeit, und wenn der Winter uns wieder vereinigte, uns Maler, Bildhauer, Schriftsteller, nachdem wir auf dem Lande, auf den sonnigen Wiesen, in den Wäldern die Tage verbracht hatten, wenn wir am Abend uns vereinigten in der dunklen Kneipe, dann erstrahlte der öde Raum von dem Lachen der Jugend und bei den heißen Reden von Jugend und Liebe. Die zwei rauchigen Kerzen suchten vergeblich in der schmucklosen Kneipe von Frau Irene Traurigkeit zu verbreiten, wir waren eben zwanzig Jahre alt und die beiden qualmenden Kerzen schienen uns zwei leuchtende Sonnen!

„Guten Abend, Frau Irene! Guten Abend, Pierre, Paul, Anton! Na, ist das Bier heute frisch? Was macht Ihr holdes Töchterlein?" — „Scherzen Sie nur, meine Herren! Als ob Sie nicht wüßten, daß ich nur eine häßliche Magd habe ..." „Na, trinken wir also, Kinder! — Was sagst Du zu Rembrandt, Pierre, was? — Ein alter Kracher, nichts weiter, wie? Aber Michel Angelo? Das war ein Genie!" — „Na, für seine Zeit vielleicht, die Renaissance" — „Unsinn! Die Renaissance sind wir!"

Es war nämlich die Zeit, als wir noch nichts von der Decadence wissen wollten. Jeden Tag waren wir zwanzig Jahre alt, wir entdeckten Tag für Tag Neues, alles Neue gehörte uns, und der Kuß eines jungen Mädchens war uns immer neu. Wir meinten, vor uns hätte Keiner zu lieben verstanden. Alles was wir fühlten war neu für uns, und unsere Jugend schien uns die Jugendzeit der ganzen Welt. Jetzt ist Alles anders geworden, meint man. Die reifen Männer von heute behaupten, die Welt sei alt geworden. Aber ich glaube nicht daran. Die das sagen, sind eben nicht zwanzig Jahre alt und verleumden die Jugend, die sie verlacht, und zwar gründlich.

Einer von uns war Bildhauer, ein großer Meister! Denn er hatte ein Atelier, Marmor, Thon, Meißel und einen Hammer wie Michel Angelo — einen Marmor, der grell in der Sonne leuchtete! Und beim Scheine der berühmten zwei Kerzen plauderten wir Kunstgenossen unter einander:

„Woran arbeitest Du jetzt?" — „Ich? An meinem ‚Tod der Seele'!" — „In Versen?" — „Nein, auf der Leinwand!" — „Und Du?" — „An meinem ‚Stillleben'!" — „In Oel?" — „Nein, in süßsüßigen Jamben!" — „Na, Kinder, ich habe heute einen Sonnenuntergang componirt ... diese Stimmung! Grüner Himmel, ganz durchsichtig. Na, dieses Grün, sage ich Euch, dieses Grün! ..." „In Prosa?" — „Unsinn, ein Musikstück!" — So redete Alles durcheinander. Ja, ja! Es war die Jugend, die so stolz und sicher ist in ihrem Selbstgefühl und Alles mißachtet, was in der Kunst zur Vergangenheit gehört. Wehe dem Zwanzigjährigen, der sich nicht für ein Genie, für einen Entdecker, einen Kolumbus in der Kunst hält. Er wird weder den Sieg, noch die Wonne des Entdeckens, des Schaffens genießen. Nicht einmal im Kleinen. Wehe dem, der mit zwanzig Jahren nicht geträumt, das Höchste gewollt hat. Und doch ist der Wille nichts als ein Wort, ein Wort wie andere auch: ein Laut, ein Widerhall, ein Hauch, ein Nichts!

— — — „Morgen, Pierre, und Deine Statue?" — „Wundervoll, sage ich Dir, wundervoll!" — „Was stellt's vor?" — „Ganz was Ein-

sachen: einen Wettläufer nackt, und ein Schwung steckt in dem Burschen, daß man gleich überzeugt ist: der gewinnt den Preis. Er hat die Anderen weit hinter sich gelassen, weit hinten, ganz verloren im aufgewirbelten Staube! Das muß in der Figur geschrieben stehen, wie in einem Buch, verstehst Du? Die Menge klatscht wüthend Beifall; das sieht man nicht, aber man fühlt es ... Und man jubelt ihm zu, er läuft ja so prächtig. Seine Hand ist vorgestreckt, als wolle sie schon nach dem Lorbeer greifen, nach dem Ruhm ... Schöne Mädchen winken mit ihren Tüchern ... Sie lieben ihn ... er ist so schön! Oh, ich sage Dir, jeder Muskel soll sich spannen und soll ausdrücken, was ich mir dabei träume! Ach, fände man nur ein Modell, das alle diese Bewegungen des Läufers wiedergeben könnte, diesen Drang nach dem Ziel, dem Sieg, aber die Modelle sind so unbeweglich, so leblos! ..."

Und wir Alle hörten zu, wie er von seinem Werke schwärmte. „Ein tüchtiger Kerl, dieser Pierre! Ein Michel Angelo — nein noch viel größer! Er ist noch ein Anfänger, und schon so ein Meisterwerk!"

— — — Die Tage, die Jahre flogen. Und wir waren noch immer zwanzig Jahre alt. Denn ist man zwischen achtzehn und zweiundzwanzig nicht immer noch zwanzig Jahre alt?

„Na, geht es vorwärts mit Deinem Werke, Pierre?" — „Und wie!" — „Noch ein Glas Bier, Frau Irene! — Ist Ihr Töchterlein noch immer schön, Frau Irene?" — „Ich habe ja gar keine Tochter, Sie Schäker! Da ist meine Magd und bringt Ihnen Ihr Bier!" —

Und noch immer leuchteten die qualmenden Kerzen für uns wie zwei Sonnen. Denn die Sonne war in uns, und sie mischte sich in unsere jungen Träume von Kunst und Liebe. Zwischen dem Straßenpflaster blühten uns Rosen und in den Straßen strömten uns klare Quellen und entführten in ihrem Laufe die Rosenblätter, die wir hineinwarfen, und auch mein Lieb sah ich damals überall und hörte ihr silberhelles Lachen. Wir waren zwanzig Jahre alt ...

Wir sprachen für den Augenblick am meisten von Pierre's Statue. Er hielt die Sache geheim. Nur Laurence hatte das Werk gesehen, Laurence, das Nähmädchen aus dem Quartier latin, ein Prachtmädel mit zerstochenen Fingerchen, arbeitsam und gut, die für die Liebe schwärmte und daneben auch für Pierre, weil er so schöne Träume von Kunst und Liebe vorzugankeln verstand. Und sie hatte die Statue wirklich gesehen. Freilich noch in feuchte Lappen gehüllt, aber „ganz höllisch effectvoll", wie sie sich ausdrückte. Als man sie aber fragte, ob sie denn auch Niemand sonst davon erzählt habe, da fragte sie ganz naiv: „Na, wovon denn?"

„Na, die sollte mir 'mal, wenn sie zu Jemand ein Wort gesagt hat!" brummte Pierre. „Das Werk geht nur den Künstler was an, bis er es endlich der Menschheit übergiebt. Auf meine Statue bin ich eifersüchtig, versteht Ihr? eifersüchtig wie auf eine Geliebte! Ich will mir sagen können: das ist mein Werk, da steht es, und Keiner darf es noch sehen! Und eines Tages wird es die ganze Welt blenden! Die Menge wird es anstaunen! Aber heute, heute ist es noch mein, nur ganz mein, das Kind meiner Muse! Freunde, das ist ein Genuß, eine Freude, eine unsagbare Wollust. Der Künstler hat nicht seines Gleichen, sobald er etwas geschaffen hat und sein Werk noch nicht der blöden Welt überliefert! Ja, es giebt nur einen Mann ohne jeden Nebenbuhler: der Künstler bevor er sein Werk den Laien ausliefert!" Und wir tranken auf das Wohl des Künstlers.

— — — Tage, Monate, Jahre verflossen. Wir waren nicht mehr zwanzig Jahre alt, sondern schon fünf-, sechsundzwanzig, dreißig. Frau Irene war mittlerweile gestorben. Der Sonnenschein war seltener geworden. Die qualmenden Kerzen brannten doch recht düster in dem Zimmer der Frau Irene, die nun todt war. Neue Gesichter waren an den Tischen aufgetaucht, bartlose, junge Gesichter. Diese unreifen Dichterchen übersahen uns und stießen uns rücksichtlos mit den Ellbogen an. Diese grünen Dichter, Musiker, Bildhauer von achtzehn bis zwanzig Jahren fanden uns pedantisch, unsere Ansichten veraltet und zuckten die Achseln über unsere Theorien und schwiegen, um unser Alter zu schonen.

Man sprach noch immer über Pierre's Statue.

„O — ein Meisterwerk! Das Meisterwerk unserer Generation!" — „Freilich, freilich, aber hast Du eigentlich die Statue gesehen?" — „Nein, aber ein Sonett habe ich gelesen, das Paul ihr gewidmet hat." — „Und ich kenne sie durch die Symphonie von Amon." — „Ei, man hat also das Ding in Musik gesetzt?" — „Ja, und auch in einem Sonett besungen, wie Du hörst." — „Na, die Musik ist gerade nicht bedeutend, das Sonett noch weniger!" — „Ja, die konnten doch nicht an das Bildwerk heranreichen. Wie willst Du, daß man mit Worten oder in Tönen ein ganz deutliches Bild von den Linien einer Statue wiedergiebt?" — „Na, aber eine so lebensvolle Statue!" — „Gleichviel, nichts kann an das Werk selbst heranreichen." — „Dann bitten wir doch Pierre, er möge uns endlich erlauben, das Ding zu sehen." — „O sein Atelier ist ein Heiligthum! Er wird nicht wollen!" — „Pierre, wir wollen zu Dir, einen Punsch brauen ... In der bläulichen Flamme muß Deine Statue einen wundervollen Effect machen!" — „Niemals! Niemals wird man meine Statue vor ihrer Vollendung sehen! Mein Atelier ist heilig! Keiner dringt dort ein, außer mir!" — „Und der Staub?" — „Den bürste ich ab!" — „Na, etwas viel Zeit brauchst Du, um Deinen berühmten ‚Wettläufer' fertig zu bringen!"

„Kinder", erwiderte Pierre, „man sieht, Ihr seid noch immer jung da Euch die Zeit so lange vorkommt. Was ist ein Tag im Kreislauf eines Jahres, was ein Jahr im Menschenleben, ein Menschenleben im Vergleich zur Ewigkeit? Das Werk eines Künstlers ist für die Ewigkeit geschaffen. Exegi monumentum aere perennius. Städte verschwanden, aber die Bildwerke blieben am Leben. Städte wurden verschüttet, aber die Statuen wurden ausgegraben. Es lebt in ihrer vollkommenen Form, in den unfaßbaren Contouren, in der Unfehlbarkeit der Linie etwas, das Allem widersteht. Und sollte der für die Ewigkeit Schaffende um Jahre feilschen? Dann würde er ja nach Art des Rosenstockes schaffen, der immer und immer wieder Blüthen treibt, unbewußt, und doch nur für einen Tag! Nein, ich werde zehn, zwanzig, dreißig Jahre, nöthigenfalls ein halbes Jahrhundert daran wenden, aber ich werde ein ganzes, harmonisches, einheitliches Kunstwerk schaffen. Nicht ein Schauer der Haut soll die Symphonie der Bewegung stören können. Jedes Detail wird ein Ganzes und dieses ein Allgemeines, ja das Allgemeine: die Menge, die zuschaut, die ganze Stadt, welche dem Wettläufer zujubelt, ja die benachbarten Städte, welche sein Vaterland um den Ruhm beneiden, was sage ich, die ganze Welt, die von seinem Ruhme hört, die Erde unter seinen Füßen, der Himmel über seinem Haupte!"

Und selbst der junge Nachwuchs der Künstler mußte schweigen, wenn Pierre so sprach und mit der nervösen Künstlerhand sich durch das schon spärlicher gewordene Haar strich ...

— — — Viele von uns waren schon im Leben hin- und hergeworfen worden, in Glück oder Elend hinein. Andere waren in ihre Heimath zurückgekehrt und ehrsame Philister geworden und hatten die heilige Kunst vergessen ... Und vierzig Jahre später — gestern — kam ich wieder an dem alten Orte vorbei, und die Neugier des Alters trieb mich, wieder die Kneipe der Frau Irene aufzusuchen. Und beim Himmel, was sah ich? Mitten unter einem Dutzend junger Leute, wie wir es damals waren, stand Pierre, — ein kahlköpfiger, weißhaariger Greis und hielt noch immer Reden! O sie können sich nicht vorstellen, wie dumpf diese düstere Stube mit den qualmenden Kerzen war! Wie konnten sich Künstler jemals in diesem elenden Loche wohl fühlen! ... Ich trat für einen Augenblick ein und setzte mich, aber ich erstickte in dieser Luft. Wahrhaftig, hier konnte man vergessen, daß es noch eine Sonne gab!

Und um mich ganz zu überzeugen, fragte ich einen jungen Mann: „Sagen Sie mir, bitte, wer ist dieser kleine alte Herr, der eben redet?"

Der junge Mann sah mich mitleidig an: „Das ist Pierre, der große Bildhauer!" —

„Der Schöpfer des ‚Wettläufers'?"

„Derselbe!“

Ich trat an Pierre heran: „Bist Du es, alter Freund?“

„Wie — Du bist es?“ Und wir redeten von alten Tagen ...

„Höre, Pierre!“ sagte ich ihm endlich. „Zeige ‚es‘ mir doch, ich bitte Dich darum. Ich weiß ja nicht, wann ich Dich wiedersehe. Ich möchte ‚es‘ doch sehen, bevor ich sterbe. Morgen reise ich nach Amerika zurück und bleibe über zehn Jahre dort. Wenn ‚es‘ noch immer Dein Geheimniß ist, so wirst Du also nicht verraten werden. Zeige ‚es‘ mir, ich bitte Dich!“

„Ah! Meine Statue?“ sagte er. Und es schien mir, als ob in seiner Stimme ein tiefer Schmerz erbebte, ein Schmerz über die entschwundene Jugend mit ihrem Lachen, ihren Träumen, ihren Hoffnungen ... Die Kneipe schien mir schwarz wie ein Grab, wo die Schatten, die Gespenster der todten Jugendzeit auftauchten, ein Modergeruch wie von Leichen, zwei Kerzen wie bei einem Katafalk, und die Sonne und die Rosen weit, so weit! ... Und vor mir, fahl wie ein Todtengesicht, das runzlige, hagere Antlitz eines Greises — Pierre! Er war ein hübscher, blühender Bursche gewesen, damals ... Und jetzt antwortete er mit zitternder, altersschwacher Stimme, aber sehr wichtig:

„Wo meine Statue ist? Was für ein Materialist Du doch bist! Meine Statue ist — hier!“

Und er wies mit dem mageren Zeigefinger auf seine Stirn ...

## Offene Briefe und Antworten.

### Ein confiscirter Artikel.

Der in Nr. 28 der „Gegenwart“ veröffentlichte Artikel von Heinrich Kanner: „Epigonen-Politik in Oesterreich“ war, wie bemerkt, von der k. k. Staatsanwaltschaft Wien mit Beschlag belegt worden. Das k. k. Landesgericht in Strafsachen Wien jedoch hat mit einer klaren und scharfen Begründung die Confiscation aufgehoben und den Artikel freigegeben. Gegen dieses Urtheil des Landesgerichtes hat die k. k. Staatsanwaltschaft die Beschwerde an das k. k. Oberlandesgericht erhoben. Das k. k. Oberlandesgericht hat nun mit Erlaß vom 14. Juli 1897 die Confiscation wieder bestätigt und zwar in folgender Erwägung:

... „Daß in dem vorbezeichneten Artikel dem Ministerpräsidenten Grafen Badeni hinsichtlich der Leitung der inneren Politik, theilweise unter Verspottung und Verhöhnung, solche Gesinnungen, Eigenschaften und Handlungen zugemuthet werden, in deren Vorwurfe eine Aufreizung zu Haß und Verachtung im Sinne des § 300 St.-G. erkannt werden muß. Dagegen konnte das Verbrechen der Majestätsbeleidigung in der von der Staatsanwaltschaft bezeichneten Stelle des Artikels nicht erblickt werden, da der Hinweis auf die durch den Grafen Taaffe herbeigeführte Schwächung des Einflusses des österreichischen Parlaments nicht als eine Ehrfurchtsverletzung im Sinne des § 63 St.-G. aufgefaßt werden kann.“

Der Verfasser schreibt hierzu:

Die Hauptsache bei dem Streit zwischen der Staatsanwaltschaft und den beiden Gerichtsinstanzen bildete eine Stelle des Artikels „Epigonen-Politik“, in welcher die Staatsanwaltschaft das Verbrechen der Majestätsbeleidigung erblickte. Diese Auffassung hat schon das Landesgericht und nunmehr auch das Oberlandesgericht ganz entschieden abgelehnt. Im Uebrigen sieht das Oberlandesgericht, im Unterschied zum Landesgericht in dem Artikel das Vergehen der Herabwürdigung der österreichischen Regierung (§ 300 St.-G.). Gegen diesen Theil des Erlasses werden wir nunmehr beim k. k. Landgericht Wien den Einspruch erheben. Der Artikel „Epigonen-Politik“ in der „Gegenwart“ hat jedenfalls dazu beigetragen, die richtige Erkenntniß der in Oesterreich bestehenden Preßfreiheit auch in Deutschland zu verbreiten.

Dr. Heinrich Kanner.

## Notizen.

Unser ältestes, bestes und neuestes Conversations-Lexikon, das wir der nahezu 100jährigen Erfahrung der Firma F. A. Brockhaus verdanken, liegt bekanntlich in 16 Bänden jetzt vollständig vor. Aber da Wissenschaft und Kunst, Politik, Technik, Gesetzgebung während der vierjährigen Erscheinungszeit nicht stillstehen, so wird eine Encyklopädie ergänzungsbedürftig am ersten Tage nach dem Erscheinen. Dem abzuhelfen ist der eben erschienene Supplementband da, der jeden im Hauptwerk vorhandenen Gegenstand, mit dem „etwas passirt ist“, ergänzt, alle allermodernsten Errungenschaften der Cultur, alle allerneuesten Ereignisse und leitenden Personen erstmalig aufführt. So enthält er z. B. im Artikel Deutschland schon die vollständige Volkszählung aller Ortschaften des Deutschen Reiches von 1895, theilweise officiell überhaupt noch nicht veröffentlichte Ergebnisse; genealogische Tabellen der Hohenzollern und Habsburger, wahre Kunstwerke der Redaction, die bereitwillig Auskunft geben z. B. über die vielen in einem Conversations-Lexikon sonst nicht vorkommenden Prinzen und Prinzessinnen u. s. w. Ueber 1000 zweispaltige Seiten Text enthält der Band, die Stichworte des ganzen Werkes auf über 130 000 vermehrend, und 59 bunte und einfarbige Tafeln und Karten, darunter 8 Chromos: leuchtende Thiere; Spielkarten aus alter und neuer Zeit, aus Europa, Java, Persien, Japan; Eishöhlen; Buddhismus; Eier unserer Singvögel; Röntgenstrahlen; bunte Ornamente u. a. Unter den Karten seien die der actuellen Gegenden erwähnt: Cuba, Delagoabai, Sudan, Japan und Korea, orientalische Frage und die interessanten Karten der Ansteckungskrankheiten, des deutschen Welthandels, der unglaublich complicirten, bisher nirgends kartographisch dargestellten Währungsverhältnisse der ganzen Welt. Auch der bisher in einem Conversations-Lexikon nicht zu findende, in Paris jüngst zu so trauriger Berühmtheit gelangte Kinematograph, die Pestconferenz in Venedig, die Darstellung der Erfolge des Diphtherie-Heilserums werden nicht vermißt. Damit steht das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon, das alle seine Concurrenten, auch den nationalliberalen Meyer, an Wissenschaftlichkeit, Pracht und Vollständigkeit so weit überflügelt hat, wieder ganz auf der Höhe der Zeit.

Einer wie großen Beliebtheit die „Römischen Schlendertage“ von Hermann Allmers sich nach wie vor erfreuen, beweist die im Verlage der Schulzeschen Hofbuchhandlung (A. Schwartz) in Oldenburg soeben erschienene 9. Auflage. Das gemüth- und poesievolle Buch ist mit zwanzig Vollbildern nach Original-Zeichnungen des Verfassers selber und seiner Künstler-Freunde aus der Zeit ihrer gemeinsamen Schlendertage in Rom und der Campagna geziert. Da ist gesunder, liebenswürdiger Maler- und Dichterhumor, wie er seit Robert Reinick kaum je wieder gleich echt und deutsch zum Ausdruck gekommen ist.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Der **J. B. Metzler**'sche Verlag in **Stuttgart** empfiehlt allen Gebildeten das **anziehend** und **klar** geschriebene, **Neues** in solider Form bietende (in der heutigen Nummer Seite 74 besprochene) Werk von

Hermann Conrad:

**Shakespeare's Selbstbekenntnisse.**

**Hamlet und sein Urbild.**

8°. Preis: Broschirt 4 Mk. 50 Pf.; fein gebunden 5 Mk. 35 Pf.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Thüringisches Technikum Ilmenau**

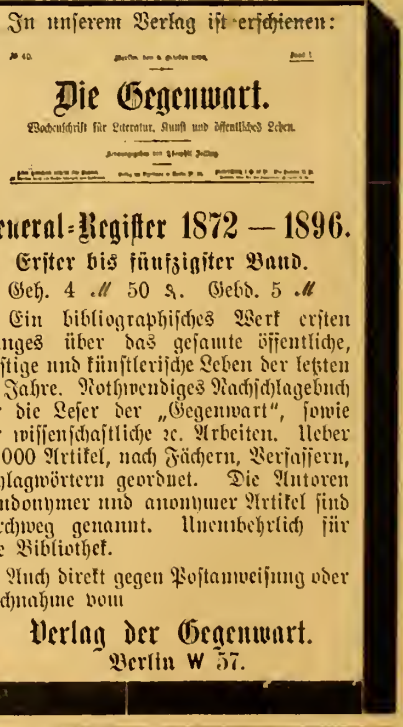
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.

Director Jentzen.

Für den Dichter **Detlev v. Liliencron,** der seinem 55sten Geburtstag entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirthschaftlichen Nothlage bezweckt. Der Aufruf war u. A. unterzeichnet von folgenden Künstlern und Kunstfreunden: Böcklin, Marie von Ebner-Eschenbach, Fontane, Groth, Hauptmann, Klinger, Liebermann, Oberländer, Raabe, Thoma, Uhde. Die Sache sei den Lesern der „Gegenwart" nochmals in Erinnerung gebracht, da es eine nationale Ehrenpflicht ist, einem Dichter, der wie kaum ein Anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge mit der Bemerkung **„für die Liliencron-Stiftung"** an den Cassenwart der Stiftung, Herrn Consul **Auerbach, Berlin** W., Taubenstr. 20.

**Junger Mann,** musikal. u. litter. gebildet, bis Ob.-Sek. stud., sucht unt. sehr bescheid. Ansprüchen Beschäftigung auf einer Redaktion oder als Sekretär. Off. unter **S. K. 13** an die Expedit.

In unserem Verlag ist erschienen:




**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 ℳ 50 ₰. Gebd. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

Berlin W 57.

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 51. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 32. Berlin, den 7. August 1897. Band LII

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Zur Kündigung des deutsch-englischen Handelsvertrags. Von Dr. Rudolph Meyer. — Pädagogische Stimmungsbilder aus Frankreich. Von Karl Behringer. — **Literatur und Kunst.** Herbert Spencer's Ethik des socialen Lebens. Von Otto Gaupp. — Allerlei Achtundvierziger Erinnerungen. Von Fritz Immenhauser. — **Feuilleton.** Erst Achtzehn! Humoreske aus der Zeit des bosnischen Aufstandes. Von Maurus Jokai. — **Aus der Hauptstadt.** Ein verrathenes Staatsgeheimniß. Von Caliban. — A. v. Werner's neue Bannbulle. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

### Zur Kündigung des deutsch-englischen Handelsvertrags.

Von Dr. Rudolph Meyer.

England hat den Meistbegünstigungsvertrag mit Deutschland und Belgien gekündigt, und die Bildung des britischen Weltwirthschaftsreichs beginnt im selben Moment, in welchem die Union von Nordamerika ganz so „autonom" wird, wie es die Agrarier werden möchten. Rußland ist es bereits und später werden die Länder der gelben Rasse folgen — der europäische Continent ist gespalten.

Man nennt Mr. Chamberlain den Mann, welcher die Wirthschaftseinheit Englands mit seinen Colonien plante und ausführen wird. Das Letztere mag wahr werden, das Erstere ist es nicht. Die Idee ist alt. Sie ging von Canada aus. Professor A. Wagner hat, als die deutschen Getreidezölle eingeführt wurden, richtig bemerkt, die amerikanische Union habe auch Getreidezölle. Dies sind keine Schutzzölle, die in einem Reich mit enormer Ausfuhr keinen Sinn haben würden, sondern politische Kampfzölle. Die Union hungert Canada wirthschaftlich aus, um die Farmer von Nordwestcanada zum Anschluß an die Union zu bringen. Deren Getreidemarkt würde St. Paul-Minneapolis sein, ihr Viehmarkt Chicago. Diese Märkte sind ihnen durch hohe Zölle, als ich dort war, $2^1/_2$ Mark für 100 Kilo Weizen, verschlossen. Sie müssen im Sommer über die großen Seen, im Winter über die Canada-Pacific-Bahn nach England absetzen, und das kostet mehr als aus gleich weit abgelegenen Theilen der Union. Um pari passu in Getreide, Vieh, Käse und Butter mit den Farmern der Union auf den Märkten des Mutterlandes England concurriren zu können, wünschten sie Zollbegünstigungen in England gegenüber der Union. Canada besitzt drei bis vier Mal soviel culturfähigen Boden als Deutschland, von dem nur etwa 5 % cultivirt sind, weil die Cultur unter diesen Verhältnissen nicht lohnt. Die canadische Regierung besorgt, daß die Farmer des Nordwest den Anschluß an die Union verlangen werden, wenn diese Verhältnisse fortdauern. Die englische Regierung aber braucht Canada, um eine freie Militärstraße von Halifax bis Vancouver zu haben, und schnell Truppen in den Stillen Ocean nach Australien, China und Indien senden zu können. Es wird den Besitz Canadas so vertheidigen, wie jenen der Suezstraße.

Diese natürlichen Verhältnisse führten zur Idee einer Zollunion zwischen Canada und England und wirkten in den anderen Colonien nach. Von Canada aus vertrat sie der kluge, zum englischen Baron erhobene Sir Charles Tupper, der canadischer Gesandter in England und später Premierminister in Canada war. Er und Andere gewannen dafür den Marquis of Lansdowne, welcher vor zehn Jahren General-Gouverneur von Canada, dann Vice-König von Indien war und jetzt Kriegsminister von England ist. Er ist in directer Linie Nachkomme des ersten modernen Nationalöconomen Sir William Petty, der unter Cromwell und Karl II. blühte, und der klügste Schüler Disraelis. In Indien reorganisirte er die indische Armee, um sie eventuell so zu verwenden, wie es Disraeli that, als er auf der Berliner Conferenz den Frieden von S. Stephano, gestützt auf indische Truppen, die auf den Inseln bei Constantinopel lagen, umwarf. Da Salisbury krank ist, ist er heute der leitende Staatsmann Englands. Diese beiden Männer sind die ideellen Väter der britischen Weltzollunion. Sie wird sich langsam vollziehen, eine Colonie nach der anderen aufnehmen, aber eines Tages wird das britische Weltwirthschaftsreich fertig sein.

Daß ein Sichselbstauslösen aus dem Weltverkehr einem europäischen Culturstaate schaden muß, wissen wir. Die Auflösung des „Continents" Europa in lauter „nicht continentale" Robinsoninseln, die theilweise Vernichtung der Bedeutung von Eisenbahnen durch himmelhohe Zollschranken, der autonome, schlecht verstandene Egoismus gegenüber dem Vertrag mit Nebenmenschen und -Nationen, der das Princip hat, leben und lebenlassen — ja das sind ganz ungeheuerliche Fehler, deren Ausgangspunkt aber nicht das Jahr 1892 ist. Er liegt jetzt achtzehn Jahre zurück und hat zum Grund die Noth der Grundbesitzer im östlichen Preußen, deren Agrar-(Schuld-)wesen und Arbeits(un-)ordnung es für sie zur Lebensfrage machte, sich aus Steuerzahlern in Steuerempfänger zu verwandeln — was die Großindustriellen zum Theil bereits waren. Das Kartell der industriell-agrarischen Großproduction, wodurch die beiderseitigen Producenten aus Besteuerten zu Steuerbeziehenden wurden, hat die Vertragspolitik beseitigt und die autonome geschaffen. Nun ist man in dem Reich, wo diese zuerst auftrat, um 1890 von ihr einigermaßen zurückgekommen und hatte gute Gründe dazu. Obschon die Agrarier so thun, als ob sie nach Ablauf der Handelsverträge mit Oesterreich und Rußland Deutschland wieder zu einem handelsautonomen Lande mit höheren Agrarzöllen machen werden, so bezweifle ich, daß sie mächtig genug dazu sein werden. Hingegen fürchte ich sehr, daß Frankreich, welches

erst später in die autonome Politik hineingezogen war, bei ihr noch lange beharren wird, wenn Deutschland es gerne bereits in andere Bahnen hinüber leiten möchte. Das wird sich wohl ähnlich entwickeln, wie der Verlauf der Währungspolitik. Mit Beihülfe der deutschen Agrarier ist die alte Silberwährung abgeschafft. Dem Beispiel mußten die andern Staaten folgen, um nicht ihre Goldreserven zu verlieren — und heute, da die deutschen Agrarier ihren Fehler von 1871—73, vor dem sie sehr eindringlich gewarnt worden sind, gern wieder gutmachten, können sie das ohne eine ähnliche Action in den Nachbarländern kaum. So ist ein Fehler leicht gemacht, ein schlechtes Beispiel bald gegeben, und Beides ist oft gar nicht wieder gut zu machen. Mir hat stets die zielbewußte, zähe, staatsmännische Politik sehr imponiert, mit welcher preußische Staatsmänner ein volles Vierteljahrhundert daran gearbeitet haben, den Zollverein zu schaffen, welcher aus dem kleinen „Zoll- und Handelsvertrage" Preußens mit Hessen-Darmstadt im Jahre 1828 emporwuchs. Welche Geduld, Consequenz, Einsicht und oft welcher Opfermuth und Verzicht auf materiellen Gewinn! Könnte Deutschland nicht ebenso an die allmälige Gründung einer europäischen Zollunion herantreten? Es würde ein Friedens- und Culturwerk ersten Ranges sein. Sind denn nicht die Zollunionen und Handelsverträge die Fortsetzung des Land-, Kaiser-, Gottesfriedens? Freilich würde die Union fast im Nu geschaffen werden, wenn Frankreich sich mit Deutschland einigen wollte. Wir wissen Alle, daß dies in absehbarer Zeit aus politischen Gründen nicht geschehen wird. Weniger bekannt dürfte es wohl sein, daß Frankreich der Zollunion wahrscheinlich auch gar nicht bedarf, daß es das einzige Land ist, welches wirklich wirthschaftlich-autonom, daß heißt unabhängig von andern Ländern zu existiren im Stande ist, wie sich im Uebrigen auch die europäischen Verhältnisse gestalten mögen, weil es in sich selbst stets die nöthige Correctur derselben vollzieht. Es besitzt einen Selfacting-Regulator, den Neumalthusianismus, Kraft dessen nicht mehr Menschen geboren werden, als sich mindestens in eben so comfortablen Verhältnissen befinden werden, wie ihre Eltern, und womöglich in besseren. Wegen öffentlichen Bekenntnisses zum Neumalthusianismus wurde vor einigen 40 Jahren der Philosoph v. Kirchmann seines preußischen Richteramtes entsetzt. Jetzt aber besteht in München bereits ein Verein mit einer Wochenschrift zu dessen Verbreitung, in Frankreich aber ist er herrschendes Bevölkerungsprincip. Französische Schriftsteller beklagen, daß in Folge dessen nach einem Dutzend Jahren auf zwei deutsche Rekruten nur ein französischer kommen werde. Wahrscheinlich aber wird er mehr Eigenthum oder Einkommen zu vertheidigen haben, als seine zwei Gegner.

Bekanntlich geht die Handelspolitik der Staaten seit Colbert darauf aus, viel zu verkaufen. Frankreich verkauft in Paris an Engländer allerhand Nastogunères und besonders an Yankees sehr viel, und von Jahr zu Jahr mehr, was nicht in den Ausfuhrausweisen steht. Dieser Posten fehlt in Deutschland. Aber auch schon das Resultat der Handelsausweise ist in Frankreich vortheilhafter als in Deutschland. Die Ausfuhr betrug 1880 3468 Mill. Frcs. = 92 pro Kopf und 1896 3405 Mill. Frcs. = 90 Frcs. pro Kopf — in Deutschland 1880 3808 Mill. Frcs. = 84, 1896 3632 Mill. Frcs. = 70 Frcs. pro Kopf. Denn die französische Bevölkerung vermehrte sich nur von 37.6 Mill. auf 38.3, diejenige Deutschlands aber von 45.2 auf 52.8 Millionen. Mit Berücksichtigung des Pariser Verkaufs an Reisende wird man annehmen können, daß die Franzosen pro Kopf ihrer Bevölkerung vom Auslande durch Waarenverkauf soviel einnehmen als früher, dazu kommt steigende Einnahme an Zinsen von Capitalien, welche in fremden Fonds und Unternehmungen angelegt sind. Viel günstiger noch stellt sich die Gesammthandelsbilanz, denn Frankreich führte 1880 für 134 Frcs. pro Kopf Waaren ein und 1896 nur für 80 Frcs.; Deutschland dagegen führte 1880 für 78 Frcs. und 1896 für 86 Frcs. pro Kopf Waaren ein. Die Handelsbilanz pro Kopf war in Frankreich 1880 — 42 Frcs., in 1896 + 10 Frcs., in Deutschland 1880 + 6 und 1896 — 16 Frcs. Das erklärt uns die Statistik, nach welcher Frankreich 1883 für 1638 Mill. Frcs. Nahrungsartikel einführte und 1894 nur für 1179 Mill. Frcs., Deutschland dagegen 1883 für 1060 Mill. M. und 1894 für 1437 Mill. M. Mehr Volk ißt mehr. In Deutschland vermehrt sich das Volk durch Geburten, wie es scheint, ohne Rücksicht auf veränderte Einkommenverhältnisse, seit 1845 um jährlich 1%, 1890 sogar um 1.07 und 1895 um 1.1%. Hingegen vermehrte sich die französische Bevölkerung von 1801—51 jährlich um $^3/_5$%, von 1872—81 um $^1/_2$%, 1881—91 um $^1/_6$% und seit 1891 gar nicht mehr. Der Selfactor wirkt also progressiv, und so wie die Ernährungsverhältnisse durch verminderten Absatz an das Ausland sich verschlechtern sollten, wird er weiter sinken. Durch ihn ist Frankreich zu einer autonomen Zollpolitik befähigt. Das ist Deutschland aber bekanntlich nicht. Ich constatire hier einfach diese beiden Thatsachen, es den Moralisten und Theologen überlassend, ob es besser ist, soviel Kinder zu erzeugen als man kann, oder nur soviel, als man ernähren kann.

Vorstehendes wird genügen, um es verständlich zu machen, daß Frankreich zu seiner öconomischen Selbstständigkeit vorläufig ein Handelsbündniß mit seinen Nachbarn entbehren kann, Deutschland aber nicht, da es der Erweiterung seines auswärtigen Marktes bedarf, um seine steigende Bevölkerung zu ernähren. Wenn Deutschland nun aus wohlverstandenem commerciellen Interesse sich nach Bundesgenossen für den zu gründenden „weiteren Zollverein" umsehen sollte, auf wen werden seine Augen wohl zuerst fallen? Natürlich auf Oesterreich-Ungarn.

In die Zukunft hinein zu prophezeien, ist stets gewagt, viel sicherer ist es, sich vorher weise auszuschweigen und nachher zu erklären, „ich habe es ja immer gesagt!" Doch will ich die Befürchtung nicht unterdrücken, es werde kommen wie beim Zollverein, wo in Oesterreich ein Concurrent für Preußen bei seinem Liebewerben um die Gunst der Kleinstaaten entstand. Dieser Concurrent könnte — ich hüte mich zu sagen: wird — Rußland sein. Seine Politik, europäisch-asiatische Universalmonarchie zu werden, bleibt unverrückt, die Richtung ihrer Action ändert sich zweckmäßig. Erst erstrebte es Konstantinopel und den Balkan und vergoß Meere von Russenblut darum. Dann bedrohte es England in Indien. Jetzt scheint es, daß Rußland mit England Waffenstillstand schließen will, um sich von Odessa und Kiew bis Wladiwostock „auszubauen". Mit Oesterreich scheint ein intimes Verhältniß politisch angebahnt durch die Verehrung, welche der Zar dem Senior der Monarchen, Franz Joseph, zollt, und die Freundschaft und persönliche Gefühlsübereinstimmung, welche ihn mit dem österreichischen Thronfolger verbindet. Solche Imponderabilien wiegen jetzt mehr als die letzten hundert Jahre, denn trotz aller Parlamente ist heute auf dem Continent der Wille des Monarchen mächtiger als je seit Ludwig XIV. An der Intimität der Kaiser Franz Joseph und Nicolaus II. scheiterte der französisch-italienische (vielleicht auch englische) Vorstoß Griechenlands gegen die Türkei: Beide wollten Italien nicht in Albanien sehen. Jetzt sind die kleinen Nordbalkanstaaten à la merci der vereint operirenden zwei Kaisermächte, und wenn diese ein Handelsbündniß schließen sollten, so müssen sie sich dem angliedern. Dies würde ganz im Interesse Oesterreichs liegen, da es nach Rußland Waaren, Hopfen und Malz absetzen könnte, und die russische Industrie wenig schädigt, da diese Rußland noch nicht allein versorgen kann und die österreichische, durch starken Protectionismus in der Entwickelung zurückgebliebene Industrie ihr weniger schaden kann als die deutsche und englische. Ein solches Handelsbündniß würde die eine der vier großen Nationen über das ganze Balkangebiet und

Oesterreich-Ungarn mächtig machen. Es würde aber durchaus zum Nachtheil für Ungarn ausfallen, welcher Agrarstaat von Rußland, Rumänien und Bulgarien ruinirt werden würde. Allein Ungarns Einfluß auf die österreichische Politik ist zwar, gegenüber solchen Ministerpräsidenten wie Windischgrätz (Plener) und Badeni groß, doch nicht dauerhaft, indeß haben die deutschen Agrarier stets klug gehandelt, als sie sich seit dem Pester Agrarcongreß so intim mit den Ungarn stellten. Diese würden ihr Interesse in einem Anschlusse an Deutschland finden. Mir scheint, daß Oesterreich sich in der vortheilhaften Position des „Umworbenen" befinden wird. Und da geben Sympathien und Antipathien oft den Ausschlag. Prinz Reuß hat als Botschafter in Wien zu viel Theilnahme an inneröster-reichischen Verhältnissen gezeigt, als man hier in sehr maß-gebenden Kreisen mit seinem Amt vereinbar hielt; ein Bot-schafter ist kein Statthalter. Graf Eulenburg ist ein besserer Botschafter, weil er — weniger botschaftert. Was die Zukunft bringen wird, weiß ich nicht, nach der einen oder der anderen Seite wird sich Oesterreich einmal neigen müssen, denn es besitzt den französischen Selfactor nicht. Seine Be-völkerung vermehrt sich um ca. 0,9 %.

Deutschland würde — wenn es den mitteleuropäischen Zollverein gründen wollte — sich kaum an Dänemark wenden, das 1864 so wenig vergessen hat wie Frankreich 1871. Aber etwas weiter nach Südwest! Da ist die neue „reiche Erbin" die „Maria von Burgund", nach vierhundert Jahren wieder erstanden, die junge Königin von Holland. Nicht um ihre Hand allein, auch um ihr Land dürfte geworben werden. Es sind 640 Jahre her, da erschlugen die holländischen Friesen ihren Grafen Wilhelm, den Gegenkaiser der letzten Hohen-staufen, und, glücklicher als die Nordfriesen in Dittmarschen, die vor 340 Jahren erlagen, behaupteten sie politische und persönliche Freiheit. Die freien Bauern lieferten die Soldaten und Matrosen, denen Alba weichen mußte. Sie schufen die erste Seemacht der modernen Zeit. Soll ihr Staat nun englische Colonie oder deutscher Vasallenstaat — das Wort wurde in Moskau zurückgewiesen, der Begriff ringt aber nach Wesenheit — werden? Holland ist klein und kann sich schwer schützen. Seine Volkswirthschaft verlangt Anlehnung, einen größeren Markt. Frei, wie sein Volk, war stets Hollands Handelspolitik. Fast unbelastet verkaufen die Nachbarn ihre Waaren in Holland, wohin aber die Holländer die ihrigen bringen, da stoßen sie auf Zollschranken. Sogar in England mit ihren Colonial-Stapelartikeln, Tabak, Kaffee, bis vor Kurzem Zucker, Thee. Ohne Kohle und Erze, ist die Be-völkerung auf Ackerbau, Schifffahrt, Veredelungsarbeit, Commissions- und Colonialhandel angewiesen, also auf einen möglichst freien Verkehr mit anderen Völkern: Den wird es wohl nur im Anschluß an England oder Deutschland ge-winnen können. Ob es für England so viel werth ist wie für Deutschland, bezweifle ich. Rechnet man drei Tonnen Laderaum eines Segelschiffes gleich eine Tonne eines Dampf-schiffes, so besitzt Europa 37500 Segeltonnen in seiner Handelmarine, wovon England 23000, fast zwei Drittel, Deutschland 3400, Holland 1900. — Die Kriegsschiffe Europas besitzen 15500 Kanonen, davon England und Frank-reich fast gleich viel, je rund 4000, Rußland 1800, Italien 1600 und Deutschland erst 1500. Die holländische Kriegs-flotte würde mit der deutschen zusammen 2200 Kanonen haben, also gleich nach der englischen und französischen rangiren. England würde durch den Beitritt Hollands zu seiner Zollunion keinen erheblichen Machtzuwachs gewinnen, Deutschland einen sehr großen.

Daß sich große Veränderungen in der Staatengruppirung zu Beginn der 20. Jahrhunderts vollziehen müssen, ist ökonomisch begründet, und sie werden unter dem Zeichen der Concentration und Föderation stehen, aber nicht unter dem der Autonomie und Isolirung. Und was das moderne Brennusschwert der Junker anlangt, so erinnere ich an eine nur wohl vergessene Redensart: „Anton, steck' den Degen ein"! Unter die merkwürdigsten Schöpfungen der Geschichte wird man stets die der preußischen Armee rechnen, die circa 150 Jahre dauerte und durch die Namen Friedrich Wilhelm I., Scharnhorst, Gneisenau, Wilhelm I., Roon, Moltke bezeichnet wird. Noch ist der Zar nicht der Kriegsherr der mächtigsten Armee. Aber der Agrarierzorn trägt die gewaltigen Bataillone und Schwadronen nicht über's Meer nach England, und mit einem Schlage kann England nicht nur die deutsche Kriegs-marine vernichten, sondern sich auch der deutschen Handels-marine bemächtigen. Hier ist Gewalt nicht angebracht, son-dern kluge Verhandlung.

---

## Pädagogische Stimmungsbilder aus Frankreich.

Von Karl Behringer.

Im Auftrage des sächsischen Cultusministeriums ist es einem Leipziger Schulmann, dem Gymnasialoberlehrer Martin Hartmann, der als Neuphilologe schon manche verdienstliche Schrift veröffentlicht hat, vergönnt gewesen, vom September 1895 bis März 1896 eine Studienreise nach Frankreich zu unternehmen. Er hat in Paris, in der Provinz und in der wälschen Schweiz eine große Anzahl Schulen besucht und viele Lehrer und Schüler bei der Arbeit beobachtet. Seine Eindrücke hat er in einem Tagebuch genau aufgeschrieben, und er giebt sie nunmehr in Buchform unter dem Titel „Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen" in Dr. P. Stolte's Verlagshandlung in Leipzig heraus. Wir erfahren manches Interessante und Nachahmenswerthe, manchmal auch Wunderliche. Aber bei uns ist für den neusprachlichen Unterricht auch noch Vieles verbesserungsbedürftig, und ein ausländischer Beobachter würde ebenso wenig Alles loben können. Jedenfalls zeigt sich auf dem Gebiete des Unterrichtes in Frankreich viel Tüchtiges und Neues. So spielt eine bedeutsame pädagogische Rolle das deutsche Lied, wie wir von Hartmann erfahren. Das Lycée in Janson ist einer der Mittelpunkte, von denen aus sich der Gesang deutscher Lieder in den deutschen Unterrichtsstunden der Schulen Frankreichs verbreitet hat. An dieser Anstalt ist etwa um das Jahr 1886 die von Tavernier und Adam hergestellte deutsche Liedersammlung entstanden, unter Anregung des damaligen Censeur M. Breit-ling, der ein großer Freund deutschen Gesanges und deutscher Musik ist, insbesondere der Wagner'schen. In ihrer Vorrede weisen die genannten Herausgeber auf die Wichtigkeit des Gesanges für den Sprachunterricht in den unteren Classen hin: er sei das unentbehrliche Hülfsmittel einer guten, mit richtiger Betonung versehenen Declamation; er lege das, was die Kinder gelernt haben, so in ihrem Gedächtnisse fest, daß sie es nicht wieder vergessen könnten; er gestatte es, oft und ohne Ermüdung dieselben Stücke vorzutragen; einen Text, von dem die Schüler im Voraus wissen, daß er gesungen wird, nehmen sie mit ganz besonderem Vergnügen und Eifer in Angriff. Von Interesse ist es auch zu erfahren, wie sich die Herausgeber die Arbeit an den verschiedenen Liedern denken. Sie empfehlen, erstens die Worte des Textes durch-zugehen, dann mündliche und schriftliche Uebungen mit den gelernten Worten vorzunehmen, dann rhythmisches Lesen des Textes, ferner mündliche, sowie schriftliche Uebersetzung, sodann Vortrag des Liedes durch einzelne Schüler, Fragen über den Sinn der Worte und Satzglieder, gemeinsamen Vortrag, erst durch Schülergruppen, dann durch die ganze Classe, hierauf das Singen, und endlich mündliche wie schriftliche Ueber-setzungen. Die Proben deutschen Gesanges, die Hartmann in verschiedenen Gymnasien und höheren Töchterschulen ge-

hört hat, zu Lyon und Avignon, haben auf ihn in der Regel einen sehr günstigen Eindruck gemacht. An einigen Schulen begleitete der Lehrer den Gesang der Schüler auf einem in der Classe befindlichen Klaviere. „Die Lieder, die bei uns alle deutschen Kinder erfreuen, das Kuckuckslied, der Tannenbaum, Mit dem Pfeil und Bogen, die Abendsonne, Im Wald und auf der Heide u. A. m. wurden von den Classen mit wirklicher Freude gesungen. Auf Hartmann selbst wirkte der Gesang manchmal fast elektrisirend, und er ertappte sich mehrere Male, wie er das eine oder andere dieser Lieder leise vor sich hin mit sang. Was die Classen anlangte, in denen man singen läßt, so sind es meistens die untersten, die Neuvième, Huitième oder Septième der Gymnasien, oder die entsprechende Stufe der höheren Töchterschulen. Er hat untere Gymnasialclassen gefunden, wo die Gesichter der Jungen vor Vergnügen förmlich glänzten, wenn sie: Hopp! Hopp! Hopp! Pferdchen, lauf Galopp! oder Aehnliches anstimmen durften. In Lyon hat M. Jehl die Gewohnheit, den Schülern seiner Neuvième ein neues Lied zu versprechen, wenn sie gut gelernt haben, und die Jungen freuen sich schon im Voraus darauf. Ganz vereinzelt fand Hartmann den Gesang auf einer höheren Stufe. So erinnere er sich, in einer Quatrième mod. des Lycée Voltaire in Paris bei M. Weill Uhlands Sänger im Chore singen gehört zu haben, und hat davon den Eindruck einer recht gelungenen Leistung behalten, wenn der Lehrer auch einige Aussprachefehler zu monieren hatte. „Wenn nicht Alles trügt, ist der deutsche Gesang bestimmt, sich noch weiter im deutschen Sprachunterrichte der französischen Schulen zu verbreiten, und die Elsässer sind in dieser wie in vielen anderen Beziehungen die geborenen Vermittler. Daß sie dem deutschen Liede eine Stätte in Frankreich bereitet haben, dafür dürfen wir ihnen wohl dankbar sein. Unser Lied ist eine Macht, deren Zauber sich auch französische Gemüther nicht verschließen können, und die unleugbar einen Zugang in die innersten Tiefen unserer Volksseele eröffnet. Die französische Generation, die in ihrer Kindheit deutsche Lieder gesungen und so an dem Quickborn des deutschen Gemüthslebens getrunken hat, hat dadurch eine auf anderem Wege unerreichbare Kenntniß unseres Volksthums gewonnen."

Hartmann spricht auch über die Stellung der Elsässer, die ja gerade im deutschen Unterrichte Frankreichs, wie auch auf anderen Gebieten eine ziemliche Rolle spielen, und mit denen er auf seiner Wanderfahrt vielfach in Berührung getreten ist. Man hat bei uns zuweilen die Vorstellung von ihnen, daß sie besondere Schürer des Deutschenhasses seien. Er seinerseits kann nur sagen, daß er nichts davon wahrgenommen habe. So viele er ihrer auch kennen gelernt habe, und er glaube sie in fast allen Städten vorgefunden zu haben, in denen er sich aufhielt, niemals habe er sich als Deutscher über sie zu beklagen gehabt, und viele derselben sind gegen ihn weit mehr als bloß höflich gewesen. Was ihre Thätigkeit als Lehrer des Deutschen anlangt, so hört man auf französischer Seite manchmal sehr strenge Urteile über sie. ‚Accent campagnard, prononciation défectueuse, tours vicieux, et pis que tout cela, habitudes tenaces, tels sont les caractères du langage alsacien', sagt schon J. N. Charles (De l'étude de la langue allemande dans les établissements d'instruction secondaire en France, Paris 1872), und ein Universitätsprofessor äußerte gegenüber Hartmann, die Elsässer verständen weder Deutsch noch Französisch. Nach seinen Beobachtungen enthalten solche und ähnliche Urtheile eine starke Uebertreibung. „Das Deutsch der Elsässer hat ja, wie begreiflich, einen gewissen süddeutschen Beigeschmack und kommt uns in manchen Dingen als provinziell gefärbt vor, auch trägt es manche Spuren französischen Einflusses. Vielleicht würden die Elsässer gut daran thun, durch gelegentlichen Aufenthalt in rein deutscher Gegend zur Abschleifung gewisser Unebenheiten und Ecken ihrer Sprache beizutragen. Immerhin aber, was denn doch zu wichtig ist, als daß es übersehen werden könnte, haben sie vor geborenen Franzosen den außerordentlichen Vorteil voraus, daß die deutsche Sprache bei ihnen sozusagen als natürliches Quellwasser fließt und nicht erst durch Pumpen und Röhren emporgehoben zu werden braucht. Darum werden sie wohl auch nach wie vor im Unterrichte geschätzt werden, was sie auch an sich als ein tüchtiger, kernhafter Menschenschlag verdienen."

Vom Deutschenhaß in Schulkreisen hat unser Beobachter überhaupt nur ein einziges Mal etwas bemerkt. Er hatte in Lyon zwei Tage lang in einer Gruppe von Schulen hospitirt, die in einem etwas verrufenen Stadtviertel mit sehr armer Bevölkerung liegen. Als er sich am Sonnabend Nachmittag vom Director der Schule unten an der Hausthüre verabschiedet hatte, bemerkte er zwei Straßenjungen, die an der nächsten Ecke Posto gefaßt hatten und offenbar auf ihn warteten. Sobald er an ihnen vorüber war, liefen sie ihm nach und fingen an zu schreien: „A bas le Prussien!" Er schenkte dieser liebenswürdigen Ovation weiter keine Beachtung, sondern setzte einfach seinen Weg weiter fort, und nach einiger Zeit beruhigten sich die Jungen von selbst und ließen ihn ruhig ziehen. Die Sache war also nicht weiter tragisch. Nichtsdestoweniger glaubte er auf den weiteren Besuch, den er mit dem Director einer anderen Schule derselben Gruppe verabredet hatte, verzichten zu sollen. Denn er hatte wohl bemerken müssen, daß er in dem Stadtviertel bekannt geworden war. Mehr als einmal, wenn er durch die Straßen in der Nähe der Schule ging, erkannten ihn die Kinder von seinen Besuchen her, und zischelten unter sich oder zu ihren Eltern, indem sie auf ihn zeigten. Hatte der Zwischenfall auch keine üblen Folgen gehabt, so konnte er doch immerhin nicht wissen, ob ein anderes Mal nicht etwas Aehnliches oder Schlimmeres passiren würde, und dem glaubte er vorbeugen zu sollen. In diesem Sinne etwa schrieb er an den Director der betreffenden Schule. Dann verließ er die Stadt, um eine Schule in der Umgegend zu besuchen, und kehrte erst Abends wieder in seine Wohnung zurück. Dort erhielt Hartmann den Besuch des Directors, der bereits mehrere Male im Laufe des Tages vergeblich den Versuch gemacht hatte, ihn zu sprechen, ebenso wie der Volksschulinspector. Im Auftrage des Letzteren fragte er, nach dem Ausdrucke des Bedauerns über den Zwischenfall, ob sein Entschluß, auf einen weiteren Besuch in der Schule zu verzichten, unwiderruflich sei; wenn nicht, so sei der Volksschulinspector erbötig, ihn am folgenden Morgen von der Omnibusstation nach der Schule zu begleiten, und übernähme die Bürgschaft dafür, daß ihn nichts Unangenehmes widerfahren solle. Unter solchen Umständen konnte Hartmann seinen Entschluß unmöglich aufrecht erhalten und sagte zu. Abends erfuhr er in der Pension, wo er seine Mahlzeiten einnahm, daß man dort mehrere Male nach ihm gefragt habe, der Director und Volksschulinspector, und man habe sehr bedauert, ihn nicht getroffen zu haben. Am nächsten Morgen ging er dann in Begleitung des Volksschulinspectors, der ihn an der Omnibusstation erwartete, nach der Schule. Auch er drückte sein Bedauern über den Vorfall aus. Der Schulbesuch verlief ohne Störung, und Director wie Inspector waren äußerst liebenswürdig gegen ihn. Auch die Schüler verhielten sich durchaus correct. Wenn er in Begleitung der zwei Herren eine Classe betrat, so erhoben sich die Jungen wie ein Mann und grüßten militärisch. Während er sich in einer Classe befand, klopfte es, und die Leiterin der benachbarten Schule derselben Gruppe, die er noch nicht hatte besuchen können, ließ bei ihm anfragen, ob er auch in ihre Schule kommen wolle. Als der Volksschulinspector ihn dann am Schluß des Vormittagsunterrichtes nach der Omnibusstation zurückbegleitete, theilte er ihm mit, daß er zwar von einer Untersuchung zur Ermittelung der Schuldigen abgesehen habe, da ja nicht einmal festgestellt sei, ob sie zu der Schule gehörten, doch habe er den Lehrern der

Anstalt Auftrag gegeben, die Schüler über die Pflichten zu belehren, welche sie gegenüber Fremden zu beobachten hätten, die zum Studium der öffentlichen Einrichtungen in das Land kämen. Für diese Behandlung des Falles konnte er dem Herrn nur seinen aufrichtigen Dank ausdrücken, denn größere Bemühungen, als man sie von maßgebender Seite aus gemacht hat, um den unangenehmen Eindruck eines Gassenjungenstreiches bei ihm zu verwischen, sind nicht wohl denkbar. Um etwas Anderes als um einen Gassenjungenstreich handelte es sich auch nicht, und Gassenjungen giebt es in allen großen Städten, bemerkt Hartmann richtig.

Das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland beschäftigt viele Geister, hüben und drüben, und oft ist das Gespräch ungesucht auch im Beisein des Leipziger Oberlehrers darauf gekommen. Daß dies Verhältniß jetzt ein anderes ist, als etwa noch Ende der 80er Jahre, hat sich Hartmann oft aufgedrängt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß Elsaß-Lothringen vergessen sei. Auch gegenwärtig noch ist dies für den Franzosen eine schmerzliche Erinnerung. „Ich begreife vollkommen, daß Sie Elsaß-Lothringen festhalten", sagte ein Franzose, „aber Sie dürfen sich auch nicht darüber wundern, daß Frankreich einen solchen Verlust noch nicht verschmerzt hat." Trotzdem jedoch wird das Verhältniß zu Deutschland jetzt ruhiger und leidenschaftsloser behandelt als früher, und oft hat man Hartmann gesagt, daß zwischen den beiden Ländern nur die eine Frage liegt, während in so vielen anderen Fragen Interessengemeinschaft bestehe. Noch bis etwa Ende der 80er Jahre wurde die französische Jugend mit einem gewissen Hochdruck in dem Revanchegedanken erzogen, und Hartmann hält es für ganz richtig, was ihm ein südfranzösischer Universitätsprofessor bei einer Tischgesellschaft sagte: „Wenn Sie, Herr Doctor, vor zehn Jahren in das Toulouser Gymnasium gekommen wären, in unsere Oberprima, ich gebe Ihnen mein Wort, wir hätten uns verschworen, Sie hinaus zu öden." Er fügte aber sofort hinzu, daß diese Stimmung jetzt nicht mehr vorhanden sei. Die „Patriotenliga" hat so gut wie abgewirthschaftet. Andererseits aber sind in Frankreich seit dem Jahre 1891 nicht weniger als sieben Gesellschaften gegründet worden, die eine durchaus antichauvinistische Richtung haben und die friedliche Lösung internationaler Streitigkeiten anstreben. Namentlich in der jüngeren Generation haben diese Gesellschaften, die auch besondere Monatszeitschriften herausgeben, eine nicht unbeträchtliche Mitgliederzahl und stellen jedenfalls ein entwickelungsfähiges Element dar.

Wenn in dem Verhältniß zu Deutschland ein gewisser Wandel eingetreten ist, so ist dies nicht zum Geringsten ein Verdienst unseres Kaisers Wilhelm II., davon hat sich Hartmann öfters überzeugen können, und manchmal ist er überrascht gewesen von den Sympathien, die dem Kaiser entgegen gebracht werden, ja von der heimlichen Bewunderung, die er vielfach genießt. Eine Dame in Montpellier versicherte, daß die Worte, mit denen der Monarch der Wittwe Carnot sein Beileid ausgedrückt, den Franzosen bis in's Herz gegangen wären. Für das Ritterliche und Edle seines Wesens sind gerade Franzosen nicht unempfänglich, und seine willensstarke Persönlichkeit imponirt Vielen von ihnen unverkennbar. „Gleich zehn Jahre meines Lebens gäbe ich darum, wenn ich mich nur eine Viertelstunde mit Ihrem Kaiser unterhalten könnte!" Diese Aeußerung fiel wörtlich aus dem Munde eines französischen Historikers, eines echten Franzosen mit tiefschwarzem Haar und feurigen Augen, mit dem Hartmann in einer Abendgesellschaft ein politisches Gespräch hatte. Gewiß würde kaum einer seiner Landsleute, und vielleicht er selbst nicht, im Ernstfalle diese Aeußerung unterschreiben, aber sie wäre doch gar nicht denkbar, wenn nicht eine gewisse Unterströmung der Sympathie vorhanden wäre. Die bekannte allegorische Zeichnung Kaiser Wilhelm's, welche die Völker Europas darstellt, von der aus der Ferne drohenden Gefahr, ist auch in Frankreich nicht ohne Eindruck geblieben. In Marseille sah man sie öffentlich aushängen, von einer zahlreichen Menschenmenge mit lebhaftem Interesse umlagert, ohne daß von irgend einer Seite Worte der Kritik oder des Spottes laut geworden wären.

Irgend welche kriegslustige Stimmung hat Hartmann nirgends vorgefunden, so viel er sich auch mit Franzosen über Politik unterhalten habe. Der Bürgermeister einer größeren Stadt, mit dem er ein Gespräch über das Verhältniß der zwei Länder hatte, wies den Gedanken eines neuen Krieges mit größter Energie zurück: Das wäre der Ruin für Alle, sagte er. Mehr und mehr bricht sich die Auffassung Bahn, daß ein neuer Krieg alles Andere als eine Lösung wäre, mag man sich den Ausgang denken, wie man wolle. Ein anderer Franzose, mit dem Hartmann über den letzten Krieg sprach, gab mit nackten Worten zu, daß die Franzosen damals in vieler Hinsicht verdient hätten, geschlagen zu werden. Daß gerade im vorigen Jahre, zum ersten Male seit 1870, der alte Pariser Carneval mit dem traditionellen Faschingsochsen wieder aufgelebt ist, dürfte auch als ein Zeichen dafür aufzufassen sein, daß das französische Volk jetzt nicht mehr, wie früher, unter dem Banne des Revanchegedankens steht, und nicht minder deutet in dieser Richtung der mit großer Mehrheit von der Volksvertretung gefaßte Beschluß, das 19. Jahrhundert durch eine Weltausstellung in Paris zu beschließen. „Ganz unverkennbar geht in der französischen Volksseele zur Zeit ein leiser Wandel mit Bezug auf das Verhältniß zu Deutschland vor sich, und das Bemühen aller Derer, die die Zukunft und das gemeinsame Culturinteresse im Auge haben, sollte es sein, im Sinne der nachbarlichen Verständigung der beiden Völker zu wirken. Manches ist in dieser Richtung von Deutschland aus schon geschehen, insbesondere durch die hochherzige persönliche Initiative Kaiser Wilhelm's II. Ein wichtiges Zugeständniß aber, das nicht verfehlen könnte, nachhaltigen Eindruck in Frankreich zu machen, steht noch aus, ich meine den Verzicht auf die alljährliche festliche Begehung der Siege von 1870. Wenn anders wir es für wünschenswerth halten, unser Verhältniß zu Frankreich zu bessern, müssen wir zu diesem Entschlusse kommen, der sich auch im Zusammenhange unserer allgemeinen Weltpolitik mehr und mehr aufdrängt. Wir mögen den Sedantag in noch so maßvollem Sinne begehen und uns selbst darauf beschränken, ihn als den Tag unserer nationalen Einigung zu feiern, für die Franzosen bedeutet der Name Sedan doch immer die Erinnerung an eine der furchtbarsten Niederlagen, die sie jemals erlebt haben, ein immer erneutes Aufreißen alter Wunden, und man muß geradezu blind sein gegen die einfachsten Thatsachen der Völkerpsychologie, wenn man glaubt, daß ein solches Aufreißen ohne Wirkung bleiben kann, zumal im Zeitalter der Presse, wo Alles, was öffentlich vor sich geht, einen vieltausendfachen Widerhall findet. Wir selbst unterbrechen den Vernarbungsproceß durch unsere Siegesfeiern immer wieder von Neuem. Im vergangenen Jahre war z. B. deutlich zu beobachten, wie fast jedes der deutschen Siegesfeste ein erneutes Aufflammen des Chauvinismus in der französischen Presse zur Folge hatte. Wie lange soll wohl diese unheimliche Wechselwirkung noch dauern? Ein namhafter französischer Pädagog, der eine aufrichtige Bewunderung für Deutschland hatte, als für das Mutterland moderner Geistesfreiheit, wies mich auf das für Frankreich Verletzende hin, das in der fortgesetzten Feier der Siege von 1870/71 liege; er gebe zu, daß Frankreich dabei nicht insultirt würde, aber doch klinge, sagte er, aus diesen Feiern immer deutlich der Stolz des Siegers heraus, und das könne nur bittere Gefühle bei dem Besiegten hervorrufen. Das Eine dürfen wir uns auch nicht verhehlen, daß der Sedantag gerade durch seine alljährliche Wiederkehr für uns zu einer Quelle des Chauvinismus zu werden droht und uns der Gefahr einer Selbstüberhebung aussetzt, die weder deutsch noch christlich ist. Wenn das Wort „Ruhm" in Deutschland heute kaum weniger

oft gebraucht wird als „gloire“ ehedem in Frankreich, so ist das bereits eine der Wirkungen der in Rede stehenden Siegesfeiern. Man irrt sich aber, wenn man glauben machen möchte, daß wir sie nicht entbehren können. Das Geschlecht von 1870 hat seine Schuldigkeit gegen das Vaterland erfüllt, ohne alljährlich ein ähnliches Fest gefeiert zu haben, und künftige deutsche Geschlechter werden im Ernstfalle am Platze sein, auch wenn der Sedantag nicht mehr gefeiert werden wird.“ In Deutschland selbst hat ja eine ziemlich starke Strömung gegen die weitere Fortsetzung eines Festes eingesetzt, das in unleugbarem Gegensatz zu unserer auf Erhaltung und Ausbau des Weltfriedens gerichteten Reichspolitik steht, zumal seitdem das Deutsche Reich die Einladung der französischen Republik zur Weltausstellung von 1900 angenommen hat. Das Gefühl bricht sich unverkennbar mehr und mehr Bahn, daß die alljährliche festliche Begehung des Sedantages mit den neuen, großen Aufgaben, die Deutschland zu lösen hat, wenig im Einklange steht, und die Vertretungen mehrerer großer Städte, wie Bremen, Hamburg und Leipzig, haben in Bezug darauf bereits Beschlüsse gefaßt, die nicht ohne Eindruck geblieben sind. Die Stadt Bremen hat zugleich bestimmt, daß die durch Aufhebung der Feier des Sedantages freigewordenen Gelder zur Unterstützung von Veteranen des letzten Krieges zu verwenden seien. Ein wahrhaft weiser Beschluß, der die Zeichen der Zeit richtig würdigt und hoffentlich allgemeine Nachahmung findet, zur weiteren Erstarkung des Friedens, an dem alle Staaten ein so überragendes Interesse haben.

## Literatur und Kunst.

### Herbert Spencer's Ethik des socialen Lebens.

Von Otto Gaupp.*)

„Für die Principien von Recht und Unrecht im Handeln überhaupt eine wissenschaftliche Grundlage zu finden“, darin hat Spencer immer das letzte Ziel seiner Forschung gesehen, dem alle seine anderen Arbeiten als Mittel dienen sollten. Als sich daher Ende der siebziger Jahre seine Gesundheit besonders verschlechterte, und die Gefahr nahe lag, daß sein großes Werk ein Torso ohne Haupt bleiben möchte, unterbrach er die Ausarbeitung der Sociologie und gab in den „Data der Ethik“ — d. h. den Generalisationen, die die Biologie, die Psychologie und die Sociologie zum Aufbau einer Theorie vom rechten Leben liefern — wenigstens einen Grundriß seiner ethischen Anschauungen, der seine grundsätzliche Stellung zu diesen wichtigsten aller Fragen fixirte. Die Data der Ethik erschienen 1879; die weitere Ausführung des Grundrisses konnte erst zwölf Jahre später erfolgen.

In den drei Abschnitten, die den zweiten Band der Ethik ausfüllen, behandelt Spencer die Ethik des socialen Lebens, und zwar im vierten Abschnitt die Theorie der reinen Gerechtigkeit, während in den zwei folgenden Abschnitten untersucht wird, wie das, was Spencer „positives“ und „negatives Wohlthun“ nennt, die Vorschriften der reinen Gerechtigkeit modificiren muß. Wir wollen auf diese Ethik des socialen Lebens hier mit besonderer Ausführlichkeit eingehen, weil Spencer selbst ihr den größten Werth beilegt, und weil sie die wissenschaftliche Begründung jenes Individualismus ist, den Spencer als ein zweiter „Athanasius contra mundum“ sein ganzes Leben hindurch gegen die socialistischen Modetheorien vertheidigt hat. Wir werden dabei sehen, daß der strenge Individualismus Spencer's nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, eine geistige Idiosynkrasie des Philosophen ist, sondern daß er sich darstellt als eine natürliche und nothwendige Frucht seiner ganzen Weltanschauung.

Alles Handeln beurtheilen wir darnach, ob es seine Zwecke erreicht; und so betrachten wir auch jenes Handeln, das wir speciell ethisch nennen, objectiv darauf hin, ob es gute oder schlechte Resultate für den Handelnden selbst und für Andere hervorbringt. Da uns aber die Entwickelungstheorie lehrt, im menschlichen Handeln nur ein höher entwickeltes thierisches zu sehen, so sind die Grundlagen für eine richtige Theorie des Handelns schon in der Thierwelt zu suchen. Auch für jede Thierspecies giebt es ein Handeln, das relativ gut ist, ein Handeln, das zu der Species in demselben Verhältniß steht, wie das Handeln, das wir moralisch nennen, zur menschlichen Species. Die Grundvoraussetzung dieser ganzen Betrachtungsweise ist die Ablehnung einer pessimistischen und die Annahme einer optimistischen oder besser melioristischen Ansicht vom Leben. Die Erhaltung und das Gedeihen einer Species muß als etwas Wünschenswerthes gelten; dann können wir jedes Verhalten, das diesem Ziele dient, als gut, jedes entgegengesetzte als schlecht bezeichnen.

Er behandelt dann des Näheren das Recht auf physische Integrität, auf Freiheit der Bewegung und Ortsveränderung, auf den Gebrauch der natürlichen Media wie Licht, Luft und Land. Unter dem Titel Eigenthumsrecht erörtert er die Schwierigkeiten, die einer ethischen Rechtfertigung des Eigenthums an Grund und Boden entgegenstehen. Die Anerkennung dieses Rechts scheint ihm überall ursprünglich auf einer Anerkennung der natürlichen Beziehung zwischen Anstrengung und Lohn zu beruhen. Weitere Rechte sind das Eigenthumsrecht an unkörperlichen Sachen, das Recht zu schenken und zu testiren, das Recht auf Tausch- und Vertragsfreiheit, auf Gewerbefreiheit, auf Glaubens-, Rede- und Druckfreiheit. Damit glaubt Spencer den Umfang der zutreffender Weise sogenannten Rechte erschöpft zu haben. Sie sind Alle ableitbar aus dem Gesetz der gleichen Freiheit, dem Grundgesetz alles socialen Lebens. Wie steht es nun mit den sogenannten politischen Rechten, um die sich doch eigentlich immer der Kampf der Parteien gedreht hat? Darauf antwortet Spencer: Niemand hat einen natürlichen Anspruch auf solche politischen Rechte, wie etwa das Recht, einen Stimmzettel abzugeben, Geschworener zu sein u. s. w. Wenn die Rechte eines Menschen nur ebenso viele Ausschnitte aus der allgemeinen Freiheit sind, seine Lebenszwecke zu verfolgen innerhalb solcher Schranken, wie sie sich aus der Anwesenheit anderer ergeben, die gleiche Zwecke verfolgen, dann besitzt er, wenn seine Freiheit in keiner weiteren Weise beschränkt ist, alle seine Rechte. Wir müssen uns hier davor hüten, Mittel für Zwecke zu halten und den Mitteln nachzujagen bis zur Mißachtung der Zwecke. Nun ist aber der Staat nichts Anderes als ein Werkzeug zur Aufrechterhaltung der eigentlichen Rechte. Die politischen Rechte können daher nie ein Aequivalent für die eigentlichen Rechte sein. Sie sind nur ein Werkzeug zur Erlangung und Behauptung dieser, ein Werkzeug, das allerdings nur zu oft zu anderen Zwecken mißbraucht wird. Die Hauptfrage muß immer die sein, wie können die wahren Rechte der Individuen erhalten und gegen äußere und innere Feinde geschützt werden? Dieses oder jenes Regierungssystem darf

*) Unser Londoner Correspondent, der vor Jahren eine tüchtige Arbeit über Spencer's Erkenntnißtheorie veröffentlicht und auch in der „Gegenwart“ schon Manches über den „Entwickelungsphilosophen“ geschrieben hat, giebt in der bekannten Sammlung: „Frommann's Classiker der Philosophie“ (Stuttgart, E. Hauff) eine treffliche Darstellung der Philosophie des größten englischen Denkers der Gegenwart heraus. Voran geht eine interessante Lebensbeschreibung, zu welcher der Verfasser in London Material zu sammeln Gelegenheit hatte. Besonders werthvoll erscheint uns das Capitel über die Entstehungsgeschichte der Spencer'schen Philosophie, welches das Keimen und Wachsen der Grundideen des Systems an der Hand der in Deutschland nach wenig bekannten Essays aus der Zeit 1850—1864 schildert, sowie die obigen Ausführungen über sociale Ethik. Die interessante Schrift wird schon als das erste deutsche Werk über Spencer dankbar begrüßt werden. Die Redaction.

immer nur als ein System von Mitteln zur Erreichung dieses Zweckes angesehen werden.

Das führt Spencer zu einer näheren Betrachtung des Staates, seines Wesens und seiner Natur, der Pflichten, die er zu erfüllen, und der Schranken, die er zu achten hat. Wie Alles im Himmel und auf Erden, unterliegt auch der Staat den Gesetzen der Entwickelung. Er ist nicht mehr, was er gewesen, und wird einst etwas ganz Anderes sein, als er heute ist. Es ist daher unmöglich, eine allein richtige Definition des Begriffs Staat aufzustellen. Einen Einblick in seine Natur gewinnen wir nur durch eine Geschichte seiner Entwickelung. Die Wahrheit nun, daß überall die innere Constitution eines Dinges durch seine äußere Umgebung bedingt ist, gilt auch vom Staat. Hier liegt die Quelle für die Unterschiede, die die einzelnen Gesellschaftstypen aufweisen. Die Entwickelung der meisten Gesellschaften besteht in einem allmäligen Uebergehen aus einem rein kriegerischen in einen friedlichen Zustand. Dieser Proceß wird begleitet von einer immer weiteren Anerkennung der individuellen Rechte. Im kriegerischen Staat geht das Interesse der Vertheidigung und des Angriffs allen anderen voran. Nur der Mensch als Krieger gilt etwas; seine Ausbildung ist die Hauptsorge des Staates, der er alle jene Rechte des Individuums schonungslos aufopfert. Je mehr aber die rein kriegerische Thätigkeit und damit das zwangsweise Zusammenwirken einer friedlichen Beschäftigung und einem Zusammenarbeiten, das auf dem Princip des freien Vertrags beruht, Platz machen, desto mehr werden jene Rechte auch allgemein anerkannt und von der staatlichen Gewalt beschützt.

Wir können überall inductiv durch die Betrachtung vergangener und bestehender Gesellschaften nachweisen, daß Ursprung und Entwickelung staatlichen Regiments in der defensiven und offensiven Thätigkeit eine Gesellschaft gegen andere gelegen haben. Als primäre Function des Staates sehen wir überall die Function, die combinirten Thätigkeiten der vereinigten Individuen im Kriege zu lenken. Die erste Pflicht des regierenden Agens ist also die nationale Vertheidigung, und sie blieb lange die einzige. Die zweite Pflicht, die Vertheidigung der Individuen gegen innere Feinde, ist erst allmälig anerkannt worden. Sie blieb lange den Einzelnen überlassen, und das treibende Motiv dafür, daß die Gesellschaft die öffentliche Verwaltung der Gerechtigkeit übernahm, lag vor Allem darin, daß die inneren Zwistigkeiten die Kraft der Gesellschaft schwächten und sie damit unfähig machten, ihre erste Aufgabe wirksam zu erfüllen. Diese zweite Aufgabe des Staates hat nun immer mehr an Bedeutung zugenommen; ihre wirksamere Erfüllung ist geradezu mit dem Fortschritt der Civilisation überhaupt gleichbedeutend geworden. Daß diese zwei Aufgaben, die der Staat im Laufe seiner Entwickelung übernommen hat, seine wesentlichen Aufgaben sind, läßt sich aber auch deductiv aus der Natur der Menschen, sofern sie social bedingt ist, nachweisen. Denn sie entsprechen fundamentalen, erfahrungsmäßigen Bedürfnissen der Menschen im Gesellschaftszustand. Alle wollen leben, handeln und die Früchte ihres Handelns genießen. Alle haben daher die stärksten Motive, die Bedingungen, unter denen das allein möglich ist, aufrecht zu erhalten; und weil dies nicht jeder Einzelne wirksam für sich selbst thun kann, so ist es die berechtigte Aufgabe der Gesammtheit, des Staates.

Wenn die bisher besprochenen Aufgaben des Staates darin bestehen, die Bedingungen aufrecht zu erhalten, unter denen allein das Leben geführt werden kann, so lassen sich alle seine anderen Thätigkeiten als solche definiren, durch die er sich in die Führung des Lebens selbst einmischt, indem er den Individuen entweder hilft oder sie lenkt oder ihre Thätigkeiten beschränkt. Gegen diese Ausdehnung der staatlichen Thätigkeit scheinen Spencer Gründe von zweierlei Art zu sprechen. Sie ist zu verdammen sowohl vom Standpunkt der Gerechtigkeit, als von dem der Nützlichkeit.

Alle weiteren Thätigkeiten des Staates sind nämlich zuletzt Handlungen, die die Freiheit vieler Individuen mehr beschränken, als durch die Aufrechterhaltung der gleichen Freiheit aller anderen Individuen erheischt wird. Sie bedeuten also einen Bruch des Gesetzes der gleichen Freiheit. Bedeutet aber Gerechtigkeit die Freiheit eines Jeden, beschränkt allein durch die gleiche Freiheit der Anderen, dann ist die Auferlegung jeder weiteren Beschränkung eine Ungerechtigkeit, ganz einerlei, ob die Macht, von der sie ausgeht, ein König, eine Aristokratie oder die Majorität einer Demokratie ist. Jenes Recht der gleichen Freiheit und die aus ihm abgeleiteten besonderen Rechte existiren nicht durch die Autorität des Staates, sondern der Staat seinerseits existirt nur als ein Mittel zu ihrer Aufrechterhaltung. Verletzt er sie aber, statt sie zu schützen, so thut er Unrecht, statt Unrecht zu verhüten. Das ist der Kern der Ausführungen, die Spencer vom Standpunkt der Ethik gegen eine weitere Ausdehnung der Staatsthätigkeit richtet.

Die zahlreichen anderen Argumente, die Spencer in allen möglichen Formen gegen den Staatssocialismus vorgebracht hat, lassen sich zuletzt auf zwei Grundgedanken zurückführen, von denen der eine in der Sociologie, der andere in der Psychologie wurzelt.

Die meisten Menschen haben in Folge eines schwach ausgebildeten Causalbewußtseins und aus Mangel an constructiver Einbildungskraft nur einen äußerst verstümmelten, unklaren Begriff von dem Wesen einer Gesellschaft. Sie erscheint ihnen als etwas weit Einfacheres, als sie in Wirklichkeit ist, als etwas künstlich Gemachtes, das nach Belieben umgemodelt werden kann. Sie verkennen die wahren Ursachen und die treibenden Kräfte, die ihr Sein, ihre Entwickelung und ihren Verfall bestimmen, und sie sehen statt dessen immer nur in Personen die wirkenden Agentien. Spencer dagegen ist durchdrungen von der Vorstellung, daß die Gesellschaft ein lebendiger, ungemein complicirter Organismus ist; er hat einen Blick gethan in das unendlich verwickelte Getriebe der socialen Bestrebungen und Zusammenhänge; er hat eine Reihe der bestimmenden Grundkräfte, die immer wirkten und immer wirken werden, erkannt. Sein Glaube an die natürlichen Kräfte und ihre vis medicatrix ist daher eben so groß, wie sein Vertrauen auf menschliches, gewolltes Eingreifen schwach ist. Er glaubt der menschlichen Einsicht die Competenz in einer Frage absprechen zu müssen, deren Lösung Allwissenheit und Allmacht voraussetzt.

Nun die zweite Quelle seiner Ansichten: seine Auffassung der menschlichen Natur. Heutzutage glaubt eigentlich Niemand mehr an papierne Constitutionen; der Glaube an papierne sociale Institutionen dagegen steht noch in voller Blüthe. Er erscheint Spencer gleich unhaltbar. Nur die Institutionen taugen etwas, die dem durchschnittlichen Charakter der Menschen entsprechen. Nicht die Institutionen machen die Menschen, sondern sie sind selbst ein naturnothwendiger Ausfluß des menschlichen Wesens. Der menschliche Charakter selbst aber ist das Resultat einer vieltausendjährigen Geschichte, in der sich die Menschheit allmälig aus dem antisocialen Zustand ewiger Kriege zu dem heutigen vergleichsweise socialen Zustand emporgeschwungen hat. Eine Reihe von Zügen, die in jenen vergangenen Zeiten wilder Kämpfe und ungezügelter Leidenschaften sich ausgebildet haben und damals den Menschen zur Behauptung im Kampf um's Dasein geschickt machten, belasten ihn noch heute und bilden die Quelle des meisten Elends und Unfriedens in der Gesellschaft. So wenig Spencer aber eine Unveränderlichkeit des menschlichen Charakters behauptet, so durchdrungen ist er von der Ansicht, daß jede Veränderung nur eine ganz allmälige und stetige sein kann. Erziehen und Predigen helfen hier so gut wie nichts; wirksam ist nur die ununterbrochene, langsame und oft grausame Zucht, die durch die Natur der Verhältnisse geübt wird. — Wie wichtig gerade dieser Gesichtspunkt Spencer erscheint, er

hellt aus folgendem interessanten Brief, den er an den Verfasser gerichtet hat. „Unter den Ansichten", schreibt er, „auf die ich besonderen Nachdruck gelegt sehen möchte, ist vielleicht die praktisch wichtigste eine, der ich von Zeit zu Zeit Ausdruck gegeben habe, nämlich, daß eine dauernde Verbesserung einer Gesellschaft unmöglich ist ohne eine Verbesserung der Individuen, daß die Gesellschaftstypen und ihre Thätigkeitsformen nothwendig bestimmt sind durch den Charakter ihrer Einheiten, und daß sie sich trotz aller oberflächlichen Ummodlungen ihrem Wesen nach nicht schneller ändern können, als sich die Individuen ändern, und daß deßhalb alle jene Pläne schneller und fundamentaler Reorganisation, die heute so viele Leute bezaubern, erfolglos sein müssen und einfach mit einer Rückkehr zu einem Zustand enden werden, der sich von dem früheren nur seiner oberflächlichen Form nach unterscheidet. Es ist gerade so unmöglich aus inferioren Menschen durch eine besondere Art socialer Arrangirung eine gute Gesellschaft zu machen, als es unmöglich ist, aus schlechtem Baumaterial durch eine besondere Baumethode ein gutes Haus zu bauen. Ich glaube jedoch, daß keine Argumente, so schlagend sie auch sein mögen, irgend welche Wirkung haben werden; denn in den großen Rhythmen socialer Veränderungen sind die wirkenden Kräfte zu mächtig, als daß sie sich durch individuelle Einflüsse controlliren ließen. Ich glaube, daß der Socialismus unvermeidlich ist, daß er aber das größte Unglück sein wird, das die Welt je erlebt hat, und daß er in einem Militärdespotismus der schärfsten Form enden wird."

Spencer hat seitdem im dritten Band der Sociologie diese pessimistische Prophezeiung über die nächste Zukunft der europäischen Völker wiederholt. Ein Ueberblick über die Tendenzen unserer Zeit scheine den Schluß unabweisbar zu machen, daß wir einem Staat entgegentreiben, in dem „kein Mann thun kann, was ihm beliebt, sondern Jeder thun muß, was ihm geheißen wird." Spencer hat sich aber durch seine trübe Auffassung der nächsten Zukunft seinen Glauben an den schließlichen socialen Fortschritt der menschlichen Rasse nicht erschüttern lassen. Die socialistische Phase wird vorübergehen, und die Menschheit wird ihren Marsch wieder aufnehmen in das gelobte Land, wo das Gesetz der gleichen Freiheit für Alle verwirklicht ist, und wo die Anpassung der menschlichen Natur an den socialen Zustand vollkommen sein wird.

---

## Allerlei Achtundvierziger Erinnerungen.

Von Fritz Immenhauser.

Nur schwer wird es uns Kindern des neuen Deutschen Reiches, uns in jene gährenden Tage zurückzuversetzen, die der sogenannten deutschen Revolution vorangingen. Ein halbes Jahrhundert, also eine kurze welthistorische Spanne Zeit, liegen jene Tage hinter uns, die von den Einen als Völkerfrühling empfunden, von den Anderen als „tolles Jahr" geschmäht wurden. Die Wahrheit mag auch hier in der Mitte liegen, aber es spricht doch zu ihren Gunsten, daß ein so strenger aber im großen Ganzen nicht ungerechter Richter aus dem entschieden conservativen Lager, daß ein Heinrich v. Treitschke trotz alledem und alledem eingestehen muß: „An Geist und Empfindung war die Zeit nicht arm; eine heitere Sinnlichkeit belebte und erwärmte den geselligen Verkehr. Die deutsche Welt glaubte noch an Ideale." Der frohen Erwartung, als Friedrich Wilhelm IV. Preußens Thron bestiegen hatte, folgte der begeisterte Aufschwung, da es die Bedrohung der Rheingrenze zurückzuweisen galt, dann die Tage der Enttäuschung und Verwirrung, die Aufstände in Polen, die Erhebung Schleswig-Holsteins. Neue Memoiren und Briefbände von orthodox protestantisch-conservativer, wie von revolutionärer Seite ermöglichen uns neuerdings ein wahrheitgetreues Mosaikbild, wenn wir es nur sorgsam verstehen, die Steinchen zu einem lebensvollen Bilde harmonisch zu gruppiren. Der Hallenser Theologieprofessor Willibald Beyschlag, der bekannte Herausgeber der Deutsch-evangelischen Blätter, hat bei Eugen Strien in Halle seine bis 1854 reichenden Erinnerungen: „Aus meinem Leben" erscheinen lassen, dem wir als Ergänzung einige briefliche Zeugnisse aus dem hier schon genannten Buche von Marcel Herwegh: „1848" (München, Langen) gegenüberstellen. Beyschlag, ein geborener Frankfurter, der als Bonner und Berliner Theologiestudent, Frankfurter Candidat und Trierer Pfarrer jene Sturmjahre unseres Vaterlandes verlebte, bietet einen sehr zuverlässigen Beitrag zur inneren deutschen Geschichte der vierziger und fünfziger Jahre. Er war schon als Jüngling ein gesetzter, besonnener Geist, der den damaligen Freiheitstaumel wohl begriff, aber nicht theilte, sondern bei aller poetischen Schwärmerei stets sein gesundes, vernünftiges Wesen bewahrte. Er ist ein scharfer Beobachter und treuer Schilderer, und unter dem Talar des Geistlichen schlägt ihm ein warmfühlendes deutsches Herz. Wie sollte auch dieser bedächtige Jüngling nicht hoffen und glühen, wo noch die alten Herrn aus den Freiheitskriegen mit Herz und Sinn bei den Kämpfen des Tages waren, z. B. der alte Vater Arndt. Der hatte mit seiner treuen Seele allen Haß und alle Schmach der 25jährigen Friedenszeit mit erlebt und erkannte besser wie Andere, als Beckerath wegen der Revision der Verfassung vergeblich nach Berlin reiste, die verhängnißvolle Verfehlung am Vaterland. Auch der alte Arndt schrieb dem Könige damals bekanntlich einen treuherzig andringenden Brief, und erhielt einen nicht bloß ablehnenden, sondern schulmeisternden Bescheid. Um diese Zeit traf Beyschlag den ehrwürdigen Alten am Mainufer; er stand da und starrte in die vorübereilenden Wellen. Er redete ihn an, erhielt aber kaum eine Antwort; er war offenbar tief verstimmt und mochte nicht reden. Erst ein paar Jahre später, als Beyschlag den noch immer Frischen und wieder fröhlich Gewordenen in Trier wiedersah, ging er gegen ihn heraus: „Er ist kein Mann," rief er in jugendlichem Zorne, „er kann kein Schwert ziehen!" „Wir werden das neue Deutschland nicht erleben," fuhr er fort, — „ich nicht und vielleicht auch Sie nicht, aber kommen wird's!"

Wie die Revolution damals verheerend in das Herz und Leben so vieler weltabgewandten Männer griff, hat Beyschlag nicht an sich, aber an einem seiner liebsten Jugendfreunde in Bonn erfahren. Gottfried Kinkel, den die Welt nachmals als Dichter und Kunstschriftsteller, weiterhin als Revolutionsmann kennen gelernt hat, war damals noch von Herzen Theologe und vielleicht auf dem glücklichsten Punkte seiner Entwickelung; es war die Zeit, da er seinen „Otto den Schützen" und seine schönsten Lieder dichtete. Sohn eines orthodoxen rheinischen Landpfarrers und einer frommen Mutter, hatte er als Student Hengstenbergischen Ansichten gehuldigt; dann hatte Nitzsch's „väterlich-freundliche Leitung", wie er selber sagte, ihn milder und freier gemacht; mit der jugendlichen religiösen Wärme und Begeisterung verband sich historischer und poetischer Sinn und schien ihn auf eine Theologie im Geiste Herder's hinzuführen. Es war ihm vergönnt gewesen, Hand in Hand mit einer begabten älteren Schwester, der nachmaligen Pastorin Bögehold, Italien und Rom zu sehen, Kunstanschauungen und poetische Motive dort zu gewinnen. Ausgestattet mit einem seltenen Lehr- und Darstellungstalent, auch ein durch Form und Vortrag anziehender Prediger, schien er einer glänzenden Zukunft als theologischer Docent entgegenzugehen, als eine verhängnißvolle Wendung seines Privatlebens, eine Anstoß erregende Verlobung, dieselbe in Frage stellte und die Reihen seiner Zuhörer lichtete; — eben damals, da Beyschlag ihn kennen lernte, stand er in diesem

Wendepunkt seines Lebensganges. Aber ein kleiner und man darf sagen auserlesener Hause von Studenten hielt um so treuer und begeisterter an ihm fest. Beyschlag hörte seine Vorlesung über das Johannesevangelium selbfünft, aber keiner von ihnen fehlte eine Stunde; — so viel fesselnder war diese lebensvolle theologische Behandlung, als der Professoren viel gründlichere philologische Exegese. Geradezu entzückend aber war ihnen die von etwa fünfundzwanzig Theologen und Nichttheologen besuchte „Geschichte des Heidenthums", in der Kinkel sein Darstellungstalent in aller Weise frei spielen ließ. Es war ein glücklicher Gedanke, das antike Heidenthum in seinem Todeskampfe mit dem Christenthum zum Gegenstand einer Betrachtung zu machen, die ihren Standpunkt einmal nicht, wie gewöhnlich, innerhalb der siegreichen Macht nahm, sondern in der unterliegenden; — zwiefach anziehend für Beyschlag, der ein so warmes Interesse am classischen Alterthum in seinen theologischen Bildungsgang mitbrachte. Die Vorlesung beruhte — was sich seiner Erkenntniß natürlich damals entzog — durchaus nicht auf selbstständigen tieferen Forschungen, aber sie verwerthete das Bereitliegende mit solchem künstlerischen Geschick und bot es in einem solchen Glanz der Form und des Vortrages, daß es ein wahrer Genuß war, ihr zu folgen. Beyschlag war so hingenommen, daß er sich nicht begnügte, diese Vorlesung wie Andere im freien Augenblicksauszuge nachzuschreiben, sondern sie möglichst wörtlich festzuhalten suchte und sie daheim von Neuem ausarbeitete. — Nicht minder anziehend, ja entzückend waren die freien Abende, welche Kinkel den Schülern darbot. Hier fand sich ohne Zweifel der auserlesenste Studentenkreis zusammen, den die Bonner theologische und philosophische Facultät damals umschloß. Beyschlag nennt nur den später schriftstellerisch namhaft gewordenen Theodor Althaus, den älteren Baseler Riggenbach, der damals lebhaft überzeugter Hegelianer war, und Jacob Burkhardt, den genialen Kunsthistoriker und Geschichtsschreiber der Renaissance. „Es waltete der freieste Ton, ganz anders als in Professorenabenden, da man sich schüchtern ausfragen und belehren ließ, auch zuweilen ein stiller Engel durch das Zimmer schwebte; stundenlang riß das angeregteste, vielseitigste, mitunter auch disputirende Gespräch nicht ab. Und Kinkel beherrschte dasselbe, ohne das fühlen zu lassen; über jedes Thema, das angegeben ward, wußte er sich auf überlegene Weise auszusprechen, den Vorlauten zu dämpfen, den Schüchternen zur Mittheilung anzuregen, auch dem Besten und Gereiftesten Genüge zu thun. Zuweilen las er auch etwas nicht Allzulanges vor, bald etwas Ernstes aus irgend einer neuen poetischen Erscheinung, bald etwas Komisches, z. B. aus einer Jesuitenpredigt des 17ten Jahrhunderts oder aus den Epistolae obscurorum virorum; nach solchen uns neuen Mittheilungen loderte dann das Gespräch desto höher auf. So saßen sie bei der einfachsten Bewirthung regelmäßig bis über Mitternacht und gingen in hochgehobener Stimmung nach Hause; einmal waren sie auch so angeregt, daß sie, anstatt nach Hause, in der Nacht auf den Kreuzberg zogen, um in dem dortigen Kaffeehause bis zum Sonnenaufgang weiterzuplaudern." Man fühlt aus dieser Schilderung des alten Beyschlag noch die ganze Wärme einer unvergeßlichen Jugendzeit heraus. Aber all' dies harmlose Schwärmen nahm in der Noth der Zeit ein plötzliches Ende, wie Beyschlag weiter berichtet.

Es lebte in Bonn eine katholische junge Frau, die sich nach kurzer Ehe von ihrem Manne wegen der Rohheiten desselben getrennt und in das Haus ihrer Eltern zurückgeflüchtet hatte, eine musikalische Künstlerin, eben so hochgeschätzt wegen ihres Gesangsunterrichtes und ihrer Compositionen, wie andererseits wegen einer gewissen Excentricität schief angesehen und mit allerlei Sagen umwoben; mit der hatte sich Kinkel verlobt. Er hatte sich mit ihr verlobt, obwohl er bereits mit einem edlen und frommen Mädchen, der Schwester seines Schwagers Bögehold, versprochen war. Die Sache war gekommen wie ein Wahlverwandtschaftsverhältniß. Im Hause ihres Vaters, eines guten alten Gymnasiallehrers, hatte Johanna Mockel — oder wie sie auf ihren Compositionen mit ihrem Ehenamen hieß: Johanna Mathieux — einen Kreis von Musikfreunden um sich gesammelt, ausübenden und zuhörenden; als der Letzteren einer war Kinkel mit ihr bekannt geworden und hatte mit der fünf Jahre älteren Frau eine Freundschaft geschlossen, die — an der beiderseitigen Künstlernatur sich entzündend — auf Johanna's Seite zuerst mehr als Freundschaft geworden war. Unter Begleitung eines erwachsenen Schülers, der im Hause des Professors Mockel aufgenommen war, hatten die Beiden einen Ausflug gemacht, eine Kahnfahrt auf dem Rhein; ein daherfahrender Dampfer hatte den Kahn umgestürzt; Kinkel, der ein guter Schwimmer war, hatte seine Begleiterin an's Ufer gerettet. In diesem Moment war die bereits glimmende Gluth zur hellen Flamme aufgelodert; sie hatten sich ihre Liebe gestanden und Kinkel hatte seiner seither schon vernachlässigten Braut aufgesagt. Dieser Bruch eines offenkundigen Verlöbnisses ohne alle Schuld der Braut, die Neuverlobung mit einer geschiedenen oder vielmehr noch im Scheidungsproceß liegenden Frau, dazu der erschwerende Umstand, daß es ein Lehrer der evangelischen Theologie war, der sich auf diese Weise mit einer Katholikin verband, hatte gerechten Anstoß erregt und die Gunst, welche sich dem aufstrebenden jungen Gelehrten seither in reichem Maaße zugewendet hatte, nahezu vernichtet. Die Vorsteherin eines Pensionats, in welchem Kinkel unterrichtete, kündigte ihm auf; die Kölner Gemeinde, deren sonntägiger Hülfsprediger er war, entließ ihn; die Professoren der Facultät erklärten ihm nach vergeblichen väterlichen Vorstellungen, daß sie gegenüber dem erregten großen Aergerniß ihn wenigstens für Bonn zu keiner Professur vorzuschlagen vermöchten. So war Kinkel um eben die Zeit, da Beyschlag mit ihm bekannt ward, in eine materiell wie moralisch höchst bedrängte Lage gerathen, die seine ganze Widerstandskraft herausforderte und durch den Mannestrotz, den sie in ihm hervorrief, auf seine innere Entwickelung einen nachhaltigen und allmälig verhängnißvollen Einfluß üben sollte. Und nach der Liebe griff nun auch die Politik in sein Leben.

Er wurde Demokrat und fing an mit socialistischen Ideen zu operiren, die er bis dahin scharf abgewiesen hatte. Er begründete, um einen festen Anhang zu haben, einen socialistischen Handwerkerverein, und mit welchen Mitteln er hier agitirte, davon erzählte der im Parlament sitzende Hermesianer Braun aus Bonn, ein ernster, zuverlässiger Mann, unglaubliche Dinge. Er ging mit Handwerksburschen Arm in Arm, stellte ihnen Antheilscheine von je 25 Morgen adliger Güter aus, und sagte in einer Wahlrede: „Einen Stolz habe ich, — daß mein Großvater ein armer Schuhflicker gewesen ist; darauf bin ich stolzer, als wenn er ein König gewesen wäre." Nicht anders berichtete im Sommer 1849 Beyschlag's alter Hauswirth in Bonn, den er besuchte, ein braver altfränkischer Handwerker: „ich verachte keinen ehrlichen Menschen," sagte er, „aber mit den Leuten, mit denen der Professor Kinkel alle Abend im Wirthshaus gesessen hat, setze ich mich nicht auf Eine Bank." Mit Hülfe dieser Clientel hatte Kinkel ein Mandat für die Berliner verfassunggebende Versammlung erlangt; er hatte hier auf der äußersten Linken gesessen, aber irgend welche hervorragende Rolle zu spielen war ihm nicht gelungen. Und doch war der politische Ehrgeiz jetzt die unauslöschliche Gluth seiner mit Gott und Welt zerfallenen, vom Größenwahn vorangetriebenen Seele. Als er Kraft der Auflösung jener Berliner Versammlung unbefriedigt nach Hause geschickt war, und im Frühling 1849 die Aufruhrflammen auch im Rheinland aufzuckten, führte er seinen Haufen zur Plünderung des Landwehrzeughauses bei Siegburg. Aber derselbe zerstob, als zufällig vier Dragoner ihm entgegengeritten kamen, und nun war Kinkel's

Bleiben in Bonn nicht mehr. Er flüchtete in die Pfalz, arbeitete dort in der provisorischen Regierung, und als diese vor der anrückenden preußischen Heeresmacht über den Rhein entwich, ergriff er schließlich, wie Beyschlag glaubt, in verzweifeltem Mannestrotz, die Muskete, um in Reih' und Glied wider seine Landsleute zu fechten, und mit der Waffe in der Hand fiel er in ihre Gewalt. „Daß ich sein ganzes Unterfangen nicht nur als wahnwitzig, sondern auch als im höheren Sinne verbrecherisch gegen das Vaterland verurtheilte, brauche ich nicht zu sagen: hätte er die fanatische Leidenschaft, die ihn trieb, mit dem Tode gebüßt, so hätte ich darin das Gottesurtheil gefunden „Wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen". Ob dagegen ein menschliches, preußisches Recht bestand, einen durch keinen Fahneneid gebundenen Mann, der unter der Flagge der Reichsverfassung gegen Regierungstruppen gekämpft, wie einen Banditen zu erschießen, ist mir zweifelhaft geblieben, und die sogenannte Begnadigung zu lebenslänglichem Spulen im Zuchthaus, die für einen Mann von Kinkel's Begabung und Bildung schlimmer war als eine tödtliche Kugel, hat mir weder christlich- noch königlichedel erscheinen wollen. So habe ich dem unglücklichen weitverirrten Mann die von Karl Schurz bewerkstelligte Befreiung gegönnt und seine weiteren Lebenswege von ferne mit wehmüthiger Theilnahme begleitet."

Simrock, dem die Schrecken des Frühlings 48 ein schweres Nervenfieber zugezogen hatten, erzählte mit tiefer Betrübniß, wie wild und wahnwitzig Kinkel zuletzt es getrieben. Beyschlag hatte, ehe es zum Aeußersten gekommen war, an seine Frau einen dringenden Warnungsbrief geschrieben, den später Kinkel's ältester Sohn aus dem Nachlaß seiner Mutter veröffentlicht hat; er hatte nichts gefruchtet, vielmehr hörte er jetzt, wie gerade die excentrische Frau des leidenschaftlichen Mannes Antreiberin gewesen. Gleichwohl glaubte er jetzt, wo eben das Schwert des Todesurtheils über ihres Mannes Haupt hing, sie in alter Freundschaft aufsuchen zu sollen. Sie wohnte wieder bei ihren alten Eltern, die ihm mit Thränen das Unheil klagten, das Kinkel über sich und die Seinen gebracht. Aber er irrte sich, da er dachte, eine gebrochene oder auch nur gebeugte Frau zu finden; er fand eine Ueberspannte, die selbst in diesem Augenblick auf die Rolle, welche ihr Mann gespielt, stolz war. „Sie fing mit mir einen politischen Disput an und warf mir vor, ein Feind der Volksfreiheit zu sein. Ich erwiderte, ich sei im Gegentheil ein aufrichtiger Freund derselben, aber der redlich erworbenen; es sei ein großer Unterschied zwischen einem verdienten und einem gestohlenen Thaler, — bei letzterem sei kein Segen; so sei auch kein Segen bei Freiheiten, die auf Barricaden errungen seien. Sie sah mich verwundert an und sagte: da haben wir zweierlei Religion. Es war das letzte Mal, daß wir uns im Leben begegneten." Bekanntlich starb Johanna Kinkel einige Jahre darauf im Londoner Exil durch einen Sturz aus dem Fenster.

Und nun nach dieser Tragödie, die den conservativen Beyschlag auf das Höchste anfregte, als heiteres Gegenstück die Reise von Emma Herwegh, der Frau des Dichters, nach Berlin (1847), um den gefangenen polnischen Verschwörern Hülfe zu bringen und zugleich die Aussichten der Revolution zu studiren. Schon auf der Eisenbahn fangen die jene Zeit köstlich charakterisirenden Erlebnisse der „Revolutionsdame" an, worüber sie ihrem Gatten berichtet.

„Von Köln aus fuhr ich mit einem hannöverschen Landrath, der direct aus Ville d'Avray kam, bis Hannover und hatte alle Gelegenheit, in einem vierzehnstündigen tête-à-tête einzusehen, daß er, obwohl ein guter Mann, doch ein leidlich bornirter Mann, dafür aber kein schöner Mann war und conservateur de la première trempe. Dies Letzte verrieth sich leicht an der Unbeweglichkeit der Züge, und nach einer kurzen Revue schickte ich mich zu einem ritterlichen Zweikampf an. Das Terrain gewann ich durch eine Kriegslist, d. h. ich zog meine Cigarretten vor und rauchte. Diese schweigende Erlaubniß, ein Gleiches thun zu dürfen, rührte meinen Nachbar und stimmte ihn zur Dankbarkeit. Mehr bedurft' es für mich nicht. Wenige Stunden darauf erfuhr ich, daß der König von Hannover ein alter, aber nichts desto weniger ein braver Mann sei, seine Schwiegertochter ein Engel, der politische Zustand jenes Landes doch weit dem Frankreichs vorzuziehen, wo seit der constitutionellen Verfassung die vollkommenste Willkür herrsche, während in jenen gesegneten Fluren nur das Gesetz, das einmal und für alle Zeiten feststehende. Auf meine bescheidene Anfrage, was er mit diesem Gesetz eigentlich meine, erhielt ich die sehr geistvolle und Alles erledigende Antwort: „nun, eben das Gesetz", und auf meinen Einwand, daß ich mit dem besten Willen mir darunter nichts denken könne, immer wieder: „das seit Zeiten feststehende und somit heilige, unantastbare Gesetz der erblichen Königswürde". Glaubt man wirklich noch in Hannover, daß das Volk des Königs halber da ist und die Natur sich nur dem zu Gefallen die Mühe gegeben, die verschiedensten Individuen zu bilden, nur um diese alle einem Einzigen zur Disposition zu stellen? „Das versteht sich, — was sollten sie ohne König machen?" Zum Schluß spielte das ganze Gespräch in die socialistische Frage hinüber und schloß mit dem Communismus als der Sache, die allerdings im Moment den Herren am bedenklichsten scheint, sich aber allem Anschein nach an der eigenen Fleischlosigkeit zerstören würde. In diesem letzten Punkt stimmen wir nun freilich mit ihnen überein, und somit trennte man sich im Frieden bis auf den letzten Moment, wo mein Reisegefährte meinen Namen erfragte und nicht wenig verwundert schien, die ganze Reise in so unerlaubter Gesellschaft angenehm verbracht zu haben."

Eine hübsche Begegnung mit „Goethe's Kind" Bettina von Arnim in Berlin verdient auch mitgetheilt zu werden.

„Ich hab' so viel Menschen, seit meinem letzten Briefe an Dich, gesehen, unter Anderen Bettina, die mich am Freitag zwei volle Stunden mit ihrer schönen Gisel*) besucht hat und mit zärtlichster Umarmung und Versicherung: sie hätte eine ungeheuere Freud' an mir, geschieden. — Ein Gleiches kann ich von ihr nicht sagen, vielleicht weil ich ehrlicher bin, aber interessant ist eine so entschieden ausgeprägte Persönlichkeit, wie diese, immer, und dann hat sie mitten unter den unglaublichsten und confusesten Betrachtungen doch blitzende Secunden. Sie sprach mit mir viel von den Polen und viel von Dir, behauptete unter Anderem, der König habe ehedem gewiß große Pläne mit Dir im Sinne gehabt, die Du nur durch den Brief zerstört habest — und als ich eine durchaus andere Meinung kund gab, und ihr sagte, daß den König gewiß nichts zu dieser Einladung bestimmt habe als der Wunsch, von einem Menschen mehr als ein geistreicher König bewundert zu werden ꝛc. ꝛc. und er sich dies zu erreichen wirklich der armseligsten Schmeicheleien bedient habe, daß ich Deines Briefes an ihn, (den sie angriff), mich von Herzen gefreut habe, um so mehr, da die Veröffentlichung ohne Dein Wissen und Zuthun geschehen, und doch einmal dem Publicum gezeigt habe, daß Naturen wie Du gegen den Pesthauch dieser Sphäre unempfänglich, sagte sie: „Ich denke anders, aber ich begreife ihren Standpunkt auch." Komisch war die Frage: Warum wohnt Ihr Mann nicht in Württemberg, wo er auf den Kronprinzen gewiß viel Einfluß haben könnte? — ich hatte für diese Alberuheit keine andere Antwort als die: Es scheint mir, daß in einer Zeit wie die unsere, ein Mensch wie Georg, eine höhere Aufgabe hat als die, blödsinnige Kronprinzen zu erziehen. — Sie lachte und klopfte dann immer noch hie und da an, verwundert, wie es schien, daß ich ihr gegenüber den Muth hatte, entschieden anderer Meinung zu sein. Den König lobte sie bis in's Aschgraue, schob Alles auf die Minister, sprach überhaupt für das Königthum, und lachte dennoch, als ich ihr sagte: Ja, ich finde, dies ist ein amüsanter Herrscher, aber leider nur kein König; käme ein solcher mal, so wollt' ich

*) Später Frau Professor Herrmann Grimm.

auch schon und müßt' ihn anerkennen wie irgend eine Naturmacht, — der Thron hat damit aber nichts zu thun."

Damals kamen zu all' den politischen Wirrungen noch die religiösen Irrungen. Einerseits versöhnte sich Preußen mit dem Vatican, während auf der anderen Seite die Altlutheraner gegen die freien Gemeinden kämpften und der Deutschkatholicismus des Johannes Ronge entstand, des suspendirten Caplans von Laurahütte. Frau Herwegh beschreibt gar köstlich ihre Unterredung mit diesem als „neuen Luther" gefeierten eitlen und confusen Pfaffen.

„Ronge ist dieser Tage auch bei mir gewesen und wird Dich vermuthlich in der Schweiz treffen, wohin er gestern abgereist ist, um mit Karl Fröbel eine Hochschule für Frauen zu deren Emancipation zu errichten. Ein kleiner Mann, untersetzt, mit etwas schiefer, ausgerenkter, rechter Hüfte, glattem gutgeschnittenem, sehr gewöhnlichem Gesicht, wohlgepflegtem Bart, kurzen fetten Händen mit geschmacklosen Ringen besetzt, ohne Geist und mit vieler Bonhomie. Ich fragte ihn, was er mit diesen Frauenvereinen bezwecke, und brachte ihn durch meinen Humor, mit dem ich die Sache aufnahm, dermaßen aus dem Text, daß ich's ihm unmöglich machte, seinen Ernst zu behaupten. Die sociale und religiöse Frage soll durch diese Vereine praktisch verschmolzen in's Leben treten, durch die höhere Erziehung der Frauen auf die Elementarschulen armer Kinder, ferner auf die Mägde gewirkt werden und durch diese dann wieder zurück auf die Kinder u. s. w. Bis dahin, sagte er, gab's in Deutschland nur zweierlei Frauen: Köchinnen und . . . Hier stockte er; ich half ihm weiter, indem ich das Wort „Courtisanen" aussprach, und hinzufügte: Herr Ronge, Sie können ganz frei sprechen, es giebt ja nichts, was sich natürlich gesagt nicht vor und mit unbefangenen Menschen besprechen ließe. — Also Courtisanen und Köchinnen! Nun, was soll geschehen? „Sehen Sie, Frau Herwegh, durch diese Hochschulen soll nun" — „Ach ich verstehe," fiel ich ihm in's Wort, „soll dies vermittelt werden, daß ferner alle Köchinnen Courtisanen werden, und alle Courtisanen kochen können, was allerdings sehr zweckmäßig wäre." — Mit all' diesem Zeug, denn welcher ehrliche Mensch kann heutzutage solchen Unsinn ernst behandeln, hatt' ich unseren socialen Beichtiger dermaßen aus dem Text gebracht, daß er selbst in lautes Gelächter ausbrach und sich mit dem festen Bewußtsein entfernte, an mir keinen Adepten gewonnen zu haben. „Die Liebe, Herr Ronge," hatt' ich ihm auch gesagt, „ist der einzige Hebel zur Emancipation der Frau; wen die nicht befreit, dem werden Sie nicht helfen, Herr Ronge;" dadurch hatt' ich ihn ganz gewonnen. „Da haben wir's ja", erwiderte er enchantirt, „da ist's ja ausgesprochen" und so hatt' ich ihn so weit gebracht, mich in die Mysterien seines großartigen Planes einzuweihen, und schon glaubte er mich bekehrt zu haben, als ich ihm sagte: Ja, Sie können doch aber nicht hoffen, die 11 000 heiligen Jungfrauen durch die Liebe zu bekehren? „Lachen Sie nur, Frau Herwegh, ich lasse mich nicht irre machen; an meinen Früchten sollt Ihr mich erkennen." Ich wünschte ihm Glück und wir schieden. Im October will er nach Paris, um auf die französischen Frauen zu wirken. Er versteht nämlich keine Silbe Französisch!"

Aber nicht nur in den religiösen Köpfen malte sich damals die Welt recht sonderbar, auch die politischen Streiter gefielen sich in Träumereien, die wir heute nur belächeln können. Ein sonst sehr heller Kopf, Professor Karl von Pfeufer in Heidelberg, der nachmalige Leibarzt des Königs Max von Bayern, schickte an Herwegh einen süddeutschen Stimmungsbericht, dem wir Folgendes entnehmen:

„Du bist entzückt über den Muth der Pariser, mit dem sie ihre Angelegenheiten besorgen. Glaube mir, wir Deutsche haben ihn in demselben Grade. Das Großherzogthum Baden ist nicht mächtig wie Paris; was in dieser Stadt erkämpft wird, ist für ganz Frankreich gewonnen, wir aber hier sind ein kleiner vorgeschobener Theil. Wir Andere also, die wir nicht gleich Euch Revolutionsmännern den kurzen Rausch der Freiheit preisen, selbst wenn ein lebenslänglicher Katzenjammer nachfolgt, denken uns die Zukunft folgender Gestalt: Aufgabe der Souveränität der einzelnen Theile Deutschlands in allen allgemeinen Fragen; factische Bestimmung dieser Fragen durch einen deutschen Reichstag, in welchen das Volk wählt; für diesen Reichstag (dies ist mein individueller Gedanke) ein Gebiet natürlich republicanische Einrichtung desselben, Frankfurt wäre hiersür ein guter Anfang. Hängen die Völker ihren Fürsten an, so sollen sie sie behalten, wir wollen weder mit den Bayern noch mit den Schwaben einen Wanderkrieg führen. Bemächtigt sich ein Fürst dieser Frage, so wird sie freilich rascher entschieden; aber es ist unter ihnen Niemand, der eine große Idee tragen kann. Es hinge jetzt vom Großherzog von Baden ab, König der Deutschen zu werden. Bis jetzt sind keine republicanische Neigungen im Volke zu spüren und eine constitutionelle Monarchie in so entschiedener Weise wie in England, das Ideal der Gebildeten."

Unterdessen war es Emma Herwegh vergönnt, die im neuen Moabiter Zellengefängniß eingesperrten Polenhäupter zu sprechen, für die ganz Berlin damals schwärmte, bis sie vor Gericht höchst unerwarteter Weise ihren Nimbus verloren, weil sie mit würdeloser Verlogenheit hinterher Alles in Abrede stellten. Ihren Berliner Aufenthalt schloß Emma Herwegh mit einem hübschen Witz, indem sie dem freundlichen Moabiter Director Grabowski die „Gedichte eines Lebendigen" mit einem revolutionären Schreiben sandte, „wie es ein Königl. Kerkermeister wohl selten bekommt". Sie bemerkt dazu: „Freisinnige Menschen haben in unserer Zeit einen doppelten Ruf, sich, wenn der Moment es fordert, frei zu äußern. Durch die Hinterthür zu irgend einem Vorzug zu kommen, ist nicht mein Geschmack; ich will das, was ich im Leben erstrebe, als Dein Weib erreichen, nicht als Magd, darum fügte ich dem Buche einige Worte bei. Der Brief schloß nämlich ungefähr so: „Ich glaube Ihnen kein wahreres Zeichen meiner Anerkennung geben zu können, als indem ich Ihnen dieses Buch sende und Ihnen dadurch mit Zuversicht eine heilige Waffe gegen innere und äußere Sclaverei anvertraue." Köstlich ist es aber doch, daß die „Gedichte eines Lebendigen" einem Kerkermeister als Andenken geschenkt werden." Im Uebrigen waren ihre Wahrnehmungen über den revolutionären Geist in Berlin wenig tröstlich, und ihre Klage könnte Wort für Wort auch aus Johanna Kinkel's oder einer anderen Dichtersfrau Feder geflossen sein: „Glaub' mir, mein Herz, die Freiheit, nach der Du strebst, und die aus jeder Strophe Deiner Gedichte athmet, — die wollen sie nicht, die ahnen sie nicht, die fühlen sie nicht und wie ich's jetzt wieder mit eigenen Augen sehe, wird's mir sonnenklar, daß Menschen wie Du und ich an diesem Entwickelungsgange sich aufrichtig nicht betheiligen können. Da ist auch nicht ein Funken heiliger Flamme, nicht ein Tropfen Blut, der nicht durchwässert wäre, nicht eine Persönlichkeit, deren bloße Erscheinung magnetisch auf die Menge wirken könnte. Philister, Egoisten, alte Weiber mit und ohne Hosen, und doch, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich Dich nur einen Tag unter Ihnen sehen könnte, aber dann auf der Tribüne auf offenem Markt." Wenn man diese Zeilen liest, so scheinen sie nur von Entmuthigung und Hoffnungslosigkeit zu sprechen und die nahe Katastrophe nicht zu ahnen. Wenige Monate später brach der Märzaufstand in Berlin los, und „König Hamlet" entblößte sein Haupt vor dem souveränen Volk und seinen Todten.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Erst Achtzehn!

Humoreske aus der Zeit des bosnischen Aufstandes.

Von Maurus Jokai.

Als wir Oesterreicher in Banjaluka einmarschirten, thaten diese verwünschten Bosnier so unterwürfig, daß man hätte meinen sollen, sie könnten nicht Drei zählen. Mit zwölf Mann von meinen Husaren wurde ich im Haus eines wohlhabenden Schnittwaarenhändlers einquartirt. Der Hausherr war abwesend; um so freundlicher empfing uns seine Frau, ein munteres Weibchen. Sie war nicht ganz ungebildet, und da sie etwas Deutsch sprach, verständigten wir uns ganz gut miteinander. Sie entschuldigte die Abwesenheit ihres Eheherrn und schwor, er sei nicht etwa unter die Aufständigen, sondern nur nach Salonichi gegangen, um neue Waare einzukaufen; wenn wir länger blieben, würden wir das Vergnügen haben, ihn zu sehen. Was scheerte mich übrigens ihr Gatte? Das Zimmer, welches sie für mich einrichtete, war hübsch, und da sie mir auch ein gutes Abendbrod versprach, so war ich guter Dinge. Freilich verdroß es mich, daß an den Wänden neben den Bildnissen des heiligen Nikolaus und des heiligen Georg auch die Photographien von Miletics und Tschernajeff und anderer Rebellen hingen. Gegen Abend, als meine Husaren mit ihrem Dienst fertig waren und zu singen begannen, klopfte die Hausfrau, und nachdem sie ängstlich umher geblickt, ob Niemand weiter da sei, fiel sie vor mir auf die Knie.

„Ich bitte, meine Gnädige, stehen Sie auf und sagen Sie, womit ich dienen kann?“ Und erst jetzt bemerkte ich, wie prachtvoll die schwarzen Augen der jungen Frau waren; wären sie nicht so stark mit Zinnober bemalt gewesen, hätte man sie für ideal erklären müssen. Sie mochte keine zweiunddreißig Jahre zählen.

„Bei allen Heiligen, großmächtiger Herr General,“ begann die Frau, indem sie meine Hände umklammerte; „haben sie Nachsicht mit mir, sonst stürze ich mich in den Brunnen.“

„General bin ich zwar nicht, aber verfügen Sie über mich! Ich will gern Alles für Sie thun, was sich mit meiner Soldatenehre verträgt.“

„Ja, ja, an Ihre Ehre als Soldat appellire ich gerade,“ fuhr die Frau fort. „Sie sind ein ritterlicher Mann, den die Verzweiflung einer Mutter zu rühren vermag. Ich habe nämlich eine wunderschöne Tochter, und da fürchte ich, daß Ihre Husaren . . .“

„O, da kann ich Ihnen mein Ehrenwort geben, meine Gnädige, daß Ihrer Tochter kein Leid widerfahren soll.“

„Ich fürchte mich aber schrecklich, denn das Mädchen ist gar zu schön! Auch kann ich nicht immer bei ihr sein, sie zu behüten. Man kann mich des Nachts überfallen. Ja nur dann kann ich ruhig schlafen, wenn Sie erlauben, Herr Oberst, daß ich meine Tochter für die Nacht in Ihr Zimmer bringe, so lange Sie hier verweilen.“

„Nachts? in mein Zimmer?“

„Ja, weil sie nur hier ganz in Sicherheit ist. Hier unter Ihrem ritterlichen Schutze. Ich weiß, hier würde ihr kein Leid geschehen. Ihr Ehrenwort beschützt mein Kind!“

„Wie alt ist Ihre Tochter?“

„Erst achtzehn, aber wahrhaftig ein Engel.“

Erst achtzehn! Donnerwetter! Und da soll ich nun allnächtlich einen achtzehnjährigen Engel behüten, den ich mit meinem Ehrenworte zu beschützen versprochen! Das wird eine nette Bescheerung! Ich war allerdings bereit, die Pacification Bosniens auf jede mögliche Weise zu fördern, aber nur so nicht!

„Also nicht wahr, Sie gestatten mir, so um Mitternacht, wenn Alles schläft, mein süßes Töchterchen in Ihr Zimmer zu bringen? O tausend Dank! Der Himmel segne Sie für Ihre Großmuth!“

Na, aber ich bedanke mich beim lieben Herrgott für solch' einen Segen! Da verpfände ich mein Ehrenwort, das Mädchen zu beschützen, und damit ich mein Wort ja gewiß einlöse, bringt man mir das Mädchen Nachts in mein Zimmer. Und nun soll ich allnächtlich mit gezogener Waffe ein schönes Mädchen bewachen, wie der Kadun-Kie-Chuda am Beiramsfeste die Braut des Sultans! Oho, so haben wir nicht gewettet! Ich bin kein heiliger Antonius. Und dann hatte es ja der Heilige auch leicht, denn er wußte ganz genau, daß die schöne Versucherin des Teufels Großmutter war. Aber er sollte mal an meiner Stelle sein, wo die Mutter selbst die Tochter herbeibringt und schwört, sie sei ein Engel, — da möchte ich mal sehen, wie lange er ein Heiliger bliebe! Dann habe ich dem Kaiser auch gar nicht geschworen, in seiner Armee ein Einsiedler zu werden. Du sollst nicht begehren fremden Gutes! heißt's in der Bibel. Aber ich begehre ja gar nichts, man bringt es mir freiwillig! Ist das etwa kein wahrhaftiges europäisches Mandat, wenn eine Mutter ihre Tochter in das Zimmer eines Husarenleutnants bringt, damit er die Ruhe und die Ordnung aufrecht erhalte? Das heiße ich die wahre bosnische Frage! Aber ein verpfändetes Wort! Die Soldatenehre! Darf da viel gedeutelt und getüftelt werden?

Diese Frau hält mich für einen sagenhaften Helden, einen Lohengrin etwa, der im Einschwäner daher kommt, die Unschuld zu beschirmen. Darf ich diesen Glauben widerlegen? Darf ich das gegebene Wort brechen? Nein! ich werde ans Eisen sein. Ich werde meinen Augen verbieten, sie anzublicken. Ich werde an lauter traurige Dinge denken. Ich werde das Dienstreglement vornehmen und es durchlesen. Ich werde Patience spielen. Meinetwegen mag sie dort liegen und so schön sein wie Semiramis. Ich werde zu Stein werden. Aber morgen früh melde ich mich zum Rapport, man möge mich doch nächste Nacht auf Wachtposten schicken. Ich bin ein großer Freund davon, besonders wenn mich der Regen bis auf die Haut näßt. Halt, noch Eins, was mir Kraft und Selbstbeherrschung geben soll: ich betrachte das Ganze bloß als eine Falle. Wie, wenn es mir ergeht, wie seiner Zeit dem seligen Holofernes? So ist's! Wenn ich nicht will, daß ich morgen früh ohne Kopf aufwache, so muß ich ein Tugendausbund bleiben!

All' meine philosophischen Ausführungen wurden indeß über den Haufen geworfen, als sich leise Schritte gegen Mitternacht meiner Thür näherten. Mein Herz riß sich los wie ein wildes Füllen und ging mit meinem Verstand über Stock und Stein durch. Jeder Blutstropfen in mir wurde rebellisch wie ein Bosnier und ich fühlte, daß ich kein Erbarmen kennen werde. — Da klopft es schüchtern. — „Herein!“

Vorsichtig wird die Thüre geöffnet, und herein tritt mit geheimnißvollem Lächeln die Hausfrau, mit ihrer Tochter auf dem Arm, — einem niedlichen Wickelkind im Steckkissen.

„Da ist sie, Herr Oberst! Nicht wahr, sie ist schön wie ein Engel?“

„Wie? was? Sie sagten mir ja, sie sei achtzehn!“

„Ja, im achtzehnten Monat. Doch ist sie schon entwöhnt und wird Sie gewiß nicht stören. Ich that etwas Mohnsaft in die Milch, damit sie ruhig schlafe.“

„Hunderttausend Bomben und Granaten! Was fürchten Sie denn, daß meine Husaren dem Wurm anthun könnten?“

„Ich — ich —,“ stotterte die Frau, „ich fürchte — sie könnten mein Püppchen — — — anfressen . . .“

Ich war wie mit kaltem Wasser begossen. Wir Husaren stehen im Rufe, daß wir kleine Kinder fressen! . . . Nein, ein solches Abenteuer möcht' ich nicht noch einmal erleben!

# Aus der Hauptstadt.

## Ein verrathenes Staatsgeheimniß.

Die Fahrt war zuerst in nicht gewöhnlichem Maaße langweilig gewesen. Man hätte bei einem Blicke in unsere Gesichter glauben können, Ludwig Fulda, auf dessen Namen sie jetzt in Trafoi einen Zickzack-Promenadenweg getauft haben, säße mit uns in der Postkutsche und läse uns sein neues, phantastisch-geistvolles Märchendrama vor. Aber Ludwig Fulda vergegenwärtigte sich zur selben Stunde die epochalen Wirkungen seiner jüngsten Schöpfung, indem er als einziger Gast an der Mittagstafel des Trafoi-Hôtels Theil nahm, das mehr als die Direction des Deutschen Theaters für die Unsterblichkeit seines Namens gethan hat. Und wir mußten uns statt seiner mit einem feierlich aussehenden und rauchenden Herrn begnügen, der sicherlich Rang und Stellung eines Hofrathes inne hatte und unausgesetzt das Berliner Tageblatt studirte, das seit seiner grundlegenden wissenschaftlichen Abhandlung über ganz belanglose Augenverletzungen, Augäpfel, Augenzwiebeln, Sehlöcher, Aderhäute und Ciliarkörper nicht nur die Lieblingslectüre jedes Curgastes, sondern auch jedes noch nicht ganz gründlich durchgebildeten Augenarztes geworden ist. Neben dem Hofrath blühte eine Dame, die sonderbarer Weise aus Reuß jüngere Linie zu stammen vorgab und die vor fünfundzwanzig Jahren ihrem Landesherrn als weißgekleidete Ehrenjungfrau nicht übel gefallen hatte. Außer mir war im Wagen noch ein Herr mit Ehering vorhanden, der offenbar die erfreuliche und lobenswürdige Absicht hatte, seiner Frau aus der Schweiz etwas recht Hübsches mitzubringen. Seine Beinkleider waren nämlich von oben bis unten mit Koth bespritzt, und ich nahm an, daß er dies absichtlich gethan hätte, um seiner Gemahlin daheim auch etwas von den schönen Gegenden zu zeigen, durch die er seit vier Wochen gekommen war.

Die Fahrt war zuerst, wie oben bemerkt, ungewöhnlich langweilig gewesen, und das, obgleich keine allgemeine Unterhaltung stattgefunden hatte. Diese kam erst zu Stande, als die Dame aus Reuß jüngere Linie die Nase zu rümpfen und zu schnüffeln begann und sich mit der Bemerkung an den Hofrath wandte, daß es sehr unangenehm im Coupé rieche. „Es wird Jemand eine schlechte Cigarre rauchen", meinte der Hofrath und fixirte meinen Nachbar mit den Gebirgshosen, der Dank seinem gewaltigen Glimmstengel den Anblick eines ewig umschleierten Berggipfels gewährte.

„Darf ich Ihnen dann vielleicht eine andere anbieten?" fragte er den Hofrath mit jener hochachtungsvoll ersterbenden Miene, deren glückliche Besitzer heutzutage das Ministersauteuil sozusagen im Tornister tragen. Seine glückliche Wendung brach das Eis, ein höfliches Wort jagte das andere, und nach kurzer Zeit war eine lebhafte, manchmal in Leidenschaft ausartende Conversation über die Preise und Rechnungen der Hôtels im Gange. Wir bemühten uns, plausible Gründe für die krankhafte Manie der Gasthofbesitzer ausfindig zu machen, „Licht und Bedienung" doppelt so hoch wie das „Zimmer" selbst in Rechnung zu stellen; wir waren entsetzt über das geringe Maaß von Volksbildung in der Schweiz, wodurch den unglücklichen Hôtelbuchhaltern beständig Schreibfehler zu Ungunsten der Gäste unterlaufen, während die Oberkellner sich fortwährend verrechnen und auf ein Zwanzigfrankenstück sicher zwei bis drei Franken zu wenig herausgeben.

Nachdem der Hofrath unsern Hypothesen eine Weile lang mit demosthenischer Schweigsamkeit gelauscht hatte, lächelte er endlich diplomatisch und sagte: „Die Herrschaften befinden sich meines Erachtens auf einem Holzwege, wenn Sie auch vielleicht nichts für die Bretter schreiben, die die Welt bedeuten. Muß ich denn wirklich annehmen, daß Sie nichts über die Unterhaltung gelesen haben, die Pastor von Bodelschwingh nach eigenem Geständniß mit Sr. Majestät dem deutschen Kaiser gehabt hat?"

Ich beeilte mich, mit triumphirendem Lächeln die eidesstattliche Versicherung abzugeben, daß ich seit drei Wochen keine öffentliche Meinung mehr in der Hand gehabt hätte.

„Pastor von Bodelschwingh hat Sr. Majestät den eigentlichen, den tiefsten Grund der hohen Hôtelrechnungen und alles sonstigen socialen Elends überzeugend aufgewiesen", fuhr der Hofrath fort, indem er die Dampfwolken des Gebirglers hustend abwehrte. „‚Welche Last', fragte dieser einsichtsvolle Mann Seine Majestät, ‚drückt denn schlimmer auf unsern Arbeiterstand, als die Last der immer steigenden Wohnungsmiethen? Müssen nicht in den größeren Städten die Arbeiterfamilien schon über ein Viertel ihres ganzen Verdienstes für die Wohnungen ausgeben, und noch dazu für schlechte und ungesunde Wohnungen? Sind nicht fünf Sechstel und mehr aller Bielefelder Wohnungen Arbeiterwohnungen? Für wen arbeiten also die Maurer und Zimmerleute? Arbeiten sie nicht für den kleinen Mann? Wenn nun der Lohn in's Ungemessene hinauf-, die Arbeitszeit immer hinuntergeht, so wird auch dadurch dem Arbeiter das Nöthigste unmöglich gemacht, um ein glückliches Familienleben zu führen — der Besitz einer eigenen, gesunden Wohnung!'"

Keiner von uns wagte diese Offenbarungen reiner socialpolitischer Weisheit durch ein dreistes Wort der Zustimmung zu entweihen.

„Und nun, meine Herrschaften", setzte der Hofrath aus Eigenem hinzu, „erkennen Sie auch die Ursache der durch die Höhe ihrer Gesinnung und Frankenzahl hervorragenden Hôtelrechnungen. Die Maurer mauern zu theuer, so daß der Hôtelier nothgedrungen für ein Dachzimmer acht oder zehn Mark in Nota setzen muß. Ihm blutet das Herz dabei, es ist kein Zweifel, aber er kann nicht anders, bei fünfundvierzig Pfennig Maurerstundenlohn! Welche Unsummen will ferner der Bauer am Getreide und an den Kuhproducten verdienen! Nimmt es Sie da wirklich Wunder, wenn der Preis einer schlichten Buttersemmel auf eine halbe Mark gestiegen ist? Rotten Sie, meine Herrschaften, die niederträchtige und unfreisinnige Begehrlichkeit des arbeitenden Pöbels aus, und Sie werden wieder wohlfeile Vergnügungsreisen in die herrliche Gotteswelt unternehmen können."

Der Gebirgler erlaubte sich die Frage, ob Herr von Bodelschwingh, den er als Volkswirthschaftler an sich durchaus über Rodbertus und Adolf Wagner stelle, denn noch niemals von Grundstückspeculanten gehört hätte und von dem freilich unmaßgeblichen Umstande, daß in den großen Städten der Baugrund meist doppelt so theuer wie das darauf errichtete Gebäude sei, während die Arbeitslöhne kaum den zehnten Theil der Gesammtkosten ausmachten. Da er aber einen schon etwas abgeschabten Lodenrock trug, waren wir alle von dem Unsinn und der Erbärmlichkeit seiner Einwürfe überzeugt und zuckten nur die Achseln.

„Nach alledem begreife ich erst voll und ganz Herrn v. Boetticher, der angeblich nur seiner Frau zu Liebe so lange im Amte geblieben ist", mischte sich die Dame ein, die nach ihrer eigenen Behauptung fünfundzwanzig Lenze zählte und bei den übrigen achtzehn offenbar die Augen zugedrückt hatte. „Seine Wohnung im Reichsamte des Innern war wunderschön und in letzter Zeit auf Drängen der gnädigen Frau noch durch Anbau eines prächtigen Saales vergrößert worden. Herr von Boetticher hatte sich bei den immerwährenden Angriffen der Bismarckpresse Bekannten gegenüber wiederholt dahin geäußert, daß er wohl schon längst von Berlin fortgegangen wäre, wenn seine Gattin nicht so sehr an der schönen Wohnung im Reichsamte des Innern hinge."

„Es ist anerkennenswerth, daß der Herr Staatssecretär der Begehrlichkeit der Arbeiter zwölf Jahre lang keine Nahrung gab, indem er sich standhaft gegen das Beziehen einer Arbeitslöhne kostenden Privatwohnung weigerte", sagte ich bescheiden.

„Unsere Staatsmänner wissen, weßhalb sie in Sturm und Noth getreulich auf ihrem Posten ausharren", bestätigte der Hofrath. „Es ist eine sehr scharfsinnige und kluge Einrichtung, daß die Pension immer nur einen kleinen Theil des Gehalts ausmacht; andernfalls gäbe es, glauben Sie mir das, bei den heutigen Zuständen überhaupt keine activen Beamten mehr."

„Und wird die Regierung die Bodelschwingh'schen Gedanken in Gesetze verwandeln?" fragte ich.

„Gewiß wird sie das. Die Regierung hat ein ganz bestimmtes Ziel vor Augen, und mit Gottes Hülfe wird sie es auch erreichen."

„Sie möchte sich aber leicht noch unpopulärer machen", besorgte ich.

Die Augen des Hofrathes leuchteten auf. „Glauben Sie das in der That? Es freut mich, von einem biederen Manne des Volkes bestätigt zu hören, daß unser herzliches Hoffen und Streben nicht völlig umsonst und aussichtslos ist."

„Unpopularität der Minister schützt sie allerdings mit Sicherheit vor'm Sturze, und wer von ihnen sich bei der Nation recht verhaßt zu machen weiß, der klebt", bemerkte der Lodenmensch grimmig.

„Nicht doch, lieber Freund", entgegnete der Hofrath mit mildem Vorwurfe. „Auch unpopuläre Verantwortliche können sich über Nacht lucanisch den Hals brechen. Wenn unsere Regierung nach Unpopularität strebt, so hat das einen ganz anderen Grund. Glauben Sie denn, das neue Umsturzgesetz, diese mühevolle Geistesarbeit, habe nur den Zweck, uns beim Volke verhaßt zu machen? Das wäre kleinlich, das dürfen Sie ritterlichen Ehrenmännern nicht zutrauen, wie es weiland Graf Caprivi war, wie es Fürst Hohenlohe und sein wahrscheinlicher Nachfolger Waldersee ist. (Waldersee's Nachfolger ist noch unbekannt.) Wir hegen höheres Verlangen."

Eine Ehrfurcht ergriff uns, die selbst Richard Strauß nicht in Tönen wiederzugeben vermocht hätte.

„Beachten Sie nur den jähen und doch dauernden Wechsel in unserer Wirthschaftspolitik; denken Sie daran, welche ungeheure Macht Freiherr von Stumm hat; ziehen Sie unser Benehmen in der Frage der Militärstrafproceßreform in geneigte Erwägung! Diese wiederholten, nie gehaltenen Versprechungen, diese ewigen Vexationen der Bevölkerung! Was haben wir nicht Alles gethan, um uns und unserm Regierungssystem die letzten Sympathien zu entfremden! Diese officiöse Bismarckhetze! Unsere Schwachmüthigkeit den Kornjobbern, unsere Härte den Bauern und Handwerkern gegenüber; unsere raffinirte Ungeschicklichkeit in allen auswärtigen Angelegenheiten, e tutti quanti!"

„Schließlich der Husarenofficier als Postmonarch!" schob der galante Ehegatte ein.

„Nicht wahr?" freute sich der Hofrath. „Jeder vernünftige Mensch muß sich doch sagen, daß Alles dies nicht Zufall oder bloße Dummheit sein kann, daß Methode in der Sache sein muß! Und sie ist darin. Ich will es Ihnen in Kürze erklären. Unsere Regierung wünscht originell zu sein. Ausgetretene Wege zu fahren, in die Fußstapfen sogenannter erfahrener und glückbegünstigter Staatsmänner zu treten, widerstrebt ihr durchaus. Sie will die Welt überraschen, verblüffen; noch nie Dagewesenes will sie thun. Nun sagen Sie mir, welchem Ziele gilt das heiße Bemühen jeder normalen, sagen wir ruhig, alltäglichen oder ordinären Regierung? Sie will möglichst gute Wahlen machen. Da wir ganz aus dem Altgewohnten herausfallen, da wir geistreich sind, voll origineller Einfälle und nie wie die Andern, sondern immer das Gegentheil — was wird unser Wunsch sein? Möglichst schlechte Wahlen zu machen!! Und nun sehen Sie sich darauf unser System, unsere Gesetzvorschläge, unser Handeln und Nichthandeln, unser ganzes Arbeiten an! Kann es besser, zweckdienlicher sein? Sagen Sie mir aufrichtig, werden wir im Juni nächsten Jahres zum Ziele gelangen oder nicht?"

Der Lodenmann sperrte für eine Viertelstunde Mund und Nase vor Bewunderung auf. Dann aber betheuerte er, auf ewig geheilt zu sein von seinem bisherigen Wahne, daß die Politik und alle Anstrengungen unserer Regierung absolut erfolglos wären. Caliban

---

## A. v. Werner's neue Bannbulle.

Der Pontifex Maximus der Berliner Malerei hat abermals wider die Verfechter einer neuen Kunst und die ruchlosen Verächter der Berliner Akademie seinen Bannstrahl geschleudert. Am 17. Juli hielt er bei der Preisvertheilung in der Hochschule eine Rede, und im Blatt des Herrn Ludwig Pietsch hat er sie schleunigst veröffentlicht.

Wir Ketzer stehen und lassen uns die Blitze um's Haupt zucken und wundern uns schier selber, daß sie uns nicht treffen. Hat Jupiter tonans die Gicht im Arm? Oder sind seine Augen mit Blindheit geschlagen? Oder ist er so vergrämt und verbittert, daß er nur wüthend um sich schmeißt, gleichviel, ob's trifft oder nicht?

Herr v. Werner möchte Rechenschaft darüber ablegen, warum er der „modernen Richtung" keinen Eintritt in die Berliner Akademie gewähren will. Er befürchtet Schlimmes von ihr. Er meint, daß sie ihren „Erzieherberuf im Fortschritt zum Besseren" noch nicht bewährt habe, daß sie „demoralisirend" wirken müsse. „Die Kunstakademie", sagt er, „hat nicht die Aufgabe, den Cultus des Häßlichen und der Geschmacklosigkeit zu betreiben, dazu giebt der Staat kein Geld." (Ach, daß er keines dazu gäbe, — wie froh wären wir Alle!) Herr v. Werner wird dann erhaben und weihevoll. Gleich als ob er gewohnt wäre, auf seinen Bildern nur Engel des Lichts und nicht etwa gröhlende deutsche Soldaten in schmutzigen Wasserstiefeln zu malen, bricht er in die verzückten Worte aus: „Die Schönheit wird immer, wo und in welcher Form sie auch auftritt, Eindruck machen und siegreich sein, es bedarf dazu keiner Verhimmelung und Verhetzung." Und ernst tadelnd fügt er hinzu: „Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheint mir das Gebahren der neuesten Richtung allerdings als ein unsauberes Blatt in der Geschichte der Deutschen Kunst."

Herr v. Werner, der so fest an den Sieg der „Schönheit" glaubt, sieht also in der „neuen Richtung", wie der erste beste Weißbierphilister, bloß den Cultus der „Häßlichkeit." Nebenbei sieht er in ihr die verkörperte Traditionslosigkeit und Umstürzlerei, und nicht zuletzt eine verruchte Ausländerei, die die nichtsnutzigen „Modetollheiten" der Franzosen nachäfft und das „deutsche Gemüth" darüber vergißt.. Der Kritik aber macht er den Vorwurf, daß sie eitel „Reclame" und „Verhetzung" treibe, und daß sie es sich zur Aufgabe gemacht habe, „die Verkommenheit und Stumpfsinnigkeit, den Schmutz und die Häßlichkeit zu verherrlichen."

Man möchte fragen: in welcher Welt lebt denn nun eigentlich dieser rüstige Bullenschmeißer und Bullenbeißer? Kämpft er gegen Phantasmagorien oder gegen Wirklichkeiten? gegen Windmühlenflügel oder gegen menschliche Gegner? Hat er ein ganzes Menschenalter lang geschlafen? oder war er vielleicht in dumpfer Stube eingesperrt und hat den Frühling da draußen bloß nicht sehen können? Und mit welch' schartigen Waffen schlägt er drein! — Blitze?! — Alte Blechplempen!!

„Schönheit — Häßlichkeit", „Tradition — Traditionslosigkeit", „Ausländerei — Nationalismus", „neue Richtung — alte Richtung": hat Herr v. Werner wirklich keine Ahnung davon, daß sich diese Gegensätze längst überlebt haben? — „Ja aber, zwischen welcherlei Mächten besteht denn heute noch der Kampf?" — Ich will es Ihnen sagen, Herr Anton v. Werner, und wenn Sie zehnmal Akademie-Director wären: zwischen Talent und Talentlosigkeit, zwischen Kunst und Nicht-Kunst, zwischen Charakter und Streberthum! Das sind heute die großen Gegensätze! Alles Andere ist nichtig!

Und deßhalb habe ich das Vergnügen, Herr von Werner, Ihnen in manchen Ihrer Ausführungen aufrichtig zuzustimmen. Nur treiben Sie's ein wenig summarisch — schreien gleich: „Es ist Alles scheußlich!" Soll ich nun dawider schreien: „Es ist Alles herrlich" —? Warum das? Warum sollte ich in Ihren eigenen Fehler verfallen? Gewiß ist Vieles herrlich in der aufblühenden jungeuropäischen Kunst — Einiges aber auch nicht. Und unumwunden gebe ich Ihnen zu: Es ist wirklich Einiges faul in der „Neuen Richtung" — wenn wir einmal dieses bananische Schlagwort für die so vielfach divergirenden Bestrebungen der jüngeren Generation acceptiren wollen. Es giebt eben auch hier Streberthum und Talentlosigkeit, Nicht-Kunst und Afterkunst, Mitläufer und Schmarotzer. Wir haben uns durchaus nicht gescheut, gelegentlich solche namhaft zu machen. Es laufen auch, wie Sie ganz richtig bemerken, Herr Director, mancherlei „Modetollheiten" und „Narrenspossen" unter, und selbst das von Ihnen so emphatisch gebrauchte Wort „Gigerlthum in der Kunst" hat für unsere Ohren keineswegs einen verblüffenden oder feindseligen Klang. Das „Archaisiren" und „Naivthuen" und Manches auch vom „Japanisiren" — obgleich Japan ganz unzweifelhaft der modernen europäischen Kunst einen überaus fruchtbaren Anstoß gebracht hat! — kurz, all' diese Barrison-Manieren der jüngeren Künstler geben wir gern dem verdienten Gelächter preis. Und wenn einmal ein Recensent sich dazu versteigt, die Häßlichkeit sozusagen als die Erlösung von dem Uebel anzupreisen — den Mann stellen wir in unser Curiositätencabinett, mit dem Gesicht gegen die Wand und dem Fuchsschwanz über'm Nacken. Er hat's ja vielleicht so schlimm nicht gemeint, aber er hat sich doch eklig vergriffen! Er hätte sagen sollen: daß Manches, was als „Häßlichkeit" geächtet wird, bloß das Unscheinbare und Unbeachtetete aber eben darum auch Keimfähige ist, und daß man nicht so ganz selten in der Kunstgeschichte gerade dort „Schönheit" entdeckt hat, wo man früher nichts als „Häßlichkeit" sah. Und Das hätte der Herr von Werner sich getrost merken können!

Die Werthbegriffe schwanken eben, Herr Director, und befinden sich in unaufhörlicher Bewegung, und dieser Thatsache scheinen Sie mir nicht genügend Rechnung zu tragen. Ihr ganzer Begriff von Tradition hat so was Steinernes, so was Zugemauertes, Luft- und Lichtloses! Warum erhitzen Sie sich beispielsweise darüber, daß man sich untersangen habe, Menzel „zu verkleinern"? Wir kennen ja den Mann, auf den Sie damit zielen — er steht mit seiner Ansicht durch-

aus nicht allein da! — aber an eine „Verkleinerung“ Menzel's hat er doch ganz gewiß nicht gedacht! Er hat — und darin sollten alle furchtlosen „Preußen“ diesem furchtlosen „Schweizer“ zustimmen! — die Grenzlinien sichtbar gemacht, in denen sich Talent und Entwickelungsfähigkeit des Berliner Altmeisters bewegen, und es ist doch gewiß nicht unehrerbietig, wenn er andeutend fordert, daß sich die Berliner Kunst nicht gar zu sehr an diesen einen Namen möge festlegen lassen! — Dafür, daß sie niemals ganz von ihm loskommen wird, ist ja gesorgt!

Andererseits ist ein Mensch, der Sie im höchsten Grade ärgert — Eduard Manet, der nicht bloß der Vater des modernen Pleinairismus, sondern (greulich zu sagen!) obendrein noch Pariser ist! Allein dieser letztere Umstand müßte doch alle ehrliebenden Deutschen abhalten, von ihm und der durch ihn entfesselten Bewegung etwas zu lernen! Wie? so ist's doch? Oh, Herr Director, da sind Sie mal wieder mehr Preuße als Künstler! Aber es ist doch nicht gut möglich, daß alle Künstler, von denen man was lernen kann, geborene Preußen seien! Es ist bedauerlicher Weise auch nicht ein Mal der Fall! Wenn preußische Künstler nur von preußischen Künstlern lernen dürften, wie müßte die preußische Kunst sich bald in ihren eigenen Schwanz beißen! Sie citiren einmal Goethe — sollte es Ihnen so unbekannt sein, daß dieser Weimarische Minister die Kunst für vaterlandslos hielt? So weit gehen wir heute nicht, nicht im Allermindesten mehr! Wir wissen sehr genau, daß jeder Künstler, so oder so, an die Scholle gebunden bleibt, der er entstammt, daß er weder nationale noch auch provinciale Cultur jemals verleugnen kann, ohne sich in seinem Besten zu schädigen. Aber wir wünschen dennoch, daß der Künstler als Künstler kosmopolitisch fühle, daß er die Werthe der Welt und der Nationen in sich aufnehme, daß er überall lerne, und sei's bei den Botokuden, wenn Die Etwas zu lehren haben! — Und ist der Künstler ein ganzer Kerl, so wird er's auch verarbeiten können! Darum laßt ihn ruhig nach der Seine pilgern — die Taufe, die er vom Spreewasser oder Rheinwasser vorher empfangen hat, ist unauslöschlich! Haben nicht die Amerikaner, die Norweger, Dänen und Schweden, die Russen, die Schotten, die Spanier und Italiener, haben nicht selbst die starren Engländer gern und willig von den Franzosen gelernt, ohne sich darum zu verlieren? Ueberfluthen sie nicht schon stellenweise Paris, daß den Eingeborenen angst und bange werden möchte? Und da sollten die Deutschen allein zu Hause bleiben? Warum? Weil sie 'mal wieder die Letzten gewesen sind, die aus dem Schlaf erwachten?!

Ja, Herr Director, „aus dem Schlaf erwachten“ — mag Ihnen das Wort auch nicht fein in die Ohren klingen! Und das verdanken die deutschen Künstler zum größten Theil der von Ihnen so gescholtenen „besonderen Zunft“, die sich unter ihnen aufgethan hat, der Secession, die den so „beklagenswerthen auch äußerlich markirten Riß“, nämlich zwischen Kunst und Unkunst, zu einer fröhlichen Thatsache gemacht hat. Damals allerdings gab es eine „neue Richtung“ und sie hatte — auch das trifft zu! — ihr Blut vielfach von französischen Ammen bezogen. Aber das Blut wuchs doch und lebte — im eigenen Leib! Und war es unsere Schuld, wenn uns die deutschen Ammen damals im Stich ließen? Wie aber stets, wann etwas Kräftig-Neues empor will, so flogen auch damals die „Schlagworte“ herum: den Draußenstehenden klangen sie hohl, aber für Diejenigen, die's anging, hatten sie wohl einen Sinn, und mit „Freilicht“, „Impressionismus“, „Intentionismus“ verbanden sie einen genauen praktischen Begriff. Sie wußten, worauf sie losarbeiten sollten, was es zu erringen galt. Und wie stets, wenn ein nahes Ziel vor Augen schwebt, galten alle anderen Ziele für nichtig. Ist das nächste Ziel aber erreicht, dann weitet sich auch wieder der Blick, und man erkennt, daß in der Kunst, als in einem echten Gotteshause, viele Wohnungen sind.

Jenes Ziel nun, das damals erstrebt wurde, heute ist's wirklich erreicht: ein ungeheurer Umschwung der künstlerischen Anschauung, der malerischen Technik hat sich vollzogen, und selbst das Publicum, das anfangs nicht folgen wollte, hat mitgemußt. Wir sehen jetzt wieder mit gleichsam reingewaschenen Augen in die Natur, nicht so wie man niemals sah, sondern wie man immer sah, wenn man eben keine graue Atelier-Brille trug. Eines jedoch dürfen wir uns heute rühmen: wir sehen feiner heute als man durchschnittlich in anderen Zeiten sah: d. h. wir nehmen mehr Nuancen wahr, apartere Verbindungen. Das sind Errungenschaften, die auch ein preußischer Akademie-Director durchaus nicht leugnen kann! — Und wenn er's thut — —?!

Franz Servaes.

## Notizen.

Hamburger Schlendertage. Von A. Trinius. (J. C. C. Bruns, Minden i. W.) Den „Hamburger Schlendertagen“ schließt sich hiermit ein zweiter Band an. Auf dem Boden der Hansastadt findet Trinius' schöne Gabe reiche Nahrung, der Freude an dem, was ist und wird, durch häufige Rückblicke auf das, was war, Stimmung und Fundament zu geben. Das liebevolle Sichversenken in die Geschichte der Väter, in das warm pulsirende Leben der Gegenwart, die Verknüpfung beider zu hübschen Bildern, giebt auch diesem Bande wieder den vollen Reiz, der sich bisher bei allen Schriften des Autors bewährt hat. Unsere Leser kennen seine feinpoetische Schilderungsart mit den anmuthigen Naturbildern. Alles ist anregend, gemüthvoll und künstlerisch abgerundet. So auch in seinem neusten Wanderband: „Durch's Moselthal“, der soeben im nämlichen Verlag erscheint und das deutsche Weinparadies Koblenz-Trier beschreibt.

William Shakespeare. Von Eduard Engel. (Leipzig, Jul. Baedeker). Engel's Handbüchlein enthält auf nur 92 Seiten alles Gewußte und Wissenswerthe über Shakespeare in knapper, klarer Darstellung, auf Grund der neuesten Forschung, und darf geradezu als ein kleiner aber erschöpfender Shakespeare-Katechismus bezeichnet werden. Für solche, die weitere Studien anstellen wollen, giebt Engel's Werkchen eine reichhaltige, wohlgeordnete Biographie aller wichtigsten Hülfsmittel. Es wird schon wegen seiner schneidigen Abfertigung der Baconisten Aufsehen machen. Der Hauptwerth des sehr vornehm ausgestatteten Werkchens liegt aber in der ebenso gründlichen wie klaren Darstellung des Lebens und der dichterischen Bedeutung Shakespeare's.

Die Liebe. Von Wilhelm Rudeck. (Leipzig, Gustav Weigel.) Das Büchlein stellt einen Versuch dar, die Geschichte eines moralischen Gefühles zu geben. Es ist sehr merkwürdig, daß wir bisher auch nicht eine einzige moralhistorische Untersuchung besessen haben, sondern uns stets mit abstracter Philosophie oder Physiologie (Mantegazza, Michelet) begnügen mußten. Erst Rudeck hat sich an das geschichtliche Problem der Moral gewagt, wie er selbst sagt, angeregt durch die Schriften Friedrich Nietzsche's und eigene medicinisch-physiologischen Studien. Sein erster Versuch, die Geschichte der idealen Liebe, muß entschieden als ein glücklicher Wurf bezeichnet werden. Es ist in der That überraschend, wie der Verfasser drei scharf getrennte Perioden in der Entwickelung des sittlichen Verhältnisses zwischen Mann und Weib aufdeckt, ihre gänzlich verschiedene psychologische Bedeutung und ihre Abhängigkeit von dem Charakter ihrer Träger. Nicht eine gelehrte Untersuchung ist es aber, wie der Titel fast zu sagen scheint, sondern eine von innerster Wärme durchleuchtete Geschichte der idealen Liebe und des deutschen Gefühlslebens. Der Stoff und seine Darstellung ist interessant, die Ausstattung schön.

Einführung in die Musik. Von Adolph Pochhammer. (Frankfurt a. M., H. Bechhold.) Ein prächtiges Büchlein, das Alles enthält, was der Musikfreund durchaus von der Musik wissen sollte. Erstens die Hauptpunkte der Musikgeschichte. Zweitens die Elemente der praktischen und theoretischen Musik: Wer hat nicht schon vergeblich Erklärung von Begriffen wie Tonica, Dominante, Contrapunkt, Orgelpunkt, Suite, Fuge und vielen anderen Kunstausdrücken gesucht? sie sind alle in einer auch für den weniger musikalisch Gebildeten faßlichen Weise erklärt. Drittens die Musikinstrumente und ihre Anwendung. Es giebt sicher viele, die weder im Ansehen, noch nach dem Ton eine Clarinette von einer Oboe oder einem Fagott unterscheiden können. Den wahren Genuß von einem Concert hat man aber erst, wenn man auch die Wirkung der verschiedenen Instrumente begreifen lernt. Zum Schluß enthält das Werk noch ein vollständiges Musikalisches Lexikon. Alles in Allem ein trefflicher Concertführer und eine praktische Musikanleitung überhaupt. Ein nützliches Vademecum ist auch des nämlichen Verfassers im selben Verlag erschienenes Werkchen: R. Wagner's Ring des Nibelungen, eine mit Notenbeispielen versehene scenenweise Erläuterung von Text und Musik der gewaltigen Tetralogie. Pochhammer ist ein Bewunderer Wagner's, aber bleibt zum Unterschied von anderen Erklärern wie Wolzogen, Nohl, Hagen immer hübsch besonnen, klar und geschmackvoll. Aufgefallen ist uns die verschiedene Schreibweise: „Brünnhilde“ neben „Brünhilde“ und der fehlerhafte Umschlagtitel „Ring der Nibelungen“.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Der **J. B. Metzler**'sche Verlag in **Stuttgart** empfiehlt allen Gebildeten das **anziehend** und **klar** geschriebene, **Neues** in solider Form bietende (in der vorigen Nummer Seite 74 besprochene) Werk von

Hermann Conrad:

**Shakespeare's Selbstbekenntnisse.**

**Hamlet und sein Urbild.**

8°. Preis: Broschirt 4 Mk. 50 Pf.; fein gebunden 5 Mk. 35 Pf.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, E. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

# Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Für nur 10 Mark franko**

inklusive **elegantem Holzkasten mit Einsatzkästchen** und **Katalog**

eine lehrreiche systematisch geordnete

**Gesteins-Sammlung.**

(Für Unterricht und zum Selbststudium.)

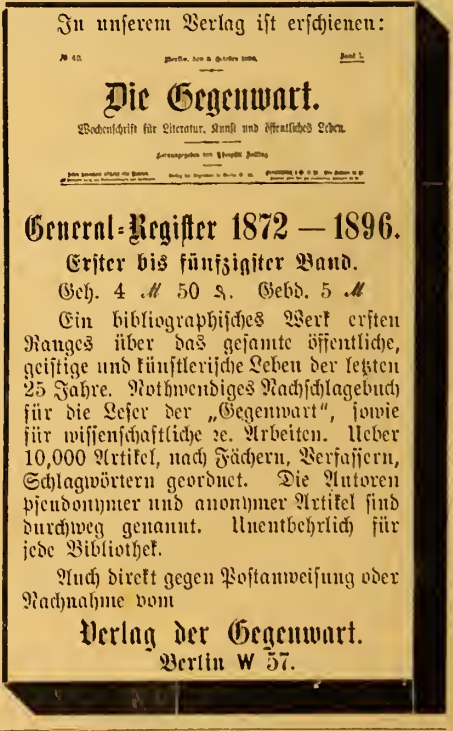
Dieselbe umfaßt 60 typische Gesteinsarten insbesondere thüringischen Ursprungs, in schön geschlagenen 5 : 7 cm großen Handstücken.

Für **Lehrer, Schüler** und **Studierende** als ganz besonders geeignete **Fest- und Gelegenheitsgeschenke** zu empfehlen.

**Größere Sammlungen auf Wunsch in jeder Zusammenstellung.**

**H. Braun, Geologe in Thal in Thüringen.**

In unserem Verlag ist erschienen:




**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 ℳ 50 ₰. Gebd. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

Berlin W 57.

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 51. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 14. August 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Streit um die Deportation. Von Carl Ed. Döhl. — Das sociale Problem in Amerika. Von George Miller. — **Literatur und Kunst.** Der Baustil der Zukunft. Vom Kgl. Baurath C. Messersmith. — Kriegserinnerungen eines Feldpredigers. Von Franz von Keller. — **Feuilleton.** Blinde Liebe. Von Matilde Serao. — Offene Briefe und Antworten: Zur modernen Malerei. Von Akademiedirector Professor A. v. Werner. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Streit um die Deportation.

Von Carl Ed. Döhl.

Wir leiden in Deutschland an Uebervölkerung. Der Geburtenüberschuß beträgt im Reiche jährlich 600 000 Köpfe; in den Jahren von 1851 bis 1883 — also allein in einem Menschenalter — haben wir durch Auswanderung $3^1/_2$ Millionen Menschen abgegeben, und diese Millionen Deutscher sind dem deutschen Volksthum verloren gegangen, weil sie in fremden Völkern aufgegangen sind. In Deutsch-Südwestafrika haben wir das ersehnte Land gefunden, welches bei weiser Ausnutzung noch nach Jahrhunderten Raum für unsere überschüssige Bevölkerung zu bieten vermag. Dort können sich von jetzt ab Tausende unserer Stammesgenossen, für die unser Vaterland zu eng ist, ein neues Heim gründen. Aber nicht nur zur Verhütung unwiederbringlichen Verlustes deutschen Volksthums, auch zu einer friedlichen Lösung der socialen Frage vermag uns dieses Land zu verhelfen, wenn wir dorthin die Auswanderung unseres vaterländischen Proletariats lenken. Den Armen, denen das tägliche Brot fehlt, sollte die Regierung des Reichs das im Verhältniß zu den projectirten Riesenarmen verschwindend kleine Stück Land schenken, dessen sie zu ihrer Existenz bedürfen. Ja, das Reich sollte sie sogar bei ihrer Niederlassung in jeder Beziehung unterstützen. Und dies ließe sich leicht ohne große Aufwendungen bewerkstelligen, wenn sich nur das Reich zur Deportation unserer Sträflinge entschlösse.

Bereits in seinen Abhandlungen „Fort mit den Zuchthäusern!" (Breslau, 1894) und „Neu-Deutschland und seine Pioniere" (Breslau, 1896) hat der eifrigste Fürsprecher der Strafcolonien, Professor F. F. Bruck, auf die Bedeutung der Deportation für das Deutsche Reich und insbesondere auf Deutsch-Südwestafrika als geeigneten Deportationsort in ausführlicher Darstellung hingewiesen. Nunmehr hat er im Anschluß an das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich einen Gesetzentwurf, betreffend die Deportation unserer Sträflinge nach Deutsch-Südwestafrika, aufgestellt. Er läßt bezüglich der allgemeinen Begründung dieses Entwurfes ein Gutachten für die diesjährige (VII.) allgemeine Versammlung der Internationalen criminalistischen Vereinigung in Lissabon*) nachfolgen, worin einerseits die Gründe für die Unzulänglichkeit des geltenden Strafvollzuges, andererseits die Nachweise für die aus der Deportation in criminal-, colonial- und socialpolitischer Hinsicht sich für das Reich ergebenden Vortheile nochmals kurz zusammengefaßt sind. Mit dem Gesetzentwurf zugleich veröffentlicht er den Entwurf einer Ausführungsverordnung zum Deportationsgesetz, womit gezeigt wird, daß es sich bei seinem Eintreten für die Deportation nicht um eine bloße Utopie handelt, sondern um eine greifbare Institution, die sehr wohl praktisch durchführbar ist. Die Deportation betrifft einen völlig selbstständigen Vorschlag, sie ist deßhalb unabhängig von allen übrigen den Strafvollzug betreffenden Fragen. Bruck hält es für einen schweren Fehler, wollten wir mit der Durchführung der Strafcolonisation so lange warten, bis das Deutsche Strafgesetzbuch revidirt wird. Alsdann dürfte freilich nicht mehr viel besiedelungsfähiges Land in Deutsch-Südwestafrika für diese Zwecke vorhanden sein. Das wünschen aber die Gegner, um den Versuch ad Kalendas Graecas zu vertagen. „Es bedarf zur Zeit nur eines Gesetzes, welches die Deportationsstrafe neben den bestehenden Strafen für zulässig erklärt. Dagegen ist es gar kein Erforderniß, mit der gesetzgeberischen Behandlung dieser wichtigen Frage bis auf die allgemeine Revision zu warten. Man verfährt viel praktischer, wenn man wichtige Specialfragen schnell und einzeln erledigt. Schließlich kann die Novellengesetzgebung bei einer Gesammtrevision des Gesetzbuches Aufnahme finden."

Durch die baldige Einführung der Deportationsstrafe, schreibt Bruck weiter, erspart das Reich Millionen, deren es jetzt in einem vergeblichen Kampfe gegen das Verbrecherthum benöthigt. Diese ungeheuren Summen könnten zum größten Nutzen des deutschen Vaterlandes auf seine werthvollste, aber capitalsbedürftigste Colonie, auf Deutsch-Südwestafrika verwendet werden. Und gerade heute, wo diese Colonie durch die Ausbreitung der Rinderpest vor einer Katastrophe steht, die ihre Zukunft in Frage stellt, bedarf es baldiger thatkräftiger Unterstützung von Seiten der Reichsregierung. Zur Abwendung des Schlimmsten fordern alle Kenner südwestafrikanischer Verhältnisse die schleunige Verbindung der Küste mit dem Innern des Landes, insbesondere die Legung einer Eisenbahn von Swakopmund bis Windhoek. Dieses wichtigste Werk, sowie die übrigen zur Erschließung der Colonie sich als unabweislich herausstellenden Arbeiten, insbesondere die Anlage von Sammelbecken mit Hülfe von Fangdämmen und

*) Auch diese Versammlung hat sich ebenso wie die Generalversammlung des internationalen V. Gefängnißcongresses zu Paris vom 9. Juli 1895 mit erdrückender Majorität zu Gunsten der Deportation ausgesprochen. Vgl. Revue pénitentiaire Mai 1897, p. 766.

Thalsperren mußten bisher wegen ihrer Kostspieligkeit unterbleiben.*) Alle diese Arbeiten könnten von deportirten deutschen Sträflingen kostenlos ausgeführt werden, da diese für ihre Tagearbeit nur ihrer Ernährung bedürfen, die ihnen auch jetzt in unseren inländischen Strafanstalten gewährt werden muß. Dort sitzen sie zu Tausenden und machen entweder der ehrlichen Arbeit Concurrenz oder man empfiehlt aus Mangel an Arbeitsgelegenheit Beschäftigung mit nutzlosen Arbeiten, z. B. Holzspalten, Wergzupfen, Steinetragen, und zwar mit Anstrengung aller Körperkräfte, damit die Haft als Strafe empfunden werde. Unsere Strafgefangenen essen das Brod unserer ehrlichen Bevölkerung, ohne dieser oder sich selbst zu nützen. Im Vaterlande vergeuden wir die Kräfte, während es in unseren Colonien an Händen fehlt. Zugleich beweist die jetzt über Deutsch-Südwestafrika hereinbrechende Katastrophe den großen Irrthum, in welchem Diejenigen befangen sind, die aus dieser Colonie lediglich eine Riesenweide für ein paar Millionen Rinder machen wollen. Alsdann würde bei jedem Ausbruche einer Viehseuche die Existenz der ganzen Colonie in Frage gestellt. Wäre man von vornherein neben der Großviehzucht auf die Anlage von Feldculturen (Anbau von Getreide, Kartoffeln**), Futtergräsern ꝛc. ꝛc., die überall im Lande vortrefflich gedeihen) bedacht gewesen, und hätte man die Colonie durch Ermöglichung der Erzeugung ihres Nahrungsmittelbedarfes von der Einfuhr unabhängig gemacht, so könnten wir der Calamität heute mit größerer Ruhe entgegensehen. Durch die gesetzliche Einführung der Deportation im Reich würde aber nicht nur die Zukunft unserer werthvollsten Colonie dauernd sicher gestellt, es würde auch zugleich ein Werk echter Humanität geschaffen. So weit Professor Bruck.

Auch Joachim Graf Pfeil hat sich für die empfohlene Deportation deutscher Sträflinge nach Deutsch-Südwestafrika zum Zwecke der Ausführung öffentlicher Arbeiten (insbesondere von Hafenarbeiten, Eisenbahnbauten, und zur Anlage der für die wirthschaftliche Erschließung von Südwestafrika unumgänglich nothwendigen Berieselung) erklärt. Er fügt noch hinzu, „daß solche Arbeiten von Europäern weit besser ausgeführt werden würden, als von den bestangelernten afrikanischen Arbeitern." Nur in einem Punkte ist er anderer Meinung als Bruck, nämlich in dem Punkte der Ansiedelung der Deportirten in Südwestafrika. Aber auch in dieser Beziehung erklärt Graf Pfeil ausdrücklich, daß er kein principieller Gegner der Ansiedelung sei. Nur die dauernde Ansiedelung von Sträflingen soll um Himmelswillen von Deutsch-Südwestafrika fern gehalten werden. Der Grund ist einfach: Die Interessenten, welche mit ihrem Capital an den großen Erwerbsgesellschaften in Deutsch-Südwestafrika betheiligt sind, sind Bodenspeculanten; sie fürchten, durch die Ansiedelung von Verbrechern könnten wohlhabende freie Einwanderer zurückgeschreckt und dadurch die Rentabilität ihrer Unternehmungen geschädigt werden. Andere Colonialfreunde sind gegen die Ansiedelung, weil sie Deutsch-Südwestafrika für zu gut halten, um Sträflinge daselbst anzusiedeln. Dieses wegen seines vorzüglichen Klimas für Deutsche sehr geeignete Land soll ausschließlich für die freie Einwanderung reservirt bleiben. Um nun der drohenden Gefahr einer Invasion deutscher Sträflinge nach Kräften zu begegnen, werden von beiden Categorien alle erdenklichen Einwände speciell gegen das Deportationsproject erhoben.

Auf diese Angriffe ist Prof. Bruck die Antwort nicht schuldig geblieben. In seiner eben erschienenen Broschüre: „Die gesetzliche Einführung der Deportation im Deutschen Reich" (Breslau, Marcus) werden seine Gegner geradezu glänzend abgeführt. Auch Bundesgenossen hat Bruck gefunden und zwar in Reisenden, die mehr von Afrika kennen, als Graf Pfeil und die Sprecher unserer colonialen Erwerbsgesellschaften. So berichtet uns Dr. Esser, ein ausgezeichneter Kenner unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes, welcher die nur durch den Grenzfluß Kunene von unserem Colonialbesitz getrennten portugiesischen Gebiete von Benguella und Mossamedes zu Studienzwecken bereist hat, daß wir in der Entwickelung gerade dieser Nachbargebiete einen Spiegel für die Zukunft und die Entwickelungsfähigkeit des nördlichen Theiles von Deutsch-Südwestafrika erblicken können. Esser erklärt auf Grund eingehender Forschungsreisen, „die landläufige Ansicht, daß jene Landstriche des nördlichen Theiles unserer Colonie sich nicht zur agrarischen Colonisation eignen, für unbedingt unrichtig. Jene unermeßlichen Gebiete sind ganz gewiß nicht schlechter wie die benachbarten portugiesischen, wo Tausende von Menschen ihr Auskommen finden, ohne kostspielige Brunnen oder Pumpwerke anlegen zu müssen." Und welche Perspective eröffnet sich erst, wenn durch ein einheitliches Berieselungssystem unser nördliches Gebiet der Agricultur erschlossen würde, wenn es gelänge, den Kunenefluß in die Etosapfanne zu leiten. „Es ist nur zu erhoffen", fährt Esser fort, „daß endlich auch der deutsche Unternehmungsgeist auf diese Landstriche geleitet werde. Wenn erst das erste halbe Dutzend Colonisten seinen und Anderer Lebensunterhalt der afrikanischen Ackerkrume abgewinnt, wenn erst ein paar Tausend Rinder und Schafe auch am deutschen Ufer des Kunene zur Tränke gehen, dann wird die Weiterentwickelung von selbst ihren natürlichen Gang gehen: denn hier am Kunene harrt ein dankbarer, fruchtbarer Boden zu seiner Entwickelung nur deutschen Fleißes und deutscher Thatkraft."

Und als ob dieser Berichterstatter es geradezu auf eine Widerlegung des Grafen Pfeil abgesehen hätte, fügt er seinem Berichte noch folgende für den Streit wichtige Notiz hinzu: „Die nach Tausenden zählenden Deportirten und deren Nachkommen haben dort ganz rationelle landwirthschaftliche Betriebe angelegt ... Haben sie (die Deportirten) einige Jahre gut gearbeitet, so läßt man sie frei und weist ihnen eine Parcelle Landes an ... Ich habe eine Menge von Deportirten, darunter selbst Meuchelmörder und frühere Straßenräuber, gesehen und kennen gelernt, welche sich ansässig gemacht und fleißig und glücklich im Kreise ihrer Familie die afrikanische Scholle bearbeiten und stellenweise mit großem Erfolge namentlich der Viehzucht obliegen. Wir können also getrost schon heute mit der Anlage von Straffarmen und mit der Ansiedelung entlassener Sträflinge in Deutsch-Südwestafrika beginnen, nur müssen wir uns in den Grenzen halten, welche die Natur des Landes uns vorzeichnet. Mit der von Jahr zu Jahr fortschreitenden Agricultur wird dann verhältnißmäßig auch die Zahl der Farmen und der Umfang des Ansiedelungsgebietes wachsen.

Auch andere Forschungsreisende berichten übereinstimmend, daß Deutsch-Südwestafrika, was die Daseinsbedingungen für Europäer anbelangt, im Großen und Ganzen erst ein Land der Zukunft sei. Außer einigen wenigen oasenähnlichen Ansiedelungen ist es in Folge seines Wassermangels zur Zeit noch ein unwirthliches, wüstes Land, wo die Sträflinge angemessene Arbeit in der Strafansiedelung fänden. Bei richtiger Wahl des Ortes erscheint auch die Flucht so gut wie ausgeschlossen; denn sie wäre ohne Kenntniß des Landes und des Weges, ohne Lebensmittel so gut wie aussichtslos; sie würde den Flüchtigen in's sichere Verderben führen; dem Vaterlande erwächst aber auch hierdurch kein Schaden. Eine Verfolgung wäre daher kaum zu empfehlen. Sowohl v. Bülow als auch Graf Pfeil überschätzen die Fluchtgefahr und in Folge dessen die Höhe der zur Bewachung der Sträflinge in Deutsch-Südwestafrika erforderlichen Mannschaften. In den einzelnen Straffarmen wird in der ersten Zeit nach ihrer Gründung der Wachtdienst

*) Beträgt doch heute der Tagelohn eines Arbeiters in Windhoek 20 Mark.

**) Jetzt werden in Windhoek 100 Pfund Kartoffeln mit 50 bis 60 Mark bezahlt. Vgl. die Mittheilung des P. L. Hermann in der Col. Zeit. 1897, S. 249.

allerdings ausschließlich von Beamten besorgt werden müssen. Ihre Zahl wird aber nur eine geringe zu sein brauchen, da, wie Bruck ausführt, Anfangs immer nur eine beschränkte Zahl von Sträflingen auf eine Farm gesetzt werden kann. In der Folge aber wird dieser Dienst auch solchen Sträflingen übertragen werden können, welche während ihrer Strafzeit sich tadellos geführt haben und findige Subjecte sind. Diese Einrichtung hat sich in Neu-Südwales vorzüglich bewährt; denn gerade dadurch wurde die Entdeckung zahlreicher Verbrechensfälle ermöglicht, und Collins, der erste Richteradvocat (Judge advokate) von Neu-Südwales bezeugt auf das Bestimmteste, daß viele Straßen Londons nicht so gut bewacht und beschützt gewesen seien, als die zwar kleine, aber emporstrebende Stadt Sydney. Dieselbe Erfahrung hat Otto Ehlers in der englischen Strafcolonie auf den Andamanen im Jahre 1891 gemacht. Er sagt („An indischen Fürstenhöfen" 2. Aufl. 1894. II. S. 170): „Was den die Strafcolonie besuchenden Fremden am Meisten auffällt, das ist die wunderbare Sicherheit, mit der man sich unter den Gefangenen bewegt, und die überraschend geringe Zahl von Aufsehern, von denen nebenbei die Meisten selber Gefangene sind, die nach langjähriger tadelloser Führung diesen Posten erhalten haben." Gleiche Erfahrungen werden auch wir in Deutsch-Südwestafrika machen.

Zu dem Capitel „Flucht der Sträflinge" weist Bruck überdies auf die durch die Erfahrung bestätigte Thatsache hin, daß schon die Zuchthausinsassen in der Regel lieber in ihren Anstalten bleiben, als daß sie sich freiwillig in die Freiheit begeben, wo ihnen ein schwerer Kampf um's Dasein bevorsteht. Nicht selten begehen sie nach ihrer Entlassung von Neuem Verbrechen, um wieder sorgenfreie Unterkunft im Zuchthause zu finden. Um wieviel weniger wird der nach Südwestafrika deportirte Sträfling, der seine Strafe in freier Luft verbüßt und die sichere Aussicht hat, bei ordentlicher Führung einmal zu ökonomischer Selbstständigkeit zu gelangen, sich durch die Flucht in die Wildniß einer höchst precären Zukunft aussetzen. Endlich werden drakonische Maßregeln für den Fall der Wiederergreifung eines Flüchtigen und ferner strenges Verbot der Aufnahme durch Dritte und die Pflicht der Rücklieferung die Fälle der Flucht auf ein verschwindendes Minimum herabdrücken. In Anbetracht dieser Verhältnisse wird auch das Bewachungspersonal nicht erheblich stärker zu sein brauchen, als bei dem inländischen Vollzuge der Freiheitsstrafe. Was nun die Kosten anlangt, so taxirt Graf Pfeil deren Höhe für den Fall, daß die Verbrecher gruppenweise angesiedelt würden, pro Gruppe (von 2—4 Köpfen) auf 2000 Mk. und knüpft daran die Betrachtung, daß wir alsdann eine Summe herausbekämen, die, falls man sie für coloniale Zwecke verwenden wollte, große Erfolge haben würde. Dabei übersieht er vollständig, daß bei Durchführung des Projectes die Millionen, die heute der inländische Strafvollzug Jahr aus, Jahr ein erfordert (jede Einzelzelle kostet 4500 bis 6000 Mk.*) und die Erhaltung jedes Sträflings 340 Mk.), nunmehr als ein unerwartetes Geschenk unserer capitalbedürftigen Colonie zuflössen, Summen, die der Reichstag doch niemals zu solchen Zwecken bewilligen könnte und würde.

Jedenfalls ist es Zeit, daß Deutsch-Südwestafrika seiner Bestimmung entsprechend von Reichswegen verwerthet werde, daß es einmal aufhöre, lediglich eine Domäne einer kleinen Zahl von Erwerbsgesellschaften zu sein, von denen einige sogar ihren Schwerpunkt in England haben. Diesen Gesellschaften liegt einzig und allein daran, von dem verhältnißmäßig sehr geringen Capital, welches sie auf die Erwerbung des Landes aufgewendet haben, recht schnell und bequem einen Gewinn zu erzielen. Von patriotischen oder humanitären Rücksichten lassen sie sich bei der Verwendung ihres Landbesitzes nicht leiten. Deßhalb suchen sie die ihnen en gros geschenkten Länder entweder gleich wieder durch Verkauf ihrer Concessionen im Ganzen los zu werden, oder doch sobald als möglich lieber an einzelne wenige aber zahlbare Großviehzüchter weiter zu verkaufen, als an arme kleine Leute, die nur ein Stück Scholle zur Feldarbeit für sich und ihre Familien suchen. Das Siedelungsgeschäft setzt überdies gewisse wirthschaftliche Vorbereitungen voraus, die Geld kosten würden. Das und der Verkehr mit vielen kleinen, unbemittelten Leuten ist den Gesellschaften unbequem und vor Allem nicht lohnend genug. Deßhalb lassen sie durch ihre Agenten verbreiten, daß die Natur die Landes es mit sich bringe, daß Deutsch-Südwestafrika sich nicht zur Kleinsiedelung, sondern nur für die Einwanderung von Viehzüchtern in großem Stile eigne, die mindestens 15 bis 20000 Mk. mitbringen. Mit anderen Worten: die wirthschaftlich Schwachen sind nicht ihre Leute. Sich diese mit aller Kraft vom Halse zu halten, ist ihr eifrigstes Bestreben. Das Interesse der Allgemeinheit erfordert aber, daß das Land in möglichst ausgedehnter Weise durch Vergebung an kleine Ansiedler verwertet und hoch ausgenutzt werde. Es ist deßhalb die Pflicht des Reichs, hier Wandel zu schaffen, schreibt Bruck, damit nicht das Land durch Zwischenhändler vertheuert und die Besiedelung mit armen Leuten unmöglich gemacht wird.

Die Deportirten könnten den mittellosen Einwanderern bei der Erbauung ihrer Hütten behülflich sein; es könnte ihnen aus den Straffarmen des Reiches Saatgut und Ackergeräth und einige Stück Vieh gegen eine billig zu bemessende Vergütung vom Beginne der Rentabilität des Unternehmens ab zugewiesen werden. Bei solchen Vorgehen brauchte sich das Reich zum Schaden allgemeiner Interessen nicht mehr der Erwerbsgesellschaften zur Erschließung des Colonialgebietes zu bedienen.*) Es geschah dies ja nur, weil dem Reiche die Mittel zu selbstständigem Vorgehen fehlten. Mit der Einführung der Deportation nach Deutsch-Südwestafrika erhielte es sofort die erforderlichen Mittel und Arbeitskräfte. Die Millionen, die jetzt im Vaterlande nutzlos für den Strafvollzug vergeudet werden, stehen dann sofort der Reichsregierung zur Hebung des Colonialgebietes zur Verfügung. Ohne Rücksicht auf den engherzigen Standpunkt einiger weniger Erwerbsgesellschaften und der diesen affiliirten Kreise wird das Reich wieder Herr in seinem Lande und die Regierung nimmt selbst das Siedelungsgeschäft in ihre starke Hand zum Nutzen und Frommen des großen Vaterlandes.

*) Krohne, der an der Spitze des Preußischen Gefängnißwesens steht, schlägt in seinem Lehrbuch für Gefängnißkunde (1889) den Bedarf der Zellen auf rund 50000 an und zwar nur für Preußen, das ergiebt die Kleinigkeit von rund 300 Millionen (!!) Mark.

## Das sociale Problem in Amerika.

Von George Miller.

Seitdem das Lesepublicum nicht mehr viel von seinen sogenannten psychologischen Romanen und ihren philosöpheluden Marionetten wissen will, hat sich der französische Akademiker Paul Bourget wieder auf sein eigenstes Gebiet der kritischen Länderbeschreibung geworfen. Obgleich er hier ganz im Fahrwasser Taine's schwimmt, so erweist er sich überall als einen selbstständigen philosophischen Kopf mit scharfer Beobachtungs-

*) Welcher Patriot vermag ruhigen Blutes die in der diesjährigen Denkschrift „über die im südwestafrikanischen Schutzgebiete thätigen (?) Gesellschaften" mitgetheilten Concessionen zu lesen, insbesondere die unter dem verflossenen Colonialregiment ertheilte Damaraland Concession, durch welche den Concessionären nach Art und Umfang geradezu ungeheuerliche Rechte ohne jede nennenswerthe Gegenleistung übertragen werden, desgleichen die dem Karaskhoma-Syndicate ertheilte Concession, durch welche 51200 Quadratkilometer deutschen Landes einer vollkommen unter englischem Einflusse stehenden Gesellschaft ausgeliefert werden.

gabe, immer interessanter Schilderungskraft und von feinstem künstlerischem Auffassungsvermögen. Seine zwei Bände über Italien sind ein Buch von bleibendem Werth. Nun hat er neulich im Auftrage von James Gordon Bennett in New-York die Vereinigten Staaten bereist und in dessen „Herald" seine Beobachtungen niedergelegt. Eine treffliche autorisirte Uebersetzung von Lothar Schmidt und Otto Dammann ist bei L. Frankenstein in Breslau unter dem Titel: „Jenseits des Oceans" erschienen. Hier lernen wir in Bourget den Socialpolitiker und Völkerpsychologen kennen, der den Dingen dicht auf den Leib rückt und die empfangenen und erfragten Eindrücke sub specie aeterni registrirt. Manches ist, wie in seinen Romanen, allzu künstlich construirt und voller nationaler und zumal religiöser, ultramontaner Voreingenommenheiten, aber die Fülle der Beobachtungen und Ergebnisse zwingt uns doch Bewunderung ab.

Merkwürdig und vielfach entscheidend erscheint ihm zumal die Gegenwart eines fremden Contingents in den niederen Schichten, welches so beträchtlich ist, daß in gewissen Augenblicken der in der Union von amerikanischen Eltern geborene Amerikaner wie eine Art Aristokrat erscheint, zu stolz um irgend welchen Herren zu dienen, zu intelligent, um sich den kleinen Detailverrichtungen zu unterwerfen, und gleichsam von Natur durch seine Einbildungskraft, durch seine Ausdauer, durch seinen Willen dazu bestimmt, in seine Unternehmungen Einwandererhorden einzureihen, deren Arbeit er brutal verwendet und bezahlt. Um sich hiervon zu überzeugen, hat Bourget eine statistische Tabelle eingesehen, welche die Zeitungsalmanache an jedem Jahresschluß veröffentlichen. Diese unanfechtbaren Zahlen geben von jenem fremden Contingent eine bezeichnendere Analyse, wenn man von den niederen Vierteln New-Yorks ausgeht, wo die Italiener, die Deutschen, die Irländer, die Polen, die Juden, die Chinesen inmitten solchen Elends wimmeln und zappeln. In erster Linie beachte man, daß diese furchtbare Einwanderung sehr neuen Datums ist. Von 1799—1820 landeten kaum 250000 Ansiedler von Europa her in den Vereinigten Staaten. Das betrug keine 9000 Menschen auf's Jahr. Die neuen Ankömmlinge dieser Periode verloren sich, gingen sehr rasch in dem amerikanischen Milieu unter, welches noch immer eine bemerkenswerthe Assimilationskraft besitzt. Aber diese Kraft hat ihre Grenzen. Und hinter den Ziffern sieht man die Fluth heranwachsen, welche sie allmälig übersteigen wird. Von 1820 ab vermehrt sich jährlich die Zahl der Einwanderer um's Zehnfache, fast um's Hundertfache. Sie beträgt 23322 im Jahre 1830, 84070 im Jahre 1840. Die Ereignisse von 1848 und 1849 haben zur Folge, daß für das Jahr 1850 diese Zahl auf 369986 steigt. Der deutsch-französische Krieg und die Commune haben eine noch heftigere Nachwirkung auf dieses Ueberschwemmen der Neuen Welt durch die Desperados der Alten. Im Jahre 1872 sind es 404806, im Jahre 1873 sind es 459803 aus dem Vaterlande Ausgewanderte, welche die Union „heimsuchen". In den beiden Decennien, welche dem gegenwärtigen vorausgingen, haben die Vereinigten Staaten von Europa her mehr als drei Millionen Einwanderer von 1871—1880, und 1881—1890 mehr als $5^1/_2$ Million erhalten. Die Bevölkerung hat sich also in den letzten zehn Jahren um ein Zwölftel vermehrt auf dem Wege des Fremdenzuflusses, und dieser Zufluß bestand einzig und ausschließlich aus Arbeitern. Man blättere jetzt in irgend einem Führer und man wird finden, daß in Chicago auf etwa 1100000 Einwohner 400000 Deutsche, 220000 Irländer, 90000 Norweger, Dänen oder Schweden, 50000 Polen und 50000 Böhmen kommen. In Milwaukee besteht die Bevölkerung mehr als zur Hälfte aus Deutschen. Es sind ihrer 205000. Es giebt 150000 Deutsche in Saint-Louis. Denver, welches im Jahre 1880 35000 Einwohner zählte, zählt heute 150000, d. h. 115000 mehr, alles Miners und alles Fremde. Saint Paul und Minneapolis sind skandinavische Städte, und San Francisco ist ganz und gar mit Einwohnern jedes Ursprunges bevölkert, inbegriffen 25000 Chinesen. Zwar haben die Vereinigten Staaten sich die Ankömmlinge mit wunderbarer Schnelligkeit assimilirt, als die Arbeit vorzugsweise ländliche Arbeit war, als die großen modernen Städte noch nicht existirten — vor 1840 gab es in Amerika nicht eine einzige Stadt von 500000 Seelen — als namentlich diese sogleich in die Farmen zerstreuten Ankömmlinge nicht jenen compacten, schier festen, unwiderstehlichen und wie ein Element furchtbaren Haufen bildeten. Diese Assimilationskraft war noch immer wunderbar, vor 30 Jahren, als der Secessionskrieg das amerikanische Selbstbewußtsein in Gemeinschaft mit Disciplin und Gefahr neu erschuf und neu kräftigte. Bourget kann hierfür einen Beweis unter Tausenden, der sehr unscheinbar, aber sehr bemerkenswerth ist, geben. Vor diesem Kriege hatten Deutsche, unter dem Vorwande von Turnvereinen, eine Gruppe revolutionärer Gesellschaften mit dem Titel „Socialistischer Turnerbund" gegründet. Vor 1860 waren sie Alle radikal, international und deutsch. Nach Beendigung des Krieges fand sich wie von selbst, daß sie national und conservativ waren, um es Alles mit einem Worte zu sagen, daß sie amerikanisch waren. „Aber wie sollte sich seit den letzten 30 Jahren diese Assimilation auch auf jene geschlossenen Massen erstreckt haben, die sich hastend an die Arbeit der großen Industriestädte stürzen? Diese unzähligen noch frischen Ankömmlinge können sich wohl mit Amerikanismus übertünchen, was meistens für sie bedeutet: den letzten Ueberrest moralischer Vorurtheile, der ihnen von ihrem früheren Leben verblieb, ablegen. Sie lernen sogar die Sprache radebrechen, obgleich die größere Anzahl fortfährt, ihr heimathliches Idiom zu sprechen. — Der Beweis hierfür ist, daß vor den Gerichten Angeklagte und Zeugen nur durch Dolmetscher vernommen werden. — Aber daß ihre Gedankenwelt eine andere werde, daß ihr innerstes Streben sich modificiren sollte, daß mit einem Worte ihre Seele eine Wandlung erfahren sollte, dies anzunehmen wäre Thorheit. Einmal auf dem Boden der Vereinigten Staaten bleiben sie die Gewaltthätigen und Desperados, die sie auf dem Schiffe von Anfang an waren, um so mehr als sie in diesem Lande ihrer letzten Illusion dieselbe Nothwendigkeit täglichen Arbeitens wie in der Alten Welt und eine noch schroffere Concurrenz vorgefunden haben. Sie waren mit all' den geistigen Anlagen gelandet, welche den Revolutionär machen, und sie sind Revolutionäre geblieben, bereit, Denen unter ihnen zu folgen, die von Europa her ihre fieberhaften, wilden Utopien mit herüber brachten, ihre Agitationswuth und ihr Anwerbungsverfahren. So erklärt sich in dieser freien Demokratie die plötzliche Entwickelung des mit der ganzen Vergangenheit der Vereinigten Staaten, mit all' ihren Tendenzen, mit ihrer ganzen Constitution höchst unverträglichen Socialismus, und er tritt in so furchtbaren Unruhen zu Tage, wie die jüngsten Streiks in Chicago und Californien, die an Abenteuern ebenso grotesk-düster sind, wie die Bildung der Armee von Coxey und ihr Marsch auf Washington."

Einer der amerikanischen Nationalökonomen, Professor Richard Ely, hat die Geschichte des labour movement gewissenhaft und unparteiisch geschrieben. Obgleich er sich auf den einfachen Standpunkt des Analytikers gestellt hat, zeigt der Verlauf der Thatsachen, die er darstellt, alsobald jenes Abwechseln beider Strömungen, der amerikanischen und der fremden Strömung, in dem ungeheuren Strome der Arbeiter-Ueberschwemmung. Wollen wir ihn zunächst ganz allein am Werke sehen, diesen amerikanischen Geist, so zeigt ihn Bourget, wie er in den ersten Anläufen communistischer Organisation arbeitet, die er versucht hat und welche vermöge der Thorheiten ihres Princips sogar noch die schlimmsten Utopien des extravagantesten Collectivismus übertreffen. Wir werden finden, daß er sich selbst gleich bleibt, „ganz Willen und folg-

lich zunächst mit den Problemen der Verantwortlichkeit beschäftigt, ganz Handlung, und folglich tief, intim realistisch im Detail seines Unternehmens, selbst wenn das Endziel eine Chimäre ist." Da ist z. B. die Gemeinschaft der Perfectionisten von Oneida, ein in seiner ersten Anlage unsinniges Werk wie je eines. Ein ehemaliger Yale-Student hatte es, unter dem Beistande anderer Studenten derselben Universität, gegründet. Die jungen Leute waren so berauscht von ihrer absurden Logik, daß sie die free love, die freie Liebe, in ihr Programm aufnahmen, unter dem Vorwande, daß der Exclusivismus eben so sträflich gegenüber der Personen wie des Eigenthums sei. Studirt man die praktischen Regeln einer Gesellschaft, die im Gegensatz zum tiefsten Instinct der menschlichen Natur, dem Familien-Instinct, gegründet ist, so sieht man mit Erstaunen, daß diese doctrinären Utopisten in der Nutzanwendung sehr scharfsinnige und sehr sichere Psychologen sind. Man sieht sie, um nur ein Detail anzuführen, in dieser sonderbaren Gemeinschaft den „mutual criticism", das Recht öffentlicher gegenseitiger Kritik, organisiren, um, wie sie sagen, „jene verlorene Kraft der Beobachtung nutzbar zu machen, welche in der Gesellschaft für Geschwätz und zwecklose Verlästerungen verausgabt wird." Bourget betrachtet das finanzielle Ergebniß ihres Versuchs und constatirt ihre Geschicklichkeit als Administratoren an der Bilanz ihrer Liquidation. Als sie 1881 auf ihr Reform-Programm verzichtet hatten, um sich zu einer simplen Genossenschaft zu reduciren, fand sich, daß die Activa 600000 Dollars für 200 Personen betrugen — also 15000 Franken auf den Kopf. Nun hatten sie aber mit winzigsten Hülfsmitteln angefangen. Bourget prüft ebenso eine andere, in ihren Principien nicht minder exceptionelle Gemeinschaft, die der Shakers vom Berge Libanon. Hinter dem religiösen Mysticismus dominirt bei ihnen die praktische, verständige Kenntniß der wahren Bedingungen des Menschenlebens. Daniel Fraser, einer der Aeltesten unter den Brüdern, wiederholte fortwährend: „Die beiden Grundlagen der Moralität sind Landarbeit und Hygiene." Regelmäßige Lebensart, eine wissenschaftlich ausgewählte Nahrung, gut drainirte Häuser, gut ventilirte Stuben, in denen die Temperatur beständig überwacht wird — das sind die Kleinlichkeiten, bis zu denen sich ihre Ethik verliert und das sind noch nicht die unscheinbarsten. „Auf Mount Lebanon", erzählt Professor Ely, „lernte ich, wie man eine Thür zumacht, ohne daß Jemand das geringste Geräusch hören kann: — das ist eine Lection im Shakerismus, sagte Daniel Fraser zu Bourget, das ist der Shakerismus auf eine Nadelspitze reducirt..." Bourget erkennt da hinter einer harmlosen Form, welche lächeln macht, das Gefühl des Scrupels und die Selbstüberwachung. Das ist nur ein besonderer Fall des scharfen Gefühls für Verantwortlichkeit. Er findet darin auch jenen unschuldigen Realismus klösterlichen Lebens wieder, der so schnell und mit so schwachen Hülfsmitteln reich macht. „In solcher Gemeinschaft hält sich Alles und ein derartiger Grad von Disciplin vermöchte auch nicht ohne höhere Tugenden der Ordnung und Sparsamkeit zu bestehen. Sind wir weit genug entfernt von der Atmosphäre, worin sich die modernen Revolutionen entfesseln?"

Die charakteristischen Eigenheiten der Volksseele in den Vereinigten Staaten will Bourget noch deutlicher wahrnehmen in der Entwickelung der einfachen Arbeiter-Vereine. Denn diese Vereine sind in Wahrheit das Werk der Arbeiter, eine Art bürgerlichen Werkzeuges, von ihnen für ihren Gebrauch und nach ihren innersten Bedürfnissen geschaffen. Hier sind die beiden Strömungen um so mehr sichtbar, als die zweite erst nach der ersten und sehr spät zum Vorschein gekommen ist. Bis unmittelbar nach dem Secessions-Kriege trugen die von den Arbeitern gebildeten Vereine fast ausnahmslos das Gepräge der angelsächsischen Rasse in ihrer amerikanischen Varietät. Es waren zunächst die trades-unions, ganz professionell und ganz local wie diejenigen Englands: so der Verein der Typographen von New-York und der der house-carpenters von Boston, gegründet 1812. „Das Programm letzteren Vereins berührt sich eng mit jenem Schlage von Geistern, deren idealer Typus Robinson ist, welche völlig indifferent gegenüber großen allgemeinen Theorien, aber positiv und moralisch sind und eine sehr persönliche kräftige Initiative im Dienste ihrer Interessen und leidenschaftliche christliche Ueberzeugung besitzen." Die Charte der Zimmerleute besagt, daß sie sich zu dem Ziele vereinigen, selbst ihre eigenen Angelegenheiten zu regeln, ihre eigenen Fonds zu verwalten, die auf ihre Kunst bezüglichen Erfindungen zu studiren, die beschäftigungslosen Arbeiter durch Geld-Darlehne zu unterstützen, den Kranken und ihren Familien zu helfen... „Hätte man diesen wackeren Leuten gegenüber von einer universellen Reform gesprochen, hätte man ihnen eine gewaltsame Umgestaltung der Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gepredigt, einen Kreuzzug der Arbeit gegen das Capital, so würden sie sicherlich nichts von solchen gefährlichen Worten begriffen haben. Sie wollten ihre Lage als Arbeiter, insofern sie Arbeiter waren, verbessern, weil in der That dies allein praktisch und moralisch, zugleich dem Gebote gemäß: dem Cäsar zu geben was des Cäsar ist, und zudem wahrhaft nützlich ist, von sicherer unmittelbarer Nützlichkeit. Faßt sich nicht übrigens das ganze sociale Problem dahin zusammen: den Reichen in so weit er reich, den Adligen in so weit er adlig, den Bürgern in so weit er bürgerlich und den Arbeitern in so weit er Arbeiter, besser zu stellen?" Dieser selbe Geist christlichen Realismus und geduldiger Fortschritte belebt noch heute die umfassenderen Verbände, welche seit 1825 von einer Stadt zur anderen die Arbeiter desselben Handwerkes in sich vereinigen, oder für die Arbeiter verschiedener Handwerke in derselben Stadt ein Syndikat bilden. 1833 spricht Ely Moore, der Präsident der General trades-unions der Stadt New York, in einer berühmten Adresse, welche das erste Manifest des amerikanischen Socialismus war, einzig und allein davon: „die intellectuelle und moralische Lage der Arbeiter zu heben, die Demarcationslinie zwischen dem Arbeiter und dem Arbeitgeber richtig abzugrenzen, die pecuniären Interessen des Armen besser wahrzunehmen." Und dieser Verein der General trades-unions sah schon die Gefahr der gewaltsamen Mittel voraus, denn ein Artikel des Reglements verbot: „daß irgend ein Gewerk streike, um höhere Löhne zu erzielen, ohne daß der Anlaß zum Streik vom Central-Rath geprüft worden wäre." So groß war übrigens der Nationalismus der amerikanischen Arbeiter um diese Periode, daß eines ihrer Häupter, Stephan Simpson aus Philadelphia, in einem alsbald sehr populär gewordenen Handbuch mit geradezu puritanischer Entrüstung die Sitten, Ideen und Literaturen Europas als die Quelle aller Mißstände in den Vereinigten Staaten bezeichnete. Ein anderer großer Arbeiterführer proclamirte die Nothwendigkeit: „den fremden Eingriff aufzuhalten und seinen verderblichen Einfluß auf die moralische und politische Gesundheit des Landes Einhalt zu thun." Thatsächlich sind die Vereine, die sich bis 1860 immer vermehren, fast alle innerlichst, eifersüchtig patriotisch. Sie bleiben es nicht allein in ihren Titeln, sondern auch in ihren Forderungen, welche niemals irgend welchen Umsturz voraussetzen. Eine humanere Beschränkung der Arbeitsstunden, eine generösere Vertheilung der Unterstützungen, größere Leichtigkeit der Erziehung, eine billigere Abstufung der Löhne, solche sehr vernünftige und sehr gemäßigte Ideen kehren in den Programmen fortwährend wieder. Um sie zu verwirklichen, halten sich die Arbeiter stets an die Anwendung der praktischsten Mittel, der auch dem alten angelsächsischen Geiste der Initiative und der Freiheit gemäßesten Mittel: sie rufen persönliche Subscriptionen in's Leben, sie streichen geschickte Wahlmanöver heraus, sie lassen Zeitungen vom Stapel, studiren technische Probleme

So beschäftigt sich der Verein der Hutmacher von Amerika, 1854 gegründet, zunächst mit der Lehrlings-Frage. Er will ihre Zahl beschränken, um mit demselben Schlage die Zahl der Arbeiter zu beschränken, unter welche sich die Arbeit vertheilen soll. Verfolgt Bourget diese verschiedenen Ligueu in ihren Bestrebungen und in ihrer Propaganda, so empfindet er ein Gefühl hoher Achtung vor einer so gewissenhaften Suche nach dem Besseren, von einer so männlichen Hinnahme des Schicksals, vor einer so standhaften, einsichtsvollen Energie. Man begreift, was der Yankee von gutem Stamme galt, was er noch immer gilt, der Yankee, dem sich die kräftige Tradition der ersten Ansiedler von Neu-England eingeprägt hat, und er wird sich sehr klar über die erstaunliche Abweichung, die plötzlich durch die zweite Strömung in die Bewegung hineingekommen ist, durch sie, welche Reden von der Art möglich gemacht hat, wie sie Herr Debs in Chicago hielt, der einer der großen Compagnien des Landes absagte, wie ein Häuptling von Wilden ankündigte, daß eine Stadt vernichtet werden sollte: „We will sidetrack Pullman and his cars together. — Wir wollen den Eisenbahnkönig Pullmann zusammt seinen Wagen aus den Schienen werfen" und der die Regierung wegen legitimster Anwendung der Polizei des militärischen Despotismus anklagte.

Unmittelbar nach dem Secessionskriege begann der fremde Einfluß sich bemerklich zu machen, zur selben Zeit, als die Einwanderung von Jahr zu Jahr zunahm. Während des Krieges selbst waren die Amerikaner von Geburt oder Gesinnung bei der Armee, und fremde Arbeit ersetzte die nationale Arbeit. Dieser Ersatz dauerte während der folgenden Periode an, die durch einen ungeheuren industriellen Aufschwung gekennzeichnet wurde. 1860 besaßen die Vereinigten Staaten 50000 km Schienenwege; sie besitzen jetzt 281000. Zu derartigen Arbeiten, mit solcher Wuth betriebenen Arbeiten waren viele Arbeiter nöthig, und da andererseits die Transportmittel immer bequemer wurden, strömten die Einwanderer herzu. Der Atlantische Ocean öffnete sich wie ein großes Fontanell, aus dem Alles ausströmte, was das alte Europa, und insonderheit Deutschland, an Unzufriedenen enthielt. Bourget nennt es die wahre Heimath des revolutionären Socialismus, die nach 1848 die ersten Agitatoren nach Amerika entsandte, welche auf diesem Boden realistischen Wollens Worte absurden Umsturzes und blutiger Utopie aussäeten. Die Saat sollte erst 20 Jahre später aufgehen. Ein Schneider aus Magdeburg, Wilhelm Weitling, in seinem eigenen Vaterlande ins Gefängniß gesetzt, dann wegen Vergehens der Propaganda ausgewiesen, war in New-York gelandet. Sogleich hatte er unter Mithülfe von Henry Koch, ebenfalls eines Deutschen, einen revolutionären deutschen Verein gegründet: den „Arbeiterbund". Ein dritter Deutscher, ein Freund von Karl Marx Weidemeyer, verband sich gar bald mit ihnen. Diese drei Männer betrachtet Bourget als sehr bemerkenswerthe Muster eines heute in den Vereinigten Staaten allgemein gewordenen Typus: des Typus des kosmopolitischen Agitators, der in ein Land, von dem er nichts weiß, seine Revolutionsideen importirt, die er nach den Uebelständen eines anderen Landes sich gebildet hat. Sie hatten alle drei bei ihrer Landung alle ihre Ueberzeugungen fix und fertig, sowie ihren abgeschlossenen Charakter. Weitling war 40 Jahre alt, Henry Koch 32, Weidemeyer hatte seine Jugend damit zugebracht, in seinem Heimathlande zu conspiriren. Keine ihrer Ideen war amerikanisch, und keine der Manifestationen, die sie, übrigens ohne unmittelbares Resultat, hervorriefen, war amerikanisch. So kamen sie, als sich 1857 in New-York unter ihrer Leitung ein Communisten-Club gebildet hatte, auf den Gedanken, im folgenden Jahre einen Jahrestag festlich zu begehen — und zwar welchen Jahrestag? Den des Juni-Aufstandes in Paris. Mehrere Tausende Männer und Frauen, allen Ländern mit Ausnahme Amerikas angehörig, nahmen daran Theil. Dieser Verein, dieses Fest und dieser Club waren das Vorspiel zu dem großen Drama des Internationalismus, das sich heutzutage von Boston bis San Francisco abspielt. Selbst das Wort „international" war damals kaum ausgesprochen. Jetzt, und besonders seit 1872 der große Rath der Internationalen Arbeitervereinigung nach New-York verlegt wurde, findet es sich in Hunderten von Programmen und in Tausenden von Artikeln, welche von in mehreren Sprachen gedruckten Zeitungen veröffentlicht werden. Selbst wo das Wort nicht vorkommt, ist dieser internationale Geist an der wesentlichen Aenderung der Principien kenntlich, worauf die echt amerikanischen Vereine beruhten. Zweifellos verschmähen gewisse Redner noch die Anwendung gewaltsamer Mittel, während sie sich gleichwohl die Revolution als Endziel vorsetzen. Vorbei auch jene Erinnerungen an den großen Unabhängigkeitskrieg, welche Arm und Reich in dem gemeinsamen erhebenden Gefühle einander näherten: daß sie dem freiesten der Völker angehörten. Die Schreckenskinder der Partei gaben dem Gefühle, das die Anderen kaum verheimlichen, Ausdruck, als sie bei Entfaltung der schwarzen Fahne in Chicago im Jahre 1884 ausriefen: „Zum ersten Male erscheint dieses Emblem des Hungers und der Verzweiflung auf amerikanischem Boden. Es bezeugt, daß das Volk bei denselben Bedingungen wie die übrigen Völker angelangt ist . . ." Was jene Internationalisten von Amerika denken, eines ihrer Organe, „Die Freiheit," sprach es brutal aus: „Der Richter Lynch ist noch immer das beste Tribunal und das wenigst kostspielige dieses Landes . . ." Bourget erkennt in allen diesen Tendenzen den dunkeln, gewaltthätigen deutschen Socialismus, von dem der russische Nihilismus und der französische Anarchismus abstammen. Ihn haben Millionen Deutsche in den letzten 30 Jahren mit sich herübergebracht, und er ist's auch, der in den Monstre-Streiks, wie dem von Chicago, gärt. „Er ist's, der sein zerstörendes Metall in die Formen der von den ersten Trades-Unionists so solid und so praktisch angelegten Vereine hineingegossen hat. Dank ihm sind jene Vereine angeschwollen und sind mißgestaltet worden. Veritable Armeen, deren Soldaten einander nicht kennen, haben sich unter dem Vorwande von Arbeiter-Föderationen organisirt. Generale handhaben sie, die entweder Fremde, oder Söhne von Fremden sind, völlig gleichgültig gegenüber der glücklichen Zukunft des Landes, wo sie Gastfreundschaft genossen haben, wie auch gegenüber seiner geschichtlichen Vergangenheit. Selbst die Vereine, welche, wie die „Ritter von der Arbeit," die Tradition des großen christlichen Idealismus aufrecht erhielten und welche dem Arbeiter gestatten wollten „seine göttliche Natur zu kultiviren," werden von neuen Führern im Sinne der internationalen Revolution vorwärts gedrängt, und Herr Debs konnte erst neulich mit einem Stolz, der doch wenigstens noch der „Rekord"-Idee nach amerikanisch war, ausrufen: „Wir werden den größten Eisenbahn-Streik inauguriren, den die Welt jemals gesehen hat." Dieser unheimliche Deklamator hatte 120000 Menschen hinter sich, 120000 Unglückliche, die nur Unzufriedene waren und aus denen er Ausgehungerte gemacht hat!"

Aber diese erste Episode ist wahrscheinlich immerhin nur ein Vorspiel. Betrachtet man die Karte der Vereinigten Staaten und bedenkt man, daß von Chicago aus bis zum Stillen Ocean alle Städte mit den neuen Ankömmlingen bevölkert sind, so ahnt man die drohende Möglichkeit einer Spaltung zwischen diesen beiden Stücken des großen Continents, die nichts mehr gemeinsam haben, weder die Erinnerungen, noch die Ideen, noch die Bestrebungen, noch selbst die Sprache. Ebenso wie die Frage des Sklavenhandels ehedem ein Schlachtfeld gewesen ist, worauf zwei Typen widerstreitender Civilisationen aneinander geriethen, die des Südens und die des Nordens, so scheint es Bourget, als ob gegenwärtig der Osten und der Westen ihrerseits ein Feld suchen, worauf sie sich messen können, oder vielmehr, wo sich das amerikanische Amerika und das Amerika der Fremden messen können. Die

Silver Bill war ein solches Feld. Der Streik von Chicago war ein anderes. „Die sociale Frage ist eines, aber ein beständiges, worauf vielleicht die Entscheidungsschlacht geschlagen werden wird. Die großen Schlagworte allgemeiner Reformen haben in den Vereinigten Staaten weder mehr Sinn noch mehr aufrichtige Anhänger als sie in Frankreich haben. Aber hinter jenen Problemen, von denen jeder weiß, daß sie unlösbar sind, zucken andere, reelle, unreducirbare Kräfte. Der Rasseninstinct ist eine solche Kraft und in den Vereinigten Staaten kann man das am Besten constatiren. Von dem Tage an, wo einst das Uebermaaß der Einwanderung in Wahrheit zwei Amerika in Amerika geschaffen hat, wird der Conflict zwischen diesen beiden Welten ebenso unvermeidlich sein wie der zwischen England und Irland, zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen China und Japan. Nicht gegen seinen Arbeitgeber wird der amerikanische Arbeiter von New-York, von Philadelphia und von Baltimore Krieg zu führen verleitet werden. Gegen den fremden Arbeiter werden sein Arbeitgeber und er schließlich sich verständigen. Kurz, es hat sich in dieser gewaltigen Demokratie eine sehr eigenthümlich gestaltete, ursprünglich angelsächsische Civilisation herausgearbeitet. Eine Andere schickt sich an, sich durch die kosmopolitischen Associationen hindurch heraus zu arbeiten und hat nichts mit der ersten gemein. Wenn diese zweite Macht in Folge von zu allgemeinen Streiks und in Folge von zu gewaltsamen Ungesetzlichkeiten zu einer Erkrankung des ganzen nationalen Lebens ausartet, so wird der Bürgerkrieg ausbrechen. Die Pessimisten behaupten, daß dieser Krieg sehr nahe sei. Die Optimisten machen darauf aufmerksam, daß eines Theils die Einwanderung nachzulassen scheine, daß anderen Theils die Assimilation, wenn sie auch langsamer und schwieriger geworden, sich doch in unwiderstehlicher Weise vollziehe, und daß die Ausländer sich jedes Jahr, fast jeden Tag, ein bischen mehr amerikanisiren. Sie weisen darauf hin, daß das Christenthum fortgesetzt dem Materialismus die revolutionären Massen streitig mache, und daß die protestantischen Pastoren im Eifer mit den katholischen Bischöfen rivalisiren, sobald es sich um das Volk handele. War es nicht ein reformirter Prediger, der den schönen Ausspruch that: „Das Problem, sagen die Theologen, ist, die Massen in die Kirche zu führen. Ich für meine Person behaupte, das Problem ist, die Kirche in die Massen zu bringen. Die Kirche ist der Sauerteig. Die Massen sind der Teig, den sie allein zum Aufgehen bringen wird . . .“ Die Optimisten fügen hinzu, daß in Amerika die Capitalisten noch von ursprünglicher Energie durchdrungene Männer seien, und daß sie im Nothfalle ihre Interessen zu vertheidigen wissen werden, mit einer von der geistreichen Schwäche des Adels von 89 oder der indolenten Feigheit des kleinen europäischen Rentiers von 1894 sehr verschiedenen persönlichen Kraft zu vertheidigen wissen werden. Setzen sie nicht schon heute den Arbeiter-Liguen ebenso unversöhnliche Ligueu unter verschiedenen Bezeichnungen wie Associations, Combinations, Pools, Trusts und Consolidation entgegen? Für den Psychologen, der in der amerikanischen Gesellschaft ein Experiment ohne Analogon bemerkt, werden die kommenden Jahre hier interessanter als anderswo sein, meint Bourget. Denn nachdem man alle Neuheiten dieser neuen Welt constatirt hat, erkennt man mit Erstaunen, daß dieser Continent im Grunde, nur unter eigenthümlichen Formen, dieselben Krisen wie die Alte Welt durchmacht.

## Literatur und Kunst.

### Der Baustil der Zukunft.

Vom Kgl. Baurath C. Messersmith.

Der deutsch-französische Krieg hat bei uns unleugbar ein mächtiges Emporflammen nationaler Eigenart im Kunsttreiben herbeigeführt. Auch die Baukunst erstarkte unter solchem Einflusse, wobei das äußerliche Moment, die Veranlassung zu einer Anzahl Siegesbauten und Denkmälern nicht in Betracht gezogen werden soll. Freilich hat eine Anzahl älterer, in der Geschichte weiter zurückliegender Momente an diesem Aufschwunge Theil: Semper's weltumspannende, am Römerthum geschulte objective Beherrschung der architektonischen Formensprache; der der Romantik eigenthümliche, dem inneren Wesen der Dinge und insbesondere der Natur liebevoll zugekehrte Sinn; das an der technischen Construction erstarkte Verständniß für die structive Wahrheit der baulichen Erscheinung. Die Hauptsache ist, daß deutsche Eigenart, deutsche Vergangenheit mit Bewußtsein zum Gegenstande künstlerischen Studiums erkoren werden, daß der Cosmopolitismus mit einer starken nationalen Gegenkraft sich in's Einvernehmen setzen muß, daß von ihm gerade und genau nur soviel angenommen wird, als dem Charakter deutscher Baukunst entspricht der sich vorwiegend in folgenden sechs Punkten zusammenfassen läßt: Herrschaft des Gedankens über das Formale in der Darstellung; Wahrheit und Vermeiden des falschen Scheines; Hervortreten der individuellen Eigenart des Einzelnen; lebhaftes Naturgefühl und Sinn für das Malerische, endlich wohlwollende Anerkennung fremder Eigenart und strenge Beurtheilung der eigenen Vorzüge und Leistungen. Es ist nun an der Zeit, eine Vorstellung darüber zu gewinnen, welche Ziele die Bauthätigkeit der Gegenwart zu verfolgen hat, um in einer Weiterentwickelung der Architektur zu wahrhaft nationalen Gestaltungen zu gelangen. Ausgehend von allgemeinen Grundsätzen der Baukunst und von der Stellung derselben den anderen bildenden Künsten gegenüber muß ein geschichtlicher Ueberblick der Entwickelung der gesammten Architektur von den ersten Anfängen zeigen, wie alle, auch die rein künstlerische Bauthätigkeit von den materiellen Grundlagen des Bedürfnisses, des Materials und der Construction ausgeht, und wie sie erst in der weiteren Entwickelung zu ästhetischer und symbolischer Bedeutung gelangt. Es wird ferner nachzuweisen sein, wie die Architekturen der verschiedenen Völker auf einander eingewirkt haben, insbesondere wie die bedeutsamsten Ergebnisse der Thätigkeit älterer Völker auf nachfolgende jüngere Völker eingewirkt haben, von diesen übernommen und unter Hinzuthat eigener originaler Formen zu völlig neuen, eigenartigen Gestaltungen umgebildet worden sind, um dann wiederum eine neue Entwickelungsbahn zu durchlaufen. Das in der Baukunst so bedeutungsvolle Wesen des Schmuckes und die Bedeutung des Symbolischen in seinen verschiedenen Formen wäre dabei besonders hervorzuheben.

Diese Aufgabe sucht ein überaus gedankenreiches Buch zu lösen, das unter dem Titel: Architektonische Betrachtungen eines deutschen Baumeisters bei Wilhelm Ernst & Sohn in Berlin erschienen ist. In lichtvoller Darstellung wird der Verfasser, Robert Neumann, seinem schweren und vielseitigen Thema gerecht, indem er überall neue Ausblicke eröffnet. So versucht er, bei der Betrachtung der romanischen und der gothischen Bauweise, den Nachweis zu erbringen, wie das eigenthümlich germanische Wesen in diesen Stilen zum Ausdrucke kommt, wie dies dann ferner in den Formen der deutschen Renaissance sich geltend macht. Weiterhin sind die architektonischen Bestrebungen der Gegenwart in ihren verschiedenen Richtungen und Gegensätzen einer Besprechung unterzogen und charakterisirt. Sodann kommt der Verfasser auf die Erfordernisse des Volksthümlichen in der Baukunst ein

gehend zu sprechen und sucht dieselben für uns Deutsche aus der Eigenartigkeit des deutschen Volkscharakters zu entwickeln; es wird nachgewiesen, wie die Aufnahme von Formen der Vergangenheit in unserer Bauthätigkeit nicht entbehrt werden kann, wie dies aber nur in der Weise geschehen dürfe, daß der Architekt den Sinn und die Bedeutung aller architektonischen Bildungs- und Schmuckformen sowohl in constructiver, als in ethisch-symbolischer Beziehung mit vollem Bewußtsein erfaßt habe und dieselben demgemäß anzuwenden wisse. Der Gedankengang des geistvollen Verfassers ist dabei ungefähr folgender: Es wird immer mit vielen Schwierigkeiten verbunden sein, in dem Chaos architektonischer Formen, die sich seit den ältesten Zeiten vor unseren Blicken aufgehäuft haben, das der Weiterbildung Fähige, das für uns Nutzbare herauszufinden. Da man nothwendig vom Vorhandenen ausgehen, an das Bestehende anschließen, oft aber dabei über die Grenzen der einzelnen Stile hinausgehen muß, so werden auch Mischbildungen niemals zu vermeiden sein, die aber nicht in Mißbildungen ausarten dürfen. Mischungen verschiedenartiger Formen haben in der That auch jedesmal stattgefunden, wenn ein Wandel in der architektonischen Anschauung eintrat, — im sogenannten Uebergangsstile des Romanisch-Gothischen sowohl, wie in der Frühzeit der deutschen Renaissance. Sieht man Derartiges an alten Bauwerken, so nennt man es originell, interessant, denn es hat die Berechtigung des Alters, des Historischen für sich; wird in unserer archäologisch denkenden Zeit aber Aehnliches gewagt, so folgt ihm sogleich der strenge Tadel der Stilmengerei. Es ist Derartiges dennoch nicht völlig zu vermeiden, es wird aber Bürgerrecht erlangen, sobald es mit denkendem Geschick, mit feinem, treffendem Kunstsinne ausgeführt wird. An Tadel und an Widersachern fehlt es dem Neuen niemals; muß doch jeder neue Gedanke sich mit schwerem Ringen durchkämpfen, bevor seine Daseinsberechtigung anerkannt wird. Von tadelnswerther Stilmengerei wird man ernstlich nur dann sprechen können, wenn das Zusammenstellen von Formen aus verschiedenen Stilen willkürlich geschieht, wenn das Bewußtsein der Bedeutung der einzelnen Formen fehlt, oder wenn es bloß deßhalb geschieht, weil es früher einmal geschehen ist und dadurch Existenzberechtigung erworben haben soll, wie Neumann bemerkt.

Von dem Neubilden eines Stiles darf nach ihm nicht die Rede sein. „Es soll jeder Architekt nur sein Bestes thun, um die ihm gestellten Aufgaben der Architektur im Sinne des Zweckmäßigen, Schönen und Nationalen zu erfüllen; dafür soll er die geeignetsten Formen in Anwendung bringen, welche die Formensprache der Architektur darbietet. Jeder besondere Stil stellt eine besondere Formensprache dar, oder einen besonderen Dialect der allgemeinen architektonischen Formensprache. Wenn eine Uebertragung einzelner Formen oder Formenwendungen aus dem einen in den anderen Formenkreis stattfindet, so mag daraus eine Verschmelzung entstehen wie beispielsweise in der englischen Laut- und Schriftsprache und in anderen Sprachen, die sich ebenfalls aus verschiedenen Sprachelementen gebildet haben, um sich schließlich doch zu einer einheitlichen, in sich gerundeten, in festen Regeln sich bewegenden lebendigen Sprache zu gestalten."

Der neuschaffende Architekt soll nur solche Formen in Anwendung bringen, deren structiver, formal-ästhetischer und symbolischer Bedeutung er sich voll und klar bewußt ist. Wird diese Regel beobachtet, und ist gleichzeitig der Architekt von warmem und sicherem Gefühle für das wahrhaft Schöne und Harmonische durchdrungen, besitzt er lebhafte Phantasie und Gestaltungskraft, und wird gleichzeitig die andere Regel befolgt: Man halte sich in der Composition eines Werkes möglichst fest in dem Rahmen eines historisch festgestellten Baustiles und ziehe nur dann andere, aber möglichst verwandte Formen herbei, wenn die stilgemäßen Formen für den zu gewinnenden Ausdruck nicht hinreichen, so wird, wie Neumann darlegt, die Stilmengerei nicht Platz greifen, und das Neue, Mustergiltige wird sich unmerklich, langsam, ohne Aufsehen allmälig gestalten; keineswegs aber darf die Rede davon sein, bloß der Abwechselung und des Interessanten wegen, die Formen verschiedener Baustile durch einander zu mischen, um ein recht lustig anzuschauendes Werk zu Stande zu bringen.

Wie die Architektur in der Folgezeit sich gestalten wird, versucht Robert Neumann gleichfalls zu ergründen. Er glaubt, daß sie reich und vielgestaltig sein wird. Die verschiedenen Richtungen werden sich an die überlieferten Formen der verschiedenen Bauweisen der Vergangenheit anschließen, wie sie dem idealen Charakter, der Bestimmung der einzelnen Werke am Besten entsprechen. Dem kirchlich-religiösen Wesen entspricht für unser germanisches Gefühl am Meisten die romanische und die gothische Bauweise, wenn für die neu zu erbauenden Kirchen auch die Basiliken-Anlage nicht beibehalten wird, die dem heutigen kirchlichen Raumbedürfnisse, auch für die katholische Kirche, auch den akustischen Anforderungen nicht mehr entspricht. Die mittelalterlich-kirchlichen Architekturformen erscheinen uns durchaus angemessen, und es liegt für unser Gefühl wohl kaum ein Bedürfniß vor, sie in antikisirender Weise zu modificiren. Wenn man dabei von Anpassung an neuzeitliche Anschauungen sprechen will, so wird es hauptsächlich nur in der Weise geschehen können, daß die Schönheit der Verhältnisse möglichst gesteigert werde. Gothische Constructionstheile mit dem decorativen Formenkleide der Antike zu versehen, erscheint Neumann als Widerspruch: das bunte derartige Ausstaffiren, wie es die Kirche St. Eustache in Paris, die Kirche St. Pierre in Caën, die Marienkirche in Wolfenbüttel zeigen, will unserem ästhetischen Gefühle nicht zusagen

Für Gebäude nicht kirchlicher Bestimmung scheint der Zug der Zeit im Allgemeinen dahin zu gehen, daß dem in antikisirendem Charakter aufgefaßten stilistischen Grundgedanken eine Hinneigung auf das Germanisch-Charakteristische und Malerische gegeben wird, unter Festhaltung der Vorzüge, welche aus der Verhältnißschönheit der architektonischen Auffassung hervorgehen. Für die Façaden von Palästen und großen Staatsgebäuden der Centralverwaltungen bieten sich die ernsten, würdigen Formen der italienischen Hochrenaissance als besonders geeignet dar, während für die Stätten der Wissenschaft und der Kunstpflege die strengeren Formen der Antike, namentlich der hellenischen Architektur, bevorzugt werden. Für die Gebäude der Stadtverwaltungen, Rathhäuser u. s. w., wie für Wohnhäuser in der Stadt und auf dem Lande scheint die Vorliebe für deutsche Renaissance immer weiter um sich zu greifen.

Diese Vorgänge weisen in der That auf die Ausbildung verschiedener Stilrichtungen neben einander hin, für die auch unter den Architekten bereits besondere Specialitäten gepflegt werden, welche aber eines einigenden Bandes bedürfen. „Ein Solches kann nur in dem Nationalitätsgedanken gefunden werden, in dem Gefühle der Gemeinsamkeit, das Alle umschlingt und durchdringt, in dem gleichartigen Anschauen des Angemessenen, Zweckmäßigen, Nothwendigen, Schönen. Dann wird jeder Einzelne, im Gefühle und Bewußtsein der Gemeinsamkeit, im nationalen Sinne schaffen, ohne die Absicht dieser Richtung fortwährend ängstlich und gedankenvoll im Auge zu behalten; es wird sich eine nationale Tradition herausbilden, die an Stelle des jederzeit wach bleibenden nationalen Wollens tritt und die Phantasie von dem Gängelbande der kühlen Ueberlegung löst, sie zu begeisterter That befreit. Durchdringt ein kräftiges, lebendiges Nationalgefühl das ganze Volk, so werden auch seine Künstler darin aufgehen und leben, und ihre Werke können dann keinen anderen Charakter zeigen, als den, in dem das ganze Volk lebt und vorwärts strebt."

Es ist gesagt worden: „der höhere Sinn schmückt nicht mehr, er verklärt von Innen heraus. In der heutigen englischen Architektur ist die freiwillige Beschränkung der Mittel,

die Vermeidung des Prunkenden bereits Gesetz; dafür sind die ästhetischen Ansprüche vertieft; Eleganz der Erscheinung, Rhythmus der Verhältnisse, Sorgfalt der Detaillirung, Vorzüglichkeit der Arbeit sind die Forderungen."

Ein solches Verfahren mag in dem reichen England als die auf dem modernen Naturalismus fußende Reaction gegen einen übertreibenden Luxus gerechtfertigt erscheinen, — es in deutschen Landen nachzuahmen, bezeichnet Neumann als verfehlte Ausländerei. Englische Nüchternheit und poesielose Steifigkeit widerspricht gesundem deutschem Wesen. Durch das Verzichtleisten auf Schmuck verklärt ein höherer Sinn durchaus nicht von Innen heraus, sondern durch das Hervorheben der Bedeutung des Kunstwerkes, durch das Schaffen aus Geist und Wahrheit. Diesem Zwecke aber dient vorzugsweise das Hinzuthun bedeutungsvollen Schmuckes, der zugleich die Schönheit des Werkes erhöht, nach deutscher Art das Denken anregt und auf das Gemüth wohlthätig einwirkt, was kalter Eleganz aber niemals gelingen wird.

Das sicherste Mittel, das Volk zum Schätzen und Verstehen des Schönen zu erziehen, erblickt Neumann darin, daß man ihm schöne Bauwerke vor Augen stelle, an deren täglichen Anblick es sich gewöhnt (wie dies in den letzten Jahrzehnten vielfach seitens der Reichspostverwaltung geschehen ist). Geschieht dies folgerichtig, dann wird es ein Antrieb zur Nachfolge auch für den Bau der Wohnhäuser. Monumentalwerke, vom Staate errichtet, erziehen den Sinn des Volkes für das Schöne, steigern das Bewußtsein der Größe und Bedeutsamkeit des Gemeinwesens im Volke, wecken damit auch den Sinn für das Monumentale und erhöhen sein Verlangen, die Größe des eigenen Vaterlandes auch ferner in würdigen Denkmalen gefeiert zu sehen. Im Widerspruche zu dem Kaiserworte vom „Gipfel der Geschmacklosigkeit" sieht Neumann das alle anderen Monumentalwerke weitaus überragende Denkmal im Gebäude des Reichstages. „Dieser Bau bekundet am kräftigsten, daß in der Architektur ein neues Leben sprießt, daß ein neuer Weg gefunden ist. Die erhabene Ruhe, die das Ganze durch die die gesammte Erscheinung beherrschende Kolossal-, Säulen- und Pilasterordnungen erhält, die dadurch keineswegs unterdrückte lebhafte Bewegung der Baugruppen, die dem Sinne der deutschen Renaissance entspricht, die Formenfülle der Einzelheiten, welche vielfach an die Auffassung reicher Barockdecorationen erinnert, die echt deutsche, beziehungsreiche, überquellende Gedankenfülle, der Phantasiereichthum in der Erfindung der Schmuckbildungen, endlich die reine Schönheit, von der das Werk im Ganzen, wie in allen einzelnen Theilen überhaucht ist, das Zusammenwirken der Schwesterkünste, der Malerei und der Bildkunst, die hier der Baukunst zum harmonischen Bruderbunde die Hand gereicht haben — all' das zusammengenommen kennzeichnet dieses Monument als ein hochbedeutsames Werk, aufgestellt an die Eingangspforte einer neuen Entwicklungsbahn der Baukunst in deutsch-nationaler Gestaltungsweise."

So sehen wir die monumentale Ausgestaltung des Gesammt-Kunstwerkes in Baukunst, Bildkunst und Malerei in deutschem Sinne auf das Kräftigste begonnen und dürfen mit hochgeschwellter Hoffnung auch auf den blüthenreichen Gefilden der bildenden Kunst und ihrer monumentalen Ausgestaltung einer reichen und großen Zukunft entgegen schauen.

---

## Kriegserinnerungen eines Feldpredigers.

Von Franz von Keller.

Soldaten und Officiere, Combattanten, Zeitungsberichter und Johanniter haben sich an der Fluth von „Erinnerungen, Erlebnissen und Kriegstagebüchern" ꝛc., die das 25jährige Jubiläum von 1870/71 entfesselte, reich betheiligt. Nur die Geistlichkeit, die zu Trost und Hülfe doch auch tapfer im Felde stand, hat verhältnißmäßig selten das Wort verlangt. Daß auch sie vieles allgemein Interessante zu erzählen hatte, beweisen die im Verlage von Carl Meyer in Hannover erschienenen Kriegstagebücher: „Bei der Garde" von D. Bernhard Rogge, dem derzeitigen Hofprediger zu Potsdam. Er hat als Felddivisionspfarrer der ersten Garde-Infanterie-Division und stellvertretender Militäroberpfarrer des Gardecorps den ganzen Feldzug mitgemacht. Als Schwager des Kriegsministers von Roon hatte er sich schon 1866 einer bevorzugten geistlichen Stellung in der Armee zu erfreuen, ganz abgesehen von seinen hervorragenden Geistes- und Gemüthsgaben, seiner aus einem reichen Gemüth und aus tiefster Ueberzeugung geschöpften Kanzlerberedsamkeit. Schon als „Alldeutschland nach Frankreich hinein" zog, war ihm noch eine trauliche Abschiedsfeier im Hause des Kriegsministers beschieden. Mit vier Söhnen und einem Schwiegersohne war Roon zum Ausmarsch in's Feld gerüstet. Noch einmal waren diese, die Verheiratheten mit ihren Gattinnen, um ihn und seine Frau an der Mittagstafel vereinigt, dazu noch sein treuer Adjutant, Major von Hartrott, und einige nähere Freunde des Hauses. Alle Gespräche drehten sich, wie D. Rogge jetzt erzählt, nur um die bevorstehenden Ereignisse des Krieges. „Aber von einer weinerlichen und weichen Abschiedsstimmung war ebensowenig die Rede, wie von übermüthigem Siegestaumel. Eine freudig gehobene und doch eine tief ernste Stimmung gab sich in jedem Worte kund, das über Tisch geredet wurde, wie auch in jedem Hoch, das auf die Scheidenden und Zurückbleibenden ausgebracht wurde. Wohl klang es ja ermuthigend, wenn der Hausherr erzählte, daß er alle seine häuslichen Angelegenheiten geordnet und seine Rechnungen bezahlt habe, mit Ausnahme der für die letzte Champagnerlieferung, die er in Reims an Ort und Stelle zu begleichen gedenke, wie er es denn auch wirklich gethan hat; wohl sprach er die Hoffnung aus, „daß wir die rothen Buchsen stramm ziehen würden", wohl rühmte er, daß Deutschland nie eine schönere und entsprechendere Armee gesehen habe, als sie jetzt Stunde um Stunde an der westlichen Grenze sich versammle, aber er unterließ es doch auch nicht, hinzuzusetzen: dennoch wollen wir nicht „Fleisch für unsern Arm" halten, sondern nur „durch und mit Gott Thaten" thun; denn, so fügte er hinzu, „ich kenne der Leichdörner und schwachen Beine genug, um die Möglichkeit des Stolperns nicht zuzugeben." Nächst König Wilhelm selbst war vielleicht keiner so wie sein Waffenmeister dessen sich bewußt, wie hoch das Spiel, wie groß die Einsätze waren. Gelegentlich gab er wohl aber auch seinem Unwillen über die Sinnlosigkeit der Kriegsveranlassung, über das schurkische Gesindel, das nach Lüge stinkt und vor Eitelkeit bersten möchte, in den drastischen Ausdrücken, wie er sie manchmal liebte, in sehr unzweideutiger Weise kund.

Allgemein interessant sind seine persönlichen Erlebnisse bei der Kaiserproclamation in Versailles und dem ihr vorangehenden Empfang der Deputation, welche der norddeutsche Reichstag nach Versailles entsandte, um an den König die Bitte zu richten, durch Annahme der deutschen Kaiserwürde das glücklich zu Stande gebrachte Werk der Einigung der bis dahin getrennten deutschen Stämme zu krönen. Beiden Haupt- und Staatsactionen hat der Feldprediger beiwohnen dürfen. Der König hatte für den Empfang der Deputation den 18. December, den letzten Sonntag vor dem Weihnachtsfeste bestimmt und zugleich angeordnet, daß dem Empfang ein Gottesdienst voraufgehen sollte. Rogge erhielt den Auftrag, bei diesem Anlaß die Predigt zu halten und wurde zu dem Zwecke aus dem Divisions-Stabsquartier zu St. Brice nach Versailles beschieden. Als er sich am Tage zuvor beim König meldete, um nach etwaigen besonderen Befehlen zu fragen, schärfte ihm der Monarch ausdrücklich ein, daß von Kaiser und Reich in der Predigt nicht die

Rede sein dürfe, da die Zustimmung der süddeutschen Kammern zu den Verträgen und zur Uebertragung der Kaiserwürde an die Krone Preußens zum Theil noch ausstände. Auch fügte er noch den Vorbehalt hinzu, den der demüthige Herrscher fast jedes Mal gemacht hat, so oft Rogge eine auf die Ereignisse des Krieges Bezug nehmende Rede vor ihm zu halten berufen war: „Unterlassen Sie ja, mich zu loben und meine Person in den Vordergrund zu stellen; denn ich bin ja doch nur das Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung gewesen." Es versteht sich von selbst, daß der Prediger der letzteren Weisung nachgekommen ist; bezüglich der ersteren suchte er sich mit der Wendung zu helfen, daß es sich um die Erreichung eines von deutschen Herzen seit Jahrhunderten vergeblich und heiß ersehnten Zieles handle, um die Erfüllung des Wunsches, das Deutsche Reich in alter Herrlichkeit erstehen und alle Stämme wieder um ein mächtiges Oberhaupt geschart zu sehen. Der Gottesdienst fand in der Schloßkirche statt, die einst den bourbonischen Königen zur Privatkapelle gedient hatte und die während der ganzen Dauer der Belagerung von Paris allsonntäglich für die in und um Versailles liegenden Truppen zum evangelischen Gottesdienst benutzt gewesen ist. Von einer anderen Audienz berichtet D. Rogge:

„Der König empfing mich auf's Huldvollste in seinem äußerst einfachen Arbeitszimmer hinter seinem Schreibtisch stehend. Nach der ersten Begrüßung sagte er: „Ich habe Sie rufen lassen, da am 18. Januar, unserem Krönungstage, die Proclamation der Kaiserwürde vorgenommen werden soll, und ich diesen Act durch eine kirchliche Feier eingeleitet sehen möchte. Da ich diesen Titel einmal annehmen soll, so habe ich diesen Gedenktag unserer preußischen Geschichte dafür gewählt. Ich hoffe, daß Sie Ihre Aufgabe auch diesmal so gut lösen werden, wie Sie es neulich bei dem Empfang der Deputation gethan haben." Demnächst ertheilte mir der König einige Fingerzeige in Bezug auf den Gang der Feier, empfahl mir Kürze und unterließ es nicht, auch diesmal wieder, wie schon vor der Predigt vom 18. December, hinzuzufügen: „Lassen Sie meine Person möglichst aus dem Spiele. Nicht Ich habe es ja gemacht, sondern Gott hat es so gefügt." Es wird mir unvergeßlich sein, in wie demüthiger und doch wahrhaft königlicher Weise der mit so vielen Siegen gekrönte Monarch sich über die ganze Angelegenheit aussprach. Er sagte u. A.: „Es wird mir recht schwer, mich in den neuen Titel zu finden, und ich hätte gewünscht, ihn für meine Person vermeiden zu können. Ich habe immer gedacht, daß erst mein Sohn ihn dereinst führen solle; aber die Verhältnisse haben sich nun einmal so gestaltet, daß ich die Annahme nicht umgehen kann." Dann theilte er mir einige soeben eingegangene Nachrichten mit, namentlich die von dem Siege Werder's am Tage vorher und von den sich als immer glänzender herausstellenden Erfolgen bei Le Mans. In sehr anerkennender Weise äußerte sich der König im weiteren Verlaufe des Gesprächs über die ideale Richtung und echt deutsche Gesinnung des Königs Ludwig's II. von Bayern, vor der man bei allen Schwächen, die dieser Monarch sonst haben möge, die größte Hochachtung hegen müsse. Mit herzlichem Händedruck entlassen, traf ich im Vorzimmer des Königs den Kronprinzen, der mich scherzhaft als „consecrator imperii" begrüßte und mich in's Schloß bestellte, wo die örtlichen Anordnungen für die Feier getroffen werden sollten. Als ich dann unter seiner Führung die zum Orte der Feier ausersehene Salle de Glaces des Versailler Schlosses, eine lange, gewölbte, prachtvolle Gallerie betrat, sagte er: „Wie gefällt Ihnen dieses Festlocal?" und fügte hinzu: „Sehen Sie, als ich im September zum ersten Mal das Schloß besuchte, habe ich mir vorgenommen, daß in diesem Raume das neue Deutsche Reich und die Annahme des Kaisertitels verkündigt werden solle"; ein Beweis, wie stark dem Erben der preußischen Krone schon damals der Gedanke an die Neuerrichtung des Reiches mit dem Kaiser an seiner Spitze beschäftigt hat ... Und an dieser Stelle des ehemaligen, längst dahingesunkenen Thrones sollte nun König Wilhelm, umgeben von den Fürsten des Deutschen Reiches, während der gottesdienstlichen Feier stehen, die bestimmt war, dem neuen Deutschen Reiche die kirchliche Weihe zu geben."

Hübsch sind die Erinnerungen aus der Commune-Zeit. Auf's Strengste überwachte General von Pape jede Verletzung des zwischen unserer Stellung und der Umwallung von Paris liegenden neutralen Gebietes von Seiten der Commune. Als diese eines Tages aus Staatsmagazinen, welche auf diesem Gebiete lagen, eine bedeutende Menge von Mundvorräthen nach Paris geschafft hatten, ließ General von Pape eine Compagnie des Garde-Füsilierregiments zur Besetzung der Magazine bis dicht an das Thor vor Paris rücken. Der Hauptmann der Compagnie traf hier mit einem bewaffneten Officier der Nationalgarde zusammen, der ihm erst in frecher Weise entgegentrat, aber als er die kräftigen Säbelhiebe des Hauptmanns spürte, schreiend die Flucht ergriff und sich blutriefend in den Pariser Festungsgraben rettete. Noch an demselben Tage erschien bei General von Pape eine Absendung von drei Mitgliedern der Commune, begleitet von einem Obersten und Generalstabs-Chef, welchen Titel, beiläufig bemerkt, mindestens immer Einer der Pariser Abgesandten führte; dieselben forderten stolz Revanche für den am Morgen verübten Act brutaler Gewalt und für die Verletzung des neutralen Gebietes. Dabei schwatzten sie wenigstens eine halbe Stunde lang durcheinander, Einer immer hitziger als der Andere, nur einer — Raoul Rigault hieß er, offenbar der einzige Intelligente unter ihnen — schwieg gänzlich. Ohne ein Wort zu sagen, ließ General von Pape sie ruhig sich austoben und als sie endlich, um wieder zu Athem zu kommen, eine kleine Pause eintreten ließen, fragte der General sehr höflich, ob sie ihm gestatten würden, daß auch er einige Worte spräche. Da ging aber das mitrailleusenartige Geschwätze von Neuem los; endlich, nach fast wiederum einer Viertelstunde kam der General zu Wort und sagte ziemlich wörtlich Folgendes: „Meine Herren, Sie verlangen Revanche. Gut, Sie sollen sie haben, derart, wie ich sie zu geben beabsichtige. Hören Sie. — Ich ersuche Sie in ein Parterrezimmer meines Hauses einzutreten. Dort werden Sie den Knopf eines Telegraphen finden. Ein Druck auf diesen Knopf und sechsundachtzig schwere Geschütze, von deren Vorhandensein und Aufstellung sich zu überzeugen ich Ihnen anheimgebe, eröffnen im Augenblick ihr Feuer auf Paris, vorzüglich auf La Villette, La Chapelle und Belleville. Und dieser Druck auf den Telegraphen erfolgt sofort, sobald Sie sich noch einmal unterstehen, die Convention zu brechen und das neutrale Terrain, welches an Ihren Festungsmauern beginnt, mit Bewaffneten zu betreten. Voilà ma réponse et la revanche que je vous donne." — Starr vor Entsetzen saßen sie da. — Ihr vorheriger Uebermuth schlug in den erbärmlichsten Kleinmuth um, und sie baten himmelhoch, von dieser entsetzlichen Maßregel abzustehen, da sie nicht Autorität genug besäßen, um das Heraustreten einzelner Bewaffneter aus Paris zu verhindern. Die große Ordnung und Disciplin, welche sie bei uns gesehen, herrsche bei ihnen nicht, „es gehorchten wenigstens nicht Alle". Der General antwortete ihnen kurz, daß, wenn sie ihren Leuten Waffen in die Hände gäben, sie auch für deren Thaten und Handlungen einstehen müßten. Uebrigens sei es ihm ganz gleichgiltig, was bei ihnen vorgehe, was ihnen convenire oder nicht, ob sie dabei zu Grunde gingen oder nicht, für ihn seien sie nur Franzosen und er habe nur einen Zweck, nämlich das zu erreichen und festzuhalten, was für Preußen und Deutschland nützlich sei, und das würde er mit Strenge durchführen und besäße dazu die Mittel. Hiermit seien sie entlassen. — Es war spaßhaft zu sehen, wie sich die Herren Députés krümmten und wandten; nur der sonderbare Generalstabs-Chef, ein

Amerikaner — in Uniform mit einer rothen Binde um den Leib — blieb sehr heiterer Laune und versicherte höhnisch seinen Kollegen ein über das andere Mal, sie könnten und müßten doch ganz zufrieden sein, da sie ja Alles, was nur möglich, erreicht hätten. Dabei schielte der schlaue Kerl zu General von Pape herüber und gab ihm durch ironische Blicke sein Einverständniß zu erkennen. — Die Abgeordneten, welche übrigens meistens einen sehr üblen Geruch hinterließen, hatten den General wiederholt mit citoyen angeredet, bis man sie in dieser Beziehung zu belehren versuchte; aber égalité und fraternité schienen ihnen so sehr in's Blut übergegangen zu sein, daß sie diese Belehrung kaum verstanden.

Mit welcher echt evangelischen Milde, ohne pfäffische Zudringlichkeit und ultramontane Proselytenmacherei, der Feldprediger seines heiligen Amtes waltete, geht aus seinen Tagebüchern hervor. Wo es die räumlichen Verhältnisse irgend gestatteten, hat er nach oder vor einem Rundgange an den einzelnen Lagerstätten für die in einem Saale oder in zwei neben einander liegenden Sälen gebetteten Kranken eine gemeinsame Morgenandacht gehalten, die fast immer von den Kranken freudig aufgenommen wurde. Hin und wieder wurde mit diesen Andachten auch die Feier des heiligen Abendmahls verbunden. Mit der Anbietung desselben an die einzelnen Kranken mußte man, nach seiner Erfahrung, möglichst zurückhaltend sein, weil manche darin eine Andeutung ihres nahen Endes sahen und erschrocken fragten: „Steht es denn so schlimm mit mir?“ Richtiger war es daher, diese Frage nicht an Einzelne besonders zu richten, sondern etwa nach dem Rundgange an den Krankenlagern im Allgemeinen zu fragen: „Ist vielleicht einer von den Kranken, der das heilige Abendmahl begehrt?“ In den meisten Fällen antwortete dann vielleicht erst eine schüchterne Stimme: „Ich, Herr Prediger“, und dem Beispiel des Einen folgten dann Andere nach. Manchmal sind von Seiten jüngerer Geistlicher, so gut sie es meinen mochten, auch die unglaublichsten Ungeschicklichkeiten vorgekommen. So wurde von einem derselben erzählt, daß er in ein Lazareth gekommen sei, sich in die Mitte eines mit besonders schwer Verwundeten belegten Krankensaales gestellt, und mit dünner Stimme in echt hannoverscher Aussprache gefragt habe: „Ist vielleicht hier Jemand, der zu sterben wünscht?“ Natürlich erscholl von sämmtlichen Krankenlagern ein lautes „Hinaus, hinaus!“ Wenn hin und wieder von Geistlichen über mangelndes Entgegenkommen der Aerzte geklagt worden ist, so sind die ersteren wahrscheinlich selbst daran Schuld gewesen. Die älteren und erfahrenen Aerzte wußten den Dienst eines verständigen und treuen Geistlichen und seine Mitarbeit an den Kranken recht wohl zu schätzen und zu würdigen. Wenn sie das Ab- und Zugehen jener umherirrenden Pastoren nicht gern sahen, die unter irgend einem Vorwand sich mit irgend einem Geschäft hatten beauftragen lassen, um nur auch einmal auf dem Kriegsschauplatze gewesen zu sein, und dann in der Heimath von ihren „reichen Erfahrungen“ reden, Vorträge halten oder gar Broschüren darüber schreiben zu können, so konnte man ihnen das nicht verargen. Diese Art Leute wurden treffend „Wandelsterne“ oder auch wohl „Durchtröster“ genannt. Da hatten die Einen, einen Diaconen oder Diaconissen auf den Kriegsschauplatz zu geleiten, nach welchen sich dann Andere wieder erkundigten, und die dann Andere wieder beaufsichtigten wollten. Da erschienen hier welche, um sich nach dem Bedürfniß für Diaconen zu erkundigen, die sie dann unter allen Umständen aufdringen wollten; dort wieder, um nach dem Bedürfniß von Büchern zu fragen, die sie natürlich nicht bei sich hatten, sondern erst wieder durch Andere schicken wollten u. s. w. Genug, der Zweck der meisten dieser flüchtigen Erscheinungen war leider nicht eine geordnete Thätigkeit in einem fest gegliederten Ganzen, sondern eine gewisse krankhafte Sucht, sich hervorzuthun, und alles mögliche interessant Scheinende zu sehen. Für die an der großen Straße liegenden Lazarethe waren solche Leute oft eine wahre Landplage. Sie liefen einmal flüchtig durch die Krankensäle und störten bloß die Ruhe, denn von einer segensreichen Einwirkung auf die Kranken konnte natürlich bei ihren oberflächlichen Besuchen nicht die Rede sein. Diese Leute haben gewiß keinen Nutzen geschafft, sondern sie haben den zum regelmäßigen Dienst berufenen Geistlichen denselben nur erschwert, und dem Vorurtheil mancher Aerzte gegen den geistlichen Stand überhaupt Nahrung gegeben. Sehr bezeichnend war es, daß die Zahl derselben mit einem Schlage abnahm, ja daß sie fast gänzlich verschwunden waren, sobald die rauhere Jahreszeit eintrat und das Reisen ungemüthlich wurde. „Aus diesem Grunde“, so bemerkte eines Tages ein erfahrener Lazareth-Oberpfarrer, „ist mir das jetzige schlechte Wetter außerordentlich willkommen.“

Der Herr Hofprediger gedenkt u. A. auch des Vorwurfes, der wider die deutschen Truppen erhoben worden ist, daß sie während der Belagerungszeit in den Ortschaften um Paris her entsetzlich gehaust hätten. Die Lügen, welche von der französischen Presse aufgetischt worden sind und noch immer aufgetischt werden, daß ganze Eisenbahnzüge mit den kostbarsten Hausgeräthen, Uhren und Kunstwerken aus den Schlössern und Landhäusern der Umgegend von Paris nach Deutschland gegangen wären, bedürfen nach ihm keines Wortes der Widerlegung. Unsere Eisenbahnzüge hatten Anderes zu thun, als geraubte Sachen zu befördern. Und die Franzosen, die in den Tagen Napoleon's unsere Museen und Zeughäuser geplündert, aus Berlin und Potsdam Kunstwerke aller Art geschleppt haben, hätten am wenigsten ein Recht gehabt, sich darüber zu beschweren. „Ueberdies waren die schlimmsten Verwüstungen und Plünderungen schon vor unserer Ankunft vor Paris von den Mobilgarden verübt worden. Ich bin in Gonesse eingeritten, ehe ein deutscher Soldat den Ort betreten hatte, und doch fand ich die Läden ausgeplündert, die leerstehenden Häuser verwüstet oder in Flammen stehend. Die Mobots hatten sie den Bewohnern, welche nicht flüchten wollten, über dem Kopf angesteckt. Viel schlimmer noch als in den Ortschaften, die während der Belagerung von deutschen Truppen belegt gewesen sind, sah es nach der Uebergabe der Forts von Paris in denen aus, welche während des Winters von französischen Truppen besetzt gewesen sind. Auch in der Heimath sind hin und wieder Anklagen darüber laut geworden, daß unsere Truppen sich vielfach an fremdem Eigenthum vergriffen hätten, und daß in dieser Beziehung die sittlichen Grundsätze vielfach in's Schwanken gerathen seien. Es mag ja sein, daß Mancher der Versuchung nicht hat widerstehen können, aus den von ihren Bewohnern verlassenen Häusern Dies und Jenes mitzunehmen. Ich habe es selbst noch lange vor unserer Ankunft vor Paris erlebt, als wir am Tage vor der Schlacht bei Sedan Stunden lang in Carignan halten mußten, daß mir Soldaten begegneten, die aus einem verlassenen Verkaufsladen allerhand Dinge mitgenommen hatten, und zwar nicht bloß Gegenstände, die sie brauchen konnten, sondern auch solche, die völlig werthlos für sie waren. So lief mir einer in den Weg, der wohl ein halbes Dutzend Regenschirme im Arme hatte, die er doch unmöglich in seinem Tornister mitnehmen konnte. Sie sahen solche Dinge als herrenloses Gut an, mit dem sie wie die Kinder einen Augenblick spielten, um es dann fortzuwerfen. Wäre der Besitzer des Ladens zur Stelle gewesen, so würde ihm kein Faden entwendet worden sein. Es mag auch sein, daß die scherzhafte Rede von den „Koschtbarkeitskästle“ der Bayern nicht ganz grundlos war. Aber meistens wird es sich auch da um sehr harmlose Dinge gehandelt haben. Wirklich werthvolle Sachen hatten die geflohenen Franzosen überhaupt nicht in ihren Häusern zurückgelassen. Mir sind eine Reihe von Fällen bekannt, in denen Officiere selbst an sich werthlose Gegenstände, die sie zum Andenken zu behalten gedachten, vor ihrer Rückkehr in die Heimath wieder an die Stelle zurückgebracht haben, wo sie dieselben vorgefunden hatten. In dem Vorpostenort Stains befand sich eine schloßartige Villa mit einer reichen Bildergallerie, in die täglich

feindliche Granaten einfielen. Soweit von diesen Bildern noch welche gerettet werden konnten, wurden sie hinausgeschafft und vor dem Abmarsch der betreffenden Truppe dem Curé von St. Brice übergeben, mit der Bitte, sie dem Eigenthümer zukommen zu lassen. Ja eins dieser vor dem sicheren Untergange geretteten Bilder wurde nach Beendigung des Feldzuges von einem Stabsarzt, der es in Verwahrung genommen hatte, dem Eigenthümer, dessen Name inzwischen ermittelt worden war, durch die Post zugestellt. Der Dank für diese Fürsorge war ein unverschämter Brief, in welchem der Empfänger andeutete, daß der Zusender wohl in der Lage sein werde, auch über den Verbleib der übrigen aus dem Schlosse entfernten Bilder Auskunft zu geben."

Bekanntlich ist namentlich der Pendülen-Diebstahl von Seiten unserer Truppen bei den Franzosen zu einer noch heute nicht ausgerotteten fixen Idee geworden. Unser Feldprediger behauptet, daß auch nicht eine nach Deutschland mitgenommen worden ist. Wohl aber sei bei dem häufigen Quartierwechsel der Truppen um Paris mit anderen Möbeln und zum Schmuck der Zimmer dienenden Gegenständen vielleicht auch manche Pendüle aus einem Hause in's Andere übertragen worden. Gerade durch solche Umzüge mag sehr Vieles abhanden gekommen sein, aber nicht dadurch, daß es nach Deutschland verschleppt worden ist, sondern daß es in Häuser gerathen ist, deren Besitzer bei ihrer Rückkehr in ihr Eigenthum oft genug nicht gewußt haben mögen, wo die Gegenstände an Möbeln, Hausgeräthen u. s. w., die sie vorfanden, ursprünglich herrührten. Wenn unsere Officiere und Mannschaften in Häuser einquartiert wurden, aus denen sämmtliche Hausgeräthe einschließlich der Betten entfernt waren, und in denen ihnen nur kahle Wände entgegenstarrten, und sie die Aussicht hatten, vielleicht Wochen und Monate lang dort zu liegen, dann war es ihnen wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie sich aus anderen Häusern herbeischleppten, was ihnen selbst fehlte. Wenn der Soldat Tage lang in beständiger Lebensgefahr schwebt, wenn er Tage und Nächte lang in seiner Vorpostenstellung aushalten muß bei Wind und Wetter, bei Regen und Schmutz, bei Schnee und Frost, wenn er Tage lang nichts Warmes zu essen hat und keine Gelegenheit, die erstarrten Glieder am Feuer zu wärmen, dann ist's ihm wahrlich nicht als ein Vergehen anzurechnen, wenn er, in sein unwirthliches Quartier zurückgekehrt, es sich während der ihm vergönnten kurzen Ruhezeit so behaglich als möglich zu machen sucht und die Mittel dazu hernimmt, wo er sie findet. Als nun gar der Winter kam, wo es bald an Stroh fehlte zu Lagerstätten und keine Oefen gab, sondern überall nur Kamine, die wohl hübsch aussehen, aber das Zimmer nicht warm halten, am allerwenigsten, wenn die Fenster zerschlagen sind, wo es schließlich an Holz und Kohlen zum Heizen und Kochen mangelte, da war es nicht zu verwundern, daß die Soldaten, um ihr Leben zu schützen, zur Selbsthülfe griffen und Alles zusammentrugen, was ihnen ihr Quartier einigermaßen wohnlich und ihre Lagerstätte einigermaßen warm machte. Sie zerhackten zunächst, was sie in den Häusern umherliegend fanden, alte Tonnen, alte Thüren, sie holten Zaunpfähle und Zäune, Weinpfähle und Obstspaliere, Bäume und Sträucher, Dachsparren und Balken herbei, um damit zu heizen, und auch die Fensterläden, die sie nicht brauchten, die zerbrochenen Stühle und Tische, Schränke und sonstige unbrauchbar gewordene Hausgeräthe kamen an die Reihe. Das Alles wanderte in's Feuer; damit sahen sie sich genöthigt, zu heizen und zu kochen. Schließlich ist die Erhaltung von Menschenleben doch wichtiger, als die Erhaltung von Hausgeräthen, Bäumen und Gebäuden. Krieg ist eben Krieg, und wer ihn so leichtsinnig anfängt, wie Frankreich es gethan hat, der hat kein Recht, hinterher über den Schaden sich zu beschweren, den der Krieg den Einwohnern zugefügt hat. Dazu kommt noch, daß der Feind, indem er Brücken und Eisenbahnen auf unserem Operationswege zerstört und dadurch die Heranziehung von Lebensmitteln, wenigstens in der ersten Zeit der Belagerung, erschwert, ja unmöglich gemacht hatte, uns selbst zur Aussaugung dieses schönen Landes genöthigt hat. D. Rogge hält es für eine falsche Sentimentalität, über den Schaden zu jammern, den unsere Soldaten so manchen Einwohnern zugefügt haben. „Im Großen und Ganzen wird man es im Gegentheil bedauern müssen, daß Frankreich die Schrecken des Krieges noch lange nicht genug empfunden hat. Die Franzosen würden bei uns ganz anders gehaust haben. Ja hin und wieder wurde sogar eine etwas zu weit gehende Schonung geübt. Als das Hauptquartier des Königs sich in Ferrières befand, durfte nicht einmal einer von den Hunderten von Fasanen, die in der Fasanerie eingehegt waren, geschossen werden. Die nachfolgende Einquartierung mag wohl weniger rücksichtsvoll verfahren sein.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Blinde Liebe.

Von Matilde Serao.

Vicenzella stand hoch aufgerichtet neben der steinernen Brustwehr und schnitt mit einem langen scharfen Messer einen großen grauen Polypen in kleine Stücke. Neben ihr, auf einem kleinen Heerde aus gelben Backsteinen, stand ein brauner Topf mit kochendem Meerwasser und scharfem rothen Pfeffer. Ab und zu warf Vicenzella eine Handvoll der weißen, zähen, grauen Fleischstückchen hinein, gab noch einige harte Zwiebacke hinein und deckte den Topf zu. Dann schlüpfte sie mit einer sicheren, geschmeidigen Bewegung in ihre hochgestöckelten Holzschuhe und trat zu Maria Grazia, der Wasserverkäuferin, welche den großen Brunneneimer auf und nieder zog und dazu mit dem linken Fuße das Körbchen schaukelte, darin ihr Kind schlief.

„Gieb mir ein Glas Wasser, Mariagrà, wenn es Dir keine Mühe macht."

„Wasser willst Du? Nimm, mein Kind!"

Vicenzella trank das Wasser nicht aus, sondern goß es auf ihre Hände, die sie dann an ihrer blauen Leinwandschürze abtrocknete.

„Der Polyp stinkt," murmelte sie, „und Cicillo kann keinen schlechten Geruch leiden."

„Ist er ein so feiner Herr?"

„Er ist ein Herr, Mariagrà, dabei bleibt's."

„Cicillo ist nichts für Dich, Vicenza, glaube mir, ich meine es gut."

„Cicillo muß," antwortete Vicenzella kurz. „Aber Dein Kind wird immer dicker. Gott segne es."

„Die Fliegen stechen die arme Cannitella," sagte die Wasserverkäuferin, indeß Vicenzella zu ihrem Heerde zurückkehrte. Dort setzte sie sich auf einen zerbrochenen Stuhl, den sie an die Steinbrüstung stützte, und überwachte das Kochen der Polypen, indem sie den Topf zuweilen öffnete und eine zweizinkige Gabel hineintauchte. Und dazu arbeitete sie an ihrem blauen Strumpf mit weißer Ferse, indeß ihre müden Blicke die Straße von Santa Lucia hinabstreiften, die voller Sonne, Menschen und Wagen war und von der Pferdebahn durchkreuzt wurde. Der Salamihändler Gennarino kam daher mit einem großen Brett, worauf ein Kranz Wurstschnitten lag, gewürzt mit Liebäpfeln und Basilienn.

„He, Vicè, ist der Polyp gar?"

Sie stellte sich taub, und die Strenge ihres großen ausdrucksvollen Mundes, der Stolz ihrer Augen, die keiner Schmeichelei gehorchten, die Härte ihrer schwarzen Augenbrauen schienen zu wachsen.

„Wenn Du mir ein Stückchen von dem Polypen giebst, werde ich Dir einen Schnitt Wurst geben."

„Ich habe keinen Appetit, und der Polyp ist noch nicht gar.“

„Ich wette, wenn Cicillo kommt, wird der Polyp schon gar sein. Für ihn geschehen ja Wunder und Zeichen.“

„Das versteht sich.“

„Wie Du ihn liebst, Vicè, bis zur Blindheit.“

„Wer hat Dich zum Schwatzen gerufen? Geh, geh' weiter!“

Gennarino unterdrückte ein zorniges Wort und ging, indem er mit lauter Stimme den Geschmack und Geruch seiner Würste anpries. Vincenzella strickte in dem Gewühl und Lärm der Straße ihren Strumpf ruhig weiter und blickte zuweilen auf, als erwartete sie Jemand. Ein dickes Weib in schwarz-wollener Jacke, weißer Schürze und rothem Halstuch trat zu ihr; sie hatte einige Geldstücke in der Hand und ein kleines Mädchen an ihrem Rock.

„Hier der Schlüssel, Vicè, und hier ist Fortuna. Hüte das Haus und die Kleine.“

„Gut, Mà,“ sagte die Junge, ohne sich zu rühren.

„Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme. Ich muß nach der Porta Capuana und dort von Cicillo's Mutter Geld eintreiben.“

Vicenzella erröthete, und ihre Stimme zitterte: „Sei nicht hart gegen sie, Mà.“

„Das Geschäft ist ein Ding und die Liebe ein Anderes,“ sagte die Wucherin und schüttelte die Geldstücke, „Cicillo verputzt all' den mühevollen Verdienst seiner Mutter.“

„Ihr habt ihn nie leiden können, Mà,“ sagte Vicenzella, wobei sie die Augen niederschlug und die Stimme senkte, um ihren Zorn zu unterdrücken.

„Und er wird auch all' Dein Geld verputzen.“

„Ihr könnt mich nicht überreden. Ihr seid ja nicht meine Mutter, sondern bloß eine Stiefmutter, eine Stiefmutter, wie sie Alle sind, und Ihr seid für mich immer eine Stiefmutter gewesen.“

„Du wirst die Wahrheit schon einsehen,“ sagte Gesualda ruhig, denn sie wollte sich auf der Straße nicht zanken. „Ich empfehle Dir also dieses Kind!“ Mit ihrem wiegenden Gang entfernte sie sich langsam, und ihre volle Brust hob und senkte sich unter dem rothen Tuch. Vicenzella, bleich vor ersticktem Zorn, hatte zu stricken aufgehört.

„O, Vicè,“ bat die Kleine und zupfte sie an ihrem Rock, „erzähle mir eine Geschichte!“

„Ich habe Anderes im Kopf, Fortuna, laß mich in Ruhe.“

„Nein, nein, erzähle mir was!“

„Höre, Fortuna, wenn Du artig bist, giebt Dir Deine Schwester einen Soldo und Du kannst Dir was Schönes kaufen.“

„Was soll ich denn kaufen?“

„Für einen Soldo gebrannte Mandeln. Du kriegst eine ganze Menge dafür.“

„Nein, nein.“

„Indische Feigen also — für einen Soldo bekommst Du zwei.“

„Ja, ja, gieb her.“ Und Fortuna sprang davon, die Santa Lucia hinunter. Vicenzella blickte mit finsterem, gerötheten Gesicht, welches kein Lächeln verklärte, auf ihren Vater, der vom Hafen die Santa Lucia herauf kam.

„Vicè,“ sagte er, „gieb mir eine Kohle für meine Pfeife.“ Er war baarfuß und trug sein Hemd wie eine Blouse über den weißen Zwilchhosen, die ihm bis an die Knie reichten; die braune haarige Brust war halb entblößt, und auf dem Kopfe trug er einen zerknitterten Strohhut. Er kam aus der Badeanstalt am Strande, wo er als Matrose und Badediener angestellt war. „Wo ist Gesualda?“ fragte er, seine Pfeife anbrennend.

„Sie ist gegangen, Geld einzutreiben.“

„Und Fortuna?“

„Auch fort, um Früchte für einen Soldo zu holen.“

„Es wundert mich, daß Don Cicillo nicht hier ist,“ sagte der Badediener. „Er ist gewiß mit jenem Mädchen in der Badeanstalt geblieben.“

„Mit welchem Mädchen, Vater?“

„Weißt Du es denn nicht? Gevatter Gaetano aus der anderen Anstalt hat mir erzählt, Don Cicillo habe gestern ein hübsches elegantes Mädchen mit blonden Stirnlöckchen dahin begleitet.“

„Das ist unmöglich!“

„Wieso?! Gaetano ist kein Narr.“

„Er ist kein Narr, Vater, aber was er Euch erzählt hat, ist Unsinn.“

„Er hat es mit eigenen Augen gesehen!“

„Möge die heilige Lucia ihn strafen, denn was er erzählt hat, kann nicht wahr sein.“

„Du bist eine Närrin!“ Der Badediener entfernte sich und stieg die Treppe hinab, die zum Meere führt. Vicenzella schüttelte noch immer ungläubig den Kopf, aber sie zitterte vor Ungeduld und rührte mechanisch die Gabel in dem Topf, wo der Polyp im Salzwasser kochte. Es war Elf, die Straße von Santa Lucia lag ganz im Sonnenschein, Vicenzella stand nicht mehr neben der Steinbrüstung; die kleine Fortuna war, neben ihr auf der Erde sitzend, eingeschlafen. Um die Mittagsstunde begann der Verkauf des gekochten Polypen. Vicenzella hatte drei oder vier weiße Thonteller auf die Brüstung gelegt. Wenn ein Käufer erschien, steckte sie die Gabel in den Topf, fischte ein Stück Polyp heraus und legte es auf den Teller; dazu gab sie aufgeweichten Zwieback und einen Löffel rother Essigbrühe. Stehend und dabei schwatzend, aßen die Käufer, mit den Händen das zähe Gericht haltend, setzten dann die Lippen an den Teller und schlürften die rothe Brühe. Die einfache Portion kostete zwei Soldi, die doppelte vier. Vicenzella theilte unverdrossen die Portionen aus; eine Zeit lang war sie von zwei oder drei Maurern, die am Hafen arbeiteten, einem Austerverkäufer, einem Pferdebahnkutscher umgeben; sie war ganz bei der Sache, ohne auf die, welche ihr den Hof machten, Acht zu geben, zuckte nur stolz und verächtlich mit den Schultern und ließ die Soldi in die Tasche ihrer Schürze gleiten. Als die Schwefelverkäuferin Francescella zu ihr kam, für zwei Soldi Polyp zu kaufen, war Alles ausverkauft, und Vicenzella zeigte den Topf, wo nur noch etwas Essigbrühe übrig geblieben war. „Ein guter Tag also?“

„Ja, ein guter Tag!“

„Du Glückliche! Bei der allgemeinen Angst vor der Cholera, vor der uns Gott bewahren möge, trinkt keiner mehr Schwefelwasser. Ich mache gar keine Geschäfte, und doch hab' ich der Madonna schon ein Gelübde gethan, wenn sie mir eine gute Einnahme giebt. Was ist zu machen? Ich kann dieses Jahr nicht heirathen.“

„Aber Carluccio ist ja noch Soldat.“

„Er muß bis Weihnachten dienen, dann kommt er zurück. Er hat mir geschrieben. Hat Cicillo schon gedient?“

„Nein, er ist als der einzige Sohn einer Wittwe frei.“

„Wann werdet ihr heirathen?“

„Zum Heirathen braucht man Soldi,“ sagte Vicenzella traurig.

„Verdienst Du sie denn nicht?“

„Ich verdiene, ich verdiene wohl . . .“

„Na also?“

„Aber sie verschwinden immer wieder.“

„Hol's der Teufel! Aber da Du doch keine Polypen mehr hast, so werde ich mir für zwei Soldi gebackenen Fisch holen.“

Vicenzella deckte das Heerdfeuer zu und wusch in einer Thonschüssel die Teller und den Topf; dann stellte sie sie zum Trocknen auf die Brüstung in die Sonne, strich sich ihr blondes Haar zurecht, zählte die verdienten Soldi und wollte rasch fortgehen. „Vicenza! ich komme mit,“ rief das Schwesterchen.

„Ja, ja,“ sagte Vicenzella ungeduldig und schob die Soldi in die Tasche. Aber in diesem Augenblick trat ein junger Mann dicht an Vicenzella heran.

„Schönen Gruß!“ sagte er und griff militärisch an seinen Hut.

„Mein Gott, Pascale!“

„Ich habe einen Auftrag.“

„Cieillo schickt Euch?“

„Ja, Signora, er läßt Euch grüßen und Euch sagen, er könne nicht kommen, weil eine Gesellschaft von Freunden ihn in eine Schenke geladen hat; er ist dort und bittet Euch, ihm einige Lire zu schicken, denn er möchte dort keine jämmerliche Rolle spielen. Er läßt Euch grüßen und Euch sagen, er werde in einem halben Stündchen hier sein.“ — „Hier sind zwei Lire, Pasquale.“ — „Danke.“ — „Und wird Cieillo wirklich kommen?“ — „In einem halben Stündchen ist er hier.“ — „Dann grüßt ihn, und sagt ihm, er möge verzeihen, das seien alle Soldi.“

Pasqualino entfernte sich mit knarrenden Schuhen und Vienza blieb einen Augenblick sinnend stehen. Dann ging sie, die kleine Schwester an der Hand, über die Straße, öffnete eine Fallthür und zog einen Korb und ein Bänkchen hervor. Fortuna trug das Bänkchen, und sie kehrten wieder über die Straße und an ihren Platz auf der Treppe zurück. Vicenzella setzte sich vor dem Bänkchen nieder, nahm frische Nüsse aus dem Korb und klopfte rasch mit einem Scheit darauf, um die grüne Schale zu entfernen. Diese spritzte einen ätzenden Saft aus, und Vicenzella's Finger wurden schwarz, während sie die weißen Nüsse zu sechs und zwölf in Häufchen ordnete. „Gieb mir eine Nuß, Vicenza.“ — „Nimm.“ Als alle Nüsse geschält waren, stellte sie das Bänkchen neben ihren Stuhl und setzte sich. Sie sah immer nach dem Hafen, ob Cieillo nicht erscheine. Erst ging es langsam mit dem Nußverkauf. Ein Dienstmädchen aus der Nachbarschaft wollte acht Nüsse für einen Soldo und schimpfte, sie seien versault. Ein alter Herr gab zwei Soldi, stritt über die Anzahl und zerstörte alle Häufchen, weil er die Nüsse aussuchen wollte. Geduldig legte Vicenzella sie wieder zusammen und fragte sich, ob die halbe Stunde wohl schon vergangen sei. Dann kamen die Kinder aus der Schule, es war also drei Uhr. Die Kinder umringten schreiend und stampfend Vicenzella's Bänkchen. Sie suchte die ungeduldigen Hände abzuwehren; einer der Rangen, der für zwei Centesimi Nüsse kaufen wollte, weinte und schrie, denn er wollte mit Gewalt vier Nüsse haben und hielt krampfhaft seine zwei Centesimi fest. Endlich waren alle befriedigt und sprangen fort. Die Schatten auf der Straße Santa Lucia wurden länger, und die Leute verloren sich allmälig; auch über Vicenzella's Gesicht breitete sich ein leichter Schatten. Sie hatte alle Nüsse verkauft, sogar ein Häufchen ganz kleiner, selbst ein Häufchen versaulter, und nun saß sie unbeweglich da, die Hände unter der Schürze, ohne den Hafen, woher Cieillo kommen mußte, aus den Augen zu verlieren. Fortuna war fort und spielte mit der Kleinen von Mariagrazia, der Wasserfrau. Da kam ein mageres braunes Weib in einem gelben Cattunrock mit einer Schnur rother Corallen um den Hals heran.

„Guten Abend, Vicè,“ sagte sie, indem sie einen leeren Korb auf die Erde stellte.

„Hast Du Wäsche ausgetragen?“

„Ja, ich gehe nach Porta Capuana zurück.“

„Also Feierabend?“

„Aber wie! Stell' Dir vor, ich habe einer Frau ein Hemd verwechselt, und sie wollte nicht zahlen. Es ist zum Verzweifeln. Und gerade heut' Abend hatte ich Cieillo, meinem armen guten Bruder, Maccaroni mit Sardellen und Oel versprochen; die liebt er so. Aber nun giebt's Brod und Wasser!“

„Da sind zwanzig Soldi, Carmela, koche ihm die Maccaroni.“

„Was soll ich damit? Wenn er es erfährt, wird er böse! Ich kann sie nicht nehmen.“

„Thue mir den Gefallen und sage ihm nichts davon, aber bereite die Maccaroni so, daß sie ihm gefallen.“

„Schön, aber ich werde sie Dir bezahlen.“

„Nimm sie nur. Sage ihm, er soll heut' Abend kommen und es nicht vergessen.“

„Ich werde es ihm sagen, ganz bestimmt.“ Und Carmela ging eilig, den leeren Waschkorb an der Seite. Schon sank die Dämmerung auf das Meer und die Straße, aber Cieillo zeigte sich noch immer nicht. Gesualda war mit einer Handvoll Soldi zurückgekommen und hatte Fortuna mit sich nach Hause genommen, wo sie das Essen bereiten wollte. Die Kleine kam zu Vicenzella, um vier Soldi für ihre Stiefmutter zu holen.“

„Ich habe keine.“

„Wie? sie hat keine?“ schrie die Stiefmutter, die Hände in die Seiten stemmend. So ging sie auf die Straße. „Gieb mir vier Soldi, Vicè!“

„Ich habe keine.“

„Das ist nicht wahr, Lügnerin.“

„Ich habe keine und wenn ich welche hätte, würde ich sie auch nicht geben.“

„Ja, um sie jenem zerlumpten Kerl zu geben, jenem Schmarotzer! Der liebelt jetzt mit einer Schneiderin.“

„Das ist nicht wahr.“

„Seine Mutter hat es mir gesagt.“

„Das ist nicht wahr.“

„Gut, Du wirst es schon sehen.“

„Wenn ich es sehe, werde ich es nicht glauben.“

„Was ist denn Wunderbares dabei? Aber Deine Liebe ist ja blind. Nun, wer mir nichts giebt, wird nicht essen: also wirst Du heute nicht essen.“

„Ich werde nicht essen.“

„Du bist dieselbe Närrin, wie Deine selige Mutter.“

„Wenn Ihr nicht fort geht, kriegt Ihr den Schuh in's Gesicht, Mà.“

„Du bist's im Stande, aber heute Abend wirst Du nicht essen.“ Bald darauf schickte Gesualda die Kleine nach dem Vater in die Anstalt. Und alle Drei setzten sich um eine große Schüssel mit Maccaroni. Vincenzella ging auf und ab, um Einiges für den Abend zurecht zu legen.

„Warum ißt Vicenzella nicht?“ fragte der Vater.

„Sie ist nicht hungrig,“ sagte Gesualda kurz.

„Ich bin nicht hungrig,“ bestätigte Vicenzella und ging hinaus. Sie hatte alle Geräthe, die sie zum Verkaufe des Polypen und der Nüsse gebrauchte, nach Hause gebracht. Nun stellte sie draußen eine kleine Thonpfanne hin, auf dem Heerde glühten noch einige Kohlen, und sie machte gespicktes Fleisch zum Braten fertig. Bald verbreitete sich ein scharfer angenehmer Bratengeruch, und Vicenzella fächelte das Feuer mit ihrem Rabenflügel an. Sie achtete nicht auf die vertiebten Reden der Fischer, welche um das gespickte Fleisch handeln wollten und einen Soldo für zwei Stück boten, sie achtete auch nicht auf die Worte der Wasserfrau Maria Grazia, welche sich zum Abendessen für einen Soldo Fleisch kaufte und ihr dabei riet, von Cieillo zu lassen. Sie hatte keine Ruhe mehr, und alle die boshaften, grausamen Reden, die sie vom Morgen an über ihren Geliebten gehört, gingen ihr im Kopf herum. Einige Studenten wollten gespicktes Fleisch haben, aber während es gebraten wurde, umringten sie scherzend die Köchin, welche sie, ohne zu antworten, ernst und fast böse ansah. Aber plötzlich leuchteten ihre Augen in flüchtigem Glanze auf: es war ihr, als hätte sie Cieillo, ihren Cieillo neben einem Mädchen in einem schwarzen Tuch und mit blonden Stirnlöckchen auf der Pferdebahn gesehen. Und ohne auf das verbrennende Fleisch und auf die wartenden Studenten zu achten, lief sie wie wahnsinnig dem Wagen nach, das scharfe Messer, mit dem sie am Morgen den Polypen zerhackt hatte, in der Tasche umklammernd. Aber der Pferdebahnwagen fuhr weiter, und die Vorübergehenden blieben stehen, um die ihm nachlaufende Frau anzuschauen. Als aber der Wagen auf dem Platze ankam und stehen blieb und die Insassen ausstiegen, war auch die athemlose Vicenzella zur Stelle und spähte nach den Fahrgästen. Und endlich stiegen ein junger Mann und ein Mädchen aus und gingen Hand in Hand die mondbeleuchtete Straße hinunter. Vorsichtig, stumm und grimmig folgte ihnen Vicenzella: sie keuchte, ein rother Schleier senkte sich vor ihre Augen und raubte ihr die Besinnung.

Das Pärchen ging langsam, an einander geschmiegt, in Liebe versunken. Sie folgte ihnen, holte sie ein, trennte sie: „Hund, Hund!“ brüllte sie wie ein wildes Thier.

„Nun?“ fragte Cicillo kalt, „was soll das?“ Sie antwortete nicht, und sah ihn nur mit ihren starren Augen groß an.

„Marsch nach Hause!“ befahl er.

„Ich gehe, ich gehe ja schon!“ schluchzte sie in flehendem Ton ...

## Offene Briefe und Antworten.

### Zur modernen Malerei.

Hochgeehrter Herr!

Wenn ich auch Lust hätte, auf die gegnerischen Einwendungen auf meine Rede in der Berliner Akademie zu antworten: Zeit habe ich leider nicht, denn ich beschäftige mich gerade mit den von den Herolden der „neuen Richtung“ so sehr geliebten Freilicht-Studien, welche unter den gegenwärtigen Witterungsverhältnissen gleich anstrengend für Maler wie Modell sind. Uebrigens weil ich eben von Plein air spreche befindet sich der angezweifelte Ausspruch eines von mir citirten Kunstgelehrten, der die Freilichtmalerei eine Erfindung des Malers Manet nennt, im 265. Heft der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge: Die moderne Malerei, II, von W. v. Seidlitz in Dresden und lautet wörtlich:

„Gegen Ende der sechziger Jahre aber, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, fand Manet durch einen Zufall auch das Mittel, die lichtumflossene und durch die farbige Umgebung bedingte Erscheinung der Dinge wiederzugeben, indem er eines Tages, als er die Frau des Malers de Nittis malen sollte, seine Staffelei aus dem Atelier in das Freie, in den Garten hinaus trug.“

Meine Freilicht-Studien scheinen also für mich werthvoller, als eine Antwort auf die Ergüsse meiner Gegner und diese um so unnöthiger, als ich aus ihren Fanfaren und trotz ihres Zornes auf mich, welchen ich ihnen übrigens nicht verarge, deutlich die Trompete höre, welche, wenn auch noch nicht zur „Umkehr,“ so doch „Halt“ bläst. Im Uebrigen bestätigen sie durch den Ton ihrer Artikel ja unabsichtlich das, was ich über das Gebahren der neuen Richtung gesagt habe. Die beste Antwort würde es sein, wenn ich alle die zustimmenden Zuschriften veröffentlichte, welche ich zu meiner Rede von Nah und Fern erhalten habe, und welche die Herren vielleicht überzeugten, daß ich durchaus nicht so „allein und abseits von dem Kriegsfestzug“ stehe, wie sie glauben, und daß ich auch nicht „den Boden verzweifelt unter mir beben fühle,“ denn ich habe zum Verzweifeln wirklich kein Talent.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Wannsee. A. v. Werner.

## Notizen.

Die Kunst der Renaissance in Italien. Von Adolf Philippi. Erstes und zweites Buch. (Leipzig, E. A. Seemann.) Eine Art Seitenstück zu den so rasch beliebt gewordenen „Künstlermonographien“ von Knackfuß. Aber während die Letzteren jeweils nur einen einzigen hervorragenden Künstler im Zusammenhange behandeln, sucht Philippi dem Leser einen Ueberblick über eine ganze bestimmte Epoche der Kunstentwickelung zu verschaffen und ihm das innerste Verständniß derselben zu erschließen. Aus diesem Grunde läßt er es sich vor Allem angelegen sein, auch den Einflüssen unpersönlicher Art, der Geschichte der Zeit und ihrer Stimmungen, aus denen heraus die Kunstwerke geschaffen, den Eigenthümlichkeiten der Landschaften, Gesellschaft u. s. w. Rechnung zu tragen, welche beim Zustandekommen der betreffenden Werke mitgewirkt haben, und so die kunstgeschichtliche Darstellung zu vertiefen. Daß nur hierdurch zugleich ein wirkliches Verständniß der Kunstwerke erzielt werden kann, indem sie als geschichtlich bedingte Erscheinungen begriffen werden, ist zweifellos. Oder wie vielen berühmten Werken der Kunstentwickelung steht nicht der heutige Beschauer theilnahmlos gegenüber, weil er sie an einem falschen Maaßstabe mißt und ihm die Kenntniß ihrer Bedeutung im historischen Zusammenhange mangelt! Diesem Uebelstande eben sucht Philippi abzuhelfen, und man wird ihm nach den zwei bis jetzt erschienenen Theilen seines Gesammtwerkes über die Kunst der Renaissance in Italien die Anerkennung nicht versagen können, daß er darin sein Ziel durchaus erreicht hat. Eine bessere Einführung in die Kunstgeschichte jener Zeit läßt sich nicht denken. Gerade dadurch, daß der Verfasser statt einer vollständigen Berücksichtigung aller Namen und Einzelheiten sich lieber an die Sterne erster Größe am Kunsthimmel Italiens hält und nur das ästhetisch und historisch wirklich Bedeutsame in Betracht zieht, dürfte sein Werk zu einem Führer durch jene Kunstwelt werden, wie bis jetzt noch kein ähnlicher existirt. Schreiber dieses gesteht, bei der gegenwärtigen Uebersättigung mit Kunstgeschichten das vorliegende Büchlein mit einigem Mißtrauen zur Hand genommen zu haben, aber kaum jemals angenehmer enttäuscht worden zu sein. Die vorliegenden Bändchen behandeln die Pisani, Giotto und Fiesole, die Ghiberti, Lippi, Botticelli, Perugino und ihre unmittelbaren Einflüsse auf die Kunstentwickelung ihrer Zeit, aber mit welchem Geschick hat es der Verfasser verstanden, uns dabei zugleich ein Bild dieser ganzen Zeit selbst zu geben und uns einen Blick in die innerste Werkstatt der damaligen Kunstschöpfungen überhaupt zu eröffnen! In wie klarer, einfacher und doch anziehender Sprache weiß er uns für seinen Gegenstand zu fesseln, so daß auch die Lectüre seines Werkes zu einem wirklichen Genusse wird, was man von so wenigen kunstgeschichtlichen Darstellungen sonst behaupten kann. Die Charakteristik Giotto's auf verhältnißmäßig so engem Raume ist geradezu ein Meisterstück zu nennen. Und dazu nun diese Fülle von meist trefflichen Illustrationen, die überall das Gesagte in einer Weise veranschaulichen und dem Gedächtnisse einprägen, wie man es sich besser nicht wünschen kann! In der That, wenn die übrigen Theile halten werden, was diese ersten versprechen, so werden wir in Philippi's „Kunst der Renaissance in Italien“ ein Werk besitzen, das alles bisher Erschienene auf diesem Gebiete übertrifft, und von welchem man nur wünschen kann, daß es zu einer ähnlichen im besten Sinne populären Behandlung auch der übrigen Epochen der Kunstgeschichte den Anstoß geben möge. A. D.

Im Verlage der Schulze'schen Hof-Buchhandlung (A. Schwartz) in Oldenburg ist von dem 1. Bande der Dramaturgie des Schauspiels, von Heinrich Bulthaupt, die sechste durchgesehene und erweiterte Auflage erschienen und wir freuen uns über den wohlverdienten Erfolg des schönen Werkes. Der Verfasser entwickelt in vorliegendem Bande an den Dramen Lessing's, Goethe's, Schiller's und Kleist's in klarer interessanter Darlegung, worin neben dem poetischen der dramatische Werth dieser unvergänglichen Dichtungen besteht, und regt den Leser zu vertieftem Nachdenken über die oft gesehenen und altvertrauten Kernstücke unseres classischen Theaters besonders dadurch an, daß er alten Wust schiefer Theatertraditionen frisch aus dem Wege zu räumen erstrebt und viele neue Gesichtspunkte angiebt. Wir möchten das Buch namentlich auch in den Händen unserer oft pietät- und verständnißlosen Schauspieler und Regisseure wissen.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Junger Mann,** unmusikal. u. litter. gebildet, bis Ob.-Sek. stud., sucht unt. sehr bescheid. Ansprüchen Beschäftigung auf einer Redaktion oder als Sekretär. Off. unter **S. K. 13** an die Expedit.

# Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Für den Dichter **Detlev v. Liliencron,** der seinem 55sten Geburtstag entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirthschaftlichen Nothlage bezweckt. Der Aufruf war u. A. unterzeichnet von folgenden Künstlern und Kunstfreunden: Böcklin, Marie von Ebner-Eschenbach, Fontane, Groth, Hauptmann, Klinger, Liebermann, Oberländer, Raabe, Thoma, Uhde. Die Sache sei den Lesern der „Gegenwart" nochmals in Erinnerung gebracht, da es eine nationale Ehrenpflicht ist, einem Dichter, der wie kaum ein Anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge mit der Bemerkung **„für die Liliencron-Stiftung"** an den Cassenwart der Stiftung, Herrn Consul **Auerbach, Berlin** W., Taubenstr. 20.

**Georg Weiß,** Verlag in **Heidelberg.**

Soeben erschien:

**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**
Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Geh. 4 ℳ 50 ₰. Gebd. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 51. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 34. Berlin, den 21. August 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Boycott in Deutschland. Von Conrad Haller. — Allerlei Hochschulfragen. Von Lector. — **Literatur und Kunst.** Wie Charlotte Wolter entdeckt wurde. Von Professor Eduard von Bamberg. — Alfred de Musset und die deutsche Literatur. Von J. Schauffelberger. — **Feuilleton.** Ein Frauenleben. Von Anton Tschechow. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt.** Die Wallfahrt nach St. Petersburg. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Boycott in Deutschland.

Von Conrad Haller.

Für das allgemeinere Aufkommen und die Entwickelung der Boycottbewegung seit den 80er Jahren in Deutschland ist besonders der Umstand von Bedeutung gewesen, daß es für die socialdemokratische Partei unter dem Socialisten-Gesetz, das der Entfaltung der socialistischen Propaganda ohnehin schwere Fesseln auferlegte, von besonderer Wichtigkeit sein mußte, wenigstens da sich die Gelegenheit zur öffentlichen Wahrung und Propagirung ihrer Interessen zu sichern, und event. durch Repressalien zu erzwingen, wo solche ihr von dritter Seite her — unabhängig von den durch das Ausnahmegesetz gezogenen Schranken — verlegt wurden: Die Verfügbarkeit über genügende Versammlungsräume. Die Saalsperre war von jeher die Angriffsstelle, bei der die Socialdemokratie einsetzte und an der sie, angeregt durch die, wenn auch aus anderen Verhältnissen hervorgegangenen Boycottbewegungen in Irland und Nordamerika, das neue Kampfmittel des Boycotts erprobte und selbstständig weiter ausbildete. Die Saalsperre und die um sie entbrennenden Kämpfe schlugen auch die Brücke, auf der die Boycottbewegung zu dem schließlich für Deutschland mehr wie anderswo typisch gewordenen Brauerei-Boycott fortgeschritten ist.

Die Uebertragung des ursprünglich zur Bekämpfung der Saalsperre gegen Saalbesitzer angewendeten Boycotts auch auf die Brauereien oder deren Inhaber ist aber nicht nur in der Weise vor sich gegangen, daß Letztere zugleich als Besitzer von Versammlungsräumen, oder um sie gewaltsam zu einer Pression auf die wirthschaftlich von ihnen vielfach abhängigen Saalinhaber zu veranlassen, durch das Drohmittel des Boycotts mit in den Kampf verstrickt wurden, sondern besonders auch dadurch, daß die Erfolge solcher Boycotts überhaupt die Anregung gaben, dieses „sensationelle" Kampfmittel auch bei anderen Veranlassungen gegen andere Kreise zur Anwendung zu bringen. Dabei erwies es sich bald, — was übrigens auch schon in Irland und Nordamerika erfahrungsgemäß erkannt war, — daß kein Gewerbebetrieb, kein gewerbliches Erzeugniß eine so breite und geeignete Angriffsfläche für Boycottbestrebungen bot, als das Braugewerbe oder sein Erzeugniß das Bier. So sehen wir, daß, von unerheblich gebliebenen Versuchen auf verschiedenen Gebieten abgesehen, die Brauereien immer ausschließlicher den Tummelplatz für Boycotte abgaben und der Bierboycott der Typus der Boycottbewegung in Deutschland wurde.

Wenn auch seit dem großen Berliner Bierboycott von 1894 schon mehr als zwei Jahre vergangen sind, so besitzen wir bisher in der socialpolitischen Literatur Deutschlands noch kein Werk, welches ausführlich und quellenmäßig einen der größten Classenkämpfe schildert, den die Socialdemokratie als politische Partei gegen einen bestimmten Theil der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland geführt hat. Diesem Mangel hilft nun die soeben in Carl Heymann's Verlag in Berlin erschienene vorzügliche Schrift von Emil Struve ab: „Der Berliner Boycott von 1894." Der Verfasser, der selbst in nebenamtlicher Stellung den achtmonatlichen Kampf in nächster Nähe mit erlebt hat, liefert hier ein Werk, welches sowohl wissenschaftlich eine ergiebige Quelle für die Erforschung unserer socialen Verhältnisse und deren Entwickelung bildet, als auch für die praktische Socialpolitik beachtenswerthe Fingerzeige bietet. Unbeschadet der Objectivität seiner in der Hauptsache aus Originalacten und eigener Anschauung geschöpften Darstellung hat der Verfasser keineswegs mit der Kritik in seinem Buche zurückgehalten; er unterscheidet in seinen Urtheilen scharf die lediglich auf politische Machtentfaltung und Revolutionirung der Volksmassen gerichteten und darum zu bekämpfenden Demostrationen und Uebergriffe der Socialdemokratie von den im Interesse der berechtigten wirthschaftlichen und socialen Forderungen der Arbeiterschaft unternommenen Bestrebungen. Er schildert die Entstehung und den Verlauf dieses gewaltigsten deutschen Boycotts, seine Ursachen und Ergebnisse. An seiner Hand wollen wir unseren Lesern, die wir für alles Nähere auf die verdienstvolle Schrift selbst verweisen, wenigstens die in jeder Beziehung heilsamen Folgen dieses Riesenkampfes vor Augen führen.

Nicht genug aber, daß der Berliner Bierboycott — sehr gegen die Absicht seiner Urheber — das Solidaritätsgefühl seiner Gegner nachhaltig gestärkt und zu einer fruchtbaren Entfaltung desselben im Vereinswesen beigetragen hat, ist er als Hauptglied in der damals um sich greifenden Boycottbewegung für die von ihr bedrohten Kreise des Braugewerbes zugleich schöpferisch geworden, indem anläßlich derselben von ihnen zwei Institutionen geschaffen wurden, die moralisch wie materiell ihren gewichtigen Eindruck bei dem bisher so kriegslustigen Gegner nicht verfehlt haben: Der Ende September 1894 in Friedrichsroda durch Vermittelung des deutschen Brauerbundes gegründete Millionen-Garantiefonds deutscher

Brauereien zum Ausgleich von Boycottschäden und der Centralverband deutscher Brauereien gegen Verrufserklärungen, der im Februar 1895 definitiv zu Stande kam und zur Zeit sich aus vierzehn Localverbänden von Brauereien der bedeutendsten Brauorte Norddeutschlands zusammensetzt. Auch abgesehen von der allgemein — in Folge des Fehlschlagens des großen Berliner Boycotts und des daraufhin auch an anderen Orten baldigen Erlöschens der Boycottbewegung (in Dessau, Magdeburg, Braunschweig) — bei der Socialdemokratie sich geltend machenden Reaction gegen das Boycotten, bleibt es doch sehr bedeutsam, daß seitdem (bis Frühjahr des Jahres 1897) noch in keinem Orte, wo ein zum Centralverband gehöriger Brauereien-Localverband existirt, es auch nur zu einem Versuch oder einer Androhung des Boycotts von Brauereien wieder gekommen ist.

Die im Sommer 1896 wieder in Aufnahme gekommene Brauerei-Boycottbewegung beschränkte sich bekanntlich ausschließlich auf den Süden und Südwesten Deutschlands und das Ausland (die Schweiz). Hier hatte man die in Norddeutschland gemachten Erfahrungen noch nicht am eigenen Leibe erprobt. Hier lagen auch die für das Aufkommen der Bewegung in Betracht kommenden Verhältnisse anders. Theils waren die Arbeitsverhältnisse gegenüber den in den norddeutschen Brauereien üblichen noch rückständig und legten daher eine Erzwingung ihrer Besserung unter Zuhülfenahme des Boycotts für die interessirte Arbeiterschaft nahe; sodann ermangelte die dortige Brauindustrie noch der Schutzeinrichtungen, die sich ihre zum Centralverband gehörigen norddeutschen Collegen geschaffen haben. Wenn man hier, vor Allem in der Verbesserung der Arbeitsbedingungen durchgängig den derzeitigen Vorsprung der norddeutschen Brauindustrie eingeholt haben wird, dann werden, wie Struve glaubt, auch die Brauereien dieser Landestheile den Boycott — speciell den gewerkschaftlichen — nicht mehr zu fürchten haben.

Was endlich den Schweizer Bierboycott betrifft, so bestätigt er, der mit dem Berliner Boycott in seinen Motiven — als socialistisch-propagandistische Machtprobe —, sowie in seiner Organisirung, seinem Verlauf und seinem Fiasco so viel Gemeinsames mit diesem aufweist, auch durchaus die in Berlin gewonnene Erfahrungsthatsache: Der socialdemokratische Brauereien-Boycott als Kraftprobe auf die Brüchigkeit der bürgerlichen Gesellschaft hat für absehbare Zeit keine Aussicht auf Erfolg. Wenn überhaupt, so ist dies die wichtigste Lehre, die auch die socialdemokratische Partei aus diesem Kampfe gezogen hat. Sie wird sich hüten, abermals aus gleichen oder ähnlichen Anlässen eine solche Kraftprobe zu executiren, bei der sie, wie die Verhältnisse einmal liegen, als politische Partei nur verlieren kann.

Nicht nur, daß man den mit dem Boycott erstrebten Zielen — Erzwingung des 1. Mai's und Zertrümmerung des „Rings", um über dessen Leiche hinweg weitere Vorstöße in das Lager der capitalistischen Gesellschaft zu wagen — nicht näher gekommen, vielmehr jetzt weiter von ihnen denn je zuvor entfernt ist, hatte dieser Kampf die Autorität der Parteiführer, und die Parteidisciplin in bedrohlicher Weise erschüttert und ein gut Theil dazu beigetragen, den klaffenden Riß zwischen der parteipolitischen und der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiterschaft zu erweitern. Und nicht zum Letzten ist der Boycott seinen Urhebern ein lautes Disce moniti geworden, weil er vor der Oeffentlichkeit ein erschreckendes Bild von der für seine wirksame Durchführung unerläßlichen demagogischen Verhetzung der Volksmassen entrollt und damit der bürgerlichen Gesellschaft über die Gefährlichkeit eines solchen Boycotts für die öffentliche Ordnung die Augen geöffnet hat. Darüber wird man auch auf Seiten der socialdemokratischen Parteileitung in Berlin keinen Zweifel mehr hegen, daß sie solche unerhörte Vergewaltigung der Oeffentlichkeit, wie sie der 1894er Boycott bedeutete, zum zweiten Male sich nicht sobald wieder wird erlauben dürfen! Der 1894er Boycott ist ja nicht das erste und letzte Vorkommniß in seiner Art gewesen, das der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Machtorganen den Geduldsfaden nachgerade zum Reißen straff gespannt hat. Jedenfalls wird sich die Socialdemokratie nicht wundern dürfen, wenn sie mit der etwaigen Wiederholung solcher zum Mindesten — verfrühter Versuche, an der bürgerlich-capitalistischen Gesellschaft ein Exempel zu statuiren, dieser selbst die Waffe der gewaltsamen Bekämpfung in die Hand zwingt und ihr damit nahelegt, die Consequenzen aus der Ueberzeugung zu ziehen, daß „die socialistische Doctrin von der anarchistischen nur eine Spielart ist, als eine Lehre, die den äußersten Gegensatz gegen das Bestehende zum Ausdruck bringt und darum auf die verbrecherische Leidenschaft die höchsten Reize ausübt," wie sich einmal H. Delbrück geäußert hat.

Darf sonach behauptet werden, daß die im Jahre 1894 culminirende Boycottbewegung in der Hauptsache für die Socialdemokratie mit negativem Ergebniß abgeschlossen hat, während die Brauereien daraus für sich die positive Ueberzeugung entnehmen durften, daß ihre vormals so augenscheinliche Schutzlosigkeit vor solchen Angriffen und damit die Gefahr ihrer Wiederholung heute in dieser Weise nicht mehr besteht, so darf doch damit nicht verkannt werden, daß in Folge der eigenthümlichen wirthschaftlichen Verknüpfung der Brauereien mit den Kreisen der Localbesitzer und Gastwirthe die vom Saalbesitzer-Boycott (Saalsperre) zum Brauereienboycott führende Brücke auch heute noch nicht abgebrochen ist. Allerdings wird man nach den bisherigen Erfahrungen Seitens der Boycottpartei es sich auch hier in Zukunft wohl überlegen, ob man sich dieses gefährlichen Ueberganges bedienen soll. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß bei den auch seit 1894 verschiedentlich wieder executirten socialdemokratischen oder gewerkschaftlichen Boycottmaßregelungen von Saalbesitzern man sich wohl gehütet hat, weitergehende Pressionen auf die ihnen nahestehenden Brauereien auszuüben.

Daß man nach solchem Kampfe zu einem wirklich dauerhaften ehrlichen Frieden mit der Arbeiterschaft und damit überhaupt zu gedeihlichen socialen Zuständen nur gelangen könne, wenn man sich in consequenter Beibehaltung der bisher gepflogenen Grundsätze vorurtheilslos alle noch zu erhebenden, berechtigten Gebote der Socialpolitik zu eigen machte, ist eine um so werthvollere, aus dem 94er Boycott gewonnene Erfahrung für die Brauereien gewesen, als es sehr wohl denkbar und begreiflich gewesen wäre, daß dieser mit solcher Willkür gegen sie heraufbeschworene und so brutal geführte Kampf der Berliner Socialdemokratie leicht die gegentheilige Ueberzeugung bei den sich wehrenden Brauereien hätte erwecken und sie an ihrem bisherigen socialpolitischen Standpunkt hätte irre werden lassen können, indem ihnen Angesichts solcher unerhörten Vergewaltigungsversuche eben alle bisherige Liebesmüh' als vergebens erschienen wäre. Die seit diesem Kampfe verflossene Zeit aber hat es sinnfällig erwiesen, daß die vereinigten Brauereien das Rechte thaten, als sie bei ihrer einmal gewonnenen Ueberzeugung trotz alledem beharrten; noch heute bietet sich ihnen fast täglich Gelegenheit, zu erkennen, daß ihnen diese seiner Zeit nicht ohne Selbstüberwindung und selbst im Kampfe gegen die öffentliche Meinung unbeirrt wieder aufgenommene socialpolitische Bethätigung gut gelohnt ist. Die Wiedereinführung und Ausgestaltung des Arbeitsnachweises ist zweifellos die wichtigste im Anschluß an den Boycott erfolgte Action der vereinigten Brauereien zur Festigung des Friedens gewesen. Es ist zugleich bezeichnend für das Fiasco des 94er Boycotts sowohl als parteipolitisches Unternehmen der interessirten Arbeiterschaft, daß der einzige positive Gewinn, der daraus sich auch von ihrem Standpunkte aus ergab, eine auf dem Boden der bürgerlichen capitalistischen Wirthschaftsordnung erwachsene socialpolitische Einrichtung ist, die die vereinigten Brauereien aus eigener Initiative, vornehmlich auch in ihrem Interesse schufen, die ihrer Arbeiter-

schaft, ganz unabhängig von deren Zugehörigkeit zur Socialdemokratie oder einer gewerkschaftlichen Organisation zu Gute gekommen ist.

Einen geradezu classischen Beweis für die vornehmlich mit dem Arbeitsnachweis bewirkte Verbesserung der Beziehungen der Ringbrauereien zu ihrer Arbeiterschaft und deren Organisationen und damit zur Gesammtarbeiterschaft bietet auch ein Vergleich mit der Situation der ringfreien Brauereien. Es ist nicht übertrieben, wenn behauptet wird, daß seit dem Friedensschluß mit den Ringbrauereien zwischen den, schon vorher von der organisirten Arbeiterschaft mittels eigenem Arbeitsnachweise und Octroyirung besonderer Arbeitsbedingungen in's Joch gespannten ringfreien Brauereien und den Arbeiterorganisationen ein nahezu ununterbrochener Kriegszustand obwaltet. Es hat ein vollständiger Rollenwechsel stattgefunden. Seit ihre Willkür an den festgefügten Ringbrauereien und deren kluger socialpolitischer Haltung gescheitert ist, scheinen die socialdemokratischen Organisationen der Brauergesellen und Brauerei-Hülfsarbeiter umsomehr ihr Müthchen an den ringfreien Brauereien zu kühlen. Es ist Alles so gekommen, wie man es diesen oft genug von bürgerlicher Seite vorhergesagt hatte. Vor Allem der völlige Mangel irgend welcher Erkenntlichkeit für ihre oft weitgehende Unterstützung der boycottführenden Partei, auf die man zweifelsohne gehofft hatte. Statt dessen haben hervorragende Parteiführer, wie auch das Centralorgan der Partei bei verschiedener Gelegenheit es ausdrücklich betont, daß die ringfreien Brauereien auf dergleichen nie und nimmer zu rechnen haben würden. Und als diese den Leitern der Boycottpartei beim Abschluß des Friedens mit ihrer mehr oder minder versteckten Gegenagitation unbequem wurden, schüttelte man sie einfach unter der herben Bezeichnung „Geschäftsintriganten" von den Rockschößen der Partei ab, die nach beendetem Kriege an diesen Ueberläufern nicht das mindeste Interesse mehr hatte. Weit unliebsamer noch wurde ihnen in der Folge von den nächstbetheiligten Kreisen der organisirten Braucreiarbeiterschaft mitgespielt. Mit schnödem Hohn wurde ihnen in Versammlungen und bei sonstigen Gelegenheiten immer wieder vorgerechnet, was sie an „sauren Arbeitergroschen" im Boycott verdient hätten, wie sie daher alle Ursache hätten, der Arbeiterschaft sich dankbar zu erweisen und ihren Forderungen sich zu fügen.

Was endlich die für den 1894er Boycott in erster Linie schuldhaften Kreise der Arbeiterschaft, die „Agitatoren" und ihre Gefolgsleute anbetrifft, so sind auch ihnen die herben Lehren des von ihnen heraufbeschworenen Kampfes nicht erspart geblieben. Ihre Organisationen haben an Mitgliederzahl und Einfluß beständig eingebüßt. Ihre Thätigkeit beschränkt sich im Wesentlichen auf einen gehässigen Kleinkrieg mit den „ringfreien" Brauereien. Viele der „Ausgesperrten" haben noch lange unter den Entbehrungen der Arbeitslosigkeit zu leiden gehabt; Zwietracht im eigenen Lager ist nicht ausgeblieben, die nach allen Seiten hin mit dem Boycottfrieden sich verschlechternden Aussichten und die damit um sich greifende bittere Stimmung ließen ihre böse Saat üppig aufgehen. In ihren Versammlungen hallte es noch lange wieder von Vorwürfen und Verwünschungen, zu denen sich bald die gehässigsten, oft verleumderischen Beschuldigungen gegen einzelne ihrer „Führer" gesellten, über die es mehrfach zur Abhaltung wahrer „Standgerichte" kam. Dieser trostlose Zustand der Zerklüftung dauert auch heute noch unvermindert an. Mit bitterem Groll haben die vereinigten Brauerei-Hülfsarbeiter den socialistischen Brauergesellen im Sommer 1896, von denen sie doch nur als Collegen zweiter Classe behandelt würden, den Rücken gekehrt, nicht mehr Willens, „ihnen ferner die Kastanien aus dem Feuer zu holen."

Struve gedenkt noch zum Schluß der vereinigten Saalbesitzer, sowie der ebenfalls mehr oder weniger in den Kampf verstrickt gewesenen Gast- und Schankwirthe. Der Boycottfriede vom 24. Dec. 1894 bezog sich ausschließlich auf die socialdemokratische Arbeiterschaft und die Ringbrauereien. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich der Kreise der Saalbesitzer Angesichts des auch für sie überraschenden Friedens die Befürchtung bemächtigte, daß sie gewissermaßen mit dem Boycott „aufsitzen" bleiben möchten und die Zeche zu bezahlen haben würden. Daher durfte es auch nicht Wunder nehmen, wenn in Folge dessen in diesen Kreisen seiner Zeit eine gewisse Animosität gegen die Ringbrauereien Platz griff, deren Vorgehen bei einer Gelegenheit sogar als „eigenmächtig" bezeichnet wurde. Immerhin war in diesem Kampfe der Saalbesitzer gegen die socialdemokratische Arbeiterpartei für diese das Prestige unzweideutig gewahrt, denn nicht genug, daß die Saalbesitzer ihre Sperre bedingungslos fallen lassen mußten, gab die socialdemokratische Localcommission den ausdrücklichen Beschluß kund, daß die Freigabe der Säle auch nach der Aufhebung des Boycotts in jedem einzelnen Falle besonderer Entschließung vorzubehalten sei und als letzte Instanz sollte nöthigen Falles eine Volksversammlung entscheiden. In der Folge wurde zwar auch bezüglich dieses Beschlusses nicht so heiß gegessen wie gekocht. Die sich alsbald mit dem acut Werden der Umsturzvorlage drängenden politischen Ereignisse heischten gebieterisch eine möglichst weitgehende und prompte Verfügbarkeit über Versammlungssäle, und wenn auch die Situation der Saalbesitzer im Vergleich zu der der vereinigten Brauereien nahezu völlig die ehemalige Schutzlosigkeit aufweist, so kann doch nicht verkannt werden, daß der 94er Boycottkrieg auch nach dieser Seite hin eine bemerkenswerthe Lehre für die Berliner socialdemokratische Arbeiterschaft gewesen ist. Jedenfalls sind die früher ständigen und ausgearteten Tribulirungen der Saalbesitzer in solchem Umfange anscheinend seitdem nicht mehr zu verzeichnen gewesen, wie Struve versichert.

Das Endergebniß der ganzen Bewegung ist also dieses, daß es sich immer klarer herausgestellt hat, daß, wie der Streik, so auch der Boycott für die Arbeiter eine zweischneidige Waffe ist. Beide Kampfmittel haben bis heute der socialistischen Evolution mehr geschadet als genützt. Die socialdemokratische Partei hat jedenfalls im Boycott ein Haar gefunden und warnt ihre Getreuen davor. Wenn trotzdem, besonders seit dem Sommer 1896 wieder verschiedentliche Boycottbestrebungen von Gewerkschaften aufgenommen worden sind, so ist das ebenfalls bezeichnend dafür, wie diese im fortschreitenden Gegensatz zur Parteidoctrin sich zur Geltung zu bringen und ihre Thätigkeitssphäre zu erweitern suchen. Freilich hat der Ausgang derselben auch hier wieder die Thatsache bestätigt, daß der Boycott in Deutschland nur als politisches Kampfmittel einigermaßen Bedeutung erlangen kann. Daß aber auch der politische, socialdemokratische Machtboycott schließlich die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllt hat, findet anderweit seine Erklärung und bildet zweifellos die wichtigste aus dem 1894er Berliner- wie auch aus dem Schweizer Bierboycott vom Sommer 1896 zu entnehmende Erkenntniß.

---

## Allerlei Hochschulfragen.

Der Deutschrusse Karl Ernst von Baer, in Folge seiner entwicklungsgeschichtlichen, geographischen, anthropologischen, ethnographischen Forschungen eine der ersten naturwissenschaftlichen Größen des Jahrhunderts, gehört zu jener alten Schule von Naturforschern, die es ganz unmöglich fanden, über das Beobachtete bloß erzählend zu berichten, ohne einige allgemeinere Ansichten zu entwickeln. Da er z. B. so viel Interesse für die Fragen der Erziehung bekundete, ließ er es sich begreiflicher Weise nicht nehmen, auch über die Krönung des Erziehungs- und Bildungswerkes durch die Universitäten seine Meinung freimüthig

zu äußern. Seine Stimme verdient um so mehr Beachtung, als er selbst nicht bloß in mannigfache deutsche, sondern auch russische Universitätsverhältnisse als Student, als Lehrer, als Akademiker Einblick gewonnen hatte. Seine auf reicher Erfahrung beruhenden Ansichten in dieser Frage hat Baer vornehmlich in seiner Selbstbiographie und in einigen uns leider nicht zugänglichen russischen Abhandlungen niedergelegt. Baer handelt hier über den Sitz der Universitäten, über Studenten, ihre Arbeit und Erholung, ihre Verbindungen, über Professoren, ihre Berufung und Besoldung, über Verhältniß der Professoren untereinander und zu den Studenten, endlich über Zweck und Aufgabe der Universitäten und die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes. Seine hochinteressanten Ansichten sind uns nunmehr in einer neuen großen Arbeit des Würzburger Philosophie-Professors Remigius Stölzle*) zugänglich geworden. Die große Bedeutung Baer's als Forscher, die von ihm in unerschütterlicher Consequenz vertretene Ansicht von dem Walten des Geistes in Natur und Mensch und Geschichte, sein Eintreten für Freiheit und Unsterblichkeit der Seele, machten ein Gesammtbild der philosophischen Anschauungen des großen Denkers und edlen Menschen schon längst wünschenswerth. Das aus ca. 260 weit zerstreuten und oft schwer zugänglichen Schriften gesammelte Material, von dem Oberlehrer Max von Lingen in Petersburg, dem Enkel Baer's, hinterlassene handschriftliche Materialien und Briefe Baer's ergaben ein völlig neues Bild seiner geistigen Persönlichkeit. So ist Stölzle's fast alle philosophischen Probleme berührende Darstellung nicht bloß ein neuer Beitrag zur Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert, sondern bildet auch wegen der großen Zahl bleibender Wahrheiten und wegen der hohen zu den ewigen Interessen der Menschheit führenden Ideen eine reiche Fundgrube nicht nur für den Metaphysiker, sondern für jeden Freund und Vertheidiger einer idealen Weltanschauung.

Was den Sitz der Universitäten betrifft, so unterscheidet Baer Universitäten in ganz großen, in mittleren und kleineren Städten. Bei kleineren Städten verkennt Baer zwar nicht, daß an diesen die Professoren den Studirenden näher stehen, mehr bildend und fördernd auf sie einwirken und bezeichnet diesen Vorzug als den bedeutendsten, trotzdem aber will er Universitäten nicht an kleinere Orte verlegt wissen und läßt die für solche Orte angeführten Gründe nicht gelten. Denen, welche kleinere Orte deshalb wünschen, weil die Jugend vom Lärm der Welt entfernt gehalten werden müsse, weil dadurch anhaltender Fleiß begünstigt werde, hält Baer richtig entgegen, daß sich da leicht Störungen entwickeln, die weniger bildend seien als Theater oder ähnliche Erholungsorte größerer Städte. Auch fühlen sich die Studenten in kleineren Städten nur zu leicht als Herren der Stadt, und manchmal dünken sie sich auch wohl Herren der Umgebung ohne bestimmte Grenze, d. h. Herren der Welt. Will man aber die Verlegung einer Universität an solche Orte damit rechtfertigen, daß so kleine Orte sonst keine anderen Hülfsmittel haben, da hat Baer den sehr idealen Standpunkt: eine Universität darf nicht als Mittel für das Gewerbe betrachtet werden. Dagegen wünscht Baer die Universitäten in größeren Städten. Diese sind, was sich ihm durch Besuch und Vergleichung vieler Universitäten ergeben hat, bessere Bildungsanstalten für die erwachsene Jugend als kleinere. Der geistige Gesichtskreis ist weiter, die Bildungsmittel sind mehrfacher, die Vergnügungen der Studirenden mannigfaltiger und haben weniger von mittelalterlichen Rohheiten. Ganz große Städte hält Baer nicht für die geeignetsten zur Pflege der wissenschaftlichen Ausbildung, den Besuch der Universitäten in diesen Städten empfiehlt er nur zur Beendigung der Studien. Denn dort seien die wissenschaftlichen Hülfsmittel aller Art am reichlichsten und mannigfaltigsten, die Professoren halten ihre Vorlesungen, eilen dann zu anderen Beschäftigungen, unbekümmert um das Aufgehen der ausgestreuten Saat.

Besonders eingehend befaßt sich Baer mit den Docenten, den Professoren. Hier steht im Vordergrunde die Frage der Berufungen. Die erste Frage ist: Wer soll berufen? Die Fakultäten, die Senate, ein Curator oder die Regierung? Baer scheint gegen die Berufung seitens der Facultäten oder Senate Bedenken zu haben. Er schreibt: „Für diese (sc. die Ertheilung amtlicher Stellungen) ist es nach meinen Lebenserfahrungen besser, wenn die Privatinteressen einer Vielheit sich weder verdeckt noch unverdeckt geltend machen können, besonders in einem Lande, wo die Bonhommie eine Hauptschwierigkeit für den Fortschritt zu sein scheint." Baer hat freilich zunächst russische Verhältnisse im Auge. Aber es soll auch anderswo vorkommen, daß andere als wissenschaftliche Interessen bei Berufungen den Ausschlag geben. Baer glaubt, daß derartige an die Berufung seitens der Facultäten und Senate geknüpfte Uebelstände vermieden würden, wenn die Berufung in die Hände Eines Mannes, dem der Beirath Vieler zur Seite steht, gelegt wäre. „Die Verantwortlichkeit eines einzelnen Individuums, denkt sich Baer, ist immer viel wirksamer als die Verantwortlichkeit einer Vielheit. Die Einsicht einer Vielheit ist allerdings größer und vor allen Dingen mannigfacher. Man verwechselt, wie mir scheint, Beides häufig bei uns und glaubt, daß die Unterschrift recht vieler dem Staate die größere Gewähr leiste. Ich halte das für eine falsche Ansicht und glaube, wenn ein befähigter und nicht egoistischer Mann so gestellt ist, daß seine Ehre eng verflochten ist mit dem Gedeihen der Anstalt, er aber den Rath und die Einsicht einer Vielheit zu benutzen hat, seine unbeschränkte Wirksamkeit eine viel ersprießlichere sein wird als die der Gesammtheit." Die Sache liefe somit auf eine Art Universitätskanzler oder Curator hinaus. Stölzle glaubt nicht, daß auf diese Weise die von Baer angedeuteten Mißstände ganz vermieden werden und volle Objectivität bei Berufungen gewährleistet wird. Diese zu erreichen, wird ja für Facultäten und Regierungen immer schwer sein, und Menschlichkeiten werden nie ganz zu beseitigen sein.

Uebrigens führt uns das zu dem zweiten wichtigen Punkte bei Berufungen, zur Frage: Wer soll berufen werden? oder was soll bei der Berufung eines Universitätslehrers den Ausschlag geben. Baer antwortet: Lehrbegabung, wissenschaftliche Tüchtigkeit und moralische Unbescholtenheit, aber nicht das religiöse Glaubensbekenntniß und nicht, fügen wir hinzu, die politische Anschauung eines Lehrers. Baer verlangt also in erster Linie mit gutem Recht Berücksichtigung der Lehrgabe, denn ein Universitätsdocent ohne Lehrgabe ist eine jämmerliche Figur. Baer schreibt mit tadelndem Seitenblick auf die von ihm hochgestellten deutschen Universitäten: „Soll ich sagen, worin man auf deutschen Universitäten, soweit ich sie kennen lernte, nicht selten gefehlt hat, so muß ich bekennen: es hat mir geschienen, daß man zuweilen die wissenschaftlichen Erfolge über den Eifer und die Befähigung im Unterricht setzt. Für den eigentlichen Zweck der Universitäten sollte die Lehrgabe doch eigentlich mehr gelten. Lehrgabe und Eifer im Lehren sind aber mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit nicht immer gleichlaufend." Darin liegt nicht etwa eine Herabminderung der Anforderungen an den Universitätslehrer, der ja immer nicht bloß Lehrer, sondern auch Förderer der Wissenschaft sein soll. Denn Baer, selbst bahnbrechender Forscher und Pfadweiser auf mehr als einem Gebiete des Wissens, verlangt vom Universitätslehrer mit Recht, daß er die Wissenschaft fördere. „Immer scheint die Anerkennung der Tüchtigkeit eines Lehrers für sein Fach sehr wesentlich für die Benutzung seines Unterrichts zu sein." Außerdem aber fordert Baer vom Professor auch einen sittlichen Lebenswandel. Er gesteht, daß er als Student kein rechtes Herz zu einem Professor fassen konnte, über dessen Lebenswandel

*) Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt.

böse Gerüchte gingen, und tadelt es, daß zu seiner Zeit in Dorpat Professoren es in dieser Hinsicht fehlen ließen. Baers Forderung ist da und dort auch heute noch nicht überflüssig. Lehrgabe also, streng wissenschaftliche Forschung, sittlich tadellose Haltung sollen die einzigen Motive für Berufungen oder Nicht-Berufungen bilden, das fordert Baer mit Recht, aber nicht darf fördernd oder hindernd die Confession des Docenten in Betracht kommen. Baer verurtheilt diese dem Princip der Lehrfreiheit Hohn sprechende, meist verdeckt geübte Rücksichtnahme auf die Confession des zu Berufenden mit seinem Sarkasmus. Er schreibt über die 1834 projectirte Berufung des nachmals berühmt gewordenen Naturforschers C. Th. v. Siebold: „Vor meiner Abreise aus Königsberg hatte ich Herrn Dr. C. Th. v. Siebold, von dem man Großes für die Naturforschung erwarten könne, zu meinem Nachfolger vorgeschlagen. Herr v. Siebold hatte damals zu Danzig in untergeordneter Stellung seine fruchtbringenden Untersuchungen begonnen und sehnte sich nach größerer Wirksamkeit. Ich erhielt aber mündlich und in der Stille den Bescheid, das ginge nicht, denn Siebold sei Katholik. Die Universität Königsberg war allerdings im Jahre 1544 zu einer Zeit gestiftet, als die Jesuiten eifrig bemüht waren, Polen dem Heiligen Stuhle gehorsam zu erhalten, und die Universität sollte dem Protestantismus Schutz und Schirm gewähren; allein, daß noch im Jahre 1834 befürchtet wurde, der Katholicismus könne durch das Studium der Thierwelt sich einschleichen, war mir unerwartet. Indeß ist doch zuweilen tiefe Weisheit und Voraussicht bei den Vätern der academischen Senate. Wäre Herr v. Siebald am Ostseestrand der primus in der vergleichenden Anatomie geworden? Und wer hätte die Parthenogenesis an der psyche Helix und an der Bienenkönigin erwiesen, da die Erstere soweit nach Norden nicht geht und für die Letztere ein Dzierzon fehlte? Es war doch gut, daß der Katholicismus in Königsberg im Jahre 1834 noch für gefährlich galt.“ Baer's vornehme Toleranz in diesen Fragen kann auch heute noch allen Facultäten und Senaten zur Nachahmung empfohlen werden. Wie aber da, wo Gerechtigkeit entscheidet, die Confessionsangehörigkeit bei vorhandener wissenschaftlicher und lehramtlicher Fähigkeit und Leistung kein Hinderniß bilden darf, so soll es auch mit der politischen Parteistellung gehalten werden. Baer hat sich über diesen Punkt nicht ausgesprochen. Aber ein Mann wie Baer, dem politischer Haß fern war, und der auch den Gegner achtete, würde die leider bei Facultäten und Senaten noch immer übliche Ausschnüffelung der politischen Anschauungen eines zu Berufenden als nicht zur Sache gehörig, als unliberal mißbilligt haben, meint Stölzle. Die zu Berufenden sucht Baer vorwiegend unter den Universitätslehrern und den Privatdocenten. Baer bekennt sich als einen entschiedenen Verehrer des Privatdocententhums. Er sieht darin die Pflanzschule für künftige Professoren. Alles, was in neuerer Zeit, erklärt er, wissenschaftliches Interesse und wissenschaftliche Bearbeitung gewonnen habe, gehe bei der nicht vorgeschriebenen und daher lebendigeren Evolution der Universitäten durch die Privatdocenten in den Kreis der Lehrobjecte über, wenn nur die Zahl der Lehrenden nicht zu gering sei. Man wird Baer zustimmen müssen, wenn er in erster Linie bewährte Privatdocenten, also Leute, welche schon Lehrerfahrung besitzen, für Lehrstühle zur Berufung in Aussicht nimmt. Aber es kann dem Lehrkörper einer Hochschule nur nützlich sein, wenn auch jüngere tüchtige pädagogische und wissenschaftliche Elemente in denselben berufen werden, ohne daß sie den Weg des Privatdocententhums gegangen sind. Es wird dadurch auch weniger bemittelten Männern von Talent die academische Laufbahn zugänglich, die bei der gegenwärtigen Einrichtung des Docententhums immer mehr ein Privilegium des Capitals zu werden droht, wie Stölzle bemerkt.

Nächst der Frage der Berufungen kommt bei den Professoren in Betracht die Besoldung und die Thätigkeit derselben. Die Besoldung der Professoren setzt sich zusammen aus Gehalt und Collegiengeldern. Baer fordert für den Universitätslehrer eine gute Besoldung. Denn, begründet er diese gerechte Forderung, „das ist sehr zu wünschen für einen Mann, der nicht nur mit der Entwicklung seiner Wissenschaft fortzuschreiten, sondern auch sie selbstständig zu erweitern strebt. Es gehört sehr viele Zeit dazu, um der Wissenschaft in ihrer Ausbildung zu folgen, noch mehr aber, um auf eigene Untersuchungen gegründet, ein bedeutendes Werk zu Stande zu bringen. Es wäre wünschenswerth, daß man mehr Zeit schaffen könnte, als möglich ist. Es ist daher durchaus zweckmäßig, einen solchen Mann nicht zu zwingen, nach anderen Existenzmitteln sich umzusehen. Diesen Zweck hat auch offenbar die Regierung vor Augen gehabt, denn die eine oder höchstens zwei Vorlesungen täglich werden an sich doch auf so starke Remuneration nicht Anspruch machen können.“ Der hie und da erhobenen Forderung, alle Professoren gleich zu besolden, stellt sich Baer entgegen, indem er mit gutem Recht für den wissenschaftlich strebsameren und erfolgreicheren Lehrer höheren Gehalt fordert. Baer schreibt: „Der Professor soll außer den Vorlesungen für seinen Fortschritt und den der Wissenschaften arbeiten. Thut Einer das nicht, so scheint mir die Gleichstellung mit Anderen weniger eine Maßregel der Gerechtigkeit als der Bequemlichkeit. Unbequemer ist allerdings für die Behörden die graduirte, nur durch Billigkeit geregelte Besoldung, wie sie auf deutschen Universitäten üblich ist. Daß gerade diese Einrichtung die deutschen Universitäten so sehr gehoben hat, kann man nicht verkennen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß zuweilen auch Mißgriffe vorkommen, selbst bei einsichtsvollen Verwaltungen. Hat doch das preußische Ministerium des Unterrichts den Professor Helmholtz in einen anderen Staat übergehen lassen, wo er einen mehr angemessenen Wirkungskreis fand.“ Baer hält also die Meinung, daß alle Professoren gleich besoldet sein sollen, für schlecht begründet. Die Vergleichung mit einem Bureau, worauf man diese Gleichheitsforderung begründe, erklärt er für unzutreffend. Denn in einem Bureau sollen die Beamten eine Anzahl Stunden fremden Interessen widmen, während der Professor für seinen und der Wissenschaft Fortschritt arbeite. Stölzle hält diese Begründung Baer's für unglücklich und möchte diese Ungleichheit der Professorengehälter auf andere Weise rechtfertigen. Höhere Leistung verdient höheren Lohn. Der Staat gewährt ihn seinen Beamten durch Avancement resp. die damit verbundene Gehaltserhöhung. Da bei den ordentlichen Universitätslehrern das Avancement fortfällt, so bleibt für die sonst überall übliche Anerkennung höherer Leistung, wenn man von Titeln, Orden ꝛc. absieht, nur höhere Bezahlung. Natürlich sei, meint Baer, ein Curatorium und Ministerium vorauszusetzen, das die Befähigung habe, wissenschaftlichen Eifer und Gründlichkeit anzuerkennen. Denn ohne diese Fähigkeit könnten sie überhaupt nicht günstig wirken.

Wird Baer nun auch in dem Punkte der ungleichen, nach Leistung abgestuften Gehälter so ziemlich allgemeine Zustimmung finden, so dürfte das weniger der Fall sein bezüglich der bisher einen Theil der Besoldung bildenden Collegiengelder. Baer hält die specielle Honorirung der Vorlesungen und Curse und Uebungen nicht bloß für nützlich, sondern auch für nothwendig. Diese Honorirung scheint ihm geboten, weil die Professoren ihren Vorlesungen, Kliniken ꝛc. mehr Eifer und Interesse widmen, wenn sie speciell honorirt werden. Zu dieser Ansicht haben Baer seine Wiener Beobachtungen gebracht, wo aller Unterricht von besoldeten Professoren gratis gegeben wurde. „Hätten die Herren Professoren,“ meint Baer, „ein Honorar zu nehmen das Recht gehabt, so würden sie ohne Zweifel mehr darauf bedacht gewesen sein, ihre Kliniken interessant und belehrend zu machen.“ Die Collegiengelder scheinen ihm ferner besonders nothwendig, weil Kliniken und Curse viel zeitraubender sind für einen

Professor als eine Vorlesung. Endlich hält er dieselben für nothwendig, weil die Studirenden mehr Werth auf Vorlesungen und Uebungen legen, wenn sie ein Opfer dafür gebracht haben, und sie so ein näheres Interesse daran bindet. So wenigstens habe er in Würzburg und Berlin beobachtet. Darum erklärt er: „Ich bin überhaupt für die Specialhonorirung der Vorlesungen und würde die Ersparung der Kosten für die Studirenden lieber darin suchen, daß man den Cursus der Medicin nicht über die Gebühr ausdehnt, die Honorirung eine mäßige ist, und die ganz Unbemittelten amtlich von der Zahlung befreit werden." Darum billigt er die während seiner Königsberger Zeit zum Ausdruck gelangte Auffassung des Ministeriums, das auf Zahlung der Honorare hielt, weil die Werthhaltung der Vorlesungen dadurch vermehrt werde, und das den Professoren nahe legte, die Studirenden mehr durch den Werth ihrer Vorlesungen als durch Erlaß des Honorars anzuziehen. Baer tritt also für eine allerdings mäßige specielle Honorirung der Vorlesungen und Uebungen ein, nur daß er für Unbemittelte Befreiung verlangt — eine Praxis, die in Bayern seit lange geübt wird.

Stölzle hält Baer's Begründung der Nothwendigkeit der Collegiengelder für hinfällig. „Es heißt eine sehr niedrige Meinung von einem deutschen Universitätslehrer haben, wenn man glaubt, sein Pflichteifer steige und falle mit der Höhe des Colleggeldes. Ferner ist die Beobachtung, daß Studirende auf bezahlte Vorlesungen mehr Werth legen als auf unbezahlte, durchaus nicht zutreffend. Aber wir erklärten nicht bloß Baer's eben angeführte Gründe für hinfällig, sondern es will uns scheinen, daß die Einrichtung der dem Docenten zufallenden Collegiengelder unter den heutigen Verhältnissen überhaupt nicht mehr überzeugend begründet werden kann. Es gereicht uns zu großer Befriedigung, nachträglich eine Bestätigung unserer Ansicht bei Ziegler zu finden, der den Tag begrüßen und segnen würde, an dem die Collegienhonorare abgeschafft würden, d. h. die Bemittelten zahlen auch fortan die Vorlesungen ꝛc., aber an die Staatskasse, welche die Professoren durch entsprechende Gehälter entschädigt — ein Vorschlag, der ja heute erfreulicher Verwirklichung entgegengeht."

Was die Vorlesungen betrifft, so übt Baer zunächst Kritik an ihrer Beschaffenheit, indem er angiebt, was sie enthalten sollen und was nicht, welche Methode derselben er für die Beste hält, und wirft dann die Frage nach dem Werthe von Vorlesungen überhaupt auf. Baer erweist sich als praktischen Lehrer, wenn er gegen Anhäufung vieler Büchertitel, alle überflüssig gelehrten Verbrämungen, Vollständigkeitsbestrebungen in ganz unwesentlichen Dingen, hochfahrende und dadurch leere Einleitungen, unpassenden gelehrten Nimbus, mit dem die Professoren so gern sich eine Glorie zu geben suchen, gegen überflüssigen und störenden Wortschwall im Vortrage, kurz gegen unnütze Gelehrsamkeit ein inneres Widerstreben empfindet. Eine Vorlesung soll nicht mit einem Nachschlagebuch verwechselt werden. Das tadelt Baer sarkastisch an den Dorpater Pandectenvorlesungen. „Eine solche Verwechslung kommt freilich oft vor und mag damals bei den Juristen in Dorpat noch mehr im Schwange gewesen sein. Manche Vorlesungen, z. B. über die Pandecten gingen nicht nur täglich das ganze Jahr hindurch fort, sondern in den letzten Wochen zweimal täglich, und immer mit vollständigem Nachschreiben. Das war also wohl eine Anstalt, sich die Kommentare selbst zu schreiben. „Denn was man schwarz auf weiß besitzt, läßt sich getrost nach Hause tragen" — sagt Mephistopheles." Der Spott, den Baer hier über eine derartige Diktandoübung ausgießt, ist leider auch heute noch vielfach am Platz. So beschaffen also, wie es Baer hier tadelt, soll eine Vorlesung nicht sein.

Dagegen verlangt Baer, daß eine Vorlesung das Wesentliche und Nothwendige biete. „Sollte eine Vorlesung," fragt er, „nicht die Aufgabe haben, das zu geben, was der Student in seinem Kopfe herumtragen kann und soll, wenn er recht tüchtig in seinem Fache sein will?" Muster von Vorlesungen sind für Baer die seines großen Lehrers Döllinger, dem er selbst hierin mit Glück nachstrebte. „Es war in ihnen keine Spur von Geltendmachung seiner selbst. Daher fehlte jede Ostentation von Gelehrsamkeit und jede rednerische Verbrämung. Die Belehrung seiner Zuhörer war seine einzige unveränderlich ihm vorschwebende Aufgabe, der er mit Beharrlichkeit nachstrebte. Dadurch fesselte er seine Zuhörer ungemein. Auf die Frage, worin das Geheimniß seiner Lehrmethode liege, soll er geantwortet haben: „Darin, daß ich die Hauptsache klar hinstelle, die Nebensachen und Zufälligkeiten aber weglasse." Diese eigene Erklärung charakterisirte seine Lehrmethode vollkommen. So war sein Vortrag der descriptiven Anatomie unübertrefflich durch Präcision und Klarheit, immer das Wesentliche voranstellend und ohne ein einziges überflüssiges Wort." Döllingers Vortragsweise charakterisirt Baer so: „Döllinger sprach langsam und hielt bei jedem neuen Namen etwas an, so daß der Studirende Zeit hatte, wenn er aufmerksam war, ihn bei sich zu wiederholen. Nicht ein überflüssiges Wort wurde vorgebracht."

Kurz, der Refrain aller dieser Ausführungen ist: Die Vorlesungen haben wenig zu bedeuten, die Hauptsache ist Anleitung zum Selbststudium, und anhaltendes Selbststudium nach Büchern. „Die wissenschaftliche Ausbildung wird besser erreicht und wirkt nachhaltiger, wenn das Selbststudium geleitet und gefördert wird, als durch vieles Vorsagen. Liebe zum Gegenstande ist der fruchtbare Boden, in dem die Saat keimt und Früchte trägt. Diese Liebe erwacht mehr bei anhaltender Beschäftigung als bei regelmäßig abgebrochener und gemischter. Die Fortschritte der Schüler sollten mehr das Streben der Professoren sein, als die Vollständigkeit und selbst Eleganz der Vorträge, wo die Eleganz nicht wesentlich zur Sache gehört. Ueberhaupt sähe ich die Vorträge lieber als Nachträge und Correctionen der Selbststudien der Lehrlinge an." Baer will das nicht als bloßen Einfall betrachtet wissen, sondern er glaubt, daß diese Zurückstellung der Vorlesungen und die Voranstellung des Selbststudiums bei einer künftigen Universitätsreform zur Wirklichkeit werde. „Ist die Ueberzeugung erst allgemein geworden, daß das Selbststudium oder wenigstens die Sehnsucht, belehrt zu werden, das Mittel ist, Belehrung zu erlangen, so wird man auch bei der Organisation der Universitäten darauf Rücksicht nehmen." Diese Reform aber wird kommen, glaubt Baer zuversichtlich. Er sieht zwar ein, daß es schwer sein wird und nur langsam gehen kann, den herrschend gewordenen Gang des Unterrichts zu ändern, aber dennoch zweifelt er keinen Augenblick, daß er mit der Zeit geändert wird.

Baer hat es schon früh gefühlt, was heutzutage ein kampfmuthiger Denker, Professor Th. Ziegler, in seiner Weise ausspricht, wenn er erklärt, er glaube nicht an die Unfehlbarkeit des Universitätsprofessors und an die Unverbesserlichkeit des Universitätsunterrichts. Baer hat das Gefühl, daß an unseren Universitäten zu wenig gelernt und geübt wird. Daher die immer häufigeren Klagen über das unzulängliche Können junger Aerzte, Juristen, Philologen, Theologen und Forstleute. Gewiß haben wir ja Practica, Seminarien, Kliniken, und wie die Gelegenheiten zur Einübung des Gelernten alle heißen mögen, aber wer etwas Einblick hat in die Art und Weise, wie diese Veranstaltungen Seitens der Mehrzahl der Studierenden benützt resp. nicht benützt werden, weiß, daß hier Reformen noch einen weiten Spielraum haben. Auch wenn man Baers abfälliges Urtheil über Vorlesungen nicht theilt und seinen Vorschlag, die verschiedenen Fächer nacheinander nicht nebeneinander zu studiren, kaum ausführbar finden dürfte, so will Stölzle doch die Frage offen lassen, ob nicht für die Ausbildung in manchen Fächern ein anderer Weg als das Nachschreiben von Vorträgen für kürzer und dem Studium förderlicher befunden wird. Die Reform unserer Universitäten, auf die nur Kurzsichtigkeit und Be-

quemlichkeiten das bekannte Dictum „sint ut sunt aut non sint“ anwendbar findet, wird kommen, und wenn sie auch Baers Vorschläge nicht verwirklicht, so wird er doch unter denen genannt werden, welche die Reform als nothwendig früh empfunden und mit Seherblick vorausgesagt haben.

Lector.

## Literatur und Kunst.

### Wie Charlotte Wolter entdeckt wurde.

Von Professor Eduard von Bamberg.

Es ist der jüngst verstorbenen Tragödin des Wiener Burgtheaters nicht an der Wiege gesungen worden, daß ihr Name dereinst zu den klangvollsten im Kunstbereiche gehören und ihrem Talent Ehren gezollt werden würden, wie sie die deutsche Theatergeschichte bisher nicht zu verzeichnen hatte. Aus den untersten Schichten des Volkes hervorgegangen, hat sie eine Jugend voll Bitterniß und Entbehrung durchkostet, welche, weit entfernt ihre Anlagen zu entwickeln, sie niederhielt und versteinte. Deßhalb konnte sie sich auch keinen Weg bahnen. als sie eine unabweisbare innere Stimme auf ihren Beruf hinwies, erloste sich vielmehr größeres Leid, als Noth und Enttäuschung sie der Leidenschaft in die Arme trieben. In einer Zeit, wo Künstlerinnen, denen glückliche Sterne leuchteten, sich bereits Sitz und Stimme im Kunststaate errungen haben, lebte sie noch in wildem Sturm und Drang; halb Engel, halb Teufel, ein Kind der Welt, das sich im innersten Herzen selbst oft genug verhaßt war, heute eine tobende Mänade, morgen bis zum Tode verzweifelt, schwebte ihr beständig der Künstlerkranz vor Augen, ohne daß sie Mittel gefunden hätte, ihn zu erlangen. Aber wie sie sich unablässig zu neuen vermehrten Anstrengungen anspornte, sanken — langsam, langsam — die Hüllen, welche ihr Talent umflorten, bis es sich endlich in seiner ganzen Größe aufrichtete und selbstbewußt zu dem Ziele hinaneilte. Eine anormale Entwicklung, gewiß; und doch ist es die Frage, ob eine Tragödin von dieser Innerlichkeit auf anderem Wege hätte erstehen können, als durch den Kampf mit feindlichen Gewalten und das Durchkosten des Menschenleides in nicht gewöhnlicher Stärke.

Elisabeth Charlotte — so heißt sie mit dem vollen Namen — hat in Köln am Rhein am 1. März 1834 das Licht der Welt erblickt. Ihr Vater, Heinrich Wolter, seines Standes ein Schreiber, starb bereits zwei Jahre nach ihrer Geburt und hinterließ nichts als ein ärmliches Häuschen in der Hämmergasse, so daß die Mutter, eine geborene Almstädt, welche elf Kindern das Leben gegeben hatte, mit Noth und Mühsal kämpfen mußte, um mit ihrem Verdienst als Hebamme und Wäscherin die Familie durchzubringen. Natürlich mußten die Kinder früh zugreifen, und so hatte Charlotte, die sich selbst als „eine wilde Range“ bezeichnete, kaum die Kinderschuhe ausgetreten, als sie zu allen möglichen häuslichen Geschäften herangezogen wurde. Sie erzählte später oft, wie sie in Hemdärmeln und Holzpantoffeln am Waschtrog stehen oder das Haus spülen mußte, und wie sie mit Seufzen den Tag herbeisehnte, an welchem sie, dieser strengen Zucht ledig, sich in anderer Weise nützlich machen könnte. Nachdem sie die Volksschule rasch durchlaufen hatte, wurde sie mehr für den Außendienst verwandt; ihre Zufriedenheit wuchs aber dadurch nicht, im Gegentheile mehrte sich ihr Verlangen nach anderen Verhältnissen, je mehr sie die häusliche Noth mit dem Glück, was sie überall zu erblicken glaubte, in Vergleich ziehen konnte. Dadurch, daß sie den Schauspielerinnen die Wäsche zu überbringen hatte, machte sie ihre erste Bekanntschaft mit dem Theater, und groß war das Vergnügen, wenn man ihr bei solcher Gelegenheit gestattete, von irgend einem verborgenen Winkel der Vorstellung zu folgen. Nicht lange, und sie fand in dieser schimmernden Zauberwelt das ersehnte Glück; bald erbat, bald erschlich sie sich den Zugang zur Bühne, und die Wirkung des Theatergenusses war bei ihr ein so nachhaltiger, daß sie „Tagelang in der Erinnerung lachen oder weinen konnte.“

Der Zufall fügte es, daß die kleine Enthusiastin auch einmal mitthun durfte. Als nämlich die Direction im Winter 1848/49 verkracht war und die Mitglieder auf Theilung weiter spielten, wollte der Regisseur Bahrdt, um das Publicum durch etwas Neues anzuziehen, im „Prophet“ den Knabenchor in der Domscene durch veritable Knaben, das Schlittschuhlaufen durch junge Mädchen ausführen lassen. Die Sänger wurden auch richtig an der Schulthür angeworben, angehende Balleteusen zu finden, schien aber dieser Weg nicht zweckentsprechend. Während man gerade über diesen Punkt verhandelte, ging Charlotte mit ihrem Wäschekorb nach der Garderobe zu, und zwar so nett und zierlich, daß Bahrdt sie sofort fragte, ob sie nicht einmal die Rollschuhtour versuchen und ein Dutzend gewandter Gespielinnen mitbringen wollte. Das geschah denn; die Mädchen machten ihre Sache brav, Charlotte aber trug nach der Vorstellung das Lob davon, daß sie alle ihre Genossinnen übertroffen habe. Nach dem bekannten Satz über die Wirkung der ersten auf der Bühne zerrissenen Schuhe kann man sich denken, welche Folgen dieser Versuch hatte; aus der ersten Hilfeleistung erwuchs die zweite, und aus dem Wäschermädel wurde, da Köln ein eigentliches Ballet nicht führte, allmälig eine regelrechte Statistin, die auch im Chore verwandt wurde.

In dieser selben Stellung finden wir sie dann in dem nachbarlichen Düsseldorf, wo sie bereits durch ihre Schönheit auffiel und wegen ihres Verhältnisses zu einem der vornehmsten Husarenofficiere der Garnison von ihren Colleginnen viel beneidet wurde. Unzweifelhaft lag demselben von ihrer Seite eine romantische Liebe zu Grunde, und da dem Prinzen S.-S. ein sehr wechselreiches ungewöhnliches Schicksal beschieden war, so erschien auch seine Neigung den späteren Betrachtern in einem poetischen Lichte. Nach dem Tode seiner Braut machte er nämlich den amerikanischen Bürgerkrieg mit, schloß sich dem Kaiser Maximilian von Mexico an, dem er bis in den Tod Treue hielt, und fiel endlich in der Schlacht von Gravelotte. Gewiß ist, daß er auf Charlottens Weltbildung einen bedeutenden Einfluß übte; er hätte sie auch gern in einer besseren Stellung am Theater gesehen und ließ ihr Unterricht ertheilen, sie erwies sich aber als durchaus unanstellig und konnte die einfachsten Dinge nicht begreifen „Sie ist talentlos“, lautete das allgemeine Urtheil; im persönlichen Verkehr aber konnte man sich nicht genug wundern, daß ein so schönes Mädchen, welches das Air einer vornehmen Dame nicht etwa affectirte, sondern von Natur zu besitzen schien, ihren Geist so wenig poussirte. Sobald sie den Mund aufthat, fühlte man sich enttäuscht, denn ganz abgesehen davon, daß sie ihren heimathlichen Dialect in erschreckender Originalität producirte, gab sie sich auch nicht die geringste Mühe, ihre Unbildung zu verbergen. Wahr im Leben war sie übrigens immer, nie hat sie sich anders gegeben, als sie dachte, und selbst da, wo es ihr peinlich war, nannte sie das Ding beim Namen und suchte sich nicht durch ein Mäntelchen zu decken. Es ist das ein für ihre Jugend charakteristischer Zug, und ihre spätere Wahrheit in der Kunst steht damit nicht in zufälliger Parallele.

Es beginnt nun Charlottens Nomadenleben — künstlerisch kann man es kaum nennen, denn die Stellungen, in welchen sie sich eine ganze Reihe von Jahren hindurch bewegte, waren niedrig genug, die Gesellschaften, denen sie angehörte, die unverfälschten Schmieren. Sie blieb die ewige Anfängerin und „verzapfte“ ihre Sonbretten und Liebhaberinnen

nach der Schablone. Dafür zog sie auf und außerhalb der Bühne durch ihre reizende Persönlichkeit; ihre Schönheit „war ihr Verderben", wenigstens hat sie alle Illusionen und Täuschungen der Liebe gekostet, den Becher der Lust bis zur Neige geleert, alle Stadien der Leidenschaft an sich selbst erfahren. Da sie oft engagementlos und zu privatisiren gezwungen war, sich durchschlagen und durchwinden mußte, ist es nicht ohne Opfer für Molochs Grimm abgegangen; indessen, wie Ludwig Devrient sich im Rausche nie in Gemeinheit verlor, hat sie der Schlamm auch nicht zu beflecken vermocht, wenn Leidenschaft oder Noth sie herniederzog. Der Genius kann wohl mit dem Gemeinen in Berührung kommen, aber er stößt es, innerlich unberührt, wieder ab, und so ist das heilige Feuer in Charlottens Brust durch diese Jahre des Sturmes und Dranges nicht ertödtet worden, ja, so sehr ihre künstlerische Ausbildung verzögert wurde, es scheint beinahe, als ob das Talent selbst sich in diesen Wirrnissen innerlich vertieft hätte.

In der Freude über ihre socialen Errungenschaften haben wir unsere Schauspieler neuerdings oft rühmen hören, daß die excentrische Ungebundenheit der alten Komödianten ein überwundener Standpunkt, man vielmehr eben so gut in ruhigen und wohlgeordneten Verhältnissen zu produciren im Stande sei. Für gewisse „Fächer" kann man das unbedingt zugeben, muß es aber für andere, falls nicht die bloße Convenienz, der gute Schein unter jener „Bürgerlichkeit" verstanden sein soll, verneinen. Cum grano salis natürlich! Man braucht keine Anlage zum Mörder zu haben, um den Macbeth zu spielen, so wenig wie um ihn zu schreiben; wo aber die Leidenschaft in Frage kommt, die doch sicher nichts Wohlgeordnetes und Bürgerliches an sich trägt und hervorruft, da ist es auch unbedingt nöthig, daß sie in des Künstlers Persönlichkeit nicht bloß vorhanden, sondern auch sozusagen geschult ist. Es bleibt immer etwas Wahres an dem Wort der Schröder-Devrient: „Wie können wir euch die Leidenschaft darstellen, wenn wir sie nicht selbst erlebt haben?" Etwas von dieser Anomalie ist dem Tragöden nöthig, und wo sind die Großen dieser Gattung, die im Leben nicht von der Leidenschaft tiefer bewegt wurden? Die Neuberin, Sophie Schröder, Wilhelmine Schröder-Devrient, sie sind classische Beispiele, was die Frauen betrifft; und können wir, die wir sahen, wie Alles, was von den bürgerlichen Heroinen für Leidenschaft verkauft wurde, neben den Gestaltungen der Wolter wie Talmi abfiel, anders schließen, als daß die leidenschaftlichen Erlebnisse dieser Künstlerin den Untergrund ihrer künstlerischen Vollendung bildeten? Während ihr Talent unter den Schlacken der vernachlässigten Bildung begraben lag, durch gleichgültige Aufgaben nicht berührt, durch große Muster nicht angefeuert wurde, gewann sie durch die Romane ihres Lebens die Tiefe und Feinheit der Leidenschaft, welche ihr zwar vorläufig wie ein Ballast anhing, später aber das Material wurde, aus dem sie ihre künstlerischen Kleinodien schmiedete. Im Elend dieses ungebundenen Schmierengetriebes, das an und für sich so kunstfeindlich artet, lernte sie wie mancher Andere die Sprache des Herzens, welche sie dereinst wiedergeben berufen war.

Da die Wanderbühnen in den Theater-Zeitungen selten erwähnt wurden und ihre Mitgliederverzeichnisse ungedruckt blieben, läßt sich Charlottens Marschroute nicht mehr feststellen. Gewiß ist, daß sie in den österreichischen Kronländern endete und daß sie 1856 in Begleitung eines hochvermögenden Cavaliers die Reise nach der Kaiserstadt machte, um einen Lieblingstraum zu verwirklichen, das gebenedeite Burgtheater mit Augen zu sehen. Jetzt erschien sie sich in ihrer ganzen Kleinheit, und doch redete das „anch' io" in ihrer Brust deutlicher wie je zuvor. Die Folge war, daß sie bei einer alten Hofburgschauspielerin, Frau Gottdank, Unterricht nahm, welche ihren Dialektfehlern und Schmierengewohnheiten energisch zu Leibe ging, aber bei der Kürze der Zeit und dem Mangel einer Methode nur einen oberflächlichen Schliff der äußersten Kanten bewirken konnte. Wichtiger war es, daß sie Charlotte auf die tragischen Liebhaberinnen als das ihr zusagende Gebiet verwies und ihr für einige Rollen die Burgtheatertradition übermittelte, die sie sich indeß nur unvollkommen anzugliedern vermochte. Nichtsdestoweniger war der zweimonatliche Wiener Aufenthalt von außerordentlicher Wichtigkeit für ihre Carrière: sie warf zum ersten Mal einen tieferen Blick in sich selbst und bekam einen deutlicheren Begriff von dem Umfang und den Mitteln ihrer Kunst. Schade, daß sie den liebgewonnenen Boden wieder verlassen mußte, aber da in Wien kein Engagement zu beschaffen war, mußte sie es wohl oder übel wieder mit der Provinz versuchen. Die Wirkungen ihrer neuen Kunst waren freilich von der früheren wesentlich nicht verschieden: wenn sie gefiel, dankte sie es immer ihrer Schönheit, und stellenweise machte dieselbe, wie in Temesvar, dem Director eine volle Casse. Aber eben auch nur stellenweise; „wir verstanden damals", erzählte sie später von sich und ihrer damaligen Collegin, der Gallmeyer, „von der Schauspielkunst so viel, daß unser Director zu Grunde ging. Wir haben uns immer gegenseitig ausgeholfen, und ich glaube, die Gallmeyer ist mir noch heute 8 fl. schuldig. Sie war immer gut aufgelegt, auch wenn wir nichts zu essen hatten, aber mir ging unser Mißgeschick sehr nahe."

Eine Wendung zum Besseren schien einzutreten, als sie am 23. Mai 1857 als Jane Eyre in Pest debutirte. Es ist dies das erste nennenswerthe Theater, an dem sie gespielt hat, und doch herrschte in dem damaligen hölzernen Interimsbau am Neumarktsplatze auch nichts Anderes wie ein handwerksmäßiger Betrieb. Sie spielte hier ihr kleines Heroinenrepertoir ab, in dem jene Debutrollen die Eck- und Grundsteine bildeten; wenn aber auch Figur und Pathos gefielen, Einzelne sogar entzückten, so stieß doch die spröde, überhastete und dialectisch gefärbte Rede sammt den eckigen Bewegungen wieder ab, und die oft verkehrte, oft übertriebene Auffassung ließ sie noch gar zu deutlich als Novize erscheinen. So traf die Kündigung denn pünktlich am Termin ein; die schöne Stadt verließ sie ungern, aber die Erinnerung an die schlechte Behandlung und geringe Gage halfen über den Schmerz hinweg. Wieder zog sie „auf Raub in die Provinz", wieder gab es die ewige Noth, die obligatorische Maltraitirung der Kunst und des Herzens und das ruhelose Umherirren. In Stuhlweißenburg gerieth der Director auch einmal wieder in die höchste Noth. Die Gage war schon längere Zeit ausgeblieben, so daß die Mitglieder auseinander zu gehen beschlossen, da aber die Abonnenten ihr Recht verlangten, versetzte der Director rasch die kostbarsten Garderobestücke, um die Bande zusammenzuhalten. Mit Befriedigung über diese friedliche Lösung hatte das Publicum, den Stuhlrichter an der Spitze, schon zu der angesetzten Vorstellung der „Jungfrau von Orleans" Platz genommen, als der Director unter dem Ausdruck des höchsten Bedauerns bekannt gab, daß seine Jungfrau die Mitwirkung verweigere. Ein solches Benehmen seitens einer Komödiantin ging dem Stuhlrichter über den Spaß, und als er erfuhr, daß lediglich der Mangel an Costüm den Grund der Renitenz bilde, sandte er kurz und gut zwei Panduren mit aufgepflanztem Bajonet in die Wohnung Charlotten's, ihr zum Theater höfliches Geleit zu geben. Eine Weigerung war unmöglich, was blieb also übrig, als im Anzug, wie sie ging und stand, auf die Bühne zu treten? Aber so ingrimmig ward der Charakter wohl niemals aufgefaßt, nie sind mit solcher Berserkerwuth Coulissen gerissen worden, als von dieser gottbegeisterten Schlachtenmaid im schwarzen Kleid und Reifrocke. Die Stuhlweißenburger schwammen in Entzücken; den Dank aber begehrte sie nicht, packte in der Nacht die wenigen Sachen, welche ihr übrig geblieben waren, und verschwand ohne Abschied und auf Nimmerwiedersehen aus dieser kunstfreundlichen Stadt.

Als sie kurze Zeit darauf wieder in Wien erschien, befand sie sich in besseren Verhältnissen, als je zuvor. Ihre Amouren erregten auch hier allgemeineres Interesse; bald protegirte sie ein ungarischer Magnat, bald spann sich ein intimerer Verkehr mit einem Collegen an, ein Mal nannte man sie ein „merkwürdiges Geschöpf" (Consul Merk), das andere Mal ein „feenhaftes Wesen" (Lord Fane), kurzum sie war stets von Courmachern umschwärmt und machte aus ihren kleinen Extravaganzen auch kein Hehl. Sie wohnte unweit der Leopoldstädter Kirche in der Jägerzeil, jetzigen Praterstraße, übrigens ganz einfach. Oefters war sie leidend und klagte über den Magen. „Weil sie nix ißt", meinte die alte Madame Jäger, die einstige Localsängerin des alten Leopoldstädter Theaters; „sie lebt rein von der Luft und wird darüber zu Grunde gehen, denn essen muß der Mensch." Die Wolter lachte über dieses drollige Mißverständniß hell auf; sie war im Verkehr damals überhaupt sehr lustig, konnte sich über Späße mit der Naivetät eines Kindes ausschütten und, wenn sie animirt wurde, bis zum Uebermuth versteigen, als wollte sie sich für all' das Leid ihrer letzten Campagne schadlos halten. Ihre Schönheit — man bezeichnete sie oft als eine madonnenhafte — war jetzt voll erblüht; die ebenmäßige, aber etwas hagere Gestalt trug einen entschieden vornehmen Charakter, bestrickend wirkten die blendend weißen, classischen Züge, welche durch das dämonische Feuer ihrer Augen gehoben wurden, die ganze Persönlichkeit machte einen Eindruck, als ob sie zu etwas nicht Gewöhnlichem berufen sei. Vorläufig strafte die Wirklichkeit freilich dieses Vorurtheil Lügen, denn ihre Stellung am Carltheater war herzlich unbedeutend. Was war ihr aber übrig geblieben? Die künstlerische Atmosphäre Wiens übte eine solche Anziehungskraft auf sie, daß sie hier am ehesten den bedeutungsvollen Schritt in den Tempel der Kunst machen zu können glaubte, in dessen Vorhallen sie lange genug zugebracht hatte. War nun das Carltheater auch weit davon entfernt, ein zweites Schauspiel heißen zu können, so war es doch insofern das nächste dazu, als Thalia sich zuweilen bei ihm zu Gaste lud. Um nicht brach zu liegen, hatte sie also das Engagement angenommen und hoffte, wenn sie auch die tragischen Liebhaberinnen wieder aufgeben mußte, sich allmälig in die Höhe zu bringen, mindestens durch directe und indirecte Anregung in privatem Studium ein höheres Ziel zu erreichen.

Nicht mit Unrecht nannte man das Carltheater damals die Variétébühne, denn unter Nestroy's Leitung wurde nicht nur die in den letzten Zügen liegende Localposse, sondern auch das moderne „Lebensbild" cultivirt, einactige Possen und Vaudevilles, die wenig Mühe machten, sich nach Bedürfniß leicht an- und absetzen ließen und von Publicum wie Kritik stets mit großer Nachsicht behandelt wurden. Wenn die Matadore — Nestroy, Scholz, Grois, Treumann, die Zöllner und Braunecker-Schäfer — dann in die Ferien gingen, gab es Monate lang Gastspiele, bei denen sich die Casse stets vortrefflich stand und nebenbei noch ein Lob für den rührigen und kunstbeflissenen Director heraussprang. Von Carl's trefflicher Regie und anerkennenswerthem Ensemble war bei diesen Vorstellungen keine Rede mehr; eine fest engagirte, vollständige Gesellschaft für Schau- und Lustspiel, wie damals, hielt Nestroy für Ueberfluß, engagirte vielmehr zu den verwendbaren Stammmitgliedern für ein Jahr oder auch nur die Gastsaison eine Reihe von Schauspielern, welche an und für sich die Gäste nicht anständig zu unterstützen vermochten, durch das überhastete Einstudieren und Herunterspielen aber eine geradezu beleidigende Arbeit lieferten.

Das Glück war also nicht groß, als sich Charlotte in die Reihe der Söldlinge einrangiren ließ, die bald den Komikern, bald den Gästen zur Folie zu dienen hatten; mit einer Monatsgage von 50 fl. war sie im April 1858 auf ein Jahr für Zofen, muntere Liebhaberinnen und Aushülfsrollen angestellt worden. Uebrigens spielte sie zuerst recht wenig, und wenn es geschah, daß sie ein unbedeutendes Stubenmädchen oder eine geheimnißvoll vorüberhuschende Dame gab, waren die Urtheile wenig erfreulicher Natur. „Ein Kopf, dessen Profil die schönste Kamee abgegeben haben würde", berichtete Rudolf Valdek, „eine mittelgroße Gestalt vom besten Gefüge, eine wohllautende Stimme und dabei die Schönheit wie verschleiert durch einen gleichsam unbeweglichen Ausdruck, der Gang vernachlässigt, Laut- und Satzbildung in hohem Grade mangelhaft. Was Wunder, wenn eine Erscheinung, wo die Natur so viel versprach und der Geist so wenig zu halten schien, mit Befremden bemerkt und ihr Name in nicht beneidenswerther Weise bekannt wurde." Die außerordentlichen Naturgaben wurden willig anerkannt, weil sie sich derselben aber gar so linkisch und unbeholfen bediente und statt Auffassung — soweit in den untergeordneten Rollen davon die Rede sein konnte — nur eine gewisse Blasirtheit zu Tage trat, galt sie allgemein für eine talentlose Schönheit. Frau Grobecker, die berühmte Operettensängerin, kam auch zu keinem andern Resultate. Als sie Charlotte einmal in einer Zofenrolle sah, fand sie nichts Bemerkenswerthes, als daß dieselbe vornehm eintrat, einen Brief abzugeben geruhte, einen gelangweilten Blick in das Publicum warf und gravitätisch abging, als ob sie zwei Schleppträger hinter sich hätte. „Fräulein Wolter", meinte sie deßhalb, „ist zwar sehr schön, wird aber kein Glück bei der Bühne machen, denn sie hat meiner Ansicht nach keinen Funken Talent." Der Regisseur Lang gab ihr Recht, und Nestroy, der „die Kölner Lottl" nur wegen ihrer hübschen Erscheinung angenommen hatte, machte sich oft genug darüber lustig, daß sie ihre Heimath nicht verleugnen und sich auf der Bühne gar nicht zurecht finden konnte. Als sie einst die Frau Fischer in „Einen Jux will er sich machen", spielte, improvisirte er als Weinberl in der Restauration zu dem Kellner: „Bringen's mer a a Baunzerl." Die Wolter war betroffen und flüsterte ihm zu, daß sie nicht weiter könne, da er ihr das Stichwort nicht gebracht habe. „Warten mer halt", meinte er, „bis's Baunzerl kommt"; als der Act aber zu Ende war, neckte er sie mit Scholz über ihre Unbehülflichkeit so lange, bis sie in Thränen ausbrach. Auch niedriger stehende Collegen und Colleginnen machten sich gern über sie lustig, kurzum sie war am Carltheater das reine Aschenbrödel.

Je weniger sie spielte, desto mehr war sie im Zuschauerraum zu sehen. Die Habitués nannten sie die Dame mit den Veilchen, denn fast allabendlich trat sie mit einem weißen Gazeschleier um den Kopf und einem Veilchenstrauß in der Hand in das Haus und verfolgte von einem Platze in der Mitte der ersten Galerie das Spiel ihrer Collegen, wobei manchmal ein Zug von leisem Spott über ihre Lippen glitt. Die Gleichgiltigkeit, die ihr Gesicht auf der Bühne zur Schau trug, war dann ganz verschwunden; eine leise nervöse Erregung zitterte über dasselbe hin, ein Ausdruck von Ungeduld, von Aufwärtsstreben verklärte die classischen Formen zu geistiger Bedeutung. „Ich habe", sagt Valdek, „diesen schönen Kopf nie so schön gesehen wie damals; in solchen Augenblicken war sie mit ihrem wirklichen Feuer allen späteren Bühnenbildern ihrer Sappho und Medea überlegen." Uebrigens waren ihre Colleginnen und Bekannten, welche mit ihr intimer verkehrten, von ihrem Talent überzeugt und wußten auch ganz deutlich, wo dasselbe zu suchen war. Die Anstandsdame des Carltheaters, Frau v. Wassowicz, welche mit ihr zuweilen studirte, erklärte auf das Bestimmteste, daß ihr Talent bedeutend sei und man von ihr noch einmal als großen Tragödin reden werde; der Schriftsteller Cajetan Cerri war derselben Meinung, und alle Gäste, welche im Sommer 1858 am Carltheater mit ihr in Berührung kamen, äußerten sich in ähnlicher Weise.

(Schluß folgt.)

## Alfred de Musset und die deutsche Literatur.

Von J. Schauffelberger.

„Die Franzosen begehen nicht bloß Gedankenplagiate, sie entwenden uns nicht bloß poetische Figuren und Bilder, Ideen und Ansichten, sondern sie stehlen uns auch Empfindungen, Stimmungen, Seelenzustände, sie begehen Gefühlsplagiate.“ Was Heine in seinen „Briefen über die französische Bühne“ niederschrieb, klingt derb, enthält aber ein gut Stück Wahrheit. In der französischen Romantik kam vor Allem der mächtige Einfluß englischen und deutschen dichterischen Empfindens und ästhetischen Geschmacks zum Ausdruck. In den letzten Jahren der Restauration verband sich dieser anglo-germanische Einfluß mit den geistig und physisch befreienden Wirkungen der großen Revolution, um dem französischen Ich, das heißt der Romantik, zum dauernden Siege zu verhelfen. Dieser Wiedergeburt der subjectiven Literatur in Frankreich gab die deutsche Philosophie die Weihe. Die Blüthezeit des deutschen Einflusses fällt in die Jahre 1830 bis 1840. Sie erreichte ihren Höhenpunkt während der nach vielen Seiten hin segensreichen Regierung Louis Philippes, einer Epoche geistiger und materieller Industrie, des Wohlstandes und heiter maßvollen Lebensgenusses, die trotz ihrer viel verhöhnten „Bourgeois-Färbung“ für Kunst und Wissenschaft förderlich und schützend wirkte, wie seit Louis XIV. keine andere Regierungsperiode. Erst Becker's Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben“ kühlte die Germanophilen-Strömung ab und kündigte drohend den baldigen moralischen Bruch der beiden Nationen an, zu dem die trotzig unverschämte Antwort Musset's den Grundton gab.

In seiner Schrift: „H. Heine und Alfred de Musset“ (Zürich, Albert Müller's Verlag) hat Louis P. Betz, dessen frühere Monographien über den Journalisten Pierre Bayle und Heine in Frankreich durchaus tüchtige Arbeiten sind, eine geistreich durchgeführte Parallele zwischen dem französischen und dem deutschen Lyriker gezogen, die zwar, wie jeder Vergleich im Einzelnen manchmal hinkt, aber viel scharfsinnige Bemerkungen über die damaligen Geistesströmungen enthält. Dabei entgeht ihm natürlich nicht, daß lange, bevor deutsche Poesie, deutsches Gefühlsleben und Wissen nach Frankreich drangen, bevor die geniale Tochter Necker's, Frau v. Staël, durch ihre bahnbrechenden, vermittelnden Werke die nebelhaften, meist lächerlichen Begriffe ihrer Landsleute vom deutschen Volke verscheucht hatte, schon von England her für die steife, auf classischen Stelzen einhergehende französische Lyrik mit Ossian's nordischer Naturmystik der befreiende Ruf erschollen war.

> Toi qui chantais l'amour et les héros,
> Toi, d'Ossian la compagne assidue,
> Harpe plaintive, en ce triste repos
> Ne reste pas plus longtemps suspendue.

So singt der achtzehnjährige Lamartine, bei dem man vergebens nach Spuren deutschen Einflusses suchen würde. Bald darauf fing auch Byron's ergreifende Naturpoesie in der Heimath Boileau's zu wirken an, nachdem schon Shakespeare und Walter Scott der französischen Dichtung neue, frische Färbung gegeben. In dieser kosmopolitischen Gährung der einheimischen Literatur wuchs Musset auf, und noch ein Jüngling, stand er zuvorderst in den Reihen der mit fremder Poesie gegen den französischen Classicismus kämpfenden Romantiker. Er war der begeistertste und congenialste Bewunderer Byron's. Sein Dichten verräth von Anfang an die Schule der leidenschaftlichen Lyrik des Britten. Der Byronismus hat Musset zum Romantiker gemacht. Er copirt nicht den Dichter des „Manfred“, aber er ist von dessen Gefühlsleben beherrscht. Weil dieses so sehr dem seinen ähnelt, empfindet er gar nicht den durchgreifenden Einfluß Byron's; unbewußt ist er von ihm inspirirt, unbewußt schweben ihm in „Namouna“ der „Don Juan“, in seiner „Portia“ Byron'sche Frauengestalten vor, und er handelt daher in gutem Glauben, wenn er entrüstet den Vorwurf der französischen Kritik, er copire Byron, zurückweist:

> Je hais, comme la mort, l'état de plagiaire;
> Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre.

Später, als er sich von den Romantikern losgesagt, entfernt er sich auch von dem leidenschaftlichen Realismus Byron's. „Er ist auf seinem Höhepunkt,“ sagt G. Brandes, „sowohl als Beobachter wie als Liebesdichter, vollendeter als Byron, seine Dichtung hat eine raphaelische Schönheit, die Byron weder erreicht noch sucht. Er ist der französische, schwächere, zartere und anmuthigere Byron, wie Heine der deutsche, geringere, übermüthigere, witzigere ... Musset leidet wie ein Jüngling, klagt wie ein Weib; er ist, wie der Bildhauer Préault ihn einmal nannte, ‚Fräulein Byron‘.“ — Der Musset der zweiten Periode steht Shelley oder einem Chatterton näher.

Liegen also die englischen Einflüsse klar zu Tage, so ist die Einwirkung der deutschen Literatur weniger auffallend. Zwar konnte sich Musset dem Einflusse der Dichtung der „blonde et douce Allemagne“ ebenso wenig entziehen, wie Victor Hugo, Nodier, Sainte-Beuve und die meisten anderen Koryphäen der „Jeune France“. Was Betz von dem Einwirken Byron'scher Poesie nachgewiesen, gilt nur bedingt von dem deutschen; auch dieses machte sich eigentlich nur bei dem jungen Musset geltend. Musset, wie alle deutschschwärmenden Romantiker, mit Ausnahme G. de Nerval's, verstand kein Deutsch. Sainte-Beuve erklärt dies einmal ausdrücklich. Auch von dem Wohllaut des germanischen Idioms scheint er nicht besonders entzückt gewesen zu sein. In dem dramatischen Dialog „Souper chez M^lle^ Rachel“ erzählt er, daß Rachel's Schwester deutsch gesprochen, damit er die „grogneries allemandes“ nicht verstehe. In demselben Gedichte gebraucht er auch den Ausdruck „baragouiner l'allemand“ (deutsches Kauderwelsch reden). Wie verbreitet überhaupt die Kenntniß der deutschen Sprache in den schöngeistigen Kreisen jener Zeit war, illustrirt folgende Stelle aus einem Briefe Musset's an seinen Bruder: „... Je vais demain chez Madame de Girardin entendre M^lle^ Hagn (nämlich die Berliner Hofschauspielerin Charlotte von Hagn), la première tragédienne de l'Allemagne, dit-on (sie war als muntere Liebhaberin berühmt), déclamer en allemand devant Rachel. Je regretterai de ne pouvoir pas t'en rendre compte. Ce sera curieux, — personne n'y comprendra mot.“

Musset lernte die deutschen Classiker — für ihn und das damalige Frankreich waren es zwar Romantiker — in den französischen Uebertragungen kennen, die er in seiner Jugend fleißig las, wie er selbst bezeugt:

> „Je dévorais Schiller, Dante, Goethe, Shakespeare.“

Seine sprachliche Unkenntniß hinderte ihn auch nicht, Goethe's „Selbstbetrug“ ziemlich getreu und besonders in gelungener rhythmischer Wiedergabe zu übersetzen („Le rideau de ma voisine“). Einige seiner Motti sind Worte deutscher Dichter, von denen er in Vers und Prosa stets in sympathischer und verständnißvoller Weise spricht. Mit 17 Jahren that er den Ausspruch, er wolle entweder Shakespeare oder Schiller oder gar nichts werden. Nur einmal klagt er über die „manie des ballades arrivant de l'Allemagne“. — Es finden sich daher besonders in dem Autor des schauerlich wüsten dramatischen Poems „La Coupe et les Lèvres“ manche Anklänge an deutsche Dichterwerke. Sein Rolla, der sich durch Laster und Schwelgerei zu Grunde gerichtet hat und nun, nach einer letzten Nacht der Wollust, den Tod suchen will, erinnert mehr an Goethe's Faust, als, wie Betz richtig aufzeigt, an Byron's Don Juan. In 27 Versen ruft Musset dort den Faust an und vergleicht seinen Helden mit dem Geliebten Gretchens. Bemerkenswerth ist auch, daß er „Rolla“ bald nach Nerval's „Faust“-Uebersetzung dichtete. Indessen hatte er schon in „La Coupe et les Lèvres“ die

leidenschaftlichen Gefühle Faust's nachempfunden. Auch in seinen „Confessions d'un enfant du siècle" erkennt Betz die Seelenpein Faust's wieder. „Patriarche d'une littérature nouvelle" nennt Musset Goethe in der Vorrede zu seinen Bekenntnissen, seine Werke aber, vor Allem den „Faust", verflucht er als Werke der Finsterniß, die er für seine eigene dumpfe Verzweiflung verantwortlich macht. Aus dem unvollendet gebliebenen Drama „La Servante du Roi" geht hervor, daß sich seine Phantasie lebhaft mit „Wilhelm Meister" beschäftigte. Wohl noch intensiver aber, als Goethe, wirkten auf den jungen romantischen Stürmer E. T. A. Hoffmann's bizarr-grausige Geschichten, wie ja der „genre hoffmannesque" überhaupt einen weit größeren Einfluß auf französisches als auf deutsches Dichten ausübte, genau wie ein halbes Jahrhundert zuvor Salomon Geßner's Idyllen. Schon Sainte-Beuve machte auf die deutlichen Kennzeichen Hoffmann'scher Inspiration in Musset's „Contes" aufmerksam. Das deutsche Mädchen zeichnet Musset nach den Werken Hoffmann's. Offenbar beeinflußt war er ferner von den Schauspielen Kotzebue's — auch einer, der heute noch bei den Franzosen mehr gilt, als zu Hause, was allerdings nicht viel sagen will — und von Jean Paul's humorvollen Erzählungen, über die er einen hübschen Essay schrieb.

Aus dem, was Betz über Heine's und Musset's Geistesverwandtschaft und vielfache Berührungspunkte nachweist, läßt sich leicht schließen, daß sich auch in ihrem Dichten Manches findet, das wie Anlehnung aussieht. Wir kennen Musset's Bibliothek aus dem Jahre 1833; es sind in derselben von ausländischen Dichtern die vier großen italienischen, nebst Shakespeare, Goethe und Byron vertreten, die letzteren natürlich in französischer Uebertragung. Einen französischen Heine gab es damals noch nicht. Die lyrischen Werke des Loreley-Sängers wurden erst Ende der vierziger Jahre übersetzt. Bloß die „Reisebilder" waren 1832 in der „Revue des deux Mondes" erschienen, die bald darauf auch Heine's Prosaschriften veröffentlichte. Wenn daher einige namhafte französische Kritiker z. B. auf die allerdings frappanten Uebereinstimmungen von Musset's „Un Spectacle dans un fauteuil" mit dem 1823 erschienenen deutschen Buche Heine's hinweisen, das zwischen den Dramen „Almanzor" und „William Ratcliff" das „Lyrische Intermezzo" brachte — in Musset's genannter erster Veröffentlichung finden wir eine ganz gleichartige Eintheilung — und wenn unter anderem E. Hennequin sagt: „Telle page des ‚Reisebilder' peut être comparée exactement à une page des ‚Nouvelles' de Musset" — so wurde dabei sicherlich nicht im Ernste an eine directe Beeinflußung Musset's gedacht. Betz hält eine solche schon aus sprachlichen Gründen für ausgeschlossen. Eher wäre er anzunehmen geneigt, daß sich Musset in der so oft vorkommenden Traumdichtung der späteren „Nuits", die so ganz antiromantisch ist, von Heine's duftigen Traumvisionen inspiriren ließ.

A. Claveau, der Verfasser einer sehr freien, aber formschönen „Intermezzo"-Uebersetzung, schickt seinem schmucken Büchlein folgende einleitenden Strophen voraus:

Heine, sauf qu'il est Allemand,
A fait une chanson que j'aime,
Une chanson de sentiment,
Bref, un admirable poème.

Son „Intermezzo", comme on dit,
A vu bien souvent, je le gage,
Sur certaine petite page,
Pleurer Nerval, qui se pendit.

Il paraît que c'est un travers
Commun à vous autres poètes
De mettre tous, tant que vous êtes,
Vos grands chagrins en petits vers;

Car Musset broda finement,
En bon français, le pareil thème,
Et recommença le poème
Écrit par l'autre en allemand.

Il en fit même deux ou trois
Qui sont de fort jolis blasphèmes;
Mais aucun d'eux ne vaut, je crois,
Ceux que les hommes font eux-mêmes!

Außerdem glaubt Betz nicht fehl zu gehen, wenn er bei Musset, der zwar nicht Patriot, wohl aber Chauvinist war, eine geheime Abneigung gegen den deutschen Flüchtling annimmt. Und schließlich mögen ihm die freigeistigen Allüren Heine's, dessen Spott, der sich an die heiligsten Dinge wagte, unsympathisch gewesen sein. Heine hat sich bekanntlich eine deutsche Nachtigall genannt, die sich ihr Nest in der Perücke des Herrn de Voltaire gebaut. Musset und mit ihm das übrige literarische Paris kannte lange in Heine bloß den „homme d'esprit", der ja an Voltaire erinnerte. Und Musset haßte Voltaire und hat wohl auch an Heine gedacht, als er sein Anathem gegen den großen Aufklärer schleuderte:

Dors-tu content, Voltaire, et ton hideux sourire
Voltige-t-il encor sur tes os décharnés?
Ton siècle était, dit-on, trop jeune pour te lire;
Le nôtre doit te plaire, et tes hommes sont nés.

Betz stellt auch zusammen, was der Eine vom Andern dachte. In den literarischen Abhandlungen, die sich nicht selten mit ausländischer Literatur beschäftigen, in den von zeitgenössischen Memoiren und Souvenirs wiedergegebenen Gesprächen und Bemerkungen Musset's findet sich keine Silbe über den Dichter Heine, seinen Mitarbeiter an der „Revue des deux Mondes". Auch nicht in den wenigen Briefen, die wir von Musset besitzen — er schrieb überhaupt selten Briefe, meist nur kurze Billets. Dank diesem einzigen klugen Streiche seines Lebens blieben er und wir von Musset in Schlafrock und Pantoffeln verschont, von jenem banalen, ewig geldverlegenen Alltagsmenschen, der auch hinter dem Genie steckt. Nur ein einziges Mal, in einem Briefe an seinen Bruder, erwähnt er Heine's, und zwar in wenig sympathischer Weise. Sie waren Beide mit anderen Schriftstellern am Dreikönigstage bei Buloz, dem Gründer und allmächtigen Director der „Revue des deux Mondes", zu Tische geladen. „Toute la Revue s'y trouvait, plus Rachel" (nämlich die geniale Tragödin, eine weitere Nachfolgerin George Sand's im Herzen Musset's). „Die Stimmung," fährt Musset fort, „war ein wenig frostig, man wähnte sich bei einem diplomatischen Diner." Es wurde der in Frankreich noch heute gebräuchliche Dreikönigskuchen herumgereicht, in dem bekanntlich eine Bohne versteckt ist; wer diese in seinem Stücke findet, wird Bohnenkönig und er darf eine Königin wählen. „Ein drolliger Zufall gab die Bohne Heine, der nun dergleichen that, als ob er nicht wisse, was er zu thun habe, — de sorte que le gâteau, sur lequel la maîtresse de la maison devait compter pour égayer la soirée, a été pour le roi de Prusse."

Auch ein Victor Hugo hat Heine todt geschwiegen und damit die schlechten und guten Witze, die der deutsche Dichter an seiner olympischen Majestät verbrochen, gestraft. Das auffallende Ignoriren von Seiten Musset's wird indessen weder durch ähnliche Motive — mag es immerhin sein, daß ihm Heine's grausame Worte „c'est un jeune homme d'un bien beau passé" zu Ohren gekommen — noch durch persönliche Antipathie erklärt. Der Hauptgrund liegt viel näher: Fast alle französischen Schriften Heine's erschienen zwischen 1840—56, und schon 1840 begann Musset's traurige geistige Agonie. Sein bester Freund, der reiche Boulevardier Tattet, fand damals ein mit Bleistift entworfenes Gedicht, das mit den Versen beginnt:

J'ai perdu ma force et ma vie
Et mes amis et ma gaîté;
J'ai perdu jusqu'à la fierté
Qui faisait croire à mon génie.

Mit den geistigen Einflüssen in unserem Sinne war es also bei dem unglücklichen Dichter vorbei, denn von nun an ersetzte ihm die Literatur — der Absinth.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein Frauenleben.

Von Anton Tschechow.

Autorisirte Uebersetzung.

„Lassen Sie mich, ich will selbst kutschiren! Ich setze mich zum Kutscher!“ sagte Sophie Lwowna. „Kutscher wart', ich setze mich auf den Bock zu Dir!“ Sie erhob sich im Schlitten, ihr Gatte Wladimir Nikititsch und ihr Jugendfreund Wladimir Michailowitsch hielten sie an den Händen fest, damit sie nicht umfalle. Das Dreigespann flog rasch.

„Ich hab's ja gesagt, daß man ihr keinen Cognac geben sollte!“ flüsterte Wladimir Nikititsch zornig seinem Gefährten zu. „Aber so bist Du immer!“ Der Oberst wußte aus Erfahrung, daß bei solchen Frauen, wie seine Gemahlin Sophie Lwowna, auf eine stürmische, etwas „angeheiterte“ Lustigkeit meist hysterisches Lachen und dann Thränen folgen. Er befürchtete, zu Hause statt zu schlafen mit Umschlägen und Tropfen hantiren zu müssen.

„Prr!“ schrie Sophie Lwowna. „Ich will kutschiren!“ Sie war wirklich angeheitert und setzte es durch. Während der letzten zwei Monate, seit ihrer Vermählung, quälte sie der Gedanke, daß sie den Obersten Jagitsch nur aus Berechnung und zum Trotz geheirathet hatte. Heute aber im Restaurant vor der Stadt überzeugte sie sich endlich, daß sie ihn eigentlich leidenschaftlich liebte. Ungeachtet seiner 54 Jahre war er so schlank, flink, geschmeidig und hatte so hübsche Witze gemacht und mit den Zigeunern gesungen. Wahrhaftig, jetzt sind die Alten viel interessanter als die Jungen, gerade als hätten die Alten mit den Jungen die Rollen vertauscht. Der Oberst ist zwei Jahre älter als ihr Vater, aber kann dieser Umstand von Bedeutung sein, da er wirklich viel lebenslustiger, frischer, rüstiger ist, als sie mit ihren 23 Jahren? Du Lieber, Herrlicher! dachte sie. Sie hat sich im Restaurant auch davon überzeugt, daß von ihrer früheren Gefühlsverirrung nichts mehr übrig geblieben, denn ihr Jugendfreund, Wladimir Michailowitsch, genannt Wolodja*), den sie gestern noch bis zur Verrücktheit liebte, war ihr jetzt absolut gleichgiltig. Heute schien er ihr den ganzen Abend fad, schläfrig, uninteressant, unbedeutend, und die Frechheit, womit er im Restaurant, wenn es an's Zahlen ging, ausrückte, empörte sie diesmal, und nur mühsam unterdrückte sie die Bemerkung: Wenn Sie arm sind, dann bleiben Sie zu Hause. Wirklich hatte auch ihr Mann Alles allein zahlen müssen. Weil vor ihren Augen die Bäume, die Telegraphenstangen und die Schneehansen flimmerten, gingen ihr vielleicht solche und ähnliche Gedanken durch den Kopf, z. B.: die Rechnung im Restaurant machte 120 Rubel, den Zigeunern bezahlte man 100, und morgen kann sie, wenn sie nur will, sogar 1000 Rubel verputzen, zwei Monate vorher aber waren nicht einmal drei Rubel ihr eigen, und wegen jeder Lumperei mußte sie sich an den Vater wenden. Welche Wendung in ihrem Leben! Die Gedanken verwirrten sich, und es fiel ihr ein, wie der Oberst Jagitsch, ihr Gatte, als sie zehn Jahre alt war, ihrer Tante den Hof machte, und wie alle im Hause davon sprachen, daß er sie in's Unglück gestürzt habe. Die Tante kam auch oft mit verweinten Augen zum Essen und ging dann auf Reisen; man sagte, sie sei zu bedauern, sie könne keine Ruhe finden. Er war damals sehr schön und hatte bei Damen viel Erfolg, so daß ihn die ganze Stadt kannte; man erzählte sich, daß er, wie der Arzt bei den Kranken, bei seinen Verehrerinnen täglich Visiten machte. Und noch jetzt, trotz der grauen Haare, der Runzeln und der Brille, erscheint sein schmales Gesicht zuweilen, ganz besonders im Profil, geradezu herrlich. Sophie Lwowna's Vater war Militärarzt und hatte mit Jagitsch im selben Regiment gedient. Auch Freund Wolodja's Vater war Militärarzt und hatte gleichfalls einmal mit ihrem Vater und Jagitsch im gleichen Regiment gedient. Trotz seiner oft verwickelten und bewegten Liebesabenteuer studirte Wolodja ausgezeichnet, absolvirte die Universität mit großem Erfolg, wählte nachher die ausländische Literatur zu seinem Fach, und schreibt jetzt, wie man erzählt, seine Dissertation. Er wohnt in der Kaserne bei seinem Vater, dem Militärarzt, und verfügt nicht über eigenes Vermögen, obwohl er schon dreißig Jahre alt ist. Als sie noch Kinder waren, lebten Sophie Lwowna und er unter einem Dach, er kam oft in ihre Wohnung zum Spielen, und sie lernten zusammen tanzen und Französisch; als er zu einem sehr schönen, schlanken Jüngling herangewachsen, begann sie sich vor ihm zu schämen, dann verliebte sie sich über die Ohren in ihn und liebte ihn — bis sie Jagitsch heirathete. Auch Wolodja hatte ungewöhnliches Glück bei den Frauen, fast schon mit 14 Jahren, und die Damen, die ihn ihren Männern vorzogen, entschuldigten dies damit, er sei ja noch so klein. Kürzlich erzählte man von ihm, er habe als Student ein möblirtes Zimmer bei der Universität bewohnt und jedes Mal, wenn man bei ihm anklopfte, hörte man durch die Thür seine Schritte und die halblaute Entschuldigung: „Pardon, je ne suis pas seul.“ Jagitsch war entzückt von ihm und liebte ihn offenbar. Beide konnten Stunden lang Billard oder Piket spielen, und wenn Jagitsch in einer Troika irgend wohin fuhr, nahm er auch Wolodja mit, und dieser weihte auch nur den Freund in die Geheimnisse seiner Dissertation ein. Früher, als der Oberst jünger war, kamen sie sich oft in's Gehege, aber waren doch niemals eifersüchtig auf einander. In der Gesellschaft, wo sie verkehrten, nannte man Jagitsch Wolodja den Großen und seinen Freund Wolodja den Kleinen. —

Außer Wolodja dem Großen, Wolodja dem Kleinen und Sophie Lwowna war im Schlitten noch eine Person: Margarita Alexandrowna oder wie sie sie Alle nannten: Rita, die Base der Frau Jagitsch, ein Mädchen über Dreißig, blaß, mit geschwärzten Brauen und einem Zwicker; selbst bei grimmigem Frost rauchte sie unaufhörlich Cigaretten, und auf ihrer Brust oder ihrem Schooße sah man immer Asche. Sie sprach durch die Nase und dehnte jedes Wort; sie war eine kalte Natur, konnte auch Liqueur und Cognac trinken wie viel sie nur wollte, ohne berauscht zu werden, und erzählte trocken und langweilig zweideutige Anekdoten. Zu Hause las sie von früh bis spät in dickleibigen Zeitschriftenbänden, die sie mit Asche bestreute, oder aß gefrorene Aepfel. „Sonja, hör' auf mit Deinen Dummheiten!“ rief sie durch die Nase. „Es ist wahrhaftig zu toll.“

Vor dem Schlagbaum fuhr der Schlitten langsamer, Häuser und Menschen flirrten vor den Augen, und Sophie Lwowna schmiegte sich an ihren Mann, ganz ihren Gedanken hingegeben. Wolodja der Kleine saß gegenüber. Zu ihren heiteren, leichten Gedanken kamen jetzt auch trübe. Sie dachte: dieser Mensch gegenüber wußte, daß sie ihn liebte, und er glaubte natürlich dem Gerede, daß sie den Oberst aus Trotz geheirathet habe. Sie hatte ihm freilich ihre Liebe nie eingestanden und wollte auch nicht, daß er darum wisse; sie verbarg ihr Gefühl, aber in seinem zufriedenen Gesichte konnte man lesen, daß er sie sehr gut verstand, und ihre Eigenliebe litt darunter. In ihrer Lage war es aber besonders erniedrigend, daß dieser „Wolodja der Kleine“ nach der Verheirathung plötzlich sie zu beachten anfing, was früher nie geschehen war, denn er saß Stunden lang schweigend bei ihr oder plauderte über allerlei Nichtigkeiten. Jetzt im Schlitten sprach er allerdings auch nicht mit ihr, aber er trat ihr leicht auf den Fuß und drückte ihre Hand. Offenbar war es ihm willkommen gewesen, daß sie heirathete; und jetzt verachtete er sie und hatte für sie das gleiche Interesse, wie für eine unanständige Frau. Und wenn sich in ihr Stolz und Gattenliebe mit dem Gefühl der Demüthigung und des verletzten Selbstbewußtseins mischte, dann packte sie eben der Trotz und die Lust, sich auf den Bock zu setzen und zu schreien und zu pfeifen. Als sie an dem Frauenkloster vorbei fuhren, hörte man das Läuten der großen Glocke. Rita bekreuzte sich.

„In diesem Kloster ist unsere Olja,“ sagte Sophie Lwowna, bekreuzte sich auch und schauderte.

„Warum ging sie in's Kloster?“ fragte der Oberst.

*) Diminutiv von Wladimir.

„Zum Trotz," gab Rita gereizt zur Antwort, indem sie offenbar auf die Ehe Sophie Lwowna's mit Jagitsch anspielte. „Jetzt ist das Mode, die ganze Welt herauszufordern! Olja lachte gern, war riesig kokett und schwärmte für Liebhaber und Bälle. Da plötzlich — hast du nicht gesehen! Die ganze Stadt war einfach baff!"

„Das ist nicht wahr," sagte Wolodja der Kleine, wobei er den Pelzkragen zurückschlug und sein schönes Gesicht sehen ließ. „Hier geschah es nicht aus Trotz, sondern in Folge von Schicksalsschlägen. Ihren Bruder Dimitri hat man zu Zwangsarbeit verurtheilt; wo er jetzt ist, wer weiß! Die Mutter, der Himmel hab' sie selig, starb aus Gram." Er schlug seinen Kragen wieder auf. „Und sie hat Recht gethan," fügte er dumpf hinzu. Sophie Lwowna wollte ihm eine Grobheit sagen, schwieg aber. Der Trotz packte sie wieder, sie erhob sich und schrie weinerlich: „Ich will zur Frühmesse! Kutscher, zurück! Ich will Olja sehen!"

Sie kehrten um. Der Klang der Klosterglocke war voll und rein; etwas darin schien Sophie Lwowna an Olja und ihr eigenes Leben zu erinnern. Auch aus anderen Kirchen hörte man Glockenklang. Als der Kutscher anhielt, sprang Sophie Lwowna aus dem Schlitten und ging ohne Begleitung rasch auf die Pforte zu.

„Nur schnell, bitte!" rief der Gatte ihr nach. „Es ist schon spät!"

Sie ging durch das hohe Portal, dann die Allee entlang, vom Thor zur Hauptkirche; der Schnee knisterte unter ihren Füßen, das Geläut über ihrem Kopf erzitterte und schien ihr ganzes Wesen zu durchdringen. Hier die Kirchenthür, drei Stufen hinab, dann die Vorhalle mit den Heiligen zu beiden Seiten; es roch nach Wachholder und Weihrauch; noch eine Thür, und eine dunkle Gestalt verneigte sich tief, sehr tief und öffnete. In der Kirche hatte die Messe noch nicht begonnen. Eine Nonne zündete die Kerzen auf dem Altar, eine andere die vom Kronleuchter an. In der Nähe der Säulen und des Seitenaltars standen unbeweglich schwarze Gestalten. So wie sie jetzt stehen, werden sie bis zum Morgen bleiben, dachte Sophie Lwowna, und es schien ihr Alles hier dunkel, kalt, langweilig, viel langweiliger als auf dem Kirchhof. Sie sah mit dem Gefühl des Ueberdrusses auf die regungslosen, erstarrten Gestalten, plötzlich krampfte sich ihr Herz zusammen: sie erkannte Olja in einer von den mittelgroßen Nonnen, mit schmalen Schultern und einem schwarzen Kopftuch, obwohl sie, als sie in's Kloster ging, voll und größer war. Zögernd und sehr bewegt kam Sophie Lwowna auf die Novize zu, blickte ihr über die Schulter in's Gesicht und erkannte die Cousine.

„Olja!" rief sie und schlug die Hände zusammen; vor Aufregung konnte sie nicht sprechen. „Olja!"

Die Nonne erkannte sie gleich, zog erstaunt die Augenbrauen hoch, und ein Freudenstrahl ging über ihr blasses, reines Gesicht, ja schien sogar über ihr weißes Tüchelchen unter dem schwarzen Kopftuch zu huschen. „Da hat Gott ein Wunder geschickt!" sagte sie und schlug ihre mageren, weißen Händchen zusammen. Sophie Lwowna umarmte und küßte sie, wobei sie fürchtete, Olja könnte den Weingeruch spüren.

„Wir fuhren spazieren und erinnerten uns Deiner," sprach sie keuchend, wie vom raschen Gehen, „aber wie blaß Du bist! Ich ... bin sehr erfreut, Dich zu sehen. Wie geht's? Langweilst Du Dich?" Sie sah sich nach den anderen Nonnen um und fuhr leiser fort: „Bei uns ist so viel passirt. Weißt Du, ich habe den Jagitsch, Wladimir Nikititsch, geheirathet. Du erinnerst Dich gewiß seiner ... Ich bin sehr glücklich mit ihm."

„Gott sei Dank! Und ist Dein Vater gesund?"

„Ja, gesund. Er denkt sehr oft an Dich. Olja, komm doch während der Feiertage zu uns. Hörst Du?"

„Ich werde kommen," sagte Olja und lächelte. „Ich werde am zweiten Feiertag kommen."

Ohne den Grund zu wissen, fing Sophie Lwowna zu weinen an und schluchzte einen Augenblick in sich hinein, dann trocknete sie die Thränen und sagte: „Rita wird es leid thun, Dich nicht zu sehen. Sie ist auch mit uns. Und Wolodja auch. Sie sind draußen am Thor. Wie froh wären sie, Dich zu sehen! Gehen wir doch zu ihnen, die Messe hat ja noch nicht begonnen."

„Gehen wir," willigte Olja ein. Sie bekreuzte sich drei Mal und ging mit Sophie Lwowna zum Ausgang. „Also Du bist glücklich, sagst Du, Sonjitschka?" fragte sie. — „Sehr!" — „Gott sei Dank!"

Als Wolodja der Große und Wolodja der Kleine die Nonne erblickten, stiegen sie aus dem Schlitten und begrüßten sie voll Ehrerbietung. Sie waren gerührt, daß sie ein bleiches Gesicht und ein schwarzes Klosterkleid hatte, und Beiden war es sehr angenehm, daß Lwowna an sie gedacht und sie mitgebracht hatte. Sophie Lwowna hüllte sie in ihr Plaid, damit sie sich nicht erkälte und deckte sie mit der Hälfte ihres Pelzes zu; die Thränen hatten ihr Herz erleichtert und ihre Seele geläutert, und sie war glücklich, daß diese unruhige und „unreine" Nacht nun so rein und still ausklang ... Und um die Nonne noch länger bei sich zu behalten, schlug sie vor: „Fahren wir sie spazieren! Olja, nimm Platz, nur ein wenig! ..." Die Herren erwarteten, die Nonne würde ablehnen, denn Heilige fahren nicht Schlitten, aber zu ihrer Verwunderung bekreuzte sie sich und stieg in die Troika. Diese flog in der Richtung zum Schlagbaum und Alle bemühten sich, es der Nonne bequem und warm zu machen, wobei Jeder dachte, wie Olja früher gewesen und wie sie jetzt ist. Ihr Gesicht war jetzt ohne Leidenschaft, fast ohne Ausdruck, kalt und bleich, durchsichtig, als flösse Wasser in ihren Adern. Und noch vor zwei, drei Jahren war sie vollbusig und rothwangig, sprach von Freiern und lachte bei jedem Anlasse. Am Schlagbaum kehrte der Schlitten um, nach ungefähr zehn Minuten hielt er vor dem Kloster. Olja stieg aus, die Glocken läuteten zur Messe.

„Gott erhalte Euch," sagte Olja und verneigte sich tief nach Nonnenart.

„Du kommst also, Olja?"

Sie nickte und entfernte sich rasch und verschwand hinter dem Thor. Als die Troika weiter fuhr, wußte die Gesellschaft kaum, warum ihnen so traurig zu Muthe war. Alle schwiegen. Sophie Lwowna fühlte in ihrem ganzen Körper eine Schwäche und wurde gereizt; es schien ihr unvernünftig und taktlos und wie eine Entweihung, daß sie die Nonne in den Schlitten genommen und in ihrer angeheiterten Gesellschaft spazieren gefahren hatte. Mit dem Rausch verging ihr zugleich der Wunsch, sich selbst zu betrügen, und so war es ihr ganz klar, daß sie ihren Mann gar nicht liebte und auch niemals lieben konnte, daß Alles „Unsinn und Betrug" war. Nur aus gemeiner Berechnung hatte sie geheirathet, weil er nach den Mittheilungen ihrer Pensionsfreundinnen unermeßlich reich war, weil es ihr schrecklich schien, wie Rita eine alte Jungfer werden, weil der Vater sie langweilte und weil sie Wolodja den Kleinen ärgern wollte. Hätte sie nur vorausgesehen, wie schwer, unangenehm und abscheulich die Ehe ist, um keinen Preis hätte sie geheirathet. Aber das war jetzt nicht mehr zu ändern. Sie mußte sich hinein finden. (Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Die Wallfahrt nach St. Petersburg.

Auch im heiligen Rußland feiern sie die Feste, wie sie fallen. Nach einander erscheinen dort zum Besuche die Oberhäupter der mächtigsten Reiche des europäischen Continentes — ein Fremdwort, das man seit der Hundertjahrfeier, dem Victoria-Jubiläum u. A. m. wirklich nicht übel mit Fest-Land verdeutschen kann. Und allen Staatenlenkern, die ihn beehren, begegnet der Muschik mit gleicher Begeisterung, Freude und Höflichkeit, und die Zeitungen, die angeblich für ihn geschrieben werden, wissen sich nicht genug klangvolle Metaphern zum Ruhme des deutschen,

des französischen, des serbischen Volkes, je nachdem der höchste Repräsentant des deutschen, des französischen oder serbischen Volkes Einlaß in die Mauern der Petersstadt begehrt. Der russische Zar ist ein Mann von Welt, und er versteht sich darauf, geladenen Gästen das Leben an seinem Hofe, in seinem Lande angenehm zu machen. Das ist überhaupt eine echt moskowitische Kunst, die sich schon in jenen Tagen glänzend bewährte, als das hülflose Slavenvolk die germanischen Waräger und die Ruriks rief, mit der hochachtungsvoll ergebenen Bitte, ihnen doch um Gottes Willen den kleinen Gefallen zu thun und sie zu beherrschen. Man sollte überall diesen liebenswürdigen, gastfreundlichen Grundzug im Wesen der Nation kennen, die sich eben anschickt, die Welt zu erobern, und man sollte nicht so unbillig viel Aufhebens davon machen, wie augenblicklich verwunderlicher Weise geschieht.

Das Berliner Tageblatt zum Beispiel ist ein vorzüglich redigirtes und noch weit besser unterrichtetes Blatt, und die Leitartikel, in denen seine Angestellten ihren Stil üben, sind der ganzen europäischen Diplomatie Pharusse am Meere des Lebens. Wenn aber ein so angesehenes Organ der öffentlichen Meinung die Reise des deutschen Kaisers nach Petersburg nicht einfach unter den Hofnachrichten beschreibt, sondern für ein politisches Ereigniß ersten Ranges erklärt, so faßt man sich verblüfft an die Stelle, wo auch heute noch zuweilen ein Kopf sitzt. Und wenn dasselbe Blatt wortgetreu die Stimmen der russischen Presse wiedergiebt und daraus bündig beweist, daß die ehemals ausgeprägt deutschfeindliche Stimmung im slavischen Nachbarlande über Nacht, dank dem bloßen Besuche des Kaisers, der just entgegengesetzten Platz gemacht hat, einem siedeheißen Enthusiasmus für germanische Art, so steht man ehrfurchtsvoll vor einem Oedipusräthsel. Pure Dummheit kann es nicht sein, die solche Auslassungen dictirt, denn auch der dümmste Mensch weiß, daß die Stimmen der russischen Presse nichts mit der Volksmeinung zu thun haben, daß sie geradenwegs aus den Regierungskanzleien kommen. Es giebt bündige Gesetzesvorschriften, die diese Materie ordnen. Andererseits kann auch nicht russophile Arglist und brünstiges Verlangen, den Zaren in Berlin beliebt zu machen, unsern freisinnigen Prosadichtern die Feder geführt haben. Die meisten von ihnen hassen vielmehr die intoleranten Holstein-Gottorps auf dem russischen Kaiserthrone instinctiv und von ganzem Herzen. Sie versäumen denn auch sonst keine Gelegenheit, ihrer hochgradigen Verachtung des stockreactionären, von antisemitischen Velleitäten geplagten Knutenlandes unzweifelhaften Ausdruck zu verleihen. In der That, die geheimnißvollen Gründe für die plötzliche Frontveränderung des Berliner Thiergarten-Liberalismus blieben völlig unfaßbar, wenn sie nicht durch ein anscheinend ebenso tiefes und verzwicktes Mysterium aufgeklärt würden. Das führende Blatt der freisinnigen Vereinigung wies nämlich in seiner letzten Wochenschau darauf hin, daß sich in dieser Zeit des Parlamentar- und Constitualismus doch Macht und Einfluß der Monarchie herrlicher denn je zuvor bewähren. Durch gegenseitige Freundschaftsbesuche höchster Herrschaften würden internationale Mißverständnisse aus der Welt geschafft, der Frieden erhalten, der Weg der Politik bestimmt. Die Reise Kaiser Wilhelms nach Petersburg wäre das wichtigste Geschehniß dieses Jahres, unübersehbar in ihren Fernwirkungen, jedenfalls aber von entscheidendem Einfluß auf die Gestaltung der Dinge.

Es thut einem royalistischen Herzen wohl, so etwas in einem doch halbwegs republikanischen Blatte zu lesen. Die Monarchie ist also nicht gestorben, wie man uns so oft gepredigt hat, sondern sie schläft nur. Und trotz ihres Schlafes ist sie stark genug, die natürliche Entwickelung der Geschichte Europas zu hemmen, zu ändern, den Gießbach elementaren Volkswillens bergauf zu führen, Sympathien und Antipathien der Rassen und Nationen in ihr Gegentheil zu verwandeln. Gestehen wir es ruhig ein, solche Machtfülle hätten wir, die wir uns überzeugte Monarchisten nennen, der Monarchie nie zugetraut. Es ist beschämend, daß uns derartige Offenbarungen aus dem Lager der schlimmsten und gefährlichsten Gegner des preußischen Königsgedankens kommen müssen.

Und selbst die Erwägung, daß überhitzter, übertriebener Byzantinismus alleweil ein unverkennbares Merkmal kaiserfeindlicher Gesinnung ist, selbst diese Erwägung hat wenig Tröstendes. Nicht nur in den Kreisen des Berliner Freisinns, der sich dadurch an hoher Stelle lieb Kind zu machen versucht, daß er ihr alleweil mit Lakaienkunst nach dem Munde redet, nicht nur in den Redactionen weiß man, daß der Kaiser sein eigener Reichskanzler sein, ureigene Politik machen will. Man weiß, daß er rastlos auf eine Versöhnung der bestehenden europäischen Gegensätze hinarbeitet. Um seines Volkes, um des Weltfriedens willen hat der Stolze nach einander England, Frankreich, Rußland ausgesuchte und vornehme Höflichkeiten erwiesen. Wie sie ihm in den meisten Fällen gedankt worden sind, dürfte noch in aller Gedächtniß sein. Trotz dieser Mißerfolge ist Niemand in Deutschland, der die menschenfreundlichen, gutgemeinten Bemühungen des Monarchen nicht gern anerkennt. Und offen bleibt nur die Frage, ob sie überhaupt von Erfolg gekrönt sein können, und ob Deutschland und sein Fürst sich damit nicht nutzlosen Demüthigungen aussetzen. Eine schwere Verantwortung lädt auf sein Haupt, wer über die Frage hinwegtändelt oder sie, kriecherisch verlogen, gar in dem Sinne beantwortet, von dem er annimmt, daß er allein hoffähig ist.

* * *

Durch den deutsch-französischen Zwist und durch die zunehmende Vereinsamung Englands ist Rußland die führende Macht in Europa geworden. In seiner Hand ruhen alle Entscheidungen. Und die russische Vormacht wird bestehen bleiben, so lange Paris Frankreich regiert, so lange wir Elsaß-Lothringen festhalten und uns außerdem von den Franzosen, zur Wiederherstellung ihrer gloire, nicht gutwillig ein neues Jena-Auerstädt bereiten lassen. Das heißt, auf mindestens fünfzig Jahre hinaus ist also der Zar, der Vollstrecker des Peter'schen Testamentes, europäischer Oberkaiser. Er nimmt diese Machtstellung aller seiner Toastphrasen ungeachtet, ganz selbstverständlich nicht dazu ein, um in edler und idealistischer Selbstverleugnung den Weltfrieden zu wahren oder sonst der Menschheit an sich unbezahlbare und deßhalb ewig unbezahlt bleibende Dienste zu erweisen. Er wird die Gunst der Verhältnisse vielmehr zur Gründung und Stabilirung des russischen europäisch-asiatischen Centralstaates benutzen. Mittlerweile führt er die befreundeten Nachbarstaaten an der Nase herum, spielt sie gegen einander aus, hält ihre Eifersucht rege und hindert sie so daran, ihm gelegentlich in den Arm zu fallen. Er arbeitet ganz nach älterem englischem Muster. Und die von ihm beerbten Diplomaten des Inselreiches, deren unversöhnlichen Haß er kennt und die alles thun sollten, sich Bundesgenossen gegen ihn zu werben, die Salisbury und Chamberlain geben das Spiel in Europa bereits verloren, träumen nur noch von dem Größerbrittanien, einem Weltreiche mit ausschließlich wirthschaftspolitischer Grundlage, einem Mammuth auf Fliegenbeinen.

Der russischen Regierung ist einstweilen an einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich nichts gelegen. Sie baut den werdenden Centralstaat noch inwendig aus, sie kennt seine noch nicht behobene Schwäche, und sie fürchtet jede Erschütterung. Deßhalb sucht sie zwischen den beiden Feinden zu vermitteln, wirft sich keck zu ihrem Friedensrichter auf. Der blinde Haß des einen Theils, die Gutmüthigkeit und Weltfernheit des Andern bestätigen sie im usurpirten Amte. So nährt sie perfid hier und da verstiegene Hoffnungen, ermuthigt und doucht abwechselnd die Nebenbuhler, streut verschwenderisch nach rechts und links Gunstbezeugungen aus, die nichts kosten, und hütet sich doch, etwas Gewisses Schwarz auf Weiß zu versprechen. Daß man ihr dies schnöde Doppelspiel, wodurch sie die ihr Ebenbürtigen in Europa schachmatt setzt, noch obendrein mit Milliardenanleihen und Handelsverträgen lohnt, ist die schreiende Komik der Sache.

Dauert dies Verhältniß noch länger an, so wird die Geschichte als den eigentlichen Sieger von 1871 Rußland proclamiren. Und das Verhältniß wird dauern. Wohl giebt es zwei Wege, die zarisch-slavische Hegemonie, die Herrschaft eines doch noch recht schmierigen Barbaren- und Emporkömmling-Volkes über die hoch entwickelten Culturnationen

Europa's zu verhüten. Aber beide Wege sind Dank der Verranntheit der indogermanischen Staatsmännerchen ungangbar. Eine französisch-deutsche Allianz zerbräche die Tyrannis Rußlands mit einem Schlage, und nicht minder befreiend wirkte ein redliches, gegen Rußland gerichtetes Bündniß Englands mit der oder jener continentalen Macht. Ein solches Bündniß ist ohnehin für Albion eine Existenzfrage, und wenn die Westminstermänner wirklich die geriebenen Schlaukköpfe wären, als die sie sich so gern in den festländischen Blättern abgeschildert lesen, dann hätten sie längst alle Hebel in Bewegung gesetzt, alle erdenklichen Opfer gebracht, um sich Deutschlands oder Frankreichs treue Freundschaft zu sichern. Aber die Carthager sind kurzsichtig und pfennigfuchsend geworden, und sie verlieren lieber Sicilien-Indien, ehe sie aufhören, dem deutschen Handel neidisch Steine in den Weg zu werfen. Und vielleicht entschließt sich Queen Victoria auf ihre alten Tage auch noch zu einer Reise nach St. Petersburg, um so dem letzten Zweifler den Beweis für Rußlands überwiegende Größe zu erbringen. Die kluge Dame weiß sehr wohl, daß eine Wallfahrt gen Norden, ein glänzender Empfang mit Preßstimmen und eine Unterhaltung mit dem Zaren kein Tüttelchen an der Politik des russischen Staatenkolosses ändern kann, aber sie war immer gewöhnt, weise dem Zuge der Zeit zu folgen, und sie wird die starke Vormacht nicht ohne Noth dadurch kränken wollen, daß sie ihr eine Huldigung verweigert, die alle anderen bedingungslos geleistet haben.

* * *

Politisirende Zwischenhändler wähnen Rußland darum noch in allerletzter Reihe stehend und die moskowitische Gefahr nicht eben groß, weil die industrielle Entwickelung des Reiches langsam nur und zögernd vor sich geht. Sie verfallen demselben Trugschlusse wie die gut gesinnten Träumer, die einer europäischen Zollunion das Wort reden und eine Aushungerung und Verpowerung des alten Welttheils sonst unvermeidlich nennen. Wirthschaftliche Fragen bewegen augenblicklich die Erde, aber so großen Raum sie auch einnehmen und mit so großem Rechte sie das thun, der Kämpfe letzter Schluß sind sie nicht. Man hat sich in den letzten Jahrzehnten einigermaßen daran gewöhnt, den Reichen für den Mächtigen zu halten. Englands Einfluß beruht ausschließlich auf dieser fable convenue; die fortwährenden Frechheiten der Vereinigten Staaten von Amerika, die nun nahezu ganz Europa brüskirt haben, werden nur deßhalb geduldig ertragen. Aber man täusche sich doch darüber nicht: sobald ein militärisch mächtiges Volk sich wirthschaftlich ruinirt sieht, sobald es darben soll, während Schwächere, aber Schlauere schwelgen, muß und wird unweigerlich die Kriegsbestie erwachen, und es wird sich mit Gewalt nehmen, was es zum Leben braucht. Brod, Reichthum, Land in Europa, überseeische Colonien — Alles, wonach ihm der Sinn steht. Die Philosophen mögen solche Rohheit bedauern, und die Brüsseler Friedensliga mag Sonette dagegen schreiben lassen; der Kampf um's Dasein zerbricht Handelsverträge und Grenzen wie morsches Rohr. Es kommt hinzu, daß kein gesundes Volk saturirt oder überhaupt je zu befriedigen ist. Und in ungleich höherem Sinne als die Russen zählt die deutsche Nation zu den Eroberern. Mit diesem unwiderstehlichen Triebe und mit der erfreulichen Thatsache, daß sich unser gebär- und auch sonst tüchtiges Volk Jahr für Jahr um 600 000 Seelen vermehrt, muß eine deutsche Politik rechnen. Sucht sie unnatürliche Verbündete, Freunde bei fremden Rassen, so wird das immer nur für den Augenblick, als leidiger Nothbehelf geschehen. Nie darf sich die Nation so weit vergessen, daß sie sich zum Lehnsmanne einer anderen, und nun gar einer blutfremden, erniedrigt. Wollen ihr die Verwandten nicht helfen, wird sie von den Verwandten gehaßt und beneidet, so stelle sie sich ganz auf eigene Füße. Und kein Opfer kann zu schwer sein, wenn es dies Ziel zu erreichen gilt.

Unser Landheer setzt uns in die Lage, von jeder friedlichen Wallfahrt nach St. Petersburg absehen zu können. Das unser Kriegsschiffbestand solchen Stolz noch nicht erlaubt, ist bedauernswerth. Deutschland wird hier, wohl oder übel, Wandel schaffen müssen. Einem Volke, das jährlich dreihundert Millionen allein für Rauchtabak ausgiebt, kann es nicht unmöglich sein, einmal den gleichen Betrag für den Schutz seiner Meergrenzen aufzubringen. Liegt erst im Hafen von Kiel eine Flotte vor Anker, die weder die russische noch die französische zu fürchten braucht, so wird ihr die englische ganz von selber Gefolgschaft leisten. Das wäre dann das richtige Verhältniß. Höchst wahrscheinlich würde sich am selben Tage Se. Majestät der Zar von Rußland mit Vergnügen herbeilassen, einmal seinerseits die freundschaftliche Wallfahrt nach Berlin anzutreten. Caliban.

## Notizen.

Der Krieg von 1870—71. Von Arthur Chuquet. (Zittau, Pahl'sche Buchhandlung [A. Haase]). Der Verfasser schreibt nach französischen Quellen und steht auf dem Standpunkte des französischen Patrioten, aber überall ist das Streben nach objectiver Wahrheit zu erkennen. Er verschmäht es, die Fehler auf französischer Seite zu beschönigen, oder den Gegner durch Verleumdungen herabzuwürdigen, wie Ollivier, Sarcey, Claretie e tutti quanti, und läßt den Vorzügen des deutschen Heeres und besonders seiner Leitung Gerechtigkeit widerfahren. Interessant ist es z. B., Chuquet's Beschreibung der Schlachten bei Wörth oder Sedan zu lesen und mit den Darstellungen unserer deutschen Werke über den Krieg zu vergleichen. Dadurch erscheint Vieles in neuem Lichte, und Chuquet's Buch erweist sich in der That als eine nothwendige Ergänzung zu allen unseren Beschreibungen des Krieges von 1870. Nicht minder lebendig ist die Darstellung der Schlachten um Metz, obwohl er mit seiner entschiedenen Verurtheilung Bazeine's gewiß nicht Recht hat. Wir wissen, daß Prinz Friedrich Karl dem Vertheidiger von Metz bei der Uebergabe die Hand reichte und während des Kriegsgerichtes über Bazeine zu erkennen gab, daß er ihn nicht für einen Verräther an Frankreich hielt. Höchst lehrreich ist auch, was der Verfasser über die französische Loire-Armee berichtet, und besonders seine Charakteristik Gambetta's und seines Gehülfen Freycinet, welche als Dilettanten den Krieg leiteten und mit den Generalen wie mit Schachfiguren umgingen, bei ihrer unleugbaren Begabung aber dennoch Erstaunliches leisteten. Hier ist Chuquet's Urtheil durchaus nüchtern und verläßlich. Mit großer Klarheit sind auch die Ereignisse im Osten, die Schlacht vor Belfort und Manteuffel's denkwürdiger Zug, sowie der heldenmüthige Angriff der Brigade Kettler auf Dijon behandelt. Auch der Humor findet seine Stelle. Manches, was der Verfasser über die Verwirrung in Frankreich in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung mittheilt, ist uns neu, wie z. B. die Geschichte mit dem Heu. Riesige Massen von Heu kamen in langen Zügen in Metz an und wurden vom Bahnhof eilig nach dem Heumagazine gefahren, während dasselbe wieder Heu nach dem Bahnhof expedirte. Die erste Folge der Kriegserklärung war also, daß das Heu spazieren gefahren wurde. Die Verlagshandlung verdient Anerkennung dafür, daß sie die gute Uebersetzung dieses ganz vorzüglichen Buches zu billigem Preise herausgiebt, und der Uebersetzer hat augenscheinlich seine Aufgabe ernst genommen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, E. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Junger Mann,** musikal. u. litter. gebildet, bis Ob.-Sek. stud., sucht unt. sehr bescheid. Ansprüchen Beschäftigung auf einer Redaktion oder als Sekretär. Off. unter **S. K. 13** an die Expedit.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Für den Dichter **Detlev v. Liliencron,** der seinem 55sten Geburtstag entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirthschaftlichen Nothlage bezweckt. Der Aufruf war u. A. unterzeichnet von folgenden Künstlern und Kunstfreunden: Böcklin, Marie von Ebner-Eschenbach, Fontane, Groth, Hauptmann, Klinger, Liebermann, Oberländer, Raabe, Thoma, Uhde. Die Sache sei den Lesern der „Gegenwart" nochmals in Erinnerung gebracht, da es eine nationale Ehrenpflicht ist, einem Dichter, der wie kaum ein Anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge mit der Bemerkung **„für die Liliencron-Stiftung"** an den Cassenwart der Stiftung, Herrn Consul **Auerbach, Berlin** W., Taubenstr. 20.

**Georg Weiß,** Verlag in **Heidelberg.**

Soeben erschien:

**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**

Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 ℳ 50 ₰. Gebd. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 51. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 35. Berlin, den 28. August 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Genossenschaftscassen. Von C. A. Hintze. — Die amerikanische Rasse. Ein anthropologisches Problem. Von Erwin Schmidt. — **Literatur und Kunst.** Patriotische Jugendschriften. Von Adolph Ueberschaar. — Ein Deutsch-Franzos. (Graf Reinhard.) Von Lector. — Wie Charlotte Wolter entdeckt wurde. Von Professor Eduard von Bamberg. (Schluß.) — **Feuilleton.** Ein Frauenleben. Von Anton Tschechow. Autorisirte Uebersetzung. (Schluß.) — Notizen. — Anzeigen.

### Genossenschaftscassen.

Von C. A. Hintze.

Durch die preußische Gesetzgebung ist der organische Ausbau des Creditwesens nach einer Seite hin planvoll vollendet worden, die fast überall bisher vernachlässigt und selbst von dem arbeitstheilig sonst so hoch entwickelten englischen Bankwesen gänzlich unbeachtet gelassen worden ist. Die Vortheile der dem Personalcredite dienenden größeren Organisationen waren in allen Ländern bis heute thatsächlich nur dem Handel und der Großindustrie zugänglich. Dem kleineren, theilweise selbst dem mittleren Gewerbetreibenden in Dorf und Stadt und besonders dem Landmanne, waren die Wohlthaten eines organisirten leistungsfähigen Personalcredites bislang mehr oder weniger verschlossen. Für die Benutzung des Personalcredites hatten sich nämlich allmälig Geschäftsgewohnheiten und Formen entwickelt, die für die wenig geschäftsgewandten kleingewerblichen und landwirthschaftlichen Kreise gar nicht benutzbar sind oder mannigfaltige Gefahren in sich bergen. Dem Landwirthe sowie dem Handwerker ist es daher bis jetzt theils überhaupt nicht, theils nur unter schweren Opfern möglich gewesen, im Wege des Personalcredites die Zwecks ungestörter Fortführung des Betriebes zur Bestreitung der Productionskosten erforderlichen Mittel zur rechten Zeit oder in genügendem Umfange flüssig zu machen. Ueber das Nothwendigste hinaus weitere Capitalien herbeizuschaffen, um durch deren verstärkte Verwendung eine höhere Ertragsfähigkeit der Wirthschaft zu erreichen, war meist völlig unmöglich. In Folge dieser Verhältnisse sind die Landwirthe nur zu oft gezwungen gewesen, anstatt des Personalcredites, der ihnen nicht zu Gebote stand, Hypothekarcredit in Anspruch zu nehmen, der seiner Natur nach wesentlich nicht ökonomischen, sondern vorwiegend nur privatrechtlichen Zwecken dienen sollte. Die großen Gefahren, die aus einer derartigen Benutzung des Hypothekarcredites durch Creditüberspannung so leicht entstehen, nehmen fortgesetzt die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Für die bisher unzweifelhaft vorhandenen Lücken und Mängel in der Organisation des Personalcredites das heutige Bankwesen verantwortlich zu machen, wie dies sehr häufig dadurch geschieht, daß man der Reichsbank ein zu geringes Entgegenkommen der Landwirthschaft gegenüber zum Vorwurf macht, ist unberechtigt. Das heutige Bankwesen, wie es besteht, ist etwas historisch Gewordenes.

Bei einem Creditinstitute für die Mittelclassen in Stadt und Land, die heute einen schweren Kampf um die Erhaltung ihrer Existenz zu kämpfen haben, kommt es vor Allem darauf an, diesen auf eigenem Risiko, mit geringen Mitteln thätigen Leuten Gelegenheit zu bieten, daß sie den für ihre Betriebszwecke ihnen unentbehrlichen Credit zu angemessenen Bedingungen erhalten können. Bei einer diesen Zwecken gewidmeten Anstalt müssen deßhalb, gegenüber dieser Forderung, alle Erwerbs- und Gewinn-Interessen in den Hintergrund treten. Irgend welche umfangreichere Gewinne zu machen, muß ausgeschlossen bleiben, sollen der Landwirthschaft und dem Handwerk möglichst billig die erforderlichen Capitalien zugeführt werden. Die Einrichtung eines Institutes, das derartige Ziele verfolgt, erscheint aber zur Zeit nur möglich, wenn der Staat selbst die Errichtung in die Hand nimmt.

Durch die Macht der Dinge waren die Verhältnisse für die Gründung eines centralen Kreditinstitutes für die mittleren productiv thätigen Bevölkerungsclassen allmälig reif geworden: der Plan lag gleichsam schon in der Luft. Die erste positive Anregung zur Errichtung eines derartigen Institutes ist auf die Verhandlungen der vom Landwirthschaftsminister von Heyden und dem Finanzminister Dr. von Miquel zusammenberufenen Agrarconferenz zurückzuführen, die Ende Mai, Anfang Juni 1894 in Berlin tagte. Eine festere Gestalt nahmen die Bestrebungen und Pläne im Anfange des Jahres 1895 an. Am 8. Juni 1895 wurde der „Entwurf eines Gesetzes, betreffend Einrichtung einer Centralanstalt zur Förderung des genossenschaftlichen Personalcredits" dem Abgeordnetenhause vorgelegt, das ihn in erster Lesung am 18. Juni berieth und an die Budgetcommission verwies. Mit nur geringen Abänderungen gelangte der Entwurf aus der Commission an das Haus zurück, das ihn in zweiter und dritter Lesung am 2. und 3. Juli erledigte. Das Herrenhaus trat den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses in allen Theilen bei, indem es den Entwurf en bloc am 6. Juli annahm. Am 31. Juli erhielt das Gesetz die Königliche Sanction, und am 1. October konnte die neue Anstalt ihre Thätigkeit beginnen. Durch ein Ergänzungsgesetz vom 8. Juli 1896 wurde endlich das Capital der Anstalt, das sich inzwischen als zu gering herausgestellt hatte, von 5, mit denen sie zunächst ausgestattet war, auf 20 Millionen Mark erhöht. Die Bedeutung des Gesetzes vom 31. Juli 1895 besteht im Wesentlichen darin, daß durch dasselbe für einen großen Theil der an der Production betheiligten Kreise der

Credit überhaupt zum ersten Male zweckentsprechend organisirt und ihnen der Zugang zum Geldmarkte erschlossen wurde.

Die Errichtung der Casse muß als ein bedeutsames Ereigniß in der Entwickelungsgeschichte nicht nur des Genossenschaftswesens, sondern auch des Bankwesens betrachtet werden. Es ist daher überaus dankenswerth, daß die neue Schöpfung, trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens, zum Gegenstand einer objectiven nationalökonomischen Untersuchung gemacht worden ist. Dr. Carl Heiligenstadt hat ihr im Verlag von Gustav Fischer in Jena eine fleißige Monographie gewidmet unter dem Titel: „Die preußische Central-Genossenschafts-Casse". Er kommt in seiner objectiven Untersuchung zu einem durchaus erfreulichen Ergebniß. Zur Förderung besonders der landwirthschaftlichen Interessen und zur Unterstützung der landwirthschaftlichen Nebengewerbe hat die Preußische Central-Genossenschaftscasse ungemein viel beigetragen. Auch die Gewährung von Credit gegen Verpfändung landwirthschaftlicher Producte hat sie in den Kreis ihrer Geschäfte aufgenommen. Da aber die Capitalien, über die sie verfügen kann, immerhin beschränkte sind und ihre Hauptaufgabe durch die Festlegung der Mittel in diesen Geschäften nicht leiden darf, bot das reine Lombardgeschäft gewisse Schwierigkeiten. Diese sind dadurch überwunden, daß die Verpfändung der Werthgegenstände selbst nur als Sicherstellung des eingeräumten Credites dient. Die Darlehne werden dagegen in Form von Wechseln mit dem Accepte des das Pfand bestellenden Darlehnsnehmers gewährt. In dieser Weise wird nach Dr. Heiligenstadt erreicht, daß die in diesem Geschäfte angelegten Mittel jederzeit durch Rediscontirung der Wechsel wieder flüssig gemacht und daß ferner die Darlehne im Interesse der Landwirthschaft nicht zum Lombardzinssatze, sondern zu dem billigeren Wechseldiscontsatze der Reichsbank gewährt werden können. Bei der Verpfändung von Zucker ist, wie bei der Reichsbank, die Mitwirkung der Organe der Steuerverwaltung als Pfandhalter vom Finanzminister genehmigt worden, wodurch eine Verpfändung an Ort und Stelle in der Zuckerfabrik ermöglicht ist, wovon wieder die Landwirthschaft Vortheile hat.

Da die Preußische Central-Genossenschaftscasse kaum erst $1\frac{1}{2}$ Jahr besteht, so kann auch Dr. Heiligenstadt über die Erfolge, die sie bisher erzielt hat, noch kein endgiltiges Urtheil fällen. Erreicht hat sie zunächst die Sammlung der bestehenden Verbandscassen um sich. Die älteren Cassen sind ihr bereits alle bis auf eine (die Casse in Kempten) angeschlossen, während die neu in's Leben tretenden diesen Anschluß gleichfalls zu erreichen gesucht haben. Ferner hat die Preußische Central-Genossenschaftscasse sich nach den im Abgeordnetenhause gemachten Mittheilungen durch ihre Coulanz und den Mangel an Bureaukratismus das Vertrauen der mit ihr in Verbindung stehenden Kreise zu erwerben gewußt. Der Absicht des Gesetzgebers entsprechend hat sie sodann einen starken Impuls zur weiteren Ausbreitung des Genossenschaftswesens, besonders auch unter den Handwerkern, gegeben. Sämmtliche aus den zum vollen Geschäftsverkehr zugelassenen Kreisen an sie herangetretenen berechtigten Creditforderungen haben bisher zu dem niedrigen und constanten Satze von 3 % befriedigt werden können. Als Beweis der stetig fortschreitenden Entwickelung der Casse können die von Dr. Heiligenstadt mitgetheilten sehr erheblichen Zahlen der Umsätze dienen. Nach diesem erfreulichen Anfange darf man erwarten, daß die Casse den Aufgaben gerecht werden wird, die ihr vom Gesetzgeber zum Wohle gerade der mittleren und unteren an der Production betheiligten Classen gestellt worden sind. Ist dies aber der Fall, so wird sie zum Heile des Staates ein ungemein wichtiges soziales Werk vollbracht haben.

## Die amerikanische Rasse.

### Ein anthropologisches Problem.

Von Erwin Schmidt.

Mit vollem Rechte haben Virchow und Ratzel darauf hingewiesen, daß Amerika uns die Lösung der wichtigsten Probleme zu geben verspricht, mit denen wir es überhaupt in der Anthropologie zu thun haben. Amerika ist derjenige Erdtheil, auf dem deutlicher als sonstwo die mannigfachen Wechselbeziehungen von Erblichkeit und Existenzbedingungen auf die einzelnen Glieder einer weitverbreiteten Rasse dargelegt sind, wo die Anpassung fremder Rassen an neue Lebensverhältnisse seit Jahrhunderten verfolgt werden kann und die Fülle interessanter Fragen, die sich an eine im großartigen Maaßstabe sich vollziehende Rassenmischung knüpfen, unerschöpfliches Material zur Beantwortung findet. Wir dürfen hier allgemein giltige Resultate erwarten für die Lösung des zunächst wichtigsten Problems der physischen Anthropologie überhaupt. Was ist beständig in den Menschenrassen und wie weit erstreckt sich die Spielweite ihrer Veränderlichkeit? ein Thema, dem unser Altmeister Adolf Bastian eine seiner anregendsten Arbeiten gewidmet hat.

Ein deutscher Reisender, Dr. Paul Ehrenreich, hat uns nunmehr der Lösung des interessanten Problems näher gebracht. Während seiner Reisen im Innern Brasiliens 1887 bis 1889, auf denen er als Theilnehmer an der zweiten deutschen Xingu-Expedition die Indianerstämme im Quellgebiet dieses Stromes, die Bororo am Rio S. Lourenço und weiterhin einige Völkerschaften am Araguaya, Tocantins und Purus kennen lernte, hatte er Gelegenheit, eine Anzahl anthropologischer Aufnahmen zu machen, sowie eine Reihe von Schädeln und Skeletten zu sammeln, die unsere bisher so geringe Kenntniß der körperlichen Verhältnisse der südamerikanischen Urbevölkerung ganz bedeutend erweitern. Es liegt damit überhaupt das erste aus dem Innern des Continents stammende Material vor. Die Zahl der anthropologischen Aufnahmen war nicht sehr beträchtlich — im Ganzen wurden gegen 200 Individuen untersucht — sie vertheilen sich ferner sehr ungleichmäßig über die einzelnen Stämme, wobei noch dazu das weibliche Geschlecht viel zu kurz kam. Endlich war das Meßverfahren selbst nicht einwandsfrei. Es schloß sich zu eng an das von der deutschen anthropologischen Gesellschaft angenommene Schema an, dessen erhebliche Mängel sich besonders bei der Bearbeitung der Messungen fühlbar machten. In seinen eben erschienenen „Anthropologischen Studien über die Urbewohner Brasiliens" (Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn) hat er nunmehr seine photographischen Aufnahmen und wissenschaftlichen Beobachtungen niedergelegt. Trotz aller Mängel bieten seine vielen, prachtvoll ausgeführten Bildertafeln ein wichtiges Hülfsmittel zur Beurtheilung des physischen Typus jener dem sicheren Untergange geweihten Glieder der amerikanischen Rasse. Ist doch die Zahl authentischer Völkertypen aus Südamerika noch immer außerordentlich gering, die Caricaturen Marcoy's und die Idealgestalten Rugendas' müssen immer wieder mit herhalten und selbst mit Photographien, soweit solche überhaupt vorhanden sind, wird der unglaublichste Mißbrauch getrieben. Wir folgen hier im Wesentlichen den verdienstvollen Untersuchungen Ehrenreich's, so weit sie ein allgemeineres Interesse beanspruchen können.

Es ist bekanntlich seit langem ein beliebter Ausweg in schwierigen Fragen der Anthropologie und Ethnologie, ein Volk, das in irgend ein Schema nicht passen will, mit irgend welchen vorgefaßten Meinungen nicht in Einklang zu bringen ist, aus Asien einwandern zu lassen, so z. B. Aegypter, europäische Arier, sogar Papuas und Australier. Die schönen Vorstellungen von der ursprünglichen Blutsverwandtschaft aller Rassen, der Einheit, der Wiege des Menschengeschlechtes, womöglich der Abstammung von einem Paar, verleiten immer wieder ganz gedankenlos „die Indier der Neuen Welt als

Stämme zu betrachten, die aus der gemeinsamen und einfachen Wurzel des gesammten Menschengeschlechtes hervorgingen." Nun scheinen in der That die körperlichen Eigenschaften der Amerikaner diese Annahme zu unterstützen. Ihre Aehnlichkeit mit Mongolen oder Malayen, überhaupt den „gelben Rassen", wird von Alters her von den hervorragendsten Autoritäten immer wieder hervorgehoben. Schon Amerigo Vespucci vergleicht sie mit den Tataren. Acosta sprach sich entschieden für ihre asiatische Abkunft aus und bis in die neueste Zeit finden wir immer wieder hierauf bezügliche Bemerkungen der Autoren. Am Häufigsten wird die Aehnlichkeit der Amerikaner mit den Chinesen hervorgehoben, ohne daß man jedoch wußte, ob der betreffende Beobachter überhaupt Gelegenheit hatte, sowohl chinesische wie indianische Typen in größerer Anzahl zu sehen oder gar neben einander zu vergleichen. Nach Paul Ehrenreich's Beobachtungen haben gerade die Chinesen am wenigsten Anspruch darauf, zum Vergleich herangezogen zu werden. Viel interessantere Aehnlichkeiten fand er bei Birmanen, Tibetern (Bhutias) und Leptschas. Wo er Gelegenheit hatte, Chinesen und Indianer zusammen zu sehen, machte er dieselbe Erfahrung, wie Boas bezüglich nordwestamerikanischer Stämme. „Sieht man die Indianer Columbiens allein, so wird man sofort an ostasiatische Typen erinnert. Sieht man aber Beide zusammen, so tritt der große Unterschied scharf hervor." Als charakteristisch für die Indianer giebt Boas hier an: größere Nase, größeres Auge mit schwächerer Plica interna, die Größe des Gesichts, die Breite des Unterkiefers und das braunere Haar. Die platte Stirn, die weite Augendistanz, die wenig vortretende Nase der Chinesen wie der Mongolen überhaupt, wird die bei oberflächlicher Vergleichung sich ergebende Aehnlichkeit mit Indianern bald auf das richtige Maaß zurückführen. Die bei Letzteren so häufige Schrägstellung der Lidspalte allein beweist für ihre nähere Verwandtschaft mit den Mongolen gar nichts. Fritsch macht mit Recht darauf aufmerksam, daß derartige mongoloide Bildungen auch bei Südafrikanern und Europäern nichts Seltenes sind und daß schon die geringe Resistenzfähigkeit die Amerikaner von den Mongolen unterscheide. „Wären sie Mongolen, so hätten sie den Spaniern anderen Widerstand entgegengesetzt."

Außer Fritsch hat sich Brinton besonders scharf gegen die anthropologische Vereinigung beider Rassen ausgesprochen. Er stellte die anatomischen Unterschiede, übrigens nicht immer ganz zutreffend, in seinen Essays zusammen, indem er sich hauptsächlich gegen Ten Kate's Ansichten wendet. Dieser um die Anthropologie Amerikas hoch verdiente Forscher hat auf Grund umfassenden Materials und reicher persönlicher Anschauung diese Frage verschiedentlich erörtert, ohne indeß zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen. Ganz auf der Basis der unpraktischen und verwirrenden Dreitheilung Cuvier's stehend, bezeichnet er die Amerikaner als „Mongoloide" und versteht darunter im Sinne der race jaune Cuvier's „a number of zoological varieties of the same race distributes promiscuously over parts of the northern hemisphere Polynesia, Indian Archipelago and Madagascar". Seine Einwände gegen Fritsch und Brinton sind völlig haltlos und zum Theil entziehen sie sich der Kritik, z. B. „to deny that the American aboriginal belongs by his physic character to the Mongoloids is equal denying that the Basks and the Fins belong to the white race". Daß die Glabella der Amerikaner prominent ist, giebt keinen Grund ab, sie von den Mongolen zu trennen, denn: „the African negroes seldom have prominent glabella, the Australian have, but nevertheless both are considered as belonging to the same race". Also weil man dem Schema und der Schablone jener Cuvier'schen Rasseneintheilung zu Liebe Australier und Afrikaner ohne jeden vernünftigen Grund, nur ihrer Farbe wegen, in einen Topf wirft, soll man das auch mit Amerikanern und Mongolen thun! Da auch Ten Kate sich über die Begriffe Typus und Rasse nicht klar ist, so läuft seine ganze Beweisführung auf ein Spiel mit Worten hinaus. Er beweist nur, daß die Amerikaner wegen ihrer Hautfarbe zu den „gelben" Mongoloiden zu rechnen sind, während er ihre directe Abstammung von den Mongolen als solchen auf die doch die ganze Frage sich bezog, ausdrücklich ablehnte. Mit der Mongolenhypothese ist schon deßhalb nicht viel zu machen, weil nur die wirklich mongoloiden Typen dadurch erklärt werden, nicht aber jene ebenso zahlreichen, die sich mehr den kaukasischen nähern. Während Rengger die Physiognomien der vorherrschenden Völker Paraguays für entschieden mongolisch erklärt, versichert Pöppig, daß solche Bildungen unter den chilenischen Indiern nicht oder sehr undeutlich vorkommen. Aug. S. Hilaire meint: „La race américaine n'est sans doute que la race mongolique modifiée par le climat melangée du moins dans ses sousraces avec quelques unes des branches moins nobles de la caucasique." Aehnlich äußert sich Cuvier, sowie Martius. „Die Charaktere der mongolischen, kaukasischen, malayischen und amerikanischen Rasse spielen unmerklich in einander über." Selbst Quatrefages, einer der eifrigsten Verfechter der Mongolentheorie, kann nicht umhin, einen Theil der Nordamerikaner aus der gelben Rasse auszusondern und der weißen zuzurechnen, betrachtet also die „Rothhäute" als nahe Verwandte der Europäer. Um die Erklärung auch dieser kaukasischen Typen war man ebenso wenig verlegen, wie betreffs der mongolischen. Die physiognomische Aehnlichkeit vieler Stämme mit den Juden führte sehr früh zur Annahme einer Einwanderung von Phöniziern, Aegyptern u. s. w., man knüpfte an die Ophirfahrten Salomos an. Jean Léry und Gomara suchen die Vorväter der Amerikaner in den vor Josua fliehenden Canaanitern, Andere in den von Salmanassar weggeführten zehn Stämmen Israels. In Nordamerika suchte man Spuren von mittelländischen Normannen, Engländern und Irrländern. während in Südamerika helle Urbewohner der Kanaren oder Nordafrikas zur Erklärung hellfarbiger Stämme herhalten müssen. Erst Brinton und Hale haben wissenschaftliche Gründe für die Besiedelung Amerikas von Europa aus in's Feld geführt, den Zusammenhang beider Continente während der Miocän- und Pliocänepoche. Brinton ist geneigt, eine präglaciale Einwanderung aus Europa anzunehmen, wofür aber die geologische Bestätigung noch abzuwarten sei. Voraussetzung ist dabei die Verbreitung des Menschen als Species von einem Ursprungscentrum aus, wobei „the higher plasticity separated into well defined races". Indessen ist gerade diese Annahme irreführend, da sie, nach Ehrenreich, uns zwingen würde, die Entstehung der Rassencharaktere aus einer gemeinsamen Grundform zu erklären. Auch Nadaillac spricht sich für eine Verwandtschaft mit der europäischen Rasse aus, trotz der Verschiedenheit der amerikanischen Säugethierfauna: „L'homme américain est par sa structure osseuse semblable à celui des régions européennes." Man kenne seinen Ursprung nicht, aber auch ebenso wenig den der übrigen Menschenrassen. Jedenfalls reiche sein Alter in die präglaciale Zeit hinauf.

In dem Widerstreite der Meinungen kommt klar und deutlich die Thatsache zum Ausdruck, daß zwischen Amerikanern, Asiaten und Europäern unmerkliche Uebergänge bestehen. Die Frage der Autochthonie oder Einwanderung scheint danach eine müßige zu sein, deren Beantwortung in dem einen oder anderen Sinne die Sache nicht fördert. Ehrenreich betont, daß noch in jüngeren geologischen Perioden Asien sowohl als Europa mit Nordamerika zusammenhingen. Eine circumpolare Landmasse bestand zu der Zeit, als, wenn auch nicht der Mensch selbst, so doch seine nächsten Vorfahren die nördliche Hemisphäre bewohnten. Man hat deßhalb, wie schon Waitz ganz richtig bemerkt, nicht den mindesten Grund, anzunehmen, daß Amerika zu einer Zeit menschenleer war, als Asien oder Europa schon eine Bevölkerung besaß. Erst nach der späteren Abtrennung

der nunmehr Neuen Welt von der Alten entwickelte sich der Mensch auf dem amerikanischen Abschnitte zu derjenigen körperlichen Erscheinung, in der er uns heute entgegen tritt. In diesem Sinne also sind wir berechtigt, von einer autochthonen amerikanischen Rasse zu sprechen. Autochthonie einer Rasse ist etwas Anderes, als die eines Volkes. Wenn Ratzel die Frage aufwirft, ob es wissenschaftlich angemessen sei, von Autochthonie eines Volkes zu reden, so lange man nicht prüfen kann, ob ein Volk uralt in seinen Sitzen ist, so hat er zweifellos Recht. Diese Frage existirt aber nicht für die einen ganzen Welttheil füllende Hauptrasse. Eine solche ist immer autochthon für ihre geographische Provinz. Daß die amerikanische Rasse uralt auf ihrem Verbreitungsgebiete ist, wissen wir glücklicher Weise ziemlich sicher. Es steht deßhalb nichts im Wege, sie in diesem Sinne als autochthon zu bezeichnen, ohne daß wir dabei an den amerikanischen Adam des Paracelsus zu denken brauchen.

Aber selbst wenn im Gebiet des heutigen Asiens allein der Ausgangspunkt jener Rasse zu suchen und ihre Einwanderung erst nach Abtrennung Amerikas über die Beringstraße zu erweisen wäre, so würde dennoch die praktische Forschung an der Selbstständigkeit einer amerikanischen Rasse festhalten oder dieselbe doch mindestens immer von der asiatischen gesondert betrachten müssen. Drei Thatsachen bleiben nach Ehrenreich unerschüttert bestehen:

1. Der Mensch ist in Amerika, so viel wir bis jetzt aus seinen Resten wissen, so alt wie in Europa.

2. Die ältesten Schädel tragen durchaus den Typus der heutigen Amerikaner.

3. Die unüberbrückbare Kluft zwischen den Sprachen Amerikas und Asiens beweist, daß der Mensch seit der Sprachbildung, d. h. seit seiner Menschenwerdung (sit vena verbo), auf amerikanischem Boden heimisch ist.

Was an anthropologischen und ethnologischen Beziehungen zwischen Nordasien und dem äußersten Nordwesten Amerikas nachweisbar ist, wie z. B. die Besiedelung der Tschuktschen-Küste durch Eskimos, asiatischer Habitus der Aleuten u. s. w., ist secundär und beweist für den Ursprung der Amerikaner nichts. Daß fortdauernd innerhalb relativ enger Grenzen die Bewohner beider Continente in Beziehungen standen und Mischungen vorgingen, ist selbstverständlich und wird auch nirgends bestritten.

Mit der Frage nach der Herkunft der amerikanischen Rasse hängt, wie Ehrenreich hervorhebt, die nach ihrer Einheit innig zusammen. Die älteren Autoren pflegten auf die physische Gleichförmigkeit der Amerikaner hinzuweisen und demgemäß die Rasse als eine einheitliche zu bezeichnen. „Wer einen Amerikaner gesehen, hat sie alle gesehen," lautet ein ebenso berühmtes und wiederholtes wie falsches Dictum Herrera's. In neuerer Zeit betont man jedoch immer mehr die unleugbaren großen Verschiedenheiten der Typen. In umfassender Weise hat dies namentlich Virchow an der Hand eines überaus reichhaltigen kraniologischen Materials gethan. Sein Vortrag über die amerikanische Rasse war der Vorläufer des größeren, 1891 erschienenen Hauptwerkes Crania ethnica americana, über dessen Inhalt auf dem VII. Amerikanisten-Congresse zu Berlin (1888) ein Referat gegeben wurde. Wenn Virchow dabei zum Schlusse kommt, „on doit renoncer définitivement à la construction d'un type universel et commun des indigènes américains," so will Ehrenreich ohne Weiteres zustimmen, nicht aber seiner Folgerung „eux aussi sont mélangés de plusieurs races originaires", da Typenverschiedenheit eben keineswegs auch Rassenverschiedenheit bedeutet. Ehrenreich schreibt: „Daß die amerikanische Rasse in Schädelbildung wie in allen übrigen körperlichen Eigenthümlichkeiten außerordentlich variirt, ist nicht zu bezweifeln. Eine andere Frage ist, ob wir deswegen berechtigt sind, von einer Vielheit der Rasse zu reden, ob nach Kollmann's Anschauungen jeder Typus als Rasse zu betrachten ist. Die klare Antwort hierauf hat schon Tschudi gegeben: „Ebenso gut oder ebenso wenig als man von den Bevölkerungen der anderen Welttheile behaupten kann, daß sie eine einheitliche Rasse bilden, kann man das von den Amerikanern behaupten. Sie bilden nur in dem Sinne eine einheitliche Rasse, als sie von den ersten Einwanderungen herstammen." Sehen wir ab von der Einwanderungstheorie, so hat Tschudi damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Betrachten wir die mittelländische (kaukasische) oder mongolische Rasse als einheitlich, so liegt kein Grund vor, die amerikanische anders zu behandeln. Es wäre ein Wunder, wenn diese nicht ebenso variirte, wie die übrigen Hauptrassen. Wenn wir nun gar die ganze kaukasische Rasse im weitesten Umfange arischer, semitischer und hamitischer Stämme, deren Hautfarbe vom albinotischen Weiß durch alle Nuancen bis zum tiefsten Schwarz wechselt, deren Schädel alle Grade der Dolichocephalie und Brachycephalie zeigen, mit den in diesen Beziehungen weit gleichartigeren Amerikanern vergleichen, so erscheinen Letztere noch immer erheblich einheitlicher. Solche Differenzen, wie sie in Afrika Bantuneger, Hottentotten und Buschmänner zeigen, kommen gleichfalls unter den Amerikanern nicht vor. Ihre Variabilität ist kaum größer, als die der malayischen und mongolischen Rasse.

Lösen wir, um die Theorie der Vielheit zu retten, die amerikanische Rasse nach ihren Haupttypen in Einzelrassen auf, so müßte dies auch bei den anderen Rassen geschehen und das Ende vom Liede wäre wieder ein Chaos. Der dazu nöthige Nachweis der Verwandtschaft gleicher Typen würde aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Kollmann hat diese bekanntlich dadurch zu umgehen versucht, daß er die Rassenvielheit noch „über die Arche Noah" hinaus zurückverlegt. Schon vor dem Diluvium sollen auf dem Boden Amerikas fünf bis sechs durch ihre Schädelindices gekennzeichnete „Rassen" gelebt haben, die allmälig durch Mischung und Penetration die heutige eingeborene Bevölkerung hervorgehen ließen. Denn schon die ältesten Schädelfunde zeigen das Resultat jener „Penetration", den fertigen Amerikaner. Da Kollmann die Rassenbildung hier in eine Zeit zurückverlegt, die für die anthropologische Forschung im engeren Sinne, die von dem urgeschichtlichen Schädelmaterial auszugehen hat, überhaupt nicht mehr in Betracht kommt, so hat er damit thatsächlich nicht die Rassenvielheit, sondern die Rasseneinheit der Amerikaner bewiesen."

Bezüglich der Rassenmerkmale ergiebt sich, daß Ehrenreich's Brasilianer, trotz gewisser mongoloider Züge in der Gesichtsbildung, sich in ihren Körperverhältnissen weit mehr der kaukasischen Rasse nähern als der mongolischen. Klafterweite, Länge der Oberarms und der ganzen oberen Extremität, Nabel- und Symphysenhöhe zeigen durchaus europäische Verhältnisse. Die größere Unterarmlänge wird für die Gesammtlänge der oberen Extremität ausgeglichen durch die Kürze der Hand, die sie von Europäern wie von Mongolen unterscheidet. Namentlich Letztere übertreffen unsere Südamerikaner bedeutend an Länge der Hand, während ihr Ober- und Unterarm erheblich kürzer ist. Dasselbe gilt für die untere Extremität. Dagegen besitzen die Indianer längere Füße. Die wichtigste Uebereinstimmung mit der mongolischen Rasse ist die bedeutende Verticallänge des Kopfes. In der Gesichtsbildung beruht der wichtigste Unterschied beider Rassen in der geringeren Augendistanz, bezw. größeren Breite der Nasenwurzel, überhaupt dem kräftigeren Vorspringen der Nase bei den Amerikanern. Wer sich über den Gegenstand des Näheren interessirt, sei auf das schöne und grundlegende Werk Ehrenreich's selbst verwiesen.

# Literatur und Kunst.

## Patriotische Jugendschriften.

Von Adolph Ueberschaar.

Die Verbesserung der so hochwichtigen Jugendliteratur und die Anleitung der Heranwachsenden zum richtigen Gebrauch der Lectüre sind Ehrenpflichten der modernen Pädagogik. „Wir müssen den Jüngling lesen lehren, indem wir ihm jetzt das Gute und Schöne vorführen, damit ihn künftig das Geschmacklose und Unsittliche durch sich selbst zurückstößt", sagt Herbart, und Rousseau will seinen Emil an den Quellen der reinen Literatur bilden. Die Aufgabe nun, unter der heutigen Jugendliteratur die Spreu vom Weizen zu sondern, wird heute von verschiedenen Prüfungsausschüssen erfüllt, dem Verein zur Reform der Literatur für die weibliche Jugend, der Jugendschriften-Warte des Berliner Volksschullehrers Paul Ziegler u. A. In Hamburg bewährt sich als treuer Eckart unserer lesenden Jugend der Lehrer Heinrich Wolgast, der 1895 auch in der „Gegenwart" ein tapferes Wort gegen unsere heutigen Jugendschriften gesagt hat und im Verlage von L. Fernau in Leipzig einen werthvollen Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend unter dem Titel: „Das Elend unserer Jugendliteratur" herausgiebt, das wir Lehrern, Eltern und Allen, denen das geistige Wohl unserer Jugend am Herzen liegt, nicht warm genug empfehlen können. Wolgast geht mit unserer gesammten Kinderliteratur wieder streng in's Gericht. Er will von dem alten Christoph v. Schmid der „Ostereier" ebenso wenig wissen, wie von Nieritz, W. O. v. Horn, Franz Hoffmann und verurtheilt die Backfischlectüre der Thekla v. Gumpert und Lina Morgenstern ebenso entschieden, wie das Albrecht Goerth gethan. Am Schlimmsten steht es um die sogenannten patriotischen Jugendschriften, die Wolgast besonders auf's Korn nimmt. Auch früher haben die Hoffmann und Nieritz, die Horn und Schupp gelegentlich einen Stoff aus der deutschen Geschichte behandelt. Bei dieser Wahl sprachen aber immer moralische oder religiöse Gründe mit. Im neuen Deutschen Reich herrscht allein die patriotische Absicht, im Kinde durch erhebende Beispiele der Tapferkeit und Vaterlandsliebe oder durch ein tieferes und innigeres Verständniß der deutschen Vergangenheit die Liebe zu Kaiser und Reich zu entzünden und zu nähren. Zunächst ist alle Kriegsdarstellung in ein rosiges Licht getaucht. Die ungeschminkte Darstellung der Kriegsgreuel, wie bei Nieritz, und gar die von demselben Autor offen ausgesprochene Verdammung kriegerischen Geistes ist unmöglich geworden. Eine Schlacht ist in den neuen Jugendschriften wie ein Fest; hell auf lodern die Flammen der Begeisterung, der Freudentaumel des siegreichen Kriegers wird kaum durch Tod und Noth gedämpft. Dann schreiben — und das mußte den früheren Darstellern deutscher Geschichte fehlen — die Autoren geschichtlicher Erzählungen aus einem politischen Glückseligkeitszustand heraus. Der gegenwärtige politische Zustand ist das nach langer Trübsal und langem Sehnen endlich erreichte herrliche Ideal. Die schweren Schäden und dunklen Flecken auf dem Bilde sind für den Jugendschriftsteller nicht da, wie Wolgast bemerkt.

Der Angesehenste und Aelteste der Gruppe ist der Berliner Gemeindeschullehrer Ferdinand Schmidt (1816—90). In dem historischen Gemälde „Aus der Jugendzeit des großen Kurfürsten" will er den Leser über den 30jährigen Krieg unterrichten. Die bekannten Leitfadennotizen über die Ursachen des Krieges werden gleich im ersten Capitel in ein Gespräch verflochten, welches dadurch so absichtlich und gezwungen wird, daß es von vornherein für die literarische Betrachtung ausscheidet. Den Verlauf erfahren wir später, indem wir den Geschichtsvorträgen beiwohnen, die der Hofmeister dem Kurprinzen hält. In gleich stümperhafter Weise wird die Charakterschilderung Wallenstein's in ein Gespräch zweier Diplomaten verflochten. In einer Unterhaltung zwischen der Amme und der Kammerjungfer wird ein verunglückter Anlauf genommen, die ländliche Naivetät der Ersteren zu zeichnen, u. A. nimmt sie den Ausdruck „Franzosenfresser" wörtlich. Die Kammerfrau erzählt ausführlich vom Tauffest und liest in aller Seelenruhe ein Stück aus einem von der Kurfürstin im Kinderzimmer zurückgelassenen Buche, während vom Schloßplatz das Schießen und das Getümmel einer Revolte heraufton. Unmittelbar an das Gespräch ist eine chronikenartige Aufzählung aller Taufzeugen gehängt. Die Kurfürstin ist über die Niederlage ihres Bruders, des „Winterkönigs" Friedrich V. von der Pfalz, außer sich; ihr Schmerz wird in allen Tonarten geschildert; man fragt sich völlig verständnißlos: Was will der Verfasser? Das Ende des Capitels bringt die Erklärung; denn es schließt mit einer Betrachtung über die Leiden fürstlicher Personen.

Ebenso fruchtbar und vielseitig wie Ferdinand Schmidt ist der Schauspieler Oskar Höcker (1840—94). Wie Höcker seine schriftstellerische Aufgabe auffaßt, geht aus dem Vorwort zu einem seiner letzten Werke, der von königlichen Regierungen gern empfohlenen Erzählung „Spare in der Zeit, so hast Du in der Noth", hervor. Nachdem er bedauert hat, daß „die Lust am augenblicklichen Genuß nur zu leicht das Pflichtgefühl, an die Zukunft zu denken", unterdrücke und mitgetheilt hat, daß „deßhalb" „die Weisheit unseres Kaisers die Gesetze über die Invaliden- und Alters-, Kranken- und Unfallversicherung geschaffen habe", fährt er fort: „Möchte die aus dem Leben gegriffene Schilderung in dieser Erzählung Jeden, der bisher nur widerwillig den ihm auferlegten Pflichten sich fügte, überzeugen von der ihm dadurch bereiteten Wohlthat und zu der Einsicht führen, daß unserem erhabenen Monarchen nichts mehr am Herzen liegt, als das Wohl und Glück seiner Unterthanen!" Die gewaltige sociale und politische Entwicklung, die mit historischer Nothwendigkeit zu der Arbeiterschutzgesetzgebung führte, wird getreu der im Vorwort verrathenen Absicht, vollständig ignorirt, um die ganze Gesetzgebung aus dem Wohlwollen des Monarchen gegen nothleidende und leichtsinnige Unterthanen hervorgehen zu lassen. „Wahre Nächstenliebe, das Bestreben, seinem Volke ein Vater zu sein, und endlich die Erkenntniß, daß die Gesammtheit nicht glücklich zu sein vermag, wenn ein Theil desselben begründete Ursache zur Unzufriedenheit hat: das waren die Beweggründe, welche unsern jungen Kaiser Wilhelm II. zu dem Erlaß des in Rede stehenden neuen Gesetzes veranlaßten." So äußert sich in der Erzählung „im Auftrag der Regierung" ein Herr aus Berlin vor einer oberschlesischen Arbeiterversammlung. Dieser Versammlung ist die ganze Sache neu; Keiner hat jemals von dem Gesetze etwas gehört. Trotzdem trägt der fremde Herr seinen Stoff ohne irgend ein erläuterndes Beispiel im schönsten Bureaukratendeutsch vor: „Die Invalidenrente erhält, ohne Rücksicht auf das Alter, derjenige Versicherte, welcher entweder dauernd erwerbsunfähig wird oder während eines Jahres ununterbrochen erwerbsunfähig gewesen ist und eine Wartezeit von fünf Beitragsjahren zurückgelegt hat." Die Versammlung hat den Redner sofort verstanden. Er wird durch Unruhe in der Versammlung unterbrochen. „Wo bleibt die gerühmte Wohlthat des Gesetzes," rief der Cigarrenmacher unwirsch, „wenn wir erst fünf Jahre warten und zahlen müssen, ehe wir zum Genuß der versprochenen Rente gelangen?" Mit solchen wohlstilisirten Einwürfen wird die Rede wiederholt unterbrochen; bald thut es ein Einzelner, bald der Chor. „Jawohl," rief es im Chor, „was geschieht mit uns Aelteren?" Jedesmal hat der Redner einen Triumph; denn die Versammlung thut ihm den Gefallen, nur solche Einwände zu erheben, die das Gesetz selbst schon beseitigt, sodaß er nur nöthig hat, in der Darlegung des Gesetzes fortzufahren. Genau so naiv, wie diese Arbeiterversammlung ist auch die „Arbeiterbewegung" aufgefaßt; in einem Capitel, das diese Ueberschrift

führt, sind es ein Säufer, zwei Einbrecher und ein Wucherer, die gegen das neue Gesetz zu hetzen versuchen, was ihnen aber gründlich mißlingt. Von der socialistischen Bewegung, die die Welt in Athem hält, findet sich in dieser oberschlesischen „Arbeiterbewegung" auch nicht die Spur. Dem tendenziösen Theil der Erzählung entspricht der hiermit nur lose zusammenhängende rein menschliche Theil durchaus. Anstatt Menschen von Fleisch und Blut, giebt Höcker Schablonen. Der fleißige, brave Arbeiter, der sein Auskommen hat und von den Arbeitgebern befördert wird, und der trunksüchtige, faule Arbeiter, der seine Familie verkommen läßt; der junge Arbeiter, der ein leichtsinniges Fabrikmädchen liebt, schließlich aber das brave, sittsame Mädchen, das den trunksüchtigen Vater bekehrt, vorzieht und ein durch Sparsamkeit ermöglichtes Heim gründet, — das Alles ohne jede individuelle Färbung dargestellt, in jeder Zeile die moralisirende Absicht verrathend.

Entsprechend dem Gang der Geschichte und der Tendenz der Schulbehörden spitzt sich, nach Wolgast, die historische Erzählung immer mehr zu einer Verherrlichung der preußischen Geschichte und des Hauses Hohenzollern zu. In einem von der Regierung in Potsdam im „Amtlichen Schulblatt für den Regierungsbezirk Potsdam" für die Gründung von Schüler- und Volksbibliotheken empfohlenen Verzeichniß nimmt, was die Zahl seiner Werke betrifft, den ersten Rang der Berliner Jugendschriftsteller Bruno Garlepp ein. Neunzehn seiner preußischen Vaterlandserzählungen sind namentlich aufgeführt; es scheint keine übergangen zu sein. In einer Reihe von „Lebensgeschichtlichen Erzählungen" behandelt er die „Paladine Kaiser Wilhelm I.", darunter „Graf Helmuth v. Moltke." Moltke's Lebensgeschichte in romanhafte Form zu bringen, ist gewiß eine Aufgabe, würdig eines Walter Scott. Die Lebensschicksale des Feldmarschalls werden in allen Einzelheiten von der Wiege bis zum Grabe vorgeführt; damit werden — nun tritt der „Dichter" hervor — frei erfundene Schicksale und Episoden, Gespräche und Naturschilderungen, Alles wie in einem Roman, verbunden. Ein ganzes Capitel (15 Seiten) nimmt der Brief eines Studenten an den jungen Lieutenant Moltke ein. Der Brief, von dem Garlepp versichert, daß er culturhistorischen Werth habe, ist gewiß von irgend welchen Folgen für das Leben Moltke's? Durchaus nicht; er handelt von dem studentischen Leben und Treiben in Jena und Halle, dem Moltke nie irgendwo näher getreten ist, und erklärt sich nur aus der Absicht des Autors, dem Buche einen culturhistorischen Hintergrund zu geben. Dagegen wird die Revolution von 1848 in genau zwei Zeilen abgethan: „Die wonnigen Tage am Rhein" (Moltke hatte sich eben verheirathet) „wurden nur durch ein trübes Ereigniß verbittert; das war der Revolutionssturm des Jahres 1848, der auch hier in einigen Städten wehete." Das ist Alles über ein Ereigniß, welches dem großen Feldherrn ohne Frage näher getreten ist, als der studentische Mummenschanz von Lichtenhain. Der Verfasser hat offenbar die Absicht gehabt, das Lebensbild auf dem Grunde geschichtlicher Begebenheiten und örtlicher Verhältnisse zu zeichnen. Das kann nur Sinn haben, wenn man von dem Einfluß der Zeit und des Ortes auf den Helden erfährt oder wenn wenigstens sein Bild auf diesem Grunde sich lebhafter für uns abhebt. Nichts von alledem hier. Er schildert Berlin, den König, seine Krankheit, Wiedergenesung, die Begeisterung der Berliner auf der Straße und im Theater, den Weihnachtsmarkt u. s. w.; aber mit Moltke bringt er dies Alles nicht näher in Verbindung, als daß er ihn durch die Straßen Berlins schreiten, einen ernsten Blick nach dem Krankenzimmer hinauf thun und über den Markt gehen läßt.

Der Verlag von Alexander Köhler in Dresden-Leipzig giebt unter dem Titel „Aus unserer Väter Tagen" eine Reihe „culturgeschichtlicher Erzählungen aus der deutschen Geschichte" heraus, die nach einer Mittheilung auf dem Vorsatzpapier der Bändchen „bisher amtlich empfohlen" worden sind vom Königlichen Sächsischen Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts, von der Königlichen Regierung in Potsdam, von der Herzoglich Anhaltischen Regierung, vom Großherzoglichen Oberschulrath in Karlsruhe, vom Herzoglich Sächsischen Ministerium in Coburg. Der Rektor Reinhold Bahmann und der Lehrer Emil Stephan (Dresden) sind die Verfasser der meisten Bändchen. Wieder Lehrer und keine Dichter! ruft Wolgast. Bahmann's Erzählung „Im Strome der Völkerwanderung" führt uns die Schicksale der Westgoten von 375—451 u. Chr. vor. Daß er hin und wieder einige Personen durch Schilderung und Rede zu charakterisiren sucht, ist nur Aufputz, der den Schein des Romanartigen erzeugen soll. In Wirklichkeit kommt es nirgends zu einer kunstgerechten Entwickelung. Das erste Capitel nimmt einen Anlauf, der gar nicht so übel ausfällt. Das Lager der flüchtenden Westgoten an der Donau ist geschildert; Ulfilas bringt die kaiserliche Erlaubniß zur Niederlassung auf römischen Boden; die Bedingung der Waffenabgabe will man durch Bestechung umgehen. Das ist auf 14 Seiten breit und novellistisch dargestellt. Was dann geschieht bis zur Empörung der Goten, ist auf einer halben Seite leitfadenartig berichtet. Dann folgt (auf drei Seiten) die Schilderung eines römischen Gastmahls, bei dessen Gelegenheit die Feindseligkeiten zum Ausbruch kamen und abermals wird auf einer halben Seite berichtet über das Sengen und Brennen der Goten im römischen Lande, über die Schlacht „bei den Weiden," über die Einschließung der Goten in den Bergen des Hämus, über den Einbruch der Ostgoten und Alanen in's römische Reich, über die Befreiung der Westgoten und über ihr abermaliges Losbrechen. Bei der Schlacht von Adrianopel löst der Dichter wieder den Lehrer ab. So hebt und senkt sich die Woge der Dichtung, bald fester Wattengrund historischer Thatsachen, bald wässerige Fluth pathetischer Reden. In der Mitte des Buches giebt Alarich's Schicksal zu längerem Verweilen Anlaß; aber auch hier mischt Bahmann, wie wohl der Lehrer in der Geschichtsstunde einmal zu thun pflegt, Gedichte in seine Erzählung ein. Er unterbricht seine Schilderung und sagt: „K. V. Netz hat die Einnahme Roms durch Alarich in folgendem schönen Gedicht besungen." Das Gedicht ist aber gar nicht schön. — Spaßhaft ist das Salondeutsch der alten Gotenrecken. Aehnliche Größen der Jugendliteratur sind Professor Dr. J. W. Otto Richter und Gymnasialdirector Dr. Franz Heyer in Bischweiler der, nachdem er von 1887 bis 1890 zwölf Bände „historischer Erzählungen in romantischer Form" unter dem Titel „Aus dem alten deutschen Reiche" hat erscheinen lassen, sich mit dem historischen Roman: „Der erste Hohenzoller und die Quitzow's" zur „Morgendämmerung des neuen Deutschen Reiches" wendet. Er hat, weist Wolgast nach, wie es sich ziemt, seinen Ranke benutzt, aber in einer Weise, die sich nicht gerade ziemt. Die geistreichen Betrachtungen Ranke's legt er wörtlich seinen Romanfiguren in den Mund, oft mit einer kleinen charakteristischen Aenderung. Ranke sagt („Zwölf Bücher preußischer Geschichte" Bd. I u. II S. 75): Bei der Flüchtigkeit und Kürze des menschlichen Daseins gehört eine Aufeinanderfolge verwandter und gleichartiger Naturen dazu, um eine dauernde Staatsbildung hervorzubringen." Diese Worte eines Historikers des 19. Jahrhunderts läßt Heyer den Hohenzoller des 15. Jahrhunderts sprechen, ändert aber den Zwecksatz: „um eine dauernde Staatsbildung hervorzubringen" um in die Form: „um etwas Großes hervorzubringen" und macht so aus einer historischen Wahrheit Ranke's einen banalen Unsinn. Andere Aenderungen an den (natürlich nicht kenntlich gemachten) Citaten aus Ranke sind nicht so harmlos; sie machen aus einem objectiven Bericht oder einer historischen Erörterung einen chauvinistisch oder byzantinisch zugespitzten Gedanken.

Ueberaus lustig ist Wolgast's Kritik einer dieser leider Gottes typischen Jugendschriften über den deutsch-französischen Krieg: „Haus von Doruen, des Kronprinzen Kadett" von

dem Hauptmann z. D. C. Tanera, einer von den Schülern höherer Lehranstalten mit Eifer gelesenen Erzählung. Diese Thatsache nennt Wolgast mit Recht ein schlimmes Zeichen, „denn selbst die Vertheidiger einer derartigen Literatur müssen zugestehen, daß gegenüber dem Kanon der Privat- und Klassenlektüre höherer Lehranstalten das Tanera'sche Buch ein armseliger Lesestoff ist." Es schildert einleitend Hans von Dornen's Knabenspiele und -Streiche, sowie seine Erlebnisse im Cadettenhaus zu Berlin. Da seine vorzüglichen Leistungen ihm den Ehrendienst als Page des Kronprinzen verschaffen, gelingt es ihm durch die Güte des Letzteren, — er hat das für den Kriegsdienst vorgeschriebenen Mindestalter von $16^1/_2$ Jahren noch nicht erreicht — als Krankenträger dem kronprinzliche Stabe zugetheilt zu werden. An den Kriegsschicksalen des Knaben-Jünglings wird ein Bild des ganzen Krieges vor uns entrollt. Durch allerlei Missionen ermöglicht der Verfasser es, den Helden und so auch den Leser zum Augenzeugen der hervorragendsten Ereignisse zu machen. Wo dieser Kunstgriff nicht ausreicht, helfen die Berichte von Ordonnanzen aus. So giebt das Buch eine fast vollständige Darstellung des Krieges; zugleich ist Gelegenheit gegeben, das Schicksal des Helden abwechselungsreich zu gestalten. Darin hat der Verfasser mehr geleistet, als für seinen Zweck nöthig war, aber gerade genug, um sein Buch mit jeder anderen Abenteurergeschichte auf eine Stufe zu stellen. Daß der Cadett durch Belauschung zweier Spione den berühmten Marsch Mac Mahons aus dem Lager von Chalons an die belgische Grenze erfährt und dem Generalstab mittheilt, daß er während des Kampfes um Sedan in dieser Stadt dem Kaiser Napoleon durch seinen unerschrockenen Patriotismus imponirt, daß er während der Belagerung von Paris durch die Steinbrüche und Katakomben in die belagerte Stadt eindringt, um genauen Bescheid über die dortigen Verhältnisse in's Hauptquartier zu bringen, daß er den dem kronprinzlichen Stabe zugetheilten Berichterstatter einer englischen Zeitung und den Erzbischof Dupanloup von Orléans als Verräther und Spione entlarvt, daß er aus der Gefangenschaft von der Insel Oléron auf einem englischen Kohlendampfer über London entweicht, sind nur einige weiter ausgeführte Abenteuer in dieser ununterbrochenen Reihe von ungewöhnlichen Thatsachen. Damit befriedigt der Verfasser nicht nur die Stoffgier der lesenden Jugend, sondern es ist ihm auch Gelegenheit gegeben, den Helden des Buches als in allen Sätteln gerecht darzustellen. Zu Haus und auf der Anstalt ist Hans von Dornen allen Kameraden in allen körperlichen und geistigen Uebungen überlegen, im Kriege der Gegenstand hoher und höchster Anerkennung, und in jeder noch so verzweifelten Lage weiß er sich zu helfen. Die Jugendliteratur bleibt sich immer gleich. Auch in diesem ganz modernen Buche ist der Jugend ein unmöglicher Musterknabe vorgeführt. Doch hat Hans von Dornen vor seinen literarischen Ahnen einige Besonderheiten voraus. War früher der christliche und humane Mann das Ideal der Knabenbücher, so ist es bei Tanera der schneidige und flotte Soldat. Unbedingte Unterordnung und Respect gegen den Vorgesetzten, selbstbewußte Sicherheit des Auftretens gegen die ganze andere Welt, die sich wieder unbedingt unterordnen muß, und eine läßliche Auffassung aller derjenigen Verhältnisse, die nicht im soldatischen Ehrenkodex als ehrenrührig bezeichnend sind — das mögen die modernen Züge des neuen Ideals sein. Konnten sich die älteren moralischen Jugendbücher nicht genug thun in der Schilderung strengster Wahrheitsliebe und Ehrbarkeit, so sind es hier die Tugenden der Königstreue und Tapferkeit, die in fleckenlosem Glanze erstrahlen. Mit der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit nimmt das neue Ideal es nicht so genau. Nicht bloß Nothlügen, sondern auch Täuschungen und Uebertretungen bestehender Vorschriften stören das Musterbild nicht, wenn sie nur mit Geistesgegenwart und Schneidigkeit durchgeführt werden. Dem Kadetten und Soldaten sind Liebeleien berechtigte Eigenthümlichkeiten; mochte es dem Verfasser bei seinen erzieherischen Absichten vielleicht zu bedenklich erscheinen, den Helden in solchen Verhältnissen vorzuführen, so sind doch bei seinen Bekannten zarte Beziehungen mehrfach angedeutet. Eine gespreizte Mann- und Ehrenhaftigkeit sticht aus dem Charakterbilde des Cadetten hervor. Jede irgendwie unlautere Zumuthung wird mit einem wortreichen Pathos und Berufung auf seine Eigenschaft als deutscher Soldat zurückgewiesen. Peinlich berührt der hochgespannte Ton, in dem auf unzähligen Stellen des Buches die über Alles hervorragenden Eigenschaften der deutschen Nation, insbesondere der deutschen Truppen gefeiert werden. Nachdem die heldenhafte Vertheidigung der Montretout-Schanze, bei der unser neugebackene Lieutenant einen Zug führt, beschrieben ist, heißt es: „Und dazu kommt, daß wir Deutsche ein solches Verhalten von jungen Offizieren für ganz natürlich halten, denn wir sind es nicht anders gewohnt. Wie bescheiden äußert sich das große Generalstabswerk „Der deutsch-französische Krieg 1870—71", indem es von dieser Episode aus der Schlacht vom 19. Januar nur sagt, daß diese wenigen Leute „unter Lieutenant von Kauffungen, lediglich auf ihre Kräfte angewiesen, gegen die unverhältnißmäßige Uebermacht zähen Widerstand leisteten. Hätten bei solcher Gelegenheit andere Nationen z. B. die französische, nicht von den „Helden von Montretout" u. s. w. gesprochen und geschrieben!" Zu der gerühmten deutschen Bescheidenheit steht nicht nur diese Stelle selbst, sondern das ganze Buch im schneidendsten Widerspruch. Daß der siegreiche Soldat im Felde seine Truppe über Alles rühmt, ist natürlich. Aber da es Tanera nicht darauf ankommt, die deutschen Soldaten zu schildern wie sie sind, sondern wie patriotische Begeisterung sie gern sieht, so ist er als Verfasser für das unaufhörliche Bramarbasiren der deutschen Soldaten verantwortlich. Tanera selbst stellt bei jeder Gelegenheit rühmende Betrachtungen über das deutsche Herr an. „Angst kenne ich nicht", sagt Hans von Dornen, und das bleibt für den Autor bei der Darstellung sowohl der Einzelerlebnisse unseres Helden, als auch aller sonstigen Kriegsereignisse striete Richtschnur. Mehr als andere patriotische Jugendschriftsteller schildert Tanera das Schlachtfeld in seiner Grauenhaftigkeit. Das ist ein Tribut an die Wahrheit und ist etwas. Aber um so kräftiger tritt das Festliche einer Schlacht hervor. Jedem Soldaten ohne Ausnahme ist es eine Wonne, gegen die feindlichen Feuerschlünde zu marschiren. Die in Reserve stehenden Truppenkörper blicken den Abrückenden mit „Wehmuth" nach. Endlich kommt der stundenlang ersehnte Befehl: „Wie ein Alp wälzte es sich von unserer Brust, ‚endlich,' klang es von den Lippen, und dann gingen wir vor." Daß der Krieg etwas völlig Unverständliches bleibt, wenn aus seiner Betrachtung das Wort „Furcht" gestrichen wird, weiß Tanera nicht. Nur eine Stelle findet Wolgast, die eine entfernte Ahnung von Todesfurcht auf deutscher Seite andeutet. Zum ersten Mal soll der Cadett als Kämpfer mitgehen. „Welch' ganz andere Gedanken rief das Bewußtsein, 24 Stunden später vielleicht vor dem Lenker aller Schlachten zu stehen, gegenüber der beinahe festen Gewißheit, als Krankenträger zwar ermüdet, sonst aber gesund und wohl die Nacht nach dem Kampfe zu verleben, hervor!" Welcher Art diese „ganz andern Gedanken" sind, wird nicht ausgeführt. „Es ist beschämend, daß das Eingestehen menschlicher Schwächen unseren patriotischen Schriftstellern so schwer wird. Wir reden und feiern uns in einen Ton hinein, der hoch über das menschliche Maaß hinausgeht und gegenüber den Thatsachen Hohlheit und Heuchelei ist. Wie nah und menschlich berührt uns die häßliche, aber ehrliche Darstellung einer Menschenseele in der Schlacht bei Emil Zola! Für den, der ein unbefangenes Urtheil über unsere für die Jugend bestimmte Kriegsliteratur gewinnen will, ist es unumgänglich, daß er an dem „Zusammenbruch" des großen Franzosen Vergleichungen anstelle. Er wird dann zugestehen müssen, daß Zola unsern

Jugendschriftstellern in zwei Dingen als ewig unerreichbarer Meister hingestellt werden kann — in der ehrlichen Aufrichtigkeit (die wir doch so gern als deutsche Tugend in Anspruch nehmen) und in der Kunst der Darstellung. Wer es glaubt verschmähen zu müssen, bei Beurtheilung patriotischer Jugendliteratur einen ausländischen Schriftsteller als Muster zu nehmen, der vergleiche die vom vaterländischen Standpunkt gewiß einwandfreien Romane aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte von Willibald Alexis. „Die Hosen des Herrn von Bredow" (ein Buch, das man auch der Jugend bieten kann) und „Der Roland von Berlin" müssen doch selbst dem in patriotischem Banausenthum befangenen Sinne die Augen öffnen über den Unterschied zwischen Dichtung und Mache." Wir unterschreiben auch hier jedes Wort Wolgast's.

Die angeblich patriotischen Jugendschriften mit ihrer Kraftstoffelei, ihrer Verlogenheit, ihrem Chauvinismus und Byzantinerthum sind der wundeste Fleck unserer Jugendliteratur. An diese „Schriftsteller" richtet sich ganz besonders Jean Paul's tiefsinniges Wort: Vergiß nie, daß das kleine dunkle Kind zu dir als zu einem hohen Genius und Apostel voll Offenbarungen hinaufschaut, dem es ganz und hingegebener glaubt als seines Gleichen, und daß die Lüge eines Apostels eine ganze moralische Welt verheert.

---

## Ein Deutsch-Franzos.

(Graf Reinhard.)

Schwäbischer Pfarrerssohn, Gesandter der französischen Republik und Minister des Auswärtigen, napoleonischer Gesandter in Bern, Hamburg und Cassel, bourbonischer Staatsrath und Gesandter am Deutschen Bundestag, nach der Julirevolution Gesandter am sächsischen Hofe, Graf und Pair von Frankreich, so heißen die wunderbaren Lebensstationen des vor sechzig Jahren hochbetagt in Paris verstorbenen Karl Friedrich Reinhard, des Freundes von Goethe und Talleyrand. Nicht wenige Deutsche sind von der Bewegung, die das französische Volk aufwühlte, mit ergriffen und in ihren Strudel hineingezogen worden; aber Keiner hat sich dem fremden Volke so ganz zu Eigen gegeben, an seinen Dienst die eigene Zukunft geknüpft, Keiner so erfolgreich und vom Glück getragen ein langes Leben mit nützlicher Thätigkeit für das erwählte Vaterland ausgefüllt. Doch das ist nur die eine Seite seines Lebens. Inmitten dieses aufopfernden Dienstes blieb es ihm Bedürfniß, den geistigen Zusammenhang mit dem alten Vaterlande zu bewahren, hier war er durch sein protestantisches Bewußtsein festgewurzelt, in Deutschland besaß er die Freunde seines Herzens, und eben diese bezeugen es, daß der französische Diplomat ein unverwüstlich deutsches Gemüth sich bewahrte. Weil es ihm Bedürfniß war, mit Deutschen zu leben und deutsche Luft zu athmen, scheute er sich nicht, mit Vorliebe solche Stellungen zu bekleiden, die ihn wieder in die alte Heimath führten und die eben damit die Selbstständigkeit seines Charakters auf die stärkste Probe stellten. So hatte er sich mit dreißig Jahren dem Vaterland seiner Wahl angelobt, von da an ist sein ganzes Leben dem französischen Staat gewidmet, französische Aemter hat er bekleidet, durch die Wandlungen in Frankreich sind durchaus seine Geschicke bestimmt, in seiner politischen Denkweise und Thätigkeit ist er ganz als Franzose zu beurtheilen, seine Stelle scheint ihm innerhalb der französischen Geschichte angewiesen. Doch von dieser Seite betrachtet, hat sein Leben nichts Außerordentliches, nichts was ihn aus der Menge brauchbarer Arbeitskräfte heraushöbe. Un honnête homme d'une capacité ordinaire, so hat ihn Napoleon auf St. Helena charakterisirt und damit das französische Urtheil über ihn ausgesprochen. Er wäre im Dunkel geblieben ohne die Gedenkrede Talleyrand's, — so urtheilt einer seiner französischen Biographen, freilich derselbe, der vom Goethe-Reinhard-Briefwechsel geurtheilt hat, daß er nichts Bemerkenswerthes enthalte. Von dieser Seite betrachtet, ist Reinhard nichts gewesen als ein Beamter, der stets seine Pflicht gethan, der zahlreiche und schwierige Posten zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausgefüllt hat. An kein wichtiges Ereigniß ist sein Name geknüpft, nirgends erscheint er im Vordergrunde, seine Thätigkeit ist in den diplomatischen Archiven begraben, die Geschichte des Zeitraums läßt sich schreiben, ohne daß sein Name genannt wird. Keiner von den glänzenden Essayisten Frankreichs hat es der Mühe werth gefunden, sein Porträt zu entwerfen; er wäre in seinem Adoptivvaterland so gut wie vergessen, wenn nicht im auswärtigen Ministerium eine dankbare Ueberlieferung das Gedächtniß des ausgezeichneten Beamten festhielte.

Erst von der deutschen Seite betrachtet, ist Reinhard dazu angethan, ein tieferes Interesse einzuflößen. Wichtiger als der französische Staatsdiener ist uns der mit der weltbürgerlichen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts erfüllte Deutsche, der vom Schauspiel der großen Umwälzung auf's Leidenschaftlichste ergriffen, sie zugleich zum Gegenstand kaltblütigen Studiums macht, der vom beobachtenden Zuschauer plötzlich sich zum Mithandelnden gemacht sieht und der unbeirrt vom erschreckenden Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit ebenso zäh an den Grundsätzen festhält, als er seinen Idealismus dem Weltlauf anpassen lernt. Wichtiger als seine fleißig geschriebenen Gesandtschaftsberichte ist uns der Mann selbst mit seiner Anlage und erworbenen Bildung, mit seinem geistigen Aneignungsvermögen, mit seinen gemüthlichen Bedürfnissen. Reinhard hat ein zweites inneres Leben geführt, das ihm selbst, einer Aeußerung gegen Wessenberg zufolge, bemerkenswerther erschien, als sein äußeres Geschick. Und dieses innere Leben, das er führt, ist seine Mitgift aus der Heimath, deren er sich nicht entäußern kann noch will. Daß er, obwohl Franzose geworden, dennoch zeitlebens nach der deutschen Seite herüber hängt, giebt ihm den Reiz, der an allen zwiespältigen Erscheinungen haftet. So urtheilt sein erster Biograph Dr. Wilhelm Lang*), der bekannte Redacteur des Schwäbischen Merkurs, dem wir die wunderschönen Reisebriefe aus Italien und Griechenland und so manche gediegene Monographie „von und aus Schwaben" verdanken, der Jüngsten einer aus dem großen schwäbischen Publicistengeschlechte der Schubart, Wechterlin und Paul Pfizer. Mit warmem Antheil folgt der Leser seiner Lebensbeschreibung und begleitet den dichterisch veranlagten Tübinger Stiftler auf seinen Erzieherposten nach Bordeaux und als Secretär in's Pariser Auswärtige Amt. In jener schreckenvollen Zeit, da die Angeberei von der Gasse bis in den Saal des Convents im Schwunge war und das Blutgerüst täglich ein Opfer von 50, 60, 80 Köpfen verlangte, ist Reinhard nur mit knapper Noth den Gefahren entgangen, die ihn als Freund der Girondisten, als Beamten der gestürzten Regierungen bedrohten. Bei jedem nächtlichen Aufpochen war er darauf gefaßt, in den Kerker abgeholt zu werden. Und zuletzt hat ihm und seinen Amtsgenossen der eigene Chef, der ränkesüchtige Commissär Buchot, noch einen Streich gespielt, der nur dadurch unblutig ablief, daß er am letzten Tage der Schreckensregierung ausgeführt wurde. Miot erzählt dieses Erlebniß folgendermaßen: „Als Robespierre, von einem Theil des Convents bedroht, die Zahl der Opfer häufte, die er täglich auf das Blutgerüst schickte, gab Buchot uns als Gemäßigte an, deren man sich nicht rasch genug entledigen könne, und wirkte den 8. Thermidor (26. Juli) einen Verhaftbefehl des Sicherheitsausschusses gegen Otto, Colchen, Reinhard und

*) Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1781 bis 1837. Bamberg, C. C. Buchner.

mich aus. Am andern Morgen kündigte mir Buchot mit einem teuflischen Lächeln unser Schicksal an und ging nach dem Stadthause, um Robespierre zu vertheidigen. Allein dieser Tag war der 9. Thermidor und wir waren gerettet. Sonderbarer Weise aber kam man, ungeachtet der Ereignisse des 9., am darauffolgenden Tage, um den Haftbefehl gegen uns auszuführen. Der Haftbefehl hatte nämlich den gewöhnlichen Weg durch die Kanzleien des Sicherheitsausschusses gemacht, wo er nicht anullirt worden war. Es bedurfte sogar der Verwendung Herrn Humberts, Vorstandes des Verrechnungsbureau, um den Widerruf des verhängnißvollen Befehls zu bewirken und unsere Besorgnisse zu heben. Erst dann war es uns vergönnt, an dem unermeßlichen Jubel theilzunehmen, der Paris erfüllte, als der Sturz Robespierre's bekannt wurde." Auf geheimnißvolle Weise hat dieses Ereigniß seine Wirkung bis nach Schwaben, in Reinhard's Elternhaus erstreckt. Der 27. Juli war ein Sonntag, und der würdige Decan von Balingen schickte sich eben zum gewohnten Gang nach der Kanzel an. Da kommt ein unerklärliches Bangen über ihn, er bekämpft dasselbe, aber die Angst will nicht weichen, er ist nicht im Stande, seine Amtspflicht zu erfüllen und muß nach dem Vicar schicken, daß er ihn auf der Kanzel vertrete. Nach einiger Zeit kommt ein Brief aus Paris, aus dem sich ergiebt, daß eben in jener angstvollen Stunde der Sohn in Lebensgefahr geschwebt hatte.

Später, wenn der schweigsame Mann einmal zum Sprechen gebracht wurde, wie in Hamburg im Reimarus'schen Hause oder in Weimar bei Goethe, holte er seine Erinnerungen gerne aus diesen Tagen und erregte mit den Erzählungen von Robespierre das Grausen der Zuhörer. Folgende Anecdote ist aus Reinhard's Mund. Als Robespierre schon todt da lag und kein Glied mehr rührte, stand außer der ihn umgebenden Wache alles voll Menschen um ihn her, um die Hyäne noch einmal zu sehen, die so viele Tausende zerfleischt hatte, und sich zu überzeugen, daß er gewiß keine mehr zerfleischen werde. Da zuckte noch einmal sein Arm, und nicht nur die Zuschauer, sondern auch die ganze Wache stürzte vor Schrecken zur Thüre hinaus. Noch in seinen letzten Lebensjahren, bezeugt Guhrauer, hat Reinhard nie ohne Aufregung von dieser Epoche sprechen können; bei dem Namen Robespierre empörte sich sein innerstes Gefühl.

Am 5. April 1795 wurde in Basel der Friede mit Preußen unterzeichnet, am 17. Mai folgte der norddeutsche Neutralitätsvertrag. Es war die unmittelbare Folge dieser Friedensschlüsse, daß Vertreter der Republik im Ausland ernannt wurden, und der Wohlfahrtsausschuß nahm sie unter den fähigsten Beamten des Bureaus. Auch Reinhard, der den unseligen Baseler Frieden diplomatisch mitvorbereitet, sollte einen Posten erhalten und er verdankte dies seinem Verhältniß zu Sieyès, der seit dem 5. März wieder im Ausschusse saß und mit Reubel und Merlin von Douay die diplomatische Abtheilung desselben bildete. Reinhard sah an dem gewichtigen, in den Nimbus der Ueberlegenheit sich hüllenden Manne als seinem hochmögenden Gönner hinauf. In ihren Gesprächen aber, so schreibt Lang, war nicht bloß von der kritischen Philosophie die Rede, sondern auch von dem Verhältniß der Republik zu Deutschland, das eben jetzt durch die Verhandlungen mit Preußen in den Mittelpunkt der politischen Erwägungen gerückt war. Man weiß, daß Sieyès nicht die Vorliebe für Preußen hatte, die damals an der Tagesordnung war. Während die Mehrzahl der politischen Männer Oesterreich am liebsten vernichtet hätte, sah er in der Erhebung Preußens auf Kosten Oesterreichs eine Gefahr für die Republik. Er wollte überhaupt nicht die eine Macht gegen die andere begünstigen, sondern den Gegensatz und die Rivalität Beider zu Gunsten Frankreichs ausspielen, und die kleineren Staaten, anstatt daß sie sich um Preußen gruppirten, sollten vielmehr unter die unmittelbare Oberherrschaft der Republik gestellt werden, als ein drittes Deutschland, als ein Bollwerk, das zwischen Frankreich und den beiden deutschen Großmächten aufgerichtet wurde. Also der Gedanke des Rheinbundes, den Napoleon später zur Ausführung gebracht hat. Auch Lang will nicht annehmen, daß Reinhard auf diese Entwürfe des stets über weitaussehenden Plänen brütenden Abbé von Einfluß gewesen sei. „Aber Widerspruch wird er, der geborene Württemberger, schwerlich erhoben haben. Hier liegt im Keime das Dogma jenes süddeutschen Liberalismus, der in Oesterreich und Preußen seine Gegner, in Frankreich — mehr oder weniger eingestanden — sein Vorbild und seine Schutzmacht sah. Reinhard's ganze Laufbahn ist zuletzt aus seiner Herkunft zu erklären. Der Weltbürger, der gleichmäßig Frankreich und Deutschland angehörte, ist nur in jener Zeit möglich gewesen und Lang darf hinzusetzen, nur dem Sohne eines süddeutschen Kleinstaats war es möglich, ein Franzose zu werden und ein Deutscher zu bleiben."

Freilich war sein Franzosenthum ohne Herzens- und Gewissenskämpfe nicht möglich. Der begeisterte Verehrer der weltbefreienden Revolution mußte bald schaudernd erleben, wohin es mit dem Idealismus der republikanischen Politik kommen sollte. Die Heere der Republik hatten die Rheingrenze erobert, kraft des Rechts des Stärkeren sollte sie behalten werden. In dem für Barthelemy bestimmten Actenstück Reinhard's stand nichts mehr von den Menschenrechten, von abstracten Grundsätzen, von der Freiheit der Völker; die Republik war zur Eroberungspolitik des Königthums zurückgekehrt. Immerhin war diese Politik des nackten Staatsegoismus noch mit einem Rest der kosmopolitischen Sympathieen vermischt. Die Idealisten konnten wenigstens eine Brücke von der Politik der Gironde zu der Politik des Wohlfahrtsausschusses in dem Gedanken finden, daß die Kriege, die die Republik zu ihrer Vergrößerung führte, gleichzeitig die Erziehung der Völker bezwecken, ihnen die Wohlthaten der Freiheit bringen, sie zu Verbündeten der Republik machen. „Wem der Glaube an die Revolution in den Gräueln der Schreckenszeit verloren gegangen war, dem wurde er durch das Kriegsglück der republikanischen Heere wieder auf's Neue belebt. In Deutschland selbst war die Stimmung gegenüber der Revolution in Folge ihres siegreichen Vordringens wieder umgeschlagen. Noch bevor das Meteor sich erhob, der Italiker an der Spitze seiner Heere den Triumph der Revolution vollendete, hatte die kriegerische Energie der Republik, die Kaisern und Königen siegreich trotzte und mit kolossalischen Kriegsthaten die Welt erfüllte, die Einbildungskraft der Völker mächtig gefesselt und der Sache der Revolution neue Sympathien zugeführt. Die girondistische und kosmopolitische Revolution war in Deutschland bewundert worden, die nivellirende und terroristische Revolution stieß sie ab, aber die militärische und erobernde Republik fand in Deutschland wieder ihre Vertheidiger und Bewunderer." Als diplomatisches Werkzeug Napoleon's sah sich dann Reinhard mehr und mehr zur Vertretung einer Politik gezwungen, die im Kampf gegen England über alle Rücksichten sich hinwegsetzte. Es war sein Beruf, französische Gewaltthaten, die er mißbilligte, zu beschönigen, ja gelegentlich bei denselben mitzuwirken. In einzelnen Fällen konnte er wohl, wie er dies in der Schweiz gethan, einen mildernden Einfluß ausüben; das System selbst zu ändern, war er in Hamburg und Kassel so wenig wie in Bern im Stande. Der preußische Gesandte in Hamburg, Schultz, schrieb einmal, „daß deutsch-schwäbische Ehrlichkeit dem Charakter dieses französischen Ministers noch immer zu Grunde liege." Um so mehr muß man mit Lang annehmen, daß ihn seine Aufträge je und je in Widerstreit mit sich selber brachten. „Schon in dieser Zeit beschlich ihn der Gedanke, den diplomatischen Dienst seines Adoptivvaterlandes zu verlassen — zu einem bestimmten Entschluß darüber hat er es nicht zu bringen vermocht. Noch immer mochte er sich sagen, daß auch unter dem Korsen die Revolution ihren Siegeszug gegen das alte Europa fortsetze, daß der Kampf gegen England im Interesse

des künftigen Völkerrechts bis zum Ende durchgekämpft werden müsse. Und dann: er hatte keine andere Existenz, als die er sich im französischen Staatsdienst geschaffen hatte; hier hielt ihn der Trieb und die Gewohnheit zu wirken fest, der Ehrgeiz und vielleicht der Glaube, doch auf seinem Posten Gutes wirken, Schädliches verhindern zu können, womit er schon in früheren und wieder in späteren Lagen aufsteigende Selbstvorwürfe beschwichtigte — genug, er hat niemals in seiner Laufbahn den Punkt finden können, wo die innere Entfremdung von der Sache, der er diente, zum Entschluß der Lösung wurde. Reinhard war von Natur ernst und einsilbig. Doch von seinem zweiten Hamburger Aufenthalt begannen seine Freunde an ihm eine krankhafte Trübung der Laune zu bemerken."

Ein Sonnenblick in Reinhard's verdüstertem Leben war seine innige Freundschaft mit Goethe. Reinhard ging nicht leicht aus sich heraus; in den Briefen an Goethe aber legte er Bekenntnisse nieder, die um so willkommenere Einblicke in sein inneres Leben gewähren. Er liebte es auch, Erinnerungen an vergangene Epochen seines Lebens diesen Ergüssen einzuverleiben. Fortan hat der Verkehr mit Goethe seinem inneren Menschen die Ergänzung gewährt, deren er zu seinem ihn nur halb befriedigenden und ausfüllenden Berufe bedurfte. Für Alles, was er an Kenntnissen in sich aufgespeichert hatte, fand er hier, und nur hier, ein volles Verständniß; in diesen Freundesbriefen konnte sich seine erstaunliche Belesenheit in den Alten gütlich thun mit nicht selten änigmatischen Anspielungen einer Gelehrsamkeit, der auch das Entlegenste stets gegenwärtig war, und die kaum ein Anderer verstehen mochte, als der gleichbelesene Freund. Alles, was ihn selbst beschäftigte, knüpfte er fortan an sein Verhältniß zu Goethe an, und in dessen Geist und Schriften und Studien suchte er von allen Seiten einzudringen, so daß er einmal das aus Stolz und Hingebung gemischte Wort aussprechen konnte: Nihil Goethiani a me alienum puto." Was ihm die Freundschaft mit Goethe war, das hat er unwandelbar mit stets wiederholtem Danke bekannt. „Ich habe durch Sie wieder einen schönen vollen Monat gelebt; es ist Provision für Jahre, wenn ich Jahre zählen darf." — „Sie sind in jedem Sinne mein Wohlthäter geworden, und ich gehöre Ihnen ewig an." — „Nicht Karlsbad's Wasser, Sie haben mich curirt" — so lauten seine Aeußerungen an Goethe selbst. Er fühlte sich als dankbarer Schüler, ja er empfand eine Art Pietät des Sohnes gegen den um zwölf Jahre älteren Freund, und als er nach langen Jahren wieder einmal nach Karlsbad kam, freute er sich, den Ort wieder zu sehen, wo er die physische Genesung durch den Strudel und die moralische durch seine Beziehungen zu Goethe gefunden hatte. „Man versteht dieses leidenschaftliche Sichanklammern an Goethe's Freundschaft erst, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr äußere und innere Erfahrungen eben damals auf Reinhard lasteten, als ihm das Glück der Karlsbader Begegnung zu Theil wurde. Vom Schicksal hart umgetrieben, an den Dienst eines Allmächtigen gefesselt, dessen Ungnade noch nicht besänftigt war, voll Mißtrauen gegen die, die ihn bisher emporgehoben hatten, von der Sorge um seine und seiner Familie Zukunft erfüllt, dabei mehr und mehr bedrückt von dem Zwiespalt, in dem der Deutsche in solcher Stellung mit sich selbst gerathen mußte — in solchen Bedrängnissen, die einen tiefen Schatten in sein Gemüth warfen, war ihm jetzt plötzlich ein Licht aufgegangen, das seine künftigen Tage erhellte. Der Welt gegenüber und vor sich selbst fand er in Goethe's Freundschaft seinen moralischen Halt. Er war Deutschland entfremdet und doch kein Franzose geworden; jetzt hatte er wieder festen Boden unter den Füßen. Sein Selbstvertrauen hat sich in diesen Tagen wieder aufgerichtet. Was ihm auch ferner beschieden war: er hatte ein unverlierbares Gut gewonnen. Er fühlte sich, wie er selbst sagte, wieder im Zusammenhang mit dem Guten und Schönen, und das Leben erhielt für ihn wieder einen Reiz, den es verloren hatte. Wenn der französische Gesandte das Amtskleid ausgezogen hatte, gehörten seine Stunden dem Freundesverkehr und dem, was der deutsche Büchermarkt Neues brachte. Von Goethe selbst kam damals Gabe um Gabe. Nach den Wahlverwandtschaften, die ja ausdrücklich als eine Art Rundschreiben an die Freunde gemeint waren, schickte er seine Sonette, dann die Dichtungen für den Weimarer Carneval dieses Jahres. Als Reinhard die Letzteren empfing, schrieb er zurück, daß die Kasseler Maskenfeste „nicht unter dem Einflusse Apoll's, sondern des Herrn Breton, des Tanzmeisters, standen, und daß, wie bei Ihnen in Köpfen und Herzen, so bei uns Begeisterung und Grazie in den Füßen war." Und jetzt war Goethe auch mit dem zweiten Theil der Farbenlehre, dem geschichtlichen, fertig geworden, er konnte Probebogen und bald den vollendeten Band senden. Von Neuem belebte sich der Antheil des Freundes. „Die herrlichen Probebogen hab' ich gelesen und mich vor Allem der großen Ansichten gefreut, durch die Sie Ihren Stoff erweitert, veredelt und mit Allem, wodurch Wissenschaft, Kunst und Geschichte Geist und Gemüth ansprechen, in Verbindung gebracht haben." Reinhard verwahrt sich dagegen, daß es bloß die Freundschaft sei, die ihm ein Interesse für solche ferne und fremde Dinge einflöße. Er freut sich, immer wieder willige Jünger für das Farbenwesen des Freundes zu gewinnen, dem er freilich seine Zweifel nicht verbergen kann, daß er bei der Mitwelt gegen Newton durchdringen werde. In demselben Jahre war es, daß durch Reinhard der so bedeutungsvoll gewordene Verkehr zwischen Goethe und Sulpiz Boisserée eingeleitet wurde.

Reinhard ist ein ganzer Franzose geworden und dabei zeitlebens ein Deutscher geblieben — darin nimmt er eine einzige Stellung unter den Zeitgenossen ein, wie sein Biograph immer und immer wiederholt. Er betont auch, daß die Mitgift schwäbischen Gefühlslebens Reinhard's Physiognomie als Staatsmann mitunter eine befremdliche Beimischung giebt. „Wenn er, der soeben zum Basler Vertrag mitgewirkt hat, mit Enthusiasmus Kant's Abhandlung vom ewigen Frieden begrüßt und des Glaubens ist, durch eine Uebersetzung desselben eine heilsame Wirkung bei den Franzosen hervorbringen zu können, wenn er mit dem Gedanken umgeht, nach dem Tode Katharina's dem russischen Hofe auf eigene Faust einen allgemeinen Friedensplan vorzulegen, wenn er in Florenz eine Regierung nach Grundsätzen einrichten will und schmerzlich überrascht ist, daß das toskanische Volk die Wohlthaten eines mit fremden Bajonetten gebrachten Beglückungssystems zurückweist, oder wenn er in der Schweiz zwischen den sich tödtlich hassenden feindlichen Brüdern den gutmüthigen Mittelsmann spielen zu können vermeint, wenn er in Kassel die Aufpfropfung französischen Wesens auf den deutschen Stamm für ausführbar hält und — wie er an Goethe schreibt — gar nicht begreifen kann, warum die Verschmelzung beider Volksarten nicht gelingen will, wenn er noch seine Frankfurter Stellung mit dem guten Glauben antritt, künftig ohne Conflicte zugleich ein guter Franzose und ein guter Deutscher sein zu können, so sind dies Täuschungen gewesen, die an einem Manne des diplomatischen Geschäfts in der That befremden müssen; sie verrathen eine Arglosigkeit, die, um ein von ihm gern im Mund geführtes Wort zu gebrauchen, „nicht von dieser Welt" war; es sind Züge, die dem Menschen mehr Ehre machen als dem Staatsmann. Er selbst hatte Augenblicke, da er fühlte, daß er überhaupt nur durch das Schicksal, wider seine Natur und Neigung in's politische Leben verschlagen sei. Man muß seinen Herrn und Meister Talleyrand daneben stellen — der war aus ganz anderem Holze geschnitzt." Und Wilhelm Lang spricht es zwar nirgends aus, aber der Leser kommt von selbst zu dem Schluß, daß Reinhard eben ein echt schwäbisch unpolitischer Kopf war. Doch schließt Lang sein

feinsinniges Charakterbild mit einem wohlthuenden Accord: Traumhaft hatte sich Reinhard seinem Geschick überlassen; als es ihn aber so wunderbar gelenkt, mehr als einmal dicht vor dem Abgrund gerettet und, wenn auch nicht ohne Demüthigungen, zu immer glücklicheren Sternen geführt hatte, blickte er mit Rührung auf das Ganze zurück und erkannte das Walten einer gütigen Vorsehung an, die züchtigte und strafte, aber auch half und entschädigte und ihm alle die Güter dauernd wahrte, die in seinen Augen den Werth des Lebens machten: Arbeit, Anerkennung, häusliches Glück und den Besitz von Freunden, mit denen er sich aus den Widerwärtigkeiten der Zeit „in die Sphären des Gemüths" zurückziehen konnte. Die Anfälle von Trübsinn haben ihn zwar bis in seine letzten Jahre verfolgt, aber sie waren seltener geworden und konnten nur vorübergehend das Gleichgewicht der Seele stören, das ihm zuletzt der Gewinn aus inneren und äußeren Stürmen war. Zugleich mit dem stürmischen Welttheil hat sein Leben sich beruhigt. Mit dem Frieden, den Europa seit dem Sturze Napoleon's genoß, haben auch die widerstreitenden Empfindungen, die ihm das Leben zerrissen, in die Entsagung eines geprüften, welterfahrenen Weisen sich aufgelöst. In seinen Schicksalen, in seinen Erfolgen, Ehren und verschwiegenen Bitterkeiten ist er „das lehrreichste Beispiel von deutscher Treue für fremdes Volksthum."

Lector.

---

## Wie Charlotte Wolter entdeckt wurde.

Von Professor Eduard von Bamberg.

(Schluß.)

Emil Devrient, der die Reihe der Entdecker begann, war schon in der Rolle der Marquise, welche Charlotte in den „Memoiren des Teufels" in prächtiger Sammetrobe neben ihm spielte, durch ihre vornehme Haltung frappirt worden, und als ihr darauf aushülfsweise die Königin in „Richard II." übertragen wurde, waren es die unverkennbaren tragischen Accente, welche er bewunderte. „Welch seltsame Verwandlung!" berichtet Valdek. „Sie sprach zwar so schlecht wie gewöhnlich, aber mit welchem Nachdruck! Wie edel war ihre Haltung, wie groß, fein und schön ihre Armbewegungen!" Devrient nahm sofort Veranlassung, Nestroy auf diese Vorzüge aufmerksam zu machen, begegnete aber einem ungläubigen Kopfschütteln. Da platzte er mit dem pathetischen Nasalton, den er auch im Leben schwer ablegte, heraus: „Eine Schauspielerin, welche so innerlich empfindet und über solche Mittel verfügt, ist nicht talentlos, Herr Director, und ich sage Ihnen, diese Wolter ist das Material, aus dem eine große Tragödin werden kann." Ebenso nachdrücklich versicherte er bei dem Souper im „Lamm", daß hier ein großes Talent der Ausbildung harre und empfahl sie mit aller Wärme an Rudolf Valdek, dem damaligen Kritiker der „Ostdeutschen Post", einem der feinsten Köpfe, die sich mit dem Theater literarisch beschäftigten. In der That hatte dieses Auftreten auch überall Eindruck gemacht, und während man bislang kaum einmal ihren Namen in den Zeitungen genannt fand, wurde sie jetzt wenigstens mit Wohlwollen erwähnt. „Frl. Wolter," schrieben die Recensionen, „besticht die Augen durch ihre hübsche Persönlichkeit und befremdet das Ohr durch einen sonderbaren Accent. Sie scheint nicht ohne schauspielerische Fähigkeit zu sein, bis jetzt trägt aber ihr Spiel noch die Merkmale des künstlich Eingelernten."

Auch der nächste Gast, Hermann Hendrichs, stellte ein günstiges Prognostikon, obwohl sie in einer noch geringeren Aufgabe beschäftigt war. Sie gab nämlich eine der Hexen im Macbeth, aber nicht wie ihre Colleginnen mit verstellter Stimme und grotesker Uebertreibung, sondern mit grausigem Ernst und wuchtigem Nachdruck. Hendrichs lobte ihr schönes Organ der Frau von Wassowicz gegenüber, und diese stellte ihren Schützling dem Berliner Collegen vor. Er rieth ihr, wie auch Devrient gethan hatte, das Carltheater möglichst bald zu verlassen, um an einer eigentlichen Schauspielbühne Anstellung zu nehmen; „einst," schloß er, „werden Sie keine Hexe geben, sondern eine ausgezeichnete Lady Macbeth spielen." Schließlich führte Ascher eine Reihe von Gastvorstellungen vor und fand schon in dem Lustspiel „Eine Liebschaft in Briefen", welches Frau Grobecker zu dem oben mitgetheilten abfälligen Urtheil veranlaßt hatte, das Talent heraus. Nestroy hatte sich über Devrient's Emphasen mit dem Regisseur Lang nach seiner Weise moquirt; als aber das Lob immer deutlicher wurde und Charlotte den directen Wunsch aussprach, in einer größeren Rolle vor das Publicum zu treten, ließ er sie Scenen aus der „Deborah" probiren. Der Areopag, welcher sich außer ihm und Lang aus der allgewaltigen Directionsadministratorin, Frau Weiler, Scholz und Grois zusammensetzte, kam denn auch zu dem Schlusse, daß sie unleugbar Talent besitze; der ebenso unleugbaren Mängel halber glaubte der Director aber nicht, daß sie ein Stück tragen könne, obwohl sie seiner Ansicht nach einen Ueberfluß an Dünkel besaß. „Sixt ös," meinte er zu Scholz, „dö glaubt a schon, sö is a Rettich. Kann schon sein, pamstig iß jedenfalls." So blieb es denn beim Alten oder die Wolter sank vielmehr, nachdem die Gastspiele vorüber waren, in ihre frühere Bedeutungslosigkeit zurück.

Die bisherigen „Entdeckungen" hätten ihr also wenig geholfen, wenn sie nicht auf dem eingeschlagenen Wege muthig fortgeschritten wäre; mit dem felsenfesten Vertrauen auf ihre Künstlerschaft ging aber energisches Studium Hand in Hand. Sie nahm nicht nur Unterricht im Französischen, sondern studirte auch „mit eigenthümlich gelassener Zuversicht" ein halb Dutzend tragischer Rollen, wobei ihr Valdek Monate lang berathend und helfend zur Seite stand. „Im Grunde war sie eine Anfängerin, aber von der Aufregung, dem Pathos und den Redensarten, wie sie bei jungen Anfängerinnen gebräuchlich sind, fand sich nichts bei ihr. Zu Gute kam ihr, daß sie seit vielen Jahren mit der Bühne vertraut war; sie wußte das Handwerk in der Kunst zu schätzen und mit tactfester Ausdauer auszuüben." Valdek betrachtete sie als eine Schülerin, die Schauspielerin gewesen war und es im höheren Sinne wieder werden wollte; sie kam ihm manchmal wie eine junge Wittwe vor, die wieder Braut geworden war. Grübeln und calculiren war ihre Sache nicht, wenn sie sich aber in eine Rolle vertiefte, so erfaßte sie die Wurzeln des Charakters mit instinctiver Sicherheit; dazu machten die Uebungen ihre Mittel freier, und wer Gelegenheit hatte, ihnen beizuwohnen, war über das klangvolle dunkle Organ und die mächtigen Geberden erstaunt und durch das intensive Temperament unwillkürlich fortgerissen.

Nachdem ein gewisser Abschluß mit den Partien der Adrienne Lecouvreur und Maria Stuart erreicht war, kam es darauf an, Laube für sie zu interessiren. Sowohl Cerri wie Valdek gaben ihm wiederholte Winke, und endlich nahm sich der Vielbeschäftigte auch die Muße, das Carltheater zu besuchen, wo er sie in einer untergeordneten Rolle sah. Tags darauf sagte er zu Valdek: „Sie haben Recht. Sie ist eine bildschöne Person. Keine in unserem Burgtheater kann sich darin mit ihr messen. Auch scheint Talent in ihr zu stecken. Sagen Sie ihr, sie soll zu mir kommen." Ganz ähnlich äußerte er sich auch Cerri gegenüber, dem er noch besonders Organ und Bewegungen rühmte; beide Freunde riethen darauf Charlotten, den Besuch bei Laube sofort in's Werk zu setzen, begegneten aber einem unerwarteten Widerstand. In ihrem jetzigen Lehrlingsstadium wollte sie sich dem Urtheil des wegen seiner Aufrichtigkeit bekannten Dramaturgen nicht aussetzen; für die Burg unreif, wie sie war, fürchtete sie von einem Tadel schlechte Einwirkungen auf ihr Streben. So nahm denn Cerri zu einer List seine Zuflucht. Während eines

Spazierganges lud er sie ein, mit ihm eine befreundete Familie zu besuchen, und ehe sie noch wußte, wie ihr geschehen war, befand sie sich einem Herrn am Schreibtisch gegenüber — Laube, bei dessen Anblick sie zur Salzsäule erstarrte. „Fürchten Sie sich vor mir?“ meinte der Gewaltige; „ich beiße nicht. Sollten sich schämen. Sprechen Sie doch was!“ Nun faßte sie Muth und recitirte verschiedene Stellen, ging auf Laube's Bemerkungen und Correcturen ein, kurz der Besuch nahm eine respectable Länge an. Laube's Miene zeigte entschiedenes Wohlwollen, aber kurz und barsch schloß er: „Sie müssen fort von diesem Theater. Wollen sehen, was sich für Sie thun läßt. Müssen hinaus, hier verkommen Sie! Kann Sie jetzt noch nicht brauchen, müssen sich draußen Beschäftigung suchen. Werde Sie aber im Auge behalten.“ Dieses „im Auge behalten“, ein Lieblingsausdruck des Directors, war mehr, als sie erwartet hatte; ja er hatte sogar versprochen, eine Reise daran zu wenden, wenn sie auswärts eine der studirten Rollen spielen würde. Ein Gastspiel zu erlangen war aber schwieriger, als vom Carltheater loszukommen. Während sie unverzüglich bei Nestroy ihre Eingabe machte, schrieb Valdek an den Director des Breslauer Stadttheaters, sie als Maria Stuart und Adrienne Lecouvreur auftreten zu lassen, und erhielt die Antwort, daß man einer Frau Rettich wohl fünfzig Gulden für die Rolle zugestehen, einer Anfängerin jedoch höchstens das Auftreten erlauben könne. Diese Vergünstigung war am Ende auch näher zu haben, und nach kurzer Frist gelang es dem Maler Aigner, ihr für Ostern 1859 in Brünn das gewünschte Debut zu verschaffen.

„Na, das wird nett werden“, hatte die Grobecker unter Papa Lange's lachender Zustimmung ausgerufen, als davon die Rede war, daß Charlotte demnächst die Maria Stuart spielen würde; die Brünner bestätigten auch wirklich die Prophezeihung, die Intimen dagegen fanden ihre gute Meinung zur Genüge bekräftigt. Laube war im letzten Augenblick durch Amtsgeschäfte verhindert, sein Wort einzulösen, bat aber Valdek, ihm Bericht zu erstatten; der Schriftsteller Semlicz und der Herausgeber der Morgenpost, Dr. Landsteiner, begleiteten ihn nach Brünn, und schon nach der Maria Stuart (30. März 1859), noch mehr aber nach der Adrienne und der Marquise („Feenhände“) waren Alle darüber einig, daß die Mängel der Ausbildung gegenüber dem kräftigen Talente nicht in's Gewicht fielen. Die elementare Gewalt ihrer Leidenschaft erschien geradezu absonderlich, die körperliche Beredtsamkeit trotz aller Ecken und Kanten hervorragend, und die allerdings nicht geringen Fehler der Rede und Auffassung ließen sich durch Unterricht und Leitung beseitigen. Da sich das Publicum, welches nun einmal etwas Fertiges verlangt, ablehnend verhalten hatte, erlaubte Kuranda, der Zeitungschef Valdek's, demselben nicht, sein Urtheil zu veröffentlichen, dagegen stellte Laube auf Grund desselben bei seinem Chef den Antrag, die Wolter für die Burg zu engagiren. Aber Graf Lanckorouski schlug dies ab und zwar mit so „absoluten“ Gründen, daß Laube nicht einmal von dem Rechte des einjährigen Engagements Gebrauch machen konnte. Valdek erläutert dies Absolute dahin, daß der hohe Herr in komische Entrüstung gerathen sei, als ihm zugemuthet wurde, das Burgtheater mit einer „Nichtberühmtheit“ des Carltheaters zu behelligen; indessen ist das nicht ganz zutreffend, im Sinne des Intendanten müßte man vielmehr für „Nichtberühmtheit“ die Bezeichnung substituiren, die man den „Solistinnen“ der Vorstadttheater beizulegen pflegte. Dieser Vorwurf, den Laube mit discretem Stillschweigen übergeht, war, wie wir sahen, nicht aus der Luft gegriffen, und wenn auch das Schmollen des Hofmannes die Sache etwas übertrieb, so konnte Laube bei der notorischen Ungebundenheit der Candidatin für ihre Hoftheaterfähigkeit im Moment keine Lanze brechen. Später hat er einmal zu Max Ring geäußert, er nehme sich eine gute Schauspielerin wo er sie finde, und hole sie sich selbst vom Galgen; in praxi mußte er sich aber auch vor dem „Absoluten“ beugen. Er bedauerte dadurch Zeit verlieren zu müssen, die bei Liebhaberinnen unschätzbar sei, tröstete sich aber schließlich damit, daß ein echtes Talent sich selbst durchsetze, und wenn es in gute Hände käme, auch eine Abwesenheit von Wien heilsam wirken könne. Für ihr Fortkommen hat er nichts gethan, vielmehr sich erst dann wieder ihrer erinnert, als sie sich emporgearbeitet und einen gewissen Ruf erworben hatte. In diesem Zuwarten liegt aber kein Tadel und Laube's Verdienste um die Wolter werden dadurch nicht im Geringsten alterirt. Thatsache ist, daß er Charlotten's Talent anerkannte, zu dessen Prüfung er von Anderen veranlaßt worden war.

In seiner Geschichte des Burgtheaters (S. 402 ff.) hat er freilich eine andere Darstellung gegeben und sich mit allem Nachdruck das Verdienst zugeschrieben, die Tragödin „entdeckt“ zu haben. Vielleicht durch Zufall, berichtet er, sei sie aus dem Zauberschlaf geweckt worden, er habe ganz zufällig die Schlafende gesehen und gemeint, beim Erwachen werde sie sich vielleicht als Prinzessin entpuppen. „Eines Abends“, fährt er fort, „war ich im Carltheater, um ein kleines Stück zu sehen, das ich nicht kannte. Da tritt ein Mädchen in grauem Seidenkleid auf die Bühne und frappirt mich. ‚Wer ist sie?‘ ‚Das scheint mir recht gleichgiltig‘, sagt meine Nachbarin, ‚denn sie spricht ja schlecht.‘ ‚Ja‘, sage ich und stehe unwillkürlich auf in der Loge, als ob ich sie so besser sehen wollte und könnte — ‚aber das Mädchen hat ein Etwas‘, flüstere ich vor mich hin. Ich hatte den Eindruck vornehmer Schönheit von dem Mädchen und daß hinter dem, was sich da zeige, eine Kraft liegen könne, irgend eine seltene Kraft. Sie sprach abscheulich, mit einem fast verborgen bleibenden guten Organ. Die Töne sonderten sich nicht klar zu Worten. Aber der griechische Kopf sprach für mich. Sie war steif, aber ihre geringen Bewegungen blieben edel — ich blieb dabei: dahinter liegt eine Kraft. ‚Der Instinct sagt's‘, lächelte meine Nachbarin. ‚Wohl möglich!‘ erwiderte ich. Die junge Dame spielte zweite, dritte Liebhaberinnen, und auf meine Nachfrage erfuhr ich, daß sie von Niemanden beachtet werde. Ich ließ sie zu mir bitten, und sie kam.“

Richtig ist daran, daß Laube sein Urtheil aus Andeutungen abstrahiren mußte und im Gegensatz zu seiner Frau — denn die Nachbarin ist Idunna — den Kenner zeigte. Von Zufall kann aber keine Rede sein, denn er war präparirt; er sollte sich das Schneewittchen betrachten, sollte die Prinzessin in ihr anerkennen. Aber wie seine Freunde ihn oft genug mit dem Talentriechen hänselten, so hatte er die Schrulle — auch der grimme Laube besaß Eitelkeiten — sein Urtheil überall als das maßgebende und sich als den Entdecker par excellence zu betrachten. Solche und ähnliche, aus persönlichen Eigenschaften entstammende, kleine Irrthümer finden sich in seinen Theaterbüchern mehr, die eben Memoiren und keine Geschichtsdarstellungen sind. Lange vertraten sie freilich deren Stelle, weil sie lesbarer wie die Chroniken und im höchsten Grade lesenswürdig sind, was seine Zeit anbetrifft, neben trefflichem Material vorzügliche Urtheile enthalten. Für die ältere Zeit ist er aber sehr mit Vorsicht zu gebrauchen: ohne umfassende Quellenkenntniß hält er sich an das, was ihm gerade zur Hand ist, Quellenkritik kennt er nicht, und wenn eine Darstellung trotzdem interessirt, so ist es der Theaterpraktiker, nicht der Historiker, welchem man danken muß.

Mit dem „Entdecken“ ist es übrigens nicht ganz so bestellt, wie man gewöhnlich annimmt, daß nämlich dem Entdecker der Löwenantheil am Verdienst zufällt und seine Aufgabe darin besteht, das Vorhandene in gehöriges Licht zu stellen. Gerade an der Stelle, wo Laube von der Wolter redet, sieht er eine Hauptaufgabe des Directors darin, Talente nicht zu übersehen, bei denen die Hülfsmittel des Vortrages — auch ein echt Laube'scher Ausdruck — noch gar

nicht entwickelt sind und die doch ein starkes dramatisches Leben in sich bergen. Aus der Klaue den Löwen zu erkennen, heißt es also auf der einen Seite, auf der anderen muß man aber auch wenigstens die Klaue zeigen; beide Factoren müssen sich entgegenkommen, wie das immer geschieht, wenn das Ich in der Welt Glück macht. Es ist nun freilich möglich, daß das Talent sich fruchtlos zeigt, aber es gehört glücklicherweise zu den Seltenheiten, daß es sich nicht endlich doch Anerkennung erobert, so daß man von vornherein mißtrauisch sein darf, wenn von verkannten Genies gesprochen wird. In unserem Falle haben Valdek und Cerri das unleugbare Verdienst, die Bedeutung der Wolter zuerst erkannt zu haben, aber sie selbst hatte nicht ganz Recht, wenn sie gelegentlich darüber klagte, daß sie lange Zeit ihr Licht unter den Scheffel habe stellen müssen. Sobald sie ihre Schwingen regte, wurde ihr auch Beifall gespendet, kam man ihr auch hülfreich entgegen, und dem gegenüber fällt es nicht in's Gewicht, daß nicht alle in dieses Horn bliesen, Einzelne sogar widerstrebten, wie das in der Welt der vielen Köpfe hergebracht ist. Sie mußte sich eben erst selbst entdecken, ehe sie entdeckt werden konnte, mußte zeigen, daß etwas in ihr schlummere, ehe der Lilienstengel dasselbe zu erwecken vermochte.

Daß sie so lange Jahre ohne Anerkennung dahinlebte, liegt also daran, daß sie sich keine verdiente. Wo der Genius die Reife auf die Welt mitzubringen scheint, will sagen sich früh und wie von selbst entwickelt, sind es besondere Glücksumstände, die da helfen; wo dieselben aber fehlen oder gar feindliche Complicationen vorhanden sind, geht es eben so langsam wie — bei den Talenten, welche allmälig in die Region des Genies vorrücken. Wir wiederholen: die engen Verhältnisse, der Mangel an Bildung und Mustern erdrückten das Talent der Wolter, die Fehler und Mängel, welche in dem tollen Wirbel eines ungesunden Schmierenlebens groß gezogen wurden, schienen es für immer zu begraben. Das „gelangweilte Gesicht", von welchem uns als dem immer wiederkehrenden Ausdruck der bald bis zum Uebermuth flotten, bald bis zur Verzweiflung betrübten jungen Dame berichtet wird, ist das Anzeichen dafür, daß sie sich unbehaglich in diesen Elementen und zu gut für dieselben fühlt, ohne freilich Mittel und Wege zu entdecken, wie sie sich aus denselben herausrettet. Sie macht Ansätze, die nicht gelingen; endlich glückt der Versuch, und der Glaube an sich erstarkt mit der guten Meinung, welche Andere von ihr hegen. Noch sind die Fäden mit der Vergangenheit nicht zerrissen, aber die Weltlust tritt zurück und Ernst und Beharrlichkeit halten ihren Einzug; sie will den Namen, den sie trägt, verdienen, sie will eine Künstlerin werden. Und nun fragen wir: wer hat das größere Verdienst, die, welche die Wolter entdeckten, oder die Wolter, welche sich entdecken ließ?

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein Frauenleben.

Von Anton Tschechow.

Autorisirte Uebersetzung.

(Schluß.)

Als Sophie Lwowna in die Decke gehüllt in ihrem weichen, warmen Bette lag, dachte sie an die dunkle Vorhalle, den Weihrauchduft und die schwarzen Gestalten zurück und schauderte bei dem Gedanken, daß die Nonnen noch unbeweglich an den Säulen stehen, während sie schlafen durfte. Die Frühmesse wird lange, lange dauern, dann kommt die Mittagsmesse und dann wieder Gottesdienst ... Ja, es giebt einen Gott, dachte sie, und ich muß unbedingt sterben, man muß also früher oder später an das Seelenheil und das ewige Leben denken, wie Olja. Sie ist gerettet und hat für sich alle Fragen gelöst ... Wenn es aber keinen Gott giebt? Dann ist ihr Leben verloren. Wieso verloren? Warum verloren? — Und im nächsten Augenblick steigt wieder der Gedanke auf: Es giebt einen Gott, der Tod kommt bestimmt, man muß an sein Seelenheil denken. Zeigt sich in diesem Augenblick Olja der Tod, wird er ihr nicht schrecklich sein. Sie ist bereit. Und dann die Hauptsache: sie hat die Frage des Daseins gelöst. Gott existirt ... ja ... Aber giebt es keinen anderen Ausweg, als das Kloster? In's Kloster gehen — das heißt sich vom Leben losreißen, es zerstören ... Sophie Lwowna wurde es bei solchen Gedanken unheimlich, sie verbarg den Kopf in das Kissen und flüsterte: Man darf nicht daran denken ... Man darf nicht! ... Und als wieder die Gedanken über Gott, den Tod und das Kloster kamen, bemühte sie sich an Anderes zu denken, und kaum hörbar summte sie einen Marsch, den sie kürzlich im Concert gehört hatte, und schlug den Tact dazu.

Leise mit den Sporen klirrend, ging Jagitsch gedankenvoll im Nebenzimmer auf dem Teppich hin und her. Sophie Lwowna fiel jetzt ein, daß er ihr nur in Einem Punkte nahe steht und theuer ist: er heißt auch Wladimir. Sie richtete sich im Bett auf und rief zärtlich: „Wolodja!"

„Was willst Du?" rief der Gatte herüber.

„Nichts." Sie legte sich wieder zurück. Man hörte ein Glockengeläute, vielleicht aus dem Kloster, und sie dachte wieder an die Vorhalle und die dunkeln Gestalten, über Gott und den unvermeidlichen Tod, und sie vergrub sich wieder in die Kissen, um die Glocken nicht zu hören. Sie dachte dabei, ehe das Alter und der Tod kommen, wird ihr noch ein langes, langes Leben beschieden, und von Tag zu Tag muß sie Rücksichten üben, gegenüber einem ungeliebten Mann, der gerade jetzt in's Schlafzimmer tritt, um sich zu Bette zu begeben; und sie wird so die hoffnungslose Liebe zu dem Andern, dem Jüngeren, dem Bedeutenden, dem Zauberer in sich ersticken müssen ... Sie blickte zu ihrem Manne hinüber und wollte ihm gute Nacht sagen, brach aber in Thränen aus. Jetzt empfand sie Aerger über sich selbst. Endlich beruhigte sie sich, aber erst spät, erst in der zehnten Morgenstunde; sie hörte zu Weinen auf und das Frösteln verschwand, dafür stellte sich ein heftiger Kopfschmerz ein. Jagitsch beeilte sich in die Mittagsmesse und brummte mit dem Diener, der ihm ankleiden half. Mit leisem Sporengeklirr, wegen Rheumatismus ein wenig hinkend, kam er in das Schlafzimmer, etwas zu holen — das zweite Mal kam er schon mit Epauletten und Orden. Sophie Lwowna kam es so vor, als hätte er den Blick eines Raubthieres und sie dachte mit Ingrimm: Mensch, wie hast Du nur gewagt, mich zu heirathen! Du wußtest ja, daß Du älter als mein Vater bist! Mit welchem Recht? Das Geld? Verfluchtes Geld! Sie wollte aus Trotz etwas Schreckliches, Unglaubliches thun, sich selbst, ihrem Mann und ihrem Vater zum Possen, ihrem Vater, der eine solche Ehe begünstigt und zugelassen hatte. Bah, sie hatte ja nichts zu verlieren: an Gott glaubt sie nicht und bis zum Tod ist es noch weit, und giebt es einen Gott, dann freilich erwarten sie ewige Höllenqualen, denn ihr Zustand ist hoffnungslos, gerade so, als ob sie bis zum Hals in Schmutz steckte. In's Kloster geht sie nicht, weil es langweilig ist, und wenn man schon dem Leben entsagt, dann ist es besser, sich gleich zu tödten, mit dem Messer, mit Gift oder mit dem Strick. Alles viel besser, als in's Kloster zu gehen.

Sie hörte, wie Jagitsch am Telephon klingelte und hineinrief: „Bitte, verbinden Sie mich mit der Wassiliewski-Caserne!"; kurz darauf: „Wassiliewski-Caserne? Bitten Sie gefälligst Doctor Salimowitsch zum Telephon ..." Und dann: „Wer dort? Bist Du's, Wolodja? Sehr erfreut, Liebster; bitte Deinen Vater, er solle gleich zu uns kommen, weil meine Frau noch von gestern stark angegriffen ist. Nicht zu Hause, sagst Du? Hm ... danke. Famos ... Merci."

Jagitsch kam zum dritten Mal in's Schlafzimmer, neigte sich zu

seiner Frau, machte über sie das Kreuz, gab ihr die Hand zum Kuß (er war gewöhnt, daß die Frauen, die ihn liebten, ihm die Hände küßten) und sagte, er werde zum Speisen nach Hause kommen. Dann ging er. — Um zwölf Uhr meldete die Dienerin: „Wladimir Michailowitsch ist gekommen." Im Nu vergaß Sophie Lwowna aus Trotz, daß sie Kopfschmerzen hatte, und noch vor Schwäche wankend, zog sie ihre herrliche fliedersarbene Pelzmatinée an und ordnete rasch ihr Haar; ein namenlos zärtliches Gefühl umfing ihre Seele; sie zitterte vor Freude, ihn zu sehen, und aus Furcht, er könnte fortgehen. Wolodja der Kleine kam, wie es sich schickt, im Frack und mit weißer Halsbinde, um einen Besuch zu machen. Als Sophie Lwowna eintrat, küßte er ihr die Hand und sprach sein aufrichtiges Bedauern über ihr Unwohlsein aus. Sie setzten sich, und er bewunderte ihren Schlafrock.

„Das gestrige Wiedersehen mit Olja hat mich aufgeregt," sagte sie. „Anfangs graute mir, aber jetzt beneide ich sie. Sie ist wie ein Felsen von Erz, man wird sie nicht von der Stelle bringen. Aber hatte sie wirklich keinen andern Ausweg, Wolodja? Lebendig begraben sein, heißt das die Lebensfrage lösen? Das ist doch der Tod und nicht das Leben." Bei der Erinnerung an Olja zeigte sich auf dem Gesichte Wolodja des Kleinen etwelche Rührung, und sie fuhr fort: „Wolodja, Sie sind doch ein so kluger Mensch, lehren Sie mich handeln wie Olja. Natürlich bin ich nicht gläubig und würde auch nicht in's Kloster gehen, kann man aber irgend etwas Aehnliches thun? Ich habe kein leichtes Leben," fuhr sie nach einer Pause fort. „Belehren Sie mich doch ... Sagen Sie mir etwas Ueberzeugendes. Nur ein Wort sagen Sie ..."

„Ein Wort? Bitte ... Tarara-bum-dieh ..."

„Wolodja, warum verachten Sie mich?" fragte sie erregt. „Sie sprechen zu mir in einer sehr geckenhaften Sprache, so wie man zu Fremden, aber nicht zu anständigen Frauen spricht. Sie sind ein großer Gelehrter, Sie lieben die Wissenschaft, aber warum sprechen Sie mit mir nie über die Wissenschaften? Warum nicht? Bin ich dessen unwürdig?"

Wolodja der Kleine schnitt ein ärgerliches Gesicht und sagte: „Weshalb diese plötzliche Sehnsucht nach Wissenschaft? Vielleicht eine Constitution gefällig? Oder Fisch mit Mostrich?"

„Nun gut, ich bin also eine Null, ohne Würde und Principien, eine beschränkte Frau .. Ich habe eine Menge Fehler, ich bin hysterisch, man muß mich verachten. Sie, Wolodja, sind um zehn, mein Mann um dreißig Jahre älter als ich ... Ich bin unter Ihren Augen aufgewachsen, und Sie hätten Alles aus mir machen können, selbst einen Engel. Aber Sie" — ihre Stimme bebte — „Sie behandeln mich schrecklich! Jagitsch heirathete mich, als er schon alt war, und Sie ..."

„Genug, genug!..." sagte Wolodja und küßte ihr galant beide Hände. „Ueberlassen wir es Schopenhauer, zu philosophiren und Alles zu beweisen, was ihm beliebt. Wir wollen uns küssen und fröhlich sein." —

„Sie verachten mich! O wenn Sie wüßten, wie ich darunter leide!" sagte sie, im Voraus überzeugt, daß er ihr nicht glauben werde. „O wenn Sie nur wüßten, wie ich mich verändern, ein neues Leben beginnen möchte! Ich bin mit Freuden entschlossen," sprach sie mit Thränen der Begeisterung in den Augen, „ein guter, anständiger, reiner Mensch zu werden, nicht zu lügen und ein Ziel im Leben zu haben ..."

„Nann, bitte sehr, nur keine Komödie! Ich liebe das nicht!" sagte Wolodja und sein Gesicht hatte einen verschmitzten Ausdruck. „Bei Gott, genau wie auf der Bühne. Benehmen wir uns doch menschlich!" Damit er nicht ferner zürne und etwa gehe, begann sie sich zu vertheidigen, lächelte dann gezwungen und sprach wieder von Olja, und wie sie selbst die Frage ihres Lebens lösen und ein Mensch sein möchte. Wolodja summte halblaut: „Tara ... ra ... bumdieh! Tara ... ra ... bumdieh!" und faßte sie plötzlich um die Taille.

Fast unbewußt legte ihm Sophie Lwowna die Hände auf die Schultern und blickte wie berauscht in sein kluges, ironisches Gesicht, auf seine Stirn, in seine Augen und auf den schönen Bart ... „Du weißt es, daß ich Dich liebe," gestand sie ihm, vor Qual erröthend. „Ja, ich liebe Dich! Warum also quälst Du mich?" Sie schloß die Augen und preßte einen langen, innigen Kuß auf seine Lippen; minutenlang vermochte nicht, diesen Kuß zu enden, und doch wußte sie, daß es unschicklich war, daß er selbst sie verdammte, und daß das Dienstmädchen jeden Augenblick hereinkommen konnte. „O wie Du mich quälst!" wiederholte sie.

... Eine halbe Stunde später saß Wolodja sehr befriedigt im Speisezimmer und aß; Lwowna lag vor ihm auf den Knieen und sah zu ihm auf, und er meinte, sie sei wie ein Hündchen, das auf Schinken wartet. Dann hob er sie auf sein Knie, schaukelte sie wie ein Kind und sang: „Tara ... ra ... bumdieh ... Tara ... ra bumdieh!" Als er sich zum Gehen anschickte, fragte sie ihn leidenschaftlich: „Wann? Heute? Wo?" Und sie streckte die Hände gegen seinen Mund, als ob sie ihm die Antwort entreißen wollte.

Heute wird es nicht gehen," sagte er überlegend. „Na, vielleicht morgen." Und sie trennten sich ... Vor dem Mittagessen fuhr Sophie Lwowna in's Kloster, aber dort sagte man ihr, Olja lese bei einem Todten Psalmen. Von dort fuhr sie zu ihrem Vater, und auch ihn fand sie nicht zu Hause; dann wechselte sie den Wagen und begann ziellos in den Straßen herumzufahren — so verging die Zeit bis zum Abend. Sie wußte selber kaum, warum sie dies Leben an die Tante mit den verweinten Augen erinnerte, die keine Ruhe finden konnte, und Nachts fuhr sie wieder im Schlitten herum und hörte die Zigeuner im Restaurant vor der Stadt. Sobald sie am Kloster vorbeikam, gedachte Sophie Lwowna Olja's und ihr schauderte bei dem Gedanken, daß es für die Frauen ihres Standes keinen andern Ausweg giebt, als unaufhörlich dreispännig zu fahren, zu lügen oder in's Kloster zu gehen und das Fleisch zu tödten ... Am nächsten Tage gab es ein Stilldichein, dann fuhr Sophie Lwowna wieder im Miethwagen allein durch die Stadt und gedachte abermals ihrer Tante.

Wolodja der Kleine schüttelte sie nach einer Woche ab. Und Sophie Lwowna's Leben verlief wie früher, ebenso langweilig und uninteressant, manchmal auch qualvoll. Der Oberst spielte mit Wolodja endlose Partien Billard und Piquet, Rita erzählte gewagte Anecdoten. Sophie Lwowna fuhr immer in Droschken und bat ihren Mann, sie in der Troika spazieren zu führen. Sie kam fast täglich in's Kloster, langweilte Olja mit den Klagen über ihr unerträgliches Leid, weinte und fühlte dabei selbst, daß sie etwas Unreines, Trauriges und Elendes in die Zelle brachte. Und Olja sprach mechanisch im Ton einer auswendig gelernten Lection: „Alles ist eitel, alles vergeht und Gott verzeiht."

## Notizen.

Grundriß der Geschichte der Philosophie. Von Friedrich Ueberweg. Dritter Theil. Die Neuzeit. Zweiter Band: Nachkantische Systeme und Philosophie der Gegenwart. Achte, mit einem Philosophen- und Literatoren-Register versehene Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Max Heinze. (Berlin, Ernst S. Mittler u. Sohn.) Vor mir liegt zum Vergleich die sechste Auflage des Grundrisses, dessen achte Auflage nunmehr mit dem zweiten Bande der Neuzeit zum Abschluß gelangt ist. Damals umfaßte dieser dritte Theil nur einen einzigen Band, der die gesammte Philosophie der Neuzeit von der Erneuerung des Platonismus im 15. Jahrhundert bis auf die Gegenwart behandelte. Wenn nun dieser Theil in zwei starke Bände von annähernd gleichem Umfang auseinander gefallen ist, so mag man daraus ersehen, wie sehr das Material inzwischen angeschwollen und wie angelegentlich es sich der Herausgeber hat sein lassen, dasselbe möglichst vollständig in seinen Grundriß aufzunehmen. Der erste Band des dritten Theiles hatte mit

Kant und seiner engeren Schule abgeschlossen. Der zweite Theil beginnt mit den großen Nachfolgern Kant's, die dessen Philosophie in selbstständiger Weise weiter entwickelt haben, und zwar zunächst mit der Darstellung Fichte's. Dieser erste Abschnitt hat wesentliche Veränderungen gegen früher nicht erfahren. Um so mehr jedoch gilt dies vom zweiten Abschnitt, der die Philosophie der Gegenwart behandelt. Die frühere Anordnung ist zunächst beibehalten, d. h. es werden die Anhänger und Gegner Hegel's, Herbart's, Schopenhauer's und Beneke's aufgeführt, als derjenigen Philosophen, welche den größten Einfluß auf die Philosophie der Folgezeit ausgeübt haben. Dabei haben nicht bloß die Hervorragenderen dieser Denker eine ausführlichere Darstellung als früher erhalten, sondern es sind auch manche neuen Namen hinzugekommen, deren Bedeutung sich erst in der jüngsten Zeit aufgedrängt hat. Vielleicht hätte sich aber doch, wenigstens bei den Hegelianern, schon jetzt eine mehr sachliche Anordnung durchführen lassen als die äußerliche Aufzählung derselben nach der alphabetischen Ordnung. Jedenfalls sind Feuerbach, Strauß und Karl Marx mit Recht zu einer besonderen Gruppe zusammengestellt, denen vielleicht auch noch die entschiedenen Linkshegelianer Bruno Bauer und Ruge hätten zugerechnet werden können. Die Gegner Hegel's fallen zum Theil mit den speculativen Theisten zusammen, unter denen der lange vergessene und von Hartmann zuerst wieder hervorgezogene Thrandorff eine kurze Würdigung erfahren hat. Hier hätte übrigens auch Steudel seine Stelle erhalten können, dessen Spinozismus doch wohl kaum entscheidend genug ist, um ihn unter den Erneuerern Spinoza's anzuführen. Auch der Neuthomismus hätte aus sachlichen Gesichtspunkten seine Stelle neben dem speculativen Theismus finden müssen, während er jetzt ziemlich unberechtigt durch die Aufzählung der Herbartianer von ihm geschieden ist, und an diese ganze Richtung hätte als historischer Gegenschlag alsdann der Materialismus und Verwandtes angeschlossen werden können. Statt dessen folgt zunächst die Darstellung des Neukantianismus und zu ihm in Beziehung stehendere Richtungen, wie der Positivismus, der immanenten Philosophie (Bewußtseinsidealismus) und Empiriokriticismus, woran sich alsdann die modernen Anhänger Fichte's schließen. Man sieht, die gewählte Eintheilung nach den Anhängerschaften der großen Philosophen hat ihr Mißliches, indem sie Zusammenhängendes auseinander reißt und oft nur zufällige Merkmale benutzen muß, um die betreffenden Philosophen unter das gewählte Schema unterzubringen. Im Grunde giebt es ja überhaupt keinen Denker, der nicht auf den Schultern seiner Vorgänger stände, und die Unterordnung der Ersteren unter die Namen derjenigen Philosophen, woran sie angeknüpft haben, birgt die Gefahr in sich, daß ihre Eigenthümlichkeiten verwischt werden und ihre Bedeutung nicht genügend herausgekehrt wird. Indessen dürfte es bei der modernen Philosophie schwerer als bei irgend einer anderen Epoche sein, ein besseres, mehr sachliches Eintheilungsprincip zu finden, zumal wir ja selbst mitten in ihr darin stehen und daher noch nicht im Stande sein, das innerste Wesen der zahllosen verschiedenen Richtungen zu übersehen und ihre Bedeutung abzuschätzen. Und dann handelt es sich in dem vorliegenden Werke ja eben nur um einen „Grundriß" der Geschichte der Philosophie, wobei es zunächst auf möglichste Vollständigkeit, zumal auch der Literatur über die betreffenden Denker, abgesehen ist, nicht aber um eine zusammenhängende Darstellung dieser Geschichte. Für jenen Zweck aber ist die erwählte Eintheilung jedenfalls die beste, denn sie gestattet die Möglichkeit, keinen Denker zu übersehen und jeden wenigstens seine Stelle anzuweisen, auch wenn er damit selbst nicht einverstanden sein sollte. Gegenüber der sechsten ist in der achten Auflage der Abschnitt über den Occultismus neu hinzugekommen, und das ist auch insofern ganz berechtigt, als diese Richtung mehr Anhänger hat und eine größere Rolle im modernen Geistesleben spielt als das System manches anerkannten Philosophen. Hieran schließen sich alsdann die Versuche neuer Systembildungen, die Darstellungen Lotze's, Fechner's, v. Hartmann's und Wundt's an, worauf passend ein Abschnitt über die modernen Arbeiten auf psychologischem Gebiete nachfolgt. Warum indeß Dilthey an dieser Stelle besonders und nicht vielmehr unter den Positivisten angeführt wurde, ist nicht einzusehen. Als solche Philosophen, die von allen Autoritäten, seien es Personen oder Ideen, losgelöst sind, werden Stirner und Nietzsche abgehandelt. Auch hier tritt das Mißliche des Eintheilungsprincipes zu Tage. Denn Stirner gehört offenbar jener von Fichte ausgehenden Geistesströmung der Romantik an, welche die Selbstständigkeit des absoluten Ich in die Freiheit und Absolutheit des Ich überhaupt verkehrt und steht daher, sachlich genommen, neben Friedr. Schlegel. Was aber Nietzsche anbetrifft, so ist seine Abhängigkeit von Schopenhauer und dem Positivismus so augenscheinlich, daß er früher von dem Herausgeber des Grundrisses selbst unter den Anhängern des Ersteren aufgezählt wurde; von einem „Losgelöstsein von der Tradition, von allen Autoritäten" kann folglich bei ihm gar nicht die Rede sein, und wenn er selbst so thut, als ob er in diesem Sinne ein „freier Geist" wäre, so sollte das doch nicht dazu berechtigen, ihm diese Rolle auch wirklich zuzuertheilen. Alle diese angeführten Mängel, die nur die Aeußerlichkeit der Anordnung betreffen, fallen nun aber gar nicht in's Gewicht neben den Vorzügen des Ueberweg-Heinze'schen Grundrisses. Ueber diese noch ein Wort zu sagen, hieße längst Bekanntes und Anerkanntes wiederholen. Die vorliegende achte Auflage hat aber noch den besonderen Vorzug, daß sie auch die außerdeutsche Philosophie mit einer Ausführlichkeit behandelt, wie kein anderes Werk der gesammten Literatur. Von den 500 Seiten des Buches sind allein 200 diesem Gegenstand gewidmet. Und zwar fügen sich diese Darstellungen, obwohl sie von verschiedenen Bearbeitern angefertigt sind, so vorzüglich in den Rahmen des Ganzen ein, daß der Unterschied der verschiedenen Behandlungsarten sich kaum dem Leser aufdrängt. Schon aus diesem Grunde ist der Grundriß ein geradezu unentbehrliches Handbuch und Nachschlagebuch für Jeden, der sich näher mit der Philosophie beschäftigt. Dasselbe ist nicht darauf angelegt, im Zusammenhange gelesen zu werden. Sein Zweck ist vielmehr den Leser auf dem Gebiete der Philosophie zu orientiren und vor Allem Demjenigen, der auf diesem Gebiete selbstständig arbeitet, das nöthige literarische Material zu liefern. Diesen Zweck aber erfüllt es, nach wie vor, in so vorzüglicher Weise, daß man auch der vorliegenden achten Auflage nur die weiteste Verbreitung wünschen kann. A. D.

Aus tiefster Seele. Eine Blüthenlese deutscher Lyrik. Herausgegeben von Adolf Bartels. Mit dreißig Dichterbildnissen von Erdmann Wagner. (Lahr, Moritz Schauenburg.) Eine feinsinnige Auslese des poetischen Schaffens des deutschen Volkes von Klopstock bis auf die neueste Zeit. Es sind in dem Buche 145 deutsche Dichter vertreten durch die ihre Eigenart am besten wiedergebenden Gedichte. Um so höher ist, da den allermeisten Dichtern nur eine bis zwei Seiten gegönnt werden konnten, die feinfühlige Kritik des Herausgebers anzuschlagen, der im Allgemeinen auch da, wo er nur wenige Gedichte eines Lyrikers mittheilt, das Individuelle, charakteristisch Besondere hervorzuheben weiß. Auch unvergängliche Gedichte nicht vergessener aber nur als Namen fortklingender Poeten, Gedichte von J. G. Jacobi, Schmidt von Lübeck, de la Motte Fouqué, E. v. Feuchtersleben, Victor von Strauß, Eduard Ferrand und Hermann Gilm bringt er wieder zu Ehren. Man merkt überall, daß Bartels sich nicht wie die meisten Anthologiefabrikanten damit begnügt hat, aus zwölf Büchern ein dreizehntes zusammenzukleben. Es ist die ganz selbstständige Arbeit eines selbst dichterisch reich veranlagten Schriftstellers.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, E. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, A. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Junger Mann,** unmusikal. u. litter. gebildet, bis Ob.-Sek. stud., sucht unt. sehr bescheid. Ansprüchen Beschäftigung auf einer Redaktion oder als Sekretär. Off. unter **S. K. 13** an die Expedit.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Für den Dichter **Detlev v. Liliencron,** der seinem 55sten Geburtstag entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirthschaftlichen Nothlage bezweckt. Der Aufruf war u. A. unterzeichnet von folgenden Künstlern und Kunstfreunden: Böcklin, Marie von Ebner-Eschenbach, Fontane, Groth, Hauptmann, Klinger, Liebermann, Oberländer, Raabe, Thoma, Uhde. Die Sache sei den Lesern der „Gegenwart" nochmals in Erinnerung gebracht, da es eine nationale Ehrenpflicht ist, einem Dichter, der wie kaum ein Anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge mit der Bemerkung „**für die Liliencron-Stiftung**" an den Cassenwart der Stiftung, Herrn Consul **Auerbach, Berlin** W., Tauben str. 20.

**Georg Weiß,** Verlag in **Heidelberg.**

Soeben erschien:

**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**

Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Geh. 4 ℳ 50 ₰. Gebd. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 51. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 36. Berlin, den 4. September 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Concurrenz von Unten. Zum Wesen und zur Stellung der Productivgenossenschaften. Von Hans Elden. — Was ist Occultismus? Von Hans Schmidkunz. — **Literatur und Kunst.** Heinrich von Kleist. Eine pathologische Studie. Von Dr. med. J. Sadger. — Die Dresdener Internationale Kunstausstellung. Von Franz Servaes. — **Feuilleton.** Der Todten Sehnsucht. Von Hans Hoffmann. — **Aus der Hauptstadt.** Neue Regierungskunst. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Concurrenz von Unten.

Zum Wesen und zur Stellung der Productivgenossenschaften.

Von Hans Elden.

Gegen die riesenhafte Steuer des Handels, die von der Wiege bis zum Sarg jegliches Bedürfniß jedes Menschen trifft, beginnt allmälig geschlossener Widerstand aller Kreise und Nationen sich zu erheben, ihren Ausdruck findend in der größten cooperativen Bewegung, die wir bis jetzt erlebt haben, den Consumvereinen. Man will nicht länger jenen unproductiven Troß von Millionen Kleinhändlern ernähren, der auf dem Wirthschaftsleben wuchert wie ein ungeheurer parasitischer Schwamm, noch weniger will man mit dem glänzenden Schund der Bazare sich ewig betrügen lassen, und sobald mit beiden hinlänglich geräumt ist, werden der Großhandel und der internationale Güteraustausch an die Reihe kommen, die genossenschaftlichen Wege zu wandeln. An dieser Fortentwickelung werden die cooperative Organisation des Einkaufs weder die Wuthausbrüche der blinden Zünftler hindern, noch die totale Verständnißlosigkeit der Behörden gegenüber Allem, was Genossenschaft heißt. Für „Räuberbanden" erklärte der vorjährige Handwerkertag in Halle die Consumvereine und die Detailkrämer schleppen ächzend Petition um Petition heran zur gänzlichen Beseitigung der verruchten Bewegung, — inzwischen empfehlen die Ersteren die Bildung von Genossenschaften für den Bezug der Rohstoffe und die Letzteren die kleinhändlerische Einkaufsgenossenschaft zur Umgehung der Grossisten. Bravo! — man hat den Räuberbanden doch schon 'was abgelernt. Und der Staat, der in der einen Woche dem Handel zu Liebe die cooperative Bewegung hängen möchte, wirft ihr (z. B. den Creditvereinen) in der nächsten ein paar Millionen Staatscredit an den Hals, die weder gewünscht noch von Nutzen sind und überdies einen lächerlichen Eindruck machen gegenüber den Milliarden, die bereits in den Canälen der cooperativen Bewegung kreisen. Ernstlich aufgehalten wird inzwischen die Bewegung der Consumvereine hoffentlich weder durch die private Anfeindung, noch durch die staatliche „Unterstützung".

Indessen ist mit der genossenschaftlichen Vereinigung der Consumenten die große socialpolitische Aufgabe der Cooperation noch nicht gelöst. Es fehlt noch die zweite, schwerere Hälfte des Weges: die genossenschaftliche Production. Anfänge, und vielversprechende Anfänge, sind auf diesem Gebiete wohl gemacht, aber gegen den Umfang des genossenschaftlichen Einkaufes gehalten, bleiben es doch immer erst kleine Ansätze. Wohl wurden in der letzten Statistik des deutschen Genossenschaftswesens unter mehr als 11 000 Cooperativ-Vereinen auch gegen 1600 Productivgenossenschaften gezählt, aber diese bloße Aufzählung führt leicht zu falschen Schlüssen: etwa 92 Procent davon sind landwirthschaftliche Productivverbände, vor Allem Molkereigenossenschaften, bei denen weit mehr der genossenschaftliche Absatz als die Production in Frage kommt. Eigentliche gewerbliche Productivgenossenschaften zählt die Statistik nur 124 oder wenig mehr als ein Procent aller Cooperativverbände, und selbst unter diesen werden wohl nur wenige die Physiognomie einer eigentlichen, von Arbeitern oder Handwerkern begründeten Productivgenossenschaft nach englischem Muster, mit einer offen gegen das Ueberwuchern der Großindustrie gekehrten Tendenz, zeigen.

Und doch sind diese Arbeiterfabriken das einzige Mittel, den „Kampf mit dem Capital", anstatt in fruchtlosen Streiks und dürren Palamentsreden, nun endlich auch einmal in frischer Wirklichkeit aufzunehmen, auf dem Boden der modernen Production selbst zu erproben, ob die „Ausbeuter" denn wirklich sich nur vom „Schweiße ihrer Arbeiter" nähren, und wenn dem so ist, fortan mit diesem Schweiße lieber den Boden der Arbeit selber, anstatt den des Capitals, zu düngen. Einige Beispiele werden lebendiger, als lange Erörterungen, zeigen, was es eigentlich mit den Productivgenossenschaften auf sich hat.

Eins der ältesten Beispiele einer englischen Arbeiterfabrik ist die Genossenschaft der Barchentarbeiter zu Hebden-Bridge. Im Jahre 1870, in harten Zeiten für das Gewerk, wurde sie begründet. Die Zuschneider der Barchentindustrie wurden schlecht bezahlt, sie mußten ihre Arbeit weit her holen, in der elendesten Häuslichkeit ausführen, um den Unternehmern die Fabrikräume zu ersparen, und doch litten sie dabei schwere Noth. Ein Tropfen brachte, wie stets zuletzt, den Eimer zum Ueberlaufen, und nach bangen Zweifeln ob der möglichen Folgen von Seiten rachsüchtiger Brodherren, nach endlosen Berathungen und in gedrückter Stimmung gingen 95 Zuschneider an's Werk, es auf eigene Faust zu versuchen. Die Unternehmer lachten, als die Barchent-Zuschneider von Hebden-Bridge von Haus zu Haus gingen, um Arbeit zu suchen, zu deren Ausführung sie den Stoff mit geliehenem Gelde kauften, — aber sie lachten und spotteten nicht lange. Es war im Anfang eine schwere Zeit, schwerer wohl noch als die frühere der Unfreiheit: in einem halben

Jahre wurden für 55 Pfd. St. Waaren abgesetzt, und man hungerte wohl auch ein bißchen dabei. Aber den Standhaften half der britische Gemeinsinn. Die Consumvereine bestellten lieber bei den unabhängigen Genossen, als bei den Fabriken, die Arbeiter erst aus der Nähe, dann in weiterem Umkreis, wurden zu Kunden, und bald entwickelte sich die Zuschneiderei zur genossenschaftlichen Kleiderfabrik. Sobald die ersten Ueberschüsse gemacht wurden, ging das Geschäft reißend schnell vorwärts. Man hielt mit der Concurrenz gleiche Preise, wie es auch die soliden Consumvereine thun, und vertheilte den Reingewinn zu gleichen Theilen unter die Arbeiter und ihre Kunden. Den Genossen werden die Gewinne bis zu 20 Pfd. St. gutgeschrieben, doch haben viele von ihnen weit höhere Einlagen in dem Capital der Genossenschaft. Jetzt zählt die Kleiderfabrik etwa 770 Mitglieder, von denen 278 Arbeiter sind, die Uebrigen sind lediglich als Antheilhaber betheiligt, da sie ihre Einlagen bei der Genossenschaft sicher wissen und gut verzinst bekommen. Mit 660 000 Mk. Capital arbeitend, setzte die Genossenschaft 1894 für 800 000 Mk. um: etwa 83 000 Mk. stellten den reinen, nach allen Verzinsungen und bei guten Löhnen herauskommenden Ueberschuß dar. Das also war der „Unternehmergewinn", für dessen Unantastbarkeit als ein Aequivalent der geistigen Thätigkeit und des Risikos der Unternehmer die Manchesterpolitiker so tapfere Lanzen zu brechen pflegen. Nun wohl, hier stecken ihn zur Hälfte die Arbeiter ein oder wenden ihn für ihre geistige und körperliche Wohlfahrt auf, zur Hälfte geben sie ihn Denen zurück, deren Consum denn doch schließlich das ganze Wirthschaftsgetriebe erhält. Und beide Theile stehen sich zweifellos gut dabei.

Und nun zum Zweiten ein Beispiel aus der jüngsten Zeit. Vor einigen Jahren wollte die Consumgenossenschaft in Kettering (Northampton) bei der einzigen Tuchfabrik des 20 000 Einwohner zählenden Ortes Einkäufe machen, die letztere lehnte indessen den geschäftlichen Verkehr mit der Genossenschaft ab. Es kam zu Unterhandlungen mit einigen Arbeitern der Firma, und man erwog die Frage einer genossenschaftlichen Kleiderfabrik, für welche in Kettering schon ein Vorbild in Gestalt der dortigen Genossenschaftsschusterei vorhanden war. Die betreffende Firma bekam natürlich Wind von der Sache und stellte die betheiligten Arbeiter vor die Wahl, schnell die bereits angeknüpften Verbindungen fallen zu lassen oder sofort ihre Entlassung zu bekommen. Damit wurde der Gang des Geschäftes nur beschleunigt: zwölf Arbeiter begannen mit dem 1. Januar 1894 selbstständig zu arbeiten. Ihr geliehenes oder gespartes Capital war klein, desto größer ihr Muth und am größten der Rückhalt, den sie an der Ketteringer Consumgenossenschaft und dadurch auch an anderen ähnlichen Vereinen hatten. Auf die ersten Musterversendungen liefen aus Bekanntenkreisen und Consumvereinen mehr Bestellungen ein, als man erwarten konnte, und bald war es Zeit, die Werkstatt zu vergrößern. Der Umsatz belief sich im ersten Jahre auf 96 000 Mk., in der ersten Hälfte des zweiten auf 105 000 Mk., in drei Semestern hatte man 17 000 Mk. Reingewinn gemacht und beschäftigte bereits 130 Arbeiter. Von den Ueberschüssen erhalten Letztere 35 Procent, die Kunden eben so viel, der Rest dient zu Bildungszwecken, Pensionsfonds u. dgl. Der Gewinnantheil der Arbeiter erreichte zuletzt schon 15 Proc. der, an sich guten, Löhne, und von 57 000 Mk. Capital war etwa der sechste Theil in den Händen der Genossen selbst. Neben der Einführung der besten Maschinen und Arbeitsmethoden hat man den Achtstundentag, die alte Forderung des englischen Arbeiters, ebenfalls sofort verwirklicht.

Das ist erreicht worden durch die Thätigkeit, die Sachkenntniß und die Zähigkeit der Arbeiter selbst, es ist erreicht in einem sonst der elendesten Plackerei unterworfenen Schwitzgewerbe; aus schlecht bezahlten Heimarbeitern sind gut besoldete Miteigenthümer einer hygieinisch nahezu vollkommenen Fabrik geworden. — Welch ein Abstand von dieser praktischen Socialpolitik zu den parlamentarischen Heldenthaten unserer deutschen Socialistenführer, die bereits so verknöchert sind im starren Festhalten ihrer marxistischen Programme, daß sie selbst die bereits in ihren Händen befindlichen Fabriken und Betriebe lieber nach den geschmähtesten Bourgeois-Methoden verwaltet wissen wollen, als einen einzelnen Schritt zur Colleetivwirthschaft — denn das ist doch offenbar die genossenschaftliche Production im engeren Sinne auch — früher zu thun, als bevor das große Experiment auf der ganzen Linie beginnt — und natürlich mißglückt. Fürchten sie schon beim Gehenlernen zu stolpern, da sie sich so darauf versteifen, gleich den großen Sprung in's Dunkle zu thun, bei dem es nur noch Handelnde oder vielmehr Leidende geben wird und man der unbetheiligten Zuschauer überhoben ist?

In England ist nun freilich der Boden für die Productionsgenossenschaft besser als sonst irgendwo vorbereitet. Die riesenhaft angewachsenen und unter sich großartig geeinigten Consumvereine begünstigen das Entstehen productiver Genossenschaften in jeder Weise; sie selbst haben Mühlen, Bäckereien und andere Betriebe in Mengen angelegt, und auch die selbstständig aufwachsenden Fabriken suchen sie durch Bestellungen zu fördern. Die Fabrikation auf genossenschaftlichem Wege wurde schon 1893 in Großbritannien auf 100 Mill. Mark geschätzt. Das zählt im englischen Productionshaushalt schon ganz beträchtlich mit und beweist, daß die Abwälzung der „Intelligenz und des Risikos", auf das sich die Privatunternehmer so viel zu Gute thun, auf die Arbeiter oder Handwerker, d. h. doch am letzten Ende auf die Consumenten selbst, nichts weniger als Chimäre ist. Selbstständige, d. h. nicht von Consumvereinen für ihren eigenen Bedarf gegründete Productivgenossenschaften zählt man auch in England nur 136 mit etwa $2^1/_2$ Millionen Mark Umsatz; ihre höchste Blüthe scheint die cooperative Production eben nur da zu erreichen, wo sie aus dem Consumvereine herauswächst und durch ihn sofort einer ausgedehnten Kundschaft sowohl als eines großen Credits sicher ist. Deßhalb gehen auch die Leiter des englischen Genossenschaftswesens, sehr wohl die Macht kennend, die in ihren Händen ruht, ausgesprochenermaßen darauf aus, durch ihre Consumvereine mit angegliederten Productivgenossenschaften die sociale Umwälzung, wie sie sie sich träumen, ganz allein in's Werk zu setzen. Wer den Consum der Massen in der Hand hat, besitzt die Gewalt über das gesammte Wirthschaftsleben. Wenn aber vollends so große Capitalien, wie die englischen Consumvereine sie besitzen, dazu kommen, so wird es fast begreiflich, daß ihre Leiter sich schmeicheln, durch die Vereinigung von Consum- und Productivgenossenschaften im größten Maaßstab, bei deren Betrieb aller Gewinn schließlich den Consumenten wieder zugeführt wird, die sociale Frage lösen zu können. Denn nur die Concurrenz der Production, ihre Regellosigkeit und die ungleiche Stellung des Arbeiters und Capitalisten sollen ja angeblich die socialen Mißstände schaffen.

Im deutschen Genossenschaftswesen ist für dergleichen hochfliegende Pläne vorläufig noch kein Raum. Selbst die Consumvereine haben bei uns noch viel zu thun und zu lernen, bevor sie eine ähnliche Stellung im nationalen Wirthschaftsleben einnehmen wie die englischen. Ist aber das ein Grund, keine Productivgenossenschaften zu bilden? Freilich sind dieselben größeren Schwierigkeiten ausgesetzt als die meisten anderen Vereine; neben Fachkenntniß, Zähigkeit und viel gutem Willen müssen die Mitglieder auch noch über organisatorische Talente und, was noch schwerer, über die Fähigkeit, sich diesen zu unterwerfen, verfügen, aber sollte uns ganz unerreichbar sein, was den Briten so oft geglückt ist? — Daß bei dem jüngsten großen Streik der deutschen Confectionsbranche nicht einmal der Gedanke einer cooperativen Arbeiter- und Arbeiterinnenfabrik für die Bekleidungsindustrie aufgetaucht ist, kennzeichnet ganz die niedrige Stellung, welche

bei uns die Productivgenossenschaften noch inne haben. Ein schwerwiegendes Hinderniß ist freilich in Deutschland, daß die socialistischen Führer nicht für solche Gründungen zu haben sind, aber darum wäre es doppelt wünschenswerth, wenn sie aus den Arbeiterreihen heraus entstünden.

Italien scheint mehr zur Bildung solcher Genossenschaften zu neigen, als Deutschland oder Frankreich, die Statistik zählt dort 143 gewerbliche Productivgenossenschaften, die sich, so weit sie den Straßen- und Wasserbau-, sowie die in Italien sehr oft cooperativ ausgeübten Erdarbeiten betrifft, sogar des Entgegenkommens der Regierung zu erfreuen haben. In den Jahren 1889—91 übertrug das Ministerium der öffentlichen Arbeiten Straßen- und Wasserbauten in der Höhe von $4^1/_4$ Millionen Lire nicht an Unternehmer, sondern an cooperativ geeinigte Arbeiter. Die Productivgenossenschaften der Maurer und verwandter Gewerbe sollen von 1889—94 Arbeiten im Umfang von 11 Millionen ausgeführt haben.

In seiner einfachsten Gestalt ist der Gedanke der genossenschaftlichen Production schon sehr alt. Auf dem Lande sind es fast überall die Einzelbetriebe des Meiereigewerbes, die sich zuerst in dieser Weise einigen, in den Städten aber und besonders den Fabrikbezirken scheint dem Arbeiter und Handwerker das Verständniß noch allzu sehr abzugehen, daß er in der Production auf genossenschaftlichem Wege eben so sehr eine Probe für die socialistischen Fähigkeiten des vierten Standes, als ein Mittel zur Scheidung der wirklich „ausbeutenden" von den gerechten und bescheidenen Producenten besitzt. Unternehmer, denen ihre Arbeiterschaaren in der That nur Regimenter sind, mit denen man Geld verdient, werden neben der capitalkräftigen Arbeitercooperation nicht bestehen können, solche aber, die sich der wirthschaftlichen Verantwortlichkeit bewußt sind, welche die Beschäftigung großer Massen in sich schließt, werden auch der veränderten Wirthschaftsweise noch genügen können, sei es durch das von Vielen schon benutzte Mittel der Gewinnbetheiligung, sei es durch höhere Löhne und Einschränkung des eigenen Gewinnes.

---

## Was ist Occultismus?

Von Hans Schmidkunz.

Das Publicum dürfte von dem überlebhaften Für und Wider, das sich um die sogenannten occultistischen Bestrebungen entfaltet, so sehr genug haben, daß es sich allmälig mehr für die Frage interessiren mag, was denn eigentlich dieser Occultismus sei. Fest steht keineswegs, daß seine Vertreter die Frage auch nur annähernd verläßlich zu beantworten wissen. Sei es diesmal dem Schreiber dieser Zeilen gegönnt, seine Bedürfnisse sowohl der Klärung des Sinns jenes Kunstausdruckes als auch zugleich einer Kritik der Sache selbst durch ein Aussprechen vor der Oeffentlichkeit zu befriedigen.

Die gestellte Frage möchte er kurz dahin erledigen, daß ihm der Occultismus oder wenigstens der heutige Occultismus ein umgekehrter Materialismus zu sein scheint; wie dies im Näheren zu verstehen sei, sollen die folgenden Zeilen verdeutlichen.

Zunächst haben wir an dem Fachausdruck „Occultismus" einen jener negativen Termini, die wie der Ausdruck des „Unbewußten" ein Gebiet bezeichnen, dessen Einheitlichkeit nur durch den Gegensatz gegen ein Positives gegeben ist. Es handelt sich um etwas Analoges wie beim „Nichtraucher": was nicht genügend hell in unserer Kenntniß liegt, das sprechen wir als „occult", d. i. „verborgen", „geheim" an — mag sich darunter auch so Verschiedenartiges bergen, wie unter dem Namen „Nichtraucher" die verschiedensten Menschen zusammenkommen mögen. Es scheint, diese Deutung von „Occultismus" und zugleich von „Geheimwissenschaften", dem ungefähr synonymen Ersatzausdruck dafür, rechtfertigt sich nicht bloß sprachlich, sondern auch durch Erfahrungen über die Sache selbst.

Nun dürfte allerdings Manches gestern noch Occulte heute bereits in's hellere Licht einer ziemlich allgemein anerkannten Erkenntniß treten und so aus dem Occultismus ausscheiden. Als Hauptbeispiel führt man dafür gerne den Hypnotismus an. Andererseits wird man nicht jede noch verborgene Sache, auf deren Enthüllung man hofft oder auch nicht hofft, zum Occultismus rechnen; beispielsweise nicht die semitische Urgestalt des alten Testaments. Vielmehr scheint doch ein engerer und zwar positiver Begriff dem Ausdruck „Occultismus" zu Grunde zu liegen, wenngleich vielleicht lang nicht alle Occultisten sich so weit um eine Reinigung ihres Grundbegriffs bemühen. Was aber zu jener Verengerung verhülft, wissen wir jetzt immer noch nicht.

Der naturwissenschaftliche Ruhm unserer Zeit und die allmähliche Lockerung der Fesseln, in denen vordem die kirchlichen Mächte den Menschen gehalten — vielleicht auch noch andere Ursachen — haben bekanntlich zu einer Denkweise und Interessenvertheilung geführt, die den materiellen Theil der Welt weitaus vor dem geistigen bevorzugt. Es ist beinahe so weit gekommen, daß man diesen Theil überhaupt nicht anerkennen, daß man diesen Wald vor lauter Bäumen nicht sehen möchte. Das ist jedoch ein unnatürlicher Zustand nicht nur für gereiftere Einsichten, sondern auch für das alltägliche Gefühl. Man kratze nur einmal irgendwo in menschlicher Gesellschaft (Mediciner ausgenommen) die Kruste des materialistischen Denkens und der Exactheits-Gigerlei weg, so wird das Bedürfniß nach einem Erkennen und Erfassen der anderen Welthälfte in aller Fülle zu Tage quellen. Die Frage nach einer Selbstständigkeit des Geistigen gegen das Körperliche, nach einer eben solchen Fortdauer des Geistigen, wie sie dem Stofflichen unbestritten zukommt, nach Unsterblichkeit und Gott, kurz: das „metaphysische Bedürfniß" ist nun einmal da und wird nur eben durch Hemmnisse zurückgehalten, um nach seiner Befreiung um so mächtiger hervorzubrechen. Dazu dann das religiöse Bedürfniß, d. h. das nach einer nicht bloß erkennenden und vorstellenden Beziehung zu den Gegenständen jenes metaphysischen Bedürfnisses.

Wir wissen, was mit unbefriedigten Bedürfnissen geschieht: sie vergröbern sich und sammeln eine Energie an, die bei der nächsten Gelegenheit wahllos ihre Hemmnisse durchbricht. Sie suchen, vom richtigen Weg abgeschnitten, Seitenwege auf; sie werden pervers. „Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht", haben wir allen Grund zu erzittern. So auch vor jenen beiden heute in Ketten geschlagenen Bedürfnissen. Wundern brauchen wir uns nur darüber, daß sie nicht in der rohesten, thierischsten, orgienhaftesten Form losbrechen. Einstweilen brechen sie besonders im Occultismus los; und gestehen wir uns nur zu, daß dies eine der edelsten Formen ist.

Die Geister sind mit großem Gekrach bei der Vorderthüre hinausgeworfen worden; sie brauchen jetzt keine längere Zeit als die eines Weges um das Haus (für Geister begreiflicher Weise sehr kurz), damit sie bei der Hinterthüre als Gespenster wieder hereinkommen und mit gleichem Gekrach wie vorhin unwillkommen, so jetzt willkommen geheißen werden. Die Kartoffel, deren Chemie den Hinauswerfern die Erkenntniß der Hinausgeworfenen ersetzt hatte, wird nun von diesen jenen zur Strafe an den Kopf geworfen. Es ist wie mit den sogenannten natürlichen Heilfactoren, so da die „Physiatrie" ausmachen: die Aerzte von der hohen Schule haben sie hinausgewiesen und von ihrem Publicum ferngehalten — jetzt müssen sie mit eigenen Verlusten zusehn, wie diese Factoren von einer ganz anderen Seite her, aus den Händen von Dilettanten und Pfuschern, wieder hereinkommen und ihnen weite Theile des Publicums wegnehmen.

Es war eine unverschämte Imbecillenfrechheit, nicht nur sich selber als „Homo sapiens“ (auf deutsch „Cortexprotz“) zu bezeichnen, sondern auch die stammesentwickelungsgeschichtliche Reihe ebenso mit sich selber für abgeschlossen zu halten, wie manche oder alle Philosophen die bisherige philosophische Entwickelung mit ihrer eigenen humana sapientia für abgeschlossen halten. „Der Geist hört beim Menschen auf.“ Leider will er uns jedoch diese Gefälligkeit nicht erweisen und findet in seinem weiten Reich Gelegenheit genug, uns den insipienten Herrn Homo mit ein paar tüchtigen Blamagen heimzuzahlen.

Unter uns angeblichen Beschließern der Welt und insonderheit des Geistes führen heute das große Wort diejenigen, denen Metaphysik und Religion überwundene Dinge sind. Es hat nun gar sehr den Anschein, als seien, um einmal nur von der Metaphysik zu sprechen, ihre ärgsten Verächter und Bekämpfer diejenigen, die sie am wenigsten kennen; gleichwie von der Kunst der Satz gilt: ars non habet osorem nisi ignorantem. Noch mehr: uns dünkt, jene Gegner der Metaphysik gebrauchen und mißbrauchen sie gerade am meisten; und dies auch dadurch, daß sie die metaphysische Denkweise nicht zu unterscheiden wissen von der ihr vorangehenden, die lediglich Erscheinungen als Erscheinungen nimmt, von der sogenannten phänomenalistischen. Dies gilt nicht nur von so vielen Naturforschern, allen voran von dem Verfasser des „Kraft und Stoff“-Buches, sondern auch von manchen, besonders neueren, philosophischen Richtungen.

Auf eine solche Zwitterstellung zur Metaphysik konnte, wie es nun einmal im ästhetischen Wesen des Geistes liegt, die Satire nicht ausbleiben. Als eine solche Satire erscheint uns der heutige Occultismus. Mag er auch das Verdienst haben, an der Brücke von der Erscheinungswelt zu der Welt, wie sie abgesehn von unserer Wahrnehmung ist, erfolgreich mit zu bauen: seine Werkzeuge sind doch zumeist jener zweiten Welt am fremdesten. Bewähren sie sich, so sind sie der größte bisherige Sieg einer materialistischen, unphilosophischen Denkweise; ein Sieg allerdings, wie man ihn ein zweites Mal nicht wieder erträgt, ein wahrer Pyrrhussieg, eine glänzende Selbstverbrennung. Wie einst Wunderwelt, Zauberei und Mystik anscheinend die höchsten Siege einer nicht naturwissenschaftlichen Denkweise darstellten, in der That aber gerade die Vorläufer der naturwissenschaftlichen Entwickelung wurden: ebenso dürfte die ganze Wunderwelt, Zauberei und Mystik des heutigen Occultismus der Vorläufer eines philosophischen Erkennens sein, zu dessen Concurrenz mit dem naturwissenschaftlichen es nachgerade höchste Zeit ist.

Und daß die Zeit so weit vorgeschritten ist, das kann uns täglich einleuchtender werden. Worin glänzt heute die Philosophie, ja worin geht sie zum Theil gänzlich auf? In physiologischer Psychologie. Wer für eine Hebung des philosophischen Unterrichts einträte, etwa durch das Drängen nach Anlegung oder Ausbau philosophischer Seminare an den Universitäten, würde wohl zunächst dahin verstanden werden, daß es sich um Laboratorien für eine Psychologie nach naturwissenschaftlichem Muster handle, nicht aber dahin, daß die den höchsten Bedürfnissen des Menschen dienende Wissenschaft, die Philosophie, zunächst einen allgemeinen Unterrichtsgang erhalte, der nicht hinter dem Schulgang fast aller übrigen menschlichen Erkenntnisse und Fähigkeiten zurückbleibt. Wie viele Schulbänke giebt es denn heute, auf denen unsere tiefste Neugier in analoger Weise befriedigt wird wie anderswo beispielsweise die nach chemischen Zusammensetzungen?

Ein weniger materialistischer Fall, sonst aber dem der Philosophie ähnlich, ist der, in welchem sich heute die Theologie befindet. In der Philosophie haben wir hoffentlich Schiller's Frage, welche von all' den Philosophien bestehen bleiben werde, in seinem Sinn dahin beantwortet: wir wollen nicht mehr eine katholische oder protestantische, eine griechische oder indische, eine aristotelische oder kantische Philosophie haben, sondern eine Philosophie schlechtweg, die Philosophie. In der Theologie, d. i. in der Lehre von Gott und seinem Reich, zumal seinem Reich auf Erden, sind wir noch nicht so weit: wir haben nur erst eine katholische, eine protestantische, eine griechisch-orientalische Theologie und neben diesen christlichen Theologien eine des Judenthums, eine des Islams u. s. w. Die daneben seit Langem bestehende „natürliche Religion“ ist kein genügender Ersatz dafür: denn einerseits dürfte sie von ihrem jeweiligen positiven Nachbar seine Farbe angenommen haben, und andererseits beschränkt sie sich auf den Gegensatz gegen alle Offenbarung, die wir doch in unserer der Philosophie analogen reinen Theologie gleich jedem übrigen Zeugniß für das Reich Gottes brauchen. Es fehlt nur noch eine „physiologische Theologie“ mit entsprechenden Laboratorien. Indessen haben wenigstens die Fortschritte der protestantischen Theologie den verschiedenen specifisch christlichen Offenbarungszeugnissen gegenüber eine Stellung eingenommen, die eine Vorstufe zu jener künftigen Theologie sein mag, für die jedes einzelne Offenbarungszeugniß nur eben ein Specialfall der göttlichen Zeugnisse überhaupt sein wird. Und ein Kenner, Paul de Lagarde, ist doch so weit gegangen, Theologie schlechtweg als Geschichte vom Reich Gottes in diesem Sinn der christlichen und jeder anderen Specialtheologie gegenüber zu stellen. Wenn nun aber das religiöse Bedürfniß eine so geringe wissenschaftliche Deckung findet, wie dies durch die bisherige Theologie geschieht; und wenn es überdies durch die Ansprüche der Kirchen so sehr abgeschreckt wird, daß seine Vertheidiger nahezu in Gefahr sind, für verrückt oder wenigstens für weibisch (nach Manchen = hysterisch) zu gelten: wie sollte nicht in diese Lücke der Occultismus mit flatternden Fahnen einziehen?!

Selbst das Denken über Politisches im weitesten Sinn bleibt von einer Materialisirung wie der in der Philosophie und von einer Verengerung wie der in der Theologie — die unterstützt wird durch den Materialismus des Kirchenthums — nicht verschont. Beweis: die Socialdemokratie mit ihrer materialistischen Geschichtsauffassung und Sociologie und ihrem (Verzeihung!) proletariocentrischen Standpunkt, der nicht einmal das Proletariat schlechtweg, sondern den Specialfall des vorwiegend körperlichen oder gar nur des Fabrikarbeiters zum Centrum ihrer Weltanschauung und Weltbehandlung macht. Daß aber nicht nur von dieser Seite eine selbst unserer Gegenwart unwürdige Enge des politischen Denkens ausgeht, ergiebt sich aus mehr als Einem Beispiel der jüngsten Zeit. Man übersehe nicht die Ansprüche, die der Occultismus auch für eine Hebung des Ethischen in unserem Leben macht.

Wozu aber all' diese Philosophie, Theologie, Sociologie und Ethik sammt allem Occultismus, wenn der Mensch nur Einmal lebt? Man entschuldige die triviale Bemerkung: aber der Mensch lebt schon vor unseren Sinnen nicht Ein Mal, sondern zwei Mäl — das erste Mal als Embryo. Diesen dürften wir allerdings nicht fragen, wenn wir wissen wollten, ob der Mensch nach seinem embryonalen Tod oder, von der anderen Seite gesehn, nach seiner irdischen Geburt ein zweites Leben beginnt. Könnte der Embryo zu uns sprechen, oder hätte er ein Buch wie unseres von „Kraft und Stoff“, so würde er sich kaum bedenken zu sagen: „Der Mensch lebt nur Einmal, nämlich 9 Monate lang.“ Und könnte eine Zelle des menschlichen Körpers unsere Fragen beantworten, so würde sie ebenso behaupten: „Es giebt keinen Menschen“, wie bei uns behauptet wird: „Es giebt keinen Gott — Gott sei Dank“! Wir würden über eine Embryonenweisheit lachen, die, obwohl ihr das Erlebniß der allerersten Geburt, der Zeugung, bekannt sein kann, die zweite, irdische, Geburt leugnet, weil sie diese nur von der Seite des ersten Todes kennt. Uns aber ziemt nicht mehr eine solche Embryonenweisheit, die den zweiten Tod nur von diesseits, nicht auch von jenseits, als dritte Geburt kennen will.

Möglich, daß wir jenen Embryo, der nur 9 Monate leben will, der jedoch durch die Kräfte seiner künftigen Heimath zum neuen Weiterleben befähigt und (nöthigenfalls mit der Zange) gezwungen wird, durch geschicktes Klopfen an das Gehäuse seiner Welt, oder durch Kartoffel, Guitarre u. s. w., die wir ihm an den Kopf werfen, eines Besseren belehren könnten. Ich bezweifle es — schon aus dem Grunde, weil er dafür gemäß seiner Constitution doch immer wieder nur solche Deutungen bereit hätte, die aus der Embryonenweisheit genommen sind. Tout comme chez nous — nein: nicht tout; wir sind ja doch nicht nur relativ weiter als der Embryo, sondern sind es auch absolut.

Wären wir's nicht, so würde die Menschheit nicht einmal zum Occultismus — bekanntlich einem Nothbehelf wohl aller Zeiten und Culturen — gelangt sein. Fragt sich, ob es unser würdig ist, ihn großentheils als einzigen Zeugen für ein Jenseits von heute und morgen zu benützen, statt als nur Eines der Offenbarungszeugnisse dafür, die so zahlreich sind wie alle Punkte unseres Geisteslebens überhaupt. Wie aber die Dinge heute liegen, können wir ihn allerdings benützen, auffassen und definiren als umgekehrten Materialismus, d. i. als einen Ersatz, den sich unsere Embryonenweisheit kraft ihres Könnens schafft. Sofern irgend eine Bestrebung als ein solches Erzeugniß auftritt, rechnen wir sie zum Occultismus.

Vielleicht wird man einige seiner Theile von dieser Auffassung auszunehmen wünschen, auf Grund eines Gegensatzes zu dem „phänomenalistischen", zumal materiell-experimentellen „Spiritismus": insonderheit die sogenannte Theosophie. So weit wir über diese unterrichtet sind, handelt es sich bei ihr allerdings um etwas nicht Materialistisches, um eine intuitive oder sonst derartige Versenkung in eben die Welt, die anderswo verstandesmäßig inducirt und deducirt werden soll. Wozu aber Gott dem menschlichen Geist diese Denkformen und dem menschlichen Leib das Holz der Schulbänke gegeben hat, wenn er ihre allerdings mühsame und langwierige Benützung verschmäht und statt dessen auf bequemere Weise geistig reich werden will (vielleicht auch auf unbequemere), vermag uns nicht einzuleuchten. In diesem Sinn dürften die Unterschiede zwischen occultistischen Richtungen schwinden: sie kommen doch alle darin überein, die normalen Erkenntnißwege zu verschmähen — wahrscheinlich nicht aus eigener Schuld, sondern aus der des weiteren Publicums — und möglichst abnorme zu suchen.

Und wenn wir auch noch etwaige Fragen nach den Zielen, Mitteln und Methoden des Occultismus einigermaßen beantworten wollen, so beschränken wir uns auf den Wunsch, er möge jene abnormen Wege auf's Folgerichtigste weiter wandeln. Sie werden dann schließlich immer weniger Nachfrage finden, und diese Nachfrage, d. i. die unseres metaphysischen und religiösen Bedürfnisses, wird die Preise für das Betreten jener normalen Wege um so höher hinauftreiben.

## Literatur und Kunst.

### Heinrich von Kleist.

Eine pathologische Studie.

Von Dr. med. J. Sadger.

Das Leben eines Dichters will ich heute schildern, dem gütige Götter ein reiches, gewaltiges Talent in die Wiege legten, aber leider Eines versagten, ohne das hienieden kein Sterblicher glücklich wird: das Maaßhaltenkönnen und die Selbstbescheidung. Denn Heinrich von Kleist war ein mächtiges Genie und ein großer Dichter, der sich kecklich neben die Besten aller Völker stellen durfte. Aber sein Größtes auszugeben, den kühnen Idealtraum seines Geistes zu verwirklichen, den unermeßlichen Ehrgeiz, der ihm den Busen füllte, vielleicht zu ersättigen durch eine unerhörte Gedichtthat, gebrach es dem Unglückgeborenen an innerem Ebenmaaß. Mit einer höchsten Schöpfung gedachte er Sophokles, Shakespeare und Goethe zusammt in die Schranken zu rufen, und warf zum Schlusse, an seinem Können völlig verzweifelnd, ein Manuscript des „Guiskard" nach dem andern in die sengende Flamme. Er vermaß sich, Goethe den Dichterlorbeerkranz von der Stirne zu reißen, und hat doch selber niemals zu schaffen vermocht in reiner, unbefleckter Schönheit. Ihm war nach Wilbrandt's schönem Wort, das Leben nichts, wenn es nicht Alles war, und wie geradezu auf ihn gemünzt, wie das Leitmotiv seines ganzen Erdenwallens erscheint der Satz: „Aut Caesar aut nihil!" Leider aber ist unser Poet kein Cäsar worden, und so brachte ihn sein ewig unbefriedigter Ehrgeiz schließlich dahin, daß ein Congenialer, Friedrich Hebbel, von ihm ausrufen durfte:

„Er war ein Dichter und ein Mann wie einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind Wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, Keiner!"

Heinrich von Kleist war das fünfte unter den sieben Kindern seines Vaters, der von Beruf Officier gewesen und laut Kirchenbuch an der Wassersucht gestorben ist. Fügen wir, einer Briefstelle folgend, noch außerdem hinzu, daß Kleistens Mutter die Intensität und Weichheit des Empfindens auf ihren großen Sohn vererbte, so haben wir ziemlich Alles erschöpft, was wir von beiden Elterntheilen irgendwie wissen. Denn daß es für des Dichters Bild von ungeheurer Wichtigkeit wäre, auch etwas zu erfahren über Charakter und Lebensführung seiner allernächsten Ascendenten, scheint keinem Biographen eine mühenswerthe Sorge gewesen. Und so haben selbst Diejenigen unter ihnen, die, ganz besonders fleißig und gewissenhaft waren, in alten Kirchenbüchern und Urkunden erstöbert, wann dieser Ahn geboren und gestorben, wann jener geheirathet und Kinder gezeugt, aber von dem inneren Seelenleben selbst des Vaters und der Mutter haben sie nicht das Geringste erkundet und vermeldet.*) Und so sehe ich mich, um nur irgend ein Resultat zu erhalten, auf den indirecten Weg der Schlußfolgerung hingewiesen. Da wissen wir zunächst von zwei sehr nahen Verwandten, denen einzelne ähnliche Züge zu eigen sind, wie wir sie bei unserem Dichter so reichlich finden. Ulrike, seine Halbschwester väterlicherseits, wird zeitlebens von einer inneren Unruhe und Reiselust beherrscht. Sie treibt sich ohne rechten Zweck auf den Gütern ihren Sippschaft herum, und eine wirkliche Reise ist ihre sehnlichste Freude. In Ermangelung derselben aber suchte sie wenigstens auf der Landkarte Flecken und Städte zusammen und wanderte so in Gedanken durch die ganze ihr als Mädchen unzugängliche Welt. Mit zunehmendem Alter wuchsen auch ihre Wunderlichkeiten, bis in den letzten Jahren, wie Wilbrandt berichtet,**) auch ihr Geist sich völlig umnachtet hatte. Finden wir bereits hier die unverkennbaren Symptome der erblichen Belastung, so tritt dies noch stärker zu Tage bei von Pannwitz, Kleistens Vetter

*) Ein ähnliche, wenn auch nicht ganz so absolute Dunkelheit herrscht leider auch über die so hochwichtigen Kindheits- und Jugendjahre, sodaß wir beispielsweise über den Zeitraum von 1788 bis Ende 1792 gar keine, über die ganze übrige Zeit nur äußerst spärliche Nachrichten besitzen.

**) Theophil Zolling theilte mir brieflich mit, daß nach Aussage der Nichten Ulrike im Alter zwar „wunderlich" gewesen, daß aber von einer „Geistesverwirrung", wie sie Wilbrandt behauptet, gar keine Rede sein könne. Man wird diesen Widerspruch der Verwandten menschlich sehr begreiflich finden, leider aber haben sich deren Angaben nicht bloß in diesem Punkte als unverläßlich erwiesen, und wird Ulrikens Geistesstörung, wie Karl Siegen in der Gegenwart (13. Mai 1882) mittheilt, auch von mehreren Augenzeugen bestätigt.

mütterlicherseits, der schon in sehr frühen Jahren trüber Melancholie verfiel und darob seinem Leben ein vorzeitiges Ende machte. Solche Ueberlieferungen machen es in höchstem Grade wahrscheinlich, wenn auch nicht direct nachweisbar, daß Heinrich von Kleist von Vaters wie von Mutters Seite ein schwerer Hereditarier war. Doch mag man über die Eltern denken, wie man will, daß unser Dichter, wenn auch vielleicht nur von den Seitenlinien her, ein furchtbar „Belasteter" gewesen, steht heut zu Tage über jedem Zweifel. Denn nur bei Solchen finden wir, um nur Weniges hervorzuheben, den unbändigen Wandertrieb, die stete Todessehnsucht und die früh auftretende sich bis zur Abschließung von der Welt potencirte Menschenscheu, nur bei diesen die absolute Unfähigkeit, trotz reicher Talente und nicht ungünstiger Verhältnisse, irgend ein bestimmtes Ziel zu erreichen, und nur bei diesen endlich die allseitige Maaßlosigkeit im Begehren und Streben, nicht minder wie im Lieben und Lernen.

Am auffälligsten ist allen Biographen seine ungeheuerliche Wanderlust erschienen, die ihn gleich seiner Lieblingsschwester Ulrike mitunter plötzlich überfiel, fast ohne wahrnehmbare Vorboten. Unter den deutschen Dichtern finden wir diesen Trieb in ähnlicher Intensität nur noch bei Nicolaus Lenau wieder. Aber so oft dieser den Weg unter seine Beine nahm, stand ihm doch mindestens ein Endziel vor Augen, es mochte sich auch hinterdrein als Phantasma erweisen. Bei Heinrich von Kleist hingegen findet sich gar oftmals ein Reisen in's dunkelste Blitzblau hinein, ohne irgend ein Ziel, ohne klare Absicht, ja selbst ohne irgend plausiblen Vorwand, einzig und allein nur aus innerer, unwiderstehlicher Nöthigung. So schreibt er in einem Briefe an seine Braut ganz unumwunden, er könne über seine Pariser Reise „keinem Menschen, ja sogar sich selbst nicht Rechenschaft geben", und wenige Wochen zuvor beinah' noch deutlicher: „Ich sehe mich auf einer Reise in's Ausland begriffen ohne Ziel und Zweck, ohne begreifen zu können, wohin mich das führen wird." Am merkwürdigsten und räthselhaftesten aber muthet jene große Reise an, die unser Dichter im September und October 1800 mit seinem Freunde Brokes unternommen. Schon die Vorstadien dieses Zuges sind kraus und wundersam. Da litt es ihn bereits im Sommer nicht länger in Frankfurt, wo er kaum $^5/_4$ Jahre academischen Studien obgelegen. Er ging nach Berlin, trotzdem es daselbst zu jener Zeit noch keine Hochschule gab, angeblich nur um dort seine Studien nach eigenem Plane fortzusetzen, in Wahrheit aber von seinem innern Wanderdrang getrieben. Doch auch der neue Ort vermag ihn nur bis zum August zu fesseln, dann eilt er spornstreichs nach Frankfurt zurück, um bereits die Woche darauf jene große Reise durch das halbe Deutschland anzutreten, deren Motive uns bis zur Stunde dunkel geblieben. Denn alle vorgeschützten politischen und industriellen Zwecke haben sich, wie Karl Biedermann überzeugend dargethan, als eitel Spiegelfechterei erwiesen. Selbst Adolph Wilbrandt's geistvolle Hypothese, Kleist habe auf dieser Reise seinem künftigen Dichterberufe nachgejagt, ist bestenfalls nur eine kleine Theilwahrheit. Auch das Facit dieser Irrfahrt giebt dem Biographen nicht den mindesten Aufschluß, denn der Heimgekehrte ist kaum ein Andrer als der Ausgezogene, er hat keinen neuen Beruf gefunden, sondern wirft sich im Gegentheil der abstractesten Erkenntnißphilosophie für ein Halbjahr in die Arme, um nach dieser Zeit nochmals eine größere Reise antreten zu müssen.

Was aber in aller Welt war der wirkliche Grund jener seltsamen Irrfahrt, die so überreich ist an schier unbegreiflichen Details und allen Forschern unlösbare Räthsel aufgab? Dies nothgedrungene Unverständniß wird allsogleich durchsichtig, so wie ich hinzusetze, daß Kleistens Handelus- und Empfindungsweise für die Normalpsychologie, für den Kenner gesunder, regelrechter Geisteszustände einfach unfaßbar. Denn wer unsern Dichter begreifen, ihm in allen Stücken gerecht werden will — und das Letztere ist ohne Jenes gar nicht möglich — der muß sich versenken in das Seelenleben des Belasteten, dem Wanderlust und Reisetrieb eines der beliebtesten Symptome ist. Man darf nicht glauben, daß die Belasteten ihre Eigenart glücklich empfinden. Nicht umsonst ist die Todessehnsucht bei ihnen gar so häufig anzutreffen. Und weil ihnen ihr Ich im Grunde so unleidlich, darum vertragen sie so schlecht gehäufte Associationen der eigenen Persönlichkeit. Wenn Lenau z. B. in einer Stube ein größeres Gedicht vollendet, so hält er es in dieser Wohnung nicht länger aus, ja nach einem wichtigeren Lebensabschnitt nicht ein Mal in derselben Stadt mehr, in der er gelebt hatte. Denn in jener Arbeitsstube mahnt ihn jegliche Umgebung an sein ihm selbst so unerträglich Ich, an dem Schreibtisch, am Federstiel, am Bogen Papier, auf dem er gedichtet, haftet soviel von seinem eigenen Selbst, dem er am liebsten gänzlich entränne. Drum muß er früher oder später fort, muß sich eine neue Umgebung suchen, die er noch nicht mit sich selber völlig inficirt hat. Ganz in derselben Weise empfindet auch Kleist. „O ihr Erinnyen mit Eurer Liebe!" ruft er seinen Verwandten zu, und als er in Wieland's Hause in Osmanstädt „mehr Liebe gefunden hatte, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann," da ist es ihm allsogleich klar: „Ich muß über kurz oder lang wieder fort. Mein seltsames Schicksal!"*) Und im Grunde genommen bedünkt es mich, ist dieser mächtige Associationswiderwille des schwer Belasteten auch die letzte Wurzel seiner Menschen- und Gesellschaftsscheu, seines baaren Unvermögens, für alle Zeit bloß Einem Weibe anzuhängen, und endlich auch der verhängnißvollen Unmöglichkeit, bei Einem Berufe auszuharren.

Dieser Widerwille scheint mir nicht zu allen Zeiten ein gleich starker und mächtiger zu sein, wahrscheinlich auch bedingt durch jeweilige Veränderungen in der Blutversorgung des Gehirnes. Es sei hier gleich vorweggenommen, daß wir über die anatomischen Grundlagen des Hereditarierthums bis zum heutigen Tag nicht das Mindeste wissen. Aber sicherlich haben von Zeit zu Zeit recht weitgehende Abweichungen von normalen seelischen Gleichgewichte statt, die ich mir — ich weiß freilich nicht, ob mit Fug — am liebsten als langdauernde Contractionszustände der Gehirnarterien vorstelle. Dann packt den Belasteten eine andauernde, nicht selten Monate lange Verstimmung, dann steigt der Associationswiderwille mächtig an und treibt ihn hinaus auf einen jener räthselvollen „Spaziergänge", denen wir just bei Kleist so häufig begegnen. Es ist gleichsam ein Davonlaufen vor dem eigenen Ich, ein Fliehen vor jeglicher Verknüpfung desselben. Nur keine Associationen mit der Außenwelt, kein Erinnern und Festlegen der eigenen Persönlichkeit! Ein physiologisches Beispiel mag diesen Proceß verstehbarer machen. Wenn uns irgend ein Erlebniß, zumal ein peinliches, besonders beschäftigt, eine bedeutungsvolle Nachricht uns tief erschüttert, dann ist ruhiges Beharren auf einem Flecke, ja selbst in der gewohnten Umgebung des Zimmers eine blanke Unmöglichkeit. Wir müssen zum Wenigsten auf die Straße hinaus, die doch schon minder erfüllt ist mit unserem Ich, dem wir in solchen Momenten am liebsten entflöhen. Bei den mächtigsten Erschütterungen der Seele jedoch wird selbst das gewohnte Freie uns völlig unleidlich, denn an den Schildern, den Häusern, den Gassen selber haften Gedanken und Associationen von uns; drum stürmen wir hinaus in noch unbesuchte

*) Wie sehr es ihn drängt, sich selber zu entfliehen, mag man aus der folgenden Briefstelle ersehen, in der der Dichter sein Unvermögen schildert, auf der Würzburger Reise Naturschönheiten zu genießen. „Finden wir uns selbst häßlich und allein in diesem Ideale von Schönheit, ja, dann ist es vorbei mit der Ruhe, und weg ist Freude und Genuß . . . . Da ist uns die Gegenwart Gottes zur Last und wir stürzen uns in das Gewühl der Menschen, um uns selbst in der Menge zu verlieren, und wünschen uns nie, nie wiederzufinden."

Gegenden und trachten durch rastloses Fortwandern eine möglichst wechselnde Umgebung zu erzeugen, damit sich uns ja nur nicht irgend etwas associire. Das dauert beim Normalen wohl ein, zwei, drei Stunden lang, beim schwer Belasteten nicht selten ebenso viele Monate. Ein prächtiges Beispiel hierfür ist unser Dichter. Als dieser mit Ulrike die erste Pariser Reise antrat, da war er trotz seiner Depression noch immer im Stande, sich in Dresden Galerien und Kirchen zu besehen. Ein Halbjahr zuvor jedoch, auf der Würzburger Reise, da der Forttrieb vor allem Andern mächtig, wird solches Verweilen ihm physische Unmöglichkeit. „Wir fliegen wie die Vögel über die Länder," schreibt er an seine Braut, und hochbezeichnend dünkt mich das Zwiegespräch zwischen dem Dichter und einem begegnenden Freunde: „Sind Sie in Dresden gewesen?" — „Ja, durchgereist." — „Haben Sie das grüne Gewölbe gesehen?" — „Nein." — „Das Schloß?" — „Von Außen." — „Königsstein?" — „Von Weitem." — „Pillnitz, Moritzburg?" — „Gar nicht." — „Mein Gott, wie ist das möglich?" — „Möglich? Mein Freund, das war nothwendig!" Ja wohl, das war nothwendig! Denn so lange der Krampf seiner Gehirnarterien und damit die Verstimmung des Gemüthes anhält, treibt es ihn unaufhaltsam weiter und weiter. Wie jene organische Contraction aber mälig nachläßt, wird auch die Laune des Dichters nachweisbar heiterer. Nachdem er im August in tiefer Depression seine Reise angetreten, meldet er schon am 4. September: „Zuweilen bin ich auf Augenblicke ganz vergnügt." Am 11. desselben Monats beginnt er einen Brief aus Würzburg bereits mit den Worten: „Mein liebstes Herzensmädchen, wenn ich Dir sagen dürfte, wie vergnügt ich bin!" Und da er vier Wochen in dieser so „reizlosen" Stadt verweilt, da schreibt er nun gar: „Ich finde jetzt die Gegend um diese Stadt weit angenehmer, als ich sie bei meinem Einzug fand; ja, ich möchte fast sagen, daß ich sie jetzt schön finde — und ich weiß nicht, ob sich die Gegend verändert hat, oder das Herz, das ihren Eindruck empfing." Und das schreibt er, der noch eben fast achtlos die herrlichsten Gegenden Deutschlands vorübergeeilt! Dasselbe Städtlein heißt er jetzt angenehm, das er vor Kurzem noch so still und fromm genannt wie einen Kirchhof, wo nirgends ein Auge zu finden, das auf eine interessante Frage eine interessante Antwort verspräche; wo mitten im geselligen Gespräche alle Häupter sich zum Beten neigten, sowie die Kirchenglocken erklangen, dasselbe Würzburg endlich, das just in jenen Tagen von der entsetzlichsten Franzosenfurcht geschüttelt wurde! Wahrlich, bedürfte es noch eines zwingenden Beweises, daß jene Schönheit sehende Stimmung nur organisch, cerebral bedingt war, er wäre erbracht durch Kleistens einmonatlichen Aufenthalt in jenem Orte!

Und noch eine Aufklärung beut uns jener Aufenthalt, eine Aufklärung, die geradewegs zurückführt zu den heimlichen Gründen der ganzen Reise. In einem Briefe an Wilhelmine schreibt Kleist von einem „wichtigsten Tag seines Lebens," den er just zu jener Zeit in Würzburg erfahren. Ich glaube mit der Annahme schwerlich zu irren, daß dieser wichtigste Tag just jener war, der dem Dichter die gänzliche Befreiung brachte von der lastenden Verstimmung und dem derselben zu Grunde liegenden Arterienkrampfe. Denn mit dieser Befreiung war endlich die frohe Gewißheit erreist, daß er in Zukunft noch Großes leisten könne, war der vernichtende Zweifel völlig beseitigt, der ihn im August aus der Heimath getrieben. Mich dünkt der Ereignisse Gang etwa folgender zu sein. Kleist fühlt zuerst eine organisch bedingte Gemüthsdepression, für die er sich keine Erklärung weiß. Ganz ähnlich dem echten Melancholiker beginnt nun auch er von jener unbegreiflichen Verstimmung her an allen künftigen Leistungen zu zweifeln und den Gedanken im Busen zu wälzen, ob er der Braut je eine Zukunft bieten könne. Und dann treibt ihn der steigende Associationswiderwille in die Ferne hinaus, zunächst nach Frankfurt. Dort aber erhält der schon lang genährte Reiseplan durch einen Aufsatz der Geliebten den letzten, thatauslösenden Anstoß. Natürlich hätte dieses Blatt, das nur die Antwort war auf Kleistens Frage, wie jene sich ihr künftiges Eheglück male, nie solche mächtige Wirkung besessen, so diese Antwort nicht zusammengestimmt mit seinen eigenen düsteren Gedanken. Denn jetzt erkannte er, wie anbetungswerth sein Mädchen sei, jetzt quoll in ihm die bange Scheu und Angst empor, er werde die Ansprüche der Geliebten nicht erfüllen können, und während ihn sein Herz immer mächtiger hinzog, stieß ihn sein Pflichtgefühl aus ihren Armen. „Meine ganze Reise war nichts Anderes, als ein langer Gedanke an Dich!" schrieb der Dichter später und gab damit dem Schlußgedanken der Verstimmungszeit trefflichen Ausdruck. Aber freilich nur diesem, nicht etwa auch ihrem letzten Endgrund. Denn dieser Endgrund war, wie ich ausgeführt, die organisch bedingte Depression des Gemüthes, die einzig und allein alle Briefstellen aufhellt. Nur der Arterienkrampf, seine Folgen und Lösung, lassen uns den Satz des Dichters begreifen: „Ob ich gleich das halbe Deutschland durchreiset bin, so habe ich doch im eigentlichsten Sinne nichts gesehen." Nur die genannten anatomischen Verhältnisse erklären es, daß „das Glück, die Ehre und vielleicht das Leben eines Menschen" von der Reise abhing, und daß es dem Dichter so gleichgiltig war, wohin er reiste und wo er sich aufhielt. Wenn die Lösung des Krampfes in der Wüste Sahara stattgefunden, er würde vermuthlich ebenso freudig aufgeathmet haben! Man wird jetzt auch die Sorgsamkeit begreifen, mit der er Ulrike und Wilhelmine die Geheimhaltung seiner Wanderschaft an die Seele geflochten. Auch daß trotz wiederholter Versprechungen, die Eine so wenig wie die Andere von den wirklichen Motiven erfuhr, und daß der einzige Brokes, der vorgeblich Alles gewußt, bis über das Grab hinaus geschwiegen, wird jetzt ohne weitere Mühe verständlich. Denn man vermag doch nur das zu erklären, was man sich selber erst gedeutet. Und den letzten Endgrund seines Reisedrangs verstand ja Kleist überhaupt nicht zu nennen und was er etwa zu sagen vermocht, er halte es in der gewohnten Umgebung nicht aus, er würde daselbst zu Grunde gehen und müsse sich drum eine Zerstreuung machen, das hätte schwerlich Jemand befriedigt. Drum heißt ein jedes zweite Wort der Briefe: „Die Verheimlichung meines Zweckes ist nothwendig, nothwendig!"*)

Daß es sich bei Kleistens „Spaziergängen" um wirklich pathologische Zustände handelt, daß ferner meine Behauptung vom Arterienkrampf nicht bloße Hypothese, mag uns am Besten die zweite Schweizer Reise erhärten. In tiefster Verstimmung, die nur auf Augenblicke durch Strahlen seltenen Glückes verscheucht wurde, zieht unser Dichter zwei Mal durch die Schweiz, bis endlich in Genf eine rasende Verzweiflung sein Gemüth umklammert. „Wie von einer Furie getrieben," schreibt der Dichter später, „bin ich dann Frankreich mit blinder Unruhe in zwei Richtungen durchreiset." Auf dem ganzen Wege, der ihn zunächst über Genf und Lyon nach Paris führte, trug er sich nur mit Selbstmordgedanken, stets vergeblich bemüht, den Reisegenossen Pfuel zu gemeinsamem Sterben anzuregen. Da, nach einem heftigen Streit, eilt er plötzlich in heller Verzweiflung fort, verbrennt seinen Zukunftstraum, den „Guiskard", sowie sämmtliche Papiere und entflieht wie gehetzt der französischen Hauptstadt. Ohne Paß und zu Fuß nach Norden rasend, entschließt er sich in

*) Ganz die nämliche Geheimthuerei beobachtet Kleist auch bei der zweiten Schweizer Reise, die er in noch weit ärgerer Verstimmung antrat. Tags zuvor erst erschien er in einer unbekannten Familie mit der plötzlichen Erklärung, er gehe Morgen nach der Schweiz und Mailand zu dem alleinigen Zwecke, um dort Freund Lohse aufzusuchen, ein Vorwand, der dann nur nebenbei zur Ausführung kam. Das Motiv, das er wiederum Ulrike angab, er gedenke eine gewisse Entdeckung im Gebiete der Kunst auf der Reise zu fördern, ist natürlich ebenso Vorwand, wie jenes ähnliche der Würzburger Reise.

Boulogne sur Mer zur Theilnahme an Napoleon's Kriegsfahrt nach England, um das heißersehnte Grab zu finden. In einer späteren Unterredung mit Minister Köckeritz schildert er dies so, er habe „bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der unerträglich heftig steigend, ihm das Bedürfniß nach Zerstreuung so dringend gemacht, daß er in die Verwechslung der Erdachse gewilligt haben würde, ihn los zu werden." Ein französischer Stabsofficier hat unsern Dichter damals vor dem Aeußersten bewahrt, so daß er in wenig Tagen schon die Rückreise nach Deutschland antreten konnte, freilich nur um zu Mainz in Monate lange und dunkel gebliebene Krankheit zu verfallen. Eine Zeit lang lebt er noch in ländlicher Einsamkeit bei einem Pfarrer, mit dessen Tochter er ein zartes Verhältniß knüpft, vorübergehend taucht gar der Einfall auf, sich zu einem Tischler nach Coblenz zu verdingen, bis unser Dichter endlich in die Heimath abreist. Einer Freundin schrieb er bald darauf: „Ich bin nicht im Stande, vernünftigen Menschen einigen Aufschluß über diese seltsame Reise zu geben. Ich selber habe seit meiner Krankheit die Einsicht in ihre Motive verloren und begreife nicht mehr, wie gewisse Dinge auf einander folgen konnten." Dies letztere Geständniß ist besonders werthvoll. Erinnerungslosigkeit bestand also nur für die Motive der That, nicht für die Letztere selber, und diese Amnesie ist nur Folge der Krankheit, nicht etwa epileptisches Aequivalent. Doch ist ohne Zweifel die ganze Reise pathologischer Artung und der Dichter fortwährend Zuständen unterworfen, die entweder schon Psychose sind oder doch mindestens hart an dieselbe streifen.*)

Ich habe oben den hochgradigen Associationswiderwillen des Hereditariers auch die Ursache genannt für seine Menschen- und Gesellschaftsscheu, für das Unvermögen zur Einliebe und zur Ausdauer in einem einzigen Berufe. Für alle drei genannten Erscheinungen lassen sich bei Heinrich von Kleist fast überreiche Exempel erbringen. Als Knabe bereits der Schule entzogen und durch Hauslehrer fortgebildet, stand er auch späterhin als Officier und Student dem Treiben seiner Kameraden durchaus ferne, ja selbst den Dichtergenossen vom Nordsternbund verrieth er sich bloß als „antheilvoll Strebender", nicht etwa als Schöpfer der „Schroffensteiner". Bloß im engsten Familienkreis gab er sich manchmal kindlich heiter und ausgelassen, zu andern Stunden freilich um desto ernster und verschlossener. Fast jederzeit aber sträubte er sich unter die Menschen zu gehen und neue Bekanntschaften anzuknüpfen. So nahm er z. B. auf der ersten Pariser Reise ein paar Adressen nach Dresden mit, gebrauchte jedoch nur eine einzige, während er die andern dem Feuer preisgab. Und unter den Motiven, welche ihn aus Berlin vertrieben, begegnet uns auch jenes überaus Seltsame, daß ihn schon die „zehn oder zwölf Augen ängstigten," die ihn dort bisweilen zu treffen vermochten, so sehr er auch Menschen nach Möglichkeit auswich. Diesen Associationswiderwillen finden wir weiters durch eine Reihe körperlicher Eigenheiten mitgenährt, die wir zum größten Theile als Stigmata der „Belastung" ansprechen dürfen. Vor Allem hatte Heinrich von Kleist eine schwere Zunge und begann bei der geringsten Verlegenheit zu stottern und tief zu erröthen. Gleich seiner ältesten Schwester Minette — man beachte da die unverkennbare Heredität — vermochte auch der Dichter im Streit sich nicht auszusprechen, und je mehr er im Rechte, desto erbitterter war er dann gegen sich und den Andern.*) Diese Schwäche ging soweit, daß ihn mitunter, wie er selber gesteht, „das albernste Mädchen oder der elendste Schuft von élégant durch die matteste persiflage vernichten" konnte. Nichts war ihm so lästig, als die Nothwendigkeit, in Gesellschaft eine Rolle spielen zu müssen, zumal ihm wohlbekannt, daß er dann niemals so erschien, wie er selber wünschte und wie in Wahrheit sein Wesen beschaffen war. Nur mit größter Mühe vermochte er alsdann sich so zu verstecken, daß es nicht auffiel, und er empfand es fast körperlich schmerzhaft, nach Außen den Starken und Freien zu agiren, während er sich innerlich so kraftlos fühlte, von jedem Zufallseindruck abhängig.

Wie mächtig bei dem Dichter der Widerwille gegen Ich-Verknüpfungen entwickelt ist, lehrt wohl am Besten sein Verhältniß zum Weibe und der häufige Wechsel seiner Herzensneigung. Von 1797—1811, also im Zeitraum von bloß 14 Jahren, zähle ich nicht weniger als neun verschiedene Frauengestalten, die trotz aller Menschen- und Gesellschaftsscheu des Dichters ihm tieferes Interesse eingeflößt. Und neben dem Unvermögen, sich allzulang bei einem Mädchen zu versäumen, tritt da noch ein zweiter Umstand bedeutsam zu Tage, der Hang zum Geheimthun und zum Verbergen seiner Neigung vor allen Andern. Als er z. B. um 1800 sein längstes Verlöbniß mit Wilhelmine von Zenge begann, da stellte er die Bedingung der absoluten Geheimhaltung selbst vor den Eltern, da ein solches Verhältniß allen Reiz für ihn verlöre, sobald darüber gesprochen würde und Oheims und Basen sich einmischen könnten. Im Jahre 1807 scheiterte eine andere Verbindung mit Julie Kunze an seiner analogen Forderung, das Mädchen solle ihm schreiben ohne Vorwissen seines Oheims und Vormunds Körner. Aber selbst wenn Kleist ein Mädchen tief und leidenschaftlich liebte, wie dies nach allen vorliegenden Briefen bei Fräulein von Zenge der Fall gewesen, glücklich hat er sicher keines gemacht, und hätte er nie zu machen vermögen, wenn irgend eines sein Weib geworden wäre. Das erweist sich am allerdeutlichsten bei jener genannten Wilhelmine. Unsere Literarhistoriker, die rückschauend überblicken, was Heinrich Kleist in seinem ganzen bisherigen Leben geleistet, haben da gut hinterdrein wohlfeile Lehren zu ertheilen und alle Schuld auf die Braut

*) Für den medicinischen Fachmann füge ich noch hinzu, daß ich mir die Arteriencontraction als einen Reizzustand des Gefäßcentrums in der Medulla vorstelle, ähnlich wie dies Meynert als anatomische Grundlage der Melancholie angenommen. — Höchst interessant und bezeichnend dünkt es mich, daß, wenn der Dichter eine Reise aus purer Wanderlust unternimmt, ohne jeglichen pathologischen Begleitumstand, dann auch die widrigsten äußeren Umstände sein seelisches Gleichgewicht, ja selbst seine Stimmung nicht zu stören vermögen. So geschah es z. B. im Jahre 1807, als Kleist mit zweien seiner Freunde über Berlin nach Dresden wollte und in der preußischen Hauptstadt dann alle Drei als Kriegsgefangene aufgehoben wurden. Ein volles Halbjahr mußte Kleist trotz aller Bemühungen der Freunde und Verwandten dann in französischer Gefangenschaft schmachten. Alles schien sich verschworen zu haben, ihm diese Lebensepisode unerträglich zu machen: der Transport, das Gefängniß, die schlechte Behandlung und der Mangel an Geld. Und trotzdem schreibt der Dichter seiner Schwester wohlgemuth: „Ich kann auch im Gefängniß meine literarischen Projecte ebenso gut ausführen, als anderswo. Bekümmere Dich also meinetwegen nicht übermäßig, ich bin gesünder als jemals, und das Leben ist noch reich genug, um zwei oder drei unbequeme Monate aufzuwiegen." Kaum daß er sich ein paar Monate darauf nach der Heimath und den Seinigen sehnte. Dahingegen unternahm der Dichter seine Reisen in Oesterreich 1809 ganz sicher nicht einzig aus patriotischer Begeisterung, sondern in weit höherem Maaße von pathologischen Impulsen getrieben. Der Satz an seine Schwester: „Was ich nun eigentlich in diesem Lande thun werde, das weiß ich noch nicht," ist hier ebenso bezeichnend wie sein zwecklos-gefährliches Umherwandern daselbst. Mich dünkt der Dichter da immer von dem einem Gedanken getrieben, auf den Kriegsschauplatz stets neue Sensation zu finden, die abseits führen von dem eigenen Ich.

*) Dieses Sich-nicht-aussprechen-können spielte ihm unter Anderem auch im Jahre 1801 einen argen Possen in jener Sitzung der technischen Deputation, in der ihm der Präsident die Lectüre eines neuen Werkes über Mechanik auftrug. „Was in diesem Augenblick," erzählte er seiner Schwester, „in meiner Seele vorging, kann ich Dir nicht beschreiben." Dieser Auftrag hätte seinen ganzen Studienplan gestört und ihm vielleicht ein ganzes Jahr lang unnütze Arbeit aufgeladen. Gleichwohl ward er über jene Worte so verlegen, daß er nichts Besseres zu thun wußte, als mit dem Kopfe zu nicken, ein Verhalten, das ihn hinterdrein doppelt ärgerte. Erst später fiel ihm ein, daß er ja noch frei sei und so beschloß er denn, „das Buch ungelesen zu lassen, es folge daraus, was da wolle." „Ich muß aber fürchten," setzte er hinzu, „daß auch dieses mißverstanden wird, weil ich wieder nicht Alles sagen konnte." Und thatsächlich verfolgte ihn das Gefühl dieses Geheimnisses noch lange Zeit und überallhin.

zu wälzen. So aber stand die Sache damals mit nichten. Wenn dieses Verhältniß in die Brüche ging, so geschah dies, wie man heute mit Ueberzeugung behaupten darf, ausschließlich und einzig aus Schuld des Bräutigams. Denn dieser damals 23jährige Jüngling war zwar im Stande, ohne ein Wort des Abschieds, ja selbst ohne nachträgliche völlige Aufklärung für Monate sich von der Braut zu entfernen, doch geleistet hatte er zu jener Zeit noch nicht das Geringste, und die künftige Größe vermochte Niemand, ja vielleicht er selber nicht vorauszuahnen. Wohl aber hatte sich dieser selbe Jüngling stets mit Händen und Füßen gegen jegliche feste Stellung gesträubt, hatte einen Theil seines Vermögens nach dem andern verzettelt und für seine Zukunft die abenteuerlichsten Pläne ausgeheckt, denen aber immer Eines gemeinsam war: absolute Undurchführbarkeit. Und dieser gährende unreife Jüngling stellt nun an die Geliebte Forderungen, wie sie derart wohl kaum je ein Mädchen erfüllt hat. So vertröstet er die Braut z. B.: „Warte fünf, warte zehn Jahre, dann wirst Du mich mit Stolz umarmen können." Dann kommt er ihr wieder mit dem kindischen Vorschlag, die Kantische Philosophie nach Frankreich zu verpflanzen oder durch deutschen Sprachunterricht daselbst einen reichlichen Lebensunterhalt für Beide zu verdienen. Am Schlusse aber wirft sein Gehirn gär die Blase auf, sie, die wohlsituirte Obersten-tochter, solle Heimath, Eltern und Wohlstand auf Nimmerwiedersehn verlassen, um an seiner Seite für alle Ewigkeit eine — Bäuerin zu werden! Und mit welcher Rücksichtslosigkeit geht unser Kleist dabei zu Werke! Daß er vor Allem absolute Geheimhaltung auch vor den nächsten Angehörigen verlangt, ist nach dem Früheren selbstverständlich. Noch viel bezeichnender aber sind seine Briefe. Da schreibt er am 10. October mit klaren Worten, er habe kein Recht, solche Aufopferung von ihr zu heischen, und werde auch im Weigerungsfall keinen Augenblick an ihrer Liebe zweifeln. Selbst 17 Tage später noch nennt er ihre Einwilligung ein Haupterforderniß, vor deren Eintreffen er nichts Entscheidendes unternehmen werde. Und doch hatte er sich längst schon dazu entschlossen, als Wilhelminens Einwendungen ihn alsdann ereilten. Noch unternimmt er einen letzten Versuch, ihren Widerstand zu beugen, dann aber schweigt er fünf Monate völlig, trotz aller zärtlichen Briefe jener und trotzdem er selbst bald den Plan als undurchführbar erkennen mußte. Ein schnöder, grausamer Abschiedsbrief ist die letzte Aeußerung des in seiner Eigenliebe durch ihren Widerspruch Gekränkten. Ueberblicken wir nochmals Verlauf und Ausgang dieses Verlöbnisses, so müssen wir ehrlich bekennen, es nahm ein Ende, nicht weil die Braut zu kleinlich geartet, sondern weil ihr Bräutigam ein schwerer Hereditarier war und solche Unglückliche zur Ehe nicht taugen. Und hätte Wilhelmine sich jenen kindischen Plänen selbst aufgeopfert, früher oder später hätte sie der Associationsflüchtling sicher verlassen! Man kann die Handlungsweise des Dichters aus seiner Belastung heraus begreifen, durch die absolute Naturnothwendigkeit vielleicht sogar noch entschuldbar finden, aber man hüte sich, den Unglücklichen dadurch reinwaschen zu wollen, daß man eine Unschuldige fälschlich bezichtigt! (Schluß folgt.)

---

## Die Dresdener Internationale Kunstausstellung.

Von Franz Servaes.

Eine linde weiche Luft weht durch das liebliche Dresden. Der „Berliner" fühlt sich dort wie in einer südlichen Stadt. Gefällige Manieren, sanfte Linien umgeben ihn. Die Stadt, weit auseinander gebaut, wirkt auf große Strecken wie ein Lustgarten. Und die Menschen sind geputzter als bei uns, bewegen sich gemächlicher hin und her, sind redselig, theilnahmevoll, bequem. Der starke heroische Accent fehlt. Eine gewisse Sinnenfreude breitet sich aus. Und eine gewisse Resignirtheit. Die Nähe Berlins, auch Leipzigs, macht bescheiden. Man weiß: es giebt gewisse Dinge, in denen man nicht concurriren kann. Dafür hat man den Elbstrom, die sächsische Schweiz, das alte Königshaus und die vielen Engländer. Dafür hat man eine Oper, die vielleicht Deutschlands beste ist. Dafür hat man vor Allem — weniger Sorgen! Die Gegensätze, wenn auch fühlbar, erscheinen gemildert. Weder Ostelbier, noch Soldaten, noch Juden führen das große Wort. An die Socialdemokraten hat man sich gewöhnt: es ist ganz gut, daß sie die Wachsamkeit schärfen. Im Uebrigen hat man Sinn und Freude übrig für culturelle Aufgaben, für Geschmack, Eleganz, Wohlleben, Kunst. Ja, auch für Kunst! Sie braucht nicht völlig als räudiges Schäflein, mißachtet und gestoßen, neben dem Leben einherzutrotten: sie darf im Leben selber mitwirken, behaglich freilich und bescheiden — doch immerhin als leichte Stimulanz. Und deßhalb steht man auch den neueren Bestrebungen nicht mit jener hartgesottenen Feindseligkeit gegenüber wie in Berlin, wo man in jeglichem Neuen gleich den „Umsturz" und die „Gefahr" wittert. Nein, Dresden hat einen Ehrgeiz nach Modernität, gerade auch was die Pflege des Schönen angeht. Man hat Chic dort, Farbenliebe und, vom Rococo her, Sinn für das Gefällig-Ornamentale. Die schöne Form des Lebens hat überall einen guten Kurs-Werth. Das Pariserische und das Wienerische werden begriffen und verwandt. Der Cultus der Sinnesverfeinerung macht stetig Fortschritte: damit ist eine Anlage für das Gedeihen des Kunstgeistes schon gegeben.

Nun hat uns Dresden eine Internationale Kunstausstellung beschceert, und es ist vielleicht die harmonischste und geschmackvollste, jedenfalls aber die receptivste Ausstellung, die ich jemals gesehen habe. Mit feinster Umsicht und mit weisester Zurückhaltung wurde die Auswahl getroffen. Der Catalog nennt noch nicht fünfzehnhundert Nummern, und doch ist die Ausstellung „vollständiger" als wir jemals eine in Berlin bei 3—5000 Nummern gesehen haben. Freilich fehlt unser hochhindonnernder Anton von Werner gänzlich, und leider ist auch der skandinavische Norden ziemlich unzulänglich vertreten. Sonst aber sind alle Länder und Kunststädte Europas mit ihrer Elite zur Stelle. Kunstwidrige Marktwaare, die in der Reichshauptstadt den Plan beherrscht, fehlt so gut wie ganz. Und die Veranstalterin war so wenig eitel, daß sie vollständig darauf verzichtet hat, sich als die „Führerin" in diesem internationalen Kunstwettstreite aufzuspielen. Nur die deutsche Kunst im Allgemeinen, sorglich nach Centren geordnet, ist, wie sich gebührte, vor der des Auslandes quantitativ bevorzugt. Doch war die Sichtung so streng und umsichtig, daß man endlich einmal die wohlthuende Beobachtung machen kann, wie concurrenzfähig Deutschland auf dem Weltkunstmarkte nachgerade geworden ist. Mag es auch nicht überall auf den ersten Plätzen zu finden sein, so ist es doch überall in sicherem Nachrücken und mit großer Emsigkeit bei der Arbeit. Wenn wir uns in zehn Jahren einmal wiedersehen, wird sich das Bild wohl noch mehr zu unseren Gunsten verschoben haben. An Talenten fehlt es nicht, und das Selbstgefühl ist im Wachsen. So wird denn wohl auch die „eigene Art" sich schärfer und schärfer herausbilden.

Dazu kann uns aber gerade eine internationale Rundschau, wie die diesjährige Dresdnerische, am meisten verhelfen. Wir sind bedächtig und langsam bei uns in Deutschland. Wir wagen uns nicht leicht vor, wenn die Signalfeuer nicht bereits angezündet sind. Dann aber erwacht auch gar bald der Furor teutonicus. Und der ist jetzt bereits erwacht, weil die Signalfeuer seit Jahren brennen, und weil wir *wissen* (nicht mehr bloß „ahnen", „fühlen"), daß es vorwärts gehen *muß*. Daran vermögen weder akademische noch Parlaments-Reden und nicht einmal Protest-Ergüsse in conventionellen Reim-

versen etwas zu ändern. Wer zurückbleiben will, mag zurückbleiben! Der Strom rast vorwärts.

Die schönste und werthvollste Lehre der diesjährigen Dresdner Ausstellung aber ist: daß es jetzt auf ein Zusammenwirken aller bildenden Künste bei uns ankommt! Das haben Kenner und Leute von guter Witterung gewiß seit geraumer Zeit schon gewußt. In Dresden wird es jetzt vor aller Welt praktisch demonstrirt. Die ganze Anlage der Ausstellung zeigt, wie die Kunst im Leben zu wirken hat — noch weit bewußter und nachdrücklicher, als das, meiner Schätzung nach, bis jetzt den Seeessionisten in München gelungen war. Man fühlt sich unendlich angeheimelt, wenn man durch die einladenden Säle schreitet. In dämmerig-hellen, wohlthuend abgestimmten Zimmern, deren jedes seinen eigenen Charakter trägt, geht man auf Laut-dämpfenden Matten einher, und die Kunstwerke bieten sich so angenehm dar, daß man sie mit Lust und willigem Behagen in sich aufnimmt. Vor Allem ist die Plastik in der „Großen Halle" so wundervoll aufgebaut, daß diese hohe und edle Kunst, die in Berlin immer zu kurz kommt (obwohl es an Massenhaftigkeit nicht fehlt!), in ihrem Werth für das moderne Leben beinahe von Neuem entdeckt wird. Die entscheidende That aber ist die Art, in der man das Kunstgewerbe an der Ausstellung sich hat betheiligen lassen. Freilich werden da Manche zetern und über Mangel an Patriotismus wehklagen — denn die Franzosen erscheinen wieder einmal als unsere Lehrmeister. Aber auf den Patriotismus kommt es zunächst nicht an, sondern darauf — das Gute zu zeigen!

Man hat also nicht Zimmereinrichtungen beliebter einheimischer Möbelhandlungen präsentirt, sondern man hat das Kunsthaus „L'Art Nouveau" aus Paris, d. h. Herrn S. Bing (übrigens einen geborenen Deutschen!), dafür gewonnen, unter Mitwirkung der bedeutendsten gewerblichen und decorativen Künstler, eine Zimmerflucht zu arrangiren: einen Ruhesaal, ein Vorzimmer, ein Wohnzimmer, ein Rauchzimmer, ein Speisezimmer und eine festliche Rotunde mit Fresko-Bildern von Besnard. Betten mit himmelblauen Baldachinen, bei uns in Deutschland so wichtig und beliebt, fehlen gänzlich: derartige Intimitäten gehören auch durchaus nicht in öffentliche Kunst-Ausstellungen, die uns das moderne Haus nur so weit zu zeigen haben, als es dem gesellschaftlichen Verkehr dient.

Die von Herrn Bing componirten — fast möchte ich schreiben: gedichteten! — Zimmer sind Kunstwerke im wahren Sinne des Wortes: sie lehren uns das Wesen des modernen Menschen verklärter und tiefer erschauen. Ruhige große Linien führen die Herrschaft. Alle Verhältnisse sind auf's Sorgsamste abgewogen. Keinerlei Ueberladung herrscht. Dabei ein universalistischer Charakter: was Zeiten und Länder an Formen uns gelehrt haben, ist verwerthet. Aber jede Form, ob indisch, ob byzantinisch — ob griechisch, ob japanisch — ob Zopf oder Renaissance, ist mit starkem eigenen Geiste durchtränkt und zeigt uns so den Menschen, der die Welt und die Geschichte beherrscht, der nach Ruhe strebt und die Unruhe kennt, der an Contrasten sich berauscht und doch Alles in's Harmonische will ausklingen lassen. Die großen Linien sind alle ruhig und gerade, die Nebenlinien aber verlaufen unruhig und geschweift, manchmal im tollen Zickzack. Die Farben binden sich nach strengen rhythmischen Gesetzen, aber der Rhythmus ist kühn und zwingt in sein Gleichmaaß die entgegengesetzten Werthe. Im Einzelnen herrscht Durchsichtigkeit, Klarheit, Zweckbewußtsein, organisches Bestreben, über dem Ganzen liegt ein Hauch von Mystik, von bizarrer Ironie, von phantastischen Hängen. Eine Bequemlichkeit, die Feind ist aller Weichlichkeit — eine Einfachheit, die nichts so sehr haßt als die Nüchternheit — eine Sparsamkeit, die sehr viel Geld kostet — eine Ehrlichkeit, die in Widersprüchen schwelgt — und ein Bedürfniß nach Echtem, Stilvollem, Gesundem, das doch allem Aparten, Gewagten, „Sensitiven" weitherzig Zutritt gewährt, wofern es sich einzufügen weiß — das ist der Charakter dieser Art von modernen Wohnungen. Auf Gesimsbrettern und Schreinen, in halbverborgenen Nischen stehen „Bibelots" und Curiositäten oder entzückende kleine Kunstwerke gewerblichen Charakters. Sorgfältig gewählte Bilder hängen an sorgfältig gewählten Plätzen. Jegliches Möbelstück ist nach eigener Modellzeichnung mit handwerklicher Gewissenhaftigkeit gearbeitet. In jedem Zimmer ist die natürliche Beleuchtung anders, bald heller, bald gedämpfter — selbst Dunkelheit dient ästhetischen Zwecken. Wie wunderbar der kleine Rauchsalon — bloß erleuchtet von einem Tiffany'schen Fenster, in dem ein durchaus neuer und freier ornamentaler Stil sich mit landschaftlichen Motiven verbindet, und dessen Grundnote ein strahlendes Goldgelb ist, das warm und sonnenhaft und gar nicht blendend ist. Und durch alle diese Zimmer kann man als Besucher frei hindurch schreiten — sie sind nicht ängstlich an die Wand gedrückt, als kalte Schau-Objecte. Und so ist's tactvoll und recht. Denn in einem Zimmer, wenn man's ästhetisch genießen und beurtheilen soll, muß man geweilt und gewissermaßen gewohnt haben. Dann erst offenbart es seine Macht über uns, wird unser Freund, zeigt seine „Seele".

— — Es ist nicht meine Absicht, die Dresdener Ausstellung hier in's Einzelne zu „kritisiren". Nur erzählen will ich von Dem, was ich Neues dort gefunden habe, was mich bewegt und erfreut hat. Da tauchen denn vor meinem Blick die seelenvollen Linien Rodin'scher Plastik auf. Ich sehe jenen Marmor, der so weich scheint und duftend wie menschliches Fleisch, und in dem es pocht von leisem, tiefem, schmerzberauschtem Leben. Man möchte eine Parabel dichten: von dem Stein, der sich sehnte, lebendig zu werden, und der durch die Kraft seiner Sehnsucht das Leben empfing — damit scheint mir das Wesen Rodin'scher Plastik einzig ausgedrückt zu sein. Ja, der Stein, der sich sehnt, und der durch seine Sehnsucht — lebt! Ein Symbol, ein Mysterium, und eine schlichte einfältige Wahrheit! Denn muß nicht im Bildner jene wundertiefe Sehnsucht gewesen sein, die das Leben des Steines fühlte, und die nun Kraft der künstlerischen Schöpferallmacht das Leben schuf?! Jener Sphinxkuß, der das Leben tödtet — Rodin hat das gemeißelt — er wird in Wahrheit ein Kuß, der das Leben weckt: in der Tiefe und Innigkeit dieser Umarmung schwindet das gewöhnliche Leben, und ein höheres Leben beginnt, ein Leben des Schauens in tiefer Seligkeit und des Wissens in tiefem Schmerz. Und so ist auch die Seele des Künstlers von Rodin erfaßt: in jenem Kopf Victor Hugo's, so voll Seligkeit und voll Schmerz, und voll mächtigen, milden Grolls, ein trauernder Gigant. Immer aber ist es eine weiche, gebeugte Linie, die schwermüthig fließt — was bei Rodin mit so eigener Gewalt erfaßt. Er giebt seiner Plastik nicht jene Bestimmtheit und kühle Klarheit, die wir bei der Antike erkennen und in der deutschen Plastik durchgehends wiederfinden. Es ist nicht das harte Leben des Tages und der Wirklichkeit bei ihm, sondern die weiche Dämmerung des Traumes und der Nacht. Jener Duft und Hauch, den sonst nur der Maler hat, Rodin giebt ihn auch der Plastik. Er tönt alle Formen ab, meißelt gleichsam die Od-Sphäre mit, die sie umfließt. Für schwerhörige Leute gesagt: er führt nur wenig aus, unterdrückt viele Details, giebt seinen Werken einen gewissen Charakter der Unfertigkeit. Zuweilen, wie nicht geleugnet werden soll, zeigt er darin eine störende Absichtlichkeit. Er giebt einzelnen Schöpfungen etwas Ruinenhaftes, läßt ganze Strecken kahl und deutet andere mager an. Warum das? Ich finde es äußerst tadelnswerth, weil Rodin die illusionäre Kraft seiner Bildwerke damit schädigt. Aber wie groß muß trotzdem die Gewalt dieser Schöpfungen sein, wenn man dergleichen Aergerlichkeiten schließlich übersieht, mehr noch: vergißt!? Und was im Gedächtniß bleibt, das ist dann immer wieder jene Linie voller sehnsüchtigen Lebensdranges, die selbst dem Stein eine Seele giebt!

Neben Rodin sind auch andere Franzosen, wie Rivière und Fix-Masseau oder Belgier wie Du Bois, Lagae, Lambeaux und Van der Stappen, sowie der wundersame italienische Russe Prinz Paolo Troubetzkoy mit oft wahrhaft fascinirenden Plastiken vertreten. Welche Fülle von Geist, Können und Eigenart treten uns mit diesen Künstlern entgegen! — so daß ich auf's Lebhafteste bedaure, nicht auf jeden Einzelnen näher eingehen zu können. Von deutscher Plastik ist Berlin ehrenvoll mit Max Kruse-Lietzenburg und München mit Floßmann und Hudler, Dresden selbst aber mit dem prachtvollen Hunnen von Erich Hösel zur Stelle.

Doch Abschied nehmen von der Plastik kann ich noch nicht. Da ist der Belgier Constantin Meunier und der bereits genannte Van der Stappen, zwei wahlverwandte Künstler von starkem Zeitcharakter, an denen ich nicht mit bloßer Höflichkeit vorüber kann. Meunier ist mit einer Collection von sechzig Werken da, Sculpturen und Gemälden, und alle zeigen den gleichen Mann, der zäh und consequent den gleichen Weg geht: das dunkle Epos des modernen Industrie-Arbeiters wird vor uns aufgerollt. In seinen Bildern malt er die „Landschaften" der Fabriken mit rauchenden Schloten und aufgeschütteten Lavahügeln, eine qualmige, rußige tödtende Luft, aber gesehen mit den Augen eines großen Historikers. In seinen Statuen und Reliefs stellt er den Arbeiter selbst vor uns hin, und der ist mit schwieliger Haut und gekrümmten Gliedern, ein wahrer Held — so groß ist er angeschaut, mit wilder, rücksichtsloser Realistik und zugleich mit einem instinctiv-gewaltigen Formenblick. Diese Körper, von der Arbeit mitgenommen, sind doch auch von der Arbeit gestählt. Muskeln und Arme sind wie aus Eisen — Brustkörbe, Nacken, Schultern, wie von Athleten. Und in den stumpfen, engen, gedrückten Seelen dieser gleichmäßige, unerschütterliche, unbewußt nach Veredelung trachtende, heldische Trotz, der sie wie Krieger erscheinen läßt, die hinausgezogen sind in einen heiligen Kreuzzug! Die Kenntniß der Typen und der Beschäftigungen zeugt von bewundernswerthem Reichthum — und doch diese erschütternde Gleichmäßigkeit, als seien diese Vielen alle bloß Einer, der arbeitende, niedergehaltene, wollende Mensch, der, mit einem ungeheuren Instinkt der Rasse begabt, für das Glück und die Rechte später Nachkommen streitet! Und wie ist der plastisch-ästhetische Werth dieser scheinbar so spröden und widerstrebenden Formen erfaßt, herausgearbeitet! Ueberall spürt man das starke schöpferische Lustgefühl, mit dem gerade der Bildhauer sein Werk verrichtet: galt es doch, ein neues Stoffgebiet zu erschließen, eine gewaltige Fundgrube ungehobener Formenanschauungen.

Gegenüber dieser Wucht und Macht der Meunier'schen Gestalten erscheint eine Steigerung geradezu unmöglich. Und doch will es mir scheinen, als sei Van der Stappen, wenigstens in einem Werke, diese Steigerung noch gelungen. Was ich vorhin bei Rodin rühmte, das Hinausrücken der Wirklichkeit in den Traum, rein durch die formale Behandlung der Linie: in diesem einen Werke, „Die Erbauer der Städte", hat Van der Stappen etwas Aehnliches erreicht. Zwei Arbeiter, der Eine schlafend auf die Erde hingestreckt, der Andere kauernd und vornüber eingenickt — das ist das Ganze. Also ein gewöhnliches realistisches Motiv. Aber durch diesen Hauch von Traum, der darüber liegt, empfängt es eine machtvolle Poesie und Symbolik. Man fühlt die ganze Schwere der Frohnarbeit, die diese Todmüdigkeit erzeugt hat. Man sieht ein ganzes Leben und einen ganzen Stand, man hört das Anpochen eines allgemeinen Schicksals. Viel bittere Ergebung und Wehmuth liegt in diesen Linien, eine ergreifend herbe und dunkle Tragik.

Dies ist die Darstellung des modernen Arbeiters aus dem künstlerisch erregten Mitgefühl heraus. Aber wo Meunier und Van der Stappen Helden und Märtyrer erblicken, da erblickt Eugène Laermans — Pöbel. Die Kehrseite der Medaille! — und von einem echten Künstler aufgewiesen, verdient sie ebensoviel Betrachtung wie die andere. Laermans (den wir auch schon in Berlin hatten, und der hier völlig unbeachtet blieb, während er in Dresden durch Ankäufe für die Galerie ausgezeichnet wird) ist einer der geistreichsten Maler unserer Zeit: ein Caricaturist aus aristokratischem Gefühl, wohl am ehesten in der philosophischen Gesammtanlage mit Vallotton vergleichbar. Auch lebt etwas von Teniers in ihm und Jan Steen — nur fehlt die naive Lebenslust, die Gutmüthigkeit — Alles ist ätzend geworden, hohnvoll und indignirt. „Das biedere einfältige Volk" der Legende und der socialistischen Verzückung führt er uns als böse, tückische und feige Bande vor, voll verdorbener Instincte und anerzogener Heuchelei. Wie eine Schakalheerde wirkt seine Ansammlung streikender Arbeiter ... furchtbar durch ihre zusammengedrängte Vielköpfigkeit, verächtlich, wenn man die Einzelnen betrachtet: erbärmliche geduckte Schleicher. Ein anderes Bild heißt „Ruhe" — es ist aber nicht die Ruhe des Friedens, es ist die Ruhe, in der die Verleumdung keimt, das Complott und die Hinterlist. Es ist vielleicht das unheimlichste Bild, das ich jemals gesehen habe — so voller Gift und Scheelsucht erscheinen diese unthätigen, „ausruhenden" Menschen.

Wer hat nun Recht — Laermans oder Meunier? Ich könnte mir denken, daß sich die beiden Herren darüber sehr wenig die Köpfe zerbrechen, sondern ruhig miteinander ihr Schöppchen trinken. In der Kunst hat eben Jeder Recht, der einen eigenen Stil und eine eigene Anschauung besitzt. Nur dadurch steht sie über dem Leben, daß sie das ganze Leben mit den unversöhnlichsten seiner Widersprüche lediglich als Object ihrer Widerspiegelung betrachtet und gerade dann das Leben am entscheidendsten überwindet, wann sie am tiefsten hineintaucht. Dies sei nicht bloß ästhetisch gesprochen ... Man habe die Geneigtheit, es auch einmal „sociologisch" zu erwägen. Vielleicht, daß man dann erkennt, welch' ungeheure Wichtigkeit der Kunst für die hygienische Behandlung des modernen Gesammt-Organismus zufällt: als der Ueberwinderin der Gegensätze. Nur muß man sie still und ruhig gewähren lassen und weder so noch so patronisiren, „erleuchten" wollen.

Nach diesem Princip verfahren zu haben, ist das eminente Verdienst der Dresdener Ausstellungsleitung. Sie fragte nicht nach Richtung und Tendenz, sie suchte sich bloß überall — das Beste. So hat sie uns unter den Italienern endlich einmal den Giovanni Segantini seiner Bedeutung gemäß vorgeführt, und sie zeigt uns am Beispiel des ganz ersichtlich an Segantini emporgereiften Morbelli, wie ungemein fruchtbar dort die geübte künstlerische Arbeit werden muß, wo sie mit voller Hingabe und Selbstverleugnung geleistet wird. „Künstlerische Arbeit" — darin besteht das ganz besondere Verdienst Segantini's und Derer, die von ihm lernen. Wer noch so sehr geneigt sein mag, der modernen Kunst „Schluderei" vorzuwerfen — hier wird er verstummen müssen. Denn das Können, der Fleiß, er kann sie sich hier an jedem Pinselzug demonstriren. Das wäre an sich sehr wenig, wenn nicht jenes erhebende künstlerische Zweckbewußtsein hinzuträte, das sich auf den Werken bloßer Virtuosen der Technik (man denke an gewisse Spanier!) niemals findet. Ein Segantini'sches Bild ist wie mit feinsten Farbenstiftchen mosaicirt, und doch herrscht darauf nicht der mindeste Cultus des Details. Die coloristische Atomistik dient vielmehr lediglich der coloristischen Harmonie. Die feinsten Lichtschwankungen und Uebergänge sind beobachtet und wiedergegeben, aber bloß, um das Licht selbst in seinem unerschöpflichen Reichthum und zugleich in seiner harmonisirenden Machtwirkung zu zeigen. Die klare Luft auf den höchsten Schneefirnen und der Zauber ihrer intimsten Reflexerscheinungen ist wohl niemals mit solch souveräner Meisterschaft und lebendiger Vibration dargestellt, als auf Segantini's „Kindesmörderinnen". Die Transparenz der Luft wird hier direct zur Schöpferin der Vision.

Das Wunderbarste entkeimt aus dem Natürlichsten. Nicht bloß am Können, vor Allem auch an Reinheit der künstlerischen Gesinnung unterfange ich mich, derartige modern-malerische Leistungen den — Parthenon-Skulpturen an die Seite zu stellen!... Ersuche freundlichst um Steinigung!...

Ich will jetzt auf die fremden Nationen weiter nicht eingehen, obgleich ganz besonders Frankreich mit vorzüglichen Namen (Carrière, Aman-Jean, Boldini, Gandara, Raffaëlli, Pissarro, Besnard, Lunois, Helleu, und selbst Claude Monet und Degas) und durchschnittlich auch mit höchst ansehnlichen Werken vertreten ist. Ich will mich Deutschland zuwenden, kann indeß auch hier bloß sehr lakonisch sein. Nur soviel darf ich sagen, daß ich es im Ganzen niemals so gut beisammen gesehen habe, als dies Mal in Dresden, und daß einzelne Jüngere wie Riemerschmied, Slevogt, Strobentz, Oppeler meine ganz besondere Aufmerksamkeit erregt haben, während beispielsweise Stuck und Uhde stark verblaßt erschienen. Der „Clou" der deutschen Ausstellung ist aber ganz unzweifelhaft die Schule von Worpswede, die vielleicht einmal für uns eine analoge Bedeutung erlangen wird, wie für Frankreich die Schule von Barbizon. Eine Reihe vorzüglicher junger Malkünstler hat sich in dem idyllisch gelagerten bremensischen Dorf durch eine schöne Art Wahlverwandtschaft zusammengefunden. Sie malen Natur und Menschheit ihrer nächsten Umgebung, fast ohne viel Auslese, aber mit einem wunderbar kräftigen, lebendigen Erfassen. Ihr Führer: Fritz Mackensen ist in Berlin bereits bekannt, durch seine Predigt im Freien, die wir im vorigen Jahre hatten. Die Landschafter aber, Modersohn, Overbeck und Hans am Ende, sowie der wundersam launige, echt kindlich-poetische Märchendarsteller Vogeler sind „Denen aus der Reichshauptstadt" noch nicht vorgestellt worden. Sie sollten recht bald unsere intime Bekanntschaft machen! Und in dieser stillen Hoffnung will ich mich für heute bloß mit diesem Hinweis begnügen. Die Gesundheit, Stärke und Zukunftskraft der jüngeren deutschen Malerei scheint mir jedenfalls am augenscheinlichsten aus der Schule von Worpswede herauszuschlagen. Gewiß giebt es zartere, differenzirtere „interessantere" Künstler. Aber die Natur in ihrer Gewalt und Größe, in ihrer lieben deutschen Traulichkeit, in ihrer Gottes-Offenbarung tritt uns nirgends so unverfälscht entgegen, als bei den Leuten von Worpswede.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Todten Sehnsucht.

Von Hans Hoffmann.*)

Ungeregt in der Frostnacht lag das große Meer, und schweres Dunkel darüber. Es war um die Zeit der starren Nächte, da die Sonne sich wendet auf ihrer Jahresbahn, die Zeit der großen Sehnsucht und der neuen, scheuen Hoffnung; es ist öde geworden auf der Erde, frostig und nebeltrüb: jedoch trüber kann es fortan nicht mehr werden, das dunkle Gespinnst ist vollendet und kann nicht mehr wachsen; das Licht muß herdurchbrechen und sich heimlich breiten und zum Siege wandern; die Zeit muß sich wenden, es wird schöner werden von Tage zu Tage. Das sind die Nächte der Sehnsucht, da in trüben Schauern das neue Sonnenreich heimlich geboren wird zu künftiger Herrlichkeit, der neue Sommer, die neue Ernte, die neue Kraft und Freude zum Leben.

Ungeregt lag das Meer; wie ein dumpfes Seufzen nur schauerte es darüber, ein Sehnsuchtsseufzer nach Erlösung von dem Dunkel.

Ungeregt lagen die hohen Dünen am Rande des Meeres, erstarrte Sandströme, die, müde brütend, lauerndes Leben stumm in sich verbargen; todesfahl aufragend, gleich einer endlosen, schaurigen Kette blasser Todtengesichter, und darunter die nackte, bleich glimmernde Strandfläche. Noch kein Schimmer von Hoffnung; die Nacht hatte kein Licht unter den hangenden Wolken, auch nicht das kalte Funkeln der Sterne.

Die Stunde kam, da die Sonne unter dem Meere am tiefsten stand, die Stunde, da die Erde dem Tode am nächsten war: da ging aus der höchsten Kuppe des Dünengebirges ein Leuchten hervor, tief, still und geheimnißvoll; Sandwirbel quollen auf gleich sausenden Dampfwolken, und heraus wuchs ein Riesenhaupt, die Schultern vom Scheitel herab überwallt von langen, weißen Locken, die sich leise blähten, und langsam thaten zwei große, blaustrahlende Augen sich auf, dem Dunkel entgegen.

Und das große Haupt sprach: „Die Mitternacht ist da. Es wird anders werden, die Sehnsucht wächst auf, die Ruhe will zu Ende gehen. Ihr dürft heraufsteigen aus Euren Tiefen! Der Alte vom Meere ruft."

Und alsbald begann's über der Meereswelte sich seltsam kräuselnd zu regen, obwohl doch der Wind still blieb wie zuvor und kein Ton durch die Lüfte ging; geheimnißvoll kam es wie ein Wallen und Schwellen von Innen heraus. Das Haupt blickte groß und gelassen über die strudelnde Weite. Und das Wallen ward mächtiger; Welle auf Welle hob sich über die Fläche und bäumte sich zum Sprunge, Woge auf Woge rundete den Rücken und rollte sich auf und schoß vornüber, aber lautlos, ganz lautlos, unhörbare Schaumgüsse spritzten in die Tiefe und sprühten wieder aufwärts, weiß flatternde Wolken. Wie mit hunderttausend wehenden Gewändern huschte es schweigend über das Dunkel und zerriß das Dunkel mit blassen, haltlosen Gebilden.

Und die hasteten und drängten aus der tonlosen Weite dem Strande entgegen mit stumm verbissener Gier, Hunderttausende zugleich, ein stürmendes Gespensterheer, Alle von der gleichen Hast nach der Kampfstätte getrieben.

Doch, wo sie zerstäubend herniederstürzten auf den fahlen Sand, da verendeten sie nicht wie sonst windgetriebene Wellen in müdem Ringeln und wurden nicht verschlungen von der nachstiebenden Masse, sondern sammelten sich aus dem Schaum und festigten sich still zu aufgereckten Gestalten gleich zuckend beweglichen Menschenleibern in bleichen Gewändern. Und mit weiten Sehnsuchtsschritten hasteten sie landauswärts quer über den Strand, bis wo die Steile des Dünenhanges gleich einem Burgwalle sich anhob.

Und die schweigenden Schaaren begannen aufzuklimmen mit stürmischem Bemühen durch den tiefen, trugvoll weichenden Sand, allein ewig vergeblich; immer schienen sie dem Höhenrande keuchend zu nahen und erreichten ihn doch niemals.

Das große Haupt sah dem verworrenen Wogen entgegen mit den ernsten Augen; es hob sich noch höher empor über den Dünenkamm, reckte schimmernde Arme zur Rechten und zur Linken, winkte mächtig abwehrend und zerriß das weite Schweigen mit Sturmesstimme:

„Unglückliche, was wollt Ihr?"

Da erhub sich ein Wimmern und Wehklagen zur Antwort von hunderttausend wirr zitternden Stimmen, und sie Alle schrieen mit flehendem Jammer:

„Wir wollen leben! Nur ein Weilchen noch leben! Nur unsere Tage zu Ende bringen, die jäh verkürzten! Es giebt in den Tiefen keine Ruhe vor der Sehnsucht nach dem Leben."

„Ich weiß es," sprach das Haupt, „der Alte vom Meere kennt Euer Schicksal: Ihr seid die Todten, die das Meer verschlang seit all' den Jahrtausenden. Ich sehe Euer eisdurchkältetes Gebein von Fieberbrand glühen, ich sehe Eure ausgestorbenen Augenhöhlen flackern von der Sehnsucht, die alljährlich wieder aufwacht in dieser heiligen Stunde. Aber wäre Euch nicht besser, Ihr genösset weiter der leidlosen Ruhe in jener Kühle, statt in dumpfer Begier wieder aufzustreben in das jagende Leben? Glaubt, es wäre Euch besser, Ihr armen Todten!"

Doch nur heißer ward das Stöhnen in dem rastlos wallenden Geisterheere, von scheuem Lichtglanz flimmerten weißlich die aufgereckten, flehenden Arme, und „Leben! Leben!" hallte es brünstig bis von fernher aus der blinden Oede des Meeres, ein Sturmlied qualvoller Sehnsucht. „Laß uns nachleben, was uns genommen ward, was wir auf Erden versäumten."

Das große Haupt neigte gedankenvoller die Stirn und sprach mit ruhiger Stimme:

„Es ist alljährlich in dieser Stunde Einem vergönnt, zum Lichte zurückzukehren und sein Leben zu vollenden, bis er dessen satt ist. Lasset also hören, und ich will richten, wem das Größte genommen ward. — Sprich, was hast Du versäumt? Was hast Du nachzuholen im Leben?" fragte es die hohe Gestalt eines Mannes, der, ein blitzendes Schwert in der Faust, allen Anderen voranstürmte.

„Die Wellen verschlangen mich mitten im Siege, in meiner großen Seeschlacht. Eine Stunde länger, und ein neues Reich ward gegründet

*) Die Märchendichtung, bisher das Aschenbrödel unseres neueren Schrifttthumes, scheint nicht nur auf der Bühne, sondern auch in der erzählenden Literatur Mode zu werden. Nach seinen vorjährigen „Bozener Märchen" läßt Hans Hoffmann in diesen Tagen einen neuen Band „Ostseemärchen" bei A. G. Liebeskind in Leipzig erscheinen. Es sind elf Kunstmärchen von solcher Anmuth der Erfindung und naiven Poesie des Vortrages, wie sie schöner und reiner seit Tieck, Hauff und Eichendorff nicht mehr in deutscher Sprache geschrieben worden sind. Wir machen schon jetzt auf diese liebliche Erscheinung für die kommende Festzeit und wohl auch vorher als Geschenk für sinnige Menschen aufmerksam. Kunz Meyer hat den Band mit prächtigen Bildern geschmückt, W. Drugulin ihn mit raffinirtem Geschmack typographisch ausgestattet.

Die Redaction.

für Jahrhunderte Dauer, und mein Ruhm stieg in die Ewigkeit. So Großes habe ich verloren. Wie kann ich Solches verschmerzen?"

So klagte der Ertrunkene. Das große Haupt aber lächelte ernst und sprach zu dem Starken:

„Versuche herüber zu dringen; wenn das Ziel es werth ist, wirst Du es erreichen."

Da that der Drängende einen neuen Ansprung zur Höhe und fuhr stürmend über den Rand; allein dort oben taumelte er dahin wie eine irrende Sandwolke, huschte haltlos vorüber, brach jäh zusammen und war zerflossen wie ein Rauch.

„Leer! leer!" sprach gelassen das Haupt. „Wie ist Dein Großes so klein, Dein Ziel so nichtig! Ob Dein Reich ein Jahrtausend bestand oder das eines Anderen, was verschlug es den Völkern! Eine kahle Form! Sie leben weiter so oder so und breiten sich über die Erde. Die Welt verlor wenig mit Deinem Leben."

Und es fragte einen Anderen, der ihm in blühender Jünglingsgestalt nahte. Und dieser entgegnete:

„Ich fuhr zu meiner Hochzeit, meinem Glück entgegen, als mein Schiff versank. Unnennbare Seligkeit hab' ich versäumt. Wenn ich nur ein Jahr noch lebte, vielleicht, daß ich die friedlose Sehnsucht bezwänge."

„Versuch' es!" sprach das Haupt, und Jener drang zur Höhe. Doch ihm erging's wie dem Ersten, er schwand und zerflatterte.

„Wie konntest Du wissen, ob Du Glück gewännest? Liebe ist nicht Lust allein, Liebe ist auch Sorgen und Leiden. Zahllose errangen, was Dir versagt blieb; die Last des Lebens ward nicht verringert. Geh', ruhe in Frieden! Dein Verlust ist zu verschmerzen."

Zum Dritten nahte ein Greis mit kahlem Haupte und gefurchter, hoher Stirne, der sprach mit ernsterer Stimme:

„Fünfzig Jahre habe ich gerungen in unendlicher Arbeit nach dem edelsten Ziele: die Menschheit zu belehren, sie von uraltem Irrwahn endlich zu erlösen. Die Sterne sind nicht Götter, die der Menschen Schicksal lenken, sie wandeln blind ihre vorgeschriebene Bahn nach eines Größeren ewigen Gesetzen. Siebzig Jahre schon hatte ich vollendet, die Kette meiner Schlüsse war fest geschmiedet zu ehernem Ringe; ich durfte meine Wahrheit, des Sieges sicher, verkünden. Ich fuhr über's Meer zu dem weisesten der Völker, doch ich landete niemals; die Sterne verhüllten sich, der Blitz zerschlug mein Steuer. Ich ließ die Welt unerlöst von ihrem Wahne. Laß mich zurückkehren, meinen hohen Beruf zu erfüllen, und ewig wird mein Name gesegnet bleiben unter den Menschen."

Er fuhr zur Höhe und zerflatterte in Staub.

„Der Wahn ist zerbrochen auch ohne Dich schon lange, lange. Wähntest Du Armer, ein großer Gedanke entkeimte jemals allein einem einzigen Haupte? Viele ahnen ihn zugleich, die Zeit läßt ihn reifen; wenn der Erntetag da ist, so mag Einer die Frucht pflücken. Ob Dein Name oder eines Anderen? Es bleibt dasselbe."

Das große Haupt schwieg. Und weiter nahte Einer nach dem Anderen, Tausende um Tausende, und Jeglicher nannte eine andere Versäumniß, darum er sich quälte. Und Jeglicher errang die Höhe und verflatterte droben.

Am späten Ende kam ein junges Weib, das sprach zu dem Haupte:

„Ich trug eine Puppe bei mir als Geschenk für mein Kind, da ich zu ihm heimkehren wollte; die ist mit mir versunken, und die Kleine ist um ihre Freude gekommen; das kann ich nicht verschmerzen. Eine Stunde nur möchte ich leben, um es nachholen zu dürfen."

„Wie lange ist es her, daß Dein Unglück geschah?" so fragte der Meeresalte mit einem leisen Lächeln.

„Hundert Jahre mag es schon her sein," sprach träumerisch das Weib.

„So ist Dein Töchterchen lange schon groß geworden, gestorben und begraben."

„Was thut das? So finde ich doch wohl ein Enkelchen auf Erden oder ein Urenkelchen gar, und wenn das nicht, so irgend ein anderes Kind, das ich mit meiner Puppe erfreuen kann. Ich möchte nur noch einmal solch' Kindchen so lächeln sehen."

Als sie das gesagt hatte, erhob sich ein Gelächter und wisperndes Spotten in dem luftigen Schwarm: „Um so Kleines wagt sie sich in's Leben zurückzudrängen! Um ein elendes Spielzeug, davon ein jeglicher Tag Hunderttausende erzeugt und wieder zerbricht! Um eine Puppe! Wie kindisch!"

„Was ist klein? Was ist groß?" frägte ruhig das Haupt. „Was ist eine Krone mehr als ein Spielzeug? Oder wenn kein Spielzeug, wird sie dann beglücken? So lange beglücken wie eine Puppe ein Kind? Wo ist das Maaß der menschlichen Freuden? Wo ein Maaß der Sehnsucht? — Ein Maaß aber bringt diese Frau mit sich, das vor uns nicht ohne Geltung ist; sie ersehnt die Freude nicht für sich selbst, wie alle Anderen vor ihr."

Die gute Frau aber sprach: „Ach Gott, der Leiden des Menschen — wie sind ihrer so viele! Nicht leicht wird einer durch's lange Leben dem Leiden von Herzen gewachsen sein, der nicht als Kind seiner Freuden redliche Fülle genossen hat. Aus dem Sonnenschein der Kindheit quillt einzig dem Menschen die gesunde Kraft, dem harten Drange der späteren Jahre mit Freuden zu widerstehen. Morgenglück machet stark am Abend. Wer mag wissen, ob nicht eine einzige Kinderfreude zu wenig dereinst den Mann unter den Sorgen zusammenbrechen läßt? Wer weiß, ob mein Kind nicht zusammengebrochen ist? Wie sollte ich da nicht gern einem anderen jungen Geschöpfe das Restchen hinzu thun, das an Freuden ihm gerade vielleicht noch fehlt, es zu stählen für's Leben? Ich versuchte es gern, wenn mir eine Stunde vergönnt wäre oder nur eine Minute."

„Versuche es denn!" sprach das große Haupt, und das Weib stieg leicht aufwärts. Und siehe, als sie droben war, schwebte sie glänzend dahin über die Düne und schwebte schreitend weiter in fester Gestalt und zerfloß mit nichten wie die Anderen vor ihr. Nur leuchtender und holder ward immer ihre Gestalt, und ein Lichtschein ging von ihr aus wie leise aufdämmerndes Morgenroth.

Der Alte vom Meere aber machte eine furchtbare Bewegung mit den weiten Armen über den Schwall der Gespenster und rief über sie hin:

„Genug! Die Eine ist gefunden, die heute heimkehren darf in's Leben. Ihr Anderen, weichet zurück in Eure Tiefen, bis abermals die Sonne ihre Winterwende erreicht."

Da entwichen die Gestalten und verstummten im Elend; sie sanken schweigend in die Tiefe und glitten zum Wasser, sie warfen sich in die Fluthen und wallten vorwärts, und war nichts mehr zu sehen als wandernde Schaumkämme, die lautlos still dahinzogen, Tausende und Hunderttausende. Das große Haupt aber schaute aus seiner Einsamkeit ihnen nach ohne Zorn und ohne Mitleid.

Und es schaute auch jenem Weibe nach, das leuchtend dahinzog und immer weiter in's Land kam aus der Dünenöde zu den Stätten der Menschen, wo sie wohnten mit ihren Sorgen und in langen Qualen sich mühten.

Und wo sie aus der ersten Hütte ein Licht schimmern sah, da schwebte sie auf den Strahlen in's Fenster hinein und späte nach einem Kinde. Auch fand sie deren gleich in der ersten genug und griff nur ein wenig scheu in den Busen, das einzige Püppchen heraus zu holen, das sie bei sich trug von ihrer letzten Lebensstunde her.

Sie gab es dem Jüngsten, und als dies hell auffauchzte, die Anderen aber dumpf blickten, griff sie, ohne recht zu wollen, noch einmal in ihr Kleid. Und siehe, da fand sie die Puppe noch einmal und gar noch ein anderes Spielzeug dabei, das sie vorher nicht gehabt hatte, und sie verschenkte das Beides und griff nochmals in ihren Busen und fand wiederum Beides noch einmal und etwas Neues dazu. Und so ging es weiter: je mehr sie verschenkte, desto reicher ward sie, und ihr weites Gewand schwoll immer mehr von lustiger Herrlichkeit.

Und nun standen die Kinder alle um sie her wie um eine Mutter, alle Augen lachten und leuchteten, und langsam wuchs ihr scheues Gewisper empor zu vollklingendem Jubel. Und zuletzt kümmerte sich Keines um die Geberin mehr, Jedes spielte mit seiner Puppe und lachte und zwitscherte, und da stand sie am allerglücklichsten bei Seite und sah ihnen zu, wie lieblich sie's trieben, und ihre stillen Augen leuchteten und lachten so rein wie die der Kinder.

Nur zum Abschied nahm sie das Kleinste in die Höhe und küßte es und sagte ganz leise: „Du magst vielleicht mein Urenkelchen sein. Du hast Augen, ganz wie mein süßes Kind sie gehabt hat. Und genau so hell kannst Du lachen. Ganz gewiß bist Du mein Enkelchen! O, wie bin ich glücklich."

Und als die Anderen sich herzu drängten und sie bestürmten mit zärtlicher Eifersucht, da sprach sie beschwichtigend: „Und Du auch. — Und Du auch. Ja, Ihr Alle seid meine Enkel, Ihr Alle, Alle."

Und so schwebte sie weiter und so kam sie segnend von Haus zu Haus und beglückte die Kinder und ward selbst beglückt. Die Erwachsenen aber sahen nicht mehr von ihr als ein gleitendes Leuchten, wie wenn eine Welle flüchtig im Morgenschein blinkt.

Und das holdselige Weib ward nicht müde zu schweben und zu geben, bis dem letzten Kinde die Augen zufielen, und sie keines mehr wach fand.

Da kehrte sie zurück in die offene Nacht, wo nun die Sterne schimmerten, und sprach lächelnd zu sich selbst:

„Jetzt kann ich ruhen und Frieden finden; ich habe heute wieder so viele Freude erweckt, als hätte ich zehn Kinder geboren und zum Glücke erzogen. Meine Sehnsucht ist gestillt!"

Sie breitete die Arme aus und ließ sich sinken. Ein weicher Wind nahm die Entschlummernde auf und trug sie hinaus über das große Meer und bettete sie leise unter den feierlichen Sternen zu ihrem Frieden.

Das Meer war nun ganz still; nur leise Wellen legten sich sanft an den Strand, wie müde Kinder sich weich an die liebevolle Mutterbrust schmiegen.

Und der Himmel neigte sich darüber wie ein segnender Baum, der statt der Blüthen Hunderttausende strahlender Lichter in seinen Zweigen trug.

# Aus der Hauptstadt.

## Neue Regierungskunst.

„Sobald die Damen einmal einen Augenblick lang schweigen, werden Ew. Gnaden drüben den Wasserfall rauschen hören," sagte unser Führer, als wir in die Nähe der gewaltigen Stürze kamen. Sobald die Maßgebenden in den Zeitungsredactionen, deren Auslassungen immer so lebhaft an die Conversation alter Damen erinnern, endlich einmal ihre noch immer fortdauernden lauten Klagelieder über den Tod der Boetticher und Marschall eingestellt haben, wird dem journalgläubigen Volke erst klar zum Bewußtsein kommen, was in Wahrheit das Wesen und die Bedeutung der chronisch gewordenen Krise ausmacht. An die Stelle der viel zu Vielbeweinten rücken die Posadowsky und Bülow; für zwei fleißige und der eigenen Meinung baare Hofmänner übernehmen zwei andere ebenso fleißige und der eigenen Meinung ebenso baare Hofmänner die sogenannten Zügel der Regierung. Herr v. Posadowsky ist ein unbeschriebenes Blatt, aber die Dinte für ihn steht schon bereit, und der römische Botschafter hat seinen allgemein anerkannten Salontalenten in Rom und Petersburg den letzten Schliff gegeben, so daß er in Berlin als Parkettkünstler glänzend bestehen wird. Was diese beiden Staatsmänner anbelangt, so hat die Krise also nichts Ueberraschendes oder auch nur Interessantes gebracht, und auch die übrigen „bevorstehenden Aenderungen im diplomatischen Dienste" erwecken wenig Neugier oder Theilnahme. Es ist Alles beim Alten geblieben, auch das Vertrauen und die Liebe der Nation, die beim Friedrichsruher Alten geblieben ist und die, wenn sie einmal verloren ging, ein bloßer Personenwechsel nicht ohne Weiteres wiederzubringen vermag. Der Sturz des letzten Säulenpaares aus der Caprivizeit und ihre Nachfolgerschaft hat die endlosen Preßdiscussionen der vergangenen Monate nicht verdient, und sogar die sommerliche Stille und Ereignißlosigkeit entschuldigt sie nicht. In ungleich höherem Grade wären der öffentlichen Aufmerksamkeit die Gründe würdig gewesen, die dem Doctor Miquel im letzten Augenblick das innere Vicekaiserthum entrissen und die Herrn v. Podbielski, dem Officier a. D. und Leiter der Transvaal-Ausstellung, auf den ragenden Sessel des seligen Stephan gesetzt haben.

Der mindestens vorläufige Zusammenbruch der stolzen Pläne Johannes Miquel's und die Erhebung des Husarenobristen haben nur das eine Gemeinsame: daß Niemand sie vorhersehen konnte. Aber dieser eine Punkt stellt auch die innere Verbindung zwischen ihnen her. Die Herrn v. Miquel freundlich gesinnte Presse war ungeschickt genug, schon etliche Tage vor der endgiltigen Entscheidung die von Hohenlohe's Erben zu erwartenden Großthaten mit Tamtamschlägen zu preisen, und die dem begabten Finanzer feindliche Presse war perfid genug, ebenfalls als vollendete Thatsache zu betrachten, was doch der ganzen Welt eine Ueberraschung bringen sollte. Herr v. Podbielski verdankt seine Ernennung zum Generalpostmeister gewiß nicht allein dem Umstande, daß man ihn wiederholt eigenhändig Correspondenzkarten fehlerlos in den Straßenbriefkasten hat stecken sehen. Auch besteht im intelligentesten und rührigsten Theile unserer hohen Beamtenschaft, unter den Oberpostdirectoren und Posträthen, nicht ein solcher Mangel an Talenten, daß hier kein Ersatz für Stephan aufzutreiben gewesen wäre. Bei der heutigen wissenschaftlichen und technischen Durchbildung der Postangestellten, die wesentlich der rastlosen segensreichen Thätigkeit des Dahingegangenen zu verdanken ist, mußten hinter dem Unterstaatssecretär Fischer, diesem wohl geistvollsten Manne der gesammten deutschen Beamtenhierarchie, noch hundert andere Fachmänner in Frage kommen, sobald es sich um die Wahl eines würdigen Thronfolgers des großen Stephan handelte. Hätte Herr v. Podbielski den verunglückten Recke beerbt, kein Mensch würde erstaunt die Augen aufgerissen oder sich kopfschüttelnd an die Stelle gefaßt haben, wo Bürger vorgeschrittener Culturländer die Stirn und deutsche Unterthanen einen Theil der Nachtmütze sitzen haben. Sind doch die Ansprüche an die Intelligenz und die Bildung der obersten Stelle im Ministerium des Innern allmälig nothgedrungen so gering geworden, daß ihre Besetzung, sei es mit wem es immer sei, gewiß Niemanden mehr verblüfft hätte. Aber Stephan hatte die deutsche Post im Auslande berühmt, Stephan hatte ganz Europa auf unsere glänzenden Posteinrichtungen und auf seine Beamtenschaft neidisch gemacht, so oft auch jetzt officiös-dankbar von allerlei reformbedürftigen Unsitten gesprochen wird, die unter seinem System eingerissen seien. Wir haben wahrhaftig hinreichend Ursache, uns dies Stephan'sche Beamtenthum zu erhalten. In einer Zeit, wo Alles wankt und grauenvolle Verbitterung ohne Maaßen alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig erfaßt hat, in einer solchen Zeit heißt es, dem arg gefürchteten Umsturze Bresche schießen und die Monarchie ernstlich gefährden, wenn man officiös einem schlecht unterrichteten Neuling zu Liebe gerade die Eigenschaften unserer Beamten als minderwerthig hinstellt, wodurch der erste Friedrich Wilhelm und sein großer Sohn den preußischen Staat wie einen rocher de bronce begründeten, mit deren Hülfe Hardenberg-Stein und nachher Bismarck ihr Riesenwerk durchführten.

* * *

Plumpe Federn sollten nicht versuchen, mit faden Gemeinplätzen oder lächerlichen Lügen Handlungen erklären zu wollen, deren inneren Mechanismus sie nicht kennen und verstehen. Wilhelm II. hat eine großartige Auffassung von den Pflichten wie den Rechten eines modernen Herrschers. Nichts Menschliches, meint er, darf dem Fürsten fremd sein, alle Höhen und Tiefen des Lebens muß er überschauen können, damit es ihm möglich ist, zu jeder Zeit ordnend und bessernd in den Gang der ungeheuren Staatsmaschine einzugreifen. Dieser Gedanke ist so gut wie wahr, nennt und umschließt er doch gleichzeitig Mühsal und Lohn, Kampf und Kampfpreis. Freilich nur unerhörter, nie ermattender Arbeitseifer, der sich kaum dann und wann ein Stündlein hastiger, unrastseliger Ruhe gönnt, kann ihn zur Ausführung bringen. Seit das Culturleben sich in's Ungemessene vertieft und verbreitert hat, seitdem eine immer verwirrendere Fülle von Erscheinungen auf den Geist eindringt, Wissenschaften und Künste blühen, davon jede einzelne den einzelnen Menschen ganz und gar zu beschäftigen vermag, ist die Zeit der Universalgenies vorbei. Heute herrschen die Specialisten und werden groß; die sich um die Erkenntniß der tausendfach zersplitterten Gesammtheit mühen, gerathen bei noch so regem Fleiße nothwendig in Oberflächlichkeit und fruchtlose Halbheit hinein. So ist es einem Militär nicht möglich, sich eingehend mit der Politik zu befassen, Volkswirthschaft zu treiben; der geborene Pädagog wird dem Sporte abhold sein oder ihn zum Mindesten recht gleichgiltig behandeln; der echte Staatsmann steht wie Bismarck der Dichtung, der Musik, der Malerei eiskalt gegenüber. So gewaltig und umfassend ist kein Menschengeist mehr, daß er als absoluter Herr über der gesammten, modernen Gedankenwelt stehen könnte; selbst des großen Friedrich's, selbst Goethe's Kraft versagte hier. Und nun erst der Monarch, der nicht allein sich und seiner inneren Vervollkommnung leben darf, der Tag für Tag in ewig gleicher, anstrengender Thätigkeit einem Millionenvolke dienen muß! Ihm, der Spitze des Staates, dem Wetterwächter auf höchstem Maste liegt es ob, die Totalität der Erscheinungen zu erfassen und nach ihrem Gesammtbilde den Cours zu bestimmen. Selbst in jede Einzelheit einzudringen, selbst jeder Zeit hier und da zu sein, in jeden Winkel zu lugen, jede Thätigkeit zu überwachen, ist ihm deßhalb unmöglich, weil sein Auge und sein Hirn von zu vielen Dingen auf einmal in Anspruch genommen werden. Der oberste Ingenieur ist nicht dazu da, jedes Schmierzäpfchen auf seine Oelfüllung zu prüfen, jede versteckte Schraube anzuziehen. Thäte er's, so bliebe eines schönen Tages der Dampf entweder ganz aus, oder sein Druck würde unversehens so hoch, daß er die Rohre sprengte und eine Explosion herbeiführte. Und auch im günstigeren Falle, wenn das Schicksal dem Verantwortlichen gütig diese herbe Lehre ersparte, wird ihm doch bald genug klar zum Bewußtsein kommen, daß er bei zunehmender Erkenntniß von dieser und jener Kleinigkeit den Blick über das Ganze

verloren hat, und damit die Macht darüber. Er ist von der Höhe zu Thal gestiegen ... Und die Geschichte wird, wenn er ein arbeitsfreudiger Fürst war, mitleidig zwar seinen Fleiß anerkennen, ihn aber doch zu den Kleinen stellen. Und härter noch wird sie über ihn urtheilen, wenn er geglaubt hat, mit der Krone zugleich das köstlichste Kleinod der Regierungskunst empfangen zu haben, wenn er geglaubt hat, die Geburt im legitimen Bette entbinde von der Mühsal harter, schweißtreibender Arbeit, ohne die noch Keiner zum Gipfel gelangte.

Dank seinem impulsiven Temperamente hat sich Wilhelm II. die frische Jugendlichkeit der Empfindung bewahrt, und das Gefühl hoher Begabung, deren er sich im Kreise unbedeutender und ärmlicher Höflinge besonders bewußt werden muß, läßt ihn die starrenden Schwierigkeiten des Weges nicht unüberwindlich scheinen. So geht er erhobenen Hauptes seine Bahn, er der Kaiser, er allein der Herr im Lande, er sein eigener Reichskanzler, interessirt auf alle Spiegelungen des Lebens rundum blickend, immer freudig und bestimmt im Urtheile darüber. Es ist viel Anziehendes in dieser Art zu regieren, aber auch große Gefahren lauern drin. Der Monarch, und wäre er gleich an Fleiß, an Bildung, an Fähigkeiten und Menschenkenntniß den Besten seines Volkes überlegen, wird in neunhundertneunundneunzig Fällen von tausend doch auf die Berichte und damit auf die Gewissenhaftigkeit seiner Diener angewiesen sein. Der Tauschproceß hat aber gezeigt, welches Gesindel mitunter das Material zu den Berichten herbeiträgt, die der kaiserlichen Majestät vorgelegt werden. Ein nicht auszudenkendes Mißtrauen, das beinahe an Verachtung grenzt, herrscht daneben in der Bevölkerung gegen Personen, die man, wohl mit Unrecht, im Besitz der besonderen Gunst des Herrschers wähnt. Einzelne dieser Personen waren unklug genug, vernichtende Beschuldigungen, die ein Berliner Witzblatt wochenlang mit brutaler Deutlichkeit wider sie schleuderte, geduldig und christensroumm auf sich sitzen zu lassen. Unter all diesen Umständen ist es ein Gebot der Nothwendigkeit, daß zu Repräsentanten des kaiserlichen Willens nur Männer auserkoren werden, deren Wollen und Können Gewähr für sie leistet, Gewähr auch dafür, daß sie das Ansehen der Krone und ihres Trägers erhalten und heben. Fast alle Minister seit 1890 haben über das rasendschnelle Schwinden der Regierungsautorität geklagt und Zwangsmittel, sie wieder herzustellen, vorgeschlagen oder gar versucht. Diese naiven Selbstbewußten dachten nie darüber nach, ob die Ursache des Uebels nicht am Ende in ihnen selbst liegen könnte, ob sie nicht vielleicht die eifrigsten Vertreter des schlimmen Krankheitsbacillus wären. Ob sie nicht dadurch der Autorität am gröbsten in's Gesicht geschlagen hätten, daß sie anmaßlich keck Aemter übernahmen, deren Lasten sie nun und nimmer gewachsen waren, deren Anforderungen sie nicht entfernt genügen konnten. Der Mann und sein Thun, nicht das Ernennungsdecret im Reichsanzeiger macht die Autorität. Mit der stetig zunehmenden und nicht mehr aufzuhaltenden Demokratisirung der Welt werden die Massen immer unbändiger und schwieriger zu behandeln; sie beugen sich widerstrebend allenfalls den Größeren, dem Staatsmann von Geist, der unfähige Usurpator eines hohen Postens dagegen erweckt nur ihre Heiterkeit und vermindert das Ansehen der Stellung selbst.

* * *

Des alten Kaisers Regierungskunst taugt nicht für seinen anders gearteten, stolzen Enkel. Darum soll man sie ihm nicht ständig anpreisen und soll nicht wehleidig beklagen, daß sie aufgegeben worden ist. Welche Erfolge sie zeitigte, weiß alle Welt ohnehin. Wilhelm II. wird nun und nimmer das Heft auch nur zeitweise aus den Händen geben; suprema lex regis voluntas ganz besonders für den nächsten Diener des Königs. Damit muß Deutschland sich abfinden. Und offen bleibt nur die Frage, ob es dem Herrscher möglich sein wird, bei dieser Sachlage starkfäustige und starkgeistige Männer zu finden, die seine Regierungs-Absichten durchzusetzen wissen. Ein Minister muß heute vor Allem Hof-Mann sein, doch der Hofmann schädigt und erwürgt zuletzt den Staatsmann und vor Allen den Mann selber. Die Stolzen und Hohen, die Nichts für sich verlangen, sondern selbstlos ihre Dienste der Idee weihen, vermögen aber nur dieser ihrer Idee, nicht fremden Gedanken zu dienen. Sie stehen als rechte Mittler zwischen Volk und König, sie bedürfen von Anfang an des Vertrauens Beider und begehren auch von Beiden, daß man sie nach ihrem Gefallen thun und schalten lasse. Dafür entlasten sie den Monarchen von quälender, nutzloser Kleinarbeit, so daß er immer im Stande ist, den Blick auf's Große zu richten, und indem sie, Meister vom ersten Augenblicke ihrer Verwaltung an, alsbald den sicheren Gang des Staatsschiffes erzwingen, beruhigen sie das immer aufgeregte, leicht mißtrauisch gemachte Volk. Man schläft getrost nur unter der Hut dessen, dem man vertraut, und dieses Vertrauen der Nation ist der höchste Lohn echter Regierungskunst.

Caliban.

## Notizen.

Karl Marx. Zum Gedächtniß. Ein Lebensabriß und Erinnerungen. Von Wilh. Liebknecht. (Nürnberg, Wörlein & Comp.) Ein hochinteressantes Büchlein, für das wir Marxens Mitarbeiter und Schüler aufrichtig dankbar sind. Natürlich ein Panegyricus auf den Meister und ein Stück ganz unsocialdemokratischen Personenkultus. Immer wieder versucht Liebknecht, die abfälligen Urtheile über Marx' Charakter, die von gegnerischer Seite stammen, zu widerlegen, aber schließlich muß auch er zugeben, daß Marx ein Cyniker, besonders im Gespräch ein unbarmherziger Spötter war, der „meist nur aus Mitleid lobte". Ab und zu läuft eine naive Hyperbel unter, so wenn der Verfasser schreibt, Marxens „Achtzehnter Brumaire" werde noch „nach Jahrtausenden bewundernd gelesen". Daß er das Privatleben und Gehaben des großen Nationalökonomen und Agitators tadellos und nachahmenswerth findet, ist begreiflich. Ein dunkler Punkt, die Verlegung des Generalrathes der „Internationale" nach New York, wird auch hier ungenügend begründet. Eine willkommene Ergänzung bildet das fast gleichzeitig erschienene Gegenbild: „Karl Marx" von Karl Walcker (Leipzig, Roßberg), dem bekannten Leipziger Universitätsdocenten. Die Brochure bietet freilich ebenfalls nur Bausteine zu einer Darstellung von Marx' Leben und Lehre und zwar überaus fleißig zusammengetragenes Material. Doch fehlt es nicht an scharfer Kritik. Wir sind nun freilich nicht Heinzen's Meinung, Marx sei im Grunde nur ein dürftiger Kopf gewesen. Auch daß er zwerghaft klein war, hat doch mit seiner geistigen Bedeutung nichts zu thun. Originell ist Walcker's Bezeichung von Marxens Theorie als einer Talmud- und Talmi-Nationalökonomie und der Hinweis darauf, daß die Marxianer von Engels bis Kautzky — der aus dem Prager Ghetto kommt und sich jüngst in einer socialistischen Studentenzeitung als Originaltscheche aufspielte — und Mehring, dem Namensvetter des Mosse'schen „Ulk"-Redacteurs, von israelitischer Abstammung sind. Im Uebrigen spricht Walcker dem Marxismus die Zukunft ab. „Die Socialdemokratie hat 1875 das Lassalle'sche Lohngesetz anerkannt, 1891 bekämpft; ähnlich wird sie früher oder später über die Utopie des Marxismus zur Tagesordnung übergehen."

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Junger Mann,** musikal. u. litter. gebildet, bis Ob.-Sek. stud., sucht unt. sehr bescheid. Ansprüchen Beschäftigung auf einer Redaktion oder als Sekretär. Off. unter **S. K. 13** an die Expedit.

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Billige, dichte
**Dächer**
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach im Beuel a. Rhein.

Georg Weiß, Verlag in Heidelberg.

Soeben erschien:

**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**

Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Geh. 4 ℳ 50 ₰. Gebd. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

Bestellungen auf die
**Einbanddecke**
zum 51. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mauerstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 11. September 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Zukunft von Siam. Von Ernst von Hesse-Wartegg. — Die Wanderbettelei. Von P. Asmussen. — **Literatur und Kunst.** Adolf Pichler. Von Adolf Wilhelm Ernst. — Heinrich von Kleist. Eine pathologische Studie. Von Dr. med. J. Sadger. (Schluß.) — **Feuilleton.** Der Herr Specialarzt. Von Henry Second. — **Aus der Hauptstadt.** Furchtbare Verantwortung. Von Caliban. — Das neue Kaiserdenkmal am Rhein. Von Franz Servaes. — Anzeigen.

### Die Zukunft von Siam.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Der König von Siam hat nunmehr seine Rundreise bei den monarchischen Großmächten Europas vollendet und schickt sich an, einer Einladung Frankreichs, seines einzigen Feindes, Folge zu leisten. Für ihn, ebenso wie für die europäischen Cabinets ist dieser bevorstehende Besuch der wichtigste, denn er ist gleichzeitig der letzte Versuch, Klarheit zu bekommen über die zukünftige Stellung Siams als unabhängiges Königreich. Vielleicht gelingt es der persönlichen Liebenswürdigkeit des Königs von den gegenwärtigen Machthabern Frankreichs bestimmte Zusicherungen zu erhalten, allein nach den bisherigen Erfahrungen mit den Franzosen in Ostasien reichen solche Zusicherungen nicht weiter hinaus als ein Ministerium dauert. Wohl wurde im Mai 1896 zwischen England und Frankreich eine Convention abgeschlossen, nach welcher die beiden Mächte sich verpflichten, die Neutralität und Unabhängigkeit Siams aufrecht zu erhalten, aber die Geschichte hat gezeigt, daß solche Verträge nur da sind, um bei der ersten Gelegenheit gebrochen zu werden. — Eine ostasiatische Unabhängigkeit, die auf einem Bogen Papier allein beruht, steht auf schwachen Füßen und es ist interessant, die wahre Stellung des letzten hinterindischen Königsreichs in Bezug auf Frankreich und England zu untersuchen.

Daß Frankreich seit Jahrzehnten danach trachtet, Siam zu einer französischen Colonie zu machen, unterliegt gar keinem Zweifel, denn es wurde häufig genug offen bekannt: Ja diese Versuche reichen in Wirklichkeit viel weiter zurück, als bisher angenommen worden ist. Nicht die Expansionspolitik Napoleon's III. gab dazu den Anstoß, sondern schon unter Ludwig XIV. wurde der Versuch gemacht, in Hinterindien den Boden zu einem Colonialreich zu legen, wie es England in Vorderindien mit so viel Erfolg zu Wege gebracht hat. — Damals war am Hofe des mächtigen Königs von Siam, Narai, ein griechischer Abenteurer, Konstantin Phauleon, zu großem Einfluß gelangt. Er leitete die Geschicke des Landes, und wohl mit der Absicht, Siam in die Hände Frankreichs zu spielen, veranlaßte er den König, mehrere Gesandtschaften nach Frankreich, sowie an den Papst Innocenz XI. zu senden. Ludwig XIV. ging mit Freuden auf die geheimen Pläne Phauleon's ein, und ließ den französischen Gesandten auf seiner Reise nach Siam von einem Geschwader von fünf Kriegsschiffen und einem starken Corps französischer Truppen begleiten, „zum Schutz des Königs und der Regierung" wie es hieß. Glücklicherweise erkannten siamesische Patrioten die ihnen von den Farangs (Franzosen) drohende Gefahr besser, als ihr König, dieser starb plötzlich eines unbekannten Todes, sein Günstling Phauleon wurde 1688 hingerichtet, und die Franzosen wurden schmählich aus dem Lande vertrieben. Damit war Siam für die folgenden zweihundert Jahre von der Fremdherrschaft befreit, und die Franzosen, aus Siam verjagt, versuchten nun unter Ludwig XVI. sich in Cochinchina und Annam festzusetzen. Wegen den Ereignissen in Europa konnten sie ihre Eroberungen in Hinterindien nicht fortsetzen, und der asiatische Colonialtraum ruhte bis zu Napoleon III. Am 1. September 1858 wurde ohne jede Veranlassung von der französischen Flotte Turane in Annam genommen, am 17. Februar 1859 Saigon; am 5. Juni 1862 zwang Frankreich den schwachen König von Annam, ihm drei Provinzen und die Insel Pulo Hondor abzutreten; im Juni 1867 wurde der Rest von Cochinchina annectirt; unter nichtigen Vorwänden wurde am 11. August 1863 der König von Cambodscha gezwungen, das französische Protectorat anzuerkennen; im October 1873 drangen französische Kriegsschiffe unter Garnier in den Rothen Fluß von Tonking ein, und während des folgenden Jahrzehntes verübten die französischen Truppen unter Garnier und seinem Nachfolger Rivière Grausamkeiten, welche für immer ein Schandfleck der europäischen Colonisations-Bestrebungen oder richtiger ausgedrückt, der französischen Straßenräubereien in Hinderindien bleiben werden. Die schrecklichen Greuelthaten der „grande nation" kosteten derselben freilich hunderttausend Soldaten und eine Milliarde Francs, aber Tonking war nun französisch. Der oberste Herrscher aller bisher geraubten Länder war der König von Annam. Durch die französischen Kanonen, welche Hué bombardirten, wurde auch er zur Unterwerfung und Anerkennung des französischen Protectorats gezwungen, und damit waren die Franzosen Herren des ganzen Ostens von Hinterindien.

Warum? Wozu diese ungeheuren Anstrengungen und gewissenlosen Raubzüge? Doch nicht wegen des Handels von Annam und Tonking? Derselbe beträgt ja jährlich nur einige Millionen Francs weniger als jener mit dem kleinen französischen Inselchen in Westindien. Das Geheimniß der französischen Unternehmungen sowohl wie der englischen in Hinterindien ist nicht Annam, Birma oder Siam, sondern einfach China, diese reichste und größte Beute, welche für die Europäer überhaupt noch zu holen ist, und gegen welche selbst

Indien in den Hintergrund gerückt wird. Der Südwesten Chinas besteht aus den großen Provinzen Yünnan, Szetschuen und Kweitschau, die hauptsächlich nur dem ungeheuren Umwege über Shanghai und durch den Hangtzekiang zu erreichen sind. Um den Handel dieses reichen gewinnversprechenden Gebietes in die Hände zu bekommen, gehen die Engländer und Franzosen so rücksichtslos in Hinterindien vorwärts, denn durch Hinterindien führen die nächsten Wege nach Südchina. In den Hochgebirgen Südchinas liegen nahe bei einander die Quellen dreier großen Ströme, des Hangtzekiang, des Mekong und des Salween. Der erstgenannte fließt bekanntlich nach Osten in das Gelbe Meer, ist also für die Schifffahrt vom Westen her viel schwerer zu erreichen als die beiden letzten, nach Süden fließenden, der Salween durch Birma, der Mekong durch Siam. Den Salween in die Hände zu bekommen, war einer der Hauptzwecke der Engländer als sie Birma eroberten und seinen König verjagten. Den Mekong in die Hände zu bekommen, war der Zweck der Franzosen, als sie Cochinchina und Cambodscha eroberten, und dem König von Annam ihr verhaßtes Protectorat aufzwangen; denn durch die beiden Ströme Salween und Mekong suchten England und Frankreich eine Schifffahrtsverbindung mit Südchina. Das Um und Auf der Politik in Hinterindien ist einfach ein Wettrennen zwischen Franzosen und Engländern um den Handel mit Südchina.

England hat insofern einen Vorsprung vor Frankreich, als seine birmanischen Provinzen an China grenzen, und mit Birma gleichzeitig auch bestimmte Rechte auf einzelne zwischen Siam und China gelegene Staaten erworben wurden. Frankreich wagte sich nicht gleich an den siamesischen Mekongfluß, um die Verbindung mit Südchina zu erzielen, sondern begann zuerst mit Tonking, dessen Rother Fluß ebenfalls in Südchina entspringt. Allein als Tonking erobert war, fand man, daß der Rothe Fluß in seinem Oberlauf unschiffbar ist und somit keine Verbindung mit dem gesegneten Hunan bildet. Deßhalb kam der Mekong an die Reihe; die Uferländer desselben wurden „erobert", d. h. den angestammten Fürsten einfach mit den Waffen in der Faust geraubt. Allein bald fand man, daß auch der Mekong in seinem Oberlaufe Stromschnellen und Wasserfälle besitzt, welche eine Verbindung Saigons mit Südchina auf diesem Strom unmöglich machen, und auch an eine Ablenkung des Handels von Siam und der Schaustaaten nach dem Mekong nicht zu denken sei. Nur der Menaamstrom bildet die natürliche und beste Verkehrsader nach diesen Gebieten sowie auch zum oberen Mekong und damit auch nach Südchina, der Menaam aber ist der Hauptstrom von Siam, die Hauptstadt dieses Reiches, Bangkok, ist an seinen Ufern gelegen. Damit war die Politik Frankreichs klar vorgezeichnet, und die „wissenschaftlichen Forscher" Frankreichs in jenen Gebieten, die Colonialbeamten und Diplomaten Frankreichs, entblödeten sich nicht, offen den Raub Siams zu predigen. Bangkok muß an der Stelle von Saigon der Haupthafen von Französisch-Hinterindien werden, Siam muß gerade so wie Cambodscha, Cochinchina, Annam und Tonking französische Colonie werden, nicht nur weil sein Hauptstrom die Verbindung mit den Schaustaaten und durch diese mit Südchina bilden, sondern weil Siam selbst ein reiches, fruchtbares und somit begehrenswerthes Land ist. Selbst der spätere Generalgouverneur von Indochina, Lanessan, sagt in seinem Buche „L'Expansion coloniale de la France," das 1886 erschien, Folgendes: „Die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiet des Mekong und dem Menaam" (obschon beide Ströme auf siamesischen Boden liegen) „muß von Frankreich als die natürliche Grenze seines indochinesischen Reiches gegen Siam angesehen werden. Nachdem wir die (NB. siamesischen) Provinzen des großen Sees von Cambodscha und die Flußgebiete des Mekong und des (NB. siamesischen) Semunflusses genommen haben, sollten wir die Unabhängigkeit Siams respektiren, und wenn nothwendig schützen (proteger)", und dieser Mann, welcher das Protectorat über Siam der französischen Regierung empfahl, wurde im Mai 1891 Generalgouverneur von Französisch-Indien! Kein Wunder, daß die Staatsmänner von Siam nun vor dem Kommenden zitterten. Die so gepredigten Schritte gegen Siam ließen auch nicht lange auf sich warten. Gewissen, Ehrlichkeit und Rechtlichkeit gegenüber den asiatischen Reichen hat es ja in Frankreich ebenso wenig wie in England jemals gegeben. Schon im November 1891 erklärte Ribot in der französischen Kammer, „daß alle Länder, welche östlich des Mekong liegen, an der chinesischen Grenze angefangen bis zur See, als zu Frankreich gehörig, betrachtet werden müssen." Freilich waren auf allen französischen und anderen Karten diese, viele Tausende Quadratkilometer umfassenden Gebiete seit 1836 als zu Siam gehörig angegeben, die Behörden, das Militär, die Grenzbesatzung waren siamesisch, und ein Zweifel ebenso ausgeschlossen wie etwa darüber, daß die Uhr, die Herr Lanessan in seiner Westentasche trug, auch wirklich ihm gehörte. Aber dem Straßenräuber, der im Bewußtsein seiner Stärke diese Uhr holen will, gelten alle Proteste des wirklichen Besitzers nicht viel. Er nimmt sie einfach. So ging es auch mit den siamesischen Provinzen östlich des Mekong. Unter den nichtigsten Vorwänden wurden zwischen 1889 und 1893 französische Militärexpeditionen durch das ganze Stromgebiet des Mekong geschickt, und jeder Widerstand der siamesischen Behörden, in diesen Distrikten gegen diese unerhörten Gebietsverletzungen durch französisches Militär nur als Anlaß für weitere Expeditionen benutzt. Freilich protestirte das englische Cabinet wiederholt, allein was machen sich die Franzosen aus derartigen Papierwischen! Lord Rosebery's zahmen Depeschen, des englischen Botschafters Lord Durfferin's zahmen Protesten gegenüber blieb doch Alles beim Alten; Siam, zu schwach, um Franzosen mit den Waffen in der Hand zu begegnen und sie aus ihren Gebieten zu vertreiben, schlug ein Schiedsgericht vor. Dieses wäre selbstverständlich zu Ungunsten der Franzosen ausgefallen, und so wurde es von diesen abgesetzt, gleichzeitig aber Siam erklärt, daß es die Folgen seines Widerstandes tragen müsse.

Siam blieben nun zwei Wege offen: Entweder den Raub der Gebiete östlich des Mekong unter Protest zuzugeben, oder den Franzosen um jeden Preis Widerstand zu leisten. Siam entschied sich leider für das Letztere, wie aus den Depeschen vom 12. April 1893 hervorgeht, die das siamesische Ministerium des Aeußeren an die Gesandtschaft in London richtete. Die Schlußworte desselben lauten: „Die siamesische Regierung ist entschlossen, bis zum Aeußersten Widerstand zu leisten." Leider wurde diese Politik nicht von den siamesischen Truppen am Mekongfluß befolgt, sie zogen sich vor den französischen Truppen zurück und bald war der ganze Mekong in den Händen der Letzteren.

Damit war von den Franzosen das erreicht, was sie vorläufig beansprucht hatten, und die Streitigkeiten mit Siam hätten aufhören müssen; aber trotz der officiellen Erklärungen Frankreichs, daß das siamesische Gebiet westlich des Mekong respektirt werden müsse, trotz der Noten dieses Inhalts an die englische Regierung wurden mit den siamesischen Behörden westlich des Mekong Streitigkeiten bei den Haaren herbeigezogen, es fanden fortwährend Kämpfe mit den Franzosen statt, und Siam, einen Handstreich gegen die eigene Hauptstadt fürchtend, begann ernstlich zu rüsten, so weit dies bei den geringen zur Verfügung stehenden Streitmächten überhaupt möglich war. Der vortreffliche Reorganisator der siamesischen Marine, Admiral de Richelieu (ein Däne), brachte seine Schiffe in Ordnung, an der Mündung des Menaamflusses wurden Forts angelegt, und die schon vorhandenen verstärkt, alle verfügbaren Mannschaften wurden zum Dienst in die Landarmee einberufen. Der kriegerische Geist der Siamesen wuchs während des Frühjahrs 1893 von Stunde zu Stunde, und obschon die englische Regierung, das rücksichtslose Vor-

gehen der Franzosen wohl kennend, am 5. Juni ihren Gesandten in Bangkok anwies, den Siamesen die möglichste Zurückhaltung anzuempfehlen, kamen im Norden des Landes doch Kämpfe vor, welche zum Theile siegreich für die Siamesen ausfielen. All' das war den Franzosen hoch willkommen, denn es bot die Veranlassung, ihre in Hongkong ankernde Kriegsflotte nach Saigon zu berufen, und am 10. Juli kündete der französische Gesandte dem siamesischen Minister des Auswärtigen, Prinz Dewawongse an, daß zwei französische Kriegsschiffe an der Mündung des Menaam eingetroffen wären. Der französische Admiral, Humann, hätte sie nach Bangkok beordert, und der Gesandte bat demnach die siamesische Regierung, den bestehenden Verträgen zu Folge um Beistellung von Piloten zur Einfahrt in den Fluß. Diese wurden ihm unter allerhand Vorwänden begreiflicherweise verweigert, und die Forts an der Mündung des Menaams, sowie die siamesischen Kriegsschiffe erhielten den Befehl, das Feuer sofort zu eröffnen, falls die Franzosen die Einfahrt erzwingen wollten. Am 13. Juli erschienen sie thatsächlich bei Paknam in der Flußmündung, die Kanonade der Siamesen beschädigte sie wohl, konnte sie aber nicht aufhalten, und am Abend desselben Tages ankerten sie vor der französischen Gesandtschaft in Bangkok.

Nun erschien den Siamesen jeder weitere Widerstand um so vergeblicher, als weder die vorhandenen Truppen schlagfertig, noch die königliche Palaststadt vertheidigungsfähig war und ein Bombardement sie in wenigen Stunden hätte vernichten können. So begannen denn die Friedensunterhandlungen, Frankreich hatte sein vorläufiges Ziel erreicht, und in seinem am 20. Juli von Paris eingetroffenen Ultimatum verlangte es neben verschiedenen Entschädigungen im Betrag von 5 Millionen Francs die unbedingte Abtretung aller siamesischen Gebiete östlich des Mekong. Siam verweigerte die Annahme, was die Franzosen noch zu einer weiteren Verschärfung der Bedingungen veranlaßte, denn am 29. Juli verlangten sie auch noch als Garantie 1) die französische Besetzung von Tschantabuhn im Golf von Siam, 2) das Zurückziehen der siamesischen Truppen am westlichen Ufer des Mekong auf einem Landstreifen von 25 Kilometer Breite, und von den Ufern des großen Sees von Cambodscha. England, dessen Vermittlung telegraphisch angerufen wurde, wusch sich die Hände in Unschuld, und Siam blieb nichts übrig, als das Ultimatum bedingunglos anzunehmen.

Wie im Osten und Süden gingen die Franzosen auch im Norden rücksichtslos vor, obschon sie dort die Interessensphäre der Engländer in der empfindlichsten Weise verletzten. Salisbury und Lord Dufferin erließen Protest über Protest, der französische Minister des Aeußeren, Develle, und der französische Botschafter in London, Waddington, gaben Versprechen über Versprechen, aber in Wirklichkeit schalteten die Franzosen im Norden Siams doch wie sie wollten, nahmen den Siamesen den tributpflichtigen Staat Luang Prabang, und als die Engländer endlich zur Sicherung ihres Gebiets die Schaffung eines Pufferstaates gegen das französische Gebiet vorschlugen, hatten die Franzosen die Kühnheit, als Pufferstaat englisches Gebiet in Anregung zu bringen! Die „Wasch mir den Pelz und mach' mich nicht naß"-Politik der Engländer gestattete ihnen keine energische Zurückweisung dieses unverschämten Ansinnens, sie ließen einfach das Project des Pufferstaates fallen.

Vorläufig hatte Siam seine Unabhängigkeit mit gewaltigen Opfern nur dadurch gerettet, daß es bedingungslos das Ultimatum der Franzosen annahm, zum großen Aerger der Letzteren, denn hätte Siam noch weiteren Widerstand geleistet, so wäre wohl als Garantie für Unterwerfung Siams die militärische Besetzung von Bangkok verlangt worden. England aber spielte sich seither gegenüber Siam als Retter seiner Unabhängigkeit auf, weil es in den Tagen, als die französischen Kriegsschiffe in Bangkok lagen, den Siamesen die Annahme der französischen Bedingungen empfohlen hatte!

Wohl kam noch im Mai 1896 der Vertrag zu Stande, demzufolge Frankreich und England sich verpflichteten, die Unabhängigkeit und Neutralität Siams aufrecht zu erhalten, allein trotz aller Versprechen und Erklärungen Frankreichs, trotz der gewissenhaften Erfüllung aller Verflichtungen von Seiten Siams, halten die Franzosen noch immer ganze Provinzen Siams militärisch besetzt, und was Mac Mahon einstmal auf den Malakofffthurm sagte: „J'y suis, j'y reste", das scheinen sich die Franzosen auch heute in Siam zu sagen, ohne daß irgend welche Aussicht vorhanden wäre, sie aus dem Reiche des Weißen Elephanten zu vertreiben.

Im Gegentheil: Das Eingangs erwähnte Programm Lanessan's wird früher oder später doch zur Ausführung kommen, denn die colonialen Heißsporne Frankreichs verlangen immer dringender das Protectorat über das ganze siamesische Reich, und sogar Leroy-Beaulieu sagt in seinem letzten Werke: „Unsere Action soll das ganze Laosgebiet, ja selbst das ganze Königreich Siam umfassen." ... „Wir sollten unser Protectorat über Siam ausdehnen" u. s. w. Dementsprechend werden auch in Siam die französischen Minirarbeiten unaufhörlich betrieben; Tausende von Laoten, Cambodschanern und Siamesen werden in der französischen Gesandtschaft in Bangkok als französische Unterthanen eingetragen, und Jeder, der dazu irgendwie veranlaßt werden kann, wird dort mit offenen Armen als Franzose aufgenommen! Je mehr derartige „Franzosen" in Bangkok vorhanden sind, desto leichter wird es gegebenen Falls werden, einen neuen Casus belli zu finden, mit einem Worte, langsam und sicher wird der Streich gegen die Unabhängigkeit Siams vorbereitet.

Unter solchen Verhältnissen unternahm der König von Siam seine Reise nach Europa. Er hat bei allen Höfen, das ist wohl bestimmt anzunehmen, diese Schwierigkeiten auseinandergesetzt und vielleicht in Vorschlag gebracht, daß auch die anderen Großmächte den zwischen England und Frankreich abgeschlossenen Vertrag zur Aufrechthaltung der Unabhängigkeit und Neutralität Siams mit unterzeichnen. Ein solcher Schritt wäre nicht nur im Interesse Siams, sondern auch im Interesse des europäischen, speciell des deutschen Handels mit Siam freudig zu begrüßen. Die hinterindische Politik wird nicht in Bangkok und Saigon, sondern in Europa gemacht, und wenn etwas Frankreich auf seinem gierigen Beutezug gegen Schwache aufzuhalten im Stande wäre, so sind es nicht die Protestnoten Englands, sondern die Vorstellungen der continentalen Großmächte, vor Allem Deutschlands.

Wie in ganz Ostasien, so ist auch in Siam neben Frankreich und England in den letzten zwei Jahrzehnten ein dritter mächtiger Factor aufgetreten, das Deutsche Reich, das dort große und wichtige Interessen besitzt, größer und wichtiger, als es jene von Frankreich sind. Deutschland hat dort einen so ausgiebigen Handel und Schifffahrtsverkehr, daß jener Frankreichs dagegen als verschwindend bezeichnet werden kann. Deutschland hat somit alle Ursache, ein kräftiges Wort mitzusprechen, und dazu auch die Macht, dieses Wort nöthigen Falls zu unterstützen. Die Unabhängigkeit Siams liegt im Interesse des deutschen Reichs, und wenn dieses Interesse an maßgebender Stelle richtig erkannt worden ist, so wird Siam keinen besseren Freund in Europa haben, als Deutschland. Siam kann sich aus eigenen Kräften gegen die Fangarme des gallischen Raubstaates nicht schützen. Sein Volk ist kein Kriegsvolk, und alle Versuche, in Siam eine tüchtige eingeborene Armee und Kriegsflotte zu schaffen, würden vergeblich sein. Siam möge seine reichen Einkünfte nicht der Entwickelung von Armee und Flotte, sondern der Hebung seiner Industrie, der Entwickelung seiner ungemein reichen Naturproducte, der Schaffung neuer Verkehrsmittel und der Fortbildung seines Volkes widmen, nach dem Muster von Japan, sein zukünftiges Schicksal aber wird es am Besten den in Ostasien interessirten Mächten überlassen. England allein

wird dieses letzte unabhängige Reich Hinterindiens niemals gegen die französischen Uebergriffe zu retten im Stande sein, England im Verein mit Deutschland ja. Hoffentlich ist der Besuch des Königs von Siam in Berlin in dieser Hinsicht nicht ergebnißlos verlaufen. Von Frankreich wird der König nichts erreichen. Er wird freundlich und höflich empfangen werden, aber der Schutz seiner Souveränität liegt in anderen Händen.

---

## Die Wanderbettelei.

Von P. Asmussen.

Zur Zeit der Ernte weiß der Landmann nicht, woher er genug Leute bekommen soll, die drängende Arbeit zu bewältigen. Und dabei laufen Tausende von Leuten auf der Landstraße herum, arbeitslos oder arbeitsscheu und bilden eine Quelle der Sorge für jeden Volkswirthschafter. Man hat berechnet, daß eine Viertelmillion Leute in Deutschland sich vom Wanderbettel ernähren. Rechnet man den Werth dessen, was ein Wanderbettler den Tag über an Nahrung, Kleidung und baarem Gelde erbettelt, auch nur auf 1 M., so kostet uns der Wanderbettel im Jahre etwa 100 Millionen. Das Geld könnte besser angewendet werden.

Wie entsteht die Wanderbettelei? Sie ist nicht so neuen Datums als man anzunehmen geneigt ist. Schon im Mittelalter wurde das Volk der Fahrenden in deutschen Landen mitunter eine Landplage. Fahrende Sänger und Gaukler, fahrende Mönche und Schüler, fahrende Handwerksgesellen und Gesindel aller Art lebten recht eigentlich vom Wanderbettel oder von etwas Schlimmerem. Kehrten unter diesen mit den Jahren auch Manche zum ehrlichen bürgerlichen Beruf zurück, so blieben Andere fahrende Leute bis an ihr Ende. Mit der Zeit wurden denn die fahrenden Leute weniger, nur die Handwerksgesellen mußten noch reisen, wie denn heute noch die Landstreicher sich in der Regel als Handwerksburschen bezeichnen.

Neuerdings hat das Saisonarbeiterthum und der Niedergang des Handwerks viel dazu beigetragen, den Wanderbettel wieder hoch zu bringen. Nur zu oft muß der Handwerker versuchen, allein mit Lehrlingen zu arbeiten oder er kann nur in besonders arbeitsreicher Zeit sich erlauben, Gesellen einzustellen. Man hat das mit vollem Rechte als einen Uebelstand bezeichnet, aber den Meistern kann ein Vorwurf daraus im Allgemeinen nicht gemacht werden. Sie müssen billig arbeiten, der Concurrenz mit den Fabriken und der Concurrenz der Fachgenossen wegen. Der Geist freiwilliger Einigkeit ist noch nicht stark genug und läßt sich nicht erzwingen. So behilft man sich mit Lehrlingen, die keinen Lohn fordern, von denen vielmehr manchmal ein wenn auch nur geringes Lehrgeld gezahlt wird und spart den theueren Gesellen, oder man behält ihn noch einige Jahre nach beendeter Lehrzeit, wo er's noch billig macht. Gerade in den Jahren aber, wo der Geselle etwas leisten kann und etwas verdienen muß, wird er am leichtesten arbeitslos. Die Zahl der ausgebildeten Gesellen steht im ungünstigem Verhältniß zu dem Bedarf an solchen. Eine Anzahl derselben muß auf die Landstraße geworfen werden. Und ähnlich geht es im Gewerbe sonst. Ohne genügende Mittel, vielleicht auch noch ohne genügende Vorkenntnisse, um selbstständig etwas anfangen zu können, unvermögend, von ihren Ersparnissen leben zu können, verfallen sie wenigstens für eine Zeit lang dem Wanderbettel, und wenn sie nicht bald wieder Arbeit finden, sind sie verloren.

Der Saisonarbeiter verdient, wenn es überhaupt etwas für ihn zu verdienen giebt, nicht eben wenig, aber wofern er nicht Frau und Kinder hat, fehlt ihm nur zu oft der rechte Spartrieb. Ist dann die Arbeit zu Ende, so sind diese Leute nur zu oft auch mit ihrem Gelde zu Ende und bevölkern die Landstraße. Freilich sind diese vagabundirenden Saisonarbeiter noch am leichtesten für die Arbeit zurückzugewinnen. Kommt die arbeitreiche Saison wieder, so finden sie leichter Stellung, denn die Arbeit drängt, und die Arbeitgeber müssen zufrieden sein, wenn sie nur Arbeiter kommen, auch wenn diese von etwas fragwürdiger Güte sind.

Endlich rekrutiren sich die Wanderbettler aus schiffbrüchigen Existenzen und diese sind die gefährlichsten. Sie sind entweder von Jugend an Taugenichtse gewesen, die, weil sie nirgends gut thun wollten, auf die Landstraße gerathen sind, oder sie haben bessere Tage gesehen und sind durch eigene oder fremde Schuld zu Grunde gerichtet und haben zum Wanderbettel gegriffen, um das bißchen Leben zu fristen. Häufig sind sie mit Gefängniß und Zuchthaus nur zu genau bekannt. Ihre Heimath ist die Landstraße, die Penne, ihnen ist der Wanderbettel Geschäft, das sie gar nicht aufzugeben gedenken, sie wollen nicht arbeiten, sie sind mit ihrem Loose zufrieden. Sie verführen aber auch die jüngeren Kunden und ihre Hand ist in der Regel im Spiele, wenn einmal ein Handwerksbursche eine Strafthat begeht. In der Regel bedauert der Unerfahrene die „armen Alten, die betteln müssen", und gerade die verdienen das Mitleid am wenigsten.

Zweierlei wirkt je länger desto sicherer entsittlichend auf den Wanderbettler ein: Der Müßiggang und der Schnaps. Schon das Wandern an und für sich giebt dem „Handwerksburschen" in wenigen Wochen ein fragwürdiges Aeußeres, ja ganz entschieden etwas Abstoßendes. In den Pennen, den Kundenherbergen in größeren und mittleren Städten, herrscht nicht immer (die peinlichste) Sauberkeit, oft das gerade Gegentheil, und selbst in der Dorfkneipe riskirt der Wirth es kaum, dem Handwerksburschen gegen Bezahlung ein Bett zu überlassen, weil der Gast oft etwas lebendes Inventar mit sich führt. Das Herumwandern auf den Straßen mit ihrem Staub und Schmutz, die Unbilden der Witterung, das Schlafen in den Kleidern ruiniren diese in kurzer Frist. Das Schuhzeug trägt sich ab, die Kleidung ist schäbig, der Hut abgegriffen: der ganze Mensch macht einen unsympathischen Eindruck; man nimmt ihn nicht gern ins Haus und in Arbeit; er verwildert.

Dann aber ist der Reisende ein vollwichtiger Genosse seiner Brüder von der Landstraße geworden. So lange sein Anzug noch gut war und der Sparpfennig im Beutel klang, hat er sich mit den eigentlichen Pennbrüdern nicht gemein gemacht, ihre rohe Vertraulichkeit hat sich an ihn noch nicht so recht herangewagt und er hat sie zurückgewiesen, wo sie sich doch einmal an ihn heranmachte. Denn auch unter ihnen giebt es Kastengeist und ein gewisser Grad von Abgerissenheit gehört dazu, um als vollbürtig angesehen zu werden. Aber das Geld verschwindet aus den Taschen und der erste Bettel, der in der Regel nicht leicht ist, wird gewagt. Das Geschäft lernt sich aber bald, und je mehr der Reisende zum Kunden wird, um so mehr geht auch die Lust an geregelter Arbeit verloren. So wenig Anziehendes auch für uns Andere das Leben eines Wanderbettlers haben mag, seines eigenen Reizes entbehrt es doch auch nicht, und wer das Leben eine Zeit lang geführt hat, pflegt nicht auf dasselbe als ein völlig freudloses zurückzublicken. Hohe Ansprüche an das Leben stellen ja die Leute, aus denen sich die Wanderbettler rekrutiren von Haus aus nicht, und wenn sie auch gegebenen Falles viel verthun können, so wissen sie doch, bevor sie die Landstraße betreten, daß man mit Wenigem auskommt. Und dabei ist's eigentlich ein sorgloses und müßiges Leben. Gearbeitet wird nicht und zu hungern braucht man auch nicht.

Den Ruin vollendet der Schnaps. Daß die meisten erbettelten Pfennige für Schnaps daraufgehen, ist eine bekannte Sache. Das nöthige Essen wird erbettelt, die nöthigen Kleider dazu und das Schlafgeld ist billig. Nicht selten werden erbettelte Kleidungsstücke an Genossen oder an Trödler

verklopft und der Erlös vertrunken. Auch hier sind es wieder die alten verlumpten Gesellen, die die jüngeren und besseren Gesellen an den Schnaps gewöhnen. Es mag ja falsche Scham sein, wenn ein junger Bursche glaubt, den Schnaps nicht verschmähen zu dürfen, den der ältere Genosse nicht mehr entbehren kann und zu dessen Genuß er in der Penne, wenn auch eben nicht vom Wirth, genöthigt wird. Wer schön warm in der Wolle sitzt, hat's ja auch bequem, auf diese versoffenen Gesellen zu schimpfen, aber für den armen Wanderer auf der Landstraße ist nun einmal ein richtiger Schnaps manchmal eine Wohlthat und wenn einer zum ersten Male daran muß, sein Bettelsprüchlein zu sagen, so muß wirklich oft genug der Schnaps die Rolle des Muthspenders übernehmen. Und der Spiritus hält seine Opfer, namentlich wenn er unter solche Leute geräth, die alle dem Götzen huldigen.

Was ist nun zu thun, um die Leute von der Landstraße zu bessern? Man hat Herbergen zur Heimath errichtet, Herbergen, die in christlichem Geiste und von christlichen Hausvätern geleitet werden, und hat damit ohne Zweifel viel gethan. Wer nur einmal Gelegenheit gehabt hat, einen Abend in einer Penne und in einer Herberge zur Heimath zuzubringen, weiß den Unterschied. In den Herbergen zur Heimath stehen die jungen Leute unter dem Einfluß einer christlichen Hausordnung, unter die sie sich beugen müssen. Die Hausväter sind auf festes Gehalt angewiesen, nicht auf die Einnahmen aus der Wirthschaft, ihnen ist es gleich, ob viel oder wenig verzehrt wird, während der Herbergswirth im Interesse seiner Casse und seines Verdienstes wünschen muß, daß die Kunden viel durch die Gurgel jagen. Stark berauschende Getränke werden in den Herbergen zur Heimath nicht geschänkt, der beliebte Schnaps wird nicht verabreicht und darf nicht von außen her eingebracht werden. Und die Errichtung einer Herberge zur Heimath in einer Stadt hat eine Sonderung der Kunden in solche, die ordentlich sind und arbeiten wollen, und in solche, die aus dem Bettel ein Geschäft machen, zur Folge. Jene gehen in die Herberge zur Heimath, diese in die Penne. Und die Verführung der Unerfahrenen und noch Unverdorbenen ist in den Herbergen zur Heimath weitaus nicht so groß, wie in der Penne, die eine Hochschule für werdende Strolche nur zu oft ist.

Nun muß man aber nicht glauben, mit der Errichtung von Herbergen zur Heimath sei alles oder auch nur das Meiste gethan. Sie können doch nur dem helfen, der bereits auf der Landstraße ist und nicht zum Strolch hinabsinken möchte. Vielmehr muß das Bestreben dahin gehen, die jungen Leute so wenig wie möglich auf die Landstraße kommen zu lassen. Dazu ist aber in erster Linie ein geordneter Arbeitsnachweis nothwendig. Der Meister, der einen Gesellen, der Gewerbetreibende, der einen Gehülfen, der Bauer, der einen Arbeiter sucht, macht das durch die Zeitung bekannt. Er will nicht gern einen Kunden von der Landstraße haben, sondern lieber einen, der direct aus der Arbeit kommt. Aber solche sind nicht immer zu haben und das für die Annonce ausgegebene Geld ist weggeworfen. Viele Stellungsuchende bekommen das Inserat gar nicht zu sehen. Einige Meister und Geschäftsinhaber fangen nun freilich an, sich an die Herbergen zu wenden, wenn sie etwas suchen, aber selbst dann fühlen sie sich nicht immer verpflichtet, auch die Besetzung der Stelle anzuzeigen, und so bemühen sich die Arbeitsuchenden noch Tage und Wochen um eine längst besetzte Stelle. Es wird viel zu viel dem Zufall überlassen, daß ein Arbeitsuchender von vorhandener Arbeit etwas erfährt.

Aber wie ist die Sache anzufangen? Wird heute ein Geselle oder Gehülfe aus der Arbeit entlassen, so wandert er planlos darauf los, um neue Arbeit zu suchen. Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt trägt ihn sein Fuß und er hat keinerlei Ahnung davon, ob in den Ortschaften, die er zu besuchen gedenkt, Arbeit für ihn zu finden ist oder nicht. Er kann das Pech haben, gerade solche Orte zu treffen, wo für ihn nichts zu verdienen ist und an einem größeren Orte gerade die Meister nicht zu treffen, die ihn einstellen würden und muß sich dann sein Unglück auch noch als Arbeitsscheu auslegen lassen. Auch wir fragen den Bettler vor der Thür selten genug nach Handwerk oder Gewerbe, um ihm Arbeit nachzuweisen, wenn wir solche vielleicht wissen. Schließlich wird vielleicht ein Arbeiter ein arbeitsscheuer Wanderbettler, der etwas Besseres geworden wäre, hätte er früher Arbeit gefunden.

Dieses planlose Wandern muß aufhören. Auf dem Lande in jedem Amtsbezirk und in jeder kleineren und mittleren Stadt muß ein Bureau für Arbeitsnachweis eingerichtet werden, in der Großstadt müßten es mehrere sein. Hier melden Meister und Geschäftsinhaber die vacanten Stellen an und melden die Besetzung einer vacanten Stelle. Hier können nun auch Arbeitsuchende Auskunft darüber holen, ob in der Stadt, in dem Bezirk Arbeit für sie zu finden ist. Sie können das schon von ihrer letzten Arbeitsstelle aus thun unter Zuhülfenahme der Post und, zu niedrigeren Tarifsätzen, des Telegraphen und Telephons. Freilich wird mancher Arbeitgeber nicht so auf bloße Meldung hin einen Arbeiter annehmen, sondern wünschen, den Arbeiter persönlich kennen zu lernen. Aber der Arbeitsuchende wird doch den Vorzug haben, auch dann nur Orte aufzusuchen, wo in seiner Branche Aussicht auf Arbeit ist, während er heute auf gut Glück hin von Ort zu Ort reist, ohne im Voraus auch nur zu wissen, ob Arbeiter seines Gewerbes dort Aussicht auf Arbeit haben. Häufig wird sich freilich ausschließlich durch schriftlichen Verkehr schon Arbeit finden lassen. Und wenn auch das Wandern um Arbeit nicht ganz aufhören wird, es kommt mehr Plan und Ordnung hinein durch den Nachweis und das Tappen im Dunkeln hört auf.

Um uns nun über das Wie ein solchen Nachweises etwas näher auszulassen, so sind wir der Meinung, daß es wenigstens zu Anfang ohne einen gewissen Zwang nicht abgehen wird. Freiwillig kommen die Arbeitgeber nicht alle dazu, vacante Stellen anzumelden und besetzte streichen zu lassen. Es besteht ja auch nur ein Meldezwang und naturgemäß keinerlei Verpflichtung, jeden zugereisten Stellunglosen des Gewerks in Arbeit zu nehmen. Unter den sich Meldenden hat der Arbeitgeber die unbeschränkte freie Wahl. Auch braucht er die Vacanz nicht anzuzeigen, wenn er unter der Hand für einen Abgehenden einen Neuen annimmt oder wenn er nicht sofort Ersatz braucht, sondern nach Umständen und Gelegenheit den Platz besetzt. Pflicht ist es bloß, wirkliche Vacanzen anzuzeigen. Uebrigens wird dieser Nachweis sich in kürzester Frist auch des stärksten Wohlwollens der Arbeitgeber erfreuen und sie werden die paar Pfennige Gebühren, die sie vielleicht für die Anmeldung erlegen müssen, gern erlegen. Der anfängliche Zwang wird sich sehr bald gar nicht mehr als solcher fühlbar machen.

Der ausgleichenden Gerechtigkeit halber könnte man vielleicht die Forderung aufstellen, auch die Arbeiter müßten ihre Stellunglosigkeit dem Nachweisbureau kund thun. Aus weiteren Ausführungen wird sich ergeben, daß eine solche Nothwendigkeit nicht vorhanden ist und im Interesse der Buchführung des Bureaus liegt es, ihr nicht zu viel Arbeit auf den Hals zu laden.

Auf mit frankirter Rückantwort versehener Anfrage erfährt der Arbeitsuchende vom Nachweisbureau, ob in dem Orte Arbeit in seiner Branche vorhanden ist und wie viele Stellen offen sind. Die Mitteilung der Adressen würde dem Bureau zu umständlich sein. Die Adressen kann er aus dem Verzeichniß ersehen, wenn er selber ankommt. Die Bücher müssen nämlich täglich zu bestimmten, nicht zu knapp bemessenen Stunden zur Einsicht und Benutzung Beikommender öffentlich ausliegen.

So denken wir uns die Sache, vielleicht läßt sie sich einfacher und praktischer machen. Je einfacher, desto besser,

nur darf sich die Einfachheit nicht auf Kosten der Zuverlässigkeit bemerkbar machen. Bis dahin sind in Sachen des Arbeitsnachweises vereinzelte Versuche gemacht worden. Wird er erst allgemein, so wird sich dann am Besten ersehen lassen, wie das Ding sich am Besten macht. Um nun auch noch über den Kostenpunkt zu reden, so glauben wir nicht, daß er sehr bedeutend in's Gewicht fällt, da wir uns das Nachweisbureau in Verbindung mit der Bürgermeisterei in den Städten und der Amtsvorsteherei auf dem Lande denken. Einige wenige Millionen für ganz Deutschland würden wahrscheinlich genügen.

Noch aber ist damit nicht für Diejenigen gesorgt, die entweder aus Mangel an Arbeit in ihrer Branche nicht arbeiten können oder aber aus wirklicher Arbeitsscheu nicht arbeiten wollen. Für diese müssen Wanderarbeitsstätten und Nothstandsarbeiten, wie man sie schon genannt hat, geschaffen werden. Nur darf man unter dem Nothstand nicht verstehen, daß durch besonders ungünstige Witterungsverhältnisse und dergl. Verdienstlosigkeit eintritt. Ein Nothstand muß, ob in guter oder schlechter Arbeitszeit, dann anerkannt werden, wenn der Arbeiter, sei es auch nur ein einzelner, keine Arbeit findet. Man hat nun schon die Forderung aufgestellt, es müsse mit jeder Herberge eine Arbeitsstation verbunden werden, wo der Mittellose sich freie Beköstigung und Schlafgeld verdienen könne. Auch wir haben diese Ansicht eine Zeit lang vertreten, sind aber zu der Ansicht gekommen, daß es nicht gut geht. Sollten die Leute erst das Nöthige erarbeiten, so kommen sie nicht weiter auf der Wanderschaft. Und nicht in allen Orten findet sich passende Arbeit. Die Wanderarbeiter würden vielerorts der ortsgesessenen Arbeiterschaft eine schlimme Concurrenz schaffen.

In allen Provinzen aber giebt es Arbeiten, die man aufschieben muß, weil es an Geld fehlt und die noch lange aufgeschoben werden, wenn die Arbeiten nicht billig herzustellen sind. Hier giebt es unurbare aber eulturfähige Landstriche, die urbar zu machen sind, da gilt es die Küsten gegen die salze See zu schützen, hier sind die Straßen in einer schlimmen Verfassung, dort wieder sind Flußläufe zu reguliren und so giebt es allenthalben etwas. Solche Arbeiten könnten als Nothstandsarbeiten ausgeführt werden. Die ersten Auslagen hätten die Communalverbände: Gemeinde, Kreis, Provinz, unter Umständen auch der Staat auszuwerfen. Das urbar gemachte Land wird in Rentengüter verschiedener Größe zerlegt und kann zu annehmbaren Preisen veräußert werden.

Allzu theuer wird die Sache nicht, denn die Nothstandsarbeit soll immer nur dann eintreten, wenn ein Arbeiter in seinem Berufe keine Arbeit findet, und wenn er während der Zeit Kost und Logis frei hat und ihm das Arbeitszeug frei geliefert wird, und wenn er an Geld ein bißchen mehr hinzuverdient als der Verschleiß seiner Kleidung beträgt, so kann er zufrieden sein. Daß bei der Nothstandsarbeit ziemlich viel weniger verdient wird, als bei Berufsarbeit, halten wir für sehr richtig, obgleich Viele anderer Meinung sind. Die Sehnsucht nach der Berufsarbeit soll im Arbeiter wach gehalten werden. Er selber soll trachten, wieder in seinem Berufe thätig zu sein. Ein Recht auf Arbeit haben alle Arbeiter, die in dem Bezirk der Arbeitsstätte heimaths- und unterstützungsberechtigt sind. Nicht Berechtigte werden nach der Arbeitsstätte ihres Bezirks verschickt.

Haben wir im Obigen zugegeben, daß der Arbeiter ein Recht auf Arbeit hat, so resultirt aus diesem Rechte auf auch eine Pflicht zur Arbeit für alle Arbeitsfähigen. Kranken-, Unfalls-, Alters- und Invaliditätsversicherung sorgen für Arbeitsunfähige, und die Renten, namentlich für Invalide und Alte müssen noch erhöht werden. Wer aber arbeiten kann und nicht will, der muß dazu gezwungen werden können. Die Zwangsarbeitsstation wird am Besten mit der Station für Nothstandsarbeit verbunden. In Zwangsarbeit werden Alle geschickt, die arbeitsfähig und dabei nicht im Stande sind, sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen.

Wird die Sache so mit Arbeitsnachweis, mit Nothstands- und Zwangsarbeit geregelt, so hat die Wanderbettelei ein Ende, so braucht kein Mensch mehr zu betteln, weil er sonst hungern muß! Wer keine Arbeit finden kann und nicht aus der Tasche leben kann und will, geht auf Nothstandsarbeit; wer arbeitsunfähig wird, muß von den staatlichen oder communalen Cassen unterhalten werden; wer aber nicht arbeiten mag, kommt in Zwangsarbeit, wo er so lange bleibt, bis er sich entschließt, selber für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Dem Bettler kann man dann ganz ruhig den Vorwurf der Arbeitsscheu machen, ja es kann direct verboten werden, unter Androhung von Strafe, ihm etwas zu geben. Der Arbeiter bekommt ein Recht auf Arbeit, aber auch die Pflicht zu arbeiten. Weite Kreise, die heute der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last fallen, werden wieder nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft, und da Müßigang aller Laster Anfang ist, und die Wanderbettler oft genug Verbrecher werden, so werden auch die Verbrechen abnehmen.

Wir haben schon im Vorbeigehen von den Kosten dieser Neuordnung geredet. Für manchen Menschen ist der Geldbeutel das Einzige, wonach er sein Urtheil bemißt. Kosten macht ja die Sache, aber sie erspart doch auch manchen Groschen. 200 000 Menschen leben heute von Bettelgaben. Was sie heute erbetteln, wird doch gespart. Oft sind die Gefängnisse überfüllt von Leuten, die wegen Bettelns eingesteckt werden. Die Kosten für ihre Verpflegung hätte der Staat weniger und die Gerichte würden entlastet, wobei wieder gespart wird. Am Verkauf der urbar gemachten Oedländereien dürfte auch etwas verdient werden. Und was die Ausführung solcher öffentlichen Arbeiten betrifft, die nur gemacht werden, wenn man sie billig gemacht bekommt, so repräsentiren sie immer einen bedeutenden Werth, wenn sie auch nicht direct den Geldbeutel füllen. Und die Hauptsache ist, daß die ortsgesessene Arbeiterschaft nicht dadurch geschädigt wird, im Gegentheil: Mancher kann sich als Aufseher oder Vorarbeiter dabei etwas verdienen.

Die Hauptsache aber ist: Die Sache ist nothwendig. Es soll und muß etwas gethan werden. Darum muß die Zeit des Redens zu Ende sein, es muß etwas gethan werden. Und wenn auch der erste Versuch noch nicht gleich Vollkommenes zu Tage fördert, Verbesserungen lassen sich nachholen, wenn erst Erfahrungen vorliegen.

## Literatur und Kunst.

### Adolf Pichler.

Von Adolf Wilhelm Ernst.

Adolf Pichler ist der Nestor der Tiroler Dichter. Nicht etwa in dem Sinne, als ob der 77jährige Poet sich diesen Ehrennamen durch sein Alter erworben hätte, sondern in der tieferen Auffassung, daß kein anderer gegenwärtiger Dichtergenoß Tirols an die vielseitige Bedeutung Pichler's heanreicht. Ja, wir dürfen mit gutem Recht noch einen Schritt weiter gehen und unter sorgfältiger Erwägung aller hier in Betracht kommenden Factoren behaupten, daß die Entwickelungslinie, welche die Dichtkunst Tirols markirt, in Pichler's poetischem Schaffen bislang den Höhepunkt erreicht hat, die größte Spannweite zeigt. Und auch das ist Pichler's Verdienst, daß er in vielen Aufsätzen und Schriften nachdrücklich auf die Literatur seines Heimathlandes hingewiesen, manch' verborgenen literarischen Schatz gehoben, so daß schon vor drei Jahrzehnten Heinrich Kurz in seiner „Geschichte der neuesten deutschen Literatur" schrieb: „Wenn von nun an

Tirol auch in der Geschichte der deutschen Literatur genannt wird, so ist es wesentlich sein Verdienst."

Bezeichnet der unvergeßliche Hermann v. Gilm, dem in diesen Blättern ein ehrenvolles Denkmal*) gesetzt wurde, einen kräftigen Fortschritt der Tiroler Poesie, und hielt man ihn für den größten Lyriker des alpengrünen Innlandes, nachdem der „eherne" Johannes Senn und noch früher die Dichtertrias Johannes Schuler, Joseph Streiter und Beda (Johannes) Weber den Boden vorgeackert hatten, so trat nach 1850 eine Dichterschaar auf den Plan, die der tirolischen Sangeskunst neue Gebiete eroberte. Genannt seien nur Alois Meßner, Walpurga Schindl, Josef Schnell, Adolf Purtscher, Sigmund Schlumpf und Adolf Pichler. Dazu kamen später Balthasar Hunold, Hans von Vintler und Angelika von Hörmann. Nur wenige der Vorgenannten athmen noch im „rosigen Lichte"; die Meisten deckt die Scholle.

Adolf Pichler ragt aus jener Zeit von 1848, wo die Muse Tirols ihre Flügel spannte, wo ein sehnsuchtsvolles, freiheitliches Hoffen durch die Alpenthäler ging, kraftvoll in unsere Tage herüber. Er gehört als Lyriker und Epiker, als Land- und Sittenschilderer, wie als Herausgeber tirolischer Dichter zu den scharfumrissenen Charaktertypen des gegenwärtigen deutsch-österreichischen Schriftthums. Mag der Sturm der Zeit seinen Leib auch gebeugt haben, — nennt er sich doch selbst gelegentlich einmal einen „verwitterten Professoren", — der stolze Schwung seiner Seele ist unermattet, die Schärfe und Frische seines Geistesauges zeigt unvermindert jugendliche Leuchtkraft. Karl von Thaler hat ihn treffend mit einem auf steilem Felsen ragenden Lärchbaum verglichen, dessen „knorrige Wurzeln sich weithin durch den harten Boden strecken; die Rinde ist rauh und zerrissen, Sturm und Schneelast haben manchen Zweig verbrochen; die Nadeln aber sind frisch und leuchten in hellem Grün. Sie duften in der Sommerwärme, ihr kräftiger Harzgeruch erquickt den Wanderer. Keiner geht gleichgiltig an dem einsamen Baum vorüber, der trotzig seine spitzen Wipfel zum Himmel reckt, während rings um ihn die jüngeren Waldgenossen längst der Axt oder dem Unwetter erlegen sind." Ja, solch einem alten, aber nicht morschen Baumgreise gleicht unser Dichter. Manches Jahr des gestaltungsvollen und ewig neu sich gebärenden Lebens hat er geschaut, die überschäumende Kraft fesselloser Jugendlust hat sich gewandelt in Selbstgefestetheit, und der wackere Kämpe in Tirols Glaubenskrieg und der ehemalige Sänger freiheitlicher (aber nicht revolutionärer) Lieder hat sich zu jener inneren Harmonie durchgerungen, die er in seinen „Hymnen" preist:

„Der Vollendung Krone ist das Maaß,
Und zu göttlicher Schönheit wird gebändigte Kraft."

Das ist eins der hervorragendsten Merkmale in dem dichterischen Naturell Pichler's: gesättigte Kraft, die nicht über das Ziel hinausschießt. Dabei ist seine Dichtung etwas spröd und herb, wie der Aether der Hochalpen, aber auch so erfrischend und stärkend. Seine Lyrik ist vorwiegend auf den Gedanken gerichtet; sie umspannt eine große und inhaltreiche Ideenwelt und ist insofern Poesie für Männer, die muskelstramm, starknervig und seelenernst in der Arena des Lebens stehen. Alles weibische Klagen, schmachtende Girren ist seiner Muse verhaßt. Sie weiß, daß die Kraft mit dem Schmerz wächst und daß uns Entsagung allein den Göttern gleich macht. („Hymnen" 1, 24.) Pichler hat von jeher auf eigenen Füßen stehen und — wirklich und bildlich — neben der Gemse auf dem schmalen Pfade zwischen Tod und Leben hinlaufen müssen und ist aus sentimentalen Träumen zu weitschauender Objectivität übergeführt. (Pichler an Hebbel. 26. Oct. 1854.)

Die markantesten Züge in der dichterischen Physiognomie unseres Tiroler Sängers finden wir bereits in seinen „Hymnen"*), die kürzlich in dritter vermehrter Auflage erschienen sind. Dieses Buch bezeichnet gewissermaßen das fünfzigjährige Dichterjubiläum Pichler's und tritt deßhalb in besonders splendidem äußeren Gewande vor die Oeffentlichkeit. Vor einem halben Jahrhundert debutirte er mit den „Frühliedern aus Tirol", einer lyrischen Anthologie, die, obgleich von einer bornirten hochwürdigen Censur gehörig gerupft und gezupft, Zeugniß ablegte für die damaligen poetischen Regungen im Lande der Glaubenseinheit.**) 1853 trat Pichler dann mit seinen eigenen „Gedichten" auf den Plan. Zwei Jahre später folgten die „Hymnen". Alexander v. Humboldt widmete ihnen ehrende Worte und ermunterte den Poeten zu weiterem Schaffen, Moritz Carriere sprach sich geradezu begeistert über diese stolz gebauten, großartig gedachten und fein empfundenen Rhythmen aus. Die Hymnen hat des Poeten Seele im Angesicht der Hochalpen geboren und sich nach einem längeren bangen Zustande dumpfen Insichverschlossenseins wie durch einen Akt der Selbstbefreiung durchgerungen. „Die Form erwuchs mir" — schreibt er an Hebbel***) — „fast unmittelbar aus dem Inhalt, ebenso wie die verschiedenen Rhythmen, und es soll mir Niemand dabei vorwerfen, es sei mir nur um einen Eiertanz zwischen metrischen Schwierigkeiten, um für die Philologen porzellanene Rococofrucht zu pflücken, zu thun gewesen. Dem gewaltigen Leben meiner Berge läßt sich durch ein einfaches Lied, welches meistens nur eine Stimmung wiedergiebt, kaum beikommen, die Pinseleien haben an und für sich so wenig zu thun, so weniger, daß sie nicht einmal durch den Gehalt Haller'scher Didaxis Relief erhalten. Sehe ich meine Hymnen prüfend an, so wüßte ich wahrlich nicht, wie ich den Inhalt derselben anders geben könnte:" So also erklärt der Dichter die Genesis dieser gedankenwuchtigen, architektonisch fein gemeißelten Bilder, an denen Hebbel seine herzliche Freude ausdrückte. Voll schönheitgesättigter Plastik und in klarer, durchsichtiger Composition treten uns diese Kinder ewiger Gedanken entgegen, die mit den Hymnen der Alten in keinem stofflichen Zusammenhang stehen, sondern der Ideenwelt unserer Zeit entwachsen sind. Da heißt es beispielsweise in der 11. Hymne, die zugleich als Probe dienen möge:

„Auf weicher Wolke träumt still der Mond
Und hört nicht des Baches Klage,
Der hinaus zieht in die öde Fremde
Und sein Heimweh des Waldes Tannen singt.

Du schlummerst sanft und nicht ahnest Du's,
Daß ich durch die Nacht noch wandle
Schlaflos aufblickend zum dunklen Himmel,
Wenn der Fuß auch ermüdet Ruhe heischt.

Doch meine Seele schwebt empor zu Dir
Auf heiligen Schwingen der Poesie,
Und ich schaue Dich an mit ernstem Geisterauge,
Zur Melodie wird Deine Schönheit mir,
Des Athems leiser Hauch von Stern zu Stern
Fließt er hin als ewiges Lied."

In den „Spätfrüchten" kommt die erfreuliche Vielseitigkeit der Pichler'schen Dichtung zu schöner Entfaltung. Diese theils lyrischen, theils epischen und theils didaktisch gehaltenen „Gedichte verschiedener Art" gehören zu Pichler's lebensreifsten Werken. Sie sind eine Gabe des fruchtsammelnden Herbstes, das Ergebniß eines reichen Innenlebens und das Werk eines Mannes, an dem die Wellen der Zeit durch Jahrzehnte bald brausend und schäumend vorübergerauscht, bald sanft und ruhig vorübergeglitten sind; manch' kostbare

*) Vergl. „Gegenwart" Band XXXIV Nr. 47. Jahrg. 1888.

*) Leipzig, Georg Heinrich Meyer. Auch die übrigen hier besprochenen Werke „Spätfrüchte", „Der Einsiedler" und „Kreuz und Quer" sind in demselben Verlage erschienen.

**) Näheres darüber findet der Leser in Pichler's Buch: „Zu meiner Zeit". Leipzig, Liebeskind.

***) Vergl Friedrich Hebbel's Briefwechsel. Herausgegeben von Felix Bamberg, II. Band, S. 404 ff.

Perle, aber noch mehr Schutt und Scherben haben sie ihm vor die Füße gespült. Demgemäß überwiegen in der Sammlung die Durklänge die Molltöne. Nach harmonisch empfundenen Seelengemälden findet der Leser spotttriefende Verse, rissige und bissige Dinger, die die Hohlheiten und Erbärmlichkeiten unseres Erdenballes schonungslos geißeln. Das gilt so ziemlich von allen Abtheilungen des Buches: von den „Todtentänzen" und dem „Vorwinter", wie von den „Arabesken" und den „Sprüchen". Stolz und — man möchte sagen — lebenstrotzig reckt sich die Muse unseres Dichters hier: sein Sang ertönt wie von einer Aeolsharfe, die den lauten Sturm verhöhnt, und mag er auch noch so wüthend an ihren Saiten reißen und zerren, sie sind von Stahl, und darum verstummt sein Lied nicht. Herrliche Nummern aus der ersten Abtheilung sind u. A.: „Vor Paris", „Der Achtundvierzige", „Der Dichter", „Cornelia", „Aschermittwoch" und „Der Professor". Schroff und herb gehalten ist der „Dichter", der in die „Walhalla des deutschen Volkes", in den Papierkorb, versinkt. Da freut man sich doppelt, wenn man in diesen „Todtentänzen", in all' diesem leider nur zu berechtigten Grimm und Hohn weiche und innige Seelentöne trifft, wie die an „Cornelia" gerichteten*):

„Riß das Leben einen Abgrund
Zwischen Dir und mir, du Treue!
Kann ich Deinem Blick begegnen
Ohne Vorwurf, ohne Reue.
Aus der Jugend in das Alter
Wallten wir getrennt, verbunden,
Und ich habe voll und innig
Deinen Werth nun ganz empfunden.
Wie ein Stern durch Winternebel
Strahlst Du mir jetzt in die Seele,
Gieb die Hand mir, daß für immer
Uns die Ewigkeit vermähle."

Hat der Tod dem Dichter auch manch' heißgeliebten Gefährten von der Seite gerissen, sein Wahrspruch ist: „Ueber Gräber vorwärts!" Noch immer ist sein Gesichtskreis groß, sein Herz heiß, sein Körper markig. Noch immer geißelt er mit souveräner Ueberlegenheit, mit rechtschaffenem Zorn die Sünden und Gebrechen gewisser Menschen und verkehrte Institutionen, die Falschheit und Lüge. Ja, es sind rauhe Noten, die er hier singt; aber er sagt selbst, daß in des Tirolers Adern deutsches und welsches Blut zusammenfließen, und so liebt er Deutsch und haßt Welsch, aber sein Hassen, wie sein Lieben sind echte Flammen. Wie scharf geschliffen ist die Pointe im „Gebet" (S. 69), wo ein Mädel den Herrgott brünstig um die Gnade fleht, ihm einen reichen Mann zu schenken, einen schönen — jungen. „Und die lieben Kinderlein kommen selbst gesprungen!" schließt vielsagend das „Gebet". Hinc illae lacrimae! Wie prächtig in's Allegorische stilisirt ist „Die Schwalbe": „Jeden Frühling hat die Schwalbe — Von Aegypten heimgefunden — Und sie trägt Hieroglyphen — Uralt an den Schwanz gebunden —. Wer Philosophie betrieben — Kann sie deuten nach Belieben." — Daneben finden sich in diesem Meere von Spott und Hohn auch Perlen echter Lebensweisheit z. B.: „Der Thau" —: Verdunstend mag am Sonnenstrahl — Der Thau zum Himmel schweben; — denn seine Pflicht hat er gethan: — Er schuf ein Blumenleben". — Die „Sprüche" („Zum Geleit", „Ethisch", „Politisch", „Aesthetisch", „Mythisch", „Abschied") sind gereift in den Entbehrungen und Enttäuschungen eines kampfbewegten Lebens; es sind theils scharf pointirte Epigramme, spitzig und stachlicht, theils Sentenzen und Aphorismen von abgeklärter Lebensharmonie in schlichten Versen, ohne alle Formenspielerei des redseligen Rückert: „Tief im Fühlen, hoch im Denken, fest bei allen Wetterschlägen, mild dem Schwachen, stolz dem Frechen, sollst du dich zum Manne prägen." — Hiermit charakterisirt Pichler sich selbst am Treffendsten. Und nun einige Proben:

„Aus der Affenperspective
Zeigt die Welt sich schöner, weiter,
Als sub specie aeterni
All der treuen Gottesstreiter."

„Prüft ihn mit dem Mikroskope,
Forscht nach jedem schlechten Zeichen,
Wenn Ihr einen Makel findet —
Dann ja! ist er Eures Gleichen."

„In dieser und der andern Welt
Ist's wohl am besten so bestellt:
Daß Gott nie Theologie studirt
Und ohne sie das Scepter führt."

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in seiner Zeit ihn sehen."

„„Unendlich ist der Menschheit Liebe',
Erst zieht man bis auf's Hemd Dich aus,
Und daß Du langsam dann verhungerst,
Erschließt man Dir das Armenhaus."

Das Ahnen ist Erinnerung,
Die in die Zukunft schaut:
Es ist der Morgenstern, den Du
Als Abendstern geschaut."

Gewissen modernen Parnaßstürmern reibt er die Schmeichelei unter die Nase:

„Amor auf dem Schwein lass' stechen Dir als Siegel;
Druck's Deinen Werken vor, es ist Dein treuer Spiegel."

Nach all' diesen elektrischen Herzensentladungen und Spottgewittern wirkt das vom Tiroler Localcolorit reich getränkte Sagengemälde „Der Jörgel vom Lahnsteig" doppelt wohlthuend und milde.

Was oben von dem Poeten Pichler gesagt wurde, gilt vielfach auch von dem Erzähler Pichler, von seinem Wanderbuch „Kreuz und quer", sowie von seiner Geschichte aus den Tiroler Bergen „Der Einsiedler". Hier wie dort der markige, klare Stil, dieselbe knappe Composition, dieselbe Art deutsamer Lakonismen, dasselbe Funkeln und Flimmern satirischer Blitze und dasselbe Gekicher neckischer Gnomen und Sprühteufelchen über eingebildete Größen und eitle Gecken. Auch hier credenzt uns Pichler einen vielfach herben Seelen- und Geistestrank; aber der Trank ist erfrischend: ist er doch zubereitet aus gereifter Lebenserfahrung, Geradheit und Hoheit der Gesinnung und Vielseitigkeit der Bildung. Daneben kommt der Tirolomane in Pichler stark zum Durchbruch, der sein Geburtsland liebt mit jenem ehrlichen Herzen, das stolz auf seine Abstammung ist, der dabei aber doch nicht seinen Blick durch die Grenzpfähle seiner Heimat einengen läßt. Was Rosegger für Steiermark, ist Pichler hier für Tirol; nur ist er dabei universeller und subjectiver. Er giebt sich in seinem Wanderbuch ganz individuell, schöpft aus den Tiefen seines eigensten Wesens und weiß dabei über Land und Leute, über Geschichte und Bodenbeschaffenheit der Gegend, über Politik und Literatur in einer so geistvollen Weise zu erzählen, daß man ihm gern auf seinen Wanderfahrten kreuz und quer folgt, hin in die goldene Wachau, in's Oetzthal, in die Enz, nach dem Jochgrimm oder an den Gardasee. Ein unverfälschter Naturssinn, der jährlich immer wieder auf Ausflügen in's Hochgebirge Weihe und Frische trinkt, weht in diesem Buche, und so kann es den Leser durchaus nicht Wunder nehmen, wenn er Pichler den modernen Intelligenzprotzen die Peitsche um die Ohren knallen sieht, jenen reisenden Gigerln und Jochsexen, die das schöne Land Tirol allsommerlich unsicher machen. „Da steht so ein Kerl, aufgeputzt, als wär' er bei den Gemsen zu Thee geladen. Auf seinem Hute prangt neben dem Spielhahnstoß bereits Almrose und Edelweiß; er ist aber nicht weit gestiegen, um es zu holen. Drinnen im Hausflur kriegt man's von einer Verkäuferin

*) Gemeint ist Cornelia Schuler, eine edle Jugendfreundin Pichler's. Vergl. die prächtigen Briefe von ihr in Pichler's Autobiographie „Zu meiner Zeit".

für wenige Kreuzer. Die Joppe ist mit Bändchen eingefaßt, vorne etliche Knöpfe aus Hirschhorn, die Wollenstrümpfe sind zierlich gemustert, nur scheint der Wackere seine Waden im Versatzamte gelassen zu haben. Der Volkswitz nennt solche Beinkleider „Zwiebelröhren". Vor der künstlich appretirten Natur läuft Pichler schleunigst davon. Deßhalb beklagt er sich auch, daß sich „all' der sentimentale oder zotige Plunder, der sich aus den Schenken der Wiener Vororte ergießt", das echte Volkslied in den Tiroler Bergen längst erstickte, daß „diese Jauche in die abgelegensten Gegenden dringt, den Rausch begleitet und ihn steigert, daß nirgends ein Hauch echter Poesie sei, wie in den Schnadahüpfeln der Alpen." — Was Pichler in seinem vor 35 Jahren erschienenen, jetzt längst vergriffenen Buche „Aus den Tiroler Bergen" verheißungsvoll begonnen, das hat er in seinen Streifzügen „Kreuz und quer" mit gesteigertem Geschick und Geschmack fortgesetzt. — Dieselbe intime Kenntniß Tirols spricht sich in der Erzählung „Der Einsiedler" aus, zu welchem die kampflustigen und wehrkräftigen Tiroler Bauern in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts die geschichtliche Folie bilden. Gewiß: an harmonischer Abrundung der Composition läßt es die Geschichte fehlen; liebt es der Dichter doch auch, den Faden der Handlung durch rein subjective Einschaltungen zu unterbrechen. Aber was Paul Heyse schon früher an dem Erzähler Pichler rühmte: den reinen Höhenduft, der sich um diese Gestalten lagere, den unverfälschten kräftigen Bodengeruch, der ihnen anhafte, das manifestirt sich auch in dem „Einsiedler", und um diesen epischen Hintergrund können in der That die berühmten Meister der schwäbischen und niederdeutschen Dorfgeschichte ihren Genossen an der Südgrenze des Deutschthums beneiden.

Adolf Pichler ist es in Norddeutschland ähnlich ergangen, wie Heinrich Leuthold, Hermann v. Gilm und anderen Sängern von den Südmarken. Es widerstrebt auch seiner grundehrlichen Natur, sich in der Arena der Literatur vorzudrängen oder gar — was ihm noch widerlicher ist — nach bekannten Meistern eine Korybantenschaar gedungener Ruhmestrompeter auszusenden. Wie seiner Persönlichkeit alles Scheinen und Schimmern gründlich verhaßt ist, so ist auch seine Poesie der Ausfluß seiner charaktertüchtigen Individualität, echt und wahr, von tiefem Gehalt, von künstlerischer Prägung. Und hält die Zeit dereinst Musterung, wird Pichler's Name nicht vergessen werden. Noch gehört er uns, freuen wir uns dessen, und wünschen wir ihm, um was er bittet:

„So lang' ihr leuchtet, Dioskuren der Nacht;
Schönheit und Kraft! will ich wandeln dahin
Unter Blumen im Aether mit klarem Auge;
Und wird zum Guten das Beste gegönnt,
So sei es ein Herz, das sinnig und still
Nach dem Glanze nicht, nach der Tiefe nur
Den Werth des wechselnden Lebens mißt."

---

## Heinrich von Kleist.

Eine pathologische Studie.

Von Dr. med. J. Sadger.

(Schluß.)

Der Plan des Dichters, ein Bauer zu werden, ist nur eines jener zahllosen Projecte, die aus seiner Unfähigkeit heraus geschmiedet sind, bei einem einzigen Beruf zu verbleiben. Was hat unser Kleist nicht Alles schon erreichen und prakticiren wollen! Er war nach einander Soldat und Student, Lehrer seiner Verwandten und Volontär bei der technischen Deputation in Berlin, Dichter und Staatsdiener, Zeitungsgründer und Redacteur. Zwischendurch vielfache Reisen mit nebelhaften Zielen und allerlei phantastisch ausgeheckte Pläne, wie z. B. in Frankreich als Lehrer der Kantischen Philosophie oder der deutschen Sprache zu wirken, Landmann, Universitätsprofessor, Theaterdirector und selbst Tischler zu werden. Und wie häufig wechselt er die wichtigsten Lebensansichten! Weil ihm Wissen das Höchste schien, hatte er, mit einer alten Familientradition brechend, den Soldatenstand abgeworfen, um, 22 Jahre alt, die Universität in Frankfurt zu beziehen. „Wissen und Bildung," „Bildung und Liebe" sind die nächsten Monate über die Leitsterne seines Lebens, denen er willig alles opfert, Erholung, Vergnügen, alle kleinen Freuden und Reize des Tages. Aber noch sind keine zwei Jahre vergangen, da überkommt ihn ein tiefer Ekel vor Allem, was Wissenschaft heißt, er ruft mit Ueberzeugungsinbrunst aus: „Wissen kann unmöglich das Höchste sein — Handeln ist besser als Wissen!" und um zu handeln, will er plötzlich ein Bauer werden. Bald aber giebt er auch diesen Gedanken auf, entledigt sich seiner „Liebe" und leistet die Anfänge seines Dichterschaffens. Was aber diesem Herumvagabundiren erst die charakteristische Prägung verleiht, das sind die reichen Talente, die er zu jeglichem Berufe von Hause aus mitbrachte. Sogar für die Musik besaß er so seltene Gaben, daß er schon als Soldat ohne Kenntniß der Noten mehrere Instrumente vorzüglich spielte, Tänze componirte und augenblicklich nachsingen konnte, was immer er hörte. Mit stolzem Selbstbewußtsein durfte er von sich schreiben: „Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltene Fähigkeiten. Ich glaube es, weil mir keine Wissenschaft zu schwer wird, weil ich rasch darin vorrücke, weil ich Manches schon aus eigener Erfindung hinzugethan habe, und endlich glaube ich es auch darum, weil alle Leute es von mir sagen." Und trotz all' dieser überreichen Talente, die für zehn Durchschnittsmenschen ausgereicht hätten, dann gleichwohl die blanke Unmöglichkeit, sich einem bestimmten Berufe zu associiren. Wenn ihn irgend etwas lockte, so war es, wie so häufig bei Hereditariern, die academische Carrière mit ihrer völligen Lehrfreiheit oder die Laufbahn eines Schriftstellers, also beides Berufe, die raschen Wechsel des Gegenstandes ermöglichen.*) Denn mächtiger als alle Fähigkeiten, stärker als Genie und Dichterkönnen, war der Widerwille in Kleist entwickelt, sein Ich mit irgend etwas dauernd zu verknüpfen.

Mich dünkt dieser Widerwille auch der Hauptgrund zu sein für alle Maaßlosigkeit seines Strebens und Handelns. Wenn Kleist sich auf irgend einen Gegenstand warf, dann that er dies stets mit einem starken Ueberschuß von Kraftaufwand, gewissermaßen mit psychischer Ataxie. Als er z. B., noch Soldat, unter Beihülfe des Conrectors Bauer Philosophie, Mathematik und alte Sprachen gemeinsam mit einem Kameraden trieb, da bereiteten sich die Beiden zu jeder Stunde besonders vor, um nur möglichst rasch den Stoff zu bewältigen. Als Kleist dann in Frankfurt die Matrikel nahm, wollte er zunächst all' diese Materien ein Jahr lang weitertreiben, dann aber nach Göttingen gehen, um dort der „höheren Theologie", Mathematik, Philosophie und Physik, und zwar Allem auf einmal obzuliegen. Und mit welcher Maaßlosigkeit pflegte er allzeit zu studiren! In Frankfurt z. B. hatte er so zahlreiche Collegien inscribirt und sich damit so viel Geschäfte aufgeladen, daß sie selbst seinem Professor allzuviel dünkten und Kleist von sich rühmen durfte: „Wenn ich sie dennoch trage, dann kann ich mit Recht behaupten, ich hätte fast Unmögliches möglich gemacht." Die nämliche Ueberschwänglichkeit erweist er ferner im Lieben und Dichten. Das Weib, dem er seine Neigung gab, das sollte fürder keinen

*) Kurz vor seinem Tode taucht noch ein höchst absonderlicher Plan in seinem kranken Geiste auf. Er möchte nämlich die Kunst auf ein Jahr oder noch länger ruhen lassen und außer einigen Wissenschaften, in denen er noch nachzuholen habe, sich nur noch mit Musik beschäftigen, dieser „Wurzel oder algebraischen Formel aller übrigen Künste." „Ich glaube," schreibt er seiner Cousine, „daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Kunst enthalten sind."

anderen Gedanken haben, als nur an ihn, und wie er sich Goethe gegenüber verhielt, wie hoch er im Drama himmelwärts wollte, das habe ich eingangs schon ausführlich dargelegt. Wir vermögen heute dieses Ungestüm des Trachtens aus seinem Verknüpfungswiderwillen leicht zu begreifen. Denn wenn er sein Ziel nicht bald erreichte, dann, wußte er wohl, erreichte er's niemals! Drum stürmte er stets mit vollem Dampfe vor, eh' jener Widerwille Zeit hatte, sich einzustellen, und so ungemessen seine Hoffnung war, so unendlich andererseits die Tiefe der Enttäuschung, wenn der erste Anlauf nicht zum Ziele führte. Denn ruhiges Fortschreiten, ein Gleichgewicht von Wollen und Können, das gab es nun einmal nicht für diesen schweren Hereditarier. Entweder mit Jupiters Adler in den Himmel fliegen, oder im Mark gebrochen in den Orkus hinunter! „Die Hölle gab mir meine halben Talente," schreit seine verzweifelte Seele auf, „der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins!"

Und noch einen Punkt klärt dieser Verknüpfungswiderwille auf: die dauernde Ruhelosigkeit des Hereditariers trotz seiner tiefen Sehnsucht nach Rast und Frieden. Die Sage vom ewigen Juden scheint wie gemünzt auf den schwer Belasteten, der, ständig von einem Gegenstand zum andern hastend, doch kaum ein innigeres Bedürfniß kennt, als das nach absoluter Ruhe: „Nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer rollenden Weltkörper streben, nach Ruhe!" Ruhe tönt es aus fast sämmtlichen Pariser Briefen wieder, Sehnsucht nach derselben scheint jede einzelne Zeile zu athmen, und im Grunde genommen ist auch sein ganzer ewiger Reisedrang nur Ruhesuchen vor dem eigenen, so überaus unerträglichen Ich. „Meine heitersten Augenblicke sind solche, wo ich mich selbst vergesse." „Und doch," fügt er alsbald fragend hinzu, „giebt es Freude ohne ruhiges Selbstbewußtsein?"

Und noch Eines mußte ihm diese Ruhe stören: sein überstarker, in dieser Maaßlosigkeit zweifelsohne schon krankhafter Ehrgeiz, der ihn mehr als einmal von der Rückkehr in die Vaterstadt abhielt. Auch diesen Ehrgeiz hat Heinrich von Kleist in tiefster Seele schmerzhaft empfunden. „Ruhe vor den Leidenschaften!" ersehnt er sich häufig mit wahrer Inbrunst, und seine Selbsterkenntniß fügt hinzu: „Der unselige Ehrgeiz ist ein Gift für alle Freuden!" Als ihm aber sein höchster Wurf nicht gelingen wollte, die Rechtfertigung seines hochmüthigen Goethe-Worts: „Ich werde ihm den Kranz von der Stirne reißen!" — da stürzte er fort, den Schlachtentod zu sterben. Seiner Schwester schrieb er darüber bezeichnend: „Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm wie ein eigensinniges Kind alle übrigen hin!" Fragen wir nach der Bedeutung und dem anatomischen Substrat dieses krankhaften Ehrgeizes, für den wir bei Kleist noch eine ganze Reihe von weiteren Beispielen anführen könnten, so steht zunächst fest, daß dieser Ehrgeiz mit seinen Pendeln ausschließlich zwischen den alleräußersten Extremen nur bei der schwersten Belastung vorkommt. Anatomisch aber ist diese Belastung, wie ich schon anderen Ortes dargethan, als eine Erkrankung der „Körperfühlsphäre" anzusehen, d. h. des Gehirncentrums für sämmtliche Empfindungen des eigenen Ichs. Zu diesen Ich-Empfindungen gehört vor allem der starke Associationswiderwille, auf den wir bisher sämmtliche Erscheinungen zurückführen konnten, gehört des Weiteren seine Impression und Empfindlichkeit, sein Stolz, die Zerstreutheit und die Wunderlichkeiten, sowie alle anderen seltsamen Dinge, von denen im Folgenden die Rede sein wird.

Und es sind thatsächlich merkwürdige Dinge, so merkwürdig, daß sie selbst Laien wie Fouqué und Wieland als Ausfluß eines gestörten Geistes erscheinen. Schon in seiner Frankfurter Studentenzeit — ich citire in Folgendem nach der Wilbrandt'schen Biographie — gab unser Dichter häufige Proben unglaublicher Versonnenheit. So kam er z. B. eines Mittags aus dem Colleg nach Hause und ging auf sein Zimmer, den Rock zu wechseln; aber tief in Gedanken zieht er sich bis auf's Hemde aus, und ist eben daran, in's Bett zu steigen, als ihn sein Bruder durch lautes Gelächter aus dem Traume aufweckt. Später fing er, wie Fouqué berichtet, zuweilen eine Begebenheit mit großer Lebendigkeit vorzutragen an, dann aber verstummte er plötzlich und blieb stille sitzen, als ob er allein im Zimmer wäre. Am Auffälligsten aber betrug er sich als Wieland's Gast in Osmanstädt. Unter allerlei Absonderlichkeiten stach da am meisten hervor, daß im lebhaften Gespräch oft ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn wie ein Glockenspiel anzuziehen schien, worauf er von dem, was man ihm ferner sagte, nichts weiter vernahm und also auch jede Antwort schuldig blieb. Eine andere Eigenheit war die, daß er bei Tisch sehr häufig etwas zwischen den Zähnen murmelte und dabei die Miene eines Menschen hatte, der sich allein glaubt oder mit seinen Gedanken an einem andern Orte und mit ganz andern Gegenständen beschäftigt ist. Nach langem Sträuben erst gestand er Wieland in vertrauter Stunde, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit dem Guiskard-Stoffe zu schaffen habe. Aber in seiner nur das Höchste duldenden Eigenart hatte er noch jeden niedergeschriebenen Entwurf dann später vernichtet, sodaß er Wieland nur einige Hauptscenen aus dem Gedächtniß citiren konnte. Als dieser Letztere ihm nun hohen Beifall und herzliche Bewunderung zollte, ergriff dies den belasteten Dichter derart heftig, daß ihm vor Freude die Sprache verging und er zu Wieland's Füßen niederstürzte und seine Hände mit heißen Küssen bedeckte.

Von der uns in dieser letzten Episode entgegentretenden Impressionabilität sind uns noch andere Exempel überliefert. Als Kleist nämlich in Dresden an seiner „Penthesilea" schuf, da traf ihn Freund Pfuel eines Abends den Kopf aufgestützt und in einem Strom von Thränen. „Was hast Du, was ist Dir?" redet er ihn voll Verwirrung an. „Nun ist sie todt!" war Alles, was Kleist unter Thränen erwiderte. Er meinte die Penthesilea. Ein ander Mal empfing er in Paris einen Brief seiner Braut, der gar nichts Besonderes enthielt, nur die Beschreibung ihrer ziemlich glücklichen Stimmung sowie ihrer Bemühungen, sich nach seinem Wunsche weiterzubilden. Die Rührung Kleistens über dieses simple Schreiben war derart nachhaltig, daß es ihn später im Schauspielhause nicht lange litt und er noch vor Beginn der Vorstellung spornstreichs in seine Wohnung lief, der Geliebten zu antworten. So impressionabel war unser Dichter, so jeglichem Zufallseindruck unterworfen, daß nach seinen eigenen Worten er sich fürchten mußte, über irgend ein Ziel „etwas aufzuschreiben, weil es dadurch in gewisser Art bestimmt wird."

Dieser Impressionabilität sehr nahe verwandt und ebenso wie diese krankhafte Leistung der Körperfühlsphäre ist Kleistens hochgradige Empfindlichkeit und sein mitunter aufsprudelnder Stolz neben manchen Augenblicken der Selbstunterschätzung. Als er z. B. im November 1800 zu bemerken glaubte, daß ihm zwar die Prinzen recht freundlich begegneten, nicht aber der König, da rief er im Unmuth aus: „Wenn der König meiner nicht bedarf, so bedarf ich seiner noch weit weniger. Denn es möchte mir nicht schwer werden, einen anderen König zu finden, ihm aber, sich andere Unterthanen aufzusuchen." Auch als Lehrer der Seinigen, denen er förmliche academische Vorlesungen hielt,*) verleugnete er niemals seine große Em-

*) Die meisten Biographen huldigen der Ansicht, auch Kleistens hochgradiger Lehrtrieb, dem er bei jeder Gelegenheit eifrig fröhnt, sei als krankhaft zu deuten. Doch bin ich nicht in der Lage, dieser Meinung beizupflichten. Denn vorerst begegnete mir das genannte Symptom nur ganz ausnahmsweise bei andern Hereditariern. Und zum Zweiten finde ich bei Kleist den didaktischen Trieb ganz regelmäßig aufhörend, sobald

pfindlichkeit. Und als eines Tages eine Zuhörerin auf einen vorübergehenden Zug aufmerksamer war als auf ihn, brach er augenblicklich in hohem Zorne den Vortrag ab und stellte seine Vorlesungen auf lange Zeit ein, um sich erst nach vielem Bitten und mit vieler Mühe zu ihrer Fortsetzung bewegen zu lassen. Gleich vielen edlen Hereditariern war alles Rohe, Gemeine und Niedrige in tiefster Seele ihm zuwider. Der geringste Verstoß gegen die Sittlichkeit, ein Blick, eine Miene konnte ihn aus der Fassung bringen, wie die bekannte Episode mit der Henriette Hendel-Schütz beweist. Es ist aber hochcharakteristisch, daß derselbe sittenreine Mensch in fast allen Novellen ein sinnliches Motiv zum Mittelpunkte wählt und fast in jedem Stücke anstößige Reden, Scenen oder Charaktere bringt.

Von weiteren unverkennbaren Aeußerungen der Heredität, beziehungsweise einer erkrankten Körperfühlsphäre, stünde zunächst seine andauernde Schwermuth hervorzuheben. Von frühester Jugend ab dämpft eine leise Melancholie selbst seine freundlichsten, heitersten Stimmungen. Mitunter aber, wie bei der zweiten Schweizer Reise, wächst diese Verfinsterung seiner Seele zu solch' entsetzlicher Verzweiflung empor, daß er allem Erdenjammer durch Selbstmord zu entfliehen trachtet. Ich mag diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne einige Bemerkungen über die unterschiedlichen Krankheiten des Dichters anzufügen. Seit der Frankfurter Studentenzeit, da er durch übermäßiges Studieren den Grund zu aller späteren Nervosität gelegt zu haben wähnt, werden die steten Aeußerungen eines kranken Nervensystems bloß von kurzen, seltenen Gesundheitsepisoden unterbrochen. Nur daß ich diesen Aeußerungen selten einen bestimmten Namen beizulegen wüßte, da sie sich schwer oder gar nicht in irgend einen Schulbegriff einfügen lassen. Höchstens die Zustände des Frankfurter Studenten und des Einsiedlers auf der Aarinsel kann man nach den vermeldeten Symptomen (plötzliche Aengstlichkeit und Beklommenheit sowie häufige Todesfurcht) als solche der Angstneurose bezeichnen.*) In allen anderen Krankheitsfällen läßt uns die wissenschaftliche Terminologie, wie sie heute gebräuchlich, völlig im Stiche. Vielleicht wird nun Jemand meinen, dies rühre von der Dürftigkeit des Ueberlieferten her oder von der Unkenntniß aller damaligen Medicin über Neurosen und Psychosen. So sehr auch ich mich Anfangs dieser Ansicht zuneigte, so hat mich die fortschreitende Beschäftigung mit Hereditariern doch endlich davon überzeugt, daß jene Gründe bei Weitem nicht erschöpfend sind. Vielmehr hat die Belastung ganz unverkennbar die Tendenz, sich von dem Typischen und Schulmäßigen zu entfernen, und auch dort, wo wir ihre Krankheiten genau verfolgen können, ist deren Einreihung in schon benannte Gruppen nicht selten unmöglich. So möchte es beispielsweise noch angehen, für diese Unmöglichkeit mangelnde Kenntniß und mangelnde Ueberlieferung vorzuschützen bei Kleistens mehrmonatlicher Krankheit im Kriege Napoleon's gegen Oesterreich, bei der gleichfalls Monate währenden Schlußkatastrophe der ersten Schweizer Reise, sowie endlich auch bei jenen Zuständen des Jahres 1806, zu deren Behebung unser Dichter bis tief in den Herbst hinein Seebäder in Pillau nahm, aber trotzdem sehr viel unter Verstopfungen und Beängstigungen, Schwitzen und Phantasiren zu leiden hatte, so daß er unter drei Tagen immer zwei das Bett hüten mußte. Aber wie soll man die wohlvermeldete Pathologie der zweiten Schweizer Reise mit ihren höchst wahrscheinlich schon psychotischen Gipfeln, wie Kleistens genau berichtetes Attentat auf Adam Müller, wie sein geplantes Attentat auf Napoleon betiteln? Man höre z. B. wie er sich gegen jenen schön schwätzenden Aesthetiker benahm: Da geht er eines Tages mit Frau von Rühle schweigend auf der Brühl'schen Terrasse auf und nieder, als er plötzlich in die Worte ausbricht: „Ja, ja, es ist nicht anders, Müller muß sterben, ich muß ihn in's Wasser werfen, wenn er mir nicht freiwillig seine Frau abtritt." Die Freundin fährt erschrocken und erstaunt zurück, da sie bei Kleist niemals die mindeste Leidenschaft zu jener Dame wahrgenommen; sie läßt sich die Worte nochmals wiederholen, aber vergeblich stellt sie ihn zur Rede, da er sich auf keinerlei Erklärung einläßt. Und als ihm Müller bald darnach auf der Elbbrücke begegnet, macht er einen ganz ernsthaften Versuch, ihn über die eiserne Brustwehr in den Fluß zu stürzen. Handelt es sich da nicht um mindestens zeitweilig fixirte Wahnideen? Auch die Episode mit dem Maler Hartmann, von dem er Arsenik verlangt, um Napoleon aus der Welt zu schaffen, hat starke Momente, die an Psychosen erinnern. Nur daß hier trotz der ziemlich ausführlichen, eingehenden Nachrichten ebenso wenig eine irgend bestimmte Diagnose möglich ist, wie in den vorhergehenden Fällen. Mir scheint hier ein Laie, Ludwig Tieck, in's Schwarze getroffen zu haben, da er den Satz aussprach: „Vielleicht waren seine häufigen schweren Krankheiten vorzüglich Folgen seines zerrütteten Gemüthes. Man wird versucht, anzunehmen, daß schon von früher Zeit eine dunkle Macht ihn geistig von innen heraus zerstört hat." Diese dunkle Macht ist die Belastung, die Kleist, der Hereditarier, vom Hause aus mit auf die Welt gebracht, und nicht eher wird man seine sämmtlichen Krankheiten deuten können, als bis die Symptomatologie der Belastung völlig geklärt ist. Doch Eines können wir schon heute sagen: Was immer wir Seltsames in seinem bewegten Leben finden, all' seine Schrullen wie all' seine Leiden sind gar nichts Anderes als Ausfluß der Belastung der angeborenen Erkrankung seiner Körperfühlsphäre!*)

---

eine pathologische Stimmung wie auf der Würzburger Reise die Oberhand gewinnt. Wenn er von der Geliebten Aufsätze verlangt und seine eigene junge Weisheit verzapft, dann ist dies stets ein Zeichen der Genesung. Eher wäre es vielleicht als pathologisch zu deuten, daß Kleist, dessen Verse allen Zauber unserer Sprache ausströmen, doch niemals ganz sattelfest im Deutschen war und zumal mit den Regeln der Grammatik nicht selten auf gespanntem Fuße lebte.

*) Krankheitsfurcht und Todesahnungen, ganz ebenso als Symptome von Angstneurose zu deuten, beschlichen ihn auch bezüglich zweier nahestehenden Personen, Wilhelmine von Zenge (vgl. Brief an diese vom 20. August 1800) und Marie von Kleist (Brief an Ulrike vom 31. December 1806).

*) Hier mögen noch einige Seltsamkeiten, bezeichnende Worte und Thaten ihren Platz finden, die gleichfalls sämmtlich der Belastung zueignen. Im Jahre 1801 suchte Kleist seiner Unentschlossenheit über den künftigen Lebensplan dadurch ein Ende zu machen, daß er sein Zimmer nicht eher zu verlassen beschloß, als bis er sich irgendwie entschieden hätte. Nach acht Tagen mußte er dann freilich erkennen, daß auch dieses heroische, nach antiken Vorbildern ersonnene Mittel nicht zum Ziele führe und seinen Vorsatz endgiltig aufgeben. Analoge Reminiscenz an die römische Sibille weist ferner seine Werbung an Julie Kunze auf. Bekanntlich hatte er von dieser eine heimliche Correspondenz verlangt, eine Bitte, die rundweg abgeschlagen wurde. Hierauf wiederholte er dieselbe in drei Tagen, dann in drei Wochen und schließlich in ebensoviel Monaten. Erst dann löste er das Verhältniß völlig. — Sehr bezeichnend ist Kleistens Betragen, als ihn die Kantische Philosophie an aller Wahrheit zweifeln läßt. Was der Dichter da in dem Briefe an seine Braut vom 22. März 1801 erzählt, die ganze Schilderung seiner Associationsflucht, seiner Gemüthsbewegungen und seines Forttriebs, der schließlich in dem Satze explodirt: „Liebe Freundin laß mich reisen!" — dies Alles ist so charakteristisch für den schwer Belasteten, daß jede weitere Erläuterung überflüssig. Auch sonst hat der Dichter für sein Innenleben oft treffenden Ausdruck gefunden. „In mir ist nichts beständig, als die Unbeständigkeit!" kennzeichnet er sich selber, und in einem Briefe an Ulrike ist die blitzleuchtende Stelle zu finden: „das Schicksal oder mein Gemüth — und ist das nicht mein Schicksal?" Und als er beständig den Gedanken im Busen wälzte, als Landmann sein eigenes Feld zu bebauen, da sagt er von sich: „Ich bin nun einmal in diesen Gedanken so verliebt, daß es wohl wird geschehen müssen." — Es dünkt mich ferner ein gewisser Parallelismus zu bestehen zwischen der Maßlosigkeit seiner Ueberhebung und der seelischen Verfinsterung. Vor Paroxismen der Letzteren z. B. auf der zweiten Schweizer Reise wächst auch sein Hochmuth in's Uferlose, während der Dichter in ruhigen Zeiten nicht selten zur Selbstunterschätzung neigt. Endlich verdient noch ein Punkt gewisse Beachtung. „Von meiner frühesten Jugend an," schreibt Heinrich Kleist in einem seiner Briefe, „habe ich alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen." Und in dem Briefe an Wilhelmine vom 19. September 1800 erzählt er dann weiter von seinen akustischen Hallucinationen. Wenn er in der Dämmerung zumal mit geschlossenen Augen dem West-

Und diese Belastung ermöglicht auch erst jene Zwangsidee, die von frühester Knabenzeit ab sein ganzes Leben sichtbarlich durchzieht, bis sie endlich in der Katastrophe vom Wannsee ihre Erfüllung gefunden. Die so vielen schwer Belasteten innewohnende Todessehnsucht hat nämlich bei Heinrich von Kleist eine ganz bestimmte specifische Färbung. Sowie er sich einmal in tiefster Seele unglücklich fühlt — und dies passirt dem extremen Kleist wahrhaftig nicht selten — so ist sein erster Gedanke, in Gemeinschaft mit einem Zweiten dies Erdendasein zu verlassen. So kam er z. B. seinem Freunde Pfuel stets wieder und immer wieder mit diesem Plane, so oft ihn jener auch durch Spott und Humor von solchen Ideen zu heilen suchte. Auch Rühle und Fouqué, die Lebensfrohen, hat er mit dem gleichen Ansinnen nicht verschont, ja mitunter selbst Frauen nicht, wie seine Erlebnisse mit Henriette von Schlieben, Marie von Kleist und Adolfine Vogel beweisen. Doch ist sein Verhalten den Letzteren gegenüber wesentlich anders. Mit einem Manne zu sterben, ersehnt er sich brünstig und sucht er activ herbeizuführen durch alle Künste überredender Worte; zum Sterben mit dem Weibe läßt er sich herbei, hier braucht er Anregung der andern Seite.*) Aber Eins ist jederzeit ausgeschlossen: seinem Leben allein ein Ende zu machen, daran denkt er auch nicht in tiefster Verzweiflung. Selbst in St. Omer will er sich nur erschießen lassen, und die Opiumvergiftung, von der uns Bülow berichtet, war höchst wahrscheinlich unbeabsichtigt, durch unvorsichtiges Einnehmen einer allzugroßen Dosis des Mittels, das der Arzt ihm zur Nervenberuhigung gegeben hatte. Schon jetzt merkt der Kundige, daß Kleist hier zweifellos von der Zwangsvorstellung besessen ist, nur gemeinsam mit einem Zweiten, womöglich einem Manne aus dem Leben zu scheiden. Nur diese frühe Zwangsidee ist die wahre Ursache des endlichen Selbstmords, alles andere wie Zweifel und Kämpfe, Siechthum und Lebensnoth, Verwundung des Vaterlandsgefühls, ja selbst Ulriken's ihn tief erschütternder Schrecken ist im besten Falle bloß Hülfsursache. Und speciell für die letztere, die Lieblingsschwester seines Herzens gilt das Wort, das Kleist im Angesicht des Todes schrieb: „Du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war.“ Man sagt, daß Sterbende eine ungewöhnliche Schärfe des Blickes erlangen, mit der sie dann die Zukunft zu durchschauen vermögen. Der Dichter des „Käthchens“ aber wird an der Schwelle des Todes zum rückwärts schauenden tiefen Seher, der mit nun untrübbarem Blick das Grundübel seines ganzen Lebens erkennt. „Nicht mehr zu helfen!“ — das ist buchstäbliche Wahrheit für einen solchen schwerst Belasteten. Jene uralte Zwangsidee, von der ich vorhin sprach, sie mußte endlich Erfüllung finden, und daß dies schon 1811 geschah, das hat vielleicht den Dichter bewahrt vor dem Ausbruch des Wahnsinns, dem er mehr denn einmal nicht ferne gestanden.

Siegmund Freud hat in seinen schönen Untersuchungen überzeugend dargethan, daß solche Zwangsvorstellungen immer zurückgehen auf ganz specifische Erlebnisse eines sehr frühen Kindesalters. Während aber für gewöhnlich diese Früherlebnisse nur mühsam und bei Verstorbenen fast überhaupt nicht mehr herauszuholen, so sind wir bei Heinrich von Kleist in der glücklichen Lage, eine leuchtende Fährte überliefert zu haben. Man erinnert sich aus dem Anfang dieser Ausführungen jenes unglücklichen Pannwitz, der Vetter und Jugendgespiel unseres Dichters war und später in einem melancholischen Anfall sich selber den Tod gab. Als er und Kleist nun durch äußere Lebensumstände getrennt wurden, um sich dann niemals wieder zu begegnen, da soll zwischen ihnen die schriftliche Abrede getroffen worden sein, einmal zusammen und freiwillig aus dem Leben zu gehen. Aber jene Vereinbarung ist mit nichten die letzte Wurzel von Kleistens Selbstmord, sondern wie ich vermuthe, bloß Wiederholung und Fixirung früherer Abmachung. Um es kurz zu sagen, ich glaube an eine sexuell lustbetonte Abrede, die jene Beiden schon lange vorher mündlich getroffen hatten und später dann schriftlich nochmals erneuerten. Und da jede Zwangidee durch den Jugendeindruck genau determiniert ist, und denselben stets unverbrüchlich wiederholt, so wird man jetzt auch mit Leichtigkeit begreifen können, warum der Dichter zum Sterben stets einen Zweiten nöthig braucht, warum gerade ein männliches Wesen, und warum endlich der Todesgedanke stets derart lustbetont erscheint. Schon als Kleist in St. Omer sich zur Todesfahrt rüstete, schrieb er der Schwester: „Unser aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab.“ Und der Selbstmörder vom Wannsee schließt bezeichnend mit dem Wunsche: „Möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich.“ Nehmen wir dazu, daß Kleist sich stets durch große Wahrheitsliebe auszeichnet, so können wir bei solchen Worten umso minder an Pose denken, als diese ja doch nur der Nachwelt gegolten hätte und obendrein Zeugen der letzten Stunden diesen Frohsinn bestätigen. Wohl aber vermögen wir eine solche Stimmung leicht zu begreifen aus jenem supponirten Jugendereigniß. Ist doch bei unserem Kleist das gemeinsame Sterben von allem Anbeginn wollustbetont! Und jetzt wird mit Eins der ganze Briefwechsel der letzten Tage vollverständlich, der so dionysisch verzückt und dithyrambisch klingt, daß ihn jeder Laie noch bisher psychotisch genannt hat. Und doch ist das Ganze nicht Ausfluß von Wahnsinn, sondern Lustempfindung erfüllter Zwangsidee! Wie mächtig aber diese Lustempfindung ist, beweist neben zahlreichen Stellen der Briefe vor allem auch die Wandlung Kleistens in seinem Verhältniß zur Vogel. Es wird nämlich durchaus glaubwürdig versichert, daß er Anfangs für die Todesgefährtin alles eher empfand, als Liebe und Zärtlichkeit. „Aber der Entschluß, der in ihrer Seele aufging, mit mir zu sterben“, vermeldet er seiner Cousine Marie, „der zog mich, ich kann Dir nicht sagen, mit welcher unaussprechlichen und unwiderstehlichen Gewalt an ihre Brust. Ein Strudel von nie empfundener Seligkeit hat mich ergriffen und ich kann Dir nicht leugnen, daß mir ihr Grab lieber ist, als die Betten aller Kaiserinnen der Welt.“ Klarer wahrhaftig und unzweideutiger ward das Wesen der Zwangsvorstellung und ihre unwiderstehliche Gewalt von keinem Dichter je ausgesprochen, als in dieser leuchtenden Schilderung eines Trunkenbolds der Sterbenssehnsucht. Und jene „unerhörte Lust“ — dies Wort rührt von dem Dichter selber her — erfüllt seine Brust mit solchem Glücksgefühl, daß er der besagten Cousine schreiben kann: „Ich bin ganz selig. Morgens und Abends knie ich nieder, was ich nie gekonnt habe, und bete zu Gott; ich kann ihm mein Leben, das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat, jetzo danken,

---

wind entgegengehe, dann höre er ganze Concerte mit allen Instrumenten von der zärtlichen Flöte bis zum rauschenden Contra-Violon. Ganz ähnliche Orchesterconcerte habe er schon als neunjähriger Knabe gehört, wenn ihn die Wellen der Luft und des Rheines umtönten, und diese „Sphärenharmonie“ könne er sich seitdem jeder Zeit ohne Mühe wiederholen. Hier handelt es sich zweifellos um eine besondere Erregbarkeit des musikalischen Gehirncentrums und vielleicht auch um besondere atypische Associationen desselben mit den dichterischen Centren. Wie freilich diese beiden Erscheinungen zu deuten, wissen wir zur Stunde noch nicht zu sagen.

*) Nur eine einzige Briefstelle an Marie von Kleist: „Erinnerst Du Dich wohl, daß ich Dich mehrmals gefragt habe, ob Du mit mir sterben willst? Aber Du sagtest immer nein“, scheint diese Regel zu durchbrechen. Doch ist uns das ganze Verhältniß zu jener Cousine noch völlig dunkel, sodaß wir über alles Vorausgegangene gar nichts wissen, zumal ob ihm jene nicht, gleich dem Fräulein von Schlieben, diesen Gedanken erst irgendwie eingegeben. Uebrigens war zu jener Zeit die Concurrenz der widrigen Umstände sowie die Todessehnsucht so gewaltig in ihm, daß sie schließlich alle Dämme und jede Regel überfluthen mußte.

weil er es mir durch den wollüstigsten aller Tode vergütigt."*)

Mit diesem versöhnlichen Accorde will ich hier schließen. Denn wenn auch die moderne Nervenpathologie alle Charakterwunden des Dichters schonungslos aufdeckt, so vermag sie auf der andern Seite doch eine versöhnende Lösung für Alles zu geben. Als Adolf Wilbrandt vor 34 Jahren das Ende des unglücklichen Dichters schilderte, vermochte er des Ausspruchs sich nicht zu erwehren: „Schuld und Unglück fallen selten so reich gemessen und so logisch verknüpft auf eines hochragenden Menschen Haupt." Wir aber gewahren jetzt nur mehr das Unglück und wälzen den größten Theil der Schuld auf Kleistens unglückliches Erbe ab. So wird die Wissenschaft, die man so gerne unbarmherzig schilt, zur milden wundenheilenden Gottheit.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Herr Specialarzt.

Von Henry Second.

I.

„Herr, Sie sind ein — — —"

„Herr, Sie sind ebenfalls ein — — —"

„Bumm!"

„Bumm!"

Zwei Ohrfeigen, zwei ganz tüchtige Ohrfeigen und zwar von jener Sorte, wo man die Engel im Himmel pfeifen hört.

Die beiden Beleidiger halten sich die Wange mit der einen Hand, machen dazu mit der anderen heftige Geberden und brüllen wie verrückt.

„Herr, ich sage Ihnen, das wird Ihnen heimgezahlt!"

„Das hoffe ich, Herr!"

„Hier ist meine Karte, Herr!"

„Hier ist die meine, Herr!"

„Meine Zeugen werden morgen früh bei Ihnen sein, Herr!"

„Ich werde sie schon heut' Abend erwarten, Herr!"

Nachdem die Anwesenden die beiden Kampfhähne getrennt haben, geht Alles nach Hause.

II.

In einer kleinen Junggesellenwohnung der Rue Caumartin finden wir einige Stunden nachher den jungen Herrn Achille Lousignac in eifriger Unterhandlung mit zwei Freunden, die eine den Umständen angemessene Miene machen. Herr Achille sieht noch immer sehr zornig aus und geht aufgeregt mit langen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Na," meint einer der Freunde, „ist es denn unmöglich, die Sache beizulegen?"

Achille springt wie ein Tiger auf und brüllt: „Die Sache gütlich beilegen?! Was fällt Dir ein? Nach einer solchen Ohrfeige!"

„Ja," unterbricht der zweite Freund, „das muß freilich mit dem Tode bestraft werden!"

„Seid ruhig," brüllt Achille, von Neuem aufspringend, „er soll um's Leben kommen, oder ich will das meine verlieren! Eher will ich tausend Mal an verdorbenem Magen sterben, bevor ich eine solche Beleidigung ruhig hinnehme."

„Na, das laß ich mir gefallen," bemerkt wieder der erste Freund, der offenbar minder kriegerisch gesinnt ist, „aber leider stirbt man nur einmal."

Der junge Achille muß die unumstößliche Richtigkeit dieser Thatsache anerkennen. Auch wenn man nur einmal stirbt, ist es doch immer unangenehm. Doch es ist zu spät, und darum bewahrt er seine kriegerische Haltung, wobei er sich nur durch die verächtlich hingeworfenen Worte ein Hinterthürchen offen hält: „Wenn dieser Kerl nicht einwilligt, sich zu entschuldigen, aber ganz gehörig zu entschuldigen . . ."

„Abgemacht!" rufen die beiden Zeugen mit verständnißinnigem Blinzeln.

„Zähle auf uns, wir ordnen die Geschichte," murmelt der martialische Freund. „Spätestens morgen ist Alles in Ordnung."

„Ja, morgen früh," stimmt der andere Freund bei. „Aber wo ist die Karte des Herrn? Sehen wir uns die Karte an!"

Achille reicht den Zeugen eine Visitenkarte, und der Freund nimmt, um besser sehen zu können, den Zwicker ab. Dann liest er mit lauter und wohlklingender Stimme:

„Dr. med. Fumichon,
Mitglied der Universität Philadelphia.
Specialarzt für Alles.
Sprechstunden täglich von 10—12 Uhr.
413, Rue des Nouvelles Haudriettes."

„Ein Arzt! Sehr gut! Um ihn sicher zu treffen, gehen wir in seine Sprechstunde."

„Ich verlasse mich ganz auf Euch!" ruft Achille, der sich beruhigt zu haben scheint.

Dann tauschen die drei Helden Händedrücke aus und quetschen sich dabei so kräftig die Finger, daß sie sich fast gegenseitig die Knöchel zerbrechen.

III.

Am nächsten Tage macht es an der Thüre des Doctors Klingelingeling!

Ein schwarzer Page öffnet den beiden tadellos gekleideten Zeugen. Tiefschwarz, von oben bis unten zugeknöpft, mit kalten, strengen Gesichtern, militärisch, würdig und ernst treten sie ein, so daß man es ihnen ansieht, daß sie außer ihrem Cylinder und ihrem Schirme das Leben zweier Menschen in ihren Händen halten.

„Herr Doctor Fumichon?"

„Das ist hier, meinen Herren," versetzt der Schwarze, „aber es kostet für die Person zehn Francs."

„Wie, zehn Francs?! . . . Wir kommen ja nicht in die ärztliche Sprechstunde, sondern um . . ."

Die beiden Zeugen versuchen die Thür aufzustoßen, doch sie wird von einer Sicherheitskette festgehalten und läßt sich nicht öffnen.

Sie parlamentiren also.

Doch der Afrikaner, der nur seine Vorschrift kennt, antwortet auf alle Vorstellungen:

„Zehn Francs pro Kopf, meine Herren, macht zwanzig für Beide."

Da Achille's Freunde nicht gehen und ihre delicate Mission unerfüllt lassen wollen, so müssen sie sich schon entschließen, dem schwarzen Cerberus die zwanzig Francs einzuhändigen, um das Allerheiligste des Arztes betreten zu können.

Der Mohr giebt ihnen höflichst eine Nummer und führt sie in einen großen, eleganten Salon.

Dort wartet ein halbes Dutzend ebenso schwarz gekleideter, ebenso correcter, ebenso zugeknöpfter Herren mit größerer oder geringerer Ungeduld, bis die Reihe an sie kommt.

„Da schau!" murmelt einer der Bevollmächtigten des Herrn Achille Lousignac seinem Freunde in's Ohr, „lauter Kranke im Salonrock. Feine Praxis! Dieser Fumichon muß ein sehr tüchtiger Arzt sein."

Doch das Zischeln der beiden Freunde ist verstanden worden, und die Herren werfen auf die Ankömmlinge ein halbes Dutzend sehr strenger Blicke.

Teufel! sagen sich die beiden Freunde, das Haus macht keinen besonders fidelen Eindruck! Das Schweigen und die Unbeweglichkeit ist hier Vorschrift. Es ist, als ob die Patienten des Dr. Fumichon schon im Voraus ihrem eigenen Begräbniß beiwohnten. Brrr!

Und Beide setzen sich und verhalten sich mäuschenstill.

IV.

Dann kein Geräusch mehr, kein Hauch, Todesstille.

Von Zeit zu Zeit hebt sich der Vorhang einer mit dem Sprechzimmer des Arztes in Verbindung stehenden Thür, und irgend eine Nummer wird ausgerufen. Dann guckt jeder auf sein Kärtchen, und zwei Herren treten in das Allerheiligste. Dann ist für eine halbe Stunde alles still. Dann abermals Aufruf der folgenden Nummern und Verschwinden zweier neuer Patienten . . .

Denn seltsam: die Patienten des Dr. Fumichon kommen und gehen nur paarweise, gerade wie die Ochsen, die Distychen und die Zeugen.

*) Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß es im Leben Kleistens noch eine zweite Zwangsvorstellung giebt. Nur bin ich nicht im Stande, die Richtigkeit dieser Vermuthung unumstößlich zu beweisen. Vielleicht ist es Manchem schon früher aufgefallen, daß Kleist trotz seines sonstigen Associationswiderstandes zu seinen Wanderungen doch immer in Gesellschaft auszog, und, was zu beachten, stets nur in männlicher Begleitung, die erste Pariser Reise ausgenommen, wo ihn ein Versprechen an Ulrike band, die aber damals Männerkleidung trug; dabei sind es nicht selten solche Freunde, die nach dieser Reise für immer aus Kleistens Leben verschwinden, wie Brokes und Dahlmann. Und so nothwendig ist ihm stets der Zweite, daß, wenn ein solcher nicht zu bekommen, er lieber auf jede Unternehmung verzichtet. So geschah es z. B. nach seiner Flucht aus Osmanstädt und ferner 1809, als ihm der österreichische Gesandte vorweggefahren. Selbst zur Würzburger Reise, mit der er sich schon lange im Herzen getragen, entschloß er sich dann erst, als er in Brokes den Genossen gefunden. Auf der andern Seite ist sein Hang zu reisen wieder derart mächtig, daß er sofort bereit ist, mit Dahlmann auszuziehn, obschon er diesen erst am nämlichen Tage kennen gelernt. Das Alles genügt nun freilich nicht, um eine Zwangsvorstellung zu beweisen, die wiederum auf jenen Pannwitz zurückgehen würde. Aber je tiefer ich mich in Kleistens Biographien versenke, desto mehr befestigt sich meine Vermuthung, desto wahrscheinlicher wird mir, was ich stricte zu beweisen außer Stande bin.

Die Zeugen ... welcher Einfall! ... Sollten diese Herrschaften nicht Kranke, sondern Duellzeugen sein? ... Aber was ist denn das für ein Arzt, der sich nicht damit begnügt, die Leute mit Arzneien umzubringen? Die Freunde Achille's haben keine Zeit, die Vermuthung weiter zu erwägen. Jetzt ist die Reihe an ihnen. Endlich überschreiten sie die Schwelle des ärztlichen Sprechzimmers und setzten Ursache und Ziel ihrer Mission auseinander. Aber der Doctor ist ja gar nicht kriegerisch. In zwei Minuten ist die ganze Geschichte beigelegt.

Der Doctor Fumichon von der Universität Philadelphia schmiert mit seiner schönsten Feder, aber nicht mit seiner schönsten Handschrift, einen fast unleserlichen Wisch, worauf alle möglichen und unmöglichen Entschuldigungen stehen.

Und die Zeugen empfehlen sich, im Grunde genommen entzückt und von einer schweren Last erleichtert, ganz abgesehen von den zwanzig Francs, die sie in den schwarzen Klauen des kleinen Afrikaners zurückgelassen haben, und der, wie ein neuer Cerberus, nun abermals an der Thüre des Sprechzimmers steht.

V.

Während dieser Zeit hat Dr. Fumichon seine Casse gemacht. Er reibt sich die Hände und sagt:

„Bilanz des gestrigen Abends ... acht mehr oder weniger lebhafte Auseinandersetzungen in verschiedenen Cafés und Restaurants. Davon heute Morgen Besuch von 16 Zeugen, à 10 Francs, macht 160 Francs. Für einen wirklichen Kranken 10 Francs. Gesammtsumme 170 Francs!" Und er ruft vergnügt:

„Die Sache macht sich! Die Sache macht sich mächtig! In einem Jahr bin ich Millionär!"

## Aus der Hauptstadt.

### Furchtbare Verantwortung.

Nicht mehr im derben Ochsenwagen, der schwerfällig auf ungebahnter Landstraße dahinrumpelt, nicht mehr langsam von Dorf zu Dorf, von Gau zu Gau, wie es ihre mittelalterlichen Vorgänger thaten, durchziehen moderne Fürsten ihre Reiche. Der prunkvoll geschmückte Sonderzug saust an den mittleren und kleinen Stationen vorüber, wie an den mittleren und kleinen Menschen, die im Lande wohnen. Im Fluge und deßhalb nur flüchtig sieht der Monarch, was die Herrscher vergangener Zeiten eingehend liebevoll studirten und, da es ihnen unterwegs nicht an Muße gebrach, auch bequem studiren konnten. Der alten Kaiser Aufgabe war es, auf solchen Zügen Recht zu sprechen und Streitigkeiten zu schlichten, angestrengt im Dienste der Gesammtheit zu arbeiten. Den Königen unserer Tage winken auf behaglichen Reisen nur rauschende Feste und Vergnügungen; es überbietet immer ein großes Gemeinwesen, in dessen Thore sie einziehen, eifersüchtig oder protzenstolz das Andere.

Vielleicht zum Schaden des monarchischen Gedankens, aber unterm unwiderstehlichen Drucke der geschichtlichen Entwickelung hat sich die Stellung der Fürsten zu ihren Völkern allmälig grundlegend verändert. Was den Führern des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, was in freilich weit beschränkterem Maaße sogar dem genialsten König des achtzehnten Jahrhunderts noch möglich war, ist heute nur noch ein phantastischer Traum. Ein Traum, an dessen Ausführung und Erfüllung die verblnten würden, die mehr als das schöne Märchen, als das conventionelle, grundsätzlich nie zu erreichende Ideal in ihm sähen. Der Herrscher von heute kann nicht zugleich gefeierter Repräsentant der Nation und ihr erster Diener, will sagen, erster Arbeiter sein. Dafür sind nach beiden Seiten hin die Aufgaben zu groß. Wilhelm II. ist durch seine Reisen in's Ausland, seine Besuche an fremden Höfen, die der Träger der deutschen Krone aus fürstlicher Höflichkeit den königlichen Vettern abstattet, außerordentlich stark in Anspruch gekommen. Daneben verlangt man seine Anwesenheit im Reiche selbst bei unzähligen festlichen Anlässen. Es findet kaum noch die Einweihung eines bedeutsameren Denkmals oder Gebäudes statt, bei der man nicht des Monarchen Gegenwart wünscht, und Wilhelm II. kommt derartigen Bitten nach besten Kräften nach. Diesen Lasten — denn es sind Lasten, obgleich der Fürst sie gern auf sich nimmt und in ihnen mit Recht ein Mittel erblickt, den äußeren Glanz seiner Würde zu erhöhen — diesen Repräsentations-Lasten steht eine unabsehbare Fülle wirklicher Arbeit gegenüber. Fünfzehn Ministerien führen ihre Acten Tag für Tag an den kaiserlichen Herrn, und es bedarf eines Civil-, eines Militär- und eines Marine Cabinets, um diesen Papierstrom zu theilen, aufzunehmen und auf den Schreibtisch des Monarchen zu leiten. Das Civilcabinet allein umfaßt dreiundzwanzig Beamte, darunter zehn Registratoren — es ist fast nicht auszudenken, welche Unsumme von Entscheidungen unausgesetzt dem einen Manne zugemuthet werden. Hat er doch daneben noch über zahllose Personalien zu befinden, über alle Veränderungen im Officiercorps, liegt ihm doch die Bestätigung aller militär- und ehrengerichtlichen Urtheile ob! Zu diesen Sorgen kommen tausend schwierige Verwaltungsangelegenheiten, die zu ihrem Ausgleich meist besonderer Cabinetsordres bedürfen. Und dann die großen Fragen der inneren Politik, in denen der Kaiser beständig Richtung und Ziel angeben, die mit Hochdruck arbeitende Gesetzgebungsmaschine, auf die er Dampf lassen muß! Er ist sein eigener Kanzler und sein eigener Staatssecretär des Aeußeren, alle irgendwie bedeutsamen Einzelheiten des diplomatischen Dienstes sucht er selbst zu regeln, wie er selbst die Interessen des Reiches bei allen neu auftauchenden internationalen Schwierigkeiten zu erwägen und die dann nöthigen Maaßnahmen zu bestimmen hat. Vergegenwärtigt man sich nun noch die ungeheuren Anforderungen, die das Heerwesen an den obersten Kriegsherrn stellt, mit seinen in's Detail gehenden massenhaften Reglements, seine Paraden, Manöver u. dgl. m.; denkt man daran, wie viel Sorgfalt die Ueberwachung der Hofhaltung verlangt, wie viel Zeit diese Hofhaltung mit ihrem ceremoniellen Drum und Dran kostet; vergißt man nicht, daß es den Kaiser drängt, sich in seinen Lieblingsneigungen, der Musik, der Dichtkunst, der Malerei schöpferisch zu bethätigen, so steht man vor einer grenzenlosen Ueberlastung einer einzelnen Person. Und man begreift demgegenüber das Wort von der „furchtbaren Verantwortung", das der Fürst in seiner lang vorbereiteten und mit besonderem Bilderpomp gezierten Coblenzer Rede gebraucht hat. Man begreift auch, daß ein Herrscher, der all' dieser weit über Menschliches hinausgehenden Repräsentations- und Arbeitsmühseligkeit gewachsen ist, fest an sein Gottesgnadenthum glaubt, denn in der That vermag er nur mit Hülfe einer höheren Macht sein Herakleswerk zu vollbringen. Wär' er auf sein eigenes Können angewiesen, so bräche auch der begabteste und ruheloseste Mensch unter der zerquetschenden Last zusammen.

Zwar hat der mystische Gedanke des Gottesgnadenthums im Bewußtsein der Zeit keine Wurzeln mehr, und es ist nicht Heinrich v. Treitschke allein, der ihn weit von sich und seinen Volksgenossen weist. Der moderne Staatsbürger, dem die Monarchie mehr darstellt als ein bißchen bunte Stuck-Verputzung auf der Miethscaserne der parlamentarischen Republik, der überzeugte Royalist, der das Königthum für ein geschichtlich Gewordenes, gerade unserem Volke Nützliches, ja Unentbehrliches ansieht — sie sind keinen abergläubischen Regungen zugängig, ihr Herz gehört der Krone, weil ihre Vernunft sie dazu treibt. Wilhelm's II. Auffassung seines königlichen Berufes klingt mit dieser Grundstimmung freilich nicht zusammen. Aber sie ist nichts destoweniger in den monarchisch-empfindenden Volksschichten vorherrschend, und die poetisch schönen, schwungvollen und farbenreichen Darlegungen des Fürsten entspringen wie seine Anschauungen über das Lebenswerk und die Mission des verewigten Weißbartes mehr einem fenrigen Subjectivismus als strenger, die Verhältnisse kühl abwägender Geschichtsforschung. Der Prinz von Preußen war ein nüchterner, fleißiger Realpolitiker, dem in Coblenz wohl die Zukunft des preußischen Heeres ernste Sorge machte, der jedoch für die Einigung Deutschlands damals gar nichts, aber auch gar nichts übrig hatte. Es ist ein leicht erkennbarer und nachweisbarer Irrthum, daß ihm am grünen Rheingestade dahinzielende hohe Gedanken entstanden und gereift sind. Man weiß, daß es Bismarck war, der den vorsichtigen alten Herrn förmlich dazu zwang, an's Einigungswerk zu gehen: daß es heftige Kämpfe und mehrfache Demissionsdrohungen kostete, ehe der bedächtige König seinem genialen Berather folgte; daß er die Kaiserkrone für etwas Geringeres als die preußische hielt und sich bis zum letzten Augenblicke standhaft weigerte, sie zu tragen. Um das Haupt des ehrwürdigen Todten den verklärenden Glorienschein der Legende zu weben — wem könnte so poesievolles Beginnen mißfallen und wem stünde es besser an, als dem Enkel des theuren Mannes, der dem Ahn mit zärtlicher Inbrunst anhängt? Obwohl uns andern der greise Heldenkaiser der Wirklichkeit lieber ist, der nüchterne, arbeitsame, redliche Fürst, der sich kein ausschlaggebendes Urtheil in Dingen anmaßte, von denen er nichts verstand, der sich vielmehr der geistigen Ueberlegenheit seiner Rathgeber beugte und der dafür auch Rathgeber dieser Art, mehr noch, ihre unvergängliche Treue und Dankbarkeit fand. Wilhelm I. war von der Thatsächlichkeit des Gottesgnadenthums kaum so fest überzeugt wie sein Nachfolger, und als er — nicht im hohen Greisenalter, sondern im kräftigen Alter von 63 Jahren — den Thron bestieg, betrachtete er sich wohl als den Erben und berufenen Förderer der Hohenzollernmacht, aber nicht als auserwähltes Rüstzeug des Herrn.

Dementsprechend gestaltete er sein Wirken. Er war sich der furchtbaren Verantwortung vor Gott und vor der Geschichte bewußt, wie alle tüchtigen Regenten aus dem Hause des Burggrafen von Nürnberg. Mit Ernst widmete er sich den Aufgaben, die bereit lagen und der Lösung harrten; sein Fleiß und seine Ausdauer wurden sprichwörtlich. Trotz alledem hätte er sie nicht bewältigen können, trotz alledem verzweifelte er schon nach kurzer Regierungszeit am Erfolge und hätte die schwere Krone wieder niedergelegt, wenn ihm nicht ein Bismarck erstanden wäre. Mit ihm ging er in Einfachheit und Prunklosigkeit seinen Weg, abhold allen rauschenden Vergnügungen, in altpreußischer Sparsamkeit, die gehässigen und albernen Zischlern Stoff genug zu Klatschereien bot. Der Erbe seiner Macht, der junge deutsche Kaiser hat andere Ziele vor Augen und ein anderes Werk zu vollbringen, als der Begründer des Reiches. Ihm liegt es ob, das Gewordene zu festigen und seinen Glanz aller Welt offenbar zu machen, zur Ehre des deutschen Namens. Eine glückliche Natur befähigt ihn dazu. Und die hohe Meinung, die er von seinem Herrscherberufe hat, bewahrt ihn davor, ganz in der Sorge um äußerliche Pracht und blendende Repräsentation aufzugehen. Er ist sich seiner vornehmeren Herrscherpflichten und der daraus entspringenden furchtbaren Verantwortung voll bewußt.

Daß ihn von dieser Verantwortung kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordnetenhaus und kein Volk entbinden kann, unterliegt keinem Zweifel. Wie ihm ergeht es Allen, die Neigung oder Schicksal auf einen so verantwortungsvollen Posten gestellt hat. Die klangreichen Worte des Kaisers bestätigen deßhalb etwas Selbstverständliches, aber sie tönen doch wie ein feierlicher Schwur, sie legen Zeugniß dafür ab, daß er seiner Würde und ihrer Pflichten immerdar eingedenk ist, und das macht diesen Satz werthvoll. Hinter ihm versteckte Drohungen zu suchen, wie die thun, die an jedem Kaiserworte drehen und deuteln, scheint närrisch und gefährlich zugleich. Wie sehr die Flottenpläne dem Fürsten am Herzen liegen und wie eifrig, wie andauernd er sich mit ihnen beschäftigt, weiß jedes politische Kind. Doch ihm zuzumuthen, daß er entschlossen ist, sie auf Grund seiner furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer durchzudrücken, koste es, was es wolle, auch gegen den Widerstand aller Minister, des ganzen Abgeordnetenhauses, des ganzen Volkes, das ist eine bare Thorheit. Erstlich werden die Minister sich weislich hüten, den Absichten des Monarchen in Bezug auf seine Marine entgegenzutreten, vielmehr das Aeußerste thun, sie in Wirklichkeit umzusetzen, und dann ist die Stimmung der Nation einer Flottenvergrößerung keineswegs ungünstig. Doch gesetzt der Fall, es stünde dem Kaiser eine geschlossene Phalanx gegenüber — was hülfe ihm dann das Gefühl furchtbarer Verantwortung hinsichtlich seiner Marine? Die Konfliktlüsternen lassen das Staatsstreichgespenst umgehen, aber sie vergessen, daß ein Staatsstreich in Deutschland nur Aussicht auf Erfolg hat, wenn er wirthschaftliche Reformen gegen den Willen einer herrschsüchtigen, ebenso mächtigen wie kleinen Interessentengruppe durchführt. Jeder Staatsstreich zu anderm Zwecke macht auf der Stelle das Reich auseinanderfallen, darüber wird bei Kennern der Stimmung im Süden nicht der leiseste Zweifel herrschen. Auf der andern Seite indeß weiß Wilhelm II. wohl, daß dieselbe furchtbare Verantwortung, die auf ihm liegt, auch von Anderen getragen werden muß, von den Mitgliedern des Parlamentes, von jedem einzelnen Volksgenossen, der sich thätig an der Politik betheiligt. Wie der Kaiser, so haben auch sie sich eine Meinung über die Nothwendigkeit der Flottenvermehrung gebildet und müssen an dieser Meinung festhalten, wenn sie ehrlicher Ueberzeugung entsprossen ist. Sie entschlagen sich leichtfertig der furchtbaren Verantwortung vor Gott und der Zukunft, wenn sie diese Meinung äußerlichen Gründen opfern. So kann es leicht geschehen, daß ihre Wünsche und die des Kaisers seindselig aufeinanderprallen. Wer dann den Sieg davonträgt, darüber haben die klaren Vorschriften der Verfassung des deutschen Bundesstaates zu entscheiden.

Es leuchtet also ein, daß Wilhelm II. den Sinn nicht in seine Worte legen wollte, den Geberdenspäher und Grasbehorcher nachträglich hineinfälschen. Worau er dachte, als er seine furchtbare Verantwortung erwähnte, steht vielmehr deutlich in den unmittelbar vorangehenden Sätzen des Trinkspruchs zu lesen: „Das Königthum mit seinen schweren Pflichten, seinen niemals endenden, stets andauernden Mühen und Arbeiten."

Dem Könige diese Verantwortung zu erleichtern, ist Pflicht und liegt im Interesse der Gesammtheit. Eine Entlastung des Monarchen von der erdrückenden Ueberfülle seiner Arbeiten ist unumgänglich nothwendig, und auch die Ansprüche, die man hinsichtlich der Repräsentation an ihn stellt, sollten bedeutend herabgemindert werden. So erst gewinnt er Zeit und Muße, als ein Ueberlegener die Geschäfte wirklich zu leiten und, ohne sich um das verwirrende Durcheinander der Einzelheiten kümmern zu müssen oder zu können, das Fahrzeug mit gutem Winde und richtigem Cours in den Hafen zu bringen. Caliban.

## Das neue Kaiserdenkmal am Rhein.

Ein National-Denkmal am Rhein hat ganz etwas Anderes zu bedeuten, als ein National-Denkmal an der Weichsel, der Elbe oder der Spree! Ein von der Rheinprovinz errichtetes Kaiserbildniß gehört auch keineswegs bloß der Rheinprovinz, sondern dem deutschen Volk, und daher hat das deutsche Volk viel mehr Anlaß, sich um ein solches Denkmal zu bekümmern, als um eines, das etwa die Provinz Pommern oder Posen errichtet. Ich will diesen ehrenwerthen Provinzen gewiß nicht damit zu nahe treten — vielleicht züchten sie sogar bessere Preußen als die Rheinlande ... ich weiß das nicht — aber sie haben diesen geheimnißvollen Zauber nicht, diesen Ruinen-Zauber voller Poesie, Erinnerung und Weinrausch.

Aber nun ernsthaft und kritisch gesprochen: bis jetzt habe ich noch kein Reiter- oder Standbild unseres alten Kaisers gesehen, das ich so gern und rückhaltlos als National-Denkmal anerkannt hätte, als jenes am „Deutschen Eck" zu Coblenz, das vor wenigen Tagen seine feierliche Einweihung erhielt.

Vielleicht erweist man mir die Ehre, sich zu erinnern, daß ich von „National-Denkmälern" vom Standpunkte der Kunst aus nicht viel halte. Ganz besonders ist die Arbeit des Bildhauers, was „Erfindung" angeht, kaum mehr zu rechnen: das Problem als solches ist längst gelöst, es handelt sich im Wesentlichen darum, sich den speciellen Wünschen des Auftraggebers (Helm oder nicht Helm, Kopfhaltung, Uniform-Abzeichen) gefügig zu erweisen, wobei natürlicher Weise Geschmack und Taetgefühl wesentlich mitzureden haben. Die Hauptarbeit wird durch Fragen technischer Natur, d. i. also vom ehrsamen Handwerk, in Anspruch genommen. Für den höheren handwerklich-technischen Betrieb sind daher öffentliche patriotische Denkmäler von einer gewiß nicht zu unterschätzenden Bedeutung, gleichwie sie auch für die ökonomische und sociale Stellung unserer namhafteren Bildhauer von der allerersprießlichsten Consequenz sich erweisen. Man darf Herrn Professor Hundrieser, dem Schöpfer des durch seine Dimensionen unerreicht dastehenden Coblenzer Reiterstandbildes, die Anerkennung zollen, daß er sich seiner Aufgabe in recht befriedigender Weise entledigt hat. Die Silhouette zeigt von den verschiedensten Standorten aus würdige und angenehme Linien, die, ohne kleinlichen Schnörkelkram, möglichst in's Große verlaufen. Für die „Idee", das Roß des Kaisers durch einen Genius führen zu lassen, wird Herr Hundrieser selbst wohl kaum eine Prämiirung beanspruchen.

Weit bedeutungsvoller war die Aufgabe des Architekten, des Herrn Bruno Schmitz. Denn er hatte nicht unwesentliche örtliche Schwierigkeiten zu überwinden, und schließlich ruhte es auf seinen Schultern, die Totalansicht des Denkmals in die Landschaft zu componiren, sowie der näheren Umgebung stylmäßig anzupassen. Ich muß sagen: er hat seine Aufgabe vorzüglich gelöst. Zunächst hat er eine Terrasse geschaffen, welche das Denkmal in solcher Weise isolirt, daß es sich als Einzel-Erscheinung in überaus wirksamer Weise abhebt. Kommt man rheinaufwärts oder rheinabwärts, von Weitem schon zieht das Monument die Blicke zwingend auf sich und setzt sich zu der architektonischen Umgebung des Deutschherrenhauses, des Castor-Domes und der dahinter ruhenden Stadt in einen harmonischen Connex. Etwas Teutonisch-Mächtiges hat der ganze architektonische Unterbau. Mit seinen Treppenrampen und Terrassen baut er sich in breiten, behäbig lauenden Linien auf, schließt sich nach hinten in einem trutzig dreinblickenden mittelalterlichen Laubengang (Pergola), und reckt sich breitspurig in die Höhe, zu einem massig wirkenden tempelartigen Postament. Das Alles ist aus gewaltigen, zum Theil riesenhaften Quadersteinen aufgebaut, ein stilisirter Bau, der aber noch etwas vom Charakter ursprünglicher Felsenconfiguration sich zu bewahren trachtet — höchst rühmenswerth, da gerade hierdurch der landschaftliche Grundzug der ganzen Anlage sich am Wirksamsten offenbart.

Die landschaftliche Wirkung aber muß ich ganz unbedingt für den Hauptvorzug dieses Denkmals erklären, die Wahl des Ortes ist von direct vorbildlicher Bedeutung. Es sei erwähnt, daß der Kaiser, einer ursprünglichen Anregung der mit Coblenz auf's Engste verbundenen Kaiserin Augusta folgend, hier den glücklichen Ausschlag gegeben hat, zum Theil geleitet von Erwägungen der Politik und der Pietät. Auf alle Fälle aber war der ursprüngliche Plan, das Denkmal in's Siebengebirge hineinzubauen, gänzlich verfehlt. Denn so wenig man ein Werk der Kunst in eine landschaftlich armselige Umgebung hineinzwängen soll, so wenig soll man eine von der Natur fast überreich mit Schönheitsreiz begnadete Gegend mit einem in die Augen fallenden Monument belasten. Auch kann ich keine besondere Eigenart mehr darin finden, ein Denkmal „von luftiger Bergeshöhe grüßen zu lassen", zumal wenn ein Strom rings von „Bergeshöhen" eingefaßt ist. Dagegen ist der Punkt, wo der gesegnetste und gefeiertste Nebenfluß des Rheines, die Mosel, sich in den Hauptstrom ergießt, völlig einzigartig und von einer bestechenden symbolischen Bedeutung, so daß Phantasie und Gedanken, gerne daran hangen. Die landschaftliche Umgebung aber ist derart, daß sie überall lockt und nirgends drückt, so daß das Denkmal als ein freier selbstständiger Bestandtheil und als willkommener Augenpunkt darin zu wirken vermag.

Und gerade darum wird dasselbe jedem Deutschen lieb und theuer sein, der auf der Mitte seiner Rheinfahrt an dem schön gelegenen Coblenz vorüberkommt. Franz Servaes.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Billige, dichte **Dächer** stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

**Junger Mann,** musikal. u. litter. gebildet, bis Ob.-Sek. stud., sucht unt. sehr bescheid. Ansprüchen Beschäftigung auf einer Redaktion oder als Sekretär. Off. unter **S. K. 13** an die Expedit.

# Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

*Ein neuer Erzähler:*
*Fritz Zilcken (Köln).*
*Man verlange Prospecte.*
*Verlag von*
*A. G. Liebeskind in Leipzig.*

Georg Weiß, Verlag in Heidelberg.
Soeben erschien:
**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**
Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Geh. 4 ℳ 50 ₰. Gebd. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 38. Berlin, den 18. September 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Italien in Homburg. Politische und unpolitische Reiseglossen. Von Capitolinus. — Deutschland als Industriestaat. Von Hugo Böttger. — **Literatur und Kunst.** Dawison's Lehrjahre. Nach den hinterlassenen Papieren des Künstlers. Von Eduard von Bamberg. — Zur Erinnerung an Heinrich Ludwig. Von Professor Otto Knille. — **Feuilleton.** Vor der Operation. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Kanzler Nr. 4. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Eine Grabschrift. Von Richard Vetter. — Notizen. — Anzeigen.

### Italien in Homburg.

Politische und unpolitische Reiseglossen.

Zum dritten Male weilte neulich König Humbert, zum zweiten Male Königin Margherita in Deutschland. Ehedem fand der Besuch des italienischen Königspaares in Berlin statt, dies Mal in dem schönen, vornehmen Homburg. Das erste Mal erschien der König mit dem Kronprinzen und dem Ministerpräsidenten, heute war das hohe Paar von dem als Franzosenfreund geltenden Minister des Auswärtigen Visconti-Venosta begleitet, und bedeutsam sah man an der Seite des deutschen Kaisers den interimistischen Leiter des Auswärtigen Amtes, Herrn von Bülow, der als Botschafter in Rom zu den italienischen Gästen seit Jahren in persönlichen Beziehungen steht. Früher gab die Verlobung der Prinzessin Margarethe, der Schwester des Kaisers und Pathenkindes der Königin Margherita, dem Besuch einen mehr familiären Charakter, dies Mal waren fürstliche Persönlichkeiten und nicht weniger als vier Armeecorps um den deutschen Monarchen versammelt, und die großen Kaisermanöver verliehen der Entrevue eine vorzugsweise militärische Signatur. Und wenn der äußere Anlaß des Besuches ein höfisch-militärischer war, so gewann die unmittelbar nach der Veröffentlichung der franco-russischen Allianz erfolgende Entrevue auch eine hohe politische Bedeutung. Sie ist eine Manifestation des unerschüttert zu Schutz und Trutz dastehenden Dreibundes und zu Gunsten des Weltfriedens. „Malheur à qui y touche!“ scheint es aus Homburg nach West und Ost zu rufen.

Es war jedenfalls an der Zeit, daß wieder einmal für den Dreibund „manifestirt“ wurde. Die deutschfeindlichen Machenschaften des k. k. Ministers Badeni und die Heldenthaten seiner Schergen in Pilsen, Eger und Teplitz haben in Deutschland einen solchen Unwillen erregt, daß sogar unsere friedlichen Hochschullehrer eine Sympathiekundgebung an ihre Prager Collegen erließen. Derlei Schlachzizenpolitik kann dem Dreibund nicht förderlich sein, ebenso wenig wie die brutale Magyarisirung der Sachsen und Schwaben in Ungarn. Aber auch Italiens Politik schien manchenorts so wenig einwandfrei, daß die Pariser schon frohlockten, Italien wolle vom Dreibund abfallen. Der seltsame Incognitobesuch des italienischen Kronprinzen und seiner Gemahlin bei dem Präsidenten Faure in Paris sollte augenscheinlich eine Annäherung Italiens an Frankreich anbahnen, aber die verleumderische Beleidigung des italienischen Officierscorps durch den Prinzen Henri von Orleans und der Ausgang seines Zweikampfes mit dem Grafen von Turin, dem Neffen König Humbert's, scheint die schon halb überbrückte Kluft wieder erweitern zu wollen. Wenn auch die Einladung unseres Kaisers viel früher an den König Humbert ergangen ist, so bleibt es doch gewiß, daß erst nach den allarmirenden Nachrichten über den Empfang des Präsidenten Faure in Rußland beschlossen wurde, daß der „franzosenfreundliche“ Visconti-Venosta die Reise nach Homburg mitzumachen habe. Schon daran erkennt man, daß König Humbert nicht gewillt ist, an seiner Vertragstreue Zweifel aufkommen zu lassen.

In Italien ist die Entrevue von Homburg ohne große Begeisterung aufgenommen worden, wenn sie auch als Friedenskundgebung freundlich begrüßt wurde. Wünscht doch mit Ausnahme der französischen Chauvinisten, die noch immer Frankreichs Vorherrschaft und die Rückeroberung von Elsaß-Lothringen anstreben, Niemand in Europa den Krieg und fürchtet ihn vielmehr Jeder. Auch die republikanische und particularistische Presse Italiens hat keine Dissonanz in das harmonische Orchester gebracht, nicht einmal die radicale Zeitung des franzosenfreundlichen Signor Souzogno in Mailand. Die Bevölkerung nahm das Ereigniß ziemlich gleichmüthig auf. Dem Schreiber dieses, der unlängst ganz Italien von Como bis Syracus bereiste und während mehrerer Monate mit allen Schichten der Nation in Verbindung trat, mag es verstattet sein, an dieser Stelle seine Beobachtungen in Kürze als getreues Stimmungsbild niederzulegen.

Populär ist der Dreibund in Italien nirgend, wenn er auch im Allgemeinen als — wie die Philosophen sagen — schlechthinige Nothwendigkeit empfunden wird. Das neue Deutsche Reich steht dem Fühlen und Denken der Italiener als eine ungemein imposante, aber fremdartige Macht zu fern. Oesterreich aber ist noch von früher, als es die Lombarden mit Stockprügeln und die Neapolitaner mit dem Galgen tractirte, als traditioneller Erbfeind in bösem Andenken. Die Irredentisten und die Dante-Gesellschaft thun auch ihr Möglichstes, um den Gedanken an Trient und Triest wachzuhalten. Warum hetzen sie nicht auch gegen Frankreich, das sich als Trinkgeld für seine Hülfe Savoyen und Nizza, die Heimath ihres Königshauses und die Vaterstadt ihres Nationalhelden, genommen hat, ganz zu schweigen von Tunis, wo die Kanonen von Biserta Sicilien bedrohen? — „Es ist wahr,“ gab ein Florentiner auf unsere Frage zur Antwort, „aber, was wollen Sie? Es ist unser Blut und fast

unsere Sprache, und dann die Hauptsache: wir sind wirthschaftlich von den Franzosen abhängig. Deutschland hat uns ja finanziell geholfen, wenn auch lange nicht genug, aber Frankreich powert uns aus."

Die italienische Armee scheint heute jedem Gedanken einer Waffenbrüderschaft mit Frankreich abgeneigt. Sie erinnert sich allzu sehr gewisser Intriguen und heimlicher Gegnerschaften in Abessinien. „Ueberall sahen wir französische Officiere, Agenten, Spione, „versicherten uns die letzten aus Afrika zurückkehrenden Kriegsgefangenen, die wir zwischen Bologna und Mailand trafen, arme Teufel, die zwar ein paar hundert Lire Prämie empfangen, aber dafür Entbehrungen und Elend aller Art erduldet hatten. „In zehn Jahren lebt nicht Einer mehr von uns", meinte ein Carabinier mit fieberkrankem Blick, von Rheumatismen geplagt und von Ungeziefer angefressen. Und sie schimpften auf das governo ladro, die schuftige Regierung, die sie auf die Schlachtbank geschickt, und brüllten ihr Spottlied: „Baratieri, Baratieri coi sui prigionieri". Lange bevor der Zug nach Mailand kam, warfen sie ihre weißen Uniformen weg, um da borghese, als Bürger aufzutreten. Der Civilistenrock war nun das Ideal dieser enttäuschten und besiegten Soldaten. Wenn sie aber auch auf ihre Führer schimpften, die immer zuerst für sich und wieder für sich, aber nie für die armen Soldaten gesorgt hätten, dann mußten sie doch wieder zugeben, daß die Officiere vor dem Feind ihre Pflicht gethan haben. Wenn man oft da und dort geneigt ist, die italienische Armee herabzusetzen, so braucht man nur daran zu erinnern, daß bei Abba Carima 40% aller Officiere gefallen sind. Man muß den italienischen Officier nicht nach den Gigerln im Waffenrock beurtheilen, die immer im Café zu finden sind. Diese Sorte wimmelt am Corso in Rom, wo sie gewerbsmäßig nach Goldfischen aus der forestieri-Colonie angelt, meist deutschen alten Jungfern, die sich in der Heimath unmöglich gemacht haben und als letzte Hoffnung eine Reise nach Italien antraten, um da eine Verlobung oder wenigstens Abenteuer zu erleben. Daß solche Ehen — wenn sie überhaupt zu Stande kommen — meist unglücklich enden, zeigt schon das classische Beispiel von Varnhagen's Nichte Ludmilla Assing, die als stark angejahrte Jungfrau ihren Versaglierihauptmann heirathete, dann von ihm ausgeplündert und verlassen wurde, worauf er wieder „reuig" zurückkehrte, weil sie noch etwas Geld hatte, ihr dies Letzte auch noch wegnahm und sie endgiltig verließ, so daß der Aermsten nichts übrig blieb als überzuschnappen und im Florentiner Manicomio (Irrenhaus) zu sterben. Aber was wir sagen wollten: nach solchen Müsterchen darf man die italienischen Officiere nicht beurtheilen. Diese Glücksritter und Mitgiftjäger werden von ihren Kameraden gründlich verachtet. Der italienische Officier ist gewiß weniger „schneidig" als sein deutscher Kamerad, vielleicht auch minder strebsam, aber sehr gewandt, tapfer und aufgeweckt. In Sicilien kamen wir öfter mit dem Officierscorps zusammen. Schlechte Garnisonen, wenig Gage, keine gesellschaftliche Stellung und anstrengender Dienst, denn die Gegenden sind vielfach unsicher und werden durch starke Besatzungen und Patrouillen in sozusagen latentem Belagerungszustande erhalten — aber die Officiere waren immer adrett, unverdrossen und mobil. Und so auch die Soldaten. In Rom trafen wir einmal in den San Carlo-Anlagen einen Recruten, dessen weiße Uniform und rother Fez — auch Mascagni's Turiddu auf der italienischen Bühne trägt ihn — uns anzeigten, daß er für die Eriträische Colonie bestimmt war. Noch am selben Tage hatte er nach Neapel zu fahren, um sich dort einzuschiffen. Aber wie ihn auch seine Kameraden mit Schreckensbildern, die ihn drüben erwarteten, graulich zu machen suchten, er schüttelte doch die Bangemacher mit den würdevollen Worten ab: „Farò il mio dovere!" Dieses Pflichtbewußtsein lebt in der ganzen Armee, bei Officieren und Soldaten. Sie ist weder für Pronunciamentos zu haben, noch für socialistische Verführer. Wenn sie auch das afrikanische Abenteuer für ein unnützes Blutopfer hält, so ist sie doch jederzeit mit Freuden bereit, den heimischen Heerd zu vertheidigen. Der König weiß, daß er sich auf sein Heer verlassen kann. Und das wissen im Grunde auch die Franzosen, denen der Gedanke, bei dem ersehnten Revanchekrieg auch im Süden von einer gar nicht zu mißachtenden Armee angegriffen zu werden mit Recht sehr peinlich ist.

Den Clericalen ist der Dreibund natürlich ein Dorn im Auge, wie das ganze italienische Königthum auch. Ihnen ist besonders der „kirchenräuberische" Umberto, der angeblich „heimliche Protestant" ein Gegenstand des Hasses. Wir müssen da einer Scene im Schnellzuge Rom-Neapel gedenken. Wir hatten uns mit den Reisegefährten, einigen Kaufleuten aus dem Venetianischen, in ein politisches Gespräch eingelassen, wobei sie uns als „Germani" erkannten und unserer Correctur „Alleati" (Alliirte) freundlich zustimmten. Dann sprach man von den Chancen des Drei- und Zweibundes, von dem „unbegreiflicherweise" entlassenen Bismarck, von der allgeliebten Königin Margherita („è una Santa") und endlich von dem gegenwärtigen Papste, als ein bis dahin schweigsamer Mönch mit einem großen Messingkreuz auf der Brust sich lebhaft in unser Gespräch mischte. „Ah, questo Santo Padre! Sicuro che andrà nel paradiso colla bandiera (O, dieser Papst! Er wird gewiß mit der Fahne in's Paradies einziehen)!" rief er aus und sprach sich heftig gegen den König und das Bündniß mit dem ketzerischen Deutschland aus, denn „Cristiani e protestanti (!) non vanno bene insieme (Christen und Protestanten gehören nicht zusammen)". Da kam er aber übel an. Wohl weniger um die deutschen Fahrtgenossen in Schutz zu nehmen, als aus innerstem Herzensbedürfniß fingen die Venetianer an, dem Cleriker und seiner Partei heimzuleuchten. „Saltimbanco" war noch das Gelindeste, was der Pfaffe als Titulatur zu hören bekam, so daß er es für gerathen fand, bei der nächsten Station den Wagen zu wechseln.

Es ist gar keine Frage, daß König Humbert durch sein Festhalten an dem sicilianischen „imbroglione" Crispi, wie auch an der afrikanischen Politik dem Königthum vielfach geschadet hat. Dies benutzen die Clericalen, die neuerdings eine großartige Agitation entwickeln und sich an die Spitze gemeinnütziger Vereine und „katholischer" Hülfscassen stellen, um gegen den Staat zu wühlen. Und die Radicalen, Republikaner und Socialisten secundiren ihnen. Trifft man, wie wir in Turin, mit solchen Heißspornen zusammen, dann muß man natürlich hören, daß die Republik unvermeidlich sei, da der König unfehlbar einem demnächstigen Attentat zum Opfer fallen werde, daß der übrigens auch in seiner florentinischen Residenz unbeliebte Prinz von Neapel, der Kronprinz, „un poverino" (mit einem Fingerzeig gegen die Stirne) sei, der am allerwenigsten das Königthum retten könne. Aehnlich äußerten sich auch einige Particularisten in Neapel. Ein ehemaliger Bürgermeister von Bari versicherte uns: „Ich bin ein Garibaldiner von Ueberzeugung, aber es geht uns Allen hier so jämmerlich — glauben Sie mir: wenn heute der Herzog von Caserta als König in Neapel einzöge, ich würde mit dem Hut in der Hand zu ihm sagen: „Favorite (Willkommen)!" Noch drastischer äußerte sich ein alter Herr, mit dem wir in der Kirche Sant' Agata die Januarius-Procession erwarteten, wozu die Orgel einige fidele Tanzweisen zum Besten gab. Er schilderte das Elend in Neapel in grellen Farben. Es trete freilich weniger unverhüllt zu Tage als früher, aber sei nur um so grauenhafter. Der Lazarone von heute liege nicht mehr in von Lumpen schlecht verhüllter Nacktheit auf der Straße, sondern trage sich wie ein Stutzer und lebe von Raub, Diebstahl und als Camorrist. Früher habe man Silberpiaster verdient, jetzt habe man seine liebe Noth, etwas schmutziges Papiergeld zu kriegen. Aber Neapel sei einstimmig gegen die Piemontesen und die Italia una, und die Partei der Gutgesinnten, die Priesterschaft an der Spitze, [illegible]

längst am Werk, um die Jugend über all' die Lügen aufzuklären, die man über die angestammten Könige Neapels verbreitet habe. „Ja, die wußten das Volk zu behandeln und, wenn auch mit Strenge, glücklich zu machen. Aber Neapel erwartet seinen König Alfonso!" Aehnlich nannte fast gleichzeitig ein clericales Blatt den bourbonischen Herzog von Caserta den — wenn auch nicht gerade activen — König der beiden Sizilien! Wir erzählten dies unserem alten Freunde wieder, dem deutschen Viceconsul in Licata, der freilich als begeisterter Patriot und als — wie alle italienischen Freimaurer — lebhaft politisirender Logenbruder zu dieser „Narretei" lachte, aber es ist eine Thatsache, daß solche particularistische und separatistische Meinungen im ganzen Süden in allen Schichten vorherrschend sind.

Mit starker Uebertreibung äußerte der bekannte radicale Deputirte Napoleone Colajanni, ein Zufall könne jeden Augenblick dem Königthum in Italien ein Ende bereiten. Umberto I., der ein so reiches Erbe von Liebe übernommen und noch vor zehn Jahren allgemein als ein zweiter rè galantuomo verehrt wurde, habe sich durch seine, nur dynastische Zwecke im Auge führende Politik unmöglich gemacht. „Was hat uns denn der Dreibund bis heute eingetragen? Er hat uns Frankreich entfremdet, das uns wirthschaftlich aushungert. Er hat uns Tunis vor der Nase wegschnappen lassen. Er hat gestattet, daß Rußland und Frankreich offen und insgeheim Abessinien unterstützten. Er hat unseren nationalen Interessen nirgends Rechnung getragen."

Dieselbe Ansicht äußerten uns auch andere Herren vom Monte Citerio. Der Abgeordnete Toracca, der Preßtrabant des Cabinets Rudini (Mailänder „Corriere della Sera"), nahm auch kein Blatt vor den Mund. Er forderte geradezu eine Ergänzung des Dreibundvertrages, der Italien nicht mehr genüge. Das Gleichgewicht im Mittelmeer sei zu Ungunsten Italiens verschoben, und König Humbert sei vergeblich nach Wien und Berlin gegangen, um wenn nicht Schadenersatz, so doch eine Bürgschaft für die Zukunft zu finden. Ob er wohl in Homburg mehr Glück haben werde? Natürlich finde Deutschland, das nur nach Westen zu blicken brauche, dabei vortrefflich seine Rechnung, nicht aber Italien und Oesterreich, deren Interessen im Orient lägen. „Wir wollten die Allianz in Folge der unheilvollen Consequenzen einer früheren Phase der orientalischen Frage (Tunis), und wenn sie uns nicht in Zukunft vor ähnlichen Fällen schützen soll, was hilft uns der ganze Vertrag? Auch der steigende Zwiespalt zwischen Deutschland und England, welch' Letzteres immer ein Stützpunkt unserer auswärtigen Politik war, erfüllt uns mit Besorgniß. Und wenn es zwischen unseren guten Freunden zu einem Conflict kommt, wo bleiben wir?"

Resumiren wir: der Dreibund ist in Italien, das wirthschaftlich von Frankreich abhängt, nicht volksthümlich. Er wird als eine bloß dynastischen Zwecken dienende Allianz aufgefaßt und vielfach angefeindet. Aber König Humbert ist ein zuverlässiger Freund Deutschlands und wird dem Dreibund Treue bewahren, denn ein Anschluß an das republikanische Frankreich würde die radicale und socialistische Partei stärken und die Monarchie in Italien untergraben. Die Republik in Italien wäre aber das Signal für den particularistischen Regionalismo und könnte nur den Föderalismus herbeiführen, der Italien auseinanderreißen, schwächen und aus einem Vasallen Frankreichs fast zu einer französischen Provinz machen würde. Aber wir glauben: die in Homburg neu bekräftigte Tripelallianz hat nicht nur als dynastisches Bündniß noch eine Zukunft. Zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland liegt trennend Villagos und die orientalische Frage (Bosnien, Konstantinopel) und zwischen Italien und Frankreich vor Allem Tunis und Biserta, wie zwischen Frankreich und Deutschland Elsaß-Lothringen. Nur zwischen Deutschland und Rußland liegt nichts, als höchstens eine ungerechte Verstimmung gegen den „ehrlichen Makler" des Berliner Congresses, wohl aber ein starkes gemeinsames Interesse: Polen. So hat Deutschland alle Chancen für sich, jetzt im Dreibund, aber auch darüber hinaus, wenn er einmal den Weg alles Zeitlichen gehen und einer neuen Staatengruppirung Platz machen sollte. Capitolinus.

---

## Deutschland als Industriestaat.

Von Hugo Böttger.

Wohl das beachtenswertheste Ergebniß der Berufszählung von 1895 ist, daß unter der erwerbsthätigen Bevölkerung in Deutschland nur noch 39,9 vom Hundert der Landwirthschaft angehören; im Jahre 1882, bei der vorletzten Berufszählung, waren es noch 7 v. H. mehr, so daß in dem Zeitraume von 13 Jahren annähernd alle zwei Jahre 1 v. H. von der landwirthschaftlichen Bevölkerung abgebröckelt ist. In der gleichen Zeit ist die Verhältnißziffer der in der Industrie, im Handel und Verkehr erwerbsthätigen Bevölkerung von 42,4 v. H. auf 46,4 v. H. gestiegen: also in kurzen Worten, die Landwirthschaft verliert, was sie an Industrie und Handel abgiebt, oder die äußerste Consequenz gezogen, wenn es so fortgeht, ist in 70 bis 80 Jahren die deutsche Landwirthschaft verschwunden und Deutschland ist reiner Industriestaat geworden. Zu dieser äußersten statistischen Consequenz hat sich in seinem Vortrage über Deutschland als Industriestaat auf dem evangelisch-socialen Congreß im Juni dieses Jahres Dr. K. Oldenberg verstiegen, was ihm unter Anderen auch die Erinnerung an einen Scherz Sismondis eingetragen hat. Ein grübelnder und nachdenklicher Mann soll über das unverhältnißmäßig rasche Wachsthum des Schwanzes seines Hundes in Verzweiflung gerathen sein, er hatte ausgerechnet, daß, wenn das so weiter gehe, in zwei oder drei Jahren der Schwanz 20 Meter lang sein müßte, was natürlich die Fähigkeit seines Hundes, mit dem Schwanze zu wackeln, stark beeinträchtigt haben würde. Aber neben anderen Uebertreibungen hat Oldenberg auch treffliche Wahrheiten in seinem Referate ausgesprochen, so daß man, mögen sie auch namentlich für unsere Exportindustrie bitter sein, nicht mit jenem Scherz über Alles von dem Redner Gesagte hinwegturnen kann, sondern daß man das Eine oder Andere aus den Oldenberg'schen Ausführungen, die erst soeben in einer authentischen Form der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind*), ernsthaft nachzuprüfen, zu widerlegen oder davon Gebrauch zu machen hat. Richtig ist, daß sie in ihrer rein kritischen und negativen Form für eine schöpferische und erobernde Natur durchaus unbefriedigend sind, daß sie gerade dort abbrechen, wo sie uns aus dem angeblichen Sumpf falscher Wirthschaftspolitik hinausführen sollten auf das fruchtbare Land besserer Erkenntniß, daß sie auch nicht von Einseitigkeiten und schroffen Uebertreibungen frei waren. Trotzdem standen damals in Leipzig die meisten der Zuhörer Oldenberg's unter dem Banne einer Fülle von fleißigen und scharfsinnigen Beobachtungen, und an dem leidenschaftlichen Pathos von Max Weber, von Lorenz und Adolf Wagner konnte man messen, wie sehr wichtig und zeitgemäß das Thema war, wie alle Welt hieran nicht nur mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen betheiligt war, und daß hier für unser Vaterland ein entscheidungsschweres Problem aufgerollt worden, welches zu lösen wohl erst dem kommenden Jahrhundert vorbehalten ist.

In allen Culturländern, hier schneller, dort langsamer, geht der Fortschritt zum Industriestaate; allen voran ist England, wo gegenwärtig nur noch $^1/_{10}$ der Bevölkerung mit dem

*) Bei Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen.

Ackerbau zu thun hat. Wir waren vor zwei bis drei Jahrzehnten noch so sehr Agrarstaat, daß Friedrich List die deutsche Volkswirthschaft mit dem Körper eines arbeitenden Mannes vergleichen konnte, der nur einen natürlichen Arm besitzt und der sich mit einem künstlichen behelfen muß, um seinen industriellen Bedarf zu decken. Dann bekamen wir zwei Arme und jetzt droht uns wieder die Einarmigkeit, indem der Arm der Landwirthschaft dem Muskelschwund ausgesetzt ist. Oldenberg, Ruhland und Andere bedienen sich noch gern eines anderen Bildes, um das Verhängnißvolle unserer Lage zu verdeutlichen. Die Volkswirthschaft wird einem Etagenbau verglichen; das Erdgeschoß ist die Landwirthschaft und trägt den industriellen Ueberbau, die obere Etage, auf seinen Schultern. So lange noch unbebauter Boden verfügbar ist, kann das Erdgeschoß ausgebaut werden bis an die Landesgrenze, und das verbreiterte Erdgeschoß kann eine entsprechend verbreiterte industrielle Etage tragen. Weiter als der landwirthschaftliche Unterbau reicht, kann aber die industrielle Etage nicht fortgesetzt werden, — es sei denn, daß ihre Bewohnerschaft von ausländischer Nahrung lebt und ihre Fabrikate gegen diese ausländische Nahrung eintauscht, also Exportindustrie wird, die für das Ausland arbeitet und vom Auslande lebt. Das industrielle Stockwerk wächst dann seitlich wieder in die Luft hinaus, und über die Landesgrenze hinaus, über fremden Boden hin, künstlich gestützt auf die Pfeiler des auswärtigen Handels. Diese Pfeiler stehen aber nur so lange, als der Eigenthümer des fremden Bodens sie stehen läßt. Braucht er das Land ausschließlich zu eigenen Zwecken, so zieht er die fremden Stützen weg und der Etagenbau stürzt zusammen. Ebenso wie Oldenberg die rapide Entwickelung zum reinen Industriestaat als unabwendbare Thatsache hinnimmt, also unsere Bemühungen um die innere Colonisation, um die Hebung der ländlichen Wohlfahrt als bedeutungslos übersieht, ebenso läßt er sich von dem trügerischen, glänzenden Bilde des Etagenbaues den freien Blick verwirren. Da alle Culturländer Exportpolitik treiben, und ihre oberen Stockwerke über die Landesgrenzen ausdehnen, so bilden die internationalen Handelsbeziehungen ein so festes Gefüge, oder um im Rahmen jenes Bildes zu bleiben, der Stützen giebt es so viele, daß die Nationen sie gar nicht fortzureißen vermöchten, ohne am eigenen Leibe Schaden zu erleiden. Weber konnte Oldenberg vorhalten, daß derjenige Staat, welcher über die fortgeschrittenste Exportindustrie verfügt, nämlich England, unser werthvollster Abnehmer ist, was wir doch sicherlich nicht unseren schönen Augen, sondern der Güte und Preiswürdigkeit unserer Erzeugnisse verdanken, die eben England für sich und für seine Colonien schlechterdings nicht entbehren kann.

Oldenberg fragt nun aber weiter, was ist die treibende Kraft dieser allgemeinen Entwickelung zum Industriesystem und zur Exportausdehnung? Das Capital ist es, es sieht in der Landwirthschaft heute keine rentable Anlage mehr und ist hochbeglückt, daß der Rückgang der Landwirthschaft große Arbeitermassen vom Lande fortdrängt und der Industrie die Reservearmee zur Verfügung stellt, welche ihr gestattet, den Lohn tief genug zu halten, um mit der fremden Industrie concurriren zu können. Und zwar begünstigt noch der Großgrundbesitz selbst diese Verschiebungen zu Gunsten der Industrie; wo Grundbesitz herrscht, ist die ländliche Bevölkerung sehr viel beweglicher und dem Lockrufe des Capitals in die Fabrikmittelpunkte zugänglicher. Es ist begreiflich, daß Oldenberg, der die ganze Entwickelung für unheilvoll erklärt, nun auch das Capital für sein Verschulden in schärfster Tonart zur Rede stellt, aber es liegen hier unwägbare Gefühlsausbrüche, zum Theil handgreifliche Ueberspannungen vor. Gewiß, das Capital muß bei heutigem Zinsfuß oft umgesetzt werden, und Zubußen mit beschaulichem Abwarten nimmt Niemand gern in den Kauf, obgleich sie bei vielen industriellen Anlagen nicht zu den Ausnahmen gehören, aber auch langfristige Speculationen des Capitals, namentlich im Grundstückhandel und in der Anlage neuer Verkehrsmittel kommen vor und widerlegen das verallgemeinernde Urtheil von der Athemlosigkeit der Capitalkräfte. Doch damit nicht genug. Oldenberg bestreitet so ziemlich jeden Culturfortschritt, den die capitalistische Entwickelung gebracht hat. Er spottet über die „berauschenden", die „schwindelnden" Ziffern, die „kaum glaublichen" Ziffern, die die Steigerung des Nationalreichthumes ausdrücken, über die neugeschaffenen productiven Kräfte, über die verbilligte Production, das gesteigerte Einkommen, den gesteigerten Verbrauch, „fast als ob wir uns in einer allgemeinen Glückseligkeit wälzten". Der Mehrverbrauch an Cylinderhüten und Regenschirmen würde als Maaßstab des Culturfortschrittes gepriesen. Oldenberg sieht nur, daß die Massen angeblich heute schlechter und theurer wohnen als ehedem, was in dieser Allgemeinheit auch nicht richtig ist, in der Erhöhung des standard of life erkennt er nur leidige Verwöhnung, so erscheinen ihm denn Gegenwart und Zukunft grau in grau ohne Sonnenblick wie ein Regentag im Gebirge und als volkswirthschaftlicher Romantiker verfällt er auf das liebe alte Lob der guten alten Zeit: er zieht Vergleiche zwischen der modernen Tausch- oder Geldwirthschaft und den kleinen abgeschlossenen Eigenwirthschaften eines Volkes von Bauernfamilien, deren jede sich wirthschaftlich selbst genügt. Wie der Einzelne beim Verlassen der Eigenwirthschaft innerlich verarme und der Affectionswerth verloren gehe, so verliert auch ein Industriestaat, der die Berufstheilung durchgeführt hat und z. B. für die Antipoden Kleider näht, das Zweckbewußtsein, den Berufsgedanken, der im Volke eine ideale Macht sein sollte. Hier schätzt Oldenberg den heutigen Arbeiter mit all' seinem geistigen Ringen doch ungemein geringwerthig ein, und Max Weber konnte ihm in seiner schlagenden Polemik einen „kassubischen Kleinbauern" entgegenhalten mit ausgesprochenster Eigenwirthschaft, dessen „innerer Reichthum" in der That sehr tief liegen muß, da er selten oder nie an die Oberfläche tritt. Auch ist es entschieden nicht richtig beobachtet, daß der Industriearbeiter das Zweckbewußtsein in seiner Arbeit aufgebe. Beim ungelernten Lohnarbeiter, der nichts als Handgriffe vollführt, mag das zutreffen, aber der qualificirte Arbeiter hat sehr wohl ein Interesse für das Erzeugniß und für seinen Antheil daran. Göhre hat es in seinem Buche „Drei Monate Fabrikarbeiter" anschaulich geschildert, wie Jeder noch einmal an die montirte Riesenmaschine herantritt, und mit Stolz und Liebe gleichsam von den Theilchen Abschied nimmt, das seiner Hände Fleiß und Sorgfalt geschaffen haben.

Schießt hier Oldenberg im Pessimismus über's Ziel, so sind doch andererseits seine Warnungen, dem Vertrauensdusel und der Selbstüberhebung nicht ein allzuweites Feld einzuräumen, einigermaßen am Platze. Wir sind an die fortschreitenden Ziffern in unserer Ausfuhr so gewöhnt, daß wir an eine ernstlich rückläufige Bewegung in den Absatzverhältnissen nicht leicht glauben, so wenig wie Nachmittags an den Sonnenuntergang glauben würde, wer ihn noch nicht erlebt hätte. Er exemplificirt auf den Eisenbahnbau. Der Eisenbahnbau ist noch nicht zu Ende, jährlich werden mehrere Milliarden in neuen Eisenbahnen angelegt, aber diese Neuanlagen nehmen doch jährlich um 300 Millionen ab, trotz der großen russischen Unternehmungen in Sibirien, Ostasien und am Pamir, trotz der afrikanischen Erschließung, trotz der Kleinbahnen bei uns. Wenn nun auch die Stahl- und Eisenindustrie nicht plötzlich kalt gestellt werden kann und vermuthlich neue Verwendungen ihrer Erzeugnisse entdecken wird, so kann manchen warmherzigen Menschen die Sorge beschleichen, was aus den in dieser Industrie aufgezogenen Arbeitermassen werden mag, wenn die Rückschläge stärker und stärker werden sollten. Oldenberg nimmt natürlich auch hier wieder die dunkelsten Farbentöne, läßt noch eine panamerikanische Schutzzollverschwörung auf der Grundlage der Silber-

währung und einen industriellen Cartell des Ostens gegen den „faulen Westen“ hinzutreten, macht noch das uralte Industrieland Indien und das jungfräuliche Australien mobil, um unseren Exportenthusiasten die Haare zu Berge steigen zu lassen. Bei den neuen Völkern, deren wirthschaftliches Freimachen jetzt beginnt, schlägt der Wille, der bisher gegen die geldwirthschaftliche Entwickelung Westeuropas gerichtet war, nun zu einer Ueberbietung der capitalistischen Bewegungskräfte, zu einer machtvollen industriellen Entfaltung mit schutzzöllnerischer Abschließung, Exportprämien und anderen Errungenschaften der alten Culturstaaten um. Diese bisher zurückgebliebenen Länder gehen jetzt mit Siebenmeilenstiefeln voran, und diese Siebenmeilenstiefeln sind die Eisenbahnen, die das Land wirthschaftlich aufschließen, die Eisenbahnen, die das westeuropäische Capital, das in der Heimath sich nicht mehr ausreichend bethätigen kann, aufgebaut hat, diese Siebenmeilenstiefeln sind unsere Maschinen, die unsere Exportpolitik mit Wonne in die fremden Concurrenzgebiete schafft, sind unsere vorzüglichen Techniker und Arbeitskräfte, die im magnetischen Zuge dem Capitale folgen. Wie ein bekannter englischer Politiker sein ganzes Vermögen in sächsischen Spinnereien angelegt haben soll, so hat deutsches Capital hinter der russischen Zollgrenze die große polnische Industrie in's Leben gerufen. In Deutschland sagte einst Friedrich List: Die Länder der gemäßigten Zone schlechthin haben das Zeug zu der Industrie, die tropischen Länder haben das nicht. Die natürliche Bestimmung der Tropenländer ist es, Rohstoffe zu liefern für die gemäßigte Zone, die ihr einen kleinen Theil der Rohstoffe als Fabrikate im Austausche zurückgiebt. Heute wirft schon das tropische Indien mit seiner trotz aller Mißwirthschaft erstarkenden Großindustrie selbst die List'schen Voraussetzungen um. Die Tropenländer rücken mit ihren Fabrikaten vor. Wer wollte bestreiten, daß diese auf die mit aller Wucht drohende Concurrenz der Länder der Halbcultur hinzielenden Bemerkungen und Schlüsse Oldenberg's des Ernstes und der Wahrheit entbehrten?

Aber auf eine noch andere Weltmarktsverschiebung wird aufmerksam gemacht. Während sich Indien, Rußland, Ostasien ꝛc. den industriellen Arm wachsen lassen, der sich mit eiserner Schwere gegen die alten Industrieländer erhebt, haben diese hinsichtlich der Beschaffung der Nahrungsmittel ihre Selbstständigkeit zum größten Theil eingebüßt und sich in Abhängigkeit von fremden Ländern begeben. Inzwischen wächst die Bevölkerung der Erde, die Zahl der Münder, welche gesättigt sein wollen. Westeuropa mit Nord- und Mittelamerika liefern einen jährlichen Bevölkerungszuschuß von vier Millionen, von Rußland, Ostasien, Australien, Afrika und Südamerika mit seiner gewaltigen Volkszunahme nicht zu reden. Wenn nun auch die Nahrungsmittelproduction noch ganz bedeutend gesteigert werden kann, so soll man dennoch die Frage nicht übersehen, ob sich hierzu bei der allgemeinen Entwickelung zur Industrie, bei der nahezu ausschließlichen Begünstigung der Industrie durch das Capital, die Völker auch verstehen werden, ob trotz aller Getreideüberschwemmung, die wir heute erleben, nicht demnächst eine Periode allgemeiner Nahrungsmittelknappheit heraufsteigt, die despotisch regierenden Länder zu Ausfuhrverboten für Nahrungsmittel veranlassen und die reinen Industriestaaten in die unglückliche Lage des Königs Midas versetzen kann. Man braucht nicht mit Oldenberg diese Aussicht so ziemlich als unabwendbar anzusehen, aber auf die Gefahren übertriebener Sorglosigkeit und des industriellen Größenwahnes mancher Exportpolitiker auch nach dieser Richtung hin rechtzeitig aufmerksam zu machen, ist immerhin ein nicht unverdienstliches, wenn auch vielleicht zur Zeit unvolksthümliches Unternehmen.

Soweit kann der nationale Politiker mit Oldenberg zusammengehen, ohne in die Gefahr zu gerathen, auf eine machtvolle deutsche Ueberseepolitik, auf eine Ausdehnung unserer Colonien, und auf die zum Schutze unserer Handelsbeziehungen und unserer im Auslande investirten nach Milliarden zählenden Capitalien nothwendigen Flottenverstärkung verzichten zu müssen. Vorsicht ist nicht Aengstlichkeit, und staatsmännischer Ausgleich der Wirthschaftsinteressen bedeutet nicht gleich die Absicht, unserer Exportindustrie den Hals umzudrehen. Wenn aber Oldenberg am Schlusse seiner Untersuchungen den Vorzug unserer Kleinmüthigkeit gegen Englands Breitspurigkeit ausspielt und wenn dem Gehege seiner Gedanken der schier ungeheuerliche Satz entspringt: „Man will Deutschland mächtiger machen und verstrickt es immer tiefer in fremde Ketten. Jeder neue Ausfuhrmarkt ist eine Geißel, die wir dem Auslande in die Hände geben, ein Pfand, an dem wir gezwickt werden können,“ so wendet sich der Gast mit Grausen. Eine solche Logik kommt auf den Rath hinaus, unsere Hochöfen auszublasen, unsere Canäle zuzuschütten und unsere Schiffe zu verbrennen.

Auf dem evangelisch-socialen Congreß hat Max Lorenz die Rückkehr zur „Eigenwirthschaft“ um diesen Preis vom national-politischen Standpunkte aus abgelehnt, indem er erklärte: „Staaten im Zustande der Eigenwirthschaft — das gäbe ein eigenartiges, bisher kaum geahntes Bild, ein Bild voller Ruhe und Beschaulichkeit, ein Bild des abgeschlossenen Nebeneinander der Staaten, an Stelle des jetzigen, ruhelosen, wogenden In-, Mit- und Gegeneinander. Es bedeutete das aber auch das völlige Aufgeben unserer gesammten Cultur, das Auslöschen des ganzen, jetzigen Weltgepräges... Wie, wenn nur wir Deutschen den gehörten Lehren und Mahnungen folgten, die anderen Nationen aber unbeirrt und „Volldampf voraus“ in's Meer der Weltwirthschaft steuerten, den Weltmarkt eroberten, unter sich vertheilten, über die Meere hin herrschten, und nur wir eigenwirthschaftend auf dem nationalen Trockenboden sitzen blieben? Das bedeutete einfach, daß Deutschland von der Weltbühne und aus der Geschichte verschwände, daß es aufhörte, auf dem Welttheater eine Rolle zu spielen, es sei denn eine stumme Statistenrolle. Gegenüber oder vielmehr unterhalb der die Welt beherrschenden Großmächte hätte dann Deutschland mit seiner Eigenwirtschaft eine Stelle, wie heute etwa die Schweiz oder Belgien. Unsere internationalen Beziehungen, unsere Beziehungen zu den herrschenden Staaten beschränkten sich dann auf die ergebenste Bitte um Neutralitätsverträge.“

Aber selbst, wenn man einmal einen Augenblick die nationale Mission unseres Volkes zur Seite schieben wollte, wie wäre eine Eigenwirthschaft eines Landes von dem Umfange und der Vielgestaltigkeit des Deutschen Reiches zu denken oder gar zu organisiren? Angenommen der eine Theil erzeugte Kleidungsstücke, Geräthe, Gebrauchsgegenstände von Holz, Stein und Metall ꝛc., der andere Theil deckte bei dem ersteren seinen Bedarf an diesen Gegenständen und überließe ihm den Ueberschuß der von ihm producirten Nahrungsmittel, so wäre doch wohl nur der Großbetrieb auf beiden Seiten in der Lage jene Tauschgeschäfte zu bewirken. Der Bauer mit einem Besitz bis zu 100 Morgen kann nur wenig oder gar kein Getreide abgeben, er hat was er braucht, und braucht was er hat. Der Großgrundbesitz hätte alsdann die Aufgabe der Versorgung der Industrie- und Stadtbevölkerung zu übernehmen, was er bei abgeschlossener Binnenwirthschaft gegen sehr hohe Provision gern übernehmen würde; die fortschreitende Technik, der electrische Betrieb würden vermuthlich noch mehr als bisher dem landwirthschaftlichen Großbetriebe erlauben, sich der wandernden Gelegenheitsarbeiter zu bedienen und den Ueberschuß der Landbevölkerung den Industriemittelpunkten zuzuschieben. Die Industrie und der Großgrundbesitz würden die Bauern in die Mitte nehmen und aufreiben und statt der bäuerlichen Eigenwirthschaften hätten wir auf dem Lande das schönste Latifundienwesen mit polnischen und asiatischen Sachsengängern und in den Städten große Fabriken und ein wachsendes Proletariat. Das ist jedenfalls nicht das Ideal Oldenberg's, wenn ihm auch Parteien und Zei

tungen, die gegen eine solche Entwickelung nicht übermäßig viel einzuwenden haben, derartige Beweggründe untergeschoben haben. Er betont ausdrücklich, daß er keinen „geschlossenen Handelsstaat" will, daß er keine Agrarierpolitik nach obigem Muster betreibe. Aber gerade, wenn wir eine Befestigung des Bauernstandes anstreben, können wir der Getreideeinfuhr nicht entrathen, und diese ermöglichen wir wieder nur, wenn wir unsere Fabrikate dem Auslande in den Tausch geben, also nur mit Hülfe unserer Exportindustrie.

Auch Max Weber, der Oldenberg in Leipzig am schärfsten entgegengetreten ist, sieht in der zunehmenden Verschiebung eines Theiles der Erwerbsgelegenheit der inländischen Bevölkerung auf die durch den Export gebotenen Absatzmöglichkeiten ein gewaltiges Risiko, welches sich unsere Volkswirthschaft aufladet, aber ein Risiko, das alle großen Völker auf ihre Schultern genommen haben und das wir gar nicht ablehnen könnten, selbst wenn wir es wollten, „So mußt du sein, du wirst dir nicht entrinnen!" Ohne Frage hat unser Volk noch schwere Kämpfe vor sich, ehe es auch nur annähernd zu einer alle Theile befriedigenden Organisation der Arbeit und Wirthschaft gelangen wird; ob überhaupt ein Ideal-Zustand des völlig gerechten Ausgleiches erreicht werden kann, ist mehr als fraglich. Aber was wäre aus uns geworden, hätten wir auf die dem Dr. Oldenberg verwandten Propheten vor 60 Jahren gehört, hätten wir der Gewerbefreiheit, der freien Concurrenz das Thor verschlossen, um Ruhe und Frieden zu haben und nur um nicht das Kleingewerbe in die Unrast unsrer Tage hineinzustürzen. Es fehlt ja auch heute nicht an Stimmen, die die gewerbliche Idylle der Zunftzeit wieder heraufholen möchten aus der versunkenen Geschichte und die, weil wir das nicht können, an unserer Wirthschafts- und Gesellschaftsentwickelung nur mangelhafte Seiten entdecken. Wollen wir, um den Nachkommen alle Verlegenheiten zu ersparen und alle Sorgen abzunehmen, auf den internationalen Wettstreit verzichten und uns vom Weltmarkte zurückziehen, so werden wir unseren Concurrenten damit natürlich ein großes Vergnügen und großen Vortheil bereiten, aber auch nur ihnen; aus lauter Fürsorge für die kommenden Generationen würden wir unsere Zukunft überhaupt auslöschen. Wir meinen, daß da das „Fortwursteln", das Oldenberg unserer Industrie zum Vorwurfe macht, das aber doch einigen Wagemuth und einige Kraft offenbart, besser ist, als die aschgraue Verzweiflung über das Schicksal unserer Nachkommen.

Was nun schließlich den beliebten Parteienstreit angeht, ob es die Regierung zu dulden, zu fördern oder zu hindern habe, daß wir aus der Haut des Agrarstaates hinaus- und in die des Industriestaates hineinfahren, so haben hierzu die Oldenberg'schen Untersuchungen keinen weiteren Aufschluß oder Fingerzeig gegeben. Wir haben gesehen, daß sich eine Auftheilung der Latifundien in gesunde Bauernwirthschaften und eine Politik des Schutzes und der Erhaltung des mittleren und kleineren Grundbesitzes sehr wohl mit einer blühenden Industrie und mit starkem Export verträgt, daß sich Beides sogar ergänzt. Hier kann also die Regierung eine ausgesprochene Agrarpolitik treiben, ohne unserem Export das Leben sauer zu machen; ob es aber in ihrer Macht liegt, unsere Agrarverfassung hinter die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung rückwärts zu revidiren und Eigenwirthschaften auf der Grundlage des Feudalismus zu errichten, müssen wir bezweifeln. Gegen eine solche eigenartige Politik der Romantik würde vermuthlich der Volkswille Einspruch erheben.

## Literatur und Kunst.

### Dawison's Lehrjahre.

Nach den hinterlassenen Papieren des Künstlers.

Von Eduard von Bamberg.

Die gute alte Sitte, wichtige Daten in Tagebuchblättern festzuhalten, hat uns einen Abschnitt von Dawison's Biographie in authentischer Darstellung erhalten. Zwar ist es nicht der deutsche Schauspieler, welcher uns hier entgegentritt, denn in seinen glücklichen Tagen hat er bezeichnend genug nur die Rollen und die Erträgnisse der Gastspiele aufgezeichnet; dafür liegt aber der Bericht über die polnische Carrière fast vollständig vor, und desto ausführlicher, je weniger Erfreuliches sie aufzuweisen hat. Die Misère der Armuth, die Leiden des Anfängers, der Jammer des Wanderlebens finden darin sprechende Commentare, aber auch die beglückende Kraft eines tüchtigen Strebens, die gesicherten Fortschritte der Selbsterziehung und der befruchtende Einfluß des Kampfes um's Dasein auf die Originalität der Kunstübung. Dabei hindert das fremdländische Colorit nicht, das Ganze mit einem „wie ich deutscher Schauspieler wurde" zu überschreiben, denn ausgesprochenermaßen zieht sich als rother Faden der Entschluß hindurch, nicht bloß in das deutsche Idiom überzugehen, sondern auf die literarisch besser fundirte, dagegen schauspielerisch auf die in idealistische Schablone versinkende deutsche Bühne vom realistischen Standpunkte einzuwirken und sich eine erste Stellung zu erringen. Die Energie und Sicherheit, welche dieses Programm Schritt für Schritt glücklich verwirklicht und schließlich den von der Vaterstadt zurückgesetzten Theaterschüler zur internationalen Berühmtheit, den verachteten Juden zum ordenbesternten Günstling der guten Gesellschaft und — nicht zu vergessen — den armen Teufel zum capitalkräftigen Grundbesitzer lancirt, das ist allerdings merkwürdig genug; sonst geht aber Alles einfach und natürlich zu, so daß wir wiederholt Anlaß haben werden, romantische Ausschmückungen und reclameartige Uebertreibungen zurückzuweisen. Denn ein Wunderkind ist Dawison nicht gewesen und er wurde weder durch seltsame Schicksale niedergedrückt noch durch plötzliche Glücksfälle in die Höhe gehoben.

Klein und dürftig sind die Anfänge. Als Sohn des Kleinhändlers Davidsohn am 15. Mai 1818 in Warschau geboren, legte Bogumil frühzeitig Lust zum Lernen an den Tag und erfand sich, während seine Geschwister ihre Schularbeiten fertigten, seine eigene Schreibweise, indem er Buchstaben und Worte aus Hölzchen zusammensetzte. Zwar wurde er im October 1823 in eine Elementarschule geschickt, doch erlitt seine Erziehung manche Vernachlässigung, und nur mit Mühe konnte er 1827 in ein Lyceum eintreten, dessen Besuch er indeß wegen der schwankenden häuslichen Verhältnisse mehrmals unterbrechen mußte. Als die Revolution von 1830 ausbrach, verarmten die Eltern derart, daß an einen Schulbesuch überhaupt nicht mehr zu denken war und er ausscheiden mußte, ohne die vierte Lyceale classe absolvirt zu haben. Die Erinnerung an diese herbe Enttäuschung, welche mit einer Zeit der schweren Noth zusammenfiel, ist ihm nie aus dem Gedächtniß entschwunden. Damals war es, als die Warschauer Juden, wie ihre Väter anno 1794, in getrennter Vereinigung zu den Waffen griffen, und oft genug wurden die denkwürdigen Worte des alten Judenoberst Berek Zasielowicz wiederholt: „Warum sollten wir, die wir in der Knechtschaft sind, nicht zu den Waffen greifen, da wir mehr als andere Menschen der Erde bedrückt sind? Die Freiheit ist uns so gewiß versprochen wie den Anderen, aber wir müssen sie verdienen." Diese Mahnung prägte sich Bogumil für seinen Lebenskampf unauslöschlich ein und er ging trotz seiner jungen Jahre sofort daran, seinen Lebensunterhalt selbst zu erwerben. Durch seine schöne Handschrift und anstellige Gewandtheit unter-

stützt, fand er gegen einen Monatsgehalt von 30 fl. p. Stellung bei einem Sequestrator, und die Freude über dieses erste Geld machte ihm die Erfüllung seiner Pflichten leicht. In der Folge soll er noch außerdem den Winkelschreiber gespielt und Schilder gemalt haben; gewiß ist, daß er sehr bald alle möglichen Geschäftsverhältnisse kennen, die Gelegenheit ergreifen und auf eigenen Füßen stehen lernte.

Welche Energie ihn beseelte, zeigte sich namentlich in der zweiten Stellung, die er 1833 antrat. Der Redacteur der Warschauer Zeitung, Krupski, suchte einen Schreiber, und Bogumil war so glücklich, seine Mitbewerber auszustechen. Während er aber für eine Monatsgage von 40 fl. p. Abschriften lieferte, wußte er sich über die behandelten Stoffe zu unterrichten und in Politik und Geschichte, Literatur und Kunst Kenntnisse zu sammeln. Daß er in seinen Mußestunden auch mit der Kunst Gutenberg's Bekanntschaft machte, ist lediglich als Spielerei aufzufassen, denn sich derselben anzuschließen, hat nie in seiner Absicht gelegen. Dagegen warf er sich mit Feuereifer auf die Sprachen, und wenn dem Polen das Französische so wie so nahe lag, so begriff er die Bedeutung des Deutschen mit instinctiver Sicherheit; durch beständige Lectüre und häufige Conversation überflügelte er bald seine ehemaligen Lyceal-collegen um Kopfeslänge. Als Krupski diese Fertigkeiten mit Erstaunen wahrnahm, übertrug er ihm die Uebersetzung aus französischen und deutschen Zeitungen, förderte seine Wißbegierde durch Zuführung des literarischen Materials und weihte ihn in die Technik des Zeitungswesens ein. Natürlich waren seine Fortschritte sprunghaft und die Kenntnisse nicht ohne Lücken, aber nach vier arbeitschweren Jahren konnte er doch nicht mit Unrecht behaupten, daß er seine mangelhafte Schulbildung ersetzt habe; „der Redactionsarbeit und Herrn Krupski verdanke ich, was ich kann und bin."

Die weitere Folge war, daß sein Gehalt auf 170 fl. p. anstieg und er ernstlich daran dachte, Schriftsteller zu werden. Bei seinem Fleiß und seiner Ausdauer würde er sicher auch in diesem Fache etwas Tüchtiges geleistet haben; aber eine innere Stimme sagte ihm immer wieder, „daß eine solche Thätigkeit, so ehrenvoll sie sei, doch nicht seinem eigentlichen Berufe entspräche." Die Bekanntschaft mit dem Theater war bei ihm alten Datums, und schon als Kind declamirte er und ahmte Einzelheiten aus gesehenen Stücken nach, so daß man ihm Talent zusprach und den künftigen Schauspieler bemerken wollte. Die Sorge um die Existenz und das Streben nach Bildung hatte aber diese Entwickelung zurückgedrängt, und wiewohl er seiner mimischen Beanlagung oft genug Ausdruck gegeben haben wird, dachte er doch, von früh bis abends an seinen Schreibstuhl gebannt, nicht im Mindesten an eine Bühnenlaufbahn. Daß dieser Entschluß allmälig reifte, bewirkten auch nicht die Bühneneindrücke, welche ihm ein Freibillet hie und da gewährte, sondern die Beschäftigung mit den dramatischen Literaturen, von denen ihn die deutsche und französische von vornherein nachhaltiger als die vaterländische einnahm. So wurde das zurückgedämmte Talent wieder angeregt und befruchtet; doch war von der ersten Erkenntniß des Berufs bis zur wirklichen Bethätigung noch ein weiter Weg zurückzulegen, welcher vorläufig durch die Beschäftigung mit gänzlich disparaten Gegenständen ausgefüllt wurde. Die Theaterfeuilletonisten haben freilich nach hergebrachter Schablone die Begeisterung für die Schauspielkunst aus der directen Anschauung entsprießen, und damit den großen Künstler etwas Besonderes auszeichnete, ein wundersames Ereigniß in sein Leben eingreifen lassen. Sie schreiben:

„Eines Tages brachte die Warschauer Zeitung die Notiz, daß in der vergangenen Nacht Fürst Franz Jablomowski sein Vermögen sammt seiner schönen Frau an den General Fürst Paskiwicz verspielt habe. Die Nummer wurde unterdrückt und Nicolaus Braniszka, Irwin Abramowicz Krupski und Bogumil Davidsohn verhaftet, jedoch nach zwei Tagen wieder freigelassen, als sich ergab, daß die Notiz von einem seitdem verschwundenen Setzer eingeschmuggelt worden und nur wenige Exemplare verbreitet worden waren. Da erschien nach einigen Tagen ein Gedicht im belletristischen Theile der Zeitung folgenden Inhalts:

Ist Dir nicht kalt an den Füßen, Weib?
Nicht ist mir kalt an den Füßen, Mann;
Aber kalt ist mir das Herz im Busen.
Doch hat mir's der Schneesturm nicht erkältet,
Mein Mann hat es mir erkältet,
Der dem Ungeliebten mich verkaufte. B.

Jetzt wurde Krupski und Davidsohn von Neuem in Gewahrsam genommen, bis Letzterer sich als Verfasser des Gedichts sowie der Notiz und gleichzeitig als den verschwundenen Setzer bekannte. Vor den Fürsten gebracht, erzählte er, daß eines Tages, als der Pöbel sein väterliches Haus plündern wollte, eine schöne Dame die Seinen mit Lebensgefahr beschützt habe; ihr jetziges Schicksal habe ihn gerührt und zu den Versen angeregt. Die Fürstin, welche gelauscht hatte, bat, dem Ungestüm eines dankbaren Herzens zu vergeben und versprach Bogumil Unterstützung für seine Schauspielercarrière. So trat er aus der Redaction aus und trieb Sprach- und Kunststudien; als aber die Fürstin, in deren Budget 800 Thlr. für den Studiosus der Mimik figurirten, auf Reisen ging, hörte die Unterstützung auf, und der Enttäuschte wandte sich mit der Bitte um unentgeltliche Aufnahme an die Warschauer Theaterschule."

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir den Ursprung dieser Anecdote auf Dawison's Bemerkung zurückführen, daß er die Maske seines Heinrich im letzten Act von „Lorbeerbaum und Bettelstab" nach dem Bilde des Fürsten Jablomowski geformt habe, welcher als wahnsinniger Bettler am Grabe seines verspielten Weibes Wache hielt. Nicht einmal die Verse sind wahrscheinlich, alles Drum und Dran beruht aber auf Erfindung, wie schon die unmöglichen Gerichtsverhältnisse, die glänzende Belohnung und die Auffassung der Theaterschule als eines Findelhauses beweisen; auch hat sich weder in der Warschauer Zeitung noch in den Tagebuchblättern die geringste Spur auffinden lassen. Nach Dawison's eigenen Worten ist der entscheidende Schritt vielmehr „auf Zureden von Eisenbaum und meinem Freunde Hernisch" erfolgt und hat darin bestanden, daß er bei Dmuszewski um Aufnahme in die dramatische Schule einkam, ein berühmtes Institut, welches für jeden Warschauer Thespisjünger den natürlichen Ausgangspunkt bildete. (April 1836). Dabei behielt er, da der Schulstunden nur wenige waren, sein Verhältniß zur Warschauer Zeitung zunächst bei, rückte sogar Ende 1837 zum „Redacteur im vollen Sinne des Wortes" vor, indem er nicht bloß einzelne Fächer selbstständig bearbeitete, sondern auch eigene Aufsätze lieferte. Vorübergehend war er darauf bei einer dramaturgischen Zeitschrift thätig, ging aber nochmals zur Warschauer Zeitung zurück und schloß die journalistische Carrière erst mit seinem Weggang von Warschau endgiltig ab.

Der König Friedrich August I. hatte 1810 das Nationaltheater und die Theaterschule gegründet und gab auch der Direction durch Ernennung eines Präsidenten, der gewissermaßen die zweite Verwaltungsinstanz bildete, einen staatlichen Charakter. Die Schule lieferte gute Resultate, die Inscenirung gewann und die guten Einnahmen gestatteten glänzendere Vorstellungen; aber Coulissenintriguen stürzten die Direction und Louis Osinski übernahm 1814 die Leitung mit kräftigerem und reinerem Erfolge. Darauf wurde 1820 die dramatische Schule reorganisirt und Mimik, Gesang, Tanz, Composition, Instrumentalmusik, Polnisch, Französisch, Italienisch und Geschichte als Lehrfächer aufgestellt; Rector war der Capellmeister Elsner, Hauptlehrer der Schauspielkunst aber Kudlicz, Regisseur am Theater und wohl der hervorragendste Schauspieler, der polnische Talma, wie er deßhalb nicht mit Unrecht hieß, weil er die Fortschritte des großen Franzosen zu den seinigen gemacht hatte und bei Feuer und Begeisterung einen verständigen Realismus repräsentirte. Bemerkenswerth ist noch, daß Osinski 1820 das Ballet, welches einst der Stolz Warschaus gewesen, aber seit 1795 von der Scene verschwunden war, wieder einführte und ihm nach einer segensreichen Amtsführung Dmuszewski und Koß nachfolgten, während in der Zeit, von der wir zu sprechen haben, der General Rautenstrauch als Staatsfunctionär

das Präsidium führte. Dmuszewski dirigirte und lehrte übrigens nach Elsner's Abgang auch an der dramatischen Schule, welche durchaus mit dem Theater vereinigt war und in der innigen Verbindung von Theorie und Praxis die einzig mögliche Lehrmethode der Mimik als einer bildenden Kunst verfolgte. Seit 1820 hat das Institut eine große Anzahl guter Schauspieler, Sänger und Componisten erzogen, und auch Dawison hat mit Dank anerkannt, daß er durch dasselbe nicht unbedeutende Förderung erfahren habe. Er schreibt später:

„Ich bin oft genug durch die Anweisungen von Kudlicz eingeengt worden und habe mir durch die Regeln gute Gedanken verderben lassen, so daß ich froh war, endlich die spanischen Stiefeln vom Leibe zu bekommen. Es ist auch keine Frage, daß das, was man „Routine erwerben" nennt, die nothwendigste Schule ist, die nicht von einem Lehrer geleitet werden kann, und daß die Selbstbeobachtung, welche hier Alles ist, am Ende die sichersten und größten Erfolge erzielt. Deßhalb darf man aber den Nutzen der dramatischen Schule nicht unterschätzen, welche als Grundlage geradezu unbezahlbar ist. Dadurch, daß man einen Schatz von Erfahrungen überliefert bekommt, auf dem sich bequem weiterbauen läßt, wird die Arbeit bedeutend vereinfacht, und wenn sich nun Einiges später auch nicht als stichhaltig erweist, so steht der Schaden noch immer mit dem Vortheile in keinem Verhältniß. Die Hauptsache ist aber, daß man die Technik, welche keine Kunst in solchem Maaße besitzt wie die Mimik, zu erlangen sucht und nachdrücklich auf ihre Bedeutung hingewiesen wird, denn alle die kleinen und unscheinbaren Uebungen, welche Körper und Geist gefügig machen sollen, müssen erst, ich will nicht sagen abgeschlossen, aber bis zu einer gewissen Höhe gebracht sein, ehe man sich an künstlerische Aufgaben wagen soll. Als ich in Warschau nachdrücklicher auf Tanz und Bewegung hingewiesen wurde, war es aber eigentlich schon zu spät, denn mit den körperlichen Exercitien sollte begonnen und auf das Lächeln der jungen Enthusiasten keine Rücksicht genommen werden. Man lobt mich jetzt wegen meiner Tournure, aber wenn ich die kostbare Zeit bedenke, die ich durch die unzeitgemäßen und deßhalb um so schwierigeren Uebungen verlieren mußte, wünschte ich in der Schule früher und strenger dazu angehalten worden zu sein. Das käme mit der Zeit, meinte man; wohl möglich, wo natürliche Anlage vorhanden ist, aber um den anderen Fall handelt es sich doch vor Allem, wenn man einmal in die Schule geht."

Uebrigens hat Dawison an den verschiedensten Stellen Kudlicz als Lehrer alle Anerkennung widerfahren lassen. Derselbe leitete in den Classenstunden das Rollenstudium, welches er weit entfernt von Eintrichtern oder Vormachen als Wecken des Urtheils und Beleben der Gestaltungskraft betrachtete. Er gab Correctur und Rath, ließ die Schüler aber selbst das Richtige finden, stand fest auf den Regeln, welche er als unverrückbare Kunstnormen erkannt hatte, verkannte aber auch nicht das Recht der Individualität und leitete Jeden mit gewissenhafter Sorgfalt bei idealer Auffassung des Kunstganzen. Ebenso war Dmuszewski sehr befähigt und nicht minder wohlwollend, wenn wir auch im Folgenden manchmal ein herbes Wort über ihn vernehmen werden, das Dawison bei seinem allgemeinen Mißtrauen entschlüpft, um es später reumüthig zurückzunehmen. Er hielt die allgemeinen Vorlesungen über Geschichte, Dramaturgie und Technik, leitete das Ensemblespiel, gab die officiellen Kritiken und veranstaltete die Disputationen. Weil der Unterricht sehr ad hominem artete, wurde in den einzelnen Lehrstunden nur eine beschränkte Anzahl von Schülern vereinigt; der Uebergang aus der niederen in die höhere Stufe erfolgte aber durchaus nach individueller Befähigung, auch war keine bestimmte Zeit dafür festgesetzt, wann die drei Debutrollen stattzufinden hatten, durch welche die Schüler das Urtheil des Publicums über ihre Befähigung anrufen konnten, sondern hing von den Gutachten der Lehrer ab.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß Dawison den Unterricht mit äußerstem Fleiße wahrnahm und noch sorgfältiger zu Hause arbeitete. Sein ganzes Leben lang hat er die mechanischen Arbeiten genau genommen, damals galten sie ihm aber wie ein Gottesdienst; mit wahrem Heißhunger ging er den Fingerzeigen und Anregungen nach und konnte durch Nichts mehr alterirt werden, als wenn die Sorge um's tägliche Brot, welche ihm die Ungunst seiner häuslichen Verhältnisse zur ständigen Aufgabe machte, seinem Eifer momentanen Einhalt gebot. Seine Fortschritte waren ungewöhnlich rasch, und schon nach anderthalb Jahren hielt Kudlicz die Debutrollen für angezeigt, welche indeß dadurch für ihn gefährlich waren, daß die mächtige Antisemitenpartei ihm wegen seines Glaubens und die höheren Kreise seines ungünstigen Aeußeren und Benehmens halber Vorurtheile entgegenbrachten. Ihm selbst blieb das freilich vorerst unbekannt, auch hätte er wohl kein allzu großes Gewicht darauf gelegt und durch seine Kunst alle Hindernisse niederkämpfen zu können geglaubt.

In gehobener Stimmung beginnt jetzt das Tagebuch alle Details, welche sich auf den „wichtigsten Tag seines Lebens" beziehen, aufzuzeichnen. Ganz unerwartet traf ihn die Nachricht, als er sich eben eine Rolle von Kudlicz überhören lassen wollte.

„Wie kannst Du Dich mit dieser Rolle beschäftigen, da Du übermorgen spielst?"

„Was? Davon weiß ich nichts."

„Hat Dir Dmuszewski nichts gesagt? Morgen um 10 Uhr ist Probe."

Da ich die Rolle des Gustav in „die beiden Galeerensträflinge" nicht einmal bei mir hatte, trug ich ihm die Hauptstellen aus dem Gedächtniß vor und eilte mitten aus der Stunde zu Dmuszewski, denn ich saß wie auf Kohlen. Er bestätigte mir die Nachricht und fragte mich, wie es mit dem Namen werden solle.

„Herr Director wissen doch, daß mir der Herr General nur unter der Bedingung zu debutiren erlaubt hat, daß ich meinen Namen nicht wechsle."

„Also wie?"

„Bogumil Dawison."

Schließlich wünschte er mir Gottes Segen, ich weiß nicht, ob aufrichtigen Herzens, doch genug, ich stand vor dem Debut."

Nachdem er seinen Eltern die Freudennachricht gebracht hatte, verging der Tag mit Geldauftreiben und Verhandlungen mit dem Schneider; kaum daß er Zeit hatte, dann und wann einmal in die Rolle zu sehen. Trotzdem ging die erste Probe ganz leidlich, der General beanstandete nur ein Uebermaaß von Feuer, was aber Kudlicz als den geringsten Fehler bei einem Anfänger erklärte, da es sich mit der Zeit von selbst auf das gehörige Maaß reduzire. Dagegen hatte die Heroine Frau Halpert Mancherlei an seiner Bewegung auszusetzen und tadelte unnatürliche Declamation, welche sonst sein Fehler nicht war, aber durch die natürliche Befangenheit verschuldet wurde. In der Hauptprobe nahm dieselbe noch zu, die Musik verwirrte, der Zwang beengte ihn; als er einmal eine andere Stellung nehmen wollte, platzte Kudlicz heraus: „Sieh doch, ich will ihm helfen, und er macht Einwände! Die erste Probe, und er weiß Alles besser!"

„Wie soll ich aber meine Gefühle beschreiben, als ich meinen Namen auf dem Theaterzettel las! (30. November 1837.) Ziemlich ruhig kleidete ich mich bei Komorowski an, beendete in der Garderobe meine Toilette und ging hinter die Coulissen. Mein Herz pochte laut, ich trank kaltes Wasser, und es wurde besser; da hörte ich mein Stichwort, hob die Augen gen Himmel, nahm meine ganze Kraft zusammen und ging ziemlich fest auf die Bühne. Ich war nicht so schüchtern, wie ich dachte, sprach aber doch etwas leise. Der gute Jastrebski ging an mir vorüber und flüsterte mir zu: „Gut, gut, aber lauter!; das gab mir Muth, doch bin ich mit dem ersten Act nicht zufrieden. Wie viel Dank bin ich Mad. Halpert schuldig! Die ganze Vorstellung hindurch unterstützte sie mich, hielt z. B. meine Hand fest, damit ich sie nicht losließe, gab mir Zeichen, wenn ich vor- oder rückwärts gehen sollte. Bei Beginn des zweiten Actes stand sie mit mir an der Thür des Cabinets; als der Vorhang sich hob, wollte ich eintreten, sie hielt mich aber zurück: „warten Sie, bis der Vorhang ganz aufgezogen ist — noch ein wenig — jetzt treten Sie hinaus." Der zweite Act ging schon besser, es kamen einige Bravi, ich ward dreister, und mit dem Schlusse, wo der verwundete Gustav sich losreißt und der ohnmächtigen Victorie zu Füßen fällt, bin ich zufrieden. Im dritten Act hatte ich sogar mehrere gleichzeitige Bravi, machte zwar einige Fehler, aus denen die gute Halpert mich rettete, vergaß aber mehrere Male ganz, daß ich vor dem Publicum stand. Nachdem der Vorhang gefallen war, erhob ich mich leichten Herzens; als man rief, sagte mir Mad. Halpert, ich solle allein hinausgehen, und nach einiger Unentschlossenheit gehe ich, grüße schüchtern und eile in die Garderobe, um der trefflichen Frau den Arm zu küssen. Wie bewundere ich ihr Talent, wie liebe ich sie ob ihrer Güte! Im Allgemeinen bin ich, obwohl man mich lobt, nicht mit mir zufrieden; meine Freunde empfangen mich mit Jubel, meine Eltern und Geschwister umarmen und küssen mich. Ich war glücklich, aber im Schlafe träumte ich von schlechten Kritiken und wünschte den Morgen heran, um mein Urtheil zu lesen."

Eitelkeit war bei diesen Träumen wenig im Spiel, vielmehr fühlte er sich so auf Rath angewiesen, daß er mit demselben Eifer, wie er seine Rolle studierte, Urtheile über die Leistung sammelte. „Wann werde ich einmal soweit sein," klagte er bei solcher Arbeit, „daß ich mir, ohne Andere zu fragen, aus eigener Ueberzeugung sagen kann, wie ich gespielt habe." Inzwischen war die Summe der jetzigen Urtheile keineswegs niederdrückend. „Wie glücklich bin ich heute!", rief er aus; „diesen Tag würde ich nicht für alle Schätze der Welt hingeben! Ich habe also das gefährliche Meer durchschritten und, wie man mir sagt, mit ziemlichem Glück. Der „Kurier" und die „Warschauer Zeitung" äußern sich im allgemeinen lobend, letztere prophezeit eine große Zukunft und Dr. Stürmer schreibt mir, ich hätte schon viel vor Komorowski voraus und würde es bei andauerndem Fleiß weiter wie der verstorbene Piasecki bringen. Auch sind die Frauen größtentheils für mich, und das ist gut, denn ihr Wohlwollen muß man zuerst zu gewinnen suchen." Die officielle Kritik in der Theaterschule gab Dmuszewski. „Ein hiesiges Blatt," sagte er, „entschuldigt einige Fehler des Debutanten mit Schüchternheit, aber nach meiner Meinung ist Jemand, der anderthalb Jahre die Theaterschule besucht und Beweise ausdauernden Fleißes gegeben, hat, damit nicht zu entschuldigen, namentlich wenn er wagt, unmittelbar nach Piasecki aufzutreten, welcher noch im frischen Gedächtniß steht. Das Beste war die schöne und reine Aussprache; der Debutant kennt unsere Sprache gründlich, und zu seinem größeren Lobe muß ich hinzusetzen, daß es bei uns sehr wenig Schauspieler giebt, welche grammatikalisch richtig sprechen. Weiter ist sein Gefühl und Feuer anzuerkennen, aber indem er verschiedentlich, namentlich in der Declamation seinen Vorgänger nachahmt, hat er auch einige seiner Fehler angenommen, z. B. daß er sich oft in die Haare fährt, was nicht nur unnatürlich, sondern auch nicht gerade schicklich ist. Man hat bei seinem Spiele eine gewisse Steigerung wahrgenommen, die von Nachdenken über die Rolle zeugt; der Schüchternheit läßt sich allein die Unsicherheit in Gang, Haltung und Bewegung zuschreiben, die sich ablegen läßt. Noch rathe ich dem Debutanten, nicht solche Künstler nachzuahmen, welche Profilstellung nehmen und das Gesicht vom Publicum abwenden. Schade, daß die Natur ihn nicht mit einem so starken und angenehmen Organ wie seinen Vorgänger beschenkt hat; doch auch das läßt sich mit der Zeit verbessern." Die Kritik des Generals bestand dagegen in einem kurzen „er kann nicht gehen und stehen," und deßhalb ordnete er sofort an, daß Pewinski ihn separat in Tanz, Bewegung und Händespiel unterrichten sollte. Dawison kommt auf diesen Punkt mehrfach zurück und versichert sogar, daß ein Bekannter fortgelaufen wäre, als er „zu tanzen" begonnen hätte. Er verspricht, alle Arbeit an die Beseitigung dieses „furchtbaren Mangels" zu setzen, eines Naturfehlers, den er lange nicht meistern konnte und sogar in Einzelnem noch später durchblicken ließ. Schließlich bedauert er, sich die undankbare Rolle des Gustav gewählt zu haben; „aber die Jugend hört nicht auf das Urtheil erfahrener Leute und muß dann zu ihrem Schaden ihren Fehler erkennen." (Schluß folgt.)

---

## Zur Erinnerung an Heinrich Ludwig.

Von Professor Otto Knille.

Am 30. Juni starb in Rom ein geistreicher Künstler, der Maler Heinrich Ludwig. Auf dem protestantischen Kirchhofe neben der Cestiuspyramide bargen die Freunde seine Asche. Dieser Nachruf wird im Getriebe der Gegenwart bis auf wenige Nächstbetheiligte nur zerstreute Leser finden; doch mag es auch Manchen, die der älteren Generation angehören, ohne daß sie den Dahingeschiedenen persönlich gekannt hätten, nicht unwillkommen sein, wenn ich ihnen an dieser Stelle Kunde gebe von einer tiefeindringenden und dabei auf hohe Ziele gerichteten Menschenarbeit. Denn vornehme Naturen fühlen sich durch gemeinsame Bildungswurzeln mit einander verwachsen, so getrennt auch die Zweige sind, die sie in das Leben hineinstrecken.

Heinrich Ludwig, ein jüngerer Bruder des berühmten Physiologen Carl Ludwig, 1829 in Hanau geboren, widmete sich, obwohl Anfangs zum Gelehrten bestimmt, in Düsseldorf unter W. Schirmer's Leitung der Landschaftsmalerei. Die Erinnerung an den blassen, blonden und bebrillten jungen Hessen, der sich schon früh durch scharfe Dialectik und durch Selbstbewußtsein hervorthat, wird heute wohl nur noch von Wenigen bewahrt. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er einst im Malkasten, während wir Grünen über die Unverständlichkeit des zweiten Theiles von Goethe's Faust gleicher Meinung waren, das Haupt stolz zurückwarf und ausrief: „Ich hab' ihn verstanden!" Doch galt Ludwig nicht als Spielverderber, denn er machte überall mit, bei Sang und Klang, dichtete auch und mimte. Während heutzutage die jüngeren Künstler darauf verzichten, ihren Ueberschuß an Phantasie und „Persönlichkeit" in der Kleidung zu offenbaren, (es ist vielmehr Brauch, ihn unter modischer Correctheit — bis unter den Cylinder — zu verbergen), war es ehemals anders. Ende der Vierziger schmückte sich die Jugend mit dem Demokratenhut, dem Sammetrock, dem flotten Halstuch und der wallenden Mähne. Wir Classenschüler trugen mit Vorliebe Baretts (Rafael in spe). Ich erinnere mich, daß damals Ludwig mit einem hellgrauen, roth ausgeschlagenen Burnus individualisirte.

In jenen harmlosen Düsseldorfer Tagen war die Beistener des Einzelnen zum Ergötzen der Genossenschaft selbstverständlich, erntete kaum Dank und wurde schnell vergessen. So weiß außer mir wohl Niemand mehr, daß Ludwig im Jahre 1852 das Programm zum reizendsten aller Künstlerfrühlingsfestzüge entworfen hat, die je in Düsseldorf stattfanden, zum „Auszug des Königs Artus und seiner Ritter, um Tannhäuser aus den Banden der Frau Venus zu befreien." Dieser Festzug gab mir, dem Zwanzigjährigen, das Motiv zu einer Frieszeichnung, die vielen Beifall fand. Jetzt, bei der Trauer um den entschlafenen Freund, erkenne ich dankbar an, daß er es war, der meine jugendliche Phantasie befruchtete. Seitdem ist mir die Liebe von Venus und Tannhäuser als künstlerisches Problem in der Seele haften geblieben; zwanzig Jahre später habe ich dieses in reiferer Form und in einem großen Gemälde zu lösen versucht. Ich muß also manche Laien enttäuschen, die noch heute daran festhalten, der Sänger Niemann habe zu meinem Tannhäuser als Vorbild gedient.

Der junge Ludwig war trotz aller Zerstreuungen fleißig in seinem Berufe, zählte auch zu den begabtesten jungen Landschaftern. Die Schirmerschule befand sich im ältesten, unmittelbar an den Rhein stoßenden Flügel des ehemals herzoglich-jülich'schen Schlosses, der späteren Akademie, die bekanntlich 1872 durch Brand zerstört worden ist. Er galt Jahrhunderte lang für nicht recht geheuer: Nachts, so hieß es, spuke der Geist der ermordeten Jacobäa von Baden durch seine Gänge. Doch das Malervölkchen war für Schauerromantik nicht mehr empfänglich, in bescheidenen Kojen pinselte es seelenvergnügt seine Bilder, ohne vor lauter Drang nach „Selbstbekenntniß" die Rücksicht auf den Verkauf hintanzusetzen; für den sorgten Privatleute und Kunstvereine sehr ausgiebig. Heute zeugen nur noch wenige übrig gebliebene Bilder von dem einst blühenden Markt: die meisten sind wohl als nachgedunkelte oder geborstene „Schinken" einem stillen Untergang verfallen. Ob's nach dreißig Jahren mit der schwungvollen Pinselarbeit des jüngsten Geschlechts anders bestellt sein wird?

Dazumal war in Deutschland die Tradition von der künstlerischen Wiedertaufe in Rom noch lebendig; dem allgemeinen Zuge folgten auch viele Landschafter, obschon sie weniger darauf ausgingen, sich nach alten Mustern umzubilden, als von jenseits der Alpen neue Motive zu holen, welche sie dann später zu Hause dem herrschenden Geschmack für die italienische Vedute anpaßten. So verfuhr z. B. Oswald Achenbach. Auch Ludwig war wohl ähnlich gesinnt, als er in Düsseldorf sein Bündel geschnürt hatte und endlich erwartungsvoll am Fuße des Monte Pincio lagerte, nicht ahnend, daß ihm dort seine Modernität auf immer abhanden kommen sollte. Denn dieses hängt ja von dem großen, alle Rompilger treffenden Schicksalsschluß ab: ob sie nämlich rechtzeitig heimkehren oder — hängen bleiben sollen. Die Geschichte der deutsch-römischen Colonie ist wesentlich eine Geschichte des Hängenbleibens, und in ihr steht auch unser Ludwig verzeichnet. Was es aber mit dem Hängenbleiben auf sich hat, darf hier, wo sich's um den Lebenslauf des Freundes handelt, nicht verschwiegen bleiben, so ungern ich manche noch heute vorhandene Illusion über das teverinische Malerglück zerstöre. Ich citire das Folgende aus meinem Buche: „Grübeleien eines Malers" (Berlin, Gebr. Paetel), eigene Erfahrung liegt ihm zum Grunde.

„Der Anfang (unserer Pilgerfahrt in das gelobte Land) war lichte Wonne und Bewunderung ob aller erschauten Herrlichkeit. Dann erhob sich leise die Frage: was nun beginnen? Copiren mit unseren schlechten Mitteln, oder gar schaffen gegenüber der niederdrückenden Vollendung, die uns umgab? Unter diesen Umständen geschah es meistens, daß, dem deutschen Naturell angemessen, der Weg einer thatenlosen Stimmungswandelei eingeschlagen wurde. Wir gehörten ja als „Römer" zu den Auserwählten, die wir betrachtungsvoll auf den Trümmern der ewigen Stadt sitzen durften. Giebt es dort einen historisch-malerischen Winkel, einen Fleck auf dem Forum, in den Thermen oder in der Campagna, wo nicht unsere Landsleute Stimmung gehabt, eine Vigne, wo sie nicht mit den Heroen der Vergangenheit Geistesbrüderschaft getrunken hätten? — Inzwischen zerbröckelte allmälig in uns der alte Adam und es gewährte schließlich einen geheimen Reiz, unter Trümmern sich selbst Trümmer zu fühlen. Wohl ertönte noch manchmal aus der Tiefe des Gewissens die Stimme des Malers: „schaffe!", ihr Klang aber war elegisch und unsicher. — Solche, den Verhältnissen entsprechende Thätigkeit der Ohnmacht würde mit peinvoller Selbsterkenntniß geendigt haben, wenn wir uns dieser nicht durch Geringschätzung der ganzen modernen Kunst entzogen hätten. Indem wir über Andere das Richteramt übten, entgingen wir der eigenen Verurtheilung. — Die Mehrzahl blieb in einem contemplativen Verhältniß zu den Meisterwerken ringsumher stecken."

Es ließe sich manches drastische Beispiel für die geschilderte Umwandlung der Kunstgenossen anführen, hier genüge dasjenige des alten Landschaftsmalers H. Willers. Dieser stattliche blonde Oldenburger hatte sich in den dreißiger Jahren Rom ein wenig ansehen wollen und seitdem die Abreise versäumt. Als ich ihn dort kennen lernte, waren zwei und ein halbes Decennium verstrichen. Jeder in der Colonie schätzte ihn. Beim Malen seiner übrigens sehr respectabeln Bilder verfuhr er mit philosophischer Ruhe und ohne „Temperament". Er sprach wenig, italienisch gar nicht, verständigte sich mit den Eingeborenen durch Zeichen und kannte außerdem ein paar italienische Schimpfworte, so wie die Namen sämmtlicher Miethesel und Eselführer von Albano. Wenn wir in die Berge ritten, dann machte gewöhnlich unser braver Lederstrumpf mit dem langen Campagnolenstock den Führer; er kannte meilenweit jeden Pfad und Baum. Anno 1861 nahm ich an seinem fünfundzwanzigjährigen römischen Jubiläum Theil. Der alte Willers repräsentirte unter einem riesigen Lorbeerkranze die ganze Würde des Hängengebliebenseins, erhob sich sogar, feierlich angetoastet, zu einer Rede, wie sie zündender wohl nie gehalten ward; sie lautete: „beinah hätte ich 'was gesagt!" Dann setzte er sich wieder. — Schließlich hat sich der Alte doch in deutscher Erde zur ewigen Ruhe gelegt.

Ein so fruchtbarer Geist wie Ludwig konnte freilich nicht wohl in solche Beschaulichkeit und Passivität versinken. Anfangs ohnehin und bei noch frischer Gesundheit boten ihm die Campagna, das Albaner- und Sabinergebirge, auch größere Reisen nach Umbrien und Sicilien Stoff genug zu frischem Schaffen. Damals war er der unbefangen naturinnige Landschafter, der zwar bei der Wiedergabe schon strenger und stilistischer verfuhr, aber noch nicht einseitig, wie späterhin, durch das Medium der alten Meister sehen gelernt hatte. Aus diesen Jahren — etwa bis 1870 — datiren seine besten Gemälde, Studien und Zeichnungen; manche der letzteren erwarb später die Königliche Nationalgalerie. Er stand auf der Höhe des Lebens. Da, langsam, unentrinnbar, nahten Prüfungen, gegen welche nur eine Kampfnatur wie die seinige Stand zu halten vermochte: Nervenlähmung begann seine unteren Gliedmaßen zu ergreifen. Die nächste Folge davon war, daß ihm die Quelle des landschaftlichen Naturstudiums mehr und mehr versiegte und die Anschauung hinter der Vorstellung zurücktrat; die zweite, daß er ganz dem Zauber der alten Kunst verfiel: diese sollte ihn für körperliche Knechtschaft mit geistiger Befreiung entschädigen. Er bekannte sich stets als Feind von angelernten Kunstphrasen. Für ihn gab es keine künstlerischen Offenbarungen ohne engen Zusammenhang mit der Materie; erst im materiellen Aufbau des Werkes, meinte er, finden die unmeßbar zuströmenden Gedanken und Empfindungen ihren Halt, wird die Harmonie des Ganzen hergestellt; nur so betrachtet, würdigt man nach Gebühr die ältere Malerei im Vergleich zur neueren. Er gelangte dahin, das Schaffen aus erweiterten Ideenkreisen, dessen sich die Neuzeit rühmt, als etwas für den Kunstwerth Nebensächliches anzusehen, Hauptsache war ihm — außer der Conception — was sich in der Technik niederschlägt: das Malenkönnen. Im Anschauen vergangener Herrlichkeit und in Mißachtung des Modernen wurde er allmälig ein Reactionär. Seinen Landsleuten galt die Mahnung: „Stellt nur fleißig eure Bilder neben die alten und dann gehet durch den Katzenjammer ein zur Buße." Die Reform der *modernen* Malerei war ihm heiliger Ernst. Warum sollte das Mysterium von der ewig siegreichen Wirkung der *alten* unserer Intelligenz verschlossen bleiben, wenn diese consequent mit dem Experiment vorging? Seine frühere als Nachahmung böser Sitten erkannte Technik gab er vollständig auf und machte Versuche sozusagen am eigenen Fleische; keine Art von Grundirung, von Untertuschung, Unter- und Uebermalung, die er nicht erprobt hätte. Farben und Firnisse bereitete er sich selbst, erforschte, was hinter den Etiquetten der Fabrikanten Solides und Unsolides steckt, erforschte auch in den Hülfswissenschaften Dasjenige, was ihm, als ausübendem Künstler, wissenswerth schien. Für Studien dieser Art waren Rath und Empfehlungen seines Bruders Carl vom größten Werthe, ihm verdankte er die Bekanntschaft mit hochberühmten Gelehrten und namentlich die Freundschaft mit dem Physiologen E. Brücke.

Durch Ludwig ging ein Zug von Opferfreudigkeit. Vereinsamung machte ihn nicht egoistisch. Der edlen Malkunst, ebenso wie den Freunden, diente er mit dem Herzen. Er correspondirte mit Feuereifer, schrieb treffend, erschöpfend, druckreif und wußte auch das Nüchternste mit Humor zu durchtränken. Traurig, daß dem schon halb Gelähmten versagt blieb, seine Erfahrungsschätze in der Werkstatt größeren Kreisen mitzutheilen! Denn er besaß ein eminentes Lehrgenie. Als in späteren Jahren die Idee auftauchte — und sie wurde auch im Cultusministerium erwogen — ihn nach Deutschland zu verpflanzen, war leider das körperliche Gebrechen schon zu weit vorgeschritten. So blieb denn dem unermüdlichen Manne nichts mehr übrig, als von seiner Zelle

aus zu wirken, theils durch Unterweisung und Probe, die Jedem zur Verfügung standen, der sich ihm lernbegierig nahte, theils durch Niederschrift.

Im Jahre 1878 erschien sein geistvolles Buch „Ueber die Grundsätze der Oelmalerei und das Verfahren der classischen Meister“ (Leipzig, W. Engelmann). Ein sehr urtheilsfähiger College antwortete mir einst auf die Frage, was er davon halte: „Es steht ungeheuer viel darin!“ Offenbar hat für dieses Werk Leonardo da Vinci's libro di pittura als Vorbild gedient. Er selbst war durch Phantasie und Begeisterung, durch Verstandesschärfe und wissenschaftlichen Sinn dem großen Florentiner einigermaßen verwandt, und wir dürfen es in sofern als glücklichen Griff ansehen, daß ihm — wahrscheinlich auf das Fürwort von R. von Eitelsberger und J. von Falke — von dem österreichischen Unterrichtsministerium der ehrenvolle Auftrag ertheilt wurde, das berühmte Buch zu übersetzen und zu commentiren. Sein Werk erschien im Jahre 1882, vornehm ausgestattet, in vier Bänden, den von Eitelsberger herausgegebenen Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance angereiht (W. Braumüller, Wien 1882). Ihm folgten 1885, einbändig, kritische Neuerhebungen (Stuttgart, W. Kohlhammer). Ich muß es mir versagen, auf den Inhalt des tiefsinnigen Originaltextes einzugehen. Man hat ihm seit Jahrzehnten großen wissenschaftlichen Fleiß, auch große Verstandesschärfe zugewendet, so daß Ludwig's Arbeit, nur nach diesem Maaßstab gemessen, kaum einen wesentlichen Vorzug hätte beanspruchen können; dieser besteht eben in etwas Anderem. Lionardo schrieb nämlich nicht für Laien, sondern für seine Schüler, um ihnen mit dem Nothbehelf der Worte Dinge einzuprägen, zu denen sie als Maler in Anschauung und Erfahrung schon mehr oder weniger den Schlüssel besaßen. Hieraus ergiebt sich, daß der künstlerische Instinct das Entscheidende sein mußte, wo es galt, zu begreifen, was der Altmeister hat sagen wollen. Und so gilt es noch heute, obschon im Laufe von vierhundert Jahren uns der Sinn des Malerbuches viel dunkler geworden ist und wir die gelehrte Forschung brauchen, um ihn aufzuhellen. Jener Schlüssel, wie ihn der geschulte Maler besitzt, bleibt uns darum gleich unentbehrlich. Ludwig besaß ihn neben dem nöthigen Apparat von Gelehrsamkeit. Rechnen wir hierzu noch seine seltene Sprachkenntniß, seine Gabe, den alterthümlichen Text mit dem schlichtesten und treffendsten deutschen Ausdruck zu erhellen, so begreift sich's, warum er seiner Aufgabe bis in die tiefsten Tiefen gerecht werden konnte. Ludwig selbst, als überzeugter Empiriker, zeigt in seiner Kritik der umfangreichen Neuerhebungen (Buch von der Malerei) an den „literary works of L. da Vinci, compiled and edited by Jean Paul Richter“ mit vernichtendem Spott, zu welchem Hocuspocus unter Umständen angemaßte „reine Wissenschaftlichkeit“ führen kann.

Während dieser großen Arbeit hatte Ludwig seine maltechnischen Studien nicht unterbrochen. Schon um's Jahr 1870 hatte er die überraschende Entdeckung gemacht — welche auch bald physikalisch anerkannt wurde — daß nämlich Petroleum die Eigenschaft besitzt, im Dunkeln sehr lange naß zu bleiben, hingegen im Licht, namentlich in der Sonne oder bei strahlendem Feuer, rasch zu verdunsten. Mit dieser Eigenschaft, so folgerte er, muß sich eine Reform unserer entarteten ehemaligen van Eyk-Technik erzielen lassen, wenn wir nämlich den Farben ihr plus von Oel nebst anderen schädlichen Zuthaten, deren heut zu Tage der Fabrikant für die Lagerungsfähigkeit in den Tüben bedarf, entziehen und dafür Petroleum hinzufügen. Dieses wird die Farben, so lange sie dem Lichte nicht ausgesetzt sind, geschmeidig erhalten, nach dem Gebrauch aber und weil sie dann rasch verdunsten, ihr Erhärten auf der Leinwand beschleunigen. Ludwig's Erwartung erfüllte sich in der Praxis. Die Petroleummalerei, für welche die angesehene Firma Dr. F. Schönfeld & Co. seit sechs Jahren das Material liefert, hat den Vorzug, sich auf drei der solidesten Bindestoffe zu beschränken, auf fettes Oel, Harz und Petrol; sie ist allein ermöglicht worden durch den Feuereifer ihres Erfinders und im Kampf gegen Unverstand und Neid; sie vertritt ein Princip, dessen Ueberlegenheit wohl erst nach und nach von den Kunstgenossen vollauf gewürdigt werden wird.

Ludwig hatte durch seine maltechnischen Studien die Aufmerksamkeit des preußischen Cultusministeriums erregt und erlangte dessen Unterstützung; er wurde von Staats wegen mit einem Werk über „die Technik der Oelmalerei“ betraut, welches in zwei Bänden die optischen Besonderheiten und die materielle Dauerhaftigkeit derselben darlegt (Leipzig 1876, W. Engelmann). Es ist ein gedanken- und kenntnißreiches Werk, das Ludwig's Namen Ehre macht.

Der Meister hatte seit langer Zeit sein Heim in der Via Paleſtro. Dorthin zog es die Freunde, von dort spannen sich geistige Fäden bis weit über Italien und Deutschland hinaus. Das zunehmende Gebrechen erlaubte ihm kaum noch, zu stehen oder zu gehen, auch seine Hand wurde ungefügiger. Aber wie hätte er von der lieben Malerei lassen können? Noch manches Jahr konnte man ihn im Lehnstuhl vor der Staffelei finden. Freilich, was er schuf, sah recht sonderbar aus, wie es immer ergeht, wenn es am frischen Natureindruck mangelt und an Vergleichung mit dem Schaffen außerhalb. Da war noch ein Glück, daß seine dem Zeitgeschmack entfremdeten Bilder von Gönnern erworben wurden. Ab und zu ließ sich der Ungebeugte in ein Gespann tragen, um die Campagna zu befahren und dort die Seele auszuweiten. Gern hatte er einen bewährten Landsmann neben sich. Da wurde wohl an dieser oder jener Vigne still gehalten und den Getreuen im Vaterlande wehmuthsvoll zugetrunken.

„Der Verstorbene,“ so schrieb mir kürzlich der Maler Ludwig Passini, „war ein lieber, guter Mensch, trotz aller Streitlust lauter wie Gold; vierzig Jahre habe ich ihn als Freund erprobt und mich nie mit ihm gezankt.“ Fügen wir hinzu: auch Ludwig hat sich nicht gezankt, als ihm der Tod nahte: erlöst ist er ihm in die Freundesarme gesunken. Der heldenmüthige deutsche Meister glich bei Lebzeiten und geistig der Pyramide des Cestius, die nun seine Asche beschattet: breit von Basis und mit ragender Spitze.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Vor der Operation.

Von Anton Tschechow.

Es war eine lange Reise. Ueber gemähte Felder und nasse Landstraßen, die so schmutzig waren, daß der Lehm an den kleinen Stiefeln hängen blieb, mußte Paschka mit seiner Mutter wandern. Dann standen sie stundenlang in dem großen Vorzimmer des Arztes. So kalt wie draußen war es dort nicht, und als sich nach und nach das Zimmer mit Leuten füllte, war es so heiß, daß der kleine Paschka zu ersticken fürchtete, namentlich in seinem nach Fischen riechenden Pelz. Und endlich wurden die Thüren geöffnet, und sofort waren alle Bänke des Wartezimmers mit Kranken besetzt. Ach was für wunderliche Leute gab es doch darunter! Der Kleine konnte sie nicht genug betrachten. Aber zu sprechen wagte er hier doch nicht. Nur einmal, als ein Bäuerlein auf einem Beine hüpfend hereinsprang, da bekam er Lust mitzuspringen, er stieß also die Mutter mit dem Ellbogen an und rief: Schau, Mutter, ein richtiger Spatz! — „Sei still mein Junge,“ sagte leise die Mutter . . .

Nach kurzer Zeit öffnete sich ein kleines Fenster, und das einfältige Gesicht eines Krankenpflegers blickte heraus: „Kommt und laßt euch einschreiben,“ rief er.

Alles drängte sich zum Fenster. Einen Jeden fragte der Schreiber nach seinem Alter, seinem Wohnort und seiner Krankheit. Aus den Antworten der Mutter erfuhr der Kleine, daß er nicht Paschka sondern Paul Galaktionow heiße, sieben Jahre alt sei und schon seit Ostern kränkle. Dann nahmen alle ihre Plätze wieder ein, und der Doktor

mit weißer Schürze angethan, betrat den Saal. Gleich zuerst wandte er sich an den Bauer und sagte: „Aber Du Dummkopf, habe ich Dir nicht gesagt, Du möchtest am Montag kommen, und heute am Freitag erscheinst Du erst. Nun, meine Schuld ist es nicht, wenn Dein Bein verloren ist."

Aengstlich, mit verzerrtem Gesicht hörte der Bauer zu, und dann sagte er im kläglichstem Ton: „Ach, habt Erbarmen mit mir, Ivan Nikolaitsch!"

„Willst Du vielleicht sagen, daß Du kein Dummkopf bist? Warum kannst Du nicht gehorchen und Montags kommen? Aber Du bist und bleibst einmal ein Esel." Dann ging der Arzt in sein Zimmer, und die Kranken mußten der Reihe nach kommen. Man hörte auch bald Weinen, Kinderschreien und die zankende Stimme des Arztes: „Was schreist Du? Ich werde Dir nicht den Kopf abschneiden. Willst Du still halten oder nicht?"

Endlich kam Paschka an die Reihe. „Paul Galaktionow!" rief die Stimme des Arztes. Die Mutter schnellte erschrocken von ihrem Sitz empor; sie war zu wenig an den Klang des Namens gewöhnt. Sie nahm den Kleinen bei der Hand und betrat das Zimmer des Arztes. Der suchte zwischen Papieren und sagte, ohne den Kopf zu erheben: „Na, was fehlt ihm?"

„Ach, der Ellbogen schmerzt so sehr," sagte die Mutter und der Kleine bemerkte, daß sie dabei sehr traurig aussah.

„Kleide ihn aus!" sagte der Arzt. Der Kleine knüpfte sein Halstuch auf, putzte seine Nase mit der Hand und fing langsam an seinen Pelz aufzuknöpfen. „Aber, Mütterchen, bist Du vielleicht hergekommen, mir einen Höflichkeitsbesuch zu machen?" fragte der Doktor. „Es sind noch andere Leute da, also beeile Dich!" Rasch ließ Paschka den Pelz fallen, und die Mutter zog ihm das Hemd aus. Aufmerksam betrachtete der Arzt den kleinen nackten Körper und klopfte ihm dann auf den Bauch. „Ein dickes Bäuchlein hast Du, Bruder Paschka, aber nun laß auch einmal den Arm sehen." Der Kleine warf einen ängstlichen Blick auf das rothgefärbte Wasser des Beckens und auf die weiße Doktorschürze, dann weinte er bitterlich. „Aeh, äh," ahmte der Arzt ihn nach, „Du bist nun schon so groß, daß Du bald heirathen könntest, und Du weinst noch so?"

Paschka warf einen Blick auf seine Mutter, als wollte er sagen: Ach erzähle es doch nicht zu Hause, daß ich im Hospital geweint habe. Der Doktor aber besah den Ellbogen genau, ließ ihn dann die Zunge ausstrecken, untersuchte ihn noch einmal und sagte endlich: „Eigentlich, Mütterchen, verdient Ihr Schläge. Warum hast Du ihn nicht früher gebracht? Schau nur her, einfältige Person, das Gelenk ist entzündet und dadurch die Hand verloren!"

„Ach, Väterchen, wenn Du es sagst, muß es wahr sein. Du verstehst es ja besser als ich," entgegnete die Frau.

„Wenn Du es so genau weißt, daß ich mehr verstehe, warum hast Du ihn nicht eher gebracht?" fragte erzürnt der Arzt. „Aber, ich sage Dir, sein ganzes Leben lang wirst Du ihn ernähren müssen, denn seine Hand ist hin. Nun so hast Du Deine Strafe, die Hand ist durch Deine Schuld hin, aber so seid ihr Alle: unvernünftige Thiere. Hol' Euch der Teufel!" Dann zündete er eine Cigarre an, lief hin und her und zankte auf das arme Weib, das Alles ruhig anhörte. Paschka verfolgte die Ringel der Cigarre mit den Augen. Endlich warf der Arzt die Cigarre fort und sagte in ruhigem Tone: „Hört, Mütterchen, Tropfen und Einreibungen nützen hier nichts, Ihr müßt den Jungen hier lassen."

„Wenn Ihr es für gut haltet, Väterchen, gewiß!"

„Wir werden eine Operation vornehmen!" sagte er weiter und klopfte Paschka auf die Schulter. „Deine Mutter kann allein in ihr Dorf zurückkehren, und wir Beide, Brüderchen Paul, wollen uns amüsiren wie die Prinzen. Du sollst einmal sehen, wie es in meinem Hause schön ist, ich zeige Dir einen lebendigen Fuchs, und dann gehen wir zusammen auf den Pfefferkuchenmarkt, nicht wahr? Und morgen holt Dich Deine Mutter wieder!"

Erwartungsvoll sah der Kleine seine Mutter an, und auch sie sagt: „Bleibe hier, mein Sohn, nicht wahr?"

„O, da ist gar nicht erst zu fragen, ob er bleiben will! Es handelt sich ja doch um den lebendigen Fuchs." Und der Arzt rief: „Marie Denssiwna, führen Sie den Kleinen hinauf."

Paschka denkt bei sich, der Arzt will jedenfalls nicht allein auf den Markt gehen und ist glücklich darüber, weil er noch nie dort war. Aber ohne seine Mutter? Doch er tröstet sich schnell, denn er denkt, vielleicht bleibt sie auch im Hospital. Aber ehe er etwas sagen kann, hat ihn die Wärterin schon in den Saal hinaufgeführt. Paschka betrachtet Alles mit geöffnetem Munde. Wie hoch ist doch die Decke, und wie sauber die Wände und die Vorhänge, und er findet das Haus des Doktors ganz schön. Dann wird er auf ein Bett gesetzt und bewundert die warme graue Decke. In dem Saale sind nur drei Betten, eins ist unbesetzt, und gehört Paschka, und in dem dritten sitzt ein alter Mann, der weiter nichts thut, als husten und in ein Becken spucken. Durch die halb geöffnete Thür sieht er in einen anstoßenden Saal und erblickt einen sehr blassen Mann, der einen großen Kautschukbeutel auf dem Kopf hat. Daneben liegt ein Bauer mit einem so verbundenen Kopf, daß er wie ein Weib aussieht. Und die Wärterin bringt ein Packet Kleider und sagt zu Paschka: „Alles für Dich, Brüderchen, zieh Dich um."

Paschka zieht ein sauberes Hemd an, Beinkleider, Pantoffeln und einen Schlafrock, von dem er meint, solche Eleganz hätte er noch nie gesehen. Ach könnte er sich doch so in seinem Dorfe zeigen! Und wenn dann seine Mutter frisches Gras für das Schwein holen hieße, würden ihm alle Knaben und Mädchen seines Ortes nachlaufen und ihn bewundern. — Nicht lange darnach kommt ein Mädchen in den Saal und bringt zwei irdene Schüsseln, zwei Löffel und zwei Stücke Brot. Es ist für den Alten und Paschka bestimmt. Als Paschka bemerkt, daß seine Schüssel Kohlsuppe und ein Stück Fleisch enthält, weiß er sich nicht zu fassen vor Vergnügen. Wie konnte er denn nur den Doktor für einen schlechten Mann halten, und wie schön ist sein Haus!

Nachdem er seine Suppe gegessen hat, betrachtet er voll Mitleid die Schüssel des Alten, die nur zur Hälfte geleert ist, und er faßt den Entschluß, sein Fleisch und Brod recht langsam zu essen. Aber so schnell wie die Suppe, verschwindet auch Fleisch und Brod. Dann kommt das Mädchen wieder und bringt zwei Schüsseln, eine mit Braten und eine mit Kartoffeln.

„Wo hast Du das Brod?" fragt das Mädchen. Er antwortet nicht, sondern seufzt nur. „Du kleiner Vielfraß, was wirst Du jetzt zum Braten essen?" fragt sie lächelnd. Dann bringt sie ihm ein anderes Stück Brod. Noch nie hat Paschka Braten gegessen, und mißtrauisch versucht er erst ein Stückchen, um nachher Alles im Nu zu verschlingen. Nun bleibt ihm noch das Brod, er hat bemerkt, daß der Alte das Seine in die Schublade gethan hat; er will das Gleiche thun, ißt es aber lieber auf. Und nachdem er also satt geworden, möchte er ein wenig Bewegung haben. Er läuft erst im Zimmer umher, geht dann in den anderen Saal; dort sieht er noch andere Männer außer den Beiden. Der Eine interessirt ihn ganz besonders. Es ist ein großer magerer Bauer, der beständig auf seinem Bette hin und herschaukelt. Paschka kann die Augen nicht von der komischen Gestalt lassen, aber bald fühlt er sich nicht mehr belustigt, er merkt, daß der Arme furchtbar leidet. Dann geht er in einen dritten Saal, dort liegen zwei Männer mit glühenden Gesichtern und sehen aus, als ob sie keine Haut hätten. „Was fehlt denen, Tantchen?" fragte er die Wärterin.

„Die Blattern haben sie, mein Kindchen!" Paschka geht in sein Zimmer und erwartet den Doctor, der kommen soll, ihn zum Markt abzuholen. Statt dessen kommt ein Wärter. Er geht auf den Kranken mit der Kautschuckmütze zu, faßt ihn bei der Schulter und ruft: „Michael!" Aber Michael antwortet nicht, der Wärter macht eine Bewegung mit der Hand und geht wieder. Um sich zu zerstreuen, fängt Paschka mit dem Alten, der immer hustet, eine Unterhaltung an, denn sein komisches Husten belustigt ihn. „Väterchen, was pfeift denn so in Deiner Brust?" Der Alte antwortet nicht. Nach einer Weile: „Großväterchen, wo ist wohl der Fuchs?"

„Was für ein Fuchs?"

„Nun, der lebendige Fuchs!"

„Wo soll er sein, wenn nicht im Wald!"

Aber der Doctor kommt noch immer nicht. Heute ist es doch zu dunkel, um auf den Markt zu gehen. Dann kommt das Mädchen mit Thee und zankt, daß er das andere Brod auch gegessen hat. Und er legt sich auf das Bett und versucht doch wenigstens an die Pfefferkuchen und den lebendigen Fuchs zu denken, aber traurig ist er doch. Und endlich schließt er die Augen und sieht sich daheim in seiner Hütte und hört hinter dem Ofen die kreischende Stimme der alten Großmutter, und schon ist er nahe am Weinen, als er sich besinnt, daß die Mutter ihn morgen holen wird. Und darüber schläft er ein.

Ein merkwürdiges Geräusch läßt ihn erwachen. Es ist im Nebenzimmer. Er hört Männer ab und zu gehen, und sieht beim Schein der Nachtlampen, daß sie sich am Bette Michael's zu schaffen machen. „Sollen wir ihn im Bette forttragen?" fragt der Eine.

„Das Bett geht nicht durch die Thür, der Alte hätte auch bis morgen warten können."

„Der ewige Friede sei mit ihm," sagt der Bauer mit dem verbundenen Gesicht. Und einer der Männer faßt Michael um den Kopf, der Andere bei den Füßen, der Dritte macht das Zeichen des Kreuzes, und so tragen sie ihn fort. Dann ist es still in dem Zimmer. Paschka hört nur das Pfeifen aus der Brust des Alten, und er fürchtet sich. „Mutter!" seufzt er.

Seine eigene Stimme jagt ihm einen Schrecken ein. Aus Furcht springt er in den nächsten Saal. Dort sind alle Kranken durch den Tod Michael's aufgeschreckt. Der Bauer sitzt immer noch auf seinem Bett in derselben schaukelnden Bewegung. Paschka verliert den Kopf, stürzt in den Saal der Blatterkranken und von dort in den Frauensaal, wo zwei mit zerzaustem Haar herumliegende Weiber ihm noch mehr Schrecken einjagen. Er stürzt zurück, öffnet die erstbeste Thür, läuft die Treppe hinunter, dort kommt er in den Hausflur. Mit zitternden Händen öffnet er die schwere Thür, die auffliegt und ihn beinahe zu Boden wirft. Einen Augenblick taumelt er und rennt dann weiter. Den Weg in sein Dorf weiß er nicht, aber er hofft, wenn er so fort läuft, werde er den Weg zur Mutter schon finden. Sein kleines Herz widersteht nicht länger der Todesangst. „Mutter!" ruft er gellend, und stürzt in einer anderen Richtung vorwärts. Er fällt in den Schmutz, erhebt sich, rennt wieder weiter. In einiger Entfernung bemerkt er ein erleuchtetes Fenster. Er eilt darauf zu, gewahrt eine Treppe, eilt hinauf, und ist außer sich vor Freude, als er den Doctor an einem Tische sitzen sieht, eifrig lesend. Er will schreien, lacht laut auf, aber da benimmt ihm etwas den Athem, er kann nicht vorwärts und fällt bewußtlos auf die Stufen nieder.

Wie er wieder zur Besinnung kommt, ist es hellichter Tag, und eine bekannte Stimme neben ihm ruft alle Erinnerungen an den Fuchs und den Pfefferkuchenmarkt in ihm wach. Es ist der Doctor, der zu ihm sagt: „Dummer kleiner Paschka, gesteh' doch selbst, daß Du dumm bist!" Und dann wendet er sich an einen Herrn, der auch eine weiße Schürze trägt. „Herr Assistenzarzt, die Narkose!"

## Aus der Hauptstadt.

### Kanzler Nr. 4.

Ob nun schon in diesen Tagen, ob nach drei Wochen oder ebenso vielen Monaten — es ist entschieden, Chlodwig Fürst Hohenlohe darf endlich gehen. „Ablehnen gilt nicht", telegraphirte ihm sein kaiserlicher Herr nach der erfolgreichen Jagd im Liebenberger Walde, und auch demissioniren galt so lange nicht, bis sich der fähige und hoffähige Nachfolger gefunden hatte. Gesundheitsrücksichten können bei einem Manne nicht vorgeschützt werden, der trotz seines hohen Greisenalters — Wilhelm I. war bekanntlich schon viel früher ein hoher Greis — noch rüstig und verwegen Bären und Gemsen jagt. So verbreitet denn die officiöse Presse wohlgemuth die Kunde, der Fürst sei endgiltig über die Militärstrafproceßreform gestolpert. Ein Ehrenmann wie er habe die zwingende Nothwendigkeit erkannt, das feierlich gegebene Versprechen entweder einzulösen oder aber sein Amt niederzulegen. So viel jedoch der Oeffentlichkeit bekannt ist, hat der Reichskanzler bereits am 25. August 1896, wenige Tage nach der tragischen Verunglückung Bronsarts v. Schellendorf, mit pomphaftem Ernste erklärt, daß er dem Reichstage noch im selben Herbste den Entwurf zu einer Reform des Militärstrafprocesses vorlegen werde. Er hat damals sein Wort nicht halten können und ist doch nicht gegangen, weil ihn ein Machtgebot band. Ebenso wenig ist es ihm möglich gewesen, das Vereinsgesetz im feierlich dargethanen freiheitlichen Sinne zu revidiren. Nur dieser seiner Erklärung war die Annahme des Bürgerlichen Gesetzbuches durch eine Hutmehrheit zu verdanken, und die Köpfe unter den Hüten kamen aus dem Schütteln nicht mehr heraus, sobald sie bemerkten, in welcher Weise, mit Knebelparagraphen und Vereinsnovellen, der arme Fürst das in schwerer Stunde gegebene Versprechen einlösen wollte. An gutem Willen seinerseits hat es sicher nicht gefehlt, aber er mußte sich fügen, mußte sich beugen, wie er sich von Beginn seiner trübseligen Kanzlerschaft an gefügt und gebeugt hatte. Die geringe und gering geschätzte Rolle, die er während der ganzen Zeit zu spielen genöthigt war, ist ihm zweifellos eine Marter ohne Ende gewesen, hat sie doch den staatsmännischen Ruhm, den er aus Bayern nach Elsaß-Lothringen hinüber zu retten verstand, von Grund auf zerstört. Und mit heißer Freude wird er den Befehl oder die Erlaubniß, frei zu sein, aufgenommen haben. Miquel hat ihm keine Freude gemacht, als er ihn veranlaßte, der vorlauten Presse halber noch einige Zeit lang wenigstens scheinbar im Amte zu bleiben.

Ob die Verhandlung der Militärprocesse in Zukunft öffentlich sein soll, ob politische Vereine mit einander in Verbindung treten dürfen, das sind Fragen, die höchstens einen modernen Deutschfreisinnigen, sonst aber wahrscheinlich nicht einmal einen auserstandenen Achtundvierziger interessiren würden. Vielleicht macht sich ihre Ausschlachtung gut in den Wahlreden wackerer Rentner, die das krystallene Ideal der Volksfreiheit à la Eugen Richter so lange unverrückt angeglotzt haben, bis sie von ihm hypnotisirt waren und alles Andere darüber vergaßen. Uns übrigen paar fünfzig Millionen Menschen, die 1898 nicht als Kandidaten der freisinnigen Volkspartei aufzutreten beabsichtigen, sind all' diese Nebensachen weniger als Hekuba. Bismarck wäre ihretwegen sicher nicht aus dem Amte geschieden, er hätte in diesen Punkten den Höflingen ihren Willen gelassen und dafür mit verdoppelter Kraft die dringenden wirthschaftlichen Reformen durchgesetzt. Freilich darf sich Fürst Hohenlohe auch auf diesem Gebiete der absoluten Erfolglosigkeit rühmen. Er hat von vornherein sein schwieriges und verantwortungsvolles Amt so aufgefaßt, wie er es auffassen mußte, wenn anders ihm daran gelegen war, nicht unmittelbar über Caprivi zu stürzen. Er gehorchte jedem Drucke der Zügel und schwenkte ein, wie unterm ersten Reichskanzler die Botschafter einschwenken mußten. Er war Greis genug und geschmeidig genug, um in führender Stellung sich führen zu lassen. Ehrgeiz im höheren Sinne, weit ausschauende Pläne und feste politische Ueberzeugung taugen zu solchen Posten nicht. Diese Requisiten aus der Bismarckzeit sind jetzt indessen auch veraltet und vom Uebel.

Die Stellung des neuen Reichskanzlers, des vierten unter der Regierung Sr. Majestät, zu den Fragen der Militärstrafproceßreform und des Vereinsrechtes wird curioser Weise viel erörtert. Erstens kommt es auf diese Stellung durchaus nicht an, und ferner ist sie von vornherein gegeben, wenn sich Wilhelm II. wirklich, wie man annimmt, gegen das Verlangen nach Oeffentlichkeit des militärischen Gerichtsverfahrens wandte, als er das Heer wider „jeden Einfluß von Außen" schützen zu wollen erklärte. Der kommende Kanzler wird nichts und will nichts weiter sein als der getreue Executor kaiserlicher Befehle, wie es seine beiden unmittelbaren Vorgänger waren. Sein Schicksal ist erfüllt, sobald der Herrscher seine Meinung in einem oder dem andern Punkte ändert und er nicht agil oder amtseifrig genug ist, unverzüglich dasselbe zu thun. Der Reichskanzlerposten war so, wie ihn Bismarck erdacht und verwaltet hat, eine Großmacht im Lande, die gleichberechtigt neben Fürst und Volksvertretung stand; sie ist jetzt nichts mehr als eine Art politisches Civilcabinet, ohne allen selbstthätigen Einfluß auf die Geschicke und Geschäfte des Staates.

Einerseits ist Wilhelm's II. eigenartige Herrscherphysiognomie die Ursache davon. Dann aber — vielleicht sogar hauptsächlich — fällt der Umstand in's Gewicht, daß für weite Volksschichten, bedenklicher noch, für die Mehrzahl aller gebildeten und patriotisch empfindenden Deutschen der eigentliche Reichskanzler noch immer in Friedrichsruh sitzt. Der jetzt diesen Titel führt, ist ihnen im wahren Sinne des Wortes nur ein Handlanger, ein gefälliger und loyaler Mann ohne die geringste politische Bedeutung. Ob er allmonatlich oder alljährlich wechselt, macht nichts aus. Die Reichskanzlei der Nation befindet sich nicht mehr in der Wilhelmstraße, und nicht von ihr erwartet man Führung und Plan der zukünftigen deutschen Politik. Was die innere Lage so gefahrvoll und verworren macht, das ist der schneidende Gegensatz, in dem die officielle Geschäftsleitung zu der vom Fürsten Bismarck empfohlenen oder doch für richtig gehaltenen steht, die Kluft zwischen den Anschauungen des Monarchen und denjenigen des unabsetzbaren deutschen Reichskanzlers.

Dieser Contrast ist seit dem März 1890 so offenkundig und trotz aller gelegentlichen Verkleisterungsversuche niemals auch nur eine Minute lang verwischt worden, daß es Wunder nehmen muß, wie das Versöhnungsgerede je aufkommen und Gläubige finden konnte. Die Erklärung dafür liegt nur in dem geistigen Zustande unserer Zeitungsschreiber, die ihren an sich schon nicht immer glänzenden Scharfsinn und politischen Instinkt dadurch völlig zu Grunde richten, daß sie Tag für Tag einige dreißig Journale lesen und dann natürlich in den eigenen Auslassungen nichts als das Echo ihrer angestrengten Lectüre geben. Ohne diese bedauernswerthe Depravation der Journalistengehirne, die schließlich nur noch reproductiv thätig zu sein vermögen, hätte nie und nimmer über die letzten Aeußerungen Bismarck's ein so allgemeines Halloh und Staunen im Lande ausbrechen können. Man hatte den Mann, der in steigender, nur durch den überlegenen Humor des Alters gemilderter Verstimmung unthätig zusehen mußte, wie sein reiches Erbe von den Caprivi, Marschall und Boetticher verschleudert ward, den greisen, exilirten Riesen hatte man als versöhnten Großpapa hingestellt, der hinterm Ofen halb kindisch, halb saul nickte und so seine ungemessene Zufriedenheit mit den neuen Zuständen zu erkennen gab. Man war auf dem besten Wege, für den Wahlfeldzug im nächsten Jahre das Prestige seines Namens zu benutzen, unter der Parole Bismarck die Flottenpläne und daran anschließend die Verschlechterung des Reichstagswahlrechtes, Umsturzgesetze und was Alles sonst noch durchzudrücken. Dieser Falschmünzerei, die nur in Deutschland, dem politisch unmündigen, möglich war, mußte ein Ende gemacht werden. Der Morgenstern in der Faust des wehrhaften Alten fauste mit erquickender Wucht auf die frisirten Hohlköpfe nieder. Er hatte, höflich wie er trotz ihm erwiesener Unhöflichkeiten geblieben ist, die Besuche der uns noch bevorstehenden Staatsmänner angenommen, hatte sich den scheinbaren Canossagang des neuen Courses gefallen lassen, aber er zerstörte mit einem Worte jede Hoffnung, daß er die von ihnen zu thuende und die bereits gethane Arbeit segnen würde. Er sprach sich wie selbstverständlich zwar für die dringend nothwendige Vergrößerung unserer Flotte, aber gegen phantastische Pläne aus, über die wir uns schließlich noch mit anderen, für unsere europäische Situation wichtigen Leuten brouilliren würden. Und dieser Schuß war nicht allein auf uferlose Marineprojecte, sondern auch auf andere Entwürfe abgegeben, die nichts mit dem Wasser zu thun hatten. Er wiederholte, was er so oft und leider immer noch nicht oft genug gesagt hat: daß man heute die Bedeutung der Reisen, Besuche, Feste und Trinksprüche, des Dekorativen in der Politik überschätze, und er fügte hinzu, daß er nicht gesonnen sei, sich als Theaterdecoration verwenden zu lassen. Ueber all' diese Bismarckischen Gesinnungen ist seit sieben Jahren nicht nur das Herzogthum Lauenburg unterrichtet; wenn ihre Darlegung trotzdem wie eine Offenbarung wirkte und den Ueberklugen völlig das Concept verdarb, so liegen nicht gerade schmeichelhafte Schlüsse auf die Menschenkenntniß und das politische Vermögen der armen Betroffenen nahe.

Völlig zusammengeknickt ist unter den Hieben Bismarck's die sogenannte conservative Partei. Die Herren glaubten, ihre Feigheit von Anno Neunzig gut gemacht zu haben durch das Entrüstungsgeschrei, das sie der Weigerung des Reichstages, den Fürsten zu seinem achtzigsten Geburtstage zu beglückwünschen, folgen ließen. Sie hielten den Kanzler für eitel genug, daß er sich wollüstig sogar im Glanze ihrer Freundschaft sonnen und ganz vergessen würde, welch' merkwürdiger Zusammenhang bestand zwischen kaiserlicher Gnade und Ungnade und dem Verhalten der Conservativen ihm gegenüber. Was Fürst Bismarck für nöthig hält und was mit ihm alle nationalen Politiker erfehnen: eine conservative Volkspartei, die genau weiß, was sie conserviren will, deren Führer steife Nacken, nicht aber Vettern und Söhne bei Hofe haben und ihr Leben für eine Einladung aus dem Oberhofmarschallamte vergeuden — diese Partei zu schaffen ist Selbsterhaltungspflicht des preußischen Conservatismus. Er sollte dem alten Kanzler über schwänglich für den beherzigenswerthen Wink danken, nicht aber sich in

den Winkel setzen und maulen. Lange ehe die Bismarckschen Anschauungen über die Partei der Limburg-Stirum bekannt waren, ist an dieser Stelle das Gleiche, und in gleicher Schärfe, gesagt worden. Rassen sich die Herren aus dem Elserausschuß nicht noch in letzter Stunde auf, so rettet sie kein Gott mehr vor dem Bankrott im Juni des nächsten Jahres. Der kräftig aufstrebende Bund der Landwirthe, der sich immer weislich davor gehütet hat, als ein Trabant der unpopulären Umsturzmacher rechts zu erscheinen, wird zukünftig noch vorsichtiger sein und junges, blühendes Leben nicht an einen halben Leichnam ketten. Für ihn ist es eine zwingende Nothwendigkeit, im nächsten Reichstage über große, sturmsichere Heerhaufen zu gebieten, und zu dem Ende bedarf er der Candidaten, an deren Festigkeit der bäuerliche Wähler glaubt. Alle Landräte, die bei den Ersatzwahlen der letzten Jahre um ein Mandat baten, sind schmählich unterlegen. Verkörpert sich doch in ihnen das Sündenregister der Partei, der die Gouvernementalität unausrottbar im Blute steckt, die seit 1890 den Mantel fast immer genau so hängte, wie der Wind von oben blies und die nur einmal, in der Frage der russischen Handelsverträge, nicht umfiel. Wenn der Friedrichsruher Eremit, der gute Tropfen zu brauen versteht, noch kurz vor Thoresschluß dem Schwerkranken eine kräftige Arznei einflößte, so möge er sie getrost und ergebungsvoll schlucken, so bitter sie auch schmeckt. Vielleicht stärkt sie doch sein schwaches Rückgrat und hilft ihm noch einmal über die Krise hinweg.

Daß die letzten, ungeschminkten Bismarckworte die Aussichten der Nichts-als-Conservativen für den nahenden Wahlkampf ungemein verschlechtert haben, ist eben so gewiß, wie sie dem kommenden Reichskanzler Nr. 4 sein dornenvolles Amt zu erschweren. Den Geschädigten steht es indessen frei, bei Zeiten in sich zu gehen, strenge Selbstprüfung zu halten und den Mahnworten zu gehorchen. Es ist das keine Demüthigung für sie. Denn nicht der eine Bismarck spricht zu ihnen, — obgleich er Autorität genug ist, um auch dann gespannte Aufmerksamkeit und klugen Gehorsam erwarten zu können, wenn er ganz im eigenen Namen redet — sondern aus den schön geprägten, inhaltreichen und unzweideutigen Sätzen leuchtet die politische Meinung und Weisheit einer ganzen Nation. Was die Auslassungen des alten Kanzlers so zündend macht, ist ja grade der Umstand, daß sie nicht flüchtige Einfälle und poetisch launenhafte Phrasen eines Einzelnen sind, auf den man vielleicht verblüfft, sicher aber kopfschüttelnd hört, sondern daß sie den Gedanken, den Gefühlen und Wünschen der Besten des Volkes messerscharfen Ausdruck verleihen. Mehr Gold als im Klondyke liegt hier für staatsmännische Schatzgräber. Die Alchymisten unter ihnen sollten von ihrer nutzlosen Arbeit lassen, die doch nur Tomback liefert und Unsummen der köstlichsten Münze im öffentlichen Leben, des Vertrauens, verschlingt. Sie alle, Große und Kleine, Hohe und Niedrige, werden Deutschland bismärckisch regieren, oder sie werden es nicht regieren können. Auch die schneidigsten Husarengenerale kommen vielleicht allzubald zu dieser Erkenntniß.

Der vierte Reichskanzler sieht die Spuren seiner Vorgänger, die in die Höhle hineinführen, und er, den man einen Ausbund an Begabung und Geriebenheit heißt, ehe man ihn noch kennt, wird dem Fuchs aus der Fabel an politischer Einsicht nicht nachstehen. Ihm winkt nur eine Möglichkeit zu erfolgreichem Wirken: er muß sich ganz und gar als Platzhalter Bismarck's, als sein Procurist, nein, als sein Lehrling fühlen. Wenn der vierte Reichskanzler eine Miniaturausgabe des ersten ist, kann ihn der deutsche Bundesstaat sich gefallen lassen. Sonst wird er nur auf den einstweilen noch nicht viel begehrten Ruhm Anspruch erheben dürfen, das Einigungswerk des Ersten nach besten Kräften wieder zerstört zu haben. Wobei nur der eine Trost übrig bleibt, daß er, wie die Erfahrung lehrt, den Hammer nicht übermäßig lange, höchstens bis zu den nächsten Wahlen, schwingen können wird.

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Joseph Kainz als Faust." (Deutsches Theater.) — „Im Dienst der Pflicht." Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst Wichert. (Goethe Theater.) — „Unjamwewe." Komödie in vier Aufzügen von Ernst v. Wolzogen. (Lessing-Theater.) — „Die Einberufung." Schwank in drei Akten von A. Sylvane und J. Gascogne. (Residenz-Theater.)

Das Deutsche Theater weiß unsere Classiker zu ehren, und von Zeit zu Zeit, an ihren Geburts- oder Sterbetagen, spielt es sie gern. Damit aber das Publicum, das dann gewöhnlich nichts Gutes ahnt, auch bei solchen Gelegenheiten das Haus fülle, wird ihm vorher immer eine ganz besondere Leckerei versprochen: mal ein junger Herr, der ein Badendeutsch spricht, als Ferdinand in Kabale und Liebe, mal auch Herr Kainz als Faust. Herr Kainz ist gewiß ein tüchtiger Schauspieler, sein Romeo, sein Don Carl, auch sein Hamlet können sich neben Andern sehen lassen; und wo viel Nerven von Nöten sind, etwas Fallsüchtelei und Tetanie, da steht er zweifelsohne seinen Mann. Aber das Alles füllte eines Posa Seele nicht aus, es gelüstete ihn, noch kurz ehe er in Mitterwurzer's Stelle an der Burg einrückt, eine Rolle zu „creiren", für die ihn selbst seine Hingerissensten nicht geeignet halten: den Faust. Allen Ernstes, Goethe's Faust, diesen Inbegriff germanischer Manneshöhe und Manneswürde, diese deutsche Idealgestalt, den tiefgründigen Träumer, den schwärmerisch-sentimentalen Genußmenschen, den Innigen, zu hoch Gestiegenen ... Also gut. Der Vorhang geht auf, und am grell beleuchteten Stehpulte (Regieeinheit!) sieht man einen müden Herren in den besten Jahren, der sich bemüht, unter allerlei zappeligen Geberden die Verse des großen Monologes bald „realistisch zu sprechen," das heißt halb zu verschlucken, bald pomphaft zu declamiren. Es scheint, daß der blasirte Herr dort oben nicht viel Zeit hat, sich während seines Selbstgespräches unbeschreiblich langweilt und Gott danken wird, wenn er endlich die einzige Phiole grüßen und mit Andacht herunterholen darf. Dank den kräftigen Strichen, die der sachverständige Textbearbeiter gemacht hat, wird denn auch sowohl des Darstellers wie unsere Qual nach Möglichkeit abgekürzt, die Gardine fällt, und wir haben eine funkelnagelneue Auffassung des Faust hinter uns.

Hinter uns, sofern man vernünftig gewesen war und unverzüglich nach dieser Kostprobe das Theater verlassen hätte. Leider ließ ich mich von den Andern, die nicht fluchtartig nach der Garderobe stürzten, beeinflussen und blieb auf meinem Platz. Außer dem seltsamen, sich beständig mopsenden Faust lernte ich dadurch noch einen ganz von Gott verlassenen Satan kennen, der sich wie ein witziger Schlächtergesell betrug und von halb acht bis ein Viertel auf zwölf neue Weltrecords im Grimassenschneiden schuf. Auch das Gretchen, das die couchée d'Yvette Guilbert producirte und zu Bette ging, war ein echter Brahminenschwindel. Vergegenwärtigte man sich bei diesen und anderen Leistungen die prächtige Gabe des Kgl. Schauspielhauses, den Faust Matkowsky's, der vielleicht zu jugendlich empfunden, aber davon abgesehen ein Meisterstück nachschaffender Kunst ist, dann begreift man nicht, woher die Berliner Kritik den Muth nimmt, die Hofbühne zu Gunsten des „vornehmen Privattheaters in der Schumannstraße" gewohnheitsmäßig en canaille zu behandeln. —

Mit einer Faust-Aufführung eröffnete auch Intendant Prasch das Sehring'sche Unglückshaus in der Kantstraße, das jetzt Goethe-Theater heißt. Es ist ein hinreichend stolzer Titel, aber so streng wird's mit dem vielversprechenden Namen in Berlin nicht mehr genommen, seitdem Herr Blumenthal die Bühne leitet, auf der Kunst und Natur Eines nur sein soll. Der Faust des Goethe-Theaters war eine im Ganzen anständige Leistung, nur für den Mephisto reichte die Kraft des Herrn Stahl nicht entfernt aus. Er spielte einen Teufel ohne Saft und Kraft, einen rationalistischen Höllenherrn, der viel zu aufgeklärt war, um an sich selbst glauben zu können. Aller Humor und alle frohe Ironie, womit Goethe den Schalk schwer wie einen Steinesel bepackt hat, fiel glatt unter den Tisch.

Für die erste Novität des jetzt den Manen unseres Dichterkönigs geweihten Hauses hatte Herr Ernst Wichert gesorgt. Sein vaterländisches Schauspiel: „Im Dienst(e) der Pflicht" sollte anfänglich an der Hofbühne in Scene gehen, wurde aber vom Autor, als man Sperenzien zu machen anfing, zurückgezogen. Es ist ein harmloses, technisch freilich ganz unzulängliches Werkchen, das den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. als trefflichen und wachsamen Landesvater zeigt, der jedoch wie wir Anderen auch allerhand menschlichen Irrthümern unterworfen ist. Er will einen Freiherrn wegen Mordes processiren lassen und ihm außerdem noch den zu seinem Gut gehörigen See wegnehmen — Beides zu Unrecht. Glücklicher Weise erkennt er noch rechtzeitig sein Versehen, geht in sich und macht ein Liebespaar glücklich, worauf alle gerührt Hoch! rufen. Die eigentliche Handlung setzt erst, unvermittelt schroff, im dritten Acte ein. Die ersten beiden Aufzüge dienen lediglich dazu, hundert Anecdoten und Aussprüche des Königs, wie man sie in allen Schullesebüchern findet, mosaikartig aneinandergereiht zu reproduciren. Ein dichterisch tiefgründiges Charakterbild des wunderlichen Fürsten zu zeichnen, hat Wichert wohlweislich unterlassen; ihm genügt ein bißchen oberflächlicher Humor; im Uebrigen bietet jeder Tertianeraufsatz mehr Aufschlüsse über das Seelenleben des merkwürdigen Hohenzollern als Wicherts vaterländisches Drama.

Die erste bedeutungsvolle Première des neuen Theaterjahres brachte das Lessing-Theater heraus: Wolzogen's Komödie „Unjamwewe". Dem Dichter kam es allein darauf an, ein Charakterbild Karl Peters' zu entwerfen, des Mannes, der uns die erste Provinz zum deutschen Kaiserreiche Afrika geschenkt hat und den wir zum Danke dafür in die Verbannung schickten. Uns den verwegenen Condottiere menschlich näher zu bringen, daß wir seine Thaten und grauslichen Unthaten nicht ausschließlich durch die Schulmeisterbrille des sogenannten deutschen Freisinns betrachten, ist Wolzogen's Absicht gewesen. Künstlerisch konnte bei solchem Unternehmen natürlich Nichts herauskommen. Das Stück entbehrt der sich folgerichtig entwickelnden Handlung, besteht vielmehr nur aus einer recht lose verknüpften Reihe von Scenen, die den Helden in allen möglichen Beleuchtungen, am liebsten im Bengalfeuer, zeigen. Wolzogen's Afrikareisender ist, wenn er es auch leugnet, als Übermensch gedacht, der seine Mitmenschen, Männer wie Weiber, souverän unter seinen Willen beugt — je nach Sachlage mit Peitsche und Revolver oder mit entflammenden Worten und überlegener Klugheit. Er behauptet, vor keinem Hinderniß zurückzuschrecken und Menschenblut massenhaft vergossen zu haben; er spricht lange Feuilletons über seine Selbstherrlichkeit, seine rücksichtslose Brutalität und seine Verachtung der müssigen europäischen Convention. Aber wir können ihm das nicht recht glauben. Er ist ein zu guter, lieber

Kerl dazu. Wie er einer reichen Erbin entsagt, einem schmucken Cavallerielieutenant zu Liebe, wie er eine in ihn vernarrte, hypermoderne Frau zur Vernunft bringt, wie er seiner kleinen wilden Ehefrau, einer naiven, schuldig-unschuldigen Schauspielerin die Treue bewahrt — das ist zum Entzücken gar. Man kann sich nicht helfen, aber die Schauer des Urwaldes, der blutige Geruch, der die Stanley und Peters umwittert, die finstere Räuberpoesie der Tropen ist in Wolzogen's Comödie nirgendwo zu finden. Es bleibt, Alles in Allem, ein Salonafrikaner übrig, ein braver Gesell, der halb Weiberheld, halb Lustspielonkel ist und der sich, wenn er es auch in drei Minuten fünfmal in Abrede stellt, auf dem Parquet so gut wie nur irgend Einer zu bewegen weiß. Besondere Theilnahme erregt deßhalb weder er noch seine Schicksale, und die Stimmung bleibt bei der Zerfahrenheit des Ganzen und dem unentschlossenen Hin und Her von Anfang bis zu Ende gemessen kühl.

Im Residenz-Theater hat sich der Directionswechsel fast lautlos, ohne alles Festgepränge vollzogen; nur ein Paar Blumenkörbe wurden am Eröffnungsabend dem Director, der zugleich sein eigener Alexander sein will, überreicht. Das Vorpostengefecht, das er lieferte, nahm einen im Allgemeinen glücklichen Ausgang; es zeigte, daß der genius loci sein holdes Antlitz nicht verändert hat, und daß die Aera Lautenburg, ohne Lautenburg'sche Ueberraschungen und Schrullen, leider zunächst auch ohne Lautenburg's Schauspieler, fortgesetzt werden wird. Die Gabe des ersten Abends, der Schwank „Die Einberufung" von Sylvane und Gascogne, war so aufregend nicht. Man hat im Residenz-Theater schon schallender gelacht, und witzigere Boulevardiers als die beiden genannten Herren sind dort schon zu Worte gekommen. Sylvane und Gascogne gehen ein bischen umständlich zu Werke, es dauert volle drei Viertelstunden, ehe sie recht zur Sache kommen, und originell ist an ihrer Schöpfung nur, daß die üblichen Entkleidungsscenen auf offener Bühne Schönheiten männlichen Geschlechtes zum Mittelpunkte haben. Im Uebrigen geht der gewohnheitsmäßige versuchte aber nicht vollendete Ehebruch vor sich; die illegitime Freude des Helden erfreut alle Anderen, nur nicht ihn, und die aus Champignol malgré lui bekannten Soldatenscenen äußern noch einmal ihre komische Wirkung. Der Schlager der diesmaligen Residenz-Theater-Saison ist dieser Schwank wohl nicht; dafür hält er zu ängstlich strenge das anständige, oder auch unanständige Durchschnittsniveau der Pariser Posse von gestern und vorgestern ein.

## Offene Briefe und Antworten.

### Eine Grabschrift.

Geehrter Herr!

Nach der in Nr. 27 der „Gegenwart" enthaltenen Recension über die Grabschriften und Marterlen von Ludwig v. Hörmann (Leipzig, A. G. Liebeskind) scheint es, als ob Herausgeber und Referent den in der That ergreifenden Vers:

„Du kamst, Du gingst mit leiser Spur
Ein stiller Geist durch's Erdenland.
Woher? Wohin? Wir wissen nur
Aus Gotteshand in Gotteshand."

als eine „Marterlendichtung" auffaßten. Dem ist jedoch nicht so. Der Tyroler Grabschreiber citirt weder eine eigene, noch fremde Volksdichtung. Der Dichter jener wundervollen Strophe ist vielmehr Ludwig Uhland; vergl. Uhland's Gedichte, Cotta, 50. Aufl., Seite 118.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dresden. Richard Vetter, Seminaroberlehrer.

## Notizen.

Barock und Rokoko. Eine kritische Auseinandersetzung über das Malerische in der Architectur. Von August Schmarsow. (Leipzig, 1897.) Die Frage über den Begriff des Malerischen in der Architektur gehört gegenwärtig zu den am meisten verhandelten, und so dürfte denn das vorliegende Werk einem offenbaren Bedürfniß entgegenkommen. Schmarsow behandelt das Problem: „wie kann die Baukunst malerisch werden?" im unmittelbaren Anschluß an geschichtliche Thatsachen und sucht zu einem bestimmten Ergebniß in der Weise zu gelangen, daß er diejenigen Perioden im Entwickelungsgange der Künste einer eingehenden Erörterung unterzieht, die nach allgemeinem Urtheile unter dem Zeichen des „Malerischen" gestanden haben. Nach einer rein ästhetischen Untersuchung über das innerste Wesen der Architektur, sowie der Plastik und Malerei, das Schmarsow bei der ersteren in der Raumgestaltung, bei der zweiten in der abgeschlossenen Körperbildung erblickt, wohingegen er bei der dritten den Zusammenhang des betreffenden Gebildes mit seiner Umgebung hervorhebt, geht er zur Betrachtung jenes Abschnittes in der Kunstentwickelung über, den man als „Renaissance" bezeichnet und zeigt, eine wie hervorragende Rolle das Malerische bereits in den gefeierten Werken eines Brunelleschi, Bramante, da Sangallo u. s. w. spielt. Schon darin liegt enthalten, wie ungenügend und unzutreffend es ist, das Wesen des Barockstils, wie es gewöhnlich geschieht, in den malerischen Charakter dieses Stils zu setzen. Demgegenüber sucht nun Schmarsow den Nachweis zu liefern, daß wenigstens auf die erste Zeit des Barock diese Bestimmung des Malerischen durchaus nicht zutrifft. Michelangelo, der „Vater des Barock", ist wesentlich Plastiker und verleugnet diesen plastischen Charakter auch dort nicht, wo er, wie bei seinem „Jüngsten Gericht" in der Sixtinischen Capelle in Farben arbeitet oder sich als Baumeister (Bibliotheca Laurentiana, Capitol, S. M. degli Angeli, Palazzo Farnese) bethätigt. Vor Allem aber zeigt sich dies an seinem Project der Peterskirche, dessen Grundidee, wie Schmarsow überzeugend darlegt, nichts Anderes ist, als „die Uebertragung seines plastischen Princips auf die Architektur der Renaissance." Auch die nächste Phase der Entwickelung, die auf Michelangelo folgt, zeigt noch keinen eigentlich malerischen Charakter, sondern charakterisirt sich vielmehr als allmäliger Ausgleich der Spätrenaissance mit dem neuen Stil, so bei Jacopo Buozzi (Vignola), Giacomo della Porta, Carlo Maderna u. s. w. Bei diesen allen kann man nur „vom Eindringen plastischen Wollens und bildnerischen Denkens in das architektonische Schaffen" reden, und zwar gilt dies nicht bloß vom Kirchenbau, sondern ebenso vom Palast- und Villenbau. Während auch die Caracci als Maler noch wesentlich plastisch schaffen, vollzieht sich in Rubens erst der volle Umschwung zum eigentlich Malerischen, indem er das plastische Ideal durch die Gemüthstiefe seiner nordischen Heimath verinnerlicht. Auf dem Gebiete der Plastik und Architektur aber wird unter dem Einflusse Correggio's der gleiche Schritt zum Malerischen erst von Bernini wirklich vollzogen, und damit durch ihn, sowie durch seinen Rivalen Borromini dem Barockstil jener eigenthümliche Charakter aufgedrückt, den man fälschlich zur Bestimmung dieses Stiles überhaupt benutzt hat. Es würde zu weit führen, näher darzustellen, wie Schmarsow diese Entwickelung des Stils bei seinen verschiedenen Hauptvertretern, und zwar nicht bloß in Italien, sondern auch in Frankreich verfolgt. Hervorgehoben mag nur noch seine eindringende und geistvolle Charakterisirung des Rokoko werden, das Schmarsow mit Recht als einen besonderen Stil neben dem Barock anerkennt. Gerade in unserer Zeit, wo das Urtheil über die erwähnten Stile durch so viele Vorurtheile ästhetischer und moralischer Art beeinflußt ist, und die vorhandenen Werke über Kunstgeschichte denselben fast durchweg nur eine so geringe Würdigung angedeihen lassen, dürften die eindringenden und liebevollen Untersuchungen Schmarsow's viel dazu beitragen, das Verständniß jener Stile auch weiteren Kreisen zu erschließen und können daher den kunstliebenden Laien sowohl, wie den Historikern auf diesem Gebiete nur aus voller Ueberzeugung empfohlen werden. A. D.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Thüringer Weber-Verein zu Gotha,**

unter dem hohen Protektorate Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Herzogin Marie von Sachsen-Coburg-Gotha, welcher besteht, um der armen nothleidenden Weberbevölkerung Arbeit zu verschaffen, offerirt hiermit die Erzeugnisse derselben, welche den deutschen Hausfrauen dringend empfohlen werden: Tischtücher, Servietten, Handtücher, Taschentücher, Wischtücher, Staubtücher, Scheuertücher, Altthüringische Decken, desgleichen mit Sprüchen und der Wartburg, Kyffhäuser-Decken in Damast, Rein- und Halb-Leinen, Bettzeuge, Bettköpers, Drell ꝛc. Alles mit der Hand gewebt, daher sehr solid und dauerhaft. Tausende von Zeugnissen bestätigen dies. Muster und Preisverzeichnisse stehen gern portofrei zu Diensten. Der Vorsitzende Kaufmann und Landtagsabgeordnete E. F. Grübel besorgt die kaufmännische Leitung unentgeltlich.

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, E. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Petteukofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Für Hausfrauen und Kochkundige.**

Die Liebig's Fleisch-Extract-Compagnie

hat beschlossen, ein

**Preis-Ausschreiben für Koch-Recepte**

zu veranstalten, und sie setzt hiermit für die Einlieferung geeigneter Kochvorschriften

100 PRÄMIEN

**in Abstufungen von 20, 30, 50, 100, 150 und 250 Mark**

zum Gesammtbetrage von

**Viertausend Mark in Baar**

aus.

Die Einsendungen müssen bis **zum 15. October 1897** in Händen der Unterzeichneten sein, welche die näheren Bedingungen verabfolgen.

Das Preisrichter-Amt auszuüben haben sich gütigst bereit erklärt:

Der Vorstand des Lette-Vereins zu Berlin: Frau **Schepeler-Lette**, Vorsitzende. Frau **E. Kaselowsky**, Schriftführerin.

Die Vorsitzende der Küchen-Commission des Lette-Vereins: Frau **Havemann.**

Die Vorsteherin der Kochschule des Lette-Vereins: Frl. **Hannemann.**

Im Auftrage

der Liebig's Extract of Meat Company, Limited

die Repräsentanten: **SCHLÜTER & MAACK,**

Dovenfleth 44, HAMBURG.

*Bei diesbezüglichen Einsendungen wolle man das Couvert deutlich mit „Preisausschreiben" bezeichnen.*

**Thüringisches Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.

Director Jentzen.

*Ein neuer Erzähler:*

*Fritz Zilcken (Köln).*

*Man verlange Prospecte.*

*Verlag von*

*A. G. Liebeskind in Leipzig.*

Billige, dichte Dächer stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen

Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst

A. W. Andernach im Beuel a. Rhein.

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 M 50 ₰. Gebd. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

Berlin W 57.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 39. Berlin, den 25. September 1897. Band III.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Griechenland und Deutschland. Eine Umfrage. — Zur Situation in Indien. Von Otto Gaupp (London). — **Literatur und Kunst.** Die Münchener Internationale Kunstausstellung. Von Johannes Gaulke. — Dawison's Lehrjahre. Nach den hinterlassenen Papieren des Künstlers. Von Eduard von Bamberg. (Schluß.) — **Feuilleton.** Müller's Leben und Werke. Humoreske von Paul Linsemann. — **Aus der Hauptstadt.** Prunkmanöver. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

## Griechenland und Deutschland.

Eine Umfrage.

„Die Haltung der Völker in irgend einem Conflict unterrichtet uns über ihre Sympathien und Antipathien, einigermaßen auch über den Grad ihres politischen Verständnisses," schreibt einmal der große Geograph und Ethnologe Friedrich Ratzel. Da bietet denn die Haltung der Deutschen gegenüber dem letzten griechisch-türkischen Zusammenstoß manches Bemerkenswerthe. Die in West- und Südeuropa so weit verbreiteten philhellenischen Sympathien regten sich bei uns nur vereinzelt und wurden dann wohl immer zurückgewiesen, dieweil man für Verächter des Völkerrechts und Bankbrecher nicht Partei nehmen dürfe. Oeffentlich ist die Griechenfreundlichkeit kaum zum Ausdruck gekommen; sogar unsere großen Zeitungen, die für Thron und Altar kämpfen, vergaßen bei dieser Gelegenheit wenigstens den Altar, und daß hinten weit in der Türkei doch Christenthum gegen Islam stand. Darum erschien es der Redaction nicht unwichtig, einmal festzustellen, ob denn alle philhellenischen Sympathien und Traditionen bei uns erloschen seien, ob die nüchterne Real- und Erfolgspolitik die Gemüther im neuen Deutschen Reich wirklich ganz beherrsche. Wir wandten uns an einige classische Philologen und einige entschiedene Christen, dann aber namentlich auch an Kenner nicht nur des alten, sondern auch des neuen Griechenlands, an Orientreisende, Historiker und Weltbeobachter. Und siehe da! wir entdeckten bei unseren vornehmsten Geistern eine sehr starke Griechenfreundlichkeit, der sich eine mehr oder minder große Unzufriedenheit über die turkophile Haltung unserer Reichsregierung und besonders unserer Presse beigesellte. Nur an zwei oder drei Thüren, wo wir eine gute Aufnahme erwarteten, wurde uns nicht aufgethan, und nur sehr Wenige verbargen ihr Unbehagen vor einer zumal nach oben hin wohl mißliebigen Meinungsäußerung hinter verlegenem Schweigen oder ausweichenden Redensarten. Die Meisten nahmen unseren Gedanken einer Enquête über die griechische Frage mit Eifer auf und sandten uns ihre Gutachten mit der Erlaubniß zur Veröffentlichung. Wir sprechen ihnen unseren Dank aus und ertheilen ihnen nunmehr das Wort.

---

Wer wünschte nicht den Griechen alles Gute? Mag der einzelne Türke aus dem Volke als Mensch eine bessere durchschnittliche Veranlagung haben als der Grieche, so kommt das doch gar nicht in Betracht dagegen, daß die Verhältnisse der türkischen Civilverwaltung und Rechtsprechung wegen ihrer religiösen Gebundenheit irreformabel sind, während in Griechenland eine Entwickelung für die Zukunft zu hoffen ist. Wer wollte Griechenland einen Vorwurf daraus machen, daß es nach nationaler Erweiterung und Angliederung der noch unter türkischer Herrschaft stehenden Stammesgenossen strebt? Wer sollte ihm seine Sympathien deßhalb entziehen, weil es aus Selbstüberschätzung und unrichtiger Abschätzung des Gegners und der politischen Lage Europas sich zu übereilter Geltendmachung seiner Ansprüche hinreißen ließ? Wenn dieser Staat sich als böswilliger Schuldner erwiesen und selbst die verbrieften Pfandrechte verletzt hat, so darf das die nationalen Sympathien, die man mit der Zukunft dieses Volkes haben kann, nicht mindern, sondern nur die einfache Folge nach sich ziehen, daß Niemand mehr einem solchen Schuldner etwas leiht, auch nicht gegen noch so feierliche Verbriefung von Pfandrechten.

Die Großmächte des europäischen Festlandes haben die Machtverhältnisse auf der Balkanhalbinsel richtiger beurtheilt als die Griechen. Sie sahen bei einem ungehemmten Zweikampf zwischen der Türkei und Griechenland die Vernichtung des Letzteren voraus, durften aber die Entzündung eines Weltbrandes bloß um der Vergrößerung Griechenlands willen nicht zugeben. Ihre Sympathien mit den nationalen Bestrebungen der Griechen haben sie stets bekundet, sowohl im Jahre 1868, als auch jetzt, indem sie Kreta die Autonomie anboten, und nach dem russisch-türkischen Kriege durch die Zuwendung Thessaliens an Griechenland als Geschenk. Hätte Kreta vor einem Menschenalter die Autonomie angenommen, so hätte es jetzt fast ohne Schwertstreich seine Vereinigung mit Griechenland vollziehen können. Sie wird in Zukunft nicht ausbleiben, wenn nur erst die jetzt von den Aufständischen angenommene Autonomie längere Zeit in Wirksamkeit gewesen sein wird. Am besten aber haben die Mächte ihre Sympathie mit Griechenland dadurch bekundet, daß sie sich bemühten, diesem Lande die Niederlagen, Demüthigungen und Leiden zu ersparen, die es sich durch den Krieg unter den gegebenen Umständen nothwendig zuziehen mußte.

Nur Eine Großmacht war es, welche die Uebrigen hinderte, ihren Rathschlägen durch wirksame Vorbeugungsmaaßregeln Nachdruck zu geben, England. Nur Ein Volk in Europa war es, das die Griechen in politischer Unbesonnenheit bestärkte und seine Sympathien mit ihnen dadurch bekundete,

daß es sie in's Unglück trieb, das englische. Nicht bloß mit dem aus nicht gezahlten Zinsen Erübrigten, sondern auch mit dem Gelde englischer Philhellenen ist die griechische Mobilmachung bezahlt worden. England allein ist schuld daran, daß die Griechen jetzt als Geschlagene dastehen und schmerzlich bereuen, den Rathschlägen der Continentalmächte nicht gefolgt zu sein. In allen Phasen der Verhandlungen hat England durch seine Winkelzüge die Bemühungen der Continentalmächte um Erhaltung des Friedens lahm gelegt und dafür gesorgt, daß stets der rechte Zeitpunkt für einen gemeinsamen Entschluß und eine wirksame Maßregel verpaßt wurde. Auch jetzt wieder ist es nur England gewesen, das den Präliminarfrieden so sehr verzögert hat und die Ruhe auf der Balkanhalbinsel noch immer nicht wieder hat einkehren lassen.

England weiß wohl, weßhalb es das that. Von jeher bestand seine auswärtige Politik darin, das Wasser aufzurühren und im Trüben zu fischen, unterworfene oder geknechtete Völker durch Agitatoren zum Aufstand aufzuwiegeln, sie durch Geldsendungen und unbestimmte Verheißungen in ihr Verderben zu locken, dann unbarmherzig zuzuschauen, wenn sie unter den Gräueln der Kriege, der Bürgerkriege und der Reaction bluteten, die Schlechtigkeit und Barbarei der Unterdrücker pathetisch anzuklagen, sich seiner thatlosen Sympathien zu rühmen, alle Welt zur Hülfe aufzurufen und dabei vergnügt die Vortheile für sich einzustreichen, die ihm durch die zeitweilige Lahmlegung seiner Gegner zufielen. Dies Mal galt es, durch Wirren im östlichen Mittelmeerbecken Rußland Arbeit zu geben, um dessen Fortschritte in Ostasien aufzuhalten, Rußland, Frankreich und Deutschland ausreichend zu beschäftigen, um in Südafrika freie Hand zu bekommen. Dafür allein haben die Hunderttausende von Armeniern bluten müssen, dafür haben die Griechen va banque spielen müssen. Zum ersten Male ist England seine kaltgrausame, heuchlerische Politik mißglückt; zum ersten Male sieht es alle diese Opfer seiner nationalen Interessen umsonst geschlachtet, weil es zum *ersten* Mal einem *einigen* Europa begegnet, das die englische Mache durchschaut hat und nicht Willens ist, England die Früchte seiner Wühlereien genießen zu lassen.

Als Europa durch England verhindert worden war, den Ausbruch des griechisch-türkischen Krieges zu hemmen, da hat es doch dessen Localisirung durchgesetzt, indem es Bulgarien, Serbien und Montenegro von der Betheiligung zurückhielt, die von England gerade gewünscht wurde. Europa mußte dies, wenn nicht England sein Spiel gewinnen, und während des europäischen Weltbrandes die beiden südafrikanischen Republiken vergewaltigen sollte. Seine thätigen Sympathien für die Griechen hat aber Europa sehr nachdrücklich dadurch bekundet, daß es dem Sieger in den Arm fiel und ihn an der Ausnutzung des Sieges hinderte. Nicht Griechenland, das vorher gewarnte und nachher geschützte, hat Grund, sich über Europa zu beklagen, sondern die Türkei. Sie weiß jetzt ganz genau, daß sie nach dem Willen Europas in allen künftigen Kriegen wohl noch Einbußen durch Niederlagen, aber keinen Gewinn mehr durch Siege davon tragen wird — wohl das demüthigendste Gefühl, das einer dereinst großen Nation auferlegt werden kann. Kreta bleibt der Türkei trotz ihrer Siege verloren, und die Kriegsentschädigung ist wirklich nur als Schadenersatz mit Ausschluß jedes Gewinnes bemessen.

Das Einzige, wodurch unter den jetzigen Verhältnissen die Sympathie Europas mit den Griechen noch bethätigt werden kann, das ist die möglichste Beschleunigung der Räumung Thessaliens. Diese aber hängt natürlich von der Beschaffung der Kriegsentschädigung und diese von der Wiederherstellung des griechischen Credits ab. Griechenland hoffte allzulange auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit der geprellten Capitalisten und scheute sich, in den sauern Apfel einer Finanzcontrole zu beißen, die es zu guter Letzt doch über sich ergehen lassen mußte. England bestärkte es in diesem Widerstreben, um die eiternde Wunde im Südosten länger offen zu halten. Die Continentalmächte erwiesen sich in Gegensatz zu diesem falschen Freunde Griechenlands auch hierin als seine wahren Freunde, indem sie ihm riethen, den durch sein eigenes Verhalten unvermeidlich gewordenen Schritt je *eher je lieber* zu thun, damit es endlich wieder in geordnete Verhältnisse komme.

Alles, was die Griechen bisher erreicht hatten, verdankten sie nicht ihrer eigenen Kraft, sondern theils dem Glück, theils dem Wohlwollen Europas. Kein Wunder, daß dadurch dieses kleine Volk zur Selbstüberschätzung und Ueberhebung gelangte, weil es gar nicht zu unterscheiden vermochte, wie weit die eigene Kraft reichte. Jetzt hat es diese Probe gemacht und ist vor den Folgen seines Leichtsinns wiederum durch das Wohlwollen Europas bewahrt geblieben. Wenn irgend noch ein tüchtiger und entwickelungsfähiger Kern in diesem Volke steckt, so muß er aus dieser Schule des nationalen Unglücks geläutert hervorgehen. Die heilsame Lehre muß zur Einkehr und inneren Sammlung, vor Allem zur besseren Organisation der Kräfte führen, um einer größeren nationalen Zukunft die Wege zu bahnen. In diesem Sinne können die Niederlagen von 1897 für Griechenland ersprießlicher sein, als alle Siege und Gebietszuwachse es hätten werden können. Mögen aber endlich auch die anderen Stämme und Völker aus dem Schicksal der Armenier und Griechen lernen, daß England noch Jeden in der Patsche hat sitzen lassen, den es in's Unglück verlockt hatte, um dabei für sich wo anders etwas zu profitiren.

Lichterfelde. Eduard von Hartmann.

Das unselige Londoner Protocoll von 1830 hat das östliche christliche Königreich so verstümmelt, daß es kaum lebensfähig ist, Kreta und Thessalien ihm vorenthalten, die jonischen Inseln und Epirus nicht mit herausgegeben. Während die hohe Pforte 1854 sich mit in den Krimkrieg eingelassen hatte, erwachte in den Griechen das Verlangen, Thessalien zu gewinnen. König Otto allein war besonnen und hielt sie zurück. Hätte er die Officiere für sich gewonnen, sich selbst zu Pferde gesetzt oder den Pallikaren oder Armatolis in ihrer Fustanella erlaubt, ein Freicorps zu bilden — der Einfall wäre gewiß zurückgeschlagen und die Kriegslustigen nach empfindlicher Schlappe mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Aber — so sind die Griechen! Das Volk hätte ihn mit Jubel empfangen: „Das ist ein Fürst, welcher ein Herz hat für sein Volk; er geht mit uns in den Kampf und der Sieg muß uns doch noch zu Theil werden." — Daß König Otto gegen den Strom schwamm, hat ihn die Krone gekostet. Sein Nachfolger erklärte aber politisch klug: „Ich führe nun das Mandat der Nation aus, der gesammte Hellenismus steht auf meiner Seite." Man rede nicht von Größenwahn und übertriebenem Selbstgefühl — wir würden es ebenso machen, und die Stimme der Völker Europas spricht gleichwohl für sie.

Die heutige Zeit hat viel Aehnlichkeit mit jener vor zwei Menschenleben. Man sagt: Die Mächte sind an Tractate gebunden, sie haben der Pforte ihren Besitzstand verbürgt. O, Du mein Gott! Wie oft schon ist der ewige Friede beschworen worden! Wie war der deutsche Bundestag garantirt, und doch haben wir ihn in der Paulskirche — ich *bin eines der letztlebenden Mitglieder* — einmüthig im Namen der Nation abgeschafft und aufgelöst. Revolutionär nannte man vor zwei Generationen den Aufstand der Griechen, wie man heute wieder thut. Haben die Deutschen nicht auch revoltirt, als sie nach der Leipziger Schlacht ihren großen Befreiungskrieg führten? Die Verhältnisse sind mächtiger als die Menschen, und der Buchstabe diplomatischer Proclamationen tödtet, während der Geist lebendig macht. Alle Großstaaten verdammten in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts den Freiheitskampf der Hellenen, in allen Cabineten spritzte man die Feder gegen sie aus, nur einen einzigen

Fürsten und geborenen Regenten gab es, welcher sich des unglücklichen Volkes annahm, und das war Bayerns Kronprinz Ludwig. Auch er griff in die Leier, um Theilnahme für Hellas zu erwecken und sang u. A.:

Hellenen, kämpft den Kampf des Todes,
Verlassen von der ganzen Welt,
Kämpft in der Gluth des Morgenrothes,
Das schon auf Hellas' Trümmer fällt.
Die Hölle jauchzt, die Engel trauern,
Die halbe Menschheit trauert mit,
Doch kühl ist's in der Schlösser Mauern,
Da Hellas der Barbar zertritt!

König Ludwig, welcher mir vom Sterbebette seine Feder aus Nizza sandte, damit ich sein Leben schreibe, gab seinen Sohn als König nach Griechenland unter der Bedingung hin, daß auch Kreta als der rechte Arm mit dem Staatskörper verbunden werde — dies geschah leider nicht! hinc illae lacrimae.

„Aber das sind ja keine Nachkommen der Hellenen!" bekommen wir zu hören, „sondern von slavischem Geblüte. Hat denn nicht Fallmerayer bewiesen, wie viele dieser Wildlinge im Peloponnes bis zur Morea eingedrungen und Berg- wie Ortnamen erinnern noch heute daran. Sie sind nicht mehr von Einem Blute, sondern zwieschlechtig, halbwegs slavisch." Ich entgegnete meinen späteren Collegen von der Frankfurter Paulskirche: „Dann könnte man auch die heutigen Tyroler, Fallmerayer's Landsleute, von den Slaven ableiten, weil solche Haufen die Drau herauf in den Pongau und das Pusterthal eingedrungen sind. Meine Vertheidigung der reinen Abkunft der Hellenen hat mir einige Beliebtheit eingetragen. Wie einst dem Vater Thiersch Aehnliches begegnete, empfing ich bei der Säcularfeier für König Ludwig den Besuch Philemon's, des Bürgermeisters von Athen, des Kammerpräsidenten Kalliopulos und des Finanzministers Sultanis. Ich ließ verlauten: das Museum unseres Akademiedirectors Wilhelm Kaulbach schließe den Carton der Schlacht von Salamis ein, von einer Großartigkeit, welche der Weltbedeutung jener Seeschlacht entspreche, da die Griechen den Persern zuerst die Zügel der Herrschaft entwandten, so daß die Völkergeschichte seitdem im Umkreis des Mittelmeeres spielt. Da steht Themistokles wie aus Stahl gegossen, als der Mann des Schicksals, welcher den Untergang der Perserflotte herbeiführt und mit ansieht. Ich hatte zuvor den Preis des Carton von 30000 auf 20000 Mark herab erbeten, und ersuchte nun die Repräsentanten, welche die Versöhnung des „undankbaren" Hellas mit Bayern herbeiführten, dem Minister Trikupis den Ankauf des Cartons zu empfehlen. Dieser ließ mich jedoch wissen: es fehle an Drachmen. Da führte die Vermählung der Hohenzoller'schen Prinzessin mit dem Kronprinzen ihren kaiserlichen Bruder nach Athen. Trikupis flüsterte ihm etwas in das Ohr, allein der kaiserliche Gast that, als habe er es nicht gehört, war jedoch kaum nach Constantinopel abgereist, als er von dort an die Wittwe Kaulbach's telegraphirte: er kaufe das Bild, auch wenn es mehr als 20000 Mark koste. Wer war froher als ich, in dem Gedanken, das giebt ein würdiges Hochzeitsgeschenk, einen Schmuck für die neue Akademie in Athen, einen neuen Anziehungspunkt für alle Fremden. Leider kam das Bild nach Berlin, wo schon Kaulbach's Hunnenschlacht, für 30000 Gulden erworben, in der Gallerie Raczynski prangt!

Aber das Hellenische Königreich ist zahlungsunfähig und darum unbeliebt, so sagt man uns. Ich erwidere: Wer verliert bei der Nationalschuld mehr als die Griechen selbst? als die reichen Kaufleute von London, Wien, Odessa? Wer trägt die Schuld der Ueberschuldung? Mit welchen Lasten hat man das im Verzweiflungskampfe verblutete und verarmte Volk von vorneherein überbürdet! Wie wenn ein Vater sein Anwesen dreifach überschuldet seinem Sohn übergiebt, und dieser darüber zu Grunde geht! Kreta hat am Befreiungskriege theilgenommen und kämpft mit immer neuem Ringen nach Erlösung noch heute fort. Wo hat ein Volk je solch' ein Martyrium bestanden!? Und nach all' dem Leiden, dem namenlosen Unglück, heißt es heute noch: Die Griechen sind nicht zahlungsfähig!!!

Kreta ist die Pulvertonne für Europa und bleibt es. Minister Delyannis erklärte vor ein paar Jahren: „Wie lange wird es dauern, so kommt es zu neuem Aufstand." Ibrahim Pascha unterdrückte ihn 1825 mit Gewalt; da kam es 1828 unvermuthet zur Seeschlacht von Navarin, welche Viceadmiral Codrington mit der vereinigten englisch-russisch-französischen Flotte der egyptisch-türkischen lieferte, auch diese in den Grund bohrte — dafür erfuhr er den Tadel des Parlaments und wurde beinahe in den Anklagestand versetzt. Wellington, der Sieger von Waterloo, nannte diesen Seesieg, dem Griechenland, welches nach siebenjährigen Kämpfen fast verblutete, seine Erlösung verdankte, eine Calamität! Heute erleben wir das umgekehrte Navarin. John Bull schämt sich nicht, das Griechenlager zu beschießen und den Türken zu Liebe Christenblut zu vergießen. Sogar einem deutschen Geschütze soll ein Schuß entkommen sein. Dies erinnert an den Schimmel von Bronzell, wo einem Pommer das Gewehr losging, und die Kugel einem bayrischen Reiter in den Stiefelabsatz fuhr. Wenn sich das wiederholt, könnte es leicht zu ernstem Kriege kommen. Rußland darf nur umkehren, wie die Preußen vor Valmy, und sich besinnen, daß es wider sein eigenes Interesse handelt; denn die Verbündeten erheben zur Erhaltung des Türkenreiches die Waffen, und der Moscow trachtet längst dieses zu verschlingen. Wieder ergeht der Ruf durch Europa, die Integrität der Pforte aufrecht zu erhalten. Also um die Integrität Griechenlands und seine mögliche Zukunft kümmert man sich nicht? Minister Hanotaux erklärte: Die Unterschiede von Rasse und Religion müßten aufhören. Denkt er an eine Transfusion des Blutes, um die Neugriechen in sanfte Lämmer zu verwandeln? Der Religion und Sprache allein verdanken sie ihren Fortbestand.

Aber Griechenland hat nicht gesiegt, und ist der Uebermacht unterlegen. Was soll nun werden? Der völlige Bankerott Griechenlands steht bevor, weil die Diplomatie tactlos handelt. Das Volk von Hellas hat sich verrechnet. Die Ninos-Insel gehört naturnothwendig zum Königreich, die Bevölkerung ist ist von da ursprünglich ausgegangen; das ganze Eiland spricht griechisch, und die dortigen Türken sind nur mit dem Schwerte zum Islam bekehrt. Hellenen, Thessalien und Kreta bilden die beiden Arme, welche den Staatskörper lebensfähig machen, zur Entwickelung der Flotte und des Handels ist gerade Kreta der Monarchie unentbehrlich. Alles rechnete bei der Verwandtschaft der Dynastie mit jener von Rußland, Deutschland, England und Dänemark auf deren Unterstützung, sowie auf die Kampfbetheiligung der Balkanstaaten. Das Gegentheil trat ein. Wie konnte ein Staatsgebilde von anderthalb Millionen gegen ein Reich von dreißig Millionen mobil machen? es mußte, von aller Welt verlassen, unterliegen. Das Sultanat mit seiner von deutschen Officieren gedrillten Armee steht nun als militärische Großmacht da, mit welcher man zu rechnen hat. Die ganze mohammedanische Welt ist in Aufruhr. Nun predigt man Friede, wo kein Friede ist. Die Lokomotive der Staatskunst ist aus dem Geleise gekommen und verfahren, Kopflosigkeit hat von der richtigen Bahn abgelenkt. Europa vermißt immer und überall den großen Staatsmann, der den Krieg verhindern und die Cabinete vereinigen konnte.

München. Prof. J. N. Sepp.

Es ist ein sicherer Ausweis der Geschichte, daß das Osmanenthum von seinem ersten Eingreifen an in die Geschicke der östlichen und mitteleuropäischen Völker die Vernichtung der antik-christlichen Civilisation instinctiv oder systematisch betrieben und zum größten Theile durchgeführt hat. Es ist

eine ebenso sichere Erkenntniß, daß diese culturfeindliche Stimmung und Action in Natur und Religion des im türkischen Reiche politisch organisirten mohammedanischen Tartarenthums wesenhaft sich gründet. Wenn daraus die in der Geschichte der Reformversuche an den türkischen Zuständen immer wieder grell hervorgetretene absolute Unmöglichkeit einer wirklichen Erneuerung und Erhebung zu höherer Stufe folgt, so liegt das Verschwinden dieser culturunfähigen und culturhinderlichen Masse und damit die Befreiung der in ihr geknechteten zukunftsfähigen Kräfte im höchsten Interesse der Humanität, und muß das Ziel der Wünsche und Bestrebungen aller human Denkenden ohne Unterschied der Nation und Religion sein. Es ist bewußte oder unbewußte Inhumanität, die Existenz dieses für die höhern Aufgaben der Menschheit werthlosen, ja schädlichen Staatengebildes mit irgend welchen Mitteln zu stützen und zu verlängern.

Stellt man sich auf den Boden der Thatsachen, so kann es sich daher für eine wirklich befriedigende und segensreiche Lösung der Orientfrage positiv nur um Verselbstständigung der beiden großen, durch die türkische Usurpation ihrer Freiheit beraubten und in ihrem Fortschreiten verhängnißvoll gehemmten Völker, der Griechen und Armenier handeln. Concret würde sich das auf der einen Seite durch Wiederaufrichtung des griechischen Kaiserthums am Bosporus von der Basis des Königsreichs Hellas aus (ein Gedanke Moltke's!) auf der andern durch Herstellung eines freien Armeniens zu gestalten haben. Damit würde das Land seinen fortschrittsfähigen Eigenthümern zurückgegeben und einer vielhundertjährigen Barbarei ein Ende gemacht werden.

Diejenige deutsche Politik wahrt die Interessen des Vaterlandes am besten, welche diese Entwickelung nach Kräften fördert, da ein großes griechisches Reich gegenüber dem anwachsenden und vordringenden Slavismus ein für unsere Zukunft werthvolles Bollwerk sein würde. Doch wie weit ist unsere gegenwärtige Politik von dieser Einsicht entfernt!

Greifswald. D. Victor Schultze,
ordentlicher Professor der historischen Theologie.

Nicht alle Wünsche und Bestrebungen der Griechen können auf den Beifall und die Unterstützung des gebildeten Europas rechnen. Wenn sie an die Wiederaufrichtung eines griechischen Kaiserthums in Konstantinopel denken, so sind dies patriotische Träume, über die man sich nicht zu erhitzen braucht. Wenn sie die Hand nach Macedonien in seinem alten Umfange ausstrecken, so stellen sich von selbst den zweifelhaften historischen Ansprüchen, die sie erheben, die mächtigeren ethnographischen Verhältnisse der Gegenwart entgegen. Aber wenn die fast ganz griechische Bevölkerung der Insel Kreta sich erhob, um das Joch türkischer Gewaltherrschaft abzuschütteln und sich mit ihren Stammesbrüdern zu vereinigen, so machten sie nur von dem allen Völkern zustehenden Recht freier Selbstbestimmung Gebrauch und mußten bei dem Königreich Hellas, wenn dasselbe nicht ganz seine nationale Aufgabe vergaß, thatkräftige Unterstützung finden. Auch wäre keine Störung des europäischen Friedens und keine Aufrollung der orientalischen Frage zu befürchten gewesen, wenn die Mächte den Uebergang der Insel Kreta aus dem türkischen Reich in den griechischen Nationalstaat ruhig gestattet hätten. Eine derartige nachsichtige Neutralität, kein actives Eingreifen, durfte umsomehr von den christlichen Mächten und insbesondere von Deutschland erwartet werden, als Europa in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts den griechischen Befreiungskampf mit enthusiastischer Sympathie begleitet hatten, und die Hellenen seitdem an der Erhaltung und Verwerthung der von ihren großen Ahnen hinterlassenen Werke des Geistes und der Kunst in edlem Wetteifer mit uns gearbeitet hatten. Es hat daher die feindselige Haltung, welche die deutsche Regierung und deutsche Presse gegen Kreta und Hellas in den letzten Kämpfen angenommen hat, mich mit lebhaftem Unwillen erfüllt. Da aber nun die Waffen gegen das kleine Griechenland entschieden haben, so mußten wir es doch noch mit Dank begrüßen, daß wesentlich durch den Beistand der europäischen christlichen Mächte ein unter den obwaltenden Umständen günstiger Friedensschluß für das Königreich Griechenland zu Stande kommt. Es dürfte deßhalb auch in diesem Zeitpunkt eine erneute oder verspätete Sympathieerklärung der Freunde Griechenlands wenig am Platze sein.

München. Prof. W. v. Christ.

Eine sonderbare Dissonanz ist es, welche zur Zeit in einem großen Theile des gebildeten deutschen Volkes gegenüber dem Volke der Hellenen sich geltend macht. Daß das altgriechische Volksthum ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes ein für die fernsten Jahrhunderte zum hohen Vorbilde dienendes sei, steht bei Vielen und besonders bei den Unterrichtsbehörden dogmatisch fest; wer nicht durch die Schule der Griechen gegangen, ist zum Geistlichen, Arzt, Richter ein für alle mal untauglich. Dem modernen Bewohner jenes schönen Landes gegenüber ist dagegen Alles erlaubt; er ist vogelfrei vor der Presse und vor der sogenannten öffentlichen Meinung, und nur selten wagt sich eine Stimme an die Oeffentlichkeit welche auch einer anderen Anschauung Ausdruck giebt. Darum ist es sehr erfreulich, daß die „Gegenwart" Denen, die aus guten Gründen sich eine andere Ansicht gebildet haben, ihre Spalten öffnet und ihnen die Möglichkeit verschafft, von der Wahrheit Zeugniß abzulegen.

Neunundneunzig Procent der deutschen Zeitungsleser kennen vom Hellas der Gegenwart wenig mehr als die eine Thatsache: dieser Staat hat einen großen Bankerott sich zu Schulden kommen lassen, und zahlreiche deutsche Capitalisten warten vergebens auf ihre ihnen von Rechts wegen zukommenden Zinsen. Daß eine solche Täuschung des öffentlichen Vertrauens scharfe Mißbilligung verdient, wird von Jedermann zugestanden, und es möchte in Athen oder Korinth wohl wenig Leute geben, welche nicht im Grunde der gleicher Meinung wären. Was man nun und nimmer billigen kann, läßt sich aber nur zu wohl begreifen. Ein von Hause aus wie die Geschichte und Länderkunde uns lehren, nicht allzu fruchtbares Land ist seit vielen, vielen Jahrhunderten der Spiel- und Tummelplatz fremder, eroberungssüchtiger, an Cultur tief unter der autochthonen Bevölkerung stehenden Völker gewesen: Gothen, Kelten, Slaven, Illyrier, abenteuernde Lateiner und zuletzt die Geißel der morgenländischen Christen, die Türken, haben Morea und Livadia — nur die Inselwelt war etwas glücklicher — zertreten und ausgesaugt, und auch das junge Königreich Griechenland trat wahrlich nicht unter den günstigsten Auspizien in das Leben. Gering ist die Ausfuhr, gering die Manufactur, und selbst wenn das Volk manchen der ihm unleugbar anhaftenden Mängel, vor Allem die echt antike — und von unseren Schulmännern belobte — Neigung zu allzu reger Theilnahme am Regierungsgeschäfte abstreifen wollte, würde noch lange nicht von wirthschaftlicher Blüthe des verkarsteten Fels- und Sumpflandes gesprochen werden können. Eine schlechte Korinthenernte — und die bittere Noth klopft an die Wohnung des Bauern ebenso wie an die Schatzkammer des Staates!

Aber, so heißt es, bei solcher Sachlage dürfte das kleine Griechenland dem mächtigen Nachbar nicht den Fehdehandschuh hinwerfen! Klugerweise freilich nicht, so wenig es klug von den Urkantonen der Schweiz war, mit Oesterreich oder Burgund anzubinden. Entscheidet denn aber wirklich nur der Erfolg über Recht und Unrecht? Daß Kreta ein ureigener und vollwichtiger Bestandtheil eines jeden hellenischen Nationalstaates, ob Monarchie oder Republik, sein muß, das sollte doch im Zeitalter des Nationalitätsprincipes von keinem Menschen mit offenen Augen mehr geleugnet werden können. die größte Insel des Aegäischen Meeres gehört ebenso zu Griechenland, wie Elsaß und Lothringen zu Deutschland,

Lombardei und Venetien zu Italien gehören, und trotz aller Künste europäischer Seiltanz-Diplomatie wird die Ruhe im Osten nicht eher einkehren, bis die Türkei auch nominell das gräuelvoll erworbene Besitzthum dem zurückgegeben hat, dem es eine höhere Fügung zuerst verlieh.

Allerdings, im Kampfe um Kandia hat Griechenland den Kürzeren gezogen, und nunmehr gehört es zum guten Tone, auch über seine militärische Inferiorität Glossen zu machen. Daran wird kaum gedacht, daß die Türkei, so miserabel sie auch regiert und verwaltet wird, trotzdem ein kaum zu übertreffendes, auch durch die schlimmste Paschawirthschaft nicht unterzukriegendes Soldatenmaterial und, theilweise dank deutschen Instructoren, ein leidlich geordnetes Heerwesen, sowie auch eine ungeheure Ueberlegenheit an Menschen und Hülfsmitteln besitzt. Und gegen eine gute Artillerie, in der die Türken bereits unter Solyman excellirten, behauptet auch ein Leonidas nicht allzu lange schlecht verschanzte Stellungen. Im Gegentheile möchte man sich eher darüber wundern, daß den Griechen der dreifach stärkere Feind niemals eine wirkliche Niederlage beizubringen, sondern sie bloß von Position zu Position zurückzumanövriren vermocht hat. Unterlegen ist Griechenland, das ist wahr. Und wenn die Königin Luise dem Eroberer auf seine Frage, wie Preußen sich ihm habe entgegenstellen können, die einfache Antwort gab, dem Staate Friedrich's des Großen sei es zu verzeihen, wenn er sich über seine Kräfte getäuscht habe, so liegt eine solche Antwort für griechische Staatsmänner und Militärs wohl auch nicht ferne, wenn sie auf die Heldenkämpfe von 1821—30 hinweisen.

Die Freunde Griechenlands in Europa, deren Anzahl doch keine ganz kleine ist, können es nicht hindern, daß dieses unglückliche Land der schamlosesten und niederträchtigsten Oligarchie, welche es auf dieser Erde giebt, dem Stambuler Effendithum, mit gebundenen Händen überantwortet wird. Aber, wie auch der definitive Friedensschluß sich gestalten, wie schwere Irrthümer das von den Lehren der Geschichte unberührte „Europäische Concert" noch begehen möge, das geistig und sittlich trotz mancher ererbter Fehler den Vorrang auf der Balkanhalbinsel behauptende Hellenenvolk wird in absehbarer Zeit sein Ziel erreichen: Griechenland den Griechen!

München. Prof. S. Günther.

Ich weiß nicht, was ein Bankier nehmen würde, wenn man ihm die Wahl ließe zwischen gewissen türkischen und gewissen griechischen Werthen; ich denke aber, daß ein solider Privatmann, der gern gut schlafen mag, am liebsten weder die eine noch die andere Sorte wählen wird, wenn er in der Lage ist, Papiere zu kaufen. Die orientalischen Papiere haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den orientalischen Menschen: sie sind nicht sehr — ermuthigend. Immerhin — man kann zum Lob der Türken Manches sagen; man kann sie im Privatleben nüchtern, höflich*), ehrlich finden, ja sogar gentlemanlike — die Eigenschaft des Herrschers —; man kann ja auch der mohammedanischen Cultur, an welcher selbst die Türken ihren Antheil haben mögen, eine eigenartige Bedeutung zuerkennen; man kann andererseits außer Stande sein, die oft gehörte Rede von der Verkommenheit der orientalischen Christen zu widerlegen; man kann zugeben, daß ein Handelsvolk, wie es die Griechen sind, gerade mit der Ehrlichkeit nicht auf dem besten Fuße steht und daß die griechischen Finanzen keineswegs das Prädicat der Mustergiltigkeit verdienen; man kann auch einräumen, daß die heutigen Griechen sich mit zweifelhaftem Recht der großen Ahnen aus der Zeit des Perikles und Cimon rühmen, sofern ein gut Theil slavisches, normännisches und anderes Blut durch ihre Adern brausen mag. Das Alles aber ändert nichts an der Thatsache, daß zunächst die Türken ein barbarisch grausames Volk geblieben sind vom Tage an, an dem sie auf dem Schauplatz der Geschichte aufgetreten sind, bis zu dem jüngstvergangenen Höllenspuk in Anatolien, dessen Feuerzeichen über Nacht auf's Neue loszubrechen drohen. Wenn aber Fatalismus, Fanatismus, Lethargie als Todesmächte anzusehen sind, die alle Lebenskeime einer wirklichen Cultur ersticken müssen, so steht es schlimm um die treuesten Söhne des Propheten. Thatenloses Hinbrüten im Wechsel mit der aufflammenden Gluth des Glaubenshasses, das sind die traurigen Extreme, zwischen denen dieses Volk rettungslos hin- und herzuschwanken scheint. Wo der Türke seine Zelte aufgerichtet hat, da wächst kein Gras mehr: sein Regiment ist — unverbesserlich.

Und nun auf der anderen Seite die leichtlebigen, übrigens sittenstrengen, thätigen und unternehmungslustigen Griechen, die mit der Muttermilch die classischen Erinnerungen eingesogen haben, und die auf Schritt und Tritt an jene große, wenn auch längst entschwundene Zeit erinnert werden: — sie sollten keines neuen Aufschwungs fähig sein? Daß ihre Palingenesie keine kriegerische sein wird, daß sie nicht im Stande sind, einen „Perserkrieg" in zweiter Auflage vor den Augen des bewundernden Europas aufzuführen, das haben sie bei Pharsalos und Dhomokos gezeigt. Daß aber eine Verbindung zwischen dem sittlichen Ernst und kühnen Thatendrang des Christenthums und der heiteren Schönheit des classischen Alterthums gerade auf diesem Boden möglich sein sollte, auf dem nach einander ein Sophokles und ein Paulus gewandelt sind, und daß, wenn diese Verbindung vollzogen wird, speciell Griechenland eine große Culturaufgabe in Osten zu erfüllen haben wird, das ist meine nicht unbegründete Hoffnung. Die deutsche Politik aber, die sich darin gefällt, von der „befreundeten Türkei" zu reden, die es fertig bringt, den Osmanen durch deutsche Officiere ihre Waffen zu schärfen und durch deutsche Beamte ihre Finanzen zu ordnen, kann ich nur auf's Tiefste bedauern.

Stuttgart. Stadtpfarrer Otto Umfrid.

*) Was geb' ich aber um alle Höflichkeit, wenn der Türke, vom Geschrei seiner Mollahs aufgestachelt, im Stande ist, seinen Gegner am Spieß zu braten!

---

Die Gutachten von Theodor Mommsen, F. Max Müller, M. v. Pettenkofer, Friedrich Ratzel, M. v. Egidy, K. Krumbacher, Hans Hoffmann u. A. folgen in nächster Nummer.

---

## Zur Situation in Indien.

Von Otto Gaupp (London).

Der Besitz eines Weltreiches hat die Schattenseite, daß man aus den Sorgen nicht herauskommt. Siam, Venezuela, Südafrika und nun Indien! Wie viele Sorgen, wie viel Aerger, wie viele Schreiberei hat sich nicht in ein paar Jahren für die Minister „Ihrer Britannischen Majestät" an diese paar Namen geknüpft! Man versteht, was ich meine. Andererseits hat diese Schattenseite die Lichtseite, daß man sich daran gewöhnt, auch in gefährlichen Lagen kaltes Blut zu bewahren, und, wenn noch so schwarze Wolken am Himmel stehen, nicht gleich eine Sintfluth zu befürchten, sondern sich zu sagen: es hat noch oft viel schlimmer ausgesehen, und wir haben uns doch immer gut durchgeschlagen. Ich lese in nichtenglischen Zeitungen, daß in Indien „der Auflösungsproceß bereits begonnen hat", daß die „englische Herrschaft dort in ihren Grundfesten wankt", und habe Artikel vor mir mit Ueberschriften wie: „Eine zweite Muting", „Das indische Volk steht auf", „Das Ende der englischen Herrschaft" ꝛc. Von solchen Unheilsprophezeiungen hört man hier weder in der Presse, noch im persönlichen Verkehr das Geringste. Nicht

als ob man den Ernst der Lage unterschätzte; man giebt vielmehr allgemein zu, daß die indische Regierung sich seit dem großen Aufstand von 1857 nie einer so schwierigen Aufgabe gegenüber gesehen hat, wie heute. Aber daraus, wie es besorgte Nachbarn thun, gleich Schlüsse auf einen bevorstehenden „Kladderadatsch" zu ziehen, fällt hier Niemanden im Traume ein. Für solche Unkenrufe hat man nur ein gelassenes Lächeln.

Ich will im Folgenden nicht prophezeien, sondern nur versuchen, möglichst ohne Vorhaß und Vorliebe ein allgemeines Bild der thatsächlichen Situation zu geben und anzudeuten, wo ihre Ursachen zu suchen sind oder wenigstens von den besten Sachverständigen gesucht werden. Die indische Gefahr, die der Regierung heute dräut, hat zwei nicht nothwendig mit einander verknüpfte Seiten. Sie sind einmal eine weit verbreitete Unzufriedenheit und Rastlosigkeit in Indien, als deren Symptome die Ermordung englischer Beamter, die Unruhen in Calcutta und die heftige aufrührerische Sprache eines Theils der eingebornen Presse gelten können, und dann ein in dieser Ausdehnung noch nie erlebter Aufstand der wilden muhammedanischen Bergstämme an der indisch-afghanischen Grenze. Gehen wir auf jede dieser Seiten etwas näher ein.

Unruhen, wie sie in Calcutta vorgekommen, mörderische Anschläge auf Weiße, wildes Hetzen in einem Theil der Presse sind in Indien nichts Neues; das sind vielmehr Erscheinungen, wie sie in einem Lande unvermeidlich sind, in dem zwei mächtige Religionen immer mehr oder weniger mit einander im Streite liegen, und das von einem Häuflein Fremder regiert wird, und zwar Fremder, die von den Unterthanen durch die abgrundtiefe Kluft einer anderen Religion, anderer Sitten und einer absolut anderen Weltanschauung und -empfindung getrennt sind. Ja, im Ganzen ist nur zu verwundern, daß die Ruhestörungen nicht häufiger sind und die politische Unzufriedenheit nicht weiter um sich gegriffen hat. Auch daß sie sich gerade in letzter Zeit außerordentlich verschärft und tiefer eingefressen hat, ist an sich leicht erklärlich aus den besonderen Leiden, die Indien in den letzten Monaten durchgemacht hat. Man denke nur an die Pest, die Hungersnoth, die Erdbeben und die finanzielle Noth, die das Fallen des Silberpreises verursacht hat. Ueber Alles das braucht sich die indische Regierung nicht besonders aufzuregen, denn Alles das hat nichts Anormales. Ernster ist für sie ein besonderer Zug, der die gegenwärtige Unzufriedenheit charakterisirt, nämlich der, daß sie dies Mal auch die muhammedanischen Indier, die sonst zu ihren loyalsten Unterthanen gehören, stark gepackt hat. In dieser speciellen Erregung der Muhammedaner sehen aber alle Sachverständigen eine Folge der türkischen Siege in Griechenland und eine Reaction gegen die türkenfeindliche Politik Lord Salisbury's und die beschimpfende Sprache, die englische Blätter und Redner gegen den „Kalifen" geführt haben. Diese Verschärfung der natürlichen Unruhe in Indien durch eine panislamitische Bewegung ist natürlich für England sehr unangenehm. Man darf aber sicher sein, daß die englische Regierung sie als Factor in die Rechnung gezogen hat, als sie von ihrer traditionellen Politik der Türkei gegenüber abwich, und sie kann an sich die Engländer nie zu einer Rückkehr zu dieser Politik bewegen, selbst wenn diese möglich wäre. Man darf auch nicht vergessen, daß der große Aufstand von 1857, in dem die Muhammedaner eine große Rolle spielten, losbrach, als eben die englischen Truppen aus dem Krimkrieg zurückkehrten, in dem sie als Verbündete des Sultans gekämpft hatten.

Wie dem auch sei, die Hauptfrage, die sich an die gegenwärtige, außergewöhnliche Unzufriedenheit in Indien knüpft, ist die, muß sie als Vorbote eines neuen großen Aufstandes angesehen werden? Während ausländische Zeitungen geneigt sind, das zu bejahen, wird diese Frage von englischer Seite entschieden verneint. Indien ist eine Sphinx, und es ist immer sehr riskirt, vorauszusagen, was dort geschehen wird oder nicht geschehen wird. Im Allgemeinen scheine mir die Engländer aber doch für ihre optimistische Auffassung sehr gute Gründe zu haben. Man muß bei Abschätzung der Wahrscheinlichkeit eines großen Aufstandes vor Allem daran festhalten, daß es kein indisches Volk giebt, sondern nur viele Völker in Indien, die viele Hunderte von Sprachen sprechen und einander unähnlicher sind, als die verschiedenen Völker Europas einander. Diese absolute „Nichteinheitlichkeit" der sogenannten indischen Nation wird dann weiter verschärft durch die starren Schranken, die das Kastensystem überall zwischen den Volksgenossen aufrichtet. Und nimmt man dazu, daß die Eingebornen, abgesehen von der Armee, überall ganz ohne Waffen sind, so sieht man, daß ein allgemeiner Aufstand der indischen Völker einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist. Möglich sind nur locale Ausbrüche, die an sich die englische Herrschaft nie gefährden können. Die einzige wirkliche Gefahr bildete für sie eine Wiederholung der Vorgänge von 1857, wo, wie man oft übersieht, nicht das Volk aufstand, sondern die Armee abfiel, woher der richtige Name die „große Meuterei". Daß aber die Armee unzufrieden ist, dafür fehlt bis jetzt jedes Anzeichen, und die militärischen Autoritäten in Indien verbürgen sich energisch für ihre Loyalität. So lange aber die indische Regierung ihrer „Sepoys" sicher ist, kann sie aller Unzufriedenheit und localen Ausbrüchen spotten: ihre Niederwerfung ist dann nur eine Frage der Rupien und Kugeln. Sowie allerdings verlauten würde, daß auch nur ein reguläres Bataillon der Eingebornen Armee gemeutert habe, würde die ganze Situation in Indien ein anderes Aussehen annehmen. Darüber zu speculiren, welche Folgen eine zweite „Meuterei" haben würde, hat wenig Werth; aber jedenfalls darf man nicht vergessen, daß es selbst in diesem Falle den Indiern heute schwerer fiele, den Griff der „weißen Hand" abzuschütteln, als 1857, wo sie es umsonst versuchten. Damals standen in Indien nur 38 000 Mann weiße Truppen einer Eingebornen Armee von 220 000 Mann gegenüber. Heute hat England 72000 seiner besten Soldaten in Indien und die Eingebornen Armee zählt nur 170 000 Mann. In der allgemeinen Lage in Indien liegt also nach meiner Ansicht nichts, was die Behauptung rechtfertigte: „daß Englands Stellung in Indien heute unbestreitbar mehr bedroht ist, als je" (cfr. Hamburger Nachrichten 17. August). Das Gegentheil ist wahr.

Ja, aber wie steht es denn mit dem großen Aufstand der Tschitral- und Afghanstämme an der indischen Nord-West-Grenze? Nun, darauf kann man ruhig die Antwort geben: er ist für die indische Regierung sehr, sehr unangenehm, weil seine Niederwerfung viel Blut und, was bei ihrer bedrängten Finanzlage noch mehr in Betracht kommt, schweres Geld kosten wird; aber schließlich ist sie doch nur eine Frage von Zeit und Geld, und eine wirkliche Gefahr für die englische Herrschaft in Indien involvirt er nie und nimmer. Sehr ernst wäre dieser Aufstand allerdings dann gewesen, wenn, wie viele Blätter sofort annahmen, der Emir von Afghanistan hinter ihm gestanden wäre, und die Aufständischen auf seine Hülfe hätten rechnen können. Diese Hypothese wird aber jetzt doch allgemein aufgegeben. Der Emir hat seinen Gouverneuren ausdrücklich befohlen, sich jeder Einmischung in diese Verwickelungen zu enthalten, und er hat in offenem Durbar feierlich beschworen, daß er seine Pflichten als Bundesgenosse Indiens nie verletzt habe und nicht zu verletzen gedenke. Die Haltung des Emirs wird immer prima facie ein zweideutiges Aussehen haben; denn er hat eine doppelte Rolle zu spielen. Er ist einmal der Bundesgenosse der indischen Regierung, die ihm ein jährliches Subsidium von 1800000 Silberrupien zahlt und die Integrität seines Gebietes garantirt, und er ist andererseits das Haupt eines fanatisch muhammedanischen Volkes, das von seinem Herrscher verlangt, daß er Ungläubige als Ungläubige

behandelt. Diesem muhammedanischen Fanatismus seiner Unterthanen hat der Emir im Interesse seines Thrones immer Concessionen gemacht. Er hat fanatischen Hetzpriestern stets ein Asyl gewährt, er hat selbst ein Buch über die Rühmlichkeit des „heiligen Krieges" verfaßt ꝛc. Er hat es aber immer verstanden die richtige Grenze einzuhalten und keinen Bruch mit der indischen Regierung herbeizuführen. Er mag die Engländer nicht leiden, fürchtet aber die Russen noch mehr, und er kennt die Stärke und Qualität der indischen Armee zu genau, als daß er sich darüber Illusionen hingeben würde, daß ein offener Bruch ihm schließlich nicht nur sein schönes Subsidium, sondern seinen Thron kosten würde. Auf mehr als platonische Sympathie können die Aufständischen daher beim Emir nicht rechnen, und damit ist ihr Schicksal schon heute besiegelt, bevor noch ein entscheidender Streich gefallen ist.

Wir können hier auf die militärische Situation an der Grenze nicht näher eingehen, denn sie ändert sich kaleidoskopartig und kann eine ganz andere sein, bis diese Zeilen dem Leser vor Augen kommen. Daran muß aber zum Verständniß der ganzen Situation festgehalten werden, daß es sich an der Nord-West-Grenze nicht eigentlich um die Niederwerfung eines Aufstandes, sondern um einen auswärtigen Krieg gegen unabhängige Stämme handelt. Das Gebirgsland, das diese Stämme bewohnen, war seit jeher „keines Mannes Land" und erst vor vier Jahren sind der Emir und indische Regierung übereingekommen, ihre gegenseitigen Einflußsphären in diesem Gebiet zu markiren. Aber auch heute liegt z. B. der vielgenannte Khaibarpaß nicht auf britischem Gebiet, sondern nur innerhalb der britischen Einflußsphäre, weßhalb ihn auch bis jetzt nicht britische Garnisonen, sondern nur Aufgebote der jetzt aufständigen Afridis offen gehalten haben. Weiter wäre die Ansicht falsch, daß sich die ganze Nord-West-Grenze im Kriegszustand befinde. In Wirklichkeit sind es nur drei Sturmzonen: nämlich erstens das Swatthal und die Nachbarthäler, wo die Unterwerfung der Stämme, nachdem sie schreckliche Verluste im Feld erlitten, bereits so gut wie durchgeführt ist; zweitens das Land der Mohmands, gegen die sich jetzt englische Colonnen vom Norden und Süden her in Bewegung setzen, und drittens das Gebiet der Afridis und Orakzais, gegen die man von Peshawur und Kohat aus vorgehen wird. Im Ganzen stehen jetzt 40000 Mann indischer Truppen an der Grenze, und daß gegen diese die wilden Bergstämme, so tapfer und zahlreich sie sind, bei ihrer mangelhaften Bewaffnung, dem Fehlen jedes Zusammenwirkens und jeder Verpflegungsvorkehrungen keine Aussichten haben, liegt auf der Hand. Die Schwierigkeit für die Engländer liegt nur darin, sie in dem gebirgigen Terrain fassen zu können, und in den Arrangements für die Verproviantirung der Truppen.

Die indische Regierung hat bis jetzt mit ihrer Ansicht über die Ursachen des Aufstandes sehr zurückgehalten; die öffentliche Meinung ist aber doch unter der Leitung von Sachverständigen mehr und mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Hauptursachen des Aufstandes im Wesentlichen localer Natur sind, und daß es unnöthig ist, zu seiner Erklärung etwa geheime Intriguen des Emirs oder gar des Sultans herbeizuziehen. Diese Bergstämme sind zu unabhängig und zu unwissend, um sich durch Einflüsse von Außen in ihrem Verhalten wesentlich bestimmen zu lassen. Sehr wahrscheinlich ist allerdings, daß Gerüchte von der Unzufriedenheit ihrer Glaubensgenossen in Indien und von großen Siegen des Sultans über die Ungläubigen auch zu ihnen gedrungen sind. Diese Gerüchte haben aber nur Oel in's Feuer der bestehenden Unzufriedenheit gegossen und vielleicht die Zeit für ein längst geplantes Losschlagen als besonders günstig erscheinen lassen. Die eigentliche Ursache der Unzufriedenheit aber ist die Vorwärtspolitik, die die indische Regierung in letzter Zeit in diesen Gegenden befolgte, und die in der Occupation Tschitrals gipfelte, zu der sich Lord Salisbury's Regierung unter Umstoßung der Politik seines Vorgängers und Verletzung gegebener Versprechen vor zwei Jahren entschlossen hat. Seit der Annexion des Punjab bis vor etwa zehn Jahren war es die Politik der indischen Regierung gewesen, diese Bergstämme möglichst ungeschoren zu lassen und nur Strafexpeditionen gegen sie zu veranstalten, wenn sie ihre Raubzüge in indisches Gebiet ausdehnten, die Truppen aber sofort zurückzuziehen, wenn ihre Bestrafung erzielt war. In dieser Politik sehen die Grenzstämme keine Bedrohung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit und man stand zu ihnen in einem leidlichen Verhältniß. Seitdem hat aber in den leitenden Kreisen Indiens eine andere Schule die Oberhand gewonnen: es werden Vorposten in die Gebirgsthäler geschoben, permanente Garnisonen in das Gebiet der Stämme gelegt und große Militärstraßen durch ihre Thäler geführt, das Alles im Interesse einer „wissenschaftlichen Grenze". Diese Politik mag ihre guten Gründe haben — wir können darauf nicht näher eingehen, denn das führte zu der ganzen schwierigen Frage der besten Vertheidigung Indiens gegen einen russischen Angriff. Aber das ist klar, daß sie die Bergstämme, denen nichts über ihre uralte Freiheit und Unabhängigkeit geht, auf's Tiefste beunruhigen mußte. Je mehr die Vorwärtspolitik Fortschritte machte, desto mehr sahen sie ein Netz von Straßen und Forts anwachsen, das schließlich ihre Freiheit erdrosseln mußte. Und als dann der entscheidende Schlag der dauernden Besetzung der abgelegenen Gebirgsthäler von Tschitral erfolgte, da mußte sich ihnen Allen die Frage gebieterisch aufdrängen, an wem wird nächstens die Reihe kommen, und von der Stellung dieser Frage bis zum wirklichen Losschlagen war bei dem unbändigen und kriegerischen Charakter dieser Stämme nur ein Schritt. Alles deutet darauf hin, daß es die Politik der Engländer war, die den Boden bereitet hat, auf dem die Saat der Predigt fanatischer Mullahs, von denen wir so viel hören, in so üppige Frucht geschossen ist. Ist der Aufstand niedergeschlagen, so wird jedenfalls die ganze Frage der Grenzvertheidigung und des Verhältnisses zu diesen Stämmen Gegenstand ernstester Erwägung für die englische und indische Regierung sein müssen.

Indien ist ein unerschöpfliches Thema, wir müssen uns aber hier auf das Gesagte beschränken. Diese Zeilen haben ihren Zweck erreicht, wenn sie dazu beitragen, auch in Deutschland eine nüchterne und sachliche Auffassung der Situation in Indien zu fördern.

## Literatur und Kunst.

### Die Münchener Internationale Kunstausstellung.

Von Johannes Gaulke.

Der Münchener Internationalen Kunstausstellung ist in diesem Jahre durch die gleichzeitige Dresdener eine nicht zu unterschätzende Rivalin erwachsen, aber dennoch wahrt München seinen alten Ruhm als Kunststadt. Künstler von Ruf sind hier wie dort in gediegener Auswahl vertreten, aber auch einer Reihe jüngerer Talente ist durch die Ausstellungen der Weg in die Oeffentlichkeit angebahnt worden.

Aus dem reichen Kunstleben der Gegenwart seien einige der interessantesten Vertreter aller Richtungen einer kurzen Besprechung gewürdigt. Die Münchener Kunst, deren beide großen Gruppen, die Secession wie die Künstlergenossenschaft, eine versöhnliche Haltung beobachten, so daß ihre principiellen Gegensätze bald als überwunden zu betrachten sind, nimmt im Glaspalast nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ die

erste Stelle ein. Die symbolistische und Stimmungsmalerei, die auch unter den Jüngsten der Jungen einer großen Anhängerschaft sich erfreut, hat hier ihre vornehmste Pflegestätte gefunden; allerdings darf man sich der Thatsache nicht verschließen, daß diese Richtung, so berechtigt sie an sich sein mag, zu einer saloppen Behandlung der Form führt. Selbst bei Franz Stuck kann man oft eine absichtliche Vernachlässigung derselben beobachten. In seinem kleinen Bilde „Bacchantenzug" sucht er allein durch ein saftiges Colorit zu wirken, Zeichnung und Form ist ledern. Ein ähnlicher Vorwurf läßt sich auch gegen das große Figurenbild „Das verlorene Paradies" erheben, dem wohl eine monumentale Anlage eigen ist, das aber in der Durchführung wenig befriedigt. Stuck thäte besser daran, auch seine monumentalen allegorischen Bilder mit derselben Sorgfalt durchzubilden, wie das Portrait des Prinzregenten von Bayern, das uns den Beweis seines tüchtigen Könnens liefert. Auch bedingt ein geheimnißvolles Colorit noch nicht den Wert eines Kunstwerks, dieses kann wohl momentane Stimmungen hervorrufen, aber man kann seiner auch ebenso schnell wieder überdrüssig werden.

Zu welchen Absurditäten die Geheimnißkrämerei in der Kunst führt, zeigen die Arbeiten von Peter Behrens („Traum") und Ernst Liebermann („Ein Abenteurer"), wo jede lebendige Bewegung und natürliche Situation absichtlich vermieden zu sein scheint. Irgend ein grotesker Einfall, dazu eine bizarre Zeichnung und das symbolistische Kunstwerk ist fertig — und ein gläubiges Publicum, das nöthigenfalls der Arbeit eine tiefere Bedeutung andichtet als der Künstler vielleicht beabsichtigt hat, findet sich stets ein, wo es etwas „noch nie Dagewesenes" zu sehen giebt. — Tiefer ist Adolf Hengeler angelegt, der von allen Nachahmern Böcklin's den Meister vielleicht am besten begriffen hat. Sein „Abend" und „Der Geiger" sind anspruchslose, von jeder Sensationshascherei freie Arbeiten, die wohl geeignet sind, Stimmungen zu erwecken.

Nun gelangen wir zu dem religiösen Genre, das trotz der wiederholten Wechsel der Kunstanschauung stets eine bevorzugte Stellung in der künstlerischen Production eingenommen hat. Seit bald zwei Jahrtausenden sehen wir dieselben, der religiösen Mythen und der Legende angehörenden Motive in der Kunst fast zum Ueberdruß wiederkehren und stets wissen sich die Bibelheiligen den Gewohnheiten und Costümen des jeweiligen Zeitalters auf das Sorgfältigste anzupassen. Diese Verschiebung von Zeit und Ort kann man sich wohl gefallen lassen, wenn dem Kunstwerk, wie bei Uhde ein bestimmter Gedanke zu Grunde liegt, wie: „Lasset die Kindelein zu mir kommen" und „Komm Herr Jesu sei unser Gast" oder die in Dresden ausgestellte vorzügliche Arbeit „Christus predigt am Meere". Schildert der Künstler aber eine sogenannte biblische Historie — und als solche will Uhde die Himmelfahrt Christi gewiß aufgefaßt sehen, so ist mir unverständlich, weßhalb die handelnden Personen durchaus in einem modernen Gewand auftreten müssen. Wenn man auch von diesem durch die Tradition geweihten Anachronismus absieht, so wirkt Uhde hier nicht überzeugend. Wer das religiöse Moment im Kunstwerk betonen will, darf sich nicht auf eine naturalistische Darstellungsart capriciren, eine so schwächliche Gestalt wie der dem Grabe entsteigende Christus kann unmöglich die Vorstellung von seiner welterlösenden That erwecken.

Dahingegen ist der Christus von Leo Samberger eine mächtigere Persönlichkeit. Es liegt etwas Fascinirendes in diesen aus dem Dunkel des Hintergrundes sich plastisch abhebenden Zügen. Auch ist seine Madonna mit dem Kinde, deren goldig braunes Colorit an die Art Rembrandt's erinnert, eine weit über das landläufige Madonnenbild hinausragende Arbeit. Von anderen Bildern christlich mythologischen oder legendären Charakters seien erwähnt „Kain und Abel" von Jos. Leonhard und „Die apokalyptischen Reiter" von Christian Speyer, beides Arbeiten, die wohl von einem tüchtigen Können Zeugniß ablegen, aber viel zu wenig naiv geschaut sind, um religiöse Vorstellungen erwecken zu können. Die christliche Mythe ist wohl noch immer eine reiche Fundgrube für künstlerische Motive, aber ihre tiefsinnerlichste Bedeutung hat die religiöse Malerei eingebüßt, da sie nicht mehr dem Zeitempfinden gerecht wird.

Von weittragenderer Bedeutung für die moderne Kunst sind die socialen und psychologischen Momente. Eine der besten Arbeiten dieses Genres ist das „Peccatum" von Adolf Echteler eine packende Schilderung der aus der illegitimen Berührung resultirenden Seelenqualen eines jungen Mädchens, das durchwühlt von dem Gedanken: „Ich habe gesündigt", wie geistesabwesend gegen die Wand lehnt, aus dem Nebenzimmer wirft die jüngere Schwester, welche die Situation in ihrer Tragweite noch nicht begreift, einen scheuen Blick auf die ältere. Mit diesen wenigen Mitteln hat der Künstler ein sociales Sittenbild von dramatischer Wirkung geschaffen. Eine ähnliche Wirkung übt auch das Bild „Schwärzerers Ende" von Aug. Dieffenbacher aus, eine Scene aus dem bayrischen Gebirge: ein Wilderer, der das Opfer seines Berufes — denn bei den freien Bergsöhnen gilt noch die altgermanische Auffassung über das Jagdrecht — geworden ist. Die besten Arbeiten dieses Genres sind in diesem Jahre in Dresden ausgestellt, daher kann ich mich an dieser Stelle nicht auf eine Besprechung derselben einlassen. — Als den liebenswürdigen Humoristen und geistvollen Satyriker treffen wir auch Adolf Oberländer in München an, diesmal hat der Meister gegen seine Gewohnheit zum Pinsel gegriffen, aber ist seine Malerei auch matt, so ist seine Kunst dabei nicht verblaßt und hat nichts von ihrer satyrischen Wirkung eingebüßt.

Das Gebiet der Landschafts- und Genremalerei weist in München eine große Anzahl von einander unabhängigen Individualitäten auf. Einige haben bereits ihren Höhepunkt erreicht, wie Karl Raupp, der seinem einzigen Motive (Fischerkahn auf dem Chiemsee), keine neuen Reize mehr abzugewinnen versteht, aber es sind Andere an ihre Stelle getreten, welche die Natur in allen ihren Erscheinungen zu beobachten verstehen. Karl Böhme bringt farbenprächtige Marinebilder von Capri, Anton Braith lebenswahre Scenen aus dem Thierleben, ebenso Heinrich Zügel, der allerdings etwas ungestüm vorwärts drängt: seine Thiere tummeln sich in einer etwas zu intensiv violetten Luft, die vielleicht unter gewissen Vorbedingungen möglich, sich aber sonst dem Auge des Laien nicht in dieser Intensität bemerkbar macht. Eine lebendige Scene stellt Fr. Freund aus „Großfeuer im Dorf", die Bewegung der Figuren, wie die landschaftlichen Details, die schwere Luftstimmung, sind gleich gut beobachtet und zur Wiedergabe gelangt. Eine poetische landschaftliche Stimmung weiß Herm. Urban zu erzielen. Sein Object ist der geheimnißvolle Nemi-See, der Landschaft ist ein eigenartiges individuelles Leben inspirirt — jene Kunst, in der Arnold Böcklin seine höchsten Triumphe erzielt hat. Deßhalb will ich den großen Schweizer im Anschluß an die Münchener — da er sich wohl auch sonst keiner bestimmt abgegrenzten Gruppe anreihen ließe — noch in Kürze berücksichtigen.

Neben seinen bekannten Arbeiten „Die Todteninsel", „Burg am Meere" und Anderen, die uns den Meister auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens zeigen, finden wir auch einige Jugendwerke ausgestellt „Charon ein Brautpaar über den Styx setzend" und phantastische Landschafts- und Schlachtenbilder, welche die Persönlichkeit des Künstlers uns erst ahnen lassen. Etwas anders geartet sind einige Arbeiten neueren Datums „Der Abenteurer" und „Gott — Vater Adam das Paradies zeigend", wo er weniger anziehend wirkt, auch das tiefe sattе Colorit, die sprüchwörtliche Böcklinstimmung vermissen wir. Ganz im Bann seiner symbolistischen Naturanschauung stehen wir aber beim Anblick der „Meeres-

braudung", die Figur, ein junges Weib mit der Harfe, die Personificirung des bewegten klagenden Meeres, vereinigt sich mit der Landschaft zu einheitlich abgestimmter Gesammtwirkung. Das ist groß, schön und ergreifend.

Eine eigenartig symbolische Sprache führt auch der Schweizer Ferd. Hodler; während bei Böcklin der Reiz in der landschaftlichen Stimmung liegt, abstrahirt dieser gänzlich von jenen Motiven und wirkt nur durch die eigenartige Bewegung und Composition seiner Figuren. „Die Nacht" ist eine dieser symbolischen Darstellungen; rings im Umkreise liegen in tiefem Schlaf versunken verschiedene Menschen, der einsame Schläfer und das Liebespaar; aus der Mitte erhebt sich ein kräftiger Mann, vom Alpdrücken geplagt, zur halben Höhe. Dieser an sich wenig aufregende Vorwurf wirkt aber so räthselhaft traumhaft, daß wir unwillkürlich an die geheimnißvolle Mitternachtsstimmung in Zarathustra's Rundgesang erinnert werden: „O Mensch! gieb Acht! — Was spricht die tiefe Mitternacht? — —

Während man in Deutschland trotz aller mystischen Speculation sich immer noch die Freude an einem kräftigen Colorit erhalten hat, möchten die Franzosen am liebsten von jeder Farbe abstrahiren oder sie ergehen sich in die seltsamsten Excentricitäten. Des Symbolismus und Mysticismus scheint man schon wieder überdrüssig zu sein, daher muß eine neue „Richtung" erklügelt werden. „Vers l'abîme", ein Colossalbild von Henry Martin, scheint das Product der neuesten Kunstanschauung zu sein. Alte und junge Männer und Weiber drängen zu einer großen Masse vereinigt vorwärts, dem Verderben entgegen, das durch ein junges tückisch lächelndes Weib mit Fledermausflügeln allegorisch dargestellt ist. Wozu man sich eines so gewaltigen Apparats zum Ausdruck eines nicht ganz neuen Gedankens bedient, ist mir einfach unbegreiflich.

Einen abgeklärteren Charakter trägt die Ausstellung der Holländer. Dieser niederdeutsche Volksstamm ist am wenigsten von der Nervosität des Zeitalters angekränkelt, daher bietet auch die holländische Kunst eine durchweg gesunde Nahrung. Wie ihre großen Vorgänger, so haben auch die Neueren sich eine unbefangene Beobachtungsgabe und Urtheilskraft erhalten, unterschiedlos entrollen sie die Licht- und Schattenseiten des Lebens unseren Blicken. So führt uns Alexander Streijs in die Hütte der Armuth, ein Geistlicher, der dem Sterbenden das letzte Sacrament verabfolgt hat, verläßt den öden Raum, wo das unglückliche Weib vom Schmerz überwältigt, sich über den Stuhl geworfen hat. „Hoffnungslos" ist der Titel des Bildes und in dieser schlichten Schilderung gelangt der Gedanke zum vollkommensten Ausdruck. Arthur Briët bringt eine lebensvolle Studie aus dem Arbeiterleben „Kaffeepause in der Hütte". Das Bild athmet eine echt niederländische Stimmung, die an die besten alten Meister erinnert. Aeußerst wirksam ist „Der Heimgang" von Joseph Israels, eine fein beobachtete Zwielichtstimmung. Von G. H. Breitner ist eine winterliche Straßenscene aus Amsterdam ausgestellt, hervorzuheben ist die geschickte Wiedergabe der schneeigen Luft. In eine jener reizvollen von der späten Nachmittagssonne beschienenen Canalstraßen einer holländischen Stadt führt uns Klenkenburg. Als tüchtige Marine- und Landschaftsmaler sind vertreten: Mesdag, Koldeway, Jansen und Andere.

Auch die englische Abtheilung zeichnet sich durch ein einheitliches aristokratisches Gepräge aus. Die Künstler Englands stehen theilweise noch unter dem Einfluß der präraphaelitischen und auch der altvlämischen Schule. Manches gediegene Kunstwerk ist das Resultat dieses Studiums gewesen. Im Geist der Gebrüder Eyck ist der Bildercyklus der Legende vom heiligen Georg geschaffen, was diese Bilder vor ähnlichen Arbeiten vortheilhaft auszeichnet, ist die außerordentliche Naivität, mit welcher der Künstler an den legendärmärchenhaften Stoff herangetreten ist. R. A. Watts erhebt sich über das an Raum und Zeit gebundene Menschengeschlecht, er kleidet den Gottesbegriff in die Fassung „des alles Durchdringenden," eine im Raum thronende Gestalt, die die Erdkugel schirmend mit den Händen umfaßt. Zur blühenden Erde führt uns Maurice Greiffenberg zurück „Ein Liebespaar", jenes unerschöpfliche Thema, gehört zu den anziehendsten Arbeiten der Ausstellung. Ein Bacchantenzug von Frank Brankwyn fesselt uns weniger durch die Plastik der Figuren, als durch das satte und doch ruhig gedämpfte Colorit. — Unberührt geblieben von den jeweiligen modischen Strömungen ist Hubert Herkomer, der Schilderer weiblicher Anmuth. Ein Bildniß, die Frau des Künstlers, die Dame in Schwarz, zeigt ihn auf der Höhe seines Könnens; dieser eigenartige Gesichtsausdruck der unnahbaren Schönheit, den wir zum ersten Mal bei der Miß Catharina Grant beobachten konnten, prägt sich auch hier unverwischbar dem Gedächtniß ein.

Die amerikanischen Künstler entfalten eine außerordentlich rege Thätigkeit, wir finden in ihrer Abtheilung keine Arbeit vor, die unter dem Durchschnitt stände, eine jede legt Zeugniß davon ab, daß die Amerikaner ernstlich im Auslande studirt haben. Bridgeman, der geschickte Darsteller von Scenen aus dem Orient bringt neben Solchen auch einen lebendig in der Bewegung und decent im Ton gehaltenen Bacchuszug. E. L. Wecks behandelt dasselbe Genre. „Straßenbarbiere von Saharanpore" ist eine fleißig studirte, den Charakter des Orients anschaulich wiedergebende Arbeit. Dem modernen Genre gehören die Bilder von Walther Gay an „Tabakarbeiterinnen in Sevilla" und „Stickerinnen", echte Typen der leidenschaftlichen Spanierinnen. Als einen fein empfindenden Stimmungsmaler lernen wir Alexander Harrison in verschiedenen Waldidyllen kennen, die einen außerordentlich intimen coloristischen Reiz ausüben. — Daß den Amerikanern auch nicht der Sinn für historische Aufgaben fehlt, beweist das Bild „Die Hexen" von Mac Ewen, ein jüngeres und ein altes dieser unglücklichen vom blinden Fanatismus verfolgten Weiber harren in stumpfer Resignation ihres Schicksals. Das Bild ist wohl geeignet, Vorstellungen über die brutale mittelalterliche Anschauungswelt zu erwecken.

Mehr in die Breite — in bildlicher wie in wörtlicher Bedeutung — als in die Tiefe wächst die Repräsentationskunst der Ungarn. Es sind mehrere Episoden aus der Geschichte der Magyaren, die verschiedene Künstler in patriotischer Aufwallung der Nachwelt zu überliefern sich verpflichtet fühlen, der künstlerische Werth dieser Arbeit steht aber kaum auf dem Niveau der höfischen Kunst eines A. v. Werner. Tiefere Accorde schlägt der seiner künstlerischen Ausbildung nach zu Frankreich gehörige Michael Munkacsy an. „Die letzte Stunde des Verurtheilten" ist ein Werk von dramatischer Kraft und psychologischer Schärfe. Ihm nach strebt Tihamér y Margitay, der ernste und heitere Episoden aus dem „hohen" Gesellschaftskreise mit feinem Sarkasmus zu schildern versteht. Diesmal bringt er eine Scene „Nach dem Duell". Der Künstler benutzt den Augenblick, als der letzte Brief des Duellanten an seine Familie eintrifft. Die Wirkung, die diese Unglücksbotschaft auf den Einzelnen ausübt, die gebrochenen Eltern, die convulsivisch schluchzende Braut, dann die Spannung, die sich auf dem Gesicht des Vorlesenden malt, ist äußerst anschaulich dargethan, jede Figur ist an sich ein Meisterwerk der Charakteristik, nur tritt die Absicht, Sensation zu erregen, im Bilde etwas zu deutlich hervor.

Ein theatralisches Gepräge ist auch bei Spaniern wie Italienern in gleichem Maaße beliebt, manchen Bildern haftet direct etwas von den Illustrationen von Hintertreppenromanen an, wie „Divitiarum affluentia" — der Ueberfluß der Reichen von Villegas und „Povera Moglie" — eine betrogene Gattin, von Roselli; diese tendenziös gefärbten Sittenbilder entbehren jeder feinen Psychologie, gerade das Moment, das der Künstler in erster Linie hier zu betonen hat. — Groß in der Anlage ist das Colossalbild „Ave Maria" von Corelli, die Abendandacht der Schnitter und

Schnitterinnen entbehrt nicht einer poetischen Stimmung. Von einem tüchtigen Können zeugen die Arbeiten von Italico Braß „Venetianische Schiffer beim Kartenspiel" und Bastida Sorella „Die Segelflickerinnen."

Dagegen nehmen die farbenfrohen Südländer in der Staffeleikunst, sowohl in der exacten Durchführung als auch in der Leuchtkraft des Colorits den ersten Rang ein. Da ist Pio Jowis „Johannisfest in Rom", Tiratellis „L'été à Naples," beides Arbeiten, wozu die künstlerisch bewegten Straßen- und Volksscenen aus Italien den Vorwurf geliefert haben. Ebenso picant, vielleicht noch peinlicher in der Durchführung der Details sind die Genrebilder von Barbasan, Aranda, Benlinre y. Gil. Letzterer bringt ein Bild aus dem Perrückenzeitalter „Königl. Zeitvertreib", eine Arbeit, die nicht nur von glänzender coloristischer Wirkung ist, sondern auch eine fein sarkastische Illustration des Zeitalters der Höflings- und Maitressenwirthschaft liefert.

Die wenigen Proben mögen für die Charakteristik der Münchener Ausstellung genügen. Der geneigte Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, wird ersehen haben, daß sich bei allen Nationen ein reges künstlerisches Leben entfaltet hat, daß aber auch die Kunstanschauung heute mehr denn je einem schnellen Wechsel unterworfen ist, was sich in dem plötzlichen Entstehen und Vergehen der verschiedenen „Richtungen" kund giebt, die oft in einseitiger Verkennung der künstlerischen Aufgaben als der alleinige Werthmesser des Kunstwerkes angenommen werden.

---

## Dawison's Lehrjahre.

Nach den hinterlassenen Papieren des Künstlers.

Von Eduard von Bamberg.

(Schluß.)

Das glückliche Debut bewirkte, daß Dawison zusehends in dem Interesse seiner Bekannten stieg, oft eingeladen und zum Mittelpunkt der Unterhaltung gemacht wurde; daheim aber sorgte er sich desto mehr um seine Requisiten, denn wenn ihm auch Bekannte und sogar einer, „der fünf Jahre in Paris war", ihre Garderobe anboten, so war das doch lästig und nicht ausreichend. So beschäftigte er sich denn wenig mit seinen Rollen und wurde „ganz Materialismus". „Ach, wenn man nur einmal die Sorge los wäre, sich ruhig der Kunst widmen und ohne prosaische Gedanken leben könnte! Aber wer hat keine Sorgen? Ich fühle, daß ich niemals vollständig glücklich sein werde." Indeß wurde der unmittelbare Anlaß zu diesen Klagen bald gehoben; es kamen Präsente und Zuschüsse, auch erhielt er, da er damals die Warschauer Zeitung verlassen hatte, die Redaction einer neuen Zeitschrift: „Die dramatische Welt". Seine erste Arbeit dabei war, einen hübschen Artikel über die Mars zu übersetzen, weil Alles darin sich auf Mad. Halpert beziehen ließ, die man kürzlich arg beschimpft hatte. „Nie kann ich sie sehen, ohne ihr großes Talent zu preisen, ja es giebt Augenblicke, wo ich ihr zu Füßen fallen möchte und in mir der Wunsch erwacht, ihr gleichzukommen. Ihre Urtheile sind so treffend, daß man blindlings darauf bauen kann; und was ist sie für eine edle Frau!"

Wenn aber diese gefeierte Künstlerin der Cabale nicht entging, so durfte sich Dawison nicht wundern, auch etwas davon kosten zu müssen. Zu seinem Debut sollte Jasinski Zischer gedungen haben, und eines Tages bat ihn Komorowski, den öffentlichen Verkehr mit ihm einzuschränken, da man sie wegen eines Complots in Verdacht habe.

„Ich konnte einen Augenblick kein Wort hervorbringen, bittere Gedanken durchzuckten mich, ich vergaß Welt und Menschen. „Das ist der Anfang der Annehmlichkeiten im Theaterleben," rief ich aus.

„Und was gedenken Sie zu thun?"

„Vom ganzen Theater sind Sie der Einzige, mit dem ich einen freundschaftlichen Verkehr für werthvoll halte, denn Sie lieben Ihren Beruf und sind ein redlicher Mensch. Hoffentlich haben Sie von mir keine schlechtere Meinung, und so könnten wir Freunde werden. Nun ermessen Sie, wie mich Ihre Worte verwundet haben. An die Stelle einer erhofften Freundschaft soll kalte Förmlichkeit treten? Dazu bin ich nicht fähig, denn ich kann meine Gedanken nicht verbergen."

„Ach, Sie glauben nicht, wie unglücklich mich diese Geschichte macht," erwiderte Komorowski. „Am ganzen Theater haben Sie nicht einen einzigen Freund, und ich sehe auch für mich ein gleiches Loos voraus. Glauben Sie nicht, daß Andere meine Gefühle für Sie ändern können; ich werde Sie immer aufsuchen, denn mit Ihnen kann ich von der Kunst sprechen, wir können uns gegenseitig auf Manches aufmerksam machen. Alle Welt wundert sich, daß Sie als mein zukünftiger Rival so intim mit mir sind; man kann nicht begreifen, daß zwischen uns etwas Anderes wie Feindschaft herrschen kann."

„Man denkt also, wir müßten gewöhnliche Menschen sein," sagte ich. „Sie wissen, daß ich oft recht traurige Gedanken habe, mich ganz von der Welt zurückziehen, meiner Kunst allein leben und mit Niemand verkehren möchte, nur um den Klatschereien jener Menschen zu entgehen, denen ich nie etwas Böses gethan habe."

Damit endigten wir diese unangenehme Unterhaltung. Später hörte ich, daß Komorowski seinen Verkehr mit mir auch Anderen gegenüber so gerechtfertigt hatte, wie er mit mir davon sprach; ich habe mich also in ihm nicht getäuscht."

So war unter Freud und Leid allgemach das zweite Debut herangekommen, für welches er sich den Alfred in „Mann und Frau" von Fredro gewählt hatte, obwohl Kudlicz die Rolle wegen der nothwendigen Grazie und Eleganz als gefährliche Klippe bezeichnete. Nachdem er mit Komorowski probirt hatte, gingen die Theaterproben trotz einiger Ausstellungen glücklich von Statten; er war ungezwungener, fühlte sich auf dem Theater zu Hause und hatte keine Angst. Bei der Vorstellung war man mit seiner Declamation ausnahmslos zufrieden und erkannte auch in Gang und Haltung einen Fortschritt an. Dafür, daß seine Freude aber nicht maßlos wurde, hatte der Schauspieler Panczykowski gesorgt, welcher, mit Jasinski ein Herz und eine Seele, als Jude in dem zugegebenen Lustspiel „Fünfzigtausend Thaler" aus der Zeitung den Gewinn „beim Collecteur Moses Davidsohn" vorlas. Das Publicum war so entzückt, daß er die Worte mehrfach wiederholen mußte.

Wir haben in Deutschland oft die Erscheinung gehabt, daß die beim Theater angestellten Dramaturgen gehalten waren, öffentliche Kritiken zu liefern und damit großen Schaden unter den Mitgliedern anrichteten, mochten sie nun parteiisch oder unparteiisch verfahren. So brachte auch der Warschauer Curier, der den kritischen Ton angab, die „Rapporte" Dmuszewski's, der alles Zeug zu einem tüchtigen Kritiker besaß, aber als Director beständig schwankte und lavirte. Als nun jetzt der Debutant mit keinem Wort erwähnt war, kam Dawison außer sich und eilte zu Kudlicz.

„Deine Declamation — und in derlei Rollen ist das die Hauptsache —" sagte der würdige Mann, „war gut, und die Salontournure ergiebt sich erst mit der Zeit. Freilich gab es Fehler, aber wer zum ersten Mal so auftritt wie Du, kann zufrieden sein. Darauf, daß die Partei, welche der Halpert allen Triumph zuwenden will, Spektakel machte, darfst Du nicht achten; geh' ruhig Deines Weges und laß Dich nicht stören."

Ich sprach ihm vom Curier und von Panczykowski.

„Dmuszewski hat Angst," meinte er, „und will es mit keiner Partei verderben; aber es giebt unparteiische Leute genug. Dagegen ist Panczykowski einer von Denen, die sofort der Neid plagt, wenn Einer Talent zeigt. Jedenfalls bitte die Direction, daß sie Dich nicht beschimpfen läßt, da sie Dich einmal angenommen hat; Du hättest Feinde genug, und es sei nicht nöthig, daß noch ein College ihnen die Gelegenheit mache. Durch Fleiß und Sorgfalt mußt Du ihnen aber allmälig jeden Vorwand entziehen. So lange sie Dir noch etwas vorwerfen können, wird die Feindschaft dauern, doch endlich hört sie auch einmal auf."

Mit dem Gefühl tiefster Dankbarkeit küßte ich ihm den Arm. Wenn er auch immer finster dreinschaut, ist er doch ein guter Mensch; Lachen ist eine Seltenheit bei ihm, aber wenn er's thut, dann geschieht es ordentlich.

Als ich Dmuszewski traf, entschuldigte er sich wegen seines Stillschweigens. „Siehst Du, mein Kind, ich bin sehr tolerant und philanthropisch (hypokritisch dachte ich dafür); mir ist es gleich, welcher Religion

Jemand angehört, aber bei Anderen fällt das so in's Gewicht, daß sie Dich nicht loben könnten, und wenn Du noch so gut spieltest. Damit mußt Du rechnen; auch kann man unmöglich sofort der Liebling des Publicums sein." Während des Unterrichts erörterte er dann, nach einer langen Einleitung über die Versstücke in Polen, Fredro's Arbeit und bemerkte, daß der Alfred mehr Eleganz und Liebenswürdigkeit erfordere, als ich besitze. Er lobte meine Declamation und mein Verständniß, betonte aber, daß große Augen für einen Liebhaber unbedingt nöthig wären. Als er mich fragte, wie mir seine Kritik gefiele, entgegnete ich, daß ich mir doch unmöglich andere Augen einsetzen könne. „Natürlich nicht, aber ordentlich aufmachen mußt Du sie. Lekain war sogar bucklig und verstand sich doch so aufzusperren, daß das Publicum es nicht bemerkte." Das leuchtete mir freilich ein, aber ich kann mich trotzdem des Argwohns nicht erwehren, daß er es nicht so gut mit mir meint, wie er sagt."

Nach den Weihnachtsferien verminderte sich der Unterricht in den höheren Classen der Theaterschule auf wöchentlich zwei Stunden. Dmuszewski überhörte Dawison den Fürsten Chevreuse und gab ihm zwei neue Rollen für die Aufführungen in der Schule; dagegen ging Kudliez, der immer behauptete, daß ihm komische Charaktere besser lägen, den Baron Sternhelm in der „schönen Maske" mit ihm durch, welches vielleicht ein Carnevalsstück werden, ihn überdies an sparsame Bewegungen — der Mann ist Militär — gewöhnen könnte. Auch von dem Harleigh („Sie ist wahnsinnig"), einer Rolle Piasecki's, versprach er sich für ihn besondere Fortschritte, rieth ihm aber vom Fürst Chevreuse ab, um nicht zu einem Vergleich mit Jasinski herauszufordern. Mad. Halpert lobte dagegen diese Wahl und studirte mit ihm Scene für Scene, bis ihm, der den Charakter ausgezeichnet aufgefaßt zu haben glaubte, eine ganz neue Welt aufging und vor lauter Tadel seiner Geschraubtheit, Affectation und Unnatur der Muth zu entsinken drohte. Da ließ sie sich Karten geben und prophezeite, daß er gut spielen und Jasinski's abscheuliche Leistung übertreffen würde. Beim ersten Mal hätte derselbe in der erregtesten Scene so gelassen gesprochen, als ob es sich um ein Butterbrod handle; dann wäre er Osinski sofort damit über den Mund gefahren, daß er auch schreien könne, und so schreie er die Rolle seitdem beständig herunter. Da Jasinski wohl für das Edle und Würdige nicht besonders befähigt war und gern übertrieb, aber Feuer und Leben besaß und oft gut charakterisirte, meinte Dawison später, Mad. Halpert habe denselben doch ungerecht beurtheilt. „Etwas übertrieben mag ich schon haben," lachte diese auf; „aber hätte Kudliez nicht Recht behalten, wenn ich Ihnen Ihre Fehler nicht so schwarz wie möglich ausgemalt und Ihren Muth durch alle erdenklichen Mittel belebt hätte? Wenn Sie einmal Director werden, können Sie dies Recept gut verwenden, denn das ist die Art, mit Talenten umzuspringen."

Die Vorstellung (15. Februar 1838) übertraf wirklich die vorausgegangenen Debuts. Der General lobte Gefühl, Verständniß, schauspielerische Anlage und kam nur auf die Mängel der Haltung zurück, welche die schönste Declamation unwirksam machten. Doch war ihm die öffentliche Meinung im Ganzen gewogen und Dmuszewski erklärte ihn für ein Material, da er bei seinem geradezu leidenschaftlichen Fleiß seine Mängel bald verbessern werde. So gab er denn ein Gesuch um Anstellung ein und erhielt am 2. März die Mittheilung, daß er mit 1080 Fl. p. in die Reihen der etatmäßigen Künstler aufgenommen sei. „Endlich also, nach so vielen Mühen und Sorgen bin ich am Ziele meiner Wünsche! Jetzt bitte ich Gott nur noch um Kraft und Ausdauer, diesen gefährlichen Weg fortzusetzen, Lust und Liebe zu meinem Beruf nicht zu verlieren, und die edle Kunst niemals als Frohndienst zu betrachten. Wenn man zu den Unannehmlichkeiten des Theaters auch noch inneren Unwillen empfindet, dann kann man wirklich unglücklich sein, das fühle ich deutlich." Uebrigens übernahm er, da die Gage ja „verteufelt gering" war und er mit dem Verleger der „Dramatischen Welt" keine gute Seide spann, wieder eine Stellung an der Warschauer Zeitung; um aber mit seinem Theaterdienst nicht in Conflict zu kommen, erhielt er einen Theil der auswärtigen Politik und das Vermischte, während er in letzter Zeit theatergeschichtliche und dramaturgische Aufsätze übersetzt und biographische Artikel — so auch über seinen Lehrer Kudliez — geliefert hatte.

Inzwischen versetzte die Taglioni, die erste Tänzerin Europas, das balletliebende Warschau in einen Zustand der Verzückung; trotz der erhöhten Preise war der Zudrang fürchterlich, der Beifall überschwänglich, und Dawison seinerseits fand das sehr begreiflich. „Was die Phantasie Bezauberndes zu erdenken vermag, ist in ihr vereinigt; das sind keine Pirouetten und Sprünge, das ist Grazie, engelgleiche Grazie. Mit welchem Liebreiz bewegte sie Robert, den verhängnißvollen Zweig zu pflücken! Wer könnte da widerstehen! Noch dazu in diesem einfachen, weißen Kleid, bleich, anmuthig, mit Zöpfen, wie sie die Kinder tragen!" Wenn er nur derartige Genüsse nicht wieder durch Leiden hätte büßen müssen! „Früher opferte ich," schreibt er weiter, „meinen Rollen die schönsten Stunden, und jetzt sitze ich fast den ganzen Tag in der Redaction wie angewurzelt. Wie soll das weitergehen? Ich fürchte, es wird mir zur Gewohnheit werden, meinen Beruf zu vernachlässigen, bloß weil er mich nicht ernährt. Ein Stipendium würde ich nicht erhalten, es giebt also keinen Ausweg, ich müßte denn in's Ausland gehen. Wenn ich beispielsweise mich nach St. Petersburg wenden und im deutschen Theater auftreten würde, wer weiß, ob es mir nicht glückte." So taucht im Kampfe um das Dasein der Gedanke an die deutsche Bühne zum ersten Male traumhaft empor, der von nun an, durch die äußeren Verhältnisse bald vorgeschoben, bald zurückgedrängt, immer mehr greifbare Gestalt annimmt.

Während er auch ferner an den Uebungen der Theaterschule Theil nahm, wiederholte er auf dem Theater den Gustav und freute sich, der Angst enthoben, mehr auf sich achten zu können; dann folgte (24. April) der Baron Sternhelm, auch eine Rolle aus Piasecki's Nachlaß.

„Ich sah in der Uniform besser aus als je, war sicherer, spielte Einzelnes wie ein alter Schauspieler und wurde mit Mad. Halpert und Zolkowski gerufen. Erstere war unübertrefflich. Welche Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit in jedem Worte! Dabei schauten ihre schönen blauen Augen so reizend aus der schwarzen Maske hervor, daß ich den Kopf verloren hätte, wenn ich nicht auf der Scene gewesen wäre. Später gab mir Komorowski seine Kritik. Feuer und Lebhaftigkeit, welche den leichtsinnigen jungen Officier charakterisiren, hätten durchaus gefehlt, beim Handkuß hätte ich mich ungeschickt benommen, und die Parkscene sei ohne Wahrheit in Wort und Mimik gewesen; auch hätte ich in der Uniform schlecht ausgesehen und zu viel mit dem Säbel gerasselt. Obwohl ich erst unter diesem Urtheil litt, überzeugte ich mich doch am Ende von der Richtigkeit; auch wirft man mir vor, daß ich niemals geradeaus, sondern immer nach unten blicke. Ich sammle alle Bemerkungen über mein Spiel und bin mehr geneigt, dem Tadel als dem Lob zu glauben; wurde doch Talma nicht zum Letzten dadurch ein großer Künstler, daß er die Ansichten von Kennern und Nichtkennern beachtete und sich das Beste herausnahm."

Natürlich bekam er auch unbedeutende Aufgaben, über die er erst seufzte, um sie dann „wie Hauptrollen" zu spielen; dazwischen übernahm er einmal, um seine Bravour zu zeigen, für einen erkrankten Collegen von heute auf morgen eine drei Bogen starke Rolle. Indessen hatte er sich bei seiner Redactionsarbeit doch zu viel zugemuthet; bei der schönsten Stelle irrte er sich, verlor über Besserungsversuchen den Faden und ging zum vollendeten Unsinn über. Obgleich der Souffleur, der ihm immer eine unbekannte Person hätte bleiben sollen, so laut sprach, daß ihn das Publicum verstehen mußte, konnte er kein Wort auffangen, und ein plötzlich entstehendes Geräusch, das dem Zischen zum Verwechseln ähnlich klang, beraubte ihn aller Sinne. Mit niedergeschlagenen Augen suchte er sich wegzuschleichen, als ihn ein mitleidiger Statist seines Bedauerns versicherte; das hatte gerade noch gefehlt, und wie von Furien gejagt eilte er auf ein stilles Plätzchen im sächsischen Garten. „Welcher Leichtsinn, eine hervorragende Aufgabe so schnell zu übernehmen! Wird mich denn keine Erfahrung zur ruhigen Ueberlegung führen! Wie

viel Mühe und Arbeit, diesen Abend in Vergessenheit zu bringen!" Noch lange Tage ging er Collegen und Bekannten wie ein Verbrecher aus dem Wege; indessen faßten seine Directoren die Sache keineswegs so tragisch auf und übertrugen ihm bei der nächsten Gelegenheit wieder aushülfsweise den Kaleba in „die Wahnsinnige". Auf seine Einreden bemerkte Dmuszewski etwas von dummen Faxen und daß man nicht sofort ein Talma sein könne; er glaubte sich deßhalb am Rande des Abgrundes, biß aber in den sauren Apfel und hatte trotz mangelhafter Proben einen glücklichen Abend. Komorowski, dessen Urtheil er immer mehr vertraute, behauptete, er habe den Charakter tiefer als Zolkowski gefaßt, im dritten Act ein schönes Feuer entwickelt und diesmal eine reine und natürliche Sprache gezeigt. Wiewohl nicht immer richtig, bewegte er sich doch ungezwungen, denn nachdem er einmal erkannt hatte, daß Angst das größte Hinderniß des guten Spieles sei, war dieselbe auch so gut wie überwunden. Dafür suchte er nun die Charaktere auf ihren psychologischen Zusammenhang genauer zu ergründen und scheute sich nicht, bei jeder Wiederholung eine neue Analyse vorzunehmen. Dennoch passirte ihm bei dem Heinrich in „Neue Liebe" ein Mißgeschick, das ihm die Lehre einprägte, nie ohne Kenntniß des ganzen Buches an das Studium zu gehen. Er legte nämlich die Rolle, welche sein einziges Material gebildet hatte, zu ernst an, daß sogar der Souffleur bemerkte, das Stück sei ein Lustspiel und kein „Duell". Deßhalb spielte er in der Vorstellung gemäßigter, kam aber in der Scene, wo er der Geliebten im Glauben, daß sie seine Gefühle erwidert, zu Füßen fällt, durch das Gelächter des Publicums außer Fassung, während dasselbe gar nicht ihm, sondern der Situation galt. „Je besser das Stück ist, desto mehr muß man den Charakter aus dem Ganzen heraus gestalten, und unsere Proben geben zur Kenntniß desselben nicht Gelegenheit genug. Auch sehe ich immer mehr, daß man sich auf der Bühne nicht der Ekstase überlassen darf, welche wie bei allen Künsten so auch bei uns nur bei der geistigen Empfängniß die Hauptrolle spielt; bei der Ausführung treten dagegen andere Kräfte in den Vordergrund, und dieselbe wird mit nichten besser, je mehr man sich und das Publicum vergißt. Uebrigens habe ich immer noch viele Feinde, denn jeder Applaus wird von Zischen begleitet. Aber nur Geduld!"

Der Vollständigkeit wegen müssen wir auch zwei Festtage der Anstalt erwähnen, welche dem General Rautenstrauch und dem Professor Kudlicz galten. Auf dieselbe folgten aber für Dawison saure Wochen, die nämlich, welche man des größeren Effectes halber an sein erstes Debut anzuschließen für gut befand.

„Als ich am 4. August wie gewöhnlich um 6 Uhr in's Theater ging, hörte ich, während ich noch unten auf der Treppe war, oben fürchterlich schreien und zanken. Bald stand ich wie festgewurzelt, denn ich glaubte, bekannte Töne zu vernehmen. Noch traute ich meinen Ohren nicht; als aber Jemand an meiner Seite erzählte, daß eine Frau von der Gallerie in's Parterre gestürzt sei, erkannte ich die Stimme meiner Mutter. Wie soll ich beschreiben, was in mir vorging! Ich wußte nicht, was ich thun sollte, hinaufgehen oder stehen bleiben; da kam die Heimann ganz erschrocken und sagte: „Herr Dawison, ihre Mutter . . ." Ich verlor den Kopf. „Fahrt sie nach Haus," sagte ich verzweifelt; „ich muß auftreten, und wenn ich sie sähe, würde ich es nicht können." Unterdessen drangen die Schmerzensschreie meiner armen Mutter an meine Ohren. „O Gott, o Gott!" rief sie; „rettet mich! Will mir denn Niemand helfen?" Ich floh entsetzt und kam in die Garderobe, ich weiß nicht wie. Dort wußte man das Unglück schon; man hatte hinter den Coulissen einen dröhnenden Fall vernommen. „Man fahre sie nach Hause," rief ich nur; „lieber, bester Herr Oliwinsky, bitte, sehen Sie zu, daß es geschieht." Erst als mir dies bestätigt wurde, kam ich zu mir und weinte. Wie ich gespielt habe, weiß ich nicht. Nach dem Schluß eilte ich athemlos nach Hause. Welch' ein Anblick! Meine Mutter lag auf dem Sopha, die Stube war voller Leute, der Chirurg verband den Fuß. Anfangs konnte ich kein Wort hervorbringen, meine Mutter war ruhig und sprach mich sanft an; ich ging in's Nebenzimmer, meinen Thränen freien Raum zu lassen, bis ich wieder gerufen wurde. Die Unglückliche brach erst vor Kurzem den Arm und ist jetzt wieder fürchterlich zugerichtet, der Fuß und wahrscheinlich auch ein Arm gebrochen, Hüften, Knie und Arm zerschunden und die Kinnbacken derart aufgerissen, daß man die Zähne sieht — es ist ein wahres Wunder, daß sie sich nicht todt stürzte. Nachdem sie eingeschlafen war, ging ich in meine Wohnung und betete, Gott möge sie in seinen Schutz nehmen. Ihr Leben ist eine Kette von Sorgen und Elend; Glück hat sie noch nicht gekannt, ihre Thränen hätten längst versiegen sollen. Ich gab Alles her, was ich hatte — ja, was opferte ich nicht für meine gute Mutter! Jetzt fühle ich, wie unglücklich die Armuth macht. Ich suche ihr so viel wie möglich ihre alten Tage zu versüßen und, da ich es nicht ganz vermag, wenigstens glückliche Augenblicke zu bereiten. Die Stimme, mit der sie rief „Rettet mich!" werde ich mein Lebtag nicht vergessen."

Inzwischen blieb die Gehaltserhöhung aus, auf welche er sowohl im Hinblick auf die immer drückender werdende Redactionslast wie als ein Zeichen der Anerkennung gehofft hatte, und da er bis zum Winter nur wenige Nebenrollen erhielt*), so wurde seine Stimmung von Tag zu Tag trüber. Da schien sich ein Ausweg zu zeigen, indem Szmidkoff, der Director des Wilnaer Theaters, ihm eine Art Gastverhältniß antrug; leidenschaftlich ergriff er die Gelegenheit und schrieb ein Bittgesuch an den General, ihn auf acht Monate zu beurlauben, damit er anderswo die nöthige Routine erwerben könne. „Es liegt mir nichts daran, Sie hier zu behalten," erwiderte dieser nicht ohne Erregung; „nur soll mir Szmidkoff Niemand wegnehmen. Wenn Sie gehen wollen, meinetwegen, aber an mein Theater kommen Sie nicht wieder." Dawison war wie betäubt, doch tröstete ihn der Director Koß, daß der Urlaub, schon um keinen Präcedenzfall zu schaffen, verweigert werden müsse, es sich aber mit einer späteren Rückkehr schon machen lassen werde; „Du weißt doch, das Kloster lebt länger als der Mönch." So kam Dawison um Entlassung ein (21. October), gab die Redaction auf und machte mit Szmidkoff Contract bis 16. Mai gegen eine Monatsgage von 220 Fl. p. und ein halbes Benefiz. Sehr schwere Stunden brachte aber der Abschied. Seine Gönner grollten, daß er sich ihrem Schutz entziehen wollte, seine Bekannten warnten ihn, sich nicht durch den äußeren Schein blenden zu lassen, und der Reisesegen Dmuszewski's würde jeden Anderen zur Umkehr bewogen haben. „Ich habe Dich nicht zurückhalten wollen, weil Du mir meinen Rath am Ende gar übel genommen hättest; aber hüte Dich, Du fällst unter Räuber und Diebe. Hier haben wir Dich vertragen, dort wirst Du jedoch nicht gefallen, denn Du hast nichts, was der großen Menge zusagt, weder ein hübsches Gesicht, noch Figur, noch Stimme. Ausgezischt wirst Du werden und am Ende elend und unglücklich zurückkommen." Bei Kudlicz und den Collegen weinte er wie ein Kind, schwer wurde der Abschied von Vater und Geschwistern, angreifend die letzte Unterredung mit der Mutter, welche seit ihrem letzten Unfall beständig kränkelte. Endlich riß er sich gewaltsam los und eilte dem Wagen zu, welcher ihn aus einem Dasein voll Noth und Sorge einer ungewissen Zukunft entgegenführte. Der Muth, welcher vor keinem Hinderniß zurückscheut, zog aber mit ihm; „jetzt muß ich erst recht zeigen," schließt er das Warschauer Capitel, „daß man mit Gottes Hülfe und festem Willen auch ohne Protection etwas werden kann."

*) Er hat am Theater in elf Monaten im Ganzen 36 Mal gespielt

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Müller's Leben und Werke.

Humoreske von Paul Linsemann.

Mein Freund Müller — Sie begreifen, daß ich ein Pseudonym wähle — mein Freund Müller also hat eine Erfindung gemacht, auf die er nicht wenig stolz ist. Und er hat Grund dazu. Da er Idealist ist, will er das deutsche Reichspatent nicht nachsuchen und stellt seine Erfindung in den Dienst aller Künstler. Nun hören Sie einmal!

— — — Als ich neulich Abends zu ihm kam, war sein Schreibtisch mit mehr Papier bedeckt, als zum Dichten unbedingt nöthig ist. „Lieber Paul," sagte er, „ich muß den Göttern eine Hekatombe opfern, denn ich habe wieder etwas erfunden."

Da ich Albert's Erfindungsmiene kenne (oder die Sucht, in einem Jahr Millionär zu werden) so verfiel ich zunächst in ein resignirtes Schweigen. Müller hat nämlich, so lange ich den Vorzug genieße, ihn zu kennen, so ziemlich Alles erfunden, was entweder von rücksichtslosen Menschen schon vor ihm erfunden ist oder was absolut nicht zu gebrauchen ist. Da kam der Spazierstock, in dessen Innern drei Cigarren Platz haben. Durch einen Druck auf den Knopf kamen sie heraus: natürlich zerquetscht. Dann erschien die Buttermaschine: sie gab aber nur Molken statt der Butter. Dann beglückte er uns mit einem vervollkommneten Handschuhknopf: aber die Handschuhmacher waren zu verstockt, um seine Herrlichkeit einzusehen. Müller hat im Laufe der Jahre schon eine ganze Menge erfunden und ein hübsches Sümmchen in seinen Spurt hineingesteckt. Kein Wunder, daß er in der Literatur etwas zurückblieb, was für ihn und seine Freunde sehr schmerzlich ist, denn wir hatten große Hoffnungen auf ihn gesetzt.

Er eröffnete mir also heute:

„Was ich da vorhabe, wird in seiner Totalität Dein Hirnchen kaum fassen können. Also: ich habe die „Kunst seine eigene Biographie zu erleben" erfunden. Ja! es ist eine Sache, die sämmtliche Philologen der Zukunft in Wonne setzen wird. Denn Du weißt, die Dichter leben doch nur den Philologen zu Liebe, für deren Sezirmesser ihr Leben und ihre Werke einen schönen Cadaver abgeben. Was wäre z. B. der Ruhm unserer Goethe-Philologen ohne die Werke, die Zettelkästen, die Briefe und die Rechnungen des großen Mannes? Was wäre seine Lyrik, wenn man nicht grammatikalische Studien an ihr machen könnte, was wären seine Dramen, wenn man sie nicht als Beweiskraft für die Giltigkeit dramaturgischer Regeln hätte? Ueberhaupt der Goethe — was wäre er ohne unsere Philologen? Nichts, gar nichts. Er hat mich auf den Gedanken gebracht, seine eigene Biographie zu leben, damit die Philologen später leichte Arbeit haben. Denn ich bin sicher, ich werde meine Philologen haben. Die meisten Dichter thun zu wenig für die Nachwelt, will sagen ihre Commentatoren, dem soll durch meine Erfindung abgeholfen werden. Und meine Erfindung will ich zunächst auf mich anwenden.

Ich bin gerade dabei, drei Bände „Nachgelassener Werke" zu schaffen. Dahinein kommen alle Trauerspiele, die die Berliner Direktoren in unbegreiflichem Leichtsinn abgelehnt haben. Auch meine gesammelte Lyrik wird dort untergebracht, da ich doch keinen Verleger für sie finde. — Heute Nachmittag hab' ich mir mehrere schön gebundene Bände angeschafft, die ich für meine „Annalen" und „Tagebücher" bestimmt habe. Von sämmtlichen Briefen, die ich in Zukunft schreiben werde, will ich mir eine Abschrift aufheben. Die thörichten Zeitgenossen, die ihren Werth noch nicht kennen, zerreißen ja doch meine Briefe oder benutzen sie zu profanen Zwecken. Vor Allem aber hebe ich, um den Philologen mehr Beschäftigung zu geben, meine Notizbücher, beschriebenen Papierschnitzel und Schuster- und Schneider-Rechnungen auf. Ferner hab' ich mir schon einen Mann engagirt, mit dem ich mich Nachmittags von 3—5 Uhr unterhalte. Er hat die Pflicht, die Gespräche nachher aufzuschreiben. Dieser Eckermann kostet mich monatlich 60 Mark. Nicht theuer, wie?

Ferner muß mein öffentliches Auftreten ein anderes werden. Ich muß mehr Abertener, meiner Biographie wegen, erleben. Zunächst also die Weiber. Ich muß orgiastischer leben. Ich bin schon mit einer Dame aus guter Gesellschaft, die orthographisch schreiben kann, zum Zweck einer Liaison à la Charlotte von Stein, mit einer Gelegenheitsdichterin zum Zweck eines Verhältnisses à la Marianne von Willemer und mit einer Dame der unteren Zehntausend zum Zweck realerer Genüsse à la Philine in Verbindung getreten. Alle drei werde ich andichten und unsterblich machen. Ein süd-nördlicher Divan ist schon in Arbeit. Ich schreibe die Gedichte in abweichenden Formen nieder, damit meine Herausgeber mit mehreren Lesarten prunken können. Auch mache ich selbst Randbemerkungen, damit meine Philologen die Arbeit leichter haben.

Auch muß ich jetzt mehr reisen als bisher, damit meine Werke nach Perioden eingetheilt werden können; vor der Reise nach Spitzbergen — nach der Kameruner Fahrt u. s. w. Der Photograph muß ebenfalls mehr in Nahrung gesetzt werden. Jeden Monat mindestens ein Dutzend Bilder in verschiedenen Stellungen. Das Tagebuch wird genau meine Lebensgewohnheiten und meine Mahlzeiten registriren. Wie wichtig ist es doch zur Kenntniß für die Entstehung eines lyrischen Gedichtes, wenn man weiß, was der berühmte Mann an dem Tage gegessen hat. Kalbsbraten wirkt anders auf Lyrik als Apfelstrudel. Auch bin ich sicher, daß ein Rebhuhn einen andern Einfluß als ein Eisbein auf den Gang der Handlung eines Lustspiels hat. Die Verdauung und die Poesie! Eine neue Aera in der literarischen Forschung wird anbrechen. Welche Perspectiven! Diese meine Methode — sie geht ja noch über Taine, Brandes und Erich Schmidt — nenne ich die „digesto-gastronomische." Diese Methode wird eines Tages alle andern über den Haufen geworfen haben. Der Küchenzettel wird das einzig wahre menschliche Document werden!

Nun möchte ich freilich noch ein Mann der Oeffentlichkeit werden. Freilich — Minister wie Goethe — das dürfte wohl schwer halten —"

„Aber Albert," beruhigte ich ihn, „Du unterschätzest Dich. Und dann denk' doch — bei dem großen Bedarf von Ministern, den wir heute in Preußen haben — wer weiß?"

„Ja ja," murmelte er. „Das ist unbedingt nöthig, darauf muß ich noch mein Augenmerk richten."

Ich verabschiedete mich mit der Warnung, ja nicht eines Tages seine Wirthschafterin zu heirathen. Denn seine Christiane Vulpius schien mir hoch in den Fünfundfünfzigen zu sein.

## Aus der Hauptstadt.

### Prunkmanöver.

Was das Frankenland unter den heimischen Gauen, das ist Nürnberg unter den deutschen Städten: ihrer Aller Krone. Ob man ehrfurchtvoll die ragenden Dome mit ihrer bunten Glaspracht durchstreift, ob man über dicke Mauern hinweg stolze und lustige Kirchthürme lugen sieht, ob man im Schatten der St. Moritzcapelle Bratwürste und Tucherbier genießt — immer schwebt ein Heiliges um das Haupt des Wanderers, die oft citirten Schatten der Vergangenheit. Nürnberg ist der Ort, wo ein muthiger und siegesgewisser Geist über den Deutschen kommen muß, wo er an sich und seine Mission glauben, zugleich aber auch seine geehrte Person unter besonderem Schutze jener Gewalt wähnen kann, die der Fromme als lieber Gott, der an Meyer's Conversationslexicon Gebildete und Aufgeklärte dagegen als Schicksal oder Glück bezeichnet. In Nürnberg werden die paar temperamentvollen Geister, die wir besitzen, temperamentvoller noch und zuversichtlicher; hier entfalten sie sich ganz und machen sich von den grauen Zweifeln frei, die in der norddeutschen Nebelwelt auch den Frohgemuthesten befallen, die dort zum guten Tone gehören. Es ist ein hübsches Spiel des Zufalls, daß Nürnberg und Frankenland kurz nacheinander die beiden selbstherrlichsten, ihres eigenen Werthes am meisten bewußten Männer der deutschen Oeffentlichkeit gesehen und gehört hat: Wilhelm II. und Eugen Richter. Eine so tiefe Kluft sie auch trennt, so scharf sich die Ansichten und Ziele des Fürsten von Gottes Gnaden auch von denen des verbissenen Demokraten unterscheiden: im letzten Grunde haben sie doch der Berührungspunkte viel. Beide zum Herrschen geboren, Beide unerschütterlich auf der einmal gefaßten Meinung beharrend und sie gegen eine Welt vertheidigend, Beide Dank dieser Energie erhaben über das gewöhnliche Menschenvolk und es selbst dann zum Gehorsam zwingend, wenn es bedenklich den Kopf schüttelt. Der Eine gestählter und kampfkundiger, weil er von verliebter Jugend an bis in sein spätes Junggesellenalter hinein Tag für Tag zähen Widerstand fand und besiegen mußte; der Andere mit dem lächelnden Munde des Götterlieblings, der an Gehorsam gewöhnt ist und jedes Murren der Opposition fast für eine persönliche Beleidigung hält. So ist's ein neckisches Zusammentreffen, daß Beide im selben Monate, im selben Frankenlande und im selben Nürnberg Heerschau abgehalten haben über ihre Braven: der König, der sein eigener Kanzler ist, und der Führer der Königsfeinde, der Einzige, der vor versammeltem Reichstage den Muth fand, zu sagen, was bis dahin nur geschrieben wurde, mit greller Deutlichkeit und erbarmungloser Messerschärfe die „Handlanger- und Husaren-Politik" zu zersetzen.

Die diesjährigen Kaisermanöver haben kritischen Augen viel zu thun gegeben. Der oberste Heerführer selbst, ein schneidiger Attackenreiter, setzte sich wiederholt an die Spitze seiner Schwadronen und nahm feindliche Stellungen mit stürmender Hand. Das besiegte Fußvolk gerieth in Wuth; man verpulverte seine Platzpatronen noch, als die Cavallerie bis auf neun Schritt an die feuernden Linien heran war, und der wirklich Verwundeten gab's in diesem Kampfe, der doch nur ein Schein sein sollte, übergenug. Im Ernstfalle würde er nicht wissen, wohin mit all' den Todten, meinte nachher der commandirende General, und die Kenner wollen behaupten, der angeblich siegreiche Reiterangriff wäre schon daran vollkommen gescheitert, daß kein Mann und kein Pferd unverletzt dem rasenden Schnellfeuer der Vertheidiger entgangen wäre. Friedrich der Große gilt mit Recht als tüchtiger Monarch und Schlachtenleiter, aber seine Taktik des Angriffs ist etwas veraltet, und die Zeiten der Seydlitz und Ziethen sind dahin, behaupten die Kritiker. Andere wieder, die diesen Theil des Kampfgetümmels nicht gesehen und bedeutend friedlicheren Scenen beigewohnt haben, nennen gleichwohl auch ihrerseits das Spiel Spielerei. Sie sprechen von Paradeleistungen und Prunkmanövern; fremden Fürstlichkeiten zu Liebe, denen es nach Augenweide gelüstete, seien Aufmärsche geschehen und Formationen gebildet worden, die im Kriege selbst nun und nimmer vorkommen würden und dürften.

Herr Eugen Richter hat da offenbar nicht zurückstehen wollen. Die Luft des Frankenlandes, das dicke Nürnberger Bier hat seinen Busen geschwellt, und so entschloß auch er sich, der Welt das Schauspiel eines prächtigen Prunkmanövers zu geben. Die freisinnige Volkspartei hätte zwar Wichtigeres zu thun, als lustige Schwärmer abzubrennen und sich mit inhaltlosen Waffentänzen die Zeit zu vertreiben. So fest wie das deutsche Heer steht sie nicht, und was die Schlagfertigkeit der Armee zwar nicht erhöht, aber ihr auch nicht sonderlich schadet, höchstens ein

sicheres Urtheil über ihre Kampffähigkeit unmöglich macht, das kann dem lockeren Parteigefüge schon zum Verderben gereichen. Es soll, sagt das Gerücht, ein Zug nach links durch das Land gehen. Thatsächlich hat alle Schichten der Bevölkerung, selbst die conservativsten und gouvernementalsten, eine Mißstimmung erfaßt, deren Umfang und Bedeutung nur noch unterschätzt werden kann, die dazu noch immer lawinenartig anschwillt. Aber es ist die Frage, ob die Stimmen der Millionen, die das gegenwärtig beliebte Regiment verabscheuen, wirklich die schlaffen Segel der freisinnigen Volkspartei mit neuem Winde füllen werden. Richter hat sich freilich mit bewundernswerther Geschicklichkeit zum Vorführer der Verdrossenen gemacht, — diese Geschicklichkeit bestand einfach darin, daß er muthig genug dazu war — wenn aber der Wahltag heran rückt, werden sich die Verdrossenen zumeist für die Männer der schärfsten Tonart, die Socialdemokraten, entscheiden. Im Wettbewerbe der Radicalen gewinnt, wer sich am abfurdesten geberdet. Die Saat, die seit 1890 von den Maaßgebenden und Unverantwortlichen rastlos ausgestreut worden ist, trägt 1898 gewiß nicht minder herrliche Früchte, als die Drachenzahnsaat der Mythe. Eugen Richter wird einen Theil der Ernte einholen können, aber die Ganzintransigenten rechts und links schnappen ihm zuversichtlich die besten Bissen vor der mit guter Witterung begabten Nase weg. Bei aller Empörung, die die Bevölkerung durchgluthet, vergißt sie doch nicht der hülflosen Richter'schen Manchesterei, und es wird den Berliner Preßgroßmogulen nicht gelingen, die Massen mit politischen Phrasen so zu hypnotisiren, daß sie bei den nächsten Wahlen die Wirthschaftsfragen ganz darüber vergessen.

Die Zeitungen des Tombakliberalismus haben Anweisung erhalten, neun Monate lang Morgens und Abends über die sichtbaren Fortschritte der freisinnigen Idee zu leitartikeln. Zähigkeit ist die einzige gute Eigenschaft, die man ihnen nachrühmen kann, und sie werden ihre Abonnenten schon allmälig davon überzeugen, daß „in dem nahen Kampfe der Liberalismus einen glänzenderen Sieg als seit zwei Jahrzehnten erringen wird." Wäre der Liberalismus frisch und aufnahmefähig wie in seinen jungen Jahren, so behielten die Propheten unweigerlich Recht. Der kommende Reichstag gehörte ihm dann, die Nation würfe sich ihm unbedingt in die Arme; wie von einer Sturzfluth über Deck geschwemmt würden die Männer, die genau so viel Anspruch auf den Namen von Conservativen haben, wie die Herren Rickert und Bamberger auf den von Liberalen. Die liberale Weltanschauung aber, die große, unsterbliche, hat keine Bekenner mehr. In den verlorenen Winkeln Deutschlands sitzen hier und da noch einige Gläubige; die officiellen Muftis jedoch, die in den Zeitungsmoscheen predigen, sind verknöcherte Mummelgreise und lehren öden Formalismus. Der Einzige unter ihnen, der Fühlung mit dem Volke bewahrte und noch wirklichen Rückhalt im Volke hat, der Abgeordnete Richter, vermag nichts mehr zuzulernen; ihm fehlt der Sinn für die wirthschaftlichen Nöthe der Kleinen. Er ist sich dieses Mangels zuweilen wohl bewußt, aber gebunden an Händen und Füßen, abhängig von den Wahlfondsspenden des Börsenkapitals, abhängig auch in stolzer und gesinnungstüchtiger Unwandelbarkeit von seiner Vergangenheit, sieht er der eigenen Versteinerung ruhig zu. Und durch fieberhafte, lärmende Agitation, durch Ratten- und Bauernfängermelodieen sucht er der seinem Programm fehlenden Werbekraft aufzuhelfen.

Unter den vergnügten Herren Delegirten, die arglos die Pamphletausstellung im Germanischen Museum besichtigten und sich nachher von altdeutsch gekleideten Schildknappen mit Bratwurst, Sauerkraut und Braunbier bewirthen ließen, wandelte der Chef sorgenvoll einher. Er theilte nicht die jubelnde Siegeszuversicht, die er doch entzündet hatte; er kannte den Werth des Prunkmanövers, das für die kommende Schlacht bedeutungslos war und nur den Zweck hatte, die Begeisterung und Kampflust seiner Anhänger zu erhöhen. Er wußte, daß die Nachwahlen, über deren Ergebnisse so lauter, wenn auch übermäßig forcirter Jubel in Zion herrscht, genau so wichtig sind, wie die Cavallerieattacken im Manövergelände. Das Fußvolk wehrt sich nicht, wenn die Reitermassen heranbrausen, beschießt sie nur mit Platzpatronen und gönnt ihnen und ihren Führern die holde Täuschung des Triumphes. Wird einmal Ernst gemacht, dann putzt es sie doch bis auf den letzten Mann fort. Und ach — der General Haeseler auf der Gegenseite wird sich nicht einmal verlegen zu fragen brauchen, wer denn alle die Todten begraben solle. Die Freisinnsschaaren sind so dünn, daß ein einziger Todtengräber für sie genügt.

Herr Richter wird kaum den Ehrgeiz haben, der zu sein. Jahrzehntelang im niedrig-widrigen Stande der Opposition, ist er freilich sauer geworden, und die Scheuklappen der nichts als freisinnigen Weltanschauung haben ihn kurzsichtig gemacht. Trotzdem sieht seine Klugheit über Bratwurstschüsseln hinweg und hält ihren Dampf nicht für die Düfte der Opfer, die ihm die Nation darbringt. Er hat die Manöver im Frankenlande wohl studirt, die militärischen wie die seiner Partei. Sie zeigen ihm, was er thun muß, um *nicht* zu siegen. Und er wird sich danach zu richten wissen, selbst wenn er sich vor und während der Prunkmanöver größere Erfolge von schneidigen Cavallerieattacken versprochen hat. Herr Richter unterscheidet sich von anderen Autokraten vortheilhaft dadurch, daß er es nur seinen Unterthanen, nicht der eigenen Erkenntnis und Vernunft gegenüber ist. Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Mutter Erde". Drama in fünf Aufzügen von Max Halbe. (Deutsches Theater). — „Die Einzige". Schauspiel in drei Aufzügen von Max Petzold, (Kgl. Schauspielhaus). — „Tante Jette". Schwank in vier Aufzügen von Hans von Wetzel und W. von Schlicht. (Berliner Theater).

Unsere jungen Dichter sind ein müdes Geschlecht. Sie blicken nicht keck und stolz in die Zukunft und gestalten sonnige Ideale; nach Träumerart leben sie von Reminiscenzen und weinen um verlorenes Glück. Diese Schwächlingsnatur gelangte in der Versunkenen Glocke Hauptmann's, den man doch für einen Kämpfer nahm, sehr deutlich zum Ausdruck, und Max Halbe, der sich überhaupt noch nicht von ihr zu befreien gesucht hat, stimmt auch in seinem neuen Drama „Mutter Erde" die süßselige, romantische Klage um Vineta wieder an. Eigenthümlich ist all' diesen rückwärts gerichteten Stücken die Schwatzhaftigkeit, der ungebändigte Wortreichthum ihrer Verfasser; an die Stelle einer starken Handlung tritt die Meditation, statt der Thaten giebt es Auseinandersetzungen. Die dramatische, diese im höchsten Sinne männliche Kunst wird unter den Händen der Modernen weibisch und nimmt alle weibischen Eigenschaften an.

Vor fünfzehn Jahren ist Jemand seinem Vater und seiner kleinen Herzallerliebsten davongelaufen, weil ihm ein geistig regsames Professorentöchterlein besser gefiel. Fünfzehn Jahre lang hauste er mit ihr zusammen, schlecht und recht, wie es Ehekameraden geziemt, gründete eine Frauenzeitung, lebte sich aus u. s. w., ließ sich auch den Hausfreund gefallen, den Frau Hella für nöthig hielt und der ein incommensurabler Esel ist. Während dieser ganzen Zeit kümmerte sich unser Held nie um den Herrn Vater, nie um das Fräulein Liebste. Er ging eben seinen Weg. Am Ende stirbt der Alte, und um wenigstens seiner Beerdigung beizuwohnen, vielleicht auch wegen der Erbschaftsregulirung, reist der bekümmerte Sohn zusammt seiner Ehehälfte und dem Hausfreunde in die Heimath. Hier nun erwacht plötzlich aus langem, fünfzehnjährigem Winterschlafe sein besseres Selbst. Dies bessere Selbst ist um seine Schlummerfähigkeit zu beneiden; es übertrifft den berühmten schlafsüchtigen Ulanen, der im Dauertraume wenigstens dann und wann ein Lebenszeichen gab. Kindheit und Jugend ziehen dem Heimgekehrten in traulich lockenden Bildern vorüber. Auch die Erinnerung an Antoinette stellt sich wieder ein. Je inniger er sich die verlorene goldene Zeit vergegenwärtigt, desto deutlicher erkennt er die Herzlosigkeit seines Weibes, dieses gefühlsarmen, eitlen, sich selbst superklug dünkenden Geschöpfes. Freilich ist man erstaunt darüber, daß er fünfzehn Jahre dazu nöthig hatte, die brutale Rohheit und molchartige Kälte dieses Zwitters im Unterrocke zu durchschauen. Dem Hörer ist Frau Hella nach den ersten beiden Minuten durch und durch bekannt und von Herzen unsympathisch. Der Herr Doctor und Zeitungsherausgeber trifft natürlich bald genug mit Antoinette zusammen, und die alte Liebe steigt um so farbenschöner und berauschender aus ihrem Grabe, als sie Beide unglücklich und elend in widrigen Ehebanden sind. Hella aber weigert sich, den Genossen ihrer Bestrebungen, der ihr ja angeblich sein Bestes verdankt, freizugeben, und so bleibt den Liebenden zuletzt nur ein Weg übrig. Denn im Schmutze untergehen mag Antoinette nicht, sie mag nicht als davongelaufene Frau mit dem davongelaufenen Manne hausen. Und darum treten sie Beide fröhlich den Heimgang zur Mutter Erde an.

Zweierlei Aufgaben hatte der Dramatiker zu lösen. Er mußte zeigen, daß in den endlosen fünfzehn Jahren nur äußere Umstände den Mann an der Flucht in's Vaterhaus gehindert hatten, daß seine Seele rastlos heim begehrte, sobald ihr Hella's Unwerth und der Unwerth des lärmvollen Lebens in der Großstadt klar geworden war. Denn nur dann läßt sich der jähe Umschwung in der Stimmung des Sclaven seiner Frau begreifen, nur dann glauben wir diesem Schwächling, daß ihn der Anblick der verlassenen Geliebten zur Empörung und, was wichtiger ist, zur Ausdauer in der Empörung stachelt. Halbe hat eine derartige Vorbereitung und Begründung nicht für nöthig erachtet, und deßhalb entbehrt das ganze, ungenügend verankerte und fundamentirte dramatische Gebäude des inneren Haltes. Wer fünfzehn Jahre lang ein so schmachvolles Joch geduldig und ohne zu mucken trug, wer sich so an die ekle, kreischende und klirrende Kette gewöhnt hat, der kann nur durch ein Wunder wieder zum Manne werden. Und an Wunder darf der moderne Dramatiker nicht glauben machen wollen. — Eine zweite Unbegreiflichkeit ist der weniger als schlecht motivirte tragische Ausgang. Man muß ihn ja hinnehmen, aber man hat ihn nicht kommen sehen und wäre mit jedem anderen Abschlusse genau so zufrieden oder unzufrieden gewesen. Da hat der Zufallsschuß, der das Aunchen der „Jugend" tödtete, noch ungleich höhere dramatische Berechtigung. Es kam dem Dichter auch nur darauf an, nach zwei umfangreichen und inhaltlosen Redeacten, die das Stück ganz unnütz verschleppten, etwas geschehen zu lassen und ein ergreifendes Stimmungsbild zeichnen zu können. Daß das dem Poeten Halbe gelungen ist, grade wie ihm mit dem zweiten Acte ein Wurf gelang, der alle Schönheiten der „Jugend" in den Schatten stellt, sei gerne zugegeben. Aber unsere dramatische Literatur wird durch „Mutter Erde" nicht bereichert. Man muß das bedauern, wegen der hohen Summe respectablen dichterischen Könnens in dem Werke, wegen der bewunderungswürdigen Meisterschaft, womit der westpreußische Localton getroffen ist, wegen des zuweilen an Shakespeare erinnernden prächtigen Humors der Leichenschmausscene.

Ein neuer Theaterdichter, der unsicher tastend den Weg der Moderne schreitet und sich offenkundig an den Anlehner Hauptmann anlehnt, ist im Königlichen Schauspielhause zu Worte gekommen. Max Petzold heißt er und soll ein Hallenser Kaufmann sein, „Die Einzige" heißt das Stück. Leider ist der Pulsschlag eigenen, kräftigen Lebens nicht darin zu spüren. Die Handlung ist mühsam construirt, die Figuren schablonenmäßig nachgepinselt, und allzu große Mühe hat der Verfasser auf die Herausarbeitung rein theatralischer Wirkungen gelegt, als daß die Absicht nicht verstimmen sollte. Ein pumpsüchtiger Studiosus, wie ihn die Fliegenden Blätter immer wieder zeichnen, attackirt ruhelos seine nächsten Verwandten; Papa läßt sich auf Mutterns Gewinsel dazu verleiten, für das Söhnchen einige zwanzig Mark aus der von ihm verwalteten Kasse zu nehmen. Mit der in Theaterstücken üblichen und unheimlichen Promptheit tritt die Nemesis in Action: ein Amtsrichter erscheint, revidirt die Kasse und entdeckt den Fehlbetrag. Nun ist der Herr Amtsrichter, wie gesagt, zur unrechten Minute aufgetaucht. Wäre er morgen gekommen, so hätte alles Geld wieder in schönster Ordnung dagelegen; wäre er eine Viertelstunde früher gekommen, so hätte es noch dagelegen. Zwischen dem schwachen Papa, der zwanzig Jahre lang ein treuer Beamter gewesen ist, und dem Herrn Revisor entspinnt sich ein längeres Zwiegespräch. Man meint, der Gestrenge wird dem braven Alten die zwanzig Mark bis zum nächsten Ersten vorstrecken — aber nein, er moralisirt nur nach Leibeskräften und läßt den armen Kerl dann fortjagen. Jetzt duldet es den Corpsstudenten nicht mehr bei den Eltern, die er doch in's Unglück gestürzt hat; er geht nach Amerika, die Mutter stirbt, sehr gelegen, wie Mortimer, und die eine Schwester, ein leichtsinniges Pflänzchen, begiebt sich nach Berlin. Bleibt dem Papa nur seine Aelteste als „Die Einzige". Sie bleibt, obgleich ihr im Ehrenpunkte sehr kitzlicher Verlobter brutal genug das arme Mädchen zwingt, zwischen ihm und dem Vater zu wählen. Für irgend eine der Personen eine tiefere Theilnahme zu erwecken, hat der Verfasser nicht verstanden; die Charakteristik ist fast durchgängig platt conventionell, und die erkünstelte Tragik, die unwahrscheinliche Prämisse des Ganzen lassen auch keine Freude an dem sonst leidlich geschickten Aufbau der Handlung aufkommen. Immerhin darf man dem weiteren Schaffen Petzold's mit Interesse entgegen sehen.

Dem adligen Dioskurenpaare Wetzel-Schlicht, die Dank einer unbegreiflichen Milde des Prasch'schen Dramaturgen ihre Albernheit „Tante Jette" auf die Bühne bringen konnten, wird man solches Interesse kaum widmen wollen. Einer der beiden Verfasser schreibt für hiesige sogenannte Localblätter sogenannte Militärhumoresken; mit entsprechend wenig Witz und viel Behagen, das der Hörer freilich nicht empfindet, ist das Soldatenstück zurecht gehauen. Eine Instructionsstunde und eine Gans kommen drin vor — der komischen Instructionsstunde haben sich allerdings auch die Herren Freund und Mannstädt bei ihrer letzten Centraltheater-Posse bedient, die Gans aber verschmähten sie. Die schien ihnen wohl zu albern. Schlicht und Wetzel waren anderer Meinung. Es muß auch solche Käuze geben. Und das Versöhnende bei der Sache ist, daß Theaterdirectoren und Publicum diese stückeschusternden Landplagen verdienen.

## Notizen.

Die allbekannte Hendel'sche Bibliothek der Gesammtliteratur hat soeben das erste Tausend ihrer Bände überschritten. Eine treffliche Auswahl aus dem reichen Schatz von Rückert's Dichtungen, von Oskar Linke feinsinnig zusammengestellt, beginnt die neue Serie und zwar mit dem „Liebesfrühling", einer Auswahl der „Gedichte", „Die Weisheit des Brahmanen" in Auswahl, „Die Makamen des Hariri", jene berühmte Nachdichtung des genialen Arabers in der sich Rückert's Sprachmeisterschaft zeigt und die erst neulich von Oscar Blumenthal in einem durchgefallenen Einakter ausgeplündert worden ist. Die Ausstattung ist die gewohnt gute in Druck und Papier, jedes Bändchen hübsch cartonirt und geheftet. Wir geben den zudem sorgfältiger redigirten Hendel'schen Ausgaben durchaus den Vorzug vor der augenmörderischen Reclam'schen Universalbibliothek; sie bilden auch in ihrem größeren Format eine Zierde jeder Bücherei.

Ein kluger Rathgeber für erwerbsuchende Frauen bildet das Buch der als maßvolle aber energische Kämpferin in der Frauenfrage rühmlichst bekannten Frau Eliza Ichenhaeuser: Erwerbsmöglichkeiten für Frauen. Praktischer Rathgeber für erwerbsuchende Frauen in allen Angelegenheiten der Vorbildung, der Anstellung und der socialen Selbstständigkeit. Nebst Nachweis von Wohlfahrtseinrichtungen. (Berlin, Franz Ebhardt & Co.) Das mit Fleiß und Verständniß verfaßte Buch betrachtet sowohl die weibliche Thätigkeit im Erwerbsleben im Allgemeinen (Arbeiterin, Handwerkerin, Unternehmerin), als auch in zahlreichen Einzelberufen. Ueberall werden Vorbedingungen und Aussichten auf Fortkommen, gesellschaftliche Stellung u. s. w. sorgfältig abgewogen, die Wege angegeben, wie man sich zu den einzelnen Berufen vorbereitet, wie man den Eintritt in dieselben erzwingt, was man davon erwarten darf und was nicht. Mit Sorgfalt sind die bereits bestehenden Lehranstalten angegeben, wo Frauen und junge Mädchen für die einzelnen Berufe vorbereitet werden können. Das Buch beschränkt sich aber nicht etwa darauf, nur die Berufsarten zu behandeln, in denen Frauen bereits thätig sind, sondern giebt auch, immer unter maßvoller Berücksichtigung der physischen und geistigen Sondereigenschaften der Frau, die werthvollsten Fingerzeige, wo noch neue Gebiete für die Frauen zu erobern sind. Ein besonderer Vorzug des Buches ist der, daß die Verfasserin sich mit ihrem freien Blicke nicht in internationalen Utopien ergeht, sondern sich an die deutschen Verhältnisse hält und ihre Rathschläge und praktischen Winke in jeder Hinsicht darauf zugeschnitten hat. Wir können das Buch allen Eltern, deren Töchter über kurz oder lang gleichfalls vor eine Berufswahl gestellt sein werden, nicht weniger aber auch den Töchtern selbst, nur dringend empfehlen.

Deutsche Eigenart in der bildenden Kunst. Von Gustav Ebe. (Leipzig, J. J. Weber.) Der geschätzte Berliner Architekt und Kunsthistoriker, der Jahrzehnte lang für die „Gegenwart" referirte, will in seinem neuen Buche nachweisen, wie die Nationalitätsidee seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht allein das politische Leben der Völker befruchtet und zu neuen Staatengründungen geführt, sondern auch auf die Entwickelung der bildenden Kunst in dem Sinne eingewirkt hat, daß nun der nationale Inhalt einer Kunstepoche als Werthmesser derselben vorangestellt wurde. In der Einleitung kommen die Punkte zur Sprache, welche das moderne Kunstschaffen beherrschen: Nationalitätsidee und Naturalismus, aber Letzterer ist wieder national gefärbt, indem die Seele des Künstlers das Bild der Natur in sich aufnimmt und in der seiner Volksart entsprechenden Form wieder hervorbringt; die folgenden Abschnitte des Buchs führen die einzelnen Zweige der bildenden Kunst an uns vorüber, immer mit dem Bestreben das auszuzeigen, was dem deutschen Volksgeiste im Allgemeinen und den landschaftlichen Gruppen im Besonderen zukommt. Es ist dabei keineswegs die Absicht des Verfassers das Romanische als einzigen Musterstil empfehlen zu wollen, eben so wenig wie dem heutigen Dichter zugemuthet werden könnte, den Stil des Parcival oder des Tristan zu wiederholen; aber es soll an dieser markigen und fastvollen, zugleich poetisch lieblichen Kunst gezeigt werden, was der Deutsche, auf eigenen Füßen stehend, zu leisten vermag. Im Grunde sieht der Verfasser also die Zukunft der deutschen Kunst in einer ziemlich anderen Richtung, als das malende Gründeutschland von heute.

Unter dem Titel „Politische Generale am preußischen Hofe seit 1848" ist bei O. Seehagen, Berlin eine kleine Schrift erschienen, welche in mehr als einer Hinsicht auf das Interesse weiterer Kreise Anspruch hat. Die Veranlassung zu ihrem Entstehen ist, wenn nicht alle Zeichen trügen, in der öffentlichen Besprechung des gespannten Verhältnisses zu suchen, welches seit den letzten Jahren zwischen den obersten militärischen Behörden (Militär-Cabinet, Kriegsministerium, Generalstab) bestehen und auch die allseitig bedauerte Entlassung des Ministers von Bronsart herbeigeführt haben soll. Der Zeitfolge nach geordnet, wird eine Reihe preußischer Generale aufgezählt, welche zeitweilig eine mehr oder minder einflußreiche Rolle in der Politik gespielt haben. Auf Gerlach und den bösen Reactionär Radowitz folgen, um nur einige Namen zu nennen, Bonin, der Vorgänger Roon's als Kriegsminister, der Feldmarschall Manteuffel und endlich, auf die neueste Zeit übergehend, Caprivi, Waldersee und Hahnke, der heutige Chef des militärischen Cabinets. Der ungenannte Verfasser hat seinen reichen Stoff in sehr geschickter Weise zu behandeln gewußt, treffende, wenn auch oft nur angedeutete Hinweise auf die Gegenwart bringen die Verhältnisse der Vergangenheit dem Verständniß näher, und auch dem heute so anspruchsvollen Sensationsbedürfniß der Leser ist durch Schilderung pikanter Einzelheiten ausreichend Rechnung getragen. Es ist daher leicht begreiflich, daß die Tagespresse einer gewissen Richtung sich diese willkommene Gelegenheit nicht hat entgehen lassen, ihrem ewigen Aerger über den Militarismus wieder einmal Luft zu machen und den friedliebenden Bürger vor der drohenden Gefahr eines politischen Generals zu warnen. Uns scheint diese Gefahr weniger bedrohlich; es ist indessen immer am Platze, einmal der Frage nachzudenken, wie es denn überhaupt heute mit der Politik in der Armee steht, wie also der Boden beschaffen ist, auf dem so ein so politischer General heranwächst.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, E. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

## Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit.

Moralhistorische Studien

von

**Wilhelm Rudeck.**

**Ein starker Band von 30 Bogen gr. 8° mit vielen Illustrationen nach alten Gemälden. Geh. 10 M., geb. in Halbfranzband 12 M.**

Die Geschichte aller öffentlich geübten und anerkannt geschlechtlichen Sitten des deutschen Bürgerthums darzustellen ist die bisher noch nirgends gelöste Aufgabe des Werkes. Durch die hier erstmalig in die Moralwissenschaft eingeführte materialistische Geschichtsmethode gelangt der Verfasser zu einer völlig neuen und überraschenden Einsicht in die Entwicklung der thatsächlichen Moral. Zugleich weiß der Autor aus seinen Resultaten einen Maßstab für jede höhere Kultur zu machen.

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

## Thüringer Weber-Verein zu Gotha,

unter dem hohen Protektorate Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Herzogin Marie von Sachsen-Coburg-Gotha, welcher besteht, um der armen nothleidenden Weberbevölkerung Arbeit zu verschaffen, offerirt hiermit die Erzeugnisse derselben, welche den deutschen Hausfrauen dringend empfohlen werden: Tischtücher, Servietten, Handtücher, Taschentücher, Wischtücher, Staubtücher, Scheuertücher, Altthüringische Decken, desgleichen mit Sprüchen und der Wartburg, Kyffhäuser-Decken in Damast, Rein- und Halb-Leinen, Bettzeuge, Bettköpers, Drell ꝛc. Alles mit der Hand gewebt, daher sehr solid und dauerhaft. Tausende von Zeugnissen bestätigen dies. Muster und Preisverzeichnisse stehen gern portofrei zu Diensten. Der Vorsitzende Kaufmann und Landtagsabgeordnete E. F. Grübel besorgt die kaufmännische Leitung unentgeltlich.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

## General-Register 1872 — 1896.

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 ℳ 50 ₰. Gebd. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

## Abonnement

auf das

**IV. Quartal 1897.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 40. Berlin, den 2. October 1897. Band III.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Verstärkung der deutschen Kriegsflotte. Von Eduard von Hartmann. — Die griechische Frage. Gutachten von Fr. Ratzel, Theodor Mommsen, F. Max Müller, K. Krumbacher, M. v. Pettenkofer, Hans Hoffmann, A. Thumb. — **Literatur und Kunst.** Aus meiner Studentenzeit. Von Rudolf von Gottschall. — Ein unmoderner Naturforscher. Von Professor Ludwig Büchner. — **Feuilleton.** Das große Loos. Von E. Eschricht. — **Aus der Hauptstadt.** Die Braut des Thronfolgers. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

### Die Verstärkung der deutschen Kriegsflotte.

Von Eduard von Hartmann.

Um zwei Fragen dreht sich gegenwärtig die Politik in Deutschland: um die agrarische und die Flottenfrage. Gern kann man den Nothstand in der Landwirthschaft zugeben und doch der Meinung sein, daß die vom Bund der Landwirthe vorgeschlagenen Abhülfsmittel diesem Nothstande nicht abhelfen, sondern ihn nur verschlimmern und zugleich dem Volkswohlstand unermeßlichen Schaden zufügen würden. Da aber diese verkehrten Mittel von den Agrariern mit Fanatismus gefordert werden und die Regierung bereits mehrfach gegen unzweckmäßige agrarische Forderungen eine bedenkliche Nachgiebigkeit gezeigt hat, so greift die Sorge immer weiter um sich, daß wir in die gefährlichsten Wagnisse hineintreiben, wenn nicht wenigstens der parlamentarische Einfluß der Agrarier in den nächsten Wahlen eingeschränkt wird. So steht zu befürchten, daß der unweise Eifer der Agrarier für die nächsten Wahlen regional einen Kampf West- und Süddeutschlands gegen Ostelbien, parteipolitisch einen Zusammenschluß der links stehenden Parteien gegen die Rechte heraufbeschwören wird, der sogar die Socialdemokraten den übrigen Parteien annähern dürfte. Wenn dadurch eine Verschiebung nach links einträte, so würden damit gerade die der Flottenvermehrung abgeneigten Parteien eine Stärkung erfahren; die provocirende Haltung der Agrarier droht also indirect die Entwickelung der deutschen Flotte zu schädigen, und deßhalb wird es wesentlich die Aufgabe des noch bestehenden Reichstages sein, das für die nächsten Jahre Wünschenswerthe zu bewilligen. Bei dieser Sachlage scheint es angezeigt, die Flottenfrage schon jetzt zu erörtern.

„Nothwendig" ist eine Kriegsflotte nicht, wenn man unter „nothwendig" nur Dasjenige versteht, ohne was man nicht existiren kann. Deutschland hat auch ohne Flotte existirt, und würde auch ohne Flotte weiter existiren, nur nicht unter den patriotisch wünschenswerthen Bedingungen. Auch der deutsche Seehandel hat ohne Kriegsflotte existirt, wenn auch in viel geringerem Umfange, und er würde schwerlich ganz aufhören, wenn die deutsche Kriegsflotte wieder verschwände, wenngleich er dann mancher Einbuße und Demüthigung ausgesetzt wäre. Andererseits kann unser Handel durch große Kriege auch trotz einer gut entwickelten Kriegsflotte schwer geschädigt und dauernd lahm gelegt werden, wenn diese Kriegsflotte durch ein überlegenes Bündniß vernichtet wird. „Nothwendig" ist eine Kriegsflotte auch nicht für den Schutz unserer Küsten. In der Hauptsache werden wir auch ohne Flotte feindliche Einfälle auf unsere Küstengebiete zurückschlagen, und jedem Versuch einer Landung würde auch die uns erreichbare Flottenstärke nicht vorbeugen können. Es ist deßhalb unberechtigt, von der Regierung zu verlangen, daß sie ein für allemal angeben solle, welches Maaß von Flottenbesitz für Deutschland „nothwendig" sei, dann aber auch den Reichstag mit Nachforderungen verschone.

Nur darum kann es sich handeln, welches Maaß wünschenswerth sei; das Wünschenswerthe ändert sich aber sehr rasch mit der Ausdehnung des Seehandels, mit dem Erwerb und der Entwickelung von Colonien, mit dem Flottenbestand der rivalisirenden Staaten und mit der politischen Lage. Es gilt also zu erwägen, was in dieser Hinsicht das für die Gegenwart Wünschenswerthe sei.

Da muß man denn anerkennen, daß der deutsche Seehandel und Colonialbesitz in den letzten 15 Jahren eine erhebliche Ausdehnung genommen hat, daß die damals bereits bestehenden Seemächte bedeutende Anstrengungen zur Vergrößerung ihrer Kriegsflotten gemacht haben, daß zwei neue Seemächte (Japan und die Vereinigten Staaten von Nordamerika) in die Reihe der alten mit eingetreten sind und in raschem Tempo am Ausbau einer Flotte arbeiten, und daß bei alledem die deutsche Kriegsflotte trotz aller Neuanschaffungen ungefähr auf demselben Stande geblieben ist, weil die Abnutzung der alten Schiffe theils wegen des raschen Fortschritts der Construction, theils wegen übermäßiger Ausnutzung des Materials zu rasch vor sich ging. Es ist Thatsache, daß keine Marine ihre Schiffe so stark ausnutzt wie die deutsche, weil sie mit zu geringem Material zu große Aufgaben bewältigen soll. Trotzdem hört man aus allen Interessentenkreisen Klagen über unzulängliche Vertretung Deutschlands an den überseeischen Küsten.

Aus alledem darf man folgern, daß die Entwickelung der deutschen Kriegsflotte in den letzten 15 Jahren in der That hinter dem Wünschenswerthen zurückgeblieben ist, und daß es dringlich geboten scheint, in den nächsten Jahren möglichst viel von dem Versäumten nachzuholen. Denn daß unsere Kriegsflotte vor 15 Jahren für ihre damaligen Aufgaben schon zu groß war, wird kaum ernstlich behauptet werden. Im Allgemeinen wird ja auch zugegeben, daß wir zu wenig Kreuzer haben, und schon in der vorigen Reichstagssession wäre sicherlich ein Kreuzer mehr bewilligt worden,

wenn nicht eine persönliche Ungeschicklichkeit eines Abgeordneten hindernd dazwischen getreten wäre. Nicht gegen die Vermehrung der Kreuzer richten sich die Bedenken der Reichstagsmehrheit, auch nicht gegen die der Torpedoflottillen, sondern gegen die der Schlachtschiffe.

Was die technische Seite der Frage anbetrifft, so ist die Zeit vorüber, wo in einem Theil der Fachkreise Schlachtschiffe für entbehrlich gehalten wurden; gegenwärtig besteht wohl Einigkeit darüber, daß die Schlachtschiffe den eigentlichen Kern und das Rückgrat einer Schlachtflotte ausmachen, und daß die übrigen Schiffsgattungen sich erst an sie angliedern müssen. Freilich gilt das nur, wenn man an die Möglichkeit einer Seeschlacht denkt; die Flottengegner in Deutschland wollen aber gerade von Seeschlachten nichts wissen und den Dienst auf Kreuzerfahrten und auf Küstenschutz durch Torpedoflottillen beschränkt sehen. Nun ist aber wohl zu erwägen, daß das Ansehen der Flagge, die ein Kreuzer an ferner Küste zeigt, wesentlich davon abhängt, welche Flottenmacht er repräsentirt; die Bedeutung unserer Kreuzer würde also mit einem Schlage sehr sinken, wenn alle fremden Staaten wüßten, daß uns sowohl die Mittel als auch der Wille fehlen, jemals eine wirkliche Seeschlacht aufzunehmen. Entscheidend kann jedoch für diese Frage nur die Betrachtung der politischen Lage werden, durch welche die eventuelle Verwendung und damit der Werth einer deutschen Schlachtflotte bestimmt wird.

In dem Vierteljahrhundert vom französischen bis zum japanischen Kriege war Deutschland darauf angewiesen, sich für den Krieg mit Frankreich und Rußland zugleich unter englischer Neutralität vorzubereiten. Die ideale Aufgabe der deutschen Schlachtflotte hätte bei dieser Constellation darin gesucht werden müssen, der russischen Ostseeflotte und der französischen Nordseeflotte zusammengenommen überlegen zu sein, um die Herrschaft in den heimischen Gewässern zu behaupten. Diese Aufgabe überstieg aber entschieden unsere Kräfte; jeden Versuch, uns ihrer Lösung zu nähern, würden Frankreich und Rußland überboten haben. Der Versuch, diesen Wettstreit durchzuführen, hätte uns finanziell ruinirt, ohne uns entsprechenden Nutzen für den Kriegsfall zu bringen; denn gegen Rußland und Frankreich mußte die Kriegsentscheidung doch immer in den Operationen der Landheere liegen und konnte der Seekrieg nur nebensächliche Bedeutung haben. Wie es, wenn man mehrere Gegner zu bekämpfen hat, ein Fehler ist, zu viel Streitkräfte gegen die schwächeren abzuspalten, anstatt alle Kraft zu einem Hauptschlage gegen den stärksten zu sammeln, so wäre es auch ein Fehler gewesen, in jener Periode die finanziellen Kräfte Deutschlands auf Landheer und Flotte zu zersplittern, anstatt zunächst alle verfügbaren Mittel auf das Landheer zu concentriren, das doch allein die Entscheidung herbeiführen konnte.

Während jenes Vierteljahrhunderts galt es vor Allem, die errungene Reichseinheit gegen neue Angriffe sicher zu stellen, und das konnte nur das Landheer. Darum mußte man bei jener politischen Constellation darauf dringen, daß jeder verfügbare Groschen zunächst auf Vermehrung des Landheeres verwendet werde, mochte die Flotte sich noch so sehr über stiefmütterliche Behandlung beklagen. Das Hemd ist einem nun einmal näher als der Rock, und für die bloße Sicherung der Existenz des Reiches konnte die Flotte viel weniger leisten als eine aus gleichen Mitteln zu beschaffende Vergrößerung des Landheeres. Auch für die Zukunft ist der Gesichtspunkt festzuhalten, daß das Landheer ungleich wichtiger ist als die Flotte, daß zuerst die Mittel bereitgestellt werden müssen, um das Heer proportional dem Bevölkerungszuwachs zu vergrößern, und daß erst der verfügbare Ueberschuß an Mitteln der Flotte zu Gute kommen darf. Erst mit der Caprivi'schen Heeresreform haben wir ein so entscheidendes Uebergewicht über die Wehrkraft Frankreichs erlangt, daß dieses verständiger Weise nicht mehr daran denken darf, uns herauszufordern. Dann aber handelte es sich mehrere Jahre hindurch zunächst um die Beschaffung der Mittel für diese Heeresreform, ehe an Flottenvermehrung in größerem Maaßstabe gedacht werden konnte. Nun hat aber die Caprivi'sche Heeresreform, abgesehen von der Erhöhung der Börsensteuer, bloß durch das natürliche Wachsthum der Reichseinnahmen und sogar trotz der durch die Handelsverträge bedingten Zollausfälle bestritten werden können. Einen so günstigen Verlauf der Dinge würde bei Annahme der Heeresreform Niemand vorauszusagen gewagt haben. Wir haben Frankreich überholt, ohne daß wir die colossalen Steuerreserven anzugreifen brauchten, die in den Steuerobjecten Branntwein, Tabak und Bier noch ungehoben liegen. Unter solchen Umständen erscheint gegenwärtig die Ablehnung einer Flottenvermehrung aus finanziellen Gründen als ein unhaltbarer Vorwand. Bisher hatte jeder Abgeordnete Recht, der Gelder für die Flottenvermehrung verweigerte, und hatte die Regierung Recht, die auf die Vermehrung der Flotte verzichtete, um alle verfügbaren Reichsmittel auf das Landheer zu verwenden. Von jetzt an aber würden beide Theile von dem Vorwurf der Versäumniß wirklich getroffen werden, der für die Vergangenheit ungerechtfertigt wäre.

Es kommt als entscheidender Gesichtspunkt hinzu, daß die politische Lage sich seit dem japanischen Kriege völlig geändert hat. Die Aussicht auf einen Krieg des Zweibundes gegen den Dreibund ist geschwunden, seit Frankreich sich der Führung Rußlands willig untergeordnet hat, und dieses sich die Einigung Europas gegen England zum Ziele gesetzt hat. Der neue Dreibund: Rußland, Frankreich und Deutschland hat sich zum ersten Male bewährt, als er gegen Englands Willen Japan verhinderte, sich an Stelle der Mandschus zum führenden Stamme der Westmongolen zu erheben und die ungeheuren Kräfte Ostasiens unter seiner Herrschaft zu organisiren, zum zweiten Male, als er die von England gegeschürten Wirren auf der Balkanhalbinsel localisirte und so der von England geplanten Vergewaltigung Südafrikas durch seine Wachsamkeit und Einigkeit vorbeugte. Er wird sich noch öfter bei ähnlichen Gelegenheiten bewähren, wo es darauf ankommt, englischen Machenschaften entgegenzutreten und es zu hindern, daß England die Vortheile allzu rücksichtslos ausnutzt, die ihm durch seine Stellung als einzige Seemacht ersten Ranges zufließen.

Frankreich ist der antienglischen Coalition unentbehrlich, weil es die einzige Seemacht zweiten Ranges ist; Rußland aber fällt, trotzdem es nur eine Seemacht dritten Ranges ist, die Führung dieser Coalition zu, weil es die einzige Macht ist, die England durch einen Vorstoß nach Indien an seiner empfindlichsten Stelle treffen kann, und weil der Gegensatz gegen England den innersten Kern seiner zielbewußten und stetigen Politik ausmacht. Rußland ist aber mit bloß französischer Hülfe England maritim nicht gewachsen, deßhalb braucht es eine dritte Macht, und als solche kann nur Deutschland in Betracht kommen, das zugleich ein Abschwenken Italiens zu England hindern soll. Falls bei einer künftigen Action England Japan zum Bundesgenossen gewinnen sollte, müßte sogar die französische, russische und deutsche Seemacht der englischen und japanischen zusammengenommen gewachsen sein.

Der Werth, den die Mitwirkung Deutschlands für Rußland und Frankreich bei einer gemeinsamen diplomatischen Action gegen England hat, ist völlig unabhängig von der Stärke seiner Landmacht und lediglich von der Größe seiner Kriegsflotte abhängig. Wenn die Verbündeten die Beute der gemeinsamen Action unter sich vertheilen, so nehmen natürlich die beiden Stärksten den Löwenantheil für sich vorweg, der Schwächste aber bekommt sogar noch weniger, als ihm verhältnißmäßig gebührt. Das ist überall und immer so in der Welt gewesen, und wir dürfen uns nicht beklagen, wenn wir dieselbe Erfahrung zu unserm Nachtheil von Neuem machen. In Ostasien ist Deutschland allein leer ausgegangen,

und im östlichen Mittelmeer wird es erst recht leer ausgehen; es erhält keinen Gegenwerth dafür, daß es sich die Feindschaft Japans und Griechenlands zugezogen hat. Und so wird es uns auch in allen künftigen Fällen ergehen, wenn wir nicht unsere Flotte auf einen mehr Achtung gebietenden Stand bringen. Die französische, russische und deutsche Flotte zusammen sind bis jetzt kaum der englischen gewachsen; aber Rußland und Frankreich verstärken sich so eifrig, daß in wenigen Jahren das Gleichgewicht, ja sogar das Uebergewicht erreicht sein könnte, falls nur Deutschland in gleichem Schritt mitginge.

England bemüht sich zwar, durch immer neue Schiffsbauten seine unbedingte Ueberlegenheit in der Zahl der Schiffe aufrecht zu erhalten, aber es fehlen ihm jetzt schon die Matrosen, um seine Schiffsreserven zu bemannen, und selbst in der Bemannung der im Dienst stehenden Schiffe ist es großentheils auf Ausländer angewiesen. So wird selbst Englands Seemachtstellung an seinem mittelalterlichen Werbesystem scheitern, und doch wird es sich schwerlich eher entschließen, dasselbe aufzugeben, als bis seine Unzulänglichkeit durch schwere Katastrophen erwiesen ist. So aussichtslos es also auch ist, die deutsche Kriegsflotte in einen Wettstreit mit der französischen Nordseeflotte und russischen Ostseeflotte zugleich zu drängen, so günstig ist dagegen die Aussicht, im Bunde mit Frankreich und Rußland die englische Seemacht zu überholen und ihre bisherige Diktatur auf dem Ocean in rücksichtsvolle Compromisse umzuwandeln.

Daß diese einseitige Seeherrschaft Englands gebrochen werde und einem diplomatischen Interessenausgleich der Großmächte weiche, daran hat Deutschland ein starkes Interesse, sowohl als exportirender Industriestaat, der offene Absatzmärkte braucht, als auch als junger Colonialstaat, dessen Colonien mit englischen aneinandergrenzen. Ein Volk, das sich vom eigenen Boden ernährt, kann seine auswärtige Politik auf die Nachbarn seines heimathlichen Staatsgebietes begrenzen; aber ein Volk, dessen Existenz theilweise vom überseeischen Handel abhängt, muß seine Politik überall hin erstrecken, wo es alte Absatzgebiete zu verlieren und neue zu gewinnen hat. Deutschland muß bereits ein Viertel seiner Bevölkerung mit fremden Bodenproducten ernähren und braucht nothwendig ausländische Absatzgebiete für seine Industrieerzeugnisse, wenn nicht dieses Viertel verhungern oder zur Auswanderung genöthigt werden soll. Im Verkehr mit fernen und überseeischen Ländern können aber die Interessen der Einfuhr und Ausfuhr nur dann mit Nachdruck gewahrt werden, wenn hinter den Noten der Diplomaten eine leistungsfähige Kriegsflotte steht, vor der andere Staaten Achtung haben müssen. Rußland sucht Asien, und die Vereinigten Staaten streben Amerika zu einem geschlossenen Handelsgebiet zu machen, während England im Begriff steht, seinen Colonien Vorzugszölle auf Gegenseitigkeit zu gewähren. Das russische Zollgebiet und das der Vereinigten Staaten werden wir nur nach Maaßgabe der Erstarkung ihrer inneren Production als Absatzgebiet verlieren; englische Einflußsphäre aber droht uns noch erst mit den Hochschutzzöllen, an die wir in Rußland und Amerika bereits gewöhnt sind. Deßhalb ist es vor allen Dingen England und seine Colonien, auf die wir jetzt in handelspolitischer Hinsicht unser Augenmerk zu richten haben.

Bei der fortschreitenden Erschwerung des überseeischen Waarenabsatzes durch geschlossene Zollgebiete wird das Bedürfniß nach eigenen Colonien für alle diejenigen Staaten immer dringlicher, die nicht binnen weniger Menschenalter zum Verlust ihrer Großmachtstellung und zum kümmerlichen Fortvegetiren in einem verlorenen Winkel herabgedrückt sein wollen. Der fortschreitende Ausgleich der südost-asiatischen und europäischen Arbeitslöhne wird das nächste Jahrhundert ohnehin vor die schwersten Erschütterungen stellen; wenn damit der fortschreitende Verlust der alten Absatzmärkte zusammentrifft, so muß man mit schwerem Bangen in die Zukunft blicken, falls es uns nicht bis dahin gelingt, uns in eigenen Colonien zugleich Lebensmittelproducenten und Abnehmer unserer gewerblichen Erzeugnisse heranzubilden. Dazu bedarf es aber ebenfalls einer Flotte, die den bestehenden Colonien Schutz gewährt und uns gestattet, eine sich darbietende günstige Gelegenheit zur Erwerbung neuer auszunutzen. Mit keinem Staat haben wir so viel Aussicht auf colonialе Conflicte als mit England, deßhalb müssen wir uns rechtzeitig maritime Bundesgenossen sichern, damit wir nicht bei jedem solchen Conflict unweigerlich den Kürzeren ziehen.

Es ist aber noch ein weiterer Grund vorhanden, weßhalb wir uns dem russisch-französischen Bündniß gegen England anschließen müssen, nämlich die Abwehr einer Coalition von Rußland, Frankreich und Oesterreich gegen Deutschland. Diese Gefahr würde nach dem Tode des jetzigen österreichischen Kaisers sofort eintreten, wenn wir Rußland dadurch reizen wollten, daß wir England gegen Rußland unterstützten, und England würde uns in solcher Nothlage ebenso sicher im Stiche lassen, wie es Friedrich den Großen im Stich gelassen hat. Die Gefahr bleibt aber auch dann bestehen, wenn wir uns in dem Interessengegensatz zwischen England und Rußland neutral verhalten; denn wenn Rußland durch das Versagen unserer Mitwirkung außer Stand gesetzt wird, seine Ziele gegen England zu erreichen, so könnte sich doch eines Tages ein Zar finden, der dem steten vereinten Drängen des Papstthums, Frankreichs und des slavisch-ultramontanen Oesterreichs nachgäbe und sich zu der „Theilung Deutschlands“ hergäbe. Dieser Gefahr schieben wir einen sicheren Riegel vor, wenn wir Rußland zeigen, daß es an uns einen zuverlässigen und stets bereiten Bundesgenossen gegen England hat, mit dessen Hülfe es sein Spiel gegen England fördern kann, das ihm bei Weitem wichtiger ist als die „Theilung Deutschlands“.*)

Man könnte es unmännlich schelten, wenn wir nur aus Furcht vor der Coalition des siebenjährigen Krieges Rußland maritim unterstützten; aber diese Unterstützung deckt sich ja, wie gezeigt, mit unseren eigensten handelspolitischen und colonialpolitischen Interessen bei der gegenwärtigen Weltlage. Beide verbieten gleichmäßig eine Nichtbetheiligung Deutschlands an dem die Weltpolitik beherrschenden Gegensatz Englands und Rußlands und auf absehbare Zeit in noch höherem Maaße eine Unterstützung Englands gegen Rußland, so lange Rußland nicht seinen Traditionen untreu wird. Können wir nicht neutral bleiben, sind wir einmal durch unsere dringendsten Interessen genöthigt, hierin Stellung zu nehmen, dann müssen wir auch dafür Sorge tragen, daß unsere Flotte einen möglichst hohen Werth als Verbündeter habe. Die von jetzt an auf Verstärkung der Flotte verwendeten Geldmittel sind gleichsam eine Versicherungsprämie dafür, daß wir unser Landheer nicht in einem aufreibenden und erschöpfenden Kriege zu erproben brauchen und daß wir nicht am Ende des nächsten Jahrhunderts auf der Erde eine Rolle spielen wie jetzt etwa Schweden.

Es ist also keine Rede davon, daß wir mehr anstreben sollten als eine Flotte dritten Ranges, keine Rede von „uferlosen Flottenplänen“ und „abenteuerlicher Weltpolitik“. Wir wollen keine Seemacht ohne Bundesgenossen bekämpfen, am wenigsten die Vereinigung mehrerer; wir wollen auch nicht auf Eroberung neuer Colonien ausziehen. Wir wollen nur stark genug sein, um dem Wort unserer Staatsmänner über unsere europäischen Nachbarländer hinaus Nachdruck zu verleihen, um eine sich von selbst darbietende günstige Erweiterung unseres Colonialbesitzes nicht unbenutzt lassen zu müssen, und um von anderen Mächten auch als maritimer Bundesgenosse geschätzt und gesucht zu werden.

---

*) Vgl. meinen Aufsatz: „Europäische Politik und Weltpolitik“ in Nr. 40 und 41 des vorigen Jahrgangs.

Dazu ist zweierlei erforderlich. Einerseits müssen wir das in den letzten fünfzehn Jahren Versäumte in der Entwickelung unserer Kriegsflotte nachholen, andererseits der ferneren Entwickelung unserer Handelsflotte, unserer Colonien und der der rivalisirenden Mächte proportionaliter auch weiter nachfolgen. Die zulässige Geschwindigkeit dieser Entwickelung wird davon abhängen, welchen Gang die Reichsfinanzen ferner nehmen und wie viel die allemal vorangehenden Ansprüche des Landheeres für die Flotte übrig lassen werden. Eine stärkere Anspannung der Steuern auf überflüssigen und schädlichen Luxus, wie Spirituosen und Tabak, ist schon aus volkshygienischem Gesichtspunkt wünschenswerth und kann nicht besser als für die Flotte, für Schuldentilgung und für Herabsetzung der Steuern und Zölle auf gesundheitsdienliche Genußmittel und culturförderliche Producte (z. B. Zucker und Petroleum) verwandt werden.

---

## Die griechische Frage.

Gutachten von Fr. Ratzel, Theodor Mommsen, F. Max Müller, K. Krumbacher, M. v. Pettenkofer, Hans Hoffmann, A. Thumb.

Daß es sich in der griechischen Frage nicht bloß um Völkerrecht und Bankrott handelte, sondern auch um große Culturfragen, die uns rein menschlich ergreifen, schien bei uns gar nicht empfunden zu werden. Wie auf Verabredung behandelten dieselben Zeitungen, die gern von deutscher Weltpolitik reden, die großen Culturfragen des Orients so subaltern, als ob ihre Redacteure Polizeibeamte niederen Ranges wären, die nur von Rechtsverletzungen und Strafen träumen. Es herrschte etwas wie ein bureaukratischer Aerger gegen Griechenland. Für die edlen Motive einer opferreichen nationalen Erhebung kein Wort des Verständnisses, für die Verluste und Enttäuschungen kein Funke von Mitgefühl. Wohl aber zweckloser und dazu meist platter Hohn in Fülle. Die Weltpolitik wird aber nicht mit Grobheiten gemacht und ein Volk, das sich ohne Noth Haß erregt, handelt höchst unklug. Unsere Diplomatie mag tausend Gründe gehabt haben, auf die Seite der Türkei zu treten, und die Nation mag diese Politik billigen, auch wo sie sie nicht im Einzelnen versteht. Darum ist aber doch nicht gesagt, daß die ganze öffentliche Meinung sich gleich auf dieselbe Seite schlägt. Ist es nicht eine Gefahr, wenn ein Volk mit jeder Phase seiner Diplomatie sich identificirt? Unsere Zeitungen suchen ihrem Publicum zu gefallen, indem sie ihm eine Realpolitik vormachen, die den hartgesottensten Diplomaten beschämen kann. Es ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß auch darin die Brutalität für populär gilt. Und ist denn diese Preßpolitik so praktisch? Ich halte sie eher für kurzsichtig. Europa kann die Griechen sehr wohl brauchen; und das gilt nicht am Wenigsten von den mitteleuropäischen Mächten, denen große wirthschaftliche Aufgaben im Orient winken. Von einem Verständniß dieser Thatsache hat man wenigstens in der deutschen und österreichischen Presse sehr wenig bemerkt. Wollen wir die wirthschaftlichen Früchte der Politik unserer Diplomaten z. B. in Kleinasien ernten, so ist ebenso wichtig, mit den Türken befreundet, als mit den Griechen nicht verfeindet zu sein. Die mitteleuropäischen Mächte haben im Orient dieselbe Aufgabe, der sich Frankreich in der besten Zeit der Politik des dritten Napoleon widmete: zwischen Rußland und England das Interesse zu wahren des übrigen Europa an der Offenhaltung der Levante als eines großen freien Feldes für die Culturarbeit der Völker des Westens. Darin besonders unterscheidet sich nicht Deutschlands Aufgabe von der der anderen. Und wir sehen es glücklicherweise auch rüstig vorwärts arbeiten. Wozu also die gehässige Haltung der deutschen Presse in der großen Mehrzahl ihrer Organe? Sie hat doch nicht bloß den Aerger der verkürzten Staatsschuldner Griechenlands auszudrücken. Noch weniger hat sie auf den Beifall der Türken zu speculiren. Sie hat aber den Charakter eines großen Volkes zu vertreten.

Im Gegensatz zu den Deutschen sind Engländer und Franzosen vollkommen darin einig, daß sie Alles thun, um die Sympathien der Schwächeren und Kleineren zu gewinnen. Die philhellenischen Kundgebungen in England und Frankreich haben ein solches Uebermaaß von Sympathien zum Ausdruck gebracht, daß England und Frankreich nun ruhig das officielle Griechenland seinem Schicksal überlassen können; es bleibt ihnen doch die dankbare Freundschaft des Volkes. Stellt auch mit der Zeit viel von diesen Kundgebungen sich als unecht und besonders ganz unwirksam heraus, so bleibt doch weitverbreitet die Auffassung vom Edelmuth der Engländer und Franzosen, mit der die Staatsmänner dieser Nationen bekanntlich zu arbeiten wissen ... Wie unlogisch die Völker sind! Sie sind es so sehr, daß der sicherlich keine gute Politik macht, der nicht mit diesem Mangel an Logik rechnet. Wir möchten jedem Volke zurufen: Laß deinen Staat seine Politik machen und mache du die deine; geht es mit rechten Dingen zu, dann treffen endlich Beide beim gleichen Ziel zusammen.

In anderen Dingen sind uns manche „arcana imperii“ kund geworden. Hier fehlt es noch sehr.

Leipzig. Prof. Friedrich Ratzel.

Ich bin zwar mit dem deutschen Verhalten in der Vermittelungsfrage nicht einverstanden, aber noch viel weniger mit dem Verhalten der Griechen in dieser leidigen Angelegenheit und finde den Philhellenismus hier nicht angezeigt.

Charlottenburg. Prof. Theodor Mommsen.

Ich sitze hier umringt von Druckbogen und habe schon lange meine Augen gegen alle Politik schließen müssen. Es hat mich aber allerdings gewundert, daß griechenfreundliche Stimmen in Deutschland so gar nicht laut geworden sind. Freilich, die neuen Griechen haben viel verschuldet — der Name hilft nicht, wenn die Sache nicht da ist, er schadet eher. Jetzt ist die Zeit, nicht zu verzweifeln, sondern von Neuem anzufangen, auf eigenen Füßen zu stehen, wie nach der Schlacht von Jena.

Oxford. Prof. F. Max Müller.

Ihre Absicht, Stimmen zu Gunsten der griechischen Sache zu sammeln, ist des höchsten Lobes würdig. Es ist Zeit, daß die Deutschen endlich aus ihrem Taumel zu sich kommen und einsehen, daß das Zurückwerfen der griechischen Sache einen Rückgang europäischer Culturbestrebung und Culturarbeit bedeutet. Ich kann es in der That nur eine Art von Taumel und Trunkenheit nennen, was seit Monaten in der griechisch-türkischen Frage in der deutschen Presse und im deutschen Publicum herrscht. Ohne Kenntniß oder ohne Berücksichtigung der historischen und actuellen Verhältnisse des europäischen Südostens, wird das Hauptculturvolk dieses Landgebietes in den Abgrund der Verdammung gestoßen und das Volk, das seit 500 Jahren seine Unfähigkeit zu Gesittung und Fortschritt tausendfach bewiesen hat, auf den Schild gehoben und fast als ein Muster hingestellt. Von den traurigen Verhältnissen in Kreta, die den Ausgang der politischen Misère bildeten, hat man keine Ahnung, schimpft und räsonnirt aber tapfer drauflos. Ich habe die griechischen Verhältnisse im Jahre 1884 und 1885 beobachtet und meine Eindrücke in der Einleitung meiner „Griechischen Reise“ i. J. 1886 niedergelegt und will daher nicht weiter in's Einzelne gehen; denn was ich damals sagte, gilt auch heute noch. Wie verblendet unser Publicum gegenwärtig in der griechischen Frage ist, habe ich in diesem Sommer, als ich eine Sammlung für die griechischen Verwundeten und Relicten veranstaltete, in

bitterer Weise erfahren müssen; statt Geld spendeten die Meisten nur unverständige Schimpfreden.

Paris. Prof. Karl Krumbacher-München.

Ich bitte dieser Aeußerung meines Collegen Krumbacher beizufügen, daß auch ich ihm beistimme.

München. Prof. M. v. Pettenkofer,
Präsident der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften.

Ich bin in den verschlungenen Wegen der activen Politik viel zu wenig bewandert, um mir irgend ein Urtheil anmaßen zu können. Ich bin seit meinen griechischen Fahrten überzeugt, daß die Griechen wie im Alterthum so auch heute wieder das eigentliche Culturvolk des Ostens sind und sein werden und daß sie nur durch die außerordentlich ungünstigen Verhältnisse ihrer äußeren und mehr noch ihrer inneren politischen Verhältnisse an voller Entfaltung ihrer Culturkraft gehindert werden; ich bin auch ebenso überzeugt, daß sie schließlich auf dem ihnen durch Nationalität und natürliche Lage zugewiesenen Gebiete und vielleicht darüber hinaus das culturunfähige Türkenthum bewältigen und verdrängen müssen und werden, daß dieses Ziel im allgemeinen Humanitätsinteresse nur dringend zu wünschen wäre und unsere Sympathien nothwendig den Griechen gehören müssen trotz aller ihrer unleugbaren Gebrechen und Sünden: eine andere Frage aber ist es, ob nicht unsere eigenen deutschen politischen und besonders wirthschaftlichen Interessen (also die eines zur Zeit jedenfalls sehr viel höher stehenden Culturvolkes) ein möglichst langes Aufrechterhalten des bestehenden Zustandes wünschenswerth machen und deßhalb eine zeitweilige Unterstützung der Türkei gebieten — und diese Frage mit einem entschiedenen Ja oder Nein zu beantworten, fehlen mir leider die ausreichenden Kenntnisse. Sicher ist mir nur, daß, wenn sie mit Ja zu beantworten ist, unser eigenes Interesse (womit ich aber nicht so kleine Dinge wie das bischen Schädigung durch den Staatsbankerott meine) allerdings allen anderen Erwägungen vorangehen muß.

Wernigerode. Dr. Hans Hoffmann.

Es ist bei uns leider üblich, über das neugriechische Volk ohne Sachkenntniß aus einigen allerdings unerfreulichen politischen Erscheinungen ganz allgemeine Schlüsse zu ziehen, die höchstens auf einzelne Kreise einen Schluß gestatten, aber doch für die Gesammtheit des Volkes nicht viel mehr beweisen, als etwa der Panamascandal in Frankreich, die Bankscandale in Italien, der Tauschproceß bei uns für den Nationalcharakter der Franzosen und Italiener oder für Zustände der deutschen Bureaukratie. Ich will hier nicht wiederholen, was ich schon an anderem Orte gesagt habe, daß im griechischen Volk ein guter brauchbarer Kern steckt, wenn auch die jüngsten Begebenheiten mehr die Schattenseiten griechischer Art hervortreten ließen. Politische Streitsucht und Selbstüberhebung, gefördert durch einen schrankenlosen Parlamentarismus, hemmen eine ruhige und stetige Entwickelung, die um so nöthiger wäre, als der junge Staat seit seiner Begründung mit wirthschaftlichen und politischen Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte. „Die Politik verdirbt Alles" — das empfinden gebildete und ernste Männer des Volkes selbst am Schmerzlichsten; leidet doch sogar Schule und Wissenschaft gar sehr unter der fortwährenden Einwirkung des Parteizwistes. Und die unerquicklichen politischen Verhältnisse haben schließlich auch den größten Theil der Schuld an dem Unglück der jüngsten Zeit. Bei einem erregbaren Volke sind ehrgeizige unruhige Köpfe leicht obenan; sie bethören das Volk, das seinen Führern gutgläubig vertraut, und reißen es zu unbesonnenen Thaten hin. Zu diesen unbesonnenen Thaten rechne ich aber nicht das Eintreten für Kreta: denn die griechische Regierung mußte etwas thun, wenn sie die fortgesetzt gegen die Türkei aufrührerische Insel nicht einfach etwa den Engländern als willkommene Beute überlassen wollte. Schon vor Jahren hat mir einmal ein Kreter, der am Aufstand von 1889 beteiligt war, versichert, daß seine Landsleute sich unter englische Hoheit stellen würden, wenn Griechenland unthätig bleibe. Das Einschreiten der griechischen Regierung war immerhin für Kreta nicht ohne Ergebniß: es zwang die Mächte, sich ernstlich um das Schicksal der Insel zu kümmern, und hat ihr, wenn auch vorläufig auf dem Papier wenigstens, die Autonomie gebracht, wofür die Kreter dem griechischen „Mutterland" zu Dank verpflichtet sind. Inopportun freilich war es sowohl von den Kretensern wie von den Griechen, gegen den Willen der Mächte, deren Leitstern zur Zeit die „Integrität der Türkei" ist, vorerst mehr zu verlangen, da beide Theile hoffen durften, daß mit der Zeit etwas Aehnliches eintreten würde wie in Südbulgarien. Der griechisch-türkische Krieg war sicher zur Erreichung dieses Ziels ebenso überflüssig wie schädlich. Die Zeit einer politischen Einigung des Griechenvolkes ist eben noch nicht gekommen: dazu bedarf es anderer politischer Verhältnisse als sie gerade zur Zeit bestehen. Allerdings schienen die griechischen Staatsmänner gedacht zu haben, nunmehr die orientalische Frage „aufrollen" zu können, um mich eines beliebten Zeitungsausdrucks zu bedienen. Aber mindestens zwei Dinge waren dazu unentbehrlich, einmal, daß die Griechen militärisch auf's Beste gerüstet waren, dann daß sie sichere Bundesgenossen fanden. Auch ein Drittes war von nicht geringer Bedeutung. Waren die Griechen Macedoniens zur Erhebung gewillt und bereit? Ich kann nicht beurtheilen, ob dies überhaupt nicht der Fall war oder ob Jene etwa nur auf ein siegreiches Vordringen ihrer Stammesgenossen warteten. Jedenfalls haben sich die griechischen Politiker (in erster Linie wohl die Männer der Ἑθνικὴ Ἑταιρεία) in allen drei Punkten gründlich verrechnet oder vielmehr leichtsinnig gehandelt, weil sie ihre Aussichten vorher nicht gewissenhaft genug berechneten. Wenn sie jedoch den Krieg einmal wollten, so war es überdies ungeschickt, die türkische Mobilmachung erst abzuwarten und dann die Türken zu einer Kriegserklärung zu reizen, nur um den rein äußerlichen und diplomatischen Vortheil einer „Defensive" für sich zu haben. Aber gewissenlos war die Herbeiführung eines Krieges besonders deßhalb, weil er militärisch so schlecht fundirt war. Ich höre noch einen andern Einwand: gewissenlos und frivol sei überhaupt dieser Krieg gewesen, weil er den Frieden Europas störte, weil er das von den Mächten aufgestellte Princip „Integrität der Türkei" mißachtete. Aber billigen wir doch den Griechen dasselbe Recht zu, das andere Völker ebenfalls für sich in Anspruch nehmen; vorausgesetzt, daß Griechenlands leitende Männer sich des Erfolges wirklich für sicher halten durften, durften sie dann nicht wagen, die völlige Befreiung ihres Volkes zu erkämpfen? Ist nun auf einmal tadelnswerth, was wir sonst in der Geschichte zu preisen pflegen? Wir Deutsche und die Italiener, die noch nicht lange ihre Einheit erkämpften, dürfen doch nicht ein Volk verurtheilen, wenn es Aehnliches erstrebt, noch mehr, wenn es seine Volksgenossen aus fremder Knechtschaft zu befreien sucht? Den Griechen kann man nur den einen Vorwurf machen, daß sie den richtigen Moment nicht abwarteten, daß sie den gewollten Krieg nicht in einer Weise führen konnten, die ihnen Ehre machte; für das Letztere trägt die Leitung des Staates die volle Verantwortung; für das Erstere pflegt aber immer erst der Erfolg den klaren Beweis der Richtigkeit zu liefern.

Vielleicht öffnet das jüngste Unglück dem Volke die Augen, wie schlimm seine inneren politischen Verhältnisse bestellt sind. Dann wäre dieses Unglück noch ein Glück, der Anfang zu einer Besserung. Man glaube ja nicht, daß sich das unselige Parteiwesen ungetheilten Beifalls erfreue; nicht nur Gebildete verurtheilen es, ich fand auch beim Landvolk rechte Abneigung dagegen. Man sprach lebhaft den Wunsch aus, daß der König diesen Zuständen ein Ende machen möge, denn er habe das Volk (im eigentlichen Sinn) hinter sich.

Daß König Otto einst so rasch und ohne Widerstand einem Haufen von Verschwörern wich, hat manch' einfachen Bauern gewundert. „Warum", so sagten Angehörige des kriegerischen Stammes der Maniaten zu mir, „warum ist König Otto nicht zu uns gekommen, warum hat er sich nicht an unsere und der Peloponnesier Spitze gestellt, um jene Verschwörer zu vernichten?" Solche Worte kennzeichnen die Stimmung des Volkes besser als jene Zeitungsstimmen, die behaupten, daß das griechische Volk republikanisch sei; es ist vielmehr in seinem Kern durchaus monarchisch gesinnt, vielleicht, wie ich zugebe, mehr aus Gründen der Vernunft als des Gefühls. Von Griechen der Türkei habe ich gar aussprechen hören, daß der König getrost einen Staatsstreich wagen dürfe, um die Herrschaft der vielen „Könige", der Abgeordneten und Parteiführer, auf ein vernünftigs Maaß einzuschränken. Es wäre schon unendlich viel gewonnen, wenn der König auf dem Wege der Verfassung durchsetzen würde, daß die Anstellung und besonders die Absetzung der Beamten der Willkür des Parteiwesens entzogen würde, nur aus rein sachlichen Gründen erfolgte. Dann wäre den persönlichen und egoistischen Umtrieben der Parteimänner der Boden entzogen, das politische Leben wäre in ruhigere Bahnen gelenkt; den Abgeordneten würde z. B. die wirthschaftliche Hebung ihrer Provinz und des ganzen Landes mehr am Herzen liegen als die Versorgung ihrer Günstlinge; die Beamten und solche, die es werden wollen, würden sich bemühen durch tüchtige Leistungen — wieder zum Nutzen des Landes — vorwärts zu kommen statt durch die Empfehlung mächtiger politischer Freunde. Wenn damit dem übermäßigen Zudrang zum juristischen Studium (der mit dem Parteiwesen zusammenhängt) entgegengewirkt würde, wenn dann z. B. die technischen und praktischen Berufe mehr gepflegt würden, so wäre das nur ein Segen für die wirthschaftliche Lage des Landes.

Die Fehler, welche das griechische Volk in die jetzige schlimme Lage gebracht haben, lassen sich wieder gut machen: das Volk ist nicht so „heruntergekommen" oder „entartet", daß dies unmöglich wäre; es ist im Gegentheil ein intelligentes und aufstrebendes Volk, dem vor Allem ein wohlwollende, feste und einsichtige Führung zu wünschen ist, damit es seine Fähigkeiten zeigen könne. Es ist unzweifelhaft, daß von allen Balkanvölkern das griechische durch seine Geschichte und Kultur wie durch seine Begabung die erste Stelle einnimmt, daß es daher auch in einem Jahrhundert, wo das Princip der Nationalität Staaten in's Leben gerufen hat, am Meisten auf sein historisches Recht pochen darf. Die Türkei hat zwar nochmals mit Hülfe fremder Lehrmeister militärische Fähigkeiten bewiesen, aber sie hat noch nie bewiesen, daß sie fähig und gewillt ist, ein europäisches Staatswesen zu sein oder zu werden. Das griechische Königreich ist bei allen Mängeln im Vergleich zur Türkei ein eminent europäisches Staatswesen. Wer in beiden Ländern gereist ist, der fühlt bald an seinem eigenen Leibe, daß er sich auf griechischem Boden in einem europäischen Staat befindet, in der Türkei es aber mit staatlichen Verhältnissen zu thun hat, die eben einfach nicht zum modernen Europa passen.

Keiner der Diplomaten, die zur Zeit für die „Integrität der Türkei" eifrig bemüht sind, glaubt wohl, daß dieser Grundsatz zum eisernen Bestand europäischer Politik gehöre: es handelt sich nur darum, zur Hinausschiebung der orientalischen Frage und zur Vermeidung ernster Verwickelungen sich einstweilen jenes Hülfsmittels zu bedienen. Aber kommen wird der Tag, wo das türkische Reich von der Karte Europas verschwindet; dann darf Griechenland mit seinen historischen Ansprüchen hervortreten. Für's Nächste aber muß es nach dem nicht unverschuldet erlittenen Mißgeschick die Erfüllung seiner Wünsche auf bessere Zeiten verschieben; wer dem Volke wohl will, muß ihm etwas mehr derjenigen Geduld wünschen, mit der es Jahrhunderte hindurch bei widrigstem Geschick ausharrte. Inzwischen aber muß der griechische Staat seine Zeit ausnutzen, sich auf die Tage der Entscheidung vorbereiten, damit dann nicht seine Freunde politische und militärische Enttäuschungen erleben, wie sie dieses Jahr gebracht hat. Die gegenwärtige Demüthigung, die nach zwei Menschenaltern auf die ruhmvolle Erhebung gefolgt ist, schließt für die Zukunft einen neuen Aufschwung nicht aus, da innere Volkskraft nicht fehlt. Auf das Preußen der tiefsten Erniedrigung sind die Freiheitskriege und die politische Machtentfaltung unserer Zeit gefolgt. Nur eine Nation, die sich selbst aufgiebt, ist verloren. Ein solches Verzweifeln ist aber dem griechischen Volkscharakter durchaus fremd.

Ein Factor wird freilich immer in der Zukunft des griechischen Volkes eine wichtige Rolle spielen: das Verhalten der Großmächte. Denn zählen wir auch alle Angehörigen der griechischen Rasse — sechs bis acht Millionen — zusammen, so ist das Volk doch noch zu klein, um gegen den Willen Europas seine nationalen Pläne durchzusetzen — wäre es auch im Innern musterhaft consolidirt. Jedenfalls haben wir Deutsche kein Interesse, diesen Plänen entgegenzuwirken; im Gegentheil, wir haben allen Grund, einen selbstständigen griechischen Staat auf alle Weise zu stärken, damit nicht die Balkanhalbinsel einst ein Theil des russischen Reiches werde und diesem ein furchtbares Uebergewicht in Europa verschaffe. Und wem die rein materiellen Interessen unseres Volkes besonders am Herzen liegen, der beachte vor Allem die schädlichen wirthschaftlichen Folgen, welche bei einer Vorherrschaft der Russen unserer Industrie und unserem Handel im Orient in Aussicht stehen. Warum sollen wir also hindern, daß griechische Gebiete dahin kommen, wohin sie geschichtlich gehören? Ich vermag nicht einzusehen, warum sich unsere Reichsregierung so sehr gegen eine Vereinigung Kretas mit Griechenland gesträubt hat. Ein Grieche, dessen Name in der deutschen Gelehrtenwelt als der eines bahnbrechenden Forschers bekannt ist, schrieb mir entmuthigt nach der Rückkehr aus Kreta — er war als Freiwilliger seinem engeren Vaterlande zu Hülfe geeilt — daß nunmehr Kreta rettungslos „in den Klauen" der Engländer sei. Hoffentlich wird er nicht Recht behalten, aber es wäre eine sonderbare Ironie des Schicksals, wenn der Widerstand Deutschlands und Rußlands gegen den griechischen Annexionsversuch nur dieses Resultat erzielt hätte.

Freiburg i. B. Prof. Dr. Albert Thumb.

## Literatur und Kunst.

### Aus meiner Studentenzeit.

Von Rudolf von Gottschall.*)

Um die alte Königsstadt Ottokar's, die ich als junger Student 1841 betrat, wehte ein prächtiger Frühlingshauch. Vormärzliche Zeit — wie Wenige der jetzt Lebenden kennen sie und vermögen nachzuempfinden, was damals die Gemüther bewegte! Selbst vorzügliche Geschichtsschreiber wie Heinrich von Treitschke, welche die Chronik jener Jahre gewissenhaft

*) Nach zwanzigjähriger Unterbrechung beginnen wir eine neue Folge Autobiographien. Während damals ausschließlich Männer der Feder sich äußerten, wie 1874 Spielhagen, Bluntschli, Auerbach, Gutzkow, Bodenstedt, Mosenthal, Schücking, Lingg, Vischer — 1875 Hartmann, Carriere, Wilbrandt — 1877 Keller, werden nunmehr auch einige bildende und darstellende Künstler die Geschichte ihres Lebens und ihrer künstlerischen Entwickelung erzählen. An Rudolf von Gottschall schließen sich zunächst als Autobiographen Klaus Groth, Friedrich Haase, Felix Dahn, A. von Werner, Max Nordau, Hieronymus Lorm, Ludwig Büchner, Heinrich Kruse, Martin Greif, Carl Schultes u. A. Die Redaction.

aufzeichnen, deren Darstellungsweise außerdem einen warmen Pulsschlag hat, mögen ein getreues Geschichtsbild geben, aber für das rechte Stimmungsbild fehlen ihnen doch die Farben. Zwei Generationen sind seitdem in's Grab gesunken, das jetzige Geschlecht ist gänzlich anders gestimmt und geartet. Damals streute man singend im goldenen Frühschein die Saat in die Furchen, heute erntet man in Hemdsärmeln in der heißen Sonne und prügelt sich gelegentlich beim Erntefest.

Die Königsberger Universität, der ich nun angehörte, seitdem ich den Albertus mit Stolz an der Mütze trug, gemahnte wie der abgetragene Frack eines alten Magisters — wäre nicht die Stoa Kantiana hinter dem Dom gewesen, die eine enge, aber sehr weihevolle Promenade für die gelehrten Peripatetiker, Lehrer und Schüler war — dies schlottrige Gebäude mit seinen wenigen Hörsälen und vielen Hörwinkeln würde in meiner Erinnerung nur eine sehr triste Stelle einnehmen. Und doch — welche Anregungen und auch welche Erlebnisse knüpfen sich an die alte Albertina am Pregel! Gegenüber dem prächtigen Universitätsgebäude auf dem Leipziger Königsplatz kann das alte Gemäuer in der Erinnerung nur einen sehr wehmüthigen Eindruck machen. Für Spätergeborene ist es nicht viel mehr als eine todte Ruine, aber für mich spricht es immer noch eine lebendige Sprache, wenn ich der alten Zeiten gedenke, die damals so jung waren, wie mein Gesicht und mein Herz.

Ich wurde immatriculirt und in die juristische Facultät aufgenommen; gleichwohl war das erste Colleg, das ich besuchte, ein theologisches, und ich muß bekennen, daß ich gleich aus diesem ersten Colleg hinausgelaufen bin, nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit vielen Anderen; ja gleich am ersten Tage, an dem ich meinen Fuß in die Albertina setzte, half ich demonstriren und machte mit den Anderen Politik. Die Demonstrationen waren damals an der Tagesordnung; sie waren nicht bloß Heldenthaten der guten Gesinnung, sondern auch amüsant. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Etwas im Werke sei. Die Losung war Professor Haevernick, und welcher Facultät man auch angehören mochte, es galt, sich vor dem Katheder des neuen Professors der Theologie einzufinden, der eben von dem Cultusminister Eichhorn nach Königsberg berufen worden war. Haevernick gehörte der orthodoxen Richtung an; das genügte damals, um ihn mißliebig zu machen. Mißliebiger wurde er noch durch seine Antecedentien; man erzählte sich von ihm, daß er gegen die Halle'schen Professoren Wegscheider und Gesenius feindlich aufgetreten sei, indem er bei der beabsichtigten Maßregelung dieser freisinnigen Theologen sein Collegienheft hingegeben habe, um sie zu stürzen. Ob mit Recht oder Unrecht, wer hatte Zeit oder Lust, das zu untersuchen? Er war einmal gezeichnet, hic niger est — und die Studentenschaft wollte ihm dies Zeichen noch tiefer auf die Stirn einbrennen. Alle, alle kamen; wie ein Triumphator stand der Professor auf dem Katheder, sich seiner glänzenden Popularität erfreuend. Doch kaum hatte er von seinem theologischen Werg die ersten Sätze gesponnen, da entleerte sich der Saal mit lawinenartiger Geschwindigkeit; die Studirenden aller Facultäten polterten die Treppe herunter und nicht zwei mildthätige Seelen blieben zurück, um ein Collegium bilden zu helfen; die leeren Bänke starrten gespenstisch auf den verdutzten Professor, der eben erst sein „blühend Glück" überschaut hatte, doch das Unglück schreitet schnell!

Das war mein erstes academisches Meisterstück; doch solche herzerfreuende Scandale gab's nur an rothen Kalendertagen, an den anderen hieß es arbeiten und stillesitzen. In einem der Hörsäle der baufälligen Albertina versammelten sich die juristischen Novizen, um sich in die Institutionen einweihen zu lassen und die ersten Blumen auf jenem Anger des römischen Rechtes zu pflücken, der so reich ist an Disteln und Dornen und auf welchem mancherlei Nüsse wachsen, die der menschliche Scharfsinn nur mit großer Mühe zu knacken vermag. Auf den Katheder stieg ein junger Professor, ungefähr dreißig Jahre alt, von ausdrucksvollen Zügen und stattlicher Repräsentation. Es lag in seinem Auftreten und Erscheinen etwas Würdevolles, was über die Lebensjahre des jungen Gelehrten hinausging, doch streifte diese Gemessenheit durchaus nicht an Pedanterie. Im Gegentheil, eine gewisse Eleganz war in seiner Toilette unverkennbar, etwas Behagliches und Vermögliches, was wir bei wenigen anderen Docenten der Universität zu entdecken vermochten. Es hatte Alles seine Art, wenn er den Hut ablegte, den Rock aufknöpfte — man glaubte immer, es müsse ein Ordensstern dabei zum Vorschein kommen. Sein Kopf gehörte in jene Klasse der Jupitersköpfe, wie sie Goethe, Varnhagen und andere berühmte deutsche Männer besaßen, nur daß dieser Zeus noch sehr jugendlich war und dabei eine leise, aber interessante alttestamentliche Schattirung nicht verleugnete. Kräftig und voll war das Organ des Vortragenden, der Vortrag selbst von außergewöhnlicher Sicherheit in der Sprachbeherrschung, niemals verlegen um den bezeichnenden Ausdruck, niemals überstürzt und überhastet. Weit entfernt von todtem Dictat, war er vielmehr eine lebendige Unterhaltung; er verlangte von dem Hörer Antwort und Gegenrede, er wandte sich an ihren Scharfsinn, er wußte ihnen den Stoff interessant zu machen und ihn umsomehr ihrem Gedächtniß einzuprägen, je mehr sie ihn selbstschöpferisch sich angeeignet hatten. Einige Nuancen des Vortrags erinnerten an große Meister des Faches, namentlich wollte man in der Handhabung des Schnupftuches das Muster Savigny's und seiner Vortragsweise wiedererkennen. Ueberhaupt wußte man viel von dem jungen Professor zu erzählen. Er gehörte zu den frühreifen Talenten; schon mit sechzehn Jahren hatte er das Abiturientenexamen gemacht, mit neunzehn die juristische Doctorwürde errungen. Er war während der Julirevolution in Paris gewesen, er hatte Goethe besucht und der Altmeister deutscher Dichtung hatte seiner in einem Briefe an Zelter gedacht. Mit sechsundzwanzig Jahren war er ordentlicher Professor der Rechte an der Königsberger Universität geworden und zugleich Beisitzer des ostpreußischen Tribunals. Eine so rasche Laufbahn konnte nur ein bedeutender, glänzender Kopf zurücklegen. Die Gelehrsamkeit freilich, welche den Werth des Mannes mißt nach der wissenschaftlichen Leistung, nach der Bedeutung der veröffentlichten Schriften oder gar nach der Masse der zu Tage geförderten Maculatur, war wenig geneigt, den jungen Professor als „voll" gelten zu lassen, denn es war leider damals eine unbestreitbare Thatsache und sie ist es auch später geblieben, daß er außer einigen akademischen Gelegenheitsschriften, deren erste Hälften sich oft jahrelang vergebens nach der zweiten sehnten, kein wissenschaftliches Werk veröffentlicht hat, welches ihm auf eine Stelle neben Savigny, Vangerow oder Windscheid Anspruch verschafft hätte. „Nulla dies sine linea" stand nicht in dem Wappen des geborenen Präsidenten, welcher zweimal sich mit der deutschen Kaiserkrone auf den Weg machen sollte, einmal nach Berlin, einmal nach Versailles und das zweite Mal mit besserem Erfolge.

Jener junge Gelehrte war Niemand anders als Martin Eduard Simson, später der Präsident des Frankfurter Parlaments und der deutschen Reichstage, einer der hervorragendsten politischen Würdenträger deutscher Nation. Ich nannte ihn eben den geborenen Präsidenten, und er war es in der That; er besaß alle Eigenschaften, welche erforderlich sind, eine große Versammlung von Volksvertretern und Notabilitäten jeder Art zu leiten; würdige Repräsentation, seltene Klarheit, die rasch den Kern der Dinge erfaßte, eine Bestimmtheit und Schärfe des Geistes, welche für die zusammenfassenden Abschlüsse und Fragestellungen unerläßlich, vor Allem aber eine Toleranz und Unparteilichkeit, welche die verschiedensten Anschauungen gewähren ließ, fern von jeder Erbitterung, von jedem fanatischen Parteihaß, wie Zeus herabsieht auf das Kampfgetümmel der Trojer und Hellenen

und mit gleicher Ruhe auch den rabenschwarzen Aethiopen sein olympisches Antlitz zuwendet. Simson war nicht bloß ein anregender Docent, er war auch außerhalb der Collegien ein liebenswürdiger Schutzpatron und Freund seiner Jünger. Wie kein Anderer verstand er auf dem Katheder und dem Forum den Faltenwurf der Toga um sich zu breiten, aber in seiner Häuslichkeit und auf Spaziergängen war er ein aufgeknöpfter, geistreicher Gesellschafter. Seine Wohnung auf der Kneiphöf'schen Langgasse hatte patricischen Comfort; er bewohnte eines jener schmalen, aber tiefen hanseatischen Häuser, welche dieser Straße mit ihren Vortreppen ein patriarchalisches Ansehen geben; durch lange Vorsäle und über mehrere mit Teppichen belegte Treppen hinauf, gelangte man in das Allerheiligste des Studierzimmers. Für einen jungen Musensohn hatten diese stattlichen Vorhallen, die zum Tempel führten, etwas sehr Feierliches, und er trat in dieselben ein in der gleichen Stimmung, in welcher der Schüler in des Professors Faust magischem Studiergemach erscheint. Oft ging ich mit meinem Lehrer, der mich in die Geheimnisse der Institutionen und später auch in die der Pandecten einweihte, in diese den Schachräthseln und Schachvarianten so verwandten Aufgaben des juristischen Scharfsinns, auf dem „Bohlensteg" der „Hufen" spazieren, welcher jetzt auch den Festungswerken von Königsberg zum Opfer gefallen ist. Dies war ein idyllischer Spaziergang zwischen den Gärten und an Landhäusern vorbei, auch nicht ohne literargeschichtliche Erinnerung, denn gleich der erste Garten zur Rechten mahnte an den Königsberger Humoristen Hippel und seine „Lebensläufe in absteigender Linie." Das hölzerne Trottoir der zwei nebeneinander liegenden Bohlen machte auf Eleganz nicht den geringsten Anspruch. Unsere Unterhaltungen und Debatten drehten sich um die Philosophie, welche damals mehr an der Tagesordnung war, als in unserer jetzigen Zeit. Simson war ein Schüler Herbart's, der als ein eleganter Docent mit Sporenstiefeln und der Reitgerte, als Freund und Kenner der Musik und Mathematik noch im Gedächtniß seiner Hörer fortlebte; wir Jüngeren aber besuchten die geistreichen Vorlesungen von Carl Rosenkranz und schworen auf Hegel und seine Weisheit. Simson begnügte sich indeß nicht mit jener vornehmen Verachtung, welche viele der damals in Ostpreußen weitverbreiteten Herbartianer zur Schau trugen; er hörte als Professor auch die Vorlesungen seines Collegen mit an, um an der Quelle die Kenntniß des ihm fremdartigen und widerstrebenden Systems zu schöpfen, welches Samland, Natangen und Masuren auf einmal mit Anhängern des Absoluten bevölkerte.

Carl Rosenkranz selbst hat auf meine Entwickelung einen sehr wesentlichen Einfluß ausgeübt; er hat mich in die Hegel'sche Philosophie eingeführt, deren Bedeutung ich noch heutigen Tages hochschätze, trotz des Schrullenhaften und der spinnwebigen Dialectik auf manchen Seiten der Logik und Phänomenologie, doch er ist der bedeutendste Geist unter den neueren Denkern und keiner hat größere Gesichtspunkte, keiner eine so großartige Architektonik des Gedankenbauwerks. Einst war er ein Beherrscher des preußischen Beamtenthums; das hatte mit der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV., der in andere Bahnen einlenkte, aufgehört. Der alte Schelling war der Vertrauensmann des neuen Monarchen. Die Generale hörten jetzt bei diesem in Berlin mit den jungen Studenten zusammen und brachten ihre für die Tactik und Strategie sehr unnöthigen Collegienhefte über die Philosophie der Mythologie nach Hause, aber die Beamtenwelt gehörte doch der Altenstein'schen Schule an und Alle hatten ihren Hegel gründlich studiert; er war selbst eine Klippe bei den Staatsprüfungen gewesen; denn man war nie sicher, daß ein Examinator einen Abstecher in das Gebiet des Ansichseins und Fürsichseins machte und den darin nicht gut beschlagenen Candidaten auf's Glatteis führte — das ist jetzt anders geworden! Hegel's Werke liegen wie Blei in den Lagerhäusern der Firma Duncker & Humblot; an ihrer Quelle zu schöpfen, fällt der strebsamen Jugend nicht mehr ein; da giebt es viel bequemere Philosophen, mit denen sich gut auskommen und deren Weisheit sich auch in gesellschaftlichen Kreisen erfolgreich verwerthen läßt. Doch man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß die Hegel'sche Philosophie mit Hegel's Werken zugleich in den Lagerhäusern des Leipziger Buchhändlers einen Todesschlaf schliefe; sie ist in die ganze geistige Atmosphäre des Jahrhunderts übergegangen, Modephilosophen wie Eduard v. Hartmann und selbst Nietzsche haben von Hegel viel gelernt und manche Grundanschauungen seiner Philosophie im Bewußtsein der Gegenwart wach gehalten. Mir selbst ist sein strenges Denken stets wohlthuend gewesen als Gegengewicht gegen den leichten Ton der Tagespresse und der geistreichen oder geisthaschenden Aphoristik, und auch heute nehme ich oft aus meiner Bibliothek einen Band seiner Werke heraus, die ich mir schon auf der Universität aus meinen Ersparnissen angeschafft und vertiefe mich in die Logik und Phänomenologie mit einem höchst anachronistischen Interesse.

Carl Rosenkranz war auf dem Katheder kein Cavalier wie Herbart, kein Würdenträger wie Simson; er hatte weder die aristokratische noch die juristische Vornehmheit, aber sein liebenswürdiges Naturell, seine geistige Beweglichkeit gewannen ihm bald alle Sympathien. Schlank, etwas vornübergeneigt, mit raschem Schritt ging er durch den geräumigen Hörsaal auf den Katheder zu; seine Gesichtszüge hatten nichts Bedeutendes, man möchte sagen, fast etwas Harmloses, aber er hatte ein sprechendes Auge und sein Vortrag war überaus fließend, geläufig, warm; er war anspruchslos zugleich und überzeugend. Eine unglaubliche Belesenheit in allen Fächern und in allen schönen Literaturen gab ihm stets eine Fülle von Beispielen an die Hand, womit er die strenger gefaßten Paragraphen illustrirte, so besonders in der Psychologie, die an sich wohl zu den schwächsten Seiten des Hegel'schen Systems gehört. Sehr interessant war sein Colleg über Schelling, er saß über den damaligen Berliner Machthaber streng zu Gericht. Daß ich dem Philosophen persönlich näher trat, lag auch darin, daß er auf die Jungdeutschen, besonders auf Carl Gutzkow große Stücke hielt. Oft kam ich zu ihm und ebenso oft ging ich mit ihm spazieren; ich machte ihn zum Vertrauten meiner dichterischen Entwürfe und Erzeugnisse, er war bei aller Milde seines Wesens doch scharf in seiner Kritik und ist mir in hohem Grade förderlich gewesen, allerdings noch mehr bei meinem späteren Aufenthalt in Königsberg, als in dieser ersten Epoche.

Von den übrigen juristischen Professoren war mir am meisten Sanio sympathisch, ein trefflicher Herr, schlicht, gediegen, kenntnißreich; bei ihm hörte ich römische Rechtsgeschichte und war ein eifriger Schüler des von ihm geleiteten juristischen Seminars. Durch eine Arbeit über die „condictio causa data causa non secuta" errang ich hier seinen Beifall und die erste Nummer, was mir bei meinen späteren Conflicten mit den akademischen Behörden sehr zu Statten kam. Wie Sanio, waren auch die anderen Vertreter der juristischen Facultät, außer Simson, schlichte, in einfachen Verhältnissen lebende Männer; von dem Luxus und dem gesellschaftlichen Glanze, den heutigen Tages einzelne Lehrer der großen Hochschulen entfalten, konnte damals keine Rede sein, da gab es keine Wohnungen mit fürstlicher Einrichtung, keine Salons mit großen Tanzgesellschaften; es waren recht kleine ganze oder halbe Etagen in den engbrüstigen Königsberger Häusern, in denen sich die Männer der juristischen Facultät einquartiert hatten; ich besinne mich noch, daß der Professor des Kirchenrechts eine Wohnung ohne jeden Vorflur inne hatte; wenn man die Treppe heraufkam und an die erste und einzige Thüre der Etage anklopfte, so befand man sich gleich, sobald sie geöffnet worden, im Studierzimmer des Professors. Auch die verschiedenen Wohnungen von Rosenkranz waren sehr

einfach; in der Regel mußte man den Philosophen in einer Dachmansarde suchen, während die Familie in einem unteren Stockwerk wohnte — nun, das Haus von Kant in der Prinzessinstraße war ja auch kein palazzo.

So eifrig ich die Vorlesungen besuchte, so war ich doch kein Stubenhocker, der sich von studentischen Verbindungen und Vergnügungen abschloß. Als Rastenburger Abiturient hätte ich eigentlich in die Landsmannschaft der Masuren eintreten müssen; dort fand ich viele frühere Primaner und auch die meisten Mitschüler wieder. Doch der Kneipcomment mit seinen Päpsten, Cardinälen und sonstigen Trinkkunststücken ging über meine Leistungsfähigkeit hinaus. So war ich der Einladung eines jungen Studenten mit blaugoldener Mütze gefolgt und in eine Kneipe der Gothia eingetreten. Die Gothia war ein Kränzchen der Albertina, der allgemeinen Studentenverbindung mit burschenschaftlichen Tendenzen, die eine ganze Zahl von Kränzchen, Borussen, Hochheimer, Teutonen in sich schloß, aber auch eine Menge von Studenten, die keinem dieser farbentragenden Verbände angehörten. Hier herrschte ein Ton, der mir weit besser behagte. Wenn man einem dieser tapfern Gothen auf die Bude rückte, so klangen einem alsbald Herwegh'sche Verse entgegen:

„Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n."

Dergleichen war Wasser auf meine Mühle und so sprang ich denn alsbald bei der Gothia ein und trug drei Semester hindurch ihr goldgesäumtes blaues Band. Doch die Albertina selbst war kein leerer Wahn, sie vereinigte in ihren Versammlungen und Commersen alle ihre Mitglieder, welchem Kränzchen sie auch angehören mochten. Ein junger Curländer, ein Mediciner, hatte mich für die Gothia eingefangen; zu ihren bemoosten Häuptern gehörten besonders Juristen, die dicht vor dem Examen standen, dem damaligen Auscultatorexamen; denn es gab drei Staatsexamina, darunter waren recht flotte und gescheute Leute. Die geistige Blüthe der Albertina gehörte zwar anderen Kränzchen an, besonders der Borussia, dem kleinsten und vornehmsten derselben; doch wir kamen ja bei den allgemeinen Versammlungen mit Allen in nähere Berührung. Der Borussia gehörten zwei spätere Excellenzen an. Ein stattlicher, hochgewachsener und dabei kräftiger Student war Robert von Keudell, zugleich von biederem Wesen und feiner Bildung, später die rechte Hand des Fürsten Bismarck im Cabinet wie auf den Schlachtfeldern von Böhmen und Frankreich, in seiner Cürassieruniform so mächtig und wuchtig wie der Kanzler, später Gesandter in Konstantinopel und Botschafter in Rom, wo er den Deutschen im Palazzo Caffarelli eine gastliche Stätte bereitet hatte, ein gewandter Stilist und ausgezeichneter Klavierspieler. Das sah man dem blonden, kräftigen Ostpreußen nicht an, daß er später eine so bedeutende Rolle in der Welt spielen würde. Und ebenfalls ein Borusse war der Westpreuße Hobrecht, später Oberbürgermeister von Breslau und Berlin, preußischer Finanzminister und bis in die jüngste Zeit ein Führer der nationalliberalen Partei. Beide betheiligten sich bisweilen an den Debatten in den regelmäßigen Sonntagsversammlungen der Albertina, wo auch ich mir meine parlamentarischen Sporen verdiente. Einer der gewandtesten Redner war Kreyssig, der auf der Tribüne eine bevorzugte Stelle einnahm, eine Art von Dictator, mit dem ich manche Lanze brach; später hat er sich als Pädagog, als Literarhistoriker, als Erläuterer Shakespeare's einen Namen gemacht; jetzt weilt er nicht mehr unter den Lebenden. Ebenso wenig der Königsberger Kirchhoff, später berühmter Physiker in Heidelberg und Berlin, der die Sterne zwang, ihm die Geheimnisse ihrer Stoffe zu offenbaren und dessen Name mit der Wissenschaft der Spectralanalyse für immer verknüpft ist. Auch Walter Rogge aus Elbing gehörte der Verbindung und zwar dem Kränzchen Teutonia an, er hat sich später als Publicist ausgezeichnet; Aufsehen erregte seine im Jahre 1857 erschienene Schrift: „Parlamentarische Größen" durch treffliche Porträtirung der damals genanntesten Politiker, wie er später, nachdem er nach Wien übergesiedelt war, die neueste österreichische Geschichte in mehreren verdienstlichen, mit vieler Schärfe abgefaßten Werken behandelte.

Als ich immatriculirt wurde, hatten zwei Hauptredner der Studentenschaft gerade die Universität verlassen; man sprach noch viel von ihnen, ihr Angedenken war noch frisch bei der Menge. Es waren entschiedene Gegner, der Eine der Vertreter des nüchternen Verstandes, der Andere derjenige eines oft exaltirten Enthusiasmus; der Eine ein kleines, altkluges, rechthaberisches Männchen, dessen unfehlbare Logik mit ihrer schneidenden Messerschärfe niemals Eindruck zu machen verfehlte, dieser eine athletische Figur, leiblich und geistig muskelstark, voll genialer Lebensäußerungen, Jener ein Gegner jeder Romantik, dieser ganz Sturm und Drang. Der Erste ging später unter die Literaturhistoriker, mit einer kleinen kritischen Guillotine, mit welcher er besonders die Poeten heimsuchte und machte eine Zeit lang seinen Namen zum Schrecken für alle bilderreichen Lyriker. Man schwur auf seine Autorität und keine mildthätige Seele hob den Dichter auf, den er fallen ließ. Wer kennt nicht Julian Schmidt, den „Auszug aller tödtlich feinen Kräfte" in der Kritik, das Orakel der ewig Nüchternen? Sein Gegenpol war Albert Dulk, der Dichter des von feurigem Emancipationsdrang beseelten Dramas „Orla", eine jener genialen Naturen, welche sich mit dem Herkommen überwerfen und phantasievoll und willensstark nur ihrem eigenen Gesetze folgen. Diesen Kraftmenschen konnte man sich denken, mit der Keule des Herkules bewaffnet, während sein Gegner ihm mit dem Lineal des Magisters gegenüberstand. Dulk war ein gewaltiger Turner und Schwimmer; in dem ostpreußischen Seebade Crantz sah man, wenn der Sturm die Wogen aufthürmte, wenn alle Badeplätze abgesperrt waren, einen einzigen kühnen Schwimmer mit den schaumspritzenden Wogen ringen; es war Albert Dulk, der später der Schwimmkunst des britischen Lords ein Paroli bot und wie dieser über den Hellespont, über die ganze Breite des Bodensees in dreistündiger Tour schwamm. In einigen meiner Romane, in den „Welken Blättern" und „Romeo und Julia am Pregel", habe ich Züge von dem Charakterbild Albert Dulk's bei je einer der originellen Hauptgestalten verwerthet, doch sollten sie sich keineswegs mit dem Dichter decken, dem ich später näher trat; er war mir nur ein Halbmodell für ostpreußische Genialitäten.

Bei dem Schulrath Lucas lernte ich zwei junge Damen kennen, die etwas älter waren als ich, und die noch an das Backfischalter grenzenden, jungen Tänzerinnen und deßhalb mir Anfangs einigen Respect und später wachsende Sympathien einflößten. Besonders die ältere, eine vortreffliche Sängerin mit ihrem schönen, volltönenden Liedervortrag, hatte sich rasch in mein Herz eingeschmeichelt. Es waren Töchter einer adeligen Witwe, Marianne und Franziska von L.; sie lebten in bescheidenen Verhältnissen in einer Miethswohnung auf dem Hinteren Sackheim. Ihre Adresse erfuhr ich bald, und es währte nicht lange, so machte ich dort einen Besuch, nicht als Heirathscandidat — daran konnte ich ja auf lange Jahre hinaus nicht denken, sondern als junger Hausfreund, als Dichter bei den Meisterinnen verwandter Kunst, denn Franziska war eine vorzügliche Klavierspielerin. Was mich anzog, war die vollerblühte Weiblichkeit, denn sonst war ich nur mit älteren Damen zusammengekommen oder mit dem jungen Nachwuchs der Tanzstunden, dem die Evasäpfel noch zu hoch auf den Bäumen hingen. Marianne war meine erste Liebe; ihr galt die ganze Schwärmerei meines Dichtergemüthes, sie war die Heldin mancher kleiner Lieder, die ich damals dichtete und in der Dichtung „Madonna und Magdalena" war sie das Modell der Madonna. Sie hatte aber nichts

von einer verzückten Heiligen, sie war eine frische, lebensvolle Natur, stattlich, blühend und üppig. Wie viele schöne Stunden habe ich dort in jenem bescheidenen Zimmer verlebt, von wo der Blick hinausging auf die Windmühlen jenseits des Pregels vor dem Friedländer Thor. Das war an sich ein Landschaftsbild von holländischer Nüchternheit; aber diese sich fern bewegenden Windmühlenflügel maßen ja mit ihrem regelmäßigen Gange die entzückenden Augenblicke, die ich in der Nähe der Geliebten verlebte, und jenes stille Gleichmaaß sänftigte die Leidenschaft, die allerdings noch zu harmlos war, um das sittliche Gleichgewicht zu verlieren. Dazu kam der Einfluß der Schwester, ich möchte ihn einen neutralisirenden nennen; es ist ja nicht das erste Mal, daß Ausdrücke der Chemie auf Herzensverhältnisse angewendet werden. Die schlanke Franziska erschien mir zwar weniger schön als Marianne, in der ein feuriges Vollblut pulsirte, doch sie war klüger, bewußter, überlegener und sie lenkte einen Theil des elektrischen Stromes meiner Empfindungen auf sich ab. Es war zwar keine Doppelliebe, über welche sich die Psychologen und auch die Literarhistoriker, wenn sie von Bürger und Schiller erzählen, den Kopf zerbrechen; doch wenn Schiller neben seiner Charlotte von Lengefeld auch deren Schwester Caroline in's Herz geschlossen, so daß sein Briefwechsel ein unleugbares Hinundher der Empfindungen, ein Schwanken von einem magnetischen Pol zum andern aufweist, kann man ihm daraus einen Vorwurf machen oder kann man überhaupt die Thatsache selbst in Abrede stellen? Und so konnte ich auch bei aller Liebe zu Marianne es doch nicht hindern, daß gelegentlich auch ein warmes Gefühl für Franziska mich erfüllte und wer kann die Grenze ziehen zwischen dem Kuß der Liebe und dem Kuß der Freundschaft? Warum ich aber bei den beiden Schwestern in Gunst stand, das wüßt' ich nicht anzugeben. Ich war kein Adonis, doch immerhin ein apartes Menschenexemplar. Was man in zärtlichen Augenblicken von mir rühmte, das waren meine Augen, die sehr feurig blicken sollten, meine Zähne, meine Haare, die dicht, voll und lang und von glänzender Schwärze auf meinen Sammetrock herniederwallten, über den ein riesiger Hemdkragen übergeschlagen war. Das war ein sehr auffälliger Anzug, welcher bewies, daß ich nicht zu den gewöhnlichen Sterblichen gehörte; ich war ein Student, aber auch ein Dichter — und sogar berühmt, wenigstens in Ostpreußen. Dies klingt seltsam, doch berühmt zu werden, ist einmal eine Sache des Glücks, man kann dagegen nicht ankämpfen; der Ruhm kommt und er ist da, doch bleibt er in der Regel nicht lange. Junge Damen lieben den Ruhm, und da er sich selten zur Jugend gesellt, so übt er da einen doppelten Reiz aus. Ohne Frage hat er nicht unwesentlich dazu beigetragen, mir die Neigung der beiden Schwestern zuzuwenden; ich selbst trug ja meinen Ruhm zu ihnen in's Haus, die Zeitungsblätter, die Kritiken, die Bilder.

(Schluß folgt.)

## Ein unmoderner Naturforscher.

Von Professor Ludwig Büchner.

Die Naturforscher und Gelehrten der Naturwissenschaft werden nicht wenig erstaunt oder verblüfft sein, wenn sie aus dem Munde des Herrn Dr. Adolf Wagner, welcher sich selbst einen „unmodernen Naturforscher" nennt*), erfahren, daß sie sämmtlich philosophische Böotier und eingefleischte Materialisten sind, welche in naiver Selbsttäuschung an ganz unbeweisbare Dinge glauben und in einer Welt erträumter, aber nicht wirklicher Realitäten leben. „Gegen jeden philosophischen Gedanken, der sich nicht gerade im Fahrwasser durcheinander jagender Atome und Molecüle bewegt, haben diese Gelehrten einen förmlichen Haß (S. 107); ja, sie sind „unfähig, die Resultate der eigenen Fachwissenschaft bis in die letzten Consequenzen zu verfolgen." (S. 72.) Sie glauben an die Realität der Materie, obgleich diese „armselige, träge, passive Materie" ein rein subjectives, ideales Gedankending ist, welchem „außerhalb unseres Bewußtseins keine Realität zugesprochen werden kann" (S. 79). Sie ist ein „Product der Vorstellung" oder „subjectives Vorstellungs-Phänomen" (S. 82 und 206), wobei freilich gänzlich unbegreiflich bleibt, wie dieses subjective Gedankending zugleich „armselig, träg und passiv" sein kann. Auch die ganze materielle Außenwelt ist nach Wagner nur aus dem Intellect hervorgegangen und von ihm abhängig, in ihm entstanden (S. 78 und 87). „Die Außenwelt ist uns nicht als solche, sondern nur als Vorstellung in unserem Bewußtsein gegeben;" (S. 100) sie ist ein Erzeugniß unserer subjectiven Erkenntnißthätigkeit" (S. 114). „Alles, was wir von der Erscheinungswelt wissen, ist „subjectives Phänomen" (S. 30).

Die von Büchner und seiner Schule verlangte „Erfahrungsphilosophie" ist nach Wagner „ein Unding" (S. 15), da sie entweder nur Empirismus und alsdann keine Philosophie oder gleichzeitig Speculation und alsdann keine reine Erfahrungswissenschaft sein kann. Im Widerspruch damit wird auf S. 88 zugegeben, daß, „um zu wirklicher Erkenntniß zu gelangen, jeder Gedanke, jeder Begriff durch die Erfahrung controlirt werden muß, indem er „sonst in der Luft schwebt." Hätte Herr Wagner sich die Mühe genommen, sich des Referenten Aufsatz über „Philosophie und Erfahrung" in dessen gesammelten Aufsätzen „Aus Natur und Wissenschaft" anzusehen, so hätte er sich seine ganze, gegen denselben als einseitigen Empiriker gerichtete Einleitung unter dem Titel „Empirie und Speculation" ersparen können. Denn dort heißt es wörtlich: „Philosophie ohne Erfahrung wird zur hohlen Schwärmerei; Erfahrung ohne Philosophie zur kritiklosen Meinung. Im Grunde ist eigentlich schon Jeder Philosoph, der überhaupt nur wissenschaftliche Untersuchungen vornimmt oder anstellt, und kann derselbe auch von vornherein nicht wissen, inwieweit eine solche Untersuchung ihn in ihren weiteren Consequenzen in das Gebiet der Philosophie selbst hinüberführt. Auch kann unter dieser Bedingung von dem bisher angenommenen Gegensatz zwischen Philosophie und Erfahrung eigentlich nicht mehr die Rede sein, da sich Beide ferner nicht mehr bekämpfen, sondern gegenseitig unterstützen; und selbst der Gegensatz zwischen Erfahrung und Syllogistik oder derjenige zwischen Empirie und Speculation, den man wohl dafür substituirt hat, verliert seine Spitze, da Beide erkennen müssen, daß ihr Interesse nur in gegenseitiger Verbindung liegt und eines ohne das andere Nichts ist. Die Speculation an sich kann nicht etwas Schädliches sein, sondern ist in Wissenschaft und Philosophie unentbehrlich; und nur ihre bisherige falsche Anwendung in der Philosophie scheint all' der auf sie gehäufte Tadel treffen zu sollen. Ja, ein großer Theil unserer Erfahrungswissenschaften selbst und vielleicht das Beste davon ist nicht Erwerb und Ausfluß unmittelbarer Erfahrung und Beobachtung, sondern gewonnen als Resultat einer bald speculirenden, bald combinirenden Naturbetrachtung, so z. B. das, was wir über die Geschichte der Erde oder die Entstehung der Organismen oder die Vorgänge am Sternenhimmel oder über die physiologischen Vorgänge im Innern des Organismus u. s. w. wissen. Unsere Kenntnisse hierüber würden fast gleich Null sein, wären wir genöthigt, uns lediglich an unmittelbare Erfahrung und Beobachtung zu halten. Ja selbst das unbedeutendste Experiment kann nicht ohne eine über die bloße Erfahrung weit hinausreichende Denkoperation oder ohne eine Hypothese angestellt werden. Zweck aller menschlichen Wissenschaft ist Erforschung der Wahrheit; und für Erreichung

*) Grundprobleme der Naturwissenschaft. Briefe eines unmodernen Naturforschers. Berlin, Gebr. Borntträger.

dieses Zweckes muß jede Denkmethode angewendet werden, welche Erfolg verspricht, einerlei, ob sie Induction oder Deduction, Synthese oder Analyse, Erklärung oder Hypothese, Analogie oder Abstraction, Theorie oder Kritik, Empirie oder Speculation heißt. In der That zeigt auch die Geschichte der Wissenschaften, daß alle diese Methoden in Wirklichkeit abwechselnd benutzt zu werden pflegen und bei jeder wissenschaftlichen oder philosophischen Untersuchung auf das Mannigfaltigste durcheinander spielen. Denn die Erfahrung besteht durchaus nicht, wie Viele meinen, in einer bloßen Anhäufung oder planlosen Nebeneinanderstellung von Thatsachen, sondern in einer Deutung und Verknüpfung dieser Thatsachen untereinander nach den Gesetzen der Logik und des Vernunftgebrauchs. Die Schwierigkeit, eine richtige Erfahrung zu machen oder — mit anderen Worten — aus bloßen Sinneswahrnehmungen allgemeine und verbreitete Thatsachen abzuleiten, ist oft weit schwieriger, als die Verarbeitung der einmal festgestellten Thatsachen durch die Speculation, und giebt nicht selten zu den schwersten und folgewichtigsten Irrthümern Anlaß. Was ist nicht schon Alles unter dem ehrwürdigen Namen und der Maske der Erfahrung in die Wissenschaft oder in das allgemeine Bewußtsein einzuschmuggeln versucht worden und wird fortwährend versucht! Welcher noch so krasse Unsinn, welcher noch so handgreifliche Aberglaube hätte sich nicht auf sie berufen und beruft sich fortwährend darauf! Also schon bei der ersten Feststellung dessen, was man Erfahrung zu nennen sich für berechtigt hält, beginnt die ordnende und sichtende, Wahres vom Falschen trennende Thätigkeit des menschlichen Verstandes — um wie viel mehr da, wo das von der Erfahrung gelieferte Material nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet und weiter zu allgemeinen und allgemeinsten Schlußfolgerungen im Sinne der Erfahrungs-Philosophie verarbeitet zu werden beginnt."

Freilich darf nicht vergessen werden, daß dieses Material das einzige ist, welches dem menschlichen Geiste zu Gebote steht. Denn eine erfahrungslose Philosophie giebt es nicht, und die Behauptung des Verfassers, daß die Philosophie „auch die Möglichkeit über die Erfahrung hinausgehender Erkenntnisse offen halte" (S. 11) oder daß es „auf speculativem Wege gewonnene Erkenntnisse gäbe, die weit zwingender sind, als alles Thatsachenmaterial des Empirismus" (S. 13), steht gänzlich in der Luft. Selbst da, wo kühne Combinationen speculativer Denker eine spätere Bestätigung fanden, zeigte es sich, daß keine darunter war, bei welcher nicht verstohlener Weise eingeschwärzte Erfahrung das Beste gethan hätte. —

Damit ist nun freilich der Verfasser der vorliegenden Schrift als ausgesprochener subjectiver Idealist in keiner Weise einverstanden. Er setzt der *äußeren* Erfahrung der Naturforscher und des täglichen Lebens, welcher er nur die bescheidene Rolle einer „Controle" zugesteht, die *innere*, weit werthvollere Erfahrung des speculativen Philosophen entgegen, welcher die ganze Außenwelt in seinem eigenen Innern trägt und welcher davon überzeugt ist, „daß, wenn es überhaupt einen Schlüssel giebt, der uns die Welt begreifen läßt, derselbe zweifellos in unserem eigenen Selbst gegeben ist" (S. 120). Dem gegenüber ist alle Arbeit der Naturforscher als im philosophischen Sinne wenig werthvolle Zugabe zu betrachten. „Die so intensiv betriebene mikroskopische Beobachtung hat uns eine Unmasse werthvoller Kenntnisse erschlossen; aber zur Welterkenntniß hat die mikroskopische Thätigkeit auf der ganzen Erde nicht annähernd so viel beigetragen, als ein einziger Kopf mit der Denkkraft eines Kant oder Schopenhauer." (S. 108.)

Allerdings hat der Verfasser dem bis dä geäußerten krassen Solipsismus auf Seite 96 einen Dämpfer aufzusetzen gesucht mit den Worten: „Es kann doch unmöglich sein, daß unser Intellect die Außenwelt, d. h. die Vorstellungswelt, ganz aus sich schaffe. Mit dieser Annahme wären wir bei dem absoluten Idealismus angekommen, der auch die Welt der Wirklichkeit für ein bloßes Traumphantom erklären wollte, gegen welche Annahme aber Hunderte von Thatsachen sprechen, und gegen welche Jedermann sich aus seinem tiefsten Innersten sträubt." Aber es bleibt total unverständlich, wie der Verfasser mit dieser Erklärung seine oben citirten Behauptungen von der gänzlichen Abhängigkeit der Außenwelt vor dem erkennenden Ich in Einklang bringen will. Schon die eine Thatsache, daß alle erkennenden Ichs trotz großer individueller Verschiedenheit die Außenwelt im Wesentlichen als die nämliche ansehen oder auffassen, macht das ganze superkluge Raisonnement zu nichte. Wenn der Verfasser auf Seite 69 und 70 kühner Weise behauptet, daß der Stoff nur eine Wirkung des Tastsinnes oder der Tastempfindung sei, so dürfen wir ihm wohl die Frage vorlegen, wie er wohl z. B. das Verhalten zweier gegen einander rennender Körper erklären will, die wir nicht betasten. Die Haupteigenschaft des Stoffes oder die Undurchdringlichkeit hängt doch wahrlich nicht von unserem Tastgefühl ab, welches nur zwischen Subject und Object vermittelt, aber das Letztere nicht erschafft.

Dieses sind im Grunde so banale Wahrheiten, daß man Anstand nehmen müßte, sie zu wiederholen, wenn nicht die leidige Manier der Idealphilosophen, Alles aus dem eigenen Selbst heraus zu construiren, ihre Sinne derart umnebelt hätte, daß sie oft das Einfachste nicht zu sehen im Stande sind. Bekanntlich arbeitet die Philosophie bereits seit Jahrtausenden daran, aus eigenen Mitteln dem Geheimniß der Welterklärung auf die Spur zu kommen, ohne darin auch nur um einen Schritt vorwärts gekommen zu sein; ja man kann sagen, daß sie gegenwärtig weiter von ihrem Ziel entfernt ist, als je, und daß O. F. *Gruppe* vollkommen Recht hat, wenn er die Geschichte der Philosophie eine „Geschichte des menschlichen Irrthums mit vereinzelten Lichtblicken" nennt. Dem gegenüber können die empirischen Wissenschaften, welche Herr Wagner so verächtlich behandelt, mit berechtigtem Stolze auf ihre großartigen Leistungen und Erfolge hinweisen und auf das, was sie gethan haben, um die Menschheit materiell und geistig voranzubringen. Daß damit nothwendig ein Gefühl der Verachtung oder Geringschätzung für die unfruchtbaren Speculationen der Berufs-Metaphysiker verbunden sein muß, ist leicht zu begreifen; und die schweren Vorwürfe, welche Herr Wagner deßhalb gegen die Naturwissenschaften erhebt, sind um so ungerechtfertigter, als ja seine eigene Theorie im Grunde zu nichts Anderem führt, als zu einem völligen Verzichtleisten auf eine vernünftige Welterklärung, so weit die Erfahrung eine solche zuläßt. „Es ist bezeichnend," sagt *Max Nordau* (Entartung, S. 10) in Beziehung auf die unnatürlichen Versuche der Metaphysiker, die Außenwelt von dem eigenen Ich abhängig zu machen, „es ist bezeichnend für die einlullende Wirkung, welche der Klang eines Wortes auf den Menschengeist übt, daß dieses völlig sinnlose Geschwätz, wohl gefügt und zum philosophischen System des Idealismus ausgebildet, beinahe acht Menschenalter hindurch die meisten Berufs-Metaphysiker von Berkeley bis Fichte, Schelling und Hegel vollkommen befriedigt hat. Diese weisen Männer wiederholten mit überzeugter Miene die Lehre vom Nichtbestehen des Nicht-Ichs, und es störte sie nicht, daß sie selbst in ihrem Thun fortwährend ihrem eigenen Wortschwall widersprachen, daß sie selbst von der Geburt bis zum Tode unausgesetzt Handlungen vornahmen, welche gänzlich sinnlos waren, wenn es keine objective Außenwelt gab, daß sie also selbst ihr System als Wind und Schatten, als ein kindisches Spiel mit begriffsleeren Worten erkannten."

Uebrigens darf zur Ehre und Entschuldigung des Herrn Wagner nicht vergessen werden zu bemerken, daß sein wunderliches System nicht aus seinem eigenen Kopfe entsprungen, sondern nur eine einfache Wiederholung der Schopenhauer'schen Lehre von der Welt als Wille und Vorstellung ist. Das ganze Buch kann als ein verspäteter und wohl verunglückter

Versuch angesehen werden, der Schopenhauer'schen Philosophie, über welche inzwischen der gesunde Menschenverstand zur Tagesordnung übergegangen sein dürfte, nochmals auf die Beine zu verhelfen. Schopenhauer's, an Kant sich anlehnende Erkenntnißtheorie und seine aprioriſchen Erkenntnißformen von Zeit, Raum und Causalität werden als unbestreitbare Wahrheiten angenommen und daraus die weitgehendsten Consequenzen abgeleitet. Das Endurtheil über das Wagner'sche System kann daher kein anderes sein, als dasjenige, welches die Zeit über den einsamen und eigensinnigen Frankfurter Denker gefällt hat. Niemand wird bestreiten, daß derselbe ein genialer Kopf und vielseitig unterrichteter Denker, dabei scharfer Kritiker der „philosophischen Unredlichkeit" seiner Zeit- und Zunftgenossen war, wenn auch sein Mangel an naturwissenschaftlichem Verständniß und sein Glaube an die Schwindeleien des thierischen Magnetismus oder an die Lebenskraft und Aehnliches sofort abstoßend auf gelehrte Kreise wirken mußte. Was aber sein „System" betrifft, so ist dasselbe als System ebenso willkürlich und unhaltbar, wie alle zur Erklärung des Welträthsels ausgeheckten philosophischen Systeme und wird auch deren allgemeines Schicksal theilen, wenn es dieses Schicksal nicht bereits getheilt hat. Trotz seiner vernichtenden Kritik der Kant'schen Philosophie, von welcher er nichts übrig läßt, als die bekannte Unterscheidung der „Erscheinung" von dem „Ding an sich", war Schopenhauer nicht im Stande, sich dem gefährlichen Einfluß des subjectiven Idealismus, als dessen eigentlicher Vater Kant angesehen werden muß, zu entziehen. „Er trieb ihn vielmehr bis zu seinen letzten Consequenzen und identificirte die subjective Idee, welche eine reine Form unserer Vorstellungen ist, mit dem Object oder die Idee der Gattung mit der Gattung selbst, wie er andererseits unaufhörlich das einfach subjective Phänomen der Vorstellung mit der materiellen und objectiven Seite des Dinges verwechselt. Schließlich geht der Wille, welchen Schopenhauer an Stelle des Kant'schen Dinges an sich selbst, und aus welchem er eine Art von Absolutem oder Gott selbst macht, in seiner Moral selbst auf, und der Schlund des Nihilismus (welchen er aus Indien importirt hat) verschlingt endlich Alles" (Foucher de Careil: Hegel und Schopenhauer, Wien, 1888).

Schließlich nur noch einige kurze Bemerkungen in Bezug auf den Verfasser des hier besprochenen Buches selbst. Auf S. 255 erklärt er sich für einen entschiedenen Gegner des Darwinismus, was ja bei einem Manne, der jede auf Erfahrung und Naturkenntniß gebaute Naturphilosophie perhorrescirt, nicht Wunder nehmen darf. Ebenso wenig kann es Wunder nehmen, wenn er sich auf seinem Standpunkte für unfähig hält, die Thatsache der Vererbung körperlicher und geistiger Eigenschaften mit Hülfe der mechanischen Structur eines mikroskopisch kleinen Quantums Materie zu begreifen, obgleich doch schon diese eine wunderbare Thatsache ihn darauf hätte aufmerksam machen müssen, daß die Materie etwas ganz Anderes ist, als was er sich darunter vorstellt. Auch in Bezug auf vorweltliche oder vormenschliche Zeiträume, in welcher die Welt ebenfalls da war, ohne daß der Intellect sie wahrnehmen oder vorstellen konnte, und zwar in einer von uns auf Grund objectiver Forschung mehr oder weniger gekannter oder gewußter Weise, weiß er sich ebenso wenig wie sein Meister Schopenhauer, aus der Klemme zu reden. Ob unter solchen Umständen das hohe Selbstvertrauen, welches Herr Wagner zur Schau trägt, und die Verachtung, mit welcher derselbe in der groben, seinem Meister abgesehenen Manier auf Alle und Alles herabblickt, was nicht seiner Meinung ist, gerechtfertigt erscheint, mag der geehrte Leser selbst beurtheilen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das große Loos.

Von E. Eschricht.

Sie hieß Fräulein Anna Frahm, die alte Nähmamsell; im Hause bei Consuls aber, wo sie allwöchentlich am Dienstag nähte, nannte man sie Frähmchen; sie hinkte sehr stark; schon seit ihrem zehnten Jahre durch ein Hüftenleiden mit verkürzendem Fuße angeskrophelt, erklärte sie diesen Leidenszustand doch immer als von einem Treppenfall herstammend; mitunter, wenn sie das gesunde Bein, das mit gebeugtem Knie sich dem kranken accommodirte, plötzlich steif ansetzte, erhob sich ihre kleine Gestalt zu ungeahnter Größe; dann erschraken die Kinder bis zum Weinen! Im Uebrigen neckten sich Alle gern mit ihr, Erwachsene und Kinder. Kleine Wortverdrehungen, drastische Sprüchwörter, Schilderungen aus vergangenen Tagen, verstand sie mit außergewöhnlich scharfem Sinn passend anzubringen. Sie war berufen, in ihren Nähhäusern die Kinder gewissermaßen zu beaufsichtigen, Alles vom Nähtisch aus, denn die Hausfrauen gingen beruhigt auf Besorgungen oder Besuche aus, wenn Frähmchen mit den Kindern plauderte. Der Junge bei Consuls war nicht so recht ihr Freund — er war ein bischen verwöhnt und naseweis — wie so die Einzigen bei reichen Leuten es leicht werden; er lauschte Frähmchen ihre mancherlei Angewöhnungen ab, mit denen er dann und wann Extravorstellungen gab; wenn ihr zum Beispiel der Diener auf dem großen Tablette das Essen hineinzutragen hatte, trieb er an, daß es nach einer kleinen halben Stunde wieder abgeholt wurde, wobei er scheinbar nothwendiger Weise mithalf. Jedesmal sagte dann Frähmchen: „Warten Sie einen Augenblick, Wilhelm!" nahm noch einmal die Gabel auf und fuhr in den weit geöffneten Mund, erst oben, dann unten in den Zahnfragmenten stochernd; diese Manipulation nannte der Junge: „Das Frahmchendessert". Heimlich brauchte Frähmchen schon lange eine Brille, die sie von der Nase riß, sobald Jemand sich der Thüre näherte; der Junge schlich lautlos und trat so plötzlich ein, daß sie jedesmal mit einem Aufschrei die Brille beseitigte: „Fott Jung, was bist für 'n unnützen Knaben!" Diese Brille zu entdecken und unbemerkt zwischen Flicken zu verstecken, war ihm eine förmliche Lebensaufgabe — und oft erst beim Zusammenräumen am späten Abend fand sie sich wieder. An solchen Schaudertagen pflegte die Frau Consul zu sagen: „Jetzt schafft Frähmchen aber auch zu und zu wenig — sie wird doch recht alt!"

Nun aber war in dem großen Hause bei Consuls, wo Frähmchen schon bei der zweiten Generation nähte, stopfte und flickte, seit einiger Zeit eine stark umdüsterte Stimmung; eine Bankfirma, zu der das Handelshaus in intimer Beziehung stand, hatte fallirt; in Folge dessen auch das alte, vom Urgroßvater ererbte Geschäft des Consuls so große Verluste erlitten, daß es in's Schwanken gerieth. Frähmchen hörte hierüber bei ihrer andern Kundschaft — wurde auch dann und wann befragt — aber eine ihrer vortrefflichsten Eigenschaften war, daß sie weder schwatzte noch klatschte. Sie war eine geizige Natur, auch durch Noth, Aermlichkeit und den körperlichen Fehler egoistisch geworden — sie hielt daher auch ihr meist sehr genaues Wissen bewußtermaßen unter Schloß und Riegel.

An einem dieser Dienstage, an dem die Luft im Hause des Consuls in gewitterschwüler Spannung das unabwendbare Unheil vorzubereiten schien, saß die Frau Consul ein wenig bei der Alten im Zimmer — sie hatte das Herz so zum Zerspringen voll Sorgen und merkte gar nicht auf die ihr sonst so peinliche Sonder-Atmosphäre, welche Frähmchen überall mit sich trug — so etwas von Aepfeln, altem muffigem Brod und Limburgerkäse. Sie saß da und starrte vor sich hin; endlich sagte sie: „Ja, ja, mein armer, armer Mann! er macht sich so schreckliche Sorgen! und immer wieder rechnet er und sagt: hätten wir nur einige 50,000 Thaler — sogleich flüssig in der Hand — es wäre gerade das, was nus Noth thäte — dann könnte er sich glatt herauswinden, und auch von den Häuptern vieler Anderer das Unglück wenden! — ach, nur eine 50,000 Thaler!"

„Scha, Frau Consuln — wenn ich die man hätt, wie gern wollt ich ihr geben! wenn ich man einmal gewinnen thät, aber ich gewinn nie nicht! ich spiel in den Dombau — ich spiel all so lang als ich denken kann, aber er kömmt sich nie nich raus mit mich! ich will hier nich gesund sitzen — Gott soll mich bewahren — ich gäb es Ihnen gleich, wenn ich's man hätt!"

Frau Consul lächelte; seit dreißig Jahren, da sie noch ein kleines Kind war, hatte ihr Frähmchen Versprechungen auf den Dombau gemacht — jetzt ihren Kindern ebenso! „Ja, ja, Frähmchen — ich danke Ihnen! gute, treue, alte Seele — das weiß ich: Sie würden mir's geben!"

„Wie gesagt, ich will hier nicht gesund sitzen, Gott soll mich bewahren, ich gäb es Ihnen scha gleich!" Spät Abends, nach zehn Uhr, verließ Frähmchen ihre warme Ecke bei Consuls; denn nach dem Abendessen verbrachte sie noch Stunden lang mit Flickenordnen und Aufräumen; dann wurden die Schuhe wieder in dasselbe Papier gewickelt, in das sie am Morgen die Straßenstiefel verwahrt hatte, und nachdem sie mühselig zugeschnürt, wurde der Straßenrock über den Sitzrock gezogen, der zur Schonung Tags über am Kleiderrechen neben dem Umschlagetuch und dem schwarzen Strohhut hing; dieser Hut hatte im

Winter ein kleines Bouquet von alten Straußenfedern, im Sommer dagegen Mohn, Aehren und Kornblumen — zur Erinnerung an die Jugendtage auf dem Lande; noch wurde der Rest des reichlichen Abendessens zu guterletzt verzehrt — so trödelte sie bis zur Zeit hin, da die Straßen fast menschenleer — denn sie scheute den großen Verkehr; zu Hause, bei sich, kroch sie dann in dem ungeheizten Stübchen sogleich in's Bett.

Es wehte ein sehr rauher Wind, der wilde, kalte Herbst tollte mit einem gigantischen Gefolge von drohenden Wolken um den Erdkreis; das kleine Frähmchen wurde in der Breitenstraße fast von Schaufenster zu Schaufenster geweht, vor denen sie beim Schein der Straßenlaternen noch die Auslagen hinter den bereits verdunkelten Scheiben betrachtete; so studirte sie die Moden und spähte nach den kleinen Kunstgriffen am Besatz und Faltenwurfe zu eigenem Nutzen. Der Hauptwache gegenüber blieb sie vor dem einfenstrigen Geschäftslokal des alten Lotteriehändlers Ephraim stehen, der war eine Art Jugendfreund von ihr, weil sie Beide aus demselben Dorfe stammten; bei ihm spielte sie auch ihr famoses Dombau-Loos; deutlich las sie die großen rothen Lettern von einem Papierbogen, auf dem geschrieben stand: „Es fielen heute in unsere Collecte 50,000 Thaler der Neuen Dombau-Lotterie!" Zwei schwarze Hände wiesen noch besonders auf diesen außerordentlichen Fall hin. Den Rest der Mittheilung, wie auch die Loosnummer, konnte sie nicht lesen, so sehr sie sich auch mühte. Zu ihr gesellte sich nun eine einsame Wandlerin, die stark nach Patschuli duftete; sie las ebenfalls das Placat, und hätte Frähmchen gewiß leicht gefällig sein können, wenn diese nicht die beabsichtigte Anrede dadurch eindrucksvoller zu machen versucht hätte, daß sie sich plötzlich wie ein Sprungfederteufelchen auf dem gesunden Bein hoch empor hob; erschreckt und mit einem Aufschrei entlief die Andere; es war schade, daß Frähmchen dieser Eitelkeit nicht hatte widerstehen können — wenn ihr auch die Fremde verdächtig aussah und unmoralisch roch — die Gewinnnummer von ihr zu hören, hätte doch der Tugendhaften nicht schaden können! aber sie argumentirte sich gleich zur Ruhe: „Was hilft es, wenn's nich meine Nummer is, und is es meine, die hab ich mein Lebtag nich behalten können! hätt' mir bluß angestrengt mit's alle Leutaufhalten bis nach Hause, un dann Licht anmachen, nu dann Loos raussuchen — un dann is es raus aus mein altes Gedächniß! na — wer nun wohl bei meinem ollen Ephraim gewonnen hat?"

Wie sie durch den Thorweg und über den Hof des alten Römischen Reiches hinkte, war die Thüre unter dem steinernen Schwibbogen des Hinterhauses noch offen, und an der Treppe brannte Licht, das von der altmodischen kleinen zinnernen Oellampe ausstrahlte, die vom Stifter des Asyls noch testamentarisch festgenagelt war. Sonst war es doch immer von neun Uhr ab dunkel; die alten Männer und Frauen, die hier gegen eine ganz geringe Miethe hausten, waren keine Nachtfalter. „Ob wohl wieder Einer stirbt von die alten Leute?" dachte Frähmchen, während sie leicht empor stieg; vor ihr öffnete sich von innen ihre Stubenthüre, und auf der Schwelle stand der alte Ephraim, dessen Schaufenster sie noch soeben betrachtet hatte. Er winkte ihr und sagte ganz leise:

„Hab' dem Pförtner gegeben 50 Pfennig, daß er mer hat eingelassen un de Lampe nicht gelöscht — sollst Dir nicht verschrecken, Anna! bin heute schon hergelaufen dreimal, weil Du nie zurück läßt, wo Du nähen thust!"

„Na," sagte sie borstig, „weil ich keine Nachlaufereien und Nachschickereien von die Damen haben will, sie mögen immer gern absagen und ansagen und Tage verlegen — is nich! ich hab' meine festen Tage und dann komm ich, und dann wird genäht — un nu sag mal erst, was willst Du? — Herrjehs — Du hast ja 50,000 Thaler — na, Herrjehs, Herrjehs, was willst Du?!"

„Nu sei man still, un nu setz Dir man nieder; Du hast — Gott! was machst schon vorher so 'n paar große Augen! — Du hast gewonnen das große Loos, im Dombaulotterie, 50,000 Thaler!"

Jammernd fiel sie nun dem Juden in die Arme und er zog sie nieder auf das kleine harte Ledersopha. „O Gott, o Gott, wie komm ich dazu — un nu grad auch 50,000 Thaler! o Gott, und nu ich es hab, hilft es mir nichts — denn ich hab es versprochen, und nu is es zu spät! denn nu is es so gut, als hätt ich's nicht! ne was ich auch für'n Unglück haben muß!"

„Nun sei man still und mach kein so dummes Gedibbere — was? was hafte versprochen und wem? weiß es denn ein Mensch? Kein Mensch weiß es, davor hab ich gesorgt! davor bin ich da, und bin Dein ältester Freind! bei mir is es! un bei mir is sicher wie bei unsern Herrgott selbst! und wovon hafte denn versprochen gerade diese Summe, wo de doch hast von nichts nich wissen gekunnt?"

„Ach Gott, ach Gott, ich Unglückskind — nu sag mal ein Mensch, gerad mit die 50,000 muß das sein! und ich sagte noch zu Frau Consuln: ich will hier nich gesund stehen, Gott soll mich bewahren, ich gäb es Ihnen gleich!"

„Nu was? so dibbere doch nich! Leg's ab Alles auf mir! wenn Du hast gesagt, ich will hier nich gesund steh'n, Gott soll mich bewahren, un dann is ja Alles gut! stehst de denn vielleicht gesund mit's Hinkebein, und biste nicht schlecht genug bewahrt gewesen all Deine Lebtag mit's Hinkebein?! — Was hafte denn gethan und womit hast's verdient? hast Dein eignes großes Conto bei unserm Herrgott — un wird's beglichen Alles auf einmal! Wart nur — ich schreib nen Schuldschein, daß ich bin Dir schuldig 50,000 Thaler, abzuzahlen — sagen wir, sagen wir immer zu 2000 abzubezahlen jedes Jahr! Du kannste leben 25 Jahr wie eine Förstin — bist 60 — Gott Gnad — kannst also werden 85!"

„Scha, scha," sagte Frähmchen und richtete sich auf dem Paradefuß empor — in ihr erwachte plötzlich die Gier des Lebens und Besitzes, „aber was dann?"

„Nu — Gott steh mer bei, wie lange willst denn leben?"

Spitzig erwiderte sie: „So lange bis ich todt bin — ich kann's ja nu mit die Arbeit sachting ansehen!"

„Kannste, kannste! aber nehm Dich in Acht, daß de Lait nichts merken! — da kommen se von alle Seiten — Verwandtschaft un der Staat — un der braucht's Geld, weil er will bauen 'nen Kanal und hat's nich! denn — nicht wahr? verschenken, weil Du's hast versprochen — daran denkst nich mehr?"

„Schweig, Ephraim, schweig! wenn ich daran denken muß, müßt' ich ja rein in's Wasser gehn! gerad meine 50,000 Thaler — un dann wieder nichts haben! bloß die paar hundert Mark in's Sparcassenbuch — das ist sich doch rein zum Aufhängen!" So redeten sie noch hin und her, und es endete mit dem Aufsetzen des Schriftstückes, mit Bleistift geschrieben; und Morgen früh sollte sie ihm ihr Loos bringen und sich den Contract, auf einen ordentlichen Stempelbogen geschrieben, bei ihm abholen. Und damit trennten sie sich. Auf seinem Heimwege dachte Ephraim: „Wie sind so dumm diese Christen! ist's Wunder, daß mer sind ihnen über? und was sollt sein das Erste im Menschen, und was der Jude nie vergißt — das ist die Dankbarkeit! Gott wenn ich denk, es gäb einen Menschen, der hätt' an mir gethan, was haben gethan diese Consuls an dieser alten Person, durch's Feuer wollt ich springen, könnt ich ihnen helfen! nu warte! woll'n doch seh'n, wenn morgen de Würfel fallen, wie viel Augen werden sein oben für Ephraim!"

Als Frähmchen sich nun nach dieser unerhörten Aufregung auskleidete, sanken von ihren Hüften ein paar schöne warme Unterröcke: „von der Frau Consuls!" als sie Nachttoilette machte, fuhr sie in ein langes wollenes Hemde und in eine rosenrothe, fröhliche Barchentnachtjacke: „Alles Geschenke von der Frau Consul!" und auch das Federbett unter das sie sich nun fröstelnd verkroch: „ein Geschenk von ihr!" — Sie fühlte sich vollkommen unglücklich als reiche Person! zum ersten Mal seit ihren Kindertagen, und ohne zu wissen, warum eigentlich, weinte sie sich in den Schlaf.

Alsbald befand sie sich im Hause des Consuls; er saß in seinem Privatcomptoir und rechnete; sein Haar war fast ergraut, und das sonst so fröhliche, ein wenig stolze Gesicht war gramvoll und aschfarbig. Im Lehnstuhl hinter ihm saß seine Frau — die Hände bis an die Ellenbogen in ein rothes gestricktes Tuch gewickelt, das sie sich um die Schultern gelegt hatte; sie fröstelte in dem warmen Zimmer und hatte ein so trauriges Gesicht, daß es Frähmchen in's Herz schnitt; und sie las die Gedanken, die hinter der gramvollen Stirne ihrer Gönnerin sich abspannen: „Ich mag ihn nicht mehr so spät Abends allein lassen — ich habe Angst, ich habe solche entsetzliche Angst! man hört und liest doch so viel Schreckliches! wir sind ja auch nur Menschen, wie alle die Unglücklichen, die fallen und stürzen, wenn das Schicksal sie plötzlich aus ihrer glatten Bahn abdrängt!" und sie hob mit verzweifelnder Geberde die beiden Hände und preßte sie gegen den Mund, um den Aufschrei der Angst zu ersticken. Er schrieb und schrieb — dann seufzte er und sagte leise: „Nur 50,000 Thaler flüssiges Capital — und ich käme mit einem blauen Auge davon, selbst mit 40,000 könnte ich es machen!" — „Die kann ich geben, die geb ich gleich!" schrie Frähmchen und erwachte.

Der Morgen dämmerte schon — es war Zeit aufzustehen — mein Gott? war sie nicht eben erst eingeschlafen? Und 40,000? brauchte er wirklich nur so viel — hatte sie nur geträumt? Sie setzte sich auf den Bettrand und zog die Strümpfe an — sieh, sieh! seine weiße wollene Strümpfe, die hatte noch Frau Consuls Mutter gestrickt — es kam jedes Jahr so aus, daß sie ihren Geburtstag bei Consuls beging — das richtete die Hausfrau immer so ein — selbst am Sonntag wurde eine nothwendige Näharbeit für den Geburtstag als Vorwand genommen! Und die Strumpfbänder mit Rosen und Vergißmeinnicht bestickt, das hatte mit ihren kleinen Kinderfingern Consuls Jüngste, die kleine Mietze, mühsam zusammen gepruckelt — und so oft aufmachen müssen, wenn sie sich vernäht hatte! „Ja, ja — und wirklich — wenn sie wirklich nur 40,000 gebrauchten — das wär mir ja ne Kleinigkeit gewesen — hätt er's man bloß eher gesagt! dann hätt ich 10 000 für mich behalten, un das wär am End genug — ich wo werd ich denn 85 alt werden — ne nie!" Sie zündete den Petroleumkocher an und setzte das Messingkesselchen auf — „Ne — das kann Einen beinah ärgern — wenn ich mir so umseh — is gerad, als wenn ich mir mein Lebtag nichts verdient hätt mit die olle Nähnadel! alleus geschenkt von Consuls!" und ärgerlich sagte sie ganz laut: „Nu ist aber genug — ich laß mir nun von keinen Menschen mehr was schenken — ich hab ja mehr als die!"

In dieser fast feindlichen Stimmung gegen ihre Wohlthäter erreichte sie das Comptoir ihres Jugendfreundes.

„Nu — Du reiches Mädchen — wie hafte geschlafen?" fragte Ephraim.

„Schlecht und gut! wie man's nehmen will — Schlaf war man knapp — aber's Träumen — das war zu viel!"

„Nu — und biste noch die Meinung von gestern, oder willst weggeben wegen Dein Versprechen die 50,000?"

Sie sah ihn wüthend an und fragte: „'S thut Dir wohl leid, daß ich reich geworden bin? He? möchtest mich wohl lieber arm wissen?"

— Ist die dumm und undankbar! der Spinoza hat ganz recht wenn er sagt: Ein Weiser ist auch nur ein Thor, wenn sein Herz nicht gebildet ist! und laut sagte er: „Nu, nu — mer kann doch fragen! hier ist schon der abgestempelte Bogen mit 'm Stempel oben darauf, und nun lies, und dann unterschreib, neben meine Unterschrift — und hier ist der andre abgestempelte Bogen mit'm Stempel oben darauf, da unterschreibst Du zuerst, un ich setz mer daneben, weil's is Contract auf Gegenseitigkeit." Er schloß dann den Geldschrank auf und indem er seinen Contract hineinlegte, sagte er: „Hier sollen ruhen Deine 50,000, sicher und sanft!" Sie nahm ihren Bogen zusammen und sich ein wenig von ihm abwendend, denn sie war noch immer sehr eigen, und eitel auch, knöpfte sie ihr Leibchen auf der kleinen verkümmerten Brust auseinander und steckte das Papier hinein. „Nu — willst so gehen? fragst nich mal, wenn Du kriegst Deine ersten 2000?"

„Jesus — ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen — es steht doch auf dem Loos, also zu zahlen nächsten Schabbes-Sonnabend?"

„Merkwürdig — was Du klug bist!"

„Nu, wenn's gedruckt ist — da weiß man's doch!" Er ärgerte sich und darum schraubte er sie noch ein bischen. „Weißt es doch nicht genau — mit 'm Hin und Her gehen noch Tage drauf — sag Du: in vierzehn Tagen!"

„Nu meinetwegen — ist aber eine lange Zeit!"

Was se dumm is bei aller Klugheit! und laut sagte er wieder; indem er die Thüre öffnete: „Adje Du reiche Dame — vergeß nich, daß ich Dir hab' erzeigt 'nen Liebesdienst, und Dir gerettet Deine 50,000!"

— „Nu — bist doch 'n Jud — irgendwo wirst mich doch über's Ohr hauen! aber das rath' ich Dir, daß Du schweigst von der Geschichte — sonst! un übrigens," und sie zog die Thüre wieder an — „machte das viele Geld nicht Zinsen?"

„Zinsen — Zinsen bei mir? Brauch ich denn Dein Geld — was zahlst mir, weil ich's Dir aufhebe? geh' doch damit an die Bank — da giebt es Zinsen, und die ganze Stadt schreit: O diese Reiche! nu man Steuern her, und Armenabgaben und Kirchengelder, daß Der die Augen übergehen! — und —"

„Adje Ephraim, red' man nich so viel — is schon gut! ich weiß schon nichts von Geld, bloß verschenken will ich nicht so mir nichts Dir nichts mein Hab und Gut — adje Du!" (Schluß folgt.)

---

## Aus der Hauptstadt.

### Die Braut des Thronfolgers.

Mit nichten ist unserer bürgerlichen Zeit der Sinn für das Romantische verloren gegangen. Je weiter die rationalistische Aufklärung vorschreitet, je unumschränkter die Nicolai Presse und Publicum beherrschen, desto lärmender und inniger zugleich äußert sich bei passenden Gelegenheiten das poetische Gefühl, der phantastische Zug im Wesen unseres Volkes oder doch Derer, die es glorreich repräsentiren. Welche Freude am politischen Theaterspiel, welches Entzücken über schön gestellte Decorationen, blumenreiche Reden, mit Begeisterung aufgenommene Trinksprüche! Die Petersburger Tage zwar wurden noch ein wenig über die Achseln angesehen, weil das verdammte Wort Allianz dabei fiel, ein Wort, von dem doch die gesammte deutsche Presse bündig bewiesen hatte, daß der Zar es nun und nimmer anwenden würde. Aber für den Ausfall an Druckerschwärzehingerissenheit entschädigten dann die Homburger Feste, die fränkischen Manöver und zu guter Letzt die Elsenruserei in Ofen, das jetzt, Gott weiß weßhalb, vornehm Budapest genannt wird. Bei allen drei Anlässen waren prachtvolle Uniformen zu sehen, ein glänzender Stab inländischer und ausländischer Officiere, Diplomaten und Zeitungsschreiber; bei allen drei Anlässen flatterten klingende Toaste gen Himmel, und jeder Brave, der vom Lesen der Journale kam, erkannte klar, daß die Rollen ausgetheilt und Alles wohl bestellt wäre. Der Weltfriede, der allzu oft berufene, ist in den letzten vier Wochen mindestens vier oder fünf Mal auf unabsehbare Zeit hinaus gesichert worden, und die Historiker der zehnten Decade des neunzehnten Jahrhunderts werden gar nicht Papier genug auftreiben können, um alle politischen Großthaten, die augenblicklich mit Dampfkraft beim Champagner gethan werden, würdig zu verzeichnen. Wenn man bedenkt, wie lumpig wenig Bismarck vollbracht hat, im Vergleich mit dem erleuchteten Diplomaten unserer Tage, und wie schwer er sich seine paar Erfolge hat werden lassen, während wir sie bei übertischtem Mahle erringen, dann begreift man schlechterdings nicht, daß es immer noch Nörgler giebt, die den Namen dieses zurückgesetzten Staatsinventars mit Ehrfurcht oder gar mit Sehnsucht nennen.

Monarchenbegegnungen und Waffenübungen sind an die Stelle der allzu raffinirten und complicirten Schachzüge des Alten getreten. So lauter und lustiger Korybantenjubel grüßt sie, wie er nur je nach den allerwichtigsten, grundlegenden Verträgen des Friedrichsruhers ausgebrochen ist. Homburg leuchtet wie ein neues Metz, Ofenpest gilt mehr als der Frankfurter Tractat, der uns doch nur Elsaß-Lothringen einbrachte, während wir neulich ganz Ungarn ohne einen Schwertstreich eroberten. Und es ist rührend und erfreulich anzusehen, daß das wildeste Jauchzen ob dieser noch nie dagewesenen Ereignisse aus dem Preßlager des deutschen Freisinns kommt, aus den Federn derselben Männer fließt, die im Herzen socialdemokratisch, officiell richterisch oder rickertisch, jedenfalls aber stramm königsfeindlich denken. Zeichen und Wunder geschehen; wie im Jahrhundert des Absolutismus entscheidet wieder ein Fürstenwort über die Geschicke der Welt, Monarchenbesuche heilen und vertreiben alles Kriegsfieber. Die Republikaner selbst stellen das in ihren Zeitungen fest, die Republikaner selbst wissen sich nicht zu lassen vor Entzücken und Enthusiasmus — wer möchte da noch zweifeln? Wer könnte dem gegenüber auf die französelnden Neigungen des gesammten italienischen Volkes hinweisen, das zudem durch die Verwandtschaft des lateinischen Blutes unlösbar an die Schwesternation gebunden ist; wem könnten die Augenblicke paradiesischer Wonne getrübt werden durch die alberne Erkenntniß, daß der Premier Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef mit unerhörter Schamlosigkeit das österreichische Deutschthum vergewaltigt, daß das Fundament seiner Reichsrathsmehrheit, die Jungtschechen, ganz offen die Vernichtung des Dreibundes predigen, daß endlich die ritterliche Nation der Ungarn die unter ihnen lebenden Deutschen mit Betrug, Gewalt und übermüthigem Hohn magyarisirt? Kleinigkeiten das Alles, um die sich ein Theaterbesucher und Verehrer der Josef Lauff'schen Poesie nicht zu kümmern braucht.

Und dann die letzten Manöver — welch' Schauspiel für jeden Romantiker! Aber ach, ein Schauspiel nur. In diesen Tagen ist General Bourbaki gestorben, der gefeierte Held des französischen Heeres, der Liebling seiner Truppen, die für unüberwindlich galten. Damals, als er auf dem Zenithe seines Ruhmes stand, widerhallte die Welt von den Waffenthaten des französischen Heeres. Niemand zweifelte daran, daß diese Armee, Mannschaften wie Officiere, die beste und kriegstüchtigste der Erde wäre. In der Krim, in Italien, in Afrika und Amerika hatte man sie den Beweis dafür liefern sehen; kein Reich Europas besaß so erfahrene, so gründlich auf dem Schlachtfelde gebildete Generale. Und Frankreich scheute keine Kosten, seine militärische Rüstung zu verstärken. Immer blieb es den Nebenbuhlern um eine volle Länge voraus. Die Bewaffnung der Infanterie, die Ausbildung und Ausstattung des Geschützwesens mit kostspieligen Neuerungen suchte ihres Gleichen. Und die Manöver, denen Sachverständige aus allen Windrichtungen beiwohnten! Ja, die Manöver. Hier und da wagte Jemand, mitunter sogar ein Franzose, zu bemerken, daß sie allzu sehr auf den äußeren Schein, auf das Kriegsspiel zugeschnitten wären. Viel befürwortete dringend Reformen in dieser Hinsicht, Trochu rieb sich fast auf, um den geschmiegelten Paraden Abbruch zu thun, zu Gunsten des ernsten, vorbereitenden Dienstes. Es half nichts, weniger als nichts. Die unbequemen Mahner wurden verlacht oder niedergeschrien, jedes Schreiberlein zweifelte ihren Patriotismus an und fand donnernden Beifall. Die Verhältnisse wuchsen sich zu denselben aus, die 1806 das preußische Heer nach Jena und Auerstädt geführt hatten; sie brachten Sedan herauf. Sobald die furchtbare Wirklichkeit ihre Rechte verlangte, zerfiel der bunte Plunder der Coulissenreißerei, der Feind schlenderte die gefällige, augenbethörende Dekorationen bei Seite, und statt einer Seele fand er kahles Holzgerüst.

Es ist Vorsorge getroffen, daß dem deutschen Heere ein ähnliches Schicksal erspart bleibt. Seine einzelnen Theile legen fortgesetzt nur darauf Gewicht, den Mann, die Compagnie zur höchsten Leistungsfähigkeit zu bringen, sie mit dem fürnehmen Soldatengeiste zu erfüllen, der Jedem die Gewißheit bringt, daß bei der Entscheidung Alles auf ihn ankommt, der Jeden spornt, sein Bestes herzugeben! Große Uebungen, wie sie in den letzten Jahren stattfanden, halfen vielleicht wenig dazu, diese Art der Ausbildung zu vervollkommnen, schaden aber auch nicht viel. Der Soldat weiß genau, daß es im Ernstfalle ganz anders hergeht als bei diesen Manövern, die zwar den Ernstfall copiren sollen, aber doch damit kaum in Einklang zu bringenden Zwecken dienen. Und er wird dieser Thatsache eingedenk bleiben.

So könnten die sommerlichen Waffenübungen wohl in gewissem und begrenztem Sinne sogar Nutzen stiften, wenn da nicht die unselige Neigung der journalistischen freiwilligen Hofräthe wäre, auch sie als prunkvolle Schaustellungen zu betrachten und zu kritisiren, will sagen, über alles Maaß zu loben. Auf's Innigste verquickt sich hier Byzantinerei und schwindelhafte Romantik. Daraus wird ein Schnaps gebraut, der allmälig anfängt, auch klare Köpfe zu benebeln und der unserem Volke gefährlicher werden kann, als alle antiliberalen Kartoffelbranntweinbrennereien Ostelbiens.

Bis zu welchem Grade diese moderne Phantastik und die nationale Leichtgläubigkeit bei uns bereits ausgeartet ist, zeigt mit einiger Deutlichkeit der Fall Husmann. An sich verlohnte es nicht der Mühe, den thörichten Aufschneidereien einer hysterischen Jungfrau oder eines genialen Glücksritters irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken. Aber die Dame Husmann hat fast zwei Wochen lang das öffentliche Interesse in athemloser Spannung erhalten; es ist keine Zeitung gewesen, die ihr nicht liebevolle Artikel in üppiger Fülle gewidmet hat, und jedes deutsche Haus wiederhallte vom Ruhm der neuen Agnes Bernauerin und ihres erlauchten leutseligen Gemahls. Der Bürgerstolz hier zu Lande ist schreckhaft groß; die nächsten Wahlen werden unter einem Feldgeschrei ausgefochten werden, das den Gegensatz zwischen widerlichem Junkerprotzenthum und bescheidenem Bürgersinn grell illuminirt, und nicht Wenige schicken sich an, im kommenden Jahre den 18. März 1848 mit Gedenkstein Enthüllungen und Festmählern zu begehen, die Festmähler en petit comité, damit man's oben nicht merkt und Einen

etwa zugedachte Orden und Titel zurückhält. Auch der großen Revolution, wo man es der Aristokratie tüchtig gegeben hat, wird bei dieser Gelegenheit liebevoll und bewundernd gedacht werden. Die Verfassung hat längst alle Standesunterschiede beseitigt; alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich, heißt es dort ausdrücklich; die nichts als liberale Weltanschauung schwingt, vertrauensvoll in die Zukunft blickend, herrlich ihr siegreich Banner. Und da . . .

Ja, es ist beschämend für die wahrhaft freisinnigen Schulmeister des Volkes. Aber sie selbst haben die Massen dazu gedrillt, daß ihnen jeder glänzende Romanheld den Kopf verdreht. Der Abonnent kommt nie in die Lage, an der Hand seines Präceptors einen Blick in das innere Getriebe der Begebenheiten zu werfen, weiß doch der Präceptor selbst nichts davon und haßt fanatisch die Männer, die durch Thaten und Werke darthun, daß die Dekoration und die anmuthige Pose eigentlich Nebensachen sind. Der Abonnent blickt, so radikal er sich auch in der Kneipe und vor der Wahlurne geberdet, mit gläubigem Staunen auf zu den Höhen des gesellschaftlichen Lebens, mit andachtvoller Verehrung vor den festlich geschmückten Großen. Just wie die Weiblein Sonntags in den Dom gehen, weniger um sich am Worte Gottes, als um sich am Putze der vornehmen Damen zu erbauen und gleichzeitig selbst ihr neues Fähnchen zur Schau zu tragen. Die Kleinen, denen das Leben so prosaisch und alltäglich, zwischen Morgenkaffee und Gutenachtschoppen dahinfließt, sind sehr geneigt, die Politik ihrer befrackten Diplomaten und das Treiben ihrer Grandseigneurs für den Inbegriff alles Großartigen zu halten. Das Volk wähnt da lauter Glanz und Licht und Aufregung, erschütternde Abenteuer, riesenhafte Gefühle und gigantisches Wollen zu sehen, so ungefähr, wie man es in den illusteren Romanen des Samowar-Samarow liest. Und indem es täglich mit Vergnügen seiner Morgenzeitung entnimmt, daß die modernen Junker nichts als die wieder aufgelebten Raubritter des Mittelalters sind, die Minister und ihr Oberster Miquel im Grunde eine habsüchtige Verbrecherbande, die der armen Nation so viel Geld wie möglich abquetschen, man weiß nicht recht, zu welchem unlauteren Zwecke — indem das Volk so colportage-romantische Vorstellungen in sich aufnimmt, bekommt es ganz gegen den Willen seiner Instructoren einen unheimlichen Respect vor den Großen, ihrem Thun und Reden. Es sieht, beschränkter noch als der beschränkte Unterthanenverstand aus der Krückstockepoche, Uebermenschen und Halbgötter in ihnen; es glaubt ganz ehrlich, was seine Zeitungsmacher ihm nur loyal vorschwindeln, daß die Politik unserer Zeit an Fürstentafeln gemacht, daß sich die Könige so flüchtig beim Dessert über die Entwickelung und Gestaltung der europäischen Cultur und die Fortführung der Weltgeschichte einigen. Die Sache hat dreierlei Vortheile. Einmal erleichtert sie den Zeitungsschreibern die Arbeit, brauchen sie sich doch den Kopf nicht mit psychologischem Getüftel und politischen Gedanken zu zerbrechen, sondern können den Pöbel mit blitzblanken Phrasen und Schilderungen von Hoffesten absüttern. Außerdem aber sichert sie auch dem neu emporkommenden Adel, den Baronen Rothschild, Hirsch und Oppenheim, die Achtung der aristokratieanbetenden Menge, was sonst gewiß seine verdrießlichen Schwierigkeiten hätte. Und schließlich beweist sie, welch' ein Stümper der Fürst Bismarck gewesen ist, daß er versucht hat, mit ungeheurem Aufwande von Geist und Scharfsinn Dinge in's Loth zu bringen, zu deren glatter Erledigung eine Monarchen-Entrevue, eine festliche Eisenbahnreise oder ein Prunkdiner von lumpigen zwanzig Gängen genügen.

Und nur ein Nachtheil ergiebt sich vom liberalen Standpunkte aus. Mit dem widrigen Kindelbrei entmündigt man die Menge, schlägt seinen eigenen Declamationen grob in's Gesicht und ebnet dem Absolutismus, dem verhaßten, die Wege zu neuer, unbedingterer Herrschaft.

So ist denn das Püppchen Deutsches Volk mit allerhand Brimborium geknetet und zugericht't, seine Phantasie völlig vorbereitet auf den edlen Königssohn, der aus den kalten, wenn auch himmelschönen Höhen seiner Geburt niedersteigt zu dem schlichten Bürgerkinde, um es zu heuern und nach einer einsamen Insel zu führen. Ein Taumel der Begeifterung und Dankbarkeit ergreift die Nation. Welch' ein Mensch, dieser Erzherzog, der dem Kaiserthrone einer Herzensneigung wegen groß entsagt, all' die Herrlichkeiten aufgiebt, von denen wir täglich in den Zeitungen lesen und denen er bisher gratis beiwohnen durfte! Welch ein Engel an Schönheit und Güte muß dies Mädchen sein, daß er sie trotz ihres niederen Standes erkor und in sein legitimes Erzherzogsbette trug! Denn das unterliegt doch keinem Zweifel: ein alltägliches Weib, das wie Frl. Hinz gewachsen und wie Frl. Kunz gesinnt ist, eine solche wählt ein Erzherzog nun und nimmer. Als Erzherzog darf er schon ganz gehörig mäklig sein. Und allüberall, wo in diesen Tagen nur ein Kaffeekränzchen zusammenkam oder gebildete Männer sich beim Bräu trafen, klang froh begeisterte Rede von dem Regenten, der sich so nett gemein gemacht hat mit Einer vom Bürgerpack, und die Unentwegtesten falteten die Hände und dankten Gott. O, wie herrlich weit gebracht haben wir's am Ende des Jahrhunderts, und wie leutselig und gnädig sind unsere Regenten! Erst neulich die Geschichte mit der Modeste von Unruh, die nicht ebenbürtig sein sollte und nun doch von einem fürstlichen Gerichte dafür erklärt worden ist, jetzt der Erzherzog und die Marie Husmann, die sich als Vermählte empfehlen. Ein liberales Zeitalter, das ist wahr. Encheiresin naturae nennt's die Chemie.

Fräulein Husmann soll sich auch als Romandichterin bemüht und bewährt haben. Da sieht man's, sie kennt ihr Volk und ihre Zeit genau.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Das Tschaperl". Komödie in vier Akten von Hermann Bahr. (Lessing-Theater.) — „Aschermittwoch". Schwank in drei Akten von Hans Fischer und Josef Jarno. (Neues Theater.)

Das von Bahr als Dramentitel verwandte Kosewörtchen entstammt dem Wiener Rothwälsch. „Tschaperl" (Schäfchen) nennt der Verliebte sein nicht eben übermäßig kluges Mädel; er selbst fühlt sich, wenn er die ein bischen beleidigende Schmeichelei sagt, unendlich erhaben über das gute, dumme Geschöpf, das ohne ihn in irgend einem Winkel verkäme. Herr Alois Lampl, dessen junges Weib von ihm zur Tschapert-Rolle verdammt ist, trotzdem sie doch eine mit ungeheuerem Erfolg gegebene Oper componirt hat, schreibt sich alles Verdienst an diesem endlichem Siege zu. Aber er muß zähneknirschend erleben, daß sich die begabte Frau ihm entwindet, daß er nichts weiter vorstellt, als den unberühmten Mann der berühmten Fanny. Das häusliche Leben der Beiden geht zu Grunde, die Gatten entfremden sich einander rasend schnell, Madame unterhandelt mit einem verführerischen Impresario und Tenor, der Gemahl aber ergiebt sich dem stillen Suff. Am Ende brennt sie ihm durch, er zerschlägt ihr Gypsbüste, schimpft ungeheuerlich und legt sich schließlich auf Zureden seines alten Herrn Vaters schlafen.

Die Komödie wimmelt von Anspielungen auf Wiener Verhältnisse, die bei der Berliner Première zum größten Teil nicht verstanden worden sind; fast jedes Bonmot, jedes charakteristische Wort zielt auf ein Wiener Kunsthaupt, zu jeder Figur hat eine stadtbekannte Persönlichkeit Modell gesessen. Das sollte dem Werke, meint man, einen besondern Reiz für das Publicum der Donaustadt verliehen haben; thatsächlich aber hat es ihm empfindlich geschadet. Man gab sich während der ersten Aufführung so viel mit Räthselraten ab, daß man gar nicht in die Stimmung kam, die Feinheiten und literarischen Vorzüge der Arbeit zu genießen. Und da Bahr allerlei Wiener Narrheiten nicht geschont, insonderheit die gräßliche Frau Kopacsi-Karczag und ihren Herrn Gemahl Hirsch-Karczag unbarmherzig verhöhnt hatte, ergrimmte man wider ihn und pfiff das Stück aus. Eine so schnöde Behandlung hat es nun nicht verdient. Gewiß ist Bahr kein gestaltender Künstler, und ein Dramatiker nun schon gar nicht. Lebenswärme und hinreißendes Temperament sucht man vergeblich bei dem Ueberfeinen. Man glaubt an seine Menschen so wenig wie an die Lindau'schen und vergißt nie, daß da oben Theater gespielt wird. Aber ein feines, amüsantes, gebildetes Theater. Das Thema, das er sich gewählt hat, ist nicht neu, doch die Art der Darstellung fesselt und reizt. Herr Bahr kann, wie man weiß, Alles; er versteht jede Mode mitzumachen, und immer ist er geschmackvoll und unterhaltend. Wenn der entfernt geistesverwandte Ludwig Fulda nur halb so viel Talent und weltmännische Anmuth wie der Wiener besäße, wollten wir ihn uns gefallen lassen. Bahr hat das Nachempfinden zu einer Kunst ausgebildet, die unsere Bewunderung fast in ebenso hohem Grade wie das originale Schaffen selbst verdient. Kein falscher Ton findet sich in dieser Komödie des Neuwaanerthums, all' die vier Acte sind mit einer Sauberkeit gedrechselt, daß man wirklich die doch eigentlich an ein Nichts verschwendete, mühselige Arbeit bedauert.

Von dem Fischer-Jarno'schen „Aschermittwoch" dasselbe zu sagen, hält einigermaßen schwer. Die Verfasser haben eine Unmenge Possenkeime auf einen Haufen zusammengeworfen, die aus Sand und Mist gemischte Erde, in der das Pariser Vaudeville gedeiht, darüber geschaufelt und nun wachsen lassen, was wachsen wollte. Das ganze Stück besteht aus lauter Anfängen, nichts ist durchgebildet und ausgeführt, kein komischer Gedanke, keine Situation ausgebeutet. Der treue Diener, der Lieutenant bei der Heilsmarine ist und seinen verbummelten Herrn durch abschreckende Beispiele retten will, stellt sich rund und nett als eine recht lustige und dankbare Figur dar; nach den einleitenden Scenen vernachlässigen ihn seine Väter indeß schmachvoll zu Gunsten einer dummen Tricotgeschichte mit den landesüblichen Verwirrungen und Verwechslungen. Sehr hübsch sind ferner die Grundzüge zu einer Parodie der Versunkenen Glocke, doch auch hier geht den Autoren alsbald der Athem aus, sie verlieren im Drange der Possenreißer-Geschäfte Kopf und Faden und behelfen sich weiter mit verwoderten Witzchen, Verkleidungen und Lügenspäßchen. So vermag der Schwank die Erwartungen nicht zu erfüllen, die er zu Beginn vornehmlich durch einen sehr flotten und an guten Witzen nicht armen Dialog wachruft; er verschlechtert sich vielmehr rapid und wäre ohne die hinreißende Lustigkeit Alexander's, der diesmal wie so oft den Sieg erspielte, nicht zu retten gewesen. Lautenburg's Urkomischer entfesselte helles und dröhnendes Lachen, so oft er auf der Bühne stand; es war ein großer Fehler der beiden Dichter, daß sie ihm dann und wann Zeit sich zu verschnaufen gönnten. Denn in diesen unangenehmen Zwischenpausen kam man zur Besinnung und merkte auf der Stelle, daß das von ihnen servirte Ragout schon nicht mehr gut roch.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Maasstelnstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Billige, dichte **Dächer** stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen. Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst. A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Gerhard Hauptmann**
von
**A. E. Woerner.**
(Heft IV der Forschungen z. neuer. Litteratur-Geschichte.)
Herausgegeben von Prof. **Muncker.**
8°. Preis M. 1.80.

Obige Studie umfaßt zum ersten Male sämmtliche Dramen und zeichnet sich bei originneller Auffassung durch vornehme Schreibweise aus.

München.
**Carl Haushalter,** Verlagsbuchhdlg.

Georg Weiß, Verlag in Heidelberg.

Soeben erschien:
**Ferdinand von Saar.**
**Novellen aus Oesterreich.**
Erste Ausgabe in zwei Bänden.
Erster Band geh. 4 Mk. 80 Pfg., eleg. gebd. 5 Mk. 80 Pfg.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Geh. 4 M 50 Pf. Gebd. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

## Abonnement
auf das
**IV. Quartal 1897.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 9. October 1897. Band LII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die parlamentarische Obstruction. Von Paul Dehn. — Das Ergebniß der großen Manöver. Von Miles. — Nochmals die griechische Frage. Gutachten von M. v. Egidy, Philippson-Bonn, O. Basset, Busolt-Göttingen, Hertzberg-Halle. — **Literatur und Kunst.** Amalie Skram's Debut. Von Felix Poppenberg. — Aus meiner Studentenzeit. Von Rudolf von Gottschall. (Schluß.) — **Feuilleton.** Das große Loos. Von E. Eschricht. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Nachtisch-Rhetorik. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Die parlamentarische Obstruction.

Von Paul Dehn.

In den deutschen Parlamenten ist bisher die Obstruction eine nahezu unbekannte Erscheinung gewesen, obwohl die Parteien sich zuweilen auf das Schroffste gegenüber gestanden haben. Denn die absichtliche Entfernung einer Anzahl von Mitgliedern, um das Haus beschlußunfähig zu machen, welche Praxis von freisinniger Seite in der letzten Tagung des Reichstages ausgeübt worden ist, kann nur als eine Art latenter Obstruction angesehen werden. Die Obstruction ist das äußerste parlamentarische Kampfmittel der Minderheit, zu dem sie greift, wenn sie von der Mehrheit eine Beeinträchtigung ihrer Rechte fürchtet, welche ihr unveräußerlich erscheinen. In solchen Fällen sucht die Minderheit das Zustandekommen der drohenden Beschlüsse oder Gesetze zu bekämpfen, zu verschleppen oder zu verhindern und zwar formell innerhalb der Bestimmungen der Geschäftsordnung. Die Redner der Obstruction ergreifen so oft und so lang als irgend möglich das Wort, sie stellen fortwährend mehr oder minder unerhebliche Abänderungsanträge, sie verlangen für jeden Antrag die namentliche Abstimmung und für jeden Antrag auf namentliche Abstimmung wiederum die namentliche Abstimmung, sie beantragen immer wieder die Vertagung der Verhandlungen oder den Schluß der Sitzung ꝛc. Man hat mit diesen verschiedenen Mitteln der Obstruction nach Maßgabe der Geschäftsordnung in London und Washington und neuestens auch in Pest und Wien nicht nur ganze Sitzungen, sondern Wochen, ja Monate hindurch den Fortgang der Berathungen aufgehalten und einen Stillstand der parlamentarischen Arbeiten herbeigeführt, der auf die Dauer unerträglich war. Nichts destoweniger ist die Obstruction in den meisten Parlamenten und von bedeutenden Staatsmännern als ein unter Umständen zulässiges, nothwendiges und wirksames Kampfmittel anerkannt worden. Im englischen Unterhause haben Peel und Russel, Gladstone und Harcourt Obstruction getrieben, John Bright hat das Recht der Minderheit vertheidigt, man liebt in England nicht den nackten Cultus, die Despotie der Mehrheit. Graf Julius Andrassy äußerte einmal: „Jeder vertheidigt sich, wenn man ihm das Messer an die Kehle setzt, wie er kann. Wenn man eine parlamentarische Partei an die Wand drückt, gebraucht sie die Obstruction, um sich Luft zu machen. Der Versuch kann nur dann gelingen, wenn die Opposition sich auf die ungetheilte öffentliche Meinung des Landes stützen darf. Im entgegengesetzten Falle hat jede Obstruction ein klägliches Ende, denn sie scheitert an der Entrüstung der öffentlichen Meinung."

In der That ist es die Nothwehr, welche die deutschen Abgeordneten in Oesterreich zur Obstruction zwingt. Mit ihrer Obstruction werden sie unüberwindlich sein, da sie das ganze deutsche Volk hinter sich wissen, insoweit es nicht in ultramontanem Banne steht. Als der unfähige Graf Badeni die vielgenannten Sprachverordnungen erließ, stellten die deutschen Abgeordneten den Dringlichkeitsantrag, sofort darüber in Berathung zu treten. Dieser Antrag wurde von der Mehrheit abgelehnt, obwohl alle Welt sich mit dieser Sprachenfrage beschäftigte, obwohl nichts dringlicher war als eine Aussprache darüber. Aber auch noch aus anderen Gründen mußte die deutsche Minderheit zur Obstruction schreiten. Schon vorher war sie ungehörig von der Mehrheit behandelt worden, man hatte keine Vertreter der Minderheit in das Präsidium aufgenommen und auch bei den Ausschußwahlen war sie im Wesentlichen übergangen worden. Man erinnert sich, daß im Frühjahr die Thätigkeit des österreichischen Abgeordnetenhauses durch die Obstruction in's Stocken gerieth. In den letzten Frühjahrssitzungen kam man über Verlesungen und namentliche Abstimmungen nicht hinaus, und Graf Badeni sah sich schließlich veranlaßt, ein Parlament zu schließen, in dem er über die Mehrheit verfügte, ohne daß sie die Kraft gehabt hätte, auch nur eine einzige Vorlage zur Erledigung zu bringen.

Allmälig wird sich sogar ein Badeni der Erkenntniß nicht verschließen können, daß die deutsche Obstruction entschlossen und befähigt ist, ihm den Weg zu verlegen. Auch scheint sich für das Ministerium die Lage ungünstiger zu gestalten. In den Reihen der Mehrheit treten die Interessenverschiedenheiten um so schärfer hervor, je mehr die einzelnen Gruppen auf das Ministerium einwirken zu können hoffen. Insbesondere erregen die tschechischen Forderungen, die mit ihrem Endziel auf die Föderalisirung d. i. auf die Zersplitterung der habsburgischen Monarchie hinauslaufen, nicht nur in der ihnen verbündeten deutsch-clericalen Partei Anstoß, sondern müssen allmälig auch den höchsten Kreisen über das Bedenkliche einer antideutschen Politik die Augen öffnen. Zunächst sind sich Regierung und Mehrheit noch nicht einig darüber, mit welchen Mitteln die Obstruction der deutschen Minderheit gebrochen werden kann. Will man der Obstruction, so

wie sie sich bisher zeigte, ernstlich beikommen, so muß man eine neue strenge Geschäftsordnung beschließen. Dazu ist naturgemäß nur das Abgeordnetenhaus selbst befugt, aber gerade die Berathung einer neuen Geschäftsordnung würde der Obstruction Gelegenheit geben, eine unabsehbare Verschleppung der Verhandlungen zu bewirken. Man hat daher die Octroyirung einer neuen strengen Geschäftsordnung im Verordnungswege erwogen, ist aber, wie es scheint, schließlich davon abgestanden, weil man einsah, daß es sehr bedenklich und kaum gerechtfertigt ist, einen so erheblichen Eingriff in das Hausrecht des Parlaments auf dem Verordnungswege zu versuchen. Bleibt es zunächst bei der bestehenden Geschäftsordnung, dann kann die deutsche Minderheit nach ihrem Ermessen jeder Zeit auf's Neue mit der Obstruction eingreifen, sie kann wie die Delegationswahlen auch die Berathung der Ausgleichsvorlagen geschehen lassen, sie kann aber auch diese Berathung durch die Obstruction verhindern. Mindestens besteht innerhalb der deutschen Minderheit darüber Einigkeit, daß in allen innerösterreichischen Angelegenheiten die Obstruction fortgesetzt wird, daß die österreichische Regierungsmaschine zum Stillstand gebracht werden muß, bis das Ministerium Badeni die Nothwendigkeit einsieht, entweder die Sprachenverordnungen zurückzuziehen oder aber einem anderen Ministerium Platz zu machen.

Man hat in Oesterreich versucht, die Obstruction der deutschen Minderheit als ein revolutionäres Kampfmittel zu verdächtigen, obwohl man seiner Zeit die tschechische Obstruction von 1890, welche die Ausgleichsvorlage zum Scheitern brachte, wohlwollend gewähren ließ. In Wirklichkeit ist die Obstruction der Deutschen in Oesterreich nur ein Act der Nothwehr gegen brutale Vergewaltigung durch die Mehrheit. Vorerst ist die deutsche Obstruction lediglich eine parlamentarische. Sollte man es versuchen und zu Stande bringen, durch eine neue strenge Geschäftsordnung die deutsche Obstruction zu unterdrücken und die deutsche Minderheit bis auf den letzten Mann aus dem Parlament zu entfernen, so würde man zwar die parlamentarische Obstruction beseitigen, aber statt dessen eine weit gefährlichere, eine nationale Obstruction unter den Deutschen in Oesterreich hervorrufen. Dieser Obstruction dürfte auf die Dauer kein Ministerium gewachsen sein, welches der absurden Meinung ist, ohne und gegen die Deutschen in Oesterreich regieren zu können. Was will die Regierung machen, wenn ganze Provinzen die Zahlung der Steuern verweigern? Man kann diese Provinzen allenfalls zur Strafe mit starker militärischer Einquartirung belegen. Aber diese Maßregel ist einmal vom militärischen Standpunkt aus nicht unbedenklich, sie trägt die Parteikämpfe auch in das Heer hinein, und sodann verheißt sie keineswegs mit Sicherheit den erwünschten Erfolg. In den fünfziger Jahren ist man zu ähnlichen Maßregeln gegen die Magyaren in Ungarn geschritten. Und was war schließlich der Erfolg? Das magyarische Element wurde national so gekräftigt, daß es immer stärker hervortrat, sich andere nationale Kreise angliederte und schließlich zu der angestrebten Selbstverwaltung zugelassen werden mußte.

Unter diesen Umständen kann die deutsche Minderheit ruhiger als die Mehrheit mit der Regierung den kommenden Dingen entgegensehen, denn ihre Stellung ist auch nach dem thörichten Duell Badeni's eine außerordentlich vortheilhafte. Die deutsche Minderheit befindet sich im Zustande der Vertheidigung, der Nothwehr und kann die Angriffe, die geplant werden, in Ruhe abwarten auf Grund des äußersten, aber wirksamen Mittels der Abwehr, der parlamentarischen und schlimmsten Falls der nationalen Obstruction.

Sollten jemals die Tschechen oder die Polen in eine ähnliche Lage kommen, in welche die Deutschen jetzt gedrängt worden sind, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie mit derselben Entschlossenheit zur parlamentarischen nöthigenfalls zur nationalen Obstruction schreiten werden, wenn die Umstände dazu zwingen. Darüber wird man sich aber wohl in den einsichtigen Kreisen der Mehrheit keinem Zweifel hingeben dürfen, daß jeder Schlag, der gegen die Obstruction geführt wird, das Parlament selbst trifft und seine Stellung nach oben wie nach unten hin bedenklich erschüttert.

## Das Ergebniß der großen Manöver.

Die diesjährigen Armeemanöver am Main, fast in demselben Gelände, wo sich bayerische und preußische Truppen vor drei Jahrzehnten in blutigen Kämpfen maßen, beanspruchten ein ganz besonderes Interesse, und zwar sowohl in politischer wie militärischer Hinsicht. Bildete in der ersten Hälfte dieses Septembers die Mainlinie einerseits nicht mehr den Schauplatz erbitterter, aus schroffen politischen Gegensätzen hervorgegangener Kämpfe, sondern denjenigen des lebhaften Wettbewerbs um die Palme der Kriegstüchtigkeit früher getrennter deutscher Stämme, zu Alldeutschlands Schutz und Trutz, so war andererseits auf dem Manövergebiet eine größere Truppenmenge versammelt als je zu Friedensübungszwecken im deutschen Reiche, und zwei der hervorragensten Führer des deutschen Heeres manövrirten gegeneinander.

Es kann nicht in unserer Aufgabe liegen, hier den Verlauf der bereits mannigfach anderwärts geschilderten Operationen auch nur in großen Zügen wiederzugeben oder Kritik derselben zu üben, sondern wir beabsichtigen nur die Hauptmomente der Ergebnisse der Manöver zur Darstellung zu bringen, und die Frage, ob Truppenübungen in diesem Maaßstabe selbst auf Kosten der Mängel, die ihnen für die Schulung der kleineren Verbände, von der Division abwärts, unbedingt anhaften, geboten sind oder nicht, zu erörtern.

Was den letzten Punkt betrifft, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die gewaltige Zunahme der Truppenstärken der heutigen Heere, ungeachtet aller sich bietenden neuen Mittel der Befehlstechnik, Communication und Aufklärung, an deren höhere Führung gesteigerte Anforderungen stellt, und daß die praktische Schulung für diese Führung an concreten Verhältnissen, sowohl bezüglich der Truppen wie des Geländes, eine unabweisbare Anforderung moderner Kriegsvorbereitung bildet, für welche Generalstabsreisen und großes Kriegsspiel nur als ein unzureichendes Surrogat gelten können. Während der Ueberblick über eine zum Gefecht entwickelte Division und unter Umständen selbst über ein Armeecorps von der sie leitenden Stelle aus noch möglich ist, hört dieser unmittelbare Ueberblick völlig auf, sobald es sich um große Heeresübungen im Armeeverbande, wie z. B. bei den diesjährigen Armeemanövern, um sechs Infanteriedivisionen und eine Cavalleriedivision, und später um acht Infanterie- und zwei Cavallerdivisionen handelt. Es muß alsdann fast ausschließlich auf Grund der eingegangenen Meldungen nach der Karte disponirt werden und Zeit- und Raumverhältnisse sind in jeder Beziehung erweitert und schwieriger, und weder Feldtelegraph und Luftballon noch Radfahrer und Meldereiter vermögen hieran viel zu bessern. Es kann allerdings nicht bestritten werden, daß Divisionsmanöver und die Detachementsübungen, namentlich den unteren und mittleren Truppenführern, sowie auch der Mannschaft selbst, eine weit sorgfältigere Schulung für die Feldmanöver geben, als solche im Armeeverbande. Allein diese Schulung wird den betreffenden Führern und Truppen in allen den Jahren zu Theil, in denen sie nicht an Armeemanövern participiren, und sie gehört daher zur Regel, während die Armeemanöver, wenn auch seit vier Jahren in den deutschen Truppenausbildungsgang eingefügt, nur die Ausnahme bilden, zu welcher die verschiedenen Armeecorps nur etwa alle sieben Jahre heran-

kommen. So wenig zwar die tactische Schulung der mittleren und unteren Führer namentlich durch die Detachementsübungen zu unterschätzen ist und auf sie verzichtet werden darf, so ist andererseits die Schulung des Heeres für den Armeeverband heute unerläßlich, und die Armeemanöver bilden daher den Schlußstein der Schulung und Erprobung der Kriegsbereitschaft des Heeres und das Mittel, seine Ausbildung für die Operationen und die Schlacht zu prüfen und zu einer homogenen und tüchtigen zu gestalten. Sie ergeben insbesondere in diesem Jahre das für die Integrität des Reiches wichtige Resultat, daß sich der größte nichtpreußische Heereskörper desselben, die bayerische Armee, auf einer hohen Stufe der Ausbildung und Führung für die Operationen und für die Schlacht im Armeeverbande befindet, welche fast in Nichts der Qualität der preußischen Truppen zurücksteht. Als einzige hinter der preußischen, nach Pferdematerial und Reitdressur etwas zurückbleibende Waffe ist die bayerische Cavallerie zu bezeichnen, während die Artillerie als der preußischen in Einigem sogar überlegen, die Infanterie ihr völlig gleichstehend gilt. Die Manöver haben außerdem bewiesen, daß das Menschenmaterial der bayerischen mehrfach dem der preußischen an kräftigem Schlage, wohl in Folge besserer Ernährung, überlegen ist.

Aber auch Momente der Kritik fehlten nicht. Man hat namentlich die Prunkbilder und Schaustücke, welche der 9. und 10. September besonders in Gestalt imposanter Cavallerie-Attacken von 60 Schwadronen und gegen 10 000 Pferden gegen tactisch starke und von nicht genügend erschütterter Infanterie und Artillerie vertheidigte Stellungen brachten, getadelt und verlangt, daß solche vom tactischen Standpunkte aus verfehlte und selbst gefährliche Attacken von den Manövern ausgeschlossen bleiben, da sie Reitern und Führern ganz falsche Vorstellungen für ihre Aufgaben im Kriege erwecken. Allein, da die großen Manöver nun einmal zur Schulung der Massen und ihrer Führer da sind und sich, im Armeeverbande wenigstens, keine andere Gelegenheit für diese Schulung bietet, so halten wir dafür, daß die rasch vorübergehenden wenigen Manövertage auch in dieser Richtung, selbst auf Kosten eines tactisch ideal richtigen Verhaltens, ausgenutzt werden müssen. Es ist immerhin nicht leicht, derartige Reitermassen, bei über zwei deutschen Meilen langer Gesammt-Gefechtslinie, wenigstens im richtigen Zeitpunkt zur Verfügung zu haben und an der Stelle einzusetzen, wo sie wirken können, und daher darf man wohl, mit Rücksicht auf die selten sich bietende Gelegenheit zu ihrer Verwendung, die tactische Lage auch einmal etwas forciren. Wie würde die Kritik erst urtheilen, wenn diese gewaltigen Reitermassen, an deren Einsetzen im Gefecht im entscheidenden Moment man, ungeachtet aller Verbesserungen des Infanterie- und Artilleriefeuers, noch principiell festhält, obgleich sich das Gelände im Manövergebiet für sie bot, *nicht* zu großen Attaquen verwandt worden wären?

Man hat ferner das wiederholte Forciren der militärischen Situation, im Interesse bestimmter, dadurch herbeizuführender Kriegslagen, so namentlich am 9. und 10. September nicht gebilligt. Allein für den Hauptzweck für jene beiden Tage: die Concentration und das Gefecht einer Armee von vier Armeecorps und zwei Cavalleriedivisionen war dieses Forciren unerläßlich, und wenn die durchzuführende Aufgabe dieser Armee eine sehr einfache genannt wurde, so entsprach dies völlig den Verhältnissen der Wirklichkeit und des Krieges. Man darf zufrieden sein, wenn vier Armeecorps und zwei Reiterdivisionen, den Anforderungen einer bestimmten Gefechtslage entsprechend, neben einander zu einheitlichem, zweckmäßigem Handeln gebracht, entwickelt, unter richtiger Unterstützung der drei Waffen vorgeführt und mit Erfolg zum Angriff und zur Ueberwältigung eines annähernd gleich starken Gegners verwandt werden. Weit zutreffender erscheint uns derjenige Theil der Kritik der Manöver zu sein, welcher die ohne gebührende Rücksicht auf die Waffenwirkung sich vollziehenden Gefechtsacte angreift. Daß dieser Vorwurf ein in der That zutreffender ist, beweist zur Genüge das Wort des Grafen Häseler, von dem mangelnden Personal zur Beerdigung der Todten. Hier muß unbedingt Wandel geschaffen werden, indem die Truppen weit mehr Zeit auf die systematische Entwickelung der einzelnen Gefechtsübungen und die gehörige Feuerwirkung als bisher verwenden. Die Schiedsrichter müssen, um alle Unnatürlichkeiten möglichst zu vermeiden, die Truppe, welche das Feuer des Gegners zu wenig respectirt, unbedingt außer Gefecht setzen. Es ist dies für deren Commandeur immerhin ein peinlicher Vorgang, aber gelangt dieser Grundsatz zur consequenten Durchführung, so werden sich die Manöver sehr rasch zu kriegsgemäßeren Vorgängen gestalten und rationeller abspielen. Allerdings vermag dies nur auf Kosten der Bequemlichkeit von Truppen, hohen Zuschauern und Inspicirenden zu erfolgen; allein daß es geht, bewiesen die Armeemanöver in Oesterreich-Ungarn, deren einzelne Gefechtsacte weit länger währten und vielfach sorgfältiger durchgeführt waren als die der Manöver am Main. Daß *neue Normen* für die Durchführung des Gefechts geschaffen werden, mit Rücksicht auf die vorgekommenen zahlreichen Unnatürlichkeiten, namentlich in Bezug auf die Waffenwirkung, möchten wir *nicht* befürworten, denn die vorhandenen sind für einen rationellen Verlauf der Gefechte völlig ausreichend. Allein es handelt sich um die schärfere Betonung ihrer Innehaltung als bisher, was Sache der höheren Truppenführer und besonders der Schiedsrichter ist.

Bei allen glänzenden Lichtseiten, die man an den diesjährigen Manövern mit Recht hervorhebt, wurden jedoch auch betreffs des administrativen Theils mehrfache Klagen laut, so über die gewaltigen Marschanstrengungen, bis zu 56 km für Infanterie an einzelnen Tagen, über die Ueberfüllung der Quartiere, das späte Eintreffen der Verpflegung, das häufige Bivakiren bei Regenwetter, die unzureichende Verpflegung durch die Quartiergeber und endlich die sehr hohen, auf zehn Millionen wohl weit zu hoch veranschlagten Kosten der Manöver. Allein bei Truppenansammlungen von über 100 000 Mann lassen sich diese Uebelstände schlechterdings nicht vermeiden. Das ist eben der Krieg mit seinen beschwerlichen Folgen für Alle, die ihn mitmachen.

Ueber die einzelnen Manöver-Ergebnisse der verschiedenen besonderen Dienstzweige, wie des Luftschifferdienstes, des Feldtelegraphen und Telephons und der Meldereiter ist durchweg Erfreuliches zu melden. Hinsichtlich der Radfahrer sind die Ansichten getheilt. Denn während die Einen ihre Leistungen in den Himmel heben und namentlich einen Feldwebel des Eisenbahnregiments, der für den Kaiser recognoscirend 160 km an einem Tage zurückgelegt hatte, als Musterbild preisen, behaupten die Andern, daß die Verwendung der Radfahrer, von den im Ganzen etwa 800 engagirt gewesen sind, durch das anhaltende Regenwetter sehr gelitten habe. Jedenfalls haben sich die Radfahrer auch bei diesen Manövern als ein sehr nützliches Befehlüberbringungs- und Aufklärungsglied des Heeres erwiesen, doch kommt man mehr und mehr von einer Ueberschätzung ihres Werthes als *Gefechtstruppe* zurück.

Im Großen und Ganzen schlossen die Armee-Manöver am Main mit sehr günstigen Ergebnissen ab, deren nicht Geringstes die erneute Bekräftigung des gesicherten Fortbestandes des Dreibundes, in Folge der aus Anlaß der Manöver erfolgten Anwesenheit des Königs von Italien war. Sie erscheinen nunmehr definitiv in den Ausbildungsrahmen des Heeres als Schlußstein eingefügt, sie haben sich als Schule und Erprobung der höheren Führung bereits bewährt, und gestatten dem Kriegsherrn überdies, seine Truppen häufiger in großen kriegsmäßig angelegten Uebungen zu sehen, als wenn er alljährlich wie früher nur zwei Armeecorps gegen einander manövriren sehen würde. In dem jetzigen Maaß

ihrer Anwendung erscheinen sie daher als ein berechtigtes Glied der Heeresausbildung und der Prüfung derselben. Allerdings bleibt zu wünschen, daß sie frei von Paradebildern und möglichst in weniger hohe Flurentschädigungen hervorrufenden und daher weniger kostspieligem Gelände sich vollziehen. Miles.

## Nochmals die griechische Frage.

(Schluß.*)

1. Wie ich über Griechenlands Zukunft und Stellung im Orient denke? — Ich habe keinen Zweifel, daß die Entwickelung uns in nicht ferner Zeit zur Autonomie der griechischen Länder, beziehentlich Völker führt; die autonomen Volkstheile durch ein nationales Band, die autonomen Länder durch den Begriff „Culturwelt" verbunden. Griechenland den Griechen. Die Frage kann nur die sein, wie man den Begriff „Griechenland" geographisch und politisch begrenzen will. Daß die Herrschaft des Islam und des Sultan in Europa bald ihr Ende erreicht haben wird, glaube ich; daß aber das heutige Griechenland zu einer Hegemonie über die anderen Volksstämme der Balkanhalbinsel gelangt, bezweifle ich; die griechische Autonomie wird sich wohl auf den Peleponnes beschränken.

2. Wie ich über die turkophile Haltung der Reichsregierung denke? Eine Reichsregierung giebt es eigentlich nicht. Was man heute als Reichsregierung bezeichnet, ist eine Anzahl Beamter, die der König von Preußen (als Deutscher Kaiser) aus Seinem staatsmännischen Ermessen heraus ernannt hat, und die — ganz besonders in Fragen der äußeren Politik — Seinem staatsmännischen Ermessen gemäß amtiren. Um die Sache beim richtigen Namen zu nennen, muß man also von einer Haltung des Königs von Preußen sprechen. Der König hat ein intensives Empfinden für das sogenannte Legitimitäts-Prinzip (ohne indeß unbedingt auch da alle Folgerungen daraus zu ziehen, wo Klugheit oder Neigung es ihm wehren). Dazu kommt eine aus Seiner eigenen Persönlichkeit heraus verständliche Neigung des Königs zum Absolutismus. Unter Neigung nicht ein Abweichen-wollen von der Ihm durch die Verfassung vorgeschriebenen Bahn verstanden; mehr eine platonische Liebe für Einstiges. Legitimität (soweit bei den dortigen Eheverhältnissen das Wort überhaupt anwendbar ist) und Absolutismus sind in der Sultansherrschaft verkörpert. Auch Züge der Vornehmheit, des Aristokratischen fehlen nicht; die Art, wie der Sultan Seiner Bewunderung für unseren König bei jeder Gelegenheit Ausdruck giebt — alles dies macht des Königs türkenfreundliche Stimmung erklärlich. Denken kann man über diese Stimmung verschieden; ich kann sie nicht verurtheilen; kann sie namentlich deßhalb nicht verurtheilen, weil ich annehme, daß des Königs Entschließungen weniger Seiner turkophilen Stimmung, als Seiner sehr begreiflichen Mißbilligung der Haltung Griechenlands entsprangen.

3. Wie ich über den angeblichen Völkerrechtsbruch und Bankerott Griechenlands denke? — Sehr mild. Wer heißt einen Deutschen, die Griechen in ihrer Geldnoth unterstützen, so lange im eigenen Volke noch so viel und so schreiendes Verlangen nach Unterstützung ist. Es vergeht kein Tag, daß nicht einer unserer Volksgenossen „fallirt", weil er die wenigen hundert oder tausend Mark, die ihn gerettet hätten, trotz angstvollen Bitten und Flehens, von seinen wohlhabenden Mitbürgern nicht bekommen konnte. Wenn aber die großen Banken ihre verlockenden Ankündigungen ergehen lassen, wenn ein überhoher Zins winkt — von den Summen, die die Banken verdienen, gar nicht zu reden — dann ist der Deutsche gutherzig, dann „hilft" er. Nett ist es ja nicht, wenn Jemand mit fremden Kapital leichtsinnig umgeht und seinen Zinsverpflichtungen nicht nachkommt; wenn Jemand aber so bewuchert wurde, wie Griechenland bewuchert worden ist, dann hält man besser mit dem Urtheil inne und sieht zunächst dahin, wo die eigentlichen Sünder sitzen: die Zöllner und Wucherer; Die, die den Unwissenden ihre Ersparnisse entlockten; dicht dabei sitzen die Pharisäer. Und die ganze Gesellschaft steht unter dem Schutz eines Theiles unserer Presse.

4. Wie ich über die Conversion der Prinzessin Sophie denke? — Noch milder. Ein sechs Wochen altes Kind auf ein Bekenntniß taufen, dieses Kind dann in einem bestimmten Glauben unterweisen, schließlich von einem Halberwachsenen ein Gelübde fordern oder auch nur entgegennehmen, durch das der junge Mensch für die Dauer seines Diesseitslebens an den „Glauben seiner Väter" gefesselt wird, ist ein Unrecht, das alle Diejenigen, die an diesem Unrecht betheiligt sind, unfähig macht, über das Verhalten eines Menschen zu richten, der sich in der Folgezeit auf diese oder jene Weise gegen das confessionelle Herkommen vergeht. Wir Alle sind an diesem Unrecht schuld; wir, die Gemeinsamkeit; wir, die wir eine solche Vergewaltigung junger Seelen zulassen. Wir müssen einen Unterschied machen zwischen „Glauben", wirklichem selbstständigen, bewußten, persönlichen Glauben, und dem durch das Herkommen oder Kirchensatzung erforderten „Bekenntniß". Wissen denn die Voreiligen, die sich eine Meinung über die Conversion der Prinzeß Sophie anmaßen, etwas von dem Seelenleben ihrer einstigen Volksgenossin? Vielleicht hat Prinzeß Sophie — gleich so vielen jungen Christen — sich ihrer Zeit, d. h. bevor sie das Confirmationsgelübde leistete, mit dem Wortlaut und selbst mit dem Sinn des Bekenntnisses nicht zurecht finden können; dann wird man sie, wie üblich, wegen ihrer Zweifel beschwichtigt, wird sie auf ihre Pflichten als getaufte Christin, als in der protestantischen Lehre erzogene Fürstentochter verwiesen haben. Wir wissen Alle nicht, was der jungen Confirmandin das Bekenntniß war, wissen nicht, was es ihr in der Folgezeit wurde; jedenfalls wird sie es vor ihrem Gewissen haben verantworten und wohl auch mit ihrem „Glauben" haben vereinen können, daß sie das „Bekenntniß" wechselte. Haben die ruhmseligen Bekenntnißtreuen etwa ein reineres Gewissen? Ist auch nur Einer unter ihnen, der sein Altargelübde in dem Sinne gehalten hätte, daß er die evangelischen Lehren lebte? Besser ist es, sein Bekenntniß und selbst seinen Glauben wechseln und ein guter Mensch bleiben, als (äußerlich) am Bekenntniß festhalten und ein nichtguter Mensch sein.

Alleswisser wollen wissen, die Verstimmung unseres Königs gegen Griechenland hänge mit Seiner Mißbilligung der Conversion der Prinzeß Sophie zusammen. Möglich ist ja Vieles, auch das; aber nicht gut denkbar. Deßhalb nicht, weil, wie auch Wenigerwisser wissen, der König die Entschließung Seiner Cousine, den russischen Thronfolger zu heirathen (also auch das Bekenntniß zu wechseln) durchaus gebilligt, vielleicht sogar mit betrieben hat. Diese Convertitin ist inzwischen zum Chef eines Garde-Cavallerie-Regiments ernannt worden. Unmöglich also, daß der König besonders streng über den Bekenntnißwechsel denkt; man muß nämlich wissen, was es heißt: Chef eines Preußischen Garderegiments.

M. von Egidy.

Auf einer mehrmonatlichen Reise durch Rußland bei Gelegenheit des Internationalen Geologen-Congresses erhalte ich Ihre gefällige Aufforderung, mich an Ihrer Enquête über die griechischen Ereignisse zu betheiligen. Dieses Ihr Unternehmen hat meine volle Sympathie; leider finde ich aber jetzt — ich reise morgen nach dem Kaukasus ab — keine Zeit, Ihnen einen ausführlichen Beitrag zu liefern. Ich erlaube mir daher, Ihre Leser auf meine Brochure „Griechenland und seine Stellung im Orient" (Leipzig, B. G. Teubner, 1897) zu

*) Vergl. in der „Gegenwart" Nr. 39 die Gutachten von Ed. v. Hartmann, Sepp, Schultz-Greifswald, W. v. Christ, Günther, Umfrid. In Nr. 40 die Gutachten von Ratzel, Mommsen, Max Müller, Krumbacher, M. v. Pettenkofer, Hans Hoffmann, A. Thumb.

verweisen. — Ich habe im vorigen Sommer auf einer Reise in Griechenland, als der kretische Kampf von Neuem entbrannte, mit vielen ruhig denkenden Griechen über die Stellung Griechenlands dazu gesprochen. Allgemein war man sich bewußt, daß die Einverleibung der verwilderten kretischen Bevölkerung kein Glück, sondern eine neue schwere Last für den griechischen Staat sei; einstimmig aber erklärte man sie als nationale Pflicht und als unvermeidlich, da nur so der beständigen Anarchie auf der Insel und der fortwährenden Beunruhigung und finanziellen Belastung Griechenlands durch die kretischen Wirren ein Ende gemacht werden könne. Man kann die Berechtigung der Maßregeln der Mächte anerkennen — aber darum den Schritt Griechenlands als Rechtsbruch, als frechen Raubzug u. dergl. zu brandmarken, hat man keine Berechtigung. Man hätte dies nur, wenn die Mächte irgend etwas gethan hätten, um den Wiederausbruch der Metzeleien zu verhindern, den doch Jedermann voraussehen konnte. Es ist kein Zweifel, daß, wenn Griechenland nicht eingeschritten wäre, die Anarchie in Kreta, unter den Kanonen der fremden Kriegsschiffe fortgedauert, die Reformen abermals nicht eingeführt worden wären. Jetzt haben die europäischen Regierungen feierlich erklärt, daß die Insel den Türken nicht wieder ausgeliefert werden könne, sondern autonom werden solle. Dieser Erfolg ist einzig und allein dem Eingreifen Griechenlands zuzuschreiben, und schon dadurch hat sein Vorgehen nachträglich eine officielle Rechtfertigung erhalten.

Es sei hier gestattet, zum Schluß die Frage aufzuwerfen, ob uns Deutschen die Lage des Hellenismus im Orient ganz gleichgiltig sein kann. Der deutsche Cultureinfluß, der deutsche Handel und die deutsche Industrie, deutsche Sprache und Bildung sind im Orient in schönster Entwickelung begriffen, und sind schon jetzt von ganz hervorragender Wichtigkeit, weit mehr, als die Handelsstatistik erkennen läßt, da die deutschen Waaren meist über fremde Häfen (Triest, Genua u. A.) nach der Levante verschifft werden. Es ist nicht richtig, daß Deutschland keine Interessen im Orient habe, wenn auch diese Interessen allerdings nicht auf Gebietserwerb gerichtet sein können. Deutschlands orientalische Interessen bestehen in der möglichsten Förderung der wirthschaftlichen Entwickelung des Orients und in der Erhaltung und Förderung des Absatzes deutscher Waaren im Orient. Insofern besitzt Deutschland ein materielles Interesse an dem Fortschritt des Griechenthums, das die wirthschaftliche Entwickelung und den Handel des Orients zum großen Theil beherrscht. Dazu kommt aber auch ein ideales Interesse. Die Griechen, die früher in geistiger Hinsicht ganz unter französischem Einfluß standen, haben sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr dem Deutschthum zugewendet. Das Studiren auf deutschen Hochschulen, die Kenntniß der deutschen Sprache, die Achtung vor den deutschen Gelehrten haben unter den Griechen, ebenso wie die deutschen Waaren, eine überraschende Verbreitung gefunden. Das sind doch Imponderabilien, die ein Culturvolk, wie das deutsche, nicht gering schätzen sollte, noch dazu, da hier die geistigen und die materiellen Interessen zusammenfallen. Das starke Vorgehen Deutschlands in der kretischen Angelegenheit, welches das Odium der ganzen Action der Mächte in den Augen der Griechen auf Deutschland geladen hat, hat dieser Neigung der Griechen für das Deutschthum einen starken, vielleicht vernichtenden Stoß versetzt, den auch der deutsche Orienthandel schwer empfinden wird. Das Griechenthum hat aber noch eine weitere Bedeutung für Deutschland. Das Slaventhum ist auf der Balkanhalbinsel in mächtigem Vordringen begriffen. Sollte einmal Rußland in Besitz des Bosporus gerathen, so würden die slavischen Völker der Balkanhalbinsel unweigerlich zu russischen Vasallen, das aufstrebende Rumänien zwischen ihnen erdrückt werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß damit der wirthschaftliche und culturelle Einfluß des Deutschthums im Orient zu Ende sein, der Orient der mächtig sich entwickelnden russischen Industrie als Absatzgebiet zufallen würde. Die wichtigsten Bollwerke gegen das Slaventhum und das russische Uebergewicht auf der Balkanhalbinsel sind aber Rumänien und der Hellenismus. Es dürfte wohl im weiterschauenden Interesse Deutschlands liegen, den Hellenismus, soweit es die deutsche Friedenspolitik erlaubt, zu stützen, keinesfalls aber, ihn mehr als irgend nöthig zu demüthigen. Man leistet damit nur dem Slaventhum und Rußland Vorspanndienste. Man sollte auch beherzigen, daß eine weitere Demüthigung Griechenlands dort wahrscheinlich die Erklärung der Republik zur Folge haben würde, das Todesurtheil für Griechenland und die Entwickelung des Hellenismus. Europa sollte sich aber im eigenen Interesse hüten, gleichgiltig über die Leiche eines jugendkräftigen Volksstammes hinwegzuschreiten, der eine nicht gering zu schätzende Culturaufgabe im Orient zu leisten hat.

Dr. Alfred Philippson-Bonn.

„Du wirkst nicht, Alles bleibt stumpf, sei guter Dinge! der Stein im Sumpf macht keine Ringe." — Sollte diese trostlose Goethe'sche Versicherung so vollständig zutreffen für das zeitgeschichtliche Unglück, welches im südöstlichen Europa nicht allein dem kleinen Königreich Hellas, sondern der ganzen abendländischen Cultur und ihrer Zukunft jetzt bereitet worden ist? Bereitet — nicht dadurch, daß Griechenland ohne verbürgte Sicherheit einer auch nur theilweisen Zustimmung oder gar Förderung durch die großen europäischen Culturmächte der Schande des Jahrhunderts auf der Insel Kreta endlich ein Ende machen wollte; — nicht dadurch, daß die Streitkräfte eines regulären Heeres nicht zureichend gestellt werden konnten gegen die von Norden hereinbrechenden Türkenmassen; — nicht dadurch, daß in der griechischen Kriegsführung und noch mehr der Kriegsleitung sehr schwere Fehler gemacht worden sind, deren bis zur Ungeheuerlichkeit von den zahlreichen Türkenblättern aller Länder übertriebene Schilderung einer gerechten Untersuchung bedarf; — — sondern bereitet dadurch, daß der Cultur eines kaum wieder erwachten Culturvolkes furchtbare Wunden geschlagen worden sind durch jene großmächtliche Politik, ohne deren Panzercolosse und Bomben und ohne deren Patronisiren und Curiren des vormals sogenannten „kranken Mannes" in Konstantinopel die Kretafrage längst und einfach gelöst worden wäre. Die türkenfreundliche Presse im Abendlande, zumal in Deutschland, darunter auch einige freisinnige oder so fein wollende, hat mit einer unauslöschlichen, wahrhaft fieberhaften Hast den großen Cabinetten Dienste gethan, vor deren negativem Freisinn sie sich eine ehrenhafte Zurückhaltung hätten auferlegen müssen. Das Treiben dieser „siebenten Großmacht" reiht sich würdig ein in den Bund, welcher heute schon von freien Seelen und klaren Köpfen schwer gerichtet und von der Geschichte noch schwerer verurtheilt werden wird. Wenn aber mit hitzigstem Eifer von türkenfreundlichen Blättern rechts und links Kunde gebracht wird: Der Jubel in allen Türkenkreisen zu Konstantinopel, herab vom Yildiz-Kiosk bis zu den Medressen der Softas (Schulen der Theologen und Juristen, welche bei den Facultäten schon im alten Byzanz ja immer zusammen gehörten), über die Freundschaft und Hülfe des ungläubigen Deutschlands und seines Kaisers für die rechtgläubigen Anhänger des Propheten sei so groß, daß man immer ausrufe: die Türken würden an der Seite der Deutschen fechten, wenn diese von irgend einem Feinde angegriffen würden; dann sollte diese gütige Absicht dankbarer Effendis in Stambul doch wohl eben so gerührt von uns Deutschen abgelehnt werden. Es giebt denn doch bei uns noch ehr- und vaterlandsliebende „Gesellen", welche deutsche Dankbarkeit und ehrendes Gedenken mit gütiger Erlaubniß der Türkenfreunde lieber anderswohin richten wollen, z. B. wo im Schatten der Akropolis ein junger Grieche geboren wurde, der später zur Erlernung abendländischer Kriegskunst in preußische Cadettenanstalt und Kriegsschule eintrat und es „für seine Ehre hielt, sich in der

Stunde der Gefahr nicht aus der Armee zu verabschieden, deren Dienst er sich freiwillig gewidmet habe." So schrieb der junge Grieche am 28. Juli 1870 an seinen Vater, welcher ihn als griechischer Patriot zu bewegen gesucht hatte, nicht mit in den „fremden Krieg" zu ziehen, sondern sich für sein Vaterland aufzusparen. Der edle Jüngling schrieb weiter: „Ich werde zeigen wie Griechen denken und kämpfen. Falle ich, so bin ich für meine Pflicht und meine Ehre gefallen... Wir sind ja Griechen und der herrlichste Tod für einen Griechen ist es, in der Schlacht zu fallen." Der Verfasser des Briefes war Emil Rhizos Rhangawis (Rangabé). Er diente als Portepeefähnrich der preußischen Artillerie im Kriege gegen Frankreich mit Auszeichnung, wurde zum Secondelieutenant befördert und diente als solcher noch zwei Jahre in seinem Regiment, aus welchem er in Folge der übermäßigen Kriegsstrapazen schwer erkrankt scheiden mußte, um wenige Monate später in Alexandrien zu sterben, wo er vergebens Genesung gesucht hatte. Sein Vater war der berühmte Gelehrte, Dichter und Staatsmann Alexander Rhizos Rangabé, von 1876—87 griechischer Gesandter in Berlin und dort besonders vom alten Kaiser Wilhelm sehr hoch gehalten in einer Zeit, da eine deutsche Kaisertochter noch nicht nach Athen gegangen war, um dort als künftige hellenische Königin das ungeheure Leid eines plötzlichen Umschlags der gebietenden Stimmung am deutschen Hofe gegen Griechenland zu erleben. Die anschaulich und anspruchlos geschriebenen „Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Krieg 1870—71 von einem Griechen in preußischen Diensten" (Leipzig, Reclam) schließen: „Möchte dereinst der Moment kommen, wo auch mein Vaterland die Fahne des Ruhmes und der Freiheit erhebt. Möchte mich dann die blutige Schule, die ich mit Gefahr meines Lebens durchlaufen, in den Stand setzen, dem Vaterlande durch meine Dienste nützlich zu werden!" Wohl dem jungen Helden, daß er die griechenfeindliche Haltung der deutschen Regierung, Presse und öffentlichen Meinung nicht mehr erlebt hat!

Dr. med. O. Basset.

Ueber die politischen Conflicte und die unvergänglichen Leistungen der alten Hellenen muß ich wohl als Vertreter der alten Geschichte an der Georgia Augusta einigermaßen unterrichtet sein, die Neugriechen sind mir ziemlich fremd. Zwar habe ich vor zwanzig Jahren einen größeren Theil Griechenlands zu Fuß durchwandert, aber ich kenne doch Land und Leute zu wenig, um mir ein competentes Urtheil anzumaßen. Verhehlen will ich nicht, daß trotz aller Anerkennung der nationalen Bestrebungen der Neugriechen meine Sympathie für dieselben nicht gerade groß ist. Nach meiner persönlichen Kenntniß des Volkes hat es mehr die Fehler, als die Tugenden der alten Hellenen geerbt.

Göttingen. Prof. O. Busolt.

Die Art, wie bei uns in weiten Kreisen, ganz besonders auch in vielen Organen der Tagespresse, unter dem Eindruck der Ereignisse des laufenden Jahres über das griechische Volk abgeurtheilt wird, erscheint uns weder billig, noch gerecht. Abgesehen von dem begründeten Unwillen über die Schädigung vieler deutscher Gläubiger durch den letzten griechischen Bankerott, so liegt ersichtlich ein Hauptgrund für jene absprechende Art der Behandlung in der geringen Kenntniß von der Entwickelung des griechischen Volkes seit zwei Menschenaltern. Und doch wird, wer diese näher kennt, zu anderen Urtheilen sowohl über den Culturwerth der heutigen Griechen, wie über das immerhin unzeitige Losschlagen in diesem Frühjahr, kommen. Wer den furchtbar verwüsteten Zustand des Landes bei dem Abschluß des langjährigen Unabhängigkeitskrieges mit dem der Gegenwart vergleicht, wird doch sagen müssen, daß dieses Volk ganz erstaunliche Fortschritte in seiner Wieder-Erneuerung gemacht, und für die Cultur im Südosten von Europa sehr Bedeutendes geleistet hat. Und dabei drückten und drücken die Nachwirkungen seiner Vorgeschichte und gewisse tiefe Schattenseiten und Schäden seines Verfassungswesens schwer auf die noch vorhandenen Kräfte für frische neue Entwickelung. Daß aber die Griechen, — nachdem sie zwei Mal durch Europa zur Ruhe gezwungen worden sind — endlich doch wieder die Waffen erhoben haben, ist doch leicht zu verstehen. Lange genug hatten sie allen Grund, über die ihrem „Königreich Hellas" gezogenen engen Grenzen bitter zu klagen. Die spätere Angliederung der jonischen Inseln und Thessaliens ließ noch immer so viele Griechen unter türkischer Herrschaft zurück, daß der Wunsch auch Derer, die nicht der sog. großen Idee huldigen, nach Erwerbung neuer griechischer Bezirke für ihr Reich niemals erlöschen konnte. Je mehr nun das Emporwachsen des bulgarischen Staates die Aussichten der Griechen auf der Nordseite des Aegäischen Meeres schmälert; je enger Albanesen, Serben und Bulgaren die Grenzen in Macedonien ziehen, innerhalb deren die Griechen künftig noch werden Herr bleiben können, — um so stärker mußten die Hoffnungen sich gerade auf Kreta richten. Freilich gehört es zu den nach unserer bescheidenen Ansicht zur Zeit noch ungelösten Problemen der Staatskunst, die Mittel zu finden, kraft deren in irgend einer später oder früher eintretenden Zeit der Erwerb gerade dieser Insel mit ihren ungeheuren inneren Schwierigkeiten für Griechenland wirklich einmal segensreich wirken kann. Für die Gegenwart ist es den Griechen in Athen hauptsächlich doch zum Unheil gediehen, daß sie sich nach verschiedenen Seiten hin erheblich verrechnet haben, als sie sich anschickten, dem Vorbilde von Piemont in Italien zu folgen. Die gehofften Sympathien in Europa, die sich bei den erneuten Olympischen Spielen nicht verleugnet hatten, blieben, — die radicalsten Gruppen in Italien, Spanien und Frankreich ausgenommen, — aus; doch im Wesentlichen, weil tiefe Scheu vor dem Auflodern eines Weltbrandes die Politik der Staaten unseres Continentes beherrscht. Die Pforte entwickelte eine unerwartete militärische Kraft. Aber das Schlimmste war, daß den griechischen Truppen und ihrer Führung nicht nur die Kraft und die Begabung der Zeitgenossen des Markos Botsaris, des Theodor Kolokotronis und des Karaïskakis, und der Seehelden jener Tage abhanden gekommen war, sondern daß sie auch in der modernen Art der Kriegführung wenig zu leisten vermocht haben. Wie anders wäre ihre Lage, hätten sie aus diesem verunglückten Kriege auch nur die Erinnerung an eine solche Großthat mitgebracht, wie sie an die Namen der vorher genannten Heerführer, oder an Missolunghi, sich knüpften! — Wie jetzt die Dinge liegen, so können wir nur lebhaft wünschen, daß das Volk sich schnell in die durch den Friedensschluß geschaffene Lage finden möge. Dann wird es die Aufgabe der Griechen des Königreiches, eine gründliche Revision der militärischen und der übrigen Schäden ihres Staatswesens anzustellen, und in harter, nüchterner, unausgesetzter Arbeit ihren Staat wirklich zu dem zu machen, was sie selbst wünschen, nämlich zu einem tüchtigen Nachbild von Piemont, wie dieses die Vereinigung von Italien vorbereitete.

Halle a. S. Prof. Gustav Hertzberg.

## Literatur und Kunst.

### Amalie Skram's Debut.

Von Felix Poppenberg.

Einen interessanten Rückblick auf die Frühzeit moderner Frauenkämpfe giebt der erste Roman von Amalie Skram „Constance Ring", der erst jetzt in deutscher Uebertragung uns zugänglich gemacht wird. Sein Werth ist kein hoher künstlerischer. Amalie Skram ist überhaupt in Deutschland

nicht so vertreten, daß man den Eindruck großer dichterischer Qualität erhält. An ihr vorübergehen kann man aber nicht.

Sie ist keine feine Empfinderin und keine suggestiv wirkende Schöpferin. Aber sie ist eine resolute handfeste Wahrheitssucherin und Wahrheitssprecherin. Ihre Stimme ist hart und hell und sagt, was sie denkt, laut und ungenirt. Sie spürt nicht in die Tiefe und spintisirt und grübelt nicht, aber sie hat zwei sichere scharfwitternde Augen im Kopfe. Und damit sieht sie unbetrogen all' die Widersprüche des Lebens, die Ironien der Uebereinkunftssatzungen, die Deckmäntelchen bequemer Heuchelei, den fürsorglichen Lügencommentäußeren Scheines. Sie fühlt als Weib vor Allem den schiefen unnatürlichen Zustand, in dem das Mädchen und die Frau durch Erziehung und Gesellschaftsbeurtheilung, durch ihre Abhängigkeit, durch ihre innere Rechtlosigkeit sich befindet. Sie fühlt das tief als eigene Sache und es drängt sie, vorzutreten und Zeugniß abzulegen. Sie will in Lebensbildern Actenstücke geben, eine Casuistik von Fällen, die in ihrer Gesammtheit eine Anklage, erdrückend und niederschmetternd, der Gesellschaft in's Gesicht schleudert. Der weibliche Advokat, kurzgeschürzt, mit großen männlichen Bewegungen, ist voll eiferndem Kampfesmuth, seine Sache gilt ihm vor Allem, die will er beweisen und darthun. Die Zeugen und Beispiele, die er aufruft, sind ihm nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Ihre Schicksale spielen sich daher stets etwas allzu sichtbar dirigirt von Autorsgnaden ab. Es klingt immer nach quod erat demonstrandum. Sie ist wenigstens in den Werken, die deutsch von ihr vorliegen, eben mehr ein Anwalt als eine Dichterin. Und doch werden ihre Bücher als Bekenntnisse einer Frau über ihr Geschlecht dem, der zu lesen weiß, immer etwas geben.

Jetzt würde, in der Fülle ähnlicher Confessionen ein Buch wie „Constanze Ring" kaum auffallen. Damals, als es vor Jahren erschien, war es eine starke und muthige That, und die Fülle der am Tag liegenden, mit Händen zu greifenden kritischen Bedenken, konnte diese Bedeutung nicht schmälern. Es war die Zeit, da Björnson's Svava, die Bühne in ihrer Bedeutung als moralische Bildungsanstalt benutzte und in das Parkett zu den verwundert aufhorchenden jungen Männern kampflustig eine Parole herunterrief: Keuschheit um Keuschheit! Fordert Ihr von uns Unberührtheit, so kommt selbst unbefleckt durch fremde Hände in die Ehe. Da entbrannte der Kampf, die Stimmen überschrien sich. Auf der einen Seite ließen die Björnson'schen Keuschheitsfanatiker das lilienbekränzte Banner wehen; auf der anderen Seite stürmte mit Weinlaub im Haar eine tolle Rotte daher, die gleiches Recht und gleiche Liebe lärmend schrien. Freiheit den Geschlechtern, Umstoßung der alten Satzung, neues Leben, neue Bahnen, Menschenthum, Griechenthum, überhaupt ... hallte es.

Da trat mitten zwischen die Aufgeregten, zwischen die schwachbärtigen Bleichwangen und die grünen Revolutionäre, die so Manches von heute auf morgen aufränmen wollten, die die alten Schlinggewächse festgewurzelter Meinung ausreißen und dafür gleich die neuen Freiheitsbäume aufwachsen sehen wollten, ein kluge Frau. Sie fühlte mit Beiden, mit der Rotte Korah sicher mehr als mit den Unbefleckten. Aber sie war reifer und tieferblickend als Beide. Sie sah in den Gewaltsamkeiten kein Heil, und begriff ohne großes Kopfzerbrechen, daß jähe Umwälzungen nnmöglich sind; daß es nicht mit geräuschvollen Forderungen und begeisterten Devisen gethan sei, sondern daß man einmal ruhig und sachlich die Gründe in's Auge fassen müsse, die jene unhaltbaren Zwiespalte der Moralbegriffe verursachten.

Um darüber Klarheit zu bekommen und weiter zu geben, ersann und erzählte sie ein Frauenschicksal: Constanze Ring. In diesem Buche werden Männer und Frauen sich gegenseitig zum Unheil. Aeußerlich werden die Männer schuldig. Alle Drei, die in das Leben Constanze's eingreifen. Herr Ring, ihr erster Mann, läßt sich von ihr mit dem Dienstmädchen ertappen; Lork, ihr zweiter, mit einer alten Geliebten; Mejer, ihr Liebhaber, der sie über die Enttäuschungen trösten soll, hat das Malheur, in einem kritischen Moment eine Photographie mit compromittirender Widmung aus der Tasche fallen zu lassen. Constanze Ring ist wohl, könnte eine Parenthese hier bemerken, mehr Pechvogel, als eine gute Technik erlaubt, aber die Aeußerlichkeiten dienen, das entschuldigt, inneren Zwecken.

Die Männer werden schuldig in dem Buche, aber sie sind nicht die Angeklagten. Schuldiger als sie ist Constanze. Sie treibt ihren ersten Mann, einen gutmüthigen, etwas rüpelhaften Taps, der sie liebt, aber es immer plump, verkehrt anfängt, durch ihre Kälte, ihr Absprechen, ihre moralischen Ecken, auf eine schiefe Bahn.

Und den zweiten Mann stößt sie von sich, da sie nicht groß genug ist, zu verbergen und zu vergessen, daß sie Liebesbriefe von ihm aus einer vor ihrer Ehe liegenden Epoche gefunden hat. Erst durch ihre Härte und Unversöhnlichkeit kommt er darauf, jene längst vergessenen Beziehungen bei einer versuchungsvollen Gelegenheit wieder anzuknüpfen. Der dritte Fall bringt nichts Neues, er dient nur dazu, das Maaß zu füllen. Constanze geht freiwillig aus dem Leben, in dem sie sich nicht zurecht findet. Constanze ist schuldig, aber auch sie ist nicht die Angeklagte.

Sie hatte als ahnungsloses Kind den so viel älteren Ring geheirathet, der reich und gutmüthig war, aber nicht feinfühlig und zartfingerig, nicht Liebhaber genug, um in ihr das Weib zu wecken. Sie fühlte sich nur abgestoßen — und unglücklich. Und er begriff das nicht und verdarb mit seinen täppischen Zärtlichkeiten Alles. Was ist hier das Schuldige? Die moderne Erziehung. Und jetzt wird Amalie Skram streitbar und wettert gegen das Verheuchlungssystem, durch das solche Ehen möglich werden. Ehen, in denen junge, scheue Geschöpfe verheirathet werden, ohne recht zu wissen, was ihrer wartet; in denen sie sich elend fühlen. In solcher Ehe verliert die Frau ihr Bestes, und sie wird, erst durch die Erziehung in künstlicher Ungewißheit gehalten, dann durch einen plumpen Mann allzu schnell und deutlich wissend gemacht, vor Allem ungerecht. Der Uebergang ist ein so jäher, so wenig vermittelnder, daß sie selbst eng und unfrei, das Thun Anderer mit engherziger kleinlicher Strenge beurtheilt. Daher die Consequenzen des zweiten Lebens, das Constanze Ring versuchte.

Und noch eins ist schuldig: die Satzungen. Gegen sie wendet sich die Skram noch heftiger als gegen die Erziehung. Die Folgen der falschen Erziehung schildert mehr ihr Roman „Verrathen", in der die Geschlechtsfurcht einer unwissend in die Ehe Tretenden das Thema ist.

Constanze Ring werden die Satzungen noch furchtbarer als die Erziehung. Sie will von ihrem Manne fort, mit dem sie nicht mehr leben kann, und sie erreicht die Scheidung nicht. Auf Schritt und Tritt findet sie Hemmungen und Schwierigkeiten. Und schließlich ist sie so müde und matt, so apathisch, daß sie sich wieder von den Gevattern und Nachbarn in die Gemeinschaft hineinschwatzen läßt, die sie nur noch mehr innerlich biegt, bricht und verunstaltet zum Zwitterwesen.

Constanze ist keine Starke, die sich selbst frei macht und sich ein eigenes Schicksal schafft. Amalie Skram hielt es für klüger, nicht solch' Zukunftsideal zu zeigen, sondern jenen Durchschnittstypus, vielleicht des advokatorischen Zweckes halber noch etwas stärker untermalt, den Durchschnittstypus, der von den Zuständen, von den Reden der Menschen abhängig ist.

An einem solchen Demonstrationsobject konnte sie am besten zeigen, wo es fehlt. Sie konnte aus vielen Herzen und für Viele sprechen. Und sie konnte, was wirksamer als Schlagworte und Thesen ist, Mitleid und Furcht erwecken.

Sie wies auf den Heerd der Wunde, ohne überstürzt sofort die Heilung zu verlangen. Sie sprach ein erlösendes Wort. Erlösende Thaten geschehen nicht so schnell, wie es sich die Fanatiker, die Rotte Korah und die „Unbefleckten" träumen lassen.

---

## Aus meiner Studentenzeit.

Von Rudolf von Gottschall.

(Schluß.)

Die große Huldigungsfeier in Königsberg nach der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. war noch im Gedächtniß Aller, unvergessen die begeisterte Anrede, die er vom Balkon des Schlosses herab gehalten. Das mußte zündend wirken, es war ein warmer Schlag, der Alles entflammte, Zustimmung und Widerspruch. Die ganze vormärzliche Zeit stand unter dem Gestirn Friedrich Wilhelm's IV. — er war nicht bloß der letzte Romantiker auf dem Throne, er war ein politischer Lyriker und die ganze Lyrik war nur sein Echo. Diese Gedichte hatten ja Vieles mit den Reden des Königs gemein: das hinreißend Schwunghafte, aber auch das unbestimmt Haltlose, das in eine schöne Zukunft hinwies. Die Dichter konnte man nicht beim Worte nehmen, sie hatten ein Recht auf poetische Licenz bei ihren vagen Verheißungen, aber den König nahm man beim Worte; er hatte auch in Berlin bei der Huldigung als die Eigenschaften, die Preußen nun herrlicher entfalten soll: Ehre, Treue, Streben nach Recht, Licht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten zugleich in Altersweisheit und heldenmüthiger Jugendkraft hervorgehoben; nun, es galt jetzt, den ersten Schritt vorwärts zu thun und die ostpreußischen Stände, in denen die Gesinnungsgenossen des Oberpräsidenten von Schön und seine nächsten Verwandten den Ton angaben, sahen diesen Schritt in der Einführung der längst verheißenen Reichsstände, um die sie in einer ständischen Denkschrift den König ersuchten. Da erschien eine Schrift von epigrammatischer Schärfe; sie forderte für das längst mündige, hochgebildete Volk Oeffentlichkeit und wahre Vertretung, nannte das Versprechen der Volksrepräsentation vom Mai 1815 giltiges Gesetz und schloß mit den Worten: die preußischen Provinzialstände sollten, was sie bisher als Gnade erbeten, als ein erwiesenes Recht in Anspruch nehmen! Der Mann der „vier Fragen", Johann Jacoby, war ein jüdischer Arzt; er hatte durchaus nicht die trotzige Miene des Rebellen oder sonst etwas Staatsgefährliches in seinem Wesen; er sah aus wie ein menschenfreundlicher Schüler Aesculaps und hatte sich auch als solcher bei der letzten Choleraepidemie bewährt. Sein Gesicht verleugnete nicht die jüdische Herkunft; es gehörte zu jenen milden, klaren Gesichtern, welche gleichsam die beschauliche Weisheit des Orients wiederzuspiegeln scheinen; große blaue Augen erhellten die ernsten Züge des kleinen kahlköpfigen Mannes. Ausgiebiger Redefluß war nicht seine Sache, ebenso wenig funkelnder Esprit; auch hatte er für Beides nicht Sinn, es flößte ihm weder Sympathie ein, noch forderte es seine Anerkennung heraus. Er sprach wenig, aber treffend und bezeichnend; man hatte stets den Eindruck, daß es ihm Ernst war mit Allem, was er sagte, daß er aus voller Ueberzeugung sprach. Seine im Ganzen unscheinbare Persönlichkeit machte ihn weder zum Volksredner, noch zum Parlamentsredner geeignet; ihm fehlten die imponirenden Gesten; es bedurfte bei seinem öffentlichen Auftreten der Folie seines Namens, um ihm die Aufmerksamkeit zu sichern, die er durch klare, bündige Rede zu verdienen suchte. Im Ganzen mochte er immerhin als geeigneter Vertreter der Stadt der reinen Vernunft erscheinen, denn etwas von dem Hauche dieser reinen Vernunft beseelte sein öffentliches Auftreten; es war dieselbe durchsichtige, oft frostige Klarheit, wie wir sie in manchen Schriften des großen Königsberger Denkers finden. Doch nicht Kant, sondern Spinoza und Lessing waren die Geistesheroen, denen der Mann der „Vier Fragen" huldigte; sie herrschten in seiner Bibliothek, auf seinem Arbeitstische, in seiner Gedankenwelt: stillwaltende Nothwendigkeit des Weltgeistes, Humanität, Toleranz; Niemand schien weniger zu einem extremen Politiker geschaffen, als er, und in der That athmeten die „Vier Fragen" einen sehr gemäßigten Geist. Gegenwärtig giebt es keine Partei in Preußen mehr, die sich nicht mit ihrem Inhalt einverstanden erklären würde. Gleichwohl wurde Jacoby in den späteren Jahren immer mehr auf die äußerste Linke gedrängt. Der freundliche Arzt, der in seinem einspännigen Doctorwagen durch die Königsberger Straßen fuhr, gewöhnt an ein stilles Wirken, hatte kaum dem preußischen Staate seine Mixturen, Latwerge und Pillen eingegeben, als er immer mehr zu einer hippokratischen Radicalcur schritt. Ein Nathan mit der Jacobinermütze scheint freilich ein undenkbares Bild, und doch ist die Lösung des Räthsels nicht schwer. Jacoby war mehr Philosoph als Politiker. Das Wesen der Philosophie ist die Consequenz, das Wesen der Politik die Inconsequenz. Große Politiker sind Diejenigen, welche die augenblickliche Lage benutzen, um ihr Ziel zu erreichen. Auf eine Hand voll Widersprüche kommt es dabei nicht an. Das Heute hat immer Recht in der Politik, wenn es auch das Gestern Lügen straft und von dem Morgen verleugnet wird. Die starren Principienmänner, die Philosophen in der Politik, welche dieselbe für eine exacte Wissenschaft halten und ihre Lehrsätze wie Euklid oder mindestens wie Spinoza beweisen wollen, werden rasch von der Bewegung bei Seite geschoben. Jacoby war damals in Königsberg die Seele dieser Bewegung, die Leitartikelschreiber der Königsberger Hartung'schen Zeitung, darunter der theologische Privatdocent Dr. Jachmann, wirkten in seinem Geist und folgten oft seinen Anregungen. Die Zeitung selbst beherrschte die Stimmung in der Provinz; von dem ostpreußischen Adel war ja der Anstoß gegeben worden zu den in den „Vier Fragen" aufgestellten Forderungen.

Das war die geistige Atmosphäre, in welcher meine „Lieder der Gegenwart" gereift waren, die in Königsberg 1842 bei Theodor Theile erschienen waren und rasch eine zweite Auflage erlebten. Diese Gedichte hatten die Censur passirt und der Censor war kein anderer, als der mir befreundete Schulrath Lucas, der mir das Zeugniß der Reife ausgestellt und jetzt über die Kinder meiner dichterischen und politischen Unreife zu Gericht saß. Damals hatte Freiligrath noch nicht das Gedicht: „Im Irrenhause" verfaßt, in welchem er den Censor als einen Gedankenmörder schildert, der von den „blutrünstigen Gedankenseelen" verfolgt wird und im Irrenhause dem Geiste flucht:

„Die Wahrheit schlägt mich in's Gesicht,
Die Freiheit bindet mir die Füße."

Doch dieses grausige Bild gab nur wieder, wie man in damaliger Zeit sich einen Censor ausmalte. In Wirklichkeit sahen die Gedankenmörder weniger schreckhaft aus. Wer mich damals mit dem freundlichen Schulrath bei einer Tasse Kaffee sitzen und gemüthlich erwägen sah, welches Gedicht dem Censurstift zum Opfer fallen mußte, wobei freundlich verhandelt und mit Gründen und Gegengründen gestritten wurde, der müßte in einem Censor ein patriarchalisches Wesen sehen, welches jugendlichen Uebermuth mit den Staatsgesetzen in Einklang zu bringen suchte und die Censur minder schreckhaft finden als die Preßfreiheit mit dem Galgen daneben, wie sie später Herr von Thadden im vereinigten Landtag an die Stelle der Censur gütigst zu setzen bereit war. Doch herrschte dieser patriarchalische Ton nicht bloß dort, wo persönliche Beziehungen ihn erleichterten. Mehrere Jahre nachher verhandelte ich mit einem anderen Censor, einem Königsberger Polizeipräsidenten, dem ich persönlich fern stand, über

ein Festspiel, ebenso gemüthlich zusammen an einem Tische sitzend, nur die Tasse Kaffee fehlte, und auch hier gelang es meiner Beredtsamkeit, dem Rothstifte einige von mir sehr hochgeschätzte dichterische Stellen abzuschmeicheln. Bei einer derselben berief ich mich auf Goethe's Faust; doch diese Berufung wurde mit der Bemerkung abgelehnt, es wäre eigentlich wohl besser, wenn Goethe seinen „Faust" nie geschrieben hätte. —

Schulrath Lucas hatte aus den „Liedern der Gegenwart" zwölf Gedichte gestrichen, die ich auch als unrettbar aufgeben mußte; es waren allerdings die besten, auch in dichterischer Hinsicht, denn die feuerigsten Ergüsse konnten ja bei der Censur am wenigsten Gnade finden. Doch wollte ich dieselben durchaus nicht der Mit- und Nachwelt vorenthalten; sie wanderten in die Schweiz, wo das Fröbel'sche Verlagsinstitut, in welchem auch Herwegh's Gedichte erschienen waren, sich ihrer erbarmte, so daß sie bald als „Censurflüchtlinge" in die geheimen Fächer der deutschen Sortimentsbuchhandlungen zurückkehrten und dort so wenig verborgen blieben, daß neue Auflagen ihnen nachfolgten.

Die „Lieder der Gegenwart" waren nur ein schmächtiges Bändchen, wie überhaupt die ganze ostpreußische Literatur, die damals so großes Aufsehen machte, in buchhändlerischer Hinsicht das allerbescheidenste Volumen vertrat. Es waren in diesen Liedern sehr verschiedene Töne angeschlagen und Manches paßte nicht recht in das Couto des Liberalismus: Napoleon erhielt seinen Hymnus ebenso gut wie Lord Byron und sowohl den Polen wie den Juden ward eine Elegie gewidmet. Der junge Poet konnte sich dort mit Platen und Lenau, hier mit Carl Beck rechtfertigen. Am eigenartigsten waren noch die Königsberger Bilder mit ihrem ostpreußischen Colorit. Da wird in ottave rime die Pregelstadt besungen, an die Zeiten der alten Preußen erinnert, und am Schluß ertönt die Mahnung:

„O, weckt, erregt mit Macht der Freiheit Funken,
Daß sie alsbald zur neuen Flamme tagen!
Wer wagt's, den Vormund über uns zu spielen,
Sobald wir mündig sind, uns mündig fühlen?"

Daß aber in jener altpreußischen, damals nicht zum deutschen Bunde gehörigen Provinz das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Deutschland und der deutsch-patriotische Geist sehr lebendig war, das bewiesen wohl auch meine „Lieder der Gegenwart", in denen ich Jahrzehnte vor Geibel's Heroldsrufen als achtzehnjähriger Student in dem Gedicht „Barbarossa" sang:

„Gieb uns zurück, was wir mit Schmerz vermissen,
Das Reichspalladium, das man uns entrissen!
Dein ein'ges, ein'ges Banner wehe wieder,
Im Morgenroth, von Deutschlands Höh'n hernieder!

Das ist der Leitton, der trotz zahlreicher Ausweichungen durch meine politische Lyrik von der alten bis in die neueste Zeit hindurch tönt. In den gemaßregelten „Censurflüchtlingen" aber war ein kräftigerer Ton angeschlagen und auch der philosophische Radicalismus kam zu Worte.

Die „Lieder der Gegenwart" waren wie „Censurflüchtlinge" anonym erschienen, doch da Alles, was von dem baltischen Gestade ausging, damals in ganz Deutschland die größte Beachtung fand, so wurden auch die „Lieder der Gegenwart" überall, in allen Zeitungen besprochen, mehr als heutigen Tages die Gedichtsammlungen anerkannter Lyriker. Die „Hallischen Jahrbücher" sangen ihr Lob und die „Evangelische Kirchenzeitung" schleuderte ihr Anathem auf dieselben; hier und dort wurde auch mein Name genannt. In Königsberg selbst kannte man mich und zeigte mit Fingern auf mich; ich wiegte mich im vollsten Sonnenschein eines jungen, sehr verfrühten Ruhmes. Dem Politiker Jacoby, dem Humoristen Walesrode stand ich jetzt als ebenbürtiger Lyriker zur Seite. Zwar hatte keine illustrirte Zeitung mein Porträt gebracht — es gab ja damals keine illustrirten Zeitungen; aber ich war abgebildet auf einem Blatt, das in ganz Ostpreußen von Hand zu Hand ging — auf einer Caricatur! Unser an den Kladderadatsch gewöhntes Zeitalter wird es kaum fassen können, welches Aufsehen damals ein Bild machte, wie sie das Berliner Witzblatt seit Jahrzehnten allwöchentlich liefert; es war ein unerhörtes Ereigniß, daß selbst der Griffel des Zeichners rebellisch zu werden drohte. Das Blatt stellte dem Anschein nach eine harmlose Scene aus dem Leben eines Faßbinders dar, dem es nicht gelingen wollte, ein Faß, dessen Reifen auseinander sprangen und das aus Rand und Band ging, wieder festzuhämmern. Doch der nähere Anblick zeigte alsbald die schalkhafte Bedeutung des Bildes. Der Oberpräsident der Provinz führte den Namen Boettger und ließ sich unschwer in dem Manne erkennen, der sich vergeblich damit abmühte, das Faß wieder zusammen zu schlagen. In dem Fasse selbst aber befand sich der neueste Königsberger Ausbruch, der bereits den Deckel gesprengt hatte. Da guckten Jacoby, der Privatdocent Jachmann und neben dem bärtigen Glossenschreiber zu den Texten des Jahrhunderts auch mein jugendlicher, langhaariger Kopf hervor. In der Hand hielt ich eine Champagnerflasche, aus welcher der schäumende Wein hervorsprudelte. Um das Hauptbild aber schlangen sich sinnreiche Arabesken, unter denen auch die Apostel mit ihren sinnbildlichen Thieren nicht fehlten und namentlich mein Beschützer Lucas mit seinem Apostelthier in der vordersten Linie stand. Das Bild war in der ganzen Provinz verbreitet; auf meinen Wanderungen über Land mit guten Kameraden in den Ferienzeiten kehrten wir bisweilen bei Pfarrern ein und noch ist mir in der Erinnerung, wie mich auf einem entlegenen Pfarrhof der Geistliche und seine Frau nach jenem Bilde wieder erkannten und den Dichter Gottschall zu bewirthen sich zur besonderen Ehre rechneten — o, welche Lust, berühmt zu sein!

Ich war also ein ziemlich berühmter Lyriker — freilich! der Reigen der vielgenannten politischen Dichter, die in die Literaturgeschichte kommen, schloß sich kurz vor mir ab; ich wurde nur hier und dort einmal als Nachzügler erwähnt, wie es mir überhaupt nie gelungen ist, zusammen mit irgend einer Gruppe in's literarhistorische Pantheon zu gelangen. Immer stand ich abseits und wurde da vergessen, wo ein gruppirender Schlüsselverwalter der literarischen Unsterblichkeit die Häupter seiner Lieben zählte. Doch ich war ja nicht bloß Lyriker, ich war auch Romanschriftsteller und Dramatiker. Ich hatte einen Roman erscheinen lassen unter dem Titel: „Stand und Schicksal. Ein Zeitbild aus dem Tagebuche eines Lieutenants." (Königsberg, Theodor Theile 1843.) Der Held war ein militärischer Werther; in seinen Tagebüchern war neben der Chronik der soldatischen Vorgänge viel Stimmung, Naturgefühl, Schwärmerei. Das milieu des Friedensdienstes bei der Artillerie war gut geschildert; hatte ich doch fast zwanzig Jahre lang in diesem milieu gelebt und ich konnte die Erinnerungen meiner Knabenjahre verwerthen; auch die Charakterköpfe der Officiere waren wohl getroffen und die meisten nicht ohne Humor ausgeführt. Soldaten- und Genrebilder nahmen indeß den bei Weitem größten Theil dieser Erzählung ein; das Romanhafte tritt erst gegen den Schluß hin und etwas überstürzt in Scene. Verwickelungen der Descendenz; der Held entdeckt seine Herkunft und wird zum unfreiwilligen Brudermörder, indem er seinen Major im Duell erschießt. Und dieser Major ist wie er selbst der Sohn eines tragisch untergegangenen Revolutionärs; denn in dem sagenhaften Staat, wo die Handlung spielt, hat früher eine Revolution stattgefunden. Trotz der Schwächen im Organismus des Ganzen, da die Liebes- und Schicksalstragödie und der daran sich knüpfende Selbstmord des Helden mit seinem Stand und Beruf nur locker verknüpft sind, war die Erzählung doch hoch über die „Lieder der Gegenwart" zu stellen — gerade die Lyrik in Prosa, die sie enthielt, hatte viel mehr intensive Gluth und Tiefe und der realistische Zug in der Schilderung

des Soldatenlebens zeigte den Autor, der sonst in den Fußtapfen eines Herwegh wandelt, von einer überraschend neuen Seite. Die Einleitung war jungdeutsch modern, ja in mancher Hinsicht jüngstdeutsch modern, und Diejenigen, die den Verfasser als einen Epigonen zum alten Eisen werfen wollen, mögen aus der folgenden Stelle ersehen, daß er bereits vor mehr als fünfzig Jahren als Anwalt einer in modernem Geiste dichtenden Poesie auftrat, „die Poesie wächst mit der Menschheit auf; die Dichter dürfen und können keine Separatisteugemeinde bilden, keine Kaste. Die Nation, die Zeit muß das Herz ihrer Gefühle bilden, woraus sie Alle hervorgehen, wohin sie Alle zurückkehren. Und das Gesetz der Zeit ist kein stummes, verschwiegenes. Aus dampfenden Wettern heraus hat es vom Sinai der Geschichte das Jahrhundert den erschreckten Völkern gepredigt und jedes goldene Kalb, das versteckter Eigensinn den veralteten Göttern erbaut, findet seinen Moses, der es zertrümmert. Die Helden unserer Dichter brauchen nicht mehr in Löwenhäuten zu erscheinen, um das Interesse unseres Publicums zu wecken. Wir selbst, wir Söhne des Jahrhunderts, die wir mit den geflügelten Sehnen der Brust gegen kleine beengende Schranken kämpfen, wir sind die Helden der Zeit geworden und entvölkert ist der alte Heroen-Olymp. Wir haben die tiefe Bedeutung der Gegenwart erkannt und unsere Poesie hat in den modernen Zuständen ihre Erlösung von altem Kram, ihr Auferstehungsfest aus einer mittelalterlichen Pergament-Romantik gefeiert."

Die Kritik meines Romanes war im Allgemeinen wohlwollend; sie behandelte ihn als eine beachtenswerthe Unterhaltungsschrift, ohne ihm höhere Bedeutung beizulegen. Johann Jacoby und die anderen Liberalen fanden den Roman nicht tendenziös, die Kritik des Militärismus nicht scharf genug. Jacoby meinte, es gehe nichts daraus hervor, als daß der Held für den Beruf nicht passe, den er sich erwählt habe; das könne aber ebenso gut in jedem anderen Berufe der Fall sein. Dagegen kam mir eine für mich sehr schmeichelhafte Anerkennung von einer Seite, von der ich sie nicht erwarten konnte; Excellenz von Schön hatte sich nicht nur günstig über den Roman ausgesprochen, sondern auch einen Abschnitt desselben, der ihm besonderes Vergnügen bereitete, mehrfach selbst vorgelesen; es war das die Stelle, wo ich ein Manöver mit dem Kampfe der beiden Hauptparteien in unserer Literatur verglich und für alle die Dichter und Schriftsteller auf beiden Seiten die geeigneten Truppencommandos fand und den Kampf mit dem mir zur Verfügung stehendem Humor schilderte.

Daß ein so uralter Dramatiker, wie ich, der in jeder Gymnasialclasse ein Drama gesündigt hatte, auf der Universität von dieser schönen Gewohnheit des Daseins und Wirkens nicht abstehen würde, war wohl selbstverständlich, und so dichtete ich denn einen „Ulrich von Hutten", der zum ersten Male meinen vollen Namen trug (Königsberg, Theile, 1843), während meine bisherigen Schriften anonym erschienen waren. „Ulrich von Hutten" war eine correcte, dramatische Dichtung, was den Aufbau und die Sprache betrifft, die sich von den Auswüchsen bombastischer Redeweise, wie sie frühere Versuche zeigten, freihielt; dagegen war die Charakteristik flach, reliefartig, vieles darin conventionell, der Humor oberflächlich. Offenbar hatte die politische Tendenz, die sich an Allgemeines hielt, was auf den ostpreußischen Liberalismus ebenso paßte, wie auf das Reformationszeitalter, die Darstellung verflacht. Hierzu kam, daß „Ulrich von Hutten" kein dramatischer Stoff ist, weil ihm der eigentliche Conflict fehlt: daran kranken alle die zahlreichen Dramen, welche die beredten Vorkämpfer geistiger Freiheit zum Helden haben. Die Liebe der Tochter des Augsburger Bürgers Peutinger, Constantia, die dem Dichter Hutten mit dem von Kaiser Max ihm zuertheilten Lorbeer krönt, zieht sich durch das ganze Stück hindurch; das Mädchen eilt dem Dichter nach, geräth in die Hände des Erzbischofs von Trier, aus denen sie durch die Intriguen eines Mönchs befreit wird; der alte Peutinger ist der Tochter nachgefolgt, er ist ein Gegner der neuen Bewegung und erbittert über das freibeuternde und freigeistige Raubritterthum. Das ist der romantische Einschlag in dem geschichtlichen Gewebe; der erste Act schließt nicht unwirksam mit der Dichterkrönung Hutten's, der vierte mit dem Kampf um die Burg Landstuhl und Sickingen's Tod. Das ist allerdings eine auch geschichtlich bedeutsame Katastrophe, doch Hutten tritt hier zu sehr gegen Sickingen zurück, der überdies — weniger declamatorisch und redselig ist. Der Erzbischof von Trier vertritt die freiheitsfeindliche Partei; ihm sind alle die Stichwörter in den Mund gelegt, welche damals bei den Vorkämpfern des Cultusministeriums Eichhorn im Schwang waren; die dichterische Formulirung derselben ist bisweilen ganz schlagend. Der fünfte Act tönt wie in jedem Huttendrama mehr oder weniger lyrisch aus. Der Handlung fehlt eben die dramatische Katastrophe. Der letzte Monolog eines Hutten auf der Insel Ufnau ist wohl in dichterischer Hinsicht das Beste im Stück, wenn auch ganz politische Lyrik.

In jene Zeit fällt meine Freundschaft mit Wilhelm Jordan, die uns noch jetzt verbindet, nachdem wir Beide bereits dem Seniorenconvent der Siebenziger angehören. Freilich ist Wilhelm Jordan vier Jahre älter als ich — ein Altersunterschied, der jetzt nicht mehr in Betracht kommt, aber damals wesentlich in's Gewicht fiel; denn ich war ein junger Student, als ich ihn kennen lernte, und er nicht nur ein bemooftes Haupt, sondern bereits der Universitätszeit entwachsen; er machte bald darauf unter den Auspicien von Carl Rosenkranz sein philosophisches Doctorexamen. Er hatte nie der Albertina angehört, sondern der Landsmannschaft der Litauer, wie er denn aus einer angesehenen litauischen Pfarrersfamilie stammte. Rosenkranz sagte ihm auch als Dichter nach, er besitze eine gewisse litauische Erdschwere. Er war ein Hüne von Figur, wie seine späteren Nibelungenhelden, stattlich und markig und in seinen Gedichten keineswegs wie wir Anderen ein leichtfüßiger Tirailleur der politischen Freiheit, sondern er kam mit schwerem philosophischen Train. Seine ersten Zeitgedichte: „Ostdeutschland; Glocke und Kanone" hatten allerdings den Wurf der politischen Lyrik und zwar mit lebhaftem ostpreußischen Colorit, aber sie hatten dabei etwas Anschauliches wie später die Freiligrath'schen politischen Gedichte. Sie waren anonym erschienen, mit seinem Namen aber die „Irdischen Phantasien", eine umfassendere Dichtung, ganz im Geiste Hegel's und noch mehr der Junghegelianer, Philosophie und Dichtung glücklich verschmelzend. Schon hier entwickelte Jordan seine Sprachgewalt, die er später in seinem großen Mysterium „Demiurgos" glänzend bewährte. Wir hatten uns bald gefunden, so verschieden auch unser Naturell war; denn jedenfalls gehörte er zur schweren Artillerie des Geistes und ich zu den beweglicheren, leichten Truppengattungen. Doch gemeinsam war uns Beiden die Begeisterung für die neuen Zeitideen, deren Leuchte jetzt am baltischen Gestade aufflammte, gemeinsam ein warmes Freundschaftsgefühl, ohne alle Jean Paul'sche Ueberschwänglichkeit, gemeinsam die geistige Schule der Hegel'schen Philosophie. Zusammen reisten wir an den von Ferdinand Gregorovius so schön geschilderten baltischen Strand, wo wir in Neukuhren die Badegesellschaft studirten, in Warnicken an einem Tische in der Wirthshauslaube dichteten und wenn wir durch die samländischen „Palven" wanderten, mit dem Blick auf die weitaufrauschende See, uns unsere Verse vordeclamirten. Zusammen reisten wir in's Herz von Litauen, in eine Pfarrhausidylle, denn dort in Norkitten lebte eine Pfarrerstochter, Jordan's Braut, die er später heimgeführt; es war dort so traulich-patriarchalisch bei dem ehrwürdigen Pfarrherrn. Ein langer Stammbaum von siebenzigjährigen Geistlichen bildete die Familie, aus welcher der aus der Art geschlagene Dichter der „Irdischen Phantasien" stammte. Doch in diesen Pfarrhäusern herrschte kein engherziger Sinn; man hielt Goethe's Gedichte in hohen

Ehren, und Goethe war doch auch ein Sündenbock der damals tonangebenden Theologen. Zusammen machten wir häufig eine L'hombrepartie mit zwei anderen Theilnehmern — das königliche Kartenspiel war damals sehr beliebt und wurde in der ganzen Provinz gespielt, jetzt ist es fast überall von dem profanen Scat verdrängt worden. Wir spielten zuweilen um ziemlich hohen Einsatz und ich erlitt einmal einen empfindlichen Verlust, den mein Vater decken mußte. In das Haus der Frau Majorin von Zeboa hatte mich Jordan eingeführt, wo ein sanftes, gazellenäugiges Töchterchen Cäcilie die Honneurs machte und noch heutigen Tages ist diese Cäcilie, welche später den Namen Geheime Medicinalräthin Credé führte und noch jetzt in Leipzig lebt, mit Jordan durch innige Freundschaft verbunden und auch mir und meinem Hause nahestehend. Jordan und ich — wir hatten uns so eng aneinander geschlossen, daß wir auch eine gemeinsame Wohnung bezogen und zwar in der Altstadt, dicht am Pregel, wo wir zusammen an einer Schrift über die Königsberger Bewegung und ihre Führer arbeiteten. Jeder hatte einen anderen Charakterkopf für Nachzeichnung und Retouche gewählt; wir lasen uns gegenseitig unsere Capitel vor. Es war deren zuletzt eine ganz ansehnliche Zahl. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht; jedenfalls haben sie nicht das Licht der Oeffentlichkeit erblickt.

Eine Duellaffaire, deren Held Jordan war, wirft auch ein charakteristisches Licht auf die damaligen Zustände. Jordan hatte in einem Restaurant ein Gedicht declamirt, durch welches sich ein gerade durch den Saal gehender Officier beleidigt fühlte. Dieser forderte den Dichter, als dessen Secundant ich eintrat. Während ich indeß mit demjenigen des Gegners die Waffen prüfte, war eine Verständigung durch irgend welche wohlwollende Vermittelung eingetreten, die um so leichter erscheinen mußte, als ja eine persönliche Beleidigung in keiner Weise beabsichtigt worden war. Doch gerade die Officiere zeigten damals große Empfindlichkeit, gegenüber jeder Lebensäußerung der liberalen Parteien. Durch jeden Widerspruch gegen das unumschränkte Königthum glaubten sie zur Abwehr herausgefordert zu sein.

Einmal kamen Jordan und ich auch in die Lage, gemeinsam zum Preis eines wandernden Sängers unsere Harfe stimmen zu müssen und zwar bei dem Festmahl zu Ehren Georg Herwegh's, welches das große Ereigniß des Tages war; denn der schwäbische Dichter hatte seinen Triumphzug bis zum baltischen Meere ausgedehnt, wo er so viele begeisterte Gesinnungsgenossen fand. Er kam gerade von Berlin — und sein Ruhm hatte ein besonderes Lüstre erhalten durch die Auszeichnung, die König Friedrich Wilhelm IV. ihm zu Theil werden ließ. Er hatte ihn ja zu sich geladen und fast wie eine gleichberechtigte Macht behandelt, indem er ihm sagte, wir wollen ehrliche Feinde sein; die gekrönte und die ungekrönte politische Lyrik hatten sich so gegenüber gestanden, der junge Schwabe, ein militärischer Deserteur, und der mächtige Fürst und Gebieter eines großen, herrlichen Kriegsheeres. Das war ein Jubel in der Studentenwelt, als der „ehrliche Feind" des Königs Friedrich Wilhelm IV. in der Ottokarsstadt erschien. Ein großes Festmahl im Junkernhof wurde ihm von den ostpreußischen Liberalen, an deren Spitze der Justizrath Crelinger stand, gerüstet. Der etwas hagere, langarmige Justizrath, im Uebrigen bekannt und geschätzt als ein scharfer Kopf, saß neben ihm und erhob sich zum Begrüßungstoast, indem er über das junge Genie wie segnend seine windmühlenflügelartigen Arme breitete. Darauf feierten Wilhelm Jordan und ich in gereimten Toasten den Sangesgenossen. Dieser erhob sich und declamirte sein Gedicht „Die Lerche war's, nicht die Nachtigall" — die Perle im zweiten Bande seiner „Lieder eines Lebendigen", welcher sonst wenig schwunghaft Poetisches und mehr epigrammatisch Scharfes enthält. Dies Gedicht, eines seiner besten, schlug zündend ein. Als Rhapsode zeigte sich der junge schwäbische Dichter in seinem schönsten Licht. Sonst war er kein Redner und kein Sprecher; er schien immer über seinen Versen und Reimen zu brüten; dafür waren seine „lyrischen Schwabenstreiche" auch bekannt geworden im ganzen Reiche, wegen ihrer Wucht. Er hatte etwas träumerisch Versunkenes in seinem Wesen, nichts geistig Bewegliches in seinen Zügen, trotz der feurigen Augen im stark brünetten Gesicht. Wir trauten ihm nicht zu, daß er dem König als ein beredter Marquis Posa gegenüber gestanden habe, sondern er mußte seine Lection schweigend empfangen haben und mit ehrfurchtsvoller Verbeugung seinem „Tag von Damaskus" entgegen gegangen sein. Wenn er dies später durch einen tactlosen Brief wieder gut zu machen suchte, der die Aufkündigung der Gastfreundschaft in den preußischen Staaten zur Folge hatte, oder durch die heftigen Invectiven im zweiten Band seiner Gedichte, so verlor er dadurch an Ansehen, auch in solchen Kreisen, die in den Spottruf: „Herr, weg mit dir" nicht eingestimmt hatten; wir blieben aber trotzdem treue Verehrer seines hervorragenden lyrischen Talentes.

Jordan und ich lebten zusammen bis zu unserer gemeinsamen Abschiedsvorlesung, denn die Stunde des Abschieds von Königsberg schlug für mich früher als ich erwartet hatte. Den äußeren Anlaß dazu gab meine Bekanntschaft mit einem der anderen damaligen Matadore des Königsberger Liberalismus, dem Humoristen Ludwig Walesrode, den ich bis jetzt nur gelegentlich erwähnt, der aber in der ersten Linie der Fortschrittsmänner stand, und dem ich näher getreten war, als dem kühlen Politiker Jacoby. Walesrode, seines Zeichens englischer Sprachlehrer, nicht in Ostpreußen geboren, sondern an den Ufern der Elbe, in der bescheidenen Schwesterstadt Hamburgs in Altona, machte damals durch seine humoristischen Vorlesungen in Königsberg großes Aufsehen. Schon seine Erscheinung auf der Straße hatte etwas Pomphaftes — ich weiß nicht recht zu sagen durch welche Kunst des Faltenwurfes, durch welche Pelz- oder Mantelform dies imponirende Air erzeugt wurde. Eine selbstgewisse Haltung, welche mit Jacoby's bescheidenem Verschwinden auffallend contrastirte, erhöhte den Eindruck der malerischen Grandezza; er schien mit Firsko zu sagen: „Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt". In dieser Blüthenepoche seines Lebens und Wirkens hatte Walesrode auch eine blühende Gesichtsfarbe, volle, helle Züge; unter der Brille sahen ein paar blaue Augen schalkhaft freundlich hervor; in seinen Geberden, seiner Sprachweise lag etwas Bestimmtes und Ausdrucksvolles; sein Humor hatte nichts frivol Scherzendes, leichtsinnig Moussirendes; er drapirte sich bunt, farbenprächtig, bilderreich und ruhte auf der breiten Grundlage der Gesinnungstüchtigkeit. Man war darüber nicht einig, ob der Autor mehr Aehnlichkeit mit Jean Paul oder mit Boerne habe. An den Ersteren erinnerte sein schwerbeweglicher, aber glänzend ausgestatteter, bilderreicher Stil, an den Letzteren sein Bestreben die Pointen des Tages auch zu Pointen seines Witzes zu machen und sein feuriger Oppositionsgeist. Walesrode ließ diese Vorlesungen unter dem Titel: „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit" und „Unterthänige Reden" auch im Druck erscheinen und sie wurden in Deutschland viel gelesen und viel besprochen. Später hat er nur vereinzelte literarische Lebensäußerungen gegeben; darunter befindet sich ein reizendes Idyll: „Der Storch von Nordenthal". Im Uebrigen ging eine an großen Ereignissen reiche Zeit über seine etwas träge und mühsame Muse bald zur Tagesordnung über.

Für die damalige Unschuld des politischen Lebens mochte die Thatsache zeugen, daß die ganze gebildete Gesellschaft Königsbergs, ohne Unterschied der Parteien die Vorlesungen Walesrode, im Kneiphof'schen Junkerhof besuchte. Man erfreute sich an den schillernden Seifenblasen des Witzes und Humors; der oppositionelle Kitzel hatte sich aller Kreise bemächtigt — stand doch an der Spitze der Staates ein Monarch,

welcher erklärte, daß er eine gesinnungsvolle Opposition liebe und der übrigens die guten Einfälle schätzte und gelegentlich selbst eine Witzrakete in die Lüfte steigen ließ. Walesrode wollte indeß nicht bloß dem fashionablen Publicum die Feuerwerke seines Humors vorführen, sondern auch der Jugend, welcher der Zukunft gehört. Die erste Vorlesung vor der Studentenschaft fand ohne Anstoß statt und errang sich den lebhaftesten Beifall. Doch gerade dies erregte das Bedenken der Universitätsbehörden. Als daher am Schwarzen Brett die Einladung zur zweiten Vorlesung angeheftet war, wurde den Studirenden verboten, die Vorlesung zu besuchen. Nach diesem Verbot trat eine allgemeine Gährung in den Gemüthern ein, man sah darin eine überflüssige Bevormundung und Beschränkung der persönlichen Freiheit. Bedenkliche vulkanische Symptome deuteten auf einen bevorstehenden Ausbruch. Von den Stammkneipen der Burschenschaften zu denen der Landsmannschaften gingen Sendlinge hin und her, ein reger Verkehr zwischen den sonst feindlichen studentischen Lagern bewies, daß eine gemeinsame That beabsichtigt wurde. Selbst bei der Mutter Hechten, wo in dämmernder Frühstunde die Nachwehen der nächtlichen Commerse durch den Genuß kräftig zubereiteter „Geschlinge und Gekröse" beseitigt und wo sonst die meisten dummen Jungen aufgebrannt wurden, herrschte die Rütlistimmung allgemeiner Verbrüderung. Die verschiedenartigsten Mützen und Bänder befliffen sich der größtmöglichen Farbenharmonie; es herrschte jene Eintracht, durch welche die kleinen Dinge wachsen. Und so begab es sich denn in abendlicher Stunde, da die Dämmerung ihre Fittiche breitete über Ottokar's Schloßhügel und die Gräber der Hochmeister im Dom, über die Börsenbrücke und die Masten der Handelsschiffe und die Speicherluken der Lastadie, daß dunkle Gruppen von Studenten sich an verschiedenen Plätzen sammelten und in unheimlichen Zügen sich durch die Straßen bewegen, sang und klanglos als gält's einem Leichenzuge. Die Königsstraße sah diese verschiedenen Trupps sich zu einer großen, dunkeln Masse verschmelzen, welche an der Akademie und Bibliothek vorüber zog und endlich vor dem vom Verhängniß gezeichneten Hause Halt machte. Es war das Haus des Universitätscurators und Professors Schubert, eines bekannten Statistikers, welcher durch die studentische Vehme schuldig befunden worden war, jenes unselige Verbot erlassen zu haben. Ein durch keine Harmonielehre, durch keinen Contrapunkt und selbst durch keine Zukunftsmusik geheiligte Tonverwirrung, deren Dissonanzen vergeblich auf irgend eine Auflösung harrten, schwirrte nun durch die hundertköpfige Menge; eine Instrumentation machte sich geltend, deren Tonwerkzeuge, sowie ihre Behandlung für den kundigsten Musiker ein Räthsel und Geheimniß waren: „Trommel und Pfeifen, kriegerischer Klang" ließen sich deutlich unterscheiden, auch invalide Leiern und defecte Blasinstrumente; dazwischen aber klirrte und krachte es, als wenn sich einige Katzen in einem Töpferladen jagten und ein Scherbenberg, wenn auch nur ein bescheidenes Kind des Augenblicks, nicht ein Kind der Jahrhunderte, um den Monte Testaccio in Rom, häufte sich vor den Pforten des Universitätscurators auf. Der sich zurückbewegende Zug brachte noch dem beliebten Professor Lobeck, dem ehrwürdigen Nestor der Philologie ein Lebehoch und somit war das Tagewerk zu allseitiger Befriedigung vollbracht. Freilich, die akademische Hermandad war in keiner Weise mit dieser Lebensäußerung der Studentenschaft zufrieden, noch weniger mit ihrer eigenen Aufgabe, die Schuldigen unter diesen Hunderten von Studenten zu ermitteln. Instrumente hatten sie ja fast Alle gespielt, wie sollte man den größten Virtuosen unter ihnen entdecken? Der juristische Scharfsinn war auf einen Indicienbeweis angewiesen, was die Anstifter des Scandals betrifft und ich selbst fiel als Opfer einer unerbittlichen Logik. Ich war mit Walesrode bekannt, ich hatte seine Einladung an das Schwarze Brett geheftet, ich war sein Nachbar in der Böttger'schen Tonne auf der Caricatur, die in allen Händen war — was war natürlicher als daß ich auch bei dem Tumult die Hand mit im Spiele hatte? Gleichwohl kann ich Mit- und Nachwelt zu Zeugen anrufen, daß ich nicht zu den Urhebern des Scandales gehörte und daß ich mich nicht mehr als hundert Andere an demselben betheiligt hatte, daß das consilium abeundi einem Unschuldigen zuerkannt wurde. Ein neuer Beleg dafür, daß alle Wahrscheinlichkeitsbeweise trügerisch sind, und daß der größte Scharfsinn nicht vor Justizmorden schützt. Und so verließ ich denn als ein ungerecht Gemaßregelter die Stadt der reinen Vernunft.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das große Loos.

Von E. Eschricht.

(Schluß.)

Am Vormittag ließ sich Ephraim beim Consul melden. „Herr Consul, ich komme um was Besonderes! ist mer zu Gehör gekommen, daß Se haben gehabt große Verluste durch das Haus Nordtmann, was ist gefallen in Frankfurt. Ist gefallen in meine Collecte ein Gewinn vom Dombau-Lotterie — könnten mer nich machen zusammen Geschäft — wie viel bedürfen der Herr Consul?"

Seine Lippen bebten und noch aschfarbener war sein Gesicht von der großen unerwarteten Freudenerregung, als der Consul erwiderte: „Alter Ephraim — ach ich hab' gerechnet und gerechnet — ich könnte mich vollständig halten, und wenn ich mich bis zum Frühling halten kann, bin ich gerettet, denn alle meine Conjuncturen liegen günstig — ich muß aber, knapp berechnet, 40,000 Thaler haben."

Im Pesachim heißt es: Drehe ein Aas um, nicht deine Worte! — was redet denn die Alte von 50,000 — nu — Geschäft ist Geschäft! — und laut sagte Ephraim: „Herr Consul — Geschäft ist Geschäft — schreiben Se vor 50,000 Thaler, vergüten Se se mer mit 3 pCt. — das ist doch ein Spaß — und Se sollen haben de 40,000 Thaler am kommenden Montag um diese selbe Zeit! Aber erst — das müssen Se mer als Geschäftsmann zu Gute halten — lassen Se mich sehen de Bücher!"

„Mensch," schrie der Consul mit heiserer Stimme, „das ist ja grausamer, halsabschneidender Wucher!"

„Wucher — wie heißt Wucher? kanse ich vielleicht nicht mein Risico? ist es nicht ein Differenzgeschäft wie ein jedes Andere auch? macht's Ihnen einer von den christlichen Freunden billiger — wie — oder macht er's lieber gar nicht?"

Das Messer saß ihm an der Kehle — es war eine harte Nuß — aber immerhin ein Kern darin — — und so kam das Geschäft zu Stande. Dem Kaufmann hob sich wieder die Brust und alle seine zerbrochenen Hoffnungen fügten sich wieder zusammen! die Frau Consul ging wieder Abends um 10 Uhr hinter die seidenen Vorhänge ihres großen prachtvollen Himmelbettes, und alle Angst war dahin! Als am folgenden Dienstag Frähmchen erschien, bemerkte sie mit Erstaunen die günstige Veränderung im Hause. Die Frau Consul war ordentlich lustig, fast übermüthig. Frähmchen ärgerte sich hierüber; sie war die ganze Woche vorher verdrießlich und gereizt gewesen, mit ordentlichem Haß gegen Consuls! Diese Leute hatten ihr ihre ganze Lebensfreude verdorben — was hatte sie nun von den 50,000 Thalern, die sie heimlich und ohne Aufsehen beseitigen mußte?! Ihr schmeckte nun das Essen nicht wie sonst bei allen ihren täglichen Wochendamen — ihre Hüfte that ihr weh, und der Junge, der zur Schule an ihr vorbeisprang, da sie eben in's Haus gekommen war, lief zu seinem Vater in's Comptoir, Adieu sagen, und rief ihm zu: „Geh' jetzt nicht raus — Frähmchen ist gekommen — sie riecht heute wie sieben Limburger Käse, und pass' auf: morgen riechen sogar die Vorhänge in ihrem Nähzimmer — Adieu Papa!"

Die Frau Consul sah, daß die arme Person leidend war — und in ihrem gütigen Herzen setzte sie sich wieder ein bischen zu ihr in die Schneiderstube, um mit ihr zu plaudern: das half ja immer, wenn Frähmchen mal knurrte. „Und weil ich neulich so zu Ihnen klagte, Frähmchen, will ich Ihnen doch heute sagen: es ist nun Alles wieder gut bei uns! und aus Freude will ich Sie auch extra pflegen! Wilhelm ist schon unterwegs mit einem Korb Wein für Sie — trinken Sie nur jeden Abend, wenn Sie nach Hause kommen, ein ordentliches Glas aus — und weil es nun schon recht zum Winter geht, hier, Frähmchen, ist mein alter Abendmantel — das giebt für Sie einen schön warmen Pelz!"

„O, ich danke, Frau Consul — ich brauche wirklich nichts — nein, ich mag das nicht so annehmen, Sie sind doch selbst in Sorgen — und

ich — ar — ich — ich — ich komme auch so aus — hab' ja auch mein Sparkassenbuch!"

„Ach, reden Sie doch nicht, Frähmchen — ich sage Ihnen: Alles ist gut! Und ich will Ihnen, weil wir neulich Beide so darüber sprachen, nun auch sagen, wie das gekommen ist — ganz, ganz merkwürdig! da ist in voriger Woche, am Mittwoch Mittag — Gott! ich will den gefegneten Tag roth im Kalender anstreichen! der alte Jude Ephraim zu meinem Manne gekommen — mein Mann hat mit ihm ein Geschäft abgeschlossen — und gestern hat er meinem Mann baar ins Haus gebracht einen großen Gewinn vom Neuen Dombau, den er gemacht hat — gerade 50,000 Thaler gegen nur 3 Procent Zinsen — — aber um Gotteswillen — was ist denn los — schnell Wasser, Wasser!" und sie riß an der Glocke — „um Gotteswillen, ich glaube, Frähmchen ist todt!"

Sie war mit dem Gesicht in ihre Näharbeit gefallen und rührte sich nicht. Bis der Arzt kam, hatten sich Spuren des Lebens eingestellt — aber Frähmchen war stumm und steif — total gelähmt — die Augen weit offen.

So lag sie nun schon sechs Tage in ihrem Stübchen; an ihrem Bette saßen abwechselnd ihre Geschwister oder deren Kinder, von denen sie nie viel hatte wissen mögen, weil sie Alle ärmer und bedürftiger waren als sie, auch weder Gönner noch Wohlthäter besaßen. Nun pflegten die Geschwister sie aus der Macht der Gewohnheit, aus Wichtigkeit und Neugierde — und vielleicht auch wegen des Sparkassenbuches. Frähmchen sah und begriff Alles, konnte aber kein Wort sprechen, nur leise den Kopf bewegen und die Augen. Wie sie jetzt die Ihrigen, die sie sonst „die Bande" nannte, haßte, wenn sie den Kopf in die Thüre steckten und fragten mit hastiger, flüsternder Stimme: „Lebt sie noch?"

So fand sie Ephraim als er ihr die 2000 Thaler nun endlich bringen wollte — er hatte sie doch lange genug zappeln lassen! Doch je mehr er in's Geschäft gegangen war, je heißer er wurde in der Gier, sich auf die bequemste Weise selbst zu bereichern, je mehr ergrimmte er sich über ihre Albernheit und Dummheit, und besonders über ihre Undankbarkeit und Unterschlagung des Gelübdes — er wusch sich aber weiß an ihrer Schwärze! Bei seinem Anblick ging etwas Schreckliches in ihr vor — eine ganze Tonleiter von Verwünschungen und Flüchen, wie im Krampf zerrten sich ihre Züge zum Entsetzen.

„Ja," sagte die Nichte, „so haben sie Tanten am Dienstag von Consuls gebracht, da hat sie's gekriegt, sie is aber nu wohl bald todt!" Der Jude errieth augenblicklich den Zusammenhang: die Christen konnten also nicht einmal schweigen! sollte man so was glauben! ei, mir kann's gleich sein, hab' ich doch mein' Sach' schwarz auf weiß! und laut sagte er: „Geh'n Se raus kleines Fräule — ich muß mit der Tanten reden!"

„Nu Anna! was ist denn mit Dir! 'S Geld hat Dir kein Glück gebracht — und könntest doch nu so ruhig leben! siehste, hier sind Deine 2000 Thaler — soll ich se in Dein Commod legen?" Ihre Augen und Mienen und ein leises kaum merkliches Kopfschütteln wehrten ab. „Soll ich's aufheben?" Dieselbe Antwort. „Sollen's Deine Geschwister haben?" Erbost schüttelte sie. „Sollen's die Armen haben? Soll's Deine Kirch haben? — willst ein Mojument davon haben, wenn Du todt bist?" Immer schüttelte sie. Ein schrecklicher Kampf arbeitete auf ihrem Gesicht — das angstvolle Bemühen, sich verständlich zu machen, und ein vorwurfsvolles, zugleich bittendes Sprechen ihrer großen weit geöffneten Augen — dazwischen Momente, wo ihre Willenskraft an der felsenfesten Lähmung plötzlich zersplitterte, und eine Erschlaffung aller Züge eintrat — wo dann die gebrochenen Augen mit dem raschen Tact ihres Pulsschlages hin und her rollten, wie die Augen in der Domuhr ihrer Kirche! aber das, was sie noch vorhatte und wollte, zerrte immer wieder die fliehenden Lebensgeister zurück. Er sah nun ganz deutlich, was in ihr vorging, daß es aus war mit ihr, und was sie von ihm wollte. Er hätte fliehen mögen — aber der Finger Gottes, der diese arme Creatur gezeichnet hatte, erhob sich drohend gegen ihn — und der Kampf in seiner Seele begann nun, der Kampf, den sie in sich bestanden hatte, und nach dessen Siegespreis die versagenden Gliedmaßen noch rangen.

Im Berachoth heißt es: „Die Welt ist auf Gnade aufgebaut. Gnade ist die Uebung von Liebeswalten." Und sie war niemals in der Uebung geübt — sie hatte es begriffen, schaudernd und entsetzt in ihren lang sich dehnenden Todesstunden; das begriff er Alles, da er sie so vor sich sah — und wie sie wohl ihn herbeigesehnt haben mochte!

Im Aboth heißt es: „Es giebt ein sehendes Auge, ein hörendes Ohr — und alle Thaten der Menschen werden in ein Buch verzeichnet." Und zum Anderen heißt es im Berachoth: „Der Mensch hüte sich, den Willen Gottes vor dem seinen aufzugeben, denn er wird dafür dereinst Rechenschaft ablegen müssen." Sein Mund wurde ganz trocken, seine Hände und Füße begannen leicht zu beben; er faßte mit dem Zeigefinger von oben in seine Halsbinde und lockerte sie. Sie aber las mit gierigem Blick den Kampf der Seele von seinem Angesicht, sie sah sein Ringen mit dem Erbfeind der Menschheit.

Er setzte sich auf den Stuhl am Fußende ihres Bettes, wo die Kleine sonst wartete auf den zögernden Tod, mit Angst und Grauen in ihrer Kinderseele. Sein so lange gesenktes Gesicht erhob er nun, und er ergriff ihre kalte, verwelkte, bewegungslose Hand. Nun hatte er überwunden!

„Du Anna, willst Du, daß der Consul die 40,000 Thaler haben soll? Denn ich habe ihm nur 40,000 gegeben!" Die gräßliche Zerrmaske verwandelte sich wie von Engelshänden geglättet und ihre Augen standen nun still mit einem fragenden Blick. „Und soll ich die andern 10,000, die ich noch im Geldschranke habe, an Deine Geschwister geben — sie sind ihrer fünf — da kommen 2000 Thaler auf jedes — die werden also sein glückliche Leit!" Sie bejahte — aber mit einer fragenden Unruhe in den Augen, die bereits wieder zu rollen begannen. „Wie se doch klug ist, bei all ihrer Dummheit — se wittert was — gewiß hat der Consul seiner Frau nicht sagen gemocht, daß 10,000 sind vorgeschrieben — und der Anna stimmt nun die Rechnung nicht — „es giebt ein sehendes Auge, ein hörendes Ohr —" so brauste es noch einmal durch seine Seele.

„Anna, nun bald werden unsere Lebenswege auseinander gehen — und nichts bleibt, wie die froheste Hoffnung, die auf ein Wiedersehen dort oben! Und Du meinst, Anna, weil die Frau Consul gesagt hat 50,000 — nu — nu — die hatt ich mer — weil's doch war ein Geschäft und weil ich kaufte mein Rifico mit's Geld für Dich — nu — da hatt' ich mer lassen 10,000 vorschreiben — nu, nu, wenn De ankommst bei unser Herrgott, kannst sagen: Die 10,000, die hat um mir: ‚bloß um Dir Anna'! die hat der Ephraim fallen lassen."

Ihre Züge arbeiteten und ihre Brust keuchte, sie blickte starr auf die Commode mit den spindeldürren hohen Beinchen und den glatten Messingbeschlägen; dann blickte sie nach ihm hin mit einem so sprechenden Zug einer gewissen Geringschätzung; er las deutlich ihre Gedanken: „Du bist auch nur ein Dummer!"

„Richtig, richtig," sagte er, „wie Du klug bist, und wie ich dumm bin —", trat an die Commode und zog die Schieblade auf; er nahm den Contract heraus, der in ihrem Gebetbuche lag, wo ein Häuslein der in den langen Jahren verspielten Loose sich aufbewahrt befand; er riß das Papier mitten durch und steckte es in seine Tasche.

Ihre Augen leuchteten auf, und zwei große Thränen füllten sie plötzlich, rollten dann langsam über ihr nun ganz verklärtes Gesicht — — er hatte wieder ihre Hand sanft und fast zärtlich ergriffen: „Und nun lebe wohl, Du alte Freundin!"

Sie athmete noch ein paar mal tief auf — und dann wurde sie stille — — nun hatte sie ganz überwunden!

---

## Aus der Hauptstadt.

### Nachtisch-Rhetorik.

Der Verein für Socialpolitik hat sich neulich, wie er das nach löblicher Gewohnheit Jahr für Jahr thut, versammelt und seinen Mitgliedern eine Menge kluger und weiser Reden zum Besten gegeben. In einer Zeit, der die Freiherren v. Stumm und ihr Anhang das — man nennt's nun einmal so — „geistige" Gepräge ausdrücken dürfen, muß dergleichen beinahe eine männliche und eine erhebende Handlung genannt werden. Wir sind ja so heruntergekommen und so in dreistem Banausenthum verrottet, daß uns ein bloßes Wort schon eine That scheint, sofern dies Wort nicht mit den bei Hofe beliebten buchstäblich zusammenklingt. Und die Hand voll gutmeinender Gelehrter, die trotz des angeblich endgiltigen Abschlusses der socialreformerischen Aera und trotz der volkswirthschaftlichen Autorität des Gewaltigen von der Saar auf ihren Irrlehren beharrt und freudig ihre Person, ihr Ansehen und ihre Ordensfähigkeit dafür einsetzt, diese Charakterköpfe verdienten den Dank der vorsichtig zurückhaltenden Menge selbst dann, wenn Nichts von ihnen zu lernen wäre. Nun ist ungefähr das Gegentheil der Fall. Ein halbes Loth von dem Wissen und der Einsicht dieser Durchgebildeten und darum Bildenden könnte ein ganzes Ministerium vergolden. Lebten wir in Frankreich, hätten wir ein parlamentarisches Regiment und wären geneigt, etwas Vernünftiges zu lesen, so würden die Verhandlungen der Socialpolitiker wahrscheinlich durch Maueranschlag verbreitet werden. Zum Glück haben bei uns auf die Mauern nicht die erlauchten Köpfe der Nation, sondern ausschließlich die offenbar nützlicheren Hunde ein Anrecht. Und von den Kölner Erörterungen ist eigentlich nichts in's Volk gedrungen als ein Trinkspruch . . .

Ein Trinkspruch nämlich dringt in's Volk. Seit 1890 leben wir in der Decade der Trinksprüche. Was beim Schimmer des bunten, elektrischen Lichtes und weißer Frauennacken, beim Dufte köstlicher, schon ein wenig welk gewordener Blumen, eleganter Speisen und deliciöser Rheinweine gesagt wird, das hat Werth und Geltung. Ueber den Worten muß angeregte Dessertstimmung liegen, man muß aus ihnen die fröhlichen Gesichter und rothen Köpfe der Umsitzenden lugen sehen, muß aus ihnen heraus die Sectgläser klingen hören. Dann wirken sie und werden allgemein besprochen. Die weit ausholenden Reden in der Rathsstube sind langweilig; in ihrer Correctheit und heiligen Nüchternheit widern sie den modern empfindenden Menschen, den weitausschauenden Politiker an. Mit den Trinksprüchen ist es etwas anderes. Da nimmt man es mit den Einzelheiten genialisch ungenau, da feuert man einen Satz funkelnder Raketen ab, daß alle Fernstehenden erathmend an Schlachtenblitze und Schlachtendonner glauben. Man will ja gar nichts treffen, man will nur schießen. Das blitzt und kracht so hübsch. Der Toastreduer ist

das Symbol und die Verkörperung der neuen deutschen Politik. Blendend, verblüffend, unberechenbar, irrlichterirend; heut immer anders als morgen, und übermorgen die gerade Umkehrung von vorgestern. Ort und Zeit, Laune und Stimmung machen den Redner und des Redners Glück; ihnen allein verdankt er die göttliche Inspiration und die felsenfeste Anschauung, der er begeistert huldigt — bis das Prunkdiner zu Ende ist.

Ein Trinkspruch hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Versammlung der Socialpolitiker in Köln gelenkt. Was ihrer tagelangen, ehrlich ernsten und fleißigen Arbeit nicht gelungen ist, das erzielte ihr Festschmaus mit Leichtigkeit. Man muß eben, will man Erfolg haben, den Geist der Zeit recht verstehen. Was all' die gelahrten Herren Professoren, deren bleiches Antlitz so manche lange Nacht von dem Schein der Studierlampe geröthet worden ist, nun und nimmer zu Wege bringen, das fällt dem jovialen Tischredner als schimmernde Frucht in den Schooß. Freiherr v. Berlepsch, dessen Name im zwölften oder dreizehnten Lexiconbande der seit 1890 entlassenen Minister steht, füllt den schon oft gefüllten Champagnerkelch abermals. Er leert ihn hastig bis auf den Grund und ruset laut mit schäumendem Mund: „Dem vierten Staude weihe ich dies Glas!"

Und jetzt, erst jetzt ist der durchschlagende Erfolg des Socialpolitiker-Tages da. Ich salutire die gelehrten Herren nicht; sie hätten früher das Wesentliche ergründen können und dann minder weidlich zu schwitzen brauchen.

Wer rednerische Begabung besitzt und Dank ihr vorwärts zu kommen hofft, mag sich den Fall Berlepsch wohl merken. Junge Rhetoren, die noch frommer Eifer beseelt und die der veralteten Schule anhängen, greifen hinsichtlich der nutzbringenden Verwendung ihres Talentes leicht fehl. Sie meinen, daß es rathsam sei, sich im Kreise ernster, nachdenklicher Männer hören zu lassen, im Redenhalten gleichsam eine strenge geistige Thätigkeit zu erblicken. Sie exemplificiren vielleicht auf Bismarck. Wenn der in den Reichstag ging, um zu einer wichtigen Sache seine Meinung zu sagen, so verbreitete sich alsbald athemloses Schweigen ringsum. Es klapperten keine Gabeln und klimperten keine Gläser, es klang kein verspätetes Kichern eines reizenden Dämchens, dem erst jetzt der Sinn der vor fünf Minuten gefallenen, witzigen Bemerkung seines Tischnachbarn aufging. Den Hörern war so feierlich und festtäglich zu Muthe, als spräche aus dem ernsten Munde des ernsten Mannes das Schicksal. Und als er aus dem Amte geschickt worden war, hielt er's mit seinen Reden gleichwohl ebenso. Die ihm lauschen durften, kamen wohl vorbereitet, aufnahmefähig und andächtig, als wallfahrteten sie in den Tempel des Höchsten. Jedes Wort sogen sie gierig ein und behielten es in treuem Gedächtniß, denn jedes Wort war ein Goldklumpen, unschätzbar an Werth.

Doch wie gesagt, Bismarck gehört zu den Alten. Er hatte auch den Fehler, bei seinen Reden immer vorher ganz genau zu wissen, was er sagen wollte. Er war eben, was schon häufig angemerkt worden ist, kein geborener Redner. Er vermochte mit seinen Worten eine Welt hinzureißen und in einem Sturm des Entzückens alle Bedenken seiner Hörer zu zerstreuen, aber er besaß die Gabe nicht, sich selbst an seinen Worten berauschen zu können. Immer blieb er ihr Herr, immer führte er sie, statt sich von ihnen führen zu lassen. Das eigentlich Ausschlaggebende, das den echten, modernen Redner erst macht, mangelte ihm also. Es giebt Entschuldigungen dafür. Er war eine gefestete Persönlichkeit, und er entbehrte aller dichterischen Phantasie. Was er sich zu Hause einmal zurecht gelegt hatte, dabei blieb er. Die Umgebung, zu der er nachher sprechen mußte, war ihm gleichgiltig. Er hielt sich an die Sache, an seine Ueberzeugung; er befand sich stets in Abhängigkeit von dem, was er früher einmal gesagt hatte, und er fühlte diese Abhängigkeit immer. All' diese Eigenheiten, die ihn heute als Redner unmöglich machen oder ihm doch jede Aussicht auf Erfolg nehmen würden, schadeten zur Zeit seiner Amtsführung weniger, weil die Neuen mit ihren Grundsätzen noch nicht allgemein durchgedrungen waren und weil sein schlechtes Beispiel sowie die Gewalt seines Einflusses das Urtheil der Menge verwirrte.

Freiherr v. Berlepsch ist keineswegs ein Musterexemplar der jungen Schule. So lange er in der Oeffentlichkeit steht, hat er im großen Ganzen immer dieselbe socialpolitische Anschauung gehabt. Daß er sie als Minister eine Zeit lang mit großer Umsicht zu verbergen wußte, bis Niemand sie mehr bei ihm vermuthete, stellt wohl seiner höfischen Geschicklichkeit, keineswegs aber seiner Wandlungsfähigkeit ein gutes Zeugniß aus. Seine Kölner Rede hat deshalb auch nur in einer Hinsicht Bedeutung. Sie zeigt mit der Eindringlichkeit und Klarheit eines guten Präparates, wann und unter welchen Umständen Sprechen Gold ist. Man kann also, indem man sie und ihre Wirkungen eingehend studiert, genau feststellen, wo das Klondyke der modernen Rhetoren liegt.

Das öffentliche politische Leben hat sich aus den officiell dazu eingerichteten Redehallen in die Speisesäle geflüchtet. Es ist gut, diese Thatsache, die zugleich das Ergebniß rein abstracter Nachforschungen ist, immer wieder festzustellen. Denn nur von ihr aus kann man zum wirklichen Verständniß der so wichtigen, neuzeitlichen Rednerschule gelangen.

Temperament, poetischer Schwung, blühende Diction und — dies zuletzt, aber doch in erster Reihe — scharf ausgeprägte Gedächtnißschwäche neben unerschütterlichem Selbstbewußtsein sind die durchaus unentbehrlichen Hilfsmittel des Neophyten. Meist muß er all' diese Gaben von Hause aus besitzen, bei besonderem Eifer jedoch lassen sich die erst genannten künstlich erwerben, während hochgradige Gedächtnißschwäche und ebensolches Selbstbewußtsein allerdings die conditio sine qua non darstellen. Der moderne Rhetor wird in vereinzelten Fällen, manchmal sogar dann, wenn es sich um sehr wichtige Interessen handelt, vorher etwas wie eine Disposition seiner Rede entwerfen. Es ist dies nur scheinbar ein Rückfall in die Gewohnheiten der untergegangenen Schule. Die alten Herren pflegten sich eine Disposition zu machen, um sich daran zu halten; jetzt ist's grade umgekehrt. Der moderne Rhetor weiß, daß ihm das erste Wort gehört; von da an gehört er dem Worte. Was er nach dem Einleitungssatze sagen, wie weit und wohin ihn der Stern der Stunde tragen wird, das vermag er vorher selbstverständlich genau ebenso wenig zu prophezeien, wie er immer bestimmt wissen kann, wer ihm zur Rechten, wer ihm zur Linken sitzen, wie viel Glas Ponjardin er bei Beginn seiner Rede getrunken, wie ihm die Austern und der Fasanrücken geschmeckt haben werden. Er ist Stimmungsmensch, ist es ganz und gar. Seine Redekunst ähnelt den automobilen Wagen, deren Insasse auch nichts Bestimmtes über Gang und Ziel der Reise sagen kann. Es hängt Alles vom Wagen ab, der zumeist seine eigensinnigen Mucken hat. Ein besseres Bild noch wäre der Luftballon, schon wegen der Aethershöhen, zu denen er sich erhebt. Aber der Luftschiffer kann sich, sei es auch mit Aufopferung seines eigenen Lebens, vom Ballon trennen, indem er die Stricke der Gondel durchschneidet; außerdem stehen ihm Ballast und Anker zur Verfügung. Der große und beliebte moderne Redner dagegen ist vollkommen hilflos seiner hervorragenden Begabung preisgegeben.

Wie indessen der Fall Berlepsch zeigt, sind trotzdem oder gerade deßhalb die Gefahren der fin de siècle-Rhetorik nicht sonderlich bedeutend. Wenn die neue Methode nicht in so hohem Maaße Erfolg und Betriebssicherheit verbände, würde sie sich kaum der bedingungslosen Anerkennung erfreuen, die sie mit Recht genießt, und der Jüngerschaaren in allen Schichten der Bevölkerung. Als ihre einzige Schwäche — wenn man Schwäche nennen darf, was jetzt als ein Vorzug angesehen wird — galt ehedem, daß sie das von seinem Temperament abhängige und von seinem Gott ergriffen, oratorische Talent zuweilen schon um ein Uhr das Gegentheil von dem sagen ließ, was es um zwölf Uhr verlautbart hatte. So lange die öffentliche Meinung noch nicht genugsam vertraut war mit den neuen Theorien, kam es deßwegen oft zu philiströsen Kopfschütteln, und auch Freiherr von Berlepsch hat von unterschiedlichen Böotiern Unannehmlichkeiten hören müssen, obgleich er doch selbst noch einigermaßen am Wahne des Unentwegtseins haftet. Die Champions der Schule wollen deßhalb, nur um alles unnöthige Preßgezänk zu vermeiden, dahin übereinkommen, daß hinfort zwischen jedem ihrer politischen Trinksprüche eine Pause von mindestens sechs Stunden liegen muß. Sie hoffen, daß die Gedächtnißschwäche, die ihnen ihre geistige Regsamkeit und Aufnahmefähigkeit ermöglicht, rasch um sich greifen und die Hörer ebenso rasch wie den gefeierten Redner vergessen lassen wird, was er vor wenigen Stunden gesagt hat.

Damit wäre dann das Alaska-Zeitalter der Demosthenes angebrochen. Und wenn man in ihrem Klondyke die Claims absteckt, erübrigt nur der Gedanke, in wie fern gegenüber der modernen Nachtisch-Rhetorik das alte Sprichwort Recht hat vom Schweigen, das Gold ist. Bei dem bewundernswerthen Wandlungs- und Anpassungsvermögen der Angehörigen der neuen Schule erscheint es nicht ausgeschlossen, daß sie auch ihre wissenschaftlichen Ansichten über die Nothwendigkeit des Redenhaltens ändern und ihr Klondyke da suchen, wo es das oben erwähnte Sprichwort vermuthen läßt. Ihnen wäre dann vielleicht nicht wohl, uns aber entschieden besser. Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Die Abrechnung" (La douloureuse). Sittenbild in vier Akten von Maurice Donnay. (Neues Theater.) — „Das höchste Gesetz". Schauspiel in vier Akten von T. Szafrauski. (Berliner Theater.)

Für Donnay's Plauderstück giebt es in Berlin keine Bühne und keine Schauspieler. Selbst Lautenburg's vielgewandte Truppe, die es in der Wiedergabe von Pariser Boulevardschwänken wohl mit den Leuten vom Palais Royal aufnehmen kann, versagte dieser Aufgabe gegenüber. Auf den Salonton sind die Herrschaften noch nicht so eingefuchst wie auf den, der im Hotel zum Freihafen üblich ist. Das soll kein Vorwurf sein, Niemand kann aus seiner Haut heraus. Dem Autor freilich, dessen Werken gegenüber sich die Kunst der Nichteingeweihten als unzulänglich erwies, ist mit derartigen Erwägungen nicht geholfen.

Donnay's Douloureuse hat einen Akt, der trotz etlicher öder und unnöthiger Sätze ein Muster eleganter und doch bissiger Gesellschaftssatire ist: den ersten. Das üppige Fest im Hause des reichen Gauners, bei dem weder die amerikanische Bar noch die five sisters Barrison fehlen, ist zwar nicht sonderlich originell, aber mit umsomehr Witz und Geist geschildert. Spielerisch, als gäb' er ein dialogisirtes Feuilleton für die Vie parisienne, enthüllt der Autor die ganze bodenlose Fäulniß der Plutokratie und ihrer Schmarotzer. Wie sie sich Alle verachten, und wie sie Alle Recht darin haben; welch' eine plebejische Gesellschaft sich in den prachtüberladenen Räumen tummelt; die gemeine Herzlosigkeit und Verrohtheit dieses Pöbels in weißen Handschuhen — das und Anderes mehr ist mit Sachkenntniß und zugleich mit amüsanter Bosheit dar-

gestellt. Dieser Akt ist übrigens auch der einzige, der so etwas wie Handlung enthält: ein junger Künstler liebt die Gattin des Gastgebers, der Gastgeber hat gegen Schluß des Aufzuges das Bedürfniß, endlich einmal eine anständige Handlung zu begehen, er erschießt sich, und nun wäre der Weg zum legitimen Glücke für die Beiden frei. Sie treten auch schließlich vor den Altar, aber erst, nachdem drei Akte lang über Schuld und Sühne, Recht des Mannes und des Weibes auf freie Liebe ꝛc. ein Beträchtliches zusammen geplaudert worden ist. Das bischen Handlung, das zwischen den Causerien einherläuft, hat nur den Zweck, immer neuen Gesprächsstoff herbei zu bringen, und ein paar verunglückte Versuche, die einzelnen Personen zu charakterisiren, scheitern an der Theilnahmlosigkeit, womit Donnay selbst diesen Klugschwätzern und Schönrednern gegenübersteht. Ihm bedeuten sie ja nichts als Medien, durch deren Mund er seine persönlichen Ansichten und schillernden Bemerkungen verlautbart. Die Fähigkeit, Menschen zu schaffen, diese Dichter- und Gotteskraft geht ihm völlig ab. Unbeholfen und täppisch wird der Knoten geschürzt, mit Ach und Krach die Verwickelung herbeigeführt, ohne die selbst heutzutage noch ein Theaterstück nicht gut denkbar ist. Wir erfahren nach langathmigen Vorbereitungen, daß der Bildhauer den Lockungen der besten Freundin seiner Braut erlegen ist, während die Braut selbst ein süßes Pfand früher genossener Seligkeiten besitzt. Beide jungen Leute werfen sich gegenseitig ihre diversen Schlechtigkeiten vor, und das Alles mit einer Umständlichkeit und Pedanterie, die bisher nur in schlechten deutschen Stücken üblich war. Leider kann man von ihren Auseinandersetzungen, Klagen und Widerklagen auch nicht behaupten, daß sie verblüffend geistvoll seien, und was während der letzten drei Akte an neuen Gedanken und Gesichtspunkten vorgebracht wird, läßt sich auf dem kleinen Finger nach Hause tragen. Nach der psychologischen Seite hin war die Ausbeute noch geringer. Weder der hölzerne Held noch die unklare Heldin vermochten für ihr Geschick zu interessiren; sowohl Frl. Reisenhofer wie Herr Jarno verloren denn auch bald den Muth, den Bonmots und Gedankensplitter hersagenden Drahtpuppen den Schein wirklichen Lebens zu verleihen.

Unsere deutschen Autoren machen sich die Sache noch einfacher als der Franzose. Sie lassen auch die Bonmots bei ihren Drahtpuppen fort und geben dafür doppelt so viel Plumpheit.

Herr Ewald August König, der wirklich ein sehr begabter Mann war und dessen Romanen manches Berliner Weltblatt die ersten hunderttausend Abonnenten verdankt, verkündete gelegentlich eines Raubmordes — wie sie bei ihm Dutzendweise vorkamen — durch den Mund eines Polizei-Inspectors seine Ansicht über die sociale Frage und die Arbeiterbewegung. „Stets unzufrieden, verlangt höheren Lohn ... Ja, ja, das sind die Richtigen! Ein tüchtiger Arbeiter ist mit seinem Lohne zufrieden und streckt sich nach der Decke.“

Ewald August König ist der Volkswirth gewesen, bei dem Herr Szafranski in die Schule ging, ehe er sein sociales Drama vom höchsten Gesetze schuf. Herr Szafranski läßt zwar keinen Polizei-Inspector, aber doch einen Mann in ähnlich hoher Stellung, einen Kanzleidirector, seiner wirthschaftspolitischen Weisheit letzten Schluß verkünden. Arbeit! Das ist das A und das O. Laß dich nicht von den schändlichen Volksverhetzern und Aufwieglern verführen! Denn was folgt daraus? Daraus folgen die gräßlichsten Unannehmlichkeiten. Nur einige davon, und noch lange nicht die Schlimmsten, zählt T. Szafranski in seinem vieraktigen Socialdemokraten-Struwwelpeter auf. Schaudernd sieht man in der Dichtung reinem Spiegel, wohin das verdammte Raunegießern einen ehrbaren Mechanicus nebst seiner Familie schließlich bringt.

Der Alte ist vordem ein braver Kerl gewesen. Aber Unkenntniß der höchsten Gesetze schützt vor Strafe nicht, und da er irrthümlicher Weise das Wohl der Partei für das höchste Gesetz hält, muß er sein Versehen furchtbar büßen. Er läuft in alle Versammlungen, kommt Nacht für Nacht spät nach Hause, greift mit dem Schulgeld für seinen Jungen einem verfolgten Genossen unter die Arme und thut überhaupt alles Schandbare, wodurch sich ein simpler Arbeiter verhaßt machen kann. Alle seine Angehörigen reißt er mit in's Verderben. Erstens den Sohn. Der ist anders geartet als der ewig streikende Herr Papa und nimmt sich, weil das Actenabschreiben so süß und Arbeit das höchste Gesetz ist, immer Abends einen schönen Pack Acten mit nach Hause, um sich auch nach Schluß der Bureaustunden noch geistig anregend zu beschäftigen und seinen Stil zu verbessern. Plötzlich veröffentlicht der „Vorwärts“ einige geheime, verschwundene Actenstücke. Nachforschungen ergeben, daß der fleißige Sohn des socialistisch verseuchten Vaters sie mit nach Hause genommen hat. Bekanntlich läßt man in Preußen jedem Bogenschreiber Geheimakten mit nach Hause nehmen. Der Sohn wie der Vater wandern wegen Actendiebstahls in's Gefängniß, und der Partei zu Liebe nimmt der Alte die Schuld auf sich, obgleich er den wirklichen Thäter, einen Ekel von Genossen, recht gut kennt. Doch damit ist es nicht genug. Die Tochter des Hauses, keine Sparagnes, verbummelt in der socialistischen Atmosphäre; sie fängt an, auf der Friedrichstraße spazieren zu gehen und die Herren mit je nach der Jahreszeit weißen oder buntseidenen Unterröcken zu locken. Das ist sehr dumm von ihr; hätte sie's nicht gethan, dann hätte sie einen hübschen Arzt zum Manne gekriegt. Die Mutter indeß, und das muß Jedem in's Herz schneiden, läßt sich von all' dem Unglück und von den unsittlichen Anträgen, die ihr der oben schon gekennzeichnete Genosse macht, zu bösartigen Wahnsinnsanfällen und einem Sprunge aus dem Fenster hinreißen. Sie stirbt bei offener Scene, und in äußerst ausgedehnter Weise.

Wenn nicht der vierte Akt wäre, hätte der Teufel die ganze Familie geholt. So läßt er aber wenigstens den Sohn aus seinen Krallen und bescheert ihm den wohlmeinenden und socialversöhnenden Kanzleidirector zum Schwiegervater. Der alte Mechanicus geht nach alledem reumüthig in sich und schwört seine diversen Irrthümer und Ideale ab. Für eine unnütze Grausamkeit des Autors müssen wir es erklären, daß er ihn nach der unschuldig verbüßten Gefängnißhaft auch noch zwingt, die Belehrungen des Kanzleidirectors geduldig mit anzuhören.

Das Stück ist mit einer gewissen rohen Verve zusammengezimmert, die zumeist naiv dilettantisch anmuthet, hin und wieder aber doch Theaterwirkungen erzielt. Von einer psychologischen Vertiefung der Charaktere und einer klaren Entwirrung des Handlungsknäuels ist natürlich nirgend wo die Rede; der Dialog riecht nach Lampenöl, und mühsam ausgeklügelt sind auch die Schicksale der vielgemarterten Verführten. Anerkennenswerth ist, daß Herr Szafranski in letzter Stunde die Bezeichnung „soziales Drama“ für sein wildes Tamtamstück fallen ließ. Denn sonst hätte er wirklich das wilde Pfeifen, Zischen und Trampeln verdient, worin etliche entrüstete Links-Politiker während und nach dem dritten Akte schwelgten.

## Notizen.

Schon im elften Jahrgang erscheint bei Fr. Vieweg & Sohn in Braunschweig der „Jahres-Bericht über die Erfahrungen und Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Landwirthschaft“. Wir kennen kein besseres Handbuch für praktische Landwirthe als dieses reich illustrirte und überaus vielseitige Werk, das über alle neue Methoden und Erfindungen, so weit sie sich bewährt haben, genauen und doch gedrängten Aufschluß giebt. Bodenverbesserung und Moorcultur, Aussaat, Pflanzenpflege, Unkrautvertilgung, Ernte und Aufbewahrung, Getreide-, Kartoffel-, Rübenbau, Wiesen und Weiden, Düngung, Thierzucht und Fütterungslehre, Milchwirthschaft, Garten- und Obstbau u. s. w., da ist kein Gebiet der Landwirthschaft, über das nicht die nützlichsten Kenntnisse auf der Höhe der heutigen Technik und Erfahrung verbreitet werden. Das treffliche Compendium ersetzt den Landwirthen eine Bibliothek und ein Dutzend landwirthschaftlicher Fachzeitschriften.

Dr. med. H. Klencke's diätetische Volks- und Familienbücher (Leipzig, Ed. Kummer) stehen unter den sogenannten Brodartikeln des deutschen Buchhandels obenan. Von den bekannten populär-medicinischen Schriften: „Das Weib als Gattin“ ist die 13. Auflage, von „Das Weib als Jungfrau“ die 5. vermehrte Auflage soeben erschienen. Zum Lobe dieser anregend und liebevoll geschriebenen Schriften über die weibliche Erziehung zur physischen, seelischen und sittlichen Gesundheit bedarf es keiner Empfehlung mehr. Die beiden moral-philosophischen und medicinischen Werke haben sich in Tausenden von deutschen Familien als liebe Inventarstücke eingebürgert und vielfach Gesundheit und Segen verbreitet.

Carl Haushalter's Verlagsbuchhandlung in München giebt eine Sammlung „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte“ heraus, in deren 4. Hefte wir eine ganz vorzügliche Studie: „Gerhart Hauptmann, von U. C. Woerner“ finden. Der Verfasser, dem wir schon eine gehaltvolle Studie über Ibsen's Jugenddramen verdanken, ist wohl ein Schüler des verstorbenen trefflichen Bernays', denn er urtheilt nicht nur, wie Wilh. Scherer's sel. Erben, nach philologisch-historischen Gesichtspunkten, sondern auch als Psycholog und durchgebildeter Aesthetiker. Liebevoll, aber streng kritisch steht er Hauptmann's bisherigen Werken gegenüber, die sich langsam von der Nachahmung Byron's („Prometheus los“), Holz-Schlaf's („Einsame Menschen“), Ibsen's („College Crampton“), Kleist's (Biberpelz“) zur Selbstständigkeit („Hannele“, „Versunkene Glocke“) erheben. Ueberall geht der Kritiker fein nachfühlend auf die Eigenart seines Dichters ein, sorgsam die Motive erwägend, die künstlerische Form prüfend. Sein Ergebniß lautet: „Hauptmann hat von 1889 bis 1896, also in nur sieben Jahren, neun Bühnenwerke vollendet und hat damit seinen Fruchtacker zu sehr ausgenützt. Trotzdem bleiben, die zwei bis drei weniger gelungenen Dramen abgerechnet, immer noch die Beweise einer außergewöhnlichen Kraft, einer üppig und leicht aufsprießenden natürlichen Fülle. Wird der Dichter sich wieder sammeln und jetzt nach dem lauten Erfolge noch sorglicher auf sich selbst besinnen, so wird ihm und der deutschen Literatur noch manche Hoffnung erfüllt, manche Gabe beschert werden.“ Die Studie gehört jedenfalls neben Georg Brandes' Kritiken zum Besten, was über Hauptmann und seine Mode- und Zufallserfolge geschrieben worden ist, und steht thurmhoch über den seichten Kritikastereien der Hauptmannstrabanten Brahm und Schlenther. Vielleicht hätte die doch vorzugsweise epische Kunst des Dichters mehr hervorgehoben werden müssen und hier namentlich seine zwei Erzählungen, für uns die Krone von Hauptmann's Talentproben. Hübsch ist die von Ibsen erzählte Anecdote, daß er einmal in München, auf Gottfried Keller aufmerksam gemacht, geringschätzig gefragt haben soll: „Schrieb dieser Dichter auch Dramen?“ Wahrscheinlich werden aber die Novellen des Schweizers länger am Leben bleiben als die Stücke des Norwegers.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

**Ebroin.**

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

von **Felix Dahn.**

8°. geh. M. 10.—, eleg. geb. M. 11.—.

Diese Erzählung hätte man füglich einen „socialen Roman aus dem VII. Jahrhundert" nennen mögen. Denn es sind schwere wirtschaftliche, sociale Notstände, die den Hintergrund der Handlungen und Ereignisse bilden: und zwar nicht erfundene, sondern den Quellen entnommene, die ein gewaltiger — im Guten wie im Schlimmen grosser — Staatsmann damals zu bekämpfen sich abmühte. Nach dem tragischen Untergang des Helden eröffnet sich der trostreiche Ausblick über die versinkende merovingische Welt hinweg in eine hellere Zukunft, getragen von dem glanzvollen Heldengeschlecht der Ahnen Karls des Grossen.

Billige, dichte Dächer stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen. Muster u. Broschüre postfrei versendet A.W. Andernach in Beuel a. Rhein.

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Soeben erschienen:

**Jahres-Bericht** über die Erfahrungen und Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der **Landwirthschaft.** Zum Gebrauche für praktische Landwirthe. Begründet v. Oekonomierath Dr. **Buerstenbinder.** 11. Jahrgang. **1896.** Herausgegeben von Dr. **Emil Pommer.** Mit 157 Abbildungen. gr. 8. Preis cartonirt 9 M., in Calico geb. 9,80 M. (Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.) — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**REVUE DES REVUES**

Un Numéro spécimen SUR DEMANDE — ET — 24 Numéros par an *Richement Illustrés*

REVUE D'EUROPE ET D'AMÉRIQUE

Au prix de **20 fr.** en France et de **24 fr.** à l'étranger (ou en envoyant par lettre 20 mark) on a un abonnement d'*Un an* pour la **Revue des Revues,** RICHEMENT ILLUSTRÉE.

« Avec elle, on sait tout, tout de suite » (ALEX. DUMAS FILS), car « la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes » (FRANCISQUE SARCEY); rien n'est plus utile que ce résumé de l'esprit humain » (E. ZOLA); elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères » (*Les Débats*), etc.

La **Revue,** *considérablement améliorée et agrandie,* aura, à partir du 1er Janvier 1898, encore **32** pages de plus par mois qu'en 1897. Ses illustrations, tirées sur papier de luxe, seront de même plus abondantes.

La **Revue** paraît *le 1er et le 15* de chaque mois, publie des articles *inédits* signés par *les plus grands noms français et étrangers,* les meilleurs articles des Revues du monde entier, etc., etc.

La collection annuelle de la **Revue** forme une vraie encyclopédie de **4** gros volumes, ornés d'environ 1500 gravures et contenant plus de 400 articles, études, nouvelles, romans, etc.

La **Revue** offre de **NOMBREUSES PRIMES** à ses abonnés.

On s'abonne *sans frais* dans *tous les bureaux de poste* de la France et de l'étranger, chez tous les principaux libraires du monde entier et dans les bureaux de la **Revue.**

**Rédaction et Administration : 12, AVENUE DE L'OPÉRA, PARIS.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Die Gegenwart 1872–1892.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Neueste Werke**

von

**Dr. med. Hermann Klencke:**

**Das Weib als Gattin.** Lehrbuch über die physischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben. Eine Körper- und Seelendiätetik des Weibes in der Liebe und Ehe. 14. vermehrte und verbesserte Auflage. geh. 5 Mk. Eleg. geb. 6 Mk.

**Der Frauenarzt.** Lehrbuch für das weibliche Geschlecht über dessen Gesundheits- und Heilpflege. Zur Selbstkenntniß der weiblichen Anlagen und Gelegenheiten zu Erkrankungen, wie zur rationellen Selbstbetheiligung an der Verhütung und Bekämpfung kranker Zustände. 6. vermehrte und verbesserte Auflage. geh. 4 Mk. 50 Pf. Eleg. geb. 5 Mk. 70 Pf.

**Das Weib als Jungfrau.** Eine Körper- und Seelendiätetik zur Selbsterziehung und Selbstpflege im jungfräulichen Leben, nach Grundsätzen der Natur, guter Sitte und Gesellschaft, für Beruf, Lebensglück, Familie und Volkswohl. 5. vermehrte Auflage. geh. 3 Mk. 60 Pf. Eleg. geb. 4 Mk. 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

**Leipzig. Ed. Kummer.**

Thüringisches **Technikum Ilmenau** für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister. Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 M 50 Pf. Gebd. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

**Berlin W 57.**


**Hierzu eine Beilage vom Verlag von August Bagel in Düsseldorf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 42. Berlin, den 16. October 1897. 26. Jahrgang. Band 52.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die schwarz-rothe Internationale. Vom Congreß für Internationalen Arbeiterschutz in Zürich. Von Dr. Rudolph Meyer. — Meerescultur. Von Arthur Dix. — Die wissenschaftliche Bilanz des Jahrhunderts. Von Professor Ludwig Büchner. — Meister Böcklin. Zum siebzigsten Geburtstag. Von Franz Servaes. — **Feuilleton.** Der alte Adam. Von Henrik Pontoppidan. Aus dem Dänischen. — **Aus der Hauptstadt.** Hofliberal. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Die schwarz-rothe Internationale.

Vom Congreß für Internationalen Arbeiterschutz in Zürich.

Von Dr. Rudolph Meyer.

Ein Vierteljahrhundert ist eine schöne Zeit. So lange ist es her, daß Vertreter fast aller socialpolitischen Parteien, nur keine Arbeiter, nach Eisenach fuhren, um zu berathen, was mit den Arbeitern zu geschehen habe, die anfingen, nicht bloß mehr nützlich zu sein. Wie wohlwollende Vormünder traten sie auf, Professoren und Politiker, und waren böse, als ich frug, wo denn die Socialdemokraten seien, denen wir es doch verdankten, daß wir uns zusammengefunden hätten.

Was dabei heraus kam, kann man in den von mir herausgegebenen Briefen des Dr. Rodbertus vom October 1872 lesen: „So ist denn nicht der Staat, die gute Sache, auch nur im Allgemeinen der Sieger in Eisenach, sondern Hirsch-Dunker haben allein einen Triumph dort gefeiert." Ja, freiwillig sich bildende Gewerkvereine sollten die sociale Frage lösen, und wir fielen mit unserem Staatssocialismus durch und mit der socialen „Organisation von Oben." „Sie sind der einzige Protestirende auf dem Congreß gewesen", schrieb mir Rodbertus weiter. Aber was ist aus den Kathedersocialisten-Congressen im Laufe dieses Vierteljahrhunderts geworden? Wesentlich eine Organisation zur Verbreitung jener staatssocialistischen Ideen, welche die conservativen Anstifter derselben ihnen octroyiren wollten, und von Hirsch-Dunker und den Gewerkvereinen spricht kein Mensch mehr. Doch die Wirksamkeit auf die Gesetzgebung, welche wir von ihm erwarteten, hat der Kathedersocialismus nicht gehabt, er ist sogar verdächtig geworden. Der Racker von Staat hat seinen Kopf für sich und will nicht einmal ohne seinen Befehl geliebt werden.

Inzwischen sind die Arbeiter sehr selbstthätig geworden, haben sich selbst um ihre Angelegenheiten bekümmert und von ihren wohlwollenden Vormündern und Berathern emancipirt. Was man 1872 erstrebte, war in erster Linie neben Anderem auch Arbeiterschutz. Das erste Thema, welches die Kathedersocialisten 1872 behandelt haben, war die Fabrikgesetzgebung, über welche Herr Dr. Brentano referirte. Ich will der Versuchung widerstehen, mich damit zu beschäftigen, ob und wieviel die 25jährigen Arbeiten der Kathedersocialisten, welche ich als meist lehrreich und nützliche übrigens offen anerkenne, zur Verbesserung des Arbeiterschutzes beigetragen haben. Doch bin ich meinen Vorgängern schuldig, zu sagen, daß das allgemeine Wahlrecht, die Aufhebung der Beschlagnahme von Arbeitslöhnen, die Aufhebung der Schuldhaft in Deutschland und der Normalarbeitstag in Oesterreich wahrscheinlich bedeutendere Wohlthaten für die Arbeiter sind als solche, welche sie den Kathedersocialisten verdanken, und sie sind auf Anregung und mit Unterstützung der Altconservativen ausgeführt worden. Durch Kaltstellung der Letzteren sind sie nun freilich schon seit einem Dutzend Jahren zum Stillstand gebracht — und nun tritt speciell auf diesem Gebiet die Arbeiterclasse selbstständig auf, sie ladet zu einem Congreß für internationale Arbeiterschutzgesetze nach Zürich ein. Was Wagener in Deutschland, Graf Egbert, Belcredi in Oesterreich begonnen, unternehmen die Internationalen zu vollenden. Dabei sind sie artiger als die Arrangeure des Katheder-Socialistentages, die keine Socialdemokraten geladen hatten. Sie laden Männer aller Parteien ein, sofern sie sich für Arbeiterschutzmaßregeln interessiren, aber — sie geben nur Arbeitervertretern das Stimmrecht! „Die Letzten sollen die Ersten sein!" Die vor 25 Jahren Arbeiter nicht einluden, werden jetzt nur als Mitglieder zweiter Classe mit berathender Stimme zugelassen — und die Rathertheilung darf nicht länger als zehn Minuten dauern. Wenn man so nachdenkend das letzte Drittel des Jahrhunderts vorüberpassiren läßt, so wird man sich der erstaunlichen Veränderungen bewußt, welche während derselben fast unbemerkt vor sich gegangen sind. Die größeste derselben, welche in der Geschichte gar keine Analogie hat, ist die Hebung des Arbeiterstandes in der kaukasischen Welt zum politischen Selbstbewußtsein und Handeln, was in Australien bereits bis zum Regieren gediehen ist. Von Aristoteles ab ist es zum Gemeingut der Wissenschaft geworden, daß der Arbeiter kein Zoon politicon sei, daß er nur Verstand genug zum Arbeiten habe, und 1854 noch schrieb Herr Jarcke, ein in Preußen durch seinen Conservativismus unmöglich gewordener Mann, welcher in Oesterreich Einfluß gewann, „kein Stand bedarf mehr der Vertretung, und Keiner ist weniger fähig, seine eigenen Interessen zu kennen und zu vertreten, als der vierte ... Jener vierte Stand, das moderne Proletariat, der seiner Natur nach (man sieht, Jarcke ist der reine Aristoteles) ohne Bevormundung nicht leben kann" ɔc.*) Dreiundvierzig Jahre später ladet dieser Stand seine früheren Vormünder ein, seiner beschlußfassenden Versammlung mit

*) Siehe: R. Meyer, „Hundert Jahre conservativer Politik und Literatur."

berathender Stimme beizuwohnen! Ist das nicht eine verblüffende Aenderung der Situation? Man geht meist gedankenlos an dem vorüber, was „alle Tage passirt", aber ich kann versichern, daß ich auf der Reise nach Zürich mir sehr klar darüber wurde, daß ich seit meiner Reise nach Eisenach — minderwerthig geworden war.

Die Congresse der Vormünder seit 1872 und der Mündel in 1897 hatten, wie gesagt, Erstere vornehmlich, Letzterer ausschließlich, die Verbesserung des gesetzlichen Arbeiterschutzes zum Zweck. Letzterer hat im Jahre 1801 in England begonnen, und die englische Arbeiterschutzgesetzgebung ist vorbildlich für jene anderen Länder geworden, wenn schon sie hie und da auch bereits übertroffen wird, doch das nur in früheren oder gegenwärtigen englischen Colonien. In germanischen Ländern ist sie mehr entwickelt als in romanischen und slavischen, was zum Nachdenken anregt. In ihnen hat sich die Arbeiterschaft früher, nachhaltiger und also erfolgreicher mit Politik als Mittel zur Verbesserung ihrer Lage ebenso befreundet, wie die capitalistischen Classen es thaten (Schutzzoll- und Prämienwirthschaft). Und ferner ist des Nachdenkens werth, daß dieses entschiedene Verhalten nicht Folge einer entschiedenen Wohlstandsentwickelung ist, welche man überschätzt. Denn die englisch-amerikanisch-australische Arbeiterschaft ist an Wohlstand der übrigen voraus, aber die französische ist es der deutsch-österreichischen und schweizer Arbeiterschaft, und doch ist sie in der gesetzlichen Förderung ihrer Standesinteressen hinter der schweizerischen weit zurück geblieben, unter welcher die Arbeiter deutscher Cantone führend waren und sind.

Die Arbeiterschutzgesetzgebung dieses Jahrhunderts — denn frühere Jahrhunderte haben eine weit wichtigere christlich-kirchliche gehabt, wovon uns noch eine Maßregel, die Sonntagsruhe, blieb — ist weder von der Arbeiterschaft ausgegangen und noch viel weniger von der damals noch nicht existirenden Socialdemokratie, sondern von conservativen Staatsmännern. Christliche Motive und solche, die das allgemeine Staatsinteresse im Auge hatten, sind dabei hier und da von einer gewissen Jalousie der Grundbesitzer auf die aufkommende Industriearistokratie unterstützt worden, durch den Neid des Feudalgrafen auf den Schlotbaron, aber einige socialdemokratische Schriftsteller verwechseln das accidentelle mit dem Haupt- und Ausgangsmotiv. Die Idee einer internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung hat ganz klar nachweisbar diesen Ursprung. Sie wurde schon 1841 von dem katholischen Fabrikanten Legrand im Elsaß, einem Schüler des frommen protestantischen Geistlichen Oberlin und Vorläufer unseres Wichern, in bis jetzt noch nicht wieder erreichter classischer Reinheit und Großartigkeit in einer Eingabe an die französischen Kammern aufgestellt, welche er später an die Großmächte verwandte — ohne Beachtung zu finden. Ebenfalls ohne Resultat verlief die internationale Arbeiterschutzconferenz, welche der Deutsche Kaiser 1890 berief, und eine Aufforderung der schweizer Bundesregierung schon aus dem Jahre 1880 an die Mächte zur Beschickung einer ähnlichen.

So ist auch dieser Versuch, Nothwendiges und, wie ich noch zu wissen hoffe, allgemein Nützliches, „von Oben" durchzusetzen, weil er scheiterte, „nach Unten" gefallen, in die Hände der inzwischen organisirten Arbeiterschaft, und zwar hat die schweizerische darin die Führung genommen. Seit die Bundesregierung mit ihrem Ansuchen an die Mächte, eine Conferenz zum Zweck der Schöpfung einer internationalen Fabrikgesetzgebung zusammentreten zu lassen, keinen Erfolg hatte, forderten nun die socialdemokratischen Verbände zu einer Arbeiterconferenz ad hoc auf, stießen aber merkwürdiger Weise dabei auf Widerstand bei der deutschen Socialdemokratie. Ich habe in Zürich den Eindruck gewonnen, daß die gemäßigteren Führer der Letzteren fürchteten, der Vorwurf, sie verwandelten allmälig die Socialdemokratie in eine Reformpartei, noch mehr Boden gewinnen werde, wenn die Partei sich an einem Congreß betheilige, dessen Object zwar im Interesse der Arbeiter liege, aber nicht socialdemokratisch sei. Da ist nun etwas sehr Merkwürdiges geschehen: Die schweizer socialdemokratische Arbeiterschaft verband sich ad hoc mit der katholischen, und Beide setzten mit vereinten Kräften jenen Plan durch.

Im „Capitalismus fin de siècle" sagte ich 1894, daß „zwischen der katholischen Kirche und der Socialdemokratie ein friedliches Zusammengehen bis zu einem gewissen Punkte thatsächlich stattfinden werde." Deßhalb wurde ich von einem Schlesier, Riepenhausen, den Katholiken Oesterreichs denuncirt, und es sollen Versuche gemacht worden sein, mein Buch auf den Index zu bringen — was einem protestantischen Schriftsteller übrigens ungefährlich wäre. Aber so sehr ist diese Ansicht vielen Katholiken ungeheuerlich, daß noch in diesem Jahre Herr Pater Hohoff in Petershagen, der gelehrteste und in den Geist der katholisch-mittelalterlichen Wirthschaftsgesetzgebung am Tiefsten eingedrungene Schriftsteller aller Länder und dieses Jahrhunderts, in der Revue „Le XX. Siècle es für nöthig hält, solche Bedenken zu zerstreuen. Er schreibt Nr. 8, S. 355: „L'opinion qui domine encore dans les cercles les plus étendus, dans tous les partis politiques plus ou moins est que le socialisme est un facteur de la vie politique avec lequel il est absolument impossible de pactiser; que l'on doit le détruire quand même, par l'esprit d'abord, et, si cela ne suffit pas, par la force brutale."

Die Gründung des Schweizer Arbeitersyndikats von katholischen und socialdemokratischen Arbeiterassociationen ist ein „Bund der Rothen und der Schwarzen Internationale" zum Zusammengehen „bis auf einen gewissen Punkt", wie ich sagte. Mit dieser Thatsache wird man sich abfinden müssen. Er hat nun den Congreß für eine Internationale Fabrikgesetzgebung zusammenberufen, aus dem mehr wurde, ein Congreß für eine continentale Arbeiterschutz-Gesetzgebung, welche alle Arbeiter, nicht bloß die Fabrikarbeiter, schützen soll. Es ist nun interessant, wer nicht kam und wer kam, geladen waren alle Schutzgesonnenen.

Nicht kamen Vertreter der italienischen und spanischen Socialdemokratie. Elend und Verfolgung haben den Erfolg gehabt, sie stark und anarchistisch zu machen. Sie liefern die Attentäter bis in's Ausland. Die französischen Arbeiter waren sehr schwach vertreten. Die Pariser Socialdemokraten wollten keinen Congreß gemeinsam mit Leuten abhalten, die sie in der Pariser Kammer am heftigsten bekämpften, den Katholiken. Von diesen aber waren auch Wenige dort, wohl um nicht mit Deutschen zusammen zu arbeiten. Aus Amerika und Australien war Niemand gekommen, weil die Arbeiter dort mit ihrer Schutzgesetzgebung zufrieden sind, und aus England nur ein halbes Dutzend, weil sie so voraus in derselben sind, daß sie für das Wenige, was sie noch nicht erlangt haben, der Hülfe der continentalen Arbeiterschaft entbehren können. Slaven habe ich, außer ein oder zwei Polen aus Oesterreichisch-Polen und einem Russen, nicht bemerkt. Sie wurden aber am Schlusse des Congresses sehr deutlich. So bestand etwa zwei Drittel des Congresses aus schweizer, österreichisch-ungarischen und deutschen Socialdemokraten und zu einem Drittel aus schweizer, österreichischen, wenig deutschen und merkwürdiger Weise zahlreichen belgischen Katholiken, welche Letztere geradezu die Führung dieser Gruppe an sich rissen, und im Ganzen nur vier Vertreter evangelischer Arbeiter! Dieses waren die ebenbürtigen und vollberechtigten Mitglieder des Congresses, welche Arbeitergruppen vertraten. Gäste hatten sich mehr, besonders aus Deutschland, angemeldet als gekommen waren, so daß man sich frug, was sie in letzter Stunde noch abgehalten? Dazu gehörten Professor A. Wagner, Präsident Bödiker, Prof. Sombart, Prof. Tönnies, Prof. G. Adler, Prof. Anton Menger. Erschienen waren von dieser Classe

u. A. v. Egidy, Sonnemann, Kulemann, Stephan Bauer, Privatdocent Reich-Wien und ich, nebst natürlich vielen Schweizern. Ich fürchte nicht, daß man „dieser gemischten Gesellschaft von Philantropen und politischen Eingängern", wie sie der alte Liebknecht nennt, einen Communistenproceß machen wird. — Stimmberechtigte Mitglieder waren wenig über 250 anwesend und noch etwa 100 andere.

Schweizer aus den katholischen und anderen Arbeiterorganisationen hatten und behielten Vorbereitung und Leitung des Congresses, so wie sie auch die Referate geleistet hatten. Dem überschwänglichen Lob, das ihnen dafür geworden ist, kann ich mich nur mit Einschränkung anschließen. Obschon die sechs Referate gedruckt vorlagen, haben sie die Referenten auszüglich vorgetragen und sie sind dann in die französische und englische Sprache übersetzt worden. Diese ganz überflüssige Arbeit nahm $^1/_3$—$^1/_2$ der Plenarsitzungen weg. Die Folge war, daß den Mitgliedern des Congresses nur zehn Minuten Redezeit gewährt wurde, was viel zu wenig war, um so wichtige Fragen gründlich zu behandeln, und daß an einem Nachmittag zwei Sectionen gleichzeitig tagten, obschon viele Mitglieder in beiden Sessionen zu thun hatten, und daß schließlich noch in später Stunde die von vornherein festgesetzte Tagesordnung geändert wurde, ohne daß das leitende Comité es für nöthig gefunden hätte, dies den Theilnehmern besonders bekannt zu machen, deren Adressen es hatte. Auch fehlten Stenographen, obschon sehr werthvolle Reden gehalten wurden. Das Präsidium war unparteiisch, die Uebersetzungen der Reden vorzüglich. Die Debatten wurden verbindlich geführt, obschon in der Sache zuweilen die verschiedene Parteiansicht lebhaft zum Ausdruck kam, wie über die Frauenfrage zwischen Katholiken und Socialdemokraten. Nur ein Wiener Antisemit gab durch Trivialität zu Tadel Anlaß und ein Zweiter schlug zornig mit der Hand auf den Tisch, was ihm die leise Mahnung eines Schweizers zuzog: „Wir sind hier nicht im österreichischen Reichstage" — dem der Mann der Faust angehört. Gegen den Ausdruck „ultramontan", der gefallen war, protestirte ein Geistlicher unter ganz allgemeiner lauter Zustimmung. Auffallender Weise haben einige, besonders belgische, Katholiken mich zu unterbrechen versucht, obschon ich der einzige Protestant dort war, der dieser Partie Dienste erwiesen hat und auch auf dem Congresse noch leistete. Die gedruckten Referate sind fleißig, sachlich und kurz. Ich entsinne mich, nicht bessere, wohl aber viele schlechtere auf den Congressen der letzten dreißig Jahre, die ich mitmachte, gefunden zu haben. Leider fehlte ein Generalreferat, wie sie auf den Congressen der Internationale, die doch diesem Congreß als Vorbilder dienten, aus der Hand von Marx, Engels und Eccarius vorgelegt worden waren. Der katholische Nationalrath, Herr Decourtius, hat in seinem Referat dies theilweise zu ersetzen versucht, jedoch nur nach der historischen Seite, nicht nach der volkswirthschaftlichen. Im Ganzen fand ich, daß sowohl die katholische wie die socialdemokratische Bewegung wohl in die Breite, aber nicht in die Tiefe Fortschritte gemacht hat. Auf beiden Seiten sind die großen Führer, v. Ketteler, Manning, Schings und Marx, Engels, Lassalle nicht ersetzt und nicht einmal fortgesetzt. Darauf werde ich weiterhin eingehen. Man hat also nur Specialreferate über die Einzelschutzfragen vorgelegt, nicht ein Generalreferat über die Umstände, welche heute eine allgemeine europäisch-continentale Arbeiterschutz-Gesetzgebung möglich und nothwendiger machen, als das früher der Fall war, was ich selbst auf dem Congreß auszuführen dann versuchte, aber durch die „Garotte der Zehnminutenfrist" gründlich zu thun behindert wurde. (Schluß folgt.)

---

## Meerescultur.

Von Arthur Dix.

Es giebt in der Entwickelungsgeschichte wohl keine größere Umwälzung als diejenige, die eintrat, als der Mensch nicht mehr die Früchte pflückte, die er in der Natur vorfand, sondern den Baum pflanzte und die Natur zwang, ihm bestimmte Früchte zu geben. Wo der Mensch unmittelbar aus dem reichen Urquell der Natur schöpfen kann, ist nichts von der Cultur zu wissen, die erst eine Folge relativer Uebervölkerung ist. Noch heute ist die Cultur nicht auf alle Zweige der Gütergewinnung übertragen. So früh der Mensch auf dem Festlande zu einer bewußten, weisen Leitung der organischen Production übergegangen ist, so lange hat die Cultur vor dem Wasser Halt gemacht.

Die Fischerei ist einer der ältesten Erwerbszweige der Menschheit, aber noch heute ist sie über eine planlose Raubfischerei kaum hinausgekommen, noch heute überläßt der Mensch die Bewohner des Meeres sich selbst, unbekümmert, ob die scheinbar unerschöpflichen Quellen nicht auch einmal versiegen. Den Seefischen gegenüber verhält sich der Mensch noch heute nicht anders, als einst gegenüber den gewaltigen Büffelherden der Prärien, der Elefantenherden Afrikas, der Robben- und Walroßherden der nordischen Eisinseln. Aber wie jene vernichtet oder der völligen Ausrottung nahe sind, so steht auch den Seefischen ein gleiches Schicksal bevor, wenn die planlose Raubwirthschaft noch lange beibehalten und nicht auch das Meer der Cultur unterworfen wird.

Es ist heute kein Zweifel mehr: Wir haben das Capital unserer Meere angegriffen, wir sind im Begriff, die reichen Fischbestände zu vernichten. Als die hohe See als ganz neues Productionsgebiet erschlossen, als bisher völlig unberührt, wahrhaft jungfräuliche, lebensreiche Gründe des offenen Meeres entdeckt und ausgenutzt wurden, da nahm die Seefischerei einen gewaltigen Aufschwung. Nachdem sich aber einmal die Seefischerei der hohen See bemächtigt und hier eine wüste Raubwirthschaft begonnen hatte, mußte sich's bald zeigen, daß auch die Schätze des Meeres nicht unerschöpflich sind; neue Fischgründe mußten gesucht, auf Schonmaßregeln mußte gesonnen werden. — Seit etwa 100 Jahren ist der Mensch wenigstens in der Binnenfischerei zu den Anfängen einer Wassercultur übergegangen, zu Teichanlagen und künstlicher Fischzucht. Abgesehen von den Austernbänken an den Küsten aber ist auf dem offenen Meere von einer Wassercultur noch nicht die Rede. Noch ist der Glaube zu tief gewurzelt, daß das Meer an organischem Leben ebenso reich und unerschöpflich sei, wie seine Ausdehnung gewaltig und seine Tiefe grenzenlos. Die wissenschaftliche Forschung jedoch hat diese Annahme völlig widerlegt; sie hat dargethan, daß die Flachsee unendlich viel lebensreicher als der Ocean ist, daß aber nach einer Zerstörung des Fischbestandes in den Flachseen auf einen Ersatz aus dem Ocean nicht zu rechnen ist. Wir werden daher für alle Zukunft auf die Flachseen als die reichsten Theile des Meeres und die einzig möglichen Gebiete einer künftigen Meerescultur hingewiesen. Die Armut des Oceans ist in überraschender Weise durch die hervorragenden wissenschaftlichen Untersuchungen von Hensen im Jahre 1889 dargethan, und zwar durch die berühmte deutsche Plankton-Expedition.

Ist damit auf der einen Seite die Hoffnung auf den unerschöpflichen Fischreichthum des Oceans glatt abgeschnitten, so stehen wir anderseits vor der Ueberfischung der Flachseen. Die Frage beginnt so brennend zu werden, daß bereits im Jahre 1891 eine internationale Conferenz in London zusammentrat, um über internationale Schonmaßregeln in der Nordsee zu berathen. Da die Frage damals wissenschaftlich noch nicht hinreichend geklärt war, wurden in der Folgezeit durch eine vom englischen Parlament eingesetzte Untersuchungscommission umfangreiche Erhebungen angestellt, deren Ergebnisse im

Jahre 1893 in einem Blaubuch veröffentlicht wurden. Die Untersuchung führte allgemein zu der Ueberzeugung, daß die ersten Zeichen beginnenden Verfalls der kostbaren Fischbestände der Nordsee deutlich zu erkennen sind, daß es wie bisher nicht weitergehen kann, wenn jene Fischbestände nicht demselben Schicksal entgegengehen sollen, das einst die reichen Walgründe der nordischen Meere gehabt haben. Eine durchgreifende gesetzliche Regelung der Nordseefischerei ist früher oder später unabweisbar.

Die Ueberfischungsgefahr wird um so bedenklicher, je mehr der Seefisch als billiges Volksnahrungsmittel an Bedeutung gewinnt. Der deutsche Seefischereiverein sucht darauf hinzuwirken, daß durch das ganze Land Seefische das ganze Jahr hindurch in tadellos guter Waare zu einem solchen Preise zu kaufen sein sollen, daß auch die unbemittelten Schichten der Bevölkerung das billigste Fleisch, welches existirt, zur Ernährung benutzen können. An diesem Punkte setzt eine hochwichtige socialpolitische Aufgabe ein, welche die deutsche Seefischerei zu erfüllen hat, und deren Bedeutung in demselben Maaße wachsen wird, wie die Dichtigkeit der Bevölkerung zunimmt und der Anspruch an die Lebenshaltung steigt. — Unsere Aufgabe ist es, die Schätze des Meeres nicht zu zerstören, sondern sie zu erhalten und dauernd anwachsen zu lassen. Die Meerescultur wird mit der Zeit eine unabweisbare Aufgabe der Menschheit.

Die erste Grundlage der Meerescultur ist eine wissenschaftliche Durchforschung der Meere. Sie hat uns zuerst gezeigt, daß wir auf die Flachseen angewiesen sind, daß der Ocean nicht den vermutheten Fischreichthum birgt, daß wir im Begriff stehen, die Fischbestände zu vernichten. Sie wird uns auch die Mittel zeigen, der Ueberfischung vorzubeugen und die Meere neu zu bevölkern. Die Untersuchung der Meere wird in Deutschland von einer zu diesem Zwecke eingesetzten Königlichen Commission, von der Biologischen Anstalt auf Helgoland und vom Deutschen Seefischereiverein gepflegt. Verschiedene Theile der Ost- und Nordsee sind wiederholt von eigens für die Untersuchung nach Fischgründen, Laichplätzen u. dergl. ausgerüsteten Expeditionen durchforscht worden. Nur wenn Lebensweise und Wanderungen der einzelnen Fischarten bekannt sind, ist es möglich, ein wenig System in die alte Raubwirthschaft zu bringen, wirksame Schonmaßregeln zu treffen und Meerescultur zu treiben. —

Giebt man erst einmal der Ueberzeugung Raum, daß der Uebergang zur Meerescultur mit der Zeit nothwendig eintreten muß, wenn die Menschen sich nicht selbst der billigsten und reichsten Nahrungsquelle berauben wollen, so wird man sich aber auch einer weiteren Forderung nicht verschließen können, die übrigens bereits von der oben erwähnten englischen Parlaments-Commission aufgestellt ist und auch auf deutscher Seite nur gebilligt werden kann. Es ist dies die Forderung einer Ausdehnung der Territorialgrenze auf der See. Ein vorzüglicher Kenner der Seefischereiverhältnisse, Prof. Heinicke, der Leiter der Biologischen Anstalt auf Helgoland, ist mit den Urhebern des Planes der Ansicht, daß zunächst eine verhältnißmäßig geringe Ausdehnung vollauf ihren Zweck erfüllen würde. Wenn die Grenze der Territorialmacht auf See, die gegenwärtig drei Seemeilen vom äußersten Punkt des Landes beträgt, auf zwölf Seemeilen vorgeschoben wird, und zwar nur in Bezug auf die Ausübung der Seefischerei, so erhält jeder Staat freie Hand in einem ziemlich großen und namentlich für die Fortpflanzung vieler Nutzfische und das Heranwachsen der Jungfische wichtigen Gebiete, und kann selbstständig Schongesetze erlassen, die den örtlichen Verhältnissen angepaßt sind und bei den heimischen Fischern — die dann in diesem Gebiet das alleinige Fischereirecht haben — leicht durchgeführt werden können. —

Es ist natürlich, daß an eine wirksame Meerescultur nicht gedacht werden kann, solange das Meer für die Fischerei, in seiner ganzen Ausdehnung allen Staaten offen steht, so lange alle Völker ernten, was eins erarbeitet hat. — Heute klingt es utopisch, in irgend einer Weise an dem internationalen Charakter des Meeres rütteln zu wollen, allein ebensogut war es utopisch, an eine Landesgrenze zu denken, so lange keine Landescultur nöthig war. Ist doch zwischen uncultivirten Völkern auch jetzt noch von einer eigentlichen Grenzlinie keine Rede; die zu einer Luftlinie zusammengeschrumpfte Landesgrenze ist vollends erst ein Product höchster Cultur und relativer Uebervölkerung. Wenn die Cultur aufhört, vor dem Meere Halt zu machen, dann muß auch der völlig internationale Charakter des Meeres aufhören und für die Zwecke der Meerescultur eine nationale Grenze geschaffen werden. Soll der Raubwirthschaft auf dem Meere ein Ende gemacht werden, so muß die alte drei Meilen-Grenze fallen und für die Seefischerei die Grenze der nationalen Gebietshoheit beträchtlich weiter gezogen werden. Und mit der alten Raubfischerei muß gebrochen werden, wenn die Menschen nicht eins ihrer ältesten Gewerbe vernichten, eins der billigsten Nahrungsmittel zerstören wollen. In der Binnenfischerei ist der Anfang mit einer Wassercultur gemacht, nachdem die Cultur viele Jahrhunderte lang auf das Land beschränkt gewesen. Doch bei dem Binnenmeer darf es nicht bleiben, auch die Flachsee als reichste Quelle der Fischproduction muß culturell gepflegt werden. Für die wachsende Menschheit werden die Grenzen der Landescultur eines Tages zu eng, und sie muß ihr Auge richten auf das große neue Gebiet der Meerescultur.

---

## Die wissenschaftliche Bilanz des Jahrhunderts.

Von Professor Ludwig Büchner.*)

Jahrhundert der Aufklärung — Jahrhundert der Wissenschaft — Jahrhundert der Versöhnung — so kann man die drei auf einanderfolgenden Jahrhunderte des achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten charakterisiren — wobei allerdings mit der Charakterisirung des letztgenannten der Zeit vorgegriffen ist, während dagegen dem Jahrhundert, in dem wir leben, die Bezeichnung als desjenigen der Wissenschaft kaum von irgend einer Seite wird bestritten werden können. Denn die Fortschritte des menschlichen Wissens und des damit im Zusammenhang stehenden Könnens in diesem Jahrhundert sind so gewaltige und tiefgreifende und drängen sich in einen verhältnißmäßig so kurzen Zeitraum zusammen, daß ihm in dieser Beziehung kein früheres Jahrhundert auch nur entfernt an die Seite gesetzt werden kann. Daß Kopernikus genöthigt war, seine epochemachende Schrift über die Umwälzung der Weltkörper aus Furcht vor kirchlicher Verfolgung während dreißig Jahren zurückzuhalten; und daß dieselbe, als sie endlich erschien, als ketzerisch verdammt und verboten wurde, ist bekannt. Auch das Fernrohr wurde als ketzerische Erfindung verdammt, weil es nach kirchlicher Anschauung den Menschen erlaube, weiter zu sehen, als Gott dieses durch die Einrichtung des menschlichen

*) Unser verehrter Mitarbeiter übersendet uns die Correcturbogen seiner unter der Presse befindlichen Schrift: „Am Sterbelager des Jahrhunderts, Blicke eines freien Denkers aus der Zeit in die Zeit", die in einigen Wochen bei Emil Roth in Gießen erscheinen und ohne Zweifel großes Aufsehen erregen wird. Der reiche Inhalt gliedert sich in die folgenden Capitel: Die Wissenschaft, Die Philosophie, Der Materialismus, Die Religion, Der Spiritismus, Die Naturheilkunde, Die Politik, Der Anarchismus, Die sociale Frage, Die Frauenfrage, Die Judenfrage, Die Literatur. Es wird also eine Bilanz des ausgehenden Jahrhunderts auf allen geistigen und öffentlichen Gebieten versucht. Wir bringen hier eine auszugsweise Wiedergabe des bedeutsamen Capitels über Fortschritte und gegenwärtigen Stand der Wissenschaften, und verweisen unsere Leser für die Einzelheiten auf die vielfach anregende Schrift selbst, worauf wir nach ihrem Erscheinen zurückkommen werden. Die Redaction.

Auges gewollt habe. Dennoch ist es gerade das Fernrohr gewesen, welches den beschränkten Anschauungen des geocentrischen Irrthums ein definitives Ende bereitete und die Erde mit ihren Bewohnern von ihrer eingebildeten Höhe als Mittelpunkt des gesammten Weltalls herabstürzte. Aber die eigentliche Krönung des auf diese Entdeckungen gestützten astronomischen Gebäudes erfolgte erst in dem Jahrhundert, an dessen Sterbelager wir stehen, durch die Begründung der wichtigen Wissenschaft der Astrophysik und die dadurch erlangten Kenntnisse über die physikalische und chemische Beschaffenheit der uns umgebenden Weltkörper. Den Reigen dieser Forschungen eröffnete die wunderbare, im Jahre 1859 durch Kirchhoff und Bunsen gemachte Entdeckung der Spectral-Analyse oder der Sprache des Lichtes, welche uns namentlich Aufklärungen über die chemisch-physikalische Beschaffenheit unseres Tagesgestirns oder der Sonne gebracht hat, die der früheren Wissenschaft als völlig unmöglich erscheinen mußten. Auch hat uns die Spectral-Analyse in Gemeinschaft mit dem Studium der merkwürdigen, erst in den letzten Jahrzehnten genauer erkannten und jetzt bereits zu vielen Tausenden bekannten, sogenannten Doppelsterne die hochwichtige Ueberzeugung von der Einheit und Uebereinstimmung des uns sichtbaren Weltalls in Bezug auf seine Stoffe, Kräfte und die in ihm herrschenden Naturgesetze verschafft. Weiter hat in dieser Wissenschaft die fortschreitende Verbesserung der astronomischen Fernrohre und Riesenteleskope sehr erweiterte Blicke in die unendlichen Tiefen des Weltalls möglich gemacht und bei gleichzeitiger Unterstützung durch die Kunst der Photographie das Dasein einer großen Menge neuer Sterne kennen gelehrt — darunter Fixsterne oder Sonnen, welche hundert- oder tausendmal so groß sind als unsere Sonne. Fast noch wichtiger ist die auf gleiche Weise ermittelte Existenz jener merkwürdigen rotirenden, aus glühenden Gasmassen bestehenden Urweltnebel, welche nichts Anderes sind, als entstehende Sonnen- oder Weltkörpersysteme, und deren Betrachtung die Richtigkeit der bekannten Kant-Laplace'schen Theorie über die Entstehung jener Systeme beinahe zur Gewißheit erhebt. Einer der Merkwürdigsten darunter ist der bekannte große Nebel in der Andromeda, welcher auch mit bloßem Auge gesehen werden kann, und dessen durch den englischen Astronomen Dr. Roberts mittelst eines zwanzigzölligen Spiegelteleskops erhaltenes photographisches Abbild die einzelnen Phasen jener Entwickelung deutlich erkennen läßt. Weiter haben uns die verbesserten Fernrohre der Gegenwart eine so genaue Kenntniß der Beschaffenheit der Oberfläche unseres Trabanten oder des Mondes verschafft, daß dieselbe genauer bekannt ist als manche Theile unserer Erdoberfläche in dem Innern der großen Kontinente von Afrika, Australien oder Amerika. Aehnliches gilt cum grano salis von den merkwürdigen Entdeckungen an der Oberfläche des Planeten Mars, deren Deutung uns allerdings bis jetzt noch ungelöste Räthsel aufgiebt, welche aber nach der Meinung gewiegter Astronomen nur auf die Anwesenheit denkender Wesen bezogen werden können. Dem gegenwärtigen Jahrhundert gehört auch noch die etwas ältere, im Jahre 1846 durch Leverrier und Galle auf so merkwürdige Weise gemachte Entdeckung des Planeten Neptun an, welche als einer der größten Triumphe der astronomischen Wissenschaft betrachtet werden muß, indem die mathematische Berechnung das Vorhandensein eines Weltkörpers nachwies, dessen wirkliche Entdeckung dem Fernrohr erst später gelang. In ganz ähnlicher Weise hatte man aus den eigentümlichen Bewegungen des prachtvollen Fixsterns Sirius (des Hundssterns der Alten) unter Zugrundelegung der Gravitationsgesetze dessen Charakter als Doppelstern bereits zwanzig Jahre früher erkannt, ehe Clark in Boston am 31. Januar 1862 den Begleiter desselben selbst entdeckte und damit das schwerstwiegende Argument für die Allgemeinheit der Massen-Anziehung im Weltall lieferte.

An die astronomische reiht sich naturgemäß die physikalische Wissenschaft und die große Entdeckung von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft, welche gegenwärtig wie ein belebender Odem die gesammten Naturwissenschaften durchdringt und den größten Entdeckungen aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdient. Bereits im Jahre 1837 durch Friedrich Mohr geahnt und deutlich vorausgesagt, erhielt das Princip seine wissenschaftliche Bestätigung durch Robert Mayer (1842) und den Engländer Joule (1842—1849), welche beide Forscher ganz unabhängig von einander gearbeitet hatten. Anfangs an der Identität von Wärme und Bewegung nachgewiesen, (weil der Nachweis hier am leichtesten zu führen war) und nach Berechnung des mechanischen Aequivalents der Wärme wurde die Giltigkeit des großen Lehrsatzes alsbald für alle Kräfte der Natur ohne Ausnahme festgestellt und damit die Einheit und Ewigkeit der Bewegung erwiesen. Einen weiteren großen Fortschritt hat die Physik unseres Jahrhunderts zu verzeichnen in der von Clausius und Maxwell angebahnten sogenannten kinetischen Theorie der Gase, welche uns einen tiefen Blick in die grenzenlose Feinheit des Stoffes und die unbegreifliche Geschwindigkeit seiner Innenbewegung eröffnet hat. Nach Clerk-Maxwell enthält das kleinste, unter dem stärksten Mikroskop überhaupt noch sichtbare lebende Wesen immer noch eine Million (nach Tait zwei Millionen) organischer Moleküle oder Atomgruppen, so daß wir uns gar keine Vorstellung darüber machen können, welche unschätzbar große Menge feinster histologischer Elemente oder Eigenschaften der organischen Gewebe, für welche uns keine Untersuchungsmethode zu Gebote steht, existiren mag. Endlich hat das Jahrhundert noch kurz vor seinem Scheiden auf physikalischem Gebiet eine seiner werthvollsten Großthaten vollbracht durch die Entdeckung der X- oder Röntgen-Strahlen, welche unserm Auge erlauben, in die innersten Tiefen von bisher für undurchsichtig gehaltenen Gegenständen einzudringen und damit beinahe die Märchen aus Tausend und Einer Nacht zum Theil zur Wahrheit zu machen Nicht minder wunderbar und unerwartet sind die ebenfalls der allerjüngsten Zeit angehörigen Erfolge, welche die Versuche zum Verflüssigen oder Festmachen von Gas- und Luftarten, wie Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure, Chlor und atmosphärische Luft erreicht haben.

Was weiter das Gebiet der Chemie betrifft, so hat diese Wissenschaft — abgesehen von zahllosen kleineren, für Industrie und Heilkunde hochwichtigen Entdeckungen — durch das hauptsächlich von dem berühmten Liebig in den Jahren 1848—1855 angebahnte Vordringen auf das organische Gebiet und die damit verbundene Aufhellung des Verhältnisses des pflanzlichen und thierischen Stoffwechsels einen ihrer größten Forschritte gemacht — ein Vorgehen, welches von den wohlthätigsten Folgen für die Entwickelung der physiologischen und medicinischen Wissenschaften, sowie der Landwirthschaft begleitet war. Als Folge dieser Erkenntniß haben wir das Gelingen der Versuche zur künstlichen Herstellung organischer Stoffe oder der seit dem Jahre 1856 durch den französischen Chemiker Berthelot inaugurirten chemischen Synthese zu begrüßen. Man stellt jetzt eine ganze Reihe ausgezeichneter organischer Stoffe wie Alkohol, verschiedene Aetherarten, Traubenzucker, verschiedene organische Säuren, Fett, stärkemehlartige Stoffe, Alkaloide, pflanzliche Oel- oder Riechstoffe, und so weiter, auf rein chemischem Wege dar, und man hegt die begründete Hoffnung, daß es mit der Zeit gelingen werde, auch Zucker und Eiweißstoffe, oder wirkliche organische Nährstoffe oder Nahrungsmittel — ja sogar das Protoplasma oder jene organische Ursubstanz, aus der sich alle lebenden Wesen entwickeln, direct oder indirect aus den Elementen herzustellen. Was die Chemie schon jetzt in technischer Beziehung zu leisten im Stande ist, hat sie durch die Darstellung ausgezeichneter Farb-, Riech-, Süß- und Heilstoffe aus Steinkohlentheer bewiesen. Endlich ist an dieser

Stelle noch der Entdeckung eines neuen, bisher ungekannten Bestandtheils der atmosphärischen Luft, des Argons, zu gedenken, sowie der der Chemie geglückten Herstellung des Acetylen-Gases durch Professor Moisson, eines Leuchtgases, welches sechzehnmal kräftiger als gewöhnliches Leuchtgas und fünfmal kräftiger, als das Auer'sche Gaslicht wirkt.

Wenn wir den Fortschritten der Chemie die Beseitigung der Lebenskraft-Theorie zu verdanken haben, so ist es der Geologie oder Erdwissenschaft in ähnlicher Weise gelungen, hauptsächlich durch die Bemühungen des genialen englischen Geologen Lyell, der ehemals in dieser Wissenschaft herrschenden Theorie der großen Katastrophen oder Revolutionen und der getrennten Schöpfungsacte Herr zu werden (1830—1833) und zu zeigen, daß die Vergangenheit der in stetem, langsamen Entwickelungsgang voranschreitenden Erdgeschichte nichts Anderes ist als ihre auseinandergerollte Gegenwart.

Im engsten Zusammenhang mit der Geologie steht die Wissenschaft der Paläontologie oder Vorwesenkunde, welche sich eigentlich erst in unserem Jahrhundert zu dem Rang einer wirklichen Wissenschaft emporgearbeitet hat. Jetzt ist diese Wissenschaft so weit vorgeschritten, daß sie uns einen Ueberblick über die allmälige Entwickelung der gesammten Organismenwelt gestattet, und daß jene Uebergangs- und Zwischenformen, welche von der Entwickelungstheorie verlangt werden, nicht mehr fehlen. Namentlich haben sich die riesigen nordamerikanischen Ebenen als reiche Fundstätten solcher Formen erwiesen. An die Paläontologie oder Vorwesenkunde schließt sich naturgemäß an die Wissenschaft der Anatomie und die hier gemachte große Entdeckung von der Zelle als Urelement oder Grundform der gesammten organischen Welt. Sie geschah im Jahre 1839 durch Schwann und Schleiden, nachdem durch die Bemühungen Amici's in den dreißiger Jahren das Mikroskop oder zusammengesetzte Vergrößerungsglas zu einer solchen Vollkommenheit gebracht worden war, daß mit seiner Hülfe feinere und feinste Untersuchungen der Körpergewebe vorgenommen werden konnten. Durch die Entdeckung der Zelle wurde die Einheit alles Lebendigen nach Art und Entstehung nachgewiesen und gezeigt, daß auch die höchsten und complicirtesten Organismen nur Zusammensetzungen aus Zellen in mehr oder weniger verändertem Zustande sind. Im Jahre 1859 geschah dann die geniale Anwendung der Zellenlehre auf die medicinische Wissenschaft durch Virchow, welcher in seiner Cellularpathologie das Wesen der Krankheit in der veränderten Zelle suchte und den für jene Zeit kühnen Satz begründete: Omnis cellula ab cellula (jede Zelle stammt von einer anderen Zelle) — ein Satz, welcher immer wie ein Eckstein an der Pforte der Wissenschaft stehen wird. Die damit ausgesprochene Continuität alles Lebendigen erfuhr dann weitere Bestätigung durch die Fortschritte der vergleichenden Anatomie, welche im Stande war, den dem Wirbelthiertypus gemeinsamen Grund- oder Bauplan bis in seine letzten Einzelheiten zu verfolgen und nachzuweisen, daß es zwischen thierischer und menschlicher Bildung keine absoluten, sondern nur relative Unterscheidungsmerkmale giebt. Besonders wichtig erscheint in dieser Beziehung der Nachweis, daß auch das Organ des Geistes oder das Gehirn von dieser Regel keine Ausnahme macht, und daß dasselbe bei Mensch und Thier nach einem gemeinsamen Grundplan angelegt und ausgeführt ist.

Uebrigens war mit der Entdeckung der Zelle als Urform der organischen Welt für eine philosophische Betrachtung der Natur und für eine natürliche Erklärung der Urzeugung noch nicht viel gewonnen, da die Zelle als solche ein viel zu hoch stehendes und komplicirtes Gebilde ist, um als Anfangsbildung gelten zu können. Also bestand hier eine Lücke oder Unvollständigkeit unseres Wissens, welche den Gegnern der Theorie der natürlichen Weltordnung eine sehr willkommene Handhabe bot, um diese Theorie für falsch zu erklären. Aber auch diese Schwierigkeit fand ihre Erledigung durch die ebenfalls unserem Jahrhundert angehörige Entdeckung des sogenannten Protoplasmas oder der organischen Ursubstanz durch Max Schulze im Jahre 1863. Dieses Protoplasma, bestehend aus ungeformter organischer Materie, ist gleichbedeutend mit den berühmten Häckel'schen Moneren oder jenen formlosen Eiweißklümpchen, jenen Organismen ohne Organe, aus welchen sich die wahre Zelle erst durch eine lange Reihe von Zwischenstufen hervorbildet. Uebrigens ist auch das Moner aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das erste, sondern selbst ein Endproduct vorausgegangener Entwickelungsstufen auf dem Wege der Umbildung des Organischen aus dem Unorganischen. Geht doch Nägeli (mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre) so weit, den Abstand zwischen dem Moner und der wirklichen primordialen Plasmamasse für größer zu erklären als denjenigen zwischen Moner und Säugethier! An der Hand dieser Entdeckung und der daran geknüpften Schlußfolgerungen bietet auch die so viel ventilirte Frage von der Urzeugung, auf welcher früher ein undurchdringliches Dunkel ruhte, für die wissenschaftliche Erklärung keine Schwierigkeit mehr.

In engem Zusammenhange mit Anatomie und Entwickelungsgeschichte, welche sich mit dem körperlichen Aufbau der Organismen beschäftigen, steht die Physiologie oder die Lehre von den Verrichtungen der Organe. Hier steht obenan die große, im Jahre 1827 durch van Baer gemachte Entdeckung des Eies der Säugethiere und des Menschen an seiner Ursprungsstätte oder dem Eierstock, welcher Entdeckung bald darauf im Jahre 1844 die Aufhellung der vorher in das tiefste Dunkel gehüllten Vorgänge der Zeugung und Befruchtung durch Th. Bischoff folgte. Vier Jahre später, also ebenfalls im Jahre 1848, folgten Du Bois-Reymond's klassische Untersuchungen über die thierische Elektricität und der Nachweis, daß der Nerv nicht, wie man früher annahm, nur Leiter, sondern Selbsterzeuger der Elektricität ist, hervorgehend aus chemischem Stoffwechsel und Umsetzung sogenannter ruhender oder Spannkraft in lebendige Kraft oder Bewegung, folgend dem großen Princip von der Erhaltung der Kraft. In physiologischer Beziehung verdienen besondere Erwähnung die von so großem Erfolg begleiteten Forschungen der Herren Schiff, Ferrier, Munk, Nodnagel, Hitzig, Fritsch, Broca, Flechsig und andere über die Localisation der einzelnen Seelenthätigkeiten oder die Arbeitstheilung im Gehirn und über die topographische Vertheilung gewisser Gehirnfunctionen an der Gehirnoberfläche — Forschungen, welche übrigens noch lange nicht an ihrem Ende angelangt sind. Am wichtigsten darunter ist die zuerst im Jahre 1861 von Broca gemachte Entdeckung des sogenannten Sprachcentrums an einer bestimmten Stelle des Vorderhirns. Krankhafte Entartung oder Zerstörung dieser Stelle bedingt Aphasie oder Sprachlosigkeit. Diese Entdeckung erklärt auch zur Genüge, warum die großen, menschenähnlichen Affenarten, denen jene Theile des Vordergehirns fast fehlen, trotz ihres sehr menschenähnlich gebauten Kehlkopfes nicht sprechen können. Nicht weniger wichtig sind die ganz neuen Untersuchungen von Prof. Flechsig über die sog. Associations-Centren im Gehirn und der von demselben erbrachte definitive Nachweis, daß alles Denken sinnlichen Ursprungs ist, indem erst mit der allmäligen Entwickelung jener Centren die Thätigkeit der verschiedenen Sinnesorgane mit einander in Verbindung tritt und damit das Denken und die Intelligenz möglich macht.

In der Wissenschaft der Zoologie sind neben zahlreichen Fortschritten oder Erwerbungen der systematischen Zoologie besonders erwähnenswerth die durch besondere, zum Theil mit Staatsmitteln errichtete zoologische Seestationen unterstützten Forschungen über das Leben im Meer, insbesondere die durch verbesserte Apparate möglich gemachte Kenntniß der Tiefseefauna, welche Kenntniß Anlaß gegeben hat zur Aufstellung von Haeckel's berühmter Gastraatheorie, nach welcher alle, auch die am weitesten getrennten thierischen

Stämme ihren früheften Urſprung einer einzigen Stammform von höchſter Einfachheit, welche man als „Urmagen“ bezeichnen kann, verdanken. Weiter verdanken wir den zoologiſchen Forſchungen des Jahrhunderts die nähere Kenntniß jener merkwürdigen, dem Menſchen am nächſten ſtehenden thieriſchen Geſchöpfe, deren Exiſtenz noch im vorigen Jahrhundert ſelbſt von Gelehrten angezweifelt oder in das Bereich der Märchen verwieſen wurde — obgleich ſchon fünfhundert Jahre vor Chriſtus der Karthagenienſer Hanno die Gorillas an der Weſtküſte Afrikas geſehen und als wilde „behaarte Menſchen“ beſchrieben hatte. Jetzt kann man die ſogenannten Anthropoiden oder großen, menſchenähnlichen Affenarten theils todt, theils lebendig in vielen Muſeen oder zoologiſchen Gärten ſehen. —

Eng zuſammen mit der Zoologie hängt die Biologie oder Lehre vom Leben, welche wohl den größten aller naturwiſſenſchaftlichen Fortſchritte des Jahrhunderts zu verzeichnen hat durch die Wiederaufnahme und den Sieg der von Darwin im Jahre 1860 neubegründeten und von Haeckel und Anderen weitergeführten Entwickelungs-, Descendenz- oder Abſtammungslehre, welche die alte Schöpfungstheorie gänzlich verdrängt und damit eine ganz veränderte Weltanſchauung geſchaffen hat. In nächſter Beziehung dazu ſtehen die merkwürdigen, bereits erwähnten Entdeckungen auf dem Gebiet der Paläontologie oder Vorweſenkunde und die Kenntniß zahlreicher, früher als ſogenannte „Spielarten“ verachteter oder überſeite geworfener Uebergangsformen.

Auch iſt die ſo lange angezweifelte oder für unmöglich gehaltene Exiſtenz des foſſilen Menſchen bewieſen und das geologiſche Alter des Menſchengeſchlechtes auf der Erde feſtgeſtellt worden. Eröffnet wurde die Reihe der bezüglichen Entdeckungen in den Jahren 1830—1840 durch die Auffindung der berühmten, von Menſchenhand gefertigten diluvialen Kieſeläxte im Thal der Somme in Nordfrankreich durch den franzöſiſchen Forſcher Boucher de Perthes. Seitdem ſind die Forſchungen über Alter, Urzeit und Vorgeſchichte des Menſchengeſchlechts zu einem Lieblingsthema der Zeit wie der Gelehrten geworden, und iſt in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Litteratur über den Gegenſtand entſtanden, deren Reichthum kaum mehr zu überſehen iſt. Auch häufen ſich die Entdeckungen und Funde auf dieſem intereſſanten und umfangreichen Gebiete von Jahr zu Jahr in einer ſolchen Weiſe, daß daraus die ganz neue und erfolgreiche Wiſſenſchaft der ſogenannten Archäogeologie oder einer Verbindung der Erdwiſſenſchaft mit der Altertumswiſſenſchaft entſtanden iſt. Lehrt uns dieſe Wiſſenſchaft auf der einen Seite, daß die Exiſtenz des Menſchen auf der Erde in graue, mit der hiſtoriſchen Zeit gar nicht vergleichbare Fernen hinaufgerückt werden muß, ſo zeigt ſie uns andererſeits, daß dieſe Exiſtenz im geologiſchen Sinne oder im Vergleich mit den Entwickelungsſtufen der Erde ſelbſt eine überaus junge oder neue iſt; daher die Entſtehung des Menſchen gewiſſermaßen als die Krone oder als der Schlußpunkt der ganzen organiſchen Entwickelung angeſehen werden muß, über welche hinaus die Weiterentwickelung nicht mehr in die Hand der Natur, ſondern in diejenige des Menſchen ſelbſt gelegt iſt. Eine höchſt wünſchenswerthe Ergänzung dieſer Studien über die Vor- und Urgeſchichte des Menſchengeſchlechts haben die großen, durch die enormen Verkehrserleichterungen unſeres Jahrhunderts möglich gemachten Fortſchritte in der Ethnologie oder Völkerkunde geliefert.

Ganz eng an die Anthropologie ſchließt ſich an die Pſychologie oder Seelenlehre, von der man jetzt in maßgebenden Kreiſen überzeugt iſt, daß ſie nicht zu den philoſophiſchen, ſondern zu den Naturwiſſenſchaften gerechnet werden muß, oder daß ſie wenigſtens, wenn irgend welches greifbare Reſultat erzielt werden ſoll, nach naturwiſſenſchaftlicher Methode zu behandeln iſt. Dieſe Art der Behandlung hat denn auch das bereits erwähnte Reſultat der Meſſung der Zeitdauer des Gedankens zuwege gebracht. Weiter verdanken wir dieſer Methode die beſſere Kenntniß der Thierſeele und die Anfänge zur Schaffung einer vergleichenden Seelenlehre, in ähnlicher Weiſe, wie wir bereits ſeit lange im Beſitz einer vergleichenden Anatomie ſind. Endlich verdanken wir auf pſychologiſchem Gebiet der Neuzeit die Kenntniß der merkwürdigen Erſcheinungen des doppelten Bewußtſeins und des Hypnotismus mit Suggeſtionserſcheinungen, deren Studium mehr Licht auf das geiſtige Weſen zu werfen geeignet iſt, als die dickleibigſten, aus Selbſtbeobachtung und Selbſtvergötterung entſtandenen Lehrbücher der Pſychologie aus früherer Zeit. Leider haben dieſe Erſcheinungen andererſeits dem nicht auszurottenden Wunderglauben Nahrung zugeführt und Anlaß zu völlig grundloſen ſpiritualiſtiſchen und ſpiritiſtiſchen Träumereien aller Art, wie Gedankenleſen, Fernwirkung des Gedankens oder Gedankenübertragung aus der Ferne, magnetiſcher Rapport, Geiſter- und Geſpenſterglauben und ſo weiter gegeben.

Wenn wir ſchließlich noch der Medicin oder Heilkunde als eines Zweiges der Naturwiſſenſchaft gedenken, ſo iſt auch hier eine Reihe der allerwichtigſten Fortſchritte im Laufe des Jahrhunderts zu verzeichnen. Obenan ſteht die im Jahre 1819 durch den franzöſiſchen Arzt Laennec erfundene Methode der Auscultation oder Behorchung der Bruſtorgane zur Erkennung von Herz- und Lungenkrankheiten mittelſt des Hörrohrs, im Anſchluß an die von Piorry vervollkommnete Methode der Percuſſion, während die bald darnach erfolgende Begründung der pathologiſchen Anatomie durch Rokitansky und der pathologiſchen Hiſtologie durch Virchow die Medicin als eigentliche Wiſſenſchaft mächtig förderten. Eine wiederum praktiſch höchſt wichtige Erfindung der ſogenannten ſubcutanen Injection wurde durch A. Wood im Jahre 1850 gemacht. Weit jünger als alles dieſes iſt die jetzt das Tagesgeſpräch bildende hochwichtige Entdeckung der infectiöſen Mikroorganismen oder Bakterien als Krankheitserreger — eine Entdeckung, welche durch desinficirende Einwirkung im Verein mit der Erfindung des Chloroforms und des Cocains als ſchmerzbetäubendes Mittel einerſeits die bekannten großartigen Fortſchritte der Chirurgie möglich gemacht, andererſeits die Bekämpfung der durch jene Organismen verurſachten Krankheiten mittelſt vorbeugender Maßregeln weſentlich erleichtert hat. Endlich wäre noch der Erfindung einer großen Menge neuer, auf chemiſchem Wege zu erlangender Heilmittel, ſowie neuer Heilmethoden (zum Beiſpiel der Maſſage oder der ſchwediſchen Heilgymnaſtik) zu gedenken, nachdem kurz vorher in der Therapie oder eigentlichen Heilkunde ein hoffnungsloſer Nihilismus das Feld behauptet hatte. Auch die allgemeine Einführung der Kuh- und Schutzpockenimpfung, welche ſich als eine der größten Wohlthaten des Menſchengeſchlechtes erwieſen hat, verdanken wir dieſem Jahrhundert. Ob die nach dieſem Muſter verſuchte Impfung oder Einſpritzung immunifirender Flüſſigkeiten gegen gewiſſe Krankheiten (zum Beiſpiel Diphtherie) das halten wird, was ſie verſpricht, muß nach dem beklagenswerthen Fehlſchlagen der auf ein ähnliches Verfahren bei Tuberculoſe gebauten Hoffnungen abgewartet werden. Doch hat es allen Anſchein, als ob dieſe ſog. „Serumtherapie“ in ihrer weiteren Ausbildung noch zu großen Erfolgen auf dem Gebiet der anſteckenden Krankheiten berufen wäre. Auch iſt die Erkennung innerer Krankheiten oder Verletzungen, namentlich im Bereich des Knochenſyſtems durch die Anwendung der bereits erwähnten X- oder Röntgen-Strahlen zur Durchleuchtung des menſchlichen Körpers auf eine ungeahnte Weiſe gefördert worden. —

An dieſe rieſigen Fortſchritte des menſchlichen Wiſſens reihen ſich nicht minder rieſige, durch die beſſere Kenntniß und Beherrſchung der Naturkräfte bewirkte Fortſchritte des menſchlichen Könnens, welche das neunzehnte Jahrhundert gezeitigt hat. Vor Allem anderen ſind es hier die jeden

Widerstand besiegenden Kräfte des überhitzten Wasserdampfes, welche die besten Kinder des Jahrhunderts, die Eisenbahnen und Dampfschiffe geschaffen und durch die von ihm in Bewegung gesetzten Maschinen die Kräfte ehemaliger Riesen unter den befehlenden Finger des Menschen geschmiedet haben. Wenige Jahrzehnte haben genügt, um den größten Theil der Erdoberfläche mit jenen geflügelten Zeit und Raum besiegenden Boten zu umspannen oder durch die noch wunderbarere Erfindung der Telegraphen und Telephone die entferntesten Punkte jener Oberfläche unter einander in unmittelbare Communication zu bringen. Weitere Kinder unseres Jahrhunderts sind der Phonograph, dessen fabelhafte Leistungen uns an die Märchen der Tausend und Eine Nacht erinnern, und die herrliche Kunst der Photographie oder Lichtmalerei, welche sich, wie bereits erwähnt, neuerdings mit ungeahntem Erfolg in den Dienst der Wissenschaft (Astronomie, Mikroskopie, Teleskopie, Länder- und Völkerkunde) gestellt und durch ihre Moment-Aufnahmen es möglich gemacht hat, ganze Begebenheiten in ihrer natürlichen Reihenfolge an unserem erstaunten Auge vorüberziehen zu lassen. Einer ihrer größten Triumphe steht dieser Kunst übrigens noch in der Herstellung farbiger Abbilder bevor. Weiter wäre zu gedenken der Erfindung des die unerhörtesten Kraftwirkungen ermöglichenden und überall da, wo Massenwirkungen erzielt werden sollen, unentbehrlichen Dynamits, sowie des rauchlosen Schießpulvers, welches vielleicht (?) die wohlthätige Folge einer Verminderung oder gar Abschaffung der großen Continentalkriege zur Folge haben wird.

Endlich ist unser Jahrhundert die Geburtsstätte der noch in der Wiege liegenden Verbindung der elektrischen Kraft mit Chemie und Technik in der Form von Elektrochemie und Elektrotechnik, welche die glänzendsten Aussichten in die Zukunft eröffnet. Denn die wunderbare Kraft der Elektricität übertrifft an Brauchbarkeit oder Anwendbarkeit alle anderen Naturkräfte und überwindet, wie keine andere, die hemmenden Schranken von Raum und Zeit. Sie läßt sich fast unmittelbar und ohne besondere Hülfsmittel in alle anderen Naturkräfte umwandeln, oder aus denselben gewinnen, pflanzt sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit in den vorgeschriebenen Bahnen der Leitungsdrähte fort und kann daher in einem Augenblick überall hingeleitet werden, wo man ihrer oder ihrer Wirkungen bedarf. Wird es einmal dahin kommen, daß man mittelst Elektricität unsere Wohnräume nicht bloß, wie dieses jetzt fast überall geschieht, erleuchtet, sondern auch erwärmt und unsere Speisen kocht, so wird ein wahrhaft paradiesischer Zustand an die Stelle des gegenwärtigen, mit Mühe, Unreinheit, Staub, Aergerniß und Gesundheitsstörung verbundenen Zustandes treten. Sollte es gar der Elektrotechnik gelingen, wozu gegründete Aussicht vorhanden ist, das Problem einer Gewinnung der Elektricität unmittelbar aus den Brennstoffen zu lösen, statt wie bisher auf einem kostspieligen Umweg, so würde dieses ein Ereigniß von so außerordentlicher Tragweite sein, daß dasselbe in seiner Bedeutung für die Zukunft kaum hoch genug veranschlagt werden kann. So wie man in materieller Beziehung unser Jahrhundert mit Recht das Jahrhundert des Dampfes genannt hat, so wird höchst wahrscheinlich das kommende Jahrhundert dasjenige der Elektricität genannt werden müssen, womit dann die Beherrschung der Naturkräfte durch den Menschengeist einen ihrer gewaltigsten Schritte nach vorwärts gethan haben wird. Rechnet man dazu, daß die großartige, in gleichem Maaße noch niemals dagewesene Entwickelung des großen Landes der Freiheit im fernen Westen unseres Globus in materieller wie geistiger Beziehung nach demselben oder vielleicht noch vergrößerten Maaßstabe wie bisher fortfahren wird, so wird es unseren Epigonen des kommenden Jahrhunderts noch viel weniger als den Kindern dieses Jahrhunderts an Anlaß zum Staunen über Dasjenige fehlen, was Menschengeist und Menschenkraft zu leisten im Stande sind. Vielleicht befinden wir uns dem kommenden Jahrhundert gegenüber in derselben unfertigen geistigen Verfassung, in welcher sich die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber dem neunzehnten befunden haben. Denn wenn beispielsweise damals Jemand behauptet hätte, daß man im Laufe der kommenden Jahrzehnte dahin kommen würde, die Stoffe kennen zu lernen, welche in der Sonne oder in den Fixsternen in Verbrennung begriffen sind, oder daß man das Gesetz von der Erhaltung der Kraft entdecken und die Strahlen der Sonne als die letzte Quelle aller auf der Erde wirkenden Kräfte erkennen würde, oder daß man Gelegenheit finden würde, entstehende und entstandene Weltsysteme auf photographischen Bildern zu beobachten, oder daß man Aufklärung über Ursprung, Alter und Entstehung der organischen Welt mit Einschluß des Menschengeschlechts vor hunderttausenden von Jahren erhalten würde, oder daß man in den Stand gesetzt werden würde, organische Stoffe auf künstlichem Wege zu erzeugen, oder daß man die Geschwindigkeit des Nervenprincips und des Gedankens messen würde, oder daß man die Ursache der verheerendsten Krankheiten in mikroskopischen Organismen erkennen würde, oder daß man mit Hülfe des überhitzten Wasserdampfes Meere und Länder mit der Geschwindigkeit des Sturmwindes durchmessen würde, oder daß man mittelst eines einfachen Drahtes die menschliche Stimme auf meilenweite Entfernungen hörbar machen und binnen wenigen Minuten von Europa nach Amerika würde sprechen können, oder daß man im Interesse des Länder- und Völkerverkehrs die gewaltigsten Gebirge durchbohren und mit Hülfe der entfesselten Molekularkräfte oder jener „travestirten Riesen", wie sie Tyndall nennt, auf eisernen Schienen ohne jede körperliche Bemühung die höchsten Berge besteigen würde, oder daß man mit Hülfe der Elektricität die Nacht zum Tage machen und jede beliebige Naturkraft an den Ort würde hinbringen können, wo man sie gerade nöthig hat und so weiter, so würde man einen solchen Propheten für einen Narren erklärt und vielleicht in ein Irrenhaus gesperrt haben, und es würde ihm wahrscheinlich ergangen sein, wie unserem großen Robert Mayer, als er nach der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft für einen Narren erklärt und in ein Irrenhaus gebracht wurde. So oder ähnlich könnte es Demjenigen ergehen, der es wagen wollte, dem zwanzigsten Jahrhundert gewissermaßen sein Horoskop zu stellen und darüber zu phantasiren, was die Fortschritte des Menschengeistes auf den bisher betrachteten Gebieten in der Zukunft noch sein möchten. Vielleicht behalten Diejenigen Recht, welche der Meinung sind, daß wir uns zur Zeit trotz aller jener Errungenschaften, auf die wir mit Recht stolz sind, immer noch in den Anfängen oder Kinderschuhen der Civilisation bewegen, und daß wir in Wirklichkeit noch sehr weit entfernt sind von denjenigen materiellen wie ideellen Zielen, welche das Menschengeschlecht in seinem unaufhaltsamen Vorwärtsdrängen noch zu erreichen bestimmt ist oder im Stande sein wird. Vielleicht hat der große Isaak Newton das richtige Bild gebraucht, wenn er uns mit Kindern vergleicht, welche am Meeresstrande hier und da einen seltenen Kiesel oder eine bunte Muschel auflesen, während das große Meer der Wahrheit noch ganz unerforscht vor ihnen liegt. Wir sind nicht im Stande, darüber zu urtheilen, da wir ja gar nicht wissen und nicht wissen können, wo wir eigentlich im Gang der civilisatorischen Entwickelung der Menschheit stehen, und ob wir darin weit vor oder weit zurück sind, weil uns jeder Maaßstab der Vergleichung fehlt. Die Zukunft allein kann darüber entscheiden. Es mag daher dieser Gedankengang nicht weiter verfolgt, sondern hier nur nochmals daran erinnert werden, daß die großen Fortschritte des Wissens und Könnens in unserem Jahrhundert leider nicht begleitet gewesen sind von gleich großen Fortschritten auf moralischem, allgemein intellectuellem, literarischem, socialem und vielleicht

auch politischem Gebiet. Dieses nachzuholen und den bisher vermißten und doch so nothwendigen Einklang zwischen Sein und Denken herzustellen, so weit solches zur Zeit möglich ist, wird vielleicht Hauptaufgabe des kommenden Jahrhunderts sein.

Was schließlich die Fortschritte der übrigen, bisher nicht erwähnten Wissenschaften (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz) in unserem Jahrhundert angeht, so dürfte darin unseres Wissens wohl viel Bewegung, aber verhältnißmäßig wenig wirklicher Fortschritt zu bemerken sein. Eine Ausnahme macht die Geschichte, welche einen von früher sehr verschiedenen und mehr wissenschaftlichen Charakter als Culturgeschichte angenommen hat, mit Einschluß der Religionsgeschichte, welche den alten indischen Religionsreisen, insbesondere der ehrwürdigen Religion des Buddha, wieder die verdiente Aufmerksamkeit zugewendet hat. Ferner die mit reichen Erfolgen belohnte Alterthumswissenschaft welche namentlich in Verbindung mit einem Zweige der Naturwissenschaft oder der Geologie als sogenannte Archäogologie uns die kostbarsten Aufschlüsse über die Prähistorie des menschlichen Geschlechts zu liefern im Stande war. Auch Nationalökonomie, Statistik und die Wissenschaft der Hygiene dürfen mit Stolz auf ihre Leistungen zurückblicken. Auch die Ethik oder Moralwissenschaft hat aus den Aufklärungen der Naturwissenschaften über die allmälige Erwerbung und Vererbung geistiger und moralischer Eigenschaften großen Nutzen gezogen. In fast noch höherem Grade gilt Aehnliches von der allgemeinen Sprachwissenschaft, welche mit Glück die Principien der Entwickelungstheorie auf das große Problem von der Sprachentstehung angewendet und gezeigt hat, daß die Gesetze, nach denen Arten und Sprachen entstehen, wachsen und durch Aussterben der Zwischenglieder sich sondern, die nämlichen sind. Daß übrigens auf allen Gebieten menschlichen Wissens ohne Ausnahme eine große Menge wichtiger und werthvoller Detailuntersuchungen gemacht wurden, welche in ihrer Gesammtheit auch die betreffende Wissenschaft als solche auf eine höhere Stufe zu heben geeignet sind, erscheint selbstverständlich und bedarf nur dieses kurzen Hinweises.

---

## Meister Böcklin.

Zum siebzigsten Geburtstag.

Von Franz Servaes.

Drei Städte der Rheingegend: Bonn, Frankfurt und Basel haben der deutschen Culturgemeinschaft in diesen anderthalb Jahrhunderten ihre größten Künstler geschenkt: Beethoven, Goethe und Böcklin — den Musiker, den Dichter und den Maler. Damit dürfte auf lange Zeit des Rheines tiefste Sehnsucht gestillt sein: Rausch und Schönheit zu gebären!... Es scheint als ob die schöpferische Culturkraft der Deutschen sich langsam dem Osten zubewege! ...

Böcklin kam von den Dreien als der Letzte. Er ist der glückliche Erbe seiner beiden erlauchten Vorgänger. Das frohe gesättigte Heidenthum Goethe's rauscht mit der Macht Beethoven'scher symphonischer Entzückungen durch die Farbenwelt seiner Bilder: ihr tiefster vernehmlichster Unterton. Und gleich jenen Beiden hat er das beste Blut seiner Heimath, den Glanz und die tiefe Lebensfülle in sich eingesogen — um dann die Flügel weiter zu breiten, unendlich viel weiter, und den Adlerflug hinauszunehmen in die ganze Welt, bis dorthin, wo die Himmel zusammenstoßen, die Himmel und auch die Höllen ...

Am 16. October 1827, in Basel, ist er geboren — in dieser nüchternen pietistischen Stadt, die so wenig ausersehen scheint, einem Genie der Phantastik das Dasein zu erschließen. Aber im Norden steht der Schwarzwald, und im Süden breiten sich die Alpen, und mächtig-gelassen treibt der Rhein seine grünen Wogen, in breiter Straße, mitten durch die Stadt. Kirchen und Dome erheben sich, Erinnerungen an Holbein werden wach. Verlangend wirft das Romanenthum versucherische Wellen an den Grenzstrand der Germanen. Von Italiens Sonne strahlt ein Glanz herüber, bannend und lockend. Auch Andere erfuhren diese doppelte Werbekraft des Südens und des Nordens: Unweit von Böcklin wurde der jüngst verstorbene Jacob Burckhardt an gleicher Stätte geboren ...

Böcklin und Burckhardt gehören in manchem Sinne zusammen, obwohl der Eine Maler ist und der Andere ein „Gelehrter" war. Aber sie schauen in die gleiche Welt, und schauen mit gleichen Blicken der Sehnsucht und der seherischen Kraft — und fühlen mit dem gleichen Herzschlag des liebenden Verlangens und der schauernden Ehrfurcht — und sind Beide im tiefsten Grunde etwas Anderes noch als Maler und Gelehrter: sind Dichter!

Gerechter Geist, den die Natur erkoren,
Als Hoherpriester ihr mit reinen Händen
Des Abendopfers Weihrauchduft zu spenden,
Wann schon die Sonne naht des Westens Thoren —
Vielleicht hast du im Leben viel verloren,
Bis du, entrinnend vor des Schicksals Bränden,
Dein Bündniß schlossest an des Waldes Enden,
Mit den Dryaden und den süßen Horen.
Drum will ein tiefes Sehnen uns beschleichen
Nach Glück und Ruh', wann du den Blick geleitest
Vorbei den hohen immergrünen Eichen,
Zu schattigen Hainen dann die Landschaft weitest,
Palläst' und Tempel baust, und jenen weichen
Nachmittagsduft auf ferne Meere breitest.

Das sind Verse Jacob Burckhardt's, und sie gelten Claude Lorrain. Sehr Vieles davon könnte man mit Fug auch auf Böcklin beziehen, den man wohl einen Schüler Claude Lorrain's nennen darf — freilich, so weit ein Mann von solch' erhabener Originalität „Schüler" zu sein vermag! Er ist ja auch Schüler von Rubens, von Tizian und von Boticelli, sowie er Schüler von Schirmer und Schwind war, und gewiß sind Mitlebende wie Anselm Feuerbach, wie Hans Makart nicht ohne Einwirkung auf ihn geblieben. Man nennt diese Namen so hin und glaubt Etwas damit zu sagen, dem Geheimniß des Werdens und Wachsens ein wenig auf die Spur zu kommen. In Wirklichkeit ist sehr wenig damit gesagt. Denn schließlich konnten alle diese Lehrmeister und Helfer dem Künstler doch zu nichts Anderem verhelfen als: sich selber zu finden und tiefer zu enträthseln — des eigenen Reichthumes bewußt und froh zu werden! Sie berührten gewisse sympathische Saiten in ihm, brachten sie in stärkere Schwingung, aber der Klang, der ihnen entquoll, war doch der eigene Klang, der Ur-Klang der Böcklin'schen Künstlerseele. Es muß indeß wohl eine eigenartige Beruhigung, fast möcht' ich sagen: ein süßer Trost für uns darin liegen, einen großen Meister des Schaffens aus seiner scheinbaren Isolirtheit herauszulösen und ihn hineinzustellen in eine Reihe glänzender Namen, mit denen ihn bald hier bald dort geheime sympathische Beziehungen fördernd verbinden. Es ist, als ob etwas Schreckhaftes dadurch gehoben würde — denn der bloße Anblick der Genialität, von allem Irdischen losgerissen, bietet wohl einen der tiefsten Schrecken, die der menschlichen Seele widerfahren können! Und die Beruhigung tritt erst ein, wenn wir gewahren, wie die einsame Wunderblüthe einem festen gesunden Stamm und fruchtreichen Boden entsproß, und wie neue Fruchtbarkeit von ihr ausgeht. So sagte man eine Zeit lang mit einem gewissen Gruseln: „Böcklin steht allein da — er ist ohne Vorgänger, wird ohne Nachfolger bleiben — er ist ein Capriccio der Kunstgeschichte." Heute wissen wir, daß er eine organische Frucht ist. Denn wie wir ihm Ahnherren zuschreiben können, die alle an seiner Erzeugung nicht ohne Verdienst sind, so sehen wir auch die

Kinder und Enkel seiner Kunst um uns aufblühen, einen Thoma (der indeß mehr wie ein jüngerer Bruder erscheint), einen Klinger, Stuck, Hofmann, Lechter, Sandreuter, und in vielen Anderen, die wieder andere Wege schreiten, gewahren wir die Spuren des von ihm ausgestreuten Samens. Und wenn wir in's Ausland schauen, so gewahren wir zwei große Meister, die seine Zeitgenossen sind, und die, ohne daß directe Berührungen stattfanden, verwandte Wege wandelten, Puvis de Chavannes in Frankreich, und in England Edward Burne-Jones. Nur daß der Deutsche, der Franzose und der Engländer untereinander so verschieden sind, wie es die drei Nationen sind, die sie vertreten. —

Als das Ur-Phänomen der Böcklin'schen Kunst betrachte ich die Verbindung des Phantastischen mit dem Elementaren. Dies ist seine allerpersönlichste Note, wie sie in gleichschöner Prägung, Tiefe und Kraft bei keinem anderen Maler wiederkehrt — Rubens vielleicht ausgenommen, der indeß neben diesem „Griechen" wie ein wilder, taumliger Barbar wirkt. Vielfach hat die Phantastik sich sonst verbunden: bei Thoma mit dem Idyllischen, Volksliedhaft-Verträumten, bei Klinger mit dem Gedankenhaften, Speculativ-Problematischen, bei Hofmann mit dem Paradiesischen und bei Stuck mit dem Brutalen. Sehr vielfach, wie besonders bei Melchior Lechter, verknüpften sich ornamentale und rein decorative Bestrebungen damit, und selbst der modernste Chic hat es verstanden, auf artige und bizarre Art (manchmal auch auf freche Art) „phantastisch" zu sein. Böcklin, dem Einzigen, war es gegeben, indem er sich ganz dem Höhenflug seiner Phantasie und Eingebung überließ — zugleich die tiefsten Tiefen von Natur und Leben vor uns zu erschließen, und jenen Strom uns erkennen zu lassen, den dunkel-rauschenden, der uns Alle trägt, der uns zum Gott und zum Thiere macht.

Draußen, in der Natur, erblickte er diesen Strom ...

Es war daher ein richtiger Instinkt im Werk, wenn man vielfach pries: Böcklin sei der größte Landschafter unseres Jahrhunderts! Etwas Richtiges ist damit gesagt, nur freilich — es ist zu wenig gesagt! Die Landschaft ist gleichsam nur der Resonanzboden Dessen, was er uns zu künden hat. Das, was dem Ton Tiefe Klang und Fülle giebt. Der Ton selbst aber ist mehr: er ist die Offenbarung, die aus der Natur uns entgegenschwillt. Hätte Böcklin nach dieser Offenbarung nicht gesucht, er hätte wie Andere eine simple Abschrift der Natur geboten. Ihm aber hat die simple Abschrift niemals genügt, weil diese nichts ist als eine blinde Copie, hinter der keine Geheimnisse wachen. Auf allen Böcklin'schen Landschaften aber wittert es von Geheimnissen, und deßhalb sind sie mehr als Landschaften, sind Seelen- und Natur-Offenbarungen. Nicht ein Menschenauge, ein Seherauge hat sie erschaut. Und darum leben diese Landschaften, sie gebären Wesen, die in ihnen leben ... Wesen, welche gleichsam der letzte Extract der landschaftlichen Eigenart sind. Gleichwie in Beethoven's „Neunter Symphonie" das Wogen der Töne im bloßen Klang der Orchesterinstrumente sich zu erschöpfen droht und nun mit Macht auf die Einführung der herrschend drüberhin schwebenden menschlichen Stimme dringt, um dann erst ihrer höchsten Schöpfermacht inne zu werden und in jenen tausendstimmigen Jubel zu münden, der wie ein sich aufwärts bäumender Ocean zum Himmel spritzt — so will auch das intimste Pulsen der Lebenssäfte in der von einem Böcklin erschauten Natur, will mit gebieterischer Strenge, daß der göttliche Thiermensch erstehe, in dem Alles, was die Natur gährend und werdetoll durchbebt, zu seinem höchsten gesammeltesten Ausdruck komme.

Es ist also unmöglich, das Figürliche vom Landschaftlichen bei Böcklin zu trennen. Man muß vielmehr sagen: er ist der größte Landschafter, weil er der größte Mythologe ist — und umgekehrt: der größte Mythologe, weil er der größte Landschafter ist. Sowie man vom Culturmenschen sagt, daß die individualisirten Wohnräume, in denen er wirkt und lebt, der erweiterte Ausdruck seiner Persönlichkeit sei, so gilt vom Böcklin'schen Fabelmenschen, daß die Natur sein Wohnhaus ist, und daß Beider Art und Wesen auf's Organischste zusammenpaßt. Sie bedingen sich gegenseitig, weil sie getrennt von einander nicht denkbar sind.

Dadurch, daß die Böcklin'sche Phantastik ihre festen Wurzeln im Elementarischen hat, besitzt sie jenen großen und sicheren Zug, der jeden Jubel und jeden Schmerz und das blüthenleise Weben der schwankenden Stimmung mit der Macht einer ungeheuren Suggestivität ausspricht. Mag die Laune ihre tollsten Purzelbäume schlagen, Niemand denkt jemals an Willkür. Man sieht nur das Ueberschäumen der Säfte und Kräfte, und Alles ist so natürlich und so klar wie am ersten Schöpfungstage. Er malt z. B. die „Einsamkeit" — Felsen, Cypressen, ein Wasserbecken — Lorbeerbüsche wuchern durch Weidengestrüpp — Hauch des Unbetretbaren ... Das Alles wird Fleisch in einer verlassenen Frau, die wie die verkörperte Elegie dasteht, schwermüthig gewandet, allem Irdischen entfremdet. — Oder das „Schweigen im Walde", das bekannte Berliner Bild! Gespenstisch-leise tritt zwischen den Stämmen, den hohen, schlanken, moosübersponnenen Stämmen, das Einhorn hervor ... Und auf dem Rücken des geheimnißvollen Thieres, das so menschenklug blickt, die Nymphe mit den schattentiefen Räthselaugen, die wie Rehaugen aufgeschlagen sind so scheu, so fragend — und so groß und unschuldig wie Märchenkinderaugen. Sie sitzt gelassen, und ganz in sich versunken — verträumt, versonnen, keines Lautes gewärtig ... Nur wenn Alles schweigt, kommt diese wundersame Reiterin. Beim ersten Menschenlaut verschwindet sie spurlos, zerrinnt in der Secunde ... Und einsam starren wieder die Stämme zum Himmel. — Anderswo dafür ist die Natur mit Menschen freundlich belebt. Zwischen sanften, blumenreichen Wiesenhängen schleicht ein breiter klarer Bach. Pappeln stehen, dunkel in die Höhe, und der Wind dreht raschelnd ihre Silberblätter. Blau und goldig strahlt der Himmel ... Da herrscht fröhlicher Kinderlärm. Sie haschen sich und rüsten sich zum Bade, alle weiß und splitternackt. Einer sitzt und läßt sich die Haut im Sonnenwind trocknen ... Die Natur wünscht hier den Menschen. Und der Mensch ist da, in der Gestalt des Kindes, und erfüllt Alles mit unschuldigem Gejauchze.

Dann kommen die großen dramatischen Landschaften: die Villa und die Burgruine am Meer, der Ueberfall von Seeräubern (mit dem rothbrennenden Schloß), die Insel der Todten, die Gefilde der Seligen. Hier werden die Accorde stärker und schwellender. Ein Geschehniß tritt vor uns hin, ein Schicksal entrollt sich. Aber stets ist die „Handlung" nichts Anderes, als der Leben gewordene Geist des Ortes. Diese Burg mit den hohen Brückenjochen über der dunklen gischtigen See, sie muß brennen — roth und qualmig aus allen Thürmen und Fenstern brennen, damit sich ihre ganze Schönheit und innerstes Wesen für uns offenbaren. Und zu jener schweigenden Insel im schweigenden Meer, über der die Cypressen so feierlich ragen, zu diesem weltentrückten Felseneiland, muß der sargbeschwerte Kahn hintreiben mit der weiß emporgereckten Trauergestalt — das ist das einzige Leben, welches hier möglich ist, ein Leben, das den Tod noch eindrucksvoller macht.

In fast all' diesen Landschaftsbildern spricht das Meer seine gewaltige Sprache. Aber weit tiefer noch und mächtiger hat Böcklin auf anderen Bildern die Natur des Meeres sich unterworfen, hat diesem ungeheuerlichsten Element die Seele gleichsam aus dem Leib gerissen. Nirgends enthüllt sich die Genialität dieses Mannes ehrfurchtgebietender als auf seinen Nereiden- und Tritonenbildern. Da hat er das Unmögliche möglich gemacht, hat endliche Formen für die Unendlichkeit geschaffen. Der Maler, mit den bloßen Mitteln seiner Technik, vermag nur die Oberflächenreize der Dinge vor uns hinzustellen. Will er Tieferes sehen und Tieferes enthüllen, so muß der Dichter in ihm wach werden, der auch für das

nicht Sinnenfällige, für das in rascher Bewegung Entschlüpfende klare und packende Symbole schafft. — Ein Maler, der nur als *Maler* vor das Meer hintritt, wird ewig verzagen müssen. Und wenn er das Beste an naturgetreuer Reproduction giebt, das in seiner Technik überhaupt denkbar ist, er wird bestenfalls eben nur rollende Wellen, spritzenden Gischt, beglänzte Flächen vor uns hinbreiten können, vielleicht mit einem entzückenden Reichthum von Raffinement und zusammenklingenden Nuancen — aber die Natur des Elements, den schillernden und wechselnden Charakter des Oceans, seine Liebe und Güte, seine Tücke und Wildheit und seine zornige Wucht, wird er niemals genügend auszudrücken vermögen. — Dies aber hat Böcklin zu Wege gebracht. Er hat das Meer bevölkert, mit Wesen, die seiner Einbildung entstammen, die aber in wundervoll organischer Weise der See zu entwachsen scheinen. Sie drücken Dasjenige aus, was in unserer *Empfindung* vom Meere lebt, sind märchenhafte Verdichtungen elementarer Inneneindrücke. Da ist ein Bild „Meeresstille" — eine grandiose Erdichtung. Es symbolisirt das unheilvolle Brüten der See bei reglosser Schwüle. Ein Meerweib liegt, schön wie Cleopatra, träg auf schmaler Klippe. Rothe, fast purpurne Haare fließen ihr auf Schultern und Nacken. Die Augen sind wie glimmende schwarze Kohlen, von Schatten bedeckt. Sie starrt geradeaus. Auf ihrem Fischschwanz sitzen, fast drollig in ihrer reglosen Würdigkeit, drei schwarzköpfige Möven. Die See liegt wie Blei. Ein leises Kräuseln nur entsteht durch einen tauchenden Triton. Der liegt mit dem Leib unter Wasser und glotzt aus dummen Froschaugen hinauf zu der brütenden Schönen. Die träumt schlimme Träume. Leise hebt sie, ganz leise, die eine Hand. Das sieht aus, wie wenn ein Tiger tückisch die Tatze hebt. Die Hand lauert, die Augen lauern. Lange wird die „Stille" nicht mehr währen. Sie kündet den Sturm.

So erschließt uns Böcklin die Psychologie des Meeres durch die Psychologie des Weibes: in Beiden lauert der Dämon. Ein andermal liegt eine Najade, sich rekelnd, auf dem Rücken. Ihre geschlitzten Fischaugen, in dem graubleichen Gesicht, blinken vor Falschheit. Lässig kost sie ihr liebes Hausthier, eine riesige Seeschlange, die mit schnurrbärtigem Seehundskopf neben ihr auftaucht. Der Triton sitzt hinter ihr auf der Klippe und stößt mit Macht in sein Muschelhorn. Der Sturm bricht los! — Und dann ist er da. In ungeheuren Wellen wirft er sich über ein schmales Riff. Ein Triton kauert darauf, läßt sich die Sturzwogen über den Kopf gehen. Der ist jetzt in seinem Element. Ihn freut das Rasen der Wassermächte. — Und dann wieder ist die See so spielend-heiter, so lustig und freudevoll. Da ziehen die Nereiden aus in langem Zuge, necken und spritzen sich, und ein bärtiger Meeralter, bombastisch-verzückt, schlägt als edler Sänger die mächtige Muschelharfe. — Oder ein plumper, patziger See-Kentaur patscht einher, macht Jagd auf die schönen Nereiden. Die stieben nach allen Seiten auseinander, kichern und lachen, und tauchen schnell unter Wasser. Doch die Eine scheint sich zu fürchten. In ihrem gerötheten, weißhaarigen Gesicht glotzt die Angst, und hastig plätschert sie dahin. Dazu lacht ein brauner Triton, der ihr galant zur Flucht verhilft.

Nereiden und Tritonen sind Figuren der griechischen Mythologie. Und so sind auch die Faune, Nymphen, Pane und Kentauren, die Böcklin malt, der antiken Fabelwelt scheinbar entlehnt. Doch nur scheinbar! Denn das Leben, das diese phantastischen Kumpanei durchpulst, ist neu und original, ist modern-romantisch. Eine nordische Phantasie und ein nordischer Realismus sind hinübergeströmt in die südliche Welt der classischen Mythologie. Man könnte wohl sagen: Böcklin ist der Maler der classischen Walpurgisnacht. Denn von der gebändigten griechischen Formenschöne, von irgendwelchem Aesthetismus der Bewegung wissen die Böcklin'schen Faune und Kentauren nichts. Die kennen den nordischen Blocksberg und seine Zügellosigkeit. Rauh und zottig ist ihre Haut, derb ihre Fröhlichkeit, und ihre Wuth ist maßlos und zerstörerisch. Struppig, wie die Natur, in der sie leben, struppig und ruppig ist ihre ganze Art. Alles strotzt an Leben von ihnen. Sie sind *heute* geboren und frei von Staub und Moder der Jahrtausende. —

So geht durch all diese Böcklin'sche Phantastik nicht bloß im Großen jener oft hervorgehobene elementare Zug, sondern auch im Kleinen ein gesunder und kräftiger Realismus. Dieser Mann, der den Schönheitsrausch kennt, wie kein Zweiter, schreckt dennoch nirgends, wenn die Gelegenheit ruft, vor der Häßlichkeit zurück, und er weiß ganz genau, daß Häßlichkeit — ein Kunstmittel ist. In der mannigfaltigsten Weise versteht er sie zu seinen Zwecken zu verwenden.

Man sehe jenes Bild — zwei Köpfe bloß: die Madonna küßt den todten Heiland. Da ist Maria als altes, abgemagertes Mütterchen gebildet, wie es kühner nicht Dürer und Roger van der Weyden hätten bilden können. Die glanzlosen Augen sind leergeweint, das graugrüne Gesicht ist eingefallen und blutlos. Und die Lippen spitzen sich — in vielen schmalen Fältchen laufen sie zusammen — zaghaft und sehnsüchtig spitzen sie sich nach vorne, zum letzten, innigen, mystisch-ehrfürchtigen Mutterkuß. — Diese Maria ist, wenn man von einem abstract-ästhetischen Standpunkt an sie herantritt, abschreckend häßlich, aber in dieser „Häßlichkeit" liegt die ganze Selbstvergessenheit des Schmerzes, die Verachtung jeglicher Schöne. Und sie ist ergreifend-wahr. Worte, wie „schön" und „häßlich" haben hier keinen Sinn mehr. — Um die gleiche Zeit etwa (1879) malte er eine büßende Magdalena: ein rothes, gedunsenes Weib, ganz triefend von Thränen, die Lippen vor Weinen verzerrt — fast glaubt man zu sehen, wie sie das Feuchte der Nase zurückzieht. Auch diese Magdalena ist häßlich, auch sie ist wahr — aber es liegt noch ein Drittes in diesem Kopf: eine gewußte, gewollte Komik. Ein leises Augenzwinkern des Künstlers scheint zu verrathen, daß er sich ein wenig lustig macht über den „tiefen Seelenschmerz" dieser *vieille cocotte*. — Und noch ein Bild aus der gleichen Periode: Odysseus und Kalypso. Odysseus steht, ganz eingehüllt in einen dunkelblauen Mantel, vom Rücken gesehen, am Meer und blickt hinaus, starr wie eine Salzsäule. Kalypso, neben ihrer Grotte, sitzt auf einem Felsen und blickt sich nach ihm um. Dabei stemmt sie den einen Arm auf und hebt, eben so wahr wie unschön, die eine Schulter. Ferner macht sie ein höchst verdrießliches, fast möchte man sagen: verärgertes Gesicht. Beim Hund! es kommt der werthen Dame arg in die Quere, daß ihr Liebhaber ihr entwischen will!!

So erwuchsen in diesen Fällen Tragik sowohl wie Humor auf der festen Basis eines strengen Realismus. Und darum wirken Tragik und Humor bei Böcklin so wundervoll ungezwungen und überzeugend. Die berühmte „Susanna im Bade" etwa — das feiste Judenweib mit den geilen, alten Schäkern — oder der asketische Knochenmann, der heilige Franciscus, wie er den Fischen predigt, in Sonderheit jenem frömmelnden, ehrenwerthen Hai (der dann unten auf der Predella so wacker die Kleinen verschlingt) — sind sie nicht, abgesehen von ihrem grandiosen Witz, in den Einzelheiten von jener frappirenden Wirklichkeitstreue, daß man das Leben mit Händen zu greifen meint?!... Es giebt Leute, die sprechen da von Carricatur. Ach, das Leben, unbarmherzig wiedergespiegelt, wirkt immer wie Carricatur! Wir haben uns an's Schönsehen gewöhnt! Deßhalb scheint uns die gemeine Wirklichkeit so verletzend, so unwahr.

Aber es versteht sich von selbst: bei der gemeinen Wirklichkeit bleibt ein Künstler, wie Böcklin, nicht stehen. Es ist nur werthvoll zu constatiren, daß er sie nicht *scheut*, daß er in gewissem Sinne von ihr seinen Ausgangspunkt nimmt. Gerade darum wird er dort, wo er sich über sie erhebt, so tief, so gewaltig. Dann liegt die „Wirklichkeit" bezwungen unter ihm, wie ein unterjochter Drache — aber mit dem Drachen ist *gekämpft* worden, er wurde nicht schlechtweg...

ignorirt, wie manche von den vornehmen Jüngeren thun, die ihr priesterliches Antlitz scheu vor jedem Hauche der Gemeinheit verhüllen und ihre Griechentempel auf den Kuckucksinseln errichten. Nein, Böcklin kennt auch das niederste Menschliche, und darum ist sein höchstes Menschliches, wann der magische Dämmer verklärender Poesie darüber hingebreitet ist, so tief im Innersten wahr.

Es sei hier an die Pietà der Berliner National-Gallerie erinnert. Weihevoller, tiefer und ergreifender ist niemals Mutterschmerz gemalt worden. Das ist denn doch noch mehr als die Madonna mit den faltigen, gespitzten Lippen... Hier sieht man das Antlitz der Maria nicht. Sie hat es verborgen an der Leiche des Sohnes. In einem Schmerz, der schön ist ohne Pose, liegt sie hingegossen da, und ihre Hände allein, die eine an der Schulter, die andere im Haar des geliebten Leichnams, sprechen eine beredte Sprache. Und blaue, bengalische Nacht ist darüber ausgegossen — und in den Wolken darüber leuchtet die tröstende, sich neigende Engelglorie! Es ist hier nicht die Kraft der Erfindung allein, es ist in mindestens gleichem Grade die Poesie der Farbe, was die Wundermacht dieses Bildes ausmacht. Damit ist der Punkt berührt, wodurch Böcklin, von allem mehr Associativen abgesehen, allein als Maler für unser Jahrhundert von fundamentaler Bedeutung wurde. Er hat gewiß nicht etwa die Farbe wieder „entdeckt". Die Entdecker waren vielmehr vorher da, und Manche haben mit ihm gleichzeitig nach Vertiefung und Steigerung der coloristischen Mittel gerungen. Fast möchte man behaupten, Böcklin habe nichts Anderes gethan, als sich von dem vorhandenen Strome behaglich und sicher tragen lassen. Er kam aber dann mehr und mehr in ein rasches und prächtiges Fahrwasser, und war dann plötzlich an einer wundersamen Insel gelandet, die die Gefährten kaum aus der Ferne geahnt hatten. Die Anderen haben es gewiß verstanden, in Farben zu combiniren, kühn, geschmackvoll und selbstvergessen — Böcklin aber hatte es sich abgewonnen, in Farben zu dichten. Aus dem Wesen der Farben erwuchsen ihm mehr und mehr seine Bilder. Aus dem Sinnlichen gebar sich ihm das Uebersinnliche. Er ging dabei dreist und rücksichtslos vor — und die seine Wunder zum ersten Mal erschauten, schrieen auf, wie gestriegelt. Aber langsam bezwang er die Augen wie die Herzen. Heute ist für uns Alle „Böcklin'sche Farbe" der Inbegriff des höchsten Rausches, den moderne Malerei uns zu spenden vermag.

So steht Böcklin da als ein großer Zauberer, den wir als treu-wahren Menschen sehen und lieben, der schlicht unter uns wandelt, und den wir andachtsvoll verehren. Seiner Wundermacht zu erliegen, ist uns höchste Seligkeit, und seiner führenden Hand zu vertrauen, ein milder gnadenspendender Trost. Denn der große Künstler ist auch ein großer Weiser. Erhebung, Begnadung, Beruhigung geht von ihm aus.

Er hat sich einmal gemalt mit dem fiedelnden Tod zur Seite. Der Geiger grinst, fast freundschaftlich, und neben ihm steht der Mann mit der Palette und horcht zu ihm hin, gespannt, mit schicksalsvoll-verschleierten Augen. Der Tod zwar ist lustig, aber der Horcher ist es nicht. Der kennt auch das tiefe Weh in all' der Lust des Werdens und Vergehens. Dann hängt im Baseler Museum, von Bruckmann modellirt, ein von Böcklin erfundenes, nein: erschautes Medusenhaupt. Denn dieses bleiche Schlangenantlitz ist eine Vision, eine nächtliche Vision der tiefsten Angst und unheimlichen Bedrückung. Wie eine Riesen-Dornenkrone ringeln sich die Schlangen, und das Haar verfließt wie Blut in das Schwarz des Gorgo-Schildes. Das Antlitz aber, das schöne junge, ist todtenbleich und todtenstarr. Es ist das Schicksal, das den Menschen plötzlich anstiert, in seiner einsamsten Stunde.

Böcklin hat den Blick der Medusa gesehen — er hat ihn gesehen, und hat ihm Stand gehalten! Ueber alle Schrecken des Lebens und der Seele hinweg ist er zu einer heiteren, selbstgewissen, vertrauensvoll ausharrenden Philosophie gelangt. Zwölf Jahre nach jenem Bilde mit dem fiedelnden Tod hat er sich noch einmal gemalt — mit dem Weinglas in der Hand. Auch da blickt er ernst, doch innerlich heiter und wie verzückt. Er weiß: das Leben ist ein kurzer Traum — wozu sich darum grämen? Und so hat er sein Lebensbild gemalt: Vita somnium breve. Als Inschrift steht das auf einem marmornen Brunnen, an dem ein Sphinxkopf Wasser speit. Als breiter blauer Bach fließt es nach vorne. Zwei Kinder sitzen auf der Wiese und werfen Blüthen in das rieselnde Gewässer. Droben am Brunnen steht eine Jungfrau im weißen Kleide, drückt einen Blüthenstrauß sehnsüchtig an die Brüste und blickt einem rothen, reitenden Knappen nach, der achtlos-keck in's Leben von dannen trabt. Hoch oben aber kauert auf einem Hügel ein Greis und blickt in das Land hinunter, halb schon eingeschlafen. Und der Tod steht hinter ihm und hebt rüstig den Knüttel, den Greis in's Genick zu schlagen. — Das Alles ist in Farben gedichtet, wie sie blühender und prächtiger nicht sein können. Und diese Farben sagen, dem Tode zum Trotz: Freut euch, freut euch des Lebens!... Abermals gedachte ich der „Neunten Symphonie"... Und so hat er die Alten gemalt, die in der Gartenlaube behaglich einduseln, ein Sonnenscheinchen drüberhin. Er hat Flora gemalt, wie sie über die Erde dahinschreitet, ein Botticelli'sches junges Weib, und Blumen streut. Er hat Venus gemalt, wie sie als Anadyomene aus den Fluthen steigt, von Jubel rings begrüßt. Er kennt den Kentaurenkampf und sein wildes Geflecht von Hufen und Leibern, das erbarmungslose Wüthen der Vernichtung — und er kennt den schaffensstillen Hain, dahin weißgewandete Priester ziehen, die heilige Feuersäule zu entflammen. Alles Schreckliche und alles Liebliche liegt vor ihm offenbar. Er kennt auch den gekrümmten alten Eremiten, der vor seinem Muttergottesbildchen steht, und andächtig Eins geigt. Und er hat gesehen, er selbst mit eigenen Augen, wie die Englein des Himmels herunterstiegen, neugierig durch's Fenster lauschten oder sich auf die Zehen stellten und hinüberlugten.

Schalkheit, Tiefsinn und Freude am bunten Schein — das ist schließlich die Summe. Ein bischen Resignation und viel Lebensmuth. Vom Vater Homer über Shakespeare und Ariost gelangte er zu Goethe. Da quollen ihm Farben und Blüthen rings entgegen. Und wenn das Muschelhorn tönt, die Sturmposaune des Meeres, dann hebt er den Kopf und sieht die Wogen branden: wild und stürmisch rasen sie wider das Ufer. Aber die Najaden tanzen drüberhin, lachen und jauchzen, und das Ufer liegt ernst und unerschütterlich.

Der Weise senkt bescheiden das Haupt — ein feines Sonnenlächeln gleitet über seine Lippen . . .

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der alte Adam.

Von Henrik Pontoppidan.

Aus dem Dänischen.

Eine alte Legende kommt mir heute nicht aus dem Sinn.

Es ist heißer Mittag im Paradiese. Im Schatten einer Riesenbanane sitzt der junge Adam und knackt Nüsse am kleinen, himmelblauen Bache, der rasch zwischen Farren und moosbewachsenen Steinen rieselt.

Seine Brauen sind zorngerunzelt.

Er verzweifelt über seine Einsamkeit, ist so müde und krank vom Dasein, so satt vom brechenden Ueberfluß des Gartens, daß er nicht einmal die süßen Nußkerne mag, sondern sie ausspuckt, sobald seine weißen Eckzähne ihre Lust am Beißen an den steinharten Schalen be-

friedigt haben. Als er keine Nüsse mehr hat, legt er sich im Gras auf den Rücken, die Hände unterm Nacken, und hebt aus lauter Langeweile abwechselnd bald das eine, bald das andere Bein in die Höhe, während er mit aufgeblähten Backen das Brummen der Löwen oder das Geheul der Schakale oder das ohrenzerreißende Geschrei der Papapeien nachzuahmen versucht. Ein kleines, rothes, munteres Eichkätzchen kommt vom Baum herunter und beginnt um ihn her zu spielen. In seiner Wuth schleudert er es mit einem Fußtritt in den Bach.

Eine Weile sitzt er wieder aufrecht und beobachtet mit Antheil, wie das Thierchen mit den Wellen kämpft. Als es zuletzt in Zuckungen untertaucht und verschwindet, schlägt er ein wildes Hohngelächter auf, das in der mächtigen Krone des Riesenbaumes wiederhallt und die zwitschernden Vögel dort verstummen läßt. Verschüchtert fliegen sie über sein Haupt hinweg. Aengstlich sieht er umher.

Nur gut, daß der Alte das nicht sah! denkt er und grinst mit dem breiten, von schwarzem Flaum bedeckten Mund. Ich würde sonst eine Predigt anhören, wie neulich, als ich dem schwarzen Bärenmännchen das Maul aufriß, daß es crepirte.

Und wieder legt er sich in das blumenbunte Gras zurück und bläst seine sonnverbrannten Backen auf. Dann versucht er, wie „der Alte“ zu reden, indem er die tiefen, dumpfen Laute des Donners nachahmt. Aber der Duft eines Heliotropgebüsches in der Nähe und die Wärme des Mittags haben ihn schläfrig gemacht. Unversehens fällt er in einen festen Schlaf. Und im Schlafe träumt er.

Ihm träumt, daß Gott der Vater zu ihm kommt und in seine Seite schneidet. Und als er von dem Schmerz aufwacht und sich emporrichtet, um den Schlummer aus den Augen zu reiben, steht der Herr wirklich vor ihm, von seinem langen, weißen Haar umwallt und seinem Bart, der seinen Leib wie ein Silberkleid umschimmert. Aber den Herrn verzagt am Gewand haltend, steht eine andere Gestalt, die Adam früher nie gesehen hat, deren weiße Haut und rothe Wangen und langes, weiches, dunkles Haar ihn mit aufgerissenen Augen und verhaltenen Athemzügen erstarren machen.

Er will aufspringen. Aber Gott hält ihn sanft mit seiner Hand zurück. „Mein lieber Adam,“ sagt er. „Ich gab Dir meinen Garten, darin zu wandern, Früchte, sie zu essen, und alle Thiere des Feldes und des Waldes zur Gesellschaft und Freude. Und doch hungerte Dein Herz, und Du vergaßest Deinen Gehorsam. Siehe, darum nahm ich, als Du schliefest, eine Rippe aus Deiner Seite und schuf das Weib, das vor dir steht, daß es Dir eine Gehülfin sei. Adam, siehe, das ist Eva! Theile mit ihr Dein Leben und Dein Lager, wie es Eurem Vater angenehm und gefällig ist.“

Nach diesen Worten gleitet seine Hand liebevoll über Evas flammende Wangen und streichelt gleichsam mild und ermahnend über Adam's Haar. Dann verläßt er ihn. In tiefen Gedanken wandelt er zurück durch die langen Reihen wolkenhoher Palmen, die zu den himmlischen Wohnungen hinaufführen. Im Schatten der Banane stehen Adam und Eva lange reglos einander gegenüber — er ganz im Beschauen verloren, sie mit gesenktem Blick furchtsam abgewandt. Endlich beugt Adam sich vor, ihr in die Augen zu blicken. Und behutsam läßt er seine Hand über ihre schwellenden Glieder gleiten. Sie beginnt zu zittern und will entfliehen. Aber er umfängt sie mit seinen braunen Armen und hebt sie jubelnd von der Erde. Sie leistet keinen Widerstand mehr. Sie in seinen Armen tragend, schreitet Adam stolz über Busch und Stein, zu seinem Lager im Lilienwald hinab, indeß Eva ihr Antlitz in ihrem langen Haar verbirgt. —

Als in der Palmen-Allee lange Schatten fallen und der Himmel von Nebel erfüllt wird, macht der Herr die gewohnte Abendwanderung in seinem Garten. Ueberall jubeln ihm die Vögel entgegen und werfen sich in Schaaren vor seinen Fuß. Der Löwe und die gelbäugige Tigerkatze schleppen sich auf dem Bauche durch das Gras, seine Hand zu lecken. Und als er das Ende der hohen Allee erreicht hat, wo das Land sich nach dem Schwanensee und dem duftenden Liliengebüsch und dem Nachtigallenhain senkt, setzt er seine Hände vor den Mund und ruft mit Donnerstimme: „Adam, wo bist Du?“

Eine Affenfamilie, die in einer Ceder sitzt, springt angstvoll in den noch sonnenbeschienenen Wipfel hinauf. Im See tauchen die Schwäne die Köpfe in die goldene Fluth, und in einem Reisdickicht wendet sich ein Elephant plötzlich und trampelt zurück, den steifen Schwanz hoch erhoben. Aber Adam zeigt sich nicht.

Da öffnet der Herr seinen Mund zum zweiten Male und ruft: „Adam! — A—a—a . . dam!“

Endlich raschelt es drüben im Lilienhain, der wie in heiliger Scham im Strahl der Abendsonne erröthet. Verwirrt, berauscht kriecht Adam hervor. Mit brennenden Wangen und mit rosenrothen Lilienblättern in den Haaren wirft er sich dem Herrn zu Füßen, ergreift zitternd seine Hand und stammelt: „Vater, Herr! Nimm alle meine Rippen und mache mir Weiber daraus!“

Da verdunkelt sich das Angesicht des Schöpfers. Er weist Adam von sich und kehrt sich ab. Und schwarze Gewitterwolken sammeln sich über dem Paradiese, während er in schweren Gedanken zurückwandert in die himmlischen Wohnungen.

„Nimm Dein Schwert!“ gebietet er dem goldbeflügelten Cherub. „Siehst Du den Mann und seine Männin? Vertreibe sie aus meinem Garten, auf daß sie in der Wüste verschmachten!“

## Aus der Hauptstadt.

### Hofliberal.

Auf der linken Seite des Kastens am Königsplatze gehen Dinge vor, die dem arglosen Beobachter befremdlich scheinen müssen. Eine von den dort stationirten Oppositionsparteien hat erklärt oder durch ihre Staatsmänner erklären lassen, daß sie die Tirpitz'schen Marinepläne mit Haut und Haaren hinunterwürgen wolle. Was selbst von den Gouvernementalsten der Gouvernementalen bisher Niemand riskirte, von den aus der Urne gehobenen, feudalen Herren mit Söhnen bei der Garde, Neffen im Verwaltungsdienste und Tanten bei Hofe — die Couleur Rickert-Barth hat es gewagt. Mit dröhnenden Posaunen folgt den Pfadfindern die treuergebene, annoncenreiche Presse; unbekümmert um den angeblichen regierungsfeindlichen Zug nach links wirft sich der weibliche Deutschfreisinn an des Tirpitzens zottigen Mannesbusen, und die „einstimmig und ungetheilt günstige“ Aufnahme, die nach durchaus glaubwürdigen Berichten die kaiserlichen Schiffsforderungen in der ersten Sitzung des Staatsministeriums gefunden haben, findet ein verständnißvolles, ein jubelndes Echo in der Freisinnigen Vereinigung.

Man weiß, an der Vermehrung der Flotte hängt des Kaisers Herz. Er hat sich mit dem Feuereifer, der ihn bei solchen Gelegenheiten immer auszeichnet, für die Stärkung unserer Seewehr in's Zeug geworfen, und der Widerstand derer, die mit Bismarck von Parade- und Lügenschiffen nichts wissen mögen, oder die erst wirthschaftliche Reformen verlangen, ehe sie an den Ausbau von Deutschlands Großmachtstellung gehen wollen, dieser Widerstand wird bei der Charaktereigenart Wilhelm's II. nur dazu dienen, ihn zu erneuten Anstrengungen zu spornen. Es ist sicher, daß der Majestät Dank an Alle, die ihn bei der Durchführung seines Lieblingswunsches unterstützen, kaum lange ausbleiben wird. In Rickert's Umgebung, wo es an tüchtig ausgebildeten Riechorganen nicht fehlt, wittert man Morgenluft. Die Tage von 1888 kehren wieder. Zu Unrecht hat man damals, das ist allen klugen Politikern jetzt klar, den Prinzen Wilhelm für einen erklärten Reactionär, einen treuergebenen Schüler Bismarck's, einen Freund Stöcker's gehalten. Und Herr Barth, der ein Egoist ist und nicht leicht um Gottes Willen etwas thut, zögert keine Seeunde länger, das endgiltige Anathem wider den ehemaligen antimonarchischen Fractionscumpan Richter zu schleudern, und Herr Rickert träumt davon, seiner treuen Gemahlin am Ende doch noch den Spaß machen und den schön gebauten, sorgsam eingekampherten Minister frack vor ihren glänzenden Augen tragen zu können.

Der Liberalismus ist todt; die sich seine Jünger nennen, haben ihm das Grab gegraben. Aber für einen Scheinliberalismus, für Bestrebungen, denen er als politische Deck- und Schwindelfirma dienen kann, ist vielleicht die Zeit gekommen. Man prüfe daraufhin nur die Lage und die maßgebenden Personen.

Durch eine Regierungspolitik von phantastischer Zerfahrenheit hat man die wählende Bevölkerung so hochgradig verstimmt und so mißtrauisch gemacht, daß keine Partei, die von der Wählerschaft abhängt,

dieser Regierung unbedingten Gehorsam schwören darf. Die allgemeine Zurückhaltung der Fractionen den Flottenplänen gegenüber liegt nicht sowohl in der Abneigung vor dem Project an sich, als vielmehr in der vorsichtigen Erwägung begründet, daß jede Partei, die der Fahne Chlodwig's und seines Marine-Staatssecretärs unbedingt folgt, 1898 zermalmt werden wird. Selbst der Gedanke, daß Hohenlohe und Tirpitz nichts als die Wünsche des Kaisers vertreten, daß man dem Herrscher versagt, was man ihnen versagt, selbst dieser Gedanke ist nicht stark genug, die bange Furcht vor den Wählern zu bezwingen. Nur Fractionen, die ihrer patriarchalisch regierten Wähler so gewiß sind wie die Gruppe Stumm, oder die keine Wähler mehr haben, wie die Rickertei, dürfen eine andere Haltung annehmen. Und Herr Rickert müßte nicht in der Thiergartenstraße wohnen, wenn er lange schwankte, wohin er dies Mal schwanken soll.

Mit dem Conservatismus, das sieht Jeder ein, ist für's Erste kein Geschäft zu machen. Eine Anzahl strebsamer Herren mit starkem Familiensinn möchte wohl, unbekümmert um Bismarck's Marginalnoten, hohenlohe'sch sans phrase sein, aber da ist der Antisemitismus auf der einen, die agrarische Bewegung auf der andern Seite, aus deren Schlingen man nicht mehr los kommt. Und beide Strömungen sind bei Hofe ganz unsagbar unbeliebt. So lange sich die conservative Partei von ihnen nicht mit derselben Eleganz wie vom freilich viel schwächeren christlichen Socialismus befreit hat, so lange scheint ihr die Gnadensonne nicht. Die redliche Absicht zu solcher Befreiung ist ja nun unstreitig vorhanden. Aber die Wahlen . . . Vor dem Juni 1898 ist deßhalb die reinliche Scheidung beim besten Willen ausgeschlossen.

Mit dem Centrum, das nun in Frage käme, darf das protestantische Kaiserthum nicht pactiren, und das Centrum ist auch vielleicht, Caprivi's ebenso krampfhafte wie nutzlose Versuche bei seiner berühmten Militärvorlage beweisen das, zu klug oder zu dumm, um auf gefährliche Abmachungen einzugehen. Es bleiben also nur die Vertreter und Zertreter der liberalen Idee übrig. Ihre Neigung, an's Ruder zu kommen, ist groß, wenn auch ihrer Zahl und ihrer Kraft umgekehrt proportional.

Dafür verfügen sie über eine ganz unagrarische Bauernschlauheit und eine gut dressirte Presse. Beider Mittel haben sie sich ausgiebig bedient. Wer sich in letzter Zeit die Mühe gab, ihre rastlosen Anstrengungen aufmerksam zu verfolgen, der erkannte bald, daß gediegene Methode in der Sache war. Der Freisinn, der früher seine Königsfeindschaft nie verbarg, strömte plötzlich von herzlicher Ergebenheit vor der Krone und von poesievoller Loyalität über. Der innere Erfolg der Trinksprüche und Monarchenbegegnungen der letzten Monate wurde von ihm gemacht. Der Vorwurf, widrige Byzantinerei zu treiben, ein Vorwurf, den seine Presse und ihre Auftraggeber mit Lust vernehmen und sofort an rechter Stelle zu Gehör brachten, richtete sich nur noch gegen sie. So bereiteten sie den Boden sorgfältig vor für die ersehnte Saat. Die Witterung schien günstig, oder wenigstens die Stimmung der kleinen Wettermacher.

Die Herren in der Umgebung des Kaisers, die er seiner Freundschaft würdigt und die seinen näheren Verkehr bilden, sind aus diesem Grunde interessant, so nichtssagend und interesselos ihre Physiognomien auch sonst sein mögen. Es wäre eine brutale und unwürdige Verleumdung, den achtbaren Gentleman eine ausgesprochene Weltanschauung oder gar eine starre Ueberzeugung nachzusagen. Ihre Stärke besteht ja gerade darin, daß sie sich den Gesinnungen und Meinungen ihres kaiserlichen Herrn faltenlos anzuschmiegen wissen. Aeußern sie deßhalb gelegentlich eine Ansicht, oder zeigt gar ihr ganzes Reden und Vollbringen, daß eine bestimmte Gedankenkette sie beherrscht, so ist daraus mit unbedingter Sicherheit ein Rückschluß auf die Vorstellungen zu ziehen, von denen sich Wilhelm II. selbst leiten läßt. Da fällt es denn auf, daß sich unter den vielgenannten Höflingen kein Vertreter des alten preußischen Conservatismus findet, daß all' diesen Escarpinsträgern ein Hang zur gemäßigten Freidenkerei, zum lauwarmen Liberalismus, sagen wir, der siebziger Jahre eignet. Man darf den Begriff nicht eng fassen. Was heute Liberalismus heißt, davor hätten die Achtundvierziger und ihre Vorgänger sich trotz ihrer orthodoxen Christusleugnerei mehrfach bekreuzigt. Dem Hofliberalismus fehlt alle Eckigkeit und Entschiedenheit, er ist unmenschlich gut erzogen, er kommt sozusagen aus den funkelnagelneuen Schnallenschuhen und dem reinen Oberhemd gar nicht heraus. Sehr im Gegensatz zu seinem populären Vetter in Wasserstiefeln. Andererseits ist er viel zu geschmackvoll, um mit vermotteten oder zu sehr abgeblaßten Phrasen um sich zu werfen; er ist kein Charakter, ohne deßhalb ein Talent zu sein, und viel zu lange durch die Schule der Schlösser gegangen, viel zu pomadig, als daß er seine eventuellen Glaubenssätze nach aufdringlicher Hausirerart oder nach Art der Freisinnigen Vereinigung an den Mann bringen könnte. Seine Vertreter verdienten aus allen diesen Gründen keine eingehende Betrachtung, und da sie auch keine wünschen, brauchte man sich weder mit dem bewundernswerth rasch avancirten Herrn von Kiderlen-Wächter, noch mit dem musicirenden und mitunter sogar botschafternden Grafen Philipp zu Eulenburg, noch mit dem Kirchenbaugelder sammelnden Oberhofmeister von Mirbach zu beschäftigen. Nur als Sprachrohr eines Größeren kommen sie in Betracht. Und ist ihr Denken und Vollbringen das Reflexbild dieses Geistes, dann gebührt ihnen mehr als jeder andern Gruppe der Name einer zwar kleinen, aber mächtigen Partei.

Wilhelm II. hat in letzter Zeit den streng conservativ gesinnten Kreisen, die den Gekrönten nie unter die Ihrigen rechnen durften, eine Reihe neuer, nicht mißzuverstehender Beweise seiner liberalisirenden Denkart gegeben. Sein Geschenk an die Freimaurerloge Georg zu den drei Säulen bedeutet in dieser Hinsicht nur die Bedachung des Gebäudes. Wiederholt wurde an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß er sich, aller kleinen Verdrießlichkeiten ungeachtet, wohl fühlt unter'm Schirme der liberalen Reichsverfassung, und daß es verbrecherischer Wahnsinn ist, ihm Staatsstreichgelüste unterzuschieben. Er hat sich so sehr in die constitutionellen Ideen eingelebt, daß er in Ofenpest ganz arglos das Wort „Mein Parlament" aussprach. Und wenn er, wie die Pester behaupten, bei derselben Gelegenheit die ungarische Volksvertretung über die deutsche erhob, so liegt darin selbst dann keinerlei Herabsetzung der Institution an sich, wenn er Lob und Tadel ehrlich und nicht, wie bei seinem Scharfsinne wahrscheinlich ist, ironisch gemeint hat. Denn daran kann kein Zweifel bestehen: so gewaltig in jeder Hinsicht unser deutscher Blocksberg über den bei Ofenpest emporragt, so hoch steht unser Reichstag über dem ungarischen. Es ist noch unvergessen, mit welchen Mitteln das ungarische Ministerium die letzten Wahlen gemacht hat. Der Stimmenkauf blühte; für einen Gulden, für eine Flasche Schnaps oder eine halbe Gans verschacherten die Wähler zu Tausenden ihre Ueberzeugung. Die Hartnäckigeren wurden mit List oder Gewalt zur Urne geschleppt, um dort für die „Liberalen", die ungarische Regierungspartei, einzutreten. Wer aber als antiliberal schon bekannt war, den ließ man einfach nicht in's Wahllocal. In den oppositionellen Gegenden wurde Militär aufgeboten, Bürgerblut ist in Strömen geflossen, kein häßlicher Zwang, keine Beeinflussung niederträchtigster Art wurde gescheut. Der ungarische Abgeordnete Ugron selbst nannte diese Manier, günstige Wahlen zu erzielen, in der Kammer derb aber richtig eine „Schweinerei".

Nun möge man von unserem Volke denken, wie man will — in Sachen der politischen Sittlichkeit steht es an der Spitze aller europäischen Nationen. Die Stimmabgabe bei der Wahl scheint in Deutschland Jedem, auch dem Aermsten im Geiste, etwas Heiliges. Der Stimmenkauf ist deßhalb bei uns zu Lande so gut wie ausgeschlossen. Rein und unverfälscht — soweit dies bei der Agitation überhaupt möglich ist — bringt die Reichstagswahl die Meinung der Bevölkerung zum Ausdruck. Vorkommnisse wie die in Ungarn erwecken bei uns nur Kopfschütteln oder Ekel. Und nun sehe man sich unsere Abgeordneten an. Imposant sind sie gewiß nicht. Aber an ihrer Redlichkeit, ihrem guten Willen, im Dienste des Vaterlandes zu arbeiten, darf Niemand zweifeln, wenn sie auch noch so verbohrt sind und noch so lustige Schildbürgerstreiche begehen. Die Moralität in öffentlichen Angelegenheit versteht sich eben bei uns von selbst; bei uns denkt jeder als anständig geltende Mensch auch politisch anständig. Damit vergleiche man nun die ungarischen Zustände, wo die Mehrzahl der Abgeordneten frech in ihre Tasche wirthschaftet, aus dem Mandate kleine oder große Vortheile für sich persönlich herauszuschlagen sucht, mit einem Worte, in der Abgeordnetenthätigkeit nur eine Panama-Gelegenheit blickt, Geld zu machen, ein Amt zu ergaunern, oder dem eigenen kleinlich-albernen Ehrgeize zu fröhnen!

Die Ofener haben in ihrer eitlen Beschränktheit den Spott des deutschen Herrschers nicht erkannt und mit Jubelstürmen über die scheinbare Schmeichelei quittirt. Hier zu Lande hat sich gleichfalls ein Sturm im Wasserglase wegen derselben Rede erhoben. Man nahm Anstoß an dem Worte „mein Parlament", das man verfassungswidrig nennt, da in Deutschland nicht der Kaiser, sondern der Bundesrath regiert und der preußische König so wenig das Parlament wie das deutsche Heer oder die deutsche Flotte als sein Eigenthum bezeichnen kann. Daß in der Hauptsache nur die particularistischen Ultramontanen an diesen Deuteleien Theil nahmen, während die eigentliche freiwillige Schutztruppe der Verfassung, der sonst so geschwätzige Deutschfreisinn, kein armes Wörtlein darüber verloren hat, zeigt einerseits an, daß diese Partei von diesem Fürsten keinerlei Verfassungsbruch besorgt, und daß sie andererseits schon die höfische Kunst, zur rechten Zeit zu schweigen, gelernt hat. Die liberale Presse ist entwicklungsfähig. Sie war es, die die Fürstenbegegnungen der letzten Wochen, die Paradeessen und Trinksprüche zu diplomatischen Großthaten und dauernden Friedensbürgschaften stempelte, sie hat ohne Entgelt den Actionen des Hofes neuen Glanz und neue Bedeutung verliehen. Sie ist erzbereit, morgen überhaupt nur noch Fürstendienerlivree zu tragen.

„Mein Parlament" — das könnte die bisher vergeblich gesuchte Wahlparole für die kommende hofliberale Partei werden. Diese Wendung aus hohem Munde zeigt an, daß der Kaiser im deutschen Reichstage nicht eine gegnerische Macht sieht, wie man zuweilen behauptet hat, sondern einen voll berechtigten, befreundeten Mitarbeiter am großen Werke. Tausend gewitterdunkle Besorgnisse verwehen, wenn man dem Kaiserworte diesen Sinn unterlegt. Und die Hoffnungen, die im Leidensjahre 1888 im Charlottenburger Schlosse freudig keimten, um ach, all zu rasch wieder zu verwelken, dürfen wieder zu Tage treten und in der neuen Blüthezeit lindere Lüfte erwarten. Die Rollen sind ausgetheilt, und Alles wohlbestellt, und die Frage ist nur, ob die Wählermassen noch einmal geneigt sind, ohne Gage mitzuspielen. Dann könnte das Ende des Jahrhunderts im Hofliberalismus in gewissem Sinne eine Erfüllung der seligen Tränne sehen, die bei seinem Beginn die Wiege des liberalen Gedankens umflatterten. „Still, auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis."

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Waidwund". Schauspiel in drei Aufzügen von Richard Skowronnek. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Agnes Jordan." Schauspiel in fünf Acten von Georg Hirschfeld. (Deutsches Theater).

Der Liebling und jetzige Dramaturg des Kgl. Schauspielhauses, Herr Skowronnek, machte jüngst mit seinem lammfrommen Publicum eine ähnliche Erfahrung, wie neulich die Herren Prasch und Szafranski mit den eigentlich noch viel wohlwollenderen Abonnenten des Berliner Theaters: seine Leistung „Waidwund" stieß bei einer Minderheit auf wirklichen und wahrhaftigen Widerspruch. Die Hatz gegen die königliche Bühne, die momentan zu den Berliner Modesachen gehört, ist an dieser Stelle nie mitgemacht worden, aber was die Auswahl der zukünftigen Neuheiten anbelangt, so dürfen wir wohl darauf hoffen, daß der Dramaturg Skowronnek strenger als seine Vorgänger richten und sichten wird, damit den kritischen Gegnern des Hauses am Schillerplatz endlich die Gelegenheit zu berechtigten Angriffen schwindet. „Waidwund" ist ein von A bis Z unhaltbares Schauspiel. Man hätte dem frischen und lustigen Naturburschen Skowronnek eine so qualvoll ausgetüftelte, so alles lebendigen Inhaltes bare Arbeit zuallerletzt zugetraut. Der Conflict, um den sich die Handlung dreht, kann nicht anders als komisch berühren, und es ist bedauerlich, daß der Verfasser so viel Schweiß bei dem nutzlosen Bemühen verloren hat, ihn tragisch zu nehmen. Ein kranke Försterssrau sieht es ungern, daß ihres Mannes Herz sich, in allen Ehren, einem jüngeren, blühenden Weibe zuwendet. Sie stirbt, als sie die Beiden einst in strahlender Heiterkeit von einem gemeinsamen Ritte heimkehren sieht. Aus ihren Gebeinen ersteht ihr in der eigenen Tochter die Rächerin. Lenchen mag die neue Mutter nicht im Hause haben; eher will sie mit den jüngeren Kindern in die kalte Fremde ziehen. Und nun hebt ein gar gewaltiger Kampf zwischen dem unerfahrenen Mädel, das sich anmaßt, über das Lebensglück des Vaters zu entscheiden, und zwischen dem Alten an. Lenchen bekommt Succurs von ihrem Verlobten, der es dem Forstmeister bitterlich verübelt, daß er sich gelegentlich einmal dazu hat hinreißen lassen, der geliebten jungen Wittwe in seinem Hause einen Kuß zu geben. Die Scene gestaltet sich in Folge dieses seltsamen Familienhaders ungemein düster, schon blinkt unheimlich ein Revolver, da löst sich zum Glück am Ende Alles in allgemeine Rührung und Entsagung auf. — Ein Literat kommt ja am Schreibtische leicht auf allerlei dumme Gedanken, doch diesmal hat Herr Skowronnek das Beneficium mißbraucht. Daß die von ihm „ersonnene" Handlung schreiend unmöglich ist, mußte er sich sagen, sobald sie auf dem Papiere stand. Wie er seinen Forstmeister schildert, hätte der tüchtige alte Herr das alberne Föhr, das ihm Moralpauken zu halten wagt, kräftig gohrfeigt und ihren Lapps von Bräutigam urkräftig zur Thür hinaus in den grünen Wald geworfen. Ein ähnlicher Argwohn muß dem Dichter gleich nach Beginn der Arbeit aufgestiegen sein und sie ihm verleidet haben; wenigstens ist die grenzenlose Oberflächlichkeit und Hudelei, die sich überall unangenehm bemerkbar macht, kaum anders zu erklären. Herr Skowronnek möge der fleißige Benedixerneuerer bleiben, als den wir ihn — ohne Scherz — schätzen. Wenn auch er uns noch psychologisch kommen will, was sollen wir dann vom dürren Holze erwarten? Oder gar vom ganz grünen, vom Schlage der Hauptmannschüler? Herr Skowronnek rieb sich in seinem Possenlustspiel „Die kranke Zeit" nachdrücklichst an Herrn Hirschfeld, mit dem wir uns sogleich zu beschäftigen haben — wie durfte er da selber in die mit Recht gerügten Fehler verfallen? —

Die Herrschaften, die uns beständig von ihrem Familienärger erzählen, gelten mit Recht nicht für besonders unterhaltend, und tactvoll nennt sie nun schon gar Niemand. Es ist gewiß jammertraurig, wenn Einer mit den lieben Seinen recht herzlich unzufrieden ist, aber schließlich kann die Mitmenschheit nichts für sein Pech, und er sollte deßhalb ein Mann sein und die Geschichte mit sich allein abmachen.

Von Herrn Georg Hirschfeld zu verlangen, daß er bereits ein Mann sei, wäre nun allerdings ungerecht; auffallend blond blühende Jugend schützt ihn vor solchen Ansprüchen. Aber ein bischen mehr Zurückhaltung, was seine internen Familienangelegenheiten betrifft, scheint uns doch auch in seinem Falle am Platze. Aus den beiden Schauspielen „Zu Hause" und „Die Mütter" hat Ganzberlin mit Bedauern entnommen, daß Herr Hirschfeld in der Wahl seiner nächsten Verwandten nicht so glücklich gewesen ist, wie wir ihm in seinem Interesse und in dem unserer Bühnenkunst von Herzen gewünscht hätten. Das Leid hat ihn leider zum Dichter gereift, lange bevor ihm sein Gymnasium das Zeugniß der Reife zu ertheilen in der Lage war. Und er schildert uns nun die ganze, ekelhafte Misère kleinbürgerlicher jüdischer Familien, die halb noch nach Galizien, halb schon nach Frankfurt a. M. gravitiren und sich deßhalb in Berlin, der Durchgangsstation, so unbehaglich fühlen, wie Berlin sich dank ihnen und ihrer Gegenwart unbehaglich fühlt.

Auch das neueste Werk des Herrn Hirschfeld, für das seit Jahren eine Reelame gemacht worden ist, von der die Réjane und die Bernhardt lernen könnten, beschäftigt sich mit den höchst uninteressanten Angehörigen des jungen Menschen aus Berlin SO. Hier und da hat man trotz des Durchfalls, den die befreundete Phalanx am Sonnabend mit allem Brüllen und Toben nicht abzuwenden vermochte, die „Arbeit" wiederum zu einem Meisterwerke emporzuschwindeln versucht und von einem schönen Erfolge gesprochen. Diesen Fälschungen gegenüber, die schon nicht mehr bloße Dummheit sein können, gehört es sich, zu sagen, daß eine jämmerlichere Schmiererei, so talentlos vom ersten bis zum letzten Worte, so läppisch und plump, selbst unter den Erzeugnissen des Berliner Realismus nicht zu finden ist. Mit den „Müttern", einem Machwerke ähnlichen Calibers, ist dem Klüngel der Rummel geglückt, und die ärmlichste Unreife konnte als Genialität ausposaunt werden; auf die „Agnes Jordan" wird das Publikum nicht hineinfallen, selbst wenn der behende Jüngling Hirschfeld abermals, „den Winken der Kritik folgend, den Schlußact völlig umarbeiten" sollte.

Das Lebensschicksal eines Weibes zu schildern, sie nach einander als Braut, als Frau, als Mutter und Schwiegermama im weißen Haare zu zeigen, mag den Romancier locken, in dessen Bereich solche Aufgaben eigentlich fallen. Es mag aber auch dem Dramatiker anziehend scheinen, wenigstens dem Melo-Dramatiker, einem der altväterlichen Herren der naiven Mittel, denen Raimund als Meister der Technik galt. Die neue Schule hat diese Manier der Guckkastenbilder mit Recht verworfen; sie heischt Intimität, tiefschürfende Psychologie, Seelensynthese und verzichtet dafür allenfalls auf eine starke Handlung. Herr Hirschfeld geht weiter. Er verzichtet überhaupt auf Alles, bedient sich aber dafür des unbeholfenen Werkzeuges der angeblich längst überwundenen Alten. Daß Agnes einen widerlichen Wicht von Weinreisenden freit, sie, das empfindsame, gemüthstiefe, vornehme Mädel einen meilenweit nach Zwiebeln riechenden Rüpel; daß sie sich von ihm vernachlässigt fühlt und ihm sauchende Gardinenpredigten hält; daß sie mehrere Jahre darauf ihre Drohung, ihn zu verlassen, wahr macht, nach gewaltigem Salbadern aber doch zurückkehrt; daß am Ende einer ihrer Söhne eine Braut und eine Mitgift ergattert, der andere dagegen, in Herrn Hirschfeld's Maske, fünfundzwanzig Minuten lang Ibsenismen und verwässerte Gedankensplitter aus Hauptmann schwatzt — das ist, entsinne ich mich recht, der Kern des schrecklichen Wortgesummses. Von einem inneren Zusammenhange, von einer Entwicklung der grobgezeichneten Charaktere ist nie auch nur mit einer Silbe die Rede. Diese Agnes bleibt das dann und wann wieder den Stachel löckende Schaf, das sie im ersten Acte war, bis zum Schlusse, wo sie sich von ihrem Sohne Hirschfeld jr. anöden läßt; dieser Jordan bleibt der dämliche und aufgeblasene Geniesling, und nur seine Haarfarbe verändert sich. Zwischen ihnen bewegen sich allerhand schlecht gezeichnete israelitische Typen aus der Köpenicker Vorstadt: der Börsianer, der höchst unwahrscheinlicher Weise eine kleine Putzmacherin heirathet, nachdem sie drei Jahre lang seine Geliebte gewesen ist; diese Putzmacherin mit dem Berliner Jargon, deren „Rutschen Sie mir den Buckel herunter" Lachstürme auf der Gallerie entfesselt und den Humoristen Hirschfeld direct neben Nunne aus dem Ulk stellt; dann der rührselige Onkel und Pleitegänger, schließlich die unglaublichen Kindlein des Jordanpaares in ihren verschiedenen Lebensaltern, das alles rinnt wirr und trüb durcheinander. Statt der sechs Scenen, die Hirschfeld zu entwerfen für nothwendig hielt, könnten es doppelt oder halb so viel sein, — lieber nur halb so viel — ohne daß der Dichtung Schaden geschähe; und statt der sechs Ereignisse aus dem Jordan'schen Familienleben, die er umständlich dialogisirt, könnten es sechs andere sein, ohne daß das Verständniß für die Dichtung darunter litte.

Um den Tiefstand der Berlinischen Bühnenkunst und des Berlinischen Kunstgeschmackes aufzuzeigen, bedarf es nur dieser einfachen Feststellung. Herr Hirschfeld hat mit einem Opus wie die „Agnes Jordan" den rasenden, in's Unanständige ausartenden Beifall von mindestens fünf Sechsteln des Publicums gefunden, Herr Hirschfeld wird auf die roh hingehauene, den gewöhnlichsten Handwerksregeln hohnsprechende „Agnes Jordan" hin eine Hoffnung unseres Theaters, ein feines Talent und zugleich ein starker Theatraliker genannt. Da segne Gott die Schiffahrt!

## Notizen.

Die nordische Literaturströmung, die uns neben Björnson, Ibsen, Nansen, Strindberg, Hedenstjerna, Kielland, Lie, Garborg, Hamsun und einigen Anderen auch viel Ueberflüssiges in unseren Buchhandel geschwemmt hat, scheint sich neuerdings verlaufen zu wollen, denn die Mode pfeift wieder einmal aus einer anderen Richtung. Gleichwohl verdienen zwei jüngst erschienene Sammelbände Beachtung: „Nordische Meisternovellen" übersetzt und eingeleitet von Ernst Brausewetter (Berlin, Schuster u. Loeffler) und „Von nordischen Gestaden", Novellen aus dem Dänischen, Isländischen, Norwegischen und Schwedischen übertragen von Carl Küchler (Leipzig, Fock). Beide Bücher zeichnen sich durch die feinsinnige Auswahl stets charakterlstischer Proben und gewandte Uebertragungen aus. Dr. Küchler's Specialität ist die neu-isländische Literatur, die er recht eigentlich für uns Deutsche entdeckt hat. Schöne Ausstattung eignet Brausewetter's Sammlung mit literarischen Essays und mit Porträts, die uns alle skandinavischen Dichter nach den letzten photographischen Aufnahmen zeigen.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

# Ebroin.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

von **Felix Dahn.**

8°. geh. M. 10.—, eleg. geb. M. 11.—.

Diese Erzählung hätte man füglich einen „socialen Roman aus dem VII. Jahrhnndert" nennen mögen. Denn es sind schwere wirtschaftliche, sociale Notstände, die den Hintergrund der Handlungen und Ereignisse bilden: und zwar nicht erfundene, sondern den Quellen entnommene, die ein gewaltiger — im Guten wie im Schlimmen grosser — Staatsmann damals zu bekämpfen sich abmühte. Nach dem tragischen Untergang des Helden eröffnet sich der trostreiche Ausblick über die versinkende merovingische Welt hinweg in eine hellere Zukunft, getragen von dem glanzvollen Heldengeschlecht der Ahnen Karls des Grossen.

Billige, dichte **Dächer** stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach im Beuel a. Rhein.

## • Die Bismarck-Nummer •

der

# „Gegenwart"

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

## Bismarck

im

## Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, E. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

# REVUE DES REVUES

Un Numéro spécimen SUR DEMANDE — ET — 24 Numéros par an *Richement Illustrés*

REVUE D'EUROPE ET D'AMÉRIQUE

Au prix de **20 fr.** en France et de **24 fr.** à l'étranger (ou en envoyant par lettre 20 mark) on a un abonnement d'*Un an* pour la **Revue des Revues,** RICHEMENT ILLUSTRÉE.

« Avec elle, on sait tout, tout de suite » (ALEX. DUMAS FILS), car « la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes » (FRANCISQUE SARCEY); rien n'est plus utile que ce résumé de l'esprit humain » (E. ZOLA); elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères » (*Les Débats*), etc.

La **Revue,** *considérablement améliorée et agrandie,* aura, à partir du 1er Janvier 1898, encore **32 pages** de plus par mois qu'en 1897. Ses illustrations, tirées sur papier de luxe, seront de même plus abondantes.

La **Revue** paraît *le 1er et le 15* de chaque mois, publie des articles *inédits* signés par *les plus grands noms français et étrangers,* les meilleurs articles des Revues du monde entier, etc., etc.

La collection annuelle de la **Revue** forme une vraie encyclopédie de **4** gros volumes, ornés d'environ 1500 gravures et contenant plus de 400 articles, études, nouvelles, romans, etc.

La **Revue** offre de **NOMBREUSES PRIMES** à ses abonnés.

On s'abonne *sans frais* dans *tous les bureaux de poste* de la France et de l'étranger, chez tous les principaux libraires du monde entier et dans les bureaux de la **Revue.**

**Rédaction et Administration : 12, AVENUE DE L'OPÉRA, PARIS.**

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Soeben erschienen:

**Jahres-Bericht** über die Erfahrungen und Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der **Landwirthschaft.** Zum Gebrauche für praktische Landwirthe. Begründet v. Oekonomierath Dr. **Buerstenbinder.** 11. Jahrgang. 1896. Herausgegeben von Dr. **Emil Pommer.** Mit 157 Abbildungen. gr. 8. Preis cartonirt 9 M., in Calico geb. 9,80 M. (Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.) — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Thüringisches **Technikum Ilmenau** für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister. Director Jentzen.

## Thüringer Weber-Verein zu Gotha,

unter dem hohen Protektorate Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Herzogin Marie von Sachsen-Coburg-Gotha, welcher besteht, um der armen nothleidenden Weberbevölkerung Arbeit zu verschaffen, offerirt hiermit die Erzeugnisse derselben, welche den deutschen Hausfrauen dringend empfohlen werden: Tischtücher, Servietten, Handtücher, Taschentücher, Wischtücher, Staubtücher, Schenertücher, Althüringische Decken, desgleichen mit Sprüchen und der Wartburg, Kyffhäuser-Decken in Damast, Rein- und Halb-Leinen, Bettzeuge, Bettköpers, Drell ꝛc. Alles mit der Hand gewebt, daher sehr solid und dauerhaft. Tausende von Zeugnissen bestätigen dies. Muster und Preisverzeichnisse stehen gern portofrei zu Diensten. Der Vorsitzende Kaufmann und Landtags abgeordnete E. F. Grübel besorgt die kaufmännische Leitung unentgeltlich.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

## General-Register 1872 — 1896.

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 M 50 ₰. Gebd. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 43. Berlin, den 23. October 1897. 26. Jahrgang. Band 52.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das deutsche Belgien. Von Professor H. Bischoff (Lüttich). — Die schwarz-rothe Internationale. Vom Congreß für Internationalen Arbeiterschutz in Zürich. Von Dr. Rudolph Meyer. (Schluß.) — Zur deutschen Sittengeschichte. Von Sigfried Fiedler. — **Literatur und Kunst.** Geplaudertes. Von Friedrich Haase. — Französische Malerei im Salon. Von A. Brunnemann (Paris). — **Feuilleton.** Vergänglichkeit. Von Guy de Maupassant. — **Aus der Hauptstadt.** Die Offenbarung Johannis. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Zum letzten Mal die griechische Frage. Von Prof. Ferdinand Hueppe. — Notizen. — Anzeigen.

### Das deutsche Belgien.

Von Professor H. Bischoff (Lüttich).

Die vlämische Bewegung in Belgien hat seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit und die rege Antheilnahme der Reichsdeutschen auf sich gezogen. Daß aber in Belgien seit ein paar Jahren auch eine deutsche Bewegung besteht, die ein noch stärkeres Interesse Deutschlands mit Recht in Anspruch nehmen darf, ist noch wenig bekannt. Vielen dürfte es selbst unbekannt sein, daß das Deutsche die dritte nationale Sprache Belgiens ist, daß die Länderabgrenzung des Wiener Congresses und die spätere Auseinandersetzung Belgiens mit Holland dem heutigen Königreiche Belgien einen nordöstlichen und einen südöstlichen Zipfel deutschen Sprachgebietes gelassen. Rund 50 000 Belgier betrachten die deutsche Sprache als ihre Muttersprache. Davon kommen 15 000 auf die belgische Provinz Lüttich und 35 000 auf die Provinz Luxemburg. In dieser Letzteren nimmt die deutschsprechende Bevölkerung die Kreise Arel und Metzig fast vollständig ein, außerdem drei Ortschaften des Kreises Feiteler und eine des Kreises Vielsalm. Das Luxemburger deutsche Sprachgebiet umfaßt 22 Gemeinden. Oestlich wird dasselbe vom Großherzogthum Luxemburg begrenzt, westlich hat von jeher der Ardennenwald eine natürliche Grenze zwischen Germanen und Romanen gebildet. Diese durch den Ardennenwald gebildete Sprachgrenze hat im Laufe der Jahrhunderte keine wesentliche Verschiebung erlitten; kaum ein halbes Dutzend ursprünglich germanische Ortschaften sind dem romanischen Sprachgebiete anheimgefallen. Wir befinden uns hier in des Deutschthums fernstem Westen. Das Dorf Hertzig, zwei Stunden westlich von Arel ist der vorgeschobenste Posten des hochdeutschen Sprachgebietes.

Die im Jahre 1839 durch den Londoner Vertrag Belgier gewordenen Luxemburger haben die charakteristischen Merkmale ihrer nationalen Eigenart ziemlich treu bewahrt, obschon sie einem langjährigen wallonischen Andrange ausgesetzt gewesen. Sie sind nüchtern und verbergen in einer etwas rauhen Schale einen gutmüthigen Kern. Sie leben sämmtlich vom Ackerbau. Ihre Mundart weicht von derjenigen des Großherzogthums Luxemburg nur insofern ab, als sie mehr französische Bestandtheile im Wortschatz in sich schließt. Dieselbe ist eine hochdeutsche, bezw. mittelfränkische.

Das deutsche Sprachgebiet der Provinz Lüttich ist bedeutend kleiner als das der Provinz Luxemburg; von Letzterem ist es durch ungefähr zehn Meilen wallonischen Sprachgebietes getrennt. Zwischen Beiden liegt als deutsche Sprachinsel in Belgien das Dorf Bockholz, im Kreise Vielsalm, das zugleich an Deutschland und an das Großherzogthum grenzt. Der deutsche Grenzstreifen der Provinz Lüttich umfaßt elf Pfarreien, die seit einigen Jahren durch den Bischof von Lüttich zu einem deutschen Decanate vereinigt worden sind. Zu demselben Decanate gehört das neutrale Gebiet von Moresnet, das ja bekanntlich auch deutscher Zunge ist. Südlich stößt dies kleine deutsche Sprachgebiet an das französische, westlich an das vlämische und nördlich an das holländische. Sieben Ortschaften des Kreises Aubel, und vier Dörfer des Kreises Limburg gehören zu demselben. Die Deutsch-Belgier der Provinz Lüttich sind ursprünglich Vlamen, die erst seit einem Jahrhundert von deutschen Geistlichen verdeutscht worden sind. Die locale Mundart ist eine niederdeutsche, die sich viel mehr zu der vlämischen als zu der hochdeutschen Sprache hinneigt, und von derjenigen der angrenzenden vlämischen Dörfer sehr wenig verschieden ist. Die aus der Vorzeit dieser deutschen Ortschaften erhaltenen Urkunden sind vlämisch verfaßt. Die merkwürdige Sprachverschiebung, die hier stattgefunden, erklärt sich aus dem Umstande, daß die Stifte Aachen und Hertogenrade, welche bis zur Gründung der Unabhängigkeit Belgiens das Collationsrecht dieser Pfarreien besaßen, dieselben mit deutschen Geistlichen besetzten. Diese führten nun die deutsche Sprache zuerst als Sprache der Kirche ein; die Schule folgte bald und so wurde allmälig das deutsche Reis auf den niederländischen Stamm gepfropft. Vielleicht sah die katholische Geistlichkeit auch im Uebergange zur Sprache der katholischen deutschen Nachbarn ein Mittel, um der Propaganda der ketzerischen Vlamen entgegenzuarbeiten. Der Uebergang von einer Sprache zur andern ist in dieser Gegend ein sehr leichter. Mehr als eine Ortschaft hat noch im Laufe dieses Jahrhunderts abwechselnd zum hochdeutschen und niederländischen Sprachgebiete gehört, je nachdem der Pfarrer ein Deutscher oder ein Vlame war. Die Deutsch-Belgier der Provinz Lüttich leben fast ausschließlich vom Ackerbau. Die ganze Gegend ist fruchtbares, schönes Wiesenland, auch in landschaftlicher Hinsicht eines Besuches werth.

Die Deutsch-Belgier befinden sich seit der Gründung der Unabhängigkeit Belgiens bezüglich ihrer Muttersprache in einer sehr übeln Lage. Die belgische Regierung hat nie Rücksicht auf sie genommen. Die amtliche Sprache ist für sie die französische; selbst die Gemeinde-Verordnungen werden ihnen

in französischer Sprache zugestellt. Die Post-, Steuer- und Grenzbeamten, welche von der Regierung in Deutsch-Belgien angestellt werden, sind fast ausschließlich Wallonen und bilden den bedeutendsten Factor der Verwälschung der deutschen Gaue. Diese Verwälschung, obschon sie von der Regierung nie systematisch betrieben worden ist, hat nichtsdestoweniger ungeheure Fortschritte, besonders im Belgisch-Luxemburgischen, gemacht. Die Deutsch-Belgier lernen in der Schule gleichzeitig die deutsche und französische Sprache. Sie verstehen zwar noch ihre Muttersprache, aber Keiner ist im Stande, dieselbe richtig zu sprechen und zu schreiben. Der deutsche Unterricht in den Elementarschulen ist ein sehr mangelhafter und wird meistens von Leuten ertheilt, die selbst der Sprache nicht mächtig sind. Für die gute Vorbildung der Lehrer und Lehrerinnen für Deutsch-Belgien hat die Regierung nie gesorgt; es wäre dazu eine eigene Bildungsanstalt nothwendig, in welcher die deutsche Sprache Leitsprache des Unterrichts sein müßte. Dieselbe Forderung wäre an das königliche Athenæum (Gymnasium) von Arel, der Hauptstadt Deutsch-Belgiens, zu stellen. Die Kirche trägt auch keine Sorge, den für die deutschen Pfarreien bestimmten Seelsorgern eine gute deutsche Vorbildung zu geben. Die meisten Geistlichen, es müßten denn Reichsdeutsche sein, was noch hie und da der Fall ist, reden von der Kanzel herab ein haarsträubendes Deutsch. Die Gebildeten, die in den höheren Lehranstalten Belgiens eine französische Erziehung genießen, vernachlässigen ihre Muttersprache und bedienen sich im schriftlichen und mündlichen Verkehr des Französischen. Der Fremde, der Deutsch-Belgien bereist, wird kaum merken, daß er sich in deutschem Lande befindet; die Anzeigen der meisten Wirths- und Geschäftshäuser sind französisch. Er wird auch öfter in französischer als in deutscher Sprache angeredet werden. Nur der kleinste Theil der Deutsch-Belgier versteht heutzutage kein Französisch mehr; nur der ganz Ungebildete ist dieser Sprache nicht mächtig. In die Kirchen einzelner Pfarreien hat sich selbst der Gebrauch eingeschlichen, abwechselnd in deutscher und französischer Sprache zu predigen; auf das zahlreiche wallonische Beamtenthum muß nämlich Rücksicht genommen werden. Am Schlimmsten steht es mit dem Deutschthum in der Provinz-Hauptstadt Arel. Dieselbe hat den Charakter einer deutschen Stadt fast gänzlich verloren. Dieser traurigen Lage ungeachtet, erscheinen in Deutsch-Belgien nicht weniger als drei deutsche Zeitungen, wovon zwei auf den kleineren Lütticher Theil des deutschen Sprachgebietes kommen. In Aubel erscheint „Die Fliegende Taube", die bereits in ihrem 49. Jahrgange steht; in Dolhain (Dalhem) „Das Freie Wort", in Arel „Die Arloner Zeitung". Ein Blick in diese Zeitungen ist sehr lehrreich. Das meist stümperhafte Deutsch, das man darin antrifft, ist bezeichnend für die dortige Situation der deutschen Sprache. Alle diese Zeitungen sind katholisch. Die Deutsch-Belgier überhaupt sind strenggläubige Katholiken. Von den 29 Gemeinden Deutsch-Belgiens besitzen nur zwei eine liberale Gemeindeverwaltung, darunter die Stadt Arel, wo das französische Element eine solche herbeigeführt hat.

Sollte die deutsche Sprache in Belgien nicht einem langsamen aber sicheren Untergange überlassen werden, so war es hohe Zeit Abhülfe zu schaffen. Ein vor drei Jahren von dem Lütticher Universitätsprofessor und bekannten Geschichtsschreiber G. Kurth, einem geborenen Arler, in's Leben gerufene deutsche Verein „Zur Hebung und Pflege der deutschen Sprache im deutsch-redenden Belgien" hat denn auch dafür Sorge getragen. Derselbe hat laut des ersten Satzes seiner Statuten den Zweck, die deutsche Sprache in Belgien zu neuem Leben zu erwecken, der deutsch-belgischen Bevölkerung Achtung und Liebe für ihre Muttersprache einzuflößen und ihr die Erhaltung derselben an's Herz zu legen. Zur Erreichung dieses Zweckes hat er beschlossen, jährlich Versammlungen der Deutsch-Belgier zu veranstalten, Flugschriften herauszugeben, populäre Vorträge halten zu lassen, deutsche Volksbibliotheken zu gründen, deutsche Zeitungen zu verbreiten und überhaupt alle Bestrebungen zu unterstützen die sich auf den Zweck des Vereins beziehen. Der Verein, der anfänglich auf allgemeine Gleichgültigkeit stieß, ist doch langsam ziemlich erfreulich gediehen; er zählt jetzt nahezu 100 Mitglieder und seine Fortdauer ist gesichert. Die jährlichen Versammlungen sind in der verwälschten Stadt Arel mit Erfolg abgehalten worden, zwei deutsche Volksbibliotheken sind bereits gegründet und eine Flugschrift herausgegeben worden. Neuerdings ist durch Veranstalten von Vorträgen über das deutsche Volkslied der Versuch gemacht worden, das in Belgien nahezu ausgestorbene deutsche Lied wieder zum Leben zu erwecken. Seit der Gründung des deutschen Vereins ist auch zum ersten Male von Seiten der Regierung Rücksicht auf die Deutsch-Belgier genommen worden, insofern im neuen Wahlgesetz bestimmt wurde, daß die Mitglieder der Wahl-Collegien den gesetzlich vorgeschriebenen Eid auch in deutscher Sprache ablegen können und in der neuen Gesetzgebung für den Elementarunterricht ist das Deutsche als Leitsprache in den Schulen der deutschredenden Gemeinden vorgeschrieben worden. Der vor Kurzem in der belgischen Abgeordneten-Kammer gestellte Antrag, alle Gesetze, königliche und ministerielle Erlasse auch in hochdeutscher Sprache zu veröffentlichen, ist leider abgelehnt worden. Diese Ablehnung haben die Deutschen den Vlamen zu verdanken, die geschlossen dagegen gestimmt haben. Der Antrag wurde von dem wallonischen(?) Abgeordneten Lorand gestellt, und vom vlämischen(?) Abgeordneten Van Cauwenbergh energisch bekämpft. An einen Anschluß der deutschen Bewegung an die vlämische ist nicht zu denken. Die Vlamen nehmen allen Bestrebungen gegenüber, die hochdeutsche Sprache, auch im mittleren Unterricht in Belgien zu heben, eher eine ablehnende als ermuthigende Stellung ein. Das Uebergewicht, das sie ihrer Sprache im mittleren und höheren Unterricht zu verschaffen gewußt haben, schadet der deutschen Sprache viel. Kürzlich hat der vlämische Volksrath jedes Zusammengehen mit dem Alldeutschen Verbande schroff abgelehnt, unter dem ganz unberechtigten Vorwande, daß der Alldeutsche Verband dahin strebe, in Belgien das Hochdeutsche als Sprache der Landesregierung und des höheren Unterrichts einzuführen.

Daß der deutsche Verein in Belgien keine Annexionspropaganda machen will, hat er des Oefteren ausdrücklich betont; dies könnte übrigens seinem Zwecke nur schaden. Die belgische Regierung hat dem deutschen Vereine einen jährlichen Zuschuß von 500 Fr. bewilligt. Daraus schließen, daß sie der deutschen Bewegung, und allen ihren Forderungen günstig gestimmt ist, wäre voreilig. Die Bewilligung dieses Zuschusses muß eher als ein Abfinden mit derselben angesehen werden, um nicht durch weitere Forderungen behelligt zu werden. Die Regierung hat ja bekanntlich mit den Vlamen schon der Sorgen genug und es wäre ihr sehr unbequem, auch noch die Deutsch-Belgier als eigene Nationalität berücksichtigen zu müssen.

---

## Die schwarz-rothe Internationale.

Vom Congreß für Internationalen Arbeiterschutz in Zürich.

Von Dr. Rudolph Meyer.

(Schluß.)

Es scheint zweckmäßig, hier einige solcher älteren Generalreferate Erwähnung zu thun, die einen erfreulichen Fortschritt nach einer Seite feststellen. Das erste derartige Generalreferat ging allen Congressen voran und ist das von Marx und Engels im Jahre 1847 verfaßte Communistische Manifest. Es stellt die wirthschaftliche Evolution der Vergangenheit fest, entwickelt das communistische Programm und kritisirt

die anderen, z. B. conservativen Reformprogramme. Ich habe hier nur auf den ersten Punkt hinzuweisen. „Um 1847 hat die Bourgeoisie ihren Siegeslauf begonnen. Die Feudalclassen weichen vor ihr zurück. Sie verwandelt besitzende oder mit Aussicht auf Besitzerwerb ausgestattete Arbeiter in eigenthumslose Proletarier, welche jenes Minimum von Arbeitslohn beziehen, das nothwendig ist, um den Arbeiter als Arbeiter am Leben zu erhalten, die Arbeitsstunden werden vermehrt, die Arbeit der Männer wird durch die der Weiber verdrängt. — Das Elend der Massen würde unabänderlich bleiben, wenn sie sich nicht der politischen Herrschaft und dadurch des Capitals bemächtigten." Das zweite Generalreferat ist das „Manifest an die arbeitende Classe Europas", welches K. Marx verfaßte und das der Generalrath 1864 dem internationalen Meeting in St. Martins Hall zu London vorlegte. Seine Disposition ist jene des Manifestes von 1847. „Es ist Thatsache, daß das Elend der arbeitenden Classen nicht abgenommen hat während der Periode 1848—64, und dennoch steht diese Periode mit ihrem Fortschritt von Industrie und Handel beispiellos da in den Annalen der Geschichte. Gladstone's bestrittener Ausspruch wird citirt, ein berauschender Zuwachs von Reichthum und Macht sei ganz und gar beschränkt auf die besitzenden Classen." Ueberall die Massen der Arbeiterclasse tiefersinkend in demselben Verhältnisse wenigstens, als die Classen über ihnen in der gesellschaftlichen Wagschale aufschnellten. In den Annalen des Weltmarkts ist dieselbe Epoche gekennzeichnet durch die rasche Wiederkehr, den erweiterten Umfang und die tödtlichere Wirkung der gesellschaftlichen Pest, die man industrielle und commercielle Krise heißt. Die fortgeschrittensten Söhne der Arbeit flohen in Verzweiflung nach der transatlantischen Republik. Und dennoch war die Periode nicht ohne Lichtseiten. Marx erwähnt als zweite derselben die entstandene Cooperativbewegung, ihr voran stellt er eine zweite, welche für das Thema des Züricher Congresses so wichtig ist, daß ich Marx' Worte folgen lasse:

„Nach einem dreißigjährigem Kampf, der mit bewunderungswürdiger Ausdauer geführt ward, gelang es der englischen Arbeiterclasse durch Benutzung eines augenblicklichen Zwiespalts zwischen Landlords und Geldlords, die Zehnstundenbill durchzusetzen. Die großen physischen, moralischen und geistigen Vortheile, die den Fabrikarbeitern aus dieser Maßregel erwuchsen und die man in den Berichten der Fabrikinspectoren halbjährlich verzeichnet findet, sind jetzt von allen Seiten anerkannt. Die meisten continentalen Regierungen nehmen das englische Fabrikgesetz in mehr oder veränderter Form an und in England selbst wird seine Wirkungssphäre jährlich vom Parlament ausgedehnt. Aber von der praktischen Wichtigkeit abgesehen, hatte der Erfolg dieser Arbeitermaßregel eine andere große Bedeutung. Die Mittelclasse hatte durch die notorischsten Organe ihrer Wissenschaft, durch Dr. Ure, Prof. Senior und andere Weisen von diesem Schlag, vorhergesagt und nach Herzenslust demonstrirt, daß jede gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit die Todtenglocke der englischen Industrie läuten müsse, einer Industrie, die vamphrmäßig Menschenblut saugen müsse, vor allem Kinderblut. In alten Zeiten war der Kindermord ein mysteriöser Ritus der Religion des Moloch, aber er ward nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten praktizirt, vielleicht einmal im Jahr, und zudem hatte Moloch keine besondere Liebhaberei für die Kinder der Armen.

Der Kampf über die gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit wüthete um so heftiger, je mehr er, abgesehen von aufgeschreckter Habsucht, in der That die große Streitfrage traf, die Streitfrage zwischen der blinden Herrschaft der Gesetze von Nachfrage und Zufuhr, welche die politische Oekonomie der Mittelclasse bildet, und der Controlle socialer Production durch sociale Ein- und Vorsicht, welche die politische Oekonomie der Arbeiterclasse bildet. Die Zehnstundenbill war daher nicht bloß eine große praktische Errungenschaft, sie war der Sieg eines Princips. Zum ersten Mal erlag die politische Oekonomie der Mittelclasse in hellem Tageslicht vor der politischen Oekonomie der Arbeiterclasse."

Der Vater der Internationale constatirt, daß die Arbeiterschutz-Gesetzgebung von englischen Conservativen durchgesetzt wurde und den Bruch mit dem manchesterlichen Gesetz von Angebot und Nachfrage bedeutet, welches alle Conservativen verwerfen. Deßhalb haben Wagener und v. Brauchitsch im Jahre 1869 einen Normalarbeitstag von zwölf Stunden beantragt und hat Graf Egbert Belcredi im Jahre 1885 einen solchen von elf Stunden für Oesterreich durchgesetzt. Sie hat nichts mit der die Socialdemokraten von den anderen wirthschaftlichen Parteien trennenden Forderung zu thun, daß die Productionsmittel verstaatlicht werden sollen, sie regelt vielmehr die Lohnarbeit unter der Herrschaft der Privatcapitalisten, bewegt sich also auf dem Boden der historisch entwickelten Productionsform. Der Züricher Congreß war kein Communistencongreß. Ein drittes Generalreferat möchte ich die im Jahre 1892 von Engels verfaßte Vorrede zur zweiten Auflage seines 1845 erschienenen Buches „Die Lage der arbeitenden Classe in England" nennen. Auch er giebt sehr gedrängt Hauptsachen in der wirthschaftlichen Evolution seit 1866 bis nun aber 1892 an, und die sind wesentlich andere, als in den zwei früheren Manifesten. Selbst für die große Masse der arbeitenden Classen in England gab es zeitweilig Besserung, aber diese wurde immer wieder auf das alte Niveau herabgebracht durch den Zustrom der großen Menge der unbeschäftigten Reserve, durch die fortwährende Verdrängung von Arbeitern durch neue Maschinerie und die Einwanderung der Ackerbauarbeiter, die jetzt auch mehr und mehr durch Maschinen verdrängt werden. Eine dauernde Hebung findet sich nur bei zwei beschützten Abtheilungen der Arbeiterclasse, bei den Fabrikarbeitern und den Trades-Unionisten. — Aber diese bilden doch einen sehr großen Theil der Arbeiterschaft, zumal auch viele Landarbeiter in Trades-Unions vereinigt sind. Die alte communistische und socialistische Annahme, daß unter der Herrschaft des Capitals in der Production das Elend der Arbeiterclasse unveränderlich bleiben müsse, welche z. B. Lassalle's Ausgangspunkt als „ehernes Lohngesetz" bildete, ist aufgegeben, wenigstens in seiner Allgemeinheit. Durchbrochen ist es durch Arbeiterschutzgesetze (in der Fabrik), durch Organisation in den Trades-Unions, wie Engels constatirt, und durch die Auswanderung, welche Marx 1864 erwähnt, deren diesbezügliche Wirkung er damals aber noch nicht vorhersehen konnte.

Engels constatirt weiter, daß nicht nur die Lage der Arbeiter sich im letzten Drittel des Jahrhunderts gebessert habe, sondern auch die Anschauung der großen Unternehmer gegenüber der Arbeiterclasse, obwohl er sie aus egoistischen Motiven entstehen läßt.

„Die moderne große Industrie gleicht die ökonomischen Verhältnisse aller von ihr ergriffenen Länder in riesigem Maaße aus. Obwohl nicht ausdrücklich in den anerkannten Lehrbüchern mit aufgezählt, ist es doch ein Gesetz der modernen politischen Oeconomie, daß, je mehr die capitalistische Production sich ausbildet, desto weniger sie bestehen kann bei den kleinen Praktiken der Prellerei und Mogelei, die ihre früheren Stufen kennzeichnen. Die kleinlichen Schlaumeiereien des polnischen Juden, des Repräsentanten des europäischen Handels auf seiner niedrigsten Stufe, diese selben Pfiffe, die ihm in seiner eigenen Heimath so vortreffliche Dienste leisten und dort allgemein angewandt werden, lassen ihn im Stich, sobald er nach Hamburg oder Berlin kommt. Desgleichen der Commissionär, Jude oder Christ, der von Berlin oder Hamburg auf die Börse von Manchester kommt, fand wenigstens noch vor nicht zu langer Zeit dies Eine aus: wollte er Garn oder Gewebe wohlfeil kaufen, so mußte er vor Allem sich jener um ein Geringes verfeinerten, aber immer noch jammervollen Manöver und Kniffe entledigen, die in seiner Heimath für die Spitze aller Geschäftsklugheit galten.

In demselben Grad aber, worin dieser Fortschritt sich darstellte, in demselben Grad wurde auch die große Industrie dem äußeren Schein nach moralisch. Die Concurrenz von Fabrikant gegen Fabrikant, vermittelst kleiner Diebstähle an den Arbeitern, zahlte sich nicht mehr. Das Geschäft war solchen miserablen Mitteln des Geldverdienens entwachsen; der fabricirende Millionär hatte Besseres zu thun, als seine Zeit verlieren mit derlei kleinlichen Kniffen. So etwas war gut genug höchstens für kleine geldbedürftige Leute, die jeden Groschen aufschnappen mußten, wollten sie nicht der Concurrenz erliegen. So verschwand das Truckfystem aus den Fabrikbezirken; die Zehnstundenbill und eine ganze Reihe kleinerer Reformen ging durch — alles Dinge, die dem Geist des Freihandels und der zügellosen Concurrenz direct in's Gesicht schlugen, die aber ebenso sehr die Concurrenz des Riesencapitalisten gegen seine weniger begünstigten Geschäftscollegen noch überlegener machten. Ferner. Je größer eine industrielle Anlage, je zahlreicher ihre Arbeiter, um so größer war der Schaden und der Geschäftsverdruß bei jedem Conflict mit den Arbeitern. Daher kam mit der Zeit ein neuer Geist über die Fabrikanten, namentlich über die größten. Sie lernten unnöthige Streitereien vermeiden, sich mit dem Bestand und der Macht

der Trades Unions abfinden, und schließlich sogar, in Strikes — wenn nur zur richtigen Zeit eingeleitet — ein wirksames Mittel entdecken zur Durchführung ihrer eigenen Zwecke. So kam es, daß die größten Fabrikanten, früher die Heerführer im Kampf gegen die Arbeiterclasse, jetzt die ersten waren im Aufruf zu Frieden und Harmonie."

Das ist nun ein sehr wichtiger Punkt. Man hat früher die Arbeiterschutzgesetzgebung aus religiösen, menschenfreundlichen und dann später auch aus Gründen des Allgemeinwohls empfohlen, obschon man glaubte, er schädige die Interessen der Unternehmerclasse in ihrem Concurrenzkampf mit Unternehmern solcher Länder, welche keinem gesetzlichen Arbeiterschutz unterworfen wären, weil sie dadurch die Arbeiter zu theuer bezahlen müßten. Dabei müsse die Industrie zu Grunde gehen, behaupteten noch 1877 Schweizer Fabrikanten bei Einführung der Elfstundenarbeit, Dergleichen glaubt wirklich noch Herr Stumm, wie 1869, als er die conservative Proposition des Normalarbeitstages im Reichstage zum Fall bringen half. Das ist heute ein überwundener Standpunkt. Schon 1872 bewies der Sohn des großen Eisenbahnunternehmers Brassey aus dessen Geschäftsbüchern, daß die hoch bezahlten englischen Arbeiter desselben die Werkeinheit mindestens ebenso billig hergestellt hätten, als die niedrig bezahlten Franzosen und Indier in deren eigenen Ländern. Er wollte die Furcht der englischen Fabrikanten zerstreuen, „daß ihre Production erheblich eingeschränkt werden könne durch fremde Concurrenz, welche auf verhältnißmäßige Billigkeit der Löhne in fremden Ländern basirt sei" (S. X.). Die Erfahrung hat ihm Recht gegeben.

Und im Jahre 1893 publicirte der Deutsch-Amerikaner Schönhof ein Buch „The economie of High Wages", welches den Nachweis liefert, daß der körperlich leistungsfähigste und bestvorgebildete, also auch höchst bezahlte Arbeiter für den Unternehmer der billigste ist. Das in die Maschinerie gesteckte Capital werde immer größer im Vergleich zum Arbeitslohn und seine Ausnützung erfordere geschickte Arbeiter. Amtsrath Hoppenstedt berichtet, daß auf einem intensiv betriebenen landwirthschaftlichen Großgrundbesitz die Wirthschaftsausgabe (incl. Verzinsung des Betriebscapitals) durchschnittlich betrug 1864—73 87000 Mark, 1873—77 106000 Mk., 1877—86 153000 Mk. und 1886—95 185000 Mk, davon der Arbeitslohn resp. 33, 34, 33 und 28 %, er ist also relativ gefallen, obschon jetzt der einzelne Arbeiter fast 50 % mehr erhielt als früher. Ich habe dies und meine eigene landwirthschaftliche Erfahrung im Congreß zusammengefaßt, daß hierfür die Jagd nach dem billigsten der Jagd nach dem besten Arbeiter Platz mache. Und der braucht lange und gute Schule, späte Kinderarbeit und Schutz gegen zu lange Arbeit. Ich könne dafür heute nicht nur aus den obigen drei Gründen des Christenthums, der Menschenliebe und der Staatsraison eintreten, sondern im Interesse der Unternehmer selbst, nicht am wenigsten der landwirthschaftlichen. Dieses hätte in ein Generalreferat gehört. Ferner, was ich, so viel die Zeit gestattete, ausführte: Die europäische Ausfuhr vermindere sich und werde sich durch die wachsende industrielle Entwickelung der ost- und südasiatischen Völker vermindern, die Einführung der Feldmaschinen werde mehr Landarbeiter auf die Industrie hinweisen, die Bevölkerung vermehre sich, in Deutschland um 600000 jährlich, und die Auswanderung nehme ab. Bei Beginn der Uebervölkerung sei der Moment gekommen, durch Ausscheidung der Kinder und verheiratheten Frauen aus der Lohnarbeit und Verkürzung der Arbeitszeit Erwachsener die Zunahme der Arbeitsreserve und großen Lohndruck zu mildern und mindern, es sei also jetzt der richtige Moment für gesetzlichen continentalen Arbeiterschutz gekommen. Dies Alles hätte in ein Generalreferat gehört — und wohl auch darin gestanden, wenn Marx oder Engels noch lebten. Auf deren Standpunkt stehen die Arrangeurs des Congresses doch wesentlich, auch die nichtsocialdemokratischen, in so fern, als jene überwiegend die Fabrikarbeiter und Arbeiter in's Auge fassen. Dies thaten auch die Referate. Die Landarbeiter, 50 % aller Arbeiter, waren nur hier und da nebensächlich erwähnt. Wesentlich ist Marx' System auch nur auf Industriearbeiter basirt. Die genossenschaftliche Arbeit auf dem Lande convenirt den Landleuten, auf die es doch ankommt, jedenfalls jetzt noch nicht, und die Socialdemokratie weiß auch noch immer nicht, wie sie ihnen beikommen soll. Einer der anwesenden Gelehrten sagte mir: „Es ist noch kein ‚Capital' für Landarbeiter geschrieben". Der Präsident, Herr Scherrer, erwähnte in der sachlichen Eröffnungsrede den stockenden Waarenabsatz, die Nothwendigkeit eines internationalen Arbeitsamtes und die Unwahrheit der Behauptung, daß der Normalarbeitstag die schweizer Fabrikanten geschädigt habe, der dort seit zwanzig Jahren besteht.

Am ersten Tage wurde über die Sonntagsruhe wenig lebhaft verhandelt. Für sie und die Freigabe jedes zweiten Sonntags für Arbeiter an ununterbrechbaren Betrieben waren Alle. Ich beantragte Freigabe des Sonnabend Nachmittags, damit die Arbeiter an diesem ihre Privatgeschäfte besorgen konnten, namentlich solche Landarbeiter, die einen Theil ihres Lohnes in Land erhielten, daß sie bestellen und abernten mußten. Pernerstorfer änderte das dahin um, die Sonntagsruhe solle 36 Stunden dauern, was angenommen wurde.

Nachmittags trat der Congreß als Section über Kinderarbeit zusammen, und hier drohte er aus den Fugen zu gehen. Ein Priester vom Rhein wollte, über die Schule solle nichts bestimmt sein, die sei den Eltern allein zu überlassen. Der einzige anwesende Spanier wollte keine Altersgrenze für die Beschäftigung der Kinder in Lohnarbeit haben, denn in Spanien dürfen Kinder schon nach dem 10. Jahre in Fabriken beschäftigt werden, doch ist Spanien durch diese Kinderarbeit nicht reich geworden. Der Pfarrer Schmitz aus Trier wollte, daß keine Altersgrenze für die Beschäftigung der Kinder in der Landwirthschaft festgesetzt werde, und wurde durch den Wiener Antisemiten Axmann unterstützt. Die österreichischen Alpenkatholiken wollen die Schulpflicht vom 14. auf das 12. Jahr herabsetzen, um den Bauern die Kinderarbeit zwei Jahre früher zur Disposition zu stellen. Herr Pastor Göhre hat den ostelbischen Herrengeschlechtern Böses nachgesagt, so reactionär aber wie die österreichischen Bauern sind sie nicht. Auch die meisten Schweizer waren gegen Einbeziehung der Landwirthschaft, denn die Schweiz ist ein Bauernland. Ich hob hervor, daß die Kinderarbeit die Noth des Bauern, wo sie existirt, nicht aufheben werde; was sie brauchten, sei gute Erziehung. Ich schlug vor, die von den Referenten bis zum vollendeten 14. Jahre geforderte Schulpflicht um ein weiteres Jahr auszudehnen, daß zweckmäßig für Fachunterricht zu benutzen sei. Dieses sei Bauern und Landarbeitern jetzt besonders nöthig, da sie zur Feldmaschinenwirthschaft übergehen müßten. Dies wurde von dem Privatdocenten Reich laut unterstützt und mit einer redactionellen Verbesserung Molkenbuhr's zum Beschluß erhoben. Die Engländer hatten beantragt, die Arbeit aller Personen unter 16 Jahren zu verbieten.

Noch heftiger waren die Debatten in der Section und im Plenum über die Frauenarbeit, denn hier stehen sich Socialdemokraten, welche die volle wirthschaftliche Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne wollen, und alle Katholiken und Evangelisten, welche an der überkommenen Ehe mit ihrer Arbeitstheilung, dem Manne der Erwerb, der Frau die Hauswirthschaft und Kindererziehung, festhalten, unversöhnlich gegenüber. Die besten Redner rangen mit einander. Auf katholischer Seite der sehr beredte und mit hallender Stimme begabte Decourtins und sein eleganter Adjutant, der Belgier de Wiart, sowie der beste Redner der österreichischen Christlich-Socialen, Professor Scheicher. Auf socialdemokratischer Seite in erster Linie Bebel und Pernerstorfer. Einen besonderen Reiz machte das leidenschaftliche Eingreifen der Damen. Baroneß Marie Vogelsang aus Wien sprach

improvisirt religiös, sympathisch für die Mutter, welche dem Kinde und in's Haus gehöre. Eine andere Aristokratin, Frau Dr. Braun-Berlin hielt eine elegante schön disponirte Rede für Gleichberechtigung und Recht auf Arbeit für die Frau, welche sonst der Prostitution anheim fallen könne. Mit außerordentlicher Beredtsamkeit begrüßte Frau Zetkin aus Stuttgart die Frauenemancipation als die Morgendämmerung einer neuen Zeit, und die Pariserin Mme. Bonneviat, fordert leidenschaftlich gleiche Schule für Mann und Frau, verwirft jede Beschränkung der Frauenarbeit und wünscht die Gründung einer internationalen Frauencoalition — die „Schöne Internationale" also! In diesen theoretischen Zank warf ich in der Section den nüchternen Antrag, verheirathete Frauen, welche nicht schon Lohnarbeit verrichteten, sollten fortan nicht mehr dauernd dazu angestellt werden. Dies wurde verworfen, von den Socialdemokraten aus dem oben angeführten Grunde, von den Katholiken, weil ich die Landarbeiterinnen auch in das Verbot einschloß, obschon sie die „Mutter" dort principiell vornehmlich schützen wollen. De Wiart brachte nun im Plenum für die Katholiken den Antrag ein: „Die Frauenarbeit, namentlich die Arbeit verheiratheter Frauen in Bergwerken, Steinbrüchen und der Großindustrie, soll allmälig abgeschafft werden." Ich entgegnete, die Ausdehnung der Schutzgesetzgebung auf die Landarbeiter — worauf sie de Wiart ja nicht ausdehnen wollte, liege gerade im Interesse der Grundbesitzer, die de Wiart zu schonen meine. Weil sie bisher fehlte, veröde das Land, flüchteten die besten Landarbeiter in die Gewerbe mit Arbeiterschutz und in's Ausland und östliche Rittergutsbesitzer gingen deßhalb zu Grunde. Die Frauenarbeit sei schon jetzt entbehrlich, denn in Mecklenburg-Schwerin arbeiteten die Tagelöhnerfrauen seit 1848 nicht mehr auf dem Laude. Ueberdies sei Frauenarbeit in der Landwirthschaft im Aufhören. Die Fabrikmaschine habe Frau und Kind zur Fabrikarbeit verdammt, die Feldmaschine scheuche sie vom Felde in das Haus zurück, Frau und Kind fänden keine Arbeit hinter dem Selbstbinder. In Amerika arbeiteten nur noch Frauen von Eingewanderten auf dem Felde, in England gab es neben ca. 800000 männlichen 1880 40000 und 1890 nur noch 24000 Landarbeiterinnen, in Deutschland dagegen sei die Zahl der Landarbeiterinnen in der Periode 1882—95 von $2^1/_2$ auf $2^3/_4$ Millionen — neben etwa 5 Millionen Männern — gestiegen. Ein solcher Zustand sei unhaltbar. Je eher ein Grundbesitzer zur Feldmaschine übergehe, desto mehr werde er profitiren. In Böhmen mähen und binden ein Mann und eine Frau bei 14stündiger harter Accordarbeit einen halben Hectar Weizen, in Amerika und England mäht ein Mann mit zwei Pferden und dem Selbstbinder fünf Hektar in zehn Stunden. Wo ich auf der Reise Frauen — außer bei Garten-, Rüben- und Kartoffelarbeit — auf dem Felde sehe, mache ich ein Kreuz über den Grundbesitzern, welche dem Untergange geweiht seien. Diese Entwickelung könnten die Katholiken nicht hindern. — Ich aber konnte sie auch nicht überzeugen. Natürlich fiel der Antrag des Herrn de Wiart. Der Sectionsantrag ging durch, welcher einen achtstündigen Maximalarbeitstag für Frauen im Allgemeinen festsetzt, für Landarbeiterinnen aber besondere Schutzgesetze fordert. — Die Frage der Hausindustrie wurde, als nicht spruchreif, dem nächsten Congreß überwiesen. — Das Resultat ist also, Schutz für alle Arbeiterinnen, auch für die landwirthschaftlichen, aber kein ausnahmsweiser Schutz für verheirathete Frauen.

Bezüglich des Maximalarbeitstages der Männer handelte es sich darum, auf welche Gebiete er auszudehnen sei. Der rheinische Pfarrer Oberdörffer will alle landwirthschaftlichen Arbeiter vom Maximalarbeitstag ausgeschlossen haben, das Comité beantragt, nur die Arbeiter des landwirthschaftlichen Großbetriebes zu schützen. Ich verlangte Schutz für alle landwirthschaftlichen Arbeiter. In Mecklenburg-Schwerin bestehe durch Verordnung seit 1849 ein durchschnittlich $10^1/_2$ stündiger Arbeitstag, länger im Sommer, kürzer im Winter, in Nordamerika arbeite man allgemein im Sommer 10 Stunden, am Sonnabend weniger, und im Winter überhaupt weniger. Als ich noch in Deutschland war, habe das Gesinde der Bauern meist länger und härter gearbeitet, als das der Großgrundbesitzer mit ihrer Arbeitstheilung. Neuec, ein Socialdemokrat aus Wien, unterstützte mich. Nur durch kürzere Arbeitszeit und höhere Löhne könnten die Arbeiter auf dem Lande gehalten werden. Der Congreß nahm den Antrag des Comités an.

Herr Kulemann aus Braunschweig verlangte im Culturinteresse einen allgemeinen Maximalarbeitstag, der aber für die einzelnen Berufe verschieden sein solle und fand Unterstützung bei den Wiener Antisemiten und Christlich-Socialen, unterlag aber dem Comité, das für alle Industrien den nämlichen Arbeitstag verlangte, der allmälig auf 9, dann 8 Stunden herabzusetzen sei. Die energische Französin, Mme. Bouneval, verlangte noch Festsetzung eines Lohnminimums, worauf man nicht einging. Der fünfte Tage verlief ganz ruhig. Man war einig über die Regelung der Nachtarbeit und der in gesundheitsgefährlichen Betrieben. Die Resolution kann ich ihrer Länge wegen nicht mittheilen. Am sechsten Tage beschäftigte man sich ebenso ruhig mit den Mitteln zur Verwirklichung des Arbeiterschutzes. Es wird beschlossen, es sei nothwendig eine einheitliche Gewerbeinspection, Coalitionsfreiheit, allgemeines gleiches Wahlrecht für alle Vertretungskörper, periodische internationale Schutzcongresse, der schweizer Bundesrath soll ersucht werden, die Regierungen zur Einsetzung eines internationalen Arbeiterschutzamtes aufzufordern, das in's Leben treten soll, sobald drei Staaten sich dazu bereit erklärt haben. Die Aufgabe des Amtes sollen sein:

a) Die Sammlung, Herausgabe und Mittheilung an die interessirten Amtsstellen, sowie die Verbreitung durch den Buchhandel aller auf den Arbeiterschutz sich beziehenden Gesetze und anderen wichtigen amtlichen Veröffentlichungen zugleich in englischer, französischer und deutscher Sprache und ferner in ihrer Aussprache, wenn diese keine der drei genannten ist. b) Die international vergleichende Bearbeitung der Arbeiterstatistik (oder Socialstatistik überhaupt). c) Die Abfassung eines Jahresberichtes über die von den gesetzgebenden und Verwaltungsbehörden für die Fortbildung des Arbeiterschutzes entwickelte Thätigkeit. d) Die Ertheilung von Auskunft und die Mittheilung orientirender Literatur. e) Die Veranstaltung von Congressen zur Berathung über den Fortgang der Arbeiterschutz-Gesetzgebung.

Hierauf folgten drei principielle Kundgebungen, wie sie auf solchen Congressen selten fehlen, meist werden sie von Minoritäten erlassen. Zunächst übermittelte der Oberstlieutenant v. Egidy, der mit Sympathie den Verhandlungen gefolgt war, ohne sich an ihnen zu betheiligen, die Grüße eines Friedenscongresses, der kürzlich irgend wo getagt hatte. Das war unschädlich. Ganz anders war die Erklärung welche nun folgte, von dem einzigen Russen, der auf dem Congresse den Mund aufthat, Herrn Axelrod. Er begann mit dem Vorwurf, daß die Resolutionen die rechtlose Lage der russischen Arbeiter nicht genügend berücksichtigt haben. Im Rußland hätten die Arbeiter noch kein formelles Coalitionsrecht, auch keine Preßfreiheit. Die russischen Delegirten hätten von der Stellung einer besonderen Resolution Abstand genommen, er wolle aber hier die Wünsche der russischen Arbeiter mittheilen und die geplante Resolution verlesen. Die Resolution sagt:

„In Erwägung, daß internationale Mittel und Wege zum Schutze der Arbeiter zur nothwendigen Voraussetzung Coalitionsfreiheit, Vereins- und Versammlungsfreiheit und Preßfreiheit haben, in Erwägung, daß dieser gesetzliche Boden von der zarischen Gesetzgebung und Verwaltung den Arbeitern des größten Reiches Europas völlig entzogen ist, ferner in Erwägung, daß der Capitalismus in Rußland reißende Fortschritte macht und zwar nicht zum geringsten Theile dank dem Zusluße europäischer Capitalien und unter Mithülfe des Unternehmungsgeistes der europäischen Capitalisten, wodurch mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit der proletarische Classenkampf erzeugt wird, ein Kampf, der unter dem stets wachsenden Einflusse der von der westeuropäischen Arbeiterschaft getragenen Ideenbewegung nach den ihm adäquaten Formen ringt — erklärt der internationale Congreß für Arbeiterschutz im Interesse des internationalen Arbeiterschutzes und der gesammten Cultur-

entwickelung Europas es für dringend geboten, daß der culturell wichtigsten und bei weitem mächtigsten socialen Bewegung der Jetztzeit: der Arbeiterbewegung im größten Staate Europas freie Bahnen einer gesetzmäßigen und friedlichen Entwickelung eröffnet werden, und fordert alle Arbeiterorganisationen und Arbeiterfreunde der civilisirten Welt ohne Unterschied der Parteirichtung auf, mit allen Mitteln und mit aller Kraft im Sinne dieser Erkenntniß und dieser Resolution zu wirken."

Hierauf gab der russische Delegirte von Kein noch folgende Erklärung der russischen Delegirten, wovon ich nur ihn bemerkt habe, zu Protokoll: „Es ist selbstverständlich, daß da, wo den Arbeitern die Mittel zur Vertheidigung ihrer Rechte, welche alle Culturnationen ihnen einräumen, fehlen, sie nicht auf den Weg des Gesetzes verwiesen werden können." Meine dreißigjährige Beobachtung stimmt mit den Thatsachen: Wo die Arbeiterclasse volle Freiheit und Gleichberechtigung hat, wie in der Schweiz, wird aus der Socialdemokratie fast eine kleinbürgerliche Reformpartei, wo sie nur Scheinschutz und Freiheit hat, wie in Italien und Spanien, ist sie stark anarchistisch, und wo sie rechtlos ist, wie in Rußland, ist sie nihilistisch.

Die Anwesenden — ich hatte im Unwillen über die lächerliche Geschäftsordnung den Congreß verlassen — sollen ernst und schweigend die Erklärung des Vertreters der Arbeiter des „größten Staates Europas" angehört haben, daß darin die Politik fortdaure, der Alexander II. zum Opfer fiel. Wahre Sensation soll aber die gleich darauf folgende Erklärung eines anderen Slaven erregt haben. Dieser war der wegen seiner socialdemokratischen Agitation excommunicirte Priester Stojalowski. Er kam erst in der Mitte der Congreßwoche, wie man sagte, direct von Rom, an, setzte sich, obschon excommunicirt, zu den katholischen Geistlichen und conferirte viel mit ihnen, besonders mit dem offenkundig als Führer der sämmtlichen Katholiken auftretende Herr Decourtins. Er sagte, nach dem Bericht des „Vorwärts", dem besten, der mir vorliegt:

„Wir werden Alle aus voller Ueberzeugung für das internationale Arbeiterschutzamt stimmen. Es soll unseren Arbeiten hier sozusagen die Krone aufsetzen und ihnen eine gewisse Fortdauer sichern. Wir haben auch zu dem internationalen Comitee, das hier gebildet werden soll, das größte Vertrauen. Die Behandlung der Fragen ist in größter Sachlichkeit und Objectivität erfolgt; das war das Nützlichste, was für die Arbeitersache geschehen konnte. Wir Christlich-Socialen Galiziens kämpfen mit den Socialdemokraten gegen den gemeinsamen Feind, den Mammon. Wir sind mit ihnen in den Principien nicht einverstanden, finden uns aber als Freiheitsfreunde im Kampfe gegen das goldene Kalb zusammen und huldigen dem Worte: Die beiden großen Heerschaaren werden den Feind besiegen, wenn sie auch getrennt marschiren, aber vereint schlagen."

Nachdem er am 28. August diese Rede gehalten, muß der Pater Stojalowski sofort wieder nach Rom gereist sein, denn das Wiener „Vaterland" vom 18. September bringt an erster Stelle folgende Erklärung des Paters:

„1. Ich nehme aufrichtig, mit voller Unterwerfung und ohne Vorbehalt alle in Betreff meiner von den rechtmäßigen kirchlichen Obern ergangenen Entscheidungen, Verurtheilungen und Censuren an, vor Allem diejenigen der heiligen Congregation des Officiums; 2. ich verurtheile und widerrufe Alles, was ich öffentlich oder privat Unehrerbietiges und Beleidigendes gegen die Bischöfe und andere kirchliche Obern gesagt, geschrieben und gethan habe; und ich verurtheile und widerrufe Alles, was ich etwa Unrichtiges oder Falsches gesagt und geschrieben in Bezug auf die Rechte, welche die heilige Kirche hat, ihre Kinder zu belehren, zu leiten und zurechtzuweisen in allen Gegenständen, die direct oder indirect zum christlichen Dogma, zur christlichen Moral und zum Wohle der Völker in Beziehung stehen; 3. ich nehme vollkommen an und beabsichtige in Zukunft getreu zu befolgen die hinsichtlich der verschiedenen Publicationen und deren Lectüre von Seiner Heiligkeit dem Papste Leo XIII. in seiner Constitution Officiorum vom Jänner 1897 verordneten Regeln. 4. Ich werde mein Möglichstes thun, um das Aergerniß gut zu machen, das ich gegeben habe, insbesondere durch Celebrirung des heiligen Opfers in Privathäusern, trotz des Interdicts."

Politik treibt man wirklich noch in Rom, und ein wenig in London. Hier haben wir ein Meisterräthsel der großen römischen Sphinx: Gehört die am 28. August abgegebene Erklärung Stojalowski's noch zu seinen von Rom verdammten socialdemokratischen Anschauungen, oder bereits zu jenen des unterworfenen Priesters und also von Rom gebilligten? Im letzteren Falle existirte bereits ein socialer „Zweibund Schwarz-Roth", der die Welt anders beeinflußen wird als der knutogallische. Die Socialdemokraten beobachten ihre neuen Freunde mit begreiflicher Aufmerksamkeit, und die „Neue Zeit" meldet, daß Graf de Mun in Rom war und keine Audienz beim Papst erlangen konnte, der ihn früher stets auszeichnete. Wenn Stojalowski reçu ist, kann es de Mun freilich nicht sein. Warten wir ab, was aus der schwarzrothen Internationale wird.

---

## Zur deutschen Sittengeschichte.

Von Sigfried Fiedler.

Es ist schon des Oefteren hervorgehoben worden, daß heute mehr und mehr die Socialwissenschaften den Platz einzunehmen beginnen, den in der vorigen Generation unbestritten die Naturwissenschaften, in der noch weiter zurückliegenden die Philosophie inne hatte. Die sociologische Betrachtungsweise liegt heute gewissermaßen in der Luft: unsere tägliche Erfahrung beweist uns, daß alle gesellschaftlichen Erscheinungen einen so innigen Complex bilden, daß wir aus diesem nur mit Mühe einzelne Fäden herauszulösen vermögen. Wie zeigt sich nicht alltäglich die Politik und Jurisprudenz von der Volkswirthschaft bestimmt! Aber auch auf die feineren socialen Phänomen, auf die geistigen, seelischen und sittlichen Imponderabilien sind wir heute geneigt, die sociologische Anschauungsweise zu übertragen. Wer hätte nicht schon die Bemerkung gemacht, daß der wunderbare Fortschritt unserer Transportmittel jene Reiselust und Naturschwärmerei erzeugt hat, die so recht ein Kennzeichen unserer jetzigen Zeit sind. Und wer erinnerte sich nicht der Thatsache, daß die Untersuchung des Schmierölverbrauchs der Maschinen die Veranlassung zu der so folgenschweren Entdeckung des Princips von der Erhaltung der Kraft gewesen ist. Allein von der bloßen Verallgemeinerung solcher und ähnlicher Daten bis zum thatsächlichen Nachweis derartiger Zusammenhänge ist ein weiter Schritt. Das sieht man so recht an Lamprecht's Deutscher Geschichte, die doch noch gar viele Probleme unangetastet lassen muß. Wohl am wenigsten ist bisher für die Geschichte der thatsächlichen Moral geschehen; über bloße Speculationen und Darstellungen ethischer Systeme ist man nicht hinausgekommen. Um so interessanter ist ein vor Kurzem erschienenes Buch, das sich rühmt, die erste wirkliche moral-historische Studie zu sein und dem man dieses Prädicat auch kaum wird bestreiten können; es ist die „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland" von Wilhelm Rudeck (Jena, H. Costenoble). Was dieses Buch vor Allem auszeichnet, ist die rein sociologische Auffassung der Moral und eine umfassende Geschichtskenntniß, die eine Fülle bisher unbekannten Materials zu Tage fördert. Der Verfasser behandelt nur die sexuelle Sittlichkeit, als einen der auffälligsten Factoren der ethischen Entwickelung überhaupt. Um zu möglichst sicheren Resultaten zu kommen, untersucht er ausschließlich die thatsächlich geübten und anerkannten öffentlichen Sitten und Einrichtungen, während die bloß individuellen Handlungen unberücksichtigt bleiben. So erscheint dem Verfasser die öffentliche Sittlichkeit nicht als ein geschlossener, wohlumgrenzter Begriff, eine Auffassung, die er sogar energisch bekämpft, sondern sie löst sich ihm in ein Nebeneinander ständig wechselnder und von außermoralischen Kräften regierter Einzelheiten auf. Gerade der Nachweis des Zusammenhanges der ethischen Erscheinungen mit den sociologischen ist die stärkste Seite des Buches, und es sei gestattet, hier einige Beispiele zur Illustrirung heranzuziehen.

Im ganzen deutschen Mittelalter herrschte die Sitte, daß Männer und Frauen, Knaben und Mädchen völlig entkleidet und unterschiedslos miteinander vermischt im gemeinsamen Raume badeten. Wodurch kam nun diese Sitte ab? In der Hauptsache war es die Vertheuerung des zum Heizen nöthigen Holzes. Die Badepreise wurden so hoch, daß sich die Massen vor diesem Eingriff in ihre Taschen zurückzogen: das Baden hörte ganz auf. Aber schon im Jahrhundert vorher waren die heißen Wildbäder (Karlsbad, Pfeffers ꝛc.) in Gebrauch gekommen. In ihnen setzte sich daher die mittelalterliche Badefreiheit, nur eingeschränkt durch die Badekleidung, bis in unser Jahrhundert fest.

In ähnlicher Weise zeigt Rudeck, wie die classische mittelalterliche Prostitution durch das Auftreten der Lues und anderer Seuchen ein Ende fand, wie die schamlose Kleidung der Männer durch die Aufschlitzung beseitigt, die obscönen Stammbücher durch die Silhouette und Photographie verdrängt wurden u. s. w. Aber auch für die höheren, complicirteren socialen Erscheinungen weist der Verfasser ein solches Verhältniß nach. So gehört z. B. die sittliche Entwickelung des deutschen Theaterwesens zu den interessantesten Capiteln seiner Moralgeschichte.

Bekanntlich geht unser modernes Theater auf zwei Wurzeln zurück, die christlichen Mysterien und die Fastnachtsspiele. Aus der römischen Liturgie erwuchsen die von den Geistlichen selbst in der Kirche aufgeführten Osterspiele, die das Leiden Christi und seine Auferstehung zum Gegenstande hatten. Da diese Passionen nur dazu dienen sollten, dem Verständniß der Menge die christlichen Geheimnisse näher zu bringen, kann es uns nicht wundern, daß bereits im 13. Jahrhundert die ursprünglich lateinische Sprache der Aufführungen durch die deutsche ersetzt wurde. Ja, die Kirche ging sogar noch einen Schritt weiter: um das Interesse der Laien noch mehr zu fesseln, scheute sie sich nicht, rein weltliche Stoffe in ihre heiligen Stücke aufzunehmen. Damit war jedoch ein bedenkliches Element in die Passionen gekommen. Wenn auch die deutschen Osterspiele himmelweit entfernt sind von den unglaublichen Obscönitäten der französischen Mysterien, so finden sich doch auch in ihnen recht anstößige Scenen, von denen wir heute kaum glauben möchten, daß sie von Geistlichen in der Kirche zu hochheiliger Zeit dargestellt wurden. Namentlich mußten die Auftritte zwischen Maria Magdalena und dem Farben- und Salbenkrämer herhalten, welch Letzterer gewisse Wirkungen mancher Kräuter in ungenirtester Weise anpries. Nachdem die Kirche einmal Concessionen gemacht hatte, verweltlichten die Osterspiele mehr und mehr, bis sie im 16. Jahrhundert den höchsten Grad der Verwilderung erreichten. Aber um diese Zeit begannen sie bereits zu verschwinden, und nur noch wenige Reste haben sich in den folgenden Jahrhunderten erhalten. Die Reformation hatte den Passionen den Boden untergraben. Man glaubte nicht mehr an die Engel und alle die groben Materialisirungen des Glaubens. Und außerdem war auch die zunehmende Ausdehnung und der äußere Apparat der Spiele zu groß und kostspielig geworden. Dagegen hören wir nirgends etwas von einem sittlichen Protest gegen die Zweideutigkeiten mancher Passionsscenen. Waren schon die Osterspiele nicht frei von bedenklichen Elementen, so erreichte die Obscönität in den Fastnachtsspielen gleich von Anfang an die unglaublichsten Grade. Es waren dies kurze dramatisirte Stücke, die zu Fastnacht von einem Häuflein junger Gesellen auf der Straße, in den Wirthsstuben und Rathhäusern vorgetragen wurden, meist ein kleiner Gerichtsstreit sexuellen Charakters, häuslicher Zwist unter Eheleuten, Zank des Gesindes u. A. Solche Fastnachtsspiele sind uns aus dem 15. Jahrhundert weit über 100 erhalten und durch A. Keller's fleißiges Sammelwerk (1853—1858) zugänglich gemacht. Sie stammen meist von Hans Rosenblüt und dem Barbierer Hans Folz (1480), und verbreitet waren sie in den reichen Städten Süddeutschlands, besonders in Nürnberg. Wenn wir auch keineswegs außer Acht lassen dürfen, daß die Fastnachtsspiele übermüthigster Carnevalslust der reichsstädtischen Jugend ihr Dasein verdanken, so können wir uns doch bei dem Gedanken an die Oeffentlichkeit solcher Darbietungen des Ekels nicht erwehren. „Den auf das Plumpste und Gröbste geschilderten Bauerngruppen," sagt Goedeke, „liehen die Städter Gedanken und Worte, wie sie die ausgesuchteste Rohheit nur zu ersinnen vermochte. Mit einer Erfindungskraft von staunenswerther Ausgiebigkeit wurden die sexuellen Verhältnisse zum Gegenstande des schamlosesten, im Schmutze seligen Witzes gemacht und in immer neuen Wendungen enthüllt und verhöhnt. Die brutale Rohheit der Sitten hat in diesen Spielen den höchsten Grad erreicht, von dem eine Charakteristik keinen Begriff mehr geben kann."

Diese Fastnachtsspiele dauerten bis in's 17. Jahrhundert fort. Die Reformation beseitigte dieselben nicht, sie wußte vielmehr aus ihnen Waffen zum Kampf gegen die päpstliche Kirche zu schmieden. Namentlich gilt dies von den Schweizer Dichtern. So erhielten allerdings die Fastnachtsspiele durch die neue kirchliche Bewegung einen höheren Gehalt und ernste Aufgaben, aber ihr sittlicher Charakter blieb unverändert. Es war ärgste Zotenreißerei hier wie dort. Davon geben u. A. auch die Stücke des bekannten Rathsherrn Niklaus Manuel (1484—1536) und seines Sohnes Rudolf Zeugniß. Auch die Fastnachtsspiele verschwanden nicht durch eine moralische Reaction seitens des Bürgerthums, sondern sie wurden durch eine außermoralische Macht verdrängt — durch die Stücke der englischen Komödianten. Bekanntlich kamen in den letzten Decennien des 16. Jahrhunderts von England über Dänemark und die Niederlande Berufsschauspieler nach Deutschland und spielten an fürstlichen Höfen und in Reichsstädten ihre Komödien und Tragödien. Ihr Erfolg war durchschlagend, und auf sie führt das ganze deutsche Schauspielerthum seine Existenz zurück. Die moralische Beschaffenheit ihrer Stücke und ihrer Darstellung war freilich derartig, daß wir nicht begreifen können, wie unsere Vorfahren ein solches Theater ertrugen. Die Zeit der Pickelhäringsspiele bedeutet den niedrigsten Tiefstand des deutschen Bühnenwesens. Selbst völlig entblößte Manns- und Frauenspersonen erschienen auf den Brettern. Diese englischen Komödien schändeten das deutsche Volk bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts. Es heißt nun gewöhnlich, daß durch das Auftreten der Caroline Neuber, deren zweihundertjähriger Geburtstag vor Kurzem gefeiert wurde, eine völlige Wendung zum Bessern herbeigeführt worden sei. Rudeck ist weit entfernt, die Verdienste der Neuberin oder gar diejenigen Gottsched's leugnen zu wollen, aber er will die Richtigkeit jener Behauptung nicht zugeben. Die Reformthätigkeit der Neuberin soll nach allgemeiner Anschauung in der Einführung der regelmäßigen französischen Stücke bestehen. Allein hat nicht in den achtziger und neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts Johannes Velten mit seiner berühmten Truppe bereits Stücke von Corneille, Molière u. A. aufgeführt, wie Carl Heine in einem hübschen Hefte nachgewiesen hat? Das Unterscheidende zwischen der Wirksamkeit der Neuberin und der Velten's liegt nur darin, daß jene Erfolge hatte und dieser es kaum zu einer Wiederholung eines classischen Stückes brachte. Schrieb doch die Neuberin an Gottsched, daß sie nicht genug französische Sachen bringen könne, und werde sie doch überall geradezu enthusiastisch aufgenommen. Diese Thatsache beweist, daß der Geschmack des Publicums selbst sich geändert hatte. Während das geringere Publicum im 17. Jahrhundert noch die Rohheiten der Haupt- und Staatsactionen beklatschte, huldigten die Gebildeten, d. h. die fremdem Geschmacke Anhängenden, der Oper und dem Ballet. Die Literaturgeschichte zeigt, daß in jener Zeit vier Opern auf ein Drama kamen. In den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts trat aber in den höheren Ständen ein entschiedener Ueberdruß gegen die Oper ein, deren Ausstattung auch schlechter-

dings nicht mehr zu überbieten war. In diese Zeit fiel nun das Auftreten der Neuberin. Kein Wunder, daß ihre französischen Stücke alle Bühnen eroberten. Mit den Dramen der französischen Classik war aber die Gesittung auf der deutschen Bühne heimisch geworden. Seitdem ist unser Theater nie wieder auf den früheren Stand der Barbarei herabgesunken, wenn es auch an manchen Frivolitäten in der Folgezeit nicht gefehlt hat. Es wird Viele geben, denen eine solche Auffassung der moralischen Entwickelung falsch und höchst unsympathisch erscheint, aber daß sie am besten mit dem naturwissenschaftlichen Denken unserer Zeit harmonirt, wird Niemand bestreiten.

## Literatur und Kunst.

### Geplaudertes.

Von Friedrich Haase.

Als ich im Spätherbst des vorigen Jahres das Schlußcapitel meiner Lebenserinnerungen vollendet, das Buch geschlossen, auf dessen Blättern für mich so viel sonniges Glück, so viel ernste Wehmuth verzeichnet ist, — da legte ich die Feder hin und sagte zu mir: „Fritze“ — so pflege ich mich nämlich in meinen Selbstgesprächen zu nennen, seitdem ich solche auf der Bühne, laut Altersbefehl, fürder nicht mehr halten darf, — „Fritze, nun ist's genug! Du bist kein Held der Feder, schriebst frisch, fromm, frei, wie's Dir eben in den Sinn kam, auf Anregung eines leichtsinnigen Verlegers, und das nimmt ein Dir freundlich gesinntes Publicum ja wohl gern einmal gütig entgegen! Du hast Dein ganzes langes Künstlerleben hindurch stets ein seltsam subtiles Empfinden gehabt für Dasjenige „was gefällt“, und so faßtest Du, wenn auch schweren Herzens den Entschluß, mit der erreichten „50“ Deiner geliebten Kunst Ade zu sagen. Du hast ferner während des Winters allen schmeichelhaften Aufforderungen vieler Zeitschriften widerstanden — und so ist's mit Deiner Schreiberei nun ein für allemal vorbei!“ —

Auch diesem Vorsatz blieb ich treu, bis — ja bis — die „Gegenwart“ in so liebenswürdig verbindlicher Form eine Selbstcharakteristik oder etwas daran Mahnendes von mir wünschte. —

Der weise Paulus sagte schon vor — ach vor so langen Jahren: „ein Jeglicher wird verführet, wenn er von seiner bösen Lust gereizet und gelocket wird!“ — Die „Gegenwart“ lockte — lockte mit aufgerollt glanzvoller Fahne, und ich schwacher Mensch — gereizet und gelocket — ließ mich verführen — denn leicht ist die Sache nicht, so gänzlich in das Nichts zu versinken. Nirwana mag ja eine sehr schöne Gegend sein — mich reizt sie aber nicht sonderlich! — Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, man pflückt die Rosen nicht ohne Dornenriß, man hört nicht gleichmüthig freudigen lauten Beifall! Die flexible Seele nimmt gierig alle Eindrücke in sich auf — bei leisester Berührung tönt, der Aeols-Harfe gleich, eine Saite wie traumverloren wieder und mahnt an das Einst! — —

Das klingt fast wehmuthsvoll — und ist's doch nicht! Ich habe mich zu meinem Erstaunen und wider Erwarten merkwürdig schnell in das „Faulenzer-Leben“ zu finden gewußt, und es scheint mir fast ein Märchen — allerdings aus Tausend und einer Nacht — daß ich überhaupt jemals dem Komödienspiel angehörte!

Langeweile ist mir ein unbekannter Gast.

Bewahrte ich mir doch die frische Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute und erfreue mich an jeder künstlerischen Darbietung, wo immer sie mir entgegentreten mag.

Mit dem Rollenstudium ist's nun leider zu Ende.

Ach und wie schön war diese Zeit! Da wurde, wenn der Frühling in's Land kam, die Winter-Tournée festgestellt, da wurden die Rollen bestimmt, die ich spielen wollte oder sollte, und mit den neuen Aufgaben zog ich dann in die hohen Berge, in duftende Waldespracht, in grünende Einsamkeit, mitten hinein!

Ein einfach Haus, ein freundlicher Wirth — und in der weihevollen Ruhe um mich her, den blauenden Himmel über mir, — da kam eine Schaffensfreudigkeit über mich, die ich nicht zu schildern vermag. Ein Frohgefühl sondergleichen, wenn ich merkte, daß der Wurf gelingen dürfte.

So entstanden fast all' meine Rollen!

Allerdings gab's auch Wochen, in denen ich mißmuthig und nervös war. Das Studium ging dann nicht vorwärts. Ich fand weder den rechten Ton, noch die passende Maske — und ohne diese haarscharf vor meinem geistigen Auge zu haben, konnte ich nie weiter schaffen!

So erging's mir z. B. mit dem schnurrigen Chevalier von Rocheferrier.

Wohl fühlte ich, daß irgend ein ganz besonderes Merkmal diese Gestalt charakterisiren müsse. Mit dem einfachen „Stolz“ war's nicht abgethan, sollte der so harmlose Einakter („Eine Partie Piquet“) gefallen und einschlagen.

Bin also in der Zeit einmal zu Frankfurt a. M. zufällig in großer, bunter Gesellschaft. Da tönt plötzlich ein seltsam heiseres, bellendes und höchst geräuschvolles Husten an mein Ohr, das mich und die Umstehenden zu spontanem Gelächter reizt. Und wie erquickender Regen auf dürre Flur, so wirkte „dies Zeichen“ auf mich ein! Das ist Rocheferrier, sagte ich augenblicklich zu mir. Nur so muß der Kerl grunzen! Gedacht — gethan! Aus dem Husten machte ich ein längeres, resultatloses Räuspern, dies Räuspern bedingte wieder allerlei Geberden, ebenso einen absonderlichen Sprachton, und so erstand der alte verrostete und verbogene Aristokrat mit all' seinem angegrauten Eigensinn, mit all' seinen krausen Launen, mit seinem lächerlichen und doch dabei rührenden noblesse oblige vor mir.

Gerade diese Figur, welche durch Zangengeburt das Licht der Lampen erreichte, wurde eine auffällig gern gesehene Rolle und verfehlte selten ihre Wirkung, d. h. sie erzielte behagliche Stimmung, fröhliches Lachen und — was viel sagen will: die Anerkennung der „Collegen“ [welcher Bezeichnung der große Carl Seydelmann niemals ein starkes Ausrufungszeichen hinterher erließ]! —

Am herzlichsten lachte über diese Gestalt gelegentlich meiner häufigen Gastspiele auf der Hofbühne in Schwerin Ihre Kgl. Hoheit die verwittwete Frau Großherzogin Alexandrina, welche nun auch schon lange das Zeitliche segnet. Das klang so tief und überzeugend lustig aus der kleinen Parterrehofloge zu mir auf die Bühne. Die hochselige hohe Frau, die eine so auffällige Aehnlichkeit mit ihrem erhabenen Bruder, Kaiser Wilhelm dem Großen, hatte, äußerte mir gelegentlich einer Audienz: „Wie viel Qualitäten von Lachen haben Sie eigentlich auf der Bühne zur Verfügung, Herr Haase? Gestern hörte ich nun schon das dritte Genre und lache noch heute in der Erinnerung herzlich mit“. Dabei sprühten die blauen Augen voll Lebenslust und straften die schönen Silberlocken Lügen! — —

Zu meinem eigenen Nutz und Frommen unterwarf ich stets jede Darstellung einer sehr detaillirten und möglichst objectiven Selbstkritik. Eine Art innerer Regulator war in meiner Brust geborgen, der mich alle Zeit mahnte, Maaß zu halten und die Form zu wahren. Dadurch ward ich befähigt — ohne Erröthen darf ich's eingestehen — bis zum Abschluß meiner Thätigkeit jede meiner bestgenannten Rollen mit ungeschwächter — ja, ich darf sagen, mit gesteigerter Anziehungskraft immer von Neuem zu wiederholen.

Dazu gehört — ehrlich gesagt — aber viel, viel ge-

härteter Fleiß und starke Selbstdisciplin! Und wenn ich auch gewiß nicht unbedeutende Mängel aufweise und Diesem oder Jenen auch wohl mißfiel, oder Viele auch gesagt haben: „Haase hat eben enormes Glück“ und dergleichen recht schwer überzeugende landläufige naive Auslassungen, — so widerspreche ich ja auch nicht. Wer jedoch „gerecht“ zu urtheilen vermag, wird auch hinzufügen: „aber ‚fleißig‘ war der Kerl!“ —

„Il faut être enthousiaste de son métier,“ — und das war und bleib' ich, „so lange diese Maschine mir zugehört,“ wie der verstorbene Hamlet zu sagen beliebte. Die echte Liebe zur Kunst, die Begeisterung für dieselbe, wie sie glühend schon in dem Potsdamer Gymnasiasten pulsirte und ihr sieghaftes Licht auf nicht selten kraus gewundene Wege des Mannes geworfen, — sie empfinde ich noch heute wie damals — seitabstehend, mit ungeschwächter Kraft.

Wohl war mein Künstlerweg zumeist ein ebener, die Blumen blühten an seinem Rande, aber wie nichts vollkommen in dieser Welt, entbehrte er auch der Schatten nicht, die ihn nicht selten in beängstigendes Dunkel hüllten.

In diesen Contrasten lag aber zugleich ein köstlicher Reiz! —

Die erschöpfende Thätigkeit in meinem Beruf bildeten stets die langathmigen Proben, denen allerdings zumeist mein eigener Wunsch diese Dauerbarkeit verlieh! Halte ich doch die Probe, diese geheime Werkstatt des Schauspielers, für die Quelle, die zagend den Pfad sich suchend, bald rechts, bald links, sich endlich in das breite Bette des sicheren Stromes verliert und so eine gerundete Darstellung erzwingt, die dem Werke des Dichters möglichst näher tritt, soweit die dazu nöthige Objectivität dies den Schauspieler überhaupt gelingen läßt, der doch am Ende an seinem eigenen Fleisch und Blut kleben bleibt. — Die allabendlich sich dann erzeugende Sorge und Scheu vor der zu lösenden Aufgabe, — jene Kleinmüthigkeit, wenn ich mir künstlerisch nicht genügte — das wonnevolle Glücksgefühl, wenn ich mir aber sagen durfte: „Heute hast Du's beinahe so erreicht, wie Du's empfunden,“ — das war der Talisman, der mich frisch und jünger erhalten! — —

So kam ich, fast ohne es selbst zu wissen und zu fühlen in die „Siebzig“! — —

Irgend ein griechischer Weiser — ich glaube, es war der selige Seneca — sagt: „Vor Allem müssen wir in uns selbst hineinschauen!“ —

„Gut gebrüllt, Löwe!“ Aber schwer gethan!

Ob ich's vermochte?! —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Blumenhändlerin in Leipzig, an deren Laden ich lange Jahre vorbei gehen mußte, pflegte in ihrem Enthusiasmus für das Theater mir häufig in Eile ein Blümchen auf die Straße zu reichen mit dem Bemerken: „Een Röseken, Herr Trector, aber nich böse werden!“ —

So rufe ich auch den Lesern der „Gegenwart“ zu beim Abschluß dieser Blätter.

---

## Französische Malerei im „Salon“.

Von A. Brunnemann (Paris).

Kein Geringerer als Emile Zola hat kürzlich noch einmal die Feder in Sachen der Kunst ergriffen und in einem Artikel des „Figaro“ seine Eindrücke über die Modernen niedergelegt. Er ist auf's Höchste erstaunt über die seltsame Entwickelung, die das Studium der Natur und des freien Lichtes in verhältnißmäßig so kurzer Zeit genommen hat. Was er einst in richtiger Erkennung ihm verwandter Geister, aus den Salons des Refusés und Indépendants hervorsuchte — vor Allem die Meisterwerke von Manet, Courbet und Degas —, was er in Gemeinschaft mit seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Huysmans mit kampflustiger Feder vertheidigte, ist heute längst zu Nutz und Frommen der Nachwelt in den Staatsgalerien untergebracht. Auf die besten Schöpfungen der naturalistischen Schule aber, die nur ein getreues Abbild der Natur waren, ist heute ein subjectiver Impressionismus gefolgt, der ganz nach persönlicher Laune und Willkür mit der Natur umspringt.

In vielen Dingen hat der große Naturalist recht, wenn er darüber seine Entrüstung ausspricht. Er verlangt Klarheit, Schärfe, Verständlichkeit, Gesundheit, und diese Eigenschaften scheinen dem Modernismus fin de siècle immer mehr abhanden zu kommen. Andererseits aber haftet der naturalistischen Kritik eine große Einseitigkeit an. Sie verdammt schonungslos Alles, was über die Erscheinungswelt hinausgeht. Die seltenen Bestrebungen aber nach Verinnerlichung der französischen Kunst, die Rehabilitation ihres größten poetischen Künstlers, des Bauernmalers François Millet, und die Anerkennung des Idealisten Puvis de Chavannes ist nur freudig zu begrüßen. Um uns jedoch ein völlig klares Urtheil über die diesjährigen Salons zu bilden, sei der Entwickelung der französischen Malerei während der letzten dreißig Jahre eine kurze Betrachtung gewidmet.

Nichts ist wohl von größerem Segen für die ganze Kunstentwickelung der Welt gewesen, als die große naturalistische Strömung, die paralell mit der Literatur unter der Führerschaft Manet's und Courbet's mit hartnäckiger Rücksichtslosigkeit dem starren conventionellen Classicismus, der romantischen Schönfärberei, dem süßlichen Genre ein jähes Ende bereitete. Die Künstler gingen wieder frisch und fröhlich bei der niemals alternden Mutter Natur in die Schule; sie lernten vor Allem richtig sehen, und in dem leidenschaftlichen Drange, das Geschaute getreulich wiederzugeben, auch richtig malen. Anfangs auf die Landschaftsmalerei angewandt, riefen die neuen Theorien vom freien Lichte und von der „décomposition“ der Lichtstrahlen bald auch eine gänzliche Umwandlung der Figurenmalerei hervor. Edouard Manet trug zuerst beim Malen eines Porträts seine Staffelei in's Freie und fand überraschende Wirkungen, mit denen er bald die Welt in das höchste Staunen versetzen sollte. Die Künstler überkam's wie eine Offenbarung. Es war ihnen, als seien sie bisher blind gewesen und hätten nun plötzlich sehen gelernt. Keine Evolution, eine tolle Revolution vollzog sich während der siebziger Jahre in der gesammten Pariser Kunstwelt, die ihre Einflüsse gar bald auf Deutschland, zuerst auf München geltend machte. Dort war es besonders eine Ausstellung der Werke Courbet's, die den Deutschen die Augen öffnete. Mehr als zehn Jahre lang schufen die französischen Künstler wie im Fieber, vom tollen Rausche des Naturalismus ergriffen. Meisterwerke, noch heute unübertroffen, erstanden. Emile Zola schildert im „Oeuvre“ die geniale Schaffenswuth der jungen Künstler, die über dem Eifer, ganz wie die Natur zu wirken, zu unsterblichen Meistern heranreiften, oder in Verzweiflung über ihre Ohnmacht zu Grunde gingen. Doch kam die Uebertreibung. Die naturalistischen Schöpfungen blieben nackte Erdenschollen, denen jeder Himmelsodem fehlte. Die idealen Forderungen der Menschenseele wurden gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Bezeichnend für die Stimmung zur Blüthezeit des Naturalismus ist die Verurtheilung alles dessen, was Gemüth und Seele zeigt. Er ging sogar so weit, den unvergleichlichen François Millet, den Vorläufer ihrer Bestrebungen, herabzusetzen, weil er über seine wahrheitsgetreuen Schilderungen aus dem Bauernleben eine schlichte Innerlichkeit, eine erhabene Poesie zu breiten wußte. „Die humane Tendenz verdirbt mir gänzlich den Geschmack an Millet's Bauern“, schreibt Huysmans einmal. „Ohne jede unnütze Emphase“ soll das Volk dargestellt werden. Seiner Arbeit soll es nachgehen, ohne sich viel um höhere Dinge zu kümmern. Jedes Beschäftigen mit spiritualistischen

Fragen bedeutet ein Erlahmen der Thatkraft.“ So waren alle Bestrebungen des Naturalismus lediglich auf die realen Dinge gerichtet; das Stoffgebiet wurde immer nüchterner und poesieloser. Es genügte nicht allein, die Menschen im gleichgiltigen, gewohnheitsmäßigen Verrichten niederer Arbeiten zu sehen; es mußte noch besonders ihre Verrohung und Verdummung durch die Arbeit hervorgehoben werden. Die Landschaftsmalerei aber suchte die traurigsten Winkel und Oeden auf, um nur ja dem Vorwurf zu entgehen, idealisiren zu wollen. Selbst Maler, die sonst, gleich dem tiefinnerlichen Millet, bei aller Naturtreue eine erhabenere Auffassung des Menschenlebens gegeben hatten, bemühten sich, immer prosaischer zu werden. So suchte Bastien-Lepage seine warm empfundene Hirtin: Jeanne d'Arc durch die „Ruhe nach der Arbeit“, ein halbsitzendes, blöd vor sich hinstarrendes Bauernweib und einen schnarchenden Mann, zu „übertreffen“. L'Hermitte, Roybet, Gervex, Fantin-Latour, Bonnat, Roll und Andere. verfolgten ähnliche Grundsätze. Bonnat malte einen „Hiob“, einen ausgemergelten, mit Schwären bedeckten Greis, der an krassem Farben-Naturalismus alles bisher Dagewesene übertraf. Damit sollte das letzte maßgebende Wort gesprochen sein: Das „ganz Rohe und Nackte“ war das Ideal der Kunst. Der ewige Fortschritt blieb aber glücklicherweise hierbei nicht stehen. Auf den Naturalismus folgte der Impressionismus: die geniale Wiedergabe des flüchtigen Ersteindruckes mit all' dem Glitzern und Flimmern des Sonnenlichtes. Dazu mußte der Theorie der Farben ein eingehendes Studium gewidmet werden. Experimente mit der Zerlegung (décomposition) des Lichtes werden gemacht und dieses in seinen geheimsten Wirkungen auf den frei in die Natur gestellten Körper beobachtet. Neue Techniken zur möglichst charakteristischen Wiedergabe der Lichtspiegelungen, der der Lufttöne wurden erfunden. Es wurde nicht mehr liebevoll beobachtet und goldtreu copirt, sondern rasch und flüchtig erfaßt, um in dem Beschauer auf frappirende Weise den gleichen Eindruck hervorzurufen. — Immer subjectiver werden die Maler. Der Laie erhält beim Durchwandern der Kunstausstellungen nicht mehr die Impression einer Landschaft, einer Volksscene, einer Person, sondern nur den Eindruck, den jene Landschaft, Scene oder Person auf den in einer ganz bestimmten Gemüthsverfassung befindlichen Künstler gemacht hat. Auf die Flaubert's, Balzac's und Zola's der Malerei sind die Gebrüder Goncourt gefolgt. Gleichwie diese hochbegabten Männer den „style pittoresque“, die impressionistische Schreibweise erfanden, erfinden sie die raffinirtesten Techniken, um ihre persönlichen Eindrücke so überzeugend wie möglich wiederzugeben. Dieser neuen Kunst verdankt Frankreich die Meisterwerke der Landschafter: Claude Monet, Alfred Sisley und Pissarro. Sie haben die Farbenprobleme auf geniale Weise gelöst und Cabinettstücke von vornehmer Feinheit und Zartheit geschaffen Auch auf die figürliche Darstellung sollte der subjective Impressionismus bald seine Anwendung finden. Degas, Forain, Caillebotte, Raffaëlli ließen sich von dem bunten, unermüdlich seine Gestalt ändernden Treiben inspiriren. Wie die Gebrüder Goncourt wandeln die Maler mit dem Skizzenbuch umher und notiren die wechselvollen Eindrücke des Tages — und der Nacht. Keine wohl arrangirten, in einen bestimmten Rahmen eingepaßten Bilder mehr! Kein süßliches Genre, keine hohle Declamation, keine sensationellen Gräuelscenen! Der verborgendste Winkel, die armseligste Gestalt — gleichviel welcher Art — die flüchtige Straßenscene, das Bethätigen in gesunder Arbeit, das Haften nach Genuß, das Schleichen auf verbotenen Pfaden, Schönes und Häßliches, Tugend und Sünde: Alles wird aufgenommen, wenn es nur irgend eine malerische Wirkung bietet. Je nach der Individualität des Künstlers wird es, mit einem geistreichen Zug erhabener Satire versehen, in eine höhere Atmosphäre gerückt, oder noch tiefer herabgedrückt in die Regionen des Gemeinen. Zumeist soll es nur eine einfach, chronikartige Schilderung, ein document humain sein. Immer virtuoser erlernten diese Künstler ihr Metier — technische Schwierigkeiten schienen nicht mehr zu existiren. Mit flottem Pinsel, fast auf zu oberflächliche Weise, trägt Raffaëlli seine Eindrücke von dem Leben und Treiben der arbeitenden Classen der Pariser Faubourgs vor. Caillebotte schildert mit gesundem Behagen, bisweilen mit einem kleinen Beigeschmack von Ironie, den bürgerlichen Stand, das gemüthlich ausgestattete Intérieur, darin sich doch nur geschäftsmäßige Nüchternheit oder gähnende Langeweile breit machen. Anders Forain. Auf seinen Bildern hetzt die ganze lüsterne Lebewelt, in ihrer tollen Jagd nach Genuß an dem Beschauer vorüber. Es zeigt das übertünchte, mit Flitter behangene Laster — oft aber entkleidet er es auch dieser letzten verführerischen Hülle und zeigt es schonungslos in seiner nackten Häßlichkeit.

Der genialste dieser Künstler ist Degas — in Deutschland nur wenig bekannt, weil sich die meisten seiner Bilder in Privatbesitz befinden und auch in Paris nur selten in Sonderausstellungen zu sehen sind. Degas hat sich das Ballet zum Ziel seiner Studien gemacht, aber nicht die leichtgeschürzte Grazie der Ballerinen auf den Brettern, sondern ihr Arbeiten im Schweiße des Angesichts; die schwierigen Körperverrenkungen, die gewaltige erschöpfende physische Anstrengung der Elevinnen und ihre darauf folgende Abspannung. Alle seine Tänzerinnen sind echt; alle verschieden in der Ausübung des gleichen Berufes. Getreu den Lehren Manet's, zeigt uns Degas auch viel Häßliches, doch stets mit Meisterhand und einer unglaublichen Kühnheit der Technik und Farbengebung, die bis in's tollste Experimentiren mit den Lichtreflexen geht. Doch nicht allein das Corps de Ballet, die moderne Frau überhaupt nimmt sich Degas, wie so viele Andere mit ihm, zum Vorwurf. Ihre geheimsten Toilettenkünste werden erlauscht und mit raffinirtem Geschick wiedergegeben: der bleiche, an Veloutinepuder gewöhnte Teint der „mondaine“, die plumpe Schminke der „petite femme chic“. Die Künstler lassen uns mit rücksichtsloser Indiscretion hinter die Coulissen der großen Welt, wie hinter die der Bretter, die sie bedeuten sollen, blicken, mehr Häßliches, als uns lieb ist, an's Licht zerrend. Wiederum drängt sich der Vergleich mit den Goncourt auf, die in ihren Tagebüchern auf die gleiche schonungslose, aber geniale Weise verfahren

Indeß die ganze impressionistische Kunst, so virtuos sie auch gehandhabt wurde, bedeutete nur eine Entwickelung der Malerei nach der äußeren, technischen Seite hin. Wurde sie auch nach trostloser Nüchternheit wieder pikant, ja bisweilen geistreich, an dem äußeren Eindrucke ließ sich der Künstler genügen — nie verstand er seine Gestalten zu verinnerlichen und blieb so im Allgemeinen den Grundsätzen des Naturalismus treu. Tiefere Saiten wurden nie in dem Beschauer angeschlagen und doch regte sich in der ganzen Welt nach Rationalismus und Positivismus die Sehnsucht nach etwas, das über das Ziel hier auf Erden, über die Erscheinungswelt hinaus ging. Die spiritualistische Strömung, die die führenden Geister zu beherrschen begann, machte sich zunächst in der Literatur geltend — bald sollte sie auch in der Kunst weitgehenden Nachhall finden. Frankreich jedoch hat mit der gewaltigen, vielleicht der größten That des Jahrhunderts, der Rückkehr zu absoluter Wahrheit, seinen Höhepunkt erreicht, seine Kräfte erschöpft. Das Neue erwuchs auf anderem Boden. Gedankenmalerei, Symbolismus, Mysticismus, kurz alle Bestrebungen nach Vergeistigung von Literatur und Kunst, die der Neu-Idealismus umfaßt, kamen von germanischen und slavischen Volksstämmen herüber. Die Gründe hierfür sind tief im Charakter der Romanen zu suchen, dessen Wahlspruch zu sein scheint: Nicht in die ferne Zeit verliere dich; den Augenblick ergreife, der ist dein. Jeglicher Contemplation ist er abhold — er kennt den Zauber des schwärmerischen, halb resignirten Ersehnens und Entsagens nicht und hält

sich an's Greifbare des Augenblicks. Die echte Gedankenmalerei wurde in England geboren. Ihre Schöpfer sind die Präraphaeliten, die neben fast slavischer Nachahmung der Natur ihr geheimnißvolles Leben und Weben, die Seele aller Wesen und Dinge mit hineinzumalen suchten. Aus den rührend schlichten Gestalten — meist wieder aus dem religiösen Stoffgebiet der Quattrocentisten, von denen sie sich inspiriren ließen, oder aus der herrlichen Sagenwelt des Mittelalters geschöpft — klingt das ganze schwermüthige Leid über das nie versiegende Weh der Welt. Eine inbrünstige Sehnsucht nach idealen Dingen, nach Vergeistigung des Lebens entrückt sie der nackten Wirklichkeit, die sie umgiebt, in eine Sphäre reinster Poesie. Die Führer der neu-englischen Schule: Holman Hunt, Dante Gabriel Rossetti, David Millais und Burne Jones streuten auch in Frankreich etwas von ihren neu-idealistischen Samenkörnern aus, und die Saat fiel auf guten Boden, wohl vorbereitet durch eine spiritualistische Strömung der Literatur. Der Naturalismus hatte eine Art Gewaltherrschaft ausgeübt, das Individuum gänzlich unterdrückt und seine Seele leer ausgehen lassen. Nun rächte es sich. Es begann im ganz subjectiven Impressionismus mit selbstherrlicher Willkür hervorzutreten. Im Symbolismus aber brachte es seine idealen Forderungen wieder zur Geltung. So behaupten sich in der heutigen französischen Malerei drei Richtungen neben einander: Der naturalistische Impressionismus, der subjective Impressionismus und die neu-idealistischen Bestrebungen.

Getrost kann man nach Durchwanderung der diesjährigen Salons behaupten, daß der Naturalismus noch immer das feste, starke Element der französischen Malerei bildet. Ist er doch ein Abkömmling urkräftigen Stammes und wirken in seinem Bereich noch Meister, die persönlich den großen Kampf um Natur und Wahrheit mit ausgefochten haben. Sie sehen scharf und richtig; sie besitzen einen großen, energischen Stil, frei von Manirirtheit — vielleicht sogar etwas mehr zu einer breiten, groben Mache hinneigend. Ihr Stoffgebiet ist einfach, wenig Abwechslung bietend; sie sind gesund und reden eine für Alle verständliche Sprache, nur ganz selten übertriebene Forderungen an den Beschauer stellend. So der Landschafter Cazin, der Figuren- und Porträtmaler Gervex, L'Hermitte, Roll, Helleu, Bonnat und Raffaëlli mit seiner flotten, sicher treffenden, aber bisweilen etwas nachlässig erscheinenden Manier. Lomont läßt auf viel feinere Weise in das bürgerliche Interieur blicken, während Blanche und Courtois, im Gegensatz zu dem derben, rücksichtslosen Bonnat, das Porträt mit echt französischer Grazie und Feinheit behandeln. Der Kranken-, Verbrecher- und Hungerpessimismus der ganz brutalen Naturalisten ist ein wenig abhanden gekommen, doch wird noch viel technisches Geschick auf große Plattheiten und Nüchternheiten verschwendet. Ein Mangel an edler schöpferischer Phantasie hat sich jederzeit in der französischen Kunst fühlbar gemacht. Hand in Hand mit Talentlosigkeit und der Sucht, aufzufallen, erzeugt dieser Mangel Gräuel und Spectakelscenen, mit denen die französischen Salons, besonders der Champs élysées, noch immer allzureich beschenkt werden. Sie erdrücken manches feinere Werk mit ihrer Aufdringlichkeit; sie selbst aber verschwinden hinter dem kecken Hervortreten der Farbenvirtuosen, die ganz nach Willkür und Laune mit der Natur verfahren. Der harmlose Laie, so mitten in das Uebermüthige, Umsichschlagen des subjectiven Impressionismus versetzt, fühlt sich bei diesen nach allen nur erdenklichen Manieren aufgeklatschten bunten Farbeneffecten vom Schwindel ergriffen. Es bedarf lange Zeit, ehe er sich in diesem Chaos zurechtfindet, und die wahre Natur der Personen und Dinge erkennt, die von zersetztem Sonnenlicht, oder von zwei, ja drei verschiedenen Lichtspendern beleuchtet, in allen Regenbogenfarben schillern. Hier haben sich abermals Talentlosigkeit und Sensationslust einer Farben- und Lichttheorie bemächtigt, die in den Meisterhänden eines Claude Monet, Sisley und Pissarro impressionistische Landschaften von wunderbarer Feinheit und Zartheit entstehen ließ.

Ein jeder dieser Modernen ist so unabhängig wie möglich. Ein jeder hat seine Manier für Auschauung und Technik. Es wird punktirt, gestichelt, plump und breit aufgetragen, geklext. Meist wirken diese Farbenkunststücke nur decorativ. Hier bewährt sich als wirklicher Künstler Besnard. Sein Nachahmer La Touche schweift schon in's Unmögliche. Cottet übertreibt in der Landschaft und wirkt plump im Vergleich zu den oben genannten, leider hier fehlenden Führern. Die Degas, Forain, Caillebotte ꝛc. sind durch leere Moden- und Kleidermaler ersetzt worden, denen es höchstens um die Wirkung eines in rothem Scheine gedämpften Lampenlichtes auf blau- oder gelbseidene Blousen zu thun ist. Hohl und leer bleibt diese impressionistische Kunst, trotz aller Tollheiten überreizter Sehnerven. Mit überlegener Kraft tritt Jean Boldini aus dieser Schaar von Modisten hervor. Er schildert mit flottem, kühnem Pinsel die Weltdame fin de siècle in ihrem ganzen, prickelnden, berauschenden Zauber, doch zugleich auch in der Lüsternheit ihrer überreizten Nerven und Sinne. Es schwebt eine beklemmende Decadence-Atmosphäre um diese Gestalten. Ihre fascinirende Lebendigkeit ist nur ein Symptom der „Maladie du siècle"; Willenlosigkeit, krankhaftes Erschlaffen werden ihr folgen. Diesmal hat Boldini auch das Pendant, den modernen Lebemann, geschaffen, und sich den charakteristischen Typus geistiger Hohlheit herausgesucht, der sich durch einen Aufwand absurdester Empfindungskünstelei und Sinnlichkeit einen Chic zu geben weiß. Sein homme qui regarde sa canne ist der Dichtergraf Robert de Montesquieu-Fesanzag, dem Frankreich symbolische Gedichtsammlungen über Fledermäuse und blaue Hortensien verdankt.

Ebenso hohl sieht es auf dem Gebiete der Gedankenmalerei aus. Ihr genialster Vertreter, Puvis de Chavannes, fehlt. Trotzdem sei ihm an dieser Stelle ein Wort gewidmet, denn, von den Materialisten einst verspottet, versammelt er heute eine Schaar aufrichtiger Bewunderer um sich. Seine Kunst ist groß, erhaben, mag er auch bisweilen in allzu primitiver Technik und Farbengebung zu weit gehen. Stets finden wir einen erhebenden Gedanken in den Riesenfresken, womit er weite Hallen und Tempel schmückt. Er weiß das edelste Bethätigen des Menschenlebens in seiner schlichten Größe zu erfassen und es in unendlich einfachen harmonischen Linien und Farben festzuhalten. Längst bevor englische Einflüsse auch in Frankreich ein paar vereinzelte Gedankenmaler hervorriefen, wandelte er den einsamen Pfad des Neu-Idealismus, und einsam ist er bis auf den heutigen Tag geblieben. Es reicht Keiner an seine Größe heran, es ist ihm kaum Einer gefolgt.

Ganz anders hat Eugene Carrière die Gedankenmalerei verstanden. Echt und tief empfindend malt er trauernde, leidvolle Gestalten von überzeugender Treue und sucht ihre Wirkung zu erhöhen, indem er den Vorgang in eine graue, nebelhafte Dämmerung verlegt. Seine Palette kennt keine anderen Farben als ein stumpfes Grau, Braun oder Schwarz. Aman-Jean bringt ähnliche Stimmungen durch einen Accord von seinen verblichenen Farben zum Ausdruck, der über seine anmuthigen, seelenvollen Frauengestalten einen Hauch von leiser Wehmuth und schmerzhafter Resignation breitet.

Nach diesen Künstlern verläßt die Gedankenmalerei das Gebiet des Verständlichen und entschwebt vor unseren erstaunten, gesunden Augen in die Regionen des Unbegreiflichen. Der französische Symbolismus, der sich an der Hand naiv-primitiver oder modern-raffinirter Techniken in den Schleier des Geheimnißvollen drapirt, verhält sich zu dem englischen wie leerer Wortschwall zu tiefsinniger Gedankenlyrik. Gelingt es dem Laien einmal, den aus Mondschein und Nebeldunst gewobenen Schleier zu lüften, so wird eine große Enttäuschung die unfehlbare Folge sein. Die meisten dieser

Symboliker und Mystiker verschmähen es, sich im vulgären Salon den profanirenden Blicken der Masse auszusetzen und versammeln ein bewunderndes Elitepublikum in den Salons des ebenso posenhaften wie geheimnißvollen „Sar" Péladan, der die Verbindung der Rosenkreuzler (der Name wurde einer mitterlichen Freimaurerloge entlehnt) begründet hat. Gustav Moreau, Armand Point und René Piot können für die hervorragendsten der französischen Symbolisten gelten.

„Was Du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", möchten wir Angesichts des diesjährigen Salons den Franzosen zurufen. Ja, fast ist man versucht, den einseitigen Urteilen Zola's beizustimmen. So lange sie noch von den besten Errungenschaften des Naturalismus zehren, haben sie einen niemals wankenden Grund zum Weiterbau ihrer Kunst. Nur möchte dieser Weiterbau im Sinne einer edlen, inneren Ausgestaltung vor sich gehen, nicht aber lediglich ein Haschen nach neuen verblüffenden, äußeren Formen am wenigsten aber ein Auflösen aller Form in nebelhafte Schleier oder tolle Farbenreigen sein.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Vergänglichkeit.

Von Guy de Maupassant.

Die beiden Freunde hatten ihre Mahlzeit beendet. Durch das Fenster des Kaffeehauses sahen sie den von Menschen bedeckten Boulevard. Ein warmes Lüftchen traf sie, wie es in milden Sommernächten so oft durch Paris weht und die Spaziergänger mit der Sehnsucht erfüllt, irgend wohin in's Grüne zu reisen, und das sie von mondbeglänzten Bächen, leuchtenden Johanniswürmchen und Nachtigallen träumen macht. Der eine der Freunde sprach mit einem tiefen Seufzer:

„Ach, ich werde alt. Das ist traurig. Sonst fühlte ich mich an solchen Abenden unternehmungslustig; jetzt bin ich nur mißvergnügt. Ja, das Leben vergeht schnell!" Er war mit seinen etwa fünfundvierzig Jahren schon etwas zur Fülle gediehen und hatte fast alle Haare auf dem Kopfe verloren.

Der andere, etwas ältere Freund, der schlanker und lebhafter war, versetzte: „Ich, mein Lieber, bin alt geworden, ohne es zu merken. Immer war ich frisch, frei und froh, und da ich täglich in den Spiegel schaue, so bemerke ich die Wirkungen des Alters gar nicht, denn sie treten langsam ein, und das Aussehen verwandelt sich so allmälig, daß die Uebergänge für mich unmerklich sind. Wir müßten, um den Wechsel in unserer Erscheinung zu erkennen, uns sechs Monate lang gar nicht sehen — dann aber, welcher Schreck! — Und erst die Frauen, mein Lieber, wie bedaure ich die armen Wesen! Ihr ganzes Glück, ihre ganze Macht, ihr ganzes Leben liegt in ihrer Schönheit, die doch nur zehn Jahre währt. Ich bin also, wie schon gesagt, alt geworden, ohne es zu merken, und fühlte mich noch wie ein Jüngling, als ich nahe an die Fünfzig war. Da ich keinerlei Beschwerden und Schwäche spürte, lebte ich zufrieden und ruhig dahin. Aber plötzlich kam mir die Erkenntniß meines Zustandes, und ein halbes Jahr lang kam ich mir fast wie vernichtet vor . . . Dann aber ergab ich mich gelassen in mein Schicksal.

Wie alle Männer, war ich oft verliebt, besonders einmal. Es ist nun etwa ein Dutzend Jahre her, kurz nach dem Kriege, da traf ich sie in Etretat am Strande. Wie hübsch ist doch dies Stückchen Küste zur Badezeit! Hufeisenförmig ist der Strand von hohen weißschimmernden Felsen umrahmt, die von sonderbaren Grotten durchbrochen sind und auf der anderen Seite mit einem runden Vorsprung abschließen; und mitten in dieser Felseinfassung ragt eine schmale mit Kies bedeckte Landzunge in's Meer hinaus, die, von zahlreichen Frauengestalten in bunten Toiletten bedeckt, wie ein Blumengarten gemahnt. Die Sonne schießt all' ihre Strahlen auf diese Küste, auf diese kunterbunten Sonnenschirme, auf das blaugrüne Meer; es ist ein heiteres, reizvolles, lachendes Bild. Man setzt sich dicht am Meere nieder und schaut den Badenden zu. Sie steigen hinab, gehüllt in einen Bademantel, den sie mit einer hübschen Geberde zurückwerfen, sobald sie den Schaumgürtel der Wellen erreichen, und sie treten in's Meer hinein mit raschen Schrittchen, deren Tact nur einmal ein köstlicher kühler Schauer, eine augenblickliche Beklemmung unterbricht. O, nur sehr Wenige bestehen diese Badeprobe gut, die ihren ganzen Körper von den Knöcheln bis zum Halse sich dem prüfenden Auge darbietet. Zumal beim Verlassen des Bades treten alle Naturmängel hervor, obwohl das Meerwasser auf den Körper ungemein kräftigend einwirkt.

Als ich jene junge Frau das erste Mal erblickte, war ich entzückt, hingerissen. Auch der Reiz ihres Gesichtes bestrickte mich beim ersten Blick; mir war, als hätte ich das Weib gefunden, das zu lieben ich geboren wäre. Ich ließ mich vorstellen, und bald war ich verliebt, wie ich es noch nie gewesen. Sie nahm mein Herz im Sturm. Es ist erschreckend und dabei so süß, sich ganz der Herrschaft eines Weibes hinzugeben, beinahe wie eine Todespein und zugleich ein unglaubliches Glück. Ihr Blick, ihr Lächeln, ihre vom frischen Seewinde zerzausten Haare, alle Linien ihres Gesichtes, jeder Ausdruck darauf, Alles entzückte mich, machte mich fassungslos und toll. Ihre Figur, ihre Bewegungen, ihre Haltung, selbst was sie trug, übten auf mich einen wunderbaren Zauber aus. Sah ich ihren Schleier auf einem Tisch oder ihre Handschuhe auf einem Stuhle, so fühlte ich schon mein Herz erzittern. Ihre Toilette erschien mir unvergleichlich, und nie sah ich so entzückende Hüte getragen, wie auf ihrem Köpfchen. Sie war verheirathet, aber ihr Gatte kam nur alle Sonnabende, um am Montag wieder abzureisen. Das ließ mich völlig gleichgiltig; niemals empfand ich Eifersucht auf ihn, ich weiß selbst nicht warum; niemals erschien mir Jemand unbedeutender und erregte meine Aufmerksamkeit weniger als dieser Mann. Und ach, wie liebte ich sie! Und wie schön, anmuthig und jung war sie! Sie war die Verkörperung der Jugend in ihrem Glanz und ihrer Frische. Nie habe ich so sehr empfunden, was für ein hübsches, feines, zartes, auserlesenes Geschöpf so ein Weib ist. Nie hatte ich vordem begriffen, welche verführerische Schönheit die Rundung einer Wange, der Schwung einer Lippe, die Form eines feinen Ohres, der Schnitt des sonderbaren Organes, das man Nase nennt, besitzen kann.

Dieser Zustand dauerte drei Monate, dann reiste ich nach Amerika, die Verzweiflung im Herzen. Aber ihr Bild blieb sieghaft und strahlend in meinem Gedächtniß. Sie übte aus der Ferne die gleiche Herrschaft auf mich aus, wie einst in der Nähe. Jahre vergingen, und ich vergaß sie nicht. Ihre reizvolle Gestalt stand immer vor meinen Augen und lebte in meinem Herzen. Und meine zärtliche Zuneigung blieb ihr gleichfalls treu, so wie man eben in liebendem Andenken bewahrt, was uns als Schönstes im Leben entgegen getreten ist. Doch was sind zwölf Jahre in einem Menschenleben! Man merkt es kaum, wie sie vergehen. Ein Jahr entschwindet nach dem andern, sacht und schnell, langsam und eilig; jedes einzelne ist lang und doch so bald vorüber. Und sie summiren sich so correct, sie lassen so wenige Spuren zurück, sie verschwinden so völlig, daß man beim Rückblick auf die Vergangenheit nicht begreifen kann, wie es denn kommt, daß man alt ist.

Es war mir wirklich, als trennten mich kaum ein paar Monate von jenem schönen Sommer am Strande von Etretat. Letztes Frühjahr fuhr ich nun einmal nach Maisons-Lafitte bei Paris zu einem mit mehreren Freunden verabredeten Diner. Gerade als der Zug sich in Bewegung setzte, stieg eine umfangreiche Dame mit ihren vier jungen Töchtern in meinen Wagen. Ich warf kaum einen Blick auf die allzu stattliche Mutter mit ihrem Vollmondgesicht. Durch das schnelle Gehen ganz außer Athem, schnaufte sie laut; die Mädchen fingen an zu schwatzen; so nahm ich also meine Zeitung und begann zu lesen.

Als wir die erste Station hinter uns hatten, sagte die Dame plötzlich: „Verzeihung, mein Herr, sind Sie nicht Herr Carnier?"

„Gewiß, gnädige Frau."

Nun fing sie an zu lachen, so wie eine wackere, selbstzufriedene Frau lacht, doch klang auch eine leise Traurigkeit durch. „Und Sie erkennen mich nicht wieder?"

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich glaubte in der That, dieses Gesicht schon einmal gesehen zu haben, aber wo und wann? Endlich erwiderte ich: „Ja und nein. Gewiß kenne ich Sie, aber ich kann nicht auf Ihren Namen kommen."

Sie erröthete leicht. „Frau Julie Lefevre."

Es traf mich wie ein Blitz, als wäre auf einmal Alles für mich aus! Ich hatte nur die Empfindung, daß ein Schleier vor meinen Augen zerrissen wäre, und daß ich Schmerzliches und Entsetzliches sehen sollte.

Sie war das! Sie, diese dicke gewöhnliche Frau! Und sie hatte seit jener Zeit diese vier Mädchen zur Welt gebracht! Und diese Vier kamen mir ebenso sonderbar vor wie ihre Mutter. Sie stammten von ihr; sie waren schon groß und füllten einen Platz im Leben aus, während die Mutter nicht mehr mitzählte, sie, die einst ein Wunder zierlicher und feiner Anmuth war! Gestern, so schien es mir fast, hatte ich sie gesehen, und nun fand ich sie so wieder! War es möglich? Ein heftiger Schmerz folterte mich, und meine Empörung richtete sich auch gegen die Natur, die ich wegen dieses rohen, schändlichen Zerstörungswerkes anklagte. Und sprachlos sah ich sie an. Dann ergriff ich ihre Hand, und Thränen stiegen mir in die Augen. Ich beweinte ihre Jugend und ihren Tod. Diese wohlbeleibte Dame war mir unbekannt.

Auch sie war bewegt und sagte mit stockender Stimme: „Ja, ich habe mich sehr verändert, nicht wahr? Was wollen Sie, Alles vergeht. Sie sehen, ich bin eine Mutter geworden, nichts als eine Mutter, eine gute Mutter. Alles Uebrige ist vorbei. Ach, ich dachte es mir, Sie würden mich nicht wieder erkennen, wenn wir uns je wiedersehen sollten. Aber auch Sie haben sich verändert, und ich habe Sie erst eine ganze Weile studiren müssen, bevor ich meiner Sache sicher war. Sie sind ganz weiß geworden. Ach ja, es sind zwölf Jahre her! Zwölf Jahre! Meine älteste Tochter ist schon zehn Jahre alt."

Ich betrachtete das Kind und fand in ihren Zügen etwas von

dem früheren Reiz der Mutter wieder, aber noch wenig entwickelt und wie im Schlummer. Und das Leben schien mir flüchtig wie ein vorüberhastender Schnellzug. Dann kamen wir in Maisons-Lafitte an, und ich küßte die Hand meiner alten Freundin. Ich hatte ihr unterwegs nichts zu sagen gewußt, als die gewöhnlichsten Redensarten, so sehr hatte mich die Begegnung erschüttert.

Als ich am Abend ganz allein in meinem Zimmer war, betrachtete ich mich lange, sehr lange im Spiegel. Im Geiste suchte ich mir mein früheres Ich zurückzurufen, meinen braunen Schnurrbart, meine schwarzen Haare, die Jugendfrische meines Gesichtes. Nun war ich in Wahrheit alt. Fahr wohl, Jugend!

## Aus der Hauptstadt.

### Die Offenbarung Johannis.

Im Potsdamer Kronrathe, dem der Kaiser präsidirte, der große, siegreiche Dialektiker, wird es kaum zu einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen Fürst Chlodwig und dem Ehrendoctor der Rechte, dem Vicekanzler vom Kastanienwäldchen, gekommen sein. Die beiden arbeitsfrohen Alten hegen, das ist gewiß, heimlichen Haß im Busen, und nur die schöne Selbstbeherrschung, in der moderne deutsche Minister Meister sein müssen, hat bislang jede Explosion verhindert. Zweifelsohne ist der Kronrath zu einstimmigen Beschlüssen gelangt und hat die politischen Gedanken, die Wilhelm II. in der herbstlichen Schorfhaide gekommen sind, jubelnd zur Richtschnur auch der ministeriellen Politik erhoben. Nichtsdestoweniger verstehen sich die beiden verantwortlichen Leiter der deutschen Regierung schlecht. Herr Miquel meint völlige Klarheit gewonnen zu haben über die großen Gründe, die den Großgrundbesitzer von Werki trotz drückender Alterslast bewegen, im schwierigen und undankbaren Amte auszuharren; Fürst Hohenlohe aber mißtraut dem Manne, dem die pupillarische Sicherheit der Augen fehlt und der des würdigen Onkels Erbe angetreten hat, ehe noch der Onkel todesahnend aus dem Hause gegangen ist. Das freundnachbarliche Duell der beiden Wessiere und der brennende Wunsch jedes Einzelnen, nicht ruhmlos zu unterliegen, hindert die Klärung der Sachlage und verzögert die längst beschlossene, endgiltige Demission Hohenlohe's mehr, als es der Wunsch des Kaisers vermöchte, dem daran gelegen ist, das greise Gladiatorenpaar vereint den Flottenfeinden entgegenwerfen zu können.

Fürst Hohenlohe ist weiß geworden im diplomatischen Dienste. Er hat in langen Jahren auch die höchste Kunst gelernt: zu rechter Zeit zu gehen; er klebt nicht an seiner Würde und wünscht sich wohl wie andere Connétables einen Dunois, der ihm ein ehrenvolles Abgangszeugniß schreibt. Etwas Anderes also als eitle Repräsentationslust und kurzsichtige Verblendung halten ihn im Amte. Ueber die Schwierigkeit seiner Stellung dem Reichstage gegenüber kann er sich kaum irgend welchen Täuschungen hingeben. Rücksichtslos und mit spöttischer Härte wird man ihn an die beiden noch uneingelösten feierlichen Versprechungen erinnern, die er sich hat abringen lassen, man wird die Reform des Militärstrafprocesses und die Aufhebung des berühmt gewordenen § 8 im Vereinsgesetze mit Donnerwort von ihm verlangen. Man wird sie verlangen, obgleich man von Herzen froh darüber ist, daß weder Fürst Hohenlohe seine Zusagen, noch Herr Miquel die Zusage einer Reform des Dreiklassenwahlrechtes bisher gehalten hat. Denn die socialdemokratische wie die freisinnige Demokratie braucht für die nächsten Wahlen dringend eine Regierung, auf die sich Niemand verlassen kann, die unfähig ist, ein gegebenes Wort einzulösen, die heute entschieden verneint, was sie gestern noch entschiedener bejaht hat. Die Militärstrafproceßreform und der § 8 sind höchst gleichgiltige Dinge und nicht werth, daß ein braver Mann daran stirbt; aber man wird sie aufbauschen und bis zum Ekel an ihnen die Lehre vom Zickzack-Course demonstriren. Alle Schuld aber und alle Verantwortung fällt dabei auf das ohnehin schon gebeugte Haupt des Fürsten Hohenlohe. Was treibt ihn, den Sisyphusstein weiter zu wälzen? Ihn, der die kommenden Gefahren deutlich voraussieht, der die süddeutschen, besonders die bayerischen Verhältnisse und Stimmungen besser als sonst Jemand kennt, dem die Undurchführbarkeit der Flottenpläne in dieser Form längst klar geworden ist? Pflichtgefühl alltäglicher Art hat der alte Herr zeitlebens genug bewiesen; er braucht es jetzt nicht mehr zu erhärten. Aber es ist vielleicht ein Pflichtgefühl im höheren Sinne, das ihn bindet. Niemand darf von ihm verlangen, daß er seine letzte Kraft an eine Arbeit verschwende, die er nur widerwillig thut, an die Durchführung von Plänen und Wünschen, für die sein Herz nichts übrig hat. Es wäre denn, daß ihm die Offenbarungen Johannis zu Gehör gekommen sind, und er deßhalb, um der Zukunft des Reiches willen, nicht in Güte dem Nebenbuhler das Feld räumen möchte . . .

Daß Herr Miquel sich vom schwärmerischen Communisten zum kühl abwägenden Vorkämpfer der constitutionellen Monarchie entwickelt hat, ist in den Augen des deutschen und des internationalen Freisinns Dr. Johannis Cardinalfehler. Die Durchgangsstation in der Discontobank verzeiht man ihm dabei. Ruhige und gerechte Leute, denen Unentwegtheit und nachweisbares Gesinnungseinerlei nicht als die Krone aller Mannes- und Politiker-Tugend erscheinen, werden es dem Vicepräsidenten des preußischen Staatsministeriums hoch anrechnen, daß er mit den Jahren zur Vernunft gekommen ist, sich aber gleichzeitig vorsichtig fragen, ob seine Entwickelung nunmehr ihren Abschluß erreicht hat. In weiteren Kreisen herrscht die allerdings ungerechtfertigte Besorgniß, daß der Absolutismus zusehends Raum gewinne. Die Furcht vor einem Staatsstreiche besteht nicht nur bei den Socialisten. Wilhelm's II. Frische und entschiedene Art, zu den Tagesfragen Stellung zu nehmen, erweckt je mehr und mehr energischen Widerspruch. Die Verurtheilung Liebknecht's, der ein gegen seine Partei gerichtetes Kaiserwort in der ihm angeborenen, übermäßig lebhaften Tonart beantwortete, hat allenthalben langathmige Erörterungen wachgerufen. Und in der That muß es auf die Dauer zu furchtbaren Unzuträglichkeiten führen, wenn des Kaisers Majestät in den Kampf der Meinungen eingreift und mit Hieb und Stich nicht spart, gleichzeitig aber gesetzliche Strafbestimmungen oder eifrige Staatsanwälte der Opposition den Mund zuschnüren wollen, auch der Opposition, die nicht mit unnützen Rohheiten um sich wirft, sondern scharf bei der Sache bleibt. Der Rathschlag, sich eng an die Bestimmungen der Verfassung zu halten und die Reden des Kaisers als die Auslassungen einer Privatperson zu behandeln, zeugt einerseits von einer träumerischen Verkennung der Verhältnisse und trägt andererseits der Bedeutung des Herrschers nicht gebührend Rechnung. Ein freidenkender und freimüthiger Mann wie Wilhelm II. kann auch unmöglich wünschen, daß all' seinen Worten Friedhofsruhe folge. Ueber Lakaien und achselzuckende Schweiger zu herrschen, ist nicht nach dem Sinne eines Hohenzollern, vornehmlich nicht nach dem Sinne eines temperamentvollen und selbst redefreudigen Hohenzollern. Er erwartet ein Echo seiner Rufe. Erst aus der Volksstimme, die ihm die Antwort giebt, erkennt er, ob er nach dem Sinne Tausender gesprochen hat oder ob er sich im Gegensatz zu ihnen befindet. Wilhelm II. hält sich nicht für unfehlbar. In geeigneter und guter Manier vorgebrachten Einwänden wird er wohl zugängig sein. Er weiß, daß seine Behandlung der Socialdemokratie, mit der er allein fertig zu werden hoffte, falsch war, daß die Arbeiterschutzconferenz genau den unfruchtbaren Verlauf nahm, den Bismarck vorher gesehen hatte. Er kennt das allzu gründliche Fiasko der Schulreform und seiner dahin gehörenden Anregungen, deren bedenkliche Folgen zu beseitigen die Fachmänner sich jetzt unsägliche Mühe geben. Derlei schlimme und gefährliche Erfahrungen für die Zukunft unmöglich zu machen, ist die Discussion von Fall zu Fall zwischen Kaiser und Bevölkerung das beste, das einzige Mittel.

Jeder Freund der Monarchie muß diese Lösung des Conflictes wünschen. Das Wort sei frei, damit die Wahrheit an den Tag komme; die Livreeträger haben kein Recht, bessere und ehrlichere Leute als sie sind zu verfolgen und zu verdächtigen, weil sie auch dem Kaiser gegenüber aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen. Eine Offenbarung Johannis über seine Anschauungen in dieser Frage wäre gespannter Theilnahme sicher. Aus ihr könnte man mit einiger Gewißheit entnehmen, wie sich der geistvollste und klügste Berather des Kaisers zu den unleugbaren Versuchen einer kleinen, aber mächtigen Partei verhält, die das deutsche Verfassungsleben auf eine andere Grundlage stellen und den Byzantinismus zum Regierungsprogramm machen will.

Wie in den inneren Angelegenheiten, hat Wilhelm II. auch in den äußeren ein selbstständiges, ausgeprägtes und rasches Urtheil. So wenig er sich erst umständlich bei seinen verantwortlichen Rathgebern Raths erholt, wenn er im Inlande eine feurig begeisterte Rede hält, so wenig sich dabei sein rhetorischer Schwung von kühlen ministeriellen Erwägungen hemmen oder gar Wort für Wort dictiren läßt, so frei aus bewegtem Gemüthe brechen auch die kaiserlichen Trinksprüche hervor, die die Prunktafeln auswärtiger Fürsten zu lodernder Begeisterung hinreißen. Der Monarch stellt dann in poesievollen Worten die Gesichtspunkte seiner, seiner ganz persönlichen Weltpolitik fest, und es ist in allen Fällen Aufgabe des Auswärtigen Amtes, den Anregungen des Herrschers nachzugehen und dementsprechend seine Maßnahmen zu treffen. Männer von eigenartiger Begabung und eigenartigen Nerven gehören dazu. Und eine Offenbarung Johannis, ob auch er ihre Kunst billigt, ob er sie zu üben versteht und üben will, brächte reichliches Licht in das verworrene Dunkel deutscher Zukunftspolitik.

Auf Herrn Dr. Miquel setzen die Erwerbsstände unseres Landes ungewöhnliche Hoffnungen. Man glaubt ihn erhaben über die Nichtsalsfreihändlerei, man erwartet von ihm eine durchgreifende Agrarreform, eine nennenswerthe Entlastung der werthschaffenden Classen, erwartet trotz seiner zuwartenden Haltung im Jahre 1893 von ihm eine bauernfreundliche Revision der Handelsverträge. Sein Debut in der Steuergesetzgebung hat ihm die Sympathien aller Derer eingebracht, die die plutokratische Vorherrschaft gebrochen zu sehen wünschen, denen die Drohnentyrannei gegen den Strich geht. Und so bleibt nur die Frage offen, ob sich Herr Miquel bei seinen bisherigen Thaten von wirthschaftlichen Grundsätzen eigener Fechsung hat leiten lassen, oder ob er sich darauf beschränkte, klug und gewandt die Befehle eines Höheren auszuführen. Es bleibt die Frage offen, ob seinem Verhalten in der Vereinsgesetzfrage, das einem ehemaligen Freigeiste und langjährigen liberalen Manne allerdings nicht ganz angemessen war, ernste Ueberzeugung zu Grunde lag, oder ob er aus Opportunismus mit der Mehrheit seiner Ministercollegen ging und sich aus Opportunismus mit ihnen auf's Haupt schlagen ließ. Und schließlich bleibt die Frage offen, ob

die fuchsschlaue und raffinirte Agitation für die Flottenpläne, die gegenwärtig in den officiösen Blättern betrieben wird und die nur den feinsten Kopf des Ministeriums zum Urheber haben kann, ob sie der Miquel'schen Begeisterung für das größere Deutschland entspringt und seiner Einsicht, daß eine starke Marine eine Lebensnothwendigkeit für uns ist, oder ob er sich auch hierbei nur den Lieblingswünschen der Majestät bereitwillig gebeugt hat.

Ob diesen seltsamen und seltenen Mann brennender Ehrgeiz beseelt oder wirkliche heiße Liebe zum Vaterlande, das zu erfahren drängt uns nicht nur der Wunsch, sein psychologisches Conterfei malen zu können. Deutschlands Weg und Schicksal hängt nicht zum kleinsten Theile davon ab und von der wahrhaftigen Offenbarung Johannis.

Ja, wer zwischen den Zeilen des Stenogrammes lesen könnte, das über die Kronrathsverhandlungen — nicht aufgenommen worden ist, und wer genau wüßte, weßhalb Fürst Hohenlohe, müde und gebeugt, trotz aller Aergernisse, Fehl- und Nackenschläge noch immer tapfer weiter amtirt ... Vielleicht setzt die Nachwelt diesem Vielverkannten eines jener Denkmäler, womit man heldenhafte Dulder ehrt, und verweigert ihm die Märtyrerkrone nicht. Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Tyrannen des Glücks." Lustspiel in vier Acten von Fedor v. Zobeltitz. (Goethe-Theater.) — „Hans Huckebein." Schwank in drei Acten von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg. (Lessing-Theater.) — Gastspiel von Mad. Réjane.

Ein fideler Prologus, der hochachtungsvoll ergeben darauf aufmerksam machte, daß man ein Märchenspiel zu sehen bekommen würde, und nach einem unnöthig weitschweifigen Expositionsact ein recht erträglicher zweiter und ein vortrefflicher dritter Aufzug — so ließ sich Fedor v. Zobeltitz' neue dramatische Gabe im Goethe-Theater recht vielverheißend an. Ließ sich vielverheißend an, obgleich der Zeiger der Uhr immer weiter auf zehn vorrückte und eigentlich schon die Erfüllung der gehegten Hoffnungen hätte bringen sollen. Am Ende zerstob dann die fröhlich erwartende Stimmung rascher, als sie gekommen war, und es blieb nur ein halber Erfolg übrig, statt des durchschlagenden, brausenden Triumphes, der einen Augenblick lang Miene gemacht hatte, in's Haus einzutreten. In schablonenhafter Theaterei erstickte die zwar mit allzu ängstlich tastenden Fingern eingeleitete, aber doch erfrischende und an echtem Witz reiche aristophanische Komödie.

Herr v. Zobeltitz ist, trotzdem auch seine beste Arbeit, das märkische Bauernschauspiel „Ohne Geläut", keinen rechten, unbestrittenen Sieg bedeutete, doch ein Charakterkopf unter unseren Bühnenschriftstellern, den wir nicht mehr missen möchten, und er verdient reichlich die ihm gezollten Sympathien. Er begnügt sich nicht mit den abgedroschenen Stoffen, aus denen die Anderen in unerquicklicher Wiederkäuerei ihre tragischen und komischen Conflicte ziehen, er sucht wirklich neuzeitliche Ideen zu gestalten und giebt sich ehrliche Mühe mit seinem Werke. Dabei zeigt er eine recht geschickte Hand. Auch in dem „Tyrannen des Glücks" verleugnet sich die nicht. Zweifelsohne ist eine Satire auf die reichen Menschheitbeseliger, die den vierten Stand beim Champagner hoch leben lassen und ihn um jeden Preis beglücken wollen, noch zeitgemäßer, als Zobeltitz bei der Niederschrift seiner Arbeit ahnen konnte. Er läßt einen armen adligen Schlucker über Nacht zum Millionär werden; der theoretische Socialreformer entwickelt sich zum Praktiker, und zieht mit gleichgesinnten Cumpanen auf's Land, zu den märkischen Bauern, ihnen etwas wie ein agrarisches Phalansterium zu errichten. Da wird eine Normalspeise eingeführt, da wird für Centralheizung, Hygieine und Reinlichkeit umfassend gesorgt, da erheben sich herrliche Bauten für das arme, verelendete Volk; der Himmel auf Erden ist da. Aber curios — die Undankbaren empören sich wider die edlen Männer, die sie mit Gewalt glücklich machen wollen und ihnen unter Anderm den volksbeglückenden Schnaps entzogen haben. Der goldene Traum zerrinnt, und wenn nicht ein paar hübsche Mädchen da wären, die sich der verkrachten Socialreformer hausfräulich erbarmten, wär's ein rechter Jammer geworden.

Die Liebesgeschichten nach bewährtem Recept und die unterschiedlichen Situationsspäßlein nach ebenso bewährtem Recepte, mit denen zu arbeiten Zobeltitz sich leider nicht versagt hat, belasten das Stück ungebührlich und engen die Satire ein, daß sie nicht recht Ellbogenfreiheit gewinnt. Wäre Zobeltitz von Anfang an fest und entschlossen auf sein Ziel losgegangen und hätte dem Humor so die Zügel schießen lassen, wie er es zu spät im dritten Acte und bedauerlicher Weise gar nicht mehr im vierten that, dann wäre unsere Literatur um ein gutes, wirklich modernes Lustspiel reicher. Jetzt läßt die Stillosigkeit des Ganzen, das Zuviel an Nebenessectchen kein urkräftiges Behagen aufkommen. Immerhin ist der Grund gelegt, und Zobeltitz bedeutet von nun an eine Hoffnung auf diesem so hoffnungsarmen Gebiete. Möge er sie besser erfüllen als der Poet von „Ohne Geläut", aus dem uns ein märkischer Anzengruber erwachsen sollte!

Besser componirt ist der neue, im Uebrigen natürlich ganz unliterarische und mit Zobeltitz' Arbeit nicht entfernt zu vergleichende Blumenthalschwank, der dem Director des Theaters der Lebenden voraussichtlich manche Spielplansorge für seine letzte Saison nehmen wird. Streng nach französischem Muster gearbeitet, ohne sich so verdächtig eng wie die beiden letzten Acte an die Ideen der Herren Bisson, Desvallières, Feydeau und Valabrègue anzulehnen, schildert der erste Aufzug die Leiden des Unglücksraben, der in Ostende just in dem Augenblicke kinematographirt worden ist, als er das erste galante Abenteuer seines Lebens zu bestehen wähnte. Es kann nicht ausbleiben, daß Frau und Schwiegermama das furchtbare Bild Unter den Linden ausgestellt sehen und Huckebein's Pechtage nun erst recht beginnen. Im zweiten Acte wird der Spaß trotz reichlich eingestreuter, halbgarer Zötchen länglich, die Erfindungsgabe der vereinigten Autoren reicht nicht hin, den an sich sehr komischen Gedanken auszugestalten, und so wiederholen sie theils die einzelnen Nummern bis zum Ueberdruß, theils rufen sie fremdes Können zu Hülfe und lassen eine Menge humoristischer Puppen tanzen, deren Kapriolen zweifellos recht lustig waren, als sie zum ersten Male ausgeführt wurden, die aber nun höchstens noch dem fleißigen Studium Kadelburg's in Theaterbibliotheken und seinem Coulissengedächtniß Ehre machen. Weder der Schwiegervater, der selbst gern Abwege wandelt, noch die übliche Schwiegermutter bleibt uns erspart; der fingirte Geschäftsfreund stellt sich ein, der immer mit großen Bestellungen Nachts nach Berlin kommt, wenn man einmal Lust hat, durchzugehen; daneben fehlen nicht der feinkomische heirathslustige Russe mit dem slavischen Dialect, das gebildete Pensionsfräulein, der Preisringer (früher war er Fischmensch, Jongleur ꝛc.). Die eigentliche Idee des Schwankes hatte das Haus so belustigt, daß es sichtlich zurückhaltend wurde, als krampfhaft herbeigezogener Episodenkram die Acte füllen mußte, und wenn nicht in der letzten Scene der fruchtbare, doch allzu sehr vernachlässigte Gedanke noch rasch einen derben Schößling getrieben hätte, wäre das Endergebniß mehr als zweifelhaft gewesen.

Der Erfolg der Réjane in Berlin wuchs mit jeder neuen Rolle, aber so hinreißend und nachhaltig wie der ihrer italienischen Nebenbuhlerin, der Duse, wirkte sie nicht. In der schauspielerischen Technik ist sie der Venetianerin vielleicht ebenbürtig, doch fehlen ihr die sprechenden Hände und Augen, die rednerische Virtuosität, die machtvolle Wahrheit der ganz auf die Nerven gestellten Kunst. Die Réjane ist Naturwuchs, ihrem Spiele mangelt der große Zug, das Bezwingende, aber sie ist verwandlungsfähiger und vielseitiger und als Tragödin wie als Soubrette gleich bedeutend. Die schlichte Größe der Duse geht ihr ab, wie die Poesie der Sarah Bernhardt oder die herzenbewegende Innerlichkeit ihrer anderen Pariser Rivalin, der Frau Bartet vom Théâtre français. Sie liebt über Alles die Effecte und Nüancen und vergißt die Zuschauer keinen Augenblick. Als Dumas noch kurz vor seinem Tode ihre Cameliendame sah, äußerte er unwillig: „Je ne reconnais plus un mot de ma pièce", und der Kritiker Sarcey hat neulich über die willkürlichen adaptions gezetert, die sich die Duse wie die Réjane erlauben, und wie sich Beide Stücke und Rollen zurecht legen. Und wie die Réjane dort die Marguerite idealisirte, so in Berlin die abschreckende Grisette Sapho, wodurch sie das ganze Stück auf den Kopf stellte, so daß man eher über sie weinen, statt ihr fluchen mochte. Mehr in ihrem Element war sie als leichtsinnige Frou-Frou, als derbe Madame Sans-Gêne, als raffinirte Lorette in „Demi-Monde". Dieses Buhlerische, Cocottenhafte, pariserisch Picante scheint der mehr oder minder versteckte Kern aller ihrer Charaktere, und da kann man sich denken, daß sie mit Ibsen's Nora, die sie ganz als Französin gab, nicht viel anzufangen wußte, so interessant und packend auch Manches in die Erscheinung trat. Sie hat wenig Seele, aber viel Geist, Pariser Geist, Esprit.

## Offene Briefe und Antworten.

### Zum letzten Mal die griechische Frage.

Geehrter Herr!

Ihre liebenswürdige Aufforderung, mich als „Philhellene" über die gegenwärtigen Zustände von Griechenland zu äußern, erhielt ich in Folge einer Reise erst vorgestern, sodaß ich Ihrem Wunsche nicht mehr rechtzeitig entsprechen kann. Bei der Beurtheilung der derzeitigen dortigen Zustände waren in der Tagespresse bei uns leider die Gesichtspunkte der Börse so einseitig maßgebend, daß alle andern Momente fast unbeachtet blieben. Die Weisheit der Diplomatie reiht sich zum Theil ganz würdig an. Denn der Haupterfolg ist doch schließlich der gewesen, daß die Türken sich wieder als Sieger fühlen und darüber wohl auf einige Zeit ihre Ueberflüssigkeit in Europa und Kleinasien vergessen lernen. Diese Leistung ist übrigens gerade so genial, als wenn man chinesische Mandarinen und orientalische Kings mit dem Maßstabe europäischer Herrscher mißt und dadurch das Ansehen der Europäer im Auslande schädigt. Für solche Cultur- und Rassenfragen von einschneidender Bedeutung fehlt unseren Diplomaten scheinbar jedes Verständniß. Nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, wenn in Kreta der Ausbruch des gefürchteten

Weltbrands vermuthet wurde. Wo waren denn alle diese klugen Männer des „geeinigten" Europa, so lange es den Türken beliebte, allen Abmachungen zu Trotz in Kreta Europäer und Christen zu vergewaltigen? Man muß doch, wenn man die Ausschreitungen der Griechen richtig beurtheilen will, auch mildernd berücksichtigen, wie es die Türken verstehen, alle anderen Rassen und Religionen auszuschinden, wo sie die Macht dazu haben. Wann waren denn je die Leute, die ihr Geld in Türken und Griechen anlegten, auch nur für die kleinste nationale Arbeit daheim oder in den Kolonien zu haben? Und doch hat die Thatsache, daß an den Türken jetzt mehr verdient wird als an den Griechen, das Urtheil einseitig bestimmt. Allerdings sind die Griechen in Fragen der öffentlichen Moral leider sehr wenig Europäer und sie hätten in den 75 Jahren der Freiheit reichlich Zeit gehabt, zu lernen. Gerade die Verhätschelungen mit den Befreiungskämpfen haben die Griechen in den Wahn hineingetrieben, als hätten sie allein aus eigener Kraft sich befreit, während sie doch ohne Europa noch jetzt unter dem Türkenjoch ständen. Das ist eben das Unglück, daß man sich gewöhnt hat, alle Fragen vom Standpunkt des „philo" oder „anti" zu betrachten, statt ruhig zu prüfen. Die jetzigen Griechen sind der Rasse nach nicht als Nachkommen der Hellenen zu bezeichnen. Meine anthropologischen Studien haben mich darüber sehr unzweideutig belehrt. Allerdings so, wie man sich das philologisch dachte, ist es auch nicht. Reste der alten Arier, neuerdings auch wieder arische Albanesen, alte Ligurier, daneben Rassen- und bloße Sprachslaven mongoloider Rasse, reine Mongolen und Mischlinge und selbst Türken haben eine Mischung der Bevölkerung herbeigeführt, die viel bunter ist als in Mitteleuropa, wo wir ja längst keine reine Rassen mehr haben. Zusammengehalten sind diese Elemente durch die Kirche und die Sprache. Die griechische Sprache hat aber den Zusammenhang mit dem alten Griechisch weniger verloren als es bei den neueren europäischen Sprachen im Vergleiche zu ihren älteren Vorstufen der Fall ist. In diesem durch die Sprache gesicherten Culturzusammenhang liegt eine Gewähr für die Vorherrschaft des Griechischen im östlichen Mittelmeer. Würde man dies mehr beachten, so würde wohl allgemein das Verständniß dafür erwachen, daß gerade die Griechen berufen sind, im Südosten Europas der arisch-europäischen Kultur noch einmal große Dienste zu leisten. Die Inseln von Kreta bis Samothrake und die Küsten des Festlandes sind rein griechisch und dies muß sich genau so einmal geltend machen, wie bei den politischen Neubildungen in Deutschland und Italien. Gegen solche Naturgesetze kämpft alle Diplomatie vergebens an. Wann es ohne Gefahr für Europa geschehen kann, wird nur davon abhängen, ob die Griechen die harten Lehren der Niederlagen verstehen wollen. Nach Jena hat man bei uns gelernt. Warum soll es dort unmöglich sein? Selbstzucht und Selbstkritik durch einsichtige Pflege von Charakter und Körperübungen, Stählung von Muth und Willen sind dazu nöthiger, als ein Uebermaß von bloßem Wissen, dem die Griechen zuletzt etwas einseitig nachgingen. Man fing aber schon an einzusehen, daß in diesen Erziehungsfragen eine Anlehnung an Deutschland werthvoller ist, als der Anschluß an Frankreich. Dies würde noch mehr der Fall sein, wenn man unsere Bestrebungen zur Schulreform beachten würde. Auf jeden Fall müssen die Griechen ihren Größenwahn überwinden lernen und sich in der schweren Tugend der Selbstkritik üben. Aber auch andere Mängel können bei gutem Willen sofort in Angriff genommen werden. Wollen König und Volksvertretung ernstlich etwas thun, so ist das Allernothwendigste, daß die Lehrer, Richter und Beamten vom Wechsel des Partei-Ministeriums unabhängig gemacht werden. Nur so kann das Land zu der vollständig fehlenden geordneten Verwaltung kommen. Zur Ordnung der Finanzwirthschaft muß eine Einkommensteuer eingeführt werden. Zum Schutz der so anzustrebenden Ordnung muß das Heer von der Politik losgelöst werden, indem Offizieren und Soldaten das active und passive Wahlrecht entzogen wird. Nur so kann Griechenland zu einem kleinen, aber brauchbaren Heere mit Disciplin kommen. Ohne diese nützt alle Tapferkeit des Einzelnen gar nichts. Ich habe so nur in aller Kürze einige praktische Vorschläge skizzirt, von deren Inangriffnahme es abhängen wird, ob die Griechen sich ganz erholen, das Vertrauen Europas wiedergewinnen und die ihnen von der Natur zukommende Stellung einnehmen werden. Die von jedem unbefangenen Beobachter vorausgesagten Niederlagen können dann für das Land noch zu einem Segen werden.

Hochachtungsvoll

Prag. Prof. Ferdinand Hueppe.

## Notizen.

Abschied und andere Novellen von Paul Robran. (Leipzig, L. Staackmann). Hinter „Paul Robran" verbirgt sich bekanntlich eine Tochter Spielhagen's. In der Composition, in der echt episch objectiven Darstellungsweise, in der Charakterführung offenbart sich eine ererbte künstlerische Besonnenheit und Reife. Wir stehen nicht an, die mittlere der drei Novellen, nach der mit Recht die Verfasserin ihr Buch benannt hat, ein Meisterstück zu nennen. Diese kleine Frau Helga mit ihrer Psychegestalt und ihrem herben und doch so holden Kindertemperament und der liebenswürdig leichtsinnige junge Maler sind Figuren von einer köstlichen Frische und Ursprünglichkeit. Unter allen Figuren ist vielleicht einzig der Held der ersten Novelle, der Professor, ein wenig verzeichnet; dieser rasende, Manneswürde und Stolz niedertretende Schmerz um verschmähte Liebe will uns nicht recht glaublich erscheinen bei einem älteren, geistig hervorragenden Manne, dessen ganzes bisheriges Leben im Dienst der Wissenschaft stand, und der klar erkennt, daß das Weib, um das er trauert, seiner Liebe völlig unwerth ist. Die letzte Novelle behandelt ein erotisches Problem in überaus interessanter und überraschender Weise. Dieser lange Dr. Weinheim trägt dem Freunde keine Novelle vor, die ihm der Verfasser vorher am Schreibtisch fein ausgeklügelt und säuberlich gefeilt hat, sondern frisch vom Herzen weg plaudert er von seinen Liebesfreuden und Schmerzen, frei und gelegentlich auch derb, wie der Mann zum Manne spricht. Fein weiß die Verfasserin die Natur zu beobachten, und weit entfernt von naturalistischer Breite, stellt sie mit wenigen charakteristischen Strichen höchst stimmungsvolle Landschaften und Naturereignisse dar; auch in dieser Hinsicht birgt die Novelle „Abschied" viel Schönes. Alles in Allem ist das Buch eine beachtenswerthe Erscheinung, und wir zweifeln nicht, daß es seinen Platz behaupten wird. Es ist beste Spielhagen'sche Schule — naturgemäß!

Goethe's „Faust" ein politisches Gedicht? Literarisch-historischer Versuch von Child Verni. (Brandenburg a. H., P. Haeckert.) Nach der Meinung des kecken Pseudonymus ist „Faust" ein politisches Gedicht, dessen Held Niemand anders ist, als Napoleon I. Die mancherlei Schwierigkeiten, welche sich aus den chronologischen Daten ergeben, bewältigt er durch etwa folgende Argumentation. Alles, was in dem gedruckten Faustttorso von 1790 enthalten ist, steht mit Napoleon direct in keiner Verbindung, wenngleich die Person des Faust ihrem Charakter nach fast das Prototyp Napoleons ist. Als die zweite Ausgabe gedruckt wurde, im Jahre 1808, stand Napoleon auf der Höhe seiner Macht und die ganze faustische Beschaffenheit seines Charakters trat damals so deutlich hervor, daß sie dem Dichterfürsten zweifellos auffallen mußte. Von da ab wird Goethe's „Faust" ein bewußtes Napoleonsgedicht, während er das früher nur unbewußt, schicksalsgemäß gewesen war. Der Verfasser erinnert ferner daran, daß Napoleon den Dichter bei der Weimarer Begegnung aufgefordert habe, für ihn einen „Julius Cäsar" zu schreiben, der doch wohl nichts weiter als eine Verherrlichung des Kaisers sein sollte. Goethe hat den „Julius Cäsar" nicht geschrieben, aber der Wunsch des korsischen Odysseus, in Goethe einen Homer in deutscher Sprache zu gewinnen, ist doch erfüllt worden in der napoleonischen Umgestaltung der Faustfragmente und der napoleonischen Neugestaltung der Ergänzungsscenen des ersten und des ganzen zweiten Theiles. Jedenfalls ist die vielfach anfechtbare und etwas langathmige Darstellung nicht ohne Geist und Geschick.

Wie der Deutsche spricht. Von S. Hetzel. (Leipzig, Fr. W. Grunow.) Dieses Wörterbuch der volksthümlichen Sprache enthält alle Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter und Citate, die im Volksmunde leben und in den Werken der Volksschriftsteller vorkommen. Vor Idiotika und Sprichwörtersammlungen zeichnet es sich darin aus, daß es die Redensarten erläutert, aber die Mundarten weniger als die volksthümliche Alltagssprache behandelt und deren Umschreibungen, Bilder, Kraftausdrücke ꝛc. nach ihrer Bedeutung und Herkunft erklärt. Da unsere Schriftsteller sich neuerdings bestreben, das todte Papierdeutsch zu vermeiden und die Sprache des Lebens zu cultiviren, so gewinnt das Buch einen besonders praktischen literarischen Werth. Freilich können wir das kleine Handbuch nur als ersten Versuch gelten lassen. Spätere Auflagen bedürfen einer Erweiterung und Bereicherung, wobei ohne Aengstlichkeit aus den ewig jungen und sprachschöpferischen Mundarten geschöpft werden muß, auch ohne Prüderie und Scheu vor dem Derben und Cynischen. Die süddeutschen Dialekte, zumal das Allemanische, sind besonders reich an anschaulichen und bildsamen Ausdrücken, an Sprachgold. Ein wahrer Jungbrunnen für unsere abgegriffene, verderbte und verbildete Sprache ist noch nutzbar zu machen.

Berichtigung. In dem Gutachten von Oberstlieutenant M. v. Egidy in Nr. 41 ist Z. 3 „griechischen" zu streichen. Die Unterschrift des Göttinger Historikers ist zu corrigiren: Prof. Georg Busolt.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mausteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

**Ebroin.**

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

von **Felix Dahn.**

8°. geh. M. 10.—, eleg. geb. M. 11.—.

Diese Erzählung hätte man füglich einen „socialen Roman aus dem VII. Jahrhundert" nennen mögen. Denn es sind schwere wirtschaftliche, sociale. Notstände, die den Hintergrund der Handlungen und Ereignisse bilden: und zwar nicht erfundene, sondern den Quellen entnommene, die ein gewaltiger — im Guten wie im Schlimmen grosser — Staatsmann damals zu bekämpfen sich abmühte. Nach dem tragischen Untergang des Helden eröffnet sich der trostreiche Ausblick über die versinkende merovingische Welt hinweg in eine hellere Zukunft, getragen von dem glanzvollen Heldengeschlecht der Ahnen Karls des Grossen.

Billige, dichte **Dächer** stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A.W. Andernach in Beuel a. Rhein.

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
nebst Nachtrag

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Soeben erschienen! Vorräthig in jeder besseren Buchhandlung.

**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

# Byron, der Uebermensch
## sein Leben und sein Dichten.

Von

**Carl Bleibtreu.**

**Ein Band Groß-Oktav. Beste Ausstattung. 4 M. Geb. 5 M.**

Der bekannte Verfasser bietet hier eine neue Art literarhistorischer Analyse, indem er einen großen Dichter weniger aus seinem Milieu, als seinem Charakter heraus zu erklären versucht. Zugleich wird hier die Nietzsche'sche Phrase vom „Uebermenschen" auf ihre reale Möglichkeit untersucht und dargethan, daß ein wahrer Uebermensch wie Byron stets zugleich moralische Größe in sich darstelle. Sowohl Byron's heldenhafter und im höchsten Sinne sittlicher Charakter wird gegen kleinliche Verleumdungen vertheidigt, als auch seine heut' unterschätzte Dichtergröße in ihrem wahren Werthe beleuchtet. Gerade jetzt, wo die griechische Frage sich aufrollt und das philhellenische Byroncomité in London direct darin eingreift, dürfte diese erste abschließende Byronstudie allgemeines Interesse erregen.

# REVUE DES REVUES

Un Numéro spécimen SUR DEMANDE — ET — 24 Numéros par an *Richement Illustrés*

REVUE D'EUROPE ET D'AMÉRIQUE

Au prix de **20 fr.** en France et de **24 fr.** à l'étranger (ou en envoyant par lettre 20 mark) on a un abonnement d'*Un an* pour la **Revue des Revues,** RICHEMENT ILLUSTRÉE.

« Avec elle, on sait tout, tout de suite » (ALEX. DUMAS FILS), car « la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes » (FRANCISQUE SARCEY); rien n'est plus utile que ce résumé de l'esprit humain » (E. ZOLA); elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères » (*Les Débats*), etc.

La **Revue,** *considerablement améliorée et agrandie,* aura, à partir du 1er Janvier 1898, encore **32 pages** de plus par mois qu'en 1897. Ses illustrations, tirées sur papier de luxe, seront de même plus abondantes.

La **Revue** paraît *le 1er et le 15* de chaque mois, publie des articles *inédits* signés par *les plus grands noms français et étrangers,* les meilleurs articles des Revues du monde entier, etc., etc.

La collection annuelle de la **Revue** forme une vraie encyclopédie de 4 gros volumes, ornés d'environ 1500 gravures et contenant plus de 400 articles, études, nouvelles, romans, etc.

La **Revue** offre de **NOMBREUSES PRIMES** à ses abonnés.

On s'abonne *sans frais* dans *tous les bureaux de poste* de la France et de l'étranger, chez tous les principaux libraires du monde entier et dans les bureaux de la **Revue.**

**Rédaction et Administration : 12, AVENUE DE L'OPÉRA, PARIS.**

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

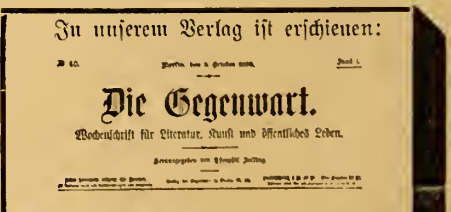
**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 *M* 50 ₰. Gebd. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

Hierzu eine Beilage der **Verlagsbuchhandlung** von **W. Spemann** in **Berlin und Stuttgart.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 44. Berlin, den 30. October 1897. 26. Jahrgang. Band 52.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Das Schutzbedürfniß der Bauhandwerker. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse. — Die Gespensterfurcht. Von Adolf Kleinpaul. — **Literatur und Kunst.** Musikalische Erlebnisse. Von Klaus Groth. — **Feuilleton.** Ein Ballgespräch. Von A. Brunnemann. — **Aus der Hauptstadt.** Protection. Eine unpolitische Erzählung für angehende Politiker. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Das Schutzbedürfniß der Bauhandwerker.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse.

Wie ein sorgsamer Geschäftsmann vor Ablauf eines Jahres Umschau in seinen Büchern zu halten und seine Geschäfte so abzuschließen pflegt, daß er möglichst in bester Ordnung und mit ungeschwächter Kraft in das neue Jahr eintreten und den innerhalb dieses ihm zufallenden Aufgaben sich gewissenhaft widmen könne, so begegnet man augenblicklich in allen Kreisen des gesellschaftlichen und gewerblichen Lebens dem unverkennbaren Streben, so rechtzeitig die Wünsche auf Verbesserung seiner Lage zum Ausdrucke zu bringen, daß deren Erfüllung im ablaufenden Jahrhundert noch ausführbar sei und mit Hoffnung, Vertrauen und Zuversicht auf eine schöne segensreiche Zukunft dem neuen Jahrhundert entgegengesehen werde. Auf diese Beweggründe ist auch die Hast, man darf vielleicht sogar sagen Ueberhastung, der Gesetzgebung in der Reform des Bestehenden zurückzuführen. Und wohin diese ihre Fühlhörner noch nicht ausgestreckt hat, suchen die betheiligten Kreise deren Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Arbeiterschutz, die Arbeiterwohlfahrt, das Arbeiterrecht können sich rühmen, augenblicklich in dem Vordergrunde der Reformbestrebungen zu stehen. Das Handwerk ist vorläufig durch das Organisationsgesetz vom 26. Juli d. J. eingeschläfert, um, wie die Einen glauben, wohlgestärkt und glückstrahlend, wie die Anderen aber besorgen, völlig entkräftet und enttäuscht aus seinen süßen Träumen zu erwachen. Den Schleier von diesem verhüllten Bilde zu Sais jetzt schon zu lüften, wäre gewagt und verhängnißvoll. Allein es schweben noch andere Zukunftsbilder, zwar nicht des gesammten aber doch eines beachtenswerthen Theiles des Handwerkes in der Luft und diese auf ihre Verwirklichungsaussichten zu prüfen, dürfte zeitgemäß und berechtigt sein.

Mit der Veröffentlichung des ersten Entwurfes des seit dem 18. August v. J. zum Gesetze gewordenen bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich fällt der Beginn der Bestrebungen zur Sicherung der Bauhandwerker gegen Werklohnverluste zusammen. Entstehungsursache bot der Umstand, daß in dessen § 576 bloß an der beweglichen, nicht aber auch an der unbeweglichen Sache dem Werkmeister ein Pfand- und Zurückbehaltungsrecht zugestanden wurde. Der Innungsverband Deutscher Baugewerksmeister sah sich deßhalb veranlaßt, auf seinem Verbandstage zu Stuttgart 1888 eine Vorstellung an die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches zu beschließen, worin gebeten wurde, in dem Umfange wie gegenwärtig in Preußen, Bayern, Württemberg und Sachsen oder mindestens wie in den Gebieten des rheinisch-französischen Rechtes, dem Werkmeister solches an dem Baugrundstücke zusteht, auch zukünftig zu erhalten. Der 20. Deutsche Juristentag und die Berliner juristische Gesellschaft erkannten vom rechtlichen Standpunkte aus dies Verlangen als wohlbegründet an. Und diesen vereinten Bestrebungen ist der § 583 zweiter Lesung zu verdanken, welcher als § 648 gesetzliche Anerkennung fand.

Allein mit dem Kosten kommt der Appetit. Dies soll sich auch hier bewähren. Der Bund für Bodenbesitzreform und die Vereinigung zum Schutze der Interessen der Bauhandwerker traten mit weitergehenden Erwartungen hervor. Sie fordern, daß den an dem Zustandekommen eines Bauwerkes betheiligten Werkmeistern und Lieferanten, d. h. den Baugläubigern an dem Baugrundstücke ein so weitgehendes Pfandrecht zugestanden werden müsse, daß ihre Ansprüche auf Befriedigung allen hypothekarischen Rechten vorangehen sollen. Es fehlt auch nicht an hervorragenden Rechtsgelehrten, wie Bähr und Dernburg, welche solch' kühnes Verlangen durch die Gewalt ihres Namens unterstützen. Allein auch hier hat praktische Umsicht über theoretisches Denken den Sieg errungen, indem sowohl die Commission für die zweite Lesung des Bürgerlichen Gesetzbuches als auch der Reichstag an der auf dem Eintragungsprincipe beruhenden Rangordnung der Gläubiger festhielten, von der zutreffenden Voraussetzung ausgehend, daß für den Grundbesitz nach den heutigen Verkehrsgesetzen der Realkredit unentbehrlich sei, jedoch ihm verloren gehen müsse, wenn dem Realgläubiger die ihm jetzt sichere Aussicht genommen werde, an derjenigen Stelle Befriedigung zu finden, welche er als Beleihungsgrenze sich gezogen hatte, welche mithin für seinen Entschluß auf Beleihung ausschlaggebend war.

Während Diejenigen, welche nicht bloß blindlings unsicheren Phantomen nachjagen, vielmehr besonnen und umsichtig das „Für" und „Wider" sorgsam abzuwägen pflegen, sich der Zuversicht hingaben, daß in Folge Zustandekommens des Bürgerliches Gesetzbuches auch die Bauhandwerkslohnfrage ihren vorläufigen Abschluß gefunden habe, kamen der Bund für Bodenbesitzreform und die Schutzgenossenschaft der Bauhandwerker nicht zum Schweigen, erneuten vielmehr in etwas gemilderter Form ihre Ansprüche und erreichten dadurch, daß sowohl die beiden Häuser des Preußischen Land-

tages wie auch der Reichstag auf's Neue sich damit zu beschäftigen hatten. Das preußische Herrenhaus hatte eine mehr zustimmende Stellung eingenommen, das Abgeordnetenhaus jedoch auf Vorschlag seiner Justizcommission sich für den Uebergang zur Tagesordnung ausgesprochen, während der Reichstag am 22. Januar v. J. nach Verhandlung der Initiativ-Anträge Bassermann und von Liebermann den Beschluß gefaßt hatte, „der Reichsregierung die Erwartung auszusprechen, baldigst einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen die Bauhandwerker und Bauarbeiter für ihre aus Arbeiten und Lieferungen an Neu- und Umbauten erwachsenden Forderungen gesichert werden."

In Verfolg dessen wurde eine Commission, bestehend aus Vertretern des Reichsjustizamtes, des Preußischen Justizministeriums und anderer Ressortminister mit den bezüglichen Vorarbeiten betraut, wie der Staatssecretär Nieberding im Reichstage am 27. März d. J. auf eine an ihn gestellte Anfrage versicherte, auch der Justizminister Schönstedt im Abgeordnetenhause am 10. Mai d. J. bestätigte. Die Letztere soll ihre Arbeiten so weit abgeschlossen haben, daß ein diesbezüglicher Gesetzentwurf in naher Aussicht steht, welcher auf der Grundlage beruht, daß bei jedem Neubau eines erst der Bebauung erschlossenen Grundstückes den Baugewerksmeistern, Lieferanten und Handwerkern ein Recht auf vorzugsweise Befriedigung hinter dem eigentlichen Baustellenwerth aber vor anderen hypothekarischen Eintragungen in der Weise gesichert werde, daß durch ein zu bestellendes Sachverständigenorgan, der Werth aller unbebauten, aber für die Bebauung in Frage kommenden Grundstücke der betreffenden Gemeinde festzustellen und im Grundbuche zu vermerken sei. Dabei sollen jedoch nur diejenigen Baugläubiger berücksichtigt werden, welche unmittelbar mit dem Bauherrn in ein Vertragsverhältniß traten, nicht aber auch deren Zwischenunternehmer.

Der Staatssecretär und der Justizminister hielten mit ihrer persönlichen Ansicht nicht zurück, daß auf diesem Wege kaum dem fühlbaren Bedürfnisse werde abgeholfen und die Forderung der Betheiligten zum Schweigen gebracht werden. Daraus rechtfertigt sich die Annahme, diesem Entwurfe werde dasselbe Geschick wie den im Justizministerium bereits fertiggestellten fünf Entwürfen zu Theil werden, daß sie nämlich als nicht zweckdienlich verworfen, gar nicht erst an die gesetzgebenden Körperschaften gelangten. Und in der That würde er, wenn er das Licht der Welt erblickte, mehr Schaden bringen als Vortheile verschaffen. Denn unabweisbare Voraussetzung der praktischen Durchführung würde sein, für alle im Gemeindebezirke befindlichen Baugelände eine amtliche Schätzung vorzunehmen und das Ergebniß dieser im Grundbuche zu vermerken, gleichviel ob deren Eigenthümer die Bebauung schon plant oder davon noch absieht. Weil der Werth eines Grundstückes durch die größere oder geringere Nähe zu dem Ausgangspunkte des geschäftlichen Lebens wesentlich bestimmt, aber auch durch andere Umstände beeinflußt wird, indem dorthin verlegte Anstalten, welche einen größeren Zusammenfluß von Menschen bedingen, ihn zu heben, dagegen neuerrichtete mit starkem Geräusch oder Rauchbelästigung verbundene gewerbliche Anlagen ihn sinken zu lassen geeignet sind und z. B. die durch die Banordnung für die Vororte Berlins vom 24. August d. J. getroffene Veränderung der nach der Banordnung vom 5. December 1892 gezogenen Grenzen für die Landhausbebauung darauf schon einwirkt, würde ein fortdauerndes Schwanken der Schätzungswerthe eintreten müssen. Dadurch wird sowohl der Grundeigener in seinem Besitzstande beunruhigt, als auch in seinem Creditbedürfniß gefährdet und das Capital von Beleihung der Grundstücke abgeschreckt. Und dieser Umstand genügt bereits zur Verwerfung des Vorschlages, weil die Rücksichtnahme auf das Allgemeininteresse der Gesammtheit der Staatsbürger dem Sonderinteresse eines kleinen Bruchtheiles derselben füglich vorgehen muß. Hinzu tritt noch, daß der Gemeinde jede Macht fehlt, auf eine für die Stadtentwickelung gesunde, dem Gemeindewesen förderliche Erschließung von Baugeländen hinzuwirken, weil das aus den Initiativanträgen Adike's von dem Herrenhause angenommene Gesetz, betreffend die Stadterweiterung, die Zustimmung des Abgeordnetenhauses nicht fand.

Auf privatrechtlichem Wege läßt sich also die Bauwerklohnsfrage nicht lösen. Dies wurde auch in den dafür interessirten Kreisen bereits empfunden und deßhalb versucht man, ob auf öffentlich-rechtlichem man sicherer zum Ziele kommen könne. In dieser Hinsicht machten sich zwei Strömungen geltend. Die eine, vertreten durch Isensee, Reuling, Hirsch, kommt, obschon jeder derselben sich seine geplante Einrichtung etwas anders denkt und organisirt, auf das Errichten von Baugeldämtern hinaus, welche berufen sein sollen, die Verwendung der verfügbaren Baugelder zur Tilgung der Ansprüche der Baugläubiger zu übernehmen oder zu überwachen. Zu diesem Zwecke soll eine Verwaltungsbehörde geschaffen werden, welche aus einem behördlicherseits bestellten Vorsitzenden und mehreren Beisitzern besteht. An diese gelangt der beim Nachsuchen der Bauerlaubniß aufgestellte Anschlag der Baukosten und ist das Baugeld abzuführen, worauf es nach Fortschritt des Baues in die Befriedigung der Baugläubiger eintritt. Einzelne Grundcreditbanken, welche sich mit Hergabe von Baugeld beschäftigen, sollen nach Hirsch's Ausführungen bereits mit gutem Erfolge dies Verfahren eingeschlagen, dieses also die Feuertaufe gut bestanden haben. Für ein Geldinstitut mag sich in geeigneten Fällen ein derartiges Vorgehen praktisch sehr bewähren und jedenfalls ist es nachahmenswerth. Aber auf dieser Grundlage ein als Verwaltungsbehörde gedachtes Baugeldamt zu schaffen, heißt doch das Kind mit Bade ausschütten. Man darf nicht einzelner unsolider Bauherren oder Bauunternehmer wegen sämmtliche Grundeigner eines emporblühenden Gemeinwesens, in welchem die Bauthätigkeit gerade einen größeren Umfang angenommen hat, ohne Weiteres unmündig machen, indem man sie unter die Vormundschaft eines Baugeldamtes, also einer Verwaltungsbehörde, stellt.

Und wird Letzteres immer seine Aufgabe erfüllen, das in ihm gesetzte Vertrauen rechtfertigen, die Baugläubiger nach Wunsch befriedigen und vor Verlusten wirksam schützen können? Dies ist stark zu bezweifeln und eher zu besorgen, daß das Bauhandwerk in eine schlimmere Lage als bisher geräth. Wer das Baugeschäft kennt, der weiß, daß jeder Bau in zwei Hauptabschnitte, den Rohbau und den inneren Ausbau zerfällt, von denen jeder bei gemeingewöhnlicher Ausstattung etwa die Hälfte der Baukosten erfordert, also des Baugeldes beansprucht, sowie ferner, daß noch niemals eine Bauschlußabrechnung sich mit einem Baukostenanschlage ziffernmäßig gedeckt hat. Verwendet man das verfügbare Baugeld nach Fortschritt des Baues, dann werden die Baugewerksmeister, nämlich Maurer, Zimmerer, Steinmetz, Dachdecker, Stein- und Holzhändler zwar auf volle Befriedigung, aber die später erst in Thätigkeit tretenden Bauhandwerker, dies sind Töpfer, Tischler, Glaser, Maler ꝛc., gleichwie jetzt auf theilweise Ausfälle rechnen können. Denkt man sich jedoch die Ausschüttung der verfügbaren Baugelder nach Art der Ausschüttung einer Concursmasse, dann kann nur der wirthschaftlich sehr starke Werkmeister sich noch auf Bauausführungen einlassen, wird aber der wirthschaftlich Schwache, welcher langen Credit nicht gewähren kann, davon ausgeschlossen, mithin das Heranarbeiten junger strebsamer Kräfte vereitelt.

Ebenso verhält dies sich hinsichtlich des Bauschöffen-Amtes, welches, auf einem Initiativantrage Wallbrecht beruhend, durch Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 19. März v. J. der Staatsregierung zur Einführung empfohlen wurde. Dasselbe wird dahin gedacht, daß eine der Baupolizei gleichgeordnete Verwaltungsstelle errichtet werde, welcher ein Ver-

waltungsbeamter als Vorsitzender und mehrere Gemeindeeingesessene als Beisitzer anzugehören haben, von denen ein Theil Baukundige sein müssen. Wer ein Baugesuch einreicht, soll gleichzeitig einen vollständigen Baukostenanschlag beifügen. Diesen übergiebt die Baupolizei dem Bauschöffen-Amte, welchem die doppelte Aufgabe zufällt, zunächst ihn auf seine Angemessenheit, d. h. dahin zu prüfen, ob der Bau dafür auch hergestellt werden könne, sodann aber festzustellen, ob der Antragsteller zahlungsvermögend, zahlungssicher, zahlungswillig sei. Hält sie ihn im Besitze dieser Eigenschaften, so ertheilt sie unbeanstandet die Genehmigung zum Aushändigen der Bauerlaubniß, andernfalls beanstandet sie solche bis nach Sicherstellung der Baugelder. Vor Zustimmung des Bauschöffen-Amtes ist die Aushändigung der Bauerlaubniß, also die Inangriffnahme des Bauvorhabens, unstatthaft. Zur Sicherung dessen sind Ausführungsmaßnahmen vorgesehen, welche ohne jede grundlegende Bedeutung des Allgemeininteresses entbehren.

Auch hier soll der Privatunternehmer und zwar der rechtschaffene gleich dem böswilligen unter die Vormundschaft einer neugeschaffenen polizeilichen Gewalt gestellt werden. Was das heißt, sind der Antragsteller und dessen Anhänger sich nicht bewußt geworden. In der blinden Hast nach einem Schutze für eine Gruppe von Handwerkern, welchen, wie der Regierungs-Commissar Dr. Eichholz im Abgeordnetenhause seiner Zeit zutreffend hervorhob, der Vorwurf nicht erspart werden kann, in der wilden Jagd nach einer Arbeitsgelegenheit und nach Abfangen einer solchen dem Mitbewerber, leichtfertiger, unüberlegter, vorgegangen zu sein, als einem umsichtigen Geschäftsmanne es ziemt, Vertrauen Jemandem geschenkt und Credit zugestanden zu haben, der es nicht verdiente, soll der überwiegend größere Theil gutdenkender, rechthandelnder, pflichttreuer Staatsbürger unter Polizeiaufsicht gestellt werden. Und wer sind die Bauschöffen? Zum Theil Bauhandwerker, welche, wie ein Parteigenosse und Fachgenosse Wallbrecht's in öffentlicher Rede verrieth, das Bauschöffen-Amt als Versorgungsmittel überkommen sollten, weil sie im Baufache nichts zu erwerben vermögen. Ist hier die Gefahr ausgeschlossen, daß sich nicht eine Gevatterwirthschaft dahin ausbildet, daß der Bauerlaubniß je nachdem, ob ein Freund oder ein Gegner die Bauausführung übertragen erhält, zugestimmt oder solche beanstandet wird? Und welche Gefahren für die Creditbedürftigkeit eines Staatsbürgers sind nicht schon aus dem Bekanntwerden einer Beanstandung, also eines Zweifels in die Zuverlässigkeit und Zahlungsfähigkeit des Bauherrn Seitens des Bauschöffen-Amtes zu besorgen. Dazu tritt, daß zwar das Vorhandensein der Baugelder aber noch lange nicht die Zahlungswilligkeit des Bauherrn festgestellt werden kann, ferner daß recht viele Werklohnverluste nicht gerade ihm, der seinen Unternehmer gewissenhaft befriedigte, vielmehr dem Letzteren zur Last fallen, der das Empfangene für sich verbrauchte, aber nicht seinen Zwischenunternehmern und Arbeitern abführte, um die geplante Neueinrichtung als zweckundienlich zu kennzeichnen. Schon jetzt legt häufig genug die Baupolizei unbefugter Weise Baubeschränkungen auf, die außerhalb der Grenzen ihrer Gewalt stehen, weil sie zu den Aufgaben einer ganz anderen Polizeigewalt gehören wie die Auflage der Zahlung oder Sicherstellung der Anliegerbeiträge zu Straßenherstellungskosten. Um wieviel näher liegt nicht die Annahme, sie werde der Mitwirkung des Bauschöffen-Amtes sich bedienen, um Etwas durchzusetzen, was zwar vollberechtigt und gut sein mag, aber außerhalb ihrer Aufgaben liegt. Zur Zeit wird von ihr vielfach bewußt oder fahrlässig die Grenze zwischen der Bauerlaubniß, der landespolizeilichen Anbaugenehmigung, der gewerbepolizeilichen Betriebssetzung überschritten und es bedarf oftmals erst eines zeitraubenden und kostspieligen Verwaltungs-Streitverfahrens, um sie in das ihr allein obliegende Gebiet einer Prüfung der Standhaftigkeit und Sicherheit des Bauwerks nach den Regeln der Constructionslehre, der Materialienkunde, der Festigkeitslehre zu beschränken. Wie schwierig wird es aber sein, die Grenzen zwischen dem öffentlichen und dem privaten Rechte richtig zu ziehen und Ueberschreitungen derselben wirksam vorzubeugen.

Deßhalb ist, soweit es angänglich, einer Unterordnung der Staatsbürger unter die Polizeigewalt, welche leicht zur Polizeiwillkür werden kann, entgegenzutreten. Ohne die Unternehmer eines Baues einer neuen polizeilichen Beschränkung zu unterwerfen und ohne in die verfassungsgemäß gewährleistete Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums einzugreifen, ohne endlich mit der auf dem Eintragungsprincip beruhenden Rangordnung der Gläubiger zu brechen, läßt sich dem Schutzbedürfnisse der an einer Bauausführung betheiligten Werkmeister und Lieferanten, d. h. der Baugläubiger gegen Verluste an Werklohn und Lieferungspreis entsprechen, wenn den Sätzen gesetzliche Anerkennung verschafft wird:

1. Die Bauerlaubniß darf nur dem aus dem Grundbuche ersichtlichen Eigenthümer oder dessen gesetzlichen Vertreter (Vater, Vormund) als Bauherrn ertheilt werden.

2. Die Baupolizei hat vor deren Aushändigung die Eintragung eines Vermerkes im Grundbuche zu beantragen, daß die Bauerlaubniß zu einem Neubau oder Umbau ertheilt sei.

3. Der Grundbuchrichter trägt von Amtswegen diesen Sperrvermerk in der zweiten Abtheilung des Grundbuchblattes an der nächstoffenen Stelle ein.

4. Der Sperrvermerk hat die Wirkung, gleichwie der Vermerk einer eingeleiteten Zwangsversteigerung, daß alle Rechtshandlungen des Grundeigners und alle späteren freiwilligen oder zwangsweisen Eintragungen den Baugläubigern gegenüber rechtsunnachtheilig bleiben, welche in der Rangordnung dieser Stelle ihre Befriedigung finden und ihre Ansprüche hypothekarisch in der dritten Abtheilung eintragen lassen können.

5. Derselbe wird sechs Monate nach erfolgter Gebrauchabnahme von Amtswegen gelöscht, wenn nicht die Baugläubiger inzwischen durch einstweilige Verfügung des Proceßrichters dessen Fortbestand erwirkt haben.

6. Durch den Sperrvermerk wird eine vorher eingetragene Baugeldhypothek in der Weise getroffen, daß das Baugeld nur zur Befriedigung der Baugläubiger verwendet werden darf, deßhalb Abtretungen oder Verpfändungen desselben durch den Darlehnsnehmer, selbst dessen Abpfändung für andere Ansprüche als diese der Baugläubiger unstatthaft, jede zu einem anderen Zweck verwendete Abschlagszahlung ihnen gegenüber rechtsunverbindlich bleibt und den Anspruch auf nochmalige Zahlung begründet, so daß der Baugeldgeber die zweckentsprechende Verwendung zu überwachen hat und ihm geeignetenfalls ein Baugläubiger-Ausschuß, nach Art des Gläubiger-Ausschusses im Concurse, beigeordnet werden kann.

---

## Die Gespensterfurcht.

Von Rudolf Kleinpaul.*)

Gespenstergeschichten sind nach landläufiger Ansicht alberne Geschichten, aufgeklärter Zeiten unwürdig, gut für Kinder und Rockenstuben, Aberglaube, Mumpitz, blauer Dunst. Faseleien von Leuten, die sich selbst betrügen oder betrügen lassen.

*) Unser verehrter Mitarbeiter übersendet uns die Aushängebogen seines in ein paar Wochen in der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Leipzig erscheinenden neuen Buches: „Die Lebendigen und die Todten in Volksglauben, Religion und Sage" und schreibt uns über Geschichte und Zweck dieses sensationellen Werkes Folgendes: „Durch psychische Studien, namentlich seit meiner Bekanntschaft mit der Culturgeschichte von Julius Lippert, war es mir zur Gewißheit geworden, daß die sogenannten Geister oder Seelen, die in der Weltanschauung des Volkes eine so hervorragende Rolle spielen, fast durchweg auf die Bilder

Daß Geister gesehen worden sind, sehr glaublich! — Die Menschen sehen Vieles. Sie haben alle Personen des Alten und Neuen Testaments, alle Heiligen und alle Teufel zu sehen vermeint. Die Menschen sind Schwachköpfe, die fortwährend halluciniren und ihre Hirngespinnste für Thatsachen ausgeben. Aber daß jemals ein Revenant wirklich wiedergekommen sei, glaube ein Anderer! The undiscovered country, from whose bourn no Traveller returns! — Es giebt überhaupt gar keine Geister, ausgenommen in den Spiritistenversammlungen.

Das liegt ja, heißt es weiter, schon in dem Namen Gespenst, der nichts weiter als ein ganz gemeines Trugbild, ein Blendwerk der Hölle, verruchten Zauber und etwas wie Mâjâ der indischen Mythologie bedeutet. Das griechische Eidolon ist nur ein Abbild, freilich auch schon im Gegensatz zur Sache, die Aegypter sagten: Ka; das deutsche Gespenst dagegen geradezu ein Trugbild. Es ist wörtlich eine Gespanst, so viel wie eine Versuchung und Lockung, von dem alten Verbum spanen, reizen, locken, abgeleitet; des Bösen Feindes Trug und List heißt: des Teufels Gespenst. Er gaukelt den armen Menschen etwas vor, berückt sie mit Phantasmagorien, wie die Regie das Publicum im Theater mit Geistererscheinungen berückt, die von einer Glasscheibe als Spiegelbilder in den Zuschauerraum zurückgeworfen werden und von denen die Schauspieler auf der Bühne selbst nichts sehen. Der riesenhafte Schatten, den ein Mensch auf dem Brocken bei Sonnenuntergang auf die entgegenstehende Wolkenwand wirft, das Spectre of the Brocken, das der Opiumesser in seinen Träumen ausmalt, ist so ein Phantom; denn man läßt sich dadurch täuschen, was mit dem Schatten eines anderen berühmten Berges, der purpurnen Pyramide, die der Aetna bei Sonnenaufgang über die Insel Sicilien wirft, nicht der Fall ist — die Jünger hielten den Herrn Jesus, da er auf dem Meere ging, für ein Gespenst, λέγοντες, ὅτι Φάντασμά ἐστιν, dicentes, quia Phantasma est (Evangelium Matthäi 14, 26). Phantom oder Phantasma, womit die Sache in's Reich der Phantasie verwiesen wird, ist der gewöhnliche Ausdruck dafür in Frankreich, Italien, Spanien, Griechenland; Vision und Spectrum, in den romanischen Ländern ebenfalls fortlebend, besagen schon etwas mehr. Sie entsprechen unserem Gesicht, dem griechischen Eidolon. Der Italiener nennt die Gespenster gewöhnlich Furchten (paure).

Gespenst thut den Begriff des Truges zu dem Gesicht hinzu. In vielen indogermanischen Sprachen ist eben Trug die stehende Bezeichnung. Ein Gespenst heißt im Sanskrit: Druh, im Zend: Druj und im Altnordischen Draugr. Wahrscheinlich hängt auch unser Traum mit Trug zusammen, so daß ein Traumbild, oft, aber nicht nothwendig mit einer Gespenstererscheinung zusammenfallend, einer solchen nur sehr nahestehend, gleichfalls als ein Trugbild aufgefaßt wird; Träume sind ja Schäume, Songes Mensonges. Besagter Trug braucht nicht gerade einen Betrüger und einen Teufel vorauszusetzen, der, genau betrachtet, selbst ein alter Betrug und ein Gespenst sein würde; solche Betrüger sind erst nachmals von der Speculation erdacht und untergeschoben worden, wie denn schon Homer den Traum personificirt und dichterisch wie einen außerordentlichen Gesandten des Zeus behandelt. Zunächst ist doch schon jedes Bild, selbst dasjenige, welches wir von uns selbst im Wasserspiegel sehen, ein Trugbild, ohne daß wir einen bösen Geist, der es uns vormachte, dahinter witterten; ist das Gespenst ein Trug, so soll damit nur gesagt werden, daß es etwas zu sein scheint und das doch nicht ist. Honny soit qui mal y pense.

Ein Spiegelbild, das wir alle Tage sehen, so oft die Sonne scheint, ist unser Schatten. Darum giebt der Schatten einen so geläufigen Typus für die Seelen der Abgeschiedenen oder die Gespenster her, nicht bloß im classischen Alterthum, sondern nachgerade auch bei uns, obgleich wir ihn erst aus dem Alterthume haben. Ein Schatten oder ein Schemen entspricht dem Nebelbilde, das wir auf dem Brocken, dem Spiegelbilde, das wir im Wasserspiegel sehen; er ist genau so ähnlich und doch so nichtig, so kraftlos, so unwesentlich wie diese Bilder. Er ist ein Gespenst.

Indessen ein Gespenst, ein richtiges Gespenst ist doch kein Ebenbild, das von einem vorhandenen Objecte durch Lichthemmung oder Spiegelung erzeugt wird. Unter einem Gespenste verstehen wir ein Bild, dessen Urbild nicht mehr auf Erden weilt; daher wir auch, seltene Fälle ausgenommen, unser eigenes Gespenst nicht erblicken können, wie unser Conterfei in einem Spiegel. Ein Gespenst würde vielmehr dem Porträt oder der Statue eines Verstorbenen entsprechen, der auch darin noch fortlebt, wenn es nur nicht in anderer Hinsicht von einer künstlichen Nachbildung so sehr verschieden wäre. Das Gespenst ist einerseits fast der Mensch selbst, es denkt, spricht, erinnert sich und bewegt sich wie ein Mensch — es ist anderseits ganz und gar unkörperlich und nicht einmal einem Schattenrisse, sondern nur dem Schatten selber ähnlich. Es ist Lust — leere und eitle Lust, die man nicht festhalten kann, nach der man vergeblich greift. Und dennoch sieht man es. Wie soll man sich das erklären? Wie kommt so ein wunderbares Bild, wunderbarer als alle Achiropita des christlichen Alterthums zu Stande? — Es ist gar kein Bild.

Die Gespenster sind wir selbst. Das Gespenst ist unser luftförmig gewordener Körper. These our actors, sagt Prospero in Shakespeare's „Sturm", were all Spirits, and are melted into air, into thin air. In Luft sind sie aufgelöst, aus Luft sind sie gewoben. Das ist nicht bloß die Natur der Geister auf der bezauberten Insel Prosperos, sondern aller Geister. Die Luft, die unsere irdischen Reste bis auf das Gerippe aufnimmt, stellt nach allgemeinem Glauben das eigentliche Element und Wesen der Vorangegangenen dar. Die Seele war nichts weiter als ein Hauch: entfliehend ging derselbe auf das neue Wesen über, das sich aus dem verwesenden Leibe formte, das fortan, und nun nicht mehr sterblich, in den Lüften lebte und das jetzt selbst den Namen der Seele trug. Das Fleisch hatte sich verwandelt und vergeistigt, es war aufgestiegen wie ein Rauch, zerstoben und wie ein Harfenton in den unendlichen Himmelsraum verweht. Aber es schien natürlich sich vorzustellen, daß sich die zerstreuten Atome jeweilig wieder sammeln und zu der alten Form, in der sie einst auf Erden gelebt hatten, verdichten könnten, ohne darum wieder recht stämmig und fest zu werden, weil ihnen das Rückgrat fehlte. Sie schossen wie Crystalle an die harrende Seele an, ohne sich abzukühlen und ohne jemals zu erstarren.

Sieh, diese Sonne war so stark, dies Herz so fest und wild, die Knochen voll von Rittermark ... damit ist es für immer vorbei. Nur den Schein der Körperlichkeit vermögen die Geister anzunehmen, wie Dämpfe, die in steter Wallung begriffen sind, wie die weißen Rauchwölkchen, die bei der Feier der Tenebrä um die verlöschenden Kerzen wirbeln. Zwischen diesem Doppelzustand, der völligen Auflösung und der Verdichtung schwanken die Gespenster beständig hin und her, namentlich die frischen, noch nicht lange aufgestiegenen;

der Verstorbenen zurückzuführen; daß sie mithin gar keine neuen Wesen, sondern die alten Menschen wieder seien, die in der Erinnerung fortleben, die Phantasie beschäftigen und den Hinterbliebenen im Traum und in der Einbildung erscheinen. Ich glaubte auch das Gesetz entdeckt zu haben, nach welchem sich diese Visionen bildeten und gerade so und nicht anders erscheinen mußten; und hinter den Zusammenhang dieser Art Seelen mit der primitiven Seelenvorstellung des Naturmenschen gekommen zu sein. Nachdem ich in dieser Richtung bereits in der „Gegenwart" ꝛc. einige Artikel veröffentlicht hatte, beschloß ich, ein zusammenhängendes Buch über den Gegenstand zu schreiben, der mir der interessantesten einer und doch dem großen Publicum noch ziemlich fremd, ja, völlig dunkel und unzugänglich zu sein schien. Häufig stellt sich das Buch selbst frischweg auf den Standpunkt des Volkes und spricht in seinem Sinne, als ob die Erde ihrer voll wäre, von den Geistern. Das geschieht um der Kürze Willen; der aufmerksame Leser wird sich nicht täuschen lassen, sondern die Absicht eines Verfassers errathen, der in dem Falle eines Irrenarztes ist und für einen Augenblick auf die fixen Ideen seiner Patienten eingeht."

sie können sich beliebig sichtbar und unsichtbar machen, jeden Augenblick erscheinen und verschwinden. Man spricht von der freien Luft oder kurz: vom Freien, in England vom open Air, in Italien von der Aria aperta; die freie Luft wird der Luft im geschlossenen Raume entgegengesetzt, als ob die Luft im Zimmer gleichsam gefangen säße. Aber es ist vielmehr unsere Freiheit, die wir meinen, wir sind dem Gefängniß des Zimmers entronnen, wenn wir im Freien sitzen; die Luft braucht keine Freiheit. Sie kann gar niemals eingeschlossen werden, sie ist nach gemeiner Anschauung immer frei und das Freieste auf der Welt. Être libre comme l'Air sagt man in Frankreich. Der Wind bläset, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt, heißt es im Evangelium Johannis (3, 8); *τὸ πνεῦμα ὅπου θέλει πνεῖ*. Nun, die Geister sind Luft.

Absolute Freiheit der Bewegung bildet demgemäß ein wesentliches Merkmal aller Geister. Sie sind allgegenwärtig wie der Wind, hic et ubique, wie Hamlet sagt; sie streichen ungehindert von einem Pol zum andern und sind gleich jenem wunderbaren Ariel zurück, ehe zwei Mal euer Puls schlägt. Das sind die Vorstellungen und die Schlußfolgerungen des Volkes, das, wie man wohl merkt, den Gespenstern die Existenz nicht abspricht, sondern nur erleichtert.

Es spricht ihnen die Existenz so wenig ab wie den Träumen, die, wie gesagt, bisweilen mit den Gespenstern zusammenfallen, auf den Schlaf beschränkt, aber dafür in anderer Weise begünstigt sind; denn nicht nur die Todten, sondern die Lebendigen selbst können im Traume kommen, ja, wir selbst vermögen uns im Traume von unsern ruhenden Gebeinen wie Geister abzulösen. Die Gespenstererscheinungen sind gleichsam wache Träume, so unwesentlich wie Träume, so unbegreiflich und im eigentlichen Sinne ungreifbar wie Träume.

Etwas rein Subjectives sind sie darum in den Augen des Volkes noch lange nicht. Die Philosophen haben das Wort Gespenst erfunden; wer sie sieht, spricht keineswegs von Gespenstern. Was Gespenster! Bloße Phantasiebilder wären sie? — Hört, hört, wie unsere Geisterseher vernunften. „Von Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sternen", sagen sie, „haben wir eitel Vorstellung und nichts weiter als ein Bild, das gar keinen Anspruch auf Wirklichkeit machen kann. Wir glauben in einer reellen Welt zu leben, wir leben nur in unseren Ideen, um nicht zu sagen: in unseren Gespenstern. Unser ganzes Leben ist ein Traum. Es ist niemals mehr als ein Traum gewesen. Es kann nicht mehr als ein Traum sein. Aus gewissen Anzeichen geht allerdings hervor, daß hinter dieser unablässigen, drückenden Traumvorstellung eine reale Welt steht, deren wahres Wesen dunkel und räthselhaft, die nichtsdestoweniger als Bedingung unserer täglichen Phantasmagorien anzusehen ist. Deßhalb rechnen wir mit unseren Gespenstern und schicken uns wohl oder übel in ihre Launen. Wir sehen wohl, daß die uns zu Theil werdende Vision nicht willkürlich, sondern aufdringlich und unvermeidlich ist; wir können uns des Traumes nicht erwehren, und sollten wir auf dem Blutgerüste stehen. Mit den Gespenstern und den Geistererscheinungen ist es aber in der Regel geradeso — auch kommen ungerufen; plötzlich und unvermittelt steht das Schreckniß da. Sogar unsere verstorbenen Freunde, unsere Schutzengel kommen so: was vorgeht, wenn sie uns nahe sind, das können wir von der bloßen Erinnerung, von dem Spiele einer müßigen Phantasie sehr gut unterscheiden. Wir haben eben nicht an sie gedacht, und doch streift uns auf einmal ein Hauch des Jenseits — wir verweilen mit unseren Vorstellungen anderswo, so erscheint uns ihr liebes Bild. Sie machen ganz den Eindruck von Begegnungen und Besuchen, wie sie den Tag über in Wirklichkeit stattfinden. Sie überraschen uns; sie stellen sich von selbst ein; sie gehen ihren eigenen Gang und leben ihr eigenes Leben.

Deßhalb können wir an ihrer Realität so wenig zweifeln wie an der des ersten besten Bekannten, den wir auf der Straße treffen; wir sind ihrer genau so sicher wie der gesammten irdischen Phantasmagorie. Wir sehen unser Leben lang nur Geister, und wenn wir uns vor unseren Geistern fürchten oder uns an ihrem Anblick weiden, so thun wir nur dasselbe was alle Menschen thun. Wir würden überhaupt zwischen den Bildern, die vordem bei uns waren und die uns jetzt umschweben, zwischen den Lebendigen und den Todten gar keinen Unterschied machen, wenn wir nicht allerdings auf einzelne Widersprüche stießen, die sonst fehlten.

Erstens stehen wir jetzt mit unseren Wahrnehmungen allein. Wir sind es allein, die von den Erscheinungen etwas merken, die Anderen, die mit uns zusammen wohnen und noch nicht gestorben sind, bleiben gewöhnlich unberührt. Zweitens können wir unsere Geschichte beim besten Willen nicht durch das Gefühl ergänzen: die Erscheinungen sind wie Schatten unfaßbar und nicht zu kriegen. Der zärtlich geliebte Freund kehrt wieder und tritt an unser Bett, er steht zu unseren Häupten und ruft uns wie Patroklus den Achilles — er hat das Aussehen, die Gestalt, die Stimme, die Kleidung unseres Patroklus — wir strecken die Hände nach ihm aus und fliegen an seine Brust: er ist zerflossen. Wir begegnen, in Nacht und Grauen vorwärts schreitend, auf einmal unserer lieben, uns vorangegangenen Mutter — sie ist aus Kummer, aus Sorge um uns gestorben, sie begreift nicht, was uns hierher geführt hat, sie redet uns so gut und so traulich zu wie damals, da wir uns noch an ihrem Herzen ausweinen konnten — Sehnsucht schwellt unser Gemüth, wir fassen nach ihrer Hand, wir wollen sie umarmen, drei Mal machen wir Anstalt, ihr um den Hals zu fallen: und jedes Mal entschlüpft sie uns wie dem Odysseus im Hades der Schatten der Antikleia. Deßhalb weil wir unsere Verstorbenen bloß sehen, aber nicht mehr anrühren können, deßhalb sind wir überein gekommen, so eine Erscheinung: ein Gesicht zu nennen, weil sie nur noch dem Auge, allenfalls auch noch dem Ohre zugänglich ist, die übrigen Sinne aber versagen — nicht als ob die Sache eine Hallucination und eine Sinnestäuschung wäre, sondern wir wollen sagen, daß es eine besondere, einseitige, auf den Gesichtssinn ausschließlich beschränkte Erfahrung sei.

Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode. Wer wollte die Logik leugnen? — Dem Naturmenschen vollends könnte man ebenso gut die Welt überhaupt abstreiten wie seine Visionen, von deren Wirklichkeit er aufs Festeste überzeugt ist. Wird es schon dem Philosophen schwer, eine genaue Grenze zwischen Sinnesempfindungen und Sinnestäuschungen zu ziehen, für den Laien existiren diese Begriffe überhaupt nicht; er ist unfähig seine Gesichte zu controlliren und auf ihre subjective Entstehung hin zu prüfen, und er wird noch eher an eine anders geartete Welt als an Hallucinationen glauben. Wenn Achill den Schatten des Patroklus nicht greifen kann, so denkt er darum nicht an einen Traum, sondern an eine Psyche, deren Natur von der unsrigen verschieden und die nicht mehr körperlich sei. Eine hysterische Person klagt über einen Geruch, einen Geschmack, der sie nie verlasse: wird man sie überreden, daß sie nichts rieche und nichts schmecke? — So wird man auch einer Anna Catharina Emmerich, der Nonne von Dülmen ihre Begnadigungen lassen. Die Sinne sind eine mächtige Gewähr, und darüber, was einer mit seinen eigenen Augen gesehen hat, läßt er nicht gern mit sich reden. Wegen dieser ihrer felsenfesten Ueberzeugung machen alle Visionäre, zumal die religiösen Schwärmer solchen Eindruck auf's Volk. Das geht so weit, daß die Menge nicht nur an ihre Gesichte glaubt, sondern selbst Erscheinungen zu haben anfängt und daß die Hallucination ansteckt wie der Veitstanz.

Das Schlimme ist eben, daß sich Sinnestäuschungen und Sinneseindrücke dem Inhalte nach decken und Erstere

nur nicht so unmittelbar erfolgen. Die Hallucinationen sind wie Postboten, die einen Umweg machen und sich verspäten, aber dieselben Briefe bringen. Ein Gespenst heißt ein Phantasma — es ist nichts weniger als ein Phantasma. Die Menschen haben überhaupt gar keine Phantasie, sondern nur dann und wann etwas Geschick, ihre Erfahrungen zu verwerthen, sie auszuspinnen und zu combiniren. In dem Gespensterglauben, wie er zu allen Zeiten und bei allen Völkern bestanden hat, läßt sich eine gewisse Gesetzmäßigkeit nicht verkennen. Er beruht auf Gedächtnißbildern, das heißt: auf richtigen Bildern, die nur durch einen krankhaften Vorgang in der Hirnrinde mit solcher Deutlichkeit in's Bewußtsein treten, daß sie nicht mehr für alte, sondern für frische Bilder gehalten werden. Er beruht, um es kurz zu sagen, auf dem Anblicke der Todten. Die Gespenster sehen immer so aus, wie die Leichen im Sarge ausgesehen haben. Nicht doch; sie können auch aussehen, wie sie im Leben gewesen sind. Die Seele des Patroklus im 23. Buche der Ilias ist der ganze Patroklus und auch so gekleidet; und so erscheint auch der Geist von Hamlet's Vater auf der Terrasse des Schlosses Helsingör in der Gestalt und im Harnisch des verstorbenen Königs. „Ich kannte Euren Vater: hier diese Hände gleichen sich nicht mehr." An der Weißen Frau rühmen wir das Stilvolle und die geschichtliche Treue des Costumes. Sagen wir also lieber schlechtweg: die Gespenster sehen so aus wie die Personen, sei's im Leben oder im Tode; doch haben sie eigentlich von Beiden etwas. Sie sind gleichsam eine Uebertragung des Todes auf das Leben, denn die Leichen werden als Lebende gedacht. Sie geberden sich, als ob sie auferstanden wären und direct aus dem Grabe kämen; ja, sie haben noch das weiße Todtenhemd an, in das sie gewickelt worden sind. Aus diesem Grunde gelten die Geister gemeiniglich für weiß. Sollte es mit dem Weiß eine andere Bewandtniß haben? — Es wirkt hier mancherlei zusammen.

Hamlet's Vater ist auch gewissermaßen weiß, weil er sehr blaß ist. Pale or red? — Nay, very pale. Natürlich; die Todten sind ja bleich. Gespenster müssen kreideweiß, dazu elend und eingefallen aussehen, wenn sie wandelnde Leichen sind. Von einem schwindsüchtigen, ausgemergelten, hohläugigen Individuum, dessen Nase sich spitzt, heißt es, daß es herumschleiche wie eine Leiche; aber ebenso gern: es schleiche herum wie ein Gespenst. Che pare una fantasima, wie der Italiener sagt. Von einem Dickbauch wird man es nicht sagen; Hamlet's Vater, obwohl in seiner Sünden Blüthe hingerafft, erscheint doch äußerst blaß. Diese Eigenschaften hat dann die religiöse Schwärmerei mit den Augen eines Verliebten angesehen und gleichsam verklärt; sie hat das Dünne in's Aetherische, die Blässe in die Klarheit, die Wachsfarbe in Blüthenweiß umgesetzt und die Todten dem Himmel angepaßt. Wie die Spiritisten einen Astralleib kennen, also umgiebt die Seelen der auferstandenen Frommen nach biblischer Vorstellung ein himmlischer Glanz und ein Mantel von Licht — die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich, sagt der Herr zu dem Propheten Daniel (XII, 3). Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich, sagt Jesus zu seinen Jüngern (Matthäi XIII, 43). Daher jener Capuciner Geister machte, indem er Krebsen brennende Wachslichter auf dem Rücken befestigte und sie über den Kirchhof laufen ließ. Es ist nun nur consequent, wenn sich die Offenbarung Johannis wiederholt die Kleider der Gläubigen, die, Palmen in den Händen, vor dem Stuhle des Lammes stehen, als weiße Kleider denkt — diese weißen Kleider sind offenbar nichts weniger als Todtenhemden. Freilich, müssen wir hinzusetzen: diese Verklärten sind auch nichts weniger als Gespenster, die aus der Unterwelt aufsteigen und meistentheils sehr unselig umgehen. Sie gehören in ein künstliches Seelenreich, in den stilvoll ausgeschmückten Himmel, der vom Volksglauben himmelweit entfernt ist.

Hildebrand befindet sich demnach auf falscher Fährte, wenn er (in Grimm's Wörterbuch unter Geist, Spalte 2629) allen Geistern ein eigenes Leuchten und Glänzen zuschreibt und ihre weiße Farbe daraus erklärt. Analog hat man ja auch die Weiße Frau, die Todtesbotin der Hohenzollern, die zufällig Bertha heißt, thatsächlich zu einer Bertha, nämlich zur glänzenden Göttin Berchta machen wollen und hinter der Weißen Frau die Sonnenfrau, die zur Zeit der Wintersonnenwende mit ihrem Gemahle Wodan durch die Wolken jagt, gewittert. Das ist ein weiter Umweg; man kann die Sache sehr viel näher haben. Die Weiße Frau ist weder eine Göttin, noch eine Selige; sie ist einfach eine Leiche in einem Todtenhemde. Das Glänzen der Geister haben die Theologen und die Capuciner aufgebracht, die Krebse mit brennenden Wachslichtern auf die Kirchhöfe laufen lassen; das Volk weiß nichts davon. Nach der Auffassung des Volkes würden höchstens die Hausgeister und die Heerdmännlein glänzen, diese aber sind nicht sowohl weiß als vielmehr brennend roth; haben rothes Haar, rothen Bart und einen spitzen rothen Hut, weil die Feuerflamme roth ist. Die Gespenster dagegen denkt das Volk wie die Offenbarung in richtigen weißen Kleidern. Wenn die Kinder Gespenster spielen, so wickeln sie sich in ein Bettlaken oder in ein Handtuch. Der Thürmer schaut um Mitternacht hinunter auf den Kirchhof —

> Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
> Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
> In weißen und schleppenden Hemden.

Wer es noch nicht glaubt, der lasse sich vom Simplicissimus belehren, wie's gemacht wird — er befand sich einmal zur Cur in einem Kniebisbade und vermaß sich seiner Freigeisterei und Tapferkeit. Ein Schweizer will ihn auf die Probe stellen, zieht sich weiß an und schleicht in das Schlafzimmer unseres Helden, wo er anfängt zu rumpeln, in der Meinung, ihn gehörig zu ängstigen — aber der läßt sich in der That nicht in's Bockshorn jagen. Holla, Kerl, ruft er, wann die Geister weiß gehen, so pflegen die Mägd, wie man sagt, zu Weibern zu werden; aber hier wird der Herr Geist irrgangen sein! — Und er karbatscht den Herrn Geist gehörig durch (Continuatio, 15. Capitel).

Dies nur zum Beweise, wie zu allererst immer an das weiße Hemd gedacht zu werden pflegt. Man hat für die Weiße Frau eine allerliebste Auskunft gefunden: sie sei eigentlich nichts weiter gewesen als die trauernde Wittwe. Die mittelalterliche Wittwe verhüllte ihr Antlitz nach Nonnenart mit einem weißen Schleier; beim Tode des Herrn erschien also thatsächlich im Schlosse eine weiße Frau. Der wehende Schleier und die Haube mit dem Kinnband ist ja gleich dem Schlüsselbunde ein Hauptkennzeichen der Weißen Frau. Nur schade, daß die Trauerkleidung im Mittelalter violett gewesen ist, daher in der katholischen Kirche noch heute die Altäre in der Fastenzeit violett bekleidet werden; und daß sie seit Anfang des 16. Jahrhunderts schwarz war wie bei uns. Höchstens Einzelheiten: der Schleier, das Kinn und Wangen umschließende Gebende, der Strick, der als Gürtel diente, und das mit aufgestickten Thränen besetzte Scapulier zeigte helle Farben. Die trauernde Wittwe des Mittelalters war also nicht eigentlich weiß gekleidet, keine ganz weiße Frau wie das Schloßgespenst in Berlin, das höchstens schwarze Handschuhe trägt. Ich überlasse es dem Leser zu entscheiden, ob es wahrscheinlich ist, daß man eine schwarz gekleidete Frau eines weißen Häubchens wegen: die Weiße Frau genannt habe. Wie gesagt, die Erklärung ist nicht übel, aber um so weniger ernst zu nehmen, als sie auf einer ganz falschen Voraussetzung beruht. Die Weiße Frau erscheint nicht, die Todten zu betrauern, sondern die Nachkommen zu holen. Sie ist ein höchst gefährliches Gespenst. In Berlin weiß man,

daß der Oberstallmeister Borsdorff, der der Weißen Frau grob gekommen war, die Treppe hinunter flog. Der tapfere Simplicissimus, der im Sauerbrunnen den Geist beim Schlafittchen kriegte, schwitzt nachmals wie ein Braten beim Feuer, da er in dem Schlosse des Schweizers übernachtet und hier mit echten Geistern Bekanntschaft macht. Mit des Geschickes Mächten ist es besser nicht anzuflechten, wie der Dichter sagt; eben so gut könnte man mit dem Tode selbst anbinden. Man soll einem Geiste nicht einmal die Hand geben, weil man sich die Finger an ihm verbrennt, geschweige denn Hand an ihn legen, wenn man nicht ganz genau weiß, daß das Ding Fleisch und Bein hat. Man muß sich ja schon deßhalb vor den Geistern fürchten, weil sie gelegentlich einen so grausamen Lärm verführen — weil sie so schrecklich im ganzen Hause poltern, daß Niemand ein Auge zuthut. Das Poltern ist zwar das Schlimmste nicht, es stört mehr als es schade, es geht mehr die Urheber selber an, deren große Unruhe, deren böses Gewissen, deren eigene Angst es verräth; es ist nur ein Zeichen, daß sie selbst den Schlaf nicht gefunden haben, dessen sie bedürfen. Unangenehm und graulich bleibt es doch. Es hat in Amerika, im Staate New York, in der Familie Fox vor fünfzig Jahren zur Erfindung des Tischrückens geführt.

## Literatur und Kunst.

### Musikalische Erlebnisse.

Von Klaus Groth.*)

Max Müller hat kürzlich unter der Ueberschrift „Musical Recollection“ in der „Cosmopolis“ seine Erinnerungen an deutsche Musik und Musiker niedergeschrieben und sie mir, seinem alten Freunde, herzlich grüßend zugeschickt. Er veranlaßt mich dadurch, auch meinerseits meine musikalischen Erlebnisse, um sie so zu nennen, aufzuzeichnen. Er hat, musikalisch veranlagt, geschwelgt in Musik von Kindheit an bis hinein in die Zeit, wo er mit vollem Bewußtsein genoß, was ihm in reichlichem Maaße vom günstigen Schicksal geboten wurde. Wenn ich nun dagegen auf meinen Weg bis an und in die Musik hinein zurückblicke, wozu mich eben die Lectüre von Max Müller's Skizze unwillkürlich gereizt hat, so kommt der mir vor wie ein einsamer Pfad durch die Wüste, während Müller sich im tropischen Walde unter Palmen und Lianen erging. Dennoch war auch mein Weg nicht ohne Reiz, vielleicht sogar für meine Leser. Es giebt Oasen in der Wüste, sie gewähren doppelte Erquickung nach langer Entbehrung, sie mehren sich, je weiter der Weg den Grenzen sich nähert. Ich habe von den meisten Größen, die wie die Berggipfel in der musikalischen Welt damals emporragten, zu deren Füßen mein glücklicherer Freund, vertraulich aufblickend, sitzen durfte, noch etwas wie ein leuchtendes Abendroth gesehen und empfunden. In meiner Knabenzeit wurde in Ditmarschen viel gesungen, was nun — schade genug — aufgehört hat, seit die ganze Welt musikalisch gebildet ward, der kunstmäßig mehrstimmige Gesang, das unter den meisten Händen menschenquälende Klavier und das noch schrecklichere Ziehharmonium das eigentliche Volkslied verdrängt und den lauten fröhlichen Mund der frohen Jugend geschlossen haben. Damals sangen die Kinder auf dem Schulwege, der Pflugtreiber auf dem Pferde, das Milchmädchen unter der Kuh, die Köchin am Herd. Man machte sich Liederbücher, in die man die beliebtesten Gesänge niederschrieb, ich auch, wobei ich wie beim Anhören der Melodien schier alle deutschen Volkslieder in einer Vollständigkeit kennen lernte, die mich später überrascht hat, da ich als gelehrter Mann die Sammlungen von Erk, Hoffmann, Simrock u. A. in die Hände bekam. Von Instrumenten hörte ich wohl nur eine Flöte. Ein Klavier, das ich später mit Leidenschaft spielte, habe ich bis etwa zu meinem zwölften Jahre nicht einmal gesehen. Mag sein, daß irgendwo am Markt in einem der zweistöckigen Häuser eins tractirt wurde, mir kam kein Ton davon zu Ohren, unter den 5000 Einwohnern Heide's, so weit ich sie kannte, gab es keins. Man muß nun Heide in seiner musikalischen Armuth nicht als typisch ansehen für ganz Schleswig-Holstein. Hatten wir auch nicht die Städte, Flecken und Oerter, Weiler und Schlösser, in denen Musik die tägliche Nahrung war, wie das liebe Brod, wie im übrigen Deutschland, von Hamburg an, die Elbe hinauf, durch Sachsen, am Rhein und Main, an der Donau hinunter in Oesterreich und Ungarn, so wurde doch in Kiel, in Schleswig, selbst in kleineren Städten und auf dem platten Lande mehr musicirt, als die Sage berichtet, die da lautete: Holsatia non cantat, was ich bei unserem ersten wohlgelungenen großen Schleswig-Holsteinischen Musikfest 1875 in unser sächsisches Deutsch übertrug: „Holsteen kann dat.“ Woher meine Leidenschaft für Musik kam, die grenzenlose Freude an Musik, die mich dann mein Lebelang begleitet hat? Wer hat Antwort auf solche Fragen! Das lag doch wohl still verborgen in meiner Poeteunatur. In meinem Vaterhause wurde so wenig ein Instrument gespielt, wie in der ganzen Nachbarschaft, in der ich aufwuchs, oder in unserer ausgebreiteten Verwandtschaft in Marsch und Geest, mit der ich verkehrte. Daß ich jeder Drehorgel nachlief, das that ich wie meine Spielkameraden, hörte auch wenige Märsche, die der Stadtmusikus und Tanzlehrer Schulz beim feierlichen Umzuge der Papagojengilde um den Marktplatz am Pfingstmontage mit kleinem Blaseorchester ausführte. Ich kann sie noch singen. Bewunderte dann auch unter den Instrumenten besonders das curiose Fagott, das er selber blies, ich schrieb seine ziegelrothen Backen der Anstrengung zu, die das gewiß schwierigste aller Instrumente erforderte. Meine Leidenschaft ging zunächst auf den Besitz einer Flöte. Und hier berührte ich mich in meiner Musikschwärmerei mit Brahms, mit einem Brahms, nicht mit einem Johannes, noch nicht. Ein Vetter von ihm besaß eine Pickelflöte. Mich erfaßte eine wahre Begier, sie ihm abzuhandeln, was mir nach langem Feilschen gelang, ich meine für fünf Schillinge (vier Groschen). Wir waren wohl Beide acht Jahre alt.

Mein ältester lieber Lehrer, der Rechenmeister Bakker an der Knaben-Oberschule, muß meinen Vater besonders gedrängt haben, mich an die Stelle des gerade damals abgehenden Schreibers zum Kirchspielvogt Dührsen zu geben; ich wurde seit Jahren in der Schule als eine Art Genie angesehen, war übrigens zart gebaut und nicht gerade geeignet für körperliche Arbeiten, auf dem Felde zumal. Die Nähe der Wohnungen mag dazu beigetragen haben, etwaige Einwendungen meines Vaters zu beschwichtigen, da er mich auf diese Weise unter Augen behielt. Ich war geradezu selig in dem Gedanken, nun Zeit und Gelegenheit zu gewinnen zum Lesen und Lernen. An die Zukunft, berechnend, dachte damals Niemand, die lag in Gottes Hand. Jeder Secundaner würde es gegenwärtig für dumm und einfältig gehalten haben, ohne Lohn, ohne Contract seinen Sohn in ein Geschäft zu geben, ohne feste Aussicht auf's Weitere. Ich bekam, glaube ich, Kleidung und zuweilen ein Geldgeschenk, das war Alles. Zu thun hatte ich übrigens wenig, oft lange Zeit gar nichts. Unter den Schreibern waren nun mehrere, die Klavier spielten. Nachdem ich mich erst eine Zeit lang in meine Beschäftigung

*) Es ist uns nicht ohne Mühe gelungen, diese nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Blätter von Klaus Groth, der ein alter Freund und Mitarbeiter der „Gegenwart“ ist, für unsere Neue Folge Autobiographien zu gewinnen. Die vielen Verehrer des großen plattdeutschen Dichters werden sie mit warmem Antheil lesen. Groth's Erinnerungen an Johannes Brahms werden sich anschließen.

Die Redaction.

eingelebt hatte — ein Jahr lang mußte ich dann und wann pro forma die Schule besuchen, ebenso einige Male den Confirmandenunterricht — und confirmirt worden war, war fast mein Erstes, an Mittel und Wege zu denken, um Klavier spielen zu lernen. Unterricht in der Musik zu bekommen, daran war aus allerlei Gründen nicht zu denken, es fehlte eigentlich an Allem: an Lehrern, an Geld und an regelmäßig freien Stunden, aber ich hatte schon in den letzten Wintern in der Knabenschule gelernt, selbst zu lernen. Meine mathematischen Kenntnisse reichten bald zu weit, selbst für meinen guten sog. Rechenmeister Bakker. Ich betrieb nach Büchern Arithmetik, Geometrie und Trigometrie, haben mehrere dicke Quartbände mit Lösungen mathematischer Aufgaben vor meinem 14. Jahre vollgeschrieben. Der Großvater kaufte diese Quartanten am Sonnabendsmarkt, nicht ohne Stolz, vom Buchbinder, er selbst hatte mir den ersten Rechenunterricht gegeben. Es mußte doch möglich sein, auch wohl Klavierspielen zu lernen nach Büchern? So dachte ich. Und ich habe eigentlich Alles, was ich weiß und gelernt habe, so weit es von Werth und Bedeutung, still für mich aus Büchern gelernt.

Zunächst galt es ein Klavier zu bekommen. Das bekam ich zur Miethe, ich glaube von einem Lehrer. Dann schaffte ich mir Cramer's Klavierschule an, dann ging's an's Notenlernen. Es machte mir keine Mühe. In einigen Wochen spielte ich leichtere Stücke, eins wenigstens von Mozart. Es war Sommer, für meinen Principal dann fast nichts zu thun, ich war allein mit einem alten Mädchen, das unsere Haushälterin spielte, der Principal ein alternder Junggesell, — ein fast leeres, großes Haus, hinten etwas Garten. Dort hauste ich, fast immer allein. Mein Bruder Johann kam, wenn sie im Vaterhause frühzeitig, wie es auf dem Lande Brauch ist, aufgestanden waren, die paar hundert Schritte zu mir und weckte mich, meist um vier Uhr Morgens. Dann habe ich oft bis Abends zehn Uhr, die Essenszeit ausgenommen, Klavier geübt. Es störte keinen Menschen, auch nicht im Hause, denn Ton hatte das Instrument der damaligen Art überhaupt kaum. Aber Musik war's doch, die es mich genießen machte, ich möchte sagen bis zum Rausch. Daß ich nie ein ordentlicher Spieler geworden bin, versteht sich, aber ich habe so viel gelernt, daß ein großer Theil unseres vorhandenen Musikschatzes, von Bach bis Brahms, mir bekannt und vertraut geworden ist und mir tieferen Genuß gewährt hat — ich möchte fast sagen als die Dichtkunst. Doch das ist wohl übertrieben.

Schwer war es damals, Noten zu erhalten, sie wurden Kassen wie der meinigen zu theuer. Man schrieb ab, was man in die Hand bekam, aber auch dessen war nicht viel, und es fehlte an Kenntniß, Gutes von Seichtem zu unterscheiden. Zunächst richtete man sich nach bekannteren berühmten Namen, Reclame für Nichtigkeiten, wie jetzt, gab es noch nicht. Um etwas Uebersicht zu gewinnen las und blätterte ich Gathy's musikalisches Lexikon durch und eine Anzahl Jahrgänge der einzigen Leipziger Musikzeitung. Ein Freund von mir, einige Jahre älter als ich, aufgewachsen in ganz denselben kleinbürgerlichen Verhältnissen — wir trafen als Knaben uns mitunter auf den Feldwegen von oder zu den kleinen Moor- und Wiesenkoppeln unserer Väter, an deren Seite, mit denen wir beim Torf- oder Heumachen geholfen hatten — Paul Egge ist sein Name — hatte auch etwas von der Heider Musikleidenschaft abbekommen. Er lernte nach der Confirmation, ich weiß nicht wo und wie, so viel Geige, später auch Posaune spielen, um bei Tanzgelagen auf dem Lande und bei Tanzmeister Stadtmusikus Schulze's Weihnachtsthurmmusik und Pfingstmärschen um den Marktplatz mitzuwirken. Er kam, als ich Schreiber geworden, bald jeden Abend ein Stündchen im Dämmern zu mir und schwärmte mit mir in Musik so weit unsere Kunde reichte. Er war ein richtiger Schwärmer für die göttliche Kunst, von der er in seinem ganzen Leben doch wenig gelernt hat. Er kam auf den Gedanken, in Hamburg beim Musikverlage Böhme zu abonniren und schrieb nun eine Anzahl Beethoven'scher Symphonien in Partitur ab. Zum Schulze war als erster Geiger und einziger tüchtiger Dirigent ein Herr Nielsen aus Schleswig gekommen, der sich als wohlhabender Mann in Heide ein Haus kaufte, ein Piano anschaffte und wöchentlich mit allen Bläsern und Streichern nach und nach gute Orchestermusik einübte. Hier hörte ich mit dem größten Erstaunen und Genuß — wohl für ein reducirtes Orchester zuerst — Symphonien von Haydn, von Mozart, ja gar von Beethoven, wie Paul Egge sie besaß. Haydn verstand ich sogleich, war entzückt, Beethoven erbaten wir uns so oft, bis uns selbst die Eroica allmälig verständlich wurde. Ich konnte (jeden Dienstag Abend) zu Nielsens herumlaufen, da er nur einige Häuser von uns wohnte. Hier fingen wir auch bald an Quartette für Männergesang zu üben (die Noten dazu hatte ich abgeschrieben). Ich sang als Tenor noch mit Knabenstimme von unglaublicher Höhe, die ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre behielt, wie ich dann damals auf dem Tondern'schen Seminar von 200 jungen Leuten wohl der kleinste war und nie anders als der kleine Groth genannt wurde, dann erst wuchs ich plötzlich zu der Größe meiner Vorfahren auf, die wohl davon den Namen Groth bekommen haben.

Von großen Musikern, von Virtuosen (damals noch so seltene Erscheinungen) lasen wir nur in unserer Musikzeitung und schwärmten für sie in der Ferne. Paganini war in Hamburg und Kiel gewesen, Franz Liszt, die größte Sängerin (aus Italien! natürlich die Catalani) hatte sogar in Ploen in der Kirche „Heil, unserm König Heil" mit Variationen gesungen, ihre Stimme hatte die Orgel übertönt. Ein kirchlicher Eiferer hatte gegen diese Profanation des Gotteshauses ein (recht gutes) Gedicht in die Schleswig-Holsteiner Provinzialblätter gerückt. Clara Wieck tauchte auf als neuer Stern. Sie war gerade so alt wie ich. Wer hätte denken können, daß ich ihr nach 50 Jahren zu ihrem Künstlerjubiläum ein Gedicht widmen konnte, daß sie mir einst als Frau Schumann eine liebe Freundin sein könnte, mit der ich über Musik als ein Gleichberechtigter sprach? Es war uns in unserer bescheidenen Ecke ganz natürlich, daß die Wunder alle aus weiter Ferne kamen, uns oft nur vorüberschwebten wie unnahbare Meteore.

Da mein Klavier zu tonlos war für Begleitung meines Gesanges, verschaffte ich mir eine Guitarre und lernte sie nach meiner Methode nach einer gedruckten Anweisung spielen. Sie war mir besonders angenehm in Tondern, wo ich kein Klavier miethen konnte, ich hatte doch noch meine Kenntniß in der Musik von Liedern und Arien zu vermehren. Etwas Unterricht in Gesang und Orgelspiel genossen wir allerdings dort, auch trieben wir unter Leitung ein wenig Orchesterspiel. Ich wollte als Lückenbüßer Horn blasen lernen, doch hielt mich der Director dazu für zu schmächtig. Und also blies ich Pickelflöte. Bei unseren Gesangsübungen lernte ich ein paar schöne Cantaten von Klein kennen.

Mein Freund Leonhard Selle, damals auch Schüler auf dem Seminar, bei dem ich später auf Fehmarn meinen „Quickborn" schrieb und der als der Erste plattdeutsche Lieder daraus componirte, war ein wirklicher Virtuose auf dem armseligen Instrumente. Ihm sah ich so viel ab, daß wir einmal zusammen in einem Concerte auftreten konnten, wo ich allerdings nur die zweite Guitarre bei drei Beethoven'schen Walzern, die Selle für zwei Guitarren arrangirt hatte, spielte. Etwas musikalische Grammatik lernte ich auch.

So kam ich, mit diesen kümmerlichen Rudimenten musikalischer Bildung, mit 22 Jahren nach Heide zurück. Erwähnen muß ich doch noch, als musikalisches Ereigniß für mich, daß ich schon ein paar Jahre früher, noch als Schreiber, einige Opern hörte, es war der Freischütz, Fra Diavolo und

Zampa, die beiden ersten recht gut. Der uralt gewordene Landgraf Carl von Hessen, der das Schloß Gottorf in Schleswig bewohnte, hielt oder unterhielt doch für den Winter eine Schauspielertruppe, die in den Sommermonaten hier und dort in den Landstädtchen spielte. Zu meiner Zeit war es die Gesellschaft Huber mit Frau, Sohn und zwei Töchtern. Sie kamen auch ein paar Sommer nach Heide und spielten, wo sie eine finden konnten, in einer Scheune, die sie etwas einrichteten und ausstaffirten. Einmal erlebte ich ihr Erscheinen, das ganz Heide in Aufregung erhielt, so lange sie da waren, und das Mal spielten sie in einer Scheune mit Strohdach am Lüttgenheid (nahe bei Brahms Hause), auf der an jedem Ende ein Storch wohnte, der, nebenbei gesagt, bei allem Lärm ruhig wohnen blieb. Dies Mal hatten Huber's einige tüchtige Sänger mit. Ihre Uebungen konnte ich oft in Kirchspielvogt's Garten hören. Der Freischütz entzückte uns natürlich in hohem Maaße, wurde auch am besten gegeben.

Also nun in Heide ging meine Klavierklimperei in erneuter, gehemmt gewesener Lust wieder los. Ich konnte mir aber jetzt ein Piano kaufen und schwelgte in seinen Tönen. Auch half ich bald eine Liedertafel gründen, obgleich mich der Männergesang nie recht erfreut hat, und deßhalb bald auch einen Verein mit Damen unter einem neu etablirten ordentlichen Musiklehrer. Dort schwelgte ich in den bekannten Mendelssohn'schen Quartetten. Auch unsere Orchestermusik verbesserte sich, da nach Schulzen's Tode Herr Nielsen zum Stadtmusikus erwählt wurde.

1847 brach ich aus Ueberanstrengung zusammen. Ich flüchtete sozusagen nach der kleinen Ostseeinsel Fehmarn zu meinem Freunde Leonhard Selle, der dort als Organist und Lehrer in dem Kirchdorfe Landkirchen einsam mit einer alten Haushälterin lebte und mich gern in seine Einsamkeit aufnahm. Hier war ich wie verschollen, bis ich 1853 in Kiel wieder auftauchte. Von nun an strömte Musik mir zu wie der Trank dem Durstigen, so viel ich davon genießen konnte, denn meine Gesundheit hatte für immer einen Stoß erlitten, auch zur Freude fehlte mir Jahre lang die Kraft, nicht einmal an meinem Erfolge als Dichter hatte ich eigentlichen Genuß, wie er mir als Lohn für schwere und treue Arbeit wohl zu gönnen gewesen wäre. Wenn ich mitunter einmal wagte herzhafter zuzugreifen, um auch etwas vom Leben zu haben, so gemahnte mich ein Bluthusten daran, daß Genuß nicht für mich gemacht sei.

In Kiel zunächst und Hamburg hörte ich die Fülle bester Musik. Im Sommer wohnte ich mit Ohm Köster zusammen auf der Kieler Badeanstalt und hörte jeden Tag seine Frau, meine theure Freundin, Beethoven'sche Sonaten spielen, wochenlang auch mit einer sie besuchenden Freundin jeden Abend vierhändig die Symphonien von Beethoven, Mozart, Schubert. In Hamburg hörte ich Streichquartette, damals auch zum ersten Male Joachim im Hause von Avé-Lallemant. Wir waren Freunde von da an. Unter Grädener's Leitung wurde in Hamburg die Matthäuspassion in der Nicolaikirche zum ersten Mal aufgeführt. Ich wohnte der vortrefflichen Aufführung bei. Joachim spielte, seine Frau sang. Alle Musiker von Namen lernte ich kennen. So, wollen wir sagen, vorbereitet, kam ich 1855 an den Rhein, nach Bonn, zu Otto Jahn! Ich erzähle davon diesmal keine Einzelnheiten, nur einige Ausnahmen aus den zwei dort verlebten Jahren, um mein Verhältniß zur Musik und zu Musikern zu zeichnen. Frau Schumann ließ mir eines Tages schreiben, ich möchte nach Düsseldorf kommen, Joachim sei da, Brahms, Albert Dietrich. Sie wollten mir acht Tage vorspielen, was ich wünsche! — Ach, ich hustete und mußte entsagen! — 1856 wurden wir Musiker und Anhang zum großen Rheinischen Musikfest in den Pfingsttagen als Gäste nach Düsseldorf geladen, ich mit Otto Jahn, Dietrich. Unter Rietz wurde die Neunte aufgeführt! Ich saß mit Hans Gude, dem Maler, (er war echt musikverständig) an der Seite von Otto Jahn, wir lasen zusammen in der Partitur nach. Als wir bei dem Adagio auf- und uns anblickten, standen uns allen Dreien die Augen in Thränen. Wer erlebt es wieder so! In Mendelssohn's Elias sang Julius Stockhausen zum ersten Male vor unsern Ohren! Damals in Bonn lernte ich auch Helmholtz kennen. Da er nicht gleich mit uns nach Düsseldorf fahren konnte, so hatte ich Logis besorgt und holte ihn andern Tags vom Bahnhofe ab. Wir waren in Bonn eng befreundet. Nicht bloß, daß wir persönlich an einander Gefallen fanden, sondern geistige Interessen näherten uns noch mehr und zwar spielte dabei die Musik eine Hauptrolle. Deßhalb erzähle ich hier davon. Helmholtz war bei unserer ersten Begegnung wohl überrascht, in mir einen Studiengenossen zu finden. Er erröthete sichtlich, als ich ihn fragte, welchen Erfolg seine Broschüre „Ueber die Erhaltung der Kraft", die ich schon gleich nach ihrem Erscheinen auf Fehmarn studirt hatte, während ich plattdeutsche Verse schmiedete. Sie war 1856 noch nicht so durchgedrungen, wie zehn und zwanzig Jahre später. Ich war Physiker genug, um sie würdigen zu können. Auch hatte ich längst Johannes Müller's Meisterwerk, seine Physiologie, gelesen und auf Fehmarn neben Helmholtz Dubois-Reymond's Untersuchungen über die thierische Elektricität, die auch einige sichere mathematische Kenntnisse voraussetzte. So hatten wir, Helmholtz und ich, Stoff genug zu wissenschaftlichem Gespräch, auf unsern häufigen gemeinsamen Spaziergängen an den Ufern des Rheins. Wie gesagt: die Musik kam noch speciell hinzu. Helmholtz machte damals die ersten Untersuchungen, aus denen später sein bahnbrechendes Werk „Ueber Tonempfindungen" entstand. Er hatte aber wohl kaum einen Collegen in der Physik oder Physiologie, der genug musikalische Interessen hatte, um an seinen Untersuchungen Theil zu nehmen, und die Musiker unter uns, wie Otto Jahn und Albert Dietrich, waren ohne Mathematik. So war ich für ihn der Rechte. Er lud mich zu seinen ersten Versuchen mit der von ihm construierten Sirene ein, die der Herzog Ernst von Gotha ihm geschenkt hatte, so wie mit Stimmgabeln verschiedener Tonhöhe. Erzählte mir auch im Allgemeinen von dem Plane für seine Untersuchungen, die sich bis tief in musikalische Theorien hineinwagte. Damals sagte ich ihm (ich kannte die Untersuchungen früherer Physiker über die Zahlenverhältnisse der Intervalle, namentlich nach der lichtvollen Darstellung Euler's in seinen herrlichen Briefen an eine deutsche Prinzessin): „Ich glaube, es giebt keine Brücke von der Physik in die musikalische Harmonielehre; Sie kommen aus den Brüchen $^1/_2$, $^2/_3$ bis zu den incommensurablen Zahlen nicht heraus." Da antwortete er siegesgewiß: „Es giebt eine." — Und er hat sie bekanntlich gefunden. Er berichtete mir nun häufig von seinen Fortschritten. Nur das sei noch erzählt: er kam, um Abschied von mir zu nehmen am Tage vor meiner Abreise von Bonn und sagte mir noch: „Ich muß Ihnen doch noch erzählen, wie weit Brücke in Wien (mit seinen Untersuchungen über die Sprachlaute) jetzt gekommen ist." Was er dann auch, wie oft schon that. Und: „daß ich jetzt mit Stimmgabeln ein deutliches e (Vocal e) machen kann." Das waren fast unsere letzten Worte vor dem Abschied. Helmholtz besuchte mich später noch zweimal in Kiel auf seinen Reisen nach England.

Damals habe ich auch Robert Schumann mit zu Grabe geleitet. Die Nachricht seines Todes durcheilte am Nachmittage des 29. Juli 1856 die Stadt Bonn und wahrscheinlich auch die andern rheinischen Städte in einigen Stunden. Auf Straßen und Plätzen wurde man darauf angeredet, ob man die Trauerkunde schon vernommen, oder ob sie wahr sei, wann es geschehen, wer im Tode bei ihm gewesen? und was so gefragt und gesagt wird bei einer Todesbotschaft, die viele Hunderte schmerzhaft berührt. Und wenn auch Viele sich und Anderen zum Troste sagten, es sei eine Erlösung, so

dachte doch auch Jeder, es sei ein großer Verlust, der uns betroffen. Eine Erlösung freilich war es, und wir näher Stehenden hatten uns auch mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ihre Stunde bald kommen werde. Noch wenige Wochen vorher waren wir, Johannes Brahms, Albert Dietrich, Otto Jahn und ich, nach dem Krankenhause hinausgewandert, wir Drei draußen wartend, während Brahms zu seinem Freunde zugelassen wurde. Er brachte Schumann einen Stieler'schen Atlas, es war eine der letzten geistigen Beschäftigungen des einst so gewaltigen Geistes, auf Landkarten sich Namen, vielleicht eingebildete Reisen, zusammenzusuchen. Brahms erschien bald wieder, ernster noch als gewöhnlich. Er berichtete uns, daß der Kranke ihn erkannt und sich über das Geschenk gefreut habe. Weiter habe ich keine Erinnerung von seinen Mittheilungen, als nur das dumpfe Gefühl von einem grenzenlosen Elend, dem nichts zu wünschen sei, als ein baldiges Ende. Auf die Kunde, daß dies Ende eingetreten, eilte ich von der Coblenzer Straße, wo ich als Nachbar vom Vater Arndt wohnte, zu Otto Jahn, dem Centrum aller musikalischen Interessen, und traf bei ihm, eben innerhalb der Stadt und des Coblenzer Thors, schon trauernde Freunde, wie ich meine, auch Frau Schumann. Jedenfalls sah ich sie dort in den nächsten Tagen, wo auch Schüler, Verehrer und Freunde vom Niederrhein, aus Köln, Düsseldorf, Barmen erschienen, und bewunderte die Fassung der vielgeprüften edlen Frau bei diesem letzten harten Schlage. Freilich mag sie besser als selbst die nächsten, Brahms und Dietrich, gewußt haben, daß nur der Tod die Befreiung bringe, und mochte sich schon lange gefaßt und vorbereitet haben, um nicht zu erliegen.

Bei Otto Jahn versammelten wir uns auch, um uns der Begräbnißfeier anzuschließen. Ferdinand Hiller war da, Rheinthaler, Grimm, der Bürgermeister von Bonn und eine Anzahl würdiger Männer. Als der Trauerzug durch das Coblenzer Thor eingetreten war, folgten wir auf ein gegebenes Zeichen, ich weiß nicht mehr genau, an welcher Straßenecke. Aber das ist mir noch deutlich in der Erinnerung, daß der Zug, der von Endenich herein kam, nur klein war. An einem wundervollen Sommerabend am 31. Juli, in lauer, stiller Luft, nahte er uns. Bloßen Haupts gingen Brahms, Joachim und Dietrich mit Lorbeerkränzen nahe hinter dem Sarg. Brahms und Joachim habe ich noch deutlich vor Augen, Beide im schönsten Haarschmuck junger Männer, Joachim dunkelbraun, Brahms hellblond, beiden Gesichtern in ebenso entschiedener Art die Genialität aufgeprägt. Feierlich still wanderte das kleine Gefolge, bis die Straße sich erweitert und vom Markt her, dem wir uns näherten, allmälig das Glockengeläut lauter wurde. Aber siehe, da strömte es aus den Gassen herbei, als gälte es einen Fürstenzug zu sehen. Was vom Magistrat, Bürgermeister, Stadtverordneten, Vereinen u. s. w. sich anschloß, vermag ich nicht zu sagen, aber das Volk, das hochsinnige rheinische, war erschienen, einen letzten Blick zu werfen auf den Sarg, der unter Blumen, Kränzen, Palmen die irdische Hülle eines großen Mannes barg, dessen Name wenigstens, dessen Klänge und Sänge Vielen in's Herz gedrungen waren, dessen furchtbares Schicksal alle Gemüther bewegt hatte. Die ganze Bevölkerung Bonns schien vollzählig versammelt zu sein, plötzlich, wie auf die Nachricht von einem großen Unglück, Brand oder Erdbeben. Leute aus allen Ständen liefen herbei in Hast und Eile, offenbar unvorbereitet, in Werktagskleidern, Hemdärmel, bloßen Kopfes. Ich sah Frauen aus dem Arbeiterstande, welche ihr Kind in die Höhe hoben, damit es etwas sähe. Und dabei war feierliche Todtenstille, so weit das bei einer solchen Menschenmenge möglich ist. In Minuten war der Marktplatz Kopf an Kopf gedrängt voll, in den nächsten Straßen Fenster an Fenster und der Zug kaum im Stande, in gemessenem Schritt die theilnehmende Menge zu passiren. Beim Verlassen des Ortes wogte es um uns her, als sei die halbe Stadt ausgewandert. Der schön gelegene Kirchhof war schwarz bedeckt von Menschen. Die Wenigsten haben wohl die Worte vernehmen können, mit denen Pastor Wiesmann den Sarg begleitete, als wir ihn hinabließen zur Ruhe und den tiefempfundenen Nachruf, den Ferdinand Hiller seinem hingeschiedenen Freunde widmete. Wir Andern streuten schweigend eine Hand voll Erde auf den Sarg als letzten Gruß zum Abschiede. Robert Schumann, einer der größten Meister der Töne, schläft in der Nähe anderer Größen, in der Nähe von Niebuhr, Arndt, Dahlmann und vielen Andern, auf deren Thaten und Werke wir mit Andacht zurückblicken, den ewigen Schlummer. — Es war das Begräbniß eines Fürsten in der Kunst. Ich habe noch einer solchen Feier von ähnlicher ergreifender Großartigkeit, der Bestattung Emanuel Geibel's in Lübeck beigewohnt. Auch hier nahm die ganze Stadt sichtlich Theil. Aber die Feier war umsichtig vorbereitet, sie galt dem heimischen Dichter. Von Schumann's Begräbniß habe ich den Eindruck, als hätte plötzlich, unwillkürlich die Bevölkerung Bonns die Kunde durchschauert: einer der edelsten Deutschen sei auf seinem letzten Wege und wer könne, müsse noch einen letzten Blick werfen auf die Reste, die einen Genius ersten Ranges beherbergt und nun dem Staube übergeben würden. Seine Frau, Clara Schumann, hat mir später in meinem eigenen Hause viele Male seine Tonschöpfungen vorgespielt.

Mendelssohn starb, als ich 1847 überarbeitet und krank auf Fehmarn angekommen war, von wo aus 1852 mein „Quickborn" in die unbekannte Welt ging. Meine Kenntniß und Interesse an Musik mag das Sonett bekunden, das ich dort, schmerzlich bewegt durch die Nachricht von dem Tode des damals berühmtesten deutschen Componisten, schrieb:

„Wenn Deine Harmonieen mich umschweben,
So wird es mir als hört' ich Engel klagen,
Und leise Wehmuth, von Musik getragen,
In Duft gelöst, bis zu der Seele beben."

Es nimmt dem Gedicht nichts von seiner Wahrheit, daß ich später über Mendelsohn's Musik ganz anderer Ansicht geworden bin. Dabei werde ich an Jenny Lind gemahnt, die ich 1866 beim Musikfest in Hamburg hörte. Es war wohl ihr letztes öffentliches Auftreten, sie sang eine große Arie Mozart's mit Violinbegleitung, Joachim spielte. Am folgenden Tage bei der Aufführung des „Messias" war ich leider durch eine Vorlesung in Kiel verhindert, sie zu hören. Ich lernte sie damals persönlich kennen. Vom Musikcomité eingeladen, nahm ich an der Festlichkeit Theil, die man den Solisten gab, und stieß im Namen meiner Frau, die in Bremen abwesend war, neben anderen Gästen nach einem Toast auf Jenny Lind mit meinem Glase auf ihr Wohl an. „Sie sind Klaus Groth," rief sie, als sie den Namen meiner Frau gehört hatte, „Sie besuchen mich morgen," sagte sie wie im Befehlshaberton, und ich versprach es und hielt gern mein Versprechen. Als ich am anderen Morgen frühzeitig zu ihr kam — sie wohnte bei einem Herrn Warburg in der Rabenstraße in einem hübschen Gartenhause — empfing sie mich allein. Sie fuhr mich beinahe an mit den Worten: „Warum haben Sie mich nicht in Dresden besucht?" Das war zehn Jahre vorher gewesen. Sie bewohnte damals mit Graf Wolf Baudissin, dem Uebersetzer der meisten und schwierigsten Dramen Shakespeare's, in der deutschen Ausgabe, die, kaum mit Recht, den Namen der Tieck-Schlegel'schen führt, meinem mir befreundeten Landsmann dasselbe Haus, er parterre, sie die Belletage. Ich kam häufig zu Baudissin's, hörte auch gelegentlich einmal bei einem Frühbesuche mit der Gräfin — die eine Clavierspielerin von seltener Durchbildung war, echt musikalisch, sie hat auch noch Lieder von mir componirt — zusammen Läufe und Triller herunter schallen. „Es ist Jenny Lind," sagte die Gräfin, „wollen Sie sie nicht besuchen?" und auf meine ablehnende Antwort: „Sie werden wohl aufgenommen, ich weiß es." Doch ich scheute es stets

Berühmtheiten aufzusuchen und wußte zudem, daß die große Sängerin launig war. Also sagte ich entschieden Nein. „Aber wenn wir Sie zusammen einladen?“ — „Dann mit Vergnügen!“ — — „Warum kamen Sie damals nicht,“ schalt jetzt die Lind, „mir waren ja zusammen eingeladen von Baudissin's?“ — „Ich lag krank am Typhus. Und als wir zum zweiten Mal geladen waren, lagen Sie zu Bett mit einem Baby.“ — Ja, da war ja nichts zu schelten oder zu klagen, wie ich es damals allerdings gethan habe. „Aber ich habe Sie doch einmal gehört,“ fuhr ich fort, nach meinem Bedauern, „es regneten einmal an einem Morgen Ihre Triller zu uns bei Baudissin's herunter.“ Fast in dem Augenblick kam ihr Mann Otto Goldschmidt zu uns in's Zimmer, und sie rief ihm zu: „Klaus Groth hat mich doch einmal singen hören, bei Baudissin's unten.“ — „Jawohl,“ bemerkte ich, „nur einige Uebungsläufe.“ — „Nein,“ rief sie eifrig, „Sie sagten es viel besser, wie sagten Sie?“ Und ich wiederholte lachend meine obigen Worte. Dann sprach sie viel und mit Liebe von meiner Frau. Sie waren bekannt und befreundet geworden, duzten sich, Jenny Lind verkehrte in Bremen im Hause meines späteren Schwiegervaters, Herrn Finke. „Was macht Doris ihre kleine Stimme?“ Meine Frau hatte einige Anweisung von ihr erhalten ꝛc. Goldschmidt verhielt sich schweigend. Leider habe ich nie ein Lied von der Lind gehört. Ich sprach auch kein Wort weiter von ihrem Gesange. Sie nicht von meinen Gedichten. So war es uns wohl Beiden recht nach unserer Art und Natur.

Im Jahre darauf war die Lind wieder in Hamburg. Otto Goldschmidt hatte ein Oratorium „Ruth“ componirt, das sie wünschten, in seiner Vaterstadt aufzuführen. Damals schrieb sie an meine Frau: „Ich kann einen Tag nach Kiel zu Dir kommen. Wenn Ihr aber nach Hamburg kommen könnt, habe ich acht Tage für Euch.“ Wir konnten kommen und frühstückten jeden Morgen in der Rabenstraße mit Goldschmidt und Frau allein, nur einmal war ihre fast erwachsene hochblondhaarige Tochter dabei. Was wir da durchgesprochen haben! Goldschmidt verhielt sich meist schweigsam, oder er unterhielt sich so zu sagen privatim mit meiner Frau, die immer neben ihm saß, wie ich bei der seinen. Sie war eine wunderbare Person! Sie sprach wie sie sang, wie ich sie vor einem Jahre hatte singen hören, es brach heraus wie aus Dynamitpatronen. Wehe dem, dachte ich mir, den sie im Zorne anfährt! Meistens sprachen wir über Musik. Ein Beispiel. „Was sagen Sie zu Mendelssohn?“ fuhr sie mich an. — „Ich?“ war meine zögernde Gegenfrage, indem ich mit der Hand auf meine Brust zeigte. „Ich bin ja keine musikalische Autorität, es kann Ihnen doch ganz gleichgiltig sein, was ich etwa über Mendelssohn denke.“ — „Nein, sagen Sie mir!“ — „Also Sie wollen bloß so meine schlichte Meinung hören, von mir gerade! Nun, dann will ich sie Ihnen so in Worte fassen, daß Sie sie auch behalten: Aus dem Quell geschöpft hat er nicht.“ — „Sie denken da an Bach, Händel?“ — „Gewiß,“ und ich wiederholte meine Worte. „Mein Mann hält ihn sehr hoch.“ Sie sagte es nicht von sich. Worauf Goldschmidt hinzu setzte: „But he is the last of the barons.“ Und ich: „Darin stimme ich Ihnen bei.“ Womit das Thema verlassen wurde. Ich durchschaute in den nächsten Tagen schon die Meinung Beider, die in Frage und Antwort verdeckt war. Ich lernte Goldschmidt's Oratorium genau kennen: es war ganz der etwas abgeblaßte Mendelssohn. Er kam verschiedene Male zu mir, um Textschwierigkeiten mit mir zu besprechen. Und zum Schluß wohnten wir in der Villa Warburg einer Privataufführung bei, wo Jenny Lind die Hauptsolopartie sang. Da habe ich sie also noch einmal, zum zweiten und letzten Male gehört. Ich vergaß alle Goldschmidt'sche Musik bei ihrem Gesang, sie hätte die zehn Gebote oder das Einmaleins singen können — ich war wie niedergeschossen. Als sie ihre Hauptarie sang: „Und mein Gott ist Dein Gott,“ saß ich glücklicher Weise im Halbdunkel einer Veranda allein, aus der gedrängt vollen Gesellschaft zurückgezogen, glücklicher Weise, denn ich weinte schluchzend und wischte mir nur immer die Thränen vom Gesicht, von Rock und Weste. Das war Jenny Lind. Ich habe sie nicht wieder gesehen. 1887 las ich von ihrer Todeskrankheit — meine Frau war ihr schon 1878 vorangegangen. Da schrieb ich folgende Verse:

O Nachtigall, Du feine —
Ist ganz Dein Ton verhallt?
Er war so schön, so reine,
Wie Du, so sang ihn keine
Im weiten großen Sängerwald.
O wehe, muß nun schweigen
Fortan Dein Liedermund?
Uns wär' im Frühlingsreigen,
Als ob aus grünen Zweigen
Kein' Nachtigall mehr singen kunnt.
Die Andern alle kommen
Und gehen, wie der Tag,
Wer hat den Ton vernommen,
Der so dem Herzen frommen,
Der es, wie Du, entzücken mag?

Noch lernte ich von den musikalischen Gestalten, die Max Müller in seinen Reminiscenzen erwähnt, seine eigene Mutter, Adelheid Müller, kennen. 1869 schrieb Max Müller mir aus Oxford, daß er mich oder sagen wir, wenn es zu anmaßlich klingt: — Kiel auf längere Zeit besuchen wolle, ich möchte ihm für sich, Frau und Kinder eine passende Wohnung miethen. Diese fand sich, wie dazu vorbereitet, am Düsternbrok an der Hafenseite, nicht weit von meinem eigenen kleinen Besitzthum (jetzt Klaus Groth-Platz). So verkehrten wir fast zwei Monate lang täglich auf's Innigste miteinander, auch die Frauen, beide hochgebildet. Dazu kam dann auf kürzere Zeit auch seine Mutter. Sie war vollständig taub. Dennoch verständigte ich mich sehr gut mit ihr, so daß der Sohn uns neckte, seine Mutter habe sich in mich verliebt. Wir verkehrten zusammen im nah gelegenen Haus Forsteck, der schönen Villa meines langjährigen Freundes Dr. Adolf Meyer, bekannt durch seine Ostseeforschungen, wo in den Herbstwochen auch der Schwager Meyer's, Julius Stockhausen, seine Ferien verlebte. Da bat mich einst meine alte, liebe Freundin, es möglich zu machen, daß Stockhausen ihr einige Schubert'sche Lieder etwa aus der „Winterreise“ ihres verstorbenen Mannes vorsänge, hören könne sie es nicht, sie wolle es ihm vom Munde absehen. Damals wird ihr Sohn Max, wie er erzählt, Stockhausen beim Gesange begleitet haben. Ich sehe noch die Mutter, wie sie durch niedertröpfelnde Thränen dem Sänger auf den Mund sah, ich hätte mit weinen können.

Franz Liszt habe ich nie spielen hören, aber mit ihm doch noch Blick und Händedruck gewechselt 1873 in Pest. Von Wien aus, wohin ich mit meinem Freunde, Dr. Meyer, zur Weltausstellung gefahren war, kamen wir an einem Oktoberabend dort an. Dr. Meyer hatte so manche Bekannte in Ungarn und 1848—49 so manchen ungarischen Flüchtling in Hamburg bewirthet, versteckt und nach Amerika weiter befördert, aber jetzt wußte er keinen Namen und keine Adresse mehr. Aber wir waren doch nicht ganz fremd und verlassen. „Ein Poet ist wie ein bunter Hund“, erwiderte ich, „und allerwärts von irgend Jemand erkannt. Ich habe hier einen Verehrer meiner Dichtungen, der ist Inhaber der größten Musikalienhandlung in Pest; er heißt Dunkl, hat mir öfter begeisterte Briefe geschrieben, ist selbst musikalisch, wird uns gern empfangen und bemuttern.“ Ihm also schickte ich meine Visitenkarte und am anderen Morgen — wir lagen noch im Bette, jeder in seinem Zimmer — stürmte ein kleiner lebhafter Mann von Thür zu Thür zu uns herein, hieß uns herzlichst willkommen und sagte: „Ich stehe ganz zu Ihren Diensten; ich bin nebenbei Senator in Pest und bin Mitglied im Comité für das große Liszt-Fest, für das Sie ja wohl gekommen sind, und verschaffe Ihnen Eintritt zu allen

Festlichkeiten. Haben Sie Frack?" — „Gewiß", sagte ich, „Lackstiefel und weiße Binde." — „Dann ist's gut," sagte er, „heute Abend ist hier die Hauptgeschichte, das eigentliche Fest im großen Saale des Hôtels selbst. Ich hole Sie ab."

Wir waren nun keineswegs wegen des Liszt-Festes nach Ungarn gereist; aber da wir einmal da waren, paßte es in unser Programm und so, nachdem wir den Tag am Flußufer gewandert, einen Theil der Stadt und die mannigfaltige Bevölkerung gesehen hatten, waren wir am Abend in Festkleidung bereit, die Sache mitzumachen. Wir gingen einen etwas dämmerigen Corridor entlang und trafen in der Thür, die zu dem Saale führte, einige Leute, die sich hineinkomplimentirten. Dunkl sagte leise: „Da ist Liszt, soll ich Sie vorstellen?" Ich sah also die Gestalt der Hauptperson des Festes von hinten. Er hatte sich eine kleine Tonsur von der Größe eines Markstückes in seinem dichten, grauen, langen Haar scheeren lassen und trug die Soutane als Abt, lang bis auf die Füße reichend. Das war der erste Eindrck, den ich von dem Mann bekam, von dessen wunderbarem Klavierspiel, dessen hinreißender Persönlichkeit ich so oft gehört hatte, dessen sogenannte Compositionen mir aber durchaus nichtssagend waren. Otto Jahn und Dietrich erzählten mir in Bonn häufig von Liszt. Auch hatte ich in Kiel vor Jahren von einer alten Freundin gehört, wie der Mann in grünlichem Frack und Wespentaille mit langem Haar und langer Nase sie in ihrem Landhäuschen am Düsternbrook besucht und durch seine feinen Manieren bezaubert hatte. Sie hatte ihn gefragt, ob er sich denn ganz auf seine Hände verlasse, und er hatte es bejaht. Diese Gottlosigkeit gefiel ihr natürlich nicht. Auch Brahms sprach von ihm und sagte mir: „Wir können ja auch Klavier spielen" — er nannte sich und noch ein Paar — „aber wir haben Alle nur ein Paar Finger von seinen beiden Händen." So hoch schätzte er ihn als Virtuosen; über seine Compositionen dachte er wie wir. —

Also jetzt war ich mit dem Mann unter einem Dach, im selben Zimmer. Es war ein ungeheurer Saal, davon die eine Seite ausgerüstet, wie eine ungeheure Apotheke aus bunten Flaschen mit allen möglichen Etiquetten, davor eine lange Toonbank, wie in einem Tuchladen, der Tisch bedeckt mit allen möglichen kalten Speisen, Hummer- und Krebsarten aus der Nordsee und der Adria, Fleisch in allen Formen; dahinter zur Bedienung ein wahres Heer von Kellnern und Köchen in weißen Jacken und dito Mützen. Ich schaute das mit Verwunderung an. Am äußersten Ende in der Ecke war ein erhöhtes Podium von der Größe eines mäßigen Zimmers, dort mit Stühlen und Tischen besetzt, auch schon mit verschiedenen Personen, zu denen Liszt sich empor begab; darunter vielleicht ein halbes Dutzend Damen. Empfangen wurde er, wie man mir sagte, von dem Erzbischof, dem Bischof, Ministern, einigen Gräfinnen ꝛc. Ich bat unsern Freund, uns einen Platz in einer unscheinbaren stillen Ecke des Saales zu verschaffen. Da wir ziemlich früh erschienen waren, hatten wir die Wahl, nahmen einen kleinen Tisch ein für 4—6 Personen und sahen den Saal sich füllen von Hunderten von Menschen, nur Herren, alle, wie wir, in Frack und weißer Halsbinde. Dunkl fragte uns: „Was wollen Sie essen und trinken? Ich brauche nur zu bestellen; es ist hier Alles." Ich sagte: „Wenn das, so lassen Sie uns eine Flasche alten Bordeauxwein kommen, meinetwegen Lafite oder Margaux und eine Flasche Cliquot." Er winkte einem ihm bekannten Kellner und ließ gleich die doppelte Portion unter den Tisch stellen. Zum Essen erbaten wir uns etwas Hummer, und somit waren wir wohl versorgt. Als sich der Saal gefüllt hatte, hörte man am anderen Ende Zigeunermusik; aber auch die lustigen Musikanten waren im Frack erschienen. Es war eine ausgesuchte Bande, die natürlich ihre Czardas in vollendeter Weise vortrug. Nachdem ich sie übrigens eine halbe Nacht durch angehört hatte, wurde mir der $^2/_4$ Tact eintönig und es erfrischte mich, wenn sie dann und wann einen Straußwalzer zur Abwechselung spielten.

Jetzt wurde officiell geredet, alles deutsch, kein ungarischer Laut wurde gehört, nicht einmal „Eljen" wurde gerufen. Liszt war ein so guter Deutscher, wie wir; aber da die Ungarn etwas zu renommiren haben müssen, so war der deutsche Musiker ihnen gut genug. Wir hatten bis dahin still in unserer Ecke gesessen; dann aber kamen, da sich das Gerücht verbreitet haben mochte, daß ich gegenwärtig sei, nach und nach Freunde und Verehrer von mir oder meinen Büchern, um mich dort zu begrüßen. Es waren meistens Musiker, einige Instrumentenbauer, Musikverleger. Von den Musikern erinnere ich mich mit Interesse, den Componisten Volkmann gesehen zu haben, den ich mir keineswegs als einen schneeweißen, vollhaarigen Mann vorgestellt hatte. Er machte den Eindruck eines äußerst freundlichen bescheidenen Herrn. Unter andern kam dann auch ein Mann mit lauter Stimme heran, der im mecklenburgischen Dialekt ausrief: „He jä mi so väl un ik sä em keen Wurt; ik mütt Se nu doch mal sehn. Mein Name ist Meyer; ich bin Musiklehrer in Ofen." Natürlich gab es ein heiteres Gespräch. Die Gesellschaft um unsern Tisch wuchs zusehends, bis zuletzt Dr. Meyer sagte, indem er Dunkl's Worte wiederholte: „Hier in der Ecke ist die Klaus Groth-Feier; ich gehe zu Bett." Richtig kamen dann auch Leute vom Podium in unsere Ecke, unter anderen der Oberbürgermeister von Ofen und gar ein Herr, den mir Dunkl schon als er auf uns zuschritt als den berühmten Minister Tisza, den späteren vieljährigen Premierminister bezeichnete. Sie sagten mir freundliche Worte, wie das ja Gebrauch ist, und ich erwiderte ihnen etwas ironisch: „Ach, meine Herren, was wissen Sie von mir?" — „Ach," war die Antwort, „wir kennen Sie hier sehr gut," und Tisza setzte hinzu: „Ich hätte kürzlich Sie bald in Kiel besucht; denn ich kam von Kopenhagen und fuhr so zu sagen an ihrem Hause vorbei, hatte aber keine Zeit." Natürlich nahm ich dies als feine Redensart; denn je weiter nach dem Osten, desto billiger ist die Höflichkeit — und verbeugte mich dankend. Dann sagte Dunkl mit Erstaunen: „Da kommt auch Liszt." Ich sagte: „Unmöglich!" — „Gewiß," sagte er, „sehen Sie, er steuert ja auf uns zu." Als es mir auch unzweifelhaft geworden, stand ich natürlich auf und ging ihm mehrere Schritte entgegen. Ich sah bewundernd dies eigenthümliche, langgestreckte Gesicht mit den grauen Mähnen an beiden Seiten, — ich hatte ein Marmorrelief von ihm in Dresden im Atelier von Rietschel gesehen und darin einen der schönsten Männerköpfe bewundert — es war etwas idealisirt; aber doch war die ganze Erscheinung des großen Virtuosen eine auffallend anmuthige. Wir reichten uns die Hände und ich bemerkte an seiner Hand ein herrliches Ebenmaaß und eigenthümliche Weichheit im Griff und Druck. Nach einigen gleichgiltigen Worten, die wir wechselten, sagte ich ihm in wirklicher, herzlicher Bewunderung: „Ich habe nie das Glück gehabt, Sie zu sehen oder zu hören, obgleich ich mehrmals in Ihrer Nähe gewesen bin und so zu sagen Ihren Spuren gefolgt bin; so unter andern in Bonn 1845 bei dem großen Beethoven-Feste." Da antwortete er mir, indem er eine Handbewegung gegen die Gesellschaft machte: „Dann sehen Sie jetzt das Beste von mir, nämlich meine Freunde." Ich war über diese gemachte Höflingsredensart so ärgerlich, daß ich in dem Augenblick mir innerlich sagte: „Wenn Du Worte machen kannst, das kann ich auch," und antwortete mit derselben Handbewegung und gewiß ironischem Tone, indem ich eine Verbeugung machte: „Sie irren sich, nur Ihr Abglanz." Darauf sahen wir uns ein Weilchen noch einmal in die Augen und sahen uns nicht wieder. Man hat mir später gesagt zur Entschuldigung von Liszt, es wäre eine Art von Verlegenheit, worin er solche Worte drechsele. Das mag sein; mir soll es einerlei sein. Am andern Tage schon las man in den Pester Zeitungen die überschwänglichsten Beschreibungen. Darin

spielte ich natürlich eine Rolle. Man wußte von mir gar nichts, aber es hieß dann: wie bewundert Liszt sei, der große Ungar, bemerke man namentlich auch daran, daß berühmte Leute aus weitester Entfernung vom hohen Norden hergeeilt seien, um das Fest zu celebriren, unter andern seien „der berühmte Dialectdichter Dr. Meyer mit seinem Begleiter Klaus Groth aus dem fernen Kiel" bei der Festlichkeit zugegen gewesen und von Liszt begrüßt worden. „Liszt sagte zu Klaus Groth unter Anderem: ‚Was sagen Sie zu unserer Zigeunermusik?' worauf dieser erwiderte: ‚Sie ist sehr schön.' Ebenfalls begrüßte die Gräfin A .... Klaus Groth und that verschiedene Fragen an ihn." Natürlich haben Meyer, Dunkl und ich herzlich über diese Windbeuteleien gelacht.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein Ballgespräch.

Von A. Brunnemann.

„Endlich, Helene, ich suche Sie schon lange!"

Mit diesen Worten eilte der junge Schriftsteller Walter Romberg auf die Schwester der hübschen Ella Franck, der heutigen Ballkönigin zu. Er wurde wegen der innigsten freundschaftlichen Beziehungen der beiderseitigen Väter wie ein Sohn im Hause des Schulraths Franck gehalten, und man tuschelte schon seit geraumer Zeit, er werde sich bald mit dem Backfisch Ella verloben.

Helene hatte sich, etwas abgespannt vom Tanz, in ein kleines Seitengemach zurückgezogen. Es lag ihr herzlich wenig an derartigen Vergnügungen, und nur damit das Schwesterchen sich nicht ganz als mutterlose Waise fühle, hatte sie die Einladung zum heutigen Feste angenommen.

Als sie Walter gewahrte, zuckte sie leicht zusammen. Sie hatte ihn eben vorhin noch beim Tanze beobachtet und seine seltsame Erregtheit, seine fieberhaft gerötheten Wangen waren ihr aufgefallen. Wie war er in der letzten Zeit leicht reizbar und dabei so leidenschaftlich in Ella verliebt! Gewiß hatte ihn die übermüthige Kleine wieder gekränkt. Liebte ihn Ella überhaupt? Oder wollte sie sich jetzt nur vor allen Dingen amüsiren? In ihrer kindlichen Unbesonnenheit spielte sie mit ihm.

In ruhigem, fast mütterlichen Tone fragte sie:

„Sie suchen mich — wieder einmal? Was haben Sie auf dem Herzen? Hat Ella schlechte Laune?"

„Nein," erwiderte er. „Ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen!"

Erstaunt blickte Helene auf. „Wie? Sie reisen fort so plötzlich? Und wohin?"

„Nach Italien!"

„In das Land wo die Citronen blühen?!"

„Nein, wohin die Schwindsüchtigen sterben gehen!"

Zürnend verwies sie ihm seinen Scherz. „Treiben Sie nicht mit so ernsten Dingen Spott. Sie wissen, das kann ich nicht leiden!"

Walter, der zunächst einen leichten Plauderton angeschlagen hatte, wurde plötzlich sehr ernst. „Ich scherze nicht!" sagte er. „Ich bin so weit. Gestern hat mir der Arzt die Wahrheit gesagt. Er hat mir auch nicht die leiseste Hoffnung gelassen. Aber ich habe Muth. Es ist besser so. Es wäre doch nichts Rechtes aus mir geworden, und ich würde die Hoffnungen, die alle Welt von meinem Talent hegt, nie erfüllt haben. Seit gestern ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Ich bin nur ein kecker Lügner gewesen. Nie habe ich dem Leben ernsthaft in's Auge geschaut, sondern stets nur mit oberflächlichen Dingen wohlfeilen Ruhm erworben. Niemand weiß, daß es so schlimm um mich steht. Nur Ihnen habe ich es sagen wollen."

Eine tiefe Bewegung durchzitterte die letzten Worte. Helene war todtenbleich geworden. Jetzt fragte sie:

„Und warum gerade mir?"

„Weil ich weiß, daß Sie mich ganz verstehen werden, denn Sie sind ja die Einzige, die mich immer verstanden hat. Ja, Helene, seit gestern ist mir auch noch Eins klar geworden und ich muß es Ihnen — ich muß es Dir sagen! All' das Getändel mit Ella, all' meine anscheinende Liebe zu ihr — es waren Lügen meines Herzens, meiner Sinne. Der Wildfang berauschte mich wie Champagner. Zu Dir aber zogen mich stets die echten Empfindungen meiner Seele; nur Dich habe ich geliebt!" Helene hatte ihm athemlos, wortlos zugehört, immer mehr verlor sich dabei ihr Blick in weite Ferne. Enttäuscht von ihrem Schweigen fuhr er traurig fort: „Und Du sagst mir nichts? gar nichts? Ich habe doch zu hoffen gewagt, daß auch Du mich — — —"

Das junge Mädchen schien aus einem Traume zu erwachen. Mit herbem Ernst drang es über ihre Lippen: „Ja, nun weiß ich, warum Du zu mir kommen mußtest! Ich habe Dir immer die Wahrheit gesagt, und immer, wenn Dich ein Kummer drückte, kamst Du zu mir. Du thatst es nur in der Angst Deines Herzens — nie wenn Du zufrieden und glücklich warst. Dann fürchtest Du, ich könne eine von Deinen Illusionen zerreißen. Als Ella heranwuchs, hat sie Dir Liebe vorgegaukelt, weil Du auch hierin eine Lüge brauchtest. Ich stand abseits und betete für Dich, weil ich wußte, sie würde Dein Unglück werden. Denen, die zu hell sehen, bleibt nichts Anderes übrig, wenn sie nicht am Leben verzweifeln wollen. Nun Du ein Todtgeweihter bist, brauchst Du Wahrheit und kehrst zu mir zurück. Wärst Du nicht krank, so tanztest Du jetzt mit Ella und dächtest nur an mich, wenn Du meinen Rath wegen des Cotillon suchtest."

„Helene!" schrie er auf. „Bei Gott, Du hast Recht! Du hast mich nie lieben können! Du hast mich verachten müssen!"

„Verachten?" entgegnete sie sanft. „Dich? Ich verachte Niemand! Die Menschen sind ja Alle so. Die Lebenslustigen suchen nicht die abseits stehenden Träumer, die mehr gesehen haben als sie. Sie stürzen sich in einen Strudel von Nichtigkeiten, weil sie vergessen wollen, daß sie selbst nichts sind und damit ein wenig die Illusion aufrecht erhalten, sie seien etwas."

„So tiefe Wahrheit in so jungem Herzen!" rief er schmerzlich. „Was hat Dir die Augen geöffnet?"

„Die Sehnsucht. Ich habe etwas erwartet vom Leben; etwas Großes! Ich nannte es Glück. Ich stand wie ein lumpiger Bettler am Wege und meinte, es müsse mir eines Tages in den Schooß fallen und mich auf ewig sättigen. Ich sah, wie den Anderen Brocken zugeworfen wurden, die sie gierig auffingen. Solche Almosen wollte ich nicht. Ich habe zu viel vom Glück verlangt, darum ist es mit leeren Händen an mir vorüber gegangen. Dann aber blieb ich am Wegesrand sitzen und habe nichts mehr erwartet, sondern zugesehen, wie die Anderen es treiben. Sie sind alle wie Schmetterlinge. Sie erfreuen sich an leuchtenden Blumen, die morgen schon welken. Sie tändeln mit dem Leben, bis der Sturmwind kommt und sie hinwegfegt. An dem Ewigen, das sie mit Schauder erfüllen sollte, gehen sie wie lächelnde Kinder vorüber. Das, was sie in sich haben, vergessen sie, und das ist doch das Einzige, was uns noch einen Halt zu geben vermag. Wehe ihnen, wenn sie dereinst der Gedanke an ihre Nichtigkeit befällt und es auch in ihrem Innern leer ist! Man soll nicht so viel denken und zu hell sehen, es sei denn, man hat etwas in sich."

„Helene! Du hast etwas in Dir!" — Sie wuchs in seinen Augen zu ungeahnter Größe.

„Ja, ein unendliches Verlangen!"

„Ein Verlangen nach was?"

„Nach Etwas, das nicht von dieser Welt ist!"

„Und die Erde giebt Dir nichts?" Es lag ein so aufrichtiger Schmerz in seiner Frage, daß Helene bewegt seine Hand ergriff.

„Vergieb mir," sagte sie mit warmer Innigkeit, „ich will nicht undankbar sein. Du hast mir Deine echte Liebe gestanden und ich danke Dir dafür. Ich — ich habe Dich geliebt, seit ich denken kann. Von Dir geliebt zu werden, war ja das große Glück, das ich erwartete. Es kam nicht. Da zog ich mich in mich selbst zurück und lernte entsagen. Hätte ich Dich später mit Ella glücklich gesehen, es wäre keine Bitterkeit in meinem Herzen aufgestiegen. Mit der Zeit habe ich das Leben und die Menschen verstehen gelernt und heute, wo mich Dein Geständniß mit unendlicher Seligkeit erfüllen sollte, habe ich erkannt, was das Glück ist: Ein todtgeborenes Kind! Ja, unsere echten Freuden werden alle todtgeboren. Nur die Erwartung ist unser. Der Besitz ist schon der halbe Verlust."

„Aber mit einander zu leben — hätte es uns nicht Beide glücklich machen können?" fragte er. Sie schüttelte die dunklen Locken.

„Vergiß nicht, daß Du als lebensfroher, schaffenskräftiger Mann nicht mich, sondern Ella gewählt hättest!"

„Ich habe die Wahrheit zu spät erkannt," sagte er.

„Trage nicht Leid darüber," tröstete sie ihn. „Wir erkennen das Rechte zumeist erst, wenn es zu spät ist. Und selbst, wenn wir uns angehören dürften — nach dem Geständniß unserer Liebe wäre der Zauber gebrochen, denn dann gälte es nicht mehr bloß zu lieben, sondern auch zu leben. Nun, so laß uns dem Schicksal danken, daß es Alles so gefügt hat. Gern möchte ich mit Dir sterben, doch das würde Feigheit und eine Sünde gegen die innerste Stimme meines Herzens sein."

„Armes, armes Weib!" stammelte er, doch sie richtete sich gewaltsam empor.

„Beklage mich nicht! Sieh, wäre es nicht noch trauriger für mich, wenn es weiter ginge, wie bisher. Würde ich Dich nicht hohlen Zerstreuungen nachjagen und in der Alltäglichkeit untergehen sehen? Nein, ich segne diese Stunde. In ihr wurde uns ein heiliger Schmerz und uns eine reine Liebe geschenkt. Sie werden uns über die Welt erheben und Dir das Sterben, mir das Leben leichter machen, und uns lehren auf das zu achten, was in uns wohnt. Jetzt lebe wohl!"

Er reichte ihr still die Hand. „Werden wir uns wiedersehen — dort?"

Lange und tief sah sie ihm in die Augen, als wollte sie noch einmal seine ganze Seele lesen.

„Glaubst Du denn daran?" fragte sie.

„Ja, ich will es lernen," erwiderte er. „Hier ist Alles nichtig und endlich. Es muß etwas Unendliches geben. Wozu lebte sonst in uns die Sehnsucht!"

Er wollte sie noch einmal an sein Herz ziehen, sie aber machte sich sanft los und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn. Er verstand sie und ging.

Wenige Minuten darauf stürmte Ella herein. „Denke Dir Helene! Papa will schon nach Hause gehen und ich amüsire mich doch so himmlisch!"

„Ich will für Dich ein gutes Wort einlegen, damit er noch bleibt," sagte die ältere Schwester beschwichtigend.

„Du Gute," rief die Kleine. „Aber Du unterhälst Dich gewiß auch prächtig?"

Sie wich ihren glückstrahlenden Augen aus. „Komm, laß uns zum Vater gehen!"

## Aus der Hauptstadt.

### Protection.

Eine unpolitische Erzählung für angehende Politiker.

„Verdammte Geschichte! Und grade heute muß der langweilige Kunde kommen!" sagte Alexius von Schulze und warf die Feder ärgerlich auf's Pult. August Balcke, sein Amtsgenosse, stieß ein paar ängstliche Pst! Pst! aus und blickte voll Schrecken nach der Thür, hinter der der hohe Chef thronte. „Sie sollten über gute Freunde Ihres Herrn Vaters nicht in diesem Tone sprechen!" flüsterte er, rastlos weiterschreibend und auf jedes Geräusch im Nebenzimmer achtend. „Sie wissen gar nicht, wie gut Sie daran sind! Alle Welt interessirt sich für Sie, fördert und protegirt Sie . . Ach ja, wenn man so einen Papa hat!"

„Was kümmern mich die alten Krauthacker!" erboste sich Alexius von Neuem. „Diese ewige Belästigung, diese Besuche Woche für Woche — und ich durchschaue sie recht gut! Controlliren will man mich, weiter nichts! Meist kenne ich die Kerle gar nicht, aber Papa schreibt jedes Mal: „Ein einflußreicher Würdenträger," und ich muß es glauben. Na, so viel sage ich Ihnen, Balcke — der ungebetene Gast von heute kann lange auf mich warten! Ich schütze einfach Amtsgeschäfte vor, ich suche ihn erst gegen acht im Hotel auf —"

„Er würde sich dann hier erkundigen, und wenn es herauskäme, daß Sie geschwindelt haben —"

„Verflucht noch 'mal!" schrie Alexius und schlug wüthend mit der Hand auf die Stuhllehne. „Sie haben Recht. Ich bin für den Posten eines wissenschaftlichen Hülfsarbeiters im Ministerium so gut wie designirt, und ich kann, beim heiligen v. d. Recke, das hübsche Gehalt brauchen —"

„Sie Glücklicher!" seufzte August, und ein Zucken des Neides flog über sein bärtiges Gesicht. „Ich sitze nun schon zwei Jahre lang unbesoldet hier, Sie erst seit zwei Monaten!"

„Ja ja, die Protection!" meinte Arthur selbstgefällig. „Wenn man entsprechende Gaben und einen angesehenen Vater hat, erreicht man schon etwas in der Welt. Jeder ist seines Glückes Schmied. Sie hätten für eine bessere Verwandtschaft sorgen sollen, Balcke."

„Es ist ein Fluch, wenn's kein einziger Oh im zum Ressortchef und keine Tante zur Ministersgattin gebracht hat!" gestand August trübselig zu. „Schließlich kann man sich doch die Empfehlungsschreiben nicht selber anfertigen. Ich bin nun einmal weder der Sohn der Schwester des Regierungspräsidenten, noch bin ich der Neffe des Schwagers der Frau Director, noch der Bruder des Schwiegersohnes des Unterstaatssecretärs. Jeder Bureaudiener erfreut sich höherer Gönner als ich; die einzige gute Verbindung, die ich habe, ist die mit dem Görlitzer Bahnhof." Und wieder flog seine Feder über das Papier.

„Ich hab' es Emilien felsenfest versprochen, um drei Uhr am Kurfürstendamm zu sein," offenbarte ihm Alexius nach einer Weile. „Wollte ohnehin den Alten um ein paar Stunden Urlaub bitten. Denn wenn ich zu spät oder gar nicht komme, ist Alles aus. Verdammte Wetterhexe, die Kleine, aber süßer Balg. Sie müßten sie 'mal in ihren Pumphosen sehen. Selbst F. Dernburg würde meschugge drüber, glaub' ich. Kann sie auf keinen Fall versetzen. Auf keinen Fall."

August schwieg. Gleich darauf trat der Chef in's Zimmer, ging mit kurzem Gruß an ihm vorbei und wandte sich dann sehr freundlich an seinen Nachbarn. „Nun, lieber Herr von Schulze — Sie merken ja vor lauter Fleiß gar nicht, wenn man in's Zimmer tritt! Das ist recht — freut mich, daß Sie jedes Decernat mit so regem Eifer übernehmen!"

„Zu gütig, Herr Präsident!" In richtiger Würdigung seiner Thätigkeit glaubte Alexius das überreiche Lob ablehnen zu müssen. „Aber um zwei Uhr kommt ein guter Bekannter von Papa hier an — dürfte ich da gehorsamst um die Erlaubniß gebeten haben —"

„Selbstverständlich, bester Freund!" fiel ihm der Chef in's Wort. „Nichts sehe ich lieber, als wenn die jungen Herren in reger Verbindung mit der Heimath bleiben und durchreisenden Freunden ihrer Eltern die Honneurs machen. Gehen Sie ganz ungenirt, und empfehlen Sie mich, bitte, Ihrem Herrn Vater! Guten Tag, meine Herren!"

Damit zog sich der Löwe wieder in seine Höhle zurück. „So, den Urlaub für Emilie hätt' ich," bemerkte Alexius. „Gutes Balckechen, ich habe eine große Bitte an Sie!"

„Es ist heut der zwanzigste," entgegnete August. „Wenn ich bis Morgen von der Norddeutschen nicht mein Honorar kriege, muß ich bis zum Ersten von Kartoffelsuppe mit Zwiebeln leben."

„Ich will kein Geld von Ihnen," beruhigte ihn Alexius. „Sehen Sie, ich darf doch Emilie wirklich nicht vergebens warten lassen. Den alten Knurrhahn aber auch nicht, sonst schmeißt er Einem wegen des Hülfsarbeiterpostens am Ende noch den Knüppel zwischen die Beine. So altes Kroppzeug kann furchtbar quietschig werden. Und weil Sie nun mein einziger Freund sind —"

„Soll ich zu Emilie gehen?"

„Unsinn. Emilie kennt Sie ja doch, Sie und mich. Dagegen kennt mich der alte Baron nur vom Hörensagen. Er hat mich mal als Kind von fünf Jahren gesehen. Und Sie sind ein so geschickter Mensch — er wird nichts merken. Meine Familienverhältnisse kennen Sie ja beinah besser als ich. Theuerstes Balckechen — seien Sie doch so gut und vertreten Sie mich bei ihm!"

Balcke starrte ihn eine Minute lang sprachlos an. Dann aber blitzte ein teuflischer Gedanke in seinem Hirn auf. Ganz deutlich sah er, wie die Dirne Glück ihm einen Finger entgegen streckte, ihm lockend und verheißend zulächelte. Der Augenblick war gekommen, der jedem Menschen im Leben einmal winkt, der Augenblick, wo er das große Loos gewinnen konnte . . .

Er sträubte sich noch zum Schein ein bischen. „Es ist Betrug, und es kann böse Folgen für uns Beide haben!" sagte er kopfschüttelnd. Alexius war anderer Meinung, wenigstens was die Folgen für ihn betraf, und redete dem Collegen alle Bedenken nach Kräften aus. Und August ließ sich, aus Gründen treuer Cameradschaft und echter Zuneigung, wie er mehrfach betonte, schließlich überzeugen.

* * *

„Diese heutige Jugend! Diese jungen Männer! Wie Du Dich verändert hast!" bemerkte der alte Herr schließlich, als August mit klopfendem Herzen neben ihm Platz genommen und ihm die Führung des Gespräches nothgedrungen, in tödtlicher Angst eine Weile lang vollkommen überlassen hatte. „Spielst ja recht nett den Duckmäuser, mein Bengelchen! Als könntest Du keine drei Silben hintereinander herausbringen! Und dabei erzählt man sich doch zu Hause unglaubliche Sachen von Dir . . ."

„Ich versichere Sie, man übertreibt!"

„In Grund und Boden verdorben seid Ihr! Lauter Streber und Kleber! Herrgott, was war das früher für 'ne andere Zeit! Wir hatten doch noch Ideale! Jetzt dreht sich Alles um Carriere und Mitgift!"

„Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, Herr Baron!" pflichtete August Balcke dem greisen Cato zu.

„Du willst mich wohl uzen, Alex?" fragte der Weißkopf mißtrauisch. „Aber ich werde ganz offen sein. Hätte Dein Vater mich nicht so dringend gebeten, Dir bei meiner Durchreise guten Tag zu sagen, ich hätt's schön bleiben lassen. Dein Thun und Lassen gefällt mir durchaus nicht. Dir stecken nur die Weiber im Kopfe. Und was für Weiber!"

August senkte schamvoll das Haupt. Er mußte an Emiliens Pumphosen denken.

„Das ist so die rechte Sorte: Nichts durch Arbeit, Alles durch krummen Buckel vor Excellenz und S. M. erreichen, oder noch einfacher durch Sohn oder Papas gute Freunde. Indessen, mein Alexchen, schon mancher Kluge hat sich verrechnet. Und was besonders die Hülfsarbeiterstelle anbetrifft, die Du —"

„Reden wir nicht darüber, Herr Baron, ich bitte!" unterbrach ihn August demüthig.

Der Greis sah ihn verblüfft an. „Warum denn nicht? Aber wie Du willst. Ich fürchtete schon, Du würdest gleich mit der Thür in's Haus fallen und mich um meine Protection bitten, ehe Du noch den Hut abgelegt hast. Du scheinst aber doch noch Empfindung für Manneswürde zu haben. Also reden wir nicht mehr davon. Und nun laß uns 'mal erst eine Pulle Rothschild genehmigen."

Beim gut angewärmten Mouton thaute der Greis allmälig auf, und da August ihn aus Gründen der Selbsterhaltung nur selten unterbrach, auch die eingestreuten Weisheitslehren dankbar und ergeben über sich hinrauschen ließ, wurde die Stimmung rasch gemüthlicher. Erst verbreitete sich der Mann der guten alten Zeit über die einzelnen Familienmitglieder, dann über die Handelsverträge von 1903 und die Zuckersteuer, um schließlich aus seinem Herzen gar keine Mördergrube mehr zu machen —

„Du siehst ja nach der Uhr!" schrie er plötzlich entrüstet. „Ich denke doch, wir trinken noch eine!"

„Der Chef hat mir ein Pensum gegeben, woran ich auch zu Hause knabbern muß!" gestand der unechte Attex. „Und dann ist mein College ein bischen schwerfällig . . . ich erledige sein Pensum gleich mit —"

„Was Du sagst!“ Der Baron war sehr erstaunt. „Hm, hm. Das hätt' ich nicht gedacht. Nun ist es ja wahr: für die Hülfsarbeiterstelle taugst Du, nach meiner heiligsten Ueberzeugung, nicht im Geringsten. Einstweilen kann ich Dich dem Minister wirklich nicht empfehlen, so sehr mich auch Dein Papa darum bat. Als Reichstagsabgeordneter und Parteiführer hat man die Pflicht, nur wirklich brauchbare Leute zu lanciren; die Vetterwirthschaft muß aufhören, wo die Volksvertretung beginnt. Aber das will ich Dir doch sagen, Du gefällst mir. Honett und fleißig, scheinbar nicht ganz unbegabt. Hülfsarbeiter im Ministerium wirst Du zwar nicht, aber —“

„Ich fühle mich auch keineswegs dazu berufen“, sagte August bescheiden. „Ich kenne meine Schwächen recht gut. Und ich, Papa mag thun, was er will, ich für meine Person will aus eigener Kraft Etwas werden und nichts der Protection verdanken!“

„Du bist ja ein Charakter!“ rief der Baron verblüfft. „Kellner, eine Pommery! Wirklich, wenn man unter der heutigen Jugend so einen ganzen Kerl entdeckt, muß man ihn mit was Schäumendem begießen! Nein, so eine angenehme Enttäuschung! Mein Wort darauf, Junge, Du bringst es zu was — brauchtest gar nicht von Schulze zu heißen und Protectoren haben!“

Jetzt schien August die Zeit zum großen Schlage gekommen.

„Ich hätte doch eine Bitte an Sie, Herr Baron!“ stotterte er. „Ich tauge ja nicht für den Hülfsarbeiterposten, das ist mir längst klar. Aber sehen Sie, da ist mein College im Amt. Brav und fleißig, Balcke heißt er, ganz ohne Protection. Keine Seele kümmert sich um ihn. Unbesoldet und hungernd fristet er kärglich sein bischen Dasein. Wenn Sie für den ein gutes Wort einlegen könnten —“

„Alex! Alex!“ unterbrach ihn der Baron. „Ich bin sprachlos. Ich verstehe Dich gar nicht! Du empfiehlst Deinen Nebenbuhler? Na höre 'mal — so weit solltest Du nun die Anständigkeit nicht treiben! Das grenzt an Quäkerei.“

„Machen Sie dem guten Balcke die Freude, machen Sie einen glücklichen Menschen mehr!“ bat August mit jener schönen Wärme und echten Begeisterung, die uns immer durchglüht, wenn es ein höheres Gehalt zu erlangen gilt. „Ein liebendes Mädchen wartet nur der Stunde, wo er besoldet — wo er sie zum Altare —“

„Ist er denn ein fähiger Kopf?“

„Er sticht Alle, die ich kenne, mich zuerst, aus! Im Vergleich mit ihm bin ich ein halber Idiot!“

„Augenblicklich sogar ein ganzer!“ meinte der Alte lächelnd. „Vorhin hast Du ihn doch als schwerfällig geschildert und gesagt, daß Du sein Pensum —“

„Ich — ich —?“ stammelte August. „Das war nur Renommage!“

„Du bist ein guter Kerl“, sagte der Baron gerührt. „Sonderbarer Schwärmer!“

„Sie versprechen mir also, liebster Herr Baron —“

„Will sehen, was sich thun läßt!“

* * *

Als August Balcke acht Tage später Morgens in's Bureau kam, fand er zu seiner größten Ueberraschung schon Herrn Alexins von Schulze vor. Der Wackre pflegte sonst aus dem akademischen Viertel immer ein Ganzes zu machen und nie vor elf Uhr in's Amt zu steigen. „Balcke, Balcke!“ schrie von Schulze. „Hier lesen Sie! Lesen Sie! Sie werden sich freuen!“

Und August Balcke las:

„Lieber Alex!

Ich habe mir Deinen Wunsch lange im Kopfe herumgehen lassen. Nach reiflicher Ueberlegung muß ich sagen, daß er Dich ehrt, wie sonst nichts in der Welt Dich ehren könnte. Es mag ja sein, daß Du Deine Fehler hast, — wir haben sie Alle — aber ein Mensch von Deinem Fleiße, Deiner Bescheidenheit und Deiner geradezu rückständigen Aufopferungsfähigkeit kann jedes, auch das höchste Amt, ausfüllen. Se. Majestät braucht gerade in dieser verlandratheten Kleberzeit solche Diener, wie Du es bist. Aus diesem Grunde habe ich, entgegen meinen früheren Absichten, mit dem Minister gesprochen, ihm von Dir erzählt und die Freude gehabt, daß er mir versprach, Sr. Majestät Dein Ernennungsdecret vorzulegen. Dein alter Vater wird sich, hoffe ich, besonders darüber freuen, daß Du ganz aus eigener Kraft, ohne Protection, die Stelle erlangtest, daß Du sie ganz und gar Dir selber, Deinem Können und vor Allem Deinen moralischen Eigenschaften verdankst.

Ich bin, lieber Alex, jetzt und immer Dein wohlgewogener

Eberhard Freiherr v. Knauxen-Rappelshaide,
M. d. R.“

August Balcke war sehr blaß geworden. Caliban.

## Notizen.

Dreilinden-Lieder. Von Balduin Möllhausen. (Berlin, Mittler & Sohn.) Eine Gedichtsammlung, mit deren Herausgabe der bekannte Romancier eine Pflicht der Pietät gegen den verewigten Prinzen Friedrich Carl erfüllt. Wenn sich das Buch, dessen gesammten Reinertrag Verfasser und Verleger für das in Metz zu errichtende Denkmal des Prinzen bestimmt haben, auch der Kritik aus diesem Grunde einigermaßen entzieht, so braucht es diese dennoch nicht zu scheuen. Den Inhalt bilden Gelegenheitsgedichte, Trinksprüche und Sänge, die Möllhausen dem Prinzen und seiner berühmt gewordenen historischen Tafelrunde auf Jagdschloß Dreilinden bei Potsdam dereinst gewidmet hat. Lieder, theils lustig, keck, überschäumend von munterer Laune, theils ernst und von sanfter Melancholie, durchweg aber wirkungsvolle Stimmungsbildchen in knappestem Rahmen. Sie bringen uns den Prinzen menschlich nahe, sie zeigen ihn uns nicht als Feldherrn, sondern als schlichten, einfachen Menschen, der sein Glück in weltferner Abgeschiedenheit in innigem Verkehr mit der Natur und mit wenigen auserlesenen Freunden sucht und findet. Noch heute leben über hundert der damaligen Mitglieder der Tafelrunde zu Dreilinden, die sich in treuer Erinnerung an den verstorbenen Prinzen seit 1886 zu einer „Prinz Friedrich Carl-Vereinigung“ zusammengeschlossen haben und alljährlich am Ehrentage von Metz (27. October) im „Kaiserhof“ zu Berlin zum gemeinsamen Festmahle vereinen, dem der Kaiser selbst präsidirt. Die Ausstattung des reich illustrirten Büchleins ist opulent, geradezu fürstlich.

Werden und Wandern unserer Wörter. Von Franz Harder. (Berlin, R. Gaertner's Verlag, H. Heyfelder.) Wir brauchen täglich zahlreiche Wörter, über deren Ursprung wir uns nicht klar sind. Viele, wie Balkon, Gage, Garderobe, halten wir für fremdländisch, während sie echt deutschen Ursprungs sind, andere wieder, wie z. B. Tisch, Erker, Kampf, klingen uns deutsch, die doch einer fremden Sprache entlehnt und erst allmälig umgeformt sind. Das nützliche Buch enthält nun an 2000 Nachweise über den Ursprung dieser Wörter und zwar nicht in trockener philologischer Darstellung, sondern in leichter, angenehmer Form.

Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Von Johann Wilhelm Appell. (Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung (A. Schwartz.) Vier Auflagen sind für das allbekannte Werk die beste Empfehlung. Der Verfasser hat auch bei dieser neuen Bearbeitung aus sehr zerstreuten, zum Theil ganz vergessenen Quellen geschöpft, und so werden wohl selbst die geschworenen Goethekenner manches Neue darin finden. Einem weiteren Leserkreise hat er durch seine interessanten, anziehenden Schilderungen nicht allein anschaulich gemacht, welches ungeheure Aufsehen und welche heiße Theilnahme der Werther einst erregte, sondern auch, wie hoch sich der junge Goethe, in der Kraft seines Genius, über seine Zeitgenossen emporgehoben hatte. Leider sollte der als Archäologe sowohl, wie als Kunst- und Literaturhistoriker hochverdiente Verfasser, der bis vor Kurzem Bibliothekar des South-Kensington-Museums in London war, das Erscheinen dieser Ausgabe letzter Hand nicht mehr erleben. Nachdem er die letzten Correcturbogen mit der ihm eigenen Sorgfalt selbst noch besorgt hatte, entriß ihn der Tod seinem arbeitsamen Leben. Die Zünftigen mögen an dem Werke dies und das aussetzen, gerade wie an Lewes' „Goethe“, aber es ist noch keinem von ihnen Allen gelungen, die angenehm lesbare Schrift durch eine bessere Leistung zu verdrängen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**König Laurin's Rosengarten.**

**Ein deutsches Epos aus den Tyroler Bergen**

von

**August Sturm.**

8°. Geh. M. 1,—.

**C. F. Amelang's Verlag in Leipzig.**

Billige, dichte Dächer stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen. Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst. A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

• Die Bismarck-Nummer •

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit.**

Moralhistorische Studien

von

**Wilhelm Rudeck.**

**Ein starker Band von 30 Bogen gr. 8° mit vielen Illustrationen nach alten Gemälden. Geh. 10 M., geb. in Halbfranzband 12 M.**

Die Geschichte aller öffentlich geübten und anerkannten geschlechtlichen Sitten des deutschen Bürgerthums darzustellen ist die bisher noch nirgends gelöste Aufgabe des Werkes. Durch die hier erstmalig in die Moralwissenschaft eingeführte materialistische Geschichtsmethode gelangt der Verfasser zu einer völlig neuen und überraschenden Einsicht in die Entwicklung der thatsächlichen Moral. Zugleich weiß der Autor aus seinen Resultaten einen Maßstab für jede höhere Kultur zu machen.

**LIEBIG COMPANY'S**

**FLEISCH-EXTRACT**

**ist das billigste, weil das ausgiebigste.**
**Aus reinem Fleische bester Sorte bereitet.**

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**

und

**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Anaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Klinger, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 M 50 Pf. Gebd. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

**Thüringisches Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 45. Berlin, den 6. November 1897. 26. Jahrgang. Band 52.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Municipalsocialismus. Von Paul Ernst. — Religion und Philosophie. Von Professor Gideon Spicker. — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Johannes Brahms. Von Klaus Groth. — Hans Hoffmann als Märchenerzähler. Von Leo Berg. — **Feuilleton.** Der Baby-Club. Von Quatrelles. — **Aus der Hauptstadt.** Damenkrieg. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

### Municipalsocialismus.

Von Paul Ernst.

Es sind nicht die großen politischen Formen, welche das politische Leben der Völker bestimmen, sondern die realen Machtverhältnisse. Die geringfügige politische Organisation und die großen praktischen Resultate der englischen Arbeiterclasse sind ein Beweis ihrer Stärke, während die ungeheuren Cadres der Socialdemokratie nur die Schwäche der Arbeiterclasse beweisen. Aus solchen Gründen ist es natürlich auch ganz verkehrt, englische Institutionen uns als Muster aufzustellen. Wir sind in politischen Dingen ja wohl jetzt so weit gekommen, daß von dem bloßen Copiren fremder Verfassungen nichts mehr erhofft wird; aber in der Wirthschaft und in der Verwaltung sind wir noch immer sehr geneigt, von Fremdem kritiklos zu lernen, statt aus dem Eigenen verständig zu entwickeln. Das müssen wir uns klar machen, wenn wir eine der merkwürdigsten Erscheinungen im heutigen öffentlichen Leben Englands betrachten, den sogenannten Municipalsocialismus, über den soeben ein sehr lesenswerthes Buch von C. Hugo erschienen ist. Ebenso, wie die Thätigkeit der englischen Gewerkvereine auf deutschem Boden unmöglich ist, ist es auch der englische Municipalsocialismus. Nur insofern kann uns eine solche Betrachtung nützen, als sie zeigt, daß der Weg der Entwickelung durchaus nicht in schablonenhafter Weise vorgeschrieben ist, und daß, wie die politische Entwickelung der Völker bisher eine ganz verschiedene war, sie es auch in Zukunft sein wird, trotzdem überall die vorwärtsstrebenden und rückhaltenden Kräfte die gleichen sind.

Die Geschichte der englischen Städteverwaltung klärt manches Merkwürdige in der englischen Politik auf.

Ungefähr seit Mitte des 15. Jahrhunderts war die städtische Verwaltung in die Hände kleiner Kreise von einflußreichen Bürgern gelangt, ein Proceß, der fixirt wurde unter Heinrich VI., wo die „Bürgerschaft" rechtlich als Corporation anerkannt wurde. Die Krone hatte ein Interesse daran, die Entwickelung zu fördern, da die Haltung des Unterhauses von den Wahlen der Städte abhing; diese kleinen Corporationen aber, welche unter Ausschluß der großen Menge der städtischen Bürger alle städtischen Geschäfte leiteten, hatte das Königthum in der Hand. Man kann sich vorstellen, daß die Corporationen nur ihr eigenes Interesse wahrnahmen, die übrigen Einwohner der Städte ausbeuteten und in Folge ihrer Corruption und Unverantwortlichkeit keiner Art von Verwaltungsaufgabe genügten. Traten im Laufe der Zeit besondere Verwaltungsaufgaben hervor, so wurden durch das Parlament in jeder einzelnen Stadt jedesmal durch ein Gesetz Specialausschüsse gebildet, etwa für Canalisirung, Pflasterung, Nachtwachdienst ꝛc. Diese im Laufe der Zeit immer vermehrten Specialausschüsse mit schlecht abgegrenzten Befugnissen bildeten eine sehr complicirte Verwaltungsmaschinerie, die sehr unzuverlässig wirkte. In den neu entstandenen Städten, welche der modernen Industrie ihr Dasein verdankten, gab es keine Corporationen, und die Specialausschüsse mit begrenzten Vollmachten und gegenseitigen Competenzconflicten bildeten das einzige Verwaltungsähnliche in diesen Städten. Mit der Reformbill von 1832, welche die Vertretung zum Parlament neu regelte, fielen die Gründe, welche bis dahin eine Neuordnung der Verhältnisse unmöglich gemacht hatten, und schon 1835 kam dann die Städteordnung, welche im Wesentlichen die Grundlage der heutigen Verhältnisse ist. Dieselbe gab das Bürgerrecht an alle die, welche als Inhaber eines Wohnhauses, eines Ladens, eines Waarenhauses drei Jahre lang die städtischen und die Armensteuern bezahlt haben und innerhalb eines Radius von sieben englischen Meilen ansässig sind. Im Wesentlichen sind das die Ansässigen, welche einen selbstständigen Haushalt besitzen. Der Magistrat wird von diesen Bürgern in geheimer und directer Wahl gewählt.

Damit hatte die große Masse des Volkes die städtische Verwaltung wieder in die Hände bekommen und konnte nun ihre Interessen zur Geltung bringen.

Man muß nun nicht denken, daß der damit ermöglichte „Municipalsocialismus" eine irgendwie revolutionäre Bedeutung in Bezug auf das Eigenthumsprincip habe. Er ist nichts, als was wir auch, bloß nicht systematisch ausgebaut, in Deutschland haben: der Betrieb allgemein nöthiger Unternehmungen, wie Gas- und Wasserwerke, Schlachthäuser ꝛc. durch die städtische Verwaltung, die Sanirung ungesunder Stadtheile durch Einreißen alter Viertel, Anlegung von Parks ꝛc. und die Einführung gewisser Wohlfahrtseinrichtungen, wie Bibliotheken ꝛc. Principiell revolutionär erscheinen alle diese Dinge nur in England, wo das, was wir Manchesterthum nennen, allein urwüchsig und allgemein verbreitet gewesen ist, während es bei uns doch nur importirt war. Die große Bedeutung, welche sie haben, liegt daran, daß sie von demokratischen Selbstverwaltungen ausgehen, und daß es sich nicht um gelegentliche und unverbundene Erscheinungen handelt,

sondern um eine planmäßige Verdrängung privater Unternehmung zu Gunsten municipaler auf immer mehr Gebieten.

Durch die völlige Corruption und Unfähigkeit der früheren Verwaltung und dadurch, daß man die Versorgung der wichtigsten Bedürfnisse wie z. B. Wasser, welche nothwendig Monopol werden mußte, ruhig privaten Gesellschaften überlassen hatte, von denen man nun auf Gnade und Ungnade abhing, waren Uebelstände eingerissen, von denen man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Dazu kam, daß die Gesellschaften und Cliquen ihre Rechte und Privilegien natürlich nicht gutwillig herausgaben; noch heute müssen heftige Kämpfe mit diesen Cliquen geführt werden, die wegen des politischen Einflusses der betreffenden Personen, auf politischem Gebiet ausgefochten werden.

In Detail einzugehen, ist hier natürlich unmöglich. Eine Vorstellung von dem, was gearbeitet wird, und zwar hauptsächlich seit den beiden letzten Jahrzehnten, möge eine kleine Aufzählung geben: Abfuhrwesen und Canalisation; Wohnen der Arbeiterclasse: Aufsicht über die Logirhäuser, Bau von Musterhäusern, Bau von Arbeiterwohnungen, Sanirung schlechter Viertel ꝛc.; Inspection zum Zweck der Durchführung von Arbeiterschutzgesetzen; Bau und Unterhaltung von Bädern und Waschhäusern; Parks; Schlittschuhlaufen, Concerte in den Parks; Wasserwerke; Feuerlöschwesen und Feuerversicherung; Märkte; Gasversorgung; elektrisches Licht; hydraulische Kraftversorgung; Straßenbahnen; Telephon-Anlagen; Volksbibliotheken, Museen und Galerien; Kunstschulen und technischer Unterricht.

Da die städtischen Behörden so sehr für die Arbeiter sorgen, so bedenken sie natürlich vor Allem auch die Arbeiter, welche Werke für sie ausführen, entweder noch, nachdem dieselben an private Unternehmer vergeben sind, oder, heute fast regelmäßig, wenn in eigener Regie der Municipalverwaltung gearbeitet wird. Ueberall ist Minimallohn und Normalarbeitstag eingeführt. Viele Arbeiten werden selbstständigen Arbeiter-Productivgenossenschaften in Enterprise gegeben.

Aber alle diese Dinge haben nebensächliche Bedeutung neben dem einen grundlegenden Problem für jede Municipalpolitik: die Frage des städtischen Bodens und die Möglichkeit, dessen Besitzer zu Leistungen für die Stadt heranzuziehen.

Alles Nützliche und Gute, was in einer Stadt gethan wird, verwandelt sich sofort in Rente des städtischen Bodenbesitzers. Uebernimmt die Stadt die Straßenbahnen und erniedrigt sie die Tarife; vermindert sie die Abgaben für Wasser und Gas; schafft sie besseres Pflaster und gesündere Luft durch Straßenverbreiterung und Anlegung von Parks — die unmittelbare Folge von alle dem ist, daß die Miethen erhöht werden, und daß die Miether den Grundbesitzern alle diese Segnungen bezahlen müssen, die eventuell zu Stande gekommen sind unter großen Opfern der Stadt an die Grundbesitzer für Terrainabtretungen ꝛc. Bei uns in Deutschland ist gegen solche unerhörten Zustände nichts zu thun, die lediglich zur Folge gehabt haben, die bekannten Figuren à la Schöneberger Millionenbauer und das ganze Gaunerpack zu züchten, das mit der gewiß zu neun Zehnteln schwindelhaft gewordenen Bauthätigkeit zusammenhängt, während die Miethen immer höher getrieben werden und die Menschen in unglaublichster Weise in Miethcasernen zusammengepfercht werden, selbst an den äußersten Enden der Städte, da, wo schon das freie Feld anfängt, selbst in den Vorstädten, die durch längere Bahnfahrt erreicht werden. Bei uns haben in allen größeren Staaten die Hausbesitzer, die in Deutschland ja zugleich die Grundbesitzer sind, in den Communalvertretungen das Uebergewicht, und es ist selbstverständlich, daß diese die Letzten sind, die Axt an die Wurzel dieser scandalösen Zustände zu legen, von denen so sehr viel sociales Unglück herrührt.

Es ist nun nicht so einfach, ohne Verletzung der Grundprincipien der bestehenden Gesellschaftsordnung, auf deren Boden der sogenannte Municipalsocialismus durchaus steht, hier zu reformiren. Der städtische Grundbesitz hat eine ökonomisch so geschützte Position, daß er mit Leichtigkeit alle Versuche, an ihn heranzukommen, abschlägt, und namentlich jede Art von Steuer und Abgabe sofort auf die Miether abwälzt.

In England stellte man zu dem Zweck das Princip des „Betterment" auf. Man erhob eine Beitragleistung zur Herstellung der Verbesserungen im allgemeinen Interesse von denjenigen Grundbesitzern, deren Grundstücke durch dieselben im Werthe stiegen. Betterment-Abgabe ist also keine Steuer, sondern bloß ein Abfangen eines Theils der Werthsteigerung der betroffenen Grundstücke zu Gunsten der Allgemeinheit. Nach vielen Kämpfen, namentlich gegen den Widerstand des Oberhauses, das alle alten Privilegien schützt, hat sich das Princip endlich in der Gesetzgebung Bahn gebrochen und wird es praktisch angewendet.

Es ist ganz klar, daß der gesammte Complex der als Municipalsocialismus zusammengefaßten Erscheinungen noch ein Werdendes, von Tag zu Tag sich in ungeahnter Weise Vergrößerndes ist. Immer mehr Gebiete werden der privaten Thätigkeit entzogen und mit augenscheinlichstem Vortheil von der Gemeinschaft bewirthschaftet. Nicht nur arbeitet dieselbe deßhalb billiger, solider und für Alle besser, weil sie nicht für einige Actionäre hohe Dividenden erzielen will, sondern nur das Anlagecapital amortisirt und verzinst, sondern auch deßhalb, weil alle Unternehmen einheitlich angelegt und geleitet werden, was viel unnütze Kraftvergeudung erspart. Wo der Municipalsocialismus einmal eine Grenze findet, ist schwer zu sagen. Einzelne Städte haben Logirhäuser für Arbeiter gebaut und betreiben „Familienheime", in denen die Kinder der Bewohner beaufsichtigt und gespeist werden. Wie groß ist da noch der Schritt bis zu dem von Herrn Richter so gefürchteten Punkt, wo die Familien von der Gemeinschaft behaust und in großen Speisesälen beköstigt, die Kinder in Kinderheimen erzogen werden ꝛc. Daß damit die individuelle Familienwirthschaft vernichtet wird, und mit ihr manches Gute, ist selbstverständlich; nur giebt es eben für die fraglichen socialen Schichten diese nicht mehr. Und so geht es mit allen diesen Dingen. Schließlich, ob „besser" oder nicht: sie sind offenbar Entwickelungstendenz, und alle Wirklichkeit kann doch die Achtung beanspruchen, die der Wirklichkeit gebührt: daß man sie nicht beurtheilt von oben herab, sondern sie verstehen sucht aus sich heraus.

---

## Religion und Philosophie.

Von Professor Gideon Spicker.*)

Wer das Christenthum von vorn herein als baaren Unsinn, Köhlerglauben, Pfaffentrug ꝛc. betrachtet, der beweist nur, wie sehr ihm das empfängliche Organ und das nöthige Verständniß abgeht, diese großartige, weltgeschichtliche Erscheinung mit ihren unendlichen Folgen einigermaßen zu begreifen. Andrerseits aber ist und bleibt es ein auffallend psychologisches Räthsel, wie seit zweitausend Jahren so viele der Edelsten und Gebildetsten mit allen Fasern des Herzens einem System anhängen konnten, das mit so großen Mängeln und Widersprüchen behaftet ist. Dieses Räthsel zu lösen mag

*) Der bekannte Philosoph macht in seinem dieser Tage bei E. Hauff (Frommann's Verlag) in Stuttgart erscheinenden Buch: „Der Kampf zweier Weltanschauungen" den wohlgelungenen Versuch einer scharfsinnigen Kritik der alten und neuesten Philosophie mit Einschluß der christlichen Offenbarung zum Zweck einer Weltanschauung, worin Religion, Naturwissenschaft und Philosophie übereinstimmen. Besonders schön ist sein Schlußwort der Versöhnung, dem wir das Obige entnehmen. Wir empfehlen das treffliche Werk auch gebildeten Laien zur Orientirung und Selbstbelehrung. Die Redaction.

vielleicht nur gelingen, wenn wir auf die Quellen zurückgehen, welchen es seinen Ursprung verdankt.

Das Christenthum hängt wie jede höhere Religion mit sämmtlichen Gemüthskräften zusammen; bei ihm kommt aber noch als specifische Eigenthümlichkeit in Betracht, daß die griechische Philosophie, insbesondere die Platonisch-Aristotelische, einen wesentlichen Bestandtheil seiner Metaphysik ausmacht. Ein solches Ingrediens läßt sich weder im Buddhismus, noch im Judenthum oder Islam nachweisen. Dagegen kommt die Logoslehre, der fundamentalste Gedanke der ganzen griechischen Philosophie, welcher als Gegensatz zum Materiellen in den mannigfaltigsten Formen stets wiederkehrt, schon gleich im Anfang des Christenthums zum Vorschein, und bildet das Keimblatt, aus dem sich später der unendlich reiche Organismus entfaltete. Im Allgemeinen ist deßhalb die Behauptung: die jüdische Religion sei die Mutter und der Platonismus der Vater des Christenthums zweifellos richtig. Und wie sich im Leben der Antheil der beiden Eltern bei der Zeugung wissenschaftlich genau nicht feststellen läßt, so verhält es sich auch hier. Nur so viel ist sicher, daß das Kind bezüglich des leiblichen — bei manchen genialen Naturen auch des geistigen — Daseins und der ersten Erziehung der Mutter mehr zu verdanken hat, als dem Vater. So ist auch das Christenthum vom Geiste der griechischen Philosophie wohl befruchtet worden, aber der eigentliche Mutterschooß, in dem es sich entwickelte, war die Religion.

Sie ist ebenso gut wie die Kunst und Poesie eine Macht für sich; sie hat ihre eigenen Gesetze und ihre besonderen Ziele; sie hängt zwar mit allen übrigen Kräften der Seele: Sinnlichkeit und Verstand, Phantasie und Willen auf's Innigste zusammen, aber diese sind ihr untergeordnet und dienen nur als Mittel zum Zweck. Die Kunst wird bloß herangezogen zur Veranschaulichung des Unsichtbaren, und die Wissenschaft — Philosophie, Metaphysik — nur so weit, als es nöthig ist, dem transcendentalen Gefühl bestimmte Anhaltspunkte und Richtungen zu geben. Bilder und Begriffe haben deßhalb mehr eine symbolische, als specifisch künstlerische oder wissenschaftliche Bedeutung. Daher kommt es, daß die ödeste Gegend (Wüste), das häßlichste Gnadenbild, die widersprechendsten Lehrsätze mehr Anklang finden, als die großartigste Natur, die schönste Raphaelische Madonna und das vernünftigste philosophische System. Die Religion — nicht zu verwechseln mit Theologie — verschmäht es, sich an die Erfahrung und ihre Gesetze, sowie an die einengenden und beschränkten Begriffe sklavisch zu binden; sie gesellt sich lieber mit der Poesie als mit der Logik; jene gewährt der Einbildungskraft einen freiern Flug; das Gefühl kann sich ungehemmt zum Ewigen erweitern, während Logik und Erfahrung an die strengen Formen des consequenten Denkens und der herben Wirklichkeit sich halten müssen.

Die Religion ist direct auf das Uebersinnliche und Göttliche gerichtet, und das ganze zeitliche Dasein sinkt diesem Ideal gegenüber zu etwas Unwesentlichem herab. Die Klagen über die Vergänglichkeit alles Irdischen bilden den Grundton sowohl in der buddhistischen als christlichen Weltauffassung; der Pessimismus ist diesen beiden Religionen gleichsam angeboren. Abkehr von der Welt, Einkehr in sich selbst, Flucht, Verachtung ist der ständige Refrain, der aus allen Jahrhunderten wiederklingt und zugleich als das sicherste Mittel, der Seelen Seligkeit zu bewirken, gepriesen wird. Zu diesem Flüchtigen und Nichtigen gehört natürlich auch das empirische Wissen; wenn das Object, das irdische Dasein, so untergeordnet und hinfällig ist, was soll dann die Erkenntniß desselben für einen dauernden Wert haben! Aber auch die Speculation mit ihren mannigfaltigen Ansichten und widersprechenden Resultaten: liefert sie nicht den sprechendsten Beweis für die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft, über das Jenseits etwas Sicheres ausmachen zu können? Das Herz verlangt unendlich mehr, als der Verstand ihm zu bieten vermag. Geht doch schon die Poesie aus dem Bedürfniß hervor, die Dinge zu idealisiren, aus der gemeinen Wirklichkeit sich jeweils in eine schönere und vollkommnere Welt zu erheben. Und nun erst die Religion mit ihrem unverwüstlichen transcendentalen Instinct: sie sollte sich begnügen mit dem, was eine dürftige Empirie und unsichere Metaphysik für ewige Wahrheiten ausgeben? Nimmermehr! Mit dem Verstande gemessen, finden sich zwar Widersprüche in der Religionslehre; aber verglichen mit den Widersprüchen, welche in den Systemen der Philosophie (die im Gegensatz zur Offenbarung zusammen ein oppositionelles Ganzes ausmachen) massenhaft zum Vorschein kommen, sind sie noch am erträglichsten. Dazu kommt, daß die Hauptwidersprüche, z. B. in der Trinität und Incarnation, für den Frommen „Geheimnisse" sind, welche zu beurtheilen der gewöhnliche Verstand gar keine Fähigkeit hat. Außerdem giebt es so Manches im Himmel und auf Erden, was unsere Erkenntniß übersteigt. Warum sollte also etwas, das unserer alltäglichen Erfahrung und dem beschränkten Verstande widerspricht, nicht möglich sein? Man kann sich stets gewärtigen, daß der Offenbarungsgläubige von der Unbegreiflichkeit der uns umgebenden Natur auf die Möglichkeit der Wunder seine Schlüsse zieht, als ob eine Unbegreiflichkeit durch eine andere wahrscheinlicher gemacht werden könnte. Allerdings ist ein Geheimniß als solches, das wird man zugeben müssen, kein Widerspruch und will auch nicht nach den gewöhnlichen Regeln der Logik gemessen sein. Das Geheimniß zeigt sich erst mit diesem Mangel behaftet im Spiegel der Reflexion. Für sich und ohne Rücksicht auf den Verstand betrachtet, ist es etwas Incommensurables, das gerade in seinem magisch beleuchteten Dunkel, als Faßlich-Unfaßbares, zu dem sehnsüchtigen Aufschwung der Seele am zweckdienlichsten erscheint. Etwas unklar ist diese Auffassung freilich; aber man kann sich darüber nicht deutlicher aussprechen als eben der Charakter eines Geheimnisses gestattet. Was man gewöhnlich unter diesem Begriff versteht, ist lange nicht das Wunderbarste und wenn es das Höchste und Heiligste beträfe; das Geheimniß aller Geheimnisse besteht vielmehr in der Möglichkeit, etwas für wahr halten zu können, was nicht nur über alle Erfahrung und Vernunft hinausgeht, sondern auch schnurgerade denselben widerspricht; ja, daß das Widersprechende auf so viele Menschen sogar noch einen größern Reiz ausübt, als die exacteste Wissenschaft. Für seinen Glauben opferte schon Mancher sein Leben, aber für einen mathematischen Lehrsatz ist, so viel man weiß, noch Niemand gestorben. Man sieht hieraus die Doppelnatur des Menschen; er ist ein transcendentales Amphibium, welches im Sinnlichen lebt und nach dem Uebersinnlichen schmachtet. Und weil er diesen Grundzug seines Wesens im Endlichen nicht befriedigen kann, so überfliegt er mittelst der Phantasie die irdischen Schranken, um wenigstens in Gefühl und Vorstellung in dem höhern Element sich zeitweilig zu laben.

Nach Allem, was uns die Geschichte lehrt, scheint die Religion mächtiger zu sein, als das Wissen. „Aber doch nur in ungebildeten Menschen und in den dunkelsten Zeiten. Nicht immer! Wer wollte behaupten: das Augusteische und Mediceische Zeitalter sei ein unaufgeklärtes, barbarisches gewesen? In diese Epochen fiel aber die Entstehung des Christenthums und der Reformation. Auch ist es nicht angänglich, die Stifter der neuen Religion und deren bedeutendsten Vertreter für Dunkelmänner zu halten, sie, die dem Strom der Geschichte auf Jahrhunderte hinaus eine neue Richtung gaben. Wenn weiter behauptet wird: „Sokrates und G. Bruno hätten gerade im Kampf mit der bestehenden Religion ihre philosophische Ueberzeugung mit dem Tode besiegelt," so wäre das ein sehr oberflächlicher Einwurf. Zwischen dem jeweiligen Glaubenssystem und der Religion an sich ist doch wohl ein Unterschied. Religiös waren die beiden Philosophen durch und durch; der eine

theistisch, der andere pantheistisch. Was sie bekämpften war die zeitliche Form, in welcher die Religion ihnen überliefert wurde, aber nicht das Gefühl, aus dem sie hervorging. Die Formen können wechseln; es sind Producte des Verstandes oder der Phantasie; das Gefühl hingegen ist das in allem Wechsel Beharrliche, gleichsam die Substanz, und die Form bloß ein Accidenz. Wer diese Quelle angreifen wollte, müßte sich selbst bekämpfen; er könnte keine lebendige Ueberzeugung haben um für sie in den Tod zu gehen. Dies bringt uns auf den Punkt, wo Religion und Philosophie sich von einander unterscheiden. Die Religion, wie sie war, und zum größten Theil noch ist, kann wohl existiren ohne Philosophie, obgleich nicht ohne irgend welche Dogmatik; die ganze vor- und außerchristliche Welt spricht für diese Behauptung; aber die Philosophie kann des transcendentalen Gefühls nicht entbehren, wenn sie von einem geistigen Princip lebendig überzeugt sein will. Die Religion bedarf gewisser Vorstellungen und Begriffe, jedoch ohne streng wissenschaftlichen Zusammenhang und empirische Beweise; wogegen das Wesen der Philosophie außer dem transcendentalen Gefühl hauptsächlich in diesen beiden Momenten: Vernunft und Erfahrung besteht. Die Religion will erleben, die Philosophie erkennen; dort überwiegt die Empfindung, das unmittelbare Gefühl; hier der Gedanke, das Wissen, die Theorie. Daß ein empfundener Gott ganz anders den Menschen ergreift, als ein bloß gedachter: wer wollte das in Abrede stellen? Was man einen „lebendigen" Gott nennt, ist nichts Anderes, als die von einem mächtigen Gefühl ergriffene Vorstellung des letzten, geistigen Grundes. Wo dieses Gefühl überwiegt und der Verstand nur secundirt, da ist Religion; wo das Umgekehrte der Fall ist, hat man Philosophie; wo es ganz und gar zurücktritt, da ist nur noch Gelehrtheit ohne transcendentale Ueberzeugung. Eine solche Philosophie mag viel Scharfsinn und Kenntnisse an den Tag legen, aber sie ist ohne Seele und Leben. Eine Art Mittelstufe zwischen Religion und Philosophie bildet die Theologie; doch auf dieses heikle Ding lassen wir uns nicht weiter ein; es ist das perpetuum mobile, wo man keinen Anfang und kein Ende findet. Den Glauben beweisen und die Beweise wiederum glauben zu müssen, ist eine zu harte Aufgabe für einen gewöhnlichen Laien.

Wie in den einzelnen Individuen gewisse Anlagen prävaliren, so kann es auch ganze Zeitalter geben, in welchen die eine oder die andere Gemüthskraft vorschlägt. In der mittlern Zeit war es der Glaube, in der neuern das Wissen, was in den Vordergrund trat. Die Geschichte liefert der Beispiele genug, woraus man ersieht, daß ein Vermögen, sei es bei Einzelnen oder bei Vielen, in einem Menschen oder in einer Nation überwiegen kann; es sind Thatsachen, die wir nicht ergründen, sondern als solche ruhig hinnehmen müssen. Wie aber, wenn ganze Epochen von einer solchen Prävalenz beherrscht werden? Das Mittelalter hing ebenso mit Begeisterung an der Offenbarung, wie die Neuzeit an der Wissenschaft. War es dort die Barbarei und ist es hier die Cultur, welche so verschiedenartige, ganz entgegengesetzte Richtungen im Gefolge hatte? Beide Erklärungsgründe sind unzureichend, das Phänomen psychologisch zu begreifen. Wir sind nicht um soviel über die Barbarei hinausgekommen, als das Mittelalter hinter der Cultur zurückstand. Eine Epoche, die den transcendentalen Sinn so sehr eingebüßt hat und in höhern wie in den niedern Kreisen vielfach dem crassen Materialismus und der gemeinen Genußsucht verfallen ist, kann sich nicht rühmen, im Besitze der höchsten Bildung zu sein. Was wir in der Breite gewonnen, haben wir an Tiefe verloren. Die Signatur unserer Zeit ist der Empirismus, die des Mittelalters war der Transcendentalismus. Welches Extrem das Schlimmere sei, mag fraglich erscheinen. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß zwischen der Neuscholastik und der modernen Wissenschaft, bei ihrer trotzigen Ausschließlichkeit, eine wahrhaft innere und ehrliche Versöhnung unmöglich ist. Es muß deßhalb etwas geschehen, um diese Einseitigkeiten zu überwinden. Die Religion, wie wir sie beschrieben, als unmittelbares Gefühl des Geistigen und Göttlichen, wird bleiben; aber an Stelle willkürlicher, naiv mythologischer Vorstellungen müssen bestimmte Begriffe treten. Wir sind nicht mehr in der Lage, etwas anzuerkennen, was der Logik und den Thatsachen stracks widerspricht. Die Grundlage der Religion kann nur das positive Wissen, aber nicht mehr der blinde Autoritätsglaube sein. Von da ab mag sich die Phantasie mit dem Gefühl verbinden und je nach Bedürfniß die Schranken des Wissens überfliegen. So gefaßt behält die Religion ihre relative Selbständigkeit und wird niemals mit der Vernunft und Cultur in einen feindlichen Gegensatz gerathen. Die Wissenschaft ist der Regulator des Glaubens nach der formalen Seite, während es früher bekanntlich gerade umgekehrt war. Dieses wesentlichen Unterschiedes und seiner weittragenden Folgen muß man sich deutlich bewußt werden, wenn eine Versöhnung zwischen den genannten Extremen zu Stande kommen soll.

Läßt man also die specifisch-dogmatische Form des Christenthums fallen und giebt man gegnerischerseits zu, daß auf dem rein empirischen Standpunkt die höhern Bedürfnisse des Herzens nicht befriedigt werden, dann haben wir auf der einen Seite nur noch die Grundquelle, der das Christenthum entsprang: die Religion; auf der andern die Mutter, aus welcher das jüngste Kind, die Naturwissenschaft, geboren wurde: die Philosophie; und Beide: Religion und Philosophie, haben ihren Eingangspunkt in der Vernunft. Ein Christenthum der Vernunft erstrebten die edelsten Geister schon seit vielen Jahrhunderten; und eine Philosophie der Natur gehört zu den dringendsten Forderungen der Gegenwart und nächsten Zukunft. Wenn irgendwie eine Versöhnung möglich sein soll, so ist es an der Stelle, wo die verschiedenen Linien sich kreuzen. Auf die Scholastik können wir schlechterdings nicht mehr zurück; aber ebenso unmöglich ist es, bei der mechanistischen Weltauffassung stehen zu bleiben. Wir können uns wohl gemüthlich verständigen und einen erträglichen modus vivendi herstellen; allein diese Verständigung ist bloß äußerlich und erzwungen: sie geht nicht in die Tiefe und bringt die Herzen einander nicht näher. Zwischen Toleranz und Concordanz ist ein himmelweiter Unterschied; ein bewaffneter Friede ist nur ein auf unbestimmte Zeit verschobener Krieg; die geringste Veranlassung reicht hin, die Furie zu entfesseln. In diesem gespannten Zustande leben wir nun schon seit dem Bruch mit der Scholastik; und es ist nicht einzusehen, ob und wann es zu dem sogenannten „ewigen Frieden" kommen wird. Möglich, daß die Unruhe in der Weltenuhr ohne die continuirliche Spannung und Ausgleichung der Gegensätze sich nicht erhalten könnte und alles Leben und alle Bewegung in einem starren Tod und Stillstand aufgehen müßte. Also wäre der Krieg das eigentlich wahre Leben und der jeweilige Friede nur eine Erholungspause von dem Kampf für den Kampf. Die Geschichte scheint diese Auffassung zu bestätigen und statt eine radicale nur eine relative Versöhnung in Aussicht zu stellen. Aber auch selbst bei dieser letztern Annahme bleibt es dennoch unwiderleglich gewiß, daß sich die beiden Antipoden: Mechanismus und Orthodoxismus in dieser schroff zugespitzten Form nie einigen werden. Nur in dem vorhin angedeuteten Sinn läßt sich möglicher Weise eine Verständigung erzielen. Die Naturwissenschaft hat sich eine Zeit lang aus der Umklammerung der Philosophie befreit, wie sich diese dereinst aus ihrer untergeordneten Stellung der Theologie gegenüber zur Selbstständigkeit erhob. Aber nun sollte die Philosophie allmälig zu der Erkenntniß gelangen, daß sie nicht auf einzelne Kräfte, wie Sinnlichkeit, Verstand, Wille ꝛc., sich fußen darf, sondern um nicht einseitig und particularistisch zu bleiben, sämmtliche Vermögen, folglich auch die Religion, mit zum Ausgangspunkt nehmen muß. Und ebenso dürfte

der Empirismus sich kaum noch länger der Einsicht verschließen, wie sehr er in letzter Instanz der Philosophie bedarf. In der Verbindung der Religion mit der Philosophie und dieser mit der Naturwissenschaft wäre dann vorläufig der Zettel angefädelt, um künftig den Einschlag werfen zu können.

Betreffs der Orthodoxie sind jedoch die Vorbereitungen noch nicht so weit gediehen. Das Christenthum ist eine Culturmacht, die alle Lebensverhältnisse durchdringt und umspannt. Ein systematisch in sich abgeschlossenes Ganzes: erhaben durch seine religiösen und sittlichen Ideen; heilig durch den Glauben an die göttliche Offenbarung; ehrwürdig durch sein Alter; gewaltig durch seine Organisation, seine Verästelung und Verzweigung bis in's Einzelne und Kleinste herab; ein Organismus, dessen Wurzeln in den Abgrund des menschlichen Herzens sich erstrecken, dessen Wipfel bis in den Himmel ragen; dem an Höhe, Breite und Tiefe nichts gleichkommt: ein solcher Organismus kann nur mit der Menschheit selbst dem allgemeinen Tode verfallen. Indessen ist dieser Organismus, trotz seiner unverwüstlichen Lebenskraft, doch einem periodischen Wandel und Wechsel ausgesetzt; er ist geschichtlich nachweisbar aus früheren, zum Theil hochentwickelten Culturen hervorgegangen und zeigt verschiedene Jahresringe; er hat Zeiten der Blüthe und des Verfalles durchgemacht; er treibt immer neue Knospen, weist aber auch eine Menge hohler Aeste und dürrer Blätter auf; er ist mit einem Wort, wie alles Organische, der continuirlichen Entwickelung und Veränderung unterworfen.

Schon vorhin wurde erwähnt: dieser Organismus sei das Erzeugniß der jüdischen Religion und griechischen Philosophie; die besten Elemente des Geistes und Gemüthes der alten Welt hätten im Christenthum ihren gemeinsamen Crystallisationspunkt gefunden. Wenn der Satz: Ein Reich müsse sich durch dieselben Kräfte erhalten, durch welche es begründet worden, seine Richtigkeit hat: wie steht es dann mit dem Christenthum, das seit Jahrhunderten die Philosophie von sich ausschließt, obgleich diese, wie wir an der Logoslehre gesehen, ein constitutiver Hauptfactor der neuen Religion war. Woran liegt der Fehler? Liegt er an der Philosophie oder an der Religion? Objectiv und unparteiisch betrachtet, werden wir sagen müssen: an Beiden zugleich. Zunächst die eine Seite: Das Christenthum ging aus dem Kampf mit der jüdischen, völlig verknöcherten Orthodoxie hervor. Eine radicalere Reform der Religion, als sie im Evangelium uns entgegentritt, hat es, außer etwa im Buddhismus, nie gegeben. Von welch' unabsehbarer Tragweite für das Judenthum und die damalige Zeit waren z. B. folgende Sätze: In der Liebe zu Gott und dem Nächsten ist das ganze Gesetz sammt den Propheten enthalten; es kommt die Zeit, wo man den Vater weder auf dem Berge noch in Jerusalem, sondern im Geist und in der Wahrheit anbeten wird; in Christus gilt weder Jude noch Heide, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib, sondern Alle sind eins. Damit war das alte Gesetz wie die Hierarchie, der Tempel wie die Nation, das Opfer wie die Ceremonien in ihrem innersten Wesen erschüttert, und die Religion auf das allgemein Menschliche in einer Weise zurückgeführt, daß sich Jeder, wofern er überhaupt noch ein Gefühl dafür hat, dazu bekennen kann. Das war die Reform, wie sie Christus auf Kosten der politisch-religiösen Verfassung des auserwählten Volkes anstrebte. Wahrlich, der hohe Priester hatte von seinem Standpunkt so unrecht nicht, wenn er dem schwankenden Synedrium den Rath ertheilte, diesen gefährlichsten Feind der bestehenden Theokratie im Interesse des allgemeinen Wohles zu opfern. „Ihr wißt nicht," lautete sein Vorwurf, „und bedenkt nicht, daß es besser für uns ist, wenn ein Mensch für das Volk stirbt, als wenn das ganze Volk zu Grunde geht."

Wenn heute einer käme und in Bezug auf die Bibel, Kirche, Orthodoxie, Sakramente, Ceremonien in ähnlicher Weise wie Christus sich aussprächе: würde das „crucifige" nicht von der Orthodoxie wie aus einem Munde erschallen? Dieser Eine ist aber schon längst erschienen und schon längst haben auch Jene: „An's Kreuz mit ihm," geschrieen. Dieser Eine ist der Geist der Neuzeit, der Geist der Wissenschaft und Philosophie. Doch nun fragt es sich — und das ist die andere Seite — ob dieser Geist auch der richtige sei, ob er einer im Sinne Christi gereinigten Reform, wie wir sie heute bedürfen, etwa so entgegenkäme, wie z. B. Plato und Aristoteles unbewußt dem Christenthum entgegen kamen. Das ist nun leider, offen und ehrlich gestanden, fast in keine Weise der Fall. Obgleich wir selbstverständlich der neuscholastischen Behauptung: die gesammte moderne Philosophie von Thomas ab sei nur eine Verirrung des menschlichen Geistes, auf's Entschiedenste entgegentreten, so müssen wir doch andrerseits zugeben, daß die idealistische Richtung, von Cusanus bis Hegel, der englischen und französischen ganz zu geschweigen, nicht bloß eine antichristliche, sondern im Princip eine irreligiöse war. Spinoza's Pantheismus, Leibnizens determinirte, rein geistige Monade, Kant's Verwerfung aller Metaphysik, Fichte's „moralische Weltordnung," Schelling's „absoluter Ungrund," Hegel's Weltproceß, Schopenhauer's blinder, alogischer Wille, Hartmann's Unbewußtes: all' diese Standpunkte und Richtungen sind nicht geeignet, der Religion, die unbedingt eines selbstständigen und selbstbewußten Geistes bedarf, zur Grundlage zu dienen. Fassen wir bloß die neueste Epoche von Kant bis Hegel in's Auge, so treten uns gleich zwei Extreme entgegen, wie sie größer nicht gedacht werden könnten; Negation aller übersinnlichen Erkenntniß und absolute Philosophie, d. h. Selbstbewußtsein Gottes im Menschen. Also transcendentaler Skepticismus und evolutionistischer Pantheismus! Nach der einen Theorie können wir von Gott nichts wissen, nach der andern geht Gott in der Natur auf. So wissen wir denn in beiden Fällen nur um die Welt, aber nichts von Gott. Mit solchen Resultaten kann sich die Religion nie und nimmer befreunden. Wenn deßhalb auch eine Reform der Orthodoxie, ähnlich wie zu Christi Zeiten, stattfände: es wäre keine Philosophie vorhanden, mit welcher die Religion sich verbinden könnte. Was Wunder, wenn so viele der Gebildeten lieber in den Schatten jenes Organismus sich flüchten, um dem Drang und Zwang ihres transcendentalen Gefühls zu genügen, als daß sie einer Philosophie anhängen, die entweder von Gott nichts weiß, oder Gott mit der Welt identificirt, oder sich selbst für bankerott erklärt, sich in die Hörsäle verkriecht, dort ein kümmerliches Dasein fristet, von der gesammten Naturwissenschaft mit Verachtung behandelt, und, was das Schlimmste ist, von den berufensten Vertretern meistens selbst nicht geglaubt wird! Hält es schon so schwer, bei aller Denk- und Gewissensfreiheit eine Weltanschauung zu begründen, die sämmtlichen Kräften des Bewußtseins gerecht würde: wie dürfen wir dann der Kirche oder Orthodoxie, die wesentlich an die Tradition und Continuität gebunden sind, einen Vorwurf machen, weil sie mit ihrer Reform nicht rascher zu Werke gehen? Fast möchte man sich, allen Liberalen zum Trotz, versucht fühlen, das Glück zu preisen, bei dem heutigen Wirrwarr von Meinungen, Unsinn und Aberglauben einen festen Punkt zu finden, an dem die große Masse sich orientiren kann, eine Autorität, heiße sie Bibel oder Kirche, welche die Fahne des sittlichen und religiösen Idealismus hochhält, eine Schaar edler und begeisterter Anhänger (von den ebenso unwissenden als dreisten Klopffechtern natürlich abgesehen), die dem armen Volk mit Trost und Hülfe zur Seite stehen. Aus natürlichen, innern und äußern Gründen, muß hiernach vor Allem eine Reform der Philosophie selbst stattfinden. Der Reichthum an Gedanken und Ideen der antiken und modernen Speculation, verbunden mit den Ergebnissen der exacten und historischen Wissenschaften, werden den Grundstock zur Entwickelung einer neuen Welt-

anschauung bilden. Wären wir nur erst so weit, wenigstens den Gebildeten ein System entgegenhalten zu können, was der Ethik und Religion, der Vernunft und Erfahrung gleichmäßig entspräche, dann würde es sich zeigen, wie lange die Autorität der Kirche und Orthodoxie die geistige Concurrenz noch auszuhalten vermöchte. Der größere Fehler liegt somit nicht an Jenen, obwohl sie auch nicht zu entschuldigen sind, sondern an uns, weßhalb die Philosophie, selbst innerhalb der Religion, die prädominirende Stellung, welche ihr von Rechtswegen gebührt, heute nicht mehr einnimmt.

Um noch einmal auf jenes Mittel, wodurch Reiche begründet und erhalten werden, zurückzukommen, so möchten wir ernstlich die Frage aufwerfen, ob die Orthodoxen beiderseits wirklich der Ueberzeugung sind, im schroffsten Gegensatz zur Philosophie, bloß durch ihren Autoritätsglauben sich auf die Dauer erhalten zu können? Ohne Zweifel giebt es sehr Viele, die im Herzen dieser Anschauung huldigen; allein sie beweisen damit nur ihre Unkenntniß hinsichtlich der Bestandtheile, aus welchen ihre Dogmatik zusammengesetzt ist. Die antike Philosophie bildet, wie gesagt, ein wesentliches Moment der christlichen Religion. Thomas von Aquin hat seiner Zeit etwas Großes unternommen, indem er die reifste Frucht griechischen Geistes mit dem christlichen Glaubensinhalt in einen systematischen Zusammenhang brachte. Aber was auf dem damaligen Culturstandpunkt als genügend erschien, kann für uns nicht mehr maßgebend sein. Abgesehen davon, scheinen unsere Orthodoxen und Thomisten gänzlich zu vergessen, daß mit der Einverleibung der Aristotelischen Philosophie in das kirchliche System die scholastische Weltanschauung eine christlich-heidnische geworden ist, oder vielmehr, in Folge der Logoslehre, schon von Anfang an war. Luther hatte ein Gefühl hierfür und meinte, es wäre am besten, „man würde den Aristoteles ganz abthun." Auch die Kirche sträubte sich anfänglich gegen die Aufnahme der Schriften des gottlosen Heiden in das Lehrsystem. Schließlich aber gab sie nach und nun ist von zwei Dingen nur das eine möglich: Entweder waren Plato und Aristoteles ebenso inspirirt wie die Propheten: dann ist die Offenbarung kein besonderes Privilegium der Juden; oder aber sie waren es nicht: dann hat die menschliche Vernunft aus eigener Kraft dasselbe geleistet oder noch mehr als die Offenbarung. Man darf Jemanden, der auf wissenschaftlichem Boden steht, nur vor die Frage stellen: was ihm an dem christlich-thomistischen System als das Vernünftigere erscheine: der aristotelische, oder der specifisch dogmatische Antheil: so wird er, keinen Augenblick sich besinnend, für den erstern sich erklären.

Halten wir also an der Thatsache fest, daß die griechische Philosophie ein wesentlicher Bestandtheil der christlichen Dogmatik ist, so werden selbst die neueren Scholastiker nicht umhin können, zu gestehen: es sei in dem „unfehlbaren" System ein wesentlicher Bestandtheil, der fehlbar, veränderlich und entwickelungsfähig ist, enthalten. Und wenn sie das nicht einräumen wollen, sind sie zu der Annahme gezwungen, den Aristoteles für ebenso göttlich erleuchtet zu erklären, wie den Apostel Paulus. Man darf wohl gespannt sein, wie die Thomisten aus diesem Dilemma sich herausreißen, ob sachlich oder sophistisch, grad' und ehrlich oder gewunden und spitzfindig. Einstweilen nehmen wir an, der Unterschied zwischen Paulus und Aristoteles sei so groß, wie der zwischen Glauben und Wissen, Inspiration und Speculation.*)

*) Im Mittelalter war man nahe daran, den Aristoteles heilig zu sprechen. Schade, daß uns die Kirche um diesen Spaß gebracht hat! Vielleicht gelingt es den modernen Scholastikern noch, der denkenden Menschheit dieses Vergnügen zu bereiten. Kaum hat das Oberhaupt der Kirche den heiligen Thomas einem eingehenderen Studium empfohlen, als auch schon das Losungswort erschallt: „Rückkehr zur Aristotelischen Philosophie und Correctur aller modernen Strömungen nach diesem unverrückbaren Canon der philosophia perennis." Jahrb. für Philos. u. speculat. Theol. Bd. X, S. 200. Diese Parole der orthodoxen Theologie wirkt um so komischer, als gerade die Hauptsache, der Gottesbegriff, der schwächste Punkt ist in der ganzen Arist. Philosophie.

Dieses weltliche, heidnische, philosophische Moment hätten die Nachfolger des heiligen Thomas nicht aus dem Auge verlieren, sondern weiter entwickeln sollen; dann hätte die neuere Philosophie so wenig mit der Scholastik brechen können, als die Reformation mit der Kirche gebrochen hätte, wenn sie auf dem religiös-sittlichen Gebiet dem damals allgemeinen Ruf, „Besserung an Haupt und Gliedern", gefolgt wäre. So aber hat die Kirche ein doppeltes Schisma auf dem Gewissen: ein religiöses und ein philosophisches. Diese theoretische Spaltung war nicht weniger verhängnißvoll, als die praktische. Auf der einen Seite haben wir jetzt eine Philosophie ohne Religion, auf der andern eine Religion ohne Philosophie. Vom Standpunkt der Scholastik muß die Kirche die moderne Speculation ausschließen; aber mit gleicher Nothwendigkeit schließt diese vom Standpunkt der Wissenschaft die Kirche aus. Stillstand und Fortschritt lassen sich eben nicht zugleich, ohne Verstoß gegen die Logik, auf ein und dasselbe Object anwenden.

Welcher von den beiden Mächten das schlimmere Loos zugefallen sei, ist schwer zu sagen; wahrscheinlich der Kirche. Vermöge ihrer prätentirten Unfehlbarkeit ist sie gezwungen auf ihrem Standpunkt zu verharren und alle Fortschritte im geistigen Leben zu bekämpfen. In Folge dessen befindet sie sich im feindlichen Gegensatz zu der gesammten neuern Literatur, die überwiegend protestantisch ist; zu dem modernen Staat, dessen Lebenselement in der Autonomie besteht; zu der Naturwissenschaft, die mit ihren festgestellten Thatsachen und allgemeinen Gesetzen das Wunder, die Grundsäule des ganzen dogmatischen Baues, zerstört hat; endlich zur Philosophie, die sie nur äußerlich verdammen, aber mit ihrem Stabilitätsprincip von Innen heraus nicht überwinden kann. Allenthalben von Feinden umgeben geräth sie nun von einem Extrem in's Andere; sie kann wohl neue Lehrsätze verkünden und die Geister eine Zeit lang in Aufregung versetzen; aber diese neuen Glaubensartikel sind den besonneren Katholiken heimlich ein Aergerniß und den Andersgläubigen erscheinen sie als eine Thorheit. Die Entdeckung irgend eines neuen Elements, ja selbst eines neuen Beleuchtungsapparates wird höher geschätzt als ein neues Dogma. Jenes kann eine werthvolle Vermehrung unseres wissenschaftlichen Besitzstandes sein; dieses hat theoretisch gar nichts zu bedeuten und praktisch ist es nur dazu angethan, die Kluft zwischen Mittelalter und Neuzeit um ein Bedeutendes zu erweitern. So schrumpft die Kirche geistig immer mehr zusammen, ihre Macht ist bloß äußerlich und temporär; sie beruht hauptsächlich auf der Unwissenheit der großen Masse, die mehr vom Gefühl und der Phantasie beherrscht, als durch Vernunft und Wissenschaft geleitet wird. Im gleichen Grad jedoch, als die Ideen der culturtragenden Minorität in's Volk hinabdringen, wird die Kirche an Macht und Ansehen verlieren. Sehr tröstlich ist es jedenfalls nicht, wenn der Fels Petri, auf den die Kirche gebaut ist, nur in der Unbildung der urtheilslosen Menge besteht. Die Macht, deren sich die Kirche noch gegenwärtig erfreut, verdankt sie zum nicht geringen Theil dem Unglauben unserer Zeit, und namentlich der Irreligiosität der neuen Philosophie. Die Kirche besitzt doch wenigstens noch ein Ideal, wenn auch ein unzureichendes, während die Philosophie schon lange her am Boden kriecht und alle transcendentale Schwungkraft verloren hat. Allein über kurz oder lang kann sie sich aufraffen und ihren höhern Berufes wieder bewußt werden. Die Philosophie ist ihrem innersten Wesen nach auf Entwicklung und Fortschritt angewiesen. Als Wissenschaft von den höchsten und letzten Principien muß sie endlich zu der Einsicht kommen, daß es auf diesem Wege nicht weiter geht. Nachdem sie sich nun ein halbes Jahrhundert gemausert, wird sie bald ihr neues Gefieder zu lüften und sich im Fluge zu üben versuchen. Die Periode der Selbstbesinnung, der erkenntniß-theoretischen und geschichtlichen Orientirung, ist vorüber und die ersten Strahlen

eines neuen Tages spitzen schon am dämmerigen Horizont auf. Vielleicht schlägt dann noch einmal die Stunde, wo die Orthodoxie des philosophischen Elementes in ihrem System sich erinnert und den edleren Bestrebungen der empirischen und speculativen Forscher handreichend entgegenkommt. Unter dieser Voraussetzung wird der alte, ehrwürdige Organismus frische Blüthen treiben und die Behauptung: ein Reich könne nur durch dieselben Kräfte sich erhalten, durch welche es begründet worden, auf's Neue ihre Bestätigung finden.

## Literatur und Kunst.

### Erinnerungen an Johannes Brahms.

Von Klaus Groth.

Der Großvater von Johannes Brahms und mein Großvater Klaus Groth wohnten in dem ditmarschen Flecken Heide in Einer Häuserreihe, nur getrennt durch etwa zehn andere kleine einstöckige Wohnungen, jeder von ihnen am Ende der Reihe. Eine gleiche Häuserreihe, eine gute Steinwurfsbreite uns gegenüber, umgrenzte mit uns zum Theil einen großen Gemeindeplatz, de Lüttjenheid genannt. Der Platz lag unbenutzt, einige alte Bäume beschatteten hin und wieder die Sitze vor den Thüren. Der Rasen, ein Fußsteig — der Jungfernstieg — ging quer durch, mit meistens trockenen Schutzgräben gegen Sturzregen an den Seiten, war der herrliche Tummelplatz für uns Knaben und Mädchen zum Ball- und Jäger- und Räuberspiel, zum Ringelreihen mit gemeinsamem Gesang. Gegen Süden lag das freie Feld unserem Blicke offen, eben noch sichtbar am Horizont die große ehrwürdige Meldorfer Kirche, ein paar Windmühlen ihr zur Seite, dazwischen dehnte sich das Wester- und Schweinemoor aus, letzteres uns Allen bekannt als Schlacht- und Siegesfeld der Ditmarscher über König Hans, seine Däuen, die schwarze Garde mit Junker Slenz an der Spitze und den holsteinischen Adel. Die Grenze des Moors gegen uns hin bildete die Düne von Hemmingsted mit dem Dusenddüwelswarf, wo Wulf Isebrand mit seinem Trupp, Jungfrau Telse Kumpen mit der Fahne an der Spitze, das feindliche Heer empfing und aufhielt, bis die Wördener Schleusen zerstört und die Meerfluth, über's Schweinemoor strömend und Zuzug von Ditmarschern zu Hülfe kam und den Feind vernichtete (Februar 1500). Die Kriegs- und Siegeslieder aus damaliger Zeit, natürlich wie noch achtzig Jahre später die Chronik Ditmarschens von Neocorus, in plattdeutscher Sprache, lebten nicht mehr im Volksmunde, statt dessen gab es damals manche, Allen bekannte, auch plattdeutsche, versteht sich, spaßhafte, auch wohl boshafte Reime, die Ort nach Ort charakterisirten, z. B.

Harr de Heid so Water as Weid,
So weer se beter as Meldorp un Lunden alle beid.

Also die drei Hauptörter, Flecken, wie sie damals genannt wurden, betreffend. Oder:

Na Lunden un an Loh
Gat all de Schelm un Deef op to.

So auch Reime von Haus zu Haus, sog. Nachbarsreime. Ein solcher Reim, der in meiner frühen Knabenzeit entstanden sein muß, denn ich kannte noch alle darin genannten Personen, umfaßte auch den ganzen Lüttjenheid. Er begann am Ostende: „Johann Knoop op den spitzen Eck, Peter Bremer itt dat Speck", und schloß in unserer Reihe am Nordende mit Peter Brahms. Ich habe ihn noch im Kopfe, doch würde es meine Leser langweilen, ihn über gegen fünfzig verschollene Namen hin kennen zu lernen. Nur ein Theil des Restes mag hier aufbewahrt werden. Dieser Rest begann in der Reihe uns gegenüber mit einer Bosheit gegen einen ganz unschuldigen, unbescholtenen jüngeren Hausbesitzer, dessen lange Beine, wie es scheint, den Dichter gereizt hatten.

Klas Horn Langbeen,
Juchen Hinnerk hett em hangn sehn,
Gif am Een ant Nüster, seggt Küster,
Dat weer commod, seggt Andres Rod,
Sla em dot, seggt Klas Groth,
He gnistert mit de Tähn, seggt Jan Dehn,
He is ganz vun de Kunst, seggt Buns,
He hett sin Hus verkofft, seggt Jörn Ost,
He hett nix as luter Hahns, seggt Brahms.

Und so lebten wir denn schon damals zusammen im Gedicht, Brahms und ich, wenigstens unsere Namen. Sein Vetter, Peter Brahms, und ich trafen uns zunächst beim Handel um eine Piccolo-Flöte. Der Großvater Peter Brahms war damals ein Mann ungefähr von der Gestalt wie zuletzt sein berühmter Enkel. Er saß vielmals auf einer kleinen Bank vor seinem Eckhause still mit der Pfeife, wenn ich früh Morgens auf dem Wege zur Schule mit meiner Schiefertafel und einigen Büchern unter'm Arm vorüberbog. Ich war ein nachdenklicher träumerischer Junge. Dem Alten mochte ich auffallen und vielleicht gefallen. Er pflegte mich mit einem lächelnden Zurnf aufzuschrecken. Ich habe deßhalb, da es oft geschah, seine Gestalt so genau behalten, wie er etwas gebeugt dasaß, daß ich ihn zeichnen könnte. Sein Sohn, der Vater von Peter, war größer, stattlich, und er sowohl wie seine Kinder hellblond, mit starkem schlichten Haar und wenig Gesichtsfarbe. Dieser Sohn Peter hatte mich später in besondere Affection genommen. Er trieb Handelsgeschäfte, ich weiß nicht womit, doch gab er mir mitunter ein Buch, ich entsinne mich noch, einmal eins unter dem Titel „Spitzbübereien überall", eine Beschreibung von Paris, worin besonders die spitzbübischen Händler durchgenommen wurden. In dem Buche las ich damals mit Abscheu, daß Blumenhändler Sträuße verkauften, in denen sie die Blumen ohne Stengel auf Eisendrähte steckten! Ich verlor ihn aus dem Gesichte. Nach vielen Jahren Abwesenheit von Heide erzählte mir mein Bruder Johann auf mein Befragen, Peter Brahms sei ganz verlahmt. Er habe seit lange einen umfangreichen Handel mit Alterthümern getrieben. Er sitze mitten zwischen Schränken, Stühlen, Töpfen, Kruken, [illegible]en, Säbeln, Flinten in einem großen Lehnstuhl, für den eben noch Platz sei, und bezeichne mit einem langen Stabe den Käufern die betreffenden Sachen, könne sich aber sehr oft aus eigener Liebhaberei vom Besten nicht trennen und packe seinen Raum immer voller. Sein ältester Sohn, ein wenig älter als ich, ging noch ein Jahr oder zwei mit mir in die Schule. Er gründete, oder besaß wenigstens später, ein bedeutendes Geschäft in Heide, eine Lohgerberei, und starb 1895. Er war bekannt nur unter dem Namen Johann Höd, was wohl die Meisten, die es aussprachen, auf sein Geschäft bezogen, so that wenigstens sogar der eigene Vetter, der verstorbene Bruder von Johannes, Friedrich Brahms, der mich darum befragte, es bedeute wohl Häute. Hövd ist der richtige Name. Es gab damals in Heide noch einen Johann Höd, er hieß richtig Johann Hövd Ruhe. So viel ich über die Sache erfahren, ist es in einzelnen Familien in Ditmarschen Brauch gewesen, dem Aeltesten eine solchen auszeichnenden Beinamen in der Taufe mitzugeben, der sich also wieder auf den Aeltesten vererbte. So kannte man in Heide einen Wirth am Markte nur unter dem Namen Moritz Drope, er hieß aber Moritz Drope Peters und war der Sohn des Pastors Peters in Hasted. Er auch erklärte mir den erwähnten Gebrauch. Hövd heißt das Haupt, also hier der Familie Brahms. Schade, daß Johannes nicht den Beinamen erhalten hat!

Da es Brahms angeht, mögen hier noch ein paar Vorfälle von seinem Onkel Peter erzählt werden.

Eines Morgens — es war im Frühsommer, heller Sonnen

schein glänzte über unsern Lüttjenheid — ich war noch ein kleiner Bube, spielte allein vor der Thür auf unserm Grasplatz (op den Knüll) als ich plötzlich an beiden Häuserreihen die Nachbarn vor die Thüren eilen sah, Männer in Hemdsärmeln, Frauen mit Besen und Eule oder Wäschestücken in Händen, alle mit Geberden von Aufregung und Schrecken, ohne Lärm und Geschrei, unheimlich still, alle nach gleicher Richtung schauend und zeigend. Mitten zwischen den Häuserreihen hindurch auf dem etwas erhöhten Jungfernstieg entlang ging Peter Brahms hoch aufrecht mit besonders eiligem Schritt ohne Gruß nach Rechts oder Links an den Nachbarn vorüber. Ich sah nun erst, daß ein Gerichtsdiener in Amtskleidung, einem geschmacklosen, langen feuerrothen Rock, dicht hinter ihm ging. Er hatte das Ende von einem starken Tau (en Streng) in der Hand und ich bemerkte dann, daß man damit Peter Brahms die Arme an den Ellenbogen zurückgeschnürt hatte. Lautlos gingen die Beiden eilig an uns vorüber nach Süden in's offene Feld hinein nach Meldorf zu. Was war's? war's wirklich? Als die beiden Gestalten hinter den Hecken zur Seite des Landweges verschwunden waren, ging das Geflüster in den Gruppen der Lüttjenheider los, von denen wohl Keiner fehlte. Es war irgend eine blutige Rauferei vorgekommen, die in Ditmarschen damals ja nicht selten waren, mit Todtschlag vielleicht — ich weiß nicht — Peter Brahms beschuldigt. Und obgleich es Niemand glaubte, denn er war bekannt als ein durchaus gesitteter ruhiger Bürgersmann — allerdings baumstark, so erschreckte es doch den ganzen Ort, bis noch denselben Abend oder folgenden Tag Peter Brahms zurückgekommen war — eine Verwechslung! Ich habe oft später an den Vorfall gedacht. Wenn wir, Großvater, Vater, Mutter, wir Jungens Morgens am Kaffeetische saßen, Sonnenschein übern Lüttjenheid und in unsere Fenster, dann erzählte Großvater wiederholt, wie im Jahre 1524 Heinrich von Zütphen, der Reformator, gebunden diesen Fußsteig von Meldorf her entlang geschleppt worden, und wie hier ungefähr vor unserem Hause eine alte Frau dem Märtyrer den letzten Trunk Wasser gereicht. Ich konnte mir das lebhaft vorstellen, und ich sehe dann, wenn ich daran denke, Peter Brahms in grauer bürgerlicher Kleidung, hoch aufgerichtet mit raschen Schritten vorübereilen, der blutrothe Büttel hinterher, das Tauende in der Linken, einen mächtigen Handstock in der Rechten, wie sie hinter den Hecken und Zäunen bei unserer Mühle verschwinden.

Ein gar anderes heiteres Bild gab es eines Sonntags vor der Mühle, in dem Peter Brahms und sein Knabe, mein Flötist, auch die Hauptgestalten abgeben. Die erste ziemlich große Weidekoppel, die den Lüttjenheid gegen Süden begrenzte, war im ersten Frühling und im späten Herbst der Platz, wo wir Knaben unsere Drachen steigen ließen. Hier also erschien eines Sonntags Brahms und Sohn mit einem Drachen von über Mannesgröße und mit dem entsprechend starken Tauwerk. Das war ein Schauspiel! Allemann dabei! Der Drache wurde aufgeworfen, es war ein starker Nordwest, die Flügel der Mühle sausten. Dahin gegenan stieg der Drachen. O herrlich! Und siehe! Brahms hatte einen kleinen, auch selbst gefertigten Kinderwagen mitgebracht (Räder, aus Brettern gesägt, wie hölzerne Teller), der wurde an das Tau gebunden, mein kleiner Flötist hineingesetzt, und über die ebene Grasloppel zog das Unthier das Fuhrwerk langsam, schneller, immer schneller. Das Weitere schaut' ich nicht deutlich mehr, — nur in der Phantasie; geschwind, geschwind — zur Seite der Vater, im Wagen das Kind — und dann verschwand Alles, über den Wall, an der Mühle vorüber, ich sehe nur noch den Drachen torkeln, höre die Jungens schreien. Und dann vernahm man später, der Wagen sei am nächsten Wall umgekippt, der Flötist, ohne Schaden zu nehmen, herausgefallen, und das Ungeheuer in der Nähe der Schanze, einem Wirthshause eine Stunde Wegs entfernt, aufgegriffen worden. Niemand sah es wieder.

Lag etwas von dieser Drachenlust in der Brahms'schen Familie? Hatte Johannes etwas von dem Drachenblut geerbt? Als er einmal einige Wochen bei mir wohnte, wollten meine drei Jungens hinter unserem Garten auf einem damals unbebauten Acker, wo nun eine Kirche steht, ihren Drachen steigen lassen. Es war ein famoses Ding in Gestalt eines mächtigen Adlers, Geschenk vom Ohm Köster in Hamburg. Es war regnerisches Wetter, man mußte durch Schmutz waten, aber Johannes mußte das Biest steigen sehen, und ich mußte mit, auch noch ein alter musikalischer Freund. Für mich hatte die Freude des großen Componisten etwas tief Rührendes, echte Kinderfreude.

Und also, da wäre mein Weg bis zur Freundschaft mit dem wahren Brahms gekommen. Wie führte er mich dahin? Von dem Pickelflötisten an?

Noch erinnere ich mich eines Morgens am Kaffeetisch — Großvater nicht mehr mit dabei — als der Vater aus der Zeitung uns von dem plötzlich aufgetauchten jungen Musiker Johannes Brahms in Hamburg vorlas. Mein Vater ahnte nicht, welche Gedanken und Empfindungen diese kurze Nachricht in mir aufregte. Er wußte nicht, wie es in mir gährte, wußte nicht, was ich heimlich erstrebte — in einer anderen Kunst, mir selber noch völlig unklar. Es sollten noch Jahre vergehen, ehe ich die ersten sicheren Schritte dem dann klarer erkannten Ziele entgegen thun konnte, und wiederum Jahre, bis ich es vorläufig erreicht hatte. Da sagte also mein Vater mit Erstaunen in Mienen und Stimme über die Nachricht von dem plötzlich aufgetauchten musikalischen Genie: „Das muß der Sohn sein von meinem Schulkameraden Johann Brahms, gewiß, das ist er, der Sohn vom Aeltesten des alten Peter Brahms hier. Der entlief sozusagen dem Alten aus Leidenschaft für die Musik. Er ging nach Hamburg und ließ sich dort, wie man sagte, beim Militär als Trompeter anwerben. Das muß er sein!" Das war richtig Johannes Brahms. — Meister Johannes, für den ich diese Jugenderinnerungen an seine Voreltern aufgeschrieben und dem ich sie zugeschickt hatte, bemerkte freilich in einem Briefe an mich hierzu: „Die Geschichte, wie mein Vater Musiker wurde, ist in Wahrheit aber viel schöner! Aus reiner Leidenschaft zur Musik ist er zwei Mal dem elterlichen Hause entlaufen zum nächsten Stadtmusikus (Meldorf?)" [wahrscheinlich K. G.], „erst das dritte Mal wurde er mit Segen, Bettzeug und Uebrigem freundlich entlassen. (Ich kann meine Leidenschaft zur Musik nicht so gut beweisen!)"

Ihn selbst, Johannes Brahms, lernte ich 1856 in Düsseldorf seiner persönlichen Erscheinung nach kennen. Ich höre noch ganz genau die ersten Töne seiner Stimme (nicht wegen ihrer musikalischen Schönheit, wie die von Julius Stockhausen), ja ich fühle genau seine eigenartige Hand, wie er sie mir zum ersten Male gab. Geselligkeiten drängten sich damals beim Musikfeste in Düsseldorf, und auch Brahms wurde natürlich immerfort bestimmt, etwas zu spielen. Es gefiel mir auch als Ditmarscher wohl, daß er nie sich selbst aufspielte, nie etwas von eigenen Compositionen vortrug. Es gefiel mir aber nicht, daß er dann fast nur Schubert'sche Tänze spielte, d. h. ich hätte gern etwas Größeres von ihm gehört. Im Grunde hatte ich kein rechtes Verständniß für diese Compositionen des großen Liedercomponisten, doch sei hier gleich noch erzählt: zehn Jahre später klimperte ich selbst beinahe zufällig, da sie bei mir auf dem Flügel lagen, Schubert's Tänze. Und klimperte und klimperte und verlor mich so in ihrer Schönheit, daß ich einmal Brahms erklärte, als er in Kiel bei mir war: „Diese Tänze sind ebenso schön wie die Müllerlieder, sind ja auch ein vollständiger Kranz mit tragischem Abschluß wie der Liederkranz der Winterreise". Und Brahms, was sagte er? „Die Schönsten, seh' ich, kennst du noch nicht, die habe ich erst herausgegeben." Versteht sich, daß ich mir sie sogleich anschaffte.

Von Hamburg her kannte ich nur eine kleine Anzahl

Lieder von Brahms, und in Bonn lernte ich kaum mehr von ihm kennen. Ich lebte dort in einem eigenthümlichen Zauberkreis: Otto Jahn schrieb die Jahre durch an seinem epochemachenden Werk über Mozart. Ich las (neben Hauptmann in Leipzig) eine Correctur des jedes Mal gedruckt erscheinenden Bogens. Das ging natürlich nicht ab, ohne eingehendes tägliches Gespräch über Mozart'sche Musik, mir auch belehrend und heilsam, denn meine musikalischen Kenntnisse waren sehr lückenhaft. Das brachte allerdings eine vorläufige Einseitigkeit zu Wege, die leicht dahin führte, gegen abweichende Neuerungen ablehnend zu verfahren. Brahms litt in Bonn unter diesem Schicksal. Albert Dietrich freilich erkannte schon seinen Werth, kam aber gegen die Autorität Jahn's nicht auf. Er spielte uns, wenigstens theilweise, aus den ersten Sonaten von Brahms vor — ich verstand sie nicht! Gesünder war die entschiedene, verachtende Ablehnung gegen die impotenten Versuche Liszt's, unter tönenden Titeln musikalisches Geklimper in's Publicum zu bringen. Helmholtz bewunderte etwas einseitig Gluck, mein Protector Gervinus, der von Heidelberg aus auch wohl herüberlangte, war — wie Dahlmann mir köstlich warnend sagte, als ich einmal rheinauf zu ihm reiste und Dahlmann mir Grüße für ihn, seinen alten Freund von Göttingen her, auftrug: „Nehmen Sie sich in Acht, Gervinus ist Händel-süchtig."

Nach meiner Verheirathung spielten meine Frau und ich jeden Abend, wenn möglich, vierhändig. Ich befand mich damals zum ersten Mal im Besitz eines Blüthner'schen Flügels, den mir mein Schwiegervater geschenkt, den mir Otto Jahn besorgt hatte. Wir lernten auf diese Weise einen großen Theil des deutschen Musikschatzes kennen, Beethoven's letzte Quartette (nach dem Arrangement von Markull) nicht ausgeschlossen. Schon im Anfange dieser Uebungen brachte ich einmal die eben erschienene vierhändige Ausgabe von Brahms' Sextett in B mit zu Hause. Als wir das Werk durchgenommen hatten, sagte ich: „So, Kind, ein Mann, der das geschrieben hat, kann nichts Unbedeutendes machen. Von nun an studieren wir Alles von Brahms, was uns sonstweg paßt, so lange, bis wir es verstehen." Ich erinnerte mich und vielleicht auch meine Frau an das Wort von Lichtenberg: Wenn ein Kopf und ein Buch zusammentreffen und es klingt hohl, so liegt es nicht immer an dem Buch. Und so geschah es! Es wurde uns nicht immer leicht. Ich erinnerte dabei auch mitunter an den Titel einer interessanten Broschüre von unserem alten Professor Forchhammer: „Das Schöne ist schwer." Was natürlich die jetzt herrschenden Besucher von Opern und Concerten nicht gelten lassen, die da meinen: Musik muß man schlürfen können wie Wein. Schwer fielen mir zunächst die größeren Lieder (Gesänge) von Brahms, nehmen wir beispielsweise die Magelonenlieder. Ich hörte meine Frau oft ein und dasselbe Lied zehn, zwanzig, fünfzig Mal allmälig üben. Sie ließ nicht nach und ich nicht, und allmälig drang es durch, ja zuletzt bis zum Entzücken. Ich erfand, da das sich so noch oft wiederholte, dafür den Ausdruck, den ich oft gegen Andere gebraucht habe: „Zuerst geht es in die Wildniß, man erkennt nichts, dann merkt man, es ist ein Fußpfad, endlich erstaunt man: es ist ja eine neue große Straße in's ferne Land der Poesie." Noch als Stockhausen zuerst in Kiel im Concert ein Magelonenlied sang (Ruhe, süß Liebchen) sahen Theodor Thomsen und ich uns erstaunt an, ohne seine Schönheit zu fassen. Wenn später Stockhausen in den Ferien, wo er in meiner Nähe auf Forsteck bei Kiel wohnte, mir ganz allein ganze Vormittage vorsang, (in meiner Ausgabe der Magelonenlieder stehen noch die Zeichen, in welche Tonart er sie transponirte) natürlich hatte er auch Schubert, Schumann gesungen, dann sah er mich mit großen Augen an und sagte: „Was man auch gesungen hat — er macht Alles todt." (Ich setze hier privatim hinzu: „Groth, Sie haben noch eine Flasche von dem — Sie wissen —" Und wir tranken eine.)

Aus den verschiedenen Nachrufen, die ich gesehen habe, ist mir deutlich geworden, wie wenig man immer noch über Brahms, seine Persönlichkeit und sein inneres Wesen Bescheid weiß; es kommt mir so vor, als wäre ich selbst vielleicht einer der Wenigen, denen er rücksichtslos sein Inneres aufgeschlossen haben mag. Deßhalb theile ich im Folgenden einige Thatsachen und Aeußerungen von Brahms mit, die für seine Freunde wenigstens interessant sein werden. Man spricht von seiner ungeselligen Natur, er sei deßhalb einsam durch's Leben gewandelt. Dies ist natürlich nur halb wahr. Oberflächliche Bekanntschaften haßte er. Schmeichler duldete er nicht. Aber sonst war er so freundlich und so bedürftig nach Freundschaft und Liebe, wie jeder ordentliche, tieffühlende Mensch. Er blieb unverheirathet. Warum? Dafür erzähle ich einen Vorfall, der hinreichend Aufklärung geben kann: Im Jahre 1878 feierte die Philharmonische Gesellschaft in Hamburg ihr 50jähriges Jubiläum. Auch ich war dazu eingeladen. Die Feier schloß mit einem solennen Mahl im „Hamburger Hof". Brahms war in fröhlicher Stimmung den ganzen Tag über gewesen. Man hatte, wie ich meine, seine zweite Symphonie zum ersten Mal damals aufgeführt und mit lautem Jubel aufgenommen. Für das Mahl war mir der Sitz an seiner rechten Seite angewiesen. Ich wagte es bei der Gelegenheit, meinen ältesten Sohn, einen lang aufgeschossenen jungen Menschen, in Hamburg Lehrling in einem Kaufmannsgeschäfte, trotz dessen Widerstreben, da er natürlich nicht eingeladen war, mitzubringen. Von der großen Gesellschaft war schon ein bedeutender Theil versammelt. Brahms winkte mich heran, und ich sagte: „Du, ich habe meinen Albert mitgebracht; aber unsere Reihe ist ja besetzt!" Da rief er in seiner wohlthuenden, etwas rauhen, tiefen Stimme: „O, meine Herren, rücken Sie einen Stuhl weiter, Klaus Groth hat seinen Säugling mitgebracht!" Unter fröhlichem Gelächter geschah es, und mein Sohn saß an meiner Seite. „Du, Albert", sagte Brahms, „gieb mir 'mal Dein Wasserglas her!" Er schenkte es bis an den Rand voll Rothwein, reichte es ihm hin und sagte: „Du, Albert, das trinke Du aus, das ist Dir gesund!" Es bezeichnet wohl seine freundliche Stimmung. Im Laufe der Geselligkeit erhob sich der als tüchtiger Musiker bekannte, jetzt auch schon verstorbene, damals noch junge Organist an der Petrikirche in Hamburg, Armbrust mit Namen. Er brachte Brahms' Gesundheit aus, vielleicht offiziell dazu auserwählt, was ich nicht weiß. Er sprach geschickt und gewandt. Er äußerte: „Unter den vielen Sprichwörtern, die Jahrhunderte lang im Volke umgehen, giebt es doch einzelne, die bei scheinbarer Wahrheit in sich unwahr sind oder doch nicht immer zutreffen. Dazu gehört das Sprichwort: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Wie unwahr das Sprichwort ist, sieht man heute, wo die Gesellschaft mit mir in Lob und Liebe für unsern verehrten Johannes Brahms, den großen Sohn Hamburgs, übereinstimmen wird . . ." Ich hörte nur halbwegs weiter; Brahms wandte seinen Kopf mir zu und flüsterte in tief ernstem Tone: „Das exemplificirt man hier auf mich. Zwei Mal hat man die offene Directorstelle der Philharmonischen Gesellschaft mit einem Fremden besetzt, mich übergangen; hätte man mich zu rechter Zeit gewählt, so wäre ich ein ordentlicher bürgerlicher Mensch geworden, hätte mich verheirathen können und gelebt, wie Andere. Jetzt bin ich ein Vagabonde." Noch erinnere ich mich auch der Worte und seines ernsten Gesichtes, als wir uns nach dem Tode meiner Frau zum ersten Male wieder sahen: „Es ist wohl noch schwerer, zum zweiten Mal Junggeselle zu sein, als zum ersten Male." Dies so seine Art, seine Empfindungen auszudrücken und zu bezwingen. Wir wechselten kein Wort weiter über meinen schweren Verlust. Wie gern Brahms sich eine bürgerliche Existenz gegründet hätte, davon wußte ich, obgleich er es wohl kaum in Worten ausgesprochen, durch indirecte Aeußerungen hinreichend Bescheid. Wo er im be-

haglichen Familienkreise bei Concertreisen oder zu Besuchen einige Zeit weilen konnte, merkte man es seinem ganzen Wesen an, wie gern er weilte und wie ungern er wieder in seine Einsamkeit hinausging. So beim Musikdirector Reinthaler in Bremen, dessen Frau er verehrte, so bei mir im Hause, auch meine Frau liebte er, und mit meinen Kindern spielte er, als wären es seine eigenen oder verwandte. Dann auch hat er mir doch einmal, wie ich meine, ausdrücklich gesagt: „Ich kann mich nicht verheirathen, um dann so zu leben, wie Collegen, die ich kenne: für den Tag arbeiten in der Musik, musikalischen Unterricht geben und dergleichen." Man sieht daraus, daß er das Opfer brachte, einsam fortzuleben, um ganz seiner Kunst leben zu können, die für ihn ein Heiligthum war. Als von Bernuth später ernstlich daran dachte, sein Amt als Director niederzulegen, erschien einer der Herren vom Vorstande der Philharmonischen Gesellschaft bei mir, um, wie er mir telegraphisch gemeldet hatte, über diese Angelegenheit mit mir Rücksprache zu halten, da sie auch mich näher angehen würde. Man hatte nämlich die Absicht, Brahms die Stelle anzubieten und der, mir persönlich sonst unbekannte Herr war beauftragt, mich zu fragen, ob man sich wohl darüber mit Erfolg direct an Brahms wenden könnte, da man mich für den nächsten Freund von Brahms ansähe. Dieser solle mir ja, so ginge die Sage, gelegentlich einmal gesagt haben, er würde die Stelle annehmen. Da mußte ich denn ja gestehen, daß die Sage falsch berichtet habe. Ich erzählte also den Vorgang und Brahms Aeußerungen im Hamburger Hof, wie ich sie hier eben berichtet habe. Es war natürlich dem Herrn peinlich, und ich verdachte es ihm nicht, daß er sich mit den Worten entschuldigte, er und seine Collegen jetzt seien ja nicht Schuld an dem Versehen ihrer Vorgänger, sie möchten ja gern es wieder gut machen, wie seine Absendung und sein Auftrag es bewiesen. Wir sprachen dann die Sache ausführlich durch, und ich versprach schließlich, an Brahms zu schreiben und ihm die Sache vorzuschlagen, wenn ich gleich im Voraus bemerken mußte, daß ich über den Erfolg zweifelhaft sei. Damit schieden wir. — Ich schrieb also an Brahms nach Wien. Ich konnte ihn versichern, daß der Herr Mitvorstand der Philharmonischen Gesellschaft mir zugestanden, daß alle Bedingungen ehrenvollster Art, Besoldung, Stellung zu der Gesellschaft selbst, Festsetzung der Programme für die Concerte betreffend, die ich im Voraus für meinen Freund verlangte, damit ich ihm einen motivirten Antrag vorlegen könnte, würden bewilligt werden. Ich schrieb ihm sehr ausführlich und wandte alle meine Ueberredungskünste an, um dem „großen Sohne Hamburgs" den gerechten Groll gegen seine Vaterstadt zu nehmen, ihm vorzuhalten, wie er vielleicht durch seinen persönlichen Einfluß, Hamburg wieder zu der Höhe als Führerin in der Musik erheben könnte, den die Metropole des Handels im Reich im 17. Jahrhundert unter Händel und Genossen eingenommen hatte. Noch warf ich mein persönliches Interesse dringend in die Wagschale, wie es mich beglücken würde, ihn wieder in meiner Nähe zu haben. Brahms hat aber weder mir noch der Philharmonischen Gesellschaft in Hamburg auf diesen Brief geantwortet. Die Sage geht, daß er Spengel als Director empfohlen habe, und da man diesen Sohn Hamburgs nicht wollte, Barth vorgeschlagen, der also die Stelle erhielt.

Bei mir kam und wohnte Brahms öfter, oft acht bis vierzehn Tage oder länger; es war ein höchst behaglicher Verkehr mit ihm. Er war mit Allem zufrieden, nur nicht immer mit unserem Wetter, worüber er mir verschiedene Mal sagte und klagte: „Nein, Du, bei Euch regnet es doch immer." Und er hatte allerdings das Mißgeschick, gewöhnlich bei schlechtem Wetter bei mir einzutreffen. Einst, übrigens im schönen Hochsommer, klopfte Morgens früh unser Mädchen an die Schlafstubenthür mit den Worten, es wandere ein Herr schon seit einer Stunde um den Grasplatz in unserem Garten. Auf meine Frage, wer das denn sein könne, antwortete sie, der Herr, der schon oft bei uns gewohnt habe, sie habe aber seinen Namen vergessen. Ich erhob mich also lachend und ging an's Fenster: da wanderte Johannes, Cylinder auf dem Kopfe, in der hellen Morgensonne im Gärtchen vor meinem Hause auf und ab. Natürlich rief ich ihn herein und scherzte, warum er uns denn nicht geweckt habe. „O", sagte er, „es ist hier ja auch ganz schön." Aber nun ließ er es sich doch gefallen, einen starken Kaffee mit mir und Frau und Kindern, die sich auch bald erhoben hatten, in unserer sogenannten „Kajüte", meinem Eß- und Gartenzimmer, zu trinken. Kaffee war seine Leidenschaft. Im Hause bei sich braute er ihn sich selbst, und ich erfuhr später gelegentlich, daß ein deutscher Freund in Marseille ihm echten Mocca zu senden pflegte. Echter holsteinischer Rahm gehörte für ihn mit zum Genusse. Er erzählte mir einmal, es war in Thun in der Schweiz, in einem Tone, als erzähle er etwas Schreckliches, Lüsternes von sich: „Du, denk' 'mal, ich freue mich schon Abends auf mein Frühstück", das natürlich in nichts Anderem bestand, als in Kaffee mit Rahm und Butterbrot dazu. „Du", sagte er mir damals bei derselben Gelegenheit, als wir uns von aller Gesellschaft entfernt hatten, und in einem kleinen Restaurant ein einfaches Mittagsmahl verzehrten, — ich war, wie gewöhnlich, vorsichtig im Essen und bat mir eine leichte Mehlspeise aus — „ja" sagte er, „Du, die machen sie hier auch, aber keine ehrlichen Pfannkuchen, wie bei uns, erst ein Pfannkuchen und dann eine Schicht Bickbeeren und dann wieder Pfannkuchen und dann wieder eine Schicht Bickbeeren und so fort; aber eine nette Omelette." So einfach lebte der große berühmte, damals schon wohlhabende Mann, so kindlich waren seine Tafelfreuden! Dann sagte er mir, da er wußte und sah, wie vorsichtig ich leben mußte: „Ich habe in meinem ganzen Leben wegen Krankheit oder Unwohlsein nie ein Mittagessen versäumt." „Mein Gott, Johannes," rief ich aus, „was für ein Glückskind bist Du, welche Gesundheit hast Du!" Und jetzt ist er dahin! . . .

Damals in Kiel kam er mit einem dänischen Postdampfer in der Nachtfahrt von Kopenhagen, wo er mit Stockhausen zusammen Concerte gegeben hatte. Ich sagte ihm: „Was hast Du dort eigentlich angerichtet, daß Du so zu sagen entflohen bist; Stockhausen ist ja noch dageblieben, und ihr habt ja großen Beifall gefunden?" — „Ach," sagte er, „es war eigentlich ganz schön da. Nun waren wir einen Abend bei Niels Gade" — bekanntlich dem bedeutendsten dänischen Componisten damaliger Zeit, Schüler von Mendelssohn. „Man fragte mich, ob ich das Thorwaldsen-Museum gesehen hätte und bewundere" — was natürlich jeder Däne voraussetzt und verlangt. „Ja," sagte ich, „das ist so schön, es verdiente in Berlin zu sein." — „Brahms," rief ich aus, „wie konntest Du nur so etwas in Gesellschaft von Dänen sagen!" — „Ja," sagte er, „ich meinte ja nur damit, es wäre besser, wenn ein schönes Werk, wenn so schöne Sachen in einem großen Mittelpunkte ständen und viel gesehen würden." — „Aber Du konntest Dir ja doch denken, daß die Dänen das nicht vertragen konnten." — „Daran habe ich gar nicht gedacht," sagte er in seiner wahrhaftigen Unschuld. Dann setzte er hinzu: „Uebrigens habe ich so viel Geld verdient, daß ich lange nichts mehr nöthig habe, und so ist es auch einerlei." Natürlich blieb er dann einige Zeit bei mir.

Von einem späteren Besuche bei mir in Kiel erzähle ich noch. Er gab mit Stockhausen zusammen ein Concert und wohnte natürlich, wie gewöhnlich, bei mir, Stockhausen bei seinem Schwager auf Forsteck. Sie machten bei mir, wie immer zu meinem und ihrem eigenen Vergnügen, Musik verschiedener Art, auch einige Probeübungen, wie sich das so gehört. Bei solcher Gelegenheit erzählte mir Brahms einmal, wahrscheinlich bei Tisch, wo es gut zu essen gab und er sehr mäßig aß: „Wenn ich in einem Concerte

auftrete, so faste ich den Tag.“ Einige Tage vor dem Concerte war Stockhausen schon längere Zeit bei mir im Hause, und wir warteten auf Brahms, der sich verspätet hatte. Ich ging vor die Pforte und den Schwanenweg entlang, um nach zu sehen, wo er blieb und ob er bald käme. Da ging mir der alte Componist Löwe am Arm eines Matrosen, der ihn zu führen pflegte, auf dem Wege vorbei. Er hatte verschiedene Schlaganfälle gehabt und konnte ohne Führung keine weiteren Wege machen. Gleich darauf begegnete mir Brahms und ich sagte: „Du, kennst Du den Mann, der Dir eben vorbeiging, den alten großen schönen Mann? Das ist Löwe.“ Da wandte Brahms sich rasch um und sah ihm mit offenbar großem Interesse nach, und wie wir nach Haus zu Stockhausen kamen, sagte er dem: „Wir sind eben Löwe begegnet, singst Du etwas von ihm? Hast Du etwas von seinen Compositionen in Deinem Repertoire?“ Auf die verneinende Antwort Stockhausen's bemerkte er ihm: „O, Du könntest sehr wohl ein paar Sachen von ihm singen.“ Bekanntlich kannte Brahms Alles, was Musik heißt. — Dann sagte er zu meiner Frau: „Haben Sie nicht vielleicht“ — denn wir auch besaßen viel Musikalien — „die Ballade von Heinrich dem Vogler von Löwe?“ Die war allerdings da, wurde sogleich heraus gesucht, und die beiden Meister führten sie uns vor. „Ja,“ sagte Brahms, „Du könntest auch gerne einige Compositionen von Löwe zu altdeutschen Texten in Dein Repertoire aufnehmen!“ Von den später berühmt gewordenen, viel gesungenen großen Balladen von Löwe „Douglas“ u. s. w. sprach er nicht. Daß man im vergangenen Jahr dem Componisten Löwe in Kiel an einem der schönsten Plätze ein Denkmal gesetzt hat, ist bekannt; warum? ist unverständlich; denn Löwe ist bloß als todtkranker Mann in Kiel gewesen und hier gestorben. Für Kiel hat er persönlich kein Interesse. Jetzt wäre der Platz besser offen für unseren halben Landsmann Brahms.

Indem wir damals über Löwe sprachen, sagte er: „Wohnt der hier in Kiel, dann besuchen wir ihn; die Ehre müssen wir ihm anthun!“ Wir machten uns also auf nach dem Schloßgarten, wo er in einem der Lamp'schen Häuser wohnte, und trafen ihn, Frau und Tochter. Wir hatten unsere Karten hinein geschickt, wurden natürlich wohlwollend aufgenommen; Stockhausen's Name war ihnen Allen bekannt. Mit dem wurde also auch die Unterhaltung hauptsächlich geführt. Wir beiden Anderen waren ihnen augenscheinlich ganz unbekannte Größen. An Brahms wurde das offenbar; denn als sie hörten, daß Stockhausen und er ein Concert geben wollten, fragte die Tochter wohlwollend den neben ihr sitzenden Brahms: „Spielen Sie auch Clavier?“, worauf Johannes in seiner Manier ganz bescheiden antwortete: „Ein wenig.“ Der alte Herr sprach kein Wort. So wurden wir entlassen. — Einige Tage nachher erschien der alte Löwe bei mir im Garten mit seinem Matrosen und sagte: „Sind Ihre Freunde noch da?“ Ich mußte ihm leider gestehen, daß sie fort seien. Da entschuldigte er sich, daß er bei unserem Besuche ganz stumm geblieben sei; er sei sehr leidend. Dann übergab er mir drei von seiner Hand geschriebene kleine Zettel mit Dank und Gruß für Jeden von uns.

Damals haben Brahms und Stockhausen sich photographieren lassen. Sie stehen einander gegenüber, Brahms noch bartlos, ganz jugendlich; es ist ein kleines Format. Es ist für mich etwas tief Rührendes gewesen, daß Brahms mir diese Photographie, wovon er gewiß nur ein Exemplar besessen, zu einer Zeit, wo ich sehr leidend war, wohl 25 Jahr später, zugeschickt hat. Auf der Rückseite stehen die Worte:

In Kiel war ein lieber Dritter dabei — dem ich ganz von Herzen dankbar bin für seine schöne geliebte Weihnachtsgabe.

In alter Freundschaft Dein J. B.

Was ich ihm zu Weihnacht geschickt habe — ich denke eins meiner Bücher, vielleicht „Vertelln“ — weiß ich nicht.

(Schluß folgt.)

## Hans Hoffmann als Märchenerzähler.

Von Leo Berg.

Der Idealismus der Künstler hat zwei verschiedene Quellen: den Glauben und die Phantasie. Das reale Leben verstopft sie Beide. Der Dichter, der im Leben zu Beiden den Muth hat, muß entweder sehr naiv oder sehr blind sein. Kein Glaube läßt sich auf die Wirklichkeit übertragen, und außerdem nimmt sie jede Freiheit. Diese aber ist es vornehmlich, die der Künstler braucht. Auf irgend eine Weise hat sich noch jeder der Wirklichkeit zu entziehen versucht. Auch die großen Realisten, sei's daß sie historische Stoffe aufsuchten, wie Flaubert, denen gegenüber sie schon eine gewisse Bewegungsfreiheit hatten, sei's, daß sie unter dem Scheine der Wissenschaftlichkeit sich phantastischen Speculationen hingaben, sei's, daß sie zu Symbolikern wurden, oder welchen Ausweg sie immer suchten, eine Flucht zu ermöglichen aus der Alltäglichkeit hinaus. Es ist eines der interessantesten und wichtigsten Capitel der Künstlerpsychologie zu untersuchen, wann, wo und weßhalb sie diesen Ausweg suchten und fanden. Einige wurden zu Mystikern, andere zu Phantasten, trotz strengem Realismus sonst, und schließlich werden sie zu Märchenerzählern. Die Wahrheit ihrer Stoffe und Probleme leidet darunter nicht. Aber jetzt sind sie frei, sie können sie unumschränkter und kühner darstellen. Sie können sie unter Umstände bringen, in denen sie sich vollkommen entfalten. Wie weit im Einzelnen der Dichter das Recht hierzu hat, entscheidet seine Kunst und seine Individualität.

Hans Hoffmann, dessen Bozener und Ostseemärchen*) mir zu diesen Betrachtungen Anlaß geben, hat mit instinctiver Sicherheit von vornherein, gleich am Beginne seiner literarischen Laufbahn, Geschichten geschrieben, die dem Märchen sehr nahe kamen. Er verlegte seine Motive in ein Land, das schon beinahe ein Märchenland ist, nach Korfu, nach Griechenland und Süditalien, er griff nach Stoffen und Gestalten, die im Märchen-Morgenlande der Unschuld und Jugend athmeten.

Das Urland des alten Märchens ist der Mythos; das Märchen ist verständnißlos gewordener Mythos, die Naturreligion der kleinen Kinder. Spätere Märchendichter, wie Andersen, haben auf eigene Faust die Natur zu beleben verstanden. Aber immer wendet sich der Märchendichter an das Verständniß der Kinder. Sobald der Dichter aber im Bewußtsein eines naiveren Zuhörerkreises erzählt, thut er es mit überlegenem Humor. Und der Humor, der immer aus dem Gefühle der geistigen Ueberlegenheit stammt, hat es zum Märchen meist nicht sehr weit. Bewußte Märchenerzähler sind immer schon ein wenig Humoristen. Ich kann mir z. B. einen orientalischen Märchenerzähler kaum anders als lächelnden Mundes vorstellen.

Hoffmann's Märchen sind dreierlei Art. Ein eigentliche phantastische Ausschweifung hat er nur einmal gegeben in der liebenswürdigen und geistreichen Katerphantasie: „Wasser! Ein Weinmärchen“. Und hier ist der Anlaß fast eine reale Begründung. Daß wir gleich eine ganze Weinphilosophie, welche die Urwurzel der germanischen Heldensage aufgräbt und in dieser nichts Anderes finden als den uralten heldenhaften Kampf des deutschen Volkes gegen den Durst, giebt uns Zutrauen zu dem munteren Träumer. Wir werden also nicht vergeblich die Wege des Irdischen verlassen.

Weitaus die meisten seiner Märchen aber sind symbolisch zu verstehen. Es sind Einkleidungen einer Idee, einer Erfahrung. Niemals phantasirt der Dichter in's Blaue hinein. Das Märchen ist nur ein launiges, luftiges, durchsichtiges Gewand der Idee, der es sich zuweilen bis in die zartesten Linien anschließt. Oft ist es nur die Umschreibung der Idee, zuweilen ihr Spiegel. Allen voran steht das sinnige Märchen

*) Beide im Verlage von A. G. Liebeskind, Leipzig.

„Der Irrtrank", wo nur reizend ausgesponnen ist, was sich auch in einen guten Sinnspruch legen ließe, wo das Märchen nur gleichnißweise den Sinn ausdrückt. Der Sinn ist nicht überraschend neu und auch nicht besonders tief und läßt sich in den Satz zusammenfassen: daß sich eine wahre Liebe durch ein ganzes Leben, durch alle seine Banalitäten und Enttäuschungen hindurch, bewähren müsse; ein Jüngling könne nicht sagen, daß er seiner Liebsten treu sein werde, so lange er sie nur in der verführerischen Gestalt eines blühenden Mädchens kennt; nur ausnahmsweise kommt eines Mannes Liebe ohne Frostschaden davon. Aber wie ist diese Idee umkleidet! Wie vollendet die Form! Wie anmuthig die Erzählung! Welche Kunst in der Darstellung! Das Allgemeine wird lebendig und gegenwärtig, die Zeitläufte sind in die kleinsten Spiegelbilder aufgefangen, das Verworrene und Complicirte des Lebens ist in einer Einfachheit und Unbefangenheit gesehen, die dem Leben wieder nahe kommt. „Nicht bloß, was über dem Erdboden ist, das Geäst und die Stämme, auch das ganze Gefaser des Wurzelwerkes in der Tiefe konnte er übersehen und darunter das ewige Sickern und Quellen und Rinnen der lebendigen Wasser, die es tränkend ernähren."

In den Ostsee-Märchen findet sich eine stattliche Anzahl, die eine ganz alltägliche Wahrheit in ein Märchengewand kleiden. „Der arme Krebs", das die alte Wahrheit illustrirt, daß ein Mann zur Verzweiflung gebracht wird, wenn Weib und Schwiegermutter zugleich an ihm herum zerren, und daß das Glück der Ehe darüber zum Teufel gehen muß; „Plappermäulchen", das vom unnatürlichen Reden und unnatürlichen Schweigen handelt; „Prinzessin Meinetwegen" mit der alten Wahrheit von der Zaubermacht, welches auf Frauenherzen das Wort ausübt: Die Schneiderin ist angekommen; „Streit unter Liebenden", welches die nicht jüngere Wahrheit predigt, daß Zank zu Jugend und Liebe gehört und nur erkaltete Herzen in Ruhe und Frieden mit einander auskommen; oder: „Das häßliche Nixchen", welches lehrt, daß Liebe auch die Häßlichste schön macht. Hier ist freilich die Märchenform nur ein neuer Vorwand zu alten Banalitäten. Die Sache wird gar schlimm, wenn diese nun erst doppelt ausgedrückt werden müssen, wie im „Armen Krebs", wo eine banale Alltagsgeschichte erst noch durch ein banales Märchen beleuchtet wird. Genießbar werden diese Geschichten aber durch die Anmuth, mit der sie vorgetragen werden, und einen Ton, der immer wieder auf die Naivetät eines unschuldigen Lesers hinweist und Einen bald in dessen Stimmung hineinbringt.

Ungleich tiefer sind die Märchen, welche man als phantastische oder symbolische Novellen bezeichnen kann, und in denen zum Theil die tiefsten menschlichen und künstlerischen Probleme in Märchenform vorgetragen werden, d. h. in freiere und reinere Lebensmöglichkeiten versetzt, oder in einer humoristischen Ueberlegenheit angeschaut, welcher das Leben selber, besonders wenn es jung und schön und thöricht ist, wie ein Märchen ausgebreitet liegt. Das ist das Märchen, in das sich oft die tiefste Weise alt und verschlossen, d. h. objectiv gewordener Dichter flüchtet, z. B. Goethe's in der „Schönen Melusine". Hoffmann kommt hier auf ältere Motive zurück, die auch schon zum Theil die Motive Gottfried Keller's waren. Da ist vor Allem „Die Heilige Kümmerniß", die die Tragik der Schönheit behandelt und in der Darstellung sich Keller's „Legenden" nähert. Die Schönheit ist hier eine unsichtbare, aber harte Krone, welche allzu schwer der Heldin Stirn bedrückt. Diese Legende ist insofern eine Vertiefung des Hoffmann'schen Problems, als er hier das Motiv zuspitzt, da er sonst die tragische Dämonie der Schönheit für Andere behandelt, während hier das Grauen der Schönheit vor sich selber der Gegenstand der wunderbar feinen und anmuthigen Dichtung ist. „Keine geschaffene Seele erträgt es, in den Herzen der Menschen nur Ehrfurcht zu wecken und Andacht und niemals Liebe. Solch eine Seele muß böse werden oder in sich selber vergehen." Die Novelle des Bozener Mädchens wird hier zum Märchen, indem Handlung und Menschen in die Symbolik hinaufgehoben werden, ohne daß die Geschichte ihre reale Voraussetzung verliert; höchstens daß der reale Theil übertrieben wird. Bewundernswürdig ist hier die Wirksamkeit der Jungfrau Maria dargestellt, die aus der irdischen eine himmlische Schönheit, aus der Koketten eine Heilige macht. Wunder und Wirklichkeit sind anmuthig durcheinander geworfen, die Grenzen von Novelle und Märchen geschickt mit einander verflochten.

„Die Todtenhochzeit" geht noch tiefer im Problem, welches das des Grünen Heinrich ist: wie man das Leben verliert, indem man das Leben beschaut, „aus bedachtsamer Ferne" genießt. „Also glitt das Leben, so wirklich es war, so dreist an Formen und so glänzend von Farben und holdem Licht, immer wie ein träumerisches Bild an ihm vorüber, und seine Gestalten waren bei aller frischen Leiblichkeit doch nur wie schwebende Schatten aus einer zarteren Welt, die kein Lärmen kennt und mit lieblichem Schweigen begnadet ist." Der Ton wird hier zur Symbolik des Lebens, das unser Held nur als Anschauung kennt. „Er sehnte sich qualvoll nach einem einzigen Ton, nur nach dem Zirpen einer Grille. Von den lockeren Ranken der wilden Rosen löste sich manchmal ein Blatt unter der Schwere und zitterte zur Erde; er hoffte bänglich, es sollte einen Laut geben, wenn es den Boden berührte. Doch es fiel stumm wie ein Stern." „Es kam ihm vor, als sähe er sich selbst und dies Stückchen Welt um sich her durch sein Fernglas aus unermeßlicher Weite, wohin auch der Einsturz aller ragenden Berge keinen Ton mehr tragen würde, nur den Schrecken des Schauens." Und das rauschende Leben umfängt ihn erst im Tode, denn seine Leichenfeier hat er selbst als eine Faschingslustbarkeit, als ein Glanzfest der Freude angeordnet. Hier, wie in den meisten Bozener Geschichten, ist das Märchen wie ein buntes Crystallglas, durch welches die poetische Idee in mannigfaltigen bunten Lichtern hervorblitzt. Für jeden Gedanken findet der Dichter eine Form, für jedes innerliche Erlebniß ein Bild. Er wird nie dunkel, er wird nie weitschweifig, seine Phantasie schießt nicht in's Unbestimmte, höchstens daß er zuweilen etwas zu früh und zu schnell symbolisirt und ein wenig in's Abstracte streift Im Ganzen hat er fast die klassische Form des modernen Märchens gefunden, des philosophischen Märchens für große Kinder, welche mit dem Verständniß für tiefe Probleme zugleich die Empfänglichkeit für naive Poesie besitzen. Es ist das humoristische Märchen, welches unserem socialen Zeitalter entspricht wie das witzig-satirische Swifts seinem skeptisch-revolutionären.

Phantastischer, märchenhafter und spielerischer sind im Allgemeinen die Ostsee-Märchen, die voller Nixen, Kobolde, Zauberwesen sind und häufiger in alte mythische Vorstellungen hinüberspielen. Es ist zuweilen ein wahrer Hexensabbath nach einer kleinen unscheinbaren Wahrheit, z. B. „Die Bernsteinstadt", die einen umständlichen und nicht einmal glücklichen Apparat aufbietet, um das Wesen der Geld- oder Vernunftheirath zu symbolisiren, und die fast mit einem französischen Ehescheidungswitz endigt. Ein ander Mal schafft Hoffmann einen sehr ergötzlichen Mythos über die Entstehung der Seekrankheit, deren Vater der Suff ist. Ueber den Wassern spukt der Geist des Lübecker Weinhändlers, der einst im Leben die Kunst der Weinplantscherei eingeführt hat und dessen Weine in Folge dessen so schwer und niederwerfend werden, daß sogar die Meeresgeister, als sie bei einem Sturme davon zu kosten bekommen, berauscht werden und dem argen Betrüger, einem anderen Fliegenden Holländer, in alle Ewigkeit ein Hauch der Besoffenheit vorangeht. Wer ihn auf dem Meere zu sehen bekommt, ist unrettbar der bösen Krankheit verfallen („Der fliegende Weinhändler"). Man kann ein menschliches Uebel nicht sinnreicher erklären. Die Wahr-

heit des Märchens aber, die Verwandtschaft von Seekrankheit und Weinrausch, ist leicht einzusehen und von den Meisten in praxi schon erkannt. Zuweilen ist das Spuk- und Märchenhafte nur rein äußerlich und nebensächlich in einer einfachen Herzensgeschichte, wie des armen Fischers Klaus, der eine Jungfrau aus einem Schiffbruche gerettet hat, sich in sie verliebt, in ihr auch eine Mutter für seine verwaisten Kinder findet, aber sie doch aus Treue gegen seine verstorbene Frau nicht heirathen kann, und weil sie für ihn ja doch allzu schön, zu fein und zu vornehm ist. Daß er bei seinem Rettungswerke im Auftrage eines Seeungeheuers handelt, verwirrt nur die schlichte Fischer-Novelle („Strandgut"). Ist es sonst die Phantasie, die sich aus den Banden der Wirklichkeit befreien will und die Novelle zum Märchen hinüberleitet, so tritt hier die Novelle aus dem Märchen so plastisch und rein hervor, daß das Märchen wie eine alte Schlangenhaut vom verzauberten Leibe der Geschichte abfällt. Dem Märchenspuk kommt in solchen Fällen höchstens die Bedeutung der Charakteristik von Land und Menschen zu, er ist gleichsam das Milieu, in das die Novelle hineingestellt ist.

Endlich giebt es eine kleine Zahl von Geschichten, in denen das Märchenhafte der Ausdruck einer Sehnsucht nach dem Wunderbaren, nach Schönheit, Glück, Natur, nach dem Unsagbaren ist, was über die Hoffnung des Menschen hinausgeht und zu Tod und Wahnsinn führt. Hier ist das Märchen die Umschreibung dieser Sehnsucht, die sich personificirt in einem lieblichen Meerweibe („Sonnenwendnacht"). Die Wunder des Meeres werden lebendig und verwirren einem armen Menschenkinde, statt es zu beglücken, die Sinne. Wer sie erlebt, wird gestörten Geistes, Niemand versteht ihn, Niemand glaubt ihm, er ist für einen bürgerlichen Beruf nicht mehr zu gebrauchen, aber er steht ganze Tage und Nächte hindurch am Strande des Meeres und blickt sehnsüchtig in die Weite und Niemand begreift es, wonach er späht. — Die Verkörperung solcher Sehnsucht und Naturwunder gelingt freilich nur einmal in so anschaulicher und verständlicher Weise. Gleich die folgende Geschichte „Das Blumenschiff" steht in dieser Beziehung um ein Bedeutendes zurück und läßt die Beziehungen von Bild und Idee nur sehr unbestimmt erkennen. —

Aber alle Märchen sind gleich gut, gleich fein und gleich anmuthig geschrieben. Es liegt ein Duft von Meer, Berg und Wald über ihnen; sie sind umglänzt von der Heiterkeit einer fast kindlichen Dichterlaune. Alles Irdische ist abgestreift und von der Höhe des Humoristen aus gesehen. Selbst die tragischen Schauer einer modernen Seele ziehen nur wie traumhafte Schatten am Horizont dieses Sonnenlandes vorüber. Zu tadeln ist nur, daß sich Hoffmann einige Manirirtheiten des Stils angewöhnt hat und gewisse Worte wie „geruhsam", „bänglich" u. a. ihm gar zu gut zu gefallen scheinen; und daß er endlich zuweilen aus übertriebener Naivetät unwahr im Stil wird.

Wer in kindlich-heiteren Gebilden menschliche Erlebnisse und Probleme zu genießen und zu verstehen vermag, wird einen köstlichen und erhebenden Genuß an diesen reizenden Märchen haben. Etwas Anmuthigeres findet man nicht leicht in der modernen deutschen Literatur.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Baby-Club.

Von Quatrelles.

In diesen Tagen wurde in dem nüchternen, verständigen Berlin ein Frauen-Club gegründet. In Paris und London sind wir längst so weit. Wie wäre es aber, wenn wir noch ein bischen weiter gingen und einen Baby-Club gründeten? Das wäre doch zeitgemäß, was? Sehr zeitgemäß sogar. Früher allerdings bestand die Familie aus drei ganz verschiedenen Personen: dem Vater, der das Kind der Frau wegen liebte, der Mutter, die den Vater wegen des Kindes liebte und die guten und schlimmen Folgen dieser beiderseitigen Liebe zu ertragen hatte, und dem Kind. Heute aber nimmt der Mann die Frau wegen der Mitgift, die Frau den Mann, um Freiheit zu haben und damit eine allgemein als legitim anerkannte Flagge ihr Treiben decken kann. Wenn in diesem Spiele das Kind als Dritter erscheint, so ist es also nichts weiter als ein lästiger, überflüssiger Störenfried. — Was die moderne Frau in den Ladies-Clubs sucht, ist eine Zuflucht, ein Asyl, in das der Mann nicht dringt. Sie hat sich verheirathet, um frei zu sein, und zu Hause bleibt sie dem Familienhaupt untergeordnet. Im Club dagegen ist die Frau unabhängig. Wenn der Mann oder das Kind die Schwelle dieses Frauen-Clubs überschreiten will, so kann man Beide auf Grund der Satzungen hinausweisen. Ist das nicht reizend?

Warum soll also das von seiner modernen Mutter allein gelassene Baby nicht auch seine Zuflucht haben, da der Vater seinen Club hat und die Mutter einen Bund bildet? Vom Augenblick an, wo die Mutter sozusagen aus ihrem Daheim desertirt, gehört das Kind in den Baby-Club. Die Kinder, denen sich vom siebenten Jahre ab die Gymnasien und Erziehungsinstitute öffnen, sind bis dahin im Hause nur ein Hinderniß. Wo soll man sie also in der Zwischenzeit unterbringen? Diese trostlose Lücke ist nunmehr ausgefüllt. Unser Baby-Club wird sie aufnehmen. Hier der Entwurf für die Satzungen!

#### Baby-Club.

##### Hausordnung.

§ 1. Der Club trägt den Namen „Baby-Club".

§ 2. Jedes Baby, das in den Club aufgenommen zu werden wünscht, muß von einem Spielwaarenhändler oder von einem Conditor vorgeschlagen werden.

§ 3. Es wird mit Gummibonbons abgestimmt; rothe gelten für die Aufnahme; schwarze für die Ablehnung. Für diese Letzteren können auch Pralinés verwendet werden. Die aufgegessenen Bonbons zählen nicht.

§ 4. Kein Mitglied wird aufgenommen, das unter acht Tagen und über sieben Jahre alt ist, auch muß jedes Mitglied einen Impfschein haben.

§ 5. Ohne Weiteres werden aufgenommen: Die Prinzen der regierenden Häuser. Ebenso die Kinder der Mitglieder des hohen Adels, doch diese nur gegen Eintrittsgebühren.

§ 6. Niemand wird in das Club-Local zugelassen, wenn er nicht Mitglied ist. Mit Zustimmung der Babies werden die Väter und Mütter in einem Sprechsaal auf kurze Zeit geduldet.

§ 7. Jede Zusammenkunft zu politischen Zwecken, sowie jede politische Unterhaltung ist streng verboten.

§ 8. Das Comité veranstaltet alljährlich eine Ausstellung von Hampelmännern für die Mitglieder des Clubs.

§ 9. Alle Glücksspiele sind untersagt, ausgenommen das Lotto, weil man dabei das Lesen der Zahlen lernen kann.

§ 10. Das Versteckspielen zwischen Mädchen und Knaben ist verboten; überhaupt ist bei den Spielen möglichste Trennung der Herren und Damen zu beobachten.

§ 11. Ein Busset steht jederzeit zur Verfügung. Gegen Entrichtung von einer Mark für die Viertelstunde stehen den jüngeren Mitgliedern Lutschbeutel zur Verfügung.

§ 12. Die Kinder, die von ihren Eltern im Club vergessen werden, finden in gesonderten Schlafsälen comfortabel eingerichtete Wiegen.

Diese Paragraphen können und müssen natürlich noch erweitert werden. Unsere Pflicht war es nur, dem Baby, diesem Aschenbrödel der modernen Cultur, den Weg zu weisen, wie es seine so hart unterdrückten Rechte wahren und der Vernachlässigung durch die Herren Eltern wehren kann. Der Baby-Club wird seine Culturaufgabe gewiß erfüllen, wodurch wir der Lösung der socialen Frage wieder um einen gewaltigen Schritt näher gerückt sein werden.

## Aus der Hauptstadt.

### Damenkrieg.

Der Czar ist ein höflicher junger Mann. Er läßt unbequeme Frager manchmal ein bischen lange auf die Antwort warten, und bei Liebeserklärungen nun gar schweigt er gern eine Weile schüchtern, ehe er sich zu einem Ja oder Nein aufrafft. Aber die Antwort kommt, so spät sie auch kommt, und der weite Weg von Petersburg her entschuldigt ihr Säumen. Etliche Jahre hindurch hat Frankreich den Selbstherrscher brünstig umbuhlt, bis er dem Felix Faure schlau und gerührt zugleich um den Hals fiel, bis er von Waffenbrüderschaft und Allianz sprach. Unsere Witzblätter — man darf die führenden Tageszeitungen ruhig unter dieser Rubrik mit aufführen — wußten sich damals nicht Hohn und Spott genug über die unwürdige Haltung und die Kriecherei der Franzosen; aus tausend Leitartikeln troff beizend der zähe Saft deutschen Schreibergeistes nieder auf Felisque Faurewitsch, auf seine Anstrengungen, coursfähig zu sein, auf das vive le tsar! brüllende „Gesindel von Paris".

Als der neunundzwanzigjährige Kronenträger kurze Zeit darauf deutschen Boden betrat, begrüßten ihn unsere Blätter mit ebenso ungekünstelter, herzentstammender Begeisterung, wie es die Pariser gethan hatten; das treue Volk schrie auf den Gassen Hurrah, — es liebte dies schöne Wort schon, ehe es modischer Trinkspruch-Refrain wurde — und der Czar erkannte, daß die freundschaftdurchglühten, hochgestimmten Reden Wilhelm's II. auf ihn offenbar der ganzen glorreichen deutschen Nation aus der Seele gesprochen waren.

Da er ein höflicher junger Mann ist, erwiderte er nach Verlauf einiger Monde die jubelnden Grüße der getreuen Deutschen. Und zwar glaubte er die Antwort an die Adresse des Großherzogs von Baden richten zu sollen, der im dringenden Verdachte steht, mit dem alten Heldenkaiser immer d'accord gewesen zu sein und außerdem ein paar russische Großfürstchen in Karlsruhe nicht mit gehörigem Pompe aufgenommen zu haben, obwohl ihm ihre Waffenbrüderschaft und ihre Allianz mit den Seinepolitikern doch bekannt sein mußte. Niklas' Antwort hatte weder Hörner noch Zähne. Mit Entschiedenheit wies er die Anmaßung eines deutschen Fürsten zurück, der sich offenbar für mehr hält als Sr. Majestät des Czaren Generalgouverneur von Polen oder Finnland, der die Vasallenrolle dem anerkannten Herrn von Europa gegenüber nur ungeschickt oder gar widerwillig spielt. Der jugendliche Selbstherrscher lehnte den Besuch des Empörers kurz angebunden ab und begab sich zur selben Zeit auf die Saujagd. Es ist nicht mitgetheilt worden, ob er das eigenhändige Absageschreiben lutherisch wild mit Tinte bespritzt und so auch seinen armen Höflingen, die jetzt wahrscheinlich für des Gebieters urwüchsige Grobheit werden büßen müssen, Gelegenheit zu einer Saujagd gegeben hat.

Leute, die den feinen Fürstenton in allen Lebenslagen nach dem ordinären Knigge beurtheilen, sind geneigt, des Czaren Majestät für jünger als sie wirklich ist und sein Betragen gegen den Großherzog von Baden für einen Ausfluß jener glänzenden Eigenschaft zu halten, nach der man gewisse Jahre des jugendlichen Daseins zu benennen pflegt. Sie weisen auf die ehrwürdige Gestalt des Großherzogs hin, der die Schwelle des Greisenalters überschritten und ein Leben voll Erfahrungen, Arbeit und Ruhm hinter sich hat, dessen redliches Wollen und nicht geringes Können stets der Sympathien und der Ehrfurcht aller anständigen Menschen sicher gewesen ist. Eine Beleidigung, die einem solchen Fürsten in's Gesicht geschleudert wird, trifft nach ihrer Meinung die ganze Nation. Sie wollen die Sache rein von der menschlichen Seite aufgefaßt sehen, leugnen ihre politische Bedeutung und fügen mit einer auffälligen Hast, der die heimliche Furcht vor'm Absolutismus aus allen Fingerspitzen sprüht, hinzu, daß in unsern wunderherrlichen Verfassungsländern Hofstreitigkeiten ganz selbstverständlich auf den Gang der Politik keinerlei Einfluß ausüben können.

Man thut dem Czaren aber offenbar schweres Unrecht, wenn man sein Betragen in dieser ihm völlig unerwarteten Weise kritisirt. Er wird als ein schlichter, offener Charakter geschildert, der seinem Reiche die Berthold Schwarz'sche Erfindung sicher nicht ersetzt hätte; als ein gerader Mensch, der jedes Wort nach dem Wortlaut auffaßt und von Talleyrand'schem Versteckspielen nichts ahnt. Nikolaus II. hat seinen Ruhm und seine Macht allüberall mit Posaunenton preisen hören. Fürsten aller Zonen haben sich in Demuth vor ihm geneigt und ihm gedankt für die Gnade, die er ihnen durch ganz conventionelle, nüchterne Trinksprüche erwiesen hat. Seine Bundesgenossenschaft ist ein unbeschreiblich kostbares Gut genannt geworden, und man hat keine Anstrengungen gescheut, sie zu erlangen. Was lag näher, als daß der noch unerfahrene Selbstherrscher seine Schlüsse daraus zog? Daß er sich wirklich für den Richter der Welt nahm, seinen Thron hoch erhaben wähnte über den Stühlen der Mitmonarchen? Hier zu Lande ist man es ja gewöhnt, aus einem Extrem in's andere zu fallen, heute zu verbrennen, was man gestern angebetet, anzubeten, was man verbrannt hat. Aber Nikolaus II. kennt die Gepflogenheiten unserer Maßgebenden nicht. Er ist eine zu schwerfällige, eine so gar nicht impulsive und leicht hingerissene Natur. Daß $2+2=4$ ist, glaubt er heute wie Morgen und ist nicht gesonnen, es den Geistreichen nachzumachen, die auch mal Fünfe grade sein lassen. Aus diesem Grunde wird ihm die im Vasallenstaate Deutschland urplötzlich ausgebrochene Revolte ebenso überraschend gekommen sein, wie sie ihn auf's Tiefste verletzen mußte. Auf welche Zustände steuern wir auch los, wenn man bereits im Gouvernement Baden eine vielleicht gar nicht so böse gemeinte Rücksichtslosigkeit, eine kleine, neckische Laune des Allmächtigen gereizt und formlos zurückweist?

Wenn die entscheidenden Stellen in den Zeitungsredactionen wie in den Regierungen unser Volk an verfassungsmäßiges Denken gewöhnt hätten, dann wäre der ganze kleine Scandal mit Leichtigkeit zu localisiren und hätte nur für den Hoflatsch einige Bedeutung. Aber in Deutschland stehen die Verfassungen thatsächlich einstweilen bloß auf dem Papier. Hier sind es nach wie vor, oft genug zum Schaden des monarchischen Gedankens, nur die Monarchen, die die Entscheidungen treffen. Damit es nicht so schlecht aussieht und damit das Odium der Steuereintreibung nicht auf der Krone und ihren theils verantwortlichen, theils unverantwortlichen Rathgebern lastet, wählt man Sprechparlamente, die nichts zu sagen haben, in denen alle ruppigen Kerle aus dem Volke zusammenkommen und sich ungestraft ausschimpfen dürfen. Das ist gefahrlos, reinigt die Luft und ebnet den Weg zu neuen Steuern. Irgendwelche Macht besitzen die Kammern natürlich in Wahrheit nicht. Sie sind auch klug genug, es nie auf Kraftproben ankommen zu lassen und ducken immer rechtzeitig unter. Ob es sich um Heeresreformen, Marinepläne, Dombauten, Denkmalserrichtungen oder sonst etwas handelt — sie geben jedesmal nach, selbst in den kleinsten Einzelheiten. Diese Verhältnisse, deren Wirklichkeit nur weltfremde Traumduselei leugnen kann, machen den kleinen Zank zwischen den Höfen in Darmstadt und Karlsruhe zu einer nationalen Angelegenheit. Wenn Reichstag und preußisches Abgeordnetenhaus sich in den Haaren liegen, wenn der bayrische Landtag mit bajuvarenhaft unzweideutiger Grobheit für die Reservatrechte und gegen die Prunkmanöver auftritt, so ist das vielleicht spaßig, aber zunächst doch recht herzlich bedeutungslos. Deßhalb besteht das Reich ruhig weiter. Tönt aber einmal in die Harmonie der Höfe ein leiser Mißklang hinein, athmen die Hofberichte nicht eitel Frieden und Versöhnung, dann mögen die Consuln auf der Hut sein. Und dann wird auch der echte Deutsche, den sonst nichts der behaglichen, von den Altvordern übernommenen Bärenhaut entreißt, nervös; er bezwingt seine vernünftige Abneigung und durchblättert mit krankhafter Spannung den politischen Theil seines Inseratenblattes.

Wie graziös boshaft sie lächeln mögen, die roten Mündchen der Hofdamen, die diplomatisch fest zusammengekniffenen Lippen ihrer Cavaliere, wenn sie bei solchen Gelegenheiten die Declamationen der Verfassungstölpel hören und den lieben, kindlichen Glaubensartikel, das an die Wahlurne getriebene, souveräne Volk entscheide über sein Geschick! Die an den Höfen kennen ihre Macht besser und besser die Dummheit der Wald- und Wiesen-Liberalen. Der gewaltige Kanzler, dessen Willen doch wie eine Schnellzuglocomotive bei Seite schleuderte, was sich ihm entgegen warf, wäre mehr als einmal um ein Haar entgleist, weil zarte Frauenhände sich wider ihn ausstreckten. Kaiserin Augusta, die Wilhelm II. in diesem Sinne nicht ohne Grund die große Mutter der Großherzogin von Baden genannt hat, ist dem Fürsten Bismarck zehn Mal gefährlicher geworden, als alle Fortschrittsparteien, alle Benedek und Napoleon zusammengenommen. Man höre ihn nur selbst:

„Ihre Neigung für alles Französische und Katholische wirkte mit, an ihrem Hofe entstand im Laufe der Zeit eine Camarilla, die nicht immer unbedenkliche Mittel anwandte, um ihr Ziel zu erreichen, und ich hätte Vieles nicht durchsetzen können, wenn der alte Herr, der unter diesen Dingen übrigens nicht weniger litt als ich, in der Stunde der Entscheidung nicht doch schließlich stets bei der Stange geblieben wäre. Diese Kämpfe kosteten aber Nervenkraft, — besonders als sie in der Conflictszeit den König zur Abdankung überreden wollte und ich ihn energisch beim Portepee fassen mußte. Ich kann wohl sagen, daß dieser langjährige Damenkrieg meine Gesundheit mehr angegriffen hat, als alle offenen Gefechte im Parlament und im diplomatischen Dienst."

Die heutigen Staatssecretäre des Aeußeren, die heutigen Ministerpräsidenten sind, wofür sie gewiß Gott danken, keine Bismarck's, und da die Damen bei Hofe von ihrer Gewandtheit, ihrer Ausdauer und ihrem Scharfsinne nichts verloren haben, treten die Herren im goldgestickten Fracke zumeist gar nicht erst in den Kampf ein. Es liegt ihnen nichts daran, in die zwar pikante, aber gefährliche Lage des Goethe'schen Minister-Flohs zu kommen, der den politisirenden Königinnen und Zofen unbequem wird. Denn heute knickt und erstickt man gleich, wenn Einer sticht. Die rege und ungehinderte Theilnahme der hochgeborenen Damenwelt am diplomatischen Geschäfte verleiht dazu diesen Geschäften einen romanhaften Schimmer, macht sie so zu sagen poesievoll. Und das ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug. Entbehrt doch die Politik des neuesten Kurses, diese ebenso zielsichere wie nüchterne, ebenso praktische wie allem Geflunker abgewandte Politik, allzu sehr der Romantik, an die wir Deutschen nun einmal gewöhnt sind und die wir höchst ungern vermissen.

Deßhalb sollten unsere Zeitungen eingehender von der süßen Herzensangelegenheit der vormaligen Prinzeß Alix von Hessen, jetzigen Kaiserin von Rußland, erzählen, durch die sie sich mit dem Karlsruher Hofe so bitter verfeindet hat. Dank dem Einspruche der Badener Großherzogin ist Prinzeß Alix nun allerdings dem Schicksal entgangen, eines schlichten Prinzen Gemahl zu werden; jetzt darf sie ihre Kunst im Caricaturenzeichnen an dem obersten Kronenträger Europas üben. Aber es scheint, Alexandra Feodorowna wird sich der indirecten Heirathsvermittlerin dafür wenig erkenntlich zeigen. Und wenn es ihr nicht an dem Willen fehlt, sich zu rächen — die Macht dazu hat sie. Das wissen z. B. sehr gut die deutschen Großindustriellen, die nach Rußland exportiren und ihre dringendsten Zollerleichterungs-Wünsche in einem hessischen, von Alexandra Feodorowna gelesenen Blatte veröffentlichen — sie dürfen dann des Erfolges einigermaßen sicher sein. Einen Tort, wie ihn die Großherzogin der Czarin angethan hat, verzeiht eine Dame nie. Und sie verzeiht auch nicht die abfälligen Bemerkungen, womit man am Karlsruher Hofe ihren Religionswechsel begleitete, der so leicht und gefällig vor sich ging, eins, zwei, drei, ohne alle Hexerei, mit Ausnahme der hohen, amurischen, die den jungen Selbstherrscher bezauberte. Alexandra Feodorowna empfindet die erlauchte Rüge, die gerade ihre Glaubensänderung traf, um so schwerer, als ja doch die eigene Nichte der Großherzogin, Prinzeß Sophie, gleichfalls in den Schooß der orthodoxen Kirche eingegangen ist. In allen diesen Vorkommnissen wittert ihr feines Näschen persönliche Ranceune, und die herkömmliche Spannung zwischen Darmstadt und Karlsruhe, zwischen dem Hauptquartier des gekrönten Engländerthums in Deutschland und einer kerndeutschen Hofhaltung, ist dadurch gefährlich gewachsen. Der Czar, ein galanter junger Mann, würde wie andere Familienväter auch sogar dann ohne Weiteres

für seine Frau und deren Angehörige Partei ergreifen, wenn er nicht selbst ein Hühnchen mit den Karlsruhern zu pflücken hätte. Sein Großonkel hat sich nämlich so weit vergessen, eine beklagenswerthe Mißheirath mit der aus morganatischer Ehe hervorgegangenen, badischen Gräfin Sophie Merenberg zu schließen. Daß man diese Verirrung nicht verhindert hat, macht der Russenkaiser dem großherzoglichen Paare mit Recht zum herben Vorwurfe.

Der niedliche Damenkrieg, dem so wichtige Ursachen zu Grunde liegen, gewinnt an Schärfe durch den schon angedeuteten Gegensatz, in dem englische und deutsche Art, von den beiden Höfen repräsentirt, stehen. Wie in Balmoral liebt man sich in Coburg und Darmstadt eine Lebensführung, die auf vornehmen britischen Edelsitzen heimisch ist; man neigt in Fragen des savoir vivre das Haupt vor den Hofmarschällen von Osborne, und Kaiserin Friedrich, Großmama's Tochter, gilt hier eben darum als besondere Respectperson. Ihre Abneigung aber vor der Schwägerin, der Großherzogin von Baden, ist echt und tief. Ich weiß nicht, ob auf dem denkwürdigen Baumpflanzungs-Feste, das Frankfurts Rothschild der Prinzeß Royal und dem Prinzen von Wales gab, die Karlsruher besonders lebhaft kritisirt worden sind; daß aber hochgestellte Witzbolde der Karlsruher Gesellschaft ihren Spott an der Banquiersfête eine geraume Zeit lang mit Vorliebe geübt haben, ist kaum noch ein öffentliches Geheimniß. Der Czar hält, wie sich das für einen Familienvater schickt, selbstverständlich auch in diesen Fragen treu zu seiner Gemahlin und ihren Verwandten. An der indischen Grenze und auf dem Balkan mögen sich Rußland und England immerhin kampfbereit gegenüber stehen; die Entscheidung liegt doch bei den Höfen von Kopenhagen und Darmstadt, fällt während der gemüthlichen, vornehmen Theeabende mit Sandwiches, wo Rußland und England freundnachbarlich Sessel an Sessel sitzen. Andere Wege als die Diplomaten gehen die Damen, und der listige Damenkrieg führt zu anderen, führt zu entgiltigeren Ergebnissen als der blutige Krieg der Generale.

Der hochcultivirte und verfassungsmäßig regierte Europäer, der in edler Männlichkeit an des Jahrhunderts Neige stolz den Palmenzweig schwingt, wird mit einigem Erstaunen wahrnehmen, daß heut' so gut wie in den sonnigen Tagen der Favoritenwirthschaft die Geschicke der Völker sich im Alkoven entscheiden, zwischen Tisch und Bett. Der Punkt, aus dem nicht nur der Weiber Weh und Ach so tausendfach zu curiren ist, war höchstens in der groben, robusten, derb realistischen Bismarckzeit nicht der leitende Gesichtspunkt großeuropäischer Politik. Seitdem sind wir wieder zärtlicher, fraulicher geworden. Und lyrischer und romantischer auch, das versteht sich am Rande. Das thut man schon, wenn auch unbewußt, den Damen zu Liebe, das ist eine unwillkürliche Verneigung vor ihnen, den hochgeborenen Lenkerinnen des Männer- und Völkergeschickes. Thoren sind es deßhalb, die in kleinlich-kurzsichtiger Verkennung der Verhältnisse die Damenaffairen Hofklatsch nennen und dafür breitspurig, über und unterm Striche, vom Fürsten Hohenlohe erzählen; die allen Ernstes so thun, als hänge die Drehung der Erde von seiner Demission oder seinem treuen Verharren im Amte ab, vom Onkel Chlodwig und nicht von der gefürsteten Tante So und So. Der Beherrscher der Welt, Czar Nikolaus, ist ein höflicher und galanter junger Mann ... Achtung auf die Damen! Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

Helga's Hochzeit. Lustspiel in drei Aufzügen von Franz v. Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld. (Kgl. Schauspielhaus.) — Jugendfreunde. Lustspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda. (Deutsches Theater.)

Seitdem Herr v. Schönthan sich mit Herrn Koppel aus Eltville in Liebe verbunden hat, macht er in Poesie. Poesie, das ist Etwas, was hinten klappt und worüber man nicht nachzudenken braucht. „Renaissance", gefiel hier über die Maaßen, nachdem es in Wien und in den deutschen Kunststädten hohnlachend abgelehnt worden war. „Die goldene Eva" machte schon weniger, und „Helga's Hochzeit", der nun noch gar die schönen Reime, d. h. also die Hauptpoesie, fehlten, fiel ab. Koppel war dies Mal offenbar zu faul gewesen, jeden Tag ein paar Stunden lang fleißig zu scandiren, und Schönthan hatte geglaubt, das Costüm decke Alles und mache den sogenannten Humor entbehrlich. Die Vernachlässigung der nothwendigen Aeußerlichkeiten rächte sich indessen schwer, und bei der nächsten „culturgeschichtlichen" Komödie werden die Verfasser leider wieder ihr bischen Hirn anstrengen müssen.

Helga ist ein süßer Backfisch, bestimmt, Nonne zu werden und gottselig in grauer Gewandung blühende Reize verwelken zu lassen. Der Vetter Lieutenant ist ein unsagbar forscher Kerl, bis über die Ohren verliebt und verschuldet. Helga übernachtet gelegentlich in einer Waldcapelle, der Lieutenant dito, ohne daß sie von einander wissen. Eine kitzliche Scene, aber sie wird chemisch rein durchgeführt. Leider haben böse Menschen die Beiden die Capelle verlassen sehen, es entsteht spitziges und anzügliches Gerede; Helga und der Lieutenant müssen sich des Urtheils der Welt wegen heirathen. Natürlich hassen sie sich jetzt und beschließen die Trennung. Wie das nun aber so kommt, auch in Sardou's Cyprienne — bald folgt der ungebundenen Freiheit die Sehnsucht nach neuer Knechtschaft. Herrlich erwacht die Minne, die zweier Herzen Wonne ist, und nach einem Eifersuchtsanfall der jungen Frau, der nur mit Hülfe einer Schwadron Husaren und einer Entführung aus dem Kloster besiegt werden kann, fällt endgiltig der Vorhang über so viel junges Glück.

In jedem Acte kam ein großartiger Requisitenscherz vor, daneben gab es Abendroth und Militärmärsche; das Publicum hätte also eigentlich zufrieden sein können. Und ich muß wiederholen, es wäre zufrieden gewesen, wenn Koppel-Ellfeld nicht die Mühe gescheut hätte, das Reimlexicon zu wälzen. Die Sprache und der Dialog war genau so flach und salzlos wie in den beiden ersten Erzeugnissen der gemeinsamen Muse, die Charakterzeichnung entsprach den berechtigten Erwartungen, die man bei Schönthan hegen darf, sie fehlte völlig. Hätte das Alles Zeile für Zeile mit Herz und Schmerz, Madonne und Tonne geendet, dann wäre der Triumph bombensicher gewesen. Aber die verdammte Bequemlichkeit der heutigen Mitarbeiter ruinirt Einem noch den ganzen Dichterkranz!

Auch Herr Fulda war übel berathen gewesen, als er sein „schönes formales Talent" dies Mal hinter'm Kachelofen liegen ließ. Er hatte es für nöthig gehalten, durch die ergebene Presse im letzten Augenblick die Meldung dementiren zu lassen, daß seine „Jugendfreunde" ein Verslustspiel wären. Es sei vielmehr, theilte man mit, ein ganz und gar in modernen Verhältnissen wurzelndes Werk. Das ist nun, ich kann mir nicht helfen, eine — vielleicht harmlose — Lüge gewesen. Aller Witz des Stückes stammt aus grauer Vergangenheit, und modern daran kann höchstens die täppische Unverfrorenheit genannt werden, die eine kaum für einen Act ausreichende bettelarme Handlung zu vier Aufzügen auseinander reckte. Der Spaß ist der: Von vier Jugendfreunden verheirathen sich drei, worauf der drei Frauen wegen die Freundschaft um ein Haar zum Teufel geht, so daß der Vierte sich ebenfalls gezwungen sieht, ein Weib zu nehmen.

Herr Fulda ist ein liebenswürdiger Mann, der theils dieserhalb, theils aus einem anderen Grunde die ganze Berliner Welt zu Freunden hat. Er ist die Gemüthlichkeit selbst, und ärgerlich wird er nur, wenn man ihn des Plagiates beschuldigt. Dann läuft er zum Kadi und deponirt, daß sich ein Schriftsteller solche Schädigung seiner Ehre nicht gefallen lassen dürfe. Um nun bei seiner neuen Schöpfung nicht wieder dem Vorwurfe des Geschöpfthabens ausgesetzt zu sein, verringerte er die Begebenheiten auf Null und behing mit den Papierblumen seines Geistes folgende Pudelskerne:

Erster Act. Die drei Freunde zeigen ihre Verlobung an. Eine Stenographin tritt auf.

Zweiter Act. Die drei jungen Frauen sind einander nicht sympathisch. Die Stenographin tritt stärker auf.

Dritter Act. Da die drei Frauen sich zanken, zanken sich auch die vier Männer. Die Stenographin stürzt ab.

Vierter Act. Die Stenographin stürzt wieder herein. Verlobung des vierten Freundes. Schluß.

Die unterschiedlichen Humore des Werkes bestehen darin, daß erstens ein Salamander gerieben wird, wobei Einer schmählich nachklappt; zweitens drei schmollende Damen in drei verschiedenen Zimmern versteckt werden, während die drei Ehemänner sich gegenseitig auffordern, den ersten Schritt zur Versöhnung der Gegensätze zu thun; drittens Jemand zu seiner Stenographin sagt: Sie sind gar kein Mann, Fräulein Lenz; Herr Lenz, Sie sind ein Weib!; viertens Herr Tielscher sich neben seiner Ehegesponsin verzweifelt auf den Diwan wirft und mit den Beinen strampelt. Dieser vierte Effect schlug durch. Allerdings hat man selbst im verblichenen Adolf Ernst-Theater solchen groben Clownunfug nie gesehen.

Von seinen Freunden ist Herrn Fulda bislang mit ergreifender Consequenz nachgerühmt worden, daß er — als Dichter natürlich — hohen Sinn für Anmuth und gefällige Formen habe, daß sein Witz graziös u. dgl. m. sei. Auch soll er angeblich Alles auf Vertiefung beschseln. In dem Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist noch nicht zu übersehen, ob der Klüngel den Dummen auch dies Mal dieselbe dreiste Mär aufzubinden versucht. Man darf es annehmen, denn das blödsinnige Beifallsgebrüll und Gestampf, das mißduftende junge Bengel bei jeder Première des Deutschen Theaters produciren, ist auch am Sonnabend nicht ausgeblieben. Trotzdem kann der Schwindel dies Mal gefährlich werden. Mit solcher Seelenlosigkeit wie Fulda in den „Jugendfreunden" hat Benedix nie seine mühsamen Scherzchen zusammengeleimt, so widerlich nach Mehlpappe und ordinärem Philisterthum schmeckt keiner seiner Schwänke. Daß von Menschenbeobachtung und komischer Darstellungskunst, von wirklichem deutschen Humor bei Fulda keine Rede sein kann, bedarf der Erwähnung nicht; die Distel giebt keine Feigen. Aber einiges Geschick, seine häßlichen Blößen und seine erschreckende Geistesarmuth zu verbergen, hätte man von dem Talismannacher doch erwarten können. Gegen ihn gehalten, ist Skowronnek ein geistsprühender, in die Tiefen des Lebens schürfender Autor, und jedes tadelnde Wort an die Adresse der Moser und Schönthan ist eigentlich eine schreiende Ungerechtigkeit, so lange man die Circusspäße und schweißtriefenden Bedientenwitze des Herrn Fulda nicht mit Namen belegt, die den klagemuthigen Mann veranlassen, seinen geplagten Rechtsanwalt in Bewegung zu setzen. Herr Fulda gilt bekanntlich für eine Hoffnung der deutschen Bühne. „Die Ihr eintretet, lasset die Hoffnung draußen!" Sein aus stockigen Erinnerungen und Anempfindungen bestehendes, zusammengefudeltes Machwerk verdient und erträgt wohl die Anwendung dieses zu Tode gehetzten Citates.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**König Laurin's Rosengarten.**

**Ein deutsches Epos aus den Tyroler Bergen**

von

**August Sturm.**

8°. Geh. M. 1,—.

**C. F. Amelang's Verlag in Leipzig.**

Billige, dichte **Dächer** stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen Muster u. Beschreibung postfrei umsonst A.W. Andernach in Beuel a. Rhein.

In unserem Verlage erschien soeben:

**Gedichte**

von

**Johanna Ambrosius.**

Zweiter Teil.

Preis M. 3, eleg. gebd. m. Goldschnitt M. 4.

Ferd. Beyer's Buchh., Königsberg i. P.

(Thomas & Oppermann.)

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**LIEBIG COMPANY'S**

**FLEISCH-EXTRACT**

**ist das billigste, weil das ausgiebigste.**
**Aus reinem Fleische bester Sorte bereitet.**

**Die Gegenwart 1872–1892.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.**

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer Künstler-Enquête:

**Das Zeichnen nach Gyps**

und

**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Klinger, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

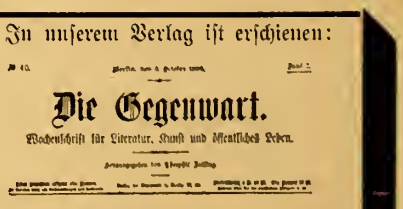
**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Thüringisches **Technikum Ilmenau** für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister. Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 M 50 Pf. Gebd. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 46. Berlin, den 13. November 1897. 26. Jahrgang. Band 52.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Eine Lösung der Kriegsversicherungsfrage. Von Hjalmar Schacht. — Erinnerungen an Johannes Brahms. Von Klaus Groth. (Fortsetzung.) — Friedrich Spielhagen als Kritiker. Von Emil Kurzbauer. — Wie Bilder betrachtet sein wollen. Von Georg Hirth. — **Feuilleton.** Rechenexempel. Humoreske von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Der entheiligte Landrath. Von Caliban. — Gastspiel von Ermete Zacconi. Von Alfred Neumann. — Offene Briefe und Antworten: Ein Jugendschriftsteller. Von Bruno Garlepp und H. Wolgast. — Anzeigen.

### Eine Lösung der Kriegsversicherungsfrage.

Von Hjalmar Schacht.

Die Kriegsversicherung ist ein Schmerzenskind des Versicherungswesens. Man ist sich des ungeheuren Risicos, das man durch Aufrechterhaltung der Versicherung im Kriegsfalle auf sich nimmt, wohl bewußt, ohne es jedoch mit Gewißheit auch nur annähernd richtig schätzen und sich so durch eine entsprechende Risicoprämie schadlos halten zu können. Die Kriegsversicherung steht daher im Allgemeinen auf ziemlich wackeligen Füßen. Jede Gesellschaft versucht in verschiedener Weise sich mit ihr abzufinden, ohne daß irgend eine mathematische Grundlage vorhanden wäre. Ein gemeinsames Merkmal nur läßt sich bei allen Gesellschaften constatiren: die Kriegsversicherung blieb ein Bestandtheil der einfachen Lebensversicherung. Die verschiedene Handhabung der Kriegsversicherung möge danach kurz geschildert werden.

Das eine Grundsystem besteht darin, daß das Kriegsrisico, d. h. die durch die Sterblichkeit im Kriege bewirkte Mehrausgabe, von den „Kriegsversicherten" getragen wird. Dies geschieht einmal in der Weise, daß diejenigen Wehrpflichtigen, welche ihre Versicherung auch für den Krieg aufrecht erhalten wünschen, eine jährliche Zuschlagsprämie oder eine einmalige Extraprämie zahlen. Ersteres ist der Fall bei den Gesellschaften: „Providentia", „Deutschland", „Potsdamer", „Germania", „Janus", „Magdeburger" u. A. Letzteres findet statt bei der „Frankfurter Lebensversicherungsgesellschaft", bei der „Iduna" und bei der „Wilhelma" (Magdeburg) u. A. Von kleinen Unterschieden hierbei, die namentlich Officiere betreffen, kann hier abgesehen werden.

Das andere System erhebt von den Kriegsversicherten überhaupt keine Extraprämie, sondern hält die Versicherung durchweg auch im Kriege aufrecht, wobei die entstehenden Mehrkosten von sämmtlichen Versicherten, auch den nicht kriegspflichtigen, getragen werden. Hierher gehören die Gesellschaften: „Nordstern", „Leipziger", „Hannoversche", „Gothaer" u. v. A.

Bei den erstgenannten Gesellschaften wird die Zuschlagsprämie berechnet nach der Sterblichkeit im Jahre 1870/71 und beträgt durchschnittlich (jährlicher Zuschlag) 3 ‰ der Versicherungssumme. Dazu treten aber eine Reihe einschränkender Bestimmungen über Maximalhöhe der Kriegsversicherungssumme u. s. w., die die Unsicherheit klar zu Tage treten lassen. Einzelne der erstgenannten Gesellschaften unterscheiden auch noch zwischen Kriegspflichtigen und Kriegstheilnehmern und vertheilen danach die Kosten nur auf die Letzteren.

Gegenüber dieser Unsicherheit, den vielen Klauseln und Reservationen, wurde es von einer Seite mit Freuden begrüßt, als sich die Gothaer Versicherungsbank im Jahre 1888 zur Aufrechterhaltung jeder Versicherung im Kriegsfalle ohne Zuschlags- oder Extraprämie bereit erklärte. Die Gründe hierfür legte sie in einem Aufsatz in Masius' Rundschau nieder. Dieselben sind im Wesentlichen negativer Natur. Die Unbestimmtheit des Risicos lasse eine Deckung im Voraus durch Zuschlagsprämien nicht zu, es sei ferner unbillig, die Vertheidiger des Vaterlandes für ihre Leistungen im Kriege stärker heranzuziehen als die Vertheidigten. Schließlich sei die Zeit nicht mehr fern, wo die Kriegsgefahr von allen Anstalten ebenso gut ohne Weiteres mit übernommen werden würde, wie die Epidemiegefahr und jede andere Lebensgefahr überhaupt.

Die Gründe sind wenig stichhaltiger Natur, vor Allem der letzte. Die Kriegsgefahr ist keine elementare wie die der Epidemie, sie liegt vielmehr, wenn auch in beschränktem Maaße, im Willen der Nationen, und vor Allem bedroht sie nicht, wie die Epidemie ausnahmslos Jeden, sondern nur die Wehrpflichtigen. Immerhin aber bleibt eine Ungewißheit in der Berechnung des Risicos bestehen, die eine befriedigende Lösung der Kriegsversicherungsfrage unbedingt fordert. So viel steht fest, durch das Regulativ der Gothaer Gesellschaft von 1888 ist sie nicht gefunden. Vielmehr dürfte dies Regulativ nur auf geschäftliche Interessen zurück zu führen sein, indem man bei Aufhebung der bisherigen Kriegsversicherungsbestimmungen auf einen Mehrzugang der jüngeren Versicherten rechnete, der denn auch mit 5 % der Versicherungssumme verzeichnet wurde.

Wie lösen wir nun die Kriegsversicherungsfrage? Eine Vertheilung der Kosten auf alle Versicherten gleichartig ist im höchsten Grade ungerecht, da hier Personen ein Risico tragen, welches sie gar nicht verschuldet haben. Eine Mehrbelastung der Kriegspflichtigen für das Risico, das ihnen auch nicht sie selber, sondern der Staat aufgebürdet hat, ist gleichfalls unbillig. Die Ungewißheit des Risicos macht überhaupt die Möglichkeit seiner Ausgleichung durch Privatanstalten zweifelhaft. Bleibt nur eines: Der Staat übernimmt das aus der Kriegsversicherung erwachsende Risico. Keine Einmischung des Staates in das Versicherungswesen, sondern nur Befolgung des obersten Grundsatzes des Versicherungswesens: Wer das Risico verursacht, hat es auch zu tragen.

Der Staat aber verursacht das Kriegsrisico, folglich trägt er es auch!

Die Frage ist nur: wie? Wie soll sich der Staat, wenn eine Verstaatlichung des Versicherungswesens ausgeschlossen ist, an der Prämienzahlung Privater betheiligen. Ich glaube die Sache ist einfacher, als es für den Augenblick den Anschein hat. Man kehrt zunächst zu dem System einer ungefähren Schätzung des Kriegsrisicos zurück, so daß auf die Prämie jedes Wehrpflichtigen ein Zuschlag entfällt, der aber jetzt auf das Conto des Staates geschrieben wird. In bestimmten Zeiträumen wird dann die Summe der Zuschläge, welche auf den Staat entfallen, verrechnet und bei einer Bank, etwa der Reichsbank, zinstragend angelegt und zwar so, daß das Bankdirectorium die Verwaltung der Summe übernimmt, während die Direction der jeweiligen Lebensversicherungsgesellschaft nur über die richtige Höhe der Summe zu wachen hat. Diese Summe bleibt unantastbar für den Staat sowohl wie für die Versicherungsgesellschaften. Sollte durch eine allzulange Friedenszeit die Summe zu sehr anwachsen, so läßt sich unter Berücksichtigung des muthmaßlichen Risicos eine Maximalsumme festsetzen, welche nicht weiter zu überschreiten ist. Dabei ist zu beachten, daß die vom Staat gezahlten Prämien derjenigen, welche das wehrpflichtige Alter überschreiten oder auf eine andere Weise vom Kriegsdienst befreit werden, wieder frei werden und an den Staat zurückfallen, während sie bei dem privaten Zuschlagsprämiensystem der Gesellschaft als Gewinn anheimfallen, zumal es gewöhnlich bei der Kriegsversicherung keine Gewinndividendenvertheilung giebt.

Wie wird die Sache nun, wenn wirklich ein Krieg ausbricht? Da sind nur zwei Fälle zu unterscheiden. 1. Das Kriegsrisico ist richtig geschätzt. Alsdann lassen sich die durch die im Kriege gefallenen Soldaten verursachten Mehrausfälle der Versicherungsanstalten aus dem angesammelten Fonds decken. Diese Mehrkosten lassen sich sehr einfach nach dem bisherigen Todten-Jahresdurchschnitt berechnen.

2. Das Kriegsrisico ist unterschätzt, es fallen bedeutend mehr Leben dem Kriege zum Opfer, als nur irgendwie vorauszusehen war. Alsdann müssen wir wieder zwei Fälle unterscheiden, den Sieg und die Niederlage. Siegt der Staat, so ist er im Stande, das Deficit, welches sich aus der Risicounterschätzung ergiebt, aus der Kriegscontribution auszugleichen. Unterliegt der Staat aber, nun so ist freilich ein Staatszuschuß nicht mehr möglich, die Gesellschaft wird für diesen Fall verpflichtet sein müssen, das Deficit selbst so viel als möglich zu decken. Immerhin aber ist selbst in diesem Falle noch ein Vortheil vor dem privaten System vorhanden, daß nämlich für den Versicherten die staatliche Zuschlagsprämienzahlung seine eigene Police verbilligte, während er andernfalls auch noch die Zuschlagsprämie hätte zahlen müssen.

Der letzte angenommene Fall läßt sich aber noch dadurch abschwächen resp. ganz vermeiden, daß man das Kriegsrisico getrost etwas höher annehmen kann, als es jetzt vielleicht bei den Anstalten geschieht, und demnach also auch einen etwas höheren Fonds ansammelt. Es kann dies deßhalb ruhig geschehen, weil jener Fonds in derartigen zinstragenden Unternehmungen angelegt werden kann, die nicht von heute auf morgen realisirbar sind, und er in Folge dessen auch im Stande ist, einen ziemlich hohen Ertrag abzuwerfen. Man mag hier vielleicht einwerfen, daß leichte Realisirbarkeit gerade in Kriegszeiten von Nöthen ist. Es ist dem jedoch zu erwidern, daß die gesammte Versicherungssumme zunächst nicht nothwendig ist, sondern schlimmsten Falles nur so viel, als zum vorläufigen Unterhalt der Hinterbliebenen erforderlich erscheint. Diese anfängliche Summe könnte jedoch zunächst aus dem Fonds der Gesellschaft gedeckt werden, oder es müßte eben ein kleinerer Theil des staatlichen Fonds in leicht realisirbaren Werthen angelegt sein, während der überwiegend größere Theil in langfristigere Unternehmungen gesteckt werden könnte, was zugleich seine Sicherheit und Unantastbarkeit außerordentlich erhöhen würde.

Eine solche Lösung der Kriegsversicherungsfrage hätte ganz bedeutende Vortheile. Vor Allem würde sich die Zahl der Versicherungsnehmer beträchtlich erhöhen, da die männliche Jugend heute vielfach durch die Kriegsversicherungsprämie, welche die Versicherung so sehr vertheuert, abgeschreckt wird. Diese Zunahme würde aber den Gesellschaften einen größeren Gewinn abwerfen, der wiederum zu einer Verbilligung der Versicherung führen müßte. Ein weiterer Vortheil wäre der, daß die Beunruhigung betreffs eventuellen Verlustes der Versicherungssumme im Todesfall durch Krieg endgiltig aufgehoben würde.

Aber ein gar wichtiger Punkt bleibt noch zu erörtern. Wir sprachen bisher immer von: „Der Staat zahlt“ und „Der Staat giebt Zuschüsse“, wovon aber soll der Staat zahlen? Greifen wir ein wenig weiter aus. Schon einmal ist die Kriegsversicherungsfrage in greifbarer Gestalt an den Staat herangetreten und zwar nach dem französischen Kriege. Damals im Jahre 1872 — vielleicht in der allgemeinen Aufwallung patriotischer Gefühle — gründete der preußische Staat eine „nur auf Todesfall eines Einzellebens versichernde Lebensversicherungsanstalt für die Armee und Marine und stattete sie mit einem Grundcapital von drei Millionen Mark aus; denn es gab mancherlei Bedürfnisse, für welche die Invaliden-, Wittwen- und Waisenpension nicht zuständig war, und es galt schon für den Frieden die Härte der damaligen Bedingungen zu mildern.“ Damals ward sich der Staat seiner Pflicht bewußt, daß er nicht nur nach dem Ausgang des Krieges, der doch immer zweifelhaft sein dürfte, an die verwaisten Hinterbliebenen zu denken habe, sondern auch bereits vorher. Sollte sich der Staat dessen heute weniger bewußt sein? Jene Anstalt fristete ein kümmerliches Leben und fristet es noch. Sie erreicht ihren eigentlichen Zweck nicht im Entferntesten, da sie vor Allem nur für die Berufssoldaten errichtet ist, nicht aber für die große Masse der im Kriege Kämpfenden.

Aber immerhin ist es ein Zeichen dafür, daß sich der Staat bereits einmal dessen bewußt war, wessen Sache die Kriegsversicherung sei. Darum muß auch jetzt die Forderung rücksichtslos lauten: Der Staat hat die Kosten der Kriegsversicherung zu tragen. In welchen Etat die Summe einzustellen ist — vermuthlich für Militär —, ob sie auf ordentlichem oder außerordentlichem Wege zu decken ist, das ist Sache genauerer Erwägungen der betreffenden Staatsmänner und kann hier nicht erörtert werden. Soviel aber ist gewiß, daß, wenn alle übrigen Ausgaben für Heer und Marine von der gesammten Bevölkerung getragen werden, auch diese Ausgabe, die gewiß nicht ein Verschulden Derer ist, die sie veranlassen, von der Nation getragen werden muß. Soll dem Soldaten, der sein Leben, für seine Volksgenossen opfert, auch noch die Möglichkeit erschwert werden, für seine Angehörigen im Falle seines Todes zu sorgen?

Und so ungeheuer groß würde sich jene Summe auch gar nicht stellen, da vor Allem bei Weitem nicht alle Wehrpflichtigen versichert sind und ein Zuschlag ja nur für die Versicherten zu zahlen wäre. Freilich würde, wie vorhin schon betont, die Zahl der wehrpflichtigen Versicherungsnehmer voraussichtlich bedeutend wachsen. Das wäre aber im Hinblick auf die allgemeine volkswirthschaftliche Lage nur zu wünschen, da jede Versicherung durch ihre regelmäßige Prämienzahlpflicht zur Arbeitsamkeit und Sparsamkeit ermuntert. Darin aber, daß nur die versicherten Wehrpflichtigen vom Staate also unterstützt werden sollen, könnten Manche eine Ungerechtigkeit erblicken. Das ist aber keineswegs der Fall. Denn erstens ist die Unterstützung Seitens des Staates ein Ansporn zur Versicherungsnahme, zweitens aber ist für die, welche absolut nicht in der Lage sind, ihr Leben zu ver-

sichern, oder es nicht wollen, gesorgt durch Veteranen-, Wittwen- und Waisenfonds, die bei dem vorgeschlagenen System der Kriegsversicherung noch den Vortheil haben, daß sie eventuell auf die Versicherten keine Anwendung zu finden brauchen. Schließlich aber muß darauf hingewiesen werden, daß das vorgeschlagene System nicht Alles vollbringen kann, sondern daß es hier nur gilt, seine Vorzüge gegenüber den bisherigen Arten der Kriegsversicherung darzuthun.

---

## Erinnerungen an Johannes Brahms.

Von Klaus Groth.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1873 ließ ich mich bereden, mit meinem Freunde Dr. Meyer nach Wien zu fahren, um die dortige Weltausstellung zu besuchen. Natürlich galt mein erster Besuch Johannes Brahms, der ziemlich entfernt in der Vorstadt Wieden drei Treppen hoch die Etage bewohnte, wo er auch geblieben und gestorben ist. Er war freudig überrascht, als er mich sah und wir verkehrten natürlich in der Zeit meines Aufenthaltes dort möglichst viel mit einander. Er fragte mich sogleich, ob ich wirklich die Ausstellung besuchen wolle, und auf meine bejahende Antwort rief er wie entsetzt: „Du, da gehe ich nicht hin, ich würde verrückt!“ Wirklich war es auch ein zweifelhaftes Vergnügen, der Trubel, der Lärm, die Menschenmenge, die herumwogte, störte eigentlich jede wahre Freude, selbst der Besuch der Kunstabtheilung war mir ein zweifelhafter Genuß. Dort traf ich übrigens doch einmal mit Brahms zusammen. Wir waren mehrere Norddeutsche anwesend. Es wurde namentlich das Bild „Thusnelda in Rom“ von Piloty bewundert. Meine Freunde waren meist in hoher Begeisterung darüber. Als wir in der Dämmerung nach Wien zurückgingen, fragte mich Brahms: „Was sagst Du eigentlich zu dem Bilde? Ich verstehe es gar nicht.“ Auch mir war das Verständniß über Werth und Schönheit nicht aufgegangen. Brahms äußerte dann: „Ich verstehe es so wenig, wie eine große Weltoper von Meyerbeer.“ Er bat mich bei der Gelegenheit und noch verschiedene Male, mit ihm das Atelier von Anselm Feuerbach, der damals erst kürzlich nach Wien als Director der Malakademie berufen war, zu besuchen, von dem er offenbar eine große Meinung hatte, von dem er mit wirklicher Zuneigung sprach. Er wünschte mein Urtheil über ein Bild von Feuerbach zu wissen, „Die Amazonenschlacht“. Wir wanderten also eines Tages dahin und stiegen eine Unzahl von Treppenstufen zu ihm hinauf. Dort sah ich zum ersten und letzten Mal den berühmten Maler; es war ein kleiner, zierlicher hübscher Mann, ernst, fast melancholisch im Wesen. Wir Beide waren uns gegenseitig fremd. Ich besah eine Anzahl Bilder von ihm, unter Anderen auch die große „Amazonenschlacht“, die noch nicht fertig war, kam aber so wenig zu einer bestimmten Ansicht, wie Brahms selbst; wir waren und blieben Beide Dilettanten in der Kunst der Malerei. Ich erzähle dies nur, um zu zeigen, mit welcher Bescheidenheit Brahms über Dinge dachte, die ihm ferner lagen; über schöne Literatur hatte er seine ganz entschiedenen Ansichten und äußerte diese mir gegenüber rücksichtslos, oft in harten, ablehnenden Worten. Er traf mich zum Beispiel einmal mit einem neuen archäologischen Moderoman in der Hand, den ich eigentlich nicht las, doch wollte ich einmal hineinsehen, um wenigstens etwas von dem vielgelesenen, vielgelobten Romanschriftsteller selber gesehen zu haben, habe es übrigens nicht über einige Seiten hinausgebracht. Da sagte Brahms mir: „Was, solchen Dreck liest Du doch nicht?“ Ich erwiderte lachend: „Ja oder nein, wie Du willst.“

Ueber Musik und Musiker wurde natürlich viel gesprochen. Brahms kannte, wie mir schien, fast die ganze musikalische Literatur, und sein Urtheil war auch über neuere Erscheinungen immer milde und anerkennend, wo es irgend möglich war. Man weiß ja, daß er Anton Dvorak aus der Verborgenheit geradezu herausgezogen hat. Seine Landsleute, das edle Culturvolk der Tschechen, hatte ihn auf einem kümmerlichen Kirchdorf als Organist sitzen und hätten ihn ohne deutsche Anerkennung verkümmern lassen.

Erst vor einigen Wochen, kurz nach dem Tode von Brahms, kam eine musikalische Nachbarin gegen meine Gartenpforte heran, an der ich stand, und sprach ihr Bedauern aus, wie ich wohl litte unter dem Verlust meines großen Freundes. „Er war so gut,“ sagte sie. „Mein Bruder“ — der Componist S. in Wien, „hatte eine Oper componirt, die Brahms für gut erklärt. Mein Bruder konnte sie natürlich schwer an einem Theater unterbringen und sagte eines Tages zu Brahms: „Vielleicht kann es mir in Dresden gelingen.“ — „Gehen Sie doch hin!“ erklärte ihm Brahms, „und versuchen Sie es.“ — „Ach ja,“ sagte S., „ich thäte es gerne; aber die Sache ist mir zu kostspielig.“ Brahms hörte mit Kopfschütteln zu, als S. ihm die verschiedenen Ausgaben vor- und zusammen rechnete. Am anderen Tage nun kam er zu dem Componisten mit der verrechneten Geldsumme und sagte: „Sie können mir das gelegentlich wiedergeben.“

Ich bin schon früher öfter, jetzt nach meinen Mittheilungen über meinen Freund dringender, zum Theil wohl nicht aus bloßer Neugier gefragt worden, wie Brahms über Richard Wagner urtheilte. Darauf sei denn einmal eine kurze Antwort gegeben, wozu ich mich bis dahin nicht veranlaßt gesehen habe. — Wenn Brahms durch den Haß Wagner's und seiner Anhänger, den sie direct und indirect ihm empfindlich genug offenbarten (den sie noch nach seinem Tode nicht verbergen mochten) ihm, der sie durch kein Wort, keine Aeußerung, durch nichts je gereizt hatte, als dadurch, daß er, unbekümmert um ihren Beifall oder ihr Mißfallen schweigsam ein unsterbliches Musikwerk nach dem andern schuf und der Mit- oder Nachwelt übergab, bescheiden in all' seinen Ansprüchen an das Leben, ohne Neid gegen jeden Erfolg seiner Mitstrebenden — wenn, wie gesagt, Brahms darüber so gereizt gewesen wäre, daß er sich und seinem gerechten Zorn mitunter, wenigstens gegen vertraute Freunde, wie mich, auch nur in abfälligen Aeußerungen Luft gemacht hätte, so müßte ihm Jedermann dazu das Recht zugesichert haben. Er hat es aber nicht gethan. Er hat sich über Wagner — von Wagnerianern haben wir nicht zusammen gesprochen — nie abfällig geäußert. Als wir einmal eine etwas mißfällige Kritik über Wagner in einer Zeitung lasen, sagte mir Brahms: „Und für jede solche Aeußerung hält man mich als den eigentlichen Urheber, und ich kenne Wagner besser als sie alle!“ Wir hatten übrigens Beide keine Veranlassung, unsere Ansichten über die Wagner'sche Musik gegen einander auszutauschen, denn wir wußten Jeder vom Andern, wie er darüber dachte.

Ich fragte ihn in Wien gelegentlich einmal, wohin ich mit meinem Freunde noch wandern müßte, um Eigenthümlichkeiten der Großstadt, die uns neu und fremd war, kennen zu lernen. Er schlug uns verschiedene Locale vor, bei diesem und jenem bemerkend: „Es ist zweifelhaften Charakters, aber Sie können ja fortgehen, wenn es Ihnen nicht gefällt.“ Dann sagte er plötzlich: „Sie müssen nothwendig noch Freitag nach dem Volksgarten; dort dirigirt Johann Strauß seine Walzer.“ Ich bemerkte ihm darauf: „Du, ich will Dir gestehen, ich bin ein großer Verehrer von Strauß,“ worauf er antwortete: „Ich auch, das ist ein ganzer Meister; der ist in der Orchestrik ein solcher Meister, daß dem Hörer nie ein Ton verloren geht, von welchem Instrumente es auch sei.“ Wurde doch auch einmal in der „Gegenwart“ erzählt, wie Brahms mit anderen Freunden von Strauß nach dessen Landhaus kam,

wo Strauß gerade seine neue Operette „Cagliostro in Wien“ mit Hülfe seiner Frau am Pianino seinen Gästen vorführte. Nach Beendigung wurde er Brahms gewahr und entschuldigte sich in echt wienerischer Art: „Ach, was haben Sie da für Zeug gehört, aber nun kommen Sie, setzen Sie sich hin, spielen Sie uns ein ordentliches Musikstück, ein ‚Fugerl‘, was der Franzose musique savante nennt.“ Brahms ließ sich nicht lange bitten, setzte sich an's Clavier, spielte einige fugenartige Einleitungssätze und plötzlich rauschte „die schöne blaue Donau“ prächtig dahin und ein Straußwalzer nach dem anderen folgte ihr. Beim Aufhören standen dem bewegten, gemüthlichen Wiener fast die Thränen in den Augen und er rief: „Ja, das sind holt meine Walzer, habe sie nie so schön g'hört!“ Man darf übrigens aus dieser Erzählung nicht etwa den Schluß ziehen, als habe Brahms ein intimeres Freundschaftsverhältniß zu Johann Strauß gehabt.

Auf dem Flügel in seiner Wohnung sah ich eines Tages einen Zettel, auf dem in unbeholfener Handschrift einige Noten standen. Ich sah sie an und sagte: „Das ist ja mein Regenlied.“ „Ja,“ sagte er, „das hat die Dustmann geschrieben; die ist eine große Verehrerin von Dir, die wird Dir was vorsingen.“ Bekanntlich war die Dustmann damals die angesehenste und beliebteste Sängerin am Hofoperntheater in Wien. Ich hatte die Freude, sie einmal in Beethoven's Fidelio zu hören, den ich nie schöner gehört habe, als von ihr und zwei Mal in Bremen von der Klafsky. Eines Tages kam Brahms nun zu mir in's Hôtel und sagte mir mit Begeisterung in Miene und Tonfall: „Du, heute Abend komm' zu mir, die Dustmann will Dir vorsingen!“ Ich lag mit einer fürchterlichen Erkältung, Schnupfen, Husten und Fieber im Bett und erwiderte ihm verdrießlich: „Du siehst doch, daß ich krank bin!“ Darauf hörte er gar nicht und fuhr fort: „Du, Du sollst Dich wundern, das ist eine Sängerin, das ist Rasse, das wird Dir gefallen!“ Ich sagte noch: „Ach, lieber Junge, ich kann ja wirklich nicht; der treue Johann hat mich schon mehrmals in kalte Laken gewickelt; ich bin so elendig.“ Wie wenig Brahms von Krankheit wußte, ersieht man daraus, daß er fortfuhr: „Du, sie kann in jetziger Zeit nur selten abkommen; sie kann andere Tage nicht. Du mußt hinkommen,“ und als ich ihm nochmals erwiderte: „Du kannst doch wohl sehen, wie elendig ich bin. Wie gern käm' ich; aber ich kann ja doch nicht,“ da wandte er sich brummend ab und sagte: „Du bist ein Philister.“ Natürlich habe ich sie nicht gehört.

Eine heitere Wiener Episode sei erzählt. Als ich eines Tages etwas ermüdet seine drei Treppen hinauf gewandert war und fast schon vor seiner Stubenthür stand, öffnete sich diese. Brahms in Hemdärmeln ließ einen Herrn hinaus, blickte dabei mit seinen kurzsichtigen Augen in den Corridor und rief: „Da ist er ja selbst.“ Ich sagte: „Wen meinst Du?“ „Ja Dich,“ sagte er, und dabei rief er den Fremden in's Zimmer zurück. Er stellte ihn vor als den Dr. med. Krauß, Sänger an der Hofoper. Ich hörte das ja mit Erstaunen; es war eine große imponirende dunkle Gestalt mit kräftigem Organ, wie ich sogleich hörte. Brahms sagte: „Der Mann ist ein Siebenbürger aus Hermannstadt.“ Ich sagte: „Und hier Sänger? Was wissen Sie denn von mir?“ — „Der hat Deinen Quickborn so lange im Ranzel getragen, bis er auseinander gefallen ist.“ Und Krauß fuhr fort: „Uns Siebenbürgern ist das Plattdeutsche gar nicht fremd, wie Sie denken dürften.“ Dies wußte ich nun freilich als Sprachkenner und durch Briefe eines Bischofs von dort nach Kiel hin (nicht direct an mich). Natürlich sagte ich ihm: „Nun, wenn Sie Sänger sind, — da ich Ihnen vorgesungen habe — müssen Sie mir auch etwas vorsingen.“ — „Was soll es sein?“ fragte er. — „Von ewiger Liebe,“ antwortete ich. Diese herrliche Composition von Brahms lag mir damals immer in den Ohren. Er sang noch Einiges von Brahms; dann wanderten wir gemeinsam in die Stadt.

Noch erzähle ich, wie Brahms mich einlud, der Hauptprobe zu seinen „Variationen über ein Thema von Haydn für Orchester“ beizuwohnen. Sie sollte an dem betreffenden Abend in der Philharmonischen Gesellschaft öffentlich aufgeführt werden. „Ich kann ja leider keine Billets verschaffen,“ erzählte mir Brahms, „auch nicht einmal im Orchester. Es ist in dieser Ausstellungszeit immer Alles vergriffen und besetzt.“ Mir war es natürlich angenehmer, die Hauptprobe allein zu hören. Wir waren wirklich in dem großen herrlichen Saal fast allein; nur einige Damen saßen an einem Ende still in der Ecke und mit mir, nicht weit vom Orchester ab, Professor Billroth, der intime Freund von Brahms, selber Musiker als Dilettant, der berühmte zu früh verstorbene Chirurg, dem mich Brahms vorstellte. Es wurde vorläufig die „A-Dur-Symphonie“ von Beethoven gespielt, mir zum Entzücken bei dem herrlichen Orchester, dessen Tonfülle zu hören mir ganz ungewohnt war. Brahms ging inzwischen auf und ab oder in ein Nebenzimmer und entschuldigte sich bei mir, was nicht nöthig war, mit dem Bemerken: „Du, ich kenne das hinreichend!“ Da begannen die Variationen. Nachdem ein Theil gespielt worden war, trat der Dirigent vom Podium zurück, Brahms zog seinen Ueberrock aus — das machte auf mich den Eindruck, als ginge es an eine gewaltige Muskelarbeit — betrat das Podium, rief ein Wort mit seiner rauhen Stimme in's Orchester hinein, das ihn mit lautem Tusch begrüßte, dann commandirte er aus dem Gedächtniß heraus einige Sätze zur Wiederholung, — ich war erstaunt, wie er, ohne aufzublicken, z. B. „Buchstabe C im dritten Tact!“ und dergleichen mehr rief. Ich war entzückt und hingerissen von der herrlichen Musik. Billroth konnte nicht bis zu Ende warten, nahm Abschied von mir mit dem Bemerken: „Sagen Sie Brahms, ich hätte fort müssen, die Composition hätte mir auch im Einzelnen gefallen.“ Dies berichtete ich natürlich zum Schluß an Brahms, mit dem Hinzufügen: „Das ist auch meine Ansicht,“ worauf er mir in seiner ironischen heiteren Art erwiderte: (so pflegte er es zu machen) „Ja, Du bist ja auch unmusikalisch!“

Im Sommer 1889 ging ich mit Freunden nach Thun in der Schweiz. Ich wohnte in dem schönen großen Hôtel Thuner Hof, unmittelbar am Flusse. Gerüchtsweise hatte ich vernommen, daß auch Brahms, nun schon wiederholte Male, für einige Sommermonate in Thun weile. So fragte ich denn gleich beim Eintritt in's Hôtel nach seiner Wohnung. Mein freundlicher Wirth zeigte sie mir mit einer Handbewegung: „Dort oben hin in dem Hause am Ufer mit der großen Tanne“ (es war eine Wellingtonia), „dort wohnt er schon mehrere Jahre oben bei einem kleinen Krämer, dem Haus und Laden gehört. Er ist hier, der Doctor, schon seit einiger Zeit. Wenn Sie die Straße hinab spazieren, begegnet er Ihnen vielleicht, ein kleiner dicker Mann, hat gewöhnlich den Hut ab in der Hand.“ Ich gestand meinem Herrn Stähle, dem ich bald befreundet worden bin, daß ich und Brahms seit dreißig Jahren Freunde seien, worauf ich dann aber sogleich nach seiner Anweisung die Straße hinabging. Es war ein unscheinbares Haus, in das ich eintrat und, nach des Besitzers Anweisung, eine dämmerige Treppe hinaufstieg. Da hörte ich denn schon gleich die mir so wohlbekannte, liebe rauhe Stimme meines Freundes nicht gerade im freundlichen Tone herunterrufen, denn er haßte Störungen durch zudringlichen Besuch. „Wer ist da? ist da Jemand?“ und ich sah gegen das Dämmerlicht sein Gesicht, umrahmt vom prächtigen hellblonden Haupthaar und dem starken Vollbart, sich prüfend mir entgegen neigen, der ich inzwischen höher stieg und ihm kenntlich — er war sehr kurzsichtig — näher kam, indem ich ihm zurief: „Ich bin es!“ Da seh' ich noch, wie er erstaunend seine beiden Arme immer höher hob und endlich, mir die Hand entgegenstreckend, freudig rief: „Du bist es! Wo kommst Du denn her? Wie schön ist es!“ — Ach ja! wie war es schön!

Brahms bewohnte die ganze niedrige Etage, wohl fünf bis sechs Zimmer, offenbar eingerichtet für eben so viele bescheidene Sommergäste, im Fall sie sich einfanden. Er wollte Niemand neben sich wohnen haben, sondern ungestört sein. Ich sah mich etwas erstaunt die ganze offene Zimmerflucht entlang um und sagte ihm lachend: „In wie vielen Betten kannst Du eigentlich abwechselnd schlafen?“ Für sonstige Bequemlichkeit war wenig Anstalt vorhanden. Brahms hauste im größten, dem Endzimmer, dort stand vielleicht ein Sopha, jedenfalls ein Flügel. Es sah öde genug aus, aus einem der ferneren Fenster hing eine Unterjacke, wohl von ihm. Aber die Aussicht aus allen Fenstern über die Gärten zur Seite, über den Fluß auf's jenseitige Ufer mit baumreichen Villenparks und Fruchtgärten war erfreulich. Von nun an sahen wir uns natürlich häufig, man hätte denken können täglich, da wir fast Garten an Garten hausten. Daran hinderte mich aber die Eifersucht eines alten Freundes, der sich immer zurückgesetzt wähnte, und uns Alle ein anhaltendes Regenwetter, wie es wohl nur die Schweiz liefern kann. Aber wir sahen uns doch häufig, bei gutem Wetter meist früh Morgens auf Spaziergängen. Ich schaute dabei oft oder meistens in die Ferne auf den Kranz von Bergen, Brahms aber fürchtete offenbar, mich möchte trotz meiner siebzig Jahre die Kletterlust überfallen. Er verwarnte mich einmal direct, als ich geäußert hatte, ich möchte einmal den Niesen, der uns, nicht sehr hoch, grün bis zur Kuppe hinauf, in der Ebene verlockend anschaute, besteigen. „Du,“ sagte er, „thu' das ja nicht, das ist viel zu anstrengend für Dich, und wenn Du dann ermüdet oben ankommst, ist vielleicht Alles in Nebel gehüllt, und Du siehst gar nichts. Nein, Du, es giebt hier viele und schöne ebene Wege, wo man nicht zu klettern braucht, die will ich Dir zeigen.“ Was dann allmälig geschah.

Brahms war nun freilich ebenso wenig Kletterer als ich, und hatte selber, wie ich später von einem Freunde erfuhr, die Erfahrung gemacht, wovor er mich verwarnte. Nämlich im Sommer vorher hatte ihn ein gemeinsamer Freund von uns, Landgerichtsrath Thomsen aus Altona, in Thun aufgesucht und eines Tages ihn beredet, mit ihm den Niesen zu besteigen. Er muß es ihm so verlockend geschildert haben, daß Brahms sich zu dem Unternehmen bereit erklärte. Sie fuhren also zu Wagen am Abend bis an den Fuß des Berges, übernachteten dort im Hôtel und machten sich den nächsten Morgen vor Sonnenaufgang auf den Weg. Das ging im Gespräch über Musik, wovon Thomsen ein Kenner, ohne sonderliche Mühe fort, bis es an's Steigen ging. Da aber fand Brahms es bald so langweilig, bloß ermüdend, nichts zu sehen, daß er schon anfing, sein Versprechen zu bereuen und, wenn allein, wohl gleich umgekehrt wäre. Dann aber zeigte sich am Horizont das Nahen des Tages, der Osten färbte sich, und man begrüßte die Morgensonne und die sich aufschließende grünende Umgebung mit Freuden. Brahms bekam neuen Muth, die Wanderung ging weiter, mehr und mehr bergan, und dann brach dem Dickeren der Beiden der Schweiß und bald der Unmuth aus, welches Beides bald so zunahm, daß Thomsen Bedürfnisse fingirte, sich abseits begab, um Ruhepausen eintreten zu machen, bis auch diese Finten nichts mehr halfen. Brahms schalt auf den Unsinn, so zu klettern, auf den steinigen Weg, auf den unschuldigen Begleiter: er habe gewiß den Weg verfehlt, sie kämen gar nicht hinauf. Und es half wenig, daß Thomsen versicherte, verirren sei unmöglich. So ging es, ich glaube, gegen sechs Stunden. Als dann Brahms nahe daran war, stehen oder liegen zu bleiben und schalt wie ein Besenbinder, konnte ihm unser Freund bei einer Biegung das Hôtel auf der Kuppe des Niesen zeigen. Damit war aller Unmuth verschwunden. Der Dicke wischte sich noch einmal gründlich den Schweiß vom Gesicht und äußerte, indem er sich in der herrlichen Umgebung wie in einem Rundgemälde umschaute, wie in Siegerfreude sein Wohlgefallen: „Hier wollen wir uns ausruhen und erquicken!“ Leider mußte Thomsen, nachdem sie gegessen und Kaffee getrunken, gestehen, daß er nicht, wie Brahms vorausgesetzt, auf dem Niesen übernachten könnte; Berufspflichten riefen ihn nach Altona. Und er dachte dabei mit Schrecken daran, was für eine Wanderung es werden möge, jetzt bergab, was nach der Meinung des unerfahrenen Brahms leichter sein würde; Thomsen selbst war Bergsteiger und kannte es anders. Aber es ging dann ja am Nachmittage los, und besser doch, als er erwartet.

„Aber dies fürchterliche Schwitzen!“ erzählte mein Gewährsmann. „Der arme Dicke hatte längst nichts Trockenes mehr, um den Schweiß vom Gesichte abzuwischen. Er fuhr sich nur immer einmal mit seinem Regenschirm über die Backen und trampelte wieder los. Er schalt nicht mehr, aber ich sah fast in Verweiflung auf ihn, und um ihm durch Gedanken, die ich über den Weg, der mir nun auch erschrecklich lang vorkam, in ihm weckte, die Zeit zu kürzen, äußerte ich mehrmals, ich hätte mich wohl versehen, wir hätten uns wohl verirrt. Aber dann widersprach er eifrig und wischte und rutschte weiter. Und dabei brummte er eine fürchterlich triviale Operettenmelodie, die ich im Fremdenbuch auf dem Niesen entdeckt und ihm gezeigt hatte, über die er gescholten, in einem fort bei sich hin. Aber wir gelangten bis zum Hôtel, wo Brahms Handtücher zum Schweißabtrocknen fand, wobei er vor Durst ein Glas Bier nach dem andern trank, ja ich fand ihn noch am Quellbrunnen draußen, wo er sich wusch, mit einem leeren Bierseidel ebenso viel Wasser nachschüttend. Dann aber, als wir bald im Wägelchen, das ich vorher bestellt hatte, und mit Tüchern und Decken wohl umhüllt, im schönen Abendwetter rasch unserem Ziele, Thun, zufuhren, sprach der gute Brahms mit Freuden von den überwundenen Strapazen, wie von einer Siegestour.“

Bei unseren gemeinsamen Spazierwegen nun in der Ebene um Thun herum beobachtete ich wieder mit Vergnügen, wie kinderlieb Brahms war. Er hatte eine eigene Art, mit ihnen zu verkehren, sie zu necken und zu beschenken und ich sah bald, wenn wir bei unseren Wegen das Städtchen berührten, daß er sozusagen der allgemeine Kinderonkel war.

Eines Tages kündigte er mir einen Besuch an, der eigentlich ihm galt, an dem ich aber Theil nahm. Es war eine Frau F. mit ihrem Manne, die aus Marseille heraufkamen, — ich spreche von der Frau zuerst, da die in diesem Falle die Hauptperson war, nämlich das musikalische Element und dadurch die Vermittlerin ihrer Bekanntschaft mit Brahms. Sie war eine der tüchtigsten Clavierspielerinnen von allen Dilettanten, die ich gehört habe, spielte namentlich auch Brahms'sche Compositionen wie eine echte Virtuosin aus dem Gedächtniß. Sie ließ es sich nicht nehmen, mir Brahms'sche Clavierstücken vorzuspielen. Da in Thun kein besserer Flügel aufzutreiben war, geschah dies in Brahms' Wohnung. Sie wünschte, mir namentlich einige alte Compositionen von Brahms vorzuspielen, unter anderen das Scherzo Opus 4, und als sie sich darüber bei Brahms entschuldigte, sagte er: „Ach, ich höre den alten Brahms auch gern noch 'mal wieder.“ Beim Hinausgehen durch die Zimmer faßte Herr F. einen kleinen Sack mit der Hand an, wie wohl ein Müller etwa einen Korusack, um den Inhalt zu prüfen und sagte zu Brahms: „Sie haben ja noch, wie ich sehe.“ Es war nämlich der schöne Kaffee, den ihm die Freunde aus ihrem Großhandel von Marseille her lieferten, „Mokha“ pflegte Brahms zu sagen. Damals hörte ich auf unserem Spazierwege eine Unterredung zwischen Herrn F. und Brahms, die für Brahms echt charakteristisch ist und die ich deßhalb gern mittheile. Der Marseiller sagte zu Brahms: „Was meinen Sie, Herr Doctor, mein Junge“ — er hatte nur einen — „ist jetzt sechzehn Jahre alt; er spielt schon jetzt ausgezeichnet Violine, wie meine Frau Sie versichern kann, die darüber ruhiger urtheilt. Ja, er spielt wohl ausgezeichnet gut. Was meinen Sie nun, soll ich ihn, wie er wünscht, Musiker werden

lassen?“ Auf diese Frage schwieg Brahms einige Augenblicke und sagte dann Folgendes in sehr ernstem, fast schmerzlichem Tone: „Sie haben ja die Mittel, lassen Sie Ihren Sohn doch Alles lernen, zunächst ordentlich Clavierspielen, Theorie der Musik bei einem tüchtigen Lehrer und was sonst dazu gehört; aber Musiker werden, das ist was Anderes. Sehen Sie, mein Vater war Geiger“, (er spielte Contrabaß) „in einem Hamburger Orchester; es verstand sich von selbst, daß ich das Geschäft meines Vaters lernte und Musiker wurde. Ich hätte nun, wenn das Schicksal sich so gewandt, vielleicht auch die zweite Geige in dem Orchester können spielen lernen und hätte damit zufrieden sein müssen und wäre damit zufrieden gewesen; wenn das Geschick es anders gewollt und ich etwas Anderes ward, so liegt es nicht daran, daß ich Musiker geworden bin.“

Ich habe schon erzählt, daß Brahms sich zudringliche Besuche und Schmeichler vom Leibe hielt. Davon ein amüsantes Beispiel: Ich war mit meinen Freunden von Thun noch einige Zeit nach Interlaken übergesiedelt. Dort traf ich einen Berliner Verleger, der mir gelegentlich erzählte, sein Schwager hätte mit Brahms etwas, vielleicht Literarisches, wie ich dachte, zu besprechen und erkundigte sich danach, wo Brahms wohl aufzufinden sei. „Der ist in Thun“, sagte ich, und auf eine ungläubige Antwort von ihm erzählte ich, daß ich wochenlang mit ihm dort verkehrt habe. Dann wolle er gleich folgenden Tages nach Thun gehen, bekanntlich per Schiff und Bahn nur ein paar Stunden entfernt. Ich beschrieb ihm dann die Wohnung von Brahms und die Lage derselben und rieth ihm, zunächst nach dem „Thuner Hof“ zu gehen und den Wirth, Herrn Stähle, von mir zu grüßen; der würde ihm schon nähere Auskunft geben. Schon ein paar Tage darauf erschien der Verleger wieder und erzählte, daß er richtig an Brahms gelangt sei. Auf Anweisung des Wirthes war er vom Hôtel aus die Straße herunter gegangen; dort traf er einen kleinen, starken Mann mit dem Hute in der Hand, der desselben Weges ging. Er fragte den nach der Wohnung von Herrn Dr. Brahms. Sie standen gerade vor derselben und der Unbekannte sagte: „Hier wohnt er!“ „„Ob er wohl zu Haus ist?““ „Das weiß ich nicht“, war die Antwort; „gehen Sie nur hinein in den Laden, dort können Sie es erfahren“, was der Verleger dann auch that. Er gab seine Karte ab und bekam bald die Nachricht, Dr. Brahms sei zu Haus; er möchte nur die Treppen hinaufgehen. Dort traf er nun zu seinem größten Erstaunen den Unbekannten wieder. Es war Brahms selbst. Der hatte also wahrscheinlich gedacht: erstmal warten, wer der Kerl ist, ehe du ihn empfängst. Ich habe natürlich herzlich über diese Methode gelacht, und dabei fällt mir noch eine Anekdote ein.

Wir begegneten einmal einem Herrn, der Brahms von früher kannte und ihn anredete: „Als ich Sie zuletzt sah, Herr Doctor, meine ich, trugen Sie noch keinen Bart.“ Johannes griff in seinen mächtigen Vollbart, strich ihn herunter, verbeugte sich und sagte: „Ja, so schnell verändert man sich“, und fort gingen wir. Er lebte in Thun einsam in seinen sechs Zimmern und vier Betten, ging Mittags um zwölf Uhr irgendwo hin, einfach zu essen, ebenso wieder Abends um neun Uhr, aß nie in größerer Gesellschaft. Ich habe mitunter das Mahl mit ihm getheilt. Er pflegte dann ein oder zwei Gläser leichtes Bier zu trinken. In gesellschaftlichem Kreise liebte er wohl eine Flasche Wein. Man erzählt sich, und ich halte die Anecdote für wahr, daß er einst in Wien in seinem bekannten Weinhaus einen besonders lieben Freund mitgebracht hatte, und zum Wirth sagte: „Ach bringen Sie 'mal eine Flasche von Ihrem Besten.“ Der Wirth erschien wieder, stellte die Flasche mit Würde auf den Tisch und sagte: „Dieser Wein ist so viel besser, als alle anderen Weine, wie die Brahms'sche Musik besser ist, als alle übrige.“ Darauf faßte Johannes die Flasche am Halse, besah mit kurzsichtigen Augen die Etikette und sagte: „Ach, setzen Sie diese nur wieder weg und bringen Sie uns lieber eine Flasche Bach.“

In Thun zeigte mir Brahms mit Worten tiefer innerer Bewegung das kleine Haus gegenüber, umgeben von Bäumen auf einer kleinen Insel in der Aare, wo Heinrich von Kleist ein Jahr lang gewohnt hat. Theophil Zolling hat das fast unveränderte Häuschen sozusagen entdeckt und zuerst 1881 in seiner Schrift: „Heinrich von Kleist in der Schweiz“ abgebildet. — Eine besondere Abneigung hatte Brahms, ja einen wahren Haß gegen die Sammellust von mehr oder weniger unnützen Sachen, wie Briefmarken, Handschriften ꝛc. Er äußerte dies gelegentlich einmal sehr lebhaft, als er bei mir am Tische sitzend ein oder ein paar Briefe mit Bitte um ein Autograph von mir einsah, die mir der Briefbote gerade aushändigte. „Die beantwortest Du doch nicht?“ rief er ärgerlich, „das ist ja Menschenquälerei! Und gar wenn eine Freimarke als moralischer Zwang beiliegt. Ich thue es nicht!“ — „Allerdings“, erwiderte ich „stimme ich Deinem Urtheile bei, aber ich bin dabei in einer anderen Lage wie Du; ich schreibe irgend ein paar alte gereimte Zeilen ab, oder ein paar neue, die mir gerade ohne Mühe einfallen und setze meinen Namen darunter; es macht mir ja keine Anstrengung, und ich denke so: vielleicht macht es einem jungen Mädchen, denn junge Mädchen sind meist die Bittenden, doch eine wirkliche Freude und giebt ihr eine Anregung zu etwas Idealem. Vielleicht erwirbt mir eine kleine Mühe eine neue Freundschaft, und das Kind empfindet es als Güte fremder Menschen im Allgemeinen. Du hast es ja nicht so leicht, ihnen etwas Eigenes zu geben, als Deinen Namenszug; ein paar Noten von Dir sagen ja nichts.“ So ließ er mich denn gewähren.

Nach ein paar Jahren schickte mir einmal ein unbekannter Herr aus Hamburg ein Album mit der gewöhnlichen Bitte zu. Es gehörte einer mir auch unbekannten Dame. Mit Freimarken für Rücksendung in einem adressirten Convert versehen. Es war ein zierliches Buch mit vielen Zeichnungen, bunten Leisten und Bildern, die mich reizten, auch die ja wie immer meist nichtssagenden Inschriften von mehr oder weniger „berühmten“ Leuten, wie auch Freunden zu besehen. Beim Blättern bemerkte ich mit Erstaunen plötzlich die charakteristischen, mir so wohl bekannten Züge der Brahms'schen Handschrift, und ich rief unwillkürlich bei mir selbst aus: „Nun! doch Johannes?“ Und neugierig las ich, bald ebenso bei mir selbst lachend, die folgenden Worte, die ich mir sogleich abschrieb: „Die Liebhaberei des Briefmarkensammelns wird nur zu leicht unterschätzt. Sie hat ihre liebenswürdigsten Seiten — ihre Annehmlichkeiten.“

Gern besäße ich die paar Worte in Facsimile; selbst aus den Buchstaben und der rücksichtlosen Reihenvertheilung der Worte schien mir der Brahms'sche Zorn sichtbar zu werden, wie ich ihn in Rede und Stimme mündlich vernommen hatte. Das Blättchen wurde mir unerwartet aber noch interessanter. Als ich nämlich das Album durchgesehen und rückwärts blätternd noch auf mancher Hinterseite Bilder oder Verse bemerkt hatte, traf ich auch auf folgende kalligraphisch untadelige Zeilen: Wem der Himmel Sarcasmus verliehen, der sollte diese gefährliche Gabe nur zur Bekämpfung des Bösen verwerthen. Carl Reinecke.

Wahrhaftig! Es war die Rückseite von Johannes Brahms Eintragung. Herr Carl Reinecke gab seinem Collegen in gesicherter Stellung von hinten eine Ermahnung. Das wird gewirkt haben! (Schluß folgt.)

## Friedrich Spielhagen als Kritiker.

Von Emil Kurzbauer.

Gleichzeitig mit dem jüngsten Roman Spielhagen's, „Faustulus", läßt L. Staackmann in Leipzig einen Band: „Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik" erscheinen, worin der gefeierte Dichter als Aesthetiker und Kritiker erscheint, was er schon in zwei früheren Bänden versucht hat. Es sind Reden, Essays, Zeitungsartikel und sogar mehrere Bühnenreferate, die Spielhagen unbegreiflicher Weise in einem unglückseligen Literaturblättchen — verheimlicht hat, das in einem Jahrzehnt drei Mal den Titel, sechs Mal den Verlag und zwölf Mal die Redaction gewechselt hat und dabei doch nicht sterben und nicht leben kann. Es ist daher dieser Wiederabdruck nur willkommen zu heißen, denn auch der Theaterreferent des „Magazin" ist interessant und sympathisch. In seiner Besprechung der Theaterstücke von Hartleben, Halbe, Fulda, Hauptmann und Sudermann zeigt er sich den Bestrebungen der sogenannten Neuen Richtung gegenüber fast übertrieben wollend. Er giebt sich da eine furchtbare Mühe, die guten Seiten der jungen Dichter heraus zu finden, zu unterstreichen, ihre Schwächen zu beschönigen. Er will offenbar gern für einen modernen Geist gehalten und nicht zum alten Eisen geworfen werden. Dies Bestreben zeigt sich auch da, wo er einige moderne Romane bespricht. Jeder Concurrenzneid ist seinem edlen, freien, gerechten Sinne fremd. Telmann, Ompteda und sogar Otto Ernst werden fast mit der gleichen Begeisterung besprochen, wie Rosegger, Fontane und die Ebner. „Trop de fleurs!" klagt Kalchas. Es sind eben dem Gelegenheitskritiker, wie es gewöhnlich geschieht, durch Zufall oder Freundesgunst ein paar Bücher auf den Recensententisch geflogen; Wichtigeres ist ihm entgangen. Auch von der letzten Wendung der „Moderne" scheint er noch nichts gemerkt zu haben: von der Bekehrung des schnurrigen Naturalistenüberwinders(!) Bahr und seiner Jünger zu Goethe, von den abstrusen Apokalyptikern Dehmel und Przybyzewski und von den Humoristen ohne Humor: Altenberg, Bierbaum und Scheerbart. Wohl ihm!

Am interessantesten ist Spielhagen, wo er von seiner eigensten Romancierkunst spricht und ihre nachgoethe'sche Blüthe mit stolzem Bewußtsein aufzeigt. Wie ist schon die Umwelt des Romandichters, seit Goethe's Hand der epische Griffel entsank, schier in's Unendliche gewachsen. „Wie verhältnißmäßig beschränkt war das Milieu in Goethe's Tagen! an einer wie verhältnißmäßig kleinen Provinz des Gebietes ließ sich der große Meister selbst noch genügen! Die Adelswelt; das Bürgerthum in seinen höheren, soliden Schichten; die Kunst, soweit sie salonfähig ist, oder dazu beiträgt, die Monotonie des Lebens der upper ten thousand in angenehmer Weise zu beleben! Zu den höchsten souveränen Kreisen blickt der epische Dichter besten Falles aus respectvoller Ferne auf; den tieferen Schichten der Gesellschaft entnimmt er wohl hie und da eine Gestalt, aber kaum je um ihrer selbst Willen: nur als utilité — wie es in der französischen Theatersprache heißt — nicht als repräsentativ für die dunkle Masse, aus der sie auftaucht und von der sich der bedeckende Schleier niemals lüftet. Seitdem zog eine Gesellschaftsclasse nach der andern, ein Beruf nach dem andern in die epische Arena. Die Mahnung, das Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen, war im Grunde der Stoß gegen die offene Thür. Hatte doch Goethe bereits auf diesen Weg gewiesen und in den Wanderjahren dem Handwerk die poetische Weihe ertheilt, zu der die Romantiker gern ihr Amen sprachen. Das Bauernhaus, das Kaufmannscontor, die Gelehrtenstube — sie waren ja alle schon erschlossen gewesen; aber ihre letzten Geheimnisse mußten sie jetzt erst hergeben; die Schwelle fürstlicher Säle und Gemächer bildete keine Schranke mehr für die Stoffhungerigen. Einige besonders Kühne behaupteten sogar, daß die politische Arbeit — und sie erst recht — in das Programm gehöre. Selbst die Hungerigsten durften auf Sättigung hoffen, als die Großstadt, die im eigentlichen Sinne bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus für Deutschland nicht vorhanden gewesen war, den epischen Rittersmann und Knapp herausforderte, in ihren Schlund zu tauchen. Und die Herausgeforderten in hellen Schaaren herbeieilten und die purpurnen Tiefen nach allen Richtungen durchforschten, kostbarste Perlen, aber auch widerlichsten Schlamm zu Tage fördernd. Doch an Breite nicht nur hatte das epische Stoffgebiet gewonnen; es war auch wesentlich vertieft worden. Die Früheren, Goethe voran, hatten die Sonne denn doch zu lieb gehabt und die Sterne; nur anzudeuten gewagt, was durch das Labyrinth der Menschenbrust nächtig wandert; waren an den Rabensteinen der Menschheit vorbei, vorbei gestrichen. Jetzt scheute man vor der Schatten dunklem Reich nicht mehr zurück; die schönen Seelen glaubte man zur Genüge zu kennen; man wollte wissen, wie es in der einer emancipirten, in Selbstanbetung sich verzehrenden Vollblutaristokratin, wie Marie Baschkirtzeff, und wieder in den Seelen der Armen und Elenden aussah, welche mit der Noth täglich und stündlich um ihre Ehrbarkeit und Ehrlichkeit ringen. Und wenn in dem deutschen Romanhelden-Album der Raskolnikofftyp nicht zur classischen Prägung kam, lag es nur daran, daß sich unter unsern Romanciers kein Dostojewski fand. Auch hüllen sich Sünde und Laster mit nichten immer in Lumpen; man spürte — und mit besonderem Eifer — dem Verbrechen in Sammt und Seide, der geschminkten Sünde, dem Laster nach, das sich nach Heine's Ausdruck — mit Rosenöl wusch. Gräfinnen, die sich über einen unerlaubten Kuß Gewissensbisse machen, wurden zu Fabelwesen; Philine hätte über die Gefolgschaft, die man ihr gab, verwundert das hübsche Köpfchen geschüttelt; ehrbare Frauen, waren sie sicher im Leben nicht ausgestorben, schwanden zusehends aus der Dichtung. Aber auch die mittleren Regionen des Seelenlebens, in denen sich Tugend und Sünde auf halbem Wege begegnen, für den feineren Psychologen die interessantesten Fälle zeitigend, wurden mit nimmermüdem Eifer durchsucht. Hier war es vor Allem, wo die Novelle ihre ergiebigste Ausbeute fand und, von großen Talenten gepflegt, eine Fruchtbarkeit sonder Gleichen entfalten konnte, uns in Hülle und Fülle goldene Früchte in silbernen Schalen bietend." Spielhagen ist aber besonnen genug, einzugestehen, daß trotzdem der Gewinn der Dichtkunst im Verhältniß zu der Masse kein so gar großer ist. „Von den Hunderten und Aberhunderten, die sich herzudrängen, hat kaum einen die epische Muse geküßt; hat kaum einer auch nur eine Ahnung von der ungeheuren Kluft, die den Roman- und Novellenschreiber von dem Roman- und Novellendichter trennt; und welches Quantum von angeborener Begabung, vor Allem: welcher Aufwand von Fleiß dazu gehört, die Kluft zu überbrücken." Aber unser Kritiker muß doch sagen — zum Trotz der Liebedienerei, die man in Deutschland der Production des Auslandes entgegenträgt, daß der deutsche Roman, die deutsche Novelle, was den Kunstwerth betrifft — und er allein ist, wenn nicht für den Moment, doch für die Zukunft entscheidend — der ausländischen epischen Kunst nicht nur nicht nachsteht, sondern sie entschieden übertrifft. Wir haben keinen Zola, den er später den „gewaltigen" nennt. Er wendet aber ein, daß Zola und die sonstigen französischen, russischen, scandinavischen Roman- und Novellenmatadore fast ohne Ausnahme sehr fleißige, sehr unterrichtete, meistens recht unterhaltende, zum Theil sogar glänzende Schriftsteller sind, aber kann ihnen als epischen Dichtern einen hohen Rang nicht einräumen. „Ihre mit solcher Gier aus allen Ecken und Enden zusammengerafften „documents humains" sind keine Kunstgebilde, wollen es ja auch gar nicht sein. So haben sie ihren Lohn dahin und werden mit ihren deutschen Nachbetern und Nachtretern der Vergessenheit verfallen, wenn die Mode gewechselt hat und das Interesse an dem Stofflichen verflogen ist. Unsere Gustav

Freytag und Gottfried Keller, Paul Heyse und Theodor Storm stehen nicht nur meinem Herzen näher; ich bewundere in ihnen, die sich ehrfurchtsvoll der vis suprema formae beugen, auch die weitaus größeren Künstler." Seltsam, daß Spielhagen den größten von allen deutschen Novellendichtern nicht nennt: Conrad Ferdinand Meyer, der mit seinem „Heiligen" und der „Richterin" alle vor und neben ihm überflügelt hat.

Ueberaus ansprechend plaudert Spielhagen auch von seinen eigenen Romanen und ihrer Entstehung, z. B. von dem Werdeproceß der „Problematischen Naturen". „Es wird in der Dämmerstunde eines Herbstabends im Jahre 51 gewesen sein, als ich meiner Schwester, die ich sehr liebte und trotz ihrer großen Jugend zur Vertrautin meiner seelischen Freuden und Leiden machen durfte, einen Roman erzählte, der im Grunde nichts Anderes war als die „Problematischen Naturen". Ich sage: im Grunde, denn, hatte auch der erzählte Roman mit dem soviel später geschriebenen, was die Fabel betraf, nur eine entfernte Aehnlichkeit — die Hauptsache, ich meine: die Hauptperson war da: der Held, der, wenn er sich nicht mein Spiegelbild nennen durfte, doch mit dem Erzähler eine ausgeprägte Familienähnlichkeit aufwies. Und nicht er allein erschien mit voller Deutlichkeit auf der Bildfläche. In seinem Gefolge befanden sich verschiedene Gestalten, schon nicht mehr schwankend, vielmehr in klaren, scharfen Umrissen — die Gestalten derjenigen meiner Freunde, welchen ich den stärksten Einfluß auf den Gang meiner Entwickelung zusprechen mußte, und die denn auch, wie sie damals fest vor meines Geistes Aug' standen, in den Roman übergegangen sind. Was aber wichtiger noch und etwas ganz anderes zu sein scheint, während es dasselbe nur mit Anderen Worten sagt und mit dem Helden völlig identisch ist: der Gesichtswinkel, unter welchem der junge Poet das Weltfragment sah, das er zu schildern gedachte, war in dem erzählten Roman der nämliche, welcher für den geschriebenen zur Anwendung kam. Der ganze Unterschied bestand darin, daß das betreffende Weltfragment im Laufe der Jahre naturgemäß an Weite und Breite gewann und Raum gewährte für eine Fülle von Personen, deren Bekanntschaft ich noch zu machen hatte, darunter allerdings auch unterschiedliche sind, ohne die sich der Leser den Roman nicht wohl vorstellen könnte. Auch war es nicht bei diesem rhapsodischen Erguß vom Brudermunde zum Schwesterohr geblieben. Ich hatte ein paar Jahre später etwas erlebt, das mir eine Quelle hohen Glückes gewesen war, um mir — und leider nicht mir allein — nachträglich viel heiße Thränen zu kosten, und natürlich, wie alles Bedeutsame, das ich erlebte, als Stoff in den Roman einfließen sollte. Je öfter ich aber in Gedanken — denn noch immer war kein Wort zu Papier gebracht — diesen Stoff überschlug, um so drückender wurde für mich die Empfindung der Masse, welche sich im Laufe der Jahre angehäuft hatte, und daß ich niemals im Stande sein würde, sie zu bewältigen. Da brauchte denn bloß die Verlegerin Noth in Gestalt einer Zeitungsredaction, die durchaus eine Erzählung von mir haben wollte, an mich heranzutreten, und die Novelle „Auf der Düne" war in wenigen Wochen fertig und gab sich als ein selbstständiges kleines Werk aus, trotzdem sie ursprünglich nichts als ein integrirendes Stück des großen Romans gewesen war und als solches Monate lang angefangen im Kasten gelegen hatte. So entstand in dem Roman eine Lücke, die niemals richtig wieder ausgefüllt und nur, sozusagen, überkleistert wurde. Sie findet sich da, wo Oswald, der Hauslehrer, in den Ferien an die See geht, um, wie der ursprüngliche Plan war, eben die in der Novelle geschilderten Ereignisse, wie die Sache jetzt steht, schlechterdings nichts zu erleben und, da er doch nicht ewig müßig auf's Meer starren konnte, von einem deus ex machina in Gestalt des jungen Doctor Braun nach Grenwitz zurückgeholt zu werden." Und schließlich kam auch der große Roman an die Reihe und drängte den jungen Leipziger Lehrer zur Vollendung. Ich faßte einen energischen Entschluß, verbrannte das Schulschiff hinter mir, stopfte mir Wachs in die Ohren gegen das Sirenenlocken übersetzungswüthiger Verleger und schloß mit der Zeitung für Norddeutschland in Hannover einen Contract ab, laut welchem ich ihrem Feuilleton, ohne daß eine Unterbrechung im Druck stattfände, einen Roman von vier Bänden zu liefern hatte, von denen höchstens einer fertig war und die drei dazu gehörigen andern im Wettkampf mit der Druckerpresse geschrieben sein wollten. Nun, ich brauchte schon in jenen verhältnißmäßig jungen Jahren wenig Schlaf, hatte auch zu arbeiten gelernt; überdies die Sache machte mir ein Vergnügen, von dem der eifrigste Leser sicher niemals den hundertsten Theil empfunden hat, und — ich ging glatt durch das Ziel, den Gegner in für ihn beschämender Weise weit hinter mir lassend. Dann wurde ich Redacteur desselben Feuilletons, in welcher die erste Abtheilung des Romans — weiter war ich in den vier Bänden nicht gelangt — das Licht der Leserwelt erblickt hatte, und schrieb, als solcher, die zweite — abermals in vier Bänden, so meine große Beichte absolvirend. Eine achtbändige Beichte, in der zehn Jahre meines Lebens steckten! Und das ist noch zu wenig gesagt: die Quintessenz meines ganzen bisherigen Lebens! Allerdings wirklich nur die Quintessenz. Von meinen thatsächlichen Erlebnissen waren nichts als Fragmente in den Roman verarbeitet und auch sie hatten es sich gefallen lassen müssen, in dem Tiegel der Phantasie umgeschmolzen und dann in die Form gegossen zu werden, in welcher sie sich dem übrigen Körper des Romans harmonisch angliederten."

Ein ander Mal erzählt er, allerdings nur in novellistischer, nicht streng autobiographischer Form — Wahrheit und Dichtung — wie er einmal in Heringsdorf den Helden der „Sturmfluth" fand. „Reinhold Schmidt — Pardon! in Wirklichkeit heißt er Friedrich Müller — ist 1835 in Luckau als Sohn eines königlichen Forstmeisters geboren, hat das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht und als Einjähriger bei den Lübbener Jägern seiner Wehrpflicht genügt, bevor er sich dem Seemannsberufe widmete. Als Kauffahrercapitän machte er in einer preußischen Ostseestadt die Bekanntschaft der Familie eines hochstehenden Officiers und faßte eine leidenschaftliche Liebe zu der schönen Tochter des Hauses. Indessen stellten sich der Vereinigung des liebenden Paares Hindernisse entgegen, die er mir nicht näher bezeichnet hat. Es mußte vor der Hand geschieden sein. Das war kurz vor dem Jahre 1870. Im Juli dieses Jahres lag Müller mit seinem Schiffe im Hafen von Cardiff, im Begriff, eine lange Fahrt nach einem überseeischen Lande anzutreten. Da erreicht ihn die Nachricht vom Ausbruch des Krieges. Er wartet nicht auf seine Stellungsordre, giebt sein Commando in die Hände der Reeder zurück, eilt, so schnell er kann, in die Heimath, meldet sich bei seinem Regiment. „Unser Fritz" selbst war es, der ihm nach der Schlacht von Wörth das eiserne Kreuz überreicht. Er macht noch ein halbes Dutzend Hauptschlachten mit, erkämpft sich den Officiersrang, schließlich auch die Geliebte, die der Vater jetzt willig den Händen eines Mannes anvertraut, von dessen Tapferkeit er sich während des Feldzugs mit eigenen Augen überzeugt hat. Diese Geliebte führt mir ihren Vater, den General, zu; außerdem ihren Bruder — er heißt Ottomar, ist Officier und liebt Ferdinanden, Onkel Schmidt's geniale Tochter. Wenn General von Werben — so heißt er — arm ist — denken Sie an die Hindernisse, die sich der Vereinigung der Liebenden in der wahren Geschichte entgegenstellten! — so ist Onkel Schmidt desto reicher; aber noch nicht so reich wie sein Sohn Philipp, Ferdinandens Bruder, in welchem ich die Ehre habe, Ihnen den ersten Gründer in meinem Roman vom Gründungskrach zu präsentiren: den bürgerlichen Gründer. Einen

vom Adel — und der dem Bürgerlichen an Verwegenheit noch über ist — hätte ich schon erwähnen sollen: er tritt, soviel ich weiß, wenn nicht im ersten, so doch in einem der ersten Capitel auf. Es ist Graf Golm. Sie kennen den Grafen Golm nicht? Aber, Sie sagten mir doch neulich, Sie hätten Laskers Rede — aber freilich, bei Lasker heißt er anders. Namen thun nichts zur Sache; und die Sache ist, daß Graf Golm für die von ihm und Genossen im Interesse ihrer Güter projectirte pommersch-rügensche Eisenbahn die Subvention des Staates haben will und haben muß, soll über die hochgeborene Clique nicht der schmähliche Bankerott hereinbrechen. General von Werben ist gegen das Projekt, vor Allem gegen die Anlage eines Kriegshafens, in welchem die Bahn auslaufen wird, auf Golm'schen Grund und Boden an der Ostküste Rügens, eben der, welche dem ersten Anprall einer Sturmfluth, wenn sie kommt, ausgesetzt ist. Und Reinhold Schmidt ist überzeugt, daß sie kommen wird. Sollte er da nicht gegen das Schwindelproject sein und sich dadurch die bittre Feindschaft des Grafen Golm um so sicherer zuziehen, als dieser auch sein Nebenbuhler in der Bewerbung um die Gunst der schönen Generalstochter ist?"

Jedenfalls braucht man Spielhagen's fragwürdige Theorie von Roman und Novelle und den Unterschied zwischen Beiden nicht gut zu heißen, um an dem temperamentvollen, citatenfrohen und etwas romanhaften Vortrag seiner ästhetischen Ansichten und künstlerischen Erfahrungen eine herzliche Freude zu haben. Wir schließen mit noch einem bedeutsamen Ausschnitt, der von dem scharfen Blick des welterfahrenen und kunstkundigen Schriftstellers zeugt. „Dem Romancier, der sich vor die Aufgabe gestellt sieht, das vielgestaltige Leben getreulich abzuschildern, ist zweierlei auf's Innigste zu wünschen: einmal, selbstverständlich, das rechte, gottbegnadete Talent; sodann — was nicht minder selbstverständlich ist, obgleich es nicht so scheint — eine möglichst reiche Erfahrung. Beides gehört durchaus zusammen: Talent ohne Erfahrung ist leer, Erfahrung ohne Talent ist blind. Die innige Verschmelzung des Einen mit dem Andern in der Seele des Dichters ist die conditio sine qua non eines Romans, einer Novelle, die auf mehr als den flüchtigen Zeitvertreib des Lesers und ein ephemeres Dasein Anspruch erheben. Wie wenig Talent ohne Erfahrung vermag, können wir täglich mitleidsvoll beobachten an den Productionen jugendlicher Verfasser beiderlei Geschlechts, die sich in immer bedrohlicherer Menge auf den belletristischen Markt drängen. Glaubt doch heute Jeder und Jede sich zum Schreiben berechtigt, dessen oder deren junge Brust eine erste Liebe in Wallung gesetzt hat; dessen oder deren unreifer Kopf über die Räthsel des Lebens eben zu grübeln beginnt! Nicht als ob es diesen gährenden Talenten — ich nehme an, daß wirkliches Talent vorhanden ist — an jeglicher Erfahrung gebräche! Ein Stück Erfahrung ist schon da: eben jener erste Herzensconflict, jener erste Vorstoß in die Ideenwelt. Und weil diese Erfahrung so frisch ist, es sich hier um ein thatsächlich Selbsterlebtes handelt, das ohne banges Zagen und Zaudern frei und fröhlich zum Ausdruck und zur Darstellung gebracht wird, umwittert solche Productionen nicht selten ein eigener Zauber, der den Leser besticht, rührt und ihm frohe Hoffnungen auf die kräftige Fortentwickelung des „schönen Talents" erweckt, die — sehr selten in Erfüllung gehen. Das zweite Werk bleibt hinter dem ersten zurück, das dritte hinter dem zweiten. Zuletzt stellt sich heraus, daß der Verfasser, die Verfasserin nur ein Buch zu schreiben hatten. Mein verstorbener Freund, Hjalmar H. Boyesen wollte diese Beobachtung hunderte von Malen in Amerika gemacht haben; wer die deutsche Belletristik mit Aufmerksamkeit verfolgt, kann mit demselben leidigen Resultat aufwarten. Die Ursache liegt auf der Hand. Was dem Musiker, Bildhauer, Maler, Schauspieler, Sänger zum höchsten Vortheil gereichen mag: früh in sein Metier gekommen zu sein und die Technik seiner Kunst bewältigt zu haben, ehe er noch an die selbstständige Production geht, kann leicht ein Verderben für den Romancier werden. Mit dem coin de la nature, das der Dichter durch ein tempérament sehen soll, hat es schon seine Richtigkeit. Nur daß dieser Winkel nicht zu spitz sein darf; er in dem Maaße, als das Talent sich festigt, die Technik sicherer wird, weiter werden, größere Perspectiven eröffnen, dem Talent, der Technik verstatten muß, sich höhere Aufgaben zu stellen, fernere, stolzere Ziele aufzurichten. Dazu kommt es aber schwerlich, wenn der junge, zu früh in sein literarisches Museum gebannte, vielleicht — und ach! wie oft ist es der Fall! — in enge ökonomische Verhältnisse geklemmte Dichter die wirkliche große Welt nur an einem seltenen „Feiertage", nur „von Weitem" sieht; in Folge dessen den Leser mit ermüdender Hartnäckigkeit immer wieder in denselben, einmal von ihm beobachteten Winkel blicken läßt; mit denselben studentischen und Backfisch-Reminiscenzen; den breiten Schilderungen derselben interesselosen, jugendlichen Ausschreitungen und des obligaten Katzenjammers unterhalten zu können glaubt. Oder gar sich auf's Fabuliren in's Blaue legt und die Welt, die er nicht kennt — wie der Deutsche nach Heine das Kamel — aus der Tiefe seines Gemüths zu construiren sich vermißt. Es gab eine Zeit — und sie ist noch nicht eben lange her — als das Letztere zu unternehmen keineswegs für vermeßlich bei uns galt; ja, wo man es wohl als die Regel nehmen konnte, die nur von seltenen, kühnen Ausnahmen unterbrochen wurde. Heute ist umgekehrt die Ausnahme Regel geworden, der sich fügen muß, wer nicht unerbittlich auf den Altentheil gesetzt sein will. Erfahrung und nochmals Erfahrung; Beobachtung und nochmals Beobachtung lautet die Parole." Gewiß ist, daß der treffliche Romandichter uns noch nie so prächtig und liebenswerth erschienen ist, wie in diesem seinen kunstkritischen Buche und in seiner neuen Rolle als ästhetischer Wegweiser und Freund seiner Brüder und Schwestern von der Halbdichterzunft.

---

## Wie Bilder betrachtet sein wollen.

Von Georg Hirth.*)

Zwischen der künstlerischen Decoration eines ganzen Raumes und dem einzelnen Kunstwerk ist für den Beschauer ein großer Unterschied. Die Erstere versetzt uns, wenn sie unserem Geschmacke und unseren Ansprüchen genügt, ohne Weiteres in eine freudige, behagliche, vielleicht festliche Stimmung; wir brauchen gar nicht über Einzelnes nachzudenken, Alles wirkt zusammen, den beabsichtigten Gefühlston in uns zu erzeugen; und dieser Gefühlston bleibt, so lange wir den Raum auf uns wirken lassen, auch dann, wenn wir uns mit der Gesellschaft über fernabliegende Dinge unterhalten oder unsere Phantasie in anderen Gefilden wandeln lassen. Das schönste Beispiel ist die Kirche: hier wirkt der feierliche Gefühlston, den der hehre Raum erzeugt, nur ganz nebenbei, aber doch unleugbar dauernd auf die andächtige Stimmung.

Anders das einzelne Kunstwerk. Es will betrachtet, auf seinen von der Umgebung unabhängigen inneren Werth geprüft sein. Es ist anspruchsvoll, es „will" Etwas von uns, es verlangt unsere besondere und ausschließliche Aufmerksamkeit. Aber auch wir selbst stellen andere Anforderungen: während wir von der künstlerischen Decoration nur verlangen, daß sie nichts enthalte, was den harmonischen

*) Unser verehrter Münchner Mitarbeiter läßt der im Erscheinen begriffenen zweiten Auflage seines kunsttheoretischen Werkes: „Aufgaben der Kunstphysiologie" (München, Hirth's Kunstverlag) dieses bisher ungedruckte neue Schlußcapitel nachfolgen. Wir empfehlen das originelle Buch allen Künstlern und Kunstfreunden auf das Wärmste.
D. Red.

Eindruck stört, erwarten wir vom einzelnen Kunstwerk, daß es uns ganz direct anspreche und womöglich uns etwas Neues oder doch Interessantes sage.

Die Beschäftigung mit einem einzelnen Kunstwerk ist also stets ein geistiges Tauschgeschäft, eine Abart des beliebten „Do ut des“: Ich gebe meine besondere Aufmerksamkeit, um dafür einen specifisch anregenden Eindruck zu empfangen, etwas Angenehmes zu erleben oder etwas Nützliches zu lernen.

Indessen ist es mit der bloßen Aufmerksamkeit nicht gethan. Es gehört auch eine gewisse Beharrlichkeit des Wohlwollens dazu, namentlich in unseren heutigen Kunstausstellungen, wo das verehrliche Publicum so leicht in die Versuchung kommt, mit seinen spitzen Zungen einen bethlehemitischen Bildermord aufzuführen. Und drittens, ja vor Allem gehört dazu Verständniß. Indessen wird, die erforderliche geistige Anlage vorausgesetzt, immer Derjenige am raschesten und sichersten zum Kunstverständniß gelangen, der den besten Willen dazu mitbringt. Mit vorgefaßten Meinungen, mit feierlichen Declamationen über das, was „die Kunst soll“ u. s. w., ist hier gar nichts zu erreichen. Der kunstverständige Menschenfreund wird ruhig sehen, erst denken, sich erinnern, keine lärmende Kritik von sich geben; er wird entweder sich freuen und begeistern, oder bedauern und schweigen. Denn auch hinter dem Irrthum steckt doch immer ein Mensch — ein Mensch wie wir, der sich ehrlich geplagt hat, sein Bestes zu geben. Haben wir ein Recht, für unser lumpiges „Eintrittsgeld“ im Laufe einer Stunde Hunderte von Kunstwerken in hochnasiger Weise abzuschlachten und durch geringschätzige Bemerkungen und Gestikulationen ebenso viele brave Künstler öffentlich zu kränken?

Ein gewisses Maaß vornehmer Bescheidenheit ist aber namentlich da erforderlich, wo wir nicht verstehen. Denn nun ist es ja doch möglich, daß unser eigenes Wissen und Erkenntnißvermögen ein Loch hat, daß der Künstler nicht unvernünftig und geistlos, sondern nur in einer Sprache zu uns redet, deren Worte und Sätze uns noch fremd sind. Jedermann, der über unverstandene Kunstwerke voreilig urtheilt, setzt sich daher dem begründeten Verdachte aus, gelinde geurtheilt, die ihm verschlossene Pforte zum Kunsttempel — ohne Schlüssel öffnen zu wollen.

„Aber warum soll ich nicht jedes Bild kritisiren können?“ Das ist die regelmäßige Frage Solcher, die man zur Mäßigung in der Kritik ermahnt. Die Antwort lautet einfach: „Weil das Bild etwas von Ihnen will, was Sie ihm nicht — oder noch nicht geben können.“

Um ein Kunstwerk gerecht beurtheilen zu können, um es auf seinen Gehalt an „specifisch Künstlerischem“, nämlich an technischer Beherrschung der Realität, sowie auf seine sonstigen Werthe an Natürlichkeit, Allegorie, Poesie, Innerlichkeit, Feinempfindung der Formen und Farben u. s. w. prüfen zu können, müssen wir es eigentlich nicht bloß mit unseren leiblichen Augen, sondern auch mit dem geistigen Auge des Künstlers erschauen. Ist das möglich bei einer Versammlung von Hunderten von Bildern? Können wir uns in zwei oder drei Stunden in die tiefen Empfindungen und ernsten Stimmungen hineinversetzen, mit welchen Hunderte talentvoller und denkender Künstler an diesem Bildercongreß gearbeitet haben? Können wir in wenigen Stunden all' das „verstehen“, wozu die Schöpfer in Summa viele Jahre verwenden mußten?

Zur Beurtheilung schon eines einzelnen Bildes gehört aber gar Mancherlei, wovon sich das große Publicum nichts träumen läßt. Zunächst, rein physiologisch betrachtet, genügt dazu nicht das Anglotzen mit den Augäpfeln, sondern der Beschauer muß sein Gedächtniß anstrengen. Jedes Bild ist eine „Lichtgleichung“*); ob diese Gleichung, welche der Künstler mit seinem Sehen, Wissen und Können besorgt hat, auch für uns stichhaltig sei, das können uns nur unsere eigenen Gesichtserinnerungen sagen. Diese Erinnerungen, welche beim Künstler die Grundlage der bildenden Phantasie und beim Kunstfreunde die Grundlage des Urtheils und des Geschmackes ausmachen, sind nun aber nicht bei allen Menschen gleich stark und vielseitig vorhanden. Ja, es giebt sogar Viele, deren Gehirn (speciell die sogenannten „Sehsphären“ in den Hinterhauptslappen der Großhirnrinde) überhaupt nicht im Stande ist, die zu tieferem und dabei ausgebreitetem und beweglichem Kunstverständniß absolut nothwendige Masse von Gesichtserinnerungen in der ebenfalls erforderlichen feinen Unterscheidung nach Form (Augenmaaß), Farbe und Plastik zu „fassen“, — deren Gesichtssinn also überhaupt nicht auf das Künstlerische „geaicht“ ist. Deßhalb können dieselben Leute doch in anderen Sinnesgebieten und Denksystemen, z. B. als Juristen oder Theologen, als Beamte oder Kaufleute, ganz Hervorragendes leisten. Die „starken“ Begabungen sind eben — Gottlob! — nicht bei Allen dieselben.

Aber nichts wäre verfehlter, als aus dem Nichtvorhandensein solcher specifisch künstlerischer Erinnerungen sofort auf Nichtempfänglichkeit schließen zu wollen. Ja oft kommt es sogar vor, daß die Erinnerungen thatsächlich vorhanden sind, und daß ihr glücklicher Besitzer nur nicht gelernt hatte, sie in der rechten Weise zu verwerthen. Es geht auch hier wie bei so vielen anderen menschlichen Dingen: das Talent will „erweckt“ sein! Wer hat nicht in der Jugend z. B. Gedichte und Sprüche auswendig gelernt, deren Verständniß und nützliche Anwendung erst späteren Jahren vorbehalten blieb. Der Bauer hat einen scharfen Blick für die Trübungen der Atmosphäre, aber er sieht darin nur Vorboten von Wind, Trockenheit, Regen oder Hagel, und versteht nicht, daß man so etwas „schön“ finden oder gar künstlerisch nachempfinden könne. Da genügt oft eine einzige gute Anregung, eine einzige kurze Aufklärung; in der Kunst ist es eben nicht anders als wie in der Menschenkenntniß und in der Liebe, wo wir ja auch sagen: „Die Augen sind ihm aufgegangen,“ und „Sie hat ihr Herz entdeckt.“ Also Muth, lieber Leser, geehrte Leserin! Sehen wir einmal zu, worauf es im Anfange — der ja auch hier nicht ganz leicht ist — wohl ankommen mag.

Das Erste, was wir einem Bilde schulden, ist die Frage, aus welcher Entfernung es betrachtet sein will? Das ergiebt sich nun meistens schon aus dem Format und aus der Feinheit der Technik. Eine große Leinwand und eine breite, starke Malerei verlangen ein Zurücktreten des Beschauers so weit, daß er das Ganze bequem überblicken kann und daß die Spuren der Pinselführung zu Gunsten der vom Künstler beabsichtigten Wirkung verschwinden. Ein allzu scharfsichtiges Auge ist hierbei für den Anfänger verhängnißvoll, weil es ihn von den Spuren der „Mache“ nicht loskommen läßt; denn das Interesse für die Pinselführung selbst kann naturgemäß erst später kommen. Der Neuling möge daher die Störung der allzu großen Deutlichkeit der Maltechnik durch Blinzeln mit dem Auge zu beseitigen suchen.

Was aber die scheinbaren „Rohheiten“ der Technik, überhaupt den „skizzenhaften“ Eindruck anbelangt, so sollte der ungeübte Beschauer nicht voreilig verurtheilen. Es wird nämlich von Kennern als ein besonderes Verdienst des Malers angesehen, wenn er große und bedeutende Wirkungen mit verhältnißmäßig einfachen technischen Mitteln erzielt, und zwar aus dem Grunde, weil in solcher Behandlung sich ebensowohl die Stärke des Talentes, wie die Originalhandschrift des Künstlers sicherer erkennen läßt, als in einer minutiösen Ausführung, bei welcher stets viel Conventionelles („Jedermannstechnik“, möchte ich sagen) mit unterläuft und also der Eindruck der künstlerischen Individualität Schaden leidet. Die eingehende Abhandlung dieses Themas würde uns hier zu

*) In den Gemäldeausstellungen ist das Urtheil besonders erschwert dadurch, daß für viele Bilder mit den verschiedensten Lichtscenen ein und dieselbe Beleuchtung gegeben ist.

weit führen*); ich will nur daran erinnern, daß sich zu allen Zeiten die Maler und Zeichner untereinander viel lieber mit geistvollen Skizzen, als mit sauber durchgeführten Arbeiten beschenken ließen. Das sollte dem Publicum, welches sich mehr für den dargestellten Gegenstand als für die Bedingungen des künstlerischen Schaffens interessirt, zu denken geben. Zum Mindesten sollte man daher auch einer anscheinend skizzenhaften, breiten Technik nicht voreilig den Vorwurf der Flüchtigkeit machen, nicht immer den Grad der „Durchführung" gegenüber den sonstigen Qualitäten des Bildes in den Vordergrund stellen. Ausschlaggebend sollte vielmehr stets, neben den Gesichtspunkten der Talentprobe, die Anregung sein, welche die Phantasie des Beschauers erfährt. Je bedeutender Letztere entwickelt ist, desto störender wird das rein conventionelle Detail wirken; und da, bei der großen Verschiedenartigkeit in der Organisation des Gesichtssinnes, auch die Phantasie desselben die verschiedensten Grade aufweist, so kann es kommen, daß ein und dasselbe Kunstwerk wegen seiner größeren oder geringeren Detailausführung von den Einen gepriesen, von den Anderen gemieden wird.

Haben wir den rechten Standpunkt zur Betrachtung des Bildes gewonnen, so bleibt nun sofort ein Feind zu überwinden, der gerade in der Vollkommenheit des normalen beidäugigen Sehens liegt. In der Natur sehen wir nämlich die Dinge deutlich plastisch, d. h. die Gesichtseindrücke, deren Empfindung nachweislich nur im Gehirn zu Stande kommt, werden nicht gleichmäßig weit, sondern in vielfachen Abstufungen nach Außen verlegt. Diese Form der Wahrnehmung beruht nicht, wie man bisher geglaubt, nur auf „Erfahrung", sondern, wie ich nachgewiesen habe, auf wirklicher, ganz unmittelbarer und angeborener Empfindung, auf der Thätigkeit eines dynamischen Mechanismus im Gehirn, durch welchen die in ihrer Anordnung etwas verschiedenen, nahezu flächenartigen Bilder der beiden Netzhäute zu einem einzigen plastischen Bilde verschmolzen werden.**) Demgemäß sehen wir, daß das auf der Leinwand Vorgestellte eine Fläche und keineswegs mit körperlicher Reliefirung ausgestattet ist.***) Störend wirken ferner die Art der Umrahmung und die oft verwirrende Umgebung des Bildes. Man kann sich nicht geistig in eine Schneelandschaft vertiefen, wenn sich daneben eine holde Maid im schwülen Weiher badet. Der Rahmen ist nothwendig, um dem Bilde einen Abschluß zu geben, aber er wirkt leicht illusionstörend durch seine Farbe und Profilirung.

Zur Beseitigung dieser Uebelstände giebt es ein ebenso einfaches als vortreffliches Mittel: Wir schließen ein Auge und sehen das Bild eine Zeit lang durch die hohle Hand an, indem wir möglichst auch den Rahmen des Bildes verdecken. Nun erlangen unsere Gesichtserinnerungen leicht die Oberhand; denn auch die Erinnerungen sind plastisch, wie wir aus den Träumen wissen. Das wird sofort klar, wenn wir nunmehr für einige Momente beide Augen schließen und uns das soeben einäugig betrachtete Bild in der Phantasie recht deutlich vorzustellen suchen. Die Landschaft, die Menschen- oder Thiergruppe, das Porträt, — sie gewinnen nun vor unserem geistigen Auge wirkliches Leben; wir lassen die ähnlichen Lichter und farbigen Stimmungen, die wir irgendwo erlebt, gewissermaßen traumhaft auf uns wirken, wir denken uns in die dargestellte Scene förmlich hinein, wobei uns der Gefühlston der Jahres- und Tageszeit, des Sonnenscheins, der Lufttrübungen, ja sogar der Kälte oder Wärme aus dem Gedächtniß lebhaft unterstützt.

Wenn wir nun, nachdem wir den ersten Eindruck des Bildes sozusagen „in das Meer unserer Erinnerungen getaucht," das eine Auge wieder öffnen, dann sind wir überrascht über die scheinbare Wirklichkeit, die uns aus dem Bilde entgegentritt. Und noch mehr, wir haben bei solcher Vertiefung in die eigene Phantasie, ohne große Anstrengung, mit einem Schlage auch das verfügbare Material gesammelt, welches zur Beurtheilung der Naturwahrheit des vom Künstler Gebotenen durchaus erforderlich ist. Jedenfalls werden wir nun begreifen, was er — und nur er! — gewollt hat, wir werden uns nun in seine Phantasie besser vertiefen, die dargestellte Stimmung besser verstehen, aber auch einige Mängel in Zeichnung, Perspective und Farbengebung leichter erkennen können, — immer vorausgesetzt, daß unsere Erinnerungen ausreichend stark zu einem eigenen Phantasiebilde waren.

Es liegt auf der Hand, daß ein so ernstes und liebevolles Eingehen auf das einzelne Kunstwerk unvereinbar ist mit der flüchtigen, oberflächlichen Bilderschau, zu der uns ein einziger rascher Gang durch ein Museum oder eine Kunstausstellung zwingt. Dafür ist der Genuß und Gewinn an Kunstverständniß um so größer. Wir sollten eben das von so vielen wackeren Künstlern Dargebotene nicht wie einen Tandelmarkt durchwandern, sondern in vielen Besuchen allmälig in unseren Vorstellungsschatz aufnehmen, als ob es unsere eigene Galerie wäre, an der wir uns erfreuen.

Und doch bedeutet solche Art des Betrachtens gewissermaßen nur erst die physiologische Seite unserer Vertiefung. Denn gewiß kann ein „gutes" Bild uns noch Mancherlei mehr sagen, als das, was wir schon wissen und selbst so oder so erlebt haben. Ist es auch immerhin erfreulich, von Künstlerhand eine überzeugende und kraftvolle Charakteristik der Natur vorgezaubert zu erhalten, so ist doch damit der Witz (um nicht zu sagen die „Aufgabe") der Kunst keineswegs erschöpft. Ich wüßte überhaupt keine menschliche Regung, kein menschliches Ideal, das nicht zum Gegenstande künstlerischer Darstellung gemacht, und keine menschliche Einrichtung, die nicht künstlerisch veredelt werden könnte, wenn der Künstler neben der Beherrschung der Natur das Zeug dazu hat. Die Zahl der künstlerischen „Probleme" ist Legion; es ist falsch, diese Unzahl beschränken, die Kunst in ein ästhetisches Corset einschnüren zu wollen, — und wäre es selbst der glänzende Harnisch der ehrwürdigen Renaissance. Andere Zeiten, andere Bilder! Und wie oft ist nicht die „historische Brille" getrübt durch die Patina der Jahrhunderte; und wie würden wir staunen, wenn wir die alten Bilder in ihrem alten Glanze, ohne den modernen Galerieton vor uns sehen könnten!

Aber vor Allem ist es grausam, von den Lebenden zu verlangen, daß sie immer dasselbe und gerade so malen sollen wie die Alten — längst Todten — es gewollt, gelernt, gekonnt und — gemußt haben. Denn das ist vielleicht eines der vorstechendsten Merkmale, daß die Kunst heute nicht allein mehr „in's Freie" geht als je, sondern auch in der Wahl ihrer Probleme selbst freier ist als je zuvor. Und auch die malerischen „Stimmungen" sind freier, reichhaltiger und beweglicher geworden, ja man kann sagen: die künstlerische Entdeckung des Allerintimsten in der Natur ist das Werk unserer Zeit. Die Tradition bewahrt uns davor, das Alte zu vergessen oder gar zu mißachten, wir lieben und verehren es, jawohl, wir lieben und verehren die alten Meister! Aber wir leben doch neues Leben, das uns neue Gesichter und neue Legenden bringt. Lebten die Dürer, Tizian, Holbein und Rubens heute unter uns, so würden auch sie dieses neue Leben freudig erfassen. Wer daran zweifelt, der lese nur die Schriften Leonardo's, wie da die unbestimmte Sehnsucht nach der Formulirung nur erst geahnter malerischer

*) Vgl. meine Abhandlung über Kunstgenuß und Kunstverständniß und über die Wege zur Kennerschaft, Einleitung zu Hirth-Muther, „Cicerone in den Gemäldegalerien von München und Berlin." (Verlag von G. Hirth, München.)

**) Vgl. meine Schrift über das „Plastische Sehen als Rindenzwang." (München 1892.) Erweitert in der französischen Ausgabe (La vue plastique, fonction de l'écorce cérébrale, Paris 1892).

***) Das Begreifen flächenhafter Bilder der Wirklichkeit ist wohl überhaupt eine nur dem Menschen zukommende Synthese. Die Geschichte von Apelles und dem Gaul scheint mir eine fromme Mär zu sein.

Probleme zu Tage tritt, zu deren Lösung noch Jahrhunderte erforderlich waren.

So stellt denn in der That das, was wir heutzutage an hervorragenden Werken der Malerei in den Kunstausstellungen zu sehen die Freude haben, eine sehr merkwürdige und hochbedeutsame Erweiterung der menschlichen Ichsynthese dar. — Wer viel, sehr viel über diese Dinge nachgedacht, wer die ganze lange und schwerfällige Geschichte der Kunst geduldig durchmessen und durchstudirt, wer die Natur mit künstlerischem Auge anzusehen und neben der Gesetzmäßigkeit auch die Vieldeutigkeit des „ewig Schönen" zu respectiren gelernt hat; wer gelernt hat, die dilettantische Einseitigkeit des Urtheils abzustreifen und das, was unsere Nachbarn so schön „la délicatesse dans l'art" nennen, im Schooße aller Zeiten zu ergründen, — der wird dies verstehen: Wir leben in einer hochinteressanten Kunstepoche, in einem Zeitalter künstlerischer Entdeckungen. Und wir Alle, auch die denkenden Zuschauer, gehören zu dieser Zeit und können an ihrem Webstuhle mitarbeiten, wenn wir dankbar sein wollen für die Begeisterung, die Entbehrungen und die Opfer unserer malenden und bildenden Brüder und Schwestern; und wenn wir — ein Jeder an seinem Theile und nach seinem Vermögen — uns vornehmen, Saaten des Wohlwollens auszustreuen, d. h. das so reichlich Dargebotene zu achten und zu verstehen. Verständniß macht den inneren Menschen reich, Begeisterung macht ihn glücklich!

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Rechenexempel.

Humoreske von Anton Tschechow.

Den Salon des Staatsrathes Scharomikin umfängt ein angenehmes Halbdunkel. Die große Hängelampe mit dem grünen Schirm giebt den Wänden, Möbeln und Gesichtern den grünlichen Schimmer einer südlichen Nacht. Von Zeit zu Zeit flammt im erlöschenden Kamin ein Holzscheit auf, und dann werden die Gesichter in Gluth getaucht; aber das schadet der allgemeinen Harmonie der Farben nicht ... Im Ganzen ist, wie die Maler sagen, Stimmung in der Bude.

Im Fauteuil vor dem Kamin sitzt wie Einer, der eben zu Mittag gespeist, Scharomikin selbst, ein stattlicher Herr mit grauem Bart und sanften blauen Augen; neben ihm hockt auf einem niedrigen Sessel, die Füße gegen das Feuer, der Vice-Gouverneur Lopnew, ein starker Mann von etwa vierzig Jahren, und räkelt sich. Am Clavier spielen Scharomikin's Kinder: Nina, Kolja, Nadja und Wanja. Aus der halb geöffneten Thür, die zum Gemache von Frau Scharomikin führt, fällt ein matter Lichtschein. Dort sitzt an ihrem Schreibtisch Scharomikin's Gemahlin, Anna Pawlowna, die Vorsitzende des Damencomités, eine lebhafte und prickelnde Dame von über dreißig Jahren. Der Blick ihrer schwarzen Augen blitzt durch das Pincenez über die Seiten eines französischen Romans, unter dem ein zerknitterter alter Comitébericht liegt.

„Früher war unsere Stadt darin glücklicher," versetzt Scharomikin, mit seinen sanften Augen in die brennenden Kohlen blinzelnd, „kein Winter ging vorbei, ohne daß uns irgend ein Stern besuchte. Es kamen berühmte Schauspieler, Sänger, aber jetzt ... das weiß der Teufel, außer Taschenspielern und Orgeldrehern zeigt sich kein Mensch mehr. Es giebt weit und breit keinen ästhetischen Genuß mehr ... Man lebt wie in der Wüste ... Jawohl ... Gedenken Excellenz noch des italienischen Tragöden ... wie hieß er doch? ... so ein langer, schwarzer ... ach, mein Gedächtniß ... Ja richtig: Luigi Ernesto da Rugiero ... Ein wunderherrliches Talent ... Eine Kraft ... Wenn er nur ein Wort sprach, zitterte das ganze Theater. Meine Annette interessirte sich sehr für sein Talent. Sie miethete ihm das Theater und verkaufte für ihn die Billetts von zehn Vorstellungen ... Er gab ihr dafür Unterricht in Declamation und Mimik. Ein herrlicher Mensch. Er war bei uns vor ... ich irre nicht ... vor ungefähr zwölf Jahren ... Nein, was sage ich ... Weniger, vor zehn Jahren ... Annette, wie alt ist unsere Nina?"

„Neun Jahre!" ruft aus ihrem Gemach Anna Pawlowna. „Warum?"

„Nichts, ich meinte nur so ... Auch treffliche Sänger gab es damals ... Erinnern Sie sich des Tenors Klebricina? Ein Prachtmensch! Schon sein Aeußeres! Blond ... so ausdrucksvoll, Pariser Manieren ... Und was für eine Stimme, Excellenz! Einen Fehler hatte er nur: ein paar Noten sang er mit einem Kloß, wie man sagt, und das hohe C aus der Fistel, sonst aber prächtig! Bei Tamberlik soll er studirt haben ... Annette und ich hatten ihm den Clubsaal verschafft, und zum Dank dafür sang er ganze Abende und Nächte hindurch bei uns ... Annette nahm Unterricht bei ihm ... Das war, ich erinnere mich genau, während der großen Fasten, vor ... vor zwölf Jahren. Nein, mehr ... Heiß' ich ein Gedächtniß, mein Gott! Annette, wie alt ist unsere Nadja?"

„Zwölf!"

„Zwölf ... wenn man zehn Monate hinzu rechnet ... Na, natürlich ... dreizehn! ... Früher war mehr Leben in unserer Stadt ... Zum Beispiel die Wohlthätigkeitsabende. Was für Abende hatten wir! Himmlisch! Es wurde gesungen, gespielt, vorgelesen ... Ich weiß, als hier die gefangenen Türken internirt waren, veranstaltete Annette einen Abend zum Besten der Verwundeten. Tausendeinhundert Rubel wurden eingenommen ... Die türkischen Officiere waren ganz weg von Annetten's Stimme und küßten ihr immer die Hand. Ha, ha ... Sind zwar Asiaten, aber doch ein liebenswürdiges Volk. Der Abend war so schön, daß ich ihn, glauben Sie mir, in meinem Tagebuch verzeichnet habe. Das war ... das war achtzehnhundertsechsundsiebzig ... nein! Siebenundsiebzig ... Nein. Erlauben Sie, wann waren die Türken bei uns? Annette, wie alt ist unser Kolja?"

„Sieben Jahre bin ich, Papa!" antwortete Kolja, ein strammer Junge mit braunem Gesicht und schwarzem Haar.

„Ja, man wird alt und hat keine Energie mehr!" stimmte Lopnew seufzend bei. „Das ist der Grund ... Das Alter, mein Bester! Neue Arrangeure giebt es nicht, und die Alten sind jetzt alt geworden ... Es ist kein Feuer mehr! Wie ich jünger war, konnte ich es nicht leiden, wenn die Gesellschaft sich langweilte ... Ich war der erste Gehülfe Ihrer Frau Gemahlin ... Galt es eine wohlthätige Soirée oder eine Lotterie zu arrangiren oder eine durchreisende Berühmtheit zu unterstützen — ich ließ Alles liegen und widmete mich mit Leib und Seele der Sache ... Eines Winters, erinnere ich mich, hatte ich mich so überanstrengt, daß ich sogar krank wurde. Nie vergesse ich diesen Winter! Erinnern Sie sich der Liebhabervorstellung, die ich mit Ihrer Frau zum Besten der Abgebrannten veranstaltete?"

„Ja, in welchem Jahr war denn das?"

„Nicht lange her ... Neunundsiebzig ... Nein, achtzig, glaube ich! Erlauben Sie, wie alt ist Ihr Wanja?

„Fünf!" rief Anna Pawlowna aus dem Boudoir.

„Na, dann ist es also sechs Jahre her ... Ja, mein Lieber, damals gab es was! Jetzt ist's aus! Das Feuer, die Flamme fehlt!"

Lopnew und Scharomikin versinken in Gedanken. Das Scheit lodert zum letzten Mal hell auf. Dann versinkt die Gluth in die Asche. Nacht.

## Aus der Hauptstadt.

### Der entheiligte Landrath.

Wenn die Wahlen näher kommen, geht allemal ein entschieden freiheitlicher Zug durch Deutschland. Selbst in den Parteien, die das Erbe der Achtundvierziger angetreten haben und es nach den Vorschriften der Concursordnung verwalten, selbst in der byzantinisch-liberalen Hofpartei erwacht etwas wie ein Johannestrieb des Mannesstolzes vor Fürstenthronen. Man citirt mit feierlichem Ernste die Auslassungen des Herrn Mittelstädt über den Niedergang des monarchischen Gedankens und die sich heranwälzende demokratische Sturmfluth; man giebt, scheu um sich blickend und alle Verantwortung auf den Urheber abwälzend, seine doch gar nicht gefährliche und gar nicht unartige, dafür um so confusere Charakteristik Wilhelm's II. „wenigstens auszugsweise" wieder. Und man glaubt damit Wunder was gethan und dem Lesepöbel wieder eine unconsiscirliche Picanterie jener Art geboten zu haben, die seit den Talisman- und den Caligula-Feigheiten modern geworden sind: hübsch allegorisch, hübsch verzuckert, hübsch versteckt. Politische Zötchen. Daß es an ernsthaften Versuchen, Wilhelm II. ohne Menschenfurcht, mit deutschem Freimuthe zu charakterisiren, seit 1890 nicht gefehlt und daß Herr Mittelstädt diesen Studien durchaus nichts Neues hinzugefügt, sondern sie nur loyalisirt und verballhornt hat, diese schlichte Thatsache übersieht und verschweigt man natürlich vollständig, weil sonst nicht die richtige Sensation herauskäme.

Einer harmlosen Seele könnte bei dem verworrenen Getümmel und dem endlosen Leitartikelgefasel vom persönlichen Regimente, von Staats- und ministeriellen Max- und Moritzstreichen fast der Verdacht aufsteigen, daß die kommenden Wahlen sich unter dem Feldgeschrei: Für oder wider Wilhelm II.! abspielen werden. „Seid Ihr Schurken und

Schelme oder gut kaiserlich?“ Wäre dem in der That so und stünde des Kaisers Majestät, die ja bekannter Maßen eigentlich nie in die Debatte gezogen werden soll, im Mittelpunkte der Candidatenreden, so bekäme 1898 wohl der Staatsanwalt reichlich zu thun, für die innere Entwickelung des deutschen politischen Lebens aber hätte der Streit um des Kaisers Bart wenig Bedeutung. Eine so interessante Persönlichkeit Wilhelm II. auch ist, und so nachdrücklich er auch dem Gange der Dinge seines Geistes Spuren einzuprägen sucht — am Ende ist doch selbst er nur ein einzelner Mensch wie Andere mehr, eine Einzelerscheinung, die darum erschütternde Umwälzungen nicht hervorrufen kann, weil ihr die Kraft des Genies fehlt. Die Veränderungen im altpreußischen Staatswesen, deren staunende Zeugen wir sind und die das Land mit gährender Unruhe, wachsender Verstimmung erfüllen, haben gewiß zum Theile ihren Ursprung in der eigenartigen Auffassung Wilhelm's II. von seinen Herrscherpflichten. Aber sie wären unmöglich, wenn nicht der Grundstein des Friedericianischen Regimentes zu wanken begönne, wenn nicht die brandenburgische Bureaukratie, dieser rocher von Bronze, sacht mürbe geworden wäre und seine stolze Geschichte vergessen hätte. Unser Beamtenthum, das in Otto Bismarck noch einmal schönste Blüthe und Frucht zugleich getrieben hat, ist dem ewigen Naturgesetze folgend, nach dieser zeugenden That erschöpft und müde zurückgesunken. Fallend hat es sich am Rückgrat verletzt. Das große Elend war, daß als Bismarck's Nachfolger zwei arglose Dilettanten, Graf Caprivi und der Bieberstein, auftraten. Sie übernahmen frohgemuth die zermalmende Last, vor der ein so feiner und tüchtiger Kopf wie Graf Alvensleben zurückgeschaudert war; sie schreckte nicht das Odium, einen unfreiwillig zurückgetretenen Bismarck zu beerben, sie waren auch gar nicht fähig, die ganze Unklugheit ihrer Handlungsweise zu begreifen. Der Herr wird ihnen vergeben, denn sie wußten nicht, was sie thaten. Aber was diese beiden Harmlosen gesündigt haben, indem sie urkomisch-traurige Staatspfuscherei unvermittelt vollendeter, höchster Staatskunst folgen ließen, das ist nie wieder gut zu machen. Bismarck's Genie hatte das Land verwöhnt; geistfunkelnde, grandios erdachte und ausgeführte Leistungen in der inneren wie der äußeren Politik waren fast etwas Alltägliches, so lange er regierte. Wie konnte ein Ministerium, dem es so ganz und gar an seinem Können gebrach, sich mit seiner Macht auch seine Autorität aneignen wollen! Jede Autorität, jeder fromme Unterthanenglaube mußte vielmehr schwinden, sobald man den unheimlichen Abstand zwischen den Staatsmännern des neuen und dem des alten Kurses erkannte. An dieser Stelle ist darauf hingewiesen worden, daß Bismarck's Entlassung vom monarchischen Standpunkte aus ein furchtbarer, in seinen Wirkungen noch immer unübersehlicher Fehler gewesen ist. Das travailler pour le roi de Prusse hat seit 1890 eine Bedeutung gewonnen, die wie ein Axthieb in's Mark der Monarchie anmuthet. Doch auch im entlegeneren Sinne, in seiner directen Wirkung auf das Beamtenthum und auf den unerläßlichen Respect des Volkes vor der Beamtenkaste haben die Märzereignisse und dann die groben Mißgriffe der neuen Männer verwüstend gewirkt. Alle scheue Ehrfurcht ist verschwunden. Rücksichtslos hat allenthalben die Kritik eingesetzt. Nichts wird mehr auf Treu und Glauben hingenommen, nichts mehr schweigend erduldet, was man sonst trug, weil es „von oben“ kam. Die Bureaukratie, früher Tabu, sieht sich von gereizten Gegnern umringt; der Landrath muß vom Postamente herabsteigen und für seine Verordnungen, sogar für seine Fehler einstehen. Man zwingt ihn einfach vor's Oberverwaltungsgericht. Der goldene Heiligenschein, der einstens sein kahles Haupt schmückte, ist dahin. Die Wahlen des nächsten Jahres werden nicht Welfen und Ghibellinen, Kaiserfeinde und Kaiserfreunde trennen. Das wäre erstens nicht verfassungsgemäß, und zweitens würde es bei der Unsicherheit der Verhältnisse und den Schwankungen des Zickzack-Kurses schwer sein, die kaiserfreundlichen Gruppen zusammen zu halten. Nein, man wird schlimmere Scheidung vornehmen, gegen Sankt Bureaukratius werden die Colonnen Sturm laufen und das wichtigste Hinderniß der völligen Demokratisirung Deutschlands, das Tintenmandarinenthum, die grünen Tische, aus ihrer bevorzugten, durch Alter, Motten und ehrlichen Arbeitseifer geweihten Stellung schleudern.

Daß die Bureaukratie Wünsche und Stimmungen des Volkes grundsätzlich weder kennt noch beachtet, daß sie das Leben mit dem Lineal mißt und steif pedantisch auf ihrem Katechismus besteht, allen Uebertretern aber ohne weitere Debatte den Stock zu kosten giebt — das ist selbstverständlich und natürlich, weil sie sonst eben nicht den Ehrentitel einer Bureaukratie verdiente. Einen kleinen Unterschied macht nur der Umstand aus, daß man sich ehedem ihr Walten gefallen ließ, während man heute nicht nur langathmig prüft, ob sich's genau mit dem paragraphirten Gesetzen verträgt, sondern auch keck vom Rechte spricht, das mit uns geboren ward. Der zähe Widerstand des Volkes Behörden niederen wie hohen Ranges gegenüber, die einreißende Gepflogenheit, unter keinen Umständen ein bißchen unrechtmäßige Behandlung oder den kleinsten Uebergriff zu dulden, diese anmaßliche Tendenz giebt der nachbismarcklichen Zeit ihr Gepräge. Die Anekdote vom Windmüller von Sanssouci, die doch wahrhaftig nie mehr als ein rührseliges Geschichtchen für brave große Kinder gewesen ist, gewinnt Bedeutung, ist ein Programm geworden. Man vergegenwärtige sich nur all' die Aergernisse, die Beispiele von Widersetzlichkeit und Störrischkeit der letzten Tage. Ein Ortsvorsteher Schultze hat eine Wohnung in seinem Hause an eine Socialdemokratin vermiethet; er ist dafür von seinem Landrath aus Amt und Würden gejagt worden. Weit entfernt davon, die Buße auf sich zu nehmen und durch emsige Ausmiethung socialistischer Nörgler insgeheim Verzeihung zu erlangen, bringt der Rabiate die Sache in die Oeffentlichkeit und treibt sie nebenher durch alle Instanzen. Ein anderer Landrath fühlt sich im gemüthlichen Kreishause durch die Musik belästigt, die man nebenan, auf dem Grund und Boden eines Freundes der edeln Kunst, macht; er verbietet alle Uebungen bei offenen Fenstern und Thüren, weil sie die öffentliche Ruhe stören. Der Kreisausschuß, dessen Vorsitzender der Herr Landrath ist, weist den Einspruch des renitenten Musikdirectors zurück, aber der lustige Musikante geht zum Bezirksausschuß und von da an das Oberverwaltungsgericht und bekommt Recht, was ein ebenfalls die öffentliche Ruhe störender Scandal und entschieden autoritätswidrig ist.

Erfreulicher zwar im Ausgange, aber noch bedenklicher durch die Begleitumstände erscheint der Fall des Gemeindevorstehers von Karkeln, der dem Herrn Minister mit Handschlag versprechen mußte, die Gemeindejagd nur dem Fiscus zu verpachten und der nachher, unter'm Druck seiner mißgestimmten Gemeindebauern und aus dem submissen Knechtsgefühle vor'm Ministerstrack erwacht, doch nicht Wort hielt. Nach Recht und Gesetz wurde er in neunzig Mark Strafe genommen, was ihm seine einzige, unentbehrliche Kuh kostete, denn das auch in diesem Falle angerufene Oberverwaltungsgericht bestätigte das erste Urtheil. Die Liste ähnlicher Vorkommnisse aus neuester Zeit ist unerschöpflich wie der kastalische Quell. Man begegnet in ihr dem Wittlicher Kaufmann, dem die Polizeiverwaltung von Büchenbeuren durchaus nicht verrathen wollte, wohin einer seiner Kunden verzogen wäre und der so lange Landrath, Regierungspräsident und Oberpräsident belästigte, bis ihm sein Wunsch doch erfüllt wurde. Der Arzt taucht auf, der beim Celler Eisenbahnunglück unentgeltlich Hülfe geleistet hatte und zum Lohn dafür Gepäckfracht erlegen mußte; sein entrüsteter Einspruch blieb zum Heile des Ansehens unserer Eisenbahnverwaltung ohne Erfolg. Dieser Umstand tröstete mich über ein persönliches Erlebniß auf der Berliner Ringbahn, wo ich durch die Schuld eines Beamten, der ein falsches Schild aufgezogen und auf Befragen falschen Bescheid gegeben hatte, nach Johannisthal statt nach dem Potsdamer Bahnhof gerieth. Die Zeit, die ich durch dies Versehen der Bahn eingebüßt hatte, mußte ich ihr mit einer neuen Fahrkarte kärglich genug bezahlen. Im Vordergrunde taucht dann die Gestalt des national-socialen Märtyrers, des Pastors Schall, auf, der sich von seinem geistlichen Landrathe, dem Consistorium, durchaus nicht ducken lassen will und der deßhalb von ihm fortdauernd mit kleinen Aufmerksamkeiten erfreut wird, die die gedankenlose Menge Chicanen nennt. Erfrischend wirkt im Vergleiche mit diesem Vorkommnisse die mild versöhnliche, so gar nicht opportunistische Haltung des Wiesbadener Consistoriums gegenüber einem anderen Kirchensünder, dem Regierungspräsidenten v. Tepper-Laski, dem bekanntlich linde Verzeihung zu Theil wurde, während die betarlarten Tadler seiner „polizeilich nicht verbotenen“, obrigkeitlichen Sonntagsjagd harte Worte zu hören bekamen. Man erinnere schließlich noch an den unverfrorenen Postassistenten, der sich vom Herrn Oberpostrath Schilling nicht gutwillig mauvais sujet nennen lassen wollte und ihn verklagte, wobei ihm freilich die gediegenen französischen Sprachkenntnisse zweier Gerichte einen Strich durch die Rechnung machten. Zu dem Allen nehme man schließlich den Fall des merkwürdigen Zeitschriftenempfehlers Gäbel, der „nur gezwungen“ sein gutes Wort einlegte, „veranlaßt von einer Stelle, der er außer Stande war, zu widersprechen.“ Man hat dann in wenigen Thatsachen zusammengefaßt, Grund und Wirkung des totalen Bankrotts unserer Bureaukratie, des Bankrotts ihrer Leistungsfähigkeit und ihrer Autorität.

Was den preußischen Beamten früher auszeichnete und seine Anschnauzgewohnheiten zwar nicht liebenswürdig machte, aber doch einigermaßen erträglich erscheinen ließ, das war seine Nackensteife nach Oben hin. So lange er die Unterthanen zwar saugrob behandelte, doch auch dem Könige gegenüber nicht ganz des bureaukratischen Stolzes ledig war, nahm man den Canzleiton als etwas Unabänderliches hin und tröstete sich damit, daß vor dem Gesetz und der gebildeten Schreiberseele alle Preußen gleich wären. Und gebildet waren diese höheren Schreibmenschen, das mußte ihnen der Neid lassen. Kein anderer Stand wies dazu so viel hervorragende Intelligenzen, so viel gelehrten Fleiß auf wie die preußische Mandarinen-Kaste. In allerneuester Zeit indeß hat die Cultur, die alle Welt beleckt, auch auf die Zopfträger sich erstreckt. Wer heute in die Verwaltung eintreten will, der weiß genau, daß für sein Fortkommen nicht sowohl reiches Wissen und reiche Begabung, als vielmehr der Umstand von ausschlaggebender Bedeutung ist, ob er die Mütze der Bonner Preußen getragen und das Reserveofficierspatent in der Tasche hat. Gegen das Corpsburschenthum und den Stand der Sommerlieutenants polemisirt man nicht mehr, seitdem die Freisinnspresse mit ihrem instinctiven Hasse wider alle froh zur Schau getragene selbstbewußte Männlichkeit und alle aparten Ehrbegriffe den Acheron gegen beide Institutionen aufgeboten hat. Nichts destoweniger läßt sich kaum verkennen, daß Schneidigkeit und Corpserziehung allein unzureichend sind, den Charakter unserer Jugend zu bilden. Ekelhaft macht sich das von Bismarck so herb getadelte Streberthum geltend, doppelt ekelhaft, weil sich in ihm Knechtseligkeit und Brutalität paaren, Knechtseligkeit im Umgange mit Höheren, die Einfluß auf das Avancement haben, Brutalität gegenüber den Untergebenen und den anderen Kleinen. Man knickt erbarmungslos die eigene Ueberzeugung und damit die eigene Ehre, wenn man den Vorgesetzten oder gar Sr. Majestät dadurch einen Gefallen zu erweisen hofft. Diese Bereitwilligkeit, auf Commando einzuschwenken

gleich Unterofficieren, schädigt den monarchischen Gedanken moralisch so schwer wie thatsächlich. Findet ein Stand oder eine Gruppe von Staatsbürgern sein Genüge darin, keine Meinung mehr zu haben, sondern nur ein Amt, und zwar ein möglichst gut bezahltes, so werden die Uebrigen, dem bekannten Naturgesetze folgend, aus purer Widerspruchslust oder argwöhnischer Sorge zwiefach stramme Opposition treiben. Die furchtbarste Gefahr, die der Monarchie droht, die rasende Beschleunigung der Demokratisirung Deutschlands, erwächst aus der Haltung eines großen Theiles des höheren Beamtenthums. Wilhelm II. hat als einzelne, freie Persönlichkeit zweifellos das Recht, vielleicht sogar die Pflicht, seine Anschauungen zu ändern, auf betretenen Wegen plötzlich umzukehren und Gipfel, die er im ersten Anlauf nicht zu erklimmen vermochte, von der gerade entgegengesetzten Seite in Angriff zu nehmen. Ein Anderes ist es aber, wenn die Beamtenschaft sklavisch, aus Opportunitätsgründen und ohne den inneren Zwang, der den Kaiser treibt, diese Schwenkungen und Schwankungen mitmacht. Wo das Vorgehen des Monarchen gespannte Theilnahme erweckt, da ruft ihr Gebahren Heiterkeit hervor, die allerdings mit einem minder fröhlichen Gefühle gemischt ist. Und das Würdelose tödtet, besonders die Autorität. Es macht Fetische zu komischen Figuren, und belächelte Schulmeisterlein aus Dionysen. Der Lakai mag noch so zornmüthig den Bakel schwingen, man fürchtet ihn nicht.

Die Landrathschaft, die gesammte Bureaukratie geht einer schweren Zeit entgegen. Allenthalben wendet man sich von ihnen ab; selbst die conservative Partei nimmt an ihrer Entheiligung Theil. „Bei der Aufstellung von Reichstagscandidaten", läßt sie schreiben, „werden die Conservativen vornehmlich ihr Augenmerk darauf zu richten haben, daß nur unabhängige Männer mit selbstständigem Urtheil und ehrlichem Bekenntnißmuth in Vorschlag gebracht werden, Männer, die die Kraft besitzen, allen gouvernementalen und byzantinischen Einflüssen energischen Widerstand entgegenzustellen, die sich nicht scheuen, rückhaltslos die Wahrheit auch nach Oben hin zu bekennen, um dort der Erkenntniß zum Durchbruch zu verhelfen, daß wir dem politischen und nationalen Verfall rettungslos entgegengehen, wenn in der bisherigen Weise mit dem Bismarck'schen Erbe weiter gewirthschaftet wird."

Es ist kaum möglich, die Spitzen der deutschen Bureaukratie, als deren oberster Vertreter sich unser neuer Botschafter vom Goldenen Horn darstellt, schärfer zu charakterisiren, und es ist eine Kunst, ihnen gleichzeitig so deutlich zu Gemüthe zu führen, daß für die nächste Zeit an eine Reparatur des zerbrochenen Heiligenscheines nicht gedacht werden kann.

Caliban.

---

## Gastspiel von Ermete Zacconi.

Eine mittelgroße, schmächtige Gestalt, ein Kopf mit hellen, kalten Augen, die prüfend, fast zersetzend scharf vor sich hinblicken, ein Organ, aller Modulationen des wilden Hasses, brünstiger Liebe, der unsagbaren Angst, der krankhaften Furcht, wahnsinniger Wuth und der schmerzlichsten, ergebensten Resignation fähig: so erschien Zacconi vor dem deutschen Publicum. Er kam in der vergangenen Saison nach Wien, um vor halbleeren, verschenkten Bänken jene Stücke zu spielen, die er bei seinem zweiten Gastspiel im October immer wieder von Neuem geben mußte, vom donnernden Applause umbraust, den ein übersülltes Haus ihm spendete; die Kritik hatte es beim ersten Gastspiele mit ihrer Würde nicht für unvereinbar gefunden, Witze wohlfeilster Art über Zacconi zu reißen, wenn sie seine Anwesenheit nicht überhaupt ganz ignorirte; dann sind die Herren vom Federhandwerke plötzlich sehr ernst geworden, haben die Clownspäßchen eingestellt und wandelten im ehrbaren Gewande der Menschenkenntniß einher, schrieben tiefe Feuilletons und lange Essays, brachten Gutachten bedeutender Männer über den neuentdeckten Mimen, interviewten auch fleißig, wie es sich für strebsame Journalisten geziemt, den gefundenen Sohn — kurz, mit einem Schlage befand man sich in Wien mitten in einem Zacconicultus wildester Art. Auch in Berlin, wo er ein Dutzend Male, fast immer vor halb leerem Hause, spielte, fand er zuletzt bewundernde Anerkennung, wenn sie sich auch weniger verzückt äußerte, als in der Schauspielerstadt an der Donau. Dort spannte man ihm fast die Pferde aus, hier lautete das allgemeine Urtheil: „ein doller Kerl!" Und das bedeutet ein großes Lob.

Zacconi spielt vor Allem nicht *vorgeschriebene Rollen* für ein *kritisches Publicum*, sondern *wirkliche Menschen* für *verstehende Herzen*. Er ist nicht ein bloßer Virtuose, der mit vielem Geschick und enormer Routine seine Leistungen zusammensetzt wie ein Mosaikbild, das von Weitem betrachtet einen einheitlichen Eindruck gewährt, in der Nähe aber die tausend und abertausend Bruchstücke zeigt, aus denen es zusammengesetzt ist — sondern er ist ein Mensch, ein denkender, empfindender, wunderbar intelligenter Mensch, dem die schöne Gabe verliehen ward, sich ganz und gar mit seiner Individualität in die eines Anderen zu versetzen, sie durchzuleben und rein und ungetrübt wieder zu geben. Nicht Photographien sind es, die Zacconi bietet, kalte, leere Plagiate der Natur, sondern Bilder, warm und tief empfundene Bilder, die des Künstlers besseres, bestes Sein enthalten.

Wie ungemein entwickelt diese Intelligenz ist, mit der er des Menschen Ich, die zahllosen Bestandtheile erfaßt und zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt, die zusammen den Charakter bilden, zeigt sich am deutlichsten in der Art und Weise, wie er psychisch anormale Erscheinungen wiederzugeben weiß. Das sind seine Lieblingsthemata. Der Darstellung von Normalmenschen, die nichts besonderes in ihrem Seelenleben bieten, geht er aus dem Wege, die Dutzend-, die Millionentypen existiren für Zacconi nicht. Das sind Leistungen, die er mit einem wohlberechtigten, souveränen Stolze weniger Begabten überläßt. Er wählt jenen Schlag, der sich durch irgend eine Abnormität vom gewöhnlichen Volke abhebt; solche Naturen spielt er mit Vorliebe, ihnen leiht er die ganze Kraft seines faszinirenden Talentes: Lear, Hamlet, Corrado in „La morte civile", Oswald in Ibsen's „Gespenstern" — Kranke, Gestörte, Verurtheilte, von fixen Ideen Verfolgte. Oft wählt der Tragöde Stücke, die vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet als schlecht und verfehlt zu bezeichnen sind, deren Held ihn aber um irgend eines moralischen Defectes willen interessirt — und in dem Momente, wo Zacconi's Zauberhand über dem Ganzen waltet, verbreitet sich eine andere Atmosphäre, wird aus dem Machwerk ein wirkliches Lebensbild, aus dem lockeren Scenengefüge ein festes, schönes Ganzes. So danken Girolamo Rovetta's „Disonesti", ein lebensunfähiges Schauspiel ältester Kategorie mit Ingredienzen aus der „lionne pauvre" Augier's, dem „Hüttenbesitzer" und „Fromont jeune et Risler ainé", ferner der längst abgethane „Kean" und das Rührstück „La morte civile" ihre ganze Existenzberechtigung einzig und allein der Hülfe, die ihnen Zacconi verleiht. Der Gedanke liegt wohl nahe, Zacconi wähle solche Stücke, weil gewisse Effectscenen seinem Talente Gelegenheit gäben, es klar und ganz in Wirksamkeit treten zu lassen und weil Jenen gegenüber die übrigen, öden Stellen ganz in den Hintergrund verschoben würden. „Kean" z. B. enthält ja die berühmte, heute schon berüchtigte „Anrede an Lord Melwill", die jedem Coulissenreißer die willkommene Aussicht auf Applaus und Kränze bietet: ich sah sie von verschiedenen „Größen" gespielt — keiner ließ sich die Gelegenheit entgehen, mit den dicksten Linien zu unterstreichen, daß „Kean ein Gaukler und Lord Melwill ein Lord sei." Welche Summe von großen, leeren Gesten, dröhnendem Geschrei und honigsüßem Singen haben Barnay und Rossi an diese herzlich unbedeutende Tendenzrede verschwendet! Zacconi aber? Er hat sie *glaubwürdig* gemacht und das sagt Alles: er hatte die ersten Affecte blinder Wuth, in die ihn der höhnende Zuruf: „Gaukler" versetzt, blitzschnell überwunden, um sofort so zu werden, wie er sein muß, wenn nicht der letzte Rest von charakterisirender Kunst zu Grunde gehen soll: ironisch. Jawohl, Kean brutalisirt nicht den Lord, sonst wäre er nicht Kean, sondern er ironisirt ihn, spielt mit ihm wie die Katze mit der Maus. Die Tendenz ist zwar vernichtet, die Tirade wird nicht zur Moralpauke — aber die Lebenswahrheit ist gerettet, und das ist mehr werth . . .

Ich bin von dem Thema abgekommen, auf das ich den Schwerpunkt meiner Darstellung verlegen wollte: daß Zacconi die Wiedergabe psychologischer, oder besser gesagt psychopathischer Charaktere so sehr gutirt: vielleicht hat sein berühmter Landsmann Cesare Lombroso ihn in dieser Richtung beeinflußt, vielleicht nimmt auch er an, daß in jedem Menschen ein uomo delinquente, ein Stück moral insanity steckt — jedenfalls steht Eines fest, daß Zacconi mit Vorliebe an jene Rollen geht, die abnorme, psychisch defecte Vertreter des homo sapiens zu schildern haben. So werden drei grundverschiedene, in einem Punkte aber congruente Sujets seine Lieblinge: Hamlet, Lear und — Oswald in den „Gespenstern". Daß der unglückliche Dänenprinz, der arme, schuldlose Sohn der Frau Alving geistig krank von Natur, von Anfang an sind, steht außer allem Zweifel. Aber Eines hat Zacconi mit seiner grübelnden Intelligenz heraus gefunden, was vor ihm noch Niemand verstanden hatte: daß auch Lear wahnsinnig *ist*, nicht erst *wird*, wenn ihm der entmenschten Töchter elender Verrath widerfährt. Ja, Zacconi stellt den König zu Beginn des Stückes zurechnungsloser hin, als gegen Ende, als in der Wahnsinnsscene auf der Haide. Und er hat Recht damit — nur aus dieser Auffassung läßt sich das Folgende erklären, das Schreckliche und Grausige, das den Inhalt dieses herzzerreißenden Trauerspiels bildet: die blinde Güte, mit der Reiche an die unwürdigsten Subjecte verschlendert werden, die rasende Verblendung, in welcher die Einzige, die ihn liebt, verstoßen wird . . . Oswald's Darstellung hat Zacconi's Ruf begründet — sie ist ein Meisterwerk naturalistischer Kunst, Selten hat die Bühne ihre Aufgabe, eine „moralische Anstalt" zu sein, besser erfüllt, als wenn Zacconi den armen, kranken Menschen spielt, an dem die Sünden des Vaters so gräßlich gerächt werden. Ich glaube, daß Niemand den Eindruck vergessen kann, den diese entsetzliche Glanzleistung hinterläßt: und wieder sei hervorgehoben, daß es nicht die technisch brillante Aneinanderreihung von Effectkünstchen ist, die jedem Routinier des Theaters gelingen könnte — um das zu erreichen, was Zacconi erreicht, muß man ein begnadeter, intuitiv erfassender Geist sein, dem kein Geheimniß der Psyche fremd ist.

Alfred Neumann.

# Offene Briefe und Antworten.

## Ein Jugendschriftsteller.

### I.

Die Nr. 35 Ihrer geschätzten Zeitschrift enthält eine seltsame Kritik über meine Schriftstellerthätigkeit und besonders über mein Buch „Paladin Moltke." Gehört es zur Kritik, wenn da mehr als spöttisch steht: „Neunzehn seiner preußischen Vaterlandserzählungen (ein gut Theil davon sind ja deutsche!) sind namentlich (im ‚Amtl. Schulblatt f. d. R.-B. Potsdam) angeführt; es scheint keine übergangen zu sein?" — Ist es denn an sich schon ein Schimpf, an solcher amtlicher Stelle empfohlen zu werden? Noch dazu wußte ich von diesem Verzeichniß gar nichts — meine Bücher werden ja oft empfohlen, fast in allen fünf Erdtheilen und von Parteien jeder politischen Richtung. Ferner heißt es zu Moltke: „Ein ganzes Kapitel (15 Seiten) nimmt der Brief eines Studenten an den jungen Lieutenant Moltke ein. Der Brief, von dem Garlepp versichert, daß er kulturhistorischen Werth habe" (?) — Der Herr Kritiker müßte doch wie alle Eingeweihten wissen, daß die in dem Briefe gegebene Schilderung das vorzüglichste authentische Zeugniß über das Studentenleben jener Jahre ist und schon deßhalb in einem Buche über jene Zeiten einen wichtigen Platz verdient. Der Brief — „erklärt sich nur aus der Absicht des Autors, dem Buche einen kulturhistorischen Hintergrund zu geben." Auf diese Unglaublichkeit brauche ich wohl nicht weiter hinzuweisen! Schon ein Tertianer hält den Einwurf nicht für möglich. Und dabei ist ein Buch über Moltke eine Aufgabe nach des Herrn Kritikers Ansicht — „würdig eines Walter Scott." Der Herr Kritiker hält wohl W. Scott, ganz abgesehen davon, daß dieser in der Erzählung heute längst überflügelt ist, für einen tiefsinnigen Militärgeschichtsschreiber? Aber die Worte klingen doch wie ein Angriff — und wirken auch bei vielen Lesern, am meisten, wenn sie so phrasenhaft sind. Aber die „Gegenwart" bringt sonst solche Artikel nicht. — Der Kritiker kennt die Geschichte, besonders die wichtige Memoirengeschichte, zu wenig, die von Moltke gar nicht, sonst könnte er nicht Folgendes sagen: „Dagegen wird die Revolution von 1848 in genau zwei Zeilen abgethan." — Moltke hatte ja an der Bewegung von 1848 nicht den geringsten Antheil, er lebte ruhig. Vielmehr — hätte ich dies Jahr hier beschrieben, so hätte mein Kritiker nach seiner Art sagen können, daß ich „meinem Buche einen kulturhistorischen Hintergrund" u. s. w. Solcher Widerspruch! Außerdem habe ich 1848 in den anderen „Paladinen" — einer zusammenhängenden Serie — beschrieben. Das mußte der Herr als umsichtiger Kritiker doch wissen! Die Folge vom Gegentheil ist eben Ungerechtigkeit, und diese wollen wir nicht auch noch in die Reform der Jugendliteratur hineintragen. Die nächsten Sätze der Kritik wirken ebenso verblüffend.

Was verschafft mir nun aber diese Menge derartiger Vorwürfe? Einzig und allein, daß der Kritiker glaubt, ich gehöre in denselben Topf wie O. Höcker, Heyer, Tanera. Nein, ich vertrete ganz die Ansicht der „Gegenwart" und habe noch nie ein Buch anders geschrieben. Ich bin sogar noch viel rigoroser gegen Autoren wie O. Höcker, Tanera, Heyer, und ich darf es sein, denn ich kenne ihre Schriften genau, da ich langjähriger Berater von zwei der größten Jugendschriftenverleger war. Solche geschichtliche Fälschungen, wie wenn bei Tanera der „Kadett" den Marsch Mac Mahons dem Generalstab entdeckt, dürfen bei mir nicht vorkommen, da schiebe ich lieber ein Stück des kostbaren „historischen Hintergrundes" ein. Ebenso scheint der Kritiker zu glauben, daß ich denselben urtheilslosen Lobhudeleien huldige wie die genannten Autoren. Dagegen muß ich schroff Verwahrung einlegen. Ich schreibe mit eigenen schwierigen Studien geschichtlich und bin es allein gewesen, der die geschichtliche Erzählung und den geschichtlichen Roman zu einer Höhe brachte, wie sie von wenigen Autoren wegen des zeitraubenden, ermüdenden Studiums zu jedem Buche (oft 40 Quellen) wenig erstrebt wird. Ich muß bei einem Kritiker gründliche Kenntnisse der Psychologie, der Geschichte, der Jugendliteratur und noch tausend anderer Dinge voraussetzen, darin stimmen mir bei die zahllosen Zeugnisse aus Zeitungen freisinniger, nationalliberaler, conservativer, orthodoxer u. s. w. Richtung, das beweisen die tausendsachen Empfehlungen durch Behörden jeder Art von den gesammten deutschen Ministerien an gerechnet (haben doch meine Jugendbücher von preußischem Standpunkt über den Krieg 1866 selbst die königl. sächs., württemberg. und badischen Ministerien an die Kreisschulinspectoren empfohlen) und besonders überaus vieler Lehrer-Jugendschriften-Commissionen, ferner der Umstand, daß meine Bücher gerade in dem freisinnigen Amerika gelesen, im liberalen England übersetzt werden und im mißgünstigen Rußland verbreitet sind, daß ein rumänischer socialdemokratischer Student nur auf einen Machtspruch eines Hauptführers seiner Partei die begonnene Uebersetzung meines „Paladin Bismarck" aufgab (er hielt ihn mit Recht für unparteiisch geschrieben), das beweist auch, daß meine Bücher in rund 300000 Exemplaren verbreitet sind — ein Erfolg, den wohl kaum ein anderer der lebenden Autoren aufzuweisen hat. Das giebt doch zu denken und Veranlassung zur Vorsicht!

Und nun noch etwas Allgemeines: Es ist jetzt Sport einiger Kritiker, Tiraden gegen die Kriegsschilderungen loszulassen, und solche Berauschungen in Blut wie bei Tanera, Heyer u. s. w. sind auch sicher streng zu verdammen. Allein ausführliche Beschreibung edler Heldenthaten unserer Soldaten und Regimentsofficiere, die früher hochmüthig todtgeschwiegen wurden, die ich mir aber ganz besonders zur Aufgabe gemacht habe, ist denn doch das Berechtigtste, was es giebt, hier ist Ausführlichkeit heiliger Dank und erste Pflicht. Wer ein Mal gelesen hat, wie während der Blutscenen an der Loire unsere einfachsten Soldaten, Nachts auf Schnee und Eis liegend, sich die Hand reichten und sagten: „Die Sache will es, wir müssen ausharren!" — dem zuckt die Hand danach, jene Tage genau zu beschreiben — im Gegensatz zu den verhimmelten Beispielen der alten Griechen u. s. w., die jeder glaubt kennen zu müssen. Nur nicht immer das Kind mit dem Bade ausschütten!

Mein Kritiker greift die Lehrerschriftsteller an. Wenn ich verschiedene rühmliche Ausnahmen abrechne, so hat er recht, denn die Lehrer sind nachgerade eine crux für die Literatur geworden. Allein die Lehrer beginnen auch als Kritiker eine crux zu werden, das weiß Niemand besser als ein literarischer Beirath und die Verleger, mit denen ich vor Beginn jeden Unternehmens sehr genaue Berathungen über die Seite der Pädagogik, Beseitigung der Lobhudelei, strenge Geschichte u. s. w. habe. Ich darf gewiß über die Lehrer, ohne den Vorwurf der Parteilichkeit zu verdienen, urtheilen, denn ich stehe ihnen von Jugend auf herzlich nahe und habe ihnen, im Besonderen auch den Volksschullehrern, in meinem großen „Bismarck-Denkmal" (50000 allein in einem Jahr Auflage in Deutschland) ein Zeugniß ausgestellt, wie es selten geschehen ist von Anderen. Ich bitte also das nächste Mal um eine gerechtere, vor Allem kenntniß- und erfahrungsreiche Kritik, sobald Sie mir wieder die Ehre erweisen sollten, über mich etwas zu bringen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Pankow bei Berlin. Bruno Garlepp.

### II.

Sie haben mir durch Uebersendung des Garlepp'schen Schreibens ein großes Vergnügen bereitet. Der Brief ist eine so glänzende Bestätigung und Ergänzung meiner über den Jugendschriftsteller Bruno Garlepp geäußerten Meinung, daß ich mir für die von mir vertretene Sache nichts Besseres wünschen kann, als diese in ihrer naiven Ueberhebung, ihrer literarischen Verständnißlosigkeit und ihrer sprachlichen Barbarei so unwiderstehlich komischen Auslassungen. Sie dürfen den Brief unter keinen Umständen der Oeffentlichkeit vorenthalten. Ich will nicht davon reden, was Sie in dieser tristen Zeit den Lachmuskeln Ihrer Leser schuldig sind — aus rein sachlichen Gründen ist der Abdruck des Schreibens von großer Wichtigkeit.

Der Brief des Herrn Bruno Garlepp ist ein kultur- und literaturgeschichtliches Document von unschätzbarem Werthe. Er zeigt, welches Maaß von Bildung heut zu Tage für einen Schriftsteller erforderlich ist, um von deutschen Regierungen als Autor für die Jugend empfohlen zu werden und alle fünf Erdtheile mit Hunderttausenden von Büchern zu überschwemmen. Ueber die moralische Qualität des Herrn Bruno Garlepp will ich gar nicht ein Mal ungünstig urtheilen. Denn die Umänderung meiner Worte „Moltke's Lebensgeschichte in romanhafte Form zu bringen, ist gewiß eine Aufgabe, würdig eines Walter Scott" in den Unsinn: „Ein Buch über Moltke zu schreiben ꝛc.," um daraufhin mir die Meinung zuzuschreiben, Walter Scott sei ein „tiefsinniger Militärgeschichtsschreiber" gewesen, halte ich nicht für eine bewußte Fälschung, sondern lediglich für einen Schnitzer, der sich aus der Unfähigkeit des Herrn Bruno Garlepp, zwischen Geschichte und geschichtlichem Roman zu unterscheiden, erklärt. Das geistige Niveau, das dieser Brief offenbart, muß aber auch um der Sache der Jugendlectüre willen dem großen Publicum vor Augen gestellt werden. Die Eltern müssen wissen, aus was für Quellen die geistige Nahrung fließt, die der Jugendschriftenmarkt und leider auch viele Schülerbibliotheken ihren Kindern bieten. Es muß Alles gethan werden, um das Publicum in diesem Punkte aufzurütteln, wenigstens zu beunruhigen. Wir werden nie zu einer gesunden literarischen Bildung unseres Volkes kommen, so lange Leute wie Bruno Garlepp das literarische Bedürfniß der deutschen Jugend befriedigen dürfen.

Ihr ergebener

Hamburg. H. Wolgast.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**König Laurin's Rosengarten.**

**Ein deutsches Epos aus den Tyroler Bergen**

von

**August Sturm.**

8°. Geh. M. 1,—.

**C. F. Amelang's Verlag in Leipzig.**

Billige, dichte **Dächer** stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

**Wichtige Novitäten.**

Soeben erschienen:

**Faustulus.**

Roman von

**Friedr. Spielhagen.**

19 Bogen 8°. Preis M. 3 geh. — M. 4 gebd.

**Neue Beiträge**

zur

**Theorie und Technik der Epik und Dramatik.**

Von

**Friedr. Spielhagen.**

23 Bogen 8°. Preis M. 6 geh. — M. 7.50 in Halbfr. gebd.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Thüringisches **Technikum Ilmenau** für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister. Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer Künstler-Enquête:

**Das Zeichnen nach Gyps**

und

**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Anans, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Klinger, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

*Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.*

*Ostseemärchen*

*von*

*Hans Hoffmann.*

*(Verfasser der „Bozener Märchen".)*

**Gebunden 4 M. 20 Pf.**

*Vgl. den Aufsatz von Leo Berg über „Hans Hoffmann als Märchenerzähler" in voriger Nummer.*

Soeben erschienen:

**Jahres-Bericht** über die Erfahrungen und Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der **Landwirthschaft.** Zum Gebrauche für praktische Landwirthe. Begründet v. Oekonomierath Dr. **Buerstenbinder.** 11 Jahrgang. 1896. Herausgegeben von Dr. **Emil Pommer.** Mit 157 Abbildungen. gr. 8. Preis cartonirt 9 M., in Calico geb. 9,80 M. (Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.) — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Unsere Leser wird die Mitteilung interessieren, dass die Verlagsbuchhandlung

Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

**= kostenlos =**

**jedem Interessenten**

einen von ihr herausgegebenen Weihnachts-Almanach zusendet, der den Titel führt:

**Der Bücherfreund.**

Ein Ratgeber beim Einkauf von Geschenken für jede Gelegenheit.

Der Pracht-Katalog ist

**= ein Kunstwerk =**

hinsichtlich seiner Ausstattung, insbesondere seines reichen Bilderschmucks und seines, vom Kunstmaler Fritz Reiss gezeichneten, in vielen Farben gedruckten Umschlags. Er enthält eine Auswahl gediegener Bücher und Prachtwerke, darunter die neuesten Erscheinungen, und wird die Wahl passender Weihnachtsgeschenke für Damen und Herren, für jung und alt sehr erleichtern. Die darin angezeigten Werke können durch jede Buchhandlung bezogen werden, auch zur Ansicht. Man wolle den „Bücherfreund" auf einer Postkarte gratis und franko verlangen von der Verlagsbuchhandlung

**Greiner & Pfeiffer** in **Stuttgart.**

Soeben erschien:

**Die Machtverhältnisse**

und

**die Machtaussichten**

des

**Protestantismus,**

des

**römischen und griechischen Katholizismus.**

Von

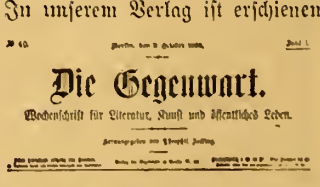
**Dr. Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig, ordentlichem Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Preis 1 Mark.

Verlag der **Pahl'schen Buchhandlung (A. Haase) Zittau.**

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 ℳ 50 ₰. Gebd. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 47. Berlin, den 20. November 1897. 26. Jahrgang. Band 52.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Unsere Handelsinteressen in Ostasien. Von A. Müller-Rixdorf. — Zur Gewehrfrage. Von Miles. — **Literatur und Kunst.** Die Behandlung meiner Philosophie in der philosophiegeschichtlichen Literatur. Von Eduard von Hartmann. — Erinnerungen an Johannes Brahms. Von Klaus Groth. (Schluß.) — **Feuilleton.** Eine glückliche Familie. Von Ferdinand Groß. — **Aus der Hauptstadt.** Todtensonntag. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Unsere Handelsinteressen in Ostasien.

Von A. Müller-Rixdorf.

Unserer machtvoll aufblühenden Industrie droht durch das handelspolitische Vorgehen Englands und der Vereinigten Staaten eine schwere Schädigung, und sie schaut sich nothgedrungen mit heißem Bemühen nach neuen Absatzgebieten um, als Ersatz für die ihr voraussichtlich ganz oder zum Theil verloren gehenden.

Als solches Absatzgebiet kann gegenwärtig schon China gelten, obschon wir mit China vor der Hand nur einen jährlichen Handel von 130 Millionen Mark haben. Es ist aber nicht das China der Gegenwart, das wir uns sichern müssen und das für uns von ungeheurer Bedeutung ist, sondern das China der Zukunft, das dem auswärtigen Handel zu erschließende China, ein Absatzgebiet von elf Millionen Quadratkilometern und gegen 400 Millionen Menschen, das einzige Gebiet unseres Erdballes, das an Bevölkerungszahl, an Naturschätzen aller Art mit unserem Erdtheil wetteifert. Man hat dies auch an oberster Stelle des Reiches längst eingesehen, man hat den Pionieren des deutschen Handels in China allen möglichen Vorschub geleistet und mit schweren Opfern eine deutsche regelmäßige Dampferlinie unterstützt; man unterhält einige Kriegsschiffe ständig in Ostasien und ist im Begriff, noch andere dorthin zu senden. Auch die deutschen Großindustriellen, die deutschen Exporteure haben die ungeheure Wichtigkeit Chinas für den deutschen Markt längst erkannt. In jedem einzelnen der 25 offenen Häfen Chinas sind deutsche Firmen ansässig; deutsche Handlungsreisende studieren die Bedürfnisse des chinesischen Marktes, und unter normalen Verhältnissen könnte der Handel in China, der innerhalb der letzten 20 Jahre auf 130 Millionen Mark gestiegen ist, in den nächsten Jahrzehnten auf das Doppelte und Dreifache steigen. Deutschland bedarf dieses großen Absatzgebietes für seine Waaren und ist darauf angewiesen, es ist das letzte noch offene Gebiet, auf dem wir mit anderen europäischen Industrie-Großmächten mit bedeutenden Aussichten in Wettbewerb treten können und wo wir bereits einen beträchtlichen Vorsprung erzielt haben. Wir beziehen ja, um nur einzelne Beispiele anzuführen, in jedem Jahr allein Kaffee aus den Tropenländern in einem Werthe von etwa 220 Millionen Mark; zwei weitere ostasiatische Producte, die zum nationalen Wohlstand nichts beitragen, Thee und Reis, kosten uns jährlich 225 Millionen, Tabak gegen 100 Millionen Mark. Wir müssen für diese vier Genußartikel, die uns größtentheils aus Ostasien geliefert werden, allein im Jahre über 500 Millionen bezahlen. Nun sind wir glücklicherweise durch unsern Handelsverkehr mit dem Ausland in den Stand gesetzt, Waare gegen Waare auszutauschen und bei diesem Waarenaustausch auch noch zu verdienen, so daß wir seit 1890 regelmäßig mehr Edelmetalle in's Land bekamen, als wir ausgeführt haben. Durch den ungeheuren Wettbewerb und das Heranwachsen neuer Industriebezirke im Auslande kann aber unsere Ausfuhr zum Theil verloren gehen und wir hätten dann die genannten vier Genußartikel vielleicht in Baar zu bezahlen. In den Japanern haben wir uns nur selbst Concurrenten großgezogen, in Japan sind solche neue Industriebezirke herangewachsen, und die Japaner sind heute die größten Feinde und Nebenbuhler des europäischen, besonders des deutschen Handels in Ostasien geworden. Sich in dieser Stellung zu befestigen, Absatzgebiete, wie China und Korea, an sich zu reißen auf Kosten des europäischen Handels, das war der eigentliche Zweck des Krieges der Japaner gegen die Chinesen, und dieser Zweck kam wie der Pferdefuß in den Friedensbedingungen, die den Chinesen aufgedrängt werden sollten, auch zum Vorschein. Genaue Kenner der Verhältnisse, wie der Weltreisende Ernst von Hesse-Wartegg und der ehemalige deutsche Gesandte v. Brandt sind darum auch nicht müde geworden, die Parteinahme der Reichsregierung für China und gegen Japan zu empfehlen und gewissermaßen zu beeinflussen.

Daß die Japaner die deutsche Industrie in Deutschland selbst bedrohen, daß sie mit ihren Porzellanen, Bronzen und Galanteriewaaren als furchtbare Mitbewerber der deutschen Fabrikanten aufgetreten sind, daß sie u. A. einem ganzen Industriezweig, der Fabrikation billiger Fächer, mit ihren Producten den Garaus gemacht haben, kann man schon aus der überraschenden Zunahme der japanischen Waaren in Europa ersehen. Wenn nun schon in diesen wenigen Jahren in fast jeder größeren Stadt Europas eigene japanische Kaufläden entstanden sind, wenn man jetzt schon keine elegantere Wohnung bei uns betreten kann, ohne irgend eine japanische Bronze, ein japanisches Porzellanstück, einen Fächer oder irgend welche Nippes zu sehen, was sollen uns noch die nächsten Jahrzehnte von Japan bringen, wenn die industriellen Verhältnisse dort mit denselben Riesenschritten wie bisher vorwärts eilen und sich zur vollen Productionskraft des

41 Millionen zählenden Volkes entwickelt haben? Der Außenhandel Japans betrug vor zehn Jahren erst 120 Millionen Yen, 1892 schon 165 Millionen, 1893 178 und 1894 sogar 231 Millionen Yen, also eine Verdoppelung des Außenhandels in sieben Jahren. Von der Ausfuhr, die beiläufig 120 Millionen Yen erreichte, sind bereits 20 Procent Industrieproducte, darunter für 9 Millionen Yen Seidenstoffe, für 3 Millionen Holz- und Strohwaaren, $2^1/_2$ Millionen Yen Porzellanwaaren. Allerdings dürfte hierbei die Entwerthung des Yen (Silberdollar) diese Zahlen einigermaßen beeinflussen. Wir entnehmen dies dem ausgezeichneten neuen Buche: „China und Japan", das Ernst von Hesse-Wartegg soeben bei J. J. Weber in Leipzig herausgiebt, einem reich illustrirten Prachtwerk, worin der bekannte Reisende seinen Schatz an Erlebnissen, Beobachtungen und Studien niedergelegt hat, nicht etwa in geschwätziger, seichter Feuilletonistenart, sondern in gediegenster künstlerischer Essayform und geistvoller Darstellung. In seiner Länder- und Völkerbeschreibung sind drei ganze Capitel unseren so vielfach wichtigen Handelsbeziehungen zu China und Japan gewidmet, und an der Hand dieses scharfsinnigen Kenners der einschlägigen Verhältnisse wollen wir hier den diplomatischen und kaufmännischen Interessenten neue Wege weisen.

Auch unserem Gewährsmanne macht die wachsende Concurrenz Japans viel Sorge. Dem Emporstreben Japans sind vor Allem die billigen Arbeitslöhne dort förderlich, denn sie betragen heute in vielen Fällen ein Zehntel bis ein Fünfzehntel unserer europäischen Arbeitslöhne, und unter solchen Verhältnissen ist eine Concurrenz selbstverständlich ganz ausgeschlossen, selbst wenn unsere Waaren auch den Vorzug besserer Qualität besitzen. Aber nach allen Anzeichen, die v. Hesse in Japan beobachtet hat, wird es bei diesen billigen Arbeitslöhnen nicht ewig bleiben; die japanischen Arbeiter sind nicht nur sehr geschickt und mäßig, sie sind auch sehr aufgeweckt, sie werden sehr bald mit ihren Ansprüchen höher gehen, ihre Bedürfnisse werden sich steigern, und damit werden auch die Preise der Waaren steigen, ohne indessen die Preise der europäischen Waaren zu erreichen. Am Höchsten werden heute in Japan die Maschinenarbeiter bezahlt, weil sie am seltensten sind und besondere technische Kenntnisse besitzen müssen. Nun figurirt beispielsweise bei einer deutschen Maschine von 1000 Mark Wert das Material mit 200 Mark, die Arbeit mit 800 Mark; in Japan beträgt die Letztere nur 300 Mark; der Preis der japanischen Maschine beträgt also gerade die Hälfte der deutschen. 1890 gab es in Japan Baumwollspinnereien mit im Ganzen 76000 Spindeln; heute dürfte es deren über eine Million geben. Von den 21 Spinnereien, welche Osaka 1892 schon besaß, betrugen bei 6 die Dividenden nicht weniger als 28 Procent, und die durchschnittlichen Dividenden aller betrugen 18 Procent; 1894 zahlten elf Spinnereien 16 Procent Dividenden.

In Deutschland selbst steht der industrielle Kampf mit Japan wohl noch im weiten Felde, obschon, wie v. Hesse erwähnt, einzelne Industriezweige Deutschlands durch die japanische Einfuhr auch jetzt schon hier zu Lande zu leiden haben. Der ganze Handelsverkehr Deutschlands mit Japan ist vorläufig zu unbedeutend; aber es ist doch schon jetzt auffallend, daß seit 1889 die Ausfuhr nach Japan auf $18^1/_2$ Millionen Mark stehen blieb, während die Einfuhr aus Japan von $3^1/_2$ Millionen Mark 1889 auf 9 Millionen Mark im Jahre 1894 stieg, sich also in fünf Jahren nahezu verdreifacht hat. Im letzten Jahre hat die Ausfuhr von Chemikalien und Eisendraht nach Japan erheblich zugenommen, weil es mit diesen Industrieen in Japan noch recht kläglich bestellt ist; dagegen hat die Ausfuhr einer ganzen Reihe von Artikeln, wie halbseidene Zeugwaaren, Papierwaaren, Bier ꝛc. bedeutend nachgelassen, einfach deßhalb, weil die Japaner diese Sachen selbst zu fabriciren gelernt haben. Wo aber jetzt schon unserem Handel ernstliche Gefahr droht, ist China, wo die nahe Zukunft eine ungeahnte Entwickelung des Absatzes mit sich bringen könnte, wenn nicht Japan als einziger erfolgreicher Concurrent uns im Wege stände. Die europäischen Industriemächte sind ganz legitime Concurrenten; die Arbeitslöhne, die Verhältnisse, die Herstellungskosten der Waaren sind in unseren Industrieländern wenigstens annähernd die gleichen, und Alle haben einen annähernd gleich weiten Weg nach China. Die Transportkosten und der Zinsverlust während der Reisedauer (drei bis vier Monate hin und zurück) sind also in Europa im Allgemeinen dieselben. Japan dagegen producirt nicht nur soviel mal billiger, es sitzt auch sozusagen an der Pforte Chinas und hat weder Zinsverluste noch solche Transportkosten, Versicherung ꝛc. wie wir. Schon unter denselben Productionsverhältnissen wie den unserigen wären alle Vortheile auf seiner Seite. Nun kommt dazu noch, die alle Concurrenz geradezu unmöglich machende Wohlfeilheit der Production. Ist es da zu verwundern, wenn die Chinesen sich trotz allem Haß und aller Verachtung, die sie für die Japaner hegen, japanische Waaren statt englischer und deutscher kaufen? In China spielen nächst den Engländern die Deutschen die weitaus wichtigste Rolle, und bis jetzt ist der deutsche Handel und Schiffsverkehr mit China auch in stetem, raschem Wachsthum gewesen. Der deutsche Schiffsverkehr in China stellte sich 1882 auf 1864 Dampfer mit 882000 Tonnen, 1895 auf 2700 Dampfer mit zweieinhalb Millionen Tonnen, ist also in zwölf Jahren auf mehr als das Doppelte gestiegen. Freilich hat England den Löwenantheil an dem Schiffsverkehr mit China, nämlich 1895 19000 Dampfer mit zwanzig Millionen Tonnen. Aber der Antheil Deutschlands ist stetig im Wachsen begriffen; im Jahre 1875 betrug er in Bezug auf den Schiffsverkehr in chinesischen Häfen nur 5 Procent des Ganzen, 1895 schon $7^1/_2$ Procent. Der Werth des Handels mit China betrug 1891 für England 373 Millionen Haikwan-Taels (4.75 Reichsmark), für Deutschland $35^1/_2$, für Frankreich 14 Millionen Taels. Und Japan, das vor zwanzig Jahren überhaupt keinen nennenswerthen Handel mit China besaß, hatte es 1891 schon auf 9 Millionen Taels gebracht und rangirt gleich nach Frankreich. Der japanische Schiffsverkehr mit China belief sich 1882 auf 250 Schiffe mit 194000 Tonnen, 1891 auf 604 Schiffe mit 520000 Tonnen. In den 22 offenen Häfen Chinas haben die englischen Firmen um etwa 25 Procent, die deutschen um etwa 45 Procent, die Japaner um 200 Procent zugenommen. Alle weiteren Nachweise findet der Leser in v. Hesse-Wartegg's Werk.

Die Ueberschwemmung des europäischen Marktes mit chinesischen Producten, von denen in den letzten Jahren viel gefabelt wurde, steht noch in sehr weitem Felde, wie v. Hesse auseinandersetzt; und was die Ueberschwemmung Europas mit asiatischen Arbeitern anbelangt, die von mancher Seite angedeutet wird, so kann sie durch Gesetze verhindert werden. Wirkliche Gefahr für den ostasiatischen Markt droht Deutschland zunächst durch die große Concurrenz Japans, das unsere Industrieen abgelauscht hat, unsere Producte täuschend und sogar mit ihrem deutschen Fabrikstempel versehen nachmacht und in China massenhaft zu halben und ein Drittel Preisen der deutschen Waaren losschlägt. In zweiter Linie kommt dann China, dadurch, daß es sich, allerdings sehr langsam und allmälig, zum Producenten unserer Einfuhrartikel entwickeln wird; bis dahin haben aber die deutschen Industriellen Jahrzehnte vor sich, die sie in ausgiebigster Weise zur Ausbeutung des chinesischen Marktes benutzen können. In dritter Linie drohen dem deutschen Handel Gefahren durch das deutsche Großcapital und die europäischen Industrieen selbst, indem speculative Köpfe industrielle Etablissements aller Art in China errichten und das massenhafte Rohmaterial, das sich dort darbietet, Seide, Wolle, Erze ꝛc. in China verarbeiten können. Als die Vereinigten Staaten von Amerika sich durch die hohen Zölle

gegen die europäische Einfuhr absperrten, wurden von europäischen Industriellen, um die Zölle zu umgehen, Fabriken in den Vereinigten Staaten errichtet. In ähnlicher Weise können Industrielle, wenn die Anlage von Fabriken in China gestattet wird, durch solche die europäische Concurrenz umgehen. Der Anfang ist bereits gemacht. Singapore, Hongkong und Shanghai haben eine ganze Menge großer Fabriken, industrieller Etablissements der verschiedensten Art mit chinesischen Arbeitern, obschon die Platzverhältnisse dort nicht günstig sind. Es würde auch gar nicht Wunder nehmen, wenn in den nächsten Jahren in der Nähe der reichen Eisenminen von Shantung europäische Hochöfen, Eisenwerke, Maschinen, Fabriken ꝛc., in den Seidendistricten Spinnereien, in den Baumwolldistricten Webereien entstehen würden. Ein Industrieller in Shanghai, mit dem v. Hesse darüber sprach, rieb sich vergnügt die Hände und meinte: „Ich brauche mich hier nicht mit Socialdemokraten und Anarchisten abzuquälen: ich habe keine hohen Löhne und keine Streiks und brauche für meine Waaren keine so großen Transportkosten zu zahlen wie meine Concurrenten in Europa. Habe ich mein Stück Geld verdient, so fahre ich nach Europa zurück und amüsire mich.“ Es ist indessen nicht ganz richtig, daß es in China keine Streiks giebt, versichert v. Hesse. Sie kommen recht häufig vor, nur wird von chinesischen Arbeitern das richtige Maaß eingehalten. Ganz wie in Korea bestehen auch in China „Trade Unions“. Jeder Erwerbszweig hat seine Arbeiterzunft, welche die Löhne selbst von Jahr zu Jahr nach eigenem Ermessen festsetzt, und die Arbeitgeber nehmen diese Löhne in der Regel ohne irgend welchen Widerspruch an. Die Löhne beschränken sich aber auf 40—60 Pfennige, in den seltensten Fällen auf 80 Pfennige täglich.

Allgemein wird in Versammlungen wie in den Zeitungen Ostasiens auch ein kräftiges Einschreiten in Peking zur endlichen Anlage von Eisenbahnen verlangt, die vor allem Anderen der Centralregierung in Peking selbst vom allergrößten Nutzen wäre. Nur mit Eisenbahnen kann das Land regiert werden, durch Eisenbahnen können Aufstände im Keime rasch unterdrückt, die Centralgewalt des Kaisers befestigt werden. Diese Erfahrungen wurden schon in einer Anzahl anderer Länder gemacht, zuletzt in Mexiko. Vor der Aera der Eisenbahnen verging kein Jahr ohne Pronunciamento, ohne Revolution. Seitdem das Eisenbahnnetz von Amerikanern hergestellt wurde, reicht der Arm der Centralregierung bis in entfernte Winkel des Aztekenreiches. Dasselbe würde in China geschehen, dann erst wären die Mandarine sofort am Kragen zu fassen, dann Ordnung im Lande zu erhalten. Last, not least, würden die Eisenbahnen die ungeheuren Schätze Chinas eröffnen, den Missionen und Handelsleuten und damit dem europäischen Handelsverkehr und Export Schutz und Förderung gewähren. Kräftiges, gemeinsames Auftreten in Peking, Kriegsschiffe auf den Flüssen und in Tientsin, würden den Widerstand der starren Mandarine wohl brechen. Freilich kosten derlei Expeditionen Geld, allein die Summen sind verschwindend im Verhältniß zu dem ungeheuren Nutzen, welcher Europa durch die Eröffnung des chinesischen Reiches in den Schooß fiele. Vor einigen Jahrzehnten, im Jahre 1853, waren es die amerikanischen Kriegsschiffe, welche, mit ihrem wackern Commodore Perry an der Spitze, auf dieselbe Weise die Eröffnung von Japan erzwangen. Wenige Schiffe mit ein paar hundert Mann haben dazu hingereicht, der Welt ein großes asiatisches Reich zu erschließen. Haben wir seither keine Fortschritte gemacht? Haben die vereinten Großmächte nicht die Mittel und die Kraft, dieselbe Procedur mit China vorzunehmen? Ist kein Perry mehr da? fragt v. Hesse-Wartegg. Mit christlicher Liebe allein ist noch kein orientalisches Reich den Europäern geöffnet worden. Immer und überall mußte die Gewalt mitsprechen. Die Chinesen werden ähnlich wie die Japaner zu Werke gehen, nur unendlich viel langsamer; auch sie werden alle europäischen Erzeugnisse und Einrichtungen annehmen, sobald sie ihre Nützlichkeit einsehen lernen. Das beweist die ganze Entwickelung des chinesischen Handels mit Europa. Vor fünfzig Jahren belief sich die gesammte Ein- und Ausfuhr auf etwa 30 Millionen Taels jährlich; seither ist dieser Handelsverkehr mit dem Auslande von Jahr zu Jahr stetig gestiegen und erreichte 1895 315 Millionen Taels, er verdoppelte sich also in je fünfzehn Jahren. Im Jahre 1766 hatten 23 fremde Schiffe hingereicht, den auswärtigen Handel Chinas zu bewältigen; im Jahre 1830 waren dazu schon 150 Schiffe erforderlich und 1895 erreichte ihre Zahl achteinhalb Tausend mit nahezu neun Millionen Tonnen Gehalt. Von diesen Schiffen waren tausend deutsche mit einer Million Tonnen Gehalt, wie v. Hesse-Wartegg nachweist.

Warum sollte dieser Außenhandel nicht in ähnlichem Verhältniß weiter steigen? Ist der Reichthum Chinas und die Kaufkraft des Volkes erschöpft? Als Grund für den Zweifel an der weiteren Zunahme des Handels wird u. A. die große Kriegsentschädigung angegeben, welche China an Japan zu zahlen hat. Im Verhältniß zu den ungeheuren Mitteln Chinas und seinem guten Credit ist diese Kriegsentschädigung von gar keiner Bedeutung. Weit entfernt von Erschöpfung, erwacht China erst jetzt und wird sich, durch den Verkehr mit den Europäern aufmerksam gemacht, seiner ungeheuren natürlichen Hülfsquellen, seines Reichthums bewußt. Die Staatsschuld ist verhältnißmäßig verschwindend und beträgt kaum ein Zehntel der Staatsschuld Japans; die Einnahmen sind ohne irgendwelche Anspannung des Volkes doppelt so groß und könnten dabei leicht vergrößert werden. Statt daß die Kaufkraft Chinas erschöpft ist, kann man das gerade Gegentheil behaupten; Niemand würde es z. B. einfallen, China mit Ländern wie Siam und Marokko zu vergleichen, und doch ist der auswärtige Handel dieser Letzteren im Verhältniß bedeutend größer als jener Chinas. In Siam entfallen etwa 23 Mark jährlich auf den Kopf, in Marokko ungefähr $9^1/_2$ Mark, in China trotz der großen Totalsumme nur 9 Mark. Im Jahre 1874 entfielen vom auswärtigen Handel nur $1^1/_2$ Mark auf den Kopf. Es ist also ein Steigen von 600 Procent zu verzeichnen, in Japan in derselben Zeit von nur 500 Procent. Hesse-Wartegg's Nachweis ist schlagend.

Der auswärtige Handel Europas mit China kann wohl in dem einen oder dem anderen Jahre durch außergewöhnliche Ursachen, wie die Entwerthung des Silbers oder europäische Krisen, eine kleine Verminderung erfahren, er wird aber, nach Hesse-Wartegg's sachkundiger Ueberzeugung, sich stetig aufsteigend gestalten. Dagegen kann keine Hemmung mehr geschaffen werden. Selbst die Regierung hätte dazu die Macht nicht. Ein Blick in die Vergangenheit eröffnet dem Auge auch die Zukunft. Wie lagen denn die Verhältnisse in China noch vor fünfzig Jahren, vor dem historischen Opiumkriege? fragt Hesse-Wartegg. „China war jedem Europäer verschlossen und in den wenigen Häfen, wo sie sich aufhalten durften, waren sie den strengsten, mitunter schmachvollen Beschränkungen unterworfen. Wäre es damals Jemandem eingefallen, zu prophezeien, daß fünfzig Jahre später Eisenbahnen, Telegraphen, europäische Großstädte sich in China befinden würden, man hätte ihn für verrückt erklärt. Und übertrifft die Wirklichkeit heute nicht alle diese Prophezeiungen? Das große Reich ist heute wirklich jedem Europäer geöffnet. Unbehindert wird es in allen seinen Theilen von solchen bereist; 25 seiner größten und wichtigsten Häfen sind europäischen Kaufleuten und Ansiedlern erschlossen, aus Shanghai und Hongkong sind europäische Großstädte geworden, in denen man mit derselben Sicherheit und Bequemlichkeit wohnt, als lägen sie in Europa. Telegraphenlinien verbinden die Hauptstadt mit den Provinzen, Kabel die Inseln mit dem Festlande; zwischen Tientsin und Shanghaikwan sowie auf der Insel Formosa verkehren Eisenbahnzüge. Die einzelnen Küstenpunkte von Tongkin bis hinauf in die Mandschurei sind durch regelmäßige Dampferlinien unter fremden Flaggen miteinander verbunden; auf den Haupt-

flüssen verkehren europäische Dampfer, und die Hauptwasserstraße des chinesischen Reiches, der Jangtsekiang, ist eine Hauptverkehrsstraße des europäischen Handels geworden bis hinauf gegen die tibetanischen Grenzdistrikte. Das so lange verschlossene sagenhafte Peking ist heute der Sitz der europäischen Gesandten, die täglich mit den höchsten Beamten des Riesenreiches verkehren und von dem Kaiser empfangen werden. In Peking befinden sich Kirchen, Klöster, Schulen und Universitäten, die letzteren chinesische Unternehmungen, aber mit europäischen Lehrkräften. Die Armee hat europäische Instructoren, moderne Arsenale stehen unter europäischer Leitung, ebenso der ganze Telegraphen- und Zolldienst, mit Beamten, denen die höchsten chinesischen Auszeichnungen verliehen worden sind. Wer hätte das vor dreißig oder vierzig Jahren zu hoffen gewagt? Der Begriff, daß China ein verschlossenes Land sei, hat sich bei uns von unserer Schulzeit her erhalten, und nichts ist schwerer, als einmal festgewurzelte Begriffe auszurotten, Menschen das Gegentheil von dem beizubringen, was sie in ihrer Schulzeit gelernt haben." China ist ebensoviel oder ebensowenig verschlossen wie Japan, ja v. Hesse fand bei seinen Reisen in beiden Ländern, daß man in China viel leichter einen Reisepaß gewährt und viel weniger argwöhnisch ist als in Japan. Dem widersprechen allerdings neuere Berichte, z. B. die des Weltreisenden Wolff und die neuesten Erfahrungen unserer diplomatischen Vertreter, die ebenfalls als „fremde Teufel" vom chinesischen Pöbel fast gesteinigt wurden.

Nach v. Hesse's Erfahrungen stehen uns die Chinesen gleichgiltig, die Japaner argwöhnisch gegenüber, aber unseren Erfindungen und Erzeugnissen sind sie gleich zugänglich. Beide prüfen die ihnen unter die Augen kommenden Geräthschaften, Stoffe ꝛc.; finden sie dieselben zweckmäßig und wünschenswerth, so wird der Chinese sie kaufen, um sie zu benutzen, der Japaner aber wird sie kaufen, um sie nachzumachen und dann um billiges Geld seinen Landsleuten und den Chinesen zu verkaufen. Die Hauptsache ist es nur, die europäischen Waaren so viel als möglich den Chinesen unter die Augen zu führen, je mehr Chinesen sie sehen, desto mehr Waaren werden gekauft; je mehr Häfen, je mehr Flüsse, je mehr Bezirke dem europäischen Handel offen stehen, desto größer wird er werden, und die Aufgaben für die europäischen Mächte in ihren Beziehungen zu China sind damit gekennzeichnet. Es handelt sich für Deutschland darum, von China für allenfallsige diplomatische Dienste die weitgehendsten Zugeständnisse in Bezug auf die Eröffnung des Landes zu erreichen. Werden in verschiedenen Theilen Chinas weitere Handelsplätze eröffnet, so stehen naturgemäß auch die Wege dahin offen. Die vielfach ausgesprochene Ansicht, daß sich China ebenso wie Japan rasch zu einem Industrielande wie dieses entwickeln wird, hält v. Hesse für unbegründet. Während diese Entwickelung bei dem leicht beweglichen, empfänglichen japanischen Volke in zwei Jahrzehnten erfolgte, wird sie in China die drei- bis fünffache Zeit beanspruchen, um auf dieselbe Stufe zu gelangen, auf welcher die japanische Industrie heute steht. In der Zwischenzeit ist der sich der europäischen Industrie in China darbietende Markt ein ungeheuerer. Es handelt sich darum, denselben vor Thorschluß rasch und nach Kräften auszunützen. Die deutsche Industrie sollte daher diesem Markte größere Beachtung schenken als bisher, und selbst vor Opfern nicht zurückschrecken, um sich einen größeren Antheil an der Ausfuhr nach China zu sichern. Gerade viele Hauptzweige der deutschen Industrie, vornehmlich jene, welche die Fabrikation billiger Massenartikel betreffen, können in China sehr bedeutenden Nutzen ziehen. Es sind nicht Krupp'sche Geschütze, Brücken, Locomotiven und große Eisenproducte anderer Art allein, welche in China eine Vermehrung des Absatzes erhoffen können; Werkzeuge, Waffen, Scheeren, Nägel, Nadeln, Geschirre, Lampen, Regenschirme, Draht, Eisen-, Zink- und Messingblech, Anilinfarben, Geräthschaften aller Art finden in China immer größere Verwendung. Eingehende Studien des chinesischen Marktes durch unsere deutschen Industriellen wären für dieselben von größtem Vortheil. Der Norddeutsche Lloyd bietet in seinen prächtigen Riesendampfern, die regelmäßig mit China verkehren, dazu die beste Gelegenheit. Die Kosten der Fahrt sind auf diesen schnellen, bequemen Dampfern nicht viel größer als jene, auf die man heute bei einem Aufenthalt in unseren Großstädten rechnen muß. Die Fahrt von Genua nach Hongkong und Canton nimmt nur einen Monat Zeit in Anspruch. Nicht zum Mindesten war es dieses praktische Vorgehen, das den Engländern ihre heutige Stellung auf dem Weltmarkte gegeben hat. Möge man in Deutschland trachten, ihrem Beispiel zu folgen, so lange es in China noch etwas zu holen giebt. —

---

## Zur Gewehrfrage.

Die Abgabe der in Händen der Infanterie-Truppentheile befindlichen Gewehre M 88 an die Artillerie-Depots, behufs Revision und Wiederinstandsetzung derselben durch die Gewehrfabriken und ihr Ersatz bei den Truppen durch neue Gewehre desselben Modells, ist ein Vorgang, der sich bekanntlich mit dem Gewehr M 88 bereits zum zweiten Male wiederholt, und zum ersten Mal 1893 stattfand. Wir müssen uns, wenn wir denselben, nachdem er von einigen Zeitungen an die Oeffentlichkeit gebracht wurde, nochmals berühren, von vorn herein gegen den etwa uns zu machenden Vorwurf unpatriotischen Verfahrens verwahren. Denn der für das Heer erforderliche Kriegsbedarf von Gewehren M 88 nebst seiner Reserve liegt, ersterer völlig intact, in den Zeughäusern, und wenige Wochen dürften genügen, auch der eben abgegebenen Gewehrgarnitur wieder die vollste Kriegsleistungsfähigkeit und Retablirung zu sichern. Ueberdies ist auch die abgegebene Garnitur für den Krieg zur Zeit noch brauchbar genug. Wir beabsichtigen daher mit unseren Ausführungen weder zu tadeln noch einen vorhandenen Uebelstand, der in der Armee, und damit überhaupt, ein öffentliches Geheimniß bildet, und sich in dem wiederholten Ersatz des Gewehres M 88 bereits deutlich aussprach, aufzudecken, sondern auf die Angelegenheit im Interesse des Heeres und des Landes lediglich fördernd zu wirken. Denn wenn die Construction- und Gebrauchsverhältnisse einer Waffe derartige sind, daß Gründe vorhanden sind, dieselbe nach nur etwa vierjährigem Gebrauch durch neue Exemplare desselben Modells zu ersetzen, wie dies beim Gewehrmodell 88 der Fall ist, so ist die Frage sehr nahe gelegt, ob nicht bei einer kommenden Umbewaffnung, die, da man verschiedene Modelle des kleinkalibrigen Gewehrs thatsächlich, und wie officiöserseits berichtet wurde, mit „günstigem Erfolge" bei den Truppen erprobt, mindestens in eventueller Aussicht steht, nicht eine, nachtheiligen Einwirkungen des Gebrauches weniger ausgesetzte solidere Construction zu wählen ist. Ueber die vortrefflichen Schußleistungen des Gewehres M 88 und seine völlige Kriegsbrauchbarkeit kann nicht der mindeste Zweifel obwalten; allein seine Constructionsverhältnisse sind so feine, daß das Gewehr bei der unausgesetzten starken Inanspruchnahme des Friedensgebrauchs sich im Vergleich zu den früheren Infanterie-Gewehren rasch abnutzt und in manchen Richtungen in einem Umfange reparaturbedürftig wird, daß die Büchsenmacher der Truppen die dadurch entstehende Arbeit nur mit Mühe bewältigen können, und es daher praktischer ist, die Gewehre in den Gewehrfabriken, nach Erledigung gewisser Reparaturen durch die Büchsenmacher, wieder völlig herstellen zu lassen und sie alsdann den vorhandenen reichen Beständen zu überweisen und den Truppen neue Gewehre desselben Modells in die Hand zu geben.

Die Nachricht, daß die Einführung des kleinkalibrigen Gewehrs in bestimmter Aussicht stehe, wurde unlängst, wie es scheint, von officiöser Seite, dementirt, und bemerkt, das jetzige Gewehr M 88 werde an „Brauchbarkeit“ noch von keinem der verschiedenen neuen Modelle, mit denen Versuche angestellt worden seien, übertroffen. Nun steht es jedoch außer allem Zweifel, daß die bei vielen Staaten erprobten kleinkalibrigen Gewehre von 6 mm Kaliber das Modell 88 sowohl an Tragweite, Rasanz der Flugbahn und damit bestrichenem Raum, sowie an Durchschlagskraft der Geschosse und vom Schützen mitzuführenden Munitions-Quantum ganz erheblich übertreffen. Es reichen die Gewehre dieses Kalibers etwa 1 km weiter als die bisherigen, und wird ihr weitestes Visir, während das des jetzigen Gewehrs bekanntlich mit 2050 m endet, etwa die Schußweite von 3 km umfassen können, während ihre Tragweite noch beträchtlich weiter reicht. Das von dem Manne mitzuführende Munitionsquantum aber vermag in Folge des geringeren Durchmessers der Geschosse der kleinkalibrigen Gewehre um etwa ein Drittel der jetzigen vom Infanteristen getragenen Munition gesteigert zu werden. Dies Alles sind jedoch Vorzüge, die sehr für die Einführung des kleinkalibrigen Gewehrs sprechen, und seine Brauchbarkeit ist daher in Bezug auf die Schußwirkung der Waffe unbedingt eine größere, als die des Modells 88. Eine andere Frage aber ist es, ob das kleinkalibrige Gewehr in Bezug auf die übrigen Anforderungen, die an eine kriegs- und friedensbrauchbare Schußwaffe zu stellen sind, eine höhere Brauchbarkeit in diesen Richtungen besitzt, als das Gewehr Modell 88. Einer Berliner Zuschrift der Frankfurter Zeitung zufolge soll dies nicht der Fall sein, und es kann dies bei den hohen Leistungen des Gewehrs, die auf, in der Gesammtheit ähnlichen Constructionsverhältnissen wie die des Modells 88 beruhen dürften, nicht überraschen. An die Technik tritt daher die schwierige Aufgabe heran, der neuen Waffe die in dieser Hinsicht erforderliche Solidität der Construction zu geben, und so lange dies nicht gelungen ist, und namentlich so lange nicht etwa andere für uns besonders in Betracht kommende Militärmächte das kleine Kaliber einführen, kann man daher seine Einführung als noch nicht in sicherer Aussicht stehend bezeichnen. Allein die heutige Waffentechnik ist so weit vorgeschritten, daß es nur als eine Frage der Zeit erscheinen kann, bis diese die erwähnten Mängel beseitigende Construction gefunden wird, und selbst wenn sie nicht gefunden würde, und z. B. Frankreich oder Rußland das kleinkalibrige Gewehr einführten, würden auch Deutschland, wenn auch in diesem Falle nicht wie mit dem Schnellfeuergeschütz das praevenire spielend, zur Einführung desselben veranlaßt sein.

Wir haben daher in finanzieller Hinsicht mit seiner eventuellen Einführung unbedingt zu rechnen, sowie mit der Thatsache, daß unsere Infanterie seit 1870 inclusive, mit dem Gewehr Modell 88 das vierte Gewehr-Modell in Händen hat, und daß gegen 500 Millionen für die Bewaffnung der Infanterie mit diesen vier Modellen, exclusive der mit Revolver und Seitengewehr, ausgegeben wurden, sowie mit der Perspective einer nahe bevorstehenden neuen Umbewaffnung. Daß hierin jedoch eine dringende Aufforderung zur Sparsamkeit gegenüber den bevorstehenden Marineforderungen liegt, wird Niemand bestreiten können. Neben mannigfachen anderen, hier nicht zu erörternden Umständen erfordert auch der unausgesetzte Fortschritt der Waffentechnik die weit überwiegende Concentration und ständige Bereithaltung unserer Mittel für die fernere Ausgestaltung unserer Landmacht, die den entscheidenden Existenzfactor des Reiches bildet.

Miles.

## Literatur und Kunst.

### Die Behandlung meiner Philosophie in der philosophie-geschichtlichen Literatur.

Von Eduard von Hartmann.

Die Beurtheilung, die ein neu erscheinendes philosophisches Werk von den Zeitgenossen erfährt, pflegt man nach den Kritiken zu bemessen, die ihm in den Zeitschriften zu Theil werden. Die Bedeutung, die der Lebensarbeit eines Philosophen von den Mitlebenden zugeschrieben wird, spiegelt sich dagegen in der Polemik, die sich um seine Aufstellungen entwickelt, und findet ihren gedrängtesten Niederschlag in der Stellung, die seinem Standpunkt in der Geschichte der Philosophie angewiesen wird. In früherer Zeit pflegte die Geschichte der Philosophie die jeweiligen Zeitgenossen nicht zu berücksichtigen, sondern bei einem etwas weiter zurückliegenden Abschnitt Halt zu machen. So war es z. B. im Anfang dieses Jahrhunderts üblich, die Darstellung mit Kant, und in der Mitte desselben, sie mit Hegel abzuschließen. Auch bis in die Gegenwart haben verschiedene Geschichtsschreiber der Philosophie an diesem Grundsatz fest gehalten. Johann Eduard Erdmann war der Erste, der mit dieser Gepflogenheit brach, indem er in der ersten Auflage seines Grundrisses die Zersetzung der Hegel'schen Schule und die Gegenströmungen gegen Hegel bis zur Gegenwart (1866) in's Bereich seiner Darstellung zog. Er zuerst behandelte in seiner zweiten Auflage (1869) auch die kurz zuvor erschienene „Philosophie des Unbewußten“ als einen Versuch, Hegel's und Schopenhauer's Standpunkt zu verknüpfen, von dem er vorausgesagt hatte, daß er nicht ausbleiben könne. In der dritten Auflage (1877) trug er dann eine Besprechung meiner bis 1876 erschienenen kleineren Schriften nach. Die vierte, nach seinem Tode von Benno Erdmann herausgegebene Auflage (1896) begnügt sich damit, den Text der dritten Auflage über mich wieder abzudrucken und zum Schluß die Titel meiner von 1876 bis 1896 erschienenen Werke ohne ein Wort über deren Inhalt nachzutragen. Das war gewiß nicht im Sinne des verstorbenen Verfassers gehandelt. Wiederholentlich habe ich hervorgehoben, daß meine systematischen Werke „Das sittliche Bewußtsein“, „Die Religion des Geistes“, „Die Philosophie des Schönen“, „Das Grundproblem der Erkenntnißtheorie“ und „Die Kategorienlehre“ sind, daß man aber aus meinem jugendlichen Programmwerk, insbesondere aus seinen älteren Auflagen, weder ein genaues Bild meines Standpunktes noch ein vollständiges Bild meiner systematischen Wirksamkeit gewinnen kann. Wenn nun der Leser aus einem Ende 1896 erschienenen Buch über Alle diese gar nichts erfährt, so wird er durch dasselbe nur irre geleitet, weil es um zwanzig Jahre hinter seiner Aufgabe zurück geblieben ist.

Auch Ueberweg hatte sich beeilt, in der zweiten Auflage des dritten Theiles seines Grundrisses (1870) die Philosophie des Unbewußten zu besprechen, und die nachfolgenden Herausgeber, insbesondere der Letzte von ihnen, Heinze, haben sich mit Erfolg bemüht, jede neue Auflage auf der Höhe ihrer Aufgabe zu halten. Wenngleich nach der ganzen Anlage dieses Werkes der für einen einzelnen Philosophen verfügbare Raum viel knapper bemessen sein mußte, so ist doch auf den zu Gebote stehenden sechs Seiten der Inhalt der Hauptwerke wenigstens mit kurzen Worten angedeutet. Diese beiden Werke von Erdmann und Ueberweg-Heinze stehen unter den Grundrissen mit Recht in erster Reihe. Ungefähr gleichzeitig in erster Auflage erschienen, haben sie in den ersten zehn Jahren um den Vorrang in der Gunst des Publicums gewetteifert, indem das Erdmann'sche angenehmer für die Lectüre, das Ueberweg'sche unentbehrlicher wegen seiner bibliographischen Nachweise erschien. In den letzten zwanzig Jahren hat der Ueberweg'sche Grundriß durch die sorgsame Verbesserung der

neuen Auflagen dem Erdmann'schen den Rang abgelaufen. In der vierten Auflage hatte Letzterer Gelegenheit, den Wettstreit neu aufzunehmen, aber nach der oben gegebenen Probe ist zu bezweifeln, daß der Herausgeber diese Aufgabe in ihrer Bedeutung richtig erfaßt hat.

Merkwürdig ist das Verfahren von Höffding in seiner Geschichte der neueren Philosophie (deutsch von Bendixen, 1896), der mit dem Jahre 1880 abschneidet und erklärt, daß er solche Autoren (wie z. B. Wundt), deren Hauptwerke nach dieser Zeit fallen, von der Behandlung ausschließe. Nun steht es ja gewiß im Belieben eines Geschichtsschreibers, bis zu welcher Grenze er seine Arbeit ausdehnen will; aber es steht nicht in seinem Belieben, einen einmal in die Darstellung hereingezogenen Autor durch einen willkürlichen Querschnitt mitten entzwei zu schneiden. Denn das System eines Philosophen soll doch und will auch meistens eine organische Einheit darstellen, in der auch die später erschienenen Theile der Lebensarbeit unentbehrliche Glieder sind und die früheren erst in das rechte Licht stellen. Höffding bespricht nicht nur die Philosophie des Unbewußten, sondern auch die (von Erdmann noch nicht in Betracht gezogene) Schrift: „Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie" und die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins", der er sogar den Vorzug vor der Philosophie des Unbewußten giebt. Aber „die Religion des Geistes" und die „Philosophie des Schönen", die manche competente Beurtheiler wieder über das „sittliche Bewußtsein" stellen, läßt er als nach dem Jahre 1880 erschienen außer Betracht. Nebenbei sind in seiner weniger streng wissenschaftlichen als halbpopulären Darstellung einige Ungenauigkeiten enthalten, so z. B. wenn er von einer Losreißung des Willens von der Vorstellung bei dem Beginn des Processes spricht. Auch die Stellung und Bedeutung der genialen Intuition im Verhältniß zur Induction hat er mißverstanden.

Der altbekannte und bei den Studenten beliebte kurze Grundriß von Schwegler, der mit Hegel schloß, erhielt in seiner 12. Auflage durch den Herausgeber Koeber zunächst einen Abschnitt über Schopenhauer und dann in der 14. Auflage (1887) auch einen über meine Philosophie. Koeber, der durch ein größeres Werk über meine Philosophie (Breslau, Köbner 1880) zu dieser Aufgabe wohl vorbereitet war, entledigte sich ihrer in geschickter Weise. Meine Philosophie des Schönen war bei Abschluß seiner Arbeit noch nicht erschienen. Diese und meine noch späteren Arbeiten in neuen Auflagen zu berücksichtigen wurde er leider dadurch verhindert, daß die Reklam'sche Universalbibliothek den Studenten einen viel billigeren Abdruck des Schwegler'schen Textes darbot. Der Herausgeber dieser Reklam'schen Ausgabe, J. Stern, führt außer der „Philosophie des Unbewußten" nur die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" und „Das religiöse Bewußtsein" vom Jahre 1881 an, kennt also noch nicht einmal die Religion des Geistes von 1882, und was er auf wenigen Seiten Sedezformat bietet, beschränkt sich außer dem Citat des Schlußsatzes aus der Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins auf Angaben über die Tendenzen der Philosophie des Unbewußten. Aus den hinzugefügten kritischen Bemerkungen erhellt, daß er nur eine ältere Auflage der Philosophie des Unbewußten in Händen gehabt hat und von meinen sonstigen naturphilosophischen Arbeiten keine Kenntniß hat.

Noch schlimmer ist es mit Kirchner's „Katechismus der Geschichte der Philosophie" 2. Aufl. (1884) bestellt, der mir eine halbe Seite widmet und mich darin einen „spiritistisch angelassenen Schüler Schopenhauer's" nennt, während ich doch in zwei Schriften und vielen Aufsätzen den Spiritismus und die spiritistisch angelassenen Schüler Schopenhauer's bekämpft habe und von diesen eifrigst bekämpft werde. Leider wird auch dieses Büchlein seiner Billigkeit halber von Studenten vielfach benutzt.

In dem Grundriß von Rabus (1887) wird Schopenhauer's Philosophie als ein Vorläufer der meinigen behandelt und Beide unter dem Gesammttitel „Philosophie des Unbewußten" dem Hegelianismus entgegengesetzt. Nun ist aber die Hegel'sche Philosophie mindestens in demselben Maaße unbewußte Philosophie des Unbewußten wie die Schopenhauer'sche, und meine Philosophie ist mindestens eben so sehr Vollendung und Erfüllung der Hegel'schen wie der Schopenhauer'schen. Ferner wird meiner Philosophie von Rabus ein universeller Selbstmord als Ziel unterstellt, während ich doch schon in der ersten Auflage der Philosophie des Unbewußten, und in allen folgenden mit verschärftem Nachdruck die Nutzlosigkeit und Schädlichkeit sowohl des Collectivselbstmordes wie auch des Einzelselbstmordes und den Unterschied zwischen dem phänomenalen Vorgang des Todes und dem metaphysischen Akte der Willensverneinung dargelegt habe.

Vortheilhaft hebt sich gegen diese Leistungen die auch sonst empfehlenswerthe Geschichte der neueren Philosophie (1886) von Falckenberg ab, die es leider noch nicht zu einer neuen Auflage gebracht hat. In der durch den Umfang des Buches gebotenen Kürze gewährt es doch einen Einblick in die hauptsächlichen Gebiete meiner Arbeit bis zur Religion des Geistes (1882) hin. Falckenberg stellt ebenso wie Ueberweg-Heinze und Höffding meinen Standpunkt mit denjenigen Fechner's und Lotze's zusammen auf Grund des ziemlich äußerlichen Merkmals, daß alle diese, ebenso wie Wundt, mehr oder weniger bemüht sind, zwischen der Philosophie und der modernen Naturwissenschaft Beziehungen herzustellen. Daß dabei Fechner und Lotze entschiedene Theisten sind und auch ihr erkenntnißtheoretischer und metaphysischer Standpunkt von dem meinigen weit abweicht, muß bei dieser Anordnung mit in den Kauf genommen werden.

Wenn die bisher erwähnten Grundrisse sich auf eine halbe bis höchstens dreizehn Seiten (Schwegler-Köber) beschränken, so können Werke, die ausschließlich der neuesten Philosophie gewidmet sind, natürlich einem einzelnen Autor einen breiteren Raum gewähren. So behandelt z. B. Brasch in seiner „Philosophie der Gegenwart" (1888) meine Philosophie bis einschließlich der Aesthetik auf 24 Seiten, und bespricht namentlich eingehend meine Erkenntnißtheorie, wobei er leider mein „Grundproblem der Erkenntnißtheorie" von 1889 noch nicht benutzen konnte. Drews bespricht meine Philosophie in seinem zweibändigen Werke „Die deutsche Speculation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes" (1892) auf 60 Seiten mit der durch sein Thema gebotenen stofflichen Beschränkung. Für seine Behandlung ist es kennzeichnend, daß er mich als antitheistischen Pantheisten mit Schopenhauer und Michelet zusammen und diese Gruppe nicht nur allen Theisten und Atheisten, sondern auch allen naiven, d. h. sich ihres Gegensatzes gegen den Theismus noch nicht bewußten Pantheisten gegenüberstellt. Die erst drei Jahre später erschienene „Kategorienlehre", die für meine Metaphysik entscheidend ist, konnte für diese Darstellung leider noch nicht verwerthet werden.

Was die Geschichte der philosophischen Einzelfächer anbetrifft, so hat Sidgwick in seinen Methods of Etihes (3. Aufl. 1884) meiner Philosophie des Unbewußten zwei Seiten gewidmet, ohne meine „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" oder das dritte Buch der „Religion des Geistes", betitelt „Religionsethik", zu kennen. In der „Geschichte der Religionsphilosophie" hat Pünjer (1883) meine Religionsphilosophie unter Schellingianismus, Pfleiderer (3. Aufl. 1893) sie unter Schopenhauerianismus eingereiht, während z. B. Volkelt in seiner Recension des letzteren Werkes in der Deutschen Literatur-Zeitung behauptet, daß sie dem speculativen Neuhegelianismus am nächsten stehe.

Von allgemeinen literarhistorischen Werken dürfte wohl Gottschall's „Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts"

das Einzige sein, das die neueste Philosophie berücksichtigt. In der sechsten Auflage (1891/92) sind daselbst auf acht Seiten nicht bloß meine früheren Werke besprochen, sondern insbesondere auch meine Aesthetik vielfach herangezogen. Es ist rühmend hervorzuheben, daß Gottschall einer der Wenigen ist, die meine mehr positive Beziehung zu Hegel deutlich erkannt haben. Die nicht Hegelianer sind, haben von dieser Beziehung kaum etwas bemerkt; die Hegelianer aber haben meist nur meine Abweichungen von Hegel gesehen und verurtheilt.

Es geht aus alle dem hervor, daß die philosophische Geschichtschreibung noch fern davon ist, über die Art und Weise, wie mein System einer Geschichte der Philosophie einzugliedern sei, zur Einigkeit gelangt zu sein. Nach einzelnen mehr oder minder zutreffenden Beziehungen hat man mich bald hier bald dort untergebracht, während andere, vielleicht wichtigere Beziehungen dabei außer Acht gelassen oder zurückgesetzt sind. Es wäre auch unbillig, von der zeitgenössischen Geschichtschreibung mehr zu erwarten; denn über die einem philosophischen System anzuweisende Stellung kann erst eine spätere Zeit sich ein klares Urtheil bilden, die es gleichsam aus der Vogelperspective zu betrachten vermag. So viel aber kann man billiger Weise verlangen, daß die zeitgenössische Geschichtschreibung, einen Autor, wenn sie ihn überhaupt einmal in den Kreis ihrer Darstellung zieht, auch wirklich nach der Gesammtheit seiner Leistungen bis zur Gegenwart beurtheilt und nicht nach willkürlich aus seiner zusammenhängenden Lebensarbeit herausgerissenen Bruchstücken.

Wer aus einem Grundriß der Geschichte der Philosophie eine allgemeine Vorstellung von meiner Wirksamkeit schöpfen will, der dürfte deßhalb wohl thun, sich an den einzigen zu halten, der meine Philosophie wirklich bis zur Gegenwart verfolgt, d. h. an Ueberweg-Heinze, oder doch wenigstens dieses Werk zum Vergleich heranzuziehen, wenn er ein anderes benutzt hat. Zu einer genaueren Bekanntschaft genügen natürlich solche knappen Notizen nicht; vielmehr ist dazu eine der monographischen Broschüren von Drews oder Schneidewin (Leipzig, Haacke, 1890 und 1892) zu empfehlen.

---

## Erinnerungen an Johannes Brahms.

Von Klaus Groth.

(Schluß.)

Vor mehreren Jahren wurde eine Zeit lang in der Tagespresse viel darüber hin und her geschrieben, ob Brahms eine Oper componire oder ob nicht. Dann wollten Vertrautere schon Gegenstand und Dichter des Textes kennen, und musikalische Kritiker, deren es bekanntlich bei uns so Viele giebt wie Concertbesucher, erörterten bereits Für und Wider — wie weit der fragliche Text, z. B. nach dem „Sinngedicht" von Gottfried Keller, etwa von dem anderen Schweizer Schriftsteller Widmann bearbeitet, dem Talente Brahms', dessen Grenzen ja Jeder von ihnen vollkommen durchschaute, angemessen sei oder nicht. Darüber möge hier ein Wort gesprochen werden.

Ich erlebte, daß der uns gemeinsame Freund, der Landgerichtsrath Thomsen, bei einem Besuche in Kiel Brahms bei mir traf. Nach allerlei Gespräch über musikalische Dinge fragte er Brahms, ob er nicht Lust und Neigung habe, eine Oper zu componiren. Auf die einfache und entschiedene Antwort: „Nein!" ohne weitere Erörterung suchte Thomsen ihn zu bereden. Er meinte, eine Oper würde mehr als jede andere Form die Brahms'sche Musik populär, bekannt, zugänglich machen, und das müsse Brahms doch selber wünschen. Auf wiederholtes Nein von Brahms drang Thomsen dennoch weiter auf ihn ein, stellte ihm vor, er habe ja entschiedene Neigung, musikalisch zu charakterisiren, wie verschiedene seiner Gesänge, u. A. besonders sein „Rinaldo" bewiesen. Aber Brahms blieb ungerührt gleichgiltig. Aus zuverlässigem Munde wurde mir noch erzählt, daß er noch in seinem letzten Lebensjahr einem jüngeren Freunde auf dessen Fragen geantwortet: „Wenn ich mich verheirathe, dann schreibe ich eine Oper, sonst nicht." Das war also entschieden ablehnend. Dennoch weiß ich, oder darf ich mit Grund glauben, daß Brahms in früheren Jahren wohl mit dem Gedanken umgegangen sein mag, eine Oper zu componiren. Er schrieb mir nämlich einmal aus Wien, ob ich ihm nicht das Manuscript des Operntextes, den Geibel für Mendelssohn gedichtet habe, er betraf die Episode mit der Nausikaa in der Odyssee, verschaffen könne, ich sei ja mit Geibel befreundet. Von dem erhielt ich sogleich die Handschrift. Daß Geibel, wie ich selbst, voraussetzte, Brahms wolle seinen Text zur Composition benutzen, beweist die Bemerkung, mit der er seine Sendung begleitete: er habe durch den Tod Mendelssohn's freie Hand über seine Arbeit. Und ich schrieb in demselben Sinne an Brahms, der Text sei ja unvollständig; wenn er lyrische Einlagen oder Zusätze bedürfe, so würde ich ihm gern helfen, von Dramen und Theater verstände ich nichts. Von dem Schicksale der Geibel'scher Dichtung weiß ich nichts, nicht einmal ob Brahms sie ihm, wie Geibel wünschte, remittirt hat oder nicht. Hoffentlich erhalte ich aus Brahms' Nachlaß meine Briefe und Zusendungen zurück, denn das Gerücht, er habe vor seinem Ende alles Schriftliche vernichtet, ist ungegründet; ich weiß, daß Briefe von mir aufgefunden sind: dann kann ich Freunden vielleicht näheren Aufschluß geben.

Im Jahre 1889 oder 90 kam einst ein junger Mann zu mir — es war gegen den Frühling, aber noch kalt, er trug einen kleinen Pelzmantel — eine kleine Gestalt, offenbar schwächlich oder leidend, mit blassem Gesicht; er trat fast schüchtern in mein Zimmer und sagte mir entschuldigend: „Ich bin ein Bruder von Johannes Brahms." Darauf hin hieß ich ihn natürlich herzlich willkommen und fragte, wie er denn nach Kiel käme. „Ach," erwiderte er, „ich bin hier schon über ein Vierteljahr in der Behandlung von Professor Esmarch." — „Warum sind Sie da nicht längst zu mir gekommen?" war meine Frage alsdann, indem ich ihn zum Sitzen nöthigte. — „Das hat mir mein Bruder verboten; er sagte mir: Du darfst Klaus Groth nicht besuchen, Du störst ihn. Dann aber fragte mich Herr Esmarch gestern: Haben Sie Klaus Groth schon besucht? und als ich es verneinte und ihm den Grund angab, schalt er beinahe und sagte: Gehen Sie nur gleich hin, Groth ist auch mein Freund, der wird Sie freundlich empfangen. Daraufhin habe ich es gewagt, zu Ihnen zu kommen." Ich fragte ihn dann, was ihm fehle und er erzählte: „Ich bin Uhrmacher, war als solcher auf Reisen, hatte in Rußland das Unglück, von einem Wagen zu stürzen und mir den Rücken zu verletzen. Nun wohne ich mit meiner Mutter in Hamburg in der alten Brahms'schen Wohnung am Anscharplatz, und Johannes hat mich hierher geschickt, um meine Heilung zu versuchen. Ich fürchte aber, daß daraus nicht viel wird." Wir sprachen dann über seinen Bruder und Familienangelegenheiten. Der kleine Mann war, wie ich ohnehin wußte, ein Stiefbruder von Johannes, oder wie wir in Ditmarschen sagen, sein Kahlbruder. Vater Brahms hatte sich nämlich zum zweiten Mal mit einer Wittwe verheirathet, die einen Knaben mit in die Ehe brachte. Dies war mein kleiner Besuch.

Die zweite Frau muß sehr gut für Brahms' Vater gesorgt haben, denn Johannes verehrte sie, wie ich aus Worten und Thatsachen von ihm weiß. Er lud sie jedes Mal in Hamburg zu Concerten ein, in denen er thätig war, und schickte ihr Artikel von Werth, die über ihn geschrieben wurden und sprach immer in freundlichem Tone von ihr, mir um so bedeutungsvoller, da ich die schwärmerische Kindesliebe für seine verstorbene rechte Mutter kannte.

Beim Weggange zog der kleine Halbbruder seinen Pelz wieder an, indem er mich fragte: „Wissen Sie, wer den getragen hat?“ Natürlich wußte ich es nicht. Es war ein schöner Pelz aus Nerz, etwas abgetragen. „Der hat einmal Schumann gehört,“ sagte der Kleine. „Johannes hat ihn mir zurecht machen lassen.“ Ich hörte dies mit Wehmuth an, hatte ich doch so viel mit den Schumann's erlebt, ihn mit zu Grabe getragen und verehrte in Frau Clara noch meine theure Freundin. Nach einigen Tagen kam der Kleine wieder und sagte mir: „Professor will mich für den Sommer nach Föhr schicken; aber ich fürchte, das nützt für meine Gesundheit doch nichts. Ich habe es ihm auch gesagt; aber er erwiderte mir: Es wird Ihnen doch gut thun, Ihr Bruder bezahlt es ja. — Freilich Johannes bezahlt Alles; aber ich möchte nicht, daß er für mich auch noch etwas umsonst ausgäbe. Ich glaube nun, daß es ebenso gut wäre, wenn ich z. B. nach Pinneberg zöge. Dort ist schöner Wald und frische Luft. Meine Mutter könnte zu mir ziehen, und wir wohnten dort verhältnißmäßig billig zusammen. Möchten Sie darüber nicht einmal mit dem Professor sprechen?“ Dies that ich nach einigen Tagen, worauf Esmarch mir erklärte: „Gewiß, das ist ebenso gut für ihn. Dann laß ihn nur dahin gehen.“ Und so geschah es. Der Kleine entschwand damit meinen Augen und meiner persönlichen Kenntniß.

Ich fragte aber nach Jahr und Tag einmal Johannes, wie es seinem kleinen Stiefbruder ginge. „Oh,“ sagte er in seinem eigenthümlichen Ton, als wenn er sich verwundere, „dem geht es ganz gut! Er wohnt mit seiner Mutter in Pinneberg, hat dort einen netten Uhrenladen und Geschäft. Ich habe sie eben erst besucht.“ Das that er immer, wenn er in Hamburg oder in Kiel war. Noch im November 1892, als er mir in Kiel einen flüchtigen Besuch machen wollte, ließ er mir durch meinen Sohn aus Hamburg schreiben, er sei auf seiner Reise zu mir nur bis Pinneberg gelangt, da das Wetter zu scheußlich sei, ich möchte doch nach Hamburg kommen, wo wir dann mehrere Tage zusammen verleben könnten.

In Berlin sollte damals gerade am Sonntag sein „Quintett“ mit Clarinette zum ersten Male aufgeführt werden. Er bat mich beinahe zärtlich, wie er das thun konnte, und zu thun pflegte, mit ihm nach Berlin zu gehen. „Du, es ist sehr schön!“ sagte er, „der Mühlfeldt spielt sehr schön Clarinette. Ich habe mir ja den Mann in Meiningen entdeckt und ihn dazu erzogen.“ Ich mußte es abschlagen, da ich leidend war. Da blieb er bei mir den ganzen Sonnabend. Ich lag auf dem Sopha und er rauchte Cigarretten: „Das darf ich wohl?“ fragte er fast besorgt. Wir sprachen natürlich den ganzen Tag meistens über Musik, Musiker, wovon ich noch werthvolle Dinge mittheilen könnte, und über persönliche Angelegenheiten. Es that ihm nichts bei seiner felsenfesten Gesundheit, daß er dafür nach Berlin die Nacht durchreisen mußte. Mein Sohn brachte ihn an den Bahnhof. Ich sah ihn nicht wieder.

In seinem nicht rechtlich anerkannten Testamente hat er, wie ich höre, diesen seinen Stiefverwandten eine bedeutende Summe ausgesetzt gehabt, man spricht von 6000 Mark jährlich. Daß er übrigens nicht nach Kiel gekommen war, hatte einen gewichtigeren Grund, ich hörte erst in Hamburg von ihm, daß seine rechte Schwester schwer krank sei, die dann auch bald darauf gestorben ist. Bei der Erinnerung an sie fällt mir ein für Brahms charakteristischer Vorfall ein, den ich kurz berichte. Er wurde einst nach einem Concert in Hamburg durch eine Anzahl von Kränzen geehrt. Um diese Art der Anerkennung gab er nichts und pflegte zum Aerger der Spender dies durch Vernachlässigung und Gleichgiltigkeit zu zeigen. In Kiel, wo er mit Hans von Bülow zusammen ein Concert gegeben, wäre es seinen Freunden auch einmal passirt, wenn Bülow es nicht verhindert hätte. Der Kieler Gesangverein hatte ihm einen schönen Kranz binden lassen und mich gebeten, dazu einen Vers zu machen, der in Golddruck auf weißem Atlasbande daran befestigt worden war. Brahms machte wie gewöhnlich zum Schluß seines Spiels seine Verbeugung für die Beifallsbeweise der Zuhörer, um sich dann, ohne weiter auf etwas zu achten, zurückzuziehen, als Bülow ihm zurief: „Du, es ist ja ein Vers von Klaus Groth daran!“ Dann nahm er lächelnd Kranz und Schleife und verbeugte sich nochmals. Seine Schwester war diesmal in Hamburg dabei gewesen. Sie trug einige von den Kränzen in's Hôtel, wo Johannes wohnte, und bat ihn, ihr einen derselben zu überlassen. „So“, sagte er, „damit willst Du wohl renommiren? Komm' morgen früh um sechs,“ — er pflegte früh aufzustehen, wie auch früh zu Mittag zu essen —, „dann bringen wir die Kränze nach dem Kirchhofe auf das Grab unsers Vaters.“ So war Johannes Brahms gegen Freunde und Familie. Daß er sein Deutsches Requiem nach dem Tode seiner Mutter im Andenken an sie geschrieben hat, ist bekannt. Nicht so, daß er mit seinem Vater, der nie aus Hamburg herausgekommen war, eine Reise durch Deutschland (und die Schweiz, wie ich meine), machte, um ihm etwas von der Welt zu zeigen.

Wie er gegen seine Lehrer war, das verdient hier noch ein Wort besonders. Ich wußte bis vor einigen Jahren, wie wohl die meisten von Brahms' Freunden, nur von einem Lehrer, Marxsen, einem angesehenen Musiker, der, da ich ihn kennen lernte, als alter Herr, Rentner, zurückgezogen in Altona lebte. Ihn besuchte Brahms rücksichtsvoll jedes Mal, wenn er in Hamburg weilte, sandte ihm, wie ich nicht geradezu thatsächlich weiß, aber nicht bezweifle, Alles zu, was er schrieb und herausgab. Als ein besonderes Zeichen zarter Aufmerksamkeit und Dankbarkeit zeigte mir Marxsen ein starkes Notenheft, das Brahms ihm zu seinem Jubiläum als Musiker gebracht hatte, ich kam einige Tage nachher. Es waren hundert oder mehr Variationen für Klavier, von Marxsen, die er über irgend ein mir vergessenes Thema gesetzt hatte, eine Studie, für die Oeffentlichkeit wohl ohne sonderlichen Werth. Diese hatte Brahms, ohne Marxsens Wissen, heimlich bei seinem Verleger Simrock, gewiß nicht ohne bedeutende Kosten, stechen lassen. Ich habe Brahms über Marxsen nicht eben besonders sprechen hören, ihn freilich auch nicht gerade nach ihm gefragt. Dagegen hat mir Marxsen oft von seinem Schüler erzählt. „Er war ernst und eifrig, studirte nach meiner Anleitung sowohl Technik des Klavierspiels, wie Theorie der Musik. Einst hatte ich ihm zum Studium ein Klavierstück von C. M. von Weber*) gegeben und genau mit ihm durchgenommen, als er nach einer Woche (einmal die Woche hatte er, natürlich gratis Unterrichtsstunden bei Marxsen) wieder kam und mir das Stück so tadellos und meiner Intention gemäß vortrug, daß ich ihn dafür lobte. Da sagte er: ‚Ich habe es mir noch nach einer andern Ansicht eingeübt, und spielte es mit Verlegung der Melodie in die Unterstimmen.‘ Ueber seine eigenen Compositionen habe ich ihm wiederholt gesagt: „Das ist viel zu reif für Dich, Du bist noch viel zu jung für solche tiefe Empfindungen, die hat man erst später.“ So ungefähr. Er sprach wohl von dem fünfzehn-, sechszehnjährigen Brahms.

Also nur von diesem einen Lehrer wußte ich, als mir Brahms vor acht Jahren schrieb: „Ein junger Gelehrter zieht mit seiner Frau nach Kiel, sieh' Dich etwas nach ihnen um. Die Frau ist die Tochter meines ersten Klavierlehrers Kossel, von dem ich Dir gewiß erzählt habe. Und wenn ich von ihm erzählt, habe ich gewiß nicht wieder aufhören können.“ Welche Dankbarkeit spricht sich in diesen Worten aus! Also von diesem seinem ersten Musiklehrer scheint Niemand etwas zu wissen, nicht einmal Marxsen hat mir ihn

*) Es war, wenn ich nicht irre, ein Rondo, Brahms hat die Melodie in die linke Hand verlegt. Brahms hat unter seinen Studien für das Pianoforte (ohne Opusnummer) als Nr. 2 herausgegeben: Rondo nach C. M. von Weber. Gesehen habe ich das Stück nicht.

genannt. Ich selbst habe vergessen, Brahms später über ihn zu befragen. Wir sahen uns seitdem auch selten noch und hatten dann Vieles zu besprechen. Von Lehrern in andern Fächern als in der Musik habe ich ihn nie sprechen hören. Er hat alles Wichtige gewiß (wie ich selbst, darf ich hinzusetzen) durch Selbststudium erworben. Daß er (ähnlich wie ich) bei übermäßigem Lerneifer auch, wenigstens einmal sich bis zur Erschöpfung überangestrengt hat, erzählte er mir, als ich ihm geklagt. Mit 16 Jahren sei er so nervös gewesen, daß er in einer Allee nur von Baum zu Baum habe balanciren können, sonst wäre er gefallen. Man schickte ihn dann auf's Land und er erholte sich bald. Ein Bekannter erzählte mir, der Arzt bei Brahmsens, ein Dr. Herz, habe einst den Knaben Johannes mit einem Buch eifrig beschäftigt gefunden. Auf seine Frage habe Johannes ihm einen Horaz gezeigt, bei dem er in einer Ode fest hake. Herz habe ihn mit Erstaunen betrachtet und ihm beim Verständniß geholfen.

Es ist gewiß Manchem auffallend erschienen, wenn er etwa darüber nachgedacht hat, warum Brahms, der so viele meiner hochdeutschen Lieder componirt hat, nie ein plattdeutsches Gedicht aus dem Quickborn mit Melodie versehen. Ich sprach ihm einst direct darüber meine Verwunderung aus. Darauf antwortete er: „Das geht nicht, ich kann es nicht, Plattdeutsch steht mir zu nahe, das ist noch etwas Anderes für mich als Sprache. Ich habe es versucht, es geht nicht." In der That hatte er es versucht. Seine Compositionen entsprachen aber so wenig dem Sinn der Texte, nach seiner Meinung, daß er ihnen hochdeutsche Texte unterlegte, sonderbarer Weise aus dem „Jungbrunnen" von Clemens Brentano denn Jungbrunnen kann man als Uebersetzung von „Quickborn" in's Hochdeutsche ansehen. Die Lieder stehen in Brahms Werken Opus 44, Heft 2. Die Stimmung in meinem Regenliede (nebst „Anhang", wie Brahms die Verse benannt hat) muß ihn besonders musikalisch angeregt haben. Er hatte den (bis dahin ungedruckten) Anhang: „Regentropfen aus den Bäumen" schon einmal componirt, ehe er ihn an das eigentliche*) Regenlied anschloß. Bekanntlich hat er aus dem Hauptmotiv später seine erste Violinsonate in G geschaffen. Er schickte mir das Lied, ganz gegen seine Gewohnheit vor dem Druck zu, mit der Bitte um mein Urtheil, und als jede Nachricht von mir einige Zeit ausblieb, da ich gerade plötzlich hatte verreisen müssen, kam eine halb klagende Mahnung hinterher. Meinen gerührten beifälligen Dank hatte er wohl verdient. Er sprach bekanntlich selten über seine Compositionen, von unfertigen Arbeiten redete er gar nicht; auch ich wußte immer nur von etwas Neuem, wenn es da war. So lange trug er es still mit sich herum. Dann habe ich allerdings ihn in seinem eigenartigen Ton sagen hören, z. B. „Ja! Du! Diesmal kommen drei Lieder von Dir!" Oder (schriftlich, nachdem ich ihn über ein Volkslied befragt, von dem Freunde am Rhein, die es gehört, mir erzählt) „Ja, Du, nicht ein Lied, sondern 7 mal 7 kommen nächstens zu Dir." — Die Zahl ist richtig, in zwei Heften erschienen sie. — Eine gar lustige Geschichte erzählte er mir einst in übermüthiger Laune von der Begegnung mit einem seiner Textdichter, um ihn so zu bezeichnen. Bekanntlich hat er eine ganze Anzahl seiner schönsten Lieder auf Texte von Daumer componirt, den er mir oft als einen „Vollblutdichter" rühmte. Es sind meistens glühende leidenschaftliche Liebeslieder. Als nun Brahms einmal nach München kam, wo Daumer wohnte, war es natürlich, daß ihn sein Herz trieb, seinen Dichter aufzusuchen. Er erzählte mir von diesem Besuch: „Ich bepackte mich also mit sämmtlichen Heften, in denen sich Lieder von Daumer fanden, und machte mich auf den Weg zu ihm. Ich fand ihn endlich in abgelegener Straße in einer abgelegenen Wohnung, wo man mich in ebenso versteckte Räume führte. Dort traf ich also in einem stillen Zimmer meinen verehrten Poeten. Ach, es war ein kleines, altes, ganz vertrocknetes Männchen. Nach meiner aufrichtig ehrfürchtigen Anrede bei Ueberreichung meiner Noten erwiderte der alte Herr einen verlegenen Dank, und ich erkannte bald, daß er weder von mir, noch von meinen Compositionen, noch wohl überhaupt von Musik etwas wußte. Und als ich auf einige seiner vollblütig leidenschaftlichen Texte hinwies, zeigte er auf ein fast noch mehr eingetrocknetes altes Mütterchen mit einem zärtlichen Wink mit der Hand hin und sagte: „Ach, ich habe ja nur die Eine geliebt, meine Frau!"

So geht es also dem Componisten zuweilen mit seinen Dichtern! Gelassen erzählte er mir gelegentlich, daß Allmers die herrliche Composition zu seinem Gedichte „Heldeneinsamkeit" dem Text nicht angemessen fände; er, der Dichter, hätte es sich heiterer gedacht, was Allmers noch kürzlich auch mir wiederholte.

Den Anstoß zur raschen Niederschrift all' dieser Mittheilungen gaben mir die Nachrichten über die andauernde Erkrankung meines großen Freundes. Obgleich er selbst mir schrieb, Aerzte hätten nach genauer Untersuchung erklärt, seiner Krankheit (Gelbsucht) läge nichts Bedenkliches zu Grunde, wurde ich doch durch besorgt und immer besorgter lautende Nachrichten nächster Freunde von ihm mehr und mehr beunruhigt. Um ihm eine Freude zu machen, schrieb ich dann diese Erinnerungen nieder. Es ist mir auch gelungen, ihn zu erfreuen. Brahms hat noch einen Theil derselben gelesen, der letzte Brief von seiner Hand an mich etwa um Weihnacht 1896 herum (er pflegte kein Datum auf seine Briefe zu schreiben) spricht es aus. Ich hatte schon einmal, in den sechziger Jahren, in größerer Kürze meine Erinnerungen an Heide und seine Voreltern ihm zu Liebe geschrieben und sie seinem Vater geschickt. Nach dessen Tode klagte mir Johannes, das Manuscript sei unbegreiflicher Weise verloren und bat mich dringend, es noch einmal zu wiederholen. Ich mußte ihm gestehen, daß ich dazu nicht im Stande sei, es war, wie ein Idyll, aus einer Stimmung heraus entstanden, die sich nicht wiederholen läßt. Auf dieses verlorene und hier nothdürftig von mir wieder ersetzte Idyll, das die vorliegenden Erinnerungen einleitet, spielt sein Brief an, indem er u. A. schreibt: „Herzlichen Dank für die angenehmen Stunden, die mir das Lesen Deiner Blätter und das Weiterträumen verschafft haben. Das kleine bescheidene Heft an Vater ist zwar bedenklich zugedeckt und aufrichtig, das thut mir leid. Auch der Unbetheiligte konnte die Schilderung kleinstädtischen Lebens mit Behagen lesen, jetzt merkt er sie gar nicht. Ich glaube, Du hast Dich von Max Müller zu eilig verführen lassen, Deine musikalischen Erinnerungen dazu zu schreiben." Ach freilich hat Brahms Recht, ich eilte, damit er es noch lesen konnte, ich sehnte mich nach einem Mittel, ihm noch eine Freude zu machen, Briefe mit Trostworten, deren ich auch ein paar an ihn nach Carlsbad und nach Wien vorsichtig schrieb, waren ihm ja nichts. So ergriff ich begierig den Faden, den mir Max Müller's Schriftchen in die Hand gab. Brahms konnte nun gar nicht merken, welche liebende Sorge um ihn mir die Feder in die Hand drückte. Nun setzt er dann noch hinzu: „Ich kann freilich in Gedanken weiter lesen und manches Schöne und Duftige mit Dir erleben. Wie wär's, wenn Du es auch so ansähest und in freundlichen ruhigen Stunden am Einzelnen weiter plauderte st. Es könnte sehr hübsche kleine Capitel geben, mein altes Liebes aber nebenher bestehen. Entschuldige, daß mein Dank so unbescheiden ist und statt eines zwei Bücher verlangt." Mir war es also wenigstens gelungen, meinem lieben Freunde vor seinem Ende noch eine, gewiß herzliche Freude, wenn auch durch ein unvollkommenes Schriftchen, zu machen. Mögen meine Leser es auch danach beurtheilen!

*) Ich werde die anmuthige Composition, die nur ich und zwar in Brahms' Handschrift besitze, einmal veröffentlichen.

# Feuilleton.

Nachdruck verboten.

## Eine glückliche Familie.

Von Ferdinand Groß.*)

Windhuber's gehören zu den Sonntagskindern, denen die Sonne eines überaus gütigen Geschickes leuchtet. Verspüre ich manchmal eine leise Anwandlung von Pessimismus, das Herannahen einer trüben Stimmung, den Schatten einer Unzufriedenheit, so thue ich das Beste, was ich thun kann: ich eile zu Windhuber's, erquicke mich an deren Glück und banne die schwarzen Fittige, die sich rauschend mir zu Häupten niederlassen wollten. Im Anfange kannte ich nur Herrn Franz Windhuber. Aus dem Kaffeehause, wo wir Wiener einander am leichtesten kennen lernen. Man sitzt an einem Tischchen, man borgt sich vom Nachbar das Abendblatt, man fängt damit an, Kritik und Diagnose der Witterungsverhältnisse auszutauschen, und eines Tages sagt man „Du" zu einander und macht Besuche am häuslichen Heerd. Franz Windhuber also trat mir als Kaffeehausbekanntschaft näher. Er weihte mich bald in seine Lebensgeschichte ein. In der Jugend war er Staatsbeamter; nachdem er aber einen Onkel heftig beerbt hatte, nahm er seinen Abschied, und nun lebte er ganz — seiner Familie, bestehend aus der verwittweten Mutter, zwei Schwestern und drei Brüdern — Alles ledig, vollkommen ledig. Franz wurde nicht müde, mir die Vorzüge seiner Mutter und seiner Geschwister zu rühmen. „Wir gehen ineinander auf," versicherte er mir, „unser Heim bedeutet uns die Welt." Zu wiederholten Malen lud er mich ein, ihn und seine Leute zu besuchen. Ich fand mich lange nicht angeregt, dieser freundlichen Einladung zu folgen, bis Franz im Kaffeehaus „Zum blauen Leoparden" einmal solche Nachklänge vom Familienjubel hören ließ, daß ich mich entschloß, meine Schritte nach dem neidenswerthen Windhuber'schen Paradiese zu lenken und mir diese Jubelvirtuosen einmal in der Nähe zu betrachten. Mein Freund hatte mir gesagt, er sei in besonders froher Laune, weil Bertha, seine Lieblingsschwester, am Abend vorher einer großen Gefahr entgangen war; er hatte mit ihr das Opernhaus besucht, nach der Vorstellung seien sie Beide in ein Wagengedränge gerathen, und Bertha, die seinen Arm einen Augenblick los ließ, wäre unfehlbar überfahren und dabei getödtet worden, wenn er sie nicht mit übermenschlicher Gewalt fort geschleppt und gerettet hätte.

Die ganze Nacht hindurch habe die Familie vor Aufregung nicht geschlafen, zu Mittag sei ein solennes Festessen veranstaltet worden, mit Champagner natürlich, und am Abend sollte ich nun so lieb sein, an dem Freuden-Souper Theil zu nehmen. Dieser Zwischenfall verfehlte nicht, mich ein wenig zu rühren — ich war eben noch ein Neuling in Windhuber'schen Angelegenheiten. Selbigen Abend fand ich mich bei Windhuber's ein mit ein paar Blumen für Fräulein Bertha, die dem Tode Entronnene. Vor froher Irritation ließen die sieben Personen einander nicht zu Worte kommen, oder vielmehr, die Sieben jubelten gleichzeitig so lärmend, daß man keine einzelne Stimme aus dem Septett heraus hörte. Sie schienen aber an diese Art der Unterhaltung gewöhnt zu sein, denn das Tohuwabohu störte ihnen den Appetit nicht im mindesten. Ich, als der einzige Fremde, durfte gar nichts reden, aber mitjubeln durfte und mußte ich, und da ich das wacker besorgte, bin ich seither noch oft als Gast zu Windhuber's gebeten worden.

Freilich hat sich im Laufe der Zeit meine Ansicht über Episoden, wie Fräulein Berthas Rettung erheblich geändert. Schon bei Gelegenheit jener ersten Einladung wollte mir scheinen, als sei das Leben der jungen Dame nicht wirklich gefährdet gewesen, als übertreibe der liebevolle Bruder sowohl die Schwere der Gefahr, wie das Verdienst der von ihm vollzogenen Rettung, und als wiege Fräulein Bertha sich geschmeichelt auf den sanften Wogen dieser Episode. Später stellte ich fest, daß die Mitglieder der Familie Windhuber nie von einer Theatervorstellung, einem Concerte oder sonst einer abendlichen Veranstaltung heimkehrten, ohne daß einem der Heimgekehrten — zumeist dem weiblichen Theil — das Leben in wunderbarer Weise gerettet würde. Mama Windhuber darf, obwohl sie noch recht rüstig ist, Abends überhaupt nicht aus dem Hause gehen, denn selbst wenn die bösen, bösen Wagen nicht wären, kann eine Dame sich leicht erkälten, und aus Erkältungen entstehen die schwersten Krankheiten. Mama Windhuber sieht sich gezwungen, Abend für Abend daheim zu bleiben; nur selten murrt sie gegen diese Bestimmung, zumeist ist sie tief bewegt über die Sorgfalt, mit der man sie umgiebt, und wenn sie darauf zu sprechen kommt, versäumt sie nicht, Thränen der Rührung zu vergießen. „Wo wäre ich schon längst," hörte ich sie sich äußern, „wenn meine Kinder mir nicht das Leben gerettet hätten." Die sechs Kinder wehren diese Anerkennung bescheiden ab. Wenn von Lebensrettung die Rede sei, könne solch eine heroische Handlung nur der Mutter zugeschrieben werden, denn ohne ihre unversiegliche Zärtlichkeit hätten die Kinder sich nicht gedeihlich entwickeln können, zumal da sie alle in der ersten Kindheit kränklich waren. — Zuweilen ersahen je sechs sich ein Siebentes als besonderes Object aus, und dieses Siebente wurde dann mit Lob und Preis beschossen, wie der heilige Sebastian mit Pfeilen. Ich war einmal Zeuge, wie die Reihe an Franz kam. Sein Bruder Theodor hob hervor, daß es gewiß auf der ganzen Erde einen Bruder wie Franz nicht wieder gebe, denn wäre Franz nicht, so hätten die Schwestern Bertha und Mathilde sich vielleicht verleiten lassen, zu heirathen, — vielleicht einen ihrer Unwürdigen zu heirathen, Jemand, der sie nicht beglückt, der ihnen den Zauber des Vaterhauses nicht ersetzt hätte. Und Bertha und Mathilde zogen ihre Schnupftücher, schneuzten sich sanft, trockneten sich die feucht gewordenen Augen und flöteten gemeinsam: „Der gute Franz! Er hat uns gerettet!"

Ich weiß die Familie Windhuber nicht besser zu bezeichnen, als wenn ich sie eine freiwillige Rettungsgesellschaft nenne. Sie hat es in der Kunst der gegenseitigen Rettung aus Situationen, die nur in ihrer Einbildung bestehen, oder die sie willkürlich aushecken, fabelhaft weit gebracht. Glaubt man, sie sei schon mit allen erdenklichen Rettungen zu Ende, so erscheint eine neue auf der Tagesordnung. Sie sind einfach unerschöpflich. Sie retten einander fortwährend, und auch die zwei Jüngsten, Carl und Heinrich, leisten in diesem Fache schon Respectables. Heinrich, der erst zehn Jahre zählt, pflegt die Mutter vom Magenkrebs zu retten, indem er sie zu Mittag beschwört, die Suppe nicht so heiß, wie sie aufgetragen wird, zu genießen. Wer oberflächlich urtheilt, mag zu dem Irrglauben verleitet werden, daß die sieben Retter einander nicht immer nur Günstiges erweisen. Bertha und Mathilde verwelken als alte Jungfern. So oft ein Bewerber sich zeigt, warnen Mutter und Brüder die Mädchen krampfhaft, halten sie vom Rande des Ehe-abgrundes zurück, in den sie so leicht stürzen könnten — ist das Befreiungswerk gelungen, dann sinken sie alle einander selig in die Arme. Die beiden Mädchen sind gerettet, zugleich aber auch ihre ansehnlichen väterlichen Erbtheile, auf die so ein schnöder Freier vielleicht speculirt, und die nun, wenigstens in der Form des jährlichen Zinsenertrages, der Familiencasse gewahrt bleiben.

Windhuber's finden unglaublich oft zwingende Gründe, Familien-Diners und Soupers einzunehmen. Ereignet sich in Spanien ein Eisenbahnunfall, bei welchem Menschenleben zu beklagen sind, so beglückwünschen Windhuber's einander dazu, daß sie diesen spanischen Zug nicht benützten. Und der jugendliche Carl erhebt sich und hält einen Toast, in welchem er speciell die Rettung des Bruders Franz feiert, der einmal die Idee geäußert habe, die Alhambra zu besichtigen, und der also gerade in diesen Unglückszug hätte gerathen können. „Es ist nicht auszudenken!" ruft Mama Windhuber, die zu jeder Jahres- und Tageszeit, auch ohne Ursache, weinen kann. Erdbeben, Schiffbrüche, Windhosen, Ausbrüche feuerspeiender Berge, Feuersbrünste, Ueberfälle durch Räuber und andere Katastrophen machen auf die glückliche Familie nachhaltigen Eindruck, denn bei jeder Katastrophe hätte ja eines ihrer Mitglieder betheiligt sein können. So oft einige Angehörige für eine halbe Stunde ausgehen, fühlen die Zurückgebliebenen sich verpflichtet, in Angst zu sein und der Rückkehr der außer Hause Weilenden mit Zittern und Beben entgegenzusehen. Diese Rückkehr wird nachher so aufgefaßt, daß nun die schlimmste Gefahr wieder vorüber sei, und daß über die Windhuber's denn doch ein eigener guter Engel zu wachen scheine, der Windhuber'sche Specialengel . . . Boshafte Klatschmäuler, wie es deren sogar in Wien giebt, behaupten, die Windhuber's seien eine Gesellschaft heuchlerischer Erbschleicher, die sich mit ostensibler Zärtlichkeit aneinander ketten, damit kein Heller in fremde Hände gelange; aber auf solche Verleumdungen muß man nicht achten. Mama Windhuber, Bertha, Mathilde, Franz, Theodor, Carl und Heinrich Windhuber sind auf der Welt, um einander nicht nur zu lieben, sondern auch in hingebungsvoller Liebe zu retten — und man weiß, wie vielfach bedroht ein Sterblicher auf Schritt und Tritt ist, wie vielfach eine glückliche Familie in die Lage kommt, sich als freiwillige Rettungsgesellschaft — mit beschränktem Wirkungskreise allerdings — zu bethätigen.

*) Unser alter Wiener Mitarbeiter giebt im Verlage von Ad. Bonz & Comp. in Stuttgart eine Sammlung liebenswürdiger Geschichten und Skizzen heraus: „In Lachen und Lächeln", der wir eine kleine Kostprobe für unsere Leser entnehmen. D. R.

# Aus der Hauptstadt.

## Todtensonntag.

Für kirchliche Gedanken und Bedenken ist kein Raum im Gewühl der Arbeitstage, und wer nicht gerade wie der parteitagberühmte Zehngebote-Hoffmann dadurch vom Christenthum lebt, daß er es beschimpft, der geht achselzuckend an religiösen Fragen vorüber. Die Kirche hat im Norden Deutschlands ihre Rolle endgiltig ausgespielt, scheint es. Die evangelische Kirche. In den Kreisen der Vornehmen begegnet man ihr mit schlecht verhehlter Gleichgiltigkeit, und die kleinen Leute hassen sie. Will man deßhalb die Rede auf sie bringen — und wahrhaftig, von Zeit zu Zeit sollte man das thun, gerade wie man von Zeit zu Zeit noch immer was Weniges über unveräußerliche Menschenrechte, Freiheit, Gleichheit und andere Rechtsstaats-Annehmlichkeiten sprechen sollte — will man an das Dasein der evangelischen Kirche erinnern, so muß man schon die frömmste Zeit des Jahres dazu wählen. Die Zeit, wo sinnende Melancholie zu Denen schweift, die das altehrwürdige Lied vadito ad inferos, transito ad superos nennt, und wo

gleichzeitig der Lieblingsstern großer und kleiner Kinder, der Stern von Bethlehem, langsam wieder am Horizonte aufsteigt. Die Zeit des Totensonntags ...

Unsere Leitartikler schlagen an diesem ruhigen Sonntage in ihrer Zettelbibliothek oder ihrem Conversationslexikon immer schon unter Littera M und W nach, Weihnachten zu Ehren, dem hohen Feste, um dessentwillen man den Phrasenclichébestand über Menschenliebe und Versöhnung jedes Mal ein bißchen auffrischen muß. Bis in die Nebeldünste des politischen Treibens dringt bereits ahnungsvoller Tannen- und Pfefferkuchengeruch; weihnachtlicher Geist macht sich allenthalben bemerkbar, sogar in den evangelischen Consistorien, wo man sonst den Anschauungen und folglich wohl auch den persönlichen Angelegenheiten des vor beiläufig 1864 Jahren hingerichteten Socialreformers Jesus aus Nazareth mit der jedem Reservelieutenant angeborenen Reserve gegenüber steht. Die Consistorien sorgen dafür, daß Liebe und Versöhnung das kommende Christfest besonders hell umstrahlen, und es ist nicht ihre Schuld, wenn diese beliebten Weihnachts- und Modeartikel heuer ganz anders aussehen als vor vier oder fünf Jahren. Sie machen ja die politische Mode nicht, sie machen sie nur mit, das freilich immer sehr prompt und mit unleugbarem Verständniß für höhere Wünsche. Für Bußprediger à la Samuel und Nathan (1. Sam. 15; 2. Sam. 12) und für zürnende Hofprediger von der Art der Jesaias und Jeremias ist in der modernen evangelischen Kirche kein Raum. Und wer wie Jesus Sirach die Reichen angreift, oder wie Jesus Christus mit schlechter und irrender Obrigkeit streng in's Gericht geht, der muß sich bei Zeiten auf das Disciplinarverfahren gefaßt machen. Dem Pastor Schall, der statt Liebe Haß, statt Versöhnung Kampf gepredigt hat und der dafür gehörig chikanirt worden ist, folgte neulich der gleichfalls verhetzende Pfarrer Gros, dem man nationalsociale Gesinnungen und zweitens rüdes Betragen gegen den hochgebornen Sonntagsjäger und Regierungspräsidenten v. Tepper-Laski vorwerfen konnte. Friede soll herrschen auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, und die schwarmgeistigen Träumer, die vorher noch rasch dem im Evangelium Matthäus so schwer beschimpften Mammonismus und der sogenannten Ausbeutung ein Ende bereiten wollten, werden abgeschafft, mit Güte oder mit Gewalt. Nicht dulden kann es die evangelische Kirche, daß sich in ihrem Schooße junge, welterobernde Kräfte regen, daß ihre Diener sich als selbstständige, geistesverwandte Apostel des Mannes fühlen, der auf Golgatha den Tod aufrührerischer Sclaven erlitt. Gäbe man dergleichen zu, wodurch unterschiede sich dann der moderne Protestantismus vom Papstthum? Die katholische Kirche läßt ihre Geistlichen überall an der Seite des bedrängten Volkes streiten. Die katholische Kirche ist social gesinnt; um ihr Banner sammeln sich die kleinen Leute, die katholische Kirche beugt nicht das Knie vor den Machthabern dieser Welt, sondern sagt ihnen unerschrocken die Wahrheit. Es ist wahrscheinlich, daß eben deßhalb der Katholicismus den Nebenbuhler aus dem Sattel heben wird, aber dafür muß er auch den Vorwurf einstecken, daß er bei weitem nicht so empfänglich für wirklich moderne Stimmungen, moderne Arbeitsart ist wie z. B. die meisten evangelischen Consistorien in Preußen, wie unser evangelischer Oberkirchenrath. Der alte Herr in Rom, dieser feinste Kopf unter den europäischen Großen, huldigt veralteten, wenn auch leider ungemein wirksamen Geschäftsprincipien. Er verbietet seinen Gehülfen nicht, nach Christi Vorbild mit dem Volke zu empfinden und mit dem Volke zu gehen. Er läßt Jeden seiner Untergebenen in dem ihm angewiesenen Kreise gewähren, erlaubt Jedem, seine Eigenart zu entfalten und hofft dadurch, der Kirche besonders reichen Gewinn zu bringen. Das ist ja nun auch thatsächlich der Fall, aber wo bleibt bei solchem Verfahren der moderne Geist des Großindustrialismus, des Großhandels? Wie umständlich ist es doch, mit lauter Individualitäten zu rechnen, wie umständlich ist das, und welches Talent erfordert es! Der moderne Gebieter schreibt seinen Beamten bis in's kleinste Tüttelchen genau vor, was sie zu thun, was sie zu lassen haben. Das Dienstreglement, auf das geschworen wird, giebt Auskunft in allen zweifelhaften und unzweifelhaften Fällen; die geringste Abweichung davon zieht Entlassung oder doch Strafversetzung nach sich. Alles ist so schön bureaukratisch und maschinenmäßig eingerichtet, daß der Unbegabteste Chef und Leiter des Betriebes sein kann. Es klingen aus den Reihen seiner Subalternen nie originelle Vorschläge an ihn heran, bei deren Besprechung er sich bloßstellen könnte. Nie bringt ihn die feurige Kraft eines jungen Genies in Verlegenheit, das neue Wege weisen möchte, denn Genies werden in seiner Nähe durchaus nicht geduldet. Das Genie ruinirt die Schablone, und der moderne Großhandel, der mit Waaren sowohl wie der mit Ideen, ist ohne Schablone unmöglich. In der That, Leo XIII. eignet sich verteufelt schlecht für die hohe Würde, die er inne hat. Er ist eine antiquirte Herrschernatur, ein Machthaber, der seine Pflichten kennt und ihnen zu genügen strebt. Er ist ein Kopf. Und für die modernen Gewaltigen ist der Kopf ein überwundener Standpunkt; sie brauchen einen zum Sitzen gut geeigneten Körpertheil, sonst nichts.

Des dreizehnten Leo Kirche und des dreizehnten Leo Kirchenpolitik paßt nicht in's moderne Leben und stört empfindlich die moderne Weihnacht. In Allem, was dieser Mann unternimmt, verräth sich genaue Kenntniß der Wünsche, die aus dem Herzen der Völker steigen, und schlimmer noch, die Bereitwilligkeit, auf diese Wünsche einzugehen, sie zu erfüllen. Modern ist es aber, und die protestantische Kirche huldigt dieser Modernität, all' solchen Forderungen vornehm das Ohr zu verschließen und die lautesten Schreier zu maßregeln. Modern ist es, ohne Noth Märtyrer zu machen und die Menge zu zwingen, Partei für sie zu ergreifen, indem man sich empörende Ungerechtigkeiten gegen sie zu Schulden kommen läßt. Modern ist es, auch dem Aermsten im Geiste die Ueberzeugung beizubringen, daß seine Leiden Einem unbeschreiblich gleichgiltig sind, daß man Gewicht nur auf die Meinung der Großen und auf die Erhaltung ihrer guten Laune legt. Auf diese Weise schafft man Raum in den Kirchen, entfremdet der Kirche im Handumdrehen ganze Nationen und erleichtert dem Freisinn und der aufgeklärten Socialdemokratie den dereinstigen Kehraus. Es giebt zu denken, daß von den achtundvierzig Mandaten, über die die Socialisten zur Zeit im Reichstage verfügen, nur drei von katholischen Wahlkreisen ertheilt worden sind.

Während die schwarzen Truppen des römischen Papstes darauf hinweisen können, daß sie die rothe Internationale in zahllosen Gefechten siegreich bestanden haben, entbehrt der Protestantismus aller Werbekraft und ist unfähig, aus sich heraus, Dank seinen Ideen auch nur eine Stimme gegen die Socialdemokratie aufzubringen. Ohne mit der Wimper zu zucken, läßt er sich die schwere Beleidigung in's Gesicht schleudern, daß er die Magd des Staates, die Gehülfin des Capitalismus sei. Und doch heißt es bei Matthäus ernst und entschieden: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Man denke über die von Stöcker entfachte Berliner Bewegung, über die christlich-sociale und die national-sociale Agitation wie man wolle — wer es gut mit der protestantischen Sache meint, wer ihr völlig erloschenes Feuer wieder aufflammen zu sehen wünscht, der mußte mit herzlicher Sympathie diesen von lutherischen Priestern geleiteten Bestrebungen folgen. Wenn den kirchlichen Behörden auch nur secundenlang eine Ahnung ihrer heiligsten Pflichten aufgedämmert wäre, wenn sie auch nur dunkel die Lebensinteressen der protestantischen Confession begriffen hätten, dann wären sie mit ganzer Energie in den Kampf eingetreten, den Eroberungslustigen beigesprungen. Es handelt sich hier nicht einmal darum, ob die Stöcker und Naumann Recht hatten. Sein oder Nichtsein des Protestantismus hing davon ab, ob er in letzter Stunde den Massen den Beweis dafür erbringen konnte, daß er für ihre irdischen Bedürfnisse mit derselben Entschiedenheit wie der Katholicismus einzutreten Willens war. Jede Gelegenheit, das zu zeigen, mußte ergriffen, und wenn sie sich nicht von selbst einstellte, mußte sie geschaffen werden. Und nun — wie jammervoll unfähig zeigte sich auch in diesem letzten Momente unsere Kirche! Eine verkehrtere Politik, als die von ihren Oberen beliebte, konnte nicht getrieben werden. Man ließ die Heißsporne gewähren, so lange die kaiserliche Regierung mit Wohlgefallen oder doch mit lächelnder Neutralität auf ihre Anstrengungen sah; man ermunterte sie, als Wilhelm II. eine socialreformerische Aera inaugurirte, und man verfolgte sie mit Härte von dem Augenblicke an, da die Krone offenkundig anderer Meinung geworden war. An den robusten und schlagkräftigen Stöcker, dessen Einfluß und Anhang man kannte, wagte man sich nicht ohne Weiteres heran, aber die kleinen Schwachen wurden zerknickt. Es ist nicht zu sagen, welche furchtbaren moralischen Verluste die evangelische Kirche sich in diesem Jahre der Verkehrtheit und des Unheils selber beigebracht hat. Aber so viel scheint gewiß, sie könnte heuer den Todtensonntag mit gutem Rechte besonders feierlich begehen. Es ist nichts Kleines, sich das eigene Grab zu graben und der eigenen Bestattung beizuwohnen.

Dabei verfügt diese Kirche über einen schier unausrottbaren Stamm fleißiger, ehrlicher Arbeiter, dabei ist der Segen und der Einfluß des evangelischen Pfarrhauses, der vielberufene, noch immer nicht erloschen, noch immer unverdorrt, unendlich groß noch ist die Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit der kleinen Pastoren. Aber sie wagt sich nicht mehr hervor, seitdem sie den Besitzer Amt und Brod kosten kann. Sie bleibt latent oder erschöpft sich in unfruchtbaren dogmatischen Zänkereien. Nur auf den Synoden, wo ihrer Viele beisammen sind und der Einzelne sich deßhalb mächtiger, stärker fühlt, sprüht zuweilen die alte, lutherisch helle Begeisterung auf, vergißt man den dumpfen, lastenden Druck und giebt Antworten, die weder Hörner noch Zähne haben. Aber dieser lebendigen Sonntage im Jahre sind Wenige. Das Feuer erlischt, wenn der Pastor wieder allein dem Patrone oder dem hohen Konsistorium gegenübersteht, wenn er in den Zeitungen von Disciplinaruntersuchungen gegen kecke Genossen liest, die aus ihren Herzen keine Mördergrube machen und den inneren Drang nicht länger zurückzwingen konnten. Und der Kopf sinkt ihm müde auf die Brust, und er schließt absichtlich die Augen, wenn er das sociale Elend in seiner Gemeinde sieht, denkt absichtlich nicht nach über den tiefen Sinn der eisenklirrenden Worte des Heilandes, der am Kreuze starb, weil er Mitleid hatte mit den Armen und Elenden. Man macht aus diesen Worten vielmehr eine zahme, unanstößige Predigt für den nächsten Sonntag, eine Predigt, bei der jeder Bankdirector und Millionendieb ruhig schlafen kann ... Man möchte weiter, möchte auch eine einigermaßen einträgliche Stelle haben, schon der Kinder wegen. „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon“ ... Todtensonntag.

Auf märkischem Boden sollte der letzte Kampf zwischen dem Lutherthum und der Papstkirche entschieden werden. Und er ist entschieden. Herr Meiereibesitzer Volle, der in evangelischer Frömmigkeit so fürchterlich wider die Papisten tobt, thäte besser, eilends seinen Separatfrieden mit dem Sieger zu machen.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Das neue Weib." Lustspiel in vier Aufzügen von Rudolf Stratz. (Kgl. Schauspielhaus.) — „In Behandlung". Lustspiel in drei Akten von Max Dreyer. (Berliner Theater.) — „Die vierte Dimension". Schwank in drei Akten von Al. Bisson. „Finale". Lustspiel in einem Aufzuge von Paul Linsemann. (Residenz-Theater.)

Zwischen Roman und Lustspiel schwankt wie Herr v. Zobeltitz auch Herr Stratz verlangend hin und her; die Triumphe, die ihm trotz heißen Bemühens das moderne Epos nicht bringt, heischt er erathmend vom Drama, und wie Zobeltitz versucht auch er es mit brühheißen Problemen aus der Gegenwart, um dann am Ende in lauer Benedixerei zu ertrinken. Nur daß Zobeltitz denn doch etwas mehr Künstlerblut in den Adern hat, etwas mehr Humor und etwas mehr gestaltende Kraft. Der erste Act des „Neuen Weibes" ließ sich bei alledem so übel nicht an. In den kleinen Universitätsstädten mit ihrer Fülle von Originalen und ihren oft gar nicht anders als satirisch anzuschauenden Verhältnissen pulsirt ein reiches, komisches Leben, das unsere Possenmacher nur darum nicht beachten, weil ihnen für diese urdeutsche, in ihrer Begrenztheit so behagliche und reizvolle Art Sinn und Verständniß fehlt. Man denke sich zu dem gegebenen liebenswürdigen Humor der gelehrten Dinge die Poesie des Studententhums, die Frühschoppenlyrik, den Mensurheroismus, die Klänge des Gaudeamus und das Geleucht des Fackelzuges — Herz, was begehrst Du mehr? Das Alles ist ja schon eine Lustspielhandlung für sich. Und wenn nun der Dichter mit geschickter Hand in dies dem lieben, grauen Mittelalter entsprossene, noch halb mittelalterliche Getriebe ein hochmodernes Problem verpflanzt, wenn er mit dem in stockconservativer Pedanterie erstarrten grauen Professorköpfen ein jungholdes Weib contrastirt, das nach ihren Ehren, nach ihrem Professorhute geizt, dann lassen sich die fein komischen, die derb ulkigen Wirkungen gar nicht absehen — sollte man meinen und hoffen. Aber Herr Stratz versteht es, diese angenehmen Hoffnungen gründlich zu enttäuschen. Seiner armen Phantasie geht die Handlung nicht auf, in deren Brennspiegel sich tausend lustige Strahlen vereinigen; in lauter Episoden zerflattert ihm die rührende Komik, der heitere Ernst seines Stoffes. Und obgleich der Expositionsaufzug der beste ist, erkennt man doch schon an und in ihm die Unzulänglichkeit des Ganzen. Der schneidige junge Gelehrte, der ein Ausbund von Wissen und Tiefsinn, gleichzeitig aber eleganter Reservelieutenant ist, und die kleine Studentin, über deren Sein und Nichtsein er mit zu entscheiden hat — die geben von Anfang an das berühmte Paar. Zunächst stehen sie einander feindselig gegenüber, dann beweisen sie Beide ihre Bravheit, und dann sinken sie sich nach altem Possenrecept in die Arme. Was dazwischen in langen drei Acten geschieht, ist die oberflächliche, die widerwärtige Witzblattspaßerei, mit der unsere Universitäten Woche für Woche von Leuten beehrt werden, die nie eine gesehen haben. Den ungemein reizvollen Gegensatz, auf den die Anlage des Stückes zwingend hinweist, dem es Bedeutung und Charakter verdanken würde, behandelt Herr Stratz so gut wie gar nicht. Er läßt das Thema nach dem ersten Anlaufe fallen, sagt nichts mehr von stürmender Frauenemancipation und gelahrtem zopfigen Dünkel, schildert nicht das Aufeinanderplatzen zweier fremder Welten, sondern dalbert nur ein bißchen mit der Möglichkeit dieses Zusammenstoßes und vertreibt im Uebrigen sich, aber nicht uns die Zeit mit allerlei Nebenscherzen. Schade darum. Schade um den zwecklos vergeudeten Stoff und um den ebenso zwecklos vergeudeten Theaterabend.

Auch hinter dem albernen Titel: „In Behandlung" verbirgt sich eine Komödie der Frauenfrage. Max Dreyer, der Verfasser von „Drei" und „Eine" — wir hätten jetzt eigentlich eine „Null" erwartet — gehört zu den zahm gewordenen Modernen, die sich an den unerbittlichen Bühnengesetzen die Hörner abgestoßen und zu Benedix und Sardou bekehrt haben. Immerhin ist hier noch genug zweckloses Hin und Her, langweilige Milieuschilderung und Holz-Schlaf'sche Strichel-Charakteristik, um den Erfolg der ersten Akte zu beeinträchtigen. Von diesen „modernen" Zuthaten abgesehen, ist das Stück so altbacken wie möglich, und Schönthan und Koppel würden den abgenutzten Stoff auch nicht viel anders behandelt haben. Fräulein Dr. med. Liesbeth kehrt mit ihrem eben rite erworbenen Doctorhut in ihre Ostseeheimath zurück, entsetzt alle Verwandten und Bekannten durch ihren Entschluß, die Praxis auszuüben und sogar männliche Patienten in Behandlung zu nehmen, und wird von der ganzen Bevölkerung boykottirt, sogar von ihrem kleinlichen Verlobten. Ein Jugendfreund, der, weil unverheirathet, ebenfalls an Patientenmangel leidet, macht ihr den wunderlichen Vorschlag, ihre beiderseitige Arbeitslosigkeit standesamtlich zu vereinigen und dadurch aufzuheben. Wirklich gelingt der unlogische Versuch, und die beiden Consultationszimmer von Arzt und Aerztin wimmeln von Heilungsuchenden. Aber das wahre Glück ist das noch nicht, denn nach dem classischen Vorbild der Geierwally und der Herrgottschnitzerliebsten ist ihrerseits anscheinend mehr Trotz als Liebe im Spiel. Im dritten Akt dreht es sich, wie in zahlreichen französischen Schwänken, um die Beseitigung der getrennten Schlafzimmer. Die guten alten Hausmittelchen Kotzebue's werden wieder hervor gesucht, um die Widerspenstige zu zähmen: ihre Eifersucht, seine drohende Weltreise, die kupplerischen Schelmenstreiche eines väterlichen Hausfreundes aus der weitverbreiteten Zunft der alten Theaterseelöwen und endlich die bekannte Stimme der Natur. Und schließlich sinkt die bezwungene Frauenrechtlerin liebegirrend an die starke Brust ihres Collegen, der ihr ganzes Weh und Ach aus einem Punkte curiren wird. Und Frau Laura Hansson-Marholm, geborene Mohr, segnet im Geiste gerührt die schöne Gruppe und spricht das tiefsinnige fabula docet: Der einzige Beruf des Weibes ist der Mann!

Minder philiströs kommt uns in dieser Woche ein Franzose. Der lustige Verfasser der „Madame Bonivard" und des „Seligen Toupinel" liebt die komischen jeux de scène. Früher bekamen seine Helden den tonkinesischen Klaps oder andere Zufälle, in seiner neuen Posse: „Les erreurs du marriage" schlägt er seine komischen Effecte — hilf, heiliger Du Prel! — sogar aus der Hypnose. Der übergelehrte Academiker in spe will über die Entwickelung der Leidenschaft bei der verheiratheten Frau schreiben, und da ist ihm als Versuchsobject sein eigenes Eheweib sammt Verehrer gerade gut genug. Aber das Experiment und dessen vorbeugende Controle mißlingt ihm gründlich. Der Liebhaber fingirt die „Transe" nur, und die leichtsinnig in Untreue hinein suggerirte Gattin entflieht endlich mit ihrem „Keimentfalter" nach Amerika. Beide gelten als bei einer Kahnfahrt ertrunken und heirathen sich über'm großen Wasser in der dort üblichen Form Rechtens. Aber es giebt ein Wiedersehen. Der Gelehrte, der inzwischen die Frau der angeblichen Wasserleiche geheirathet hat, kommt mit dieser zweitmaligen Ehehälfte nach Chicago. Er ist noch immer der alte leidenschaftliche Hypnotiseur, dem der wiedergefundene Entführer ohne Mühe die todtgeglaubte erste Frau als Geist citirt. Großartig, dies Amerika, aber auch die französische Wissenschaft läßt sich nicht beschämen. Ein Wink, und der Entführer sieht nun auch seinerseits leibhaftig seine erste Frau wieder mit ihrer ewigen Häkelei und Langenweile. Es ist die vierte Dimension des Unsinnes, aber die Tollheit wird durch die beigemengte Satire sinnvoll und hebt das Stück hoch über unsere deutschen Schwänke und Possen hinaus. In dem Maler Forcinal werden die Veristen und Impressionisten verspottet, in der Heldin nebst Mutter der Radlerinnensport und in den beiden Gelehrten gar die französische Academie. Hat man einmal die verrückte Voraussetzung angenommen, so zwingt uns der Verfasser, der stets bei seinem Thema bleibt und seine Figuren vortrefflich charakterisirt, mit wirklich suggestiver Macht zum Mitgehen durch alle Dimensionen seiner ausgelassenen Phantasie. Gespielt wird wie in der besten Lautenburg'schen Aera. Director Brandt, der sich in die parodistische Komik des Herrn Alexander immer besser hineinarbeitet, hat neben dem altangestammten Herrn Pagay auch noch drei vielversprechende neue Talente entdeckt: Frln. Timling, für Bertens-Rollen, eine wirkliche „komische Alte" und den Mierocokken-Professor Herrn Heiske.

Auch Linsemann's „Finale" wurde freundlich aufgenommen. Der Verfasser ist den Lesern unseres Feuilletons nicht unbekannt. Seine Specialität waren bisher elegante Einakterchen mit pikantem Inhalt und hübscher Plauderei. Beides findet sich wieder im „Finale". Im alten Lustspiel wäre ohne Zweifel die unternehmende Wienerin als „eine reiche Witwe" aufgeführt. Linsemann hat den Muth, auf die falsche Marke zu verzichten und sie schlecht und recht als Wiener Horizontale auftreten zu lassen, wie sie alle österreichischen Badeorte und Sommerfrischen bevölkern. Die fesche Gusti commandirt ihren letztjährigen Liebhaber, der sich auf der Hochzeitsreise befindet, zu sich, um ihm in guter Manier den Laufpaß zu geben. Der dumme Junge verliebt sich aber trotz seiner hübschen Frau wieder in die Circe und thut sehr beleidigt, als sie mit ihrem neuen Verehrer renommirt. „Wenn Sie eine Frau haben, so darf ich doch einen Fürsten haben!" Der Cynismus ist vollkommen; anderswo hat ihn Linsemann geschickter verschleiert. Für dies Genre Maupassant oder Prévost auf der Bühne hat das große deutsche Publicum trotz alledem noch kein Verständniß, und das ist eigentlich gar nicht zu beklagen.

## Notizen.

Gedichte von Johanna Ambrosius. Ausgewählt von Prof. Karl Weiß-Schrattenthal. Zweiter Theil. (Königsberg, Thomas & Oppermann.) Unsere Leser werden sich wohl noch des Streites erinnern, der an dieser Stelle über verschiedene unrichtige Angaben Schrattenthal's über Frau Ambrosius ausgefochten wurde. In der vielfach peinlichen Controverse hat die Schwester der ostpreußischen Bäuerin hier das Wort ergriffen, und erst jetzt, in diesem längst erwarteten zweiten Theil ihrer Gedichte, läßt sich die Dichterin selbst zu einer Erwiderung an ihre Neider (!) herbei. Sie variirt das Lessing'sche Thema von den nicht an den schlechtesten Früchten nagenden Wespen:

„Und als ich sie so nagen sah
Mit Zittern und mit Beben (?)
Dacht ich, laß sie's in Frieden thun,
Sie wollen doch auch leben!"

Glücklicher sind die anderen, nicht-polemischen Verse gefaßt und von besonderem Reize diejenigen Strophen, worin Frau Ambrosius ihr Schicksal preist, das ihr nach einem kummer- und nothvollen Frühling

noch einen reich gesegneten goldenen Herbst beschieden hat. Psychologisch interessant sind die Lieder aus der Schweiz, wo sich die Erholung Suchende nach der kargen Schönheit ihrer ostpreußischen Heimath sehnt. Auch Ada Negri'sche Einwirkungen sind unverkennbar, so wenn sie einer schönen und reichen Frau zuruft: „Mach' Andre glücklich und Du wirst es sein!" Die Perle des Bandes ist das Gedicht: Verloren.

„Mich grüßte die Liebe, ich sah es nicht,
Sie wollte mich küssen und wagte es nicht,
Ich hatte geschlossen die Lider.
Sie schaute mir zärtlich und lang in's Gesicht,
Sie rief meinen Namen, ich rührte mich nicht,
Da ging sie still weinend vorüber.
Nun such' ihre Spur ich und finde sie nicht,
Wo ist sie geblieben? Ich weiß es ja nicht,
Ich weiß nur, sie kommt nimmer wieder!"

Wir glauben zwar nicht an einen Erfolg dieses neuen Bandes, der dem des ersten Theiles gleichkommt, denn die Ueberraschung, die Sensation ist vorüber, aber das unbestreitbare Talent ist geblieben und verdient Anerkennung und Sympathie.

Mit seinem deutschen Epos aus den Tyroler Bergen: „König Laurin's Rosengarten" (Leipzig, C. F. Amelang) ist August Sturm nach mehreren nicht ganz glücklichen dramatischen Versuchen auf das eigentliche Feld seiner lyrisch-epischen Begabung zurückgekehrt und zwar, wie wir gleich constatiren wollen, mit unstreitig großem Erfolg. Es ist eine Freude, mit welcher Meisterschaft er den bekannten Sagenkreis aus der Dolomitenwelt vertieft und gestaltet hat, ohne je dem schlichten, knappen Romanzenton untreu zu werden oder sich in alterthümelnden Affectationen zu gefallen. Das Gedicht ist einfach, herb und männlich in Stimmung, Handlung und Form, kein Versgeklimper, ohne spielerischen Zug, das ernsthafte Werk eines Dichters, der still und sicher seinen klar vorgezeigneten Weg geht.

Der wesentlich praktische Zug unseres Unterrichtswesens hat sich auch auf die neuphilologische Pädagogik erstreckt und ein gewisses Specialistenthum begünstigt, dem ohne Zweifel noch schöne Erfolge blühen. Das Neueste ist die „Italienische kaufmännische Correspondenz-Grammatik" von Carl Dannheisser und C. M. Sauer, die soeben in Julius Groos' Verlag in Heidelberg herausgekommen ist. Hier hat sich ein Practiker im Geschäftswesen mit einem bewährten Schulmanne vereinigt, und das Ergebniß ist ein überaus brauchbares, weil sinnvoll angelegtes und zweckmäßig ausgeführtes Lehrbuch, durch dessen Anleitung junge Handelsbeflissene zugleich mit dem grammatischen Element auch die kaufmännische Correspondenz in der italienischen Sprache erlernen können, sei es an der Hand eines Lehrers oder im Selbstunterricht, falls ein entschiedenes Sprachtalent vorhanden ist. Hier sind die Vorschriften und Regeln klar entwickelt, die stilistischen Vorschriften einfach vorgetragen und die Uebungsstücke in der Form von fertigen Briefen, Circularen ꝛc. dem Geschäftsleben klug angepaßt. Kurz, es ist eine in jeder Hinsicht mustergültige und preiswürdige Arbeit, die auch außerhalb der kaufmännischen Kreise willkommen geheißen werden kann. Sind doch verhältnißmäßig nur wenige Kenner der italienischen Sprache in der Lage, einen correcten italienischen Brief zu schreiben, auch wenn sie sonst mit dem Idiom und der Literatur gut Bescheid wissen. Für diese Nicht-Kaufleute würde es sich empfehlen, in einer künftigen Auflage nicht nur den Geschäftsstil zu berücksichtigen, sondern auch die Correspondenz des gesellschaftlichen Lebens, die in der Anrede sich bekanntlich der 3. Person der Einzahl des Zeitworts bedient, ella und lei statt des viel leichter zu regierenden voi. Vielleicht läßt sich dies in den gewiß nicht ausbleibenden künftigen Auflagen nachholen.

Pompeji vor der Zerstörung. Reconstruction der Tempel und ihrer Umgebung. Von C. Weichardt. (Leipzig, K. F. Köhler). Das vorliegende Werk dürfte einzigartig sein. In wunderschöner, geschmackvoller Ausstattung, reich und doch nicht überladen, will es eine Anschauung antiken Lebens uns vor Augen führen, wie es sich in Pompeji vor der Zerstörung abgespielt hat. Ein höchst glücklicher Gedanke des Architekten und Malers, der das Phantasiegemälde des Dichters ergänzend, ein concretes, anschauliches Bild zeigt, das lebendig zu uns spricht in einer deutlichen, Allen vernehmbaren Sprache. Bulwers Letzte Tage von Pompeji führten uns mitten hinein in das Leben einer südrömischen Landstadt; Weichardt's Zeichnungen stellen dieses Leben plastisch vor Augen. Aber während wir dem Dichter volle Freiheit gewähren in dem Entwurf seiner Portraits und Skizzen aus dem Volksleben, verlangen wir vom Maler möglichste Treue und Wahrheit. Er will uns einen Abschnitt aus dem Leben der Alten vorführen, indem er uns ein genaues Abbild giebt von den früheren Bauwerken, soweit die Tempelanlagen in Betracht kommen. Zu diesem Zweck hat er eine Reihe von Jahren benutzt, um eingehende Studien an Ort und Stelle zu machen, genaue Messungen vorzunehmen, alle Reste zu prüfen und zu sammeln, um Alles am gehörigen Platz zu verwenden. Auf Grund langjähriger, gründlicher Arbeit ist das Werk allmälig gewachsen und entstanden. Mit der Exactheit des Architekten verband sich in glücklichster Weise eine geschmackvolle ansprechende Formensprache, die Architektur, Sculptur und Natur harmonisch zu meistern verstand. Daß trotzdem auch der Phantasie des Künstlers Manches überlassen bleiben mußte, ist selbstverständlich. Wer die geringen, oft unscheinbaren Trümmer der pompejanischen Tempelbauten kennt, muß staunen, wie durch Weichardt's künstlerische Phantasie die Ruinen Leben gewinnen und sich uns nun in ursprünglicher Schönheit darstellen. Was dabei etwa doch durch die phantasirende Schaffungskraft des Künstlers mit untergelaufen sein mag, als dem ursprünglichen Original entgegen, dürfte sehr unerheblich sein und keinesfalls gegen antike Stilgesetze und Formensprache verstoßen. Wunderbar ist vor Allem auch, wie Weichardt es verstanden hat, die ursprünglichen Boden- und Terrainverhältnisse uns wieder vorzuführen, auf denen Tempel und Stadt sich erheben, nachdem sie durch die Jahrhunderte hindurch von der Natur und von Menschenhand so mancherlei Umänderungen erlitten haben. Dem Laien bleibt es verborgen, aber vor dem forschenden Auge des Architekten steht der alte Boden und die alte Stadt in faßbarer Klarheit. Diese Bilder hat er festgehalten und in künstlerisch gestalteten Darstellungen niedergelegt, so daß auch andere sich erfreuen und nun eine deutliche Anschauung sich machen können von dem religiösen Cult der alten Pompejaner. So wird das Werk eine Fülle des Genusses bieten dem, der in den Ruinen der verschütteten Stadt gewandelt ist und vielleicht vergeblich sich bemüht hat, die Vergangenheit so, wie sie war, vor sein inneres Auge zu stellen. Aber ebenso wird es auch eine treffliche Vorbereitung werden für den künftigen Pompejibesucher. Die Trümmer werden ihm verständlich werden; die Steinhaufen werden zu Fundamenten ganzer Gebäude, die er sich gegen den klaren Himmel Süditaliens deutlich abheben sieht; die Reste beginnen zu sprechen und die Theilnahme des Besuchers in erhöhtem Maaße zu erwecken; sie werden den flüchtigen Fuß fesseln und zu vertiefteren Anschauung festhalten. Das Forum Triangulare mit dem griechischen Tempel — die architektonische Dominante der Stadt — der Tempel des Apollo und sein Vorhof, der Tempel des Jupiter auf dem Forum Civile, der Tempel des Augustus sammt der sog. Nerostatue, der Tempel der Fortuna Augusta, der Tempel des Vespasian, der Isistempel und endlich die Tempel der drei Gottheiten stehen in alter Pracht und Herrlichkeit vor uns — ein Meisterstück des Architekten, des Malers und des Gelehrten in einer Person. Weichardt verfügt über die wissenschaftlichen Voraussetzungen mit derselben Leichtigkeit wie über das Instrument, mit dessen Hülfe die Herrlichkeiten einer versunkenen Welt uns vor Augen geführt werden. Die Weichardt'schen Reconstructionen der Tempel in der Campanischen Landstadt können sich getrost ähnlichen Reconstructions-Versuchen zur Seite stellen. Nicht selten paaren sich in den Wiederherstellungs-Versuchen Wissenschaftlichkeit und Gewissenhaftigkeit mit großer Trockenheit — Schönheit und Anmuth mit Unwahrheit. Weichardt hat beide Gefahren zu vermeiden gewußt; seine Bilder sind Kunstwerke, denen man allerdings nicht mehr die Mühe des Studiums, Zollstock und Zirkel anmerkt, die aber gleichwohl auf gründlichen Vorarbeiten beruhen; es sind zugleich Stimmungsbilder von anziehendem Reize, wie sie bisher auf diesem Gebiet noch nicht geschaffen worden sind. So kann das Werk Vielen willkommen sein, Architekten und Archäologen, Künstlern und Gelehrten, sowie gebildeten Laien. Nicht zuletzt aber auch den Pädagogen, die es als ein ausgezeichnetes Anschauungsmittel antiken Lebens in unseren höheren Schulen verwenden können. Wir wüßten kein Besseres zu nennen. Statt des Fragmentarischen wird hier etwas Ganzes geboten; Zuverlässigkeit verbindet sich mit Klarheit und Schönheit. Wenn es wahr ist, daß für die Jugend das Beste gerade gut genug ist, so mag man ihr vor Allem das Weichardt'sche Werk vorlegen, das einen herrlichen Einblick in antikes Leben gewährt und das Interesse durch Wahrheit und Feinheit gleichmäßig zu fesseln vermag.

Prof. W. Rein.

Das Ei des Columbus! wird mancher Leser mit uns rufen, wenn er das bei August Vagel in Düsseldorf erschienene Historische Kartenwerk von Prof. E. Rothert in die Hände bekommt, denn hier findet der Zeitungsleser, der Literaturfreund, überhaupt der gebildete oder nach Bildung verlangende Culturmensch in nuce, wonach er gewiß schon oft verlangt hat: augenblickliche Orientirung in der Weltgeschichte. Wohl haben wir dafür historische Nachschlagebücher in Menge, vor allen unsere Conversationslexika, aber wie umständlich und zeitraubend ist da nicht das Nachschlagen, wie oft sucht man vergeblich nach dem Stichwort, wie dürftig, lückenhaft und — confus ist manche Angabe und Darlegung! Wie anders jedoch, wenn man sich dem Anschauungsunterricht dieser geographischen Karten und Tabellen hingiebt! Der Verfasser hat eine neue und durchaus rationelle Methode der graphischen Darstellung, welche im Gegensatze zu den seitherigen Geschichtsatlanten in größter Anschaulichkeit die wichtigsten Begebenheiten der alten, neuen und neuesten Geschichte kartographisch wiedergiebt. Der Referent hatte z. B. im vergangenen Frühjahr das Glück, auf dem classischen Boden von Syracus zu wandeln, aber vermochte an der Hand des sonst trefflichen Gsell Fels doch kein klares Bild der ewig denkwürdigen Kämpfe zwischen Athenern und Karthagern zu gewinnen; erst die kartographische Darstellung von Prof. Rothert entwirrte ihm leicht und klar den Knäuel verwickelter Operationen, Manöver, Belagerungen und Schlachten. So wiederum in diesen Tagen, als Hans Prutz' neues Werk die vielfach trüben Machenschaften des großen Kurfürsten mit dem französischen Könige zur allgemeinen Discussion stellte: ein Blick auf die schöne Tafel Rothert's belehrt uns über jene Feldzüge, wie über die sieben wechselreichen Phasen des siebenjährigen Krieges und des alten Fritzen Siege, Mißerfolge und jähes Glück. Wer sich Raths erholen will über die großen Heerzüge Alexander's, Hannibal's, Karl's XII., Napoleon's und Wilhelm's I., der findet hier mühelos Belehrung, Einprägung und Wiederauffrischung und zwar nicht

allein in farbigen Karten und Skizzen, sondern auch in knappen Randbemerkungen, die alles nicht Darstellbare, Pragmatische ergänzen, z. B. Ursachen, Verlauf, Ergebniß der politischen, tactischen und strategischen Vorgänge. Durch einen einzigen Blick auf diese Karten, Schlachtenpläne und Schemataseln wird uns mehr klar und prägt sich uns Alles viel besser ein, als durch lange historische Darstellungen. Wie weit sind die Germanen der Völkerwanderung gekommen, wo haben die Gothen und Normannen sich ausgebreitet und verblutet, die Entwickelung der Reformation und der Revolution der vierziger Jahre, die Concentration Frankreichs und der Zersall Deutschlands, Roms Welteroberung und die deutschen Befreiungskriege — auf Alles weiß dieser unvergleichliche Geschichtsatlas eine anschauliche und genügende Auskunft. Kein Wunder, daß das treffliche Werk in kurzer Frist Auflagen über Auflagen erlebt hat, in Schulen und Cadettenanstalten eingeführt ist und bald auch in keiner wissenschaftlichen oder privaten Bücherei, auf keinem Redactionstische mehr sehlen wird. Weder die englische noch französische Literatur besitzt etwas Aehnliches. Wenn die Verlagshandlung gar eine kleinere billige Ausgabe in einem Bande veranstalten könnte, würde sie sich noch den Dank unzähliger Bildungsbedürftigen verdienen.

Eine überaus reichhaltige Literatur ist der Ethik auf culturhistorischer Grundlage gewidmet. Das Neueste ist ein Werk, zunächst in dänischer Sprache erschienen, von Carl Starcke, der auch innerhalb der deutschen Wissenschaft ein wohlverdientes Ansehen genießt für seine vortreffliche Monographie über Ludwig Feuerbach und seine lehrreichen Untersuchungen über die primitive Familie. Sein neuestes Werk, aus Vorlesungen an der Kopenhagener Universität entstanden, betitelt sich „Das Gewissensleben“ (Samvittighedslivet) und behandelt die Principien des menschlichen Gemeinschaftslebens, wie solches im Wechselverhältniß des Einzeldaseins und der ihm gegebenen äußeren Beziehungen wurzelt. Mit der heutigen Forschung hält der Autor an der unbedingten Ursprünglichkeit des Gemeinschaftslebens sest. Der isolirt lebende Naturmensch, für den Rousseau seine Zeitgenossen schwärmen ließ, hat eben so wenig existirt wie die Urfamilie als Keimform des gegliederten Staatswesens. Familie und Staat haben Beide jene Form des Gemeinlebens zu ihrer Voraussetzung, die heute noch in rückständigen Culturgebieten als Stamm und Horde angetroffen wird, in der Völkerwanderung und den mancherlei späteren Invasionen mit der elementaren Gewalt brutaler Naturereignisse der Culturmenschheit gegenüber getreten ist. Aus diesen Urgebilden des Gemeinschaftslebens wächst der Staat als Festigung der allen seinen Genossen gemeinsamen Beziehungen heraus, und in dieser Entwickelung zweigt sich die Familie als eine untergeordnete Sondergemeinschaft ab, den ihr angehörenden Einzelwesen eine Stätte eigenen Lebensgenusses sichernd, jedoch nach den der ganzen Genossenschaft gemeinsamen Bräuchen geordnet. Je weiter in der Cultur zurück, desto vorwiegender und einförmiger die das Gemeinschaftsleben beherrschenden Bräuche, desto gleichmäßiger die Beschäftigungen der Genossen, desto entschiedener ihre Abhängigkeit von einander. Daher auch die Aengstlichkeit, womit eine früheren Culturzuständen entstammende Kirche den ganzen Daseinsverlauf des Einzelwesens bestimmen und beherrschen möchte; und diesem Gedankenverlauf entsprechend gestalten sich auch die weltbeglückenden Theorien von Platon bis herab auf den heutigen Socialismus, die durch allgemeine Gleichheit und eine ihr angepaßte Lebensordnung das menschliche Gedeihen zu fördern vermeinen. Jede Gemeinschaft will ihren Genossen die ihnen ersprießlichsten Daseinsbedingungen zuwenden, und das Verhältniß des Einzelnen zur Gemeinschaft ruht auf einer durchgängigen Grundform, die denselben seine ethische Bedeutung giebt. Es ist der Bewußtseinszustand, welchen man Gewissen nennt. Sich selbst zu behaupten, gehört der Naturseite unseres Daseins an, dieses mit dem nämlichen Erforderniß der Mitgenossen in Uebereinstimmung bringen und die dazu nöthige Lebensführung einhalten, bildet die ethische Seite. Mit Ludwig Feuerbach bestimmt der Autor das Gewissen als den Repräsentanten der Nebenmenschen, mit Kant sieht er in den Forderungen desselben ein bedingungsloses Sollen, dessen Berechtigung Jeder selbstwillig anerkennt. Das Gefühl der Verpflichtung allein kennzeichnet das Gewissen, und nur so weit dies von Jedem aus sich selbst bethätigt wird, giebt es ein solches und hat sein Thun ethische Bedeutung. Was sich im Laufe der Entwickelung einer jeweiligen Gemeinschaft bezüglich des Gewissenslebens ändert und als sittlicher Fortschritt oder unter Umständen als das Gegentheil bezeichnet wird, ist der Inhalt und Umfang dessen, was als Forderung des Gewissens gilt. In der ursprünglichen Gemeinschaft gilt als statthaft, was ein reiferer sittlicher Zustand durchaus verwirft, der Umkreis der Verpflichtungen ist dort ein engerer als hier: eine Horde steht der anderen feindlich gegenüber und innerhalb der Stammesgenossenschaft als solcher hat der Einzelne seine Rechte selbst zu wahren, und wer sich von einem Anderen eine Beeinträchtigung des ihm Zukömmlichen gefallen läßt, wird als untüchtig und verächtlich angesehen. Daß die Gemeinschaft sich des Benachtheiligten anzunehmen und die Wahrung der Jedem gebührenden Rechte zu ihrer Aufgabe habe, weist auf einen höheren sittlichen Zustand hin. Unsere abendländische Gesittung hat diese Aufgabe im Großen und Ganzen wohl als die ihrige erkannt, aber noch nicht ganz durchgeführt. Von den Mißständen abgesehen, welche ganze Theile einer Staatsgenossenschaft zu einer relativen Rechtlosigkeit, zu einer Erschwerung der ihnen zufallenden Lebensführung verurtheilen, wirkt noch in den Ländern, die das Duellunwesen dulden, jene der rohesten Gesittung angehörende Vorstellungsweise der dem Einzelnen zuerkannten gewaltsamen Wahrung seiner Rechte gegen Seinesgleichen nach. Dem nämlichen Standpunkte gehört auch der Krieg an, dessen sittliche Unzulässigkeit allgemach den Völkern einzuleuchten beginnt, welche sich zur Religion der Liebe und der Friedfertigkeit bekennen. Diese Religion selbst bezeichnet einen sittlichen Fortschritt in der menschheitlichen Entwickelung, weil sie die Rücksicht auf den Nebenmenschen zu einer Grundforderung des Bekenntnisses macht, die Kraft voraussetzt, womit Jeder sein natürliches Ich zähmt; und daß sie im Verlauf ihres Fortbestandes diese Bedeutung des Einzelnen noch mehr gehoben und ihn von der Abhängigkeit äußerer, auf seine Lebensführung einwirken wollender Veranstaltungen erlöst hat, wird mit Recht als bedeutsamer Umschwung in der Weltgeschichte anerkannt. Das Erstarken und Erweitern des Pflichtbewußtseins ist die Triebfeder der sittlichen Entwickelung. Sich selbst so zu erziehen, daß man zur Erfüllung all der Bedingungen befähigt sei, ohne die ein allerseits gedeihliches Zusammenleben unmöglich ist, bildet die jedem vernünftigen Menschen vorliegende Aufgabe. Und darin besteht, was man als Gewissenhaftigkeit bezeichnet, als Rechtschaffenheit würdigt und was ein Haupterforderniß für wahres Lebensglück ausmacht. Damit ist nicht gesagt, daß der Rechtschaffene vor allen Fährlichkeiten und allem Ungemach gesichert sei, die ihn seitens der Dinge und Mitmenschen treffen können. Aber die von ihm eingehaltene Lebensführung giebt ihm ein Unterpfand für eine glückliche Gestaltung seines Lebens, so weit dies von ihm selbst abhängt; und auch wo widrige Umstände ihm alle sonstige Freude, alles erstrebte Gelingen versagen, hat er im Bewußtsein, nach bester Ueberzeugung, ungebeugt vom Wechsel des Schicksals und der flüchtigen Tagesmeinung, recht gehandelt zu haben, einen unversiegbaren Quell der Befriedigung, von dem gestärkt er allein einer ganzen Welt getrost gegenüber stehen kann, ohne an dem irre zu werden, was er zur Richtschnur seines Thuns gemacht. Die freie sittliche Persönlichkeit ist das Ziel der ethischen Entwickelung und wird, gleich wie die Vortheile der wirthschaftlichen Culturarbeit, zu einer immer allgemeiner zugänglichen Form der Lebensführung. Was das Gesetz durch äußere Gewalt, Moral und Sitte durch den Zwang unbedingter Autorität bewirken wollen, das leistet die freie sittliche Persönlichkeit völlig zwanglos, weil ihr das Einhalten der für ein sittliches Zusammenleben nöthigen Forderungen Gesinnungssache ist. Aus dieser Skizze der Grundgedanken von Dr. Starcke's überaus verdienstvollen Arbeit dürfte hinlänglich klar sein, daß dieselbe auf der Höhe der heutigen Forschung steht und dort einen bedeutenden Platz einnimmt. Es zeigt sich dies auch in allen Einzelheiten seiner Ausführung, die das ganze sittliche Gemeinschaftsleben umfaßt, angefangen von den Eigenthumsverhältnissen, die für ihn die erste Voraussetzung der sittlichen Beziehungen bilden, die Rechtsordnung und die ihr zugehörige Bekämpfung der Rechtsübertretungen heischen, bis hinauf zur Ausgestaltung der Staatsformen, des Familienlebens mit den ihm zugehörigen Ehe- und Erbrechte. Alles das wird an der Hand culturgeschichtlicher Daten in lebendigster Weise veranschaulicht, frei von allem Doctrinarismus, von aller Begriffsklauberei. Eine Menge der gegenwärtig in der Presse und im Parlament debattirter Fragen findet hier eine sachgemäße Beleuchtung, eine vorurtheilsfreie Beurtheilung. Wünschenswerth wäre, die schöne Leistung der deutschen Lesewelt zugänglich zu machen. Zu diesem Behufe würde sich eine kürzere Fassung empfehlen. Das umfangreiche Original, lichtvoll in der Darstellung und geschickt in seiner Gliederung, verräth durch seine Breite die anfängliche Bestimmung für akademische Lehrzwecke. Könnte der geschätzte Autor eine Umarbeitung für gebildete Leser in Deutschland ermöglichen, wäre das zweifellos als eine dankenswerthe Leistung zu begrüßen. Prof. Will. Bolin.

Spaziergänge in Süditalien. Von Ludwig Salomon. (Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung [A. Schwartz].) Aus dem „ewigen Rom“ führt der bekannte Literarhistoriker uns an die Gestade des Golfes von Bajä und nach Neapel. Wir steigen vom Krater des Vesuv hinab in die Todtenstadt Pompeji, halten Rast auf Capri und beschließen nach Amalfi und Sorrent in dem alten Palermo unsere Wanderung. Die beredten, von warmer Begeisterung durchglühten Schilderungen der Naturschönheiten Italiens gewinnen durch geschichtliche Rückblicke und Betrachtungen besonders auf cultur- und kunsthistorischem Gebiete einen eigenen Reiz. Salomon erweist sich hier überall als ein geist- und kenntnißreicher Reisefeuilletonist aus der Schule von Stahr, Löher und Gregorovius.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".


**Wichtige literarische Neuheit!**

Ein **Geschenkwerk ersten Ranges** erschien soeben unter dem Titel:

*** Lebenskunst und Lebensfragen. ***

Ein Buch fürs Volk.

Von

Prof. Dr. **Max Haushofer.**

Pr. brosch. 4 Mk. — In hübschem Geschenkband 4.75.

Eine ungemein interessante anziehende Lectüre gewährt dieses vorzüglich geschriebene neue Buch des berühmten Autors, der darin seine große Gabe gemeinverständlicher, dabei gediegener und erschöpfender Darstellung in glänzendem Lichte zeigt. Es ist ein Volksbuch in echtem und wahren Sinne! Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie vom Verlag von **Otto Maier** in **Ravensburg.**

**Weihnachten!**

Das
vornehmste
Prachtwerk d. J.
sind

**Goethes Gedichte.**

**Erste grosse Prachtausgabe,**

illustriert von

**Frank Kirchbach.**

Preis 45 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

*VERLAG VON*
*ADOLF TITZE. LEIPZIG.*

In unserem Verlag ist erschienen:

№ 40. Berlin, den 8 October 1898. Band I.

**Die Gegenwart.**

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 *M* 50 ₰. Gebd. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

*Hans Hoffmanns Märchen:*

*(Vergl. den Aufsatz von Leo Berg in Nr. 45 der Gegenwart, S. 299.)*

*(1896): Bozener Märchen*
*und Mären.*
*VII und 224 Seiten.*

*(1897): Ostseemärchen.*
*V und 234 Seiten.*

*Beide Bände mit Bildern von* **Kunz Meyer.**
**Preis gebunden je M. 4,20.**
*Zu beziehen durch jede Buchhandlung.*

*Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.*

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Wichtige Novitäten.**

Soeben erschienen:

**Faustulus.**

Roman von

**Friedr. Spielhagen.**

19 Bogen 8°. Preis M. 3 geh. — M. 4 gebd.

**Neue Beiträge**
zur
**Theorie und Technik der Epik und Dramatik.**

Von

**Friedr. Spielhagen.**

23 Bogen 8°. Preis M. 6 geh. — M. 7.50 in Halbfr. gebd.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Soeben erschien:

**Die Machtverhältnisse**
und
**die Machtaussichten**
des
**Protestantismus,**
des
**römischen und griechischen Katholizismus.**

Von

**Dr. Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig, ordentlichem Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Preis 1 Mark.

Verlag der **Pahl'schen Buchhandlung (A. Haase) Zittau.**

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart“
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart“ haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Billige, dichte
Dächer
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer Künstler-Enquête:

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Anaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Klinger, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Neuigkeit 1897:

**Köst und Kinnerbeer.**
(Hochzeit und Kindtauffeier.)
Zwei Erzählungen
aus dem holsteinischen Landleben
von Adolf Holm.
gr. 8°. III u. 136 Seiten. In Ganzleinen gebunden M. 2.40.

1896 erschienen:

**Holsteinische Gewächse.**
Aufgezogen und zur Schau gestellt
(in Wort und Bild)
von Adolf Holm.
gr. 8°. III u. 163 Seiten. In Ganzleinen gebunden M. 3.—.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

**Italienische kaufmännische Korrespondenz-Grammatik**
von
**Carl Dannheisser** und **C. M. Sauer.**
8°. In eleg. Lwdbd. M. 4.80.
Dieses Werk lehrt in sehr zweckmäßiger Weise zugleich mit der Grammatik die kaufmännische Korrespondenz, indem statt unzusammenhängender Sätze schon von Lektion 12 an die Übungen und Aufgaben in Form von fertigen Briefen, Cirkularen ꝛc. erscheinen, welche den Regeln der betr. Lektionen angepaßt sind und allmählich vom Einfachen zum Komplizierteren übergehend, in ihrer Gesamtheit die allgemeinen Vorgänge der kaufmännischen Korrespondenz vollkommen umfassen, indem sie den Eigentümlichkeiten des Verkehrs mit Italien besonders Rechnung tragen.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von
**Julius Groos' Verlag** in **Heidelberg.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Die Gegenwart 1872–1892.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 48. Berlin, den 27. November 1897. 26. Jahrgang. Band 52.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Vom ungarischen Musterstaat. Von Heinrich Schrödter. — Kriegsstatistik. Von Oberst a. D. Frh. v. von Bodmann. — Literatur und Kunst. Wagner und Feuerbach. Von Arthur Drews. — Herman Grimm und die deutsche Culturgeschichte. Von Karl Busse. — Feuilleton. Ein Lebensräthsel. Von Björnstjerne Björnson. — Aus der Hauptstadt. Die Schneiderfrage bei Hofe. — Bismarck-Denkmäler. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

### Vom ungarischen Musterstaat.

Von Heinrich Schrödter.

Die Stellung des Magyarenthums zum deutschen Volk ist in den letzten Wochen von unserer Presse viel besprochen worden. Die perfide Art und Weise, wie die magyarischen Zeitungen den Ofener Trinkspruch unseres Kaisers als einen förmlichen Freibrief für alle Uebergriffe des Magyarenthums ausgeschlachtet haben, muß die deutschen Zeitungen, so weit sie sich das Recht selbstständigen Urtheils bewahrt haben, zu einer rücksichtlosen Kritik der ungarischen Verhältnisse veranlassen. Auch die allerneusten Vorkommnisse laden dazu ein: die Stellungnahme der magyarischen Regierung für Badeni's Slavenpolitik und gegen die hart um ihre Sprache ringenden Deutschen Cisleithaniens, sowie andererseits die Drohung des sonst so thatenlosen Herrn v. d. Recke, die Wiener Parlamentarier ausweisen zu lassen, falls sie auf der geplanten Berliner Protestversammlung des Alldeutschen Verbandes das Wort ergreifen sollten. Daß der Verband in Folge dessen auf die Versammlung verzichtete, ist so recht bezeichnend für die überzahme Tonart, in der sich diese Vereinigung gefällt. Mit Brochuren, Gedichten und einem Käseblättchen als „Organ" treibt man keine politische Propaganda. Auch die Vertretung im Reichstag durch Prof. E. Hasse ist durchaus ungenügend. Hoffentlich haben die letzten Ereignisse das Gute, daß im Verbande die Männer der schärferen Tonart obenauf kommen. Wo sind die Karl Pröll, Guntram Schultheiß, Cornelius Gurlitt? Nur eine energische „Germania irredenta" kann den deutschen Brüdern in Ungarn und Oesterreich frommen. Wenn der Dreibund bloß um den Preis der Opferung der Deutschen in Oesterreich und Ungarn möglich ist, dann wäre es besser, ihn lieber heute als morgen aufzuheben. Daß ihm eine odiöse Erscheinung, wie die Allmacht des deutschenfresserischen Schlachzizen Badeni widerspricht, scheint nur in gewissen Kreisen in Wien und Berlin verkannt zu werden, das deutsche Volk in seiner Gesammtheit ist davon überzeugt, der schmachvollen Haltung der juden- und also ungarfreundlichen liberalen Presse zum Trotz. Es ist ja schändlich genug, daß reichsdeutsche Blätter im Solde der Oesterreich regierenden zwei Polen Goluchowski und Badeni arbeiten. Und nun gar die Reichsregierung! Bismarck hat es prächtig verstanden, den Deutschen den erforderlichen moralischen Rückhalt zu leisten. Er verstand es trotz seiner Herbstzeitlosen-Witze und ohne sich durch übertriebene Rücksicht auf die Empfindlichkeit in Wien leiten zu lassen. Bei der ersten Reise unseres Kaisers nach Wien erhielt Graf Taaffe keinen Orden und wurde förmlich „geschnitten". Bei dem zweiten Wiener Besuche, nach Bismarck's Sturz, bekam der Edle aber den schwarzen Adlerorden, was er als Zeichen auffaßte, daß er gegen die Deutschen weiter vorgehen dürfe. So werden jetzt wieder die Magyaren, das rückständigste Volk Europa's, als Musterknaben gelobt, weil sie den Deutschösterreichern in den Rücken fallen. So erhielt gerade jetzt, wo ein kalter Wasserstrahl am Platz gewesen wäre, Badeni einen deutschen Orden als Zeichen der Anerkennung für seine Vergewaltigung der Deutschen! Und doch ist für jeden Einsichtigen nur ein Oesterreich unter deutscher Führung für das Reich bündnißfähig und daseinsberechtigt.

Der prunk- und lärmsüchtige Zickzackkurs, dem Fürst Bismarck so hübsch die Spitzmarke der „decorativen Politik" angeheftet hat, sieht augenscheinlich die Dinge anders, und unser impulsiver Kaiser selbst hat die „ritterlichen Söhne Arpads" und ihre begeisterte Hingabe an das Haus Habsburg, das „unseren großen Culturvölkern gleichberechtigte Ungarn", das freiheitliebende parlamentarische Mustervolk in schwungvollen Worten gefeiert. Um die Kehrseite der Medaille kennen zu lernen, kommt uns eine in diesen Tagen bei J. F. Lehmann in München erscheinende Brochure „Deutschthum und Magyarisirung" sehr gelegen, von der uns der Verfasser Guntram Schultheiß, der wackere und geistvolle Vorkämpfer für alles unerlöste Deutschthum, die Aushängebogen sendet. An der Hand seiner Actenstücke wollen wir den magyarischen Musterstaat etwas näher betrachten.

Wie das „große Culturvolk" die Sachsen und Schwaben rechtlos und stimmlos machte, ist sattsam bekannt. Die magyarische Masse des ungarischen Reichstages behandelte Siebenbürgen als erobertes Land und hob dessen frühere Rechte und Zustände einfach auf. Die Zerschlagung der bisherigen Formen der sächsischen Nation wurde zwar im Namen des modernen Rechtsstaates gefordert; aber der Gesichtspunkt der Magyarisirung trat deutlich genug zu Tage in den Worten des Ministerpräsidenten, es gebe seit dem Nationalitätengesetz von 1868 keine sächsische Nation mehr, sondern nur noch eine einzige politische Nation, die der Magyaren, sowie in den Worten eines Redners der Regierungspartei, er zähle diesen Tag zu den Momenten der nationalen Freude, wie sie das Schicksal der magyarischen Nation nur selten, mit wahrhaft knickeriger Hand bescheere, vor Allem aber in der ausgeklügelten Vertheilung der von Sachsen be-

wohnten Gebiete auf die neuen Comitate. Ein Blick auf die Sprachenkarte zeigt, daß es leicht gewesen wäre, die Verwaltungsgebiete so abzugrenzen, daß doch wenigstens die drei großen Sprachinseln der Sachsen eine theilweise Entschädigung für den Untergang ihrer ehrwürdigen Verfassung hätten finden können durch den Vortheil der Mehrheit in einigen Comitaten. Aber das geschah ihnen zum Trotz eben nicht, sondern sie wurden überall mit Rumänen und Magyaren so zusammengekoppelt, daß sie nur die Minderheit bildeten, in der Hoffnung, sie so allmälig zu zerreiben und für die Magyarisirung zu bearbeiten. Niemals ist ein Culturvolk brutaler vergewaltigt worden, als die Deutschen in Ungarn von den „ritterlichen Söhnen Arpad's."

Man hält in deutschen Kreisen vielfach die Magyaren für aufrichtige Freunde des deutsch-österreichischen Bündnisses. Man lese aber nur z. B. die Auslassungen des magyarischen Ministerialrathes und Reichstags-Abgeordneten Beksics und man wird vielleicht zur Erkenntniß kommen, daß die Magyaren im Grunde ihres Herzens den Deutschen genau so freundlich gesinnt sind, wie die Czechen. Man sollte doch nachgerade in Deutschland aufhören, der magyarischen Beschönigung dieses Deutschen-Hasses Glauben zu schenken, daß er sich nur gegen die deutschen Oesterreicher kehre, weil in den fünfziger Jahren sich die Magyaren von der Germanisation hätten bedrängen lassen müssen. Freilich hätten die Magyaren allen Grund, insbesondere Preußen dankbar zu sein, dessen Politik zur Hinausdrängung Oesterreichs aus Deutschland ihnen zu ihrer heutigen Stellung verholfen hat, dessen peinliche Zurückhaltung ihnen erlaubt, das Deutschthum in Ungarn zu knebeln. Das hat sie freilich zu keiner Zeit verhindert, ihrem ingrimmigen Haß gegen das deutsche Volk die Zügel schießen zu lassen, wo sich nur immer Gelegenheit dazu bietet. Einige Beispiele für unsere Officiösen!

Die Unabhängigkeitspartei ließ eine von ihr einberufene Volksversammlung am 18. December 1870 folgende Erklärung beschließen: „Die beabsichtigte gewaltsame Einverleibung von Elsaß und Lothringen ist eine Vergewaltigung, die mit allen Menschenrechten im Widerspruch steht und die Sicherheit aller Nationen gefährdet; dieser ungerechte und mit beständig sich steigernder Erbitterung und Grausamkeit geführte Krieg verletzt die Humanitätsgefühle des ungarischen Volkes auf das Tiefste." Selbst der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses, Paul Somsich, hielt es für erlaubt, 1871 in seiner Schlußrede zur Sitzung des Hauses die Niederlage Frankreichs zu bedauern. Mit mindestens derselben Berechtigung dürfte ein Präsident des Deutschen Reichstages erklären, daß die Vergewaltigung des Deutschthums in Ungarn ein Schimpf für das deutsche Volksbewußtsein, ein tiefer Widerspruch mit dem Bündniß zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn sei. Im Jahre 1880 — also nach dem Abschluß des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses, als dessen beste Stütze die Magyaren von unserem Kaiser gefeiert wurden, schrieb eine magyarische (regierungsfreundliche!) Zeitung (Pesti Naplo): „Die feierliche Begehung des Sedantages ist eine blutige Beleidigung unserer französischen Gefühle, welche keine Opportunitätspolitik aus unseren Herzen hinweg zu disputiren vermocht hat. Ueberall glühen die Gemüther von ewigem und unauslöschlichem Haß gegen die Deutschen. Dieser in seiner Macht rohe, in seiner Knechtschaft hülflose, unfruchtbare Teutone hat nie die Sympathie der Welt besessen, ist ihrer auch nicht würdig." Am meisten erbost es die magyarischen Zeitungen, wenn die öffentliche Meinung im Deutschen Reich sich mit den volkischen Verhältnissen Ungarns befaßt. Der in deutscher Sprache für das Magyarenthum arbeitende Pesther *Lloyd*, der als Sprachrohr der Regierung auch in Deutschland beachtet wird, dessen Richtung und Geist aber durch die Namen seiner Redacteure und Mitarbeiter Max Falk, Leo Veigelsberg, Adolf Silberstein zur Genüge gekennzeichnet ist, hat z. B. über eine Sitzung der Leipziger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Schulvereins am 25. Juli 1896 Folgendes geschrieben: „Die Bukarester Akademie der Wissenschaften hat sich in Leipzig bei einem Stelldichein mit dem Deutschen Schulverein betreten lassen, wo die Beiden ihrer Erkenntniß nach zwar immergrünen, ihre sonstige Leistungsfähigkeit aber weit überschätzenden Gesammtpersönlichkeiten eine Resolution faßten, die ihrer derben Einfältigkeit und ihrem unverschämten Inhalt nach lautet: Der Deutsche Schulverein in Leipzig sieht es als seine Pflicht an, die deutschen Stammesgenossen in Ungarn und in Siebenbürgen aufzufordern, Hand in Hand mit den übrigen Nationalitäten gegen die Magyarisirungsbestrebungen Front zu machen. Wohl selten wurde der Bund zwischen Unwissenheit und bösem Willen in so wahlverwandter Ergänzung zweier einander würdiger Genossen gepflogen wie dies Mal. Der Deutsche Schulverein zählt mit wenigen Ausnahmen nur arische Rassenbolde als Mitglieder, sich selbst überhebende Agrarier und die Antisemiten; Leute, die mit dem Staatsanwalt und keineswegs wegen nobler Gesinnungsvergehen schon zu thun hatten, und solche, die ihn noch zu fürchten haben, die Gesinnungsräude einer solchen Gesellschaft zu desinficiren kann nicht unsere Sache sein, aber wir wollen hier nur darauf hinweisen, was es zu bedeuten hat, wenn bei solchem Gelichter von Pflichtgefühl die Rede ist. Der Deutsche Schulverein sieht es als seine „Pflicht" an — die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen zu Gesetzesverächtern des eigenen Vaterlandes zu machen." Man greift sich an den Kopf, wenn man dieses Wuthgeheul liest. Wo sind denn die Gesetzesverächter? Wer hat das Nationalitätengesetz in keinem Punkte gehalten? Der „Musterstaat."

Und nun die von unserem Kaiser gepriesene „Cultur". Der Magyar ist so ausschließlich Politiker, schreibt Schultheiß, daß ihm alles Andere nur als Mittel der Politik Werth erhält. „Was sich magyarische Wissenschaft, Bildung und Cultur nennt, ist nur durchaus tendenziös, befangen in eitler Selbstbespiegelung, fern von dem reinen Streben nach der Wahrheit und Wirklichkeit. Der echte Magyar ist wie in seiner Sprache, so auch in seiner Geistesrichtung noch zu sehr auf der Stufe des asiatischen Nomaden stehen geblieben, an der europäischen Cultur nimmt er zwar als Genießer Theil, aber nicht als Miterzeuger. Die Pflege der Wissenschaft und Kunst, der Technik und des Handels ist deßhalb in Ungarn stets den geborenen Deutschen und Juden überlassen worden. Und für diese war der Maaßstab der Beurtheilung die Dienste, die sie der Magyarisirung leisten konnten und wollten. Wie soll bei solchen Umständen etwas Anderes herauskommen als ein Streberthum, das sich mit dem Gebahren und den äußeren Ehren der Wissenschaft schmückt, denn die Wissenschaft die milchende Kuh darstellt? Seine „Leistungen" sind Entlehnungen aus der deutschen Literatur, Uebersetzungen und oberflächliche Compilationen, wie häufig genug an schlagenden Beispielen nachgewiesen worden ist. Braucht man sich da zu wundern, daß das Ausland die magyarische Wissenschaft ruhig sich selbst überlassen hat. Hätte sie je etwas geleistet, was des Aufhebens werth gewesen wäre, so würde es von selbst durch Uebersetzung im übrigen Europa bekannt geworden sein." Ganz anders erscheint die Sache aber vom magyarischen Standpunkt aus. Um dieser magyarischen Wissenschaft größere Beachtung zu verschaffen, sollen fortan von Staatswegen mit den Steuergeldern der gesammten Bevölkerung die Werke der magyarischen Gelehrten auch in einer Weltsprache bekannt gemacht werden, durch Uebersetzungen, durch Rühren der Reclametrommel in den Zeitschriften. Man hat das früher in deutscher Sprache versucht („Westöstliche Rundschau") und natürlich nichts als Mißerfolge geerntet. Deßhalb soll es jetzt mit der französischen versucht werden. Der ungarische Unterrichtsminister Wlassics kleidet das ein in einen Vorwurf gegen die „Einseitigkeit und Formlosigkeit der deutschen Cultur, die dem magyarischen Genius

nicht entspricht." Ja diese deutsche Cultur soll durch ihren Einfluß auf die magyarische diese in eine wahre Sackgasse geführt haben, in der übrigens trotz allen Aufschwunges und allen Fortschrittes diese deutsche Cultur selbst vegetirt! Dies ist zwar logisch genommen der bare Unsinn, aber es klingt doch nach etwas. In Deutschland hat man boshafter Weise gemeint, man wolle die magyarischen Leistungen deßhalb nicht in das Deutsche übersetzen, weil sich dann die Unselbstständigkeit allzu klar zeigen müßte, und vielfach nur Rückübersetzungen herauskommen würden. Nach magyarischer Auffassung aber sollen die magyarischen Gelehrten an der Uebersetzung ihrer Werke in's Französische die „gallische Freiheit und das gallische Formgefühl" kennen lernen, um so der Beeinflussung durch die deutsche Schwerfälligkeit sich erwehren zu können. Ein wunderbar verzwickter Plan; um dem europäischen Publicum weis zu machen, daß es eine magyarische Wissenschaft von selbstständiger Bedeutung gäbe — was man in Ungarn selbst nicht glaubt! Die französischen Monatsschriften werden sich ja selbstverständlich schon aus Deutschenhaß, wie viel mehr gegen ein ergiebiges Trinkgeld gern dazu hergeben, die Triumphe der magyarischen Wissenschaft auszuposaunen. In der That haben wir denn auch neuerdings in einigen untergeordneten Pariser Revuen mehrere Compilationen ungarischer Herkunft gesehen. Kläglich wie die ganze magyarische Wissenschaft!

In den Rahmen dieser „Culturpolitik" gehört auch der Vernichtungskrieg gegen das deutsche Theaterwesen in Ungarn. Zunächst in der Hauptstadt. Es war nach der Schicksalswendung von 1867 eine der ersten Sorgen des Magyarenthums, sich jetzt auch ein nationales Theater auf Kosten der gesammten Steuerzahler zu leisten. Gegenüber der luxuriösen Ausstattung und der reichen Unterstützung der magyarischen Oper und des magyarischen Schauspielhauses mußte das bescheidene Heim der deutschen Muse in den Schatten treten. Aber den magyarischen Heißspornen blieb es ein Greuel, eine beständige Gefahr für den magyarischen Anstrich der Hauptstadt, daß dort allabendlich das deutsche Wort laut erklingen durfte. Als dann 1880 die Concession ablief und deren Erneuerung vom Stadtrath erbeten ward, begann die magyarische Presse den Sturmlauf gegen die „Zwingburg der Germanisation." Die deutsche Bevölkerung von Pest-Ofen war tief erregt über die magyarische Unduldsamkeit, so daß selbst die deutsch-jüdischen Zeitungen, so sehr sie sonst im Interesse der Magyarisirung wirkten, nicht umhin konnten, für die Erneuerung der Concession sich auszusprechen. Der Stadtrath entschied sich mit 77 gegen 76 Stimmen gegen die Erneuerung; ein namhafter Theil der Stadtväter hatte vorgezogen, sich bei der Abstimmung fernzuhalten. Der Ministerpräsident Tisza, als Minister des Innern, bestätigte diesen Beschluß, denn er war trotz gelegentlicher Betheuerungen seiner Unbefangenheit ein nicht minder fanatischer Anhänger der Magyarisirung, und hatte das schon vorher bewiesen, indem er zwei deutschen Theaterdirectoren in den sächsisch-siebenbürgischen Städten Hermannstadt und Schäßburg den Erlaubnißschein entzog, ohne jede Angabe eines Grundes. Die Geschichte sollte aber noch ein sehr bemerkenswerthes Nachspiel haben. Der alte Kaiser Wilhelm, der für die Deutschen im Ausland stets ein warmes Interesse bezeigte, erfuhr davon und drückte dem österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin bei Gelegenheit eines Hofballes sein Befremden aus; dieser reiste nach Pest, um davon persönlich zu berichten und der Stadtrath sah sich veranlaßt, seinen Beschluß zurückzunehmen. Das deutsche Theater in Pest war gestiftet zur Genugthuung der 120 000 Einwohner, die sich noch getrauten, Deutsche zu heißen. Kaiser Wilhelm starb im März 1888. Das deutsche Theater in der Wollgasse zu Pest ging am 30. December 1889 durch Brandstiftung zu Grunde. „Gottes Hülfe haben wir es zu verdanken, daß das deutsche Theater abgebrannt ist", sagte in der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses am 29. November 1894 ein Abgeordneter. Alle Gesuche, wieder ein deutsches Theater in Pest zu begründen, wurden seitdem von dem Stadtrath abgelehnt, einfach unter Berufung darauf, daß es ein Hemmschuh der fortschreitenden Magyarisirung sein würde. Das deutsche Theater fand seinen Nachfolger im Tingeltangel — und jetzt heulen die Derwische der Magyarisirung darüber, daß da deutsch gesungen und gespielt wird, ja selbst ein hochgeborner Gesetzgeber verlangte strenge Maßregeln gegen diese „Brennpunkte der Germanisirung." Trotz dieser patriotischen Beklemmungen fanden im Mai 1897 im neuen Lustspieltheater abermals Gastvorstellungen der Wiener Hofburgschauspieler statt, der unerwartet starke Besuch fuhr natürlich den heulenden Derwischen in die Glieder. Sie mußten zugeben, daß die deutsche Schauspielkunst in Pest-Ofen noch immer ein fruchtbares Feld besitze; aber gerade deßhalb liegt eine Gefährdung der Magyarisirung — sie ist „das höchste Interesse unseres nationalen Daseins" — in diesem Versuch das deutsche Theater einzubürgern. Um die Vorstellungen zu stören, führten sich die magyarischen Patrioten im Theater nach Kräften flegelhaft auf. Die Polizei verhaftete einige Lärmmacher, zur Hälfte jüdische Zeitungsschreiber, sie erhielten Geldstrafen bis zu 50 Gulden. Im Abgeordnetenhaus aber wurde eine Interpellation erhoben, der Redner sagte in seiner Begründung unter Anderem, eine Strafe sei nur dort am Platz, wo etwas Schlechtes begangen worden sei, seinem Patriotismus Ausdruck zu geben, sei aber nichts Schlechtes und so habe die Polizei eigentlich den Patriotismus bestraft. Zum Schlusse verlangte er ein Verbot der deutschen Vorstellungen nicht nur in Theatern, sondern auch in Singspielhallen. Das Ministerium hält es freilich für gerathen, diese Wünsche nur stückweise zu erfüllen, um unangenehmes Aufsehen zu vermeiden. So wurden zunächst die Schauspielhallen und Tingeltangel in den Dienst der magyarischen „Staatsidee" gezogen, in den Ersteren darf nur ein Einacter in deutscher Sprache gegeben werden, in den Letzteren muß die Hälfte des Programms magyarisch sein. Als Künstler und Sänger dürfen nur ungarische Staatsbürger aufgenommen werden. Der Deutsche gilt eben dem Magyaren als der geschworene Feind, er bedauert noch heute, daß er ihn von der Herrschaft der Türken, des „Brudervolkes" befreit hat. Den Türken hat er bei dem Ausbruch des orientalischen Krieges von 1877 seine Sympathie bezeugt und neuerdings im Feldzug gegen die Griechen wieder für ihre Verwundeten gesammelt.

Auch mit der von unserem Kaiser laut gepriesenen Königstreue des Mustervolkes sieht es ganz anders aus. Erst im Jahre 1895 sah sich ein Ministerialcommissär, der Abgeordnete Schwicker, veranlaßt, seine Verwahrung einzulegen gegen den Satz, der in einer Prüfungsaufgabe des Gymnasiums in Fünfkirchen stand. „Als unser Vaterland von den fremden Feinden befreit wurde, kam ein viel schlimmerer Feind in's Land — das Haus Habsburg." Das Abgeordnetenhaus fand aber diese Auffassung durchaus „patriotisch", den Prüfungscommissär hingegen „unpatriotisch." Das paßte vortrefflich zu dem Vorkommniß auf dem Bankett, das die Unabhängigkeitspartei in Debreczin im November 1894 dem Sohne Kossuth's gab. Ein Pastor brachte den Trinkspruch auf den Kaiser und König Franz Josef aus, die Anwesenden hörten ihn sitzend an. Als aber die Zigeuner nach dem Schluß statt des üblichen Tusches das Lied vom deutschen Hundsfott anstimmten, sprang Alles jubelnd auf und klatschte minutenlang Beifall. Die Untersuchung ergab — selbstverständlich — daß nur ein Mißverständniß stattgefunden hatte. Bei einer anderen Gelegenheit erklärte ein der Majestätsbeleidigung angeklagter Rechtsanwalt auf die Frage des Richters, warum er nach dem „Gott erhalte" sofort das Lied vom deutschen Hundsfott habe spielen lassen, es sei das so Sitte. Der Zigeunervorgeiger bestätigte diese Sitte! Und dabei erinnerte unser Kaiser in Ofen an den angeblich historischen

Magnatenschwur: Moriamur pro regina nostra, der nachweisbar gar niemals gesprochen wurde!

Auch heute verfolgt der ungarische Musterstaat insgeheim ganz andere als habsburg- oder dreibundfreundliche Pläne. Im October 1895 pries ein magyarisirter Jude in einer Provinzzeitung den unentwegten kossuthistischen Standpunkt von 1849 und meinte, daß selbst die Mitglieder der Regierungspartei zugestehen müßten, die Unabhängigkeit Ungarns zu wollen; nur wenn sie ihnen auch zur Zeit nicht durchführbar scheine, so würden sie doch, sobald es möglich werde, keinesfalls zum Schutz des Ausgleiches von 1867 Barrikaden gegen eine unabhängige Regierung aufrichten. Aus solchen stillen Anhängern der Unabhängigkeit im Sinne Kossuths bestehe das ganze Land. „Daß sich bisher die Republikaner nicht der Anklage aussetzen wollten, ist nur vernünftig, so lange die Organisation nicht gegründet ist" schreibt ein Pester Blatt. „Aber wir glauben, die Zeit dafür ist nicht mehr fern. Je mehr sich die Unabhängigkeitspartei befestigt, um so größer wird die Nothwendigkeit einer republikanischen Partei werden, damit sie Opposition sei, wenn die äußerste Linke Regierungspartei geworden ist. Was der Gott der Magyaren recht bald gebe und wofür wir auch selbst arbeiten müssen." Das heißt nun zwar die Rechnung ohne den Wirth machen. Aber es bezeichnet doch klar und deutlich den Punkt, in dem sich die Interessen der Dynastie und der ungarischen Nationalitäten mit innerer Nothwendigkeit begegnen müssen. Dann wird die Entscheidung fallen über das Schicksal des habsburgischen Donaureiches. Ob sie nach dem Wunsch der Magyaren fallen wird? Man kann ihnen in ihrem eigensten Interesse nur wünschen, daß sie noch in der zwölften Stunde den Weg zurückfinden zu der Denkweise eines Deak, auf daß sich nicht erfülle die Prophezeiung Szecheny's: „Mein Volk wird an seinem Hochmuth zu Grunde gehen."

---

## Kriegsstatistik.

Von Oberst a. D. Frh. V. von Bodmann.

Die Statistik ist eine schöne Wissenschaft, wenn sie eine Wissenschaft ist, d. h. wenn sie mit untrüglichen Zahlen operirt und nicht nur mit willkürlich angenommenen und gruppirten Schätzungen. Auch in der Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft hat die mit Besonnenheit angewandte, anscheinend so trockene Statistik eine wichtige Aufgabe, und man kann es im Allgemeinen nur gutheißen, wie sich ihrer z. B. der preußische Major Kunz hinsichtlich des Krieges von 1870 und 1871 bedient hat oder neuerdings der österreichische Generalstabshauptmann Otto Berndt für die neuere Kriegsgeschichte seit dem alten Fritz. In seinem sehr empfehlenswerthen Buche: „Die Zahl im Kriege, statistische Daten in graphischen Darstellungen (Wien, G. Freytag & Berndt) befaßt er sich mit außerordentlichem Fleiß und Geschick mit dieser Kriegsstatistik und stellt ebenso sehr dem militärischen Fachmanne wie dem Laien und Zeitungsleser seine mathematischen Ergebnisse klar und anschaulich in Karten, Plänen und Diagrammen vor Augen. Wenn wir aber im Folgenden einiges Interessante herausgreifen, so müssen wir ausdrücklich vorausschicken, daß absolut sichere Schlüsse doch nicht überall mit solcher Evidenz möglich sind, wie er etwas sanguinisch anzunehmen scheint, denn das authentische Material läßt vielfach zu wünschen übrig z. B. die von Siegern und Besiegten angegebenen Combattanten- und Verlust-Ziffern, Munitionsverbrauch u. s. w. Da muß man sich eben schlechterdings mit bloßen Schätzungen und Wahrscheinlichkeiten begnügen.

Von den 96 Jahren dieses Jahrhunderts waren nur 29 friedlich, 67 kriegerisch. Die größten Kriege gehören den ersten fünfzehn Jahren an. In dieser Zeit befanden sich stets mehr als zwei Staaten im Kriege, 1813 alle europäischen Staaten. In der Regel ist das Frühjahr die beste Jahreszeit für den Beginn eines Krieges. So ist es thatsächlich auch bei den meisten Feldzügen der Fall gewesen, nämlich: 1800, 1809, 1813/14, 1815, 1828/29, 1848, 1849, 1859 und 1877/78. Von diesen haben bis in den Winter hinein gedauert: 1800, 1813/14 und 1877/78; letztere drei haben den Winter sogar überdauert. Im Sommer begannen folgende Feldzüge: 1806/7, 1812, 1866, 1870/71; der erste und der letzte von diesen haben den Winter überdauert, jener 1812 endete um Weihnachten. In den Herbst fällt der Beginn der Feldzüge 1805, 1853 (auf dem Balkan), 1854 (in der Krim) und 1855. Im Winter begannen die Feldzüge 1831 und 1864.

Daß die Ueberlegenheit an Zahl nicht immer das entscheidende Moment für den Erfolg ist, das lehren uns wieder die sprechenden Ziffern der Statistik. Hauptmann Berndt zählt 73 große Schlachten seit den Tagen von Mollwitz und Roßbach auf: in 40 dieser wichtigen Affairen war der Stärkere, in 33 der Schwächere der Sieger. Bei Roßbach ergriffen 43 000 Franzosen und Reichstruppen vor 22 000 Preußen das Hasenpanier; bei Dresden fesselte Napoleon mit 96 000 noch einmal den Sieg an seine Fahnen, obwohl ihm 200 000 Verbündete gegenüberstanden, bei Aspern dagegen bezwang der schwächere Erzherzog Carl mit 75 000 Oesterreichern 90 000 Franzosen. Der greise Radetzky warf bei Santa Lucia mit 19 000 Mann 41 000 Piemontesen nieder; in der ersten Schlacht von Custozza (1848) standen 55 000 Oesterreicher gegen 75 000 Piemontesen, in der zweiten Custozza-Schlacht war das Verhältniß 74 000 zu 89 000 und dennoch gehörte Oesterreich der Sieg. Bei Novara errang Radetzky seinen höchsten Triumph gegen einen um 20 000 Mann überlegenen Feind; aber auch 1866 gelang es der österreichischen Tapferkeit an dem blutigen Tage von Trautenau, mit 26 900 Soldaten 32 000 mit dem Zündnadelgewehr bewaffneten Preußen Trotz zu bieten. Das größte Mißverhältniß brachte wohl die Schlacht an der Lisaine (Belfort) im Jahre 1870: dort bezwang General Werder mit 45 000 Deutschen 140 000 Franzosen! Daß alle größeren Seesiege der Neuzeit von der schwächeren Flotte errungen wurden, ist eine ganz merkwürdige Picanterie der Geschichte. Bei Trafalgar focht Nelson mit 27 gegen 33, bei Navarin siegten die Engländer mit 26 über 82 türkisch-egyptische Schiffe, bei Lissa schlug Tegetthoff mit 27 Schiffen 34 stärkere italienische Kriegsschiffe in die Flucht!

Dann das Bild der blutigsten und der verlustreichsten Feldzüge und Schlachten der letzten hundertfünfzig Jahre! Blutig und verlustreich ist nämlich nicht dasselbe. Die Verlustziffer begreift Gefangene, Vermißte, Desertirte in sich; nur der blutige Verlust ist das Kennzeichen der Kampfeszähigkeit. Die größten Verluste aller Zeiten hat der deutsch-französische Krieg von 1870/71 einer Kriegspartei gebracht: 723 556 Mann (darunter 21 508 Officiere) kostete er den Franzosen; nebenbei verloren sie 855 000 Handfeuerwaffen, fast 2000 Feld- und 5526 Festungsgeschütze, 107 Adler und Fahnen! Aber der weit geringere Theil des französischen Verlustes war ein blutiger, ganze Heere wurden damals gefangen. Und mancher Feldzug sah doppelt und drei Mal so viel Soldaten im Krankenbett, nicht aber an Wunden sterben. Im Krimkriege hatten die Westmächte 428 000 Mann im Felde stehen, davon erkrankten 362 000 und 69 000 von diesen starben, während nur 6200 ihren Wunden erlagen. Wurde im Kampfe jeder vierzigste Mann getödtet, so erlag dagegen jeder sechste Mann einer Krankheit. Von den 200 000 Deutschen, welche den eisernen Ring um Metz zogen, standen während der Cernirung 130 000 in ärztlicher Behandlung, und unter den 295 000 Kranken, welche deutscherseits im letzten Kriege in die Feldlazarethe kamen — die staatlichen Reservelazarethe nahmen einschließlich der Kriegsgefangenen 812 000 Kranke auf — waren nur 88 000 Verwundete.

Beinahe tröstlich ist es, was uns der militärische Statistiker von dem bösartigen Charakter der Kugel sagt. Es ist ein äußerst angenehmer Lehrsatz des fridericianischen Volksliedes, daß nicht jede Kugel trifft, und Ziffern beweisen diesen Satz. In den Feldzügen bis 1859 entfiel erst auf 140 Schüsse ein Treffer; in den Jahren 1864 und 1866 traf, wie Plönnies behauptet, erst jeder 70. preußische Schuß. Bei Gravelotte-Saint Privat machte das sächsische Corps erst auf je 400 Schuß einen Treffer und bei Mars-la-Tour traf sogar erst jeder 452. Schuß. Ehedem schoß man also viel weniger, aber besser. Das besserschießende Gewehr beeinflußt nur die Dauer des Gefechtes, weniger die Höhe der Verluste, meint Berndt, wobei nochmals bemerkt werden muß, daß diese Schätzungen allerdings keinen wissenschaftlichen Werth haben. Ganz außerordentlich aber ist der Antheil der Officiere an dem Gesammtverlust vieler Regimenter. Die preußischen Gardeschützen büßten bei Gravelotte 100 Procent der Officiere (nur 44 der Mannschaft) ein; die österreichischen Fünfer-Jäger ließen bei Skalitz 60 Procent der Officiere und 30 der Mannschaft auf dem Schlachtfelde, und ähnliche Ziffern deuten bei den österreichischen (polnischen) Regimentern 20, 57 und 77 den Verlust an Officieren in jenen blutigen Kämpfen an. Dagegen kann der General im modernen Kriege ruhiger sein; er wird selten in die Lage kommen, wie Carl bei Aspern mit erhobener Fahne ein Regiment gegen den gutgedeckten, seine Repetirgewehr-Patronen verschwendenden Gegner zu führen. Bei Mollwitz kam auf 500 Soldaten der Verlust eines Generals, bei Königgrätz auf 2500, bei Gravelotte auf 6500. Sind blutige Verluste ein Kennzeichen für kriegerische Tüchtigkeit, dann sind die modernen Armeen in diesem Punkte zurückgegangen. Und deutet der größte Verlust die zähesten Kriegsvölker an, dann stehen die Russen obenan, die Italiener verhältnißmäßig zurück. Der Feldherr, welcher am meisten Blut sehen konnte, in dessen Herzen sich am wenigsten Mitleid regte, hat manchen Sieg entschieden; unentschiedene Schlachten, wie Magenta und Mars-la-Tour, sind zu Niederlagen jenes Theiles geworden, dessen oberste Führung unter dem Eindrucke der sie umgebenden Zerstörung die Fortsetzung des Kampfes aufgab.

Erfolg oder Mißerfolg im Kriege sind zum großen Theil ein Ergebniß der Führung. Eine starke Armee, eine gediegene Ausbildung und hohe Kriegstüchtigkeit, dann eine gründliche Vorbereitung des Krieges u. A. m., Alles dies sind gewiß Momente, welche die Chancen für den Sieg vermehren, aber in letzter Linie kommt es doch noch sehr auf den Meister an, dessen Hand das wohlgeschliffene Schwert anvertraut wird. Der berufenste Beurtheiler, Napoleon, bezeichnet als die größten Feldherrn aller Zeiten Alexander d. Gr., Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen, Friedrich d. Gr. Mit unbestreitbarer Berechtigung reiht Napoleon seine eigene Person diesen Namen an: „Ich habe 14 Feldzüge geführt, und zwar 2 in Italien, 5 in Deutschland, 2 in Afrika und Asien, 2 in Polen und Rußland, 1 in Spanien, 2 in Frankreich.“ Er ist zweifellos der größte Feldherr der neueren Geschichte, ja vielleicht aller Zeiten. Immerhin ist es sonderbar, daß er in seiner Aufzählung Cromwell vergessen hat. Von den großen Feldherren war Napoleon 26 Jahre alt, als er den Feldzug von 1796 eröffnete. Alexander der Große zählte 21 Jahre im Kriege gegen die Balkanvölker, Hannibal 28 Jahre bei Sagunt, Cäsar 42 Jahre bei der Eroberung Galliens, Gustav Adolf 27 Jahre in Polen, Turenne 33 Jahre in Deutschland, Eugen 34 Jahre bei Zenta, Friedrich der Große 29 Jahre bei Mollwitz. Feldherren zweiter Größe: Blücher, Radetzky standen im 70. und 81. Lebensjahre. Nach Berndt hätten sie auch ihre Siege als junge Männer erfochten. Er hält das Feldherrentalent für angeboren, aber auch die großen Talente sind auf die Erfahrungen und die Wissenschaft ihrer Rathgeber angewiesen, wie wir dagegen einwenden wollen.

Die absolut blutigste Schlacht, d. h. jene, wo die größte Anzahl Todter und Verwundter auf der Wahlstatt blieben, war die Völkerschlacht bei Leipzig mit einem Verluste von zusammen ca. 90000 Mann. Dieser zunächst steht Aspern mit 66000, dann folgt Borodino mit 62000 Mann. Zum Vergleiche seien die größten Schlachten der neuesten Zeit, Königgrätz mit 32000, Gravelotte mit 27000 Mann dagegengehalten. Die relativ blutigste große Schlacht, d. h. jene, in welcher es die höchste Procentzahl an Todten und Verwundeten gab, war Aspern mit einem Durchschnittsverluste von 38% der Gesammtstreiterzahl. Dann kämen Borodino mit 25%, Eylau und Waterloo mit 24%, Leipzig und Inkermann mit 21%. Hingegen betrug der durchschnittliche blutige Verlust bei Königgrätz $7^1/_2$%, Wörth $13^1/_2$%, Mars-la-Tour 16%, Gravelotte 8%, Sedan 12%, Plevna (3. Schlacht) 14%. Die großen Schlachten der letzten Kriege waren demnach weit weniger blutig als jene. Die Procentzahlen bei Berndt sind übrigens Durchschnittszahlen und zwar für beide Gegner zusammen. Nur in äußerst seltenen Fällen sind aber die procentuellen Verluste auf beiden Seiten die gleichen, sondern in der Regel verliert der Eine mehr, der Andere weniger. Es ist nun von Interesse zu hören, daß die höchsten Verluste einer Armee in den großen Schlachten der jüngeren Zeit ein Viertel ihrer Stärke nirgends überschritten haben. Deutsche bei Mars-la-Tour 22%, Franzosen bei Wörth 16%, bei Sedan 19%, Oesterreicher bei Königgrätz 11%, Russen bei Plevna (3. Schlacht) 17%.

Das Bestreben, im Kriege möglichst stark zu sein, führt zu Bündnissen zwischen Staaten, welche gemeinsame Interessen verfolgen. So hat eine zielbewußte Politik — wenn ein Krieg möglich oder beabsichtigt war — es sich seit jeher angelegen sein lassen, Verbündete zu werben. In allen großen Kriegen finden wir solche entweder auf beiden Seiten, oder doch auf der einen; nur 4 Kriege, und zwar die kleinsten, wurden in diesem Jahrhundert von isolierten Gegnern ausgefochten, nämlich 1828/29, 1831, 1848/49 und 1885. Ohne den großen Werth von Allianzen schmälern zu wollen, weist Berndt nach, daß die dadurch erreichte Zahlenüberlegenheit nicht immer so zur Geltung gekommen ist, als wie man es füglich erwarten sollte. Im siebenjährigen Kriege, in den Kriegen der ersten und zweiten Coalition gegen Frankreich, ferner in jenen 1805, 1806/07, 1812 und 1866 (Oesterreich und Süddeutschland) unterlagen die Verbündeten und im Krimkriege erreichten sie nur einen sehr mäßigen Erfolg. Betrachtet man die einzelnen Kriege der Reihe nach, so kann man unschwer die Folgerung ableiten, daß sich Bündnisse in der Regel nur dann glänzend bewährt haben, wenn die verbündeten Armeen unter einheitlichem Oberbefehle oder doch im engen Zusammenhang auftraten, daß sie hingegen fast stets wirkungslos blieben, wenn jeder der Alliirten, in Zeit und Ort vom Anderen getrennt, den Krieg auf eigene Faust führen wollte. Das Erstere bekräftigen die Napoleonischen Armeen 1805, 1806/07, 1809, dann die verbündeten Armeen 1859, 1864, 1870/71, 1877/78; für Letzteres dagegen liefern der siebenjährige und die Coalitionskriege, dann jene 1805 (Oesterreicher und Russen), 1806/07 (Preußen und Russen) sprechende Belege, während die Befreiungskriege 1813/14 und 1815 sowohl das Eine wie das Andere äußerst anschaulich illustriren. Die größten Armeen hat der Krieg von 1870/71 ins Feld geführt; hierauf folgen Napoleons Feldzug 1812 und die Verbündeten 1813. Interessant ist aus den Lehren der Kriegsgeschichte, daß nur in 6 Fällen 1813/14, 1815, 1828/29, 1864, 1866 und 1877/78 der Angreifer auch den schließlichen Sieg davontrug; in allen anderen großen Feldzügen, 13 an der Zahl, verlor der Angreifer. Der Laie könnte hierin ein Gottesurtheil erblicken, aber wer den Ursachen der Dinge nachgeht, erkennt, daß über Krieg und Frieden nicht ausschließlich der eigene Wille entscheidet.

Die Kriegsheere der continentalen Mächte der Gegenwart

veranschlagt Berndt bei Frankreich auf 2200000 Mann, bei Deutschland auf 2300000 Mann, bei Rußland auf 2500000 Mann, bei Oesterreich auf 1300000 Mann und bei Italien auf 800000 Mann. An der Grenze der militärischen Leistungsfähigkeit ist Frankreich am nächsten angekommen, es folgen Deutschland, Italien, Oesterreich, Rußland. Die Schraube ohne Ende, wie man die steten Heeresvergrößerungen genannt hat, ist also thatsächlich bald am Ende angelangt. Vielleicht werden die europäischen Staaten dann wieder auf die beweglicheren und schlagfertigeren kleinen Berufsarmeen zurückkommen, denen der militärische Fachmann überhaupt den Vorzug einräumen muß.

## Literatur und Kunst.

### Wagner und Feuerbach.

Von Arthur Drews.

Die Betrachtung eines Kunstwerks kann doppelter Art sein: entweder man kann es nach seiner unmittelbaren Erscheinung als ein Gegebenes ansehen, dessen einzelne Bestandtheile es zu zergliedern und in ihrem organischen Zusammenhange aufzuzeigen gilt; es ist dies die empirische Betrachtung, wie sie in unseren Kunstkritiken in der Regel ausgeübt wird. Oder aber man kann es gleichsam von innen heraus nach seinem wesenhaften idealen Gehalt untersuchen, indem man dabei von der Voraussetzung ausgeht, daß das Kunstwerk als solches nur die äußerliche Abspiegelung oder die concrete, sinnliche Erscheinungsform jenes inneren idealen Kerns darstelle; und dies ist die philosophische Art der Betrachtung. Diese Letztere wird insbesondere dann auszuüben sein, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt, bei welchem sein Schöpfer offensichtlich einen bestimmten philosophischen Ideengehalt zu verkörpern bestrebt war, und die ganze Aufgabe wird hier darin bestehen, diesen Kern aus seiner sinnlichen Erscheinungsform herauszuschälen.

Daß zu dieser Art von Kunstwerken auch R. Wagner's „Ring des Nibelungen" gehört, wird keinem Widerspruch begegnen. Wer in Wagner's Persönlichkeit eingedrungen, wer sich mit der Art seines Schaffens näher vertraut gemacht hat, weiß, wie es gerade einen Theil seiner Größe ausmacht, daß er sich nicht damit begnügt hat, das Publicum im Theater bloß zu unterhalten, sondern daß es ihm als höchstes Ziel erschienen ist, in anschaulicher, concreter Form für Alle verständlich darzustellen, was er selbst als Wahrheit von einer allgemeineren Bedeutung erkannt zu haben glaubte.

Darin vor Allem liegt der Grund, warum Wagner den Mythus als den idealen Stoff der Dichtkunst angesehen und ihn allen übrigen Gegenständen vorgezogen hat. Es war nicht allein der Musiker, der sich zum Mythus wegen des ihm immanenten Gefühlsgehaltes und seiner mächtigen Empfindungsweise hingezogen fühlte, es war gerade auch der Dichter und Philosoph R. Wagner, dem der Mythus eben deßhalb den willkommensten Anhalt für seine Schöpfungen darbot, weil er mit seinen eigenen Anforderungen an den idealen Gehalt des Kunstwerks zusammenstimmte. Was ein jugendliches Volk bei der Anschauung der Natur empfindet, wie es auf Grund der unmittelbaren Naturerscheinung sich seine religiösen Ideen bildet, das Alles kleidet es in die sinnliche Form des Mythus und macht ihn dadurch zum Spiegel seiner metaphysischen Weltanschauung. Der Mythus ist also selbst schon die stärkste Verdichtung und Veranschaulichung eines idealen Inhalts, keines gleichgiltigen und zufälligen Inhalts, sondern eines solchen, der eine allgemeine Bedeutung hat. „Das Unvergleichliche des Mythus ist, daß er jederzeit wahr und sein Inhalt bei dichtester Gedrängtheit für alle Zeiten unerschöpflich ist."*) Der Mythus ist aber auch nicht das Erzeugniß eines Einzelnen, sondern „das Gedicht einer gemeinsamen Lebensanschauung", woran Alle mitgearbeitet haben. Darum kann er auch von Allen unmittelbar verstanden werden, und der Künstler, der sich den Mythus als Gegenstand vorsetzt, hat folglich gar nichts mehr zu thun, als ihn im Sinne seiner eigenen Weltanschauung auszudeuten.

Es liegt nun freilich auf der Hand, daß der Mythus eben hiermit seine allgemeine Verständlichkeit auch wieder einbüßt und daß ein Kunstwerk, welches sich, wie der „Ring des Nibelungen", auf den Mythus gründet, doch keinen objectiv-allgemeinen Gehalt, sondern höchstens nur die subjective Ideenwelt seines Schöpfers spiegelt. Thatsächlich ist denn auch keine Dichtung Wagner's dem größten Theile des Publicums, ja, den darstellenden Künstlern selbst bisher so unverständlich geblieben, wie die mythologisirende Tetralogie des „Ringes". Es geht mit ihr den Meisten, wie mit dem zweiten Theil des „Faust": man genießt die wundervollen Einzelheiten und vergißt darüber den organischen Zusammenhang und den Sinn des Ganzen. Man fühlt zwar an manchen Stellen hindurch, daß der Schöpfer sich bei ihnen etwas Besonderes „gedacht" haben müsse, allein man giebt sich weiter keine Mühe, der Sache nachzuspüren. Uebrigens kann man es dem Publicum auch nicht verdenken, wenn es keine Lust hat, im Theater Räthsel zu lösen.

Um so eifriger sind von jeher die Jünger des Meisters bestrebt gewesen, den Ideengehalt der Wagner'schen Dichtung klar zu legen. Bisher indessen, wie mir scheint, mit unzureichendem Erfolg. Die Meisten sind von vornherein viel zu sehr überzeugt gewesen, es müsse sich Schopenhauer's Weltanschauung in ihr finden lassen und sind damit über allgemeine Redensarten und Schopenhauer'sche Schlagworte nicht hinausgekommen. Das gilt selbst von Hausegger, der in seiner Schrift über „R. Wagner und Schopenhauer" (1878) noch das Beste nach dieser Richtung hin geliefert hat. Man hat dabei viel zu wenig beachtet, daß Wagner seine Dichtung gegen Ende des Jahres 1852 bereits vollendet hatte, Schopenhauer's Philosophie dagegen erst im Jahre 1854 kennen gelernt hat. Die Folge ist, daß man nun mehr und mehr daran verzweifelt, die Formel für den Ideengehalt des Ringes zu finden. Der allgemeine Feldzug, den unsere Kunstkritik gegen die „Idee" überhaupt eröffnet hat, ist auch auf diejenigen Kreise nicht ohne Einfluß geblieben, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, den „Gedanken von Bayreuth" zu pflegen. Man schwört auch hier bereits auf den modernen Glauben, das Kunstwerk allein aus der „Persönlichkeit" des Künstlers heraus construiren zu müssen und verzichtet auf eine philosophische Deutung seines Ideengehalts.**) Wie mir scheinen will, sehr zum Nachtheil der Sache. Denn es wird damit der Schwerpunkt der Wagner'schen Schöpfung in psychologische und historische Zufälligkeiten verlegt und anstatt einer Klarlegung ihres inneren Zusammenhanges ein geistreiches Räsonnement geboten, das doch von einem tieferen Verständniß noch weit entfernt bleibt.

Wie verdienstlich daher alle übrigen Betrachtungsarten auch immer sein mögen, und wie wenig auch unsere Zeit geneigt sein mag, ein Kunstwerk in philosophische Begriffe aufzulösen, bei einem Werke, wie „der Ring des Nibelungen" scheint eine derartige Untersuchung ihres Ideengehaltes um so weniger entbehrlich, als Wagner selbst bei seinen Werken diese reflectirende Art des Schaffens ausgeübt hat. Freilich darf man, wie auch Chamberlain in seinem schönen Buche über R. Wagner betont, diesen letzten Umstand nicht übertreiben und den Einfluß des abstracten Denkens auf das künstlerische Schaffen zu hoch anschlagen.***) Wie bei allen großen Künstlern, so werden auch bei Wagner die Einzel-

*) R. Wagner: Gesammelte Werke Bd. IV. 81.
**) Vgl. Houston Steward Chamberlain: Richard Wagner (1896).
***) a. a. O. 272.

heiten der Reflexion der Ausgestaltung seines Werkes mehr nachgefolgt als vorangegangen sein und nur in ganz allgemeiner Form wird die philosophische Idee vorher in seinem Bewußtsein gestanden und gleichsam den Rahmen abgegeben haben, in welchen sich die einzelnen Momente seines Werkes organisch hineingefügt haben. Denn soweit diese Idee bewußter Art ist, insoweit ist sie immer nur der erste feste Kern, um den sich unbewußter Weise die übrigen idealen Momente eines Kunstwerkes herumcrystallisiren, insoweit gleicht sie nur dem Samenkorn, das, in den Boden eingesenkt, ohne äußere Hülfe seine Triebkraft entfaltet. Das Bewußtsein ist als solches nicht im Stande, die Herausgeburt der Idee in die sinnliche Anschauung zu vollziehen. Allein trotz dieser Unmittelbarkeit der genialen Production ist Wagner, als ein echter Sohn seiner Zeit, doch mehr als irgend ein anderer Künstler geneigt, das vollendete Kunstwerk hinterher im Sinne einer bestimmten Weltanschauung auszudeuten, woraus wir schließen dürfen, daß dieselbe, wenn auch vielleicht nur in mittelbarer Form, auf die besondere Gestaltung seines Werkes doch irgendwie eingewirkt hat.

Daraus ergiebt sich aber zugleich noch ein Anderes. Wenn nämlich der Act der künstlerischen Gestaltung unbewußt ist und der philosophische Gedankengehalt dem Schöpfer bei der Ausführung seines Werkes höchstens nur als ein ganz allgemeines Schema vorschwebt, so ist damit ausgeschlossen, daß Alles, was einer an Ideengehalt aus jenem Werke herauszieht, als solcher auch bewußtermaßen vom Künstler vorher hineingelegt sei. Nicht einmal braucht der Letztere immer selbst der beste und zuständigste Interpret seines Werkes zu sein. Denn der immanente Ideengehalt desselben ist auch für ihn ein unbewußter, sein Bewußtsein ist folglich auch ihm gegenüber der Möglichkeit der Täuschung ausgesetzt, und keineswegs ist es immer auch im Stande, den ganzen Reichthum jenes Inhalts auszuschöpfen. Ist doch der wirkliche ideale Gehalt eines bedeutenden Werkes um so viel concreter und reicht er doch so viel tiefer in das Wesen der Dinge hinab, als das reflectirende Bewußtsein vor seiner Vollendung ahnen konnte, daß wahrhaft große Künstler immer erstaunt vor ihren eigenen Schöpfungen gestanden und sich darüber gewundert haben, woher ihnen jene Fülle an idealen Beziehungen gekommen. Wenn ein solcher Künstler dann aber hinterher daran geht, sich diesen Inhalt zum Bewußtsein zu bringen, dann kann er dies nur in Gemeinheit seiner jeweiligen abstrakten Weltanschauung, und es ist kein Wunder, wenn seine eigene Deutung auch immer nur mehr oder minder abstract und einseitig ausfällt.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte den „Ring des Nibelungen", so ist es freilich vor Allem nöthig, zu wissen, welche Auffassung Wagner selbst von seinem Werke gehabt hat, oder — falls er uns hierüber nicht genügend aufgeklärt haben sollte — nach welcher Richtung wir diese Erklärung suchen müssen. Dazu müssen wir aber die näheren Umstände kennen lernen, unter denen sein Werk zu Stande gekommen ist, und dies ist wiederum unmöglich, ohne daß wir uns seine ganze geistige Entwickelung wenigstens in ihren allgemeinsten Zügen klar machen, die ihn zu seinem Werke hingeführt haben.*)

Dabei können wir die erste Jugendzeit des Meisters übergehen. Es genügt auch, an seine Sturm- und Drangperiode nur kurz zu erinnern, wo der Schöpfer der „Feen" und des „Liebesverbotes" sich mit dem sogenannten „Jungen Europa" gegen den abstracten Mysticismus der Romantik ereiferte und in unklarer Schwärmerei für einen constitutionellen Liberalismus auch in der Kunst einer kosmopolitischen Weltanschauung huldigte. Sein Aufenthalt in Paris in den Jahren 1839—42 verleidete ihm diesen Kosmopolitismus und ließ ihn die Wurzeln seiner Kraft im nationalen Boden finden. Wagner war bekanntlich nach Paris gegangen, um durch Meyerbeer's Vermittelung seinen „Rienzi" bei der dortigen Großen Oper anzubringen. Die Enttäuschungen, die seiner hier warteten, der Einblick in das künstlerische und gesellschaftliche Treiben an einem Orte, den er bis dahin nur immer als den eigentlichen Muttersitz der europäischen Kunst verehrt hatte, dies Alles flößte ihm einen tiefen Widerwillen ein und lehrte ihn, im Strudel der Weltstadt sich auf sich selbst besinnen. Als er in Folge der Annahme seines „Rienzi" an der Hofoper zu Dresden sich dorthin begab, stand ihm sein Ziel bereits klar vor Augen, und „Der fliegende Holländer" sollte ihm dazu die Bahn eröffnen.

Wagner betrat den deutschen Boden mit der Absicht, Revolution zu machen, eine Revolution der deutschen Kunst, die das Vaterland des „Freischützen" vor einem Treiben bewahren sollte, wie er es im Auslande auf das Tiefste verachten gelernt hatte. Er wollte eine neue Kunst in's Leben rufen, wodurch die vielen ausländischen Producte, die damals den Bühnenmarkt beherrschten, wie Spreu vor dem Sturmwind, über die Grenze gefegt werden sollten. Ohne Zaudern nahm er den Kampf mit den widerstrebenden Mächten auf und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß er nicht bloß fast die ganze allmächtige Schaar der damaligen Zionswächter des deutschen Kunsttempels gegen sich in Harnisch gerufen, sondern — was schlimmer war — auch die Gunst des großen Publicums eingebüßt hatte. Dasselbe Publicum, das dem „Rienzi" begeistert zugejubelt hatte, blieb kalt bei der Aufführung des „Holländer" und wußte mit dem „Tannhäuser" (1845) vollends gar nichts anzufangen. „Lohengrin" entstand, aber sein Schöpfer konnte sich nicht verhehlen, daß sein Bestreben, die Revolution durch das Schaffen neuer Werke herbeizuführen, an der Verständnißlosigkeit der Masse gescheitert sei. Da begriff er, daß die Kunst nur durch eine Reformation des gesammten öffentlichen Lebens, der ganzen modernen Gesellschaft überhaupt zu reformiren sei.

In diesem Gedanke berührte sich Wagner mit der demokratischen Bewegung, die in den vierziger Jahren ihr Haupt erhob und die in geistiger Beziehung durch die linkshegel'sche Philosophie eines Ruge und Feuerbach beeinflußt wurde. Das Schlagwort dieser politisch-socialen Bewegung war das „Recht auf Revolution." Man hatte es als geschichtsphilosophischen Begriff aus Hegel's Princip der Entwickelung abgeleitet und stellte es geradezu als eine sittliche Forderung auf, die bestehenden Verhältnisse möglichst rasch einer höheren Stufe der Vollkommenheit, wie man dieselbe verstand, entgegenzuführen. Wagner selbst malte sich „das neue Weltalter" als eine glückselige Zukunft aus, als einen durch die Politik herbeigeführten Zustand der staatlichen und socialen Freiheit, wo mit den verbesserten wirthschaftlichen Verhältnissen auch die idealen Bedürfnisse der Menschheit besser als bisher befriedigt würden. Darum verschmolz ihm jetzt das künstlerische mit dem politischen Interesse, und der Kunstreformator Wagner wurde zum politischen Revolutionär, weil er nur auf diesem Wege eine Erfüllung seiner eigenen idealen Wünsche erhoffte.

Wie weit er nun persönlich an jener Bewegung Theil genommen und welche Rolle er während des Maiaufstandes zu Dresden im Jahre 1849 gespielt hat, das kann hier füglich unerörtert bleiben. Genug, daß Wagner wegen seiner politischen Umtriebe über die Grenze fliehen mußte und sein Heim in Zürich aufschlug, um hier in der Verbannung seine nächsten Jahre hinzubringen. Der Möglichkeit beraubt, sich als ausübender Künstler zu bethätigen, verwandte er seine unfreiwillige Muße zunächst darauf, sich in rein theoretischen Abhandlungen über seine bisherigen Bestrebungen Rechenschaft zu geben, zugleich aber auch auf diese Weise die Allgemeinheit für seine kunstreformatorischen Ideen zu interessiren.

*) Vgl. hierzu: „H. Dinger, R. Wagner's geistige Entwickelung. Versuch einer Darstellung der Weltanschauung R. Wagner's mit Rücksichtnahme auf dessen Verhältniß zu den philosophischen Richtungen der Junghegelianer und Arthur Schopenhauer's." 1892.

So schrieb er: „Die Kunst und die Revolution", „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama".

Das Fehlschlagen des Dresdener Aufstandes hatte zur Folge, daß Wagner seine Ideen ihres specifisch-politischen Gehaltes entkleidete und den Gedanken der Reform in einem viel allgemeinerem Sinne faßte. Er glaubte nicht mehr an eine besondere welthistorische Bestimmung des deutschen oder gar des sächsischen Volkes, woraus die Saat der Zukunft entkeimen würde. Als Träger der Entwickelung erschien ihm nun die Menschheit überhaupt und damit zugleich als das alleinige Object seiner weltbeglückenden Ideen. Darum suchte er jetzt auch die Letzteren zu einem universelleren Standpunkte emporzuläutern und sich den Weltzusammenhang in einer neuen tieferen Weise auszudeuten. Derjenige aber, an den er sich hierbei anschloß und aus dessen Schriften er die philosophische Begründung seiner reformatorischen Gedanken schöpfte, war Feuerbach, der genialste und in gewissem Sinne radikalste Schüler Hegel's.

Bis dahin hatte Wagner an dem theistischen Gottesglauben seiner Jugend, wie an etwas Selbstverständlichem, festgehalten. Jetzt lehrte ihn Feuerbach, daß alle religiösen Vorstellungen eines persönlichen Gottes, einer Unsterblichkeit u. s. w. bloß anthropomorphische Fictionen wären, die, gleich Nachtgespenstern, vor dem hellen Licht der Wirklichkeit verbleichen. Bis dahin hatte er im Christenthum die höchste Form der religiösen Bethätigung verehrt und dieser Religion im „Tannhäuser" und „Lohengrin" eine entscheidende Bedeutung zugestanden. Jetzt verwarf er alle Religion überhaupt als schädlichen Aberglauben, besonders aber das Christenthum, weil es den Menschen von seiner eigentlichen irdischen Heimath abzieht und seine Blicke auf ein ideales Jenseits richtet, das gar keine reale Existenz besitzen kann. Wagner entschlug sich aller religiösen Vorstellungen und bekannte sich zu einem nackten Atheismus. Er verurtheilte aber zugleich auch allen Glauben an eine abstracte Wahrheit und berauschte sich mit Feuerbach am Cultus der Sinnenwelt.

Es giebt nur Eine Wirklichkeit, und das ist die sinnliche, concrete Wirklichkeit. Es giebt nur Einen Grund des Seins, worin dessen verschiedene Gestalten wurzeln, und das ist die Natur, als das unmittelbar wahrgenommene Sein. Die Natur ist die allmächtige Kraft, die Alles zeugt und formt, nicht nach außer ihr liegenden Zwecken, sondern nach einem ihr immanenten Gesetz, ohne doch selbst ein Bewußtsein davon zu haben. Ihr Dasein ist Leben, ihr Leben ist Entwickelung. Die höchste Stufe der Entwickelung aber ist der Mensch, worin sie zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt. Auch der Mensch hat keinen Zweck außerhalb der Natur. Er ist nur die Darstellung oder das Bild derselben und kann daher nur die Aufgabe haben, als Mikrokosmus den Makrokosmus abzuspiegeln. Nun stellt sich aber die Natur überall als die höchste Einheit des Individuellen und des Allgemeinen dar. Alle Ausbildung des Einzelnen und Besonderen hat nur den Zweck, der Allgemeinheit zu Gute zu kommen. Folglich muß dies auch das Ziel der menschlichen Entwickelung sein. Wir haben das Individuelle in uns zur möglichsten Entfaltung zu bringen, um Glieder und Organe der Allgemeinheit sein zu können. Erst in ihr erreicht die Menschheit ihr höchstes Ziel; dies Ziel ist aber zugleich auch mit der höchsten Glückseligkeit verbunden. Alles individuelle Glück ist bloß zufällig und vergänglich. Wahre Glückseligkeit ist nur im Allgemeinen.

Diese Anschauung Wagner's in den erwähnten Schriften macht freilich auf besondere Originalität keinen Anspruch. Es ist nur der alte Naturalismus, wie er auch heute noch vielfach im Schwange ist, der Naturalismus Feuerbach's und der Junghegelianer, der bei Wagner nur eine specifisch-ästhetische Färbung und künstlerische Zuspitzung erhalten hat. Denn worauf dieser eigentlich hinaus will, ist das ideale „Kunstwerk der Zukunft", als das natürliche Product der Menschheitsentwickelung, die Wagner durch seine Schriften hofft beschleunigen zu können.

Jene Vereinigung des Individuellen und Allgemeinen nämlich, worin er das Ziel der Entwickelung erblickt, ist keine sich von selbst vollziehende, sondern sie wird nur durch harte Conflicte errungen, durch höchstes Anspannen der ethischen Energie auf Kosten des individuellen Glückes. Es ist die „Noth", die Empfindung der Besserungsbedürftigkeit des gegenwärtigen Zustandes, die den Einzelnen wie die Völker zum Kampfe treibt, zum Kampfe gegen die verhärteten Egoisten einerseits, gegen veraltete Zustände und Gesetze andererseits, die keine Existenzberechtigung als das Herkommen besitzen. Dieser Kampf aber wird erleichtert durch die Liebe. Unter allen Principien der Wagner'schen Weltanschauung kommt ihr die größte Bedeutung zu. Denn die Liebe überwindet den Egoismus und vermittelt als geheimes Band den Zusammenhang unter den Individuen. Sie ist es, die den Menschen die Augen öffnet, das Wissen zeugt und dadurch den Einzelnen willfährig macht zur Vereinigung mit dem Allgemeinen, woraus die Glückseligkeit hervorsprießen wird. Die Liebe verleiht daher schon jetzt die höchste Glückseligkeit, in welcher Form sie sich auch äußern möge. Keine Form der Liebe aber übertrifft die Geschlechtsliebe an Bedeutsamkeit. Ist doch sie das natürliche Band zwischen dem Individuellen und dem Allgemeinen. In der Hingabe des Weibes an den Mann und umgekehrt vollzieht sich schon jetzt am Einzelfalle die Entäußerung des Egoismus an den Communismus. Die Vereinigung der Liebenden, woraus der erlösende Mensch der Zukunft hervorgeht, ist darum die höchste sittliche That.

(Schluß folgt.)

---

## Herman Grimm und die deutsche Culturgeschichte.

Von Karl Busse.

Als ich den neuesten starken Band der Herman Grimm'schen Essays*), über den ich hier sprechen möchte, durchgelesen hatte, legte ich mir die Frage vor, wie der Titel des Buches wohl lauten müßte, wenn er annähernd auch neben dem Inhalt den Charakter des Werkes andeuten sollte. Ich glaube, man könnte ihn dann formuliren: „Ich und die Deutsche Culturgeschichte."

Die Stärke dieses persönlichen Elementes macht Alles, was Grimm schreibt, interessant. Aber die allzu kühne Souveränität, mit der dieses Ich schaltet und waltet, bewirkt auch, daß man ein Herman Grimm'sches Buch nie zum zweiten Male liest. Mir wenigstens ergeht es so. Ich lese Herman Grimm stets nur Herman Grimm's wegen. Es ist eigentlich eine Luxuslectüre. Ueber welchen Gegenstand er spricht, ist ganz gleichgiltig. Er hat einen weiten Horizont, aber er erweitert nicht den Horizont des Lesers; er hat viel gelesen, er kennt und weiß viel, aber er bereichert nie den Schatz unserer Kenntnisse. Wer sich über Etwas orientiren will, darf nie zu einem Grimm'schen Buche greifen. Nur Derjenige, der über einen Gegenstand orientirt ist, wird mit Interesse einen geistreichen, feingebildeten Mann über diesen Gegenstand plaudern hören. Daß schon jemals ein Mensch mit festem Standpunkt von Grimm überzeugt, zu einer Meinungsänderung veranlaßt worden ist, glaube ich nicht. Und darin scheint mir die schwächste Seite dieser Bücher zu liegen: sie überzeugen nicht.

Man muß den Grund dafür suchen. Ueberzeugen kann ein Schriftsteller auf doppelte Weise. Entweder durch zwingende Nachweise, die die Sache angehen; oder durch die Macht seiner Persönlichkeit. Völlig getrennt kann das natürlich nur

*) „Beiträge zur Deutschen Culturgeschichte". Berlin, Hertz.

in der Theorie werden, praktisch handelt es sich nur immer um das Ueberwiegen des Einen oder des Andern. Nehmen wir als Beispiele und Gegensätze zwei Männer, die Grimm selber bespricht: Ranke und Treitschke. Nicht um sie gegeneinander auszuspielen. Das wäre thöricht. Man wird sie Beide bewundern, den Einen aber mehr lieben. Ranke überzeugt durch Ruhe. Grimm sagt von ihm: „Er sprach, als sei er bei allen Entwickelungen dabei gewesen und kenne das Geschehene besser als Jemand." Er stützte sich auf den ganzen gelehrten Apparat, er begünstigte die philologische Behandlung unserer Geschichtsquellen, er bildete eine lange nachwirkende Methode aus, die die ganze Geschichtswissenschaft beherrscht. Treitschke dagegen wirkt nicht durch Ruhe, sondern durch die stürmische Wucht seiner Sprache, die Gewalt seiner eigenen Begeisterung, durch seinen Haß und seine Liebe, durch die Macht seiner innersten Persönlichkeit. Er *zwingt* zum Glauben, wie uns Luther zwang. Er hat keine Methode, die man lernen kann, wie die Ranke'sche. Er hat keine Schule gemacht wie Ranke. Er hat sich oft verzeichnet — es thut nichts, denn es lebt Alles und wir glauben ihm, *müssen* ihm glauben. Es giebt in jedem großen Manne ein Letztes, wovor man still steht und das man nicht mehr definiren kann. Das hatte auch Ranke. Daß die meisten seiner Schüler nur das Aeußerliche von ihm annahmen, die Methode, daß sie mehr Philologen wurden als Historiker im höchsten Sinne, das ist nicht Ranke's Schuld. Zu Genies kann der beste Lehrer seine Schüler nicht machen. Ranke selbst hatte das Großgeistige, das Feldherrnauge, die Souveränität des Genies. Er selbst ging niemals ganz in philologischen Studien auf. Grimm erzählt von ihm, er hätte ihm gesagt, die Dauer eines Geschichtsbuches hänge allein ab von der Schönheit des Stils. Ich glaube, wir können diese Bemerkung nur so auffassen, daß Ranke gemeint hat, die *innere* Wahrheit sei ausschlaggebender als die äußere. Mit anderen Worten: Alles kommt auf die Persönlichkeit an, welche die Geschichte belebt. Damit hat er ganz gewiß Recht, damit hat er auch seinen größten Nebenbuhler anerkannt. Und es war gewiß nicht im Sinne ihres Meisters, wenn Ranke'sche Schüler Treitschke einen Journalisten nannten. Als ob die Herren nicht wüßten, daß die größten Anstöße immer von Leuten ausgegangen sind, die *nicht* eigentlich „zünftig" waren. Diese Ranke'schen Schüler sind es auch nur, die man als Gegensatz zu Treitschke zu nennen hat — viel weniger Ranke selbst. Diese Schüler, die nur die Methode aufgriffen und deren spiritus schon zum Teufel war, als sie auf den Bänken des Ranke'schen Seminars saßen. Wie es schwache Nachahmer stets thun, übertrieben sie, hoben sie *eine* Seite an der Art ihres Meisters besonders hervor — die durch Fleiß für Jeden erreichbare, die philologische. Und das ist doch auch wieder für Ranke bezeichnend. Wenn es schwache Nachahmer Treitschke's gäbe, würden sie vielleicht Journalisten sein; die schwachen Nachahmer Ranke's — er hat Gottlob auch echte Schüler — sind Philologen — *nur* Philologen. Man erkennt auch in Caricaturen einen Schimmer des Vorbildes. So waren auch Ranke's und Treitschke's Erfolge ganz verschieden. Ranke reformirte die Forschung; er schrieb für Diplomaten; Treitschke für das deutsche Volk, für die Jugend. In Ranke lebt mehr der kluge, geniale Diplomat, in Treitschke etwas von der ungestümen Volkskraft, die 1813 das ganze Volk hinriß. Ranke war der geborene Mann für eine Weltgeschichte — Treitschke hätte das nie so vermocht wie er. Aber Treitschke war dafür der geborene Mann für eine Deutsche Geschichte, und das hätte Ranke nicht so gekonnt. Beide überzeugen. Sie thun es Beide durch verschiedene Mittel. Und nun Herman Grimm?

Es ist wohl klar: man darf ihn nicht zu Ranke stellen. Von exacter Forschung ist da nicht die Rede. Fachleute sind auf Herman Grimm nicht gut zu sprechen. Eher will er wie Treitschke wirken: durch starke Subjectivität. Und was ist es, daß er das nicht erreicht? Treitschke hat „exact" geforscht, nur war es nicht seine Art, damit zu prunken. Nehmen wir an, mit Herman Grimm stünde es ebenso. Dann läge die schwächere Wirkung an dem schwächeren Ich, der weniger bedeutenden Persönlichkeit.

Und das ist auch der springende Punkt. Herman Grimm ist eine *interessante* Natur, keine große. Er ist zu sehr geistiger Egoist, um für Andere Etwas sein zu können. Ihm fehlt der Berge versetzende Glaube an eine Idee, ihm fehlt das sittliche Pathos, die Concentration alles Könnens auf Einen Punkt, der Alles durchschlagende Cürassirhieb, die höchste Einheit. Ich finde den Mittelpunkt seines Wesens nicht, von dem aus der ganze Mensch sich erklären lassen muß. Oder dieser Mittelpunkt ist eben: geistiger Egoismus. Er erzählt von Julian Schmidt, dessen Literaturgeschichte wäre aus „Grenzboten"-Aufsätzen entstanden, die sich zwanglos aneinander gereiht hätten, weil sie Alle aus Einem Geiste geboren wären. Dasselbe wäre Treitschke möglich gewesen. Diese Naturen ruhen in sich so sicher wie Felsblöcke. Sie sind in gewissem Sinne uninteressant, weil man immer voraus weiß, wie sie sich zu einem Ereigniß stellen werden. Sie gehen unaufhaltsam in gerader Linie. Sie können ungerecht sein, weil sie das ihnen Entgegengesetzte nicht verstehen. Sie sind so sicher und unbeirrbar auf ihrer Bahn, nicht weil sie eitel sind und an ihre eigene Unfehlbarkeit glauben, sondern weil sie an die ewige Wahrheit der Idee glauben, für die sie kämpfen. Man kann sie vernichten, aber nicht ablenken vom Wege. Sie sind ein Stück Volkskraft. Und deßhalb im Grunde unbezwinglich.

Herman Grimm ist anders. In Vielem geradezu das Gegentheil. Er ist weiblicher, assimilationsfähiger, unruhiger. Er springt fortwährend. Er blendet oft. Man erkennt ihn nicht an dem, was er sagt, sondern *wie* er es sagt. Er hat eine Schreibweise, die an Manier streift. Er steht als der vornehme Mann dem Volke gegenüber und repräsentirt es nicht. Treitschke und Julian Schmidt sind gewiß persönlich, aber sie brauchen das Wörtchen „ich" nicht den zehnten Theil so oft wie Herman Grimm. Einmal, weil sie stärker in den Gegenstand versenkt sind, und dann, weil sie ihre subjective Meinung selbstverständlich auch für die einzig wahre halten. Grimm dagegen genießt sich zunächst selbst. Er weiß, er hat eine Ausnahmestellung. Er spricht von den Wilhelm und Jakob Grimm, von Achim von Arnim und Clemens Brentano, wie der Deutsche Kaiser von seines hochseligen Herrn Vaters oder Großvaters Majestät. Es verläßt ihn nie das Bewußtsein, ein Grimm zu sein; das Bewußtsein, daß er mit dem Ruhm der Familie zugleich die Verpflichtung übernommen habe, das geistige Leben in Deutschland zu beeinflussen und zu dirigiren. Und dies Bewußtsein verbunden mit dem andern, daß er gehört wird, wenn er spricht, macht seine Urtheile so sicher. Man sieht, diese Sicherheit beruht auf ganz anderem Ursprung, als die von Julian Schmidt und Treitschke. Aber sie kann nicht so unbedingt überzeugen, weil sie zu überlegen ist und weil nicht Jeder anerkennen wird, daß ein Grimm a priori Recht hat.

Man muß das Alles im Auge behalten, um Herman Grimm richtig zu erfassen. Wenn Julian Schmidt und Treitschke von der allgemeinen Meinung abweichen, so kämpfen sie für ihre specielle Wahrheit mit wuchtigem Schlage und lassen nicht ab damit, bis sie ihr zum Siege verholfen haben. Herman Grimm thut das nicht. Der deutsche Kaiser hält Ohnet für einen großen Dichter; das genügt, um das Urtheil aller Anderen aufzuwiegen. Herman Grimm sagt seine Meinung ebenso; er stellt sie unbekümmert allen Uebrigen entgegen, das genügt. Und ebenso souverän ist sein Stil. Jeder kennt diesen Stil. Ist Treitschke's Sprache an das ganze Volk gerichtet, eine Tribünensprache — so kommen mir die Grimm'schen Aufsätze immer vor, als wären sie Gespräche beim Frühstück, hingeplaudert von einem außerordentlich geistreichen Mann in einem exclusiven Kreise. Im Grunde sind es nämlich

Feuilletons — allerdings nicht mit dem zu verwechseln, was unsere Tagesblätter uns unter diesem Titel auftischen.

Grimm betont gern, daß er bis in sein Alter mehr zum Vergnügen geschriftstellert und erst sehr spät das Katheder bestiegen habe. Und in der That: seine Stärke und Schwäche liegt darin, daß er ein Dilettant ist. Einer von den Guten, die seltene Vögel bei uns in Deutschland sind. Er hat oft ganz herrlich treffende Worte — Stellen, die sich einprägen. Und er hat selten ein abgerundetes, gleichwerthiges Ganze geschaffen. Wenn er über einen großen Mann schreibt, so hier über Treitschke, Brunn, Curtius, so giebt er persönliche Eindrücke wieder. Er erzählt, wie er diese Männer gesehen, was sie mit ihm gesprochen, wie er zu ihrem Begräbniß gegangen. Dadurch gewinnt er viele lebendige Einzelheiten. Aber er kommt nie bis zum Innersten dieser Männer. Manchmal fällt es ihm selbst auf, wie wenig es ihm in den Sinn kommt, von ihren „menschlichen Schicksalen", von ihren „Büchern" zu reden. Er kommt nie dazu. Denn im Grunde ist er, der sich selbst Genießende, sich auch selbst immer die Hauptperson. Der kürzlich verstorbene M. Bernays hatte es in der Kunst des Abschweifens vom Thema zur Meisterschaft gebracht; er kam vor lauter Gelehrsamkeit, die er nicht unterdrücken konnte, vom Hundertsten in's Tausendste. Grimm schweift gleichfalls beständig ab. Ich sagte schon, er sei zu unruhig, er könne die gerade Linie nicht einhalten. Nur ergeht es ihm anders als Bernays. Ein altes Sprichwort sagt: Man kann die Katze werfen wie man will, sie fällt immer auf ihre vier Beine — Grimm kann schreiben, worüber er will, er ist nach dem dritten Satze immer wieder bei sich. Er erzählt, wie Curtius ging, in Einem Satze. Er fügt hinzu: „Wenn ich selbst Derer gedenke, die mir nicht mehr begegnen, so stehen sie mir in ihrem Gange meist zuerst vor Augen. Meinen Vater und meinen Onkel, Savigny, Humboldt, Treitschke, Homeyer, Cornelius, Curtius würde ich auch in der Dunkelheit nur an der Silhouette ihres Einherschreitens noch erkennen. Wie Kaiser Wilhelm I., wie Kaiser Friedrich ging, steht mir lebhaft vor Augen. Es lag wie ein Versfall in der Art, wie Jeder die Füße setzte. Und so auch erinnere ich mich bei Jedem der Haltung des Hauptes. Aus meinen Kinderzeiten weiß ich noch, wie Otfried Müller den Kopf, emporn ickend, ein wenig zurückwarf ꝛc." Wenn Herman Grimm so schreiben kann, fühlt er sich am wohlsten.

Weil er Alles auf sich zurückbezieht, ist er aber ein eminent unhistorischer Geist. Er hat nie versucht, eine ganze Epoche darzustellen — er hätte es auch nicht können. Er hat ferner nie eine Erscheinung historisch begreifen wollen. Er hat eine geheime Abneigung gegen das Hervorsuchen aller Details zur Lebensführung großer Männer. Es hält ihn auf. Er will über ihre Werke philosophiren, ästhetisiren, der Dichter selbst ist ihm, wenn er ihn nicht gekannt hat, gleichgültig. Es war ihm bei seinem Homerbuch lieb, daß man von dem Schöpfer der Gedichte nichts weiß. Homer ist ihm nichts, die Ilias Alles. Daß wir Goethes Leben so genau kennen, ist ja recht hübsch; wüßten wir nichts von Goethe, so wär' es auch gut, denn wir haben ja den Faust. Im zweiten Bande seines Werkes über Homer oder vielmehr über die Ilias hat Grimm diesen Standpunkt des Näheren klargelegt. Es ist wieder ein Standpunkt höchster Subjectivität, die leicht zur Willkür werden kann. Ein Lieblingswort Grimm's ist das vom „modernen Griechenthum". Darin liegt der eben gekennzeichnete Standpunkt eingeschlossen. Die Griechen waren ein Volk mit unhistorischer Geistesrichtung. Das ästhetische Moment überwog bei ihnen. Es überwog auch bei dem älteren Goethe, es überwog allmälig bei den Romantikern, besonders bei den ersten, die daran zu Grunde gingen; es überwiegt bei Herman Grimm. Bei Treitschke und Julian Schmidt dagegen steht es erst in zweiter Linie. In erster sind sittliche Gesichtspunkte für sie maßgebend. Und ich halte das für das Größte in unserm Jahrhundert, daß wir von der überwiegend ästhetischen Lebensauffassung zu einer andern, praktischeren fortgeschritten sind, die uns thatkräftiger gemacht hat, deren Blüthe nicht mehr das schöne gleichmäßig entwickelte Individuum ist, sondern die geschlossene Volkseinheit. Aus Dichtern sind wir zu Kriegern geworden. Und das ist gesünder. Wer heut' wirken will, muß einen Theil der gesunden Volkskraft repräsentiren, muß in sich zusammenfassen, was unserm Volke in langen Kämpfen gewonnen ward. Er darf nicht exclusiv sein, das Individuelle in ihm muß untertauchen im Volksganzen, muß sich erweitern, muß zusammenfallen mit dem Besten der Volksseele. Von Treitschke sagt Grimm einmal: „Mir ist der Gedanke gekommen, ob die unbegreifliche Fülle der Treitschke'schen Geschichtsschreibung ihm nicht einmal abgesprochen werden könne, weil nach Jahrhunderten sein Buch als das der unpersönlichen Selbstbekenntnisse des deutschen Volkes selbst weiterlebte, worin dessen eigene Gedanken über sein Glück und Unglück zusammengefaßt worden seien. Was Treitschke persönlich an Haß und Zuneigung zufällt, würde dann auf uns selber zurückfallen." Das ist ein schönes Wort. Aber von diesem höchsten Standpunkt richtet sich Grimm selbst. Bei ihm läßt sich eben absolut nicht vergessen, daß Herman Grimm spricht, weil er es selbst nie vergißt.

Ich habe hier immer nur von dem Schriftsteller gesprochen und nicht von seinem Werk. Das wird jetzt verständlich sein. Wenn man das Umgekehrte thäte, würde man ein falsches Bild geben. Denn Grimm ist mehr als alle seine Werke — wiederum im Gegensatz zu Treischke. Dieser hat sein Bestes und Heiligstes, alle seine Liebe und seinen Haß, das Reinste was in ihm lebte mit all' der Kraft, die der Glaube an eine sittliche Idee verleiht, hineingedrängt in seine Deutsche Geschichte. Und so ist dieses Werk über ihn selbst hinausgewachsen, denn es ist befreit von all' dem Kleinlichen, dem selbst der größte Lebende in der Wirklichkeit seinen Zoll zahlen muß. Herman Grimm dagegen ist, wie gesagt, mehr als jedes Werk seiner Feder. Denn seine Werke sind nicht in dem Maaße Glaubensbekenntnisse wie die Treitschkes, er hat nicht die Kraft, Alles, was in ihm lebt, zu concentriren in einem gewaltigen Credo. So giebt er immer weniger als er selbst ist.

Sein neues Buch enthält zehn Essays. Alle beinah sind vorher schon erschienen, sei es in der Deutschen Rundschau, sei es als Einleitung zu seinem Goethebuch oder zu den Grimm'schen Märchen. Genannt sind bereits die über Treitschke, Brunn, Curtius. Die Übrigen sind: Leonore von Este, Bettinas letzter Besuch bei Goethe, Erinnerungen und Ausblicke, die Brüder Grimm und die Kinder- und Hausmärchen, Achim von Arnim's Briefwechsel mit Clemens Brentano, und schließlich die beiden mehr kunstgeschichtlichen: „Die Umgestaltung der Universitätsvorlesungen über Neuere Kunstgeschichte durch die Anwendung des Skioptikons"; „Das zweihundertjährige Bestehen der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin."

Wenn ich mich frage, wem ich die Deutsche Geschichte von Treitschke zum Lesen empfehlen würde, so würde ich ohne Zögern „Jedem" antworten. Diese Antwort könnte ich nicht geben, wenn es sich um Herman Grimm'sche Bücher handelt. Die sollte nur ein reifer Mensch lesen, d. h. einer, der seinen eignen Standpunkt schon unverlierbar gewonnen hat. Er wird dann aus diesen Büchern viel Anregung schöpfen, während sie einen unsicheren Geist nur verwirren könnten — einen Geist, der etwa daraus „Kulturgeschichte lernen" wollte. Das Interesse, das sie einflößen, ist stets nur ein psychologisches.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein Lebensräthsel.

Von Björnstjerne Björnson.

„Weßhalb wollen wir uns hier setzen?"

„Weil es hier hoch und hell ist."

„Aber hier geht es tief hinunter; ich werde schwindlig, und die Sonne flimmert zu stark auf dem Wasser. Gehen wir ein Stück weiter!"

„Nein, nicht weiter."

„Dann zurück nach der grünen Einfriedigung; es war so schön dort."

„Nein, nein, auch nicht dorthin." Er ließ sich nieder, als ob er nicht mehr könnte oder wollte. Sie blieb stehen, die Augen unverwandt auf ihn gerichtet. Da sagte er: „Aasta, jetzt mußt Du mir erklären, weßhalb Du so vor dem fremden Schiffer erschrakst, als er in der Dämmerung eintrat."

„Das dachte ich mir!" lispelte sie und schien davon laufen zu wollen.

„Du mußt es mir sagen, ehe Du gehst; denn sonst folge ich Dir nicht mehr."

„Botolf!" rief sie und wandte sich um, blieb jedoch stehen.

Er sagte: „Ich habe Dir wohl versprochen, nicht zu fragen; das ist wahr. Ich will es auch halten, wenn Du das lieber willst, aber dann ist es aus zwischen uns Beiden." Da brach sie in Thränen aus und kam zu ihm zurück. Ihre kleine, feine Gestalt, ihre Händchen, ihr weiches, leichtes Haar, von dem das Tuch herab gefallen war, und dann ihre Augen und ihr Mund — Alles schimmerte und glänzte in der Sonne, die unmittelbar über ihnen stand. Er sprang auf: „Ja, Du weißt es: wenn Du mich so anblickst, gebe ich nach. Aber nun weiß ich auch, daß es hinterher nur noch schlimmer wird. Kannst Du das nicht begreifen? Wenn ich Dir hundert Male verspreche, Deine Vergangenheit nicht kennen zu wollen, ich finde doch keinen Frieden mehr und kann es nicht halten!" Und sein Antlitz zeigte ein Leiden, das nicht von gestern war.

„Botolf, das war es ja, was Du mir versprachst, und doch ließest Du mich niemals in Frieden. Ja, Du versprachst mir, es ruhen zu lassen, weil ich es Dir nie, nie sagen konnte. Du versprachst es mir jedesmal feierlich und sagtest, das wäre Dir ganz gleich, denn ich allein sei es, die Du haben wolltest! — Botolf!", und sie lag vor ihm im Haidekraute auf den Knieen und weinte, als ob ihr Leben in Gefahr wäre, und blickte ihn an, indeß Thräne auf Thräne weiter sprach; und sie war das Schönste und das Elendeste, was er je im Leben gesehen.

Er erhob sich, setzte sich aber gleich wieder und sagte: „Wenn Du mich so sehr liebtest, daß Du Vertrauen zu mir haben könntest, o wie glücklich könnten wir sein!"

„Und wenn Du ein bischen Vertrauen zu mir haben könntest!" bat sie und kam auf den Knieen näher und dann fügte sie hinzu: „Dich lieb haben? Jene Nacht, wo ich auf das Deck kam, — unser Schiff war mit Deinem zusammen gestoßen, Du standest an der Schiffsseite und commandirtest, — ich hatte nie so was Mächtiges gesehen, ich liebte Dich gleich! Und als Du mich hinüber in das Boot trugst, indeß die Schiffe sanken, o ich fühlte wieder Drang zum Leben, und ich hatte geglaubt, das hätte ich nie wieder." Sie schwieg und weinte; aber dann faltete sie die Hände auf seinem Knie: „Botolf!" bat sie, „sei groß! Groß wie damals, als Du mich ohne alles Andere mitnahmst, — nur mich allein! — Botolf!"

Fast hart antwortete er: „Warum versuchst Du mich? Du weißt ja, ich kann nicht! Die Seele ist es, die wir haben wollen, aber nicht dies; — die ersten Tage geht es noch, aber nicht mehr später."

Sie zog sich zurück und sagte hoffnungslos: „O Gott, ein Leben wird nie wieder ganz!" — und weinte bitterlich.

„Gieb mir Dein ganzes Leben und nicht bloß ein Stück davon dann wird es bei mir wieder ganz!" Er sprach kräftig, wie um sie zu ermuthigen; sie antwortete nicht, aber er sah sie kämpfen. „Ueberwinde Dich selbst, wag's! Schlimmer als jetzt kann es doch nicht werden."

„Du kannst mich zum Aeußersten treiben!" sagte sie bittend.

Er mißverstand sie und fuhr fort: „Und wenn es das größte Verbrechen wäre, ich würde versuchen, es zu tragen; aber das kann ich nicht ertragen!"

„Auch ich nicht!" rief sie und erhob sich.

„Ich will Dir helfen!" Er erhob sich auch. „Ja, einen jeden Tag will ich Dir helfen, wenn ich nur weiß, was es ist. Aber ich bin zu stolz, etwas zu bewachen, was ich nicht kenne, und was vielleicht einem Anderen gehört!"

Sie wurde brennend roth: „Schäme Dich! Von uns Beiden bin ich der Stolzere; ich habe nichts von einem Anderen zu sagen. — Nun wirst Du ja wohl aufhören!"

„Nein, wenn Du stolz bist, so benimm mir erst den Argwohn!"

„Jesus Christ, das halte ich nicht länger aus!"

„Gut, ich habe geschworen, daß es heute ein Ende haben soll!"

„Wie unbarmherzig!" schrie sie, „ein Weib so zu peinigen und quälen, das sich Dir anvertraut hat, und das so heiß für sich gebetet hat wie ich!" Sie war nahe daran, wieder zu weinen, aber mit einer plötzlichen Veränderung brach sie aus: „Ich durchschaue Dich: Du willst, daß es in mir ausschreie, damit Du was zu wissen bekämst."

Sie sah ihn erzürnt an und wandte sich ab. Da hörte sie langsam Wort für Wort: „Willst Du, oder willst Du nicht?"

Sie streckte die Hand aus: „Nein, und wenn Du mir Alles gäbest, was wir von hier aus sehen können!" Sie ging, ihr Busen wogte, ihre Augen irrten hin und her, aber meist nach ihm zu, bald hart, bald schmerzlich, dann wieder hart. Sie lehnte sich an einen Baum und weinte; dann weinte sie nicht mehr, sondern ging weiter, wie vorher.

„Ich wußte ja, daß Du mich nicht liebtest," hörte sie und — war mit einem Male das Demüthigste und Reuevollste; ein paar Mal wollte sie antworten, warf sich aber statt dessen wieder in das Haidekraut und barg ihr Gesicht in ihren Händen. Er ging hinzu und stand neben ihr. Sie fühlte, daß er dort stand, sie erwartete seine Rede, sie verhüllte sich; aber da er nicht sprach, wurde sie noch furchtsamer und mußte aufsehen. Zu gleicher Zeit sprang sie auf: sein wettergebräuntes, längliches Gesicht war hohl geworden, das tiefe Auge ohne Braue, der breite, aber zusammengepreßte Mund, die ganze ungeheure Gestalt legte sich mit so vereintem, außerordentlichem Gewichte über sie, daß sie ihn plötzlich droben auf dem Schiffe sah, wie in jener Nacht, wo sie Schiffbruch litten; er war groß wie damals geworden und von einer Stärke ohne Grenze; aber jetzt erhob sich dieselbe gegen sie selbst! „Du hast mich belogen, Aasta!" Sie wich zurück; aber er kam ihr nach. „Du hast auch mich zum Lügen gebracht. Nicht an einem einzigen Tage, den wir zusammen verlebt, war volle Wahrheit!" Er stand ihr so nahe, daß sie seinen heißen Athem fühlen konnte; er blickte ihr in die Augen, daß ihr ganz schwarz vor dem Blick wurde; sie wußte nicht, was er im nächsten Augenblicke sagen oder thun würde und schloß die Augen. Sie stand, als ob sie fallen oder fortlaufen wollte. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Bei der tiefen Stille wurde ihm selbst bange, aber noch einmal schlug er sein Inneres um: „Mache Dich rein! Leg' alle Deine Künste ab, — thu' es jetzt, hier!"

„Ja," antwortete sie fast bewußtlos.

„Thu' 's, sage ich!" Er stieß einen Schrei aus, denn sie fuhr an ihm vorbei und hinaus. Er sah ihr lichtes Haar, ihre empor gestreckten Hände, ein Taschentuch, das flatterte und davon flog und hinter ihr allein dahin schwebte, weit hinaus treibend. Er hörte keinen Schrei, auch kein Aufklatschen, denn es ging tief hinunter. Er hörte überhaupt nichts: er war umgesunken. — —

Vom Meere war sie in jener Nacht zu ihm gekommen, im Meere war sie wieder verschwunden und mit ihr die Geschichte ihres Lebens. In die nächtige Tiefe war Alles getaucht, was seine Seele besaß, — sollte er nicht nach?

Er war hergekommen mit dem festen Entschluß, ein Ende seiner Qual zu finden, aber das war kein Ende. Nun konnte das Ende niemals kommen; nun würde es erst beginnen. Ihre letzte That sagte ihm zu, daß er sich geirrt und sie — ermordet habe! Obwohl die Qual jetzt zehnfach wurde: er mußte leben, um darüber nachzugrübeln, wie Alles geschehen war. Sie, fast die Einzige, die in jener fürchterlichen Nacht gerettet wurde, sie sollte gerettet werden, bloß um von ihm getödtet zu werden, der sie gerettet hatte. Er, der die See befahren und Handel getrieben hatte, als ob die ganze Welt nur See und Handel wäre, war plötzlich das Opfer einer Liebe geworden, die sowohl ihn als sie getödtet hat. War er ein schlechter Mensch? Er hatte es nie sagen hören und niemals es gefühlt. Aber was war er dann? Er erhob sich, — nicht um sich hinabzustürzen, sondern um wieder bergab zu gehen; Niemand tödtet sich in dem Augenblicke, wo er ein Räthsel zu lösen bekommen hat. —

Aber das konnte ja niemals gelöst werden! Sie hatte in Amerika gewohnt, seit sie erwachsen war; sie kam von dort, als die Schiffe auf einander stießen. Wo in Amerika sollte er anfangen? Woher aus Norwegen stammte sie? Er wußte es nicht bestimmt; er war nicht einmal sicher, ob ihr Familienname derselbe war, den die Familie in Norwegen getragen. Der fremde Schiffer! Ja, wo war er? Und kannte er sie? Oder war sie es nur, die ihn kannte? Das hieß gleichsam, das Meer befragen, in's Blaue reisen und eine Nachforschung beginnen, behutsam, kopflos. Er hatte sich geirrt! Eine reumüthige Schuldige würde ihr Gemüth erleichtert haben, als sie vor ihrem Manne stand; eine ohne Reue würde Ausflüchte gesucht haben. Aber sie verrieth nichts, sie suchte auch keine Ausflüchte: sie stürzte sich in den Tod, da er in sie drang. Einen solchen Muth hat kein Schuldiger. Ja, warum nicht? Lieber als eingestehen, denn dazu gehört ein noch größerer Muth. Aber dieser Muth fehlte ihr nicht; denn sie hatte ja begonnen, einzugestehen, daß etwas war, was sie nicht sagen konnte. Es mußte die Schuld selbst sein, die es verbot. Doch sie konnte an keiner großen Schuld zu tragen haben, denn sie war oft fröhlich, ja, ausgelassen; sie war heftig, aber sie hatte ein zartes Gefühl und war herzensgut. Die Schuld mußte anderswo liegen, an einem Anderen. Warum dann nicht eingestehen, daß ein Anderer die Schuld trug? Denn damit wäre Alles vorbei gewesen. Aber lag sie weder an ihr noch an einem Anderen, was war es dann? Sie hatte ja selbst gesagt, es wäre etwas, — und der fremde Schiffer, vor dem sie so erschrocken war? Wer war das? Was in aller Welt war das? — Hätte sie jetzt noch gelebt, er hätte sie noch gepeinigt. Er ertappte sich bei diesem Vorsatz und fühlte sein großes Elend.

Aber es begann wieder. Vielleicht war sie nicht so schuldig, wie sie selbst glaubte, oder vielleicht nicht so schuldig, wie sie Anderen er-

scheinen mußte. Wie oft liegt Unschuld hinter unserer Schuld, Einfalt in der Sünde, obgleich nur Wenige dies begreifen können, — und ihn hatte sie nicht für fähig gehalten, dies zu begreifen, ihn, der ganz Argwohn war. Er würde aus einer klaren Antwort tausendfachen Argwohn geschöpft haben; deßhalb hatte sie sich lieber dem Tode, als ihm anvertraut! Ach, warum hatte er sie nie in Ruhe lassen können?! Zu ihm war sie von ihrer Vergangenheit weggeflohen, bei ihm hatte sie Schutz vor ihr gesucht: und dann war er es, der sie wieder herbeilockte und sie immerfort auf sie los hetzte! Sie war ihm ja ergeben, sie war gut und schön bei ihm, — was ging ihn dann ihre Vergangenheit an? Und wenn sie ihn anging, warum denn nicht gleich? Nein, je mehr ihre Zärtlichkeit stieg, desto mehr auch seine Unruhe; da sie nicht nur aus Bewunderung und Dankbarkeit, sondern von Herzen die Seine wurde, so wollte er auch wissen, ob sie einem Anderen gehört und was sie früher erlebt hatte. Und je tiefer es ihn schmerzte, je mehr sie für sich bat, desto mehr mußte er in sie dringen; denn es war ja Etwas! Zum ersten Male fiel ihm ein: hatte er denn ihr Alles gesagt? Ging es wirklich an, einander Alles zu sagen? Würde das verstanden werden, so wie es war? Gewiß nicht. Er hörte Kinderstimmen und sah sich um. Er saß in der grünen Einfriedigung, wovon sie vor Kurzem gesprochen hatte; aber er wußte nicht eher Etwas davon als jetzt. Fünf Stunden waren vergangen; ihm schien, es wären einige Minuten. Die Kinder hatten vielleicht schon lange dort gespielt, aber er hörte sie erst jetzt. Ach, war das nicht Agnes, die sechs- oder achtjährige Tochter des Geistlichen, die Aasta bis zur Vergötterung geliebt hatte, und die ihr so ähnlich war? Gott im Himmel, wie war sie ihr ähnlich! Sie hatte eben ihren kleinen Bruder auf einen Stein geholfen; er sollte in der Schule sitzen, und sie wollte der Lehrer sein. „Sprich mir nach", sagte sie: „Vater unser!" — „Vata unta!" — „Der du bist im Himmel!" — „Immel!" — „Geheiliget werde dein Name!" — „Eili dein Nam'!" — Dein Reich komme!" — „Nein!" — „Dein Wille geschehe!" — „Nein, will nicht!" — — —

Botolf hatte sich hinausgeschlichen. Es war nicht das Gebet, was ihn bezwang, denn er bemerkte nicht einmal gleich, daß es ein Gebet war. Aber indeß er die Kinder ansah und ihnen zuhörte, wurde er in seinen eigenen Augen zu einem unreinen Raubthier, ausgestoßen aus Gottes und der Menschen Gesellschaft. Hinter den Büschen schlich er hinweg, damit ihn die Kinder nicht bemerken sollten; er war vor ihnen furchtsamer, als je in seinem Leben vor irgend Jemand. Er schlich in den Wald, weitab vom Wege. Wo sollte er hin? Nach dem Hause, das er gekauft und für sie eingerichtet hatte? Oder weiter? Gleichgiltig, denn wo er auch war, überall stand sie vor ihm. Man sagt von Sterbenden, daß sie das letzte Bild in ihren Augen bewahren. Wer von einer bösen That erwacht, erfaßt das erste Beste, was ihm in die Augen fällt, und wird es nie wieder los.

Es war nicht Aasta, was er sah, wie sie noch vor Kurzem auf dem Berge stand, sondern ein kleines, unschuldiges Mädchen — Agnes. Selbst das Bild der Sinkenden wurde zu dem Kinde mit den emporgestreckten Händchen. Die Erinnerung an Aasta's große Liebe zu dem Kinde vertauschte geheimnißvoll in seiner Seele die Bilder; die große Aehnlichkeit spielte hinein in den monatelangen Zweifel über Schuld oder Unschuld. Hatte Aasta ein solches Kind in ihrem Herzen getragen? Ja, er hatte es gesehen, oder vielmehr: er sah jetzt erst, daß er es gesehen hatte. Früher hatte er gegrübelt, ob dies auch Unschuld war, ob sie zu Anderen hatte so lächeln können, oder was es war, was hinter diesem Kind in ihr lebte und nur in holden Augenblicken hervorzubrechen vermochte. Ein beständiger Wechsel in ihrer Natur, eine krampfhafte Unruhe, die auch Andere zur Uebertreibung verleitete, hatte ihn stets bei ihr angelockt oder abgestoßen; jetzt nach ihrem Tode vereinigten sich alle Erinnerungen in einem betenden, unschuldigen Kinde. Und überall begegnete er dem Kinde; es hielt alle Wege zur Nachforschung versperrt. Jeder Auftritt in ihrem kurzen Zusammenleben, von jener Nacht des Schiffbruches bis zu dem Sonntagsmorgen auf dem Berge, immer wenn er eine Frage stellen wollte, zeigte sich das Antlitz des Kindes, und die sonderbare Verwandlung ermattete ihn so, daß er kaum noch Nahrung zu sich nehmen und nach wenigen Tagen sein Bett nicht mehr verlassen konnte. Jeder sah ein, daß er dem Tode zuging. Wer ein Räthsel trägt, nimmt ein eigenes Wesen an, das ihn zu einem Räthsel für Andere macht. Schon vom Tage an, da er einzog, hatte sein finsteres Schweigen und ihre Schönheit und Beider verborgenes Leben das Gerede im Dorfe entfesselt. Als das Weib mit einem Male verschwand, stieg die Spannung so, daß auch das Unglaublichste geglaubt wurde.

Niemand konnte eine Aufklärung geben, denn Keiner von Allen, die am Strande oder auf dem Berge wohnten oder verkehrten, hatte an jenem Sonntagsmorgen hinüber nach dem Abhange gesehen, als sie sich im Sonnenschein hinunterstürzte. Auch ihre Leiche trieb nicht an's Land, um Zeugniß abzulegen. Es entstanden deßhalb wunderliche Sagen von ihm. Häßlich sah er aus; er lag da mit dem langen, hohlen Antlitze, das ein rother Bart und wirres rothes Haar umgab. Die großen Augen blickten wie aus einem kleinen See, der von Gebüsch umwachsen ist. Da er weder leben noch sterben zu wollen schien, sagte man, Gott und der Teufel kämpften um ihn. Einige hatten den Bösen selbst, von Feuer umwogt, nach den Fenstern zu seiner Kammer blicken sehen, um ihn zu rufen. Sie hatten ihn auch als einen schwarzen Hund um die Häuser schnuppern oder wie einen Garnknäuel hinrollen sehen. Andere hatten den ganzen Hof in Brand gesehen, Andere hatten einen Zug schreiend, bellend, lachend aus der See kommen hören, wie er langsam auf das Haus, durch die verschlossenen Thüren ging, durch alle Zimmer jagte und dann mit Schreien, Gebell und Gewieher wieder hinab in's Meer verschwand. Die ängstlichen Dienstleute des Kranken, Männer wie Weiber, zogen ohne Weiteres ab und erzählten Alles dies. Niemand traute sich mehr in die Nähe des Hofes. Hätten sich nicht ein paar alte Leute, zu denen er gut gewesen, seiner angenommen, so wäre er ohne Hülfe liegen geblieben. Die alte Frau war aber dabei in großer Furcht und verbrannte Stroh unter seinem Bett, um den Bösen zu vertreiben; aber obwohl der Kranke beinahe selbst mit verbrannt wäre, wurde er doch nicht erlöst. Er lag in namenlosen Leiden. Die alte Frau dachte zuletzt, es müßte irgend ein Mensch sein, auf den er warte. Sie fragte ihn, ob sie den Geistlichen holen sollte. Er schüttelte mit dem Kopfe. Gab es sonst Niemand, den er gern sehen wollte? Darauf antwortete er nicht. Am nächsten Tage nannte er aber deutlich den Namen „Agnes". Ganz gewiß kam dies nicht als Antwort auf die gestrige Frage der Frau, aber die Alte nahm es dafür und ging hinaus zu ihrem Manne. Sie bat ihn anzuspannen und zu dem Geistlichen hinüber zu fahren, um Agnes zu holen.

Auf dem Pfarrhofe glaubten sie, daß die Alte schlecht gehört hätte, und daß es der Geistliche sei, der den Kranken besuchen sollte, aber der Alte behauptete fest, er verlange nach dem Kinde. Agnes selbst saß drinnen, hörte es und erschrak heftig, denn sie hatte auch von dem Teufel und von dem Zuge aus dem Meere gehört. Aber auch, daß der arme Kranke auf Jemand warte, um sterben zu können, und sie fand es nicht wunderlich, daß sie dies war, denn seine Frau hatte sie ja so oft hinüber geholt. Was ein Sterbender wünsche, das müsse man thun, sagte sie also, und wenn sie muthig zu Gott bete, so würde ihr Niemand etwas Böses anthun. Und das glaubte sie und ließ sich ankleiden.

Es war ein kalter, klarer Abend mit langen Schatten und das Schellengeläute rief ein Echo im Walde hervor. Es war etwas unheimlich, aber dann betete die Kleine und faltete im Muff ihre Hände dazu. Sie sah keinen Teufel; auch hörte sie keinen Zug vom Meere her, aber sie sah die Sterne über sich und gerade vor sich das Licht auf dem Hügel. Oben um den Hof war es unheimlich still, aber die alte Frau kam gleich heraus, trug sie hinein, nahm ihr den Mantel ab und ließ sie sich am Ofen wärmen. Und unterdessen sagte die Alte, sie solle guten Muthes sein und furchtlos zu ihm gehen und ihr Vaterunser über ihn beten. Als sie warm geworden war, nahm die Alte sie bei der Hand und führte sie in die Kammer. Da lag er mit langem Bart und hohlen Augen und starrte sie an; er kam ihr nicht häßlich vor, und sie war nicht bange. „Vergiebst du mir?" fragte er leise.

Sie erkannte, daß sie Ja sagen sollte, und deßhalb sagte sie: „Ja".

Da lächelte er und versuchte sich aufzurichten, blieb aber kraftlos liegen. Sie begann sofort mit ihrem Vaterunser; aber er machte eine abwehrende Geberde und zeigte auf seine Brust. Und nun legte sie ihre beiden Hände darauf, denn so verstand sie das; und er deckte seine feuchte, eiskalte, knöcherne Hand auf ihre warmen Händchen, und dann schloß er die Augen.

Da er schwieg, als sie mit Beten fertig war, wagte sie nicht, ihm ihre Hände zu entziehen und begann ihr Gebet wieder von vorn. Als sie dies zum dritten Male that, trat die alte Frau herein, blickte auf den Todten und sagte: „Nun kannst du aufhören, mein Kind, denn nun ist er erlöst."

## Aus der Hauptstadt.

### Die Schneiderfrage bei Hofe.

Je höher die Gesellschaftskreise hinaufreichen, desto mehr gewinnt die Schneider- und Kleiderfrage in unserem wunderlichen fin de siècle an Bedeutung.

Bei der Bestattung des Königs Johann von Sachsen im Anfang der siebziger Jahre sahen sich die preußischen Infanterie-Officiere, die ihr beizuwohnen hatten, durch die fürchterliche Ungewißheit über das für die Feier zu wählende Beinkleid lebhaft beunruhigt. Damals gehörte zu ihrem Galaanzug ein weißes Beinkleid aus Tuch, während ihre sächsischen Kameraden ein Gala-Beinkleid ad hoc nicht kannten. Sie erschienen auf den Hofsesten in dem dunklen Beinkleid des Dienstes. Ein Machtspruch des Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich, der bei dem Leichenbegängniß den alten Kaiser zu vertreten hatte, entschied sich für das weiße Beinkleid. — Aus Boyen's Memoiren wissen wir, daß König Friedrich Wilhelm der Dritte im Zorn aufbrausen konnte, wenn ein Officier oder ein Höfling in vorschriftswidrigem Anzug ihm unter die Augen trat. — Als Wilhelm der Erste im Atelier des Bildhauers Drake seine von dem Künstler verfertigte Büste in Augenschein nahm, stellte sein scharfes Auge sofort fest, daß die Orden in falscher Reihenfolge

wiedergegeben worden waren. Ueberhaupt war er in der Uniformfrage sehr genau, und die Schlachtenmaler Bleibtreu und A. v. Werner mußten es oft erfahren.

Der Reichsgerichtsrath a. D. Mittelstädt weist, nach dem Vorgang Caliban's, in dem ersten seiner vor Kurzem erschienenen Briefe „Vor der Fluth" (Leipzig, S. Hirzel) auf das Blut des englischen Königs- und des Koburger Herzogshauses hin, das in der Persönlichkeit Wilhelm des Zweiten sich kundgiebt. Unser Kaiser verleugnet aber auch nicht das Blut seiner preußischen Ahnen. Sein künstlerischer Sinn, sein farbenfrohes Auge liebt in seiner Umgebung bunte Uniformen, Galaröcke, Puderperrücken, Kniehosen und Wadenstrümpfe. Auch für seine Person steht er der Frage des Anzuges nicht gleichgiltig gegenüber. Für ihn ist sie ein Mittel mehr im Kreise Derjenigen, denen es vergönnt ist, ihm näher zu treten, mögen es Herren aus fürstlichem Geblüt oder Truppen oder auch bevorzugte Diener seines Hofstaates sein, seiner Verehrung, seiner Huld oder auch seiner freundschaftlichen Gesinnung einen liebenswürdigen Ausdruck zu verleihen. Als er soeben den Thron bestiegen und die Deputationen fremdländischer Officiercorps, die zur Leichenfeier für Kaiser Friedrich erschienen waren, zu empfangen hatte, wechselte er zwischen den einzelnen Empfängen die Uniform, um jede Deputation in ihrem eigenen Anzuge oder doch wenigstens in einer Uniform ihres Heeres begrüßen zu können. — Daß Wilhelm der Zweite, so oft er in Wiesbaden weilt, dort fast ausschließlich die Uniform der Garde-Kürassiere trägt, um dem Kammerherrn von Hülsen, der früher diesem Regiment angehört hat, eine Freude zu machen, ist allgemein bekannt. Auch erscheint es völlig glaubhaft, wenn der groteske Träger der gelben Reitjacke, wenn Li Hung Tschang in seinen voriges Jahr aus Berlin datirten Briefen erzählt, daß er an einem und demselben Tage den Kaiser in vier verschiedenen Uniformen gesehen habe.

Welche Bedeutung mithin Wilhelm der Zweite der Wahl des Anzuges beimißt, dürfte wohl klar auf der Hand liegen. Kein Wunder daher, wenn die Mittheilung der Presse, wonach er vor seiner Abreise nach Liebenberg bei dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe zu einer längeren politischen Besprechung im Jagdanzuge vorgefahren sei, den jetzt leicht erregbaren Politiker hinter dem Jagdanzug wittern ließ, daß die seit Jahren latente Kanzlerkrisis endlich acut geworden sei. Hatte er doch vor drei Jahren fast um dieselbe Zeit und aus dem gleichen Anlaß dem damaligen Kanzler auch im Jagdanzuge einen Besuch abgestattet und war doch diesem Besuch der Sturz des Grafen Caprivi fast auf dem Fuße gefolgt. Die Befürchtungen haben sich zwar als irrig erwiesen. In den Köpfen der neugierigen Politiker spukt aber auch die Doctorfrage, ob wohl Wilhelm der Erste jemals in der Jagdjoppe den ersten Kanzler des Deutschen Reiches zu einer politischen Unterredung aufgesucht hat. Die Hofhistoriographen und die Officiösen von Byzanz mögen Antwort geben.

Bei dem jüngsten Ausflug unseres Kaisers in das Ueberschwemmungsgebiet begegnen wir wieder dem Jagdanzug. Es ist ja richtig, Wilhelm der Zweite steht über den Gesetzen des Staates. Um so weniger hat er Anlaß, sich den Gesetzen der Mode zu unterwerfen. Die beweglicher denkenden Politiker sind aber im Laufe der letzten Jahre empfindlicher geworden, und so meinen sie, daß der Kaiser, da er nun einmal den Besuch des Ueberschwemmungsgebietes mit einem Jagdausfluge verbinden wollte, durch sein Erscheinen daselbst einen tieferen Eindruck hinterlassen haben würde, wenn er für die Dauer der Anwesenheit in der von der Noth in so hohem Maaße bedrängten Gegend sich des Anzuges entäußert hätte, der in den hohen und höchsten Gesellschaftskreisen angelegt wird, wenn es gilt, Zerstreuung und Genuß in der Ausübung des Waidwerkes zu suchen. Auch Leute, die sich noch vom Byzantinismus frei fühlen, mögen diese Ausführungen vielleicht für spitzfindig halten. Sollte aber der Kaiser, der die Frage des Anzuges mit sonst unerreichter Sicherheit zu beherrschen weiß, einmal ähnlichen Gedanken Raum geben, — wir sind überzeugt, er wird später unter den gleichen Verhältnissen den Anzug wählen, in dem sein landesväterliches Herz glücklicher zum Ausdruck gelangt. Oder vielleicht denkt er doch trotz alledem und alledem im tiefsten Grund über die Kleiderfrage wie der edle Dänenprinz: „Was über allen Schein trag' ich in mir." ❊

## Bismarck-Denkmäler.

Natürlich will Berlin sein Bismarck-Denkmal haben, muß es haben wollen — schon aus Anstandsrücksichten. Der eisgraue Junker im Sachsenwald wird freilich den Teufel danach fragen, ob ihm die Berliner ein Standbild errichten oder nicht, und wie es aussieht, das wird ihn vollends mit jener „höheren Wurschtigkeit" erfüllen, die er der „decorativen Politik" überhaupt entgegenzubringen pflegt. Allein, wie Alles heutzutage, so hat eben auch die Politik ihren decorativen Zug, und Denkmäler nationalen Charakters bilden da ein erprobtes Mittel, um das Nützliche und Nothwendige zugleich mit dem Angenehmen hervorzubringen. Man weiß ja natürlich eingeweihten und nachgerade auch uneingeweihten Ortes, was solche Denkmäler zu bedeuten haben, gerade wie das übrige politische Decorationswesen. Aber gleich wie jeder Major oder Ober-Regierungsrath seinen Orden, auch wenn er nicht mehr als ein „Frühstücks-Orden" ist, stolz auf der Brust trägt, so setzt sich auch jede Stadt in gehobener, selbstvergnügter Stimmung ein nationales Denkmal auf ihren Marktplatz, selbst wenn es, der Natur der Feierlichkeit nach, auch bloß so eine Art Frühstücks-Denkmal ist. Ich bin jetzt eine Weile in deutschen Landen herumgereist, und sah diese Denkmäler aller Orten, und überall erinnerte man sich dankbar der Einweihungsfeierlichkeiten und der gehobenen Stimmung, die damit verbunden war. In der neuesten Baedeker-Ausgabe aber steht besternt oder, wenn's hoch kommt, doppelt-besternt zu lesen, daß nunmehr auch die Stadt X. ihr Denkmal errichtet habe, und daß der Fremdling nimmer versäumen dürfe, sich dasselbe anzusehen. Die Fremdlinge finden freilich, daß die Denkmäler einander gleichen, aber die Städte gleichen ja auch einander, und auch die Flüsse und Berge, Alles auf der Welt sieht einander ähnlich, ganz besonders am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts, und die wirklich hohen Gipfel ragen einsamer denn je.

Ob Bismarck jemals ein Denkmal bekommt, das seiner einsamen Gipfel-Höhe entspricht, wer kann das wissen? Einstweilen müssen wir zufrieden sein, wenn die in den Niederungen errichteten Denkmäler sich wenigstens einen anständigen Durchschnitts-Charakter bewahren. Daß auch dieses Ziel noch keineswegs so leicht zu erreichen ist, das bewies die Ausstellung von Entwürfen für das Berliner Bismarck-Denkmal, die in der Academie kürzlich zu sehen war. Es waren nur geladene Größen dort erschienen, aber manche dieser Größen waren mit eitel Humbug geladen. Gott sei Dank, die schlimmste der Gefahren blieb von uns abgewendet. Der einzige Entwurf, der für die Ausführung in Frage kommen konnte, ist wirklich gewählt worden. Aber die Wahl war nicht schwer: Reinhold Begas heißt der Beglückte! Und der ist längst vor Vielen ein Auserwählter.

Ich bin kein Freund der Begas'schen Kunst, bin es nie gewesen und werde es niemals sein. Sie geht mir zu sehr auf's Aeußerliche, prunkt und protzt, daß es kracht, und behält stets eine fatale Aehnlichkeit mit eleganter Tapezier-Arbeit. Sie ist viel zu sehr auf den momentanen Effect berechnet, um einen Ewigkeitswerth haben zu können. Aber trotzdem! — wenn Niemand da ist, der's besser machen kann, dann muß man Begas eben nehmen, es bleibt nichts Anderes übrig. Durch die Fülle und den Umfang seiner Aufträge wird freilich Begas jetzt zum typischen Monumental-Künstler unserer Zeit gemacht. Mit der historischen Kunst Berlins wird einmal sein Name so eng verknüpft sein wie für eine andere Periode derjenige Schlüter's. Und wenn man dann später finden sollte, daß die Begas-Zeit mit der Schlüter-Zeit künstlerisch nicht vergleichbar sei, dann werden wir das in unseren Gräbern eben ertragen müssen. Denn schließlich haben wir es nicht anders gewollt, und vielleicht sogar — nicht anders gekonnt!

Das Bismarck-Denkmal für Berlin ist ein echter Begas: imposant, prächtig, monumental. Die Figur des Fürsten ist nicht gerade in ihrer seelischen Tiefe erfaßt, aber doch würdig und eindrucksvoll. Auf das allegorisch-phantastische Beiwerk ist wieder besonderer Nachdruck gelegt, und im Ganzen sind die Sockelwitze dies Mal so übel nicht ausgefallen. Natürlich ist allerhand pathetisches Gethier unter dämonisches Genienvolk gemischt, ein Atlas trägt eine Erdkugel, ein Schmied hämmert ein Schwert, und man kann sich die Beziehungen wohl gefallen lassen. Sie sind einleuchtend und verständlich, sind Huldigungen und Verherrlichungen und bieten auch dem Bildhauer lohnende Motive und damit dem Betrachter willkommene Linien. In sechs Reliefs werden diese symbolischen Hindeutungen fortgesetzt, und auch hier ist die Auswahl passend, wie etwa der Mutter, die ein Kind gehen lehrt, oder des Denkers, über dem ein Adler kreist.

Kurz, Berlin wird zufrieden sein müssen, muß müssen (trotz Lessing), und die künftigen Reichsboten, wenn sie in die Arena schreiten, mögen sich den Mann getrost anschauen, der sie einst Alle bändigte.

Franz Servaes.

## Notizen.

Als Festgabe zu Böcklin's siebzigstem Geburtstag hat die Photographische Union in München ihrem in zwei Bänden vorliegenden Böcklin-Werk soeben einen dritten folgen lassen. Wie die früheren Bände besteht er wieder aus vierzig Photogravüren von Werken aus Böcklin's verschiedensten Schaffenszeiten. Da finden wir das flotte 1893er Selbstbildniß, das Porträt seiner Mutter aus dem Jahre 1843 und von neueren Werken „Der Krieg", „Polyphem", „Venus Genitrix", „Deianira und Nessus", das wir kürzlich noch in Fiesole im Atelier des Meisters sahen, endlich von älteren die „Hochzeitsreise", Varianten der mehrmals wiederholten „Ruine am Meer", eine römische Landschaft ꝛc., Alles in sehr gelungenen, scharfen, fast malerischen Wiedergaben. Begleitet wird das Werk von Max Lehrs' „Leitfaden zum Verständniß der Böcklin'schen Kunst", worin der Leiter des Dresdener Kupferstichcabinets eine Erläuterung und ein Näherbringen der herrlichen Kunst des Basler Meisters mit entschiedenem Glück unternimmt.

An dieser Stelle wurde unlängst ausführlich über Dante's Einfluß auf die Kunst gesprochen und auch des schönen Bassermann'schen Werkes: Dante's Spuren in Italien (Heidelberg, Winter) gedacht, das einen ganzen Abschnitt diesen künstlerischen Einwirkungen des Dichters widmet, einen Abschnitt freilich, der, wie wir damals betonten, nicht auf der Höhe des ganzen Prachtwerkes steht. Bassermann folgte übrigens dort, wie wir gleichfalls erwähnten, einer 1892 erschienenen Dissertation Volkmann's, die den Stoff nur bis zum Ausgang der Renaissance behandelte. Der junge Verfasser hat nunmehr das Thema bis in die Neuzeit erweitert und ausgearbeitet und mit den Ergebnissen seiner Forschungen und Kunstreisen in Italien, Frankreich und England bereichert. Seine soeben erschienene Monographie führt den Titel: Iconografia Dantesca von Ludwig Volkmann und ist von dem kunstsinnigen Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig auf das Opulenteste ausgestattet worden: Büttenpapier, prächtiger Druck, Farbenbilder und Schwarzblätter, Initialen und Kopfleisten von großer Schönheit. Es ist erstaunlich, was der Verfasser aus dem knappen und spröden Material seiner Erstlingsschrift für ein reiches, tiefbohrendes, unterhaltendes Buch gestaltet hat, und wie er die vielfach bis dahin unbekannten, in Klöstern, Bibliotheken und Galerien zerstreuten und oft schwer zugänglichen, ja oft lange secretirten (Hamilton) Bilder, Illustrationen, Zeichnungen, Stiche, Schnitte und Miniaturen sammelt, gruppirt und kritisch bearbeitet. Ausgehend von den Bildnissen, die lange nach Dante auftreten und sehr wenig authentisch scheinen, werden die ältesten Darstellungen des Weltgerichts besprochen, die oft gewiß früher als die Göttliche Komödie oder doch schwerlich von ihr beeinflußt sind. Mit Recht übt Volkmann hier die größte Vorsicht. Wir sind sogar der Ansicht, daß umgekehrt die im 13. und 14. Jahrhundert überaus beliebten und häufigen Höllen- und Paradiesbilder den Dichter angeregt, seine Phantasie befruchtet und die Göttliche Komödie vielfach bis in's Detail beeinflußt haben, so daß sich auch ein interessantes Buch über den Einfluß der vorangehenden und zeitgenössischen Kunst auf Dante schreiben ließe, worin natürlich Cimabue und Giotto ein bedeutsamer Platz sicher wäre, wie auch dem allbekannten „Todestriumph" Orcagna's (?) im Pisaner Kirchhof. Später wird die danteske Vorlage viel sicherer und zur Gewißheit. Hier erscheint Michelino's Tafel im Florentiner Dom mit dem ersten Dantebildniß, von dem alle späteren abstammen, während z. B. der nach Boccaccio vollbärtige Dichter nur noch einmal in einer arg romantischen Zeichnung Geißler's à la Wolfschlucht zu der schlechten Verdeutschung Bernd v. Guseck's (1841) vorkommt. Das Höchste haben der herrliche Frühlingsmaler Botticelli, dessen Zeichnungen jetzt im Berliner Kupferstichcabinet sind und mehrfach mustergiltig von Strzygowski und Lippmann veröffentlicht wurden, geleistet, sowie der dem Höllenwanderer congeniale Michelangelo, Luca Signorelli und die begeisterten Dantisten Raffael und Lionardo. Unermüdlich hat ferner Volkmann die Holzschnittausgaben und illustrirten Handschriften durchgeforscht und besonders die Miniaturen kunstgeschichtlich und ikonographisch gewürdigt. Eine wahrhaftige Entdeckung ist auch der verschnörkelte und verzopfte Dante des tändelnden Rococo, wie es denn überhaupt dem Leser ein Vergnügen bereitet, wie sich der Dichter in den Künstlerköpfen der verschiedenen Zeitalter spiegelt. So der classicistische „Inferno" der statuarisch, nicht nach der Natur schaffenden Flaxman, Blake, Carstens, aber schon bei diesem ist der Uebergang zur Romantik leise und zaghaft angedeutet. Prächtig ist die von Volkmann wiedergegebene Sepia-Zeichnung des Römlings Jos. Ant. Koch und höchst merkwürdig, wie die statuarischen „Schlangenlinien" (mit A. v. Werner zu sprechen) bei Genelli anachronistisch wieder auftauchen. Dann die französischen Romantiker, die den Dichter nach ihrem Bilde schaffen, Ingres, der gewaltige Delacroix mit seiner „Barke", Ary Scheffer, der geniale Illustrator Doré, den Volkmann viel mehr gerecht wird als Bassermann. Dann die Modernen und Modernsten! Der Präraffaelit Rossetti — bekanntlich auch ein Dante —, der Neuidealist Anselm Feuerbach mit seinen schwermüthigen Dantebildern, Altmeister Böcklin's eminent coloristische „Francesca" und last not least der Klinger-Schüler Otto Greiner, dessen Kupferstich nach seinem Pastell das Buch mit einer ganz unvergleichlich dantesken Darstellung beschließt, die der Kunst unseres Volkes und unserer Zeit Ehre macht. Was uns an Volkmann's fleiß- und einsichtvollem Buch am meisten gefällt, das ist die Kunst, womit der bloße Katalog vermieden ist und die trockene Aufzählung von Namen und Werken kritisch-ästhetisch schmackhaft gemacht und in edelster Essayform stilistisch überwunden wird.

Der Segen der Sünde. Geschichte eines Menschen. Von J. E. v. Grotthuß. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) Der bekannte baltische Lyriker und Redakteur des Deutschen Adelsblattes debütirt hier nicht ohne Geschick als Novellist. Es ist die Geschichte eines Mörders aus Mißverständniß, der nach dem tragischen Ausgange seines Duells einen verstoßenen Bruder wiederfindet und nach schweren Prüfungen und selbstauferlegter Buße ein guter Mensch wird. Der Verfasser hat die Ichform gewählt, was ihm gestattet, das Psychologische sehr kunstvoll herauszuarbeiten und mit tiefem Blick die seelischen Tiefen zu durchdringen. Die Dialectik der Sünde und Läuterung ist ganz vorzüglich, auch der stark fromme Ton selten frömmelnd und tractätchenhaft. Es bedurfte allerdings eines entschiedenen und zugleich subtilen Talents, um uns über die Klippe der Handlung, den ganz harmlosen Kern des vermeintlichen Ehebruchs, der das Duell herbeiführt, hinwegzuhelfen. In der Wirklichkeit würde Frau Gertrud unbedingt und um jeden Preis die Aufklärung sofort gegeben haben. Mit Ohnmachten und dem gewöhnlich rasch fallenden Vorhang behelfen sich nur unverfrorene Dramatiker. Der Erzähler hat es minder bequem und darf nichts unterschlagen und vertuschen. Wir sind auf Grotthuß' nächste Novelle gespannt, worin er hoffentlich die Wahrscheinlichkeit besser in's Auge faßt. Das Büchlein ist reizend ausgestattet und wird gewiß Käufer finden.

Lebenskunst und Lebensfragen. Ein Buch für's Volk Von Max Haushofer. (Ravensburg, Otto Maier.) Ein Stück poetischer Lebensphilosophie in der Art der Bücher von Smiles ꝛc. Da wird der Leser in überzeugender Weise über die Pflichten und Aufgaben des Lebens, über Charaktere und Temperamente, über Geistes- und Gemüthsbildung, über das familiäre wie über das gesellschaftliche Leben und die Stellung des Einzelnen darin unterrichtet, um ihm so dasjenige Maaß von Menschenkenntniß und Lebensweisheit beizubringen, ohne das es im Leben, soll es auch äußerlich erfolgreich sein, nicht gut abgeht. Es ist ein originelles, gut geschriebenes, verdienstvolles Volksbuch, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen.

Die Seele. Ein Menschenleben in Gedichten. Von Edith Gräfin Salburg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) Die Grazer Dichterin hat schon Manches veröffentlicht, auch einen großen Zeitroman, der in Oesterreich nicht unbekannt geblieben ist, aber wir glauben doch, daß im lyrischen Rahmen ihr unbestreitbares Talent am vollsten sich auslebt und die ihm adäquateste Form findet. In diesen weichen, zarten Liedern werden die tiefsten irdischen und übersinnlichen Fragen erörtert, und doch ist es nie bloß gereimte Philosophie, sondern Alles ist bildlich, farbig, anschaulich und plastisch. Ein ergreifendes Stück Menschenleben ringt da nach dichterischen Ausdruck und findet nicht selten überraschende Naturlaute und Seelenstimmungen. Nur die Form läßt noch zu wünschen übrig. Heute, wo Krethi und Plethy „dichtet", verlangt man zum Mindesten reine Reime: Stollen — holen, das geht entschieden nicht, Frau Gräfin!

Kuno Fischer's Geschichte der neueren Philosophie, Jubiläumsausgabe (Heidelberg, Carl Winter), ist bis zur 8. Lieferung gediehen, so daß jetzt außer dem berühmten Einleitungsband noch „Spinoza" und „Schopenhauer", der den 9. Band des Gesammtwerkes bildet, vollständig vorliegen. Letzterer enthält zwei ganz neue Capitel, worin die Aphorismen zur Lebensweisheit und der Versuch über das Geistersehen ausführlich behandelt sind. Allgemeinen Antheil wecken die biographischen Abschnitte über Mutter Schopenhauer — oder richtiger Schoppenhauer — und ihren lieben Fernow, die ökonomischen, persönlichen und häuslichen Differenzen zwischen Mutter und Sohn und das Zerwürfniß mit seiner Schwester, dann die Kritik seines Systems und seiner Darstellungsart und das Capitel über die Ausgaben der Werke und Briefe. Ohne Zweifel ist heute der Pessimismus im Rückgang und Schopenhauer etwas in den Hintergrund getreten, aber seine Lehre wirkt doch noch mächtig nach. Die neueste und beste Gesammtausgabe, die Eduard Grisebach'sche, ist gleich nach Erscheinen in 25000 Exemplaren verkauft worden, und ein Antiquariatskatalog bot unlängst 360 Nummern Schopenhaueriana aus. Kuno Fischer freut sich dieser Ausbreitung und bemerkt dazu: Von Schopenhauer ist mehr zu lernen als von „Zarathustra".

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**König Laurin's Rosengarten.**

**Ein deutsches Epos aus den Tyroler Bergen**

von

**August Sturm.**

8°. Geh. M. 1,—.

**C. F. Amelang's Verlag in Leipzig.**

---

**Weihnachten!**

Das vornehmste Prachtwerk d. J. sind

**Goethes Gedichte.**

**Erste grosse Prachtausgabe,**

illustriert von

**Frank Kirchbach.**

Preis 45 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

*VERLAG VON ADOLF TITZE, LEIPZIG.*

---

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872—1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 *M* 50 ₰. Gebd. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

**Berlin W 57.**

---

# Iconografia Dantesca.

Die bildlichen Darstellungen
. . zur Divina Commedia . .

. . von . .

## Ludwig Volkmann.

Gross 8°, mit Textillustrationen und 17 Tafeln.

Preis in Pergament brosch. *M* 10.—, gebunden *M* 12.—.

Das Werk ist vornehm und eigenartig ausgestattet und von 17 Bildertafeln begleitet, deren eine in vielfarbigem Buntdruck künstlerisch hergestellt ist.

Für Dantefreunde und Kunsthistoriker eine gewiss erwünschte Festgabe.

---

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

Soeben erschienen:

**Jahres-Bericht** über die Erfahrungen und Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der **Landwirthschaft.** Zum Gebrauche für praktische Landwirthe. Begründet v. Oekonomierath Dr. **Buerstenbinder.** 11. Jahrgang. 1896. Herausgegeben von Dr. **Emil Pommer.** Mit 157 Abbildungen. gr. 8. Preis cartonirt 9 M., in Calico geb. 9,80 M. (Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.) — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

Hervorragendes Geschenk für alle Gebildeten.

Zweite Auflage! Soeben erschienen!

**Studien zur**

**Litteratur der Gegenwart.**

Von Professor Dr. **Adolf Stern.**

20 allgemein verständliche fesselnde Aufsätze über **Hebbel, Freytag, Storm, Bodenstedt, Scheffel, Keller, Fontane, Raabe, Wilbrandt, Baumbach, Seidel, Rosegger, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann, Daudet, Ibsen, Snoilsky, Rydberg, Tolstoi.** Mit den Bildnissen der Dichter. — Gediegenstes Werk des berühmten Litterarhistorikers. Prachtvolle Ausstattung, hocheleganter Einband.

Geh. 10,50 M.; geb. 12,50 M.

**C. A. Koch's Verlag** (H. Ehlers & Co.)
**Dresden u. Leipzig.**

---

Im Verlage von **Imberg & Lessen** in **Berlin,** Bernburgerstraße 15/16 ist erschienen:

**Dramatische Humoresken**

von

**Karl Bitz.**

Preis broschirt 3 Mk.

**Inhalt:** Prolog. Warum die Deutschen keine Komödie haben. — Mein Mann schreibt Tragödien. Schwank in zwei Acten. — Wer ist der Verräther? Lustspiel in zwei Acten nach der gleichnamigen Goethe'schen Novelle. — Publikus und seine Verwandten. Historico-Komödie in vier Acten. (Die Bismarck'sche Ära im Lichte des Humors.)

Die Bitz'schen Humoresken — unter den obigen besonders die dritte — leiten in glücklicher Weise bei uns die Periode der höheren humoristischen Komödie ein, der wir entgegengehen, nachdem die naturalistische Richtung unserer Litteratur mit ihrer Nachahmung der Geschmacklosigkeiten eines Ibsen, Tolstoi und anderer Ausländer, ebenso wie der „Märchendramen" mit ihrem Gemisch von Lüsternheit und Mystik gründlich abgewirthschaftet haben.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart“
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart“ haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Billige, dichte
**Dächer**
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer Künstler-Enquête:

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Anaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Die Gegenwart 1872–1892.**

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Neuigkeit 1897:

**Köst und Kinnerbeer.**
(Hochzeit und Kindtauffeier.)
Zwei Erzählungen
aus dem holsteinischen Landleben
von Adolf Holm.
gr. 8°. III u. 136 Seiten. In Ganzleinen gebunden M. 2.40.

1896 erschienen:

**Holsteinische Gewächse.**
Aufgezogen und zur Schau gestellt
(in Wort und Bild)
von Adolf Holm.
gr. 8°. III u. 163 Seiten. In Ganzleinen gebunden M. 3.—.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

**Italienische kaufmännische Korrespondenz-Grammatik**
von
**Carl Dannheisser und C. M. Sauer.**
8°. In eleg. Lwdbd. M. 4.80.
Dieses Werk lehrt in sehr zweckmäßiger Weise zugleich mit der Grammatik die kaufmännische Korrespondenz, indem statt unzusammenhängender Sätze schon von Lektion 12 an die Übungen und Aufgaben in Form von fertigen Briefen, Cirkularen ꝛc. erscheinen, welche den Regeln der betr. Lektionen angepaßt sind und allmählich vom Einfachen zum Komplizierteren übergehend, in ihrer Gesamtheit die allgemeinen Vorgänge der kaufmännischen Korrespondenz vollkommen umfassen, indem sie den Eigentümlichkeiten des Verkehrs mit Italien besonders Rechnung tragen.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von
**Julius Groos' Verlag in Heidelberg.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 49. Berlin, den 4. December 1897. 26. Jahrgang. Band 52.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Unser Conflict mit China. Von Nauticus. — Herrscherideale. Von Richard Wulckow (Darmstadt). — **Literatur und Kunst.** Allerlei Theater-Erinnerungen. Von Carl Schultes. — Wagner und Feuerbach. Von Arthur Drews. (Schluß.) — **Feuilleton.** Das Chloroform. Von Xanrof. — **Aus der Hauptstadt.** Der Dreyfus-Rummel. Von Caliban. — Jung-Hamburgische Kunst. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Unser Conflict mit China.

Ein besonderes Zusammentreffen von Ereignissen führte in einem Augenblicke, wo der Reichstag vor die Forderung einer starken Flottenvermehrung gestellt wird, Complicationen mit zwei überseeischen Staaten herbei, von denen die eine mit China von besonderer Tragweite für Deutschland zu werden vermag, während diejenige mit Haïti ihre Lösung bereits gefunden hat. Den Vertretern einer starken Flottenvermehrung kamen beide Zwischenfälle sehr gelegen, und man wies namentlich in Betreff des Falles mit Haïti auf die dabei bewiesene Unzulänglichkeit unserer Flotte hin, da im Moment des Conflicts angeblich kein Schiff zur sofortigen Entsendung nach Haïti bereit gewesen sei, während nachgewiesener Maßen die beiden Kreuzer vierter Classe Sperber und Schwalbe, sowie die seit dem Frühjahr als Schulschiffe bezeichneten Schiffe Olga, Marie und Sophie und der größere und geschützte Aviso Hela, für diesen Zweck in Kiel und Wilhelmshafen bereit lagen. Es mußte jedenfalls überraschen, daß 10—14 Tage zu dieser Indienststellung incl. Probefahrten als erforderlich bezeichnet wurden, während im Fall der Mobilmachung die gesammten gefechtstüchtigen Schiffe der Flotte binnen 48 Stunden seeklar sein müssen. Im Gegensatz zu anderen Seemächten, die wie z. B. England und Rußland keinen Anstand nehmen, ihre Küsten, im Falle denselben keine Gefahr droht, von dem weit überwiegenden oder einem starken Theil ihrer Flotte zu entblößen, und denselben dahin zu entsenden, wo sie seiner momentan dringend bedürfen, fesseln wir dagegen in neuester Zeit namentlich den größten Theil der Panzerflotte an die heimischen Gewässer, wie es scheint einerseits, um den regulären Gang der Ausbildung von Führern und Mannschaften nicht zu unterbrechen, und andererseits die Küsten nicht durch die Panzerschiffe ungeschützt zu lassen. Wenn aber eine der Hauptaufgaben unserer Flotte auch im Schutz der deutschen Interessen im Auslande besteht, so erscheint die Absendung selbst einiger Panzerschiffe erster oder zweiter Classe, namentlich wenn die allgemeine Lage eine so friedliche ist wie heute, unbedingt geboten. Entsandte doch Rußland einen sehr beträchtlichen Theil seiner baltischen Flotte, darunter vier Panzerschiffe ersten Ranges, fünf Panzerkreuzer erster Classe, fünf Kreuzer zweiter Classe einschließlich zweier Torpedokreuzer, sowie acht Kanonenboote und zweier Torpedoboote, zusammen 24 Kriegsschiffe nach dem stillen Ocean und in's Mittelmeer, und hat doch selbst England bei Gelegenheit des Kretaconflictes, bei dem der Ausbruch eines allgemeinen Krieges in Betracht gezogen werden mußte, seine heimischen Gewässer von seinen Geschwadern, darunter selbst den der Canal-Flotte, derart entblößt, daß von den in Dienst gestellten Schiffen nur die Hafen- und Küstenwachtschiffe, sowie das Geschwader der Torpedobootszerstörer zurückblieben, und der „Silbergürtel" geraume Zeit ohne jeden unmittelbar bereitliegenden Schutz der Kriegsflotte war.

Fürst Bismarck wies hinsichtlich der sich bietenden Anläße zur Schiffsentsendung mit Recht darauf hin, daß Vorkommnisse, wie die in jüngster Zeit häufigen Mißhandlungen Deutscher im Auslande, nicht zu tragisch aufgefaßt und daß nicht verlangt werden dürfte, daß nun gleich ganz Deutschland mobil gemacht werde. Ernster sei die Frage, ob man nicht in diesen bedauerlichen Fällen ein Anzeichen dafür erblicken müsse, daß die Autorität des Deutschen Reiches Einbuße erlitten habe. Die Ausnutzung dieser ausländischen Uebergriffe zur Agitation für die Flottenvermehrung habe eine sehr bedenkliche Seite. Es müsse im Auslande geradezu herausfordernd wirken, wenn die Presse ohne jede Discretion die deutsche Flotte als dürftig und unzureichend hinstelle.

Der Fall mit China vermag offenbar in Folge der Consequenzen, die sich an die Besetzung der Kiao-tschau-Bai knüpfen können, von besonderer Tragweite zu werden. Wenn es zur Zeit auch unbedingt zu weit gegangen scheint, damit bereits den Beginn einer allgemeinen Auftheilung Chinas für gekommen zu halten, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß die Abbröckelung des Reiches der Mitte mit der Unterstellung Koreas unter den Einfluß Rußlands und Japans und den Concessionserwerbungen Rußlands in der Mandschurei schon begonnen hat, und daß die jüngsten für England besonders vortheilhaften Handelsabkommen mit China einem Eindringen und vielleicht dem völligen Uebergewicht englischen Handels und Industrie daselbst nur Vorschub leisten können. Für Deutschland dürfte daher der besondere Anlaß vorliegen, die sich bietende Gelegenheit zu benutzen, und im Interesse seines jetzigen und künftigen Handels mit China, sowie seines dort voraussichtlich dauernd zu stationirenden Geschwaders, nicht nur die so gewünschte Kohlen- und Flottenstation, sondern auch einen völlig gesicherten, sehr günstig gelegenen Handelshafen daselbst mit der dauernden Besetzung der Kiao-tschau-Bai zu gewinnen, und sich damit neue Absatzgebiete und vielleicht noch nicht hinreichend ausgenutzte und unüberfüllte

Länder für den Abfluß seiner colonisirenden Auswanderungsbevölkerung zu erschließen. Diese Perspective ist offenbar sehr günstig, allein da die Dinge sich hart im Raume stoßen, so fragt es sich zunächst, wie sich die praktische Verwirklichung dieser Idee in ihrem zunächst vorliegenden Stadium gestaltet.

Weit weniger als auf die Haltung Chinas, welches den Engländern die Festsetzung auf Hongkong, den Russen und Japanern diejenige auf Korea und dem Auslande überhaupt die gewaltsame Erschließung der Vertragshäfen nicht zu verwehren die Kraft besaß, würde es dabei auf die Haltung der großen Seemächte, namentlich Englands sowie auch Frankreichs und, in Anbetracht seiner Position und Flotte im japanischen Meer und China gegenüber, besonders auch auf diejenige Rußlands ankommen.

Von mancher Seite wird heute angenommen, daß Rußland es in Anbetracht seines in stetiger Steigerung begriffenen Gegensatzes zu England nicht ungern sehen würde, dem englischen Einfluß in China gegenüber, in der Festsetzung Deutschlands an der chinesischen Küste, eine Unterstützung zu finden. Allein es ist fraglich, ob das ein großes Ansehen genießende politische Vermächtniß des Fürsten Lobanoff, welches Deutschland nächst England als den gefährlichsten Gegner Rußlands bezeichnete, nicht mehr Gewicht behält als jene Lesart. Rußland aspirirt mit dem Bau der mandschurischen Bahn offenbar nicht nur auf die montanen Schätze der Mandschurei, sondern auf das Exportgebiet China überhaupt, und es erscheint daher fraglich, ob ein so rühriger, Handel und Industrie im Auslande mit größtem Erfolg vertretender Concurrent wie Deutschland, ihm nicht unbequem erscheinen könnte. Von der Art und dem Umfange der eventuell dauernden Besitzergreifung der Kiao-tschau-Bai durch Deutschland, und den Bedingungen, welche sie festsetzt, dürfte es daher ganz besonders abhängen, wie sich Rußland zu einer dauernden Besitzergreifung stellt. Zwar haben Verhandlungen wegen einer deutschen Marinestation in China schon seit längerer Zeit geschwebt, und bei Gelegenheit der letzten Kaiser-Entrevuen soll darüber gesprochen worden sein: ob dabei aber gerade die von Rußland für sich selbst angestrebte Kiao-tschau-Bai in's Auge gefaßt wurde, dürfte sehr zu bezweifeln sein; jedoch bleibt zu hoffen, daß Rußland sich freundlich zu unserer Besetzung stellt. Wenn auch räumlich nicht von der Ausdehnung und betreffs des unmittelbaren Hinterlandes nicht von der äußerst günstigen Perspective der Kiao-tschau-Bai, besitzt überdies der andere von Rußland in's Auge gefaßte südliche Hafen in den nordpacifischen Gewässern, der von Fusan, noch 1° südlicher gelegen als der Hafen von Kiao-tschau ebenfalls den Vortheil der Eisfreiheit und denjenigen der weit besseren Verbindung mit Wladiwostok und einer beherrschenden Lage im japanischen Meer, sowie, die erforderlichen Anlagen vorausgesetzt, der völligen Gesichertheit gegen das unter russischem Einfluß stehende koreanische Hinterland. Zwar liegt der Hafen von Fusan nicht so günstig für maritime Operationen gegen die Straße von Petschili und gegen die Westküste des gleichnamigen Golfes, die, von der Kiao-tschau-Bai nur 500 oder ca. 800 km entfernt, in 18 oder 27 Stunden von einem dort stationirten Geschwader erreicht zu werden vermögen, während die Fahrt von Fusan dorthin in beiden Fällen 24 Stunden mehr bedarf; allein Rußland befindet sich mit der herannahenden Herstellung der transsibirischen Bahn und ihrer Fortsetzung nach der Mandschurei, sowie nach Port Arthur und Shan-hai-Kian und seiner Position von Wladiwostok, sowie auf Korea in einer derartigen Machtstellung China gegenüber, daß es für dieselbe hinsichtlich der Besetzung der Kiao-tschau-Bai deutscherseits keine Besorgnisse zu empfinden braucht, es sei denn, daß die Aspirationen unserer Regierung sich auf das Hinterland der Bai, das kohlen- und eisenhaltige nordöstliche Gebiet der blühenden Provinz Shatung erstrecken, welches bei einer Gesammtbevölkerung dieser 145 000 □ km großen 25 Millionen Einwohner zählenden Provinz als etwa $^1/_4$ derselben auf ca. 36000 □ km und in Anbetracht seines Gebirgscharakters auf gegen fünf Millionen Einwohner veranschlagt werden kann. Daß derartige Aspirationen aber bestehen, dürfte vielleicht aus dem Umstande hervorgehen, daß an der Kiao-tschau-Bucht bereits sehr eingehende Vermessungen stattgefunden haben, sowie namentlich daraus, daß der jetzige Augenblicke äußerst günstig für die Occupation eines sich nicht nur auf die Bai beschränkenden Theils chinesischen Gebietes ist.

England ist in Indien in einem ernsten Grenzkriege begriffen, bereitet im Sudan einen entscheidenden Feldzug gegen die Derwische vor und steht dort den abessynischen und russischen Interessen, sowie am Niger und in Egypten Frankreich feindlich gegenüber, und mit seinem Vorgehen in das afghanische Borderland collidirt dort sein Interesse ebenfalls mit dem russischen. Zwar wäre es unbedingt in der Lage, mit seiner Flotte eine dauernde deutsche Occupation der Kiao-tschau-Bai zu vereiteln; allein es würde mit einem derartige Vorgehen vielleicht die Allianz der drei genannten Mächte hervorrufen und einen Weltkrieg entzünden. Ob England, dem überdies völkerrechtliche Gründe zu einem Vorgehen gegen Deutschland nicht zur Seite stehen würden, sich dazu entschließt, erscheint daher sehr fraglich. Was China betrifft, so ist es eventuell nicht in der Lage der deutschen Festsetzung andern als passiven Widerstand entgegen zu stellen, und der Befehl zum Rückzug für seine Truppen von Kiao-tschau und zur Vermeidung jeden Zusammenstoßes läßt erkennen, daß man Deutschland keine Handhabe für die Erhebung weiterer Ansprüche bieten will. Daß China aber die Fortnahme eines seiner besten Häfen, der überdies als ein der zu schaffenden drei Hauptstationen seiner neu zu bildenden Marine in Aussicht genommen ist, ohne hartnäckigen diplomatischen Widerstand dulden wird, und daß ihm ein neu erwachsender anspruchsvoller Nachbar im eigenen Küstengebiet etwa Japan gegenüber willkommen sein sollte, ist kaum anzunehmen.

Die Kiao-tschau-Angelegenheit bleibt daher, so günstige Chancen sie auch für Deutschland bietet, ein Risico, dessen erfolgreiche Behandlung sehr bedeutendes diplomatisches Geschick erfordert, und von dem es sich immerhin, namentlich wenn sich keine namhafte Gebietserweiterung anschließt, fragt, ob seine Uebernahme im Verhältniß zu ihrem voraussichtlichen Nutzeffect steht. In den chinesischen Vertragshäfen existiren zwar 92 deutsche Firmen, jedoch nur 812 deutsche Reichsangehörige, allerdings betrug der deutsche Export nach China und Japan in den Jahren 1889 24,3, 1895 35,4, 1896 45,3 Millionen bezw. 18,5; 26,1 und 35,6 Millionen, allein er hat sich auch ohne Station für die Kriegsflotte, wie man sieht, höchst günstig entwickelt, und es fragt sich daher, ob der Nutzen, den eine Flottenstation schafft, auch im Verhältniß zu den erforderlichen großen Mittelaufwendungen steht. Denn welche Summen namentlich kriegsmaritime Hafenanlagen, ihre Molen, Quais, Werfte, Docks, Arsenale, Werkstätten und Befestigungen nebst Casernements, Magazinen ꝛc. verschlingen, ist aus den betreffenden Beispielen im Inlande zur Genüge bekannt, und es steht außer aller Frage, daß die Anlage einer starken Flottenstation in Ostasien eine sie steigernde Rückwirkung auf die Forderungen für die Marine auszuüben nicht verfehlen würde. Der Kiao-tschau-Fall bedarf daher einer äußerst geschickten umsichtigen Behandlung, um nicht die Grenze des unbedingt Nutzenbringenden zu überschreiten; denn man darf nicht vergessen, daß eine Entfernung von 3000 deutschen Meilen Deutschland von der Ostküste Chinas trennt, und daß wir, bevor nicht sehr starke und auf Jahre verproviantirte Befestigungen an der Kiao-tschau-Bai angelegt sind, auf die Aufrechterhaltung dieses weit entlegenen Besitzes bei einem ernsten Conflict mit einer der großen in Ostasien festen Fuß habenden Seemächte nicht zu rechnen vermögen. Nauticus.

## Herrscherideale.

Von Richard Wulckow (Darmstadt).

Es liegt dem beschränkten Unterthanenverstande sehr nahe, sich mit den wünschenswerthen, nothwendigen oder auch schädlichen Eigenschaften der Mächtigen zu beschäftigen und sich ein Idealbild aufzurichten, das für ihn den besten und vollkommensten Fürsten darstellt. Daß bei solchen Constructionen die Eigenart des betreffenden Volkes, das Zeitalter und die jeweilige Staatsverfassung zu berücksichtigen sind, ist an sich einleuchtend, wenn es auch sicher ist, daß gewisse Grundanschauungen über die Qualitäten eines Herrschers zu allen Zeiten eine gewisse Giltigkeit beanspruchen müssen. Es ist interessant zu sehen, wie der alte Flavius Vopiscus (290 n. Chr.) in seinen Lebensbeschreibungen, besonders in der des Kaisers Aurelian, klug und verständig zu urtheilen versteht und Grundsätze vorträgt, die noch heute für das Wirken der Fürsten volle Geltung haben. Was schon Kaiser Diokletian von dem unbeschränkten Herrscher gesagt haben soll: bonus, cautus, optimus imperator venditur („der gute, vorsichtige, beste Herrscher wird verrathen") das schildert uns Vopiscus drastisch in folgenden Worten, die ich der Kürze halber sofort in's Deutsche übersetze: „Es vereinigen sich Vier oder Fünf und fassen einen Plan, um den Herrscher zu täuschen, sie sagen ihm, was richtig sei. Der Herrscher, der zu Hause eingesperrt ist (inclusus) kennt nicht die Wahrheit. Er wird gezwungen, nur das kennen zu lernen, was jene sagen, er macht zu Richtern, die es nimmer sein sollten, er entfernt Diejenigen, die er um sich behalten sollte." (Aurel., Cap. 42.) Die rerum publicarum ignorantia der Fürsten (Unkenntniß der öffentlichen Verhältnisse) ist in seinen Augen ein höchst schädliches und gefährliches Ding. — Nun, das ist es noch heute und ein moderner Vopiscus würde hier von wunderbaren Dingen zu erzählen haben, die nur aus dieser ignorantia zu erklären sind, gleichwohl aber das Rechtsgefühl des Volkes auf's Tiefste verletzen. Allerdings hat ein hoher Gerichtsbeamter kürzlich zu erweisen versucht, daß das Rechtsgefühl des Volkes in Wirklichkeit gar nicht existire, sondern nur ein Phantasiegebilde thörichter Menschen sei, wir müssen aber trotz dieser Autorität an der Berechtigung des Wortes und seines Begriffes festhalten.

Ein ganz anderes Gepräge als die Schriften des Vopiscus trägt das vielberufene und viel mißverstandene Buch Macchiavelli's Il Principe (1515). Es ist an Lorenzo Medici gerichtet, auf den man in italienischen Patriotenkreisen große Hoffnungen setzte und den man für den ersehnten starken Fürsten hielt, durch den eine Wiedergeburt des gesunkenen Italiens möglich sei. Macchiavelli sucht an den Beispielen eines Cesare Borgia, eines Ludwig XII. zu zeigen, wie unbeschränkte Fürstenmacht gegründet und behauptet werden könne. Dieser Zweck müsse verfolgt werden, gleichviel mit welchen Mitteln, denn die Schlechtigkeit der Menschen rechtfertige auch schlimme Mittel, wenn nur Italien, das darauf harre, von seinen Wunden geheilt zu werden, endlich wieder groß und stark werde. Ranke sagt: „Medici suchte die Heilung Italiens, doch der Zustand des Landes erschien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben." In jedem Falle hat Macchiavelli darin gefehlt, daß er wohl absichtlich, die Charakterbilder des Cesare Borgia und Ludwig XII. idealisirt, d. h. historisch gefälscht hat; der Antimacchiavell unseres Großen Friedrich hätte indessen immerhin ungeschrieben bleiben dürfen.

Die Auffassung Scherr's über den „Principe" ist zwar interessant, dürfte aber doch nicht das Richtige treffen, wenn sie auch durch die berühmte Stelle in den „Discorsi" über Cäsar anscheinend gestützt wird. Nach Scherr habe Macchiavelli in seinem „Principe" eine furchtbare Analyse des Despotismus geben, sein schreckliches und doch der Wirklichkeit abgelauschtes Bild als eine Warnungstafel vor die Völker stellen und als „selbstverständliche Moral seines Buches den Menschen zurufen wollen: seht, so ist der Despotismus und so sind die Tyrannen! Ertragt ihr jenen und duldet ihr diese, so geschieht euch Recht! Rousseau nannte in seinem contrat social den „Principe" geradezu „das Buch für Republikaner".

Wenn wir hier noch Wieland's „Goldenen Spiegel oder die Könige von Scheschian" (1772) erwähnen, so ist damit die Reihe der bekannteren „Herrscherideale" keineswegs erschöpft. Wieland wählt hier orientalisches Costum, zur Einkleidung politischer Gedanken, wie es schon Haller in seinem Roman „Usong" gethan hatte. Friedrich der Große ist sein Herrscherideal und der aufgeklärte Despotismus des 18. Jahrhunderts die beste Staatsverfassung. Das gutgemeinte Buch mit seinem väterlich wohlwollenden Tone und seiner hohen Auffassung vom Fürstenberuf hatte zunächst das Gute, daß es ihm seine Berufung als Prinzenerzieher nach Weimar brachte; für die heutige Zeit hat es jeden praktischen Werth verloren.

Ein jeder Herrscher hat mit einem psychologischen Factor zu rechnen, der ihm einerseits seine Stellung sehr erleichtert, andererseits ihm aber die schwersten Pflichten auferlegt, vor Allem die der strengen Selbstentäußerung und unausgesetzter Selbstprüfung. Die Zeiten des absoluten sic volo, sic jubeo sind ein für alle Mal vorüber und das bekannte Wort Ferreira's hat in der Gegenwart immer größere Geltung gewonnen: daß man nie weniger König ist, als wenn man ein Königreich besitzt, d. h. daß die Person desselben vollständig hinter dem Nimbus seiner Würde zurücktreten muß.

Das Volk hat in seiner großen Masse ein instinctives Bedürfniß der Unterordnung unter die Macht, auch da und dann noch, wenn sie nicht in der würdigsten Form dargestellt wird. Das Andenken an einen großen, gütigen und gerechten Herrscher erlischt zwar nicht so leicht, als leichtfertige Menschen annehmen, aber ein minder würdiger Nachfolger wird so umschmeichelt und genießt solche Verehrung, daß der Unterschied dem minder scharfen Beobachter kaum auffällt. „Der Lebende hat Recht", mag er auch „ein Faun gegen Apollo" sein, wie Hamlet in seinem heiligen Zorn den „ewig lächelnden Schurken", der seinen Vater mordete, im Vergleich mit diesem nennt. Es ist die Macht allein, die der Masse das Urtheil trübt und sie blendet; diese Macht bestimmt sie, ihrer Eitelkeit oder ihrem Vortheil zu Liebe auch vor dem sittlich geringen oder unbedeutenden Menschen die Honneurs zu machen, und sich vor ihm zu beugen, wenn er der Träger der Macht ist; ja noch mehr: die äußeren, augenfälligen Zeichen der Macht sind der Menge die Götzen, denen sie zujubelt, nicht der die Würde verkörpernde Mensch. Hieraus folgt für den menschenkundigen Herrscher, daß er auf diese Beifallsbezeugungen der wandelbaren Masse nicht das Mindeste geben darf; sie entspringen nicht einem inneren Bedürfniß der Liebe und Verehrung, sondern deuten auf den unsicheren blinden Instinct der Unterwürfigkeit vor dem Vertreter der Macht. Hamlet ist bis in seine tiefste Seele betrübt, daß dieselben Leute, die seinem Oheim, so lange sein würdiger Vater lebte, höhnische Gesichter schnitten, jetzt, da derselbe Oheim der mächtigste Mann im Lande geworden ist, zwanzig, vierzig, fünfzig, ja hundert Ducaten für sein Bild „in Miniatur" geben. Aehnliche Dinge, in moderne Verhältnisse übertragen, liegen auch heute noch im Bereiche des Möglichen, mit dem Unterschiede allerdings, daß heute die Bilder billiger geworden sind, als damals im Staate Dänemark. H. Türck sagt in seiner bekannten Schrift „Der geniale Mensch" sehr richtig: „Die Menschen dienen der bloßen Macht nicht nur darum, weil sie sich Vortheil davon versprechen, was ja etwas menschlich Natürliches wäre, sondern darum, weil die Macht in ihrem Herzen an die Stelle der idealen Güter getreten, d. h. zum Götzen geworden ist."

Man kann diese trüben Erscheinungen jeden Tag in der Oeffentlichkeit wahrnehmen. Leute in geringer Stellung

grüßen irgend einen höheren Beamten oder Würdenträger und machen hinterher ein sehr stolzes und gehobenes Gesicht, wenn ihnen der Gruß erwidert wird, — nichts anderes, als die Unterwürfigkeit vor Macht und Stellung! Wenn also der Fürst den lauten Beifallsbezeigungen der Menge als einen sehr zweifelhaften Gradmesser seiner Beliebtheit und Werthschätzung durchaus zu mißtrauen hat, so muß er dafür mit seinen besten Kräften danach ringen, die gebildeten, denkenden und prüfenden Vaterlandsfreunde durch sein ganzes Sein und Wesen um sich fest zu schaaren, und das thut er am sichersten dadurch, daß er keine Empfindlichkeit zeigt gegen wohlerwogene und maßvoll vorgetragene, seinen Anschauungen aber nicht entsprechende Meinungen, und daß er es sorgfältig vermeidet, durch irgend welche, an markanter Stelle geäußerte subjective Ansichten den Widerspruch bedächtiger und wohlgesinnter Männer herauszufordern. Wenn gewisse Worte ein Recht haben, „geflügelt" genannt zu werden, so sind es am meisten die weit klingenden Worte der Mächtigen, und je weiter die Kraft der Flügel reicht, desto näher liegt die Gefahr, daß die Worte verändert und entstellt, oder auch mißdeutet werden.

Wenn Goethe's mahnendes Wort: „was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen" in seiner ganzen Wucht erfaßt werden soll, so muß man es in erster Linie auf den Fürsten beziehen. Denn auf seiner Seele ruht die heilige Pflicht mit zwingender Gewalt, die besten und ruhmreichsten Traditionen und Vorbilder seines Hauses sich vor Augen zu halten und ihnen mit seiner besten Kraft nachzueifern, damit er wirklich aus eigener Kraft allmälig das Ererbte *erwirbt* und, wenn Gott es gnädig fügt, diesen erworbenen Besitz stätig vergrößert. Durch nichts aber wird das Ererbte mehr in Frage gestellt und verschleudert, als durch das Vorkehren und Betonen der Machtfülle, die nicht umhin kann, den Kommandoton auch in Sachen des heiligsten Besitzes, den ein Mensch haben kann — seiner errungenen Ueberzeugung — anzuwenden liebt; die *befiehlt*, wo sie nicht überzeugen kann. Je mehr Ruhe und Zurückhaltung, Sachlichkeit und Klarheit der Fürst bei allen Kundgebungen walten läßt, desto wirksamer werden dieselben sein; je größer der Eifer, die Betonung des subjectiven Wollens und der Autorität ist, desto mehr wird Widerspruch und Verstimmung wachgerufen und vor Allem — die beabsichtigte Wirkung ist dahin!

Für einen Fürsten von kräftigem Willen und geistiger Lebendigkeit sind diese ihm angesonnenen Opfer schwer und dornenvoll, aber indem er unablässig an dem Zurückdrängen seines eigenen Selbst arbeitet und nach souveräner Beherrschung aller augenblicklichen Impulse und Wallungen ringt, schmiedet er eine unzerstörbare goldene Kette, die ihn mit den Herzen der Besten seines Volkes auf immer verbindet und ihm die Sicherheit giebt, daß er auf eine getreue Schaar rechnen kann, die treu zu ihm steht in guten und in bösen Tagen.

Damit hängt auf's Engste zusammen die Beobachtung der goldenen Regel, daß man nie mit größeren Mitteln zu wirken suchen darf, als sie für den vorliegenden Zweck nöthig sind, daß man nach Shakespeare's Worten „sich niemals ohne großen Anlaß regen" darf. Ist das Volk an häufige und anscheinend nicht dringend gebotene Kundgebungen seines Fürsten gewöhnt, so schenkt es den Einzelnen nicht die gebührende Aufmerksamkeit und tritt an dieselbe mit mehr Neugierde als Respect heran. Daß dann die Neigung zur Kritik leicht hinzukommt, ist psychologisch ganz erklärlich, und diese Kritik wird um so rückhaltloser geübt werden, wenn der Fürst es an Zurückhaltung in der *äußeren Form* seiner Kundgebungen fehlen läßt, wenn sein Ton anspruchsvoll ist, Auftreten und Geberde äußerlich den Herrscher allzusehr markiren. Milde und Freundlichkeit, vornehme Zurückhaltung verleihen dem Worte des Herrschers ganz besonderen Werth und sichern ihm den Eingang in die Herzen der Besten, zumal dann, wenn diese gewinnende Form einen bedeutenden und überzeugenden Inhalt aufschließt. Hat ein gütiges Geschick dem Herrscher dazu noch die seltene Gabe eines behaglichen, versöhnlich stimmenden Humors verliehen, so wird jede etwa aufquellende Kritik unwirksam oder im Keime erstickt. —

Ob eine geniale Natur mit lebhaftem Sinn für Kunst und künstlerische Bethätigung auf ihren verschiedenen Gebieten an sich ein Segen für das Land ist, darf nicht ohne Weiteres bejaht werden. Wo der Sinn das Urtheil, das Empfinden die ruhige Prüfung beeinträchtigt, können sich leicht Fehlgriffe und Uebereilungen einstellen. Staatsmännische Tugenden sind andere, als rein menschliche. Klarer, wägender Verstand, Menschenkenntniß, Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, Willenskraft, offener Blick für Zweckmäßiges und *Nothwendiges*, echt menschliches Wohlwollen und Herzensgüte sind die Cardinaltugenden der Herrscher; Phantasie, tiefe Empfindung, Enthusiasmus, Leidenschaft, freudige Schaffenskraft werden dem Künstler unentbehrlich sein. Eine stark ausgeprägte Subjectivität, ein wenig Willkür und Abkehr von der Schablone müssen hierbei oft mit in den Kauf genommen werden. Daß neben den charakteristischen Herrschertugenden auch künstlerische Eigenschaften sehr wohl bestehen und Uebung finden können, unterliegt ja keinem Zweifel, mischen sie sich aber allzu merklich mit künstlerischen Neigungen und Eigenheiten, so liegt zunächst die Gefahr einer Zersplitterung der Kräfte nahe, die ein Monarch eifrigst zu vermeiden bestrebt sein muß; er wird aber andererseits durch die natürliche Neigung, seine künstlerischen Anschauungen und Ueberzeugungen offen auszusprechen, den Widerspruch mit anderen berechtigten Geschmacksrichtungen nicht vermeiden können, die ihrerseits ihren abweichenden Standpunkt zur Geltung zu bringen bestrebt sein werden. Und wenn sie aus höflicher Rücksicht schweigen, so thun sie es verstimmt und widerwillig und behalten die Empfindung zurück, als solle ihnen eine andere künstlerische Ueberzeugung auf dem Wege der Autorität beigebracht werden.

Dieselben Unzuträglichkeiten entstehen, wenn der Fürst in literarischen, wissenschaftlichen, socialpolitischen oder wirthschaftlichen Dingen sein Votum rückhaltlos abgiebt und so gewissermaßen persönlich in dem Kampf der Meinungen Partei ergreift. Das monarchische Princip in seiner ganzen Bedeutung und Tiefe findet eine wesentliche Stütze in der *Zurückhaltung* und in der Beschränkung auf die Thätigkeit im Dienste des Staatswohls. Kunst, Wissenschaft und Literatur sind ihm verliehen für das Bedürfniß seines Geistes und Herzens und für den Schmuck seines Hauses; in der Oeffentlichkeit gemachte Aeußerungen über Erscheinungen auf diesen Gebieten haben nur den Werth einer einfachen Privatmeinung und dürfen keine autoritative Bedeutung beanspruchen. Aber auch unter diesem Gesichtspunkte können sie leicht zu Verstimmungen führen, wenn sie der öffentlichen Meinung oder dem Urtheil anerkannter Autoritäten widersprechen oder wenn sie einen Anflug von *Romantik* zeigen. Die Romantik auf dem Throne ist ein gefährliches Ding und hat sich nie und nirgends bewährt, in unserer nüchternen, klar blickenden Zeit ist sie ein offenbarer Anachronismus. Nennt doch selbst Goethe, der von Romantik sicherlich nicht frei war, in seinem reifen Alter das Romantische (im Gegensatz zum Classischen) das Kranke. (Gespräche mit Eckermann II. 63.

Nichts gewinnt dem Herrscher die Liebe seines Volkes in höherem Maaße, als Anspruchslosigkeit, Schlichtheit und Einfachheit in seinem Auftreten, Wesen und Leben. Durch äußeren Prunk und Pomp wird die urtheilslose Masse vielleicht bei bestimmten Gelegenheiten gefesselt, aber auch bei ihr bleibt ein unbestimmtes Gefühl des neidischen Grolls zurück, das von Feindseligkeit nicht weit entfernt ist. Die Macht bedarf allerdings einer gewissen würdigen Repräsentation, keineswegs aber der blendenden Pracht und übermäßigen

Glanzes. Das Volk in seiner einfachen Lebensführung wird sich unwillkürlich zu dem Herrscher hingezogen und sich ihm näher fühlen, der den Prunk scheut und seine äußere Lebensführung innerhalb bescheidener Grenzen hält. Neigt der Fürst zu glanzvoller Repräsentation und in die Augen fallendem Prunk, so wird selbst eine in hohem Maaße geübte Freigebigkeit und Wohlthätigkeit die unausbleibliche Verstimmung nicht zu tilgen vermögen, denn man bleibt beharrlich bei dem Raisonnement stehen, daß Prunk und Freigebigkeit Symptome einer und derselben Eigenschaft sind; der Mißachtung des Geldes.

Der moderne Herrscher darf die öffentliche Meinung nicht ignoriren, es wird sogar von großem Nutzen sein, wenn er sorgsam auf sie achtet und sich ihr anzupassen strebt. Der liberale Hauch durchströmt alle europäischen Völker ohne jede Ausnahme; Alle wollen immer thätiger und selbstständiger an der Bestimmung ihrer Geschicke mitarbeiten und wachen eifersüchtig über die Innehaltung der den einzelnen staatlichen Machtfactoren gezogenen Grenzen. Der Einfluß der Parlamente kann hier und da und auf gewisse Zeiten durch ungünstige politische oder wirthschaftliche Constellationen eingeschränkt werden, aber ihn lahm zu legen oder zu beseitigen, ist heutzutage unmöglich, und wenn nicht Alles trügt, so wird er in absehbarer Zeit an Kraft und Ansehen wachsen. Wo auch immer ein Herrscher es unternimmt, gegen den Strom dieser naturgemäßen politischen Entwickelung zu schwimmen, — es kann nur zu seinem eigenen und seines Staates schwerem Nachtheil geschehen. —

Shakespeare hat in seinem „Hamlet" eine Fülle von Tugenden vereinigt, die ihn in eminentem Sinne zum Herrscher befähigen und ihn als ein „Herrscherideal" ersten Ranges darstellen. Bekanntlich sagt der junge Fortinbras von ihm: „wär' ihm Raum gegeben, er hätte wahrlich sich höchst königlich bewährt." H. Türck hat in seinem erwähnten Buche diese königlichen Tugenden Hamlet's zu folgendem Idealbilde vereinigt: „Höchste Anspruchlosigkeit verbindet er mit höchster Selbstständigkeit des Wesens, höchste Bescheidenheit des Auftretens mit großer Kühnheit des Handelns, feinste Rücksicht mit unerbitterlicher Wahrheit, ein in die letzten Consequenzen gehendes Denken mit größtem Mißtrauen gegenüber dem eigenen Urtheil, die herbste Verurtheilung der schlechten Thaten und sittlichen Schwäche der Menschen mit der innigsten und tiefsten Liebe zu den Menschen selbst, den höchsten Idealismus der Gesinnung mit dem schärfsten Blick für die wahren Verhältnisse des Lebens, das feinste Gewissen, welches selbst die Potenzen zu allem Bösen in sich erkennt und verurtheilt, mit dem unbekümmerten, gottvertrauenden Handeln eines wahren Helden, ein Mann von herbster Thatkraft und doch voll des feinsten Gefühls: mit einem Wort, ein ganzer Mensch, ein Geist allerersten Ranges, ein Genie."

## Literatur und Kunst.

### Allerlei Theater-Erinnerungen.

Von Carl Schultes.

In den Jahren 1850 und 51 war ich durch Laube als jugendlicher Held an dem Stadttheater in Leipzig engagirt, welches damals noch in erster Linie ein maßgebendes Theater in Deutschland war, so wie die „Leipziger Theater-Chronik von Sturm & Koppe, Redacteur Victor Kölbel," wohl das einzige und beste Theater-Organ war, nach dem jeden Sonnabend Jedermann so begierig griff wie heute nach den „Fliegenden Blättern". Dichter und Compositeure trachteten darnach, ihre Werke auf dem räumlich kleinen, aber in Bezug auf rasche und gute Vorführung bedeutenden Leipziger Stadttheater gegeben zu sehen; denn bei Gefallen standen ihnen sämmtliche deutsche Bühnen offen. Auch die größten Künstler gastirten am liebsten in Leipzig, und Ludwig Löwe, dieser genialste Schauspieler des Burgtheaters, so lange dasselbe existirt, war alljährlich Gast am Leipziger Stadttheater, das ihm an's Herz gewachsen war, wie er mir selber bestätigte, als er die Rolle des Isidor in Raupach's „Isidor und Olga" mit mir durchging. Adolf Böttger sagte in seiner lustig-sarkastischen Weise nach der Vorstellung zu mir: „Du hast den Schmachtlappen Isidor ganz nett gespielt, aber Ludwig Löwe war als Fürst auch eine solche Feuerseele, daß er Euch Strohpüppchen alle miteinander in Brand steckte, nur Wilhelm Kläger als Kaluga nehme ich aus; denn der war so voll mit Schnaps durchtränkt, daß die ganze Bude sofort in die Luft gegangen wäre!" Nächst Ferdinand Eßlair war Ludwig Löwe der „idealste Realist", den ich je sah, und Alles, was sich in neuerer Zeit als Bretter-Realist aufspielte, muß vor ihm verblassen wie ein glitzerndes Sternlein vor der Lichtspenderin Sonne. Beweisen läßt sich das ja nicht mehr, oder überhaupt gar nicht, selbst wenn Löwe und Eßlair noch in voller Kraft lebten und wirkten; denn gerade hier heißt es: „Gefühl ist Alles!" Man lese aber die gleichzeitigen Berichte, und man wird leicht aus denselben herausfinden: „Das ist sicher etwas ganz Außergewöhnliches!"

Auch die Rachel Felix war etwas Exceptionelles und zwar so sehr, daß man mich verstehen wird, wenn ich sage: „Ohne die Rachel keine Adelaide Ristori, und ohne die Ristori keine Eleonore Duse!" Die Sarah Bernhard führe ich hier nicht an, da sie recht eigentlich nur eine Wiederholung der Rachel ist, aber ohne deren Genie. Daraus kann man aber auch mit Leichtigkeit entnehmen, wie gewaltig die Rachel wirken mußte, daß sie selbst in die verknöcherte französische Tragödie frisches Leben brachte und auch sonst, nur auf den realistischen Effect lossteuernd, den Franzosen zeigte, was lebensvolle Darstellung ist.

Bei ganz bedeutenden Künstlern war es mir immer merkwürdig, daß sie zumeist aus Neid über das Glück ihrer Nachfolger zu Grunde gehen. Die Rachel war trotz ihres gewaltigen Organes längst schon brustleidend, aber gestorben ist sie in ihrem 38. Lebensjahre recht eigentlich aus Wuth über die Erfolge der Ristori.

Bei ihrem Leipziger Gastspiele im Frühjahr 1851 gab die Rachel mit ihrer recht mittelmäßigen Truppe, bei der ihr talentloser Bruder Felix noch die annehmbarste Kraft war, zuerst Corneille's „Les Horaces" und fand als Camille geradezu rasenden Beifall bei dem Publicum von „Klein-Paris". Ihr Organ hatte damals nicht die stimmliche Wucht einer Clara Ziegler, des späteren Sternes des Leipziger Theaters unter Laube's trefflicher Leitung, aber es war von einem so eigenartigen metallischen Klange, daß man sofort fascinirt wurde, und die Töne unvergeßlich in der Seele haften blieben! Die für uns unnatürliche Art, wie die Franzosen nach überlieferter Schablone die Alexandriner ihrer Classiker sprechen, nämlich das Nebensächliche mit einem „glisser sur les mots"*) abzuthun, und die allgemein bekannten, hochdramatischen Phrasen mit meckerndem Tremolo herauszustoßen, hatte die Rachel sehr gemildert. Wo sie aber in die Art verfiel, mußte man trotzdem höchste Bewunderung für die Künstlerin fühlen, welche durch ihr idealrealistisches Spiel, bei dem jede Miene, jede Bewegung, jede Stellung das Vollkommenste in der Schauspielkunst bot. Eine ganz Andere, und für uns Deutsche „die große Rachel", war sie bei ihrer zweiten Rolle der Schauspielerin Adrienne Lecouvreur in dem gleichnamigen Drama von Scribe. Sie gab diese Effectrolle zwar poetisch, aber die Natürlichkeit

*) Dieses „Hinübergleiten über die Worte" soll bei uns sehr modern sein, aber man sagt mir, daß es zumeist ein gänzliches Verwischen oder nur ein Gemurmel ist.

der Sprechweise und des Spieles überwog doch so, daß wir damaligen Zuschauer in einer ganz fremden Welt zu leben glaubten, in der alle Gefühle und die Art dieselben auszudrücken sich zur höchsten Potenz steigerten. Der Aufschrei „Maurice!“ im letzten Akte, als endlich Moritz von Sachsen in das Boudoir eintritt, und die Wirkung der vergifteten Blumen bei Adrienne schon begonnen hatte, zittert heute nach 46 Jahren noch in mir fort, und ihr pathologisches Sterben am Schlusse des Dramas bleibt einzig, trotz Ristori, Duse e tutti quanti!

Mit solchen Einzelausrufen, bedeutenden Phrasen oder selbst ganz kurzen Gesangsstellen längst verstorbener, großer Künstler ist es etwas ganz Merkwürdiges. Solche Worte, Sätze oder Gesangsstellen zaubern uns nicht nur die Stimme, den eigenartigen Tonfall derselben und die ganze Persönlichkeit wieder vor, sondern durch die Ideen-Association entstehen auch ganze Kunstepochen und die dazu gehörenden Persönlichkeiten, die man total vergessen hatte, aus dem Dunkel der Vergangenheit und strahlen in hellem Glanze. Auf diese Weise wirken bei mir z. B.:

1) 1835. Ferdinand Raimund: „Hollah, da geht's zu! Nur hinauf auf die Köpfe! Gesindel! Bagage!“ (Eintritt Rappelkopf's in die Köhlerhütte.)

2) 1837. Ferdinand Eßlair: „Philipp?! Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell?!“ — Otto v. Wittelsbach vor der Ermordung Philipp's von Schwaben.

3) 1839. Sophie Schröder: „Alles dies erleid' ich schuldlos; doch bei Ehren bleiben die Orakel, und gerettet sind die Götter!“ Isabella im letzten Aufzug der Braut von Messina.

4) 1840. Carl Seydelmann: „Da macht wieder Jemand einmal einen dummen Streich!“ Carlos im Clavigo.

5) 1843. Giac. Pellegrini: „A la mia lista doman mattina . . .“ Schluß des Champagnerliedes im Don Juan.

6) 1846. Jenny Lind: „Casta diva...“ Erste Norma-Arie.

7) 1847. Wilhelmine Schröder-Devrient: „Tödt' erst sein Weib!“ Fidelio.

8) 1860. Emil Devrient: „Zwei edle Häuser in Miranbola . . .“ Posa.

9) 1861. Marie Seebach: „Ach neige, du Schmerzenreiche . . .“ Gretchen.

10) 1864. Albert Niemann: „Wer ist der Ritter hoch geehrt . . .“ Ivanhoe in Templer und Jüdin.

11) 1865. Carl Devrient: „Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder!“ Erzählung Wallenstein's.

12) 1867. Theodor Döring: „Da habt'r Euer'n Percy!“ Falstaff.

Ich habe die Jahreszahlen beigesetzt, aus denen diese Tonerinnerungen stammen, und so weit es meine 76 Jahre zugeben, kann ich von den betreffenden Schauspielgrößen noch ziemlich genaue Stimmportraits geben, selbst von Ferd. Raimund, den ich in meinem dreizehnten Jahre bei seinem zweiten Gastspiele in München in allen seinen Stücken sah. Zwei Jahre später spielte ich schon selbst auf dem Theater des Kgl. Cadetten-Corps große Rollen unter Anleitung meines Lehrers Ferdinand Eßlair, den ich noch heute durch ganze Stücke hindurch copiren könnte, wie z. B. „Albrecht Dürer in Venedig“, „Bruderzwist und Versöhnung“, „Der Essighändler“ ꝛc., aber sie sind versunken, wie die ganze schöne Zeit der Jugend.

Also 1851 wurde ich in Felsche's „Café Français“ — Ecke der Grimma'schen Straße und des Augustus-Platzes — durch die Büffet-Dame, eine französische Schweizerin aus Nyon, mit dem Bruder der Rachel bekannt, und durch ihn mit der großen Künstlerin selbst, die über mein reines Französisch erstaunt war, das ich freilich mit der Muttermilch eingesogen hatte. In meinem Dichter- und Künstler-Stammbuch bewahre ich noch einige Blätter aus einem Kranze von ihrem Grabe auf dem Père Lachaise.

Die Geschichte aber, welche den „Clou“ dieser Plauderei bilden soll, habe ich aus dem Munde von Felix selbst, der sie mir als die allergrößte Geschäftsschlauheit seines Vaters lachend erzählte.

Als nämlich die Rachel zuerst in Berlin gastirte, ließ ihr der König das große Opernhaus unentgeltlich zur Verfügung stellen, und sie soll in Folge dieser fürstlichen Munificenz eine Einnahme von circa 16000 Thalern gehabt haben. Auch für eine Privat-Vorstellung im Königlichen Schlosse zu Potsdam erhielt sie eine so fürstliche Gabe, daß der gute Felix mit vollem Lachen sagte: „Pour cette fois ma soeur n'a pas travaillé pour le roi de Prusse!“ Der Doppelsinn, den Felix in dieses französische Sprüchwort: „Umsonst arbeiten“ legte, war der: „Indem meine Schwester vor dem Könige von Preußen spielte, arbeitete sie doch nicht (umsonst) für den König von Preußen.“

Papa Felix erklomm nun, nach diesen schwerwiegenden Beweisen königlicher Huld, den Gipfel der Unver . . . frorenheit — sein Sohn nannte es freilich „ruse de métier“ (Geschäftskniff) — indem er bei dem Auszahlen des Honorars mit der größten Naivetät fragte: „Aber wo bleibt denn die Bezahlung für die große Königliche Loge, die doch vollgestopft gewesen ist?“ — Als ich Felix fragte: „Wurde denn Ihr liebenswürdiger Herr Papa nicht gelinde an die Luft befördert?“ entgegnete er:

„Pas du tout, mon cher camarade! Der König soll über diese Geschäftsschlauheit des Alten herzlich gelacht haben. Die Forderung wurde für richtig befunden, da meiner Schwester das ganze Opernhaus zu Verfügung gestellt war. Et du reste: mein Papa erhielt 150 Friedrichsdor nach Wien nachgesendet, und mir schenkte der Gute bei der Rückkehr nach Cannes aus Freude . . . einen ganzen Franc!“

Ich stimmte in sein Lachen ein und meinte: „Na, dieses Jahr sind Sie Herr, und Ihr Papa kann sich mit dem Sprüchworte trösten: Les os sont pour les absents! Was im Deutschen lautet: Wer nicht da ist zur rechten Zeit, der muß nehmen, was übrig bleibt!“

---

## Wagner und Feuerbach.

Von Arthur Drews.

(Schluß.)

Trotz der Liebe aber glaubt Wagner nicht an eine friedliche Entwickelung der Dinge. Wie der Fortschritt des Einzelnen sich nur im Kampfe vollziehen kann, so kann auch der allgemeine Fortschritt nur durch eine große Menschheitsrevolution herbeigeführt werden. Erst müssen durch Entfesselung der individuellen Kräfte die Bedingungen der Zukunft geschaffen werden. Auf diese Revolution hofft Wagner mit der ganzen Bestimmtheit seines Wesens. Schon glaubt er ihre Zeichen überall wahrzunehmen und ist sicher, daß sie nicht mehr lange wird ausbleiben können. Von Frankreich aus wird sie sich über den ganzen Erdball verbreiten und der Menschheit ein neues Weltalter bescheeren. Dieses selbst denkt sich Wagner als eine Art Synthese zwischen Griechenthum und Christenthum. Aus mühselig beladenen „Tagelöhnern der Industrie“ sollen die „schönen und starken Menschen der Zukunft“ zu gleichberechtigten Mitgliedern einer neuen politischen und socialen Gemeinschaft werden. Auf dem Grabe der capitalistischen Wirthschaftsordnung, wie der Egoismus sie aufgerichtet hat, soll sich das Banner eines communistisch gestalteten Zukunftsstaates erheben, in welchem die Allgemeinheit über die Einzelnheit triumphirt. Hier wird alsdann zugleich mit der größten Freiheit auch die höchste Glückseligkeit verliehen, und selbst die Arbeit um das tägliche Brod wird eine genußbringende Beschäftigung sein.

Man sieht, dieses neue politische Ideal Wagner's hat viele Züge mit den Utopien der heutigen Socialdemokratie, um nicht zu sagen: mit dem Anarchismus gemein. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Vertreter dieser Richtungen den Dichtercomponisten vielfach für sich in Anspruch genommen haben. In einer Hinsicht aber unterscheidet er sich doch wesentlich von ihnen, nämlich in seiner Betonung des Aesthetischen und des Künstlerischen. Denn während jene Richtungen bei dem materialistischen Charakter ihrer Weltanschauung das physische Behagen in den Vordergrund stellen, sind die wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse für Wagner nur der Boden, worauf sich die Blüthe einer neuen Kunst erheben soll. Das Kunstwerk, wie es ihm als Ideal vorschwebt, bedarf nämlich, um zu gedeihen, jener „schönen und starken Menschen der Zukunft" als Publicum. Soll es doch auch nach seiner Ansicht nicht das zufällige und willkürliche Erzeugniß eines Einzelnen sein, sondern selbst aus dem Schooße der Allgemeinheit hervorgehen. Wir leben heute in einer Zeit der vereinzelten Genies. In der Zukunft jedoch wird das Genie nicht mehr vereinzelt dastehen, sondern es wird ein Gemeinsames, allgemein Menschliches sein. · Aber auch die Kunst wird keine einzelne mehr sein. Das Kunstwerk der Zukunft wird vielmehr alle Gattungen der Kunst umspannen, um jede einzelne von ihnen gewissermaßen als Mittel zu verbrauchen zu Gunsten der Erreichung des Gesammtzweckes aller, in welchem sich die menschliche Natur in ihrer höchsten Vollendung darstellt. Dieses große Gesammtkunstwerk also wird das gemeinsame Werk der zukünftigen Menschheit sein, und darin eben liegt seine Verwandtschaft mit dem Mythus.

Wenn hieran etwas merkwürdig ist, so ist es der Umstand, daß Wagner selbst thatsächlich an die Verwirklichung seiner Ideen glaubte. Dieser Glaube versetzte ihn in eine gehobene Stimmung und drängte ihn von Neuem auf die Bahn des künstlerischen Schaffens. Am 28. August 1850 hatte unter Liszt's Leitung die erste Aufführung des „Lohengrin" in Weimar stattgefunden. Der große Erfolg des Werkes veranlaßte Liszt, den Freund zu einer neuen Arbeit anzuspornen, und dies gab den Anstoß zu einer Periode im Kunstschaffen Wagner's, die deutlich die Spuren seiner nunmehrigen philosophischen Weltanschauung wiederspiegelt.

Die Eindrücke der letzten Jahre hatten verschiedene Entwürfe zu Dramen in ihm angeregt, die nur der Uebertragung in die künstlerische Wirklichkeit harrten. Schon bald nach Vollendung des „Tannhäuser" war ihm der Gedanke zu den „Meistersingern" gekommen. Wagner hatte hier, entsprechend seinen eigenen Bestrebungen, den Sieg einer neuen Kunst über eine historisch nicht mehr berechtigte alte, den Sieg des Gefühls über die starre Regel darstellen wollen, woraus dem Volk ein neues Heil erwachsen sollte. Damals hatte der heitere Stoff vor dem ernsten „Lohengrin" zurückstehen müssen. Allein auch jetzt, wo ihm seine künstlerischen Ideale zu einer Sache der gesammten Menschheit geworden waren, paßte er nicht zu Wagner's Stimmung. Erst als er ihm in den sechziger Jahren durch seine eigenen damaligen Erfahrungen als Künstler wieder nahe gelegt wurde, feierte jener Stoff in den „Meistersingern von Nürnberg" seine Auferstehung. Ein anderer Stoff, der mit jenem eine gewisse Verwandtschaft hatte, „Wieland der Schmied", ist überhaupt bloß Entwurf geblieben. Auch hier sollte ein Künstler im Mittelpunkte der Handlung stehen, und diese sollte dessen Leiden unter dem Druck der Allgemeinheit, sowie die schließliche Erhebung des Künstlers über die Allgemeinheit schildern. Jetzt aber war die Allgemeinheit in Wagner's Augen nicht mehr jener König Neiding, der den Künstler in unwürdige Fesseln schlägt. Hoffte er doch selbst auf den Sieg der Allgemeinheit, indem er in ihr den Boden für eine neue Kunst erblickte! Damit ließ sich die Grundidee seines „Wieland" nicht vereinigen. Und noch ein dritter Stoff hatte Wagner in den letzten Jahren beschäftigt. Es war der „Jesus von Nazareth". Wagner faßte ihn auf als das liebende und liebebedürftige Gemüth, das vergeblich bemüht ist, die niedrige Sinnlichkeit einer im Egoismus verkommenen Welt durch die Liebe zu einer neuen höheren Art von Sinnlichkeit zu führen. Das Selbstopfer Jesu galt ihm als „die unvollkommene Aeußerung desjenigen menschlichen Triebes, der das Individuum zur Empörung gegen eine lieblose Allgemeinheit drängt."*) Allein, eben weil diese Aeußerung ihm unvollkommen erschien, weil sie ihren Zweck nicht erreichte, entsprach, von allen übrigen Bedenken abgesehen, der Gegenstand nicht seiner damaligen siegesfrohen Stimmung. Glaubte er doch das neue Weltalter schon an der Thür zu hören!

Wohl aber schien ihm jetzt ein anderer Stoff mit seiner neuen Weltanschauung zusammenzustimmen und alle diejenigen Bedingungen zu enthalten, die ihn zum Ausdruck dieser letzteren geeignet machten. Vor seiner Phantasie tauchte die Gestalt des jungen Siegfried auf. Bereits in Dresden hatte er Siegfried zum Helden eines Dramas, „Siegfried's Tod", gemacht, das er im Herbst 1848 vollendet hatte. Jetzt sah er in ihm „den Menschen in der natürlichsten, heitersten Fülle seiner sinnlich belebten Kundgebung" vor sich. Kein historisches Gewand engt ihn ein, kein außer ihm entstandenes Verhältniß hemmt ihn in seiner Bewegung, jede seiner Handlungen ist der Ausdruck des rastlos in ihm quillenden Lebensbrunnens. Siegfried ist der Knabe, der auszieht, um das Fürchten zu lernen, was ihm aber nie gelingt, weil er mit seinem kräftigen Natursinn die Dinge immer nur so ansieht, wie sie wirklich sind. Er ist ihm „der männlich verkörperte Geist der ewig und einzig zeugenden Unwillkür, des Wirkers wirklicher Thaten, des Menschen in der Fülle höchster, unmittelbarster Kraft und zweifellosester Liebenswürdigkeit", mit einem Wort: der Typus jenes „schönen und starken Menschen der Zukunft", des Menschen im Feuerbach'schen Sinne.**)

So also dichtete Wagner auf Liszt's Anregung hin den „Jungen Siegfried". Es kam hinzu, daß er in „Siegfried's Tod" eine Menge von Beziehungen bloß in epischer Form hatte andeuten können, um den ganzen Inhalt seines Stoffes auszuschöpfen. Diese epischen Bestandtheile erfüllten ihn mit Mißtrauen gegen die scenische Wirkungsfähigkeit des Dramas, denn hier war überall der Mythus noch nicht völlig in die Sinnlichkeit und Anschaulichkeit des Kunstwerks aufgegangen, sondern der reflectirenden Combination des Zuschauers überlassen. Solcher Bedenken sah sich Wagner überhoben, wenn er Dasjenige, was in „Siegfried's Tod" nur erzählungsweise hatte mitgetheilt werden können, nun ebenfalls dramatisch ausgestaltete. Dann konnte er jedoch auch beim „Jungen Siegfried" noch nicht stehen bleiben, sondern er sah sich aus den angeführten Gründen genöthigt, diesem letzteren auch noch „die Walküre", sowie „das Rheingold" hinzuzufügen. Das geschah in den Jahren 1851 und 1852. Wagner hatte soeben sein theoretisches Hauptwerk „Oper und Drama" abgeschlossen und befand sich nun einem Stoffe gegenüber, der ihm seinem wesentlichen Inhalte nach alles Dasjenige in mythischer und anschaulicher Form zu enthalten schien, was er in seinen Schriften als Resultat des abstracten Denkens niedergelegt hatte. Dieser wesentliche Inhalt aber ist kein anderer als die Erlösung der Welt vom Fluche des Goldes, die Vernichtung der alten, in den Banden des Egoismus befangenen Welt und die Heraufführung eines neuen glückseligen Zeitalters durch die Liebe.

Es ist bezeichnend für den abstractesten Idealisten unter den modernen Künstlern, bei dem die Sehnsucht nach einem fernen, weltfremden Ideale den Grundzug seines Wesens ausmacht, daß er nicht müde geworden ist, das Motiv der Erlösung zu behandeln und alle seine verschiedenen Werke

*) R. Wagner. Gesammelte Schriften IV, 332.
**) Ebd. 328. Vergleiche die Briefe R. Wagner's an Röckel. 7.

nur Variationen dieses einen Themas bilden. Wie Wagner selbst aus dem unbefriedigenden Zustande der Gegenwart hinweg in eine bessere Zukunft blickt, so geht derselbe sehnsuchtsvolle Zug nach Erlösung durch sein ganzes Schaffen.

Schon der „Rienzi" stellt die Erlösung des römischen Volkes von der Tyrannenherrschaft eines übermüthigen, despotischen Adels dar. Viel tiefer aber ist dasselbe Motiv im „Fliegenden Holländer" behandelt. Hier spiegelt sich Wagner's eigene Sehnsucht nach der deutschen Heimath, wie er sie in Paris empfand, in der Sehnsucht des Holländers nach dem erlösenden Weibe wieder. Der ruhelos auf dem Meere Umhergejagte schmachtet nach der Heimath, nach dem „Umschlossensein von einem innig vertrauten Allgemeinen", dessen nähere Beschaffenheit er jedoch nicht kennt, wie der Künstler noch selbst keine Ahnung von Demjenigen hatte, was seiner in der Heimath wartete. Und wie er dann aus der sinnlichen Behaglichkeit der neuen Stellung in Dresden zur Erkenntniß des inneren Widerspruches zwischen Wirklichkeit und Ideal erwachte, wie er sich hin- und hergeworfen sah zwischen Lebensgenuß auf der einen Seite und den schmerzlichen Conflicten andererseits, in die er durch seine reformatorische Stellung zur modernen Kunst gedrängt wurde, da verdichtete sich ihm dieser seelische Widerstreit zu Tannhäuser's Verhältniß gegenüber den Lockungen der Venus — und wieder gestaltete sich ihm der Stoff zum Erlösungsproblem: Erlösung aus der Knechtschaft der Sinnlichkeit durch die Fürbitte und den Tod einer reinen Jungfrau. Es ist der Ekel des Künstlers vor der modernen Welt, die „Sehnsucht nach Befriedigung in einem höheren, edleren Element," woraus der „Tannhäuser" hervorgegangen ist. Im „Lohengrin" steht nicht so sehr das Ringen nach Erlösung, als vielmehr das Bringen derselben im Vordergrunde; aber sie wird hier wieder verscherzt, weil der Glaube sich nicht stark genug erweist, um das Heil auch ohne Wissen hinzunehmen. Wagner selbst hat hinterher unter dem Einflusse Feuerbach's auch dem Himmel eine Sehnsucht nach sinnlicher Verkörperung zugeschrieben und die Person Lohengrin's als den Ausdruck dieser himmlischen Sehnsucht gedeutet. Dem Wege Tannhäuser's „aus den Wollusthöhlen des Venusberges nach oben" sollte „die Sehnsucht (Lohengrin's) aus der Höhe nach der Tiefe" entsprechen. Diese Deutung ist aber offenbar nur eine willkürliche Verkehrung des wahren Sachverhaltes, als ob Lohengrin es sei, welcher der Erlösung bedürfte!*) Sie entspricht dem Inhalte seiner Dichtung eben so wenig, wie die gekünstelte und verschrobene Erklärung, die Wagner vom Wesen Elsa's giebt, und beweist nur die Unrichtigkeit des Satzes, daß der Künstler selbst der beste Ausleger seiner Werke sei.**) Jedenfalls ist auch im „Lohengrin" das Thema der Erlösung angeschlagen, wenn es hier auch nicht so voll und kräftig ertönt, wie alsbald wieder in den erwähnten dramatischen Entwürfen des „Wieland" und „Jesus von Nazareth". Es ist überall dasselbe Motiv, das Wagner zum Reformator der modernen Oper gemacht und dem Künstler die Feder des Literaten in die Hand gedrückt hat. Die Erlösungsbedürftigkeit der Wagner'schen Helden ist nur die Erlösungsbedürftigkeit des Künstlers selbst. Diese aber ist bei einem so tief und so allgemein empfindenden Künstler, wie Wagner, nur der individuelle Abglanz der Erlösungsbedürftigkeit der modernen Welt. Indem er seine eigene Erlösungsbedürftigkeit als diejenige der modernen Welt empfindet, oder indem er sein eigenes individuelles Ich zur Allgemeinheit ausdehnt, wird der Künstler Wagner dadurch zum Philosophen, erweitert sich in seinem Bewußtsein die Reformation der Kunst zu einer Reformation der gesammten Menschheit. Und dieser weltumspannende Gedanke nimmt wieder künstlerische Formen an und verdichtet sich zum Weltgedichte der Erlösung aus den Banden des Egoismus in Wagner's „Ring des Nibelungen".

In der That läßt sich dieser Inhalt unschwer aus der Dichtung herauslesen, wenn man Wagner's damalige Weltanschauung berücksichtigt. Da erkennt man in Alberich den Vertreter jenes Egoismus, durch welchen die Erlösungsbedürftigkeit der Welt bedingt ist. Wie dieser den Rheintöchtern das Gold um den Preis des Liebesfluches entreißt, ist der Friede in der Welt zerstört, und die „Noth" nimmt ihren Anfang. Durch den Zauber des Ringes, den er sich aus dem Golde anfertigen läßt, macht sich Alberich zum Herrscher über die Nibelungen, d. h. über alle Diejenigen, deren Begierden, wie die seinigen, am Erdreich haften, die in der Nacht ihrer Gedankenlosigkeit nichts Höheres als die Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe kennen. Lichtlos und freudlos dienen sie ihm nun in den Tiefen Nibelheim's als Knechte. Schätze für Alberich zu schmieden, ist ihr Loos, und dabei leben sie in beständiger Furcht vor den Launen des Tyrannen, der mit Hülfe der Tarnkappe unsichtbar unter ihnen weilt und die Geißel auf Denjenigen herabsausen läßt, der etwa daran denkt, sich auszuruhen. Deutlicher können die modernen „Tagelöhner der Industrie" nicht versinnbildlicht werden. Auch sie zittern beständig unter der Geißel eines unsichtbaren Tyrannen, des Capitalismus, der sie heute mit Arbeit überhäuft und sie morgen auf die Straße schleudert, auch sie haben, wie Alberich's Knechte, keinen unmittelbaren Antheil an den Schätzen, die aus ihren Händen hervorgehen und wofür sie ihren Schweiß vergießen müssen.

Den Gegensatz zu Nibelheim bildet das Reich der Götter. Auch Wotan, ihr oberster Repräsentant, ist nicht frei von Selbstsucht. Aber sein Verlangen ist nicht, wie dasjenige Alberich's, bloß auf Befriedigung der niederen Sinnlichkeit gerichtet:

„Mannes Ehre, ewige Macht, ragen zu endlosem Ruhm" —

das ist es, wovon Wotan träumt. Dies Ideal veranschaulicht sich ihm unter dem Bilde Walhall's, der Götterburg hoch droben über den Wolken, von wo aus er die Welt hofft beherrschen zu können. Aber das Ideal setzt, um Wirklichkeit zu werden, die Mitwirkung realer Potenzen voraus, und diese haben die Abhängigkeit von den allgemeinen Bedingungen der Wirklichkeit zur Folge. Wotan hat den Riesen dafür, daß sie ihm Walhall erbauten, die Göttin Freia als Lohn versprochen, Freia, die Liebe, die Wotan in einer unbedachtsamen Anwandlung seiner Machtbegier glaubte entbehren zu können. Allein ohne Liebe können doch auch die Götter nicht existiren, und damit verfängt sich Wotan in die Schlingen seines eigenen Vertrages. Der Gott geräth in die Abhängigkeit von den realen Mächten. In diesem Augenblicke kommt ihm Loge zu Hülfe und räth ihm, die Riesen mit dem Golde zu entschädigen. Beide überlisten Alberich und entreißen ihm den Ring, woran nun fortan der Fluch des Nibelungen, der aus seiner Höhe so tief herabgestürzt ist, haftet.

Offenbar haben wir in Wotan nur einen anderen, wenn auch idealeren Repräsentanten des Egoismus vor uns, als dessen niedrigsten und rücksichtslosesten Vertreter wir Alberich erkannten. Beider Streben ist auf den Besitz des Ringes gerichtet, des Symbols für die Macht und die bezwingende Zauberkraft des Goldes. Hiernach können wir sie geradezu als die Repräsentanten des Capitalismus bezeichnen, dessen ideale und reale Seite sie uns vor Augen führen. Auch an den idealsten Bestrebungen hängt der Fluch des Goldes, sobald sie aufhören, bloß in gedanklicher Form zu existiren, und mit der Wirklichkeit ein Bündniß eingehen. Darum hilft es nichts, daß Wotan, vom Brudermorde der Riesen erschüttert und gewarnt durch Erda, die erschlagenen Helden in Walhall's Saal versammelt, um seine Göttermacht gegen den Ansturm der Nibelungen zu schirmen. Was damit ausgedrückt sein mag, ist der Heroencultus, dessen sich die herr-

*) R. Wagner: Gesammelte Schriften IV, 294—302.
**) Vgl. Bulthaupt: Dramaturgie der Oper II, 128 ff.

schende Weltordnung als Gegenmittel gegen den drohenden Umsturz bedient. Wenn unsere Zeit die hervorragenden Gestalten und Ideen der Menschheit im Pantheon der Kunst und Wissenschaft zum Schutze der Cultur gegen die Revolution der niederen Masse versammelt, so entspricht das etwa der vorbeugenden Handlungsweise des Göttervaters. Aber schon mehren sich die Stimmen von Tag zu Tag, welche den Schritt der Arbeiterlegionen in der Ferne zu vernehmen glauben. Schon wetterleuchtet es am Horizont, wie um Erda's Prophezeiung vom Untergange der gegenwärtigen Weltordnung wahr zu machen. Nibelheim schmiedet in den Tiefen seine Waffen gegen Walhall.

Indessen war das doch nicht der Ausgang, den Wagner erhoffte. Er wollte keinen Sieg Nibelheim's über Walhall, der niederen über die höhere Form des Egoismus, sondern die Erlösung der Welt vom Egoismus überhaupt, und diese schien weder von oben her durch die Götter, noch von unten durch die Zerstörungswuth der Heerschaaren Alberich's zu erwarten. Erlösung kann der Welt nur vom Menschen kommen, und zwar von einem Menschen, der innerlich frei genug ist, um die Aufhebung der bestehenden Verhältnisse zu wollen, und edel genug, um die Beseitigung dieser Verhältnisse ohne Rücksicht auf eigenen Lohn zu vollziehen. Wotan ist sich wohl bewußt, daß der Egoismus die Macht der Götter brechen wird und daß er doch unausrottbar ist, so lange das Gold den beständigen Anreiz zum Handeln bildet. Aber er selbst ist unfähig, das Gold aus der Welt zu schaffen, weil seine Macht eben auf diesem beruht und er den Ring nicht zurückerobern kann, ohne dadurch seinen Vertrag mit Fafner zu brechen. Denn nur durch Verträge, durch feste Satzungen und Gesetze vermag sich die bestehende Welt- und Wirthschaftsordnung zu behaupten. So bleibt Wotan nur übrig, auf den Helden zu hoffen, der „freier als er, der Gott", dasjenige ausführt, worin er selbst das Heil der Welt erkannt hat. In dieser Hoffnung spielt er Siegmund das Götterschwert in die Hand, ohne zu bemerken, daß er mit solcher Hülfe, die er dem Helden angedeihen läßt, ja indirect ebenfalls an seinem Vertrage rüttelt.

In seinen Vorträgen über den „Ring des Nibelungen", die Moritz Wirth im Jahre 1888 zu Leipzig gehalten, hat dieser die Geschwisterehe zwischen Siegmund und Sieglinde als den deutlichsten Beweis dafür hingestellt, daß wir im „Ringe" das „Weltgedicht des Capitalismus" zu erblicken haben. Nach Wirth's Ansicht soll Wagner die Liebe der Geschwister zu einander als ein besonders abschreckendes Beispiel dafür angesehen haben, in welch' unmoralische Verhältnisse die Geschlechter durch die capitalistische Wirthschaftsordnung hineingezwängt werden, indem er dabei an die Zusammenpferchung vieler Menschen in den Arbeiterwohnungen von London und Liverpool erinnert hat.*) Trivialer und gröber kann man die Sache wohl nicht deuten. Zugegeben auch, daß Wagner selbst, wie aus der Scene zwischen Wotan und Fricka (im zweiten Acte der „Walküre") hervorgeht, auf Seiten Fricka's steht, so geht doch aus dem ganzen ersten Acte des Dramas hervor, daß er nichts weniger bezweckt hat, als uns vor der Liebe der Geschwister mit Abscheu zu erfüllen. Denn die großartige Liebesscene zwischen Siegmund und Sieglinde ist mit ihrem gewaltigen Pulsschlag der Leidenschlag eine so erhabene Offenbarung des Wagner'schen Genius, daß sie irgend welche moralischen Empfindungen gar nicht aufkommen läßt. Viel wahrscheinlicher ist, daß der Feuerbachianer Wagner gerade umgekehrt in ihr den Triumph der reinen Sinnlichkeit über alle moralischen Regeln und Abstractionen hat feiern wollen. Denn die Vereinigung der Geschlechter galt ihm, wie wir sahen, als die höchste Aeußerung des welterlösenden Princips der Liebe, und diese Bedeutung kann ihr auch dadurch nicht genommen werden, daß es Geschwister sind, welche die Vereinigung vollziehen.

Auch darin, wie Brünhilde aus tiefstem Mitgefühle mit dem Helden beschließt, ihn gegen Walvaters Gebot zu schirmen, nachdem Wotan selbst, dem Drängen Fricka's nachgebend, Siegmund hat fallen lassen, erkennen wir deutlich das Aufblitzen jener Liebe, die nach Wagner dazu bestimmt ist, den Egoismus zu überwinden. Und wenn dann die Walküre durch den Zorn des beleidigten Gottes für diesen Ungehorsam in den Zauberschlaf versenkt wird, so mögen wir darin wohl ein Sinnbild für die Thatsache erblicken, daß die bestehende Weltordnung eine Durchbrechung ihrer angestammten Gesetze nicht dulden kann, ohne sich selbst aufzugeben, und daß eine auf Ungleichheit beruhende Herrschaft auch die zartesten Regungen des Gefühls unterdrücken muß, sobald sie mit jenen Gesetzen in Conflict gerathen.

Die Zeit der Liebe ist noch nicht gekommen, so lange der Egoismus noch seine Macht in der Welt behauptet. In Siegfried ersteht endlich jener „freie Held", der von Wagner erwünschte und gewollte „Mensch der Zukunft", der sich selbst dazu bestimmt, die alte Weltordnung über den Haufen zu werfen. Schon seine Abstammung aus der Geschwisterehe ist gewissermaßen seine erste noch unbewußte Absage an die Tradition und Regel, seine ursprünglichste Auflehnung gegen Alles, was bisher für Recht gegolten. Und wie er in der Einsamkeit und Wildniß aufwächst, losgelöst von allem Zwange einer conventionellen Sitte, in voller Selbstherrlichkeit und urwüchsiger Naivität, da erkennen wir, daß in diesem Menschen die Selbstsucht keine Wurzel habe und daß vor ihm, der nur der Stimme seiner eigenen unverfälschten Natur gehorcht, alle Götterpracht mit ihrer egoistischen Machtbegier erbleichen müsse. Ihm gegenüber ist Mime, ebenso wie dessen Bruder Alberich, die Verkörperung des niedrigsten Egoismus, der keinen anderen Wunsch kennt, als das Gold zu besitzen, und der, um zu diesem Ziele zu gelangen, selbst vor dem Morde des Helden nicht zurück scheut. Fafner aber ist der Drache des Capitalismus selbst, wie er sorgenvoll und ohne ihrer froh zu werden über unbenutzte und unfruchtbare Schätze wacht, bereit, einen jeden, der sich mit ihm einläßt, zu verschlingen, bis er schließlich unter Siegfried's Schwert verendet. Sein Tod macht zugleich auch Mime's Hinterlist ein Ende. Siegfried aber folgt dem Waldvogel zum Brünhildensteine. Der Capitalismus ist beseitigt, der Egoismus ist in's Herz getroffen. Da tritt nun dem Helden die letzte feindliche Macht, von deren Ueberwindung das Heil der Zukunft abhängt, Wotan selbst, als Vertreter der alten Weltordnung, entgegnen. Aber jener zerhaut ihm den Speer, in dessen Schaft Wotan die Runen heiliger Vorträge eingeschnitten, erkämpft sich damit den Zugang zu Brünhilde und drückt ihr seinen Kuß auf die Lippen. Da weicht der Schlummer, der sie bisher umfangen gehalten, von ihr. Aus den göttlichen Höhen, wo sie einst gewohnt, steigt Brünhilde in die Sphäre des irdischen Seins zu Siegfried herab, und Beide feiern sie den Bund des Menschen mit der Liebe, worüber nun die Sonne eines neuen, von allem Egoismus freien Weltalters aufgeht.

Mit dieser consequenten Durchführung der Idee, in welcher sich deutlich Wagner's damalige Weltanschauung spiegelt, scheint die nachfolgende Handlung der „Götterdämmerung" schlecht zu stimmen. Man begreift nicht, wie der „freieste Held" durch den Vergessenheitstrank am Hofe der Gibichungen zur unfreien Marionette werden kann. Man beginnt das Interesse an Siegfried zu verlieren, wenn man sieht, wie seine Liebe zu Brünhilde verblaßt, ohne daß man ihm doch daraus einen Vorwurf machen könnte. Man wird irre an der Idee, wenn man da, wo man nunmehr das neue Weltalter zu findet erwartet, die alte Welt mit ihrem Neid, ihrem Haß und ihren Intriguen antrifft, denen selbst auch ein Siegfried zum Opfer fallen muß.

*) Vgl. die Referate über die Wirth'schen Vorträge im „Leipziger Tageblatt". 1888. (18. Januar bis 18. Februar.)

In der That ist Wagner an keiner Stelle seiner Dichtung durch den vorgefundenen Stoff so beengt gewesen, wie bei der „Götterdämmerung". Hier paßte der Inhalt nicht zu der ergriffenen Idee, um so weniger als Wagner diesen Theil seines Werkes ja gar nicht von vornherein im Sinne jener Idee gestaltet hatte, sondern ihm derselbe in der älteren Dichtung von „Siegfried's Tod" bereits vorlag. Darüber wird er freilich von Anfang an klar gewesen sein, daß insbesondere der Schluß von „Siegfried's Tod" geändert werden müsse, wenn sich diese Dichtung in den neuen Rahmen fügen sollte. Hier nämlich hatte er die Befreiung der Welt vom Fluch des Goldes vor sich gehen lassen, ohne daß die Götter selbst davon betroffen waren. Brünhilde hatte den Ring an die Rheintöchter zurückgegeben und den Scheiterhaufen bestiegen, nicht im Bewußtsein, mit dem Feuer desselben Walhall in Brand zu stecken, sondern dort oben wiederum mit Siegfried vereinigt zu werden:

„Nur Einer herrsche:
Allvater! Herrlicher Du!
Freue Dich des freiesten Helden!
Siegfried führ' ich Dir zu:
Biet' ihm minnlichen Gruß,
Dem Bürgen ewiger Macht!"

Und der Chor der Mannen und Frauen hatte die Dichtung mit den Worten beschlossen:

„Wotan! Wotan! Waltender Gott!
Wotan, weihe den Brand!
Brenne Held und Braut,
Brenne das treue Roß:
Daß wundenheil und rein,
Allvaters freie Genossen,
Walhall froh sie begrüßen,
Zu ewiger Wonne vereint!"

Diese Worte hatten nunmehr ihren Sinn verloren. Der Feuerbachianer Wagner konnte den alten Himmel nicht mehr brauchen. Das Erlösende des neuen Weltalters sollte ja gerade in der Rückkehr zur reinen, von keinen religiösen Vorstellungen entstellten Natur, in der Freiheit und Losgelöstheit von den Fesseln veralteter Gesetze, in der unbeschränkten Bethätigung der Liebe beruhen. Darum wirft jetzt Brünhilde den Brand in die Götterburg, und mit der alten Weltordnung gehen zugleich auch die Götter und Wotan selbst zu Grunde. Brünhilde's Abschiedsworte an „des blühenden Lebens bleibend Geschlecht" sind an die überlebende Menschheit des neuen Zeitalters gerichtet; den Göttern hingegen dämmert das Ende, weil sie das Vermächtniß der wissend gewordenen Liebe nicht beherzigt haben:

„Nicht Gut, nicht Gold,
Noch göttliche Pracht,
Nicht Haus, nicht Hof,
Noch herrischer Prunk,
Nicht trüber Verträge
Trügender Bund
Noch heuchelnder Sitte
Hartes Gesetz:
Selig in Lust und Leid
Läßt — die Liebe nur sein."

Trotzdem nun hiermit die Idee des ganzen Werkes ihren höchsten, erschöpfenden Abschluß gefunden hatte, scheint Wagner sich über den Widerspruch zwischen den sonstigen Vorgängen der „Götterdämmerung" und den übrigen Theilen des „Ringes" doch keinen Täuschungen hingegeben zu haben. Wenigstens erklärt es sich so, daß er bei der nachträglichen Durchsicht seines Werkes in der „Götterdämmerung" am meisten zu verändern fand. Sucht man sich auch diese im Sinne der übrigen Dichtung zu denken, so kann man in ihr gewissermaßen nur eine zusammengedrängte Wiederholung des ganzen bisherigen Inhaltes sehen. Da blicken wir in eine Welt der Habsucht und des Egoismus, in welcher die niedrige Sinnlichkeit, das Verlangen nach Gold und Herrschaft die mächtigste Triebfeder aller Handlungen bildet. Da finden wir selbst den herrlichsten Helden in die Schlingen des Wahns verstrickt, der ihn seiner ursprünglichen Natur entfremdet. Da gewahren wir die Liebe verstoßen und mit Füßen getreten, so daß auch sie sich in den tödtlichsten Haß verwandelt. Erst an der Leiche des ermordeten Siegfried wird Brünhilde wissend. Nun wird ihr auf einmal klar, welchem Truge sie zum Opfer gefallen, wie der Ring allein alles Unheil in der Welt verschuldet, und sie giebt dies Symbol der bisherigen Weltordnung an die Rheintöchter zurück und sühnt ihren Irrthum mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen, womit die alte Welt versinkt und dessen Flammen zugleich die Morgenröthe einer neuen Zeit verkünden.

Es versteht sich nun freilich, daß bei dieser Auffassung die „Götterdämmerung" sich nur als Nachspiel, aber nicht als die consequente Zuendeführung des eigentlichen Ideengehaltes darstellt. Wie sein Wotan, hatte sich Wagner selbst in die Schlingen seiner eigenen Theorie verfangen. Er hatte den Mythus für den idealen Stoff des Dramas erklärt. Aber der Mythus von Siegfried's Tod fügte sich nicht in die Idee, die er den übrigen Theilen seines „Ringes" zu Grunde gelegt hatte. Die angeführte „tendenziöse Schlußphrase" der Brünhilde, womit sie die Erben des neuen Weltalters auf die Verwerflichkeit des Besitzes und die allein beseligende Kraft der Liebe hinweist, marterte ihn, wie er selbst berichtet, in dieser Zeit fortwährend.*) Nach der Sachlage werden wir schließen dürfen, daß sich diese Unzufriedenheit mit seinem Werke auf das ganze abschließende Drama überhaupt erstreckt hat. In jener Stelle hatte er die Idee des Ganzen deutlich ausgesprochen, seine Absicht, wie er sagt, „gewaltsam zur Geltung gebracht". Daran aber mußte ihm offenbar werden, daß diese Absicht in der „Götterdämmerung" wenigstens keinen entsprechenden Ausdruck gefunden habe.

Nun standen offenbar nur zwei Wege offen, um aus dieser Schwierigkeit herauszukommen: entweder mußte er den Mythus willkürlich ändern und versuchen, ihn an seinen eigenen abstracten Ideengehalt anzupassen. Oder aber er mußte dem alten Stoff des Mythus eine neue Idee zu Grunde legen. Da auf einmal geschah etwas Unvorhergesehenes, was allem Schwanken und Zweifeln ein rasches Ende machte: Wagner lernte Schopenhauer's Philosophie kennen und änderte seine Weltanschauung — und nun wußte er, welchen der beiden Wege er zu beschreiten hatte.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Chloroform.

Von Xanrof.

Frau Lolotte ist sehr krank. Sie hat einen großen weißen Fleck an ihrem kleinen Finger, und das schmerzt sie so sehr, daß ihr hübsches Gesichtchen ganz blaß und verzerrt aussieht und ihre armen Nervchen gespannt sind, wie die Saiten einer Guitarre. Während man auf den Arzt wartet — denn eine Operation ist für nöthig befunden worden — versucht ihr Gatte das arme Weibchen zu trösten, was ihm aber nicht ganz gelingen will.

Lolotte: Sag' mal, der Doctor wird mir wohl sehr weh thun?

Paul: Nicht doch, Schätzchen; ein kleiner Stich mit der Lancette — pfft! und die Sache ist fertig.

Lolotte (schaudernd): Oh, das ist entsetzlich! Der Gedanke schon . . . Aber er wird mich doch einschläfern, nicht wahr?

Paul: Närrchen! Wegen eines Schmerzes von einer Secunde? So habe doch ein wenig Muth!

Lolotte: Nein! ich will keinen Muth haben! Ich bin nur eine arme kleine Frau und nichts weiter! Ich bin kein alter Grenadier, der nur dazu lacht, wenn eine Flintenkugel ihm den Kopf abreißt.

Paul: Mein liebes Kätzchen ich bitte Dich: lasse Dich nicht einschläfern!

Lolotte (fast weinend): Warum denn nicht? Du hast wohl Angst, der Arzt könnte sich vergessen und mir einen Kuß geben?

Paul (empört): Aber Lolotte!

Lolotte: Dann macht es Dir Vergnügen, mich leiden zu sehen und schreien zu hören? Oh, Du bist immer boshaft und grausam!

*) Brief an Röckel. 67 f.

Paul: Wie kannst Du so was sagen! Wäre es nur möglich, ich würde mich an Deine Stelle setzen.

Lolotte: Warum willst Du denn nicht, daß man mich einschläfert?

Paul: Weil es Naturen giebt, die das Chloroform nicht vertragen können. Sie haben nach der Operation noch schreckliches Herzklopfen!

Lolotte: Aber dann haben sie wenigstens während der Operation keine Schmerzen gehabt!

Paul (zögernd): Es kann auch noch schlimmer werden, denn es ist vorgekommen, daß Eingeschläferte nicht wieder aufgewacht sind.

Lolotte (unruhig): Das sagst Du doch nur, um mir Angst zu machen?

Paul (ernst): Ich schwöre Dir, nein, und darum will ich auch nicht, daß man Dich einschläfert. Denke doch nur! Ich wäre so geängstigt und würde mir die ganze Zeit über sagen: Wenn meine kleine Lolotte nun nicht mehr erwachte, wenn sie ihren armen Paul allein auf Erden zurückließe! Was sollte dann aus dem armen Paul werden? Er würde auch sterben!

Lolotte (nervös): Nein, sage das nicht! Du bist ja lächerlich! Was ist das nur für ein Einfall, so zu mir zu sprechen! Uebrigens wirst Du doch dabei sein, während man mich einschläfert, und wenn Du siehst, daß ich krank werde, so weckst Du mich eben, das ist einfach!

Paul: Aber, mein Herz, ich werde das vielleicht nicht können.

Lolotte: Das wirst Du schon machen, denn ich will chloroformirt werden!

(Es klingelt: der Doctor tritt ein.)

Doctor (heiter): Guten Tag, meine kleine Patientin.

Lolotte: Herr Doctor, nicht wahr, Sie werden mir Chloroform eingeben?

Doctor: Wenn es Ihnen Spaß macht, gewiß.

Lolotte: Und Sie versprechen mir, daß keine Gefahr dabei ist?

Doctor: Was soll denn für Gefahr dabei sein?

Lolotte (frohlockend zu Paul): Da siehst Du wohl?! (Zum Doctor.) Paul behauptet nämlich, ich würde nicht wieder aufwachen . . .

Doctor (einen kleinen Schwamm, Binden und Chloroform hervorziehend): J warum nicht gar!

Paul: Ich meinte bloß, es wären schon bedenkliche Unfälle vorgekommen.

Doctor: Ja, bei Kranken, die an einer Herzschwäche litten, deren Vorhandensein der Arzt nicht kannte. Dagegen bei der gnädigen Frau, die ich sozusagen in die Welt gesetzt habe, die ich seit ihrer Kindheit behandle und so genau wie mich selbst kenne . . .

Lolotte (erröthend): Aber, Herr Doctor!

Doctor: Na, Sie brauchen keine Angst zu haben; erst gestern habe ich eine Patientin chloroformirt. (Zu Paul.) Sie halten wohl den Schwamm? Das war sogar sehr fidel. Denken Sie sich, es war eine Wittwe, eine zimperliche alte Person, vor der man nicht die unschuldigsten Worte aussprechen darf, ohne daß sie Lärm schlägt . . . Und als sie chloroformirt war, fing sie an zu erzählen.

Lolotte: Was! sie sprach ganz laut?

Doctor: Ja, das kommt bisweilen vor!

Lolotte: Und was erzählte sie denn?

Doctor: Sie wiederholte fortwährend: Gieb mir noch einen Kuß, Eduard!

Lolotte: Eduard? Das war wohl ihr Mann?

Doctor (lachend): Ach nein! . . . Das war ja gerade das Komische! . . . Ihr Mann heißt Emil! . . . Ja, ja, das sind so die kleinen Annehmlichkeiten des Berufs!

Lolotte (immer unruhiger): Wußte die Patientin, daß nur Sie und vielleicht Ihr Assistent zugegen waren?

Doctor: Ach und wenn die ganze Stadt zugehört hätte, sie hätte doch Alles ausgeplaudert! (Reicht Paul den Schwamm.) Wollen Sie die Güte haben . . .

Lolotte (erschreckt): Mein Gott! . . . aber . . . schließlich . . . thut denn dieser Stich mit der Lancette sehr, sehr weh?

Doctor: Na, wenn Sie die Wahl zwischen einem Kuß und einem Stich hätten, Sie würden freilich nicht zögern . . . Glücklicherweise werden Sie nichts spüren, denn ich chloroformire Sie ja.

Lolotte: Aber . . . wenn . . . wenn ich es nun ohne Chloroform aushielte?

Doctor: Das rathe ich Ihnen nicht! Sie sind zu nervös und könnten ohnmächtig werden . . .

Paul: Außerdem garantirt uns ja der Doctor dafür, daß keine Gefahr dabei ist . . .

Lolotte (mit unerschütterlichem Entschluß): Nein! Nein! ich will nicht! Ich werde Muth haben! Sie werden sehen, Doctor!

Paul (bestürzt): Aber meine kleine Lolotte, was fällt Dir denn ein? . . . Eben wolltest Du Dich noch um jeden Preis chloroformiren lassen?

Lolotte: Ja, mein Herzchen, aber ich habe es mir anders überlegt . . . Deinetwegen . . . da Du dabei ständest, während ich schlafe . . . (voll zärtlicher Hingebung) Du würdest Dich zu sehr ängstigen!

# Aus der Hauptstadt.

## Der Dreyfus-Rummel.

Kindern, wirklichen wie politischen, ist die Existenz finsterer Mächte, deren Gewalt keine Schranke kennt und über Land und Meer geht, ein unanfechtbarer Glaubenssatz. Mit gleich angenehmem Gruseln hören sie von Räubergeheimbünden, die in jeder anständigen Weltstadt eine Filiale haben, obgleich sie nicht als Actiengesellschaften firmiren, wie von nihilistischen Comités, die sich über den ganzen bewohnten Erdball verzweigen und ähnlichen, unter Ausschluß der sonst so beliebten Oeffentlichkeit tagenden Körperschaften mit den grausamsten und grauslichsten Absichten. Auch die Alliance Israélite, die seit Jahrzehnten fromme und brave Christenmenschen, Soldaten wie Civilisten, schreckt, zählt zu dieser Gruppe. Wir Aufgeklärten freilich spotten der Aengstlichen und ihrer Colportage-Romanideen, wissen wir doch, daß in unserer vorgeschrittenen Zeit sich Menschen allerdings zu dem Zwecke zusammenthun, die Gesetze zu verhöhnen, gemeinsam Geld zu verdienen und Andern zu schaden, daß sie dazu aber gar keine Geheimnißkrämerei nöthig haben und ihrem Ziele ohne Furcht vor den Behörden, bei hellem lichten Tage, nachstreben können. Sogar unter'm Schutz der von ihnen umgangenen und mit Füßen getretenen Gesetze. Der Triumph, den die Berliner Feenpalast-Winkelbörse und ihre Macher neulich vor'm Bezirksausschusse erfochten haben, beweist das wieder mit erfrischender Deutlichkeit. Um so nachdrücklicher befremden muß ein Vorgang, der sich eben in Paris abspielt und geeignet ist, den Kindermärchen neue Nahrung zu geben, uns vorgeschrittene Jahrhundertsmenschen aber wenigstens für Augenblicke der gedankenlosen Menge gegenüber in's Unrecht zu setzen.

Die beiden maßgebenden Berliner Zeitungen, die selbstverständlich Organe des entschiedenen Liberalismus und im Annoncentheile vortrefflich redigirt sind, halten sich in der französischen Hauptstadt Original- und Special-Correspondenten. Dagegen ist an sich nichts zu bemerken. Es sieht gut aus, der Inseratenetat erlaubt es, und die Original- und Special-Correspondenten leben im Seinebabel cannibalisch vergnügt auf Kosten ihrer Brodherren, wie ein Londoner Correspondent den Verleger des Berliner Tageblattes mit pudelnärrischer Devotion nannte. Der einer dieser Pariser Original-Correspondenten zeichnet sich aus durch sein ungeheures Wissen, das immer der neuesten Auflage des Meyer entspricht und jetzt wieder glücklich bis zum 16. Bande gediehen ist, sowie durch seine mangelhafte Kenntniß der französischen Sprache, die ihm gelegentlich erlaubt hat, von einer vieux chanson zu reden. Der andere Original-Correspondent hält jedes Genie, mit alleiniger Ausnahme des seinigen, für irrsinnig, und jede Idee mit Ausnahme der von ihm vertretenen zionistischen für eine Krankheitserscheinung. Man sieht, die beiden Original-Correspondenten verdienen diesen Namen. Sie sind denn auch so weit ganz spaßhaft, und nur der gottverfluchte Zwang, unsern geehrten Lesern laut Contract Tag für Tag Bilder aus dem Pariser Leben, Schilderungen des französischen Volkscharakters sowie frisch gebackene Weltstadt-Sensationen bieten zu müssen, macht aus den freiherumlaufenden, harmlosen Herren gefährliche Menschen. So depeschiren und leitartikeln sie jetzt seit mehr als vier Wochen über den Fall eines Gentlemans, der angeblich unschuldig wegen Hochverraths verurtheilt worden ist und dessen Freunde und Verwandten das Wiederaufnahme-Verfahren mit all' dem Nachdruck betreiben, den wohlgefüllte Cassen und ausgedehnte journalistische Bekanntschaften ermöglichen. Nun ist ja dem Hauptmann a. D. Dreyfus, wenn er wirklich nichts ausgefressen hat und wenn ihm die Epauletten ohne Grund von den Schultern gerissen und vor die Füße geworfen worden sind, die Befreiung aus seiner unangenehmen Lage auf der Teufelsinsel von Herzen zu wünschen. Aber gesetzt den Fall, das Kriegsgericht, das aus lauter ehrlichen und klugen, wenn auch wohl politisch beeinflußten Männern besteht, habe geirrt — was wäre dann so gigantisch Unerhörtes an dem gewiß bedauernswerthen Vorkommnisse? Haben wir nicht im eigenen Lande offenbare Justizmorde schaudernd selbst erlebt, ohne daß der Zeitungshahn auch nur einmal Morgens und Abends darüber gekräht hätte? Und liegt uns Deutschland sozusagen doch nicht immer noch näher als das liebe französische Nachbarreich? Weßhalb also widmet die Berliner Weltpresse seit vollen vier Wochen die erste Seite des Hauptblattes Morgens wie Abends nur dem Excapitän Dreyfus? Weßhalb treibt sie hier mit Sperrdruck einen Aufwand, der den Annoncen hinten unnütz Platz entzieht?

Herr Theodor Wolff ist ein fixer junger Mann, außerdem mit der Frau seines Brodherrn irgendwie verwandt und deßhalb in der That prädestinirt zum kommenden Chefredacteur des Berliner Tageblattes. Er hat in erstaunlich kurzer Zeit eine Fülle von Kenntnissen erworben, die keiner seiner Freunde je bei ihm vermuthete, und er hat den Stil Heinrich Heine's mit einer Meisterschaft imitirt, die dadurch nicht weniger bewundernswerth wird, daß sie annähernd fünfzig Jahre zu spät gekommen ist. Herrn Wolff's Verhältniß zur französischen Sprache ähnelt in mancher Beziehung dem des Heine'schen Maßmann zur lateinischen. Aber alle diese glänzenden Eigenschaften sollten den treuen Brodherrn und Original-Correspondenten doch nicht so völlig außer Fassung bringen, wenn er sie einmal bethätigen kann. Es wird Herrn Mosse nicht angenehm sein, und aller Fürspruch der Frau Tante wird die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß Theodor Wolff auf dem besten Wege ist, die Gesinnungstüchtigkeit und streng monarchische Haltung des

von ihm um des lieben Brodes Willen bedienten Blattes zu verdächtigen. Unseres Kaisers Majestät hat sich die größte Mühe gegeben, Frankreich zu versöhnen und von seinen Revanchegedanken abzubringen. Die zartsinnigen Telegramme, die er bei verschiedenen Anlässen nach Paris richtete, die Auszeichnung französischer Gelehrter, die Ausmerksamkeiten, die er rührig erwies, sie Alle hatten die Bestimmung, das Nebeneinanderwohnen der beiden Gegner erträglicher zu gestalten. Nun kommt Herr Wolff und flößt durch seine endlosen Depeschen, seine geistsprühenden Bandwurm-Darlegungen und die Fülle seiner unumstößlichen Beweise für die Unschuld des eingesperrten Verräthers den Franzosen die Meinung ein, Deutschland befinde sich in fieberhafter Aufregung über das Schicksal des Dreyfus, bete und faste für die Befreiung des Gefangenen und mische sich in unverschämter Weise in Frankreichs innere Angelegenheiten. Ja, Herr Wolff hat den Muth, selbst Wilhelm II. als Kronzeugen für den Dreyfus aufzuführen. Er depeschirt seiner Zeitung, irgend ein Pariser Blättchen, das für den Bedarf der Käsehandlungen herausgegeben wird, habe einen eigenhändigen Brief des Monarchen an Casimir Périer veröffentlicht, mit dem Satze darin: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Capitän Dreyfus niemals Frankreich an Deutschland verrathen hat, und falls es erforderlich ist, werde ich Ihnen mein kaiserliches Wort mit allen Consequenzen geben." Dummpfiffig fügt Herr Wolff hinzu, daß ihm diese und andere alberne Räubergeschichten des Wurstjournals sehr glaubwürdig scheinen.

Es ist klar, daß der junge Mann des Berliner Tageblattes durch solche Veröffentlichungen seinem Clienten nur schadet. Falls die Franzosen wirklich dumm genug sind, wie Herr Wolff an eine solche Einmischung des deutschen Kaisers zu glauben, werden sie schon aus nationaler Eitelkeit und Ausgebrachtheit den Dreyfus in seinem Käfige lassen. Auch die schreckhaften Leute in Deutschland, die in gemessenen Zwischenräumen von der höllischen Schlauheit und Rührigkeit der Alliance Israélite, phantasiren, werden durch Theodor Wolff von ihren Wahngebilden befreit werden. Falls es nämlich eine Alliance gäbe, wie ihre Furcht sie ihnen vorspiegelt, so würde sie allerdings zur Rettung des Capitäns mobil gemacht haben. Aber sie hätte sich auf keinen Fall liebenswürdiger Thoren und plump auf jeden Schwindel anbeißender Sensationshascher bedient, hätte zur Vertheidigung ihres Schutzbefohlenen gewiß nicht die beiden Original-Correspondenten zugelassen, denn, wie gesagt, das Märchen schreibt ihr und ihren Beamten infernale Schlauheit zu.

Die Angelegenheit des Capitäns Dreyfus, mit deren Langweiligkeit verglichen die bevorstehenden Budgetreden im Deutschen Reichstage Muster plästirlicher Unterhaltungskunst sind, kann ja unter Umständen für diesen oder jenen tiefsinnig veranlagten Deutschen ein gewisses criminalistisches Interesse haben. Im Uebrigen entbehrt das Vorkommniß wie die Person des traurigen Helden so völlig jeder allgemeinen politischen Bedeutung und regt so wenig zu menschlicher Theilnahme an, daß sich Niemand mit dem Proceße beschäftigen würde, wenn Camelots und die Original-Correspondenten ihn nicht berühmt zu machen versuchten, aus Gründen, über die nur sie selbst genaue Auskunft geben können. Freilich wird der Rest von Geriebenheit, über den sie verfügen, sie von der Ertheilung dieser Auskunft abhalten. Dreyfus ist ein durch und durch unsympathischer, widriger Bursch. Ein trockener Schleicher, ein heimtückischer Streber und ein Heuchler von der Art, die man doppelt verachtet, weil ihre Geistesarmuth sie verräth. So lange man nicht mit der Laterne alle deutschen Zuchthäuser und Gefängnisse nach unschuldig Verurtheilten abgesucht hat, so daß wir uns mit einigem Recht für die Opfer fremder Justiz in's Zeug werfen können, entbehrt der Fall Dreyfus für uns jeder Bedeutung. Die Humanitätsschwindler, die allerlei uncontrolirbare Motive für ihr Mitleid mit Dreyfus unter dem Deckmantel der allgemeinen Bruderliebe zu verbergen trachten, mögen erst den Bergmann Schröder befreien, der ihre lobenswerthen Empfindungen in ungleich höherem Maaße als der Pariser Elsäßer verdient.

Man kennt die hochgradige Empfindlichkeit der Franzosen, die uns gegenüber vielfach in eine gefährliche Gereiztheit ausartet. Sie noch zu steigern, sollten wir uns weislich hüten. Schenkte die Boulevardpresse einer deutschen Angelegenheit nur entfernt so gespannte Aufmerksamkeit, wie unsere Annoncenblätter dem Falle Dreyfus, so wären gerade die führenden Berliner Zeitungen zuerst mit kernigen Grobheiten und Zurechtweisungen auf dem Platze. Und das, obgleich wir den Marschall-Caprivi'schen Muth der Kaltblütigkeit noch voll und ganz besitzen. Was für eine Stimmung aber muß es in den hitzigen Gemüthern der Pariser Journalleser hervorrufen, wenn sie erfahren, mit welcher aus Schamlosigkeit und Tölpelei seltsam gemischten Neugier, mit welcher Aufdringlichkeit wir für ein Subject Partei ergreifen, das nach ihrer Meinung sein Vaterland um schmutziges Geld an die Deutschen verrathen hat!

Und die Franzosen, die in unserer liebevollen Theilnahme keine dreiste Belästigung erblicken, werden durch sie auf noch gefährlichere Gedanken gebracht. Sie sehen in dem Falle Dreyfus eine cause célèbre von noch nie dagewesener Celebrität, sie schmeicheln sich mit dem Gedanken, daß Frankreich doch noch immer das Herz der Welt sein muß, da man seinen Angelegenheiten allenthalben, selbst im Lande des Erbfeindes, dauernd so rege Aufmerksamkeit schenkt. Wie feinsinnige Huldigungen richtet man nicht an die Adresse der Republik bei traurigen oder festlichen Anlässen; mit wie athemloser Spannung verfolgt man den Proceß eines armseligen Spions, bloß weil er Franzose ist, bloß weil der Proceß Paris interessirt, das von Russenpuppen und Russenmusik zur Zeit übersättigte, sich ennuyirende Paris! Es ist nicht auszudenken, mit welch' leidenschaftlicher Hingabe nun erst Europa an den Mienen Frankreichs hängen wird, wenn es sich einmal mit ernsten, wirklich bedeutsamen Dingen befaßt ...

Die Original-Correspondenten sollten wie ihr allerdings unerreichtes, geniales Vorbild, das in der Pariser Matratzengruft starb, einen Ruhegehalt von der französischen Regierung erbitten, oder besser noch, das Cabinet Méline sollte ihnen die Pension anbieten. Sie haben sie redlich verdient um das Prestige Frankreichs. Sie haben dem Auslande die Ueberzeugung beigebracht, daß dem Kikeriki des gallischen Hahnes, seinen Hennenaffairen und seinen Misthausendurchforschungen thatsächlich die hohe politische Wichtigkeit und Bedeutung für die ganze Welt innewohnt, die er selbst ihnen beizulegen pflegt. Ganz gewiß, die Serie deutscher Berichterstatter, die sich jetzt in Paris aufhält, hat nicht zu befürchten, für staatsgefährlich angesehen und des Landes verwiesen zu werden. Im Gegentheil. Wenn der Revanchekrieg ausbricht oder wenigstens die deutschen Aussteller auf der world fair von 1900 revanchemäßig in Grund und Boden beschimpft werden, muß Frankreich es Herrn Mosse's jungen Leuten und den Vossischen Erben danken, daß sie ihm gehörig Muth dazu gemacht haben. Caliban.

---

## Jung-Hamburgische Kunst.

Ein wunderliches, höchst modernes Kunstleben entwickelt sich heute in der Nähe des Sachsenwaldes, in der hanseatischen Hauptstadt Hamburg. Alfred Lichtwark, der Director der Kunsthalle (und jahrelange Berliner Kunstberichterstatter der „Gegenwart") hat es verstanden, daselbst den lange schlummernden Kunstsinn zu wecken. In weiser, den localen Verhältnissen planmäßig angepaßter Arbeit schuf er zunächst die Grundlage, auf der ein eigenes Kunstleben, wurzelhaft-sicher, sich entwickeln konnte. Er gewann die Liebhaber- und Dilettantenkreise, organisirte Thätigkeit und Interesse, rief Wunsch und Ehrgeiz nach einer heimischen Kunstblüthe wach und begann in der Stille, Maecenaten zu erziehen. So fest er auf Hamburgischem Boden stehen blieb, er weitete doch den Blick auch nach Außen und ließ die Kunst als ein Weltganzes erscheinen, das sich ungescheut unter allen Sonnen und Zonen bereichern dürfe, wofern nur die Kraft der Bodenwüchsigkeit eifersüchtig geschont und erhalten würde. Muthig focht Lichtwark seine Kämpfe durch — er hatte namentlich wegen des Liebermann'schen Bürgermeisterbildes manchen Strauß auszufechten — und blieb fest und starr auf seinem Platz, so sehr man ihm auch seine Position zu verleiden trachtete. Vor Allem war es sein Ziel, die Hamburgischen Maler in Hamburg selber festzuhalten. Bis dahin waren sie meist außer Landes gegangen, Piglein, Hans von Bartels, Ludwig Dettmann u. A. Einige Wenige nur, wie Valentin Ruths und Thomas Herbst waren ihrer Vaterstadt treu geblieben. Diese Maler traten nach Außen wenig hervor, aber sie boten doch eine feste Aussicht für die Zukunft.

Einen ganz besonderen Klang hatte schon seit Langem der Name Herbst. Die Wenigsten hatten Sachen von ihm gesehen, da er seine Bilder wie Drachenschätze hütete und vor allem Ausstellungswesen eine unüberwindliche Scheu an den Tag legte. Es scheint indeß, daß er gegen die jungen aufstrebenden Maltalente seiner Vaterstadt minder verschlossen blieb, daß er ihnen wohl gar mit Anregung und Anweisung zur Seite ging. Jedenfalls ist es höchst bemerkenswerth, daß ein bis dahin unbekannt gebliebener „Hamburgischer Künstler-Club" jetzt bei Gurlitt eine Ausstellung veranstaltet hat, wo neben dem Namen Thomas Herbst die von sieben anderen, offenbar jüngeren, zum Theil wohl selbst ganz jungen Künstlern uns entgegentreten. Und was weiterhin bemerkenswerth ist: die acht hier vereinigten Künstler zeigen eine derartige Uebereinstimmung des künstlerischen Bestrebens, daß an ein geschlossenes Zusammenarbeiten gedacht werden muß, und daher die Bilder des öfteren, wenn man sich die Namen nicht ansieht, mit einander verwechselt werden können. Die Presse hat nicht verfehlt, auf diesen Mangel an hervortretender Individualität des Einzelnen entschieden hinzuweisen und den gemeinsamen Schul-Charakter zu betonen. Ich halte es aber für durchaus verfrüht, auf diese sachlich gewiß unanfechtbare, weil in die Augen springende Wahrnehmung ein verwerfendes Urtheil aufzubauen. Ob nicht überhaupt heutzutage, und namentlich in Berlin, mit der „Individualität" ein programmatischer Unfug getrieben wird? Vor zehn Jahren gehörte noch Muth dazu, Individualität zu haben; heute gehört schon fast mehr Muth dazu, keine zu haben, d. h. keine zu affectiren. Namentlich wenn Zwanzigjährige es für ihre Pflicht halten, bereits in ihren schülerhaften Versuchen mit „frappanter Individualität" zu imponiren, wird die Sache einfach zum Davonlaufen. Wir haben schon zu viele dieser bizarren Himmelsstürmer in dem seichten Gewässer modischer Geckerei stranden gesehen, als daß wir nicht gegen das affenjunge Protzen mit „Persönlichkeit" allmälig bedenklich mißtrauisch geworden wären. Manche der edelsten Talente klären sich erst um das dreißigste Lebensjahr, manche auch noch später, und in derselben Zeit, wo ihre Altersgenossen bereits von sich reden machten, weil sie das Tamtam schüttelten, saßen sie weltabgeschieden bei der Arbeit, prüften, rangen, verwarfen,

versuchten, und ließen nicht nach, bis sie endlich die Schale ihrer wahren Individualität gesprengt hatten und nun eine Form fanden für den Inhalt, den sie lange in sich trugen.

Ich begrüße es also durchaus nicht als ein Unglück, wenn junge Leute scheinbar „über einen Kamm geschoren" sind, wenn man auch die Muster leicht nachweisen kann, denen sie mit vereinten Kräften nachstreben. Der Ruf „Licht und Farbe!" hat auf den „Hamburgischen Künstler-Club" mächtig gewirkt. Neben Herbst haben Ury, Olde und die französisch-belgischen Illuministen und Pointillisten nachhaltigen Einfluß geübt. Sie Alle tauchen die Natur gleichsam in ein Meer von Farbe. Alles sprüht prismatisch hin und her. Krystallisch blitzt der Schnee. Der Himmel vibrirt in fengendem Blau und brünstigem Violett. Carminroth, Okergelb und Grünspan-Grün schwirren dazwischen. Es ist oft ein wildes Tohuwabohu. Da ist also Jugend und Sturmdrang genug. Und wenn für's Erste die Einzelnen sich mehr zu überbieten als von einander charakteristisch zu sondern streben, so liegt das daran, daß eben die moderne Kunst in Hamburg noch sehr jung ist, jünger als anderswo, und erst einmal ihre Existenz nachweisen will, bevor sie dazu übergeht, sich feiner zu differenziren. Aber Namen wie Arthur Illies, Ernst Eitner und Arthur Siebelist verdienen auch heute schon, daß man sie sich merkt. Von Paul Kayser aber ist ein Bild da, das so reizend poetisch erschaut ist, daß ich mir nicht versagen kann, darauf hinzuweisen. — Wir stehen etwa in einer großen Dresch-Scheune. Das hochgewölbte Thor mit schulterhoher Holzbrüstung steht halb offen; der Mittelpfeiler ragt schwarz und steil in die Höhe. Draußen liegt das Dorf im Mondschein. Ein weicher, saugender Dämmer ist über Alles gebreitet. Fuhrleute kommen und treiben ihre Gäule. Dicht vor uns her, auf der schmalen Landstraße gehen ihre Fuhrwerke an uns vorbei, vom Monddust gespenstisch umsponnen. Dahinter liegt ein Haus, dessen Umrisse bereits verfließen. Dunkel und unwirklich liegt es da. Bloß aus einem Fenster dringt, durch das silberblaue Mondlicht sich mühsam durcharbeitend, der gelbrothe Schein einer Lampe. — Das ist so andächtig und träumerisch empfunden wie nur je ein Bild, das ich sah. Und wo solche Bilder schon möglich sind, da ist Gutes zu erhoffen, auch wenn im Uebrigen der Most noch gährt. Franz Servaes.

## Dramatische Aufführungen.

„Dorina." Schauspiel in drei Akten von Girolamo Rovetta. (Residenz-Theater.) — „Circusleute." Lustspiel in 3 Acten von Franz von Schönthan. (Goethe-Theater.) — Vanina Vanini. Trauerspiel in 4 Acten von Paul Heyse. (Schiller-Theater.)

Rovetta gilt in seinem Heimathlande für einen Dramatiker, der den Parisern sowohl wie den Magussen aus Norden durchaus das Wasser reichen kann, und man ist sehr stolz darauf, daß er es bei voller Wahrung seiner italienischen Eigenart verstanden hat, sich die Bühne des Auslandes zu erobern. Dieser Stolz ist nicht ganz unberechtigt, und die Preisrichter, die die Disonesti krönten, haben sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht. Bei uns freilich, wo bekanntlich ein noch nie dagewesener Literaturfrühling blüht, ist es Mode, von Rovetta in höchst verächtlichem Tone zu sprechen. Man wirft ihm vor, daß er von Ibsen zu lernen oder ihn zu imitiren suchte, welchen Vorwurf man Herrn Hauptmann und seinen Nachahmern nie gemacht hat. Man tadelt den Italiener, daß er den Franzosen ihre Kunststückchen absah und diese Kunststückchen in seiner Art anwandte, was Herrn Sudermann jeder Zeit und mit Fug erlaubt worden ist. Man wollte in Rovetta nichts als den geschickten Handwerker sehen, über den man schon darum verächtlich die Nase rümpfen durfte, weil wir so gut wie keine geschickten Handwerker haben. Nun versteht Rovetta in der That seine Profession aus dem Grunde. Und er prätendirt auch kaum mehr. Aber neben der sauberen, obschon französisch beengten Technik fällt an seinen Schauspielen zweierlei angenehm auf. Der Italiener weiß sich eine Handlung zu zimmern, die auf felsenfesten Grundmauern steht, die bei allen kühnen Voraussetzungen stets die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Was kein Anderer ungestraft wagen dürfte, kann er ruhig riskiren. Er darf Lücken klaffen lassen, weil der Intellect des Hörers sie unwillkürlich zubaut, er darf wichtige Begebenheiten hinter die Scene verlegen, weil man darin nicht einen Nothbehelf des unsicheren Dramatikers, sondern einfach eine Zeitersparniß sieht. Drei Akte sind immer wirksamer und schlagkräftiger als fünf; Kürze ist die Würze auch beim Theater, trotz der endlosen Redereі unserer lendenlahmen Weitschweifigen. Ferner aber versteht Rovetta es, mit derber Charakteristik seine Figuren auf die Beine zu stellen, daß sie rasch interessiren und etwas Apartes scheinen, wenn sie es auch gar nicht sind. Zärtliche Strichelkunst eignet diesem Frohgenuthen nicht, und rückt man seinen lebensvollen Personen näher auf den Leib, so erkennt man die längst bekannten, vielgebrauchten Typen. Dennoch taugt gerade diese handwerksmäßige Begrenztheit, die nicht vier Stunden an die Ausmalung einer einzigen Person verschwenden will, zehn Mal besser in die Oeconomie des Theaters und entspricht seinen Grundgesetzen zehn Mal mehr, als die Reformer zugeben. Es brauchen nur noch ein paar Jahre in's Land zu gehen, und wir werden dann auch die heisersten Schreier da finden, wo der über die Schulter angesehene Italiener heute schon steht. Wer das Theater haben will, muß dem Theater Ordre pariren.

Wenn die Dorina nicht zu solchen Bemerkungen Anlaß gäbe, könnte man sie eigentlich mit ganz wenigen Sätzen abthun. Sie ist ein unterhaltendes, kluges Stück, das überall den geistvollen Verfasser verräth, mehr nicht. Ein Mann von Welt, von überlegener Lebenserfahrung und vielem Witz erzählt lachend die alte satirische Geschichte mit der alten Moral, daß die Tugend auf uns Männer dann erst unwiderstehlich wirkt, wenn sie keine Tugend mehr ist. Dorina wird vom jungen Baron Nicki geliebt, läßt sich von ihm die Ehe versprechen und muß dafür den Gouvernantenposten bei seinem hochgeborenen Schwesterlein verlassen. Sie baut felsenfest auf das Wort des unerwachsenen Lebeherrchens, erwehrt sich der lockenden Versuchung in jeder Gestalt, verscherzt darüber fast Carrière und Ruhm, und muß sich dann am Ende von dem Geliebten sagen lassen, daß man doch nicht ewig ein Nicki bleibe. Da rafft sie sich auf, verkauft sich kurz entschlossen, geht schlau aus einer Hand in die andere, und wird rasch die große, weltberühmte Sängerin, in die sich Nicki nun so wahnsinnig verliebt, daß er sie trotz alledem zu seiner Frau macht. Eine spaßige Pointe: die Unschuld war ihm zu gemein, die Gefallene steht ihm so hoch, daß er ihre Hand als ein unfaßbares Gnadengeschenk annimmt. Wie geschickt und lebenswahr das ganze Stück aufgebaut ist, bemerkt man mit einigem Staunen daran, daß Einem die hinter die Couliſſen verlegte wichtige Verwandlung der schüchternen, keuschen Dorina in die männerbeherrschende, stolze Horizontale als ziemlich selbstverständlich keinerlei Skrupel noch Zweifel macht. Im Austrieb der Handlung, in der Anlage aller in Betracht kommenden Charaktere lag diese Wandlung begründet; sie mußte kommen; und daher thut es nichts, daß man den Einzelheiten der seelischen Entwickelung nicht beiwohnen konnte. Da die Darstellung zumeist mit Temperament und parodistischem Humor auf die Absicht des Dichters einging, eine von allen Uebertreibungen freie und doch messerscharfe Gesellschaftssatire zu geben, ließ sich der Abend weit erfreulicher an, als es nach dem in etwas schwankendem Stile gespielten ersten Akte hatte den Anschein nehmen wollen.

Schönthan's „Circusleute" sind nun endlich auch nach Berlin gekommen, aber haben das richtige Theater verfehlt. Im Kgl. Schauspielhause oder vielleicht auch im Berliner Theater wäre der Erfolg wohl größer gewesen, als auf der unglückseligen Bühne unserer Concurrenz- und Nachbarstadt „Schlorrendorf". Es geht der finstre Geist des Gerichtsvollziehers durch dieses Haus; der weite, unwirthliche Zuschauerraum mit seinen graugestrichenen Logen, den breiten Fauteuils ohne Armstützen, ohne gemüthlichen Contact mit den Sitznachbarn, ohne telepathischen Rapport mit der Bühne, Alles macht dieses Musenheim für das Schauspiel ungeeignet; höchstens die große Oper und Ausstattungsstücke können sich hier acclimatisiren. Da hilft auch das wackerste Spiel, die reichste Scenirung, die rauschendste Zwischenactmusik, aller Prunk und Glanz gar nichts. Und daran hat es den „Circusleuten" nicht gefehlt, dem schreckhaften genius loci zum Trotz. Schönthan's Lustspiel ist sogar besser als sein Ruf: die Delobelle-Figur des Cirkusvaters Landowski ist gut durchgeführt, der Spaß, wie er den Freiersmann ausholt, ob er zur reichen schlesischen oder zur armen märkischen Linie des gräflichen Hauses gehört, mit wirksamer Komik ausgestattet, und der Schlußact hinter der Manege mit Clowns, Jongleurs, der Panneaureiterin, dem Director, dem Theateragenten, dem ganzen Völkchen der Artisten, Stalldiener und Circushabitués wäre auf jedem anderen als dem Charlottenburger Theater ein „Schlager" gewesen. Die Handlung selbst taugt allerdings nicht viel, ist uralt, verlogen-sentimental und unwirklich von Anfang bis zu Ende. Es ist auch nicht hübsch von Schönthan, der auf seinen kleinen österreichischen Beamtenadel eines Edlen übertriebenen Werth legt, daß er den gräflichen Verehrer und künftigen Gatten der unschuldvollen Trapezkünstlerin zum Reichskrüppel mit Klumpfuß à la Byron und Richard Voß entadelt. Soll dieser Defect die Mésalliance hoftheaterfähig, entschuldbar und erträglich machen, Edler von Peruwald?

Ueber Heyse's trauriges Trauerspiel würden wir am liebsten schweigen, denn es thut unserer Verehrung jedesmal weh, wenn wir unseren Altmeister in der anrüchigen Gesellschaft von Tantième-Speculanten treffen. Diesmal hat er in seinem krankhaften Drange nach einem eclatanten Bühnensiege sich in die Gefolgschaft Beyle-Stendhal's begeben, des angeblichen Vorläufers der Balzac und Taine, Goncourts und Zola, und sogar fast mehr mit der Scheere, als mit der Feder gearbeitet. Die römische Carbonari-Novelle des mysteriösen Consuls von Civita Vecchia, der sich noch auf seinem Grabstein für einen Italiener ausgab, ist eine alte Liebe Heyse's, der sie schon vor einem Vierteljahrhundert in der seinen Uebersetzung von Isolde Kurz seinem „Novellenschatz" einverleibte. Seine Dramatisirung nun ist ein wunderliches Gemisch aus poetischer Prosa, der sattsam bekannten Heyse'schen „schönen Sprache", die mehr dem Buch als dem Leben entstammt, und aus schlecht motivirten Effecten und Melodramascenen, die dem Sardou letzter Manier nachempfunden sind. Die Aufführung that, wie immer im Schillertheater, weniger als nichts für das Werk, das trotz aller Virtuosenrollen und Knalleffecte ein Buchdrama bleiben wird, so gut wie Heyse's alle übrigen Theaterstücke, ausgenommen etwa den patriotischen „Haus Lange".

## Notizen.

Vom Japanischen Meer zum Ural. Eine Wanderung durch Sibirien von Robert Graf Keyserling. (Breslau, Schettler.) Bis in die sechziger Jahre war es hauptsächlich Amerika, welches Gelehrte und Weltreisende anlockte; dann wurde Afrika mehr und mehr zum Brennpunkt europäischer Forschungsinteressen; Asien mit Ausnahme seiner Küstenländer blieb unserer Culturwelt ein unbekannter Erdtheil Erst neuerdings wurden unsere Blicke durch den Bau der sibirischen Bahn stärker nach den russisch-asiatischen Besitzungen gelenkt. Immerhin kennen unsere gebildeten Kreise augenblicklich noch Sibirien weniger als das Innere Afrikas. Zwar sind eine Anzahl von Forschern auch in die Tundren und Steppen, in die Urwälder und Gebirge der nördlichen Hälfte des asiatischen Binnenlandes vorgedrungen, aber die Ergebnisse ihrer Wanderungen blieben das geistige Eigenthum kleiner Kreise. Die über jene Länder veröffentlichten Werke und Abhandlungen sind größtentheils Fachschriften und außerdem überwiegend in russischer Sprache geschrieben. Nur wenige Bücher über Sibirien, wie das des Amerikaners Kennan, wurden allgemeiner bekannt, waren aber in den seltensten Fällen geeignet, richtige Vorstellungen von Land und Leuten zu erwecken, denn sie leiden in der Mehrzahl an übertrieben subjectiver Auffassung. Nun tritt der genannte Graf Keyserling in die Reihe der sibirischen Reisenden und Beschreiber. Zahlreiche Bekanntschaften, die er bei früheren Besuchen angeknüpft hatte, sicherten ihm ein gutes Fortkommen in Sibirien. Ein längeres Studium der einschlägigen Literatur machte ihn fähig, selbst in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen Einblick in sibirische Verhältnisse gewinnen und ein eigenes Urtheil über sie bilden zu können. Er hat sich auch im Laufe seiner halbjährigen Wanderung bemüht, nicht nur Land und Leute an den großen Verkehrsstraßen zu beobachten, sondern auch keine Anstrengungen gescheut, gerade die wenig oder gar nicht bisher von Westeuropäern betretenen Gegenden zu besuchen. Fünf Monate verwandte er zur Bereisung des östlichen Sibiriens im geographischen Sinne, d. h. der Länder zwischen dem Baikalsee und dem japanischen Meer. Nur einen Monat dagegen brauchte er zur Durchquerung des weniger interessanten Gebietes von Irkutsk bis zum Ural. Aber der Verfasser ist nicht nur ein unermüdlicher Forschungsreisender, sondern auch ein überaus gewandter Schriftsteller, der dem Leser nicht nur eine belehrende, sondern auch eine angenehme Unterhaltung zu bieten vermag. Man lese nur einmal das anschauliche Kapitel über Wladiwostok, den größten russisch-asiatischen Seehafen, und das eigenthümliche Leben und Treiben der vielsprachigen Bewohner, oder die Schilderung des Ausflugs der südsibirischen Meeresküste entlang und zu ihrem undurchdringlichen Urwald, oder die Beschreibung der Verbannungsinsel Sachalin, von der Anton Tschechow, der unsern Lesern wohlbekannte Novellist, ein so erschütterndes Bild entworfen hat, oder die Wintergemälde von den sibirischen Goldfeldern und Silberminen, oder die ethnographisch aufschlußreichen Berichte von den Burjäten, dem zwischen Russen und Mongolen den Handelsverkehr vermittelnden Naturvolk, oder die launige Schilderung der 2000 km langen Schlittenreise von Irkutsk bis zum Obj, wobei auch der Bau und die Bedeutung der sibirischen Bahn ausführlich gewürdigt wird, deren Eröffnung ein Culturereigniß von größter Bedeutung sein dürfte, zumal für die deutschen Handelsinteressen. Der immer rege Humor, der den eleganten Stil des Verfassers angenehm würzt, macht uns diese Reisebeschreibung noch besonders werth. Ein Lob verdient auch die schöne Ausstattung des Buches mit seinen Illustrationen nach photographischen Aufnahmen. Selten ist uns die Wichtigkeit der Momentphotographie für Forschungsreisen und ethnographische Studien so in die Augen gefallen, wie gegenüber den Keyserling'schen Bildern.

Kunstgeschichte im Grundriß. Von M. v. Broecker. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) Es ist ganz erstaunlich, wie dieser Grundriß das weite Gebiet der bildenden Kunst aller Zeiten und bis in die Gegenwart der Böcklin, Uhde und Liebermann hinein auf nur 13 Bogen behandelt, ohne vor lauter Knappheit in den Depeschenstil zu verfallen oder irgendwie Bedeutsameres zu vergessen. Dabei fußt der Verfasser auf den Ergebnissen der neuesten Forschung, ist in seiner Behandlung des Stoffes klar und übersichtlich und regt überall zu selbstständigem Studium und Kunstgenießen an. So eignet sich denn das treffliche Büchlein, das ursprünglich für Mädchenschulen bestimmt war, auch für erwachsene Leser, die den Zusammenhang der Kunsterscheinungen erfassen möchten, unbekümmert um lästiges Detail, oder sich vor oder nach einer Reise z. B. nach Italien kurz unterrichten und orientiren wollen. Das handliche Buch empfiehlt sich daher auch als Reisebegleiter neben Bädeker und Gsell-Fels. Die vielen Bilder sind sorgfältig gewählt und hübsch ausgeführt.

Bunte Blätter. Von Rudolf Baumbach. (Leipzig, A. G. Liebeskind). Ein ganzer Band Gelegenheitsgedichte — es giebt wenige Poeten, die eine solche Carminasammlung veröffentlichen und dabei sicher sein dürfen, ihre Leser nicht zu langweilen. Baumbach darf es wagen, dem großen Publicum seine nur für bestimmte Anlässe und Personen, so zu sagen par ordre du Moufti gedichteten Verse vorzulegen, denn sein sinniges und sonniges Sängergemüth erhebt auch den geringfügigsten Vorgang und die persönlichste Beziehung zum poetischen Attgemeingut sub specie aeterni. Wenn der Leser in diesen wieder einmal entzückend gedruckten Blättern liest, dann vergißt er ganz, daß sie ursprünglich gar nicht für ihn bestimmt waren, und nur um so mehr freut er sich, daß sie doch wie für ihn gesungen scheinen und sein Herz mittreffen. Aber auch der Dichter erscheint hier viel individueller, als in seinen übrigen objectiv gestalteten Liedern. Ja, das ist er selbst mit seinen eigenen menschlichen Beziehungen, seinen Freunden und Verehrern, immer liebreich und gefällig, wie er so für Andere dichtet und denkt und fremdes Leben verschönt. Da hören wir den Schalk, wenn er seinem Verleger, dem trefflichen Felix Liebeskind, ein Schlummerkissen dedicirt oder für die ehemalige Darstellerin der „Grille", Friederike Goßmann, eine Terracotta besingt oder seinem Illustrator Mohn dankt oder als Gemeindepoet von Gabelbach amtirt. Es ist ja bei den Modernsten, deren Gedichte kein Mensch lesen, geschweige denn kaufen mag, Sitte geworden, über Baumbach zu spötteln, aber er kann es ruhig geschehen lassen, denn er ist doch ein echter Humorist und ein ganzer Dichtersmann, der länger als seine Widersacher lebendig bleiben wird. Und überall bricht der Humor mit elementarer Macht aus seinen Liedern und schlägt die Poesie auch aus diesen Gelegenheitsstrophen ihr seelenvolles Auge auf. Wie hübsch ist das folgende Gleichniß:

Die Glocken läuten nah und fern, Die Frommen wallen zum Tempel.
Ich schau in einen Blüthenstern Und zähle die Fäden und Stempel.
Beugt Euer Knie — fern sei der Spott — Im steinernen Heiligthume!
Ein helles Aug' sieht einen Gott In jeder Frühlingsblume.

Oder wenn er einem jener fürchterlichen Vereine zur Förderung des Fremdenverkehrs strafend-liebevoll zuruft:

Führt Euch der Sommer Gäste zu, Müßt Ihr Euch wacker regen,
Denn wenn man melken will die Kuh, Dann muß man sie auch pflegen.
Besteuert weislich Brod und Wein, Denn Brod und Wein sind Euer,
Doch legt nicht auf den Sonnenschein Und auf die Bergluft Steuer.
Vermindert nicht der Fremden Dank Durch allzu viel Verschönern.
Es preist der Gast den Labetrunk Auch wenn der Krug ist thönern.

Und endlich das Herzensbekenntniß an seine Gratulanten:

Nehmt ab mir dreißig Jahre Und meine grauen Haare
Und meinen Hofrathsbauch;
So laß ich Euch die Mittel, So laß ich Euch die Titel
Und meinen Lorbeer auch!

Möge dieses Bändchen nicht die letzte Gabe des kranken Dichters bleiben!

Der Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart giebt seit einiger Zeit eine Sammlung: „Illustrirte Unterhaltungsschriften" heraus, von denen wir Heyse's Novellen: Männertreue, Der Sohn seines Vaters, Abenteuer eines Blaustrümpfchens, Verrathenes Glück, Hackländer's dreibändigen „Künstlerroman" und Rosegger's Alpengeschichten erwähnen. Es ist dem rührigen Verleger augenscheinlich in erster Linie um leichte und doch literarisch werthvolle Unterhaltungsschriften zu thun, die er durch anmuthige Ausstattung und reichen Bilderschmuck noch beliebter zu machen sucht. Zu diesem Zweck hat er sich mit einem ganzen Stab Illustratoren umgeben, von denen A. Langhammer, C. Zopf und besonders der Maler und Zeichner Fritz Reiß Hervorragendes leisten. Auch unter dem Weihnachtsbaum werden Carl Krabbe's Illustrirte Unterhaltungsschriften hoffentlich vielfach zu finden sein.

M. Ehrlich's Doppelbiographie: Goethe und Schiller (Berlin, G. Grote) ist bis zur fünften Lieferung vorgeschritten. Der langjährige Dramaturg des Dentschen Theaters, irren wir nicht: ein Schüler Ludwig Geiger's, charakterisirt das Wesen und die Bedeutung der beiden größten Classiker unserer Nation sowohl in ihrem Verhältniß zu einander, als auch jedes Einzelnen für sich. Die Anordnung des Stoffs ist übersichtlich, und die Darstellung anregend. Eine stattliche Anzahl Vollbilder, in denen Woldemar Friedrich und Franz Skarbina die bedeutendsten Momente aus Goethe's und Schiller's Leben dargestellt haben, sowie zahlreiche Illustrationen nach gleichzeitigen Bildnissen gestalten sich zu einer willkommenen Ergänzung des Textes.

Die Wiener Revolution 1848 in ihren socialen Voraussetzungen und Beziehungen. Von Ernst Victor Zenker. (Wien, A. Hartleben.) Der Verfasser der „Geschichte der Wiener Journalistik" und des „Anarchismus" giebt hier eine Jubiläumsschrift zum Gedächtnisse an die großen Bestrebungen des Jahres 1848. Wir haben es aber keineswegs mit einer Wiederschilderung der allbekannten Ereignisse der Wiener Revolution zu thun, sondern mit einer durchaus pragmatischen Darstellung auf Grund reichen statistischen und historischen Materials. Ganz neu ist die Schilderung der Verhältnisse der arbeitenden Classen des bäuerlichen Standes, der Handwerker und der industriellen Arbeiterschaft, aus der die unerbittliche Nothwendigkeit der Bewegung erhellt. So sehen wir, daß in den socialen und wirthschaftlichen Processen jener Zeit die Revolution ihren Ursprung, ihre Kraft, ihre Entwickelung, aber auch ihren Rückgang und ihr Ende fand. Zenker bietet hier eine reiche Quelle für die socialpolitische und socialhistorische Forschung und hat es verstanden, den Ton der Schulgelehrsamkeit zu vermeiden und seiner Darstellung Leben und Farbe zu verleihen.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Unsere Leser wird die Mitteilung interessieren, dass die Verlagsbuchhandlung

**Greiner & Pfeiffer in Stuttgart**

**= kostenlos =**

**jedem Interessenten**

einen von ihr herausgegebenen Weihnachts-Almanach zusendet, der den Titel führt:

**Der Bücherfreund.**

Ein Ratgeber beim Einkauf von Geschenken für jede Gelegenheit.

Der Pracht-Katalog ist

**= ein Kunstwerk =**

hinsichtlich seiner Ausstattung, insbesondere seines reichen Bilderschmucks und seines, vom Kunstmaler **Fritz Reiss** gezeichneten, in vielen Farben gedruckten Umschlags. Er enthält eine Auswahl gediegener Bücher und Prachtwerke, darunter die neuesten Erscheinungen, und wird die Wahl passender Weihnachtsgeschenke für Damen und Herren, für jung und alt sehr erleichtern. Die darin angezeigten Werke können durch jede Buchhandlung bezogen werden, auch zur Ansicht. Man wolle den „Bücherfreund" auf einer Postkarte gratis und franko verlangen von der Verlagsbuchhandlung

**Greiner & Pfeiffer**
in
**Stuttgart.**

**Thüringer Weber-Verein zu Gotha,**
unter dem hohen Protektorate Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Herzogin Marie von Sachsen-Coburg-Gotha, welcher besteht, um der armen nothleidenden Weberbevölkerung Arbeit zu verschaffen, offerirt hiermit die Erzeugnisse derselben, welche den deutschen Hausfrauen dringend empfohlen werden: Tischtücher, Servietten, Handtücher, Taschentücher, Wischtücher, Staubtücher, Scheuertücher, Altthüringische Decken, desgleichen mit Sprüchen und der Wartburg, Kyffhäuser-Decken in Damast, Rein- und Halb-Leinen, Bettzeuge, Bettköpers, Drell ꝛc. Alles mit der Hand gewebt, daher sehr solid und dauerhaft. Tausende von Zeugnissen bestätigen dies. Muster und Preisverzeichnisse stehen gern portofrei zu Diensten. Der Vorsitzende Kaufmann und Landtagsabgeordnete E. F. Grübel besorgt die kaufmännische Leitung unentgeltlich.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Illustrierte Unterhaltungsschriften Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart

**PAUL HEYSE, Männertreu. — Der Sohn seines Vaters.**
Illustriert von **A. Langhammer.** Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3 50.
**PAUL HEYSE, Abenteuer eines Blaustrümpfchens.**
Illustriert von **Carl Zopf.** Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3.50.
**PAUL HEYSE, Verrathenes Glück.**
Illustriert von **Carl Zopf.** Geh. 2 M., in Lederbd. Mk. 3.50.
**PAUL v. SCHŒNTHAN, Enfant terrible.**
Illustriert von **Carl Zopf.** Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.
**PAUL v. SCHŒNTHAN, Prinzessin Turandot.**
Illustriert von **Carl Zopf.** Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.
**HACKLÆNDER's Künstlerroman.**
Illustriert von **A. Langhammer.** 3 Bde. geh. Mk 12.—, eleg. geb. Mk. 15.—.
**PETER ROSEGGER, Alpengeschichten.**
Illustriert von **Fritz Reiss.** In Lederbd. Mk. 2.50.
**PETER ROSEGGER. Durch!**
Neue Geschichten aus den Alpen. Illustriert von **Fritz Reiss.** In Lederbd. Mk. 2.50.
**PAUL O. HŒCKER, s' Burgele.**
Erzählung aus den Alpen. Illustriert von **Fritz Reiss.** In Lederbd. Mk. 2.50.
**ERNST v. WOHLZOGEN, Die Gloriahose.**
Illustriert von **Fritz Reiss.** In Lederbd. Mk. 2.50.

*Soeben erschien:*
Preis: 1 Mark.
**Deutschland zur See.**
Eine historisch-politische Betrachtung
von
**Dr. Dietr. Schäfer**
o. ö. Professor der Geschichte a. d. Universität Heidelberg.
Jena. Gustav Fischer. 1897.

Billige, dichte **Dächer** stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

Soeben ist erschienen:
**Kunstgeschichte im Grundriß.**
Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß
von **M. v. Brocker.**
3. Aufl. m. 71 vorzügl. Abb. 1.-6. Tausend. Geschenkbd. 4 M.
Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Hervorragendes Geschenk
für alle Gebildeten.

Zweite Auflage! Soeben erschienen!
**Studien zur**
## Litteratur der Gegenwart.
Von Professor Dr. **Adolf Stern.**

20 allgemein verständliche fesselnde Aufsätze über **Hebbel, Freytag, Storm, Bodenstedt, Scheffel, Keller, Fontane, Raabe, Wilbrandt, Baumbach, Seidel, Rosegger, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann, Daudet, Ibsen, Snoilsky, Rydberg, Tolstoi.** Mit den Bildnissen der Dichter. — Gediegenstes Werk des berühmten Litterarhistorikers. Prachtvolle Ausstattung, hocheleganter Einband.

Geh. 10,50 M.; geb. 12,50 M.

**C. A. Koch's Verlag** (H. Ehlers & Co.)
Dresden u. Leipzig.

## Weihnachten!
Das
vornehmste
Prachtwerk d. J.
sind
## Goethes Gedichte.
**Erste grosse Prachtausgabe,**
illustriert von
**Frank Kirchbach.**
Preis 45 Mark.
Zu haben in allen Buchhandlungen.
*VERLAG VON*
*ADOLF TITZE, LEIPZIG.*

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer Künstler-Enquête:
## Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.
Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Anaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Klinger, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Schletter'sche Buchhandlung, Breslau.
## Vom Japanischen Meer zum Ural.
### Eine Wanderung durch Sibirien
von **R. Graf Keyserling**
mit vielen Abbildungen und 1 Karte.
**Preis Mk. 6,00. — Eleg. geb. Mk. 7,50.**

Gerade jetzt, wo die sibirische Bahn ihrer Vollendung entgegengeht, wird diese Reisebeschreibung, welche sich eingehend mit Land und Leuten in den von diesem gewaltigen Schienenweg berührten Gebieten beschäftigt, für jeden Gebildeten vom höchsten Interesse sein. Zum ersten Mal wird durch das vorliegende Werk weiteren Kreisen eine umfassende Schilderung jener fernen Teile des weiten russischen Reiches geboten. Die lebendige oft mit feinem Humor gewürzte Darstellung der mannigfachen Erlebnisse und der auf gründlichen, wissenschaftlichen Vorstudien fußenden Beobachtungen bietet eine ebenso unterhaltende wie lehrreiche Lektüre.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin. * Soeben erschien:
## Herman Grimm, Novellen.
Dritte vermehrte Auflage. Geheftet M. 5.— Gebunden M. 6.—

*Neue Gedichte von*
*Rudolf Baumbach:*
*Bunte Blätter.*
*kl. 8°. VII u. 126 Seiten.*
*Fein gebunden 3 Mark. In Kalbleder 5 Mark.*
*In allen Buchhandlungen zu haben.*
*Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.*

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin. * Soeben erschien:
## Paul Heyse, Neue Gedichte und Jugendlieder.
Geheftet M. 5.— Gebunden mit Goldschnitt M. 6.20.
—„— **Das Goethe-Haus in Weimar.** 24 Seiten mit 21 Abbildungen. Elegant kartonnirt M. 1.—

## LIEBIG COMPANY'S FLEISCH-EXTRACT
Ist zuverlässig und sparsam im Gebrauch.
schafft schnell Bouillon in beliebiger Stärke.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 11. December 1897. 26. Jahrgang. Band 52.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Traum eines britischen Reichszollvereins. Von Otto Gaupp (London). — Ein neuer Mädchenunterricht. Von A. v. H. — **Literatur und Kunst.** Die Operette. Ein Nekrolog. Von Hedwig Abel. — Thomas Hobbes. Von Prof. Ludwig Büchner. — **Feuilleton.** Die Sünde der Väter. Von D. Staack. — **Aus der Hauptstadt.** Flottenbewegung. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Traum eines britischen Reichszollvereins.

Von Otto Gaupp (London).

Der verstorbene Historiker J. A. Froude, der ein begeisterter Imperialist war und in dem Zustandekommen eines engeren Zusammenschlusses zwischen Mutterland und Colonien die Lebensfrage der angelsächsischen Rasse erblickte, hat im Jahr 1885 die Welt umsegelt, um an Ort und Stelle zu hören, wie die Colonisten über die Föderationsfrage denken. Die Ergebnisse dieser Reise hat er in einem höchst interessanten, in Deutschland bisher zu wenig bekannten Buch niedergelegt, das er „Oceana" hieß. Hier erzählt er unter Anderem ein Gespräch, das er mit einem einflußreichen Neuseeländer hatte. Dieser Herr wünschte eine Föderation des Reiches auf der Grundlage eines „Zollvereins" mit Differenzialzöllen — besonders auf Korn und Zucker — zu Gunsten der Colonien und gegen das Ausland. Weizen würde dann auf 50 Mk. das „Quarter" steigen, und Jedermann würde dadurch profitiren. Die Colonisten würden sich England sofort so eng anschließen, als es nur wünschen könnte. Der englische Farmer würde wieder prosperiren. Arbeiter und Handwerker würden etwas mehr für ihr tägliches Brod zahlen; aber wo sie einen Schilling verlören, würden sie zwei in höhern Löhnen gewinnen, die ihnen die allgemeine Prosperität sichern würde u. s. w. Froude hörte der Ausmalung dieses Zukunftstraumes schweigend zu. „Ich widersprach ihm nicht," schreibt er, „Ich wußte nur soviel gewiß, daß diese ‚eine Maßregel' nie getroffen werden wird, und daß die Reichsföderation, wenn sie nur ein Schutzzolltarif zu Stande bringen kann, bis zu den griechischen Kalenden wird warten müssen."

Was der Professor 1885 schrieb, gilt, nach meiner Ansicht, heute, zwölf Jahre später, genau so. Die Idee eines Reichszollvereins ist auch heute nur ein Zukunftstraum, und nicht eine Frage der praktischen Politik. Ich weiß, daß man in Deutschland gerade in schutzzöllnerischen Kreisen anderer Ansicht ist — man vergleiche z. B. die Ausführungen, die der Generalsecretär des Centralverbandes deutscher Industrieller, Herr H. A. Bueck, auf der Ausschußsitzung, die dieser Verband am 18. October in Berlin abhielt, machte — und daß diese Ansicht durch die Kündigung der englischen Handelsverträge mit Deutschland und Belgien irrthümlicher, aber begreiflicher Weise sehr bestärkt worden ist. Das Reich des Freihandels gehe in England seinem Ende entgegen und mit der Kündigung der Handelsverträge habe die Bildung des britischen Reichszollvereins begonnen, so heißt es allenthalben. Ich halte diese Ansicht, wie gesagt, für falsch, und wenn ich auch bezüglich einer auf Schutzzölle basirten Wirthschaftseinheit Englands und seiner Colonien nicht mit Froude das Wörtlein „nie" gebrauchen möchte — einen Ausdruck, den man überhaupt aus dem politischen Wörterbuch besser streichen würde — so glaube ich doch, daß der Professor für praktisch absehbare Zeit Recht hat. Was England später am ehesten einmal dazu bewegen könnte, sein Freihandelssystem einem engen wirthschaftlichen Zusammenschluß mit den Colonien zu opfern; wäre der Fall, daß die anderen Staaten immer mehr zu extremer Schutzzollpolitik übergingen, ihm dadurch ihre Märkte mehr und mehr verschlössen, und es zwängen, sich um jeden Preis wenigstens seinen Markt in den eignen Colonien zu sichern. Dazu ist aber vorerst wenig Aussicht. Und so lange Englands Handel unter dem jetzigen System noch so gedeiht, wie er es trotz aller pessimistischen Klagen in Wirklichkeit doch thut, so lange auswärtige Länder, wie z. B. Deutschland in seiner commerciellen Entwicklung noch eine so bedeutende Rolle spielen — ist doch der Gesammthandel zwischen Deutschland und dem britischen Weltreich in den letzten 10 Jahren von 54 auf 82 Millionen Pfund Sterling gestiegen, wobei Deutschland 50 Procent mehr Producte Englands und seiner Colonien consummirte, als diese deutsche — so lange, sage ich, wird sich Großbritannien schwer hüten, den fetten Sperling in der Hand der ungewissen Taube auf dem Dach zu opfern. So lange aber Großbritannien am Freihandel festhält, so lange wird auch aus dem gefürchteten Reichszollverein nichts.

Man darf sich über die wahre Stimmung, die in England bezüglich dieser Frage herrscht, durch das Geschrei nicht täuschen lassen, das die kleine, aber rührige Partei der Schutzzöllner verführt. Wenn man relativ wenig von freihändlerischen Kundgebungen hört, so liegt der Grund nicht darin, daß es keine Freihändler mehr giebt, oder daß sie nichts zu sagen wüßten, sondern einzig darin, daß sie ihrer Sache zu sicher sind und die gegnerische Agitation noch gar nicht ernst nehmen. Träte die Frage einmal aus der Arena theoretischer Erörterungen heraus, und versuchten z. B. die Schutzzöllner, die ohne Zweifel im Cabinet sitzen, die fiscalische Politik Englands wirklich in protectionistische Bahnen zu lenken, dann würde sich bald ein Sturm erheben, der selbst ein so starkes Cabinet, wie das jetzige, im Handumdrehen wegfegen und keinen Zweifel darüber bestehen lassen würde, daß das

freihändlerische Sentiment in England noch sehr lebendig ist. Es würde sich dann zeigen, wie sehr die Freihandelsprincipien, mit denen der gewöhnliche Engländer mit Recht den unvergleichlichen Aufschwung seines Landes in Handel und Industrie und die gewaltige Hebung des socialen Status aller Classen assoeiirt, dem englischen Volk einfach in Fleisch und Blut übergegangen sind. Der erfahrene und kluge canadische Premier, Sir Wilfrid Laurier weiß das sehr wohl, und er hat deßhalb jüngst auf einem Banket in Toronto seinen Gegnern, die ihm Vorwürfe machten, weil er nicht neben der Kündigung der Handelsverträge zugleich auf einer Vorzugsbehandlung für canadische Producte Seitens Englands bestanden habe, mit vollem Recht geantwortet: „Wenn ich das gethan hätte, hätte ich das ganze Freihandelsgefühl Englands gegen uns aufgebracht und die Verträge würden heute noch bestehen. England ist nun einmal unbestreitbar ein Freihandelsland, und wir müssen die Thatsachen nehmen, wie sie sind. Wenn ich dem britischen Volk die Frage in der Weise vorgelegt hätte, daß sie ein Abweichen von den Grundsätzen des Freihandels involvirt hätte, glaubt Ihr, daß es dann möglich gewesen wäre, eine der Kündigung der Verträge günstige Stimmung zu erzielen? Nein, das ist einfach undenkbar."

In den Tagen, die dem Jubiläum vorangingen, und während des Jubiläums selbst sind natürlich alle die Pläne, die auf einen engeren Zusammenschluß zwischen Mutterland und Colonien zielen, an's Licht gezogen und eifrig discutirt worden, und unter ihnen an erster Stelle der Zollvereinplan. In der Begeisterung jener Tage schien ihre Verwirklichung leicht, und es fehlte unter den hiesigen Schutzzöllnern nicht an Optimisten, die bereits sicher darauf rechneten, daß die Jubiläumsconferenz, zu der die Premiers der 11 selbstständigen Colonien mit Mr. Chamberlain zusammentraten, sie mit einem Schlag in's gelobte Land der Schutzzölle tragen werde. Aber gerade diese Conferenz hat klar gezeigt, wie unüberwindliche Schwierigkeiten der Realisirung der Zollvereinsidee im Wege stehen, und das Ende vom Lied war, daß die britische Presse jetzt allgemein zugiebt, *der Besuch der colonialen Premiers habe alle die Träume von einem Reichszollverein zerstört*. Das kommt auch zum Ausdruck in der veränderten Haltung des Colonialministers Chamberlain, den man in Deutschland als den Mann bezeichnet, der die Wirthschaftseinheit des britischen Reiches zu Stande bringen werde. Vor dem Jubiläum, noch letztes Jahr, hat er in einer großen Rede einer bestimmten Form des Zollvereinplanes seine bedingte Zustimmung nicht versagt, der Form nämlich: daß ein britischer Zollverein geschaffen werde, der innerhalb des britischen Reiches praktisch Freihandel herstellt, aber es den verschiedenen Reichstheilen überläßt, bezüglich der Zölle auf ausländische Waaren ihre eigenen Vorkehrungen zu treffen, vorausgesetzt nur, daß Großbritannien einwilligt, auf gewisse Artikel des Auslandes, die Stapelproducte der Colonien sind, mäßige Eingangszölle zu legen. „Ein solcher Plan würde sich," meinte Chamberlain, „selbst dem orthodoxesten Freihändler empfehlen . . . sein Detail würde allerdings der sorgfältigsten Prüfung bedürfen." Nachdem Chamberlain dann mit den colonialen Premiers conferirt hatte, sagte er dieser seiner Lieblingsidee in folgender nachdrücklicher Weise adieu: „Ihre Verwirklichung wäre schwer gewesen, wenn alle Colonien enthusiastisch und beharrlich für sie eingetreten wären. Aber Canada ist nicht für sie, und Neu-Süd-Wales ist gegen sie. Das sind die zwei führenden Colonien und mit ihnen in offner Opposition ist sie ein Ding der Unmöglichkeit. *Ich würde die Frage nun nicht mit einer Zange anregen.*" Soviel zur allgemeinen Frage eines Zollvereins.

Das ist alles schön und gut, wird man von gegnerischer Seite sagen. Hat die englische Regierung aber nicht *durch die That*, nämlich durch die Kündigung der Handelsverträge mit Belgien und Deutschland bewiesen, daß sie eine Aenderung ihrer Zollpolitik beabsichtigt und einen Zollverein mit den Colonien anstrebt? Ich glaube, aus dieser Handlung der englischen Regierung kann *dieser* Schluß nicht gezogen werden. Sie hat einfach in einer Nothlage gehandelt, einer Nothlage, in die sie die äußerst geschickte Politik des canadischen Premiers versetzt hat. Die Kündigung ist nur erfolgt wegen jener Vertragsclausel, die die Bevorzugung englischer Producte bei der Einfuhr in die Selbstverwaltungs-Colonien verbietet, und die englische Regierung hat sich ausdrücklich bereit erklärt, ohne diese Clausel den Vertrag, wie er steht, zu erneuern. Diese Clausel aber in den alten Verträgen mit Deutschland und Belgien war ein Unicum, das sich in keinem der anderen englischen Handelsverträge findet, und das die britischen Selbstverwaltungs-Colonien beständig als eine grobe Verletzung der völligen Tarif-Autonomie, die sie beanspruchen und die ihnen seit Jahren zugestanden ist, denuncirten. Sie hätten dieser Vertragsclausel nie ihre Zustimmung gegeben; sie sei ihnen aufoctroirt worden, während ihnen jetzt bei allen Handelsverträgen, die Großbritannien abschließe, völlig freistehe, ob sie sich ihnen anschließen wollen oder nicht. Alle Colonien, schutzzöllnerische wie freihändlerische, haben daher beständig die Aufhebung dieser Vertragsclausel gefordert und *zwar in erster Linie im Home-Rule-Interesse, weil sie eine Beschränkung ihrer Tariffreiheit bildete*. Das ist wohl zu beachten. Sir Wilfrid Laurier hat gerade diese Seite der Frage immer scharf betont. Er schätzt die Kündigung der Handelsverträge hoch, nicht etwa als ein Präludium zu einem Reichszollverein oder als Anzeichen, daß Großbritannien zum Schutzzoll übergehen werde, sondern als *fiscalische Mündigkeitserklärung Canadas*. Nach Canada zurückgekehrt, hat er in Quebec erklärt: „Canada wird sicher aus der Kündigung dieser Verträge große Vortheile ziehen und der größte ist zweifelsohne erhöhte fiscalische Unabhängigkeit für uns als Nation . . . Jetzt sind wir frei!" Die englische Regierung selbst hat diese Vertragsclausel wiederholt als „unglücklich" bezeichnet, sich aber gescheut, ihretwegen die Verträge, unter denen ihr Handel mit Deutschland und Belgien prosperirte, auf's Spiel zu setzen. Als aber dann Laurier den feinen Schachzug that und der englischen Einfuhr eine Vorzugsbehandlung aus „purer Dankbarkeit", ohne eine Gegenleistung zu fordern, anbot, und jene Clauseln England verhinderten, das verlockende Anerbieten anzunehmen, da blieb der englischen Regierung wirklich nichts Anderes übrig, als das Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

Die wichtige Frage ist nun: „Wie wird Canada Ende Juli nächsten Jahres die so gewonnene Freiheit benutzen, wird er bei seinem Plan beharren, englische Producte in seinem Tarif aus „purer Dankbarkeit" zu bevorzugen? Und werden die anderen Colonien seinem Beispiel folgen? Auf die letzte Frage kann man ruhig antworten, das ist sehr unwahrscheinlich. Die australischen Colonien wären wohl für einen Zollverein auf der Basis des „do, ut des" zu haben; lehnt England den aber ab, so haben ihre Fabrikanten vor der englischen Concurrenz doch zu gehörigen Respect, als daß sie sie aus „purer Dankbarkeit" besser behandeln sollten. Und gerade Australien gegenüber ist Deutschland besonders günstig gestellt, weil es von ihm viel mehr bezieht, als es hinliefert. Als „guter Kunde" wird es bei der Tarifbildung dort immer ein kräftiges Wörtchen mitsprechen können. Und Canada? Nun der Schlüssel zu seiner ganzen Politik liegt in seinem Verhältniß zu den Vereinigten Staaten. Sie sind sein natürliches Absatzgebiet. Dieses natürliche Absatzgebiet ist ihm durch die Zollpolitik der Staaten so gut wie verschlossen, und es sich zu öffnen und Reciprocität von ihm zu erlangen, darauf ging immer seine ganze Politik. Das ist auch der Sinn des letzten canadischen Schachzuges. Er soll den Vereinigten Staaten zeigen, daß sie durch ihre Politik

Canada England in die Arme treiben, wo es sich den fehlenden Absatzmarkt schaffen kann. Es ist bezeichnend, daß Laurier's Partei, die in den Wahlen von 1891 mit dem Schlagwort „unbeschränkte Reciprocität mit den Vereinigten Staaten" umsonst nach Sieg rang, auch nach ihrem Wahlsieg letztes Jahr zuerst den Vereinigten Staaten Offerten machte, und erst als sie von diesen einen unbarmherzigen Korb erhalten hatte, plötzlich selbstlose „Dankbarkeit" gegen England im Busen fühlte. Dazu kommt dann, daß die liberale Partei Canadas, die prinzipiell freihändlerisch ist, aber nicht auf Grund ihres freihändlerischen Programmpunktes zur Gewalt kam, auf diese Weise wenigstens akademisch ihre Freihandelsgrundsätze bethätigen kann. Dank dem Differenzialtarif argumentirt sie, werden wir dem Mutterland mehr abkaufen und als natürliche Folge davon wird das Mutterland auch mehr bei uns kaufen. Laurier wird wahrscheinlich vorerst bei dieser Argumentation stehen bleiben; die besten Kenner Canadas behaupten aber, daß die freihändlerische Idee in Canada nur wenig Wurzel geschlagen hat und daß die Masse der Wähler den conservativen Standpunkt theilt: Vorzugsbehandlung der Producte des Mutterlandes, aber nicht umsonst, sondern nur gegen entsprechende Vorzugsbehandlung unserer Producte Seitens des Mutterlandes. Man darf daher in Canada mit ziemlicher Sicherheit auf eine baldige Reaction gegen die „Dankbarkeitspolitik" Laurier's rechnen.

Das Thema bietet noch viele interessante Seiten, auf die ich aber hier nicht näher eingehen kann. Mein Zweck war, vor einer zu pessimistischen Auffassung der Lage zu warnen. Für die Zukunft wird das Beste wohl sein, den Handelsvertrag mit England ohne die angefochtene Clausel, wie er steht, zu erneuern, und abzuwarten, was die einzelnen Colonien thun werden, und dann mit ihnen von Fall zu Fall zu verhandeln. Ganz allgemein gesprochen darf man sagen: eine vernünftige liberale Zollpolitik der europäischen Staaten ist das sicherste Mittel, um auch in der Zukunft eine Verwirklichung der Träume der englischen Schutzzöllner zu verhindern. Wenn die europäischen Staaten sich den offenen englischen Markt wahren wollen, müssen sie auch England die Chance lassen, etwas bei ihnen abzusetzen. Das geht Hand in Hand.

---

## Ein neuer Mädchenunterricht.

Zu den vielen Fragen, welche das jetzige Jahrhundert ungelöst gelassen hat, gehört unstreitig die Um- oder Neugestaltung des Mädchenschulwesens der höheren Stände. Unsere Zeit ist dieser Frage nur zaghaft näher getreten. Erst in dem letzten Jahrzehnt, als die fortschrittlichen Elemente der Frauenwelt sich der Bildung ihres Geschlechts mit Eifer annahmen, fing man auch in den Regierungskreisen an, diesem bisher so ziemlich vernachlässigtem Zweig des Unterrichtswesens einige Beachtung zuzuwenden. Aber es saß kein Ernst dahinter. Der Streit um das humanistische Gymnasium und die Realschule beschäftigte in so vollem Maaße die Gemüther der einflußreichen Pädagogen von Fach, privat und regierungsseitig, daß man für den Mädchenunterricht außer in den Fachzeitschriften und Fachversammlungen wenig Zeit übrig hatte. In allgemein gehaltenen Zeitschriften begegnet man fast niemals einer Erörterung dieser Fragen, was doch wohl darauf schließen läßt, daß man diesem Gegenstande ein seiner Wichtigkeit wenig entsprechendes Interesse entgegenbringt. Es scheint deßhalb geboten, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diesen für die Cultur so wichtigen Punkt hinzulenken.

Seit 1830 in Berlin die erste öffentliche höhere Töchterschule eingerichtet wurde, hat der Lehrplan derselben kaum eine Aenderung erfahren. Während man das Knabenschulwesen immer mehr differenzirte, eine höhere Fachschule nach der anderen einrichtete, neben das humanistische das Realgymnasium und die Oberrealschule stellte und sich an Vorschlägen und Programmen überbot, ließ man die Mädchen ruhig in den alten Bahnen weiter wandeln mit der einzigen Ausnahme, daß man in den Oberclassen der ursprünglich auf einen neunjährigen Cursus angelegten Anstalten Englisch und ein wenig Physik einlegte. Seit Anfang der siebziger Jahre fügte man allerdings noch ein zehntes Schuljahr hinzu, das aber nicht obligatorisch war und in vielen Privatschulen sich aus Mangel an Besuch nicht halten konnte. Die vom Staat oder aus städtischen Mitteln geleiteten Anstalten waren trotz ihrer pecuniären Unabhängigkeit keineswegs fortschrittlich gesinnt. Sie hatten freilich, weil sie es bezahlen konnten, eine größere Menge männlicher Lehrkräfte, aber diese waren meistens auch nur seminaristisch gebildet, und die akademisch Gebildeten erachteten es stets als eine Art Heruntersteigen, wenn sie genöthigt waren, an einer Töchterschule dauernd zu unterrichten. Der Mädchenschullehrer kam in der fachmännischen Würdigung gleich nach dem Volksschullehrer.

Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß die Schuld an diesen Verhältnissen nicht allein auf Seite der höheren Unterrichtsinstanzen liegt. Sie ordneten nur das an, was sie im Interesse des Ganzen für wünschenswerth erachteten. Darnach erschien es nöthig, den Töchtern der gebildeten Stände einen Unterricht angedeihen zu lassen, der sie in den Stand setzte, einen Brief orthographisch und stilistisch richtig abzufassen, ihre Haushaltsbücher ordnungsgemäß zu führen, einen ungefähren Begriff von der Weltgeschichte, mit besonderer Betonung der Reformation, und den geographischen Verhältnissen unseres Erdballs zu bekommen und in der englischen und französischen Sprache soweit bewandert zu sein, daß man in beiden Sprachen zur Noth ein leichtverständliches Buch lesen konnte. Die Literaturkenntniß beschränkte sich im Wesentlichen auf die dramatischen Hauptwerke von Lessing, Schiller und Goethe. Wo ein zehntes Schuljahr angehängt war, vertiefte sich wohl die Literaturkunde je nach der Befähigung des Lehrers umsomehr, als dieser es dann meistens nur mit wenigen Schülerinnen aus wirklich gebildeten Häusern zu thun hatte, also ganz andere Ansprüche an die Fassungskraft und den Lerneifer der Schülerinnen stellen konnte. Dieser kärgliche Bildungsstoff, der für ein ganzes Leben ausreichen sollte, wurde, mit allgemeinen schönen Redensarten verbrämt, den Töchtern der höchst gebildeten wie der Mittelstandsfamilien dargeboten, und man glaubte, damit seiner Erziehungspflicht in vollstem Maaße genügt zu haben.

Man muß dies zehnte Schuljahr als einen Fortschritt — den einzigen — bezeichnen. Umsomehr ist es zu bedauern, daß letzthin eine reactionäre Strömung im Cultusministerium dies zehnte Schuljahr für Berlin wieder in wahlfreie Kurse umgewandelt hat, die den urtheilslosen Eltern leicht als etwas Ueberflüssiges erscheinen und von den Schülerinnen nicht ernst genommen werden. Man scheint nach Ansicht der Regierungskreise die zukünftigen Frauen nicht „einfach" genug erziehen zu können und das Angesichts einer Erscheinung wie die überall auftauchenden Mädchengymnasien. Die Ministerialbeamten zeigen dadurch wieder einmal, wie wenig Fühlung sie mit dem Zeitbewußtsein haben. Alle Volksclassen haben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Bezug auf den Jugendunterricht ungeheure Förderung erfahren, nur den weiblichen Angehörigen der eigenen Stände gegenüber haben sich die Vertreter der Unterrichtsanstalten fast ganz passiv verhalten. Sie verhalten sich der Agitation der Frauenrechtlerinnen gegenüber abwartend, wenn nicht gar feindselig. Die Wünsche der gebildeten Frauen, die sich nicht kurzsichtig auf die Gegenwart beschränken, sondern ihren Blick auf das kommende Jahrhundert richten und den

wachsenden geistigen Bedürfnissen desselben zuvorzukommen suchen, sind nicht, wie die Feinde der Frauenemancipation meinen, allein auf das Mädchengymnasium gerichtet. Ich stehe sogar nicht an, das Mädchengymnasium einen Verzweiflungsschritt zu nennen. Nicht aus Liebe zu den alten Sprachen, nicht aus Bevorzugung des Gymnasiallehrplans ist es entstanden, sondern aus Verzweiflung darüber, daß das akademische Studium in Deutschland den Frauen versagt wird, wenn das Abiturium nicht vorher abgelegt worden ist. Man giebt sich wenigstens der Hoffnung hin, daß die Unterrichtsbehörden gnädiger gestimmt sein werden in Bezug auf die Zulassung zum akademischen Studium, wenn die Frauen mit einer gleichen Vorbildung ausgerüstet wie die Männer wieder an die Pforten der Universitäten klopfen. Das Mädchengymnasium ist also lediglich Mittel zum Zweck. Wie es in Berlin eingerichtet ist, wo der Kursus erst nach dem vollendeten sechzehnten Jahre beginnt, verlangt es von seinen Besuchern schon durch die Verlegung der Stunden auf den Nachmittag und Abend (von 3—7 resp. 8 Uhr), eine solche Aufopferungsfähigkeit, daß man sich über den geringen Besuch der Anstalt nicht wundern darf. Die Leitung des Gymnasiums ist für diese Erschwerung nicht verantwortlich zu machen. Sie ist an Räume gebunden, die nur des Nachmittags frei sind, und genöthigt, erprobte und gediegene Lehrkräfte zu nehmen, die am Vormittag anderweitig besetzt sind, um das gewagte Unternehmen nicht von Anfang an als minderwerthig erscheinen zu lassen. Vielleicht würden sich die Schwierigkeiten vermindern, wenn man das Alter für die Zulassung wie in Karlsruhe um zwei Jahre herabsetzte. Die Aussicht, bis zum 18. oder 19., anstatt wie jetzt erst zum 20. oder 21. Jahr mit dem Abiturium fertig zu werden, würde manche Eltern eher als jetzt veranlassen, ihre Töchter dem schwierigen Studium anzuvertrauen. Ist es doch gerade der Verzicht auf alle Jugendgenüsse, der die Kinder selbst kopfscheu macht und es den Eltern als eine Grausamkeit erscheinen läßt, von ihren Töchtern eine Energie und Pflichttreue zu verlangen, die ihnen selbst und ihren Söhnen in vielen Fällen abgeht. Und noch schwieriger gestaltet sich die Lage, wenn von mehreren Töchtern eines wohlhabenden Hauses eine für das Gymnasium bestimmt wird, während die Andern dem üblichen graciösen Nichtsthun obliegen. Die moralische Unbilligkeit liegt für jeden unbefangenen Beobachter auf der Hand. —

Aus alledem folgt, daß das Gymnasium, wie es jetzt geleitet ist, geleitet werden muß, nicht die einzige Form sein darf, in der das Bedürfniß nach einer tieferen Bildung des weiblichen Geschlechts seine Befriedigung findet. Wir müssen uns nach einer anderen Form umsehen, und da es leichter ist, durch Ausbau des Gegebenen und Benutzung von Mittelgliedern, als durch Ueberspringung aller Anknüpfungspunkte etwas Gutes zu schaffen, so müssen wir an die Töchterschule anknüpfen und versuchen, auf ihrem Grunde ein neues Gebäude zu errichten. Mit der einfachen Hinzufügung eines 10. oder 11. Schuljahres ist es nicht gethan. Die Aenderung des Lehrplanes hätte bereits auf der Mittelstufe zu beginnen, indem man im fünften Schuljahr sechs Stunden Latein einfügte. Dem Geschichtsunterricht müßte eine größere Stundenzahl, mindestens drei, eingeräumt werden, dagegen könnte der Zeichen-, Lese-, Schreib-, Handarbeits- und Religionsunterricht eingeschränkt werden. Der englische Unterricht brauchte nicht vor dem achten Schuljahr zu beginnen und könnte mit zwei Stunden, ebenso wie die Mathematik, bestehen. Der ganze Lehrplan, den für jede Classe einzeln zu entwickeln, hier zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, müßte sich an den des Reformgymnasiums anlehnen. Von dem humanistischen Gymnasium wird er durch die Weglassung des Griechischen und eine geringere Stundenzahl in der Mathematik unterschieden, von der Oberrealschule durch Aufnahme des Latein, vom Reformgymnasium durch früheren Beginn des Latein, von Allen durch eine geringere Pflege der Mathematik.*)

Für die technischen Fächer müßte der Privatunterricht ergänzend eintreten. Die Schule ist weder dazu bestimmt, noch geeignet, technische und künstlerische Ausbildung zu pflegen. Sie soll auf ihrer Mittelstufe eine Anzahl positiver Kenntnisse, die zu dem Allgemeingut der Gebildeten gehören, vermitteln und eine formale Schulung des Geistes anstreben als Grundlage späterer Fortbildung. Die mit dem neunten Schuljahr beginnende dreijährige Oberstufe müßte bei fortdauernder formaler Schulung (durch die lateinische Grammatik und die Mathematik) anfangen, dem so vorgebildeten Geist einen höheren Inhalt darzubieten. Die Literaturgeschichte in Verbindung mit dem deutschen Aufsatz, die Weltgeschichte mit culturgeschichtlichen Ausblicken, die Kunstgeschichte, die Lecture der Classiker bieten einen so reichen Stoff, daß man um die Ausfüllung des auf 24—30 Stunden wöchentlich berechneten Lehrplanes nicht verlegen zu sein braucht. Es schadete gar nichts, wenn man die Ansprüche von Anfang an etwas höher schraubte; die jetzt geübte weitgehende Nachsicht in Bezug auf die weibliche Fassungskraft ist dem weiblichen Geschlecht sehr hinderlich gewesen.

So wie die Zustände jetzt liegen, können sie nicht bleiben. Das neue Jahrhundert, welches auch von den Männern auf jedem Gebiet Höheres verlangt, wird auch an die allgemeine Bildung der Frauen der höheren Stände größere Ansprüche stellen, damit sie als Trägerinnen der Cultur nicht hinter ihrer Aufgabe zurück bleiben. Es handelt sich nicht um irgend eine Fachbildung, auch nicht um eine Vorbereitung zum akademischen Studium, sondern um ein Reformwerk auf dem Boden des jetzt schon bestehenden Unterrichtes. Man hat dabei mit zwei Vorurtheilen zu brechen, erstens mit dem, daß es Sache der Mädchenschule sei, vor Allem das „Gemüth" zu beeinflussen, und zweitens mit dem, daß der weibliche Geist nicht fähig sei, eine wirklich ernsthafte Schulung, wie sie den Knaben in der Grammatik der alten Sprachen und in der Mathematik zu Theil wird, mit Erfolg durchzumachen. Diese beiden Vorurtheile haben der Sache des Mädchenunterrichtes sehr geschadet; es wäre an der Zeit, die Theorie durch die Erfahrung zu ersetzen.

Wir haben in Berlin am Victoria-Lyceum eine Anstalt, welche dem Bildungsbedürfniß der reiferen weiblichen Jugend entgegen kommen soll. Sie umfaßt drei Zwecke: Unterrichtscurse für die eben aus der Schule entlassenen Kinder, Vorlesungen für Jedermann und Vorbereitung für ein Oberlehrerinnenexamen, dieses nur für bereits geprüfte Lehrerinnen. Auswahl des Lehrstoffes und der Lehrkräfte sind vorzüglich, aber man entbehrt der strammen Zucht, wie sie die Schule darbietet. Bloße Receptivität, wie sie in den Vorlesungen gefordert wird, verlangt, da in keiner Prüfung Zeugniß von den erlangten Kenntnissen abgelegt zu werden braucht, einen so von innen herauskommenden Bildungstrieb, daß es nicht zu wundern ist, wenn die jungen Mädchen nach dem ersten Semester die Besuche wieder einstellen. Wenn aber die Schule ihre Zöglinge erst nach einem zwölfjährigen Cursus entläßt, dann wird das Victoria-Lyceum als eine Art Hochschule einem ganz anderen Bildungsniveau gegenüber stehen als jetzt und kann ihre Aufgabe weit erfolgreicher lösen. Außerdem muß man doch auch beachten, daß nicht jede Stadt ihr Victoria-Lyceum hat. Es würde sich auch nur in den größten Städten behaupten können. Was uns Noth thut, ist nicht die Errichtung solcher, auf freiwilligen Besuch fußenden Anstalten, sondern die Einführung staatlicher Töchterschulen mit zwölfjährigem Cursus. Die Ablegung der Reifeprüfung würde ein großer

*) Der Magistrat von Breslau, die erste Behörde in Deutschland, die sich dieser Sache annimmt, geht mit dem Plan um, ein städtisches Mädchengymnasium zu errichten, welches als Oberstufe auf die höhere Töchterschule aufgebaut und sich ganz dem Lehrplan des Reformgymnasiums anschließen soll.

Vortheil sein. Allerdings müßten sich Berechtigungen daran schließen, sonst hätte das Examen kaum einen Zweck, würde jedenfalls, da man den Schulzwang doch kaum auf zwölf Jahr ausdehnen könnte, so wenig Anklang finden, daß der Besuch der Oberclassen nicht verlohnte.

Die stärkste Hülfe gegen eine Reform des Unterrichtes kommt den Herren des Ministeriums leider aus dem Kreise der Frauen selbst. Wie sich einerseits dort eine immer wachsende Opposition gegen das bestehende System geltend macht, so daß sogar eine so solide, bürgerliche Stadt wie Bremen den Versuch wagt, Gymnasialkurse in's Leben zu rufen, so findet man andererseits gerade bei den Frauen auch wieder eine starke Gegnerschaft gegen jede Veränderung und Verlängerung des bestehenden Unterrichtes. Man bestreitet die Nothwendigkeit desselben mit dem Hinweis auf die eigene vollkommen ausreichend erkannte Bildung.

Eine solche Mutter findet es vielleicht wünschenswerth, daß der Sohn auf jeden Fall sein Reifezeugniß erlangt, auch wenn er Officier oder Kaufmann werden will, sie giebt also den gesteigerten Bildungsanspruch für das männliche Geschlecht bereitwillig zu, aber sie mißt ihr eigenes Geschlecht in Bezug auf die intellectuelle Ausbildung mit geringerem Maaße. Nun handelt es sich bei der Ehelosigkeit der höheren Stände aber gar nicht mehr allein darum, die Töchter ganz einfach zu wirthschaftlichen Hausfrauen zu erziehen, sondern darum, ihnen einen möglichst hohen geistigen Lebensinhalt mitzugeben, damit sie im Stande sind, durch ideale Güter die Oede des Lebens auszufüllen, wenn ihnen der eigentliche Beruf versagt bleibt. Die Besorgniß, durch die in einer verbesserten Töchterschule zu erlangende „Gelehrsamkeit" den Bewerbern weniger anziehend zu erscheinen, ist so wenig zu begründen, daß eher das Gegentheil davon wahr ist. Eine Verspätung des Eintrittes in das gesellschaftliche Leben um zwei Jahr zu Gunsten einer gediegeneren Bildung wird die jungen Mädchen vielleicht mit ernsteren Interessen erfüllen, aber keineswegs ihren natürlichen Frohsinn vernichten. Im Fall der Verheirathung aber wird ihnen eine bessere Schulbildung ebenso wenig zum Schaden gereichen, wie ihren Müttern und Großmüttern die gegen die Volksschule des 18. Jahrhunderts doch wesentlich gehobene Töchterschule unserer Zeit.

Da man in Folge des Privatschulwesens sehr mit der reactionär gesinnten Masse des weiblichen Publicums zu rechnen hat, so muß man bei einer Reform sehr vorsichtig vorgehen. Wenn man die Schulzeit zunächst auf elf Jahr erhöht und vielleicht erst nur Mathematik einfügte, dann Latein, ohne die Lieblingsgegenstände der meisten Eltern, der französischen und englischen Sprache zu nahe zu treten, so hat man schon viel erreicht. Gerade die neu hinzuzufügenden Schuljahre sind so wichtig für die Grundlegung der geistigen Entwickelung. Der jugendliche Geist und das Gedächtniß sind in keinem Alter so eindrucksfähig wie in der Zeit vom 15.—20. Lebensjahre; deßhalb ist es ein Unrecht, wenn man das feine Instrument von Melodien widerhallen läßt, die im besten Falle nur für den Augenblick Werth haben, aber weder geistig noch sittlich fördern.

Der Gymnasialunterricht hat die arge Schattenseite, daß in ihm auch auf der Oberstufe die formale Schulung überwiegt. Er darf sich dies gestatten, weil er auf den akademischen Unterricht als Ergänzung hinweisen kann. Die von uns angestrebte höhere Mädchenschule soll diese durch die historische Entwickelung gezeitigte Schattenseite vermeiden, indem sie, auch ohne den akademischen Unterricht zu Hülfe zu nehmen, eine Bildung vermittelt, die den Ansprüchen unserer gesteigerten Cultur genügt und die Frauen befähigt, in Unterhaltung und Selbststudium an allen Arbeiten und Interessen der Männer Theil zu nehmen und jene Achtung zu genießen, die sich die Männer unter einander bei aller Gegnerschaft nicht versagen, wenn sie auf dem Boden der gleichen geistigen Ausrüstung stehen. Jetzt wird die Frau in intellectueller Beziehung, bis auf wenige Ausnahmen, über die Achsel angesehen, weil die männliche Bildung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eine so viel intensivere geworden ist, und man muß zugeben, daß diese Nichtachtung nicht ohne genügenden Grund ist. Die Frauen selbst leiden, wenn sie ein empfindliches Ehrgefühl haben, unter dieser Beurtheilung, aber nur die Begabtesten vermögen es, auf eigene Hand die Lücken der Schulbildung auszufüllen. Es ist nicht der Mangel des Latein oder der Mathematik, der die Frauen unfähig zum Selbststudium macht, sondern der Mangel an formaler Schulung, der sie vor Hindernissen zurückschrecken läßt, die ein gleichaltriger Mann gar nicht als solche empfinden würde. Wie es die Hauptaufgabe der Sittlichkeit ist, die sittliche Verantwortlichkeitsgrenze zu heben, so ist es die Hauptaufgabe der Erziehung, die geistige Verantwortlichkeitsgrenze zu heben. Es ist noch gar nicht zu übersehen, welche Triebkräfte der weibliche Geist aus sich zu entfalten vermag, wenn man seine geistige Verantwortungsgrenze von Jugend an allmälig aber stetig hebt.

Die Gleichberechtigung der Geschlechter auf Grund derselben intellectuellen Veranlagung feststellen zu wollen, ist eine ganz müßige Beschäftigung. Die Befähigung oder Nichtbefähigung der Frauen zum akademischen Studium wird sich ja mit der Zeit ausweisen; wahrscheinlich werden sich stets Ausnahmen finden, die sich dazu hingezogen fühlen, aber die Mehrheit des weiblichen Geschlechts wird noch für absehbare Zeit auf andere Gebiete ihres Einflusses zielen, und die Cultur eines Volkes wird sich nicht schlechter dabei befinden, wenn die Daseinsformen für die beiden Geschlechter sich nicht zu sehr gleichen. Liegt doch gerade in der Differenzirung der Thätigkeiten und Berufe, selbst wenn sie durch die Natur nicht vorgeschrieben wäre, und die damit verbundene Wechselwirkung einer jener Reize, welche das Bewußtsein nöthig hat, um seine Lebensaufgabe ohne vorzeitige Ermüdung bis zu Ende durchzuführen.

Es ist traurig genug, daß ökonomische Erwägungen die Frauen auch der höheren Stände häufig in Bahnen drängen, die ihren natürlichen Neigungen wenig entsprechen. Dies ist eine Thatsache, mit der man sich abfinden muß, aber man darf daraus nicht folgern, daß dieser Gang der Ereignisse an sich ein beglückender Fortschritt sei. Gewissen Problemen gegenüber giebt es eben keine zufriedenstellende Lösung, und die Erwerbsfrage des weiblichen Geschlechts gehört zu diesen Problemen, denen man wohl Theilnahme entgegenbringen kann, weil es eins der traurigsten Blätter in der Geschichte des menschlichen Kampfes um die Steigerung der Cultur beschreibt, aber nicht die Hoffnung, durch Eroberung neuer Erwerbsgebiete das Problem einfach aus der Welt zu schaffen. Vorläufig hat dieser Kampf, der zur Erhöhung des Culturstandes nothwendig war, das Gute gehabt, daß er u. A. auf die Unvollkommenheit der weiblichen Erziehung hingewiesen hat. Vielleicht liegt in dieser zum Theil unbeabsichtigten Folgeerscheinung das Werthvollste, was die Bestrebungen der Frauenrechtler erreichen. Es gehört ja zu den Mitteln, mit denen die Idee sich im Weltproceß durchzusetzen weiß, daß sie Illusionen erweckt, ohne die die Menschen sich niemals zu willigen Dienern ihrer Zwecke hergeben würden. So schmeicheln sich die Vorkämpfer der Frauenrechte mit der Hoffnung, daß sie dem weiblichen Geschlecht eine ehrenvolle, wirthschaftlich unabhängige und vollbefriedigte Stellung erringen werden, und was dabei herauskommt, ist eine bessere Bildung ihres Geschlechts, die aber in Zukunft vielleicht ganz anders verwerthet wird, als man jetzt annimmt.

Wenn es wahr ist, daß ein Volk um so höher in der Cultur steht, je höher es seine Frauen achtet, so bedarf das deutsche Volk, um seiner Culturaufgabe gerecht zu werden, entschieden eines Ansporns, um auch den Frauen jenen Antheil an der Bildung zu gewähren, der allein sie befähigt, im geistigen Entwickelungsproceß den ihnen gebührenden Platz

einzunehmen, sei es nun, daß sie ihr Wissen gewerblich wie wissenschaftlich verwerthen oder im Kreise der Familie oder zu gemeinnützigen Zwecken. Aber in unserer Zeit der Ueberschätzung der rein wissenschaftlichen Ausbildung handelt es sich darum, einem Gesichtspunkte Geltung zu verschaffen, der neben dem intellectuellen Interesse den Ansprüchen auf eine möglichst hohe Allgemeinbildung besser Rechnung trägt als das Gymnasium, ohne dabei in die alten Fehler einer Unterschätzung des weiblichen Verstandes zurückzufallen.

A. v. H.

## Literatur und Kunst.

### Die Operette.

Ein Nekrolog. Von Hedwig Abel.

Jetzt ist sie todt. Kein segenspendender Priester steht an ihrer Bahre, keine Glocke giebt ihr das Geleite mit hellbimmelndem Getön, und mit nichten wird sie in geweihter Erde bestattet, denn sündhaft, wie ihr Leben zuletzt gewesen, war auch ihr Sterben. Es stand anders in den Sternen geschrieben vor hundertundsechzig Jahren. Eine neue Ton- und Formenwelt lag damals in der Luft und in den Musikschulen von Rom, Neapel, Florenz und Venedig war ein Singen und Klingen, als wüchsen aus den Notenköpfen lebendige Nachtigallen. Manch' Einer, so canonische und sonstige Kunst erlernt hatte, deutete vergebens an diesen Zeichen herum, die so räthselhaft waren und so sinnvoll zugleich. Bis endlich der Richtige kam: Messer Giovanni Pergolese von Jesi. Diesem erschien im Traume ein junges, munteres, blitzäugiges Ding, das sang ihm in die Ohren: „Ich bin das Singspiel, und du sollst mich erfinden. Zwar haben sich schon Manche an mir mit Erfolg versucht, auch der große Alessandro Scarlatti und der junge Nicolo Logroscino, dessen Vecchio marito du vielleicht kennst? Du allein aber bist berufen, meinen Namen über den Erdkreis zu verbreiten und mir Söhne und Töchter aus meinem Blute zu sichern. Längst bist du ja der kothurntänzelnden Opera seria müde und der rouladenbehängten Mythologia mit ihren verlassenen Ariadnen, wiederkehrenden Euridiken, meuchelmordenden Klytämnestren, opferfreudigen Alcesten und liebestollen Medeen. Laß ab von ihnen, die thurmhoch wohnen über der Natur, steige herunter zu mir, denn ich bin die Natur selbst." Also sang die Erscheinung. Da erwachte Pergolese, schrieb schleunigst die „Serva padrona" und die Opera buffa war erfunden. In jugendlichem Alter wanderte sie nach Paris, um allda den Krieg zu beginnen gegen die schwer und langsam segelnden „Tragédies lyriques" von Lully, Campra und Rameau. Und siehe! Paris verliebte sich sterblich in das morgenfrische Sicilianerkind, am sterblichsten aber jener Genfer Naturschwärmer Jean Jaques Rousseau, in dessen von Musik und Dichtung sonderbarlich bewegtes Zickzackleben die neue Erscheinung hineinfiel wie ein feuerflammender Meteor. Ein zärtliches Verhältniß entspann sich, seine Frucht war „Le devin du village". So hat ein musikalischer Golfstrom aus Italien, die Gestade Frankreichs umspülend, aus dessen kälterem Boden die Blume von zartem und doch blendendem Schmelz, von süßem und dennoch prickelndem Duft gelockt, aus welcher sich später die Opéra comique der Franzosen entfalten sollte. Die Blutmischung war von vornherein die glücklichste. Italien lieferte die sanft gerundeten Formen, den sinnlichen Wohllaut, Frankreich brachte die auskniffernde Heiterkeit, den hüpfenden Rhythmus, die kokette Anmuth hinzu. Wie eine luftige Phantasmagorie aus einem genialen Aermel geschüttelt, stand das Ganze da mit seiner zum losen Knoten geschürzten, leicht lösbaren und schnell gelösten Intrigue. Kein Wunder, wenn Paris, das kurz vorher zu den italienischen Buffonisten lief in die Académie Royale de Musique und sich nicht ersättigen konnte an den Intermezzi Pergolese's und Rinaldo's von Capua, sich jetzt für den „Dorfwahrsager" begeisterte. Er gelangte sogar bis an den Thron, nach Fontainebleau nämlich, wo er 1752 zum ersten Male aufgeführt wurde am Hofe Ludwig XV. lasterhaften Angedenkens. Madame Pompadour sang die Colette. Später, in Bellevue, hat sie auch den Colin gesungen. Colin oder Colette, sie hatte eine Haut gar sonderer Art, die sich anziehen und abstreifen ließ, wie ein Schlangenbalg. Nun denn, Rousseau erhielt hundertundfünfzig blanke Louisd'or, ein sehr hübsches Operettenhonorar für damals, wo der große Bankerott schon in allen Gliedern lag. Später zahlte ihm die Académie Royale de Musique noch fünfzig Goldstücke, als Tantième gleichsam, obgleich diese noch gar nicht erfunden war. Und Rousseau war musikalisch keineswegs ein Crösus; sein kleines Singspiel fror in dem armseligen, harmonischen Kleidchen, in seiner coloristischen Bettelhaftigkeit. Ein Liedchen über dürftigen Accorden, dazu etwas Farbe vom Streichquartett, dieses aus dem Rechtstitel des Unisono zeitweilig mit Oboe und Fagott verbündet, eine scharfe Declamation, die das Wort festschnürte, wie in ein Mieder, das war Alles. Aber einige dieser mühelos gefundenen Melodien nisteten sich fest in die Ohren der Zeitgenossen und „J'ai perdu mon serviteur, j'ai perdu tout mon bonheur," trällerte ganz Paris, Marquis wie Gassenjunge.

Neben dem „Devin du village," diesem lebendigsten Protest gegen Sr. allerchristlichsten Majestät Hof- und Staatsoper, hat Rousseau auch Vieles in glatter Prosa über Musik geschrieben, in seinem „Dictionnaire de musique" und anderen Büchern. Denn tief und eigenthümlich wie seine Naturempfindung, war auch seine Empfindung für Musik. Sie konnte sich zur lebendigsten Empfängniß steigern, zu einem schöpferischen Genießen, wie bei Grillparzer, wobei Jener sich harmonischen Tiefen näherte und dieser zu melodischen Höhen emporflog. Denn Grillparzer war von Hause aus, von temperamentswegen: als Deutscher, als Grübler und als dramatischer Psycholog bestimmt, sich in die tiefsten Gründe der Harmonie und des Contrapunkts zu versenken, (als literarischer Beleg hierfür dient seine von den feinsten musikalischen Bemerkungen wie von goldblitzendem Geäder durchzogene Novelle „Der arme Spielmann"). Rousseau war ein Fanatiker der Melodie, der Todfeind harmonischer und contrapunktischer Combination, die er mit der verhaßten gothischen Baukunst verglich.

Die nächsten Stationen des Singspiels waren Deutschland (Haltestelle Johann Adam Hiller) und Oesterreich, Wien. Auf ihrem Kriegszug in deutschen Landen, noch vor Paris, hatten die italienischen Buffonisten manchen triebfähigen Keim in weiche Erde gesenkt; der ging nun auf. In den behäbigen Rundreimen und gemüthvollen Strophenliedern des alten Johann Adam und des jüngeren Dittersdorf hüpften zahlreiche Tröpflein welschen Blutes und mancher leichttrippelnde Zweivierteltact kam geraden Wegs aus der komischen Oper Philidor's und Monsigny's. Wien vollends, dieser weit vorgeschobene südliche Posten, besaß bald eine Art classischer Singspielschule. Da waren Classiker von der leichten Blutmischung eines Wenzel Müller und Josef Weigel, Jener trotz seiner mährischen Abstammung ein Blauerdonaumensch, ein wahres Donauweibchenkind, und Talente wie Peter Winter, Gyrowetz, Cauer, Fioravanti u. A. mehr. Ihre unterbrochenen Opferfeste, Schweizerfamilien, Donauweibchen, Sonntagskinder ꝛc. waren doch Alle besser, als ihr späterer Ruf benebst gestrenger deutscher Kritik. Gesteht ja Ferdinand Hiller — auch ein Musiker sozusagen — irgendwo, er habe die „Dorfsängerinnen" von Fioravanti und das „Neue Sonntagskind" von Wenzel Müller mit herzlichem Wohlgefallen gehört. Manche Melodie aus diesen harmlosen Singspielen und Zauberpossen ist in das Gemüthsleben des Volkes eingedrungen, wie „Brüderlein fein", „So leb' denn wohl, du

altes Haus" u. A. Die richtige Saite braucht nur leise angeschlagen zu werden und das Lied, das die Mutter selig und die Großmutter selig und vielleicht die Urahne noch gesungen, strömt von den Lippen.

Es ist von besonderem Reiz, eine dieser halbverschollenen Singspielpartituren aufzuschlagen und durchzublättern. Man hat das Gefühl, als öffne man einen Sargdeckel und blicke in ein wohlerhaltenes Mumienantlitz. Wie von Lavendel duftet es und allerlei verflossenem Riechkraut, das einmal frisch gewesen, vor so und so vielen Menschenaltern. Stumm stehen die schwarzen Noten da, auf dem gelblichen Schöpfpapier, einzeln, wie auf Posten, oder in Reihen tänzelnd, wie beim Menuett oder auch schief geneigt, als seien sie reif für die Sense des großen Schnitters Tod. Da bläht sich ein Ungethüm von Pfundnote mit hohlem Kopf und darüber wölbt sich wie ein Kuppeldach eine gewichtige Fermate, dort wimmelt in respectvoller Entfernung allerlei kleingekörntes, schwarzes Zeug von Sechzehntel- und Zweiunddreißigstelnoten. Und das alte Papier knistert und knastert und seufzt, als wisse es von der Zeit zu erzählen, da das Singspiel seine Einfachheit aufgeben mußte und seine musikalische Unschuld verlor. Denn es war nach und nach angeschwollen und groß geworden und hatte seinen engen Rahmen zersprengt. Und als es genugsam in die Breite gedehnt und in die Höhe gezerrt war, da kam ein großer Meister, Meyerbeer mit Namen, der schrieb eine komische Oper, „Der Nordstern", die aber eigentlich sehr traurig war, und dann schrieb er eine noch lustigere, „Dinorah", bei der man aber herzhaft weinen konnte. Und da war das Singspiel ganz todt oder auch wiedergeboren, wie die Meisten sagten. Es fraß, als ein wahrer Nimmersatt, sehr viel Blech und nährte sich nebstbei auch von Pauken und großen Trommeln, daß es der großen Oper immer ähnlicher wurde. Die Operettencomponisten wußten selbst nicht mehr, welchem Stil sich ergeben und um nur das Richtige zu treffen, ergaben sie sich der Stillosigkeit.

So stand es um das Jahr 1850, hundert Jahre nach Rousseau's „Devin du village". Da erschien eines Tages Offenbach. Der war halb Kölner Stadtkind, halb Pariser Gassenjunge und auch ein wenig Jude. Im Gesicht trug er eine gut ausgebildete Spürnase und hatte eine feine Witterung — was die Franzosen le flair nennen — für Bühnenwirkung. Das war der Mann für die versunkene Operette und die annoch ungeborene musikalische Posse. Er ist mit der Zeit ein Welteroberer geworden, wie Alexander und Hannibal und Napoleon, denn er hat Länder eingenommen und Völker bezwungen ohne Schwertstreich (außer im „Blaubart") und ohne Blutvergießen (außer, wenn er Traubenblut verspritzte) und das Alles nicht mit großen Armeen, sondern mit winzigen Einacterchen, den „Bouffes", die er für ungezählte Nachahmer erfand und im Ausstellungsjahr 1855 mit ungeheurem Erfolg in den Pariser Champs Elysées aufführte. Es war, als kicherte die lange gebändigte Lachlust des ganzen Erdballs in diesen Operettchen, als schüttle sich die Menschheit beider Hemisphären in unendlichem Gelächter. Paris lachte, die Welt lachte und es war ein Wohlgefallen auf Erden. Offenbach war eben ein musikalisches Temperament, ein genialer Ausbund, der den Witz, den Humor und die Travestie überall herausfühlte. Sein Leben lang nährte er sich freilich nur vom Achselzucken gelehrter Splitterrichter, aber was verschlug das? Das lichte, lachende Leben ging durch seine Werke, durch die kleinen, größeren und größten, die parodirenden, travestirenden und frivolisirenden und selbst noch durch die „Contes d'Hoffmann", jenes phantastisch-tolle Märchen, das aufglüht in allen Irisfarben spukhafter Romantik, in welchem sich eine Welt des Scheins voll treibender Schattengestalten zwischen Tagesdunkel und Nachthelle in eine Welt der Wirklichkeit verwandelt. Paris hat Offenbach kein Denkmal gesetzt in stillem, marmorkühlem Pantheon oder auf menschenwimmelndem Boulevard, aber hinter seinem Sarge wandelte dafür eine Schaar lachender Erben, die seinen Nachlaß brüderlich theilte. In die neuere Zeit reicht sein Einfluß, ja fast in die neueste. Was noch Melodie und Witz hieß in der Operette, war Offenbachisch. Plötzlich erschien er, aus hohlen Geisteraugen blickend, wie der leibhaftige Ernst Theodor Amadeus, tippte den Componisten auf die Schulter und hüstelte: „Brav, Jungens, nur immer flott gestohlen. Holt nur beim alten Offenbach, dessen Genre nicht einmal ein Genre ist, dieweil die Herren Kritiker ihm das rundweg absprechen in zahlreichen gelehrten Artikeln." Und die Operetten-Componisten stahlen lustig fort wie die Raben und wenn sie nicht gestorben sind, so stehlen sie noch heute.

Offenbach's vornehmste Nachfolger waren Lecocq und Johann Strauß. Lecocq war eine Art Stiefenkel von ihm und „Madame Angot" in mehr als einem Stücke verwandt mit „Fortunio's Liebeslied", dem „Mädchen von Elisonzo", der „Zaubergeige", der „Hochzeit bei Laternenschein", dem „Ehemann vor der Thür" ꝛc., bis hinauf zur „Prinzessin von Trapezunt" und „Schönen Helena", zu „Orpheus" und „Blaubart". Er besaß in gewissem Grade Offenbach's musikalischen Witz, sein queckſilbernes Temperament, den vielgestaltigen Rhythmus. Johann Strauß seinerseits baute sich an Offenbach's deutscher Seite, der gemüthvollen und melodiereichen an. Schlummernde Wiener Singspiel-Erinnerungen erwachten in ihm und verbanden sich mit wiegenden Walzermelodien und pikanten Polkarhythmen. Er schrieb mit den reicheren Mitteln der neuen Zeit Operetten von der Anspruchslosigkeit der Singspiele von Anno Schnee. In einer trivialen und frivolen Umgebung wußte er sich einen gewissen kindlichen Sinn, eine musikalische Unberührtheit zu bewahren, deren Offenbach sich kaum in seiner ersten Periode rühmen konnte. So war Johann Strauß berufen, das Wiener Singspiel neu zu schaffen und uns österreichische Menschen auf österreichischem Boden vorzuführen. Aber seine unsinnbrütenden Librettisten führten ihn weit fort aus der österreichischen Heimath, nach Portugal zum Spitzentuch der Königin, nach Massa Carrara zur Gräfin Violetta Lomellini, in die Walachei zum „Zigeunerbaron" und sogar nach Wolkenkukuksheim zur Prinzessin Fata Morgana. Er mußte sich da nach mancher fremden Decke strecken und seine Abstammung zuweilen ganz und gar verleugnen. Aber seine besten Operetten „die Fledermaus" und „Cagliostro" sind unverfälschte deutsche Singspiele, trotz des leichten französischen Champagnerranſches, der in der „Fledermaus" rumort. Sie ist Strauß' Meisterstück, von der ersten bis zur letzten Note von jener weiblichen Anmuth und Lieblichkeit, die das Kennzeichen der Wiener Musik ist. In der Instrumentirung ist Strauß geradezu einzig. Selbst heute noch, in seinen grauumlockten Jubeloperetten, Jubelgreisen wie er selbst, ist das Orchester jung und frisch und von bezauberndem Wohllaut. Und in den früheren Operetten „Indigo" „Methusalem", „Carneval", wo er sich derber gab, à la Suppé gleichsam, nahm das Orchester sich aus wie eine Insel des Wohlklangs, auf welcher roher Tuben Schall verpönt war und brüllender Posaunen Ton. Die Wiener Operettenkönige Millöcker und Suppé, und ihre Ableger Genée, Fahrbach, Adolf Müller, der Sohn Wenzel's ꝛc. hätten anstatt zur großen Oper zu Strauß gehen sollen, um ihm etwas abzugucken von seinen Schlichen. „Boccaccio", „Donna Juanita", „Der Bettelstudent", „Der arme Jonathan" ꝛc. ꝛc. beleidigen uns durch hochaufgestapelte Finales, schwer mit Blech beschlagene Witzworte und hochgestelzte dramatische Arien mit Phrasen aus den „Hugenotten" und dem „Troubadour". Als die Wiener Componisten anfingen die Operette zur Oper zu verzerren, schaufelten sie ihr langsam das Grab. Nach ihnen kamen die Jungen, machten die Grube noch breiter und tiefer und legten den Leichnam hinein. Sie hießen Josef Hellmesberger jun. und Dellinger und Tannd und Zois u. s. w. u. s. w.

Wer vermag sie zu zählen, die Unzähligen? Allen war eine merkwürdige Verrohung des Geschmacks gemeinsam, bei äußerst geringer musikalischer Anlage. Von Paris hatten ihre Operetten die Statur: den frechen Vaudeville-Ton, die unverschleierte Anspielung, vom Wiener Hofopern-Theater die Unnatur: die derben Unisonoschlüsse, die überladene Instrumentirung. Wien und Paris sind die Brutstätten der Operette; was Beide liefern führt Berlin auf. Vaudevilles der niedrigsten Gattung, gesprochener und gesungener Cancan, wandern alljährlich in Massen von Paris nach Deutschland — und Oesterreich. So viel Oesterreich selbst hervorbringt, es genügt noch nicht für das scandalsüchtige Publicum. Es giebt auch eine Art musikalischen Scandals, Beleidigungen des ästhetischen Gefühls ohne Worte. Freilich, weder Musikdurst noch Lachlust treibt heute die Leute in die Operettentheater, — vielmehr der Wunsch zu sehen, wie weit sie noch schamroth zu werden vermögen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, wo eine erröthende Dame den Saal verlassen muß, wegen „Aergerniß erregenden Benehmens." Denn: diese Stücke „ziehen" in Paris und Wien, in Berlin und Buxtehude. Man hat sich schon hübsch an Schmutz und Unflath gewöhnt, man amüsirt sich köstlich bei „General Gogo", man drückt ein halbes Auge zu bei der „Tollen Nacht" und bei „Olympia", man erzählt sich schaudernd die Zwei- und Dreideutigkeiten aus „Tata-Toto" und unterhält sich gruselnd bei „Japhet und seinen zwölf Frauen". Frankreich bringt nichts mehr hervor, was nur den „Glocken von Corneville" nahe käme, aus Wien, der Stadt Meister Johann's, vernimmt man nur ab und zu seine leise, müde Stimme.

Trostlosigkeit allüberall, hüben und drüben, diesseits und jenseits des Rheines. Bloß jenseits des Canals ging ein helles Licht auf, vor ungefähr zehn Jahren. Da gerieth nämlich der ehrenwerthe Sir Arthur Sullivan auf den Gedanken, ein Singspiel zu schreiben, ganz nach der alten Manier, mit Strophenliedern, Romanzen, kleinen Chören und Ensembles. Sogar ein Madrigal kam darin vor für vier Stimmen a capella zu singen, als Erinnerung an den großen Händel, den Musik-Herrgott von England. Arien aber und was sonst an die große Oper gemahnen konnte, waren verpönt. Dafür hatte man kleine Couplets sinnreich eingestreut, sintemalen London nicht weit ist von Paris. Ein gewisser exotischer Beigeschmack erhöhte nur den Reiz des Ganzen, denn das neue Singspiel hieß der „Mikado" und sein Schauplatz war Japan. Ein Strom gesunder Melodik bewässerte den östlichen Kaiserstaat, und waren die Librettisten witzig gewesen, so war es der Componist nicht minder. Man hatte es hier zwar auch mit einer Parodie zu thun, japanisches Hof- und Staatsleben zogen vorbei in gelungener Caricatur, aber man lebte in reiner Atmosphäre, in gesunder musikalischer Luft. Dazu die prachtvollen „echten" Costüme und der Hauch von Neuheit und Ursprünglichkeit, kein Wunder, wenn Japan siegte, noch vor dem Krieg mit China. Das Chrysanthemum wurde die Wappenblume mancher Operettendiva, und die Werke Pierre Loti's, des Verfassers von „Madame Chrysanthème", ein beliebter Schmuck eleganter Boudoirs. Der „Mikado" erregte ungeheueren Jubel. Da hatte man ja wieder eine Operette, die eigentlich ein Singspiel war, mit vielen Melodien und wenig Anzüglichkeiten, kurz, eine Operette, wie sie sein sollte. Sir Arthur war im Augenblick der größte Componist der damaligen Jetztzeit, er hatte sogar schon seinen Platz vorgemerkt in Westminster für die künftige Ehrengruft und Mutter Victoria war so freundlich mit ihm, wie sie es nur mit künftigen Peers zu sein pflegt. Aber der „Mikado" hat keine ebenbürtigen Nachfolger gehabt und Sullivan ist nicht Peer geworden. Er hat zwar noch fleißig componirt, allein nichts, was den Kaiser von Japan erreicht hätte. Der „Mikado" war sein erster und zugleich letzter großer Erfolg, und was das Traurigste, er war auch der letzte große Operettenerfolg überhaupt. Von der Höhe des „Mikado" führten zahlreiche Wege in die Tiefe. Auf ihnen glitt die Operette langsam hinab; die alte Geschichte von der schiefen Ebene. Die Leute schreiben und schreiben und nennen es „Operette", als wüßten sie nicht, daß die Operette todt ist und auf ihrem Grabe wildes Geblüm wächst und sehr viel Unkraut.

---

## Thomas Hobbes.

Von Prof. Ludwig Büchner.

Nicht zu allen Zeiten sind philosophische Freidenker und angebliche Materialisten so heftig angefeindet worden, wie dieses heutzutage unter dem Drucke einer nach rückwärts schauenden Zeitströmung der Fall ist. Sogar das sonst dem Freidenkerthum wenig günstige Mittelalter bietet einzelne, diesen Satz illustrirende Beispiele. Eines der hervorragendsten derselben bildet die Lebensgeschichte des großen englischen Philosophen Thomas Hobbes (1588—1679), der seine 91 Lebensjahre in einer Weise verbrachte, die einen merkwürdigen Gegensatz zu dem Martyrium anderer, gleichgesinnter Denker zu verschiedenen Zeiten bildet. Sowohl bei seinen politischen wie philosophischen Gegnern erfreute er sich stets der höchsten persönlichen Achtung, wozu allerdings seine Verbindung mit den Spitzen der englischen Aristokratie, um deren Gunst er übrigens nie geworben, und seine persönlich unabhängige Stellung viel beigetragen haben mag: „Ohne eigentlichen Beruf, ohne Familie, von unbedeutender Herkunft, aber in den vornehmsten Cirkeln wegen seines Wissens und seines Verstandes geehrt, vielfach auf Reisen, lange im Ausland, mit Männern aller Stellungen verkehrend, besonders aber — außer mit Cavalieren — mit Aerzten, Juristen, Staatsmännern Poeten — so stellt er einen Typus dar des modernen Literaten im höheren Sinne, der durch seine Feder eine Macht entfaltet, wie bis in das sechszehnte Jahrhundert nur theologische Autoren sie gehabt hatten, und im entgegengesetzten Sinne" — so schildert F. Tönnies in seiner dem Philosophen gewidmeten Schrift*) Leben und Stellung seines Helden. Sogar ein heftiger Gegner, Lord Clarendon, nennt Hobbes einen „Mann von ausgezeichneten Gaben, von großem Verstande, den er durch Lectüre, aber erheblich mehr durch eigenes Denken geübt hat" u. s. w., und selbst Cromwell, sein großer politischer Gegner, vor dessen Puritanern Hobbes längere Zeit aus England nach Frankreich flüchten mußte, soll ihm später seine entschiedenste Gunst zugewendet haben.

Was seine Philosophie angeht, so kann sie als ein gewissermaßen embryonales Analogon der freidenkerischen Philosophie der Gegenwart bezeichnet werden. Sein Hauptwerk, der Leviathan, richtet die scharfen Pfeile seiner Kritik hauptsächlich gegen die Kirche und kirchliche Lehren und ist daher auch am meisten und stärksten von den zeitgenössischen Vertretern des Klerus angegriffen worden. Hobbes sucht in diesem umfangreichen Werke zu beweisen, daß jene Lehren der Kirche und folglich alle geistliche Herrschaft im christlichen Zeitalter auf falscher Auslegung der Schrift, auf Dämonologie und andern Resten der heidnischen Religion, auf nichtiger Philosophie und fabelhaften Traditionen, auf Unterdrückung der Vernunft u. s. w. gegründet seien — und zwar zum weltlichen Vortheil des Pabstthums und des Clerus. Auch verhehlt er nicht, daß dieser ganze Discurs ebenso gegen jede Kirche, die ein eigenes Recht behaupten will, wie gegen die römische, gerichtet sei. Die christlichen Wunder vergleicht er sehr witzig mit Pillen, die man ganz hinunterschlucken müsse, aber bei Leibe nicht kauen dürfe. Speciell von dem

*) F. Tönnies: „Hobbes Leben und Lehre". Stuttgart, Frommann.

Clerus sagt er, daß derselbe eine eitle Philosophie eingeführt und durch die Universitäten verbreitet habe, welche theils auf Aristotelische Irrthümer, theils auf populären Aberglauben gegründet sei. Immer sei derselbe nur auf Steigerung der eigenen Macht und daher beflissen gewesen, die Macht des Gesetzes, das nur Regel von Handlungen ist, auf die Gedanken und Gewissen der Menschen durch Prüfung und Inquisition ihrer Meinungen auszudehnen. Auch habe derselbe das Predigen des Evangeliums zum Vorrecht einer bestimmten Classe gemacht, obgleich das Gesetz es freigiebt. Die Macht der Kirche, wenn es die Kirchlichen auch göttliches Recht nennen, sei nichts als Usurpation. Der kirchliche Einfluß im gesammten Unterrichtswesen müsse durch staatlichen Eingriff gebrochen werden. Unterdrückung freisinniger Lehren habe die Wirkung zu erbittern und die Gegner zu einigen. Ein Staat kann Gehorsam erzwingen, aber keinen Irrthum überzeugen.

Daß der Leviathan seinem Verfasser den erbittertsten Angriff des ganzen englischen Klerus auf den Hals ziehen mußte, erscheint selbstverständlich. Es erschienen zahllose Schmäh- und Streitschriften, und zwar nicht bloß von Clerikern der beiden theologischen Lager, sondern auch von Akademikern anderer Facultäten. Andererseits hatten diese Angriffe zur Folge, daß der Leviathan, der inzwischen auf Betreiben der Gegner von dem englischen Parlament öffentlich verdammt worden war, um so eifriger gelesen wurde. Als seine Feinde es dahin gebracht hatten, daß ihm von Seiten der Regierung die fernere Druckerlaubniß verweigert wurde, kam es schließlich dahin, daß der Preis des Buches im antiquarischen Vertrieb von acht auf dreißig Schilling stieg. Eine lateinische Uebersetzung, welche zum Theil eine Neubearbeitung war, mußte 1658 in Amsterdam erscheinen.

Im Jahre 1655 erschien der erste Theil seines philosophischen Systems unter dem Titel De corpore, Logik, Anfangsgründe der Philosophie und Naturphilosophie enthaltend, in welchem Hobbes abermals der Theologie den Krieg erklärte. Er vergleicht sie dort mit der Empusa bei Aristoteles, jenem Gespenst, das auf einem ehernen und auf einem Eselsfuße wandelte. So habe die Theologie einen festen Fuß in der heiligen Schrift und einen morschen oder die metaphysische Philosophie. Es giebt nach Hobbes nur ein Wirkliches in der Welt, wenn es auch auf viele Arten „verfälscht“ sich darstellt — es ist die Bewegung, welche ewig und anfangslos und die Ursache aller und jeder Veränderung ist. Alles in der Natur geht auf mechanische Weise vor sich; alle Erscheinungen der Dinge entspringen aus der einen, durch mannigfache Arten und Maaße von Bewegungen erregten Materie, sowohl in Bezug auf die Empfindungen der lebenden Wesen als auf die Affectionen der übrigen Körper. Den Staat vergleicht er mit einem Menschen, den Menschen aber mit einer automatischen Maschine. „Denn“, heißt es im Leviathan (Einl.), „was ist das Herz anders als eine Feder, die Nerven als ebenso viele Schnüre, die Gelenke anders als die Räder, die dem ganzen Körper Bewegung mittheilen?“ Selbst Ruhe ist Widerstand, also Bewegung. Auch die Wärme erklärt Hobbes nicht für einen Stoff, sondern für Bewegung und sagt damit einen der wichtigsten Grundsätze der modernen Wärmelehre voraus — ein Grundsatz, welcher erst lange nach seiner Zeit wissenschaftlich bewiesen wurde. Auch stellt er sich ganz auf den Boden der modernen Erfahrungsphilosophie, wenn er jeden Gebrauch der Vernunft, der über den von der Erfahrung gegebenen Stoff hinaus geht, für leer und absurd erachtet, und wenn er Gassendi Beifall zollt, der im Bannen jener metaphysischen Gespenster, welche Descartes von Neuem heraufbeschworen hatte, seine Stärke zeigt. Ebenso nähert er sich unsern modernen Denkern, wenn er seiner Abneigung gegen die „Wortphilosophie“, die freilich leider noch lange nicht ausgestorben zu sein scheint, entschiedenen Ausdruck giebt. Denn Worte sind nach ihm „weiser Menschen Rechenpfennige, aber den Narren sind sie Geld, das nach der Autorität alter Doctoren geschätzt wird.“ Dem Spiritisten-Schwindel der Gegenwart würde Hobbes, wenn er in unserer Zeit gelebt hätte, nicht weniger nachdrücklich entgegengetreten sein, wie moderne Gelehrte. Die Existenz von Geistern oder Gespenstern ist nach ihm weder vernunftgemäß denkbar noch empirisch bewiesen oder beweisbar. „Das Wort Geist bezeichnet nichts als die eingebildeten Bewohner des Gehirns.“ (Lev.) Die Erscheinungen von Geistern sind allerdings wirklich, aber ihre Deutung ist falsch und beruht darauf, daß die Menschen nicht richtig denken und nicht wissen, daß solche Erscheinungen nur Geschöpfe der Phantasie sind. Auf dem Glauben der Geister aber beruht außer vielen anderen Irrthümern und Trugmitteln die falsche Meinung von übernatürlichen Eingebungen und Wundern. Darauf beruht ferner die Macht der Priester und die Aufrichtung des Reiches der Finsterniß, die Bedrohung mit übernatürlichen und ewigen Strafen, die Herrschaft über Gedanken und Gewissen der Menschen, was Alles in der römischen Kirche am meisten ausgeprägt ist. „Das Papstthum ist der Geist des abgeschiedenen römischen Reichs, der gekrönt auf dessen Grabe sitzt.“ Diesen Geist und alle verwandten kleineren Geister zu bannen — das ist das Ziel der wahren Wissenschaft auf ihrem praktischen Gebiete, welche keinen größeren Feind kennt, als den Aberglauben in jeder Gestalt. Darum ist es Hobbes hauptsächlich daran gelegen, den Aberglauben zu vernichten — vor Allem den Aberglauben, der bei allen Völkern naturwüchsig ist und tief in alle wissenschaftlichen Deutungen der Dinge sich eingenistet hat, daß nämlich die Seele ein Ding sei, das den Körper im Tode, wenn nicht auch im Schlafe, in Ohnmachten und ekstatischen Zuständen, verlasse und ein luftiges, schattenhaftes Wesen werden könne, das dem Träumenden und Visionär sichtbar würde. Diesem Seelengespenst geht er als einem höchst poetischen oder höchst gräulichen Phantasiegebilde mit allen Waffen der Kritik zu Leibe. Er wird nicht müde, zu wiederholen, was damals noch paradox schien, jetzt aber trivial geworden ist, daß alle solche Erscheinungen lediglich subjectiver Art seien, verschieden nur in dem Grade ihrer Deutlichkeit oder in der Stärke der Einbildung. Es ist einerlei, ob das Gespenst, wie vom Volke, für etwas Materielles oder, wie von den Philosophen, für immateriell erklärt wird, „in Wirklichkeit ist es nichts als ein Tumult oder ein krankhafter Zustand des Gehirns.“ Hierher gehören auch die Träume oder Traumbilder, welche noch eine besondere Bedeutung dadurch haben, daß sie so oft nicht als Träume erkannt, sondern für Wirklichkeit gehalten werden, in derselben Weise wie solche Phantasmen oder Visionen auch oft Wachenden, die furchtsam oder abergläubisch sind, begegnen können. Hobbes ist nach Tönnies wohl der Erste gewesen, der diesen Ursprung alles Geister- und Gespenster-Glaubens energisch dargelegt und vertreten hat, und der in ihm zum Theil den natürlichen Samen der Religion erkannt hat. Denn Religion in der hervorgebrachten (nicht wahren) Form und Aberglauben sind nach ihm eins und dasselbe. Aberglauben heißen die unerlaubten, Religion die von der weltlichen Autorität gestatteten Meinungen von der Herrschaft unsichtbarer Mächte. Furcht ist der letzte Kern aller solcher Meinungen, und Furcht haben die Menschen „im Dunkeln“, d. h. so lange die Erkenntniß wirkender Ursachen ihnen nicht leuchtet. Wo sie nichts zu sehen vermögen, da können sie keinem Dinge Schuld an ihrem Glück oder Unglück geben, als nur einer unsichtbaren Macht, und diese Macht denken sie sich ähnlich wie Traum-Erscheinungen u. dgl. und nennen sie „Geist“.

In der Frage von der Freiheit des Willens steht Hobbes auf dem Standpunkte eines entschiedenen Determinismus und findet, daß aus den sich total widersprechenden Schriften der Moralisten und Politiker nur Affecte oder Leidenschaften und nicht Vernunft sprechen. —

Ist es nicht wunderbar, daß ein in seinen Meinungen

so weit vorangeschrittener Philosoph in einer Zeit, die solchen Meinungen so ungünstig wie möglich war, dennoch zu den höchsten Ehren und zu allgemeiner Bewunderung emporsteigen konnte, während es ihm zwei- oder dreihundert Jahre später nicht besser ergangen sein würde, als den ihm verwandten Geistern der Gegenwart! Oder aber, daß die Wirkung seiner Worte auf seine Zeit den Mächten des Bestehenden gegenüber so wenig durchgreifend sein konnte, daß man sich heute noch über ganz dieselben Fragen, die er so scharfsinnig behandelt hat, die Köpfe zerbricht oder endlose Streitigkeiten führt? Jedenfalls kein günstiges Zeichen für den angeblich nach inneren Gründen vor sich gehenden geistigen Entwickelungsproceß der Menschheit.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Sünde der Väter.

Von D. Staack.

Da, wo die Bäckerstraße zu Ende ist, unten am Festungswall, wirft die Sonne am heißen Sommertage ein Almosen in die lange Doppelreihe der schmalen Häuser hinein und Hannah Martens, über deren vollerblühter Schönheit ein tiefer Ernst lagert, schaut zu, wie ein paar kecke Strahlen vom rothen Hausdach gegenüber bis an's erste Stockwerk niedergleiten. An das Mittelfenster heran, hinter dessen klaren Scheiben eine alte Frau auf dem Lehnstuhl sitzt und ein Enkelchen auf dem Schooß hält. Der Kleine lacht Hannah zu und da steigt ihr ein warmes Leuchten in die Augen. Sie sieht zu, wie Töpfers Heini seinen Brei löffelt, wie Großmutter mit ihm lacht und schilt, — wie das Bübchen um Vergebung bettelt und seine kleinen, runden, nackten Schultern sich so wohlich aus dem hellen Kleid herausdehnen. Und da wird das Leuchten in den ernsten Augen plötzlich zur Sehnsucht und die Sehnsucht zum Begehr. Wenn das nun ihr Kind wäre! Wenn da statt der alten Frau eine junge säße und ein braunhaariger Kopf sich an den blonden schmiegte! Und eine kleine, süße, drollige Stimme, die wie ein feines Blumengeläute klang, die Große, Ernste — die gar nicht mehr ernst war, weil aus ihren Augen das Glück lachte — umflatterte und umgaukelte wie ein lustiger, bunter Falter. Und durch das Umgaukeln und Umflattern ein tiefer, dunkler, gesättigter Ton ging, ein Blau, das mit dem Himmel am Horizont aufsteigt und endlos ist wie er: der Klang, das Wort, der Name Mutter. Draußen weht der Sommerwind. Die Mücken tanzen in der heißen Luft und die Glocken läuten den Sonntag ein. Ihr Klingen und Singen zieht über rothe Dächer und bunte Gärten in die große Welt hinaus. — Hannah Martens macht die Augen zu. Ihr Herz pocht wild und gebieterisch: Mach' auf! Mach' auf! Da schiebt sie denn wie mit zitternden Händen den Riegel zurück und ein Etwas in ihr folgt wie erlöst den Glockenklängen nach in die Weite, über Wiesen und wogendes Korn hinweg bis zum Dunstgebrause der großen Stadt.

Da sitzt sie zu Dritt in einem hübschen behaglichen Raume. Ihr Nachbar ist ein baumlanger Officier mit einem Schmiß im Gesicht. Und eine alte, vornehme, gütige Frau erzählt dem Sohne ihres Jugendgenossen von vergangenen Tagen. Es ist etwas wie eine Märchenstimmung dabei, ein Ausruhn vom Getriebe des Lebens, und sie wundert sich eigentlich, daß der große, wortkarge Mensch so oft wiederkommt, tost ihm doch in der großen Stadt so viel Lust und Leben und Jugend entgegen. Er war kürzlich zum Amtsrichter in einem kleinen Städtchen ernannt, und wenn er jetzt in Hamburg acht Wochen lang in des Königs Rock Dienst gethan, reist er heim, um Hochzeit zu machen. Die Braut war ein fast noch kindliches Mädchen. Beide stammten aus altem Geschlecht. Sie, Hannah, hat zuerst über seine langen Beine gelacht. Sie hat sich an's Fenster gedrängt, um ihn „abstorchen" zu sehen. Dann hat sie eines Tages gemerkt, daß sie ihn liebt, und sich der großen Gewalt ihres Liebesgefühls voll hingegeben. Es schadet ja Keinem. Der kleinen Gräsin wird Nichts damit genommen. Ihr Lieben ist wunschlos, ohne Begehr. Und wenn sie Abends still im Bett liegt, frei von Fesseln, zieht sie dieser Liebe ein schönes Kleid nach dem andern an. Es ist ihre Glücksstunde, die ihr Keiner nehmen kann. Der große Kastanienbaum vor ihren Fenstern schlägt dann mit seinen Zweigen leise in ihre Gedanken hinein und der Lärm auf den Straßen, das Klingeln und Surren der elektrischen Bahn, Tanzklänge und Liedstrophen murmeln an ihrem Ohr wie ferne Wellenschläge vorbei. Bis sie einmal Abends den lauen Wind, der den grünen Fensterbaum umfächelt, zum Orkan aufblasen und das laute Tosen auf den benachbarten Straßen dicht an's Gärtchen hinziehen möchte. Um ihr Denken an ihn damit todtzuschlagen, — um nicht in Hitze und Schwüle zu gehen. Denn sie fühlt, daß sie wieder geliebt wird, daß zwei Naturgewalten, die zu einander streben, von schwacher Menschenfaust nach Nord und Süd gerissen werden, dann der zündende Funke nicht herausspringt.

Endlich sind die acht Wochen Dienst herum. Sie athmet auf. Nun kommt das Hochzeitmachen an die Reihe. Aber dazwischen liegt der Abschied. An einem warmen Sommertage wie heute steht sie ihm allein gegenüber. Die Herrin ist verreist. Ihr leerer Stuhl baut sich wie eine Schutzwand zwischen den Beiden auf. Sie wissen sich Nichts zu sagen, — die üblichen Phrasen sind abgethan — und die Sonne, die breit durch's Fenster scheint, lacht die beiden Menschen aus, die stumm wie die Fische dasitzen. Draußen auf der Straße pfeift ein lustiger Junge das Lied vom guten Kameraden. Als es zu Ende ist, steht der Amtsrichter auf und giebt ihr die Hand. — „Zum letzten Mal —"

„Ja", sagt sie. Wie Eine, die dumpf und schwer, ohne sich zu rühren, das Amerikaschiff abfahren sieht, das den Liebsten davonträgt, für alle Zeit, für ein langes Leben, das sie angraust wie eine leere Wohnung, aus der eben das letzte Stück herausgetragen ist. Dann geht er. Ihre Augen folgen der lieben Gestalt bis zum letzten Schritt nach, — sie sprechen den Schrei aus, den der Mund zurückhält, weil das Amerikaschiff nicht auf Schreien und Herzensgejammer hört. An der Thür sieht er sich noch einmal um. Ihre Blicke prallen aneinander, stieben davon und kommen wieder. Im nächsten Augenblick liegt er zu ihren Füßen und sie schlingt beide Arme um seinen Hals, der Auswanderer ist von Bord gesprungen. Nicht um zu bleiben. Er will nur noch einmal Abschied nehmen, anders als vorhin, wo sie wie am Steg zwischen vielen Menschen standen. Ein Abschied von der Frau, die er nicht zu seiner Frau machen kann, weil er kein Riese ist, der mit fester Hand sein stolzes Haus niederreißt, um auch im Hüttchen, bei niederer Thür, ein Riese zu bleiben.

— — — Am selben Abend, als die Sonne schon wie ein rother Ball dicht über'm Horizont lag und Baum und Strauch so still standen, als hielten sie den Athem an, ging eine schlanke, behende Gestalt am Rande eines großen Waldes hin. Sie hörte die wilden Tauben gurren und sah den buntgeflügelten Häher im Aether Kreise ziehen. Sie hatte ein großes, volles Glück genossen. Und nun fühlte sie sich so leicht, so beruhigt, so erdenentrückt, so eins mit der Allmutter Natur, als wenn sie ein Kind wäre, das selig zum blauen Himmel auflacht. Dabei könnten die Mütter in der kleinen Stadt daheim mit Fingern auf sie zeigen. Sie würde sich selbst wie eine Verfehmte vorkommen, wenn nicht — — Sie kann protzig auf ihre Tasche schlagen. Wie der reichste Bauer. Sie bleibt Nichts schuldig. Sie kennt nur ein Volles, Ganzes. Damit will sie denn auch jetzt das schöne, kurze, volle Glück bezahlen. Und weil sie das kann, trägt sie den Kopf hoch und ist ihr das Herz leicht. Jetzt kommt sie an einem Kornfeld vorbei, hinter dessen Aehren die Sonne steht. Wie das schimmert! Was das für Töne sind! So licht und leicht wie aufgelöste Klänge. Dann zieht sich eine große, grüne Wiese weithin. In der Mitte blinkt ein Teich und am Horizont ragen hohe Bäume dunkel gegen das Licht auf. Hinter ihren Stämmen flammt der Abendschein. Hannah Martens setzt sich auf einen Baumstumpf nieder. Der Wald liegt ihr dicht im Rücken. Farrnkraut und Brommbeergerank sprießt neben ihr auf. Menschenstimmen sind fern. Weiterab nach links hinüber taucht der graue Schopf eines Bauernhauses auf. Mann und Weib sitzen jetzt wohl nach Tages Last auf der schmalen Bank vor der Thür beisammen. Hannah malt sich das aus und Mann und Weib haben mit einem Mal bekannte Gesichter: die Augen und das stille Lächeln hat nur ihr Liebster und die junge, schlanke Person, der die braunen Zöpfe lang in den Nacken hängen und die unter den Strahlen seiner Liebe wie in Sonnenschein einhergeht, ist sie selbst. Die Einsame, die mit geschlossenen Augen auf ihrem Baumstumpf sitzt, zieht ihrer Liebe zum letzten Mal ein schönes Kleid an. Es ist ihre Glücksstunde, die ihr Keiner nehmen kann. Als der Sonnenball in die Tiefe fällt und der Himmel in Zauberpracht steht, geht sie in den Teich.

„— — — Bimm — bumm! Bimm — bumm — — —!" Der letzte Ton klingt schwingend aus. Die Glocken haben ihre Arbeit gethan. Morgen ist Sonntag. Hannah Martens nickt. Morgen ist Sonntag, ja. Er kommt wie ein großer, gelber Omnibus durch die dunkle Bäckerstraße gerollt und Thorheit und Putz und Lachen und Lieben steigt ein. Ihr ist plötzlich, als wenn das Alles mit großen Augen zu ihr in's Fenster blicken würde: „Du, lebst Du noch? Warum bist Du denn nicht im Teich geblieben? Wofür sitzt Du denn eigentlich da?"

„Ja", sagt sie und sie vergißt, daß der Sonntag mit seiner Freude und Thorheit noch durch eine Nacht von ihr geschieden ist. „Ja, ich leb' noch! Und das mit dem Teich ist eine alte Geschichte! Das ist sechs Jahre her! Vor sechs Jahren hat der Bauer mich aus dem Wasser herausgefischt! Er saß gar nicht mit der Frau auf der schmalen Bank vor der Thür, er stappste über sein Feld." Sie athmet schwer. Ihr Blick geht am Nachbarhaus in die Höhe. Das Kind ist weg. Auf der Fensterbank stehen Bleisoldaten. Großmutters Strickzeug liegt wie eine dicke, graue Walze daneben. Hannah weiß es: der kleine Junge ist mit der alten Frau tripp trapp die schmale Stiege nach unten gegangen, auf den kühlen Flur, der mit Töpferwaaren vollgepfropft ist. Und von da in den engen Gartenstrich, wo der Sandhaufen liegt, an dem er spielt. Sein kleines, junges Leben liegt ihr immer vor Augen. Sie weiß, daß er hernach noch ein Stündchen oben auf dem Ausguck sitzt, daß das hellblaue Sammetkleid dem weißhäutigen Bürschlein am besten steht und daß er gestern Großmutter den Löffel weggenommen und sich den Brei selbst in den Mund geschaufelt hat, „ganz von allein —!"

Hannah nickt: Wie sich jede Heldenthat thut. Nur daß man dazu aus Kinderunschuld heraus frei sein muß oder voll jener göttlichen Freiheit ist, die über den Dingen steht. Die sich ein eigenes Reich schafft

und Recht spricht nach eigenem Gesetz. Das ist das, wobei ihre Seele sich blutig ringt: daß sie es nicht verstanden, sich damals zu jener Freiheit aufzuschwingen, daß sie — wie ein Vogel, der am heißen Sommertage zuerst in's Grüne geflogen — sich hat vom Gewittersturm zu Boden schleudern lassen, statt sich über Donner und Blitz zu stellen. Das Schicksal hätte ihr dann vielleicht ein Kind in die Arme gelegt, und das Leben und die Freiheit hätte ihr aus seinen klaren Augen zugelacht. Was wäre das für eine Welt gewesen! Ein Frühling mit lichter, warmer Sonne und kräftigem Erdgeruch, ein Sprießen und Keimen ohne Peitsche und Knechtssinn, ein Groß- und Starkwerden für beide Theile: Stamm und Schößling. Sie hätte gearbeitet für ein Eigenes, Liebes, hätte gegeben und genommen, und eines Tages stolz sagen können: „Siehe, Vater, das ist Dein Sohn!" Sie hat es nicht vergessen, wie das eiskalte Wasser ihr wie ein scharfes Messer in die warmen Glieder schnitt. Wie dann ein Brausen daher kam, auf dessem Fittich die Ruhe saß. Und wie die Ruhe dann wieder zum Sturm anschwoll, der dem blassen Menschenbild, das krank im bäuerlichen Federbett lag, die Seele aus dem Leibe blasen wollte. Kein Mensch hat das zu wissen gekriegt. Als sie damals die Augen zuerst wieder aufschlug, schien die Sonne grell durch kleine Scheiben in eine getünchte Kammer. Zwei derbe Stimmen sprachen halblaut gegeneinander an. „Biſt Du dull, Wif?" schimpfte ein Mann. „Ick schull na'n Dokter föhren? dat de uns de Schandarm in't Hus bringt? Harr ick det Frunsminsch doch in't Water sitten laten!"

„Snack!" sagte der resolute Gegenpart. „Du wörrst ehr ok t'on tweeten Mal —! Blos det vir denn gliks mit de Anzeig' bi de Hand wär'n! So'n hübsche Deern! Liggt da nu all'n halwe Woch' so weg —"

Als die andere Hälfte herumgewesen, hatte sie draußen in der Sonne gesessen. Dann war der Schatten wieder herangekrochen, die lange, enge, düstere Bäckerstraße, das schmale, alte Haus, in dessen grauer Luft sie aufgewachsen, und in das sie sich nach jener kurzen Freiheit zurückbefehlen ließ. „Weil es Pflicht sei und ihre Schuldigkeit und sie dem Schöpfer danken könne, noch Eltern zu haben!" — Das war wie der Gott des alten Testaments: streng, starr, strafend. Als wenn es keine Liebe gäbe, die nur ihr lichtes Auge zu heben braucht, damit man ihr wortlos unterthan sein kann!

Hannah stöhnt leise. Ihr klingt mit einem Mal eine Stimme in in die Ohren, die seit Jahr und Tag verstummt ist. Deren schneidender Klang ihr Kinderherz blutig gerissen hat. „Geh' weg! Kriech' doch nicht immer bei mir herum! Wärst Du ein Junge gewesen!" Ihr Blick geht unbewußt nach außen, er klammert sich an Luft und Licht. Der junge Meister im Töpferladen drüben stäubt den bunten Prachtkamin ab. Sein junges Weib steht dabei und plötzlich fährt er ihr unter lustigem Lachen mit dem Federwisch im Gesicht herum. Sie zankt und schmollt mit strahlenden Augen. Und dann küssen sie sich. Hannah Martens athmet tief auf, sie steht wieder 'mal am Lebensrand und sieht zu, wie Andere, Glückliche, auf sonnigem Rasen bunte Kränze winden. Dann steigt ihr ein tiefes Roth in die Stirn. Sitzt ein Sklavensinn in ihr, daß sie Alles hingenommen, was man ihr zugeworfen? Daß man sie unfrei gemacht? Daß sie sechs lange Jahre unter dem seelischen Joch weiter ausgehalten, statt die Ketten zu sprengen und ihr Selbst zu erlösen? Auf was hat sie denn gehofft, — was erwartet? Hat sie schon graue Haare, daß sie auf einem Altentheil sitzt? Bleibt ihr nur noch die letzte That noch: sterben? „Nein!" sagt sie laut, daß sie selbst erschrickt. — Sie lauert noch auf ein Etwas, das sie vollbringen muß, damit ihr Leben ein zusammenaddirtes Exempel wird, eine Zahl von Werth.

Die Hausthür geht. Ein fester Schritt wird auf dem Flur laut. Dann kommt ein alter Herr in's Zimmer, groß, hager, sehnig mit bartlosem Gesicht, kühl-gleichgiltigem Blick. In Hannah steigt etwas wie Haß auf. Der bittere Nachklang einer zertretenen Kindheit hallt ihr im Gemüth wieder. Ihre Augen blitzen ihn wie einen Feind an, der eine Wehrlose geknechtet.

„Schließ' heute Abend die Hausthür ab —" befiehlt er. „Aber das bitt' ich mir aus, zweimal herum! Ich will — was hast Du?" fragt er mißliebig. „Wie siehst Du aus . . . willst Du etwas?"

„Ja," sagte sie schneidend, daß er mit plötzlichem Ruck stehen bleibt, „meine Jugend! Die fordere ich von Euch! Die habt Ihr mir genommen! Ihr habt mich bettelarm an Liebe gelassen!" Es springt ihr klar und präcise von den Lippen, jedes Wort ein Keulenschlag, durchbebt von Weh- und Empörung. Sie tritt näher an ihren Vater heran. In den halblauten Ton ihrer Rede mischt sich beim Weitersprechen ein heißblütiger Laut: „Wär' ich lieber ein Unkraut auf freiem Feld gewesen! Das bescheint die Sonne — das hat den blauen Himmel über sich! Und das trägt auch Frucht! Das wirkt und schafft in seiner Welt und Niemand hat ihm den Muth gebrochen!" Ein unbändiger Freiheitsdrang erfaßt sie, ein Streben, gut zu machen, zu bezahlen. Ihr „Ich" soll heute zum letzten Mal an sein Recht gemahnt haben. Es rinnt ihr heiß durch die Adern, fließt so Sclavenblut? Sie trägt den Kopf hoch und das Herz wird ihr leicht, wie damals am Wiesenteich, als die Sonne roth am Horizont stand.

„Deine Mutter hat mich aus Trotz gegen einen Andern genommen —" sagt da ihr Vater hart. „Sie ließ mich nicht in Ruh'! Bis die Hochzeit da war und ich sie Abends von der Wiese hinter'm Garten hereinholen mußte! Da, wo die Au sich hinzog, in die sie hinein wollte! Ein Mädchen von vierundzwanzig Jahren, das alt genug war um zu wissen, was sie that! Und das mir nachgelaufen war, um mich zum Narren zu halten!" Sein Gesicht ist geröthet, die Augen funkeln ihm vor Entrüstung. „Wir verfluchten die Stunde, die uns zusammengebracht —" knirschte er, „nur die Furcht vor der Welt hielt uns zusammen. Dann kam das Kind. Wär' es ein Junge gewesen!"

Hannah zuckt zusammen. Das Gespenst ihrer Kindheit grinst sie ohne Larve an. — Er hat einen Sohn begehrt aus Eitelkeit und Eigenliebe, die Mutter, weil ein Junge nicht so an ihrem Rock gehangen als ein Mädchen.

„Um das Mädchen habe ich mich nicht gekümmert," sagte er rauh. „Es hatte ja eine Mutter, die es anlernen konnte, Gimpel zu fangen." Er läuft in zorniger Erregtheit hin und her. Hannah geht ihm schweigend aus dem Wege. Ihr fährt ein Bibelwort durch den Sinn: die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. — „Wenn Du mein Haus verlassen willst!" sagt er endlich. „Du bist mündig! Das Geld Deiner Mutter wird Dir ausgezahlt! Doch wenn Du beschließt, zu bleiben, ich bin an Dich gewöhnt, und wenn Du weggehst, ist das für immer."

Sie nickt. Ihr Gesicht ist blaß. Das Freudige, Sieghafte in ihr ist weg. Dann geht er fort. Langsam und gemessen schreitet er auf dem schmalen Steig unter den Fenstern dahin, rein gewaschen, wie er glaubt, weil er dem Kind die Mutter preisgegeben.

Hannah fühlt plötzlich einen Ekel vor'm Leben. Dann wieder brennt ihr der Boden unter den Füßen. Und mit einem Mal füllt ein großes Mitleid ihre Seele: Für den alten Mann, der so arm seine Straße zieht. Der nicht gewußt, daß der Same der Liebe tausendfältig aufgeht und Frucht trägt, und der nun eines Tages in Kälte und Verlassenheit sterben muß. „In Liebe die Augen schließen," denkt sie. „Von Liebe begleitet sein bis zum letzten Athemzug, ob mir das wohl passirt?" Es ist ein stiller Frieden in ihr. Als ob sie mit leisen Ruderschlägen über ein lichtes Wasser gleite, — nach Feierabend, wenn jeder Laut ruht. Dann späht sie nach dem kleinen Jungen drüben aus. Er ist wieder in Großmutters Reich. Er sitzt auf der Fensterbank und klebt bunte Papierfigürchen an die Scheiben. Hannah lächelt, mit welcher Ausdauer er die fingerlangen Püppchen beleckt, eh' sie mit der flachen Hand klatschend gegen das Glas gedrückt werden!

Da geht mit einem Mal das Fenster auf. Es schlägt hin und her und der Wind reißt den bunten Staat herunter. Töpfer's Heini legt sich weit hinaus, um seinen Püppchen nachzusehen. Hannah Martens schreit gellend auf. Ihr bleibt beinahe vor Entsetzen das Herz stehen. Sie reißt das Fenster auf und springt auf die Straße. Dann hält sie die Arme hoch, — etwas Weiches, Warmes, Schweres saust von oben auf sie herab, daß sie mit furchtbarem Stoß hart gegen das Steinpflaster aufschlägt.

— — — Als ihr die Besinnung wiederkehrt, liegt sie in einem sauberen Stübchen auf dem Sopha. Ihr zu Füßen sitzt eine alte Frau, die ein Bübchen auf dem Schooß hält. Weiterab lehnt sich ein junges Weib an die Brust des Gatten Alle schauen mit warmem Liebesblick auf sie hin. Wie das wohlthut! Wie das hier friedvoll ist! Sie fühlt sich so leicht, so beruhigt, so erdenentrückt, als wenn sie ein Kind wär, das selig zum Himmel aufjauchzt.

„Geh hin nach Taute," sagt die Großmutter zu dem Kleinen. „Hab' Tante lieb! Ohne Tante hätten wir kein' Heini mehr."

Das Kind reißt die Augen weit auf: Großmutter laufen dicke Thränen über die Backen! Ob die liebe Tante auch weint? Nein, die lacht ihm mit dem ganzen Gesicht an! Aus ihren Augen leuchtet es wie Sonnenstrahlen. Er strebt zu ihr hin. Er fällt ihr jauchzend um den Hals und küßt sie, — einmal, zweimal, dreimal, immerzu. Sie giebt ihm die Küsse zurück, lange, innig. Dann fallen ihr plötzlich die Augen zu.

„Slafen?" fragt der Kleine. „Heini auch slafen!" Er legt den Kopf an ihre Brust, bis Vater ihn sachte auf den Arm nimmt und ihm die Hände faltet.

„Junge, wenn Du nicht einschlägst —!" sagt er drohend.

Heini strampelt. Er will nicht haben, daß Großmutter der lieben Tante ein weißes Tuch über das Gesicht deckt, damit sie besser schlafe.

## Aus der Hauptstadt.

### Flottenbewegung.

Der nüchtern kühlen Staatsschrift des Fürsten Chlodwig, durch deren geschäftsmäßige Ruhe kein Waffenlärm, kein Ton mühsam verhaltener Erregung zitterte, ließ Wilhelm II. im Weißen Saale einige Flackerworte aus Eigenem folgen. Ihm widerstrebte es, gleichmüthig, starr und unbewegt zu scheinen in dem Augenblicke, da die Würfel zu klappern begannen über sein Lieblingsproject, da der ernsthafte, der entscheidende Kampf anhob um des Kaisers Flotte. Er hatte sich den diplomatischen Erwägungen des seinen Greises Hohenlohe und den schlauen Rathschlägen des Vicekanzlers gefügt, die beide erhabene Zurückhaltung und selbst gesuchte Objectivität nützlicher für das Gedeihen des Werkes genannt hatten. Aber als Wilhelm II. das staatsmännische Aktenstück zu Ende gelesen und in den Mienen der Hörer, auf die es ankam, nicht unbedingte, hingebungsfreudige Begeisterung gefunden hatte, da meinte er, ihnen sagen zu müssen, wie es ihm um's Herz war, da wollte er sie mit rednerischem Schwunge hinreißen und für seine Pläne entflammen. In die feierliche Pracht des Saales hinein klang die Bilder-

pracht seiner Worte, und im Angesicht der trenergebenen Generalität vergaß er auf eine Minute, daß die schwarzen Fräcke, die hier und da neben den funkelnden Uniformen auftauchten, Symbole waren der gegnerischen Macht, der gewaltig erstarkten Nörgelei. Eideshelfer deuchten den Monarchen die Männer, die keine Hand rühren werden für die Erfüllung seiner innigen Wünsche; bewegte Herzen und feuchte Augen grüßten aus ihrem eisigen Schweigen seine kaiserliche Phantasie. Der Fürst, den immer wieder geheimnißvoller Zauber hinzieht zum tobenden Wellengange der Nordersee, zur Mystik Aegirs und der Edda, er setzte gleich romantisches Empfinden, gleiche Sehnsucht und Liebe auch bei seinem Parlamente voraus. Wilhelm II. hat die richtige Empfindung, daß Jeder für die Marinepläne eintreten wird, der treu zu ihm hält und einverstanden ist mit seiner persönlichen Politik. Und er geht nur fehl in der Schätzung der Zahl dieser ergebenen Anhänger.

Mit durchtriebener Taktik hat Miquel den Flottenplänen bis hierher den Weg geebnet. Langsam gewöhnte er die Philister an den Gedanken einer nicht unbeträchtlichen Vermehrung der öffentlichen Lasten zu Gunsten einer Politik, die es auf das spießerverhaßte, balkenlose Element hinaustreibt. Seit Monaten hielt er die Oeffentlichkeit in Athem, ließ den Gegenstand nicht mehr von der Tagesordnuug absetzen und sorgte dafür, daß man ihn von allen Seiten, und immer von günstigen Seiten, betrachten mußte. Sacht schmeichelte er seine oder die doch von ihm in Entreprise genommenen Wünsche den national Gesinnten, den Größen der Industrie und des Handels ein. Er gewann die Sparsamen, indem er mit sich feilschen ließ und Riesenüberschüsse, Geld wie Heu, machte. Dem großmänligen Drachen der öffentlichen Meinung strich er Honig um den Bart, indem er ihm in derselben Thronrede, die die Flottenforderungen enthielt, allerlei liebliches Naschwerk bot, wie es der kindisch gewordene Liberalismus Jahre lang brünstig ersehnte: die Reform des Militärstrafproceesses beispielsweise und andere unschuldige Leckereien mehr. Er durfte auf die Dankbarkeit des dummen Ungeheuers zählen, das für ein bischen Spielzeug sein Leben vergeudet. Wo es unbedingt von Erfolg sein mußte, also der Freisinnigen Vereinigung gegenüber, ging der politische Doctor sogar von ehernen Prinzipien ab und deutete leis darauf hin, daß des Kaisers Majestät für die Schiffsvermehrung ein nicht gewöhnliches Interesse hege. Im Allgemeinen freilich vermied er es mit Bedacht, die Person des Herrschers in's Spiel zu bringen. Und es bewogen ihn wahrlich nicht nur constitutionelle Beweggründe dazu. Er wußte, daß es heut zu Tage leichter fällt, Forderungen durchzusetzen, deren sachliche Berechtigung dem Unterthanenverstande klar gemacht wird, als solche Ansprüche, bei denen das monarchische Gefühl in Frage kommt; von denen man sich zuraunt, daß ihre Bewilligung der Krone angenehm und lieb sei. Die „Hohenzollern" wäre trotz Limburg-Stirum und seiner verspäteten Nörgelei in Zuckerguß nie gebaut worden, wenn man sie vom Reichstage ehrlich als „Kaiseryacht", nicht hinterhältig schlau als „Aviso für größere Commandoverbände" gefordert hätte. Diese Erfahrung machte sich Herr Miquel zu Nutzen. Und ihn begleitete bis zum Tage der Thronrede, neben seiner Geschicklichkeit sein traditionelles Glück. Die Zwischenfälle mit Haïti und China stellten sich zur rechten Zeit ein. Sie bewiesen einerseits die Unzulänglichkeit unserer Seemacht, andererseits den handgreiflichen Nutzen eines allzeit parat liegenden starken Geschwaders. Man darf es Herrn Liebknecht kaum übel nehmen, daß ihm in seiner Charlottenburger Einsamkeit die Reteliffe-Idee kam, Dr. Johannes könnte am Ende sowohl die Einsperrung des Lüders, wie den Ueberfall der Missionare in höllischer List und Tücke angezettelt haben. Denn daß die Ereignisse immer dem Recht geben, der Recht hat, diese Gassenweisheit geht nicht in des greisen Bismarckvernichters Hirn.

Der Vicekanzler, der seinem kaiserlichen Herrn zu Liebe die Durchführung der Flottenpläne übernommen hatte, schlug doch in seinem Calcül die moralische Unterstützung, die ihm aus der entschiedenen Stellungnahme des Fürsten immerhin erwuchs, nicht übermäßig hoch an. Er mußte von vornherein mit der Nothwendigkeit einer Auflösung des Reichstages rechnen, und es war ihm klar, daß die persönlichen Wünsche des Monarchen wohl die Haltung einzelner Abgeordneter, nicht aber die der Wählermassen bestimmen würden. Er hätte den Druck des kaiserlichen Namens vielleicht in allerletzter Stunde und unter besonderen Umständen in's Gefecht geführt, etwa dann, wenn die Entscheidung im Reichstage von wenigen Stimmen abhing und diese wenigen Stimmen loyal gesinnten und höfischen Einflüssen zugängigen Männern gehörten. Das wäre Miquel's dreimal glühendes Eisen gewesen, aber der alte Hexenmeister hätte die stärkste seiner Künste am liebsten nicht angewandt. Barg sie doch auch ihre Gefahren. Und darum ließ er es zwar als ein öffentliches Geheimniß gelten, daß der Monarch sehr hohen Werth auf die Annahme des Flottengesetzes legte, begnügte sich aber officiell damit, ihre sachliche Nothwendigkeit, weiter nichts, zu betonen. Das war nicht nur verfassungsmäßig gedacht, sondern auch ungemein klug gehandelt.

Durch die wenigen Sätze, die der Kaiser seiner Thronrede in überströmender Begeisterung und in lebhafter Sorge um das Gedeihen des Werkes hinzufügte, ist der Kriegsplan der Excellenz Johannes durchkreuzt und sein Gelingen in Frage gestellt worden. Er hatte sich erdenkliche Mühe gegeben, das helle, nüchterne Licht des Tages um die Vorlage zu verbreiten; nun fuhr unversehens ein romantisches Meerleuchten über sie hin und änderte jäh die Stimmung der Beschauer.

Die Neuwahlen zum Reichstage stehen vor der Thür. Spätestens am 16. Juni des nächsten Jahres muß die jetzige Versammlung von ihrer Nachfolgerin abgelöst sein, und wie diese Nachfolgerin aussehen wird, darüber gehen die Meinungen kaum wesentlich auseinander. Ueber die Gesammtpolitik der letzten acht Jahre wird die Wählerschaft eine Quittung ertheilen, die sicherlich keiner unserer Staatsmänner zum Spiegelschmuck für passend hält. Die Leitartikelmeyer der Freisinnspresse faseln von einem Zuge nach links, der das Volk bewegt, und glauben aus allerlei Wetterzeichen schließen zu dürfen, daß der Sturmwind der Unzufriedenheit auch ihre 1893 naß gewordene Wäsche trocknen wird. Sie werden sich über die Maßen irren. Ganz gewiß haben die Nachwahlen der letzten Zeit, die durchaus zu Ungunsten der regierungsfreundlichen Parteien ausgefallen sind, eine höhere Bedeutung, als man sonst Nachwahlen im Allgemeinen zuschreiben darf. Aber sie brachten dem Freisinn keine Stärkung. Sie förderten nachtvoll neu aufgetauchte oppositionelle Gruppen, solche politische Verbände, von denen man weiß, daß sie zwar der versiugerten Socialdemokratie fern stehen, daß sie aber noch viel weniger gewillt sind, die Politik des neuesten Kurses zu unterstützen. In hellen Haufen gingen die früher conservativen Wähler zu diesen Parteineugründungen über, und so groß war ihre Entrüstung, so gewaltig ihr Widerwille vor der Berliner Staatsmannskunst, daß sie bei den Stichwahlen nicht in's alte Lager zurückkehrten, sondern dann lieber den einst so verhaßten freisinnigen Phrasenschnapshändlern die Wahlweihen ertheilten. Nutzt er diese Stimmung der Wählerschaft aus, so kann der Freisinn von den kommenden Wahlen profitiren; aus eigener Kraft, dank dem Zauberglanze seiner Principien wird er keinen Hund mehr vom Backofen locken. Der verständige Miquel aber kennt den grollenden Zorn der Bevölkerung zu gut, als daß er sich ihm ohne Noth aussetzen möchte. Es bleibe dahingestellt, ob er je einen Versuch gemacht hat, seinen kaiserlichen Herren aufzuklären über die wachsende, grauenvolle Verbitterung im Lande. Fast scheint es nicht so; aus den klangvollen Worten, die der Herrscher seiner Thronrede angefügt hat, leuchtet immer noch die unerschütterliche Zuversicht hervor, daß Reichstag und Nation mit innerster Seele bei seinen Plänen und Gedanken seien. Und der Monarch zweifelt sicher nicht daran, daß gegebenen Falls Neuwahlen unterm Feldgeschrei der Schiffsvermehrung, unterm Eindruck seiner kaiserlichen Mahnrufe die heiß gewünschte Mehrheit für die Tirpitz'schen Vorschläge ergeben werde.

Ruhige Beobachter der politischen Entwickelung, die im Volke stehen und seine Empfindungen nicht nur dann kennen lernen, wenn es sich bei prangenden Festen hurrahrufend durch die Gassen wälzt, bedächtige Kenner der Verhältnisse werden leider die schönen Hoffnungen der Fürsten nicht theilen können. Bei ihnen ist vielmehr die Furcht vor Neuwahlen, vor dem chaotischen Gewühle, das dann entsteht, so groß, daß diese Besorgniß allein genügen würde, sie zur sofortigen Annahme auch der uferlosesten Forderungen zu bewegen.

Die Nation wird sich die Flottenwahlparole nicht aufdrängen lassen. Etwas Anderes war es, wenn in ernster Zeit Bismarck die Sicherung der heimathlichen Wehrkraft durch die Wähler verlangte und sie an die Urne rief. Neben der Gewalt seines Namens wirkte dann die augenfällige Erkenntniß, daß Gefahr im Verzuge war. Jeder Dorfbengel, die Gäste jeder Großstadtbudike sahen dann den Kosacken, den Zuaven an der Grenze lauern, und wer national nicht völlig verwahrlost war, der ging eilends hin und that mit dem Stimmzettel in der Hand seine Bürgerpflicht. Heute vermögen nur noch ganz besondere Umstände solch' eine opferwillige Begeisterung, solch' einen patriotischen Furor auszulösen. Dazu kommt, daß für die kleinen Leute, die Wählermassen bereits die Frage feststeht, über die bei der nächsten Wahl entschieden werden soll. Bauer und Handwerker, der gesammte deutsche Mittelstand, ist entschlossen, wirthschaftliche Reformen zu erzwingen, seiner materiellen Noth ein Ende zu machen. Und der Candidat wird Rede und Antwort stehen müssen, wie er sich zu diesen Forderungen stellt, die den Wählern weit wichtiger als alle Marineforderungen scheinen. Die Autorität der Regierung und der Regierungsbeamten ist so erschüttert, daß sie gar nicht in die Wagschale fällt. Verharrt also die große Menge in trotziger Ablehnung und will Brod, nicht Seewasser, so trauen andererseits einflußreiche Kreise der Gebildeten dem krankhaft nervösen Zickzackkurse nicht die Fähigkeit und die Kraft zu, eine Weltpolitik großen Stils durchzuführen. Dies unbeständige, schwache und ungeniale Ministerium, das wohl den Marschall los ist, aber die Marschälke noch lange nicht; das kein festes Ziel im Auge hat, kein markiges Wollen im Herzen, sondern immer nur auf Anregungen von oben wartet — wie darf man von ihm die Begründung des größeren Deutschlands erwarten? Eine Weltpolitik ist unmöglich, bevor wir eine Inland-Politik haben. Und die zu schaffen, bemühen sich die Capriviten seit 1890 umsonst.

So bleiben als Kern der Regierungsarmee nur die dünnen Trupps der Flottenfreischärler übrig, begeisterungsfähige, wohl unterrichtete Herren, die Wunder thun können in redlicher Kleinarbeit und die wohl im Stande sind, nach und nach Proselyten zu machen. Ihr Mühen ist unschätzbar und von hohem Nutzen für die Marinevorlage, so lange es darauf ankommt, Einzelne zu überzeugen, maßgebende Personen oder Abgeordnete. Dagegen sind sie völlig ohnmächtig, sobald die Massen auf den Plan gerufen werden, sobald es sich nicht mehr darum handelt, den immerhin bloß aus 397 Mitgliedern bestehenden Reichstag, sondern einige Millionen Wähler zu gewinnen.

Herrn Miquel's Schlachtplan, der fuchsfluge, ist gleichfalls nur für den Kampf in und mit dem Reichstage bestimmt. Alle Schachzüge

und Finten, alle Vorstöße und Paraden des gewandten Fechters haben zur Voraussetzung gehabt, daß es die Abgeordneten, nicht aber die Wähler zu erobern galt. Fällt diese Voraussetzung in's Wasser, sollen die Wahlkreise, nicht ihre Vertreter über Tirpitz' Glück und Ende bestimmen, dann freilich wird Miquel's Verhalten den Forderungen nicht nur keinen Vorschub geleistet, sondern ihnen im Gegentheil schwer wieder gut zu machenden Schaden gethan haben. Der Weg, den das Marineproject im Laufe der letzten neun Monate durchmessen hat, ist so kunstvoll für ganz leichtes Gefährt chaussirt, so völlig darauf berechnet, nur zum Herzen einiger ausschlaggebender Parteibonzen zu führen, daß er dem Wählerheere, den Nagelschuhen ungangbar vorkommen wird. Nur ein Politiker weiß die Taktik zu würdigen, die Alaska verlangt, um Mansfeld'sche Silberbergwerke zu erhalten; nur ein Politiker ist so sehr auf den landesüblichen Kuhhandel geaicht, daß er auch in der begehrten siebenjährigen Bindung nichts als ein Tauschobject erblickt. Wahrhaftig, Dr. Hans hat ein ungewöhnliches Meisterstück vollbracht durch die witzige Art, den erst wüthend widerstrebenden Reichstag allmälig den kaiserlichen Wünschen geneigt zu machen und auf meilenweiten Umwegen das zu erreichen, was durchaus unerreichbar schien. Wer in unserer plumpen, unfeinen, das Complizirte fürchtenden Caprivizeit noch Freude an eleganten politischen Kunststücken hat, der würde es der Sache wegen herzlich bedauern, wenn dem greisen Jünger Machiavell's der Preis des Kampfes nahe vor'm Ziel durch Mißgriffe entrissen würde, an denen er unschuldig ist.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Die Logenbrüder." Schwank von Carl Laufs und Kraatz. (Neues Theater). — „Berlin über Alles!" Schwank von Benno Jacobson. (Thaliatheater). — „Gebrüder Währenpfennig." Schwank von Benno Jacobson. (Goethetheater).

Es giebt Theaterstücke, die über der Kritik stehen, also etwa das classische Repertoire, Shakespeare, Schiller, Lessing, die Hauptwerke Goethe's und Einiges von Kleist, Ludwig, Hebbel, Anzengruber, bei denen es sehr gleichgiltig ist, wie die Kritik an ihrem Ewigkeitsgehalt nörgelt; sie mögen noch so oft mißfallen, sie kehren immer wieder und bleiben bestehen; bei ihnen können nur Publicum und Kritik durchfallen. Aber es giebt außer den unter der Kritik stehenden Erzeugnissen noch eine dritte Art von Stücken, die neben der Kritik ihre Stellung behaupten. Sie sind unliterarisch aber lebensfähig, sie wollen von der Kritik nichts wissen, weil nur das Publicum, sein Gefallen oder Mißfallen über sie entscheidet. Die Kritik hat Recht, wenn sie sich nicht mit ihnen beschäftigt und höchstens die ihnen bereitete Aufnahme registrirt. Zu diesem wohl berechtigten Genre gehörte sowohl der unlängst zum 50. Male gegebene übermüthige Schwank von Fischer und Jarno: „Aschermittwoch," als auch sein Nachfolger am Neuen Theater: „Die Logenbrüder." Der joviale Carl Laufs hat niemals einen tolleren Einfall gehabt, als diese Possenehemänner, die ihr spätes Nachhausekommen mit ihrer vorgespiegelten Freimaurerei beschönigen, bis sie einem echten Maurer in die Hände fallen und ihm ihre Nothlüge eingestehen müssen. Ein Bisson oder Ordonneau — und das unterscheidet all' diese deutschen Nachahmungen von den Pariser Originalen — wäre im Stande, mit dieser Idee einen ganzen Theaterabend angenehm zu füllen, aber bei Laufs ist die Citrone schon um die Mitte des zweiten Aktes ausgequetscht und nur noch zum Fortwerfen gut. Also schnell ein neuer Einfall, wenn er auch mit dem Freimaurermotiv nicht das Geringste zu thun hat. Da erscheint dem stets wenig wählerischen Mainzer Dramatiker „Charley's Tante" mit ihrer englischen Circuskomik zur Anleihe gut genug. Also wird auch hier wieder ein Damenkomiker bemüht. Er soll eine Putzmacherin darstellen, die überreife Frucht einer Jugendsünde des angeblichen Meisters vom Stuhl, und zuletzt tritt auch noch ihre todtgeglaubte Mutter auf, um die lustige Verwirrung vollständig zu machen. Der Humor ist ganz harmlos und ohne die satirische Schärfe, die etwa der Titel vermuthen lassen könnte, doch werden immerhin nebenbei die närrischen Vorstellungen der Ultramontanen über die Freimaurerei verspottet, mit deren Hülfe Leo Taxil in den Enthüllungen der Miß Vaughan über den Satanscultus der Maurer sogar den Unfehlbaren hineingelegt hat. Das ist Alles sehr lustig und wird noch lustiger durch die Nebenfigur eines hungernden Theaterlogenschließers, der eine der vielen Eßscenen aus Halbe's „Jugend" mit den Damen probirt, um sich dabei mit den Requisiten (Madeira und Belegte) ausgiebig auffüttern zu können. Daß Herr Alexander aus dieser Episode fast die Hauptrolle machte, war nicht gar so schwer, denn außer Herrn Pansa reicht kein Mitspieler auch nur halb an ihn heran.

Ein künstlerisch abgetöntes Ensemble, wo auch die letzte Nebenrolle harmonisch zur Gesammtwirkung beiträgt, haben wir zur Zeit wohl nur im Thaliatheater. Im Schauspielhause herrschen an den meisten Abenden süffisante Routine und Langeweile, im Deutschen Theater sind Herrschaften im Vordergrunde, die weder gehen noch sprechen können, das Lessingtheater ist im Repertoir und Personal verwüstet, im Berliner Theater herrscht noch allzu sehr die Barnay'sche Tradition vom absoluten Schauspieler und souveränen Decorateur, und Lautenburg's treffliche Truppe hat sich leider gespalten: im Residenztheater Pagay-Brandt, im Neuen Alexander-Pansa. Nur im Musentempel der Dresdnerstraße, wo erst die Zappelgeister der Adolf Ernst'schen Ausstellungsposse zu vertreiben waren, sieht man noch ein Ensemble ohne sich vordrängende Virtuosen und ohne unzulängliche Nebenrollen, Alles aus einem Guß und Geist, ob mit oder ohne Gesang, ob ernstes Volksstück oder leichter Schwank oder leichtsinnige Operette. Nach einigen Fehlschlägen, wie sie keinem Theater erspart sind, das sich seine Specialität erst suchen muß, hat Herr Hasemann endlich mit seinem neuen Schwank: „Berlin über Alles" einen großen Lachersolg, der wohl längere Zeit anhalten wird. Als Verfasser nennt sich kühnlich Herr Benno Jacobson, freilich mit dem verschämten Zusatz: mit theilweiser Benutzung eines Stückes von Ordonneau. Umgekehrt wäre anständiger, denn von Maurice Ordonneau ist so ziemlich das ganze Stück, das der Uebersetzer nur für Berlin localisirt oder, was ja nach dem hübschen Worte der Rahel dasselbe sein soll: ruppig gemacht hat. Es gehört wenig Scharfsinn dazu, um ziemlich genau anzugeben, wo das Pariser — sagen wir, statt Gold oder Silber: Christosle aufhört und das gemeine Berliner Blech beginnt. Pariserisch sind fast die ganzen Handlungen und Scenenführungen, sämmtliche Episoden und Figuren, denn von Charakteren kann man auch bei dem Verfasser von „Herrn Godin und seiner Tochter" und anderer Boulevardpossen nicht wohl reden. Nur die Uebersetzung des Dialogs in's vulgäre Berlinisch ist Herrn Jacobson's unbestreitbares Eigenthum, worauf er sich aber nicht viel einbilden darf, denn er hat dabei einfach wieder die Fliegenden Blätter und den „Richtigen Berliner" geplündert. Der fast immer wirksame Situationswitz des Parisers hebt sich scharf von dem entlehnten Wortwitz des Berliners ab, der nicht einmal überall darauf bedacht war, den Pariser Localton in's Berlinische zu übertragen. Die Sardinen beim Frühstück der abgebrannten Bohemiens und die boxenden Artisten nehmen sich in Berlin ziemlich exotisch aus, und auch die verhängnißvollen Melonen wollen nicht recht nach Berlin passen. Das ist echtester Paul de Kock. Ebenso scheint der Lever de rideau des nämlichen Berliner Originaldichters: „Bitte, recht freundlich!" auf französische Urbilder zurückzugehen, wäre es auch nur Offenbach's Monsieur Choufleury, den wir als „Salon Pitzelberger" mit seinem als hohe Herrschaften und berühmte Schauspielerinnen verkleideten Gesinde kennen.

Weniger Glück hatte Herr Jacobson im Goethetheater mit seiner eigensten Gesangsposse: „Gebrüder Währenpfennig", einem geist- und witzlosen, handlungsarmen und langweiligen Product, aus dem sich der hübsche Einfall vom gemeinsamen Wohnzimmer des Polizeibeamten und seines socialdemokratischen Schwiegervaters, die eine Hälfte blau, die andere roth tapezirt, dort die drei Kaiser, hier Marx, Lassalle und Liebknecht an den Wänden, mit verdächtiger Originalität abhebt. Woher mag der College der Davidsöhne und Klausner diese Idee wohl haben? Wäre der betriebsame Dramatiker nicht zugleich Redacteur und Recensent des Börsencuriers, den unsere Bühnenleiter als den Moniteur gewisser Börsen- und Theaterbesucher noch immer fürchten zu müssen glauben, die Kritik würde kaum jemals in die bittere Nothwendigkeit versetzt, die Ideen und Stücke des Herrn Jacobson auf ihre Herkunft und Güte zu prüfen.

## Notizen.

Studien zur Kritik und Geschichte. Von Hippolyte Taine. (München, Albert Langen.) Eine Reihe von Kritiken über die antike Kunst, die Philosophie des Orients, das mystische Leben des Mittelalters, die Stürme der französischen Revolution und die große Umwandlung aller Bedingungen des socialen und des Kunstlebens. Georg Brandes leitet den Band mit einer Studie über Taine ein, in der er mit liebevoller Ehrfurcht das Bild des Denkers und seine Lebensschicksale entrollt. Die Uebersetzung liest sich sehr fließend, ob sie aber nicht überflüssig, ist eine andere Frage. Wir meinen nämlich, daß die wenigen Leser bei uns, die sich für solche Essays interessiren, der französischen Sprache mächtig genug sind, um lieber zum Original zu greifen, das natürlich der besten Uebersetzung weit vorzuziehen ist. Der rührige und intelligente Verleger hat das schöne Werk wieder sehr prächtig ausgestattet. Ein gleichzeitig erschienener originell illustrirter Verlags-Catalog giebt von den Verdiensten Langen's erfreuliche Kunde, wenigstens von seinen idealen Verdiensten, denn da er sich mit anerkennenswerther Opferfreude der jüngeren und jüngsten Literatur angenommen hat, so wird von materiellem Verdienst wenig die Rede sein können. Nur das „Buch der Frauen" von Laura Marholm hat — von Ibsen abgesehen — mehrere Auflagen erlebt. Aber vivant sequentes! Das prächtige Werk über Shakespeare von Georg Brandes wird gewiß ein Brodartikel des deutschen Buchhandels, sonst würde es mit dem Urtheilsvermögen unseres Publicums allerdings schlimm aussehen. Ein Erfolg, langsam aber sicher, scheint auch das bekannte illustrirte Witzblatt Langen's: Simplicissimus zu werden. Es hat einige originelle Caricaturisten wie Th. Th. Heine, Engl, Paul. Emancipirt es sich noch von seinen fürchterlichen Hausdichtern, den Wassermann, Wedekind, Bodman u. s. w., so wird auch der Text erfreulicher und interessanter. Der freie, rücksichtslose Geist seiner Gesellschaftssatire giebt dem „Simplicissimus" erhöhte Existenzberechtigung, wenn er auch minder geschickt redigirt und künstlerisch unbedeutender ist, als Georg Hirth's allbekanntes Concurrenzblatt „Jugend".

Phantastische Geschichten. Drei Novellen von Fritz Zilcken. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Ein geborener Erzähler, ein Charakterschilderer ersten Ranges, ein Meisternovellist tritt hier in die Literatur ein. Hat schon sein früherer Novellenband: Bruder Cölestin und Die weiße Maus große Hoffnungen erweckt, so bilden diese drei phantastischen Geschichten die Erfüllung der höchsten Ansprüche. Wie die übersinnliche Welt der Ahnungen, Gespenster und Märchen in die höchst realistische Gegenwart hineinspielt, ist überall mit einer wunderbaren Kunst der Stimmungspoesie durchgeführt. Die Traumwelt des Malers, der intuitiv seine Nixen und Madonnen auf die Leinwand zaubert oder ein Alpenreise-Erlebniß mit Böcklin'schen Naturgeistern — vielleicht von der „Versunkenen Glocke" angeregt, aber jedenfalls ganz selbständig ausgeführt — oder das flott erzählte Abenteuer des französischen Vicomte und Officiers, dem im Kampfe mit den Amazonen des Königs Behanzin von Dahomey der Kopf abgeschnitten wird, gleich seinem Schutzpatrone dem Täufer, auf daß sich an ihm die alte Prophezeiung erfülle. Dabei ist aber alle Essecthascherei, jede Speculation auf die Nerven, jegliche sensationelle Gruselschilderei vermieden, denn die reife Kunst des Erzählers ist schlicht im Vortrag und discret in der Farbe. Kein Leser wird diese seltsamen Phantasien so bald vergessen. Das schlanke Bändchen wiegt ein Schock Familienblattromane auf.

Probleme und Charakterköpfe von J. E. v. Grotthuß. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) Im Vorwort entwickelt der Redacteur des Adelsblattes sehr gesunde Ansichten, wie die wahre, die schöpferische Kritik beschaffen sein soll: sie müsse mehr Fühlung mit dem Publicum gewinnen, weniger das Technische als das Allgemein-Menschliche, das „Schöne schlechthin" betonen und stets ihrer Aufgabe als Vermittlerin zwischen Dichter und Leser bewußt bleiben. Aus diesem Gesichtswinkel betrachtet er nun die wichtigsten Vertreter und Strömungen unseres neueren Schrifttums, ein mehr gerechter und wohlwollender als besonders scharfblickender oder scharfer Kritiker. Nietzsche, Hauptmann, Sudermann, Ibsen, Tolstoi, Echegaray, Maupassant erhalten eigene Capitel, und auch die Hauspoeten Dahn und Ebers, der Lyriker Dehmel und sogar die Presse werden besprochen, wobei wir manches gute Wort und treffliche Urtheil hören. Grotthuß ist dabei immer selbstständig und schöpft nirgend aus zweiter Hand, weßhalb er sich selten in Widersprüche verwickelt. So kommt es auch, daß man die Entstehung des Buches aus seinen gelegentlichen Zeitungsartikeln gar nicht bemerkt, weil Alles nach einer einheitlichen Kunstanschauung betrachtet und planvoll eingeordnet ist. Das Capitel über den jüngst verstorbenen Riehl als Novellisten wird von den Lesern der „Gegenwart" gern noch ein Mal gelesen werden. Am Bedeutendsten erscheint der Kritiker aber dort, wo er, der selbst ein begabter Lyriker ist, einen Vollblutdichter besprechen darf. Richard Voß und Liliencron z. B. haben selten einen feiner nachempfindenden Beurtheiler gefunden. Das schön ausgestattete und mit den neuesten photographischen Aufnahmen der besprochenen Dichter geschmückte Buch verdient als Festgeschenk die weiteste Verbreitung.

Neue Gedichte. Von Paul Heyse. (Berlin, Wilhelm Hertz.) Wäre Heyse ein französischer Dichter, dieser Band wäre das Tagesgespräch in Frankreich — und Deutschland. Da aber unsere Zeit der Lyrik nicht günstig ist und einige Schreier und Versiexe sie dem Publicum noch mehr verekelt haben, so wird auch dies Mal dieser von Schönheit, Tiefsinn und Wohllaut gesättigte Band nur von der viel zu kleinen Heyse-Gemeinde gefeiert werden. Und doch enthalten diese Jugend- und Altersverse mit das Schönste, was dem Dichter gelungen ist. Da finden wir prächtige Romanzen, kleine Lieder, die den Volkston ganz wunderbar treffen, kunstvoll gefaßte lyrische Perlen, ernste und heitere Reiseblätter vom Garda, Jugendlieder voller Süße und Schmelz, herrliche Liedercyklen aus Merlin und Georg Falkner's Tagebuch, sein sich anschmiegende Nachdichtungen, herzbewegende Gelegenheitsverse wie die an Fontane und Keller, sinnige Zeit- und Festgedichte, wie die gleichsam in Granit gemeißelten Blankverse vom Herkules-Bismarck, die unsere Leser aus der Enquête der „Gegenwart" kennen. Weniger lieben wir den Dichter in seinen Sprüchen, denn zum Satiriker ist er zu fein, zu weich, fast zu weiblich, und der Haß und Zorn stehen ihm wenig zu Gesicht. Er hat auch den Fehler, daß er sich ganz unnöthig über Dinge aufregt, die er nicht an sich herankommen lassen sollte, weil sie seinem abgeklärten Sinne zu niedrig und gemein sind. Auch hier erzürnt er sich wieder über die Moderne, die ihn mit Schmutz zu bewerfen suchte, ohne daß es ihr gelang. Wer kümmert sich heute noch um die talentlosen Heyse-Hasser, die Conrad und Conradi, die Alberti und Bleibtreu?! Ja in seinem Dichterzorn wird er oft auch ungerecht gegen die wirklich Großen von den Neuen, und dann wettert er wider den dramatischen Symbolismus, den nordischen Nebel, die neunmalweisen Mystagogen ꝛc. Da erquicken wir uns lieber an seinen wahrhaft gothischen Sprüchen und ihrer tiefen Lebenserfahrung, Herzensgüte und Altersweisheit:

„Lange leben ist keine Kunst,
Wird Dir nur Zeit dazu gegeben.
Doch wer im Dichten, Wirken, Streben
Es nie erlebt, sich selbst zu überleben,
Der preise seiner Sterne Gunst."

Nein, der Dichter hat sich nicht überlebt und sieht auch als Siebzigjähriger mit jugendlich frischen Sinnen in die Welt. Deß zum Zeichen die Abtheilung „Hauspoesie". Wie er seines verstorbenen Sohnes, dem das Buch gewidmet ist, gedenkt, wie er die erste Neigung seiner erblühenden Tochter am Clavier belauscht, seine Liebe zu seiner Gattin, sein Familienglück, Alles ist so schalkhaft-schlicht oder ergreifend in Leidenschaft und inniger Herzlichkeit. Das Gedicht „In dunkler Nacht" behandelt denselben Stoff, wie Dranmor's Dichtung: „Wie schön, mein Freund, ist diese Abendstunde", aber während der Schweizer seinen Schmerz mannhaft in die Bitte faßt: „Laß mich zuerst von ihrer Seite gehen", schreit der weiche Heyse fassungslos auf: „Nur das nicht!" Aber gleichviel, dies erschütternde Selbstgespräch, wie etwa die verwandte „Georgine" und noch manche lyrische Stücke des Bandes sind Dichtungen, die nur mit unserer Sprache vergehen werden.

Botanisches Bilderbuch für Alt und Jung. Von Franz Bley. (Berlin, Gustav Schmidt.) Der ehemals Rob. Oppenheim'sche Verlag, dem unsere Blumenfreunde so manches gediegene Hausbuch verdanken, bietet uns hier den ersten Theil eines groß angelegten Bilderbuches, das Laien und Kennern beim Bestimmen und Wiedererkennen der Pflanzen gute Dienste leisten wird. Der vorliegende Band behandelt die Cultur- und Nutzpflanzen der ersten Jahreshälfte. Die auf 24 Tafeln klein, aber fein ausgeführten Pflanzenbilder in Aquarell sind ganz meisterlich und die Erklärungen des Textes sehr knapp, aber durchaus erschöpfend und praktisch. Wir empfehlen das schöne Buch.

Zu den wenigen Schriftstellern der 48er Zeit, die mit ihren Werken in's neue Jahrhundert hinüber gehen werden, gehört auch Johannes Scherr. Zwar sind seine journalistischen Essays und Kritiken, die er in Bänden gesammelt herauszugeben pflegte und für die er mit unerschöpflicher Phantasie wirksame Namen zu erfinden wußte, alle die Bücher „Jarrago", „Mischmasch", „Mixed Pickles", „Hammerschläge" ꝛc. heute schon vergessen, wie sie ja auch meist bloß für den Tag geschrieben waren. Aber wo er als Literatur-, Cultur- und eigentlicher Geschichtschreiber seine ganze Kraft, sein Wissen und Können zu einem großen Wurf zusammennahm, da lieferte dieser kenntnißreiche, freie und originelle Geist doch Werke von bleibendem Werth. Sein prächtiger „Blücher" wird noch lange hinaus ein Volksbuch sein, auch „Achtundvierzig" ist eine unerreichte Geschichte der sog. deutschen Revolution, und die ausgezeichnete „Geschichte der Weltliteratur", die das Glück hatte, in Scherr's Stiefsohn Professor Haggenmacher einen congenialen Bearbeiter und Ergänzer zu finden, ist ein Buch von eisernem Bestand. Hoffentlich findet auch der „Bildersaal", neben Storm's Hausbuch ohne Zweifel die beste poetische Antologie, einen guten Fortsetzer. Nun giebt Otto Wigand in Leipzig von anderen bleibenden Büchern Scherr's neue Ausgaben heraus: von der „Geschichte der Deutschen Frauenwelt" eine zweibändige 5. Auflage und von der nicht minder trefflichen „Deutschen Cultur- und Sittengeschichte" sogar die 10. Auflage, die zudem eine revidirte Volksausgabe ist. Zum Lobe dieser Werke braucht man nichts mehr hinzuzufügen, denn sie erfreuen sich längst der allgemeinsten Anerkennung und Verbreitung. Dem urwüchsigen Denker und Volkslehrer ist der Schmerz erspart geblieben, die neuesten Verirrungen unserer Cultur noch zu erleben: er hat nicht mehr die jüngste „Rückwärtserei" in Staat und Kirche erlebt, nicht den Sturz Bismarck's, nicht die Agrarier und Strafprofessoren, nicht das literarische und künstlerische fin de siècle der Occultisten, Impressionisten, Symbolisten und — Satanisten. Es ist eigentlich schade, daß uns der treue Eckart nun fehlt, der mit dem Hammer kritisirte. Aber seine Aufgabe hat in seinem Sinne ein anderer Halbschweizer übernommen, der alte St. Galler Archivar Otto Henne-am Rhyn. Seine ebenfalls bei Otto Wigand erscheinende „Culturgeschichte der jüngsten Zeit" setzt mit der Errichtung des Deutschen Reiches ein, wo Scherr aufgehört hat. Der bekannte Culturhistoriker schreibt ebenfalls im liberalen, oft radical-demokratischen Sinne, wendet sich aber gegen die Auswüchse auf allen Gebieten, gegen Anarchismus und Socialismus auf politischem Felde, wie gegen die Reaction der Parteien, z. B. den Antisemitismus, dem bekanntlich Scherr nicht durchaus ablehnend gegenüberstand, was sein Roman „Porkeles und Porkelessa" beweist. Die markige, oft derbe Art des Alten vom Zürichberg muß man freilich bei Henne-am Rhyn nicht suchen, dessen Anschauungs- und Ausdrucksweise viel sachlicher, ruhiger und farbloser, oft auch etwas verschwommen ist. Auch die erstaunliche Belesenheit, Erfahrung und Umsicht des genialen Polterers geht ihm ab. Er schöpft vielfach aus zweiter Hand und benutzt namentlich als Gewährsblatt die Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung. Dies gilt besonders für die Abschnitte über Dichtung und Kunst der Gegenwart. Da kennt Henne-am Rhyn bloß, was das Münchner Blatt besprochen hat, also vor Allem die Verlagswerke von Cotta Nachfolger. Daher entgeht ihm manches Wichtige und ist sein Urtheil nicht selten philiströs und altväterisch. Carmen Sylva wird als die erste deutsche Dichterin gefeiert und der fürchterliche George Ohnet als „eine seltene Erscheinung" gelobt, dessen „Hüttenbesitzer" „auch bei uns im Buch wie auf der Bühne die verdiente Aufnahme fand". Dahin gehört auch das Loblied auf die „wackeren" Schriftstellerinnen der Gartenlaube Marlitt, Werner und Heimburg. Umso besser sind jene Theile, wo der bewährte Culturforscher sich auf sein eigenes Urtheil verlassen kann. Die Charakterisirung der Völker und Staaten, die Abschnitte über sociale Noth und Hülfe, die Verirrungen der Frauenfrage und Entartung, als deren Retter er die — ethische Cultur feiert, dann über Handel und Wandel, Sport u. s. w. Auch ist es sehr anzuerkennen, wie klar der Verfasser seinen Stoff gruppirt und charakterisirt. Alles in Allem eine würdige Fortsetzung des Scherr'schen Musterwerks.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien der **neue Roman** von

**Josef Lauff.**

**Im Rosenhag.**

Eine Staatsgeschichte aus dem alten Köln.

Preis M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

Köln a. Rh. · Albert Ahn.

---

• **Die Bismarck-Nummer** •

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

*Soeben erschien:*

Preis: 1 Mark.

**Deutschland zur See.**

Eine historisch-politische Betrachtung

von

**Dr. Dietr. Schäfer**

o. ö. Professor der Geschichte a. d. Universität Heidelberg.

Jena. Gustav Fischer. 1897.

---

## Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Deutsche **Kultur- und Sittengeschichte.**

Von **Johannes Scherr.**

Zehnte Auflage.

Gr. 8°.

Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.50.

Die **Frau im öffentl. Recht.**

Eine vergleichende Untersuchung der Geschichte und Gesetzgebung der civilisirten Länder.

Von **M. Ostrogorski.**

Autorisirte Uebersetzung von **Franziska Steinitz.**

Gr. Octav. Preis 3.60.

Geschichte der **Deutschen Frauenwelt.**

In drei Büchern nach den Quellen von **Johannes Scherr.**

Fünfte Auflage.

2 Theile. 8°.

Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.50.

---

Unsere Leser wird die Mitteilung interessieren, dass die Verlagsbuchhandlung Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

**= kostenlos = jedem Interessenten**

einen von ihr herausgegebenen Weihnachts-Almanach zusendet, der den Titel führt:

**Der Bücherfreund.**

Ein Ratgeber beim Einkauf von Geschenken für jede Gelegenheit.

Der Pracht-Katalog ist

**= ein Kunstwerk =**

hinsichtlich seiner Ausstattung, insbesondere seines reichen Bilderschmucks und seines, vom Kunstmaler **Fritz Reiss** gezeichneten, in vielen Farben gedruckten Umschlags. Er enthält eine Auswahl gediegener Bücher und Prachtwerke, darunter die neuesten Erscheinungen, und wird die Wahl passender Weihnachtsgeschenke für Damen und Herren, für jung und alt sehr erleichtern. Die darin angezeigten Werke können durch jede Buchhandlung bezogen werden, auch zur Ansicht. Man wolle den „Bücherfreund" auf einer Postkarte gratis und franko verlangen von der Verlagsbuchhandlung

**Greiner & Pfeiffer**

in

**Stuttgart.**

---

Soeben ist erschienen:

**Kunstgeschichte im Grundriß.**

Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß

von **M. v. Broecker.**

3. Aufl. m. 71 vorzügl. Abb. 4.-6. Tausend. Geschenkbd. 4 M.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

---

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Geh. 4 *M* 50 ₰. Gebd. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

Berlin W 57.

---

**Thüringisches Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.

Director Jentzen.

---

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer Künstler-Enquête:

**Das Zeichnen nach Gyps**

und

**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Anaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Klinger, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verlag der **Rengerschen Buchhandlung** in **LEIPZIG** und durch jede Buchhandlung zu beziehen,

## Unter südlichem Himmel.
Bilder aus dem Orient und aus Italien von Dr. **Hans Barth.**
Preis elegant gebnnden 3 M.

## Sigfrid.
Ein altnordisches Heldengedicht von **Otto Behrend.**
Preis elegant gebuuden 5 M.

## Bismarcks
**Leben und Wirken.** Nach ihm selbst erzählt von ***. Mit 2 Porträts.
Preis in cleg. Liebhabereinband 10 M.

## Denkwürdigkeiten
**aus dem Leben des Fürsten Bismarck.** Darstellung der gesamten politischen Wirksamkeit des Fürsten Bismarck. Von ***.
3 Bände.
Preis in 3 Liebhaberbände gebunden 20 M.

## Englisches Real-Lexikon.
Herausgegeben von Dr. **Ct. Klöpper.**
1897. I. Band. (A—Gone), 1280 Seiten gross Lex. 8°.
Preis in Halbfranzband gebnnden 32 M.
(Der II. [Schluss-] Band erscheint in etwa Jahresfrist)

## Fürst Bismarck.
**Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie** des Ersten Deutschen Reichskanzlers von Dr. **Horst Kohl.** 2 Bände gross Lex. 8°.
Preis in 2 Halbfranzbände eleg. gebnuden 45 M.

## Fénelon
Erzbischof von Cambrai. Ein Lebensbild von Dr **Mahrenholtz.**
Preis brosch. 4 M.

## Franz Grillparzer.
Sein Leben und Schaffen. Von Dr. **Mahrenholtz.**
Mit Porträt und Faksimile.
Preis in Halbfranz gebunden 6 M.

## Jeanne Darc
in Geschichte, Legende und Dichtung von Dr. **Mahrenholtz.** Mit einer Karte.
Preis in Halbfranz gebunden 5 M.

## Jean-Jacques Rousseau
Leben, Geistesentwickelung und Hauptwerke von Dr. **Mahrenholtz.** Mit 1 Titelbild.
Preis in Halbfranz gebnnden 5 M.

## Herzog Ernst II von Sachsen-Koburg-Gotha.
Ein Lebensbild von **Anton Ohorn.** Mit 1 Porträt und 4 Abbildungen.
Preis in Halbfranz gebnnden 6 M.

## English-Journal-Français
für deutsche Leser herausgegeb. von **Th. de Beaux** und **John Montgomery.**

Dieses Journal bringt wöchentlich aus der grossen Fülle der französ. und englischen Tageslitteratur kurze unterhaltende und belehrende Artikel mit reichlich gegebenen Vokabeln unter dem Texte.

Wer seine französ. u. englischen Sprachkenntnisse sich dauernd erhalten und solche erweitern und vertiefen will, dem kann ein Abonnement auf diese Journale warm empfohlen werden.

Abonnements und Probenummern in allen Buchhandlungen und bei der Post. Vierteljährlich 1 M. 50 für beide Journale, resp. 1 M. für den französischen oder englischen Text allein; bei direkter Zusendung 1 M. 70 resp. 1 M. 20. — Probenummern **gratis** von der Verlagshandlung:

Rengersche Buchh., Gebhardt & Wilisch in Leipzig.

Hervorragende Neuigkeit für das Weihnachtsfest:

# Goethe und Schiller

ihr Leben und ihre Werke von M. Ehrlich.

Mit zahlreichen Illustrationen im Text und auf Tafeln von Wold. Friedrich, Frz. Skarbina u. A. — Preis in Halbfranz gebunden M. 14.50.

**Berlin** SW., Dessauer Straße 18. **G. Grote'scher Verlag.**

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin. — Soeben erschien:

**Herman Grimm, Novellen.**
Dritte vermehrte Auflage. Geheftet M. 5.— Gebunden M. 6.—

# Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu zwei Beilagen von Friedrich Andreas Perthes in Gotha und vom Neuen Verlag E. A. Seemann in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 51. Berlin, den 18. December 1897. 26. Jahrgang. Band 52.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Militär-Strafgerichtsbarkeit. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse. — Zur Kenntniß des Genies. Vom Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth (Rostock). — **Literatur und Kunst.** Persönliche Eindrücke. Von Hieronymus Lorm. — Maupassant in deutschem Gewande. Von Hugo Kaatz. — **Feuilleton.** Ein Christbaum und eine Hochzeit. Aus dem Tagebuch eines Unbekannten von F. M. Dostojewsky. — **Aus der Hauptstadt.** Jungconservativ. Von Caliban. — Zwei Collectiv-Ausstellungen. (Constantin Meunier und Arnold Böcklin.) Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Militär-Strafgerichtsbarkeit.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse.

Seit der achte Deutsche Juristentag durch seinen zu Heidelberg am 28. August 1869 dahin gefaßten Beschluß „Der Deutsche Juristentag, die Reformbedürftigkeit der in den deutschen Staaten in Geltung stehenden militärgerichtlichen Verfahrensgesetze und das Bedürfniß einer Einigung derselben anerkennend, spricht seine Ueberzeugung aus, daß eine zeitgemäße, den Anforderungen der Wissenschaft und Rechtssicherheit erfüllende Reform dieser Gesetze nur zu verwirklichen ist, wenn dem Militärstrafverfahren die wesentlichen Formen des bürgerlichen Verfahrens zugeführt werden und die Zuständigkeit der Militärgerichte sich im Frieden auf Dienstvergehen der Militärpersonen beschränkt", die Anregung dazu gegeben, hat es 28 Jahre bedurft, bevor der dem Deutschen Reichstage am 30. November 1897 vorgelegte Gesetzentwurf zur Neuorganisation der Militär-Strafgerichtsbarkeit das Licht der Welt erblickte. Mit Sicherheit hat er, bezw. haben seine Verfasser sich auch nicht in die Oeffentlichkeit gewagt, was daraus erhellt, daß bis zu dem entscheidenden Augenblicke mit möglichster Sorgfalt darüber gewacht wurde, daß keiner seiner leitenden Grundsätze vorher bekannt wurde, vielleicht um zu verhindern, daß die öffentliche Meinung über denselben zu Gericht sitzen und ihn früher begraben lassen könnte, als er geboren wurde. Und wie berechtigt diese Vorsicht war, beweisen die seitdem lautgewordenen Urtheile über diese gesetzgeberische Arbeit. Ueberwiegend kommen sie darauf hinaus, daß seine Aussichten, gesetzliche Anerkennung zu finden, sehr schwache seien. Denn derselbe hat nur geringe Vorzüge, aber erhebliche Schattenseiten, so daß er durchgreifende Aenderungen erfahren müßte, um mit der Rechtsüberzeugung des Juristentages sich zu decken. Nun wird aber gerade bei den entscheidenden Stellen in einem, scheinbar von autoritativer Seite ausgehenden Beitrage im „Militärwochenblatte" erklärt, daß militärischerseits irgend welche weiteren Concessionen nicht zu erwarten seien, und deßhalb erscheint sein Schicksal so gut wie besiegelt. Denn es dürfte nur Wenige geben, welche der von der ministeriellen „Berliner Correspondenz" gebrachten Gegenüberstellung des bisherigen preußischen Militär-Strafverfahrens und des Entwurfes eine weitere Bedeutung beilegen als einer captatio benevolentiae für den neuen Entwurf, welcher unter schweren Geburtswehen das Licht des Bundesrathes und des Reichstages erblickt hat.

Der Entwurf zerfällt im Wesentlichen in zwei Abschnitte, von denen der eine die Gerichtsverfassung, der andere den Gerichtsstand enthält. Die Gerichtsverfassung anlangend werden als Strafgerichte erster Instanz die Standgerichte für die niedrige Gerichtsbarkeit und die Kriegsgerichte für die höhere Gerichtsbarkeit vorgesehen, was etwa unseren Schöffen-Gerichten und Strafkammern entsprechen würde, nur mit dem Unterschiede, daß das Laienelement, worunter im Militär-Strafverfahren die rechtskundigen Beisitzer verstanden werden müssen, bei Ersteren ganz fehlt, bei Letzteren sich in der Minderheit befindet. Denn die Standgerichte werden aus drei Officieren, die Kriegsgerichte aus vier Officieren und einem Kriegsgerichtsrath gebildet. Ueber den Kriegsgerichten steht als Berufungsgericht das Oberkriegsgericht, aus fünf Officieren und zwei Oberkriegsgerichtsräthen zusammengesetzt, welchem als Revisionsgerichtshof das Reichsmilitärgericht übersteht, dessen Senate in der Besetzung von vier militärischen und drei juristischen Mitgliedern Recht sprechen, von welchen der rangälteste Officier den Vorsitz führt, der juristische Senatspräsident aber die Verhandlung leitet Der Vorzug besteht also allein in der festen anstatt der bisher wechselnden Besetzung. Diese Beschränkung des juristischen Elementes begründen die Motive damit, daß im Militär-Strafverfahren hauptsächlich Standesgenossen die berufenen Richter seien, und dies deßhalb, weil sie einerseits die unentbehrliche Vertrautheit mit den militärischen Verhältnissen besitzen und andererseits eine sichere Gewähr dafür bieten, daß die gefällten Urtheile von echt militärischem Geiste getragen sein werden. Geschworenengerichte, wie sie die bisherige bayerische Militär-Strafproceßordnung kennt, haben im Entwurf überhaupt keine Aufnahme gefunden. Desgleichen ist aus demselben der bisherige Brauch verschwunden, daß an der Rechtsprechung Personen desjenigen Grades betheiligt werden, welche dem Stande des Angeklagten entsprechen.

Das Fehlen des juristischen Elementes bei den Standgerichten wird mit dem Kostenaufwande zu rechtfertigen versucht. Es sollen nämlich zur Zeit in Preußen 609 Standgerichte vorhanden sein und die Zuziehung eines richterlichen Mitgliedes zu denselben eine jährliche Belastung von über 3 300 000 Mark erreichen. Diese Ziffer erscheint nicht recht wahrscheinlich, da doch den Auditeuren der Dienstort zweckmäßig so angewiesen werden kann, daß Reisekosten und Dienstaufwandsgelder für Entsenden solcher entbehrlich sind und noch dazu, seit man den Grundsatz verfolgt, die Militärmacht

zu concentriren, also das ganze Regiment thunlich in dieselbe Garnisonstadt zu verlegen. Auch darf der finanzielle Gesichtspunkt gegenüber dem ethischen gar nicht in Betracht kommen. Denn der Ansicht ist keinesfalls beizupflichten, daß die zur Zuständigkeit der Standgerichte gehörigen Straffälle rechtlich so einfacher Art seien, daß sie einer Klarlegung der rechtlichen Begriffsmerkmale entbehrend, stets von Militärpersonen richtig entschieden werden können. Allerdings sind die Urtheile derselben dem Rechtsmittelzuge unterworfen, so daß die Prüfung der Rechtsfrage durch das Kriegsgericht möglich wird. Aber auch bei diesem ist dem juristischen Elemente ein so geringer Einfluß zugestanden, daß die Gewähr für eine die Rechtsfrage richtig treffende Entscheidung nicht gegeben erscheint. Zieht aber weiter man noch in Betracht, daß die Zuziehung eines rechtsverständigen Vertheidigers vor dem Standgerichte versagt wird, so greift man kaum in der Annahme fehl, daß bereits hier der Reichstag verbessernd einsetzen und wegen des regierungsseitig eingenommenen Standpunktes weitere Zugeständnisse nicht zu machen, die Vorlage zum Fallen kommen wird.

Die Beibehaltung des Gerichtsherrn ist geeignet, den Instanzenzug illusorisch zu machen, also den einzigen Vorzug des Entwurfes zu entkräften. Denn in dem Gerichtsherrn werden die Verrichtungen des Staatsanwaltes, des Untersuchungsrichters und des Eröffnungsgerichts vereinigt, welche im bürgerlichen Strafproceß drei selbstständigen unter sich unabhängigen Organen übertragen sind. Für die niedere Gerichtsbarkeit sind zwar die Gerichtsofficiere und für die höhere die Kriegsgerichtsräthe und die Oberkriegsgerichtsräthe scheinbar mit diesen Verrichtungen betraut; allein sie haben bei der Untersuchung und der Eröffnung des Hauptverfahrens lediglich den Anweisungen des Gerichtsherrn Folge zu leisten, sind also nur von demselben abhängige, ihm zur Unterstützung beigeordnete Kräfte, welche auch vor den erkennenden Gerichten die Functionen des Staatsanwalts auszuüben haben. Dabei wird eine Unterscheidung dahin, welche Kriegsgerichtsräthe als Ankläger und welche als Beisitzer mitzuwirken haben, nicht beliebt, so daß stets wechselnd eine Person in der einen Sache Ankläger in der anderen Richter sein kann, was jedenfalls nicht Vertrauen in eine vorurtheilsfreie, die Interessen des Angeklagten wahrende Strafrechtspflege zu erwecken vermag, vielmehr die Gefahr in sich birgt, daß der staatsanwaltschaftliche Geist die Oberhand über den richterlichen gewinnt.

Nicht minder sind die über die Vertheidigung aufgestellten Grundsätze zu mißbilligen. Abgesehen davon, daß vor den Standgerichten Rechtsanwälte überhaupt ausgeschlossen, sind bei den höheren Gerichten solche zwar zugelassen, aber in einem wenig Vertrauen erweckenden Umfange. Denn nur bei gemeinen Verbrechen oder Vergehen ist deren Zuziehung gestattet, was dahin führt, daß selbst bei der Nachprüfung des standrechtlichen Urtheils durch das Kriegsgericht deren Mitwirkung versagt bleibt, weil es hier sich ja um niedrige Strafthaten handelt. Auch darf der Angeklagte, abweichend von dem bürgerlichen Strafverfahren, eines Vertheidigers sich erst nach Erhebung der Anklage bedienen. Seine Ausschließung im Vorverfahren wird damit zu rechtfertigen versucht, daß es mit den militärischen Verhältnissen unverträglich sei, in Sonderheit mit der Stellung des Gerichtsherrn schon im Laufe des Gerichtsverfahrens die Einmischung eines Vertheidigers zuzulassen. Dazu tritt, daß nicht wie im bürgerlichen Strafverfahren jeder deutsche Rechtsanwalt und der Rechtslehrer einer deutschen Hochschule, vielmehr bloß der „zugelassene Rechtsanwalt“ als Vertheidiger bestellt werden darf, über die Zulassung, welche naturgemäß widerruflich ist, aber der Reichskanzler bezw. das Reichsmarineamt für die Marine und die einzelnen Kriegsministerien für das Landheer Entscheidung treffen. Denn dadurch wird der Militärbehörde die Möglichkeit verschafft, solche Rechtsanwälte von der Vertheidigung auszuschließen, welche dem militärischen Geiste nicht zusagen. Und welche Grundsätze hierbei leitend sein werden, vermag Jeder leicht sich vorzustellen, der das bisherige Ueberwuchern des Reserveofficierthums verfolgt. Dies ist aber ein wunder Punkt in Anbetracht der Thatsache, daß auch bei Auswahl der richterlichen Mitglieder in den Militärstrafgerichten die heute geltende Praxis beibehalten werden wird, daß dazu nur solche Personen berufen werden, welche ihrer Militärpflicht genügt haben und in Militärverhältnissen stehen, denen mit der Zeit das bürgerliche Element hinter dem militärischen zurücktritt, oder richtiger gesagt, in demselben aufgeht.

Das Verfahren zerfällt in das Ermittelungsverfahren, die Erhebung der Anklage und die Hauptverhandlung. Die ersten beiden Stadien ruhen vollständig in der Hand des Gerichtsherren, entbehren mithin aller, dem bürgerlichen Strafverfahren eigenen Garantien für vorurtheilsfreie und unbefangene Wahrnehmung der Interessen des Angeschuldigten. Bei der Hauptverhandlung sollen angeblich die Grundsätze der Oeffentlichkeit, der Mündlichkeit und der freien Beweiswürdigung nach dem Vorbild des bürgerlichen Strafprocesses durchgeführt sein. Was die Oeffentlichkeit anlangt, ist Solches jedoch stark anzuzweifeln Angesichts der Thatsache, daß sie schon dann soll ausgeschlossen werden können, wenn die Verhandlung eine Gefährdung militärdienstlicher Interessen besorgen läßt, jedoch § 170 Abs. 2 der Kaiserlichen Entschließung vorbehält, jeder Zeit festzusetzen, was darunter verstanden werden solle. Aber auch den sonstigen Grundsätzen wird keinesfalls in dem Umfange genügt, welchen die sehr gründlichen Ausführungen in den dem Deutschen Juristentage seiner Zeit erstatteten Rechtsgutachten der Herren Stabsauditeur Höß-München, Landgerichtsrath Dr. v. Harrasowsky-Wien, Rechtsanwalt Mellien-Spremberg, Staatsanwalt Dr. Mittelstädt-Altona, und des Antragstellers Dr. Hilse-Berlin in seinen leitenden Grundsätzen des deutschen Militär-Strafverfahrens, sowie in den ruhig und würdevoll geführten Verhandlungen der dritten Abtheilung und des Plenums als unabweisbare Vorbedingungen der Rechtssicherheit im Militär-Strafverfahren aufstellten. Namentlich gilt dies hinsichtlich des Grundsatzes der freien Beweiswürdigung, des Beweisverfahrens im Allgemeinen, des Umfanges der Beweiserhebung und der Zulässigkeit der Beweismittel.

Der hervortretendste Vorzug des ganzen Entwurfes liegt in dem Rechtsmittelzuge. Hier ist als ein Gewinn hervorzuheben, daß das dem bürgerlichen Strafverfahren fehlende Rechtsmittel der Berufung gegen erstrichterliche Urtheile gesetzliche Anerkennung finden soll. Allein auch hier wird das mit der einen Hand Gegebene, mit der anderen Hand wieder genommen oder doch verkümmert. Dies gilt namentlich von den zu kurz bemessenen Fristen. Denn eine schwer wiegende Gefahr liegt darin, daß der Angeklagte das Rechtsmittel begründen muß, und daß, wenn die Begründung nicht klar sein sollte, die Vernehmung des Angeklagten durch den Gerichtsofficier des Kriegsgerichtsrathes erfolgen kann, der bei dieser Gelegenheit das Recht haben soll, dem Angeklagten vor einer gänzlich aussichtslosen Berufung abzurathen. Erwägt man die Thatsache, daß doch nur selten dem Officier der Grad von Rechtskenntnissen beiwohnen wird, um die Begriffsmerkmale einer strafbaren Handlung richtig zu zerlegen, daß aber gerade hierauf es bei der Prüfung des vorderrichterlichen Urtheils ankommen kann, und daß ferner die militärische Disciplin leicht die wohlmeinende Belehrung als einen dienstlichen Befehl auffassen läßt, so muß man diesem Grundsatze als einem gegen das moderne Strafrecht verstoßenden auf das Entschiedenste widersprechen. Lehrt doch die Erfahrung, daß militärische Strafurtheile bestehen, in welchen eine Fundunterschlagung als das schwerere Vergehen des Diebstahls unter Kameraden bezw. das Versagen einer von dem Vorgesetzten geforderten nichtdienstlichen Handlung als Insub-

ordination bestraft wurde, weil man in den rechtlichen Begriffsmerkmalen fehlgriff.

Das in Kriegsfällen bei den sogenannten Feld- oder Bord-Gerichten Rechtsmittel überhaupt nicht gewährt werden, ist dagegen eine durch die gegebenen Verhältnisse gerechtfertigte Ausnahme, deren Berechtigung zugegeben werden muß, so schwer auch darunter in einzelnen Fällen das Interesse des Angeklagten leiden kann.

Was die Zuständigkeit der Militärstrafgerichte anlangt, so sprach der Juristentag einstimmig seine Rechtsüberzeugung dahin aus, daß solche im Frieden sich auf Dienstvergehen der Militärpersonen zu beschränken habe. Der Entwurf trägt dieser einer zeitgemäßen, den Anforderungen der Wissenschaft und der Rechtssicherheit erfüllenden Reform keine Rechnung. Denn in persönlicher Beziehung bleibt es im Wesentlichen bei den heute geltenden preußischen Grundsätzen, wonach auch die zur Disposition gestellten Officiere und Sanitätsofficiere in allen Fällen der Militärstrafgerichtsbarkeit unterworfen bleiben. Die Personen des Beurlaubtenstandes bekommen einen beschränkten Militärgerichtsstand. Darunter fällt die schwerwiegende Bestimmung, daß die dem Beurlaubtenstande angehörigen Officiere, Sanitätsofficiere und Ingenieure, auch wenn sie nicht zum Dienst eingezogen sind, wegen Zweikampfes mit tödtlichen Waffen, wegen Aufforderung oder Annahme einer Herausforderung oder Cartelltragens von nun an den Militärgerichten unterworfen sein sollen. Dies kommt auf eine Einschränkung der Zuständigkeitsgrenze der bürgerlichen Gerichte hinaus, für welche ein anderer greifbarer Anlaß sich nicht finden läßt, als wegen der Möglichkeit des Ausschlusses der Oeffentlichkeit die Fälle des Duellunwesens dem öffentlichen Bekanntwerden zu entziehen. Erwägt man, daß in Folge der allgemeinen Wehrpflicht die Mehrzahl der, den gemeingewöhnlich als höhere bezeichneten Gesellschaftsständen angehörenden Personen sich im Officiersstande des Beurlaubtenstandes zu befinden pflegt, so wird gerade hier eine wesentliche Unterscheidung zwischen den verschiedenen Classen der bürgerlichen Gesellschaft getroffen, welche die Prüfung der Frage nahe legt, ob Solches sich nicht als ein Eingriff in die verfassungsmäßig gewährleistete Gleichberechtigung vor dem Gesetze kennzeichnet. Nun fehlt es aber auch an einem Rechtsgrunde, zur Disposition gestellte oder beurlaubte Officiere im Frieden der bürgerlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen. Inwieweit nämlich dies Recht ausgedehnt zu werden pflegt, beweist die Thatsache, daß in zahlreichen Fällen derartige Personen eine Privatstellung übernahmen und wenn sie aus dieser Privatstellung zur strafgerichtlichen Verantwortung gezogen werden sollten, dann völlig unberechtigt den Militärgerichtsstand für sich in Anspruch nahmen und auch zugestanden erhielten. Dieser durch militärische Rücksicht durchaus nicht gebotenen Ausnahmestellung wird der Reichstag voraussichtlich die gesetzliche Anerkennung versagen.

Wie wenig bei Bearbeitung dieses Entwurfes den Anschauungen der Rechtswissenschaft Rechnung getragen wurde, beweist endlich der Umstand, daß der von demselben ausgesprochenen Ueberzeugung, daß Disciplinarvorschriften für die Armeen, so weit sie die Erkennung von Strafen zum Gegenstand haben, nur auf dem Wege der Gesetzgebung zu erlassen sind, auch nicht die geringste Berücksichtigung zu Theil wurde. Weil jedoch anzunehmen ist, es werde der Deutsche Reichstag der Rechtsüberzeugung des Juristentages sich nicht ganz verschließen, derselben vielmehr die ihr gebührende Berücksichtigung angedeihen lassen, so werden seitens der einzusetzenden Reichstagscommission voraussichtlich so viele und schwerwiegende Aenderungen beschlossen werden, daß in Folge dieser die Vorlage in gleicher Weise zurückgezogen werden dürfte, wie im Vorjahre die Strafproceßnovelle. Daß die Organisation des Militärstrafverfahrens aber noch lange sich werde aufhalten lassen, ist ebenso anzuzweifeln, als daß sich ein Reichstag finden werde, welcher den hier niedergelegten Grundsätzen unbeanstandet seine Zustimmung ertheilt. Aber nur Derjenige, welcher sich dafür erwärmt, dem Reichsgerichte einen Reichsmilitärgerichtshof zur Seite gestellt zu sehen, der das Erstere dadurch überstrahlt, daß dessen Präsident ein General oder Admiral mit dem Range eines kommandirenden Generals sein soll, der aber an der Rechtsprechung nicht Theil nimmt, wird damit nicht einverstanden sein, wenn der vorliegende Entwurf dem Schicksale verfällt, daß ihm die gesetzliche Anerkennung versagt bleibt und ihm eine Thräne des Bedauerns widmen.

---

## Zur Kenntniß des Genies.

Vom Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth (Rostock).

Auf den glänzenden Aufschwung Deutschlands in den Jahren der Neubegründung des Reiches ist eine Abspannung gefolgt, mit Ueberwuchern des Philisterthums, worunter die Beurtheilung und die Würdigung des Genies stark zu leiden haben. Der Deutsche hat ohnehin, vielleicht als Träger des Gemüths, eine ziemlich lebhafte Abneigung gegen neue Gedanken, die sich mit einiger Schroffheit aufdrängen. Lombroso, der seine Seelenkenner, hat diese in mäßigem Grade allgemein menschliche Eigenschaft als Misoneïsmus bezeichnet, als Neuhaß, wie man in Anlehnung an das alte Wort Neugier sagen könnte. In der Eigenart der Chinesen hat der Widerwille gegen alles Neue die üppigsten Blüthen getrieben, aber wie gesagt, auch die Deutschen sind nicht frei davon. Am ehesten lassen wir uns noch überzeugen, wenn der naturwissenschaftliche Beweis geliefert wird, wie bei der Hertz'schen Electricitätstheorie, bei den Koch'schen Arbeiten über die Bacterien, bei der Entdeckung der Röntgenstrahlen; schlimmer steht es schon, wenn ein ausländischer Gelehrter Ueberraschendes mittheilt. Wie lange ist über Pasteur's Entdeckungen und sogar über die Ernsthaftigkeit seiner Forschungen gespöttelt, wie lange an der Thatsächlichkeit der hypnotischen Erscheinungen gezweifelt worden! Wohl am Schlimmsten weggekommen ist aber der Italiener Lombroso, obwohl seine Feststellungen zur Naturgeschichte des Menschen mehr Licht in diese gebracht haben, als die Arbeiten vieler Jahrhunderte. Das Geheimniß, das einen guten Theil der ihm widersprechenden Gegnerschaft erklärt, liegt in seiner Eigenschaft als Genie. Aus unscheinbaren Einzelheiten und aus lückenhaften Reihen nicht immer eindeutiger Beweise hat er — wie einst Goethe auf naturwissenschaftlichem Gebiet — seine Theorien erschlossen und in gewaltigem Sprunge die Höhe einer Leiter erklommen, deren Stufen die Schulweisheit erst mit großem Aufwande an Mühe und Zeit überwinden kann. Dem Genie ist der Misoneïsmus fremd, der den Alltagsmenschen überall hemmt. Wo wären sonst Columbus, Galilei, der in's Narrenhaus geschickte Entdecker der Dampfkraft Salomon de Caus und Andere mit ihren großen Entdeckungen geblieben?

Die eifrigsten Gegner großer Neuerer sind natürlich die, die am wenigsten genau unterrichtet sind; die eindringende Kenntniß entzieht eben dem Misoneïsmus seine Grundlage, weil sie in dem Fremdartigen die vertrauten, dem Althergebrachten näher stehenden Theile aufdeckt. Die Ansichten wechseln je nach der Erfahrung, wie die hübsche Anekdote so deutlich zeigt: Ein ermatteter Wanderer findet im fernen Tropenlande eine äußerst wohlschmeckende und erfrischende Beerenfrucht und beschließt entzückt, die werthvolle Pflanze in seiner Heimath einzuführen. Nach wenigen Minuten jedoch verspürt er ein heftiges Uebelbefinden, er ist vergiftet und dem Tode nahe und bereut seine Unvorsichtigkeit gegenüber dem tückischen Gewächs. Aber seine Meinung ändert sich nochmals, denn als die zum Glück nicht tödtliche Ver-

giftung vorüber ist, bemerkt er, daß ein ihn seit Jahren quälender Schmerz verschwunden ist — das Giftkraut hat heilend gewirkt.

Von der Stimmung, die diese sinnreiche Erzählung erwecken soll, möchte ich Gebrauch machen, um dem Leser einige naturgeschichtliche Ansichten über das Genie vorzutragen. Sie sind zum Theil bekannt und ein wenig in Mißcredit gerathen, hauptsächlich, weil sie gleich dem tropischen Giftkraut ohne die nöthige Vorsicht und oft in sehr ungeschickter Zurichtung genossen wurden. Sie decken sich zum großen Theil mit dem, was Lombroso*) erforscht und gedacht hat, Manches davon ist aber auch schon von Moreau von Tours und Anderen ausgesprochen worden. Moreau sagt in seiner Psychologie morbide: „Die Anlagen, in Folge deren sich ein Mensch vom Anderen durch die Ursprünglichkeit seiner Vorstellungen, durch seine Excentrizität oder durch die Energie seiner Gemüthsbewegungen und durch die Ueberlegenheit seiner Geisteskräfte unterscheidet, entspringen denselben organischen Bedingungen wie die verschiedenen geistigen Störungen, deren vollster Ausdruck das Irresein und die Idiotie sind."

Schon Moreau's Meinung ist unendlich oft dahin mißverstanden worden, als ob er ohne Weiteres jedes Genie für geisteskrank erklären wollte. Darüber entstand natürlich jedes Mal ein Sturm der Entrüstung, der die sachliche Erörterung unterbrach. In Wirklichkeit ist damit nur gesagt, daß das Genie ebenso wie die geistigen Störungen in abnormen Leistungen des Gehirns wurzelt. Und darüber kann gar kein ernstlicher Zweifel bestehen. Es liegt auch nichts Verletzendes darin, wenn man die Sache nur richtig ansieht.

Die naturwissenschaftliche Auffassung unserer Zeit betrachtet die Geistesthätigkeit als eine Funktion des Gehirns, ohne damit über die Art des Zusammenhanges Bestimmtes zu sagen. Das ist Sache der Hypothesen, die uns hier nicht weiter berühren. Will man die Leistungen vergleichend beurtheilen, so muß man sich ein gewisses Normalmaaß setzen, das natürlich wesentlich von der Willkür des Einzelnen abhängt. Was dann unter dem angenommenen Durchschnitt bleibt, pflegt man als minderwerthig und eventuell als schwachsinnig zu bezeichnen; was sich wesentlich über die Norm erhebt — also unbestreitbar unter den Begriff des Abnormen fällt — nennt man genial. Und zwar stellt man dabei im Allgemeinen den Anspruch, daß das geniale nicht etwa der Masse nach, sondern durch die Neuheit des Inhaltes, durch seine Originalität, die Durchschnittsleistungen übertreffe. Die Abnormität ist also hier jedenfalls keine Abweichung zum Schlechteren hin.

Die verbreitete Laienansicht, die in der Geistesstörung immer nur den Verfall, die Verrücktheit sieht, kann sich natürlich nicht damit befreunden, daß die geistige Störung auch ein Mal als eine Steigerung der Gehirnleistung betrachtet werden soll. Trotzdem wird auch von schwer Geisteskranken nicht selten etwas producirt, was jedem Gesunden zur Ehre gereichen würde. Zumal die Grenzzustände zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit bringen sehr häufig Aeußerungen mit sich, die wohl dem Fachmanne in ihrer krankhaften Begründung klar sind, dem Laien aber außerordentlichen Eindruck machen. Die Geschichte der Secten und der politischen Revolutionen giebt davon zahllose Beispiele, und wie sehr der begeisterte Fanatismus in den Augen der Menge den so deutlich daneben stehenden Schwachsinn verdeckt, lehrt z. B. ein Blick auf die Triumphe eines Ahlwardt, der sich auf werth- und sinnlose „Acten" stützt. Lombroso hat derartige Persönlichkeiten als Mattoïde (Irrenähnliche oder Halbirre) bezeichnet und genaue Schilderungen ihrer Eigenthümlichkeiten beigebracht. Sie sind Caricaturen des Genies, aber sie tragen vielfach Züge ihrer großen Vorbilder und können bei der psychologischen Betrachtung immerhin als deren Verwandte gelten. Es giebt übrigens auch wahre Genies, die zeitweise oder dauernd eine unverkennbar krankhafte Geistesrichtung zeigen, sodaß dem Sachverständigen ihr schließlicher Verfall in ausgesprochenes Irresein nur als die natürliche Lösung erscheint. Wer denkt dabei nicht an E. T. A. Hoffmann, Hölderlin, Swift, Rousseau, Swedenborg, Nietzsche? Die Liste ließe sich leicht erheblich vermehren, aber nicht von Allen ist die Geistesgeschichte so allgemein bekannt, daß man ohne ausführliche Erzählung ihre Namen hierhersetzen könnte. Lombroso bringt reichliches Material in dieser Richtung bei, und ebenso beleuchtet er in höchst anziehender Weise die bei Mattoïden vorkommenden echt genialen Züge und endlich auch die geistigen Leistungen bei ausgesprochenen Irren. Die guten geistigen Anlagen der Italiener und manche Einrichtungen ihrer Irrenanstalten, wo z. B. eigene nur von Geisteskranken gefertigte Zeitungen erscheinen, begünstigen solche Beobachtungen sehr. Wir könnten übrigens aus der eigenen Praxis manche Bestätigung beibringen.

Damit ist vorläufig gezeigt, daß Halbirre und Irre Manches aufzuweisen haben, was sonst dem Genie eigen ist. Außerdem ist aber nicht zu verkennen, daß das Genie Vieles bietet, was man nach sonstigen Erfahrungen zu den krankhaften Erscheinungen des Geisteslebens rechnet. Schon Aristoteles sagt: „Es giebt Menschen, die unter dem Einfluß einer Hirncongestion zu Dichtern, Propheten und Sibyllen werden", und an einer andern Stelle: „Die berühmten Dichter, Künstler und Staatsmänner leiden oft an Melancholie oder Wahnsinn, wie es mit Ajax der Fall war, oder an Menschenhaß, wie Bellerophon. Aber auch in der Neuzeit finden wir eine solche Anlage bei Sokrates, Empedokles, Plato und vielen Anderen, namentlich unter den Dichtern." Auch der bekannte Ausspruch: Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae, stammt von Aristoteles her. Der „Wahnsinn, den die Musen einflößen", geht auf eine Aeußerung Platos zurück. „Wie nahe berühren sich Genius und Wahnsinn", sagt Diderot: „Die, denen der Himmel sein Siegel im Guten oder Bösen aufgedrückt hat, sind diesen Symptomen mehr oder weniger unterworfen, nur daß diese bei dem Einen mehr oder weniger häufig, an dem Andern mehr oder weniger heftig sind. Den Einen sperrt man ein und legt ihn in Ketten, dem Anderen errichtet man Bildsäulen."

Ein sicheres Urtheil läßt sich nur gewinnen, wenn man eine große Anzahl von Genies auf das Vorkommen von abnormen Zügen prüft und die gefundenen Eigenthümlichkeiten auf ihre psychologische oder psychopathologische Bedeutung hin würdigt. Lombroso hat dazu ein erstaunlich großes Material beigebracht; es ist erklärlich, daß dabei manches Unsichere und Zweifelhafte mit unterläuft; auch eine gewisse Willkür bei der Abgrenzung dessen, was man Genie nennen will, ist ja nicht zu vermeiden. Jedenfalls reicht das Unanfechtbare unter seinen Notizen vollkommen aus, um ein Urtheil zu bilden.

Die wesentlichen Eigenthümlichkeiten, die sich bei den Genies auffallend häufen, beim Einzelnen natürlich mehr oder weniger vollständig, sind etwa Folgende:

Ganz gewöhnlich findet man körperliche Zeichen, die auf eine gewisse Entartung hinweisen, und zwar dieselben, die so häufig bei ererbter Anlage zu geistigen Störungen vorhanden sind und in der Anthropologie und Psychiatrie gewöhnlich als Stigmata hereditatis oder Degenerationszeichen benannt werden. Abnorm geringe Körpergröße (z. B. bei Horaz, Alexander d. Gr., Aristoteles, Epikur, Archimedes, Attila, Erasmus von Rotterdam, Spinoza, Linné, Gibbon, Balzac, Thiers, Meissonnier, Gottfried Keller, Adolf

*) In unserer Sprache sind von seinen hierauf bezüglichen Werken erschienen: Der geniale Mensch, übersetzt von Fränkel, Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., und Entartung und Genie, Neue Studien, gesammelt und deutsch herausgegeben von Kurella, Leipzig, Georg Wigand's Verlag.

Menzel), Eigenthümlichkeiten der Kopfform oder der Gesichtsbildung (geradezu eine Beispielsammlung dazu geben die Bildnisse der großen Schachmeister, die von Zeit zu Zeit in illustrirten Blättern auftauchen), Abweichungen vom ethnologischen Typus des eigenen Volkes, Bartlosigkeit und überhaupt Annäherung an den Typus des anderen Geschlechtes, abnorme Magerkeit und Gesichtsblässe bei guter Gesundheit gehören hierher. Wenn man die Porträts genialer Männer und Frauen auf diese Punkte hin durchmustert, wird man über das häufige Vorkommen erstaunt sein und zugleich wahrnehmen, daß es oft weniger das „bedeutende" Aussehen und „der Blick" ist, was uns in einem uns unbekannten Gesicht das Genie vermuthen läßt, als die Abweichung vom normalen Typus. Pseudogenies und Mattoïde suchen ja bekanntlich etwas darin, ihr Aussehen künstlich auffallend zu machen; beim echten Genie ist das Auffallende entweder angeborene Eigenart oder unbewußte Gewöhnung, die der ungewöhnlichen Sinnesart entspricht.

Vorzeitige Entwickelung und Frühreife sind weitere Eigenthümlichkeiten, die das Genie mit vielen krankhaft beanlagten Geistern gemein hat. Die krankhafte Anlage trägt auch mehr als das meist allein und einseitig beschuldigte „Hetzen" dazu bei, daß Wunderkinder vorzeitig versagen. Es war eben schon ein krankhafter Trieb, der sich in ihnen geregt hatte. Uebrigens kommt auch verspätete Entwickelung vor, wie bei Thiers, Burns, Balzac, Pestalozzi, Wellington, A. v. Humboldt, Liebig, Volta, Alfieri, die zum Theil während ihrer Schulzeit für ganz unfähig galten. Die geringe Achtung vieler Lehrer für Alles, was nicht direct in den Schulplan gehört, mag allerdings manchmal bei diesem Urtheil mitgewirkt haben.

Eine höchst auffallende Erscheinung bei zahlreichen, vielleicht bei allen Genies ist die impulsive, triebartige Thätigkeit. Alexander der Große und Napoleon machten ihre Eroberungen unter der Herrschaft eines übermächtigen Instinctes, und auch weniger gewaltsame Genies schaffen, weil ein innerer, unbestimmter Drang sie dazu treibt. Zahlreiche Aussprüche großer Geister drücken das deutlich aus, z. B. solche von Haydn, Dante, Alfieri, Voltaire; Mozart bekennt, die musikalischen Erfindungen entständen in ihm wie Träume, sogar gegen seinen Willen; Lamartine sagt: „Nicht ich denke, meine Gedanken denken für mich." Viele Genies versinken, während sie an der Arbeit sind, in einen eigenthümlichen Zustand von Entrücktheit und Verzückung, der sie alles Andere vergessen läßt und erst aufhört, wenn ihre Schöpfung zum Abschluß gekommen ist; Manche verzichten tagelang auf Nahrung und Schlaf. Der Zustand kann durchaus an eine geistige Störung erinnern, und nicht selten nehmen die Vorstellungen so deutliche Sinnesbetonung an, daß sie zur Hallucination werden, wie bei Luther, Swedenborg, Cromwell. Nach dem Verfliegen des schöpferischen Rausches können ihnen, wie es z. B. von Tasso und von Klopstock berichtet wird, die eigenen Schöpfungen kalt und fremd erscheinen. Ohne die krankhaft übertriebene Anspannung wären die gewaltigen Leistungen in kurzer Zeit nicht denkbar, die namentlich von großen Componisten, aber auch von Shakespeare, Dumas, Lope de Vega berichtet wurden.

Fast regelmäßig findet sich bei echten Genies eine Ueberempfindlichkeit der Sinne und des Geistes. Sie empfinden Reize und Reizunterschiede, Nuancen, die dem Durchschnittsmenschen verborgen bleiben, und sie werden durch alle Anregungen stärker bewegt, leichter in Lust- und Unlustaffecte versetzt. Diese Schwankungen der Stimmung sind für das impulsive und originale Schaffen anscheinend unentbehrlich, aber zugleich ist diese abnorme Erregbarkeit eine echt nervöse Erscheinung. Dementsprechend nimmt die Empfänglichkeit genialer Menschen für Sinnesreize auch sehr häufig den Charakter jener instinctiven und abnormen Liebhabereien oder Idiosynkrasieen an, die für die ererbte „nervöse Anlage" kennzeichnend sind. Dahin gehört es z. B., wenn Alfieri, als er zum ersten Male Musik hört, eine Betäubung, ein Zucken in Augen und Ohren vernimmt und Tage lang in einer seltsamen Verzückung verharrt, wenn Andere beim Anblick schöner Gemälde oder einer prächtigen Gegend oder beim Lesen einer packenden Stelle im Homer ohnmächtig werden vor Ergriffenheit, wieder Andere beim Dufte von Rosen krank werden, wie Kant und Cavour die Musik als aufdringliches Geräusch empfinden oder sich, wie Schiller, am Dufte faulender Aepfel begeistern. Dieselbe nervöse Emotivität spricht sich darin aus, wenn Gay Lussac und Davy bei einer glücklichen Entdeckung in Pantoffeln im Zimmer umhertanzen, wenn Boileau und Chateaubriand nicht ohne Eifersucht ihren Schuhmacher loben hören können und Schopenhauer sich weigert, Rechnungen zu bezahlen, worauf sein berühmter Name mit zwei p geschrieben ist. Die Neigung, sich für nicht genügend geehrt und für verfolgt zu halten, die oft mit großem und übertriebenem Selbstbewußtsein einhergeht, ist ebenfalls eine bekannte Erscheinung bei krankhaft nervös angelegten Naturen.

Eine andere Eigenthümlichkeit vieler Genies, ihre sprichwörtlich gewordene Zerstreutheit, ist nicht minder ein Zeichen einer vom Normalen abweichenden Geistesart. Sie ist durchaus nicht immer dadurch zu erklären, daß der Geist gerade völlig auf eine bestimmte Vorstellungreihe concentrirt wäre, obwohl auch diese Vertiefungszustände mit völligem Vergessen der Umgebung, wie schon gesagt, entschieden etwas Abnormes sind. Viele Genies zeigen aber dauernd, auch während ihr Gehirn ausruht, die größte Zerstreutheit. Von mehreren Gelehrten wird berichtet, daß sie nicht im Stande waren, eine kürzlich bezogene Wohnung wiederzufinden. Der Chemiker Rouelle sagte zu seinen Zuhörern: „Sie sehen, meine Herren, diesen Kessel auf diesem Kohlenbecken. Wenn ich nur einen Augenblick mit Umrühren aufhörte, würde eine Explosion erfolgen und wir Alle in die Luft fliegen." Während dieser Worte vergaß er umzurühren, die Explosion erfolgte unter fürchterlichem Krach, die Fensterscheiben des Laboratoriums zersprangen, und im nächsten Augenblick waren die zweihundert Zuhörer im Garten. Beethoven ließ öfter bei seinen Spaziergängen die Kleider im Walde liegen, ein Mal wurde er dabei als Landstreicher verhaftet und eingesteckt. Von einem großen Mathematiker erzählt man, daß er eine Formel, die ihn beschäftigte, auf die Rückwand eines Wagens geschrieben habe und diesem nachgestürzt sei, als er davonfuhr. Diderot miethete Wagen und vergaß sie dann ganz, so daß er sie für den ganzen Tag bezahlen mußte. Aehnliche Beispiele laufen zu Tausenden als Anekdoten um, wie bekannt. Die Bedürfnisse des praktischen Lebens treten eben den genialen Menschen sehr zurück gegen den eigenen Geistesinhalt, der dem Sinnen der Gegenwart oft so weit voraus ist, daß seine Aeußerungen mit Spott und Hohn aufgenommen oder blutig verfolgt werden.

Gewissermaßen die Probe auf die Behauptung, daß das Genie eine nervöse Spielart des Menschen darstelle, macht der Nachweis, daß wohl kein genialer Mensch von solchen nervösen Erscheinungen frei ist, die nach der feststehenden Erfahrung in einer krankhaften Anlage des Nervensystems wurzeln. Die geringe Kenntniß der Biographen auf diesem Gebiete ist daran Schuld, daß diese Eigenthümlichkeiten in den Lebensbeschreibungen ganz übergangen werden und oft kaum zwischen den Zeilen zu lesen sind. Vielfach werden auch krankhafte Züge mit Absicht unterdrückt, weil immer noch die unwürdige Ansicht herrscht, daß geistige Abweichungen vom Durchschnitt und gar geistige Störungen einen Makel für die Persönlichkeit bildeten. Niemand verlangt von einem Kraftmenschen, wie ihn unsere Zeit des äußerlichsten Sports mit Ehren und Medaillen schmückt, geistige Leistungen und sieht in ihrem Fehlen einen Makel; dem Genie dagegen möchte man es als einen Fehler anrechnen, wenn es nicht in allen

Theilen Uebergroßes leistet. Und doch zeigt die wachsende Kunst der psychologisch eindringenden Biographie immer deutlicher, daß nullum ingenium sine mixtura dementiae, wie auch der große Arzt Boerhaave bestätigt hat. Echt geniale und eindringende Biographien, wie z. B. die, die Anne Charlotte Leffler der großen Mathematikerin Sonja Kowalewska gewidmet hat, lesen sich für den Psychiater wie Krankheitsgeschichten eines hochentwickelten, aber durchweg auf der Grenze der geistigen Gesundheit stehenden Lebens, und erst neuerdings hat der englische Feldmarschall Wolseley in einem Werke über die Feldzüge Napoleon's I. nachgewiesen, daß bisher unerklärliche Unterlassungen, die den unglücklichen Ausgang mancher Entscheidungsschlachten herbeigeführt haben, in krankhaften Geisteszuständen wurzelten. Die Schilderung, die Taine von Napoleon giebt, läßt keinen Zweifel daran, daß der große Eroberer nicht bloß, wie es längst bekannt war, an gelegentlichen epileptischen Anfällen litt, sondern daß sich in seinem gigantischen Selbstgefühl, in seinen impulsiven Handlungen, in seinem absoluten Mangel an moralischem Gefühl ebenso wie in den von Wolseley hervorgehobenen Zuständen von Schlafsucht das feinste und genaueste Bild der Psyche des Epileptischen kundgiebt. Wer, der in dem Geschehenden die Wahrheit sieht, möchte darin eine Entwürdigung des napoleonischen Genies finden? Sie liegt darin eben so wenig wie in der Thatsache, daß auch Julius Cäsar, der Apostel Paulus, Muhammed, Petrarca, Karl V., Richelieu, Molière, Händel, Swift, Peter der Große, Marlborough, Herschel, Faraday, Dickens, Musset, Flaubert, Dostojewsky an Epilepsie gelitten haben. Lombroso ist sogar geneigt, ganz allgemein das Genie mit der psychischen Epilepsie (ohne den körperlich sichtbaren Krampfanfall) gleichzusetzen und in der Inspiration, dem triebartigen, instinctiven Arbeitszustande des Genies ein Gegenbild des eigenthümlich veränderten Bewußtseins-Zustandes zu erblicken, der bei Epileptischen vielfach an die Stelle des Krampfanfalles tritt. Wer vorurtheilsfrei prüft, muß sich sagen, daß allerdings Manches für diese Auffassung beigebracht ist, daß aber zum Beweise noch unendlich viel fehlt.

Weit entfernt, das Genie durch den Hinweis auf die vielfachen Berührungen seiner Eigenart mit abnormen und krankhaften Nerven- und Seelenzuständen zu entwürdigen, muß die hier in wenigen Zügen angedeutete naturwissenschaftliche, anthropologische Theorie des Genies dazu anfeuern, auch in den krankhaften Zuständen der Nervosität, der Epilepsie und der Geistesstörungen mehr als bisher die besseren Seiten aufzusuchen und sich damit, freilich von anderen Gesichtspunkten aus, wieder mehr der naiven Anschauung der Naturvölker zu nähern, die in der Epilepsie und im Irresein einen Hauch der Gottheit erblickte.

Für die Geschichtsforscher und Biographen ergiebt sich die Folgerung, gemäß der fruchtbringenden Anregung Lombroso's das Seelenleben großer Menschen tief eindringend zu erforschen. Insbesondere bei denen der Gegenwart und naheliegender Zeiten muß auf das geachtet werden, was für die Genies vergangener Zeiten fast nur dann festzustellen ist, wenn ihre Briefe und ihre hinterlassenen Werke dem genialen Forscher noch Geheimnisse enthüllen. Für die Menschheit schlummert in der fortschreitenden Erkenntniß noch manche Lehre — für den Erzieher und den Arzt zunächst schon die, wie wichtig es ist, bei sehr begabten Naturen von Kindheit an die geistige Widerstandskraft zu stärken und Schädigungen zu verhüten, die bei dem gefährlichen Gottesgeschenk des Genies doppelt leicht zum Verderben führen können.

## Literatur und Kunst.

### Persönliche Eindrücke.

Von Hieronymus Lorm.

Seit meinen Jünglingsjahren in Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt lebend, habe ich doch oft die Aufforderung vernehmen müssen, mein Leben zu beschreiben. Immer setzte sich mein Widerstand dagegen aus Erfahrung und Erkenntniß zusammen: aus der Erfahrung, daß jeder Mensch für jeden andern Menschen ein ewiges Geheimniß bleibe, weil die innersten Motive aller Handlungen der Nachforschung unzugänglich oder unverständlich bleiben; aus der Erkenntniß, daß meine Memoiren den Titel führen müßten: Lebensgeschichte eines Mannes, der nicht gelebt hat.

So viel nur kann ich der Wahrheit gemäß mit Sicherheit offenbaren, daß ich rein nur aus innerer Nothwendigkeit und nicht aus Rücksicht auf äußere Vortheile Schriftsteller geworden bin, während ich die Letzteren bei den meisten literarischen Celebritäten, mit denen ich trotz meiner Einsamkeit in geistige Verbindung gekommen war, als versteckte, aber leitende Beweggründe bei der Wahl ihres Berufes habe erkennen müssen. Dies ist ein harter und zugleich für die Oeffentlichkeit unbeweisbarer Ausspruch und deßhalb übergehe ich sowohl die Namen als die Thatsachen, die mich zu solcher Voraussetzung gebracht haben. Selbst als es einst einem heutzutage verschollenen Kunstblatt eingefallen war, sich eine Reihe gehaltvoller Aufsätze durch die öffentliche Umfrage zu sichern: „Wie wird man Schriftsteller?" habe ich meine wahre Meinung darüber bei mir behalten, von der Einsicht geleitet, daß, wenn ich selbst nur aus Motiven des Unglücks und des schweren persönlichen Leidens die Feder ergriffen habe, wie der Ertrinkende den bekannten Strohhalm, dies nicht maßgebend sei für eine allgemein giltige Beantwortung jener vom Kunstblatt aufgeworfenen Frage. Im Stillen aber dachte ich, die Frage, wie wird man Schriftsteller? ließe sich im Allgemeinen mit einem etwas modificirten Citate aus der alten Tragödie von Adolf Müllner: „Die Schuld" beantworten.

„Wie wird man Schriftsteller?" In der genannten Tragödie fragt ein überlebender Knabe eine überlebende alte Tante im Angesicht der auf der Bühne hingestreckten Leichen: „Gott, warum, warum ist denn so Entsetzliches geschehn?" Deckt sich diese Frage mit der eben erwähnten literarischen Anfrage, so kann die Antwort der Tante nur etwas verändert gelten. Sie sagt nämlich: „Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehn." In unserm Falle muß es heißen: Das Warum wird offenbar — fragt man nach dem Honorar.

Die beweiskräftige Begründung muß man mir, wie bemerkt, erlassen. Was mich selbst betrifft, so bedarf es in Hinblick auf meine körperliche Situation, auf die doppelte chinesische Mauer, die mich von der Außenwelt abschied, keines Beweises, daß mein Schreiben nichts als ein Hülferuf eben nach der mir entrissenen Außenwelt von jeher gewesen ist. Er war kein vergeblicher. Schon während ich den ersten Versuch unternahm, mich mit der mir abgeschiedenen Welt literarisch zu verständigen, machte ich die Erfahrung, daß Niemand ganz verlassen bleibt, sobald sich von ihm nur das Gerücht verbreitet, daß er dieser egoistischen Welt oder den auf seinen Beruf bezüglichen Kreisen etwas Angenehmes zu bieten habe.

Ich befand mich in der zweiten Hälfte des Jahres 1846 in Leipzig, die enge hochgelegene Wohnstube meines Jugendfreundes, des Dichters Moriz Hartmann theilend, um die letzte Hand an mein erstes Buch: „Wiens poetische Schwingen und Federn" zu legen. Völlig unbekannt und ungenannt, nicht einmal den Schatten des Ruhmes werfend, der sich zuerst als „Ruf" ankündigt, arbeitete ich emsig an dem genannten Buche und wurde in meinem Fleiße, mir zuerst unbegreiflich, durch fortwährende Besuche der damals in Leipzig domiciliren-

den literarischen Notabilitäten gestört. Was war ich, die arme Hekuba, diesen in ihrer Zeit so gewichtigen Leuten, die freilich heutzutage halb oder ganz vergessen sind, daß sie die hohen Treppen zu mir emporstiegen und sich es in meiner „Kneipe", wie damals jeder Student seine Behausung nannte, eine Zeit lang gefallen ließen, die Schwierigkeit einer meistens nur schriftlichen Verständigung mit mir nicht scheuend? Im Gefühle meines Nichts fand ich so lange keine Lösung des Räthsels bis ich erfuhr, daß sich — vielleicht durch schalkhaftes Hinzuthun Hartmann's — das Gerücht verbreitete, welches durch die auf meinem Schreibtisch liegenden „Bürstenabzüge" bestätigt zu werden schien, daß demnächst aus meiner Feder eine Charakteristik der Schriftsteller des gesammten Deutschlands im angesehenen Verlag von Grunow in Leipzig erscheinen werde. Jeder der Herren wollte also Sorge tragen, charakterisirt oder mindestens vortheilhaft genannt zu werden, jeder wollte mir die mehr oder minder versteckten Lorbeeren seiner Thätigkeit vor das Auge rücken, in's Gedächtniß prägen, in die Schreibfeder legen. Bedenkt man, daß der Schwerpunkt des gesammten politischen und geistigen Lebens in Deutschland damals ausschließlich das Buch war, besonders nachdem Friedrich Wilhelm IV. einige heute fast komisch klingende Milderungen der Censur erlassen hatte, namentlich das Gesetz, die unverkürzte Wahrheit müsse 20 Druckbogen haben — so wird man die Wichtigkeit begreifen, welche die Schriftsteller auf das plötzliche Auftauchen eines ganz obscuren Kritikers ihrer Schriften legten.

Ich verwahre mich dagegen, daß ich in die Categorie Derjenigen, von denen ich oben erklärte „wie man Schriftsteller wird" auch die wirklichen Dichter jener Zeit einbeziehen würde. Das Miniatur-Erfolgchen meines ersten Buches hatte mir zu persönlicher Berührung oder Verbindung mit hochbegabten, mit wirklichen Dichtern verholfen. Ich will nur zehn derselben nennen, an denen ich persönlich wahrgenommene Charakterzüge erlebte: Anastasius Grün, Grillparzer, Otto Ludwig, Bauernfeld, Varnhagen v. Ense, Gutzkow, Laube, Kühne, Stifter, Hebbel. Von diesem Collegium ausgezeichneter Männer ihrer Zeit wüßte ich Charakterzüge zu erzählen, die sich ausschließlich im persönlichen Verkehr mit mir entfalteten. Allein mein difficiles Gewissen dehnt die Heiligkeit des Spruches: De mortuis nihil nisi bene so weit aus, daß ich mich nicht berechtigt fühle, bedeutende Menschen in einem Lichte erscheinen zu lassen, welches sie nicht bewußt und absichtlich auf die Welt geworfen haben. Diese Todten leben in ihren Werken, sind aber für mich mausetodt in ihrem persönlichen Wesen. Hätte ich auch keineswegs etwas Anderes als Gutes, wenn auch manche menschliche Schwäche, von ihnen zu berichten — schon der Gedanke, daß sie, wenn sie noch lebten, unwillig, widersprechend oder sogar erzürnt in meine gut gemeinten persönlichen Reminiscenzen einfallen könnten, hemmt meine Feder. Erwägt man diesen Grundsatz der Gewissenhaftigkeit tiefer, so geräth man freilich zu einer traurigen philosophischen Anschauung über den ethischen Werth der Weltgeschichte. Jeder Mensch müßte demnach ein Geheimniß für jeden Menschen bleiben, so weit er sich nur in Gedanken und Gesinnungen und nicht in Thaten manifestirt, die freilich der Weltgeschichte angehören, aber den wahren Charakter des Menschen um so weniger spiegeln, als sie vom Zufall abhängig sind. Der sterbliche Theil des Menschen ist, wenn gestorben, für immer todt, weil er niemals in Thaten vollkommen erkennbar wird; nur der unsterbliche Theil des Menschen kann der Kritik unterworfen werden, so lange er eben in geistigen oder geschichtlichen Werken fortlebt. Wie sinken aus diesem Gesichtspunkt die Memorabilien bezüglich großer Männer und Frauen zur Werthlosigkeit herab, namentlich die zu Bibliotheken aufgehäuften Commentare zu den intimsten Liebesgeschichten Goethe's!

Von persönlichen Begegnungen mit großen Männern abgesehen, welche einen Theil dieser Größe auch dadurch offenbarten, daß sie die lästigen und zeitraubenden Hülfsmittel einer klaren Verständigung mit mir nicht scheuten, weil sie immer gütig genug waren, für sich einen innern Gewinn aus solchen Mühen vorauszusetzen, bin ich mein Leben lang von Männern in ziemlich ungestörter Einsamkeit belassen worden. Sie hatten stets zu viele Sorgen, Geschäfte, eigene Angelegenheiten, um sich lange den Mühen einer Unterhaltung mit mir auszusetzen, wenn ich auch damals Gesprochenes meistens von den Lippen ablesen konnte. Immerhin blieb der Verkehr mittelst Schrift oder erst zu erlernender Fingersprache nothwendig und wurde vielen eher zur Abschreckung als zur Anlockung: „Wer sich der Einsamkeit ergiebt, ach, der ist bald allein!" Ich wäre jedoch undankbar, wenn ich mich völlig und ausnahmslos der Einsamkeit überliefert erklärte. Was die Männer flohen, das schien die Frauen anzuziehen; stets blieb ich von intelligenten weiblichen Wesen umgeben, die eben durch ihre Intelligenz verhindert wurden, sich durch schriftliche oder künstlerische Beweise derselben zu einem allgemein giltigen Ruhme aufzuschwingen, sodaß ich mir, wer weiß, wie lange Zeit schon täglich sagen kann: Die modernen Frauen sind mir die liebsten Männer.

Die Gastfreundschaft, die mir Moriz Hartmann in Leipzig erwiesen hatte, vergalt ich ihm in Berlin, wo er von Ende des Jahres 1846 an bis tief in das nächste Jahr hinein mein Stubengenosse blieb. An die Stimmung Berlins in jenen Tagen, die der großen Revolution unmittelbar vorhergingen, wird wenig mehr gedacht; man vermengt die Disposition der Gemüther allzusehr mit den Erregungen, welche schon die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. im Jahre 1840 bewirkt hatte. Im Jahre 1847 war der sonderbare Einfall dieses Monarchen, dem Drängen der öffentlichen Meinung nach einem Parlamente durch ein Surrogat, durch die Einberufung eines „vereinigten Landtags" in Berlin zu entsprechen, in Scene gesetzt worden. Bedeutungsvoll und zum Theile geistreich waren die Verhandlungen dieser Notablen-Versammlung, aber eine unerbittliche Scheidewand schien sie von einer leidenschaftlichen Theilnahme des Volksgemüthes, von den wirklichen Interessen, welche die Nation damals bewegten, absolut zu trennen. Im Berliner Volke zumal schlugen nur die ganz äußerlichen Formen und Redeweisen Wurzel und bezeichnend dafür war die allgemein colportirte Aeußerung eines Droschkenkutschers, der seinem Miether auf das Angebot eines zu geringen Preises für eine weite Fahrt zur Antwort gab: „Jeehrteste Versammelte, erlooben Se mich ein alljemeenes Jelächter!"

Das große Ereigniß, welches mit dem „Vereinigten Landtag" in die Geschichte Preußens eintrat, hatte im Augenblick seiner Verwirklichung sowohl bei den Volksmassen als sogar beim Mittelstand ein auffallend geringes Interesse angefacht. Die Ursache ist leicht zu erklären und wurde dennoch von den Machthabern und Gesetzgebern weder im Voraus ergründet noch nachträglich eingesehen. Die Ursache war, daß die Freiheit, die sich in dieser Art oder Abart von Parlament documentiren wollte, zum Geleite und zur Gefolgschaft eine durch die alte Censur gebundene Zeitungspresse hatte. Dieses Parlament glich daher einem Clavier ohne Resonanzboden, wenn nicht gar Lichtenberg's Messer ohne Klinge, an dem das Heft fehlt. Die zwei gelesensten Berliner Zeitungen, im Volke „Onkel Spener" und „Tante Voß" benamset, brachten zwar ziemlich getreue Berichte über die Verhandlungen, allein man merkte ihnen an, daß sie mühselig kenchend jeder Kritik aus dem Wege gingen.

Heutzutage wird man nur schwer glauben, daß damals ein kleines Buch weit mehr Aufsehen, Popularität und Interesse erregte als der große Landtag. Dieses Buch war Heinrich Heine's eben erschienenes „Wintermärchen", eine Lectüre, die natürlich von den Behörden streng verboten und schon deßhalb jedem Gebildeten geboten war. Die neue Adjustirung und Bewaffnung des Heeres, vom König durch-

geführt, verbreitete beinahe einen mittelalterlichen Glanz über die Stadt Berlin und wie zahlreich auch die Begegnung mit Militärpersonen war — Hartmann und ich verfehlten niemals, uns im Angesicht der in die Höhe strebenden Helmspitzen die Worte aus dem „Wintermärchen" zuzuraunen, die schon ein Jahr später in Erfüllung gehen sollten:

„Doch fürcht' ich, wenn ein Gewitter entsteht,
Zieht einmal so eine Spitze
Herab auf Euer romantisches Haupt
Des Himmels modernste Blitze."

Die schwüle Atmosphäre des Jahres 1847 war nur Denjenigen, die politisch fühlten und dachten, deutlich erkennbar; im Uebrigen bewegte sich das Leben Berlins in jener hergebrachten Weise, die das Theater zur einzigen öffentlichen Beschäftigung der Nation zu machen strebte. Das Theater bildete auch noch immer auf Geheiß der Censur den hauptsächlichsten Inhalt der Zeitungen. Im Opernhause blühte und glänzte als jahrelange Nachschwingung der Vorliebe, welche Friedrich Wilhelm III. dafür empfunden hatte, das Ballet; im Schauspielhause herrschten mit fast absoluter Machtvollkommenheit die nach Romanen theatralisch zugeschnittenen Dramen der Birch-Pfeiffer.

Das Ballet war in der That in der Art beschaffen, daß man ihm ein culturhistorisches Studium zuwenden konnte. Wenn ich an die Wichtigkeit denke, die damals den Balletvorstellungen beigemessen wurde, so drängt sich mir das Erstaunen auf, daß es in neuester Zeit keine weltberühmten Tänzerinnen mehr giebt, die, ähnlich der Marie Taglioni und der Fanny Elßler Europa mit ihrem Ruhme erfüllen würden. Einem größeren Sachkenner als ich bin bleibe es überlassen, zu untersuchen, ob die eigentliche Ursache der Decadence dieses Kunstzweiges in dem Mangel an außerordentlichen Talenten innerhalb der Choreographie oder in dem Aussterben des allgemeinen Geschmackes dafür liege. Im Jahre 1847 sah das Berliner Opernhaus noch eine Taglioni. Es war freilich nicht diejenige Taglioni, welche den Schriftsteller Theodor Mundt berühmter gemacht hatte als seine Werke, indem sie ihm das Wort eingegeben, sie tanze „Goethe"; die Taglioni von 1847 war eine Nichte der großen Tanz-Celebrität und der Vater der Nachfolgerin war hochangesehener Balletmeister der Berliner Oper. Keineswegs erregte die junge Tänzerin den gleichen Enthusiasmus wie ihre Namensschwester, allein da sie später einen Fürsten Windischgrätz geheirathet hat, so muß man zugeben, daß sie größere Sprünge machte als die berühmteste Tänzerin der Welt. Ich für meine Person habe damals dem Berliner Ballet die aufmerksamsten Studien gewidmet, die mich einige Jahre später befähigten, dem Abendblatt der kaiserlichen „Wiener Zeitung" gewissenhafte Kritiken über den Werth neuer Tanz-Divertissements im Wiener Hofoperntheater zu liefern. Aus dieser Wiener Zeit ist noch immer eine Erinnerung in mir lebendig, die ich hier einschalten muß. Eine Wiener Tänzerin, eine Baronesse, deren Vater, nachdem er ein großes Vermögen durchgebracht hatte, seine Frau und sein einziges Kind in Armuth zurückließ, hatte angefangen, großes Aufsehen zu erregen. Dies war in Rücksicht auf ihre Kunst um so höher anzuschlagen, als die Gesichtszüge der jungen Tänzerin ausnehmend häßlich gewesen und daher zu ihrem künstlerischen Erfolge, der in diesem Genre so oft auf weiblicher Schönheit beruht, nicht das Geringste hatten beitragen können. Ich hatte ihr im persönlichen Verkehr einmal gesagt, daß ihr jede Zigeunerin eine große Zukunft wahrsagen werde, aber nicht aus der Hand, sondern aus dem Fuße. Allein ich war damit selbst ein schlechter Prophet, denn das junge Mädchen starb plötzlich, bevor noch ihr Ruhm in die Welt gedrungen war. Sehr bewegt widmete ich ihr den Nachruf:

Sie hat den Himmel erreicht
Durch Schweben wunderbar!
Sei ihr die Erde so leicht
Wie sie der Erde war.

Führte im Jahre 1847 im Berliner Opernhause das Ballet die Vorherrschaft, so schwang um dieselbe Zeit im Berliner Schauspielhause Frau Birch-Pfeiffer den Herrscherstab des Erfolges. Unter den vielen Romanen, die sie von jeher begabten Autoren geraubt, in ihr theatralisches Schlachthaus geschleppt und geviertheilt hatte, befanden sich gerade damals das Werk einer schwedischen Schriftstellerin und „Frau Professorin" von Auerbach. Als Birchpfeifferei bekam der schwedische Roman den Titel: „Mutter und Sohn", die deutsche Novelle den Titel: „Dorf und Stadt". Auerbach machte damals die Bemerkung, es wäre ihm beim Anblick dieses Stückes zu Muthe gewesen, als hätte er ein ihm gestohlenes leibliches Kind in einer Bande von Seiltänzern wieder gefunden. Für künstlerisch angelegte Gemüther war besonders die Schlußwendung des Stückes empörend, welche zwei unvereinbare Gegensätze, auf deren plastischer Hervorhebung der ethische Werth der Novelle beruhte, theatralisch mit einander verkuppelte. Das große Publicum besteht aber nicht aus künstlerisch angelegten Gemüthern und das Theaterstück „Dorf und Stadt" erregte namenlosen Enthusiasmus. Ich brachte damals in eine Abendgesellschaft bei Alexander Duncker die erheiternde Nachricht: Das neueste Buch, dessen sich Frau Birch-Pfeiffer eben der Neuheit wegen für ihre Bühnenzwecke bemächtigt hätte, wäre der eben ausgegebene erste Band von Humboldt's „Kosmos".

Alexander Duncker war Königlicher Hofbuchhändler und in seinem Salon versammelte sich eine vornehme und intelligente Gesellschaft, welcher die anmuthige Hausfrau in vollendeter Art die Honneurs machte. Zu dieser Gesellschaft gehörten auch die Brüder des Hausherrn mit ihren Frauen, und von diesen Brüdern war der Eine Verfasser der vielbelobten und noch mehr ausgebeuteten „Geschichte des Alterthumes", und der Andere Besitzer eines hohen Staatsamtes. Ich hatte Gelegenheit, in diesen Salon Anton Rubinstein einzuführen, der damals 18 Jahre zählte. Er war mir schon in Wien zum Freunde geworden, wo er auch schon mehr bekannt war als in Deutschland. In Berlin hatte er nicht öffentlich gespielt und sein dortiger Aufenthalt war ausschließlich der Compositionslehre gewidmet. Um so größeres und überraschenderes Entzücken erregte es, als er sich im Salon Duncker an das Clavier gesetzt und seiner Virtuosität freien Lauf gelassen hatte. Alexander Duncker zählte damals kaum 35 Jahre und war ein schöner ritterlich aussehender Mann mit schwarzem Schnurr- und Knebelbart. Ein Ritter schien er in der That zu sein, denn sein ganzes Wesen war getragen von feiner Erziehung und nobelster Gesinnung, die sich weit weniger der Vornehmheit des Standes als dem Adel des Geistes sympathisch zuwendete. Er ist erst vor einigen Monaten, 85 Jahre alt, gestorben und mir war bei der Nachricht von seinem Hinscheiden zu Muthe, als sähe ich mit eigenen Augen ein Stück meiner Jugendzeit in's Grab legen. Der Hofbuchhändler Alexander Duncker war sowohl Verleger als Sortimenter und hatte seinen Geschäftsladen in der Französischen Straße. Dieser Laden gestaltete sich nicht selten ebenfalls zu einem Salon, denn Vertreter der höchsten Berliner Intelligenz traten dort ein, um sich nach dem Erscheinen und dem Preise neuer Werke zu erkundigen. So erschien auch einmal dort Alexander v. Humboldt und da der Titel eines neuen gelehrten Werkes, nach welchem der große Mann fragte, weder dem Chef, noch dem Personale bekannt war, so verlangte Humboldt ein Blatt Papier und eine Bleifeder, um den Titel aufzuschreiben. Dieser mußte ein weitläufiger sein, denn schon hatte Humboldt einige Secunden daran geschrieben, als er plötzlich mit der Erklärung, er müsse zu Hause noch einmal nachsehen, das von ihm beschriebene Papier zerknitterte und in eine Ecke warf. Niemals werde ich die Bewegung und die Hast vergessen, womit das ganze Personal, den Chef mit inbegriffen, auf jene Ecke losstürzte, um sich in Besitz des unsterblichen Autogramms zu setzen.

Hier ende ich, um nicht in das Unendliche zu gerathen oder jedenfalls über das Maaß hinaus, welches ein periodisches Blatt meinen Mittheilungen gönnen darf. Noch verlief die Weihnachtszeit von 1847 wie es in Berlin auch sonst gebräuchlich war. In verschiedenen öffentlichen Schaustellungen bemerkte man ein großes Plakat, welches mit ungeheuern Buchstaben besagte: „Vor Taschendieben wird gewarnt," vielleicht das erste Anzeichen, daß Berlin zur Großstadt werden sollte. Noch vollzog Rellstab seine gewissenhaften Weihnachts-Wanderungen und gab darüber in der „Vossischen Zeitung" Bericht. Allein schon mehrten sich die Merkmale einer heranziehenden Catastrophe und ich behalte mir für eine andere Gelegenheit vor, davon zu erzählen, wären meine Wahrnehmungen auch nur persönliche Eindrücke.

---

## Maupassant in deutschem Gewande.

Von Hugo Kaatz.

Der Pariser „Figaro" hat unlängst seinen Landsleuten stolz verkündet, Maupassant sei nunmehr in Deutschland so berühmt geworden, daß zu gleicher Zeit zwei deutsche Ausgaben seiner gesammelten Werke erschienen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Der Verlag von August Dieckmann in Leipzig läßt in Lieferungen erscheinen: „Illustrirte Romane und Novellen von Guy de Maupassant, deutsch von Hubert Freiherrn von Schorlemer." Die Verlagshandlung von Fontane & Comp. in Berlin aber begleitet ihre Gesammtausgabe mit folgender Ankündigung: „In Georg Freiherrn von Ompteda, der zu den gefeiertsten deutschen Schriftstellern der Gegenwart gehört, und dessen Romane und Novellen bei Publicum und Kritik gleich warme Aufnahme gefunden haben, ist dem großen Franzosen ein Uebersetzer erstanden, dessen congeniale Begabung es ihm ermöglicht, alle Feinheiten und charakteristischen Vorzüge des großen Franzosen in so vollendeter Weise wiederzugeben, daß das Werk Maupassant's dadurch endgiltig deutscher Besitz wird." Das sind sehr starke Worte, selbst für eine Reclame; besonders die „congeniale Begabung". Immerhin schien aus alledem hervorzugehen, daß es sich hier um etwas Anderes handle, als um eine der üblichen Sudelübersetzungen, in denen das Mißverstehen des Französischen mit der Unfähigkeit, Deutsch zu schreiben, einen schaudervollen Kampf kämpft.

Wer Maupassant genau kennt und ein Ohr hat für die Eigenart seiner Schreibweise, für diesen wunderbaren Stil, der bei einer unerhörten Einfachheit jede Feinheit, jede Nuance herauszubringen vermag und der mit so verblüffender Sicherheit jeden Ton zu treffen weiß, gleichviel ob die Marquise des Faubourg St. Germain oder die Beherrscherin der Maison Tellier, der Boulevardbummler oder der normännische Bauer reden, — wer Alles das empfindet und wohl auch selber einmal versucht hat, modernes Französisch zu verdeutschen, der weiß, welche Schwierigkeiten hier zu überwinden sind. Das glaubt man zuerst gar nicht, wenn man Maupassant oder etwa die Gyp liest. Man gleitet so leicht, so mühelos dahin und merkt dabei gar nicht, daß man Französisch denkt und nicht etwa sich den Text in's Deutsche übersetzt. Man versuche aber nur einmal, eine Stelle vom Blatt herunter auf deutsch zu sprechen: sofort wird man merken, daß das nicht deutsch ist, — wenn man nämlich weiß, was deutsch ist, ein Wissen, das leider recht selten geworden ist. Hier rühre ich an eine wunde Stelle. Daß die deutsche Sprache von der Mehrzahl unserer Gebildeten gröblich mißhandelt wird — in scharfem Gegensatz zu den Franzosen, die bis in die unteren Schichten hinab die Verantwortung empfinden, das heilige Gut der Muttersprache rein zu erhalten —, darein fängt man langsam an, sich zu ergeben. Keine Klage, kein Zorn, kein Wustmann hat geholfen, und resignirt läßt man in jeder officiellen Rede die gröbsten Sprachschnitzer über sich ergehen. Aber der deutsche Schriftsteller sollte doch wenigstens sein Handwerkszeug in gutem Stande erhalten; das thut ja doch jeder Tischler und jeder Schuster. Thun das die beiden neuen Uebersetzer Maupassant's?

Die Schorlemer'sche Verdeutschung allein würde mich kaum veranlaßt haben, hier Kritik zu üben. Sie ist einfach eine Schülerarbeit, ohne daß ich bei diesem Prädicat etwa an die besseren Schüler gedacht hätte. Gleich beim Aufschlagen der ersten Lieferung, die mit „Yvette" beginnt, fesselte mich ein sonderbarer Ausdruck. Da steht nämlich auf Seite 13 der Satz: „Ihre weiße, goldige Haut, die Haut einer Hindin, schien zu glänzen." Seit wann hat die Hindin, die Hirschkuh, eine „weiße, goldige" Haut? Erstens soll es hier wohl heißen „Fell", und zweitens kommt eine „weiße" Hindin höchstens im Märchen vor. Ich schlug im Original nach; da stand „sa chair blanche, dorée, une chair de rousse, semblait rayonner." Maupassant spricht also von dem schönen weißen Teint, der die Rothhaarigen auszeichnet. Aber wie in aller Welt war der Uebersetzer zu seiner „Hindin" gekommen? Vielleicht bringt das Lexicon eine Aufklärung, dachte ich, und schlug „roux" auf. Und richtig, da war die Lösung des Räthsels zu finden, denn da stand zu lesen: roux,-sse roth; bêtes rousses, Hirsche, Damwild. Mit dem ersten Ausdruck „roth" hatte der Freiherr von Schorlemer nichts anzufangen gewußt und so nahm er den zweiten. Die Frage, was sich der Leser eigentlich dabei denken solle, scheint ihn nicht weiter beunruhigt zu haben.

Diese kleine Stichprobe war so amüsant, daß sie mich veranlaßte, die ersten paar Seiten ganz durchzulesen. Meine Erwartungen wurden „voll und ganz" erfüllt. Da wird: il avait fait d'innombrables passions mit „er war aus unzähligen Leidenschaften zusammengesetzt" verdeutscht (aber avoir und être bedeuten doch nicht dasselbe!), vicieuse, da, wo gerade die Lasterhaftigkeit besonders betont werden soll, mit „leidenschaftlich", impudique gar mit „vorlaut" übersetzt. Der Verfasser weiß nicht einmal — und das lernt man doch schon in der Secunda! —, daß riant à pleine bouche zu deutsch „aus vollem Halse lachend" heißt, und nicht „mit dem ganzen Munde lachend". Für drôle kennt er keine andere Uebersetzung als „komisch", so daß er den Satz fertig bringt: „Ich liebe sie also, aber in komischer Weise!" Ach nein, „komisch" findet der hier Redende seine Liebe nicht; „komisch" ist nur diese ganze Uebersetzung, — wenn sie nicht so traurig wäre. Dabei habe ich nur einen Theil der gröbsten Schnitzer, die sich auf ein paar Seiten finden, mitgetheilt; aber ich denke, es genügt. Maupassant ist todt und Deutsch hat er nie verstanden. Auch wenn er noch lebte, wäre ihm also erspart geblieben, seine liebliche Yvette in solcher Verarbeitung kennen zu lernen. Sonst hätte er wohl mit dem Baron Mikosch ausgerufen: „Arme Yvette, wie hast Du Dich verändert!"

Nun zu Baron Ompteda! Ich würde ihm Unrecht thun, wenn ich v. Schorlemer's Arbeit mit der Seinigen vergleichen wollte. Aber erfüllt sie, erfüllt vor Allem sein Stil die großen Verheißungen der Ankündigung? „Zur Einführung" überschreibt v. Ompteda die kleine, nur vierzig Zeilen lange Vorrede. Aber schon diese vierzig Zeilen genügen: sie enthalten auch nicht einen einzigen fehlerlosen Satz. Er beginnt: „Eigentlich ist Guy de Maupassant's Name zu groß, als daß es nöthig wäre, eine Uebertragung seiner Schriften in's Deutsche erst noch zu rechtfertigen. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß sich einzelne Leute in dem Irrthum befinden, als sei der Dichter ‚obscön'". Die Gegenüberstellung der beiden Sätze ist mindestens unbeholfen. In dem Irrthum sich befinden „als sei", ist falsch. Man befindet sich in dem Irrthum, der Dichter sei obscön. Nur hinter Worten wie „scheinen", „so aussehen" kann man mit

„als“ fortfahren, weil sie eine Vergleichung enthalten. Aber weiter! „Dieses Urtheil kann nach meiner Auffassung nur auf zweierlei Weise hervorgerufen sein: Entweder stammt es von Solchen, die nur ganz Einzelnes von ihm gelesen haben, oder von Solchen, deren Auge, statt auf die, auch für einen Franzosen unerhörte Schönheit des Stils und der Sprache, statt auf die unerreichte künstlerische Abrundung, statt auf seine abgründige Menschenkenntniß gerichtet zu sein, sich dem Geschlechtlichen in seiner Darstellung zuwandte.“ Man braucht schon eine ganze Weile, um sich in dieser Schachtelconstruction zurecht zu finden, wenn einem auch ein so schönes Sprachgebilde wie „ganz Einzelnes“, für das Ompteda sicher die Priorität beanspruchen kann, gleich im Gedächtniß haften bleibt. Dann aber, — was für eine wunderbare Logik in diesem Satze. Das Urtheil soll „auf zweierlei Weise hervorgerufen sein.“ Nun will man natürlich diese zwei Weisen erklärt haben. Statt dessen wird erzählt, das Urtheil „stamme“ von Solchen, die ... oder von Anderen ... Was ist das für ein confuses Denken! Aber weiter! „Gewiß bevorzugt der Dichter diese Seite, aber man möge nie vergessen, daß in französischer Art, Ausdrucksweise, Lebensführung und Auffassung die Beziehungen zwischen Mann und Frau viel freier sind, als bei uns.“ Mann und Frau? Ganz so schlimm werden doch die französischen Ehepaare nicht sein! Gemeint ist natürlich „Mann und Weib.“ — Unmittelbar dahinter fährt er fort: „Dazu darf man im Französischen Dinge sagen, die wir nicht sagen können.“ Man darf im Französischen „dazu“ sagen, was man will. Wenn man aber Deutsch kann, so muß man an dieser Stelle sagen: „überdies“ oder „zudem darf man ...“ Und weiter: „Ich möchte Maupassant ... als das angesehen wissen, wofür ihn die Kunstkenner halten, als ein novellistisches Genie ...“ Das zeigt ja von großer Bescheidenheit des Freiherrn von Ompteda. Aber wer den Maupassant „mit all' seinen Feinheiten“ übersetzen will, müßte doch eigentlich selber ein Kunstkenner sein! Es heißt dann weiter: „Eine Geschichte fällt mir ein: vor einer Bildsäule stehen ein Kunstkenner und ein Entrüstungsmensch, der die Figur mit entsetzten Augen betrachtet und sagt: ‚Sie ist ja nackt!‘ Worauf der Künstler, der nur das Kunstwerk bewundert, erstaunt antwortet: ‚Ach, darauf habe ich nicht geachtet!‘ Die Art zu sehen, trennte die Beiden durch Welten.“

Herrlich, etwas dunkel zwar,
Aber 's klingt recht wunderbar.

Ich wäre dem Verfasser aufrichtig dankbar, wenn er mir das mal klar machen wollte, wie „die Art zu sehen“ diese Beiden „durch Welten trennt“. Ein jedenfalls sehr complicirter Vorgang. Oder ob nur gesagt werden sollte, daß eine Welt die Anschauungen dieser Beiden trennte?

Da ich dem Leser bis jetzt auch nicht einen Satz dieser Vorrede ersparen konnte, so muß er nun noch den letzten hören: „Möchte Maupassant ... von so hohem Standpunkte aus betrachtet werden, wie er selbst als Künstler sah und stand.“ Aber das ist ja ein Attentat auf die Grammatik, vor dem ein Schüler zurückschrecken würde! Besonders hübsch ist das „wie er selbst sah und stand.“ Das erinnert an die Scherzfrage, die man den Nonanern gern vorlegt: wie viel sind drei Aepfel und vier Birnen!

So ist diese Vorrede beschaffen. Dabei habe ich das beständige Fortlassen des Hülfszeitwortes, schiefe oder unschöne Ausdrücke nicht auch noch jedes Mal — angestrichen, hätte ich beinahe gesagt. Man kommt sich wirklich vor wie ein Schullehrer, der Secundaneraufsätze corrigirt. Und mit dieser Vorrede will der Freiherr von Ompteda uns seine Verdeutschung Maupassant's empfehlen? Nicht die „Berechtigung, Maupassant in's Deutsche zu übertragen“, sondern seine Berechtigung dazu erscheint discutabel.

Und nun zu der Uebersetzung selbst! Ich werde nur einige Stichproben geben.

Seite 4 heißt es: „sie theilten den gleichen Geschmack.“ „Getheilter“ Geschmack ist nicht „gleicher“ Geschmack. Aber „gleichen Geschmack theilen“, das ist Unsinn. Auf der nächsten Seite steht bei Maupassant: le ciel ... dorait les arbres roussis déjà, frémissants d'un frisson d'hiver, d. h. er „vergoldete das schon roth gewordene Laub der Bäume, die ein winterlicher Hauch erzittern machte.“ Daraus macht der Uebersetzer „die vom Winterhauch schon zitternd braun gefärbten Bäume goldig überzog.“ Ist das eine neue Farbe „zitternd braun?“ Anders weiß ich grammatikalisch das „zitternd“ nicht unterzubringen. Ein Stück weiter heißt es: „Zwölf Schüsse klangen wie einer.“ Nein, Herr v. Ompteda, das ist physikalisch unmöglich. Zwölf Schüsse klingen viel stärker als einer. Wenn Maupassant schreibt „Les douze coups n'en firent qu'un, so meint er natürlich, die zwölf Schüsse knallten in demselben Moment los. Wie wenig exact der Uebersetzer denkt, zeigt folgende Stelle: „das Wasser ... kam zur Ruhe, während sich kleine Wellenkreise bis zum Ufer fortpflanzten.“ An der Stelle, wo etwas in's Wasser gefallen ist, bilden sich Wellenkreise, die immer größer werden, und Theile dieser Kreise pflanzen sich als kleine Wellen bis an's Ufer fort. Natürlich steht auch bei Maupassant nur: de toutes petites vagues s'en venaient jusqu'aux rives.

Immerhin hat der Uebersetzer bei der ersten kleinen Geschichte den Ton des Originals einigermaßen getroffen. Bei der zweiten ist ihm das ganz mißlungen. Der Dichter erzählt, wie ein Mann das Weib, das er sonst mit Leidenschaft liebt, nicht ertragen kann, weil sie ihn mit allen dummen Zärtlichkeitsausdrücken aus dem Thier- und Pflanzenreich in der geschmacklosesten Weise überhäuft. Hier muß der Uebersetzer, was uns Ompteda ja verheißen hatte, „frei übertragen“; er muß das ganze Lexikon der vulgären deutschen Liebessprache kennen und die entsprechenden Ausdrücke zu finden wissen. Französisch sagt man „mon petit chat“, deutsch aber immer dafür „mein Hundchen“. Denken wir uns, daß dieses Weib, das Maupassant mit allen einzelnen Zügen so greifbar deutlich zeichnet, deutsch spräche, so würde sie niemals „mein geliebter Kater, mein dickes Hähnchen, mein angebetetes Kaninchen“ sagen. Im Uebrigen stößt man auch in dieser Erzählung alle Augenblicke auf Fehler. Des choses... qu'on ne peut exprimer dans aucune langue, Dinge... die keine Sprache wiedergeben kann, wird übersetzt mit „Dinge..., die keine Sprache spricht“. Soll das etwa originell sein? Falsch ist es. Auch die Denkfehler kehren immer wieder. So heißt es „von der Stunde ab, wo..., war es für mich aus“. „Es war für mich aus“, das bedeutet einen definitiv eingetretenen Zustand, nicht einen sich wiederholenden. Es muß deßhalb „seit der Stunde“ gesagt werden, also z. B. „von der Stunde ab ... übersetzte ich täglich viele Seiten von Maupassant“, aber „seit der Stunde, wo ... habe ich es aufgegeben“.

In der dritten der kleinen Erzählungen gefällt sich Ompteda in einem merkwürdigen Jargon, den keine Menschenclasse spricht und der weder berlinisch, noch münchnerisch, noch wienerisch oder sonst was ist. Das ist um so weniger zu begreifen, als Maupassant an diesen Stellen sich nur so ausdrückt, wie Leute der guten Gesellschaft sprechen, wenn sie sich ein wenig gehen lassen: un froid à tuer les pauvres dans la rue. La Seine gelait; les trottoirs glaçaient les pieds à travers les semelles des bottines; le monde semblait sur le point de crever. Das übersetzt Ompteda: „so 'ne Kälte, um arme Leute auf der Straße gleich todt hinzuschmeißen. Die Seine fror zu. Auf den Trottoirs kriegte man Eisbeine gleich durch die Sohlen durch. Die Welt schien nicht weit vom Krepiren zu sein.“ Wer in aller Welt spricht denn so? Doch wahrhaftig nicht ein Schriftsteller oder Journalist; denn einen solchen läßt der Dichter hier reden. —

Ich habe bloß herausgegriffen, was mir auf den ersten dreißig Seiten bei flüchtiger Durchsicht aufgefallen ist. Aber

ich meine, es genügt. Wer so übersetzt und solches Deutsch schreibt, von dem darf selbst sein Verleger nicht behaupten, daß „seine congeniale Begabung es ihm ermöglicht, alle Feinheiten und charakteristischen Vorzüge des großen Franzosen in vollendeter Weise wieder zu geben." Selbstverständlich muß der Uebersetzer die fremde Sprache genau kennen; denn das ist die Vorbedingung. Aber die eigene Sprache muß er vollkommen beherrschen; denn das ist die Hauptsache. Das Erste kann man sich ohne große Mühe aneignen. Das Zweite wird der kaum erlernen können, dem das fehlt, was wir Sprachgefühl nennen. Aber immerhin kann man so viel lernen, daß einem nicht grobe Sprachschnitzer mit unterlaufen.

Ich kann zum Schlusse mit einem Geständniß nicht zurückhalten: ich habe bis auf diese Uebersetzung noch nichts von dem Freiherrn von Ompteda gelesen. Als ich aber die stattliche Reihe seiner Werke auf der Rückseite des rothen Heftchens aufgezählt sah, da fiel mir eine Stelle aus dem Lessing ein. Ein gewisser Meusel hatte sich an eine Uebersetzung der „Bibliothek des Apollodoros" gewagt und dadurch eine scharfe Kritik Lessing's herauf beschworen. In dieser heißt es: „Wir konnten, wie gesagt, die Uebersetzung des Herrn Meusel nicht nach seinen eigenen Schriften beurtheilen: wehe ihm, wenn man seine eigenen Schriften nach dieser Uebersetzung beurtheilen darf!"

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein Christbaum und eine Hochzeit.

Aus dem Tagebuch eines Unbekannten von F. M. Dostojewsky.

Vor einigen Tagen sah ich eine Hochzeit ... Doch nein, lieber erzähle ich von einem Christbaum ... Die Hochzeit war recht schön und gefiel mir wohl, doch das andere Erlebniß war vielleicht noch besser. Ich weiß gar nicht, wie mir beim Anblick der Hochzeit plötzlich wieder dieser Christbaum in den Sinn kam. Es kam, glaube ich, so:

Gerade vor fünf Jahren am Sylvesterabend lud man mich zu einem Kinderball ein. Der Einladende war ein bekannter, einflußreicher Mann aus der Geschäftswelt, mit vielen Verbindungen, vornehmen Bekanntschaften und einigen Anlagen zur Ränkesucht, so daß sich vermuthen ließ, der Kinderball sei bloß ein Vorwand für die Eltern, um anscheinend harmlos über manche wichtige Angelegenheit zu verhandeln. Ich war als völlig Unbetheiligter da, hatte keinen interessirenden Stoff zu bieten und verbrachte den Abend unabhängig als müßiger Beobachter.

Außer mir war noch ein Herr da, der aber eine Persönlichkeit war und Julian Massakowitsch hieß. Gleich beim ersten Blick konnte man erkennen, daß er ohne Zweifel ein Ehrengast war. Der Gastgeber und seine Frau sagten ihm eine Menge Liebenswürdigkeiten, machten ihm auf jede Weise den Hof, nöthigten ihn unaufhörlich zum Essen und Trinken und umschmeichelten ihn. Alle Gäste wurden ihm vorgestellt, aber er Niemand. Ich bemerkte eine Thräne in den Augen des Gastgebers, als Julian Massakowitsch in Bezug auf den Abend sagte, er habe selten einen so angenehm verlebt. Aber mir wurde in Gegenwart des Mannes ängstlich zu Muthe. Daher begab ich mich, nachdem ich noch an den Kindern mich ergötzt hatte, in das kleine Empfangszimmer. Es war leer. Ich nahm in der Blumenlaube Platz, die der Herrin des Hauses gehörte und fast die Hälfte des Zimmers einnahm. Die Kinder waren unglaublich munter. Sie wollten nicht den „Erwachsenen" gleichen, trotz aller Ermahnungen der Gouvernanten und Kinderfrauen. Im Nu war der Tannenbaum bis auf das Letzte geplündert, beinahe die Hälfte aller Spielsachen zerbrochen, bevor man noch feststellen konnte, wem sie gehören. Besonders nett war ein schwarzäugiger Bursche mit Lockenhaar, der mich mit seiner hölzernen Flinte immerfort erschießen wollte. Die größte Aufmerksamkeit aber lenkte seine Schwester auf sich, ein etwa elfjähriges Mädchen mit großen, sinnenden Augen. Sie war bescheiden und nachdenklich. Die anderen Kinder hatten sie gekränkt, sie kam daher in das Empfangszimmer, wo ich saß, und begann in einer Ecke mit ihrer Puppe zu spielen, Die Gäste zeigten mit Ehrfurcht auf ihren Vater, einen reichen Branntweinpächter; man flüsterte sich zu, seine Tochter bekomme einst 300000 Rubel Mitgift. Ich erwog, wer sich für diesen Umstand interessiren könne, und mein Blick fiel auf Julian Massakowitsch, der, die Hände auf dem Rücken, den Kopf zur Seite geneigt, dem Geschwätz der Gäste aufmerksam zuhörte.

Bei der Vertheilung der Geschenke mußte ich über das feine Verständniß der Gastgeber staunen. Das Mädchen mit der Mitgift von 300000 Rubel erhielt die theuerste Puppe. Dann folgten die Geschenke in absteigender Reihe, dem Range der Eltern all' der glücklichen Kinder gemäß. Das letzte Kind, ein magerer, etwa zehnjähriger Knabe mit röthlichem Haar und vielen Sommersprossen im Gesicht, bekam ein Büchlein Erzählungen ohne Bilder! Es war der Sohn der Erzieherin der Kinder des Hauses, einer armen Wittwe. Er bekam häufig Schläge und war dadurch sehr eingeschüchtert. Sein Jäckchen war aus billigem Nanking gefertigt. Nachdem er das Büchlein erhalten, ging er längere Zeit um die anderen Spielsachen herum; er hätte gern mit den anderen Kindern gespielt, doch er wagte es nicht; man sah, daß er seine Stellung bereits begriff.

Ich beobachte Kinder gerne, denn ihre ersten selbstständigen Regungen sind oft außerordentlich charakteristisch. So entging es mir nicht, daß dem kleinen rothhaarigen Gesellen die prächtigen Spielsachen der anderen Kinder besonders verlockend erschienen, vor Allen ein kleines Theater, worin auch er nur zu gerne eine Rolle übernommen hätte. Der Aermste lächelte und gab sogar seinen einzigen Apfel einem pausbackigen Jungen, der schon sein Taschentuch voller Naschwerk hatte, und ließ sich von einem Anderen auf die Schultern steigen, nur damit man ihn nicht ganz vom Theater verdrängte. Doch nur zu bald versetzte ihm ein anderer Bursche gründliche Püffe, ohne daß er es wagte, sich zu wehren oder zu weinen. Da erschien auch schon seine Mutter, die Gouvernante, und gebot ihm, die anderen Kinder doch nicht im Spiel zu stören, so daß dem armen Kinde nichts übrig blieb, als sich in das Nebenzimmer zu der Kleinen zu verziehen. Beide fingen nun sehr eifrig an, die schöne Puppe auszuputzen.

Ich saß schon eine halbe Stunde in der Laube und war, dem Geplauder der Kleinen mit den 300000 Rubeln und des rothhaarigen Knaben lauschend, im Begriff einzuschlummern, als plötzlich Julian Massakowitsch in's Zimmer trat. Er hatte eine Lärmscene der Kinder benutzt, um unbemerkt aus dem Saal zu schlüpfen. Ich hatte beobachtet, daß er mit dem Vater der reichen Erbin, dem man ihn eben vorgestellt hatte, über die besonderen Vorzüge eines Berufes vor einem anderen verhandelt hatte. Jetzt stand er in Gedanken versunken, als ob er etwas an den Fingern abzählte. „300 ... 300" flüsterte er, „elf ... zwölf ... dreizehn" ꝛc., „sechzehn ... fünf Jahr ... Wir nehmen an zu 4 %... 12, fünf Mal 12 macht 60 und für diese 60 ... nun vermuthlich noch fünf Jahre macht 400. Doch mit 400 läßt sich der Wucherer nicht genügen, der nimmt auch 8 und 10 %. Nun, gesetzt, es sind auch nur 500000, so ist das wenigitens unzweifelhaft — und was drüber Aussteuer, hm! ..." Seine Reflectionen schienen ihr Ende erreicht zu haben, er schnäuzte sich und wollte eben das Zimmer verlassen, als er dem kleinen Mädchen noch einen Blick zuwarf und stehen blieb. Er sah mich nicht, da ich zwischen dem Grün verborgen saß. Mir schien er äußerst erregt: hatte seine Berechnung so auf ihn gewirkt oder sonst etwas? Er rieb sich die Hände, es schien, als litte es ihn nicht auf einer Stelle, ja, als seine Aufregung bis zum Höhepunkt gestiegen war, blieb er stehen und warf der künftigen Braut einen zweiten forschenden Blick zu. Erst war's, als ob es ihn vorwärts triebe, doch vorher sah er sich um — dann schlich er sich auf den Zehen heran, näherte sich der Kleinen mit einem süßen Lächeln, beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf die Stirn. Diese hatte den Ueberfall offenbar nicht erwartet, denn sie schrie vor Schrecken. „Was machen Sie hier, mein liebes Kind?" fragte er flüsternd, indem er sich umsah und dem Mädchen die Wangen streichelte. — „Wir spielen." — „Ah! — mit dem da?" Massakowitsch sah den Knaben scheel von der Seite an. „Junge, Du solltest doch nach dem Salon zurück gehen," sagte er zu ihm. Der Knabe schwieg und starrte ihn an. Julian Massakowitsch sah sich nochmals um und neigte sich dann wieder zu dem Mädchen hin. „Das ist wohl eine Puppe, mein liebes Kind?" fragte er. „Eine Puppe," antwortete das Mädchen, das die Stirn runzelte und ein wenig Furcht bekam. „Und wissen Sie auch, liebes Kind, woraus Ihre Puppe gemacht ist?" — „Das weiß ich nicht ...," klang es zurück. Der Kopf des Mädchens sank tief herab. „Aus Lumpen, mein Herz — Du aber solltest in den Salon zu Deinen Altersgenossen gehen," wandte sich Massakowitsch streng an den Knaben. Dieser und das Mädchen steckten die Köpfe zusammen und hielten sich fest umschlossen. Sie hatten keine Lust, von einander zu lassen. „Und wissen Sie, warum man Ihnen diese Puppe geschenkt hat?" fragte Julian Massakowitsch immer leiser. „Ich weiß es nicht." — „Weil Sie die ganze Woche ein liebes und artiges Kind waren." Hier warf Julian Massakowitsch, der vor Erregung am ganzen Leibe zitterte, schnell einen Blick um sich und wisperte vor Aufregung und Ungeduld mit einer Stimme, die im Flüstern erstarb: „Und werden Sie mich auch lieb haben, mein liebes Fräulein, wenn ich zu Ihren Eltern komme?" Er wollte dem Mädchen nach diesen Worten nochmals einen Kuß geben, aber der rothhaarige Knabe, der das Mädchen dem Weinen nahe sah, faßte sie bei der Hand und begann vor Mitgefühl laut zu schluchzen. Julian Massakowitsch gerieth allen Ernstes in heftigen Zorn. „Fort, fort von hier, fort!" schrie er ihn an, „fort in den Salon, fort zu den Anderen!" — „Nein, das braucht er nicht, das soll er nicht! Gehen Sie fort!" rief das Mädchen, „lassen Sie ihn in Ruhe!" schluchzte sie, in Thränen ausbrechend.

Es klopfte Jemand an die Thür, Julian Massakowitsch zuckte zusammen und richtete seine hohe Gestalt auf. Doch der rothhaarige Knabe erschrak noch mehr als Julian. Er ließ das Mädchen und schlich

sich an der Wand aus dem Empfangszimmer in den Speisesaal. Um keinen Verdacht zu erwecken, ging auch Julian Massakowitsch dorthin. Er war krebsroth; vielleicht ärgerte ihn seine hitzige Erregung und seine Ungeduld, vielleicht hatte das Rechenexempel sein Gehirn so angegriffen, daß er wie ein Schulbube gehandelt und gleich über den Gegenstand seiner Wünsche hergefallen war, den er doch bestenfalls erst nach mindestens fünf Jahren zu erobern hoffen konnte.

Ich folgte dem würdigen Herrn auch in's Eßzimmer, und war so Zeuge einer seltsamen Scene. Julian Massakowitsch, noch immer hochroth vor Aerger und Zorn, bedrohte den rothhaarigen Knaben, der, immer scheuer vor ihm zurückweichend, kaum noch wußte, wohin er in seiner Herzensangst entschlüpfen sollte.

„Was machst Du hier, Du Lümmel, fort, fort! Du willst wohl Früchte mausen, was? Marsch, Du Schlingel, geh' zu Deinen Kameraden!" Der erschreckte Knabe entschloß sich zu einem verzweifelten Auswege: er versuchte unter den Tisch zu kriechen. Aber sein erzürnter Verfolger zog sein langes Taschentuch hrrvor und suchte, damit schlagend, das auf's Aeußerste geängstigte Kind unter dem Tisch herauszujagen. Der ziemlich corpulente Herr mit dem stattlichen Bäuchlein und den kräftig gerundeten Hüften keuchte und schwitzte und wurde immer röther, endlich stieg sein Unwillen, vielleicht auch seine Eifersucht bis zur Wuth, so daß ich nicht umhin konnte, laut auszulachen. Er wandte sich um und verrieth, ungeachtet seiner selbstbewußten Würde, seine große Verlegenheit. Im selben Augenblicke trat unser Wirth ein, der Knabe kroch unter dem Tisch hervor und wischte sich Knie und Ellbogen, indeß Herr Massakowitsch schnell sein Taschentuch, das er eben noch an einem Zipfel gehalten hatte, an seine Nase führte. Der Hausherr sah uns alle Drei etwas betroffen an, doch als ein Mann von Welt, der das Leben kennt und es von einem ernsten Standpunkt betrachtet, wußte er sich gleich zu fassen und benutzte den Moment, um seinen Gast allein fest zu halten. „Das ist der Knabe, für den ich die Ehre hatte, eine Bitte an Sie zu richten," sagte er, auf den rothhaarigen Burschen weisend.

„Wirklich!" erwiderte Julian Massakowitsch, der noch nicht ganz seine Fassung wieder erlangt hatte.

„Es ist der Sohn der Gouvernante meiner Kinder," fuhr der Wirth im Tone der Fürsprache fort, „eine arme Wittwe, die Frau eines ehrlichen Beamten, und daher, Julian Massakowitsch, wenn es Ihnen möglich wäre . . ."

„Ach, nein, nein," rief hastig Julian Massakowitsch, „entschuldigen Sie, es ist unmöglich. Aber ich habe mich bereits erkundigt, es ist keine Vacanz, und wenn auch eine wäre, so sind schon zehn Candidaten, die viel mehr Rechte haben als er, bedaure sehr — bedaure sehr."

„Das ist schade," wiederholte der Wirt, „ein so bescheidener, stiller Junge!"

„O, ein muthwilliger Schelm, wie ich bemerkt habe," antwortete Julian Massakowitsch, den Mund zu einem krampfhaften Lächeln verziehend. „Geh, Junge, was stehst Du noch da? Geh zu den andern Knaben," sagte er, sich an das Kind wendend. Doch konnte er sich nicht enthalten, dabei mit einem Auge auf mich zu schielen, und ich mußte ihm in's Gesicht lachen. Er wandte sich ab und fragte ziemlich laut, wer dieser wunderliche junge Mann sei. Dann verließen Beide mit einander flüsternd das Zimmer. Ich sah darauf noch, wie Julian Massakowitsch, unserm Wirthe zuhörend, mißbilligend den Kopf schüttelte.

Nachdem ich genug gelacht hatte, kehrte ich wieder in den Saal zurück. Hier war der große Mann schon wieder umringt von Familienvätern und Müttern, vom Wirth und seiner Gemahlin und sprach mit besonderem Eifer zu einer Dame, die ihn vorstellte und dasselbe kleine Mädchen an der Hand hielt, mit dem er vor zehn Minuten die Scene im Gastzimmer gehabt hatte. Er erging sich in Entzücken und Lobreden über die Schönheit, die Wohlerzogenheit des lieben Kindes, schwänzelte um die Mama und schmeichelte ihr. Sie hörte ihn fast mit Thränen der Rührung an und auch die Lippen des Papa's verzogen sich wiederholt zu einem wohlgefälligen Lächeln. Der Wirth schien sehr befriedigt über die frohe Stimmung seiner Gäste, man gebot sogar den Spielen der Kinder Einhalt, damit die Unterhaltung nur ja nicht gestört würde. Die Luft war sozusagen erfüllt von einer Art Ehrfurcht.

„Ist dieser Herr verheirathet?" fragte ich ziemtich laut einen meiner Bekannten, der Julian Massakowitsch am nächsten stand. Letzterer warf mir einen vernichtenden Blick zu. „Nein," erwiederte mein Nachbar, scheinbar auf's Unangenehmste berührt von meiner Tactlosigkeit, die ich mit voller Absicht beging.

— — — Unlängst führte mich mein Weg an einer Kirche vorüber. Ein Gedränge davor erregte meine Aufmerksamkeit. Um mich her hörte ich von einer Hochzeit sprechen, die Trauung sollte eben stattfinden. Der Himmel war bewölkt, es war ein grauer naßkalter Tag. Ich drängte mich durch die Menge der Gaffer mit hinein in die Kirche und sah den Bräutigam. Es war ein nicht mehr ganz junger, kleiner, recht wohlbeleibter Herr, etwas geziert und sichtlich bestrebt, möglichst jugendlich zu erscheinen; er lief höchst geschäftig umher. Endlich hörte ich auch sagen, die Braut sei angelangt. Ich drängte mich durch die Zuschauer und sah ein blendend schönes Mädchen im ersten Frühling der Jugend, doch die junge Schönheit sah zerstreut, blaß und traurig aus, mir schien es sogar, als verriethen ihre leicht gerötheten Augen die Spuren kaum getrockneter Thränen. Die Regelmäßigkeit ihrer feingeschnittenen Gesichtszüge verlieh ihr einen eigenartigen Reiz, ich möchte sagen eine Art Würde, bei Allem war jedoch der Zauber des früheren Kindergesichtes keineswegs geschwunden, ja es sprach sich darin noch immer etwas unendlich Naives, Kindliches, Unberührtes aus, das gleichsam ohne Bitte um Schonung flehte. Sie mochte kaum 16 Jahr alt sein. Als ich den Bräutigam schärfer ansah, erkannte ich in ihm Julian Massakowitsch, dem ich gerade vor fünf Jahren zum letzten Mal begegnet war.

Da fiel mein Blick auf die Braut . . . O, mein Gott! . . .

Hastig drängte ich mich aus der Kirche. Unter den Zuschauern hörte ich sagen, die Braut sei sehr reich, bekäme 500000 Rubel Mitgift und fast eben so viel Nadelgeld.

Er hatte sich also doch nicht verrechnet! dachte ich und stürzte auf die Straße hinaus.

## Aus der Hauptstadt.

### Jungconservativ.

Der Westentaschendiplomat aus Montabaur hat gesprochen — und was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Es ist nichts mit dem Wahlfeldzug im Jänner des neuen Jahres, auf den Herr Rickert wie sein Busenfeind sich schon vollkommen eingerichtet hatten; vor Mitte Juni werden die Paladine des Freisinns nunmehr kaum in die Lage kommen, getrennt zu marschiren und vereint geschlagen zu werden. Die im Entwurf bereits fix und fertigen Wahlflugblätter wandern wieder in den Arnheim, Abtheilung für unter Pari gesunkene Werthpapiere, und die mit hundert Mark Monatsgehalt und fünf Mark Tagesspesen angestellten Agitatoren brauchen ihre Revolver noch nicht zu putzen. Der grimme Entscheidungskampf ist vertagt, die Flottenforderung dank dem gescheiten Mann im Kastanienwäldchen so gut wie angenommen. Nun auch Herr Dr. Lieber eingefallen ist in Herwegh's temperamentvollen Cantus und mit Kreuz und Drislamme hinaus auf's Meer will, hat es fürderhin keinen Zweck, der zagenden Bevölkerung Gruselgeschichten von Septennat und Aeternat, siebenjähriger Bindung und schnöder Verletzung des Budgetrechtes zu erzählen. Das hübsche Antiflotten-Feldgeschrei, das beim Spießer wegen der im Hintergrunde lauernden neuen Steuern zweifellos gezogen hätte, ist ruinirt, unmöglich gemacht worden; kalt gestellt ward die Opposition durch den, der sich ihre höchste Hoffnung nennen durfte. Man sieht, seit Kiautschau neigen die Theehändler ungemein zu neckischen Ueberraschungen.

Das Dreifünftel-Ja, womit Lieber von Montabaur die Bemühungen Miquel's krönte, hat die schönen und sauberen Berechnungen des Berliner Freisinns durchkreuzt. Arm in Arm mit den Centrumsmannen wollten die Richterdemokraten, Arm in Arm mit den Nationalliberalen die Tischgäste Rickert's und Barth's wider die verhaßten Junker und Agrarier anmarschiren. Flottenfreundliche Wahlkreise der Conservativen hätte auf diese Weise der Tageblattfreisinn, flottenfeindliche dagegen sein derberer Bruder in Angriff genommen. Die Rollen waren ausgetheilt und Alles wohl bestellt; ob sich die Nation nun für Herrn Tirpitz erklärte oder ob sie seine genügsame Uferlosigkeit ablehnte, der Freisinn hätte auf jeden Fall von ihrer Stimmung profitirt. Lieber's unerwartete Schwenkung war wie Reif in der Frühlingsnacht. Die liberalclericale Coalition liegt zertrümmert am Boden, drohend steigt statt seiner das Schreckgespenst einer conservativ-ultramontanen Reichstagsmehrheit am Spatzenhorizont der Berliner Maßgebenden auf.

Und in der That, diese Gefahr, die dem hinsiechenden Thiergarten-cobdenismus und der talmiliberalen Zwischenhändlerpolitik den Gnadenstoß geben würde, läge nahe, wenn die conservative Partei ihre Zeit und deren Aufgaben begriffen hätte. Aber seitdem Hammerstein verschwunden ist, der trotz oder wegen seiner moralischen Verlumptheit ein höllisch schlauer Bursch war und der sich doch wenigstens etwas redlich verdient hat, nämlich den Haß des hauptstädtischen Freisinns, seit Hammerstein's Zusammenbruch ist die Partei führer- und ziellos. Bismarck's messerscharfe Bemerkungen haben sie nicht aufzurütteln, nicht zur Besinnung zu bringen vermocht. Von welcher Seite man sie auch betrachtet, überall bietet sie das triste Bild vollkommener Auflösung, hülfloser Zerrüttung. Mit fliegenden Fahnen zog die Armee von Tivoli aus. Man schien damals auf dem besten Wege, begangene schwere Fehler wieder gut zu machen, das heiße Sehnen nach einer conservativen, gut deutsch gesinnten Volkspartei zu erfüllen. Es hatte der Caprivi'schen Handelsverträge bedurft, die leichtfertig den treuesten Anhängern und Vertheidigern von Thron und Altar die Existenzmögtichkeit nahmen; der Bund der Landwirthe mit seiner frisch-frei-frohen Agitation hatte kommen müssen, ehe der altpreußische, allmälig fossil werdende Conservatismus sich gegen die Regierung auf die Hinterbeine zu setzen wagte. Aber dann begann auch eine Zeit ernsthaften Kampfes. Die führenden Männer scheuten weder allerhöchste Ungnade, noch wichen sie zurück vor scharfen Worten, die aus mißverständlicher Auffassung der Sachlage von Brodwucher sprachen. Die Kanitz, Plötz und Rösicke hatten die geistige Leitung der Partei an sich gerissen, hatten die unsicheren und denkfaulen Cantonisten, die in aller Gemüthsruhe für den österreichischen Handelsvertrag eingetreten waren, aufgerüttelt und die Herzen der bäuerlichen Bevölkerung gewonnen. Die agrarische Bewegung in den Dörfern, die sogenannte

antisemitische, richtiger antifreisinnige in den Städten gaben ein Paar derbe Zugpferde ab, und mit ihrer Hülfe brachten die Conservativen ohne Anwendung weiterer Apparate dem Börsenliberalismus die vernichtende Niederlage von 1893 bei.

Für eine kurze Zeit, so lange es ihr an Hals und Kragen ging, hatte die Partei alle gouvernementalen Gelüste und den im constitutionellen Staate überhaupt nicht angebrachten und nicht möglichen unbedingten Gehorsam gegenüber den Wünschen der Krone abgestreift. Noch nach dem Sturze Bismarck's, als die Eigenart und die sehr scharf ausgeprägten persönlichen Meinungen des Kaisers bereits Niemandem mehr ein Geheimniß waren, hatte man es in übel angebrachter Devotion für nöthig gehalten, dem verhängnißvollen Fehler der Majestät einen nicht minder verhängnißvollen der Partei auf dem Fuße folgen zu lassen und den in Ungnade gefallenen Alten im Sachsenwalde nach Petrusmanier zu verleugnen. Von den Nachwehen dieses furchtbaren Mißgriffes, der einer allerdings erklärlichen Feigheit entsprang, wird sich der altpreußische Conservatismus nie wieder erholen. Erst dem erbitterten wirthschaftlichen Kampfe um die Handelsverträge entsprang die spätere Bismarckbegeisterung eines großen Theiles der Conservativen. (Ein kleinerer Theil entbrannte in Bismarckliebe, weil solches Entbrennen nach der „Versöhnung" allergnädigst wieder erlaubt war.) Indem man lärmend für den Gestürzten demonstrirte, drückte man seine Mißstimmung über die neue Regierung des Herrschers und indirect über den Herrscher selbst mit wünschenswerther Deutlichkeit aus, ohne doch gerade eine Fronde zu bilden. Damals kam das Wort vom heimlichen Kaiser und vom Gegenkaiser auf. In der Hitze des Gefechtes, unter'm zermalmenden Drucke der Furcht vor gänzlichem wirthschaftlichen Ruin ging man, angespornt durch die Zurufe der Gesinnungs- und Standesgenossen, in schöner Entschiedenheit sogar weiter, als man sich wenige Monate darauf verzeihen konnte.

Aber die Renaissance der Partei, die die Verhältnisse selbst angebahnt hatte, das Auftauchen und sieghafte Durchdringen jungconservativer Gedanken scheiterte an der bescheiden-klugen oder dummpfiffigen Auffassung, die die Fractionstaktiker von conservativen Grundsätzen hatten. In erster Ueberraschung hatten sie dem agrarischen Ansturme nachgegeben und ihrer antisemitischen Seelenstimmung frei Ausdruck verliehen. Sobald aber bekannt wurde, daß des Kaisers Majestät weder mit der einen noch mit der anderen Richtung sympathisirte, wurden sie bedenklich. Sich in einen dauernden Gegensatz zur Krone zu bringen, war nie ihre Absicht gewesen und schienen ihnen zudem aller Ueberlieferung widersprechend. In ihren Augen stellte der Conservatismus keine Weltanschauung dar, sondern hatte nur die Aufgabe, eine treue Thronwacht zu bilden. Sie verwechselten die Begriffe conservativ und gouvernemental, unbewußt fälschten sie die conservative Idee, wie der moderne Freisinn die liberale gefälscht und prostituirt hat. Das historisch Gewordene zu schützen und in unablässiger, redlicher Arbeit so auszubauen, daß es auch in kommenden Jahrhunderten allen Stürmen Trotz bieten kann, — denn Fortentwickelung ist der einzige Schutz gegen Verwesung — diese schwere und hohe Pflicht des Conservatismus haben wohl die Rodbertus und Wagner erkannt, ihren Erben jedoch ist solche Formel zu complicirt. Aus der idealen Verpflichtung, die Monarchie an sich zu schirmen, sei es, gegen wen es sei, unter Umständen sogar gegen den Monarchen selbst, haben sie die persönliche Ergebenheit und Abhängigkeit von der Person des Herrschers gemacht. Sein Wille ist höchstes Gesetz, seiner Führung muß man folgen, auch wenn er in die Irre geht, seine Politik treiben, auch wenn sie unconservativ ist. Ihren classischen Ausdruck fand diese Versimpelung des reinen conservativen Gedankens in der Rede, die der jetzige Leiter der Kreuzzeitung vor Kurzem auf einem Parteitage hielt. Er führte zunächst sehr richtig aus, daß es sich mit conservativer Gesinnung völlig vertrüge, wenn ihre Anhänger in dieser oder jener Frage eine Meinung verträten, die von der des Monarchen abwiche; daß der Ausdruck dieser Meinung aber immer in einem Tone erfolgen müßte, wie er der Achtung vor und der Liebe zu dem Throne entspräche. Wenn aber die abweichende Meinung nicht durchdringe, dann gezieme den Conservativen nur ein ehrfurchtsvolles Schweigen. Hier offenbart sich die Knechtsgestalt, und hier liegt der grobe Denkfehler. Der Fürst des modernen Staates, den aufrecht zu erhalten Sache der Conservativen ist, weil ohne ihn die überkommenen Einrichtungen nicht aufrecht zu erhalten wären, dieser Fürst ist der primus inter pares. Politisch ebenbürtig steht ihm das Volk, die Volksvertretung gegenüber oder zur Seite. Weder darf das Königthum vom Parlamente abhängen, noch umgekehrt das Parlament unter den Willen des Königs gebeugt werden. Das ist der Sinn der preußischen Charte, die eine starke, aber keine absolute Monarchie schaffen wollte. Wenn die Conservativen, in deren Namen Herr Kropatschek sprach, wirklich an das Recht der Krone glauben, ihren Willen gelegentlich auch gegen die abweichende Meinung des Parlaments durchzuführen, und wenn sie diesen Willen zu unterstützen geneigt sind, dann dürfen sie sich nicht mehr conservativ nennen. Dann stellen sie sich außerhalb des geltenden Verfassungsrechtes, wie eine Partei etwa, die die Einführung der Republik betreibt, und dann sind sie revolutionär wie diese. Dann versetzen sie, die doch, und mit ganzem Rechte, auf Linderung der agrarischen Noth durch große Mittel dringen, sich selbst eine klatschende Ohrfeige. Der Kaiser hat den Antrag Kanitz undurchführbar genannt und dem Herrn von Podangen seine Ungnade deutlich fühlen lassen. Trotzdem halten die Conservativen noch immer an den Forderungen fest, die der Antrag des Grafen aufstellt. Sie stehen also andauernd in bewußtem und offenem Gegensatze zu einer Willensmeinung der Majestät, statt pflichtgemäß ehrfurchtsvoll zu schweigen.

Die in den Victoriasälen proclamirte Taktik der Altconservativen ist ihnen, wenn man das so nennen darf, zu gleichen Theilen Verstandes- und Herzenssache. Sie wünschen sich einerseits dem Fürsten angenehm zu machen, und auf der anderen Seite liegt ihnen thatsächlich an der Erhaltung der Autorität, deren oberste Spitze naturgemäß im ersten Diener des Staates, im Herrscher, zu erblicken ist. Wer aber der Krone, ehrlicher gesagt, dem jeweiligen Träger der Krone, das Recht zuspricht, seine eigene Politik zu machen, — und unzweifelhaft hat er das Recht — der zerstört damit die heuchlerische, noch immer angstvoll aufrecht erhaltene Fiction, daß der Monarch über den Parteien stehe und nicht in den Parteikampf gezogen werden dürfe. Diese Satzung ist thöricht, schädlich und verlogen, aber nichts destoweniger constitutionell, und sich gegen sie auflehnen, heißt sich gegen die Verfassung auflehnen. Das darf jedoch eine conservative Partei, die ihre Aufgabe begriffen hat, nun und nimmer thun. Nur die Befugniß, eine gesetzliche Aenderung und Verbesserung des erkannten Verfassungsirrthums herbeizuführen, steht ihr zu. Wilhelm II. nimmt regen Antheil an den politischen Kämpfen der Zeit, und außer den Doctrinären rechts und links wird ihm das Niemand verargen. Aber hat er sich einmal zu frischem, frohem Gefechte in die Arena begeben, so ist es selbstverständlich, daß er dem Widersacher Antwort und Gegenhieb gestattet, daß er dann nicht Autorität, sondern Parteimann sein will. Im öffentlichen Geistesleben entscheiden ausschließlich die besseren Gründe, sonst Nichts. Ein Zustand, wie er den Kropatschek'schen Maximen entspringen würde, wäre nach deutschen Begriffen lakaienhaft und unseres Volkes unwürdig. Mit derartigen Lehren muß man doppelt vorsichtig sein in einer Zeit, wo all' und jede Autorität wankt und die Kritik vor keinem überkommenen Geheimnisse und keinem Mandarin mehr ehrerbietig verstummt. Man soll heute noch nicht prophezeihen, was die Geschichte dereinst von Wilhelm II. sagen wird. Die Thatsache indeß, daß er ein freimüthiger, immer ehrlich seine Ansicht offenbarender Fürst gewesen ist, kann sie nur dann zu seinem Ruhme auslegen, wenn die Bürger des Reiches ihm mit demselben Freimuth und derselben Ehrlichkeit ihre Ansichten offenbarten. Das darf nicht vergessen werden, wer sich conservativ nennt und deßhalb gehalten ist, das Ansehen des Königs auch der Geschichte gegenüber zu wahren.

Wichtigere Interessen als das Avancement des Sohnes bei der Garde, des Neffen im Verwaltungsdienste, als die Wonne einer Einladung zu Hofe stehen für die conservative Partei auf dem Spiele, und weitsichtigere Beweggründe müssen ihr Verhalten bestimmen. Das Schicksal der Parteien in Ländern mit dem allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechte hängt nicht von ihrer persönlichen Stellung zum Staatsoberhaupte, sondern von dem Kraftzufluß aus den werthschaffenden Schichten der Bevölkerung ab. Ist der preußische Conservatismus, der eine reiche Fülle von Intelligenz und staatsmännischer Klugheit, sogar von Temperament und agitatorischem Vermögen umfaßt, gewillt und im Stande, sich zu verjüngen, so wird seine Position im Laufe der Jahre um so stärker werden, je mehr die wirthschaftliche Gesundung des Mittelstandes zunimmt. Versäumt er die Gelegenheit zu ausgiebiger Blutauffrischung, so ist seine Ablösung durch moderner gerichtete, sich radicaler geberdende Parteien nur noch eine Frage der nächsten Zeit. Durch die agrarische Bewegung sind die Kerntruppen des Conservatismus, die früher blindlings, in glücklicher, dumpfer Unwissenheit stimmten, nachdenklich und vorsichtig, sind politisch erzogen worden. Sie auch in Zukunft treu bei der Fahne zu halten, ist schwerer als es in der Vergangenheit war. Sie werden mäkeln und prüfen, werden versucht sein, den Alten zu Gunsten der Neuen den Rücken zu kehren. Im Interesse einer ruhigen, harmonischen Entwicklung wäre es aber zu bedauern, wenn allzu jugendliche und allzu stürmische Erben in's conservative Besitzthum gelangten und wenn sich dabei herausstellte, daß die Jungconservativen alles Andere eher als conservativ sind. Caliban.

---

## Zwei Collectiv-Ausstellungen.

(Constantin Meunier und Arnold Böcklin.)

Die schöne Sitte, große Meister der Kunst gelegentlich durch Collectiv-Ausstellungen zu ehren und dadurch den Mitlebenden eine leichtere Ueberschau und ein tieferes Erfassen ihres Gesammtwirkens zu ermöglichen, bürgert sich erfreulicher Weise immer mehr ein. Berlin hat zur Zeit den Genuß und die Ehre, zwei der Gewaltigsten, die unser Jahrhundert geschaut hat, beide schon ergraute Veteranen von gewissermaßen historischer Wucht, in seinen Mauern durch eine sinnvolle Auswahl ihrer Werke gleichsam zu beherbergen: den belgischen Menschenbildner Meunier und unseren lieben Baseler Fabelmeister Böcklin. Von Beiden ist vor Kurzem hier geredet worden (Nr. 36 u. Nr. 42 dieses Jahrgangs), und es braucht daher heute im Ganzen nur darauf zurückverwiesen zu werden, während einige allgemeine Bemerkungen vielleicht am Platze sind.

Die erste dieser Bemerkungen gelte der neueröffneten Kunsthandlung von Keller und Reiner, Potsdamerstraße, welche das große Verdienst

für sich in Anspruch nehmen darf, den in Berlin wohl noch gänzlich unbekannten Meunier den reichshauptstädtischen Kunstfreunden vorgestellt zu haben. In der That ein glänzender und vielversprechender Anfang für dieses junge Unternehmen, das wir schon um deswillen freudig willkommen heißen, weil es möglicher Weise berufen ist, eine sehr fühlbare Lücke im öffentlichen Kunstleben Berlins nach und nach auszufüllen. Es scheint nämlich, daß der Salon der Herren Keller und Reiner es sich zur Aufgabe gesetzt hat, den praktischen lebendigen Zusammenhang zwischen sogenannter großer und sogenannter gewerblicher Kunst in seinen Ausstellungen zu betonen. Es ist jedenfalls schon jetzt höchst angenehm zu beobachten, wie wenig der Charakter eines Kunstwaarenhauses dem Eintretenden, erkältend und ernüchternd, entgegentritt. Vielmehr waltet bereits in der Anlage der vorderen Verkaufsräume eine geschmackvolle Gefälligkeit, die Einen gleich in eine gedämpft-künstlerische Atmosphäre bringt. Der kegelbahnartige Gang, der alsdann zu den hinteren und seitlichen Gemächern führt, ist freilich vom Bösen und wird wohl so oder so beseitigt oder durch anmuthige Einfälle verdeckt werden müssen. Doch Alles in Allem findet man Räume, in denen ein behagliches ästhetisches Verweilen ist. Bequeme Möbel von einfacher geschmackvoll-moderner Art, zum Sitzen und Ruhen ladend, sind bequem umhergestellt. Teppiche dämpfen den Laut. Tische mit ausliegenden Kunstfolianten, erlesenen Novitäten des Büchermarktes, vornehmen Zeitschriften locken zu belehrendem Verweilen. Und ich glaube bemerkt zu haben, daß diese ganze Umgebung auf das Berliner Publicum wohlthätig und in gewissem Sinne erzieherisch einwirkt. Es tritt leiser, gemessener, ehrfürchtiger auf, als man es bei ihm gewohnt ist. Fast regt sich etwas bei ihm wie ein Culturbewußtsein. Sollte die östliche Barbarei wirklich bei uns allmälig in's Weichen kommen?

Doch nun zu Meunier, und es sei mir verstattet, ihn mit Böcklin (Ausstellung in der Akademie), dem er so ferne zu stehen scheint, recht nahe zusammen zu rücken. Der Eine bildet in Erz und Stein moderne Grubenarbeiter, der Andere dichtet in Farben von Nymphen und Faunen und göttlichen Lebewesen. Der Eine schaut den Horizont umwölkt, rußige Rauchmassen dampfen aus qualmigen Schloten und zwischen Lavahügeln laufen geschwärzte Schienengeleise — der Andere öffnet vor uns majestätische Gefilde, in Sonnenträumen lachend, oder von pathetischem Schicksalswillen machtvoll durchbraust. Wo ist da eine „Ähnlichkeit zu finden?" Größere, unvereinbarere Gegensätze scheinen künstlerisch undenkbar.

Und doch giebt es ein doppeltes Bindeglied für die Beiden: die Antike und die Natur. Böcklin's Zusammenhang mit der Antike ist oft genug und meist über Gebühr hervorgehoben worden. Auf Meunier's Wahlverwandtschaft mit den großen griechischen Meistern hat kein Geringerer als der treffliche Archäologe und Director der Dresdener Seulpturensammlung Georg Treu nachdrücklich hingewiesen. Auch von mir wurde bei jener früheren Gelegenheit darauf hingedeutet, daß Meunier seine Arbeitergestalten, trotz alles äußeren Naturalismus, innerlich adelt und gleichsam heroisirt, und man könnte wohl, um seine Art zu bezeichnen, von pathetischem Realismus reden. Treu macht nun (im neuesten Pan-Heft) darauf aufmerksam, wie dieses innere seelische Element, diese Vornehmheit der Auffassung, durchaus auf formalen Anschauungsmotiven, auf dem stilistischen Empfinden des Künstlers beruht. Und mit überzeugender Kraft ruft Treu vor gewissen Meunier'schen Köpfen, Nackenbildungen, Bewegungsmotiven die Erinnerung an altdorische Kunst wach, wie sie sich für uns zumal im Namen „Polyklet" verdichtet. So giebt uns Meunier in den Bildern der scheinbar gedrücktesten Menschheit doch auch eine Ahnung jener Uebermenschheit, wie sie der Zukunfts-Visionär, wie sie der Dichter erträumt. Er zeigt den Menschen im Kampf mit seinem Schicksal, einem harten, furchtbaren, zerreibenden Schicksal, aber er zeigt uns diesen Menschen, wenn auch zerschunden und geplackt, so doch innerlich aufrecht, trotzig, unbeugsam und zukunftsgewiß. Er zeigt „den Menschen, der dem Schicksal gewachsen ist" — nach dem schönen Wort Richard Dehmel's. Also dem künstlerischen Formgefühl nach, wie nach seiner innern Gesinnung steht Meunier der Auffassung der Antike durchaus nahe, von der er nicht minder einen tiefen und belebenden Athem empfing als sein großer Antipode Böcklin.

Aber gerade weil sie durch die Antike geeint werden, werden die beiden Künstler auch durch die Natur einander nahe gebracht. Denn im Grunde haben sie ja nichts Anderes mit der Antike gemeinsam als das hohe und edle Verhältniß zur Natur. Es ist für das Verhältniß zur Natur nicht entscheidend, ob man Landschaften und Fabelwesen oder ob man wirkliche Menschen bildet. Das glaubte man nur in jenen jetzt überwundenen unmündigen Zeiten, wo man sich in der Noth ästhetischer Unberathenheit und Verwahrlosung möglichst an das Stoffliche klammerte. Hans Dahl hat z. B. scherzende Wassernymphen gemalt, aber er hat sich damit weder in die Nähe Böcklin's noch Wagner's noch der Antike gerückt. Denn seine Wassernymphen sind nichts Anderes als seine altgewohnten norwegischen Bauernmädchen, gerade so pausbäckig, ölglänzend und süßlich-gespreizt wie auf allen anderen Bildern von Dahl, nur daß sie in diesem Ausnahmefalle den zweifelhaften Vorzug genießen, unbekleidet zu sein, wodurch sie zwar nackt geworden sind, im Sinne des Ausgezogenseins — aber nicht im Sinne eines elementaren Daseins. Erst der Sinn für das Elementare, d. h. für Dasjenige, was sich der schulmäßigen Beobachtung entzieht und aus Kleinlichkeiten niemals zusammenmosaicirt werden kann, erst das macht den Unterschied aus im Verhältniß des Künstlers zur großen Allmutter Natur. Es mag metaphysisch klingen, wenn ich sage: der echte Künstler soll uns nicht die Außenform, er soll uns den Sinn der Natur (soviel als möglich mit der Außenform) geben — aber ist die Kunst nicht selbst „Metaphysik", etwas das über die Natur hinausgeht?! Objectiv über die Natur hinausgehen, das ist freilich nicht möglich. Denn die Natur steckt in Allem, auch im verwegensten Künstlertraum, als die unergründliche, unerschöpfliche Kraftspenderin. Aber subjectiv über die Natur hinaus zu gehen, d. i. über die werktägliche Anschauung der Natur, das ist nicht bloß möglich, sondern des Künstlers eigenster Beruf. Das ist es einzig und allein, was ihn vom Nicht-Künstler unterscheidet. Und daher wird niemals ein echter Künstler bloßer Nachahmer und „consequenter Realist" sein. Stets wird auch zur getreuesten Copie irgend ein undefinirbares mystisches Element hinzutreten, in dem sich sein kosmisches Gefühl verräth, sein sicherer Instinct für das große Weltganze offenbart. Das Weltganze aber klingt für Den, der echtes Kunstempfinden hat, in den Meunier'schen Bergarbeitern ebenso stark und vernehmlich mit als in den natursymbolischen Fabel- und Farbendichtungen eines Arnold Böcklin.

Franz Servaes.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Mädchentraum". Spiel in drei Acten von Max Bernstein. (Deutsches Theater.) — „Bartel Turaser". Drama in drei Aufzügen von Philipp Langmann. (Lessing-Theater.)

Eine schwärzlich wimmelnde Heerde von Applausejungen bevölkert bei jeder Erstaufführung das hintere Parquet und die oberen Ränge des Musentempels in der Schumannstraße, den ironische Schöpferlaune „Deutsches Theater" getauft hat. Sie übte ihrer Hände Kraft auch während der beiden ersten Aufzüge des Bernstein'schen „Mädchentraums" mit jener wilden Energie, die entweder auf unzeitigen und unangemessenen Biergenuß oder auf angemessene Bezahlung, resp. bedeutende Preisermäßigung, schließen läßt. Diese beiden ersten Aufzüge des „Spieles" stellen in ihrer Art ungefähr das Dümmste dar, das eine begrenzte Advokatenphantasie austüfteln kann. Jeder Berliner Reporter, dem man den Auftrag gäbe, ein Verslustspiel zu schreiben, zöge sich zweifellos anständiger aus der Affaire als dieser Münchner Herr, der seiner auch dichtenden, doch immerhin verhältnißmäßig begabten Frau unlauteren Wettbewerb macht. Die Idee des Stückes — „Idee" ist als technischer Ausdruck anzusehen, ohne jede Verbindlichkeit — beruht darauf, daß ein sechzehn- oder siebzehnjähriges Prinzeßchen, das die Welt „nur aus Büchern" kennt, zum Regieren gelangt, ihr sündhaftes Reich mit eins in ein tugendhaftes verwandeln will, alle nicht heirathslustige Liebe, alles Duelliren, Sausen, Schwören, Lügen bei harter Pön verbietet. Der Blüthenstaub der Neuheit haftet auf diesem Motive grade nicht, aber ein bischen Witz, sogar ein bloßes bischen Laune hätte schon etwas daraus machen können. An Bernstein's Stück ist interessant nur die Kunst, trotz aller Quälerei nicht das Geringste aus dem Stoffe zu machen. Der Rechtsanwalt hat alle bekannteren Reimspiele der Neuzeit mit heißem Bemühen studirt und sich an sie angelehnt; er hat jeden Coulissenspaß der altspanischen Theaterliteratur gewissenhaft benutzt, allen aufgelesenen Humor passend angebracht, und er wird sehr erstaunt sein, zu hören, daß selbst Abrahamsohn, der Kleistverarbeiter und Zugrunderichter des Käthchens von Heilbronn, an seiner humorverlassenen Bühne noch kein spaß- und salzloseres Zeug aufgeführt hat. Alle „komischen" Figuren des Urgroßvaterspieles finden sich in der Bernsteiniade wieder: der fluchende Söffel, der gelehrte Liebende, die männerwüthende alte Jungfer — und all' diese Figuren sind genau durchschablonirt, Strich für Strich. Der Autor hat nicht einmal den Versuch gemacht, ihnen ein modernes Schwänzlein anzuhängen: der antiquirte Stumpfsinn ist sorgsam ausgegraben und mit allen Würzelchen verpflanzt. Und wie armselig gestaltet sich das Spiel, wie jämmerlich ist es mit der Erfindungsgabe unseres Märchenpoeten bestellt! Aus dem Motiv, das er gewählt hat, müßten die dramatischen Wirkungen strahlenweis aufschießen, sollte man meinen. Bei ihm aber beschränken sie sich auf den Ulk, daß der Trunkenbold seinen Wein mit Wasser vermischt trinken muß, daß ihn der Hofmarschall unterbricht, sobald er zu fluchen anhebt, daß das Wort Liebe nicht ausgesprochen werden und kein Paar mehr miteinander plaudern darf. Gerechter Grillparzer, dessen liebliche und phantastische Märchendichtungen ein Klüngelbruder in einem Athem mit dem elenden Machwerke Bernstein's zu nennen gewagt hat! Eine eigentliche Handlung findet sich überhaupt nicht, Alles bleibt in Ansätzen und Episodenkram stecken. Zwei- oder dreimal sagt man sich hoffnungsvoll: Aha, nun kommt der Conflict! Aber er kommt nicht, der Herr Verfasser hat es besser mit uns vor und geht rasch zu einem andern Gegenstande der Tagesordnung über. Uns die angeblich bücherkluge, versonnene und verträumte Prinzeß und ihren gescheidten jungen Rath irgendwie näher zu bringen, dendt ihn überflüssig, und der Erfolg hat ihm ja Recht gegeben. Als im dritten Acte die weltfremde, liebehassende Träumerin von ungefähr zum beseelten, hingebenden Weibe ward, kannte der Jubel keine Grenzen mehr, und Frau Sorma hatte Hand in Hand mit Kainz, der an diesem Abend in seiner besten Premièrenlaune war, wieder einen neuen Zweig des bekanntlich hochstehenden Lorbeers gepflückt. Bern-

stein's Technik hätte noch liederlicher und kindischer, seine Reime hätten noch Wilhelm-Buschhafter und unreiner sein können — der Triumph wäre doch vollkommen gewesen. Da Herr Bernstein in München wohnt und die „Fliegenden Blätter" über die Gasse geliefert bekommt, versteht es sich bei den ihm einmal eingeborenen Principien natürlich von selbst, daß er ihnen auch in Hinblick auf den Dialog ausgiebig huldigte und das beliebte Witzblatt mit Anstrengung und Nachdruck benutzte.

Bessere Kunde ist diesmal aus dem Lessing-Theater zu melden. In Philipp Langmann — ein Name, an den man sich jetzt gewöhnen muß — ist dieser und damit der deutschen Bühne überhaupt eine neue, starke und verheißungsvolle Begabung entstanden. Das dreiactige Drama „Bartel Turaser" des jungen Brünners, das mit ziemlich unbestrittenem Beifall aufgenommen worden ist, verräth noch durchaus die unsicher tastende Hand des Anfängers, aber ebenso oft sieht man die dreist zupackende Klaue des Löwen, und trotz aller Unebenheiten und Entgleisungen fesselt die Arbeit von Anfang bis zu Ende. Langmann hat einen allgemein menschlichen Conflict in dem ihm wohlbekannten „Milieu" der österreichischen Arbeiterbevölkerung sich abspielen lassen und so versucht, das Interesse seiner Zuhörerschaft nach zwei Seiten hin zu fesseln. Der Titelheld, ein armer Färber, begeht um seines geliebten kranken Kindes willen an den Genossen, die mit ihm im Ausstande sind, häßlichen Verrath. Er läßt sich durch die schwer vergoldeten Versprechungen eines schurkischen Werkmeisters und durch die leidenschaftlichen Bitten der eigenen Frau dazu bewegen, einen Meineid zu schwören, der den Werkmeister rettet und die Genossen in's Unrecht stellt. Aber er soll des Judaslohnes nicht froh werden; seine beiden Kinder sterben, und dies Strafgericht Gottes peitscht das ohnehin wild erregte Gewissen des „nicht zum Schuft geborenen" Mannes, so daß er hingeht und sich selbst dem Gerichte überliefert. Schon aus dieser Wiedergabe des Kernes der Handlung ist zu erkennen, daß Langmann den Stoff noch nicht zu meistern versteht, daß Zufälligkeiten und von außen hereingetragene Ereignisse die Katastrophe vorbereiten. Der Verfasser kennt seine Schwächen. Er hat sich nicht damit begnügt, sie durch frische Natürlichkeit der Sprache und getreue Localfärbung zu verbergen, er hat sich auch alle erdenkbare Mühe gegeben, uns das Geschehniß dadurch menschlich näher zu bringen, daß er es durchaus als Einzelfall hinstellt. Seinem Turaser stehen tausend Entschuldigungen zur Verfügung; Langmann zeigt eine gradezu durchtriebene Erfindungsgabe bei der Austüftelung immer neuer Gründe für die verbrecherische That des Helden. Am Ende hat Turaser, betrachtet man's bei Lichte, nicht einmal einen wirklichen Falscheid geschworen, und der gelahrte Rechtsanwalt, der den Fall zuletzt juristisch zusammenfaßt, könnte ihm ganz gut die höchst wahrscheinliche Freisprechung in Aussicht stellen. Auch giebt es ja in Oesterreich einen Paragraphen, der die Strafbarkeit einer Handlung ausschließt, die „unter unwiderstehlichem Zwange" erfolgt ist. Daß Turaser diesen unwiderstehlichen Zwang erduldet hat, dessen sind wir im qualvollen ersten Acte allesammt Zeugen gewesen, und man wundert sich ernstlich über die Vergeßlichkeit des Advokaten, der die naheliegende linde Tröstung nicht zur Hand hat. Turasers Schicksal freilich wird durch all' die erläuternden und ihn reinwaschenden näheren Umstände zu einem Ausnahmefall; es sieht sich merkwürdig erklügelt an. Daß es trotzdem ergreift und manchmal innige Theilnahme erzwingt, ist ein vollgültiger Beweis für das hohe Können des Dichters. Seine Ausdrucksformen mögen ungeschickt sein; Redseligkeit und Rührseligkeit mögen allzu häufig an die Stelle bündiger Seelensynthese treten, der dramatische Nerv des Stückes mag des öfteren völlig abgetödtet scheinen — der Poet entläßt uns doch nicht aus seinem Banne. Die Arbeitercharaktere sind mit Kraft und Kunst umrissen, einige, so die Frau Turasers, schlechtweg meisterhaft zu nennen; der Dialog ist den Bewohnern der deutschböhmischen Industriebezirke abgelauscht, giebt mit entzückender Genauigkeit ihr Denken und Fühlen wieder. Und dennoch plagt es in jeder Scene den Verfasser einmal, papiern zu werden und erhofften Augenblickseffecten zu Liebe in's unwahrste Theaterspiel zu verfallen. Mit seiner lang' und breiten Sentimentalität kann er dann unerträglich werden, ohne allerdings im Stande zu sein, den Eindruck vorangegangener prächtiger und ergreifender Seenen abzuschwächen. Man sieht, die Kritik kommt bei Langmann aus dem Wenn und Aber nicht heraus, und ebenso wenig aus dem dringenden Bedürfniß, von Herzen zu loben. Er hat sich mit seinem Erstlingswerke die Bühne erobert; wir hoffen und verlangen von ihm, daß er sich auch die Literatur erobere.

## Notizen.

Es gab eine Zeit — zu Anfang der Achtzigerjahre etwa — da war im deutschen Buchhandel kein Schriftsteller wegen seines Ideenreichthums und praktischen Sinnes höher cotirt, als Joseph Kürschner. Er schien Emil de Girardin's journalisten Wahlspruch: Une idée par jour auch zu seiner Devise gemacht zu haben, und alle Verlagswerke, die er hervorrief oder herausgab — wir erinnern nur an Scherr's „Germania", Hellwald's Erdbeschreibung, „Vom Fels zum Meer" — hatten großen Buchhändlererfolg. Sogar Wilhelm Scherer, der mit Hülfe seiner journalistischen Leibtrabanten eine führende Rolle spielen wollte, sah seine Kreise von diesem Bieneneifer gestört und veranlaßte in einem freisinnigen Käseblättchen eine „vernichtende" Satire von dem „literarischen Allerwelts-Kürschner, der den Pelz waschen will, ohne ihn naß zu machen." Natürlich lachte Kürschner über diese Gegnerschaften, aber auch sein Glück blieb vom Rückschlage nicht verschont. Die allzu groß angelegte „Deutsche Nationalliteratur" war ein wenigstens geschäftlicher Fehlschlag, vom Richard Wagner-Jahrbuch erschien nur ein Band, der „Zeitgenosse" und das Paul Lindau'sche „Neue Berlin", beide als Concurrenzblätter der „Gegenwart" angelegt, gingen nach dem ersten Dutzend Wochennummern ein. Später trat der Unermüdliche mit einem anderen Verlag als literarischer Beirath in Verbindung, aber erst heute, wo er auf eigenen Füßen steht und unter der Firma: Hermann Hillger in Berlin seine Ideen selbstständig ausgestalten kann, zeigt er mit jedem neuen Werke, daß er noch immer der deutsche Girardin ist, untrüglich in seinem Scharfblick, rastlos in seiner Schaffenskraft und fast immer glücklich in seinen Unternehmungen. Sein „Bücherschatz", der Engelhorn's Romanbibliothek weit überflügelt und sogar der Reclam'schen Universalbibliothek scharfe Concurrenz macht, sein einbändiges Conversationslexikon, sein Weltsprachenlexikon, sein Staatshandbuch sind solche standard works. Und nun kommt er zum nahen Feste wieder mit einem Prachtbuch: „Frau Musika", das alle Künste, Poesie, Musik und Malerei, in sich vereint, ein origineller Schatz für das Haus, der die schönsten Lieder und Compositionen für das Clavier von Mozart, Beethoven, Weber, Mendelssohn, Chopin, Schubert, Schumann u. s. w. mit Kürschner's poetischem Text und reizenden Bildern von Schrötter in geschmackvollster Ausstattung enthält. Frau Musika bringt für alle Feste des Jahres, für alle Stunden des Lebens eine Fülle herrlichster Melodien: Choräle und Liebeslieder, Gesänge für Jung und Alt, für Jäger, Studenten und Soldaten, Märsche, Tänze und die anerkannten Meisterwerke, Salonstücke, Sonaten und andere Schöpfungen unserer ersten Tondichter. Das Buch wird gewiß einen guten Einfluß auf Familie und Geselligkeit ausüben. Auch der Bilderschmuck weicht ab von der landläufigen Behandlung; er dankt einem wirklichen Künstler sein Entstehen. Kurz, Kürschner hat zum Weihnachtsfeste wieder einmal den Vogel abgeschossen.

Von Josef Lauff, dem vom Kaiser protegirten Kölner Dichter und Artilleriehauptmann, dessen patriotisches Schauspiel „Der Burggraf" im verflossenen Frühjahr bei Gelegenheit der Festspiele in Wiesbaden aufgeführt wurde, ist eine Stadtgeschichte aus der alten Rheinstadt: „Im Rosenhag" soeben bei Albert Ahn in Köln erschienen. In frischen Farben wird uns die „heilige" Stadt an der Pfaffenstraße im mittelalterlichen Glanze der Kunst ihres Meisters Stefan und seiner „Madonna im Rosenhag" geschildert. Lauff gehört zur Schule der Ebers, Dahn und Julius Wolff, und wenn er auch nach bewährten Mustern gestaltet, so haben seine Figuren doch warmes Herzblut in den Adern und seine Weise, zumal in der Naturschilderung, ist wahrhaft poetisch und wirklich empfunden.

Novellen von Hermann Grimm. Dritte Auflage. (Berlin, Wilh. Hertz.) Daß in dem geistvollen Sohne Wilhelm's ein Dichter steckt, wissen wir aus seinen gelehrten Arbeiten, und wie stark der Poet in ihm ist, erkennen wir an seinem Roman „Unüberwindliche Mächte" und noch mehr an diesen zehn Novellen, die sogar zwei Mal in metrisches Gewand schlüpfen. Kein Geringerer als Julian Schmidt in seiner Literaturgeschichte hat sie herzlich gelobt: Zunächst überrascht das feine Auge für die Erscheinungen der Natur; sie sind ihrem innersten Lebensnerv nachgefühlt, in frischester Farbe wiedergegeben. Mit großer Virtuosität der Analyse spricht der Poet die kleinen Bewegungen der Seele nach, jeder einzelne Zug ist aus dem vollen Leben herausgeschöpft und verräth ein warmes Herz und einen scharfen Verstand. Und dabei wird der schöne Eindruck des Ganzen nirgend durch einen störenden Zug verkümmert. Das Buch wird auch unter den Lesern von heute viele Freunde finden.

Die braune Marenz und andere Geschichten von Charlotte Niese. (Leipzig, F. W. Grunow.) Nicht im weiten Rahmen des Romans zeigt sich das innige, poetische Wesen der trefflichen Hamburger Erzählerin am besten, wie wir aus ihrem „Licht und Schatten" wissen, sondern im kleinen Gebiete der novellistischen Skizze. Da ist sie zu Hause und ganz sie selbst. Auch diese acht entzückenden Erzählungen, ernst und lustig, voll prächtiger Menschen- und Charakterköpfe zeigen sie in ihrer harmlosen und poesievollen Eigenart. Friedrich Wilhelm Grunow, der dies liebenswürdige Talent entdeckte, hat dem reizenden Büchlein ein hübsches Gewand gegeben.

Karl Henckell's Sonnenblumen", von denen eben eine zweite Mappe vollständig geworden (Zürich, Henckell's Verlag), sind eine unserer besten poetischen Autologien. Das ist keine mechanische Scheeren- und Kleisterarbeit, sondern eine sinnige Auslese aus den Quellen, wie sie nur ein fein nachempfindender Kopf, der selbst dichterisch reich veranlagt ist, zu bieten im Stande ist. Diese losen Blätter enthalten in prächtiger Ausstattung das Beste von Fontane, Greif, Drummor, Lingg, Heine, Lenau, Shelley, Chamisso, Poe, Leopardi, Novalis, Musset, Lenz, die Ausländer in trefflichen Uebersetzungen; auch jüngere Dichter wie Hart, Dehmel, Hartleben, Holz u. A. Ein hübsche Neuerung sind die literarhistorisch-kritischen Beiblätter; wir ziehen sie Henckell's kurzen Charakteristiken vor, die oft nur Phrasen geben, aber selten ein zutreffendes Bild, eine Quintessenz.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Reizendes Weihnachtsgeschenk.**

**Aus dem Sonnenflimmern.**

Ein Novellenbuch
von
**Wanda von Bartels.**
Mit einem Umschlag von Prof. Hans von Bartels in München.

Preis Mark 4,—.

Verlag von
**Eduard Avenarius in Leipzig,**
Sternwartenstr. 22.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin. • Soeben erschien:

**Paul Heyse,** Neue Gedichte und Jugendlieder. Geheftet M. 5.— Gebunden mit Goldschnitt M. 6.20.

—„— Das Goethe-Haus in Weimar. 24 Seiten mit 21 Abbildungen. Elegant kartonnirt M. 1.—

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Nur ein kleiner Teil der

**Fünfzig 50 000 000 Millionen**

Einwohner Deutschlands kennt meine

**12 Fra Angelico**

**Goldgrund-Engel.**

Ausgabe 33×14 cm gross = à M. 3.—, Ausgabe 17×8 cm gross = à M. 1.—, Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = à M. 4.80 alle zwölf.

Verlangen Sie, bitte, den illustrierten Katalog umsonst von ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

**Julius Schmidt's Kunstverlag in Florenz,**
1 Via Tornabuoni.

Soeben erschien der **neue Roman** von

**Josef Lauff.**

**Im Rosenhag.**

Eine Staatsgeschichte aus dem alten Köln.

Preis M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

Köln a. Rh. **Albert Ahn.**

Gratis und franko wird versandt:

**Katalog 4: Deutsche u. französische Litteratur, Geschichte, Curiosa** etc. Werke aus allen Wissenschaften.

**München,** Müllerstr. 16. **Joh. Traber's Nachf.** Antiquariat.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 25. December 1897. 26. Jahrgang. Band 52.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Schutzvereine für ausländische Werthe. Von Justus Ichenhäuser. — Der augenblickliche Stand des lenkbaren Luftschiffes. Von Richard Dost. — **Literatur und Kunst.** Vae Soli! Eine Beichte von Max Nordau. — Klingelbeutelei. Von Carl Busse. — Ueber polychrome Plastik. Von Bildhauer Johannes Gaulke. — Don Giovanni. Von Paul Marsop. — **Feuilleton.** Der Schneidergeselle, welcher den Herrn spielt. Humoreske von Gottfried Keller. — **Aus der Hauptstadt.** Das neue Evangelium. Von Caliban. — Die Bildung der Berliner City. — Notizen. — Anzeigen.

### Schutzvereine für ausländische Werthe.

Von Justus Ichenhäuser.

Als Anfangs der neunziger Jahre die deutsche Capitalistenwelt in Folge der rasch aufeinander folgenden Zahlungseinstellungen bezw. Zinskürzungen Argentiniens, Portugals und Griechenlands große Verluste erlitt, waren Presse wie Publicum einig, daß in Deutschland ein „Allgemeiner Schutzverein" gegründet werden solle, der in ähnlicher Weise wie der englische die Interessen der geschädigten Bondholders vertreten müsse. Darüber sind Jahre vergangen; die Anläufe, die in erster Linie von der Deutschen Bank in Berlin ausgingen, waren vergeblich. Zuerst hieß es, daß die geeignete diplomatisch wie national-ökonomisch geschulte Persönlichkeit fehle. Als diese durch Entgegenkommen des Auswärtigen Amtes gefunden wurde, machte die Geldfrage, etwa Mark 50000 p. a. Schwierigkeiten, und als auch dieser Punkt und zwar wiederum durch die Liberalität eines einzigen Institutes gelöst wurde, da scheiterte der Plan an dem Umstande, durch den leider so Vieles in unserem Vaterlande unausgeführt bleibt: an der Eifersüchtelei der Großbanken und an der Indifferenz der deutschen Handelskammern. Von den Letzteren hatte eine große Zahl jedwede Mitwirkung abgelehnt, die Minderzahl nur geringes Interesse gezeigt, und von den Emissionshäusern ist theils directe Absage eingelaufen, theils bewußte Quertreiberei-Politik getrieben worden.

So steht die Angelegenheit noch heute. Argentinien wurde sanirt, ohne daß die deutsche Capitalistenwelt mehr thun konnte, als sich von dem Rothschild-Morgan'schen Arrangement in's Schlepptau nehmen zu lassen und ohne officiell vertreten zu sein; Portugal unterhandelte in England mit den Schutzvertretern der Gläubiger, in Deutschland aber nur mit dem Emissionshaus, der Bank für Handel und Industrie, und wenn die Engländer auch keine besseren Resultate zu Wege brachten als die Darmstädter Bank, so konnte doch der englische Schutzverein ein Jahr später einen großen moralischen Sieg über die Portugiesen erstreiten (Verbot der Kursnotirung der 1892er Emission von 5,495,300 Exterieurs an der Londoner Börse), während das Emissionshaus als Agent Portugals sicherlich nicht die nöthige moralische Qualification zu einem solchen Vorgehen besessen hätte. Noch charakteristischer entwickelten sich die Dinge gelegentlich des griechischen Treubruches. Hier kam es endlich zur Bildung eines Schutzvereins, aber bei Leibe nicht eines allgemeinen, sondern eines specifisch griechischen, und wiederum unter Führung des Emissionshauses, das doch nimmermehr bei der Stelle, wo es kurz vorher viel Geld verdient hatte, den „ehrlichen Makler" spielen sollte. Last not least und als hübsche Illustration zur deutschen Einigkeit entstand ein zweiter griechischer Schutzverein in Berlin, dessen zahlreiche Enunciationen die ganze Kränkung des Kleincapitalisten, aber auch seine phantastischen Sanirungsvorschläge (Vollzahlung, Gesandtenabberufung, Inselbesetzung) athmen, und ein dritter Specialschutzverein that sich in Frankfurt a. M. auf, der wiederum Sonderinteressen verficht und bei den jetzigen diplomatischen Verhandlungen ebenso ignorirt wird, wie der kleincapitalistische.

Die beiden letzten Vergewaltigungen deutschen Capitals, die Beschneidung des Italiener Coupons um 0,34 % (von 4,34 % auf 4 %), und die gewaltsame Herabsetzung des Zinses der serbischen Obligation, ein in der Finanzgeschichte einzig dastehender Fall, gingen vor sich, ohne daß sich eine Hand zu Gunsten der Gläubiger gerührt hätte, während bei Vorhandensein eines „Allgemeinen Deutschen Schutzvereins für ausländische Werthe" die berüchtigten „Karlsbader Beschlüsse" nie und nimmer gefaßt worden wären. Ob wir ihn je bekommen werden? Fast fürchten wir nicht, denn jetzt beobachten wir ein tiefgehendes Schisma am vorbildlichen englischen Schutzverein, das der Bildung eines allgemeinen deutschen wenig förderlich sein dürfte.

Man wird erstaunt sein, zu vernehmen, daß der vielbeneidete englische Schutzverein, die Corporation of Foreign Bondholders das Werk eines Deutschen ist. Ein Herr Gerstenberger, ein geborener Hamburger, der es in London zu einer angesehenen finanziellen Position gebracht hatte, gründete im November 1868 bezw. Februar 1869 einen Verein, der es sich zur Aufgabe machte, die Gläubiger insolventer Staaten zu beschützen. Der Verein wuchs; binnen wenigen Jahren waren 1362000 Mark an Vereinsbeiträgen von 681 Mitgliedern à 2000 Mk. pro Mitglied gesammelt, ein Haus in London erworben, und man fühlte die Nothwendigkeit, sich auf breiterer Basis zu constituiren. Man wählte hierfür die Form der Gesellschaft mit beschränkter Haftung; da man aber von vornherein statutarisch festsetzte, daß eine Vertheilung von Dividenden nicht stattfinden dürfe, konnte man von der gesetzlichen Erlaubniß, den Firmatitel ohne den Zusatz „mit beschränkter Haftung" (limited liability) zu führen Gebrauch machen, wodurch sowohl in den Augen der Capitalistenwelt als in der der fremden Regierungen der quasi un-

interessirte Charakter der Corporation documentirt wurde. Wir sagen ausdrücklich „quasi uninteressirt", denn in den ersten Jahren nach der am 30. Juli 1873 stattgefundenen Constituirung wurden die reichlichen Gewinne des Vereins zur Rückzahlung der Vereinsbeiträge, der oben erwähnten 1362000 Mk. zuzüglich 5 % Zinsen, benutzt, sodann erhalten auch die Comitévorstände und Mitglieder reichliche Gehalte und das Vereinsvermögen wächst von Jahr zu Jahr, ohne daß freilich an die ursprünglichen Subscribenten oder an die sonstigen Mitglieder eine Dividende gezahlt wird. Der Verein besitzt in London ein großes Haus, das in der Bilanz vom 31. December 1896 nur mit 130000 Mk. zu Buch stand, ferner 2187000 Mk. Effecten, 175000 Debitoren, 46000 Mk. Cassa, 8000 Mk. Diverses, mithin 2416000 Mk. Activen, denen nur 325000 Mk. Creditoren gegenüber stehen, während der große Rest von mehr als zwei Millionen Mk. als Reserven, Corporationsvermögen und vorgetragener Gewinn gebucht wird. Im Gewinn- und Verlustconto pro 1896 wurden 364000 Mk. als Vortrag aus 1895 gebucht, dann Zinsen 60000 Mk. und Provisionsgewinn 140000 Mk., denen, von geringen Abschreibungen abgesehen, wiederum 378000 Mk. Vortrag pro 1897, 16000 Mk. Gehalt für den Vorsitzenden, 10000 Mk. für den stellvertretenden, 38000 Mk. für die anderen 18 Comitémitglieder und 100000 Mk. für allgemeine Ausgaben gegenüber stehen. Einzelne Corporationsmitglieder, die von den noch existirenden 550 Antheilscheinen à £ 100 ursprünglich und nunmehr den Werth eines Genußscheines repräsentirend, einen nicht unbeträchtlichen Theil besitzen, hatten im Frühjahr die Absicht, den Verein in eine Actiengesellschaft umzuwandeln, indem sie darauf fußen, daß der Verein in Folge der großen Gehalte und Remunerationen die er zahle, doch eine Erwerbsgesellschaft. sei, und da dem nun einmal so ist, wollen die anderen Antheilbesitzer, die nicht zu den 21 Comitémitgliedern gehören, ebenfalls mit genießen. Sir John Lubbock, der jetzige Vorsitzende, nahm den Standpunkt ein, daß das Institut an Prestige einbüße, wenn es eine dividendenvertheilende Actiengesellschaft werde, und mit dieser Ansicht siegte er in der 1896er Generalversammlung. Die Streitigkeiten veranlaßten ihn aber zu dem Schritt, den continentale Juristen schon längst gewählt hätten — Abstreifung des actienrechtlichen Gewandes und Ueberleitung in eine juristische Persönlichkeit — und nur um den Certificaten-Besitzern die Zustimmung zu erleichtern, solle der neue Verein alljährlich 40000 Mk. bei Seite setzen zur Heimzahlung bezw. Amortisation der an sich werthlosen Mitgliederkarten mit Mk. 2000. Die dissentirenden Mitglieder aber witterten in diesem Vorschlag erst recht eine Eliminirung ihrer angeblichen Rechte und stimmten geschlossen gegen den Antrag. Numerisch waren sie in der Mehrheit, aber die Verwaltungspartei hatte für beträchtliche Vollmachtsstimmen gesorgt, so daß der Sieg schließlich bei ihnen verblieb, wogegen die Unterliegenden jetzt klagend vorgehen wollen. Der häusliche Krieg kann bei uns nur verstimmend wirken. Ganz abgesehen davon, daß die rechtliche und moralische Lage der Gegenpartei eine angreifbare ist, nur der Form nach sind sie Antheilseigner, in Wirklichkeit aber Vereinsmitglieder, leidet das Ansehen des Vereins dabei und wie immer ist bei dem Streite der Beiden der Dritte — die insolventen Staaten — der Lachende.

Man vergesse doch nicht, was der Verein bis jetzt geleistet hat. Schon im Jahre 1890 konnte er sich rühmen, nicht weniger als 32 Staatsschulden-Arrangements herbeigeführt zu haben, worunter sich solch hartnäckige Sünder befanden, daß sie sich 30—50 Jahre lang jedweder Zahlung entzogen hatten; an 15 Milliarden Mk. Capital und zwei Milliarden Zinsen waren diese Staaten schuldig geblieben und der Verein führte eine durchschnittliche Anfangsverzinsung von 333 Millionen Mk. (2%) herbei. Mit Recht konnte Sir John Lubbock sagen: „Und wenn die Anstrengungen des Schutzvereins zu nichts Anderem geführt haben, als zur Wiederaufnahme des Zinsendienstes um wenigstens zwei Jahre früher, als dies sonst der Fall gewesen wäre, so hätten wir der Capitalistenwelt aus diesem Umstand allein 666 Millionen Mark gerettet." Und im laufenden Jahre steigerte sich die Ziffer der Staatsschulden-Arrangements auf 22 Milliarden Mark, so daß von der früheren großen Liste völlig insolventer Staaten nur noch Liberia, Honduras und einige argentinische Provinzialanlehen übrig sind, wenn wir von den früheren conföderirten Staaten und von einzelnen nordamerikanischen Einzelstaatsschulden, weil veraltet, absehen.

Der Verein hatte Goschen, der Egypten, Bourke, der die Türkei sanirte, in seinen Diensten, er hat es stets verstanden, Gläubiger- und Schuldnerinteressen zu vereinigen und hat diese frictionenreiche Aufgabe stets nach bestem Wissen und Gewissen gelöst.

Deutscherseits kann man nur wünschen, daß das Parlament, das nach englischem Rechte die Rechte einer juristischen Person zu verleihen hat, das Ansuchen des Vorstandes genehmigen wird, umsomehr, als die geplante Bereicherung des Comités mit officiellen, vom Handelsamt gewählten Persönlichkeiten den Verein definitiv zu dem umwandeln wird, was er von Anfang an hätte sein sollen, zu einer nach allen Seiten unabhängigen quasi-officiellen Vertretung geschädigter Bondholders.

Geht aber der englische Schutzverein binnen Kurzem aus seiner jetzigen Mißhelligkeit gereinigt und verjüngt hervor, dann dürfen wir hoffen, daß er den Stimulus zu einem deutschen Schutzverein bilden wird, der bei den weitausschauenden deutschen Geschäften von Jahr zu Jahr nothwendiger wird.

---

## Der augenblickliche Stand des lenkbaren Luftschiffes.

Von Richard Dost.

Noch keinem technischen Problem ist mit solcher Energie und Leidenschaft zu Leibe gegangen worden, wie dem des lenkbaren Luftschiffes; aber auch bei keinem häuften sich die Schwierigkeiten in solchem Maaße wie bei diesem. Nichts desto weniger mehren sich die Erfinder — berufene aber noch mehr unberufene —, welche entschlossen sind, nicht nur Hab und Gut, sondern auch Kopf und Kragen an die Lösung dieses Problems zu setzen. Bei uns liefern die Versuche von Dr. Wölfert und Schwarz aus neuester Zeit beredte Beispiele hierfür. Es dürfte daher nicht uninteressant sein, über den gegenwärtigen Stand des Problems eine kurze Ueberschau zu halten.

Seit Mitte des Jahrhunderts hat man mit beachtenswerthem Erfolg die Lenkbarkeit des Luftschiffes erstrebt; und zwar erzielte der französische Ingenieur Giffard im Jahre 1852 in Paris mit seinem 44 m langen und 12 m hohen aërostatischen Luftschiff mit einer Tragfähigkeit von circa 1800 kg eine Fahrgeschwindigkeit von 3 m in der Secunde, wobei die dreiflügelige Luftschraube von 3,4 m Durchmesser, durch eine Dampfmaschine von drei Pferdestärken getrieben, 110 Umdrehungen in der Minute machte. Der nächstfolgende Versuch wurde von dem Chefconstructeur der französischen Marine Dupuy de Lôme im Februar 1872 in Paris mit seinem Luftschiff von 36 m Länge und 15 m Höhe bei einer Tragfähigkeit von 3800 kg gemacht. Hierbei setzten acht Mann — abwechselnd je vier — die vierflügelige Schraube von 9 m Durchmesser in 27,5 Umdrehungen in der Minute und erzielten dadurch eine Fahrgeschwindigkeit von 2,7 m in der Secunde. Im December desselben Jahres folgte der dritte Versuch, welchen der deutsche Ingenieur Paul Hänlein mit seinem Luftschiff in Brünn veranstaltete. Dieses hatte eine

Länge von 50,4 m und einen Durchmesser von 9,2 m und erhielt durch eine Gaskraftmaschine von 3,6 Pferdestärken eine Fahrgeschwindigkeit von 5,2 m in der Secunde, wobei die 4,6 m spannende, vierflügelige Luftschraube 90 Umdrehungen in der Minute machte. Endlich der vierte wohlgelungene, einwandsfreie Versuch wurde im August 1884 mit dem Luftschiff der französischen Ingenieure Krebs und Rénard in Meudon bei Paris gemacht. Das Fahrzeug, 50 m lang und 8,4 m hoch, erzielte durch einen Elektromotor eine Fahrgeschwindigkeit von circa 5,5 m in der Secunde, also die größte Leistung bis dahin. Alle vier erwähnten aërostatischen Luftschiffe konnten, analog einem Schiffe auf Wasser, mittelst eines Steuers um ihre verticale Axe beliebig gelenkt werden.

Demnach ist, wie aus dieser gedrängten Ueberschau ersichtlich, das Problem des lenkbaren Luftschiffes principiell bereits gelöst, d. h. jedes Luftschiff kann mittels Kraftmaschine und Schraube in der es umgebenden Luft vorwärts getrieben und mittels eines Steuers beliebig gelenkt werden. Anders ist aber die Sache, wenn man sie vom Standpunkte der praktischen Brauchbarkeit betrachtet, d. h. wenn man die Vorwärtsbewegung des Luftschiffes relativ zur Erdoberfläche in's Auge faßt. In solchem Betracht kann das angestrebte Resultat nur dann erreicht werden, wenn die Schnelligkeit des Luftschiffes die des Windes übertrifft; mit anderen Worten: Die Lenkbarkeit des Luftschiffes bedeutet für die Praxis Fahrgeschwindigkeit desselben. Demnach muß ein Luftschiff, welches praktisch brauchbar sein soll, eine größere Fahrgeschwindigkeit besitzen, als starke Winde, wie sie einen großen Theil des Jahres über die Erdoberfläche streichen. Abgesehen von Extremen, die auch bei der Schifffahrt im Wasser ꝛc. nicht berücksichtigt werden können, würde in dieser Hinsicht bei uns ein Luftschiff mit einer Fahrgeschwindigkeit von circa 14 m in der Secunde als praktisch vollauf brauchbar anzusehen sein.

Allein von diesem Ziele sind die Resultate der erwähnten besten Versuche noch sehr weit entfernt, zumal bei zunehmender Fahrgeschwindigkeit sich das Verhältniß des Kraftverbrauches zu derselben immer ungünstiger gestaltet, da nach einem physikalischen Satze der Luftwiderstand im Quadrate der Geschwindigkeit und die beanspruchte Maschinenkraft in der dritten Potenz der Letzteren zunimmt. So sehr man sich auch bemühte, der Kraftmaschine bei möglichst großer Leichtigkeit eine möglichst große Leistungsfähigkeit zur Erzielung der erforderlichen Umdrehungsgeschwindigkeit der Schraube zu geben, so blieb immer noch das Verhältniß der Tragfähigkeit des Ballons zu dem durch seinen Querschnitt zu überwindenden Luftwiderstand sehr weit hinter dem unbedingten Erforderniß zurück. Schrauben von geringem Durchmesser und dünnem Flügelquerschnitt lassen sich zwar leicht in schnelle Rotation versetzen, aber entsprechend ihrem kleinen Wirkungsquerschnitte können sie auch nur einen geringen Vorwärtstrieb bewirken. Will man aber zur Erzielung eines größeren Wirkungsquerschnittes und zur Vermeidung eines großen Slips eine größere Schraube construiren, so müssen zum Zwecke der Stabilität in sich selbst, die Flügelwandungen so dick werden, daß dadurch die Schraube sowohl zu schwer wird, als auch durch ihren Querschnitt (der Wandungen) zu viel unnützen Widerstand in der Luft findet; und dasselbe Hinderniß tritt ein, wenn man zur Erzielung der Stabilität dünner Flügelflächen die bisher bekannten Versteifungsmittel anwendet: so daß der auf der einen Seite gewonnene Vortheil dem auf der anderen Seite erzeugten Nachtheil immer die Waage hält. Somit erscheint ein weiterer Fortschritt unmöglich und ist thatsächlich auch unmöglich bei Anwendung der bisher üblichen Constructionsprincipien und bekannten technischen Mittel, wie es alle späteren Versuche gezeigt haben, der Dr. Wölfert'sche und Schwarz'sche nicht ausgeschlossen, die principiell nichts Neues boten und daher auch kein wesentlich höheres Resultat erzielen konnten.

Und in der That wich denn auch der durch die erwähnten, besten und relativ gelungenen Experimente erzeugte Optimismus recht bald einem entschiedenen Pessimismus, besonders in Fachkreisen, so daß man die Hoffnung auf die Lösung des Flugproblems mittels Ballons fast ganz aufgab und einen Erfolg noch eher durch rein dynamische Apparate erwartete, die doch wegen ihrer geringeren Dimensionen auch nur entsprechend geringen Luftwiderstand bei der Vorwärtsbewegung zu überwinden hätten. Aber auch nach dieser Richtung hat man bisher nichts praktisch Brauchbares vorzuführen vermocht, da sowohl die Maxim'schen Experimente als auch die aus Amerika gemeldeten (Langley) keineswegs in ihren Resultaten einwandsfrei verbürgt sind und der bekannte Professor Wellner'sche Versuch in Wien gänzlich mißlang. Auch diese Versuche scheiterten und mußten scheitern an der Unmöglichkeit, mit den bisherigen technischen Mitteln eine genügend große, leichte, widerstandsfähige und wirkungsvolle Luftschraube zu construiren.

Daher versuchten denn Andere wieder auf andere Art dem Probleme beizukommen, indem sie weder Ballon noch Schraube benutzten, sondern direct den Vogel als classisches Vorbild nahmen und mit Segelschirmen opperirten. Naturgemäßer Weise hat dieser Weg am wenigsten Aussicht, irgend etwas Brauchbares für die Praxis zu liefern; er bedeutet vielmehr einen entschiedenen Rückschritt — abgesehen von der sehr großen Gefährlichkeit eines solchen Apparates als eventl. Sportspielzeug, wofür ihn Helmholtz allenfalls verwerthbar hielt, — so daß ein bekannter Erfinder auf diesem Gebiete vor einiger Zeit mit Recht sagte: „Auf diese Weise das Problem der Flugfrage lösen zu wollen, komme ihm gerade so vor, als wenn man die Locomotive hätte auf Füßen gehend — analog dem Erdthiere — construiren wollen." Immerhin hat ein Erfinder von dieser Richtung, der mit seinem Segelapparat zu Tode gestürzte Ingenieur Lilienthal, sich durch seine fleißigen Beobachtungen des Vogelfluges insofern ein Verdienst um die Flugfrage erworben, als er auf empirischem Wege eine gewisse Krümmung der Flügelflächen als die wirkungsvollste gegenüber der einfachen schiefen Ebene praktisch nachgewiesen hat. Allein schon vor dieser empirischen, aber wissenschaftlich nicht präcisirten Feststellung durch Lilienthal hatte ein anderer Luftschifferfinder, Hermann Ganswindt, 1888 auf wissenschaftlichem Wege und durch Experimente mit seinem Flugapparatmodell den Nachweis erbracht, daß diese Krümmung eine ganz bestimmte, parabolische sein müsse, um von einer Luftschraube, ebenso von einer Schiffsschraube im Wasser, den höchsten Nutzeffect erzielen zu können. Dieser selbe Erfinder ist es auch), der überhaupt neue Wege fand und neue Mittel ersann, um das von vielen Kleinmüthigen bereits als unlösbar aufgegebene Problem in seinem ganzen Umfange wieder aufnehmen zu können und es auf wissenschaftlicher Grundlage mit hoher Wahrscheinlichkeit seiner definitiven Lösung zuzuführen. Durch die bezüglichen Erfindungen Ganswindt's nämlich, die ja bekanntlich von unserem Generalstabschef, Graf Schlieffen gutachtlich als richtig anerkannt worden sind, haben die noch problematischen Fragen eine überraschend klare Lösung gefunden. In seinem patentirten Versteifungssystem — haardünne Stahlbänder — ist endlich das bis dahin so schmerzlich entbehrte Mittel gegeben, beliebig große, für jeden Zweck entsprechende Luftschrauben zu construiren, die ebenso leicht als widerstandsfähig sind und die oben erwähnte, mathematisch berechnete parabolische Krümmung besitzen; so daß hiermit nun, bei minimalstem unnützen Luftwiderstand durch den Querschnitt der ganz dünnen Flügelplatten, fast alle zum Betriebe aufgewandte Kraft, gleich viel, welcher Art, in ökonomische Leistung umgesetzt wird und in Folge dessen jetzt, durch Hinzutritt aller weiteren Consequenzen, die hier nicht näher erörtert werden sollen, der angestrebte Erfolg eintreten muß, sowohl bei dem dynamischen Flugapparat, wie auch bei dem aërostatischen Luftschiff. Was speciell das Letztere betrifft, so hat auch hier Gans-

windt, nach einer anderen Richtung durch Anwendung eines mathematischen Satzes das befreiende Wort gesprochen, nämlich: „Bei ähnlichen Körpern verhalten sich ähnliche Flächen wie die Quadrate, die Inhalte aber wie die Kuben ähnlicher Linien;“ mit anderen Worten kurz: Je größer ein Ballon ist, desto günstiger stellt sich das Verhältniß seiner Tragfähigkeit zu dem in seinem Querschnitt zu überwindenden Luftwiderstand. Alle bisherigen Ballonluftschiffe konnten also schon darum keine praktische Brauchbarkeit gewinnen, weil sie wegen ihrer zu geringen Dimensionen nicht einmal die genügende Maschinenkraft mitnehmen konnten, um den Luftschrauben die erforderliche Umdrehungsgeschwindigkeit zu geben, geschweige, noch größere Lasten in Gestalt von Passagieren oder Frachtgut. Wie mir ein französischer Ingenieur im vorigen Sommer mittheilte, ist die dortige Regierung eben dabei, ein lenkbares Luftschiff in riesigen Dimensionen herzustellen, also analog den Ganswindt'schen Grundsätzen, die ja zum Theil durch seine Patente allerwärts bekannt geworden sind.

Wie aus der entwickelten Skizze ersichtlich, kann die definitive Lösung des so außerordentlich bedeutungsvollen Problems des lenkbaren Luftschiffes nunmehr nur noch eine Frage ganz kurzer Zeit sein. Wir wollen hoffen und wünschen, daß uns unsere findigen Nachbarn nicht zuvor kommen.

## Literatur und Kunst.

### Vae Soli!

Eine Beichte von Max Nordau.

Vor vier Jahren wurde im Lessing-Theater mein Schauspiel „Das Recht, zu lieben“ aufgeführt. Ich hatte gebeten, von der Sache kein Aufhebens zu machen, und so erschienen die frühesten Ankündigungen der Neuheit erst unmittelbar vor dem ersten Abend. Als die Mittheilung von den Blättern gebracht wurde, da schrieb mir einer der sehr wenigen unbedingten Freunde, die ich in der Welt habe — viele von dieser Gattung kann, glaube ich, Niemand haben —, folgenden Brief, den ich mit Unterdrückung einer einzigen Stelle, trotz mancher Freundes-Liebenswürdigkeit und trotz seiner Länge, die nur in meinen Augen ein Vorzug sein konnte, wörtlich wiedergebe. (Der Schreiber wird mir verzeihen, daß ich es thue, ohne vorher seine Erlaubniß eingeholt zu haben. Er hätte sie mir ohne Zweifel verweigert, da er wohl der Meinung sein dürfte, daß Bitterkeiten, die ihre Schärfe verlieren, wenn sie vom Freunde kommen, durch Veröffentlichung die Schadenfreude der Gegner erregen und gelegentlich von den Feinden als Pfeilgift benutzt werden könnten.)

„Ich lese soeben in der Vossischen, daß Dein „„Recht, zu lieben““ Sonnabend im Lessing-Theater aufgeführt werden soll. Die Notiz flößt mir einen wahren Schrecken ein. Laß mich hoffen, daß sie eine Ente ist. Beruht sie aber auf Wahrheit, so beschwöre ich Dich, ziehe das Stück sofort zurück. Wie konntest Du Dich auf dieses Abenteuer einlassen, ohne mich rechtzeitig zu verständigen! Um den Werth des Stückes handelt es sich hier nicht. Du weißt, wie hoch ich es stelle . . .“ (Folgen einige Freundlichkeiten, die ich für mich behalte.) „Wenn es von einem Mitgliede der gegenseitigen Versicherungsgesellschaft gezeichnet wäre, so würde ich ihm einen Bombenerfolg vorhersagen. Auch wenn es denkbar wäre, daß es anonym gegeben und seine Anonymität gegen Jedermann gewahrt würde, müßte es meines Erachtens aller aux nues. Aber ein Schauspiel von Max Nordau! Wo denkst Du hin! Du giebst Dir offenbar über Deine Lage keine Rechenschaft und so erwächst mir die sehr peinliche, aber unabweisbare Freundespflicht, Dir die Augen zu öffnen, damit Du einen Schritt unterläßt, bei dem Du Arme und Beine brechen mußt.

„Daß Du hier keine Freunde in nennenswerther Zahl hast, weißt Du allerdings. Aber in welchem Umfange Feindseligkeit gegen Dich besteht, das ahnst Du schwerlich. Wie das kommt? Sehr natürlich. An Dir brauchst Du nicht irre zu werden, denn Du bist nicht daran schuld. Du bist persönlich so gut wie unbekannt, wenn auch Dein Name Allen geläufig ist. Nicht Viele haben Dich auch nur von ferne einmal gesehen, die Wenigsten sind mit Dir in persönliche Berührung gekommen. Das sind die günstigsten Bedingungen für üppige Sagenbildung. Man kann über Dich die albernsten und boshaftesten Lügen in Umlauf setzen, ohne daß ein lebendiger Eindruck, den man von Deiner Persönlichkeit empfangen würde, sie berichtigt und in Schranken hält. Solche Lügen zu verbreiten, haben aber zu viele Leute ein Interesse.

„Du mußt Dir die Psychologie der literarischen Streber und Wegelagerer gegenwärtig halten. Alle zeitgenössischen deutschen Schriftsteller Deines Ranges leben in ihrem natürlichen Milieu, haben einen Kreis von Anhängern und Freunden um sich, sind wohl auch Häupter einer Schule, ja eines Hofstaates; sie verfügen über gesellschaftlichen und Preß-Einfluß; sie sind in der Lage, Andere zu fördern oder ihnen zu schaden, und es kann gefährlich werden, sich an ihnen zu reiben. Wer einen von ihnen anzugreifen wagt, der beweist sicherlich mindestens Muth, was immer seine sonstigen sittlichen Eigenschaften sein mögen, und er erscheint mit Recht als tapferer Mann. Du allein bist die Ausnahme. Du bist der einzige Schriftsteller Deines Ranges, der in der Fremde lebt, gänzlich vereinzelt ist, kein reisiges Gefolge hat und keinen anderen Einfluß besitzt als den, den seine Bücher üben mögen. Durch Deine Entfernung und Vereinzelung bist Du vollkommen wehrlos und Dich noch so gemein anzugreifen, ist mit keinerlei Gefahr verbunden. Der Philister ist zu gedankenlos und wohl auch mit den Personalverhältnissen zu unbekannt, um dies zu merken. Wenn er eine Büberei gegen Dich liest, so sagt er sich nur bewundernd: „„Einen so berühmten Schriftsteller derart anzurempeln — alle Wetter, der Mann hat Schneid.““ Die Versuchung, ohne die geringste Gefahr als Helden posiren zu können, ist zu stark für das Schreibgesindel und so müssen alle Feiglinge nothwendig den Drang empfinden, ihr Müthchen an Dir zu kühlen; denn Du bist für das Hinschießen ein lebendiges, sehr lebendiges Ziel, für das Zurückschießen aber bist Du wie ein Todter, ohne daß der Fernstehende dies weiß. Das geht so weit, daß Unbetheiligte mir wiederholt gesagt haben: „„Man setzt Nordau ja scharf zu, aber er darf sich nicht beklagen; er ist eine Kampfnatur und greift ja auch alle Welt an.““ Wenn ich dann — es war lange vor dem Erscheinen der „„Entartung““, wo Du zum ersten Mal in Deinem Leben thatsächlich gegen bestimmte Personen ausfällig werden mußtest — ruhig erwiderte: „„Zeigen Sie mir eine einzige Zeile, ein einziges Wort von Nordau, das einen Einzelmenschen oder selbst nur eine bestimmte Menschengruppe angreift““, so stannten sie zuerst, wurden dann nachdenklich und bekannten zuletzt, daß sie sich keines bestimmten Falles zu entsinnen wußten, sondern „„aus einem allgemeinen Eindruck heraus““ sprachen. Das ist der große Triumph Deiner Feinde: ihre systematischen Angriffe erwecken auch bei Leuten, die guten Glaubens, aber flüchtig sind, die Vorstellung, daß es sich nicht um einseitige Rückenschläge, sondern um ehrlichen Kampf mit Angriff und Vertheidigung handelt. Daß sie nie ein Wort des Streites oder der Abwehr von Dir gelesen haben, kommt ihnen gar nicht zum Bewußtsein.

„Von den Niederträchtigkeiten, die fortwährend in unserer Presse über Dich umlaufen, erfährst Du hoffentlich nichts oder nur den hundertsten Theil. Ich wenigstens habe es

mir zur Regel gemacht, Dir nie Etwas zu schicken. Denn wozu? Es würde Dir nur das Leben vergiften und Du könntest doch nichts dagegen thun. Das wirksame Bismarck-Mittel der gedruckten Strafanträge steht Dir tschin-losem Sterblichen nicht zu Gebote und den Angriffen in 500 Zeitungen einzeln polemisch entgegenzutreten, würde die ganze Zeit von fünfzig Menschen erfordern, ohne sichern Erfolg zu versprechen. Das Alles würde ja sofort oder sehr bald aufhören, wenn Du hier lebtest, aber so lange Du in der Fremde bleibst, mußt Du es als unabwendbare Folge der Verhältnisse tragen, wenn Du Dich nicht entschließen kannst, in Dunkelheit unterzutauchen.

„Täuschen wir uns darüber nicht: das fortwährende Schimpfen und Höhnen macht auf die Dauer Eindruck. Man behauptet gewöhnlich, ein Zeitungsangriff schade einem Schriftsteller nicht, sondern nütze ihm eher, denn er sei die wirksamste Reelame. Das ist richtig, so lange es sich um einen einzigen Angriff oder um wenige handelt, besonders wenn den Angriffen auch Vertheidigungen und Lob gegenüberstehen. Wenn aber jahraus jahrein immer nur niedrig gehässige Stimmen gehört werden, so entsteht zuletzt nothwendig ein ungünstiges Vorurtheil. Deine Bücher, selbst die verbreitetsten, haben besten Falles hunderttausend Deutsche gelesen; die Zeitungen aber, die gegen Deine Bücher und Dich bei jeder Gelegenheit losziehen, lesen Millionen, überhaupt alle Deutsche, die regelmäßig Zeitungen sehen. Diese Millionen wissen von Dir nichts, als was ihnen die Zeitungen sagen. Die einzelnen Angriffe vergessen sie; ihre Wiederholung aber läßt in ihrem Geiste gleichsam einen Niederschlag zurück, der bewirkt, daß Dein Name durch mechanische Ideenassociation in ihrem Bewußtsein die Vorstellung einer abstoßenden, feindlich empfundenen Persönlichkeit wachruft. Auch bei Deinen Collegen — besonders bei diesen — crystallisirt sich diese Gedankenverknüpfung. Ich habe dafür bezeichnende Erfahrungen. Seiner Zeit (1887) bewog ich Dr. . . ., Deine „„Krankheit des Jahrhunderts““ zu lesen und über sie zu schreiben, wenn sie ihm gefallen würde. Er las, war entzückt und ging selbst zu X . . ., um ihm einen Aufsatz über Deinen Roman anzubieten. Er war sofort einverstanden. Am nächsten Tage brachte Dr. . . . das Feuilleton. X. griff vergnügt danach, warf einen Blick hinein, begann darauf mit immer länger werdendem Gesichte zu lesen und rief nach wenigen Zeilen sichtlich verblüfft: „„Aber lieber Doctor, Sie loben ja?!““ „„Gewiß““, erwiderte Dr. . . . lächelnd, „„und zwar, wie ich gezeigt zu haben glaube, mit vollstem Rechte.““ Darauf gab ihm X. . . . sein Manuscript mit den Worten zurück: „„Es thut mir sehr leid, aber dann kann ich Ihr Feuilleton nicht geben. Wir sind Beide das Opfer eines Mißverständnisses. Nordau muß man doch angreifen! Und ich dachte, Sie wüßten das, als Sie mir den Aufsatz anboten.““

„Nordau muß man doch angreifen! Das ist bei weitaus den meisten Blättern das allgemeine Manöver-Thema, wenn es sich um Dich handelt. Nun schadet das, trotz der Imponderabilien, die es beim Publicum zu Deinen Ungunsten erzeugt, Deinen Büchern nicht wesentlich. Vielleicht werden sie weniger gekauft, als es der Fall wäre, wenn man nicht künstlich die feindselige Stimmung gegen Dich erzeugt hätte, aber eines jeden einzelnen Käufers und Lesers bist Du dennoch gewiß. Da hältst Du ein Zwiegespräch unter vier Augen und überwindest in der Seele Deines Gegenüber das Vorurtheil. Aber wenn Du auf die Bühne hinaustrittst, dann triumphiren Deine Feinde mit mathematischer Nothwendigkeit über Dich. Ein Buch hat tausend Köpfe, tausend Hälse, die unmöglich alle zugleich erwürgt werden können. Ein Stück hat einen einzigen Kopf, den die Feinde mit einem einzigen Hieb abschlagen können. Brauch ich Dich die Psychologie der Menge zu lehren? Ein Kunstwerk wirkt nur auf den, der die Absicht mitbringt, es zu genießen. Wer mit feindlichem Vorurtheil daran herantritt, der kann davon keine günstigen Eindrücke empfangen. Wenn das Publicum gegen Goethe oder Shakespeare verhetzt wäre und von vornherein mit Spottlust und Schadenfreude in's Theater ginge, so müßte auch Faust oder Hamlet unfehlbar unter Hohngelächter erliegen.

„Du mußt Dein Stück zurückziehen, Freund; Du mußt! Laß es als Buch erscheinen, es wird seinen Weg machen; aber laß es nicht spielen. Denn die Aufführung bietet dem Gelichter, das Du seit fünfzehn Jahren an den Hacken hast, eine unvergleichliche, einzige Gelegenheit, die Stimmung, die es gegen Dich geschaffen hat, in lebendiger, zerstörender Wirkung zu sehen.

„Es wird Dich geschmerzt haben, das Vorstehende zu lesen, aber ich mußte Dir diesen Schmerz zufügen, um Dich vor Größerem zu behüten. Die Bühne zu betreten, ist Dir unter den gegenwärtigen Verhältnissen untersagt. Diese logische Folgerung mußt Du als Mann aus Deiner Lage zu ziehen, den Muth haben. Du bist stark genug, um nicht zu erbleichen, wenn man Dir das Schriftwort zuruft: Vae soli!“

So weit der in meinem Leben denkwürdige Brief meines Freundes. Ich weiß nicht, ob ich erbleicht bin, als ich ihn las, aber er hat sehr stark auf mich gewirkt, wie ich schon daraus objectiv ermessen kann, daß ich ihn im Laufe der Jahre — ich will lieber nicht sagen, wie viel Mal — wieder und wieder gelesen habe.

Vae soli! Das grausame Wort schien mir meine Geschicke wunderbar treffend zusammenzufassen. Es ist mir in der That immer auferlegt gewesen, ein Einsamer zu sein. Als der Sohn eines Preußen in Pest geboren, fand ich in der Stadt, wo ich meine Kinder- und Knabenjahre verlebt habe, niemals Gemüthsanschluß, wuchs ohne Verkehr mit Verwandten und Kameraden auf, lernte meine Umgebung mit den Augen meines chauvinistisch, ja fanatisch deutsch gesinnten Vaters betrachten und fühlte nach dem Lande, das ich als meine eigentliche Heimath ansah, eine Sehnsucht, die mich gegen das Land meiner Geburt ungeduldig und ich fürchte, manchmal ungerecht machte. Zufällige Bedingungen des Broderwerbes, auf den ich angewiesen war, ließen mich dann meinen Wohnsitz in Paris nehmen, wo ich ebenfalls nothwendig ein Fremder war und bis zum heutigen Tage geblieben bin, weil ich die Opfer an Selbstgefühl und persönlicher Würde nicht bringen wollte, die der Preis sind, um den allein der Fremde die etwas herablassende und durch allerlei geheime Vorbehalte eingeschränkte Aufnahme in die Kreise der Eingesessenen erlangen kann. Einsam hatte ich in Pest gelebt, einsam lebe ich in Paris. Die oberflächlichen Kameradschaften der Schule rissen ab, als ich Pest verließ, neue knüpft man nicht mehr leicht an, wenn man der Schule entwachsen ist und in Folge beständiger Vereinsamung von der Geburt an niemals gelernt hat, leicht aus sich herauszutreten, und so hatte ich ein für alle Mal auf die Vortheile der Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu verzichten, mit der man zusammen den Kampf um's Dasein beginnt, mit der man zu Angriff und Vertheidigung Schulter an Schulter steht, und mit der man zusammen durch gegenseitige mehr oder minder kräftige Handreichung zu Theil- oder Gesammterfolgen gelangt.

Die Vorhersagung meines lieben Freundes schien sich zuerst nicht ganz zu verwirklichen. „Das Recht, zu lieben“, das ich nicht zurückzog, gefiel und wurde am Lessing-Theater sechzehn Mal hintereinander gespielt, obschon die Kritik — mit zwei oder drei Ausnahmen — sich die größte Mühe gab, das Stück zu erwürgen, was ihr ja auch in der Folge gelang. Dennoch ließ der schneidende Brief etwas wie eine wunde Stimmung in mir zurück und ich war eine Weile geneigt, mich selbst zu bemitleiden und mein Loos, mein „Vae soli“, als eine unverdiente Heimsuchung zu beklagen. Ich rechnete mir vor, um wie viel leichter Andere es haben, die von den Verhältnissen mehr begünstigt sind, um wie viel

erfolgreicher mein eigenes Schaffen wäre, wenn es nicht mein Ausnahmegeschick eines überall Fremden gegen sich hätte, und ich war nahe daran, ein weichliches, schwächliches „Schade um mich!“ zu seufzen.

Aber ich überließ mich nicht lange dieser Entmuthigung, sondern kam nach genauer Erwägung meines Falles zu der Ueberzeugung, daß meine Vereinsamung mir in geistiger und sittlicher Hinsicht von größtem Nutzen war und daß sie eigentlich die ideale Lebens- und Schaffens-Bedingung eines jeden Schriftstellers und Künstlers ist, der höheren Zielen als bloßer Befriedigung der Eitelkeit nachstrebt. Vielleicht ist diese Anschauung aus dem tiefsten Grunde des Unbewußten hervorgewachsen und nichts Anderes als eine Aeußerung jenes Anpassungsdranges alles Lebenden, welcher bewirkt, daß man sich mit dem Unabänderlichen, und wäre es noch so schmerzlich, nicht nur abfindet, sondern ihm sogar gute Seiten abgewinnt. Aber ich bin dessen keineswegs sicher, glaube vielmehr wirklich, daß meine Behauptung objectiv richtig ist.

Gewiß ist es persönlich angenehmer, in einem warmen, weihrauchduftenden Luftkreis von Bewunderung und Sympathie zu leben, aber dem Schaffen gedeiht es nicht zum Heile. Der Künstler gesellt die Vorstellung eines neuen Werkes mit derjenigen neuer Lobeserhebungen, ja Begeisterungsausbrüche, deren er wenigstens in dem ihn unmittelbar umgebenden Kreise sicher ist, und er gelangt leicht dazu, das Verlangen nach diesen schmeichelhaften Kundgebungen mit dem organischen Bedürfniß künstlerischer Aeußerung zu verwechseln. Er arbeitet dann nicht, weil in ihm etwas ist, was gebieterisch Form verlangt, sondern weil ihm der schwelgende Vorgenuß der Lustgefühle eines gewissen und leichten Erfolges die Feder, den Pinsel oder Spatel in die Hand drückt. Auf diese Weise entstehen Werke, die Kunst und Schriftthum nicht bereichern, weil sie keiner inneren Nothwendigkeit ihr Dasein verdanken. Das Schaffen wird zu einer Gewohnheit. Der Schaffende wiederholt sich selbst und wird sein eigener Nachahmer. Von keiner übeln Erfahrung gewarnt, verliert er sich in Manier, auch wenn er ursprünglich Eigenart hatte.

Dieser Gefahr ist der Einsame nicht ausgesetzt. Der Schriftsteller — um nur bei diesem zu verweilen —, der in Verhältnissen gleich den meinen lebt, redet gleichsam in einen Fernsprecher. Er sieht das Gesicht des Widerparts nicht, an den er seine Worte richtet; er beobachtet keinen wohlwollenden Blick, kein freundliches Mienenspiel als Wirkung seiner Rede, die seine Selbstgefälligkeit erfreuen und ihn fortzufahren anregen würde. Er sagt deßhalb nur das unbedingt Nothwendige und verlängert das Gespräch nicht einen Augenblick um des bloßen Schwatzvergnügens willen.

Der Einsame, der fern von seiner natürlichen Zuhörerschaft lebt und wirkt und deßhalb aus den psychologischen Gründen, die mein Freund in seinem Briefe in seiner Analyse dargelegt hat, alle kritischen Feiglinge gegen sich und weder Streber und Schranzen, noch gedankenlose Nachschwätzer, noch Kameraden, Bekannte und Freunde für sich hat, dieser Einsame weiß, sofern er einige Einsicht besitzt, daß jedes seiner Werke nur eins von diesen beiden Geschicken haben kann: entweder das Publicum gleichgiltig zu lassen und von der Presse todt geschwiegen zu werden, oder die Aufmerksamkeit des Publicums zu erregen und der Presse, die es dann nicht todt schweigen kann, einen Vorwand zu neuen persönlichen Angriffen und verleumderischen Lügen zu bieten — Eins wie das Andere wenig geeignet, als Lockung zu wirken. Die sichere Aussicht, entweder seine Zeit und Kraft in den ungehörten Selbstgesprächen eines lächerlichen Predigers in der Wüste zu vergeuden oder sich Beschimpfungen und Ehrenkränkungen auszusetzen, die er nicht abwehren kann, wird ihm den Wunsch eingeben, stumm zu bleiben, so lang er irgend kann. Er wird das Wort nur ergreifen, wenn er dem Drange dazu schlechterdings nicht mehr widerstehen kann. So oft er ein neues Buch in die Welt sendet, wird er wissen, daß für ihn wieder Monate, vielleicht Jahre einer niederträchtigen Hetze anbrechen, und er wird sich dieser Widerwärtigkeit gewiß nicht aussetzen, wenn er nicht unter einem inneren Zwange, in Erfüllung eines harten, ja grausamen, aber unerbittlich Gehorsam heischenden Gebotes handelt. Eins ist sicher: die Werke, die so entstehen, können keine Schablonenarbeit sein. Sie sind der Ausdruck einer subjectiven Nothwendigkeit. Was sie objectiv werth sind, das hängt dann von der geistigen Bedeutung des Schriftstellers ab. In Wiederholungen wird er jedenfalls nicht verfallen und gewohnheitsmäßige Vielschreiberei zur Ausbeutung errungener Erfolge ist bei ihm ausgeschlossen.

In meinem Falle kann ich das mit Zahlen verdeutlichen. Mein erstes Buch erschien am 1. Mai 1878. Seitdem sind fast zwanzig Jahre verflossen. In dieser Zeit habe ich dreizehn weitere Werke veröffentlicht, wobei ich die 92 Seitchen eines Bändchens der Reclam'schen Universal-Bibliothek, drei wenig umfangreiche Schauspiele und eine Sammlung „Ausgewählter Pariser Briefe“ mit rechne. Das ergiebt einen durchschnittlichen Abstand von ungefähr anderthalb Jahren zwischen jedem Buche. Ich weiß, daß ich ohne Anstrengung das Dreifache hätte leisten können. Ich hätte es wahrscheinlich gethan, wenn ich angenehmere Erfahrungen gemacht hätte, und wer weiß — ich hätte möglicher Weise Unrecht gehabt. Thatsächlich nahm ich mir beinahe nach jedem Buche ernstlich vor, daß dies das Letzte sein sollte, und am festesten nach jenen, die am meisten gelesen und besprochen wurden, also den stärksten sogenannten „Erfolg“ hatten. Ich blieb wiederholt — so nach den „Paradoxen“, nach der „Krankheit des Jahrhunderts“, nach „Entartung“, — vier und fünf Jahre lang meinem Vorsatze treu, bekämpfte meine Neigung zu neuen Arbeiten, unterdrückte energisch in meinem Geiste zahlreich aufwuchernde Keime von Büchern und trat erst wieder mit einem Werke hervor, wenn einerseits die Erinnerung an erlittene Bubenstreiche in mir ein wenig verblaßt war, andererseits ein Gedanke mich dermaßen beherrschte, daß ich ihn aussprechen mußte, auf die Gefahr hin, mich neuen Gemeinheiten oder mindestens Ungerechtigkeiten auszusetzen.

Die Lehre, die ich aus meiner Erfahrung ableite, ist also, daß der Schriftsteller seine größten Anstrengungen nur macht und sein Allerbestes nur giebt, wenn er sich keine Gunst zu versprechen hat und das Erscheinen eines jeden neuen Buches aus seiner Feder als ein neues Martyrium empfinden muß.

Ganz ohne Lustgefühle kann man freilich auf die Dauer nicht leben und schaffen. Aber die fehlen dem Einsamen nicht, wenn sie auch anderer Natur sind als die der Begünstigten, die von Sympathien getragen werden. Die Arbeit selbst, die unter solchem Drang entsteht und gedeiht, wird als köstliche Entspannung des Geistes und Gemüthes empfunden und läßt die tröstliche Ueberzeugung zurück, daß man nichts Ueberflüssiges gethan habe. Und hat man dann trotz aller Anfeindungen gewirkt, erlangt man durch den Augenschein die Gewißheit, daß man das Denken der Zeit mit beeinflußt, so wird man von einem stolzen Kraftbewußtsein erfüllt, wie man es nie erlangen würde, wenn man sich zweifelnd fragen müßte, ob man seine Erfolge nicht etwa der kameradschaftlichen Reclame, der von dieser erzeugten Tagesmode verdanke?

Und so gelange ich zu dem Schlusse, daß mein Freund meine Lage ungleich schmerzlicher empfunden hat als ich selbst — wohl weil er von den Angriffen auf mich mehr zu sehen bekommt, von den Vorurtheilen über mich mehr erfährt als ich. Vae soli? Nein. Die Einsamkeit hat ihr Gutes. Für den Schaffenden ist sie fruchtbar. Ihre strenge Zucht tödtet das Schwächliche schon in seinem Werden. Was sie leben läßt, das ist aller Wahrscheinlichkeit nach lebensberechtigt und lebenskräftig.

## Klingelbeutelei.

Von Carl Busse.

Der Klingelbeutel ist herumgegangen in Deutschland für einen deutschen Dichter. Wacker ist geklingelt worden, die ersten deutschen Dichter und Künstler haben das Gewicht ihres Namens dem Gewicht zugefügt, das der Name des zu unterstützenden Poeten in unserem Vaterlande hatte, die meisten großen Blätter haben den Aufruf publicirt, er wurde dringender wiederholt, man fand ihn in Kursbüchern und weiß Gott wo, Hunderttausende, ja vielleicht Millionen haben ihn gelesen. Und das Resultat? Ein paar hundert Mark nach Wochen, viereinhalbtausend nach wiederholten Mahnungen und energischen Nasenstübern. Gewiß ein *vernichtendes* Resultat — eins, das zu denken giebt, das eine Erklärung will, das eine Bedeutung hat, die man nicht unterschätzen soll. Zunächst ist dieses Resultat eine fürchterliche Blamage für Detlev Liliencron — eine Blamage, die der Dichter ganz gewiß nicht verdient hat. Es ist ferner eine womöglich noch größere für die berühmten Namen, die den Aufruf unterzeichneten. Viele werden auch behaupten, es sei eine Blamage des deutschen Volkes. Darüber denk ich allerdings kühler, und will am richtigen Ort die Gründe nicht verheimlichen. Aber vor Allem tangirte diese neueste Klingelbeutelei die ganze sociale Stellung des Dichters und Schriftstellers, und so ist diese peinliche Angelegenheit eine Sache der Gesammtheit, die — öffentlich kund gegeben — der öffentlichen Beurtheilung unterliegt.

Eine ganze Reihe von Gründen hat zusammengewirkt zu diesem kläglichen Ausfall. Die Opferwilligkeit des Volkes war in letzter Zeit stark angespannt worden durch das Elend der überschwemmten Gebiete. Und wer ein Scherflein entbehren konnte, gab es hin für die in's Unglück gerathenen Familien, die schuldlos plötzlich vor dem Ruin standen. Wenn man sich vorhielt: hier tausend in's jammervollste Elend gerathene Familien — dort ein in ewigen pecuniären Schwierigkeiten steckender Dichter — — so war die Wahl nicht zweifelhaft. Viele standen vor dieser Wahl. Aber die Nietzsche'sche Herrenmoral ist gottlob in solchen Fällen immer nur eine schöne Papierblume. Zweitens: man hat Liliencron's Bekanntheit und Beliebtheit im Volke ungeheuer überschätzt. Nicht er allein hat diese empfindliche Schlappe erlitten, sondern die ganze radical-moderne Dichtung und Richtung. Durch das stete Sich-Vordrängen Berlins, durch den eifrigen Lärm der Berliner literarischen Parteien haben wir fast durchweg eine falsche Schätzung von der Popularität eines Poeten. Es kommen so ungesunde Zustände vor, daß der harmlos-kleingeistige Georg Hirschfeld in der Hauptstadt als herrliches Talent gefeiert wird und im ganzen übrigen Deutschland, mit Ausnahme von ein paar großen Städten, kaum drei Leuten bekannt ist. Wir haben eine ganz einseitige Literatenliteratur. Sie wird von Literaten hervorgebracht und nur von Literaten gelesen. Und daneben giebt es gottlob eine *deutsche* Literatur, die in der Provinz ihre Heimath hat und im *Volk* ihre Leser. Und auch hier kann's vorkommen, daß hervorragende Vertreter derselben in Berlin nie oder selten genannt werden. Ich frage jeden nüchtern denkenden Menschen, ob es nicht geradezu ein Humbug ist, daß über ein einziges sentimental-weinerliches Theaterstück von Hirschfeld in Berliner Blättern das Zehnfache von dem geschrieben wird, was z. B. über den großen Wilhelm Raabe, gegen den Hirschfeld doch ein böswilliger Dilettant ist, in denselben Berliner Blättern seit zehn Jahren gesagt ist; ich kann wohl ruhig schreiben: seit zwanzig!! Hier liegt doch die Unhaltbarkeit dieser Zustände klar auf der Hand. Die einseitige Ueberschätzung des Dramas führt allmälig überhaupt aus der Literatur heraus, führt zu einer Ueberschätzung des Theaters und — des Schauspielers. Es fehlt wirklich nicht viel, so kommen auch wir zu jenem widerlichen und im Kern unsittlichen Cultus des Schauspielers, der bekanntlich in Wien recht merkwürdige Blüthen treibt. Immer ein Zeichen, daß das Volk die Kraft zu großen sittlichen Aufgaben verloren hat. Nun möchte man fragen, was das mit Liliencron zu thun hätte. O sehr viel! Zwar ist der holsteinische Baron kein Dramatiker, aber auch er hat den Heimathsboden unter sich verloren, der gerade ihn stark gemacht, auch er hat nicht mehr für sich und sein Volk, sondern für eine Handvoll Literaten geschrieben, und aus dem Officier Liliencron ward der Literat. Es ist die schlimmste Wandlung gewesen und die schmerzlichste, die wir Freunde deutscher Dichtung in den letzten Jahren erlebten. Er hätte oben bleiben sollen, mit seinem vollen Herzen in den einsamen Wäldern seines Holsteins, oder er hätte als Officier bleiben sollen im Kreis seiner Kameraden — dann wär er fortgeschritten auf dem Wege, den er so herrlich begann in seinen ersten Büchern. Für die Zigeunerfreiheit des Nichts-als-Dichters war er nicht stark genug. Wär' er fortgefahren auf dem alten Wege, so hätten wohl nicht alle literarischen Wurstblättchen Deutschlands sein Bild gebracht — wie hat sich Georg Brandes darüber moquirt, als ich ihn sprach! —, aber sein Bild wär' in Blättern gekommen, die dem Volk näher standen. Er hätte länger gebraucht, aber er wär' seines Zieles, des höchsten Zieles gewiß gewesen. Und dann wär' diese letzte Demüthigung nicht nöthig gewesen, oder sie würde umgeschlagen sein in eine wirkliche Ehrung. Nicht nur, weil Liliencron bekannter gewesen wäre im eigentlichen Publicum, das hängt ja von so Vielem ab, aber er wäre vor Allem geschätzter und beliebter gewesen. Ich kenne viele, die die Tasche zuhielten mit einem Achselzucken. Weßhalb? Weil Liliencron es für gut befand, das Publicum, seine Leser als eine Heerde von Trotteln zu betrachten und sich über sie lustig zu machen. Weil er den „Grandseigneur" mit verdächtigem Eifer immer wieder betonte, der seine poggfredische Fetzenpoesie als Gnadengeschenk betrachtete und nicht müde ward zu betonen, daß er nur für sich schriebe und zu seinem ureigensten Privatvergnügen. Weil er zu viel nicht mehr übermüthige, sondern gewollte Baronallüren in den geheiligten Tempel der Poesie mitbrachte und einen Spaß daran hatte, die Leute *hundertmal* vor den Kopf zu stoßen, ehe er sie durch ein paar Meisterverse *einmal* entschädigte.

Das auszusprechen, bevor die Sammlung für den Dichter abgeschlossen war, wäre tactlos gewesen. Nun liegt das Resultat vor, unterliegt der die Allgemeinheit angehende Fall dem öffentlichen Urtheil. Weßhalb sich jetzt die Augen zuhalten, daß sie nicht sehen? Weßhalb die berüchtigte Vogel-Strauß-Politik fortsetzen? Aber die Medaille hat noch eine ganz andere Seite. Ich werfe die Frage auf: Mußte das wirklich sein? Ging es nicht ab ohne diese neue Demüthigung, die nicht nur eine für Liliencron ist, sondern eine für alle deutschen Schriftsteller? Mußte denn wieder das alte Lied vom Dichterelend hineingeschrien werden in's Volk? Ist der ganze Schriftstellerstand noch nicht genug verachtet? Was nützen alle die schönen Einrichtungen zur Hebung des Standes in der öffentlichen Meinung, was nützen die Vereine und Pensionscassen und Schillerstiftungen, wenn alljährlich die deutsche Presse austrompeten darf, daß hier ein Dichter verhungert ist, dort ein Schriftsteller sich wegen Nahrungssorgen erschossen hat und da für einen im ganzen Lande gebettelt wird!! Ich weiß nicht, ob das Odium des Hungerleiders so schön ist, daß ja kein Fall unregistrirt bleiben darf. Aber ich weiß, daß man damit im Volke die Verachtung der Poeten künstlich noch höher züchtet, und daß Hunderte in die Zähne knirschen. Warum sich gleich immer an's Volk wenden? Hat das Volk uns geheißen zu dichten? Wer entschlossen ist, den manchmal hellen, meistens dunklen Gang eines deutschen Dichters zu gehen, der weiß auch, was ihn erwartet. Man muß zu stolz sein zu klagen vor der Menge. Und mir fällt immer wieder das gewaltige Wort des adlerängigen Preußen-

königs ein: „Fähnrich, wenn Er stirbt, so sterb Er ruhig!“ Das soll nicht heißen, als müßte man an dem Ertrinkenden kaltblütig vorbeigehen und sich fromm und fröhlich denken: bist Du ein ganzer Kerl, so hilfst Du Dir allein! Ganz gewiß nicht! Und ganz gewiß, leichter als in jedem anderen Berufe kann der Schriftsteller verschuldet oder unverschuldet in's Elend kommen. Da sollen natürlich eine Menge hülfreicher Hände zugreifen! Aber wie denn, wenn ein Postbeamter wirthschaftlich am Rande des Abgrundes steht — wer hilft ihm, wer sammelt? Ich denke doch, Postbeamte, seine Collegen. Da wird nicht weiter viel Aufhebens davon gemacht, Jeder giebt für den in Noth Gerathenen sein Scherflein her, und die Angelegenheit ist erledigt. Das sind arme Beamte, mit ein paar Groschen Einkommen. Und die Dichter und Schriftsteller? O, da kommt eben jene gräßliche Farce heraus, die wir jetzt erlebten. Die berühmtesten Dichter, Künstler u. s. w., Banquiers und ähnliche Herren, strecken den Klingelbeutel aus, gehen hausiren, jagen ihre Namen durch alle Zeitungen, um schließlich nach tausend Mahnungen ein solch' Lumpengeld zusammenzukriegen. Ist das nicht eine empörende Farce, wo da die Meisten eine recht große Couponscheere handhaben, wo Männer darunter sind, die für ein paar Zeilen, für ein paar Striche diese 4000 Mark auch bekommen? Und wenn Jeder nur mit ernstem Willen, zu helfen, an die Noth dieses von ihnen doch so hochverehrten Dichters herangetreten wäre — im Handumdrehen hätten sie diese lumpige Summe unter einander beisammen gehabt! Dann wäre Liliencron diese schreckliche Demüthigung und Niederlage erspart geblieben, die ihn doch nur verbittern kann, dann hätte die ganze sociale Stellung des deutschen Schriftstellers nicht wieder einen solchen Ruck bekommen, dann hätten die Herren des Comités selber sich die Blamage geschenkt, den Ausfall ihrer Klingelbeutelei mit ansehen zu müssen. Gut: man wird sagen, das beschämende Resultat hätte Keiner voraussehen können. Aber immerhin, so wäre es vorerst ganz gewiß besser gewesen, wenn man sich direct an die Schriftsteller gewandt hätte. Im Kürschner stehen an die zehntausend Namen. Der öffentlichen Sammlung, dem Aufruf an's Volk haben sich, wie es scheint, die Meisten verschlossen. Einer geheimen und directen Sammlung, dem Aufruf an die Collegen, hätten sich die Wenigsten entzogen. Und es wäre ein besseres Resultat erzielt worden, als es nun erzielt worden ist mit all' dem Brimborium und all' den Demüthigungen. Die naturgemäße Folge? Liliencron und seine Freunde, vor Allem die Literaten, werden noch mehr auf das Publicum und das Dichterelend schimpfen als bisher. Keiner wird's dem holsteinischen Baron verdenken können, wenn sein Herz verbittert wird. Es mag ihm Kämpfe genug gekostet haben, ehe er die Zustimmung zur Klingelbeutelei gab. Vor Jahren hat er selber gehöhnt darüber. Und ist es schon schrecklich, sich überhaupt erniedrigen zu müssen, so ist es furchtbar, wenn das noch so zwecklos bleibt. Und aus einem verbitterten Herzen gehen keine großen und ewigen Schöpfungen mehr hervor. Und nicht genug, daß über die viertausend Mark quittirt wird — nein, da werden dem verehrlichen Leser auch noch die Schulden vorgerechnet, die Liliencron hat, vielleicht bei seiner Waschfrau oder einem ähnlichen Institute! Da wird ferner gezeigt, wie der eingegangene Betrag leider nicht zur Deckung langt und wie nur die dringendsten Gläubiger befriedigt werden konnten. Kurz und gut, Liliencron ist so unter öffentliches Curatel gestellt, daß jeder Schulbube auf Heller und Pfennig nachrechnen kann, wie viel Schulden dem deutschen Dichter, dem großen Lyriker noch übrig bleiben! Und da frag' ich doch: was ist denn nun besser: sich die Finger wund schreiben, selbst auf Kosten seines Talentes, oder bei der Weisheit zu verharren, die Liliencron selber und noch mehr die um ihn stets predigen, die Weisheit der l'art pour l'art-Apostel: in keinem Falle seinem Talente zu nahe treten, indem man etwa gar — horribile dictu — etwas schreibt, wozu man sich zwingen muß? Welche Demüthigung ist denn größer, bei welcher verliert man denn mehr? Ich denke, die beiden Wege liegen offen da! Der Eine kann nur zum Verlust der Begabung führen, der Andere führt in seinen letzten Consequenzen zum Verlust des Charakters.

Nicht Detlev von Liliencron ist es, den diese Zeilen hier angreifen sollen. Auf seiner Seite liegt die mindeste Schuld, nur die Schuld einer gewissen Schwäche. Die Hauptverantwortung fällt auf die Anreger und Ausführer des Planes. Nicht als ob an ihren guten und besten Absichten zu zweifeln wäre. Klangvolle Namen haben sich gern dem Gelingen des Vorhabens zur Verfügung gestellt; Andere, die weniger Klang als Richtungsberühmtheit hatten, haben ehrlich und fleißig gearbeitet wie z. B. Richard Dehmel. Und doch, die besten Absichten kamen über das ungeschickte Anfassen und völlige Verkennen unseres Volkes zu einem vernichtenden Mißerfolg. Dieses Volk giebt Ehrengaben viel weniger für poetische als für sittliche Leistungen. Es ist kein ästhetisches Volk. Es konnte seinem Freiligrath eine Spende reichen, der in Kampfestagen mit ihm gekämpft und gelitten, es konnte in wenigen Monaten Millionen aufbringen für seinen Bismarck, der es zu unerhörten Siegen geführt. Ja, es mochte sogar für Rittershaus mehr übrig haben als für Liliencron, denn Rittershaus hatte es in seiner Weise eben auch geführt. Nicht dem ästhetischen, sondern dem sittlichen Verdienst giebt das Volk die Krone. Und es liegt dem ein untrügliches Gefühl zu Grunde. Den Dichter Liliencron hat es nicht gekannt, es hat sich nie erinnert, daß er einst an die Spitze seines Volkes getreten ist, gleich ihm trauernd oder gleich ihm begeistert. Und so kam der Mißerfolg, der Liliencron verbittert, seine Freunde verstimmt, den Radical-Modernen eine gute Lehre gegeben, den Stand mit dem Dichter gedemüthigt hat. Und das Ausland, das die näheren Verhältnisse nicht kennt, das nur hört, für einen seiner besten Lyriker hätte das große deutsche Reich ganze viereinhalbtausend Mark aufgebracht, lacht uns deßwegen vielleicht noch aus. Es ist gefährlich, diese ungeschickte und peinliche Handhabung des Klingelbeutels. Es hat in diesem Falle die Kluft noch weiter aufgerissen zwischen dem Volke und den Dichtern — oder besser den Literaturdichtern.

---

## Ueber polychrome Plastik.

Von Bildhauer Johannes Gaulke.

Die Frage: Sollen wir unsere Bildwerke bemalen? gewinnt täglich mehr an actueller Bedeutung für die Entwickelung der modernen Kunst. Die mannigfaltigen polychromen Versuche, die in letzten Jahren angestellt worden sind, deuten darauf hin, daß in Bezug auf die malerische Behandlung der Plastik ein Wechsel der Kunstanschauung sich vorbereitet. Lange Zeit galt es als eine ausgemachte Sache, daß die Aufgabe der Plastik nur in einer vollendeten Wiedergabe der Form zu suchen wäre; die Verbindung der Malerei mit Plastik erregte den entschiedenen Widerwillen des Aesthetikers der alten Schule.

Es steht außer Frage, daß man fast zu allen Zeiten versucht hat, das plastische Kunstwerk zu übermalen, die meisten Versuche sind allerdings nur Versuche geblieben und haben auf die Kunstentwickelung keinen nachhaltigen Einfluß ausüben können. Von den Kunstwerken älterer Zeiten können wir uns über die Zusammenwirkung von Form und Farbe kein rechtes Bild mehr machen, da der Witterungsproceß die Farbenwerthe oft vollständig verändert, mitunter auch vernichtet hat. Wir kennen die Antike im Allgemeinen nur in

ihrer schlichten Einfarbigkeit und können uns daher das farbige Bildwerk der Alten nicht mehr vergegenwärtigen. Die Uebermalungsversuche antiker Figuren haben stets ein negatives Resultat erzielt. Ich erinnere nur an die verunglückten Figuren im Giebelfeld des nunmehr abgetragenen pergamenischen Tempels im Berliner Ausstellungspark; im Albertinum in Dresden finden wir gleichfalls derartige Versuche vor, aber auch hier ist das Resultat kein zufriedenstellendes, einige übermalte Köpfe nähern sich in ihrer Wirkung fast der Wachsfigur. So wenig wir über die Farbenlehre der Alten wissen, können wir aber kaum annehmen, daß sie einen besonderen Wohlgefallen an intensiven Farbtönen haben finden können und daß sie ihr Augenmerk mehr auf die Abtönung des Kunstwerkes als auf die Uebermalung desselben gerichtet haben. Dann ist hierbei zu berücksichtigen, ob das Kunstwerk für den geschlossenen Raum bestimmt ist oder ob es nur einen organischen Theil der Architektur bildet. Im ersten Falle dürfte man nur auf eine äußerst discrete Behandlung der Figur sich beschränken, während man im anderen Falle den Umständen entsprechend zu satteren Farbtönen greifen kann. In dem farbenfrohen südlichen Klima verträgt die Architektur und Plastik auch eine entsprechend intensivere malerische Behandlung als bei uns. Und die weniger übermalten Architekturtheile, die uns erhalten geblieben sind, deuten auf ein kräftiges Colorit hin, allerdings darf man hieraus noch nicht Schlußfolgerungen auf den polychromen Sinn der Griechen ziehen. Der einzelne Gegenstand, losgelöst von seiner Umgebung, mag uns oft recht ungeschickt in der Farbe erscheinen, im Zusammenhang mit den anderen Theilen der Architektur kann er aber eine äußerst decente Wirkung hinterlassen.

Ein viel umfassenderes Material an polychromen Bildwerken hat uns das Mittelalter überliefert. Die in jener Zeit bevorzugte Uebermalung des Kunstwerkes mag wohl nicht zum Geringsten dem Umstande zuzuschreiben sein, daß man sich meistens des Holzes als Material bediente. Dieses drängt allein schon auf eine Ergänzung des Kunstwerkes durch den Pinsel hin, da es in seiner Wirkung stumpf und leblos erscheint. Aber ein noch wichtigerer Umstand für die Entwickelung der polychromen Plastik im Mittelalter mag die Prachtliebe der katholischen Kirche gewesen sein, die in richtiger Erkenntniß der Vorliebe des gemeinen Mannes für gewaltsame malerische Effecte in ein farbiges Gewand sich hüllte. Das Gotteshaus mußte schon durch seine äußerliche Ausstattung den Gläubigen gefangen nehmen und von der Außenwelt isoliren. In der Anlage und der Ausstattung des gothischen Domes tritt dieses Streben zur Evidenz hervor. Abgeschlossen von der Welt, von der nur das gedämpfte oder durch die farbigen Glasfenster magisch abgetönte Licht eine unbestimmte Kunde von der irdischen Welt in den hochstrebenden Raum hineinträgt, ausgestattet mit einem gewaltigen Apparat kirchlicher Symbole, Bildwerke und Malereien tritt in dem Dome die Gedankenwelt der katholischen Kirche am prägnantesten in die Erscheinung. Es liegt nahe, daß eine solche Umgebung schon einen starken Farbenauftrag des Kunstwerkes energisch forderte, wenn es überhaupt zur Geltung gelangen sollte. In der coloristischen Gesammtwirkung hat man oft die denkbar glänzendsten Resultate erzielt. Es giebt wenig Räume, weder in Palästen noch Theatern, die dem katholischen Dome an fein abgestimmter Farbenharmonie gleichkommen. Löst man aber die einzelne Figur aus der Umgebung heraus, so erscheint sie uns plump und nichtig, die Töne sind meist von einer beleidigenden Intensität, dann kommt noch hinzu, daß die fein nüancirten Mitteltöne einfach ausgelassen sind und durch das Lackiren der Gegenstände die unmöglichsten Reflexe erzielt sind. Selbst die Majolika-Reliefs des Luca della Robbia weisen alle diese Fehler auf, ein einfacher Gipsabguß nach diesen Arbeiten wirkt bedeutend erfrischender und formvollendeter als das Original. —

Nach Allem können für unsere polychrome Plastik die mittelalterlichen Vorbilder nicht mehr ernstlich in Betracht kommen, auch von der Farbentechnik der älteren Meister müssen wir gänzlich abstrahiren und daher nach Mitteln suchen, durch welche wir der Farbenwirkung der Natur näher kommen. In erster Linie müssen alle stark glänzenden Farben vermieden werden, nur die Fleischtheile und die Haare der Figur erfordern einen matten Glanz. Dann ist aber die erfolgreiche malerische Behandlung der Figur mehr noch von dem Material, in dem sie ausgeführt ist, abhängig. Die transparenten Farbtöne der Natur lassen sich nur auf einer Marmorfläche wiedergeben, eine Gips- oder Holzfigur würde sich selbst bei einer decenten malerischen Behandlung mehr oder weniger dem Charakter der Wachsfigur nähern. Bald wird durch die Farbe die Composition der Arbeit unterbrochen, bald erleidet die Form eine scheinbare Veränderung durch das Abtönen, oder der Ausdruck büßt an Lebendigkeit ein, kurz, es stellen sich in Fragen der Polychromie immer neue Schwierigkeiten uns entgegen, und je intensiver der Ton gewählt ist, um so weniger wird unser ästhetisches Empfinden zufrieden gestellt. Es scheint, als ob die absolute Wiedergabe der Natur, wenigstens in ihrer äußerlichen Erscheinungsform, nicht dem Wesen des Kunstwerkes entspräche. Wäre dies der Fall, dann müßten wir in der Wachsfigur nothwendig das höchste Entwickelungsstadium des Kunstwerkes erblicken. Hier ist die absolute Wiedergabe der Natur versucht, selbst in den Fleischtönen ist das eigenartige transparente Farbenspiel der Natur zur Wiedergabe gelangt und doch flößt jedes Wachsfiguren-Cabinet auch ohne die obligate Schreckenskammer jedem nur oberflächlich gebildeten Menschen einen heillosen Schrecken ein. Wir wollen eben in dem Kunstwerk nichts weiter erblicken als eine Abstraction der Natur, und hierin liegt der Grund, daß die meisten Verfuche, Malerei und Plastik zu vereinigen, mit einem glänzenden Fiasco geendet haben.

Indessen darf man nicht ohne Weiteres die Polychromie aus dem Gebiet der Plastik verbannen, wie es von den Meistern der antikisirenden Richtung geschehen ist, sondern wir müssen in jedem einzelnen Falle abwägen, in wie weit der Reiz des Kunstwerkes durch die Farbe erhöht werden kann, ohne daß damit die Form beeinträchtigt wird. Im Wesentlichen dürfte die farbige Behandlung aber nur für Werke der Kleinkunst in Betracht kommen, kleinere Genregruppen und einzelne Figuren können ungemein durch ein decentes Colorit an Lebendigkeit der Bewegung und der Charakteristik gewinnen, allerdings muß man sich auch hier damit begnügen, die Naturtöne gewissermaßen nur anzudeuten, sonst läuft man Gefahr, in den Stil der brutalen Herrgottsschnitzerkunst zu verfallen.

Für die große Kunst dagegen empfiehlt es sich, nur die Arbeit abzutönen, das heißt, das Material zu tönen und nicht die Figur zu übermalen, denn es liegt nahe, daß ein verschiedenartiges Colorit unvereinbar mit dem Wesen der monumentalen Kunst ist, da es die Composition auf jeden Fall zerreißt und jede geschlossene Wirkung aufhebt. Die italienischen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts, die wieder angefangen haben, monumental zu arbeiten, haben dies wohl eingesehen, Donatello, Andrea del Verrocchio sowohl als auch Michelangelo, der gewiß auch ein großer Maler gewesen ist, haben auf die farbige Behandlung ihrer Werke verzichtet. Eine größere Neigung können wir aber bei den Meistern der Renaissance für die Uebermalung des Porträts beobachten, und selbst die Antike hat auf diesem Gebiete uns ein interessantes Material hinterlassen. Bei den classischen Porträts, namentlich bei den spätrömischen, hat man durch die Zusammenstellung verschiedener Materialien polychrome Wirkungen zu erzielen gesucht. Entweder hat man sich zu diesem Zweck verschiedenfarbiger Marmorarten bedient oder auch eine Combination von Stein und Metall, zu der man in jüngster Zeit wieder zurückgekehrt ist, gewählt. Sehr beliebt war auch

die Methode, die Augen in Metallbüsten in einem besonderen Stein auszuführen und einzusetzen. Für die polychrome Plastik sind aber diese Experimente nur von untergeordnete Bedeutung, wichtiger sind die Porträtbüsten aus der Renaissance- und Barockzeit. Diese sind meistens in Thon, Gips oder Holz, selten in Marmor ausgeführt. Im Allgemeinen hat man hier mit der Farbe nicht gegeizt und war stets bemüht, die kräftigen Töne der Natur wiederzugeben, die Lebendigkeit des Ausdrucks ist durch diese Behandlung oft außerordentlich gesteigert worden. Auch über die modernen, leicht colorirten Porträtbüsten, die wir auf allen Ausstellungen in den verschiedenen Abstufungen antreffen, läßt sich im Allgemeinen ein günstiges Urtheil fällen. Nach Allem läßt sich folgern, daß das Porträt die günstigsten Chancen für eine polychrome Behandlung bietet.

Von besserem Erfolg als in der großen Kunst sind die polychromen Versuche im Kunstgewerbe gekrönt worden. Namentlich ist in der Porzellan- und Majolikatechnik Form und Farbe zu einer harmonisch abgestimmten Gesammtwirkung verbunden worden. Im figürlichen Fach wie auch im ornamentalen kann die Frage hier als gelöst betrachtet werden. Der einzige Einwand, der sich hier erheben ließe, wäre der, daß durch die Uebermalung des Gegenstandes die Modellirung stark abgeschwächt wird; an vielen Gebrauchsgegenständen kann man die Beobachtung machen, daß die Form nur als Unterlage für die Malerei dient. In diesem Falle führt geradezu die Uebermalung zu einer saloppen Behandlung der Form. Dann kommt auch noch hinzu, daß die Glasurschicht oft die Details vollständig verwischt, so daß die ursprüngliche Modellirung nur durch eine geschickte Uebermalung wieder hervorgerufen werden kann.

Wir ersehen auch hieraus, daß bei der Verbindung der Malerei und Plastik stets außerordentliche technische Schwierigkeiten zu überwinden sind. Aus diesem Grunde allein schon wird die Polychromie in der Plastik sich nicht allgemein durchführen lassen und schließlich ist auch die vollendete Wiedergabe der Form die eigentliche Aufgabe der plastischen Kunst.

---

## Don Giovanni.

Von Paul Marsop.

Als vor nunmehr zehn Jahren der Unterzeichnete die Forderung aufstellte, Mozart's „Don Giovanni" solle aufgeführt werden, wie ihn der Meister geschrieben — also in italienischer Sprache*): da wurde ihm vielfach mit freundlichem Worte zugestimmt, zugleich aber auch prophezeit, daß er bei seinen Lebzeiten diese ideale Forderung schwerlich mehr erfüllt sehen würde. Denn man müsse unsäglich viel Geduld haben und weit über das biblische Maaß hinaus zäh am Erdendasein festhalten, ehe man feststellen könne, daß im deutschen Theaterwesen wieder einmal ein Fortschritt gemacht worden sei. Kein Zweifel: auch darin ist die Bühne das treue Spiegelbild des Lebens, daß man in vielverheißenden Programmen mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts geht, daß man dagegen, sobald es zu Thaten kommen soll, sich lässig, denkfaul und muthlos vor den ältesten und schlechtesten Gewohnheiten duckt. Um so bedeutender ist die Ueberraschung, wenn sich gelegentlich das größte der Wunder ereignet: daß der Mensch das Beharrungsvermögen überwindet. So wurde den Mozartverehrern, welche sich mit Abschlagszahlungen an Pietät, Logik, musikalische Schönheit und dramatische Wahrheit nur ungern begnügen, ganz unerwartet die außerordentliche Freude zu Theil, im Königlichen Opernhause zu Berlin den Don Giovanni von der ersten bis zur letzten Note in italienischer Sprache gesungen zu hören.

*) „Zum Don Juan-Jubiläum." Die Gegenwart, Jahrg. 1887, Nr. 44 und 45.

Die Rolle des Titelhelden war d'Andrade anvertraut, dem spiel- und zungenfertigen Virtuosen, der sich wenigstens in seiner Haltung als Cavalier zeigt, in dem jedoch der gewitzte Wanderschauspieler stärker ist, als der sich dem Genius unterordnende Künstler. Zur Verkörperung des Ottavio war aus hesperischen Gefilden ein schwindsüchtiger Provinztenor mit blaßrothen Tricots verschrieben worden. Alle anderen Partieen lagen in der Hand von ständigen Mitgliedern der königlichen Bühne, denen sich als deutscher Ehrengast noch Frau Lilli Lehmann zugesellte. Ihre Donna Anna hatte das, was ihre Bayreuther Brünnhilde leider vermissen ließ: Stil in der Darstellung, Innigkeit, selbst Größe im gesanglichen Vortrag. Dazu Fülle des klingenden Tones und respectable Fertigkeit in der Coloratur. In einer glanzvoll bedeutsamen Ausgestaltung dieser Rolle übertrifft Frau Lehmann zur Zeit alle deutschen Sängerinnen von Ruf. Obwohl nun die übrigen Solisten im Großen und Ganzen nicht mehr als Befriedigendes boten, obwohl ferner der verdienstvolle Capellmeister, Herr Dr. Muck, die Vorstellung zwar mit beherrschender Energie und in klarer Gliederung der Ensembles, aber ohne das erforderliche italienische „brio" und in der Linienführung ohne mozartisirende Anmuth leitete, war der Erfolg doch ein höchst beachtenswerther. Auch Diejenigen, welche die ganz ausgezeichnete Uebersetzung und Bearbeitung des Don Giovanni von Herrmann Levi — weitaus die beste unter Allen, welche bisher veröffentlicht wurden — nach Gebühr vollauf zu schätzen wissen, auch sie empfanden es wie eine wahrhafte Befreiung, daß das Werk nun endlich wieder im Geiste der Sprache lebendig wurde und wirkte, in welche es hineingeboren ist, daß die wunderherrliche Declamation der Singstimmen bei der Cantilene, beim Recitativ, bei den Ensembles mit all' ihren oft so unendlich feinen Ausbeugungen und Accenten restlos im Gesammtgefüge der Partitur aufging. Der sprachgewaltigste Uebersetzungskünstler — und wäre er als Musiker selbst einem Mozart ebenbürtig — kann in deutscher Sprache nicht voll ausschöpfen, was in dem „Pentiti" des Commendatore liegt, nicht das adäquat ausdrücken, was das im richtigen Tonfall gesungene „Vorrei—e non vorrei" der Zerline besagen will. Das läßt sich nur italienisch singen, weil es just dem italienischen Empfinden entspricht, dem die aus ihm herausgewachsene Sprache den einzig richtigen Ausdruck verleiht. Hat doch Victor Maurel, der auch als Darsteller nicht unbedeutende erste Baritonist der Pariser Großen Oper in einer unlängst erschienenen Studie sich dahin ausgesprochen, daß den Absichten Mozart's selbst bei Aufführungen des Don Giovanni in französischer Sprache, die doch der italienischen so sehr viel näher steht als die deutsche, keineswegs Genüge gethan werden könne. Auch ist wieder einmal daran zu erinnern, daß es im Plane Wagner's lag, den Don Giovanni mit italienischen Künstlern zur Darstellung zu bringen. Denn mit allem Fleiße, mit aller Begabung vermag der deutsche Sänger dem Publicum das romanische Temperament nicht vorzutäuschen, welches die Gestalten des Dramas erst zu ihrem wahren Leben erweckt. Ueber den Mangel an diesem „besonderen Saft" kam man bei der Berliner Aufführung des Don Giovanni nicht so leicht hinweg wie darüber, daß die italienische Aussprache des einen und des anderen Künstlers gelegentlich etwas spreeathenensisch schattirt war. Dergleichen läßt sich verbessern. Eigenart des Temperamentes ist jedoch eine nicht übertragbare Naturgabe. Und nur, wenn eben das romanische Temperament in genügend starkem Maaße vorschlägt, erhalten vornehmlich auch die Frauengestalten der Oper das ihnen von Mozart gegebene Relief. Eine Sängerin von deutschem Geblüt wird sich, so groß ihr Talent, so treffsicher ihr intuitiv poetisches Erfassungsvermögen auch immer sei, in den sinnlich-leidenschaftlichen Charakter der Elvira — „son per voi tutta foco" — nie ganz hineindenken und daher in dem feinfühligeren Zuschauer nie die Illusion aufrecht erhalten

können, als ob sie wirklich Kuß und Umarmung Leporello's für die eines Don Giovanni in gutem Glauben hinnähme. Unsere blauäugigen oder doch wenigstens blond temperirten Zerlinen werden stets die deutsche „Unschuld vom Lande" hervorkehren, die von der lebhaft getönten, naiv derben Koketterie des südländischen Kindes aus dem Volke um eine Welt verschieden ist. Die „deutsche" Donna Anna dürfte fast stets ein wenig nach den Fidelios und Agathen hinschielen, wenn sie, wie üblich, eine keinesfalls durchweg zu rechtfertigende höchste seelische Vornehmheit zur Schau trägt — und somit weder begreifen noch begreiflich machen, warum denn eigentlich Donna Anna in der ersten Scene des Dramas Alles daran setzt, um zu erfahren, von wem sie sich in ihrem Gemach überraschen ließ.

Ebenso wie der brennend üppigen Farbengebung ist der romanische Darsteller allein des vermittelnden Abschattirens sicher, wie es gleichfalls hier gefordert wird. Die überleitenden Töne, mit Hülfe derer in blitzartig schnell vorüberzuckender Cadenz der Gefühle alle Abstufungen von Trauer und Schrecken bis zur übermüthigen Heiterkeit durchlaufen werden, sind nur dem Romanen zu Eigen. Er ist der geborene Virtuose in der Behandlung von Uebergängen. Je weniger er im Allgemeinen darnach angelegt ist, daß die Leidenschaft ihm die Tiefen des Inneren aufwühle, um so besser vermag er sie in der Ausübung der theatralischen Künste zu schildern, um so leichter wird es ihm, mittelst einer ihm zur zweiten Natur gewordenen behenden, schmiegsam spielerischen Technik vom Ernst zum Scherz hinüberzugleiten. Der so dehnbare Begriff der „comédie", welche auch den Austrag schwerer Conflicte gestattet und bis auf den Boden dessen, was wir Trauerspiel nennen, hinübergreift, ist nur aus dem romanischen Wesen heraus zu erklären. Desgleichen der ihr einigermaßen verwandte des „dramma giocoso". Die Einwendungen, welche gerechtfertigter Weise gegen das durch den deutschen Künstler, seine Gesangs- und Darstellungstechnik wiederzugebende „heitere Drama" des Don Juan erhoben worden sind, fallen ohne Weiteres weg, sobald im „dramma giocoso" des Don Giovanni Sprache, Temperament und schauspielerisches Sondervermögen des Italieners ihren Einfluß unzweideutig bestimmend geltend machen.

Somit wäre die der Meisterpartitur gebührende ideale Wiedergabe die, bei der das originale Können einer gutgeschulten, durchweg stimmkräftigen italienischen Sängertruppe sich zu einer vollkommen einheitlichen Wirkung mit den Resultaten verbunden zeigte, welche für die Aufführung des Don Giovanni durch die neue Münchener Inscenirung bereits gewonnen worden sind. Denn gerade die gegenwärtig in italienischer Sprache vor sich gehenden Berliner Aufführungen des Don Giovanni liefern den besten Beweis dafür, wie recht Herr v. Possart daran that, das Werk in das „kleine" Münchener Residenztheater zu verpflanzen und ihm dementsprechend ein Orchester in der eingeschränkten, ursprünglichen Besetzung zuzuweisen. Wie ein Bleigewicht hing sich bei der zweiten Arie der Zerline und ebenso bei Don Giovanni's „Ihr geht nach jener Seite hin" das wuchtige Berliner Orchester an den Gesang! Das ist ja eben der Fluch der großen Theaterräume, daß man in ihnen das Orchester auf alle Fälle stark besetzen muß — und daß daher gleich von Anbeginn das durch Mozart so überaus sorgfältig abgewogene Klangverhältniß zwischen den vocalen und den instrumentalen Factoren auf das Empfindlichste verschoben wird! Ein Blick in die Partitur zeigt, daß selbst für die zweite Comthurscene eine möglichst eindringliche Wirkung keineswegs durch ein starkes, beziehungsweise verstärktes Orchester, sondern allein durch Stimme und Vortrag des Bassisten zu erzielen ist. Der Commendatore Mozart's ist doch nicht der zähnefletschende, schweifringelnde Teufel der großen Oper, welcher es nöthig hat einen instrumentalen Heidenlärm aufzuschlagen, wenn er einen verschuldeten Heldentenor zu den Bratkesseln der Hölle hinunter zu complimentiren sucht. Hinwiederum braucht man für das erste Finale den riesigen Ballsaal um so weniger, als die Erfahrung neuerdings lehrt, daß sich bei dem bis auf den Landsturm ausgedehnten Massenaufgebot des preußischen Hofballets die den drei Orchestern entsprechenden Tanzgruppen weit weniger übersichtlich aufstellen lassen, als die verhältnißmäßig geringe Zahl der Paare auf der mit dem ersten Blick zu überfliegenden Bühne des Münchener Residenztheaters. Es ist schade, daß man für die Berliner Aufführungen des Don Giovanni nicht sein Augenmerk auf das mäßig große, dazu akustisch vortreffliche Königliche Schauspielhaus gerichtet hatte. Aber auch auf der tieferen und breiteren Scene des Berliner Opernhauses hätten sich so manche Gedanken, die für die neue Münchener Inscenirung maßgebend waren, mit Nutzen verwerthen lassen — wie das ja neuerdings auch auf der noch geräumigeren Dresdener Hofbühne geschehen ist. In Berlin machte sich der Chor im ersten Finale noch ungebührlich breit und pries die „Freiheit" mit einem Aufwand von Lungenkraft, als ob Masaniello im Zuge wäre, seine Getreuen auf die Barricaden zu führen. An die nachcomponirten Arien war nicht gerührt worden, so daß auf Elvira allein drei „Soli" entfielen und die Vorstellung sich dreiundeinehalbe Stunde lang hinzog. Der Comthur wurde nach altem, höchst anfechtbarem Brauch mit Posaunen empfangen. Störender als all' dies erwies sich der bei jeder Veränderung der Decoration sich unerbittlich hernieder senkende Zwischenvorhang. Und zwar mußte das willkürliche Auseinanderreißen des Zusammengehörigen hier doppelt unangenehm empfunden werden, nachdem durch das Zurückgreifen auf den italienischen Originaltext das richtige Gesammttempo für die Aufführung des „dramma giocoso" sich endlich einmal hatte feststellen lassen!

Hingegen wurde das zweite Finale, welches auch erst durch den Gebrauch des italienischen Idioms in's rechte Licht zu rücken ist und das ihm zukommende Zeitcolorit erhält, in Berlin vollständig zur Aufführung gebracht. Doch wohl mit Recht. Es kommt hier durchaus nicht darauf an, daß die Musik des letzten Ensembles weniger bedeutend ist als die der Comthurscene. Wäre ein solches Argument durchschlagend, so könnte man mit ungefähr ähnlicher Berechtigung die Vorstellungen des „Fidelio" nach der Kerkerscene beendigen, da auch mit dieser die Kunst ihr Höchstes gegeben hat, auf das hin alles Nachfolgende „abfallen" muß, da das Geschick der Liebenden im günstigen Sinne entschieden und zudem mit dem langen, herzlich matten C-dur-Chor selbst bei sorgfältigst geregeltem Vortrage nicht allzuviel anzufangen ist. Aber Beethoven hätte wohl tüchtig losgewettert, wenn man ihm einen entsprechenden Vorschlag unterbreitet haben würde.

Und wer möchte „Maria Stuart" mit dem Monologe Leicester's beendet sehen? Wer weiß Shakespeare nicht Dank dafür, daß er die Finales seiner colossalsten Schöpfungen — die des Hamlet, Macbeth, Lear — nicht unmittelbar mit Blitz und Donnerschlag abbrach, sondern in weiser Berechnung die hochfluthende Erregung allmälig beschwichtigte? Außerdem ist „Don Giovanni", wie stets wieder betont werden muß, doch nichts weniger als reine Tragödie, auch nicht Tragödie mit hier und da aufgehöhten humoristischen Contrastlichtern, wie so manches Stück Shakespeare's, sondern vielmehr ganz und gar Tragicomödie, die, ähnlich wie das Märchen, gern dem „guten Ende" zustrebt. Don Giovanni's Geist beherrscht wohl die ganze Oper; aber es kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß, vornehmlich im zweiten Aufzuge, von einer einheitlich geschlossenen Handlung gar nicht mehr die Rede ist, Alles sich in bunt wechselnde Episoden auflöst und somit die Tragicomödie, das „dramma giocoso", einen anderen Abschluß verlangt als die regelrecht gebaute Tragödie mit auf- und absteigender Handlung und deutlich sich kennzeichnender Peripetie. Daß man doch nur den Muth habe, es auszusprechen: auch die große Comthurscene des zweiten Aufzuges, ist eine, allerdings mit gewaltiger, wahrhaft äschyleischer

Kraft ausgeführte Episode. Steht denn die Strafe, welche dem „Frevler“ zu Theil wird, im angemessenen Verhältniß zur Schuld, die er von dem Zeitpunkt an auf sich ladet, in welchem das Stück einsetzt? Keineswegs. Das, was vor dem Beginn des Dramas' gespielt haben „soll“, braucht den Zuschauer nicht allzusehr zu bekümmern; was ihm hingegen, sofern er mit Verstand zuhört, auffallen muß, ist, daß der gute Leporello beim besten Willen keine Möglichkeit hat, die der Donna Elvira so triumphirend vorgewiesenen „1003“ während des ganzen weiteren Verlaufs der Handlung auch nur um eine einzige Ziffer zu erhöhen! Liegt etwa darin eine tragische Schuld, daß Don Giovanni sich mit Donna Elvira recht fragwürdige Scherze erlaubt, daß seine Anschläge auf Zerline, auf das Kammermädchen der Donna Elvira, auf die Geliebte Leporello's sämmtlich mißlingen? Und der Tod des Comthurs? Don Giovanni weigert sich, so lange es irgend angeht, sich zu schlagen; dann wehrt er, als er von seinem Gegner dazu gezwungen wird, sich seiner Haut, so gut er kann. „Ich hab' ihn ritterlich besiegt,“ sagt Don Juan höchst prägnant in dem Fragment der wenig bekannten gleichnamigen Ballade Schiller's. Bleibt einzig und allein die der Ehre der Donna Anna zugefügte Kränkung. Wäre diese vom Librettisten zum Ausgangspunkt eines strenger durchgeführten Dramas in der Art gemacht worden, daß Spiel und Gegenspiel bis zum Ende fast ausschließlich durch Donna Anna und Don Giovanni geführt wäre, dann würde ein tragischer Abschluß einem fortgesetzt tragischen Verlauf der Handlung unbedingt haben entsprechen müssen. Statt dessen zerflattert das Stück völlig in lose, schließlich kaum noch äußerlich zusammenhängende Bilder. „Don Giovanni“ ist, im Sinne der modernen Terminologie, viel mehr Milieustück, viel mehr, als der sesseldrückende Durchschnitts-Zuschauer sich klar zu machen Lust hat, „Zustandsschilderung“: nämlich ganz ähnlich wie die in unendlich feinerer Intrigue sich aufästelnde „Hochzeit des Figaro“, Schilderung der „Gesellschaft“ des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, die nur hier durch etliche romantische Abenteuer hindurchgerüttelt und in Bezug auf das Costüm noch etwas kräftiger spanisch aufgefärbt ist. Einem solchen Sittenstück — „dramma giocoso“, in dem der Dichter den Weltlauf mit gutmüthiger Ironie belächelt — ziemt kein Tragödienschluß. In der geistreich von Innen heraus steigernden Weise, in welcher Mozart auf dem Gebiet der Oper wie auf dem der Symphonie überkommene Formen sich nutzbar machte, hat er darum für das zweite Finale des „Don Giovanni“ auf das alte „Vaudeville“ zurückgegriffen und es kunstvoll erweitert — ein Vergleich mit der letzten Scene der „Entführung“, welche den gleichen Typ in einfacherer Haltung zeigt, ist belehrend. Den bösen Uebermenschen — ebenso elegant, ritterlich und frivol wie Graf Almaviva, aber mit stärker potenzirtem Willen — den Edelmann fin de siècle, der nicht nur mit schlimmen Thaten und Absichten, sondern, was ihm noch mehr verübelt wird, auch mit Geist die Kreise der Anderen so unliebsam störte: diesen verwegenen Sünder hat also das Geschick ereilt. Die Gesellschaft ist durch das Eingreifen der sittenpolizeilichen Dämonik noch einmal gerettet worden. Signori und Signore legen nicht ohne vergnügliches Behagen die Staatsroben gut italienisch-pathetischer Leidenschaft ab und finden sich mit den derber angelegten Vertretern des concreten Lebensgenusses in der Erwartung ehelicher und anderer Freuden auf gleichem Boden zusammen. So äußert sich der Humor, welcher über der Sache, der Humorist, welcher allein jenseits von Gut und Böse steht. Hätte Shakespeare den gleichen Stoff behandelt, so würde er vielleicht die Anordnung getroffen haben, daß die Ueberlebenden sich zum Epilog um die erst halb geplünderte „mensa preparata“ gruppiren, an der auch, nach einigem schicklichen Zögern, die hochgeborene Donna Anna den Vorsitz zu übernehmen kaum abgeneigt gewesen wäre.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Schneidergeselle, welcher den Herrn spielt.

Humoreske von Gottfried Keller.*)

Unsern geneigten Lesern ist ohne Zweifel noch in frischer Erinnerung, daß der letzte Sommer so heiß war, wie bei Menschengedenken keiner. Das empfand absonderlich ein Schneiderlein, welches in der kühlen Morgenfrühe aus den Thoren der Bundesstadt Bern gewandert war und nun am heißen Mittag im Staub der Heerstraße seines Leides kein End' wußte. Wie gern hätte das Bürschlein sich unter einen Baum gelagert, um dem glühenden Sonnenstrahl zu entgehen, der ihm durch den magern Leib schien, als wär' er eine Laterne. Allein das ging nicht; denn erstens mußte der Bruder Berliner heut' unfehlbar irgend einen Ort erreichen, wo ihm vom Bruder Schweinfurter, der daselbst arbeitete, durch ein wohlgesetztes Schreiben Condition versprochen war; für's zweite war das Geld bei ihm das Wenigste — hat er doch seine letzten Batzen beim gestrigen „Kommersch“ ausgeblecht, so daß ihm jetzt die „verfluchteste“ Eile Noth that, wie er sich auszudrücken beliebte. Inzwischen war, abgesehen von der unmenschlichen Hitze unter der am selbigen Tage Mensch und Vieh seufzte, das Vorwärtskommen für ihn mit absonderlichen Schwierigkeiten verbunden, sintemalen er die Sohlen seiner Stiefel allbereits mit Gottes Erdboden vertauscht hatte, so daß die großen Zehen eben so wehmüthig-sehnsüchtig unter dem Oberleder hervorguckten, wie seine Augen unter dem Scheuleder seiner blutrothen Studentenkappe. Indessen macht' er gute Miene zum schlechten Spiel, drehte im Gehen den Schweiß aus den sieben Haaren, welche seinen martialischen Bockbart formirten, schwang lustig seinen Ziegenhainer — zumal wenn er Jemanden daher kommen sah — ließ den Tornister mit dem Bügeleisen flott auf der linken Seite des Rückens herunter baumeln und sang, dem Staub zum Trotz, der ihm die durstige Gurgel verbarrikadirte:

„Und in der Stadt Venedichen —
Da bin ich och jewesichen:
Ist eene große Fluß
Worüber man schiffen muß,
Heeßt die andriantische See!

Och in dem Lande Saxichen,
Wo die schönen Mädels waxichen:
Hätt' ich das jedacht
Hätt' ich mich eene mitjebracht
Und für den Meesterjesellen och eene!“

Plötzlich hört' er's rollen und klatschen hinter sich; und wie er umschaut, erblickt er erst eine dicke Staubwolke, dann ein Näherkommen, vier stolze Pferde, die eine Staatskarosse ziehen und einen Kutscher, der die Riesenpeitsche schwingt und dann wieder wie eine Angelruthe sie gerad' ausstreckt, als wolle er im Trüben fischen. Ach, fingest du mich! denkt das Schneiderlein, wie gerne wollt' ich in deinen Fischkasten! Damit nimmt er einen desparaten Sprung auf die Seite; denn die Rosse sind ihm fast auf der Ferse. Zugleich aber zieht er seine Blutmütze, um sich in der Geschwindigkeit einen Zehrpfennig zu erfechten. Allein wie rührend seine Stellung sein mag: sie trägt ihm nichts ab; denn der Wagen ist leer, und trotzig stülpt er den rothen Lappen wieder auf seinen Schneiderkopf. Aber siehe, der Kutscher hält die Pferde an und sieht sich nach dem humpelnden Berliner um:

„He guter Freund, kommt 'mal her! Seid Ihr ein Schneider?“

„Ich bin Kleidermacher, Servitör.“

„Seht, da ist mir ein vermaledeites Unglück passirt. Im Aufsteigen hat mir ein Nagel die Hosen aufgeschlitzt, daß ich sie mit dem Mantel decken muß, wenn mich die Leute nicht für den Adam ohne Feigenblatt halten sollen. Seid Ihr capabel, mir den Riß erträglich zuzunähen? Dort im Walde läßt sich füglich Halt machen und es kommt mir so wenig darauf an, eine Viertelstunde zu warten, als Euch zum Lohn mit Eurem schlechten Fußwerk ein Paar Stunden mitzuschleppen.“

Wie bereitwillig das Schneiderlein sich einstellte! Im Walde fand sich hart an der Straße ein willkommener Busch, in welchem der Schneider ungesehen flicken, der Kutscher unbeachtet auf seine Pferde vigiliren konnte. Innerhalb des festgesetzten Termins war der Schaden zur Zufriedenheit des Kutschers geheilt und der Bruder Berliner stieg selig in den Bauch des Staatswagens, welcher am Tage vorher zwei Rathsherren eingeschlossen und gen Zürich spedirt hatte.

*) Nach der bisher ungedruckten Handschrift des Dichters aus dem Besitz eines Autographensammlers. Der jüngst verstorbene Jacob Bächtold erwähnt in „Gottfried Keller's Leben“ IV, 37 (Berlin, W. Hertz) flüchtig diese Schnurre des jugendlichen Dichters als einer vermuthlichen Vorarbeit zu der bekannten Novelle „Kleider machen Leute“ in den „Leuten von Seldwyla“. Der Schluß der Geschichte ist freilich ganz verschieden. Eine frühere Fassung der Humoreske (1846) im Keller'schen Nachlaß auf der Züricher Stadtbibliothek wurde uns durch die Güte des Herrn Bibliothekars Dr. Escher zugänglich. Die Textvergleichung ergab nur unwesentliche Varianten, besonders die Uebersetzung einiger Schweizer Idiotismen in's Hochdeutsche. Die Red.

Kaum saß das Schneiderlein auf den weichen Kissen, so kam der Geist der Eitelkeit über ihn. Daß dieser Geist noch, als Nachlassenschaft der beiden Staatsmänner, in den Polstern gesteckt habe, ist nicht glaublich, sintemal er den Herren in Zürich beim Aussteigen nicht fehlte. Genug, der Geist der Eitelkeit kam über den Berliner: er machte eine hübsche Rosette an's fadenscheinige Halstuch, unterdrückte mit starker Hand die schweißtriefenden, rostgelben Vatermörder und striegelte mit einem dritthalbzähnigen Kamm das Haupthaar in einen schiefliegenden Scheitel; auch den Bocksbart würde er gestriegelt haben, hätt' er einen gehabt. Dann lehnte er sich zurück, runzelte die Unterlippe zu einer stolzen Wurst, blies die Nasenlöcher auf, wie ein Wallfisch, und machte Augen — so hochmüthig und unzufrieden, als wär' er ein geborner Junker oder ein übersättigtes Kirchenlicht.

Unter diesen Umständen konnt' es nicht fehlen, daß er von Seinesgleichen häufig und dringend angebettelt wurde. Er antwortete dann mit demselben vornehmen Grunzen, womit er selber so häufig abgespeist worden war. In einem Dorfe jedoch, in welchem die Kutsche hielt, drängten sich die Leidensbrüder mit so unüberwindlicher Hartnäckigkeit an den Schlag — ja, ein Tuttlinger, Schuhmacher seines Handwerks, schwang sich sogar auf den Wagentritt und hielt ihm die pechgeschwärzte bettelnde Hand so nah vor die Nase, daß er plötzlich in einen Strom von reglementarischen Gesellenschimpfwörtern ausbrach, was zwar die drei Vögel erst frappirte, dann aber anzog, wie das Aas die Geier.

„Seht da, den silbernen Ellstecken! das silzige Bügeleisen! den herrelnden Geisbock!" schrie der Tuttlinger, sich auf dem Wagentritt umwendend. „Der Kerl hat sich aus gestohlenem Tuch ein himmelschreiendes Vermögen zusammengeflickt und meint nun, weil sein Werktisch eine Kutsche und sein Ziegenquartett ein doppeltes Roßgespann geworden, er sei des großen Hund's Gevatter."

„Laß' ihn gehen!" rief der Braunschweiger, ein Ledergerber. „Ich möchte trotz seines Geldes nicht in seiner Haut stecken. Zwar wollt' ich sie gerben, aber trocken, mit diesem Haselstock möcht' ich sie gerben — nicht, um ein Fell daraus zu machen, sondern Fetzen, blutige Fetzen, wie's einer schäbigen Bockshaut gebührt!"

„Kommt, Brüder, laßt uns weiter ziehen!" brüllte der Hanoveraner, ein Pastetenbäcker, „sonst nimmt er uns auf die Hörner und meckert eine Litanei, daß wir uns die Nasen zuhalten müssen, statt der Ohren!"

„Ihr Tausendschwerenöther!" schnauzte das Schneiderlein aus der Kutsche, „so haltet doch euere Mäuler! Was wollt ihr von mir? Seht einmal her!"

Damit steckte der arme Berliner hastig sein mageres Bündel mit Bügeleisen und Ellenstecken und gleich darauf seine beiden Füße mit den sohlenlosen Stiefeln und haselnußgroßen Schwielen durch den Kutschenschlag.

Der Beweis wirkte. Das Kleeblatt stand da mit offenen Mäulern und glotzenden Augen. Endlich trat der Tuttlinger hinzu und rief:

„Zieh' nur Dein Gestell wieder 'rein, wir wissen nun schon, daß Du ein armer Teufel und nicht von Gebiken, sondern von Nehmiken bist. Da hast Du einen Groschen, Bruder, und nimm meine Grobheit für 'ne Ehr' auf!"

„Da!" brummte gutmüthig der Gerber, „faß' diesen Bernerbatzen! Hätt' ich ein Paar Stück Sohle bei mir — Du bekämst's. Straf mir Jott! die Schosseh, auf der Du wanderst, liefert schlechtes Rindsleder."

„Ich hab' nur noch sechs Kreuzer im Sack", versicherte wehmüthig der Hannoveraner, „und muß noch acht Stunden Weges machen, bis zur Herberge. Du begreifst Bruder, daß ich nichts entbehren kann. Doch halt, da sind ein Paar Socken; die magst Du Dir anziehen, damit Du die einzige Baarschaft, die du hast: Deine baaren Füße, etwas schonen kannst. Glück zu, Bruder! Was für ein Landsmann bist Du?"

„Ein Berliner, daß Gott erbarm!"

„Preußen hoch! Vivat Berlin!" stimmte der baumlange Braunschweiger an, und brüllend fielen die Anderen ein: „Preußen hoch! Vivat Berlin!"

Das Schneiderlein aber schwenkte dankbar seine blutrothe Mütze und sang, während der Kutscher mit ihm davon fuhr, aus voller Kehle und vollem Herzen in bekannter Weise:

„Adies, Brüder! lebet wohl,
Wir uns wiederum sehen soll'n!"

## Aus der Hauptstadt.

### Das neue Evangelium.

In den Sang der Glocken, der um die Weihnachtszeit als ein später Nachhall des verklungenen Jubels himmlischer Heerschaaren durch's schweigende Land zieht, mischt sich dies Mal ein seltsamer, jedem seinen Ohre die Harmonie zerstörender Ton. Wieder erzählt man in den Kirchen die liebe, freundliche Legende von der Geburt des Heilandes, und der Lichterbaum vereinigt wieder um sich Jung und Alt, Gläubige und Ungläubige. Der Pfefferkuchengeruch und des Julklapps dreitausendjährige Gewohnheit sind stark genug, um auch den Rationalisten in ihren Bann zu zwingen. Aller, ach zu modernen Aufklärung ungeachtet sinnt man gern in diesen dustersüllten, stillen Tagen dem Mysterium von Bethlehem nach, und zum Greifen klar, schimmernd vom Golde lauterer Poesie steigt vor den inneren Augen die unermeßlich hohe Gestalt des Mannes auf, der in schwärmerischer Begeisterung sein Blut hingegeben hat für die kranke Welt, der aus den niedersten Niederungen des Lebens hergekommen und dann emporgeschritten ist zu fast unnahbaren Gipfeln. Es bleibt sich gleich, wie man der rührenden Größe des Welterlösers gegenübersteht. Ob jauchzendes Vertrauen den Gott in ihn grüßt, ob ruhigere, doch nicht minder herzliche Bewunderung ihn den ersten, den einzigen Vollmenschen nennt — das bleiche Antlitz des Nazareners ist Jedem heilig, der an die Zukunft unseres Geschlechtes glaubt. Sein Evangelium, das Thoren verschollen wähnten, flackert immer von Neuem blutroth, drohend und leuchtend, auf, sobald die Menschheit vor einem Wendepunkte ihrer Entwickelung steht. Immer von Neuem schaart das Feuerwort des Gewaltigen, der auf Golgatha den Tod aufrührerischer Sclaven starb, die jungen Seelen um sich, die Lichthungerigen, die Mitleidigen, die frommen Kämpfer. Kein noch so sattes Kirchenthum, kein Generalsynoden-Machiavellismus kann es ersticken, unter keinem entstellenden Prunkgewande verschwindet ganz das zarte und doch riesenstarke Seelchen, und ob tausend Mal schmachvolle Surrogate mit seinem Namen geehrt werden, so vermag es dennoch Niemand herabzuwürdigen. Ueber Land und Meer hallt, eine singende Flamme, sein Evangelium, und im weihnachtlichen Kerzenglanze, der den Ganzklugen und Ganzgebildeten wirklich und wahrhaftig nur eine Erinnerung an das germanische Fest der Wintersonnenwende darstellt, erscheint den Ganzklugen und Ganzgebildeten doch in visionärer Pracht das Kind von Bethlehem.

Mit nicht alltäglichen Empfindungen entzündet heuer, wer sein Volk liebt und den Blick über den Horizont der Stubenfliege zu erheben weiß, die Weihnachtslichter. Deutschland ist nach einer unsagbar trüben Zeit nationalen Niederganges eingetreten in die Reihe der Nationen, die die Erde unter sich vertheilen wollen und werden. Es hat Hand gelegt an das mütterliche Asien und mit festem Griffe ein Stück Gold aus der Krone des Drachenkaisers gerissen. Niemand weiß, wie das Abenteuer ausgehen wird, dieser Anstoß zur Teilung des gelben Polens. Die da thun, als handle es sich um ein Kinderspiel, als sei mit der Besetzung der Kiaotschaubucht und dem Port Arthur geltenden russischen Gegenstoße die Angelegenheit zur allgemeinen Zufriedenheit und endgiltig erledigt, die Naiven mögen sich zu Unterstaatssecretären eignen, aber ich möchte unter ihrem Schutze nicht von Berlin nach Charlottenburg reisen. Durch die Landung unserer Blaujacken an der fernen Küste ist eine von jenen Fragen aufgerollt, deren Beantwortung ein großes Reich zerstört; ein athemberaubendes Gedräng von Verwirrungen und Schwierigkeiten wartet unser. Und doch — kein Tropfen deutschen Blutes kann in den Adern Derer fließen, kein Funke nationaler Gesinnung in den Geistern Derer glimmen, die diesem Wikingerzuge entgegen sind. Endlich ist die heißersehnte Gelegenheit da, das größere Deutschland, das wir brauchen wie's liebe Brot, zu begründen; endlich können wir dem Fünfzigmillionen-Volke, das zusammengepfercht ist zwischen Memel und Mosel, Luft schaffen, endlich dem schwarzen Loche von Kalkutta entrinnen, das unser engeres Vaterland binnen Kurzem naturnothwendig für die Nation werden müßte. Etwas von der That eines Verzweifelten wird für den kommenden Geschichtsphilosophen unsraglich in der Wegnahme Kiaotschaus liegen. Doch er wird es vielleicht eine rettende That nennen.

Vielleicht. Dann nämlich, wenn sie der Ausfluß war wildenergischen nationalen Wollens, wenn sie entsprossen ist überlegener staatsmännischer Einsicht, wenn sie das unmittelbare Werk des Genius der Nation selber scheint. Es giebt ein Evangelium des Deutschthums, niedergelegt in dem schlichten Reimworte, daß am deutschen Wesen die Welt genesen solle. Wie eine Bethätigung dieses Evangeliums muß die That von Kiaotschau wirken, sonst ist sie nichts als ein Blender, eine neue, zwecklos verpuffende Ueberraschung in dem Dekorationsstück neucourslicher, deutscher Politik.

Im Charakter des Kaisers gleichermaßen wie in der Bedeutung des Unternehmens lag es, daß Wilhelm II. die Einschiffung der für China bestimmten Truppenmacht mit feierlichem Pompe umkleidete. Wenn irgend wann während seiner Regierungszeit, die allzu viel Feste gesehen und Festreden gehört hat, dann lag hier ein innerer Anlaß zu weihevoller Prachtentfaltung für Ohr und Auge vor. Hier endlich zeigte sich der sonst in Leitartikeln und Schranzengeschwätz so unnöthig oft und mißbräuchlich bemühte historische Moment. Die blühende und hinreißende Beredsamkeit des Fürsten konnte hier einen schönen Triumph feiern; Wilhelm II. als Hoherpriester, als demüthig-stolzer Diener des Deutschgedankens konnte sich mit einem Schlage Tausende bereits verlorener Herzen zurück erobern und dem aus faulem, fastlosem Caprivismus aufgeschossenem Reichsüberdrusse erheblichen Abbruch thun.

Seine Kieler Rede war vielleicht berufen, solchen Erfolg zu erzielen. Die schweren Irrthümer in der historischen Auffassung, die sie zeigt, sind Irrthümer, die dem Temperamente des Monarchen entspringen; anders als in unsern Köpfen malt sich in dem seinen die Vergangenheit des deutschen Volkes, und andere Lehren zieht er, der an ein Gottesgnadenthum glaubt, daraus. In prunkvollem Ueberschwang seiner Worte lohte politische Poesie, die immer erwacht, wenn großes und würdiges Sehnen sich in den Herzen regt, und die immer Begeisterung weckt. Obgleich kaum eine rednerische Gabe des Kaisers in ihren Einzelheiten so geeignet war, lebhaften Widerspruch auszulösen wie sein Kieler Toast, so war er doch der einzige, dem nicht von vornherein eine Opposition stramm national gesinnter Männer gegenüber stand und der die vom Redner beabsichtigte Wirkung thatsächlich hätte haben können. Der Trink-

spruch ist denn auch, sogar nach der rein technischen Seite hin, mit ungemeiner Feinheit und Klugheit ausgearbeitet. Romantik und Wirklichkeitssinn, Kraftgefühl und bescheidenes Zurückdrängen der eigenen Person, das sich bis zur dankbaren Anerkennung der Verdienste des großen Kanzlers steigert, raffinirte Diplomatie und volltönendes Pathos vereinigen sich in der rhetorischen Leistung und machen sie in ihrer Art zu einem Meisterwerk. Auch unter den vielbewunderten Ansprachen des vierten Friedrich Wilhelm finden sich nicht viele Stücke, die sie inhaltlich und formell überstrahlen.

Die Schwäche dieser Rede ist die Entgegnung des Prinzen Heinrich.

Dem Prinzen hat die Natur demosthenische Gaben versagt. Er spricht für gewöhnlich einfach und schwunglos, und so erwartete man auch in Kiel von ihm nur eine schlichte, knappe Antwort auf die schön bewegten Sätze des kaiserlichen Bruders. Und gerade solche Schlichtheit wäre diesmal ergreifender und sachgemäßer als der üppigste Redeprunk gewesen, gerade sie hätte den rechten Zusammenklang ergeben. Das erlauchte Bruderpaar in gemeinsamer Arbeit für den Ruhm des Vaterlandes zu sehen, beide sich neigend vor ihm und der Größe des deutschen Gedankens; Jeder in seiner Weise dienstfertig und voll stolzer Ehrfurcht für ihn erglühend — das hätte dem Kieler Tage sein Gepräge für die Ewigkeit aufgedrückt. Statt dessen erhob sich Prinz Heinrich zu einem Hymnus überströmender Bruderliebe, nein, Brudervergötterung. Dem Herzen des Kaisersohnes machen seine dithyrambischen Worte hohe Ehre, flüsterte man sich doch noch vor nicht allzu langer Zeit zu, daß eine ernsthafte Verstimmung zwischen ihm und dem Herrscher bestehe. Aber das Gefühl sprach allzu lebhaft, zu ausschließlich in diesen Sätzen, die doch immerhin mehr für das gesammte Volk, als für den Einzelnen, den sie priesen, bestimmt waren. Die Persönlichkeit des Prinzen verschwand vollkommen im Gewoge der poesievollen Perioden, selbst die Bescheidenheit, die ihm eignet und die er zum Ausdruck brachte, schien ein ihr nicht passendes Kleid zu tragen, wirkte unnatürlich, gekünstelt. Das Wesen des sympathischen Seefahrers, der mit fremden Zungen redete, war dadurch ganz und gar verwandelt; nicht ihn, sondern seinen Bruder wähnte man sprechen zu hören, einen zweiten Wilhelm II., der dem andern, dem kronentragenden, Antwort gab! Nicht genug an der dichterisch wirksamen, aber in diesem besonderen Zusammenhange auffällig stillosen Metapher von der mit Dornen erblühten Kaiserkrone, erhob sich der prinzliche Sprecher auch noch zu der Betheuerung, ihn ziehe nur eines hinaus: das Evangelium Seiner Majestät geheiligter Person im Auslande zu künden, zu predigen Jedem, der es hören wolle, und auch Denen, die es nicht hören wollten. In der Erregung der großen Stunde, die gekommen war, aus dem Gewühle der Empfindungen heraus hätte der Prinz vielleicht selbst kühne Wendungen und lebhaften, feurigen Bilderschmuck gebrauchen können, wenn nur die Grundstimmung seiner Auslassungen der Bedeutung, dem Sinne der geplanten That entsprochen hätte. Das ist leider nicht der Fall gewesen, diese Bedeutung ist vielmehr durch die Rede verdunkelt, ja in's gerade Gegentheil verkehrt worden.

Naturgemäß hat sich die Kritik, sofern sie überhaupt ein leises Wörtlein wagte und nicht in echtfreisinniger Byzantinerei still schwieg, ausschließlich mit dem sofort in die Augen springenden schwächsten Punkte der Darlegungen des Prinzen befaßt. Daß er, eine Woche vor der Weihnacht, sein neues Evangelium verkündete und damit, allerdings ungewollt, der ewigen Heilslehre Christi die der geheiligten Person des deutschen Kaisers gegenüberstellte, war fraglos ein gewagtes Unternehmen, das durch die Anspielung auf die Dornenkrone an Beziehung und höchst fatalem Beigeschmack nicht verlor. So unumwunden man jedoch diese Uebertreibung auch verurtheilen mag, weil sie wider die Absicht des Redners und des als fromm bekannten Angeredeten hier und da möglicher Weise religiöse Empfindungen verletzen kann, so wenig bedeutsam ist die kirchliche Seite der Angelegenheit. Rhetorik darf nicht auf der Goldwage gewogen werden. Ebenso wird die Ueberschätzung der kaiserlichen Person, die an sich schon ein Evangelium darstellen soll, kaum zu weitläufigen Erörterungen Anlaß geben. Der Hofton verlangt und verträgt dergleichen kräftige Höflichkeiten, und es könnte sich nur fragen, ob ihre Anwendung keine Gefahr bietet. Eine solche Gefahr bestünde nur dann nicht, wenn sich in der näheren Umgebung des Monarchen Jemand befände, der geneigt und befähigt wäre, ihn über die Stimmung weiter Volkskreise — und nicht bloß der socialdemokratischen — rücksichtslos reinen Wein einzuschänken. Andernfalls hätte allerdings eine Sprache wie die vom Prinzen Heinrich gebrauchte ihre schweren Bedenken.

Aber auch darüber hülfe guter Wille und die Hoffnung hinweg, daß dem Monarchen ohnehin über kurz oder lang aus eigener Anschauung die Kenntniß der Wahrheit erblühen wird. Weit schlimmere Wirkungen jedoch muß die Prinzenrede nothwendig nach einer anderen Richtung hin haben. Ihr zu Folge ist der Zug in's Gelbe Meer nicht sowohl ein Wagniß des deutschen Volkes, nicht eine Herzenssache aller national gesinnten Bürger des Reiches, sondern etwas wie ein Privatunternehmen des Kaisers. Nicht das Evangelium des Deutschthums will der Prinz draußen predigen, auch das christliche Evangelium steht im Hintertreffen. Ausschließlich dem Evangelium der geheiligten Person Wilhelms II. und seiner Verbreitung gilt der Zug. Ein solche Anschauung würde das chinesische Unternehmen rasend schnell seiner Volksthümlichkeit entkleiden, und statt die Reichsverdrossenheit zu vermindern, würden die Lorbeeren von Kiautschau und die dem Prinzen noch beschiedenen Triumphe sie gewaltig steigern. Vielleicht war indeß auch diese seine Wendung nur ein unglücklich gewähltes Bild eingegeben nur von der romantisch-mystischen Sinnesart, die im feudalen Mittelalter den Fürsten für die Verkörperung des Staates hielt. Seit den Tagen des von unserem Kaiser mit Recht so hochverehrten Alten Fritz wissen wir aber, daß der König nichts ist als der erste Diener des Staates. Hundert Jahre lang galt dies Wort für einen Gemeinplatz — der deutsche Geist wird es ablehnen, seine totale Umkehrung als neues Evangelium zu verehren.

Caliban.

## Die Bildung der Berliner City.

Seit ungefähr einem Jahrzehnt vollzieht sich in Berlin eine hochinteressante Umwandlung der inneren Stadt. An der Stelle, wo einst jene von einem romantischen Hauch umwehten Baracken des vormärzlichen Berlins standen, erheben sich heute stolze Geschäftshäuser und unaufhaltsam weicht ein Häusercomplex der alten Stadt nach dem andern, um neuen architektonischen Schöpfungen Platz zu machen. In diesem Proceß äußert sich die zeitgemäße Bildung einer Berliner City oder Geschäftsstadt.

In der Concentration der Geschäftswelt auf den Mittelpunkt der Stadt sind die englischen und amerikanischen Großstädte die eigentlichen Bahnbrecher gewesen. In England und Amerika, welche Länder anderen wirthschaftlichen Verhältnissen unterworfen sind als der europäische Continent, konnte man auch bei der Anlage der Stadt sich von neuen Gesichtspunkten leiten lassen. Am Anschaulichsten tritt in Amerika die moderne Formation der Stadt in die Erscheinung. Während sich in der Anlage der alten europäischen Stadt ein Streben nach Concentration kund giebt, ist in Amerika die Decentralisation das herrschende Princip, da die Vorbedingungen hier gänzlich anders liegen als bei uns. Vom frühesten Mittelalter an waren die deutschen Stadtbewohner gezwungen sich mit Mauern und Wällen als Schutzwehr gegen äußere Feinde zu umgeben. Die Folge war, daß der Grund und Boden bis auf's Aeußerste ausgenutzt werden mußte, da die Stadt sich nicht über den Rahmen der Umfassungsmauer ausdehnen konnte. Dieser bitteren Nothwendigkeit verdanken wir die unzweckmäßige winkelige Anlage der Straßen und die allen hygienischen Gesetzen oft hohnsprechende enge Gruppirung der Häuser, woran noch heute die meisten deutschen Städte kranken.

Alle diese Vorbedingungen kommen in Amerika in Fortfall. Die amerikanischen Städtebewohner hatten von jeher keinen räuberischen Einfall mißgünstiger Nachbarn zu fürchten, in Folge dessen konnten sie auch die Weichbildgrenze der Stadt je nach Bedürfniß ausdehnen. Und sie haben den ergiebigsten Gebrauch hiervon gemacht. Eine amerikanische Großstadt hat einen nach unseren Begriffen eher börslichen als städtischen Charakter, nur in der City ist der Charakter der Großstadt und zwar in seiner aufdringlichsten Form gewahrt; hier reiht sich Geschäftshaus an Geschäftshaus, das Eine sucht das Andere immer an Ausdehnung zu überflügeln. Bauwerke von einer Höhe bis zu 20 Stockwerken und darüber hinaus bilden keine Seltenheit in diesem Häuserwirrwarr. Ein solches Geschäftshaus, das oft einen ganzen Block einnimmt, bildet gewissermaßen eine Stadt für sich; in seiner Anlage reflectirt sich das gesammte geschäftliche Leben Amerikas in anschaulichster Weise. Dieses bewegte Straßenbild der amerikanischen City nimmt aber bei Anbruch der Dunkelheit und oft schon früher einen wesentlich anderen Charakter an; wo während des Tages eine geschäftliche Menge hin und her fluthete, breitet sich jetzt eine wohlthuende Ruhe aus: die City hat Feierabend, die Geschäftsleute und Angestellten begeben sich in ihre entfernteren Quartiere, nur die wenigen Wächter und Sicherheitsorgane bleiben zurück, selbst der Verkehr der Straßenbahnen verringert sich und wo kurz vorher noch das volle Leben pulsirte, tritt eine erdrückende Stille ein. Der Amerikaner, der während des Tages in rastlosem Eifer seinen Geschäften obgelegen hat, will des Abends seiner Familie und seinen Privatinteressen leben; Wohnhaus und Geschäft sind daher für ihn streng getrennte Begriffe, was sich äußerlich in der scharfen Abgrenzung der Geschäfts- und der Wohnviertel der amerikanischen Großstadt kundgiebt.

Eine ähnliche Anordnung der Stadtviertel bricht sich jetzt in Berlin Bahn, doch wird die im Entstehen begriffene Berliner Geschäftsstadt nicht wie die amerikanische alle anderen Interessen gänzlich absorbiren, da man der historischen Entwickelung unseres Städtelebens mancherlei Concessionen einzuräumen haben wird. Es werden gewiß nicht die im Centrum gelegenen Bildungsanstalten, die Museen, Theater und sonstigen Institute dem Geschäftshaus den Vorrang einräumen, noch werden die Vergnügungslocale oder gar die für die deutsche Lebensart so wichtigen und charakteristischen Bierpaläste in die Vorstädte gedrängt werden. Das Centrum Berlins wird wohl der Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens werden, aber zugleich auch der des öffentlichen und geistigen Lebens bleiben. Gerade in der Vereinigung Beider für unser Culturleben so wichtigen Momente liegt ein ungemeiner Reiz, es darf das Leben daher nicht in die schematische Bahn gelenkt werden, in welcher es sich in Amerika dank der Prävalenz der City bewegt. Um dieser Nivellirung vorzubeugen, müssen bei der Umwandelung des alten Berlins in erster Linie die ästhetischen Gesichtspunkte eine umfassende Berücksichtigung finden, damit den Geschäftsleuten wie dem Publicum der Aufenthalt in der City nicht verleidet wird, wie in Amerika, wo Niemand in den Geschäftsvierteln seines Lebens recht froh werden kann; ein Jeder betrachtet den Aufenthalt in diesen kasernenartigen Gebäuden gerade nur als ein nothwendiges Uebel.

Für einen außerordentlichen Vorzug halte ich es daher, daß man in Berlin nicht wie in Amerika bis „in die Wolken hinein“ bauen kann; unsere Baupolizeiordnung, die Solches verhindert, wird Jeder als eine wahre Wohlthat preisen, der sich jemals zwischen den Häusercolossen amerikanischer Großstädte bewegt hat. Weniger günstig gestaltet sich indessen bei uns die Neuanlage der Straßen, wir haben hier noch empfindlich unter den Sünden unserer Altvorderen zu leiden; nur mit außerordentlich pecuniären Opfern wird es uns ermöglicht sein, in dem Straßenknäuel der inneren Stadt auch nur einen kleinen Wandel zum Besseren zu schaffen. Theilweise sind wohl in dem Neubebauungsplan diese modernen Forderungen berücksichtigt worden, aber mancherlei ist auch vernachlässigt. Da hat man gelegentlich des Neubaues des Mühlendammes eine schwere Unterlassungssünde begangen, nämlich die mit einem großen Geldaufwand verbundene Erhaltung der sog. historischen Mühlen. Ich bin gewiß kein blinder Eiferer gegen historische und künstlerische Baudenkmäler, aber in diesem Fall ist die historische Bedeutung der Mühlen entschieden etwas zu hoch eingeschätzt worden. Ohne das Odium des Vandalismus auf sich zu nehmen, hätten unsere Stadtväter energisch für die Entfernung dieser Gebäude eintreten können! Welch' ein wunderbarer Fernblick wäre uns dann auf das Spreebett erschlossen gewesen, das schon wegen des häufigen Fehlens der Uferstraßen einen nur geringen Reiz für uns hat. Doch geschehene Dinge lassen sich nicht ändern, lenken wir daher unsere Ausmerksamkeit auf die noch in der Umwandlung begriffenen Stadtgebiete. Da sind in erster Linie die um das Schloß sich gruppirenden Viertel einer kritischen Beachtung zu würdigen. Die Museumsinsel wird mit der Vollendung des Doms bald einen würdigen Abschluß gefunden haben, schwieriger dagegen gestaltet sich die Lösung auf der Denkmalsseite des Schlosses. Wenn das Kaiserdenkmal zu einer besseren Geltung gelangen soll, so steht zweifellos fest, daß mit der Niederlegung der alten Schloßfreiheit erst der Anfang mit der baulichen Umgestaltung dieses Terrains gemacht ist. Die Schinkel'sche Bauakademie und das rothe Schloß werden unbedingt fallen müssen, um den Platz für einen dem Denkmal entsprechenden Hintergrund in Form einer Parkanlage zu schaffen. Aber hiergegen werden sich gleichfalls wieder historische Bedenken geltend machen und — was bei dieser Frage das Wichtigste ist — auch pecuniäre. Ueber Erstere könnte man sich vielleicht noch hinwegsetzen, da die Bauakademie immerhin nicht die wichtigste Schöpfung Schinkel's ist, über Letztere werden wohl alle in dieser Angelegenheit von Zeit zu Zeit auftauchenden Projecte zu Falle kommen. Wünschenswerth ist schon eine möglichst weitgehende Niederlegung älterer Gebäude in der inneren Stadt allein aus hygienischen Gründen, die Schaffung freier Plätze und breiter Straßen stellt sich bei der fortgesetzten Ausdehnung der Stadt Berlin immer mehr als ein Lebensbedürfniß ihrer Bewohner ein. Da nun der Erweiterung der Stadt durch Festungsanlagen oder natürliche Hindernisse keine Schranke gezogen ist, so sehe ich nicht ein, weßhalb man in der inneren Stadt haushälterisch mit dem Raum verfährt. — Aber der kostbare Grund und Boden! Das ist der Stein des Anstoßes.

Aehnlich liegen die Verhältnisse am Spittelmarkt. Durch den Neubau der Gertraudenbrücke und dem zugleich erfolgten Abbruch der benachbarten Grundstücke hat sich das Stadtbild bedeutend und zugleich auch vortheilhaft verändert. Recht erwünscht wäre es aber, daß der zwischen dem Wasser und der Wallstraße gelegene Complex zum Spittelmarkt hinzugenommen würde, die alten noch vorhandenen Häuser und Baracken sind nicht nur recht überflüssig, sondern beeinträchtigen auch das architektonische Bild des Platzes; auch würde die nicht unvortheilhafte Perspective auf den Schiffahrtscanal den Blicken des Publicums dadurch erschlossen werden. Recht erfreulich berührt es dagegen, daß durch die Verbreiterung der Gertraudenstraße der Blick auf die Petrikirche frei gelegt ist. Unter Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes ist gelegentlich der Regulirung des neuen Marktes auch die sowohl architektonisch als auch historisch hochinteressante Marienkirche frei gelegt worden, noch zweckentsprechender wäre es aber gewesen, hätte man auch die östlich der Kirche gelegenen Häuserreihe, statt sie durch Neubauten zu ersetzen, gänzlich fallen gelassen und an Stelle dessen Parkanlagen, an denen unsere innere Stadt gewiß keinen Ueberfluß hat, geschaffen. Diese Ausnutzung des Raumes ist aber die nothwendige Folge der ungeheuren Grundrente Berlins, ein Uebelstand, der überhaupt bei der Entwickelung der Stadt so äußerst schwer in die Waage fällt, was sich bei der Bildung der City auch auf die Entwickelung der peripheren Stadttheile noch in unangenehmer Weise bemerkbar machen wird. Denn die Entfernung der Wohnhäuser im Inneren wird zur Folge haben, daß die Nachfrage nach solchen in den Vorstädten steigen wird, wodurch wieder eine unmittelbare Steigerung der Grundrente eintreten wird. So wird die Entlastung der inneren Stadt nicht für jeden den Effect ausüben, den man von ihr erwartet: es werden im Mittelpunkt Uebelstände beseitigt werden, um sich in anderer Form in den äußeren Stadtvierteln zu wiederholen.

Während ich die amerikanische City nicht als das unbedingte Vorbild für uns hingestellt habe, kann ich aber die Vororte und Wohnhäuser als empfehlenswerth bezeichnen. Während bei uns die Miethskasernen im Laufe der Entwickelung das typische Wohnhaus der Großstadt geworden ist, ist der Amerikaner dem altenglischen Grundsatz getreu: My home is my castle, der Herr seines Hauses geblieben. In den peripheren Stadttheilen treffen wir fast ausschließlich kleinere, im Villencharakter gehaltene Wohnhäuser an, die im Durchschnitt von zwei, oft auch nur von einer Familie bewohnt werden. In den westlichen Städten der Union sind bis zu 50% der Hausstände selbst Besitzer, nur ein geringer Theil der Bevölkerung wohnt zu Miethe. Diese weniger Begünstigten genießen aber vor uns den Vorzug, daß sie nicht in den so unleidlichen Miethskasernen ihren Aufenthalt zu nehmen brauchen. Nach Lage der Dinge wird bei uns die schon vielfach erörterte, ernste Besorgniß erregende Wohnungsfrage wohl bis auf Weiteres in kein anderes Stadium treten, und die Miethskaserne wird das Prototyp der Berliner Wohnhäuser bleiben, wenn auch das sprüchwörtlich gewordene Häusermeer Berlins sich nach der Bildung der City um ein Beträchtliches ausdehnen wird. —

Mehr Luft und mehr Licht, diese erste hygienische Forderung sollte bei allen baulichen Veränderungen, so auch bei der Bildung der City eine noch größere Berücksichtigung erfahren, als es bisher der Fall gewesen ist. Aber die theuren Baustellen! — Das ist des Pudels Kern.

## Notizen.

Von Ludwig Büchner ist das von uns angekündigte Buch: „Am Sterbelager des Jahrhunderts, Blicke eines freien Denkers aus der Zeit in die Zeit“ bei Emil Roth in Gießen noch rechtzeitig für den Weihnachtstisch erschienen. Der berühmte Verfasser von „Kraft und Stoff“, neben Eduard von Hartmann, Max Nordau und Max Müller einer der wenigen deutschen Gelehrten, die auch im Auslande populär sind, zieht hier die Bilanz des Jahrhunderts. Daß er nicht Alles erfreulich findet, aber doch hoffnungsfroh in die Zukunft schaut, wissen die Leser der „Gegenwart“. Die naturwissenschaftliche und philosophische Uebersicht ist vortrefflich, weniger das Capitel über die schöne Literatur, wo Büchner sich auf nicht immer verläßliche Gewährsmänner stützt und zu viel sittlich entrüstet. Er weiß ohne Zweifel nicht, daß Sudermann's „Schmetterlingsjagd“, über die er sich entsetzt, in Berlin schmählich durchgefallen ist und sich auf keiner Bühne gehalten hat. Auch von dem Gottseibeiuns Ibsen hat sich eigentlich nur die alte „Nora“ auf unseren Bühnen fest eingebürgert, seine letzten Stücke sind der Reihe nach abgefallen, und die mächtigen „Gespenster“, „Rosmersholm“ und „Wildente“ vegetiren nur auf den Freien Bühnen. Unser fin de siècle ist also besser, als Büchner schließt. Auch die Musik, die uns immerhin den Welterfolg Wagner's bescheerte, dürfte nicht bloß auf einer halben Seite abgefertigt werden. In einer gewiß baldigen Neuauflage des schönen Buches verlangt endlich die bildende Kunst unserer Tage Beachtung. Zwar ist es, mit Uhland zu reden, auf all' diesen Gebieten noch „untröstlich allerwärts,

Doch sah' ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz.“

Die Heimkehr. Roman von Ossip Schubin. (Stuttgart, J. Engelhorn.) Die Zeit ist längst vorbei, wo ein neues Buch von Fräulein Lola Kirschner aus Prag Aufsehen machte, denn die fruchtbare Schriftstellerin hat das freudige Ereigniß etwas allzu oft eintreten lassen. Seit ihrem ersten Auftreten 1884 hat sie an die dreißig Bände in die Welt gesetzt, und höchstens ihre Verleger werden noch die Behauptung wagen, daß die „bedeutende“ Autorin seit ihrem ersten und besten Roman „Ehre“ gewachsen sei oder überhaupt eine neue Seite ihres Talents gezeigt habe. Wer ein Buch von ihr gelesen hat, kennt sie alle, aber bei ihren ersten Producten bestach wenigstens noch eine gewisse Frische des Vortrags und Keckheit der Erfindung. Das hat sich nun Alles verflacht, die Breite ist zur Langeweile und die kecke Frische zur Manier geworden. Gewöhnliche Fabrikwaare für den Gebrauch seichter Familienblätter. Die polyglotte Citatensucht ist nun unleidliche Sprachmengerei, und über Allem liegt eine rührselige Sauce ausgegossen, die sich sogar auf die abgeschmackten Titel ihrer Romane erstreckt: „Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?“ „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“, „Gebrochene Flügel“, „Todter Frühling“, „Ein müdes Herz“, „Heil dir im Siegerkranz“, „O du mein Oesterreich“, auch „Die Heimkehr“ ist sentimental-wehmüthig gemeint. Auch hier wieder die nachgerade langweilige internationale Staffage, die pikant-sentimentale Brühe, der aufgeregte Blaustrumpfstil, der Alles gleich „gräßlich“, „entsetzlich“, „furchtbar“ nennt, die Atelier- und Musiksphäre, die fremdsprachigen Brocken, die unmögliche Handlung: eine holdselige Jungfrau, die in der Fremde verloren geht, wird die Braut ihres Jugendgeliebten und beichtet ihm vor der Hochzeit ihre sündenvolle Vergangenheit, worauf sie in den Tod geht, um ihn nicht zu betrügen oder, wie es so schön heißt: „seine zu kalten oder . . . zu heißen Küsse zu erdulden.“ Das ist Alles verschroben und verlogen, denn eine so geschilderte Herumtreiberin wird in der Wirklichkeit ganz ruhig und fidel mit einer Lüge in die Versorgungsehe treten. Möglich, daß die unreifen oder verbildeten Weihnachtsleserinnen diesen Quark, der obendrein einer leibhaftigen — man denke nur! — Frau Erbprinzessin gewidmet ist, „reizend“ finden; das urtheilsfähige Publicum und die ernsthafte Kritik werden das Machwerk nur mit Widerwillen zu Ende lesen können.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Nur ein kleiner Teil der

**Fünfzig 50 000 000 Millionen**

Einwohner Deutschlands kennt meine

**12 Fra Angelico**

**Goldgrund-Engel.**

Ausgabe 33×14 cm gross = à M. 3.—, Ausgabe 17×8 cm gross = à M. 1.—, Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = à M. 4.80 alle zwölf.

Verlangen Sie, bitte, den illustrierten Katalog umsonst von ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

**Julius Schmidt's Kunstverlag in Florenz,**
1 Via Tornabuoni.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Petteukofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr. motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.**

Soeben erschienen!

# Das Schöne und die Kunst.

Zur Einführung in die Aesthetik.

Vorträge von

**Friedrich Theodor Vischer.**

Mit seinem Bildnis.

Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Vischers aesthetische und litterarhistorische Vorträge, deren Veröffentlichung nunmehr mit dem Erscheinen dieses Buches beginnt, werden vom deutschen Volke als ein teures Vermächtnis des großen Gelehrten aufgenommen und geehrt werden. Sie sind im besten Sinne des Wortes populär und wirken ganz besonders stark durch ihre Frische und Unmittelbarkeit.

Die Vorträge über „Das Schöne und die Kunst" werden auch den Besitzern der ausführlichen „Aesthetik" von Vischer eine erwünschte Gabe bringen, weil der Inhalt seines großen Werkes durch dieselben zum Teil ergänzt, korrigiert und weiter entwickelt wird.

**Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.**

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.**

**Reizendes Weihnachtsgeschenk.**

**Aus dem Sonnenflimmern.**

Ein Novellenbuch
von
**Wanda von Bartels.**

Mit einem Umschlag von Prof. Hans von Bartels in München.

Preis Mark 4,—.

Verlag von
**Eduard Avenarius in Leipzig,**
Sternwartenstr. 22.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer Künstler-Enquête:

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Anaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel May, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, May Arnse, Anille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

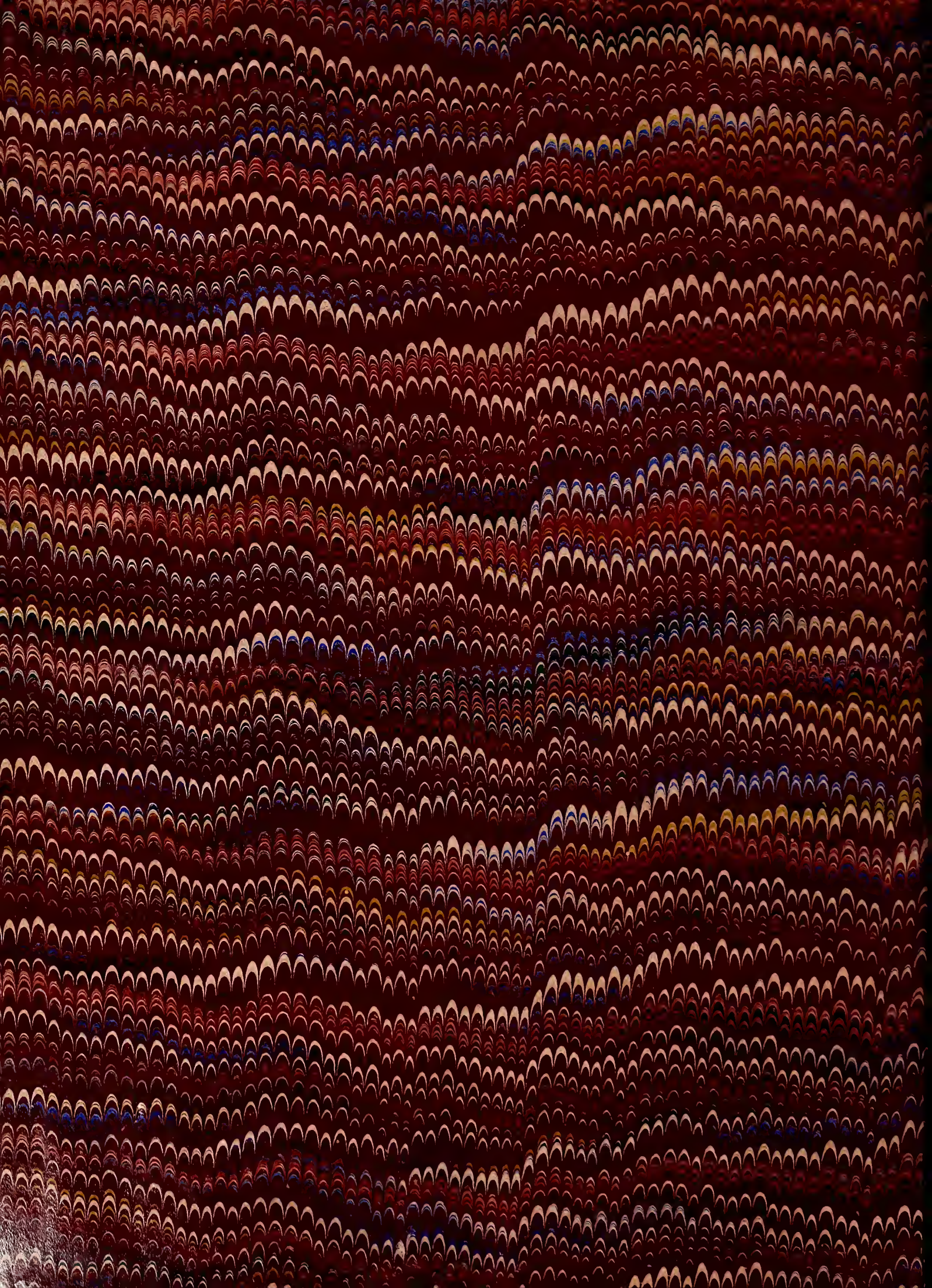
**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

## Abonnement
auf das
**I. Quartal 1898.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung**, damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



3 0112 062051161